



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

HN SMFG C

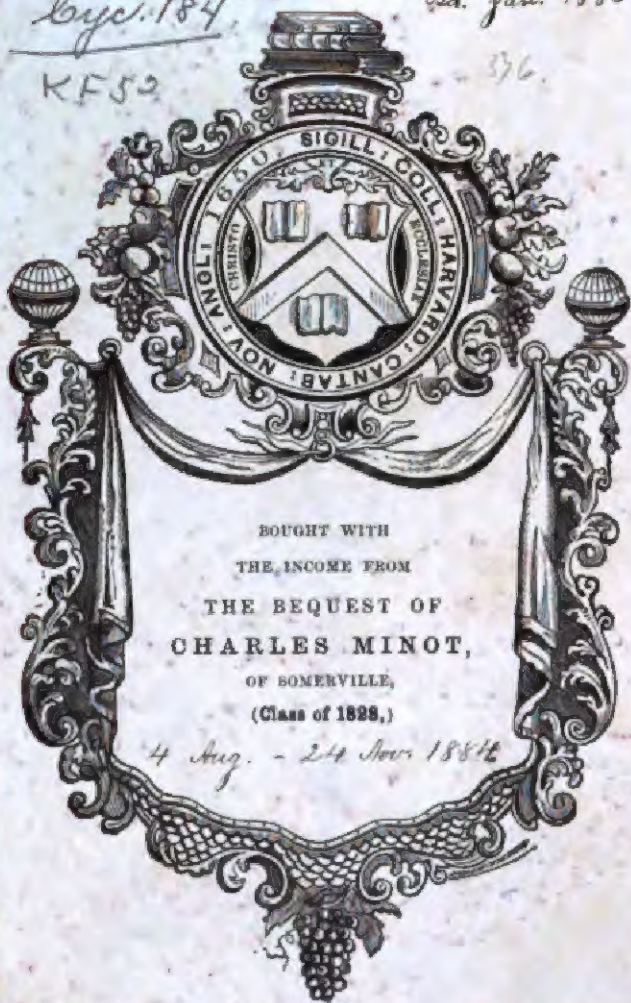


Byc. 184.

Ed. Jan. 1885.

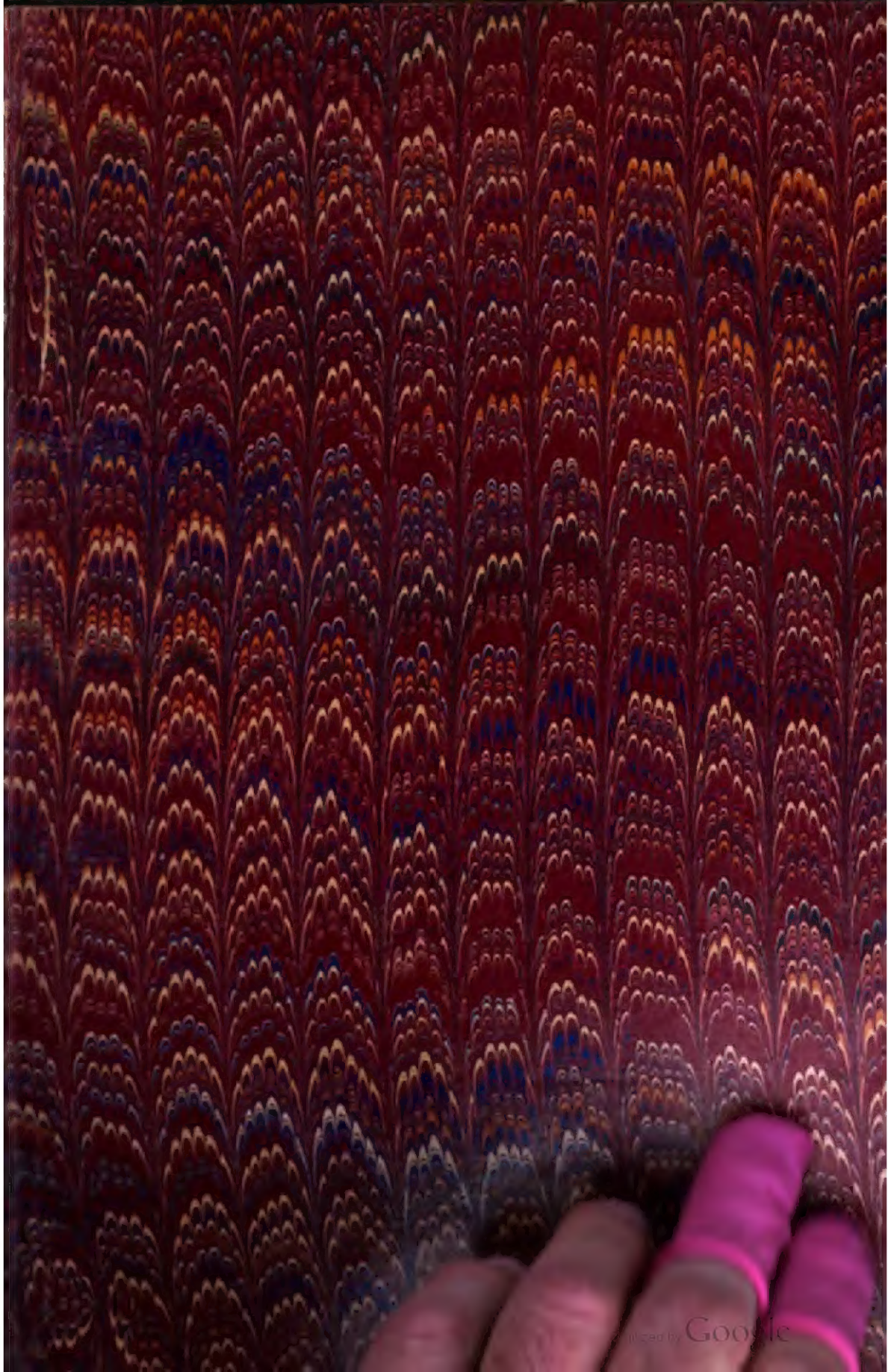
KF52

376



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828.)

4 Aug. - 24 Nov. 1884





22-1-10
350

Brockhaus'
Conversations-Lexikon.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Neunter Band.

Sede — Rades.

Holzschnitte aus der Typographischen Anstalt,
· Karten aus der Geographisch-artistischen Anstalt
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus' **Conversations-Lexikon.**

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit Abbildungen und Karten.

In sechzehn Bänden.

Neunter Band.

Hefe — Ades.



Leipzig:
J. A. Brockhaus.

1884.

bye. 184

from 1840 to 1841
1841 to 1842

S.

Sede oder **Berg** (frz. *étoupe*, engl. *tow*), die kurzen und verworrenen Fasern, die sich beim Hedeln des Flachses, Hanfs u. s. w. in den Hedelzähnen ansammeln und teils zu grober Leinwand versponnen, teils zu andern Zwecken, zum Kalifatern der Schiffe, als Verpackungsmittel u. s. w., verwendet werden.

Sedemarken, Amt im südl. Norwegen, grenzt östlich an Schweden, westlich an Christians Amt, südwestlich an Agershuus Amt und nördlich an Søndre-Drontheim und zählt auf 26316,3 qkm (1878) 123372 E. Es besteht hauptsächlich aus dem Thale des Glommenflusses und dem offenen Lande östlich vom Rjösensee. Unter den übrigen Seen sind die bedeutendsten der Jämund, Stor und Ofen. Das Land östlich vom Rjösensee, die eigentliche Provinz S., gehört zu den fruchtbaren Landstrichen Norwegens, während der bei weitem größte Teil des Amtes, dessen mittlere Höhe 495 m beträgt, gebirgig ist. Im N. hat das Svutu-Fjeld 1760 m, das Sölen-Fjeld 1790 m Höhe. Acker und Wiese bedecken nur etwa 4 Proz. des Areals. Mit Ausnahme des eigentlichen S. ist das Amt reich bewaldet und nimmt an der norweg. Holzausfuhr bedeutenden Anteil. In Nordösterdalen werden zwei Kupferminen, Follas und Kvite, ausgebeutet, am Rjösen findet sich Kalkstein und in Osterdalen Schiefer. Außer von 2263 km Schauffen wird S. durchzogen von den Eisenbahnen: Kristiania-Kongsvinger (mit Fortsetzung nach Schweden) und Hamar-Everum-Hoppang. Das Amt zerfällt in die fünf Vogteien S., Solør, Binger- und Odalen, Nord- und Søndresterdalen und hat nur zwei Städte: Hamar und Kongsvinger am Glommen mit 941 E.

Sedemora, uraltes Städtchen im südl. Dalekarlien, im schwed. Län Kopparberg, zwischen den Seen Brunnsjön und Nästan, Station der Privatbahn Arlbo-Borlänge, zählt (1882) 1343 E. und hat große Eisenwerke. Sten Sture der Ältere besiegte hier 1470 seinen Nebenbuhler Erik Karlsson Wase.

Sedemünden, Stadt in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Hildesheim, Kreis Göttingen, rechts an der Werra, 9 km im NDO. von Münden, Station der Linie Halle-Nordhausen-Münden der Preussischen Staatsbahnen, zählt (1880) 896 meist evang. E. und hat Cigarrenfabrikation.

Sedera, Pflanzengattung, s. Epheu.

Sedrich (Raphanus Raphanistrum), Pflanzenart, s. Mettich; S. wird auch der Aderseuf genannt, s. unter Senf.

Sedervár, Marktflecken im ungar. Komitat Raab, mit schönem Schlosse und ansehnlicher Bibliothek. S., ursprünglich »Sedrichsburg«, wurde der ungar. Stammf. eines 1141 aus Tirol einge-

wanderten Adelsgeschlechts, der Grafen von Sédervár, die in der männlichen Linie erloschen sind. Den Namen führt der Schwiegersohn des letzten Sédervár als »Rhuen-Sédervár« (seit Dez. 1883 Banus von Kroatien) fort.

Sedio (Kasp.), Mitbegründer der Reformation in Strassburg, geb. 1494 zu Gellingen in Baden, studierte zu Freiburg und Basel, wurde in Basel durch Capito für die Reformation gewonnen, folgte letztem nach Mainz und ging 1523 als Leutpriester am Münster nach Strassburg. Hier hat er im Verein mit Matthias Zell, Capito und Bucer eifrig für die Einführung der Reformation gewirkt. Seine literarische Thätigkeit war besonders der Übersetzung von Schriften der Kirchenväter (Ambrosius, Augustinus, Chrysostomus) zugewandt. Auch hat er das »Chronicon Uspergeuse« in verbessertem Text herausgegeben und von 1230 bis 1537 fortgesetzt, und in dem »Chronicon Germanicum« eine Beschreibung aller alten christl. Kirchen bis 1515 gegeben. Mit Capito und Bucer hielt S. Vorlesungen zur Heranbildung evang. Geistlicher, wodurch der Grund zur spätern Universität gelegt ward. S. führte die Reformation im Gebiete des Grafen von Fürstenberg durch, nahm am Marburger Gespräch (1529) teil, sowie 1543 an der sächsischen Reformation. Als Strassburg 1549 das Interim annahm, legte S. sein Amt am Münster nieder und wurde Nachmittagsprediger am Domulanerkloster. Er starb 17. Okt. 1550 an der Pest. Vgl. Spindler, »H., essai biographique« (Strassb. 1864).

Sedionda (La), Schwefelbad bei Casares in der span. Provinz Malaga.

Sedliger (Joh. Karl), ausgezeichnete Stempelschneider des 18. Jahrh., geb. zu Schwyz 28. März 1691, erlernte die ersten Anfänge der Kunst bei dem Münzmeister Krauer, dem er nach Luzern und nach Bruntrut folgte, wo er sich zuerst in Porträtmedaillen versuchte. Zu seiner weiteren Ausbildung ging er hierauf nach Nancy, dann nach Paris, 1718 nach Stockholm, wo er Direktor der königl. Münze wurde. Von 1726 bis 1728 hielt er sich auf Urlaub in Italien, 1735–37 in Petersburg auf. Von 1741 bis 1744 lebte er in der Schweiz, wohin er auch 1745, nachdem er in Stockholm seine Entlassung genommen, zurückkehrte. Er starb in Schwyz 14. März 1771. S. war einer der größten Meister seines Fachs, in der Technik vielleicht der ausgezeichnetste seit dem Erlöschen der antiken Kunst. Seine Köpfe sind ohne die Dürbheit des Naturalismus doch von treffender Charakteristik. Das Fleisch, die Gewandung, die Haare sind mit unerreichter Schönheit und Leichtigkeit dargestellt. Die Mängel S.s sind die seiner Zeit, nämlich unichöne Allegorien und Sinnbilder auf den Rückseiten.

Aber auch da steht er, abgesehen von der vollkommenen Technik, hoch über den meisten Zeitgenossen. Gute Abbildungen seiner vielen Werke enthalten die *«Oeuvres du chevalier H.»* (herausg. von Mehel, Bas. 1775). Unter seinen Schülern sind Febrmann, Kil. Georgi und Dan. Hasling zu erwähnen.

Hedonik nennt man die Lehre von der Lust; dieselbe kann aber, da es keine allgemeingültige Norm für die Lust und ihre Arten gibt, immer nur ein Kapitel aus der empirischen Psychologie, resp. Anthropologie, keine philos. Disciplin sein.

Hedoniker, s. Cyrenaiter.

Hedonismus ist der Name für die im Altertum durch die cyrenaische Schule vertretene Lehre, die das Prinzip der Moral in der Lust sucht und die moralische Werthschätzung von den Merkmalen der Lust, ihrer Intensität, ihrer Dauer, ihrem Mangel an Unlustserzeugung u. abhängig macht. Daher nennt man die Cyrenaiter auch Hedoniker.

Hédouin (Edmond), franz. Maler und Radierer, geb. 1819 zu Boulogne, war in Paris Schüler von Rautenil und Delaroche. Er ist hauptsächlich Landschaftsmaler. Zu seinen bekanntesten Gemälden gehören: die Holzgader in den Pyrenäen, arab. Kaffeehaus, Frauen im Osaubal, Ehrenlesterinnen vom Sturm überrascht, der Säemann. Als Radierer lieferte er fünf Blätter nach Bibas Zeichnungen zu den Evangelien, sechs Blätter zu Sternes *«Empfindsame Reise»* u. s. w.

Hedschä, s. Hidschä.

Hedschra (eigentlich Hidschra, früher auch Hegira), bedeutet im Arabischen so viel als Flucht und dann vorzugsweise die Flucht Mohammeds von Mekka nach Medina, welche nach der gewöhnlichen Annahme am 16. Juli (= 1. Muharram), eigentlich aber schon am 18. oder 19. Juni 622 n. Chr. stattfand. Die Mohammedaner beginnen ihre Zeitrechnung mit dem 16. Juli 622 und rechnen nach Jahren der H. (S. Kalender.)

Hedwig, die Heilige, Herzogin von Schlesien, geb. 1174, war die Tochter des Herzogs Berthold IV. von Meran, aus dem Geschlecht der Grafen von Andechs. Erzogin im Kloster Rixingen, wurde sie im 12. Jahre mit dem Herzog Heinrich I., dem Bärtigen, von Niederschlesien verheiratet. Sie überlebte ihren Gemahl, welcher 18. April 1238 starb, und ihren Sohn Heinrich II., den Frommen, welcher 9. April 1241 gegen die Mongolen fiel, und starb 9. Okt. 1243 als Nonne in dem von ihr gestifteten Kloster Trebnitz bei Breslau, in welches sie sich schon bei Lebzeiten ihres Vatten zurückgezogen hatte. Wegen ihrer Enthaltbarkeit, Milthätigkeit, Stiftungen und Wunder wurde sie 26. März 1267 kanonisiert. Sie gilt als die Patronin Schlesiens. Der ihrem Andenken bestimmte Tag ist der 15. Okt., der Tag ihres Begräbnisses in Trebnitz. Ihre am Ende des 13. Jahrh. verfaßte Lebensbeschreibung (bei Stenzel, *«Scriptores rerum Silesiacarum I.»*) wurde, ins Deutsche übersetzt, 1504 in Breslau gedruckt, das erste dort gedruckte Buch. Vgl. Görlich, *«Das Leben der heiligen H.»* (2. Aufl., Bresl. 1854); Bach, *«Geschichte des Klosterstiftes Cistercienser Ordens in Trebnitz»* (Reise 1859); Desele, *«Geschichte der Grafen von Andechs»* (Jahrb. 1877).

Hedwig oder Hadwig, Tochter des Herzogs Heinrich I. von Bayern, also Enkelin des Königs Heinrich I., war in ihrer Jugend einem byzant. Kaisersohne bestimmt und wurde später um 955

mit dem Herzog Burkhard II. von Schwaben vermählt. Von ihrem Wirken ist wenig bekannt, außer daß sie, 973 Witwe geworden, meistens auf dem Hohentwiel lebte, wo sie schon früher ein Kloster gestiftet und eine für jene Zeit bedeutende Bildung erworben hatte. Nach den Erzählungen Ekkeharths IV. von St. Gallen hatte sie sich von dort einen jungen gelehrten Mönch Ekkehard II. zum Lehrer erbeten, dessen Verhältnis zur Herzogin und Ergebnisse auf dem Hohentwiel Schefel zum Mittelpunkt seines Romans *«Ekkehard»* machte.

Hedwig oder Jadwiga, Königin von Polen, Tochter des Königs Ludwig d. Gr. von Ungarn und Polen, war eigentlich durch Verfügung des Vaters, welcher 1382 starb, von aller Thronfolge ausgeschlossen, welche ungeteilt auf ihre älteste Schwester Maria, der Verlobten des spätern Kaisers Sigismund, übergehen sollte. Aber die Polen erhoben, um selbstständig zu bleiben, H. zu ihrer Königin und vermählten sie 1386 mit dem Großfürsten Jagiel oder Jagello von Litauen, von welchem sie bis dahin arg bedrängt wurde. Jagiel, der bisher Heide gewesen war, aber nun das röm. Christentum und den Namen Wladislaw annahm, und H. (gest. 1399) wurden so die Stammeltern der bis 1572 über Polen regierenden Jagellonischen Dynastie.

Hedwig (Johann), Botaniker, geb. zu Kronstadt in Siebenbürgen 8. Dez. 1730, wurde 1781 Arzt am Stadthospital in Leipzig, 1786 daselbst Professor der Medizin und 1789 Professor der Botanik und Inspektor des botan. Gartens. Er starb in Leipzig 18. Febr. 1799. Er veröffentlichte namentlich *«Fundamenta historiae naturalis muscorum frondosorum»* (2 Bde., Lpz. 1782—83), *«Theoria generationis et fructificationis plantarum cryptogamicarum Linnaei»* (preisgekrönt, Petersb. 1784; Lpz. 1798), *«Abbildungen kryptogamischer Gewächse»* (4 Bde., Lpz. 1787—97), *«Filicum genera et species»* (Heft 1—4, Lpz. 1799—1803; die beiden letzten Hefte sind von seinem Sohne Roman Adolfs H. (geb. 1772, gest. 1. Juli 1806) herausgegeben), *«Sammlung meiner zerstreuten Abhandlungen»* (2 Bbde., Lpz. 1793—97).

Hedypathie (grch.), Zustand des Behagens.

Hedysma (grch.), Verführungsmittel, Zusatz zu einer Arznei, welcher derselben angenehmen Geschmack gibt.

Heederen (Georges Charles d'Anthès, Baron von), franz. Senator, geb. in Colmar 5. Febr. 1812, trat 1830 in russ. Dienste und wurde 1832 Kapitän der kaiserl. Garde zu Pferd. Vom holländ. Geschäftsträger in Petersburg, Herrn van Heederen, adoptiert, nahm er dessen Namen an und heiratete die Schwester des russ. Dichters Alexander Puschkin. Letzterer fühlte sich später durch seinen Schwager an seiner Ehre angetastet und sandte ihm eine Herausforderung. Das Duell fand 10. Febr. 1837 statt. Puschkin wurde tödlich verwundet und starb, H. floh eiligst aus Petersburg, um sich vor der Erbitterung des Volks zu retten. Er lehrte nach Frankreich zurück und führte mehrere Jahre ein zurückgezogenes Leben. Im J. 1848 in die konstituierende Versammlung gewählt, nahm er seinen Sitz auf der Rechten und unterstützte die Politik des Prinz-Präsidenten Napoleon. Von diesem wurde er 1852 zum Senator ernannt und mit einer außerordentlichen Mission an den petersburger Hof und später mit andern diplomatischen Aufträgen betraut. Seit 1870 lebt er vom öffentlichen Leben zurückgezogen.

Seegermühle, Dorf in der preuss. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Oberbarnim, am Zinowkanal, 6 km westlich von Eberswalde, zählt (1880) 1871 E. und hat ein Messingwerk und bedeutende Ziegeleibrennerei.

Seel (Alexander), Humanist, s. Hegius.

Seem (Joh. David de), der größte niederländ. Frucht- und Stilllebenmaler, geb. 1600 zu Utrecht, lernte bei seinem gleichnamigen Vater und gewann bald ungeheure Summen für seine Fruchtstücke. Wegen Ende seines Lebens jag er von Utrecht nach Antwerpen und starb daselbst 1674. Seine Bilder stellen meist prächtige Gefäße mit Früchten, Schmuckstücken, Uhren u. dgl. auf Marmortischen vor; den Hintergrund pflegt eine reiche grüne Draperie zu schließen. Auch herrliche Quirlanden von Früchten und Blumen pflegte er darzustellen, besonders gern als Umgebung eines Mittelbildes, z. B. einer Monstranz, einer Madonna u. s. w., nach Art des Dan. Seghers. Kolorit und Hellbuntel, besonders die Mischung der Töne, sind bei ihm vollkommen, die Charakteristik jedes einzelnen Gegenstandes in Beziehungung der rauhen oder glatten Oberfläche, z. B. des feinen Glanzes der Früchte, des Stoffs der Draperien u. s. w., unübertrefflich. Trotz der großen Beschränktheit der Aufgaben sind h. s. Stillleben interessant und anmutig. — Auch sein Sohn, Cornelis de S. (geb. 1623 zu Utrecht, gest. 1690 zu Antwerpen), lieferte Treffliches in dieser Gattung.

Seemöser (Joh. van), ausgezeichnete holländ. Seemann, geb. zu Amsterdam 1. März 1667, zeichnete sich früh im Seedienst aus und machte sich 1596 und in den folgenden Jahren besonders durch seinen gewinnbringenden, doch vergeblichen Versuch berühmt, um den Norden Europas und Asiens herum einen kürzern Weg nach Ostindien aufzufinden, wobei er jedesmal auf Nowaja-Semlja zu überwintern gezwungen war. Im J. 1691 fuhr er im Indischen Meere ruhmvoll gegen die Portugiesen und wurde dafür zum Admiral ernannt. Als Vizeadmiral 1697 mit einer Flotte gegen die weit östliche spanische unter Davila gesandt, griff er dieselbe 25. April vor Gibraltar an und besiegte und zerstörte sie gänzlich, fand aber dabei selbst den Tod. Sein prächtiges Grabmal ist in der alten Kirche zu Amsterdam.

Seemöser (Jan), niederl. Staatsmann, geb. 30. Juli 1818 in Amsterdam, studierte an dem dortigen Athendum, wo er sich philol. und jurist. Studien widmete, und bekleidete dann daselbst mit Auszeichnung verschiedene Ämter. Nachdem er von seinen Mitbürgern 1869 zum Mitglied der Zweiten Kammer gewählt war, that er sich als einer der talentvollsten Wortführer der konservativen Partei hervor, sobald er nach dem Sturz Thorbades 1866 zum Chef des neuen, 1. Juli desselben Jahres aus Kuber kommenden Kabinetts ernannt wurde. Doch hatte S. von Anfang an gegen eine beständige Opposition zu kämpfen und mußte im Mai 1868 zurücktreten. Noch im Laufe desselben Jahres wurde er zum Mitglied der Zweiten Kammer gewählt, und 1873 zum Rathsherrn im obern Gerichtshof ernannt. Zum zweiten mal kam er an die Spitze der Verwaltung, Aug. 1874, und es gelang ihm, mehrere wichtige Gesetze, unter anderem dasjenige über den höhern Unterricht und ein anderes, die Ausdehnung des Staatsbahnsystems betreffend, durchzusetzen. Nach drei Jahren reichte S. mit seinen Amtsgenossen wegen der feindseligen Haltung der

Kammer seine Entlassung ein (Sept. 1877). Im J. 1879 wurde er zum Staatsrat ernannt und erhielt nach dem Sturze des Ministeriums van Lynden Rodderman im Frühjahr 1883 vom König zum dritten mal den Auftrag, ein Ministerium zu bilden, welches April desselben Jahres zusammentrat. Als Schriftsteller hat S. sich bekannt gemacht durch seine «Voordragten over den eigendom van voortbrengselen van den geest» (Harl. 1856; 2. Aufl., Amsterd. 1869); eine Frucht seiner klassischen Studien ist die von ihm im Verein mit Spaller veröffentlichte «Handleiding tot de studie der oudheid» (Amsterd. 1845).

Seemöser (Martin van), holländ. Maler, geb. 1498 zu Heemskerk bei Harlem, wonach er sich nannte, war der Sohn eines Maurers, Namens van Ween, der ihn bei einem harlemer Maler in die Lehre gegeben hatte, dann aber zu seinem Handwerk nach Hause nahm. Doch ging S. bald nach Delft zu einem Maler, Joh. Lucas, und später zu J. Schoorel. In dieser Zeit malte er den heil. Lukas, wie er die heilige Jungfrau und das Jesuskind malt, und schenkte das Gemälde, welches großen Beifall fand, der Malerkunst zu Harlem. Hierauf war er drei Jahre in Italien, wo er seinen Geschmack nach der Antike bildete und Michel Angelos Einfluß aufnahm. Nach seiner Rückkehr nach Holland fand er bald sehr zahlreiche Schüler. Er starb 2. Okt. 1574. Einige seiner Werke fanden bei der Eroberung Harlems durch die Spanier ihren Untergang; ein Altarbild von ihm findet sich noch gegenwärtig in Stadhoud. S. teilt bei einem bedeutenden Talent doch das Schicksal mehrerer seiner Schulgenossen, welche im Schwanken zwischen dem altüberlieferten niederländ. Kunstgeiste und ihren ital. Studien stehen blieben. Die letztern gaben ihm den Anspruch auf vollere, reichere Entfaltung der Form, des Raumes, während er sich doch von der nordischen Befangenheit in Ausdruck und Gewandung nicht losmachen konnte. Seine altern Leistungen haben jedenfalls den Vorzug größerer Wahrheit und Innigkeit voraus.

Sibert van S., geb. 1610 zu Harlem, gest. 1680, und dessen gleichnamiger Sohn (geb. 1645, gest. 1704 zu London) waren ebenfalls geschätzte Maler. Der erstere malte besonders Zechgelage und Herbergsszenen; der letztere zeichnete sich ebenfalls im humoristischen Genre (Zecher, Quatremahlzeiten, Wachtstuben) aus. Mehrere seiner Blätter sind in Kupferstichen verbreitet.

Heer heißt die gesamte Landkriegsmacht eines Staats. Um seinem Zwecke zu entsprechen, muß das H. eine gute Organisation haben, tüchtig in jeder Beziehung und streng diszipliniert sein. In den ältesten Zeiten bestanden die H. aus den waffenfähigen Männern der Volksstämme und nur aus Fußvolk. Bald kamen aber Reiter dazu, Streitwagen wurden erfunden, Kamele und Elefanten im Orient zum Kriegsdienst abgerichtet. Bei den Ägyptern und Ägyptern gab es besondere Kriegerlasten. Das Persische Reich hatte schon stehende Truppen und brachte durch Volksaufgebote ungeheure Streitmassen auf. In den griech. Staaten bestanden die H. aus Bürgern, denen der Kriegsdienst ein Recht war, in Athen nach dem Vermögen geregelt. Doch gab es später auch Soldner, welche durch stete Waffenübung kriegstüchtig und sehr gesucht waren. Philipp und Alexander d. Gr. hatten treffliche H. fast immer unter den Waffen. Im

röm. Staate wurden die H. anfangs auch aus Bürgern nach den Vermögensklassen ausgehoben, jährlich zwei konfularische H. zu zwei röm. Legionen mit zwei Legionen Bundesgenossen. Als aber die Besitzlosen (Proletarii) auch zum Kriegsdienste berufen wurden (seit Marius), die röm. Bürger sich demselben immer mehr entzogen und auch die Provinzialen nicht für den Bedarf ausreichten, wurden viele fremde Soldaten in das H. aufgenommen, das unter den Kaisern eine stehende Kriegsmacht blieb. Bei den German. Stämmen galt das allgemeine Aufgebot aller wehrhaften Freien, der Heerbann (f. d.). Daneben brachte die Völkerwanderung durch das Lehnwesen (Grundbesitz für Kriegsdienst) eine neue Heeresbildung hervor, die Lehnheere mit ihren Vasallenkriegen. Je mehr das Lehnwesen den freien Grundbesitz verdrängte, desto mehr erlosch der Heerbann. Die Lehnreiterei bildete den Kern der H., neben ihnen gab es zahlreiche Söldnerscharen. Karl VII. von Frankreich bildete sich 1445 zuerst stehende Truppen in 15 Ordonnanzkompanien, jede zu 100 Lanzen, welche aus einem schwerbewaffneten Hommes d'armes und fünf leichten Reitern bestanden; 1448 kam dazu ein Fußvolf, Franc-archers genannt. Im Orient sind die Janitscharen, in Rußland die Streliken die ersten stehenden Truppen gewesen. Die Masse der H. blieb aber geworbenes Volk, das nach dem Kriege entlassen wurde und dem Lande zur Last fiel.

Erst nach dem Dreißigjährigen Kriege sind die stehenden H. eine bleibende Staatseinrichtung geworden. Sie wurden bis zum Ende des 18. Jahrh. teils durch Aushebung, teils durch Werbung aufgebracht, bis in Frankreich während der Revolution die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienst ausgesprochen und 1798 durch das Konstriptionsgesetz geregelt wurde. Diese Einrichtung ging unter verschiedenen Modifikationen bald zu den andern Staaten über, sodas seitdem die H. durch regelmäßige Aushebung im Lande aufgebracht werden, wovon nur England, das noch geworbene Truppen hat, eine Ausnahme macht. Doch war in den meisten Staaten die Stellvertretung durch Loslauf gestattet, wofür die militärische Behörde gediente Soldaten als Kapitalanten annahm. Seit den Kriegen von 1806 und 1870—71 haben aber die meisten Staaten nach dem Vorgange Preußens die allgemeine und persönliche Dienstpflicht (mit Ausschluß der Stellvertretung) angenommen, namentlich Österreich-Ungarn, Frankreich, Italien, Rußland, während in andern, mit Ausnahme Englands, für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht kräftig agitiert wird (Niederlande, Belgien). Einer Erwähnung verdient noch das nach dem Tilsiter Frieden in Preußen durch Scharnhorst eingeführte System, wonach jährlich ohne Vermehrung der Stärke, welche die eingegangenen Verpflichtungen auf 42000 Mann beschränkt hatten, eine bedeutende Zahl von Rekruten, für die gediente Leute entlassen wurden, auszubilden war. Dadurch gab es im Lande eine Wehrkraft, die beim Ausbruch der Feindseligkeiten 1813 bald ein großes H. aufzustellen erlaubte. (S. Krämpfer.) Nach dem Pariser Frieden wurde in Preußen das System der Landwehr (f. d.) eingeführt, das bei Annahme der allgemeinen Wehrpflicht auch in den betreffenden Staaten unter verschiedenen Namen (in Frankreich Territorialarmee) und mit einzelnen Modifikationen adoptiert wurde. Milizheere, von denen nur

Stämme unter den Waffen bleiben, gibt es in der Schweiz und den Vereinigten Staaten von Amerika. (Vgl. auch Heermesen Europa s.)

Heer (Joachim), Schweiz. Staatsmann, geb. 1825 zu Glarus, studierte an den Universitäten Zürich, Heidelberg, Berlin und Paris die Rechtswissenschaften und wurde, als Doktor beider Rechte in die Heimat zurückgekehrt, 1851 zum Mitgliede der Standeskommission, 1852 zum Landeshauptmann und 1857 zum Landammann des Kantons Glarus gewählt, in welcher Stellung er bis 1875 verblieb. Seit 1857 zugleich Mitglied des Nationalrats, nahm H., der mit einem glänzenden Nebentalente ein vielseitiges und gründliches Wissen, praktischen Blick und einen festen, lauten Charakter verband, bald eine ebenso hervorragende und einflussreiche Stellung in der Bundesversammlung ein, wie als Landammann in seinem Heimatskanton. In den J. 1863 und 1869 wurde er zum Präsidenten des Nationalrats gewählt, 1868 als erster schweiz. Gesandter beim Norddeutschen Bunde nach Berlin abgeordnet und 1875 in den Bundesrat berufen, in welchem er 1876 das Post- und Telegraphenwesen, 1877 als Bundespräsident das polit. Departement und 1878 das Handels- und Eisenbahnwesen leitete und unter andern an der Konstruktion der Gotthardbahn thätigsten Anteil nahm. Die Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit veranlaßte ihn jedoch schon im Dez. 1878 von seinem Amte zurückzutreten und nach Glarus heimzukehren, wo 1. März 1879 ein Herzleiden dem Leben des allgemein beliebten und hochgeachteten Mannes ein Ende machte. H. war auch Verfasser mehrerer histor. Schriften, unter andern der Biographie seines Landammannes, des ehemaligen Bundesgerichtspräsidenten Blumer.

Heer (Dörmann), Schweiz. Naturforscher, geb. 31. Aug. 1809 zu Nieder-Uhmpl im Kanton St. Gallen, studierte Theologie, daneben aber von Jugend auf Naturgeschichte, wandte sich nach Beendigung seiner Studien 1832 nach Zürich, wo er 1835 die Professur der Botanik und Entomologie an der Hochschule, später auch eine Professur am Eidgenössischen Polytechnikum erhielt. Er war an der Errichtung des botan. Gartens zu Zürich beteiligt und seit 1833 Direktor desselben. Auch war H. 20 Jahre hindurch Mitglied des Großen Rats des Kantons Zürich. Einen Ruf begründete H. mit mehreren vortrefflichen entomolog. Werken, unter denen «Die Käfer der Schweiz» (2 Bde., Neuenburg 1838—41) und die «Fauna coleopterum helvetica» (3 Tle., Zürich 1839—41) die bedeutendsten sind. Hieran schlossen sich zunächst eine Reihe von Arbeiten über die fossile Fauna und Flora, wie «Die Insektenfauna der Tertiärgesteine von Oningen und von Radohoy in Kroatien» (3 Bde., Lpz. 1847—53) und die «Flora tertiaria Helvetiae» (2 Bde., Winterth. 1854—56), woran sich anreihen die Untersuchungen über «Die Pflanzen der Wahlbanten» (Zür. 1865), ferner die Monographien: «Über die sächs.-thüring. Braunkohlenflora» (Berl. 1861), «Die Braunkohlenpflanzen von Bornstedt» (Halle 1869), «Die miocene baltische Flora» (Königsb. 1869), «Beiträge zur Kreideflora» (Zür. 1869—72) u. f. w. Hierzu kamen noch die «Untersuchungen über das Klima und die Vegetationsverhältnisse des Tertiärlandes» (Winterth. 1860), «Die fossile Flora der Polarländer» (7 Bde., Zür. 1868—83), «Die Umwelt der Schweiz» (Zür. 1865; 2. Aufl. 1879), die Biographie «Arnold

Escher von der Linth (Zür. 1873), «*Flora fossilis helvetica*» (Zür. 1877), «*Über fossile Pflanzen von Sumatra*» (Zür. 1876), «*Contributions à la flore fossile du Portugal*» (Lissabon 1881), «*Die nivale Flora der Schweiz*» (Zür. 1883). Er starb in Lausanne 27. Sept. 1883.

Heerbann hieß das Aufgebot aller waffenfähigen Freien zur Heerfahrt, d. h. zu einem Volkskriege. Wer es veräumte, sich mit seinem Gefolge, mit Rüstung und mit Lebensmitteln auf drei Monate zu stellen, zahlte 60 Solidi. Nur den Weislichen war der persönliche Kriegsdienst erlassen; wenn sie aber größeren Grundbesitz hatten, mußten sie ihre Mannschaft stellen und auch persönlich, wenn auch unbewaffnet, sich einfinden. Da die Heeresspflicht, in dieser Weise ausgebeutet, bei den vielen Kriegen und den großen Entfernungen im Reiche Karls d. Gr. den Armern zu Grunde richten mußte, bestimmte Karl, daß mehrere Armeere gemeinschaftlich einen ausgerüsteten Krieger stellen sollten. Doch suchten viele armere Freie sich dem Dienste zu entziehen, indem sie als abhängige Leute in den Schutze der Kirche oder großer Herren traten. Vom 10. Jahrh. an wird der D. nur noch ausnahmsweise aufgeboten, da man die Kriege lieber mit den besser bewaffneten und geübteren Vasallen führte, welche zum Dienste für ihre Lehn verpflichtet waren. Seit der Ausbildung des Lehnweisers wurde die Rangordnung im Lehnstaate nach einem besondern System bezeichnet, das den Namen Heerschild führt. Den ersten Schild hat der Kaiser, den zweiten die geistlichen, den dritten die weltlichen Fürsten (die Herzöge, Mark-, Land- und Pfalzgrafen), den vierten die Grafen und Dynasten, den fünften die Bannerherren, den sechsten die Ritterchaft und den siebenten alle Freien von nicht-ritterlicher Geburt.

Heeremann Rudolph (Elems, Freiherr von), Politiker, geb. 26. Aug. 1832 zu Eurenburg bei Hiesenberg im Regierungsbezirk Münster, studierte in Bonn, Heidelberg und Berlin die Rechte. Hierauf trat er in den Staatsjustizdienst, wurde Auskultator, später Regierungsassessor in Münster und dann Regierungsrat in Merseburg, nahm aber bei Beginn des Kulturkampfes seine Entlassung aus dem Staatsdienste. D. ist seit 1870 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses und seit 1871 des Deutschen Reichstags, wo er der Centrumpartei angehört. Er vertritt in beiden Körperschaften den Wahlkreis Münster-Roessfeld, war 1879–80 zweiter, und ist seit 1881 erster Vicepräsident des Abgeordnetenhauses.

Heeren (Arnold Herm. Ludw.), deutscher Historiker, geb. 25. Okt. 1760 zu Arbergen bei Bremen, erhielt seine gelehrte Bildung auf der bremer Domschule und auf der Universität zu Göttingen. Hier wendete er sich unter Heynes und Spittlers Leitung den philol. und histor. Studien zu. Als Privatdocent machte er sich der literarischen Welt zuerst durch die Ausgabe der Schrift des Aethers Remander «*De encomiis*» (Gott. 1785) bekannt. Zur Vorbereitung seiner Ausgabe der «*Eclogae physicae et ethicae*» des Stobäus (4 Bde., Göttingen 1792–1801) unternahm er eine Reise nach Italien, den Niederlanden und nach Paris. Nach der Rückkehr wurde er 1787 zum außerord., 1794 zum ord. Professor der Philosophie, 1801 zum ord. Professor der Geschichte, später zum Geh. Justizrat ernannt. Er starb zu Göttingen 7. März 1842.

Schon 1784 war er Beisitzer der königlichen Societät der Wissenschaften und 1789 Mitglied derselben geworden. Auch hatte er gleich nach seiner Anstellung mit Mitscherlich und Tychsen die Herausgabe der «*Bibliothek der alten Literatur und Kunst*» übernommen. Nach Eichhorn's Tode übernahm er 1827 die Redaction der «*Göttinger Gelehrten Anzeigen*». Seine Universitätsvorträge bezogen sich vom Anfang an mehr auf die griech. und röm. Altertümer und die Geschichte der Literatur als auf die eigentliche Sprachphilologie. Vorzüglichem Einfluß hatte auf seine Weltanschauung das Studium des Polybius, wodurch sich ihm die Alte Welt von einer neuen Seite, von der des Handels und Verkehrs und, was damit in genauer Verbindung steht, des Ursprungs, der Bildung und der Verfassung der alten Staaten zeigte. Auf diese Weise entstanden seine «*Ideen über Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der Alten Welt*» (2 Bde., Göttingen 1793–96; 4. Aufl., 5 Bde., 1824–26), ein Werk, welches, nach Inhalt und Form klassisch, ihm eine Stelle unter den vorzüglichsten Historikern für alle Zeit sichert. Noch schrieb er «*Geschichte des Studiums der klassischen Literatur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften*» (2 Bde., Göttingen 1797–1802), «*Die Geschichte der Staaten des Altertums*» (Göttingen 1799; 6. Aufl. 1826), «*Geschichte des europ. Staatensystems und seiner Kolonien*» (Göttingen 1809; 4. Aufl. 1823), außerdem «*Abhandlungen*» über Johs. von Müller (Erg. 1810), Spittler (Berl. 1812) und Heyne (Göttingen 1818). In seinen «*kleinen histor. Schriften*» (3 Bde., Göttingen 1803–8) sind höchst interessante Abhandlungen enthalten. Seine «*Histor. Werke*» (15 Bde., Göttingen 1821–26) sind zum Teil neue Auflagen der erwähnten Schriften. Mit Wert begründete er das berühmte, später von Giesebrecht fortgeführte histor. Sammelwerk «*Geschichte der europ. Staaten*» (Gotha 1819 fg.).

Heeren (Friedrich), Chemiker, Neffe des vorigen, geb. 11. Aug. 1803 zu Hamburg, besuchte das Johanneum und akademische Gymnasium daselbst, studierte in Göttingen und Paris, legte dann mit seinem Bruder eine Fabrik von Stearinlichtern in Hamburg an, mit welcher er später die Fabrikation von Seife und Walratlichtern verband; 1831 wurde er Lehrer der Chemie an der höhern Gewerbeschule (jetzt Technische Hochschule) in Hannover. Eine seiner wichtigsten Leistungen auf dem Gebiete der technischen Chemie ist ein ihm patentiertes Instrument «*Bioskop*» zur Prüfung der Milch auf ihren Fettgehalt. Außer Arbeiten in verschiedenen Zeitschriften gab er namentlich im Verein mit Karmarsch ein «*Technisches Wörterbuch*», als freie Bearbeitung von Ures «*Dictionary of arts etc.*» (Brag 1841–44 u. öfter) heraus.

Heerfahrt, s. unter Heerbann.

Heerführer, s. Feldherr.

Heerführung, s. Strategie.

Heergeräte oder Heergewelte bedeutet die nach altdeutschem Recht aus dem Nachlasse eines Verstorbenen ausschließlich den nächsten Schwermagen, d. h. dem in männlicher Linie von dem Erblasser abstammenden nächsten waffenfähigen Verwandten, zufallenden Güter. Diese begriffen ursprünglich vorzugsweise die Waffen und Kriegsrüstung der Verstorbenen; später aber wurde in verschiedenen Ländern noch mehreres andere dazugerechnet, worüber die Landrechte und Statuten die

nähern Bestimmungen enthalten. Nach dem «Sachsenspiegel» gehörten zum H. das beste Pferd mit Sattel und Zaum, der Hornisch, das Schwert, die tägliche Kleidung des Verstorbenen, der Heersfuß mit zwei Bettbüchern, ein Tischuch, zwei Beden, ein Fischkessel, ein Handtuch und ein Schüsselfring oder Dreifuß. In Betreff der sog. Gerabe (s. d.) fand zu Gunsten der weiblichen oder geistlichen Familienglieder eine ähnliche Abweichung von der gemeinen Erbfolge statt wie hinsichtlich des H. zu Gunsten der wehrhaften männlichen Verwandten. In den meisten neuern Gesetzgebungen ist die Heergeräthefolge aufgehoben.

Heermann (Johs.), evang. Kirchenliederdichter des 17. Jahrh., geb. 11. Okt. 1585 zu Hauden in Schlesien, wurde 1612 Geistlicher in Köben im Fürstenthum Glogau. Fortwährend kränklich, hatte er überdies die Unbilden des dreißigjährigen Kriegs reichlich zu erdulden. Um so höher zu schätzen ist der frische Glaubensmut, den er, ein Heilkesverwandter P. Gerhards, in allen seinen Kirchenliedern mit gewaltiger Dichterkraft und Tiefe auspricht. Sie sind, 62 an der Zahl, zusammen gedruckt in seiner «Haus- und Herz-Musica» (1630 u. öfter; neu herausg. von H. Wadernagel, Stuttg. 1856). Obgleich teilweise sehr verändert, sind von diesen Liedern noch jetzt vorzüglich im kirchlichen Gebrauch: «Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen», «O Gott, du frommer Gott», «Wo soll ich stehen hin» u. s. w. H. starb, aus seinem Amte 1634 durch die Kriegsunruhen vertrieben, zu Lissa 27. Febr. 1647. Vgl. Ledderhose, «Das Leben Johannes H.s» (2. Aufl., Heidelberg. 1876).

Heermeister, ursprünglich soviel als Kriegsheerführer, hieß im Mittelalter überhaupt der Vorgesetzte einer einem Ritterorden gehörigen Provinz, der die Ritter seiner Provinz im Kriege anführte, und war demnach gleichbedeutend mit Landkomtur. Im Johanniterorden führte insbesondere das Haupt der Baltei Brandenburg diesen Titel. Der Landmeister des Deutschen Ordens hatte einen höhern Rang als der H. und die Landkomture. (S. Rommende.) Er war, bevor der Hochmeister in Marienburg seinen Sitz aufschlug, Stellvertreter desselben in dem eroberten Preußen, Oberbefehlshaber und zweiter Würdenträger und entsprach demnach dem Großprior des Johanniterordens oder dem Johannitermeister.

Heerrausch, s. Höhenrauch.

Heerschau, s. Parade und Revue.

Heerschilde, s. unter Heerbanner.

Heerschuchse, s. unter Becassinen.

Heerstraße (lat. via militaris, via regia) heißt jede Straße, auf der Truppen marschieren können.

Heerwesen Europas. Während des Mittelalters wurde die Wehrkraft bei den german. Völkern durch den Heerbann aufgebracht, neben welchem, denselben fast verdrängend, in den abendländischen Reichen Johann Lehn- oder Vasallenscharen auftraten. In den Kreuzzügen fand freiwillige Heeresfolge statt, auch treten überall Söldnerscharen auf, welche bald zu einer dem eigenen Kriegsherrn und den Ländern gefährlichen Bedeutung gelangen; doch kommen zeitweilig noch immer Volksaufgebote vor. In Frankreich und England suchten die Könige den alten Heerbann als Gemeindemiliz beziehungsweise durch Aushebung der Freilassen wieder zu beleben; in den lombard., niederländ., namentlich aber in den deutschen

Städten bildet die freitbare und gut bewaffnete Bürgerschaft einen wichtigen Teil der Streitmacht des Landes. Unter König Karl VII. beginnt in Frankreich die Errichtung stehender Heere (1445 Ordonnanzkompagnien, 1448 Freischützen), doch werden die Heere vorzugsweise durch Werbung, als Söldnerheere, bis in die neue Zeit hinein aufgebracht. Das byzant. Kaiserthum bildete seine Heere fast durchweg aus Fremden. Bei den tatar. Völkern führten die Chane die gesamte kriegstüchtige Mannschaft ins Feld; doch errichteten die Osmanen im 14. Jahrh. zuerst ein stehendes Heer (Janitscharen) und gewannen dadurch eine entschiedene Überlegenheit über die Sold- und Lehnstruppen der christl. Staaten.

Von der Mitte des 14. Jahrh. an gibt es zuverlässige Nachrichten über die Anwendung von Feuerwaffen. Schon 1338 sind in Frankreich Ausgaben für Pulver gebucht worden, 1353 bereitete ein Jude Pulver zu Augsburg und bald darauf findet man in den Rechnungen der Städte Ulm, Nürnberg, Lübeck, Speier, sowie in engl. Kriegrechnungen Ausgaben verzeichnet für Pulver und Büchsenmeister. Das beste Pulver wurde zu Nürnberg verfertigt, von woher es viele Städte bezog; in Wien wurde erst 1440 eine eigene Pulverfabrik angelegt. Schon früh wurden in allen Ländern Geschütze gegossen, 1346 zu Tournay in den Niederlanden, 1356 zu Nürnberg, 1378 zu Augsburg, 1444 zu Wien, 1477 zu Dresden, in Frankreich unter König Ludwig XI., anfänglich aus Kupfer, dann aus Eisen, gegen Ende des 14. Jahrh. aus Metall. Diese Geschütze waren zuweilen von übermäßiger Größe (1378 zu Augsburg ein 127-Pfünder, 1381 zu Schweidnitz ein 253-Pfünder, 1478 in Frankreich ein 500-Pfünder, 1452 auf Mohammeds II. Befehl zu Konstantinopel ein 1200-Pfünder) und durchweg sehr schwerfällig; ihre Herstellung und Bedienung fiel einer neuen, junstmäßig organisierten Waffengattung, der Arccolay oder Artolaren, zu, deren Mitglieder Gezeugmeister oder Büchsenmeister, im 17. Jahrh. auch Konstabler hießen. Anfänglich fertigte man nur Kanonen, im 15. Jahrh. auch Burgeschütze (Hauffnitz und Wörfer), sowie Terras-(Wall-)Büchsen. Alle schweren Geschütze schossen steinerne, die Wallbüchsen bleierne Kugeln. Erst im 15. Jahrh. werden Geschütze häufiger im Feldkriege angewendet, Handfeuerwaffen dagegen schon früher, nach Chroniken 1311 vor Brescia, und 1334 waren dieselben bereits in der Kustkammer des Markgrafen Alinals von Este in großer Zahl vertreten. Im J. 1364 wurden zu Perugia kleine Faustrohre (Vistolten) verfertigt, dann längere Rohre (Hand- und Hakenbüchsen, Artabusen, Musketen). Im J. 1381 stellte im Städtekrige Augsburg 30 Büchschützen ins Feld, 1428 fand zu Nürnberg das erste Scheibenschießen der Bürger statt. Die Einführung der Feuerwaffen verringerte die Bedeutung des Rittertums und veränderte die Gliederung und Fachtart der Heere. Das deutsche Reichsheer, für welches 1422 die erste Matritel festgestellt wurde, war zur Zeit der Hussitenkriege bereits sehr reichlich mit Geschütz versehen (1431 gingen 150 Stüde verloren); das Fußvolk bildete «Fahnen» von 100 Mann (Stumpaneien), deren 8 einen «Haufen» ausmachten, die Reiter Rotten zu 32 geharnischten Lanzierern, deren 6 «Reiterfahne» und 4 Fahnen «Geschwader» genannt wurden. Die Aufstellung war noch sehr tief (bis 10 Glieder),

doch nahm die Tiefe derselben durch die Wirkung der Feuerwaffen ab. Karl der Kühne von Burgund besaß das trefflichste Heer jener Zeit. Die Reiterei (der Adel nebst Gefolge) bestand aus gegen 1200 Lanzen und 3000 berittenen Schützen, gliederte sich in Kompagnien zu 100 Lanzen, welche sich aus 4 Schwadronen zusammenfügten. Das Fußvolk bestand aus 2000 Spießen und 1000 Schützen, die Artillerie aus 300 Stücken mit 1200 Mann Bedienung, ein Wagenpark von 2000 Fahrzeugen schaffte die Zelte und Munition fort. Diese ständig organisierten Truppen Burgunds wurden in Kriegzeiten durch Aufgebote (1476 nach der Schlacht bei Grandson wurde der sechste Mann ausgehoben) und Söldner (Lombarden und Briten) beträchtlich (bis 60000 Mann) verstärkt.

Auch die Schweiz besaß ein geregeltes Heerwesen. Jeder Kanton stellte seine Streiter unter Hauptleuten und Wennern (Bannerträger), die Rottmeister (Führer von 20–30 Mann) wählte die Mannschaft, welche mit eigenen Waffen (darunter namentlich lange Spieße, Morgensterne, zweihändige Schwerter) kämpfte. Geschütze und Handfeuerwaffen waren vorhanden, doch vertraute man mehr auf die blanken Waffen für die Schlacht (1386 ist Geschütz zur Bewegung von Burgen angewendet worden). Für besondere Unternehmungen stellte man Freischaren auf, Freiwillige (verlorene Knechte) dienten als Rundscharer, das Rohbanner war schwach, das Fußvolk stark und waffengut. Das stärkste Heer der Eidgenossen (bei Murten, 1476) bestand aus 3000 Halensützen, 27000 Spießen, Schlachtschwertern u. s. w., 1600 Reitern und 2400 berittenen Bundesgenossen nebst 10 von den Verbündeten gestellten Geschützen.

In Schweden hatte König Karl VIII. das Heerwesen zeitgemäß geordnet. Der achte Mann wurde ausgehoben, Ausrüstung und Bewaffnung waren gleichmäßig, Wächtergeißer werden schon 1431 erwähnt. Unter Gustav Wasa wurde 1526 das Einkommen als Maßstab für militärische Leistungen eingeführt (von 400 Mark Silber waren 6 Knechte gerüstet zu stellen). In Rußland wurde das Heerwesen erst nach der Befreiung von der Mongolenherrschaft geordnet. Die Hauptmacht bildete die von den Bojaren gestellte Reiterei, Knechte und Bürger stellten das mit Speiß und Bogen bewaffnete Fußvolk, das Landvolk wurde niemals zum Kriegsdienst herangezogen; Feuergewehre hatten Deutsche 1389 nach Rußland gebracht, doch waren diese Waffen noch selten. Die Kasaken (s. d.), welche die Ukraine gegen die Tataren unter selbstgewählten Führern verteidigten und der Krone Vollen treffliche Dienste leisteten, waren von Kasimir IV. zu Lehnleuten der Krone erhoben und dem poln. Adel gleichgestellt worden, der das Heer aufzubringen hatte (die Schlacht). Das poln. Heer bestand aus leichter Reiterei, erst nach der Vereinigung mit Litauen (1386) kommt das Fußvolk zu einiger Bedeutung, Geschütze sind schon 1410 im Felde (gegen den Deutschen Orden, bei Tannenberg) verwendet worden.

In Ungarn hatte König Sigismund 1435 jeder Gefangenschaft die Stellung einer bestimmten Zahl von Mannschaften, deren Ausrüstung und Verpflegung dem Adel oblag, auferlegt. Im J. 1453 wurde zur Abwehr der Türken eine Portalarordnung erlassen, wonach von je 100 Thorenwegen 4 Reiter und 2 Fußgänger zum Heere gestellt werden mußten.

Matthias Corvinus reorganisierte die Vandalenverfassung und ließ den 20. Mann für die Reiterei ausheben (Fußjaren), das Fußvolk wurde durch Söldner (die schwarzen Banden, 6000 Mann stehende Truppen) vermehrt und die Artillerie trefflich organisiert. Geldmangel nötigte später zur Entlassung der stehenden Truppen, die Portalar militärisch kam nicht recht zu Stande, und 1526 ging das Heer unter (Schlacht bei Mohacs). Das Heer der Osmanen hatte anfänglich nur aus Reiterei bestanden, doch errichtete Sultan Murad I. nach der Einnahme von Adrianopel 1361 aus christl. Gefangenen ein Fußvolk, die Janitscharen (s. d.) als stehende Truppe und 1376 besoldete Reiterei, die Sipahi; daneben bestand die Lehnspflicht der mit Grundbesitz in den eroberten Ländern ausgestatteten türk. Krieger (Timarioten). Alljährlich wurden im ganzen Reiche Christenlinder ausgehoben und im Islam erzogen, um später im Heere oder als Beamte dem Großherren zu dienen. Die Reiterei (Sipahi, Timarioten) und unregelmäßiges Aufgebot war sehr zahlreich, die Janitscharen das beste Fußvolk der Welt, in Ordas geteilt und schon frühzeitig mit Feuergewehren bewaffnet. Das türk. Heer besaß auch viele Geschütze, die von bestimmten Janitschenabteilungen bedient wurden. Das Heer wurde systematisch in fünf Teile, die unter bestimmten Befehlshabern standen, für die tatsächliche Verwendung gegliedert: Vorhut, Hauptmacht, rechte Hand, linke Hand und Zurückbringer (Nachhut, auch zum Aufhalten Bleibender bestimmt).

Am Schluß des Mittelalters gab es in Europa nur noch wenige lehnspflichtige Ritter, da die Verpflichtung zur Heeresfolge fast überall abgelöst worden war; doch diente der Adel um Geld im Heere, und unter den Landsknechten (s. d.) befanden sich Grajen und Herren. Die handwerksmäßigen Söldner hörten auf, die Heere wurden größtenteils aus Landsknechten aufgebracht, neben den geworbenen Scharen (Schweizer und deutsche Landsknechte, nach der Niederlage der Schweizer in der Schlacht bei Pavia fast nur noch Deutsche) unter bewährten Feldhauptleuten in allen Staaten verwendet werden. Aber noch immer wurde das Heer bis auf kleine Leibwachen der Fürsten und schwache Besatzungskräfte für die Festungen nach dem Friedensschlusse entlassen; doch finden sich bereits die Anfänge stehender Truppen. Die Einführung der Feuerwaffen hat dem Fußvolk die erste Stelle zurückgewonnen, die leichte Reiterei und die Artillerie haben namhafte Bedeutung erlangt, und die Entscheidung der Schlachten liegt nicht mehr bei der schwergerüsteten Kavallerie. Kriegsverordnungen und Kriegsartikel haben die Organisation der Heere und die Mannszucht der Truppen verbessert. Das mit Spießen bewaffnete Fußvolk kämpfte in tiefen Haufen, in Viererordnung, alle Fahnen in der Mitte, die Hauptleute im ersten und letzten Gliede, ringsum verteilt die Halensützen, von denen ein Teil als verlornere Hauf (Blutfahne) voranzog und den leichten Dienst that. Zusammen (bei Pavia) entschied das Fußvolk die Schlacht, zuweilen zog es aus verlornere Schlacht ungeboren ab (Spanier bei Ravenna, Schweizer bei Marignano). Die schwere Reiterei kämpfte in tiefen Schwadronen, nur die französische griff glieberweise mit großen Abständen an. Leichte Reiter bedienten sich im Scharmäkel des Jauirohrs; Kaiser Max I. schaffte die Armbrust bei denselben

gänzlich ab. Die Artillerie beginnt in der Schlacht überragende Stellen aufzufuchen und wird schon zur Einleitung angriffsweise verwendet; meist sind die Geschütze noch verteilt, doch kommen auch schon Batterien (bei Cerisfolles 2 zu je 8 Stücken) vor.

Beim Beginn der neuen Zeit waren Spaniens Heer für den Westen, das osmanische für den Osten Europas das Muster, später, nach der Befreiung der Niederlande, für die nördl. Staaten das niederländische, während Deutschland und das südl. Europa die span. Heereseinrichtungen beibehielten. Erst von 1630 ab wurde das schwed. Kriegswesen, welches König Gustav Adolf auf eine hohe Stufe gebracht hatte, das maßgebende Vorbild für die europ. Heere, doch trat Frankreich, dessen unter König Ludwig XIV. reorganisiertes Heer sich unter ausgezeichneten Führern als die härteste Kriegsmacht Europas erwiesen hatte, an dessen Stelle, und die Kriegsterminologie bediente sich vorzugsweise franz. Bezeichnungen. Erst zu Anfang des 18. Jahrh. erwies sich, im Spanischen Erbfolgekrieg, das kais. Heer dem französischen ebenbürtig, und von der Mitte des 18. Jahrh. bis zur französischen Revolution wurde Preußen durch die treffliche Heeresorganisation König Friedrich Wilhelms I. und das Feldherrngenie König Friedrichs d. Gr. Europas erste Militärmacht, deren Einrichtungen in allen Ländern nachgeahmt wurden. Im J. 1789 stand das Heerwesen aller Staaten nahebei auf gleicher Höhe.

In den Niederlanden traten den geworbenen Heeren Spaniens 1572 zuerst Truppen, welche durch das Aufgebot der kriegstüchtigen Mannschaft des Landes aufgebracht waren, entgegen; doch wurden neben diesen auch Soldnerscharen verwendet. Im Dreißigjährigen Kriege bestanden die Heere aus geworbenen Mannschaften aller Länder, neben denen aber schon Nationaltruppen auftraten (schwed. Regimenter, Landesaufgebot in Brandenburg, Defensioner in Sachsen, Husaren und Kroaten im kais. Heere).

In Schweden und einigen deutschen Ländern bestand außerdem eine Miliz für die Landesverteidigung. Nach dem Westfälischen Frieden werden die Heere entlassen, aber bald neue Truppen errichtet. Frankreich beginnt 1665 mit der Aufstellung eines stehenden Heers, dessen Mannschaft teils geworben, teils ausgehoben wird, die übrigen Staaten folgen. Allmählich wird überall die Werbung mehr eingeschränkt und die Aushebung vorzugsweise für die Ergänzung der Truppen verwertet; militärische Landeseinteilung (Rantonreglements) bildet die Grundlage für die Aushebung, von welcher freilich viele Klassen der Bevölkerung befreit sind.

Bis zum Beginn des 18. Jahrh. führte ein großer Teil der Infanterie noch Speiße, deren Abschaffung im kais. Heere im Türkenkriege, im franz. Heere 1703, bald danach in England, bei den nordischen Mächten 1721 erfolgt ist. Die Landesknechte verschwanden um 1600, mit ihnen schied das Pistol aus der Bewaffnung des Fußvolks, und gleichzeitig trat an die Stelle der Arkebuse die schwerere Muskete. Diese wurde von König Gustav Adolf erleichtert und blieb bis um 1700 mit dem Luntenschloß allgemein im Gebrauch, dann wurde das Steinschloßgewehr, die Flinte, eingeführt, seit 1732 mit Bajonett versehen und dadurch auch als Stoßwaffe brauchbar. Die Einführung eiserner Labestöcke 1730 zuerst in Preußen

auf Anregung des Fürsten Leopold von Anhalt-Deßau), dann cylinderförmiger Labestöcke (1773) und trichterförmiger Zündlöcher (1781) verbesserte die Waffe; Belager wurden selten, und die preuß. Infanterie erreichte eine Feuergeschwindigkeit von sieben Schuß in der Minute. Um 1700 werden einzelne Schützen, sowie die Jägertruppe mit gezogenen Büchsen bewaffnet. Schwert und Regen des Fußvolks werden verkürzt und erhalten gekrümmte Form, in einigen Heeren werden dieselben abgeschafft, Helm und Rüstung verschwinden im 17. Jahrh. mit den Speißen, dagegen kommen vorübergehend Handgranaten beim Fußvoll zur Verwendung, und nachdem diese im Anfang des 18. Jahrh. aufgegeben wird, bleiben die Grenadiere als Kerntruppe (Kompagnien, welche im Kriege zusammengestellt werden) bestehen. Die Kavallerie hatte zunächst ihre Rüstungen wegen der Schußwaffen verstärkt, legte um 1600 allgemein die Lanze ab und führte dafür Feuerwaffen (neben der Pistole die Arkebuse, den Karabiner, sogar Bajonettskinten) ein. Bis zum Schluß des 17. Jahrh. trugen die schweren Reiter noch den vollen Harnisch, späterhin den Kürass und Helm. Die Artillerie verbesserte ihre Geschütze und führte um 1600 im Felde Schlangen (Kanonen), Kartauten und Kammergeschütze, jede dieser Gattungen in verschiedenen Kalibern, daneben zuweilen Orgelgeschütze. In Frankreich wurde die übermäßige Zahl der Kanonen zuerst eingeschränkt, am einfachsten war die österr. Artillerie organisiert. Im 17. Jahrh. gab man die leichten Geschütze der Infanterie bei und stellte die schweren zu Positionsartillerien zusammen, die Feldartillerie bestand aus schweren und leichten Kanonen, sowie Haubizen. König Friedrich d. Gr. errichtete 1758 zuerst stehende Artillerie, welche nur leichte Kanonen führte.

Im 16. Jahrh. begann die Zusammenstellung des Fußvolks in Regimenter, welche im 17. Jahrh. fast überall die Stärke von 10 Kompagnien erhielten und in 2 Squadronen (im 18. Jahrh. Bataillone genannt) gegliedert wurden. Auch die Kavallerieregimenter wurden in Squadronen und Kompagnien eingeteilt, doch war ihre Stärke und Gliederung in den einzelnen Heeren verschieden. Im Kriege wurden aus je 2 Infanterie- oder Kavallerieregimentern Brigaden zusammengestellt, deren mehrere im 18. Jahrh. unter Zuteilung von Artillerie zu Korps oder Divisionen vereinigt wurden. Aber die Einteilung in Korps war noch keine feste und wurde im Laufe eines Feldzugs häufig verändert. Als die Artillerie militärisch organisiert wurde, bildete dieselbe ebenfalls Regimenter, Bataillone und Kompagnien. Die Offiziere der Kompagnie waren der Hauptmann, Lieutenant (später zwei) und Fähnrich, das Regiment hatte sodann drei Stabsoffiziere (Oberst, Oberstlieutenant und Oberstwachmeister (später Major genannt)), die Generalität bestand ebenfalls aus drei Rangstufen, dem General, Generalleutenant und Generalwachmeister (später Generalmajor genannt). In Frankreich gab es außerdem noch andere, für den hohen Adel geschaffene militärische Stellen, für deren Vorhandensein in der Heeresorganisation kein Bedürfnis vorlag. Marschall hieß anfänglich der Befehlshaber der Reiterei, später der Oberfeldherr eines Heers, Feldzeugmeister der Befehlshaber der Artillerie, im Österreich der General, ebenso in Österreich der Generalleutenant Feldmarschall.

lieutenant. Die Unteroffiziergrade wurden vermehrt (Feldwebel, Wachtmeister, Sergeant, Unteroffizier, Corporal), und im 18. Jahrh. bildete sich an der Hand der schärfer durchgeführten Strafbefugnisse eine strenge Mannszucht heraus. Mit Errichtung der stehenden Heere wurden die Soldverhältnisse allenthalben fest geregelt, bei der Anwerbung wurde ein beträchtliches Handgeld gezahlt und die Bekleidung von der Militärverwaltung seit dem 17. Jahrh. übernommen. Es begann der Bau von Kasernen, den Garnisonstädten wurden gewisse Leistungen aufgelegt und die Verpflegung in Marschquartieren geregelt. Im 18. Jahrh. wurden die Truppen allgemein, auch im Kriege, aus Staatsmagazinen verpflegt und das Kriegsmaterial möglichst im eigenen Lande beschafft; im Kriegshaushalt greift höchste Sparsamkeit Platz, da die Einkünfte der Staaten sonst nicht die Mittel gewährten, die verhältnismäßig sehr starken stehenden Heere zu unterhalten. Die taktische Uebung und Ausbildung der Truppen machte außerordentliche Fortschritte. Moritz von Preußen stellte das Fußvolk, welches bisher in tiefen Massen gekämpft hatte, in 10 Glieder, König Gustav Adolf in 6 Glieder, die franz. Infanterie focht seit 1703 in 4 Gliedern, die preussische seit 1730 in 3 Gliedern. Kolonnen wurden nur für den Marsch, nicht in der Schlacht, gebildet, man kämpfte in entwickelter Linie. Jede Kompagnie bestand aus 3 Trupps zu 2 Pelotons. Im 18. Jahrh. werden Ueglements für die taktische Ausbildung erlassen, um dieselbe gleichmäßig zu machen, man übt sehr künstliche Bewegungen ein und legt vorzugsweise Wert auf das Feuergefecht der in Linie entwickelten Bataillone; Angriffe mit der blanken Waffe kommen selten vor. Auch die Kavallerie verringert die Tiefe ihrer Aufstellung auf 8—10 Glieder, König Gustav Adolf stellt dieselbe in 8, König Friedrich d. Gr. im Siebenjährigen Kriege auf 2 Glieder. Die Bewegungen waren schwerfällig, das Feuergefecht wurde mit Vorliebe gepflegt; aber König Gustav Adolf und König Friedrich d. Gr. bringen die Waffe zu einer nicht weiter festgestellten Höhe der Ausbildung, lassen dieselbe den Uebergang im geschlossenen Vorstoß im vollen Lauf und raschen Uewendungen suchen und entscheiden durch Mörk. Feuer, oft die Schlacht. Seit der Mitte des 18. Jahrh. lämpen auch die Dragoner nicht mehr zu Fuß, und die preuß. Husaren sind das Muster einer überaus leistungsfähigen, vielseitig brauchbaren leichten Reiterei geworden. Die Reitharkillerie begann erst unter König Gustav Adolf während der Schlacht taktische Bewegungen auszuführen, war indeß noch schwerfällig und konnte deswegen nicht häufig ihre Stellung verändern. Die schweren Batterien wurden wegen ihrer geringen Beweglichkeit und mangelhaften Bespannung in der Regel nach großen Schlachten die Beute des Siegers. Erst die von König Friedrich d. Gr. errichtete reitende Artillerie war manövrierfähig und geeignet zur Verwendung im Verbande mit der Kavallerie. Genietruppen waren nur sehr spärlich vorhanden und wurden, sowie die Ingenieure, fast nur im Festungskriege verwendet; für Stromübergänge war man auf die Benutzung der vorhandenen Brücken und Schiffsgeleise angewiesen, doch war die Kavallerie auch im Durchschwimmen breiter Gewässer geübt und konnte in ihrer Ruhm- und Glanzperiode unter König Friedrich d. Gr. für ihre weitausgreifendenzüge kaum ein Bewegungshindernis.

Das Heerwesen der neuesten Zeit ist aus der Macht der Verhältnisse, nicht aus dem Willen einzelner Fürsten oder Feldherren zu der gegenwärtigen Stufe der Entwicklung gelangt und hat sich zweimal (nach der Beendigung der Napoleonischen Kriege und nach der Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs) in allen größern Heeren nahezu gleichartig gestaltet. Die Anregung zu den tief einschneidenden Veränderungen ist von Frankreich ausgegangen und dort durch die Kriege der ersten Republik, welche das durch die Revolution in seinem innern Halt erschütterte, eines großen Teils seiner Offiziere beraubte franz. Heer nicht zu führen vermochte, aus innerer Notwendigkeit entstanden. Die übrigen Mächte folgten nach und reorganisierten ihre Heere, mit deren Hilfe sie dann das franz. Joch abschüttelten. Nur Preußen betrat hierbei eigentümliche Bahnen durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, brachte während der auf die Napoleonische Kriegszeit folgenden Friedensperiode sein Heer auf eine hohe Stufe der Ausbildung, entwickelte sein Heerwesen alsdann entsprechend dem Geiste der nationalen Wehrverfassung abermals nach dem Regierungsantritt des Königs Wilhelm und machte nach drei siegreichen Kriegen dieselbe zum Gemeingut des deutschen Volks, sowie zu dem allermächtigsten Vorbilde für die Organisation des Kriegswesens.

Der Italienische Krieg von 1859, namentlich jedoch die Erfolge des aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgegangenen preuß. Heeres im J. 1866 veranlaßten große Veränderungen in der Organisation der europ. Heere. Man strebte, wenige Staaten (Großbritannien, Belgien, Niederlande) ausgenommen, die militärische Ausbildung der gesamten kriegsdiensttauglichen männlichen Bevölkerung an; doch konnte dies Ziel erst nach Verlauf einer Reihe von Jahren einigermaßen und vollständig nur in denjenigen Staaten erreicht werden, die auf die gründliche militärische Ausbildung der Mannschaft verzichteten und deshalb die gesamte diensttaugliche Ersatzmannschaft unter starker Abkürzung der aktiven Dienstzeit im Frieden an den Waffenübungen teilnehmen lassen. Mit dem längern Bestehen der allgemeinen Wehrpflicht gewannen allmählich auch diejenigen Truppenverbände der Heere, die erst bei der Mobilmachung aufgestellt werden und für welche Friedensstämme nicht vorhanden sind, festen Zusammenhalt und wurden deshalb brauchbar zur Verstärkung der Feldarmee. In Preußen war die Landwehr bereits 1866 und in großem Maßstabe während des Deutsch-Französischen Kriegs in diesem Sinne zur Verwendung gelangt, und in Österreich-Ungarn, Frankreich und Italien wird in Zukunft ebenfalls ein nicht unbeträchtlicher Teil der Landwehr, resp. Honved, Territorialarmee und Mobilgarde, zur Verstärkung der Feldarmee dienen. Griechenland, sowie die nach dem Russisch-Türkischen Krieg selbständig gewordenen oder doch durch Gebietserwerb verstärkten griech. Staaten des Balkangebiets vergrößerten ihre Heere und verbesserten gleichzeitig deren Organisation durch Erhöhung der Friedensstärke.

Das Nähere über das Heerwesen der einzelnen Staaten findet sich in deren Spezialartikeln, während die beiden folgenden Tabellen eine vergleichende Übersicht über die Kriegsmacht der europ. Heere in den J. 1859 und 1894 gewähren.

1. Die Kriegsmärkte der europ. Heere zu Beginn des Jahres 1859, nach Waffengattungen.

a) Feld- und Feldreservetruppen. Für angriffsweise Kriegsführung auch außerhalb des eigenen Staatsgebietes verfügbar. (Kopfstärke in Hunderten.)

Staat	Stärke der zum Kampfe bestimmten Truppen, ohne Trains						Stärke, nicht- Streitbare, Verwal- tung, Parks und Trains	Gesamte Bereit- gungs- stärke
	Überhaupt		Infanterie und Jäger	Kavallerie	Feld- und Gebirgs- artillerie	Bato- niere, Pio- niere u. a. Genie- truppen		
	Mann	Feld- und Gebirgs- geschütze						
Österreich	4438	1140	3602	524	223	89	630	5068
Preußen	2956	792	2290	432	189	45	431	3387
Deutscher Bund ¹	1887	416	1529	218	116	24	190	2077
Europäisches Rußland ²	6041	1544	4580	970	366	125	826	6867
Osmanisches Reich ³	1859	636	1453	268	130	8	137	1996
Moldau und Walachei	77	8	64	11	2	—	3	80
Serbien	26	72	10	2	14	—	5	31
Montenegro	—	—	—	—	—	—	—	—
Griechenland	76	24	67	3	4	2	5	81
Sardinien	785	120	665	57	25	11	69	854
übrige ital. Staaten ⁴	780	210	644	75	40	21	77	857
Spanien ⁵	961	228	800	100	52	9	94	1055
Portugal ⁶	271	64	210	40	16	6	28	299
Frankreich ⁷	4380	1098	3644	384	256	96	470	4850
Schweiz	863	200	750	27	68	18	61	924
Belgien	538	150	431	65	32	10	24	562
Niederlande ⁸	422	120	356	36	26	4	18	440
Großbritannien ⁹	773	240	592	94	75	12	79	852
Dänemark ¹⁰	385	144	285	60	38	2	23	408
Norwegen	133	64	115	10	13	—	10	148
Schweden	325	136	246	52	25	2	89	364

b) Besatzungs- und Ersatztruppen. (Kopfstärke in Hunderten.)

Staat	Stärke der zum Kampfe bestimmten Truppen, ohne Trains						Stärke, nicht- Kampfbereite, Verwaltung, Parks und Trains	Gesamte Bereit- stellung
	Überhaupt		Infanterie und Jäger	Kavallerie	Artillerie mit Einschluß der Belagerungs- artillerie	Bato- niere, Pio- niere u. a. Genie- truppen		
	Mann	Feld- geschütze						
Österreich	1906	120	1561	109	171	65	138	2044
Preußen	2206	118	1623	331	213	39	149	2355
Deutscher Bund ¹	1319	16	1148	72	145	17	39	1358
Europäisches Rußland ²	5301	308	4230	621	314	136	230	5531
Osmantisches Reich ³	1430	—	1240	140	42	8	50	1480
Moldau und Walachei	251	—	192	54	2	3	12	263
Serbien	551	60	500	30	13	8	130	681
Montenegro	150	—	150	—	—	—	20	170
Griechenland	45	—	40	3	1	1	2	47
Sardinien	553	40	485	30	30	8	20	573
übrige ital. Staaten ⁴	1059	—	950	20	75	14	27	1086
Spanien ⁵	1011	120	870	33	90	18	68	1079
Portugal ⁶	177	32	127	14	33	3	12	189
Frankreich ⁷	2025	66	1457	198	291	79	491	2516
Schweiz	450	—	400	12	32	6	15	465
Belgien	264	24	196	21	39	8	15	279
Niederlande ⁸	163	8	87	14	57	5	7	170
Großbritannien ⁹	1685	—	1350	175	136	24	134	1819
Dänemark ¹⁰	191	—	160	18	5	8	10	201
Norwegen	90	—	90	—	—	—	2	92
Schweden	796	—	749	38	9	—	20	816

Anmerkungen. ¹ Ohne Österreich, Preußen, Holstein, Lauenburg, Euzemburg und Limburg. — ² Mit Kaukasien. — ³ Ohne Ägypten. — ⁴ Beide Sicilien, Kirchenstaat, Parma, Modena und Toscana. — ⁵ Ohne Kolonialtruppen. — ⁶ Reib-
Wärten, ohne Kolonialtruppen. — ⁷ Mit Euzemburg und Limburg, ohne Kolonialtruppen. — ⁸ Mit den Mittelmeers-
garisouen. — ⁹ Mit Holstein und Lauenburg.

2. Die Kriegsmärkte der europ. Heere um die Mitte des Jahres 1884.
a) Feld- und Feldbeservetruppen. Für angriffsweise Kriegsführung u. s. w.
(Stärke in Hunderten der Mannschaft und Pferde.)

Staat	Stärke der zum Kampfe bestimmten Truppen, ohne Train ¹						Stärke, Nicht- Streitbare, Ver- waltung, Train ² und Train ³		Gesamte Be- satzungsstärke		
	Überhaupt		Infan- terie u. Jäger	Kaval- lerie	Feld- u. Artillerie u. s. w.	Pioniere u. s. w.	Mann	Pferde	Mann	Pferde	
	Mann	Pferde									
Österreich-Ungarn . .	5166	1192	1660	4188	609	514	155	956	700	6422	1892
Deutsches Reich . . .	6191	1003	2010	5152	558	533	218	1143	1421	7631	2424
Europäisches Rußland ¹	11192	2152	3318	11180	1418	974	290	950	800	15142	2952
Osmanisches Reich ² . . .	5940	951	1512	4680	648	504	108	110	90	6050	1041
Rumänien	1056	146	288	840	88	96	32	106	70	1162	216
Serbien	2724	143	384	2000	66	96	62	358	150	2613	293
Montenegro	121	10	48	100	1	12	8	10	5	131	15
Bulgarien	282	30	88	240	12	22	8	78	40	360	70
Griechenland	579	53	120	484	25	40	30	70	60	619	113
Italien	4036	490	1524	3318	198	384	106	650	300	4686	790
Spanien ³	1964	228	460	1680	148	100	36	180	80	2144	308
Portugal ³	922	91	216	810	48	54	10	70	30	992	121
Frankreich ⁴	8996	1097	2838	7510	483	743	260	1300	1027	10296	2124
Schweiz	968	78	262	854	25	71	18	107	60	1075	138
Belgien	591	70	160	480	37	40	14	62	45	653	116
Niederlande ³	331	44	108	270	26	26	9	41	30	372	78
Großbritannien ³	894	147	270	700	100	70	21	250	180	1144	327
Dänemark	305	39	96	260	20	15	10	47	35	352	74
Norwegen	189	28	80	158	12	15	8	27	20	215	48
Schweden	361	47	231	246	50	58	7	63	50	429	147

b) Besatzungs- und Ersatztruppen. (Stärke in Hunderten der Mannschaft und Pferde.)

Staat	Stärke der zum Kampfe bestimmten Truppen, ohne Trains						Stärke, Nicht- Kriegbare, Ver- waltung, Park und Trains		Gesamte Be- satzungsstärke		
	Überhaupt			Infan- terie u. Jäger	Kaval- lerie	Artillerie m. Einsch. d. Besat- zungsar- tillerie	Ponto- niere u. a. Ge- nie-trup	Mann	Pferd	Mann	Pferde
	Mann	Pferde	Feld- geschütze								
Österreich-Ungarn	4160	220	184	3630	165	258	107	250	68	4410	288
Deutsches Reich	6994	605	768	5642	451	766	135	292	98	7286	703
Europäisches Rußland ¹ . .	5107	245	504	3890	227	910	80	280	70	5387	315
Osmanisches Reich ² . . .	2207	301	216	1960	179	72	8	121	20	2328	321
Rumänien	723	32	48	636	67	16	4	40	8	763	40
Serbien	918	—	—	900	—	8	10	20	5	938	5
Montenegro	200	—	—	200	—	—	—	20	5	220	5
Bulgarien	140	13	8	120	12	6	2	20	5	160	18
Griechenland	618	5	12	589	3	15	11	25	5	643	10
Italien	2301	90	266	1874	64	289	74	64	18	2365	108
Spanien ³	1930	77	42	1688	68	114	60	80	20	2010	97
Portugal ³	372	17	24	320	12	38	2	20	5	392	22
Frankreich ⁴	6866	446	456	5485	355	786	240	480	80	7346	526
Schweiz	982	33	81	863	17	90	12	15	3	997	36
Belgien	345	27	21	212	22	98	13	23	4	368	81
Niederlande ³	320	20	12	226	17	71	6	25	5	345	25
Großbritannien ⁶	4241	205	160	3149	167	788	137	136	25	4377	230
Dänemark	182	—	—	117	—	57	8	8	2	190	2
Norwegen	142	2	8	140	—	2	—	8	1	150	3
Schweden	1354	38	—	1300	38	9	7	86	15	1440	53

¹ Annmerkungen. ² Mit Kavallerie. — ³ Ohne Ägypten. — ⁴ Ohne Kolonialtruppen. — ⁵ Rekt. Nigerian, ohne Kolonialtruppen. — ⁶ Mit den Mittelmeergarnisonen.

Die Zahlen beruhen zum Teil auf Schätzung und bieten deshalb nur ein annähernd zutreffendes Bild der wirklichen militärischen Leistungsfähigkeit der Staaten. Die auf Verstärkung der für angriffsweise Kriegsführung verfügbaren Streitkräfte bezüglichen Maßnahmen sind in Rußland und Italien noch im Vollzuge begriffen, und erst im J. 1886

dürfte insbesondere die Kavallerie dieser beiden Staaten in der Stärke, welche die Tabelle 2a angibt, im Felde erscheinen können. In Österreich-Ungarn wird die Feldartillerie wahrscheinlich demnächst um 120 Geschütze verstärkt werden. Die im Deutschen Reich seit 1874 eingetretenen Veränderungen beschränken sich auf eine geringe Vermehrung

der Infanterie, Feldartillerie und Pioniere im J. 1881, sowie auf die Bereitstellung einer Anzahl bereits militärisch einigermaßen vorgebildeter Mannschaften für die erst bei der Mobilmachung aufzustellenden Ersatztruppen der Fußtruppen (Ersatzreserve erster Klasse). Das in der Georgiansation begriffene Heer des Osmanischen Reichs würde die oben angegebene etatsmäßige Kriegsstärke in nächster Zeit noch nicht erreichen können. Alle Landsturmformationen sind bei den Armeen der Großmächte außer Anseh gekommen; in Griechenland, der Schweiz und Serbien bilden dieselben den größten Teil der Besatzungstruppen.

Bestien nennt man einen zuweilen vorkommenden merkwürdigen Zug von vielen Tausenden dicht an- und übereinander kriechender, wenig über 1 cm langer Maden, die manchmal 8 m lang, händebreit und daumenhoch ist und in Gebirgswäldern, besonders dem Thüringervald, bei Oberhof, Eisenach u. s. w. an feuchten Gegenden umherzieht. Nach Berthold sind es die Larven der schwarzen Trauermücke (*Sciara Thomae*), nach Bestien die Larven einer verwandten Mückenart. Solche Larven sollten Krieg, Durchmärsche und ähnliches öffentliches Unglück bedeuten. Ähnlichezüge von Fliegenlarven wurden auch in Nordamerika beobachtet.

Gese (*Saccharomyces cerevisiae* s. *vinii* *Meyen*, *Hormiscium cerevisiae* *Baril.*, *Torula cerevisiae* *Turp.*, *Cryptococcus cerevisiae* *Ktzig.*), eine zu den Ascomyceten gehörende Pilzgattung (Hefenpilz), welche in pflanzlichen, zuckerhaltenden Flüssigkeiten vegetiert und die Eigenschaft besitzt, durch Fermentwirkung Zucker in Alkohol und Kohlensäure zu zerlegen. (S. unter *Fermente* und *Gärung*.) D. s. bildet während ihres Wachstums nie ein Mycelium, sondern besteht stets aus einzelnen, runden Zellen, von denen häufig mehrere aneinander haften, ohne aber miteinander verwachsen zu sein. Die Zellen werden von einer Cellulose-Membran umhüllt, ihr Inhalt besteht aus löblichem Protoplasma, in welchem häufig eine oder mehrere mit Zellsaft gefüllte Vacuolen eingebettet sind. In zuckerigen Flüssigkeiten erfolgt rasch Vermehrung der Zellen durch Knospung. Bei diesem Vorgange verdichtet sich ein Teil des Protoplasmas an einer bestimmten Stelle der Zellwand, der Inhalt der Vacuolen verschwindet und es entsteht, da wo das Protoplasma sich angelegt hat, eine zuerst minimale Ausstülpung an der Membran. Die Ausstülpung füllt sich mit Protoplasma, sie vergrößert sich mehr und mehr, bis sie nach kurzer Zeit die gleiche Größe wie die ursprüngliche Zelle erreicht hat, worauf die Verbindungsstelle beider Zellen sich abschnürt und nunmehr zwei Individuen vorhanden sind, eine Mutterzelle und eine Tochterzelle, die sich wieder auf gleiche Weise vermehren. Erfolgt diese Vermehrung verhältnismäßig langsam, in Flüssigkeiten, deren Wärme nicht über höchstens 10° C. steigt, so bleiben die einzelnen Zellindividuen meist isoliert und lagern sich allmählich am Boden der gärenden Flüssigkeit ab. Bei raschem Wachstum haften die einzelnen Zellen, an der Stelle, wo sie durch Knospung entstanden sind, lose zusammen und bilden Sprossverbände von zwei oder mehreren Individuen, die durch ihre vergrößerte Oberfläche den bei der Gärung entstehenden Kohlensäurebläschen reichliche Gelegenheit zum Anhaften geben und dann von diesen Bläschen an die Oberfläche der Flüssigkeit getrieben werden. Nach diesen Er-

Schneidungen hat man früher zwei verschiedene Hefenarten, Unterhefe und Oberhefe, unterschieden. Beide sind aber auf keine Weise voneinander verschieden, Unterhefe verhält sich in wärmeren Flüssigkeiten wie Oberhefe und umgekehrt.

Etwas verschieden von der Bier- und Brandweinhefe ist die sich im gärenden Moste findende *S.*, doch beschränkt sich die Verschiedenheit der Weinsäure auf äußere Eigenschaften, Größen- und Gestaltverhältnisse. Hiernach sind von Rees in der Weinsäure verschiedene *Saccharomyces*-Arten unterschieden und als *Saccharomyces ellipsoideus*, *S. apiculatus*, *S. Pastorianus*, *S. conglomeratus* benannt.

Das Wachstum und die Vermehrung aller Hefenarten in Flüssigkeiten wird begünstigt durch die Gegenwart von Sauerstoff, d. i. Luft. Doch ist der Zutritt der Luft nicht unbedingt erforderlich, da eine kräftig ernährte H. die Fähigkeit besitzt, den je ihrer Atmung erforderlichen Sauerstoff durch Zersetzung Sauerstoff enthaltender chem. Verbindungen sich anzueignen. In Lösungen von chem. reinem Zucker ruft H. Gärung hervor und vermehrt sich eine kurze Zeit lang, stirbt aber bald ab, häufig ohne die Gärung zu Ende geführt zu haben. Je unter diesen Umständen anfänglich zu beobachtende Vermehrung der Zellen erfolgt unter Verwesung des Materials der übrigen; sobald dieses aber verbraucht ist, hört jedes weitere Wachstum auf, die H. verhungert, weil es ihr an Bildungsmaterial fehlt. Zur Ernährung der H. ist außer der Anwesenheit des Zuckers noch die von löslichen und diffusionsfähigen Eiweißkörpern und von mineralischen Salzen, Kaliumphosphat und Magnesiumsulfat erforderlich; die Eiweißkörper können durch Ammoniumsalze ersetzt werden, jedoch assimilirt die H. den nötigen Stickstoff aus letztern Verbindungen nur schwierig. Das Wachstum der H. beginnt bei Temperaturen von 3—4° C. und setzt sich bei höhern Wärmegraden, bis etwa zur Blutwärme, mit zunehmender Energie fort, während eine weitere Steigerung um wenige Grade zuerst Störung der Vegetation und dann sichern Tod der Pflanze verursacht. Bei Temperaturen unter 3° C. geht die H. in Ruhezustand über, d. h. sie hört auf sich zu vermehren und ist nicht mehr fähig, Gärung hervorzurufen, ohne aber abgestorben zu sein. Gegen extrem niedere Temperaturen ist die H. in diesem Ruhezustand höchst widerstandsfähig.

Der Ruhezustand wird außerdem durch vor-
sichtigen Entzug des Vegetationswassers, durch fri-
williges Austrocknen bei gewöhnlicher Temperatur
hervorgeufen. Die *H.* kann darin längere Zeit
verharren, um dann, in normale Bedingungen ver-
setzt, in Zuderäfte gebracht, zu neuem Wachsthum,
zu neuer Gärthätigkeit zu erwachen. Wasserfest
gemacht, widersteht sie der Einwirkung sehr hoher
Temperaturen, sie verträgt dann eine Wärme von
100° C., ja es werden noch weit höhere Tempera-
turen angegeben, denen man sie ohne Schädigung aus-
setzen kann. Die wachsende *H.* wird durch geringe
Mengen von Chlor, Brom, Jod, schwefliger Säure,
Phenol, Thymol, Salicylsäure getödtet, doch ist sie
gegen letzteres Agens, gegen Salicylsäure, wider-
standsfähiger als andere niedere Pilze. Man kann
daher, durch mäßigen Zusatz von Salicylsäure, in
gärenden Flüssigkeiten die Vegetation fremder Pilze
unterdrücken, ohne die Thätigkeit der *H.* zu hemmen,
während ein größerer Zusatz dieser Säure auch die
H. zum Absterben bringt.

Außer der angegebenen Vermehrung durch Knospung hat die H. noch eine andere Art der Fortpflanzung, durch welche ihr der Platz im botan. System bei den Ascomyceten angewiesen ist. Bringt man kräftig vegetierende H. auf ein zu ihrer Ernährung geeignetes Substrat, z. B. auf eine Möhrenscheibe, und setzt sie frei dem Zutritt der Luft aus, so hört nach einiger Zeit die Knospung auf, die einzelnen Zellen vergrößern sich, die im Protoplasma vorhandenen Vacuolen verschwinden, das Protoplasma ballt sich an einzelnen Stellen zusammen und bildet in der Zelle zwei, drei oder vier deutlich voneinander geforderte Klumpen. Letztere überziehen sich alsbald mit einer Cellulose-Membran und werden damit zu eigenen Zellen, zu Sporen, zu Schlauchsporen oder Ascosporen, welche von der ursprünglichen Zellmembran, die dadurch zum Sporenschlauch geworden ist, umhüllt sind. Kommen diese Sporen mit dem Schlauch in gährungsfähige Flüssigkeiten, so wird die Hülle zerprengt, die Sporen vergrößern sich und beginnen sofort durch Knospung sich zu vermehren.

Hefe, zum Baden, f. Presshefe.

Hefele (Karl Jos. von), Bischof von Rottenburg und hervorragender latth. Kirchenhistoriker, geb. 15. März 1809 zu Untertöden im Oberamt Aalen in Württemberg, ward auf den Schulen zu Gmüngen und Ehingen vorgebildet, studierte alsdann zu Tübingen, wurde 1834 Repetent am theol. Konvikt, 1836 Privatdocent, 1840 ord. Professor der Kirchengeschichte und christl. Archäologie an der latth.-theol. Fakultät der Universität Tübingen. Außer einer Ausgabe der Werke der »apokalyptischen Älter« (1. Aufl., Tüb. 1856) und der »Chrysostomus. Werke« (3. Aufl., Tüb. 1857), einer Auswahl der Homilien des Chrysostomus in deutscher Übersetzung, veröffentlichte er: »Die Einführung des Christentums im südwestl. Deutschland« (Tüb. 1837), »Der Kardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens im 15. Jahrh.« (2. Aufl., Tüb. 1851), »Beiträge zur Kirchengeschichte, Archäologie und Liturgik« (2 Bde., Tüb. 1864—65). Das Hauptwerk aber ist die »Monistien-Geschichte« (7 Bde., Freiburg 1855—71; 2. Aufl. 1873 f.), eine Geschichte sämtlicher Synoden bis zu der von Basel (1311). Im J. 1868 wurde H. vom Papst nach Rom berufen, um an der Vorbereitung des Vatikanischen Konzils mitzuwirken. Im J. 1869 zum Bischof von Rottenburg ernannt, gehörte H. aus dem Konzil zu den entschiedensten und einflussreichsten Mitgliedern der Opposition. Der Widerspruch gegen die päpstliche Unfehlbarkeit wurde besonders genährt durch seinen Nachweis, daß Papst Honorius I. auf dem sechsten allgemeinen Konzil (681) zu Konstantinopel als Ketzer verurteilt wurde. Vgl. die Schriften: »Honorius und das sechste allgemeine Konzil« (Tüb. 1870), »Die Honorius-Frage« (aus dem Lateinischen von Rump, Münster 1870). Mit der Mehrzahl der oppositionellen Bischöfe verließ auch H. nach Unterzeichnung eines Protestes gegen Proklamierung des neuen Dogmas Rom und lehrte nach Rottenburg zurück. Doch veränderte auch H. in einem Hirtenbriefe (1871) das neue Dogma.

Hefepilz, f. unter Hefe.

Hefepulver s. Hefepulver (f. d.).

Hefner (Aug. Wilh.), namhafter Rechtslehrer, geb. 30. April 1796 zu Schweinich im ehemaligen sächs. Kurkreis, studierte in Leipzig und wurde 1820 Assessor bei dem Appellationshofe in Köln.

Das Werk »Athenaische Gerichtsverfassung« (Köln 1822) veranlaßte seine Berufung an die Universität Bonn. Seitdem wirkte er als ord. Professor in der jurist. Fakultät über sechs Jahre in Bonn, drei Jahre in Halle und seit 1833 in Berlin. Seine Hauptwerke sind: »Institutionen des röm. und deutschen Civilprozesses« (Bonn 1825), »System des Civilprozeßrechts« (2. Ausg., Bonn 1843), ferner »Das europ. Völkerrecht der Gegenwart« (7. Aufl., bearb. von Gefflen, Berl. 1881; in franz. Übersetzung von Bergson, 4. Aufl., Berl. 1883), »Lehrbuch des gemeinen deutschen Strafrechts« (6. Aufl., Braunsch. 1857), »Die Sonderrechte der souveränen und mediatisierten Häuser Deutschlands« (Berl. 1871). Weiter sind aufzuführen: »Gaii institutionum commentarius IV.« (Berl. 1830), »Die Erbsolgerechte der Mantelkinder, Kinder aus Gewissenssehen u. f. m.« (Berl. 1836), »Civilprozeß im Gebiet des Allgemeinen Landrechts für Preußen« (Berl. 1856), desgleichen mehrere, zum Teil anonym erschienene publizistische Schriften, wie »Das Recht Kurfürstens auf die Verlassenschaft des Landgrafen zu Hessen-Rotenburg« (Berl. 1835), »Der gegenwärtige Grenzstreit zwischen Staats- und Kirchengewalt« (Halle 1839). In den J. 1819—52 war er Mitglied der Ersten Kammer, seit 1861 Kronsenator und damit lebenslangliches Mitglied des Herrenhauses. Im J. 1846 wurde H. Obertribunalsrat, als welcher er 1868 in den Ruhestand trat. Er starb 5. Jan. 1880.

Hefner (Mor. Wilh.), Historiker und Philosoph, Bruder des vorigen, geb. 7. Okt. 1792 zu Schweinich bei Torgau, war Lehrer am Gymnasium zu Torgau und wurde 1831 Direktor, 1839 Professor am Gymnasium zu Brandenburg. Er starb zu Brandenburg 8. Juli 1873. H. schrieb: »Die Götterdienste auf Rhodos« (3 Hefte, Jertzst 1827—33), »Geschichte der Stadt Brandenburg« (Potsd. 1840), »Der Weltkampf der Slaven und Deutschen« (Hamb. u. Gotha 1847), »Die Mythologie der Griechen und Römer« (2. Aufl., Potsd. 1848), »Geschichte des Klosters Lehnin« (Brandenb. 1851), »Geschichte der lat. Sprache« (Brandenb. 1852; Zusätze 1855).

Hefner-Altened (Jal. Heint. von), ausgezeichnete Kultur- und Kunsthistoriker, geb. 20. Mai 1811 zu Aschaffenburg, erhielt eine wesentlich künstlerische Erziehung und ergab sich dann einem eifrigen Studium der Kunstgeschichte, insbesondere der des Mittelalters. Im J. 1835 erhielt er den Titel als Professor der Zeichnungskunde; 1853 zum Konservator der vereinigten Kunstsammlungen zu München ernannt, erhielt er 1863 die Stellung eines Konservators des königl. Kupferstich- und Zeichnungslabinetts und wurde 1868 Generalkonservator der Kunstdenkmale Bayerns und Direktor des Bayerischen Nationalmuseums. Von seinen kunsthistor. Arbeiten sind zu nennen: »Trachten des christl. Mittelalters nach gleichzeitigen Kunstdenkmälern« (3 Abteil., Mannh. 1840—54), im Verein mit Weyer »Kunstwerke und Gerätschaften des Mittelalters und der Renaissance« (Frankf. a. M. 1848), »Hans Burgkmairers Turnierbuch nach Maximilian I. Anordnung« (Frankf. a. M. 1853), »Die Burg Lauenberg und ihre Ausgrabungen« (Frankf. a. M. 1850), »Eisenwerke oder Ornamentik der Schmiedekunst des Mittelalters und der Renaissance« (14 Vgn., Frankf. a. M. 1861—71), »Entwürfe deutscher Meister für Prachtbauten der Könige von Frankreich« (Münch. 1865), »Die Kunstammer des

Kärsten Karl Anton von Hohenzollern (Münch. 1866—73 [a.]), „Ornamente aller Meister“ (Münch. 1871 [a.]). Außerdem „Trachten, Kunstwerke und Gerätschaften vom frühen Mittelalter bis Ende des 18. Jahrh.“ (2. Aufl. der beiden zuerst genannten Werke, Frankf. a. M. 1879 [a.]), „Ornamente der Holzsulptur von 1450 bis 1820 aus dem bayr. Nationalmuseum“ (Frankf. a. M. 1881).

Hefner-Altened (Friedrich von), Sohn des vorigen, geb. 27. April 1845 zu Aschaffenburg, arbeitete in Werkstätten und besuchte die Hochschulen in München und Zürich. Seit 1868 bei der Telegraphenbauanstalt von Siemens u. Halske in Berlin als Konstrukteur und Oberingenieur thätig, ist er der Urheber vieler aus dieser Firma hervorgegangenen berühmten gewordenen Erfindungen. Die hervorragendsten derselben sind: der sog. Trommelinduktor für dynamoelektrische Maschinen, welcher viele Nachahmungen (neuerdings auch in der Edison-Maschine) gefunden hat (s. Elektrische Maschinen); die Wechselstrommaschine mit rotierenden Spulen ohne Eisenkerne; mehrere elektrische Lampenkonstruktionen, darunter vornehmlich die sog. Differentiallampe, durch welche die Teilung des elektrischen Lichtes ohne Anwendung der Jablochoff'schen Kerze zuerst praktisch ermöglicht wurde (s. Elektrische Lampen).

Besteisen (fr. pontil, engl. panty-rod), stabförmiges Werkzeug des Glasmachers, mittels dessen das Arbeitsstück in der gewünschten Lage festgehalten wird. (S. unter Glas, Bd. VII, S. 80^a).

Bestlade (fr. console, engl. sewing-press), ein rahmenartiges Gestell, dessen sich die Buchbinder zum Aufspannen der Schnüre bedienen, mittels welcher die einzelnen Bogen eines Buchs, in der richtigen Reihenfolge übereinander liegend, gefestigt werden. (S. unter Buchbinderkunst, Bd. III, S. 651^a).

Bestpflaster, s. unter Bleipflaster.

Hegar (Alfred), namhafter Arzt und Kliniker, geb. 6. Jan. 1830 zu Darmstadt, widmete sich in Heidelberg, Berlin und Gießen dem Studium der Medizin, ließ sich 1852 als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder und folgte 1864 einem Ruf als ord. Professor der Gynäkologie und Direktor der gynäkologischen Klinik an die Universität Freiburg i. Br., in welcher Stellung er sich wesentliche Verdienste namentlich um die operative Gynäkologie erwarb. Außer zahlreichen Journalaufsätzen veröffentlichte er im Verein mit Kaltendach: „Operative Gynäkologie“ (2. Aufl., Stuttg. 1881), ferner „Die Castration der Frauen vom physiol. und chirurgischen Standpunkt aus“ (Lpz. 1878), „Ignaz Philipp Semmelweis, sein Leben und seine Lehre“ (Freiburg 1882).

Hegau, Landschaft im südl. Schwaben, zwischen dem Bodensee, dem Rhein und der Donau, jetzt größtenteils zu Baden gehörig, mit vielen Burgruinen, wie Hohenlöwen, Hohenstoseln, Hohensträßen, Hohenwilt u. s. w.

Hegel (Georg Wilh. Friedr.), einer der einflussreichsten Philosophen der neuern Zeit, geb. 27. Aug. 1770 zu Stuttgart, wurde teils durch Privatlehrer, teils auf dem dortigen Gymnasium für die Universität vorbereitet und widmete sich dann in dem theol. Stift zu Tübingen 1788—93 dem theol. und philos. Studium. In das Studium der Philosophie wurde er teils durch die Alten, teils durch die Kant'schen Schriften eingeführt. Nachdem er

seine Studien durch das theol. Kandidatencurriculum abgeschlossen, lebte er als Hauslehrer in Bern (1793—96), dann in Frankfurt a. M. (1797—1800). Diese Zeit war für seine Entwicklung einflussreich durch histor. und polit. Studien. Allmählich jedoch wurde die Philosophie, die damals nach einer kurzen Alleinherrschaft des Kant'schen Kriticismus einen raschen Umschwung durch Fichte und Schelling erfahren hatte, immer entschiedener der Mittelpunkt seiner Arbeiten. Die ersten Entwürfe eines Systems der Philosophie fallen noch in die Zeit seines Aufenthalts in Frankfurt. Anfang 1801 ging H. nach Jena, um sich als Dozent der Philosophie zu habilitieren. Er that dies, nachdem er vorher „Über die Differenz des Fichte'schen und Schelling'schen Systems“ (Jena 1801) geschrieben hatte, mit der Abhandlung „De orbitis planetarum“ (Jena 1801) und gab bald darauf mit Schelling, mit dem er schon im Tübingen Stift eine vertraute Bekanntschaft geschlossen und mit dessen philos. Ansichten er sympathisierte, das „Kritische Journal der Philosophie“ (Tab. 1802) heraus. In jenem Buche sowie in den diesem Journal einverleibten Aufsätzen: „Glauben und Wissen“ u. s. w., läßt H. schon eine entschiedene Selbstständigkeit gegen über den nächst vorhergegangenen Systemen erkennen. In den folgenden Jahren arbeitete er die „Phänomenologie des Geistes“ aus, welche damals als der erste Teil des „Systems der Wissenschaft“ (Bamb. 1807) erschien. In diesem, H.'s Eigentümlichkeit am fruchtbarsten darstellenden Werke, welches er selbst seine Endbedeutung nannte, suchte er nachzuweisen, wie das Subjekt von der Unmittelbarkeit des gemeinen Bewußtseins allmählich auf den Standpunkt des spekulativen Denkens oder der Philosophie fortgetrieben werde, und entwickelte dabei zum ersten mal die ihm eigentümliche dialektische Methode. Er war 1806 außerord. Professor der Philosophie in Jena geworden, ging aber noch in demselben Jahre, nachdem die Schlacht von Jena alle dortigen Verhältnisse geändert, auf Riethammers Veranlassung nach Bamberg und redigierte daselbst einige Zeit eine polit. Zeitung, bis er im Herbst 1808 zum Rektor des Gymnasiums zu Nürnberg und zum Professor der philos. Vorbereitungswissenschaften ernannt wurde. Hier arbeitete er seine „Wissenschaft der Logik“ (3 Bde., Nürnberg. 1812—16) aus. Im Herbst 1816 wurde er durch Daub's Vermittelung als Professor der Philosophie nach Heidelberg berufen, wo er seine „Encyclopädie der philos. Wissenschaften“ (Heidelb. 1817; 3. Aufl. 1830) herausgab. Schon 1818 jedoch folgte er dem Rufe nach Berlin als Professor der Philosophie an Fichte's Stelle. Gleich anfangs fand er hier viele Zuhörer, und Männer aus allen Ständen besuchten seine Vorträge. Überhaupt begann erit mit seiner Übersiedelung nach Berlin, wo er auch die „Grundlinien der Philosophie des Rechts, oder Naturrecht und Staatswissenschaft“ (Berl. 1821) herausgab, seine Philosophie in Deutschland und namentlich in Preußen Epoche zu machen. Die 1827 im Gemeinshaft mit seinen Anhängern gegründeten „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“ wurden ein wirksames Organ für die Verbreitung seiner Lehre, und die Gunst des Ministers von Altenstein sicherte dieser Lehre zugleich eine große Anzahl akademischer Lehrstühle auf den preuß. Universitäten. So stand H. im Mittelpunkte einer zahlreichen Schule und war mit einer neuen Ausgabe

seiner „Logik“ beschäftigt, als ihn die Cholera 14. Nov. 1831 wegraffte. Bgl. Rosenkranz, „H. S. Leben“ (Berl. 1844). Kurze Zeit nach seinem Tode vereinigten sich mehrere seiner Schüler zu einer Gesamtausgabe seiner Werke (18 Bde., Berl. 1832–41), unter die auch seine Vorlesungen über die Religionsphilosophie, Ästhetik, Philosophie der Geschichte und Geschichte der Philosophie aufgenommen wurden. In Veranlassung der Jubiläumsfeier wurde ihm 1870 zu Berlin seitens der Universität ein Denkmal (von Bläser) errichtet.

Das Verhältnis der Hegelschen Philosophie zu den unmittelbar vorhergehenden Systemen ist dadurch bezeichnet, daß H. die Voraussetzung einer absoluten Identität zwischen dem Wissen und dem Sein, dem Gedanken und der Wirklichkeit, dem Subjektiven und Objektiven aus der Schellingschen Identitätsphilosophie sich aneignete. Aber er sagte sich frühzeitig von der Art und Weise Schellings los, diese Identität samt ihren innern Gegensätzen durch das Medium einer bloßen intellektuellen Anschauung zu betrachten, ging vielmehr auf die Methode der transscendentalen Logik Kants zurück, und zwar in einer ähnlichen Weise, wie hierzu bereits in der debutirten Methode der Fichteschen Wissenschaftslehre der Anfang gemacht worden war. Ist nämlich die Ordnung und Verknüpfung unserer Gedanken die Ordnung und Verknüpfung der Dinge selbst untereinander, wie die Kantsche Kritik lehrt, so muß die allgemeine Form im Laufe des objektiven Geschehens mit der Form in der Entwicklung unserer Gedanken a priori genau übereinstimmen und umgekehrt. Die allgemeinste Form dessen, was da erscheint, ist aber das Werden; alles werdende erscheint als ein solches, welches zugleich ist und nicht ist, was es ist. Indem es ein anderes wird, negiert es sich, und diese immanente Negation, durch welche es sich dauernd erhält und durch immer neue Gestalten sein Dasein bereichert, erscheint als sein Wesen. Auf diese Weise erklärt H. die „immanente Negativität“ für die Form und den Ausdruck eines Denkens, dessen Bewegungen, mit dem Prozesse des Werdens identisch ihm vollkommen korrespondieren. Die dialektische Methode ist daher nach ihm ein mit dem Prozesse der Sache selbst identischer Prozeß des Denkens, welcher durch Auflösung jedes Begriffs in sein eigenes Gegenteil und die dadurch vermittelte Erhebung desselben zu einem reichern Inhalt sich zum absoluten Wissen fortarbeitet. Das System der Philosophie gliedert sich in drei große Gedankenkreise. Der erste Teil ist die Logik, als die Wissenschaft der Idee an sich, die in die Lehre vom Sein, als dem Unmittelbaren und Voraussetzungslosen, vom Wesen, als der Reflexion und der Vermittelung der Idee mit sich, und dem Begriff oder der Idee, als der Mächtigsten des Begriffs in sich, zerfällt. Der zu sich selbst gekommene Begriff geht in sein Gegenteil, die Natur, über. Innerhalb der Naturphilosophie, als des zweiten Haupttheils, bezeichnen dann der mechan., der physik. und der organische Prozeß die drei allgemeinsten Stufen oder Momente. Aber die Idee faßt sich endlich aus ihrer Entfremdung in der Natur wieder zusammen, kommt als Geist zu sich, wird „an und für sich“, was sie in der Logik „an sich“ und in der Natur „außer sich“ war, und die Darlegung der Momente, durch welche dies geschieht, ist die Philosophie des Geistes, der sich von

den Stufen des subjektiven durch die des objektiven zu denen des absoluten Geistes erhebt. Während hier die anthropol. und psychol. Erscheinungen dem Gebiete des subjektiven, die rechtlichen und sittlichen Begriffe dem des objektiven untergeordnet werden, bezeichnen die Kunst, die Religion und die Philosophie die Momente des absoluten Geistes.

Die H.sche Philosophie charakterisirt sich demnach erstlich durch ihr Prinzip, als dem positiven Begriff des Geistes, im Gegensatz zu der vagen Schellingschen Indifferenz des Subjektiven und Objektiven; zweitens durch ihre Methode der Dialektik, welche Kant bereits in den Antinomien seiner Vernunftkritik in negativer Weise handhabte, H. aber in positiver Weise durchführte. H. nimmt hierdurch in der Geschichte der Logik die Stellung ein, das durch Kant eingeleitete Verhältnis eines unvertrennlichen Zueinanderstehens von Logik und Metaphysik zur Ausführung gebracht und dadurch sämtliche Denkgesetze, Kategorien, Begriffsformen und Methoden in ein allgemeines System vereinigt zu haben, in welchem zugleich jeder einzelne Zweig des Wissens aus allen Erfahrungsbereichen seine Stelle findet, sodas ihm hier sein Umfang, seine Grenze, sein Wert, seine Bedeutung, seine Methode und sein Zusammenhang mit allen übrigen Zweigen des Wissens bestimmt und bewiesen wird. Durch einen so großartig gedachten encyclopädischen Plan war es hauptsächlich, daß die H.sche Philosophie vor allen übrigen mit ihr wetteifernden Schulsystemen ihr Übergewicht gewann. In diesem encyclopädischen Plane hielt daher auch anfangs die Schule streng fest, wobei sie die Anwendung der dialektischen Methode auf die Zweige einzelner Disciplinen mit emsiger Beschäftigung fortsetzte. So wurde die Psychologie als die Wissenschaft des subjektiven Geistes zunächst von Rosenkranz, dann von Erdmann und Schaller gefördert. In der Jurisprudenz war es Gans, der das ewige Recht der praktischen Vernunft gegen die histor. Schule vertrat und das Erbrecht in seiner weltanschaulichen Ausbildung entwickelte. Die Moral bereicherte Niebuhr; die Ästhetik und Kunstgeschichte wurden von Hinrichs, Goßz, Rosenkranz, Wischer, Augs, Schnaase betrieben. Am lebhaftesten wurde die Bewegung in der Metaphysikphilosophie durch die Mittelwissenschaft, in welche sich die Theologie ergoß, lebendig gehalten. Wie Kant, Achse und Schelling gethan, so suchte auch H., und mit ihm Taub, Platenhain, Rosenkranz, Göpfel, Baste u. a., den ewigen Vernunftgehalt des Christentums in seinen histor. und symbolischen Formen nachzuweisen. Aber mit diesem Streben zerbrach die H.sche Schule durch den Streit über die Christologie, den vornehmlich Strauss durch sein „Leben Jesu“ (1835) anregte und durch seine „Christl. Glaubenslehre“ (1840) nährte. Es bildete sich eine supranaturalistische, eine rationalistische und eine vernünftige rationalistische Fraktion, die man die Rechte, die Linke und das Centrum der H.schen Schule zu nennen pflegte. Für die Geschichte der Philosophie, in der H. selbst als ein wahrhaftes Genie viel geleistet, in seine Schule in Feuerbach, Schwegler, Feder, Erdmann, Runo Rißer vornehmlich thätig gewesen. Die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“ (1827–37 durch Henning redigiert) galten gewissermaßen als das Organ der Orthodorie der H.schen Doktrin bis 1841, wo Schelling nach Berlin kam.

Das Bedürfnis, den gleichsam häretischen Ansichten der jüngeren Hegelianer einen ungehürten Ausdruck zu ermöglichen, hatte indessen Ruge und Eckermeyer schon 1838 veranlaßt, die »Halleischen Jahrbücher« zu gründen. Infolge der löbner Streitigkeiten gerieten die Junghegelianer mit Leo in Kampf, der sie des Atheismus anklagte. Schubart und andere gesellten zu dieser Anklage die der Revolution. So ward die H.sche Philosophie, die zu Lebzeiten H.s für kirchlich und politisch konservativ gegolten, als destruktiv verurteilt. Ruge verlegte seine Zeitschrift von Halle nach Leipzig und nannte sie »Deutsche Jahrbücher«, die aber 1847 ebenfalls dem Verbot erlagen. Seit dieser Zeit hat der H.sche Denkweg sich in einer freieren Weise als früher weiter entwickelt, nämlich in Gestalt einer fortgesetzten Arbeit auf den Grundlagen der kantischen Kritik und der Fichteschen Wissenschaftslehre, indem einerseits bedeutende Repräsentanten der Schule sich erhebliche Abweichungen im System erlaubten, wie A. Werder in seiner »Logik« (Berl. 1841), Rosenkranz in seiner »Wissenschaft der logischen Idee« (2. Aufl., Königsb. 1858—59), Runo Fischer in seiner »Logik und Metaphysik oder Wissenschaftslehre« (Stuttg. 1852; 2. Aufl. 1865); andererseits Männer von entgegengesetzten Weltansichten, wie J. H. Fichte, Weiße, R. Ph. Fischer, Chalchbäus, Wirth, Ulrici, Carriere, sich der dialektischen Methode bei ihren Arbeiten bedienten und dadurch von seiten der strengen Schulanhänger sich den Namen der Pseudo-Hegelianer zuzogen. Während nun diese nicht unbedeutende Schaar von außen her zur Anfrischung und Erneuerung der Schule in dieselbe einrückte und sich gleichsam gewaltiam darin Quartier erbat, reinigte sich die Schule von innen her dadurch, daß ihre in Materialismus auslaufenden Zweige (Feuerbach, Molischott, Noack) förmlich sich von ihr trennten. Dagegen hat sich die Schule der strengen Objektivität seit 1860 in der philos. Zeitschrift »Der Gedanke, Organ der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin« (herausg. von Michelet) ein Werkzeug ihres festen Bestandes und Einverständnisses gegründet.

Im Auslande hat sich das Studium der H.schen Philosophie mehr und mehr verbreitet. In Frankreich hat Cousin so lange für sie gewirkt, bis er nach H.s Tode zu Schelling übertrat und von hier ab dessen Polemik teilte. Diese Polemik blieb in Frankreich vorherrschend, bis man neuerdings (seit Vinard) ein selbständigeres und eindringenderes Studium H.s vornahm, welches sich sowol in Übersetzungen der H.schen Werke als in raisonnierenden Darstellungen ihres Inhalts bekundete. Wärmere Anhänger fand das H.sche System in Dänemark (Heiberg, Martensen), Schweden und Finnland (Snellmann, Tengström, Bring), Norwegen (Monrad). Später drang das Studium H.s nach Italien, wo es durch Dejanctis, den Rechtsphilosophen Salvetti, den Ästhetiker Trani und ganz besonders durch Vera vertreten ist, und in neuerer Zeit nach England, wo es, durch Hutchison Stirling (»The secret of It.«, 2 Bde., Lond. 1865) eingeführt, namentlich auf dem Gebiete der Ethik zahlreiche Anhänger gefunden hat.

Hgl. Haym, »H. und seine Zeit« (Berl. 1857); Rößlin, »H. in philos., polit. und nationaler Beziehung« (Tab. 1870); Rosenkranz, »H. als deutscher Nationalphilosoph« (Berl. 1870).

Hegel (Karl), namhafter Geschichtsforscher, älterer Sohn des vorigen, geb. 7. Juni 1813 zu Nürnberg, besuchte das französische Gymnasium zu Berlin, studierte in Berlin und Heidelberg Philosophie, Philologie und Theologie, war dann Hilfslehrer am Köllnischen Gymnasium zu Berlin, erhielt 1841 einen Ruf als außerord. Professor der Geschichte nach Rostock, wurde daselbst 1849 zum ord. Professor ernannt und ging in gleicher Eigenschaft 1856 nach Erlangen. H.s Hauptwerk ist: »Geschichte der Städteverfassung von Italien« (2 Bde., Pp. 1847). Außerdem leitet er die Herausgabe der »Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrh.« (Bd. 1—18, Pp. 1862—82). Ferner veröffentlichte er die hist. Monographien: »Geschichte der medlenb. Landstände bis zum J. 1555« (Rost. 1856), »Die Ordnungen der Gerechtigkeit in der florentin. Republik« (Erlangen 1867) und »Die Chronik des Dino Compagni« (Pp. 1875).

Hegel (Immanuel), hervorragender Führer der konservativ-kirchlichen Partei in Preußen, jüngerer Sohn des Philosophen H., geb. 24. Sept. 1814 in Nürnberg, besuchte in Berlin das französische Gymnasium und studierte auf den Universitäten Berlin, München und Heidelberg vier Jahre Philosophie, Jurisprudenz und Staatswissenschaften. Im J. 1836 trat er in den preuß. Staatsdienst, war seit 1842 als Regierungsrat bei der Regierung in Magdeburg beschäftigt und wurde 1844 in das neuerrichtete Handelsamt in Berlin als Hilfsarbeiter berufen. In dieser Stellung gründete er mit Telbrück das »Handelsarchiv« und besorgte mit ihm die beiden ersten Jahrgänge. Im April 1848 wurde er dem neugebildeten Handelsministerium überwiesen und im Juli 1848 in das Bureau des Staatsministeriums berufen. Hier blieb er bis 1865 und wurde 1849 zum Regierungsrat, 1853 zum Geh. Regierungsrat und vertragenden Rat und 1859 zum Geh. Oberregierungsrat befördert. H. war 1853—58 Kurator des »Preuß. Staatsanzeigers« und des litterarischen Bureau im Staatsministerium. Im J. 1858 wurde er Kurator des Staatsarchivs und vortragender Rat bei der Verwaltung des Staatsarchivs, 1861 Mitglied der Ober-Examinationskommission für das Fach der Nationalökonomie und des Finanzwesens. Aus allen diesen Stellungen schied er infolge seiner Ernennung zum Präsidenten des Konsistoriums der Provinz Brandenburg, welches Amt er 1. Febr. 1865 antrat.

Hegemeister, früher gebräuchlicher Titel für untere Forstbeamte verschiedenen Wirkungskreises.

Hegemone, eine der beiden in Athen verehrten Chariten, s. unter Grazien.

Hegemonie (grch.), eigentlich Oberbefehl oder Obergewalt, nannte man in Griechenland namentlich die diplomatische und militärische Führung, die einem einzelnen Staate wegen seiner Machtjälle, Tapferkeit und Kriegserfahrung seiner Bürger von einer Anzahl anderer Gemeinden eingeräumt wurde. Zuerst trat Sparta, nachdem es seit der Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. der Vorort der peloponnes. Staaten geworden war, zur Zeit der Perserkriege an die Spitze von Hellas, indem damals die meisten griech. Staaten seiner Führerschaft sich unterordneten. Doch entstanden bald Spaltungen in dieser Verbindung. Sparta geriet seit 461 in Konflikt mit dem seemächtigen Athen, welches selbst seit 476 an der Spitze eines großen Zueilbundes stand, und

nun den Spartanern überall als ebenbürtige Macht die Spitze bot. Erst als die Macht Athens im Peloponnesischen Kriege gebrochen war (404), konnten die Spartaner ihr früheres Übergewicht wiedererlangen. Unter Epaminondas' Führung machte hernach Theben, welches Sparta in der Schlacht bei Leuttra (371 v. Chr.) demütigte, eine Zeit lang mit Erfolg den Versuch, die H. an sich zu ziehen. Nach Epaminondas' Tode riß dann bei dem unaufhörlichen innern Hader der Griechen König Philipp von Macedonien als Sieger in der Schlacht bei Chäronea (338 v. Chr.) die H. an sich.

Hegensäure, die Säure der Ruffobolmen (s. d.).

Heger (Franz), Architekt, geb. 5. Jan. 1792 zu Worms, bildete sich in Darmstadt und Karlsruhe unter Moller und Weinbrenner und bereiste 1817—21 Italien, Griechenland und Frankreich. Hierauf ließ er sich in Darmstadt nieder, wo er 2. Mai 1836 als hess. Baurat starb. Unter seinen Gebäuden sind die Kasernen in Darmstadt, unter seinen Publikationen die «Entwürfe ausgeführter und zur Ausführung bestimmter Gebäude» (mit Moller, Darmstadt 1825—30) hervorzuheben.

Hegerer oder **Hegerer**, ehemals auch «reitender Förster» genannt, unterer Beamter für Forst- und Jagdschulz, später eine Art Forstaufscher, dem besonders Pflege und Schutz der Jagd obliegt, weniger forstwirtschaftliche Thätigkeit. Dieser Titel verschwindet in neuerer Zeit allmählich.

Hegergut, im Braunschwiegischen Bezeichnung gewisser Bauergüter; Hegermänner heißen die Bauern, Hegerherren die Gutsherren. Für ihre Rechtsverhältnisse bestand ein Hegergericht und besondere Beistümer (Hegerrecht).

Hegeshad, griech. Philosoph, einer der spätern Cyrenäer, welcher dadurch bekannt ist, daß er auf Grund der Lusttheorie zu dem Resultat gelangte, das höchste Gut, die vollkommene, dauernde Lust, sei, weil sie nicht vom Wlenigen allein, sondern von dem unbedenkbaren Geschick abhängt, nicht erreichbar, und es sei deshalb besser, aus dem Leben freiwillig zu scheiden. Nihilismus und Empfehlung des Selbstmordes erscheinen so als Konsequenzen des Hedonismus. Da er, besonders in Alexandria, mit dieser Lehre großen, auch praktischen Erfolg hatte, so erhielt er den Beinamen *πυροδότης*, d. h. «der zum Sterben Überredende».

Hegessippos von Sinion, Parteigenosse des Demosthenes, wird zuerst 364 v. Chr. als öffentlicher Redner genannt, und bekämpfte mit Eifer die Politik Philipps und der macedon. Partei in Athen selbst; letztere hing ihm daher den von der Komödie wider ihn aufgedachten Spikamen «*στρογίλος*» an (d. h. Haarbusch, wegen seiner wohlgepflegten Haare). Er überlebte noch das Jahr 345 v. Chr. Eine seiner Reden (die 342 v. Chr. gehalten wurde «über Helonnesien») ist unter den Werken des Demosthenes erhalten. Vgl. H. Schäfer, «Demosthenes und seine Zeit» (Lpz. 1856).

Hegessippos, Kirchenschriftsteller aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrh., schrieb fünf Bücher unter dem Titel «Aufzeichnungen» (*ὑπομνήματα*), welche gegen die Gnostiker gerichtet waren und ihnen gegenüber die Einheit und Wahrheit der in den Apostelkirchen erhaltenen und durch die bischöfliche Exeeseion fortgepflanzten Lehrüberlieferung darthun sollten. Von der Schrift sind leider nur Fragmente erhalten, die aber durch die darin mitgeteil-

ten Traditionen für die älteste Kirchengeschichte sehr wichtig sind. H. war vermutlich jüdischer Abkunft, mit Unrecht aber hat man ihn zum Vertreter jüdischer Grundsätze gestempelt. Vgl. Dannreuther, «Du témoignage d'Hégésippe sur l'église chrétienne aux deux premiers siècles» (Nancy 1878).

Hegetsch., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hegetschweiler.

Hegetschweiler (Johs.), schweiz. Botaniker, geb. 11. Dez. 1789 zu Rüschsvil im Kanton Zürich, ließ sich 1814 zu Stafa als Arzt nieder und wurde 1831 Mitglied des neuen Regierungsrats des Kantons Zürich. Infolge dessen nach Zürich übergesiedelt, wirkte H. daselbst eifrig bei Gründung der Universität, als Präsident des Sanitätsrats und der Forstkommission und besonders bei der Anlage des neuen botan. Gartens. Er starb an einer Verwundung, die er in dem Gefecht zu Zürich 6. Sept. 1839 erhielt, an demselben Tage. H. veröffentlichte «Reisen in den Gebirgsstock zwischen Olarus und Graubünden» (Zür. 1825), «Beiträge zu einer kritischen Aufzählung der Schweizerpflanzen» (Zür. 1831), «Flora der Schweiz» (4 Bgn., Zür. 1838—40, fortgesetzt von D. Beer).

Hegelwisch (Dietr. Herm.), verdienter deutscher Geschichtsforscher, geb. 15. Dez. 1740 zu Quadenbrück im Osnabrückchen, studierte Theologie in Göttingen, war dann bis 1775 Hofmeister bei dem dan. Konsul Grafen Schimmelmann in Hamburg, wo er hierauf bis 1780 privatisierte und die «Geschichte Karls d. Gr.» (Lpz. 1772) und die «Geschichte der fränk. Monarchie» (Hamb. 1779) schrieb. Im J. 1780 kam er als Professor der Geschichte nach Kiel, wo er 1782 die ord. Professur der Geschichte erhielt, 1805 zum Staatsrat ernannt wurde und 4. April 1812 starb. Unter seinen zahlreichen Schriften sind noch hervorzuheben: «Geschichte der Deutschen von Konrad I. bis Heinrich II.» (Hamb. 1781), «Geschichte der Regierung Kaiser Maximilian I.» (2 Bde., Hamb. 1782—83; 2. Aufl. 1818), «Allgemeine Uebersicht der deutschen Kulturgeschichte» (Hamb. 1788), die Fortsetzung von Christianis «Geschichte der Herzogtümer Schleswig und Holstein» (Bd. 3 u. 4, Kiel 1801—2), «Geschichte der engl. Parlamentsheredamenten» (Altona 1804), «Geogr. und histor. Nachrichten, die Kolonien der Griechen betreffend» (Altona 1808; Nachtrag, 1811). Auch besorgte er selbst eine Sammlung seiner «histor. philol. und literar. Schriften» (2 Bde., Kiel 1793).

Sein Sohn, Franz Hermann H., geb. 13. Nov. 1783 zu Kiel, war seit 1809 Professor der Medizin daselbst und machte sich durch seine rege Teilnahme an den Geschiden seines Vaterlandes bekannt. Seine Ansichten veröffentlichte er in vielfacher Form durch die Tagespresse, meist anonym, bisweilen unter dem Namen Franz Bastisch. Unter letztem Namen erschienen auch die Schriften: «Polit. Freiheit» (Lpz. 1832) und «Eigentum und Biellinderei» (Kiel 1846). H. starb 27. Mai 1865.

Hegi (Franz), Zeichner und Kupferstecher, geb. im April 1774 zu Zürich, wurde im dortigen Waisenhaus erzogen und war dann Schüler des Kupferstechers Wfenminger. Er ging 1796 nach Basel, lehrte aber 1802 nach Zürich zurück und besuchte 1822 Paris, wo er eine Anzahl von Blättern für die «Voyage pittoresque en Sicile» von Osterwald lieferte. Er starb 14. März 1850 in Zürich. Seine Handzeichnungen und die meisten seiner Radierungen sind im Besitz der Künstlergesellschaft in Zürich.

Hegira, f. Hebschra.

Hegira (sein eigentlicher Name ist Alexander Beck), ein um die Wiederbelebung der Wissenschaft im 15. Jahrh. sehr verdienstlicher Mann, wurde wahrscheinlich 1488, nach andern 1420 in dem kleinen Heel bei Ahaus in Westfalen geboren. In dem Träterhaus in Jmolle unterrichtet, trat er in den geistlichen Stand ein und wurde Magister. Er erwarb sich große Verdienste um die Gelehrsamkeit nicht durch Entdeckung neuer wissenschaftlicher Schätze, wohl aber durch Verbreitung derselben als Lehrer in Deventer, zuerst bei der durch die Brüder des gemeinsamen Lebens errichteten Schule, nachher als Vorsteher entweder eben dieser oder einer neu von ihm eingerichteten Schulanstalt. Vorher hatte er Schulen in Bielefeld, Emmerich und Deventer geleitet. Er starb 27. Dez. 1498 in Deventer. Aus seiner Schule gingen Männer wie Erasmus, Mutianus, der Führer des ersten humanistischen Kreises, Hermann von dem Busch, Jos. Horlenius (erster Professor der Eloquenz in Wittenberg), Joh. Casarius, Joh. Murnellius u. a. hervor. Von seinen Schriften haben sich nur wenige erhalten.

Hegnenberg-Dug (Friedr. Adam Justus, Graf von), bayr. Ministerpräsident, wurde geb. 2. Sept. 1810 auf seinem Stammschloß Hofhegnenberg im oberbayr. Verwaltungsdistrikt Bruck als zweiter Sohn des königl. bayr. Kammerers und Obersten Friedrich Georg Maximilian Joseph, Grafen von H. (geb. 1775, gest. 15. Jan. 1835) und gehörte einem vom Herzog Wilhelm IV. von Bayern und der Freiin Margarete von Hausen stammenden, seit 3. Sept. 1790 gräflichen Geschlecht an. H. wandte sich nach dem Tode seines älteren Bruders vom Studium der Medizin zur Landwirtschaft zu, übernahm nach dem Tode seines Vaters zu der Herrschaft Sildasberg noch die Herrschaft Hofhegnenberg und erhielt 1837 die Würde eines königl. bayr. Kammerers. Im J. 1845 in die Zweite bayr. Kammer gewählt, in welcher er für die liberalen Ideen eintrat, gehörte er derselben bis 1863 an. Er wurde 1847 zum zweiten und von 1848 ununterbrochen bis 1865 zum ersten Präsidenten der Abgeordnetenversammlung gewählt. In der Kammer sowie als Mitglied der konstituierenden Deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. gehörte H. zur großdeutschen Partei. Obwohl H. sich mit den Ereignissen von 1866 nicht befreunden konnte, mißbilligte er doch nach 1870 entschieden jeden Gedanken an eine Feindseligkeit gegen das neue Deutsche Reich, suchte aber die innerhalb der Reichsverfassung bestehende Selbstständigkeit der bayr. Krone zu wahren. H. übernahm 21. Aug. 1871 das Ministerium des königl. Hauses, das des Aeußern und den Vorsitz im Ministerrat, in der Hoffnung, zwischen den beiden nichtultramontanen Parteien (den Nationalliberalen und den in den innern, namentlich den kirchlichen Fragen liberal gesonnenen Partikularisten) eine Verständigung stiften und dadurch eine Partei zur Stütze des Ministeriums schaffen zu können, was ihm zum Teil gelang. Insbesondere bekämpfte H. mit Erfolg 18. Febr. 1872 in der Abgeordnetenversammlung den Schützingerschen Initiativantrag, wonach die Aufhebung von Kaiserpatrechten durch die Reichsregierung für Bayern nur nach vorheriger Einholung der Zustimmung des bayr. Landtags Geltung haben sollte. Er starb indes schon 2. Juni 1872. Seine Leiche wurde in der Familiengruft zu Hof-

hegnenberg beigesetzt. Er hinterließ einen einzigen Sohn, Lothar, geb. 3. Aug. 1847.

Hegner (Ulrich), schwed. Schriftsteller, geb. 7. Febr. 1759 zu Winterthur, studierte zu Straßburg Medizin, ward nach einer Reise durch Deutschland Landtschreiber der Grafschaft Rgburg, 1798 Appellationsrat in Zürich, 1806 Senator zu Winterthur und starb daselbst 3. Jan. 1840. Das Ergebniss einer Reise nach Paris (1801) war: »Auch ich war in Paris« (3 Bde., Winterthur 1803—4); ein trefflicher Sittenroman ist seine »Rollentur« (3 Bde.; Bb. 2—3 unter dem Titel »Südens Hochzeit«, Zür. 1812; neue Aufl. 1827), in welchem er in anschaulicher Weise den Fremdenverkehr in der Schweiz schildert; bekannt sind auch »Salzs Revolutionsstage« (Winterthur 1814) und seine »Beiträge zur Kenntnis Lavaters« (Poz. 1836). Seine »Gesammelten Schriften« erschienen in 5 Bänden (Berl. 1828—30). Vgl. Schellenberg-Biedermann, »Erinnerungen an H.« (Zür. 1843).

Hegumenos (neugr. ἡγούμενος), Abt, Prior eines (griech.) Klosters.

Hegyalja (spr. Hebjálja) ist der Name der in der Zempliner Gespannschaft in Ungarn gelegenen, 45—55 km breiten und 22—30 km langen Wein- gebirgskette, welche die Weinberge der Ortschaften Tokaj, Tarczal, Keresztúr, Mátyás, Tállya u. s. w. umfaßt und den weltberühmten Tokajer Wein und Ausbruch liefert. Der Höhenzug übersteigt stellen die Höhe von 490 m. In der nördl. Hälfte heißt er auch Sövár, das Salzburger Gebirge, und dieser Teil ist der höhere (Berg Simonla 1083 m); in den südl. Tokajer Bergen ist der am Südenbe gelegene Berg von Tokaj (508 m) der höchste Punkt. Der Boden dieses Gebirges besteht in der oberen Schicht größtentheils aus verschobenen geklüfteten trachytischen Gestein, hat anmutige Formen und eine üppige Vegetation. Dem vulkanischen Boden sowie der außerordentlichen Sorgfalt und Geschicklichkeit, mit der die Einwohner den Weinbau betreiben, ist wohl hauptsächlich die Güte der Erzeugnisse zuzuschreiben. Die Weinlese beginnt sehr spät (gewöhnlich erst 20. Okt.) und wird unter Festlichkeiten und Belustigungen begangen. Das mittlere Jahresertragnis beträgt etwa 200 000 Eimer, wovon an zwei Drittel ins Ausland geführt werden. Am südesten ist der Tállyer und Mátyás, am feurigsten der Tokajer Wein, weshalb letzterer im Auslande am meisten gesucht und das gesamte Erzeugniß der H. nach ihm benannt wird. Doch wird er auch vor der Ausfuhr vielfach gefälscht.

Hegyes (spr. Hebjesh), ungar. Lokalname, der häufig vorkommt; er bedeutet »bergig« oder »gebirgig«, auch »spitzig« (von hegy — Berg, Spitze). — Hegyes, ungar. Dorf im Komitatács-Bodrog mit 4500 E., in den telestecker Sandhügeln in sehr fruchtbarem Terrain gelegen. — Rün-Hegyes, Marktflecken im Komitat Jaggyien-Rumanien, zählt 7461 magyarische E. — Mező-Hegyes, Dorf im Komitat Arab, hat 3600 E., Magyaren und Deutsche, und ein berühmtes königl. Pferdegestüt.

Heher (Garrulus) heißt eine Gattung der Rabenvögel, welche im äußern jedoch mehr den Würgeren gleicht und sich durch einen ganz geraden, an der Wurzel mit nach vorn gerichteten Federn umgebenen Schnabel und lockeres, seidenartiges, mehr oder minder buntes, besonders mit Blau gemischtes Gefieder untercheidet. Hierher gehört der über ganz Mittel- und Nordeuropa verbreitete, die

Haubmalungen bewohnende Eichelheher oder **Margolf** (*G. glandarius*), der wegen seines rastlosen Geschreies auch **Holzschröter** genannt wird und einer der schönsten Vögel Deutschlands ist; er lebt von Eichen, Buchedern, Haselnüssen und Beeren, raubt aber auch Eier und Nestvögel, welchen letztern er den Schädel spaltet, um das Hirn zu freffen. In listigem und mutwilligem Wesen gleicht er der Elster. Seine Stimme ist rauh; er besitzt aber die Fertigkeit, die verschiedensten Töne hervorzubringen, und lernt in der Gefangenschaft menschliche Worte nachsprechen. Das erwachsene Männchen ist 84 cm lang, hell rötlichgrau, die Flügeldeckfedern sind hellblau mit dunkeln Querbändern und die Halsfedern weiß und schwarz gestreift. Noch schöner sind indes die ausländischen *H.* gefärbt, wie z. B. der nordamerikanische **Blaueheher** (*Cyanocitta cristata*), welcher schön blau, an dem Bauche, Hinterleibe und den Schwanzspitzen weiß und an Flügeln und Schwanz ultramarinblau und schwarz gebändert ist, übrigens dem europ. Eichelheher auffallend gleicht. Der **Lannen- oder Raßheher** (*Nucifraga caryocatactes*), der einen langen, fast spechtartigen Schnabel besitzt, bildet jetzt eine eigene Gattung.

Hehlerei. Das Reichsstrafgesetzbuch §§. 258 fg. scheidet zwei Formen, welche als **Personenhehlerei** und als **Sachenhehlerei** (Bartererei) bezeichnet werden können. Es soll als Fehler bestraft werden, wer, seines Vorteils wegen, der Begünstigung von Diebstahl, Unterschlagung, Raub und dem Raube gleicher Missethaten sich schuldig macht, wobei keine Rücksicht darauf genommen wird, ob der Fehler ein Angehöriger des Begünstigten ist. Sachenhehlerei wird angenommen, wenn jemand seines Vorteils wegen Sachen, von denen er weiß oder den Umständen nach annehmen muß, daß sie mittels einer strafbaren Handlung erlangt sind, in irgendwelcher Form an sich bringt oder aber zu deren Abzug bei andern mitwirkt. Gegenüber der früheren Anschauung, »der Fehler ist so gut als der Diebstahl«, weicht man sich jetzt meist zu einer mildern Ansicht, sofern nicht gewerbs- oder gewohnheitsmäßige *H.* (§. 260) vorliegt. Den besten Aufschluß aber *H.* in der Praxis gibt Ortlöff, »Die strafbaren Handlungen nach Deutschlands Reichsrecht und Praxis« (München u. Leipzig 1883).

Hehn (Viktor), Kulturhistoriker, geb. 8. (20.) Okt. 1818 in Dorpat, besuchte das Gymnasium und die Universität daselbst und begab sich zu seiner weiteren Ausbildung nach Deutschland und Italien. Im Winter 1840—41 entdeckte er in der Bibliothek des Vatikans in Rom die Handschrift des »Antonius Possevius de Livonia«, welche er im Auszuge (Dorpat 1862) veröffentlichte. Zur Heimat zurückgekehrt, erhielt er eine Anstellung an der Kreis Schule in Bernau und veröffentlichte hier seine Studie »Über die Physiognomie der ital. Landschaft« (Bernau 1844). *H.* wurde Lektor der deutschen Sprache an der Universität Dorpat, dann Bibliothekar bei der kaiserl. öffentlichen Bibliothek in Petersburg, wo er sein Werk: »Italien. Ansichten und Streiflichter« (Petersb. 1867; 2. Aufl., Berl. 1879) verfasste. Er nahm 1873 als Wirtl. Staatsrat seinen Abschied und siedelte nach Berlin über, wo er unter andern sein Hauptwerk schrieb: »Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergange aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa« (3. Aufl., Berl. 1873).

Heiberg (Peter Andr.), ausgezeichneter dän. Dichter, geb. 16. Nov. 1758 zu Bordingborg, lebte nach vollendeten Universitätsstudien drei Jahre zu Bergen und später, von 1788 an, als Translator in Kopenhagen. Als er 1799 wegen seines polit. Liberalismus des Landes verwiesen wurde, ging er 1800 nach Paris, wo er während der Kaiserzeit als Bureauchef im Ministerium des Auswärtigen angestellt war. Auch begleitete er Talleyrand nach Berlin, Warschau, Erfurt und Wien. Unter der Restauration wurde er 1817 pensioniert. Er starb zu Paris 30. April 1841. Als Schauspielschreiber hat er nächst Holberg die größte Anzahl originaler dän. Lustspiele geliefert, die auch mit Beifall aufgenommen wurden. Sie zeichnen sich durch Menschenkenntnis, Scharfsinn und Witz aus; allein seine Satire ist oft mehr beißend als komisch. Das Niedrigkomische gelang ihm am besten in den beiden Operetten »Die Chinasahrer« und »Der feierliche Gang«, von denen die erste von Schall, die zweite von Schulz komponiert wurde. Weniger gelungen ist das Lustspiel »Die sieben Brüder«, während seine Parodien von Waagelandschen Opern (»Mallet og Valens«, »Solger Tydise«, 1787) außerordentlichen Beifall fanden. Außerdem gehören die bedeutendsten Schauspiele *H.*s zum höhern Lustspiel, und sein »Hedingborn«, der ins Deutsche und Englische überseht wurde, kann mit dem Besten in dieser Gattung wetteifern. Seine sämtlichen Schauspiele sind von Rahbel (4 Bde., 1806—12) herausgegeben worden. Außerdem beschäftigte sich *H.* mit popular philol. und polit. Arbeiten. Zu letztern gehören die dänisch geschriebenen Schriften »Über die Todesstrafe« (Kopenhagen 1830), »Über die Einführung der Souveränität in Dänemark« (Drammen 1828), die »Polit. Aphorismen« (Kopenhagen 1826) und der »l'écrit historique et critique de la constitution de la monarchie danoise« (Par. 1820). Seine »Lettres d'un Norvégien de la vieille roche« (Par. 1822) waren eine Nachahmung der Briefe des Junius. Beiträge zur Charakteristik *H.*s enthalten »Drei Jahre in Bergen« (Drammen 1829), »Erinnerungen aus meiner polit., gesellschaftlichen und literarischen Wirksamkeit in Frankreich« (Kopenhagen 1830), beide in dän. Sprache, und der (1832) von der Witwe seines Sohnes veröffentlichte Briefwechsel *H.*s mit seiner, aus Veranlassung der Verweisung von ihm geschiedenen Frau. (S. Oyllembourg, Ehrensård.)

Heiberg (Joh. Ludw.), dän. Dichter, Sohn des vorigen, geb. zu Kopenhagen 14. Dez. 1791, bezog 1809 die Universität, um Medizin zu studieren, widmete sich aber bald literarischer Thätigkeit. Schon 1813 trat er als Dichter mit einer Bearbeitung des »Don Juan« und einem romantischen Schauspiel: »Vortemager Walther«, auf und wendete von nun an seine Aufmerksamkeit der subl. Romantik zu. Von seiner Bekanntschaft mit Calderon zeugte sowohl das Schauspiel »Driftig rovet halv er vundet« (1817) wie die Abhandlung »De poeseos dramaticae generis Hispanico« (1817). Im »Psyche's Indviesle«, einem mytholog. Schauspiel (1817), versuchte er den Mythos von Amor und Psyche poetisch wiederzugeben. Das komische Element seiner Poesie trat hervor in »Julepøgen og Ryttaarsløber« (1816), worin er Schwächen der Litteratur und des Theaters geißelte. Bei einem Aufenthalt in Paris (1819—22) studierte er namentlich das franz. Theater. Nach seiner Rückkehr

als Lektor in Kiel angestellt, schrieb er »Die Formenlehre der dän. Sprache« (Altona 1823) und »Nordische Mythologie, aus der Edda und Oehlenschlägers mythischen Dichtungen dargestellt« (Schlesw. 1827). Im J. 1825 trat er mit seinem ersten Baudeville: »Kong Salomon og Jørgen Hattmager«, auf, dem dann »Recessanten og Dyret«, »Den otte og tyvende Januar«, »Aprilsnarrene«, »Et Eventyr i Rosenborg Have«, »De Uadskillige«, »Rei«, »Emilies Hjertebanken«, »De Dausse i Paris« u. s. folgten, die in der That nationale Lustspiele sind. Mit großem Beifall wurde auch sein Schauspiel »Eloerhøj« (1838) aufgenommen. Ferner schrieb er: »Über die menschliche Freiheit« (Kiel 1824) und »Über die Bedeutung der Philosophie für die Gegenwart« (1833). In der letztern Schrift erklärte er sich entschieden für das heilige Schien. Großen Beifall fanden seine »Nye Digte« (1841). H. wirkte 1849–56 als Direktor des königl. Theaters in Kopenhagen. Seitdem Theatercensor, starb er 25. Aug. 1860 zu Kopenhagen. Er selbst gab Sammlungen seiner poetischen (8 Bde., 1845–47) und seiner prosaischen Schriften (3 Bde., 1841–44) heraus. Eine vollständige Ausgabe seiner »Samlede Skrifter« (22 Bde., Kopenh. 1861–63) erschien erst nach seinem Tode. H.s »Dramatiske Skrifter« wurden von Kannegiesser (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1844) ins Deutsche übertragen. Vgl. Hansen, »Om Johann Ludvig H. Kogle litteratur-historiske Oplysninger« (Kopenh. 1866).

Seine Gattin, Johanne Luise H., geborene Pätges, geb. 22. Nov. 1812 zu Kopenhagen, 1829–57 und 1859–64 am königl. Theater daselbst angestellt und seit 1831 mit H. vermählt, gehörte zu den vorzüglichsten Schauspielerinnen Dänemarks. Von 1864 bis 1875 wirkte sie als Bühnenschülerin.

H. E. L. C. (S.), Abkürzung für Honourable East India Company's Service, d. h. (In der) Ehrenwerte(n) Ostindische(n) Compagnie (Dienst).

Heide oder **Haide** nennt man in dem großen nordgerman. Tieflande die sich oft über weite Flächen erstreckenden, im allgemeinen ebenen Landstriche, welche meist sandig, trocken und unfruchtbar, stellenweise wohl auch sumpfig oder moorig sind, nur an einzelnen begünstigten Orten einen spärlichen Anbau gestatten und in der Regel eine sehr gleichmäßige und einformige Pflanzenbede tragen. Dieselbe besteht meist aus Gräsern und Heidekraut (*Calluna vulgaris*), in einzelnen Strichen jedoch auch vorherrschend aus Kadelwasch. Die H. des nördl. Deutschlands sind stets niedrige, plateauartige Bodenschwellen, die sich selbst bis zu einigen 30 m über die Küstenebenen oder die benachbarten Thalfenken der Stromläufe erheben. Ein ganzer, nur wenig unterbrochener Zug von H. erfüllt, bereits im Norden des Rismfjord beginnend, in Form eines breiten Gürtels das Innere von Jütland (Ahlheide) und streicht dann, schmaler geworden, durch Schleswig und Holstein der Elbe zu. Auf dem linken Ufer der Elbe breitet sich die große Lüneburger H. aus, wohl die ausgedehnteste eigentliche Heideströde Deutschlands, die sich zwischen dem linken Elbufer, der Aller und der Ilmenau bis zu 110 m erhebt. Andere umfangreichere H. des nordgerman. Tieflandes sind der Huimling östlich der Ems im Wleppischen, die waldreiche Dübener und Torgauer H. in der preuß. Provinz Sachsen, die Koniker oder Lucheler H. mit einem 110 km langen Riesenwalde im preuß. Regierungsbezirk

Marienwerder. Die Buchten in Ungarn sowie die Steppen (s. d.) des südl. Rußland und des nordwestl. Asien zeigen eine den H. ähnliche Natur.

Heide, Pflanzengattung, s. *Calluna* und *Erica*. [Heiden.]

Heide, im Gegensatz zu Christ und Jude, s. **Heide**, Kreisstadt des Kreises Nordeithmarischen in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Station der Linie Neumünster-Lönning der Westholsteinischen Bahn und Endpunkt der Linie Elmhorn-H. der Holsteinischen Marschbahn, und H.-Bäsum, auf einem zwischen der Marsch und der Moorniederung sich hinziehenden Heideplateau, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts und eines Steueramts, zählt (1880) 7485 meist evang. U. und hat Cigarren- und Tabakfabrikation, Olschlägerei, Kornmühlbetrieb, Gerbereien, Fabrikation landwirtschaftlicher Maschinen. Auch werden hier bedeutende Pferde- und Viehmärkte abgehalten. H. entstand um 1420 und war seit 1447 Hauptort der Bauernrepublik Dithmarschen, bis es 1559 nach dem letzten unglücklichen Kampfe der Dithmarschen für ihre Freiheit (13. Juni bei H.) von den Dänen und den Herzögen von Schleswig-Holstein eingenommen wurde. H. ist Geburtsort des plattdeutschen Dichters Klaus Groth.

Heideck, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Hilpoltstein, an der obern Roth, in 408 m Höhe, 12 km im NNO. von Pleinfeld, am Nordfuß des Schloßbergs, zählt 970 U.

Heideck (Karl Wilh., Freiherr von), genannt Heidegger, bayr. Staatsmann und Landschaftsmaler, geb. 1788 zu Saarlouis in Lothringen, besuchte seit 1801 die Militärakademie zu München, wo er sich auch in den zeichnerischen Künsten ausbildete. Er wurde 1806 bayr. Artillerieleutnant, wohnte den Feldzügen von 1806, 1806 und 1809 gegen Osterreich, Preußen und Tirol bei, ging 1810 als Freiwilliger zum franz. Heere nach Spanien, und lehrte von dort erst 1813 nach Bayern zurück, wo er zum Major befördert wurde. Seit 1816 begann er sich in der Omalerei zu versuchen. Als Oberlieutenant ging er mit Bewilligung des Königs 1826 nach Griechenland, wo er bis zur Ankunft des Präsidenten Kapodistrias an der Spitze der Kommission zu Napoli stand, welche die nach Griechenland gesandten Unterstufungen verwaltete. Außerdem nahm er im Febr. 1827 an der Expedition zum Entfess der Akropolis von Athen teil, und bald darauf führte er den Oberbefehl über das Geschwader, welches im dem Kanal von Regio von der Magazine der Türken zerstörte. Kapodistrias übertrug ihm im März 1828 das Kommando von Napoli di Romania, bald darauf auch das Militärgouvernement von Argos. Nach Javiers Rückkehr nach Frankreich fiel ihm überdies noch die Organisation der Lazarett, mit der obersten Leitung der Centralmilitärschule und der Aufsicht über alle Militär-Anstalten. Seiner Gesundheit wegen verließ er 1828 Griechenland; er wurde 1829 zum Obersten im Generalquartiermeisterstab der bayr. Armee ernannt, beschäftigte sich aber meist mit der Malerei und lieferte viele Landschaften und Genrebilder. Auch versuchte er sich in der Freskomalerei, indem er in der Nymphe in München das Bier gespannt am Wagen des Pelios ausführte. Seine Zeichnungen und Stichen sind vortrefflich, höchst geistreich, treu und charakteristisch. Die Erhebung

des Prinzen Otto von Bayern auf den griech. Königsthron brachte ihn abermals nach Griechenland. Schon früher als bayr. Kammerer angestellt, wurde er zum Generalmajor und Mitglied der Regentenschaft des griech. Staats während der Minderjährigkeit des Königs Otto ernannt, in welcher Stellung er sich Verdienste um die Veruhigung des Staats, das Militärwesen und den Verteidigungsstand erworb. Nach dem Eintritt der Volljährigkeit des Königs Otto begab er sich 1835 nach München zurück, wo er wieder in seine frühere Stellung eintrat und 1844 zum Freiherrn erhoben wurde. Später ward H. zum Generalleutnant befördert und 1860 als Referent im Kriegsministerium angestellt. Er starb 21. Febr. 1861 zu München.

Heideerde, s. unter Erden und Erdbarten.

Heidegger (Johann Heinrich), einer der bedeutendsten reform. Theologen des 17. Jahrh., geb. 1. Juli 1633 zu Barentschweil im Kanton Zurich, studierte in Zurich, Marburg und in Heidelberg, wurde hier Professor der hebr. Sprache, 1659 Professor der Theologie an der Akademie zu Steinfurt. Im J. 1665 lehrte H. nach Zurich zurück, wo er zunächst Professor der Moral wurde und von 1667 bis an seinen Tod, 18. Jan. 1698, als Professor der Theologie wirkte. Er schrieb: «De fide decretorum concilii Tridentini quaestiones» (1664), «Anatomie concilii Tridentini» (1672), «Historia patriarcharum» (Xl. 1. Amsterd. 1667; Xl. 2 1671, gegen Baronius gerichtet), «Historia papatus» (Amsterd. 1684, unter dem Namen Ricander von Hohenegg); ferner «Demonstratio de Augustinae confessionis cum fide Reformatorum consensu», «Manuductio in viam concordiae Protestantium ecclesiastica» (1686). Großen Einfluß gewann H. durch seine Lehrschriften, besonders durch das «Corpus theologiae christianae» (herausg. von J. H. Schweizer, 1700) und «Ethicae christianae elementa» (herausg. von J. Luride, Frankfurt. 1711).

Heidegger (Karl Wilh.), s. Heide.

Heidehorn, Pflanze, s. Buchweizen.

Heidekraut, s. Calluna und Erica.

Heidel (Herm.), vorzüglicher Bildhauer, geb. 20. Febr. 1810 in Bonn, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte dann auf den Wunsch seiner Mutter Medizin, verließ aber nach deren Tode diese Laufbahn, um sich der Bildhauerkunst zu widmen. Er trat 1835 zu München in die Werkstatt Schwanthalers, in der er die jetzt im Rathaus zu Bonn bewahrte Büste Beethovens entwarf. Im J. 1838 ging H. sodann nach Rom, wo er statt der Romantik der Münchener Schule die Antike mit Eingebung aufnahm. H. lehrte 1842 nach Köln zurück, arbeitete hier eine kleine Statue der Pandora, siedelte aber 1843 nach Berlin über. Hier schuf er, im Verkehr mit Benth, der den gewerblichen Angelegenheiten vorstand, viele Modelle zu Geschirren, Pumpen, Beckern u. s. w., welche in den Manufakturen ausgeführt wurden. Größere dekorative Arbeiten von ihm sind die Karyatiden im Opernhause und zwei der Prophetengestalten für die Schlosskuppel. Das Lutherstift in Erfurt befiel von ihm ein Hauptrelief, das in einer bedeutenden Anzahl fast lebensgroßer Gestalten den Anschlag der Ideen versinnlicht. Seine wichtigsten Wandplastiken sind: eine Marmorstatue der Jphigenie, am Ufer stehend, voll Sehnsucht nach dem Lande der Griechen (1852), für die Orangerie in Potsdam gefertigt; Odisus von Antigone geleitet

(1864), nicht minder eine vollendete Gruppe, die jedoch nicht zur Ausführung in Marmor kam. Beide Werke sind wenig unter Lebensgröße gehalten. Der Reichtum seiner Ideen legte sich in zahlreichen dekorativen Arbeiten, Grabmalern u. s. w. dar. Indes lehrte er immer wieder zur Antike zurück, wie seine Umrisse zur Jphigenien-Sage (1850 und 1861) und mehrere Blätter aus dem Leben der Penelope, sowie auch die reizvollen Reliefs aus Homer beweisen. Sein bestes Werk ist die Statue Handels für Halle, 1859 gegossen. H. starb auf einer Reise 29. Sept. 1866 zu Stuttgart. In seinem Nachlaß befand sich eine in Schrift und Zeichnung ausgearbeitete Anatomie für Künstler.

Heideland, s. viel wie Heide.

Heidelbeeren oder Blaubeeren sind die Früchte von *Vaccinium Myrtillus* L. (S. unter *Vaccinium*.)

Heidelberg, Universitäts- und Kreishauptstadt im Großherzogtum Baden, in einer der schönsten Gegenden Deutschlands, am linken Ufer des Neckar, da, wo dieser Fluß aus dem Bergen in die Rheinebene tritt, 116 m über dem Meere, ist Station der Linien Mannheim-H., H.-Rast, H.-Würzburg und H.-Speier der Badischen Staatsbahnen und Frankfurt a. M.-H. der Rhein-Neckarbahn, ferner Sitz eines Kreisamts, eines Bezirksamts, eines Amtsgerichts, eines Hauptsteueramts und einer Reichsbankniederstelle und hat eine Handelskammer, eine Gewerbebank, ein Waisenhaus und ein Theater. Die Stadt, zwischen Fluß und Berg eingekerkert, hat sich in den letzten Jahrzehnten hauptsächlich an ihrem weiten Ende, wo die Obere mehr Raum gewährt, vergrößert und verlängert. Der obere d. h. Teil derselben ist mit dem jenseitigen Ufer durch eine 1786—88 vom Kurfürsten Karl Theodor erbaute Steinerne, 210 m lange, 9 m breite Brücke (mit den Giebeln Karl Theodors und einer Minerva) verbunden, welche ihrer Bauart und Lage wegen von Goethe als eine der schönsten Brücken der Welt bezeichnet wird. Im J. 1877 wurde am weiten Ende der Stadt eine zweite feste Brücke eröffnet, welche die Stadt und insbesondere den Hauptbahnhof mit dem am Fuße des Heiligen Berges gelegenen Dorfe Neuenheim (mit zahlreichen Villen) und der dort beginnenden Bergstraße verbindet.

Auf einem Vorhügel des Königsbühl, dem Kettenbühl, 205 m über dem Meere, 89 m über der Stadt, liegt das weltberühmte Schloss, ein Komplex von Gebäuden und Ruinen, deren älteste nach der gewöhnlichen Annahme aus der Zeit des Pfalzgrafen Rudolf 1. (1294—1319) herrührt; die prächtigen Bauten sind der Otto-Heinrichs-Bau, ein Meisterstück der deutschen Frührenaissance, obwohl erst um 1559 erbaut, und der Friedrichs-Bau, von Kurfürst Friedrich IV. erbaut, ein Bruchstück der Spätrenaissance, aus den J. 1601—7, mit 16 Porträtmäulen. In letzterem befindet sich eine interessante kunsthistorische Sammlung, die frühere Grabinerische, jetzt städtische Sammlung (Katalog von Albert Mays, 1882). Zu erwähnen sind hauptsächlich noch der hohe Turm und der gesprengte Turm mit 6—7 m hohen Mauern und in einem Keller das große Sak, welches 375 hl (283200 Maß) faßt, ursprünglich 1664 unter Kurfürst Karl Ludwig erbaut, in seiner jetzigen Form von Kurfürst Karl Philipp aus dem J. 1751 stammend. Das Schloss wurde 2. März 1689 (durch Melac) und 23. Mai 1693 von den Franzosen, 24. Juni 1764

durch Blitzschlag zerstört. Seit 1883 hat die bad. Regierung die Frage der Restauration einzelner Teile des Schlosses in die Hand genommen und zunächst umfassende Vorarbeiten angedrängt. Die wichtigsten Arbeiten über das Schloß sind die von Lenz, »Führer« (5. Aufl., 1860); Wegner, »Beschreibung« (1862), mit Wiederabdruck des »Historia Palatinus« von Salomon de Caus von 1619; Starl in Sydels »Histor. Zeitschrift« (1867, der zuerst die 16 symbolischen Statuen am Otto-Heinrichs-Bau richtig deutete); Wnort und Kamée, »Monographie du château de Heidelberg« (Par. 1859); Rosenberger, »Quellen zur Geschichte des Heidelberger Schlosses« (mit Wiederabdruck von Starls Arbeit, Schellb., 1882); endlich die Aufsätze von Durm (1882) und Alt in »Wilhoms Zeitschrift« (1884, weit 4 u. 5). Oberhalb des Schlosses und doppelt so hoch als dieses über der Stadt (293 m über dem Meere) befindet sich die Höhe, auf welcher früher die ältere Burg stand, welche Konrad von Hohenstaufen, Bruder Kaiser Friedrichs I., gegründet haben und wo er 1195 gestorben sein soll. Die Höhe wurde 1537 durch Pulverexplosion zerstört, jetzt bedeckt sich daselbst eine Wäldchenschaft, die sog. Wolfenkur. Hier wie im 1894 geschaffenen Schlossgarten befinden sich die schönsten Aussichtspunkte.

Unter den fünf Kirchen H.s sind zu nennen: die simstane Kirche, oder Heiliggeistkirche auf dem Marktplatz, eine spätgot. Hallenkirche, gegründet von Kaiser Ruprecht um 1400, im Chor mit einem wohl erhaltenen Grabstein, auf welchem der Erbauer und seine Gemahlin Elisabeth von Hohenollern, Schwester des Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg, dargestellt ist; die evang. St. Peterkirche aus dem J. 1485, 1867 in reichem got. Stil restauriert, mit schön durchbrochener Turmpyramide; die Jesuitenkirche, kath. Pfarrkirche, aus dem J. 1750, mit reicher polychromer Ausschmückung von Wägenhäuser in Karlsstr. und einer Marmorlangel von Steinhäuser. Das bekannte älteste Gebäude der Stadt ist das Rathaus Zum Ritter, 1592 in reichem Renaissancestil von dem Ingenieur Charles Belier erbaut, fast das einzige Haus, welches 1689 unversehrt blieb.

In höherem Verhältnisse hat H. ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, eine Gewerkschule und eine höhere Mädchenschule mit Lehrerinnenseminar, außerdem zahlreiche Erziehungsanstalten. Unter den wissenschaftlichen Vereinen nimmt der Naturhistorisch-Medizinische Verein den ersten Rang ein. Der bedeutendste geistliche Verein ist das Museum mit wohlgeordnetem Gebäude am Ludwigplatz und sehr reichem Refektorium. Hier befindet sich auch eine kleine Bilderammlung des Kunstvereins, in welcher namentlich Rottmann, Feuerbach, Fries und andere Heidelberger Maler vertreten sind. Auf dem Gebiete der bürgerlichen Industrie sind zu erwähnen: eine großartige Zementfabrik, eine auf das vollständigste eingerichtete Tabak- und Cigarrenfabrik, die Fabrik von Feuerlösch- und Rettungsapparaten des Organizers vieler Feuerwehren, Karl Mey (ach. 1877), welchem von jenen in der Nähe des Klingenthor 1880 ein Zentral (Wähe) errichtet ist, eine große Kunstvollfabrik, Fabrik von chirurgischen und mathem. Instrumenten, Weber und Brauerer. Die Einwohnerzahl beträgt (1880) 24 417, darunter 14 175 Protestanten, 9312 Katholiken, wovon etwa 1400 altkatholisch, und 799 Juden. Die Zahl der ständig hier wohnenden Aus-

länder, hauptsächlich Engländer und Amerikaner, beträgt gegen 800. Der Nahrungsstand der Einwohner hängt hauptsächlich von der Universität und dem großen Akademikerlebe ab. Letzterer findet seinen Ausdruck in zahlreichen guten und eleganten Gasthöfen u. s. w. und in der großen Zahl von Verkaufsläden, welche auf einer Länge von 2 km beide Seiten der Hauptstraße fast in ununterbrochener Reihe einnehmen. Auf den Höhen um H. wachsen Wein, Kastanien, Mandeln und Kirschchen, mit welchen letztern ein bedeutender Handel nach Holland und England getrieben wird; in der benachbarten Ebene werden hauptsächlich Handelsgewächse, wie Tabak und Hopfen, gebaut. Das Klima des durch Berge gegen den Nordwind geschützten Thals ist eins der mildesten Süddeutschlands (daß Durchschnitt 10,1° C.). Totale Ostwinde reinigen die Luft. Westwinde bringen aber auch häufige Regen, so daß die Summe des jährlichen Regenniederschlags allerdings geringer ist als die der meisten bad. Städte, dagegen H. die meisten Regentage (1877—80), nämlich 188 zählte.

Auf dem Boden des jetzigen Berghheimer Stadtviertels bestand bis in das 3. Jahrh. n. Chr. eine Kolonie röm. Bürger, von welcher in neueren Zeiten zahlreiche Überbleibsel gefunden wurden. Die Entstehung der jetzigen Stadt, ursprünglich ein Lehn der Bischöfe von Worms, geht wohl nicht über das 12. Jahrh. zurück. Pfalzgraf Otto der Erlauchte (1228—53), aus dem Hause Wittelsbach, verlegte seine Residenz von Stabitz bei Bacharach hierher. H. blieb nun Hauptstadt der Pfalz bis 1720. Im J. 1566 wurde hier die Reformation eingeführt, 1569 erschien der in fast alle Kultur-sprachen übersehte Heidelberger Katechismus, als Ausdruck der calvinischen Glaubensanschauung; 1622 wurde die Stadt von Tilly erobert und geplündert und von den Franzosen unter Melac 1689 teilweise und 1693 völlig zerstört und in eine menschenleere Ode verwandelt. Im J. 1718 verlegte der kath. Kurfürst Karl Philipp seine Residenz wieder nach H. und fing an, das Schloß zu restaurieren, geriet aber mit seinen reformierten Unterthanen in Streit, denen er die Heiliggeistkirche wegnehmen wollte, und zog 1720 nach Mannheim. Im J. 1803 kam H. infolge des Reichsdeputationshauptschlusses an Baden. Unter den neuern histor-topogr. Schriften sind zu erwähnen die von Richter (Jahr 1863), Duden (2. Aufl., Heibelb. 1874) und Salzer (über die Zerstörungen von 1689 und 1693; 1881 u. 1882).

Die Universität, im J. 1386 von Kurfürst Ruprecht I. gegründet, ist die älteste im jetzigen Deutschen Reich. Ihre erste Blüteperiode fällt in die Regierungszeit Kurfürst Philipps des Augusten (1476—1508), dessen Kanzler Johann von Dalberg, Bischof von Worms, Männer wie Rud. Agricola, Konrad Celtes, Jas. Wimpheling, Trithem, Alschin, Wesel, Osiander u. a. trug an den kurfürstl. Hof, teils an die Universität heran und dadurch H. zu einer Stätte des humanistischen Lebens machte. In gleichem Geiste wurde die Universität nach Einführung der Reformation unter Kurfürst Otto Heinrich (1556—59) unter Mitwirkung von Melancthon vollständig reorganisiert und gelangte unter dem nachfolgenden Kurfürsten Friedrich III. dem Frommen zu höchstem Ansehen als Mittelpunkt des Calvinismus. Im Dreißigjährigen Kriege verlor H., nachdem es 1622 durch Tilly erobert

worden war, seine Bibliothek, darunter 3527 Handschriften, welche Maximilian I. von Bayern als Kriegsbeute 1623 dem Papste zum Geschenk machte (Bibliotheca Palatina). Nach dem Westfälischen Frieden suchte Kurfürst Karl Ludwig (1648—80) die Universität wieder zu heben, an die er Spanheim, Freinsheim, Pufenberg, Coccei und Beger berief. Nachdem aber 1686 die luth. Linie Pfalz-Neuburg zur Regierung gekommen und bald darauf H. zerstört worden war, trat eine gänzliche Unterbrechung in der Thätigkeit der Universität ein, welche auch nach ihrer Wiedereröffnung das ganze 18. Jahrh. hindurch infolge des Einflusses der Jesuiten niemals mehr zu einem kräftigen Gedeihen gelangen konnte. Infolge des Friedens von Lunenburg (1801) verlor sie fast ihre sämtlichen Einkünfte, welche hauptsächlich in Gütern und Gefällen in der Umgegend. Pfalz bestanden, und hätte sich auflösen müssen, wenn ihr nicht der neue Landesherz Kurfürst Karl Friedrich von Baden, welchem die rechtsrhein. Pfalz durch den Reichsdeputationshauptschluss von 1802 zugefallen war, mit einem für damalige Verhältnisse sehr bedeutenden Aufwande zu Hülfe gekommen wäre, weshalb er durch den Namen Ruperto-Carola mit Recht als deren zweiter Stifter bezeichnet wird. Seit jener Zeit sind eine Menge der berühmtesten Gelehrten als Professoren an der Universität angestellt worden. Die Zahl der Studierenden beträgt gewöhnlich im Winter gegen 700, im Sommer gegen 900 (1882 über 1000), darunter bei weitem der größere Teil Nichtbader. Von der Bibliotheca Palatina erhielt die Universitätsbibliothek 1816 durch den Pariser Frieden 28 der wertvollsten Handschriften, welche infolge des Friedens von Tolentino (1797) nach Paris emigriert waren, und dann, auf Veranlassung von Österreich und Preußen, sämtliche altdruckten Handschriften, 854 an der Zahl, zuzugewandt, und zählt gegenwärtig über 320 000 Bände, 100 000 Dissertationen und Broschüren, gegen 3000 Handschriften und mehrere tausend Illustrationen. Vgl. Witten, «Geschichte der Bildung, Verrückung und Verneinung der alten Heidelberger Bücherbibliothek» (Heidelb. 1817); Währ, «Entstehung der Heidelberger Bibliothek» (Epp. 1845). Die jetzigen Gebäude der Hochschule am Ludwigsplatz stammen aus den J. 1712—15. Von sonstigen Universitätsinstituten sind hauptsächlich die zahlreichen und großartigen Neubauten zu erwähnen, welche in den letzten Jahrzehnten für naturwissenschaftliche und mediz. Zwecke geschaffen worden: 1848 die Anatomie, 1855 das chem. Laboratorium, 1863 das Fredericianum mit dem zoolog. Museum und der bedeutenden Mineraliensammlung, 1875 das physiol. Institut, 1876 das aus 16 getrennten Gebäuden bestehende neue Krankenhaus, 1877 der neue botan. Garten und die Freireinigung und 1884 die neue Entbindungsanstalt. Das archäol. Institut, nahe der Universität, hat eine Sammlung von Gipsabgüssen und eine Anzahl in der Umgegend gefundener röm. Altertümer. Vgl. Hanp, «Geschichte der Universität H.» (2 Bde., Heidelb. 1863—64). — H. ist Geburtsort des bayr. Feldmarschalls Fürsten Karl von Wrede, dem 1860 auf dem Wrede-Platz ein Bronzestandbild, von Brügger, von König Ludwig I. von Bayern errichtet wurde.

Die schönsten Aussichtspunkte bei H. sind außer der bereits erwähnten Rollentur die Kanzel, das Rondeau, der Weisberg (376 m über dem Meere) mit

1876 erbautem Aussichtsturm, und namentlich der Königsstuhl, seit dem Besuch des österr. Kaisers Franz I. (1815) auch Kaiserstuhl genannt (569 m über dem Meere), dessen 1832 erbaute 20 m hohe Warte eine weite Rundschau bietet. Alle diese Orte, sowie der Speierer Hof mit Gasthaus, südlich vom Weisberg, ein beliebtes Ziel der Spaziergänger, liegen links vom Neckar; auf dem rechten Ufer des Flusses, in halber Höhe des Heiligenbergs, führt zwischen Weinbergen der Philosophenweg hin, mit Aussicht auf Stadt, Schloß, Neckartal und Rheinebene bis zum Nordgebirge. Nördlich bei das altbekannte Kommerz- und Paulskol der Heidelberger Studenten in der Hirschgasse. — Zur Stadtgemeinde H. gehört auch das Dorf Schlierbach, in schöner Lage links am Neckar, 3 km östlich von H., Station der Linie H.-Würzburg der Badischen Staatsbahnen, mit 906 E. und Weinbau.

Der Kreis Heidelberg zählt auf 968 qkm (1880) 143 886 E., darunter 87 904 Evangelische, 50 471 Katholiken und 4003 Juden.

Heidelberger Katechismus (Catechesis palatina) heißt der noch heute in der reform. Kirche in hohem Ansehen und weitverbreitetem Gebrauche stehende Leitfaden zum religiösen Jugendunterricht, welcher auf Veranlassung Kurfürst Friedrichs III. von der Pfalz durch die Heidelberger Theologen Zacharias Ursinus und Kaspar Olevianus verfaßt wurde und zuerst 1563 erschien. Der Katechismus handelt in prägnanter Kürze und Klarheit in drei Hauptstücken, die in 129 Fragen zerfallen, von des Menschen Glauben, von der Erbsünde und von der rechten Dankbarkeit. Die Prädestinationalehre ist ohne die Calvinische Schärfe, die Abendmahlslehre in dem bei den Reformierten allgemein verbreiteten Sinne, ohne die eigentümlich calvinischen Wendungen dargestellt. Der Katechismus ist nächst der zweiten helvetischen Konfession die verbreitetste Bekenntnisschrift der reform. Kirche und auf der Synode zu Dordrecht ausdrücklich sanktioniert worden. Eine kritische Ausgabe des Heidelberger Katechismus lieferte Wollers (1864). Vgl. die Abhandlungen von Ullmann, «Hut und Wollers in den Theol. Studien und Kritiken» (1863, 1863, 1867), und Rudolph, «Friedrich der Fromme, Kurfürst von der Pfalz» (Mödl. 1879).

Heidelerche, s. unter Lerche.

Heideloff (Victor Peter), Bildhauer, Maler und Architekt, wurde 1757 zu Stuttgart geboren, wo er gleichzeitig mit Schiller, Danner und Heßel Bögling der Karlschule war und unter Guibal die Gesichtsmales, unter Scotti die Theatermales studierte. Der Herzog Karl von Württemberg schickte ihn nach Italien, wo er 1782—87 blieb, später nach Paris, wo er sich sieben Jahre lang aufhielt. Nach der Rückkehr in sein Vaterland wurde er als Professor an der Karlschule und als Hof- und Theatermaler in Stuttgart angestellt. Bei dem Theater suchte er den alfranz. Geschmack zu verbanen. In seinen hist. und allegorischen Malereien, unter welchen die Jagd am Wärendsee bei Stuttgart und die Einweihung der dortigen Hochschule, ferner die vier Jahreszeiten im königl. Schloß zu Stuttgart und ein Altarblatt in der Kirche zu Rottweil, den heil. Valentin vorstellend, besondere Erwähnung verdienen, zeigt er schöpferische Phantasie. Zu erwähnen ist auch das Bruchstück, das er über den herzogl. württemb. Markt in Hohenheim herausgab (60 Blätter in Aquatinta). H. starb 1816.

Heideloff (Karl Alexander von), ausgezeichnete Architekt, Sohn des vorigen, geb. 2. Febr. 1788 zu Stuttgart, machte seine Studien auf der dortigen Kunstakademie unter Leitung seines Vaters, Scheffhauers und Danneders, und wurde 1818 als Lehrer und städtischer Baumeister in Nürnberg angestellt. Hier fand er in der Ausführung eines Grabmals für den letzten Fürst-Bischof von Bamberg zuerst Gelegenheit, seine Studien des mittelalterlichen Baustils in Anwendung zu bringen. Er wurde 1822 Professor an der Polytechnischen Schule zu Nürnberg, in welcher Stellung er bis zu seiner Emeritierung 1854 wirkte. Nach zahlreichen Reisen zu Kunsthistor. Zwecken begann H. eine Reihe eigener Schöpfungen, meist in Nürnberg und der Umgegend. Der neue Altaraufsatz zu St. Sebald, der Dürerbrunnen, die Herstellung des Portals der Frauenkirche, der gänzlich Umbau und die neue Dekoration der St. Jakobskirche sind Zeugnisse seines Strebens, den german. Stil mit seiner alten Schönheit wieder ins Leben zu rufen. Auch das schöne Plattenische Haus in Nürnberg mit Balcon und Säulen von Gußeisen fällt in diese Zeit. Unter den außerhalb Bayerns nach seinen Plänen ausgeführten Bauten zeichnen sich besonders aus: das Lustschloß Reinhardtsbrunn, der Ritteraal in der Feste zu Coburg, die Schlösser Landsberg und Altenstein, die Begräbniskapelle in Meiningen, das Schloßchen Rosenburg bei Bonn, die Restauration des durch Hauffs Erzählung berühmten Lichtenstein und die Kapelle des Schloßes Rheinfenstein bei Wingen. Die Restauration des Doms von Bamberg ist völlig sein Werk. Hieran schließen sich von seinen späteren Arbeiten: die gründliche Restauration von der Sebaldus- und der Lorenzkirche in Nürnberg, das Denkmal des Generals Weyroß in Kissingen und die kath. Kirche in Leipzig. Sein letztes Werk war die Restauration der Ritterkapelle zu Habsfurt, wo er auch 28. Sept. 1865 starb.

Neben seinen zahlreichen Bauten und Umbauten hat sich H. im Porträt, in der kleinern malerischen Komposition (architektonische Aquarellen) und in der Radierung ausgezeichnet, auch viele geschätzte Schriften, besonders über das Baufach geliefert. So erschienen von ihm: „Die Lehre von den Säulenordnungen“ (Nürnberg. 1827), „Der kleine Vignola“ (Nürnberg. 1832; 3. Aufl. 1852), „Die architektonischen Glieder, deren Konstruktion, Zusammenstellung und Verzierung“ (2 Hefte, Nürnberg. 1831), „Der Bau- und Möbelschreiner“ (4 Hefte, Nürnberg. 1832–37), „Der Läufer“ (Nürnberg. 1835), „Der kleine Grieche“ (Nürnberg. 1836), „Der kleine Byzantiner“ (Nürnberg. 1837), „Architektonische Entwürfe“ (Heft 1 u. 2, Nürnberg. 1850–51), „Der kleine Alt-deutsche (Gote)“ (1. Kurs, Nürnberg. 1849; 2. Kurs, 1850; 3. Kurs, 1851), „Anleitung zur Schattenkonstruktion“ (4. Aufl., Nürnberg. 1859) u. s. w. Sein berühmtestes Werk ist die „Ornamentik des Mittelalters“ (24 Hefte, Nürnberg. 1838–52; Supplemente, 1855 fg.). Schätzbare Beiträge zur Geschichte der mittelalterlichen Kunst lieferte er z. B. in „Der christl. Altar“ (Nürnberg. 1838), „Die Bauhütte des Mittelalters“ (Nürnberg. 1844), sowie in den Kupferwerken: „Nürnberg's Baudenkmale der Vorzeit“ (vollständige Ausg., Nürnberg. 1854), „Die Kunst des Mittelalters in Schwaben“ und „Baudenkmale aus Schwaben“ (Heft 1–6, Stuttgart. 1854–61). H.'s Bedeutung kann nur eine rela-

tive genannt werden, indem sein Streben auf noch ungenügenden Vorarbeiten der Wissenschaft ruhte und dadurch insbesondere das wahre Verständnis des konstruktiven Elements in der Gotik seinen Schöpfungen fehlt.

Heidelöheim, Stadt im Großherzogtum Baden, Kreis Karlsruhe, Amtsbezirk Bruchsal, an der Saalbach, 6 km im SO. von Bruchsal, Station der Linie Bruchsal-Bretten der Badischen Staatsbahn, zählt (1880) 2271 meist evang. E.

Heiden heißen in der Lutherischen Bibelübersetzung und nach dem Sprachgebrauche der christl. Kirche alle Menschen, die weder Christen noch Juden sind. Die Juden nannten alle Nichtjuden, auch die Christen nicht ausgenommen, mit demselben Worte Goyim, welches Luther durch H. übersetzt hat. Dagegen wurden in der Zeit der ersten Ausbreitung des Christentums alle Bewohner der polytheistischen Volksreligionen, Griechen, Römer und Orientalen, mit demselben Namen Ethnē oder Ethnikoi (d. i. Völker) bezeichnet. Das lat. Wort pagani (eigentlich „Landleute“, „Bauern“, wovon H. ursprünglich ein Adjektiv zu Heide in der Bedeutung Gefeilde) die deutsche Übersetzung ist, entstand zu einer Zeit, als die röm. und griech. Volksreligion vor dem immer mächtiger werdenden Christentum aus den Städten auf das flache Land gestäubt und zur Völkernreligion herabgesunken war. In der Zeit der Kreuzzüge wurden auch die Türken zu den H. gerechnet, neuerdings aber hat man sich gewöhnt, nur die Anhänger polytheistischer Religionen H. zu nennen. Indessen ist diese Bezeichnung jedenfalls mißverständlich, da auch unter den Bekennern der polytheistischen Religionen, z. B. im Brahmanismus, vielfach monotheistische Anschauungen verbreitet sind. Heidenchristen pflegt man mit einem erst neuerdings aufgetauchten Ausdruck diejenigen Christen zu nennen, welche aus der Zahl der heidnischen Griechen, Römer u. s. w. zum Glauben bekehrt wurden, im Unterschied von den Juden und Christen, d. h. die aus dem jüd. Volke dem Christentum Gewonnenen.

Heiden, Flecken im Bezirke Vorderland des Schweiz. Kantons Appenzell A. u. Rh. oberhalb, liegt 806 m über dem Meere, 5 km südöstlich von Rorschach auf einer sonnigen Bergterasse in dem nordöstlich gegen den Bodensee und das Rheintal vorgeschobenen Vorlande der Appenzeller Alpen. Der ansehnliche, wohlhabende Ort, 1838 fast vollständig abgebrannt und seither stadthartig mit breiten, regelmäßigen Straßen wieder aufgebaut, besitzt eine Pfarrkirche, deren Turm eine weite Aussicht auf den obern Bodensee und die denselben umrahmenden Gebirge bietet, eine Kurhalle, mehrere Gasthöfe und Pensionen und einige Fabriken und zählt (1880) 3192 meist reform. E., deren Haupterwerbsquellen neben dem Feldbau und der Alpenwirtschaft die Baumwollindustrie (Weberei, Spinnerei u. s. w.) und der sehr lebhafte Touristen- und Kurantenverkehr sind. Schon lange als Rorkschkurort bekannt, ist H. in neuester Zeit auch ein sehr beliebter Luft- und Wintersportort und eine vielbesuchte Sommerfrische geworden, wozu es sowohl die schöne ausrichtreiche Lage 408 m über dem Bodensee und die freundliche, wiesen- und walddreiche Umgebung, als auch die reine Bergluft, das gelinde tonisierende Klima und die gut betriebene Milchwirtschaft der umliegenden Alpen geeignet machen. Mit Rorschach ist es durch eine 7 km lange

Bergbahn (Bahnhangensystem, Maximalsteigung 9 Proj.), mit St. Gallen, Herisau und dem sanct-gallischen Rheintal durch Poststraßen verbunden. Vgl. Gell. Jels. »Die Bäder und klimatischen Kurorte der Schweiz« (Zür. 1880); Scardowsky, »H. und die Rorschach-H.-Bahn« (2. Aufl., Zür. 1877).

Heiden (Joachim Christian Eduard), Agrilkulturchemiker, geb. 8. Febr. 1835 zu Greifswald, besuchte daselbst das Gymnasium und seit 1854 die Universität, wo er zuerst Staatswissenschaftler, später Naturwissenschaftler studierte. Er ging 1865 nach der Akademie Erlangen, um sich der Agrilkulturchemie zu widmen, und wurde 1867 Assistent des dortigen chem. Laboratoriums; Herbst 1868 übernahm er dieselbe Stellung an der Akademie zu Jena, nach deren Aufhebung 1867 er nach Berlin ging; 1868 wurde er Vorstand der agrilkulturchemischen Versuchstation Pommern und 1871 zum Professor ernannt. H. schrieb: »Die Phosphorsäure in ihren Beziehungen zur Landwirtschaft« (Berl. 1864), »Lehrbuch der Düngerlehre« (Bd. 1—2, Stuttg. 1867—68; Bd. 3, Hannov. 1871; 2. Aufl., Hannov. 1879—81), »Bericht über die Arbeiten der landwirtschaftlichen Versuchstation Pommern in den J. 1868—69« (Stuttg. 1870), »Die landwirtschaftlichen Versuchstationen« (Erg. 1873; 2. Aufl. 1874), »Leitfaden der gesamten Düngerlehre und Statistik des Landbaues« (Hannov. 1873; 2. Aufl. 1882), »Untersuchungen über die zweckmäßigste Ernährung des Schweins« (Hannov. 1879), »Die menschlichen Exkremente« (Hannov. 1882), »Wie wird roher, schwerer Boden fruchtbar gemacht?« (Hannov. 1883).

Heidenberg, Gelehrter, s. Tritheim.

Heidenbrücken, s. unter Heiden.

Heidenen, Heiden und Heider heißen in der Schweiz, den Niederlanden und vielen Gegenden Deutschlands beim Volke die Zigeuner (s. d.).

Heidenheim, Flecken im bayer. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Gunzenhausen, in 534 m Höhe, an der Rohrach und am Hahnenlamme, 12 km südlich von Gunzenhausen, zählt (1880) 1342 E. und ist Sitz eines Amtsgerichts. Eine Mineralquelle befindet sich im Kreuzgange des ehemaligen, 760 vom heil. Wunibald gestifteten Benediktinerklosters.

Heidenheim, Stadt und Oberamtsitz im württemb. Jarezreise, zwischen dem Halsbuch und der Schwäbischen Alb, in 504 m Höhe, an der Einmündung des Stübentals in das Brenzthal, rechts an der Brenz, Station der Linie Kelen-H. Ulm (Brenzbahn) der Württembergischen Staatsbahnen, am Fuße eines grotesken, von dem zum Teil in Ruinen liegenden Schloß Hellenstein getronten Felsen gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts, eines Hauptsteueramts, einer Handels- und Gewerbelammer, hat eine Latein-, eine Real-, eine Fortbildungs-, eine Frauenarbeits- und eine Webeschule und zählt (1880) 6229 meist evang. E., die bedeutenden Fabrikbetrieb, namentlich in Baumwolle unterhalten. Außerdem bestehen Fabriken in Cigarren, Luch, Stridgarn, Maschinen, eine Eisen- und Metallgießerei, eine Messinggießerei, Rot- und Blaufärbereien, chemische und Naturbleichen, sowie Töpfereien, welche nebst andern Ortschaften des Oberamts das vorzügliche heidenheimer Geschirrliefern; die bedeutende württemb. Kattunmanufaktur hat etwa 450 Arbeiter. Auch hat H. große Schafwäster und namhaften Kornhandel.

H., zum ersten mal 1323 genannt, erhielt 1356 von Kaiser Karl IV. Marktgerechtigkeit. Das Schloß, welches 1519 durch den Schwäbischen Bund viel gelitten, wurde 1537 vom Herzog Ulrich neu aufgebaut. In neuerer Zeit ist H. geschichtlich geworden durch das Gefecht, welches die Herrscher unter dem Erzherzog Karl und General Hoge 11. Aug. 1796 nach der Schlacht bei Rereshheim den Franzosen unter Moreau und Dehesme lieferten, das die Neutralitätsklärung Bayerns in der Konvention zu Pfaffenhofen 7. Sept. 1796 zur nächsten Folge hatte.

Heidenheim (Wolf), Kenner der hebr. Grammatik und der Misora, hat sich als Herausgeber einer Anzahl hebr. Werke in korrekter und gefälliger Ausstattung Verdienste erworben. Früher in Offenbach tätig, gründete er im Anfang des 19. Jahrh. in Köbelheim (bei Frankfurt a. M.) mit S. Wachsig eine hebr. Druckerei, aus welcher namentlich mehrere Ausgaben hebr. Ritualien mit deutscher Übersetzung, dann auch verschiedene Ausgaben des Pentateuch, die Naturgeschichte des Verson ben Salomo, das Kompendium der pentat. Gebete Maamar Hasel (wie H. meinte, von Uliel ben Ratan), eine philos. Schrift von Isak Obravanel, Grammatik des r. hervorgingen. H. starb 1832.

Heidenmauer heißt eine uralte Befestigung auf dem Obilkenberg bei Barr (s. d.) im Elsass, welche mehr als 7 km lang überall noch erkennbar die Ränder des 888 m hohen Bergrückens, dessen Ausläufer der Kesselstein ist, umzieht. Dieselbe, an manchen Stellen noch 2—3 m hoch, ist aus unbearbeiteten Quatern von Vogesenfelsstein erbaut, die ohne Mörtel durch Holzkammern zusammengehalten werden, welche von ihrer Gestalt den Namen »Schwalbenschwänze« erhalten haben. Nach dieser bei Vitruvius erwähnten röm. Technik zu schließen, dürfte das Bauwerk zur Zeit der Römerherrschaft als Zufluchtsstätte gegen die Einfälle der Alamannen u. s. w. erbaut worden sein.

Heidenmauer heißen auch die Überreste einer röm. Mauer am sog. Alten Friedhof in Wiesbaden, die wahrscheinlich eine Verbindung zwischen der Stadt und dem ehemals auf dem sog. Heidenberg gelegenen röm. Kastell herstellte.

Die Heidenmauer auf dem Gipfel des Kastanienbergs bei Dürheim an der Harz ist ein vorgeschichtlicher Ringwall, der den Stoff zu Coopers Roman »Die Heidenmauer« (1832) geliefert hat.

Heidenhöfen nennt man die vorgeschichtlichen Erd- oder Steinwälle, die entweder selbständige Werke für sich bilden (Burgwälle, Ringwälle, seltener viereckige Schanzen) oder zur Beschützung gewisser Terrainabschnitte, Bergrücken u. s. w. dienen (Langwälle, Landwehren). Die sog. Brand- oder Schlackenwälle (Glasburgen, vitriolische forts) sind aus abwechselnden Lagen von Holz, Steinen und Erde erbaut; indem man das Holz anzündete, schmolz das Gestein und verband den Bau zu einer glatten festen Masse. Solche Ueberfestigungen kommen in ganz Europa sowohl in der Ebene wie im Gebirge vor und führen in verschiedenen Gegenden verschiedene Namen, z. B. Hünenburgen, Bauernburgen, Hufsteinhöfen, Schwedenhöfen u. s. w., indem die Sage dieselben vielfach an spätere histor. Ereignisse und Persönlichkeiten anknüpfen suchte. Auch wurden solche Wälle allerdings im Mittelalter häufig zur äußeren Umwallung hölzerner Burgen verwendet. Ohne

Zweifel dienen die H. ursprünglich als Zufluchtsstätten für die benachbarten Vorfürsten, Gane u. s. w., wo in Kriegzeiten die verworrenen Familien, das Vieh und die Fahrzeuge habe geborgen wurden; auf manchen Burgwällen entstanden auch bleibende Niederlassungen. Dagegen läßt sich aus den H. keineswegs ein zusammenhängendes, methodisch angelegtes Befestigungssystem rekonstruieren. Im weitern Sinne kann man zu den H. auch die Pfahl- oder Inselsiedlungen rechnen, welche mitten in Landseen und Mooren durch Pfahlwerk, Steinaufschüttung u. s. w. hergestellt sind, wie solche neuerdings besonders in Pommern entdeckt wurden. In Irland, wo die Burgwälle (dane, downs) und Pfahlsiedlungen (crannoges, d. h. Holsinseln) durch das ganze Mittelalter hindurch in fortwährendem Gebrauch blieben, sind dieselben weiter ausgebildet als sonst irgendwo.

Heidentum, s. Heiden.

Heidepflanzen nennt man diejenigen Pflanzen, welche auf den großen Heideflächen, wie sie sich besonders in Nordwestdeutschland finden, wachsen. Die Flora dieser Gegenden ist eine sehr beschränkte, da die eigentliche Heide, *Calluna vulgaris*, fast alle andern Gewächse unterdrückt. Am häufigsten sind noch die Moose vertreten. Von den höhern Pflanzen finden sich einige Wiesensarten, ebenso einige Gramineen, die für die Heideflächen charakteristisch sind. An feuchten moorigen Stellen wachsen ein paar Sumpfpflanzen, wie *Drosera*, *Empetrum* u. s. w. An den trockenen sandigen Partien finden sich mehrere Kompositen, ferner einige niedere Sträucher, wie der Besenginster (*Sarothamnus scoparius*). Im großen und ganzen bietet die Heideflora sehr wenig Abwechslung, und auf dieser Armut an verschiedenen Arten beruht auch der öde Charakter der Heideflächen.

Heider (Gust. Adolf, Freiherr von), verdienter Forscher auf dem Gebiete der mittelalterlichen Kunst, geb. 15. Okt. 1819 zu Wien, erhielt nach Beendigung seiner jurist. Studien auf der dortigen Hochschule eine Anstellung als Adjunkt an der Bibliothek der Akademie der bildenden Künste, wurde 1850 Konzipist im Handelsministerium, bald darauf im damaligen Ministerium für Kultus und Unterricht, kieg 1854 zum Ministerialsekretär auf und erhielt 1861 die Leitung des Kunstreferats. Seine Ernennung zum Sektionsrat und Kunstreferenten im Unterrichtsministerium erfolgte 1863, und 1866 wurde er zum Präsidenten der Akademie der Künste gewählt; er bekleidete dieses Ehrenamt bis 1873. In diesem Jahre wurde er zum Sektionschef ernannt und mit der Leitung der Abteilung für Universitäten und Mittelschulen betraut. Bei seinem 1880 erfolgten Austritt in den Ruhestand wurde er in den hies. Freiherrenstand erhoben. Unter seinen schriftstellerischen Arbeiten sind hervorzuheben: „Über Jesu symbol und das Symbol des Löwen in der christl. Kunst“ (Wien 1849), „Rhynologus. Nach einer Handschrift des 11. Jahrh.“ (Wien 1851), „Die roman. Kirche in Schongrubern“ (Wien 1852), „Der Altaraufbau im Stiftsklosterneuburg“ (Wien 1860), ein handschr. Antrag zur Topologie. In den „Beiträgen zur christl. Topologie aus Wienerhandschriften des Mittelalters“, die sich in dem von D. Langere Zeit redigierten „Jahrbuch der Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Denkmale“ (Bd. 5) finden, erfährt dieser Stoff zum ersten mal eine wissenschaftliche Behandlung.

Eine Reihe von Aufsätzen enthalten auch die auf seinen Antrag ins Leben gerufenen „Mitteilungen der I. L. Centralkommission“ und die von ihm mit Engelberger herausgegebenen „Mittelalterlichen Denkmale des Herr. Kaiserthums“ (Stuttg. 1855 fg.).

Heidenreich, s. Heidenreich.

Heidenreich, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Würzburg, links am Main, 5 km im SSO. von Würzburg, in 184 m Höhe, Station der Linie Heidelberg-Redargemünd-Überach-Würzburg der Badischen und der Linie Treuchtlingen-Aschbach-Würzburg der Bayerischen Staatsbahnen, zählt (1890) 3746 meist luth. U. und hat Fabrikation von Jägern, Cigarren und Maschinen, Glödengelei, Ziegelbrennerei, Bierbrauerei, Weinbau und Weinhandel. Der Ort, 779 merr. genannt, erhielt 1367 Stadtrechte.

Heideschmiede oder Heideschaf, eine sehr kleine in der Lüneburger Heide heimische Schafrasse. (S. Schaf.)

Heigel (Karl), deutscher Novellist, geb. 25. März 1835 zu München, Sohn des Oberregiments am dortigen Hoftheater, studierte zu München Philosophie und wurde dann Bibliothekar des Fürsten Carolath-Beutten in Rieberschlesien, mit dessen Reisen er größere Reisen machte. Im J. 1863 ließ er sich in Berlin nieder. Seit 1875 wohnt er abwechselnd in München, Litzel und Italien. Er schrieb die Dramen „Martha“, „Vor hundert Jahren“, „Freunde“; ferner „Novellen“ (1866, 1872, 1873, 1878), das Epos „Der Gockha“ (1867), die Erzählungen: „Ohne Gewissen“ (Berl. 1871), „Die Dame ohne Herz“ (Berl. 1873), „Benedictus“ (Berl. 1875), „Das ewige Licht“ (Lpz. 1877), „Es regnet“ (2. Aufl., Stuttg. 1878), „Der Theater Teufel“ (Lpz. 1878), „Die Beranda am Garbaser“ (Lpz. 1879). Auch vollendete Grillparzer's „Githen“.

Heigel (Karl Theodor), Bruder des vorigen, Historiker, geb. 23. Aug. 1842 zu München, trat nach Beendigung seiner Studien an Gymnasium und Universität seiner Vaterstadt in Praxis am allgemeinen Reichsarchiv, wurde 1872 zum Sekretär daselbst ernannt, habilitierte sich 1873 als Dozent der Geschichte, wurde 1876 zum Mitglied der Akademie, 1879 zum außerord. Universitätsprofessor, 1883 zum ord. Professor der Geschichte an der technischen Hochschule zu München ernannt. Von ihm erschienen: „Das Herzogtum Bayern zur Zeit Heinrichs des Löwen und Ottos von Wittelsbach“, in Gemeinschaft mit Kiegl (München 1867), „Ludwig I., König von Bayern“ (Lpz. 1872), „Der Herr. Erbfolgekrieg“ (Karlb. 1877), „Aus drei Jahrhunderten. Vorträge“ (Wien 1881), „München's Geschichte“ (München 1882), „Das Tagebuch Kaiser Karls VII.“ (München 1883), „Neue histor. Vorträge und Aufsätze“ (1883).

Heijze (Jan Pieter), holländ. Dichter, geb. 1. März 1809 in Amsterdam, besuchte daselbst das Gymnasium und darauf das Athenäum und bezog dann 1827 die Universität Leiden, wo er hauptsächlich mediz. Studien oblag. Als Jäger von Leiden nahm er am Kriege gegen Belgien teil und ließ sich dann als praktischer Arzt in Amsterdam nieder. Nachdem er sich früher schon bei verschiedenen Gelegenheiten als Dichter versucht und 1832–34 den „Vriend des vaderlands“ herausgegeben hatte, vereinigte er sich mit Potgieter und andern Freunden zur Herausgabe der „Nieuw“. Im J. 1841 wurden seine „Liederen en zangen“ von der Holländische

Maatschappij bekrönt; dieselbe Auszeichnung wiederfuhr 1847 seitens der Maatschappij tot Nut van 't Algemeen seinen „Kinderliederen“. Im J. 1848 wurde er Sekretär der Gesellschaft zur Beförderung der Tonkunst und 1844—60 stand er an der Spitze der Maatschappij tot Nut van 't Algemeen. In letzterer Eigenschaft war er 15 Jahre lang der thätigste Mitarbeiter am „Eenhulzer Volksalmanak“. Daneben vernachlässigte er doch seinen Beruf keineswegs; 1838—40 war er Redacteur der (medizinischen) „Week en Moening“, 1840—45 des „Archief voor Geneeskunde“, wurde 1847 Mitglied der vom Staate ernannten Kommission für den Entwurf eines Medizinalgesetzes und 1847 Präsident der Gesellschaft zur Beförderung der Heilkunde. Im J. 1863 erschien sein bestes poetisches Werk: „Dichterlijke Kraan“, eine Sammlung Kinderlieder von großer Tiefe und Wärme des Gefühls. Nachdem 1861 H. „Al de Kinderliederen“ herausgegeben, erschienen 1870 seine „Volksdichten“ in einer Gesamtausgabe. H. starb 24. Febr. 1876 zu Amsterd.; seine Leiche wurde auf seinem Landgute Abbees (Harlemer Meer) beigesetzt und ihm daselbst ein Denkmal errichtet.

Heijn (Pieter Pieterse), berühmter holländ. Seeheld, geb. 1677 zu Delftschaven bei Rotterdam, aus niederm Stande, schwang sich durch seine Tapferkeit und fernmännliche Thätigkeit bis zum Admiral von Holland empor. H. war in seiner Jugend zweimal von den Spaniern zum Gefangenen gemacht, auf die Galeeren geschmiedet und dabei so grausam behandelt, daß fortan sein ganzer Lebenszweck darauf hinausging, sich dafür zu rächen. Er begann seine fernmännliche Laufbahn auf den Schiffen der holländischen Westindischen Kompagnie. Schon 1694 fungierte H. als Vizeadmiral in der Flotte des Admirals Wilkels, der San-Salvador in Brasilien eroberte, was er hauptsächlich der verwegenen Tapferkeit H. verdankte. In Anerkennung dieser That gab ihm die Kompagnie 1706 den Oberbefehl über neun Schiffe und fünf Jachten, mit denen er nach der Amerikanischen Bai segelte, dort die span. Flotte nach einem blutigen Kampfe schlug, in dem er selbst verwundet wurde und 22 feindliche Schiffe nahm. Zwei Jahre später ging er als Vizeadmiral einer Flotte von 31 Schiffen nach Westindien, um vor Havana zu kreuzen. Sturm und Strömung trieben ihn in die Bai von Matanzas, und hier überraschte er die span. Silberflotte, welche sich fast widerstandslos ergab und H. eine Beute von 12 Mill. Gulden Wert in die Hände lieferte. Um diese Zeit wurde es für nötig erachtet, die staatliche Kriegsflotte, welche sowohl an Zahl wie Beschaffenheit nicht mehr im Stande war, den niederländ. Seehandel gegen die span. Raper aus Dänischen zu schützen, zu regenerieren, und der Statthalter Friedrich Heinrich berief H. als die geeignetste Persönlichkeit hierfür an die Spitze der Marine. Während er 1699 Dänkirchen blockierte, suchten drei feindliche Raper durchzubrechen. Er verfolgte und nahm sie, wurde aber dabei durch eine Flintenugel tödtlich verwundet. Er wurde in Delft beigesetzt.

Heil, eigentlich alles, was zur Verwirklichung der menschlichen Lebensbestimmung oder zur religiösen und sittlichen Vollkommenheit des Menschen gehört, bezeichnet in der Dogmatik namentlich im Gegensatz zu der Gottesferne des natürlichen und der Gottentfremdung des sündigen Menschen den hergestellten Zustand normaler Gottesgemeinschaft,

welcher zugleich die sittliche Lebensvollendung und die ewige Teilnahme am Reiche Gottes verbürgt. Das Wort H. ist eigentlich Übersetzung des newtestamentlichen Ausdrucks σωτηρια, welcher Errettung (nämlich von der Sünde und vom Tode als Strafe der Sünde) bedeutet, lat. salus.

Heiland, Übersetzung des griech. σωτης (lat. salvator), d. h. Erretter oder Erlöser, eigentlich der Heilende, ein lebendes Präbilit Christi in der kirchlichen Sprache. Selten findet sich dasselbe im neuen Testament von Gott selbst gebraucht. In den spätern Zeiten des griech. Christentums findet sich häufig die Verwendung desselben Namens für den Gott eistulos (Kleptios). Der altjeh. Name für H. ist Heliand (s. d.).

Heiland (Karl Gustav), Philolog, geb. 17. Aug. 1817 zu Herberg in der preuss. Provinz Sachsen, studierte in Leipzig und wurde 1840 Hilfslehrer am Domgymnasium in Halberstadt. Infolge einer Schrift „Zur Frage über die Reform der Gymnasien“ (1850) wurde er als Direktor des Gymnasiums nach Ols berufen. Im Michaelis 1854 übernahm er das Direktorat in Stenab, 1858 das des Gymnasiums zu Weimar und Ostern 1860 trat er in das Provinzial-Schulkollegium in Magdeburg als Schulrat ein. H. starb 16. Dez. 1868 in Magdeburg. Außer seiner Ausgabe des „Aeschylos“ des Xenophon (2. Ausg., 2. Aufl. 1847) sind besonders die von ihm gelieferten Beiträge zu der „Encyclopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens“ von Schmid zu erwähnen. Vgl. B. Herß, „Karl Gustav H. ein Lebensbild“ (Halle 1869).

Heiland (Marianne Theodora Charlotte), württ. Schriftstellerin, genannt von Seibold (s. d.).

Heilbronn, Oberamt- und Handelsstadt im württemb. Redartreise, in einem milden und fruchtbaren Thale, 166 m über dem Meere, an dem hier für größere Schiffe fahrbar werdenden und von mehreren Brücken überspannten Redar, Station der Linien Bietigheim-Tagßfeld (Untere Redarbahn), H.-Hall-Grailsheim (Rothbahn) und H.-Eppingen (Kraichgaubahn) der Württembergischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landgerichts, eines Amtsgerichts, Oberamts, Hauptzollamts mit Freibafen, einer Reichsbankniederstelle, der Württemberger Transportversicherungsgesellschaft und einer Handels- und Gewerbesammler, hat große Kanäle (Bilhelmshafen) und Hafenanlagen (Winterhafen, Floßhafen), ein Historisches Museum mit Altertümern, ein Theater, ein Gymnasium, eine Realschule, eine Frauenarbeitschule, ein Zellengefängnis, ein Hospital und eine treffliche Quellwasserleitung. Sehenswert sind die 1013—1529 gebaute Allianskirche mit einem Holzschnitzaltar von Tilman Riemenschneider (1498); das Deutschordenshaus, zuerst kaiserl. Pfalz, wo Drenßler 1633 den Heilbronner Vertrag abschloß, jetzt Landgericht mit der kath. Kirche; das Rathaus von 1535 mit kunstreicher Uhr von Habrecht (1580); der Turm, in welchem 1619 von Berlichingen 1619 gefangen saß; die Synagoge und der alte Friedhof. Neben der Allianskirche befindet sich der Heilbrunn, dem die Stadt ihren Namen verdankt. Das Haus, in welchem Schiller 1793—94 wohnte, liegt gegenüber der Nikolaiskirche, in welcher 1525 in H. der erste evang. Gottesdienst gehalten wurde. Die (1880) 2446 meist evang. Einwohner treiben außer Weinbau bedeutenden Handel mit Kolonialwaren, Landprodukten, Holz und Kohlen, welcher außer der

Eisenbahn auch durch die Kettenschleppschiffahrt (nach Mannheim), durch Woll-, Mäden-, Leder-, Wein- und Viehmärkte gefördert wird. Die Fabriken liefern namentlich Papier, Zucker, Essig, Bleiweiß, Seife, Stearin, Seife, Gipsmehl, Farbstoffe, Messerschmiede, Stahl-, Gold-, Silber- und Eisengüter, Maschinen, Kunstbänder, Tabak, Tapis, Wein, Säure, Schwefelsäure, Soda, Chlorkalk, Salzsäure, Eichen, Zwirn, Öl, Klaviere, Orgeln, Fein u. f. w. in großer Menge zur Ausfuhr. Ein Salzwerk mit einem Anlagekapital von 10 Mill. Mark ist (1884) im Entstehen begriffen. Von Vergnügungsorten sind der im N.O. der Stadt belegene rebenbesetzte Wartberg (314 m) mit guter Fernsicht von der Spitze des Wartturms, das Jägerhaus in der Nähe eines großen Sandsteinbruchs und der Schweinsberg mit weiter Rundschau vom 20 m hohen Aussichtsturm zu erwähnen. — Schon 745 schenkte der fränk. Majordomus Karlmann eine Michaeliskirche zu Heiligbrunn dem Bisthum Würzburg, und 1225 ward H. Reichsstadt. Dieselbe bewies sich durch viele Kriege, hohe Mauern und tiefe Wassergräben so fest, daß sie im Mittelalter zwar oft belagert und belagert, nie aber erobert worden ist. Im Bauernkriege 1525, im Schmalkeldischen Kriege, im Dreißigjährigen und in den Kriegen gegen Frankreich erlitt die Stadt große Drangsale. Am 7. Sept. 1802 nahm Württemberg von H. Besitz. Das Schauspiel Kleists: „Des Räthens von Heilbrunn“, beruht auf einer unverbürgten Chronik. Vgl. Jäger, „Geschichte von H.“ (Heilbr. 1828); Kuttler, „H., seine Umgebungen und seine Geschichte“ (Heilbr. 1859); die vom Königlich Württembergischen Statistischen Bureau herausgegebene „Beschreibung des Oberamts H.“ (Stuttg. 1865).

Heilbrunn, auch Oberheilbrunn, Dorf von 70 E. im Bezirksamt Lößl des bayr. Regierungsbezirks Oberbayern, 5 km nordöstlich von Benediktbeuren und 60 km südlich von München, mit der Aibelbeisquelle, einer nach der Gemahlin des Kurfürsten Ferdinand von Bayern benannten Mineralquelle, deren iod- und bromhaltiges Kochsalzwasser hauptsächlich zum Trinken, weniger zum Baden benutzt und weithin versandt wird. Am wirksamsten zeigt sich die Quelle bei kretinösen Leiden, Drüsenanschwellungen, Knochenkrankheiten, Kropf und Frauenkrankheiten.

Heilbuth (Ferd.), Genremaler aus Hamburg, eignete sich während eines längeren Aufenthaltes in Italien große Geschicklichkeit in der Darstellung des vornehmen Geistes an, dessen Stoffe er dem Alter wie dem modernen Leben der höhern Stände zu entleihen versteht. Der Vorzug seiner Arbeiten liegt im lebhaften Kolort wie in der geistreichen Charakteristik, wozu er bei den alten Venetianern und Niederländern in die Schule ging. Er trat in der Mitte der fünfziger Jahre zuerst hervor und erreichte durch seine ersten Bilder: die Probe Valerianus (1857) und Tasso (1860) ganz hervorragende Erfolge, wozu seine eminente Fertigkeit in technischen Dingen, besonders in Kostümen, nicht wenig beitrug. Später begab er sich nach Paris, wo er noch thätig ist. Das Museum des Louvres enthält sein Bild: das Leibhaus. Sehr schön ist ferner: der Spaziergang am Monte Príncipe, das Geständnis und der Frühling an der Seine. Im J. 1878 malte er als Verbannt dazu das Bild: an der Themse. Auch als Porträtist leistete er Ruhmenswerthes.

Heil dir im Siegerkranz, die preuß. Nationalhymne, als deren eigentlicher Verfasser Heinrich Harries anzusehen ist; derselbe wurde 9. Sept. 1762 in Flensburg geboren; studierte Theologie, redigierte dann bis 1790 das „Flensburger Wochenblatt“, ward 1790 Pastor zu Sieverstedt im Amte Flensburg, 1794 zu Brügge, Amt Vordesholm, und starb daselbst 28. Sept. 1802. In seiner ursprünglichen Gestalt erschien das Lied in der Nummer des „Flensburger Wochenblatts“ vom 27. Jan. 1790 und trug die Überschrift: „Lied für den dän. Unterthan an seines Königs Geburtsfest zu singen in der Melodie des engl. Volksliedes „God save great George the king.“ Das Lied wurde von H. G. Schumacher zum „Berliner Volkslied“, ist die im Siegerkranz umgearbeitet und in dieser veränderten Gestalt zur preuß. Nationalhymne.

Heilbistell, s. Benediktentrakt.

Heilgymnastik (Kinesiatrit, Kinesitherapie), die methodische Anwendung von Körperbewegungen und Leibesübungen behufs eines Heilzwecks. Während das gewöhnliche Turnen (s. d.) die harmonische Ausbildung der Bewegungsapparate in ihrer Gesamtheit zum Ziele hat, ist die H. auf die Kräftigung einzelner Muskelgruppen gerichtet in Fällen, wo man diese zur Beseitigung von Verkrümmungen und Verkrümmungen des Körpers, z. B. der Wirbelsäule, oder zur Erhöhung der Funktionen gewisser Organe, z. B. des Unterleibes, für nötig erachtet. Systematisch zur Anwendung gebracht wurde die H. zuerst vorzüglich durch den Schweden Bejr Henrik Ling (geb. 15. Nov. 1776, gest. 3. Mai 1839 zu Stockholm).

Diese sog. Schwedische Heilgymnastik unterscheidet drei Arten von Bewegungen: aktive, bei welchen der Kranke, meist in liegender Stellung, allein die Bewegungen ausführt; halb aktive oder duplizierte, bei welchen den Bewegungen des Kranken durch eine zweite Person ein bald stärkerer, bald schwächerer Widerstand entgegengesetzt wird; endlich passive, welche nicht der Kranke, sondern der Heilkünstler am Körper des Kranken vornimmt und welche zumeist mit kneidenden, klopfenden oder streichenden Manipulationen (s. Massage) verbunden werden. Dieses künstliche, sich in einer oft barocken Nomenklatur bewegende System leistet indes keineswegs mehr als das deutsche Gerät- und Feiturnen, wie es zu Heilgymnastik namentlich von Schreber (geb. 15. Okt. 1808 zu Leipzig, geh. als Direktor der Orthopädischen Heilanstalt daselbst 10. Nov. 1861) angewendet wurde und seitdem als Zimmerymnastik nicht bloß zur Beseitigung krankhafter Zustände, sondern auch als diätetisches Mittel bei mangelnder anderweiter Körperbewegung mehr und mehr in Aufnahme gekommen ist. Freilich muß beim Turnen zu Heilzwecken durchaus von einem sachverständigen Arzt eine passende Auswahl der Bewegungen getroffen werden. Von den krankhaften Zuständen, gegen welche die H. sich besonders wirksam erweist, sind namentlich Muskelschwäche und Lähmungen, alle Verkrümmungen und Verwundungen des Körpers, die durch eine angewöhnte fehlerhafte Körperhaltung zu Stande kommen, ferner die nach Gicht und Rheumatismus zurückbleibende Gelenksteifigkeit, mangelhafte Entwicklung des Brustkastens und dadurch bedingte Neigung zu Lungenerkrankungen, übermäßige Fettabbildung und Unterleibsbeschwerden, sowie manche Nervenleiden (Hypochondrie,

hysterie, Gemüthsverirrungen) hervorzuheben; auch gegen fehlerhafte Blutmischung und Störungen im Blutlauf der verschiedenen Organe pflegen sich regelmäßige und methodische Bewegungen nützlich zu erweisen. Nur bei solchen Verirrungen und Verhildungen des Körpers, bei welchen das Knochengestalt, z. B. die Wirbelsäule, schon wesentlich in Mitleidenschaft gezogen ist, reicht die H. für sich allein gewöhnlich nicht aus; in den meisten Fällen der Art kann die Anwendung zweckmäßiger Apparate und Maschinen oder die Vornahme gewisser chirurgischer Operationen (Durchschneidung von Muskeln, Sehnen u. dgl.) nicht entbehrt werden. (S. Orthopädie.)

Litteratur. Rothstein, „Die Gymnastik nach dem System des schwed. Gymnastarchen P. H. Ling.“ (5 Bde., Berl. 1848—59); Schreber, „Kinesistatik oder die gymnastische Heilmethode.“ (Lpz. 1859); derselbe, „Ärztliche Zimmergymnastik.“ (16. Aufl., Lpz. 1879); Culenburg, „Die schwedische H.“ (Berl. 1863); Seeger, „Diätetische und ärztliche Zimmergymnastik.“ (Wien 1878); Auerbed, „Die method. Gymnastik.“ (Stuttg. 1883).

Heilig (von Heil, f. d.) ist in der biblischen und kirchlichen Sprache Übersetzung des Wortes *kadosch*, welches das vom gemeinen Gebrauch des Lebens Ausgesonderte und dem Dienste Gottes Geweihte bezeichnet und ebensowohl von Dingen als von Personen gebraucht wird. Das spätere Judentum bezeichnet mit dem Ausdruck *Heilige* (*hagiol*) die Propheten und Gerechten des Alten Testaments; dagegen hießen nach neutestamentlichem Sprachgebrauch so die an Jesum Gläubigen, weil sie durch Christus dem Reiche der Welt entnommen und in das Reich Gottes versetzt, Gott zugeeignet und insofern dessen auch vom Heiligen Geiste (f. d.), als dem Prinzip des neuen religiös-sittlichen Lebens, ergriffen worden sind. Die Heiligung nach ihrer subjektiven Seite ist im Neuen Testament zunächst Sündenvergebung (Reinigung von der Schuld) und erst abgeleiteter Weise wirklich sittliche Erneuerung. Allmählich fing man dann auch in der christl. Kirche an, das Prädikat „heilig“, welches ursprünglich allen Christen ohne Unterschied zukam, vorzugsweise solchen Männern beizulegen, welche durch besondere Geistesausstattung und Glaubenskraft vor andern sich auszeichneten.

So begann man von heil. Aposteln und Evangelisten, aber seit Ende des 2. Jahrh. auch schon von heil. Bischöfen zu sprechen, sofern man annahm, daß dieselben den Heiligen Geist in besonders hohem Maße besessen hätten. Besonders aber hießen die Märtyrer, diese Heroen der Christenheit, heilig, und schon um die Mitte des 3. Jahrh. galt der Märtyrertod als das sicherste Mittel, sich von allen Sünden zu reinigen, die Märtyrer selbst aber als mit besondern Vorrechten im Gottesreich ausgerüstet. In der alten Idee von der Kraft der Fürbitte der Märtyrer brachte schon Origenes die Meinung, daß man ihnen auch seine Wünsche kundgeben könne, daß die Fürbitte der verkörperten Heiligen eine große Kraft besitze, andern die Vergebung der Sünden zu verschaffen. So entwickelte sich jetzt schon ein umfassender Heiligendienst oder Kultus der Heiligen (*Hagiolatrie*), der in der Ansicht wurzelte, daß der Mensch himmlischer Fürsprecher bedürfe. Nach Augustinus hatte darauf hingewiesen, daß die sittliche Nachäufung der Heiligen als die Hauptsache des Heiligendienstes zu

betrachten sei. Aber schon waren die Vorstellungen von der Wirksamkeit der Heiligen und deren Sprache dahin gediehen, daß man ihre Verehrung, ja selbst die ihrer Reliquien als ein Mittel zur Sündenvergebung und Tugend betrachtete. Redner und Dichter schilderten die Macht und Herrlichkeit der Heiligen in den stärksten Farben, bezeichneten sie als Diener, Freunde und Vertraute Gottes, als Beschützer des menschlichen Geschlechts, als unsichtbare, überall gegenwärtige Helfer aller geistigen und leiblichen Noth. Die Kirchen, unter deren Altären die Leiber oder Reliquien der Heiligen sich befanden, wurden denselben geweiht, und wie man früher Götter und Heroen zu Patronen erwählte, so suchte man jetzt als solche Heilige aus. Bald hatte jedes Land, jede Stadt, jede Gemeinde, ja jeder Stand und Beruf ihren eigenen Schutzheiligen. Die Franzosen riefen den heil. Dionysius von Paris, die Spanier den heil. Jakobus von Compostella, die Ungarn den heil. Stephan, die Engländer den heil. Georg, die Österreicher den heil. Leopold als Schutzheiligen an. Den Juristen galt der heil. Ivo, den Musikern der heil. Cäcilie, den Schuhmachern der heil. Krispin als Schutzpatron. Auch gegen besondere Krankheiten wurden besondere Schutzheilige angerufen, so die Heiligen Rochus und Sebastian gegen die Pest, die heil. Apollonia gegen Zahnschmerzen u. s. w. Als die Königin aller Heiligen wurde die Jungfrau Maria angerufen. Als das Märtyrereisenthum geschlossen war, wurden auch fromme Asketen, Mönche oder angesehene Kirchenlehrer unter die Zahl der Heiligen aufgenommen. Von der wunderthätigen Kraft der Gebeine und Reliquien kamen die seltsamsten Sagen in Umlauf. Durch Gregor d. Gr. wurde die Verehrung der Reliquien immer mehr der Haupttheil des Heiligendienstes; die sittliche Seite desselben trat ganz zurück. Die Wunderthat bildete die Heiligenlage immer weiter aus, schmückte das Leben der alten Märtyrer, deren Namen man kaum kannte, und der neuen Heiligen reichlich mit Wundererzählungen der unglaublichen Art.

Seit dem 9. Jahrh. war der Gottesdienst in dem Heiligendienste völlig aufgegangen. Obgleich eine Synode zu Frankfurt a. M. (794) die Anrufung neuer Heiligen verboten und Karl d. Gr. dieses Verbot selbst verschärft hatte (806), wurden doch fortwährend alte Heilige entdeckt und neue ernannt. Die Bischöfe, denen noch das Recht zustand, in ihrem Sprengel heilig zu sprechen, machten namentlich Mönche zu Heiligen, eröffneten dadurch besonders den Klöstern eine reiche Quelle von Reichthümern, riefen aber auch zugleich in jenen oft solche Unordnungen hervor, daß sich strenge Klöste alle Wunder der Heiligen verlieten. Das erste Beispiel einer päpstl. Heiligsprechung gab Johann XV. (993). Gregor Alexander III. erklärte sie für ein ausschließliches Recht des päpstl. Stuhls (1170) und nannte sie zuerst *kanonisation* (f. d.), die aber gewöhnlich erst lange nach der Kanonisation oder Seligsprechung (f. d.) erfolgte. Mancher blieb auch nur selig, ohne heilig gesprochen zu werden. Im 7. Jahrh. kam neben den besondern Heiligentagen auch ein Fest Allerheiligen (f. d.) auf. Die Form der Heiligenverehrung besteht, abgesehen von der kirchlichen Feier der Heiligentage, in Anbetung und Gebet vor den Bildern und Reliquien der Heiligen. Doch unterscheidet die katholische und übereinstimmend mit dieser auch die griech. Kirche zwischen Anbetung

(satria), die nur Gott und Christo zulomme, und der Verehrung (dulia), welche den Heiligen in der angegebenen Weise gebühre.

Opposition gegen den Heiligendienst tritt zuerst vereinzelt seit dem 12. und 13. Jahrh. auf. Danach bekämpfte die humanistische Richtung des 14. und 15. Jahrh. die Heiligen und den Dienst derselben mit den Waffen der Wissenschaft und oft beißender Satire. Die Reformation des 16. Jahrh. aber verwarf ihre Anrufung und Verehrung als Schmälderung des Verdienstes Christi, des alleinigen Mittlers, und als pelagianischen, die Möglichkeit sündloser Vollkommenheit für die Menschen voransetzenden Irrtum. Höchstens zur Stärkung des Glaubens sei es nützlich, das Andenken der Heiligen zu bewahren. Seitdem gerieten in der prot. Kirche die Heiligtage in Vergessenheit, die Heiligenbilder und Reliquien verschwanden aus den Gotteshäusern, auch das Wort »heilige«, das im mittelalterlichen Sprachgebrauch längst die Nebenbedeutung vollkommener Tugend erhalten hatte, wurde auf Menschen von den strengeren Protestanten nicht mehr angewendet. Während die Katholiken außer der Schar von Heiligen noch eine heil. Jungfrau, einen heil. Vater, eine heil. Kirche, einen allerheiligsten Glauben u. s. w. haben, wukten die Protestanten nur von einer heiligen, d. h. vom Heiligen Geiste eingegebenen Schrift, und bezogen den Ausdruck »heilige allgemeine Kirche« im apostolischen Glaubensbekenntnis auf die unsichtbare Kirche oder die Gemeinschaft der Gläubigen, die sich erst am jüngsten Tage vollenden werde.

Heiligbutt, Fischart, f. Scholle.

Heilige, f. unter Heilig.

Heilige des Jüngsten Tages, f. Mormonen.

Heiliger Abend heißt in einem großen Teile von Deutschland der Tag vor einem hohen kirchlichen Feste, insbesondere vor Weihnachten, Ostern und Pfingsten, und zwar vorzugsweise der 24. Dez., der Tag vor Weihnachten (Weihnachts-Heiliger-Abend). In England wird der 31. Okt., der Tag vor Allerheiligen, Holy Eve genannt.

Heilige Allianz, Name des internationalen Bündnisses, dessen Grundriß zuerst vom Kaiser Alexander I. von Rußland entworfen, und das dann von diesem, dem Kaiser von Österreich und dem König von Preußen zu Paris durch die Akte vom 26. Sept. 1815 mittels eigenhändiger Unterschrift vollzogen, 1816 vom Kaiser von Rußland öffentlich bekannt gemacht und nach und nach durch den Beitritt aller damals lebenden christl. Monarchen, mit Ausnahme des Papstes und des Prinzregenten von England, verstärkt wurde. Auch letzterer versicherte seine persönliche Billigung des Bundes, wurde aber vom Beitritt durch konstitutionelle Bedenken abgehalten. Die Akte trug in dessen mehr den Charakter einer Deklaration als eines Staatsvertrags. Auch hat sie durch Nichterneuerung von seiten der Nachfolger die positive rechtliche Bedeutung verloren, die sie etwa ansprechen mochte. In der Urkunde selbst sicherten die Monarchen sich gegenseitige Bruderliebe, Hilfe und Beistand zu und erklärten, daß sie die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit aufrecht erhalten wollten. Bei dem Ganzen handelte es sich wesentlich um das öffentliche Anerkennen einer sittlichen Verpflichtung und Gesinnung; es waren die Fürsten persönlich, welche diese Erklärungen erließen

und denselben beitraten; auch sollten dieselben nur ihre persönliche Gesinnung ausdrücken.

Heiliges Bataillon (bataillon sacré) nannte man die während des Rückzugs der franz. Armee 1812 in Rußland aus Offizieren, deren Truppenteile sich aufgelöst hatten, zum Schutz des Kaisers Napoleon zusammengestellte berittene Leibwache, welche aufgelöst wurde, nachdem der Kaiser 4. Dez. das Heer verlassen hatte.

Heiliges Wein (Os sacrum), soviel wie Aren; Wein, f. Beden.

Heiliger Bund (Liga santa), f. unter Liga.

Heiliger Christ, f. Weihnachten.

Heilige drei Könige, f. Drei Könige.

Heilige Familie heißt in der Kunstgeschichte die Darstellung des Christuskindes und seiner Angehörigen. Das frühere Mittelalter, dessen erster Kunstzweck die Erweckung der Andacht war, begnügte sich meist mit der Madonna und dem Kinde. Erst als ein episches Interesse in die Kunst einbrang, erweiterte sich der Kreis der Heiligen Familie auch auf Joseph, Elisabeth, die heil. Anna (die Mutter der Maria) und Johannes den Täufer. Am ausgebreitetsten haben manche altdeutsche Maler die heilige Familie aufgefaßt, indem sie auch die zwölf Apostel als Kinder und Jugendgespielen Christi samt den Müttern, welche ihnen die Legende zuteilt, hinzusetzten (die sog. Heilige Sippe). Die ital. Schule hat in ihrem großartigen Sinne für Inhalt und Komposition der Gruppe zuerst erkannt, wie viele Figuren dieselbe enthalten kann, wenn das Interesse ein ungeteiltes bleiben und auf einer Figur, sei es die Madonna oder das Kind, sich konzentrieren soll. Zwei Maler beherrschten diesen Kreis von Darstellungen auf das vorzüglichste: Perinuccio da Vinci und Rafael. Ersterer hat den Joseph meist weggelassen, aber die heil. Anna und den kleinen Johannes mit seinem Lamm oder auch Engelsfiguren beigegeben und so den Gegensatz zur höchsten Anmut und Lieblichkeit nicht in eine kräftige Mannesgestalt, sondern etwa in den dunkeln landschaftlichen Grund verlegt, wie z. B. in der Vierge aux rochers und in der Vierge aux balancoes. Völlig weltlich, aber von der größten Lieblichkeit ist seine heil. Anna, auf deren Schoß Maria sitzt, das schallhaft sich umwendende Kind fassen. Solche Darstellungen heißen Metterzia (Selbbrüt). Rafael hat vielleicht die reichste Abstrufung. Auf der Grenze des bloßen Madonnabildes stehen seine Belle Jardiniera und die Madonna del cardellino, wo außer Maria nur die beiden Kinder Christus und Johannes dargestellt sind. Dann folgt die Heilige Familie in der männlicher Pinakothek, die als der Haupttypus der Gattung gelten mag; und in symmetrisch-dreieckiger Gruppe die beiden Kinder, von ihren halb sitzenden, halb knienden Müttern gehalten, und darüber den auf einem Stab gestützten Joseph darstellt. Endlich hat Rafael in der großen Madonna Franz' I. (im Louvre) in völlig freier Auffassung vielleicht das Höchste in diesem Darstellungskreise geleistet. Es ist charakteristisch für die mittelalterliche Auffassung der Maria, daß Joseph immer als betagter Mann neben der jugendlichen Schönheit der Maria auftritt.

Heilige Fem, f. Femgerichte.

Heiliges Feuer. Wie bei andern Völkern so wurde auch bei den Hebräern das Feuer zu seinem eigentümlichen Glanze, seiner zerstörenden und vernichtenden, aber auch reinigenden u.

läuternden Nacht mit dem religiösen Glauben in Beziehung gesetzt (s. Feuer säule) und insbesondere zur Verbrennung der Opfergaben, als in welchen der Mensch sein Reines und Besseres zu Gott aufsteigen lasse, bei den täglichen Brandopfern verwende. Da alles, was von dem gemeinen Gebrauch abgefordert, zu religiösen, gottesdienstlichen Zwecken diene, als heilig galt, so insbesondere auch das Feueropfer auf dem Brandopferaltar, «die Feuerung für Jahve», die beständig fortbrennen sollte, analog dem ewigen Feuer in den heidnischen Tempeln. (S. Opfer.) Aus der Heiligkeit des Opferfeuers erklärt sich die Nachricht (2. Mose 10), daß man bei Wiederherstellung des drei Jahre lang unterbrochenen Opferdienstes zu Jerusalem «Steine feurig machte und Feuer von ihnen nahm». Nur ein noch nicht zu profanen Zwecken gebrauchtes neues Feuer, wie man es hier wohl durch Reiben oder Aneinanderreiben von Steinen gewann, konnte den Wiederaufgang des Altarfeuers bilden. Ähnlich mußte bei Griechen und Römern die erlöschende Flamme eines Tempels entweder von dem unentweiblichen Feuer eines andern Nationalheiligtums wiedergewonnen werden, oder durch einen frisch erzeugten Funken, welchen ein Brennspiegel von dem ausgehenden Strahl des ewig reinen Sonnenfeuers oder des Aneinanderreiben zweier Hölzer gab. Übrigens widerspricht jenem Berichte sowie der ebenbisher (2. Mose 11) erzählten Fabel von der Auffindung des heil. Feuers nach der Rückkehr der Juden aus dem babylon. Exil die rabbinische Überlieferung, nach welcher unter andern Heiligtümern auch das heil. Feuer dem zweiten Tempel geschenkt habe.

Heiliger Geist. Das Alte Testament bezeichnet mit dem Ausdruck Geist Gottes oder Geist des Herrn den lebendig machenden Hauch oder Odem Gottes, darnach im übertragenen Sinne die aus Gott auf die Menschen übergehende geistige Kraft, welche die Quelle der prophetischen Erkenntnis und alles höhern geistigen und sittlichen Lebens in den Menschen ist. Im spätern Judentum wird der Geist Gottes immer mehr als die Offenbarungsseite des an sich selbst in Überweltlichen göttlichen Wesens gedacht, ja geradezu positiv personifiziert, ohne daß man jedoch darum an eine wirkliche göttliche Person im dogmatischen Sinne zu denken hätte. Mit der Vorstellung vom göttlichen Geiste wechselt in der nachbibl. Zeit die von der göttlichen Weisheit, dem Schöpferwort und der Herrlichkeit Gottes, welche sämtlich die Offenbarungstätigkeit Gottes von verschiedenen Seiten her bezeichnen. Wenn im Alten Testament besonders die prophetische Begeisterung auf den Geist Gottes zurückgeführt wurde, so sah die älteste jüdisch-christl. Anschauung in der Ausdrucksform mit dem «Geiste ohne Maß» das spezifische Merkmal des Messias. Sofern der Messias durch diesen Geist zum Dienste Gottes abgesondert und geweiht war, erhielt der Heiliger Geist vorzugsweise das Prädicat «heiliger Geist» (pneuma agion). Nach der ursprünglichen einfachsten Vorstellung kam der Heilige Geist auf den natürlich erzeugten Menschen Jesus bei der Taufe in Gestalt einer Taube, dem Symbol der Reinheit, herab und machte ihn dadurch tüchtig für seinen messianischen Beruf. Nach Paulus bildet der Heilige Geist oder der Geist Gottes das substantielle Wesen des Sohnes Gottes überhaupt, die irdische Menschheit ist nur seine angenommene

Hülle, um die Sünde im Fleische zu erlösen, daher der Gekreuzigte in Kraft dieses Lebensgeistes von neuem erweckt wird und nun auch den Seinen den Heiligen Geist und durch denselben die Auferstehung von den Toten mitzuteilen im Stande ist. Die jüdisch-christl. Vorstellung dagegen läßt den Heiligen Geist in dem Menschen Jesus nur als in seinem Gefäß in unermesslicher Fülle wohnen. Letztere Ansicht steigerte sich weiter zu der Vorstellung von der übernatürlichen Erzeugung der im übrigen noch immer wesentlich menschlich gedachten Person Jesu durch den Heiligen Geist, wogegen die paulinische Anschauung den Sohn Gottes vorweltlich dachte und als das himmlische Urbild der vollkommenen Menschheit beschrieb. Beide Vorstellungsschichten wurden in der kirchlichen Lehre des 2. Jahrh. ebenso verbunden, wie im Matthäus-Evangelium die Empfängnis vom Heiligen Geiste und die Herabkunft desselben auf Jesus bei der Taufe nebeneinander herabgehoben. Neben der Lehre vom göttlichen Geiste als dem übermenschlichen Prinzip in Christi Person bildete sich unter alexandrinischem Einflusse die vermannende Vorstellung vom ewigen göttlichen Wort (dem Logos), welches die Welt geschaffen habe und in Jesu Fleisch geworden sei. Da beide Lehrweisen nicht wesentlich unterschieden waren, so konnten viele Kirchenlehrer des 2. Jahrh. Logos und Pneuma als gleichbedeutende Ausdrücke für das Göttliche in Jesu gebrauchen. Ursprünglich waren weder der Logos noch das Pneuma streng persönlich gedacht, aber als ersterer Ausdruck immer allgemeiner zur Bezeichnung der vorweltlichen Persönlichkeit Christi verwendet wurde, begann man den Heiligen Geist vorzugsweise als das übernatürliche Prinzip alles höhern göttlichen Lebens in den Gläubigen zu betrachten. Anlaß hierzu gab vorzugsweise das vierte Evangelium, nach welchem Jesus als der vom Himmel gekommene und wieder zum Vater zurückkehrende göttliche Logos den Seinen nach seinem Scheiden den Heiligen Geist, den Geist der Wahrheit, als den Beistand (Parakleten) verheißt, der sie in alle Welt leiten und ihnen das lehren solle, was sie jetzt noch nicht zu verstehen vermöchten. Aber schon in der Anschauung des Urchristentums ist es der Heilige Geist, welcher den Glauben erweckt, die Gläubigen von der Sünde reinigt, sie als Gereinigte Gott eignet und mit neuen Kräften des sittlichen Lebens erfüllt. Derselbe wird vorgestellt als eine objektive, über dem Menschen waltende und von oben her aber ihn kommende Macht, ohne daß jedoch die gelegentlich vorkommende Personifikation des Heiligen Geistes dogmatisch zu nehmen wäre. Als das die Gläubigen aus der Welt aussondernde und Gott zuwendende Prinzip ward der Heilige Geist in der Taufformel Matth. 28, 19 vom Vater und Sohn noch unterschieden. Die Summe des christl. Bewußtseins ist hier in dem Glauben an Gott den Vater, an Jesum Christum, den Sohn Gottes, unsern Erlöser, und an den Heiligen Geist als die in den Gläubigen waltende Gottesmacht zusammengefaßt. Als Person war der Heilige Geist auch in dieser Zusammenstellung noch nicht verstanden.

Erst die Gnostiker des 2. Jahrh. räumten dem Heiligen Geist eine Stelle unter ihren mytholog. Gestalten ein, in welche sich für sie die göttliche Wesensfälle auseinanderlegte (Monen), und in jüdisch-christl. Kreisen fand sich die Auffassung vor, daß der Heilige Geist ein Engelwesen sei, obwohl

daneben wieder die Engelwelt nur als die Aus-
einandersetzung des im Heiligen Geiste zur Ein-
heit zusammengefaßten göttlichen Wesens erscheint.
Die Montanisten endlich bezeichneten den Heiligen
Geist oder den Parakleten als den vom göttlichen
Logos innerlich scharfer unterschiedenen Urheber der
neuen Prophezie, welche der Montanismus ver-
ständigte, und als das die Kirche über die Gottes-
offenbarung in der Apostelzeit noch hinaus zur
Veröße der männlichen Reife führende Prinzip.
So wurde der Heilige Geist seit dem Ende des 2.
und Anfang des 3. Jahrh. auch von rechtgläubigen
Kirchenlehrern, wie Irenäus, Tertullian, Origenes,
immer allgemeiner als ein besonderes, vom Logos
unterschiedenes Subjekt gefaßt. Das Verhältnis
der drei Personen zueinander aber ward in der
Weise strenger Unterordnung gedacht, der Heilige
Geist insbesondere als hervorgebracht durch den
Sohn und geringer als dieser. Nähere Bestim-
mungen blieben bis zum Ende des 4. Jahrh. der
Freiheit der einzelnen Kirchenlehrer überlassen.
Erst als die volle Gottheit des Sohnes und dessen
Wesensgleichheit mit dem Vater kirchlich festgelegt
worden war, forderte die Konstanzen des kirchlichen
Dogmas, welches auch vom Heiligen Geiste aus-
zusagen. Während das Konzil zu Nicäa (325) noch
gar nichts Näheres über den Heiligen Geist fest-
setzte hatte, entspann sich 50 Jahre später ein hefti-
ger Streit über die Ansicht des Patriarchen Mace-
donius von Konstantinopel, daß der Heilige Geist
nicht Gott, wie der Sohn, daher auch nicht »Herr«
genannt oder göttlich verehrt werden dürfe, sondern
ein Geschöpf und Diener des Vaters sei. Von den
angesehensten Kirchenlehrern der Zeit, einem Atha-
nasion, Basilus b. Gr., Gregor von Nyssa, Gregor
von Nazianz als »Streiter wider den Heiligen Geist«
(Pneumatomachen) bekämpft, wurden die Anhänger
des Macedonius auf der Synode zu Konstantinopel
(381) auch kirchlich verdammt. Dafür bestimmte
die Synode, der Geist sei »Herr«, lebendigmachend,
vom Vater ausgegangen und ebenso wie der Vater
anzubeten und zu verehren. Die Benennung »Gott«
und das Prädikat der Wesensgleichheit mit Vater
und Sohn wagte selbst diese Synode dem Geiste
noch nicht zu geben, doch wurde beides schon da-
mals als rechtgläubige Meinung betrachtet. Ihren
letzten Abschluß erhielt die orthodoxe Lehre vom
Heiligen Geist im Abendlande durch den zuerst von
Augustin ausgesprochenen Satz, daß der Heilige
Geist auch vom Sohne ausgehe. Auf der Synode
zu Toledo (589) kam jene Annahme zuerst in den
lat. Text des konstantinopolitanischen Glaubens-
bekenntnisses, in welchem man die Worte »qui ex
patre procedit« mit dem Zusatz »filioque« hinter
»patre« vermachte. Dieser Zusatz ging dann auch
in das Athanasianische Glaubensbekenntnis über,
in welchem es heißt: »Spiritus sanctus a patre et
filio procedens«. Dieses Ausgehen aber dachte
man sich als ein Ausfließen des Vaters und Soh-
n. 3 (piratio activa), im Gegensatz zu der Her-
gang des Sohnes vom Vater. Noch Papst Leo III. hatte
(759) Bedenken getragen, den Zusatz zum Symbol
kirchlich anzuerkennen; aber in der Folgezeit ward
er einer der Streitpunkte zwischen der röm. und
griech. Kirche. Photius, Patriarch von Konstan-
tinopel, erhob zuerst (867) gegen die abendländ.
Kirche die Anklage der Verfälschung des Glaubens,
da seit der Kirchenspaltung im 11. Jahrh. ein
Hauptvorwurf der Orientalen gegen die Abend-

länder blieb. Dagegen ist die Vorstellung der lat.
Kirche auch zu den Protestanten übergegangen. Zu
der kirchlichen Dogmatik ist die Lehre vom Heiligen
Geiste ziemlich vernachlässigt. Dieselbe schreibt ihm
eine Reihe von Wirkungen (Berufung, Erleuchtung,
Heiligung u. s. w.) zu, welche jedoch gewöhnlich in
dem Kapitel von den göttlichen Gnadenwirkungen
behandelt werden. Speziell des Heiligen Geistes
wurde fast nur in den Lehren von der buchstäblichen
Eingebung der Heiligen Schrift durch den Heiligen
Geist und von dem sog. testimonium Spiritus
Sancti internum gedacht, worunter man früher die
unmittelbare göttliche Beglaubigung der Wahrheit
des Evangeliums im Menschengemüt, später die
auf wunderbare Weise vom Heiligen Geiste ge-
wirkte Überzeugung vom göttlichen Ursprung der
Bibel verstand.

Von der seit Mitte des 18. Jahrh. erwachten
Kritik ward auch die orthodoxe Lehre vom Heiligen
Geiste immer entschiedener bestritten. Während
der Supranaturalismus zu den unbestimmten
Ausdrücken der ältern Väter zurückkehrte, be-
kämpfte der Rationalismus die Persönlichkeit des
Heiligen Geistes überhaupt mit philos. und erge-
tischen Gründen, und sah in ihm nur die unver-
söhnliche göttliche Kraft, welche uns sittlich erneuert.
Diesen religiösen Gehalt in der Lehre vom Heiligen
Geist hob zuerst Schleiermacher wieder hervor,
welcher denselben als den christl. Gemeingeist oder
als die die Gemeinschaft der Gläubigen beseelende
und in alle Wahrheit leitende göttliche Lebensmacht
beschrieb. Der spekulative Gehalt der Lehre vom
Heiligen Geiste wurde durch die Hegelsche Philo-
sophie dahin bestimmt, daß der in der Welt oder
dem Sohne, als dem Gebiete des Endlichen, ob-
jektivierte Gedanke im endlichen Geiste sich auch für
das subjektive Bewußtsein erschlossen und dadurch
erst als die absolute Idee vollkommen verwirklicht
habe, daher das im Reiche des Vaters nur an sich
gesetzte, im Reiche des Sohnes gleichsam seines
ewigen Wesens entäußerte Göttliche im Reiche des
Geistes oder in dem völlig geistig gewordenen reli-
giösen Bewußtsein der Gemeinde zu seiner vollen
konkreten Offenbarung gekommen sei. Gott als
absoluter Geist ist hiernach der im Bewußtsein
der endlichen Geister gegenwärtige Gott. Neuere
spekulative Theologen sind seitdem bemüht ge-
wesen, den Heiligen Geist zwar nicht als eine Per-
son, aber doch als eine besondere Existenzweise des
innergöttlichen Lebens selbst zu beschreiben und
die Persönlichkeit Gottes erst als im Moment des
Geistes wahrhaft vollzogen zu denken. Da jedoch
das innergöttliche Leben für die religiöse Betrach-
tung nur Bedeutung erhält, sofern es sich an uns
in uns offenbart, so sieht die freie Theologie der
Gegenwart, im Anschluß an Schleiermachers und
Hegels Ideen, im Heiligen Geiste Gott selbst, sofern
er als absoluter Geist im religiös-sittlichen Leben
der Gemeinde sich wirksam erweist, oder das aber
das fromme Selbstbewußtsein übergreifende und
dennoch als die Macht der religiösen Idee dem-
selben wahrhaft innemohnende, es erfüllende und
bewegende Göttliche selbst. Die restaurierte Ortho-
doxie der Gegenwart ist jedoch auch hier zu den
dogmatischen Bestimmungen der altprot. Kirchen-
lehre zurückgekehrt.

Heiliges Grab nennt man das in den Evan-
gelien erwähnte Felsengrab des Joseph von Ari-
mathia außerhalb Jerusalem, in welches Jesus

Christus nach seiner Kreuzigung gelegt wurde und dessen religiöse Bedeutung auf dem an dasselbe getnüpften Christl. Dogma der Auferstehung beruht. Als nach der Zerstörung durch Titus Jerusalem unter dem Namen Aelia Capitolina wieder aufgebaut worden war, zeigte man im Innern der damaligen Stadt einen künstlich aufgetragenen Hügel, der über der Stelle der heiligen Passion errichtet worden sein sollte und wahrscheinlich schon bei den Christen jener Zeit den Namen Monticulus Golgatha führte. Kaiser Konstantin ließ 326 den Hügel wegräumen und über einem unter demselben aufgedeckten Felsengrabe, welches man nicht anstand, für das authentische Grab des Heilands zu halten, eine Grabtrunde mit sich östlich ihr anschließender Basilika aufführen. Das Grab selbst wurde zu einer in der Mitte der Rotunde freistehenden Kapelle ausgearbeitet. Zu der ursprünglichen Bauanlage gehörte auch die Krypte der heil. Helena und die Kreuzauffindungskapelle. Dagegen scheint die Emporkirche des sog. Kalvarienbergs, in welchem die alte Benennung Monticulus Golgatha fortlebt, erst später hinzugefügt worden zu sein. Im J. 614 wurde der Konstantinische Bau von den Persern zerstört, aber noch vor der 22 Jahre später erfolgten mohammed. Eroberung durch einen Mönch Namens Robestus als vier getrennte Kirchen wieder aufgeführt. Eine abermalige teilweise Zerstörung fand 1011 unter dem Kalifen Hakim-bismillah statt. Die Kreuzfahrer waren besonders bemüht, dem Heiligtum, zu dessen Befreiung sie ausgezogen, eine glänzende Ausstattung zu geben. Die ansehnliche Kirche, welche, die vier Gotteshäuser des Robestus wieder zusammenfassend, sich noch heute über der Stelle erhebt, ein durch das Glückwerk späterer Jahrhunderte vielfach entstellter roman. Kunstbau, wurde von ihnen unter teilweiser Benutzung der Konstantinischen Grundmauern errichtet. Die Grabkapelle selbst zerfällt in zwei hintereinander gelegene Gemächer, deren äußeres, geräumigeres dem Vestibulum, das innere der Totenlammer der jüd. Felsengräber entspricht. Letztere ist 2 m breit und 2,5 m lang. An der nördl. Längsseite befindet sich eine 1 m breite und ebenso hohe Marmorbank, das Leichenbett, über welchem eine Menge silberner Kirchengelichter stets brennend erhalten werden. Nach dem Grabe sind die Kreuzigungsstätte auf dem Kalvarienberge, der Salbungstein, die Stelle der Kreuzauffindung, das Gefängnis Christi und der in der Chorkapelle der Griechen gezeigte Rabel der Erde besonders wertgehaltene Heiligtümer des Gebäudes. Das heilige Grab und seine Kirche bilden ein Condominium, an welchem neben drei reichen und mächtigen Konfessionen, nämlich den Lateinern, den Griechen und den Armeniern, drei arme und einflusslose, die Jakobitischen Syrier, die Kopten und die Aethiopier, Anteil haben. Die Modalität des Besizes ist sehr verwickelt und gibt häufig zu Streitigkeiten unter den verschiedenen Mitherrschenden Anlaß. Aus solchen Streitigkeiten entwickelte sich durch die Parteinahme Frankreichs für die Lateiner und Aufstands für die Griechen der folgenreiche Krimkrieg. Die Göttheit der Stätte des Heiligen Grabes ist vielfach bestritten worden; doch ist ihre topogr. histor. Möglichkeit zweifellos.

Heiligen Grabe (Orden vom) soll der Sage nach schon in den Kreuzjahren errichtet sein, ist aber nachweislich erst 1496 vom Papst Alexander VI.

zur Anregung des Besuchs des Heiligen Grabes gestiftet. Papst Pius IX. teilte ihn 24. Jan. 1868 in drei Klassen: Großkreuze, Komture und Ritter. Das Ordenszeichen ist ein rotes Kreuz mit vier kleinen solchen Kreuzen in den Winkeln und wird am schwarzen Bande, von den Großkreuzen von der rechten Schulter zur linken Hüfte, von den Komturen um den Hals, von den Rittern im Knopfloch getragen, von den Großkreuzen zugleich mit einem silbernen Stern, welcher mit dem Ordenszeichen belegt ist, auf der linken Brust.

Heiliges Herz Jesu bildet in der lath. Kirche den Gegenstand eines besondern Kultus. Maria Alacoque (s. d.) behauptete, Jesus habe ihr sein Herz eingesezt, und warb seitdem für die von ihr getriebene Anbetung des heil. Herzens Jesu. Nach ihrem Tode suchte der Jesuit La Colombiere, sich berufend auf die Offenbarungen einer armen Klosterfrau zu Paray, diesen Kultus allgemein zu verbreiten. Die Jesuiten empfahlen ihn in mehreren Schriften, einzelne jesuitische Bischöfe begünstigten ihn, doch fand er zunächst nur in einigen Nonnenklöstern der Heimlichung Christi Beifall. Eine Pest war die Veranlassung, daß der Bischof Heinrich Franz de Sales viele Anbacht 1720 in Marseille einführt und den Freitag nach der Oktave des Fronleichnamsfestes dafür bestimmte. Die Jesuiten gränzten auch besondere Bruderschaften des geheiligten Herzens Jesu. Die Päpste dagegen hatten es mehrmals abgelehnt, dem neuen Kultus ihre Zustimmung zu geben, erst Clemens XIII. bestätigte ihn am 6. Febr. 1765. Nachdem 1773 der Jesuitenorden aufgehoben war, stiftete der Jesuit Jounelly 1794 zu Löwen eine Kongregation der regulierten Kleriker des heil. Herzens Jesu, in welche viele Jesuiten eintraten. Im J. 1796 nach Wien verlegt, ging sie 1799 in dem verwandelten Orden der Vaccanariten und bei der Wiederherstellung des Jesuitenordens 1814 in diesen auf. Im J. 1800 entstand zu Paris ein weiblicher Orden der Damen des heil. Herzens Jesu, welcher 1826 von Leo XII. bestätigt wurde und in allen lath. Ländern Verbreitung fand. Die Anbetung des heil. Herzens Jesu wird neuerdings in Frankreich in Verbindung mit polit. Agitation begünstigt. Nachdem Pius IX. 1875 die ganze Welt dem heil. Herzen Jesu geweiht hat, wird dieser Kultus in der ganzen lath. Kirche mit Eifer betrieben. Vgl. Wenzelburger, »Maria Alacoque und das heil. Herz Jesu« (Unsere Zeit, 1873. II); Kersch, »Die deutschen Bischöfe und der »Aberplausche«« (Wien 1879).

Heilige Jungfrau, s. Maria, die Mutter Heiligen Kreuzes (Orden der Töchter des), gestiftet 1625 von Frau von Villeneuve und dem Pfarrer Guerin zu Moge in der Auvergne, wurde 1640 als Kongregation bestätigt und widmete sich der Erziehung junger Mädchen. Die Tracht besteht aus schwarzem Rod und Schleier und weißem Halstuch, auf der Brust ein silbernes Kreuz. — Derselbe Pfarrer Guerin begründete 1634 zu demselben Zweck einen weiblichen Verein ohne Gelübde. — Im J. 1639 stiftete Marguerite Senaux de Garibal zu Toulouse einen Orden gleichen Namens für beschauliches Leben und gute Werke, besonders zur Verbreitung christl. Sinnes unter dem weiblichen Geschlecht und zur Unterweisung armer Mädchen im Spitaldienst. Der Orden erhielt sich sogar während der Französischen

Revolution und wurde 1816 wieder als Kongregation anerkannt.

Heilige Kriege heißen in der altgriech. Geschichte drei unheilvolle Kriege, die von der Mehrheit oder doch einem großen Teile der amphiklonischen Staaten im Interesse von Delphi gegen solche Staaten geführt wurden, die in irgend einer Weise die Interessen dieser Gemeinde oder ihres Heiligtums verletzt hatten. Der erste dieser Kriege galt der phokischen Stadt Krissa; gegen diese kämpften auf Bechluss der Amphiklonen die Athener, die thessalische Ritterschaft und der Tyrann Kleisthenes von Sikyon 696—686 v. Chr. Zuerst wurde die Stadt Krissa erobert und zerstört, nach vierjähriger Blockade auch deren Seefestung Kircha, dann der letzte Widerstand in den Gebirgen überwältigt. — Der alte Stammeshaß der Thessaler und der neu entbrannte der Thebaner gegen das tapfere phokische Bergvolk gab den Anlaß zu dem sog. zweiten Heiligen Kriege, der von seiten der Amphiklonen mit Dekretierung einer hohen Geldstrafe wegen der angeblich durch die Phoker verschuldeten Bestimmung einiger Teile heiligen Tempellandes eingeleitet und durch militärische Besetzung von Delphi seitens der phokischen Führer im J. 355 unvermeidlich gemacht wurde. Die Phoker hielten sich längere Jahre so glücklich, daß nur die Hilfe des macedon. Königs Philipp im J. 352 die Thessaler rettete. Als nachher auch die Phoker mit dem König Philipp sich verbündeten und der letzte phokische Feldherr Phokas sein Volk verriet (im Sommer 346 v. Chr.), mußten die Phoker die Waffen strecken. Sie wurden aus dem Bunde der Amphiklonen ausgestoßen und verurteilt, so lange eine Steuer nach Delphi zu zahlen, bis die aus dessen Tempel geraubten 10000 Talente (47 Mill. Mark) wieder ersetzt sein würden. — Den dritten der Heiligen Kriege veranlaßte der Athener Ktesibios, indem er im März 339 v. Chr. im Rate der Amphiklonen gegen die ozolischen Lokrer von Amphissa den Vorwurf erhob, daß sie widerrechtlich die seit 686 v. Chr. dem Apollo gehörige Ebene von Kircha zu ihrem Vorteil benutzten. Zum Führer in dem hierüber entbrannten Kriege wurde im Okt. 339 v. Chr. König Philipp berufen, der auch sofort herbeieilte, die Lokrer niederwarf, dann aber im J. 336 daran die Schritte knüpfte, die endlich zu dem weltgeschichtlichen Kampfe bei Chaeronea führten.

Heiliges Land, s. Palästina.

Heiliges Mädchen vom Rent, Beinamen der religiösen Schwindlerin Elisabeth Barton (s. d.).

Heilige Nacht, s. unter Nacht.

Heiliges Offizium, s. Inquisition.

Heiliges Öl, s. wie Christma (s. d.).

Heiliger Orden im Königreich Siam, Rap'atana-rach a-warap'aun genannt, 1831 für die Mitglieder der Herrscherfamilie gestiftet; er besteht in einer mit neun Steinen und kleinen Diamanten besetzten achtspeibigen Dekoration, die an einer gelbseidenen, mit grünen Bändern und roten und blauen Linien versehenen Schärpe getragen wird.

Heiliges römisches Reich deutscher Nation, Bezeichnung des frühern Deutschen Reichs (962—1806), welche sich daraus erklärt, daß man dasselbe als eine Fortsetzung der röm. Weltmonarchie auffaßte, während ein christl. Monarch an der Spitze stand und die deutsche Nation die herrschende sein sollte.

Heilige Schar nannten die Thebaner eine Schar von 800 Mann, welche seit der Vertreibung der Spartaner aus ihrer Stadt (zu Ende des J. 379 v. Chr.) systematisch für den Krieg gegen die Spartaner ausgebildet und unter des Bergidas Führung, zunächst zum Schutze der Lakonen, dauernd unter den Waffen gehalten wurden. Diese Schar hatte in den seit 378 v. Chr. entbrannten Kämpfen bereits ihre Tüchtigkeit auf dem Schlachtfelde zu bewähren gehabt, als sie berufen wurde, in der Schlacht bei Leutrai (371 v. Chr.) unter Pelopidas den höchsten Ruhm zu erlangen. Der Chäronen (338 v. Chr.) fand diese Heiligschar ihren Untergang. — Im J. 1881 bildete Alexander Proslanti bei seinem Einbruch in die Donaufürstentümer aus 500 jungen griech. Freiwilligen nach dem Vorbild der alten Thebaner ebenfalls eine heilige Schar (die Kausophoriten), die dann 19. Juni 1881 in der Schlacht von Dragatsch durch die Türken vernichtet wurde.

Heilige Schrift, s. Bibel.

Heilige Behm, s. Zengerichte.

Heilige Woche, s. wie Karwoche.

Heilige-Geist-Inseln, Name von zwei Bahama-Inseln (s. d.).

Heiligeistube, Dorf und sehr besuchter Wallfahrtsort in der Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Rastenburg, in schönster Waldgegend, an der Grenze des Ermlandens, 11 km im S.W. von Rastenburg, zählt 330 kath. E. und hat eine prächtige Kirche, Rest eines alten Klosters, sowie Weinwanderroute.

Heiligenbeil, Kreisstadt in der Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Königsberg, rechts an der Jante, in 24 m Höhe, 2 km vom jetzigen See, 60 km von Königsberg, Station der Linie Berlin-Königsberg-Expdithafen der Preussischen Staatsbahnen, zählt (1880) 3430 meist evang. E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat eine Landwirtschaftsschule, Fabrikation von berühmten Drechlerwaren und Maschinen, sowie lebhaften Getreidehandel.

Der Kreis Heiligenbeil zählt auf 308 qkm (1880) 46 479 meist evang. E.

Heiligenberg, Dorf im Großherzogtum Baden, Kreis Rastatt, Amt Wiesbaden, auf den Dingauer Bergen, zählt 480 kath. E. und hat auf einer nach S.W. steil abfallenden Felsentrasse ein großes Schloss des Fürsten von Fürstenberg (728 m über dem Meere) mit schönem Park und einem prächtigen, 35 m langen und 13 m breiten Saale, dessen aus der Mitte des 16. Jahrh. stammende geschmückte Holbede wohl die schönste in ganz Deutschland ist. Die herrliche Aussicht vom Schlosse aus umfaßt den Bodensee, die Schwarzerberger und Schweizer Alpen vom Hochvogel bis zur Jungfrau, den Jura, sowie den obern Schwarzwald mit Heidelberg und Heidelberg.

Heiligenbilder, Abbildungen oder Statuen von Heiligen, s. Heilig und Bilderdienst und Bilderverehrung.

Heiligenblut, das höchste Dorf im österr. Herzogtum Kärnten (Bezirkshauptmannschaft Spital, Gerichtsbezirk Willsen), liegt 1404 m über dem Meere im obern Müllthale, am südöstl. Fuße des Großglockners (s. Glockner), der von hier aus nicht selten bestiegen wird, zählt (1880) 173, als Gemeinde 1018 E. und hat eine große kath. Kirche aus dem 16. Jahrh., welche wegen eines vom heil. Brictius aus Konstantinopel mitgebrachten Fährschens mit angeblichem Blute Christi das Ziel vieler

Balkfahrt H. Die bemerkenswerthe Quelle der Umgebung, welcher die Steilheit und Höhe der Bergwände und die das Thal beherrschende scharfe Zirkumpante des Grotholader hochalpinen Charakters verleihen, sind der Kalkvarienstein mit der Mure Kirchheim, nach welcher das obere Mäthel auch Kirchheimthal heißt, die Äste der Mäth, des Gähm, und des Leutbachs, die Franz-Josephhöhe (2329 m) und der Bakereengletscher. Mit dem Unter-Pingau ist H. durch die Bergpässe der Pfandelscharte (2668 m) und der H. Maurerlauer (Hochort 2572 m) verbunden; thalabwärts führt ein Fahrweg nach dem 22 km südlich von H. gelegenen Gerichtsdorf Wültern und über den Hilsberg (1904 m) zur Station Dölsch der Linie Franzosen-Büsch.

Heiligendamm, Ostseebad, f. Doberan.

Heiligendamm, f. unter Heilig.

Heiligengraben, Fräuleinstift im Kreise Ostpreußen, f. unter Preignitz.

Heiligengraben, Hafenstadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Oldenburg, an der Ostsee, 18 km im NO. von Oldenburg in Holstein, am Mündung der Kieler Bucht, der Insel Fehmarn gegenüber, zählt (1880) 2507 fast nur wohn. A., ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Kreisgerichts und hat Eisenwerke, eine Stahlfabrik, Schiffbau, Getreide- und Holzhandel, Schiffahrt und Fischerei. Von H. geht wöchentlich zweimal ein Dampfschiff nach Kiel.

Heiligen-Verjagd-Orden, f. Heiliges Herz.

Heiligenkraut oder Wartenkypresse, f. unter Kypresse.

Heiligenkreuz, schon gelegenes Dorf mit einer Effizienzabtei in der Bezirkshauptmannschaft Baden in Niederösterreich, 11,5 km im NW. von Baden, am Sattelbach, einem linken Zuflusse der Schwäb, im Wienerwalde, zählt (1881) 466, als Gemeinde 921 G. Der ursprüngliche Name des Orts war Sattelbach, der jetzige rührt von der geistlichen Stiftung her, die der fromme Badenberger Leopold III. hier 1185 ins Leben rief. Die Kirche des Effizienzstifts gehört im Lang- und Querschiffe der roman. (1150—87), im Chöre der got. Bauperiode an. Die gemalten Glasfenster des Kirchenschiffs sowie des herrlichen Kreuzgangs mit seiner jenseitigen Brunnenhalle stammen größtenteils aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh. Das Kapitelhaus enthält die Grabmäler der meisten Badenberger von den Söhnen Leopolds des Frommen bis auf Friedrich II., dessen Gruft noch ein gleichzeitig, aber verfallener Grabstein bedeckt.

Heiligenlandshubel oder Zug, Aussichtspunkt bei Burgdorf (f. d.) im Kanton Bern.

Heiligenschein oder Glorie nennt man in der christl. Kunst den Glanzkreis, mit welchem die Heiligen und Bildhauer entweder den ganzen Körper oder das Haupt göttlicher und heiliger Personen, denen dies zur Charakteristik dient, umgeben. Bedeutet dieses Attribut nur am Kopf, so pflegt man es Nimbus, liegt es um den ganzen Körper, Aureole zu nennen. Die ovale (mandelförmige) Einfassung heißt mandorla. Die christl. Ikonographie gibt die Aureole nur den göttlichen Personen der Dreieinigkeit, bisweilen der Madonna, namentlich bei der Himmelfahrt. Der Nimbus hat die verschiedensten Formen: er erscheint jirleisend, dreieckig, viereckig, mit Flammen und Strahlen. Bisweilen ist er in der Malerei wie im Strahlen-

schlein gegeben, der sich nach außen ohne scharfen Umriß verliert; mitunter streng verhehrt, bisweilen nur in der Umrißlinie angedeutet, bisweilen in elliptischer Form aber dem Haupte schwebend, Charakteristisches Zeichen für die Göttlichkeit ist das Kreuz im Nimbus. Außer der Gottheit kommt er den Engeln, den Propheten, der Jungfrau Maria, den Aposteln und Heiligen zu und hatte sonst nach den verschiedenen Personen verschiedene fest bestimmte Formen.

Heiligenstadt, Kreisstadt im Regierungsbezirk Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, früher die Hauptstadt des kurmainzischen Eichsfeldes, links an der Leine, in 266 m Höhe, Station der Linie Halle-Nordhausen-Münden der Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts nebst Stadtkammer und eines Landratsamts (beide im ehemaligen Schloß des kurmainzischen Statthalters), hat zwei luth. Haupt- und drei Nebenkirchen, sowie eine evang. Kirche im got. Stil aus dem 13. und 14. Jahrh., unter denen die Weibfrauenkirche mit der got. Innenkapelle sich auszeichnet, ein luth. Gymnasium, ein luth. Schullehrerseminar mit Präparandenanstalt, ein Kranken- und Waisenhaus, ein Hospital und zählt (1880) 5411 meist luth. G., welche Ackerbau betreiben, mehrere Cigarrenfabriken, eine Dampfzementmühle, eine Webefabrik und eine mechan. Weberei unterhalten. H. bekam 1727 Stadtrechte durch den Erblichhof Siegfried II. von Mainz und wurde 1802 preussisch.

Der Kreis Heiligenstadt zählt auf 433,8 qkm (1880) 88846 überwiegend luth. G.

Heiliger-Weiß-Orden (Mitterorden des Heiligen Weisses zum gerechten Verlangen oder des Knotens), wurde von Ludwig von Tarent 1352 zur Erinnerung an seine Krönung zum König von Jerusalem und Skilien gestiftet, zählte 300 Mitter, erlosch aber mit dem Tode des Stifter.

Ein anderer H. wurde in Frankreich vom König Heinrich III. 30. Dec. 1578 zum Andenken an seine Thronbesteigung in Frankreich und seine Verweisung auf den poln. Thron, welche beide am 25. August stattfanden, gestiftet. Derselbe setzte den Bezug des Michaelordens voraus und zählte 100 Mitter, Ausländer ungerichtet. Das Ordenszeichen war ein grünes achthöckiges Kreuz, auf welchem eine abwärts gelehrte silberne Taube ruhte. Das Band war himmelblau und die Ordensleiste golden, aus Fellen, Wollentrophäen und gekrönten Heiligen zusammengeflochten. Durch die Revolution 1792 beseitigt, wurde er 1814 durch Ludwig XVIII. erneuert, aber durch Kaiser Ludwig Philipp vom 10. Febr. 1831 wieder aufgehoben.

Im Orden des Heiligen Weisses von Montpeller wurde 1193 von einem Grafen Guy zu Montpeller zur Unterhaltung der Kranken und Armen gestiftet und vom Papst Innocenz III. bestätigt. Papst Clemens XIII. vereinigte ihn mit dem Lazarusorden. (Heilige.)

Heilige-Statuen-Frage, f. unter Heilige.
Heiligkeit ist im Alten Testament ursprünglich als Prädikat für Gott eine Bezeichnung seiner Gradenheit aber jede Verunreinigung durch die Sünde und der Unverfälschtheit seines Wesens und Willens gegenüber aller Creatur, danach Bezeichnung von allem, was als Eigentum Gottes ausschließlich seinem Dienst geweiht und von profanem Gebrauch ausgeschlossen war. (S. Heilig.) In der christl. Dogmatik versteht man unter H. diejenige

Eigenschaft Gottes, unter welcher man ihn als Urquell und Urbild sittlicher Vollkommenheit oder als den die Ordnungen der sittlichen Welt unverbrüchlich aufrecht erhaltenden absolut guten Willen betrachtet.

Heiligkeit (Seine, Sanctitas sua) ist das Prädikat des Papstes, welcher als das Oberhaupt der röm.-kath. Kirche Allerheiligster Vater in Christo (Sanctissimo Pater in der Anrede, Sanctitas Vestra im Kontext) genannt wird.

Heiligtum, Wadeort in Tirol, s. unter Hall.
Heiligsprechung, s. Kanonisation; vgl. Heilig.

Heiligtumsfest, s. Heiltumsfest.

Heiligung, s. Heilig und Heilsordnung.

Heilung (Hans), nach böhm. Sage ein Erd- oder Berggeist, der eine Sterbliche liebte, dieselbe heiratete, aber von Eifersucht gequält, sie und ihre Umgebung in Felsen (Hans-Heilungsfelsen, zwischen Karlsbad und Ebnbogen) verwandelte. Marfchner hat den Stoff zu einer Oper benutzt.

Heilkunde oder Heilkunst, s. Medizin.

Heilmittel, im weitem Sinne alles, was zur Beseitigung und Heilung von Krankheiten und Störungen jedweder Art benutzt wird, im engeren Sinne die in den Apotheken bereiteten Arzneimittel oder Medicamente. Man pflegt folgende Klassen von H. zu unterscheiden: 1) die pharmaceutischen Heilmittel oder Arzneimittel (s. d.), Gemisch wirkende Stoffe, welche teils dem Tierreich, teils dem Pflanzen- und Mineralreich entnommen werden und hinsichtlich ihrer physik. und chem. Eigenschaften, ihrer Anwendung und Wirkungsweise die größte Verschiedenartigkeit darbieten; 2) die diätetischen Heilmittel, welche teils für sich allein, teils in Verbindung mit andern H. angewendet werden und in vielen Fällen mehr vermögen als alle übrigen H. zusammengekommen; hierher gehören die zweckmäßige Wahl der Nahrungsmittel und Getränke (s. Diät), gehörige Hautpflege durch Bäder, Waschungen und Abreibungen, die Beschaffung einer möglichst reinen sauerstoffreichen Luft (Land- und Waldbuft, klimatische Kuren), geregelter Schlaf, sowie gehörige Ruhe und Schonung des kranken Körperteils, ferner zweckmäßige Bewegungen (s. Heilgymnastik) u. dgl. m.; 3) die physikalischen Heilmittel, welche in den erkrankten Organen und Geweben rein physik. Veränderungen hervorrufen und dadurch unter Umständen gewisse pathol. Veränderungen zu beseitigen im Stande sind; hierher zählen die Kälte und die Wärme in ihren verschiedenen Anwendungsweisen, die Elektrizität (s. Elektrotherapie), die Einatmung komprimierter Luft (s. d.) u. a.; 4) die chirurgischen oder mechanischen Heilmittel, solche Stoffe und Gerätschaften, welche, mit dem Körper in Berührung gebracht, eine rein mechan. Wirkung auf denselben ausüben, wie die zahlreichen Instrumente, deren sich der Arzt bei der Vornahme chirurgischer Operationen bedient, die verschiedenartigen Verbandstoffe und Bandagen, orthopädischen Apparate u. dgl. Die Lehre von der Anwendung und Wirkungsweise der H. pflegt man als Heilmittellehre oder Pharmacologie zu bezeichnen.

Heilmittellehre, s. Pharmacologie.

Heilmonat, s. Dezember.

Heilquellen, s. unter Mineralwasser.

Heilsarmee (Salvation-army) oder Heer der Seligmacher nennt sich in England eine militärisch organisierte Gemeinschaft von Männern und Frauen, welche beabsichtigt, daß alle Menschen sich dem Willen Gottes unterwerfen, oder wenigstens den Ansprüchen, welche Gott an ihre Liebe und ihren Dienst hat, Gehör geben. Diese neue und abenteuerlichste Form methodistischer Besehrungen ist begründet im J. 1865 im östl. Teile Londons, durch William Booth, den jetzigen «General». Booth ward 1829 in Nottingham geboren. Obgleich die Eltern der anglikan. Kirche angehörten, wandte er sich mit 14 Jahren zu den Methodisten, wurde schon 1846 Laienprediger, 1853 Pastor in London. Er fand bedeutenden Beifall und wurde deshalb als Evangelist durch ganz England geschickt. Nachdem Booth sich mit den Methodisten (Wesleyanern) überworfen hatte, trieb er seit 1862 seine Erweckungspredigten auf eigene Hand. Seit 1865 wandte er sich an die sittlichverkommensten Schichten der londoner Bevölkerung und predigte ihnen auf Straßen und Plätzen unter freiem Himmel die Notwendigkeit der Buße. Auch andere große Städte besuchte er und fand überall neben lautem, erbittertem Widerspruch auch vielfach Beifall und Zustimmung. Im J. 1878 gab er seinen bereits zahlreichen Anhängern eine feste Organisation und zog ab und zu einzelne militärische Einrichtungen nach. Er selbst blieb als «General» an der Spitze, sein ältester Sohn Bramwell Booth (geb. 1861), welcher schon mit 15 Jahren zu predigen begann, ward «Chef des Generalstabes». Die Leitung von kleineren Abteilungen liegt in den Händen von «Offizieren» (darunter Frau Booth und zwei jüngere Söhne und Töchter), welche nach bestimmter Rangordnung gegliedert und durch besondere Abzeichen kenntlich gemacht sind. Lärmende Aufzüge durch die besuchtesten Straßen und Plätze, wobei laute Trommelschlag und das Absingen geistlicher Lieder nicht weniger als auffallende Uniformen und Fahnen die Aufmerksamkeit erregen, leiten die Versammlungen ein oder beschließen sie. In den Ankündigungen der Versammlungen heißt es z. B.: Sonntag um 7 Uhr: Kniebeugungen, Verteilung neuer Munition durch den Generalquartiermeister; um 11 Uhr: Herabkommen des heil. Geistes; um 6½ Uhr: Großer Angriff auf den Teufel; um 9 Uhr: Halleluja-Galopp. Oder: der Hauptmann werde 10 Minuten auf dem Kopfe stehen und in dieser Stellung die Bibel erklären u. dgl. m. Bisweilen werden auch «Die-ganze-Nacht-bei-Jesus-Meetings» abgehalten. In England zählt die Arme (1883) 628 Korps mit gegen 2 Mill. Mitgliedern. Die Jahreseinnahmen belaufen sich auf 3—4 Mill. Mark. Ebenso viel beträgt der Wert des Grundeigentums, welches meist aus großen Versammlungshäusern besteht, wozu mit Vorliebe berühmte Theater und unsaubere Wirtschaften umgewandelt werden. Die gelesesten Zeitungen: «The war cry», «The little soldier», «The auxiliary», werden in vielen Hunderttausend Exemplaren verbreitet.

In England sind zwei Gemeinschaften zur Bekämpfung der S. entstanden. Die Skelettarme (Skeleton-army) sucht die Aufzüge der S. zu stören. In alten, zerlumpten Uniformen, mit Bannern auf welchen Skelette gemalt sind, ihre Gassenhau nach der Melodie geistlicher Lieder singend, riebt ihre Mitglieder durch die Straßen und suchen Zusammenstöße mit der S. Die kirchliche Arme

(Church-army) hat die militärische Einrichtung der H. adoptiert und sucht ihr im Geiste der engl. Staatskirche entgegenzuwirken. Auch außerhalb Englands ist die H. bereits tätig. In Amerika zählt sie 42, in Australien 41, in Ostindien 7, in Afrika 4 Korps. Auf dem europ. Kontinent hat sie zuerst (März 1881) in Paris den Kampf gegen den Unglauben aufgenommen und zählte 1883 in Frankreich 4 Korps. Die Invasion in die Schweiz (1883) endete nach starken Vöbelezeffen mit der Ausweisung der «Marshallin» und ihres Begleiters. Neuerdings ist auch Schweden in Angriff genommen, und dort scheint die H. günstige Aufnahme zu finden. Der Angriff auf Deutschland wird durch Einübung eines «Deutschen Armeekorps» energisch vorbereitet.

Vgl. Schramm, «Das Heer der Seligmacher oder die H. in England» (Berl. 1883); «The Salvation war» (Lond. 1883); «Was ist die H.?» (Lond. 1884).

Heilsberg, Kreisstadt im Regierungsbezirk Königsberg in der preuß. Provinz Ostpreußen, 62 km im Süden von Königsberg, am Einfluß der Simser in die Alle, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Warendepots der Reichsbank, hat eine evang. und zwei luth. Kirchen, ein Schloss des Bischofs von Ermland mit Waisenanstalt und zählt (1880) 5874 meist luth. E., welche Stärkefabrikation, Mühlenbetrieb, Flach- und Weberei, Viehzucht und Getreidehandel treiben. H. ist berühmt durch die Schlacht, welche hier 10. Juni 1807 von den Franzosen unter Soult gegen die Russen unter Bennigsen angefangen, aber, da ihr rechter Flügel umgangen war, abgebrochen wurde, jedoch die Räumung des russ. Lagers zur Folge hatte.

Der Kreis Heilsberg zählt auf 1096 qkm (1880) 55707 meist luth. E.; Sitz des Landratsamts ist Guttstadt.

Heilsbrunn oder Kloster Heilsbrunn, Marktleden mit (1880) 1298 E., im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Ansbach, 18 km von Ansbach, an der Schwabach, 412 m über dem Meere, Station der Linie Craßsheim-Ansbach-Nürnberg-Fürth der Bayerischen Staatsbahnen, Sitz eines Amtsgerichts, verbannt seinen Ursprung dem daselbst 1182 vom Bischof Otto von Bamberg gestifteten Cistercienser-Mönchskloster, welches gleich anfangs die benachbarten Grafen von Alzenberg reich dotierten und seit Anfang des 13. Jahrh. deren Erben, die hohenzoll. Burggrafen von Nürnberg, die das Vogteitrecht über das Kloster erwarben und daselbst ihr Grbbegräbnis hatten, in ihre besondere Obhut nahmen. Daselbst wurden 1218–1625 zehn Burggrafen von Nürnberg, drei Kurfürsten, fünf Markgrafen von Brandenburg und außerdem viele fränk. Ritter und andere ausgezeichnete Personen beigesetzt. Unter diesen durchgehends historisch interessanten Grabdenkmälern, welche hader im «Heilsbronnischen Antiquitäten-schatz» (2 Bde., Ansb. 1731–40), später zum Teil der Freiherr von Stillfried herausgegeben und beschrieben hat, befinden sich mehrere von hohem Kunstwert. Das Kloster wurde 1555, endgültig 1640 aufgehoben und in eine Fürstenschule (1581–1786) umgewandelt; 1770 wurden die Klostergebäude mit Ausnahme der 1851–56 restaurierten Kirche abgetragen. Vgl. Stillfried, «Kloster H., ein Beitrag zu den hohenzoll. Forschungen» (Berl. 1877); Rud., «Geschichte von Kloster H. von der Urzeit bis zur Neuzeit» (3 Bde., Nördl. 1879–80).

Heilmittel, soviel wie Gnadenmittel.

Heilsordnung (ordo salutis) heißt in der Christl. Dogmatik die bestimmte Art und Weise, wie die Menschen durch die Gnade Gottes des durch Jesus Christus erworbenen Heils teilhaftig werden sollen. (S. Gnade.) In den Symbolischen Büchern wie in den ersten dogmatischen Lehrbüchern der prot. Kirche ist die Lehre von der H. nicht für sich, sondern in den Abschnitten über die Buße, den Glauben, die guten Werke u. s. w. behandelt worden. Erst spätere Theologen, wie Baumgarten, Michaelis u. a., brauchten den Ausdruck ordo salutis und teilten die H. in gewisse Stufen, welche der Mensch zurücklegen muß, um aus einem Kinde des Borns ein Kind der Gnade zu werden und im Stande der Gnade zur höchsten Vollendung emporzusteigen. Indessen wenn auch nicht der Ausdruck, so ist doch die Sache selbst weit älter, und schon im luth. Katechismus Art. 3 und in der Konfessionsformel im Artikel vom freien Willen werden die Verunsung, Erleuchtung, Besehrung, Heiligung als besondere Stufen in der H. bezeichnet. Im Unterschied von dem religiösen Prozeß, welcher in den beiden Stadien der Buße und des rechtfertigenden Glaubens besteht, bezeichnet man mit den verschiedenen Stufen der H., genau genommen, die verschiedenen Momente im Prozeß der sittlichen Erneuerung des Menschen, obwohl die Dogmatiker, indem sie die religiöse und die sittliche Seite der Heilsaneignung nicht immer scharf genug auseinanderhielten, gerade in diesem Lehrstücke vielfach im Unklaren geblieben sind. Die freisinnige Theologie versteht den Begriff der H. von den auf der religiösen Vollendungsstufe, wie dieselbe durch Christus offenbart worden ist, geltenden Gesetzen des religiösen Lebens und beschreibt sie als die ewig von Gott geordnete, aber erst im Christentum geschichtlich verwirklichte Weise, der Versöhnung mit Gott und mittels derselben des ewigen Lebens teilhaftig zu werden, also im scharfen Unterschiede von der Naturordnung und moralischen Weltordnung, als den Vorstufen des religiösen Bewußtseins, die in die Vollendungsstufe übergehen müssen. Der Naturordnung entspricht die Naturreligion, der moralischen Weltordnung die Gesetzesreligion, der H. die Erlösungsreligion.

Heilsumsfezt (Heiligtumsfest, Festum armorum Christi), Fest am Freitag nach der Osteroktave, zur Ehre der Marterwerkzeuge Christi.

Heilung (Sanatio), der Übergang der Krankheit zu dem normalen Zustand, zur Gesundheit, erfolgt entweder ohne jedes Zutun des Arztes durch den sog. Naturheilungsprozeß, d. h. durch die im Körper wirksamen physik. und chem. Prozesse des Stoffwechsels, welche die vorhandenen krankhaften Veränderungen der Gewebe bald schneller, bald langsamer wieder entfernen und so eine mehr oder weniger vollkommene Ausgleichung der betreffenden Störung herbeiführen (sog. Naturheilung oder spontane Heilung), oder durch das Eingreifen des Arztes, indem der letztere unter Verwendung der vorhandenen physik. Einrichtungen und Kräfte des Körpers häufig auch in solchen Fällen eine befriedigende H. herbeiführt, in denen der Naturheilungsprozeß ohne gehörige Unterstützung seitens der Kunst die krankhafte Störung gar nicht oder nur sehr unvollkommen zu beseitigen vermag (sog. Kunstheilung).

Im Grunde genommen besteht zwischen beiden Formen der H. kein wesentlicher Unterschied; auch

die Kunstheilung erfolgt mit Hilfe derselben Pflanz. und chem. Vorgänge des Organismus wie die Naturheilung, aber indem sie vielfach die äußeren Bedingungen, welche auf das Kranksein wirken, vorteilhafter zu regeln und neue äußere Bedingungen, die ohne Eingreifen der Kunst sicher nicht eintreten würden, herbeizuführen versteht, erreicht die ärztliche Kunst oft genug unter Anwendung energischerer Mittel ungleich schneller und sicherer, was die Natur nur langsam oder nur auf Umwegen zu erreichen vermag. Ein eingeklemmter Darmbruch heilt, sich selbst überlassen, im günstigsten Falle nur nach längerem und schwerem Stichtum und mit Hinterlassung eines widernatürlichen Kistens, eines ebenso elastischen als lästigen Abfalls, oder führt, was noch häufiger, durch allgemeine Bauchfellentzündung zum Tode, wogegen rechtzeitiges ärztliches Eingreifen vermittelt der Bruchoperation in den allermeisten Fällen vollkommene Heilung in kürzester Frist und ohne Hinterlassung irgend welcher weiteren Störung bewirkt. Ähnliches gilt von vielen andern chirurgischen Krankheiten (Geschwülsten, Knochen- und Gelenkleiden, Geschwüren u. dgl.), von gewissen Geburtsstörungen und manchen inneren Krankheiten, bei denen die ärztliche Kunst einen günstigen Ausgang der betreffenden Krankheit zu erreichen versteht, während die Natur, sich selbst überlassen, nur eine unvollkommene H., mit Hinterlassung organischer Fehler und Gebrechen, erreicht oder gar die Vernichtung des erkrankten Teils (Brand) oder des ganzen Körpers (Tod) nicht abzuwenden vermag. Vollständig oder radikal nennt man die H., wenn die Krankheit gänzlich und dauernd beseitigt ist, unvollständig oder unvollkommen, wenn die Krankheitsprodukte nicht gänzlich entfernt werden können und dadurch gewisse krankhafte Zustände zurückbleiben. (S. Gesundheit, Krankheit, Stoffwechsel.)

Gei-lun-ſſian, chines. Stadt, s. Nigun.

Geim (Albert), Geolog, geb. 12. April 1849 in Zürich, studierte in Zürich und Berlin, wurde 1871 Privatdocent der Geologie am Polytechnicum und an der Universität zu Zürich, 1873 Professor der Geologie am Polytechnicum, 1875 auch außerord. Professor an der Universität. Seit 1881 ist er Vorstand der naturwissenschaftlichen Abteilung am Polytechnicum und Direktor der geolog. Sammlungen. Er veröffentlichte namentlich: »Über einen Fund aus der Kreidezeit« (Zür. 1874), »Untersuchungen über den Mechanismus der Gebirgsbildung« (2 Bde., mit Atlas, Bas. 1878, sein Hauptwerk), »Über Bergzüge« (Zür. 1882), zahlreiche andere Abhandlungen und eine Reihe von ihm selbst gezeichneter Panoramen. Diese wie auch sämtliche Tafeln zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten wurden auch von ihm selbst lithographiert.

Geim (Ernst Ludw.), berühmter Arzt, geb. 22. Juli 1747 zu Solz im Meininger, wo sein Vater Johann Ludwig H., der Herausgeber der »Heinrichsigen Chronik« (3 Bde., Meining. 1767—77), als Pastor 1785 starb, kam 1764 auf das Locum zu Meiningen und 1768 auf die Universität zu Halle, wo er sich der Heilkunde widmete. Er erhielt 1772 die mediz. Doktorwürde gleichzeitig mit seinem Freunde Ruge, mit welchem er dann eine wissenschaftliche Reise machte, zu der Ruge's Vater, der Leibarzt Friedrichs II., das Geld gab. Sie besuchten Norddeutschland, Holland, wo sie

längere Zeit in Leiden sich aufhielten, England und Frankreich. Nach der Rückkehr 1776 ging H. nach Berlin und von hier 1776 nach Spanien, wo er als Physikus und einige Jahre später als Kreisphysikus des Havellandes angestellt wurde. Im J. 1783 wendete er sich nach Berlin, wo er 1799 zum Geheimrat, 1810 zum Leibarzt des Prinzen Ferdinand ernannt wurde. Nur kurze Zeit bedurfte es, um ihm hier unter allen Seiten Anerkennung und eine sehr große Popularität zu verschaffen. Seine Krankenlisten, nach denen er jährlich 3—4000 arme Kranke unentgeltlich behandelte, oft noch unterstützte, bezeugten, daß menschliche Tugenden und ärztliche Vorsehung sich bei ihm in seltener Vereinigung fanden. H. starb 15. Sept. 1834.

Eine Sammlung »Vermischte mediz. Schriften« aus seinen Papieren veranstaltete Boettch (Zür. 1836). H. war übrigens der erste Arzt, der in Berlin die Ruhsoden eintrugte. In der Botanik verwendete er besonders Fleck auf die Kenntnis der Moose. H.'s Biographie (»Der alte H.«, 2 Bde., Zür. 1835; 3. Aufl. 1879) wurde von seinem Schwiegersohn Repler verfaßt.

Geim (Jann. v. Jos.), franz. Historienmaler, geb. 16. Dez. 1787 zu Belfort, trat 1808 in Paris bei dem Maler Vincent als Lehrling ein und erhielt 1807 mit seinem Zheleus den großen Preis, sodaß er als Staatspenkondat auf fünf Jahre nach Rom gehen konnte. Nach seiner Rückkehr verschaffte ihm auf der Ausstellung von 1812 sein Gemälde Jakobs Naturst in Mesopotamien die goldene Medaille erster Klasse, die ihm auch 1817 für die Bilder Ptolemäus Philosophator und Josephs Tod zuerkannt wurde. Außer verschiedenen in den nächsten Jahren entstandenen Märtyrergeschichten malte er 1824 das Blutbad der Juden im Tempelhofe zu Jerusalem. Im J. 1827 erschien das Bild, welches Karl X. darstellt, wie er am Schiffe der Ausstellung von 1824 Belohnungen an die Künstler anstelt, ein Meisterstück feiner und geistreicher Darstellung, mit mehr als 100 Porträts. Der Kaiserlicher Jaget fertigte nach diesem Bilde ein großes Bild in Aquatintmanier. Auch auf der Ausstellung von 1855 war er durch bedeutende Bilder vertreten. Ungeachtet der nachgeordneten Löwe, welche die Gesamtbildung seiner Gemälde teilweise entstellen, bemerkt man an denselben ein redliches Streben nach Wahrheit und eine gewissenhafte Sorgfalt für Komposition. Seine Kirchenbilder leiden dagegen an einer gewissen Kälte. H. war seit 1829 Mitglied des Instituts, seit 1839 Professor der Akademie. Er starb zu Paris 2. Okt. 1865.

Geimann (Wassili Alexandrowitsch), russ. Generalleutnant, stammte von unbemittelten Eltern deutscher Abkunft und wurde 1823 im Gouvernement Kowno geboren. H. besuchte das Gymnasium zu Orabno, trat 1839 als Unteroffizier in das Rischegorodische Infanterieregiment, diente dann im 4. kais. Linienbataillon und wurde 1844 Offizier im Sabartinschen Jägerregiment. Er blieb stets in der Kaukasusarmee, deren Feldzüge er fast sämtlich mitmachte, wurde 1861 Oberst und entschied 1862 und 1863 die Niederwerfung der noch unabhängigen Stämme im wechl. Kaukasus. Seit 1872 Generalleutnant und Chef der 20. Infanteriedivision, führte er dieselbe beim Ausbruch des Türkenkriegs 1877 nach Kar. H. erkrankte 17. Mai die Festung Ardahan, führte dann die

nächliche der Kolonnen, die Kuthar Pascha nach Erzerum folgten, wurde aber durch die Schlacht bei Jemni zur Rückkehr nach Kars genötigt und nahm als Führer eines selbständigen Korps an den in der Nähe dieser Festung stattfindenden Kämpfen teil. In der Schlacht bei Amliar 15. Okt. 1877 stürzte H. die Mitte der türk. Stellung und entschied die Niederlage Kuthar Paschas, führte dann eine Kolonne über den Soghian Dagh, schlug die Türken am Dewebotapah und warf dieselben nach Erzerum zurück, welches ihm auf Grund des Vertrags von San-Stefano übergeben wurde. H. lebte krank nach Kars zurück und starb dort 25. April 1878 am Typhus.

Heimarmene (gch.), Verhängnis, Schicksal.

Heimat bedeutet ursprünglich den Ort, an welchem man sein Haus (Heim) hat, an welchem man wohnt, ist also genau entsprechend dem lat. domicilium. Die H. steht im Gegensatz zum Ort des tatsächlichen Aufenthalts und ist andererseits verschieden von der Staatsangehörigkeit oder dem Indigenat. Die H. ist die rechtlich anerkannte und rechtlich wirksame Zugehörigkeit zu einer Gemeinde, auf welcher die kommunalpolit. Rechte und Pflichten beruhen; daher sind die Voraussetzungen für den Erwerb und Verlust der H. rechtlich geregelt. Hierdurch entstand allmählich ein Unterschied zwischen H. und Domicil; denn das letztere wird durch Niederlassung an einem Orte begründet, auch ohne daß die Bedingungen für den Erwerb des Heimatsrechts an diesem Orte oder für den Verlust desselben an dem früheren Wohnorte gegeben sind. Während für den Gerichtsstand und die privatrechtlichen Beziehungen das Domicil maßgebend wurde, hatte für den Gewerbebetrieb, die Gemeindegerechte und den Anspruch auf Armenunterstützung die H. ihre alte Bedeutung bis in die neueste Zeit beibehalten. Hierdurch entstand ein vom Domicil verschiedener Rechtsbegriff der H. (S. Heimatsrecht.)

Heimatsamt oder genauer: „Bundesamt für das Heimatswesen“ ist eine durch das Bundesgesetz über den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juni 1870 errichtete Behörde, welche ihren Sitz in Berlin hat. Sie besteht aus einem Vorsitzenden und mindestens vier Mitgliedern; der Vorsitzende sowohl als auch mindestens die Hälfte der Mitglieder muß die Qualifikation zum Richteramt besitzen. Der Vorsitzende und die Mitglieder werden auf Vorschlag des Bundesrats vom Kaiser auf Lebenszeit ernannt und sind in Vergebung auf Verlegung in ein anderes Amt, auf einstweilige und zwangsweise Verlegung in den Ruhestand, Disziplinarbestrafung und vorläufige Dienstenthebung den Mitgliedern des Reichsgerichts gleichgestellt. Das Amt kann als Nebenamt übertragen werden. Das H. entscheidet in letzter Instanz in Streitigkeiten zwischen verschiedenen Armenverbänden über die öffentliche Unterstützung Hilfsbedürftiger, sofern die freitenden Armenverbände verschiedenen Bundesstaaten angehören. Überdies ist es den Einzelstaaten überlassen, im Wege der Landesgesetzgebung zu bestimmen, daß die Entscheidung letzter Instanz in Streitigkeiten zwischen Armenverbänden desselben Staats über die Pflicht zur Unterstützung Hilfsbedürftiger dem H. übertragen werde. Von dieser Ermächtigung haben Gebrauch gemacht Preußen, Hessen, die Mehrzahl der Thüring. Staaten, Anhalt, Braunschweig, Lippe, Oldenburg. In Bayern und Elsaß-Lothringen ist das Gesetz vom

6. Juni 1870 nicht eingeführt. Der Geschäftsgang des H. ist durch ein im „Centralblatt für das Deutsche Reich“ 1873 abgedrucktes Regulative geordnet. Die Entscheidungen des Bundesamts erfolgen gebührenfrei in öffentlicher Sitzung nach erfolgter Ladung und Anhörung der Parteien und werden „Im Namen des Deutschen Reichs“ erlassen. Eine Sammlung derselben, herausgegeben von Wohlers, erscheint seit 1873 in Berlin, auch werden die wichtigsten in dem citierten „Centralblatt“ veröffentlicht.

Heimathafen oder Registerhafen eines Schiffs heißt derjenige Hafen, von welchem aus mit diesem Schiffe die Seefahrt betrieben wird und in dessen Register dasselbe daher eingetragen wird (Reichsgesetz vom 25. Okt. 1867, §. 5); den Namen seines H. muß jedes Schiff an seinem Heck in gut sichtbaren und fest angebrachten Schriftzeichen führen. Abgesehen von seiner Wichtigkeit für die Kontrolle und wirksame Beaufsichtigung der Seeschifffahrt ist das Institut des H. auch für das Privat- und Prozeßrecht von großer Bedeutung, weil der Reeder in dem H. eines jeden seiner Schiffe ein Quasidomicil hat und gegenüber seinen Kreditgläubigern daselbst Recht zu nehmen verpflichtet ist.

Heimatsrecht ist die Zugehörigkeit zu einer Gemeinde und daher im allgemeinen gleichbedeutend mit Gemeindegerechte. Bis zur Gründung des Norddeutschen Bundes war das H. in den meisten deutschen Staaten die Voraussetzung für die Ausübung wichtiger Rechtsbefugnisse, insbesondere der Niederlassung, des Grunderwerbes, des Gewerbebetriebes, der Erbschaftslegung und der Gründung eines eigenen Hausstandes, und namentlich beruhte auf dem H. der Anspruch auf Unterstützung im Falle der Verarmung. Dabei waren die Voraussetzungen für den Erwerb des H. in den Landesgesetzen sehr verschiedenartig bestimmt. Abgesehen von der regelmäßigen Begründung des H. durch Abstammung entstand daselbst bald durch Aufenthalt von bestimmter Dauer, bald durch Verleibung gegen Entrichtung eines Einzugs- oder Bürgergeldes. Die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes, beziehentlich des Deutschen Reichs hat zwar das H. an sich nicht unmittelbar geregelt, ihm aber den weitaus größten Teil seiner praktischen Bedeutung entzogen. Die Verfassung hat im Art. 3 zunächst den Grundsatz zur Geltung gebracht, daß der Angehörige eines jeden Bundesstaats in jedem andern Bundesstaate als Inländer zu behandeln sei, zugleich aber ausdrücklich anerkannt, daß diejenigen Bestimmungen, welche die Armenversorgung und die Aufnahme in den lokalen Gemeindeverband betreffen, durch diesen Grundsatz nicht berührt werden. Ebenso hat das Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 zwar die Erwerbung und den Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit, nicht aber den Erwerb und Verlust der Gemeindegerechte geregelt. Dagegen hat bereits der Norddeutsche Bund durch eine Anzahl von speziellen Gesetzen Bestimmungen die meisten Vorurteile der Landesgesetze, durch welche die Fremde von den mit dem H. verbundenen Vorurteilen ausgeschlossen waren, beseitigt. In erster Reihe steht hier das Gesetz über die Freizügigkeit vom 1. Nov. 1867, welches nach der Reichsgründung in den süddeutschen Staaten mit Einschluß von Bayern und Elsaß-Lothringen eingeführt worden ist. Dasselbe bestimmt, daß jeder Reichsangehörige das Recht hat, innerhalb des Bundesgebiets an jedem Orte sich aufzuhalten

oder niederzulassen, wo er eine eigene Wohnung oder ein Untertommen sich zu verschaffen im Stande ist; ferner an jedem Orte Grundeigentum zu erwerben und unter den für Einheimische geltenden gesetzlichen Bestimmungen Gewerbe aller Art zu betreiben. Das Reichsgesetz hebt dabei ausdrücklich hervor, daß in der Ausübung dieser Befugnisse der Bundesangehörige weder durch die Obrigkeit seiner Heimat noch durch die Obrigkeit des Ortes, in welchem er sich aufhalten oder niederlassen will, gehindert oder durch lästige Bedingungen beschränkt werden darf, und daß ihm insbesondere nicht wegen fehlender Landes- oder Gemeindeangehörigkeit der Aufenthalt, die Niederlassung, der Gewerbebetrieb oder der Erwerb von Grundeigentum verweigert werden darf. Ferner hat das Gesetz vom 4. Mai 1868 den Rechtsatz sanktioniert, daß Bundesangehörige zur Eingehung einer Ehe oder zu der damit verbundenen Gründung eines eigenen Haushalts weder des Besizes noch des Erwerbes einer Gemeindeangehörigkeit oder des Einwohnerrechts, noch der Genehmigung der Gemeinde (Gutherrschschaft) oder des Armenverbandes, noch einer obrigkeitlichen Erlaubnis bedürfen; auch wurde es unterjagt, von der ortsfremden Braut ein Zugugsgeld oder eine sonstige Abgabe zu erheben. Sodann wurden die Bedingungen für den Gewerbebetrieb durch die Gewerbeordnung und die zu derselben ergangenen Abänderungs- und Ergänzungsgesetze einheitlich geregelt und hierbei der im Freizügigkeitsgesetz bereits ausgesprochene Grundsatz festgehalten und das den Räten und kaufmännischen Korporationen nach Landesgesetz etwa noch zustehende Recht, andere von dem Betriebe eines Gewerbes auszuschließen, aufgehoben. In Elsaß-Lothringen ist aber die Gewerbeordnung (mit Ausnahme des auf Ärzte sich beziehenden §. 29) nicht eingeführt worden. Endlich hat das Gesetz vom 6. Juni 1870 über den Unterstützungswohnsitz das Recht auf Unterstützung im Falle der Bedürftigkeit in der Art geregelt, daß nicht das Gemeindebürgerrecht oder S. die Grundlage desselben bildet, sondern daß dasselbe durch zweijährigen ununterbrochenen Aufenthalt in dem Bezirk eines Armenpflegeverbandes erworben wird. Freilich besteht noch gegenwärtig eine große Meinungsverschiedenheit darüber, ob es praktischer und zweckmäßiger sei, die Unterstützungspflicht nach der Heimat oder nach dem Aufenthalt des Bedürftigen zu normieren; und man hat auch davon Abstand genommen, das Reichsgesetz vom 6. Juni 1870 in Bayern und in Elsaß-Lothringen einzuführen. Infolge aller dieser Gesetze ist das S. außer in Bayern, nur noch von praktischer Bedeutung geblieben hinsichtlich des Wahlrechts und der Wahlbarkeit zu den kommunalen Ehrenämtern und Vertretungskörpern und hinsichtlich des Genusses der für Gemeindebürger bestimmten Güter und Stiftungen. Bemerkenswert ist, daß die durch Art. 4, Ziff. 1 der Reichsverfassung begründete Kompetenz des Reichs zur Gesetzgebung und Beaufsichtigung in Bayern hinsichtlich der Heimats- und Niederlassungsverhältnisse ausgeschlossen ist.

Vgl. Arnoldt, «Freizügigkeit und Unterstützungswohnsitz» (Berl. 1872); Rocholl, «System des deutschen Armenpflegerechts» (Berl. 1873); Eger, «Das Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz» (Berl. 1874); W. Meyer, «Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechts» (Bd. 1, Lpz. 1883). Aber das

bayerische S. sind die maßgebenden Bestimmungen enthalten in dem bayr. Gesetz vom 16. April 1868 und dem Abänderungsgesetz vom 23. Febr. 1872. Einen Kommentar hierzu lieferte Riebel (5. Aufl., besorgt von L. A. Müller, Nordf. 1881).

Heimbach (Gust. Ernst), Jurist, geb. 15. Nov. 1810 zu Leipzig, wurde 1840 außerord. Professor der Rechte zu Leipzig und starb daselbst 24. Jan. 1861. Er veröffentlichte: «Die Lehre von der Frucht» (Lpz. 1843), «Die Lehre vom Creditum» (Lpz. 1844), «Auctoritas» (3 Bde., Lpz. 1838—43), «Authenticum» (2 Bde., Lpz. 1846—51), «Harmonopoli manualis legum» (Lpz. 1851).

Heimbach (Karl Wilh. Ernst), Jurist, Bruder des vorigen, geb. 29. Nov. 1803 zu Merzbürg, wurde 1828 ord. Professor des sächs. Rechts zu Jena, 1832 Oberappellationsgerichtsrat zu Jena, später Vizepräsident des Oberappellationsgerichts daselbst und starb in Jena 4. Juli 1865. Er veröffentlichte: «Lehrbuch des partikulären Privatrechts der zu den Oberappellationsgerichten zu Jena und Zerbst vereinigten Länder» (Jena 1848; Nachtrag 1853), «Lehrbuch des sächs. bürgerlichen Prozesses» (3 Bde., Jena 1852—61), «Jurist. Abhandlungen und Rechtsfälle» (mit Ortlöff, Schäfer und Guget, 2 Bde., Jena 1847—57), «Basilicorum libri LX» (6 Bde., Lpz. 1833—70).

Heimbürg (Gregor von), einer der tüchtigsten Rechtsgelehrten und edelsten deutschen Männer seiner Zeit, geb. zu Anfang des 15. Jahrh. in Würzburg, trat während des Konzils zu Basel in die Dienste des ihm befreundeten Aeneas Sylvius (nachmaligen Papstes Pius II.) und verteidigte, wie damals auch dieser, energisch den Standpunkt des Konzils gegenüber dem des Papstes. Im J. 1433 wurde er in Nürnberg als Synbitalus angestellt, doch hinderte ihn dieses Amt nicht, an weitem und engem Handeln seines Vaterlandes teilzunehmen und in den Diensten verschiedener Fürsten zu arbeiten. So hatte er einen bedeutenden Anteil an der Neutralitätserklärung der deutschen Kirche in dem fortbauernben Streit zwischen dem Konzil und Papst Eugen IV. am 17. März 1438; ferner war er ein Mitglieb der kurfürstl. Gesandtschaft an Papst Eugen IV. im J. 1446, welche die Wiedereinsetzung der vom Papst wegen ihrer Hinneigung zu dem Gegenpapst Felix V. abgesetzten Kurfürsten von Köln, Mainz und Trier bewirken sollte. Auf dem Tage von Wienerisch-Neustadt 1452 vertrat er die Rechte der Stadt Nürnberg in dem Streite, in den sie mit Markgraf Achilles von Brandenburg geraten war, und bekämpfte namentlich das Gesetz der Goldenen Bulle über die Fürstengerichte. In dieser Zeit trat er, nachdem er das nürnberg. Synbitalat aufgegeben, in die Dienste Erzbischof Albrechts von Österreich. Als dessen Gesandter erschien er auf dem Kongreß zu Mantua 1459, wo er infolge seiner energischen Opposition gegen den von Pius II. geplanten Türkenzug mit dem Papst in Konflikt geriet, der sich durch die Verhandlungen über die Befestigung des brennerer Diktums, in welchen S. als Sachwalter Herzog Sigismunds von Tirol auftrat, bis zu dem Grade verschärfte, daß 20. Jan. 1464 der Mann über S. verhängt wurde. Nach der Ausöhnung Herzog Sigismunds mit dem Papst 1464 fand S. Aufnahme bei dem König Georg Robiebrad von Böhmen und nach dessen Tode, 22. März 1470, bei den Herzögen von Sachsen in Dresden. Im J. 1472 erlangte

er durch Papst Sixtus IV. Lösung vom Bann und starb im August desselben Jahres. Seine Schriften, wesentlich polemischen Inhalts, wie die Streitbündel auf staatlichem und kirchlichem Gebiete, in denen er thätig war, es mit sich brachten, spiegeln sein stürmisches, wahrhaftiges und reines Wesen wieder und zeugen von der ihm nachgerühmten hohen Verehrtheit. Sie erschienen gesammelt als »Scripta nervosa justitiaeque plena« (Frankf. 1608). Gustav Pfizer hat den Gegensatz des Echaracters von H. und Aeneas Sylvius in einem poetischen Werte: »Der Deutsche und der Weltsche« (1844), schön geschildert. Vgl. Hagen, »Zur polit. Geschichte Deutschlands« (Stuttg. 1842), und Clemens Brodhau, »Gregor von H.« (Lpz. 1861).

Heimburg (W.), Pseudonym für Bertha Behrens, Schriftstellerin, geb. 7. Sept. 1850 zu Thale am Harz als Tochter eines Arztes, verlebte ihre Jugend in Quedlinburg, Magau und Salzwehel, wo ihr Vater Oberstabsarzt war. Ihr späterer Wohnort war Frankfurt a. M., dann Arnstadt, seit 1882 Köpenbrock. Ihre erste Novelle »Melanie« erschien in der »Illustrirten Monatszeitung«, die zweite, »Aus dem Leben meiner alten Freundin« (3. Aufl., Lpz. 1881), zuerst in der »Magdeburger Zeitung«, andere namentlich in der »Gartenlaube«. In Buchform erschienen: »Zumyennallers Lieder« (Lpz. 1879), »Kloster Wendhausen« (Lpz. 1880), »Ihr einziger Bruder« (2. Aufl., Lpz. 1883), »Waldblumen« (2. Aufl., Lpz. 1882), »Ein armes Mädchen« (Lpz. 1884).

Heimbürge, Aufseher, Verwalter einer Gemeinde, Gemeindevorsteher, Dorftrichter; der Ausdruck war namentlich im Pfalz und Hessen gebräuchlich, ist aber jetzt als Amtsbezeichnung ausgestorben. In Dresden heißen Heimbürgern und Heimbürgerinnen mit der Leichenbesorgung beauftragte Personen.

Heimchen oder Hausgrille (Gryllus domesticus), s. Grillen.

Heimdal, eine Gottheit in der nordgerman. Mythologie, wacht auf dem Himmelsberge an der Brücke Bifrost (s. d.), welche das Reich der Asen mit dem der Menschen verbindet. Er sieht und hört schärfer als alle andern Geschöpfe, daher kann nichts seiner Wachsamkeit entgehen. Vor dem Weltuntergange wird er in sein Horn, das Gjallarhorn, blasen, um die Götter zum Kampfe gegen die bösen Elemente zu rufen. H. ist der Sohn Odhins und von neun Schwestern; golden sind seine Zähne, Golltopp (Goldmähne) heißt das Nashorn, auf dem er reitet; hiervon rührt auch sein Name, denn H. heißt »der über die Welt Glänzende«. Er ging einst als Ritt zu den Menschen und war hier der Gründer der drei Stände und somit menschlicher Ordnung. Im Mythos vom Salskande der Freyja erscheint H. als Vertreter des guten Elements im Kampfe mit dem bösen Völse.

Heimfall, bei Lehnen A p e r t u r, heißt das Zurückfallen einer Sache oder eines Guts an denjenigen, von welchem es einem andern mit diesem Vorbehalt verliehen worden ist. So fällt das Lehn dem Lehnsherrn heim, wenn der Stamm des Beliehenen erlischt. Ebenso fällt eine Rente, welche einer Person aus ihr Leben oder einer Familie zu bestimmten Zwecken unter dem Vorbehalt des H. bestellt ist, an den Bestellenden zurück, wenn die Person stirbt, die Familie erlischt oder der Zweck aufhört. Dieses Heimfallsrecht versteht sich in den

meisten Fällen von selbst, doch ist es ratsam, sich und den Seinigen solches bei Stiftungen auf längere oder unbestimmte Zeit ausdrücklich vorzubehalten. Von dem Heimfallsrecht ist das Recht auf erblose Güter, droit d'épave, und die Erblosigkeit der Fremden, droit d'aubaine, verschieden. Vgl. Zornschkel, »Das Heimfallsrecht« (Wien 1852).

Heimführung der Braut (Donna deductio), im deutschen Privatrecht der feierliche Einzug eines neuvermählten Paares in ihren künftigen Wohnort.

Heimliches Gericht, s. Femgerichte.

Heimshelm, Stadt im württemb. Neckarkreise, Oberamt Leonberg, am Gökensbach, zählt (1880) 1294 meist evang. E., welche Landwirtschaft betreiben, und hat eine Realschule. Im Schleglerhof, einem im spätrömischen Stil des 13. Jahrh. erbauten, mit architektonischen Schönheiten geschmückten Steinhaufe, nahm Graf Eberhard der Milde 1395 sechs Mitglieder des Schleglerbundes, worunter drei sog. Schleglerlönige, gefangen, nachdem er vorher H. in Brand gesteckt hatte. Das neben dem Schleglerhof auf Anfang des 18. Jahrh. erbaute neue Schloß ist jetzt Schulhaus und hat im Speiseaal (hine Fresken. Die Kirche enthält interessante Grabdenkmäler. Der 965 als Heimshelm genannte Ort kam 1465 größtentheils, 1687 vollständig an Württemberg.

Heimsträngla, das Hauptort des norweg. Dichters Snorre Sturlasson (s. d.).

Heimsuchung Maria, s. unter Maria.

Heimsuchungsorden (Orden der Nonnen von der Heimsuchung unserer Lieben Frauen), gestiftet 1610 zu Nancy durch Franz von Sales (s. d.), in Gemeinschaft mit der Frau Johanna Franziska Fremiet von Chantal. Die Mitglieder des Ordens, auch Salesianerinnen genannt, widmeten sich, ohne in Klausur zu leben, der Armen- und Krankenpflege, dem Gebet und der Asefe. Papst Paul V. gab ihnen die Regel des heil. Augustin, Papst Urban VIII. bestätigte sie (1626). Sie verbreiteten sich rasch über Frankreich, Italien, Deutschland, sind dann aber fast wieder zurückgegangen. Ihnen gehörte auch die heil. Margarete Maria Alacoque (s. d.) an.

Mit Hans Nagle begründete 1758 zu Gork einen Orden der Schwestern der Heimsuchung, welcher sich die Erziehung armer Kinder, die Pflege Kranken und Gerechtlicher zur Aufgabe setzte und besonders in England sich ausbreitete. — Einen Orden gleichen Namens stifteten Maria Rivier und Schwester Chantal 1793 zu Zhuens bei Aubenas. Dieser Orden fand in Frankreich Verbreitung und widmet sich der Kranken- und Armenpflege, sowie der Erziehung von Waisen.

Heimweh (nostalgia) ist eine durch unbefriedigte Sehnsucht nach der Heimat oder den heimatischen Verhältnissen hervorgerufene Melancholie (s. d.), welche zugleich die körperliche Gesundheit angreift und so selbst zum Tode führen kann. In vielen schweren Fällen wird her an H. Leidende erst von tiefer Traurigkeit befallen, worauf sich Verdauungsstörungen einstellen, denen Fieber, Tuberkulose, allgemeine Erschöpfung und, wenn keine passende Hilfe geleistet wird, der Tod folgen. Ein jedes Volk liefert Beispiele von Heimwehkranken. Besonders aber verfallen die Wehrsoldaten und überhaupt die, welche an ein einfaches Naturleben gewöhnt sind, in diese Krankheit, und dies um so

mehr, wenn die neuen Verhältnisse mit den gewohnten in einem auffallenden Kontrast stehen, wenn die Entfernung aus der Heimat eine erzwungene, wenn das neue Verhältnis mit Widerwärtigkeiten verbunden ist, oder wenn durch Krankheit die Entfernung von den Angehörigen besonders fühlbar wird. Als Hauptmittel gegen das H. wird allgemein die Rückkehr in die Heimat und in die gewohnten Verhältnisse anerkannt; ist diese nicht möglich, so muß wenigstens die Hoffnung dazu erweckt und erhalten werden. Außerdem muß man den Gedanken des Kranks eine andere Richtung zu geben versuchen.

Heim (oder **Haiu**), in der Formel »Freund Heim« eine Bezeichnung des Todes, welche Claudius in die Litteratur einführt, indem er den Ausdruck im ersten und zweiten Teil der »Sämtlichen Werke des Wandersbenedicten« (1775) in der »Erläuterung der Kupfer und Zeichen« für den dort dargestellten Tod gebraucht. Es ist nicht anzunehmen, daß Claudius den Ausdruck erfunden hat, vielmehr mag er ihn dem Volksmunde entnommen haben, worauf die besüßliche Stelle in seinen Werken und der Umstand hindeutet, daß H. (nach Grimm's »Wörterbuch«) Abkürzung von **Heime**, einer Joseform von **Heinrich** bereits im Mittelalter auch zur Bezeichnung des Teufels diente.

Heim (Jrany, Freiherr von), österr. Staatsmann, geb. 28. Juni 1808 in Olmütz, widmete sich jurist. Studien, wurde Advokat zu Johannesburg in Schlesien, dann 1847 in Troppau. Im J. 1848 dabei in den österr. Reichstag gewählt, nahm er an den Verhandlungen in Kremsier hervorragenden Anteil, lehrte 1849 wieder nach Troppau zurück und wurde 1860 in den verstärkten Reichsrat berufen; 1861 (bis 1869) in den schles. Landtag gewählt, ward H. von da indirekt in den Reichsrat entsendet und dort Präsident des Abgeordnetenhauses. Am 18. Dec. 1862 wurde er als Justizminister in das Kabinett Schmerling berufen und blieb in demselben bis 27. Juli 1865. Bald darauf wurde H. Präsident des Wiener Oberlandesgerichts, welche Stelle er bis 1881 bekleidete. Seit 20. Jan. 1869 ist H. lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses, wo er zu den Anhängern der deutschliberalen Richtung gehört.

Heine (Heint.), einer der genialsten deutschen Dichter und Schriftsteller der neuern Zeit, geb. 13. Dec. 1797 zu Düsseldorf, von jüd. Abkunft, studierte in Bonn, Berlin und Göttingen die Rechte, promovierte an letzterer Universität und trat 1825 zum Christentum über. Er lebte seitdem in Hamburg, Berlin und München, bis er 1830 Paris zu seinem bleibenden Aufenthalt wählte. H. widmete sich hier ausschließlich literarischer Beschäftigung und bezog seit 1836 bis zum Sturze des Ministeriums Guizot im Febr. 1848 ein ansehnliches Jahrgeld aus der Kasse des Ministeriums des Auswärtigen. Seinen Aufenthalt in der franz. Hauptstadt unterbrach er nur durch mancherlei Ausflüge, zuletzt 1844 durch eine Reise nach Hamburg. Seit dieser Zeit verfiel ihn ein Nervenmarfisleiden in einen traurigen Körperzustand, der indes die Frische und Beweglichkeit seines Geistes wenig beeinträchtigte. Er starb nach langem Leiden zu Paris 17. Febr. 1856.

H. betrat die literarische Laufbahn zuerst mit »Gedichten« (Berl. 1822) und den im folgenden Jahre erschienenen Tragödien »Almansor« und »Nadefliff«, in denen er sich zwar noch von den Einflüssen der Romantik abhängig zeigte, aber doch schon eine eigentümliche Begabung verriet. Seinen

eigentlichen Ruf begründete er durch die beiden ersten Bände der »Reisebilder« (Hamb. 1826—27), die später noch durch zwei neue Bände vermehrt wurden (Hamb. 1830—31; zusammen 4 Bde., 6. Aufl. 1854). Obgleich nur ein Reise tagebuch voll höchstiger Einfälle und Erfindungen, erregte dieses Werk, in welchem er die farblose Sentimentalität in der Litteratur, das deutsche Spießbürgertum und andere krankhafte Erscheinungen seiner Zeit mit schlagendem Witz geißelte, das ungewöhnlichste Aufsehen und übte namentlich auf die jüngeren Gemüter eine entzückende Wirkung aus. Vorzugweise aber gefielen seine zum Teil sehr originellen Lieder, die er in dem »Buch der Lieder« (Hamb. 1827; 29. Aufl. 1869; illustriert von B. Thumann, Opz. 1883) gesammelt herausgab. Hierauf folgten die »Sämtlichen Werke des H. von Heine« (Hamb. 1831; Verfasser der Briefe war H. Besselhaft), »Zur Geschichte der neuern schönen Litteratur in Deutschland« (2 Bde., Par. 1833; neue Aufl. 1840), »Französische Zustände« (Hamb. 1833), eigentlich nur eine Sammlung seiner aus Paris für die »Allgemeine Zeitung« geschriebenen Aufsätze, »Der Salon« (4 Bde., Hamb. 1835—40; 3. Aufl. 1860—61), »Die romantische Schule« (Hamb. 1836), »Shakespeares Mädchen und Frauen mit Erläuterungen« (Par. u. Opz. 1839), »Über Börne« (Hamb. 1840), »Neue Gedichte« (Hamb. 1844; 6. Aufl. 1860), nebst dem Andenken »Deutschland. Ein Wintermärchen«, welches seine letzte Reise nach Deutschland mit treffendem Witz und scharfer Satire darstellt, endlich der dem letztern verwandte »Atta Troll« (Hamb. 1847). Später erschienen noch der »Romanzen« (Hamb. 1851; 4. Aufl. 1852) mit einem höchst eigentümlichen »Nachwort«, in welchem er sein Verhältnis zu positiven Religion besprach, und das fabelhafte Lenzpoem »Der Doktor Faust« (Hamb. 1851). Seine »Vermischten Schriften« (3 Bde., Hamb. 1854) enthalten die »Gedächtnisse« und »Eutetia«. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien erst nach seinem Tode (21 Bde., Hamb. 1861—66; neue Ausg., 12 Bde., Hamb. 1876) und im Anschluß daran aus einem Nachlaß noch »Letzte Gedichte und Gedanken« (3. Aufl., Hamb. 1870). Gegen die Göttheit mehrerer der von Steinmann veröffentlichten »Briefe« (5 Hef., Amsterd. 1861—62) und »Dichtungen« (2 Bde., Amherd. 1860) sind von Strodtmann Gedanken erhoben worden. H.'s Talent ist unzweifelhaft ein sehr bedeutendes. Ein geistvoller Prosair, erscheint er noch ausgezeichnet als lyrischer Dichter, indem er bald die zartesten Seiten anschlägt, bald wieder die lyrische Harmonie durch ironische grobe Dissonanzen aufhebt, bald durch ein Sprachfeuer der Witzes und der Laune ergötzt. Er kann wie Börne als Vorläufer der Bewegung angesehen werden, welche durch die Julirevolution von 1830 ihre polit. Signatur erhielt. Seine Dichtungen, die in dem Jahrzehnt von 1840—50 erschienen, zeichnen sich durch Streben, zusammenhängendere satirische Kunstwerke zu schaffen. Der unnachahmliche Reiz seiner Dichtung wie die seltene Schlagfertigkeit seines Witzes sichern ihm für alle Zeiten eine hervorragende Stelle in der deutschen Litteratur.

Nach der Biographie und Charakteristiken H.'s von Meißner (Hamb. 1856) und Strodtmann (Hamb. 1857; 2. Aufl., 2 Bde., Berl. 1873—74). Mar H. des Dichters Bruder, veröffentlichte »Erinnerungen an Heinrich H. und seine Familie« (Berl. 1865).

außerdem erschienen *H. S. Briefe an seinen Freund Moses Moser* (Lpz. 1862). Ferner: *Stephani, Heinrich S.* und ein *Wid auf unsere Zeit* (Halle 1834); *Jr. Steinmann, Heinrich S.* Denkwürdigkeiten und Lebensläufe aus meinem Zusammenleben mit ihm (Wag 1867); *Karpeles, Heinrich S.* Biographische Skizzen (Berl. 1869); *Wadde, Aus H. S. Dichterverständnis, eine Studie* (Hamb. 1876); *Düster, Aus dem Leben H. S.* (Berl. 1878); *Erinnerungen an H. Von seiner Nichte Maria Embden, H. S. Principessa bella Rouca* (Hamb. 1881). Von *H. S. Memoiren* existieren zwei Manuskripte, von denen das eine, ausführlicher, wahrscheinlich vernichtet worden ist, während das andere, welches nur einen Teil von *H. S.* Jugend behandelt, erhalten blieb und in den Besitz des vaterl. Hochschullehrten Henri Julia gelangte. Das letztere erschien, herausgegeben von Eduard Engel, im Jahrg. 1894 der *«Gartenlaube»* und dann auch als *«Supplementband»* (Hamb. 1894) zu den *«Sämtlichen Werken»*.

Heine (Heinr. Eduard), Mathematiker, geb. 15. März 1821 zu Berlin, habilitierte sich 1844 in Bonn und wurde 1848 ord. Professor in Halle. Seine Arbeiten, welche sich meist auf die höhere Analysis erstrecken, sind meist in *«Grelles»* *«Journal»* veröffentlicht. Außerdem schrieb er *«Handbuch der Kugelfunktionen»* (Berl. 1861). *H.* starb 24. Okt. 1881 in Halle.

Heine (Karl von), namhafter deutscher Chirurg, geb. 28. April 1828 zu Cannstatt als Sohn des Orthopäden Jakob H., studierte in Tübingen und Würzburg, nahm als Arzt am Schleswig-Holsteinischen Kriege 1864 teil und legte seine hier gewonnenen Erfahrungen in dem Werke *«Die Schussverletzungen der unteren Extremitäten»* (Berl. 1866) nieder. Er wurde dann Assistent der heidelberger Chirurg. Klinik und nach dem Tode Webers außerord. Professor der Chirurgie in Heidelberg. Doch schon 1869 folgte er einem Rufe als ord. Professor und Direktor der neubegründeten Chirurg. Klinik zu Jandbrud. Während des Feldzugs in Frankreich 1870 war er in den Feldspitälern zu Nancy thätig. Im J. 1879 wurde ihm die Leitung der Chirurg. Klinik zu Bonn übertragen. Er starb 9. Sept. 1877 bei einem Besuche in seiner Heimat an den Folgen der Diphtherie.

Heine (Alth.), Maler und Reisender, geb. 30. Jan. 1827 zu Dresden, bildete sich in Dresden und Paris zum Künstler und journeyte 1849 nach Neuyork über. Von hier berichte er 1851 Centralamerika; 1852 schloß er sich der Expedition unter Peary nach Japan und Ostasien an und 1860 machte er die preuss. Expedition nach Ostasien mit. Im nordamerik. Bürgerkriege war er Ingenieurkapitän der nordstaatlichen Potomac-Armee. Nach dem Kriege war er Konsul zuerst in Paris, dann in Liverpool, und ließ sich später in Dresden nieder. *H.* schrieb: *«Wanderbilder aus Centralamerika»* (Lpz. 1853); *«Reise um die Erde»* (2 Bde., Lpz. 1856); *«Die Expedition in den Seen von China, Japan und Ostasien»* (3 Bde., Lpz. 1868—69); *«Japan und seine Bewohner»* (Lpz. 1869); *«Eine Sommerreise nach Tripolis»* (Berl. 1869); *«Eine Weltreise um die nördl. Hemisphäre»* (Lpz. 1864) und das Prachtwerk *«Japan»* (Dresd. 1873 fg.).

Heineke (Hob. Gottlieb), Jurist, geb. 11. Sept. 1821 zu Eisenberg, studierte erst zu Leipzig Theologie, dann in Halle die Rechte und wurde daselbst 1713 Professor der Philosophie, 1729

außerord., 1731 ord. Professor der Rechte. In letzterer Eigenschaft ging er 1733 nach Jena und 1737 nach Frankfurt a. O., und lehrte 1738 nach Halle zurück, wo er 31. Aug. 1741 starb. Seine philos. und jurist. Lehrbücher, wie das *«Antiquitatum Romanarum jurisprudentiam illustrantium syntagma»* (Halle 1718; von Haubold, Lpz. 1823), die *«Elementa juris civilis secundum ordinem institutionum»* (Amst. 1725; von Biemer, Lpz. 1815), *«Elementa juris civilis secundum ordinem pandectarum»* (Amst. 1728; Franzf. 1775), *«Historia juris civilis Romani et Germanici»* (Halle 1733; von Schiller, Straßb. 1766), *«Elementa juris Germanici»* (2 Bde., Halle 1746) behaupteten lange klassisches Ansehen.

Johann Christian Gottlieb H., sein Sohn, geb. 1718 zu Halle, der lange Zeit als Professor an der Ritterakademie zu Liegnitz angestellt war und 1791 zu Egan starb, hat sich namentlich durch die Herausgabe mehrerer Schriften seines Vaters verdient gemacht, z. B. der *«Elementa juris cameralis»* (Amst. 1743; von Smelin, Nürnberg 1779), der *«Brissonschen»* *«Opuscula posthuma»* (Halle 1743), der *«Opera omnia»* (9 Bde., Genf 1744) und der *«Antiquitates German. jurispr. patr. illustrantes»* (2 Bde., Ropenh. 1772).

Johann Michael H., Bruder des Erfgenannten, geb. zu Eisenberg 12. Dez. 1674, studierte zu Jena und Gießen, ließ sich dann in Helmstedt als Docent nieder und wurde 1699 Diakonus zu Goslar, 1708 Pastor an der Ulrichskirche zu Halle, 1711 Oberpfarrer an der Liebfrauenkirche daselbst und 1720 königl. preuss. Konfistorialrat und Inspektor des Wittenburger Institut. Er starb 11. Sept. 1723. *H.* war ein vorzüglicher Kanzlerordner und zugleich der erste wissenschaftliche Bearbeiter der Siegelkunde. Sein Werk über die griech. Kirche (Lpz. 1711) hat jetzt noch Wert.

Heineke (Karl Heinr. von), Kunstsammler, geb. zu Lübeck 1706, wurde Privatsekretär des Grafen Brühl und wegen seiner Verdienste um Sachsen geachtet und zum Geh. Rat ernannt, nach Brühls Tod aber verhaftet, jedoch sehr bald wieder freigelassen. Er starb 23. Jan. 1791 auf seinem Gut Altdöber in der Niederlausitz. Er ließ auf seine Kosten das Prachtwerk *«Recueil d'estampes d'après les plus célèbres tableaux de la galerie royale de Dresde»* (2 Bde., Dresd. 1755—57) ausführen. Von seinen Schriften sind anzuführen: *«Nachrichten von Künstlern und Kunstfachen»* (2 Bde., Lpz. 1768—71) und *«Neue Nachrichten u. s. w.»* (Bd. 1, Dresd. u. Lpz. 1786); ferner *«Idées générales d'une collection complète d'estampes»* (Lpz. u. Wien 1770) und das nur bis zum Buchstaben D reichende *«Dictionnaire des artistes»* (4 Bde., Lpz. 1778—90). — Sein Bruder Christian Heinrich H., bekannt unter dem Namen der Rabe von Lübeck, geb. 6. Febr. 1721, machte durch außerordentliches Gedächtnis, Lernbegierde und frühzeitige Entwicklung seiner Geistesfähigkeiten großes Aufsehen, starb aber schon 1725. (S. unter Frähreife.)

Heinefetter (Sabine), Sängerin, geb. 19. Aug. 1809, war, ebenso wie ihre Schwester Maria, in ihrer Jugend Harfenistin. Zur Sängerin ausgebildet, betrat sie 1824 zu Frankfurt a. M. zuerst die Bühne, kam dann nach Kassel, wo Spohr ihre Ausbildung vervollständigte, und von da nach Paris. Hier von Landolmi unterrichtet, sang sie neben der Violon und Sontag an der Italienschen Oper.

Im J. 1829 nach Deutschland zurückgekehrt, wurde sie besonders in Wien enthusiastisch aufgenommen, 1832 an der mailänder Scala gefeiert. In den J. 1833—35 Mitglied des königstädtischen Theaters in Berlin, ging sie 1835 an das Hoftheater zu Dresden, 1836 wieder nach Mailand und gastierte darauf an verschiedenen Bühnen bis 1843, in welchem Jahre sie sich von der Bühne zurückzog. Im J. 1853 heiratete sie den Kaufmann Marguet in Marseille und starb irrsinnig 18. Nov. 1872 in der Heilanstalt Illenau. Zu ihren besten Rollen zählte Rosine, Romeo, Anna Bolena, Norma u. s. w. Sie war die Lehrerin ihrer Schwester Klara, nach ihrer Vermählung Stöckl-H. genannt, die ebenfalls eine schöne und trefflich geschulte Stimme besaß. Am 17. Febr. 1816 in Mainz geboren, begleitete sie ihre Schwester nach Paris, genoss dort den Unterricht der Malibran und debütierte 1831 als Dame («Zauberflöte») und Keris («Rebecca») mit großem Erfolg am Rärntnerthortheater zu Wien. Cicimara übernahm ihre weitere Ausbildung. Sie heiratete 1837 den Mimiker Franz Stöckl, ließ sich 1840 in London hören und durchzog dann wieder, wie schon früher, auf Gastreisen Deutschland. Seit 1855 irrsinnig, starb sie 24. Febr. 1857 in einer Irrenanstalt zu Wien. Zygienie, Gräfin («Frigaros Hochzeit»), Leonore («Fidelio»), Norma u. s. w. gehörten zu den besten Leistungen ihres Repertoire. Auch die dritte Schwester, Kathinka H., geb. 1820, gest. 20. Dez. 1858 zu Freiburg i. Br., war eine vortreffliche, in Deutschland und Frankreich geschätzte Sängerin.

Heintze (Samuel), Begründer des deutschen Taubstummenunterrichts, geb. zu Nautschütz bei Weissenfels 10. April 1727, widmete sich zuerst der Landwirtschaft, entfloß aber im 21. Lebensjahre aus der Heimat und trat in Dresden in die kurfürstl. Leibgarde ein. Später ernährte er sich vom Unterrichtgeben. Im J. 1754 oder 1755 wurde ihm zuerst ein taubstummer Knabe zugeführt. H. erzielte mit demselben Resultate, die alle Erwartungen übertrafen, und um sich nun ganz dem Lehrerberufe widmen zu können, bat er um seinen Abschied. Der Ausbruch des siebenjährigen Kriegs störte indes seine Pläne. Bei Pirna mit gefangen genommen, wurde er nach Dresden gebracht, floß jedoch bald wieder, zuerst in seine Heimat und von da nach Jena, wo er sich 1757 bei der Universität als Student inskribieren ließ. Von preuß. Werbfern verfolgt, ging er im folgenden Jahre nach Hamburg. Insbesondere auf Klopstocks und Cramers Empfehlung kam er 1760 als Hauslehrer und Sekretär zum Grafen Schimmelmann, dessen Haus er erst 1768 verließ, um die Kantorstelle in dem hamburgischen Klosterdorf Eppendorf zu übernehmen. Hier wurde ihm abermals ein taubstummer Knabe zugeführt, den er zum Staunen aller zum Sprechen brachte. Von allen Seiten brachte man ihm nun Taubstumme, und bald wurde sein Name so bekannt, daß der Kurfürst von Sachsen sich bewogen fand, ihn in sein Vaterland zurückzurufen. Er ging nach Leipzig und eröffnete daselbst 14. April 1778 die erste Taubstummenanstalt in Deutschland, der er bis zu seinem Tode 30. April 1790 als Direktor vorstand. Auch um das Volksschulwesen hat sich H. große Verdienste erworben. Er war einer der ersten, die dem Schulkindern des 18. Jahrh. energisch entgegenzutreten und namentlich die geisttöbende Buchstabiermethode bekämpften. Von seinen Schrif-

ten sind zu nennen: «Beobachtungen über Stämme und die menschliche Sprache» (Hamb. 1778), «über die Denkart der Taubstummen» (Lpz. 1780), «über alte und neue Lehrarten» (Lpz. 1783), «Wichtige Entdeckungen und Beiträge zur Seelenlehre und zur menschlichen Sprache» (Lpz. 1784), «Metaphysik für Schulmeister und Blutmacher» (Halle 1787). Vgl. Stöckner, «Samuel H. Sein Leben und Wirken» (Lpz. 1870). In Leipzig ist H. von Taubstummenlehrern und dankbaren Taubstummen 1881 ein Denkmal errichtet worden.

Heintze (Heinr.), ausgezeichnete Landschaftsmaler der Münchener Schule, geb. 3. Dez. 1803 in Nassau-Weilburg, erhielt daselbst seine Schulbildung, wandte sich auf der Akademie in München der Landschaftsmalerei zu, trat schon 1825 mit zwei großen tiroler Ansichten auf, welche sein ungewöhnliches Talent und seine Richtung darlegten. Seit 1846 ist er Ehrenmitglied der Münchener Akademie, seit 1868 auch derjenigen in Wien. H. liebt großartige Massen, düstere Waldschluchten, Gletscher in geisterhaft mitleidender Dichte. Auf der ersten internationalen Ausstellung in Wien brachte er 1882 zwei schöne Motive aus dem oberrheinischen und aus Ampezzo.

Heinrich, deutscher Name, altddeutsch Heinrich, «Fürst des Hauses», lat. Henricus, frz. Henri, engl. Henry oder Harry.

Heinrich I., der erste deutsche König aus dem sächs. Hause, 919—936, geb. 876, war der Sohn Ottos des Erlauchten, Herzogs von Sachsen. Schon bei Lebzeiten seines Vaters hatte H. mit glücklichem Erfolg gegen die angrenzenden slaw. Völkerschaften gestritten. Nach dessen Tode 912 zum Herzog erhoben, mußte er mit König Konrad I., der ihm einen Teil der geerbten Länder, namentlich Thüringen, entziehen wollte, einen harten, wechselvollen Kampf bestehen, der jedoch zuletzt zu seinen Gunsten ausfiel. Auf dem Sterbeteute empfahl Konrad seinen bisherigen Gegner H. den deutschen Fürsten als den Würdigsten zur deutschen Krone, und so wurde H. 919, allerdings zunächst nur von den Franken und Sachsen, zu Fürst erwählt. Späterer ungläubiger Sage zufolge trafen ihn die Gefandten der Fürsten bei seinem Vogelesbe unweit Queblinburg, weshalb ihm der Beiname des Fincklers gegeben worden sein soll. Die Unterwerfung der Schwaben und Bayern gewann er durch kluge Mäßigung, indem er die von ihren Herzögen Burchard und Arnolf gewonnene Machtstellung anerkannte. Lotharingen überließ er sogar im Frieden zu Bonn 921 an Frankreich; als aber 923 Karl III. von Frankreich von seinen eigenen Basallen gefangen genommen worden war, zwang H. 925 den Herzog Gisbert von Lothringen, seine Oberhoheit anzuerkennen. An Eingreifen in die Verhältnisse der einzelnen Herzogtümer und an Beschränkung der Macht der Herzöge konnte H. im übrigen nicht denken; das blieb seinem Sohne Otto I. vorbehalten. Innerer Friede war vor allem notwendig, um sich der Ungarn zu erwehren: 924 verheerten sie Sachsen, nur in fester Burg konnte H. sich bergen, aber ein Anführer der Ungarn wurde gefangen und für dessen Auslieferung ein neunjähriger Friede gegen jährlichen Tribut gewährt. Die Zeit benutzte H., um die am meisten ausgelegten Marken vom Harz und der Oker bis zur Elbe durch unumwante Zufluchtsplätze zu schützen, welche die Bevölkerung des Gebiets (Burchard) aufnahmen, wo Vorräte aufbewahrt wurden und für regelmäßige

wechselnde Burgwächter gefordert war. Viele von diesen sind später verschwunden, aus andern Städte erwachsen. Auch schon vorhandene Orte wurden besetzt, aber als Städtebauer, als Begründer bürgerlicher Ordnung ist H. mit Unrecht von spätern Geschichtschreibern gepriesen. Außerdem war er darauf bedacht, den Ungarn gegenüber eine tüchtige Reiterei zu bilden durch Beförderung der Sitte, größere Lehne nur gegen die Verpflichtung des Reiterdienstes zu vergeben. Nach solchen Vorbereitungen fing er den Kampf gegen die Slawen an und bekämpfte zunächst die Heweller, deren Hauptort Brennaborch (Brandenburg) er im Winter 927 nahm. Hierauf wendete er sich gegen die Daleminzier, die sich ihm ebenso wie die Rikiner unterwerfen mußten. Zuletzt erlagen die Nedarier, die 929 in der mörderischen Schlacht bei Lunini (Venzen unweit der Elbe) besiegt wurden. Im J. 933 schloß H. sich stark genug, den Ungarn den Tribut zu verweigern, worauf sie mit einem Heere erschienen, dessen eine Hälfte westlich gewandt in Thüringen einbrach und dort eine Niederlage erlitt; der andern begegnete der König selbst bei Raabe (vielleicht Raabried) und gewann einen glänzenden Sieg. Nur unglaubwürdige spätere Sage verlegt diesen Sieg nach Reusberg bei Merseburg. Seinen Ruhm vermehrte ein siegreicher Feldzug gegen die Dänen, und hochverehrt, mit bedeutend gesteigertem königl. Gewalt, starb er 2. Juli 936 in Memleben; begraben wurde er in Quedlinburg. Von seiner Gemahlin Mathilde hatte er drei Söhne, seinen Nachfolger Otto, Heinrich, später Herzog von Bayern, und Bruno, Erzbischof von Köln. Seine Tochter Gerberga war mit Herzog Giselaert von Lothringen, später mit König Ludwig IV. von Frankreich vermählt; Hedwig mit Herzog Hugo von Francien, die Mutter Hugo Capet's. Vgl. Waib, »Jahrbücher des Deutschen Reichs unter H. I.« (Berl. 1837; 2. Ausg. 1863).

Heinrich II., der Heilige, röm.-deutscher Kaiser, 1002–24, der letzte aus dem sächs. Fürstenhause, geb. in Bayern 6. Mai 973, war ein Sohn Heinrichs I. des Fährten von Bayern und ein Urenkel König Heinrichs I. Nach seines Vaters Tode, 995, erbte er das Herzogtum Bayern und begleitete 1001 den Kaiser Otto III. nach Rom, wo seine Entschlossenheit den Aufstand der Römer beschwor. Als Otto in Italien starb, bemächtigte sich H. der Reichskleinodien, und nachdem der Markgraf Eard von Meissen, welcher nach der Krone strebte, erschlagen war, gelang es ihm, gegen Herzog Hermann von Schwaben seinen wohlberechtigten Anspruch durchzusetzen, unterstützt vom Erzbischof Willigis von Mainz, der ihn 7. Juni 1002 zu Mainz krönte. Gleich im Anfang seiner Regierung bestand er einen harten Kampf mit seinem Bruder Bruno und dem Markgrafen Heinrich von Schweinfurt, die beide mit den Wäffen Ansprüche auf das erledigte Herzogtum Bayern erhoben. Er siegte trotz der Hilfe, die ihnen Boleslaw II. Chrobry von Polen gewährte, bei Kreußen im Bapreuthischen in einer Hauptschlacht. Bayern verließ er nun 1004 dem Bruder seiner Gemahlin, Heinrich von Luxemburg. Unterdes hatten die Italiener nach Ottos kinderlosem Tode den Markgrafen Harbwin von Ivrea zu ihrem König erhoben. Von den ital. Bischöfen, welche Harbwin feind waren, gerufen, eilte H. nach Italien, siegte und ließ sich zu Pavia die Eiserne Krone aufsetzen. Am Abend des Krönungstags brach ein Auf-

stand aus, welcher mit großer Anstrengung und Verheerung der Stadt übermächtig wurde; dann kehrte der Kaiser nach Deutschland zurück, wo Boleslaw von Polen, welcher seine Herrschaft über ganz Böhmen ausgedehnt hatte, in die Lausitz und Meissen eingefallen war. H. unternahm wiederholte Kriegszüge gegen ihn, bei welchen er auch die Hilfe der heidnischen Luitzen nicht verschmähte, entriß ihm Böhmen, gab es dem böhm. Herzogssohne Jaromir zu Lehn und griff hierauf Boleslaw in Polen selbst an. Im Frieden zu Waupen (30. Jan. 1018) mußte er ihm jedoch die Lausitz lassen.

Diese Händel hatte Harbwin in Italien benutzt, um sich weitem Anhang zu verschaffen. Daher zog H. 1013 aufs neue, diesmal von seiner Gemahlin Kunigunde, einer Gräfin von Luxemburg, begleitet, nach Italien und nach Rom, wo Papst Benedikt VIII. ihn mit seiner Gemahlin krönte (14. Febr. 1014). Harbwin dankte ab und starb bald. Einen dritten Kriegszug nach Italien unternahm H. 1022, als Papst Benedikt ihn gegen die Griechen in Unteritalien, die fortgesetzt ihre Macht zu erweitern suchten, zu Hilfe rief. Der Kaiser war glücklich gegen die Griechen, vereinigte die Truppen der Normannen mit seinem Heere und sicherte ihnen als Wächter des Reichs gegen die Griechen feste Wohnsitze in Unteritalien. Außerdem hatte H. noch manche Kämpfe meist in Deutschland selbst zu bestehen. Sein Bruder seiner Gemahlin, Adalbero, erhob sich eigenmächtig zum Erzbischof von Trier. H. zog gegen ihn, belagerte ihn vier Monate in Trier und sah sich, als Adalbero bei seinem Bruder, dem Herzog Heinrich von Bayern Schutz fand, auch mit diesem in eine Fehde verwickelt, die mit dessen zeitweiser Absetzung endigte. Ferner empörten sich der Graf von Flandern und der neue Markgraf von Meissen; doch auch sie bezwang H. Wegen Burgund schloß H. mit dem kinderlosen König Rudolf III. 1006 einen Vertrag, demgemäß dieses Land nach Rudolfs Tode an das Deutsche Reich fallen sollte. Den Papst Benedikt VIII., der 1014 vor dem Gegenpapst Gregor nach Deutschland hatte flüchten müssen, setzte der Kaiser wieder in seine Würde ein. Tapfer, fast unausgesetzt zu Feldzügen genötigt, war H. zugleich der Kirche aufrichtig ergeben und hat sich vorzüglich durch die Stiftung des Bistums Bamberg ein glänzendes Andenken gesichert. Hier ist aber auch sein Name von Fabeln umwuchert und aus dem kriegerischen Fürsten ein monchlicher Frommler gemacht. H. starb kinderlos 13. Juli 1024 zu Wrona bei Göttingen, wurde zu Bamberg begraben und von Papst Eugen III. 1046 unter die Heiligen versetzt. Seine Gemahlin Kunigunde starb 1038 zu Kaufungen im Kloster und wurde später gleichfalls heilig gesprochen. Auf dem Throne folgte ihm Konrad II. Vgl. S. Hirsch, »Jahrbücher des Deutschen Reichs unter H. II.« (Hortgeleitet von Ullrich, Pabst und Pörlan; 3 Bde., Berl. 1862–75); Wiesebrecht, »Geschichte der deutschen Kaiserzeit« (4. Aufl., Bd. 2, Braunshw. 1875).

Heinrich III., röm.-deutscher Kaiser, 1039–56, der zweite aus dem Hause der sächsischen Franken, Kaiser Konrads II. und Hildegard's Sohn, geb. 28. Okt. 1017, wurde schon 1026 zum deutschen König erwählt, 1027 Herzog von Bayern, 1038 Herzog von Schwaben und König von Burgund und folgte seinem Vater 1039 in der deutschen Königswürde. Durch ausgezeichnete Naturgaben und eine treffliche Erziehung unterzucht, frühzeitig in den Waffen

geblüht, von strengem, geistlichem Charakter, hielt er die Fäden des Reichs und der Kirche in fester Hand und war überhaupt einer der gewaltigsten Herrscher Deutschlands. Um die Gefahren, welche seiner Krone seitens der übermächtig gewordenen Herzöge drohten, abzuwenden, bezieht er entweder die verfallenen Herzogthümer für sich und seine Familie, oder vergab sie, wie Bayern und Kärnten, an mächtigere Herren. Nur Bernhard von Sachsen behauptete sein Ansehen; allein auch ihm gab H. in dem Landgrafen Ludwig von Thüringen und in dem ehrgeizigen Erzbischof Adalbert von Bremen ein mächtiges Gegengewicht. Um die Ehre des Reichs und seine Macht auch bei fremden Völkern zu sichern, belegte er 1039 den Herzog Bretislaw von Böhmen, der einen Beistand gegen Polen gesucht, Breslau zerstört, Krakan angezündet und die Leiche des heil. Adalbert aus Osnabrück nach Prag entführt hatte. Nachdem er Prag 1041 übermächtig, zwang Herzog Bretislaw zum Frieden und 1043 zu Regensburg sein Herzogtum Böhmen zu Lehn nehmen. Hierauf begann er die Kriegszüge gegen Ungarn, um den von seinem Oheim Samuel Oos vertriebenen König Peter, der sich in H.s Arme geworfen hatte, wieder auf den Thron zu setzen. Nach der Eroberung von Heimburg und Presburg kam er 1043 bis nach Gran. Nach weiterem Drang er, von einer Flotte unterstützt, 1043 vor. Doch ließ er, da Peter bei den Ungarn zu verhaftet war, Oos unter der Bedingung, daß er alles Land zwischen dem Rableberg bis zur Leitha abtreibe, im Besitz des Throns. Als indes auch Oos durch Tyrannnei sich verhaßt zu machen anfing, zog H. 1044 zum dritten mal nach Ungarn, schlug ihn in einer blutigen Schlacht, eroberte Raab und übergab Peter, unter der Bedingung der Lehnabhängigkeit, und später, als Peter von den Ungarn verjagt wurde, an Andreas I. 1047 unter gleichem Vorbehalt den ungar. Thron.

Auch in Oberitalien, besonders in Mailand, gelang es ihm, die Zwistigkeiten der Parteien zu beschlichten und die Normannen in Apulien und Calabrien durch Anerkennung der von ihnen gemachten Eroberungen zu seinen Vasallen zu machen. Großem Mißverstand erfuhr er in Lothringen, wo Herzog Gottfried von Niederlothringen nach seines Vaters Tode auch Oberlothringen unter seiner Herrschaft vereinigen wollte. Zweimal mußte er gegen diesen zu Felde ziehen, ehe er 1049 des Herzogthums sich bemächtigen konnte; auch trat Gottfried später in Italien, wo er nach seiner Flucht Beatrice von Toscana geheiratet, gegen den Kaiser auf. Im J. 1046 zog H. nach Italien und ließ auf einer Versammlung der Bischöfe zu Sutri die drei gleichzeitig regierenden Päpste Benedikt IX., Sylvester III. und Gregor VI. absetzen, worauf er den deutschen Bischof Suibger von Bamberg als Clemens II. zum Papst erhob, der ihn am Weihnachtsfest zum Kaiser krönte. Die Einsetzung der Päpste wurde ihm, um der Unordnung ein Ende zu machen, förmlich übertragen. Jetzt wirkte H. mit den nacheinander von ihm eingesetzten Kirchenhäuptern eifrig für Ausrottung der vielen Gebräuche der Kirche und Umwandlung der Lebensweise der Geistlichen, ganz im Sinne der vom Kloster Cluny ausgegangenen reformatorischen Richtung und aus dem Bewußtsein seines laic. Aufklärungs. Aber schon unter Leo IX. kam die einheimische Partei, welche volle Selbständigkeit und Herrschaft der Kirche erstrebte,

unter Soldebrannes Führung zu großem Einfluß, und nach H.s Tode und dem bald darauf folgenden Tode des deutschen Papstes Victor II. gewann sie völlig die Oberhand. H. starb 5. Oct. 1056 zu Rotbald am Harz; von seiner zweiten Gemahlin Agnes von Poitiers hinterließ er den Ansehen Heinrich IV., welcher schon 1054 zum König ernannt war. Seine eigenmächtige Regierung hatte große Unzufriedenheit der Reichsfürsten erregt, welche schon ihn selbst bedrängte und seinen Sohn Friedrich unterstützten. Die von ihm betriebene Kirchenreform befeuerte die Hefe der wissenschaftlichen Studien in den Schulen und Klöstern, welche damals einen hohen Stand erreichte. Vgl. Steinbock, „Geschichte des deutschen Reichs unter H. III.“ (2 Bde., Zpt. 1874—81); Gleibowetz, „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“ (4. Aufl., Bd. 3, Braunschweig 1876).

Heinrich IV., röm. deutscher Kaiser, 1056—1106, der Sohn des vorigen, geb. 11. Nov. 1050 wahrscheinlich zu Goslar, war beim Ableben seines Vaters ein Kind von fünf Jahren; die Verwaltung des Reichs fiel daher zugleich mit der Erziehung seiner Mutter Agnes zu. Obgleich mit vielen Vorzügen begabt und bei den Regierungsgeschäften zuerst von Papst Victor II., später vom Bischof Heinrich von Augsburg thätig unterstützt, war die Kaiserin doch der schwierigen Stellung, in welcher sie sich den anpruchsvollen Reichsfürsten und der anstrebenden Papstmacht gegenüber befand, keineswegs gewachsen. Um die geizigen Gemüther der von Heinrich III. gebrachten Fürsten in Deutschland zu beruhigen und sie mit dem Königsheute zu versöhnen, gab sie dem Herzog Gottfried das ihm von ihrem Gemahl entzogene Lothringen zurück. Der Graf Rudolf von Rheinfelden erhielt mit der Hand ihrer Tochter Mathilde das Herzogtum Schwaben, während sie den Grafen Barthold von Zähringen, der nach ihres Gemahls Tode gerechte Ansprüche auf dieses Herzogtum hatte, mit Kärnten entschädigte und dem süßen und mächtigen sächs. Grafen Otto von Norbheim das erledigte Herzogtum Bayern verlieh. Während jedoch die Kaiserin einzelnen Fürsten Zugeständnisse machte oder auf die Regierung ihren Einfluß verhalf, sahen andere, unter ihnen besonders Erzbischof Anno von Köln, sich dadurch zurückgesetzt und gekränkt und sahen den Entschluß, der Person des jungen Königs und somit der Reichsverwaltung sich zu bemächtigen. Max ludte H. auf ein Rheinschiff und entführte ihn 1063 nach Aalen, und Anno nahm nunmehr mit dem Befehl des Königs auch die Fäden des Reichs in seine Hand. Seitdem verbreitete sich Verwirrung und Gewalthat über Deutschland und alles ging aus den Fugen gesetzlicher Verfassung. Anno erregte bald durch Eigennutz, Herrschsucht und Verschwendung der Reichsgüter sich viele Feinde und Widersacher, so daß er sich genöthigt sah, den Erzbischof Adalbert von Bremen an der Regierung und der Erziehung H.s teilnehmen zu lassen. Für H. war dadurch nichts gewonnen. Annos Erziehung hatte durch große Härte und Strenge auf den Charakter des jungen H. nachtheilig gewirkt; Adalberts Einfluß ward durch zu große Nachsicht unheilvoll. Bald schloß H. mit voller und alleiniger Zuneigung sich an Adalbert an, der seinerseits diese Abhängigkeit benutzte, dem jungen König seine Grundzüge aber die unumschränkte Gewaltthätigkeit des Throns, seinen Haß gegen die sächs. Fürsten einzupflanzen und sich selbst die oberste Verwaltung des Staats in die Hände zu

spielen. Zur Erreichung des letzten Zwecks ließ Albalbert H. nach der Huldigung von seinem ersten Feldzuge gegen die Ungarn, wozu er ihn selbst begleitet hatte, 1066 in seinem 16. Jahre nach römischem Recht zu Worms in feierlicher Fürstenernennung für unabhängig erklären und regierte nun für denselben. Bald aber wurden die übrigen Fürsten der Bisthümlichkeit des Erzbischofs müde, beriefen eine Versammlung eigenmächtig nach Tribur und setzten es durch, daß H. die Reichsverwaltung an einige aus ihrer Mitte und besonders an Anno überlassen mußte.

Auch der Lebenswandel des Königs erfuhr beim Tadel. Anno vermachte ihm deshalb, die längst ihm verlobte Bertha, Tochter des ital. Markgrafen von Eusa, zu heiraten. Kaum war diese Vermählung erfolgt, als H. danach trachtete, sich seiner Gemahlin wieder zu entziehen. Aber der Einspruch des Papstes, dem die Fürsten auf dem Reichstage beitraten, hinderte den Plan einer Scheidung, und unter Gefahr und Zwang mußte H. sich fügen. Zwar sah er seitdem lange Zeit die Königin nicht, später aber vereinigte er sich wieder mit ihr und behandelte sie, nachdem sie ihm 1071 einen Sohn geboren, fortan mit Liebe. Unterwegs war Herzog Otto von Bayern, eines Vorkammschlags gegen H. angeklagt, vor einen Fürstentag nach Worms vorgeladen und verurtheilt worden, seine Unschuld im Zweikampf darzutun. Da er aber bei dem Gottesgericht nicht erschien, sondern die Waffen ergriff, wurde er seines Herzogtums für verlustig erklärt und daselbe seinem treulosen und habfüssigen Schwiegersohne Belf gegeben. Seine Güter und Besitzungen wurden veräußert, bis er endlich im Juni 1071 sich mit seinem Verbündeten, dem Herzog Magnus von Sachsen, dem König unterwarf. Auch dem Herzog Berthold von Jähingen wurde auf den Verbaht aufrührerischer Behandlung des Herzogtums Nürten genommen, und Rudolf von Schwaben, ebenfalls geheimer Mordtritte angeklagt, entging kaum dem gleichen Schicksal. Der festgehaltene Herzog Otto wurde zwar von H. nach einiger Zeit freigelassen, Magnus aber auf Albalberts Rath, der wieder Einfluß am Hofe gewonnen hatte, auf der Harzburg festgehalten. Zugleich ließ H. um seine Herrschaft in Sachsen zu sichern, durch das ganze Land feste Schlösser mit zahlreichen Besatzungen anlegen. Da H. aberdies, unter dem Vorzeichen eines Feldzugs nach Polen, ein großes Heer sammelte, so traten die sächs. Großen unter Otto von Nordheim zu einem Bunde zusammen, zogen mit 60 000 Mann gegen Goslar und belagerten H. in der Harzburg. H. rettete sich zwar mit Bertholds von Jähingen Hilfe durch die Flucht, aber auch die eberdeutschen Fürsten ließen sich mit den Sachsen in eine Verbindung ein, um H. abzusetzen. Dieser Plan wurde durch die mannhafteste Erhebung der wohnen Väter für den König vereitelt, und im Verzuge der Frieden 1074 gewählte H. den Sachsen die Verstärkung der Burgen und Otto von Nordheim das Herzogtum Bayern. Bald gab die Bewilligung der in der Harzburg erbauten Kirche mit den Gräbern seines Sohnes und Bruders durch die erbitterten Bauern H. Anlaß, die Sachsen beim Papst zu verklagen und ein Reichsheer gegen sie zusammenzubringen. Er besetzte die 12. Juni 1075 bei Hohenburg an der Unstrut, und ein zweites Feldzug im October brachte das Volk zur Unterwerfung und nöthigte die Fürsten, sich ihm gefangen zu geben. Die Burgen wurden

wieder aufgebaut. Dem Papst forderte H. die Entsetzung der rebellischen Bischöfe. Als dagegen Gregor VII. die Freilassung derselben verlangte und H. selbst versprach, um sich wegen des ihm schon gegebenen Verlaufs von Kirchendiebstahl (Simonie) und der Investitur zu verantworten, ließ H. zu Worms 24. Juni 1076 durch eine Synode der deutschen Bischöfe die Entsetzung des Papstes anfordern. Gregor antwortete mit dem Bannfluch, und dieser, damals zuerst gegen einen deutschen König verhängt, wurde von den unzufriedenen Fürsten zum Bormann einer neuen Auflehnung bewogen, bei welcher Rudolf von Schwaben selbst König zu werden hoffte. Man setzte sich zu H.s ständlicher Absetzung mit dem Papst in Verbindung. Darum eilte H., sich mit dem letztern zu verständigen. Er zog mitten im Winter, nur von seiner treuen Gemahlin und seinem Sohne begleitet, über die Alpen nach Italien und traf den Papst im Schlosse Canosa (s. d.) bei der Markgräfin Mathilde. Drei Tage mußte H. im Schloßhofe (25. bis 28. Jan. 1077) bei großer Kälte barfuß, im höchsten Gewande hockend stehen, ehe er vom Bann losgesprochen wurde. Er mußte sich verpflichten, Gregor als Schiedsrichter in seinem Streit mit den Fürsten anzunehmen, während der Papst dazu nach Deutschland zu kommen versprach.

Aber obwohl H. nun äußerlich mit dem Papst versöhnt war, ließen sich die Knechte dadurch nicht abhalten, den Herzog Rudolf von Schwaben zum König zu wählen. Dem so eröffneten Thronstreit stand Gregor zunächst abwartend gegenüber. Als aber nach längerem Schwanken des Kriegsspiels (Schlacht bei Metrichstadt 1078 und bei Hardsheim 1080) H.s Sieg in Aussicht zu stehen schien, wurde er von Gregor VII. aufs neue mit dem Kirchenbann belegt. H. dagegen brachte zu Brigen eine Versammlung von Bischöfen zusammen, welche Gregor VII. absetzte und an seiner Statt den Erzbischof Guibert von Ravenna als Clemens III. wählte. Zwar verlor H. das Treffen an der Elster unweit Merseburg (15. Okt. 1080), aber der Gegenkönig Rudolf kam dabei um. Hierauf eilte H., die Verwaltung Deutschlands seinem Schwiegersohne, Friedrich von Hohenstaufen, überlassend, 1081 mit einem Heere über die Alpen, durchzog siegreich Oberitalien und stand zu Pavia vor Rom. Doch konnte er erst nach drei Jahren, im März 1084, der Stadt sich bemächtigen, worauf er sich und seine Gemahlin von Clemens III. am Ostersfest feierlich krönen ließ; Gregor VII. hatte sich in die Angelsburg geflüchtet und folgte später den zu seinem Schutze gekommenen Normannen nach Salerno, wo er als Flüchtling 25. Mai 1085 starb. H. mußte sich jetzt wieder nach Deutschland wenden, wo man 9. Aug. 1081 den Grafen Hermann von Luxemburg zum König erwählt hatte, sobald ein neuer Bürgerkrieg begann. Hermann, obgleich er bei Bamberg (11. Aug. 1085) aber H. siegte, zog sich indeßen, der Abhängigkeit von den mit ihm verbündeten Fürsten müde, 1087 zurück und starb bald darauf. Von einem gefährlichen Feinde, dem Markgrafen Albert von Meissen, der sich selbst als Gegenkönig aufstellte und H. bereits in mehreren Gefechten besiegt hatte, befreite ihn 1089 ebenfalls dessen Tod. Inzwischen war Viktor III. und nach dessen Tod Urban II. von der gregorianischen Partei als Papst gewählt worden. Um den kaiserl. Papst Clemens III. zu schätzen und zugleich sein Übergewicht in Italien aufrecht zu halten, zog H. 1090 zum dritten mal über die Alpen. Schon hatte er Mantua erobert

und belämpfte mit wechselndem Glüd die Gräfin Mathilde, als ihn die Kunde traf, daß sein Sohn Konrad zu seinen Feinden übergegangen sei, ferner daß die Lombarden mit Herzog Welf gegen ihn ein Bündnis geschlossen. Da verweilte H., und zurückgezogen in eine Burg, lebte er lange untätig, bis er 1096 wieder nach Deutschland zurückkehrte und durch Zugeständnisse die mächtigsten Fürsten, unter ihnen selbst den Herzog Welf, wieder gewann. Seinem Wunsche gemäß wurde sein ältester Sohn Konrad auf dem Reichstage zu Mainz der Königswürde für verlustig erklärt und dafür sein zweiter Sohn, Heinrich, zu seinem Nachfolger bestimmt. Da um diese Zeit Urban (1099) und Clemens (1100), sowie der abtrünnige Konrad (1101) in Italien starben, so schien Ruhe und Friede in das Reich zurückkehren zu wollen. Aber Paschalis II. sprach bald nach seiner Erhebung auf den päpstl. Stuhl über den Kaiser aus neue den Bann aus, und zugleich suchten einige Große den König Heinrich anzureizen, dem Vater die Krone zu entreißen. Der Jüngling zog auch gegen den Vater zu Felde, trieb ihn zur Flucht, mußte dann, da doch noch immer eine getreue Schar zum Kaiser hielt, ihn durch friedliche Worte zu überlisten, nahm ihn gefangen und zwang ihn, der Regierung zu entsagen. Zwar entkam der Kaiser aus der Haft, flüchtete nach Bättich, fand auch jetzt wieder neuen Anhang, starb aber schon 7. Aug. 1106 zu Bättich. Der dortige Bischof ließ ihn mit kaiserl. Pracht begraben. Doch des Kaisers Feinde lebten es durch, daß die Leiche wieder ausgegraben, nach Speier geschafft und hier in einer nicht geweihten Seitenkapelle in einem Steinernen Sarg so lange unberdigt blieb, bis die Lösung des Banns erfolgte, was erst nach fünf Jahren geschah. Kein anderer Kaiser hat ein so wechselvolles Leben, eine so stürmische Regierung geführt wie H. Neben den Fehlern, welche die Folge seiner unglücklichen Jugendjahre waren, besaß er zugleich herrliche Gaben des Geistes und Herzens. Er war treu und erkenntlich gegen seine aufrichtigen Anhänger, mitleidig gegen Arme und Kranke, scharfsinnig im Räte, listig in Gefahr, tapfer im Kampfe und ein Freund des damals zuerst aufblühenden Bürgerstandes, welcher dafür treu zu ihm hielt. Unter den schwierigsten Verhältnissen zur Regierung gelangt, hat er Großes erreicht, aber gegenüber dem Bündnis des mächtig auftretenden Papsttums mit den ehrgeizigen und gewissenlosen Reichsfürsten unterlag er seiner Aufgabe. Ihm folgte als König sein Sohn, Heinrich V. Vgl. Hoto, «H. IV. und sein Zeitalter» (2 Bde., Stuttgart, 1855); Giesbrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit» (4. Aufl., Bd. 3, Tl. 1, Braunschweig, 1876).

Heinrich V., röm.-deutscher Kaiser, 1106—25, der Sohn des vorigen, geb. 1081, wurde 1098, als sein älterer Bruder Konrad sich gegen den Vater empört hatte, zum deutschen König erwählt und auf des Papstes Paschalis II. Vertrieß noch bei Lebzeiten des Vaters 1106 zu Mainz als König anerkannt. Schon im Dez. 1104 hatte er sich empört und durch Unterwerfung unter die Gebote des Papstes die streng kirchlich gekannte Partei für sich gewonnen. Dadurch geträufelt, war er im Stande, die gesunkene Königsmacht durch Züchtigung der meuterischen Großen im Innern und durch Verzwangung der Fürsten von Polen und Böhmen nach außen hin wieder zu Aufleben zu bringen. Obgleich Paschalis II. auf der Kirchenversammlung zu Gua-

stalla (1106) das Verbot der Investitur durch Laienhand wiederholte, erteilte doch H. dieselbe wie sein Vater, und erklärte dieses Recht nicht entbehren zu können, weil die Bischöfe die wichtigsten Rechte und Landschaften vom Reich zu Lehn hatten. Nach vergeblichen Verhandlungen zog er 1110 mit 30000 Mann nach Italien. Paschalis schloß nun einen Vertrag mit ihm, nach welchem die Bischöfe alle Regalien und Reichslehne zurückgeben und dagegen die Wahl frei sein, die Investitur fortfallen sollte, so daß Staat und Kirche vollständig getrennt worden wären. Als aber der Vertrag vor der Krönung in der Peterskirche publiziert wurde, scheiterte er an dem Widerstand der Bischöfe, und da nun der Papst die Krönung verweigerte, nahm H. ihn samt den Kardinalen gefangen und erzwang nach zwei Monaten die Anerkennung des alten Investiturrechts der Krone und das Versprechen, ihn nie zu bannen. Darauf wurde er 9. April 1111 zum Kaiser gekrönt. Raum aber war H. nach Deutschland zurück, als Paschalis auf einer röm. Synode den Vertrag als erzwungen widerrief und es auch zuließ, daß sein Legat, der Erzbischof Guido von Bienne, auf einer Synode in Burgund über den Kaiser den Bann ansprach, den jedoch dieser jetzt um so weniger achtete, als er gerade mit einem Kriege gegen seine Vasallen in Deutschland beschäftigt war. Denn die sächs. Fürsten hatten wegen der Willkür, mit welcher H. über Gut und Personen schaltete, zunächst wegen Eingebung der orlamünd. Erbschaft, einen Aufstand erregt, der, obwohl durch den Sieg seines Feldherrn, des Grafen Hoyer von Mansfeld, bei Worms scheinbar beruhigt, von den rhein. und westfäl. Fürsten erneuert wurde und in der Schlacht am Bilsbolke an der Wipper (1115) einen unglücklichen Ausgang für den Kaiser nahm. Die ablehne Lage, in welche er hierdurch gerieth, benutzten die ihm feindlich gekannten Erzbischöfe von Köln und Mainz, um den Bann nochmals über ihn anzusprechen. Dies und der 24. Juli 1115 erfolgte Tod der Mathilde, deren hinterlassene Länder und Güter er in Besitz zu nehmen eilte, bewegten ihn, die Verteidigung Deutschlands den treuebeliebten Fürsten Schwabens überlassend, auf's neue 1116 nach Italien zu eilen, wo er, nach Belohnung der Mathildischen Erbschaft, Paschalis II. aus Rom vertrieb und nach dessen Tode Gregor VIII. zum Papst wählen ließ, dem jedoch die Priesterpartei in der Person Gelasius II. einen Nebenbuhler entgegenstellte. Der letztere sprach auch neue den Bann über den Kaiser aus und entfloß dann nach Frankreich. Nach Gelasius' Tode (1119) wurde der Erzbischof von Bienne unter dem Namen Calixtus II. zum Papst erwählt.

Unterdes hatte der Bürgerkrieg in Deutschland mit wechselndem Glüd fortgedauert und die Fürsten bedrohten den Kaiser mit Absetzung. H. eilte daher nach Deutschland, setzte auf dem Reichstage zu Tribur die Försittigkeiten mit den Fürsten durch Festsetzung eines Landfriedens und das Versprechen, jedem Beraubten sein Eigentum wieder zu erstatten, bei und erneuerte beides nach abermaligem zweijährigen Bürgerkriege auf dem Reichstage zu Würzburg (1121). Hier vereinigten sich die Fürsten mit ihm zur Herstellung des Friedens, und infolge davon mußte auch Calixtus, obgleich er H. auf einer Kirchenversammlung von 427 Geistlichen zu Rheims aufs neue mit dem Bann belegt hatte, doch so weit nachgeben, daß in Deutschland die Wahl der

Bischöfe in Gegenwart des Kaisers oder seiner Boten stattfinden, und die Weihe nicht erfolgen sollte, bevor der König die Belehnung mit den Regalien erteilte, für welche die Bischöfe zu leisten hatten, was herkömmlich war. Von der Genehmigung und Verständigung auf dem Wormser Reichstag heist dieser Vertrag das Wormser Konkordat (1122). Im allgemeinen waren danach die Rechte von Kirche und Reich richtig abgegrenzt und von Rechts wegen konnte auch seitdem, bis in den Anfang des 13. Jahrh., niemand Bischof werden, den der König nicht wollte. S. mußte noch mehrere Fehden aushalten, kämpfte indes mit wenig Glück gegen die unbotmäßigen Fürsten, starb zu Minnwegen 23. Mai 1125 und wurde zu Speier beigesetzt. Mit ihm erlosch das salische oder fränk. Kaisergeschlecht. Sein Nachfolger war Lothar der Sachse.

Vgl. Gerovais, «Geschichte Deutschlands unter der Regierung H. V. und Lothars» (2. Aufl., Lpz. 1841—42); W. von Giesebrecht, «Geschichte der deutschen Kaiserzeit» (4. Aufl., Bd. 3, 1. 2, Braunschw. 1877); Kolbe, «Erzbischof Adalbert I. von Mainz und H. V.» (Heidelberg 1875); Bernheim, «Zur Geschichte des Wormser Konkordats» (Bött. 1878).

Heinrich VI., röm.-deutscher Kaiser, 1190—97, der Sohn Friedrichs I. (s. d.) und der Beatrix von Burgund, geb. zu Minnwegen im Herbst 1105, wurde schon 16. Aug. 1169 zum deutschen König gekrönt, vertrat seit dem berühmten Pfingstfeste zu Mainz 1184, auf welchem er das Schwert empfangen hatte, seinen Vater erst in Deutschland, dann seit seiner Hochzeit mit Constanzia, der Erbprinzeßin Siciliens, und nach seiner Krönung zum Könige Italiens 1188 auch in diesem Lande und übernahm die Regierung des Kaisers überhaupt, als der Vater im Mai 1189 den Kreuzzug unternahm, auf dem er den Tod fand. Zunächst mußte S. gegen Heinrich den Löwen Krieg führen, weil dieser einmündig aus der Verbannung zurückkam. Inzwischen sah er sich bald zu friedlicher Ausgleichung mit diesem genötigt, da 1189 durch den Tod Königin Wibekins II. die Erlebigung des sicil. Königtums eintrat, auf welchen ihm durch seine Gemahlin Constanzia das Recht der Nachfolge zustand. Auf die Nachricht, daß die sicil. Barone den Grafen Tancred von Lecce, einen unehelichen Sohn von Constantins Bruder, auf den Thron gehoben, eilte S. nach Italien. Er brachte die lombard. Stände auf seine Seite, gewann die Römer durch treulose Auslieferung der ihnen verhafteten Nachbarstadt Tusculum, ließ sich vom Papst Celestin III. zu Ostern (15. April) 1191 zum Kaiser krönen und drang nun siegreich ins Königreich Sicilien ein. Aber die Stadt Neapel widerstand und eine im Lager ausgebrochene Pest zwang den Kaiser zum Abzuge. Nach Deutschland zurückgekehrt, empfing S. die durch den Tod Herzog Welfs VI. ihm zugewallene reichs Erbschaft, übertrug das durch Herzog Friedrichs Ableben erledigte Schwaben seinem Bruder Konrad, brachte den vom Kreuzzuge heimkehrenden engl. König Richard Löwenherz in seine Gewalt, sprengte ein Bündnis feindlicher Fürsten, versöhnte sich mit Heinrich dem Löwen, dessen Sohn seine Nichte, die Pfalzgräfin Agnes heiratete, und zog jetzt, gefördert durch das Richard abgepreßte Lösegeld, aufs neue nach Italien, um seinen Hauptplan, die feste Vereinigung der sicil. Krone mit der deutschen, zu erreichen. Tancred war 1194 gestorben und sein junger Sohn Wilhelm III. unter Vormundschaft der Königin

Sibylle zum König ausgerufen worden. Neapel öffnete diesmal die Thore, Salerno wurde gestürmt, auch Sicilien unterworfen, und 20. Nov. 1194 hielt der Kaiser seinen feierlichen Einzug in Palermo, wo er am Weihnachtstage sich zum Könige Siciliens krönen ließ.

Jetzt entzogen Sibylle und Wilhelm gegen das Versprechen, die Grafschaften Lecce und Tarent behalten zu dürfen, der Krone Siciliens. Aber S. ließ unter dem Vorwande einer Verschönerung bald darauf die Königin Sibylle und ihre Tochter verhaften und nach dem Kloster Hohenburg im Elßob bringen, Wilhelm blenden und entmannen, selbst Tancred's Leichnam mißhandeln und alle Anbänger des normann. Hauses ergreifen und ohne Untersuchung hinrichten. Zwar schleuderte der Papst seinen Bannfluch gegen den Kaiser; aber die Furcht vor der Grausamkeit H.s sicherten seine Herrschaft so, daß er ohne Besorgnisse nach Deutschland zurückkehren konnte. Hier hatte S. einzelne, in seiner Abwesenheit entstandene Fehden beizulegen. Alsdann trat er auf den Reichstagen zu Würzburg und Mainz 1196 mit dem großen polit. Plane hervor, in seinem Hause die deutsche Königskrone für immer erblich zu machen. Er konnte jedoch bei dem Widerspruche der geistlichen Fürsten und der Gegenwirkung des Papstes für jetzt nur die Wahl seines zweijährigen Sohnes Friedrich zum deutschen Könige erlangen. Dann brach er wieder in den Süden auf und gedachte mit Hilfe eines deutschen Kreuzzugs, zu welchem er viele Fürsten warb, seine Herrschaft auch über den Osten auszudehnen. Schon zahlten die maurischen Fürsten Nordafrikas und auch der griech. Kaiser Alexius, der seinen Bruder Isaak vom Throne gestoßen, ihm Tribut. Nachdem ein Aufstand in Sicilien mit blutiger Strenge unterdrückt war, wollte S. dem Kreuzheere nachfolgen. Da starb er 28. Sept. 1197 zu Messina und wurde zu Palermo begraben. Nun entfesselte sein früherer Tod alle Feinde des Reichs, und in dem Kampfe seiner Nachfolger, Philipp und Otto IV., ging die Reichsgewalt unrettbar zu Grunde. Vgl. Th. Loche, «Jahrbücher des Deutschen Reichs unter H. VI.» (Lpz. 1867).

Heinrich (VII.), röm.-deutscher König 1220—35, war der 1211 in Sicilien geborene Sohn Kaiser Friedrichs II. und seiner Gemahlin Constanzia von Aragonien. Friedrich ließ ihn, als er selbst zur Kaiserkrönung 1220 nach Rom zog und längere Zeit in Italien zu blauen gedachte, zum röm. Könige erwählen und stellte ihn unter die Vormundschaft des Erzbischofs Engelbert I. von Köln und nach dessen Ermordung 1225 unter die des Herzogs Ludwig I. von Bayern. Selbständig begann S. erst zu walten, als letzterer 1229 sich auf die Seite des dem Kaiser feindlichen Papstes Gregor IX. stellte. S. kam jedoch bald in einen Zwiespalt mit seinem Vater, wie es scheint, weil er sich von seiner Gattin Margarete von Österreich trennen wollte, und obwohl 1232 durch Vermittelung der Fürsten eine Ausöhnung zu Stande kam, nahm S. nach kurzer Zeit wieder eine feindliche Haltung an, verbündete sich 1234 mit den Lombarden und wagte 1235, indem er sich besonders auf die Ritter und Dienstmannen stützte, offene Empörung gegen die Fürsten, welche zum Kaiser hielten. Deshalb kam Friedrich selbst nach Deutschland herüber, S. mußte sich unterwerfen und wurde als Gefangener nach Apulien abgeführt. Zu Martirano in Calabrien soll er

sich 12. Febr. 1242 selbst den Tod gegeben haben. Die Zeit seines Königtums in Deutschland ist wichtig durch die Blüte des Minnegeleses, in welchem auch H. sich versuchte, und durch die großen Reichsgesetze und Rechtsaufzeichnungen (Sachsenspiegel), welche damals zu Stande kamen. Vgl. Winkelmann, «Geschichte König Friedrichs II.» (Neval 1863); Rohden, «Der Sturz H. VII.» (in «Forschungen zur deutschen Geschichte», Bb. 22).

Heinrich VII., röm.-deutscher Kaiser, 1308—13, ein Sohn des Grafen Heinrich II. von Luxemburg, geb. 1262, wurde nach dem Tode Albrechts I. und nach einer Zwischenregierung von sieben Monaten 27. Nov. 1308 zum König erwählt. Seine Wahl hatte er nächst dem Rufe ritterlicher Tugenden der Unbedeutendheit seiner Hausmacht und besonders dem Einflusse seines Bruders Balduin, Erzbischofs von Trier, und des Erzbischofs von Mainz, Peter, zu verdanken. Einen festen Rückhalt im Reiche gewährte ihm erst die Unzufriedenheit der Böhmen mit Heinrich von Kärnten; gleich nach seiner Wahl entsetzte er diesen, welcher keine Belohnung nachsuchte, und übertrug auf den Wunsch der Böhmen die Krone mit der Hand von Wenzels II. Tochter, Elisabeth, auf seinen Sohn Johann. Durch kluge Benutzung der Umstände verschaffte er sich hierzu die Einwilligung der ält. Fürsten, welche gerechte Ansprüche auf dieses Land hatten. Hierauf erklärte er die Mörder des Königs Albrecht I. wie auch den Grafen Eberhard von Württemberg in die Acht, zog alsdann mit Heeresmacht in das durch die Kämpfe der Ghibellinen und Guelfen zerrissene Italien und suchte hier Ruhe und Frieden herzustellen. Da er aber keine Partei auszeichnete und zum Solde seiner Truppen sehr bald Abgaben fordern mußte, wurden die lombard. Städte seiner überdrüssig und vereinigten sich zum Aufstand, den er nur mit Mühe zu dämpfen vermochte. Während Deutschland durch die wilden Fehden Balduins von Brandenburg mit Friedrich dem Gebissenen und Eberhards von Württemberg mit den Städten verwüetet wurde, eilte H. nach Rom und ließ, wie das Jahr zuvor zu Raailand die Eiserne, so hier 29. Juni 1312 die Kaiserkrone sich aufs Haupt setzen. Von Rom aber hatte er nur einen Teil erobern können, da König Robert von Neapel, auf die Ausbreitung der Macht H. in Italien eifersüchtig, den andern Teil mit einem überlegenen Heere besetzt hielt. Zugleich umgaben andere feindliche Heerhaufen von allen Seiten die Stadt. In dieser schwierigen Lage stellte er sich entschieden auf die Seite der Ghibellinen, und da ihm viele mächtige Städte Truppen sandten und der König von Sicilien ein Bündnis mit ihm schloß, erklärte er trotz der Drohungen des Papstes den König Robert in die Acht und schickte sich an, Neapel zu erobern, als ihn zu Buonconvento bei Siena 24. Aug. 1313 ein schneller Tod hinwegraffte. Die Vergiftung durch einen Dominikanermönch beim Abendmahl mittels einer Hostie wird zwar von vielen Chronisten berichtet, scheint aber doch unbegründet zu sein. Außer seinem Sohn Johann hinterließ er zwei Töchter, von denen die eine, Beatrix, an den König Karl Robert von Ungarn, die andere an König Karl IV. von Frankreich vermählt war. Ihm folgte in der Kaiserwürde Ludwig IV. oder der Bayer mit dem Gegenkönig Herzog Friedrich von Österreich. Vgl. Barthold, «Der Römerzug König H. von Löbelburg» (2 Bde., Königsb. 1850—51); Dön-

niges, «Acta Henrici VII.» (2 Bde., Berl. 1840—41); derselbe, «Geschichte des deutschen Kaiserreichs im 14. Jahrh.» (Berl. 1841); J. G. Ropp, «Geschichte der eidgenössischen Bünde» (Bb. 4, Abteil. 1: «H. VII. als König und Kaiser und seine Zeit», Luzern 1853—54); Thomas, «Zur Königswahl des Grafen Heinrich von Luxemburg im J. 1308» (Straßb. 1875); Böhmman, «Der Römerzug Kaiser H. VII.» (Kürnb. 1875); «Die Romfahrt Kaiser H. VII., ein Bilderscyllus des Cod. Balduini Trevir. Mit erläuterndem Text von G. Jrmers» (Berl. 1881).

Heinrich I., der dritte König von Frankreich aus dem Hause der Capetinger 1031—60, geb. um 1011, wurde von seinem Vater Robert dem Frommen 1015 zum Herzog von Burgund und nach dem Tode eines ältern Bruders 1027 zum Nachfolger ernannt. Burgund trat er, als er selbst König wurde, seinem jüngern Bruder Robert ab, der so Stifter einer besondern herzoglichen Linie ward. Die königliche Gewalt war damals in Frankreich noch sehr schwach und wurde durch die Umtriebe der Mutter H., Konstantia, noch mehr geschwächt, ebenso wie durch die mächtigen Herzoge der Normandie, denen H. viel nachsehen mußte, um sich nur auf dem Throne zu behaupten. Sein Verfall, nach dem Tode des Herzogs Robert II. aus der Kinderjährgleits Wilhelm's (des Eroberers) Bortell zu ziehen, mißlang vollständig und er mußte im Frieden 1059 leihern den ganzen frühern Besitz laßen. H. starb 4. Aug. 1060 zu Bitri. Von seinen Söhnen aus der Ehe mit Anna, der Tochter des russ. Großfürsten Jaroslaw I., wurde der ältere Philipp I. noch bei seinen Lebzeiten zum Nachfolger gesalbt und gekrönt; der zweite, Hugo d. Gr., wurde Graf von Vermandois.

Heinrich II., König von Frankreich, 1154—59, zweiter Sohn Franz' I. aus der Ehe mit Claudia, der Tochter Ludwigs XII., wurde 31. März 1519 geboren, lebte 1526—29 als Geisel für seinen Vater mit seinem ältern Bruder am Hofe Karls V., vermählte sich 1581 mit Katharina von Medici, befehligte, nach dem Tode seines Bruders Dauphin geworden, 1542 die Armee, welche Perpignan belagerte, und bestieg 1547 inmitten der Krisis des von Franz I. im Stich gelassenen deutschen Protestantismus den Thron. Obgleich die Spannung mit Spanien unverändert blieb, hielt sich H. doch, von herrschsüchtigen, geldgierigen Parteihauptern, wie die Guise, der Connétable Montmorency, der Marschall von St. Andrie und seine Maitresse Diana von Poitiers, geleitet, auf der kath. Seite und belämpfte den wachsenden Protestantismus im Staate mit Blut und Feuer. Den von dem Vater ererbten Krieg gegen England beendete er im März 1550 mit der Rückgewinnung von Boulogne. Schon seit 1548 war er wieder mit Karl V. in laum verhältlicher Feindschaft gewesen. Von England unbefähigt, reichte er daher den deutschen Protestanten die Hand zum Angriff auf die kaisert. Macht. Indem Kurfürst Moriz von Sachsen in Deutschland vordrang, fiel H. mit 35000 Mann im März in Lothringen ein, eroberte Toul und Verdun, besetzte Nancy, während der Connétable 10. April durch Verrat Metz nahm. Von Straßburg, das er vergeblich überfiel, wendete sich der König nach Niederelsaß. Kaiser Karl V., der 27. Mai 1552 den Separatfrieden zu Passau mit den prot. Fürsten schloß, dem H. nicht beizutreten gewillt war, legte im Herbst ein bedeutendes Heer

vor Reg., das jedoch Franz von Guise glänzend verteidigte. Im Feldzuge von 1554 stellte H. drei Armeen ins Feld, die Artois, Hennegau und Flandern verwüsteten und die Kaiserlichen mehrfach schlugen. Auch in Italien hatte H. den Krieg seit 1552 geführt. Der Marschall Brissac kämpfte glücklich in Piemont. Eine franz.-türk. Flotte sollte die Eroberung Neapels unterstützen, die jedoch daran scheiterte, daß sich die franz. Heerführer zu Siena nicht behaupten konnten. Erschöpft schloß H. mit dem Kaiser zu Vaucelles 5. Febr. 1556 einen fünfjährigen Waffenstillstand.

Der Papst Paul IV. bestimmte jedoch den franz. Hof zum Bruche dieses Friedens, und schon im folgenden Jahre mußte der Herzog von Guise mit 18000 Mann nach Italien zur Eroberung Neapels aufbrechen. Das Unternehmen scheiterte jedoch vollständig. Noch unglücklicher führte H. seine Sache an den niederländ. Grenzen. Der Connetable Montmorency, der zum Entsatze des belagerten St. Quentin herbeieilte, wurde 10. Aug. 1557 gänzlich geschlagen und geriet mit der Blüte des franz. Adels in span. Gefangenenschaft. Zwar entriß 1558 Guise den Engländern Calais und eroberte die Festung Thionville, aber die Niederlage von Gravelingen wog solche Erfolge auf. In dem Frieden von Cateau-Cambresis (3. April 1559) mußte H. Piemont herausgeben, behielt aber Calais. Ein besonderer Artikel verpflichtete H. zur Verfolgung der Evangelischen; zur Befestigung der Freundschaft wurde H.s älteste Tochter an Philipp II. vermählt. H. hatte bei dieser Feier ein dreitägiges Turnier angeordnet, wobei er in Person in den Schranken erschien. Am Abend des zweiten Tags zwang er noch den Grafen Montgommery zu einem Gange. Dabei brach sich die Lanze des Grafen an dem Hüfte des Königs: ihre Splitter fuhrten ihm in die Stirn; nach wenigen Tagen (26. Juli 1559) starb er an dieser Verwundung.

Heinrich III., König von Frankreich, 1574—99, vorher Herzog von Anjou, der dritte Sohn Heinrichs II. und Katharinas von Medici, wurde 9. Sept. 1551 geboren. Nach dem Tode des Connetable Montmorency erhielt er in dem Bürgerkriege den Oberbefehl und siegte 1569 in den Schlachten von Jarnac und Moncontour. Katholisch verheiratet, ihm 1573 die poln. Krone. Er wurde 15. Febr. 1574 zu Krakau gekrönt, verließ jedoch, mit seiner Lage unzufrieden, 18. Juli heimlich Polen, um als nächster Erbe den durch den Tod seines Bruders Karl IX. erledigten Thron in Frankreich einzunehmen. Anfangs schien es, H. könnte H. mit Hilfe einer Mittelpartei, den sog. „Politikern“, eine auf Duldung der religiösen Gegensätze gegründete Regierung einrichten, aber die kath.-luth. Richtung, von seiner Mutter Katharina von Medici und den Guises vertreten, riß ihn so wieder in den Kampf gegen die Hugenotten ein. Der „Griebe des Monsieur“ (nach dem Herzog von Alençon, dem Bruder H.s, genannt), ab 1576, gewährte den Reformierten neue Vorrechte und brachte den Politikern neuen Einfluß. Schärfte aber die Haltung der schroff luth. Barde, die sich unter den Guises zu einer geheimen „Ligue“ zusammengeschloß. Durch das Edikt von Amboise oder Bergerac (Sept. 1577) stellte H. auf mehrere Jahre den Frieden zwischen den Religionen. Nach dem Tode des Herzogs von Alençon (Juni 1584) war bei H.s Kinderlosigkeit der

nächste Erbe des Throns König Heinrich von Navarra, das Haupt der Hugenotten. H. sicherte ihm die franz. Thronfolge unter der Bedingung zu, daß er zum Katholizismus zurückkehre.

Da dieser Schritt die Guisen um allen Einfluß zu bringen drohte, traten sie mit Rom und Spanien in Verbindung, stifteten die „Heilige Liga“ und erklärten den Kardinal Karl von Bourbon zum Thronerben, während der Papst Heinrich von Navarra als Ketzer in den Bann that. Der König wurde durch die fanatische und tief wühlende Agitation so eingeschüchtern, daß er auf Anraten seiner Mutter 1585 mit der Ligue einen Vergleich schloß, mit dem er in dem Edikt von Nemours über die Protestanten Verlust aller ihrer Rechte und Verbannung aus Frankreich verhängte. H. stellte gegen die Hugenotten drei Armeen ins Feld, von denen die eine der Herzog Heinrich von Guise wider die andringenden Deutschen, die andere der Herzog von Nemours gegen den König von Navarra, die dritte der König selbst an der Loire befehligte. Der Sieg, den der König von Navarra 20. Okt. 1587 über Jönese bei Coutras davontrug, gab diesem sog. Kriege der drei Heinrichs für die Liguisten und den Hof eine schlimme Wendung. In dieser Lage beschloß der Herzog von Guise, den König vollends zu verderben. Die Häupter der Ligue, denen sich in Paris ein „Kath. der Sechzehner“ als Führer der fanatisch-luth. Pariser angeschlossen, legten H. im Jan. 1588 ein Ultimatum vor, in welchem derselbe zum aufrichtigen Anschluß an ihre Sache, Einführung der Inquisition u. s. w. aufgefordert wurde. Der König verwarf die Forderungen und ließ, einen Aufschlag fürchtend, 4000 Schweizer in Paris einrücken. Am 12. Mai erregten hierauf die Sechzehner in den Straßen der Stadt einen Aufruhr; der König ward durch Barricaden (la journée des barricades) in seinem Palast, dem Louvre, eingeschlossen und entkam mit Not nach Chartres. Heinrich von Guise triumphierte; die Kätin. Mutter sicherte ihm anstatt des Königs die Würde eines Generalstatthalters, dem Kardinal von Bourbon das Recht der Thronfolge und der Ligue das Versprechen der Ketzerverfolgung zu. Der König unterschrieb 19. Juli diesen Vergleich und mußte ihn sogar auf der im September nach Blois berufenen Versammlung der Reichskände auf die Knie beschwören. Aber ebendort ereilte den Herzog das Verhängnis. Auf Anstiften H.s wurde er 23. Dez. 1588 in dem Vorzimmer des Königs ermordet, und sein Bruder, der Kardinal von Lothringen, erlitt am folgenden Tage im Gefängnis dasselbe Schicksal. Diese Bluttat, weit entfernt, die königl. Macht zu stärken, erregte bei den Liguisten namenlose Wut; in Paris sprach die Sorbonne das Votum der Treue gegen den »neuen Verderber« lebzig, blutige Rache traf allerorten die Anhänger des Königs. Durch den Tod seiner Mutter (5. Jan. 1589) völlig ratlos, floh H. nach Tours und warf sich, als er hörte, daß der Herzog von Mayenne, der Bruder der Ermordeten, zu Paris zum Generalstatthalter erklärt worden, Heinrich von Navarra in die Arme. Die Vereinigung geschah 3. April 1589 und hatte zur Folge, daß auch über H. vom Papste der Bann verhängt wurde. Beide Könige zogen mit dem bis auf 40000 Mann verstärkten Heere der Hugenotten nach Paris und brachten die von dem Herzog von Mayenne verteidigte Stadt bald der Übergabe nahe. Am 1. Aug.

1589 wurde H. jedoch durch den Dominikaner Jacques Clement (s. d.) mit einem vergifteten Messer tödlich verwundet und starb am folgenden Tage (2. Aug.); mit ihm erlosch das Haus der Valois.

Heinrich IV., König von Frankreich, 1589—1610, dritter Sohn Antons von Bourbon und der Johanna d'Albret, Tochter und Erbin Heinrichs, Königs von Navarra und Béarn, wurde 13. Dez. 1553 zu Pau in Béarn geboren. Sein Vater blieb 1562 vor Rouen, die Mutter aber hielt fest zur Sache der Hugenotten. Sie mußte sich und ihren Sohn den Anschlägen Katharinas von Medici zu entziehen und erklärte H. nach der Ermordung Ludwig Condés zum Haupte des prot. Bundes. Nach dem Frieden von St.-Germain-en-Laye schlug der franz. Hof, um die Bundeshäupter herbeizuloden und so zu verderben, die Vermählung H.s mit Margareta von Valois, Schwester Karls IX., vor. Johanna wurde das erste Opfer dieser List: sie starb 9. Juni 1572 bei Hofe, wahrscheinlich an Gift. H. nahm nun selbst den Titel eines Königs von Navarra an und vollzog am 18. Aug. seine Vermählung. Schon am 24. brach über die Hugenotten die Bartholomäusnacht herein. H. wurde zwar verschont, mußte aber fortan die Messe besuchen und als Gefangener am Hofe bleiben. Endlich im Febr. 1576, nachdem sein Schicksalsgenosse Heinrich Condé längst die Waffen ergriffen, entwich auch H. vom Hofe, trat zum Protestantismus zurück und half mit bewaffneter Hand den vorteilhaften Religionsfrieden vom 6. Mai herbeiführen. Diese Stellung behielt er der Liga und dem Hofe gegenüber, so oft ihn die Königin-Mutter auch durch Unterhandlung, Verführung und Friedensschlüsse zu gewinnen suchte.

Nach dem Tode des Herzogs von Anjou (Alençon) übertrug H. als erster Prinz von Gebürt die Anwartschaft auf den franz. Thron, was die ehrgeizigen Pläne der Guisen durchkreuzte. Die Liga erklärte daher auf Anstiften des Herzogs Heinrich von Guise den Kardinal von Bourbon zum rechtmäßigen Thronerben und griff zu den Waffen. Zugleich aber zwang man dem Könige das Edikt von Nemours (7. Juli 1585) ab, welches H. seines Rechts beraubte und die Hugenotten aufs neue mit Vernichtung bedrohte. H., überdies vom Papste Sixtus V. im Sept. 1585 geächtet, stellte sich wieder an die Spitze der Hugenotten und erfocht 20. Okt. 1587 den Sieg bei Coutras. Schon längst hatte Heinrich III., durch den Herzog von Guise bedroht, eine feste Verbindung mit dem Navarrer im Auge gehabt. Die schlimme Lage, in welche Heinrich III. durch die Ermordung der Guisen geriet, brachte endlich die Vereinigung 3. April 1589 zu Tours zu Stande. H. führte nun sein durch den königl. Anhang verstärktes Heer vor Paris, wo ihm plötzlich, inmitten der Belagerung, 2. Aug. 1589, durch den Tod des Königs, kraft des Salischen Gesetzes und der Verordnung des Sterbenden, die franz. Krone zufiel.

Ungeachtet des Treueides fielen bald die kath. Truppen und Anführer von H. ab. Da der Herzog von Mayenne (Guise) mit einem starken Heere anrückte, verschanzte sich H. mit 6000 Mann hinter dem Flusse Vethune bei Dieppe und schlug in dieser Stellung 21. Sept. 1589 das an 30000 Mann starke Heer des Herzogs. Schon 1. Nov. erschien er wieder vor Paris, zog sich aber noch einmal zurück und begann, von England durch Geld und

Mannschaft unterstützt, die Eroberung der Provinzen. Die Sache der Ligen befand sich in großer Verwirrung. Der König von Spanien hatte sich zum Bundeshaupt erklärt und begte den Plan, seine Tochter Isabella, die Nichte Heinrichs III., durch Umgehung des Salischen Gesetzes auf den franz. Thron zu setzen. Um die span. Ränke zu hindern, ließ der Herzog von Mayenne 21. Nov. den alten Kardinal von Bourbon, trotzdem derselbe Gefangener H.s war, als Karl X. zu Paris zum König ausrufen und erteilte sich selbst die Würde eines Generalstatthalters. So bildeten sich mehrere Faktionen, welche einander lähmten und dem König H. in die Hände arbeiteten. Durch ein span. Hilfskorps unter dem Grafen Sgmond verstärkt, griff Mayenne den König 14. März 1590 bei dem Fleden Jory an der Gure an, verlor aber dabei 10000 Mann und sein Geschw. H. belagerte nun nochmals Paris, eroberte 27. Juli die Vorstädte und stand schon wegen der Übergabe in Unterhandlung, als er sich vor Alexander von Parma, welcher der Liga 15000 auserlesene Spanier aus den Niederlanden zuführte, zurückziehen mußte. Auch der Papst Gregor XIV. schickte Geld und ein Hilfskorps von 10000 Mann, und der Herzog von Savoyen eröffnete in der Dauphine und Provence den Krieg. H., obgleich durch engl. und deutsche Hilfsvölker allmählich auf 30000 Mann verstärkt, beschränkte sich jetzt auf die Einnahme fester Plätze. Der Umstand, daß auf der am 26. Jan. 1593 zu Paris eröffneten Ständeversammlung die Anträge Spaniens zu Gunsten Isabellas verworfen wurden, stimmte die Gemüter der Katholiken für ihn allmählich milder und trug dazu bei, daß Mayenne endlich in einen Waffenstillstand willigte. Vollends gewann H. die öffentliche Stimmung, als er 25. Juli 1593 in St.-Denis zum Katholizismus übertrat. Nachdem er sich 27. Febr. 1594 zu Chartres hatte krönen lassen, öffnete ihm auch 22. März Paris die Thore.

Trotzdem zog sich der Krieg gegen die von Spanien aufrecht erhaltene Liga noch jahrelang hin; erst der Friede von Bervins (2. Mai 1598) brachte allgemeine Ruhe. Auch den Hugenotten gewährte H. Sicherheit durch das Edikt von Nantes (13. April 1598). Nach der Scheidung von seiner ersten Gemahlin heiratete der König 1600 Maria von Medici, die Tochter des Großherzogs Ferdinand von Toscana. Einen kurzen Krieg mit Savoyen um Saluzzo, die Verschönerung Biron's (s. d.) und eine Rebellion des Herzogs von Bouillon abgerechnet, hatte H. seit dem Frieden von Bervins Ruhe, um, von Sully (s. d.) unterstützt, an der Hebung seines tiefertritten Reichs zu arbeiten. Zur neuen Begründung des bürgerlichen Wohlstandes reformierte er den Staatshaushalt, Administration und Rechtswesen, ließ Kanäle und Straßen bauen, unterstützte Handel und Gewerbe und veranlaßte sogar die Gründung franz. Kolonien in Amerika. Auch der Ackerbau hob sich aus tiefem Verfall. Nach den der «Geschichte Heinrichs d. Gr.» (1681) von Harboun de Bérèfre angehängten «Denkwürdigen Worten» sprach H. einst dem Herzog von Savoyen die Hoffnung aus, daß er es so weit bringe werde, daß jeder Bauer in seinem Königreiche im Stande sei, ein Fuhn in seinem Topfe zu haben. Dabei ließ er jedoch die allgemeine polit. Lage keinen Augenblick aus dem Auge. Wenn auch der aus Sullys Memoiren bekannte Plan einer

«christlichen Republik», d. h. einer europ. Konföderation von 15 theils monarchischen, theils republikanischen Staaten mit gemeinsamem Schiedsgericht, auf dem Grunde religiöser Duldung und zum Zwecke der Eindämmung der habsburgischen Macht und Vertreibung der Türken aus Europa auf Fälligkeit beruht, so gingen doch in der That H.'s Absichten dahin, den Einfluß Habsburgs durch einen Bund aller diesem Hause feindseligen Mächte zu brechen. Er selbst rüstete ein bedeutendes Heer und setzte diese Macht beim Ausbruche des sächsischen Successionsstreits, in welchem er Kurbrandenburg und Pfalz-Neuburg unterstützen wollte, in Bewegung. Die Königin sollte während des Kriegs die Regentschaft führen und verlangte deshalb auf Eingebung ihres Münstlings Concini gekrönt zu werden. Für ungern willigte H. in die Ceremonie, die 12. Mai 1610 stattfand. Am Tage nach der Krönung fuhr der König, um denranken Sully zu besuchen, nachmittags gegen 4 Uhr durch die enge Straße la Perronnerie und wurde daselbst im Wagen, umgeben von mehreren Großen, durch einen Messerstoß Davalliacs (f. d.) ermordet.

Vgl. Poirson, «histoire du règne de Henri IV» (3 Bde., Par. 1857); Jung, «Henri IV. Kerivain» (Par. 1865); Freret, «Henry IV. and Marie de Medici» (2 Bde., Lond. 1861); Stäbelin, «Der Abtritt König H.'s IV. von Frankreich zur röm.-kath. Kirche» (Bas. 1856); Lescure, «Henri IV. 1553—1610» (Par. 1873); Philippson, «H. IV. und Philipp III. Die Begründung des französischen Übergewichts in Europa 1598—1610» (2 Bde., Berl. 1870—73); derselbe, «König H. IV. von Frankreich» (in «Der Neue Plutarch», Bd. 1, Lpz. 1874); Zeller, «Henri IV. et Marie de Medici d'après des documents nouveaux» (Par. 1877).

Heinrich V. wurde von den franz. Legitimisten der Graf von Chambord (f. d., Bd. IV, S. 171) genannt und zugleich als «König» bezeichnet. Er starb nach längerem schweren Leiden 21. Aug. 1883 zu Frohsdorf. Die Leiche wurde 3. Sept. in dem oberhalb der Stadt Ötztal gelegenen Franziskanerkloster Gastagnavizza beigesetzt.

Heinrich I. mit dem Beinamen Beauclerc, b. i. der Gesehrte, König von England und Herzog der Normandie 1100—85, der dritte Sohn Wilhelms des Eroberers, geb. zu Selby in Northire 1068, bemächtigte sich, gleich nachdem sein Bruder Wilhelm II. auf der Jagd erschossen war, der engl. Krone, zum Nachtheile seines ältern Bruders Robert, welcher damals noch nicht vom Kreuzzuge zurückgekehrt war. Letzterer trat später sein Recht um Geld ab und geriet, als er trotzdem zu den Waffen griff, in H.'s Gefangenschaft, der ihn bis an seinen Tod festhielt. H. hatte sich in England dadurch Anhang verschafft, daß er in dem ersten großen Freibriefe die Rechte der angelsächsl. Zeit bestätigte. Auch im Kampfe mit dem Erzbischof Anselm von Canterbury um die Investitur der Bischöfe blieb er Sieger, da er zwar die formale Belehnung mit Ring und Stab verlor, aber den Lehnseid der Bischöfe und den Einfluß auf ihre Wahlen behauptete. Da ein Sohn früh starb, bestimmte er die Nachfolge seiner Tochter Mathilde, der Witwe des Kaisers Heinrich V., welche er mit dem viel jüngern Gottfried Plantagenet, dem Sohne Fulcos von Anjou, vermählte. Er begünstigte aber andererseits auch einen Kneffen Stephan von Blois, welcher die Hand der reichen Erbtöchter des Grafen Eustach von Bou-

logne gewann und, als H. 1. Dez. 1135 in der Nähe von Rouen starb, die Abwesenheit Mathildens und ihres Gatten benutzte, um sich selbst zum Könige auszurufen zu lassen. Erst 1154 gelangte Gottfrieds Sohn, Heinrich II. Plantagenet, in den unbestrittenen Besitz der Krone.

Heinrich II., König von England, 1154—89, geb. zu Le Mans im März 1133, der erste engl. König aus dem Hause Plantagenet, ein Sohn des Grafen Gottfried Plantagenet und Mathildes, der Tochter Heinrichs I. von England. Gottfried war 1151 gestorben, ohne seinen Anspruch auf die engl. Krone gegen den König Stephan (von Blois) durchsetzen zu können. H. aber vermählte sich 1152 mit der Erbin von Poitou, Eugenne und Gasconne, Eleonore, welche sich eben von Ludwig VII. von Frankreich hatte scheiden lassen; er ward stark genug, Stephan ernste Verlegenheit zu bereiten, welcher deshalb im Frieden zu Wallingford, um dem Thronstreite ein Ende zu machen, H. zu seinem Erben annahm. Ein Jahr später, im Okt. 1154, wurde H. durch Stephans Tod König und 19. Dez. gekrönt. Unterstützt von dem Erzbischof Theobald von Canterbury suchte er zunächst die arg gestörte Ordnung herzustellen und die königl. Macht zu handhaben. Er geriet aber dadurch mit Theobalds Nachfolger, Thomas Becket (f. d.), in Streit, obwohl dieser früher sein Kanzler gewesen war. Thomas erstrebte im Gegensatz zu den übrigen Bischöfen des Landes, welche mit ihrer hergebrachten Stellung ganz zufrieden waren und diese 1164 durch die Konstitutionen von Clarendon sanktionierten, die völlige Unabhängigkeit der Kirche von Königen. Schwer gekränkt, ließ der König sich unbedacht den Wunsch entschlüpfen, von dem widerspenstigen Geistlichen befreit zu sein, und gab so die Veranlassung, daß 1170 einige Ritter den Erzbischof am Altar seiner Kirche ermordeten. Die durch die blutige That hervorgerufene Aufregung wurde durch Wunder gesteigert, welche am Grabe des Erschlagenen angeblich geschahen, und durch das den Gottesdienst einkellende Interdikt; Jätriquen der Königin Eleonore, welche durch H.'s Verlehr mit seiner geliebten Rosamunde Clifford gereizt war, steigerten die Vermittlung. Eleonore wurde zwar 1173 gefangen gesetzt, aber gegenüber der Aufregung des Volks, welches den schon 1172 heilig gesprochenen Thomas verehrte, mußte H. nachgeben: er that Kirchenbuße, ließ die Konstitutionen von Clarendon fallen und gestattete dem Papste, einen ständigen Legaten in England zu halten. Auch nach außen hin war H. keineswegs so erfolgreich, als man bei der großen Menge seiner Besitzungen voraussetzen sollte. Zwar setzte er sich seit 1171, auf eine ältere Verleumdung der Päpste gestützt, in einem Teile von Irland fest und zwang auch den Schotten durch die Schlacht bei Alnwick 13. Aug. 1174 wieder seine Oberhoheit auf. Aber seine festländischen Besitzungen (Normandie, Maine, Anjou, Bretagne, Poitou, Eugenne, Gasconne), für welche er franz. Vasall war, verwickelten ihn in unaufhörliche Streitigkeiten mit den franz. Königen, welche zeitweise von H.'s eigenen Söhnen gegen den Vater unterstützt wurden. Von diesen starb der älteste, Heinrich, welcher 1170 zum Nachfolger gekrönt war, schon 1183; ein zweiter, Gottfried von der Bretagne, 1186, sodas nur Richard (Löwenherz) und Johann (ohne Land) übrigblieben, von denen besonders jener dem Vater zu schafften machte, aber

auch Johann, sonst H.s Diebling, sich verräterisch erwies. H. selbst, welcher den dritten Kreuzzug mitmachen wollte, starb vor Antritt desselben im Schloß Chinon 6. Juli 1189. Ihm folgte Richard. Vgl. Lappenberg, «Geschichte Englands» (Bd. 2); Stubbs, «Epochs of modern history. The early Plantagenets» (Lond. 1876).

Heinrich III., König von England, 1216—72, geb. 1. Okt. 1207, wurde neunjährig nach dem Tode seines Vaters Johann (ohne Land) zum Könige ausgerufen, während Johanns Gegenkönig, der franz. Erbprinz Ludwig, noch einen Teil des Landes behauptete. Aber H.s Vormund, Graf Wilhelm von Pembroke, wußte seinem Mündel Anhang zu schaffen, so daß Ludwig schon 11. Sept. 1217 entsagte und die Insel räumte. Nach dem Tode Pembrokes 1219, welcher mit dem Titel eines Protectors für H. regierte, hatte der Justitiar Hubert de Burgh (bis 1233) die erste Stelle. H. zeigte sich gleich seinem Vater im höchsten Grade unzuverlässig und darauf bedacht, die Freiheiten der Magna Charta zu verkümmern. Ein weiterer Grund zur Unzufriedenheit war die Begünstigung der Franzosen, welche seit seiner Heirat mit Eleonore, einer Tochter Haaimund Berengers von der Provence (1236) ins Land kamen, und die Dienstbefissenheit H.s gegen die Päpste, welchen er die Ausfugung des Landes durch Legaten nachsah, um bei der Kirche Schutz gegen die Auflehnung der Barone zu finden. Deren Haupt ward der Graf Simon von Montfort, welcher jung an den engl. Hof gekommen war, die Güter der Grafen von Leicester geerbt hatte und 1238 mit H.s Schwester Eleonore vermählt worden war. Vom Könige, seinem Schwager, 1252 persönlich beleidigt, trat er auf die Seite der Barone, welche H. fast alle Regierungsrechte entzogen und ihn zwangen, die begünstigten Forderungen ebenso wie die Charta neuerdings zu beschwören. Er that dies, ließ sich aber sogleich durch den Papst vom Eide entbinden. So kam es zu neuen Kämpfen, bei welchen auch der Umstand einen Grund zur Beschwerde abgab, daß H.s Bruder Richard von Cornwall sich 1257 in Deutschland zum Könige wählen ließ und viel Geld dorthin ausführte. Simon gewann 14. Mai 1264 einen entscheidenden Sieg bei Lewes, nahm den König und Richard, später auch H.s tapfern Sohn Eduard gefangen, und trat nun förmlich die Regierung an, indem er auf 20. Jan. 1265 nicht bloß die Barone und die hohe Geistlichkeit, sondern auch Abgeordnete der Ritterschaft und Städte zu einem Parlament entbot und auch wirklich versammelte, so daß das «Haus der Gemeinen» auf ihn zurückgeht. Aber Prinz Eduard entfloß, sammelte seine Freunde und tötete den Protector 4. Aug. 1265 bei der Abtei Evesham. Die spätern Jahre des Königs verliefen ruhiger, da Eduard sowohl die Gegner des Vaters niedermarf, als auch diesen anhielt, die dem Lande vertriehenen Freiheiten anzuerkennen. H. starb 16. Nov. 1272 zu Westminster, während Eduard auf einem Kreuzzuge war. Vgl. die Literatur bei Heinrich II.; außerdem: Pauli, «Simon von Montfort» (Lüb. 1867).

Heinrich IV., König von England, 1399—1413, geb. 4. April 1367 (nach andern 1366) zu Bolingbroke in Lincolnshire, der Sohn Johanns von Gaunt, Herzogs von Lancaster, und Enkel König Eduards III., führte früher die Titel eines Grafen von Derby und (1397) Herzogs von Hereford. In seiner Jugend beteiligte er sich lebhaft

an den innern Unruhen, und 1390 machte er einen Kreuzzug nach Preußen gegen die heidnischen Litauer. Der schwache König Richard II., welcher ihn fürchtete, verbannte ihn, insofern eines Streits mit dem Herzog von Norfolk, 1398 aus England. Die gute Aufnahme, die H. in Frankreich fand, verstärkte den Haß des Königs. Als daher H.s Vater starb, zog Richard willkürlich die Güter des Hauses Lancaster ein. H. erschien darauf 4. Juli 1399 mit andern Unzufriedenen in der Grafschaft York und erhielt außerordentlichen Zuwachs. König Richard schickte ihm den Grafen von Salisbury entgegen, dessen schwaches Truppenkorps jedoch leicht zerstreut wurde. Nicht glücklich war der König selbst. H. lodte ihn in seine Gewalt, indem er ihm Ergebenheit versicherte, setzte ihn aber dann in den Tower gefangen, wozu ihn 29. Sept. 1399 eine Konfessionsakte ab und lagte ihn vor dem Parlament an. Das Parlament erklärte den schwachen Richard der Krone unwürdig und ließ 30. Sept. H. als König von England ausrufen. Richard starb wenige Wochen darauf eines gewaltsamen Todes. Da der siebenjährige Graf von March, Edmund Mortimer, dem Hause Clarence wenn auch nur von weiblicher Seite entsprossen, ein näheres Anrecht auf den Thron besaß als das Haus Lancaster, so ließ H. den Knaben einsperren. Der Graf von Salisbury, der zu Gunsten Richards eine Verschwörung gestiftet hatte, mußte dafür im Jan. 1400 mit dem Leben büßen. Zugleich fielen die Schotten ins Land, und in Wales erhob Owen Glendower, ein Abkömmling der vormaligen Fürsten, die Fahne des Aufbruchs. Mit letztem verband sich, zu Gunsten Mortimers, Heinrich Percy, Graf von Northumberland, der zur Thronerhebung H.s wesentlich beigetragen, sich aber jetzt vernachlässigt glaubte. Sein ältester Sohn, Heinrich Percy, seiner Kühnheit wegen Hotspur, d. i. Heißsporn, genannt, stellte sich an die Spitze des Bundesheers, wurde aber vom Könige 21. Juli 1403 in dem Treffen bei Shrewsbury gefangen und getötet. Der alte Percy vermittelte hierauf zwar den Frieden, verband sich aber 1405 mit dem Erzbischof von York, Richard Scrope, nochmals zu H.s Sturze. Der König ließ die Empörer durch Verrat gefangen nehmen und enthaupten. H. führte nun die Regierung in Ruhe und zeigte viel Klugheit, Wachsamkeit und Mäßigung. Das Parlament, dem er gegen den Adel manche Zugeständnisse machte, trug ihm mehrmals die Einziehung der geistlichen Güter an, was er jedoch ablehnte. Vielmehr suchte er sich bei der Geistlichkeit durch die Verfolgung der Wicliffiten beliebt zu machen. Gegen Schottland kämpfte H. glücklich. Biewohl er den jungen Sohn König Richards in steter Gefangenschaft hielt, machte er dieses unedle Verhalten doch durch eine treffliche Erziehung des Prinzen gut. Bekümmert über den Lebenswandel seines Sohnes Heinrich und von Gewissensbissen verfolgt, schickte er sich zu einem Zuge nach Palästina an, als er 20. März 1413 in Westminster starb.

Heinrich V., König von England, 1413—22, auch Regent von Frankreich, der Sohn des vorigen, war 9. Aug. 1388 zu Monmouth geboren. Von lebhaftem Naturell und durch seinen argwöhnischen Vater zur Thatenlosigkeit verurteilt, gab er sich, der Sage nach, als Kronprinz der Gesellschaft müßter Gefellen, darunter namentlich Falstaff, hin, so daß man an seiner Herrscherfähigkeit zweifelte. Mit der Thronbesteigung aber entfernte er die

nunwürdige Gesellschaft, umgab sich mit den Räten seines Vaters, deren harten Tadel er oft erlitten, und zeigte sich ebenso tüchtig als König wie lebenswürdig als Mensch. Durch eine allgemeine Amnestie suchte H. die Härten seines Vaters, besonders an dem Hause Percy, auszugleichen. Dagegen opferte er die Anhänger Willkürs, die sog. Lollharden, der fanatischen Geistesfreiheit. Um die Thakraft der Nation nach außen zu leiten und die franz. Forderungen wieder zu gewinnen, beschloß er den Krieg gegen Frankreich, das damals unter dem wahnsinnigen Karl VI. von Parteien zerrüttet wurde. Nachdem er die Verschwörung des Grafen Richard von Cambridge, Stammvater des Hauses York, unterdrückt, erschien H. im Aug. 1415 mit 30000 Mann in der Normandie und übermüdete Harfleur, geriet aber mit dem Heere durch Mangel und Krankheit in die traurigste Lage. V. bei den Franzosen, die viermal stärker anrückten, den Frieden und die Rückgabe des Places für einen freien Abzug nach Calais. Allein diese forderten unbedingt Unterwerfung und griffen sein geschmolzenes Heer 25. Okt. 1415 in der waldreichen Gegend beim Dorfe Agincourt an. Das Feldherrntalent des Königs, die salbthätige Tapferkeit der Engländer, die Geschicklichkeit ihrer Bolzenschützen und die Beschaffenheit des Terrains, das die Entfaltung der franz. Keiterei nicht gestattete, zog den Franzosen eine vollständige Niederlage zu. H. lehrte nach England zurück und verhandelte sich mit dem Herzog Johann von Burgund zur völligen Eroberung Frankreichs. Doch erschien er erst wieder im Aug. 1417 mit 25000 Mann in der Normandie und eroberte in zwei Jahren fast die ganze Provinz.

Wenn hätte sich nun der Herzog von Burgund von den Engländern losgesagt und mit dem Dauphin, nachherigen Karl VII., vereinigt, allein letzterer hatte und fürchtete den Herzog und ließ ihn 10. Sept. 1419 sogar ermorden. Der nunmehrige Herzog Philipp der Gute von Burgund verband sich jetzt, um den Vater zu rächen, um so enger mit dem Könige von England. Dieses Bündnis führte endlich 21. Mai 1420 zwischen H. und der Königin Isabella, welche ihren Sohn, den Dauphin, hatte, den Vertrag von Troyes herbei. Gemäß der Abereinunft vermählte sich H. mit Katharina, der Tochter Karls VI., und übernahm die Regentenschaft von Frankreich unter der Bedingung, daß nach dem Ableben des wahnsinnigen Königs ihm und seinen Nachkommen aus dieser Ehe, mit Ausschluß des Dauphins, die franz. Krone zufallen sollte. Obwohl die Rechte und Freiheiten beider Völker dabei verbürgt waren, so erregte die Vereinigung der Kronen auf ein Haupt sogar in England wenig Freude, zumal der durch ein schott. Aufstand verhärtete Dauphin den einen Teil von Frankreich behauptete. Auf die Nachricht von der Niederlage des Herzogs von Clarence bei Baugé in Anjou (22. März 1421) eilte H. mit einem Heere von 20000 Mann nochmals nach Frankreich, konnte aber den Dauphin zu keinem entscheidenden Treffen bewegen. Er starb während dieses Feldzugs 31. Aug. 1422 zu Vincennes; einige Monate später (21. Okt. 1422) starb auch Karl VI. H., dessen Charakter die Königsdramen Shakespeares mit Vorliebe schildern, zeichnete sich durch strenge Handhabung des Gesetzes aus, schaffte die Desamalgamierung ab und führte das bewaffnete Bürgertum ein. Ihm folgte sein Sohn, Heinrich VI. Seine Witwe Katharina heiratete den

walisischen Edelmann Owen Tudor, dessen Nachkommen später die engl. Krone erwarben. Vgl. Cole, »Memorials of Henry V.« (Lond. 1858).

Heinrich VI., König von England, 1422—61, geb. zu Windsor 6. Dez. 1421, war wenige Monate alt, als der Tod seines Vaters Heinrich V. ihn in England und Frankreich zugleich zum Könige machte. Die Brüder des Verstorbenen übernahmen für ihn die Regierung, der Herzog von Bedford in Frankreich und der Herzog von Glocester in England. Unter tapfern Führern, wie Salisbury, Talbot u. a., blieben die Engländer auch ferner in Frankreich Sieger, auch dann, als sich die Burgunder von ihnen trennten. Der König Karl VII. oder, wie er noch bis zu seiner Krönung genannt ward, der Dauphin, hatte 1428 nördlich der Loire nur noch Orléans, als das Auftreten der Jeanne d'Arc den Umschwung einleitete. Obwohl H. noch 1430 in Paris zum Könige von Frankreich gekrönt wurde, machte die Sache Karls nun unaufhörliche Fortschritte, namentlich nach dem Kongreß von Arras 1435, als Burgund sich endgültig von den Engländern trennte; 1436 verloren sie auch Paris. Nachdem ein 1414 geschlossener Waffenstillstand 1449 abgelassen war, entriß der franz. Feldherr Dunois ihnen auch die Normandie und 1450 Guyenne, und die Engländer hatten, als der tapfere Talbot 1453 in der Schlacht bei Câtillon fiel, von allen ihren Eroberungen nur noch Calais, welches sie bis 1566 behaupteten, und die normannischen Inseln, welche sie noch haben. Der Krieg hörte damit auf, ohne daß Frieden geschlossen worden wäre. H. wurde eigentlich nie selbständig, da er stets fremdem Einflüssen gehorcht und sich der Reiche nach von ehrgeizigen Großen oder Verwandten, wie z. B. dem Herzog von Glocester und dem Cardinal Heinrich von Beaufort, seit 1445 auch von seiner energiegelben Gemahlin Margarete von Anjou, beherrschen ließ. Alle aber überragte der gewaltige Richard von York, ein Enkel Eduards III., welcher nach Bedfords Tode Statthalter in Frankreich gewesen war und 1453 es durchsetzte, daß das Parlament ihn zum Protektor ernannte. Die Bemühungen der Königin um Beilegung dieses Protektorats waren die Ursache, daß die Linie Lancaster des Hauses Plantagenet und die Linie York, nach ihren Abzeichen rote und weiße Rose genannt, sich von nun an in tödlicher Feindschaft gegenüber traten. H. geriet durch die Schlacht bei St. Albans 1455 in Richards Gewalt, aber Margarete gab den Kampf für ihren Gemahl und ihren Sohn Eduard nicht auf und blieb in der Schlacht bei Wakefield 24. Dez. 1460 Siegerin. Schon damals war die Erbitterung so groß, daß nicht bloß alle vornehmen Gefangenen hingerichtet, sondern auch die Leiche des gefallenen Protektors gelüpft ward. H. erlangte seine Freiheit wieder, aber schon 4. März 1461 wurde Richards Sohn Eduard (IV.) in London zum Könige ausgerufen und H. mußte nach der Niederlage seines Heeres bei Towton (29. März) mit Gemahlin und Sohn nach Schottland flüchten. Ein mißglückter Versuch Margaretes, ihm den Thron zurückzuerobern, brachte ihn 1465 von neuem in den Tower. Er hat ihn nur kurze Zeit verlassen und nochmals königl. Ehren genossen, als 1470 Eduard IV. sich mit seinen eigenen Anhängern, namentlich dem mächtigen Grafen Warwick, verband und von diesem verjagt wurde. Die Schlacht bei Barnet, in welcher der im März 1471 zurückkehrende York Warwick erschlug, lieferte

auch H. wieder in die Gewalt seines Nebenbuhlers. Dieser schlug dann 4. Mai bei Tewkesbury auch die von Frankreich her mit ihrem Sohne gelandete Margarete und nahm beide gleichfalls gefangen. Der junge Prinz wurde sogleich getötet, H. selbst am 22. Mai 1471, als Eduard IV. in London einzog, während Margarete durch den Friedensvertrag Ludwigs XI. mit Eduard für eine hohe Geldsumme die Freiheit erhielt. Sie starb erst 1482.

Heinrich VII., König von England, 1485—1509, der erste engl. König aus dem Hause Tudor, geb. 26. Juli 1456 auf Schloß Pembroke, war der Sohn Margaretas von Beaufort, Erbtochter des Hauses Lancaster (als Enkelin Johann Somersets, eines Bruders Heinrichs IV.) und Edmund Tudors, Grafen von Richmond, dessen Titel er auch führte. Nach der Vertreibung des Hauses Lancaster vom engl. Thron durch Eduard IV. aus dem Hause York wurde der junge Richmond von seinem Oheim, dem Grafen Pembroke, nach der Bretagne gebracht. Vergeblich forderte hier Eduard von dem Herzog Franz II. Richmonds Auslieferung. Als nachher Richard III. den engl. Thron usurpierte, richteten sich auf Richmond nicht nur die Augen der Lancastrier, sondern aller, welche den Usurpator haßten und fürchteten. Der Herzog von Buckingham, der mit dem Sturze des Tyrannen umging, brachte sogar die Verlobung Richmonds mit Elisabeth, der ältesten Tochter Eduards IV., zu Stande, wodurch gewissermaßen das Interesse der feindlichen Häuser York und Lancaster ausgeglichen und das mehr als zweifelhafte Thronrecht Richmonds gestärkt wurde. Indessen mußte Buckingham seinen Plan mit dem Kopfe bezahlen, und König Richard bewarb sich selbst um die Hand der Prinzessin. Richmond entschloß sich daher zu einer entscheidenden That. Nachdem er mit Unterstützung des franz. Hofes eine Expedition von 2000 Engländern ausgerüstet, ging er zu Harfleur unter Segel und landete 6. Aug. 1485 zu Milford-Haven in Südwales, wo ihm sogleich beträchtliche Verstärkungen zufließen. Bei Bosworth stieß Richmond 22. Aug. mit Richard zusammen, dessen Heer gegen 12000 Streiter zählte, während er selbst nur 6000 Mann besaß. Im Beginn des Treffens trat jedoch Lord Stanley, der sich bisher für keine Partei entschieden, zu Richmond über, und dies verursachte die völlige Niederlage der Königl. Armee. Richard selbst wurde getötet. Seine Krone fanden die Sieger auf der Walfstatt; sie wurde Richmond aufgesetzt und derselbe sogleich als König H. VII. von England ausgerufen. Auch das Volk und die Großen, der Tyrannei und des Bürgerkriegs müde, empfingen den neuen König mit Jubel. H. begann sogleich eine neue Verfolgung des Hauses York, indem er sich des jungen Grafen Warwick, des einzigen männlichen Sproßlings der Weißen Rose, verscherte. Erst nachdem er 30. Okt. getrönt und 7. Nov. vom Parlament als König bestätigt worden, entschloß er sich zur Vermählung mit Elisabeth.

Die Nation hatte den alten, unheilvollen Hader gegähnt geglaubt, aber diese Verfolgung rief allenthalben Mißvergnüge hervor. Ein schlauer Priester zu Oxford, Simon, bewog den Sohn eines Adlers, Lambert Simnel, sich für Richard von York, den Sohn Eduards IV., bald darauf aber für den Grafen Warwick auszugeben. Dieser Verräther spielte seine Rolle so trefflich, daß ihn die Großen Irlands als Eduard VI. krönten. Gefährlich wurde dieser Aufstand, als die vermählte Herzogin von

Burgund, die Schwester Eduards IV., unter dem Grafen Lincoln ein Hilfskorps nach Irland sandte, das durch Irländer verstärkt, in England einfiel. H. schlug die Empörer im Juni 1487 bei Stoke in der Grafschaft Nottingham und rächte sich an dem gefangenen Simnel, indem er ihn als Küchensoldaten in der Hofküche anstellte, während die Mitschuldigen an Geld gestraft wurden. Obwohl die Politik H.s nicht kriegerisch war, wurde er doch in den Streit des Herzogs von Bretagne mit Frankreich verwickelt. Er rüstete ein starkes Heer und erschien mit demselben im Okt. 1492 vor Boulogne, ließ sich aber sogleich den Frieden (30. Nov. zu Etaples) vom König Karl VIII. durch große Summen ablaufen. Unterdessen hatte die Herzogin von Burgund gegen H., den Feind ihres Hauses, einen neuen Prätendenten in der Person eines gewissen Bertin Warbed aufgestellt. Derselbe war während der Spannung am franz. Hofe mit königl. Ehren empfangen worden und erschien nach dem Frieden in Schottland, wo ihn König Jakob IV. als den Sohn Eduards IV. aufnahm. Zu Bertins Gunsten, der sich Richard IV. nannte, fiel Jakob sogar 1495 mit einem Heer in England ein. Doch machte er 1497 mit H. Frieden und überließ Bertin seinem Schicksal. Bertin floh nach Cornwall und unternahm mit geringem Anhang die Belagerung von Exeter. Hier wurde er ergriffen; H. ließ ihn in den Tower sperren und später wegen wiederholten Fluchtversuchs hängen. Auch Warwick, der letzte Plantagenet, ward 1499 auf Befehl des Königs hingerichtet. Den Frieden benutzte H., um das zerrüttete Reich zu ordnen, seinen Thron zu befestigen und die Grenzen der königl. Gewalt zu erweitern. Er schwächte die Macht des Adels, hob das Bürgerthum und richtete namentlich sein Augenmerk auf die Entwicklung des Handels und der Schifffahrt. Sein Tod erfolgte zu Richmond 22. April 1509. Vgl. Bacon von Verulam, *«Historia regni Henrici VII.»* (Frankf. 1665); Campbell, *«Materials for a history of the reign of Henry VII.»* (Bd. 1, Lond. 1873); Schanz, *«Engl. Handelspolitik gegen Ende des Mittelalters.»* (2 Bde., Bpz. 1881).

Heinrich VIII., König von England und Irland, 1509—47, der Sohn des vorigen, geb. zu Greenwich 28. Juni 1491, war mit vorzüglichen geistigen und körperlichen Eigenschaften ausgestattet und erhielt eine gelehrte theol. Erziehung. Das von der Habgucht des Vaters geplagte Volk begrüßte seine Thronbesteigung mit Jubel. Er vermählte sich 7. Juni 1509 mit Katharina von Aragonien, der Witwe seines Bruders Arthur und der Mutterschwester Kaiser Karls V. und verband sich 1512 mit Maximilian I. gegen Ludwig XII. Obwohl er 17. Aug. 1513 mit dem Kaiser die sog. Sporenschlacht bei Guinegate gewann, gewährte ihm doch der kostspielige Krieg keinen Vorteil. Überdies von dem Eigennutz des Verbündeten empört, schloß er im Aug. 1514 mit Ludwig XII. nicht nur Frieden und gab ihm seine Schwester Maria zur Gemahlin, sondern mit Franz I. nachher sogar ein Schutzbündnis gegen Karl V. Auch Schottland, das in der Schlacht von Flodden 9. Sept. 1513 König Jakob IV. verloren, erhielt einen billigen Frieden. Nach Franz' I. Thronbesteigung schien das Bündnis H.s mit Frankreich um so fester, als beide Könige bei der Bewerbung um die Kaiserkrone gegen Karl von Spanien durchgefallen waren. Doch H.s Günstling, der Kardinal und Kanzler Wolsey, wurde

von Kaiser Karl V. durch Aussichten auf die Papstwürde gewonnen und so auch seinen Herrn von Frankreich ab. Im Nov. 1521 kam zwischen dem Kaiser und dem Könige von England ein geheimer Vertrag zu Stande, nach welchem H. im Juni 1522 den Krieg gegen Frankreich eröffnete. Nachdem er den Schatz seines Vaters verschwendet, griff er zu Greppfungen, wozu 1523 dem Parlament unter Androhung von Todesstrafen eine große Summe ab und regierte dann, über den Widerstand ergrimmt, sieben Jahre ohne Parlament. Unter dessen hatte Wolsey in Rücksicht der Papstwahl mehrfache Täuschung erfahren und suchte nun aus Rache den König von der Sache des Kaisers zu trennen. Zwar wurde das engl. Heer aus Frankreich nicht zurückgerufen, als aber Franz I. bei Pavia 1525 in des Kaisers Gefangenschaft geriet, ließ sich H. nicht mehr abhalten, mit dem franz. Hofe ein Freundschaftsbündnis zu schließen. Die Feindseligkeiten gegen den Kaiser von engl. Seite begannen erst Anfang 1528 und endeten mit dem Frieden zu Cambray (5. Aug. 1529).

Schon längst ging H. mit einer Scheidung von seiner Gemahlin, der Taute des Kaisers, um, und icht begann er die Ausführung dieses Plans. Er äußerte Gewissenszweifel über die unkanonische Verbindung mit der Witwe seines Bruders und erklärte sich mit der Dispensation des Papstes nicht beruhigt, da diese während seiner Minderjährigkeit erteilt worden sei. Der Hauptgrund für die Scheidung war aber wohl, daß der König seine reizlose Gemahlin, von der er nur eine Tochter besaß, nicht liebte und die schöne Anna Boleyn (s. d.) heiraten wollte. Der Papst Clemens VII. suchte dieser Angelegenheit aus Furcht vor dem Kaiser auszuweichen, schickte aber endlich den Cardinal Campeggio nach London, der mit Wolsey den Scheidungsprozeß führen sollte. Ehe jedoch der Spruch geschah, rief Clemens den Legaten 1529 zurück und lud den König vor sein eigenes Tribunal nach Rom. Wolsey erfuhr zuerst den Zorn H. und wurde abgesetzt. H. hatte bisher als eifriger Katholik gegolten. Mit Feuer und Schwert war er nicht nur den Willkürten, sondern auch der Reformation Luthers entgegengetreten; ja seine Schriftstellerei gegen Luther hatte ihm sogar vom Papste Leo X. den Titel Defensor fidei eingetragen. Jetzt aber, als der Papst ihm den Gedispens verweigerte, beschloß er, sich und sein Reich von dem päpstl. Stuhle, doch nur schrittweise, loszureißen. Die Aussicht auf die geistlichen Güter und die Erweiterung der königl. Gewalt bestimmte hierbei den König ebenso sehr als seine Privatangelegenheiten. Im Jan. 1531 predigte er der Geistlichkeit eine große Weisung und das Bekenntnis ab, daß nach einem uralten Statut der König der Protetor und das Haupt der engl. Kirche sei; im nächsten Jahre hob das Parlament die Annaten auf. Nachdem H. das Freundschaftsbündnis mit Franz I. erneuert, vermählte er sich 14. Nov. 1532 mit Anna Boleyn und ließ im Mai 1533 durch ein geistliches Gericht die Scheidung von Katharina aussprechen. Das Parlament faßte zugleich ein Gesetz ab, nach welchem nur die Nachkommen zweiter Ehe successionsfähig waren, und alle Unterthanen mußten unter Androhung von Hochverratsstrafe dieses Erbfolgegesetz beschwören. Nur Thomas Morus und Bischof Fisher von Rochester widersetzten sich und bekriegten dafür 1535 das Schaffott. Das

Parlament von 1534 schaffte die päpstl. Gewalt völlig ab und übertrug dem Könige die Einkünfte, die Gerichtsbarkeit, das Reformationsrecht, die Regerverfolgung u. s. w. Schon 1536 machte H. von dieser neuen Gewalt Gebrauch, indem er die geringern Klöster aufheben und auf Cranmers Rat die Bibel übersetzen ließ. Der Prozeß und die Hinrichtung von Anna Boleyn (19. Mai 1536) und die Vermählung H. am folgenden Tage mit Johanna Seymour unterbrachen einen Augenblick diese Umwälzungen. Das Parlament mußte eine neue Successionsakte geben, welche die aus zweiter Ehe geborene Prinzessin Elisabeth enterbte und dem Könige in Ermangelung von Nachkommen aus seiner dritten Ehe das Recht erteilte, über die Krone zu verfügen.

Zur Feststellung des kirchlichen Lehrbegriffs versammelte H. im Juni 1536 die Geistlichkeit. Er ließ derselben sein Glaubensbekenntnis, ein Gemisch kath. und prot. Satzungen, vorlegen, das nach langem Streite auch angenommen und nach abermaliger Abänderung von königl. Hand als Glaubensregel anbefohlen wurde. Dieser Despotismus erregte im Okt. 1536 in mehreren Provinzen gefährliche, von Fanatikern geleitete Volkswegungen, die nur mit Mühe beigelegt werden konnten. Die Vermählung der Inurrellion, die Geburt des Prinzen Edward (12. Okt. 1537), die jedoch den Tod der Königin herbeiführte, befestigte das Ansehen H. so bedeutend, daß er 1538 auch die reichern Klöster und Stiftungen einzog. Dieses Vorgehen gegen die Klöster bewog endlich 1539 den Papst Paul III. zur Publikation der schon vor Jahren gegen H. erlassenen Bannbulle, welche jedoch gänzlich wirkungslos blieb. Um jede Verschiedenheit der Religionsansichten auszurotten, legte der König dem Parlament 1539 sechs Glaubensartikel vor, die ebenfalls angenommen und als Dogmen der engl. Kirche proklamiert und beschworen wurden. Die blutigsten Anfeindungen aller, denen diese Artikel nicht zusagten, waren die nächste Folge. Auch die polit. Freiheit gab das Parlament preis, indem es den Willen des Königs, die dem Staatsrate vorgelegten, volle Gesetzeskraft erteilte. Nach mancherlei Heiratsplänen vermählte sich H., der gern die deutsch-prot. Fürsten zu Freunden haben wollte, 6. Jan. 1540 mit Anna von Kleve. Da er aber die Prinzessin nicht liebte, ließ er sich schon im Juli von ihr scheiden. Er verwickelte zugleich seinen Kanzler, Thomas Cromwell, der ihm zu dieser Verbindung geraten, in einen Hochverratsprozeß und ließ ihn 24. Juli schuldlos enthaupten. Durch den Einfluß der Katharina Howard, mit der sich H. 8. Aug. 1540 vermählte, traten der Herzog von Norfolk und Gardiner an die Spitze der Gesandten und begannen die eigentlichen Protetanten während zu verfolgen. Viele ausgezeichnete Männer, welche die sechs Artikel bezweifelten, wurden verbrannt oder gehängt. Unterdessen mußte der König zu seinem Schweden erfahren, daß seine neue Gemahlin unzüchtig gelebt habe und noch lebe. Obwohl ihre eheliche Untreue nicht völlig erwiesen war, ließ er sie 12. Febr. 1542 mit ihren vermeintlichen Helfern und Liebhabern hinrichten.

Vergeblich hatte H. seinen Neffen Jakob V. von Schottland zu einer Kirchenreformation zu bewegen gesucht und darum mit demselben Krieg angefangen. Ein engl. Corps schlug 24. Nov. 1542

die uneinigen Schotten am Solway, worauf Jakob aus Gram starb. H. faßte nun den Plan zur Vereinigung der schott. und engl. Krone und suchte mit Hilfe der Familie Hamilton die Verlobung seines Sohnes mit Maria, der Erbtochter Jakobs V., durchzusetzen, sah sich aber durch die latth. Partei Schottlands gehindert. Am 12. Juli 1543 heiratete er die Witwe des Lord Latimer, Katharina Parr, die den Tyrannen geschickt zu leiten und mit List dem Verdachte der Ketzerei zu entgehen wußte. Noch einmal verband sich H. im Febr. 1543 mit dem Kaiser gegen Franz I., der ihn vielfach verspottet und besonders in der schott. Angelegenheit erjährt hatte. Nachdem er das Thronrecht seinen Töchtern Maria und Elisabeth wiedergegeben, eröffnete er im Juli 1544 von Calais aus den Krieg gegen Frankreich, während der Kaiser in der Champagne vorbrang. Der Eigensinn H.s, der jedes gemeinschaftliche Vordringen verwarf, aber 14. Sept. 1544 für sich Boulogne eroberte, hatte zur Folge, daß der Kaiser schon 18. Sept. den Frieden zu Crespy schloß. Erst im Juni 1546 willigte der König in die Beilegung eines Kampfes, der England 1300000 Pfd. St. kostete. Gegen Ende 1546 fiel H. in ein schleichendes Fieber, das ihn um so mehr beunruhigte, als sein Sohn erst 9 J. alt war. Besonders fürchtete er den mächtigen Herzog von Norfolk und dessen Sohn, den Grafen von Surrey, der sich einer aufgedrungenen Vermählung widersetzt hatte. Der König ließ den Sohn unter leerem Vorwand enthaupten; der Vater entging der Hinrichtung, indem H. 28. Jan. 1547 starb. Mittelbar verbannt England diesem grausamen, aber kraftvollen Despoten viel. Unter ihm wurde die Macht des Adels vollends gebrochen und die Verwandlung Englands aus einem Feudalstaat in eine konstitutionelle Monarchie vorbereitet.

Vgl. Turner, «History of Henry VIII.» (Lond. 1826; 2 Bde., 1828); Thomson, «Memoirs of the court of Henry VIII.» (2 Bde., Lond. 1826; deutsch von Beder, 2 Bde. 1827); Tytler, «Life of king Henry VIII.» (Edinb. 1836); Aubin, «Histoire de Henri VIII et du schisme d'Angleterre» (2 Bde., Par. 1847); Froude, «History of England from the fall of Wolsey» (Bd. 1—4, Lond. 1856—59); Collette, «Henry VIII., an historical sketch, as affecting the reformation in England» (Lond. 1864); Corrie, «A concise history of the church and state of England in conflict with the papacy during the reign of Henry VIII.» (Lond. 1874); Bremer, «Calendar of letters, foreign and domestic of the reign of Henry VIII.» (Bd. 1—7, Lond. 1862—73).

Heinrich I., König von Kastilien 1214—17, folgte als jährlicher Anabe seinem Vater Alfons VIII. Die Vormundschaft wurde zuerst von seiner Mutter Eleonore, einer Tochter Heinrichs II. von England, und als diese schon Okt. 1214 starb, von seiner ältern Schwester Berengaria geführt. Letztere wurde nach H.s Tode, 6. Juni 1217, da mit ihm der Mannstamm des kastilischen Hauses zu Ende ging, selbst zur Königin ausgerufen, entsagte aber schon im August zu Gunsten ihres Sohnes Ferdinand III., aus ihrer 1204 geschiedenen Ehe mit Alfons IX. von Leon, sodas Ferdinand nach dem Tode des Vaters (1230) die Kronen von Kastilien und Leon für immer vereinigte.

Heinrich II., Graf von Trastámara, König von Kastilien 1369—79, ein Sohn Alfons' XI. von

seiner Geliebten Eleonore Guzman, trat schon 1366 als Prätendent gegen seinen regierenden Bruder Peter den Grausamen auf. Damals mißlang der Anschlag und H. mußte nach Aragonien fliehen. Zehn Jahre später ward er im Bunde mit den Königen von Aragonien und Navarra die damals durch eine Pause des engl.-franz. Kriegs verfügbar gewordenen Söldnerscharen und den berühmten Ritter Bertrand du Guesclin. Bei seinem Erscheinen in Kastilien 1366 fielen alle von Peter ab, der nach der Gascogne flüchtete zu dem Schwarzen Prinzen, dem Sohne Edwards III. Durch große Versprechungen wurde dieser bestimmt, nun auch seinerseits in Spanien einzugreifen. Er gewann, gleich nachdem er aber den Ebro gegangen war, 3. April 1367, die Schlacht bei Navarrete, sodas H. wieder flüchten und Kastilien seinem Bruder überlassen mußte. Peter aber fand es nun nicht für nötig, das den Engländern gegebene Versprechen zu erfüllen, weshalb diese abogen, H. aber wieder mit Hilfe Guesclins in Kastilien Fuß faßte. Die Schlacht bei Montiel (März 1369) entschied gegen Peter, der dann, als er mit H. Verhandlungen anknüpfte, von diesem 23. März mit eigener Hand getötet wurde. H. regierte nun milde, weise und gerecht, ebenso wie seit 1379 sein Sohn und Nachfolger Johann I.

Heinrich III., der Kränkliche, König von Kastilien 1390—1406, Sohn Johans I. und ein Enkel des vorigen. Gegen die Thronfolge H.s machte der Herzog Johann von Lancaster, als Gemahl einer Tochter Peters des Grausamen, Ansprüche geltend. Diese wurden dadurch ausgeglichen, das H. als Kind 1388 sich mit der Tochter des Herzogs vermählte. Bei dieser Gelegenheit erhielt er den Titel eines Prinzen von Asturien, welcher seitdem den span. Thronfolgern geblieben ist.

Heinrich IV., der Ohnmächtige, König von Kastilien 1454—74, ließ sich wie sein Vater Johann II. von Günstlingen mißbrauchen, sodas Unzufriedenheit entstand und schon 1464 seine Absetzung zu Gunsten seines jüngern Bruders Alfons erfolgte. Dessen Tod 1465 führte H. auf den Thron zurück. Neue Unruhen entstanden, als H., welcher keinen Sohn hatte, mit Übergehung seiner Schwester Isabella, die sich gegen seinen Willen (1469) mit dem Erben von Aragonien, Ferdinand dem Katholischen, vermählte, die Nachfolge seiner Tochter Johanna zugewenden versuchte und dieselbe mit dem Herzog Karl I. von Berry, dem Bruder Ludwigs XI. von Frankreich, verlobte. Diese Heirat wurde durch den Anhang Isabellas verhindert; aber eine Entscheidung über die Nachfolge war noch nicht getroffen, als H. 12. Dez. 1474 starb. Es bedurfte eines mehrjährigen Bürgerkriegs, ehe das Erbrecht Isabellas zur Anerkennung gelangte.

Heinrich, König von Jerusalem, s. Heinrich (Graf von Champagne).

Heinrich, König von Sardinien, Sohn Kaiser Friedrichs II., s. Enzo.

Heinrich, lat. Kaiser von Konstantinopel, Graf von Flandern und Hennegau, wurde, als sein Bruder Balduin I., der erste der lat. Kaiser, 14. April 1205 in der Schlacht bei Adrianopel von den Bulgaren gefangen und wohl bald hernach getötet wurde, von den Kreuzfahrern zum Kaiser erwählt und 20. Aug. 1206 gekrönt. Das lat. Kaisertum aber führte eine klägliche Existenz, da bald Mangel an Kreuzfahrern eintrat und die fränkischen Großen

unbekümmert um den Kaiser ihrem Vortheile nachgingen. Die auf der kleinasiatischen Küste besetzten Striche gingen schon 1207 verloren. Nicht unwichtig aber war es, daß H. eine Tochter des gefährlichsten Feindes, des Bulgarenkönigs Johann, zur Frau nahm. Er starb 1218 kinderlos und man wählte nun den Gemahl seiner Schwester Jolanthe von Ramur, Peter von Courtenai; welcher aber auf dem Wege nach Konstantinopel 1217 in Sipras gefangen wurde und starb.

Heinrich I., Herzog von Bayern, geb. zwischen April 919 und April 922 zu Nordhausen, Sohn des deutschen Königs Heinrich I., ließ sich nach dem Tode desselben wiederholt in gefährliche Versuchungen gegen das Monarchum, ja selbst das Leben seines Bruders, des Königs Otto I., ein. Die Fürbitte der Mutter, der heil. Katharina, verschaffte ihm Verzeihung und 948 die Belehnung mit dem erledigten Herzogtum Bayern, welches Otto später in Anerkennung der von H. gegen die Ungarn und gegen den König Berengar II. von Italien geleisteten Dienste noch durch das Herzogtum Friaul und Verona vergrößerte. Er stand jetzt so in Gunst, daß seine Bevorzugung mit dem Anlaß gab, daß Ottos eigener Sohn und Schwiegersohn sich empörten. Die dadurch hervorgerufenen Kämpfe im Reiche wurden aber auch von den Bayern benutzt, die Herrschaft des Sachsen abzuschütteln: Bischöfe, Große und Volk standen vereint gegen den Herzog in Waffen, der erst allmählich, namentlich durch die Annahme Regensburgs, des Rastplatzes Meister wurde. Dort starb er 1. Nov. 966. Ihm folgte in Bayern sein Sohn Heinrich II.

Heinrich II., Herzog von Bayern seit 966, Sohn des vorigen, der Jänker genannt, wegen seiner vielen Aufstände gegen den Kaiser Otto I., seinen Vetter. Sie waren die Ursache, daß nicht bloß Friaul, Verona und Ränten von Bayern abgetrennt wurden, sondern auch H., der in seinem mit Hilfe der Böhmen unternommenen Kriege unterlag, 978 zur Ablegung und zur Haft verurtheilt ward, aus welcher erst des Kaisers Tod 983 ihn befreite. Sogleich nahm er seine ehrgeizigen Pläne wiederum auf. Konnte er auch nicht die Vormundschaft über den jungen Kaiser Otto III. an sich reißen, so wußte er sich doch Bayerns zu bemächtigen, womit Otto II. einen Sprößling des alten liutpoldinischen Herzoggeschlechts, Heinrich III., belehnt hatte, und lehrte 985 dahin zu bringen, daß er Bayern aufgab und sich mit Ränten begnügte. Die Reichsregierung bestätigte den Vergleich. H. Sohn aus seiner Ehe mit Gisela, der Tochter des Königs Konrad von Burgund, ist der spätere Kaiser Heinrich II., der zunächst dem Vater (gest. 28. Aug. 996 in Wandersheim) in Bayern nachfolgte.

Heinrich III., der Schwarze, Herzog von Bayern seit 1190 als Nachfolger seines kinderlosen Bruders Welf II., von welchem er auch die Familiengüter in Schwaben erbt, wie er schon nach dem Tode seines Vaters, Welf I., die in Oberitalien erlangt hatte, war der mächtigste Mann in Deutschland, wo er durch die Heirat mit Wulfhild, Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, auch dort ein reiches Erbe gewonnen hatte. Sein Schwiegersohn war der Herzog Friedrich von Schwaben aus saufischem Geschlecht. Aber er ließ ihn bei der Königswahl 1125 im Stich und trat auf die Seite Lothars von Sachsen, als dieser ihm für seinen

Sohn Heinrich den Stolzen die Hand seiner Tochter Gertrud zusagte. Dem beginnenden Bürgerkriege zwischen Lothar und Friedrich wich er jedoch aus, indem er sich ins Kloster Weingarten zurückzog. Er starb 13. Dez. 1126 in der benachbarten Ravensburg. Von seinen Söhnen trat der älteste, Konrad, in den geistlichen Stand; der zweite, Heinrich, erhielt die bayrischen und sächsischen, der dritte, Welf, die schwäbischen und italischen Güter.

Heinrich I., der Stolz, Herzog von Bayern seit 1126 durch die Abdankung seines Vaters, H. des Schwarzen, vermählte sich zu Wiblingen 1127 auf dem Schlosse Gunzenleub bei Augsburg mit Gertrud, der Tochter des Kaisers Lothar III., welchem er in den Kämpfen mit den Staufern und bei seinen Zügen in Italien den wirksamsten Beistand leistete. Durch Lothar wurden seine Besitzungen in Deutschland und Italien noch vermehrt, und der Tod Lothars 1137 brachte ihm als Erbe seiner Frau zu den Gütern in Sachsen, welche er durch seine Mutter Wulfhild hatte, auch noch die des Schwiegervaters und die Anwartschaft auf das erledigte Herzogtum Sachsen. Er hatte wohl ein Recht sich wegen seiner gewaltigen Macht vorzugsweise auch zur Nachfolge im Königthum berufen zu glauben; aber die Eifersucht der übrigen und besonders der geistlichen Fürsten zog ihm den Staufer Konrad III. vor, der ihm, als er die Auslieferung der Reichsinsignien und die Huldigung verweigerte, im Sommer 1140 und seiner Herzogtümer beraubte. Sachsen wurde Albrecht dem Bären, Bayern dem habsburger Leopold von Österreich verliehen. In dem darüber ausbrechenden Kampfe verlor nun H. zwar das letztere, behauptete indessen Sachsen und starb in Quedlinburg unbefiegt 20. Okt. 1139. Sein Sohn ist Heinrich der Löwe.

Heinrich der Löwe, Herzog in Sachsen, aus dem Hause der Welfen, 1139—81, geb. 1129 wahrscheinlich in Ravensburg, Sohn des vorigen und mütterlicherseits ein Enkel Kaiser Lothars III. Als sein Vater 1139 im Kampfe gegen Konrad III. starb, verwalteten seine Mutter Gertrud und seine Großmutter Richenza für ihn das Herzogtum Sachsen. Nachdem H. 1146 mündig geworden, fordernte er 1147 von König Konrad III. vergänglich das Herzogtum Bayern zurück, welches seinem Vater abgesprochen und an Heinrich Jasomirgott von Österreich, den zweiten Gemahl seiner Mutter, verliehen war, und griff mit seinem Oheim Welf VI. gegen Konrad zu den Waffen. Aber erst nach Konrads Tode gab ihm sein Vetter, Kaiser Friedrich I., 1156 Bayern zurück. Seine Besitzungen erstreckten sich nun, allerdings vielfach unterbrochen, von der Nord- und Ostsee bis zum Adriatischen Meere. Für die welfischen Stammgüter in Italien mußten die dortigen Bajallen ihm 1154 den Lehnseid leisten. Vorzüglich wandte H. dem Herzogtum Sachsen seine Sorgfalt zu, das er durch glückliche Kriege jenseit der Elbe und durch die deutsche Kolonisation Mecklenburgs und Holsteins vergrößerte. Seine Übergriffe aber gegen die reichsunmittelbaren Edeln und namentlich gegen die Geistlichkeit erregten allmählich eine leidenschaftliche Opposition gegen ihn und 1164 vereinigten sich seine Feinde unter dem Erzbischof Hartwig von Bremen; 1166 traten dem Bunde gegen ihn zu Magdeburg die Bischöfe von Magdeburg, Halberstadt und Hildesheim, sowie die Markgrafen von Thüringen und Brandenburg bei.

Doch erwehrte sich H. seiner Feinde siegreich. Damals trennte er sich von seiner ersten Gemahlin Elementia von Jähringen und heiratete Mathilde, die Tochter König Heinrichs III. von England. Bald nachher (1171—72) unternahm er eine Wallfahrt nach Palästina. Von einer neuen Erhebung seiner sächsl. Feinde bedroht, mit dem Kaiser, dessen Nachfolger er einst zu werden gehofft, über das ihm entgangene Erbe Welfs VI. gespannt und unzufrieden mit der Fortdauer des Kampfes gegen Papst Alexander III., verweigerte H. im Frühjahr 1176 dem Kaiser die geforderte Hilfe gegen die Lombarden und verschuldete somit Friedrichs Niederlage bei Legnano 1176.

Nest erhoben sich H.s Feinde von allen Seiten und brängten den zur Versöhnung geneigten Kaiser zu strengstem Vorgehen. H.s Trotz, der seiner Ladung folgte und die Vergleichsvorschläge des Kaisers schroff abwies, arbeitete ihnen noch in die Hände. H. wurde 1180 zu Würzburg gedächet und seiner Lehne verlustig erklärt. Bayern erhielt Otto von Wittelsbach, Bernhard von Klanten Sachsen, der Erzbischof von Köln Engern und Westfalen. H. griff zu den Waffen, schlug bei Hallerfelde die lönnischen Heerhaufen und nahm den halberstädter Bischof Ulrich gefangen. Da rückte der Kaiser mit dem Reichsheere nach Sachsen, und H.s Vasallen fielen fast alle ab. Im Nov. 1181 unterwarf sich H. zu Erfurt dem Kaiser, der ihm zwar nicht die abgesprochenen Fürstentümer und Lehne, aber doch wenigstens die ebenfalls vermißten Eigengüter Braunschweig und Lüneburg ließ. Doch mußte H. Deutschland verlassen; er ging zu Heinrich II. nach der Normandie und dann nach England, erhielt zwar 1185 die Erlaubnis zur Heimkehr und lebte in Braunschweig, mußte aber, als der Kaiser 1189 den Kreuzzug antrat und er denselben zu begleiten ablehnte, abermals in die Verbannung gehen. Kaum aber war Friedrich I. fortgezogen, so kam H. nach Ostfriesland zurück, wo ihn der Erzbischof von Bremen aufnahm und viele ehemalige Vasallen sich ihm wieder anschlossen. Anfangs glücklich, zerstörte H. Bardowick bis auf den Dom, an dessen Mauern er die Inschrift »Vestigia Leonis« setzen ließ. Auch Lüneburg und Lüneburg fielen; bei Segeberg aber erlitt H. eine Niederlage. König Heinrich VI. gebot H. Einhalt, und derselbe mußte sich 1190 zu einem unbefriedigenden Vergleich bequemen. Auch die Hoffnung, mit Hilfe der großen Ärktenverchwörung, die sich 1192 gegen Heinrich VI. unter Anlehnung an Richard I. von England bildete, seine völlige Herstellung zu erzwingen, sah H. scheitern. Erst als H.s ältester Sohn, Heinrich, sich mit Agnes, der Erbtöchter des Pfalzgrafen Konrad am Rhein, einer Nichte Kaiser Friedrichs, vermählte, machte H. mit den Staufens Frieden und lebte nun still zu Braunschweig, wo er 6. Aug. 1195 starb, im Dom begraben wurde und sein Dentmal noch vorhanden ist. Aber sein Zeitalter ragt er besonders dadurch hervor, daß er Handel, Gewerbetreib, Bürgerglück und Wohlhabenheit in seinen Ländern zu verbreiten, die Künste emporzubringen und Gelehrsamkeit zu fördern bemüht war. Seine Kolossalstatue auf dem Hagenmarktbrunnen zu Braunschweig wurde 4. Juli 1874 enthüllt. Vgl. Hans Pruh, »H. der Löwe« (Erg. 1865); Weiland, »Das sächs. Herzogtum unter Lothar und H. dem Löwen« (Greifsw. 1866); Philippson, »Geschichte H.s des Löwen« (2 Bde., Lpz. 1867—68).

Heinrich der Jüngere, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, zweiter Sohn Heinrichs des Ältern, geb. 10. Nov. 1489, folgte 1514 seinem Vater in der Regierung. Bald nach seinem Regierungsantritt kam er mit dem Bischof von Hildesheim in Fehde, die für ihn in der Schlacht bei Soltan (29. Juni 1519) unglücklich endigte. Durch die Gunst Kaiser Karls V. wurden jedoch nachmals ihm und seinem Vetter Erich fast sämtliche hildesheimische Stiftslande zugesprochen. Im Bauernkriege (1525) zog er dem Landgrafen Philipp von Hessen und dem Herzog Georg von Sachsen zu Hilfe und 1528 begab er sich auf Veranlassung Karls V. nach Italien mit 1000 wohlgerüsteten Reitern; allein das Heer wurde die Beute ankündender Scutchen, und er selbst entkam mit genauer Not, als Knecht verkleidet. Inzwischen hatte die Reformation in seinem Erblande schnelle Fortschritte gemacht. H. blieb dagegen der alten Lehre und dem Kaiser ergeben. Am 16. Nov. 1537 gelang es ihm, seinen Bruder Wilhelm, den er durch eine 12jährige Gefangenschaft gebeugt hatte, zu einem Vertrage zu nötigen, wodurch das Recht der Erstgeburt und Alleinregierung im braunschw. Hause gesetzlich eingeführt wurde. Seinen unerwünschten Bemühungen, die Katholiken gegen den vorbringenden Protestantismus zu sammeln, gelang es 1537 die nürnberg. luth. Liga zu stiften, deren Hauptmann er neben Ludwig von Bayern-Landsbut wurde. Er bedrohte nun die von dem Kammergericht gedächten Städte Goslar und Braunschweig, welche die schmaltaldischen Bundesgenossen zu Hilfe riefen. H. wich vor ihrer Übermacht zurück, und bald hatten sie nicht nur sein Erbland, sondern auch das feste Wolfenbüttel erobert. Nach längern Werbungen glückte es ihm, Sept. 1545 wieder in sein Land einzubringen, aber in der Schlacht beim Kloster Höldelem umzingelt, mußte er sich mit seinem ältesten Sohne Victor an Philipp von Hessen ergeben. Als er nach der Schlacht bei Mühlberg (1547) wieder in Freiheit gesetzt wurde, sollte Braunschweig entgelten, was es zur Unterjochung seiner Feinde gethan. Doch während er 1550 die Stadt belagerte, fiel Graf Volckart von Mansfeld in die wolfenbütteler Länder ein, und H. sah sich genötigt, mit Braunschweig einen Vertrag abzuschließen, welcher alles beim alten beließ. Der Einbruch Karlgraf Albrechts in Braunschweig 1553 bewog H. zum Bunde mit Kurfürst Moriz. Bei Sievershausen trafen 9. Juli 1553 die Heere aufeinander. H. und Moriz siegten; allein des ersten beide Söhne, Karl Victor und Philipp Magnus, blieben auf dem Platze, und sein Bundesgenosse wurde so verwundet, daß er bald nachher starb. Ein neuer Sieg über Albrecht verschaffte H. auch das Übergewicht über die Stadt Braunschweig, die sich nun unterwarf. Noch einmal traf H. den Feind unweit Steterburg und zwang ihn zur Flucht. H. starb 1568. Romanhaft ist H.s Liebe zu Eva von Trott, mit der er auf der Feste Staufenburg lebte und die ihm zehn Kinder gebar.

Heinrich Julius, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, deutscher Dramatiker, geb. 15. Okt. 1562 zu Wolfenbüttel, bestieg 1589 nach dem Tode seines Vaters Julius den Thron, geriet in Rißbeuligkeiten mit seiner Hauptstadt, lebte die letzte Zeit meist in Prag und starb daselbst 20. Juli 1613. Seine Werke (vollständig von Holland 1855 in den »Publicationen des Stuttgarter Literarischen Vereins« herausgegeben) verließen zuerst auf Anregung

der von den engl. Komödianten in Umlauf gesetzten dramatischen Stoffe den engen Kreis des meist bühnlichen Schuldramas, und nur sein erstes, die „Sufanna“ (1593), ist noch diesem Kreise entlehnt. Seine Stoffe sind aus Novellenansammlungen oder Schwanbüchern entlehnt; die stehende komische Figur, ein dreister, gefräßiger Bedienter, heißt bei ihm gewöhnlich Johann Vousest. Zu nennen sind besonders: „Von einem Edelmann, welcher einem Abt drei Fragen aufgegeben“ (1594; derselbe Stoff wie Bärger's „Kaiser und Abt“) und „Vincentius Labielaus“ (1594), ein Geistesverwandter von A. Gryphius' „Horribilicribrifax“ und zum Teil Vorbild des „Münchhausen“.

Heinrich I., das Kind, erster Landgraf von Hessen allein, geb. 24. Juni 1244, war ein Sohn Herzog Heinrichs II. des Großmächtigen von Brabant und Sophias, einer Tochter des Landgrafen Ludwig des Frommen von Thüringen und der hell. Elisabeth. Seine Mutter betrachtete sich, als 1247 mit Heinrich Raspe der landgräfl. thüring. Stamm ausstarb, als nächste und alleinige Erbin desselben, konnte aber nach langer heftiger Wehr gegen mehrere Prätendenten und namentlich gegen ihren Hauptfeind, den Markgrafen Heinrich den Erlauchten von Meissen, kraft Vertrags von 1263 nur Hessen erlangen, welche sie, als ihr Sohn, bis dahin „Kind von Brabant“ genannt, mündig geworden war, demselben nebst dem landgräfl. Titel überließ. S., dessen älterer gleichnamiger Stiefbruder schon 1247 die Regierung von Brabant übernommen hatte, schlug seinen Sitz zu Kassel auf, säuberte das Land von Raubrittern, schützte es gegen die Anmaßungen des Erzbischofs von Mainz und legte den Grund zu der Größe seines Hauses, dessen unmittelbare Besitzungen sich anfangs auf die Grafschaft Gudensberg mit Einschluss der Landtschaft an der Werra beschränkten, aber schon unter ihm durch Erwerbung der Herrschaft Siegen, des Schlosses Gradenstein, der Stadt Jümmershausen, Scharfenberg u. s. w. beträchtlich erweitert wurden. In die jerrütteten Verhältnisse seines väterlichen Erbes Brabant griff er kräftig ein. Außerdem beschäftigten ihn nach außen hin seine Verhältnisse zu König Rudolf I., dem er zu dem Siege über Ottokar von Böhmen beihilflich war. Durch seine in zwei Ehen geborenen Söhne wurden Erbteiligkeiten in seinem Hause veranlaßt, welche bei seinem Tode (21. Dez. 1308) auf eine Landtheilung hinausliefen, die jedoch, da aus einer der Söhne, Otto, den Stamm fortpflanzte, nicht von Dauer war.

Heinrich, Herzog von Kärnten, wurde, als der letzte böhm. König aus dem Hause der Přemysliden, Wenzel III., 1306 ermordet war, von einem Teile der Böhmen, weil er Wenzels Schwester Anna geheiratet hatte, im Aug. 1307 zum König erwählt. Ein anderer Teil freilich erkannte Rudolf, einen Sohn König Albrechts I., an. Die Angriffe der Habsburger schlug S. glücklich ab, dagegen verstand er es nicht, sich einen festen Anhang im Lande zu verschaffen. So kam es, daß, als König Heinrich VII. der Rurmburger Annas Schwester Elisabeth mit seinem Sohne Johann vermählt und diesem 1310 Böhmen zu Lehn gab, S. am Ende des Jahres das Land räumen mußte. Auch seine Regierung in Kärnten und Tirol war keine rühmliche, da er stets in Geldnot war und fortwährend zwischen dem Anschlusse an Habsburger, Rurmburger und Wittelsbacher schwankte, um kleine Vorteile zu erlan-

gen. Von Ludwig dem Bayern verschaffte er sich die Erlaubnis, auch seine Reichslehn auf seine Tochter Margarete zu vererben, welche 1330 mit einem Sohne Johanns von Böhmen vermählt wurde. Er starb 2. April 1335.

Heinrich Jasomirgott (so genannt nach einem von ihm angeblich häufig gebrauchten Ausruf „joch so mir Got“), Markgraf von Österreich seit 1141, aus dem Hause der Babenberger, folgte seinem Bruder Leopold außer in Österreich auch in Bayern, welches dem Welfen Heinrich dem Stolzen von ihrem Halbbruder König Konrad III. abgesprochen und jenem verliehen war. Zur Sicherung dieses Besitzes heiratete S. die Witwe Heinrichs, Gertrud, welche jedoch schon 1143 starb. S. kam dann in üble Lage, da er sich zugleich in Bayern gegen Heinrich des Stolzen Bruder Welf VI. und in Österreich gegen den König Geisa von Ungarn zu wehren hatte und von letztem 1146 gründlich geschlagen wurde. Er verschaffte sich Frieden durch die Teilnahme am zweiten Kreuzzuge, aber gleich nach der Rückkehr stand Welf ihm von neuem gegenüber und vor allem begann jetzt auch Heinrich des Stolzen Sohn, Heinrich der Löwe, Ansprüche auf Bayern zu erheben. Nach mancherlei Kämpfen und Verhandlungen wurde in der That dieses Herzogtum von Kaiser Friedrich I. Heinrich dem Löwen 1154 zuerkannt und 1156 förmlich verliehen, S. aber auf dem Reichstage zu Regensburg (Sept. 1156) dadurch entschädigt, daß die Mark Österreich von dem Lehnverbande mit Bayern gelöst, zu einem Herzogtum erhoben und mit weitgehenden Befugnissen ausgestattet ward, welche in dem Privilegium minus enthalten sind. So wird die echte Urkunde Friedrichs I. von Österreich genannt, im Gegensatz zu dem Privilegium majus, welches der Herzog Rudolf IV. im 14. Jahrh. zur Erlangung noch weiterer Vorrechte gefälscht hat. S. spätere Zeit verließ ebenso fürmlich; doch verbannt Wien erst ihm größere Bedeutung, da er es zur Residenz des neuen Herzogtums machte. Er starb zu Wien 13. Jan. 1177 infolge Sturzes mit dem Pferde.

Heinrich XIII., Fürst von Neuch älterer Linie, geb. 28. März 1846 als Sohn des Fürsten Heinrich XX., dem er 8. Nov. 1869 unter Vormundschaft seiner Mutter, der Fürstin Karoline (gest. 18. Jan. 1872) folgte. Nach erlangter Volljährigkeit übernahm er 28. März 1867 die Regierung selbst. Er ist seit 8. Okt. 1872 vermählt mit Ida, Prinzessin von Schaumburg-Lippe (geb. 28. Juli 1852); aus dieser Ehe entsprossen drei Kinder, darunter der Erbprinz Heinrich XXIV., geb. 20. März 1878. (S. Neuch.)

Heinrich XIV., Fürst von Neuch jüngerer Linie, geb. 28. Mai 1832 als Sohn des Fürsten Heinrich LXVII., dem er 11. Juli 1867 in der Regierung folgte, vermählte sich 6. Febr. 1858 mit Agnes, Herzogin von Württemberg (geb. 13. Okt. 1835), welche 10. Nov. 1858 den Erbprinzen Heinrich XXVII. geb. (S. Neuch.)

Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meissen, war bei seines Vaters, Dietrichs des Bedrängten, Tode (1221) erst drei Jahre alt und stand anfangs unter Vormundschaft seines Oheims, des Landgrafen Ludwigs des Frommen von Thüringen, der aber 1227 starb. Hierauf begann die herrschaftliche Mutter, Jutta, eine Schwester des thüring. Landgrafen und zum zweiten mal mit dem Grafen Woppe von Henneberg vermählt, sich mehr in die

Landesangelegenheiten zu mischen. Indes wurde der junge Markgraf frühzeitig mündig erklärt, und schon 1234 heiratete er die Tochter des Herzogs Leopold von Österreich, Constantia. Seine ersten Waffenthaten verrichtete er in dem Kreuzzuge gegen die Preußen. Bald nachher geriet er mit dem Markgrafen Johann von Brandenburg in Fehde; später aber nahmen ihn ausschließlich die thüring. Successionsangelegenheiten in Anspruch. Schon 1242 hatte er vom Kaiser eine Eventualbelehnung mit Thüringen und der Pfalz Sachsen erhalten. Als aber 1247 mit Heinrich Raspe (s. d.) der thüring. Mannstamm wirklich erlosch, konnte er nur mit dem Schwerte sein Recht gegen die nähere Erbin Sophia, die Gemahlin Heinrichs II. von Brabant, sowie gegen einen andern Prätendenten, den Grafen Siegfried von Anhalt, behaupten. Viele thüring. Stände huldigten ihm 1249, und im folgenden Jahre übernahm er auch, jedoch nur im Namen von Sophias unmündigem Sohne, Heinrich dem Kinde, die Regierung von Hessen. Als indes Sophia in Herzog Albrecht von Braunschweig einen Bundesgenossen erhielt, brach von neuem blutiger Streit aus, welcher nach der Schlacht bei Wettin 1263 damit endigte, daß H. Hessen an Sophias Sohn abtrat und dafür im ungeführten Besitz von Thüringen gelassen wurde. Über diesen Handel hatte er verabsäumt, nach dem Aussterben des Wachsenburgischen Hauses (1246) den mit seiner Gemahlin Constantia erworbenen Ansprüchen auf die Erbfolge in Österreich Geltung zu verschaffen, und ließ sich mit einer unbedeutenden Entschädigung abfinden. Eine lange Reihe vererblicher häuslicher Zwistigkeiten trübte seine Regierung. Er hatte seinem ältesten Sohne, Albrecht dem Unartigen, Thüringen, die Pfalz Sachsen und das Fleischerland, dem jüngern, Dietrich, die Mark Landsberg überlassen und für sich nur Meissen und die Niederlausitz behalten. Als nun Albrecht mit seinen Söhnen, Friedrich dem Gebissenen und Dietmann, in Zwiespalt geriet, wurden auch die übrigen Familienglieder und Landesteile darein verflochten. Noch verwickelter aber gestalteten sich H.s häusliche Verhältnisse, als er sich nach einer zweiten, aber kinderlosen Ehe mit Agnes von Böhmen (gest. 1268) zum dritten mal mit einer Ministerialin, Elisabeth von Maltitz, vermählte und dem mit dieser gezeugten Sohne, Friedrich dem Kleinen, einen Teil seines Erbes zuwendete. Sein Tod erfolgte 15. Febr. 1288. H. besaß große Eigenschaften, die ihn unter seinen Zeitgenossen zu hohem Ansehen erhoben. Er war tapfer, edel, gerecht, funktionsfähig, wie seine Minnegeänge bezeugen. In der Geschichte der deutschen Poesie (als Minnefinger) wird er auch als H. von Meissen erwähnt. Vgl. Litzmann, »Geschichte H.s des Erlauchten« (2 Bde., Dresd. u. Lpz. 1845—46).

Heinrich der Fromme, Herzog zu Sachsen, geb. 17. März 1473 als jüngster Sohn Herzog Albrechts des Besserten, wurde 1499 Stellvertreter seines Vaters in Friesland, wo er hart bedrängt, aber von seinem Vater befreit wurde. Er erhielt 1500 die Erbstatthalterchaft von Friesland, verzichtete aber 1506 darauf gegen Übergabe der Ämter Freiberg und Wollenstein, wo er 1536 die Reformation einführte. Nach dem Tode seines Bruders Georg 1539 folgte er diesem als Herzog von Sachsen und begann auch hier die Reformation. Er starb 18. Aug. 1541 und

wurde in Freiberg begraben. Ihm folgte sein Sohn Moriz.

Heinrich II. oder der Fromme, Herzog von Schlesien und Großfürst von Polen, ein Sohn Herzog Heinrichs I. oder des Bärtigen und der heil. Hedwig, suchte bei seinem Regierungsantritt 1239 zunächst Polen, wo sein Vater 1225 zum Herrscher erwählt worden war, vor den Mongolen zu schützen, und als ihm dies nicht gelang, verteidigte er wenigstens seine schles. Erblande. Er fiel gegen sie 9. April 1241 in der unglücklichen Schlacht bei Wahlstadt oder Liegnitz. Seine Söhne konnten nicht nur nicht Polen behaupten, sondern gerieten auch wegen Schlesien in Streitigkeiten, welche 1248 damit endeten, daß Boleslaw II. 1248 Liegnitz mit Glogau von Heinrich III. gegen Breslau eintauschte, Glogau aber 1251 dem dritten Bruder Konrad überlassen mußte.

Heinrich Raspe, Landgraf von Thüringen, der zweite Sohn des Landgrafen Hermann I., verdrängte, trotz aller Vorstellungen des edeln Walthers von Burgula, nach dem Tode seines ältern regierenden Bruders, Ludwigs des Frommen, dessen Gemahlin, die heil. Elisabeth (s. d.), samt ihren Kindern und machte sich die Herrschaft seines Neffen und Nibels, Hermanns II., an. Zwar überließ er diesem, als derselbe 1239 mündig geworden, die Landgrafschaft Thüringen mit Hessen und behielt nur die Pfalzgrafschaft Sachsen; allein der plötzliche Tod Hermanns II. 1241 wurde, vielleicht nicht ohne Grund, dem herrschaftlichen Oheim, der ihn beerbte, zur Last gelegt. Mehr als nach seinem Tode war H. von nun an nach außen hin thätig. Er stand den Böhmen gegen die einbrechenden Mongolen bei; gleichzeitig wurde er 1242 Reichsverweser für den Sohn Kaiser Friedrichs II., den jungen Konrad. Als der Papst den Kaiser 1245 mit dem Bann belegt hatte, wurde H. auf einer größtentheils aus geistlichen Fürsten bestehenden Reichsversammlung zu Würzburg im Mai 1246 zum König ausgerufen, deshalb aber auch spottweise der Pfaffenkönig genannt. Mittels päpstl. Gelder sammelte er ein großes Heer und brachte seinem Gegner, dem König Konrad, im Aug. 1246 eine Niederlage bei, erkrankte aber während der Belagerung von Ulm und starb kinderlos auf der Wartburg 16. Febr. 1247. Mit ihm schloß sich die mit Ludwig dem Bärtigen beginnende Reihe der aus fränk. Königsstämme entsprossenen thüring. Ludowinger, und um sein reiches Erbe erhob sich der thüring. Erbfolgekrieg.

Heinrich (Wilh. Friedr.), Prinz der Niederlande, geb. 13. Juni 1820 in Soestdyk, war der zweite Sohn des Königs Wilhelm II. Er trat als Offizier in die Marine ein und wurde 1849, nach seines Vaters Tode, von seinem Bruder, dem König Wilhelm III., zum Statthalter des Großherzogtums Luxemburg und Admirallieutenant der holländ. Flotte ernannt. Als Statthalter führte er eine strenge konstitutionelle Regierung. Am 19. Mai 1853 vermählte er sich mit der Prinzessin Amalte (geb. 20. Mai 1830), Tochter des Herzogs Bernhard von Weimar. Die Ehe war kinderlos und die Prinzessin starb 1. Mai 1872. Da die beiden Söhne des Königs unermählt waren und der ältere wegen seiner Ausschweifungen, der jüngere wegen Mangels an geistigen Fähigkeiten den Thron nicht besteigen zu können schienen, war es angezeigt, daß Prinz H., welcher nach jenen Prinzen der

nächste Thronerbe war, eine neue Ehe einging, damit nicht die Krone an die weiblichen Erben käme. Er vermählte sich daher 24. Aug. 1878 mit der Prinzessin Marie von Preußen (geb. 14. Sept. 1855), einer Tochter des Prinzen Friedrich Karl. Aber schon 13. Jan. 1879 starb Prinz H. an einem Schlag. Sein Leichnam wurde in der Kirche von Delft, in der brandenburgischen Kammergruft, beigesetzt.

Heinrich (Armed. Prinz. Rudw.), Prinz von Preußen, der jüngste Bruder König Friedrichs II., wurde 18. Jan. 1726 zu Berlin geboren und, wie seine Geschwister, streng und einfach erzogen. Friedrich II. ließ dem Prinzen zunächst durch Oberst Stille eine gründliche wissenschaftliche Ausbildung theil werden und nahm denselben als Obersten in seinem Gefolge 1742 zu dem Feldzuge in Böhmen mit. Der Prinz wohnte 1742 der Schlacht bei Gasslau bei, verteidigte 1744 mit Erfolg die Stadt Labor in Böhmen und that sich 1745 in der Schlacht bei Hohenfriedberg hervor. Im J. 1752 beistete er die Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Kassel und erhielt vom König die schöne Domäne Rheinsberg, sowie einen Palast (die heutige Universität) in Berlin. Im Siebenjährigen Kriege bewährte sich Prinz H. als hervorragender Seeführer neben dem großen König selbst. Nachdem er durch einen erfolgreichen Bajonettangriff an der Spitze des Regiments Ipenlin viel zur Entscheidung der Schlacht bei Prag beigetragen, führte er bei Kottbus, wo er verwundet wurde, einen Angriff in die Hände des Feindes und blieb nach dem Abmarsche des Königs mit 18000 Mann an der Saale stehen, um Sachsen während des Winters zu bedeu. Im J. 1758 wurde er an die Spitze einer Armee von 25000 Mann gestellt, um Sachsen zu bedeu und den Angriffen der an Zahl mehrfach überlegenen Reichsarmee zu begegnen. Durch kluge Manöver und kleine Gefechte bewachte er die Fortschritte der Gegner und verschaffte dem König die Möglichkeit, sein Heer nach der Niederlage bei Hochkirch wieder zu organisieren. Den glänzenden Feldzug von 1759 eröffnete er angriffsweise, drang in Böhmen ein, zerstörte die Magazine der Oesterreicher und wendete sich hierauf gegen die Reichsarmee in Franken, der er viele Vorräte und Gefangene abnahm. Sodann übernahm er den Oberbefehl in Schlesien und wußte nach dem Verluste der Schlacht bei Jülichau (23. Juli) und noch mehr nach der Niederlage des Königs bei Kunersdorf (12. Aug.) durch täuschende Bewegungen das österr. und russ. Heer so lange in Unthätigkeit zu erhalten, bis sein Bruder den Verlust ersetzt hatte. Im J. 1760 bot er mit 40000 Mann den Russen die Spitze, entsetzte Breslau und zeigte namentlich darin sein Talent, daß er seine Zwecke ohne Schlacht und die mit einer solchen verbundenen, preussischerseits jedoch nur schwer zu ersetzenden Verluste erreichte. Im Feldzuge von 1761 beschränkte sich Prinz H. der Schwäche seines Heers (30000 Mann) wegen mehr auf die Verteilung Sachsens und Berlins. Den Feldzug von 1762 eröffnete er angriffsweise und schlug anfangs die Oesterreicher zurück. Hierauf folgten für ihn mehrere Unfälle, da er zu schwach an Truppen war, um der ihm gestellten Aufgabe genügen zu können.

Dies veranlaßte ernsthafte Berwünschnisse mit dem König, im April 1762 wollte H. sogar den Oberbefehl niederlegen. Durch den Sieg aber, den er in der Schlacht bei Freiberg (23. Okt.) gewann, trug er nicht wenig dazu bei, das Ende des Krieges

herbeizuführen. Nach dem Friedensschlusse ging er wieder nach Rheinsberg und lebte dort seinen Freuden und der Litteratur; doch verurteilte sein zu großes Vertrauen auf Personen, die dessen unwürdig waren, häusliche Verwirrungen, die ihn sogar veranlaßten, sich von seiner Gemahlin zu trennen. Der Anteil, welchen er während seines Aufenthalts in Petersburg 1770 an den Verhandlungen über die Teilung Polens nahm, erwarb ihm den Ruf eines geschickten Diplomaten. Im Bayrischen Erbfolgekriege rüßte er mit 78000 Mann 1. Juli 1778 in Sachsen und, nachdem sich der Kurfürst mit ihm vereinigt, in Böhmen ein. Der Mangel an Lebensmitteln nötigte ihn jedoch zum Rückzuge. Im J. 1784 war er mit Verhandlungen, deren Spitze sich gegen Oesterreichs Bergsicherungspläne richtete, in Paris betraut und auch an der Leitung der auswärtigen Politik, unter andern mit Abschluß des Friedens zu Basel 1796, beteiligt. Er starb 8. Aug. 1802 zu Rheinsberg, in dessen Park er eigener Anordnung zufolge unter einer Pyramide bestattet wurde.

Bgl. Bouillé, «*Vie privée, politique et militaire du prince Henri de Prusse*» (Par. 1809); Schöningh, «*Der Siebenjährige Krieg*» (8 Bde., Potsd. 1861); Groussaz, «*Prinz H., der Bruder Friedrichs d. Gr.*» (Berl. 1876); H. von Walow, «*Prinz H. von Preußen, kritische Versuche seiner Feldzüge*» (Berl. 1805); G. de Morneau, «*Vie privée d'un prince célèbre on loisirs du prince Henri dans sa retraite de Rheinsberg*» (Veropolis 1784).

Heinrich (Albert. Bilh.), Prinz von Preußen, geb. zu Potsdam 14. Aug. 1862, zweiter Sohn des Kronprinzen des Deutschen Reichs, Friedrich Wilhelm, machte nebst seinem ältern Bruder, dem Prinzen Wilhelm, seine Gymnasialstudien in Rassel 1875—77 und widmete sich von da an dem Seebienste. Er wurde 21. April 1877 von seinen Eltern auf das Audettenschiff Niobe geführt und trat 14. Okt. 1878 an Bord der Korvette Prinz Adalbert, unter Leitung des Korvettenkapitäns von Sodenborff, seine erste große Seereise an, die ihn an die Küsten von Amerika, Asien und Afrika brachte. Das Schiff hatte im Indischen Ocean mit den gefährlichsten Stürmen zu kämpfen. Doch kehrte der Prinz nach zweijähriger Abwesenheit 29. Sept. 1880 glücklich wieder in die Heimat zurück. Darauf bestand H. 1. Okt. in der Marineschule zu Kiel die Seeoffiziersprüfung. Nachdem er zu Anfang des J. 1882 aus gesundheitlichen Gründen einige Wochen in Ägypten zugebracht hatte, unternahm er 10. Okt. 1882 auf der Korvette Olga eine Reise nach Westindien und andern Teilen Amerikas und lief 13. März 1884 wieder im Hafen von Kiel ein. Kaiser Wilhelm ernannte ihn 22. März 1884 zum Kapitänleutnant.

Heinrich der Seefahrer (Dom Henrique el Navegador), Infant von Portugal, der vierte Sohn König Johannis I., geb. 4. März 1394 zu Oporto, zeichnete sich frühzeitig ebenso in ritterlichen Übungen wie durch ernste wissenschaftliche Studien aus. Schon seine ersten Waffenthaten bei der Eroberung von Ceuta 1415 und als Oberbefehlshaber der Flotte bei dem Entsatze dieser wichtigen Festung 1419 machten seinen Namen in ganz Europa bekannt. Seit 1420 mit der Führung der afrikl. Angelegenheiten beauftragt, nahm er seinen Wohnsitz zu Sagres in Algarbien, an der äußersten Südwesbspitze Portugals. Hier errichtete er außer einem Arsenal auch eine Sternwarte, mit welcher er eine Anstalt in Verbindung setzte, in der junge

Gelente in allen zur Schifffahrtskunde erforderlichen Wissenschaften unterrichtet wurden. Mit seinen reichlichen Mitteln rüstete er alljährlich Schiffe aus, die er auf Entdeckungen ausliefte. So fanden 1420 Tristam Vaz und Goncalves Bargo, durch Sturm verschlagen, die schon früher von Genuesen entdeckt und auf der florentiner Seeliste 1351 verzeichneten Inseln Porto-Santo und Madeira auf. Beide Inseln wurden alsbald kolonisiert, die benachbarten Gilande Desertas, sowie 1422 oder 1423 auch die Gruppe der Salvages besetzt. Goncalves Velho Cabral fand 1431 die Formigas-eilande und 1432 Sta.-Maria auf. An der afrik. Küste waren die vor H. ausgesandten Expeditionen nur bis zum Kap Bojador vorgebrungen, bis es dem fähnen Gil Cannes (Gilianes) 1434 gelang, dieses Vorgebirge zu passieren. Bereits 1435 gelangten Gil Cannes und Baldapa nach Angra dos Ruivos, und 1436 anierte der letztere am Rio dos Lobos marinhos (Rio do Ouro). Durch Beteiligung an der Ordnung der innern Angelegenheiten Portugals für die nächsten Jahre abgehalten, nahm H. seine Entdeckungspäne erst 1441 wieder auf. In demselben Jahre brang Nuno Tristam bis zum Cabo Blanco vor, und 1443 gelangte dieser bis zur Insel und Bucht Arguin und weiter bis zur Ilha dos Garcos. Im J. 1445 erreichte Dinis Diaz das Grüne Vorgebirge, 1446 nahmen Lancetota, Gomes Pires u. a. die Arguingruppe in Besitz und fanden den Senegal auf, und 1447 brang Alvaro Fernandes bis jenseit Sierra Leona vor. Nachdem H. 1449 auf Arguin eine Festung angelegt, entwickelte sich alsbald ein fruchtbarer und gewinnreicher Handelsverkehr mit den Bewohnern der afrik. Westküste. Cadamosto besuchte 1455 den Senegal 450 km weit aufwärts und kam zum Gambia. Auf einer zweiten Fahrt entdeckte derselbe die Capverdischen Inseln, die Ilhas das Sagras. H. hat nicht nur den Grund gelegt zu dem späteren Welthandel, der Kolonialmacht und der welthistor. Bedeutung Portugals, sondern auch durch seine Unternehmungen die Schifffahrt in neue Bahnen gelenkt. Vgl. *Ajurar, «Cronica de Guiné»* (Par. 1841); Wappaus, *«Untersuchungen über die geogr. Entdeckungen der Portugiesen unter H.»* (Gött. 1842); de Beer, *«Prinz H. der Seefahrer und seine Zeit»* (Danzig 1864); Major, *«Life of prince Henry of Portugal surnamed the Navigator»* (Lond. 1868) und *«The discoveries of prince Henry the navigator and their results»* (Lond. 1877).

Heinrich, Graf von Champagne (seit 1180), König von Jerusalem, zog beim dritten Kreuzzug ins Heilige Land, heiratete im Mai 1192 Sibella, die Witwe des den Monat zuvor ermordeten Königs von Jerusalem, Konrad von Montserrat, und wurde darauf hin selbst zum Könige erwählt. Von dem kleinen noch übrigen Reste des Königreichs, der hauptsächlich aus Tyrus, Akkon und einigen Küstenstädten bestand, verlor er im Aug. 1197 noch Joppe und starb gleich darauf durch Sturz aus dem Fenster. Seine Tochter Alix, 1208 mit Hugo, dem Sohne seines Nachfolgers Amaurich von Cyprien, vermählt, wurde die Stammutter der spätern Könige von Cyprien aus dem Hause Lusignan.

Heinrich, Graf von Flandern und Hennegau, f. Heinrich, lat. Kaiser von Konstantinopel.

Heinrich der Baller, deutscher Steinmetz aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrh., von dem man nur weiß, daß er den Bau des Schönen Brunnens in Nürnberg leitete.

Heinrich von Beaufort, s. unter Beaufort. **Heinrich**, Truchseß von Dieffenhoven, verfaßte als Domherr zu Konstanz (seit 1341) eine lat. Chronik, welche er an die 24 Bücher der Kirchengeschichte des Ptolemäus von Lucca anknüpfte. Er ergänzte nämlich dieses Werk, fügte ein 25. Buch selbständig hinzu, namentlich zum Ruhme des Papstes Johann XXII., an dessen Hofe in Avignon er früher gelebt hatte, und sammelte zahlreiche weitere Notizen bis 1362, welche er jedoch nicht mehr verarbeitet hat. Er starb 22. Dez. 1376. Sein Werk ist zuletzt herausgegeben in: *Wödmers, «Fontes rerum Germanicarum»*, Bd. 4.

Heinrich von Freiberg, deutscher Dichter aus Freiberg in Meißen; er lebte am Ende des 13. Jahrh. am Hofe König Wenzels II. von Böhmen. Sein bedeutendstes Werk ist die Fortsetzung des unvollendet gebliebenen «Tristan» von Gottfried von Straßburg (herausg. durch von der Hagen in «Gottfrieds Werken», Bresl. 1823, und kritisch durch A. Bachstein in den «Deutschen Dichtungen des Mittelalters», Bd. 5, Lpz. 1877). Wiewohl ein Epigone, hat H. es doch verstanden, den Ton seines Vorbildes glücklich zu treffen und einen des Meisters würdigen Schluß der Dichtung zu schaffen. Sehr stehen gegen den «Tristan» zwei andere Gedichte H.s zurück: «Die Ritterfahrt Johanns von Michelsberg» (in von der Hagens «Germania», Bd. 2, Berl. 1837) und das Gedicht «Vom heiligen Kreuz» (in Pfeiffers «Altdeutschem Lesebuch», Wien 1865).

Heinrich der Glühfäße (d. h. der Gläserner), deutscher Dichter des 12. Jahrh., wahrscheinlich ein fahrender Spielmann aus dem Elsaß, der um 1170 nach franz. Quelle die älteste noch erhaltene Bearbeitung der Tierfabel in deutscher Sprache unter dem Titel «Sengrimms Rot» verfaßte. Das frisch und lebendig erzählte Gedicht ist in seiner ursprünglichen Gestalt nur in Bruchstücken erhalten (herausg. von J. Grimm, «Sensschreiben an R. Lachmann über Reinhart Fuchs», Lpz. 1840); dagegen hat sich vollständig eine Umarbeitung aus dem 13. Jahrh. erhalten, die den Titel «Reinhart» führt (herausg. in dem «Kloster Cöber altdeutscher Gedichte», Best 1817, und kritisch in J. Grimms «Reinhart Fuchs», Gött. 1834).

Heinrich von Hervord, Dominikanermönch zu Minden, gest. daselbst 9. Okt. 1370, verfaßte außer vielen theol. und philos. Traktaten, welche ihn so berühmt machten, das Kaiser Karl IV. ihm eine ehrenvolle Begräbnisstätte auswirkte, eine sehr umfassende Weltchronik: «Liber de rebus memorabilibus», welche für das 13. und besonders das 14. Jahrh. eine Fülle von Nachrichten enthält. Das Werk wurde von A. Potthast (Gött. 1859) herausgegeben.

Heinrich von Laufenberg, deutscher Dichter des 15. Jahrh., lebte in Freiburg im Breisgau und später als Angehöriger des Johanniterordens in Straßburg. Er verfaßte zwischen 1415 und 1458 viele geistliche Lieder, die insbesondere der Verberrlichung der Jungfrau Maria gelten, der zu Ehren auch sein «Buch von den Figuren» (1441) gedichtet ist, das umfangreichste seiner Werke (25 000 Verse), eine Zusammenstellung der für Maria in der christlichen Tradition gebrauchten Bilder. Auf dem lat.

«Speculum humanae salvationis» beruht sein 1437 entstandener «Spiegel menschlichen Heils» (15 000 Verse). Mehrfach hat er auch weltliche Volkslieder benutzt und in geistlichem Sinne umgedichtet. Seine Lieder sind in Ph. Wadernagels «Deutschem Kirchenlied» (2 Bde.) herausgegeben.

Heinrich von Lausanne, oder Heinrich von Clugny, heist der Begründer der lezerischen Seite der Heinrichianer, welche in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. in Südfrankreich sich bildete. Aus der Schweiz oder aus Italien kommend, als Kind dem Orden der Cluniacenser übergeben, verließ H., nachdem er zum Diakon geweiht war, das Kloster, zog im Hühergewand von Ort zu Ort und predigte gegen die Verweltlichung der Kirche, gegen die Überschätzung äußerer Ceremonien, gegen die Geldgier und Unsitlichkeit der Geistlichen u. dgl. Er vereinigte sich mit dem geistesverwandten Peter de Bruys, aber dieser ward um 1182 verbrannt, H. bald nachher gefangen genommen und 1185 vor das Konzil von Vise gestellt. Hier soll H. widerrufen haben. Bald nachher war er in der Gegend von Toulouse thätig. Seine Anhänger nahmen so zu, daß Papst Eugen III. den Kardinalbischof Alberich und den heil. Bernhard von Clairvaux gegen sie ausandte. H. ward gefangen genommen und dem Bischof von Toulouse zur Bestrafung übergeben, starb aber bald nachher ums J. 1142.

Heinrich von Lettland, der Verfasser der «Origines Livoniae sacrae et civiles», geb. in Westfalen um 1187, kam in Begleitung des Bischofs Albert von Riga 1208 nach Livland. Mit Albrand, dem Lettenapostel, kam H. 1208 in die lett. Provinz Tolowa, wo er an der Pihnera (heut Sedde) seinen Sitz aufschlug. Seine missionäre Wirksamkeit erstreckte sich bis in die Lettenprovinz Rutine. Seit dem J. 1212 war H. dem Bischof Philipp von Riga während seines mehrjährigen Aufenthalts in Livland als Dolmetscher beigegeben, und begleitete ihn auch im Sommer 1215 zum Laterankonzil nach Rom. Nach Riga zurückgekehrt, schloß er sich 1216 als Missionar dem Episc. Veltzbrunz an. In dem darauf ausbrechenden Streite zwischen den Dänen und den Deutschen um den Besitz von Estland vertrat H. in Reval 1220 gegenüber dem dän. Bischof Wesselin die Ansprüche seines Bischofs Albert von Riga. Bei Erstürmung der estn.-russ. Rinsburg Tarbata (astruss. Jurjeff d. i. Dorpat) 1223 war er zugegen und wurde 1226 dem päpstl. Legaten Wilhelm von Modena auf seiner bald. Rundreise als Dolmetscher mitgegeben. Im Winter 1226—26 schrieb H. seine Chronik nieder, welche vom J. 1184 bis 1227 reicht. Noch 1259 hatte er als Pfarrer in Wapendorpe (Wapendorf), dann in Ropa (heut Roop) seinen Wirkungskreis unter den Letten. Seine Chronik wurde zuerst von J. D. Gruber (Frankf. a. M. u. Lpz. 1740) veröffentlicht. Die beste deutsche Übersetzung stammt von G. Bopp (Reval 1867), welche Arbeit Wilschardt in seiner Ausgabe der Chronik für die «Monumenta Germaniae» (Hannov. 1874) benutzte. Vgl. Hildebrand, «Die Chronik H.s.» (Berl. 1865); Graf C. G. Sievers, «Die Lettenburg Rutine und die Rationalität des Chronisten H.» (Riga 1879).

Heinrich von Reichen, der Meisterlänger, f. Frauenlob.

Heinrich von Reiss, deutscher Dichter des 12. Jahrh., von ritterlicher Herkunft, der aber aus Überdruß an dem weltlichen Leben Laienbruder in

dem Kloster Reiss in Osterreich wurde und hier zwischen 1152 und 1163 ein Lehrgedicht «Von des Todes Erinnerung» verfaßte (Herausg. von Rasmann in «Gedichte des 12. Jahrh.», Queblinb. 1837, und von Diemer in seinen «Kleinen Beiträgen», Bb. 3, Wien 1856). Wie hier vorzugsweise den Laien, so ist den Geistlichen insbesondere ein Spiegel vorgehalten in dem nur als Bruchstück aufbewahrten «Paffenleben» (Herausg. von Haupt in den «Altdeutschen Blättern», Bb. 1, Lpz. 1835), das allerdings anonym überliefert ist, aber nach der Ähnlichkeit des Stils und Charakters unzweifelhaft von dem Dichter der «Erinnerung» herrührt. Beide Gedichte (kritisch herausg. von Heinzel, Berl. 1867) sind für die Sittengeschichte der Zeit von großem Interesse und zeigen einen strengen und scharfen Beurteiler der menschlichen Schwächen und der Verlethlichkeiten des Zeitalters.

Heinrich von Morungen, Minnesänger des 12. Jahrh., aus einem ritterlichen Geschlecht in Thüringen, in der Nähe von Sangerhausen, lebte später am meißnischen Hofe, wo er um 1213—21 mit der Bezeichnung als «miles emeritus» erscheint, also schon in höherm Lebensalter stand. Er ist unter den ältern Epikern durch Innigkeit der Empfindung wie durch Feinheit der Gedanken hervorragend und zeigt eine nicht häufige Vertrautheit mit dem klassischen Altertum. Von Einfluß auf seine Entwicklung ist die romanische, namentlich provençal. Epik gewesen. Seine Lieder sind in «Des Minnesangs Frühling» von Lachmann und Haupt (3. Aufl., Lpz. 1882) herausgegeben; eine Auswahl in «Liederbüchern des 12. bis 14. Jahrh.» von Bartsch (2. Aufl., Stuttg. 1879). Vgl. Ferd. Wibel, «H. und die Troubadours» (Straßb. 1880).

Heinrich von Müglin (Mogelin), deutscher Dichter des 14. Jahrh., aus dem Meißnischen, war bei den Meisterängern hochgeachtet und wurde als einer der Begründer des Meistergesangs angesehen. Er lebte zur Zeit Kaiser Karls IV., an dessen Hofe er sich längere Zeit aufhielt, und dem er sein allegorisches Gedicht «Der weide Kranz», einen Wettstreit der freien Künste darstellend, widmete. Später kam er nach Osterreich an den Hof des Erzherzogs Rudolf (1358—65). Außer einer beträchtlichen Anzahl von Spruchgedichten, Fabeln und Minneliedern verfaßte er noch eine prosaische Chronik von Ungarn und eine deutsche Übersetzung des Valerius Maximus. Vgl. W. Müller, «H., Fabeln und Minnelieder» (Witt. 1841); Schörrer, «Die Dichtungen H.s.» (Wien 1867).

Heinrich von Neuenstadt, deutscher Dichter um 1300, aus Wienerisch-Neustadt, wirkte als Arzt in Wien, wo er von 1297 bis 1318 uraltdisch nachgewiesen ist. Er verfaßte nach dem «Anticlaudianus» des franz. Dichters Alanus ab Infulis eine geistliche Dichtung «Von Gottes Zukunft», d. h. von Christi Wiederkehr am jüngsten Tage. Mehr Verbreitung fand seine spätere Bearbeitung der Apolloniussage, ebenfalls nach lateinischen Quellen, durch viele Epifoden zu dem beträchtlichen Umfang von 21 000 Versen angeschwellt. Beide Werke sind im Auszug herausgegeben von Strobl, «Heinrich von Neuenstadt» (Wien 1875).

Heinrich von Ofterdingen, sagenhafter Sänger, der in dem Gedicht vom Wartburgtriede (um 1290) eine Rolle spielt, und in dem der Sage nach 1207 veranstalteten Sängerkampfe Wolfram von Eschenbach gegenübertritt als Lobredner des

Herzogs Leopold VII. von Österreich. Wenn er auch wohl nicht eine rein erfundene Persönlichkeit ist, so besitzt man doch nichts von ihm; eine jüngere Bearbeitung der tirolischen Smergobildung »Laurin« nennt ihn allerdings als Verfasser. Kovalis hat S. zum Helden eines Romans gewählt. Richard Wagner identifiziert ihn mit Lanzhäuser (f. d.).

Heinrich von Ruode, Minnesänger des 12. Jahrh., aus einem ritterlichen Geschlecht in Schwaben, in der Gegend von Blaubeuern, wo er urfandlich zwischen 1175 und 1178 nachgewiesen ist. In seinem »Leich« beklagt er den Tod Kaiser Friedrichs I. (1190), als die Nachricht davon eben nach Deutschland gekommen war (Herbst 1191). Außerdem gibt es eine Anzahl Liebeslieder von ihm, bei denen jedoch die Autorschaft zum Teil zwischen ihm und Reinmar dem Älteren schwankt. Sie sind gedruckt in »Des Minnesangs Frühling« von Lachmann und Haupt (3. Aufl. 1882). Vgl. E. Schmidt, »Reinmar von Hagenau und S.« (Straßb. 1874).

Heinrich der Tietzner, deutscher Dichter, der meist in Wien lebte und zwischen 1350 und 1377 zahlreiche (gegen 700) biblische Gedichte verfasste, in denen sich ein ebenso kenntnisreicher, wie das Leben ernst und tief auffassender Mann belundet. Nur sind sie etwas zu breit und haben durch die Gleichmäßigkeit der Einfleidung (gewöhnlich stellt der Dichter im Eingang sich als einen von jemand übertragenen Punct Befragten hin) etwas Monotonies. Gleichwohl sind sie für die Kenntnis des Kulturlebens der damaligen Zeit, namentlich der Zustände in Österreich, von hohem Interesse. Viele sind gedruckt in Docus »Miscellaneen«, in der Brüder Grimm »Alteutsche Wälder«, in Labergs »Liederhall« u. s. w. Vgl. Karajan, »Über Heinrich den Tietzner« (Wien 1856).

Heinrich von dem Turlin, deutscher Dichter des 13. Jahrh., aus Kärnten, verfasste um 1215 eine poetische Bearbeitung der Sage vom Zauber-mantel, der nur einer leuschten Frau paßt (zuletzt herausg. und als S. angehörig erwiesen von Wagnatich, Bresl. 1883), vielleicht ein Stüd aus einer Langelot-Bearbeitung, nach dem franz. Gedicht »Le mantel mantailié«. Bekannt ist sein Gedicht »Der Aventiure krone« (herausg. von Scholl, Stuttgart. 1852), deren eigentlicher Held Gawan, das Ideal höfischen Rittertums ist. Seine angebliche Quelle ist eine Dichtung von Crestien de Troyes, doch ist dies nicht richtig, tatsächlich hat S. verschiedene Quellen benutzt und das Benutzte mit eigener Erfindung vermischt. Seinen Namen nennt er in dem zweiten Gedicht in Form eines Kro-nichons. Vgl. Reichenberger, »Zur Krone Heinrichs von dem Turlin« (Graz 1879).

Heinrich von Veldeke (d. i. Feldchen), der Vater der mittelhochdeutschen höfischen Poesie, war am Niederrhein, bei Spalbe in der Nähe Rastrichs, zu Hause, ritterlichen Standes und vielleicht Dienstmann der Abtei St.-Truyden (St.-Troy). Außer einer Reihe von Minneliedern bearbeitete er auf die Bitte der Gräfin Agnes von Loz (Loen) nach lat. Quelle die Legende vom heil. Servatius, die, lange verloren geglaubt, erst von Bornans aufgefunden und herausgegeben wurde (Rast. 1858), ein maites, schwächliches Gedicht, offenbar eine Jugendarbeit und daher in der Sprache noch mehr zum Niederländischen hin-neigend. Weit bedeutender und in ihrer Wirkung fruchtbarer ist die epische Dichtung »Eneide« (drei-

stübig zu sprechen), die nicht sowohl nach der »Eneide« des Virgil als nach dem franz. Gedicht des Benoît de Sainte-More verfaßt ist. Nachdem der größte Teil derselben schon zu Anfang der achtziger Jahre am Hof zu Kleve niedergeschrieben war, wurde ihm bei Gelegenheit der Vermählung des Landgrafen Ludwig von Thüringen mit einer Gräfin von Kleve durch Graf Heinrich von Schwarzburg das Buch entwendet und nach Thüringen gesandt. Erst neun Jahre später kam er wieder in dessen Besitz, und er vollendete es in Thüringen, wohin er der Gräfin, seiner Gönnerin, gefolgt war, um 1190. Durch die allen Ansprüchen genügende Ausgabe von Hebbel (Heilbr. 1882) ist die ältere von Ettmüller (Lpz. 1852) antiquiert. S. Name bezeichnet einen wichtigen Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Poesie. Ohne selbst ein hervorragender schöpferischer Geist zu sein, blieb ihm doch der Ruhm durch Jahrhunderte ungeschmälert, »das erste Reiz auf den Baum bösscher deutscher Dichtung geimpft zu haben«, wie Gottfried von Straburg bildlich sich ausdrückt. Diese Bedeutung S. hat aber ihren wesentlichen Grund darin, daß er der erste ritterliche Dichter war, der, ange-regt durch die in der franz. Poesie schon früher eingetretene Formvollendung, den reinen Reim, den geregelten Versbau und überdies das mannigfache Element, als ein Hauptmotiv der ritterlichen Kunst-dichtung, in die Ethik einführte. Nicht geringen Anteil an dieser durchgreifenden Wirkung hatte aber gewiß die Einführung seines Hauptwerks nach Thüringen. Indem er der Gräfin von Kleve dahin folgte, verpflanzte er die neue Kunst vom Niederrhein nach Mitteldeutschland.

Heinrich von Rätphen, eigentlich Reller oder Rölle, einer der ersten Blutzengen der Reformation, geb. 1488 in der niederländ. Grafschaft Rätphen, trat 1504 in den Augustinerorden und bezog 1515 die Universität Wittenberg, wo er sich Luther eng anschloß. Im J. 1516 zum Prior des Augustinerklosters in Dordrecht erwählt, wirkte er in Luthers Geiste, mußte aber deshalb sein Vaterland verlassen. Nach kurzem Aufenthalt in Wittenberg (1521) zurückgekehrt, war er in Dordrecht und Antwerpen für Verbreitung der Reformation thätig, wurde aber hart bedrängt. Er floh nach Bremen, wo die Bürgerschaft ihn 1524 zum Priester wählte. Im Nov. 1524 folgte S. der Einladung des Predigers Boje zu Melbors in Dithmarschen, um hier das Evangelium zu predigen. Die Mönche aber regten die Bauern gegen ihn auf, in der Nacht zum 11. Dez. 1524 wurde S. aus dem Bette geholt, nach Heide geschleppt und dort am andern Morgen verbrannt.

Heinrich (Christian Gottlieb), Geschichtsschreiber, geb. 14. Aug. 1748 zu Dahlen, studierte in Leipzig und wurde 1782 ord. Professor der Geschichte in Jena, wo er 24. Mai 1810 farb. Er schrieb: »Deutsche Reichsgeschichte« (9 Bde., Lpz. 1787—1806), »Handbuch der dtsch. Geschichte« (fortgesetzt von Böllig, 2 Bde., Lpz. 1810—12), »Geschichte von Frankreich« (3 Bde., Lpz. 1802—4), »Geschichte von England« (2 Bde., Lpz. 1806—10).

Heinrich (Guillaume Alfred), franz. Gelehrter, geb. 4. Dez. 1829 zu Lyon, Professor der Ritter-turgeschichte an der Fakultät zu Lyon, hat folgende Werke herausgegeben: »De origine juris septem principum electorum in imperio germanico« und »Étude sur le Parcival de Wolfram d'Oechenbach

et sur la légende du Saint-Graal. (1855), « Les invasions germaniques en France » (1871), « La France, l'étranger et les partis » (1873); sein Hauptwerk ist eine dreibändige « Histoire de la littérature allemande » (1870–73).

Heinrich (Gust.), ungar. Litterarhistoriker, geb. 17. März 1845 in Pest, absolvierte in Leipzig und Wien histor. und germanistische Studien und wurde 1867 Professor am evang. Gymnasium in Budapest, 1873 am Professorenseminar der Universität, 1876 Professor der german. Philologie an der Universität. Er ist seit 1875 Mitglied des Landesunterrichtsrats, seit 1880 der Akademie, seit 1882 der Kisfaludy-Gesellschaft. Seine literarischen Arbeiten bewegen sich auf dem Gebiete der deutschen und der ungar. Litteraturgeschichte; besonders hat er in zahlreichen bahnbrechenden Studien und Forschungen den Einfluß der deutschen Litteratur auf die ungarische und die Quellen ungar. Dichtungen in ausländischen Litteraturprodukten nachgewiesen. S. s. Hauptwerke sind die Ausgaben von Goethes und Müllers Balladen (1878), von Herbers Gedichten (1879), von Hartmanns « Armen Heinrich » (1881), von Schillers « Tell » (1883) mit eingehendem histor.-philol. (ungarischen) Kommentar, « Bausteine in der deutschen Dichtung » (1879), « Vocaccios Leben und Werke » (1882), « Ebelburg und die ungar. Hunnensagen » (1882), « Deutsche Verleher » (2. Aufl. 1878) und zahlreiche andere deutsche Lehrbücher für den deutschen Unterricht. Seit 1877 redigiert er die « Allgemeine philol. Zeitschrift », seit 1880 die « Ungar. Revue ».

Getarichan, Dorf bei Ränkerberg (s. d.) im preuß. Regierungsbezirk Breslau.

Heinrichs, Marktflecken in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Schleieringen, in freundlichem Thale an der Havel, 3 km im SW. von Gutzl., zählt (1880) 1360 meist evang. G. und hat Baumwollweberei, Bleiweißfabrik, Schuhmacherleinenfabrik, Bierbrauerei und zwei Gemeinschaften.

Heinrichsbad oder Moosbergbad (das), Kurort im Bezirk Hinterland des Schweiz. Kantons Appenzell A. Rhod., liegt 776 m über dem Meere, 1 km nordöstlich von Herisau, von Wiesen, Waldungen und Parkanlagen umgeben in dem freundlichen Thale zwischen dem Rosenbergs (874 m) und dem ausichtsreichen Eupenland (918 m), besteht aus einem großen Kurhause mit Badehaus, Kapelle und mehreren Nebengebäuden und besitzt eine erdige Eisenquelle, die sich in Verbindung mit der reinen Luft, dem guten Trinkwasser, der Milchw. und Heilkunst und der friedlich idyllischen und malerischen Umgebung besonders bei chronischen Nervenkrankheiten und Schwächekrankheiten heilkräftig erweist. Schon seit 1666 bekannt, wurde das Moosbergbad 1824 von Heinrich Steiger gekauft, neu eingerichtet und vergrößert und in d. umgestaltet. Seit 1873 im Besitze einer Gesellschaft « zur Förderung des Reiches Gottes », trägt das überaus munterhaft geführte Bad ein spirituell religiöses Gepräge. Vgl. Orell u. Fels, « Die Natur und klimatischen Kurorte der Schweiz » (Zür. 1880).

Heinrichs des Löwen Orden, vom Herzog Wilhelm von Braunschweig am 25. April 1804 für höhere bürgerliche oder militärische Verdienste gestiftet, zerfiel zunächst in Großkreuze, Kommandeure I. und II. Klasse und Ritter, welche letztere durch Erweiterungsstatut vom 8. März 1877 in zwei

Klassen geteilt sind. Das Ordenszeichen ist ein goldenes, für die zweite Ritterklasse silbernes, achtspeitziges, an den Enden mit Äugeln versehenes, hellblau emailiertes Kreuz mit rotem Mittelschild. Auf der Vorderseite ruht auf dem untern Kreuzesflügel der braunschw. Helm, die darauf stehende gekrönte Säule mit dem springenden Pferde und den beiden Sigheln auf dem Mittelschild, der aus der Säule hervorgehende Pflanzensymbol mit dem Stern auf dem obern Kreuzesflügel, aber welchem zwischen zwei Lorbeerzweigen ein schreitender goldener Löwe erscheint, während zwischen den Kreuzesflügeln der herzogl. Namenszug mit der Krone steht. Das Band ist hochrot mit gelber, schmaler Einfassung und wird von den Großkreuzen von der linken Schulter zur rechten Hüfte, neben einem achtseitigen silbernen Stern auf der linken Brust, getragen. Durch Verfügung vom 12. Sept. 1870 wird für militärisches Verdienst im Felde die Dekoration mit Schwertern verliehen.

Heinrichsgrün, Stadt im Bezirk Grasslig im nördl. Böhmen, 8 km im SO. von Grasslig, auf dem süd. Abhang des Erzgebirges, zählt (1881) 1809 G. deutscher Zunge, deren Haupterwerb die Epheukloppelerei ist, für welche hier eine Schule besteht. Der Vergabe auf Silber und Blei, dem die Stadt ihre früheste Entwicklung dankt, hat mit Beginn des 19. Jahrh. aufgehört. Vor der Schlacht am Weißen Berge (1620) war G. im Besitze der Herren von Schulz; nach der Konfiskierung der Edellichen Güter kam es an die Grafen von Kollig. Das Schloß, ein massiver Bau mit vier Thürmen an den Ecken, wurde 1673 abgebaut. Es liegt auf einer Anhöhe und ist von einem Park umgeben, an den sich ein großer Tiergarten mit einem Jagdschloß anschließt.

Heinrichshall, Saline mit chem. Fabrik bei Gera (s. d.).

Heinrichs-Orden, königl. sächs. Militärorden, 7. Okt. 1736 vom Kurfürsten Friedrich August II. gestiftet und 23. Dez. 1829 vom König Anton mit neuen Statuten versehen, welche 9. Dez. 1870 einen Nachtrag erhielten. Er führt seinen Namen nach dem Kaiser Heinrich II. dem Heiligen und wird zur Belohnung ausgezeichnet, im Felde erworbener Verdienste verliehen. Die Mitglieder, deren Großmeister der König ist, zerfallen in Großkreuze, Kommandeure I. und II. Klasse und Ritter. Das Ordenszeichen ist ein goldenes achtspeitziges Kreuz mit breiter weißer Einfassung. In der Mitte befindet sich ein gelb emailiertes rundes Schild mit dem Bilde des Kaisers Heinrich. In der blauen Einfassung dieses Schildes steht (seit der Erhebung des Kurfürsten von Sachsen zum König) die Inschrift « Fridericus Augustus D. G. Rex Saxoniae instantavit ». Auf der andern Seite des Kreuzes ist das königl. sächs. Wappen und in der blauen Einfassung die Inschrift « Virtuti in Bello ». Die vier Kreuzwinkel sind mit grünen Zweigen des sächs. Kantentrantzes ausgefüllt. Das Ordenszeichen wird an einem himmelblauen Bande mit citrongelber Einfassung getragen, und zwar von den Großkreuzen von der rechten Schulter zur linken Hüfte und zugleich mit einem goldenen achtseitigen Stern auf der linken Brust, von den Kommandeuren um den Hals, und zwar von der I. Klasse zugleich mit einem Stern und von den Rittern im Anopfloch. Dem Orden schließen sich als V. Klasse die Inhaber der am 17. März 1796 für Unteroffiziere

und Gemeinde gestifteten goldenen und silbernen Militärverdienst-, Medaillen an.

Heinrichswalde, Marktflecken in der Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Gumbinnen, Kreis Niederung, unweit des Linkhner Kanals in der Zillfiter Niederung, 17 km von Zillit, zählt (1880) 1564 meist evang. G., hat eine schöne, 1869 im got. Stil gebaute Kirche und ist Sitz des Landratsamts für den Kreis Niederung und eines Amtsgerichts; in der Nähe Nittergut Nellig. H. mit 140 G. H. ist neuerdings als klimatischer Kurort in Aufnahme gekommen. — Der Kreis Niederung zählt auf 893 qkm (1880) 55243 G., darunter 341 Katholiken und 339 Juden.

Heinroth (Joh. Christian Friedr. Aug.), psychol. Schriftsteller, geb. zu Leipzig 17. Jan. 1773, studierte von 1791 an Medizin zu Leipzig und Wien und wurde 1803 Arzt in seiner Vaterstadt, 1812 außerord., 1819 ord. Professor der psychischen Therapie daselbst und starb 26. Okt. 1843 zu Leipzig. Er schrieb: »Beiträge zur Krankheitslehre« (Gotha 1810), »Lehrbuch der Seelenstörungen und ihrer Behandlung« (2 Bde., Lpz. 1818), »Lehrbuch der Anthropologie« (Lpz. 1822; 2. Aufl. 1831), »Lehrbuch der Seelengesundheitskunde« (2 Bde., Lpz. 1824—25), »System der psychisch-gerichtlichen Medizin« (Lpz. 1825), »Die Psychologie als Selbst-erkenntnislehre« (Lpz. 1827), »Geschichte und Kritik des Hypnotismus aller bekannten Völker und Zeiten« (Lpz. 1830), »Grundzüge der Kriminalpsychologie« (Berl. 1833), »Orthobiosil oder die Lehre vom richtigen Leben« (Lpz. 1839). Unter dem Namen Treumund Wellenreiter ließ er »Gesammelte Blätter« (4 Bde., Lpz. 1818—26) erscheinen.

Heinöberg, Kreisstadt in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Aachen, links an der Wurm, nahe deren Mündung in die Roer, 12 km im NW. von Seilenkirchen, zählt (1880) 2142 meist kath. G., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat eine evang. und zwei kath. Kirchen, eine Synagoge, eine höhere Schule, mechanische Weberei, Bleicherei, Strohlechtelei und Gerberei. H. war ehemals Hauptort einer Grafschaft, die 1472 durch Heirat an das Herzogtum Jülich kam. Die Ruinen der Grafenburg stehen auf einer Anhöhe bei H.

Der Kreis Heinöberg zählt auf 243,5 qkm (1880) 35693 meist kath. G.

Heinsie (Joh. Jak. Wilh.), genialer, aber weber zur fittlichen noch zur künstlerischen Weise gelangter deutscher Schriftsteller, geb. 16. Febr. 1749 zu Langewiesen im Schwarzburg-Sondershausen, besuchte das Gymnasium zu Schleusingen und wählte sich in Jena und Erfurt jurist. Studien. Wieland, der H. poetisches Talent erkannte, empfahl ihn Gleim, der, nachdem H. eine abenteuerliche Weise an den Rhein und nach Bayern unternommen, ihm im Herbst 1772 eine Hauslehrerstelle in Halberstadt verschaffte, wo H. unter dem Namen Host bis zum Frühjahr 1774 lebte. Durch Joh. Georg Jacobi ließ er sich um diese Zeit bestimmen, die Mitredaction der »Jris«, einer Zeitschrift, die Friedr. Heint. Jacobi in Düsseldorf herausgab, zu übernehmen. Seine literarische Laufbahn hatte er durch Herausgabe der »Sinngebichte« (Halberst. 1771) eröffnet. Diesen folgten die »Begebenheiten des Encolp«, aus dem Satiricon des Petron überseht (2 Bde., Rom [Schwabach] 1773), die »Kirchen«, ein schlüpfriges Gedicht nach Dorats »Corises«, und »Laidion, oder die elefantischen Geheim-

nisse« (Demgo 1774), welches letztere Werk weniger ein Roman als ein wilder Dithyrambus ist, worin er die Himmelserhöhung der Isis und die Genüsse der griech. Götzen im Elysium schildert. Nachdem in Düsseldorf durch das Studium der Gemäldegalerie sein Kunstsinne genährt und verfeinert worden, ging er 1780 in das ersuchte Italien, wo er drei Jahre zubrachte. Er übersehte hier das »Be-freite Jerusalem« (4 Bde., Manah. 1781) und den »Orlando« (4 Bde., Hannov. 1782—83) in Prosa. Nach seiner Rückkehr 1784 hielt er sich einige Zeit wieder in Düsseldorf auf. Dann wurde er Vorleser des Kurfürsten von Mainz, Friedrich Karl Joseph, später zu Wiesbaden, 1787 dessen Privatsekretär und, als nach des Kurfürsten Tode dessen Bibliothek durch Schenkung Staatseigenthum geworden, als Bibliothekar mit dem Titel als Hofrat bei derselben angestellt. In dieser Zeit erschienen sein »Urdingehello oder die glückseligen Inseln« (2 Bde., Demgo 1787; 2. Aufl. 1794; zuletzt 1838) und »Hildegard von Hohenstaufen« (2 Bde., Berl. 1795—96; neue Aufl., 3 Bde., 1804; zuletzt 1838). In ersteren Werke legte er seine Ansichten über bildende Kunst und Malerei nieder, in letztem charakterisierte er musikalische Kompositionen. Außerdem erschienen von ihm Briefe aus Italien unter dem Titel »Macharia und das Schachspiel« (2 Bde., Frankfurt. 1803). Er starb zu Wiesbaden 22. Juni 1803.

Seine höchst anziehenden »Briefe zwischen Gleim, H. und Johannes von Müller« gab aus Gleim Nachlass Körte heraus (2 Bde., Bär. 1806). In Bezug auf poetische Komposition sind seine Romane un-betrübend; um so mehr zeichnen sie sich durch Streng und Clut der Darstellung und sinnliches Feuer aus. Durch seine Apotheose des Ratten, die er freilich oft bis zum Ueberstern trieb, trug er jeden falls viel dazu bei, die Ansichten von der Antike zu berichtigen und die damals herrschenden beschränkten Kunstprinzipien zu erweitern. Das Vorzüglichste sind vielleicht seine Charakteristiken der ausgezeichneten Gemälde der düsseldorfer Galerie (in seinen Briefen an Gleim). Seine »Sämtlichen Schriften« gab H. Leube heraus (10 Bde., Lpz. 1838; wiederholt 1851 fg.). Vgl. Preßle, »Festsitz, Wieland, H.« (Berl. 1877); Schöber, Joh. Jak. Wilh. H., sein Leben und seine Werke« (Lpz. 1882).

Heinsius (Anthony), holländ. Staatsmann, geb. 22. Nov. 1641 in Delft, ließ sich, nach Beendigung seiner rechtsgelehrten Studien an der Universität zu Leiden, in seiner Vaterstadt nieder, zu deren Ratspensionär er 1679 ernannt wurde. In demselben Jahre wurde er als außerordentlicher Gesandter nach Versailles geschickt, um Beschwerden zu erheben gegen die widerrechtliche Veste-nahme des Fürstentums Orange und die Unterdrückung der dortigen Protestanten seitens des Königs von Frankreich. H. wurde jedoch von Louis aus unglimplichste behandelt und lehrte unverrichteter Sache nach Holland zurück. Als der Statthalter Wilhelm III. 1689 den engl. Thron bestiegen hatte, erhielt H. die wichtige Stelle eines Ratspensionärs der Staaten von Holland, und als solcher besaß er den nötigen Einfluß, um die Angelegenheiten der Republik nach den Ansichten des Statthalters zu leiten und dessen Politik zu unterstützen. Vollkommen vertraut mit den polit. Zielen des Oraniers, trat H. im Spanischen Erbfolgekriege als Lantmaecker Gerner der Herrschaft Ludwigs XIV. auf. Mit Marlborough und Prinz Eugen bildete

er das sog. Triumvirat, dem die Kriegsführung der Verbündeten gegen Frankreich anvertraut war. Als Ludwig XIV. 1706 heimlich Friedensanträge an die Staaten von Holland stellen ließ, antwortete H. kurzweg, daß die Republik der Allianz treu bleiben wolle. Spätere Versuche des franz. Monarchen bei den Unterhandlungen im Haag und zu Weertruidenberg scheiterten ebenfalls. Auch später, als Marlborough abgerufen war, bot H. alles auf, um die Allianz aufrecht zu halten. Doch nachdem England 19. Aug. 1712 einen Waffenstillstand mit Frankreich geschlossen hatte, und Portugal 7. Nov. 1712 diesem Beispiel gefolgt war, sah H. sich genötigt nachzugeben und dem Frieden, der 11. April 1713 in Utrecht geschlossen ward, beizutreten. Nach dem Kriege blieb H. noch an der Spitze der Verwaltung der Republik, bis er 3. Aug. 1720 starb.

Heinsius (Dan.), berühmter holländ. Philolog und Kritiker, geb. zu Gent 9. Juni 1580, Lieblings-schüler Jos. Scaligers, in Franeker und Leiden gebildet, wurde in seinem 25. Jahre Professor der Staatskunst und Geschichte in Leiden, dann Custos der Universitätsbibliothek und Sekretär der Universität, königl. Rat und Historiograph des Reichs. Er starb 25. Febr. 1655. Seine griech. und lat. Gedichte, ebenso seine histor. Schriften und Reden zeichnen sich durch eine fließende und fräftige Sprache aus, und unter seinen Ausgaben der alten Klassiker sind die des Hesiod, Horaz, Virgil, Ovid, Terenz, des Tragikers Seneca und des Maximus Tyrius noch jetzt geschätzt. Außerdem schrieb er „Exercitationes sacrae ad N. T. libros“ (Leid. 1639; Camb. 1640).

Sein Sohn, Nikolaus H., geb. zu Leiden 20. Juli 1620, gebildet unter der Aufsicht seines Vaters, unternahm viele wissenschaftliche Reisen nach England, Frankreich und Schweden, besonders aber nach Italien, wohin ihn die Königin Christine von Schweden sandte, besetzte später die Stelle eines niederländ. Residenten zu Stockholm, brachte aber die letzten 10 Jahre seines Lebens in seinem Vaterlande zu und starb im Haag 7. Okt. 1681. Glücklich war er besonders in der kritischen Behandlung der röm. Dichter, von denen er den Virgil, Ovid, Claudian, Silius Italicus und Valerius Flaccus herausgab. Zerstreute Anmerkungen über mehrere röm. Schriftsteller enthalten seine von B. Burmann dem Jüngern herausgegebenen „Adversariorum libri“ (Harling. 1742).

Heinsius (Otto Friedr. Theod.), deutscher Sprachforscher, geb. 6. Sept. 1770 in Berlin, wurde, nachdem er Philologie studiert, 1795 in seiner Vaterstadt am Friedrich-Werderschen Gymnasium angestellt und 1801 Professor am Gymnasium zum Grauen Kloster, wo er allmählich zum ersten Lehrer und Rektor emporstieg. Ende 1847 trat er in den Ruhestand und starb 19. Mai 1849. Seine Hauptschriften sind: „Deutsche Sprachlehre“ (3 Bde., Berl. 1798; 5. Aufl. unter dem Titel „Leut“, 6 Bde., 1835), „Kleine deutsche Sprachlehre“ (Berl. 1804; 13. Aufl. 1834), „Der Vardenhain“ (4 Bde., Berl. 1808; 3. Aufl. 1820), „Geschichte der deutschen Literatur“ (Berl. 1810; 5. Aufl. 1832), vor allem aber „Vollständiges Wörterbuch der deutschen Sprache“ (4 Bde., Hannover. 1818—20).

Heintze (Franz Friedr. Max), philos. Schriftsteller, geb. 13. Dez. 1835 zu Briehnis in Sachsen-Meiningen, wo sein Vater Pfarrer war, studierte

auf den Universitäten Leipzig, Tübingen, Erlangen, Halle und Berlin Theologie, Philologie und Philosophie. Besonders regte ihn Trendelenburg an, dem er auch seine Doktor-dissertation „Stoicorum de affectibus doctrina“ widmete. Nachdem er drei Jahre lang Lehrer an der Landesschule Bforna und Johann Grzieher der oldenburg. Bringen gewesen war, habilitierte er sich 1872 in Leipzig, wurde 1874 ord. Professor der Philosophie zu Basel, 1875 zu Königsberg und im Herbst desselben Jahres zu Leipzig. Unter seinen histor. Arbeiten sind neben kleineren Abhandlungen über die Ethik der Stoiker, über Descartes, Spinoza u. a. hauptsächlich „Die Lehre vom Logos in der griech. Philosophie“ (Oldenb. 1872) und „Der Eudamoniismus in der griech. Philosophie“ (Lpz. 1883 fg.) hervorzuheben. Ein besonderes Verdienst erwirbt sich H. durch die seit 1875 von ihm besorgte, schon durch mehrere vielfach umgearbeitete Auflagen hindurch fortgesetzte Herausgabe des „Gymnasiums der Geschichte der Philosophie“ von Überweg.

Heintze (Karl Friedr. Rud.), Lehrer des Strafrechts, Bruder des vorigen, geb. 10. April 1825 zu Saalfeld, trat 1847 in den meiningischen Justizdienst ein, wurde 1860 Staatsanwalt zu Quedlinburg, 1866 ord. Professor des Strafrechts in Leipzig, 1873 in Heidelberg. Er veröffentlichte: „Ein deutsches Geschworenengericht“ (2. Aufl., Lpz. 1865), „Staatsrechtliche und strafrechtliche Erörterungen zum Entwurf eines Strafrechtsbuchs für den Norddeutschen Bund“ (Lpz. 1870), „Verhältnis des Reichsstrafrechts zu dem Landesstrafrecht“ (Lpz. 1871). Auch hat er einzelne Teile des von Holtendorff herausgegebenen „Handbuchs des Strafrechts“ (4 Bde., Berl. 1871—77) bearbeitet. Für die siebenbürger Sachsen trat er ein in der Schrift „Hungarica, eine Anklageschrift“ (Freiburg i. Br. 1882).

Heintzel (Richard), Germanist, geb. zu Capodistria 3. Nov. 1838, studierte in Wien klassische und deutsche Philologie, war dann Gymnasiallehrer in Triest, Wien und Linz, von 1868 bis 1873 ord. Professor der deutschen Sprache an der Universität Graz und wurde dann in gleicher Eigenschaft an die Universität Wien berufen. Im J. 1874 wurde H. zum correspondierenden, 1879 zum wirklichen Mitglied der wien. Akademie der Wissenschaften ernannt. Er veröffentlichte: „Heinrich von Vell“ (Wien. 1867), „Gottfried von Straßburgs Tristan und seine Quelle“ (in Haupts „Zeitschrift für deutsches Altertum“, 1869), „Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache“ (Paderb. 1874), „Über den Stil der algerman. Poesie“ (Straßb. 1875, in Heft 18 der „Quellen und Forschungen“), „Kotlers Psalmen“ (gemeinsam mit Scherer, Straßb. 1876), „Wortschatz und Sprachformen der wien. Kotlerhandschrift“ (3 Abt., Wien 1875—76), „Über die Endsilben der altnord. Sprache“ (Wien 1877), „Beschreibung der isländ. Saga“ (Wien 1880).

Heintzelin von Konstanz, deutscher Dichter am Ende des 13. Jahrh.; er lebte am Hofe des auch als Minnefänger bekannten Grafen Albrecht von Hohenburg (gest. 1298), wo er das Amt eines Küchenmeisters innehatte. Man besitz von ihm eine Liebesallegorie unter dem Titel „Der Minne Lehre“, anmutig und frisch erzählt und den Einfluß guter Vorbilder älterer Zeit verratend; außerdem ein Streitgedicht „Mitter und Pfaffe“, in welchem die beiden genannten Stände um den Vorrang

Freien, und ein ähnliches «Von den beiden Johansen», das in Form einer Vision von dem Kampf zwischen Johannes dem Täufer und Johannes dem Evangelisten handelt. Sämtliche Gedichte sind herausgegeben von Pfeiffer, «Heinzelin von Konstanj» (Lpz. 1852).

Heinzelmannchen (von Heinz, einer Roseform für Heinrich), Name von geschäftigen Hausgeislern, Robothen, die heimlich Hausarbeiten besorgen.

Heinzen (Peter, genannt Karl), deutsch-amerik. Schriftsteller, geb. 22. Febr. 1809 in Grevenbroich in der preuß. Rheinprovinz, besuchte die Universität Bonn, um Medizin zu studieren, wurde aber wegen einer revolutionären Rede relegiert und ging im Nov. 1829 als holländ. Unteroffizier nach Batavia. Von hier 1831 zurückgekehrt, trat er als Steuerinspektor in den preuß. Staatsdienst, nahm aber 1840 seinen Abschied und wurde zuerst Direktionssekretär der Rheinischen Eisenbahn, dann Sekretär der Aachener Feuerversicherungsbank. Die letztgenannte Stelle legte H. 1844 nieder, um den Kampf gegen die preuß. Bureaucratie führen zu können, über welche er 1845 seine erste erbitterte Streitschrift veröffentlichte. Seine Verhaftung fürchtend, begab sich H. zuerst nach Belgien, im Frühjahr 1845 nach der Schweiz und im Jan. 1848 nach Amerika, von wo er aber nach Ausbruch der Februarrevolution nach Deutschland zurückkehrte. Hier beteiligte er sich an der Erhebung Heders, flüchtete nach deren Unterdrückung wieder in die Schweiz, welche ihn im Herbst 1849 auswies, und begab sich zunächst nach London, von wo er 1850 nach Newyork überfiedelte. Von hier ging er, verschiedene Zeitungen redigierend, zuerst nach Louisville, dann nach Cincinnati und nach einem kurzen zweiten Aufenthalt in Newyork (1856—59) nach Boston, wo er sein radikales Wochenblatt, den «Pionier» herausgab und 12. Nov. 1860 starb. Seine «Gesammelten Schriften» erschienen in Boston (1864 fg.).

Heinzenberg heißt der nordöstliche Ausläufer der Adulagruppe im Schweiz. Kanton Graubünden. Aus grauem Bännerschiefer bestehend, bis zum Rammte bewachsen, bildet der Berg einen 12 km langen, durchschnittlich 2000 m hohen, sanft geschwungenen Rücken, der westlich zum Safienthale mit waldigen, von zahlreichen Bachrinnen durchfurchten Hängen abfällt, östlich dagegen sich mit breiten Wiesenterrassen zum Domleschg hinabsenkt. Nördlich schiebt sich der H. mit seinen bewaldeten Vorstufen bis zum Vorderthale vor, südlich wird er vom Piz Beverin (3000 m) durch die Einsattelung des Glaspasses (1846 m) geschieden, über welche der Saumweg von Safienthal nach Thufis führt. Obwohl die höchsten Punkte des langgestreckten einsörmigen Rückens bis zu 2162 und 2168 m über dem Meere ansteigen, trägt doch der H. durchaus den Charakter der Voralpen, und seine Bergweiden gelten für die schönsten und üppigsten Graubündens. — Der Bezirk Heinzenberg, wie der Berg nach der Burg H. benannt, deren Trümmer bei dem Dorfe Präz (1186 m) am Ostabhange des Bergs liegen, umfaßt die Kreise Domleschg, Safien und Thufis und zählt (1880) auf einem Areal von 255 qkm 6956 E., worunter 5077 Protestanten, 1861 Katholiken und 18 Abergläubige; drei Fünftel der Bevölkerung sprechen deutsch, zwei Fünftel romanisch. Die Haupterwerbsquellen sind der Feldbau

und die Alpenwirthschaft, für welche namentlich der eigentliche H. berühmt ist. Der wichtigste Ort des Bezirks ist Thufis (s. d.).

Heinzeling (Joh. Georg Ernst Friedr.), Baumeister und Lehrer der Bauwissenschaften, geb. 15. Dez. 1824 zu Großenbusch bei Gießen, absolvierte 1842 das Gymnasium, 1845 die höhere Gewerbeschule zu Darmstadt, studierte 1846—48 in Berlin und Gießen Naturwissenschaften, Architektur und Ingenieurwesen. Er war 1848—56 beim Brücken- und Hochbau der Main-Weßerbahn und am Gymnasium zu Gießen als Zeichenlehrer tätig, baute 1856—60 die Bahnstrecke Ingelheim-Bingen, wurde 1860 Lehrer des Ingenieurwesens an der höheren Gewerbeschule zu Darmstadt, 1864 außerord., 1868 ord. Professor der Bau- und Ingenieurwissenschaften an der Universität Gießen und ist seit 1870 Professor des Brückenbaues und der höheren Baukonstruktionen an der Technischen Hochschule zu Aachen. Von H.s litterarischen Werken sind zu erwähnen: «Die Brücken in Eisen» (Lpz. 1870), «Ein Beitrag zur Begründung einer allgemeinen Theorie und Systemkunde der Baukonstruktionen» (Lpz. 1870), «Grundzüge der konstruktiven Anordnung und statischen Berechnung der Brücken und Hochbaukonstruktionen» (2. Aufl., Lpz. 1870—74), «Die angreifenden und widerstehenden Kräfte der Brücken und Hochbaukonstruktionen» (2. Aufl., Berl. 1876), «Die Brücken der Gegenwart» (2. Aufl., Lpz. 1884 fg.), «Der Eisenhochbau der Gegenwart» (Lpz. 1878 fg.).

Heirat, die den betreffenden Landesgesetzen entsprechende vollzogene Verbindung zur Ehe (s. d.), vgl. Hochzeit.

Heiratsgut, s. Mitgift.

Heis (Eduard), Astronom, geb. zu Köln 18. Febr. 1806, wurde 1827 daselbst, 1837 in Aachen Gymnasiallehrer und 1852 Professor der Mathematik und Astronomie an der Akademie in Münster. Er widmete sich namentlich der Beobachtung von Sternschnuppen und veränderlichen Sternen. Besonders berühmt ist sein «Atlas Coelestis novus» (Köln 1872), in welchem alle mit bloßem Auge sichtbaren Sterne aufgenommen sind. Auch veröffentlichte er eine «Sammlung von Recepten und Aufgaben aus der allgemeinen Arithmetik und Algebra» (63. Aufl., Köln 1883), ferner mit Gschweiler ein «Lehrbuch der Geometrie» (1. u. 2. Aufl., Köln 1881), «Planimetrie», 7. Aufl., Köln 1881; 2. u. 3. Aufl., «Stereometrie», 4. Aufl., Köln 1881), und gab die Zeitschrift «Wöchentliche Unterhaltungen aus dem Gebiete der Astronomie und Meteorologie» heraus. H. starb 30. Juni 1877 in Münster.

Heisefach, s. Postulat.

Heise (Georg Arnold), Jurist, geb. 2. Aug. 1779 zu Hamburg, wurde 1804 außerord. Professor der Rechte zu Göttingen, noch in demselben Jahre ord. Professor zu Heidelberg, lehrte 1814 nach Göttingen zurück, wurde 1818 vortragender Rat im Justizdepartement zu Hannover, 1820 Präsident des läbbeder Oberappellationsgerichts. Er starb zu Lübeck 6. Febr. 1851. Von H. erschienen: «Grundris eines Systems des gemeinen Civilrechts» (2. Aufl., Heidelberg 1830), «Jurist. Abhandlungen mit Entscheldungen des Oberappellationsgerichts zu Lübeck» (in Gemeinschaft mit Croy, 2 Bde., Hamb. 1827—30), «Handelsrecht» (Frankf. a. M. 1858).

Heise (Peter), dän. Komponist, geb. 11. Febr. 1830 in Kopenhagen und daselbst gest. 12. Sept. 1879, erhielt seine musikalische Bildung auf dem

leimiger Konservatorium. Er hat sich besonders durch Fieber, Balladen und die Oper «Die Tochter des Boscha» (1869) bekannt gemacht.

H.-Eisen oder besser **Doppel-T.-Eisen**, eine nach ihrer Querschnittsform benannte Stabstielegattung. (S. unter Stabstiege.)

Heiserkeit (*raucedo*) nennt man diejenige krankhafte Beschaffenheit der Stimme, bei welcher sie ihren reinen, vollen metallischen Klang verliert und statt dessen rauhe, schwache oder klanglose, auch wohl flüchelnde, zischende oder pfeisende Töne hervorbringt. Etwas deutet auf Verengung des Kehlkopfs. Den höchsten Grad der H., der welcher die Stimme vollkommen klanglos ist und der Kranke sich nur durch Lippen verständlich machen kann, nennt man *Aphonie*. Die nächste Ursache dieser Unregelmäßigkeit liegt in entzündlicher Schwellung, Entzündung und Schlangheit der Kehlkopf Schleimhaut, namentlich der die Stimmbänder überziehenden, seltener in Verwundung, Entzündung, Verhärtung der Stimmbänder selbst. H. kommt in es ein Katarrh des Kehlkopfs, welcher diese Heiserkeit der Stimmbänder verursacht, auch dann, wenn typhöse, tuberkulöse oder syphilitische Geschwüre im Kehlkopf bestehen oder Geschwüre im Innern des Halses vorhanden sind, und mit der Intensität des Katarrhs nimmt die H. zu und ab. Unter den Gelegenheitsursachen der H. sind namentlich übermäßiges Reden, Singen und Konversationen, das Einatmen kalter, feuchter oder rauchiger Luft, Ertüchtungen der äußeren Haut, insbesondere des Halses und der Füße, sowie der Mißbrauch alkoholischer Getränke hervorzuheben. H. ist ein Zeichen der Schwellung oder der Entzündung der Stimmbänder, so wird die H. dauernd, wie dies bei Schwindelkranken häufig ist, bei denen zu der tuberkulösen Lungenaffektion leicht eine chronische Entzündung und Verwundung der Kehlkopf Schleimhaut hinzutritt. Durch Veränderung der Schleimhaut ist auch die H. bei Krups und Diphtherie der Kehlköpfe bedingt. Bei Anwesenheit fremdartiger Gebilde (Polypen und anderer Geschwülste) im Kehlkopf zeigt sich ebenfalls oft hochgradige H. Eine nervöse H., der keine anatom. Veränderung des Stimmorgans zu Grunde liegt und die nur aus krankhaftem Nerveneinfluss entspringt, findet sich bei gewissen Nervenkrankeiten, namentlich bei Hysterie. Die Behandlung richtet sich auf die Beseitigung der Ursache. Bei Katarrh ist dieser durch Schonung und Ruhe des Organs, Entzündung vom Erweichen und Singen, Brechmittel, Umschläge und örtliche Anwendung von ätzenden und adstringierenden Mitteln zu heben, während die Geschwüre durch örtliche Behandlung zu heilen, die Polypen wegguschneiden sind. (S. Kehlkopfkrankheiten.)

Heisen (Hissen) ist der seemannische Ausdruck für etwas in die Höhe ziehen. Man heißt ein Segel, ein Boot, eine Flagge. Das Gegenteil von H. ist Sinken oder Niederholen.

Heisglasporzellan, auch *Argolithglas* genannt, ein durch Zusammenmischen von Argolith mit Quarz darstellbares, milchweißes, dem feinsten franz. Porzellan ähnliches Glas, das als Ersatz des eigentlichen Milchglases verwendet wird.

Heißhunger (*Ophionhunger*, *bulimia*) ist der Zustand, in welchem ein Mensch an heftigem Hunger mit schmerzhafter Empfindung im Magen und Ohnmachtsegefühl leidet. Dieser Zustand tritt auf bei chronischem Magen- und Darmkatarrh, bei

Magen- und Darmfisteln, sowie bei Reizung des Darms durch Würmer (Bandwürmer), ist aber auch häufig das Zeichen einer Nervenkrankheit und zeigt sich als solches bei hysterischen, Schwangerschafts- und Gemütskranken, insbesondere Blödsinnigen. Der Anfall tritt meist nach längerem Fasten auf und kann durch Genuß von Nahrung oder durch narotische Mittel beseitigt werden; gänzlich beseitigt wird er nur durch Hebung der Ursache. Vom H. verschieden ist die Art des Hungers, bei welchem die Kranken trotz reichlicher Nahrungszufuhr nicht gesättigt werden, z. B. bei hochgradiger Zuckerharnruhr, nach bedeutenden Blut- und Säfteverlusten, nach sehr erschöpfenden Krankheiten. Ferner unterscheidet sich vom H. der sog. Wolfshunger (*fames lupina*), bei welchem sich der Appetit auch auf sonst nicht genießbare Dinge erstreckt.

Heißluftmaschinen, s. u. *Calorische Maschinen* (s. d.).

Heißschüren, s. u. *Glas*, Bd. VIII, S. 78^a.

Heißwasserheizung, s. unter *Heizung*.

Heißwasseroven, s. unter *Heizung*.

Heist., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Heister (Vorenz).

Heister werden in der Forstwirtschaft ältere, meist 1—2 m hohe Laubbäume genannt, welche zu Zwecken der Waldkultur in besonderen Pflanzgärten erzogen werden.

Heister (Vorenz), einer der ausgezeichneten deutschen Wundärzte, geb. zu Frankfurt a. M. 19. Sept. 1683, starb 1702—8 in Gießen, Amsterdam und Leiden Medizin und abte sich nebenbei in Feldlazaretten in der praktischen Chirurgie. Nachdem er 1708 in Hardeewijk die mediz. Doktorwürde erhalten hatte, lehrte er gemeinschaftlich mit Wund in Amsterdam Anatomie und wurde 1709 als Leibarzt in der holländ. Armee angestellt. Als solcher wohnte er den Belagerungen von Tournay und Mons und der Schlacht bei Ralsplaquet bei. Doch schon 1710 verließ er diesen Posten, um eine wissenschaftliche Reise nach England zu machen, worauf er Professor der Anatomie und Chirurgie in Altdorf wurde. Von hier aus folgte er dem Rufe als Professor der Chirurgie nach Helmstedt, wo er 18. April 1758 starb. H. muß als Begründer der neuern deutschen Chirurgie gelten, welche durch ihn einer großen Ausbildung entgegengeführt wurde. Sein Hauptwerk ist die «Chirurgie» (Hannb. 1719; 6. Aufl. 1779; lat., 2 Bde., Amst. 1739; neue Aufl. 1750), seiner Zeit eins der berühmtesten Bücher, das fast in alle europ. Sprachen überseht wurde. Nach seinem Tode erschienen noch «Mediz., chem. und chirurg. Observationen» (2 Bde., Hft. 1758—70).

Heister (Eigert, Graf von), österr. Feldmarschall, geb. 1646, kämpfte bereits 1665 gegen die Türken, dann gegen die Franzosen, und zeichnete sich als General durch Einsicht und ungewöhnliche Tapferkeit in der Schlacht von 1683 bis zum Schluss des 1683. H. führte die gesamte Infanterie des kaiserl. Ludwigs von Baden 1689 in den Schichten von Ratotichina und Rissa, und 1693 in der Schlacht von Belgrad gegen die Osmanen. H. während des Spanischen Erbfolgekriegs 1704 bei Korompa und Gerencser die kaiserl. Armee und war fast immer siegreich. Er vertrieb danach Tirol, kam 1707 zur Reichsarmee und 1708 als Oberbefehlshaber nach Ungarn, wo er die Rebellen bei Trentschin

aufs Haupt schlug, mehrere Festungen eroberte und ganz Niederungarn dem Kaiser unterwarf, sowie schließlich in ganz Ungarn die Ruhe herstellte. Auch an dem Feldzuge im J. 1717 nahm S. mit Auszeichnung teil. Er starb 22. Febr. 1718 auf seinem Landgute Kirchberg in Steiermark.

Geisterbach, Eisterienrabtei im Siebengebirge, unweit Königswinter, im Siegkreis des preuß. Regierungsbezirks Köln, 1203—33 gebaut, war ehemals berühmt und reich; jetzt sind nur noch wenige Ruinen davon vorhanden.

Geistkult, s. Aistkult (s. d.).

Geiter (Amalie) und Serena (Amalie) sind Pseudonymen der Prinzessin Amalie von Sachsen.

Geitersheim, Stadt im Großherzogtum Baden, Kreis Freiburg, Bezirksamt Staufen, am Sulzbach, 20 km im SW. von Freiburg, Station der Linie Mannheim-Konstanz der Badischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1270 meist kath. E. und hat viel Obst- und Weinbau sowie Weinhandel. Das 60 qkm große Fürstentum S., mit 6300 E., hatte von dieser Stadt den Namen. Seit dem 16. Jahrh. bis 1806 war S. Residenz des fürstl. Großpriors des Johanniterordens in Deutschland, welcher das 1524 erbaute, von Gärten mit Orangerie und von Wirtschaftsgebäuden umgebene Schloß bewohnte.

Geizflähe, Teil des Dampfessels (s. d.).

Geizkraft, s. unter Brennkraft.

Geizmaterialien oder Heizstoffe, s. Brennmaterialien.

Heizung (fr. chauffage, engl. heating) nennt man im allgemeinen jede Einrichtung zur Erwärmung der Luft in Gebäuderäumen. Die zur S. dienende Wärme wird stets auf dem Wege der Verbrennung erzeugt. Als Heizstoffe oder Brennmaterialien (s. d.) verwendet man Holz, Holztohle, Steinkohle, Braunkohle, Torf, Coals oder Gas. Die zu gewerblichen Zwecken dienenden S. werden speziell als Feuerung (s. Feuerungsanlagen) bezeichnet. Man unterscheidet Lokal- und Centralheizungen. Die erstere Heizungsart besteht darin, daß man in jedem zu heizenden Raum einen Ofen (s. d.) oder Kamin (s. d.) aufstellt und in demselben die Heizmaterialien zur Verbrennung bringt, während bei der Centralheizung von einer gemeinschaftlichen Wärmequelle aus mehrere Räume gleichzeitig geheizt werden. Die allgemeinen Vorteile der Centralheizung sind: Ersparung an Arbeitskraft und Vermeidung von Rauch, Ruß und Staub in den zu heizenden Räumen. Centralheizungen werden ausgeführt als Luft-, Wasser-, Dampf- und kombinierte S.

A. Die Luftheizung besteht darin, daß man Luft in besondern Heizkammern erwärmt und den zu heizenden Räumen zuführt. Man unterscheidet hier drei Systeme: 1) Heizung mit Lüftung, wobei stets frische Luft erwärmt den Zimmern zugeführt, die verbrauchte Luft dagegen ins Freie abgeleitet wird. Dieses System erfordert allerdings den größten Brennstoffverbrauch, ist aber stets mit Vorteil da anzuwenden, wo die Luft leicht verdorben und eine vollständige Erneuerung derselben verlangt wird, also in Wohnungen, Schulen, Theatern, Krankenhäusern und besonders in Trodenräumen aller Art. 2) Heizung mit Circulation, wobei die gleiche Luft zwischen der Heizkammer und den zu heizenden Räumen circulierte; dieselbe erfordert zwar weniger Brennstoffverbrauch, ist aber nur in Räumen anwendbar, in welchen sich

im Verhältnis zu ihrer Größe wenige Menschen kurze Zeit aufhalten, wie in Kirchen. In beiden Fällen liegt die Heizkammer im tiefsten Punkte des Gebäudes, damit die erwärmte Luft in alle zu heizenden Räume strömen kann. 3) Kanalheizung, wobei die Heizkammer durch lange Kanäle mit in denselben liegenden Heizrohren gebildet ist, welche direkt unter oder über dem Fußboden angelegt sind, um nach Bedarf jedem beliebigen Punkte die warme Luft direkt zuzuführen. Die abgekühlte und infolge ihres größeren Gewichts zu Boden sinkende Luft wird durch Öffnungen oder Quertkanäle unter die Heizrohren in den Kanälen geleitet, erwärmt sich hier und strömt durch die mit Gitter abgedeckten Kanalöffnungen in den zu heizenden Raum zurück. Die Kanalheizung wird vorzugsweise in Gewächshäusern angewendet.

Bei der besonders häufig zur Anwendung kommenden Luftheizung mittels Calorifere wird in dem Keller des zu heizenden Gebäudes ein Ofen untergebracht, in welchem die den einzelnen Zimmern zuströmende Luft erwärmt wird. Der Calorifere ist aus dem Ofen und einem über diesem gelegenen Raum, der sog. Verteilungskammer, zusammengesetzt, aus welcher sich die Luftkanäle abzweigen. Als Material für den Bau von Calorifere wird sowohl Gusseisen als gebrannter Thon verwendet. Der aus Fig. 7 u. 8 der Tafel: Heizung ersichtliche, von dem Ingenieur Ruffer konstruierte Calorifere wird von dem Eisenwerk Kaiserslautern gebaut. Besonders zweckmäßig ist an diesem Centralgeschloß einmal die kontinuierliche Feuerung, dann auch die Konstruktion des Calorifere an und für sich, dessen Reinigung von Ruß in kurzer Zeit und auf bequeme Weise erfolgen kann. Die Luft wird an dem gerippten Ofen erwärmt. Der Calorifere von Reinhardt in Würzburg (Zertfig. 1—3) unterscheidet sich von der Ruffer'schen Konstruktion dadurch, daß er einen aus Röhren zusammengelegten Rauchweg besitzt. Die auf dem Rost H entwickelten Gase ziehen durch die Röhren 1 und 2, 3 und 4 ab, diese und somit auch die umgebende Luft erwärmend. A ist das Abzugsrohr, L der Wärmeleitkanal.

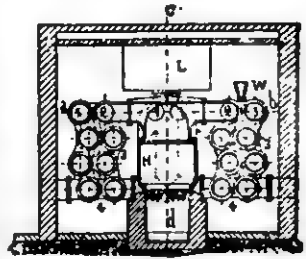


Fig. 1.

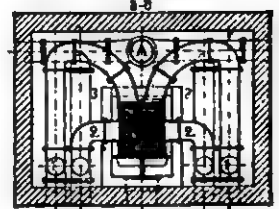


Fig. 2.

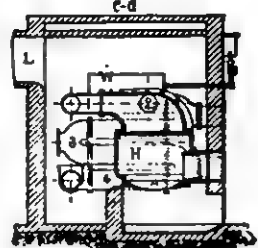
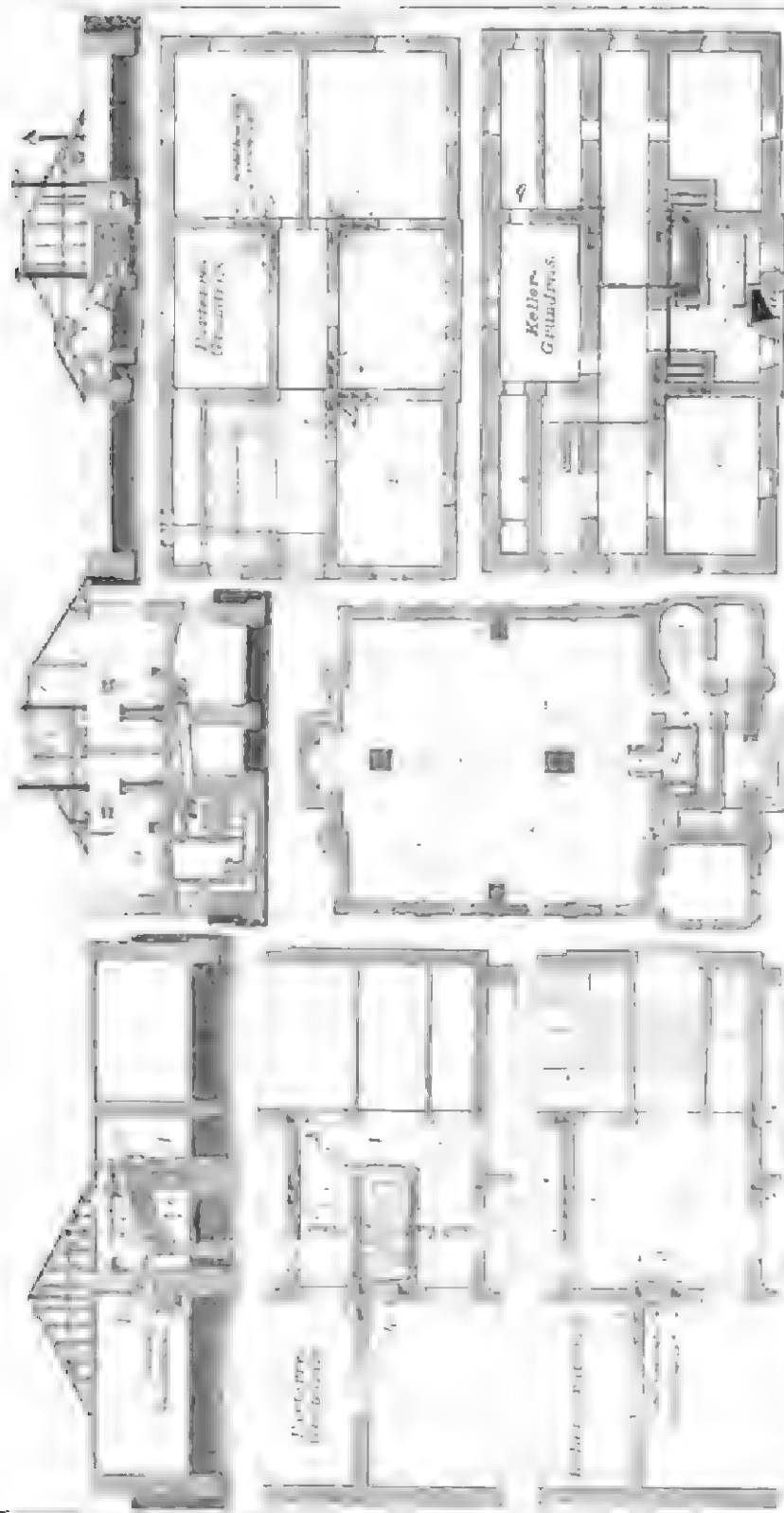


Fig. 3.

HEIZUNG.



Architect: P.

Zum Zweck der Wasserverdunstung ist ein Apparat W angebracht, der von außen gespeist wird. Fig. 1 ist ein Querschnitt durch den Calorifère, Fig. 2 ein Schnitt nach der Linie a b, Fig. 3 ein solcher nach der Linie c d. Fig. 7—9 der Tafel: Heizung zeigen eine von dem Eisenwerk Kaiserslautern projektierte Central-Luftheizungsanlage mit Ventilation für ein Wohnhaus. Es ist A der Calorifère, B der Kessel für die Sommerventilation, HK die Heizkammer für die eintretende kalte, W G der Sammelraum für die warme Luft, welche in dem Kanal o emporsteigt und aus demselben in die einzelnen Zimmer tritt. Die Kanäle a, b und c dienen zum Abführen der verdorbenen schweren Luft, welche durch die beiden Schornsteine o und x ins Freie gelangt. Von derselben Firma ist die in Fig. 10 dargestellte Heizanlage für eine Kirche mit Circulation. Hier ist d der Calorifère, e der Heizraum; die warme Luft tritt aus den Öffnungen des in der Längsachse der Kirche liegenden Kanals a in die Kirche, steigt empor, teilt sich an der Wölbung der Decke und sinkt an den Wänden zu Boden, um durch die Kanäle b und c wieder nach dem Calorifère zu gelangen.

B. Bei den Wasserheizungen benutzt man die Circulationsbewegungen erwärmten Wassers in einem geschlossenen Röhrensystem. Man unterscheidet Niederdruck-Wasserheizung (wenn das Wasser bis nahe unter dem Siedepunkt erwärmt wird), Mitteldruck-Wasserheizung (bei Erwärmung über den Siedepunkt bis höchstens 150°) und Hochdruck-Wasserheizung (bei Erwärmung des Wassers bis 200°).

Jede Niederdruckheizung oder Warmwasserheizung besteht aus einem Kessel (gewöhnlich Kesselröhrenkessel), einem Steig- und Rücklaufrohr und einem Expansionsgefäß. Die allgemeine Anordnung wird auf verschiedene Weise getroffen. Es kann von dem im Keller stehenden Kessel ein Steigrohr nach dem Expansionsgefäß und können von dem Verteilungsrohr nach jeder näher zusammenstehenden Gruppe von Ofen Abzweigrohre führen. Hierbei circulierte das Wasser und ein gemeinschaftliches Rücklaufrohr führt in den Kessel zurück. Auch kann man die Anordnung wählen, welche für jede Gruppe von Ofen ein Steigrohr und ein Rücklaufrohr besitzt; nach den Ofen zweigen sich kleine Leitungen ab. Außerdem ist jedoch ein Überfallrohr notwendig, um das überschüssige Wasser aufzufangen. Die letzte Anordnung endlich ist von der Art, daß von dem Steigrohr sich horizontale Röhren abzweigen, als Abfallröhre nach unten gehen und durch das Rücklaufrohr in den Kessel zurückkehren. Das Nachfüllen wird durch das wie bei allen Warmwasserheizungen offene Expansionsgefäß bewirkt, aus welchem sich das Heberrohr abzweigt. Hierdurch wird ein selbstthätiges Nachfüllen und durch ein Schwimmerventil im Expansionsgefäß ein konstantes Wasserivoeau erzielt. Die Heizkessel müssen drei Atmosphären Überdruck aushalten können. Ihre Konstruktion ist meist die eines Kesselröhrenkessels, der aber, da er ganz mit Wasser angefüllt ist, vollständig in die Höhe eingetaucht wird. Zweckmäßige Abänderungen sind von verschiedenen Seiten gemacht worden.

Die billigste und am schnellsten funktionierende Wasserheizung ist die Hochdruck- oder Heißwasserheizung, wie eine solche, von dem Eisenwerk

Kaiserslautern für ein Wohnhaus projektierte, auf der Tafel Heizung in Fig. 11—14 zur Darstellung gebracht ist. Im Keller ist ein Heißwasserofen (Fig. 15) aufgestellt, in welchen Heizspiralen derart gewunden eingelegt sind, daß die Flamme zunächst die oberen, heißesten Stellen der Spiralen trifft und, ihren Weg abwärts nehmend, mit immer kälteren Stellen in Berührung kommt, bis endlich die Rauchgase gut ausgenutzt an der untersten Stelle des Ofens, wo das zurückkehrende abgekühlte Wasser in denselben eintritt, nach dem Schornstein entweichen. Die im Feuer liegenden Heizspiralen sind derart angeordnet, daß jede derselben zwei in den Etagen direkt übereinander placierte Heizkörper speist und alle zusammen mit letztern ein endloses System bilden. Von den oberen Enden der Heizspiralen führt nämlich je ein Leitungsrohr das heiße Wasser nach den zu speisenden Heizkörpern in der ersten Etage, durch diese nach den Heizkörpern im Erdgeschos und von hier in der Weise nach den unteren Enden der Heizspiralen zurück, daß das Wasser der ersten Spirale nach der zweiten, das der zweiten nach der dritten u. s. w. und das der letzten nach der ersten Spirale zurückfließt. Das Expansionsgefäß zur Ausgleichung der Spannungen in den Röhren wird an der höchsten Stelle der Leitung, eventuell im Dachboden, aufgestellt. Fig. 15 der Tafel veranschaulicht den bei dieser Anlage zur Verwendung kommenden Heißwasserofen.

C. Die Anlage einer Dampfheizung ist in Fabriken, wo Hochdruckdampfmaschinen als Motoren benutzt werden, meist die empfehlenswerteste; man verwendet dann den abziehenden Dampf der Maschinen und nutzt so die Wärme desselben zweckmäßig aus. Hat dagegen die H. einen eigenen Kessel, so wird die Anlage sehr kostspielig. In neuester Zeit findet die Dampfheizung als Centralheizung die ausgedehnteste Anwendung und sollen sich die Kosten bei Versorgung ganzer Stadtviertel von einer Wärmequelle aus billiger stellen als bei jedem andern System. Die allgemeine Anordnung ist meist derart getroffen, daß man den Dampf durch ein vertikales Standrohr leitet, von welchem sich die Verteilungsrohre abzweigen. Der Dampf kondensiert sich infolge der Wärmeabgabe und gelangt als Wasser von etwa 60° in den Vorwärmer des Kessels zurück, in welchen er durch einen Injektor hineingeschafft wird. Die Wärmeabgabe erfolgt entweder durch Verteilungsrohre oder durch Ofen, welche im Zimmer aufgestellt sind.

Von der Firma Becken u. Koss in Hagen i. W. ist unter dem Namen Central-Niederdruck-Dampfheizung ein neues Dampfheizungsversahren eingebracht worden, welches sich sehr gut zu bewähren scheint. In den Fig. 1—6 der Tafel ist die Anordnung dieser H. für ein Wohnhaus mittlerer Größe dargestellt. Das Wohnhaus enthält folgende zu heizende und zu ventilierende Räume: Im Erdgesch.: 1) Hausflur, 2) Gesellschaftszimmer, 3) Gesellschaftszimmer, 4) Wohnzimmer, 5) Speisezimmer, 6) Wintergarten. Im Obergesch.: 7) Flur, 8) Schlafzimmer, 9) Schlafzimmer, 10) Schlafzimmer, 11) Kinderzimmer, 12) Wohnzimmer, 13) Fremdenzimmer. Im Dachgesch.: 14) Waschküchentraum. In dem betreffenden Hause sind noch folgende Apparate, als zur Verwendung gelangend, zu erwähnen. In der Küche: ein Dampfkochtopf und ein Warmwasserapparat; in der Wäschstube: ein Dampfbadeofen, welcher zur Erwärmung

Handwritten text in the top right corner, possibly a date or page number.



men, hekla, b. h. Kapuzentod, hat der Berg wohl von der erwähnten Wollentappe.

Hektär (ital. Ettara, Ecto-ara oder Ectara), ein Flächenraum von 100 a, f. unter Ar und Hektio...

Hektik, hektischer Zustand, Schwindsucht, in der Medizin ein Zustand, welcher sich durch stetige Abnahme des Körperrumfangs, Mager- und Leichterwerden, Schwinden des Bettes und der Muskeln u. s. w., also durch Überwiegen des Verbrauchs von Nahrungstoffen über die Wiederversehung derselben kundgibt. Meist ist die H. ein Zeichen und eine Folge von Krankheiten, welche die Ernährung des Körpers beeinträchtigen, also namentlich von Tuberkulose, von innern oder äußern Bereiterungen u. dgl. Das Zeichen, welches neben der Abmagerung das Dasein der H. verrät und sie von bloßer Abmagerung oder von Darrsucht (f. Atrophie) unterscheidet, ist das hektische Fieber, das in den Nachmittagsstunden fast täglich erscheint, abends sich steigert und des Nachts in ermattende Schweisse übergeht. (S. Fieber.) Auch andere Symptome der H. nennt man hektisch, z. B. eine gewisse Röthe der Wangen, eine Art Husten u. s. w. Endlich nennt man auch Personen hektisch, deren Ansehen die Anlage zur H. oder das Vorhandensein derselben verrät. (S. Schwindsucht und Tuberkulose.)

Hektio... (vom grch. ἑκατόν, d. i. hundert; ital. Otto... oder Ecto...) bezeichnet im metrischen Maß- und Gewichtssystem hundert, wo es sich um eine Multiplikation handelt, im Gegensatz zu Centi... (wo es sich um eine Division handelt); also Hektogramm (ital. Ettogramma oder Ectogramma) = 100 g, Hektoliter (ital. Ettolitro oder Ectolitro) = 100 l (f. Liter), Hektometer (ital. Ettometro oder Ectometro) = 100 m. Vor einem Botal steht nur Hekt..., z. B. Hektar (ital. Ettara, Ecto-ara oder Ectara). (S. Ar.)

Hektograph, f. unter Autographie.

Hektor, der Tapferste im Heere der Trojaner, war der Sohn des Königs Priamus und der Hekabe (lat. Hecuba) und vermählt mit der cilicischen Königs Tochter, Andromache, die ihm den Astyanax oder Stamandrios gebor. Seine Thaten besingt Homer in der Ilias. Als er den Patroklos, des Achilleus Freund, erlegt hatte, und dieser, des Haders mit Agamemnon vergessend, die Waffen ergriff, um den Tod des geliebten Genossen zu rächen, fiel H., den Athene in der Gestalt des Deiphobos täuschte, von Achill durchbohrt. Sein Leichnam wurde von Achill geschleift und dann gegen ein Lösegeld dem Priamus überlassen, der ihn feierlich bestatten ließ. In Ilion wurde H. als Hero verehrt und durch Totenopfer geehrt. Auch in Theben, wohin seine Gebeine zufolge eines Orakelspruchs gebracht worden sein sollten, wurde H.s Grab gezeigt. Zu den schönsten Epifoden der Ilias (6. Buch) gehört der Abschied H.s von seiner Gattin Andromache bei seiner Rückkehr in die Schlacht.

Hel, Helliä, die nordische wie deutsche Göttin der Unterwelt. Die Tochter des Gottes Völ und der Niesin Angrboda, Schwester des Wölfs Fenrir und der erdunggürtenden Midgardschlange, ward sie einst von Cobin in die neunte Welt, nach Niflheim, d. i. Nebelwelt, hinabgeworfen. Hier sammelt sie alle an Alter oder Krankheit Gestorbenen. Ihre Farbe ist bleich und blau; Vier und Unarmbrigkeit zeichnen sie aus; was sie hat, läßt sie nicht wieder aus ihren Händen. Eine Bräute fährt über den

des Wassers und der Badestube dient. Es bezeichnet: a den Niederdruckwasserkessel, b das Standrohr, c die Dampfscipperheizerkörper, d den Dampfdrucktopf, e den Dampfscipperheizerapparat, f den Kochtopf, g den Badeseifen für Dampf- und Lokalheizung mit Baderaum, h die Druckpumpe, i das Wasserreservoir, k den Dampfscipperheizertraum, l den Wasserkessel. Von dem Kessel a mit dem Standrohr b wird der Dampf mittels der durch eine harte Linie angezeigten Rohrleitung in die Heizkörper c geführt; das Kondensationswasser fließt durch dieselbe Leitung zum Kessel zurück. Auf dem Speicher ist, wie aus Fig. 2 ersichtlich, ein Wasserreservoir i angeordnet, das durch die Handpumpe h gespeist wird. Die punktierten Linien in Fig. 3 u. 4 veranschaulichen die Leitung des Wassers zu dem Badeseifen g und dem Warmwasserapparat e in der Küche. In Fig. 2 ist ferner durch eine punktierte Linie die Wasserleitung zum Kessel a angegeben. In den Wohn- und Schlafzimmern sind als Heizkörper Zimmercalorifiken aufgestellt, welchen die frische Außenluft durch Kanäle zugeführt wird, die in der Zeichnung durch stark schraffierte Linien markiert sind. Die verdorbene Luft wird durch die mit starken schwarzen Linien angezeigten Luftabfuhrungskamine entfernt.

Um die Vorteile des einen Heizsystems mit denen des andern zu verbinden, hat man die Heizsysteme auch kombiniert. So wendet man Wasser-, beziehungsweise Dampfheizung und Luftheizung an. Hierbei erwärmt man Luft durch Spiralen, in denen sich warmes Wasser oder Dampf befindet; die nunmehr warme Luft wird nach dem Prinzip der Luftheizung in die zu erwärmenden Räume geführt. Man erzielt so leichte und bequeme Ventilation und bei Warmwasser große Gleichmäßigkeit der Erwärmung, bei Heißwasser und Dampf größere Billigkeit und schnellere Erwärmung auf große Entfernungen. Sehr häufig wird Wasser- und Dampfheizung angewendet und zwar in der Art, daß man den Dampf einer Heizungsanlage in sog. Wasseröfen sich kondensieren läßt; auf diese Weise wird das Wasser erwärmt und erzeugt eine sehr gleichmäßige Zimmertemperatur.

Nachstehend folgt eine kurze Vergleichung der Vorteile und Nachteile der einzelnen Centralheizungssysteme: Luftheizung. Vorteile: Mit der H. leicht zu verbindende vollkommene Ventilation, billige Anlage und Unterhaltung, leichte Bedienung und Regulierung, sowie Wegfall jedes Heizapparates in den Zimmern. Nachteile: Geringes Wärmevermögen, Schwierigkeit der Leitung auf längere horizontale Strecken, Schwierigkeit der gleichmäßigen Erwärmung übereinander liegender Räume; nur in neuen Gebäuden ausführbar, weil viele Kanäle in den Mauern erforderlich; leicht eintretende Überhitzung und damit in Verbindung auch Trockenheit der Luft. — Warmwasserheizung. Vorteile: Großes Wärmevermögen, leichte Anlage in alten und neuen Gebäuden; Erzielung wohlthuender, strahlender Wärme und gleichmäßige andauernde Erwärmung. Nachteile: Bei Ventilation schwere Erwärmung der kalten Luft, kostspielige Anlage. — Heißwasserheizung. Vorteile: Billiger als Warmwasserheizung, Leitungen auf größere Entfernungen möglich; H. schneller und intensiver. Nachteile: Es tritt leicht eine Überhitzung ein, welche eine Explosion zur Folge haben kann; die rasche Abkühlung macht

andauerndes Heizen notwendig. — Dampfheizung. Vorteile: Benützung des schon in industriellen Zwecken gebrauchten Dampfes, die Wärme kann auf große Entfernungen geleitet werden, schnelle Wirkung der H. Nachteile: Wenn kein Abdampf vorhanden, ist der Betrieb sehr teuer.

Die hier nicht mit erläuterte Gasheizung ist stets eine Lokalheizung; s. unter Ofen, vgl. auch Gasheizungsapparate.

Die elektrische Heizung, von welcher in neuester Zeit öfters die Rede ist, beruht in der Theorie darauf, daß die einen metallischen Leiter durchströmende elektrische Energie, sobald der Leitungsquerschnitt ihrem Durchgange einen entsprechenden Widerstand entgegensetzt, den Leiter erwärmt und bei großer Stromstärke sogar zum Glühen bringt. Um diese strahlende Wärme ausbar zu machen, müßte man demnach dem zu erwärmenden Leiter eine entsprechend große Oberfläche geben. Nach Professor Petry ist ein Draht von 2 Ohms Leitungswiderstand, durch den ein elektrischer Strom von 20 Ampères geleitet wird, im Stande, mehr als eine Pferdekraft in Form von Wärme auszustrahlen. In der Praxis hat dieselbe zur Zeit noch keine Verwertung gefunden.

Vgl. Ferriai, »Technologie der Wärme« (Jena 1878); Tegen, »Praktisches Handbuch der Ventilation und H.« (München 1878); Wolpert, »Theorie und Praxis der Ventilation und H.« (2. Aufl., Braunschweig 1880); Scholz, »Handbuch der Feuerungs- und Ventilationsanlagen« (Stuttgart 1881); »Sammlung von Heizungs- und Lüftungsanlagen, ausgeführt durch das Eisenwerk Kaiserslautern« (Hekabe, f. Hecuba. [Berl. 1883].)

Hekabä, f. Hecuba. [Berl. 1883].
Hekabä aus Rilet, griech. Logograph (s. d.), lebte noch vor Herodot, um 500 v. Chr. Er war ein vornehmer und einsichtsvoller Mann und hat seiner Vaterstadt wiederholt trefflichen Rat gegeben. Auch muß er gleich Herodot und vor diesem einen großen Teil der damals bekannten Länder bereist haben. H. hat ein geogr. und ein geschichtliches Hauptwerk verfaßt. In letzterm, den »Genealogien« (Stammbäumen), hat er in der Hauptsache nur die Mythen der einzelnen Stämme und Ortschaften im Anschluß an die Sagen, wenn auch zum Teil in rationalistischer Umdeutung erzählt; in seiner »Erdbeschreibung« aber, der auch eine Karte beigegeben war, erweist er sich als einen bedeutenden Vorgänger des Herodot. Die Bruchstücke seiner Schriften sind in »Historicorum Graecorum fragmenta« von Greuzer (Heidelberg 1806) und Müller (Bd. 1, Par. 1841) gesammelt und von Klausen (Berl. 1831) besonders herausgegeben worden. Vgl. Ullert, »Untersuchungen über die Geographie des H.« (Weim. 1814); Röper, »Über einige Schriftsteller mit Namen H.« (Danzig 1877).

Hekabä hieß bei den Griechen eine Göttin des nächtlichen Mondlichts. In der Hesiodischen Theogonie, wo sie zuerst erwähnt wird, erscheint sie als eine Tochter des Perses und der Asteria (der Sternennacht), der Schwester der Leto; andere nennen sie eine Tochter des Zeus und der Demeter oder auch des Zeus und der Hera. Hauptorte ihres Kultus waren die Insel Samothrake (wo die Perynthische Grotte als ihr Wohnsitz galt), Thessalien, Theben, die Insel Aigina und Athen. Als nächtliche Göttin wurde sie naturgemäß teils eine Göttin der Unterwelt, teils eine Göttin alles nächtlichen Spuks und Zauberwesens, wozu besonders auch

ihre Verehrung an Kreuzwegen beitrug. Sie hieß deshalb auch Triditis, lat. Trivia, ein Name, der infolge der Identifizierung der H. mit der Artemis dann auch auf diese überging. Die bildende Kunst stellte sie teils eingestaltig, in kurz aufgeschürztem Gewand, regelmäßig mit zwei Fadeln in den Händen bar, teils dreigestaltig, d. h. als drei mit den Räden gegeneinandergelebte Frauengestalten mit verschiedenen Attributen (Fadeln, Rannen, Schalen, später Dolchen, Geißeln, Schlangen, Schläfeln) in den Händen. So hatte zuerst der berühmte Bildhauer Alkamenes die Göttin auf der Akropolis in Athen gebildet. Noch viele Darstellungen der dreigestaltigen H. sind erhalten. Vgl. Peterfen, «Die dreigestaltige H.», in den «Archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich» (Bd. 4 u. 5, Wien 1880—81).

Helate ist auch der Name des 100. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Helatombäon, der erste Monat des attischen Jahres, welcher vom 16. Juli bis 18. Aug. reichte; nach Einführung des Julianischen Kalenders in Griechenland wurde der Anfang des H. auf den 1. Juli festgesetzt. In den H. fielen die Helatombäen, Feste, an denen Helatomben geopfert wurden.

Helatombe hieß bei den Griechen ein Esel von 100 Stieren, dann überhaupt jedes grobe, feierliche Opfer, besonders bei großen Festen, wo die H. dann zugleich als eine Fleischopfergabe an das Volk diente. Häufig waren solche H. im demokratischen Athen, wo der Demosklus auf höchste Fug; unter anderm opferte Aonon nach Wiederaufbauung der Mauern von Athen 100 Stiere.

Helatombäos, Beiname des Parthenon (s. d.).

Helatombäen, s. Centimanen.

Hella oder Hellsuffall, der berühmteste, wenn auch nicht der größte und höchste der vulkanischen Inseln, im südwestl. Teile der Insel, 112 km östlich von Keflavik und 49 km vom nächsten Punkte der Südküste gelegen, erhebt sich als ein 1857 m hoher, länglicher und unregelmäßiger Berg von etwa 32 km Umfang aus einem eigenen, etwa 1100 qkm bedeckenden Gebirgsstock empor, der im SW., W. und NW. von einer Ebene begrenzt, im O. durch tiefe Täler von den benachbarten Gletscherplateaus geschieden ist und von dem in Schnee gefüllten, meist mit einer Wollentappe bedekten, weit sichtbaren Berg wenigstens um ein Drittel überragt wird. Der Berg hat fünf Krater, von denen der bedeutendste, fast kreisrund, kaum 2 km Umfang und eine Tiefe von 60—100 m hat. Die H. ist weder durch Höhe noch durch pittoreskes Ansehen ausgezeichnet, sondern nur durch die Häufigkeit ihrer Ausbrüche. Man findet seit 1104 bis zur Gegenwart 21 Eruptionen verzeichnet, wobei die Zwischenzeiten 6, aber auch 79 Jahre währten. Der vorletzte Ausbruch dauerte vom Sept. 1845 bis April 1846. Die Aschensäule ward 690 km weit über das Land und Meer hinweggeführt; die Vermüstungen waren furchterlich. Der letzte Ausbruch fand im J. 1878 statt. Auf dem Berge selbst findet sich keine Spur von Vegetation und weit im Umkreis keine andere als das Sandhaargras. Eine eigentümliche Rolle spielt die H. in der Volkssage des Nordens. Schon im 11. Jahrh. verjagten nordische wie auswärtige Quellen in den Berg eine Hölle, und später übernimmt derselbe wohl auch die Aufgabe unsers Prodens, indem die Hefenfahrten dahin gingen. Seinen Na-

men, hekla, d. h. Kapuzenroß, hat der Berg wohl von der erwähnten Wollentappe.

Hektär (ital. Ettara, Ecto-ara oder Ectara), ein Flächenraum von 100 a, s. unter Ar und Hektio...

Hektik, hektischer Zustand, Schwindtsucht, in der Medizin ein Zustand, welcher sich durch stetige Abnahme des Körperumfangs, Mager- und Lichterwerden, Schwinden des Fettes und der Muskeln u. s. w., also durch Überwiegen des Verbrauchs von Nahrungsmitteln über die Wiedererzeugung derselben kundgibt. Meist ist die H. ein Zeichen und eine Folge von Krankheiten, welche die Ernährung des Körpers beeinträchtigen, also namentlich von Tuberkulose, von innern oder äußern Vereiterungen u. dgl. Das Zeichen, welches neben der Abmagerung das Dasein der H. verrät und sie von bloßer Abmagerung oder von Darrrucht (s. Atrophie) unterscheidet, ist das hektische Fieber, das in den Nachmittagsstunden fast täglich erscheint, abends sich steigert und des Nachts in ermattende Schweiß übergeht. (S. Fieber.) Auch andere Symptome der H. nennt man hektisch, z. B. eine gewisse Rötze der Wangen, eine Art Husten u. s. w. Endlich nennt man auch Personen hektisch, deren Ansehen die Anlage zur H. oder das Vorhandensein derselben verrät. (S. Schwindtsucht und Tuberkulose.)

Hektio... (vom grch. ἑκατόν, d. i. hundert; ital. Otto... oder Ecto...) bezeichnet im metrischen Maß- und Gewichtssystem hundert, wo es sich um eine Multiplikation handelt, im Gegensatz zu Centi... (wo es sich um eine Division handelt); also Hektogramm (ital. Ettogramma oder Ectogramma) = 100 g, Hektoliter (ital. Ettolitro oder Ectolitro) = 100 l (s. Liter), Hektometer (ital. Ettometro oder Ectometro) = 100 m. Vor einem Hektal steht nur Hekt..., z. B. Hektar (ital. Ettara, Ecto-ara oder Ectara). (S. Ar.)

Hektograph, s. unter Autographie.

Hektor, der Tapferste im Heere der Trojaner, war der Sohn des Königs Priamus und der Hekabe (lat. Hecca) und vermählt mit des cilicischen Königs Hector Tochter, Andromache, die ihm den Hektor oder Elamandrios gebar. Seine Thaten besingt Homer in der Ilias. Als er den Patroklos, des Achillens Freund, erlegt hatte, und dieser, des Hektors mit Andromache verheiratet, die Waffen ergriff, um den Tod des geliebten Genossen zu rächen, fiel H., den Athene in der Gestalt des Deiphobos täuschte, von Achill durchbohrt. Sein Leichnam wurde von Achill geschleift und dann gegen ein Lösegeld dem Priamus überlassen, der ihn feierlich beistattete. In Ilios wurde H. als Hero verehrt und durch Totenopfer gefeiert. Auch in Theben, wohin seine Gebeine zufolge eines Orakelspruchs gebracht worden sein sollten, wurde H. Grab gesetzt. In den schönsten Episoden der Ilias (6. Buch) gehört der Abschied H.s von seiner Gattin Andromache bei seiner Rückkehr in die Schlacht.

Heli, Hella, die nordische wie deutsche Göttin der Unterwelt. Die Tochter des Gottes Loki und der Hiesin Angrboda, Schwester des Wolfs Fenrir und der erdungstürzenden Midgardschlange, ward sie einst von Odhin in die neunte Welt, nach Niflheim, d. i. Nebelwelt, hinabgeworfen. Hier sammelt sie alle an Alter oder Krankheit Gestorbenen. Ihre Farbe ist bleich und blau; Sier und Unbarmherzigkeit zeichnen sie aus; was sie hat, läßt sie nicht wieder aus ihren Händen. Eine Bräute führt aber den

Fluß Bjöll nach ihrem Reich; ein mächtiges Gitter umgibt ihren Sitz, an welchem der Höllenhund Garm wacht. Ein Fluß, angefüllt mit Schlamm und Schwertern, fließt durch das Gebiet. Der persönliche Begriff der H. ging in christl. Zeit bei allen german. Stämmen in den lokalen der Hölle über.

Hela, Hleden (ehemals Stadt) in der Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Danzig, Kreis Neuhadt in Westpreußen, mit 425 evang. G. (meist Fischern), liegt am breiten Ende der 36 km langen und bis 3 km breiten, größtenteils aus Sandboden und Dünen bestehenden und an der breitesten Stelle mit ansehnlichem Kiefernwalde bestandenen Landzunge (Halbinsel H., Fuhiger Nehrung), 80 km im NO. von Neufahrwasser, hat Leuchttürme und gehört mit dem nahen Walde der Stadt Danzig. Die Landzunge begrenzt nach NO. das Fuhiger Wief. H. wurde 1130 gegründet.

Hellwig (Wolfgang), Archäolog, geb. zu Dresden 2. Febr. 1839, besuchte die dortige Kreusschule, studierte zu Göttingen und Bonn, war 1861 Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, wurde 1862 als Stipendiat des Archäologischen Instituts nach Italien gesandt und 1865 zum Sekretär dieses Instituts ernannt, als welcher er seitdem in Rom lebt. Er schrieb: »Wandgemälde der vom Befehl verschütteten Städte Campaniens« (Pp. 1863), »Untersuchungen über die campanische Wandmalerei« (Pp. 1878), »Beiträge zur altitalischen Kultur- und Kunstgeschichte« (Bd. 1: »Die Maler in der Po-Ebene«, Pp. 1879), »Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert« (Pp. 1884).

Hellwig-Güterkahn (spr. Güterkahn, Anton Sigmund), namhafter poln. Rechtsgelahrter, geb. 1808 in Kralau, entstammte einer ursprünglich deutschen Kaufmannsfamilie (Höfchel von Sternstein). H. widmete sich dem Studium der Rechte, beteiligte sich 1830 am poln. Aufstand, wurde dann 1833 zum außerord. Professor des poln. Rechts an der kralauer Universität ernannt, bekleidete jedoch diese Stelle bloß zwei Jahre lang, worauf er 1835—36 eine »Wissenschaftliche Vierteljahrsschrift« (»Kwartalnik naukowy«) herausgab. Nachdem er 1837—38 an den Verhandlungen des kralauer Landtags teilgenommen, Johann 1839—48 auf seinem Landgute bei Kralau wissenschaftlichen Arbeiten obgelegen hatte, wurde H. 1848 von der Stadt Kralau in die konstituierende Reichsversammlung zu Krenfier gewählt, wo er auf der Rechten seinen Sitz einnahm. Von 1849 bis 1853 war H. Professor des poln. Rechts an der kralauer Universität, in welcher Stellung er einen Grundriß zu Vorlesungen über das alte poln. Privatrecht schrieb (herausg. Kralau 1874). In den J. 1856 und 1870 erschienen die ersten zwei Bände seines größten Werks: »Die alten Denkmäler des poln. Rechts« (»Stare dawne prawa polskiego pomniki«), dessen Fortsetzung nach dem 2. April 1870 zu Lemberg erfolgten Tode H.s die kralauer Akademie besorgte. Von den sonstigen Arbeiten H.s sind hervorzuheben »Jurium constitutionumque Sigmundinarum proposita a Mathia Siwalcio descriptio« (1859) und »Die Briefe König Johann Sobieskis an seine Gattin« (1860).

Hela (auch H e r e e, altnordisch Hela), die Gemahlin des Attila, eine Sagenfigur der german. Heldenage. Rüdiger von Bechlenen hatte sie ihrem Vater Ofantrig entführt und dem Attila gebracht. Weider Kinder waren Gys und Orwin, welche in der berühmten Rabenschlacht im Kampfe gegen G-

manrich fielen. Nach ihrem Tode ward, wie das Nibelungenlied erzählt, Kriemhild Attilas Gemahlin.

Held (Hans Heinrich Ludwig von), preuß. Patriot, geb. zu Auraz in Niedererschlesien 15. Nov. 1764, studierte die Rechte und Kameralwissenschaft zu Straßfurt a. O., Halle und Helmstedt und trat als Zollbeamter in den preuß. Staatsdienst, in welchem er 1793 zum Oberrevisor und Zollrat in Posen ernannt wurde. H. trat 1797 dem Minister Grafen Hoyer, welcher als Administrator von Sächsisch-Preußen sich allerlei Unterschleife hatte zu schulden kommen lassen, in Wort und Schrift offen entgegen und wurde deshalb nach Brandenburg versetzt und scharf getadelt, veröffentlichte aber mit Wissen des Ministers Struensee ohne Angabe des Druckorts 1801 »Die wahren Jakobiner im preuß. Staat, oder altmächtige Darstellung der bösen Kräfte und betrügerischen Dienstführung zweier preuß. Staatsminister« in schwarzem Umschlag und Schnitt, welche dieser für die Minister Hoyer und Goldbeck vernichtenden Schrift den Namen »das schwarze Buch« verschafften. H. wurde nach langer Untersuchungshaft mit 18 Monaten Festungshaft, welche er in Kolberg verbüßte, bestraft und danach im Sommer 1803 auf Wartegeld gesetzt. Zwei feurige Schriften H.s gegen Napoleon und die 1806 erschienene Schrift »Struensee« erregten viel Aufsehen, und der Minister von Hardenberg veranlaßte 1812 die Wiederanstellung H.s als Salzfactor in Berlin. Aber die ihm anvertraute Salzasse wurde bestohlen und ihm, der gänzlich unbeteiligt war, der Ertrag des fehlenden Geldes aufgegeben, worauf er 30. Mai 1812 seinem Leben ein Ende machte. Im J. 1848 erschien aus H.s Nachlaß zu Berlin »Geschichte der drei Belagerungen Kolbergs im Siebenjährigen Kriege«. Vgl. Barnhagen von Enke in »Biographische Denkmäler« (Bd. 7, 2. Aufl., Pp. 1873).

Held (Joh. von), namhafter Rechtsgelahrter und publizistischer Schriftsteller, geb. 9. Aug. 1815 in Würzburg, besuchte das dortige Gymnasium, sowie das zu Neuburg a. D., besog 1833 die Universität und studierte zu Heidelberg, München und Würzburg. Im J. 1839 erwarb er an der Rechtsakademie in Würzburg die venia legendi auf Grund der Dissertation »De juris Canonici circa usuram interdictum« (Würzb. 1839), an welcher Fakultät er auch 1841 zum außerord. und 1843 zum ord. Professor ernannt wurde. Dasselbst hat H. ununterbrochen, zuerst vorzüglich als Lehrer des deutschen Privatrechts, seiner Lebensfächer und der Deutschen Rechts- und Rechtsgeschichte, dann aber ausschließlich für die Fächer des öffentlichen Rechts, des Völkerrechts und der Rechtsphilosophie gewirkt. An größern Werken hat H. geschrieben: »System des Verfassungsrechts u. s. w.« (2 Bde., Würzb. 1856—57), »Staat und Gesellschaft« (3 Abt., Pp. 1861—63), »Grundzüge des allgemeinen Staatsrechts« (Pp. 1868), »Die Verfassung des Deutschen Reichs« (Pp. 1872). An kleinern Schriften sind zu nennen: »Über die Rationalität« (Würzb. 1851), »Über Legitimität« (Würzb. 1869), »Deutschland, der Deutsche Bund und die deutschen Großmächte« (Würzb. 1864), »Das Kaiserthum als Rechtsbegriff« (Würzb. 1879), »Der Mensch als Ausgangspunkt der Rechtsphilosophie« (Würzb. 1883).

Held (Adolf), volkswirtschaftlicher Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. zu Würzburg 10. Mai 1844, studierte daselbst und in München Jurisprudenz und Staatswissenschaften, begab sich dann nach Berlin,

um als Mitglied des Statistischen Seminars unter Engels und Hanssens Leitung in der Statistik und Volkswirtschaft sich weiter zu bilden. Nachdem H. sich 1867 zu Bonn für die staatswirtschaftlichen Gebiete als Privatdocent habilitiert hatte, wurde er 1869 zum außerord., 1872 zum ord. Professor der Staatswissenschaften daselbst ernannt. Anfang 1880 als ord. Professor der Staatswissenschaften an die Universität Berlin berufen, verunglückte er 26. Aug. desselben Jahres im Thunersee. Seiner wissenschaftlichen Richtung nach gehörte er zu den eifrigen Mitgliedern des Vereins für Sozialpolitik (Kathedersozialisten). Von H.s schriftstellerischen Arbeiten sind zu erwähnen: »Ergänz. Sozialwissenschaft und das Merkantilsystem« (Wärz. 1866), »Die Einkommensteuer« (Bonn 1872), »Die Arbeiterpresse der Gegenwart« (Erg. 1872), »Grundriss für Vorlesungen über Nationalökonomie« (Bonn 1876). Die Frucht eines mehrmaligen Aufenthalts in England waren »Zwei Wäcker zur sozialen Geschichte Englands« (herausg. von Knapp, Erg. 1881).

Heilburg. Stadt im Herzogtum Sachsen-Meinungen, Kreis Heilburghausen, in 296 m Höhe, rechts an der Elbe, 22 km im W. von Coburg, 24 km südlich von Heilburghausen, zählt (1880) 1119 meist evang. G., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat reichen Obst-, Getreide- und Futterbau. Das uralte Schloss auf hohem, steilem, isoliert im N. aufsteigendem Klingensteinbühlberge, um 1200 zur Grafschaft Wildberg gehörig, ist oft Residenz der Grafen von Henneberg gewesen und bietet herrliche Aussichten. Johann Friedrich II. erneuerte es. Im J. 1680 wurde H. Stadt.

Heldenbuch, der Titel, unter dem eine Sammlung von Umarbeitungen epischer, zum Kreis der deutschen Heldensage (s. d.) gehöriger Gedichte vom 16. Jahrh. bis 1890 mehrmals gedruckt wurde. Diese alten Trude enthalten den Dietrich, den Wolf Dietrich, den großen Rosengarten und den Laurin oder sog. kleinen Rosengarten und bilden das alte H. Dieselben Gedichte und außerdem das Edenlied, die Gedichte vom Niesen Sigenot, von Dietrichs und seiner Gefellen Kämpfen, von Speis Hofhaltung, das jüngere Hildebrandslied und außerdem zwei nicht zu diesem Kreis gehörige Gedichte, das Meerwunder und eine Bearbeitung der Sage vom Herjotz Ernst, vereinigt in einer abfärgenden, rohen und geistlosen, sprachlich völlig verwilderten Umarbeitung eine um 1472 geschriebene breitere Handschrift (abgedruckt in von der Hagens und Mannharts »Heldenbuch«, 2 Bde., Berl. 1820). Weil sich als Schreiber einiger Stücke Kaspar von der Elben aus Wänerstadt in Franken nennt, hat man diesen früher mit Unrecht für den Verfasser und Umarbeiter des Ganzen gehalten. Eine noch umfassendere Sammlung gab (2 Bde., Erg. 1886) von der Hagens und eine Erneuerung der deutschen Heldensage unter gleichem Titel Simrod heraus (6 Bde., Stuttg. 1843—49). Eine kritische Gesamtausgabe des größten Teils der Dichtungen der Helldensage erschien ebenfalls unter dem Titel »Deutsches H.« (5 Bde., Berl. 1866—78).

Heldengedicht, die Hauptgattung der epischen Poesie. (S. Epös.)

Heldensage (deutsche), der älteste, ursprüngliche einheimische Kreis deutscher Dichtung, deren Schöpfer nicht einzelne bevorzugte Persönlichkeiten sind, sondern in der das Volk selbst schöpferisch und gestaltend auftritt und, was es an histor. Erinne-

rungen wie an religiösen Vorstellungen besitzt, poetisch verkörpert. Die deutsche Sage hat ohne Zweifel gleich dem deutschen Mythos ihre ersten Keime schon in der asiat. Urheimat getrieben, aber ihr Wachstum wurde durch die Völkerwanderung unterbrochen, die einerseits die alten Sagenbildungen zerstörte, auf der andern Seite nun selbst die Grundlage einer neuen allgemeinen National Sage hergab. Diese ist die eigentliche deutsche H. Sie beschäftigte und umfaßte alle german. Völkerschaften von den Alpen bis nach Island, von Ungarns Grenze bis nach England durch das ganze Mittelalter; ja selbst heute noch werden Bruchstücke derselben auf den Färöern gesungen, und Spuren von ihr finden sich sogar in der Dichtung der Stämme, welche über den Rhein gewandert und mit Aufgabe ihrer Muttersprache zu Romanen geworden waren. Dieser Wanderung der Sage und ihrer Verbreitung unter den german. Stämmen verbannt man die Erhaltung einer Reihe von Liedern, welche der ursprünglichen Anschauungs- und Darstellungsweise noch ziemlich nahe stehen. Sie wurden ertet durch die erst später dem Christentum gewonnenen und daher am Altertümlichen festhaltenen Isländer in der Edda (s. d.). In Deutschland dagegen hat sich aus der ältesten Periode, aus der Zeit der eigentlichen Volksdichtung, nur ein einziges, noch die alte unstraphische, alliterierende Form tragendes Bruchstück, das Hildebrandslied (s. d.), erhalten. Eine Erklärung findet der gängliche Verlust aller übrigen, ungewißheit in großer Anzahl neben ihm vorhandenen Lieder darin, daß sie nur gesungen, nicht aufgeschrieben wurden. Zwar hat Karl d. Gr. eine schriftliche Sammlung alter Helldenslieder veranstaltet, aber bei seinen Nachfolgern und der Geistlichkeit scheint der heidnische Inhalt derselben keinen Beifall gefunden zu haben, und die Sammlung ist in seinen Abschriften auf uns gekommen. Erst im 10. Jahrh. änderte sich die bis dahin feindselige Stellung der Geistlichkeit zur Volkspoesie, indem sie unter dem Einfluß des gelehrten säch. Kaiserhofs sich entschiedener der lat. Dichtung nach klassischen Vorbildern zuwandte, dabei aber wiederum nach heimischen Stoffen griff. So entstand durch Mönche von St. Gallen in der ersten Hälfte des 10. Jahrh. eine lat., den Virgil nachahmende Bearbeitung der Sage von Walthar von Hlitzant, bekannt unter dem Namen Waltharius (s. d.), ferner gegen Ende desselben Jahrhunderts auf Vertrieß des Bischofs Willgün von Passau durch dessen Schreiber Meister Konrad ein die einzelnen Lieder von Siegfried und dem Untergang der Nurgunden zusammenfassendes, leider verlorenes lat. Buch von den Nibelungen. Jedemfalls waren noch mehrere solche, im einzelnen nicht mehr näher nachweisbare lat., aus der deutschen H. entnommene Gedichte vorhanden.

Im deutschen Volke hat natürlich die H. selbständig fortlebt und im Gesange geblüht. Aber, dem Fortschritte der Gessittung und der übrigen Literatur entsprechend, hat auch sie die naturgemäßen Wandlungen durchgemacht, sie hat das Mythische und Wunderbare mehr und mehr abgestreift, das Zerstreute zu besondern Gruppen vereinigt, abgerundet und dieselben durch innere Beziehungen untereinander eng verknüpft. Auch ihre Gestalten gewannen allmählich eine schärfere persönliche Ausprägung und in ihren Handlungen gelangten sittliche Antriebe als ursächliche Grundlage zu immer größerer Geltung, mit einem Worte: das Mythische ward verbunkelt, das Ethische hervorgehoben, die deutsche

H. nahm nun mehr und mehr das Kostüm der Zeit an. So war sie innerlich zu kunstmäßiger Auffassung vorbereitet, und es bedurfte nur eines leichten Schritts, um auch die äußere Form der Kunstbildung entgegenzuführen. Aber nicht von den Zeitenden und Spielenden, wie man so lange gemeint, ist diese Durchgangsbildung bewirkt worden, sondern ein Mäler war es, der mit starker Hand die Schranken durchbrach, die den Adel von der Ausübung der Dichtkunst ferngehalten, und die deutsch-nationale Poesie, die unter der Pflege der Geillichkeit bisher verkümmerte, in den Händen der Zeitenden vergrößerte, mit bewusster, überlegener Kraft zur Kunst erhob. Es war nach der zuerst von Franz Weisner vertretenen Ansicht der Rüchberger, der Sprößling eines alten ansehnlichen Adelsgeschlechts Österreichs, wo die Volksdichtung früher wie später überhaupt die sorgsamste Pflege fand, der um die Mitte des 12. Jahrh. auf Grund eben jenes schon genannten lat. Nibelungenbuchs die erste große nationale Epöpe, das Nibelungenlied (s. d.), dichtete und damit der deutschen volkmäßigen Epik für alle Zukunft Form und Gehalt, Richtung und Ziel gab. Dies fand eifrige Nachfolger, und vom 12. bis zum 15. Jahrh. gingen aus dem reichen Stoffe der deutschen H. zahlreiche mehr oder minder volkmäßige Dichtungen hervor: Dietrich, Hug- und Wolf Dietrich, in drei verschiedenen Gestaltungen; Egels Hofhaltung, Dietrichs erste Ausfahrt und Drachenkämpfe, Eigenot, Edel, Goldemar, Viterolf und Dietleib, Laurin, der Rosenkranz von Worms, in mehrfachen Darstellungen; Alphart, Dietrichs Flucht, Schlacht vor Hohen, das jüngere Hildebrandslied, Walther und Hiltpunt (nur in Bruchstücken erhalten), der gehörnte Siegfried, das Nibelungenlied, die Klage, endlich die Gudrun.

In diesen Dichtungen sind hauptsächlich drei Teile heldengeschlechtlicher Verherrlichung: die Nibelunge, die Nibelunge und die Hugelunge. Demgemäß umfassen sie drei große Sagenkreise: den gotischen, den rhenisch-lugundischen und den niederfachischen, deren Mittelpunkt Dietrich (Theodorich d. Gr.), Siegfried und Gudrun bilden. Den größten Raum nehmen die Nibelunge, Dietrich von Bern, der eigentliche Held der deutschen Sage, und seine Stammesgenossen ein. Doch treffen in den Gedichten dieser Kreise, wie schon im Nibelungenliede, Nibelunge und Nibelunge lammend zusammen. Die Hauptreihe der deutschen H. sind in ununterbrochener Kette gesammelt von Walth. Müller, „Die deutsche H.“ (Mott. 1829; 2. Aufl., Berl. 1867); Kappeler sagt ihnen folgende Worte, Untersuchungen zur Geographie der deutschen H.“ (Dresden 1836), und Zacherhoff in Haupt's „Zeitschrift für deutsches Altertum“ (Bd. 12). Eine Beschreibung hat Mannmann verfaßt („Die deutsche H. und ihre Heimat“, 2 Bde., Bamberg 1857—59). Insbesondere ist in der Sammlung Walthers Darstellung in den „Sagen der Nibelunge“ der Dichtung und Sage (Bd. 1, Leipzig 1860).

Heldes, veraltetes und fast schon nicht mehr gebräuchliches Wort, bezeichnet die Wälder. (S. Wälder.)

Heldes, den Heldes, belagerte Hafen- und Handelsstadt an der Nordküste der Insel Rhodus, Provinz Kleinasien, durch das Zerolath oder die 4 km breite Meerenge Marsdiep von der Insel Tenedos getrennt, durch den Heldeskanal mit dem Nordhäubchen Kanal und durch eine Bucht mit Smyrna verbunden, hat seit Entstehung des Kaiser-

reichs, der 1819—25 ausgeführt wurde und für die größten Seeschiffe fahrbar ist, ihre Blüte zu verdanken. Ende des 18. Jahrh. noch ein Fischerdorf, zählte der Ort 1814 nur 2600, 1882 aber 20039 E. und ist nächst Amsterdam jetzt die belebteste Hafenstadt der Provinz. Nur 1 km östlich, durch eine Straße auf dem Helberdeich mit H. verbunden, liegt das Nieuwe Diep, der am Eingange zum Nordkanal künstlich gesicherte Hafen mit großen Wehren, Schleusenwerken, ansehnlichen Werften und Magazinen. Der schöne Außenhafen kann mit dem innern 800 Schiffe bergen. In ihm und im Marsdiep liegt die holländ. Kriegsflotte vor Anker. An der Westseite des Nieuwe Diep befindet sich das Marine-Etablissement Willem 3. oord mit großem Dock, Hospital, Kaserne und Wacht haus, einer Navigationschule, einer meteorolog. Beobachtungsstation und mit dem 1856 aus Breba hierher verlegten königl. Marine-Institut. Im Süden ist H. geschützt durch den 8 km langen, auf der Höhe 12 m breiten Helberdeich, ein Riesenwall, aus normeg. Granitblöcken erbaut. Der H. ist fast der einzige Punkt der holländ. Küste, wo unmittelbar am Ufer und am Fuße des Deichs tiefes Seewasser sich findet. Schon 1811 begann Napoleon I. durch span. Kriegsgefangene die Befestigungen von H.; vollendet wurden sie erst 1830. Derselben sind durch eine Reihe von Forts verteidigt und fassen eine Besatzung von 8000 Mann. Das mit Tranchéen umgebene Lager nimmt 30000 Mann auf. Das Fort Kijlduin, ein geschlossenes Hornwerk mit tiefen, trodenegelegten Gräben, erhebt sich auf dem höchsten Punkte der nördl. Düne. Unweit dieser Düne siegten 21. Aug. 1673 in einer blutigen Seeschlacht die Holländer unter de Ruyter und Cornelis Tromp über die Engländer. Am 27. Aug. 1799 landeten fast an derselben Stelle 10000 Engländer, später verstärkt durch 13000 Russen, unter Admiral Abercrombie und dem Herzog von York und warfen die Franzosen jurd, während gleichzeitig die holländ.-franz. Flotte den H. verließ und 30. Aug. in dem Blietkanal sich den Engländern ergab.

Heldes (Schloß), Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Eudartsberga, 10 km südwestlich von Artern, unweit rechts der Einmündung zwischen der Schmiede und Schreide, Station (2,5 km vom Orte) der Linie Sangerhausen-Erfurt der Preussischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2312 fast nur evang. E., worunter viele Altlutheraner, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei und hat Gemüsehau (Zwiebels). In dem von Mauern und Gräben umgebenen alten Schloße sah 1525 Thomas Münzer vor seiner Abführung nach Mühlhausen in Thüringen gefangen; ein Originalbild desselben ist im Schloße noch vorhanden.

Heldes, s. unter Ablesfarn.

Helena war nach der verbreitetsten griech. Sage die Tochter der Leda, der Gemahlin des spartan. Königs Lynkaios, und des Zeus, der in Gestalt eines Schwans ihrer Mutter sich genähert hatte. Nach anderer Sage war sie eine Tochter der Nemesis, welche, um der Umarmung des Zeus zu entgehen, in verschiedene Tiere und zuletzt in einen Schwan sich verwandelt hatte und so das Ei gebar, welches Leda dann fand oder das ihr gebracht wurde. H. war von so unvergleichlicher Schönheit, daß sie schon als Kind der Sage nach von Theseus

und Peirithoos entführt wurde. Lykbaros ließ die um sie werbenden Freier schwören, dem erwählten Gemahl seiner Tochter im Falle der Verheirathung beistehen zu wollen. Diesem gemäß forderte ihr Gemahl Menelaos, als ihm H. von Paris, dem Sohne des trojan. Königs Priamos, entführt worden war, alle griech. Fürsten zur Bekämpfung des erlittenen Schimpfs auf, wodurch der Trojanische Krieg veranlaßt wurde. Unerlöschlich sind die Mythographen in der Aus schmückung der Schicksale H.s gewesen. Von den vielen widersprechenden Erzählungen ist die gewöhnliche, daß aus dem Verheirathung des Paris H. in die Hände seines Bruders Deiphobos kam, und daß nach Trojas Eroberung Menelaos, den sie durch ihre Reize aufs neue gewann, sie mit sich zurück nach Sparta nahm. Als des Menelaos Gemahlin trifft sie nach der Odyssee Telemach. Schon in früher Zeit ließen griech. Dichter, zuerst Stesichoros, den Paris nur ein Scheinbild der H. einführen, sie selbst aber nach Ägypten entführt werden, von wo sie dann Menelaos, der auch schon nach Homer längere Zeit mit ihr auf der Rückfahrt von Troja dort verweilt, wieder heimführt. Auch wurde gedichtet, daß H. zuletzt die Gemahlin des Achilles auf der als Aukenthalt der seligen Heroen gedachten Insel Leuke wurde. Dem Menelaos gebar sie eine Tochter, Hermione. Sie genoss mit Menelaos, und mit den Dioskuren zusammen, sowie auch allein in Lakonien göttliche Verehrung. Griech. Dichter und Künstler haben sie als ein Urbild weiblicher Schönheit verherrlicht und die Tragiker sie oft zum Stoffe ihrer Werke genommen. Vgl. Lehrs, «über die Darstellungen der H. in der Sage und den Schriftwertern der Griechen», in den «Populären Aufsätzen» (2. Aufl., Spz. 1875).

Helena, der Name des 101. Asteroiden, f. unter Planeten.

Helena, die heilige, Gattin des Constantius Chlorus, Mutter Konstantins d. Gr. Sie war von niederer Herkunft, stammte vielleicht aus Drexpanon am Golf von Kilikien und gebar ihren Sohn Konstantin wahrscheinlich zu Kaisers in Obermähren im J. 274. Später ward sie ihres niedrigen Geschlechts wegen von ihrem Gatten entlassen. In hohem Alter wallfahrte sie nach Palästina und gründete mehrere Kirchen, besonders die Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem. H. starb, soll 80 J. alt, ums J. 326. Ihre Gebeine wurden nach Konstantinopel gebracht; ihr Gedächtnistag ist der 16. Aug.

Helena (Santä), Insel, f. Santä Helena.

Helena, Hauptstadt des County Phillips im Staat Arkansas, Vereinigte Staaten von Amerika, rechts am Mississippi, 86 km im S.W. von Memphis, zählt 3000 E., ist ein wichtiger Handelsplatz, Ausgangspunkt der Arkansas-Central- und der Helena- und Iron Mountain-, sowie Endpunkt der Mobile- und Northwestern-Eisenbahnen. Am 4. Juli 1863 fand hier eine Schlacht statt zwischen den Konföderierten unter General Holmes und den Bundesstruppen unter General Prentiss, in welcher sich erstere nach einem mehrstündigen verzweifelten Kampfe zurückziehen mußten.

Helena, Stadt im County Lewis and Clarke des Territoriums Montana, Vereinigte Staaten von Amerika, 1864 angelegte Mineenstadt am Mulans. Paß der Rocky Mountains, Station der Northern-Pacific-Eisenbahn, zählte 1870: 3106, 1880 aber erst 3624 E., hat reiche Gold- und

Quarzminen in der Nachbarschaft und ist Sitz verschiedener Bundesämter.

Helena-Medaillen, die vom Kaiser Napoleon III. am 12. Aug. 1857 allen Militärs, welche zu Wasser oder zu Lande unter franz. Fahnen von 1792 bis 1815 gekämpft hatten, verliehene Medaille. Sie ist von Bronze und trägt auf der einen Seite das Bildnis des Kaisers Napoleon I., auf der andern die Aufschrift: «Campagnes de 1792 à 1815. A ses compagnons de gloire sa dernière pensée, 5. Mai 1821.» Die Medaille ist von einem Lorbeerkranz eingefasst, von der Kaiserkrone bedeckt und wird an einem grünen, rotgestreiften Bande getragen.

Helene (Paulowna Charlotte Marie), Großfürstin von Rußland, geb. 9. Jan. 1807 als Tochter des Herzogs Paul von Württemberg, vermählt 20. Febr. 1821 mit dem Großfürsten Michael von Rußland, dem jüngsten Bruder des Kaisers Nikolaus. Sie unterstützte in Petersburg Kunst und Wissenschaft und beeinflusste auch die Politik. Seit 9. Sept. (28. Aug.) 1819 war sie Witwe; sie starb 2. Febr. (21. Jan.) 1873. Ihr einziges Kind, Großfürstin Katharina, 28. (16.) Aug. 1827 geboren, ist seit 20. Juni 1876 Witwe des Herzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz.

Helene (Luise Elisabeth), Herzogin von Orleans, geb. 24. Jan. 1814 als Tochter des 1819 verstorbenen Erbprinzen Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin, wurde 30. Mai 1837 vermählt mit Prinz Ferdinand von Orleans, aber schon 13. Juli 1842 Witwe. Sie starb 18. Mai 1868 zu Richmond in England. (S. Orleans (Prinz Ferdinand Philippe Joseph Louis Charles Henri)).

Helentia, f. Atlantikampfer.

Helinopolis, alte Stadt in Bithynien, f. Drepanon.

Helios, Sohn des Priamos und der Hecuba, tapferer Krieger und Seher in der Ilias, wurde nach der nachhomerischen Poesie später von den Griechen gefangen genommen und offenbarte diesen, daß Troja nicht ohne Philoetel erobert werden könne. Nach Trojas Fall soll er mit Polybus nach Spiris gezogen und nach dessen Tode Andromachés Gemahl geworden sein. So findet ihn einas bei Virgil.

Helensburgh, Stadt in der schott. Grafschaft Dumbarton, 15 km im N.W. von Dumbarton, am rechten Ufer der Clyde-Mündung, gegenüber von Greenock und an der Eisenbahn Dumbarton-Gareloch Road, zählt 6000 E. und hat von den Bewohnern Magazins vielbesuchte Seebäder.

Heliospolis (arch. «Städteoberer»), eine Belagerungsmaschine der Älten, ein Dreischwertzeug von kolossalen Dimensionen, welches von Demetrios Poliorketes erfunden wurde.

Helisenberger Wandwurmmittel, f. unter Farnkrautwurzel.

Helfer, in Württemberg Name der untersten Stadteigentlichen, entsprechend dem Titel Diakonus; Oberhelfer soviel wie Archidiaconus; bei den Herrnhutern ist H. ein Seelsorger und Sittenaufsicher.

Helfer (Joh. Wilh.), Naturforscher, f. unter Oriskany (Joh. Alons Kenatus), National-ökonom, geb. 6. Nov. 1817 zu Neuchâtel, besuchte das Gymnasium in Rottenberg, von 1836 an die Universitäten Erlangen, Berlin, Heidelberg, München, wurde 1843 Privatdocent in Jena, 1844 außerord., 1847 ord. Professor, war 1849—60 in

gleicher Stellung in Tübingen, 1860—69 in Göttingen, seit 1869 in München. H. veröffentlichte zahlreiche größere Untersuchungen über ökonomische Thematika, meist in der tübinger »Zeitschrift für Staatswissenschaft« erschienen, unter welchen die wichtigsten sind: »Die Domänenverwaltung in Baden« (1847), »Seiner von Elfen und sein Geseh über die Teilung des Produkts unter Arbeiter und Kapitalisten« (1852), »Wärtemb. Agrarverhältnisse« (1853—54), »Über die österr. Wafuta« (1855—56), »Die Waldrente« (1867 u. 1871). Neuerdings verfasste er die Artikel »Forstwirtschaft« und »Allgemeine Steuerlehre« in Schönbergs »Handbuch der polit. Ökonomie« (Tüb. 1882).

Helferstorfer (Othmar), österr. Abgeordneter, geb. 19. Juli 1810 in Baden bei Wien, wurde 1828 im Benediktinerstift der Schotten in Wien aufgenommen, 1833 zum Priester geweiht, war als Seelsorger, dann als Lehrer im Stiftsgymnasium (daneben an Sonntagen auch als Hofprediger) tätig, 1860 als Abt gewählt. Von der Großgrundbesitzerkurie in den niederösterreich. Landtag und auch in das Abgeordnetenhaus entsendet, stimmte er stets mit der deutschen und freisinnigen Partei und war deshalb im Lande sehr populär. Im J. 1874 wurde er in das Herrenhaus berufen, seit 1879 bis zu seinem Tode (25. Okt. 1889) leitete er als Landtagspräsident und Vorsitzender des Landesausschusses die Provinzialgeschäfte von Niederösterreich.

Helfert (Alexander, Freiherr von), österr. Schriftsteller und Abgeordneter, geb. 3. Nov. 1820 in Prag, widmete sich jurist. Studien, lehrte kurze Zeit an der tschech. Universität, vertrat im Reichstag 1848—49 die Stadt Tachau, trat dann in das Unterrichtsministerium und war 1849—60 Unterstaatssekretär unter dem Minister Leo Graf von Thun. Vom 1. Okt. 1860 bis 4. Febr. 1861 leitete H. provisorisch das Unterrichtsministerium und, als dessen Geschäfte dem Staatsministerium zugewiesen worden, die Abteilung des Staatsministeriums für Unterricht und Kultus bis 1865 und trat dann in den Ruhestand. Hierauf nahm er seine schriftstellerische Tätigkeit, die er mit einer Zeitschrift »Hub und Hieronymus« (Prag 1863) begonnen, wieder auf, als Herausgeber der »Österr. Geschichte für das Volk«, in welcher Sammlung er die Geschichte Österreichs unter der Regierung des Kaisers Franz I. bearbeitete. Ferner schrieb H.: »Geschichte Österreichs vom Ausgange des wien. Oktoberaufstandes 1848« (Wd. 1—4, Prag 1869—76), »Maria Luise, Erzherzogin von Österreich, Kaiserin der Franzosen« (Wien 1873), »Der tschech. Geandtenmord« (Wien 1874), »Die wien. Journalistik im J. 1848« (Wien 1877), »Boznische« (Wien 1879), »Der wien. Barnab« (Wien 1882), »Fabrizio Azzo« (Wien 1883), »Maria Karolina von Österreich, Königin von Neapel und Sicilien« (Wien 1884). Durch den Pairsschub vom Jan. 1881 gelangte H. in das Herrenhaus des österr. Reichsrats, wo er als Vertreter der föderalistischen Partei eine hervorragende Rolle spielt.

Helge-ä, mehrere schwed. Flüsse. Der größte derselben entspringt im Süden des Jönköpings Län auf einer Höhe von 200 m, durchfließt mehrere Seen, darunter Möckeln in Småland und Helgesjön in Skånen, wo er in der Sandbucht bei Åhus, dem Hafen Kristianstads, in die Östsee fällt. Die gesamte Länge beträgt 193 km, das Stromgebiet 1600 qkm, Am Ausflusse der H. fand eine See-

schlacht statt zwischen dem Dänenkönige Knut d. Gr. und den Königen Arund von Schweden und Olaf von Norwegen.

Helgi Hjörvarðsson, ein nordischer Sagenheld, über welchen die Eddalieder berichten. Er war der Sohn des Hjörvarð und der Sigrün; seinen Namen erhielt er von der Valkyrie Svava, welche ihm als Jahrgeschenk ein siegbringendes Schwert verleiht. Im Kampfe erschlägt er den Mörder seines Großvaters und den Riesen Hati und vermählt sich dann mit Svava. Beim Bragarfull (s. unter Bragi) hatte H.s Bruder Hebin gelobt, die Svava zu erlangen; als er bittere Reue darüber empfand, tröstete H. ihn durch Hinweisung auf den bevorstehenden Kampf. Zu diesem erhält H. die Todeswunde und bittet sterbend Svava, sich mit Hebin zu vermählen. Die ganze Sage behandelt die »Helgartridha Hjörvarðssonar« der Eddalieder.

Helgi Hundingsbana, d. h. der Hundings-töter, eine der schönsten Erscheinungen der nordischen Sage, war der Sohn Sigmunds und der Borg-hild, der Stiefbruder Sigurðs. Bei seiner Geburt erscheinen die Nornen und geben ihm Namen und Güter. Als er herangewachsen ist, erschlägt er Hundung und dessen Söhne. Auf die Bitte der Valkyrie Sigrun kämpft er gegen Hödbrö und besiegt diesen und seinen Anhang, verlobt sich alsdann mit Sigrun, wird aber bald darauf von deren Bruder Dag getötet. Sigrun bewahrt dem nach Walhalla gekommenen Helden ihre Liebe; auf seinem Grabhügel erwartet sie ihn allnächtlich, bis ihr H. erscheint und sie bittet, von ihrem Schmerz abzulassen. Bald darauf stirbt auch Sigrun. Diese Sage, welche ursprünglich für sich bestand, ist in den altnord. Quellen an die Völsungen Sage, die Geschichte von Sigurð und seinem Geschlecht, angeknüpft.

Helgoland (engl. Heligoland), ein kleines, jetzt Großbritannien zugehöriges Felsenland der Nordsee, welches, 56 km von dem nächsten Punkte Schleswigs (Eiderstedt) und 58 km im NW. von Cuxhaven gelegen, die Mündungen der Elbe, Weser und Eider beherrscht und von einigen andern Sandinseln oder Dünen und verschiedenen Klippen und Rissen, unter denen der sog. Mönch die vorzüglichste, umgeben ist. Die Insel, nur 0,55 qkm groß, wird in das Ober- und Unterland eingeteilt. Jenes hat bei 1792 m Länge und 600 m Breite 3978 m im Umfang und ist 60 m, im höchsten Punkte 66 m über der Meeresfläche erhaben; dieses, ein flaches Vorland aus rötlichem Thon und Kalksteinen, hat jetzt kaum noch einen Umfang von 900 m, weil die Fluten des Meers fortwährend größere oder kleinere Massen von den steilen roten Keuperfelswänden abspülen. Die vor den Wänden isoliert aus dem Meere sich erhebenden und die Insel gegen die Wut der Wellen schützenden Felsen heißen die Bränne, d. i. der Panzer. Die Sandinseln haben nur zwei Felsensteile des Umfangs von H. Etwa 1200 m östlich von dem Vorlande liegt eine 300 m lange und 100 m breite, 6 m über der Meeresfläche erhabene Sanddüne, an deren westl. Strande das Seebad liegt. Dieselbe hing bis 1720 durch einen Landstreif mit der Insel zusammen. Der obere Teil der Insel ist zwar Felsengrund, aber mit einer fruchtbaren Erde bedeckt, welche Gras und Klee, Getreide, Kartoffeln, auch niedrige Sträucher trägt. Auf diesem Teile der Insel steht der Leuchtturm von 80 m Seeshöhe und

eine kleine Stadt von 500 Häusern, an die sich auf dem untern Teile noch etwa 70 Häuser reihen. Eine holzerne Treppe von 190 Stufen führt nach oben hinauf. Der Ort hat Theater, Gesellschaftshaus und mehrere Hotels. Fischerei, Hummerfang und besonders der Loffendienst, in welchem sie ausgezeichnet sind, bilden die Hauptnahrungsquelle der (1881) 2001 Bewohner. Dieselben sind fries. Stammes und sprechen einen fries. Dialekt; aber Gottesdienst und Schulunterricht finden in hochdeutscher Sprache statt. Übrigens unterhalten sie auch Schifffahrt und gewinnen durch den Aufenthalt der zahlreichen Fremden, die das Seebad besuchen. Trinkwasser fehlt, außer dem gesammelten

Landrecht, das nur aus 14 Artikeln besteht. Die Einwohner sind im allgemeinen von einfachen und strengen Sitten, und zu keiner Zeit war ein Gefängnis auf H. vorhanden. Die Helgoländer bekennen sich zur luth.-evang. Kirche und wählen ihre Prediger selbst, von denen der jüngere zugleich den Unterricht in der obern Klasse der Schule besorgt. Die Befolgung der Geistlichen liegt dem Landesherren ob.

Vgl. Vetter, «H., Schilderungen und Erörterungen» (Berl. 1853); Wallace und Partinon, «Der unentbehrliche Begleiter nach H.» (5. Aufl., Hamb. 1882); Seelig, «Führer durch H. und Curhaven» (Hamb. 1883).



Topographische Karte von Helgoland.

Regenwasser. Ein submariner Telegraph führt zur deutschen Küste.

Auf H. war in ältester Zeit ein Heiligtum des Gottes Fosite, der bei allen Friesen in hohem Ansehen stand, bis der heil. Willebrod 785 dasselbe zerstörte. Mit Nordfriesland kam die Insel an das Herzogtum Schleswig, war bis 1712, wo Dänemark sie unterwarf, ein Besitztum der Herzöge von Gottorp, wurde aber 1807 von den Engländern besetzt, welche sie während der Continental-Sperre Napoleons I. zur Hauptniederlage ihres Schmuggelhandels mit dem Festlande machten. Im Wiener Frieden trat Dänemark 1814 H. förmlich an England ab. Die brit. Regierung bezieht von der Insel eine geringe Getr. und Haussteuer, nebst Kurlare, und läßt die Verwaltung durch einen Gouverneur, der gewöhnlich Stabs-offizier ist, besorgen. Ihm steht ein Rat zur Seite. Die alten fries. Gesetze bilden das helgoländer

Das Seebad zu H. entstand 1826 durch den Vorschlag von der Dedens und ist, namentlich seit der regelmäßigen Dampfbootverbindung mit Hamburg, Euzhaven und Geestemünde, eins der besuchtesten der Nordsee. Der Hauptplatz für die Bäder ist die Düne. Auch an der Ostseite der Insel besteht eine Badeanstalt sowie ein vorzüglich eingerichtetes Schwimmbassin.

Helgöa hieß im alten Athen der große, zuerst durch Solon angeordnete Ausschuss von tausend Männern, der (alljährlich neu aus allen Bürgern, die das 30. Lebensjahr überschritten hatten, auszuwählen) die vollstündliche Jurang bildete, an welche in allen schweren Kriminalfällen von dem Urteil der Archonten appelliert und vor welchem nach Ablauf jedes Amtsjahres Klage gegen Beamte wegen Überschreitung ihrer Amtsbeurtheilungen erhoben werden konnte. Mit der fortschreitenden Entwicklung der Demokratie in Athen wuchs die Macht und Bedeu-

tung der H. fortbauernb. Kleisthenes (gegen Ende des 6. Jahrh.) erhöhte die Zahl der Heliaden, bestimmte, daß von allen Sprüchen der Archonten über Verbrechen und Vergehen und auch in Civilsachen an die H. appelliert werden konnte, und gab der H. das Recht, alle Beschwerden gegen abtretende Beamte anzunehmen, die Rechenschaft der Beamten über ihre Amtsführung entgegenzunehmen, dieselben endlich ordnungsmäßig zu entlasten. Endlich in der Perikleischen Zeit erhielt das System der aus der H. besetzten Schwurgerichtshöfe seine Vollendung.

Heliaden (Heliades) hießen die drei, nach andern sieben oder fünf Töchter des Helios und der Klymene, die Schwestern des Phaethon, die nach der gewöhnlichen Sage in Schwarzpappeln verwandelt wurden, als sie ihren Bruder Phaethon (s. d.) beweineten, nach Hygin, weil sie ihrem Bruder des Paters Wagen ohne dessen Befehl angepannt hatten. Ihre Thränen verwandelten sich in Bernstein, der von den Bäumen in den sagenhaften Strom Eridanos träufeln sollte. — Heliaden heißen auch die sieben durch Weisheit ausgezeichneten Söhne des Helios, welche dieser mit der Nymphe der Insel Rhodus erzeugte. [s. d.]

Heliadisch, zur Sonne gehörig; s. unter Auf-
Heliand, d. i. Heiland, hat A. Schmeller das von ihm (2. Aufl., München, 1830—40) nach den beiden vorhandenen Handschriften, deren eine früher in Bamberg, jetzt in München, die andere im Britischen Museum aufbewahrt wird (Bruchstücke einer dritten Handschrift sind neuerdings in Prag gefunden worden), herausgegebene altföhl. Gedicht des 9. Jahrh. genannt, das in allitterierenden Versen die Geschichte Christi nach den Evangelien erzählt. Es ist vielleicht ein Teil eines umfassendern Werks, einer poetischen Bearbeitung der Geschichte des Alten und Neuen Testaments, die Ludwig der Fromme einem berühmten fächl. Sänger antrug. Wo der ungenannte Dichter des H. lebte, ob er ein Westfale war, wie viele meinen, ist nicht zu entscheiden. Sein Wert ist nicht nur das fast einzige uns erhaltene Denkmal der altföhl. Mundart, sondern auch durch Wärme der Empfindung und durch Glanz und Kühnheit der Sprache von hohem dichterischen Werte. Es stellt sich dem gleichzeitigen angelsächl. und altnordischen Dichtungen würdig zur Seite und läßt eine Blütezeit der deutschen Poesie im 9. Jahrh. erkennen. Zugleich gibt es durch seinen Ton, der in formelhaften Ausdrücken und Wendungen als ein vollmächtiger unverkennbar ist, ein Bild der epischen deutschen Volkspoesie jener Zeit. Neuere Ausgaben lieferten Röne (Münster 1855, mit Übersetzung), Hegne (3. Aufl., Vaberb. 1883), Müdert (in »Deutsche Dichtungen des Mittelalters«, Bd. 4, Leipzig 1876), Sievers (Halle 1878) und Behaghel (Halle 1882). Übersetzungen veröffentlichten Mannegieser (Verl. 1847), Simrod (3. Aufl., Berl. 1882), Grein (Hinteln 1884; neue Bearbeitung, Kass. 1869) und Rapp (Stuttg. 1856). Vgl. Bilmars, »Deutsche Altertümer im H.« (2. Aufl., Marb. 1862); Windisch, »Der H. und seine Quellen« (Leipzig 1868); Grein, »Die Quellen des H.« (Kass. 1869); Sievers, »Der H. und die angelsächl. Genese« (Halle 1875).

Helianthemum Pers., Pflanzengattung aus der Familie der Cistaceen. Die Arten derselben sind sehr variabel, und man kennt etwa 100 Formen, die sich jedoch auf ungefähr 30 Arten zurück-

föhren lassen. Die meisten derselben kommen im Mittelmeergebiet und Kleasien vor, nur wenige finden sich in Amerika. Es sind krautartige Pflanzen oder Halbsträucher mit meist niederliegenden Stengeln und eiförmigen oder linealischen gegenständigen Blättern. Die Blüten sind ansehnlich und gewöhnlich von gelber Farbe, sie bestehen aus fünf leicht abfallenden Blumenblättern, drei bis fünf Kelchblättern, sehr vielen Staubgefäßen und einem fadenförmigen Griffel, der dem einfächerigen, mit drei nach innen vorstehenden Loculen versehenen Fruchtknoten aufsitzt. Die bekannteste Art ist das gemeine Sonnenröschchen (H. vulgare Gärt. oder H. Chamaecristum Mill.); es findet sich an Waldrändern und auf sonnigen Grasplätzen durch ganz Mitteleuropa verbreitet. Das Kraut desselben war früher unter dem Namen Herba Helianthemum a. Chamaecristi vulgare officinell. Einige andere Arten werden wegen ihrer schönen Blüten und ihrer großen Benützung in den Gärten gezogen. Es gibt eine große Anzahl Varietäten mit verschiednen gefärbten und auch mit gefüllten Blüten.

Helianthus L., Sonnenblume, Gattung ein- oder mehrjähriger Gewächse Amerikas, zur Familie der Kompositen gehörig und so genannt, weil die großen Blütenköpfe mit ihrem ausgebreiteten gelben Strahl mit der Sonne verglichen werden können. Der Kelch ist unregelmäßig nachgiebig, die äußern Schuppen desselben blattartig, groß, mit nicht angebräunten Anhängeln, die inneren kleiner; der Fruchtknoten ist flach oder gewölbt, mit spigen Spreublättern besetzt, die Fruchtknoten sind fast vierkantig, mit zwei grannenförmigen Schuppen gekrönt. Die in den Blumengärten häufigste Art ist H. annuus L., die einjährige Sonnenblume, eine 2—3 m hohe Pflanze mit 30 cm und darüber breiten nickenden Blütenköpfen und scharfhaarigen, herz-eiförmigen Blättern. Man kultiviert von ihr in den Gärten, besonders in landwirtschaftlichen Anlagen, wo sie eine ausgezeichnete Rolle spielen, mehrere konstante Arten, die einblumige (var. uniflorus) mit höherem und viel stärkerem Stengel, sehr großen Blättern und mit nur einem einzigen Blütenkopfe, dessen Scheibe aber gegen 50 cm breit ist; die gefüllte (var. flore pleno), bei der die gewölbte Scheibe dicht mit nachgiebig geordneten Blüten besetzt ist, die in der Form den Strahlblüten ähnlich sind; die kugelige (var. globosus), ohne Strahl und auch die der Scheibe verlängert-abdrig, so daß die Blume, da der Rand der Scheibe nach hinten umgebogen ist, eine fast kugelige Gestalt erhält, und andere Spielarten. Man pflanzt diese effektvollen Pflanzen durch Aussaat im März und April fort. Die Sonnenblume verlangt zum Gedeihen ein sehr nahrhaftes, gut gedüngtes Erdreich, in welchem ihre Stengel bis 4 m hoch werden. Da sie den Boden sehr aufsaugt, so ist sie zur Trodenlegung sumpfigen Bodens geeignet. Von großer wirtschaftlicher Bedeutung ist sie als Ölpflanze. Das aus der Frucht gewonnene Öl ist ein wichtiger Produktions- und Handelsartikel, besonders für Rußland. Dort betrug die Produktion schon 1870 mehr als 80 000 Doppelcentner, welche einen Wert von etwa 4 Mill. Rubel repräsentieren. Der Anbau dieser Pflanze nimmt aber von Jahr zu Jahr zu.

Von Hiezpflanzen dieser Gattung ist noch zu erwähnen H. argophyllus, ebenfalls einjährig, die

ganze Pflanze mit blühem, silberweißem Seidenfahig bedeckt, die Blumen mit orangegelbem Strahl und schwerm-purpurner Scheibe, welche letztere bei der gefüllten blühenden Varietät mit blumenblattartigen, bronzegrünen Bländern ausgefällt ist. Der ausdauernde *H. multiflorus* besitzt zwar viel kleinere Blumen, aber desto zahlreichere Blütenkengel und ist eine stattliche, für Ziergärten sehr zu empfehlende Pflanze, besonders die gefüllte blühende Varietät. Vor der Einführung der Kartoffel von größerer Wichtigkeit als jetzt war der *Lopinambur*, *H. tuberosa*, eine Pflanze *Rordamerilas*, in allen Teilen kleiner als die einjährige Sonnenblume, ausdauernd mit birnförmigen Knollen, welche der Wurzelstock erzeugt. Sie sind von der Größe mittelgroßer Kartoffeln und essbar, jedoch weniger reich an Nährstoffen als diese. Ihr etwas harter Geschmack erinnert an Knollkudoden. Als Gemüsepflanze wird der *Lopinambur* wenig mehr gebaut, dagegen verdient er mehr Beachtung als Viehfutter, da er mit dem schlechtesten Weiden fürlieb nimmt und keiner Pflege bedarf. Die Knollen werden besonders gern von Schweinen gefressen, gedämpft aber auch vom Rindvieh. Die Blätter geben gutes Schaffutter und können auch als Streu und zur Düngerbereitung Verwendungs finden. Diese Pflanze ist so anspruchslos, daß ihre Kultur fast gar keine Mühe weiter erfordert als die Pflanzung ein für allemal. Man pflanzt sie durch Knollen im Frühjahr fort und erntet im Herbst, wenn die Stengel trocken geworden sind.

Helixen, f. unter *Helix*.

Helix (H.), Schraubentiere, Schraubengang; *escalier en hélice*, Wendeltreppe.

Heliochrysum, f. unter *Immortellen*.

Helicoides, Heliciden oder Schirrelschnecken bilden eine artenreiche (mit weit über 5000 Species) Familie der Pulmonaten. Sie sind Landmollusken von sehr verschiedener Größe (wenige Millimeter bis 6 cm), mit vor (nur sehr selten mit zwei) retrahiblen Tentakeln, auf deren hintern die Augen sich befinden. Die Schale ist sowohl der Gestalt als auch der Färbung nach außerordentlich mannigfaltig: einzelne (fog. Radischnecken) besitzen nur eine rudimentäre innere Schale; bei andern ist die Schale zwar äußerlich, aber sehr klein, während sie wieder bei andern das ganze Tier aufnehmen im Stande ist. Sehr häufig zeigen sie fünf farbige Bänder, welche in sehr verschiedener Art und Weise miteinander verschmelzen, zum Teil auch ausfallen können, jedoch für gewisse Arten der Kreis der Farbensvarietäten ein ungemein großer wird; bei der gewöhnlichen Heuschnecke (*Helix nemoralis*) zählt man nicht weniger als 89 Fälle verschiedener Färbung. Die Tiere sind eierlegend, nur in seltenen Fällen lebende Junge zur Welt bringende Weibchen, die zum Teil von animalischer, zum Teil von vegetabilischer Kost leben und in letztem Falle sehr lästig für Gartenbau und Landwirtschaft werden können. Besonders erwähnt zu werden verdienen: die graue und die Adernadtschnecke (*Limax cinereus* und *agrestis*), erstere bis 5 Zoll lang, dem Gemüse in Gärten, aber auch den Vorräten davon in Kellern u. f. w. sehr schädlich; man vertilgt sie entweder, indem man Köder, Kürbistübe, süße Äpfel, Salat- und Kohlblätter u. f. w., namentlich aber Substanzen, die mit Jodium getränkt sind, dessen Geruch die Schnecken nach Erfahrungen franz. Gärtner ungemein anzieht, auslegt und die ange-

lockten mittels lodendem Wasser, aufgestreutem Rochsals oder ungelöstem Kalk tötet, oder man streut an Stellen, wo die Tiere häufig sind, vor Sonnenaufgang oder kurz nach Sonnenuntergang Gips, Kalk, Asche, Salz, Gliehmirtel, Fichtennadeln, kurz Substanzen, welche die Tiere ihres Schleims berauben, sie in der Fortbewegung hindern oder ihre Haut verlegen. Auch Enten und Stare sind in den Gärten ausgezeichnete Vertilger der lästigen Gaste. Harmlos sind die rot, braun und schwarz vorstammenden Weg- oder Waldnadschnecken (*Arion empiricorum*), weniger die gebänderten Gartenschnecken (*Helix nemoralis* und *hortensis*) und die geprenkelte Baumschnecke (*H. arbustorum*). Den Schaden, den die große Weinbergschnecke (*H. pomatia*) thut, könnte sie leicht mit ihrer eigenen Haut ersetzen, da sie ein ausgezeichnetes Nahrungsmittel ist, das man in Süddeutschland recht zu schätzen weiß, das aber im Norden der Menschheit verloren geht. In Schwaben, namentlich um Ulm, werden sie massenhaft in sogenannten «Schneckenärten» gekehrt und gehen in Fässern zu 10000 Stück als Handelsartikel donauabwärts bis Wien. Am besten sind sie im Anfang des Winters, wenn sie ihre Gehäusöffnung mit einem festen Kalkbedel geschlossen haben. Die Schnecken sind nicht allein eine Zierpflanze, denn auch bei den alten Römern waren sie sehr beliebt, die sie in eigenen Behältern (*cholouria*) nannten. In SüdEuropa werden viele Arten gern verzehrt. Die Heliciden sind kosmopolitisch; fossil treten sie (in *Rordamerila*) in der Steinzeitformation auf, fehlen dann aber, bis jetzt wenigstens, bis zur obern Kreide. Vgl. Pfeiffer, «*Monographia heliceorum vivantium*» (8 Bde., Lpz. 1848—77).

Heliconiden, eine Familie lebhaft gefärbter, tropischer Tagfalterlinge.

Helie (Justin), franz. Jurist, geb. 31. Mai 1729 zu Nantes, wurde 1825 Advokat daselbst, 1827 im Justizministerium angestellt und 1837 Chef des Bureau der Kriminalfachen, 1849 Rat am Kassationshof und 1879 Vizepräsident des Staatsrats. S. gründete 1829 das «*Journal du droit criminel*» und schrieb: «*Théorie du code pénal*» (mit Chauveau, 6 Bde., 1834—43; 5. Aufl. 1872—73) und «*Traité de l'instruction criminelle*» (9 Bde., 1845—60; 2. Aufl. 1866—67).

Helike, uralte Stadt im Peloponnes an der achäischen Küste des Korinthischen Meerbusens, etwa eine halbe Stunde südöstlich von Kostas (dem alten Agion), in fruchtbarer Ebene gelegen. Ein Naturereignis im J. 373 v. Chr., von Aristoteles beschrieben, das sich beim benachbarten Brau als Erdbeben, bei S. wesentlich als Austritten des Meeres äußerte, zerstörte den Ort vollständig und veränderte die ganze Küstenlinie. Nur der Name verblieb der Gegend.

Helikoidisch (lat.-grch.), spiralförmig.

Helikometrie, Schneckenmessung, ist die Lehre von den Spiralen oder Schneckenlinien, welche durch Drehung eines Schenkels unter gleichzeitiger Fortbewegung eines Punktes desselben entstehen. Zu den Spiralen, welche transzendente Kurven sind, gehören 1. B. die archimedische, die hyperbolische und die logarithmische Spirale.

Helikon, jetzt Zagora, ein von B. nach D. reichender, an Quellen und heilkräftigen Kräutern reicher Gebirgszug im SW. der griech. Landschaft Böotien, zwischen dem Korinthischen See und dem

innern Korinthischen Meerbusen, ist von den alten Dichtern als geheiligter Musenort verherrlicht worden. Auf dem gegen 1600 m hohen Gipfel der Hauptkette des Gebirges stand ein Altar des Zeus Helikonios; nur 70–80 m unterhalb desselben entspringt ein Quell des klarsten und frischesten Wassers, die Hippokrene, welche der Sage nach durch den Hufschlag des Pegasis hervorgebracht worden sein sollte. Etwa 8 km weiter abwärts in einem schmalen Seitenthale befand sich im Altertum ein zum Gebiete der Stadt Thesspiä gehöriger, den Musen geweihter Hain, der mit zahlreichen Bildwerken geschnückt und von Wohnungen für die Priester umgeben war. Die Überreste sind nicht bedeutend. In der Nähe des Hains sprudelt eine ebenfalls den Musen heilige Quelle, die Aganippe, unter Bäumen aus dem Felsboden hervor.

Helikon, bei den alten Griechen ein vierediges Saiteninstrument mit neun Saiten, welches jedoch, wie das Monochord, nur der Tonbestimmung dienste und nicht der praktischen Musikübung; ferner Name eines modernen, besonders bei der Militärmusik eingeführten Blechblasinstrumentes von größten Dimensionen, welches kreisförmig gewunden ist und über die Schulter getragen wird.

Helikoniden, s. wie Musen.

Heliocentrisch heißt in der Astronomie jede Ortsbestimmung, die sich auf den Mittelpunkt der Sonne bezieht oder nach der Vorstellung aus dem Mittelpunkt der Sonne beobachtet wird. So bestimmt z. B. die heliocentrische Länge und Breite eines Planeten den Ort, welchen derselbe, aus der Mitte der Sonne beobachtet, einnimmt.

Heliochrome, s. unter Holographie.

Heliodor, griech. Erotiker, aus Emesa in Syrien, verfaßte einen, vor andern griech. Romanen durch Sittenreinheit und zum Teil auch durch kunstreiche Anlage sich auszeichnenden Roman (*«Aethiopica»*), in welchem die Liebesabenteuer des Theagenes und der Charikleia geschildert werden. Der Kirchenhistoriker Sokrates gibt an, ein Bischof H. von Trkilä in Ithessalien, den man an das Ende des 4. Jahrh. n. Chr. zu setzen pflegt, solle der Verfasser sein. Wahrscheinlich aber war der Verfasser viel mehr ein der neupythagoräischen Lehre ergebener Sophist des 3. Jahrh. Vgl. Hilde, *«Der griech. Roman»* (Lpz. 1876). Die besten Ausgaben der *«Aethiopica»* lieferten Korais (2 Bde., Lpz. 1805), Veller (Lpz. 1855) und Hirschig in den *«Erotici scriptores»* (Bar. 1856); gute deutsche Übersetzungen Wötling (Frankf. 1822), Jacobs (Stuttg. 1837 fg.) und Richter (Stuttg. 1869).

Heliodoros, Rännerer und Schatzmeister des Königs von Syrien Seleucus IV. Philopator (187–175), begab sich auf Antisten des Apollonius, Statthalters von Mesopotamien und Phönizien, nach Jerusalem, um den daselbst im Tempel aufbewahrten Schatz zu plündern, da dessen Vorhandensein durch einen Verräter, Simon den Benjaminiten, bekannt geworden war. Der Hohepriester Onias weigerte sich, die daselbst geborgenen 400 Talente Gold und 200 Talente Silber herzugeben; als H., des Priesters und des Volkes Widerstand nicht achtend, sich dennoch zum Raube anschickte, soll er nach der sagenhaften Erzählung des zweiten Buches der Makkabäer (Kap. 3) durch das wunderbare Einschreiten eines verrittenen Engels und zweier junger Knappen zu Boden geschmettert, jedoch durch Onias' Gebet wieder belebt und bekehrt worden sein.

Diese Scene ist durch Raffels berühmtes Bild in den Stangen zu Rom verherrlicht worden. Josephus erwähnt dieser Geschichte nicht. Wir wissen nur, daß später H. den König ermordete, als dessen Bruder Antiochus gegen den Sohn des Königs, den spätern Demetrios Soter, als Geisel der Römer ausgetauscht wurde und auf der Reise von Rom nach Syrien unterwegs war. H. bemächtigte sich wirklich, in Abwesenheit der Thronerben, des Thrones, wurde aber nach kurzer Zeit durch das Einschreiten der Pergamer Attalus und Eumenes gestürzt, um dem Bruder des Seleucus, Antiochus IV. Epiphanes (s. d.), das Feld zu räumen (175 v. Chr.). Außer dem Makkabäerbuch erwähnt nur Appian des H., da die auf ihn bezügliche Stelle im 41. Buch des Livius durch eine Lücke verloren ist. Die Zeit der Regierung des H. war nur kurz, da sowohl von Seleucus IV. als von Antiochus IV. Münzen aus dem J. 138 der Seleucidischen Ära (175 v. Chr.) vorhanden sind.

Heliogabalus oder Elagabal, röm. Kaiser 218–222 n. Chr., eigentlich Varius Avitus, ein Enkel der Julia Mäsa, Schwester der Julia Domna, der Gattin des Kaisers Septimius Severus. Seine Großmutter wandte sich nach der durch Macrinus veranlaßten Ermordung Caracallas (im April 217) nach ihrer Heimat Emesa in Syrien, wo ihr (als Caracallas Bastard geltender) Enkel Oberpriester des Elagabal, des Sonnengottes von Emesa, wurde, dessen Namen er selbst annahm. Sie gewann durch ihre Gelbmittel einen Teil des hier lagernden Heeres für H., der im Alter von 14 Jahren am 16. Mai 218 zum Kaiser ausgerufen wurde. Macrinus ward im Juni 218 in der Gegend von Antiochia geschlagen, nachher ebenso wie sein Sohn Diadumenos auf der Flucht ermordet. H. aber zog, nachdem er den nächsten Winter in Nikomedia verlebte, 219 in Rom ein. Dahin verpflanzt er zugleich den orgiastischen Dienst seines syr. Gottes, dem er Tempel, einen auf dem palatinischen Berge, erbaute und die andern Götter unterordnete. In Schwelgerei, frechem Übermut und Wollust übertraf er die schlechtesten seiner Vorgänger. Als er aber endlich das Leben seines Betters Alexianus (Alexander Severus), den er (221) adoptiert hatte, bedrohte, brach (nach der gewöhnlichen Annahme 11. März, nach neuester Rechnung 2. Febr.) 222 ein Aufstand der Garbetruppen aus, die diesem geneigt waren. H. wurde ermordet und sein Leichnam in den Tiber geworfen.

Heliograph ist der Name eines Instrumentes, mit welchem kleine Bilder der Sonne angefertigt werden, und zwar meist mit Hilfe der Photographie, in welchem Falle dann das Instrument als *Photoheliograph* bezeichnet wird. Dies ist ein vollständiges Aquatorial mit einer photographischen Kammer; das Objectiv ist aplanatisch geschliffen, so daß das Sonnenbild in einer Ebene (Sonnen-scheibe) entsteht und entweder im Fokus direkt oder durch einen Nulrarapparat vergrößert aufgenommen wird. Dallmeyer und Browning in London, Steinheil in München und Hugo Schröder in Oberursel bei Frankfurt a. M. haben solche Apparate mehrfach konstruiert.

Heliograph ist auch Bezeichnung für eine in neuerer Zeit von dem Engländer Mance erfundene, zu Zwecken der Feldtelegraphie bestimmte Vorrichtung. Mance benutzte einen drehbaren Spiegel, um durch Reflex der Sonnenstrahlen Lichtindrücke

von kürzerer oder längerer Dauer auf große Entfernungen hin hervorzubringen. Durch entsprechende Kombination derselben wird, ähnlich wie beim Morse-Apparat, aus Punkten und Strichen ein Alphabet gebildet. Der H. von Mance soll bei Versuchen in England günstige Ergebnisse geliefert haben; indes schließt die Abhängigkeit des H. vom Sonnenlicht eine unbedingte Brauchbarkeit desselben aus. Vgl. Bolen, »Handwörterbuch der gesamten Militärwissenschaften« (Lpz. 1877).

Heliographie (grch.) ist zunächst der Name derjenigen Wissenschaft, welche sich mit der Lehre von der Sonne als Weltkörper befaßt, also soviel wie Sonnenbeschreibung, Sonnenkunde. Dann aber bezeichnet man auch mit H., zuweilen Heliotypie genannt, einerseits die Kunst, mit Hilfe der chem. Wirkung des Lichts ein vertieftes Bild auf einer Metallfläche hervorzubringen, welches sich in Kupferdruckmanier abdrucken läßt, andererseits die von solcher Metallfläche gewonnenen Abdrücke.

Das erste heliographische Verfahren wurde von Nicéphore Niepce 1827 erfunden. Es gründet sich auf die Anwendung von Asphalt. Asphalt hat die Eigenthümlichkeit, durch chem. Wirkung des Lichts seine Löslichkeit in ätherischem Öl zu verlieren. Überzieht man demnach eine Metallplatte mit einer Auflösung von Asphalt in Lavendelöl, trocknet die Schicht und belichtet sie unter einer auf durchscheinendem Papier gefertigten Zeichnung, so halten die schwarzen Striche das Licht zurück, an den darunter befindlichen Stellen bleibt somit der Asphalt löslich; unter den Licht durchlassenden weißen Stellen der Zeichnung wird er aber unlöslich. Behandelt man demnach eine in dieser Weise belichtete Platte mit Lavendelöl, so wird der lösliche Asphalt weggenommen, der unlösliche bleibt zurück. Das Metall wird daher an allen Stellen, die nicht durch die Striche der Zeichnung gedeckt waren, seine Asphaltdecke behalten. Wäscht man eine solche Säure auf die Platte, so frist diese das Metall an allen freien Stellen an, an den geschützten aber nicht, und so entsteht eine vertiefte Zeichnung in Metall, ähnlich einer Radierung. Dieses Niepcesche Asphaltverfahren erfordert wegen der geringen Lichtempfindlichkeit des Asphalts eine sehr lange Belichtung.

Ein anderes heliographisches Verfahren ist das von Joz Talbot; derselbe benutzt mit einer Mischung von Chromsaurem Kali und Leim überzogene Metallflächen. Die genannte Mischung verliert bei der Belichtung ihre Löslichkeit in warmem Wasser, ähnlich wie Asphalt im Licht seine Löslichkeit in ätherischen Ölen verliert, und erlaubt deshalb in ganz analoger Weise, wie oben beschrieben, die Herstellung einer Radierung mit Hilfe des Lichts. Ein drittes Verfahren rührt von Scamoni her. Dieser fertigt auf gewöhnlichem photographischem Papiere mittels Silbersalzen ein positives Bild auf Collodium. Ein solches Bild stellt ein schwaches Relief dar, welches durch geschickte Verstärkung erhöht, dann galvanoplastisch abgeformt werden kann und dadurch ebenfalls eine abdruckbare Metallplatte liefert.

Ein viertes Verfahren, welches jetzt allgemeiner als die beschriebenen angewendet wird, ist das photogalvanographische, das Bressch (s. Galvanographie) zuerst benutzte und das nach mancherlei Verbesserungen jetzt in der Art ausgebildet wird, daß man von einem photographischen,

nach einer Zeichnung oder einem Stich angefertigten Negativ eine Lichtcopie auf Vignettapapier herstellt und das so erhaltene Bild auf eine blanke Kupferplatte überträgt und entwickelt. (S. Vignettprozeß unter Photographie.) Das reliefartig heraustretende Bild wird alsdann galvanoplastisch abgefaßt und dadurch eine vertiefte, zum Kupferdruck geeignete Platte gewonnen.

Diese Verfahren eignen sich hauptsächlich zur Wiedergabe von in Strichmanier ausgeführten Zeichnungen oder Stichen, z. B. Landkarten, Kupferstiche (die nach gravierten Blättern auf Kupfer angefertigten H. nennt man wohl auch Heliogravüren), viel weniger aber zur Wiedergabe von Halbtonbildern; sie werden hauptsächlich zur Reproduktion von Karten und bei der Herstellung von Wertpapieren angewendet, bei welchen es auf eine absolut treue Wiedergabe eines Originals in mehreren Druckplatten ankommt. Neben dem oben beschriebenen Verfahren existieren noch zahlreiche Modifikationen derselben, von Negre, Placet, Balbus, Bressch, Mariot u. s. w. Im Prinzip verwandt ist der Heliogravüre die sog. Photogravüre, welche sich die Wiedergabe von Halbtonen zum Ziel setzt. (S. Photographie.) Wird die Belichtung einer mit Asphalt oder Leimchromat überzogenen Platte unter einem negativen Bilde vorgenommen, so erhält man beim nachfolgenden Ätprozess ein erhabenes Bild, welches in der Buchdruckerpresse abgedruckt werden kann. Man bezeichnet dieses Verfahren zuweilen als Helioplastik oder Phototypie.

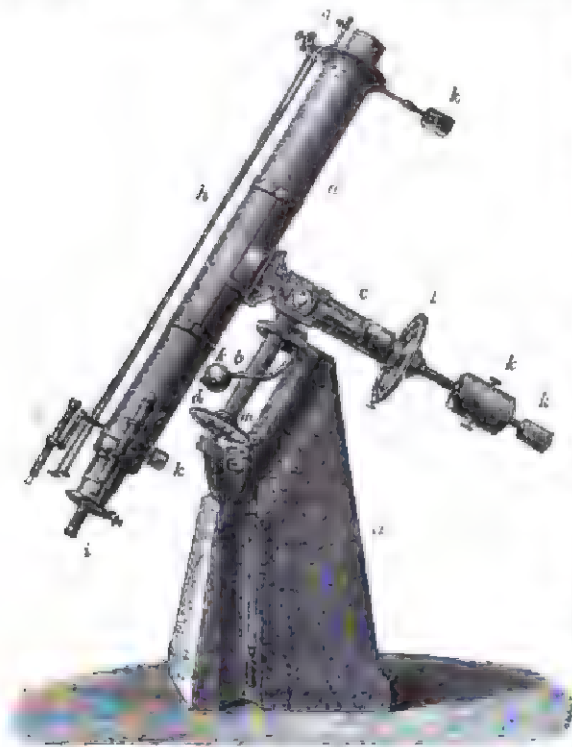
Vgl. Scamoni, »Handbuch der H.« (Verl. 1872); Husnik, »Die H.« (Wien 1878).

Heliogravüre, s. unter Heliographie.

Hellolatte (grch.), Sonnenanbeutung.

Heliometer, ein in der neuesten Zeit in der praktischen Astronomie vielfach angewandtes Instrument, mit welchem die Entfernungen von nahe liegenden Sternen, Doppelsternen und Durchmesser von Planeten, Mond und Sonne (daher der Name) gemessen werden. Der franz. Astronom Bouguer hat das Instrument erfunden; er nahm zwei ganz gleiche Objektive von gleicher Brennweite, setzte das eine fest und bewegte das andere seitlich durch eine Schraube und beobachtete die von beiden Objektiven hervorgebrachten Bilder mit ein und demselben Okular. Dollond wandte zwei Objektivhälften an, indem er das ganze Objektiv in zwei halbkreisförmige Hälften zerschnitt; doch erst Fraunhofer gab dem Instrument die große Vollkommenheit und machte es zu einem der vorzüglichsten Heliometerinstrumente. Beide Objektivhälften sind durch Schrauben beweglich und die Größe der Bewegung wird an genauen Teilungen abgelesen, die Schnittlinie ist in einer Fassung drehbar und kann in jede Richtung gebracht werden, so daß man nicht nur Entfernungen und Durchmesser, sondern auch Positionswinkel messen kann. Wessel hat für die königlicher Sternwarte 1829 zuerst ein größeres H. anfertigen lassen und mit demselben vorzügliche Doppelsternmessungen und eine genaue Parallaxenbestimmung des Sterns 61 im Schwan u. s. w. ausgeführt. Später sind H. für die Sternwarten in Bonn, Buitowa, Oxford, Giffabow, besonders von Repsold in Hamburg u. s. w. angefertigt, und 1874 sind von den deutschen, russ. und holländ. Astronomen diese Instrumente bei der Beobachtung des Vorübergangs der Venus vor der Sonnenscheibe

verwandt worden. Die nachstehende Abbildung zeigt das H. der pulswaer Sternwarte. Dasselbe ist parallaktisch auf dem Steinſtativ a montiert, in b ist die Polarachse, in c die Declinationsachse, in m der Stundenkreis, welcher durch ein Uhrwerk mit der Achse in 24 Stunden einmal herumgetrieben werden kann. In l ist der Declinationskreis, d d ist das Fernrohr mit dem durchschnittenen Objectiv; in e ist ein Sucher parallel dem großen Fernrohr,



in g die Mikrometerschrauben zur Bewegung der Objectivhälften, welche durch die Schläſſel h vom Okular i ausgeführt werden können. f ist ein Hilfsfernrohr zur Ablesung der Scala an der Mikrometerschraube g, in k k k k sind Gegengewichte sowohl für das Fernrohr als auch für den Sucher, für die Mikrometerschraube und zu den Friktionsrollen. Vgl. Hansen, „Ausführliche Methode, mit dem H. Beobachtungen anzustellen“ (Gotha 1827); Bessel, „Astron. Untersuchungen“ (Königsb. 1841); Seeliger, „Theorie des H.“ (Erg. 1876).

Helioplastik, s. unter Heliographie.

Heliospolis, Stadt in Aegypten, s. Baalbel.

Helios (von den Römern mit Sol [s. d.] identifiziert), der Sonnengott, eine alte griech. Gottheit, bei Hesiod ein Sohn des Titans Hyperion und der Theia, nach den homerischen Hymnen der Euryphaesia, ist der Führer des mit vier Rosſen bespannten Sonnenwagens. Diese Rosſe hießen nach Eumelos Eos und Eithiops, Pronte und Sterope, nach Doid Pyrois, Eous, Uthion und Phlegon. H. fährt täglich vom Okeanos im Osten, wo er nach späterer Dichtung einen Palast hat, über den Himmel hin, bis er abends im Westen in das Dunkel hinabtaucht. Von hier bringt ihn ein goldenes Fahrzeug (der Sonnenbecher) in der Nacht nach

Osten zurück. Allerdings ist H. nicht bloß eine Personifikation der Sonne. Schon bei Homer heißt er auch der Gott, der alles erschaut und hört. Er ist mit Apollo verwandt, doch keineswegs identisch. Oft heißt er bei Spätern Titan und schon bei Homer Hyperion. Er wurde in Korinth, Argos, Trözene, Elis u. s. w. verehrt. Sein Hauptſitz aber war Rhodus, wo man ihm jährlich ein Biergeſpann opferte, das man ins Meer ſtürzte. Auch war er hier ein bedeutender Gegenstand der Bildnerei, namentlich wurde ihm, außer einem Meisterwerk von Kephiss, H. auf seinem Biergeſpann darſtellend, die berühmte Laſſale Bildsäule, der Kolos von Rhodus, errichtet. Die Münzen zeigen ſeinen Kopf meiſt von vorn mit runden Formen und ſtrahlenförmig ſteigenden Haaren, ſpäter auch mit einem wirklichen Strahlentranz. In ganzer Figur erſcheint er meiſt beſeitigt auf ſeinem Biergeſpann; ſo auch auf der neugeſunden Metope von Neu-Mion.

Heliosis (grch.), das Sonnen; Sonnenbad; Sonnenſich.

Helioskop oder **Sonnenglas** nennt man ein Fernrohr, hinter welchem man das Bild der Sonne auf einer Ebene faßt. Ein astron. Fernrohr wird nämlich etwas weiter auseinandergezogen, als es, um entfernte Gegenstände dadurch zu ſehen, nötig iſt. So wird es gegen die Sonne gerichtet und das dadurch entſtehende Bild an einem dunkeln Ort aufgefaßt. In dieſer Abſicht wird entweder ein Zimmer verhuſt oder man ſtedt das Fernrohr in ein dunkles, trichterförmiges Behältnis, deſſen Boden mit geöltem Papier überſpannt oder mit einem mattgeſchliffenen Glaſe verſchloſſen iſt, worauf ſich die Sonne abbildet. Auf dieſem Papier oder Glaſe wird ein Kreis beſchrieben, den das Sonnenbild gerade ausfüllt, und der durch fünf innere konzentriſche Kreiſe in die gewöhnlichen zwölf Teile (die ſog. Zölle) geteilt wird.

Mit einem ſolchen H. kann man das Bild der Sonne mit ihren Flecken ſowie die Sonnenfinſterniſſe ohne Nachteil für die Augen beobachten. Indes iſt das Inſtrument zu genauern Beſtimmungen nicht geeignet, und man betrachtet daher die Sonne lieber durch Fernrohre, an welche vor dem Okular ein lichtabſorbierendes Glaſ, meiſtens ein ſarliges Glaſ, angebracht wird. Ein ſolches Glaſ wird **Sonnenglaſ** genannt. In neuerer Zeit hat man ſtatt dieſer Glaſer eine Kombination von Prismen, an deren Seiten das Licht reflektiert wird, oder auch eine Art Polarisationſapparat mit reflektierenden Spiegeln angewandt und nennt dieſe Apparate, welche in vorzüglicher Geſtalt von Merz in München geliefert werden, ebenfalls und ganz beſonders H.

Helioſtat, ein zu vielen optiſchen Verſuchen, bei denen man ſich der Sonnenſtrahlen bedient, unentbehrliches Inſtrument, im weſentlichen aus einem Spiegel beſtehend, der durch ein auf geeignete Weiſe angebrachtes Uhrwerk ſich dem Gange der Sonne gemäß ſo dreht, daß ein darauffallender Sonnenſtrahl ungeachtet der ſcheinbaren Fortrückung der Sonne in unveränderter Richtung auf einen beſtimmten Punkt zurückgeworfen wird. Es wurde von 's Graſſeſande erſunden und nächſt vielfach, z. B. von Silbermann und Auauſt, abgeändert und

verbessert. Da der H. teuer und nicht überall ein bequemer Platz zu seiner Aufstellung vorhanden ist, so bedient man sich gewöhnlich einer einfacheren Vorrichtung, bei welcher man einen Spiegel mittels Drehung zweier Stellschrauben aus freier Hand in zwei aufeinander senkrechten Richtungen nach kleinen Zeiträumen allmählich so weiter bewegt, daß das auf denselben fallende Sonnenlicht in wenigstens nahe unveränderter Richtung reflektiert wird. Besonders braucht man auch in neuerer Zeit den H. in der Photographie bei Herstellung vergrößerter Positive und kleinen Negativen mittels der sog. Solarcamera.

Heliothermometer, s. Klimometer.

Heliotrop, ein von Gess entdecktes Instrument, besteht aus zwei aufeinander senkrechten, mit einem Fernrohr verbundenen ebenen Spiegeln, von denen einer dazu dient, das Sonnenlicht nach einem bestimmten, weit entfernten Punkte hinzuwerfen, so daß man dasselbst den Spiegel hell erleuchtet sieht; der andere aber nur zum Zweck hat, dem ersten die nötige Stellung zu geben. Steht man nämlich zuerst durch das Fernrohr nach dem entfernten Punkte und dreht darauf beide Spiegel so, daß der Sonnenstrahl von dem einen derselben ins Fernrohr geworfen wird, so wirft der andere Spiegel den Sonnenstrahl nach dem Punkte, wo der Spiegel sichtbar sein soll. Diese sehr sinnreiche Vorrichtung wird vorzüglich bei großen Landesvermessungen als Signal mit vielem Vorteil angewendet und vertritt die Stelle der sonst so schwierigen Signale auf entfernten Standpunkten, zunächst der Leuchtzeichen und doch nur auf kurze Zeiträume sichtbaren sog. Mischfeuer. Die Erleuchtung des Spiegels ist so stark, daß man selbst bei einer Entfernung von vielen Kilometern das Auge durch gefärbte Gläser schützen muß. Im Fernrohr konnte man das vom Inselfeuer aus mittels eines H. reflektierte Licht aus dem Boden (also in mehr als 106 km Entfernung) noch gut sehen. Dabei hat der reflektierende Spiegel nur etwa 5 cm Durchmesser. Waeger hat den Apparat vereinfacht; statt des Fernrohrs bedient er sich eines Diopters und auch nur eines Spiegels. Nur ein Hilfsspiegel wird angewandt, um in bestimmten Stellungen der Sonne das Licht auf den Hauptspiegel zu werfen. Obwohl Steinheil die H. wieder verbesserte, werden doch gegenwärtig hauptsächlich die einfachen angewandt.

Heliotrop, *Heliotropium peruvianum*, Ba. nillenskraut, eine aus Peru stammende Pflanze, welche in Deutschland gewöhnlich einjährig kultiviert wird, obwohl sie im Gewächshause ausdauernd und selbst strauchartig ist. Ihre sehr kleinen blauen oder dunkelblauen Blumen stehen in Wirtelähren, welche an der Spitze der Zweige wieder doldentraubig gesammelt sind, und duften einen äußerst angenehmen, an Vanille erinnernden Duft aus. Von ihren Varietäten sind *Volaterranum* (fälschlich *Volkairanum*) und *Triumph* die Lieblinge der Liebhaber, jene mit größern, dunkelblauen, im Schlunde weißen, diese mit blaß-graublauen Blüten. Eine mit größern Blättern und größern und hellern, aber weniger stark duftenden Blumen ausgestattete Abart ist *H. grandiflorum* oder *corymbosum*. Für den Garten sät man das H. frühzeitig ins Barmbeet und setzt die Pflanzen Mitte Mai auf ein sonniges Beet. Die Varietäten werden besser durch Stecklinge vermehrt.

Heliotrop, eine Abart des Minerals Chalcodon, besteht aus einer dunkelschwarzgrünen glasartigen Masse mit blutroten Eisenockerflecken; der orientalische H. nimmt eine sehr schöne Politur an und wird oft zu Ring- und Siegelsteinen, Beschäftigrissen x. verarbeitet. Die dunkelgrüne Farbe stammt von einem Helminthipigment her, das als mikroskopische, warmlühlich gestrümmte Stäbchen in einer an sich farblosen Chalcodonmasse eingebettet liegt.

Heliotropisch, s. unter Heliotropismus.

Heliotropismus nennt man in der Botanik alle diejenigen Bewegungserscheinungen, welche durch einen von der Wirkung des Lichts beeinflussten Wachstumsprozeß hervorgerufen werden. Alle Pflanzenteile, welche die Fähigkeit besitzen, solche Bewegungen auszuführen, werden heliotropisch genannt. Ähnlich wie beim Geotropismus unterscheidet man auch beim H. verschiedene Richtungsbebewegungen. Findet einseitige Beleuchtung statt, so stellen sich manche Pflanzenteile mit ihrer Längsachse allmählich in die Richtung der einfallenden Lichtstrahlen, sie können dabei mit ihrer Spitze entweder der Lichtquelle zugekehrt oder von ihr abgewandt stehen; im erstern Falle spricht man von positivem Heliotropismus, im letztern von negativem Heliotropismus, beide Fälle kann man zusammenfassen unter den Bezeichnungen Ortho-Heliotropismus oder auch Longitudinal-Heliotropismus. Positiv heliotropisch sind die meisten Stammorgane. Negativer H. kommt verhältnismäßig selten an oberirdischen Organen vor; bei einigen Kletterpflanzen, wie beim Epheu, lehrt sich die wachsende Spitze vom Lichte hinweg und wird so an die Unterlage, an Mauern u. dgl. angebrückt; einige Ranken, wie die von *Vitis* und *Ampelopsis*, wenden sich ebenfalls vom Lichte weg und erreichen dadurch eher die Möglichkeit, sich befestigen zu können. Negativ heliotropisch, wenn auch nur in geringem Grade, ist die Mehrzahl der Wurzeln. Da alle heliotropischen Bewegungen ebenso wie die geotropischen Wachstumserscheinungen sind, so können dieselben natürlich nur an wachstumsfähigen Organen auftreten. Allerdings bleiben auch an manchen ältern Pflanzenteilen, die ihr Längenwachstum bereits abgeschlossen haben, noch wachstumsfähige Partien erhalten, wie z. B. die sog. Blattpolster, die am Grunde der Blattspreite oder am Grunde des Blattstiels bei einigen Pflanzen vorkommen. In diesen Polstern können deshalb immer noch heliotropische Krümmungen oder Drehungen stattfinden. Neben den ortho-heliotropischen unterscheidet man noch transversal oder dia-heliotropische Bewegungen. Dieselben sind dadurch charakterisiert, daß manche Pflanzenteile sich senkrecht zu den einfallenden Lichtstrahlen stellen. Solche Bewegungen führen die meisten Laubblätter aus; die Lage, die sie hierdurch erreichen, ist von großer Wichtigkeit für die Ernährung der ganzen Pflanze, denn dadurch, daß die Assimilationsorgane mit ihrer Fläche senkrecht zu der Richtung der Lichtstrahlen stehen, erhalten sie die möglichst beste Beleuchtung, und die Assimilation (s. d.) geht so am lebhaftesten vor sich. Abgesehen von dem Zustandekommen der »festen Lichtlage«, wie man diese Lage der Blattspreite nennt, außer dem Licht auch noch andere Einflüsse, hauptsächlich die Schwerkraft, mitwirken; einen klaren Einblick in den Mechanismus der Blattbewegungen haben wir bis jetzt noch nicht. Aber

ebenso wenig kann man auch über den Mechanismus der heliotropischen Krümmungen selbst aussagen, wir kennen, wie beim Geotropismus, nur die Bewegung, welche die Pflanzenteile ausführen, und wissen, daß dieselben in gewissen Beziehungen zur Richtung der einfallenden Lichtstrahlen stehen; in welcher Weise jedoch das Licht auf das Wachstum der Pflanzen wirkt, weshalb in dem einen Falle verzögernd, in dem andern beschleunigend, wie beim positiven und negativen G., das ist uns gänzlich unbekannt; es ist deshalb auch sehr wenig gewonnen, wenn man den Einfluß des Lichts als eine Reizwirkung auffaßt, denn durch das Wort Reiz wird der eigentliche Mechanismus nicht im geringsten erklärt. (S. Geotropismus.)

Heliotypie, f. unter Heliographie.

Hellözoa, Sonnentierchen, mikroskop. Organismen des süßen Wassers, den Foraminiferen (s. d.) nahe verwandt, aber mit einem Kieselstelet, das entweder aus radiär angeordneten Kieselstäben (Acanthocystis) oder einem Gitterwerk (Clathrulina) besteht; bei einer dritten Gruppe (Astino-phryidae) fehlt ein Skelett überhaupt.

Helix, f. unter Helicidae; vgl. Schnecken.

Helikologie (grch.), Lehre von den Geschwüren; Helleke, Geschwürbildung; helikotisch, geschwürartig.

Hell (Theob.), f. Winkler (Karl Gottfr. Theob.).

Hell, bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Heller (Karl Bartholomäus).

Hellada, alt Spercheios, ein Fluß im D. des nördl. Griechenland, der vom Gebirgsknoten des Veluchi (des alten Tymphrestos) her in sich erweiterndem Thale zwischen Othrys im N. und Ota im S. nach D. ins Meer geht, das er etwa 65 km von seinem Ursprung im Golf von Zituni (dem alten Malischen Meerbusen) erreicht. Im Altertum trat das Meer tiefer ins Land, sodaß der Spercheios schon nördlich der Thermopylen mündete, an denen er jetzt durch Sumpfterrain vorüberfließt.

Hellah (El.), Stadt im türk. Vilajet Bagdad, f. Hilleh.

Hellaniot, aus Mytilene auf Lesbos, ein griech. Logograph (s. d.), geb. angeblich 496 v. Chr., wahrscheinlich aber später, gest. nach 406, war ein Zeitgenosse Herodots und verfaßte genealogische, chronol. und lokalgeschichtliche Schriften. Die Fragmente des H. hat Sturz gesammelt (Opp. 1787 und 1826); nachher Müller in den »Fragmenta historicorum Graecorum« (Vb. 1, Par. 1841). Vgl. Preller, »De vita et scriptis H.« (Dorpat 1840, und in dessen ausgewählten Aufsätzen, Berl. 1864).

Hellandiken, die Kampfrichter in den Olympischen Spielen (s. d.).

Hellas war der gewöhnlichen Annahme zufolge ursprünglich eine Stadt zwischen Parfalus und Kelitaa, und der Name eines Landstrichs in der als Phthiotis bekannten südöstl. Landschaft Thessaliens. (Manche wollten auch in der Gegend um Dodona das älteste H. erkennen). Als sich dann durch den Einfluß von Delphi und der an dieses Heiligtum sich lehrenden großen Amphiktyonie der Name der Hellenen (s. d.) zum Gesamtnamen für alle höher entwickelten griech. Stämme erweiterte (so namentlich seit dem 7. Jahrh. v. Chr.), wurde der Name H. allmählich über alle Länder dieser Stämme und über einen großen Teil ihrer Kolonien ausgedehnt. Strenger geographisch angesehen bezeichnet H. im weitern Sinne die zusammenhängenden griech. Lands-

schaften vom Golf von Ambrakia im W. und der Mündung des Peneios im D., und vom Olympos südlich bis zum Kap Tanaron; im engern Sinne wird unter H. Mittelgriechenland zwischen den Thermopylen und dem Isthmus verstanden. (S. Griechenland.)

Hellbunkel, f. Clairobscur.

Helle war nach der griech. Mythologie die Schwester des Phryos und Tochter des Athamas und der Nephele. Um dem Haß ihrer Stiefmutter Ino zu entgehen, flüchtete sie mit ihrem Bruder und sollte von einem Widder mit goldenem Blicke über Land und Meer getragen werden. Aber nur Phryos kam nach Kolchis; seine Schwester stürzte ins Meer, welches von ihr den Namen Hellepontos (s. d.) erhielt.

Hellebär, Fischerdorf auf der bän. Insel Seeland, an deren Nordostküste, in reizender Lage am Frefund, 5 km im NW. von Helsingör, hat viel besuchte Seebäder; die berühmte Gewerfabrik wurde 1870 aufgehoben.

Hellebarde, mittelhochdeutsch helmbarte, d. h. Barte oder Beil zum Einschlagen der Helme, nach andern von Barte und Helm (in der Bedeutung von Stiel), also gestieltes Beil (davon abgeleitet frz. halberde, ital., span. alabarda), ist die im 14. Jahrh. zunächst bei den Schweizern auftauchende Streitart des Fußvolks an langem Stiel. Der Schaft der H. von Holz ist 2—2½ m lang, vorn läuft die H. in eine stählerne Stoßklinge aus, an deren untern Ende an der einen Seite das Streitbeil, auf der andern Seite ein Falen vorspringt, dessen Zweck es ist, in die Fugen der Rüstung zu fassen und feindliche Reiter vom Pferde zu reißen. Die H. ist somit in dreifacher Richtung, als Waffe zum Stoß, zum Schlag und zum Niederreißen des Gegners, brauchbar. Mit dem 16. Jahrh. wird sie als Kriegswaffe allmählich durch den langen Spieß oder die Pike verdrängt, erhält sich aber noch längere Zeit als Parawaffe, welcher die Waffenschniehe häufig eine künstlerische Ausstattung verleihen.

Helleborin, $C_{20}H_{32}O_4$, Glukosid, welches den narzotischen Bestandteil der seit 1882 nicht mehr officinellen, grünen Nießmurgel, Radix Hellebori viridis, bildet, es findet sich darin neben einem andern Glukosid, dem Helleborein $C_{20}H_{32}O_4$. Das H. bildet weiße, in Wasser unlösliche, leicht in Alkohol und Chloroform, schwieriger in Äther lösliche Kristallnadeln, geruchlos und geschmacklos, in alkoholischer Lösung von scharfem und brennendem Geschmack. Von verdünnten Säuren wird es erst bei langem Kochen zersetzt, beim Erhitzen mit konzentrierter Chlorzinklösung wird es gespalten in Zucker und einen harzigen Körper Helleborein $C_{20}H_{32}O_4$. H. wirkt schon in geringen Mengen giftig durch Lähmung der Nervencentren.

Helleborus L., zu den Ranunculaceen gehörige Gattung perennirender Gewächse mit großem, außen schwarzem Rhizom, wegen dessen Schärfe sie schon bei den Alten für mebiz. Zweite Anwendung fanden, mit großen, leberartigen, fußförmig geteilten, gezähnten Blättern und innen grünen, meistens mit Purpurviolett verwaschenen, bei einigen Arten weißen Blumen, und innerhalb derselben mit einem Kreise bütenförmiger Gebilde, welche wahrscheinlich die röhrig gewordenen Blumenblätter darstellen. Eine der ausgezeichnetsten Arten dieser Gattung ist H. niger, die Weißnachtkreuzrose

ober Christwurz, deren große, weitgeöffnete weiße, später purpurn anlaufende Blumen je nach Standort und Witterung von Dezember oder Januar bis zum Februar, bisweilen auch noch im März erscheinen. Eine Varietät (var. major) ist von kräftigerem Wuchs und hat größere Blumen von reinem Weiß. Das Rhizom dieser Art war früher als schwarze Rieswurz (Radix Hellebori nigri) officinell. Sie enthält einen sehr giftigen Saft, welcher, in größeren Gaben in den Körper aufgenommen, bei Menschen und Tieren hemmend auf die Respiration und den Herzschlag wirkt und nach vorausgegangener Muskelschwäche und Darmentzündung den Tod herbeiführen kann. Ähnliche Eigenschaften besitzt der Wurzelstock der grünen Rieswurz, H. viridis, einer im mittlern und süblichen Deutschland, in der Schweiz und in Frankreich wild wachsenden Art mit beblättertem Stengel und im Frühling mit grünen Blumen, sowie der der Stinkrieswurz, H. foetidus, welche in den Alpen und verschiedenen Gegenden Deutschlands vorkommt und sich von der vorigen durch schellenförmige grüne, purpurn gesäumte Blumen unterscheidet. Beide werden bisweilen auch in Ziergärten unterhalten, häufiger aber neben andern Arten, H. orientalis, die echte schwarze Rieswurz der Alten mit grünlich-weißen, purpurn gerandeten, H. caucasicus mit glänzend blaugrünen, H. olympicus mit außen grünlich-rosenroten, innen rötlich-weißen Blumen. Von diesen Arten sind in neuerer Zeit zahlreiche Blendinge mit teilweise lebhaftern Blumen gezogen und in den Handel gebracht worden. Alle diese Winterblumen lassen sich durch Stodteilung im Herbst, leicht aber auch durch Ausfaat vermehren. Sie eignen sich auch, wenigstens die erste dieser Arten und die zuletzt gebachten Blendinge, zur Topfkultur.

Hellekat nennt man an Bord die Kämmlischen im untern Raume oder Zwischendeck, in denen die verschiedenen Inventarien und Materialien aufbewahrt werden, welche man zum Ersatz verlorener Gegenstände und zur Instandhaltung des Schiffs mitführt. An Bord von Kriegsschiffen gibt es mehrere H., welche den die Verwaltung führenden Decksfizierten zugeteilt sind.

Hellen, Stammvater der Hellenen (s. d.).

Hellenen, ein ursprünglich im sübl. Thessalien sesshafter griech. Stamm (s. Hellas), erhielten der Sage nach den Namen von ihrem Ahnherrn Hellen, einem Sohne des Deukalion und der Pyrrha, oder des Zeus und der Dorioppe, der in Phthia als König geherrscht haben soll. Seine Söhne Akolos und Doros und seine Enkel Jon und Akhaos (von einem dritten Sohne Kuthos) sollen den vier griech. Hauptstämmen (Aoler, Dorer, Jonier und Akhaer) ihre Namen gegeben haben. Später bezeichnete man mit H. die Gesamtnation der Griechen.

Hellenisches Meer, soviel wie Ägäisches Meer (s. d.).

Hellenismus, die nationale Eigentümlichkeit des Griechenvolks, insbesondere in Bezug auf Sprache, Sitte und Bildung; im speziellen Sinne soviel wie hellenistisches Idiom (in welchem die Septuaginta und das Neue Testament verfaßt sind). (S. unter Hellenisten.)

Hellenisten heißen überhaupt die gelehrten Kenner des griech. Altertums, vornehmlich der griech. Sprache und Literatur. In der griech. Literaturgeschichte bezeichnet man als die hellenistischen Be-

riode den Zeitraum vom Tode Alexanders d. Gr. bis zum Beginn der christl. Zeitrechnung, als griech. Sprache, Litteratur und Kunst in den Reichen des Ostens, besonders in Syrien und Ägypten, nicht nur an den Höfen, sondern auch in den gebildeten Kreisen der Bevölkerung Eingang fanden und aus der Mischung griech. und orient. Elemente eine neue des national-griech. Charakters entfaltete Kultur hervorging. Unter den H. ober Hellenizanten, die Griechisch sprachen und schrieben, ohne geborene Griechen zu sein, spielten besonders die Juden in Ägypten, namentlich in der Hauptstadt Alexandria, unter der Herrschaft der Ptolemäer eine hervorragende Rolle. Hier begründete die Mischung der jüd. und ägypt. Kulturelemente mit den griechischen eine neue Epoche gräzifizierender jüd. Bildung, insbesondere auf dem Gebiete der Philosophie, welche Epoche man als die jüd.-hellenistische bezeichnet. Der merkwürdigste der jüd.-hellenist. Philosophen ist Philo und das bedeutendste Zentral des Judentums der alexandrinischen Juden die griech. Übersetzung des Alten Testaments, die Septuaginta.

Hellenizanten, s. Hellenisten.

Hellenomantie, s. Orakomanie.

Hellenopontus, s. unter Pontus.

Hellenotamien, Name einer Behörde, welche seit der Stiftung des Delischen Inselbundes (476 v. Chr.) die jährlichen Beiträge der Bundesgenossen in Empfang zu nehmen, die Bundeskasse zu verwalten, den (ansangs in Delos, später, seit 460 v. Chr., nach der athenischen Akropolis verlegten) Bundesschatz zu verwahren und die Zahlungen für das Kriegs- und Festwesen zu leisten hatten. Mit der Zertrümmerung der athenischen Macht durch den unglücklichen Ausgang des Peloponnesischen Kriegs (404 v. Chr.) verschwanden auch die H. Dagegen gab der röm. Kaiser Hadrian diesen Namen noch einmal der von ihm 129 n. Chr. in Athen neugebildeten Behörde, welche die Kasse der von ihm ins Leben gerufenen und an Athen geknüpften festlichen Synode der »Panhellenen« zu verwalten hatte.

Heller, eigentlich Häller, eine alte deutsche Scheidemünze, welche ihren Namen von der Stadt Hall in Schwaben führt, wo sie seit dem Anfang des 13. Jahrh. geprägt wurde und zwar zuerst als Silbermünze, die mit den gleichzeitigen silbernen Pfennigen denselben Wert hatte. Wegen seines Gepräges, das auf der Vorderseite aus einem Kreuz mit vier Punkten in den Winkeln und auf der Rückseite aus einer aufgehobenen Hand besteht, wurde der H. auch späterhin Händelpfennig oder Kreuzheller genannt. Man zählte die H. nicht, sondern wog sie, woher der Ausdruck »Pfund H.« stammt. Sie wurden schneller verringert als die Pfennige und 1440 gingen schon zwei H. auf einen Pfennig. Größlich horten sie ganz auf Stillermünzen zu sein und man teilte sie ein in schwarze und rote H. Auf den Reichthaler gingen 576 Stück; doch war das Verhältnis nicht überall das nämliche. Noch im Anfang des 19. Jahrh. wurden solche H. als Münzen ausgeprägt; ebenso auch in Bayern noch nach der Verordnung vom 25. Aug. 1868 kupferne H. zu $\frac{1}{4}$ Kreuzer Rhein.

Heller (Jom Tob Lipmann ben Moses), geb. in Wallerstein 1579, wurde gegen Ende des J. 1624 Rabbiner in Jülichburg, alter schon im Frühjahr 1625 Rabbinat in Wien, von wo er 1627 nach Prag übersiedelte. Er wurde 1631 Rabbiner in Nemirov (Litauen), 1634 in Wladimir, endlich in Kralau,

wo er 1654 starb. Sein Hauptwerk ist sein Kommentar zur Mischna unter dem Namen «Josefot Jomtob», der sich zunächst an denjenigen des Obadja Vertinomo anlehnt, denselben aber durch methodische Behandlung des Textes übertrifft. Er ist zuerst 1614 und dann sehr häufig mit dem Text der Mischna zusammen gedruckt worden. H. S. Selbstbiographie «Megillat Eba» erschien mit deutscher Uebersetzung zu Breslau (1837) und Wien (1851).

Seller (Jof.), Kunstschriftsteller, geb. 22. Sept. 1798 zu Bamberg, besuchte das dortige Gymnasium und widmete sich dem Studium der Kunstgeschichte. Er lebte als Privatgelehrter zu Bamberg, wo er auch 4. Juni 1849 starb. H. veröffentlichte «L. Cranachs Leben und Wirken» (Bamb. 1821), «Geschichte der Holzschneldruckt» (Bamb. 1822), «Das Leben und die Werke Albrecht Dürers» (Bd. 2, in 3 Abtheil., Epp. 1827 — 31), «Monogrammenlegikon» (Bamb. 1831), «Handbuch für Kupferstichkünstler» (3 Bde., Bamb. 1823 — 36; 3. Aufl., bearbeitet von Andrej und Wessely, 2 Bde., Epp. 1870 — 73), «Leben Georg Erlingers» (Bamb. 1837), «Die größt. Schönbornsche Gemälsesammlung» (Bamb. 1845) u. s. w. Mehrere Monographien betreffen die Geschichte Bamberg's, wie J. B. «Reformationgeschichte des Bistums Bamberg» (Bamb. 1825), «Beschreibungen der bischöf. Grabdenkmäler in der Domkirche» (Münch. 1827), «Geschichte der Bischöfe zu Bamberg» (Bamb. 1837.)

Seller (Karl Bartholomäus), Naturforscher, geb. 20. Nov. 1824 zu Nieslborisch in Mähren, unternahm 1845 eine dreijährige Reise nach Mittelamerika und wurde 1851 Lehrer am Gymnasium zu Prag. Er veröffentlichte unter andern: «Reisen in Merito in den J. 1845 — 48» (Epp. 1853).

Seller (Joh.), belletristischer und publizistischer Schriftsteller, geb. 24. Nov. 1812 (oder 1814) zu Gropdrebütz bei Stolpen im königreich Sachsen, erhielt seine Vorbildung auf der Kreuzschule in Dresden und dem Gymnasium in Naugun, studierte seit 1832 in Leipzig die Rechte und wurde 1836 Accessit beim dortigen Kriminalamt. Diese Laufbahn vertauschte er mit der literarischen, als seine ersten belletristischen Arbeiten eine günstige Aufnahme fanden. Er gründete 1833 die Zeitschrift «Nosen», 1842 das Taschenbuch «Perlen», die er beide bis 1848 herausgab. Außerdem beteiligte sich H. mit mancherlei Beiträgen an Zeitschriften, veröffentlichte auch zahlreiche selbständige Novellensammlungen und Romane. Die wertvollsten darunter behandeln geschichtliche Stoffe, z. B. «Der Prinz von Oranien» (3 Bde., Epp. 1844), «Florian Geyer» (3 Bde., Frankf. 1848). Die Frucht einer Reise nach Italien war «Eine Sommerreise» (Epp. 1840). Als die Bewegung von 1848 der vormärzlichen Belletristik ein Ende machte, ging H. nach Frankfurt a. M., wo er als Publizist auftrat. Seine anonym erschienenen «Brasibilder aus der Paulskirche» (Epp. 1849) fanden vielen Beifall. Seit Ende Sept. 1849 führte H. die Redaction der «Deutschen Zeitung» bis zu ihrem Eingehen im Sommer 1850. Hierauf wandte er sich nach Berlin, von da nach Hamburg, wo er seit 1851 das Feuilleton der «Hamburger Nachrichten» redigirte. Später veröffentlichte er die Novellen «Der Reichspostreiter in Ludwigsburg» (Frankf. 1857), «Das Geheimnis der Mutter» (Frankf. 1859), «Hohe Freunde» (Epp. 1861), eine Erzählung aus der kaiserschen Zeit Weimars, «Peterschrapers Thilde»

(Epp. 1863), ein hamburger Roman aus den bürgerlichen Wirren des 17. Jahrh., und «Prinadonna. Roman aus der türkisch. Vergangenheit» (2 Bde., Berl. 1871). H. starb zu Hamburg 7. Mai 1871. Nach seinem Tode gab Laube H. S. «Nachgelassene Erzählungen» (5 Bde., Weim. 1874) heraus.

Seller (Stephen), ausgezeichnetes Klavierspieler und Komponist für sein Instrument, geb. 15. Mai 1814 zu Pest, war im Alter von neun Jahren schon so weit, daß er mit seinem Lehrer Bräuer ein Doppelsonnert von Duffel öffentlich vorzutragen konnte. Der Erfolg dieser Leistung bestimmte seinen Vater, ihn nach Wien zu senden, wo er zuerst bei Czerny und dann bei Anton Salim höhere Pianistenausbildung fand. Im J. 1829 machte er mit seinem Vater eine Kunstreise durch Ungarn, Polen und einen Teil von Deutschland. Auf der Rückreise 1830 blieb er in Augsburg, wo er nun seine theoretischen Studien vollendete und sich unter der Leitung von Ehlarb der Komposition widmete. Im J. 1838 wandte er sich nach Paris, wo er, einige Ausflüge abgerechnet, seinen dauernden Aufenthalt nahm. H. hat nur Kompositionen für das Klavier veröffentlicht, und die Zahl derselben beträgt 150 (Sonaten, Phantasie und Charakterstücke, einiges Instruktive u. s. w.). Es befand sich darin außer großer technischer Geschicklichkeit ein feines, lebenswürdiges und von poetischem Duft angehauchtes Wesen, das zwar in der von Schumann und Chopin eingeschlagenen Richtung der Romantik sich bewegt, dabei aber seine Selbstständigkeit nicht aufgibt.

Sellerlinse, s. unter Linse (Frucht).

Sellespont, b. i. Meer der Helle, die jetzige Straße der Darbanellen (s. d.), hieß bei den Alten die Meerenge zwischen Asien und dem Thrazischen Eherones, welche das Ägäische Meer mit der Propontis vereinigte und Asien von Europa trennt. Die Ufer von beiden Seiten waren mit herrlichen Anlagen, Flecken und Städten besetzt, unter denen Lampfakos mit seinen Weinpflanzungen hervorragte. Die schmalste, nur sieben Stadien breite Stelle zwischen den beiden einander gegenüberliegenden Städten Sestos und Abydos ist im Altertum durch die aussondernde Liebe des Leander zur Hero (s. d.) und durch den mittels einer doppelten Brücke von Letzter hier bemerkenswerten Übergang aus Asien nach Griechenland berühmt geworden. Am 3. Juli 1810 wurde der H. in 1 Stunde 10 Minuten von Lord Byron durchschwommen.

Sellet-Abbas, verfallene Niederlassung bei Berbéra (s. d.) am Golf von Aden.

Vellevoetsluis oder Vellooel, wohlgebaute, festbefestigte Stadt von 4450 E. in der niederländ. Provinz Südholland, 11 km im SSW. von Briel, an der Südküste der von der Maas bei ihrer Ausmündung gebildeten Insel Boorne, und zwar an dem breiten Haringoliet und dem Boorneschen Kanal gelegen, hat einen schönen und wichtigen Hafen mit zwei großen Docks, eine sichere Reede, eine fast 16 m breite Schleuse, welche die höchste Springflut ausbält, eine eiserne Drehbrücke und bedeutende Reichs-Seemannagazine und Schiffswerfte. Auch besteht hier ein großes Artilleriemagazin, eine Kaserne, ein Krankenhaus für die Marine auf einem Wachtschiffe und eine Unterrichtsanstalt für Maschinisten. H. ist der Hafen für die durch den Boorneschen Kanal nach Rotterdam gehenden Ostindienfahrer und war früher der Überfahrtsort nach Harwich in England.

fischer Direktor der Gesellschaft der Musikfreunde und Violinprofessor am Konservatorium, 1877 Hofkapellmeister. Großen Ruf haben die von ihm seit 1849 geleiteten Streichquartette.

Hellqvist (Karl Gust.), schwed. Malet, geb. 1861 zu Kungälv, bildete sich auf der Kunstakademie zu Stockholm und siedelte 1878 nach München, 1882 nach Paris über. Er ist hauptsächlich Historienmaler, hat sich aber auch mit Glüd im Genre versucht. Unter H. 3 Bildern sind hervorzuheben: Tod des Reichsverweisers Sten Sture (1881), Disputation zwischen Galle und Claus Petri in Upsala (1883), sowie das humoristische: Bismarck oder Molte?

Hellsehen, s. Sonnambulismus u.

Helluland, s. unter Labrador.

Hellvig (Amalie von), s. Helwig.

Hellville, Hauptort der Insel Ross (s. d.).

Hellweg (Wils. Konrad), namhafter Eisenbahn-Ingenieur, geb. 18. Sept. 1827 zu Gütin, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte zu Kiel Mathematik und Naturwissenschaften und nahm an dem Schlesw.-holstern. Kriege von 1848 bis 1851 teil, nach dessen Beendigung er an der Universität und am Polytechnikum zu München seine Studien fortsetzte. In den J. 1855—57 unter Giel an dem Bau der Schweizerischen Centralbahn thätig, wurde er mit demselben zum Bau der Kaiser-Franz-Joseph-Orientbahn nach Ungarn berufen, nach deren Vollenbung 1860 er in die Verwaltung der Österreichischen Südbahn übertrat, um später als stellvertretender Ingenieur an der Brennerbahn zu fungieren. Nachdem die letztere 1867 fertig gestellt war, wurde H. als Baudirektor der zu erbauenden Österreichischen Nordwestbahn nach Wien berufen, deren gesamtes Bahnnetz (940 km) er 1868—74 vollendete. Die hierbei ausgeführten hervorstechenden Bauwerke sind: die Donaubrücke bei Wien, der Thaja-Brück bei Znaim, die Elbbrücken bei Pardubitz, Kollin, Brandeis, Ruffig und Leitzen. Ferner hat er große Bahnhöfe zu Wien, Prag und Leitzen erbaut. Im Frühjahr 1875 wurde H. als Oberingenieur zur Leitung der Gotthardbahn in die Schweiz berufen. Er starb 4. Jan. 1882 zu Wien. H. veröffentlichte »Die Bahnachse und das Längensprofil der Gotthardbahn« (Zür. 1876).

Hellwald (Friedr. Ant. Heller von), Kulturhistoriker und geogr. Schriftsteller, geb. 29. März 1812 zu Padua, trat 1868 in die österr. Armee, machte als Oberlieutenant 1866 den Krieg gegen Preußen mit, folgte aber 1871 einem Rufe als Redacteur des »Ausland« nach Augsburg und ließ sich 1873 nach der Übersiedelung dieser Zeitschrift nach Stuttgart in Cannstatt nieder; 1882 gab er seine Thätigkeit als Redacteur auf. Er schrieb: »Maximilian I., Kaiser von Mexiko« (2 Bde., Wien 1869), »Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart« (Augsb. 1874; 3. Aufl., 2 Bde., 1883), »Centralasien« (Eyz. 1875), »Hinterind. Länder und Völker« (Eyz. 1876), »Ostarr. Reich« (Augsb. 1876), »Die Erde und ihre Völker« (2 Bde., Stuttg. 1877—78; 3. Aufl. 1883 fg.), »Im ewigen Eis« (Stuttg. 1881), »Naturgeschichte des Menschen« (2 Bde., Stuttg. 1883 fg.), »America in Wort und Bild« (Eyz. 1883 fg.). Mit E. C. Bed gab er heraus: »Die heutige Türkei« (2 Bde., Eyz. 1878—79; 2. Aufl. 1882).

Hellwald (Jerd. von), Litterarhistoriker, Bruder des vorigen, geb. 22. Sept. 1843 zu Wien, erhielt 1862 eine Stelle an der kais. Hofbibliothek da-

reichte, belegte eine münden des Haulausens deshalb auf zu sprechend erhält nisse erben, daß Halle wird geschlossen, erst kurz vor n. Letzteres bar auf den oder eisen n Entfernung verläßt genau uch der Kiel ge-Baues wird das fallen abgefrägt. ganzen Länge des selben eine Bal. it. Auf ihm ruht nten aus einer dop. t, und ist oben der Die obere Fläche untere der auf ihm grüner Seife und Fett chen die beiden Läufer en gleichzeitig getrieben. ere Fläche des Schlittens i, der auf ihm wie in einer mit man die obere Teile der täßen fort; das jetzt nur vom Schiff setzt sich in Bewegung Ablaufgeräth zu Wasser. Früher wisse auch auf die Helling, um sie ies war nicht nur eine sehr schwere n griff erkere auch sehr an. Jetzt halb die Reparaturen in Dods aus. r, s. Wilde Jagd.

Hellberger (Georg), Violinlehrer und Kom- geb. 24. April 1800 zu Wien, besuchte Konservatorium der Musikfreunde daselbst und 1829 Dirigent der Hofoper, 1830 Mitglied der Hofkapelle. Er wurde 1867 pensioniert und iarb 16. Aug. 1873 zu Neuwaldbegg bei Wien. Zu seinen Schülern gehören H. Ernst und J. Joachim. Als Komponist ist er durch Konzerte, Quartette u. s. w. bekannt geworden. — Sein Sohn Joseph H., geb. 3. Nov. 1829 in Wien, wurde 1851 arti-

selbst und wurde 1874 Sekretär des Malteserordens in Rom. Er starb 28. Juni 1884 zu Clarenz am Genfersee. H. veröffentlichte des Malers Adrian Matham «Voyage au Maroc 1640—41» (Haag 1866) und den von ihm in der Wiener Hofbibliothek entdeckten zweiten Teil von Jakob von Maerlant's «Spiegel historiae» (Leid. 1873 fg.), ferner von selbständigen Schriften: «Blam. Leben. Geschichten und Bilder» (Wien 1867), «Geschichte des holländ. Theaters» (Rotterd. 1874).

Hellweg, f. unter Mark (Grafschaft).

Helm (althochdeutsch helm, daraus abgeleitet ital. und altspan. elmo, neupan. yelmo, altfrz. healmet), eine gewölbte, der Form des menschlichen Hauptes angepasste Kopfbedeckung des Kriegers, in der Regel auch Kopfschutz, deshalb aus dichten Stoffen, wie starkem Leder, und wenn der H. hieb- und stechfest sein soll, aus Metall hergestellt, in Hauben, Kesseln, Löffeln, Gloden, Hulsform u. s. w. vorkommend. Der H. spielte, solange man auf Schutzwaffen Wert legen mußte, als Dedungsmittel des wichtigsten Körperteils eine hervorragende Rolle und hat sich unter jenen am längsten erhalten, wenn er auch jetzt eigentlich nur noch bei der schweren Reiterei in entsprechender Beschaffenheit vorkommt.

Als Vorläufer des H. kann die über das Haupt gezogene Kopfhaut eines erlegten Tieres gelten. Eigentliche H. kommen im griech. Altertum zunächst in Fell, namentlich in Seehundsfell (daher der Name *xuvv*), dann in Bronze vor. Letztere haben anfänglich die einfache Haubenform, späterhin sind sie mit Nadeln, und Stirnschildern, mit Nadeln, wie mit Nasenstück, oft auch mit einem behufs Sehens durchbrochenen Gesichtsschutz, dem Visier, versehen (s. nachstehende Fig. 1). Der mit einem zum

konische. Im weiteren Verlaufe entwickeln sich daraus die Kesselhaube oder das Bassinet, welches als kleines, als hochgelegtes und als Visierbassinet (Fig. 5) vorkommt, und der Löffelhelm, Küsselhelm oder Stülphelm (Fig. 6), welcher einem Küssel ähnlich über den ganzen Kopf gestülpt wird, oft auch auf den Achseln aufliegt, in der Höhe der Augen mit einer Schwalbe, dem Helmsfenster, versehen ist und namentlich zum ritterlichen Langenkampf dient. Eine besondere Rolle spielt der Helmschmuck, auch Helmzier oder Kleinod genannt, in einem beliebig gewählten Emblem oder einem Wappenstein bestehend, woran sich später die häufig flatternden Helmschilde reichten. Aus der Kesselhaube entwickelte sich der mit Rand versehen, für Feldzüge sehr beliebte Eisenhut (Fig. 7). Durch eine

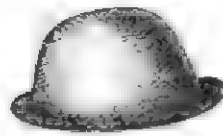


Fig. 4.

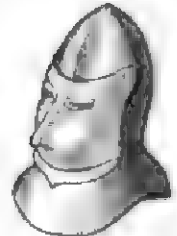


Fig. 5.



Fig. 6.



Fig. 7.

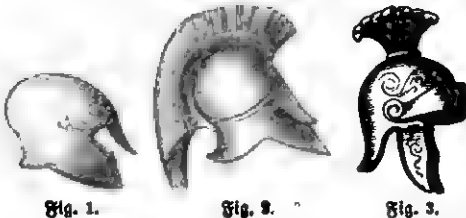


Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

erhöhten Schutze des Schädels und Hintertopfs dienenden Kämme versehenen H. gilt als eigentlicher griech. Typus (Fig. 2); der Kamm trägt zugleich Verzierungen, wie den Helmbusch oder den Hahnschweif. Der H. der Römer ist entweder von Leder mit ehernen Beschlägen (galea) oder ganz von Metall, anfänglich von Bronze, später auch von Eisen (cassis). Während der H. der Strußer der spätern Sturmhaube ähnelte, ist der eigentliche röm. H. mit Stirn- und Nadelnschildern versehen und hat Nadelstücke, welche zugleich als Bänder dienen. Auf dem Scheitel befindet sich ein Ring oder Knopf, welcher die Helmzier, aus Federn oder aus den langen Haaren der Pferde bestehend, trägt (Fig. 3). Aus der antiken Welt ging der H. zu den german. Völkern über, welche anfänglich entweder entblößten Hauptes gefochten, oder dasselbe mit der Kopfhaut des Auerochsen oder Elens bedeckt hatten. Aus der eng anliegenden, mehr dem runden Hut ähnlichen Form (Fig. 4) entwickelte sich die mehr in die Höhe gezogene, welche größeren Schutz gegen den Hieb des feindlichen Schwertes verlieh. Im 11. u. 12. Jahrh. ist im Abendland die hauptsächlichste Helmform die

Abplattung des Hirnschutzes verbunden mit einer Ausschneifung für das Gesicht entstand aus dem Löffelhelm der sehr schwere auf Brust und Rücken herabreichende Stechhelm oder Krötenkopfhelm (heaume à tête de crapaud), der in der Regel nur zum ersten Turniere benutzt wurde (Fig. 8). Aus der Verbindung des Eisenhutes als obern Kopfschutzes mit der von den Achseln aufsteigenden Barthaube ging die Schale oder der Schaller (frz. salade, ital. celata) mit festem oder beweglichem Visier hervor (Fig. 9). Mit 1450 wurde eigentliche Feldtracht der gewöhnlich als Ritterhelm bezeichnete Helmlin (Fig. 10), welcher, in der Höhe der Augen am weitesten ausladend, sowohl nach dem Obertopf als nach dem Halse zu sich glodenartig verjüngt und auf einem Kesselfuß aufsteht, das mit dem Kragen verbunden wird. Durch das zum Aufschlagen eingerichtete Visier oder Helmsfenster wird der H. verschließbar eingerichtet. Die Geschichte des H. ist innig mit derjenigen des Rittertums verwachsen, mit dessen Verfall wieder einfachere Formen des H. üblich werden, so namentlich die nur den obern und hintern Teil des Kopfes bedeckende Sturmhaube (Fig. 11), bis auch diese durch den Hut verdrängt wird. Zwar erhielt sich der Ritterhelm mit einzelnen Teilen der Rüstung noch längere Zeit als Ceremonialtracht und als Abzeichen der Führer, sowie bei den «Kyrassiers oder Reutern», die als die Ausläufer der schwer gepanzerten Ritterschaft betrachtet werden können, doch selbst bei den letztern machte er in der zweiten Hälfte des 17., spätestens mit Beginn des 18. Jahrh. fast durchweg dem Hute Platz. In den franz.

Revolutionskriegen und der Kaiserzeit taucht der metallene H., mehr in röm. oder griech. Form mit Kamm, als Kaske (aus dem frz. casque) bei den Kürassieren und Dragonern wieder auf. vgl. den

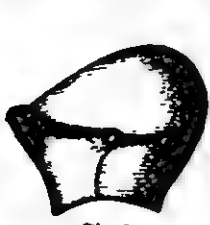


Fig. 8.

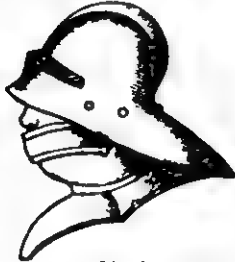


Fig. 9.

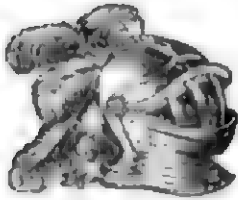


Fig. 10.

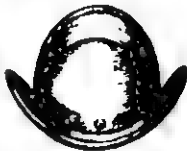


Fig. 11.

in Fig. 12 dargestellten franz. Dragonerhelm (1812—70). Bayern nimmt 1807 für die Infanterie den lebernen Raupenhelm an, der sich mit Modifikationen bis heute behauptet hat. Im J. 1843 wird in der preuß. Armee der als Pickelhäube (s. d.) bezeichnete H. eingeführt, der später auch auf die Armee des Deutschen Reichs übergegangen ist.



Fig. 12.

Dieser H. ist für die Kürassiere von Stahl, für die übrigen Truppengattungen aus Leder mit Metallbeschlägen und läuft oben in eine Spitze (beziehungsweise bei den preuß. Garde da corps und Gardekürassieren in einen Adler, bei der Artillerie in eine Kugel) aus. Zeitweise hat auch

die russ. Armee einen ähnlichen H. gehabt. Sämtliche moderne H. schneiden vorne mit den Augen, an den Seiten mit den Ohren ab und können durch Schuppenletten oder Sturmbänder unter dem Kinn festgemacht werden.

Litteratur. Bezüglich des ältern H. vgl. M. Jähns, „Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens“ (Lpz. 1880).

Helm (in der Heraldik). Zu den heraldischen H. gehören die Topf- und Räbel-, sowie die Stechhelme, welche geschlossen waren, ferner die offenen Turnier- (Spangen-, Gitter- und Rost-) Helme. In der Heraldik erscheint der H. später als der Schild und zwar zuerst als Topfhelm seit Ende des 12. Jahrh. Die Topfhelme waren oben ganz flach, vorn höher als hinten und etwas weiter herabhängend, und folgten meistens der Wölbung des Gesichtes. Bald mit schmalen, bald mit ziemlich weiten Augenschlitzen, meistens mit darunter befindlichen Rüstlöchern versehen, wurden diese schweren, einem eisernen Topfe ähnelnden H. über den Kopf gestürzt, auf dem sie eigentlich nur hingen. Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrh. ging dieser H. in eine Form über, welche mehr auf den Schultern

ruhte und mehr walzenförmig, oben rund oder nach Kegelförmig geschlossen war. Derselbe diente während des ganzen 14. Jahrh. im Streit und Turnier und wird als Räbelhelm bezeichnet.

Die Räbelhelme waren von Eisen, oftmals mit Hinterteil von Leder oder Holz, vergolbet, versilbert, schwarz mit goldenen Spangen oder bemalt; nicht alle, namentlich nicht die ältern, scheinen bereits zur Aufnahme eines bildnerischen Helmschmuds eingerichtet gewesen zu sein, da an ihnen die an den spätern Stechhelmen vorhandenen Vorrichtungen zur Befestigung desselben mitunter fehlen.

Ende des 14., beziehungsweise in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. treten zwei neue Helmgattungen auf, welche ausschließlich zum Turnier bestimmt waren und bis heute als die heraldischen H. gelten: der Stechhelm, für die Gefechte mit der Lanze, und der Turnier- (Spangen- und Rost-) H. für das Gefecht mit hölzernen Kolben und stumpfen Schwertern. Bei dem Stechhelm ist das untere, den Hals bedeckende Vorderstück, welches in der ältern Gestalt geradlinig erscheint, stark ausgeschweift und schließt sich, in der Augengegend scharf vorspringend, an den obern Teil an, wo die Augenschlitze angebracht sind. Dieser H., der fast 20 kg wog und weit schwerer als Topf-, Räbel- und Spangenhelme war, wurde stets aus Eisen gefertigt und mit Tuch, meistens wohl von roter Farbe, gefüttert. Er wurde auf den mit einer Tuchlappe bedeckten Kopf gesetzt und schloß sich eng an Brust und Rücken an. Die Befestigung dieses H., welcher nicht vom Kopf, sondern von den Schultern getragen wurde, sodas sich darin der Kopf wie in einem Gehäuse ziemlich frei bewegen konnte, geschah am Harnisch mittels Schrauben, Schnallen und Halen.

Die ebenfalls an Hals und Rücken sich fest anschließenden und oben mehr der Kopfform sich annähernden Spangen- und Rosthelme waren von Eisen und Leder gefertigt und erheblich leichter als die Stechhelme. Die Wölbung der Spangen-, Rost- und Bügel vor der Augenschlitze artete schließlich in Übertreibung aus. Gegen Ende des 15. Jahrh. bediente sich der turnierfähige Adel fast nur noch der Spangenhelme statt der Stechhelme, sodas jene in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. ausschließlich als adeliche Helme betrachtet wurden.

Um J. 1500 erscheinen auch die sog. Burgunderhelme, die jüngste Art wirklicher Kriegshelme, welche mit einem kurzen engen Halbe versehen waren, ein Visier zum Aufschlagen hatten und an der Seite geöffnet werden konnten. Auch diese H. erscheinen mit heraldischen Abzeichen, aber erst zur Zeit des Verfalls der Heraldik. — Endlich sind noch die sog. goldenen Königshelme zu erwähnen, welche mit offenem Visier, nach vorn gekehrt und rot gefüttert dargestellt werden.

Was die Anwendung des H. in der Heraldik betrifft, so sollten, wie zu einem Wappen nur ein H. gehört, folgerichtig auch für ein aus mehreren zusammengesetztes nur eine entsprechende Anzahl von H. gehören. Ein Schild mit mehreren H. ist stets gerade zu stellen und sind diese dann nach Verhältnis kleiner zu zeichnen. Der H. steht auf dem Wappenschild in der Weise, daß das Bruststück auf dem Oberrande ruht und ein wenig die Ortstelle überdeckt, also nicht mit dem Bruststück auf dem Oberrande schwebt. Wird der Schild gekehrt, so steht der der Richtung des Schildes entsprechend der H. auf dem erhöhten Oberrand.

Die Anzahl der Nagel an einem Spangenhelm ist in der deutschen Heraldik ohne Bedeutung. S. können Menschen oder Thieren, welche als Schildhalter dienen, aufgestülpt oder neben den Schild gestellt werden, wenn ihrer sehr viele sind. In letzterm Falle können die Schildhalter auch S. in den Händen tragen. Bei zwei gegeneinander gelehrten S. ist der rechts seitige der erste, bei drei S. der mittlere (vornwärts gelehrte) der erste, rechts der zweite, links der dritte. Bei einer ungeraden Zahl der S., die größer ist als drei, ist die Rangordnung so: 6, 4, 2, 1, 3, 5, 7 und sind die äußern S. dem mittelften zuzuführen; bei einer geraden Zahl der S. gilt diese Rangordnung: 6, 3, 1, 2, 4, 5.

Zu Helmsiegeln, welche zuerst in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. vorkommen, eignen sich namentlich diejenigen Wappen, welche eine Wiederholung der Schildfigur auf dem S. zeigen. Was das Größenverhältnis betrifft, so wird bei modernen Wappen der Schild fast so groß, wie S. und Kleinod zusammen sein können; jedenfalls hat man sich vor der Unsitte zu hüten, den S. mit seinem Schmud gar zu klein darzustellen, hat sich vielmehr zu vergegenwärtigen, daß der Wappenschild nur der Brustschild des Helmtägers war, also in diesem Verhältnis zu zeichnen ist.

Helmarshausen, Stadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Hofgeismar, links an der Diemel, unfern deren Mündung in die Weser, 3 km südlich von Starkshausen, Station der Linie Hammel-Karlshausen der Preussischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1361 meist evang. E. und hat Cigarrenfabrikation, Werkzeugschmiedeerei, Sandsteinbrüche, Steinplattenschleiferei und Ausfuhr von Plattensteinen. Das ehemalige, schon 998 urkundlich erwähnte Benediktinerkloster (Helmarshausen, Helmarshausen) war eine Reichsabtei. Die Ruine der Krutenburg überragt den Ort.

Helmbold (Ludwig), geistlicher Liederdichter des 16. Jahrh., geb. 21. Jan. 1532 zu Muhlhausen in Thüringen, war Kantor in Erfurt, später Diakonus und Superintendent zu Muhlhausen und starb daselbst 8. April 1598. Seine zahlreichen lat. und deutschen Dichtungen sind meist schwerfällig und trocken. Am bekanntesten sind seine Lieder: »Von Gott will ich nicht lassen«, »Nun ist es Zeit zu hüten«, »Du Friederich Herr Jesu Christi«, »Trich auf, mein Seel, verzage nicht«, »Es steht vor Gottes Throne«. Vgl. W. Thilo, »Ludwig H. nach Leben und Dichten« (Berl. 1851).

Helmbrecht, s. Werner der Gartenärg.

Helmbrechts, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Münchberg, auf dem östl. Abhange des Frankenwaldes, 8 km im N. von Münchberg, zählt (1880) 2910 meist evang. E. und hat Manufakturen in Flanellen, baumwollenen und wollenen Shawls, baumwollenen Stüchzeugen, sowie Appreturanstalten, Woll- und Baumwollfabriken.

Helmbrenne, im 13. u. 14. Jahrh. ein Teil des Pangars, bestand aus Kettengeschlecht, bedeckte den Kopf wie eine Haube und reichte über Hals und Schultern hinab; über die V. konnte noch eine Eisenhaube gestülpt werden.

Helmbach, s. unter Bach.

Helmbede (Helmbang) in der Heraldik hatte ursprünglich wohl einen tatsächlichen Zweck und verdankt ihre Entstehung nicht nur dem Wunsch einer Erhöhung des Wappenschmucks, sondern diente

auch zur Befestigung des Helmkleinods und verdeckte zugleich die Verbindungsstellen desselben an dem Helm. Die ersten bekannten Helmbeden, denen man gegen 1300 auf Siegeln begegnet, bestanden aus einem kurzen, einfachen Stüd Tuch oder einem breiten Band und wurden bald in Mantel- oder Stragenform, hangend, fliegend oder gefaltet dargestellt, doch schon um 14. Jahrh. sind sie länger, zu beiden Seiten ausgezogen, an den äußern Enden eingeschnitten (gezadelt) und im 15. Jahrh. erschienen sie als blattartig ausgechnittene lange Bänder in reichen künstlerischen Formen. In der Folge artete die Gestalt in eine immer unruhigere und unverständlichere aus, und die schärfsten und geschmacklosesten Toden brachte das 17. und 18. Jahrh. In der Heraldik ist das Weglassen der Toden auf einem Helm ebenso zu vermeiden, wie die Darstellung des leeren ohne Kleinod. Für die Farben sind in der Regel die Schildesfarben maßgebend und zwar so, daß die Innenseite der Toden mit Metall, die Außenseite mit Farbe tingiert werden.

Helme, linker Zufluß der Unstrut in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt und Merseburg, entspringt im W. von Stößen, fließt östlich bis Ober-Röblingen, dann südlich bis Halberstadt, wo sie nach 90 km langem Laufe mündet. Ihr Thal bildet die Grenze zwischen dem Harz und der thüring. Terrasse und wird wegen seiner großen Fruchtbarkeit die Goldene Aue genannt.

Helmerding (Karl), angesehener Berliner Lokalkomiker, geb. 29. Okt. 1822 in Berlin, debütierte 1847 in Meissen und spielte hier bis 1848 Charakterrollen und Intriganten, Direktor Radenbach, an dessen Sommertheater in Berlin er 1848 — 51 engagiert war, wies ihn zuerst auf das Gebiet der Komik. Im J. 1852 erhielt er ein Engagement an das Königsstädtische, 1854 an das Krollische Theater in Berlin, nachdem er im Winter vorher Mitglied des Theaters in Köln gewesen war. Im J. 1855 engagierte ihn Wallner für Posen, mit dem er noch im selben Jahre nach Berlin überwechselte. Hier war er am Wallner-Theater bis 1878 der glänzendste Vertreter der Berliner Komik. Seit 1878 hat H. nur noch ausnahmsweise gespielt. Das Leichte und Bewegliche des Berlineriums ist nie besser zum Ausdruck gebracht worden als durch H., der den großen Vorzug hat, durch das abgeglichene, aber überall scharf durchgeführte Ganze seiner Leistungen zu wirken.

Helmers (Jan Frederik), holl. Dichter, geb. 7. März 1767 in Amsterdam, fand in den traurigen Zeiten, die Holland nach 1795 erlebte, den Stoff zur Lüne Gedichte fast ausschließlich in der Vergangenheit des Vaterlandes, dessen Fall er tief empfand; davon zeugen seine Dichtungen »Niederland in 1672« (1793), »Lotzang op het graf van Nederland« (1795), »Vaderlandsche Lierzangen« (1799). Sein Meistertitel »De Hollandsche Natie« erschien 1812, als der volle Trud der Napoleonischen Herrschaft auf Holland lastete. Dieses Gedicht machte trotz mancher Mängel einen tiefen Eindruck, sogar in seiner von der franz. Censur als verstandsmitteln Form. H. starb 26. Febr. 1813. Ziemlich vollständige Ausgaben seiner Gedichte sind »Gedichten« (2. Aufl., Amsterd. 1816) und »Nagelatenes Gedichten« (Rotterd. 1823).

Helmerfen (Gregor von), russ. Reisender und Naturforscher, geb. 29. Sept. (11. Okt.) 1803 auf dem väterlichen Gute Duderhof bei Dorpat, erhielt seine

erste Bildung seit 1811 zu Petersburg und seit 1818 auf dem Gymnasium zu Dorpat, wo sich dann auf der dortigen Universität der Jurisprudenz zu widmen. Doch entsagte er diesem Studium, indem er seiner Neigung für Naturwissenschaften, namentlich Oryktognosie und Geognosie folgte. Er begleitete 1826 seinen Lehrer in diesen Fächern, Marij von Engelhardt, auf einer wissenschaftlichen Reise nach der untern Wolga, wurde 1828 in den Staatsdienst aufgenommen, dem Bergwesen aggregiert, und mit der Erforschung des sibir. Ural beauftragt, deren Resultate in der gemeinschaftlich mit Graf Hofmann verfaßten Schrift »Geognost. Untersuchung des Sibirialgebirgs« (Berl. 1831) niedergelegt sind. Auf dieser Reise traf H. 1829 in Rimal mit Alex. von Humboldt zusammen, welcher H. und Hofmann zu Begleitern erhielt bei der Erforschung des sibir. Ural. Von 1829 bis 1832 reiste H. mit Hofmann in Berlin, Heidelberg, Bonn und Freiberg. Nach Russland zurückgekehrt, ward H. beauftragt, den sibir. Ural von Bogoslawsk bis Jekaterinburg geognostisch zu untersuchen. Die Ergebnisse dieser Expedition machte H. bekannt in den Berichten: »Reise nach dem Ural und der Angien-Steppe« (Petersb. 1841) und »Reise nach dem Altai« (Petersb. 1848), sowie in einigen Specialarbeiten, wie »Notizen über die Entdeckung des Baschgoldes am Ural«, »Der Magnetberg Klugdat im nördl. Ural« (Petersb. 1837) und »Der Telepische See und die Teleriten im sibir. Ural« (Petersb. 1838). Im J. 1836 lehrte H. nach Petersburg zurück und wurde 1838 Professor der Geognosie an dem Berginstitut, in welcher Stellung er 25 Jahre wirkte. Im J. 1838 erforschte er die Lagerstätten des brennbaren Schiefers in Ostland, 1839 und 1840 untersuchte er die geognost. Beschaffenheit des Beschajplatens und 1841 mit Olsener die Steinkohlenlager in den Gouvernements Tula, Kaluga und Orel. Im J. 1841 veröffentlichte H. eine »Übersichtskarte der Gebirgsformationen des europ. Rußland« (Petersb. 1841; 3. Aufl. 1873), welche Arbeit mit der Demidowschen Bräunie beachtet wurde und 1843 seine Berufung zum Akademiker in Petersburg veranlaßte. Er wurde 1849 zum Vizepräsident des reichen Bergwerks-Russlands ernannt und untersuchte 1850 die benachbarten Schichten des mittlern Rußland zwischen der Duna und dem Don, der Steins- und Baunkohle wegen (»Beiträge zur Kenntnis des Russischen Reichs«, von Baer und H., Bd. 21, Petersb. 1856); 1852 die Salzseen in Schirabien, 1856–59 die Erglagersstätten des Olsener Bergreviers (Petersb. 1860) und 1860–62 den Peipussee und die obere Karooa (Petersb. 1864). Zum Generalleutnant des Bergingenieurcorps erhoben, wurde H. 1863 mit der genauen Erforschung des Luga'schen Bergwerkbetriebs betraut. Seine erfolgreichsten Forschungen beschrieb er in der Abhandlung: »Das Doneger Steinkohlengebirge und dessen industrielle Zukunft.« Noch in demselben Jahre untersuchte er die Sandbänke im Asow'schen Meer und 1864 die Schlammvulkane und Naphehaquellen der Halbinseln Kertsch und Taman. Im Oct. 1866 wurde er zum Direktor des Berginstituts in Petersburg ernannt und erhielt den Auftrag, den nördl. und westl. Abhang des Uralgebirgs geologisch auf Kohlen- und Eisenerzlager zu untersuchen. Nachdem H. 1872 das militärisch eingerichtete Institut des Bergcorps zu einer freien akademischen Lehran-

stalt hatte reorganisieren lassen, legte er das Direktorat nieder. Er lebt seit dieser Zeit abwechselnd in der Residenz und Kewal und veröffentlichte noch 1882 »Studien über die Wanderblöcke und die Diluvialgebilde Rußlands«. Seine wissenschaftlichen Werke überreichen die Zahl 180 und sind meist in deutscher, auch teilweise in russ., franz. und engl. Sprache abgefaßt. Vgl. A. Köppen, »Gedächtnisrede auf H.« (Petersb. 1878).

Helmholtz, f. Helmhede.

Helmholtz (Herm. Ludw. Ferd.), einer der ausgezeichnetsten deutschen Physiologen, geb. 31. Aug. 1821 zu Potsdam, wo sein Vater Gymnasiallehrer war, studierte seit 1838 am Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin Medizin, wurde 1842 Assistenzarzt an der Charité hospital, ein Jahr später Militärarzt zu Potsdam. Im Herbst 1848 lehrte er als Lehrer der Anatomie an der Kunstakademie nach Berlin zurück, wurde aber bereits im Juli 1849 als Professor der Physiologie an die Universität Königsberg berufen. Im Herbst 1855 erhielt er die Professur der Anatomie und Physiologie zu Bonn, welche er jedoch 1858 mit der der Physiologie zu Heidelberg vertauschte; Ostern 1871 übernahm er die Professur der Physik an der Universität Berlin. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete H. mit der Schrift »Über die Erhaltung der Kraft« (Berl. 1847), der später (1854) in leicht fälschlicher Darstellung »Über die Wechselwirkung der Naturkräfte« folgte. Den von ihm erfundenen Augenspiegel zur Untersuchung der Netzhaut im lebenden Auge beschrieb er in einer besonders Schrift (Berl. 1851). H.'s bedeutendste Werke sind das »Handbuch der physiol. Optik« (Lpz. 1856—66) und »Die Lehre von den Tonempfindungen« (Braunschw. 1862; 4. Aufl. 1877), zwei Arbeiten, welche auf ihren Gebieten bahnbrechend gewirkt haben, sowohl dadurch, daß H. alle wichtigen Fragen jener Wissenschaften fundamental untersucht und eine Fülle von neuen Forschungen bringt (s. B. Klangfarbe), sowie auch dadurch, daß er alle Seiten der modernen Naturforschung, planmäßiges, reiches Experimentieren in Verbindung mit mathem. Untersuchungen und philos. Gedankenreife bei Auffindung der letzten Gründe, als Meister handhabt; überdies zeichnen sich diese Werke noch durch eine Gerechtigkeit anerkennende histor. Nachforschung bezüglich der Priorität der Erfindung oder Entdeckung der dort behandelten Gegenstände, sowie durch einen reichen Literaturnachweis aus. Messungen über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit in den Nerven, sowie Untersuchungen über Gegenstände der Optik, Akustik und Elektrizitätslehre, hat er vielfach in Zeitschriften, wie besonders in J. Müller's »Archiv für Anatomie«, in Bogendorfs »Annalen« und Crell's »Journal für Mathematik«, mitgeteilt; einzelne Teile seiner Untersuchungen hat er auch in seinen »Populären wissenschaftlichen Vorträgen« (8 Hefte, Braunschw. 1865—76) in maßvoller Weise dargestellt. Die wissenschaftlichen Abhandlungen von H. sind in zwei Bänden gesammelt erschienen (Lpz. 1881—82), die Vorträge und Neben in zwei Bänden (Braunschw. 1884).

Helminth oder Helmintholith hat wegen seiner wurmförmigen Gestalten Volger das eigentümliche chloritähnliche Mineral genannt, welches in der Form ganz kleiner, gewundener und verdreht, rhombischer oder sechsseitiger Prismen häufig dem Bergkrysal, Adular, Perillin, Titanit u. s. w.,

namentlich bei den alpinen Vorkommnissen dieser Mineralien aufgestreut oder eingestreut ist; es ist grün und fettglänzend auf den prismatischen, silberweiß und metallartig perlmutterglänzend auf den leicht spaltbaren basischen Flächen.

Helminthen, s. Eingeweidewürmer.

Helminthiasis, s. Wurmrkrankheit.

Helminthologisch, s. Helminth.

Helminthologie (grch.), Lehre von den Eingeweidewürmern.

Helmkleinod (Zimier, Helmschmud, Helmzeichen, Helmszier) ist in der Heraldik ein an dem Helm plazirte angebrachtes Unterscheidungszeichen des Wappens, welches einestheils zur Kennlichkeit und zum Schmud desselben wesentlich beiträgt, andernteils einen geistigen und biblischen Zusammenhang mit dem bezüglichen Wappen vor Augen führt. Kleinod und Helm sind als zusammengehörender Teil des Wappens zu betrachten. Den ersten Anlaß werden in der ältesten Zeit wirklich getragene Adlerbüsche, Frauenwedel, Stierhörner u. dgl. gegeben haben, doch sind als unmittelbare Vorläufer der Kleinodhelme die bis zu Anfang des 13. Jahrh. mit Figuren bemalten Topfhelme anzusehen, welche vereinzelt noch bis ins 15. Jahrh. vorkommen. Das Kleinod tritt erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. als feststehender Bestandteil der Geschlechtswappen auf. Die Verbindung desselben mit dem Helm wird durch den kranzartigen farbigen Wulst oder durch die Krone hergestellt, doch ist hinsichtlich der letztern zu beachten, daß auf dem Helm nie die Krone, sondern eine vierblättrige (drei Blätter sichtbar) anzubringen ist.

Helmku, s. unter Helm.

Helmold, einer der geschäftigsten Geschichtschreiber des 12. Jahrh., wurde in Holstein geboren und war Landpfarrer zu Bosau am Plönersee. Von seinem Lehrer Gerold, dem ersten Bischof von Lübeck, wurde er aufgemuntert, die Bekehrung der benachbarten Slaven historisch darzustellen. Er that dies in dem «Chronicon Slavorum», in welchem er von der Predigt des eifrigen Vicelin, von den Thaten Heinrichs des Löwen, der Kolonisation der eroberten Wendeländer und der Begründung der neuen Bistümer die schätzbaren Nachrichten gibt, wenngleich oft ohne hinreichende Prüfung der ihm mündlich zugehenden Erzählungen. Sein Werk schließt 1170 und ist bis 1209 fortgesetzt von Arnold, dem ersten Abt der Benediktiner im lübeder Johanniskloster. Die Chronik ist 1863 neu herausgegeben von Lappenberg im 21. Band der «Monumenta Germaniae» und im Separatabdruck der «Scriptores rerum Germanicarum» (Hannov. 1868), übersetzt von Laurent (Berl. 1852). Vgl. Wallf., «Die Slawenchronik H.» (Danz. 1874) und Broska in «Forschungen zur deutschen Geschichte» (Bd. 22, Götting. 1882).

Helmolt (Joh. Bapt. van), Arzt und mystischer Theosoph, geb. zu Brüssel 1578, studierte zu Löwen mit solchem Erfolg Medizin und Chirurgie, daß er daselbst bereits in seinem 17. Jahre als öffentlicher Lehrer auftreten konnte. Doch gab er bald die Medizin auf, verließ sein Vaterland und irrte 10 Jahre in der Welt umher, bis er durch Bekanntschaft mit einem praktischen Chemiker Geschmad an der Chemie fand. Gleich Paracelsus hoffte er auf chem. Wege ein Universalmittel zu finden. Seine Liebe zur Medizin wurde wieder wach, die er sich nun neu schuf. Er selbst nannte

sich Medicus per ignem, auf die Quelle anspielend, woraus er sein Heilmittel nahm, und machte sich durch die Belämpfung des Aristoteles und Galenus viele Feinde. Nachdem er sich mit einem reichen Fräulein verheiratet, nahm er 1609 in Bilvorde bei Brüssel seinen Aufenthalt. Hier beschäftigte er sich bis zu seinem Tode mit chem. Arbeiten und mit dem Studium rabbinistischer und anderer mystischer Schriften. Dies führte ihn dahin, eine mystische, aus naturphilos. und mediz. Elementen gemischte Theorie aufzustellen. Ungeachtet die Chemie noch wenig ausgebildet war, machte er doch viele Entdeckungen; namentlich entdeckte er das Laudanum des Paracelsus, den Hirschhorngeist und das flüchtige Olsalz, auch führte er den Namen «Gas» in die chem. Terminologie ein. Schließlich wollte er die ganze schulwissenschaftliche Medizin umstoßen; aber was er an deren Stelle setzte, war noch unsicherer als alles Bisherige. Er nahm Geister bei seinen Erklärungen zu Hilfe, ließ alles durch chem. Prozesse entstehen und berücksichtigte in seiner Krankheitslehre vorzugsweise den Magen und Unterleib. Nach ihm wird das Leben von einer Grundkraft, die er Archeus nennt, und von andern untergeordneten Kräften regiert. Sein System ist dem Paracelsischen ähnlich, nur klarer und wissenschaftlicher. Er starb 30. Dez. 1644. Seine Werke erschienen unter dem Titel «Ortus medicinae» zu Amsterdam (1648 u. öfter, die beste Ausgabe ist die von 1652). Vgl. Spiess, «H. s. System der Medizin» (Frankf. 1840); Rommelae, «Etudes sur J. B. van H.» (Brüss. 1868); Kopp, «Geschichte der Chemie» (Bd. 1, Braunschw. 1843).

Sein jüngster Sohn, Franciscus Mercurius van H., geb. 20. Okt. 1614, gest. zu Berlin 1699, suchte ebenfalls den Stein der Weisen und hinterließ mehrere theosophische Schriften, erwarb sich auch um die Physiologie der Sprache und um den Unterricht der Taubstummen nicht unbedeutende Verdienste. Vgl. Broed, «Le baron François Mercurie van H.» (Antwerp. 1870).

Helmrose, das Schärnier, durch welches im Renaissancezeitalter, nachdem es üblich geworden war, den Helm durch Zerlegung in einzelne Teile beweglicher zu machen, die letztern (Hirn- oder Scheitelschild, Stirnstulp, Visier, Kinnreiff) miteinander verbunden waren.

Helmoldorf (Friedr.), Landschaftsmaler, geb. in Magdeburg 1784, entfaltete seine Thätigkeit zuerst in Stralsburg 1809, begab sich dann aber zu wiederholten malen nach Italien. Auch die Gebiete der Schweiz, des Schwarzwaldes und Oberrheins lieferten ihm günstige Vorwürfe, die meiste Anerkennung jedoch fanden seine während der zweiten ital. Reise entstandenen Landschaftsbilder. Sein berühmtestes Werk ist die Ansicht Roms vom Kloster Santi Onofrio mit der Gasse des Lasso, ausgezeichnet sind ferner das Kolosseum von Santo Vondaventura aus, die Villa d'Este bei Tivoli und eine Felsenpartie zwischen Rom und Neapel, sowie der Krimisee. Auch in Sicilien fand H. vielen Stoff zu seinen fein vollendeten und meist geistreich angeordneten Veduten. Nach Deutschland zurückgekehrt siedelte er sich in Karlsruhe an, wo er bad. Hofmaler wurde. Seine später entstandenen Gemälde erreichen indes die anfängliche Vortrefflichkeit nicht mehr. Er starb in Karlsruhe 26. Jan. 1852.

Helmstadt, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, 16 km westlich von Würzburg,

mit (1880) 1112 Q., wurde geschichtlich namhaft durch das Gefecht am 25. Juli 1866. Gegen 1½ Uhr nachmittags stieß die preuß. Division Weyer bei Neudamm auf bayr. Vortruppen und warf diese, sowie vier auf dem Sesselberge und bei S. mit 4 Geschützen aufgestellte bayr. Bataillone, welche ohne einseitliche Leitung fochten. S. wurde feiert, wodurch sich die Division Weyer unbewußt zwischen die bayr. Divisionen Stephan und Prinz Luitpold eindrängte. Der linke Flügel der Division Prinz Luitpold wurde vom altersheimer Berge nach längerem Gefechte vom preuß. 32. Infanterieregiment bis Waldbrunn jurückgedrängt, und auch der rechte Flügel wich. Das Gefecht schien um 6 Uhr beendet, als plötzlich hinter dem preuß. linken Flügel 4½ Bataillone und 2 Batterien der Division Stephan erschienen. Die Hauptmacht der Division Weyer ging von der Fieglshütte bei S. aus sofort gegen diesen Gegner vor und trieb denselben bis Lüttingen, wo mehrere bayr. Batterien zur Aufnahme standen, jurück. Erst die Nacht machte dort der Kanonade ein Ende.

Helmstedt, Kreisstadt im Herzogtum Braunschweig, 87 km östlich von der Stadt Braunschweig, an einem Bache in einer weiten Thalensung zwischen Lappwald und Elm, 111 m über dem Meere, Station der Linien Jerxheim-S. und Braunschweig-S. der Braunschweigischen Bahnen und der Linie Gilsleben-S. der Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz einer Kreisdirektion und eines Amtsgerichts, hat ein Gymnasium, eine landwirtschaftliche Schule, zwei Bürgerschulen und eine höhere Mädterschule, zählt (1880) 8684 Q. (darunter 579 Katholiken und 13 Juden) und hat Fabrication von landwirtschaftlichen Maschinen, Schuhwaren, Thonwaren, Seifen, Tabak, Weisen, Erdfarben, Watte, eine Dampfmühlmühle, Branntweimbrennereien, zwei Wollgarnspinnereien, eine Zuckerraffinerie und eine weithin bekannte Fabrik für die Maschinen der Seifenindustrie. S. hat jährlich elf mal besuchte Kram- und Viehmärkte. Die von Herzog Julius gestiftete, 16. Okt. 1576 eingeweihte Universität stand besonders im 17. Jahrh. in hoher Blüte, wurde aber 10. Dez. 1809 durch die preuss. Regierung aufgehoben. In dem im ebelfsten Renaissancestil ausgeführten Universitätsgebäude (Juleum) befinden sich jetzt die Reste der alten Universitätsbibliothek (18—20000 Bände). Sonst sind von Gebäuden ausgezeichnet die got. Stephanskirche aus dem 12. Jahrh. mit dem Epitaphien berühmter Professoren und die westlich der Stadt, auf einer Anhöhe gelegene, 1256 geweihte, jetzt hübsch renovierte Kirche des luth. Jungfrauenstifts, ehemaligen Augustinerinnenklosters Marienberg, eine Pfeilerbasilika, deren prachtvolles Hauptportal für ein Meisterwerk des Übergangsstils gilt; ferner das dem Juleum im Stil angepasste neue Gymnasium. Auf dem Corneliusberg, eine Viertelstunde westlich vor der Stadt, liegen die Lösssteine genannten Granitblöcke. In der Umgegend werden an vielen Stellen Braunkohlen gewonnen und Koprolithen gegraben. Unfern in einem Thale des Lappwaldes liegt Bad Helmstedt und Alarab mit eisenhaltigen Quellen, besonders von Gichtleidenden besucht, mit einem Denkmal der 1870—71 gefallenen Braunschweiger. S. ist historisch bekannt seit 798, als Ludgerus, der erste Bischof von Münster, hier taufte und das 1808 säkularisierte Benediktinerkloster St. Ludgeri stiftete, jetzt Domäne mit luth. Kirche, unmittelbar

bar östlich vor der Stadt; unter der Kirche liegt die St. Felicitas-Kapelle aus der ersten Hälfte des 11. Jahrh. Auf dem ehemaligen Kreuzganghofe befindet sich eine restaurierte Doppelpapelle, deren obere Kapelle um 1000 erbaut ist, während die untere Kapelle mindestens aus dem 10. Jahrh. stammt. Unter den Abten von Werden an der Ruhr wuchs der um 900 im Gau Derlingo gegründete Ort heran, erhielt 1099 Stadtrecht, trat 1457 dem Hansabunde bei und kam 1490 an Braunschweig. Etwa 7 km östlich von S. liegt das gräf. Oneisenauische Gut Sommerschenburg mit dem Grabe des Feldmarschalls Oneisenau. Westlich von S. liegt das ehemalige Cistercienserkloster Martenthal mit einer schönen, neu restaurierten Kirche (erbaut in der ersten Hälfte des 12. Jahrh.) und vielen Resten der Klostergebäude.

Der Kreis Helmstedt zählt auf 788 qkm (1880) 57809 meist evang. Q. Vgl. Kunhard, »Beiträge zur Geschichte der Universität S.« (Helmst. 1797); Ludewig, »Geschichte und Beschreibung der Stadt S.« (Helmst. 1821); »Geschichte der ehemaligen Hochschule Julia Carolina zu S.« (Helmst. 1876).

Helmsturz, s. wie Bisher (S. d.).

Helmwachtel, s. unter Baumhühner.

Helobias nannte man früher in der systematischen Botanik eine Abtheilung von Wasser- und Sumpfpflanzen, zu welcher die Familien der Alismaceen, Butomaceen, Juncagineen und Najadaceen gerechnet wurden.

Heloise, s. Heloarab.

Helophoriden, eine Familie kleiner in und am Wasser lebender Käfer Europas und Nordamerikas, dem tropischen schwarzen Schwammkäfer (sog. Karpfenstecher, *Hydrophilus*) nahe verwandt. (S. unter *Palpicornie*.)

Heloten (Heloten) hießen in Lakonien die von der dorischen Herrergemeinde in Sparta beherrschten leibeigenen Bauern des Eurotagbietes (angelsächsisch nach der Stadt Helos, die erst 770 v. Chr. als letzte Akropolis dieses Landes nach hartnäckiger Gegenwehr unterjocht wurde). Später war es der Name nicht nur für deren Nachkommen, sondern für alle, die (wie namentlich die Messenier) in dasselbe Verhältnis der Leibeigenschaft versetzt wurden. Doch unterschieden sich die S. von andern Sklaven dadurch, daß sie nicht Eigentum der einzelnen Herren waren, sondern dem ganzen Staate angehörten, der allein über ihr Leben und ihre Freiheit zu entscheiden hatte. Namentlich besorgten sie, da Lykurgs Gesetze den dorischen Spartanern jedes erwerbende Geschäft unterlagten, den Ackerbau gegen einen bestimmten und unveränderlichen Naturalpacht, konnten auch Vermögen erwerben, und dienten im Kriege als Schildträger und Knechte, zuweilen auch als Leichtbewaffnete und Matrosen. Da sie in Folge ihrer erblichen Knechtschaft, ihrer gedrückten Lage und oft grausamen Behandlung leicht zu Empörungen geneigt waren, so wurden sie stets durch die Behörde höchst mißtrauisch mit Hilfe der jungen Krieger überwacht und (dieses ist die sog. *Krypteia*) gefährliche Leute unter ihnen heimlich aus dem Wege geräumt; auch an größeren Gewaltthaten fehlte es unter Umständen nicht. Andererseits wurde namentlich während des Peloponnesischen Kriegs und später eine erhebliche Zahl im Kriege bewährter S. als sog. Neodamoden mit der Freiheit belohnt. Erst der Tyrann Klistias machte zu Ende des 3. Jahrh. die S. mit Gewalt zu Bürgern.

Helsing (Sir Arthur), engl. Schriftsteller, geb. 10. Juli 1813 in Baltham bei London, besuchte die Schule in Eton und die Universität Cambridge, war dann Privatsekretär bei Spring Rice, dem Schatzkanzler im Ministerium Lord Melbourne, seit 1840 bei Lord Morpeth, Hauptstaatssekretär für Irland, verlor diese Stelle aber schon 1841 bei dem Sturz des Ministeriums. Sein schriftstellerisches Aufsehen gründet sich zunächst auf sein «Friends in council» (erste Serie 1847–51), ein Werk, das wichtige Fragen der Politik und Sozialreform in einer Reihe von Dialogen behandelt. Im J. 1859 erschien eine zweite Serie unter demselben Titel, 1871 eine dritte als «Conversations on war and culture», 1873 eine vierte als «Talk about animals and their masters». Über die Frage der Sklaverei veröffentlichte H. «The conquerors of the new World and their bondsmen» (2 Bde., 1852) und im Zusammenhang damit das Werk «The Spanish conquest in America» (4 Bde., 1865–61). Der Erörterung polit. und sozialer Reformen dienen die Schriften «Organisation in daily life» (1862), «Realism» (2 Bde., 1869), «Thoughts upon governments» (1872) und «Social pressure» (1895). Im J. 1860 wurde H. zum Sekretär des Staatsrats ernannt, 1872 empfing er die Ritterwürde. Er starb 7. März 1875.

Helsingborg, s. unter Verragebirge.

Helsingborg, alte, wohlgebaute Stapelstadt mit einem guten, bedeutend erweiterten, durch gemauerte Molen hergestellten Hafen in der schwed. Provinz Skånen im Län Malmöhus, an der engen Stelle des Sund, Helsingör gegenüber, am Fuße eines Bergrückens, auf welchem sie einst lag, und wo noch die Reste ihres festen Schlosses, Rönneby, sich befinden, zählt (1882) 12479 E., welche von Handel, Schifffahrt, Fischerei, Ackerbau und Industrie leben. Durch die Privatbahnen nach Helsingholm und Gölöf ist H. mit dem Feste der schwed. Staatseisenbahnen in Verbindung gesetzt. Mit Dänemark wird ein reger Dampfschiffverkehr unterhalten. Zum Hafen gehören (1881) 89 Segel- und 2 Dampfschiffe von zusammen 20852 t Tragfähigkeit. Bedeutend ist besonders die Getreideausfuhr. Die Stadt ist denkwürdig durch mehrere Kriege, Friedensverträge und Belagerungen im 14. Jahrh., durch die Niederlage der Hanseaten 1362 und der Lüderer 1585, durch wiederholte Belagerungen im 17. Jahrh., besonders aber durch die Schlacht 28. Febr. (11. März) 1710, in welcher die Dänen unter Karsten von einem schwed. Bauernheere unter Magnus Stenbock mit großem Verlust zurückgeschlagen wurden. In neuerer Zeit sind die Seehäuser von H. von Bedeutung geworden. Nur 2 km südlich von H. liegt der Sauerbrunnen von Rönneby Årslösa, der selbst aus Deutschland Besucher findet, und nördlich von der Stadt der Sauerbrunnen Helsing. Auch befindet sich in der Nähe die Steinkohlengruben von Höganäs, Wälkätra und Kropp, die wichtigsten in Skandinavien, und das weitläufige Vorgebirge von Skånen, der 188 m hohe Rulle mit einem Leuchtturm.

Helsingfors (finnisch Helsinki), Hauptstadt des Großfürstentums Finnland und zugleich des Län Nyland, schön auf einer in den finnischen Meerbusen vorjüngenden Landspitze gelegen, auf beiden Seiten von Inseln und Schären umgeben, an den Bahnen nach Petersburg und Sörbys, ist die größte und schönste Stadt Finnlands und besitzt in

ihrem von allen Seiten eingeschlossenen, gegen das Meer durch die Felsen, auf denen die Festung Suomenlinna liegt, beschützten Hafen einen sehr geräumigen und vorzüglichen Ankerplatz. Die Stadt hat in neuerer Zeit an ansehnlichem, schnellem Wachsen wie an Bedeutung als Handelsstadt außerordentlich gewonnen und zählt (1880) 43142 E.; 21400 sprechen schwedisch, 14600 finnisch und 4000 russisch (meistens russ. Militär). Es befindet sich daselbst der Sitz des General- und Zivilgouverneurs, des finn. Senats und der finn. (Alexander-) Universität. Letztere, 1828 von Abs hierher verlegt, zählt 60 Lehrer und etwa 700 Studierende und besitzt eine seit 1827 neugegründete Bibliothek von 140000 Bänden, mehrere Museen, einen botan. Garten und eine unter Alexander's Leitung errichtete Sternwarte. Unter den sehenswerten Gebäuden sind besonders zu erwähnen: die Bibliotheksgebäude, das Universitäts- und das Senatshaus, das Rathhaus, das nach dem Ruhen des brechenen neuerbauten Theater, die Stationsgebäude der H. Lavastehus-Eisenbahn, einige Kasernen, die 1880–82 erbaute Nikolaitirche, auf einem Felsen mitten in der Stadt und weithin sichtbar, die griech. Kirche und das Societätskloster. Eine schöne Anlage, die Gärten, in welcher ein Monument des Dichters Runeberg steht, trennt die Stadt in zwei Teile. H. ist die bedeutendste Handelsstadt Finnlands. H. ist auch ein beliebter Badeort und hat Seebäder, mehrere Kalkwasserkuranstalten und eine Mineralwasseranordnung.

Helsinglands, Provinz im nördl. Schweden, der nördlichste Teil des Götterborgs-Län, mit 14708 qkm und (1882) 114861 E. Der Hauptfluß ist der aus Herjedalen kommende Umanä. Die Provinz ist übrigens sehr reich an Gewässern, die 6,5 Proz. der gesamten Oberfläche aufnehmen. Unter dem Meeresspiegel und Berggipfeln, in besonders schöner Umgebung, die vornehmlich. Der Boden ist mager und gebirgig, der Reichtum aber an Wald reichlich ausgebreitet; Forstwirtschaft (auch in Wohnorten begünstigt), Leinwandfabrikation, Seenernte und Fischerei sind nördlich dem Ackerbau die Hauptbeschäftigungen der wohngebunden und gastfreundlichen Bewohner. In H. liegen die Städte Söderhamn (21117 E.) und Hudiksvall (22356 E.). H. wird von der Nordbahn in einer Länge von etwa 120 km durchschnitten, und besitzt auch einige kleinere Privatbahnen, die den Verkehr von der Küste mit dem Binnenlande vermitteln. Im nördlichen H. ist seit 1868 der Verkehr im Wassersystem vom Felsen durch den N. A. Lammis-Kanal sehr erleichtert worden.

Helsingör (frz. Elsinore, engl. Elsinore), See- und Handelsstadt im Amts Frederiksborg auf der dän. Insel Seeland, an der Eisenbahn nach Kopenhagen und an der schönsten Stelle des hier nur 5 km breiten Sunds, Helsingborg gegenüber, wohnen von hier die überfuhrte flottens, zählt (1880) 8978 E., welche hauptsächlich vom Transithandel und dem Verkehr mit dem vorderen hier anliegenden Schiffe leben. Der Ort besitzt mehrere Fabriken, eine bedeutende Schiffswerft, eine Realschule, ein Seebad und seit 1863 einen geräumigen und schönen Hafen für Schiffe, die nicht über 6 m Wassertiefe haben. In demselben gehäutert Ende 1880 114 größere Schiffe von 12527 Registertons, darunter 8 Dampfschiffe. Dazu kamen noch 574 kleinere Schiffe von weniger als je 4 t. Wichtig war früher H., weil hier bis 1857 der Sandpoll (f. Sand)

erhoben wurde. Zur Deckung wurde ganz in der Nähe auf der Spitze einer Sandbänke die frühere Festung Kronborg 1577—86 angelegt und 1688—91 erweitert, welche mit Wallen und breiten Gräben umgeben ist, ein Zeughaus, Kasernen und ein Schloß mit einem Leuchtturm und einer Kapelle umschließt. In der Nähe liegt auch das ehemalige königl. Lustschloß Marienlyst, welches jetzt an eine Aktiengesellschaft verlaufs ist, und in dessen Garten für das dortige Seebad ein Hotel und viele Logierhäuser gebaut sind. Etwa 2 km gegen N. liegt das schöne Helsingør (H.). H. wird schon 1288 als Stadt genannt, 1322 von den Dänen eingenommen und verbrannt, 1535 für Christian II. erobert. Die Kronenkrone wurde 6. Sept. 1658 von den Schweden unter Wrangel erobert, aber 1660 wieder herausgegeben.

Helst (Hartsholmsund von der), nächst Franz Hals der größte Porträtmaler der holländischen Schule, in Komposition Meister. Porträts diehen aber bei weitem überlegen, wurde wahrscheinlich zu Harlem 1613 geboren und lebte zu Amsterdam, wo er 1670 auch starb. Eine seiner ausgezeichneten Werke ist die Darstellung des Jesu, welches die anstehenden Hängende ihrem Kommandanten Bild zur Feier des Heilighen Heilighen gab, ein wahres Wunder von Feder, schöner und naturlicher Darstellung, selbst an von Dyd erinnert. Überhaupt herrscht in allen seinen Werken eine großartige Auffassung und Ausführung; nichts Falsches, nichts Schlechtes. Seine Gesichter sind voll und seine Figuren schön gezeichnet; auch in dem Nebenwerk zeigt er die Natur besonders würdig nach. Ein gleichfalls bedeutendes Gruppenbild ist die Verherrlichung der anstehenden Schiffe (1657), wozu eine eigenständige Kopie im Louvre. Eine seiner schönsten Bildnisse, Porträt eines jungen Mannes, besitzt die Diersenheim-Galerie in Wien.

Helstow, Municipal- und Parlamentssitz in der engl. Grafschaft Cornwall, an der Südküste, 15 km im N.W. von Falmouth, zählt (1881) 2422 E., hat eine Handelsmarine, eine Seemanns- und Schiffsfabrikation, und ist Mittelpunkt eines ausgedehnten Ackerbau- und Bergwerkbereichs. In dem 5 km entfernten Portcharon findet nicht unbedeutende Holz- und Eisenerz.

Helst (Kasper), ungar. Schriftsteller, der sich auf seinen deutschen Druckschriften auch Kasper Helst nannte, war von tschech. Abstammung und zu Helst bei Hermannstadt (Siebenbürgen) geboren. Er studierte Theologie in Wittenberg und wurde bei seiner Heimkehr (1645) evang. Prediger in Klausburg. Dieses Amt legte er um 1658 nieder und trat bald zur Lehre Salvins über, um wenige Jahre später (1663) dem Socinianismus zu folgen. Schon im J. 1660 errichtete er in Verbindung mit Georg Hofgreß in Klausenburg eine Druckerei, aus der bis 1697 zahlreiche Werke in deutscher, lat. und ungar. Sprache hervorgingen. S. Hauptwerk ist seine ungar. Bibelübersetzung, die er im Verein mit mehreren Genossen in 5 Bänden (1551—63) herausgab. Außerdem überlegte er das „Tripartitum“ des Beddy und Ungarische (1571) und verfasste noch den „Decadem“ des Bonifacius eine Chronik von Magyaren (Klausenburg 1575; neuere Ausgabe von E. Lohy, Pest 1854). Andere zahlreiche Schriften (ein Bibelbuch 1566, ein Catechismus 1574 u. a.) rufen H. unter die ersten Meister der ungar. Literatur im 16. Jahrh. Er starb um 1575.

Helstow, Industriedorf bei Hermannstadt (H. d.) in Siebenbürgen.

Helstow, Badort in Ägypten, 23 km südlich von Kairo, 5 km östlich vom Nil, in der sog. Arabischen Wüste, hat Schwefelquellen, welche 1871—72 gefast worden sind, nachdem Dr. Neel die Analysen schon 1868 begonnen hatte. Sie haben eine Temperatur von 30° C., enthalten Chlornatrium und Chlormagnesium und sind reich an Kohlenäure, Schwefelwasserstoff und Stickstoff. H. hat ein großes Hotel, Villen für Badegäste, ein Badehaus mit Inhalationskammer, eine Trinkquelle, Sandbäder in der Wüste und durch eine Dampfmaschine bewässerte Gärtenanlagen. Wegen der reinen Wärmekunst ist H. 1874 zu einem Luftkurort eingerichtet. Eine Wasserleitung versorgt den Ort mit Trinkwasser und eine Eisenbahn verbindet ihn seit 1877 mit Kairo. Im J. 700 haben hier die Araber unter der Regierung Abd-el-Malik den ältesten ersten Neoplas oder Neoplas eingerichtet; der gegenwärtige bei Neubau ist 26 Jahre länger.

Helstow (lat.), schlammig, preisen; davon Helstow.

Helstow L. (Haltenschel, Lerschel), Vögellart aus der Familie der Nectariniden. Die Arten derselben, von denen etwa 15 in Deutschland vorkommen, sind fast sämtlich essbar. Es sind meist ziemlich große Vögel mit unregelmäßig gelappten und fächerförmig angeschwollenen Flügeln, der eine runde oder gestielte Oberfläche besitzt. Der Stiel ist von hellerer Farbe als der Hut. Das die Spermschläuche enthaltende Hymenium ist über den ganzen Hut ausgebreitet und hat gewöhnlich eine braune oder braunrote, seltener eine gelbliche Färbung. Die bekannteste Art ist die Speisestorchel oder Speisestorchel, auch Speisestorchel genannt, H. cucullata Pers. Sie hat einen wachsförmigen, stark aufgetriebenen Hut, der auf einem 2—5 cm hohen Stiel sitzt; sie kommt hauptsächlich in Nadelwäldern vor und ist einer der besten Speisestorchel. Eine dieser ähnliche Art, H. suspecta Kramh., kommt ebenfalls in Nadelwäldern, aber weniger häufig vor, sie unterscheidet sich von der vorigen durch eine lebhaftere wachsförmige Farbe und durch die fast schwammige Beschaffenheit des Hutes, der Schwamm derselben ist unregelmäßig fächerförmig; sie wird ebenfalls als verträglich gehalten, ist übrigens leicht von der vorigen zu unterscheiden. Die übrigen Arten sind größtentheils essbar, kommen aber seltener vor. (S. Marchella.)

Helstow (Helvetia), ein großes Volk, erscheint in der Geschichte zuerst bei dem Zuge der Sarmaten und Teutonen, denen sich die Ligurier, einer ihrer vier Stämme (pagi), angeschlossen. Diese brachten dem Heere des edm. Konstantin Kaschius 107 v. Chr. am Genesee eine schwere Niederlage bei. Nach dem Abzug der Sarmaten und Teutonen zogen die Ligurier in ihre Heimat zurück. Die Helstow der S. (Agar Helvetiorum) erstreckten sich zu Cassius Jentou vom Genesee (Laon Lomanus) bis zum Bodensee (Laon Vomanus oder Brigantinus), von welchem aus bis zum Gotthard (Adula mons) es gegen SO. an Rätien gienge. Gegen E. schieden es die Berner Alpen von den kleinen tschech. Völkern, die das Rhodethal (Rhodeth) bewohnten; gegen W. der Jura von den Sequanern. Im N. hatten die H. früher jenseit des Rheins auch das schweiz. Deutschland bis zum Main innegehabt, aus welchem sie durch

german. Sueven verdrängt worden waren, das aber noch späterhin die «Wüste» der S. benannt ward. Die Absicht, ihr Land, das sie in 12 Städten und 400 Dörfern bewohnten, zu verlassen und sich im südwestl. Gallien ein ergiebigeres Gebiet zu erobern, wurde in ihnen durch Orgetorix, einen ihrer Ceeln, rege gemacht. Dieser fand über seinem Streben nach der Königsherrschaft den Tod, die S. aber wurden an der Ausführung ihres Plans durch Julius Cäsars Sieg bei Bibracte (Autun in Burgund) 58 v. Chr. gehindert. Das Schlachtfeld ist wahrscheinlich auf der Ebene zwischen Jory und Cusl-la-Colonne im N. oder bei St.-Nicolas-sous-Charmoy im Süden von Autun zu suchen. Von 368 000 Menschen, darunter 92 000 streitbare Männer, die in Gallien einbrachen, gehörten 263 000 den S., die übrigen andern benachbarten Stämmen an; nur 110 000 kehrten in die Heimat zurück. Nach ihrer Unterwerfung unter die Römer gehörten sie zu dem röm. Gallien, seit Augustus zur Belgica, seit der Diocletianisch-Konstantinischen Zeit zu der Provinz Maxima Sequanorum. Als sie 70 n. Chr. die Herrschaft des Präbidenten Vitellius nicht anerkennen wollten, wurden sie von dessen Unterselbsherrn Cäcina auf dem Wözberge (Mons Vocetius) bei dem heutigen Vaden (im Aargau) in einer blutigen Schlacht übermunden und erhielten erst nach schwerer Heimsuchung die Verzeihung des Siegers. Röm. Wesen und Leben, von dem zahlreichen, allerorten aufgefundenen Altertümer zeugen, fanden bei den S. eine Stätte, namentlich seitdem 43 v. Chr. durch L. Munatius Plancus die militärisch wichtige Colonia Raurica, später Augusta Rauricorum (Augsst bei Basel), gegründet worden, an den Hauptorten Aventicum (Avenches-Wisliburg), der Hauptstadt Vindonissa (Winbisch im Aargau), Julia equestris zu Noviodunum (Nyon am Genfersee), Vivicum (Vevey), Eburodunum (Yverdon), Salodurum (Solothurn). (Vgl. Th. Mommsen, «Die Schweiz in röm. Zeit» [Zür. 1854]). Mit der zweiten Hälfte des 3. Jahrh. begannen die Einfälle der Alamannen (s. d.) in diesen Teil des Römischen Reichs, die, wenn auch oft zurückgewiesen, doch immer wieder erneuert wurden und zu Anfang des 5. Jahrh. mit der Einnahme des größten Teils des Landes durch die Alamannen endigten. Den südwestl. Teil am Jura trat 436 der röm. Feldherr Aëtius an die Burgunder ab, die sich später von da östlich bis zur Reuß ausdehnten. (S. Schweiz.)

Helvetisches Kollegium (Collegium Helveticum) hieß ein Priesterseminar, welches der Cardinal Karl Borromäus zu Mailand begründete, um lath. Geistliche für die Schweiz auszubilden.

Helvetische Konfession, s. Reformierte Kirche.

Helvetische Konsensusformel (lat. Formula Consensus Ecclesiarum Helveticarum Reformatarum) heißt die letzte Bekenntnisschrift, welche in der reform. Kirche aufgestellt worden ist. Die Veranlassung dazu war das Ausstehen mancher Abweichungen von dem zu Dordrecht (1619) festgesetzten Lehrbegriff. Nach langen Vorverhandlungen wurde die Formel von Heidegger (s. d.) entworfen, von den übrigen Theologen begutachtet und Juni 1675 von den reform. Kantonen der Schweiz angenommen. Den strengen Geist der Formel erkennt man schon aus den drei ersten Kanones, welche bestimmen, daß die heilige Schrift von Gott einge-

geben sei nicht bloß nach den Worten, sondern nach den Wörtern, nicht bloß die Konsonanten, sondern auch die Vokale, und daß Gott diese Schrift zugleich in so wunderbarer Weise bewahrt habe, daß der Text durch Vergleichung von Handschriften, Übersetzungen u. dgl. nicht verbessert werden könne. Wegen dieser starren Orthodoxie ist die Formel bereits vor Mitte des 18. Jahrh. thatsächlich in Abgang gekommen.

Helvetische Republik, Name des nach der Eroberung der Schweiz durch Frankreich 11. April 1798 auf Schweiz. Boden errichteten franz. Vasallenstaats, welcher bis 8. Sept. 1814 (Zugangung von Zürich) bestand.

Helvetische Wüste, s. Achtland.

Helvétius (Claude Adrien), berühmter franz. Philosoph, aus ursprünglich schweiz. Familie, der Sohn des Jean Claude Adrien H. (geb. 1662, gest. 1756) und der Enkel des Jean Adrien H. (gest. 20. Febr. 1727), die sich beide als Ärzte einen Namen erworben, wurde im Jan. 1715 zu Paris geboren. Er war für das Finanzfach bestimmt und wurde nach benühten Studien zu seinem Oheim geschickt, um sich praktisch in diesem Fache auszubilden. Schon im 23. Jahre erhielt er eine Generalpächterstelle, die er jedoch wieder aufgab und gegen ein Hofamt bei der Königin vertauschte, vermochte aber auch in den Zerstreungen des Hofes keine Befriedigung zu finden. Im J. 1751 heiratete er die schöne und geistvolle Tochter des Grafen Ligniville, eine Nichte der Frau von Grassigny, und von nun an lebte er den größten Teil des Jahres auf seinem Landgute Bort, wo er sich seiner Familie, Studien und schriftstellerischen Arbeiten widmete. Er hob auch den Ackerbau auf seinen Gütern, suchte Industrie in Gang zu bringen und übte eine ungemessene Wohlthätigkeit. Im J. 1758 gab er sein berühmtes Werk «De l'esprit» heraus, in welchem er alle Thätigkeiten des menschlichen Geistes aus dem Gefühl- oder Auffassungsvermögen (sensibilité) ableitet und den Beweis zu führen sucht, daß der Hebel aller menschlichen Thätigkeit das Bedürfnis der Selbstbefriedigung (l'intérêt) sei, die Tugend aber nur darin bestehe, die eigene Befriedigung dem allgemeinen Wohlfühlen zunächst des engern geselligen Kreises, weiter dann der Gemeinde, des Staats, endlich der Menschheit unterzuordnen. Seine Angriffe auf das Bestehende in Religion und Politik zogen ungeachtet der Verhüllung, in welcher er sie vortrug, dem Werke und seinem Verfasser Verfolgung zu. Das Buch wurde 1759 auf Befehl des Parlaments öffentlich verbrannt, und H. sah sich genötigt, einen förmlichen Widerruf zu leisten. Erbürtet hierüber, machte er 1764 eine Reise nach England und ging im Jahre darauf nach Deutschland. In Potsdam nahm ihn Friedrich II. mit Auszeichnung auf, obgleich ihm seine wissenschaftlichen Ansichten nicht zusagten. Noch in der Fülle seiner Kraft starb H. 26. Dez. 1771. Nach seinem Tode gab der Fürst Galizin von ihm noch das Werk «De l'homme, de ses facultés intellectuelles et de son éducation» (2 Bde., Lond. 1772; deutsch von Wichmann, Bresl. 1772) heraus, worin H. die Gedanken seines Buchs «De l'esprit» weiter ausgeführt hatte. Unter den Gesamtausgaben seiner Werke sind die beiden von 1795 in 5 und in 14 Bänden die besten.

Helwig (Amalie von), häufig unrichtig Sellwig oder Hellwig geschrieben, geborene Freiin von

Jmhof, eine talentvolle Schriftstellerin, geb. 16. Aug. 1776 zu Weimar, genoss auf dem väterlichen Gute Rörsch bei Nürnberg und später in Erlangen eine sorgfältige Erziehung. Nachdem sie ihren Vater verloren, kam sie im 15. Jahre nach Weimar. Mehrere ihrer Dichtungen wurden von Schiller in den „Musenalmanach“ und das größere Gedicht „Abdallah und Balsora“ in die „Horen“ aufgenommen. Von Goethe und durch Hof's „Luise“ über das Wesen des Herameters unterrichtet, schrieb sie das epische Gedicht „Die Schwestern von Lesbos“ (Heidelb. 1801; 2. Aufl. 1833). Kurz nach dem Erscheinen desselben wurde sie zur Hofdame in Weimar ernannt und lernte hier 1802 ihren nachherigen Gemahl, Karl Gottfried von S., kennen. Erst nach dem Tode ihrer Mutter und eines Bruders folgte sie ihm mit ihren Schwestern nach Schweden. Ihr Gemahl war in Schwed. Diensten 1807 zum Generalfeldzeugmeister aufgestiegen; als Pommeren 1810 von Schweden an Preußen abgetreten wurde, trat er als Generalmajor in preuß. Dienste. Nach ihrer Rückkehr ins Vaterland lebte sie in Heidelberg, dann in Dresden, zuletzt in Berlin, wo sie 17. Dez. 1831 starb. Unter ihren literarischen Arbeiten sind noch zu erwähnen: das Gedicht „Die Schwestern von Korymbos“ (Amsterd. u. Lpz. 1812), „Die Tageszeiten“ (Amsterd. 1812), das mit Fouquet's Gattin herausgegebene „Taschenbuch der Sagen und Legenden“ (Verl. 1812–13), „Die Sage vom Wolfsbrunnen“ (Heidelb. 1821), „Helene von Tournon“ (Verl. 1824) und die Übersetzung von Tegnér's „Fridthjof'saga“ (Stuttg. 1826; neue Aufl. 1858).

Helvoetsluis, Stadt in den Niederlanden, f. Heilvoetsluis.

Helwe (Alas), erster Schweiz. Buchdrucker, stammte aus dem alten adeligen Geschlecht der von Laufen, geb. gegen 1400, war Chorherr der Kirche des Dorfes Beromünster im Aargau. Die Buchdruckerkunst hat er wahrscheinlich 1466 zu Basel kennen gelernt, um welche Zeit er als Syndikus des Stifts Münster an das geistliche Gericht dahin abgesendet wurde, um einen Rechtsstreit für das Stift durchzuführen. Sein erster Druck war der „Mamotrectas“ (eigentlich „Mamottractus“, d. i. Mutternahrung), ein Lexikon zur Erklärung biblischer Stellen, welcher gleichzeitig mit Schöffer's „Mamottractus“ in Mainz erschien. Zwei Jahre später folgte das „Speculum vitae humanae“, später noch zwei Werke ohne Angabe des Drucks und ohne Jahreszahl, die aber, wegen der Gleichheit der Typen mit dem „Speculum“, ihm zugeschrieben werden. S. starb 20. März 1475. Vgl. Abt, „Die Buchdruckerei zu Beromünster“ (Einsiedeln 1870).

Hemans (Felicja Dorothea), engl. Dichterin, geb. 25. Sept. 1793 zu Liverpool, wo ihr Vater, ein Irlander Namens Browne, Handelsgeschäfte trieb. Die romantische Umgebung von Warrington in Nordwales, wo die Familie nach einer verunglückten Speculation in stiller Abgeschiedenheit lebte, und die brit. Heldenthaten im Kriege auf der Iberischen Halbinsel weckten ihr poetisches Talent. Sie heiratete den Kapitän Hemans, von dem sie sich aber, nachdem sie Mutter von fünf Söhnen geworden, trennte. Bereits 1812 gab sie in den „Domestic affections“ eine Sammlung ihrer lyrischen Poesien heraus. Ihr größeres Gedicht „The restoration of the works of art in Italy“ (1816) und ihr „Modena Graeca“ gewannen den Beifall Byron's. Ihre „Tales and historic scenes in

verses“ (1819) enthalten treffliche Balladen. Mit dem Wettgelingen „Dartmoor“ trug sie den von der Royal-Society of Literature 1821 ausgesetzten Kampfprijs davon. In ihrem „Forest sanctuary“ (1825; deutsch von Freiligrath, Stuttg. 1871) verherrlicht sie das prot. Martyrium. Als Frucht ihres Studiums der span. Sprache und Litteratur erschien ihr „Siege of Valencia, the last Constantine, and other poems“ (1823), während man ihrer Vorliebe für die deutsche Litteratur die „Songs of Cid“ und „The lays of many lands“ verdankt. Körner's Dichterleben und Helldentot feierte sie in ihrem Gedichte „Koerner and his sister“. Religiöse Poesien sind die „Songs of the affectionate“ (1830), „Scenes and hymns of life, and other religious poems“ (1834), „Hymns on the works of nature“ (1833) und „Hymns for childhood“ (1834). In den „Records of women“ (1828) schilderte sie weibliche Charaktere und webte ihre persönlichen Schicksale mit ein. Sie starb 16. Mai 1835 auf dem Landgute Redesdale bei Dublin. Unter den zahlreichen Ausgaben ihrer Gedichte ist hervorzuheben die von Haffetti (Lond. 1873).

Heman, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, Bezirksamt Parsberg, im Fränkischen Jura, in 508 m Höhe, 24 km im NW. von Regensburg, zählt (1880) 1596 fast nur luth. G., ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß, eine große Wasserleitung und Bierbrauereien.

Hemd (althochdeutsch hemidi, von heman, bededen, bekleiden; frz. chemise; engl. shirt, smock, shift) war ursprünglich die Bezeichnung für Bekleidung, Hülle, Kleid überhaupt, dann insbesondere für ein weites, meist vorn teilweise offenes Kleid, wie Panzer, Chor-, Fuhrmannshemd u. dgl. Jetzt versteht man unter Hemd im engeren Sinne eine weite, meist unmittelbare auf dem Leib getragene Bekleidung, zu deren Herstellung besonders Leinen, Baumwolle, Schirting, Domias, das meist von elasser Fabriken hergestellte sog. Hemdentuch, Wolle, z. B. Flanell, und zuweilen auch Seide dient. Die Anfertigung der H. erfolgt jetzt fast allgemein im Wege der Großindustrie auf Nähmaschinen, als welche besonders die Wheeler u. Wilson-Maschinen Verwendung finden. Hauptfabrikationsort für H. ist in Deutschland Bielefeld. Nachhemden erhalten einen etwas andern Schnitt als die bei Tage getragenen. Die feinem Männerhemden (Oberhemden) haben auf der Brust einen gewöhnlich aus besserem Leinen hergestellten Einsatz, der entweder schlicht oder mit Falten oder Stickerei versehen ist. Die Einsätze pflegt man im Besondern Abreiben und zwar auf speziell zu diesem Zweck konstruirtem Wheeler u. Wilson-Nähmaschinen anzufertigen; als Hauptbezugsquelle für die gestickten Einsätze gilt Plauen an Vogtlande. Der Kinnriß der Oberhemden wird aus dem Vorder- und Rückenteil zusammengeheftet. An dem Vordertheil wird zuerst der Einsatz eingestept; dann werden die beiden Teile mittels der sog. Bassen, welche die Schulter- oder Nackenstücke bilden, verbunden. Die Ärmel erhalten meist einen keilförmigen Kängsnaht (Spiele oder Zwiesel) und werden an ihrem unteren Ende mit einem Bändchen oder Queder, seltener mit einer Manschette versehen. Auch die Ärmel werden jetzt nur noch selten direkt an den Halsteil der Oberhemden genäht. Frauenhemden erhalten kurze Ärmel und werden oft in reichster Weise mit Stickereien verziert. Wollene Hemden,

die sonst fast nur für Raame üblich waren, werden in neuerer Zeit, hauptsächlich seitdem Professor Jäger in Stuttgart hierfür Propaganda macht, viel getragen.

Hemdärmige Oberkleider kommen bereits bei den vornehmen Ägyptern des Altertums vor, und zwar sowohl bei den Männern wie Frauen; bei den vorerwähnten Völkern, namentlich den Chaldäern und Ägyptern, waren sie schon früh das eigentliche Nationalkleid. Auch die Perser, Hebräer, Kleinasiaten u. trugen ähnliche Gewänder. Desgleichen erscheinen die Unterkleider der Griechen, Strußer und Römer hemdartig. Im 11. Jahrh. war bei den Kulturvölkern des mittleren Europa das H. wie die Hofe bei den vornehmern Rassen vom Anstand durchaus geboten; das niedere Volk trug nur einen kurzen Rod ohne H., mit oder ohne Beinbekleidung. Im 12. Jahrh. erscheint es als vornehmstes Unterkleid (Nieder-wat oder Nieder-Kleid, Hemode), gewöhnlich von Feinswand, nach Art der Tunika vorn geschlossen und kurzärmelig. Aus der sittenlosen Zeit des 13. Jahrh. wird erzählt, der Stoff sei so dünn gewesen, daß man die Weiße der Haut habe hindurchschauen sehen. Indessen übernimmt es auch die Mode des Rods und es wird auch dieser durch den Ausdruck bezeichnet. Im 16. Jahrh. wächst das H. gegen den Hals heraus und umgibt ihn mit einem kleinen Kragen. Der obere Rand wurde durch einen breiten, in Gold, Silber und Seide gefärbten Saum gebildet; Damen schenkten solche kostbare Arbeiten am Feinde und Verwandte. In den Luxusgesetzen jener Zeit wird der damit getriebene Aufwand wiederholt eingeschränkt. Später kommt vielfach der Spitzenbesatz in Aufnahme, der eine gleiche Entfaltung üppiger Mode gestattet.

Hemel-Hempstead, Marktstadt in der engl. Grafschaft Hertford, 37 km im NW. von London, 2,4 km von der Nordwesteisenbahn, besteht aus einer 0,3 km langen Straße mit (1881) 9064 E. und hat Strohflechterei, Papierfabrikation, Eisen gießerei, Brauereien, Gerbereien und bedeutenden Getreidehandel.

Hemelingen, Dorf in der preuss. Provinz Hannover, Landdrostrei Stadt, Kreis Verden, Amt Nienh., unweit rechts der Weiser, 6 km im SO. von Bremen, Station der Linie Banne-Haltern-Bremen der Preussischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2851 meist prot. E. und hat etwa 30 Cigarrenfabriken, welche für breitere Firmen arbeiten, zwei Brauereien, fünf Ziegeleien, eine mechan. Spinnerei, Eisengießerei, Blodengießerei, Fabrikation von Maschin. en, Silberwaren, Dachpappen und Rüsten.

Hemera (grch.), der als Göttin personifizierte Tag, war nach Hesiod eine Tochter des Erebus (s. d.) und der Nyx und eine Schwester des Aithyr.

Hemeralopie (grch.), Nacht- oder Schneesblindheit, ist eine Anomalie der Sehfunctionen, infolge deren die betheiligten Augen bei herabgesetzter Beleuchtung, in der Dämmerung oder nachts auffallend schlechter als gesunde Augen, oder auch gar nicht sehen, während ihr Sehvermögen bei guter Tagesbeleuchtung ein vollkommen normales oder doch ein verhältnismäßig gutes ist, und hat ihren Grund in einer herabgesetzten Empfindlichkeit der Netzhaut gegen Licht (torpor retinae). Die H. ist häufig die Folge einer Überblendung der Netzhaut, besfällt ganz gesunde Augen, wenn diese längere Zeit ohne genügenden Schutz einer sehr grellen Beleuchtung ausgesetzt werden, namentlich wenn die be-

treffenden Individuen sich in einem mangelhaften Ernährungszustande befinden. Längerer Aufenthalt in Gletschergebirgen, auf Schnee- und Eisteilern, oder auf der spiegelnden Meeressfläche oder einer von der Sonne grell beschienenen hellen Boden bringt die Gefahr der Erkrankung mit sich, die dabei besonders Alpen- oder Polarreisende, Schiffsmansschaften u. s. w. befällt und dann leicht einen charakteristischen Charakter annimmt. Die Krankheit tritt leicht bei kräftiger Ernährung durch einen mehr wöchentlichen Aufenthalt in dunklen Räumen, in denen die überlebende Netzhaut ihre Empfindlichkeit für geringere Lichtquantitäten wiederergewinnt, in ähnlicher Weise, wie ein gesundes, aus dem Sonnen ins Dunkel gebrachtes Auge im Anfang nichts merkt und sich erst allmählich orientiert.

Eine zweite Form der Nachtblindheit findet ihre Begründung in gewissen krankhaften anatom. Veränderungen des innern Auges, zu denen allemal eine angeborene Prädisposition vorliegt und deren hauptsächlichste darin besteht, daß die Wandungen der Netzhautgefäße zu dick, die Lumina der letztern sehr eng sind und daß somit die zur Ernährung der Netzhaut bereit stehenden Netzhaut bestimmte Blutmenge eine anomal geringe und unzureichende ist. Der Corpor der Netzhaut ist dann der durch Ausdruck einer mangelhaften Ernährung betroffen, welche, zuerst die äquatorialen Teile der Netzhaut betreffend, schließlich, meist unter gleichzeitiger auftretender Bildung eines schwarzen Pigments in ihrem Gewebe, zu vollkommener, auch auf die Sehnerven selbst sich erstreckender Atrophie ansetzt (getriggerte Netzhaut, Pigmentatrophie). Diese Art der H. ist mithin als Prodromalphase einer zwar nur sehr langsam sich entwickelnden, doch schließlich unheilbar eintretenden unheilbaren Erblindung von schwerster Bedeutung. Charakteristisch für diese Form ist in funktioneller Beziehung die schon in den Anfangsstadien nachweisbare, immer mehr zunehmende Verengerung der Gesichtsfelder, welche die Orientierung der Kranken, auch während sie central noch gut sehen, sehr erschwert. Wie die angeborene Taubstummheit, so wird dieses Leiden, welches stets beide Augen befällt, ziemlich häufig bei Individuen getroffen, welche aus Ehen von Blutverwandten entsprossen sind, und nicht selten finden sich bei denselben beide Leiden gleichzeitig vor. Endlich kommt, jedenfalls am seltensten, eine dritte Art von H. vor, welche angeboren ist, auf erkennbaren krankhaften anatom. Veränderungen nicht beruht, mit Gesichtsfeldbeschränkungen nicht verbunden ist und ebenso wenig in wahre Sehschwäche oder Erblindung ansetzt.

Hemerobiden, eine Familie der Käfligler, zu der auch die Horkiegen (s. d.) gehören.

Hemerocallis, Taglilie, zu den Liliaceen, und zwar zur Abtheilung der Asphodelaceae gehörige Gattung, welche aber nach Jaussen mit einigen andern Gattungen die Familie der Hemerocallidaceae bildet. Sie umfaßt perennierende Pflanzen der gemäßigten Striche Europas und Asiens mit knolligen oder wübeligen Rhizomen, langen, schmalen, geliebten Blättern und blattlosen Stengeln, welche eine doldentraube schöner Blumen tragen, die sich nur dadurch von denen der Lilien unterscheiden, daß die sechs Blumenblätter am Grunde zu einer kurzen, den Fruchtknoten umschließenden Röhre verwachsen sind. Mehrere Arten sind schon seit langen Jahren in den Gärten beliebt. s. H.

flava mit sehr wohlriechenden orangefarbenen Blumen im Mai und Juni, H. sulva mit trüblich-orangeroten, geschlossenen Blumen im Juni und H. graminea mit seinen Blättern und großen gelben, angedrungen dastehenden Blüten. Noch ichneus ist H. Middendorffiana, die sibirische Tagelilie, mit einer viel reichem Duftstange großer goldgelber Blumen, deren sich während längerer Zeit täglich zwei bis drei zugleich öffnen. In reichem Boden und von Zeit zu Zeit etwas begossen, blüht dieselbe im Mai zum zweiten mal im September.

Hemerebromen (grch., Tagelilifer), bei den alten Griechen Schwellblätter, welche als Götterdämonen.

Hemerebromen (grch., Tagelilifer, Raulenber, Hemereose (grch.), Bezeichnung der Leidenhaftigkeit, Selbstabwärtung.

Hemi... (grch., entsprechend dem lat. semi), halb, häufig in Zusammensetzungen vorkommend.

Hemianopsie (grch.), Halbsehen (weniger passend auch Hemioptie genannt), ist eine Störung des Sehvermögens, bei welcher auf beiden Augen innerhalb einer Hälfte des Gesichtsfeldes nicht gesehen wird, weil die der Lage nach korrespondierenden Netzhautstellen gelähmt sind, und ist begründet in der eigentümlichen Verteilung der Nervenfaseren in den Netzhäuten. Bei offenen Netzhäuten nämlich vereinigen sich in jeder Gehirnhälfte die für die Netzhäute bestimmten Nervenfaseren an der Sehbasis zu einem Sehnerv (tractus opticus) und treten die beiden Enden, nach vorn hin konvergierend, zu einer Kreuzung (chiasma nervorum opticorum) zusammen, aus deren vordern Teile die beiden Sehnerven austreten. Diese Kreuzung ist jedoch nicht bei allen Wirbeltieren eine vollständige, sondern beim Menschen und bei einigen Tieren, die für beide Augen ein gemeinschaftliches Gesichtsfeld besitzen, eine partielle oder Halbkreuzung (necidocrossing), indem sich innerhalb der Kreuzungstelle jeder Traktus in ein gekrümmtes und ein ungekrümmtes Bündel spaltet. Das ungekrümmte Bündel des linken Sehnervs geht an der Rückseite des linken Sehnervs zur linken Hälfte der linken Netzhaut, während sein gekrümmtes Bündel an der Innenseite des rechten Sehnervs zur linken Hälfte der rechten Netzhaut verläuft, und in gleicher Weise verläuft das ungekrümmte Bündel des rechten Traktus die rechte Hälfte der rechten, und sein gekrümmtes Bündel die rechte Hälfte der linken Netzhaut. (S. Tafel: Das Auge des Menschen, Fig. 4 und 6.) Trifft nun z. B. eine Störung (Hinterzuck, Sehnervbildung u. s. m.) den linken Sehnerv oder die centralen Hirnteile, von denen er seine Faseren bezieht, so erleidet auf beiden Augen die Tätigkeit der linken Netzhaut-hälfte, d. h. das Sehvermögen der rechten Gesichtsfeldhälfte, (wobei bei gewöhnlich gerichtetem Blicke alle rechts vom Fixierungspunkte gelegenen Objekte nicht gesehen werden (rechtsseitige homonyme oder gleichnamige H.), während bei Funktionstörung des rechten Traktus infolge der Vermischung beider rechten Netzhautstellen beide linken Gesichtsfeld-hälften erblinden (linksseitige homonyme H.). Liegt dagegen das Leitungshindernis hinter dem Chiasma, in dem Bündel zwischen beiden Sehnerven, oder vor dem Chiasma, zwischen den beiden Sehnerven, so trifft die Störung die beiden gekrümmten, d. h. die inneren Netzhautstellen beider Augen vorliegenden Bündel, und dem entsprechend erblinden die schließendwärts gelegenen Hälften

beider Gesichtsfelder (temporale H.). In seltenen Fällen und bei komplizierten Prozessen in den betreffenden Hirn- oder Nervenpartien kommt es vor, daß die aufeinander gelegenen oder abern oder unteren Hälften beider Gesichtsfelder fehlen. Ein nur vorübergehendes, d. h. einige Minuten bis eine halbe Stunde andauerndes Halbsehen, auf einem oder beiden Augen, jedoch mehr in atypischer und wechselnder Gestalt, zeigt sich bei temporären Anomalien der Blutzirkulation in der Netzhaut und den centralen Teilen des Gesichtsfeldes, also namentlich bei hysterischen Zuständen, besonders aber bei einer die Migränanfalle häufig einleitenden oder begleitenden Störung, die man wegen der dabei oft vorhandenen subjektiven Lichterscheinungen Flimmerstern nennt.

Hemikranium (grch.), Halbkranium, ein Kranium in halbtierlicheren Zustände.

Hemikranium (grch.), auch als Halbkopf, Krane- oder Krantenopf, Kranie oder Krencephalie bezeichnet, angeborene, nicht lebensfähige Mißbildung des menschlichen und tierischen Körpers, bei welcher Schädelkapsel und Gehirn fehlen und der ganze Kopf nur aus dem Gesichtsteil besteht, kommt während der Fötalzeit durch chronische Entzündung des sog. Neuralrohrs, d. i. der embryonalen Hirnanlage, zu Stande und ist in der Regel mit Spaltung der Wirbelsäule und Mangel des Rückenmarks verbunden.

Hemikranium (grch.), Halbkranium; hemikranisch, halbkranienförmig.

Hemikranie oder Hälftischigkeit nennt man, im Gegensatz zur Holokranie oder Vollständigkeit, das gegenwärtige Auftreten einer Kristallform mit nur einer halben Flächenzahl. Vielfach zeigt es sich, daß eine Kristallform zwar ihre Flächen in genau derselben Lage besitzt wie eine andere, aber diese Flächen nur in der halben Anzahl aufweist, weshalb man von der einen (Halbkristall) Form auf die andere (Hemikristall) gelangt, wenn man die symmetrisch verteilte Hälfte ihrer Flächen verschwinden läßt, wobei die übrige Hälfte für sich eine geschlossene, von untereinander gleichen Flächen begrenzte Gestalt bildet. So liefert das Oktaeder bei der H. das Tetraeder, das Tetraeder wiederum erzeugt das Tetraederoktaeder, die hexagonale Würfelsymmetrie des Rhomboeders. Dabei kann es verschiedene Modalitäten der H. geben, je nachdem auf welche oder auf eine andere Weise die Auswähl der zum Verschwinden bestimmten Hälften der Flächen erfolgt ist. Aus dem Hexaeder entstehen z. B. nach zwei abweichenden Modalitäten der H. einerseits das Tetraederoktaeder, andererseits das Dodekaeder. Doch muß bemerkt werden, daß bloß bei einer Anzahl von Kristallformen die H. die tatsächliche Ausbildung von nur der Hälfte der Flächen im Gefolge hat. Wenn andere Formen, z. B. der Würfel, von der H. erfaßt werden, so bleibt dessen von sechs gleichen Quadern umschlossene Gestalt als solche bestehen. Hier äußert sich daher die H. nicht morphologisch, sondern lediglich in der Weise, daß die Räume zwischen den Hauptachsen, welche äußerlich alle gleich erscheinen, doch physikalisch nur abwechselnd gleich sind: die acht Eden des hemikristallinen Würfels stimmen in physikalischer Hinsicht bloß abwechselnd überein. Man kann also die H. als die Ersetzung bezeichnen, daß die Räume zwischen den Hauptachsen — die Kristallräume — entweder in morphologischer

oder in physikal. Hinsicht bloß abwechselnd gleich sind, wobei die Verteilung der gleichen Räume ganz regelmäßig ist. Es ist einleuchtend, daß bei jeder H. zwei hemiedrische Formen entstehen müssen, welche sich gegenseitig zur holodrischen Stammform ergänzen, daher sie komplementäre Formen, oder auch, weil sie bei völliger Ähnlichkeit einen Gegensatz in der Stellung zeigen, Gegenkörper genannt worden sind. In der Natur findet eine strenge Scheidung zwischen holodrischen und hemiedrischen Formen statt, indem eine und dieselbe, als Mineralart auftretende chem. Substanz entweder nur holodrisch oder nur hemiedrisch, und im letztern Falle auch nur in einer bestimmten Modalität der H. kristallisiert.

Hemiglobus (grch.-lat.), Halbkugel.

Hemimorphie oder **Hemimorphismus** nennt man nach dem Vorgange von Breithaupt die (nicht mit der Hemiedrie zu verwechselnde) Erscheinung, daß Krystalle, welche nicht dem regulären System angehören, an den entgegengesetzten Enden einer Symmetriachse, gewöhnlich der Hauptachse oder Vertikalachse, gesetzmäßig durch die Flächen ganz verschiedener Formen begrenzt werden. Diese Formen sind daher entweder nur mit ihrer oberen oder mit ihrer untern Hälfte ausgebildet. Ein Beispiel liefert das hier abgebildete Kieselzink; Fig. 1



Fig. 1.

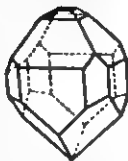


Fig. 2.

zeigt oben Basis und Makrodoma, unten eine Pyramide; in Fig. 2 erscheinen oben zwei Makrodomen, zwei Brachydomen und die Basis, unten ebenfalls nur eine Pyramide. Auch die Krystalle des Turmalins sind ausgezeichnet hemimorph, indem sie an den beiden Enden der Vertikalachse ganz abweichende Rhomboeder, oder an dem einen (obern) Ende Rhomboeder, an dem andern (untern) die Geradenfläche aufweisen. Die H. findet sich auch bisweilen an den Krystallen des Struvit und Wulfenit, unter den künstlich dargestellten Substanzen an denen des Jodsuccinimid, Zolysphengliten, Resorcin und Quercit. Die Erscheinung gewinnt deshalb ein doppeltes Interesse, weil die meisten hemimorphen Krystalle zugleich die Eigenschaft besitzen, durch Erwärmung polarelektrisch zu werden, d. h. an den entgegengesetzten, formell verschieden ausgebildeten Enden gleichzeitig die entgegengesetzten Electricitäten zu entwickeln.

Hemimorphit, s. wie Salmei.

Hémime, Getreidemaß, f. Emine.

Hemioptie (grch.), f. Hemianopie.

Hemiplegie (grch.), Halblähmung oder halbseitige Lähmung, meist Folge des Gehirnschlagflusses. (S. Schlagfluß.)

Hemiprismen nennt man die beiden ungleichwertigen Flächenpaare, welche bei den Krystallen des triklinen Systems zu einem vierseitigen vertikalen Prisma verbunden sind; Hemipyramiden diejenigen beiden ungleichwertigen vierseitigen Flächenkomplexe, welche sich zur Pyramide des monoklinen Krystallsystems kombinieren.

Hemipteren (Hemiptera), f. Halblügler.

Hemisphäre, f. Halbkugel.

Hemisphären des Gehirns, f. u. Gehirn, Bd. VII, S. 661^a.

Hemistichon (grch.), Halbvers.

Hemitrope, f. unter Krystall.

Hemling wurde früher fälschlich der Maler Hans Memling (f. d.) genannt.

Hemloextrakt, ameril. Tanninextrakt, ein Gerbmateriale, welches aus der Rinde der in Nordamerika einheimischen Hemlockstanne und Schierlingstanne dargestellt wird und als Ersatz der Eichenlohe dienen soll. Es bildet eine braune, sirupartige Flüssigkeit, die nach einer Analyse von Kehler 14,3 Proz. Gerbstoff, im übrigen Wasser und wertlose Materie enthält.

Hemlockleder, ein Leder, welches mit Hilfe des aus der Rinde der Schierlingstanne (Hemlockrinde) gewonnenen Hemlockextrakts bereitet wird. (S. unter Lederfabrikation.)

Hemlockrinde, die in der Lederfabrikation (f. d.) verwendete Rinde der Schierlingstanne.

Hemlock oder **Schierlingstanne**, f. unter Tanne.

Hemming (Nicol.), hervorragender evang. Theolog Dänemarks, geb. 1513 auf der Insel Læsø, gehörte auf der Universität Wittenberg zu den eifrigsten Schülern Melancthon's. In die Heimat zurückgekehrt, wirkte er zunächst als Hauslehrer, ward dann Prediger an der Heiligengeistkirche in Kopenhagen, später Professor der griech. und hebr. Sprache, 1557 Professor der Theologie an der dortigen Universität. Von den eifrigen Lutheranern heftig angefeindet, wurde H. 1579 seiner Stellung an der Universität entsetzt und mit einem Kanonikat am Dom zu Roskilde bedacht. Hier starb er 23. Mai 1600. Seine Schriften verbreiten sich über fast alle theol. Disciplinen.

Hemmingstedt, Dorf in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Süderdithmarschen, 8 km nördlich von Melbör, am Rande des Marschlandes, zählt (1880) 531 E. Bei H. an einer Stelle, die im Volksmunde Dufendüwelswarf hieß, erlitt König Johann 17. Febr. 1500 eine schwere Niederlage durch die Dithmarschen unter Wolf Jsebrand.

Hemmefette (frz. chaîne d'enrayage, engl. drag-chain), eine Kette, welche durch die Speichen und um die Achse eines Wagenrades geschlungen wird, um eine Fortbewegung desselben zu verhindern oder wenigstens aufzuhalten.

Hemmschuh oder **Rad Schuh** (frz. sabot d'enrayage, engl. skid-shoe), ein hölzerner oder eiserner Klotz, der, ähnlich einer Bremse (f. d.), mittels einer Schraube gegen die Lauffläche der Räder eines Wagens gedrückt wird, um letztern zum Stillstand zu bringen oder den Lauf desselben, besonders bei dem Bergabfahren, zu hemmen (aufzuhalten); früher bestand der H. in einer schuhähnlichen hölzernen oder eisernen Rinne, welche beim Bergabfahren unter das eine Hinterrad geschoben und dort mittels einer Kette befestigt wurde.

Hemmung oder **Echappement** (frz. échappement, engl. escapement), bei Uhren diejenige Vorrichtung, durch welche der Gang derselben zum Zweck der Regulierung in kleinen, gleichmäßigen Intervallen unterbrochen wird. (S. unter Uhrenfabrikation.)

Hemmung, in der Physiologie die Unterbrechung gewisser Bewegungen und vegetativer Vorgänge durch die Thätigkeit bestimmter Nerven, der sog. Hemmungsnerven, welche bei ihrer Reizung nicht wie die übrigen centrifugalen Nerven die von ihnen versorgten Organe zur Thätigkeit

anregen, sondern gerade im Gegentheil die Thätigkeit der Lebern verringern oder selbst ganz unterbrechen. Dies geschieht aber durch die Vermittelung eigentümlicher nervöser Werkzeuge, welche theils im Rückenmark, theils im verlängerten Mark des Gehirns gelegen sind und als Hemmungscentren bezeichnet werden. Am genauesten erforscht und am leichtesten zu demonstrieren sind die Hemmungserscheinungen am Herzen. Durchschneidet man einem Hund oder Kaninchen am Hals den zehnten Gehirnnerven oder Vagus und reißt hierauf den peripheren Nervenstumpf mittelst eines unterbrochenen elektrischen Stroms, so nimmt die Zahl der Herzschläge nicht nur sehr beträchtlich ab, sondern es kann auch die Herzthätigkeit bis nach Sistierung der Nervenreizung vollständig unterbrochen werden, während die einfache Durchschneidung des Vagus ohne gleichzeitige elektrische Reizung die Herzthätigkeit beschleunigt, woraus hervorgeht, daß der Vagus einen die Herzpaction verlangsamenden Einfluß ausübt und somit ein ausgeprägter Hemmungsnerv für das Herz ist. Ebenso ist der große Eingeweidenerv (nervus splanchnicus major), welcher von den Brustganglien des Sympathicus entspringt, zu den Hemmungsnerven zu zählen, denn seine Reizung hebt die wurmförmigen Bewegungen des Darms auf. Auch bei der Absonderung der Drüsen und andern vegetativen Processen spielen hemmende Nerven vielfach eine bedeutende Rolle, die aber freilich im einzelnen erst noch genauer zu erforschen ist.

Hemmungsbildung, jede Mißbildung, welche dadurch zu Stande kommt, daß der Embryo und seine Organe auf einer früheren Stufe der Entwicklung stehen bleiben. (S. Mißbildung.)

Hemmvorrichtung, soviel wie Bremse (s. v.).

Hemprich (Friedr. Wilh.), Naturforscher, f. unter Ehrenberg.

Hemesa, Hauptort eines Limes im Bilagat Syrien.

Hemsterhuis (Tiberius), ausgezeichneter holländ. Philolog, geb. 9. Jan. (nach andern 1. Febr.) 1686 zu Groningen, wurde von seinem Vater, einem Arzte, vorbereitet, so daß er schon im 14. Jahre die Universität seiner Vaterstadt besuchen konnte, wo er vorzüglich Mathematik studierte. Einige Jahre darauf ging er nach Leiden, um die Handschriften der dortigen Universitätsbibliothek zu ordnen, und erhielt 1704 die Professur der Mathematik und Philosophie zu Amsterdam, dann 1717 die der griech. Sprache zu Frankfurt, welche er aber erst 1720 antrat. Er wurde 1740 als Lehrer der griech. Sprache und der Geschichte nach Leiden berufen, wo er 7. April 1766 starb. Mit Recht betrachtet man ihn als das vollendete Muster eines echten Humanisten. Das Studium der griech. Sprache lernte er, indem er dieselben nach den schwachen Vorarbeiten von A. Scaliger und Saumaise zuerst eine wissenschaftliche Grundlage gab und so der Stifter einer eignen Schule wurde, aus welcher Hübner und Valdenser als seine berühmtesten Schüler hervorgingen. Seine Hauptwerke sind die Ausgabe des «Quomasticon» von Pollux (2 Bde., Amst. 1706), die ausgewählten Gespräche des Lucian (Amst. 1708 u. 1732) und der «Plutus» des Aristophanes (Hartung 1744; vermehrter Abdruck von Schöfer, Pp. 1811). Ein treffliches Bild seines Lebens und Wirkens gibt Hübner in dem «Elogium Hemsterhusii» (Leib. 1768 u. 1789), welches in Deutschland von Linde-

mann in den «Vitas duumvirorum T. Hemsterhusii et D. Rahukonii» (Lpz. 1822) u. a. von neuem herausgegeben wurde.

Sein Sohn, Franz H., bekannt als Künstler und philos. Schriftsteller, geb. 1722 in Groningen, hellebete, nachdem er in Leiden und im Haag längere Zeit privatisierte, die Stelle eines ersten Commis bei der Staatskanzlei der Vereinigten Niederlande und starb im Haag 1790. Er widmete sich besonders dem Studium der alten Philosophie, namentlich der Sokratischen, suchte auch den durch Pöde verbreiteten Sensualismus weiter auszubilden und auf populäre Weise darzustellen. Zu seinen ästhetischen und archäol. Schriften gehören die «Lettre sur la sculpture» (Haag 1769) und die «Lettre sur une pierre antique». Der Religionsphilosophie sind der Dialog «Aristote, ou de la divinité» (1779) und die «Lettre de Diocles à Diotime sur l'athéisme» (1785) gewidmet. Außerdem schrieb er «Sur les désirs», «Sur l'homme et ses rapports», «Simon, ou des facultés de l'âme», die Dialogen «Alexis, ou de l'âge d'or» (1787) und «Sophyle, ou de la philosophie» (1778). Seine sämtlichen Schriften gab Jansen 1792 heraus; schon vorher waren die wichtigsten als «Vermischte philos. Schriften des Franz H.» (3 Tle., Lpz. 1792) erschienen. Die neueste Ausgabe derselben besorgte Nepphoon (3 Bde., Neumärden 1846—50). Vgl. Bruder, «François H., sa vie et ses œuvres» (Par. 1866).

Hen (grch. ἥν), eins; ἥν καὶ πᾶν (Hen kai pan), eins und alles.

Henabe (grch.), soviel wie Monabe (s. d.).

Henares, Fluß in den span. Provinzen Guadaluja und Madrid Neucastiliens, entspringt in der Sierra Ministra nördlich von dem Pässe, durch welchen die Eisenbahn von Madrid nach Saragossa in das Thal des Jalon führt, fließt nach Südwesten neben der Eisenbahn an Sigüenza, Guadaluja, Alcalá de Henares vorüber und mündet nach einem Laufe von 150 km bei Mejorada del Campo in den Jarama, einen rechtsseitigen Zufluß des Tajo. Der H. speist den Henareskanal in der Umgegend von Humánes, zwischen Jadragun und Guadaluja; mittels eines gewaltigen Dammes, der ihn sperrt, und 5 Schleusen gibt er dem 45 km langen Kanale das Wasser, welches 12000 ha Landes im Thale von Guadaluja und Alcalá befruchtet.

Hende (Karl Ludw.), Astronom, geb. 8. April 1793 zu Driesen in der Altmark, machte als freiwilliger Jäger die Freiheitskriege mit und wurde bei Lützen verwundet. Später war er an verschiedenen Orten als Postbeamter, zuletzt als Postmeister zu Friedeberg in der Neumark thätig. Nachdem er seinen Abschied genommen, widmete er sich in Driesen der Astronomie, wurde der Entdecker zweier kleiner Planeten, der Asträa (1845) und Hebe (1847), und lieferte eine der berliner akademischen Sternkarten. H. starb 21. Sept. 1866 zu Marienwerder.

Gendel von Donnersmard, ein altes, in Schlessen ansässiges Grafengeschlecht, welches seinen Ursprung von Peter von Turjo auf Donnersmard oder Ostbördthelm im Zipser Komitate herleitet, welcher um 1378 zuerst den Namen Hen-Kell führte und beibehielt. — Lazarus H. (geb. 1551, gest. 1624), kaiserl. Geheimrat und Direktor der Bergwerke in allen kaiserl. Erblanden, brachte sein Haus zu großem Ansehen; unter andern erwarb er 1623 die schles. Herrschaften Deuthen und Oederberg. — Von seinen Söhnen wurde Lazarus H.

H. (geb. 1579) am 18. Dec. 1626 in den Freiherrenstand, dann von Kaiser Ferdinand III. 29. Juli 1651 in den Reichsgrafenstand erhoben. Er hinterließ bei seinem 1664 erfolgten Tode drei Söhne, von denen der älteste, Graf Elias H. (geb. 1603, gest. 1667), Stifter der 1803 erloschenen Oberberger Linie wurde, der zweite, Graf Gabriel H. (geb. 1608), ohne männliche Nachkommen 1666 starb, der dritte, Graf Georg Friedrich H., als Stifter der Beuthenischen Hauptlinie Stammvater der noch jetzt blühenden Ästern des Geschlechts wurde. Der letztgenannte (geb. 26. Aug. 1611, gest. 8. Sept. 1671) ererbte den zweiten Anteil der Herrschaft Beuthen, Larnawitz-Neudorf. — Von seinen beiden Söhnen stiftete der älteste, Graf Leo Ferdinand H. (geb. 1640, gest. 24. Febr. 1693), die sog. mittlere oder kath. Linie zu Beuthen, der jüngere, Graf Karl Maximilian H. (geb. 12. Febr. 1645, gest. 18. Aug. 1720), die jüngere oder evang. Linie auf Larnawitz und Neudorf.

Ein Sohn des Stifters der ältern Linie zu Beuthen, Graf Karl Joseph Erdmann H., geb. 24. Febr. 1688, war bis 1745 preuss. Oberpräsident zu Oppeln, wurde aber von Friedrich II., weil er dem Oesterreichern Vorzug geleistet, aller seiner Würden für verlustig erklärt, mußte nach Oesterreich flüchten und starb 5. März 1760 zu Odensburg in Ungarn. Gegenwärtiges Haupt dieser Linie, welche in Oberösterreich die Fideikommissherrschafft Beuthen nebst den Herrschaften Sieranowicz, Gureklo, Lashowicz mit Sowiz, in Kärnten die Herrschaften Wolfsegg (360 qkm), St. Leonhard (180 qkm), Graf-Neudorf und Wiesenau besitzt, ist Graf Karl Hugo Lazarus Anton H., geb. 26. April 1813, welcher 1813 seinem Vater, Grafen Karl Joseph Erdmann H., folgte.

Die jüngere oder evang. Linie zu Larnawitz-Neudorf, gestiftet vom Grafen Karl Maximilian H., geriet mit dessen beiden Söhnen abermals in zwei noch gegenwärtig blühende Zweige. — Der ältere Sohn, Graf Leo Maximilian H., (geb. 1. März 1691, gest. 25. Aug. 1770), begründete den ältern oder sächsl. Zweig der Larnawitzer Linie. Er war der Vater des Grafen Victor Amadeus H., geb. 15. Sept. 1727, der sich namentlich während des Siebenjährigen Kriegs auszeichnete und zu den kenntnisreichsten Offizieren der preuss. Armee gehörte, weshalb ihn Friedrich II. auch anwählte, um dem Feldzuge der Russen gegen die Türken 1769 beizuwohnen. Als 1790 Kriegen an der litauischen Grenze ein Armeekorps aufstellte, erhielt H. den Oberbefehl. Sein »Militärischer Nachlass« (2 Bde., Zerbst 1847—49) wurde von Zabeler herausgegeben. Er starb 31. Jan. 1793 als preuss. Generalleutnant. — Sein Enkel, Graf Leo Amadeus Maximilian H., geb. 8. Jan. 1829 zu Merseburg, Oberpräsidentemann zu Weimar, ist das gegenwärtige Haupt des ältern Zweigs der Larnawitzer Linie. Derselbe veranstaltete »Briefe der Brüder Friedrichs d. Gr. an meine Großeltern« (Berl. 1877). — Am der Spitze des jüngeren oder slesl. Zweigs steht Graf Guido H., geb. 10. Aug. 1830, freier Standesherr auf Oberbeuthen und erbliches Mitglied des preuss. Herrenhauses.

Hendels (grch., »eli«), im alten Athen eine eigentlich nur aus zehn durchs Los ernannten Mitgliedern bestehende Behörde, deren aber der an den Geschäften mitbeteiligte Schreiber zugezählt wurde. Die Behörde der »Eisführer« hatte die

Ansicht über die Gefängnisse auch über die Beziehung der Strafen an den Verbrochen und belei Strafgemein über die auf frischer That ergriffenen Verbrecher.

Hendelsaphaben (grch.), »elfstellige« Verse; solche sind der Alcaische Vers (die zwei ersten Verse der Alcaischen Strophe), der Sapphische Vers (zu drei ersten Verse der Sapphischen Strophe) und der Phalacische Vers, welcher besonders bei Catull als eigene Versart vorkommt und folgender Schema hat:

Für- | vos hominum | vident amores.

Hendel-Schütz (Johanna Henriette Rosine), f. **Händel-Schütz**.

Hendelschütz (grch., eigentlich Hendiakhysis, d. h. eins durch zwei), rhetorische Figur, wozu darin besteht, daß zwei Substantiven einander beigeordnet werden, von denen das eine die Geltung eines attributiven Adjektivs hat, z. B. arma vi-ramque cano (statt: armatum virum cano, der Hien und Waffen statt: eiserne Waffen).

Hendon, Gemeinde in der engl. Grafschaft Middlesex, 10,5 km im N.W. von der St. Pauls-Kathedrale zu London, Station des Midland Rail-way, links am Brent River, zählt (1881) 10484 E. und hat eine kath. Wifionsanstalt.

Hendrichs (hezm.), Schauspieler, geb. 17. Okt. 1809 zu Köln, war in seiner Jugend Kaufmann, bevor er zunächst in Offenbach, dann in Darmstadt 1831 einen ersten Versuch auf den Brettern wagte. Von 1831 bis 1837 jugendlicher Liebhaber am Theater seiner Vaterstadt, wurde er 1837 Mitglied des hannoverschen, 1840 Mitglied des berliner Hoftheaters, trat aber schon nach 6 Monaten in den Verband des hamburgischen Stadttheaters ein. Von 1844 bis 1864 wirkte H. wieder am berliner Hoftheater, ließ sich dann pensionieren und gab während der Wintermonate Vorstellungen am berliner Victoria-theater, das er noch kurz vor seinem am 1. Nov. 1871 in Berlin erfolgenden Tode übernahm. Seine besten Rollen waren Göt, Beten von Strahl, Gaiant, Tell u. s. w.

Hendrichs (Albert), Zeichner und Maler, geb. 9. Juli 1834 zu Frankfurt a. M., genoss seine künstlerische Ausbildung im Städtischen Institut und unter dem Genremaler Joh. Becker. Lange blieb der Künstler ohne Erfolg; sowohl seine graphischen Arbeiten als seine Ölbilder blieben ohne Anerkennung. In den J. 1869 und 1870 bereiste er Italien, ohne auch durch diesen Anlaß zu etwas Hervorragendem angeregt zu sein. Endlich brachte ihm ein glücklicher Wurf große Anerkennung, als er eine Reihe Zeichnungen (photographisch vervielfältigt) unter dem Titel: »Blätter aus Albert H.'s Skizzenbuch« (2 Hc., Frankfurt. 1872—73) herausgab. Es folgten wichtige und anerkannte kleine Szenen aus dem Volksleben, aus der Kindermwelt und dem Alltagsleben der Strafe. H. starb 22. Okt. 1883 zu Frankfurt a. M.

Hendelschütz (grch.), eine nur seltene Bezeichnung, in der fröhenallographischen Sprache von Weis geltend für die Kombination eines monoklinen (zwei- und eingliederigen) Prismas mit der einfach schief geneigt angeordneten Basis; ein solches Gestein findet sich z. B. am orthoklastischen Feldspat.

Henneken oder Henneken, soviel wie Hengst, f. **Beneter**.

Hengist (Hengest) und Horsa (Hors) heißen in brit. (keltischen) Quellen die Anführer, welche

419 n. Chr. germanische Scharen nach England gebracht haben sollen, mit denen sie dann einen Teil von Südostengland eroberten. Neuere Forschung hat nun festgestellt, daß die Ankunft der Angelsachsen in Kent und den umliegenden Grafschaften schon ein paar Jahre früher stattgefunden haben muß. Die Namen Hengist und Horsa deuten beide auf das Aox hin, welches Tier man später im Wappen von Kent und von Wiltshire findet. Hengist und Horsa sind als Helden der Sage aufzufassen, und alles, was von ihnen erzählt wird, enthält der geschichtlichen Begründung. Gildas berichtet zuerst von ihnen, von ihm übernahm Beda die Erzählung und verbreitete sie weiter. Geschichtlich ist wohl, daß die Angelsachsen auf Thane landeten, sich in Kent sesshaft und von da aus weiter verbreiteten. Im J. 455 soll Horsa im Kampfe gefallen, 488 Hengist gestorben und sein Sohn Wesse ihm in der Herrschaft gefolgt sein.

Hengst, der männliche Einhufer.

Hengstberg (Frankf. a. M.), einflußreicher prot. Theolog, Führer der orthodox-luth. Richtung, geb. 20. Okt. 1802 zu Fronenburg in der Grafschaft Mark, bezog 1819 die Universität Bonn. Hier ward er eifriges Mitglied der Burschenschaft und wandte sich zunächst philol. und philol., besonders orient. Studien zu. Als Frucht derselben erschien eine deutsche Uebersetzung der „Metaphysik“ des Aristoteles (2 B., Bonn 1824) und die Schrift „Amrullowski Moullakab“ (Bonn 1827). Dann ging H. auf ein Jahr nach Basel, habilitierte sich Herbst 1821 als Privatdozent in der philol. Fakultät zu Berlin, Opera 1825 in der theol. Fakultät, ward 1826 außerord., 1829 ord. Professor der Theologie in Berlin, wo er 28. Mai 1869 starb.

H. trat gleich von Anfang an als entschiedener Gegner des Nationalismus auf und ward bald Haupt und Führer der orthodox-christlichen Partei. Seit 1827 gab H. die „Evang. Kirchenzeitung“ heraus, welche zunächst entschieden zur Union stand und die separierten Lutheraner bekämpfte. Als dann der Staat sich dem Konfessionsalismus freundlicher erwies, gehörte H. zu dessen Hauptvorführern. Daher trat er zu der seit 1858 im Oberkirchenrat zur Herrschaft gelangten Partei der „positiven Union“, verteilte von der „Neuen Evang. Kirchenzeitung“, in entschiedenem Gegensatz. Erst der Kampf gegen den gemeinsamen Gegner, die freie wissenschaftliche Theologie und den Protestantenverein, führte die beiden Parteien wieder zusammen. H. schrieb: „Vorträge zur Einleitung ins Alte Testament“ (3 Bde., Berl. 1831—34), „Christologie des Alten Testaments“ (3 Bde., Berl. 1825—35; 2. Aufl. 1854—57), „Geschichte des Reiches Gottes unter dem Alten Bund“ (2 Bde., Berl. 1849—70), „Kommentar über die Psalmen“ (4 Bde., Berl. 1842—45), „Das hohe Lied Salomons ausgelegt“ (Berl. 1853), „Die Weissagungen des Propheten Jesaias“ (2 Bde., Berl. 1867—68), „Das Evangelium des heil. Johannes erläutert“ (2 Bde., Berl. 1861—62), „Die Offenbarung des heil. Johannes erläutert“ (2 Bde., Berl. 1860—61), „Die Juden und die christl. Kirche“ (Berl. 1867; 2. Aufl. 1869), „Das Luth. und die christl. Kirche“ (Berl. 1856), „Die Freimaurerei und das evang. Barmherz.“ (Berl. 1864), „Hilf. Joh. Bachmann“, „Gemein. Wilhelm H. nach seinem Leben und Wirken“ (3 Bde., Gießen 1876—81).

Henslein (Wlfrd, Freiherr von), österr. Feldmarschalllieutenant, geb. zu Oberdöbling bei Wien

11. Aug. 1810, Sohn des mit Mozart befreundeten jüd. Bankiers Ritter Joseph von H., wurde als Kind getauft und trat 1828 als Kadett in das österr. Ingenieurkorps, zeichnete sich 1848 in Italien aus, stieg 1849 zum Obersten im Generalstabe auf, wurde 1854 Generalmajor und diente 1859 als Feldmarschalllieutenant in Südtirol. In Anerkennung seiner damaligen Leistungen verlieh ihm der Kaiser den Freiherrnstand; 1860 wurde H. Generaladjutant der Armee in Italien, 1863 Kommandant des 5. Armeekorps und 1864 Chef des Generalstabes im Kriegsministerium. Bei Ausbruch des Deutschen Kriegs 1866 trat H. als Generalstabschef zur Nordarmee, wurde nach der Niederlage bei Königgrätz wie Feldzeugmeister Benedek seiner Stellung entbunden und vor ein Kriegsgericht gestellt. Das Verfahren ist nicht zu Ende geführt worden, doch wurde H. nach der Beendigung des Kriegs in den Ruhestand versetzt und starb 29. Jan. 1882 zu Wien.

Hénin-Villard, Stadt im franz. Depart. Pas-de-Calais, Arrondissem. Arras, 24 km im N.O. von Arras, Station der Linien Lens-Carvin und H. Don Sainghin der Französischen Nordbahn, zählt (1876) 5491 E. und hat Steinkohlenbergbau, Maschinenbau und Glaseri.

Geniochen (hebr. Gaiuch), ein lautlos. Volk auf einem Teile der nordöstlichen, von den Ausläufern des Kaukasus erfüllten Küste des Schwarzen Meeres. Sie wohnten zwischen den Riken (Tschigetti) und Abasgern (Abchasen) und waren im Altertum als gefährliche Seeräuber gefürchtet.

Gent (Rubio, Friedr. Wlfr. von), kaiserlich deutscher Vizeadmiral, geb. 4. März 1820 zu Anklam, entschied sich im Alter von 15 Jahren für den seemannischen Beruf, begann seine Laufbahn auf Handelschiffen, machte zahlreiche Reisen und brachte es bald zum Kapitän. Bei der Bildung der preuß. Marine im J. 1849 trat er als Auxiliaroffizier in dieselbe ein, wurde 1856 Kapitänlieutenant, 1859 Korvettenkapitän, nachdem er vorher einige Jahre auf die engl. Marine kommandiert war. Im J. 1861 wurde er als Decernent und Vorstand des Hydrographischen Bureau in das Marineministerium zu Berlin berufen und 1865 als Kommandant der Dampfkorvette Rhymphe mit dieser nach dem Mittelmeer entsandt. Im Deutsch-Osterr. Krieg wurde er zum Befehlshaber der aus der Rhymphe u. s. w. bestehenden preuß. Nordseeflotte ernannt. Während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 kommandierte er die Panzerfregatte König Wilhelm im Geschwader des Vizeadmirals Tschirner und wurde 1871 zum Chef der Marineflottille der Nordsee befördert. Im J. 1873 ernannte ihn der Kaiser zum Kontradmiral und betief ihn als Direktor der Admiralität nach Berlin. Er verblieb in dieser wichtigen Stellung bis zum J. 1879, wurde jedoch zeitweilig während der J. 1878, 1874 und 1875 zur Führung des während der vier Sommermonate zusammengekommenen Übungsgeschwaders abkommandiert, 1877 zum Vizeadmiral befördert und 1878 in den erblichen Adelsstand erhoben. Das Verhältnis zwischen dem Chef der Admiralität, von Stosch, und H. gestaltete sich von Anfang an nicht besonders gut, da ersterer vor allem militärische Grundsätze in der Marine zur Geltung bringen zu müssen glaubte, während H. die Ansicht vertrat, daß dies nur insofern angängig wäre, als dabei auch die nautisch-technischen

Interessen volle Berücksichtigung fanden. Als H., von diesem Gesichtspunkte ausgehend, nach der Katastrophe des Großen Kurfürst (1878) sich dem Ausschuss der Sachverständigenkommission anschloß, welche den Fall in einer Weise beurtheilte, die den Anschauungen des Generals von Tösch diametral entgegenstand, war dies im Verein mit einer andern Differenz der wilhelmsbavener Werft die Ursache zu einem offenen Bruch zwischen beiden, infolge dessen H. vom Kaiser seinen Abschied erbat und mit der gesetzlichen Pension zur Disposition gestellt wurde. H. lebt seitdem in Berlin. Außer zahlreichen Abhandlungen von nautisch-militärischer Natur hat H. ein größeres Werk: «Die Kriegsführung zur See in ihren wichtigsten Epochen» (Berl. 1881), veröffentlicht.

Heute (Adolf Christian Heine), berühmt durch seine Leistungen in dem Gebiete der Staatsarzneikunde, geb. 12. April 1776 zu Braunschweig, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und studierte seit 1795 zu Helmstedt und Göttingen Medizin, war dann Hausarzt bei einem holstein. Edelmann in Schwantes und ließ sich 1802 als praktischer Arzt in Braunschweig nieder. Er wurde 1806 Physikus in Wolfenbüttel, noch in demselben Jahre aber als außerord. Professor nach Erlangen berufen und veröffentlichte das «Handbuch der allgemeinen und speziellen Pathologie» (3 Bde., Berl. 1806—8) und das «Handbuch zur Erkenntnis und Heilung der Kinderkrankheiten» (2 Bde., Frankfurt. 1809; 4. Aufl. 1837). Im J. 1809 begann er Vorlesungen über Staatsarzneikunde zu halten und legte durch diese den Grund zu seinem «Lehrbuch der gerichtlichen Medizin» (Berl. 1812; 13. Aufl. von Bergmann, 1859), das ihm in Deutschland wie im Auslande großen Ruhm erworb. Im J. 1816 wurde er ord. Professor für Physiologie, Pathologie und Staatsarzneikunde, übernahm 1818 die Professur der Therapie und Klinik und die Direktion der klinischen Anstalten, und ward 1821 zum Hofrat ernannt. H. starb 8. Aug. 1843. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben die «Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medizin» (5 Bde.; 2. Aufl., Lpz. 1822—34) und seine «Zeitschrift für die Staatsarzneikunde» (Erlangen 1821 fg.), die erst von Siebenhaar und Siebert, dann seit 1850 von Behrend fortgesetzt wurde. Anonym gab H. die treffliche «Darstellung der Feldzüge der Verbündeten gegen Napoleon in den J. 1813—15» (4 Bde., 1814—16) heraus.

Sein Bruder, Hermann Wilhelm Eduard H., geb. 28. Sept. 1783 zu Braunschweig, war seit 1823 Professor der Rechte zu Halle und starb 14. März 1869 zu Braunschweig. Derselbe hat sich als Kriminalist einen geachteten Namen erworben durch die Schriften: «Versuch einer Geschichte des deutschen peinlichen Rechts» (2 Bde., Sulzb. 1808—9), «Lehrbuch der Strafrechtswissenschaft» (Jär. 1815), «Darstellung des gerichtlichen Verfahrens in Strafsachen» (Jär. 1817) und sein Hauptwerk: «Handbuch des Kriminalrechts und der Kriminalpolitik» (4 Bde., Berl. 1823—38).

Heute (Heinr. Phil. Konr.), freisinniger prot. Theolog, namentlich Kirchengeschichtler, geb. 3. Juli 1752 zu Heflen im Braunschweigischen, erhielt seine Gymnasialbildung zu Braunschweig und studierte zu Helmstedt, wo er 1777 außerord. und 1780 ord. Professor der Theologie wurde. Der Herzog von Braunschweig ernannte ihn 1786 zum Abt von

Michaelstein bei Blankenburg; 1801 wurde er Generalsuperintendent der Diocese Schöningen, 1803 Abt zu Königsutter und bald darauf Vizepräsident des Konsistoriums und Kurator des Carolinums zu Braunschweig. Er starb zu Braunschweig 2. Mai 1809. Den Grund zu seinem theol. Aufsteige legte er durch seine «Kirchengeschichte» (Bd. 1—6, Braunschw. 1788—1804; neue Aufl. 1795—1806; fortgesetzt von Vater, Bd. 7—9, 1818—20). Von seinen Schriften sind noch zu nennen die «Lineamenta institutionum aedei christianae historico-criticarum» (Helmst. 1783; 2. Aufl. 1795; deutsch, Helmst. 1803), «Kirchengeschichte des 18. Jahrh.» (Braunschweig 1802), «Opuscula academica» (Lpz. 1802). H. war entschiedener Vertreter des Kantischen Rationalismus.

Sein Sohn, Ernst Ludwig Theodor H., geb. 22. Febr. 1804 zu Helmstedt, habilitierte sich 1827 in Jena mit einer Schrift, «De epistolae, quae Barnabae tribuitur, authenticis», ward 1833 daselbst außerord. Professor, nachdem er inzwischen am Carolinum zu Braunschweig als Lehrer gewirkt hatte. Im J. 1836 als Konsistorialrat und Direktor des Predigerseminars nach Wolfenbüttel berufen, ging er bereits 1839 als Professor nach Marburg, ward 1846 wieder, 1848 erster Bibliothekar, 1849 Ephorus des theol. Seminars und starb 1. Dec. 1872. Sein Hauptwerk ist die Monographie «Georg Calixt und seine Zeit» (2 Bde., Halle 1853—60). Außerdem sind zu nennen: «Papst Pius VII.» (Marburg 1860), «Konrad von Marburg» (Marburg 1861), «Kaspar Heuser und Kil. Krell» (Marburg 1865), «Zur neuern Kirchengeschichte» (Marburg 1867), die Biographie «Jak. Friedr. Fries» (Lpz. 1867). Treuborst veröffentlichte aus H.s literarischem Nachlasse «Ergebnisse und Gleichnisse» (Lpz. 1874).

Heuten, s. Hängen.

Heuter, s. unter Scharfrichter.

Heute (Friedr. Gust. Jäl.), einer der ausgezeichnetsten Physiologen und Anatomen der Gegenwart, geb. 9. Juli 1809 zu Järth in Franken, studierte 1827—32 in Bonn und Heidelberg Medizin und promovierte im April 1832 in Bonn. Nachdem er hierauf einige Zeit als Assistent Rudolphi am anatom. Museum zu Berlin gewirkt, wurde er 1834 unter Joh. Müller Professor an der Anatomie daselbst. Als Mitglied der Burschenschaft in Untersuchung geraten, verurteilt und begnadigt, konnte sich H. erst 1837 zu Berlin als Privatdocent habilitieren, wo er mikroskopische Anatomie und allgemeine Pathologie vortrug. Seit 1840 lehrte er als Professor der Anatomie, später auch der Physiologie zu Zürich, bis er 1844 einem Ruf als zweiter Professor der Anatomie nach Heidelberg folgte. Hier trug er außer der allgemeinen und speziellen Anatomie auch vergleichende und pathol. Physiologie, allgemeine Pathologie und später vor einem zahlreichen Zuhörerkreise aller Fakultäten auch Anthropologie vor. Im J. 1849 fiel ihm auch die Direktion der anatom. Anstalt zu. Seit 1852 wirkte H. als Professor der Anatomie und Direktor der anatom. Anstalt zu Göttingen, wo er seine Arbeiten und Vorlesungen auf die menschliche Anatomie beschränkt hat. Als Patholog gehört H. der sog. physiologischen oder rationalen Richtung an. Er bezeichnet seinen wissenschaftlichen Standpunkt durch eine geistvolle Kritik der bisherigen ärztlichen Methoden und Theorien und

versucht zu gleicher Zeit, die physiol. Thatsachen, welche die Beobachtung des kranken Körpers zu Tage gefördert hat, in einer dem systematischen Geiste der neuern Wissenschaft angemessenen Form zusammenzufassen. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung ist das »Handbuch der rationalen Pathologie« (2 Bde., Braunschw. 1846—52; 3. Aufl., Bd. 1, 1855; 2. Aufl., Bd. 2, 1855). Unter seinen anatom. Arbeiten nehmen das »Handbuch der allgemeinen Anatomie« (Berl. 1841) und vor allem das treffliche »Handbuch der systematischen Anatomie des Menschen« (3 Bde., Braunschw. 1855—73; 2. Aufl. 1876—79) den ersten Rang ein. Hierzu veröffentlichte er einen »Anatom. Handatlas zum Gebrauch im Gelehrsaal« (6 Bde., Braunschw. 1871—77). Von seinen übrigen Schriften sind noch zu nennen: »Über Schleim und Eiterbildung« (Berl. 1838), »Vergleichende Anatomie des Achselpfads« (Lpz. 1833), »Kathol. Untersuchungen« (Berl. 1840), »Zoolog. Beschreibung der Haifische und Rochen« (mit Joh. Müller, Berl. 1841), »Anthropologische Vorträge« (Heft 1—2, Braunschw. 1876—80), »Grundriss der Anatomie des Menschen« (mit Atlas, Braunschw. 1880; 2. Aufl. 1883). Außerdem lieferte H. die Berichte über Pathologie 1833—42 in Müllers »Archiv«, in Canstatt's »Jahresberichten« die über allgemeine Anatomie 1846—49, über spezielle und allgemeine Anatomie 1838—55. Letztere setzte er in der von ihm 1841 mit Pfeufer begründeten »Zeitschrift für rationelle Medizin« (bis 1871) fort.

Senna, alte Stadt in Sicilien, f. Enna.

Senna, f. unter Aftannawurzel.

Senne, das Weibchen des Hahns, f. unter Huhn; überhaupt Name für das Weibchen hühnerartiger Vögel.

Senne am Rhyn (Otto), Kulturhistoriker, geb. 26. Aug. 1828 zu St. Gallen (Schweiz) als Sohn des Historikers und Dichters Anton Henne (geb. 1798, gest. 1870), studierte in Bern, wurde 1852 Sekretär bei der Regierung des Kantons St. Gallen, 1857 Professor an der Kantonschule, 1869 Staatsarchivar. In dieser Stellung schrieb er »Geschichte des Kantons St. Gallen« (St. Gallen 1863), »Geschichte des Schweizerpöbels und seiner Kultur« (3 Bde., Lpz. 1865—66), »Kulturgeschichte der neuern Zeit« (3 Bde., Lpz. 1870—72). H. übersiedelte 1872 nach Leipzig, wo er die »Freimaurerzeitung« redigierte und ein Buch über »Die deutsche Volkslage« (2. Aufl., Wien 1879) schrieb; 1877—79 redigierte er den »Boten aus dem Riesengebirge« zu Hirschberg in Schlesien und trat dann in die Redaktion der »Neuen Züricher Zeitung«. Inzwischen hatte er im Verein mit andern eine »Darstellung des positiven Freimaurerrechts« (Lpz. 1877) und den 4. (Supplement-) Band des »Handbuchs der Freimaurerei« (Lpz. 1879) bearbeitet, namentlich aber sein Hauptwerk, die »Allgemeine Kulturgeschichte von der Urzeit bis zur Gegenwart« durchgeführt (6 Bde., Lpz. 1877—79). Nachdem er diesem Werke die »Kulturgeschichte des Judentums« (Jena 1880) und »Das Jenseits« (Lpz. 1881) hatte folgen lassen, habilitierte er sich 1882 an der Universität Zürich. Es erschienen seitdem von ihm das illustrierte Werk »Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit« (Lpz. 1883 fg.) und ein Lebensbild des Dichters Gottfried Keller (Zür. 1883).

Senneberg, ehemalige gefürstete Grafschaft in Franken, verdankt ihren Ursprung den Vöpponen,

einem alten Gaugrafengeschlecht im Grabfelde, welche seit Anfang des 11. Jahrh. ihr aus Steden jenes aufgelösten Gaues gebildetes Territorium nach ihrer 9 km südwestlich von Weiningen, seit dem Bauernkriege in Trümmern liegenden Burg S. nannten und dasselbe bald erweiterten, bald aber auch durch Erbteilungen und Veräußerungen schmälerten. Ein Sohn des Grafen Boppo I. von S., Wettwald I., erwarb dazu im Anfange des 12. Jahrh. das Kurgrafsium Würzburg und vererbte es auf seine Nachkommen, die ihre Besitzungen verschiedentlich teilten. So stiftete Otto II. zu Ende des 12. Jahrh. die durch den Minnesänger Graf Otto (gest. 1251) berühmt gewordene, aber bald wieder erloschene Nebenlinie zu Wodenlaube. Die Söhne Heinrichs III. teilten sich 1274 in die Linien H. Hartenberg-Römhild, H. Alsha (später, nach Absterben der ältern Linie [1371], H. Römhild genannt) und H. Schleusingen, welche letztere bei weitem die bedeutendste wurde. Sie erhielt 1310 mit Berthold VII. die Reichsfürstenerwürde, die jedoch nie in den Titel aufgenommen wurde, brachte 1312 die an Brandenburg gefallene Landesportion der von des obgenannten Heinrich III. Bruder, Hermann I., gestifteten H.-Eoburger Linie wieder an sich, wovon jedoch das meiste, namentlich die Pflanz Eoburg, bald wieder durch Erbtüchter dem Hause entfremdet wurde, und führte 1340, um Erbpfändungen vorzubeugen, die Majoratsfolge ein. Endlich beerbte sie nach kurz vor ihrem Erlöschen den noch bis 1549 fortbestandenen tiefverschuldeten Alsha-Römhilder Zweig. Graf Wilhelm VII., der auf diese Weise den ganzen Länderkomplex seines Hauses vereinigte, schloß, um sich von Schulden zu befreien, 1554 mit Herzog Johann Friedrich dem Mittlern von Sachsen, dessen Brüdern und dessen einen Erbvertrag, durch den das Ernestinische Haus die Anwartschaft auf S. erhielt. Demzufolge nahm, als 1583 mit Georg Ernst das Heinnergische Haus erlosch, Kurfürst August von Sachsen, der 1573 Anwartschaft auf fünf Zwölftel der Erbschaft erhalten hatte, das Land (etwa 1870 qkm) für sich und seine Mängel, die Herzoge von Sachsen-Weimar, in Besitz. Nur Schmalkalden wurde kraft Rezesses von 1521 an Hessen überlassen, welches die Herrschaft seit 1360 mit den Grafen von S. in Gemeinschaft besaß. Das übrige blieb im gemeinsamen Besitz der beiden sächs. Hauptlinien bis 1660, wo folgende Teilung zu Stande kam: der Herzog Moritz zu Sachsen-Weis erhielt als seine fünf Zwölftel Schleusingen, Suhl, Kühndorf, Wenshausen, Mohr und Bekra, welche Städte 1713 an die kurfürstl. Linie zurückfielen und von dieser 1815 an Preußen abgetreten wurden. Von den übrigen sieben Zwölfteln erhielt die Hälfte, nämlich Weiningen, Maßfeld, Wehrungen-Mils und S., das Haus Altenburg; ein Viertel, nämlich Mühlau und Mallenworbden, kam an Sachsen-Weimar; das letzte Viertel aber, Mahungen und Sand, an Gotha, welche Linie auch 1672 den altenburg. Anteil erbt. Bei den Erbteilungen zwischen den Söhnen und Nachkommen Herzog Ernsts des Frommen ist S. gänzlich zerstübelt worden; an die ehemalige polit. Einheit der Grafschaft erinnert nur noch das den Teilhabern der heinnergischen Erbschaft gemeinsame graf. Archiv zu Weiningen. Doch hat Weiningen vermöge des polbaischen Erbteilungsvertrags von 1826, wo es Hildburghausen und einige andere Städte erhielt, den größten Teil des

hennebergischen Erbes, mit Ausnahme der weltmännischen Stille, des geistlichen Amtes Zelle, des preuß. Anteils (die Kreise Schlesingen und Schmalalben), wieder zusammengebracht. Vgl. Brüdner, «Hennebergisches Urkundenbuch» (Meining. 1857).

Henneberg (Hud.), Maler, geb. 13. Sept. 1825 in Braunschweig, widmete sich nach absolvierten Gymnasialstudien in seiner Vaterstadt seit 1845 der Rechtswissenschaft in Göttingen und Heidelberg und trat 1848 in den braunschw. Staatsdienst. Während seiner Amtsgeschäfte als Auditor erwachte in ihm die Liebe zum Zeichnen, das er früher bereits zum Vergnügen betrieben hatte, und veranlaßte ihn 1850 zum Besuch der Akademie in Antwerpen. Von Antwerpen wandte er sich nach Paris, trat in das Atelier Coutures, wirkte dann aber selbständig während eines zehnjährigen Aufenthalts in der franz. Hauptstadt. Die erste Zeit verging hier mit Anfertigung von zahlreichen kleinen Entwürfen, besonders Jagd-, Soldaten-, Studentenszenen, bis H. 1853 mit dem Wille Studentenfahrt am Nieder erfolgreich hervortrat. Obwohl noch in dem nächsten, vom Braunschweiger Kunstverein erworbenen Gemälde: der Jäger und sein Liebling, das aberschäumende phantastische Wesen seiner jugendlichen Kunstrichtung klar an den Tag trat, vermochte H. sich alsbald zu klären und zu sammeln, und schuf 1856 in dem Wilden Jäger eine technisch wie inhaltlich meisterhafte Leistung, wofür ihm bei der Ausstellung im Salon im folgenden Jahre die goldene Medaille zuteil wurde. Es folgten: die Hasenhetz, der Verdreher aus verlorener Ehre (nach der bekannten Schillerschen Erzählung) und einige Landschaften. Eine gewaltige Umwälzung in H.s Stil und Auffassung, insbesondere in koloristischer Hinsicht, brachte seine Reise nach Italien mit sich, welche er 1861 antrat und wo er bis 1863 verblieb. Er wandte sich angesichts der klassischen Vorbilder jenes Landes von seiner bisherigen modern-franz. Richtung entzweit und förderte nach erfolgter Rückkehr in der Jagd nach dem Glücke (berliner Nationalgalerie) eine der geistreichsten und poetischsten Leistungen der neuern Malerei zu Tage, welche Schönheit der Komposition mit philos. Tiefe der Grundung großartig verbindet. Seit 1865 in Berlin ansässig, verherrlichte er die kriegerischen Erfolge Deutschlands in dem Wille Bismarck und die Germania, sowie in dem Wandbilderscyklus der Villa Warkauer, ging dann aber 1873 wieder nach Rom, wo neben zahlreichen Studien die großen Gemälde: Reiter in der Campagna, der König und die Phantasie u. a. entstanden. Im Frühjahr 1876 lehrte H. nach Braunschweig zurück und starb daselbst 14. Sept. 1876. Seine Bilder zeichnen sich durch seine Durchbildung, edles Kolorit und reine Zeichnung aus.

Henneberg (Wiß.), ausgezeichneter Agrarwissenschaftler, geb. 10. Sept. 1825 zu Wasserleben in der Grafschaft Stolberg-Wernigerode, studierte von Ostern 1845 bis 1848 in Jena und Gießen Naturwissenschaften und namentlich Chemie. Er lebte dann in Wasserleben, ging 1851 als zweiter Sekretär des landwirtschaftlichen Vereins für das Herzogtum Braunschweig nach Braunschweig, 1852 als Sekretär der Königl. Landwirtschaftsgesellschaft nach Gelle, wo er ein agrarwissenschaftl. Laboratorium einrichtete und 1853 die Herausgabe des «Journal für Landwirtschaft» begann. Bei der Verlegung des Laboratoriums nach Peene bei

Göttingen, 1857, wurde daselbst zu einer landwirtschaftlichen Versuchsanstalt unter H.s Leitung erweitert. Im J. 1874 fand ein nochmaliger Umzug der Station nach Göttingen statt. Seit 1865 als außerord., seit 1873 als ord. Professor an der Universität Göttingen tätig, hat sich H. besonders um die wissenschaftliche Begründung der Fütterungslehre außerordentliche Verdienste erworben. Von H.s zahlreichen Publikationen sind zu nennen: «Beiträge zur Begründung einer rationellen Fütterung der Wiederkäuer» (mit F. Stohmann, 1. u. 2. Heft, Braunschw. 1860 u. 1864); «Neue Beiträge zur Begründung einer rationellen Fütterung der Wiederkäuer» (Hütt. 1870). (gebirge)

Henneberger Bergland, s. unter Rhön.
Hennebont, Stadt im franz. Depart. Morbihan, Arrondissement Lorient, 10 km im NO. von Lorient, 15 km vom Meere, auf zwei Hügeln links am Blavet, Station der Linie Landerneau-Evranay der Französischen Ostseebahn, welche den Blavet auf einer 222 m langen, 25 m hohen, auf sieben Bögen von 5 und 23 m Spannung ruhenden Brücke überspannt, zählt (1876) 4344 (als Gemeinde 6050) E. und hat einen kleinen Hafen, Erdbad, Sägemühle und Bootbau. Die schöne Kirche aus dem 16. Jahrh. besitzt einen hohen got. Turm. Durch ihre Festungswerke, von denen noch Ruinen vorhanden sind, war H. im 14. bis 16. Jahrh. einer der festen Plätze der Bretagne. Von der ehemaligen Cistercienserabtei Notre Dame de la Joye (Bambium), im 13. Jahrh. gegründet von Blanche de Champagne, Herzogin der Bretagne, sind noch einige Reste vorhanden.

Hennegau (lat. Hannonia, frz. Hainaut), Landschaft im wallonischen Teile der Niederlande, der Heimat der alten Nervier, gegenwärtig teils in Frankreich, teils in Belgien gehörig, war schon im 9. Jahrh. im Besitze eines mächtigen Grafengeschlechts, dessen Ahnherr, Eiselbert von Raimorien (gest. 846), Kaiser Lothars I. Schwiegersohn war, und welches nach dem Tode seines Sohnes, Raimers des Raghalligen (gest. 916), in drei Teile zerfiel: die Herzöge von Niederlothringen, die Grafen von Löwen und die von H. Nach dem Stürzen der beiden ersten wurde Rainer III. von H. (gest. 960) einerseits der Ausgangspunkt einer neuen Löwen Linie (aus welcher später die Herzöge von Lothringen und Brabant hervorgingen), andernteils Fortsetzer des hennegauer Geschlechts. Eine Erbtöchter dieses Hauses, Michilde (gest. 1086), brachte die Grafschaft an Balduin VI. von Flandern, der sich in H. Balduin I. nannte. Graf Balduin II., sein Sohn, verlor Flandern an seinen Oheim, Robert den Friesen, und starb 1098 im Gelobten Lande; ihm folgten Balduin III. (gest. 1120) und Balduin IV. (gest. 1171). Dessen Sohn und Nachfolger, Balduin V. (gest. 1197), vereinte, nicht ohne bedeutendes Opfer an Frankreich, durch Heirat mit Margarete von Flandern (1191) beide Grafschaften, Flandern und H., wieder miteinander. Balduin VI. (IX. von Flandern), ein Enkel von Balduin V., wurde 1204 erster lat. Kaiser zu Konstantinopel und hinterließ 1206 seine Hausbesitzungen seiner ältesten Tochter Johanna, deren heldenmätiger Gemahl, Prinz Ferdinand von Portugal, 1214 die Schlacht bei Bouvines an Frankreich verlor. Auf Johanna folgte 1244 deren Schwester Margarete, die bereits zweimal, zuerst an Burchard (Bouchard) von Avesnes, dann an

Guido von Namptierre verheiratet gewesen war. Den Kindern erster Ehe wurde 1246 die Anwartschaft auf H., deren zweiter Ehe die auf Glantern zugesichert, und 1279 trat Johann II. von Hoesnes, Margraver von Glantern, nach großen Wirren zwischen dieser und ihren Söhnen, auch wirklich die Regierung in H. an, ohne daß übrigens die Spannung zwischen den beiden Linien aufhörte. Johann II. war 1299 durch Heirat auch Holland und Seeland zugesellen; er mußte aber lange mit Hollandern darum streiten. Obgleich seine Bundesgenossen, die Franzosen, 1302 bei Roermond in der berühmten Spontinschlacht von den Glanternern völlig geschlagen wurden, wußte sich sein Sohn, Graf Wilhelm I. (der Gute), in dessen Regimentszeit (1304—87) die Hülfezeit H.s fähig, glücklich zu behaupten. Wilhelm II. kam 1345 im Kampfe gegen die Friesen um und es folgte ihm seine ältere Schwester Margarete (geb. 1366), die als die Gemahlin Kaiser Rudwigs IV. H. (mit Holland und Seeland an das Haus Bayern brachte. Nach ihr herrschten in H. ihre Söhne: Wilhelm III., unter dem die Fehde zwischen den Niederländern und den Habsburgern ihren Anfang nahm und der 1369 in Walsburen verstarb, nach Albert von Bayern (geb. 1404). Alberts Sohn, Wilhelm IV., Bruder des trübseligen Bischofs von Lüttich, Johann von Bayern, regierte 1404—17 und nach ihm die ebenfalls leichtförmige als herrische Jacobus von Bayern (f. d.), die nach mannigfachen Stürmen samt ihrem übrigen Staaten auch H. 1438 an das Haus Burgund abtrat. So kam diese Grafschaft mit dem burgund. Erbe 1477 an das Haus Habsburg, bei welchem es (1566—1713 bei der span. Kronen bei der österr. Linie) bis zur französischen Revolution blieb. Inzwischen war aber seit dem Spanischen Erbfolgekrieg 1649 der gegenwärtig zum franz. Norddepartement gehörige Teil von H. aus der Hauptstadt Breda (früheres an Frankreich gekommen; aus dem übrigen dagegen wurde 1815 mit Einverleibung der vormals holländ. Landschaft Tournais und einiger Städte von Brabant nach Lüttich, welche früher mit H. das franz. Depart. Hennepes ausgemacht hatten, die heutige belg. Provinz Hennegau gebildet, ein Gebiet von 3731 qkm mit (1881) 906 674 E. und der Hauptstadt Mons (f. d.). In neuester Zeit ist der Titel eines Grafen von H. dem erstgeborenen Sohne des Herzogs von Brabant (jetzigen Königs von Belgien) verliehen worden; derselbe starb aber schon 1869.

Hennershofer (Joh. Heinr. David von), bad. Diplomat, geb. 12. März 1798 zu Germsbach, war Buchhändler, bis ihn der Großherzog Karl 1812 zu seinem Adjunkten ernannte. Unter Großherzog Ludwig wurde er Chef der diplomatischen Section des Ministeriums des Auswärtigen, nahm aber 1831 seine Entlassung. Er starb 12. Jan. 1860 zu Freiburg. H. wurde vielfach beschuldigt, Anteil an dem an Kaiser Hauser begangenen Verbrechen gehabt zu haben; doch haben sich die in Zeitungen publizierten Auszüge aus H.s Memoiren als Entschuldigung erwiesen.

Hennegau (Alfred Mechts), franz. Bühnendichter, geb. 13. Jan. 1843 zu Lüttich, besuchte die Bergschule daselbst, wurde Ingenieur, wandte sich aber später der dramatischen Schriftstellerei zu. Seine Stücke, die viel Erfolg hatten, sind: „Le procès Varrault“ (1876), „Les dominos roses“ (1876), „Bébé“, in Gemeinschaft mit Rayer

verfaßt (1877), „Nonnon“ (1878), „Petite correspondance“ (1879, mit Rayer). Es sind pikant und lebendig geschriebene Stücke von possenhaftem Charakter, reich an neckungsvoller Situationskomik, die zum Teil auch auf deutschen Bühnen mit Beifall gegeben wurden.

Hennegau (Philipp Augustin), Historienmaler, geb. 1763 in Lyon, studierte unter David und erreichte frühzeitig in Paris durch seinen Paris, welcher von Helena sich zum Kampfe mit Menelaos losreißt, Anerkennung. Mit dem Preise gekrönt, begab er sich nach Italien, geriet dort aber in polit. Konflikte, entwich nach der Heimat, wurde zuerst in Lyon, dann in Paris verhaftet und erlitt mit Nähe dem Todesurteil 1794. Er trat nun 1800 mit dem großen, effekten, aber etwas wilden Bilde des von den Furiern verfolgten Orestes (im Louvre) hervor und erhöhte alsbald seinen Ruhm durch den Triumph des franz. Volks, welches den berühmten 10. Aug. zum Gegenstande hat. In der Galerie der Kunstmalerei er mehrere Plafonds, dann unter Napoleon mehrere seiner herrlichen Gemälde, bei Anderton, Nazareth und unter den Pyramiden, aber mit einer ungeheuren Zahl von Figuren ausgestattet, wodurch freilich oft die Klarheit der Anordnung leidet. Dasolorit ist meist kräftig, dagegen fehlt zuweilen sein Hang nach krassen Effekten. Im J. 1806 gab ihm und sieben andern Malern der Kaiser Auftrag zur Ausführung einer Reihe Schlachtenbilder aus den Feldzügen in Deutschland, welche für den Louvre bestimmt waren. Nach Napoleons Sturze verließ H. Frankreich, ging nach Lüttich und malte daselbst die Aufopferung der 300 Bürger von Granchimont bei der Erklärung ihrer Vaterstadt, welches Bild seine früheren an räumlicher Größe noch übertrifft. Später nahm er in Leuze bei Tournay die Leitung der dortigen Kunstschule an, wo er 12. Mai 1833 starb. Er war auch als Architekt tätig und auf diesem Gebiete gründlich gebildet.

Hennet (Jean Jacques), Genremaler, geb. zu Bernweiler im Elsaß 5. März 1829. Lezte in Paris unter Picot und widmete sich anfangs der histor. Malerei, wobei ihm auch der röm. Preis 1858 zuteil wurde. Bald nahm er jedoch eine eigentümliche Richtung, in der er originell dastehet. Er ist der Spezialist in Darstellung des jugendlichen Frauenkörpers, ein Thema, welches seine Bilder fortwährend variiert zeigen. Am liebsten gibt er den jungen, jugendlichen, bisweilen aber etwas bageren Gestalten einen tiefen landschaftlichen Hintergrund. Selbstverständlich leiden diese Produkte nicht selten an monotoner Übereinkunft, sowie an inhaltlicher Leere. Das edelste darunter ist die schöne Quersymphonie (1860), ferner die zum Duell verwandelte Biblis (Musée in Dijon), die Odalide auf dem Thron (Museum), auf der ersten Internationalen Kunstausstellung in Wien 1882 endlich die Rajade mit zwei interessante Porträts. Neben diesem Genre lieferte der Künstler aber auch gediegene religiöse und histor. Kompositionen: das Haupt des heil. Johannes, Christus im Grabe, die stehende Magdalena, von einem Lichtglanz umgeben (1878), eins seiner Meisterwerke. Auch als Porträtist und Landschaftler hat H. glückliche Versuche gemacht.

Hennersdorf (Katholisch-Hennersdorf), Dorf und Mittergut im preuss. Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Lauban, unweit der Stadt Rauenburg am Queiß, mit (1880) 1895 E., ist geschichtlich namhaft

geworden durch den von König Friedrich b. Gr. am 24. Nov. 1745 dort über die Sachsen erfochtenen Sieg. Der König hatte bis zum 21. Nov. bei Bunzlau 35 000 Mann zusammengezogen, 40 000 Österreicher unter dem Herzog von Lothringen standen um Görlitz und sollten am 23. auf Sagan und Strossen vorrücken, wohin auch von Leipzig über Torgau 28 000 Sachsen und 10 000 Österreicher marschierten, um dann vereint nach Berlin vorzudringen. Am 23. Nov. überstiegt jedoch der König bei Naumburg den Queiß und warf die Vorhut des Herzogs von Lothringen zurück, schlug am folgenden Tage bei H. das sächs.-österreich. Heer und bemächtigte sich der großen Magazine zu Görlitz, worauf der Herzog von Lothringen sein Heer eiligst über Zittau und Gabel nach Böhmen führte.

Henneßy (William), Landschaftsmaler, geb. 1839 zu Thomastown in Irland, verbrachte seine Jugend in Neuyork, wo er auch unterrichtet wurde. Seine früheren Bilder, welche sich größtenteils in Amerika befinden, sind weniger bekannt, sie werden wegen der frischen Auffassung gelobt, obwohl es ihnen in technischer Hinsicht noch vielfach fehlt. Zu dem Besten gehörten die Wanderer, am Ufer und der Frühling. Im J. 1870 begab er sich nach London und begann eine sehr rege Thätigkeit. Seine seitdem entstandenen Werke sind teils rein landschaftlichen, teils genresthaften Charakters, wie der Sommerabend, die guten Freunde, die Straße in der Normandie, der Morgen im Walde.

Henneßy (Joachim), geabelt für Auszeichnung in der Schlacht bei Febrbellin unter dem Namen H. von Treffensfeld, brandenb. General, geb. als Bauernsohn zu Klinka bei Bismark in der Altmark, entließ den Eltern, trat während des Dreißigjährigen Kriegs in brandenb. Dienst, in welchem er bis zum Friedensschlusse zum Rittmeister aufstieg. H. wurde 1656 nach der Schlacht bei Warschau Major, war 1674 Oberstlieutenant im Mörnerschen Regimente und zeichnete sich in den Feldzügen am Rheim mehrfach aus; nach der Schlacht bei Febrbellin erhielt er an Stelle des gefallenen Mörner dessen Regiment als Oberst. H. kämpfte dann in Pommern gegen die Schweden und that sich in Preußen während des Winters 1678/79 als Parteilanger und Führer der Vorhut außerordentlich hervor; er eroberte dort 8 Fahnen und 700 mit Vorräten beladene Fahrzeuge, schlug 30. Jan. 1679 bei Splitter unweit Tilsit die schwed. Nachhut und wurde dann zum Generalmajor befördert. H. starb auf seinem altmärk. Gute Königsbe (bei Bismark gelegen) 31. Dez. 1688. Vgl. von Kessel, «H. von Treffensfeld und seine Zeit» (Stendal 1863).

Hennings (Joh. Friedr.), Landschaftsmaler, geb. 1838 in Bremen, ging aus der Düsseldorf. Schule unter D. Achenbach hervor, schloß sich dann aber derjenigen von München an, wo er auch lebt. Ohne tiefere Erfassung des Gegenstandes versteht er es, gefällige Ansichten, oft mit guter Effektwirkung, zu geben. Demgemäß ist auch seine Technik oft breit und mehr dekorativ als fein durcharbeitend, seine Fruchtbarkeit eine fast zu große. Die Stoffe, welche er behandelt, teilen sich in das landschaftliche und genresthafte Fach. Sein bestes Bild ist der Chiemsee (1864), gelungen ferner der Abend in Nürnberg, die Fronleichnamspiegelung in München (1869), die Ansicht von Passau, Benedig (1879), die Landschaft mit den Zigeunern, im münchener Hofgarten u. s. w.

Genosch, nach 1 Mos. 5, 18 fg. der siebente in der Geschlechtsreihe der zehn Urväter, welcher nach einem Leben von 365 Jahren nicht mehr auf der Erde zu finden war. Unter dem Namen dieses von der ursprünglich indisch-ägyptischen Sage gekenteten H. der althebr. Überlieferung ist ein merkwürdiges Denkmal der späth. Apokalypstik (s. d.) erhalten, in welchem H. als Empfänger einer Reihe von göttlichen Offenbarungen hingestellt wird, die den Hwed haben, ihn den ganzen Verlauf der Weltgeschichte bis zur Vollendung aller Dinge und zur endlichen Erfüllung der dem Volle Gottes gegebenen Weissagungen zu verstandigen. Der wichtigste Teil des sehr umfangreich angelegten Buches, dessen Erzählung mit dem Enoekfall (dem Falle der «Wächter») beginnt, sind die Traumgesichte (Kap. 84–91), in welchem der Verfasser in der sämtlich verhaltenen Weise der Apokalypstiker die Geschichte des jüd. Volks bis auf sein eigenes Zeitalter her unter beschreibt. Das Buch Daniel ist hierbei als Vorbild benutzt, die 70 Jahrwochen, welche nach Daniel bis zur messianischen Zeit zu verstreichen haben, sind aber in 70 Herrscherzeiten beiderer Ägypten verwandelt. Als Abfassungszeit sind vielleicht die letzten Regierungsjahre des jüd. Königs Johannes Hyrtanus (um 110 v. Chr.) anzunehmen. Der Text des Buchs, auf welches schon der neuteamentliche Brief Judas (V. 14) Bezug nimmt, ist nur in einer äthiop. Übersetzung erhalten. Er ausgegeben ist es zuerst von Lawrence (Cris. 1821. 2. Aufl. 1833), dann von Dillmann (Erg. 1851); überfetzt; erklärt wurde es von Hoffmann (2 Bde. Jena 1833–38) und Dillmann (Erg. 1853). Beiträge zur Erklärung des Buchs lieferten Gualb, Müller, Sulgenfeld, Wolfmar, Philippi, Wieseler u. a.

Genoscher (eigentlich Henkenoscher), ungebrauchlich gewordene, der kryptographischen Ausdrucksweise von Weiss angehörige Bezeichnung für die sechsseitige Kombination eines trilinearen (ein- und einhundertigen) Prismas mit der doppelt schief angeordneten Fläche.

Genosie (gen.), Vereinigung, Versöhnung. **Genotheismus** (von *genos*, vereinigen, *theos*, die Vereinnigung) nennt Max Müller, im Gegensatz zu Atheismus, Monotheismus und Polytheismus, die ursprüngliche Form des religiösen Bewusstseins unter den Bedingten Jüdern, nämlich einen Glauben und eine Verehrung jener einzelnen Objekte, in denen der Mensch zuerst die Gegenwart des Übermenschlichen und des Unendlichen spürte.

Genotikon (gen.), Vereinigungsformel, Titel des Schreibens, welches der oström. Kaiser Genos zur Beilegung der monophysitischen Streitigkeiten 422 erließ, daher auch Titel sonstiger Schriften, welche die Versöhnung streitiger Parteien bezwecken.

Henri (frz.), Heinrich.

Henriade, Name von zwei epischen Gedichten über Heinrich IV. von Frankreich; das eine ist von Sébastien Camille (gest. 1697) und erschien 1593, das andere von Voltaire (erste authentische Veröffentlichung, Lond. 1728).

Henrichemont, Stadt im franz. Depart. Cher, Arrondissement Sancerre, 22 km westlich von Sancerre, auf einem die Petit Sautre beherrschenden Hügel, in 290 m Höhe, zählt (1876) 1316 (als Gemeinde 3575) E., wald- und Weinbau, Baumwollweberei und Töpferei sowie Handel mit weicher Seidenwolle treiben. H. hieß ehemals Vichy und war der alte Hauptort der Herrschaft gleichen

Namens. Im J. 1609 wurde Sully Herr der Stadt, benannte sie zu Ehren Heinrichs IV. S. und begann sie regelmäßig aufzubauen. Alle Hauptstraßen enden an einem schönen Plaze mit einer Fontäne.

Henckel (Christian Friedr.), als deutscher Dichter unter dem Namen Picander (vom lat. pica, Eßler und dem grch. εἶς, Mann) bekannt, geb. 14. Jan. 1700 zu Stolpen in Sachsen, der Sohn eines Posamentiers, studierte 1719 zu Wittenberg und 1720 zu Leipzig die Rechte. Durch sein Talent für die Dichtkunst erlangte er die Gunst der Kurfürsten August II. und August III., welche ihm einträgliche Ämter zuwiesen. Er wurde 1727 Altuar bei dem Oberpostamt zu Leipzig, sodann Postsekretär, endlich Postkommissar und erhielt als solcher noch überdies 1740 die Kreislandsteuer- und Frankfurter-Einnahmestelle in Leipzig sowie die Weininspektion. Er starb 10. Mai 1784. Seine Gedichte zeichnen sich durch berben Witz und ausgelassene Heiterkeit aus, werden aber oft durch unnützlchen Ton anstößig. Sie erschienen als »Gnustlicherhaite und satirische Gedichte« (4. Aufl., 4 Bde., Pp. 1743—51) und als »Sammlung vermischter Gedichte« (Frankf. u. Pp. 1768). Von seinen geistlichen Gedichten sind die bekanntesten »Liebher Jesu, willst du scheiden« und »Wer weiß, wie nahe mir mein Ende«. Auch ist er der Verfasser vieler Texte zu Kompositionen von Joh. Seb. Bach, speziell zu dessen Passionsmusik. Seine »Deutschen Schauspiele«, bestehend in dem »Akademischen Schendrian, dem »Erzläufer« und der »Weiberprobe« (Berl. u. Hamb. 1826), sind satirische Lustspiele ohne feinem Witz.

Henri-d'Ang, *Fayence de Henri II.*, richtiger *Fayence d'Oiron*, eine aus dem 16. Jahrh. stammende eigentümliche Art von Thongefäßen, welcher die franz. Keramik zum größten Teil ihren künstlerischen Ruhm verdankt. (S. u. *Fayence*, Bd. VI, S. 618.)

Henriette (Anna), Herzogin von Orléans, die jüngere Tochter König Karls I. von England und seiner Gemahlin Henriette Marie, Enkelin König Heinrichs IV. von Frankreich, wurde während des Bürgerkriegs 16. Juni 1644 zu Greter geboren und, einige Wochen alt, von ihrer Mutter nach Frankreich gebracht. Die Restauration ihres Hauses 1660 brachte sie nach England, doch schon 1661 ward sie mit dem Bruder Ludwigs XIV., Herzog Philipp von Orléans, vermählt. Als Schwägerin des Königs (Madame) wurde S. durch ihre Anmut und Lebhaftigkeit bald der Mittelpunkt des Hofes. Im J. 1670 mußte sie mit dem Hofe die pomphafte Reise nach Hollandern unternehmen und sich dann zu Calais nach Dover einschiffen, angeblich bloß, um einer Einladung ihres Bruders, König Karls II. von England, zu folgen. Nach zehn, unter allerlei Festlichkeiten verlebten Tagen hatte sie ihren Bruder von der Triple-Allianz abgebracht und zum Bundesgenossen Ludwigs XIV. gegen die Niederlande und zum Partisan der latb. Restaurationspolitik, der sie mit ganzer Seele anhing, gemacht. Acht Tage nach ihrer Rückkehr aus England (29. Juni 1670) erkrankte die Prinzessin plötzlich zu St. Cloud und starb schon am folgenden Tage. Man hielt sie (gewiß mit Unrecht) für vergiftet und maß die Schuld bald ihrem eifersüchtigen Gemahl, bald dem Chevalier de Lorraine bei, dessen Verbanung sie bewirkt hatte. Ihre Tochter Marie Louise, 1679 an König Karl II. von Spanien vermählt, starb 1689; eine andere, Anna Marie, heiratete der

Herzog von Savoyen, Victor Amadeus II., der nachherige König von Sardinien.

Henriette Marie von Frankreich, Königin von England, geb. 25. Nov. 1609 als die dritte Tochter Heinrichs IV. und Maria Medici's, wurde dem Prinzen Karl von Wales zur Gemahlin bestimmt, als dieser und sein Vater Jakob I. von Badingham geleitet, sich von der Verbindung mit Spanien losgelagt hatten. Nach dem Tode Jakobs (27. März 1625) führte Karl seine Gemahlin heim. Der latb. Eifer der Königin und der bald folgende Bruch mit Frankreich wirkte jedoch nachteilig auch auf das eheliche Zusammenleben ein. Erst ein zwisch S. mit Kardinal Richelieu, von dem sie 1638 für ihre Mutter vergebens die Rückkehr nach Frankreich auszuwirken suchte, näherte beide Gatten, und die Englische Revolution schloß sie enge aneinander. Im J. 1642 reiste S. nach Holland, um Truppen, Geld und Munition für Karl aufzubringen. Im nächsten Jahre landete sie mit einem stattlichen Transport an der Küste von Northire, glücklich den Schiffen der Rebellen entkommend, und vereinigte sich in Orford mit dem König. Nachdem sie längere Zeit Karl im Lager begleitet, gelang es ihr nach der Rückkunft mit einer Tochter, Henriette Anna, ihrem sechsten und letzten Kinde, auf holländ. Schiffen nach Frankreich zu entkommen. Hier verlebte sie die Jahre, in denen ihr Gemahl der Krone und des Lebens verlustig ging. Nach der Thronbesteigung ihres Sohnes Karl II. kam sie wieder nach London. Nov. 1660, um die Vermählung ihrer jüngsten Tochter mit Herzog Philipp von Orléans ins Werk zu setzen. Sie starb in ihrer Heimat zu Colombe 10. Sept. 1669.

Henriou (Paul), franz. Lieberkomponist, geb. 20. Juli 1819 zu Paris, war Schauspieler, widmete sich aber später der Musik. Er hat über 1000 Kommen und Chansonetten geschrieben, die zum Teil in Frankreich sehr populär geworden sind; weniger Erfolg hatte seine komische Oper »Un renouveau dans le Danube« (1864).

Henriot (François), bekannt durch sein Auftreten in der ersten Französischen Revolution, wurde: 1761 zu Nanterre geboren, war einige Zeit Bedienter eines Advokaten, der ihn wegen eines Diebstahls aus seinem Dienste jagte, dann Gerichtsdienener. Bei den Septembermorden von 1792 trat er als Anführer der Mördertruppen in den Gefängnissen auf. Am 21. Mai 1793 erlitten er an der Spitze einer Reputations der Nationalgarde, um den Konvent gegen die Gironde fortzureißen. Zum Kommandanten der Nationalgarde ernannt, umgab er am 2. Juni den Konvent mit seinen Witenmännern und Kanonieren, während Robespierre und Marat die girondistischen Opfer des Staatsstreichs im Sitzungssaale aufzeichnen ließen. Im Prozeß gegen Marie Antoinette war er es, der die Anklage gegen die Königin auf unzünftigen Verlehrs mit ihrem Kinde vorzubringen wagte. Schließlich teilte er das Schicksal Robespierres, dem er blind ergeben war und den er in der Katastrophe des 9. Thermidor (27. Juli 1794) vergebens zu retten versucht hatte. Er starb 28. Juli 1794 auf dem Schafott.

Henriquel-Dupont (Louis Pierre Henriquel, genannt), franz. Kupferstecher, geb. 13. Juni 1797 zu Paris, trat im Alter von 15 Jahren bei dem Maler Pierre Guérin in die Lehre, wandte sich aber nach drei Jahren der Kupferstecherkunst zu und nahm Unterricht bei Bervic; 1818 eröffnete er

selbst ein Atelier und begann mit kleinen Kupferstichen für Verleger und mit Blatten zu Laurents Brachtwerk »Le Musée Royal«. Zugleich bewies er seine Thätigkeit in der Ausstellung von 1822 durch das nach van Dyd gestochene Bildnis einer Dame und ihrer Tochter, ein sehr effectvolles Blatt. Fortan wählte er jedoch die Werke neuerer franz. Maler für seinen Grabstichel. Ausgezeichnete Werke aus seiner frühern Zeit sind: die Abbildung Gustav Wasas (1831) nach Herjent, ein Kapitalblatt; Cromwell am Sarge Karls I. (1833) nach Paul Delaroche, in Aquatinta-Manier; Lord Strassford, zu seiner Hinrichtung geföhrt (1840), nach dem berühmten Gemälde von demselben Meister; der trübende Heiland (1842) nach Ary Scheffer. Nach manchen Zwischenarbeiten vollendete H. 1853 den Stich nach dem großen Wandgemälde des Paul Delaroche in der pariser Kunstschule. Später stach er nach demselben Meister die Bestattung Christi (1856) und die Aussetzung des Heils (1858). Dazu kamen: die Vermählung von Heil. Katharina mit dem Christkinde (1867) nach Correggio, die Jünger zu Emmaus (1869) nach Paolo Veronese, die Madonna des Hauses Orleans und die fünf Heiligen (1876) nach Rafael. Bei größern Werken erreichte H. seine Zwecke durch einen sehr sorgfamen, einfachen und kräftigen Vortrag, in welchem sich Nadelnadel und Grabstichel verbinden. Dabei ist er ein trefflicher Zeichner und weiß auf die Physiognomie mit Zartheit und Feinheit einzugehen, jedoch seine Porträts besonders ansprechend und lebendig erscheinen. Zu den gelungensten Blättern dieser Art gehören: die Porträts von Armand Bertin (1845) nach Ingres, Graf Duchatel (1864) nach Flaubert, Graf Montalivet (1869), James Rothschild (1873), Gavetier (1876). H. wurde 1849 in die Akademie aufgenommen und 1863 zum Professor der Kupferstechkunst an der reorganisirten Ecole des beaux-arts zu Paris ernannt.

Henriquiniquisten wurden die Anhänger des Grafen von Chambord (f. d.) genannt, weil sie seine Ansprüche auf den franz. Thron als die eines Königs (Roy) Henri V. verfolgten.

Henry (Joseph), amerik. Gelehrter, geb. in Albany (Newport) 17. Dez. 1797, wurde 1826 Professor der Mathematik und begann 1827 seine ersten Versuche in der Elektricität. Er war der erste, welcher durch seine Experimente bewies, daß in der Überleitung der Elektricität auf große Entfernungen die Gewalt der Batterie im Verhältnis zur Länge des Konductors stehen muß. Auch magnetisierte er zuerst ein Stahlgewicht in einer gewissen Entfernung und erfand die erste Maschine, die durch Elektricität getrieben wurde. Noch vor den Versuchen des Professors Morse lieferte H. durch seine Experimente den Nachweis, daß durch den magnetischen Telegraphen zwischen zwei voneinander entfernten Punkten Nachrichten vermittelt werden könnten. Im J. 1832 wurde H. Professor der Naturwissenschaften am Princeton College in New Jersey und blieb in dieser Stellung bis 1837. Bei der Organisation des Smithsonian Institution in der Bundeshauptstadt Washington wurde er 1846 dessen erster Sekretär und Direktor. Er starb zu Washington 13. Mai 1878. Die bedeutendste seiner Schriften ist »Contributions to Electricity and Magnetism« (Philadelphia 1839). Vgl. »A memorial of Joseph H.« (Washington 1880).

Henry (Patrick), amerik. Patriot, geb. 29. Mai 1736 zu Studley im County Hannover (Virginia), wurde, nachdem er bereits als Krämer und als Farmer handverkehrt gemacht hatte, kaum 24 J. alt Advokat und erlangte durch seine jährende Verebfamkeit nach einigen Jahren bedeutenden Einfluß. Im J. 1765 in das »House of burgesses« der Kolonie gewählt, war er einer der Führer der äufsersten Widerstandspartei gegen England. In Verbindung mit Jefferson, dem beiden Lee und Carr gab er 1773 die Veranlassung zur Errichtung eines Korrespondenzkomitees, das in Virginia wie in allen andern Kolonien wesentlich dazu beitrug, das Volk zur Revolution vorzubereiten. In dem ersten allgemeinen Kongreß der Kolonien, der im Spätjahr 1774 zu Philadelphia tagte, wurde H. als einer der Delegierten Virginians gewählt. Als im März 1775 der zweite Konvent in Richmond tagte, setzte er den Beschluß durch, daß die Kolonie in Verteidigungszustand gesetzt werde. Im Juli 1775 wurde zu Richmond ein Sicherheitskomitee eingesetzt und H. zum Oberbefehlshaber aller aufstehenden Truppen ernannt; er legte aber diesen Posten bald nieder, wurde 1776 zum Gouverneur des Staates gewählt, blieb in diesem Amte bis 1779, und nahm dann eine Wahl in die Staatslegislatur an, der er bis 1786 angehörte. Im J. 1788 wurde er in den Konvent gewählt, der zur Beschlußfassung über die von dem Konvent zu Philadelphia vereinbarte neue Verfassung berufen worden war. Er war hier der Führer der extremen Opposition gegen die neue Konstitution, weil dieselbe durch zu straffe Konsolidierung die Rechte der Staaten ungebührlich verfürzte. H. starb 6. Juni 1799 zu Red Hill im Bezirk Charlotte. Vgl. Fr. Birt, »The life of Patrick H.« (1817).

Henschel (Georg), Baritonist, geb. in Dresden 18. Febr. 1850, wurde zuerst auf dem leipziger Konservatorium und später auf der Hochschule in Berlin gebildet, machte sich als Konzertsänger in Deutschland und bald darauf auch in England einen Namen. Im J. 1880 ging er von London nach Boston, um dort für eine Reihe von Jahren Konzerte zu leiten, konzertierte aber als Sänger fast alljährlich in Europa. Auch als Komponist hat H. sich auf verschiedenen Vokal- und Instrumentalgebieten versucht.

Henschel (Joh. Werner), Bildhauer, geb. in Rassel 14. Febr. 1783, der Sohn eines Gloden- und Kanonengießers daselbst, wandte sich frühzeitig von der industriellen Thätigkeit in der Fabrik des Vaters ab und trat in die Werkstatt des Bildhauers Heyd. Hierauf an die kasseler Akademie gelangt, erhielt er 1806 ein Reisestipendium nach Paris, wo er sich fünf Jahre aufhielt, um dann einem Ruf in die Vaterstadt zu folgen, wo er 1832 eine akademische Professur übernahm. Im J. 1836 erwarb sein bedeutendstes Werk, das Denkmal, welches die Stadt Jülich 1842 dem Befehl der Deutschen, Bonapartes, errichtete, eine begeisterungsvolle, poetische Figur. H. war außerdem auch in der Darstellung einfacher, idyllischer Kompositionen sehr glücklich, unter denen das bekannte Relief: die Auflast, besonders erwähnt zu werden verdient. Im Auftrage des Königs von Preußen unternahm er 1842 eine Reise nach Rom, um daselbst eine Marmorgruppe für den Brunnen im Pompejanischen Bade zu Potsdam zu fertigen, welche Hermann und Dorothea zum Gegenstande hat. Andere Werke H.

sind das Monument des Grafen von Reichenbach (1822), die Gruppe einer Charitas für die Königin der Niederlande und das Grabmal des Generals du Lubras. Er starb in Rom 15. Aug. 1850.

Hensel (Sophie Friederike, geb. Sparmann), Schauspielerin, geb. 1738 zu Dresden, ging 1764 bei der Kürschner Truppe zur Bühne und betratete 1765 den Schauspieler Johann Gottilieb H. (geb. 1728 zu Hubertsburg, gest. 1787 zu Freiburg i. Br.), von Lessing als vorzüglicher Vertreter der Bedientenrollen bezeichnet, von dem sie sich aber 1769 wieder trennte. Sie war das erste weibliche Mitglied des durch Lessings Dramaturgie berühmt gewordenen hamburgers Nationaltheaters und Lessing hat ihr im 90. Stück der Dramaturgie das glänzendste Lob erteilt. In den J. 1771 und 1772 spielte sie, wie schon früher, wiederholt in Wien, heiratete dann den Theaterdirektor Sepler, wirkte 1785—87 unter Schröder in Hamburg, dann am Hoftheater zu Schleswig, wo sie 22. Nov. 1789 starb. Das Größte leistete sie in leidenschaftlichen und majestätischen Charakteren des Trauerspiels. Sie hat sich auch als dramatische Schriftstellerin versucht.

Hensel (Wilh.), Historienmaler, geb. 6. Juli 1794 zu Trebbin, begann in Berlin seine künstlerische Laufbahn als Architekt an der Akademie, folgte jedoch seiner Neigung, die ihn zur Malerei führte. Entscheidend war für ihn sein zweimaliger Aufenthalt in Paris, wozu er als Mitkämpfer in dem Befreiungskriege kam und wo ihm das Studium der dort aufgestellten Bilderschätze gänzlich für dieses Fach fesselte. Indessen nötigten ihn dastufige Lebensverhältnisse zunächst, durch Zeichnungen und Porträts Erwerb zu suchen. Erst später gelang es ihm, durch Ausmalung eines Saales im Berliner Schauspielhause die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und 1825 nach Italien zu reisen. Hier kopierte er nach Rafael und schuf mehrere Kompositionen, worunter Christus und die Samaritaner besonders gelungen war. Nach seiner Heimkehr 1828 wirkte er als Professor und Hofmaler in Berlin, wo er durch die bereits vor der ital. Reise gemalten Skizzen zu „Galla Placidia“ und das aus Italien mitgebrachte Gemälde Vittoria Colonna am Deutschen viel Beifall fand. Im J. 1834 malte er für die potsdamer Garnisonkirche Christus vor Pilatus, worauf der Reigen Miriams und der Durchzug durch das Rote Meer (1836), endlich die Israel. Sirtin (1839) folgten. Für den Saal des braunschweiger Schlosses entwarf er ein Kolossalbild, das aber unfertig blieb. Unerkennlich war H. im Schaffen von Büdnissen, deren er über 400 gemalt und 1000 in Entzeichnung hinterlassen haben soll. Als Illustrator und Radierer versuchte er sich mit Kompositionen zu „Zedda“, „Benoveva“ und „Phantasia“. H. schwante in seinen Schöpfungen unklar zwischen den mannigfachen Vorbildern sein ganzes Leben hindurch und vermochte mehr durch Wegensinn und Inhalt seiner Werke als durch den künstlerischen Wert zu interessieren. Er starb 26. Nov. 1861 in Berlin.

H. S. Gattin, Fanny H., die Schwester Felix Mendelssohn-Bartholdys, geb. 14. Nov. 1800 in Hamburg, war seit 1829 mit ihrem Gatten verheiratet und starb 14. Mai 1847. Sie besaß eine vorzügliche musikalische Bildung und hat vieles komponiert. Einige ihrer Lieder hat ihr Bruder unter seinem Namen veröffentlicht.

Hensel (Luise), religiöse Dichterin, Schwester des vorigen, geb. 30. März 1798 zu Limm bei

Zebrbellin in der Mark Brandenburg als Tochter eines prot. Geistlichen. Nach dessen Tod (1808) siedelte ihre Mutter 1810 mit ihren Kindern Wilhelm, Luise und Wilhelmine H. (letzte gleichfalls Dichterin, geb. 13. Sept. 1802, seit 1851 Vorsichterin der Elisabethstiftung zu Pantow bei Berlin), nach Berlin über, wo Luise H. 1818 zur luth. Kirche übertrat. Um diese Zeit bekehrte sie auch den leidenschaftlich sie umwerbenden Clemens Brentano. Im Frühjahr 1819 wurde sie Gesellschafterin einer Fräulein Salin, 1821 Hauslehrerin bei der Witwe des Grafen Friedrich Stolberg; 1823—26 leitete sie die Erziehung eines Neffen zu Wiedenbrück in Westfalen und beschäftigte sich später an verschiedenen frommen Anstalten. Von 1833 bis 1837 lebte sie in Berlin, dann bei der Frau Fris Schloßers zu Stift Neuburg am Redar, ward 1840 Erziehlerin in Köln, lebte dann in Wiedenbrück, später in Paderborn, wo sie 18. Dez. 1876 starb. Ihre Lieder, die zumeist vor ihrem Übertritt entstanden, von innigstem religiösen Gefühl, sind luth.-prot. Gemeingut geworden. Zu den bekanntesten gehören „Räde bin ich, geh' zur Ruh“ und „Nimmer muß ich wieder leben“. Sie wurden, mit denen ihrer Schwester vereinigt, von H. Klette (Berl. 1858) herausgegeben, später von E. Schlüter (Paderb. 1863; 2. Aufl. 1877), ihre Briefe von demselben (Paderb. 1878). Vgl. Reintens, „Luise H. und ihre Lieder“ (Bonn 1877).

Henselt (Adolf), berühmter Klavervirtuos, geb. 12. Mai 1814 zu Schwabach in Bayern, erhielt seine erste künstlerische Bildung zu München, dann zu Weimar bei Hummel und ging später nach Wien behufs theoretischer Studien unter Sechter, wo er auch in der Technik seines Instrumentes sich zum vollkommenen Meister bildete, der den größten Klavierspielern der neuern Zeit ebenbürtig ist. Offenbarlich ließ sich H. zuerst in Dresden, Leipzig, Breslau hören. Im J. 1838 kam er nach Petersburg, und hier gewann sein Ruf als Lehrer und Virtuos bald eine außerordentliche Verbreitung. Seit 1858 ist er Generalinspektor des Musikunterrichts in den großen kais. Erziehungsanstalten in Petersburg und Moskau, sowie kais. russ. Staatsrat. H. s. musikalische Hauptwerke sind: das Konzert in F-moll, das Duo für Klavier und Horn und das Trio für Klavier, Violine und Violoncello. Seine kleinern Kompositionen sind eine Reihe hinreicher, inhaltsvoller Bitten. Sehr bedeutend in Erfindung wie in der Anwendung des virtuoson Apparats am Klavier sind die zwei letzte großer Studien. Verdienlich und empfehlenswert ist auch seine Ausgabe der Klavierwerke A. W. von Weber (Berlin).

Hensler (Karl Friedrich), Schauspieler und Dramatiker, geb. 2. Febr. 1761 zu Schaffhausen, war seit 1784 Schauspieler und wurde von dem Direktor der Leopoldstädter Bühne zu Wien, Mariniell, seit letzterer mit der Aufführung von H. s. „Invaliden“ zu Köln Gnad gemacht hatte, veranlaßt für diese zu schreiben. H. gab 1794—95 die „Mariniellische Schaubühne“ in Wien in 8 Bänden heraus. Von den über 200 Stücken, die er schrieb, sind „Das Domauweibchen“, ein Volksmärchen in zwei Teilen (Wien 1792; 2. Aufl. 1798) und „Das Petermännchen“ (1794) zu nennen. Nach Mariniell's Tode (1803) pachtete er dessen Bühne, übernahm 1817 die Leitung des Theaters an der Wien, 1818 die der Bühnen zu Preßburg und Baden und 1822 die des Josephstädter Theaters zu Wien, das

er ganz neu baute und zu einer der besten Bühnen Deutschlands erhob. Er starb 24. Nov. 1825 zu Wien.

Hensler (Philipp Gabriel), namhafter Arzt und medic. Geschichtsforscher, geb. 11. Dez. 1733 als Sohn eines Pfarrers zu Eidensoorth bei Eidenriedt in Schleswig, studierte erst Theologie, dann Medizin und ließ sich zunächst als Arzt in Treuen nieder, wurde aber bald als Wundtisch nach Segeberg, sodann als Stadtarzt und Archiater nach Altona und schließlich als königl. dän. Leibarzt und Professor nach Kiel berufen, woselbst er 31. Dez. 1805 starb.

H. liess eine Reihe histor. Arbeiten von bauern-dem Werte, unter denen hervorzuheben sind: «Briefe über das Blatterbelgen» (Altona 1765), «Geschichte der Lustfische, die zu Ende des 15. Jahrh. ausbrach» (Altona 1763), «Vom abendländischen Auszug im Mittelalter, nebst einem Beitrage zur Kenntnis und Geschichte des Auszuges» (Hamb. 1790).

Henslmann (Emrich), ungar. Kunsthistoriker, geb. 13. Okt. 1813 in Rajchau, studierte in Bresburg, Pest und Wien Medizin, widmete sich jedoch dann der Archäologie und Kunstgeschichte. Im J. 1848 hatte er infolge seiner Stellung im ungar. Ministerium des Innern eine achtmönatliche Gefangenschaft in Wien zu überstehen, lebte 1851–61 in London und Paris, war 1869–72 Reichstagsabgeordneter und wirkte seit 1873 als Professor der Kunstgeschichte an der Universität Budapest. H. ist seit 1841 Mitglied der Akademie, seit 1843 der Kaiserl. u. k. Gesellschaft. Seine bedeutendsten Werke sind: «Deutsche Vierteljahrsschrift von und für Ungarn» (1842–44), «Die hellenische Tragödie, mit Rücksicht auf das christl. Drama» (ungar. 1846), «Die alten Kirchen von Rajchau» (ungar. 1846), «Théorie des proportions appliquées dans l'architecture» (Par. 1860), «Die Ausgrabungen in Stuhlweissenburg» (ungar. 1864), «Die Altertümer der Bergstädte» (ungar. 1866), «Die nordfranz. Abtei und Kathedralkirche» (Wien 1865), «Die Baukunst des Mittelalters» (ungar. 1866), «Die mittelalterlichen Denkmäler Jünstfischens» (ungar. 1869; deutsch, Wien 1870), «Die Grabungen des Erzbischofs von Kalocsa» (Ez. 1873), «Die Hüfala» (ungar. 1874), «Die Baukunst Mittel-Syriens» (ungar. 1881), «Die got. Wandmalereien Ungarns» (ungar. 1880).

Henss von Arthurn (Heinrich, Ritter von), österr. Generalmajor, geb. zu Debreczin 24. Okt. 1785, trat 1804 in das österr. Genietorps, nahm an den Feldzügen von 1806, 1809, 1813 und 1814 mit Auszeichnung teil und wurde vom General Winbischgrätz 1848 zum Kommandanten der Festung Ofen ernannt. Es gelang ihm, 20 Stürme abzuwehren, bis 21. Mai 1848 die Ungarn die Mauern erstickten, wobei H. tödlich verwundet wurde und 15 Stunden danach starb. Mit nur 5000 Mann hatte er sich, umgeben von Aufruhr und Verrat, 17 Tage lang gegen 30 000 Ungarn verteidigt und war von Wunden bedeckt und sterbend in deren Gefangenschaft gefallen. Im J. 1852 wurde ihm in Ofen ein Denkmal errichtet.

Henze (Eduard Rob.), Bildhauer, geb. 8. Juli 1827 zu Dresden, wo sein Vater Schlosser war, ergriff zunächst dasselbe Handwerk, bis er mit 27 Jahren an die Bresdener Akademie kam, nebenbei bei seinem Schwager, einem Kunstformer, sich im Modellieren übend. Bald gelang es H., in das Atelier Schillings, später Hähnels, zu treten,

dessen Künstler er wurde. Im J. 1866 reiste er nach Italien. Unterdessen hatte er in der Konstanzer anlässlich der Errichtung einer Brunnenstatue für Kaiser Heinrich I. in Reichen 1863 den Sieg errungen, 1869 wurde in Dresden seine «Mutter Anna» das Standbild der Kurfürstin Anna von Sachsen errichtet, wofür ihm in Berlin die Goldene Medaille zuerkannt wurde. An dem Bresdener Siegesdenkmal (1880 entbült) beteiligte sich der Künstler mit den vier allegorischen Figuren. Für Bernburg schuf er die Statue des künftigen Volkgang von Bernburg für die Aula der hiesigen Universität die trauernde Germania (1872); 1876 gewann er die Konstanzer für einen monumentalen Brunnen in Crimmitschau und 1884 war er mit einem Entwurf der Barbara Urmann für Annaberg beschäftigt. Auch an den Theatern zu Leipzig und in der Bresdener Kunst führte er einzelne Arbeiten aus.

Henzen (Joh. Heinr. Wilh.), Epigraphiker, geb. 24. Jan. 1816 zu Bremen, studierte in Bonn und Berlin alte Sprachen, begleitete dann Felder auf dessen Reise durch Griechenland und Sicilien und erhielt hierauf eine Anstellung am Archäologischen Institut in Rom. H. fügte Drellis Sammlung lat. Inschriften einen dritten Band hinzu (Jah. 1856) und lieferte im Verein mit Ross u. a. für Rommens «Corpus inscriptionum Latinarum» die Inschriften der Stadt Rom (bis jetzt zwei Abteilungen). Ferner veröffentlichte er «Scavi nel bosco dei fratelli Arvali» (Rom 1868) und «Acta fratrum Arvalium» (Berl. 1874).

Henzi (Samuel), Schweiz. Patriot und Dichter, berühmt geworden durch seinen Märtyrertod für eine zeit- und sachgemäße Reform der oligarchischen Verfassung seiner Vaterstadt Bern, den Leßing in einem Trauerspiel darzustellen versuchte, wurde 1701 zu Bümpliz bei Bern geboren. Er wurde 1741 Hauptmann im Dienste des Herzogs von Modena, 1743 Erzieher der geistreichen Julie Bonelli, trat mit Bodmer zum Kampf gegen Gottschied in Verbindung und ebenso 1744 mit einer Reihe von Patrioten, die eine Verfassungsreform an den berner Rat um zeitgemäße Änderung der Verfassung berieten. Die Entdeckung ihrer Zusammenkünfte führte für H. eine 10jährige Verbannung herbei. H. ging nach Neuchâtel und gab den «Misodemes» in franz. Sprache heraus, der gleichfalls gegen Gottschied und seine Anhänger gerichtet war, dann die «Messagerie du Pind» und das «Journal helvétique», und wurde Schillers Vorläufer in seinem Trauerspiel «Grisler (Gessler) ou l'ambition punie» (gedichtet 1748, erschienen 1762). H. wurde 1748 begnadigt und kehrte nach Bern zurück, aber nur um seine patriotischen Bestrebungen von neuem aufzunehmen, die er mit Bernier, den beiden Jueter und Durret durchzuführen suchte. Die Verschwörung ward abermals verraten, und diesmal büßten die Führer, darunter H., ihre patriotische That 17. Juni 1749 auf dem Schafott. Vgl. Bähler, «Samuel H. Leben und Schriften» (Aarau 1880).

Hepato-logie (grch.), Lehre von den Festtagen; Hepatologium, Festkalender.

Hepar (grch. und lat.), die Leber; in der Chemie Name mehrerer Präparate, welche Schwefelmetalle enthalten, wie H. sulfuris alkalium, Schwefelleber; H. sulfuris calcareum, Kalkschwefelleber; H. volatile, Schwefel-Ammonium.

Hepatalgie (grch.), Leber Schmerz, Leberkolik, Gallenstein- oder Gallenkolik, s. unter Gallensteine.

Hepatica, Leberblümchen, zur Familie der Ranunculaceen gehörige Pflanzenarten, welche von Sinn zu Anemone gerechnet und erst von De-candolle abgetrennt und zu einer besondern Gat-tung erhoben wurden. Sie unterscheiden sich von Anemone durch das Vorhandensein eines dreiblät-terigen Kelchs und durch nackte stielständige Blü-tenstiele. Die bekannteste der Arten ist *Hepatica triloba Choix.* (*Anemone hepatica L.*), durch ganz Europa in lichten Laubwäldern auf Kalkbo-den gemein, einen schönen, aus dreilappigen, glän-zen den Blättern gebildeten Busch darstellend, aus dessen Mitte sich im Frühjahr zahlreiche lang-gestielte, sechs- bis neunblättrige, sternförmig aus-gebreitete blaue, auch weiße und rosenrote Blumen erheben. Das Kraut dieser Art war sonst als *Herba Hepaticas nobilis* officinell. In den Gärten sind Varietäten mit dicht gefüllten blauen und ebenfol-chen roten Blumen entstanden, welche besonders beliebt sind. Sie erscheinen schon in den ersten Frühlingslagen. Noch schöner ist *H. angulosa Lam.*, mit noch größern hellblauen Blumen. Ihre dreiteiligen Blätter sind wieder lappig eingeschnit-ten. Sie wächst in Laubwäldern Siebenbürgens und Galiciens und gedeiht auch unter Bäumen. Beide Arten werden durch Teilung des Wurzel-stocks vermehrt, doch darf diese Prozedur höchstens alle vier bis fünf Jahre vorgenommen werden.

Hepatica, s. Lebermoose.

Hepatium, Mittel gegen Leberleiden.

Hepatisation (lat., d. i. »Verleberung«), leber-artige Beschaffenheit der Lunge oder einzelner Lun-genabschnitte bei der kruppösen Lungenentzündung, bei der die lufthaltigen Lungenbläschen mit einem faserstoffigen Exsudat angefüllt sind und das ent-zündete Gewebe Aussehen und Konsistenz des Leber-gewebes annimmt. (S. Lungenentzündung.)

Hepatischer Geruch, schwefelwasserstoffähn-licher Geruch.

Hepatitis (grch.), die Entzündung der Leber, s. unter Leberkrankheiten.

Hepatology, die Lehre von der Leber.

Hephästion, Amyntors Sohn, von Beller, be-rühmt als der vertraueste Freund Alexanders d. Gr. Mit letztem teilte er in der Jugend den Unterricht des Aristoteles in dem Schlosse zu Mieza; der »Patroklus und Achilleus« Alexanders, nahm er an allen Feldzügen seines königlichen Freundes teil. Als ihm dann Unbesonnenheit und Unmäßigkeit ein vorzeitiges Ende zu Ekbatana bereitet hatten (im Spätherbst 324), ließ Alexander ihn zu Babylon (im Mai 323) in der feierlichsten Weise bestatten und durch Spruch des Ammon in die Reihe der Halbgötter aufnehmen.

Hephästion, griech. Grammatiker im 2. Jahrh. n. Chr. aus Alexandria, beschäftigte sich vorzugs-weise mit metrischen Studien und verfaßte nament-lich ein großes Werk in 48 Büchern über Metrik. Aus diesem Werk soll er selbst Auszüge in elf, in drei und in einem Buche gemacht haben. Erhalten ist unter seinem Namen »Ερμηνεία περί μέτρων καὶ ποιημάτων«, ein Lehrbuch der Metrik in einem Buche, das, wenn nicht von ihm selbst, doch jeden-falls aus seinen größern Werken excerpiert ist. Dasselbe ist wegen seiner relativen Vollständigkeit von hohem Werte, und zudem in einigen Hand-schriften zusammen mit wertvollen Schollen über-liefert. Es ist mit den Scholien, namentlich von de Baum (Utrecht 1726), Gaisford (Oxford 1810;

2. Aufl. 1856) und Westphal (in »Scriptores me-trici Graeci«, Bd. 1, Pp. 1866) herausgegeben.

Hephästos, der griech. Gott des Feuers. (S. Vulkan.)

Hepp-Hepp, Spotttruf gegen die Juden, wahrschein-lich hergenommen von dem gleichlautenden Ladruf für Ziegen.

Hepp (Karl Ferd. Theod.), Kriminalist, geb. 10. Dez. 1800 zu Altona, wurde 1833 Professor des Strafrechts in Bern und noch in demselben Jahre nach Tübingen berufen. Er starb daselbst 3. März 1851. Sein Hauptwerk ist: »Darstellung und Beurteilung der deutschen Strafrechtssysteme« (2. Aufl., 3 Bde., Heidelb. 1842—45).

Hepp (Heinz. Jul. Ludw.), freimüthiger Theo-log, geb. 30. März 1820 zu Kassel, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte in Mar-burg Theologie, war dann Pfarrer an der St. Mar-tinikirche zu Kassel und wurde 1850 zum außerord., 1864 zum ord. Professor der Theologie zu Mar-burg ernannt. Er starb 25. Juli 1879. Er schrieb: »Die 15 marburger Artikel vom 3. Okt. 1527« (Kass. 1847), »Geschichte der hess. Generalsynoden von 1568 bis 1582« (2 Bde., Kass. 1847—48), »Die Restauration des Katholizismus in Fulda« (Kass. 1850), »Die konfessionelle Entwicklung der alt-prot. Kirche Deutschlands« (Kass. 1854), »Geschichte des deutschen Protestantismus« (4 Bde., Marb. 1856—59), »Dogmatik des deutschen Protestantismus des 16. Jahrh.« (3 Bde., Gotha 1857), »Geschichte des deutschen Volksschulwesens« (5 Bde., Gotha 1858—60), »Dogmatik der evang. reform. Kirche« (Elsb. 1860), »Die Bekenntnisschriften der re-form. Kirche Deutschlands« (Elsb. 1860), »Theo-dor Beza. Leben und ausgewählte Schriften« (Elsb. 1861), »Entstehung und Fortbildung des Luthertums« (Kass. 1863), »Philipp Melancthon, der Lehrer Deutschlands« (Neuruppin 1867), »Zur Geschichte der evang. Kirche Rheinlands und West-falens« (2 Bde., Jferlohn 1867—70), »Die Presbyte-rial-Synodalverfassung der evang. Kirche in Nord-deutschland« (2. Aufl., Jferlohn 1874), »Geschichte der quietistischen Mystik in der lath. Kirche« (Berl. 1875), »Kirchengeschichte beider Hessen« (Marburg 1876), »Geschichte des Pietismus und der Mystik in der reform. Kirche« (Leib. 1879). Auch lieferte er eine Neubearbeitung von Solbäus »Geschichte der Hexenprozesse« (2 Bde., Marburg 1880).

Heppenheim, Kreisstadt in der hess. Provinz Starkenburg, an der Main-Neckarbahn, ist Sitz eines Kreisamts, eines Steuerkommissariats und einer Oberförsterei, hat eine Realschule, vier Ei-garrenfabriken und eine Maschinenwerkstätte und zählt (1880) 5091 meist lath. E., die Ader-, Wein-, Hopfen-, Tabak- und Zuckerrübenbau treiben. Außerhalb der Stadt liegt die Landesirrenanstalt, eine neugebaute Musteranstalt. Um den alten Teil der Stadt ziehen sich noch altertümliche Mauern. — H. war eine Reichsdomäne und unter den Franken-königen war ein Königshof daselbst. Karl d. Gr. schenkte sie 773 an Lorch, von wo sie 1232 an Mainz und 1802 an Hessen kam. Bei H. liegt auf einem fast isoliert stehenden Berge die Ruine der Starkenburg, nach der die Provinz den Namen führt. Die Burg wurde 1066 durch den Abt Ulrich von Lorch erbaut. Sie hatte ihre eigenen Bur-grafen und Burgmänner 1267—1796 und litt mit dem Kloster Lorch wechselnde Schicksale. Im J. 1621 nahmen sie die Spanier, 1631 besetzten sie die

Schweden, 1645 belagerte sie Lurenne vergeblich. Der Abbruch begann 1766. Der mittlere hohe Turm sollte erhalten werden, die Kuppel aber zerstört 1768 der Bliz. Die Ruine kam mit S. 1802 an dessen.

Heppingen, Dorf in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Alrweiler, 2 km von Heimersheim, mit 450 E. Hier entspringen zwei Mineralbrunnen (kohlensaures Natron und Magnesia, nebst Chlornatrium). Die auf einem 288 m hohen Basaltkegel gelegene Burg Landstron wurde 1206 von König Philipp gegründet, von Otto IV. genommen und dann vollendet. Seit 1798 ist die Ruine Eigentum der Familie des Ministers von Stein. Unweit von H. ist der Apollinariis-Brunnen (s. d.).

Hepta (grch.), sieben.

Heptachord (grch.), die große Septime, die diatonische Folge von sieben Tönen, wie z. B. c, d, e, f, g, a, h.

Heptakder (grch.), Siebenflächner.

Heptameron (grch.), Siebentagewerk, namentlich das der Schöpfung nach der mosaischen Urkunde. (Vgl. Heptameron.)

Heptagon (grch.), Siebeneck; Heptagonalzahl, die Polygonalzahl (s. d.) der fünften Reihe, da die Differenz dieser Polygonalzahl die 7 ist.

Heptagynus (grch.), d. i. siebenweibig oder heptagynisch nennt man in der beschreibenden Botanik Blüten, welche sieben Griffel oder Narben besitzen. Im Linnischen System bedeutet Heptagynia die 7. Ordnung in den Klassen 1—18.

Heptameron, Sammlung von Novellen, die an sieben Tagen erzählt werden; Verfasserin eines Heptameron ist Margarete (s. d.) von Valois.

Heptameter, Vers von sieben Füßen.

Heptandrus (grch.), d. i. siebenmännig oder heptandrisch nennt man in der beschreibenden Botanik diejenigen Blüten, in denen sich sieben nicht unter sich verwachsene Staubgefäße finden. Im Linnischen System heißt Heptandria die 7. Klasse, welche alle Pflanzen mit heptandrischen Blüten umfaßt.

Heptandria nannten die alten Griechen Mittelägypten von Hermopolis Magna bis zur Teilung des Nils.

Heptarchie (grch., «Siebenherrschaft»), die sieben Königreiche der Angelsachsen (s. d.).

Heptasyllabisch, siebenfüßig.

Heptateuch (grch.), d. h. aus sieben Büchern bestehend, die fünf Bücher Moses (Pentateuch) nebst dem Buch Josua und dem der Richter.

Hera, griech. Göttin, s. Juno.

Hera, der Name des 103. Mercuriden, s. unter Planeten.

Heraclium, Klau, Bärentau, eine zu den Toilegewächsen gehörige Gattung perennierender Kräuter von sehr ansehnlichen Dimensionen, wegen deren sie ein sehr wertvolles Material zur Herstellung landwirtschaftlicher Wägen stellen. Ihre oft enorm großen, in verschiedener Weise, aber stets elegant eingeschnittenen Blätter, ihre starken Stängel und ihre riesigen weißen Blütendolben sind auf dem Gartengraben von bedeutender Wirkung. Außerdem sind diese Pflanzen dem größten Teile auch in Deutschland vollkommen hart und erfordern einmal angepflanzt, keine Pflege weiter, als reichliches Begießen bei anhaltender Trockenheit. Diese Gattung wird auf den Meilen durch eine

kleinere Art, H. Sphondylium, vertreten. In den Gärten werden am häufigsten angepflanzt: H. persicum, über 2 m hoch, die Hauptblütendolben über 40 cm breit; H. pubescens, eine laulose Art und über 3 m hoch; H. emineus mit dreiflügeligen, von weicher Behaarung graulichen Blättern wunderbarer Beschaffenheit und deshalb weniger leicht als die anderer Arten von Sturm und Regen beschädigt; H. Leichtlini, mit ebenfalls dicken fiederteiligen Blättern, welche in ihrer Form an das Geweih eines Damhirsches erinnern, u. a. m. Nur wenige Hierauben kommen an Größe und architektonischer Schönheit den H.-Arten gleich, welche eines weichen, tieflodern Bodens bedürfen. Von der ausgezeichneten Wirkung sind sie an den Rändern der Teiche und Bäche. Man pflanzt sie durch Aussaat nach der Samenreife fort und vermehrt sie durch Teilung der Stöcke im zeitigen Frühjahr.

Hera, ein von den Einwohnern von Argos zu Ehren der Landesgöttin Hera alle fünf Jahre begangenes Fest, welches im Heräon, dem Nationalheiligtum von Argolis, zwischen Argos und Mykenä, gefeiert wurde. Nachdem ein Brand 423 v. Chr. das ältere Gebäude zerstört hatte, wurde durch Cypselos von Argos ein glänzender Neubau errichtet, ein dor. Peripteros von sechs Säulen in den Fronten, dessen Reste 1864 ausgegraben worden sind. Im Innern des Tempels befand sich ein Holzbild der Hera, das von den Argivern aus dem eroberten Tiryns hierhergebracht worden war, sowie eine goldbesenbeinerte Statue der Göttin von der Hand des Polyklet. Auf der Stätte des alten Tempels ließ sich nach der Sage Agamemnon beim Auszug nach Troja von den Heerführern der Griechen Treue schwören, und hier legten sich Akobis und Bition zum ewigen Schlaf nieder, nachdem sie ihre Mutter, die Priesterin der Hera, wegen der Verwägung der Zugtiere selbst in ihrem Wagen von Argos zum Tempel gezogen hatten.

Heraklea (grch. Herakleia, d. i. Herculesstadt) ist der Name einer großen Anzahl von Städten des Altertums, die alle von Griechen gegründet oder in späterer Zeit von solchen in Besitz genommen worden sind. Politisch am wichtigsten war darunter H. in Bithynien am Schwarzen Meere, daher auch Pontica genannt, dessen Trümmer sich bei dem heutigen Dorfe Ereghli finden. Es wurde um 560 von Megarern (nach andern von Milesiern) gegründet, unterwarf sich das bedeutende Küstengebiet der Mariandynen, gründete selbst wieder mehrere Kolonien und behauptete längere Zeit unter einer aristokratischen Verfassung, seit 364 v. Chr. unter der Herrschaft einzelner Tyrannen, des Klearchos und dessen Nachkommen, eine hervorragende Stellung, bis es in die Gewalt der syr. Herrscher kam und zuletzt mit ganz Bithynien der Herrschaft Roms einverleibt wurde. Vgl. Rammcl, «Heraclonica. Beiträge zur ältern Geschichte der griech. Kolonisation im nördl. Kleinasien» (Blauen 1869). Außerdem waren nicht unbedeutend: H. am Flusse Siris, in Lucanien in Unteritalien, eine Kolonie der Tarentiner, bekannt durch den Sieg des Königs Pyrrhus über die Römer (280 v. Chr.); ferner H. bei Trachis in der Landschaft Malis in der Nähe der Thermopylen, eine Kolonie der Spartaner; endlich zwei Städte in Macebonien: H. Panklektis (oder Pelagonia), an der Via Egnatia, nicht weit vom rechten (westlichen) Ufer des Flusses Crigon,

und S. Sinitica nahe dem rechten (westlichen) Ufer des Strymon (bei dem jetzigen Zervochori).

Herakleische Tafeln nennt man eine aus zwei Fragmenten bestehende große Erztafel (1,25 m hoch, 0,35 m breit), welche 1732 und 1733 unweit Heraklea am Iris gefunden wurde und sich gegenwärtig im Nationalmuseum zu Neapel befindet. Auf der einen Seite enthält die Tafel eine griech. Inschrift, die Wächter dagegen einen Teil einer lat. Lex, in welcher Savigny einen Rest der Lex Julia municipalis (b. h. der von Cäsar entworfenen Städteordnung) erkannte. Der Text dieser Inschrift besteht aus 163 Zeilen in 30 Absätzen; es läßt sich indes nicht bestimmen, den wievielten Teil der genannten Lex dieses ausmacht. Das erhaltene Stück enthält zunächst Vorschriften über Getreideverteilung; sodann polizeiliche Bestimmungen über die Instandhaltung von Straßen und Plätzen, sowie Anordnungen über die Benutzung derselben; ferner Bestimmungen über Senat und Magistrat der Municipien, über den Separatcensus in den italischen Städten sowie über die Censurlisten, endlich über die etwa notwendigen Einkünfte in den städtischen Bezirken. Herausgegeben ist diese Tafel oftmals, zuletzt in *Corpus inscriptionum latinarum* (Bd. 1, Nr. 206; Abbildung in Ritschl, *Prisciae latinitatis monumenta epigraphica*, Taf. 33 u. 34) und bei Bruns, *Fontes juris romani* (Tab. 1879).

Herakleitos, s. Heraklit; vgl. auch unter Herakleides.

Herakleionos, der Sohn des byzant. Kaisers Heraklius aus dessen zweiter Ehe mit seiner Nichte Martina, der nach des Vaters Tode (10. Febr. 641 n. Chr.) auf dessen Wunsch neben seinem tränklichen Ältern Stiefbruder Heraklius Konstantin III. als Mitregent auftrat. Als am der letztere gegen Ende Mai 641 starb, verbreiteten die Gegner der herrschsüchtigen Kaiserin-Witwe Martina unter dem Volke und den Truppen der Residenz das Gerücht von einer kottgehabten Vergiftung. Sogleich kam es zu einer Revolution. Der Senat setzte den H. ab, ließ ihm die Nase, seiner Mutter die Zunge abschneiden, verbannte beide aus Konstantinopel, und ließ (Okt. 641) des verstorbenen Konstantin III. 12jährigen Sohn Konstantin II. als Kaiser krönen.

Herakleopolis, im Altertum Stadt in Mittelägypten, von der noch große Schutthügel (bei den Arabern Umm el-Kimán) bei Akmas el-Medine, 18 km westlich von Beni-Suef, vorhanden sind; sie war Hauptsitz der Verehrung des Osneumons.

Herakles, s. Hercules.

Heraklianos, röm. Feldherr unter Kaiser Honorius, wurde zum Lohn für die durch ihn vollzogene Ermordung Stilichos zu Ravenna (23. Aug. 408) zum Statthalter von Afrika ernannt, das er zunächst sehr entschlossen gegen den Goten Alarich vertheidigte, und versuchte 413 als Präkonsul aufzutreten. Sein nach Italien übergeführtes Heer wurde aber nicht fern vom Rom geschlagen. Nun floh H. nach Karthago, wurde hier aber von seinen eigenen Soldaten getödtet.

Herakliden heißen in der griech. Sagen-geschichte die Söhne und spätern Nachkommen des Herakles (Hercules, s. d.), besonders diejenigen Abstammlinge desselben, welche nach der gewöhnlichen Sage mit Hilfe der Dorier das von ihrem Ahnherrn ererbte Recht auf den Peloponnes geltend machten und in den von den Doriern eroberten Landschaften (Argos, Lakonien, Messenien) als Kö-

nige herrschten. Das delphische Orakel hatte dem Hylos, dem Sohn des Herakles, verkündet, er werde erfolgreich sein, wenn die S. die dritte Frucht (in richtiger Deutung: die dritte Generation) abwarteten. Nachdem Hylos und dessen Onkel Aristomachos, durch mißverständene Auslegung des Orakels irregeleitet, erfolglose Einfälle in den Peloponnes gemacht hatten und gefallen waren, bauten des Aristomachos' Söhne Temenos, Kresphontes und Aristodemus, über den Sinn des Orakels aufgeklärt, an der Meerenge bei Naupaktos Schiffe und nahmen auf den Rat des delphischen Orakels, sich einen dreiaugigen Feldherrn zu wählen, den Orylos, Andramons Sohn, welcher eines Totschlags wegen aus Aitolien geflohen und nun auf der Heimkehr war, als Führer an, da sie ihm auf einem einäugigen Mantliere begegneten. Unter Anführung desselben ging der Zug 80 Jahre nach Troja's Zerstorung, wie schon bei Thucydides der Jüngeren Raum zwischen diesen beiden Ereignissen sich angegeben findet, von Naupaktos nach dem nördlichen Vorgebirge und von da über die nur 5 Stadien breite Meerenge nach Rhion im Peloponnes, während der den frühern Jagen der Weg über den Isthmus genommen worden war. Nachdem sie in einer großen Schlacht den Tisamenos, den Sohn des Orestes, besiegt hatten, eroberten sie fast die ganze Halbinsel und lösten sodann über die eroberten Länder. Temenos erhielt Argos, die Amulungshäute des Aristodemus, Kresphontes und Eurysthenes, Lakonien, Kresphontes nach seinem eigenen Wunsch und durch Antiklesien, Orylos als Lohn für seine Führung Elis.

Herakleides (auch Herakleides), griech. Philosoph und Geschichtschreiber aus Heraklea am Pantus Eurinus (Schwarzen Meer), daher Pontikos genannt, lebte um 325 v. Chr., hörte den Plato, Speusippus und Aristoteles und verfaßte außer philos., grammatischen, rhetorischen und andern Werken auch einige Werke histor. Inhalts. Ob aber die unter seinem Namen überlieferten Excerpte über griech. Staatsverfassungen auch nur zum Teil aus seinen Schriften herrühren, ist streitig. Dieselben sind am besten von Schneidewin (Gott. 1848) und in Müllers *Fragmenta historicorum Graecorum* (Bd. 2, Par. 1853) herausgegeben. Zwei erhaltene kleine Schriften, die *Allegoriae Homericae* (herausg. von Schow, Gött. 1782) und *De incredibilibus*, kritisch berichtigt in Weiermanns *Mythographi* (Braunsch. 1843), ruhren sicher nicht von H. her; sie werden mit mehr Recht einem Herakleitos (oder zwei Männern dieses Namens) zugeschrieben.

H. war ferner der Name einiger griech. Ärzte. Der berühmteste derselben, H. von Tarent, lebte um 230 v. Chr. und war der ausgezeichnetste Arzt der empirischen Schule, welcher sich vorzüglich um die Arzneimittellehre durch zahlreiche zweckmäßige Vorschriften verdient machte. Er war auch der erste, der sich sog. kosmetischer Mittel bediente. Ebenso wurden die Chirurgie und Augenheilkunde durch ihn gefördert.

Heraklit (grch. Herakleitos), griech. Philosoph, geb. zu Epheus in Kleinasien, lebte um 500 v. Chr. Sein von Natur ernstes und melancholisches Gemüt scheint durch die demokratischen Verhältnisse seiner Vaterstadt, unter denen seine dem höchsten Adel angehörige Familie und seine Freunde litten, in eine bittere Verfassung gebracht worden zu sein,

in welcher er sich großem von dem öffentlichen Leben zurückzog, um in der Einsamkeit seinen Studien nachzugehen. Die Reste des Werks über die Natur der Dinge, in welchem er die Resultate dieser Beschäftigung niederlegte, zeigen ihn in schroffem, bewußtem und ausgeprochenem Widerspruch mit den Meinungen der Masse, welche er in theoretischer wie in sittlicher Beziehung streng und hart beurteilt. Als den Grundbirtum der Menschen bezeichnet er die durch die Sinneserfahrung herbeigeführte Meinung, es gebe bestehende, unveränderliche Dinge: ihr gegenüber sucht er dem die ganze ion. Naturphilosophie beherrschenden Bestreben, den Urstoff der Dinge zu begreifen, die Wendung zu geben, daß dieser Urstoff als ein ewig Bewegliches und rastlos in Gegenfassen sich Gestaltendes aufgefaßt werden solle. Daher schien ihm das Feuer diesem Urstoff am nächsten zu stehen und denselben zu repräsentieren. Für die Bewegung der Gegenstände aber suchte er, wie seine Lehre von dem Weg nach oben und dem Weg nach unten beweist, zuerst geistliche Bestimmungen aufzufinden, von denen er meinte, daß sie als eine ewige und unveränderliche Harmonie den Verlauf alles Geschehens beherrschten. Es war die erste Ahnung des Naturgesetzes in der noch halb mytholog. Form des Fatums. Mit dieser Lehre von der ewigen Bewegung der Gegenstände stellte er sich am meisten der Alleinheits- und Seinslehre des Xenophanes entgegen, aus der sich später die eleatischen Lehren entwickelten; und diese gegenfälligen Standpunkte haben für die gesamte Geschichte der Philosophie Typen gebildet. (S. Philosphie.) Die Darstellung dieser Gedanken scheint dem H. mancherlei sprachliche Schwierigkeiten bereitet zu haben: schon das Altertum fand seine Schrift orakelhaft und nannte ihn »den Dunkeln«, wie es ihn andererseits als weinenden Philosophen bezeichnete, und in der neuern Zeit ist viel Mühe darauf verwendet worden, aus den teilweise sehr unzugänglichen Resten seiner Schrift den Inhalt und Gedantengang derselben zu rekonstruieren, ohne daß dieselbe erfolgreich gewesen wäre. Zyl. Rastall, »Die Philosophie Herakleitos' des Dunkeln von Ephesos« (2 Bde., Berl. 1858); Glazich, »Herakleitos und Zoroaster« (Lpz. 1858); Schuster, »H. von Ephesus« in Hirsch's »Acta societatis philologicae Lipsiensis« (Vb. 3, Lpz. 1873); Reichmüller, »Neue Studien zur Geschichte der Begriffe« (Heft 1: »Herakleitos«, Gotha 1876).

Heraklius, oström. oder byzant. Kaiser (610—641 n. Chr.), war der Sohn des afrik. Statthalters H. Als die byzant. Aristokratie den grausamen und dabei im Kriege gegen die Perser unglücklichen Kaiser Phokas nicht mehr zu ertragen vermochte, rief sie den alten H. um Hilfe an, der nun in Afrika eine starke Macht ausübte und dieselbe seinem 575 geborenen Sohne übergab. Der junge H. stürzte den Tyrannen und hielt 5. Okt. 610 als neuer Kaiser seinen Einzug in Konstantinopel. Reich begabt, rüstig und kriegstüchtig gab H. dem byzantinischen Reich durch gute Reformen in der Verwaltung und im Kriegswesen neuen Halt und warf wenigstens eine der dem Reich feindlichen Mächte gründlich nieder, die Perser. Seit 611 auf's schwerste durch die Perser bedrängt, die Syrien und Ägypten eroberten und seit 617 sogar zu Thulebedon ein festes Lager anlegten, sah er sich in derselben Zeit in Europa durch die Awaren bedroht, die 619 sogar bis in die Nähe von Konstan-

tinopel vordrangen. Daher gab H. den größten Teil der span. Besitzungen (615—616) auf (der Rest ist 624 verloren gegangen). Mit den Awaren wurde 620 für Geld momentan Frieden geschlossen; sich ihrer dauernd zu erwehren, trat er mit den damals zwischen Dniepr und Donau hausenden Bulgaren in Verbindung, und ließ es stillschweigend geschehen, daß sich seit 620 die Kroaten und Serben zwischen der Küste von Dalmatien und dem weisl. Ballan festsetzten. Die Perser aber hat er seit 622 in einer Reihe glänzender Feldzüge siegreich bekämpft, sodaß endlich (obgleich die Awaren 626 sich wieder auf Konstantinopel stürzten, wo sie nun auf's Haupt geschlagen wurden) es ihm möglich wurde, im April 628 einen ruhmvollen Frieden zu schließen, der die Grenzen der Perser wieder nach dem mittlern Mesopotamien zurückschob. Weniger glücklich war er bei den Versuchen (seit 630), dem alten Gegensatz zwischen der orthodoxen Kirche und den Monophysiten durch eine Vermittlung (die »monothelische«) Formel auszugleichen, und vermochte auch dem Fanatismus der Araber und des Islams nicht zu widerstehen. Sein frisches Heer und seine Reformen hatten allerdings den Kern des Reichs widerstandsfähig gemacht. Aber die südd. Provinzen, nämlich Syrien, Mesopotamien und Ägypten gingen 632—641 an die Araber verloren. H. starb 10. Februar 641. (s. Gregli.)

Herakly, türk. Stadt am Schwarzen Meere,

Herakly ist ursprünglich die Wissenschaft, welche sich mit dem Wappenwesen in seinem ganzen Umfange beschäftigt, die Wissenschaft der Heraldik, wie sie sich im Mittelalter, seit den Zeiten der Kreuzzüge zugleich mit dem Heroldswesen entwickelte. (S. Herold.) Gegenwärtig gebraucht man das Wort in der beschränkten Bedeutung von Wappenkunde (s. d.).

Heräon, s. unter Heräen.

Herapathit oder schwefelhaftes Jod-Chinin, $4C_{10}H_7N_2O_3SO_2$, eine organische, wegen ihrer optischen Eigenschaften bemerkenswerte Verbindung, wird dargestellt, indem man 100 Teile saures schwefelhaftes Chinin in einer Mischung von 1920 Teilen Essigsäure (1,04 spezifisches Gewicht) und 480 Teilen Weingeist löst und 60 Teile einer gesättigten Jodtinktur hinzusetzt. Nach einiger Zeit scheidet sich die Verbindung in Krystallen aus, die entweder in Form von kreuzweis gruppierten Nadeln, oder viereckigen, achteckigen, rhombischen Tafeln erscheinen. Die Krystalle sind im durchfallenden Licht gesehen hell grasgrün, bei reflektiertem Licht metallglänzend, lantcharidengrün. Ihr Polarisationsvermögen ist fünfmal größer als das des Turmalins.

Herat, Landschaft in Afghanistan, im NO. des Tafellandes von Iran, das alte Aria, reicht vom Sefidkub (Weißes Gebirge), der in der alten Geographie als Paropanisus bekannten weisl. Fortsetzung des Hindukush, südwärts, von W. nach O. sich leiförmig zuspitzend, bis in die Gegend des großen Sees Hamun in Seistan und wird im W. von der pers. Provinz Chorasän und der ihr südlich anliegenden Salzüste, im D. und SO. von der afghan. Provinz Kandahar und vom Siachkub begrenzt, dem gleichzeitig mit dem Sefidkub vom Hindukush sich mehr südwestlich abweigenden Gebirgszüge. Zwischen den innern Ausläufern des Sefidkub und des Siachkub, und zwar mehr nördlich, bildet die Thalebene des anfangs gegen W.

Riesenden, dann gegen N. sich in die Steppen verlaufenden Heri-Kub, der Hauptteil des Landes, einen fruchtbaren Isthmus zwischen Bergeindöden und Steppen- und Wüstengebieten. Im ganzen umfaßt das Land den südöstl. Teil des alten Chorasän und wird auf 176200 qkm mit $1\frac{1}{2}$ Mill. G. geschätzt. Im nördl. Teile wohnen die Kälilbaisch, Schiiten tart. Abstunft, die Aimal, ein Zweig der die ursprüngliche iran. Bevölkerung noch repräsentierenden Labshils und Sunniten, und die Hazareh, turan. Abstammung mit einer Turksprache und Schiiten. In der Thalebene weiter südlich besteht die Bevölkerung in der Mehrzahl aus Labshils, in der Minderzahl aus Afghanen, den gegenwärtigen Herren des Landes, sowie teilweise aus Turkomanen und Juden.

Die gleichnamige Hauptstadt Herat, der einzige wichtige Ort des Landes, liegt $34^{\circ} 22'$ nördl. Br. und $62^{\circ} 8'$ östl. L. (von Greenwich), 640 km im W. von Kabul und 300 km im SÖ. von Meshhed, in der fruchtbaren Thalebene des Heri-Kub, und zwar 6 km im N. des hier von einer Brücke mit 26 Bogen überspannten Flusses. Die Stadt hatte früher 100000, jetzt infolge wiederholter Eroberungen nur noch 45000 G. Dieselbe bildet ein längliches Biered mit einem 12—18 m hohen Grdwall, der oben mit einer gegen 10 m hohen Backsteinmauer, 30 Türmen und wohlbesetzten Thoren versehen ist. Am nördl. Ende befindet sich eine Festung mit Türmen und einem 10 m breiten Wassergraben. Die Häuser sind meist zweistöckig, und das Ganze gleicht einem Labyrinth von engen, finstern und schmutzigen Gassen und Höfen. Der fürstl. Palast ist unaussehlich, die große Moschee, im 13. Jahrh. erbaut, im Verfall. Die Umgegend der Stadt zeigt überall Spuren einstiger Größe und Herrlichkeit, und stundenweit erstrecken sich die Ruinen und Schuttlager. Das Thal des Heri-Kub ist mit Frucht- und Blumenmängärten, Weinbergen, Kornfeldern, Dorfschaften, Landhäusern, grünem Rasen, Buchen, Quellen und sprudelnden Fontänen bedeckt. Der Königsgarten, Bag-Schahi, galt einst im Morgenlande für ein Wunder der Welt. Berühmte Seidenspinnereien, Rosenwasser, Seide- und Wolleppiche gehören zu den wertvollsten Fabrikaten der Stadt. Ind. Produkte gelangen in Menge hierher, um die Märkte von Kirman, Jess und Isfahan zu versehen. Die Stadt gilt als Schlüssel zu der einzigen Straße, der Großen Königsstraße, welche aus Persien durch Afghanistan nach Indien führt, und ist sowohl in kommerzieller wie in strategischer Hinsicht von großer Wichtigkeit. Als Mittelpunkt des Karawanenhandels und Stapelplatz zwischen Indien, Afghanistan und Westasien war sie von jeher allen Eroberern, den von Westasien nach Indien vorbrangen, ein unentbehrlicher Stützpunkt. Aus dem Umstande, daß S. auch von Norden her der Durchgangspunkt nach Afghanistan ist, erklären sich in neuerer Zeit die wiederholten, von den Russen unterstützten Bemühungen der Perser, die Stadt in ihre Gewalt zu bringen, während die Engländer dem entgegenarbeiten. Angeblich von Alexander d. Gr. gegründet, wurde S. bei der Eroberung Persiens durch die arab. Kalifen in der Mitte des 7. Jahrh. nebst ganz Chorasän unterworfen. Nach mangelndem Schicksalen unter den Sāmāniden (10. Jahrh.), Ghazneviden, Selbshulen (11. Jahrh.), Ghazniden (12. Jahrh.) und Mongolen fiel die Stadt

1381 in die Hände Timur's, unter dessen Nachfolgern sie sich zum Sitz der pers. Litteratur und Wissenschaft erhob. In den Wirren nach dem Tode des Timuriden Hussein bemächtigte sich der Usbeke Schaibeg H. S., dessen wilde und grausame Herrschaft den Glanz der Stadt für alle Zeiten vernichtete. Derselbe wurde 1610 von Ismael Sofi gestürzt, und nunmehr blieb S. bei Persien, bis es 1749 von den Afghanen unterworfen wurde. In den Bruderkriegen der afghan. Dynastie der Durani behauptete sich Timur-Schah's dritter Sohn, Mahmud, in S., wo er ein eigenes Reich gründete und 1829 starb. Hierauf übernahm dessen Sohn Ramrān-Schah die Regierung und S. bewahrte noch eine Zeit lang seine Unabhängigkeit, bis es 1863 von den Afghanen genommen wurde. (S. Afghanistan.)

Heraud (John Abraham), engl. Dichter, geb. 1799 in London, veröffentlichte 1820 ein beachtendes Gedicht »Tottenham« und die poetische Erzählung »The legend of St. Loya«, später seine umfangreichsten, wennschon dem herrschenden Zeitgeschmack wenig entsprechenden epischen Versuche: »The descent into Hell« (1830) und »The judgment of the Flood« (1834). Auch schrieb S. eine Anzahl von Dramen, unter denen zu erwähnen sind: die 1864 aufgeführte Tragödie »Videna«, »Wife or no wife«, »Agnolo Diora«, »The Roman Brother« und »Salvator, or the poor man of Naples«. Im J. 1870 gab er unter dem Titel »The la-gathering« eine Sammlung seiner kleinern Gedichte heraus; 1871 die den Deutsch-Französischen Krieg behandelnde Dichtung »The war of ideas«. Außerdem erschienen von ihm die histor.-psychol. Studien »The life and times of Girolamo Savonarola« und »Shakespeare; his inner life, as intimated in his works« (1865). Neuerdings versuchte S. sich auch auf dem Gebiete des Romans in »Ux-mal, an antique love story« und »Macée de Les-depart, an historical romance« (1878).

Hérault, Küstenfluß Südfrankreichs, entspringt in einer Höhe von 1567 m am Berge Pignoul in den Cevennen (Gard-Département), durchfließt in südl. Richtung das nach ihm benannte Département und mündet 6 km unterhalb Agde in das Mittelmeer, nach einem Laufe von 197 km, von denen 11 km schiffbar sind.

Das Département Hérault, aus Bestandteilen des ehemaligen Languedoc zusammengesetzt, zählt auf einem Areal von 6198 qkm (1881) 441527 G. Es besteht ungefähr zum dritten Teil aus Hochland, welches die südwestl. Verlängerungen des Cevennen-Rammes, deren unerwählte Vorhöfen und bis in die Nähe des Meeres tretende Ausläufer bilden. Die Abdachung ist gegen Südosten gerichtet, wo sich weite Ebenen und einige Moräste ausbreiten. Nur kleine Flüsse durchziehen das Land, wie Hérault (197 km), Bidourle (100 km, bildet stedenweise die Osgrenze des Départements), Lez, Orb (145 km) u. a. An der Küste findet sich auf einer Strecke von 60 km eine Reihe von Lagunen, von Etangs oder Strandseen, mittels Passagen, Graß genannt, mit dem Meere in Verbindung, deren flutkaliges Wasser einen reichlichen Seealgengewinn (jährlich 700000 Ctr.) gewährt. In der Nähe von Capetang erhebt sich der Malpas, welcher in einem Tunnel von 170 m Länge, 8 m Breite und 7 m Höhe vom Canal du Midi durchfließt. Dieser stellt die

einige Wasserverbindung im Innern her, und zwar mittels der Aude auf einer Strecke von 62 km. Die übrigen zahlreichen Kanäle an der Küste, welche die Stungs- und benachbarten Städte verbinden, wie der von Lunel, von Montpellier, Graves, Roubine u. a., haben eine Gesamtlänge von 80 km. In den obern Teilen der Gebirgsabhänge der Monts de l'Espinouje und der Monts Garrigues (v. i. Hermes-Giche), bis 943 m hoch, nebst einem Teile des Hochplateaus von Larzac, gehen ungeheure Felsmassen zu Tage, zwischen denen die Kultur des Kastanienbaums und der Cerealien stattfindet. Der höchste Gipfel ist der 1093 m hohe Mont de Carour in den Monts de l'Espinouje, rechts neben dem Mittellaufe des Orb, nächst einem 1118 m hohen Berge. In den Thälern und noch am Fuße der Berge gestaltet die Milde des Klimas den Anbau des Mandel-, und Olivenbaums; Feigen-, Maulbeer- und andere Obstkulturen kommen fast überall fort. Wein wird (1878) auf 1421 qkm von ausgezeichneten Güte gewonnen, z. B. Lunel, Frontignan und andere geachtete Liqueurweine, und zwar jährlich 5 Mill. Hektolit., mehr als in jedem andern Departement. Nur 8,3 Proz. der Fläche tragen Getreide, 1,4 Proz. Walb. Auch der Anbau des Krapp ist erwähnenswert. Man gewinnt 100 000 hl Oliven und daraus 950 000 kg Öl, etwa 135 000 kg Seife und 10 000 kg Honig. Das Mineralreich liefert vorzüglich Eisen, Steinsohlen (1877: 264 000 t), Marmor und Lignite, die unter dem Namen verfeinerte Asche (cendres fossiles) zur Verbesserung des Bodens verwendet werden. Außer der Wein-, Obst-, Öl- und Seidentulatur beschäftigen sich die Einwohner mit Schaf- und Maulteselsucht, sowie mit Austerfischerei und Seesalzbereitung; ganz besonders aber zeichnen sie sich aus durch ihre Branntwein-, Luch- (60 Spinnereien und Webereien mit 3500 Arbeitern), Seifen-, Licht-, Leder-, Fischpöleleisfabrikate. Die angesehensten Handelsplätze sind Montpellier und der Hafen Cette, beide durch eine Eisenbahn verbunden, Véziers, Agde, Lodève und Béziers. Das Departement bildet die Diözese des Bischofs der Hauptstadt Montpellier und zerfällt in die vier Arrondissements Montpellier, Véziers, Lodève und St.-Pont mit 36 Kantonen und 336 Gemeinden. Vgl. Jahre, «L'Hérault» (1877—78); A. Joanne, «Géographie de l'H.» (1881).

Herault (latiniert *Herauldus*, Dibier), franz. Rechtsgelehrter und Philolog, geb. um 1580, wurde schon 1599 Professor der griech. Sprache in Sedan, aber als Protestant in religiöse Händel verwickelt und gezwungen, seine Stelle aufzugeben. Er ging nach Paris, wo er 1611 Parlamentsadvokat wurde und im Juni 1649 farb. H. gab Kommentierungen zu Martialis und Schriften von Minucius Felix, Tertullian und Arnobius heraus und schrieb: «*Reverum judicatarum libri II*» (Par. 1640), «*Observationes ad jus Atticum et Romanum*» (Par. 1650).

Herault de Séchelles (Marie Jean), Mitglied des franz. Nationalkonvents, geb. zu Paris 1760, Advokat am Pariser Parlament, seit der Revolution Mitglied des Kassationshofs, Deputierter in der Gesetzgebenden Versammlung, darauf im Konvent, wo er sich als fanatischer Anhänger der revolutionären Strömung zeigte. Im Sept. 1792 war er Präsident der Versammlung. Darauf hielten ihn Kommissionsreisen nach Colmar und in die südl. Departements von Paris entfernt, so daß er in dem

Prozess des Königs nicht mit votierte. Im Mai 1793 half er die Girondisten stützen, präsierte dem Konvent August 1793, arbeitete am neuen Konstitutionsentwurf, wurde Mitglied des Wohlfahrtsauschusses, überwarf sich aber schließlich doch mit Robespierre, der ihn als Dantonisten 17. März 1794 anlagte und 5. April hinrichten ließ.

Herausgeber ist nach dem Reichspreßgesetz vom 7. Mai 1874, §§. 6 und 21, sowohl der Verfasser einer ganzen Druckschrift, als auch derjenige, welcher eigene und fremde Verlagsprodukte, oder nur letztere nach einem bestimmten Plan zum Druck und zur Veröffentlichung bringt. Die Druckschrift muß eine nicht periodische sein. Bei periodischen Druckschriften heißt dieselbe Person Redakteur. Der Name des H. muß auf der Druckschrift dann genannt sein, wenn dieselbe im Selbstverlag erscheint und der Verfasser sich nicht nennt. Der H. wird öfters Verfasser der Druckschrift sein, soweit es sich nicht um Herausgabe von Sammelwerken oder Werken verstorbenen Autoren handelt. Er kann auch Drucker und Verleger sein. Hiernach bestimmt sich seine Verantwortlichkeit für den Inhalt einer strafbaren Handlung, welcher durch den Inhalt begründet ist. Nach §. 21 des Reichspreßgesetzes bleibt die Bestrafung der Verleger, Drucker, Verbreiter ausgeschlossen, wenn sie den H. der Druckschrift nachweisen. Die §§. 18, 19 geben die Strafen an, welche zufolge Nichtbeachtung des §. 6 eintreten. Rücksichtlich der Bestimmung des §. 41 des Reichsstrafgesetzbuchs ist anzunehmen, daß der Ausdruck «Herausgeber» auch den «Redakteur» umfaßt.

Herb., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Herbar (William).

Herba (lat.), Kraut; herbarisieren, Kräuter, Pflanzen sammeln; auch von den Bienen: Blütenstaub einsammeln; *Herbari* f, Kräuter-, Pflanzen-sammler.

(*ter Astragalus*).

Herba Glycyrrhizae sylvestris, f. un.
Herbarium nennt man eine Sammlung getrockneter Pflanzen. Unter den Begriff H. fallen jedoch nicht diejenigen Botanischen Sammlungen (s. d.), welche bloß bestimmte Pflanzenteile enthalten, wie Samen-, Frucht-, Holzsammlungen u. s. w. Allerdings ist es nur in wenigen Fällen möglich, ganze Pflanzen getrocknet aufzubewahren, aber immerhin müssen doch in einem H. die charakteristischen Teile der Pflanzen sämtlich vorhanden sein, wenigstens soweit es die Art der Aufbewahrung, die damit notwendig verbunden ist, zuläßt. Ein nach wissenschaftlichen Prinzipien gesammeltes und geordnetes H. ist deshalb gewiß der wichtigste Teil aller botan. Sammlungen, denn keine Abbildung und auch keine Beschreibung kann bei vergleichenden systematischen und morphologischen Studien das natürliche getrocknete Material ersetzen.

Die Anforderungen, die an ein H. gestellt werden müssen, sind vor allem: möglichst Vollständigkeit sowohl in der Artenzahl als auch in der einzelnen Pflanze, und zweitens genaue Angaben über Standort, Zeit des Sammelns und den Namen des Sammlers. Ferner ist eine leichte Übersichtlichkeit bringend notwendig; diese wird am besten dadurch erreicht, daß das H. nach einem größern Kompendium der Systematik wie etwa, Endlicher's «*Genera plantarum*», oder auch die einzelnen Familien nach bestimmten Monographien geordnet werden. Beim Einsammeln der Pflanzen für die Herbarien muß zunächst

darauf Rücksicht genommen werden, die zum Trocknen bestimmten Individuen in gesunden, kräftigen Exemplaren und möglichst vollständig zu erhalten. Läßt sich, wie es oft der Fall ist, nicht die ganze Pflanze für das H. verwenden, so muß man wenigstens darauf achten, von allen Organen derselben charakteristische Teile zu sammeln. Ist die Möglichkeit vorhanden, von einem Standort mehrere Exemplare derselben Pflanze mitzunehmen, so ist es am empfehlenswerteren, solche zu sammeln, die in der Größe des Stengels, der Blätter, überhaupt in allen Merkmalen am meisten voneinander abweichen, was bei der großen Variabilität mancher Pflanzen von größter Wichtigkeit ist. Der Transport der gesammelten Pflanzen geschieht am besten in einer sog. Botanikertrommel oder in einer Walpse, die einige Stück Fliesspapier enthält. Über das Einlegen und Trocknen der gesammelten Pflanzen lassen sich kaum allgemeine Vorschriften geben, weil die einzelnen Pflanzen je nach ihrer Holzigen, Reifigen, zarten Beschaffenheit verschieden behandelt werden müssen.

Da es nicht darauf ankommt, die Pflanzen nach ästhetischen Rücksichten zu präparieren, sondern vielmehr darauf, daß die charakteristischen Merkmale auch an den getrockneten Exemplaren deutlich hervortreten, so wird man stets beim Zurichten für das H. die Lage der einzelnen Teile so treffen, daß dieselben ein möglichst treues Bild des natürlichen Zustandes geben und eine nachträgliche genauere Untersuchung noch zulassen. Man legt am besten die zu trocknenden Pflanzen zwischen Stöße von Fliesspapier, nachdem man sie vorher sorgfältig auf einem Bogen ausgebreitet hat und zwar so, daß die einzelnen Teile möglichst wenig aufeinander zu liegen kommen, bringt sodann die so vorbereiteten Palette in eine Presse und beschwert dieselben mit größeren oder geringeren Gewichten, je nach der deren oder zarten Beschaffenheit der Pflanzen. Um ein schnelles Trocknen zu erzielen, was zur Erhaltung der natürlichen Farbe viel beiträgt, muß man die gepressten Pflanzen häufig zwischen andere trodne Stöße von Fliesspapier einlegen; hauptsächlich ist dies bei saftigen Pflanzenteilen notwendig, da bei diesen sonst leicht ein Verschimmeln eintritt. Für schnelles Trocknen, vorzugsweise auf längeren Reisen, wo man nicht immer die nötige Menge frischen Fliesspapiers zur Hand hat, eignen sich ganz besonders gut die sog. Drahtgitterpressen, die aus zwei rechteckigen, von einem Rahmen aus starkem Eisenblech umgebenen Tragittern bestehen und mit Osen versehen sind. Zwischen diese beiden Drahtgitter, die das Format des zu verwendenden Fliesspapiers besitzen müssen, legt man die Palette und schnürt dann mittels einer durch die Osen laufenden Schnur die beiden Rahmen fest zusammen. Der Vorteil, den diese Art von Pressen bieten, liegt darin, daß die Luft von allen Seiten her auf das Fliesspapier und die darin liegenden Pflanzen einwirken kann, wodurch ein schnelleres Trocknen derselben erreicht wird.

Die fertig getrockneten Pflanzen werden sodann unter genauer Angabe des Standorts, der Bodenverhältnisse an demselben, der Zeit des Sammelns u. s. w. in das H. eingebracht, am besten in der Weise, daß man jedes Exemplar lose in einen Bogen starken Papiers legt. Da viele Pflanzenteile im H. sehr leicht durch Insektenfraß zerstört werden können und somit unbrauchbar werden, so ist es notwendig, Insektenvertreibende Mittel anzuwenden; es

gibt deren mehrere, hauptsächlich starkriechende Substanzen, wie Kampfer u. dgl. Doch alle diese wirken nicht so sicher als ein vollständiges Vergiften der Pflanzen selbst. Man nimmt hierzu am besten die alkoholische Quecksilberchloridlösung, taucht in diese die aufzubewahrenden Pflanzen längere Zeit ein und läßt sie dann an der Luft wieder trocknen.

Das im Vorstehenden Gesagte gilt zwar im allgemeinen für sämtliche pflanzliche Organismen, doch sind für die niederen Kryptogamen, hauptsächlich Algen und Pilze, noch besondere Vorsichtsmaßregeln notwendig. Manche Pilze, hauptsächlich die parasitisch auf höhern Pflanzen lebenden, lassen sich leicht mit den betreffenden Wirtspflanzen selbst aufbewahren, dagegen bieten andere, wie die Hutpilze, dem Präparieren große Schwierigkeiten dar; man thut am besten, wenn man ein paar Längslamellen durch Hut und Stiel macht und diese wie andere Pflanzen behandelt. Die meisten niederen Pilze, wie Myxomyceten, Schizomyceten, Schimmelpilze u. s. w., eignen sich überhaupt nicht fürs H., sondern sie müssen in Alkohol oder in einer andern konservierenden Flüssigkeit aufbewahrt werden. Dasselbe gilt auch von den Algen, nur die größeren Formen derselben, wie die Florideen, Rhodosporeen, können in ähnlicher Weise wie die höhern Pflanzen präpariert werden. Um dieselben in möglichst natürlicher Lage auf einem Bogen ausbreiten zu können, legt man sie in ein flaches Gefäß mit Wasser, in dem sie aber immerhin noch herumschwimmen können, sodann fährt man mit einem Bogen festen Papiers unter die Alge und hebt sie allmählich so aus dem Wasser heraus, daß ihre Lage unverändert bleibt und das Wasser langsam abfließen kann. Man kann auf diese Weise sehr gute und auch ziemlich aussehende Präparate erhalten.

Das Herbeischaffen des Materials für große Herbarien läßt sich natürlich nur durch ausgeübte botan. Reisen oder durch Vermittelung fremder Sammler bewirken. Fröh schon wurden zu diesem Behuf vielfach wissenschaftliche Reisen in fremde Weltteile unternommen, schon im 17. Jahrh. waren botan. Reisende in Ostasien und auch in Amerika thätig, im 18. Jahrh. nahmen diese Reisen noch größeren Aufschwung, sodaß am Schlusse des vorigen Jahrhunderts schon eine ganz bedeutende Menge Pflanzen aus den außereurop. Floren zusammengetragen und an die einzelnen Herbarien verteilt worden waren. Im Anfange dieses Jahrhunderts trug hauptsächlich der von Hochstetter in Eßlingen gegründete Reiseverein, welcher Reisende in die verschiedensten Länder sandte, zur Bereicherung der Herbarien bei. In den letzten Jahrzehnten haben fast an allen wissenschaftlichen Expeditionen, gleichviel ob sie geogr., astron. oder andere Zwecke verfolgten, Botaniker teilgenommen, und so ist denn jetzt in den bedeutendsten Herbarien bereits eine ziemlich vollständige Sammlung der sämtlichen bis jetzt bekannten Pflanzenarten vorhanden. Die größten zur Zeit existierenden Herbarien sind im Kewer Garten und im Britischen Museum in London (wo sich auch das H. Linne's befindet), in Wien, Berlin, Leipzig, Paris, Petersburg, Genf (wo sich das H. De Candoles befindet).

Die Herstellung von Herbarien läßt sich bis in das 16. Jahrh. verfolgen; die ersten, welche getrocknete Pflanzen in Sammlungen aufbewahrten, sind wahrscheinlich ital. Botaniker in der Mitte des 16. Jahrh. gewesen. Jedenfalls eine der ersten

Sammlungen getrodener Pflanzen, die in Deutschland existierten, ist die im kasseler Museum sich befindende von Ragenberger ums Jahr 1559 angelegte. Abrißens verstand man in jener Zeit unter S. nicht eine Sammlung von Pflanzen, sondern ein Kräuterbuch mit vielen Abbildungen.

Litteratur. Unter den Werken über Herbarien ist hervorzuheben: Kreuzer, „Das Herbarium“ (Wien 1864).

Herbart (Joh. Friedr.), hervorragender deutscher Philosoph, geb. 4. Mai 1776 zu Oldenburg, wo sein Vater Justizrat war, besuchte das Gymnasium daselbst und bezog 1794 die Universität Jena, wo er bald in einen nähern persönlichen Verkehr mit Fichte kam, dessen Wissenschaftslehre ihn aber nach kurzer Zeit zum Widerspruch anregte. Diese Unabhängigkeit eigener Prüfung zeigte sich schon in einer schriftlichen Kritik der beiden ersten Schriften Schellings „Über die Möglichkeit einer Form der Philosophie“ und „Vom Ich“, die er auch Fichte vorlegte. Im J. 1797 nahm er die Stelle eines Hauslehrers in Verman an und setzte während eines fast vierjährigen Aufenthalts daselbst seine eigenen Untersuchungen mit der ihm eigentümlichen Energie fort. Er hielt es für notwendig, auf die ursprünglichen Probleme der Philosophie zurückzugehen, studierte die Philosophie der Alten, namentlich die Periode vor Sokrates und Plato, ebenso aber auch Mathematik und Naturwissenschaften, und wurde schon damals auf die ersten Anfänge seiner mathem. Psychologie geführt. Ebenso entwickelte sich dort vermöge der Bekanntschaft mit Pestalozzi sein tiefes Interesse an der Erziehung. Familienverhältnisse riefen ihn 1800 nach Deutschland zurück, und nachdem er einige Zeit in Bremen gelebt, habilitierte er sich im Okt. 1802 in Göttingen. Hier veröffentlichte er bis 1809, wo er dem Rufe als ord. Professor der Philosophie und Pädagogik nach Königsberg folgte, die ersten gereiften Früchte seines Nachdenkens. Dahin gehören: „Pestalozzi's Idee eines Abz. der Anschauung wissenschaftlich ausgeführt“ (Gött. 1802; 2. Aufl. 1804), „De Platonis systematico fundamento“ (Gött. 1806), „Allgemeine Pädagogik“ (Gött. 1806), „Über philos. Studium“ (Gött. 1807), „Hauptpunkte der Metaphysik“ (Gött. 1808), „Allgemeine praktische Philosophie“ (Gött. 1808). In Königsberg war seine Kraft zwischen der Fortsetzung seiner Untersuchungen, dem akademischen Lehramt und einer praktischen pädagogischen Thätigkeit geteilt, welche ihm als Direktor eines auf seine Veranlassung gestifteten, seit 1812 in seinem eigenen Hause befindlichen pädagogischen Seminars oblag. Außer einer Anzahl kleinerer Reden und Abhandlungen, die er selbst nur zum Teil drucken ließ, sind unter seinen spätern Schriften zu nennen: „Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie“ (Königsb. 1813; 4. Aufl. 1837; neue Ausg. von Hartenstein, Hamb. 1841), „Lehrbuch zur Psychologie“ (Königsb. 1816; n. Aufl. 1838; neue Ausg. von Hartenstein, Hamb. 1841), die beiden Hauptwerke: „Psychologie, als Wissenschaft neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik“ (2 Bde., Königsb. 1824—25) und „Allgemeine Metaphysik nebst den Anfängen der philos. Naturlehre“ (2 Bde., Königsb. 1824—25), endlich die „Encyclopädie der Philosophie aus praktischen Gesichtspunkten“ (Halle 1811, n. Aufl. 1841). Unter den vielen kleinern Werken sind vorzugswelse wichtig: „Psychol. Be-

merkungen zur Tonlehre“ (1811), „Psychol. Untersuchungen über die Stärke einer Vorstellung als Funktion ihrer Dauer“ (1812), „Theoriae de attractione elementorum principia metaphysica“ (1812), „Über meinen Streit mit der Robespheosophie dieser Zeit“ (1814), „Gespräche über das Böse“ (1817), „Pädagogisches Gutachten über Schulklassen“ (1818), „De attentionis mensura causisque primariis“ (1822), „Über die Möglichkeit und Notwendigkeit, Mathematik auf Philosophie anzuwenden“ (1822). Der Wunsch, an einer Universität im Mittelpunkt des geistigen Verkehrs zu wirken, bewog H., 1833 einem Rufe nach Göttingen zu folgen. Hier schrieb er außer kleinern Abhandlungen den „Umriss pädagogischer Vorlesungen“ (Gött. 1835; 2. Aufl. 1841), „Briefe zur Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens“ (Gött. 1836), „Analytische Beleuchtung des Naturrechts und der Moral“ (Gött. 1836), und zwei Hefte „Psychol. Untersuchungen“ (Gött. 1839—40). Er starb 14. Aug. 1841. Eine Biographie findet sich in „H. kleinern philos. Schriften und Abhandlungen“, herausgegeben von Hartenstein (3 Bde., Lpz. 1842—43), eine Ausgabe der „Sämtlichen Werke“ hat derselbe besorgt (12 Bde., Lpz. 1850—52, 2. Abdr., Hamb. 1883 fg.), eine andere Ausgabe der „Sämtlichen Werke“ wird von Rehrbach besorgt (Lpz. 1882 fg.). H. „Pädagogische Schriften“ gab Willmann (2 Bde., Lpz. 1873—75; 2. Ausg. 1880 fg.), „Herbartische Reliquien“ Ziller (Lpz. 1871) heraus.

Die Herbart'sche Philosophie erklärt die Voraussetzung eines einzigen Prinzips und einer einzigen Methode für ein Vorurteil. Da die Philosophie die Aufgabe hat, Erkenntnis aus Begriffen zu gewähren, so nimmt H. drei Klassen philos. Untersuchungen an, die der alten Unterscheidung zwischen Physik, Ethik und Dialektik entsprechen. Nach der Bedeutung der Begriffe unterscheidet er nämlich die theoretischen Aufgaben, die auf die Erkenntnis dessen, was ist und geschieht, gehen, von den ästhetisch-praktischen, deren Prinzipien, ohne aber das Sein und Geschehen zu entscheiden, eine beurteilende Wertbestimmung bezeichnen, wozu noch die formale Aufgabe der Logik kommt, die Gesetzmäßigkeit in der Verknüpfung der Gedanken überhaupt zu untersuchen. Die theoretische Grundwissenschaft ist ihm die Metaphysik. Ihr Ausgangspunkt ist das Gegebene, und das Bedürfnis derselben entwickelt er durch den Nachweis, daß in den Hauptbegriffen, unter welche die gegebene Erscheinungswelt fällt (Begriff des Dings mit seinen Eigenschaften, Veränderung, Materie, Selbstbewußtsein), Widersprüche versteckt liegen. Diese Widersprüche beruhen darauf, daß das Seiende im strengen Sinne sich nicht als ein solches denken läßt, wie der gegebene Schein verlangt. Hieraus ergibt sich als das allgemeine Resultat seiner Metaphysik: daß die Mannigfaltigkeit und der Wechsel der gegebenen Erscheinungswelt sich unter der Voraussetzung nur eines Realen nicht begreifen lassen, sondern daß die notwendige Voraussetzung für jeden Versuch einer Naturphilosophie die Annahme einer Vielheit von Realen (Monaden) sei, aus deren Verbindungen und Verhältnissen sowohl die Form der Erscheinungswelt (Raum, Zeit u. s. w.) als die äußere Natur und das geistige Leben sich müssen ableiten lassen. In dem praktischen und religiösen Teile der philos. Wissenschaft steht H. dem Jacobi'schen Standpunkte einer Gefühlsphilosophie nahe,

welche das Kant'sche Prinzip eines reinen Willens (Autonomie der praktischen Vernunft) mit den Werthebestimmungen eines gebildeten Gefühls oder Gemeinfinns vertauscht. Denn ihm gilt die sittliche Beurtheilung für eine ästhetische, das sittliche Handeln für ein schönes Kunstwerk. Die aus diesem Grundsatze hervorgearbeiteten fünf praktischen Ideen sind die der Freiheit, der Vollkommenheit, des Wohlwollens, des Rechts und der Billigkeit. Die angewandte Sittenlehre ist einerseits Pädagogik, andererseits Politik. Die Religion gründet sich auf die durch die teleologische Naturauffassung erweckbaren Gefühle der Bewunderung und Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen. Seinen größten Reiz hat H. auf die Psychologie verwanzt durch seinen scharfsinnigen Versuch, die Vorstellungen oder innern Zustände der Seele als ebenso viele psychische Kräfte zu betrachten und die Wirksamkeit derselben aufeinander einem exakten mathem. Kalkül zu unterwerfen. Hierdurch gelang es ihm, die durch die Kant'sche Spekulation zu Anfang des 19. Jahrh. so sehr zurückgedrängten psychol. Studien mit neuen Lebenskräften zu durchdringen, indem er durch ein neues Verfahren neue Erfolge in Aussicht stellte, welche den zu lange eingeschlagenen Pfad für die Sache aufs neue entzündeten. Gegen dieser exakten Durchführung ihrer psychol. Hypothese und wegen ihrer verständlichen Stellung zu den empirischen Wissenschaften legt sich seine Schule den Namen der „exakten“ bei, andererseits wegen ihrer Polemik gegen den transcendentalen Idealismus Kant's und seiner Nachfolger nennt sie sich die Schule des Realismus. Sie hat sich mühsam und langsam gegen ihre Gegner Bahn gebrochen, ist aber zuletzt, wenn auch nur in eigentlich wissenschaftlichen Kreisen, zu großer Ausbreitung gelangt, so daß seit den vierziger Jahren nach dem Sinken des Ansehens von Hegel sie den Rest des philos. Interesses der Deutschen fast ausschließlich auf sich konzentrieren zu wollen schlen. Unter den Anhängern H.'s sind zu nennen: Drobisch, Hartenstein, Erner, Bobrik, Strämpell, Schilling, Laute, Waik, Volkmann u. a. Von 1860 bis 1875 hatte die Schule das Organ ihrer innern Verständigung in der „Zeitschrift für exakte Philosophie im Sinne des neuern philos. Realismus“, herausgegeben von Kühn und Ziller. Vgl. Drobisch, „Über die Fortbildung der Philosophie durch H.“ (Vp. 1876).

Herbed (Joh., Ritter von), namhafter Tonsetzer und Dirigent, geb. zu Wien 25. Dez. 1831, erhielt Unterricht in der Musik als Sängerknabe im Cistercienserkloster Heiligenkreuz bei Baden und später von Kapellmeister Kotter in Wien in der Harmonielehre. Er machte sich seit 1856 besonders bekannt als Chormeister des Wiener Männergesangsvereins und seit 1858 zugleich als Dirigent der Konzerte der Gesellschaft der Musikfreunde. Infolge des Einflusses, den er durch diese Stellungen ausübte, wurde er 1863 Hofkapellmeister, 1868 erster Hofkapellmeister, 1869 erster Kapellmeister der Hofoper und 1871 auch wirklicher oder technischer Direktor dieser Hofoper, in welcher Stellung er sich aber nur bis 1875 zu halten vermochte. Darauf wurde er abermals Dirigent der Konzerte der Gesellschaft der Musikfreunde. Er starb in Wien 28. Okt. 1877. Als Komponist hat er sich in verschiedenen Formen versucht, aber nur mit denjenigen Liedern, die er für seine Chorvereine schrieb, Erfolg gehabt.

Herberay des Essarts (Nicolas de), ein aus angesehenen picardischer Familie stammender Offizier König Franz I., mit ihm 1525 in Madrid gefangen, wo er Gelegenheit hatte, den damals berühmtesten span. Roman „Amadis de Gaula“ von Garcia Ordoñez de Montalvo, vom J. 1519, kennen zu lernen, den er auf des Königs Befehl, nebst Fortsetzungen von andern Verfassern, ins Französische übertrug (zuerst gedruckt in acht Bänden, 1548). Er wurde dadurch der Begründer des neuern franz. Heldenromans und beschließt in gewissem Sinne zugleich die auf den epischen Traditionen des Mittelalters beruhende Romandichtung. Er starb um 1552.

Herberge, ein schon im Althochdeutschen (heriberga) vorkommendes Wort, welches ursprünglich (wie auch noch das altfranz. herberge oder heilberge) das Kriegslager, das Einlager der Soldaten bezeichnete, aber seit der zweiten Hälfte des Mittelalters mit der allgemeinen Bedeutung von Gasthaus, Wohnhaus in alle roman. Sprachen (ital. und span. aldergo, wozu auch die neufranz. Form auberge) übergegangen ist. Völker von unentwickelter Kultur, bei denen die Gastfreundschaft noch heilige Sitte, kennen und bedürfen keiner besondern Pflegestätten für Fremde, und die Ausbildung des Herbergswesens erfolgt allenthalben erst mit der Entwidlung des Verkehrs. Im Orient hat man nur Karawanenserais (s. d.), welche dem Reisenden nichts weiter als Obdach gewähren. In Griechenland, wo die regelmäßig wiederkehrenden nationalen und städtischen Feste, sowie der lebhafteste Verkehr in den Häfen große Menschenmengen zusammenführten, war die Einrichtung von Häusern, die jedem ein Obdach boten, ein Bedürfnis. An jenen Schauplätzen der öffentlichen Spiele oder in der Nähe vielbesuchter Tempel wurde zwar vom Staate für die Unterkunft von Fremden in eigenen Räumen gesorgt, daneben aber bestanden auch in allen größern Orten Gasthäuser (xandoxeia) als Privatunternehmungen, von denen nicht nur Leute niedern Standes, sondern auch Reiche und Vornehme, die am Orte keine Gastfreunde hatten, Gebrauch machten. Ähnlich waren die Verhältnisse im Römischen Reiche, wo wenigstens in der Kaiserzeit in allen größern Orten, sowie an den großen Straßenjügen H. für Reiche und Arme (cauponae oder deversoria) bestanden. Nach Einführung des Christentums im Abendlande traten zu diesen H. noch die Klöster und später die Burgen der Herren und Ritter, welche nicht bloß ihren Standesgenossen, sondern auch andern vorsprechenden Reisenden geistliches Obdach gewährten. Die meisten Klöster hatten eigene, zur Aufnahme von Fremden bestimmte Räume oder Gebäude, die deshalb den Namen hospitium oder hospitalia führten. Noch gegenwärtig erinnern hieran die von Mönchen unterhaltenen Hospize an den Alpenpässen.

Mit dem Aufblühen der Städte in der zweiten Hälfte des Mittelalters, namentlich in Deutschland, wurde die Aufnahme und Verpflegung von Fremden zu einem städtischen Gewerbe, wobei sich allmählich ein Unterschied zwischen H. im engern Sinne und Gasthäusern ausbildete. (S. Gast- und Wohnhäuser.) Unter Herberge im engern Sinne verstand man dann vorzugsweise die Art von Gastwirtschaften, welche nur für wandernde Handwerksgelegen einer oder mehrerer verwandter Zünfte bestimmt waren. Die zuwandernden

Geiellen fanden in ihrer H. nicht nur ein Unterkommen, sondern erhielten auch Arbeit nachgewiesen. Zugleich kamen in diesen Luthischäften, die von einem Herbergswater nebst Herbergsmutter verwaltet wurden, die im Orte arbeitenden Geiellen, vielfach aber auch die Reisler zu Beratungen und Festlichkeiten zusammen. Mit dem Niedergange des Kunstgewerks und seiner Einrichtungen verloren auch diese Geiellenherbergen (bismal «Berleher» genannt) zum Teil ihre Bedeutung.

Herbergen zur Heimat, billige Gasthäuser mit kühl. Hausordnung, welche bezwecken, die wandernden Handwerlergeiellen vor den verderblichen Einflüssen schlechter Wirtshäuser zu bewahren. Die Kostände des Herbergswesens und das Bedürfnis der Abhilfe beleuchtete zuerst J. H. Wichers in der Schrift «Kostände der prot. Kirche und die innere Mission» (Hamb. 1844). Die Begründung von H. betrieb mit Eifer der Professor der Rechte Clemens Perthes in Bonn, wo 1854 die erste H. eröffnet wurde. Besonders dessen Schrift «Zur Herbergswesen der Handwerlergeiellen» (Gotha 1856; 2. Aufl. 1883) veranlaßte andere Orte zur Nachahmung, so daß gegenwärtig schon in mehr als 100 deutschen Städten H. bestehen. In einigen größeren Orten verband sich mit den H. noch ein Hospiz für wohlhabendere Reisende, welche die Unruhe des Hotelwesens vermeiden wollen. Vgl. Augener, «Die H. und die Vereinshäuser» (Bielef. 1869); Rathmann, «Die H.» (Hamb. 1876).

Herberger (Valerius), einer der phantast. und gemüthvollsten ascetischen Schriftsteller des Protestantismus, geb. 21. April 1562 zu Fraustadt in Groß-Polen, wirkte nach Beendigung seiner theol. Studien in seiner Vaterstadt seit 1584 als Schullehrer, seit 1590 als Dialektiker, seit 1598 als Pfarrer an der evang. Kirche und starb hier 18. Mai 1627. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Die evang. Herzpostille» (neu herausg. von Bachmann, Berl. 1853), «Die epistolische Herzpostille» (neu herausg., Berl. 1862), «Geistliche Trauerbinden», sieben Teile Leichenpredigten (neu herausg. von Ledderhose, Halle 1854), «Erklärung des Jesus Sirach» in 95 Predigten. Als 1613 die Pest in Fraustadt wüthete, dichtete H. das Kirchenlied: «Vale! will ich dir geben, du arge, fällche Welt». Vgl. Ledderhose in der «Sonntagsbibliothek» (Bielef. 1861); G. Pfeiffer, «Das Leben des Valerius H.» (Eisleb. 1877).

Herberstein (Sigm., Freiherr von), Staatsmann und Geschichtschreiber, geb. 22. Aug. 1486 zu Wippach in Krain, studierte die Rechte, wählte aber nachher den Militärstand und suchte mit Auszeichnung in dem Kriege gegen die Türken. Der Kaiser ernannte ihn zum Befehlshaber der Reiterei von Krain, erteilte ihm die Würde eines Hofrats und gebrauchte ihn sodann zu mehreren wichtigen Sendungen, namentlich auch 1526 nach Rußland. Später wurde er Geheimrat und Präsident des Finanzkollegiums, zog sich aber 1556 von den Geschäften zurück und starb 28. März 1566 in Wien. Seine «Rerum Moscoviticarum commentarii» (lat., zuerst Wien 1549; deutsch, 1567 u. öfter; neu herausg. in Starzewski's «Scriptores externi saeculi XVI. historiae luthenicae», 2 Bde., Berl. u. Petersb. 1841—43) sind das beste Werk über das ältere Rußland. Seine bis 1545 reichende Autobiographie, zuerst 1806 zu Ofen in der Sammlung von Kovachich gedruckt, benutzte Adelung in seiner Schilderung H. (Petersb. 1818). Eine

neuer Ausgabe der Selbstbiographie erschien in den «Fontes rerum Austriacarum» (Zweil. 1. Bd. 1. herausg. von Katsian, Wien 1881). H. «Geandtschaftsreise nach Spanien» 1519 wurde von Schmelzer (Wien 1846) herausgegeben. Vgl. Adelung, «Kritisch-literarische Übersicht der Reisen in Rußland» (2 Bde., Petersb. 1846).

Herbert (Edward, Lord H. of Eberbury), Begründer des engl. Theismus, geb. 1561 auf dem Schloß Rainton, studierte zu Epsich, machte alsdann weite Reisen, nahm Kriegsdienste und widmete sich darauf dem höchsten Staatsdienst. Aus dem altadeligen Hause der Grafen Pembroke stammend, ward H. 1603 zum Ritter von Bath erhoben, lebte 1616—21 als Gesandter Jakob I. am Hofe Ludwig XIII. zu Paris, ward dann Lord von Eberbury, Pair von England, trat aber beim Ausbruch der Revolution auf die Seite des Volks und starb in London 20. Nov. 1633. Die Kämpfe der vertriebenen Aristokratie in England führten ihn auf den Gedanken einer natürlichen, allen Menschen gemeinsamen Religion. Als höchste Regel der Wahrheit erscheint ihm die allgemeine Übereinstimmung aller Vernünftigen. Die Vergleichung der verschiedenen Religionen ergibt nun, daß sie alle in gewissen Wahrheiten übereinstimmen. Diese Wahrheiten faßt H. in fünf Sätze zusammen: Es gibt einen Gott; diesem Gott gebührt Verehrung; Tugend und Gerechtigkeit bilden den wichtigsten Teil des Gottesdienstes; die Sünden müssen bereut und gesühnt werden; nach diesem Leben empfangen wir für unser Verhalten Belohnung oder Bestrafung. Was die positiven Religionen außerdem noch lehren, ist eine Verfälschung der allein wahren natürlichen Religion und stammt her von Betrug der Priester und kluger Berechnung der Staatsmänner. Die Offenbarung leugnet H. nicht, aber er stellt eine Reihe von Kennzeichen auf, nach welchen jede vorgebliche Offenbarung geprüft werden soll. H.'s wichtigste Schriften sind: «De veritate, prout distinguitur a revelatione, a verisimili, a possibili et a falso» (Par. 1624), «De religione gentium, errorumque apud eos causas» (Leid. 1645).

Herbert (John Rogers), Maler, geb. zu Ralston in Essex 23. Jan. 1810, studierte an der Akademie in London und wurde bald sowohl als Historienmaler wie auf dem Gebiete des Porträts und Genres bekannt, vornehmlich aber in den Kreisen des Hofes beliebter Bildnismaler, wozu das Porträt der Prinzessin Victoria ihm den Weg gebahnt hatte. Seine ältern Werke sind im archaischen Geschmack jener Epoche gehalten, doch sehr gut gezeichnet, so das Stillbüchlein (1835) und eine Reihe geschichtlicher Motive und Szenen aus Byron (Napier), Deklamation u. s. w. In den vierziger Jahren erhob sich der Künstler zu großartigen Schöpfungen teils genrehaften, teils histor. Inhalts, wie Thomas More und seine Tochter, die Befreiung der heidnischen Einwohner der Bretagne, Johannes vor Herodes, Papst Gregor lehrt den Kirchengesang (1845). Er war um jene Zeit zur röm. Kirche übergetreten. Als der großartige Bau des neuen Parlaments vollendet stand, erhielt H. die Ausschmückung der Innenräume mit großen Wandgemälden aus der Bibel, worunter Moses, vom Sinai herabsteigend, Salomos Urteil, Daniel in der Löwengrube besonders hervorzuheben sind. Im J. 1846 wurde er Mitglied der Akademie. Er repräsentiert für England dieselbe religiöse, altertümliche Richtung

der Kaiser, welche in Deutschland in der gleichzeitigen Erscheinung des Nigamertums zu Tage trat.

Herbert (Sibney, Lord), engl. Staatsmann, wurde als der Sohn des ersten Grafen von Pembroke aus dessen zweiter Ehe mit einer Gräfin Bonconjom 16. Sept. 1810 zu Richmond geboren. Auf der Schule zu Harrow und der Universität Oxford gebildet, trat er schon 1832 als Abgeordneter für Süd-Wiltshire ins Parlament und schloß sich hier den Konservativen unter der Führung Sir Robert Peel an. Nach der Niederlage der Whigs 1841 wurde er in dem von Peel gebildeten Ministerium zuerst zum Sekretär der Admiralität, dann 1845 zum Kriegsfestredner mit einem Sitz im Kabinet ernannt. Dieser eifrige Protectionist, ging H. 1846 mit seinem Chef und der Mehrzahl seiner Kollegen in das Lager der Freihändler über und gehörte von nun an, nachdem das Ministerium den verheerenden Angriffen seiner Gegner und seiner früheren Genossen erlegen war, zu der kleinen Schaar parlamentarischer Kapazitäten, die unter dem Namen der Peitisten gemäßigter konservativer Grundzüge mit einer liberalen Handelspolitik verbunden. Als im Dez. 1852 Lord Aberdeen an die Spitze der Regierung trat, ward H. abermals Kriegsfestredner, in welcher Eigenschaft er die Vorbereitungen zu dem Kriege gegen Rußland zu leiten hatte. Nachdem das Mißgeschick des engl. Heers in der Arim zum Sturz des Ministeriums Aberdeen (Jan. 1855) geführt hatte, übernahm er in dem folgenden Kabinet Palmerston den Posten eines Staatssekretärs für die Kolonien, legte dies Amt aber schon nach wenigen Wochen nieder. Er blieb jetzt vier Jahre ohne Amt, und trat erst im Juni 1859 von neuem als Kriegsminister unter Palmerston ein. Bedeutende Verbesserung der im Militärwesen herrschenden Mängel wurde von ihm eingeleitet. Am 10. Jan. 1861 zum Lord H. of Lea ernannt, trat er aus dem Unterhause in das Oberhaus über. Doch mußte er aus Gesundheitsrücksichten sein Portfeuille bald abgeben. Er starb auf seinem Schlosse Wilton 2. Aug. 1861. In Salisbury wurde ihm 29. Juni 1863 ein Standbild errichtet.

Herbert (William), geb. 1778, gest. als Pfarrer 1847 in England, hat sich um die Kunde der Amerikane verdient gemacht.

Herbstthal, Dorf in der preuss. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Aachen, Kreis Eupen, Bürgermeisterei Lonzden, an der Grenze von Belgien und an den Eisenb. Köln-H. und H.-Eupen der Preussischen Staatsbahnen, mit Anschluß an die belg. Eisenbahnen, hat ein Nebenpostamt erster Klasse und zählt 270 E.

Herbstzeit (lat.), trautartig.

Herbiers (Les), Stadt im franz. Depart. Beauce, 39 km im NO. vom Arrondissementhauptort La Roche-sur-Yon, unweit vom Ursprung der Loire, am Fuße der Hautsurs de la Gâtine, zählt (1876) 1786 (Gemeinde 3662) E. Rördlich davon erhebt sich der 231 m hohe Mont des Alouettes, auf welchem eine durch die Herzoginnen von Berry und von Angoulême erbaute Kapelle an die in der Umgegend stattgehabten Kämpfe der Bender erinnert. Dieser Hügel war einer der wichtigsten Observationspunkte der letztern; vermittelt der Hügel von oben nach jetzt stehenden Windmühlen signalisier-ten sie weithin. (fräuterreich.)

Herbstfrisch (lat.), Kräuter hervorbringenb.

Herbstpöls, latinisierter Name für Würzburg.

Herbstweizen (lat., d. h. Kräuterkraut) nennt man diejenigen Getreide, welche ihre Nahrung entweder ausschließlich oder doch vorzugsweise aus dem Pflanzengewebe wählen, also Pflanzen, Kräuter, Gräser (in frischem, wie in getrocknetem Zustande), Körner u. s. w. freilegen.

Herbstheim, Stadt im Großherzogtum Baden, Kreis Freiburg, an der Elz und an der Linie Heidelberg-Basel der Badischen Staatseisenbahnen, zählt (1880) 3094 meist lath. E. und hat Wein-, Tabak- und Hanfbau, ferner Cigarrenfabriken, eine Dinstühle, eine mechanische Weberei und Bleiche. Dabei die Wallfahrtskapelle Mariasand.

Herborn, alte Stadt im Distrikt des preuss. Regierungsbezirks Wiesbaden, Provinz Hessen-Nassau, am Fuße des Westerwaldes, an der Will und an der Linie Dens. Gießen der Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei, hat ein Schloß, ein theol. Seminar, das 1817 aus der 1684 von Graf Johann dem Ältern von Dillenburg gegründeten hohen Schule hervorging, eine Realschule und eine Präparandenanstalt für Medizinschüler und zählt (1880) 3044 E., die eine Wassermühle, eine Tüchelfabrik, eine Eisenmühlfabrik, eine chem. Fabrik und mehrere Malt- und Lohmühlen unterhalten und Ackerbau, Gerberei und Viehzucht treiben.

Herbert von Freilager, deutscher Dichter, lebte am Anfang des 13. Jahrh. Er war aus der hess. Stadt Freilager gebürtig und gehörte dem geistlichen Stande an; er bezeichnet sich selbst mit dem Ausdruck „gelehrter Schüler“. Auf Anregung des Landgrafen Hermann von Thüringen verfaßte er, noch jung, als dichterisches Erstlingswerk sein „Vet von Troie“, die älteste deutsche Bearbeitung der Trojanerfage, nach dem franz. „Roman de Troies“ von Benoît de Sainte-More (herausg. von Jolly, 2 Bde., Bar. 1870). Er schrieb nicht in reinem Oberdeutsch, sondern mundartlich gefärbt. Seine Darstellung zeigt noch wenig den Einfluß des höfischen Stils, der durch Heinrich von Veldeke zuerst ausgebildet worden war, sondern trägt noch manche Spuren der rohen volksthümlichen Art des 12. Jahrh. Sein Gedicht wurde von Frommann herausgegeben (Bd. 5 der „Bibliothek der gesamten deutschen Nationalliteratur“, Quedlinb. 1838). Vgl. auch Frommann, „H. und Benoît de Sainte-More“ (in Weisfens „Germania“, Bd. 2).

Herbst (lat.; frz. herbss), trautreich.

Herbst (lat. Auctumnus, frz. Automne, engl. Autumn) nennt man im gewöhnlichen Leben diejenige Jahreszeit, welche den Übergang vom Sommer zum Winter bildet und während welcher die Temperatur sinkt und die Vegetation allmählich absterbt; in der Astronomie diejenige Zeit des Jahres, in welcher sich die Sonne dem Äquator nähert und die Tage abnehmen.

Der astronomische Herbst umfaßt daher auf der nördl. Hemisphäre diejenige Zeit, in welcher die Sonne die Grade 180 bis 270 der Ekliptik (s. b.) durchläuft, und beginnt hiernach mit der Herbstnachtgleiche (Aequinoctium aeternale), d. i. an dem Tage, an welchem die Sonne beim Durchlaufen der niedersteigenden Zeichen der Ekliptik in das Zeichen der Wage tritt und von Norden her den Äquator erreicht (am den 23. Sept.), auf der südl. Hemisphäre an dem Tage, an welchem sie (entsprechend dem Frühling der nördl. Halbkugel) beim Durchlaufen der aufsteigenden Zeichen der

Ekliptik in das Zeichen des Widder tritt und den Äquator von Süden her erreicht (um den 21. März). Das Ende des H. fällt auf den Zeitpunkt, an welchem die Sonne ihre niedrigste Mittagshöhe zeigt (Winterföstitium), d. i. für die nördl. Halbkugel um den 21. Dez., wenn sie sich vom Äquator am weitesten nach Süden entfernt und auf der südl. Halbkugel den Wendekreis des Steinbocks erreicht hat, für die südl. Halbkugel um den 21. Juni, wenn sie sich vom Äquator am weitesten nach Norden entfernt und auf der nördl. Halbkugel den Wendekreis des Krebses erreicht hat. Diejenigen Zeichen der Ekliptik, welche die Sonne während des H. durchläuft, sind für die nördl. Hemisphäre: Waage, Skorpion und Schütze; für die südliche dagegen Widder, Stier und Zwillinge. Da zwischen dem 23. Sept. und dem 21. Dez. 89 Tage liegen, zwischen dem 21. März und dem 21. Juni aber 92 Tage, so kommt es, daß der H. auf der nördl. Hemisphäre etwa um drei Tage länger ist als auf der südlichen, ein Unterschied, welcher periodisch ist und daher rührt, daß die wirkliche Bewegung der Erde in den Monaten des Winterhalbjahres der nördl. Hemisphäre etwas rascher ist als im Sommerhalbjahr derselben. Zu erwähnen ist, daß nur für die beiden gemäßigten Zonen das Jahr in vier gleiche Jahreszeiten sich teilen läßt.

Der meteorologische Herbst ist von dem astronomischen H., welchen die Kalender angeben, verschieden; in Mitteleuropa setzt man den Anfang des erstern meist auf den 1. Okt., da die herbstliche Witterung, die durch das Verfärben und Abfallen der Blätter aller blattwechselnden Bäume, durch das Bervellen der kraut- und grasartigen Pflanzen, durch das Erscheinen gewisser Blumen (Herbstblumen) und das Reifen einer Menge Früchte charakterisiert ist, meist erst im Oktober eintritt. In meteorolog. Hinsicht und in Bezug auf Bodenkultur, wie im allgemeinen Sprachgebrauch gelten daher als H. die drei Monate September, Oktober und November.

In der Landwirtschaft begreift man unter H. die Zeit des Einsammelns der Früchte und namentlich wird beim Wein die Ernte oder Lese (Weinlese) als Herbst bezeichnet.

Herbst (Eduard), österr. Politiker, der eigentliche Führer der Verfassungspartei im Abgeordnetenhaus, geb. 9. Dez. 1820 zu Wien, Sohn eines Advokaten, studierte daselbst die Rechte, trat hierauf bei der Hofammerprokurator in Staatsdienst und wurde 1847 zum ord. Professor der Rechtsphilosophie und des Strafrechts an der Universität Lemberg ernannt. Er ging 1858 in gleicher Eigenschaft nach Prag. Nach Erscheinen des Februarpatents von 1861 wurde H. von dem Landwahlbezirk Hainisch-Schludernau im nördl. Böhmen einstimmig als Abgeordneter auf den böhm. Landtag gesandt, von diesem aber in das Abgeordnetenhaus des Reichsrats gewählt. Diesen Bezirk vertritt H. seit 1861 im Landtag und Reichsrat ohne Unterbrechung. Im Reichsrat gehörte er als Führer der deutschen und konstitutionellen Partei zu den thätigsten Mitgliedern und vorzüglichsten Rednern. Im Dez. 1867 trat H. in das Bürgerministerium als Justizminister. Als solcher führte er wichtige Reformen durch, z. B. die Aufhebung der Personalhaft des Schuldners, die Einführung der Jury für Prekdelikte, die Organisation der Bezirksgerichte und insbesondere die konfessionellen Geseze von 1868. Am 12. April 1870 trat er von diesem Amte zu-

rück und an die Spitze der verfassungstreuen parlamentarischen Opposition, bekämpfte mit Nachdruck das Ministerium Potocki und im Reichsrat wie im Landtage und auf Parteitage (zu Lepitz) die Politik des Ministeriums Hohenwart und dessen Fundamentalartikel bis zum Sturze Hohenwarts im Nov. 1871. Dann gehörte H. zu den Führern der verfassungstreuen Regierungspartei im Abgeordnetenhaus und ist Mitglied des Vorstandes der alle liberalen deutschen Abgeordneten umfassenden „Vereinigten Linken“. Seit Taaffes Ministerium und seit der Widerstand gegen die Occupation Bosniens fruchtlos blieb, hat sich H. zunächst von der Delegation zurückgezogen, auch die Führung im böhm. Landtag an Schmepl abgegeben, ist aber gleichwohl noch immer an der Spitze der Deutschen Österreichs, und als der schärfste, kenntnisreichste Dialektiker und die erste Autorität im Parlament angesehen. Als Rechtslehrer hat H. ebenfalls eine umfassende und nachhaltige Wirksamkeit entfaltet. Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind außer zahlreichen Aufsätzen hervorzuheben: „Handbuch des österr. Strafrechts“ (2 Bde., Wien 1855; 7. Aufl. 1882), „Sammlung von strafrechtlichen Entscheidungen des obersten Gerichtshofs“ (Wien 1853; 3. Aufl. 1858; Nachträge 1857 u. 1860), „Einleitung in das österr. Strafprozeßrecht“ (Wien 1860; neue Aufl. 1871).

Herbst (Joh. Friedr. Wilh.), Entomolog, geb. 1743 zu Petershagen bei Minden, gest. 1807 als Archidiaconus an der Marienkirche zu Berlin, schrieb: „Anleitung zur Kenntnis der Insekten“ (3 Bde., Berl. 1784–86), „Naturgeschichte der Krabben und Krebsen“ (3 Bde., Berl. 1782–1804), „Einleitung zur Kenntnis der Würmer“ (2 Bde., Berl. 1787–88), „Natursystem der ungeflügelten Insekten“ (4 Hefte, Berl. 1797–1800), „Naturgeschichte der inn- und ausländischen Insekten“ (mit Jablonöky, 21 Bde., Berl. 1782–1806).

Herbst (Wilh.), deutscher Pädagog und histor. und litterarhistor. Schriftsteller, geb. 8. Nov. 1825 zu Weßlar, studierte 1844–47 in Bonn und Berlin Philologie und Geschichte, war dann Gymnasiallehrer zu Köln, Dresden, Elberfeld, Alene, Direktor zu Köln, Bielefeld, Magdeburg, zuletzt (1873–76) in Schulpforta. Cines Augenleidens wegen privatisierte er sodann in Halle, bis er 1880 Professor der Pädagogik daselbst wurde. S. starb 21. Dez. 1882. Großen Beifall fanden seine biographischen Werke: „Matthias Claudius“ (Gotha 1857; 4. Aufl. 1878), „Joh. Heinr. Voss“ (2 Bde., Lpz. 1872–76), „Goethe in Weßlar“ (Gotha 1881). Ferner sind zu erwähnen: „Zur Geschichte der auswärtigen Politik Spartas im Zeitalter des Peloponnesischen Kriegs“ (Lpz. 1853), „Histor. Hilfsbuch“ (3 Bde.; 5. Aufl., Mainz 1875), „Zur Frage über den Geschichtsunterricht auf höhern Schulen“ (Mainz 1869), „Die neuere und neueste Geschichte auf Gymnasien“ (Mainz 1877). Auch begann er die Herausgabe einer „Encyclopädie der neuern Geschichte“ (Gotha 1880 fg.).

Herbst-Urann oder Herbst-Mandragora, s. unter Mandragora.

Herbststein, Stadt im Großherzogtum Hessen, Provinz Oberhessen, Kreis Lauterbach, auf einem Basaltfels, 9 km im SSW. von Lauterbach, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 1794 E., welche Leinweberei treiben und noch eigentümlich: Trachten beibehalten haben.

Herbstfärbung nennt man die Veränderung des grünen Blattfarbstoffs in Rot oder Gelb, wie sie im Herbst an vielen Pflanzen auftritt. Die chem. Umwandlungen, die dabei vor sich gehen, sind ebenso wenig bekannt wie die Zusammensetzung der Blattfarbstoffe selbst. (S. Blattfarbstoffe.) Infolge dieses Vorgangs entwickelt sich das prächtige Farbenpiel der Wälder und der Parkgehölze vor Eintritt des Winters. Noch viel reicher als in Europa sind diese Farbenerscheinungen Nordamerikas; hier sind die Farben viel reiner und intensiver, vom dunkelsten Orangerot bis zum zartesten Hellgelb, vom dunkelsten Purpur bis zum feurigsten Scharlach variierend. Durch ihre H. besonders effectvoll sind mehrere Rhornarten (*Acer rubrum*, *saccharinum* u. a.), die Scharlachleichen (*Quercus coccinea*, *rubra*, *tinctoria* u. a.), die Jungfernreih (*Ampelopsis quinquefolia*), der Hirschkolbenbaum (*Rhus typhina*) u. v. a. Dieser H. wegen, abgesehen von andern dekorativen Werten, sind viele Nordamerik. Gehölze in den Parulanlagen hoch willkommen.

Herbstling, im Herbst geborenes Vieh.

Herbstmonate nennt man in meteorolog. Hinsicht die Monate September, Oktober und November. (S. unter Herbst.)

Herbstmusseron, s. Marasmin.

Herbstnachtsleiche (*Aequinoctium auctumnale*) fällt um den 23. Sept. (S. unter Äquinotium und Herbst.)

Herbstpunkt, derjenige der beiden Schnittpunkte des Himmelsäquators und der Ekliptik, in welchem die Sonne am Anfange des Herbstes steht.

Herbstrosen oder mehrmals blühende Rosen, welche im Gegenstze zu den Sommerrosen nicht nur mit diesen zu gleicher Zeit, sondern zum zweiten mal aus jungen Trieben im Hochsommer bis zum späten Herbst blühen. Die bekanntesten Sommerrosen sind die Centifolie und die Noctrose, die beliebteste Herbstrose ist die Remontantrose, die von der einmal blühenden Damascenerrose ausgegangen ist und in unzähligen Varietäten den herrlichsten Schmuck der Gärten bildet. (S. Rose.)

Herbstzeichen nennt man die drei Zeichen des Tierkreises vom 180. bis zum 270. Grade der Ekliptik; sie sind Waage (♎), Skorpion (♏) und Schütze (♐). (S. unter Herbst.)

Herbstzeitlose, s. Colchicum.

Hercul (Rub.), Hellenist, geb. 11. Jan. 1821 zu Rudolstadt, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte in Jena, Leipzig und Berlin, wurde dann Lehrer am Gymnasium in Rudolstadt und 1861 Professor am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin. Auch wurde er zum Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt. Er starb 26. März 1878. Außer der Bearbeitung der griech. Epistolographen (Var. 1873) veröffentlichte er: Ausgaben der pseudoplatonischen Schrift von den Flüssen, der kleineren Schriften des Arrian (Epj. 1864), «*Erotici scriptores graeci*» (2 Bde., Epj. 1868—69), der Werke des Allian (Var. 1868), des Traumbuchs des Artemidorus (Epj. 1864), des Orakelbuchs des Atrampychus (Berl. 1863), der «*Moralia*» des Plutarch (Bd. 1, Epj. 1872), der mytholog. Bibliothek des Apollonius (Berl. 1874) u. f. w.

Herculaneum, s. Herculaneum.

Herculano de Carvalho e Branco (Alexandre), portug. Dichter und Gelehrter, geb.

28. März 1810 zu Lissabon, begab sich 1828 nach Paris und 1830 nach London. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland 1832 schloß er sich der liberalen Partei an und machte sich als Mitarbeiter konstitutioneller Blätter, dann 1837—43 als Redacteur des Journals «*Panorama*» einen Namen. Sein erstes größeres Gedicht war «*A voz do propheta*» (Terrol 1836 u. öfter). In dieser religiös-polit. Dichtung, welche ungemeines Aufsehen erregte, malte er in Visionen und Träumen die Zukunft seines Vaterlandes mit düstern Farben. Sodann ließ er folgen «*A harpa do crente*» (Lissab. 1838 u. öfter), ebenfalls religiös-polit. Inhalts. Beide Dichtungen sind auch in seinen «*Poesias*» (Lissab. 1850) enthalten. H. Roman «*Enrico, o Presbytero*» (auch als Bd. 3 u. 4 der «*Collecção de autores portuguezes*», Epj. 1867 erschienen; deutsch von G. Heine, Epj. 1847) erschien als erster Teil des «*Monasticum*» (Lissab. 1847), dessen zweiter Teil der Roman «*O monge do Cister*» (2 Bde., Lissab. 1848) bildet. Hieran schlossen sich die «*Lendas e narrativas*» (2 Bde., Lissab. 1851), eine Sammlung von histor. Sagen aus der vaterländischen Geschichte. H. wurde 1845 seiner Stellung als Stadtbibliothekar zu Porto enthoben und an die königl. Bibliothek zu Lissabon berufen. Hier schrieb er die «*Historia de Portugal*» (Bd. 1—4, Lissab. 1846—53). Später zog er sich auf ein Landgut bei Santarem zurück, nachdem er noch sein zweites histor. Hauptwerk «*Da origem e estabelecimento da inquisição em Portugal*» (2 Bde., Lissab. 1854—56) herausgegeben. Seitdem erschienen noch «*Questões publicas*» (1873), «*Estudos historicos*» (1876) und «*Opusculos*» (4 Bde., Lissab. 1878—79). Als Mitglied der lissaboner Akademie der Wissenschaften leitete er die Herausgabe der «*Portugalia Monumenta historica*». H. starb 14. Sept. 1877. Vgl. de Serpa Pimentel, «*Herculano e o seu tempo*» (Lissab. 1881) und Theophilo Braga, «*Historia do Romantismo em Portugal*; Garrett, Herculano, Castilho» (Lissab. 1880).

Herculaneum, eigentlich Herculanzum, im Altertum nächst Neapel und Capua wohl die bedeutendste Stadt Campaniens, zwischen Neapel und Pompeji, nahe an der Küste, wurde von den Oskern gegründet, nachher aber meist von Griechen, die aus Unteritalien hierher einwanderten, bewohnt. Schon 63 n. Chr. wurde der Ort durch ein Erdbeben teilweise zerstört, unter der Regierung des Titus aber, 79 n. Chr., bei einem Ausbruche des Vesuv von einem Lavastrom und Aschenregen nebst den nahegelegenen Städten Pompeji und Stabia so gänzlich verschüttet, daß man später Portici und einen Teil von Neßna darauf erbaute. Am interessantesten sind die durch die scavi nuovi 1823—37 und seit 1868 bloßgelegten Gebäude. In der Nähe von H. wurden 1880 die Ruinen einer großartigen Badeanstalt und der sie umgebenden Gebäude aufgefunden. Aber die Ergebnisse der Ausgrabungen von H., Pompeji und Stabia im allgemeinen s. Pompeji. Unter den neuesten Publikationen über H., seine Altertümer und Ausgrabungen, sind besonders zu erwähnen das Sammelwerk «*Pompei e la regione sotterrata dal Vesuvio*» (Neapel 1879) und Compareschi e de Petra, «*La villa ercolanese dei Pisoni*» (Tur. 1883).

Herkules, bei den Griechen Herakles, der Sohn des Zeus und der Alkmene, ist der berühmteste Heros der griech. Sagenwelt, in welchem die

Poesie das Ideal eines Helben, der unter fortwäh-
renden Mühen und Kämpfen das Höchste erreicht,
bargestellt, und den dann die Philosophie vollends
zu dem Ideal männlicher Tugend ausgebildet hat.
Eifersüchtig auf ihres Gemahls neue Geliebte,
Alkmene, war Hera schon des H. erbitterte Feindin,
bevor er noch geboren. Zeus hatte an dem Tage,
an welchem die Geburt des H. bevorstand, einen
Eid geschworen, daß der an diesem Tage Geborene
alle Angehörigen des Geschlechts der Perseiden (zu
dem H. von seiten seiner Mutter wie seines Stief-
vaters gehörte) beherrschen solle. Hera wußte nun
zu bewirken, daß die Niederkunft der Alkmene ver-
zögert und dagegen die der Gemahlin des Perseiden
Ethenelos, die ihr Kind erst im siebenten Monate
trug, beschleunigt wurde. Dieses vor H. geborene
Kind war Eurystheus. Alkmene kam hierauf mit
Zwillingen nieder, von denen H. der Sohn des Zeus,
Iphikles aber der Sohn des Amphitrion, des Ge-
mahls der Alkmene, war. H. bewies sich schon
bei der Wiege als der Sohn eines Gottes, indem
zwei von der Hera gesandte Schlangen er-
st durch Amphitrions Sorge wurde er in
Künsten von den besten Lehrern unterwi-
sen, allem machte er ungemeine Fortschritte,
Lyra schien seine Hand nicht gebildet;
den ihm Linos, sein Lehrer im Sai-
gab, kostete diesem das Leben. Um-
ihn deshalb auf das Land zu
In diese Lebenszeit fällt die r
Proditos in moralisierendem E-
zählung, daß H., am Scheid-
der Wollust und der Tugend
zur Gefährtin seines Leben
ganz verschiedenen Geg-
hörigen Sagen von den
H. sind offenbar durch
Altertum mehrere
Titel Heraklees
gewisse Zeichenfol-
Die so schemati-
lich nach Apoll
Zuerst er-
tötete und
(oder Thei
dessen He-
Danae
was f
freit
Se
P
f

nende Hyden (Wasserschlan-
köpfe immer in doppelt;
dem Beistand des Hol-
die neu hervorzuhie-
er die der Artemis
goldenen Geweiß:
gend um den W.
heerte, und br-
tern zu Euro
daß er sich
Einem La
Elios, im
Peneio
er die
die t
du
:

Jan.
der mit ..
gräßliche Ly-
und befragte hern ..
schuld gereinigt, das ..
auf das Geheiß des delphi.
Eurystheus begab und in dessen ..
teuer bestand, die unter dem Namen ..
Arbeiten des H. bekannt sind: 1) erlegte ..
nemäischen Löwen, der in dem Waldbhale Nemea
hauste, indem er ihn, da sein Fell für Waffen un-
durchdringlich war, in seinen Armen erwürgte;
2) tötete er die in dem Sarnpfen von Lerna wohn-

2.
fiel er
das delphische

Antwort versagte, wollte er den Tempel plündern, ergriff den Dreifuß und kämpfte um dessen Besiz mit Apollo, bis Zeus beide durch einen Blitzstrahl trennte. Rumour erhielt er das verlangte Orakel, welches also lautete: von seiner Krankheit werde er genesen, sofern er auf drei Jahre sich zum Sklaven verkaufe und dem Eurystos den Kaufpreis als Lösegeld gebe. Diesem Orakelspruch zufolge verkaufte Hermes den H. an Omphale, die Königin der Lydier. In diese Zeit der Knechtschaft bei Omphale verlegt Apollodor neben andern die Zeitnahme des H. am Argonautenzug und an der Jagd des kalpdonischen Ebers.

Nach Vollendung seiner Dienstzeit bei Omphale zog er mit einem Heere gegen Troja, um Laomedon, der Hesione Vater, zu bestrafen, nahm an dem Kampf der Götter mit den Giganten theil und bestrieg Augias' Heer, der wie Laomedon ihn um den bedungenen Lohn betrogen hatte. Dann zog er gegen Polos, nahm die Stadt, tödtete Nereus mit seinen Söhnen außer Nestor und verwundete sogar Hades, der ihnen zu Hülfe gekommen war; hiernach belämpfte er des Hippoloon Söhne in Salcedamon. Nachdem er sodann im Lager der Ange, welche durch ihn Mutter des Telephos wurde, beigemohnt hatte, ward er zu Kalphos von des Onchos Tochter Deianira, kämpfte um ihren Besiz mit dem Hiegott Acheloos, besiegte diesen und vermählte sich mit Deianira. Mit derselben auf dem Wege nach Trachis begriffen, traf er am Flusse Anenon den Centauren Nessos, der die Elanderer um Lohn überlegte. Als dieser beim Hindurchtragen der Deianira sich an ihr vergreifen wollte, tödtete ihn H. mit einem Pfeile. Im Verschiden lehrte Nessos Deianira einen Liebeszauber für H. wissen. Von Trachis aus zog H. mit dem Rühge Heer gegen die Lapithen; hiernach kämpfte er mit dem Sohne des Ares, Kyklos, sodann sammelte er ein Heer zum Rückzuge gegen Oichalia. Eurystos und seine Söhne fielen; die Stadt wurde genommen, geplündert und Jole als Gefangene weggeführt. Bei der Heimkehr errichtete H. auf dem Randischen Gebirge in Subba dem Zeus einen Altar und sandte, um darauf feierlich zu opfern, nach Trachis ein weißes Gewand. Deianira befragte den Woten wegen Jole, und da sie fürchtete, ihr Gemahl werde diese mehr lieben als sie, so nahm sie des Nessos vermeinten Liebeszauber und bestrich damit das Gewand. H. belächelte sich damit; kaum aber war dasselbe erwärmt, so griff das in dem Liebeszauber enthaltene Gift den Körper an, und H., von Schmerz gequält, rüß sich mit dem Gewande das Fleisch vom Leibe. In solchem Zustande brachte man ihn zu Schiffe nach Trachis, wo Deianira, von dem Gorgelenden benachrichtigt, sich erhängte. H. selbst begab sich auf den Berg Eta, errichtete einen Holzstoß, bestieg ihn und beschloß, ihn anzufachen: Wos aber dessen Sohn Philottet ersahnte ihm diesen letzten Verbodienst und erhielt dafür den Bogen und die Pfeile des H. Als der Holzstoß aufloderte, kam eine Wolke, die unter Donner ihn in den Himmel hinauftrug, wo er durch Athena, die ihm während seines Ordenebens als Beschützerin zur Seite gestanden, in den Kreis der Götter eingeführt, mit Hera versöhnt und mit Hebe, der Göttin der ewigen Jugend, vermählt wurde.

In Bezug auf die ursprüngliche Bedeutung dieser mit einer so reichen Fülle von Sagen umkleideten Gestalt gehen die Ansichten sowohl der antiken Theo-

logen als der neuen Mythologen weit auseinander. Wahrscheinlich liegen den Sagen von H., wie denen von Indra, Thor und andern Göttern der indogerman. Völker, namentlich die Kämpfe zu Grunde, welche sich im Gewittersturm am Himmel zu vollziehen scheinen. Der Sohn des Himmelsgottes vollführt also in der griech. Mythologie als Heros die Thaten, welche ursprünglich dem Himmels-gott selbst beigelegt werden. Andere fassen den H. als den Repräsentanten der Sonne auf, die unter fortwährendem Kampfe mit Wolken, Nebeln und Dämonen ihren für die Menschen so wohlthätigen Lauf vollendet. Sicher sind in die Sagen von H. Mythen von semitischen Himmels- und Sonnengöttern eingebrungen. Aber alle diese Elemente sind von der poetischen Phantasie der Griechen miteinander verschmolzen und das Ganze in dem Sinne umgebildet worden, daß H. zum vollendeten Ideal heroischer Kraft und Thätigkeit gehalten wurde.

Der irdern Elemente in den Mythen von H., insbesondere einer riesigen Ephe, welche er abtrug mit verwandten asiatischen Göttheiten teilt, bemächtigte sich namentlich das Satyr-drama. In der bildenden Kunst ist der Hauptcharakterzug der besonders durch Euphroros ausgebildeten Herakles-Darstellungen der der gewaltigen, durch Anstrengung aufs höchste entwickelten Körperkraft, wie dies unter den zahlreichen noch erhaltenen Herakles-Statuen insbesondere der sog. Torso vom Belvedere, das Bild des Atheners Apollonios, in Rom und die von dem Athener Bilden ebenfalls nach einem Original des Euphroros gearbeitete Statue des sog. Heraklesischen Hercules (s. d.) in Neapel zeigen. (Bgl. Tafel: Bildnerel III, Fig. 6 und 8.) Von den Kämpfen und Abenteuern des H. sind außer einer Anzahl statuarischer, namentlich zahlreiche Darstellungen in Reliefs, worunter die Metopen vom Zeus-Tempel zu Olympia (s. d.) hervorzuheben sind, und auf griech. Vasenbildern, besonders des ältern Stils, erhalten. H. ist auch in vielen Orten Griechenlands als Heros und als Gott verehrt worden.

Wie die andern griech. Götter und Heroengestalten, so findet man auch H. bei den Römern wieder. Zugleich aber verehrten dieselben in H. einen altitalischen Gott, auf den der Name des griech. Herakles, in Hercules umgebildet, übertragen ist. Er hatte namentlich eine uralte hochheilige Kultstätte an der Ara maxima, einem Altar, der nach der Sage von ihm selbst oder von Quander nach Befiegung des Sacus errichtet worden war.

Hercules, ausgebreitetes Sternbild des nördl. Himmels von 15° 30' bis 19° 0' Nektascension und vom Äquator bis zum 60. Grad nördl. Declination, enthält nach Heis 227 dem bloßen Auge sichtbare Sterne, nämlich 1 zweiter, 9 dritter, 12 vierter Größe, die übrigen fünfter und sechster Größe. In diesem Sternbild befinden sich eine Reihe sehr interessanter Doppelfterne. « Hercules, der hellste Stern, wurde bereits von Masseyne 1779 als Doppelftern erkannt; der Hauptstern ist intensiv gelb (zugleich veränderlich), der Begleiter intensiv blau; Hercules wurde von Herschel 1782 doppelt erkannt. Die Umlaufzeit beträgt 36 1/2 Jahre. Sodann sind die Sterne γ, α, ρ u. a. doppelt; μ Hercules ist ein dreifacher Stern: der Hauptstern, gelb und 3 1/2. Größe, hat einen Begleiter 9 1/2. Größe in 31 1/2" Abstand. Letzterer wurde von dem amerik. Optiker Clark 1856 wieder als Doppelftern gesehen und nachher oft auch von andern so beobachtet.

Außer dem Stern α sind noch γ und δ Herculis veränderlich; letzterer ändert in 301 Tagen seine Helligkeit von der 6. bis beinahe 13. Größe. Auch mehrere glänzende Nebel und Sternhaufen sind im Sternbild. In $16^h 57^m$ Rectascension und $36^{\circ} 42'$ Declination, zwischen γ und δ Herculis liegt ein außerordentlich prachtvoller, auch dem bloßen Auge als schwacher Nebel kenntlicher Sternhaufen, von Halley 1714 entdeckt. Der gedrängte Teil hat einen Durchmesser von 2 bis $2\frac{1}{2}$ Minuten und ist nur mit starken Fernröhren in einzelne Sterne aufzulösen. Die Zahl der in diesem Haufen enthaltenen Sterne kann auf über 5000 geschätzt werden. (Vgl. die Tafel: Sternkarte des nördlichen Himmels zu Artikel Sternbild.)

Herculesbäder, s. u. Rehavia. (Kürbis.)

Herculeskeule oder Keulenfürbis, s. unter

Herculessäulen nannte man im Altertum die beiden Vorgebirge an der Meerenge von Gibraltar, Calpe und Abila (jetzt Gibraltar und Ceuta), welche man als die Grenzen der Welt betrachtete. Der ursprüngliche Name war Säulen des Weltart (des phöniz. Sonnengottes, Beschüters der Schifffahrt und Kolonisation); die Griechen setzten dann an die Stelle des Weltart den mit diesen identifizierten Hercules (Herakles).

Hercynischer Wald, lat. *Hercynia silva*, griech. *Arkynia* (keltisch, »der Höhenzug«) oder *Orkynia*, ist bei den Alten ursprünglich mit den Alpiden die Nordgrenze des ihnen bekannten Europas; so zuerst bei Aristoteles, der dieses Gebirge mit den Alpen identifiziert und in ihm den Jüfer (Donau) entspringen läßt. Caesar, der ihn auf 9 Lagerreisen in der Breite und 60 Lagerreisen in der Länge schätzte, begreift dagegen darunter sämtliche keltische waldbedeckte Höhenzüge im Norden des Donau- und Rheingebietes, die in Ost- und Westnordwestrichtung verlaufen; vom obern Rhein bis zur Grenze Galliens, bezeichnend bis zu den Karpaten. Strabo, der sich noch nicht ganz von Caesars Vorstellung losmachte, setzte ihn gleichwohl an die Stelle des heutigen Böhmerwaldes, was auch Ptolemäus in noch bestimmterer Weise that. Florus, Tacitus und Plinius dagegen begreifen darunter den Thuringerwald. Je mehr die alten Geographen bei näherer Bekanntschaft mit Deutschland von speziellen Gebirgsnamen Kenntnis erhielten, um so mehr mußte jene allgemeine Benennung zurücktreten, sobald Ptolemäus damit nichts anderes mehr zu bezeichnen mußte als den Vergleich, der die Sudeten mit den Karpaten verbindet, wofür er eben wohl keinen Spezialnamen kennen mochte. In der systematisierenden Geographie haben Neuere den antiken Namen wieder hervorgehoben und zum Teil sehr willkürlich angewandt. So verstehen franz. Geographen unter dem Hercynischen Bergsystem samtl. Gebirge zwischen den Alpen, dem Rhein, der norddeutschen Ebene, der Elbe in Pommern und der Thaya in Mähren, während manche deutsche Geographen den Namen der langen Reihe von Bergketten, Berggruppen und Hochebenen geben, welche die äußere Umwallung des deutschen Hochlandes gegen die nordöstlich vorliegende Tiefebene bildet und die Riesengebirge, den Harz, das Thüring., das sächs. und das lausitzische Bergland, das Riesengebirge und das gläz. Hochland umfaßt.

Herd, der ursprünglichen Bedeutung nach der Feuerplatz im Hause, bezeichnet in der Technik

Gegenstände verschiedener Art. Im Hüttenwesen nennt man H. den Raum, in welchem eine Feuerarbeit vor sich geht, ferner den Schmelzraum der Schachteln zur Gewinnung von Blei, Kupfer, Eisen u. s. w., auch die von Weizen durchdrungene Mergelmaße, welche zum Überleiden der Schlacken Treiböfen gebiet hat. In der Eisenhütte bezeichnet man mit H. den Boden der Gießhalle, in welchem eine als Form für den sog. Herdauß stehende Vertiefung hergestellt ist. Bei der Aufbereitung der Erze versteht man unter H. eine Anzahl Vorrichtungen (Rundherde, Stochherde u. s. w.) die bei der Trennung sehr feinstörriger Erz- und Gesteinsgemische benutzt werden. In der Schmelze (s. Schmelzen) heißt H. die Feuerstelle, in oder auf welcher die Erhitzung des Eisens stattfindet.

Herdbuch oder Zuchtsammbuch ist eine in ein Buch geordnete Zusammenstellung beglaubigter Abstammungsnachweise von Zuchttieren. Da das Vorhandensein der von den Zucht- und Gebrauchstieren einer bestimmten Rasse, Schlage oder Zucht verlangten Eigenschaften um so wahrscheinlicher ist, je reiner die Eltern und Voreltern des Tieres in der bestimmten Rasse fortgezüchtet sind, und je vorzüglicher die Vorfahren desselben in der gewählten Richtung beschaffen waren, so werden, um die verlangten Nachweise zur Verfügung zu haben, Zuchtsammbücher ausschließlich bei Kultur-Rassen, Schlägen und -Zuchten geführt, welche durch zweckmäßige Auswahl der Zuchttiere entstanden und bei denen infolge dessen die Eigenschaften und die Rasseinheit dieser Individuen von hervorragender Bedeutung sind. Das älteste, bis zur Gegenwart fortgeführte H. ist das 1808 zuerst erschienene engl. General stud book, das die Abstammungsnachweise der engl. Vollblutpferde enthält. Nach dem Vorbilde Englands wurden in neuerer Zeit in den meisten Viehzucht treibenden Ländern Europas, Amerikas und Australiens ebenfalls H. angelegt. Weiteres s. unter Viehzucht.

Vgl. »Stammzuchtbuch deutscher Zuchtherden« (herausg. von W. Janke, Bresl. 1864); »Deutsches H.« (herausg. von Seitzgack und Kreder, Berl. 1868); Martinez, »Die Zuchtsammbücher aller Länder« (Brem. 1883); Martinez und Wiernach, »Die Zuchtsammbücher für Rindvieh an einem Beispiele für die Praxis erläutert« (Brem. 1883).

Herdorf, Stadt in der preuss. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Hagen, 7 km von Hagen, an der Ruhr, Station der Kaiserl. Düsseldorf-Dortmund, Steele-H. und H.-Dortmund der Preussischen Staatsbahnen, zählt (1880) 3791 meist evang. E., welche Fabriken für Eisenwaren und Sicherheitslampen, ferner Maschinenberei- und Gerbereien unterhalten. In der Nähe sind bedeutende Steinbrüche, besonders von guten Mauersteinen. Auf dem Marsberg steht ein 28 m hoher Turm zur Erinnerung an den Treiherrn von Stein.

Herder (Joh. Gottfr. von), einer der eigenmächtigen, unsäglichsten und geistvollsten Schriftsteller Deutschlands, wurde 25. Aug. 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen geboren, wo sein Vater Pfarrer, Schullehrer und Kantor war. Er besuchte die Lateinschule seines Geburtsortes, deren Rektor ihn auch in Griechischen und Hebräischen unterrichtete. Im J. 1760 nahm ihn der Dilettant Tressow als Samuel und Abschreiber in sein Haus, wo er die Bibliothek Tressows benutzte. Im J. 1762

erbot sich ein russ. Regimentschirurg, der gerade in Röhungen in Quartier gelegen hatte, den jungen H. mit nach Petersburg zu nehmen, ihm die Chirurgie zu lehren und ihm auch Hilfe für eine Abreise zu leisten, woran er litt, zu verschaffen, wofür ihm H. eine mediz. Abhandlung ins Lateinische übersetzen sollte. H. nahm das Anerbieten mit Freuden an und folgte dem neuen Freunde bis Königsberg. Dort aber fiel er bei der ersten Sektion in Ohnmacht, so daß er von dem Studium der Chirurgie absehen mußte. Entschlossen, sich nunmehr der Theologie zuzuwenden, fand er Freunde, die ihm eine Stelle als Lehrer am Friedrichscollegium verschafften, bei der es ihm an Zeit zu eigenem Studiren nicht mangelte. In dieser Zeit machte er die Bekanntschaft Rants, der ihn alle seine Kollegien unentgeltlich hören ließ. Mit der strengen philos. Schule konnte er sich jedoch nie befreunden; inniger schloß er sich an Hamann an. Von dem edelsten Eifer befeuert, suchte er seine Kenntnisse fortwährend möglichst zu erweitern und ermüdete nicht, die Gebiete der Kunst und Poesie, der Naturwissenschaft, der Litteratur und der Geschichte zu durchforschen. Im Herbst 1764 ging er als Kollaborator an die Domschule nach Riga, mit welcher Stelle später für ihn ein Predigtamt verbunden wurde. Als geistlicher Redner hatte er so großen Beifall, daß man beschloß, eine geräumige Kirche zu bauen. Im J. 1767 wurde ihm von Petersburg aus das Inspektorat der dortigen St. Petrischule angetragen; allein er lehnte nicht nur diesen Ruf ab, sondern legte selbst 1769 seine Stelle in Riga nieder, um eine größere Reise zu unternehmen. H. war bereits in Paris angekommen, als er zum Griechisch und Reiseprediger des Prinzen von Holstein-Gutin auszuwählen wurde. Er reiste deshalb von Paris nach Göttingen und von da nach einigen Monaten mit dem Prinzen nach Stralsburg, wo er jedoch bald seine Stellung aufgab, aber wegen seines alten Augenablasses noch ein halbes Jahr verweilte. Hier befreundete er sich mit Goethe, auf den er einen bedeutenden Einfluß gewann.

H. hatte schon damals durch mehrere Schriften, meist kritisch-polemischen Inhalts, in denen er mit jugendlicher Kühnheit und nicht ohne Festigkeit für Lessingsche und Winckelmannsche Kunstansichten gegen die Flachheiten und Irrthümer der Zeit ankämpfte, vorzüglich durch seine »Fragmente über die neuere deutsche Litteratur« (1767) und seine »Kritischen Wälder« (1769) einen bedeutenden Ruf sich erworben, für die Theologie jedoch noch nichts von Bedeutung geleistet. Dennoch erhielt er in Stralsburg den Ruf als Hauptprediger, Superintendent und Konsistorialrat nach Bielefeld, wohin er 1771 abging. Hier erwarb er sich bald auch einen ausgezeichneten Namen als Theolog, so daß er 1775 einen Ruf als Professor der Theologie nach Göttingen erhielt. Aber er ärgerte mit der Annahme, weil der König seine Berufung nicht unbedingt bestätigt und man verlangt hatte, daß er sich zu einem Kolloquium stellen solle. Als er im Begriff war, sich für Göttingen zu entscheiden, erhielt er den durch Goethe ausgearbeiteten Ruf als Hofprediger, Generalsuperintendent und Oberkonsistorialrat nach Weimar. Hier, wo H. im Okt. 1776 ankam, reisten die schönsten Früchte seines reichen Geistes. Geliebt und geehrt von seinem Fürstenhause, erhielt er manchen öffentlichen Beweis der Anerkennung seiner Verdienste. Er wurde 1789 Bisepäbent, 1801

Präsident des Oberkonsistoriums, was bis dahin kein Bürgerlicher gewesen war, und hierauf von dem Kurfürsten von Bayern in den Adelsstand erhoben. So wirkte er, bis 18. Dez. 1803 der Tod seine nur in den letzten Jahren oft durch eine trübe und gereizte Stimmung geklammte Wirksamkeit unterbrach. In seinen »Schriften« (45 Bde., Stuttg. 1806—20; Taschenausgabe, 60 Bde., Stuttg. 1827—30; 40 Bde., Stuttg. 1852—54; ferner eine kritisch genaue Ausgabe, meist von Dünker besorgt, in Hempels »Nationalbibliothek deutscher Klassiker«, 24 Tle., Berl. 1869—79; endlich eine neue, noch umfangreicher angelegte kritische Ausgabe von Suphan, in 32 Bdn., Berl. 1877 fg.; ausgewählte Werke in 4 Bdn., herausg. von Kurz in der »Bibliothek der deutschen Nationalliteratur«, Bielefeld. 1871—72) hat er sich selbst ein unvergängliches Denkmal gestiftet. Dieselben zerfallen in drei Klassen: Schriften zur Religion und Theologie, zur Litteratur und Kunst, zur Philosophie und Geschichte.

H.s Originaldichtungen sind mit einzelnen Ausnahmen (wozu die meisten seiner »Legenden« gehören) von keiner großen Bedeutung. Glänzend aber zeigt sich seine dichterische Begabung in den Nach- und Umdichtungen fremdländischer Poesie, so vor allem in seinen »Volksliedern« (»Stimmen der Völker« 1778) und in dem nach seinem Tode erschienenen »Eid« (1806; neu herausg. von Julian Schmidt, Lpz. 1868, mit Randzeichnungen von Neureuther, 4. Aufl., Stuttg. 1877; mit Zeichnungen von A. von Werner, Berl. 1876; vgl. R. Köhler, »H.s Eid und seine franz. Quellen«, Lpz. 1867; Bögelin, »H.s Eid, die franz. und die span. Quelle zusammengestellt«, Heilbr. 1879). Als Theolog erwarb er sich großes Verdienst um eine geistige, von dem Buchstaben des Dogmas freie Auffassung des Christentums, sowie um die Erklärung der Heiligen Schrift, und namentlich ist in dieser Beziehung sein »Geist der ebräischen Poesie« (Weissau 1782—83; 3. Aufl. von Justi, 2 Bde., Lpz. 1825) hervorzuheben. Als Philosoph, wenn nicht der Schule, doch des Lebens, hinterließ er einen Schatz bewährter Natur-, Menschen- und Weltbeobachtungen; als Erklärer des klassischen Altertums bewirkte er harmonische Bildung des Menschen durch die Muster Griechenlands. Er läuterte allseitig den Geschmack und suchte durch Anschauung und Würdigung der schönen Kunst den Menschen zu reiner Menschheit zu erheben. Auch machte er aufmerksam auf manches Vergessene und Verannte der vaterländischen Vorzeit und erweckte den Sinn für das echt Volks-tümliche der Poesie; Volkslied, Legende, Ossian, Shakespeare, die Poesie des Südens, die griech. Anthologie und vieles andere wurde durch ihn und näher gebracht. Er stimmte fast in allem, was er schrieb, zur Begeisterung, hauchte der Seele edle Gefühle ein und entflammte das Herz für das wahrhaft Schöne und Große. Sein Hauptwerk sind die unvollendeten »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit« (4 Bde., Riga 1784—91; 4. Aufl., mit Ludens Einleitung, 2 Bde., Lpz. 1841, neu herausg. von Julian Schmidt, Lpz. 1868), in welchem alle Strahlen seines Geistes sich vereinigen. Sein Ziel dabei war, die ganze Geschichte der Menschheit als eine große, zusammenhängende, einem höhern Ziele zustrebende Reihe des Geschehens darzustellen. Das Ziel und den Endpunkt der Menschennatur und alles ihres Strebens bezeichnete er am liebsten durch das Wort Humanität. H. gedenkt zu den

Geistern, die nach den verschiedensten Richtungen hin anregend, weckend und befruchtend wirkten, und die eben deshalb leichter als minder reiche in den Hintergrund gedrängt werden, weil sie veräußerten, ihren eigenen Werken den Stempel der absoluten Vollendung zu geben. H.'s Leistungen im Gebiete der Theologie, der Literatur, der Kritik und der Philosophie sind vielfach berichtigt und selbst übertrifft worden; manches einzelne, z. B. seine Polemik gegen Kant, war sogar verfehlt; aber sein Verdienst ist darum nicht geringer. Der ganze Kulturzustand Deutschlands hat von ihm einen mächtigen, weithin sich verbreitenden Impuls erhalten, und an warmer, tiefer Begeisterung für alles echt Menschliche hat ihn keiner übertrifft. Der Großherzog von Sachsen-Weimar, Karl August, ließ 1819 eine Gedächtnisstatue mit der Inschrift „Ehrf. Liebe, Leben“ auf sein Grab legen und 26. Aug. 1860 wurde in Weimar sein ehernes Standbild errichtet. Ein schönes Denkmal setzte ihm seine würdige Witwe, Maria Kornelia, geborene Flachsland, geb. 1760, gest. 1809, in ihren „Erinnerungen an H.'s Leben“, die J. G. Müller (2 Bde., Stuttg. 1820) herausgab. H.'s inhaltreicher brieflicher Nachlass ist enthalten in „H.'s Lebensbild. Sein chronologisch geordneter Briefwechsel“ (herausg. von seinem Sohne Emil Gottfr. von Herder, 3 Bde., Erlangen 1846—48), „Aus H.'s Nachlass. Ungebrachte Briefe von H. und dessen Gattin“ (herausg. von Dünker und F. G. von Herder, 3 Bde., Frankfurt a. M. 1856—57), „H.'s Reise nach Italien. H.'s Briefwechsel mit seiner Gattin von Aug. 1788 bis Juli 1789“ (herausg. von Dünker und F. G. von Herder, 2 Bde., 1869), „Von und an H. Ungebrachte Briefe aus H.'s Nachlass“ (herausg. von Dünker und F. G. von Herder, 3 Bde., Lpz. 1861—62), „Briefe H.'s an R. M. Böttiger“ (herausg. von Vorberger, Erfurt 1883) und die Ergänzung dazu: Emdemann, „Beiträge zur Charakteristik R. M. Böttigers und seiner Stellung zu Joh. Gottfr. H.“ (Böckh 1883), Dünker, „Briefe des Herzogs Karl August an Anselm und H.“ (Lpz. 1883). Eine ausführliche Biographie gibt Haym („H. nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt“, Berl. 1877 fg.). Bgl. noch Werner, „H. als Theolog“ (Berl. 1871); Jarret, „H. et la renaissance“ (Par. 1876); Lehmann, „H. in seiner Bedeutung für die Geographie“ (Berl. 1883); Baerenbach, „Joh. Gottfr. von H.“ (im „Neuen Plutarch“, Bd. 6, Lpz. 1879).

Herder (Sigm. Aug. Wolfgang, Freiherr von), um den sächs. Bergbau hochverdienter Bergbeamter, der Sohn des vorigen, geb. 18. Aug. 1776 zu Baderburg, wurde in Weimar erzogen; 1794 ging er auf ein Jahr nach Reichel und begann, nachdem er die Universitäten zu Jena und Göttingen besucht, 1797 in Freiberg seine berg- und hüttenmännischen Studien; seit 1800 studierte er noch in Wittenberg die Rechte. Nach seiner Rückkehr nach Freiberg wurde er 1802 Bergamtsassessor, 1803 Assessor im Bergamts-Schwarzberg und 1804 Oberbergamtsassessor und Bergkommissionsrat in Freiberg; 1806 erhielt H. die Aufsicht über das Blausäurewesen. Insbesondere wurde seine Thätigkeit seit 1809 in Betreff des Eisengüßwerks Pank und der Salzwerte von Wieliczka im Großherzogtum Warschau in Anspruch genommen, weshalb er mehrere Jahre teils in Warschau, teils in Wien verweilte. Der König von Sachsen erlobt ihm für seine Dienste im den Freiherrenstand. Unter dem russ. Gouverneurment

kam H. in das Geh. Finanzkollegium nach Dresden; 1818 wurde er Biberberghauptmann, 1821 Berghauptmann und 1826 Oberberghauptmann. Im J. 1835 machte er eine Reise nach Serbien, um den Bergbau dieses Landes wieder emporzubringen. Er starb zu Dresden 29. Jan. 1838 und wurde auf der Halbe des alten Bergwerks Drei Königshundgrube zwischen Freiberg und Lützenburg beerdigt, wo ihm ein Denkmal errichtet ward. Nach seinem Tode erschien die Schrift „Der tiefe Reibener Erbstollen“ (Lpz. 1838) und 25 Tafeln Abbildungen der vorzüglichsten Apparate zur Erwärmung der Gesteinsluft auf den Hüttenwerken (Freib. 1840).

Herdenstossen, s. unter Eisengießerei, Bd. V, S. 903.

Herdfischen, der in Herden oder Frischenern stattfindende Arbeitsprozeß der Eisenerzeugung (s. d.), bei welchem durch Verbrennung des im Kohlen enthaltenen Kohlenstoffs und die dabei erfolgende Abgabe nachteiliger Substanzen Schwefelwasserstoff (seltener Stahl) dargestellt wird. (S. auch Frischen.)

Herdfischstahl oder **Herbstahl**, ein durch Entziehen vom Roheisen mittels des Herdfischprozesses reiner Stahl.

Herde, s. u. Weiland.

[S. 906.]

Herde, s. unter Eisengießerei, Bd. V.

Herdföfen, im hüttenmännischen Sinne des Wortes Öfen mit Flächen oder ausgetieften, entweder gemauerten oder aus feuerfester Masse gegossenen Feuerstätten, auf welchen Erze oder Metalle gemengt mit Brennmaterial bei natürlichem oder künstlichem Luftzutritt verarbeitet werden.

Herde, Götting, s. Juno.

Heredia, Stadt in der centralamerik. Republik Costa-Rica, 10 km im N.W. von der Hauptstadt San-José, am Süßfluß des erloschenen Vulkan Barba und an dem zum Rio Grande fließenden Birro, in 1154 m Höhe, ist Station der Bahn Alajuela-San-José-Cartago und hat Viehzucht sowie zahlreiche Kaffeepflanzungen. Der Mautstrich von H. zum Rio Sarapiquí und nach San-Juan del Norte führt zwischen den Vulkanen Barba und los Botos hindurch zum 2400 m hohen Col von Tejagüero.

Hereditären (hereditären, lat.), erben; ein Schiffspartner sein; hereditär, erblich.

Hereditäre Krankheiten, s. Erbliche Krankheiten.

Hereditas hat im röm. Recht eine dreifache Bedeutung. Zunächst heißt H. das Vermögen eines Verstorbenen, welches Gegenstand der Erbschaft ist, der Nachlaß; sodann die rechtliche Stellung des Erben, in welche dieser durch Annahme der Erbschaft eintritt (sog. subjektive Bedeutung von H.); endlich das Recht, Erbe zu werden. Im dem ersten und geläufigsten Sinne umfaßt H. noch die Passiva des Verstorbenen, welche der Erbe also mit den Aktiven zu übernehmen genötigt ist, wenn er nicht nach auf die Aktiva zu verzichten will.

Heredität oder **Erblichkeit** in physiol. Sinne, s. unter Erbliche Krankheiten.

Herford, eine der meist. Grafschaften Englands, zählt auf 2176,9 qkm (1831) 191043 E. und bietet einen schönen Wechsel von Hügeln, Thälern und Ebenen dar. Ihre höchsten Erhebungen sind die Hatterestete an der Westküstengrenze und die Dalverhills an der Ostgrenze. Gegen Süden abgedacht, sendet das Land seinen bedeutendsten Fluß

zum Severn, nämlich den 195 km langen, wegen seiner romantischen Schönheit berühmten Elye, reich an Laichen, welcher rechts den Moosum, links den an Forellen reichen Zug mit (rechts) den Arrow und (links) dem Froome aufnimmt und bei hohem Wasser bis Hay, 48 km oberhalb der Stadt H., für Barlen von 3—400 Ctrn. zugänglich gemacht ist. Der Boden ist im allgemeinen so fruchtbar, daß nur 24 Proz. keine Bodenfrüchte liefern; 17 Proz. sind mit Weizen und Gerste bedeckt; 46,5 Proz. sind demerab Weizen, 8 Proz. Weizen. Neben der Gewinnung von Getreide, namentlich Weizen und Gerste, herrscht die Obstkultur in ausgedehntester Weise vor. Äpfel- und Birnenbau ist ein Stapelartikel. Der Weizen geht meist nach London und Bristol, von da nach Amerika und Westindien. Außerdem wird viel Hopfen gebaut. Auch die Viehzucht ist nicht unbedeutend. Wegen seines feinen Weizens und vorzügliches Fleisches sehr geschätzt ist das Hereforderschaf, dessen Stammmutter die Collings oder Kiplands hießen. Die Weiber geben viel Eichenholz, das Mineralreich fast nur Eisen, welches aber nicht benutzt wird. Mit Ausnahme des Weizens einiger grober Rohstoffe fehlen in H. Manufakturwaren. Die früher säumunghaft betriebene Tuchbereitung in Leoburg ist eingegangen. Die Grafschaft sendet drei Abgeordnete in das Parlament, zwei andere die Stadt H. und die Stadt Leominster.

Der Hauptort Hereford, Municipalität und Parlamentsborough, in freundlicher und fruchtbarer Gegend links am Elye und am Gloucesterskanal sowie am Kreuzungspunkte von fünf Eisenbahnen gelegen, ist seit 678 der Sitz eines Bischofs, hat eine 1115 erbaute, 1862 restaurierte Kathedrale, eine der schönsten in England, und einige andere altenglische Baumerke, ein Domkapitel, einen Bischof, Palast, eine Gerichtshalle, Stadthalle, Grafschaftshaus und ein Theater. Die Stadt besitzt drei literarische und ein Handwerkerinstitut nebst Bibliothek, eine naturwissenschaftliche Gesellschaft, mehrere Hospitäler und Krankenhäuser. H. zählt (1881) 19833 E., die Handschuhe, Hanf und Seile fabrizieren und Handel mit Landesprodukten, hauptsächlich Obstwein, Hopfen und Leder treiben. H. ist der Geburtsort Garricks. Hiermals war die Stadt befestigt.

Heremans (Nat. Henry Jos.), verblinder niederländ. Sprachforscher, geb. 24. Jan. 1825 in Antwerpen, genoss seine wissenschaftliche Erziehung am Atheneum seiner Vaterstadt, erhielt 1843 eine Anstellung als Bibliothekar bei der hiesigen, bald nachher 1844 als Lehrer am hiesigen Kollegium zu Mecheln und dann 1845 am Atheneum in Gent, wo er 1861 als Universitätsprofessor der niederländ. Sprache und Literatur tätig war. Mehr zahlreichen Werken über niederländ. Grammatik, Metrik und Literatur lieferte H. Biographien der vlam. Dichter Vedegeerd (Antwerp. 1847) und J. L. van Nijsswijld (Antwerp. 1860), wie auch des vlam. Geschichtschreibers David (Leid. 1868). Sehr geschätzt ist seine Ausgabe zweier Gedichte des Jakob van Maerlant, »Van den lande van Oorlog« und der »Kerken claghe« (Gent 1871); ausgezeichnet ist sein franz.-niederländ. und niederländ.-franz. Wörterbuch (Antwerp. 1865—68). H. ist jetzt der Hauptvertreter der wissenschaftlichen Seite der vlam. Bewegung, wie es früher J. F. Willems war.

Hérens, Stadt in der span. Provinz Ciudad Real, Neu-Castilien, am Orenbe der Hügelsreihe

La Galderina, rechts am Flusse Sigüela, dicht unterhalb der Mündung des Baldeapino in denselben, zählt (1877) 5866 E. und hat Fabrikation von Seife, grobem Tuch, Wachs und Chokolade, ferner Wein- und Olivenbau sowie herrliche Weiden.

Hérenianus (eigentlich Arianes oder Hiaran), der ältere Sohn der Septimia Zenobia (s. d.) und des Königs Odenath von Palmyra.

Hérens (Dent b'), s. unter Dent.

Hérens (Bal b'), deutsch Gringerthal, ein Hochthal im gleichnamigen Bezirke des schweiz. Kantons Wallis, von der Borgne durchflossen, erstreckt sich, 80 km lang, vom Fuße des Col d'H. nordnordwestlich bis zum Rhodethale, in welches es bei Bramois (512 m, 3 km östlich von Sitten) einmündet. Die oberste Thalstufe, die Combe de Ferpècle, in deren Hintergrunde sich der mächtige Doppelstrom des Ferpècle- und des Montminigletschers herabsenkt, ist ein enges, ernstes Hochalpenthal, umschlossen von dem vergletscherten Massiv der Dent-Blanche (4864 m), der Dent-Blanche (3750 m) und den Felsnadeln der Dents de Bertol, der Aiguille de la Ja (3673 m) und der Dents de Peisiot. Bei Saubères (1483 m), wo sich südlich das malerische, vom Mont-Collon beherrschte Seitenthal Combe d'Arolla öffnet, treten die Thalwände, links die Kette des Pic d'Arginol (3001 m), rechts diejenige des Saconnère, weiter auseinander, und zwischen ihnen breitet sich die ebene, anmutige Thalstufe von Evolena aus. Aber schon 1 km unterhalb dieses Dorfs verengt sich das Thal wieder, so daß die schmale Sohle zwischen den bewaldeten Steilhängen selten Raum für Ansiedelungen bietet und die Dörfer erst hoch über dem Flusse auf den Berglehnen Platz finden. Bei Uffaigne (970 m) mündet links vom Montblanc de Seillon (3871 m) her das liebliche Bal d'Héremence, dessen Fluß, die Dirèze, unterhalb des phantastisch ausgezackten Moränenwalles der Pyramiden von Uffaigne der Borgne zufließt, und hier beginnt die unterste Stufe des Thals, das sich mehr und mehr zum tiefen, engen Tobel zwischen hohen Bergterrassen verschmälert und endlich in die schauerlich wilde Felskluft von Longeborgne ausläuft, aus welcher der Fluß bei Bramois heraus tritt, um 2,5 km weiter nordwestlich in den Rhône zu münden. Reich an Wasserfällen und Felsklüften, prächtigen Alpenweiden und Waldungen, umrahmt von schön geformten vergletscherten Hochgebirgen, bieten sowohl das Hauptthal wie die Seitenthäler von Arolla und Héremence eine Fülle bald lieblich schöner, bald ernst großartiger Landschaftsbilder, und es sind denn auch Evolena und die Bergwirtschäuser von Ferpècle und Arolla beliebte Sommerfrischen und Ausgangspunkte für Bergfahrten in den Walliser Hochalpen, besonders seitdem das Thal durch die 25 km lange Poststraße Evolena-Sitten leicht zugänglich geworden ist. Von den zahlreichen Pässen, die in die benachbarten Thäler führen, sind die wichtigsten der Col de Torret (2924 m) von Evolena in das Bal d'Anniviers, der Col d'H. (3480 m) von Ferpècle nach Hermant, der Col de Collon (3130 m) von Arolla nach Valpelline und der Col de Seillon (3150 m) von Arolla ins Rhodethal.

Der Bezirk Hérens umfaßt das Bal d'H. mit seinen Seitenthälern und als Ersttaste auf der rechten Seite des Rhodethals die Gemeinde Argent am Fuße des Rarvyl, ist 436 qkm groß und zählt in

neun Gemeinden 6598 kath. E. französischer Junge, deren Haupterwerbsquelle die Alpenwirthschaft ist. Die Bevölkerung, ein hübscher kräftiger Schlag, der in Tracht, Sitte und Dialekt viel Aelterthümliches bewahrt hat, ist im ganzen wohlhabend. Viele Weinberge des Rhodentals in der Gegend von Sitten und Siders gehören den Leuten von Gvalena, Gaudres u. s. w. Hauptort des Bezirks ist Ver, 957 m über dem Meere, 3,5 km südöstlich von Sitten an der Straße nach Gvalena gelegen, mit (1880) 879 E.

Herero oder **Daherero**, Negervolk im westl. Südafrika, ein Teil des Volks der Damara, wohnt zwischen 22° 58' und 19° 30' südl. Br. Die H. sind tief schwarz, meist Nomaden, treiben Kintvieh- und Schafzucht, bearbeiten auch die Eisenerze ihres Landes. Ihre Zahl wird auf 80000 geschätzt. In ihrem Gebiet sind mehrere Missionstationen, namentlich das von Hugo Hahn (s. d.) gegründete Neubarmen. Hahn schrieb auch: „Grundzüge einer Grammatik des H. nebst Wörterbuch“ (Berl. 1857).

Heres (lat.), Erbe. Das allat. Wort *eruo* oder *eruo* bezeichnet den Hausvater (s. d.) als Inhaber der gesamten Hausgewalt. Damit zusammenhängend ist H. der Nachfolger des verstorbenen Hausvaters in dessen Nachlaß, regelmäßig der nächste Agnat (*sans heres*). Im spätern röm. Recht bedeutet dann H. den Erben im allgemeinen, sei es, daß er gesetzlicher (Intestat-) Erbe war oder in einem Testament mit befehlenden Worten (*h. estol*) eingesetzt (*h. scriptus*). Bei testamentarischer Verfügung ist die Einsetzung eines H. noch heute so notwendig, daß ohne dieselbe ein Testament nicht vorhanden ist. J. d. die bloß Vermächtnisse enthaltende letztwillige Verfügung wird nicht als Testament betrachtet. Heute ist H. (= Erbe) der Universalsuccessor in das Vermögen eines Verstorbenen, charakterisiert dadurch, daß er dies Vermögen als Ganzes oder höchstens nach Quoten (Nachlasstheilen) erbt, d. h. sowohl dessen Aktiva als Passiva im ganzen oder pro rata übernimmt. Ausschlagung der Erbschaft steht jetzt jedem Erben frei, nach früherem Recht nicht den Haussohnen.

Herford, Kreisstadt im Regierungsbezirk Minden in der preuß. Provinz Westfalen, 15 km von Bielefeld an den Linien Berlin-Hannover-Köln und Detmold der Preussischen Staatsbahnen, wird von der Weser und Ala in die Altstadt, Neustadt, Madewen (Madewich) und Bernadé Eup. Berg geteilt. Die Stadt ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts, hat eine kath. und fünf evang. Kirchen, worunter die Münsterkirche in roman. Stil und die Johanniskirche mit 87 m hohem Turme, eine Synagoge, ein 1540 gegründetes evang. Gymnasium, eine Landwirtschaftliche höhere Lehranstalt, zwei höhere Töchterschulen, eine gewerbliche Fortbildungsschule, zwei Waisenhäuser, ein Stranleulans, ein Theater, ein schönes Kriegerdenkmal und ein Zellengefängnis und zählt (1880) 13596 meist prot. E., welche Cigaren, Rauchtabak, Feinzeug, Taschentücher, Anzüge (herforder Konfektion), Jüder- und Chokoladewaren, Teppiche, Tuchbauben, landwirtschaftliche Maschinen, Leder, künstliche Düngemittel fabrizieren, eine Nach- und eine Zuteilspinnerei, zwei Möbelfabriken, Eisengießereien, Liqueurfabriken und Bierbrauereien unterhalten. — Zur Erbauung der Stadt gab das nach der Sage 832 gestiftete und 839 von Ludwig dem Frommen beilängte Frauenkloster Anlaß, dessen gestiftete Ab-

tissin Reichsstandschaft genoß und dieselbe auch fortbehielt, als das Stift evangelisch wurde. Das St. wurde 1803 und das im 11. Jahrh. gestiftete Kollegiatstift auf dem Berge bei H. 1810 aufgehoben. H. selbst war früher Hansestadt, wurde 1631 Reichsstadt, mußte sich 1647 dem Kurfürsten von Brandenburg unterwerfen, kam 1807 an Westfalen, 1813 an Preußen zurück. — Der Kreis Herford zählt (1880) auf 438 qkm 76427 meist prot. E.

Hergenzröther (Joseph von), Kardinal und gelehrter lath. Theolog, geb. 15. Sept. 1824 zu Würzburg, studierte dort und in Rom, wurde 1849 Kaplan in der Pfarrei Zelllingen bei Würzburg, 1851 Privatdocent der Theologie zu München, 1852 außerord., 1855 ord. Professor des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte. Da H. zu den entschiedensten Vertretern des Romanismus gehörte, berief ihn Pius IX. 1868 nach Rom, um als Mitglied der kanonistischen Kommission an der Vorbereitung des Vatikanischen Konzils teilzunehmen. Zur Verteidigung der päpstl. Unfehlbarkeit schrieb unter andern H.: „*Anti-Janus*“ (Freiburg 1870), „*Kath. Kirche und christl. Staat in ihrer geschichtlichen Entwicklung*“ (Freiburg 1872). Im J. 1871 ward H. päpstl. Hausprälat, 1879 Kardinal und erhielt als Kardinal-Archivar die oberste Leitung des Vatikanischen Archivs. Von seinen Schriften sind die wichtigsten: „*Photius, Patriarch von Konstantinopel*“ (3 Bde., Regensb. 1866—69), „*Handbuch der Kirchengeschichte*“ (3 Bde., Freiburg 1876; 2. Aufl. 1884), „*Kardinal Maurus*“ (Würzb. 1878), „*Abriß der Papstgeschichte*“ (Würzb. 1879), „*Regesten des Papstes Leo X.*“ (Freiburg 1884). Vgl. Steiner, „*Joseph von H.*“ (Würzb. 1883).

Hergismyl, Pfarrdorf mit 999 lath. E. im Schweiz. Kanton Nidwalden, liegt 450 m über dem Meere, 7,5 km südlich von Luzern, 5 km nordwestlich von Stans, von Wiesen und Obhöfen umgeben, auf dem linken Ufer des Vierwaldstättersees am Fuße des Pilatus, der von hier aus häufig auf gutem Saumwege bestiegen wird.

Héricourt, Stadt mit (1876) 3402 (Gemeinde 3558) E. im franz. Depart. Ober-saône, Arrondissement Lure, links an der Vesaine, bekannt durch den Sieg der Schweizer über das burgund. Heer 14. Nov. 1474, namentlich aber durch die sog. Vesaine-Schlacht 15., 16., 17. Jan. 1871. (S. Vesaine).

Hering (auch Haring), Clupea, ist eine artenreiche, in allen Meeren verbreitete Fischgattung aus der Ordnung der Schlundblasenfische oder Physostomen. Ihre Merkmale sind ein schlanker, seitlich zusammengedrückter Leib mit einer kurzen Rückenflosse, einer etwa ebenso langen Afterflosse und zwei bauchständigen Bauchflossen; auf der Bauchlante sitzen vom Kopf bis zum After keilsförmige, nach hinten in einen Stachel auslaufende Schuppen. Das mäsig weite Maul, welches nur schwach bezaht ist, wird in seinem obern Rande in der Mitte von den Zwischenkiefern, an den Seiten von den Oberkiefern begrenzt, welche letztern aus je drei gesonderten Stäben bestehen. Die Innenseite der Kiemenbögen ist mit vielen, kleine Zähnen tragenden Fortsätzen versehen, wodurch ein die Kiemen-spalten überspannendes feines Sieb entsteht, um die aus winzig kleinen Krebsen (sog. Spaltfischkrebse oder Ropopoden) bestehende Nahrung aus dem Wasser abzuscheiden. Die ganzrandigen, glänzenden Schuppen fallen sehr leicht ab.

Zu den *H.* gehören unter andern die Alsen, der Sprott, der amerikanische Renhadon und andere nationalökonomisch wichtigste Fische, der wertvollste aber ist der gemeine Hering (*Clupea harengus*, norweg. sill, schwed. sill; s. Taf.: Fische I, Fig. 15), welcher an der Nordostküste Asiens, im ganzen nordatlantischen Ocean, in größerer Menge jedoch in der Nord- und Ostsee vorkommt und dort nächst dem Kabeljau den wichtigsten Gegenstand der Fischerei bildet. Er wird 18–36 cm lang, ist etwa fünfmal so lang als hoch; die Rückenfinne steht etwa in der Mitte des Rückens und die Bauchflossen unter der Rückenfinne hinter dem Anfang derselben. Die Stacheln am Bauche sind wenig scharf, die Fänge und der Pflegscharten tragen kleine Zähne. Der Rücken ist blaugrün, Seiten und Bauch schillern lebhaft in allen Regenbogenfarben. Die früher verbreitete Ansicht, daß die Heimat aller die europäischen Küsten besuchenden *H.* das Nordpolarmeer sei, von wo aus alljährlich gewaltige Scharen, getrieben von den Walen, zu uns kommen sollten, ist längst ausgehen. Die eingehenden Forschungen der neueren Zeit, namentlich die der Schweden, Norweger, Dänen und Deutschen, haben nachgewiesen, daß der europäische *H.* in zahlreiche örtliche Schwärme oder Stämme zerfällt, welche durch erbliche Rassenunterschiede getrennt sind, und von denen jeder einen verhältnismäßig eng umgrenzten Bezirk niemals verläßt. Solche verschiedene Stämme sind z. B. der sog. schottische Hochseehering, der an der Südwestküste Norwegens lebende Baarsild (d. h. Frühlingshering), der *H.* des Kattegats, der Frühlingshering der westlichen Ostsee, der kleine *H.* des Finnischen und Bostnischen Meeres, der sog. Strömmling u. a.

Sämtliche Heringsstämme lassen sich in zwei Gruppen verteilen, nämlich pelagische oder Hochseestämme und litorale oder Küstenstämme. Erstere, zu denen der schott. Hochseehering und der norweg. Baarsild gehören, leben außer der Laichzeit in einer Entfernung von 400 bis 600 km von der Küste auf der hohen See, um dort zerstreut ihrer Nahrung, den kleinen Spaltfischchen (norweg. aal genannt) nachzugehen; zur Laichzeit dagegen sammeln sie sich zu gewaltigen Scharen, um in der Nähe der Küste auf flachen Gründen zu laichen. Die Hochseestämme sind für die Fischerei am wichtigsten. Die Küstenstämme, zu denen z. B. der Frühlingshering der westl. Ostsee gehört, leben stets in unmittelbarer Nähe der Küste und gehen zum Laichen in stille, flache Buchten, namentlich in solche mit brackischem Wasser. Die Laichzeit, in welcher die meisten *H.* gefangen werden, ist bei den einzelnen Stämmen sehr verschieden; der schott. Hochseehering laicht z. B. im August, der norweg. Baarsild von Februar bis April, die meisten Küstenstämme von April bis Juni. Die Eier des *H.* (ein Weibchen enthält deren 40–60 000 Stück) werden stets von den scharenweise versammelten Weibchen ins Wasser gespritzt und leben nach der Befruchtung durch die Milch der Männchen an Pflanzen und Steinen fest; die Entwicklung der Eier währt je nach der Temperatur 6–50 Tage und die Jungen schlüpfen in einer sehr unvollkommenen Gestalt aus. Indirekt konnte nachgewiesen werden, daß die Jungen des *H.* in der Regel zum Laichen an ihren Geburtsort zurückkehren. Dieser Umstand, sowie die Thatsache, daß verschiedene lokale Rassen existieren, eröffnet die Aussicht, durch zweckentsprechende Schö-

nung der Laichplätze der durch Überfischung etwa herbeigeführten Verarmung mancher Heringsreviere entgegenzutreten. Über das periodische Verschwinden und Wiederkehren der Heringscharen s. Fischperioden. Eine künstliche Befruchtung der Herings Eier ist zwar ähnlich wie bei den laichartigen Fischen mit Erfolg ausgeführt worden, allein die Aufzucht der Jungen ist so schwierig, daß von einer erfolgreichen künstlichen Zucht und Vermehrung der *H.* einstweilen nicht die Rede sein kann.

Der bedeutendste Heringsfang findet gegenwärtig an der Ostküste Englands und Schottlands (Hauptplätze Harmouth, Widd, Peterhead, Fraserburgh) von Juli bis September mit Treibnetzen (s. Fischerei) statt. Hier fischen Holländer, Engländer und Schotten; letztere allein fangen jährlich mindestens 1000 Mill. Stück. An der norweg. Küste wird im Süden (Hauptplatz Stavanger) von Ende Januar bis April der Baarsild gefangen, meist mit Treibnetzen. Bedeutender ist gegenwärtig der weiter nördlich betriebene Fang des sog. Sommer- oder Fett herings, welcher im Sommer und Herbst außer mit Treibnetzen auch mit Sperrnetzen betrieben wird, wodurch den in die Buchten eingebrungenen *H.* der Weg ins Meer abgeschnitten wird. In den Provinzen Norrland und Sibirumarkt endlich wird von November bis Januar eine dritte Sorte, der sog. Grob- oder Nordhering (storsild) gefangen. Der Wertvertrieb des gesamten norweg. Herings- und Sprottfanges betrug von 1869 bis 1878 im Mittel etwa 7 Mill. Mark jährlich, im Maximum, nämlich 1877, 13 Mill. Mark. In der westl. Ostsee in Odenförde der wichtigste Fangplatz, in der östl. Ostsee Hela an der preuß. Küste. Auch der holländ. Heringsfang ist bedeutend, hat aber gegen früher abgenommen. Seit mehreren Jahren betreibt eine vom Staate subventionierte Aktiengesellschaft von Embden aus mit sog. Vaggen den Hochseefang auf *H.*

Die meisten *H.* werden in frischem Zustande verzehrt; außerdem bilden sie, auf verschiedene Weise zubereitet, einen Handelsartikel von enormer Bedeutung. Das Einmachen oder Pökeln soll gegen Ende des 14. Jahrh. der Holländer Willem Böfel (s. d.) erfunden haben, doch wird diese Konservierungsmethode schon um 1300 in hanseatischen Urkunden erwähnt. Pöklinge (s. d.) sind frisch geräucherter, nicht ausgeweideter *H.*; andere in Deutschland vorkommende Sorten sind marinierte, Bratheringe und *H.* in Gelse. Junge *H.* kommen auch in marinierter Form als sog. deutsche oder russ. Sardinen in den Handel. Matjesheringe, d. h. Jungferneringe, nennt man eine kleine Sorte eingefalzener norweg. Heringe, welche noch nicht gelaicht haben und deshalb besonders fett und wohlschmeckend sind. Bollheringe sind *H.* mit Hagen oder Milch kurz vor dem Laichen, Hohlheringe solche, welche den Laich abgelegt haben und deshalb mager und schlecht sind. Von ältern Werken über den *H.* ist vor allen zu nennen: Mitchell, „The herring, its natural history and national importance“ (Edinb. 1864). In neuerer Zeit haben sich um die Naturgeschichte des *H.* besonders die nordischen Forscher Axel Woed, G. O. Sars, Vilh. Jungmann und die Deutschen S. A. Meyer und Fr. Heinde Verdienste erworben.

Hering, Stadt in der hess. Provinz Starckenburg, Kreis Dieburg, 2 km südlich von Lengsfeld, zählt 486 E. und hat Eisensteingruben. Auf einem Berg über der Stadt erhebt sich das Schloß Hemberg.

Hering (Eduard von), namhafter Mediziner und Tierarzt, geb. 20. März 1799 zu Stuttgart, widmete sich 1819–22 dem Studium der Tierheilkunde in Erlangen, Wien und München, wurde 1822 zum Lehrer der Anatomie und Physiologie an der neuerrichteten Tierarztschule in Stuttgart, 1828 zum Direktor der Klinik, 1842 zum Rebizinalrat, 1862 zum Obermedizinalrat ernannt und war auch von 1859 bis 1872 als Obertierarzt und Referent im Kriegsministerium tätig. Nachdem er sich 1872 in das Privatleben zurückgezogen, starb er 28. März 1881 in Stuttgart.

H. hat sich durch zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten um die Veterinärwissenschaft wesentlich verdient gemacht. Er revidierte von 1839 bis 1876 das «Repertorium der Tierheilkunde», verfasste 1846–65 den veterinärwissenschaftlichen Teil der Camstättischen «Jahresberichte» und veröffentlichte außer zahlreichen kleineren Abhandlungen folgende Schriften: «Physiologie für Tierärzte» (Stuttg. 1837), «Tierärztliche Arzneimittel» (Stuttg. 1846; 3. Aufl. von Weßl. 1870), «Spezielle Pathologie und Therapie für Tierärzte» (Stuttg. 1842; 3. Aufl. 1858), «Handbuch der tierärztlichen Operationslehre» (2. Aufl., Stuttg. 1866), «Vorlesungen für Pferdeheilkunde» (mit Illustrationen, Stuttg. 1834), «Biographisch-literarisches Vericon der Tierärzte» (Stuttg. 1863), «Etymolog. Wörterbuch für Tierärzte» (Stuttg. 1871).

Hering (Ewald), ausgezeichnete Physiolog, geb. 1834 in Alt-Hersdorf im Königreich Sachsen, ließ sich nach vollendetem mediz. Studium 1860 als praktischer Arzt in Leipzig nieder, habilitierte sich 1862 als Dozent für Physiologie an der dortigen Universität, wurde 1865 nach Ludwigs Abgang als Professor der Physiologie und mediz. Physik an die mediz.-chirurgische Josephs-Akademie zu Wien berufen und wirkte seit 1870 in gleicher Eigenschaft als Nachfolger Burkinjes an der Universität zu Prag. H. hat sich große Verdienste um die Psychophysik erworben; außerhalb der speziellen Fachreise wurde er insbesondere bekannt durch seine Untersuchungen über den Raumsinn des Auges, in welchen er die nativistische Theorie im Gegensatz zur rein empiristischen von Helmholtz vertritt, ferner durch seine auf der Descendenzlehre fußende Abhandlung über «Das Gedächtnis als eine allgemeine Funktion der organisierten Materie» (im «Almanach der kais. Akademie der Wissenschaften», Wien 1870), durch seine Belämpfung des Fehnerschen psychophysischen Grundgesetzes und durch seine Farbentheorie.

Hering (Konstantin), namhafter homöopathischer Arzt und Schriftsteller, geb. 1. Jan. 1800 zu Oschatz in Sachsen, widmete sich in Leipzig und Dresden dem Studium der Medizin, promovierte 1826 zu Würzburg und ließ sich 1834 als praktischer Arzt in Philadelphia nieder, wo er sehr bald eine umfangreiche Praxis erlangte und 23. Juli 1880 starb. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «Rise and progress of homoeopathy» (Philadelphia 1834), «American drug provings» (Epi. 1853), «The domestic physician» (6. Aufl., Philad. 1858), «Homöopath. Hausarzt» (14. Aufl., Jena 1876).

Heringen, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Sangerhausen, an der Elbe, etwas oberhalb der Zorge-mündung, und an der Linie Halle-Müncheberg

Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein altes Schloss und zählt (1880) 2381 meist prot. E., welche Zucker-, Spirit- und Knochenmehlfabrikation, Ziegelei, Ader- und Obbau treiben.

Heringsdorf, Dorf an der Ostsee, auf der zu Pommern gehörigen preuß. Insel Usedom, 9 km im Nordwesten von Swinemünde (s. d.) gelegen und wie dieses ein Seebad, hat vor dem in Swinemünde einen stärkern Wellenschlag voraus und gehört seit 1872 einer Aktiengesellschaft, die viel für Vergrößerung und Verschönerung des Ortes that. Das Dorf mit schöner Kirche und Villen liegt 35 m über dem Meere auf einem mit Buchenwaldungen bedeckten Gelände und zählt (1880) 568 E. Vgl. Wallenstedt, «Das Ostseebad H.» (Berl. 1879).

Heringssilke (Regalecus), ein schönes und seltenes Fischgeschlecht aus der Familie der Bandfische, seitlich flach zusammengebrückt, von Silberglanz mit rosenroten Flossen; einzelne Individuen erreichen eine Länge von über 6 m. Es gibt mehrere Arten von weiter Verbreitung, was zusammen mit ihrer Seltenheit (an Englands Küste wurden von 1759 bis 1878 nur 16 Exemplare gefangen) dafür spricht, daß es Tiefseefische sind. Der Name H. beruht auf der irrigen Voraussetzung, daß sie die Heringzüge begleiten, resp. anführen.

Heringsswal, s. unter Finsische.

Herr-Rad oder **Herr-Rad**, d. h. der Fluss von Herat, der Arius der Alten, entspringt im Afghanistan am Westende des Kubi-Baba oder weßl. Hindu-Kusch, fließt nach W. längs des Fußes des Seib-Kush, d. h. Weisbes Gebirge, nahe bei Herat vorbei, im Süden des Kaitu-Gebirges, bildet dann, nach Norden fließend, die Grenze gegen die pers. Provinz Chorasan und verläuft sich als Tetschenb, d. h. Fluss, in 37° 30' in dem Sande der Turkmene-steppe. Vielleicht floß er, sowie der östlich ihm parallel strömende Murghab, ehemals links zum Amu-Darja (Oxus). Seine Länge ist ungefähr 800 km.

Herisau, der größte und gewerblustigste Ort des Schweiz. Kantons Appenzell-Außerer-Roden, liegt 777 m über dem Meere, 11 km nordwestlich von Appenzell, 9 km westnordwestlich von St. Gallen an der Appenzeller Bahn, auf dem rechten Ufer der Glatt, in einem anmutigen grünen Thalkessel, der nördlich und westlich von den ruinengeländerten Hügeln Rosenberg (874 m) und Rosenberg (920 m), südlich vom Waldstätterberg (892 m) und östlich von dem aussichtsreichen Eugenland (918 m) umschlossen wird. Der Flecken ist teilweise Stadthaus angelegt, besitzt eine alte reformierte und eine neue luth. Kirche, eine Realschule, ein Bezirkshospital, ein städtisches Rathaus, mehrere Fabriken, als eisenbahnspezifischer Waffenplatz eine große Kaserne und zählt (1880) 11082 meist reform. E. (1024 Katholiken, 89 Israeliten und Andersgläubige), deren Haupterwerbsquelle die Baumwollindustrie (Russefweberei, Stiderei, Bleicherei, Färberei u. s. m.) ist. Obwohl dem Namen nach nur Hauptort des Bezirks Hinterland, ist doch H. als der reichste und bedeutendste Ort, Mittelpunkt des Handels und der Industrie, Sitz des Kantonsrats und der Kantonskanzlei der faktische Hauptort des ganzen Kantons Außerer-Roden. Urkundlich zuerst 837 erwähnt, stand H. während des Mittelalters unter der Herrschaft der Abtei St. Gallen, von der sich das Appenzellerländecken 1401–29 im sog. Appenzeller

Kriege befreite, wobei die äbtischen Burgen Rosen-
berg und Rosenburg 1403 zerstört, im gleichen
Jahre aber auch H. von den äbtischen Truppen ein-
geäschert wurde. Nach 1606, 1672 und 1812 brannte
der Fleden teilweise ab.

Herikall, jetzt Herkal, Marktleden mit 11381
Q. am linken Ufer der Maas und an der Linie
Lüttich-Gindhausen der Niederländischen Staats-
bahnen, 5 km im NO. von Lüttich, als dessen Vor-
stadt es betrachtet werden kann. Die blühenden
Gewerbszweige des Ortes sind Kohlenförderung
und Eisfabrikation. Die Herrschaft H. war von
1444 an im Besiz des Hauses Nassau, unter lät-
tischer Oberhoheit. Mit dem Tode Wilhelms III.,
Königs von England, entfiel 1702 Streit über
dieses Erbe, bis es endlich 1714 dem König von
Preußen zufiel, von dem es gegen 1740 für
150 000 Thlr. dem lättrischen Hochstift verkauft
wurde. Die einst aber H. emporkommende, jetzt
aber bis auf wenige Spuren verschwundene Burg
ist das denkwürdige Stammschloß des aufrastischen
Majordomus, Pipins des Viden, der hiernach
Pipin von H. genannt wird. Der Ort war als
Familienbesitzung der Karolinger in der Folge oft
auch der Aufenthaltsort Karls d. Gr. und streitet
mit Nachen um den Ruhm, dessen Geburtsort zu
sein. Es wird gewöhnlich das fränkische H. ge-
nannt, zum Unterschied von dem sächsischen. Dieses
letzte, jetzt das Dorf Herkelle an der Weser im
Kreis Hörter des Regierungsbezirks Minden der
preuss. Provinz Westfalen, war ein schon in den
Völkerringen militärisch wichtiger Punkt, wo auch
König Karl d. Gr. im Kriege gegen die Sachsen im
Winter 797 sein Heerlager aufschlug. Aus diesem
Lager entfiel im Mittelalter eine Burg, die um
die Mitte des 15. Jahrh. von den Hesen nieder-
gebrannt, später aber wieder aufgebaut, von ihren
Besizern, den Herren von Falkenberg, 1608 an den
Bischof von Baderborn verkauft und samt dem da-
bei befindlichen Minoritenkloster im Dreißigjährigen
Kriege gänzlich zerstört wurde.

Herkel, bei naturwissenschaftlichen Namen Ab-
kürzung für L'Heritier de la Brételle.

Herktag (frz.), Erbschaft; herkitieren, erben.

Herzka-balen, schwed. Provinz, der südl. Teil
des Jemtlands-Län, zählt auf 13 650 qkm (wovon
407 qkm Wasser) (1882) 9112 Q. Der gebirgige
Boden ist unfruchtbar und erlaubt wegen des
rauen Klimas nur spärlichen Anbau. Viehzucht
und in neuerer Zeit das Ausbeuten der reichen
Wälder sind die Hauptnahrungszweige. Der Reich-
tum an Erzen ist bedeutend, doch ist wegen Mangel
an guten Verkehrswegen die Ausbeutung noch ge-
ring. Die vielen Flüsse, wie Jusnan (215 km)
und Jhungan, haben einen reißenden Lauf. Von
den Gebirgszügen (Hjäll) sind hervorzuheben: Son-
Hjället im SW., Öväs- und Klöfsofjällen im NW.,
Helagshjället (etwa 1500 m) im N. In der ganzen
Provinz gibt es keine Stadt, Hauptort ist das Eisen-
werk Jusnebal. H. ist benannt nach der Herjed.,
einem Beiflüsse der Jusnan. Nachdem es Jahr-
hunderte lang ein Gegenstand streitiger Ansprüche
Schwedens und Norwegens gewesen, kam es durch
den Brömsbrofrieden (1645) an erstere Macht.

Herzomer (Hubert), deutscher Maler, geb. als
Sohn eines Holzschneiders 26. Mai 1849 in dem
Dorf Wail in Bayern, besuchte die Kunstschule in
Southampton, wo sich sein Vater niedergelassen
hatte, dann die des South Kensington-Museums

unter Frederic Waller. Nachdem er 1871 Mitglied
des Institute of Painters in Water Colours ge-
worden, malte er 1872 sein erstes größeres Ol-
bild »Nach des Tages Arbeit«. Während eines
Aufenthalts in den Bagrischen Alpen im J. 1874
entstanden die Aquarellgemälde »Im Wald« und
»Der Witzgang«; seinen Künstlername begründete
jedoch erst das Olbild »Die letzte Musterung«, eine
Darstellung der Veteranen des Invalidenhanfes
von Chelsea während des Gottesdienstes. Als
ebenbürtiges Seitenstück dazu folgte 1878 das
»Abendgemälde« der Versorgungsanstalt für alte
Frauen in Westminster. Im J. 1879 wurde H.
von der königl. Akademie zum Associate gewählt.
Während der folgenden Jahre malte er das in
Wasserfarben ausgeführte lebensgroße Porträt
Richard Wagners, ferner Porträts von Tennyson,
Austin u. a., sowie die Aquarellgemälde »Erinne-
rung an Rembrandt« und »Licht, Leben und Ro-
dion«. Auch lieferte er Radierungen und in Negati-
vintio ausgeführte Stiche seiner eigenen Gemälde.
Im J. 1881 begründete H. zu Bushey in Hertford-
shire, wo er seit 1878 wohnt, eine Kunstschule.
Die Frucht einer 1883 unternommenen Reise nach
Amerika war ein neues großes Ölgemälde, das
unter dem Titel »Auf dem Wege nach Westen«
Gruppen von Auswanderern aller Nationen nach
der Landung in Castle Gardens darstellt.

Herzotestonil (grob.), Befestigungs-, Verschan-
zungskunst.

Herzules, s. Hercules.

Herzshansen, Dorf in der preuss. Provinz
Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Gie-
wege, an der Werra und an der Linie Berlin-Halle-
Zebrua-Frankfurt der Preussischen Staatsbahnen,
mit 1083 Q. Dabei liegt das Schloß Augustenau der
Landgrafen von Hessen-Philippsthal-Barchfeld.

Hertlin, auch Hertlen (Friedr.), Maler der obern-
deutschen Schule des 15. Jahrh., gehört zu den Vor-
läufern des aus den Niederlanden damals heg-
reich eindringenden Realismus. Er lernte bei dem
größten Schüler der van Eyck, dem ältern Rogier
van der Weyden in den Niederlanden, ließ sich dann
aber in Ulm, später in Nördlingen nieder. Hier
wurde er 1467 Bürger. In Rothenburg an der
Tauber malte er den Altar der Jakobskirche, in
Nördlingen Szenen aus dem Leben Christi. Seine
Gemälde suchen die flandr. Vorbilder in der Cha-
rakteristik und im tiefen Ton des Kolorits zu er-
reichen, entbehren aber meist der originalen Grün-
dung. Mehreres von ihm ist im Münchener Natio-
nalmuseum. Er starb 12. Okt. 1491 in Nördlingen.

Hertshelm, Dorf im Kreise Hagenau des elsa-
söthring. Bezirks Unterelsaß, an der Jora, in der
Nähe des Zusammenflusses derselben mit der Mo-
der, an der Linie Straßburg-Lauterburg der Elsaß-
Lothringischen Eisenbahnen, zählt (1880) 1961 Q.,
wobei Viehen- und Waidbau treiben. In der Nähe
des Zusammenflusses der Jora und der Moder be-
findet sich das Waidwerk der Stadt Hagenau.

Herlossohn (Hans), Novellist und Roman-
schreiber, eigentlich Karl Georg Reginald Her-
los, geb. 1. Sept. 1801 in Prag, wandte sich 1826
nach Wien und starb daselbst arm und verlassen
im Spital 10. Dez. 1849. Die von ihm 1830 be-
gründete belletristische Zeitschrift »Der Komet« er-
schien 1848. H. veröffentlichte eine große Anzahl von
bistor. und humoristischen Romanen, Novellen und
kleinern Erzählungen. Am besten gelangen ihm

humoristische Genrebilder von geringerem Umfang. Viel gelesen wurden ihrerzeit auch seine ansprechenden »Weihnachtsbilder« (Xp. 1846; 2. Aufl. 1850). 5. 3. histor. Romane, wie »Der Ungar« (3 Bde., 1832; 4. Bde., 1850), »Der letzte Laboritz« (2 Bde., 1834; 3. Bde., 1850), »Wallensteins erste Liebe« (3 Bde., 1844), »Die Suffiten« (1843; 5 Bde., 1850), »Die Tochter des Piccolomini« (3 Bde., 1848), »Die Mörder Wallensteins« (3 Bde., 1847), haben meist wiederholte Auflagen erlebt. Seine lyrischen Gedichte sammelte er im »Buch der Liebe« (Xp. 1842; 4. Aufl. unter dem Titel »Buch der Lieder« 1857), denen nach seinem Tode noch »Reliquien in Lieder« (Herausg. von H. Wötter, Xp. 1851; 2. Aufl. 1852) folgten. Auch sind Gesamtausgaben seiner histor. Romane (12 Bde., Prag 1862—64; 3. Aufl. 1870) und seiner gesammelten Schriften (12 Bde., Prag 1865—68), sowie eine czech. Übersetzung derselben (von Jahn, Prag 1862 fg.) erschienen. Vgl. »Karl F., biographische Skizze« (Xp. 1850).

Herlufsholm, Schulanstalt im dän. Amt Sorø (f. d.).

Herm., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Hermann (Joh.), sowie für dessen Sohn Joh. Friedr.

Hermäa, Hermesfeste, f. unter Mercur.

Hermagor, Markt und Sitz eines Bezirksgerichts und einer Bezirkshauptmannschaft in Kärnten, mit 709 Q. (1881). Der Ort liegt am Ausgange des Gailthals, eines wegen seines landschaftlichen Reizes bekannten Seitenthals der Gail, und ist für Touristen ein Ausgangspunkt für Ausflüge in die südlich vorliegenden Alpen (Gartnerkofel, Eggersee).

Herman (Rubimar), namhafter Physiolog, geb. 21. Okt. 1838 in Berlin, widmete sich selbst 1855—59 dem Studium der Medizin, habilitierte sich 1865 an der Universität seiner Vaterstadt als Privatdozent der Physiologie und wurde im Herbst 1868 als ord. Professor der Physiologie an die Universität Zürich berufen. Seine Hauptarbeiten bewegen sich im Gebiete der allgemeinen Muskel- und Nervenphysiologie und der tierischen Elektrizität, in welcher er eine Anzahl neuer Anschauungen begründete. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: »Grundriss der Physiologie« (Berl. 1863; 7. Aufl., Berl. 1882), »Lehrbuch der experimentellen Zoologie« (Berl. 1874), »Untersuchungen zur allgemeinen Muskel- und Nervenphysiologie« (Berl. 1887—88). Auch gab er in Gemeinschaft mit zahlreichen Physiologen heraus das »Handbuch der Physiologie« (6 Bde., Xp. 1879—83).

Hermanarich (Hermanrich, Ermanarich), aus dem Geschlecht der Amaler, der Ermenrich (f. d.) der german. Heldensage, erscheint in der Geschichte als der mächtigste König der Greuthungen oder Ostgoten vor deren Auftreten auf röm. Gebiete. Von den Siken seines Volks aus im südl. Rußland, blickt vom Dniepr, dehnte H. im Laufe der ersten Hälfte des 4. Jahrh. n. Chr. seine Macht namentlich nordwärts über zahlreiche slaw., lett. und finn. Völker aus, sodaß seine Suprematie vom Schwarzen bis zum Baltischen Meere anerkannt war. Endlich aber, als er den Abfall der Holothen gestraft und wegen der grausamen Hinrichtung der Vattin eines ihrer Häuptlinge durch deren Bruder und Miträger schwer verwundet worden war, sah er sich, angeblich 110 J. alt, außer Stande, dem furchtbaren Einbruch der Hun-

nen zu widerstehen. Vor dem Anprall der Hunnen sank seine Macht zusammen, und um 375 n. Chr. starb H., vielleicht durch eigene Hand.

Hermanudab, ein span. Wort, welches so viel als Verbrüderung (germanitas) bedeutet. Man bezeichnet damit die Verbindungen, welche die Städte Castiliens und Aragoniens zur Aufrechterhaltung des Landfriedens gegen die Annahmungen und Räubereien des Adels schlossen. Sie wurden hierin von den Königen unterstützt, welche in diesen Verbindungen ein Mittel sahen, die Macht der übermächtigen Lehnsherrschaft zu brechen. In Aragonien entstand die erste derartige Verbindung um die Mitte des 13. Jahrh., in Castilien 1282. Im J. 1295 schlossen die Städte Castiliens und Leon eine Verbrüderung, welche jedem Abeligen, der eines Bundesgenossen beraubt oder gekränkt hatte, und nicht Genugthuung leistete oder Bürgschaft für die Beobachtung des Rechts stellen wollte, seine Forderungen zu verwehren drohte. Vollig organisiert und mit bedeutenden Vorrechten ausgestattet wurde die H. 1486 in Castilien zu einer Verbindung sämtlicher Städte behufs Aufrechterhaltung des Landfriedens. Die Stadtgemeinden waren zu Heer und ernannten Richter in verschiedenen Gegenden des Reichs. Die Störer des Landfriedens wurden von der bewaffneten Macht aufgejagt, vor die Richter geführt und bestraft. Weber Rang und Stand schätzten gegen die H., die damals das Asylrecht der heiligen erhielt, und selbst das Asylrecht der Kirchen galt ihr gegenüber nicht. Der Adel lehnte sich zwar gegen die H. auf, doch vergebens, da der König dieselbe schützte. Auch in Aragonien wurde 1488 die H. förmlich organisiert. Gegen die Mitte des 16. Jahrh. wurde die heilige H. zu einer bloßen Gendarmerie, die, in die verschiedenen Bezirke des Königreichs Castilien und Leon verteilt, über die Sicherheit der Straßen außerhalb der Städte wachte, aber nicht eher eingriff, bis die strafbare That geschehen war.

Hermanfrid, letzter König der Thüringer, hatte mit seinen Brüdern Baderich und Berthar das Reich seines Vaters Basinus geteilt, welches vom Harz bis zur Donau reichte. Nachdem er auf Anstiften seiner Gemahlin Amalaberga, einer Richterin Theodorichs d. Gr., Berthar getötet, überwältigte er auch Baderich mit Hilfe der Franken. Da er ihnen aber das versprochene Land nicht abtreten wollte, verbündeten sie sich gegen ihn mit den Sachsen und besiegten ihn 531 in der blutigen Schlacht bei Scheidungen an der Unstrut. Die Leichen der Erschlagenen sollen eine Brücke über den Fluß gebildet haben. H., welcher gefangen war, wurde in Zülzich von der Burgmauer gestürzt, sein Reich aber, mit Ausnahme des den Sachsen zufallenden Strichs zwischen Bode und Unstrut, mit dem austrupischen Frankenreiche vereinigt.

Hermann, richtiger Herman, althochd. Heri, Hariman, d. h. Kriegsmann, ein jetzt sehr gebräuchlicher deutscher Eigennamen, konnte nur aus Unkenntnis der Geschichte der deutschen Sprachlaute seit Klopstock auf den Eherufstürften Armin übertragen werden, welchen die röm. Schriftsteller einstimmig Arminius (die Griechen Armenios) nennen. Dieser war im J. 17 oder 16 v. Chr. geboren und der Sohn eines herust. Häuptlings Segimer. Er trat frühzeitig mit seinem Bruder Flavus in röm. Kriegsdienst, erwarb sich als Führer herust. Hilfstruppen, wohl in den Kriegen

gegen die aufständischen Pannonier und Dalmatier (6 und 8 n. Chr.), das röm. Bürgerrecht und die Ritterwürde, und gewann Kenntnis der lat. Sprache und einen tiefern Einblick in die röm. Kriege- und Staatskunst. Als er nach Deutschland heimkehrte, während Flavus unter den Römern zurückblieb, fand er den kurz vorher nach Germanien gesandten röm. Statthalter Quintilius Varus (f. d.) seit dem Sommer 7 n. Chr. damit beschäftigt, die niederdeutschen Länder zwischen Rhein und Weser in eine röm. Provinz zu verwandeln. Armin faßte den Plan, von solchem Drude und von der Gefahr der Romanisierung sein Vaterland zu befreien. Das konnte nicht durch Besiegung, sondern nur durch Vernichtung des röm. Heers geschehen, war aber unmöglich in offener Erhebung gegen eine ausgesuchte und erprobte Armee, welche überdies durch ein System von Straßen und Befestigungen sich auf die wohlgeschützte Rheinlinie stützte. Deshalb brauchte Armin dieselben Künste, welche er den Römern selbst abgelernt hatte. Varus wurde, als er im Sommer des J. 9 n. Chr. mit drei Legionen und einer Anzahl Hilfstruppen, etwa 25 000 Mann, an der Weser in der Gegend von Minteln stand, durch Armin und dessen Freunde listig in falsche Sicherheit gewiegt; vergeblich warnte ihn Segest, der Führer der röm. Partei unter den Eheruslern. Um zunächst die auf Betrieb Armins aufgestandenen Bewohner eines abgelegenen Landstrichs (wahrscheinlich in Hessen) zu züchtigen, zog das röm. Heer auf dem Marsche von der Weser zu Anfang des September mit einem großen Troß von Wagen, Sanntieren, Aechten, Weibern und Kindern in südwestl. Richtung und kam in das unwegsame Waldgebirge des Teutoburgerwaldes (f. d.), wo es, plötzlich von allen Seiten her durch die Scharen der Deutschen angegriffen, nach einem dreitägigen Kampfe vollständig vernichtet wurde. Die Besatzung von Aliso (f. d.) mit einer Anzahl Flüchtlingen vom Heere des Varus schlug sich durch. Die Feste selbst wurde erobert. Die Kunde dieses Schlags erregte in Rom die höchste Bestürzung; die weltgeschichtliche Folge desselben war von jeher der Römer die Aufgabe des Plans, die Elbe zur Grenze des röm. Reichs zu machen. Die Deutschen verfolgten ihren Sieg nicht weiter, während die Römer sich in den nächsten Jahren darauf beschränkten, die Rheingrenze zu sichern.

Andern Sinnes war Germanicus (f. d.), dem August noch kurz vor seinem Tode (im J. 14) den Oberbefehl am Niederrhein im J. 18 n. Chr. übertragen hatte. Mehr Feldherr als Politiker, lodte ihn der Siegesruhm und der Wunsch, dem schwer getränkten röm. Nationalgefühl Genugthuung zu verschaffen, auch wohl die Absicht, das Werk seines Vaters Drusus in Deutschland zu erneuern, zu neuen großartigen Feldzügen, welche Armins Kraft und Befähigung auf die härteste Probe stellten.

Noch im Herbst des J. 14 führte Germanicus einen Nord- und Brandzug nach dem Lande zwischen der obern und mittlern Lippe und Ruhr gegen die Marßen aus, konnte sich jedoch auf der Heimkehr nur mit Mühe durchschlagen. Im folgenden Jahre vermaßte er das Land der Ratten, deren Hauptort Mattium (vielleicht Raben bei Gudeberg) er einschloß. Auf dem Rückmarsch nach dem Rhein trafen bei ihm Gesandte von Segest ein, der die Römer gegen Armin zu Hilfe rief. Nach dem Siege im Teutoburgerwalde nämlich hatte Armin

die schon an einen andern verlobte Tochter Segests, Thusnelba (wahrscheinlich röm. Entstellung aus Thurfinhilba), entführt, war darauf von Segest gefangen, aber wieder befreit worden, wohl nachdem Anhänger Armins sich des Segest bemächtigt hatten. Darauf hatte Segest Thusnelba in seine Gewalt gebracht und auf seine Burg geführt, wurde nun aber von Armin belagert. In dieser Not schickte Segest jene Gesandten an Germanicus, darunter seinen eigenen Sohn Segimund, und ließ ihn bringend um Hilfe bitten. In raschem Zuge lehrte daher Germanicus um und entsehte Segest. So kam mit letztem und einer großen Anzahl seiner Verwandten und Freunde auch Thusnelba zu den Römern und gebar kurz darauf in röm. Gefangenschaft einen Sohn, den man Thumelicus nannte. Segest wurde zwar hoch geehrt, mußte aber zwei Jahre später in Rom zusehen, wie Segimund und Thusnelba mit ihrem Kinde den Triumphzug verherrlichten. Die Wegführung der Thusnelba entstammte Armins Ungeßam aufs höchste, und aufs neue rief er die Eherusler und die Nachbarvölker unter die Waffen. Germanicus drang dagegen mit seiner ganzen Macht, etwa 80 000 Mann, in drei Abteilungen auf verschiedenen Wegen (er selbst zu Schiffe vom Rhein durch die Pfälz, die Jadersee, die Nordsee und dann die Ems aufwärts) nach der mittlern Ems vor, besuchte dann die Schlachtfelder des Varus im Teutoburgerwalde und befestigte die noch unbegrabenen Gebeine der Römer. Dann brach er gegen Armin auf, der sich jedoch vor der überlegenen Macht in Wald- und Sumpfland zurückzog, bis er die Gelegenheit erfaß, den nachrückenden Römern an einem nicht mehr näher bestimmbaran Punkte so wirksam die Spitze zu bieten, daß nach der Niederlage der Reiterei und der Hilfsabtheilen die Legionen nur mit Mühe das Schlachtfeld behaupteten und der Rückzug angetreten werden mußte. Auf diesem wurde die Abtheilung des Cäcina von den Deutschen unter Armin hart bedrängt und entging der vollständigen Vernichtung nur dadurch, daß das Ungeßam Inguomercs, des Cheims Armins, den wohlberathenen Plan des letztern vereitelte.

Noch großartigere Vorbereitungen traf Germanicus für den Feldzug des J. 16 n. Chr. Mit 1000 Schiffen lief der röm. Feldherr im Juni in die Ems ein, marschierte von der untern Ems nach der Porta Westphalica (Minden), dann aufwärts an dem linken Ufer der Weser, wo bereits am entgegengegesetzten Ufer Armin mit dem deutschen Heere die Feinde erwartete. In dieser Gegend, zwischen Hameln und Minteln auf dem Felde Idistavius (f. d.), ward nun die größte Schlacht der Römer in Deutschland geschlagen. Diese ging den Deutschen verloren, weil wiederum ihr Ungeßam, ihr Mangel an taktischer Übung und Kriegsgewand die Befehle Armins durchbrach; aber selbst der Untergang von mindestens einem Drittel ihrer Mannschaft beugte ihren Mut so wenig, daß sie, durch neuen Zugzug verstärkt, in geringer Entfernung, nach einigen unterhalb der Porta Westphalica auf dem linken Ufer der Weser, nach andern an dem sog. Steinbuder Meer, zwischen Sumpf und Gebirge und auf engem Raume Mann gegen Mann kämpfend, den Römern eine zweite blutige Schlacht lieferten, in welcher diese zwar siegten, aber doch nur den ungeführten Rückzug erlitten. Schwerere Verluste noch erlitt der auf der Flotte heimkehrende Hauptteil des röm.

Heers durch heftige Stürme und Unwetter. Gleichwohl unternahmen die Römer noch im Herbst desselben Jahres zwei starke Vorstöße gegen die Ratten und Marsen, ein Beweis, daß die Germanen zwischen Rhein und Elbe keineswegs schon niedergeworfen waren. Germanicus hoffte zwar im nächsten Jahre den Krieg zu beendigen, aber der Kaiser Tiberius rief ihn nach Rom zurück, wo er ihn im J. 17 einen glänzenden Triumphzug feiern ließ und mit Ehren überhäufte.

Rein röm. Heer wagte seitdem wieder, vom Rheine nach dem innern Deutschland vorzubringen, und Armin's Verdienst war es hauptsächlich, diesen für Deutschlands Zukunft entscheidenden Erfolg errungen zu haben. Kaum war indes der äußere Feind vertrieben, als die Kämpfe unter den Deutschen selbst wieder um so heftiger ausbrachen. Mit römischer, durch einen längern Aufenthalt in Rom selbst erlernter Kriegs- und Herrschungskunst hatte der Marcomanne Marobd (s. d.) in Böhmen ein mächtiges, bis zur Ostsee ausgebreitetes Reich gegründet. Er hatte im J. 6 n. Chr., als die Gelegenheit sich bot, in Verbindung mit den aufständischen Dalmatiern und Pannoniern die Römer für immer von Deutschlands Grenzen zu entfernen, einen für ihn vorteilhaften Frieden vorgezogen, nachmals den von Armin ihm zugesandten Kopf des Varus den Römern angedankt und dem Kampfe gegen Germanicus teilnahmslos zusehene. Jetzt, als Armin den deutschen Völkern als leuchtender Hirt der deutschen Freiheit erschien, fielen die dem Marcomannenreiche unterworfenen Semnonen und Longobarden ab und wandten sich zu Armin, während dagegen dessen Onkel Jugurmon mit seinem Anhang zu Marobd ging, weil er es nicht ertragen konnte, auch im Frieden unter dem Joch zu stehen. Daraus entspann sich ein Krieg, und wahrscheinlich im J. 17 trafen (im heutigen Königreich Sachsen) die Heermassen Armin's und Marobd's aufeinander, beide fast gleich stark und durch die langjährigen Kämpfe unter den kriegshunigen Führern schon an kunstgemäßere Kriegsführung gewöhnt. Die Schlacht selbst blieb zwar unentschieden, indem beide rechte Flügel geschlagen wurden, aber Marobd zog sich zurück und mußte, als jetzt noch weitere Scharen ihn verließen und der eink von ihm vertriebene Gothone Catualda ihn mit Erfolg in Böhmen selbst angriff, 19 n. Chr. bei den Römern Hilfe suchen, die ihn Ravenna zum Wohnort anwiesen, wo er nach 18 Jahren ruhmlos starb. Auch Armin überlebte Marobd's Fall nicht lange. Wie es scheint, wollte er auch im Frieden die Obermacht bewahren und erlag in einem darüber ausgebrochenen Kampfe schon im J. 21 der Hinterlist seiner Verwandten in einem Alter von 37 Jahren. Weib und Kind hatte Armin nie wieder gesehen, und es fehlt überhaupt jede Nachricht über ihr weiteres Schicksal. Nur so viel weiß man, daß schon im J. 47 vom cherusk. Fürstentum nur noch der einzige Italicus, ein Sohn von Armin's Bruder Flavus, übrig war, den das Volk der Cherusker sich von den Römern zurückerbte und erhielt. Das würdigste Denkmal hat dem Armin Tacitus in seinen Werken gesetzt. Ein großartiges Denkmal von Ernst von Bandel wurde 1875 enthüllt. (S. Hermann's Denkmal.)

Vgl. Roth, »H. und Marobd« (Stuttg. 1817); Rahmann, »Arminius Cheruscorum dux ac decus, liberator Germaniae« (Leugo 1839); Effelen,

»Das röm. Kastell Aliso, der Leutoburgerwald und die Pontes-Longi« (Hannov. 1857); derselbe, »Über den Ort der Varusschlacht« (Hannov. 1863); derselbe, »Das Varianische Schlachtfeld im Kreise Bohlen« (Berl. 1874); Gieseler, »Über die Varianische Schlacht« (Münch. 1854); Reinking, »Die Kriege der Römer in Germanien« (Münch. 1863); von Biersheim, »Der Feldzug des Germanicus an der Weser 16 n. Chr.« (Epp. 1850); derselbe, »Geschichte der Völkerwanderung« (Bd. 1, Epp. 1859; 2. Bd. 1880); Sondermühlen, »Aliso und die Gegend in Germaniaschlacht« (Epp. 1875); Wöttger, »H. d. Cheruskerfürst« (Hannov. 1874).

Hermann, Gegenkönig Kaiser Heinrichs IV. Graf von Luxemburg, wurde 1081 von der päpstlichen Partei unter den deutschen Fürsten und besonders von Sachsen als Gegenkönig gegen Heinrich IV. aufgestellt und zu Weihnachten in Goslar gekrönt. Sein Anhang schmolz aber rasch zusammen, als der Kaiser aus Italien zurückkam, und er konnte trotz seines Sieges bei Bielefeld 11. Jan. 1086 sich nicht einmal in Sachsen halten. Er zog sich, wie es scheint, ohne abgedankt zu haben, in die Heimat zurück und fiel dort 28. Sept. 1088 bei der Bestürmung einer Burg.

Hermann I., Pfalzgraf von Sachsen und Landgraf von Thüringen, war der Sohn des Landgrafen Ludwig des Eisernen und der Juditha, der Tochter des Herzogs Friedrich von Schwaben, des Bruders Kaiser Friedrichs I. Im Verein mit andern Fürsten zog H. und sein Bruder Ludwig III. gegen den geachteten Heinrich den Löwen, der sie als 1180 zurückschlug und ihnen auf dem Tische mit Thüringen folgte. Infolge einer unzeitig eingetretenen Schlacht (15. Mai 1180) wurden sie von Heinrich gefangen genommen, der sie jedoch 1181, zu von Kaiser Friedrich I. einen billigeren Frieden zu erlangen, wieder freiließ. Auf dem Reichstage zu Worms 1181 erhielt darauf H. die pfälzgräfliche Würde in Sachsen, auf welche sein Bruder Ludwig verzichtete, und hatte seitdem seinen Sitz auf der Rennsburg an der Unstrut, dem jetzigen freiburger Schloß. bis er nach seines Bruders Ludwig III. Tode 1191 als Landgraf von Thüringen die Wartburg besaß. Kaiser Heinrichs VI. Absichten auf Thüringen wußte er durch energische Maßregeln zu vereiteln. Mit gleicher Entschlossenheit und gleichem Eifer widerstand er sich 1194 den Annäherungen des Erzbischofs Konrad von Mainz und des Abtes von Fulda. Dadurch aber, daß er in den Kriegen nach Heinrichs Tode (1198—1208) bald mit Rhäz von Schwaben, bald mit Otto IV. von Braunschweig im Bunde war, zog er seinem Lande so große Verwüstungen zu, daß der Erwerb von Rochhausen, Mühlhausen, Saalfeld, des Schlosses Renis und des Bezirks an der Orla nicht für Krieg gerechnet werden konnte. Als endlich Otto allem Kaiser war, versammelte H. eine Anzahl deutscher Fürsten und Grafen in Nürnberg, welche den vom Papste Innocenz III. ausgegangenen Vorstoß Otto abzuweisen und Friedrich von Sicilien zu wählen, zum förmlichen Beschluß erhoben. Schon hatten darauf die Truppen Ottos IV. sich der Städte Nordhausen und Mühlhausen bemächtigt und viele von H.'s Vasallen sich gegen ihn aufgelegt, als ihn Friedrichs II. schnelles Einrücken in Deutschland rettete.

Mitten unter den kriegerischen Beschäftigungen vernachlässigte H. jedoch keineswegs die Künste des

Friedens. Sein Leben fällt in das goldene Zeitalter der deutschen Poesie. S. Name selbst steht mit in den Reihen der Minnesänger, die er gern an seinem Hofe aufnahm. Schon als er noch Pfalzgraf von Sachsen war, hatte er deren mehrere um sich versammelt. Ihre Zahl mehrte sich, als er seinen Sitz auf die Wartburg verlegte. Groß war S. Einfluß auf die Poesie seiner Zeit, und die berühmtesten Sänger an seinem Hofe haben auch sein Andenken verewigt. Unter ihm fand angeblich 1207 jener berühmte poetische Wettkampf statt, der unter dem Namen des Wartburgkriegs (s. d.) bekannt ist. S. war zweimal verheiratet. Durch seine Tochter erster Ehe, Jutta, die er mit dem Markgrafen Dietrich von Meißen vermählte, wurde er Großvater Heinrichs des Erlauchten. Seine zweite Gemahlin, Sophia, eine Tochter des Herzogs Otto d. Gr. von Bayern, gebar ihm Ludwig, seinen Nachfolger in der Regierung und Gemahl der heil. Elisabeth (s. d.). Heinrich Raspe (s. d.), Gegenkönig Konrads IV., Irmenegard, die sich nachmalig mit dem Grafen von Anhalt vermählte, und Agnes, die nachherige Gemahlin des kät. Herzogs Heinrichs des Grafsamen von Meiningen, auf welche die Liebe zur deutschen Poesie übergegangen war. S. starb zu Gotha auf der Reise 25. April 1217 und wurde im Kloster auf dem Berge vor Eisenach begraben. — Hermann II., sein Enkel, succedirte in den Hess. Ämtern und starb 1241.

Hermann (Graf von Weib), Erzbischof und Kurfürst von Köln, berühmt durch seine Vianierung zur Reformation. Geboren 14. Jan. 1477 zu Weib, erwähnt 1515, in sein Amt eingeführt 1518, wirkte er für die Wahl Kaiser Karls V. und trünte denselben 1590 zu Aachen. Auf dem Reichstage zu Worms 1521 eiferte er vorzugsweise noch gegen die Aker und wirkte für die Akerklärung Kathols. Als 1540 versagte er mit Fanatismus die Protestanten. Dann aber, von Bucer für die neue Lehre gewonnen, ließ er diese mit wachsendem Eifer in seinem Sprengel verbreiten. Der Widerstand seiner Gegner, zumal der Reichheit des Domkapitels, brachte es jedoch dahin, daß der Kaiser ihn mit der Aker bedrohte und der Papst im April 1546 ihn in den Bann that, unter Androhung seiner Unterthanen von dem Gehorsam. Als hierauf der Kaiser den Koadjutor Wolf von Scharnburg, dem abgesetzten S. gegenüber, als höchste Landesautorität anerkannt wissen wollte, brach ein Zwiespalt aus, der Anfang 1547 in Bürgerkrieg überzugehen drohte. Die prot. Fürsten hatten zwar ihren Beistand zu Gunsten S. zugesagt; da sie aber eben damals ihre ganze Macht zum Entscheidungskampf mit dem Kaiser (in der Schlacht bei Mühlberg im April 1547) zusammenhalten mußten, so ließ sich S., schwach und kleinstädtig, zur Nachgiebigkeit bestimmen. Er resignierte 23. Febr. 1547, zog sich in die Grafschaft Weib zurück und starb daselbst 15. Aug. 1559.

Hermann IV., Landgraf von Hessen, geb. 5. (15. Aug. 1607 als Sohn des Landgrafen Moriz von Hessen-Rassel, war am linken Fuße lahm und wurde daher zum Gelehrten erzogen; namentlich hatte er Neigung zur Mathematik und zu den Naturwissenschaften. Nach dem Tode seines ältern Bruders Philipp 1626 führte er die Vormundschaft über seine jüngern Geschwister. Er starb 4. April 1658 zu Korbach. Von seinen Schriften sind die wichtigsten: »Observationes historico-mathema-

ticae» (1635), »Deutsche Chronologie» (Gießen 1637), »Historia meteorologica» (Rassel 1651).

Hermann von Frislar, ein deutscher Mystiker des 14. Jahrh., verfaßte ein Buch: »Der Heiligen Leben», welches aus der einzigen, in Heidelberg vorhandenen, 1243—49 geschriebenen Handschrift herausgegeben wurde von J. Pfeiffer: »Die deutschen Mystiker des 14. Jahrh.» (Bd. 1, 2, 1845). Dies Werk enthält in 90 Abschnitten Predigten auf die Tugenden Gottes und wirklich 70 der geistlichen Heiligen. Jeder Abschnitt enthält neben einer längern und vollständigen Lebensbeschreibung des betreffenden Heiligen am Anfang oder am Ende die Grörterung wichtiger Fragen. Die Sprache ist einfach, klar und bestimmt, die Gedanken von seltener Tiefe und seinem myst. Verständnis.

Hermann, Abt von Riebertal 1248—78, hinterließ eine Reihe geschichtlicher Aufzeichnungen über ältere und jetzigen Ereignisse der bayr. und deutschen Geschichte, mit Bemerkung wichtiger Ereignisse aus dem damaligen Streit zwischen Kaiser und Papst. Sie sind mit den Fortsetzungen anderer von Jaffe in den »Monumenta Germaniae historica» (Bd. 17 und 24) herausgegeben. In hohem Alter legte er sein Amt nieder und starb 1275.

Hermann von Reichenau, genannt der Lahme (Contractus), Historiker, geb. 18. Juli 1013, gest. 24. Sept. 1064, stammte aus einem schwäb. Grafengeschlecht und wurde im Kloster Reichenau gebildet, wo er nachmalig Abt ward. S., einer der gelehrtesten Männer seines Jahrhunderts, zeichnete sich vorzüglich durch mathematische, astron. und musikalische Kenntnisse aus und war sehr gewandt in lat. (rhetorischer und metrischer) Poesie. Sein wichtigstes Werk ist sein »Chronicon», das bis 1064 reicht, von seinem Schüler Berthold fortgesetzt und die Grundzüge vieler anderer Werke wurde. Mit der Fortsetzung wurde es am besten von Berthold in den »Monumenta Germaniae historica» (Bd. 5, Hannu. 1844) herausgegeben und von Robbe (Berl. 1861) überf. Unter den von ihm verfaßten Kirchengesängen sind vorzüglich »Salve regina» und »Alma redemptoria» hervorzuheben. Vgl. Warmann, »Zur Geschichtsschreibung und Sittenlehre S. von Reichenau» in »Theol. Studien und Kritiken» (1860); Hans Jacob, »Hermann der Lahme von Reichenau» (Mainz 1875).

Hermann von Sachsenheim, deutscher Dichter des 15. Jahrh., Verfasser der allegorischen Dichtung »Die Älerin» (Älerin), schwäb. Mitter, lebte in Konstanz und starb 1458 in hohem Alter. Seine Werke wurden 1879 von G. Martin in den »Publikationen des Stuttgarter Vereins» (Nr. 187) aufs neue herausgegeben.

Hermann von Salza (Hochmeister des Deutschen Ordens), s. Salza.

Hermann von Bartberg, Kaplan der livl. Landmeister etwa seit 1558, verfaßte eine lat. Chronik des Deutschen Ordens in Livland, für die ältere Zeit mit Benutzung der Chronik Heinrichs von Lettland, der livl. Reichschronik und kleinerer Annalen, für die spätere (bis 1578) aus seiner eigenen Kenntnis der Ereignisse, an welchen er selbst vielfach beteiligt gewesen war. Die Chronik wurde von C. Streblé aufgefunden und in den »Scriptores rerum Prussicarum» (Bd. 2) mit wertvollen Beilagen herausgegeben, auch überf. (Berl. und Bresl. 1864).

Hermann (Friedr. Benedikt Wilh. von), Nationalökonom und Statistiker, geb. 5. Dez. 1795 zu Dintelsbühl, arbeitete erst als Gehilfe in einem Rechnungsamt, widmete sich aber später, nachdem er die Gymnasialbildung nachgeholt, zu Erlangen und Würzburg dem Studium der Mathematik und Naturwissenschaften. Seit 1817 leitete er mit einem Freunde eine Privaterziehungsanstalt in Nürnberg, bis er 1821 Lehrer der Mathematik am Gymnasium zu Erlangen wurde, worauf er sich 1823 als Privatdocent im Kameralfach an der dortigen Universität habilitierte. Später wurde er Professor der Mathematik am Gymnasium und an der Polytechnischen Schule zu Nürnberg, 1833 ord. Professor der Staatswirtschaft an der Universität zu München, dann auch Ministerialreferent und 1845 Ministerialrat im Ministerium des Innern. Im J. 1848 ging H. als Abgeordneter der Stadt München zur Nationalversammlung nach Frankfurt, wo er mit Bedlicher und Somaruga die großdeutsche Partei organisierte und von derselben im März 1849 mit den Genannten nach Wien geschickt wurde. Im J. 1855 wurde er zum Staatsrat im ordentlichen Dienst ernannt. Bereits 1839 hatte er die Leitung des statistischen Bureau erhalten, dessen Erhebungen er in «Beiträgen zur Statistik des Königreichs Bayern» (Bd. 1—13, Münch. 1850—65) veröffentlichte. Er starb zu München 23. Nov. 1868. H. veröffentlichte namentlich: «Staatswirtschaftliche Untersuchungen» (Münch. 1832; 2. Aufl. 1870), ein Werk, das ihn auf dem Gebiete der staatswirtschaftlichen Literatur einen bleibenden Namen sichert; ferner «Lehrbuch der Arithmetik und Algebra» (2. Aufl., Nürnberg. 1845), «Über polytechnische Institute» (2 Bände, Nürnberg. 1826—28), «Die Industrieausstellung in Paris 1839» (Nürnberg. 1840).

Hermann (Joh.), Naturforscher, geb. 31. Dez. 1738 zu Barr bei Straßburg, gest. als Professor der Medizin in Straßburg 4. Okt. 1800, veröffentlichte außer zahlreichen zool. Abhandlungen namentlich «Tabula affinitatum animalium» (Straßb. 1783). — Von seinem Sohn **Johann Friedrich H.**, geb. 1768, gest. 1793, erschien ein «Memoire aptérologique» (1804).

Hermann (Joh. Gottfr. Jak.), ausgezeichnete deutscher Philolog, geb. 28. Nov. 1772 zu Leipzig, zeigte schon frühzeitig entschiedene Neigung für die altclassische Literatur, die durch den Privatunterricht Jägers, des nachherigen berühmten Rectors in Pforta, so weit genährt und gefördert ward, daß er bereits im 14. Jahre (1786) seine akademischen Studien beginnen konnte. Wiewohl er nach dem Wunsch seines Vaters, der Senior des Leipziger Schöppenstuhls war, dem Rechtsstudium sich widmete, blieb doch die Neigung zum Altertum vorherrschend. Die frühzeitige Bekanntschaft mit den Schriften Kants veranlaßte ihn, 1793 nach Jena zu gehen und hier Reinhold zu hören. Doch schon nach einem Semester lehrte er nach Leipzig zurück. Nachdem er sich hier 1791 als Privatdocent habilitiert hatte, wurde er 1798 außerord. Professor der Philosophie; 1803 ord. Professor der Vereiniungsteil, 1809 auch Professor der Poesie. In dieser Stelle wirkte er bis zu seinem Tode, welcher am 31. Dez. 1818 erfolgte.

H. war nicht nur ein gefeierter akademischer Lehrer und Schriftsteller und der kräftigste Vertreter des Humanismus neuerer Zeit, sondern auch ein

durch edle Freimütigkeit und Wahrheitsliebe ausgezeichnete Charakter, der sich eine seltene Keuschheit und Frische bis ins hohe Alter bewahrte. Seine Vorlesungen zeichneten sich durch Lebendigkeit, Vortrag, Klarheit, Schärfe und Bestimmtheit der Darstellung wie durch eine unübertroffene Methode aus und zogen stets einen großen Kreis herbei, aus denen viele ausgezeichnete Lehrer an Schulen und Universitäten hervorgingen. Besonders strebte H., durch die 1799 gekürzte Griechische Gesellschaft, sowie durch die Übernahme des Directoriums des Philologischen Seminars 1834 vor engern Kreisen das eigene Urteil der Schüler zu wecken und zu schärfen und die Klarheit und Geschmack zu verbreiten. Das Selbststudium er zucht auf neue Weise und selbstständig behaupten begann, war die Metrik, indem er gerade bloß histor. Weg als unzureichend verließ und wissenschaftliche Theorie derselben aus der kritischen Lehre von den Kategorien konstruierte. Die Grundsätze hierüber sind entwickelt in den berühmten Werken: «De metris Graecorum et Romanorum poematum» (Erg. 1796), «Handbuch der Metrik» (Erg. 1799), «Elementa doctrinae metricae» (Erg. 1816), «Epitome doctrinae metricae» (Erg. 1818; 2. Aufl. 1844) und «De metri Pindari» an der Heynischen Ausgabe des Pindar (2. Aufl., 3 Bde., Erg. 1817). Nach ihm und seinen Folgen war die von ihm begründete neue Behandlung der griech. Grammatik, die eine bessere Gestaltung der Grammatik der lateinischen und selbst der neuern Sprachen, namentlich der deutschen, Einfluß hatte. Außer mehreren andern Abhandlungen gehört besonders hierher die «emendanda ratione Graecae grammaticae» (1801), sowie die gebaltreichen Zusätze und Ergänzungen zu Wigers Werk «De Graecae dictionis libris» (Erg. 1802; 4. Aufl. 1834) und die «Libri de particula &c» (Erg. 1831). Die hier entfaltete Schärfe und Bestimmtheit finden sich wieder in den zahlreichen Bearbeitungen der Alten, besonders in griech. Tragikern, indem er die von Cramer benutzte Ausgabe des Sophokles seit 1823 vollständig die neuen Auflagen mehrerer Stücke besorgte, fast sämtliche Tragödien des Euripides, ferner die Aristophanes «Nubes» (Erg. 1799; 2. Aufl. 1800), die «Orphica» (Erg. 1805), die Homerischen Epiken (Erg. 1806), des Plautus «Trinummus» (Erg. 1800) und «Bacchides» (Erg. 1845), die Komödie des Aristoteles «De arte poetica» (Erg. 1802), die Version des Theon (Erg. 1808) und den Grammatiker Dros Stratonicensis (Erg. 1812) kritisch, teils grammatisch und ergeußlich behandelte. Erst nach seinem Tode konnte die Ausgabe der griech. Poesiker, Dion und Moschus (Erg. 1811) und die Bearbeitung des Aeschylus erscheinen, dem er ein unablässiges Studium gewidmet war. Moritz Haupt gab die Tragödien des Aeschylus samt deren Fragmenten (2 Bde., Erg. 1852) in einer völlig neuen Recension, auszeichneten mit reichen, vorzugsweise kritischen Kommentaren, die H. zum größern Teil druckfertigen Nachlaß her aus. Seine kleinern Aufsätze und Programme hat er in den «Opuscula» (8 Bde., Erg. 1827—77) zusammengestellt; darunter finden sich auch die verschiedenen Veranlassungen verfaßten Oden abzuhandeln, die einen röm. Geist atmen.

Da H. in allen seinen Vorlesungen die Kenntnis der Sprache als den einzig sichern

bezeichnete, um zu einer klaren Anschauung des geistigen Lebens der Alten Welt zu gelangen, so konnte es nicht fehlen, daß von einer andern Seite sich Stimmen erhoben, welche ihm eine einseitige Auffassung und Nüchternheit vorwarfen und ihn selbst der Vernachlässigung des realen Theils der Philosophie beschuldigten. Er war darüber mit Böckh und O. Müller in einen Streit verflochten, der ihn zur Bekanntmachung der Schrift »Über Böckhs Behandlung der griech. Inschriften« (Epp. 1826) veranlaßte. Mehr freundlich war der Austausch entgegengesetzter Ansichten über das Wesen und die Behandlung der alten Mythologie zwischen ihm und Creuzer, hervorgerufen zunächst durch H.s Programm »De mythologia Graecorum antiquissima« (Epp. 1807), weiter ausgeführt in den »Briefen über Homer und Hesiodus« von ihm und Creuzer (Heidelb. 1818).

Vgl. Jahn, »Gottfried H. Eine Gedächtnisrede« (Epp. 1849); Ameis, »Gottfried H.s pädagogischer Einfluß: sein Beitrag zur Charakteristik des altklassischen Humanismus« (Jena 1850). Eine gründliche Würdigung H.s gibt Böckh, »Gottfried H. Zu seinem 100jährigen Geburtstage« (Heidelb. 1874).

Konrad H., der Sohn des vorigen, geb. 30. Mai 1819 in Leipzig, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf der Thomasschule daselbst, studierte 1837—40 in Leipzig und Berlin, habilitierte sich 1849 als Privatdocent der Philosophie an der Universität Leipzig und wurde 1860 außerordentlicher, 1881 ord. Honorarprofessor daselbst. Die wichtigsten seiner Werke sind: »Grundriß einer allgemeinen Ästhetik« (Epp. 1857), »Philos. Grammatik« (Epp. 1858), »Geschichte der Philosophie in pragmatischer Behandlung« (Epp. 1867), »Philosophie der Geschichte« (Epp. 1870), »Die Ästhetik in ihrer Geschichte und als wissenschaftliches System« (Epp. 1875), »Die Sprachwissenschaft nach ihrem Zusammenhange mit Logik, menschlicher Geistesbildung und Philosophie« (Epp. 1875), »Der Gegensatz des Klassischen und des Romantischen in der neuern Philosophie« (Epp. 1877), »Hegel und die logische Frage der Philosophie in der Gegenwart« (Epp. 1878), »Die deutschen Studenten. Ein dramatisches Gedicht« (Epp. 1877).

Hermann (Karl Friedr.), Altertumsforscher, geb. 4. Aug. 1801 zu Kranitz a. M., erhielt seine Gymnasialbildung in seiner Vaterstadt und zu Weiburg, widmete sich seit 1820 zu Heidelberg und Leipzig philol. Studien, unternahm dann eine wissenschaftliche Reise nach Italien und habilitierte sich 1826 in Heidelberg. H. ging 1833 als ord. Professor der Philologie nach Marburg, wo er 1841 zum zweiten Bibliothekar ernannt wurde und als Direktor des philol. Seminars für die Bildung tüchtiger Gymnasiallehrer wirkte. Er folgte 1842 einem Ruf als Professor und Direktor des philol. Seminars nach Bonn, wo er sich als akademischer Lehrer ebenfalls einen sehr einflußreichen Ruf erworben hat, aber bereits 31. Dez. 1855 starb. Seinen Ruf als Philolog begründete er mit der vorzüglichen Bearbeitung von Lucians Buch »De conscribenda historia« (Frankf. 1828). Am meisten Verbreitung unter seinen Arbeiten erhielt wohl das treffliche »Lehrbuch der griech. Antiquitäten«, welches in drei Theilen die Staatsaltertümer (Heidelb. 1841; 5. Aufl. von Bähr und Stark, 1875), die gottesdienstlichen Altertümer (Heidelb. 1846; 2. Aufl., besorgt von Stark, 1868) und die Privataltertümer (Heidelb. 1852; 3. Aufl.,

von Blümner, 1882) behandelt. Ein besonderes Studium widmete er dem Plato, wie die »Geschichte und System der Platonischen Philosophie« (Bd. 1, Heidelb. 1839) und die Ausgabe der Platonischen Dialoge (6 Bde., Epp. 1851—52) bezeugen. Auch von den Satiren des Juvenal (Epp. 1854) und des Persius (Epp. 1854) lieferte er Textrecensionen. Außerdem veröffentlichte er »Gesammelte Abhandlungen« (Bd. 1, 1849) und die nach seinem Tode von Schmidt herausgegebene »Kulturgeschichte der Griechen und Römer« (2 Bde., Bött. 1857—58). Vgl. Lechner, »Zur Erinnerung an Karl Friedrich H.« (Berl. 1864).

Hermann (Karl Heinr.), Historienmaler, geb. zu Dresden 6. Jan. 1802, machte hier seine ersten Studien, die er seit 1821 in München und in Düsseldorf unter Cornelius fortsetzte. Mit Gökenberger und Förster malte er die Fresken in der Aula der Universität zu Bonn. Später begleitete er Cornelius wieder nach München, wo er mehrere Kartons desselben in Fresko ausführte, z. B. in der Olympe und in der Ludwigskirche, in welcher letztern die Bilder der Auferstehung, der Verkündigung und der vier Kirchenväter von ihm entworfen und gezeichnet sind. Unter seinen eigenen Kompositionen ragen am meisten hervor die Fresken von Eichenbach »Parzival« im Königsbau, das schöne Deckengemälde der prot. Kirche und eins der Bilder aus der bayr. Geschichte in den Arkaden des Hofgartens, den Sieg Kaiser Ludwigs des Bayern bei Ampfing darstellend. H. wurde 1844 nach Berlin berufen, um die berühmten Entwürfe Schinkels für die Vorhalle des Museums auszuführen. Doch trat er bald von dieser Arbeit zurück und malte in der neu hergestellten Klosterkirche zu Berlin 14 Freskobilder, die Erzväter, die Propheten, die Evangelisten und die Apostel Peter und Paul darstellend. Von seinen spätern Werken sind hervorzuheben: ein großes Freskobild (die Bergpredigt) in der Stadtkirche zu Osnabrück; ein umfangreiches Ölgemälde in drei Theilen, den Ostermorgen vorstellend, in der Matthäuskirche zu Berlin; ein anderes großes Ölbild, die Wiederkunft Jesu Christi. Von H. erschienen 1852 ein Cyclus von Zeichnungen, »Bilder zur deutschen Geschichte«, in 15 Blättern, von denen jedes eine besondere Epoche mit Beachtung des histor. Kostüms und sonstiger Details behandelt. Die Blätter sind von Thäter, Merz, Gengenbach, Langer u. a. gestochen. Als Künstler strebte H. der Richtung Cornelius' nach. Er starb 30. April 1880 in Berlin.

Hermann (Nikolaus), evang. Liebedichter und Komponist des 16. Jahrh., geb. gegen Ende des 15. Jahrh., schloß sich früh der Reformation an und schrieb 1524 eine Flugschrift: »Ein Mandat Jesu Christi an alle seine getreuen Christen«. Später kam er als Kantor nach Joachimsthal im Erzgebirge und wurde eng befreundet mit dem dortigen Prediger Matthaeus, dem Biographen Luthers. Er brachte biblische Historien und Legenden in Reime und dichtete und komponierte eine Reihe geistlicher Lieder. Von letztern sind am bekanntesten: »Erstlichen ist der herrlich Tag«, »Lobt Gott, ihr Christen allzugleich«, »Wenn mein Stündlein vorhanden ist«. Seine Dichtungen erschienen in mehreren Sammlungen, »Die Sonntagsevangelen über das ganze Jahr« (Wittenb. 1560), »Die Historien von der Sündflut, Joseph, Moses, Elia u. s. w.« (Wittenb. 1562). Er starb 3. Mai 1561.

Bgl. A. Fr. Ledderhose, „Nikolaus H. und Johann Matthäus' geistliche Lieder“ (Halle 1855); E. Pfeiffer, „Nikolaus H., Lebensbild aus der Reformationszeit“ (Berl. 1858).

Hermannsburg, Dorf in der Lüneburger Heide, im Kreise Lüneburg in der preuß. Provinz Hannover, zählt (1880) 1539 E. Der Ort wurde 825 vom Mönch Landolf begründet als Ausgangspunkt für seine Bekehrungstätigkeit. Neuerdings wurde der Ort öfter genannt, teils wegen der von hier aus betriebenen Heidenmission, teils wegen der hier vollzogenen Separation von der luth. Landeskirche Hannovers.

Die Hermannsburger Mission wurde vom Pastor Ludwig Harms (f. d.) 1849 begründet. Zu den Missionsstationen gehören: Hermannsburg in Natal, 8 Stunden von Umtumulo in hochgelegener Gegend, mit blühenden Schulen und kleiner Gemeinde, und Hermannsburg in Australien, 360 Stunden im Innern des Landes. Bgl. Spedmann, „Die Hermannsburger Mission in Afrika“ (Hamb. 1876).

Die Hermannsburger Separation wurde dadurch veranlaßt, daß Theodor Harms, Pastor in H., bei Einführung der Eivielehe den standesamtlichen Akt nicht als Eheschließung betrachten wollte und sich deshalb weigerte, das vom Konsistorium zu Hannover vorgeschriebene Trauungsformular zu gebrauchen. Als er nach langen Verhandlungen 1877 seines Amtes entsetzt wurde, trat er mit einem Teil seiner Gemeinde aus der Landeskirche aus und bildete eine separierte luth. Gemeinde. Dasselbe geschah in einigen andern Gemeinden Hannovers, welche sich mit H. zu einem Synodalverband zusammengeschlossen haben.

Hermanns-Denkmal, das von Ernst von Bandel (f. d.) dem Cheruskerfürsten Hermann (f. d.) auf der Grotenburg bei Detmold errichtete Denkmal. Die Figur Hermanns mißt bis zur Spitze des Helmschmuds 17,5 m, bis zur rechten erhobenen Hand 19, bis zur Schwertspitze 26,7 m. Die Höhe des ganzen Denkmals mit dem 30,7 m hohen Unterbau beträgt 57,4 m. Die Enthüllung des Denkmals fand 18. Aug. 1875 unter großen Feierlichkeiten statt. (S. Tafel: Bildnerei VII, Fig. 9.)

Hermannstadt (magyar. Nagy-Szeben), Komitat in Ungarn (Siebenbürgen), wurde 1876 aus Bestandteilen des frühern sächsl. „Königsboden“ (aus den Sachsenthälern H., Räthsbach, Neufmarkt und teilweise Teschthür) und aus einigen Gemeinden der ehemaligen Komitate Unter- und Ober-Weissenburg gebildet. Das Komitat hat ein Gebiet von 3313,55 qkm und (1880) 141 627 E., Deutsche (28,5 Proz.), Rumänen (64,1 Proz.) und Ungarn (2,1 Proz.); der Konfession nach: Römisch-Katholiken (1,5 Proz.), Griechisch-Katholiken (7,7 Proz.), Griechisch-Orientalische (60,5 Proz.), Evangelische (23,5 Proz.) und Reformierte (3,5 Proz.). Das Terrain ist im allgemeinen gebirgig, im Süden die Transilvanischen Alpen, im Norden die Hügelländer am Zibin- und Ostflusse. Durch die sub. Bergkette führt der Roteturmpfad nach der Walachei; hier bricht der Olt (ober die Aluta) ihren Lauf durch und teilt die Kette in eine östliche und westliche; jene ist die bedeutendere (Spitzen über 2100 m, der Szurul 2294 m). Eine eigentliche Ebene findet sich nicht vor, doch zahlreiche breite Thäler, unter denen die des Zibinbaches bei der Stadt H. und das Alt-Thal die bedeutendsten sind.

Das Gebiet ist gut bewässert; der Boden ist in den Thälern und auf den Hügeln und Vorbergen sehr reichlich fruchtbar, das Klima im allgemeinen mild, doch wegen der Nähe des Hochgebirges im Sommer häufig auch rau und unfreundlich. Das Getreide ist gut bewaldet. In den geschützten Thälern erzeugt man Mais, Wein, vortrefflichen Flachs im Hanf, außerdem treibt man viel Zeberrich- und Schafzucht, blühende Kleingewerbe und lebhaften Verkehr mit der Walachei.

Hermannstadt (lat. Cibinium, ungar. Nagy-Szeben, rumän. Sibiu), Hauptstadt des Hermannstädter Komitats in Ungarn (Siebenbürgen), damals Hauptstadt des Großfürstentums Siebenbürgen, in einer schönen Ebene am Zibinflusse, dem Zweigbahn nach Kis-Kapus mit der Ungarischen Ostbahn verbunden, besteht aus der Obern Stadt der Untern Stadt und vier Vorstädten und zählt (1880) 19 446 E. ohne Militär, wovon über 12 000 Deutsche sind. Die Obere Stadt liegt auf einer Anhöhe, hat einen schönen Marktplatz und gutgepflegte schöne Straßen. H. hat acht Kirchen, und zwar zwei evangelisch-lutherische, eine evangelisch-helvetische, eine römisch-katholische, eine griechisch-katholische und drei griechisch-orientalische; ferner zwei Konnen- und ein Mönchsloster. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: die große got. Kirche der Lutheraner, die röm.-kath. Pfarrkirche, die Landesirrenanstalt, das Militärhospital, das Franz-Joseph-Bürgerhospital, die große Infanterielaserner, die neue, sehr große Artillerielaserner, das Gewerbetereinsgebäude, das Theater und der Baron Brutenhallsche Palast. Bezogen enthält eine ansehnliche Bibliothek und eine Kunstsammlung, eine sehr schätzenswerte Bildergalerie, eine Sammlung röm. Altertümer und ein Mineralienkabinett. In H. residierte bis 1876 der Sachsengraf, Comes genannt. Jetzt ist H. der Sitz des Superintenden und des Landeskommissars der Augsburgischen Konfessionsverwandten in Siebenbürgen, sowie eines griech.-orient. Episkopos, des k. l. Generalkommandos und der Festdirektion für Siebenbürgen. An Schul- und humanitätsanstalten befinden sich hier: eine k. k. Rechtsakademie, eine evang.-luth. Volksschule, Obergymnasium und Oberrealschule, ein k. k. Staatsgymnasium, eine Normalhauptschule, ein griech.-orient. Priesterseminarium, eine Schule für Leibesübungen, eine achtklassige Mädchenschule, eine Mädchenschule der Ursulinerinnen, eine der Franziskanerinnen, eine luth. und eine evang. Beisehaus, eine Armenanstalt, ein Bürger- und ein Militärhospital, die Landesirrenanstalt, ein Zuchthaus u. s. w. Die Einwohner sind sehr betriebsam und liefern an Inbustrierzeugnissen: Tuch, Gerbstämme, Häute, Kerzen und Seife, Seilerwaren u. s. w. Auch gibt es viele Gerbereien, mehrere Spiritusfabriken, eine Stearinkerzen- und zwei Sodafabriken, eine große Bierbrauerei, sechs Buchdruckereien und vier Buchhandlungen. Der ehemals große und blühende Handel mit dem Orient ist von seiner großen Bedeutung mehr. Die Umgebungen H. sind schön. Das nahe Dorf Heltau mit 3136 E. ist wegen der bedeutenden Wollweberien berühmt. H. war ursprünglich ein Dorf und wird in einer Urkunde von 1223 noch Villa Hermann genannt. Dieser Hermann, ein nürnbergischer Bürger, soll 1140 unter König Geisa II. eine Kolonie hierher geführt und den Ort gegründet haben,

der 1160 schon viele ansehnliche Häuser besaß und 1224 von König Andreas II. im goldenen Freibrief viele Privilegien erhielt.

Hermäon, Gabe des Hermes, nannten die Griechen jeden unverschönten Hund am Wege.

Hermaphroditismus (Hermaphroditia), Zwitterhaftigkeit oder Zwitterbildung nennt man diejenige Bildung organischer Geschöpfe, welche die Geschlechtsteile beider Geschlechter in einem Individuum vereint. Diese Bildung ist normal bei vielen Pflanzen und einigen niederen Tierklassen, namentlich mehreren Mollusken, Ringelwürmern, Strahlthieren, Eingeweidewürmern u. s. w., von denen einige das ganze Geschlecht der Gattung allein, ohne Zuzugung eines zweiten Individuums, vollbringen können, während andere, z. B. die Schnecken, welche zwar die Geschlechtsteile beider Geschlechter vollkommen besitzen, nur durch Vermischung mit einem andern Tiere derselben Art sich fortpflanzen im Stande sind. Bei den höherrühenden Tieren und dem Menschen ist der H. sofern er überhaupt vorkommt, stets nur ein Bildungsfehler, eine Mißbildung, zu welcher in den frühesten Anfängen der Körperentwicklung durch bis jetzt noch unerforschte Gesetze der Reizung gelegt wird, und welche von ihrer Fehlerhaftigkeit durch die Unvollkommenheit des Geschlechtslebens der Zwitter ein deutliches Zeugnis ablegt.

Mit dem Begriffe eines Hermaphroditen aus den höhern Tierklassen darf daher keineswegs die Idee an eine konstante Form, an eine Klasse von Geschöpfen derselben Beschaffenheit, verbunden werden, sondern die Zahl der Hermaphroditenformen ist fast ebenso groß als die der Hermaphroditen selbst. Die vollständige Ausbildung und Vereinigung der männlichen und weiblichen Geschlechtsorgane im demselben Individuum mit der Fähigkeit, von beiden nach Belieben den von der Natur bestimmten Gebrauch zu machen und die Geschlechtsfunktionen vollständig bis an ihr Ende auszuführen, würde das Ideal des H. darstellen. Jedoch ist dieses durch die neuern Beobachtungen als eine Unmöglichkeit bargehen worden, sobald man den Gedanken an die doppelten Geschlechtverrichtungen gänzlich hat fallen lassen und einen wahren Zwitter bereits ein solches Geschöpf nennt, bei welchem sich die hauptsächlichsten männlichen und weiblichen Sexualorgane nebeneinander finden. So wird bei Fischen «Rüch» und «Rogen» nicht selten in demselben Tiere in völlig normaler Entwicklung angetroffen, und es dürfte dies als das einzige sichere Beispiel vollkommenen H. bei einem Wirbeltiere dastehen, indem hier wohl kein Zweifel bleibt, daß die abgelegten Eier (ova) oder teilweise) durch den Samen eben desselben Tiers befruchtet werden. Beispiels ähnlicher Art sind bei andern Wirbeltieren nicht erwiesen, und meist zeigt sich die Zwitterbildung nur so, daß die Geschlechtsteile der einen Seite männlich, die der andern weiblich (Hermaphroditismus lateralis), oder die innern männlich, die äußern dagegen von weiblichem Charakter sind, seltener umgekehrt (Hermaphroditismus transversalis); oder daß die Zahl der Geschlechtsorgane zwar vermehrt, aber neben den ausgebildeten des einen Geschlechts die des andern nur angedeutet oder verkümmert vorhanden sind.

In einem noch weitern Sinne bezeichnet man mit dem Namen Zwitter alle die Individuen, bei denen durch eine Deformität der äußern Ge-

schlechtsteile, die in der frühesten Entwicklungsperiode des Menschen und der höhern Tiere bei beiden Geschlechtern in den Grundzügen ihres Baues durchaus ähnlich sind, sich auf den ersten Anblick das Geschlecht nicht bestimmen läßt. Sollte eine solche Untersuchung bei Kindern von zweifelhaftem Geschlecht noch kein befriedigendes Resultat geben, so ist doch von dem reifern Lebensalter der Pubertät und den dann eintretenden Erscheinungen Aufschluß über das eigentliche Geschlecht zu erwarten. Ferner gehören dazu alle diejenigen, bei denen auch die genaueste Untersuchung, selbst die innere, nach dem Tode angestellte, das Geschlecht zweifelhaft läßt, weil die Geschlechtsteile so verhämmert sind, daß sie durchaus keinen sichern Anhaltspunkt zur Bestimmung des Geschlechts geben. Bei dem Menschen sind auch in den Fällen, in welchen die äußere Beschaffenheit am meisten Aussicht dafür bot, niemals Ei und Samen bereitende Organe in einem und demselben Individuum mit Sicherheit nachgewiesen worden. Die Zeugungsfähigkeit der Zwitter ist im allgemeinen eine sehr geringe und beschränkt sich fast nur auf jene Art, bei welcher auch durch eine genauere Untersuchung das Geschlecht ausgemittelt werden kann. Da diese Eigenschaft zugleich die Unfähigkeit bedingt, so kommen Fragen über den wirtlichen oder nur scheinbaren H. eines Individuums nicht selten vor das Forum der gerichtlichen Medizin, sowie diese auch bei Erbchastungsangelegenheiten manchmal über diesen Punkt ihr Urtheil abzugeben hat.

Hermaphroditismus, der Sohn des Hermes und der Aphrodite, wurde von Nymphen auf dem Jon erzogen, kam aber noch als Knabe nach Karion, wo die Nymphen der Quelle Salmaia, in der er sich badete, ihn vergewaltigt um Gegenliebe ansetzte. Auf ihr Flehen zu den Göttern, immer mit ihm vereinigt zu sein, wurden ihre Leiber so verbunden, daß ein Doppelgeschöpf, halb Mann, halb Weib, entstand. Diese Sage, welche in der durch Ovid überlieferten Gestalt ohne Zweifel das Wert geleiteter alexandrinischer Dichtung ist, beruht auf Ideen und Bräunen, welche aus den semit. Religionen in die griech. Mythologie eingebracht sind. Die spätere vorweilische griech. Kunst versuchte sich viel in Darstellung des H., wobei es dann meist nicht sowohl auf die Darstellung der diesen Göttern zu Grunde liegenden religiösen Ideen als auf die Lösung des künstlerischen Problems einer Verschmelzung männlicher und weiblicher Formen abgesehen war. Es sind noch viele Darstellungen von H. in Statuen, Reliefs, Wandgemälden, Gemmen erhalten. Nach Plinius hat ein Bildhauer Polykles eine berühmte Statue eines H. geschaffen. Es ist aber ungewiß, ob damit ein älterer Polykles, der im 4. Jahrh. lebte, oder ein jüngerer, der dem 2. Jahrh. v. Chr. angehört, gemeint ist. Ebenso ungewiß ist, ob man in den schön erhaltenen Statuen eines liegenden H. Nachbildungen jener berühmten Statue erkennen darf.

Hermas wird Röm. 16, 14 unter den Mitgliebern der röm. Gemeinde genannt, an welche Paulus Grüße bestell. Unter demselben Namen schrieb ein anderes Mitglied der röm. Gemeinde, nach einem alten Zeugnisse ein Bruder des röm. Bischofs Pius, gegen Mitte des 2. Jahrh. eine «Der Hirte» betitelte Apokalypse, welche, im Hinblick auf die nahe bevorstehende Wiederkunft Christi, eine neue, angeblich von Christus selbst offenbarte

Buchfrist für die getauften, aber wieder in allerlei Sünden verfallenen Christen verläubigt. Das Buch stand in der alten Kirche in solchem Ansehen, daß man es anfangs dem neutestamentlichen Kanon zuzählte; neuerdings pflegt man es zu den Schriften der sog. Apostolischen Väter (s. d.) zu rechnen. Für die Geschichte des 2. Christl. Jahrh. ist «Der Hirt» eins der wichtigsten Dokumente. Das Buch war längere Zeit nur in lat. Übersetzung vorhanden, bis neuerlich schnell hintereinander der größte Teil des griech. Originaltextes in einer jüngern und einer ältern Handschrift, eine äthiopische und eine zweite lat. Version aufgefunden wurden. Die erste Ausgabe des griech. Textes ist von Anger und Dindorf (Lpz. 1856), neuere Ausgaben desselben von Hilgenfeld (in «Novum Testamentum extra canonem receptum», Lpz. 1866; 2. Aufl. 1881) und in den Sammlungen der apostolischen Väter von Gebhardt und Harnack (Lpz. 1877) und Junf (Zür. 1881) veranstaltet worden; auch stellte Hilgenfeld die altlat. Übersetzung wieder her: «Hermæ Pastor. Veterem latinam interpretationem e codicibus etc.» (Lpz. 1873). Vgl. Hilgenfeld, «Apostolische Väter» (Halle 1853); Behm, «Über den Verfasser der Schrift, welche den Titel Hirt führt» (Rostod 1876). Apolget. Tendenz verfolgt die Schrift von Bohn: «Der Hirt des H.» (Halle 1868).

Hermbstädt (Sigism. Friedr.), Chemiker, geb. zu Erfurt 14. April 1760, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte auf der dortigen Universität die Arzneiwissenschaften und Chemie, arbeitete dann in Hamburg in der Ratsapothek, später in Berlin, wo er eine Offizin übernahm. Er wurde 1791 Professor der Chemie und Pharmacie am mediz.-chirurg. Kollegium zu Berlin und zugleich Administrator der Hofapothek. Hierauf kam er als Rat in das Obersanitätskollegium und wurde 1819 ord. Professor der Chemie und Technologie an der Universität, sodann Geh. und Obermedizinalrat. Er starb 22. Okt. 1833. Unter seinen Werken sind die vorzüglichsten: «Systematischer Grundriß der allgemeinen Experimentalchemie» (4 Bde., Berl. 1791—93; 3. Aufl., 1823), «Grundriß der Farbekunst» (Berl. 1802; 3. Aufl. 1825), «Allgemeine Grundsätze der Bleichkunst» (Berl. 1804), «Grundsätze der Technologie» (3 Bde., Berl. 1816—25), «Chemische Grundsätze der Kunst, Branntwein zu brennen» (3 Bde., Berl. 1817; 3. Aufl., 1841), «Elemente der theoretischen und praktischen Chemie für Militärpersonen» (3 Bde., Berl. 1822).

Hermel (Feldkamille), s. unter Kamille.

Hermelin oder großes Wiesel (*Mustela erminea*), ein kleines, aber blutigeres und graufarbiges Raubtier aus der Gattung der Marder, welches, in Europa und Asien, besonders aber in Sibirien einheimisch, die Nähe menschlicher Wohnungen flieht und felsige Wälder den Ebenen vorzieht. Es hält sich in Steinhaufen, Löchern und hohlen Bäumen auf, klet' und springt vortreflich und geht nachts auf Maus aus, der aus kleinen Säugetieren und Vögeln, Schlangen, Eidechsen und Gern besteht. Durch massenhafte Mäusevertilgung wird es in unsern Gegenden nützlich. Es mordet mehr als es frißt, paart sich im März und das Weibchen wirft im Mai fünf bis acht anfangs blinde Junge. Sein im Sommer oben brauner, auf der Unterseite gelblichweißer Pelz wird im Winter im Norden schneeweiß, die Spitze des Schwanzes aber, welche an Länge die Hälfte

des Körpers übertrifft, ist stets glänzend schwarz gefärbt. Die besten Pelze liefern Schweden, das europ. Rußland und Sibirien. Ehedem war der Hermelinmantel eine Auszeichnung, die sich die weltlichen Fürsten vorbehalten hatten, und die nur in besondern Fällen mit fürstl. Range betheiligten Personen gestatteteten. Als Wappenbild führt die Bretagne den H.

Hermes heißen in der Kunstsprache Köpfe, welche in einen vieredigen Fußpfeiler ausliefen, dergleichen es im alten Athen auf Plätzen und Straßen viele gab. Den Namen erhielten diese Pfeiler von Hermes, insofern dieser auch als Gott der Wege verehrt wurde. Aus dem ältesten Kultus des Hermes in Gestalt von Steinhaufen an Wegen und Grenzmarken, dann auch unter den Formen des Phallus entwickelte sich die Gestalt der H., zunächst als einfacher Pfahl, welcher inmitten der Steinhaufen errichtet wurde, dann als ithyphallischer Pfeiler, welchem zuletzt der Kopf des Gottes aufgesetzt wurde. So bildeten jural die Belastzer den Hermes. An Kreuzwegen wurde die einfache H. nach der Anzahl der Wege verdreifacht oder vervierfacht. Auch auf andere Götter, besonders auf den bärtigen Dionysos, wurde in späterer Zeit diese Darstellungsform übertragen, dann auch auf Staatsmänner, Philosophen und besonders Dichter, deren Porträts gewöhnlich zu Doppelhermen zusammengefügt wurden. Die H. bildeten den Anfang der Bildhauerkunst, und in der ältesten Zeit waren wohl alle Götterbilder nichts als ein Pfeiler mit einem unformlichen Kopf. Vgl. Gerhard, «De religione hermarum» (Berl. 1845).

Hermenegild, Sohn des span., seit 572 n. Chr. regierenden Westgotenkönigs Leovigild. Schon seit 573 Mitregent des Vaters, heiratete H. 580 die fränk. Prinzessin Ingunthis (Tochter des Königs Siegbert und der Brunehilde), und wurde durch diese bestimmt, zum Katholizismus überzutreten. Dadurch wurde H. sofort Mittelpunkt aller kath. Gegner seines arianischen Vaters; ein erheblicher Teil des Landes fiel ihm zu. Allein H. war der Klugheit seines Vaters nicht gewachsen, der auf der einen Seite die gefährlichen kath. Bischöfe aus dem Lande vertrieb, andererseits durch verständliches Auftreten den Abfall des kath. Volks zum Stehen brachte. Als Leovigild dann die Vasallen geschlagen, Sevilla eingeschlossen und die Streitkräfte des H. zu Hilfe ziehenden Suedenkönigs Miro zerstreut hatte, mußte H. und Ingunthis zu den Byzantinern nach Cordoba flüchten. Als auch diese Stadt unhaltbar wurde, suchte H. das Asyl einer Kirche und wurde als Privatmann und der Thronrechte beraubt nach Valencia verbannt. Vielleicht auf Grund neuer religiöser Konflikte wurde er dann am Ostersonntag (13. April) 585 zu Tarraco enthauptet. Ingunthis starb auf dem Wege nach Konstantinopel. Auf Philipps II. Bitte sprach nachmals Papst Sixtus V. den H. heilig.

Hermenegild, Orden des heiligen, vom König Ferdinand VII. von Spanien 28. Nov. 1814 zur Belohnung für langgeübte verdienstvolle Offiziere des Heers und der Marine gestiftet, zerfällt in Großkreuze, zweite und dritte Klasse und ist mit Pensionen verbunden. Das Ordenszeichen ist ein von der Königskrone überragtes weißes Kreuz mit blauem runden Mittelschild, welches das Bild des heiligen H. zu Pferde mit der Umschrift: «Premio a la constancia militar» zeigt. Die Großkreuze

tragen dasselbe am breiten weissen, zweifach lam-
morin gestreuten Bande von der rechten Schulter
zur linken Hüfte nebst einem Stern auf der linken
Brust; die zweite Klasse trägt dieselben Insignien,
jedoch nicht das breite Band; die dritte Klasse trägt
das Kreuz im Knopfloch.

Hermeneutik (grch.) ist die Wissenschaft, welche
die Grundbuche und Hilfsmittel aufstellt, durch welche
man den Sinn einer Rede oder Schrift aufzufinden
und festzustellen vermag, welchen der Redner oder
Verfasser selbst mit seinen Worten verbunden hat.
Besonders wird der Ausdruck von der Anweisung
zur richtigen Auslegung der biblischen Schriften
gebraucht (biblische Hermeneutik). Ihre Ge-
schichte ist zugleich die Geschichte der biblischen Exe-
gese (s. d.). Vgl. Döpler, „H. der neutestament-
lichen Schriftsteller“ (Lpz. 1829); Wille, „Die H.
des Neuen Testaments“ (2 Bde., Lpz. 1843—44);
Lug, „Biblische H.“ (Borst. 1849; 2. Aufl. 1861);
Kuenen, „Critica et hermeneutica librorum
Novi Foederis lineamenta“ (Leid. 1858); Zimmer,
„H. des Neuen Testaments“ (Mittenb. 1873).

Hermes, in der griech. Mythologie der Gott
des Handels, s. Mercur.

Hermes Trismegistos (Hermes der dreimal
gröfste, d. h. der allergröfste) ist der griech. Name
des ägypt. Gottes Ithot (s. d.), welcher in den
Hieroglyphen der Ptolemäerzeit sehr gewöhnlich
den Beinamen „des zweimal großen“, in der röm.
Kaiserzeit auch „des dreimal großen“ hat, wie denn
auch die griech. Bezeichnung kaum vor dem
2. Jahrh. n. Chr. aufzutreten scheint. Man
versteht unter H. den ägypt. Gott der Schrift
und Gelehrsamkeit nach der Auffassung der
letzten Jahrhunderte des Altertums. Die hiero-
glyphischen Denkmäler wissen nur von einem Gott
Ithot, der allerdings Mondgott und Gott der
Gelehrsamkeit zugleich ist; aber später unterschied
man zwischen einem ersten Ithot, der Personifica-
tion der göttlichen Intelligenz, und einem jüngern,
der Inkarnation derselben auf Erden, dem Urheber
aller Bildung und Gerechtigkeit, der die Menschen
die Schrift, die Kulte, die Wissenschaften und
Künste verbanden. Da H. demnach als Weiser und
Gelehrter galt, so kam man in der Folge zur An-
nahme mehrerer mythischer Personen dieses Na-
mens, wie denn die Araber ihrer drei aufstellten,
einen vorhistorischen, der ihnen mit Idris oder
Henoch gleichbedeutend ist, einen chaldäischen oder
babylonischen und vom Trismegist, der nach ihnen
in Memphis gelebt haben soll. Während seiner
irdischen Wirksamkeit hat Ithot nach dem Glauben
der alten Ägypter die Hauptstüde seiner Weisheit
in verschiedenen Büchern niedergelegt, welche man
seit den ältesten Zeiten als göttliche überlieferte.
Schon in der Hieroglyphik heifst es von besonders
ehrwürdigen Schriften, Ithot habe sie mit seinen
eigenen Fingern geschrieben; es wurde ihnen da-
durch Heiligkeit und Autorität verliehen. Nach
Clement Alexandrinus belief sich die Zahl der dem
H. zugeschriebenen Werke auf 42, welche eine voll-
ständige ägypt. Enzyklopädie ausmachten, indem
sie sowohl die Religion (Gefetze, Götterlehre, Ritua-
len, Kultusvorschriften, Hymnen) als die Wissen-
schaften und Künste (Hieroglyphik, Geometrie,
Astronomie, Medizin) behandelten. Ob von diesen
Hermesischen Büchern eins der sechs medizinischen
in dem sog. Papyrus-Rod, dem „Buche über die
Arzneimittel“, erhalten ist, bleibt dahingestellt.

Aus dem Charakter der ägypt. Litteratur im all-
gemeinen und aus dem besondern dieses einen
Werks läßt sich schließen, daß die Hermesischen Bü-
cher durchweg mystisch gefärbt und mit magischem
Beiwerk versehen waren. Ähnliche Eigentümlich-
keiten hatten einer apokryphen Litteratur aus, welche
nach dem Erlöschen der Hieroglyphenkunde aus
dem Widerstreit griech., jüd. und ägypt. Ideen in
Alexandrien hervorging, und aus der sich unter
dem Namen des H. eine Anzahl von philoi. Trak-
taten teils in griech., teils in lat. und arab. Sprache
erhalten hat.

Diese Hermesischen Schriften sind meist
Dialoge zwischen H. und seinem angeblichen Sohn
Lat oder seinem Schüler Asklepios, andere sind an
den König Ammon gerichtet; unendlich subtil,
nicht selten dithyrambisch und oftmals dunkel, han-
deln sie über Gott und die Seele, über die Welt
und die Intelligenz, über die Weisheit und die Tu-
gend, über das Gute, Schöne und Wahre, über
Zeit und Ewigkeit. Sie enthalten nichtgriech.
Philosophie, obwohl sie an neuplatonische Ideen
anknüpfen; auch sind sie nicht jüdisch, obwohl sie
den Einfluß der Schriften Philos nicht verleugnen
können; noch weniger sind sie (wie sich nun leicht
beurteilen läßt) der Ausdruck ägypt. Philosophie,
wennschon hier und dort sich Ideen finden mögen,
die an das „Totenbuch“ erinnern. Wohl liegt
ihnen eine ägypt. Mythologie zu Grunde, aber die-
selbe wird uns in diesem trüben Lichte theosophi-
scher Spekulation nicht deutlicher. Die Hermes-
ischen Bücher gehören Ägypten an, aber dem stark
hellenisierten, in dem bereits christl. Betrachtungs-
weise Eingang gefunden hatte. Sie sind die letzten
Denkmäler des Heidentums. Der Text dieser
Schriften in griech. und lat. Sprache ist sehr man-
gelhaft überliefert, zum Teil nur in Bruchstücken bei
Stobäus, Eyrillus, Euidas und Lactantius. Die
hauptsächlichsten derselben gab Bartheg heraus
 („Hermes Trismegisti Poemander“, Berl. 1864),
indem er den Titel nach dem ersten Traktat „Holo-
maschos“ wählte. Eine ältere Ausgabe ist die
des Patrizii („Nova de universis philosophia“,
Bened. 1593). Den Poemander übersehte Liebe-
mann (Berl. 1781); die meisten Stücke vereinigte
die franz. Übersetzung von L. Renard („Hermes
Trismegiste“, Par. 1866). Vermutlich gehört die
Mehrzahl dieser Schriften in das 2. Jahrh.; die
Definitionen des Asklepios sind nicht älter als das
Zeitalter Konstantins; der ober die Verfasser sind
ganz unbekannt; der nur lateinisch erhaltene As-
clepius wurde irrtümlich dem Apulejus beigelegt.
Den Umfang und die Mannigfaltigkeit dieser gan-
zen Litteratur kann man aus der Bemerkung des
Jamblichus ahnen, wonach es an 20000 Hermes-
ische Bücher gegeben hat. Der Einfluß derselben
bauerte bis ins Mittelalter, und man gab vor, daß
diese mystische Weisheit durch die Hermesische
Kette aus alten Zeiten überliefert sei. Besonders
scheint sie unter den Arabern gepflegt zu sein; sie
schreiben dem Trismegist eine Anzahl von Schriften
zu; namentlich über die Steine, die Alchemie, die
Medizin, die Astrologie, über Talismane und Amu-
lette und selbst über die Schriftarten und allerlei
Geheimnisse. Einzelne dieser Bücher, deren der
Jibrisch, eine alte arab. Litteraturgeschichte, viele
aufzählt, sind noch erhalten; einen theosophisch-
ascetischen Traktat eines christl. Verfassers, „An die
menschliche Seele“, geben Jlescher (Lpz. 1870) und

Borbenheimer (Bonn 1873) mit Übersetzung herausg. Vgl. Vietschmann, »Hermes Trismegistos« (Epp. 1875). Gegen Ende des Mittelalters kam die Richtung wieder zu besonderer Ehre; die hermetische Magie in des Paracelsus steht unter ihrem Einflusse; ebenso die hermetische Freimaurerei; Schwärmer heißen schlechthin Hermetiker. Alle Geheimnisse der Magie führte man auf H. zurück; durch magische Siegel konnte er angeblich Schätze und Gefäße unzugänglich machen; daher nennt man noch jetzt hermetisch verschlossenen etwas so vollkommen Verschlüssenes, daß keine Lust hinzutreten kann.

Hermes (Georg), lath. Theolog, geb. 22. April 1775 zu Dreierwalde in Westfalen, studierte zu Münster, ward 1798 Lehrer am Paulinischen Gymnasium zu Münster, 1799 Priester, 1807 Professor der Theologie an der Akademie zu Münster, 1819 an der Universität zu Bonn, wo er 26. Mai 1831 starb. Als akademischer Lehrer gewann H. einen weitgehenden Einfluß; außerdem wurde er vom Erzbischof von Köln, dem Grafen Spiegel, entschieden begünstigt, jedoch seine Schüler (die Hermesianer) nicht bloß unter der Geistlichkeit Rheinlands und Westfalens sehr zahlreich waren, sondern auch die theol. Fakultät zu Bonn und die Seminare der Bischöfe von Aulm, Trier und Ermland beherrschten. Ihr Organ war die »Zeitschrift für Theologie und Philosophie« (seit 1832).

Das philosoph.-theolog. System von H. (der Hermesianismus) ist beeinflusst durch die Kant'sche Philosophie und versucht dem absoluten Zweifel zu entgehen durch Begründung eines reinen Vernunftglaubens, welcher inhaltlich mit den Lehren der lath. Kirche völlig übereinstimmt. In der »Philos. Einleitung in die christlath. Theologie« (Münst. 1819; 2. Aufl. 1831) kommt H. zu dem Schluss, die Vernunft führe zu der Überzeugung, nicht bloß daß Gott existiert, sondern auch, daß er sich übernatürlich offenbaren kann. Diese übernatürliche göttliche Offenbarung findet dann die »Positive Einleitung in die christlath. Theologie« (Münst. 1829) niedergelegt in den biblischen Büchern, in der mündlichen Tradition und in dem geordneten Lehramt der Kirche. Daher kann denn auch die »Christlath. Dogmatik« (herausg. von Achterfeld, 3 Tle., Münst. 1834—36) das ganze System der lath. Lehre als Wahrheit hinstellen, ohne irgendwie Kritik zu üben. Dennoch mußte diese Lehre Anstoß erregen, war doch die Wahrheit der göttlichen Offenbarung durch Vernunftgründe geknüpft und damit das lath. Autoritätsprinzip aufgegeben. Schon zu H.' Lebzeiten trat sein Kollege Windischmann gegen ihn auf; 26. Sept. 1835 erschien ein päpstliches Breve, welches die Lehre des H. als lehrerlich verdammt. Der neue Erzbischof von Köln, Drost-Bischoff, schritt jetzt überall gegen die Hermesianer ein. Diese erklärten, die im päpstl. Breve verdamnten Sätze erkannten auch sie als lehrerlich an, aber H. lehre diese Sätze nicht. Um den Papst davon zu überzeugen, reisten die Professoren Braun und Elvenich 1837 nach Rom, lehrten aber unverrichteter Sache nach Deutschland zurück. Hier war in wenigen Jahren die ganze Richtung des Hermesianismus gewaltig unterdrückt. Vgl. Braun und Elvenich, »Meletemata theologica« (Bonn 1837) und »Acta Romana« (Hannov. 1838); Bernhardt, »Laoloon, oder H. und Perrone« (Köln 1840); Stupp, »Die

letzten Hermesianer« (5 Hefte, Wiesb. u. Köln 1844—45); Elvenich, »Bius IX., die Hermesianer und der Erzbischof von Geißel« (Bresl. 1848).

Hermes (Joh. Timothe.), ein durch seine daktischen Romane bekannter Schriftsteller des 18. Jahrh., geb. 31. Mai 1738 zu Regnil bei Stargard in Hinterpommern, erhielt seine erste Bildung im väterlichen Hause und auf dem Gymnasium zu Stargard. In Königsberg, wo er Theologie studierte, nahmen sich besonders Kant und Arndt seiner an. Später ging er nach Danzig und von da nach Berlin. Hier schrieb er seinen Roman »Janny Wilkes« (2 Bde., Epp. 1766; 3. Aufl. 1781), bei welchem Fiedling und Richardson seine Muster waren, und sein Hauptwerk, den Roman »Sophien Reise von Memel nach Sachsen« (5 Bde., Epp. 1770—75; 6 Bde., 1778), dem viele andere, »Der Lächler edler Herkunft« (3 Bde., Epp. 1787), »Der Eltern und Ghelestigen« (5 Bde., Epp. 1789) u. s. w., folgten. Nachdem er Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, dann Feldprediger zu Lützen in Schlesien, hierauf fürstl. anhalt. Hof- und Schlossprediger zu Bleß gewesen war, wurde er 1772 nach Breslau berufen, wo er verschiedenen geistliche Ämter bekleidete und als Superintendent, Pastor primarius zu St. Elisabeth und erster Professor der Theologie an der Universität 24. Juli 1821 starb. Durch seine Romane trug er zur Bildung eines bessern Geschmacks bei, so wenig die selben auch höhern Kunstforderungen genügten.

Hermes (Jul. Aug. Ottomar), geb. 12. Jan. 1826 in Berlin, studierte 1842—45 daselbst Jura und Cameraia, wurde dann Assessor beim Kreisgericht in Weizburg, später nach Berlin versetzt, wurde dort 1857 gleichzeitig Hilfsarbeiter beim evang. Oberkirchenrat, 1858 Oberkonsistorialrat, 1878 Präsident des evang. Oberkirchenrats.

Hermesianus, aus Kolophon, ein griech. Elegienbildner, um 300 v. Chr., verfaßte drei Bücher Elegien erotischen Inhalts unter dem von dem Namen seiner Geliebten entlehnten Titel »Leontion«. Erhalten ist ein größeres Bruchstück aus dem dritten Buche durch Athenäus (s. b.). H. macht darin, freilich unter seltsamen Irrthümern, eine große Anzahl Dichter und Denker namhaft, die von der Macht der Liebe ergriffen gewesen seien. Dasselbe ist außer in den Ausgaben des Athenäus namentlich von G. Hermann (Epp. 1828, und in dessen »Opuscula«, Bd. 4) und von Bergl (Marb. 1844, und in der »Anthologia lyrica«, 2. Aufl., Epp. 1868) herausgegeben und von den Schlegel im »Athenäum«, von Jacobs in der »Griech. Blumenlese«, von Weber in den »Elegischen Dichtern der Hellenen« (Frankf. 1826) übersetzt, sowie von Hartung in den »Griech. Elegikern« (Bd. 2, 1859) griechisch und deutsch herausgegeben worden.

Hermesianismus, s. unter Hermes (Georg).

Hermetisch und **Hermetiker**, s. unter Hermes Trismegistos.

Hermetische Kette, s. Hermes Trismegistos.

Hermetische Kunst und **Hermetische Philosophie**, s. Hermes Trismegistos.

Hermetische Schriften, s. unter Hermes Trismegistos.

Hermias, Schüler Platos und Freund des Aristoteles, unter pers. Oberhoheit Regent von Atarneus in Asien und von Assos in Troas, wurde, als er sich gegen die Perser empört hatte, von dem zum pers. Satrapen ernannten griech.

Heerführer Mentor durch das Versprechen, er werde ihm die Verzeihung des Perserkönigs verschaffen, zu einer Unterredung verlockt und hernach auf Befehl des Königs hingerichtet (345 v. Chr.). Aristoteles, der nach dem Tode Platos 348 v. Chr. Athen verließ und sich zu H. nach Atarneus begab, heiratete nach H. Tode dessen Schwester oder Nichte und Adoptivtochter Rhyphas und hat ihm durch ein schönes noch erhaltenes Bild und ein ebenfalls erhaltenes Epigramm auf der ihm in Delphi errichteten Bildsäule ein Denkmal gestiftet. H. soll eine Schrift über die Unsterblichkeit verfaßt haben. Bgl. Bach, »Hermias« in den »Abhandlungen der Berliner Akademie« (1853).

Hermias heißt unter andern griech. Schriftstellern der im übrigen völlig unbekannte Verfasser einer apologetischen Schrift, welche wahrscheinlich dem Ende des 2. oder dem Anfang des 3. Jahrh. angehört. Sie ist gegen die heidnische Philosophie gerichtet, indem sie die verschiedenen Ansichten der griech. Philosophen über Seele, Gott, Welt und die Prinzipien des Seins weniger zu widerlegen als lächerlich zu machen sucht. Beste Ausgabe von Otto im »Corpus apologetarum« (Bd. 9, Jena 1872).

Hermias, Fleden im franz. Depart. Bas-de-Calais, Arrondissement Arras, 5 km im NO. von Vertincourt, nahe bei einem Zuflusse der Schelde, an der Lokalbahn Märet-Marcoing, zählt (1876) 2442, als Gemeinde 2540 Q. Hier wurde 1840 ein großer unterirdischer Raum mit mehreren Straßen und vielen Zimmern entdeckt, dessen Ursprung und Bestimmung noch unbekannt ist.

Hermiankern, s. Ambal.

Hermione ist in der griech. Mythologie die Tochter von Menelaus und Helena. Nach der Überlieferung war sie Gemahlin des Neoptolemos (s. d.). Nach spätern Dichtern war sie von ihrem Großvater schon mit Orest verlobt, wurde jedoch von Neoptolemos, dem sie Menelaus in Troja versprochen hatte, geraubt. Neoptolemos fand dann aber in Delphi unter Mitwirkung oder auf Anstiften des Orest einen gewaltsamen Tod, und H. wurde nun aufs neue die Gemahlin des Orest, dem sie den Klamamos gebar.

Hermione ist auch der Name des 121. Mercuriden. (S. unter Planeten.)

Hermione, sehr alte Seefahrt in Griechenland am Südrande der Argivischen Halbinsel auf einer Landzunge gelegen, welche weit in eine tief eingreifende, nur im Osten offene Bucht hinausläuft. Viele Trümmer der noch in später Kaiserzeit fortblühenden Stadt finden sich beim heutigen Kastri.

Hermionen oder richtiger **Hermionen** nennt die alte ethnogonische Stammsage der Germanen die dritte Gruppe deutscher Stämme, deren Abkunft auf die drei Söhne des Mannus, des Sohnes des Tuisto oder Tuisto, zurückgeführt wird. Die Nachkommen Irmins, die H., sind die Stämme im deutschen Binnenland, also namentlich die mitteldeutschen Germanen und die (spätern) oberdeutschen Alamannen und Bajuwaren, im Gegensatz zu den sächs. und fries. Ingvonen und den fränk. Jfäponen. (Soten und Nordgermanen bleiben von dieser Gruppierung unberührt.) Bgl. Dahn, »Deutsche Geschichte« (Bd. 1, Gotha 1825).

Hermione heißt einer der vorzüglichsten Weine Frankreichs, der in der Dauphiné auf einer granitigen Felsflanke des linken Rhodanflusses, gegenüber der Eisenbahnstation Larn, wächst. Schon im ersten

Mittelalter waren die »rupes ab eremo dictae« ihres Produkts halber berühmt. Ein Ginfiedler soll die ersten Reben dahin verpflanzt haben (daher der Name). An der Stelle der Ginfiedelei erbauten im 13. Jahrh. die deutschen Ritter von Sterimberg eine Burg, welche im 14. die Bernhardinermönche erwarben und in ein Kloster verwanbelten. Sie besonders hoben und pflegten den Weinbau. Die drei Lagen des Gebirges von unten nach oben heißen: Le Gressieux, Le Réal und La Chantalouette; letztere produziert die feurigsten Weine. Diefelben sind sowohl weiß als rot; die besten Gewächse von beiden gehören zu den Weinen ersten Rangs.

Hermite (Charles), franz. Mathematiker, geb. 25. Dez. 1822 in Dieuze, besuchte die Polytechnische Schule zu Paris und wurde 1848 Lehrer, 1869 Professor an derselben. Er ist seit 1866 Mitglied der franz. und seit 1884 auch der preuss. Akademie der Wissenschaften. Ihm gelang es zuerst, Gleichungen des fünften Grades mit Hilfe elliptischer Transcendenten aufzulösen. H.'s Hauptwerk ist: »Cours d'analyse de l'Ecole Polytechnique« (1873); ferner schrieb er: »Théorie des équations modulaires« (1859), »Sur la réduction des formes cubiques à deux indéterminées« (1859), »Sur la fonction exponentielle« (1874) u. s. w.

Hermiteinfelsen, s. unter Fenserland.

Hermos, d. h. der Heermutige und Tapfere, ein Sohn Obbiss, wird in der nordischen Mythologie unter die Aeser gerechnet. Er erscheint nur in dem Baldr-Mythos; nach Baldrs Tode erbietet er sich, zu Hel zu reiten, um im Namen der Götter die Totengöttin um Baldrs Herausgabe zu bitten. Sein Ritt dahin dauert neun Tage; eine Nacht verweilt er daselbst, kehrt aber am andern Morgen zurück und überbringt den Göttern die Geschenke, welche ihnen Baldr sendet. — Einen andern H. erwähnt die Hyndluljóð, ein Eddalied, neben dem Sigmund, dem Vater Sigurds; dieser gehört wohl der Heldensage an.

Hermodyctyl, Radix hermodactyl, Hermodacteln, eine längst veraltete und nicht mehr gebräuchliche, aus Ägypten stammende Droge, als deren Stammpflanze Iris taberosa L. angegeben wird. In allen Pharnalopden findet sie sich als Bestandteil der wasserabführenden Pillen Jonine, Pillulae hydragogae Joninae aufgeführt, letztere ein Gemisch von nicht weniger als 18, zum Teil drastisch wirkenden Ingredienzien, sind selbst der verdienten Vergessenheit anheimgefallen.

Hermogenes, aus Lausus in Cilicien, einer der vorzüglichsten griech. Rhetoren im 2. Jahrh. n. Chr., trat bereits in seinem 15. Lebensjahre vor dem Kaiser Marc Aurel mit vielem Beifall auf und verfaßte einige wichtige Schriften über Teile der Redekunst, welche vielfach benutzt wurden, auch zusammengefaßt als Lehrbuch der Rhetorik dienten und zuletzt in einen Auszug gebracht wurden. Diese Schriften nebst den erhaltenen alten Kommentaren finden sich in der Ausgabe der »Rhetorica Graeci« von Walz und ohne jene in der von Spengel; die »Progymnasmatia«, welche durch die Arbeit des Aphthonius (s. d.) zurückgebrängt und bis Ende des 18. Jahrh. nur in der lat. Übersetzung des Priscian veröffentlicht waren, gab zuerst Herren 1791 heraus.

Hermogenes, ein afrikl. Maler gegen Ende des 2. Jahrh., bestritt die kirchliche Lehre von der Schöpfung aus Nichts und lehrte eine ewige

Materie. Tertullian (s. d.) verfaßte wider ihn eine eigene Schrift.

Hermogenianus, röm. Jurist, Verfasser einer in Justinians Pandekten excerpierten, dem 3. bis 5. Jahrh. angehörigen Schrift: «Libri VI epitomatum». Nach einem H., zweifelhaft ob nach diesem, ist eine Sammlung der Kaisergesetze des 4. Jahrh. benannt: Codex H., die in Bruchstücken aberliefert ist.

Hermotopidenprozeß, der Prozeß, welcher aus Anlaß des Hermenfrevels (in der Nacht vom 10. zum 11. Mai 415 v. Chr. wurden in Athen fast alle Marmorhermen von unbekannter Hand zer schlagen oder verstümmelt) das athenische Volk lange in Aufregung versetzte. Der Prozeß wurde von einem Teil der oligarchischen Partei, welcher den Frevel wahrscheinlich auch angestiftet hatte, benutzt, um während der Abwesenheit des Alcibiades in Sicilien durch falsche Anschuldigungen diesen und andere angesehene Bürger ins Verderben zu stürzen und die demokratische Verfassung zu erschüttern. Vgl. Sch., «Der H.» (Rarb. 1875).

Hermotrates, Sohn des Hermon, Führer der sog. aristokratischen (oder maßvoll demokratischen) Partei in Syrakus, hatte zuerst im J. 424 v. Chr. die Sikelioten bestimmt, zu Gela einen allgemeinen Frieden zu schließen, durch welchen die Fehde zwischen ihren Städten für einige Zeit beigelegt, namentlich aber die gefährliche Einmischung der Athener in diese Kämpfe gegenstandslos gemacht wurde. Als einige Jahre später der große Krieg zwischen Athen und Syrakus ausbrach (415 v. Chr.), hatten die Syrakusaner dem H., welchem anfangs der rabulale Demagoge Athenagoras viele Schwierigkeiten in den Weg legte, den endlichen Sieg über die Athener zu danken. Nach Befiegung der attischen Streitkräfte auf Sicilien (413) führte H. den Beloponnesern, als dieseler im J. 412 v. Chr. die Machtstellung der Athener auf der Westküste Kleinasiens zu erschüttern begannen, eine beträchtliche Unterstützung zu, und bewährte seine Tüchtigkeit auch auf diesem neuen Kriegsschauplatz. Endlich aber erlag auch H. im Febr. 410 in der Schlacht bei Rhyzios dem Alcibiades, und wurde darauf seines Amtes entsetzt und verbannt. H. kämpfte dann auf eigene Hand mit Glück gegen die Karthager und fand 407 bei dem Versuch, mit Gewalt in Syrakus einzubringen, den Tod. Seine Tochter wurde 405 die erste Gattin des ältern Dionysios.

Hermon, Großer (Dischelis-Schöck), Berg in Syrien, s. Antilibanon.

Hermotimos (Georg), Gelehrter des 15. Jahrh., aus Sparta, war 1471 am röm. Hof und lehrte später in Paris die griech. Sprache; Reuchlin und Budäus waren seine Schüler. Von seinem spätem Leben ist nichts bekannt. H. schrieb einige theol. Schriften.

Hermopolis, s. Hermupolis.

Hermosillo, früher Yetic, Stadt im mexik. Staat Sonora, am rechten Ufer des Sonora oder Ures, etwas unterhalb der Einmündung des Rio San-Miguel de Horea Sitas, mit 15000 E., ist der Hauptplapelplatz für den Hafen Guaymas. Bei H. beginnt der sehr kultivierte, fruchtbarste Ackerdistrikt des Landes, aus welchem große Mengen von Weizen und trefflicher Wein ausgeführt werden. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut und hat eine Mauer, einen schönen Park und zahlreiche, gut bewässerte Gärten. Das Klima ist heiß, aber gesund. In der Nähe wurden 1807 Goldgruben entdeckt.

Hermsdorf (Gräffauisch), s. Gräffauisch-Hermsdorf.

Hermsdorf (Nieder-), Dorf in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Waldenburg, 3 km westlich von Waldenburg, im Niedererschleichen Steintohlengebirge, zählt (1880) 6379 E. und hat ein Waisenhaus, ein Eisenwerk (Vormärtschütte) und Steintohlengruben (Glück und Friedenshoffnung).

Hermsdorf unterm Rynast, Dorf in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Hirschberg, 4 km südwestlich von Warmbrunn, am Riesengebirge, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß, eine evang. und eine lath. Kirche und zählt (1880) 2130 meist prot. E., welche Fabrikanten für Holzfloss-, Zünd- und Holzgalanteriewaren unterhalten. Dabei der Rynast (s. d.).

Hermunduren, ein großes german. Volk, das im W. durch die Werra von den Chatten, im N. durch den Harz von den Cheruskern, im O. durch die Elbe von den Semnonen, im S. durch den Frankenwald und das Erzgebirge von den Marikern (Baristen) und Marcomannen geschieden und anfangs mit unter dem allgemeinen Namen der Sueven (s. d.) begriffen wurde. Aus Abneigung gegen Marbods Übergriffe nahmen sie auf Antrieb der Römer in den letzten Jahren vor Christi Geburt das von den Marcomannen ausgegebene Rheingebiet grotenteils in Besitz. Sie hielten im J. 20 n. Chr. unter Vibilius die Herrschaft, die der Gotone Catualba durch Marbods Vertreibung über die Marcomannen erlangt hatte, stürzen. Mit den Chatten kämpften sie 58 n. Chr. siegreich um den Besitz von Salzquellen, welche man zu Salzungen an der Werra gefunden zu haben glaubt. Mit den Römern im Donaugebiet, namentlich zu Augsburg, standen sie zu des Tacitus Zeit in Handelsverbindungen. Nachher wird ihr Name unter den Völkern, die in dem großen Marcomannischen Kriege gegen Marc Aurel kämpften, erwähnt. Sie gelten als die unmittelbaren Vorfahren des Hauptbestandteils der spätern Thüringer. Vgl. Kirchhoff, «Thüringen doch Hermundurenland» (Epj. 1882); Dahn, «Deutsche Geschichte» (Bd. 1, Gotha 1883).

Hermupolis oder Hermopolis, zwei Städte im alten Ägypten. Hermupolis magna lag an der Stelle des heutigen Assiut (s. d.), wo sich Felsengräber befinden; Hermupolis minor ist das heutige Damanhur.

Hermupolis, Hauptstadt der Nomarchie der Oylladen auf der Insel Syra, Sitz des Nomarchen der Oylladen, eines griech. Erzbischofs, eines röm. lath. Bischofs, hat sechs Kirchen, darunter eine latholische und eine protestantische, zwei Gymnasien, ein Lazareth, Arsenal, Zoll- und Hafenanstalt, Schiffbau und einen großen Hafen und zählt (1879) 21245 E. Die Stadt entstand im griech. Befreiungskrieg, als die Bewohner von Chios, Myra und Kinaly sich an der Stätte des alten Syros niederließen und wurde bald ein blühender Handelsort, dessen Bedeutung jedoch seit dem Aufblühen des athenischen Hafens Piräus gesunken ist.

Hermus, griech. Her mos, Fluß in Kleinasien, der jetzige Gediz-Tschai (s. d.).

Hernad (von den Deutschen in der Zips «Ludbert» genannt), Fluß in Oberungarn, entspringt auf der nordöstl. Seite des Königsbergs (Kralowa-hola), mündet nach einem Laufe von 190 km unterhalb Dnób in den Sajófluß. Oberhalb der

Mündung, bei Szordol, gabelt sich der Fluß; der Nebenarm Barlangos läuft mit dem Hauptbett parallel. Hauptzuflüsse sind die Göllnitz und die Tarcza. Der Fluß ist nicht schiffbar; nur im Unterlaufe wird er mit Holzflößen befahren.

Hernald, wechl. Vorort von Wien, Sitz einer Bezirksamtshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, an der Alz, zählt (1881) 60307 E. mit durchweg städtischer Beschäftigung. Mit Wien und Dornbach ist H. durch eine Pferdebahn verbunden. Hier befindet sich das k. k. Erziehungsinstitut für Offiziers-töchter, welches, vom Kaiser Joseph II. 1786 hierher verlegt, im ehemaligen Paulinerkloster untergebracht und später durch große Zubauten erweitert wurde. Ferner hat H. ein Staatsrealgymnasium, eine Handelsfachschule und eine gewerbliche Fortbildungsschule. Der Name H. wird auf die That-sache zurückgeführt, daß während der prot. Bewegung in Cisterreich dort die der Reformation zugethanen Mitglieder des Herrenstandes sich häufig zur Beratung zusammenfanden. Thatsächlich war H. im Anfange des 18. Jahrh. ein beliebter Sommeraufenthalt des höhern österr. Adels.

Hernand, bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hernandez (Francisco), span. Arzt und Naturforscher, wurde von Philipp II. nach Mexiko geschickt, um die Produkte des Landes zu erforschen. Die literarischen Ergebnisse seiner Beobachtungen erschienen nach seinem Tode unter dem Titel „Nova plantarum, animalium et mineralium mexicanorum historia“ (Rom 1651).

Herne, Landgemeinde in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnberg, Landkreis Bielefeld, an den Linien Berlin-Hannover, Köln, Ruhrort-Dortmund, Westf.-Stettener- und Eilen-H. der Preussischen Staatsbahnen, zählt (1880) 7290 meist prot. E. und hat eine evang. und eine luth. Kirche, eine höhere Schule, ein Krankenhaus, eine große Armen- und Pflegeanstalt, Gasfabrik, bedeutenden Steinbrunnenaufbau, Collezien, eine Kiesel-fabrik und eine Eisenhütte.

Herne-Bay, Stadt in der engl. Grafschaft Kent, 10 km im N.W. von Canterbury, am Südufer des Themse-Ästuars und an der Eisenbahn London-Chatham-Dover, mit (1881) 1594 E., ist seit 1830 ein Seebad und ein von den Londonern stark besuchter Vergnügungsort. [mediz. u. phys.]

Hernald, Eingeweidebruch, s. unter Bruch
Hernald hieß eine altitalische Völkerschaft, die mit den Sabinern näher verwandt war, aber früh latinisiert wurde, wie man denn auch ihre Landschaft zu Latium im weitern Sinne rechnete. Die Lage derselben zwischen Latintern, Aquern, Volstern und Martern veranlaßte die Römer, sie 486 v. Chr. als gleichberechtigtes Glied dem röm.-lat. nischen Bunde beitreten zu lassen. Erst nachdem Magna, der Hauptort der H., und die meisten kleineren Gemeinden 306 v. Chr. an dem Kriege der Samniten gegen Rom teilgenommen hatten, wurden diese, nicht aber die treu gebliebenen Städte Alatrium, Brundisium, Tarracina u. neuer, und dienstpflichtigen Unterthanen gemacht. Dann sämtliche H. das röm. Völkerrecht erlitten, ist unbekannt.

Hernald, Hauptstadt der schwed. Landschaft Angermanland und des gleichnamigen Län, liegt unweit der Mündung der Angerman-Elf in den Bottnischen Meerbusen, auf der mit dem Föhländ durch zwei Brücken verbundenen Insel Hernö. Der Ort, fast ganz aus Holz, aber regelmäßig gebaut,

jählt (1882) 6577 E., ist Sitz eines Bischofs und hat einen schönen, 1842–46 erbauten Dom, ein Gymnasium, eine Navigationsschule, zwei Banken, ein Irrenhaus und mehrere Fabriken. Zum Hafen H. gehören (Ende 1881) 44 Segelschiffe und 13 Dampfer von zusammen 14879 t. Der wichtigste Ausfuhrartikel sind Bretter. — Im Län H., das den größten Teil von Angermanland und die ganze Landschaft Medelpad umfaßt und auf 24 681,8 qkm nur 174 750 E. zählt, liegt auch die Seestadt Sundsvall, mit 9283 E., dem besten Hafen in Norrland, Schiffswerften und Fischerei.

Heron ist eine berühmte Gestalt der griechischen und römischen, sowie der neuern Poesie. In einem Feste der Aphrodite, deren Priesterin H. war, und des Adonis zu Sestos auf der thrak. Küste, zu welchem auch die Einwohner von Abydos über den Hellespont herübergekommen waren, sahen sich H. und Leander und entbrannten in gegenseitiger Liebe. Aber ihrer Verbindung stellten sich H.'s Stand als Priesterin und der Wille ihrer Eltern entgegen. Doch den Jüngling schredten diese Schwierigkeiten nicht; allnächtlich schwamm er über den Hellespont zur Geliebten, wobei eine auf dem Turme am Ufer, in welchem H. wohnte, aufgestellte Fackel ihm als Wegweiser diente. Als er einst bei winterlichem Sturme herübergeschwamm, verließen ihn die Kräfte; tot warfen ihn die Wellen an den Fuß des Turmes, wo H., von Angst gejollert, seiner harrete. Beim Anblicke des Leichnams stürzte sich H., von Schmerz überwältigt, von der Höhe hinab und starb, ihn mit ihren Armen umschlingend. Außer verschiedenen Erwähnungen bei andern griech. und lat. Dichtern und einer Bearbeitung in zwei unter Ovids Namen überlieferten Briefen ist aus dem 5. oder dem Anfang des 6. Jahrh. unter dem Namen des Rufäus (s. d.) ein Gedicht erhalten, welches diese wohl auf einer Lokalfage beruhende und zuerst von einem alexandrinischen Dichter ausgeführte, auch auf pompejanischen Wandgemälden dargestellte Erzählung enthält. Schüler benutzte die Erzählung zu einer Ballade, nachdem schon lange vorher das Volkslied sich des Stoffes bemächtigt hatte. Vgl. Rohde, „Der griech. Roman“ (Epp. 1876).

Heron (grch. Heron) aus Alexandria, einer der vorzüglichsten Mathematiker und Mechaniker des Altertums, um 100 v. Chr., verfaßte zwei Bücher „Über die Verfertigung der Automaten“, herausgegeben von Balbi (Bened. 1601), und mehrere andere teils verloren, teils nur noch in dürftigen Bruchstücken vorhandene Schriften, namentlich über die Konstruktion der Kriegsmaschinen, über solche Maschinen, die durch die Kraft der Luft in Bewegung gesetzt werden („Pneumatica“), über die Dioptra, eine Anweisung zu der Kunst, mit der Dioptra zu operieren, u. s. w., worin er manche wichtige Entdeckungen mitteilte. Außerdem hat H. wohl in ant. von Astron. und in Anlehnung an die Astron. des Hipparchus ein Lehrbuch der Astronomie verfaßt, von dem die röm. Grammatiker oder Arithmetiker in allem, was die Feld-mechanik betrifft, durchaus abhängig sind, aus denen dann wieder die betreffende mittelalterliche Literatur abgeleitet ist. Die beste kritische Ausgabe dieser Schrift über Geometrie und Stereometrie hat Hultsch (Berl. 1864) geliefert. Vgl. Cantor, „Die röm. Arithmetiker und ihre Stellung in der Geschichte der Feldmechanik“ (Epp. 1875).

Herodes der Große, König der Juden, ein Sohn des Sdoniters Antipater, den Cäsar dem schwachkönnigen Mattabäerfürsten Hyrtanus II. als Procurator an die Seite gesetzt hatte, geb. 73 v. Chr., wurde 47 v. Chr. Statthalter von Galiläa. In diesem Amte erwarb er sich durch Ausrottung des Räuberwesens große Verdienste und erlangte trotz der gegen ihn erhobenen Anklagen der Pharisäer von der Gunst der Römer noch die Verwaltung von Samaria und Coelestarien hinzu. Nach dem Tode seines Gönners Cäsar ging er erst zu den Republikanern, dann zu Antonius über. Siegreich gegen Antigonus, den Brudersohn Hyrtanus' II., heiratete er des letztern Enkelin Mariamne, worauf ihn Antonius zum Tetrarchen ernannte. Zwar mußte er vor den erneuten Angriffen des Antigonus im J. 40 weichen; doch von den Triumvirn Antonius und Octavianus zum König in Judäa ernannt, eroberte er nach dreijährigem Kampfe mit Hilfe der Römer Jerusalem (im J. 37). Die 37jährige Herrschaft des H. erneuerte an äußerem Glanze die glorreichsten Zeiten des Davidischen Königthums und vereinigte unter seiner Herrschaft noch einmal das ganze jüd. Land. Nach innen sicherte er sich Thron und Leben nach orient. Despotenart durch blutige Gewalt. Von Argwohn und Mißtrauen gepeinigt, mordete er seine eigene Gemahlin, die Mattabäerin Mariamne, seinen Schwager Aristobulus und dessen Mutter Alexandra, den alten Fürsten Hyrtanus und drei seiner eigenen Söhne. Von den Juden als fremder Eindringling gehaßt, erhielt er sich auf dem Thron durch kriechende Untertänigkeit gegen die in den röm. Bürgerkriegen jedesmal siegende Partei. Nach dem Tode des Antonius ging er zu Augustus über, welcher seine Staaten noch ansehnlich vermehrte. Das bedeutendste Ereignis unter seiner Regierung war die Geburt Christi (im J. 4 vor der christl. Ära). Er baute den Tempel von Jerusalem prächtiger als zuvor, zierte seine Hauptstadt mit vielen schönen Gebäuden, gründete mehrere Städte, schlug die Araber und ihren Anführer Aretas und besiegte die syriarab. Räuber. In der letzten Zeit seines Lebens verschwor sich gegen ihn sein Sohn Antipater, den er fünf Tage vor seinem eigenen Tode (4 v. Chr.) erdrosseln ließ. Nach seinem Tode wurde sein Reich unter drei seiner überlebenden Söhne geteilt. In der Regierung folgte ihm mit dem Titel eines Ethnarchen (Vollfürsten) sein Sohn Archelaus (s. d.).

Sein zweiter Sohn, H. Antipas, der Landesfürst Jesu, wurde Tetrarch von Galiläa und Peräa. Caligula verwies ihn 40 n. Chr. nach Lyon. H. entführte die Herodias, seines Stiefbruders Herodes Boethos Weib, und ließ Johannes den Täufer hinrichten. Die evang. Überlieferung läßt ihn auch Jesu nachstellen. Der Bericht des Lukas-Evangeliums weiß außerdem von einem förmlichen Verhör zu erzählen, welches H. auf des Pilatus Veranlassung mit Jesu veranstaltet haben soll, in welchem H. jedoch Jesum unschuldig befunden habe. Nach diesem H. werden die Herodianaer genannt, die mehr eine polit. als religiöse Partei waren. Mehrere Väter der alten Kirche, wie Tertullian, Epiphanius, Chrysostomus u. a., bezeichneten sie als eine jüd.-religiöse Sekte, die den H. für den Messias gehalten hätte. — Der dritte Sohn, Philippus, wurde Tetrarch von Trachonitis, Auranitis und Batanaä und starb nach einer friedlichen Regierung 33 n. Chr. Noch sind zu erwähnen: H.

Agrippa I., der Enkel Herodes' d. Gr., der Sohn eines der hingerichteten Söhne desselben und der Bruder der Herodias. In Rom am Kaiserhofe erzogen, führte er ein verschwenderisches Leben. Von seinen Gläubigern verfolgt, floh er nach Idumäa, genoss dann eine Zeit lang bei seinem Schwager Antipas in Libetias das Gnadenbrot und kam dann nach Rom zurück. Von Tiberius erst zum Prinzen erzieher ernannt, dann ins Gefängnis geworfen, wurde er durch Caligula befreit, mit Cäsar überhäuft und mit dem Königstitel und den Gebieten des Philippus und des Psanias beschenkt, bis er zuletzt unter Claudius noch einmal das ganze jüd. Land unter seiner Herrschaft vereinigte. Er starb 44 n. Chr., worauf sein Staat fast ganz zur röm. Provinz wurde. Nach der Apostelgeschichte ließ er den Apostel Jakobus hängen und Petrus ins Gefängnis werfen. — Sein Sohn, H. Agrippa II., der die Tetrarchie des Philippus, sowie Städte von Galiläa und Peräa und die Ansicht über den Tempel erhielt, war der letzte herodianische König. Er unterwarf die Römer bei der Eroberung Jerusalems, wurde hierauf mit der röm. Prätorenwürde beehrt und starb 100 n. Chr. Sein Land wurde zu Syrien geschlagen.

Herodes (Tiberius Claudius Atticus), berühmter griech. Rhetor, geb. zu Marathon im Anfange des 2. Jahrh. n. Chr., widmete sich frühzeitig dem Erfolg der Beredsamkeit. Auch verwaltete er wiederholt öffentliche Ämter zu Athen und erhielt nach dem er schon unter Hadrian kaiserl. Kommissar in den freien Städten Kleinasiens gewesen, unter Lucius Verus und Antoninus Pius, deren Lehrer er war, 143 n. Chr. das Konsulat. Er starb 177 n. Chr. Sein großes Vermögen verwendete er zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken, besonders zur Errichtung prächtiger Bauwerke. Berühmte waren unter diesen das seiner Gattin Regilla gewidmete Odeum in Athen, die Umwandlung und Ausschmückung des panathenäischen Stadions und die nach dem Heros Triopas mit dem Namen Triopium bezeichnete Gartenanlage in der Nähe von Rom und der Appianer Straße mit einem Totenfest für seine Familie und einem Tempel. In diesen Anlagen entdeckte man außer mehreren kleinern zwei größere, aus 89 und 59 Hexametern bestehende griech. Weisheitsprüche, wahrscheinlich von dem Arzt und Dichter Marcellus aus Sidon verfaßt, deren Originale sich im Museum des Louvre zu Paris befinden. Auch in Olympia wurden 1877 die Reste der von ihm geschenkten Wasserleitung und einer das Hauptbassin in Olympia überragenden halbrunden Eredra mit Statuen der Familien des Antoninus Pius und Marc Aurel und solchen seiner eigenen Familie ausgegraben. Von den Reben des H. ist nur eine »über den Staat« erhalten; es ist aber fraglich, ob dieselbe von ihm herrührt. Sie ist in ältern und neuern Sammelausgaben der »Oratores Attici« abgedruckt, zuletzt in denen von Besser, von Dobson und von E. Müller. Vgl. Vidal-Blanchet, »Hérode Atticus. Etude critique sur sa vie« (Par. 1871).

Herodianer, s. unter Herodes (Antipas).

Herodianus, Geschichtschreiber, wahrscheinlich ein Grieche von Geburt, lebte ungefähr von 170 bis 240 n. Chr., größtenteils in Rom, und verfaßte in griech. Sprache eine röm. Kaisergeschichte in acht Büchern, welche den Zeitraum 180–238 n. Chr. von Commodus bis zur Erhebung von

Herodianus III. umfasst. H. ist völlig unzuverlässig in der Chronologie, hat sehr mangelhafte geogr. Kenntnisse und zeigt sich über hauptsächlichste und Höferränge schlecht unterrichtet. Doch bietet er immerhin wertvolle Ergänzungen zu dem Geschichtswerke des Dio Cassius. Am meisten Wert haben die letzten Bücher. Vgl. Sievers, «Über das Geschichtswerk des H.» im 26. und 31. Bande des «Philologus»; die Abhandlungen von Jächer, Müller, Dändliker in Bödingers «Untersuchungen zur röm. Kaisergeschichte» (8 Bde., Ept. 1868—70); Wöfler, «Untersuchungen zur Geschichte des Septimius Severus» (Biel. 1872 fg.), und A. Dunder im 33. Bande des «Philologus». Die besten Ausgaben haben Jrmisch (5 Bde., Ept. 1789—1806), Wolf (Halle 1792), Besser (Berl. 1826 und Ept. 1855) und Wendelssohn (Ept. 1883), deutsche Übertragungen Oslander (2 Bde., Stuttg. 1830) und Stahl (Stuttg. 1858) geliefert.

Herodianus (Ailius), berühmter griech. Grammatiker des 2. und 3. Jahrh. n. Chr., aus Alexandria, war der Sohn des Apollonius Dyskolos. Er gelangte in Rom unter Marc Aurel zu hohem Ansehen und verfasste eine große Anzahl Schriften grammatischen und prosodischen Inhalts, von denen ein großer Teil in Auszügen oder in Bruchstücken noch vorhanden ist. Sein Hauptwerk war die «Καθολικὴ ποικιλία», eine Akzentlehre in 20 Büchern. Nachdem der größte Teil des uns Überlieferten namentlich in den «Anecdota Graeca» von Besser, Bachmann und Billow, in der Ausgabe des Möris von Koch (2 Bde., Ept. 1831—32), in der des Hrynichus von Lohde (Ept. 1820), in Dindorfs «Grammatici Graeci» (Ept. 1823), in Hermanns Schrift «De emendanda ratione grammaticae Graecae» (Ept. 1801), sowie in dessen «Appendix ad Draconem Straticensem» (Ept. 1814) und besonders auch von Lehrs, «Herodiani scripta tria emendatoria» (Königsb. 1848) und R. Schmidt in der kritischen Ausgabe des Auszugs aus seiner «Catholica Proodia» (Jena 1800) veröffentlicht worden war, ist neuerdings alles Erhaltene von Dem unter dem Titel «Herodiani technici reliquiae» (2 Bde., Ept. 1867—70) herausgegeben worden. [tipas.]

Herodias, Gemahlin des Herodes (s. d.) Antiochus, der älteste griech. Geschichtsschreiber, gewöhnlich der Vater der Geschichte genannt, geb. zu Halikarnass in Karien um 500 v. Chr., bildete sich, durch Rat und Beispiel eines Verwandten, des berühmten Epikurs Panopis, aufgemuntert, vorzüglich durch die Lektüre der griech. Dichter, vor allem des Homer, und scheint schon frühzeitig zu dem Entschlusse gekommen zu sein, nach dem Vorgange der Logographen (s. d.) ein geschichtliches Werk von größtem Umfange zu begründen und, unterstützt von dem Ansehen und Reichthum seiner Familie, für diesen Zweck die entlegensten Länder und Völker durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Obgleich die Heftigkeit und Ausdehnung dieser Reisen von den Alten theils in dunkler, theils in widersprechender Weise erzählt wird, kann doch aus seiner eigenen Mitteilung als zuverlässig angenommen werden, daß er außer den von Griechen bewohnten Inseln und Küstenstrichen Kleinasiens die meisten der zum Persischen Reiche gehörigen Teile von Asien und Afrika durchwanderte, wo besonders Aegypten ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und Forschung wurde. Ferner ist sicher,

daß er nähere Kunde von Phönizien, von Syrien und Sidon sich verschaffte, daß er bis Babylon und Arderikla bei Susa und bis Ekbatana vordrang, ebenso daß er die Küstenländer des Schwarzen Meeres besuchte. Nach seiner Rückkehr von diesen Wanderungen, die vor 454 v. Chr. erfolgte, betheiligte er sich an dem Sturze des Tyrannen Zugdarnis in Halikarnass und begab sich dann nach Samos, wo er das zusammengebrachte Material zu verarbeiten begann. Im J. 445 v. Chr. soll H., außer an andern Orten, auch in Athen aus seinem Geschichtswerke öffentlich vorgelesen haben. Hierauf begab er sich, vielleicht mit dem Kolonistenguge 444 v. Chr., nach Thurii in Italien. Zweifelhaft ist, ob H. noch einmal längere Zeit in Athen sich aufgehalten und ob er in Athen oder in Thurii sein Werk («ἱστορικὴ ἀκρόασις») bis zu der Gestalt, in der es hinterließ, weiter geführt hat. Er starb wohl um 424 v. Chr. in Thurii.

H. s. Werk, welches erst Spätere in neun nach den neun Museen benannte Bücher eingetheilt haben, ist im ionischen Dialekt verfaßt. Es umfaßt einen Zeitraum von 820 Jahren bis zur Schlacht bei Mykale (479) und hat zur eigentlichen Aufgabe die Schilderung der Kämpfe der Griechen und Barbaren. Schilderungen der den Hauptereignissen näher oder ferner liegenden Länder und Völker sind in zahlreichen Episoden eingefügt. Die Darstellung ist einfach und von großer Annuit, die Treue und Genauigkeit der Angaben des H. ist von jeder anerkannt und bestätigt worden. Unter den zahlreichen Ausgaben sind hervorzuheben die von Schweighäuser (6 Bde., Straßb. u. Par. 1806), Bähr (4 Bde., Ept. 1830—35; 2. Aufl. 1855—61) und Stein (2 Bde., Berl. 1869—71); unter den Bearbeitungen für den Hand- und Schulgebrauch die von Krüger (5 Hefte, Berl. 1855—57), Stein (5 Bde., Berl. 1856—63; 5. Aufl. 1883 fg.) und Abicht (5 Bde., Ept. 1859—65; 4. Aufl. 1884 fg.); unter den deutschen Übertragungen die von Lange (2. Aufl., 2 Bde., Bresl. 1824), von Scholl und Köhler (3 Bde., Stuttg. 1855), von Bähr (9 Bde., Stuttg. 1860—64) und von Stein (2 Bde., Hamb. 1875). Wegen ihrer Kommentare sind die franz. Übertragung von Larcher (7 Bde., Par. 1786) und insbesondere die englische von Rawlinson (4 Bde., Lond. 1858—60) zu nennen.

Vgl. Dahlmann, «H., aus seinem Buche sein Leben» (Altona 1823); Blum, «H. und Kleas, die frühesten Geschichtsforscher des Orients» (Heidelb. 1886); Bobril, «Geographie des H.» (Königsb. 1838, mit Atlas); Kirchhoff, «Über die Abfassungszeit des H. s. Geschichtswerks» (Berl. 1868, und Nachtrag, 1872; 2. Aufl. 1878); Bauer, «Die Entstehung des H. s. Geschichtswerks» (Wien 1878).

Herden heißen in den Homerischen Gedichten vorzugsweise die Könige und Fürsten nebst ihren Söhnen und Begleitern, überhaupt alle Kämpfer und Männer der Boreit, welche sich durch Stärke, Mut, Verstand und Erfahrung auszeichneten. Bei Hesiod werden die Männer des in Kämpfen um Ithoben und Troja untergegangenen Menschengeschlechts, die nach ihrem Tode auf die Inseln der Seligen versetzt worden seien, selige H. genannt. In der Folgezeit bezeichnete man dann mit diesem Namen Gehalten der Sage, die entweder wegen ihrer Abstammung von Göttern oder wegen besonderer Verdienste um die Menschheit als einer der göttlichen ähnlichen Verehrung durch Opfer und

Gebete würdig erachtet wurden. Solche H., namentlich die lokalen, welche von einzelnen Gemeinden oder Genossenschaften wie eine Art von Schutzheiligen verehrt wurden, sind nicht selten ursprünglich Götter gewesen, die aber im griech. Nationalbewußtsein auf die Stufe von Halbgöttern herabgesunken waren. Auch wirklichen Menschen, wie besonders den Gründern von Kolonien, wurde bisweilen nach ihrem Tode die Ehre des Heroenkultus zuteil. Die Heiligtümer der H. unterschieden sich von den Tempeln der Götter in der Regel durch geringern Umfang und größere Einfachheit der künstlerischen Ausstattung; doch finden sich davon Ausnahmen. Dem Theseus, dem attischen Nationalheros, war z. B. in Athen ein schöner Tempel, das noch jetzt erhaltene Theseion, geweiht.

Heroide ist der Name für eine Unterart der Elegie: Liebesklagen und Liebeswerbungen, in den Mund von Göttern und Heroen gelegt. Ovid ist deren Erfinder; die ital. Renaissancepoesie nahm sie wieder auf und verbreitete sie unter den Neuern. Viel Schwulst zeigt sie namentlich bei Hoffmannswaldau und Lohenstein, viel sentimentale Sülzlichkeit bei Pope. Herder richtete in der «*Adrastea*» (Vd. 3) gegen diese ungesunde Abart heftige Angriffe; durch die großen Dichtungen Goethes und Schillers ist sie überall verdrängt worden.

Heroine, weiblicher Hero, Heldin.

Heroisch nennt man das, was der kräftigen Heldenthat eines Volks angehört oder an sie erinnert, und im abgeleiteten Sinne jene Größe der Thatkraft, die trotz aller Gefahren große und edle Zwecke verfolgt. Der Heroismus besteht demnach in Thaten voll Mut und Größe; Gefinnungen kann man nur insofern heroisch nennen, als sie zu heroischen Handlungen führen. Der Hauptcharakter des Heroischen ist Erhabenheit, und dieses Gefühl müssen diejenigen Werke namentlich der Poesie und Musik erwecken, die den Namen heroischer beanspruchen; heroische Poesie, Heldendichtung; heroischer Vers, soviel wie Hexameter; heroische Figur, Statue in übernatürlicher Größe. [Malerei.]

Heroische Landschaft, s. unter Historische

Heroisieren, zum Heroen erheben.

Heroisierung, s. unter Apotheose.

Herold. Das Amt und die Würde eines H. verbannt den Ritterspielen des Mittelalters seinen Ursprung. Da sich bei denselben Teilnehmer aller Länder einzufinden pflegten, war es nötig, Beamte zu haben, welche Kenntnis der Wappen sowohl wie der Regeln und Normen, die sich mit der Zeit über Führung und Einrichtung der Wappen gebildet hatten, besaßen. Das Vorbild der H. waren die *αγορευται* der Griechen und die *Fetiales* der Römer, die als Boten des Friedens und des Kriegs für unverletzlich galten, denen, die sie begleiteten, Schutz gewährten, Versammlungen leiteten u. s. w. Zur Zeit des Rittertums bildeten die H., auch Ehrenherolde genannt, einen besondern Stand an den Höfen der Fürsten und mußten die Adelswissenschaft oder Heroldskunst, deren Normen besonders in Frankreich festgesetzt wurden, kunstmäßig erlernt haben. Dazu gehörte die genaueste Kenntnis des hohen und niedern Adels, der Wappen, Rechte und Befugnisse desselben, sowie der einzelnen Geschlechter. Die H. hatten alle öffentlichen Feiertlichkeiten zu leiten. Sie waren die Richter in allen Streitigkeiten des Adelswesens, erteilten

Ahnentafeln, entwarfen und verbesserten Wappen und bildeten die Sittenrichter des Adels. Bei den Turnieren lag ihnen die Wappenschau ob, sowie die Entscheidung über die Turnierfähigkeit. Im Krieg waren sie Boten des Kriegs und des Friedens. Sie zerfielen in drei Klassen: Wappenkönige, H. und Perseveranten (*poursuivants*), welche letztere gleichsam die Lehrlinge waren. Um als Perseverant aufgenommen zu werden, war es nötig, daß der H. des Kandidaten Rechtfertigung und Unbescholtenheit bezugeten. Hierauf erfolgte die Taufe mit Wein, die entweder vom Fürsten selbst oder an einem Wappenkönige vollzogen wurde, und bei welcher der Kandidat einen besondern Namen erhielt. Der Taufe folgte die Anlegung des Wappenrocks, der sich von denen des Wappenkönigs mit des H. unterschied, während alle drei Klassen die Wappen ihres Herrn auf der linken Schulter trugen. Nach siebenjähriger guter Dienstzeit konnte der Perseverant H. werden, wenn zwei Wappenkönige und vier H. bezugeten, daß er seine Schulden vollkommen gethan habe und H. zu werden sich diene. In diesem Falle taufte ihn der Fürst, sein Herr, von neuem und erteilte ihm einen neuen Namen, worauf H. ihm den neuen Wappenrock anlegte. Bei der Wahl eines Wappenkönigs, des höchsten Grades, den ein H. erlangte, betraf nur so viele Wappenkönige und H. zusammen, als es irgend möglich war, um dem Akte die größte Feierlichkeit zu geben. Bezeugten diese alle das verdiente Verdienst des zu Erwählenden, so setzte ihn der Fürst eine Krone auf und erteilte ihm den Namen einer Provinz seines Landes.

Jetzt ist das Heroldswesen außer Gebrauch, und was sich etwa davon noch erhalten, nur der Spuren frühern Glanzes. Die heutigen H. kommen bei Krönungen, Huldbildungen, förmlichen Vermählungen und andern feierlichen Gelegenheiten zur Verwendung; auch haben die meisten Ritterorden Beamte, welche den Titel H. führen und bei Feiertlichkeiten des Ordens in vorgeschriebener Tracht erscheinen. In England bestehen noch drei Wappenkönige, des Hosenbandordens, für die südl. Provinzen und der Norben, denen sechs H. untergeordnet sind. (Vgl. auch Heroldssamt.)

Herold (Louis Jos. Ferd.), franz. Opernkomponist, geb. zu Paris 28. Jan. 1791, trat 1806 ins Konservatorium, wo er bei Louis Adam Klavierspiel, bei Catel Harmonielehre und schließlich bei Mehul Komposition studierte. Im J. 1817 erhielt er den großen Kompositionspreis für die Cantate «*Mademoiselle de Lavallière*». Als Stipendiat der Regierung ging er nun nach Rom, dann nach Neapel, wo er mit einer Oper: «*La gioventù di Enrico V.*», beim Theater del Fondo ziemlich Glück machte. Im J. 1815 nach Paris zurückgekehrt, half ihm Boieldieu zum ersten Schritt auf die franz. Bühne, indem er ihn zur Mitarbeiterschaft an der Oper «*Charles de France*» annahm. Im J. 1816 kam dann ein Werk von ihm allein, «*Les rosières*», mit leidlichem Erfolge in der Opéra-Comique zur Aufführung; diesem folgte alsbald die melodienreiche Operette «*Les clochettes*» oder «*Das Zaubererglöckchen*». Erst 1826 errang er mit der reizenden Oper «*Mario*» einen unbefrittenen Erfolg, und 1831 bereitete ihm «*Zampa*» einen glänzenden Triumph, welche Oper sich auch dauernd auf der deutschen Bühne heimisch machte und H.s Hauptwerk ist.

Auch seine letzte Oper, „Le Pré aux Clercs“ („Der Weidkampfs“), die im Dez. 1832 zur Aufführung gelangte, hatte großen und nachhaltigen Erfolg. H. starb in Paris 19. Jan. 1833.

Heroldsamt, in einigen Staaten eine Behörde, welche die Aufsicht über den bestehenden Adel und die Bearbeitung und Prüfung der auf Standeserhöhungen gerichteten Gesuche hat. In Preußen wurde bereits 1706 ein solches errichtet, ging aber bald wieder ein und wurde erst 1856 wieder ins Leben gerufen. In Bayern besteht das Reichsheroldsamt seit 1808. In England bilden unter dem erblichen Vorfise des Graf-Marschalls Herzogs von Norfolk drei Wappentönige und deren Herolde das seit 1360 bestehende Herald's College oder Herald's Office. In Rußland ist das H. ein eigenes Departement des Senats.

Heroldfiguren, Heroldsküde oder Ehrensküde sind in der Heraldik im Gegensatz zu den sog. gemeinen Figuren diejenigen heraldischen Wappen, deren Ausgänge sich in den Schildrand verlaufen, also Theilungen des Schildes durch regelmäßig gezeichnete Figuren und Bläse, sowie Zerlegungen desselben. Dazu gehören namentlich der gespaltene, der getheilte und der schrägrechts oder schräglinks getheilte Schild, der Wahl, der Wallen, die Leiste, die Wierung, das Schach, die Einfropfung, die Spitze, der Sparrn, der Vord, die Stufe, der Mauerriegel u. s. w.

Heromanie, Schwärmerie für das Heroische.

Heron, griech. Mathematiker, s. Hero.

Heronsball heißt eine von Hero aus Alexandria (120 v. Chr.) erfundene Vorrichtung, mittels deren man durch die Kraft der zusammengebrachten Luft Wasser in die Höhe treibt. Der Apparat besteht aus einer hohlen Kugel, einer Flasche (s. bestehende Figur) oder einem cylindrischen Metallgefäße, in welche eine Röhre mit ihrem untern offenen Ende fast bis an den Boden reicht; das obere Ende der Röhre ragt aus dem Gefäße hervor und läuft in eine zugespitzte Röhre aus. Die Röhre hat außerhalb der Kugel einen Hahn, um sie absperrn zu können. Man kann jene Röhre herauserschrauben und durch die so sich ergebende Öffnung den H. größtentheils mit Wasser füllen. Schraubt man dann die Röhre wieder luftdicht ein, drückt nun durch Ein-



blasen oder durch Eintreiben von Luft mittels einer Kompressionsluftpumpe die in der Kugel noch befindliche Luft bedeutend zusammen und schließt darauf den Hahn, so wird, wenn man den Hahn wieder öffnet, die in der Kugel komprimierte Luft das Wasser mit großer Gewalt aus der Röhre in einem hohen Strahle so lange herausstreiben, bis die innere Luft mit der umgebenden äußeren Luft im Gleichgewichte ist. Je verdrängter die Luft im H. ist, desto höher springt der Wasserstrahl. Auf dem Prinzip des H. beruhen die Sprinkassien der Chemiker, die gewöhnlichen Feuerzylinder (s. d.), bei welchen der starke, gewölbte Windstiel eigentlich ein H. ist, und endlich auch der Heronsbrunnen (s. d.).

Heronsbrunnen heißt ein von Hero (s. d.) aus Alexandria (120 v. Chr.) erfundener selbstthätiger Heronsball (s. d.). Der Apparat besteht, wie bestehende Figur zeigt, aus einem obern Gefäße,

welches einen Heronsball darstellt und mit einem zweiten, unterhalb befindlichen, luftdicht geschlossenen Gefäße o mittels zweier Röhren a und r verbunden ist, deren eine r in der Dede des untern Gefäßes bei o anfängt und nahe an der Dede des obern Heronsballs m aufhört, während die andere a nahe am Boden des untern Gefäßes beginnt, dann durch das obere Gefäß m geht und sich in der obern, schüsselförmig vertieften Dede s des selben nach außen öffnet. Ist der Heronsball m dieser Vorrichtung mit Wasser größtentheils gefüllt und gießt man dann Wasser auf die obere Schüssel s, so fließt dasselbe durch die Röhre a in das untere Gefäß o und verdichtet durch sein Eindringen die in demselben befindliche Luft. Diese Verdichtung teilt sich durch die Röhre r auch der im obern Heronsball m über der Wasserfläche befindlichen Luft mit, und infolge dessen beginnt das Wasser aus der Röhre im obern Heronsball m hervorzuspringen. Dies geht so lange fort, bis die untere Öffnung der Sprinkassie im Heronsball m vom Wasser frei ist, indem das springende Wasser stets wieder auf die obere Schüssel s fällt und durch die Röhre a in das untere Gefäß o läuft. Das Prinzip des H. wurde von Höl (1753) zum Entwässern der Bergwerke angewendet.



Herod (grch.), Heiligtum eines Heros, namentlich sein Grabmal; auch Fest zu Ehren eines Heros.

Heropolis oder Heropolis, alte Stadt in Unterägypten, am Trajantkanal, der in den Heropolitanißchen Bufen des Roten Meeres mündete. Ruinen finden sich noch bei Abuleisch.

Herophilus, der größte Anatom des Altertums, geboren zu Chalcedon, lebte unter Alexander d. Gr. und dessen Nachfolgern. Er hatte den Bragagoras in Kos zum Lehrer in der eigentlichen Medizin und war lange Zeit in Alexandria als Arzt und Lehrer thätig. Neben Erasistratos war er es, der die Anatomie des Menschen durch Section von Toten, ja auch von noch lebenden Verbrechern begründete. Seine Lehren sind durch spätere Schriftsteller, namentlich durch Galenus, auf die Nachwelt gekommen. Von seinem anatom. Lehrbuche, das den folgenden Jahrhunderten als Richtschnur diente, wie von seinen andern Schriften sind außer einem noch ungedruckten Commentare aber die dem Hippocrates zugehörigen „Aphorismen“ nur Fragmente erhalten. H. ist auch dadurch merkwürdig, daß er zuerst eine Pulslehre aufstellte. Vgl. Marx, „Herophilus“ (Karlsruhe 1838).

Herod, s. Hero.

Heroskratos, ein Epheßer, den, wie er auf der Folter eingestanden haben soll, die Zucht, durch eine unerhörte That seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, 356 v. Chr. zu dem Entschlusse trieb, den Artemistempel von Ephesus (s. d.) in Brand zu stecken. Durch Verhinderung der Epheßer oder, wie auch erzählt wird, durch gemeinkamen Beschluß der kleinasiat. Griechen soll zwar verhindert worden sein, seinen Namen zu nennen, der Geschichtschreiber Theopomp aber denselben überliefert haben. In derselben Nacht, wo die Brandstiftung geschah und den Tempel in der That sehr erheblich beschädigt wurde (21. Juli) Alexander d. Gr. geboren.

Herpes (grch., von ἑρπαιν, schleichen, kriechen, schleichende Flechte) oder Bläschenflechte bezeichnet eine akute, typisch verlaufende Hautkrankheit, welche sich durch die Bildung kleiner, in Gruppen aneinander gereihter und mit einem serösen oder eitrigen Inhalt erfüllter Bläschen charakterisiert. Am häufigsten ist der Herpes zoster oder die Gürtelflechte, bei welcher, meist unter leichten Fiebererscheinungen und lebhaft brennenden Schmerzen, zahlreiche, gruppenweise angeordnete wasserhelle Bläschen gürtelförmig längs des Verlaufs gewisser Hautnerven, insbesondere der Zwischenrippennerven, auftreten, welche nach einigen Tagen zu bräunlichen Krusten eintrocknen und so dann spurlos, ohne Narben zu hinterlassen, verschwinden. In der Regel genügt zu ihrer Beseitigung das Bedecken der Bläschen mit Bleiwasserlotionen, mit milden Salben, Watte u. dgl. Ebenso werden Herpesbläschen häufig an den Lippen (sog. Lippenherpes), besonders in Begleitung fieberhafter Krankheiten, sowie an den Genitalien beobachtet, in welcher letztem Falle sie leicht mit Schannergeschwüren verwechselt werden können. Wesentlich verschieden von den genannten Herpesformen ist der sog. H. tonsurans oder der Ringworm, eine durch einen parasitischen Pilz, das Trichophyton tonsurans, bedingte Erkrankung der behaarten Kopfhaut, welche in der Form runder oder elliptischer, mit dünnen mattglänzenden Schuppen oder Krusten bedeckter Flecken erscheint und, sich selbst überlassen, Abbrechen der Haare, Zerstückung des Haarbodens und dauernde Kahlheit erzeugt. Hier ist nur von der möglichst frühzeitigen und energischen Bepinselung und Waschung mit den sog. parasitociden Mitteln (Carbolsäure, Sublimatlösungen, Schmierseife, Theepräparaten u. dgl.) Hilfe zu erwarten.

Herpetologie (grch.), Lehre von den Flechten und Naturbeschreibung der kriechenden Tiere (Reptilien); herpetisch, flechtenartig.

Herpin (Leon), franz. Maler, geb. 12. Okt. 1841 zu Granville, war Schüler von Daubigny. Er malte hauptsächlich Städteansichten und Landschaften, wie Seine-Ufer bei Sevres, die Hügel von Roulinaux, Paris von der Brücke der St.-Pères aus, Paris vom Pontneuf, Schloss Gailard u. s. w. Er starb im Okt. 1880 in Paris.

Herradura (La), Hafen in der Chilen. Provinz Coquimbo (s. d.).

Herrenbank hieß zur Zeit der ständischen Landtagsverfassung die Abteilung, wo die Ritterschaft oder die Adelligen saßen, gegenüber der Geistlichkeit und den Vertretern der Städte. Auch wurde der Ausdruck auf die ritterschaftlichen Beisitzer der Hofgerichte angewendet und zwar im Gegensatz zu der gelehrten Bank, d. h. den Doktoren des Rechts, die nach der Aufnahme des röm. Rechts in Deutschland neben den Adelligen Beisitzer in den Hofgerichten wurden.

Herrnberg, Stadt im württemb. Schwarzwaldkreise, am nordwestl. Ende des Schönbuchs und an der Linie Stuttgart-Heidenstadt der Württembergischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Oberamts und eines Amtsgerichts, hat eine Lateinschule, eine Meisterschule, ein reiches Schulrat und eine schöne Marktplatz und zählt (1880) 2446 meist prot. E., welche Landwirthe, Arbeiter von Möbelen und anderen Handwerken treiben. In der Nähe sind Stein- und Gipsbrüche und Ruinen eines Schlosses.

Herrenbreitungen, Dorf in der preuss. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, der Schmalkalben, am Einfluß der Truse in die Berda, die es von Frauenbreitungen in Sachsen-Meiningen trennt, hat eine Cigarrenfabrik und zählt (1875) 758 E. Das Schloß war bis 1563 Beschützer Kloster.

Herrenburg (Joh. Andr.), Architekturmaler, geb. 6. Febr. 1824 zu Berlin, war Schüler von Biermann und bereiste dann Deutschland, Frankreich, Italien, Griechenland, Kleinasien, Palästina und die Killaude. Nach seiner Rückkehr lebte er 1848 in Berlin, 1855 in Dresden nieder. Den Einfluß zu seinen Gemälden boten seine Reisen; dahin gehören: Straße in Kairo, Blick auf Siden, Straße Bagdad, am Comersee, die Ruinen des Nemeus: Herrenburg-Tuengel (Respolbine), Sängern f. Tuengel.

Herrenschmiede, Insel im Thiemsee (s. d.). **Herrensaal** oder Thronsaal, Hauptsaal. heißt im Lehnsrecht der Wechsel, namentlich Lehnfall in der Person des Lehnsherrn oder die Veränderung in der herrschenden Hand, wofür Lehnfall oder Rebenfall die Veränderung der dienenden Hand ist, wenn an die Stelle des herrschenden Vasallen ein anderer tritt. In beide Fällen mußte nach Lehnrecht die Lehnserneuerung d. h. die Wiederholung der Belehnung (Inveitur) stattfinden.

Herrenhaus, in Preußen und Österreich: offizielle Bezeichnung für die Erste Kammer.

Herrenhausen, Lustschloß, 2 km im NW von der Stadt Hannover entfernt und mit dem durch eine prächtige Lindenallee und eine Parkbahn verbunden, war früher eine groß. Parklandschaft. In den jetzt gestrichenen Gärten, welche im franz. Stil mit zugeschnittenen Bäumen und Heiden angelegt sind, befinden sich ausgedehnte Wasserläufe, darunter ein schöner Springbrunnen, der das Wasser in sublimem (hohlen) Strahle 40 m hoch treibt. Neuerdings ist in einem Tempel im lebensgroße Wüste der Kurfürstin Sophie (Frederik Leibniz) von Engelhard aufgestellt. Der Garten zur Seite des Schlosses umfaßt auch eine reichliche Blumenflor auch ein großes Palmenhaus. Im Mausoleum, der neuen Königsgruft, wurde auch König Ernst August 1861 beigesetzt; das Grabmal der Königin Friederike ist von Rauch gearbeitet. S. war der Lieblingsaufenthalt Georgs I. Georgs II. und Georgs V., in dessen Privatbesitz es auch nach dem Entschädigungsvertrag vom 29. Sept. 1867 verblieben ist; jetzt wird es durch eine preuss. Kommission verwaltet.

Herrenlose Sachen sind körperliche Sachen, an welchen kein Eigentumsrecht besteht, aber an solchen durch Besitzergreifung mit dem Willen des Eigentümers sofort hergeleitet werden kann. Dieses ist der Fall bei den vom Eigentümer abgegebenen (sog. herrenlosen) Sachen (s. d.). weggenommene Cigarrenstummel, Strohholz u. s. w.), bei Produkten des Meeres und der im Meer entstandenen Inseln, bei nicht jagdbaren wilden Tieren (s. d.). Sperlinge, Mäuse). In den herrenlosen Sachen gehört auch der Schatzfund, für welchen besondere Grundsätze gelten. Wenn Sachen des Feindes als herrenlose Sachen gelten, s. d. Kriegsbeute, bestimmt das Völkerrecht. Erblos ist endlich (bona vacantia) ist, wenn nach der Fiktion des Staates sich derselben nicht annimmt.

ebenfalls den herrenlosen Sachen beizuzählen. Jeder rechtsfähige Mensch erlangt durch Besitzergreifung Eigentum (beim Schatzfund eventuell nur Miteigentum) an diesen Sachen.

Herrenpilz, s. Steinpilz.

Herrenschnamm, s. Reijster.

Herrenstörch, Insel im Chiemsee (s. d.).

Herrera (Antonio), span. Geschichtsschreiber, geb. zu Cuellar 1549, vertauschte den väterlichen Namen (Lordestillas) mit dem mütterlichen, kam als junger Mann nach Italien, wo er sich die Gunst des Desponsians Gonzaga, Bruders des Herzogs von Mantua erwarb, mit dem er, als dieser Bizekönig von Navarra und Valencia wurde, nach Spanien zurückkehrte, erhielt durch Philipp II. das Amt eines ersten Historiographen der beiden Indien und Castilien und starb als Staatssekretär in Madrid 29. März 1625. Sein vorzüglichstes Werk ist die «Historia general de los hechos de los Castellanos en las islas y tierra firme del Mar oceano, 1492—1554» (4 Bde., Madr. 1601—15), die dann mit Fortsetzungen von Abr. Gonzalez de Barcia herausgegeben wurde (4 Bde., Madr. 1728—30). Eine Einleitung dazu bildet seine «Descripcion de las Indias occidentales» (Madr. 1601 u. 1616).

Herrera (Fernando de), span. Dichter, geb. zu Sevilla 1584, widmete sich erst spät dem geistlichen Stande und starb vermutlich 1597. Unter seinen Gedichten stehen die erotischen Injaltis durch den Ausdruck sanfter Gefühle an; in seinen Oden, unter welchen zwei, die auf den Sieg von Lepanto und die auf den Untergang des portug. Königs Sebastian bei Alcazar-Quebir hervorragen, findet sich oft eine hohe Begeisterung. Seine «Obras en verso» wurden von seinem Freunde, dem Maler Pacheco (Sov. 1582), und dann unter dem Titel «Versos» (Sov. 1619) veröffentlicht. Von neuem wurden sie herausgegeben im 4. u. 5. Bande der «Coleccion» des Ramon Fernandez (Madr. 1786; neue Aufl. 1808) und wieder abgedruckt in Rivadeneyras «Biblioteca» (Bd. 82; 1854). Von seinen histor. Werken sind die «Relacion de la guerra de Chipre» (Sov. 1572) und «Vida y muerte de Tomas Moro» (Sov. 1592) zu erwähnen.

Herrera (Francisco), el Viejo, d. h. der Ältere, span. Maler aus der Schule von Sevilla, daselbst um 1576 geboren, erlangte in dem freieren und breiteren Vortrage eine Gewandtheit, wie keiner seiner Vorgänger der andalus. Schule. Sein jüngstes Werk für die Kirche des heil. Veit und zu Sevilla ist in Zeichnung und Kolorit ein Meisterstück. Gleich bewahrt sind die Heilige Familie und die Ausgießung des heiligen Geistes bei Sta. Ines ebenfalls. Die Kuppel der Kirche des heil. W. naventura zeigt seine Fertigkeit in der Freskomalerei. Auch in Bronze arbeitete er. Nachdem er 1647 seine Bilder im erzbischöflichen Palast zu Sevilla vollendet, ging er 1650 nach Madrid, wo er 1656 starb. Der größte Teil seiner Gemälde ist histor. Inhalts; doch malte er auch Genrebilder, Schenken, Räucher u. s. w. — Sein jüngster Sohn, Francisco H. al Mozo (der Junge), geb. zu Sevilla 1622, erlernte die Kunst unter seinem Vater, bis er, der harten Behandlung im väterlichen Hause entfliehend, nach Rom ging, wo er sich besonders in Fischstücken so auszeichnete, daß er den Beinamen il Spagnuolo degli pesci erhielt. Nach dem Tode seines Vaters kehrte er nach Sevilla zurück und malte für die Kirchen. Bei Errichtung der Akademie in Sevilla

1660 wurde er zweiter Direktor. Er gab jedoch diese Stelle wieder auf und ging nach Madrid, wo er die Kuppel des Chors zu St. Philippus mit Fresken schmückte, welche dem König Philipp IV. so gefielen, daß er ihm die Kapelle Unserer Frauen zu Alcala übertrug und, als auch diese Arbeit, eine Himmelfahrt der Maria, ihm meisterhaft gelang, ihn zum Hofmaler ernannte. Später erhob ihn der König zum Intendanten der königl. Gebäude. Er starb 1685. Gemälde von ihm findet man in Sevilla, Madrid und im Escorial; auch soll er einiges gezeichnet haben. — Sein älterer Bruder, F. el Rabio (der Rote), ebenfalls Genremaler, starb sehr jung.

Herrera (Sebastiano de Barnuevo), span. Maler und Bildhauer, geb. 1619 zu Madrid, Schüler von A. Cano, starb 1671 als Aufseher der Kunstwerke sämtlicher königl. span. Paläste. Mehrere Gemälde von ihm sind im Escorial.

Herrich-Schäffer (Gottlieb Aug.), Entomolog, geb. 18. Dez. 1799 zu Regensburg, studierte in Würzburg, Heidelberg und Berlin Medizin und Zoologie und begann 1821 seine ärztliche, 1824 seine gerichtsarztliche Laufbahn. Er starb 14. April 1874 zu Regensburg. H. schrieb die Fortsetzung von Panzer's «Fauna insectorum Germaniae» (Heft 111—190, Regensb. 1830—44), «Nomenclator entomologicus» (2 Bde., Regensb. 1835—40), «Die wanzenartigen Insekten» (9 Bde., Ratisb. 1831—52), «Systematische Bearbeitung der Schmetterlinge von Europa» (69 Hefte, Regensb. 1843—56, mit illuminierten Kupfern), «Lepidopterum exoticorum species novae» (2 Tle., Regensb. 1860—56), «Neue Schmetterlinge aus Europa» (3 Hefte, Regensb. 1856—61).

Herrichsen, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Feuchtwangen, 9 km im S.W. von Ansbach, an der Altmühl, mit einem ehemaligen Kollegiatstift, zählt (1880) 1072 meist kath. Q., welche Nachschleierei, Hopfenbau, Viehzucht treiben und in Gipsbrüchen arbeiten.

Herrliche Gerichte, s. wie Patrimonialgerichte. (S. Patrimonialgerichtsbarkeit.)

Herrlichkeit Gottes bedeutet in der biblischen Sprache den himmlischen Lichtglanz, von welchem man nach der ins Neue Testament übergegangenen hebr. Ansicht Gott umgeben dachte (hebr. shechina, grch. doxa). Doch wird der Ausdruck schon im Neuen Testament häufig im biblischen Sinne von der Ehre gebraucht, welche Gott von den Geschöpfen um seiner Majestät und Machtvolle erwiesen wird, und in der Dogmatik bezeichnet das Wort eben diese Majestät und Herrschermacht Gottes selbst.

Herrliche oder Korneliuskirschenbaum, s. unter Cornus.

Herrmann (Emil), bedeutender deutscher Kirchenrechtslehrer, 1872—77 Präsident des preuß. Oberkirchenrats in Berlin, geb. 9. April 1819 zu Dresden, studierte seit 1838 in Leipzig die Rechte, habilitierte sich dann, nach kurzer prakt. Thätigkeit als Accessit beim leipziger Stadtgericht, 1834 an der dortigen Universität und veröffentlichte die Schrift: «De abolitionibus criminum ex sententia juris Romani». Außerdem schrieb H.: «Zur Beurteilung des Entwurfs eines Kriminalgesetzbuchs für das Königreich Sachsen» (Erg. 1836) und arbeitete 1834—43 an der Fortsetzung der von den Gebrüdern Krieger begonnenen Ausgabe des Corpus juris civilis. Im J. 1856 als außerord. Professor für Strafrecht, Kirchenrecht und Rechtsphilosophie nach

Niel berufen und 1842 zum ord. Professor be-
 dert, beteiligte auch H. sich an dem durch den be-
 kannten «*Offenen Brief*» vom 6. Juli 1846 veran-
 laßten, in der Schrift «*Staats- und Erbrecht des
 Herzogtums Schleswig*» ausgesprochenen Protest
 von neun Kieler Professoren gegen die dän. Angriffe
 auf Recht und Nationalität der Herzogtümer Schles-
 wig-Holstein. Darnach 1847 folgte H. einem Ruf als
 Professor nach Göttingen. Hier veröffentlichte er
 die Schrift: «*Über die Stellung der Religions-
 gemeinschaften im Staate*» (Gött. 1849); zugleich
 wurde er in eine Kommission berufen zur Ausarbei-
 tung von Gesetzentwürfen für eine Gemeinde- und
 Synodalverfassung der evang. Kirche Hannovers.
 Im J. 1849 gehörte H. der Ersten hannov.
 Ständekammer als Vizepräsident an, 1864—72
 führte derselbe das Präsidium des deutschen evang.
 Kirchentags. Seit 1868 an der Universität
 Heidelberg wirkend, vertrat H. das Recht des Staats
 gegenüber der röm. Kurie besonders in der Schrift: «*Das
 staatliche Veto bei Bischofswahlen nach dem
 Rechte der oberhein. Kirchenprovinz*» (Heidelb.
 1869), sowie als Mitglied der Ersten bad. Kammer.

Im Herbst 1872 folgte H. dem Ruf als Präsident des evang. Kirchenrats in Berlin und wurde 12. Nov. in dieses Amt eingeführt. In dieser Stellung arbeitete H. unermüdlich daran, der evang. Kirche Preußens zu einer festen, wohlgeordneten Verfassung zu verhelfen. Die »Kirchengemeinde- und Synodalordnung« wurde 10. Sept. 1873 erlassen, zunächst für die Provinzen Preußen, Brandenburg, Pommern, Posen, Schlesien und Sachsen. Im Sommer 1874 traten die Kreisynoden, Anfang 1875 die Provinzialsynoden zusammen. Am 24. Nov. 1875 ward in Berlin die erste außerordentliche Generalsynode eröffnet, an der H. als königl. Kommissar teilnahm und die nach langen Beratungen die »Generalsynodalordnung« annahm (publiziert den 20. Jan. 1876), wobur das langersehnte Werk einer Kirchenverfassung für die acht alten Provinzen der Monarchie abgeschlossen ward. Nicht minder verdienstlich war das Vorgehen H.'s bei Einführung der obligatorischen Civilehe, indem er in der Verordnung des Oberkirchenrats vom 21. Sept. 1874 alle Konsequenzen dieser staatlichen Anordnung ganz und voll anerkannte. Inbessn war seine Stellung den Anfeindungen der konfessionellen Partei gegenüber keineswegs eine gesicherte und wurde schließlich so erschüttert, daß er sich genötigt sah, seinen Abschied zu nehmen, der ihm unter dem 3. Mai 1877 erteilt wurde. Seitdem lebte H. erst in Heidelberg, dann in Gotha.

Bertrmann (Ernst Adolf), Historiker, geb. 25. März 1812 zu Rammerswalbe im Erzgebirge, studierte in Dorpat 1829—33 klassische Philologie und alte Geschichte, vom Herbst 1834—37 unter Pantles Leitung in Berlin moderne Geschichte, habilitierte sich 1847 in Jena, wurde 1848 zum außerord. Professor ernannt und folgte, nachdem er inzwischen 1849—52 in Weimar die dortige Staatszeitung redigiert hatte, 1857 einem Ruf als ord. Professor der Geschichte an die Universität Marburg. Als Historiker hat H. sich ein hervorragendes Verdienst erworben durch die von ihm 1842 in Dresden unternommene Fortsetzung der von Th. Straßl begonnenen «Geschichte des russ. Staats» (Bd. 3—6, 1505—1792, Hamb. u. Gotha 1846—60; Ergänzungsband, «Diplomatische Korrespondenz aus der Revolutionszeit», 1791—97, Gotha

1866), wobei ihm die Staatsarchive zu Innsbruck und Berlin, sowie das Londoner State-Paper Office die ergiebigste Ausbeute gewährten.

Serrnhag, Hof bei Bidingen (f. b.).
Serrnhut, Flecken in der sächs. Kreis-
mannschaft Baugen, Amtshauptmannschaft
Stammort der erneuerten evang. Brüderkirche
Brüdergemeine (f. b.), an der Linie Eder-
der Sächsischen Staatsbahnen und am süd-
des Huhbergs, 346 m hoch gelegen, ist ein
Amtsgericht und zählt (1880) 1142 E. Die
gebäude, unter diesen besonders das Brä-
Schwestern- und das Witwenhaus, zeichnen
durch Regelmäßigkeit der Bauart, Einfachheit
Geschmack, die Einwohner durch Arbeits-
Reinlichkeit, Vermeidung alles Prunks und
Verhalten aus. Die feinen und dauerhaften
beiten der dortigen Handwerker und Fabrikanten
den weit und breit Anerkennung und Ab-
ders Feinwand, weibliche Arbeiten, Label und
garren. Auch ist hier eine Web- und Appre-
anstalt, Maschinenfabrik und Kunsttischler-
wurde 1722 von mähr. Auswanderern, von
Nachkommen der alten böhm.-mähr. Brüder-
auf dem Grund und Boden des damals dem
von Zinzendorf gehörigen Ritterguts
erbaut. Von S. aus hat sich die Brüder-
in die verschiedensten Theile der Erde verbreitet.

Derrnhuterpapier, auch Kleisternapier genannt, ein Papier, bei welchem die Kleisterstärke statt Leim aufgetragene Farbe in ähnlichen Verästelungen auf hellem Grund erscheint.

Herrenkretschien oder **Herrenkretschin**
(geh. Hrensko), Pfarrdorf im nördl. Bohem.
Bezirkshauptmannschaft Tetschen, am rechten Ufer
ufer hart an der sächs. Grenze, mit (1881) 664
deutscher Zunge und einer Fabrik hem. Farben.
reizende Lage und die Eignung zum Centralort
für Ausflüge in die Sächsische Schweiz machen
Ort zu einem beliebten Sammelpunkt für Touristen.
auch ist h. Landungsplatz der Dampfschiffe.

Berekenstadt, Stadt in der preuss. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Grottau, 12 km von Rawitsch, an der Partsch. 10 km. S. von Grottau. 1000 Ew. (1875). Sitz eines Amtsgerichts und einer Kreisintendenz, hat ein königl. Schloß, eine Tannsaßmühle, Ziegel- und Spiritusbrennereien. 1875 zählte (1880) 2114 meist prot. E. In unmittelbarer Nähe die großen Kiefern-, Eichen- und Buchenwälder. 1875 zählte (1880) 2114 meist prot. E. In unmittelbarer Nähe die großen Kiefern-, Eichen- und Buchenwälder. 1875 zählte (1880) 2114 meist prot. E. In unmittelbarer Nähe die großen Kiefern-, Eichen- und Buchenwälder.

Gerolshausen, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, 28 km im NNO. von Nürnberg, habsb. Legation an der Pegnitz und an der Em. Nürnberg-Nürnberg. Tücht. T. der Pegnitz. Staatsbahnen, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat eine Lateinschule, ein Schloss, bedeutenden Hopfenbau, Hopfenbrennerei, Rotgerberei, Bierbrauerei und Steinbrüche u. z. zählt (1880) 3809 meist prot. G. Im 14. Jahrh. gehörte S. zu Nürnberg.

Herschel (Friedr. Wilh.), einer der größten
tischen Astronomen, geb. in Hannover 15. Aug.
1738, der dritte Sohn eines Musikers, trat
14. Jahre bei einem Regiment als Hausknecht
und ging 1759 nach England, wo ihn der Graf
von Darlington als Direktor eines von ihm e-
richteten Musikkorps anstellte. Als dieses ein-
war, ließ sich H. als Musiklehrer in Leeds nieder-
und kam dann als Organist nach Halifax, wo

Stelle er 1768 mit der eines Musikdirektors in Bath vertauschte. Dabei aber benutzte er jeden freien Augenblick, um die Mathematik und namentlich die Chronologie zu studieren. Da er nicht im Stande, sich ein Teleskop anzuschaffen, so sagte er den Gelehrten, eigenhändig den Bau eines solchen zu versuchen, was ihm auch bis 1774 so weit glückte, daß er durch einen selbstgefertigten Reflektor von 12 m den Ring des Saturn und die Trabanten des Jupiter beobachten konnte. Von jetzt folgten neue Fernrohre (sämtlich Spiegelteleskope) schnell aufeinander, und viele waren von einer Größe, wie sie bis dahin nirgends angewendet worden waren. Im J. 1780 gab er Beobachtungen über den veränderlichen Stern im Baldisch und eine Berechnung der Höhe der Mondberge heraus, und 13. März 1781 entdeckte er einen neuen Planeten, den Uranus, den H. selbst dem König von England zu Ehren Georgastrum (*Georgium sidus*) nannte. Zum Dank für diese Ehre betraf ihn Georg III. in seine Nähe und machte ihn zum königl. Astronomen. H. zog nach Slough bei Windsor, beobachtete hier die Nebelflecken und Sternhaufen und that dar, daß manche solche Haufen mehr als 5000 Sterne enthalten. Im J. 1787 machte er die Entdeckung zuerst zum Uranus gehöriger Nebenplaneten. Auch zwei zum Saturn gehörige Trabanten, die nächsten an dem Hauptplaneten, vermochte er mit seinen mächtigen Instrumenten zu entdecken. Überhaupt ist H. den Astronomen durch seine Kenntnis der Instrumente und die Verbesserungen daran, wobei ihm sein Bruder Alexander beihilflich war, ebenso wichtig als durch seine Entdeckungen am Himmel geworden. Mit seinem großen sog. Riesenteleskop fand er die Zeit der Rotation des Saturn, welche Laplace durch die mathem. Analoge aus dem Gesetz der Schwere berechnet hat, und entdeckte, daß dieser so abweichend von allen andern gestaltete Planet sich um eine Achse dreht, die senkrecht auf seiner Bahn steht. Er schloß aus seinen Beobachtungen, daß das Sonnenlicht nicht vom Sonnenkörper selbst, sondern von flüchtigen, den phosphorischen Wolken entgehe, welche in der Sonnenatmosphäre entstehen, und seine Hypothese über die Konstitution der Sonne ist erst in neuerer Zeit durch die Entdeckungen der Spektralanalyse in den Hintergrund getreten. Zu seinen merkwürdigen Entdeckungen gehört die der Doppelsterne (s. d.), der Nebelflecken und Sternhaufen, deren Beobachtung ihn von 1778 an viele Jahre beschäftigte. Von besonderm Wert sind seine Arbeiten über die relative Helligkeit der Sterne, über die Bewegung des Sonnensystems im Weltraum, über den Bau des Himmels; auch auf dem Gebiet der Physik war H. thätig, spezielle Erwähnung verdienen seine Untersuchungen über Licht und Wärme. H. starb auf seinem Landhause Slough 25. Aug. 1822. Seine meisten Arbeiten stehen in den *Philosophical Transactions* und andern engl. Zeitschriften; auch ist vieles noch ungedruckt.

Eine treue und ausdauernde Gehilfin bei seinen Beobachtungen und Berechnungen war seine Schwester, Caroline H., geb. 16. März 1750, die auch als erste Entdeckerin mehrerer Kometen sich betannte und außer mehreren Abhandlungen in den *Philosophical Transactions* einen *Catalogue of stars* (Lond. 1798) herausgab. Sie lebte 1772–1822 in England und lebte nach dem Tode ihres Bruders nach Hannover zurück, wo sie, 98 J. alt,

9. Jan. 1848 starb. Vgl. Wolf, *«William H.»* (Jah. 1867); Holben, *«Sir William H., his life and works»* (Washington 1881, deutsch, Berl. 1882); *«Memoir and correspondences of Caroline H.»* (herausg. von Mrs. John Herschel, Lond. 1876; deutsch von Schelte, Berl. 1877).

Herschel (Sir John Frederick William), Baronet, der einzige Sohn des vorigen, wurde zu Slough bei Windsor 7. März 1792 geboren und erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf der Universität zu Cambridge. Seine ersten mathem. Untersuchungen sind in der mit Peacock unternommenen Umarbeitung der Differentialrechnung von Lacroix niedergelegt. Teils allein, teils in Vereinigung mit James South widmete er von 1816 an einen großen Teil seiner Zeit der Beobachtung der Doppelsterne, Nebelflecken und Sternhaufen. Im J. 1823 übertrugte er der königlichen Gesellschaft zu London einen Katalog von 880 neuen Doppelsternen (Lond. 1825), welche das Resultat von 10000 einzelnen Beobachtungen seiner Sterne enthielten. Im J. 1827 ließ er einen zweiten Katalog von 295 und 1828 einen dritten von 324 solcher Sterne folgen, und 1830 teilte er wichtige Messungen von 1286 Sternen mit, die er mit einem 20füßigen Reflektor gemacht hatte. Auch lieferte er in diesem Jahre in den *«Memoirs»* der astronomischen Gesellschaft (Bd. 6) einen Aufsatz, welcher genaue Messungen von 364 Sternen und merkwürdige Resultate über die Bewegung der Doppelsterne enthält. Ferner hat er mehrere Methoden, die Bahnen von Doppelsternen zu bestimmen, in den *«Memoirs»* gegeben. Nebenbei beschäftigte er sich mit Untersuchungen über physik. Gegenstände. Dierher gehören: *«Treatise on sound»* in der *«Encyclopaedia Metropolitana»* (1830), *«On the theory of light»* (deutsch von Schmidt, Stuttgart 1831), *«Preliminary discourse on the study of natural philosophy»* (deutsch von Weinlig, Eyr. 1836), ein integrierender Teil von Lardners *«Cyclopaedia»*; *«Treatise on astronomy»* (deutsch von Michaelis, Eyr. 1837), ebenfalls Teil der *«Cyclopaedia»* (1833). Die wichtigste Unternehmung H.'s ist sein vierjähriger Aufenthalt auf dem Vorgebirge der Guten Hoffnung, vom Febr. 1834 bis zum Mai 1838, wo er die ganze subl. Atmosphäre des Sternenhimmels unter außerordentlich günstigen Bedingungen auf das genaueste durchmusterte. Vom Vorgebirge der Guten Hoffnung aus regte er die seitdem mit Erfolg ins Leben getretene Idee an, gleichzeitig an verschiedenen Orten meteorolog. Beobachtungen anzustellen. Bei der Krönung der Königin Victoria wurde er 1838 zum Baronet ernannt, und das Marischal-College (Universität Aberdeen) erwählte ihn im März 1842 zu seinem Lord-Kellor. Die der Wissenschaft durch die Expedition nach dem Cap erwachsene Ausbeute ist von H. in den *«Results of astronomical observations made at the Cape of Good Hope»* (Lond. 1847) zusammengestellt. In Verbindung mit einigen andern Gelehrten arbeitete er alsdann zum Gebrauch der Marineoffiziere ein *«Manual of scientific enquiry»* (Lond. 1849) aus und gab unter dem Titel *«Outlines of astronomy»* (Lond. 1849; 8. Aufl. 1866) einen mit den Ergebnissen der neuesten Forschungen bereicherten Wiederabdruck seiner früher veröffentlichten Abhandlungen heraus. Außerdem beschrieb er noch das Leben des Astronomen Bailly (*«Memoir of Francis Bailly»*, Lond. 1845). Im Dez. 1850 ward ihm das Amt eines Direktors des königl.

Münzwesens (Master of the Mint) anvertraut, welches er im Febr. 1855 zu Gunsten Thomas Graham's niederlegte. Im J. 1864 publicierte er im 154. Bande der «Philosophical Transactions of the Royal Society of London» einen neuen «Catalogue of nebulae and clusters of stars», der die Positionen von 5079 solcher Objekte enthält. Er starb 12. Mai 1871 zu London; nach seinem Tode erschien noch der «Catalogue of 10300 multiple and double stars».

Her.-Schff., beinaturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Herrich-Schäffer.

Herse, Tochter des Kretos, s. u. Aglauros.

Hersel, der türk. Name für Herzegowina.

Hersfeld, Kreisstadt im Regierungsbezirk Rassel der preuß. Provinz Hessen-Nassau, in einem anmutigen Thale links an der Fulda, an der Einmündung der Weisa und Haune und an der Linie Frankfurt-Bebra der Preussischen Staatsbahnen gelegen, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts, dreier Oberförstereien und zählt (1880) 7065 meist prot. E. Die Stadt wird zum Teil noch von alten Festungsmauern umschlossen, aber an die Stelle der Wälle und Gräben sind Gartenanlagen getreten. Bemerkenswert sind das altertümliche Rathaus, die stattliche Pfarrkirche mit einem zierlichen Turm und einer großen Glocke, sowie die schöne Ruine der Stiftskirche, welche im Anfang des 12. Jahrh. auf dem Grunde des abgebrannten alten Doms im byzant. Stile erbaut, im Siebenjährigen Kriege (1761) aber von den Franzosen ausgebrannt wurde. Das ehemalige Stift selbst bildet einen von der Stadt abgeschlossenen, die Kirchenruine umgebenden Bezirk von Gärten und Gebäuden, in denen die Ämter ihren Sitz haben. H. hat ein 1570 vom Abt Michael gestiftetes königl. Gymnasium, eine Bürgerschule, eine Handwerkerschule, ein Waisen- und ein Krankenhaus. Die Stadt hat bedeutende Tuchmanufaktur, neben welcher auch Baumwollfabrikation, Maschinenwollspinnerei, Färberei und Gerberei sowie Ackerbau und Handel betrieben werden. Die ehemalige reichsunmittelbare Benediktinerabtei Hersfeld wurde um 758 von Lullus, Erzbischof von Mainz, gestiftet, nachmals von Karl d. Gr. reich dotiert und stand unter dem Erzbischof Mainz. Die Reihe der nachweisbaren Äbte beginnt 769 mit dem heil. Lullus. Die Güter der Abtei, die bald durch ihre treffliche Klosterschule Berühmtheit erlangt hatte, erstreckten sich an beiden Ufern der Fulda in dem fränk. Hessengau und dem Thuringen, westlich über die Wetterau und bis jenseit des Rheins, östlich nach Thüringen hinein. Durch die ganze Geschichte des Stifts zieht sich ein Streit mit dem Stift Fulda, der H. seit Anfang des 16. Jahrh. nötigte, sich immer enger an seinen Schirmvogt, den Landgrafen von Hessen, anzuschließen, dem es auch 1525 huldigte. Schon der Abt Erato I. (1517–56) war ein großer Verehrer Luthers. Doch behielt das Stift unter ihm wie unter seinen gleichgesinnten Nachfolgern noch immer einen Schein von Katholizismus, bis der Abt Joachim Köll dasselbe bei seinem Tode 1606 dem Sohne des ihm befreundeten Landgrafen von Hessen, Otto, als weltlichem Administrator hinterließ. Die förmliche Organisierung als weltliches Fürstentum (570 qkm) erfolgte erst 1648 im Westfälischen Frieden, wo es definitiv in dieser Eigenschaft an Hessen-Kassel abgetreten wurde.

Der Kreis Hersfeld zählt (1880) auf 506 qkm 33469 meist prot. E.

Hersilia heißt in der röm. Mythologie die Gemahlin des Quirinus. Nach Ovid wurde sie, nach dem Romulus zum Gotte (Quirinus) geworden ebenfalls (unter dem Namen Hora) Göttin.

Hersilia ist auch der Name des 206. Asteroids (S. unter Planeten.)

Hersital, belg. Marktflecken, s. Heristall.

Herskele, Dorf im preuß. Regierungsbez. Minden, s. unter Heristall.

Hersker Brannen, s. u. Driburg.

Hertel (Albert), Landschaftsmaler, geb. 19. Jan. 1843 in Berlin, bedeutender Ralorist der Berlin Schule, malte hauptsächlich süd. Landschaften, u. Capri, Via Flaminia bei Rom, Gewitter an den Genues. Küste, Sommerabend vor dem Frankfurter Thor u. s. w.

Hertford oder Hert's, eine der mittlern Grafschaften Englands, zwischen Cambridge, Ely, Middlesex, Wudingham und Bedford gelegen, ist nur an der Nordgrenze von der Kalksteingebirge in Chiltern-Hills mit 240–275 m hohen Höhen durchzogen, im übrigen eine Ebene, welcher in Thalfurche des Lea, Colne u. s. w., nebst den Great-Junctionkanäle, sowie die Abwechslung von Gehölzen, Baumpflanzungen, Wiesen und Getreidefeldern, von Landgrasen, Pachtbau und Ortschaften ein ebenso freundliches als reiches Ansehen geben. Die Grafschaft zählt auf 1582 qkm (1881) 202990 E., die sich meist von Ackerbau und Viehzucht nähren. Weizen und Gerste gedeihen auf vortrefflichste; auch wird viel Obst gezogen. Das kurzgeschwänzte Hertfordschaf hat ein vorzügliches Fleisch. Die Industrie ist von geringer Bedeutung, doch gibt es eine Anzahl von Seidenmanufakturen, und außerdem erzeugt man Strohpapier, Hute und gutes Papier. Die Produkte der Landwirtschaft, Getreide und Malz, finden ihren Hauptmarkt in London, dessen Nähe viel zur Bereicherung und Blüte des Landes beiträgt. Die Grafschaft schickt drei Abgeordnete in das Parlament, von andere die gleichnamige Hauptstadt.

Die Hauptstadt Hertford ist eine Municipalstadt, 43 km im N. von London, links am schiffbaren Lea und an der Great-Northern- und Great-Eastern-Eisenbahn, und zählt (1881) 7588 E., welche einträglichen Handel mit Korn und Malz betreiben. Der Ort hat acht Kirchen, darunter die Michaeliskirche mit einem Denkmal des Bacon von Verulam, ein Stadthaus mit Gerichtssaal, eine Kornbörse, ein großes Krankenhaus, eine Lateinschule, eine Zweiganstalt des Londoner Erziehungshospitals mit 450 Knaben und Mädchen, ein Handwerkersinstitut und einen Verein für gegenseitige Bildung. Die Reste des alten, von Eduard dem Alten 909 erbauten Schlosses, welches einst als Gefängnis der Könige Johann von Frankreich und David II. von Schottland war, werden jetzt als Schule benutzt. Außerhalb der Stadt liegt das Grafschaftsgefängnis. Das Hallenburg-College der Opindien Compagnie ist aufgehoben.

Herttha, s. Herthas.

Herttha, der Name des 135. Asteroids, s. unter Planeten.

Hertthaburg und Hertthafsee, s. unter Hagen.

Hertogenbosch, der holländ. Name der Stadt Herzogenbusch (s. d.).

Hert's, engl. Grafschaft, s. Hertford.

Hertwig (Karl Heinrich), Lehrer der Tierheilkunde, geb. 10. Jan. 1798 zu Obblau in Schlesien, studierte in Breslau Medizin, in Wien und München Tierarzneykunde und wurde 1823 Assistent, 1826 Lehrer und 1833 Professor an der Tierarzney Schule in Berlin. Er starb 19. Juli 1881 in Berlin. H. schrieb: »Über die Hundswut« (Berl. 1829), »Handbuch der praktischen Arzneimittellehre« (6. Aufl., Lpz. 1872), »Praktisches Handbuch der Chirurgie für Tierärzte« (1. Aufl., Berl. 1873), »Taschenbuch der gesamten Pferdeheilkunde« (4. Aufl., Berl. 1878), »Die Krankheiten der Hunde« (2. Aufl., Berl. 1880). Im Verein mit Gurlt redigirte er von 1835 bis 1874 das »Magazin für gesamte Tierheilkunde«.

Hertwig (Oskar), Zoolog, geb. 21. April 1849 zu Friedberg, besuchte das Gymnasium zu Muhlhausen in Thüringen und studierte seit 1868 in Jena und Jülich Naturwissenschaften und Medizin. Nachdem er 1870 drei Monate als Mitglied der freiwilligen Krankenpflege in Frankreich zugebracht, setzte er seine Studien in Bonn fort, wo er später Assistent von Max Schultze am anatom. Institut wurde. H. habilitirte sich 1875 in Jena für das Fach der menschlichen Anatomie und Entwicklungsgeschichte, wurde 1878 außerord. und 1881 ord. Professor dafelbst. Er schrieb: »Über das Zahnsystem der Amphibien« (Lpz. 1874) und gemeinsam mit seinem Bruder Richard außer den Studien zur Blättertheorie: »Das Nervensystem und die Sinnesorgane der Reptilien« (Lpz. 1878), »Der Organismus der Reptilien« (Jena 1878).

Hertwig (Richard), Zoolog, geb. 28. Sept. 1850 zu Friedberg in der Wetterau, besuchte das Gymnasium zu Muhlhausen, studierte in Jena, Jülich und Bonn Medizin, war 1873—74 Assistent der Anatomie in Bonn, dann bis 1878 Privatdozent für Zoologie in Jena, bis 1881 außerord. Professor dafelbst, ging hierauf als ord. Professor für Zoologie und Direktor des zoolog. Instituts nach Rönneberg und wurde 1883 in gleicher Eigenschaft nach Bonn berufen. Er veröffentlichte namentlich: »Zur Histologie der Radiolarien« (Lpz. 1876), »Der Organismus der Radiolarien« (Jena 1879), »Die Achnisten der Challengerexpedition« (Jena 1882). Gemeinsam mit seinem Bruder O. Hertwig veröffentlichte er: »Studium zur Blättertheorie« (4 Hefte, Jena 1879—81).

Herz (Henrik), ausgezeichnete dän. Dichter, geb. 26. Aug. 1798 zu Kopenhagen, von jüd. Abkunft, studierte dafelbst seit 1817 die Rechte. Als Dichter trat er zuerst 1827 mit dem Lustspiele »Herr Burdhardt og hans Familie« auf, in welchem er sich Holberg zum Vorbild genommen hatte. Mit noch größerem Beifall wurden sein nächstfolgendes Lustspiel »Hyttedagene« (1828) und das Baubeville »Krognærne« (1829) gegeben. Mehr zu den Charakteristiken gehörte das Lustspiel »Emma«, das er nachher mit den beiden ersten unter dem Titel »Eftersil af H.« (Kopenh. 1833) herausgab. In »Sjengangerbreve, eller poetiske Epistler fra Barndoms« (1830), einer in Form und Ton sich an Bergens »Epiklen« anschließenden polemischen Dichtung, geißelt H. die Geschmacklosigkeit und das Sprachbürgertum in der Literatur und Kritik. Mit »Amors Geniekræger« (1830), einem lyrischen Lustspiel und dem ersten gereimten Konversationsstück in der dän. Literatur, wurde ein positiver Fortschritt in der von Holberg vorgezeichneten Bahn in der Komödie bewirkt. Derselbe Richtung verfolgte

er in »Anonym Rytaarsgave« (1832) und »Fornær Rytaarsgave« (1833). Mit vielem Erfolg hat sich H. auch dem Gebiet der nordischen Romantik zugewandt in der Tragödie »Gvend Dyrings Huus« (1837), dem Schauspiel »Soanehammen« (1841) und der Dichtung »Lyrling« (Kopenh. 1849). Einen über sein Vaterland hinausreichenden Aufschwung suchte H. durch sein lyrisches Drama »König Hæns Løchter« (1846; deutsch im Versmaß des Originals von Leo, 13. Aufl., Lpz. 1880, und von Breemann, 9. Aufl., Berl. 1877). Von H.'s übrigen dramatischen Arbeiten (gesammelt 14 Bde., Kopenh. 1853—65), deren er überhaupt 40 geliefert, sind noch hervorzuheben: »Spartakus« (1836), eines der besten neuern dän. Lustspiele; »Schweich Asian« (1851), »De Deporterede« (1853), »Indvartingering« (deutsch zusammen mit dem Lustspiel »Die Versuchung«, Lpz. 1853); ferner die Baubeville »Debatten i Politibureauet« und »De Jættig Dyrerhave« und die Lustspiele »En Laurmethode« und »Advocaten og hans Fyndling«. Von seinen romantischen Schauspielen sind noch zu nennen: »Hinn« (1848), »Lonieta« (1849), »Offeret« (1853) und »Den Yngste« (1855). Die Komödie »Hundrede Aar« (1849) war gegen die mangelhafte Leistung des Hoftheaters zu Kopenhagen gerichtet. Von H.'s novellistischen Arbeiten zeichnen sich besonders aus die »Stemninger og Tilfælde« (Kopenh. 1839), in denen er seine Lebensanschauungen in humoristischer Weise ausspricht, der Roman »Johannes Løbsten« (3 Bde., 1858) und die »Eventyr og Fortællinger« (1862). Eine Sammlung seiner lyrischen Poesien hat er selbst (4 Bde., Kopenh. 1857—62) veranstaltet. Eine deutsche Übertragung von H.'s »Gesammelten Schriften« (Bd. 1—3, Lpz. 1848) haben Leo und Wendig begonnen. H. starb zu Kopenhagen 25. Febr. 1870.

Herz (Martin Jul.), Philolog, geb. 7. April 1818 zu Hamburg, besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, studierte in Berlin und Bonn klassische Philologie, habilitirte sich dann in Berlin, wurde 1855 ord. Professor in Greifswald, 1862 in Breslau. Er veröffentlichte kritische Ausgaben von Priscianus' »Institutiones grammaticae« in Reils »Grammatici latini« (Bd. 2 u. 3, Lpz. 1855—69) und von Gellius' »Noctes Atticae« (Bd. 1, Berl. 1883). Ferner schrieb er über die Grammatiker Simeon Capito (Berl. 1843) und Rigidus Figulus (Berl. 1845), über den Namen des Plautus (Berl. 1854), »Karl Zachmann. Eine Biographie« (Berl. 1851), »Schriftsteller und Publikum in Rom« (Berl. 1853), »Renaissance und Roccoco in der röm. Literatur« (Berl. 1865), »Analocta ad carminum Horatianorum historiam« (4 Hl., Bresl. 1876—80).

Herz (Willy.), Dichter und Übersetzer, geb. 24. Sept. 1835 zu Stuttgart, studierte von 1855 bis 1858 in Tübingen Philologie, ging dann nach München, diente 1859 als Lieutenant in der württemb. Armee und machte 1860 eine wissenschaftliche Reise durch England und Frankreich. Im J. 1862 habilitirte er sich zu München für german. Altertumskunde und wurde 1869 außerord., 1878 ord. Professor des Deutschen an der techn. Hochschule zu München. Er veröffentlichte: »Gedichte« (Hamb. 1859), die Oden »Lancelot und Ginevra« (Hamb. 1860; engl. von Bruce, London 1865) und »Hugodietrichs Brautfahrt« (Stuttg. 1863, mit Illustrationen von A. v. Werner 1872), ferner eine Übersetzung des franz. »Hollandsliedes« (Stuttg. 1861),

«Marie de France», nach alsbrettonischen Liebes-
sagen (Stuttg. 1862), «Lucassin und Nicolette»
(Wien 1865), «Heinrich von Schwaben» (Stuttg.
1867; 2. Aufl. 1869), «Tristan und Isolde», neu
bearbeitet (Stuttg. 1877), «Bruder Rausch», ein
Klostermärchen (2. Aufl., Stuttg. 1882), «Der Wer-
wolf. Beitrag zur Sagen Geschichte» (Stuttg. 1862),
«Deutsche Sagen im Elsaß» (Stuttg. 1872), «Die
Sage von Parzival und dem Gral» (Dresd. 1882),
und lieferte Beiträge zu Geibels «Münchener Dich-
terbuch» (Stuttg. 1862), Heyles «Neuem Münchener
Dichterbuch» (Stuttg. 1882) und Paulus und Weit-
brechts «Schwäbischen Dichterbuch» (Stuttg. 1883).

Herzberg (Gustav Friedr., Graf von), preuß.
Staatsmann, geb. zu Lottin bei Neustettin 2. Sept.
1725, studierte in Halle, wurde dann beim Departe-
ment der auswärtigen Angelegenheiten angestellt,
gehörte 1745 der brandenb. Gesandtschaft zur Kai-
serwahl an und wurde April 1747 als Legations-
rat am Staatsarchiv angestellt. Im J. 1750 er-
hielt er auch die Aufsicht über das Geh. Rabinets-
archiv. Seine Abhandlung «Über die erste Be-
völkerung der Mark Brandenburg» bewirkte seine
Aufnahme in die Berliner Akademie und Ernennung
zum Geh. Legationsrat. Nach den in Dresden
gefundenen Papiere des österr. und sächs. Hofes
schrieb er 1756 das berühmte «Mémoire raisonné»,
das den Einfall der Preußen in Sachsen rechtfertigt.
In seiner Stellung im Archiv verblieb er auch, als
er 17. Jan. 1757 zum Wirkl. geheimen expedierenden
Sekretär (Unterstaatssekretär) ernannt wurde und
in der Diplomatie des Siebenjährigen Kriegs rege
Thätigkeit entwickelte. Ende 1762 mit der Führung
der Friedensunterhandlungen in Hubertusburg
beauftragt, wurde er 5. April 1763 zum Staats-
minister ernannt. Von nun an stand er 30 Jahre
an der Spitze des auswärtigen Ministeriums. Hat
er auch bei der Erwerbung Westpreußens, dem
Baprischen Erbfolgekriege, der Errichtung des Für-
stenbundes dem König unermüßlich Dienste ge-
leistet, so war die Politik Friedrichs doch selten
nach seinem Sinne. Friedrich Wilhelm II. erhob
ihn in den Grafenstand. Hs Ziel war die Allianz
Preußens mit Rußland und England gegen Öster-
reich, Spanien und Frankreich. In der That
gelang es ihm, in den holländ. Wirren (seit 1787)
gegen Frankreich erfolgreich einzugreifen. Der
Russisch-Türkische Krieg (seit 1787) erweckte in ihm
den Plan, für Preußen von Polen Danzig, Thorn,
Posen und Kalisch zu erlangen. Aber die künst-
lichen Kombinationen, auf welche H. spekulierte,
wurden durch den Verlauf des Kriegs und die ab-
geneigte Haltung der Russen gekreuzt; Preußen
wurde vielmehr zur Freundschaft mit den Polen,
Türken und Schweden gegen die beiden Kaiser-
reiche gedrängt. Es geschah gegen Hs Willen, als
Friedrich Wilhelm im Winter 1789–90 die Bünd-
nisse mit Polen und der Türkei abschloß, den belg.
Aufstand, die ungar. Unruhen offen oder geheim
unterstützte. Als darauf im Frühling 1790 Kaiser
Leopold II. die Ausöhnung mit Preußen anstrebte,
mußte H. die Deklaration von Reichenbach, welche
den status quo herstellte, ausarbeiten. Endlich
wurde er im Juli 1791 von seinen politischen Ge-
schäften entbunden, er behielt nur noch das Kur-
atorium der Akademie und die Aufsicht über den
Seidenbau. Er starb 27. Mai 1795. Vgl. Herz-
berg, «Recueil des déductions, manifestes etc.»
(Tl. 1 u. 2 1756–90, Berl. 1789, Tl. 3 1795);

Dunder, «Friedrich Wilhelm II. und Graf H.» (in
der «Hist. Zeitschrift», Bd. 37); Vailieu, «Graf
H.» («Hist. Zeitschrift», Bd. 72).

Herzberg (Gust. Friedr.), Historiker und Al-
tumsforscher, geb. 19. Jan. 1828 zu Halle a. S.,
studierte 1843–48 zu Halle und Leipzig, habilitierte
sich 1851 an der Universität zu Halle als Pro-
fessor für Geschichte und rebierte 1858–60 zu
Berlin das (Bethmann-Hollwegische) «Preussische
Wochenblatt». Im April 1860 wurde er an die
Universität Halle zum außerord. Professor für Ge-
schichte befördert. Im J. 1863 erschien von ihm
«Alibiades, der Staatsmann und Feldherr» (Halle
und 1866 «Das Leben des Königs Agésilas II. von
Sparta» (Halle). Seit 1865 vorzugsweise mit der
spättern Griechentum beschäftigt, veröffentlichte er
«Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der
Römer» (3 Bde., Halle 1866–75), «Geschichte der
Verfechtung nach den Quellen erzählt» (Halle 1877)
und in der Heeren-Wertischen (jetzt Giesebrechtschen)
«Staatsgeschichte von Europa» das Werk: «Ge-
schichte Griechenlands vom Absterben des antiken
Lebens bis zur Gegenwart» (4 Bde., Gotha 1876
–79); ferner «Rom und König Pyrrhos» (Halle
1871), «Die Feldzüge der Römer in Deutschland»
(Halle 1872). Zur die «Allgemeine Encyclopädie
von Gries und Gruber» lieferte H. unter andern
Artikel: «Geschichte Altgriechenlands bis zum Be-
ginn des Mittelalters» (Bd. 80, Lpz. 1862) und
«Geschichte der Neugriechen im 19. Jahrh.» (Bd. 81,
Lpz. 1863), wie auch die «Geschichte des griechi-
schen Reichs 1832–71» (Bd. 92 u. 93, Lpz. 1871 u. 1872).
In der Grote-Underschen «Allgemeinen Geschichte
in Einzel Darstellungen» erschienen von H. die drei
Bände: «Geschichte von Hellas und Rom» (2 Bde.,
Berl. 1879–80), «Geschichte des röm. Kaiserreichs»
(Berl. 1880–82), und «Geschichte der Byzantiner
und des Osmanischen Reichs» (Berl. 1883–84).
Ferner veröffentlichte er einen Band «Griechische
Geschichte» bis zum J. 397 n. Chr. in kürzern
Fassung (Halle 1884).

Herzka (Theod.), Nationalökonom und Pub-
lizist, geb. 13. Juli 1845 zu Pest, studierte in Wien
und Pest Jurisprudenz, leitete 1872–79 den volk-
wirtschaftlichen Teil der Wiener «Neuen Freien
Presse» und gründete 1879 die «Wiener Allgemeine
Zeitung», deren Chefredacteur er zugleich ist. Im
J. 1874 gründete er die Gesellschaft österr. Volkswirte,
als deren Schriftführer er fungiert. In den
Schriften «Nahrung und Handel» (Wien 1876)
und «Die Gesetze der Handels- und Sozialpolitik»
(Bd. 1, Lpz. 1880) tritt H. für den Freihandel und
für Herstellung der österr. Valuta auf Basis der
Goldwährung ein.

Heruler, auch Eruler und Araler genannt,
ein german. Volk, ausgezeichnet durch Gewandtheit
und Raschheit im Kriege, durch Unbändigkeit, wilde
Roheit und jähres Festhalten am Heidentum. Un-
sprünglich wohnten sie an der Ostsee (westlich von
der Oder), erschienen aber dann zerstückelt an sehr
verschiedenen Orten. Zuerst werden sie erwähnt
als Anwohner des Schwarzen Meers und Ge-
fährten (und im weitern Sinne auch als Stammes-
genossen) der Goten bei deren Seesügen gegen das
Römische Reich in der zweiten Hälfte des 3. Jahrh.
n. Chr. Im 4. Jahrh. waren sie dem Ostgoten-
könig Ermanrich unterthan, folgten dann später
dem Attila und halfen nach dessen Tode den Ge-
piden die hunn. Herrschaft zerstören. Aber auch

unter den Römern, die zu Ende des 8. Jahrh. Kaiser Maximian in Gallien schlug, waren Scharen der S., die von der Offee. Ebenso erscheinen S. zu Anfang des 6. Jahrh. als Gefährten der Sachfen bei deren Raubzügen an den gall. Küsten, und 700 S. auf sieben Schiffen suchten im Laufe desselben Jahrh. die Küsten Galliens und Cantabriens heim. Auch unter den Heerführern, mit denen Odoaker 476 n. Chr. dem Weströmischen Reiche ein Ende macht, finden sich S. Als mächtiges Volk an der mittlern Donau, schloß sich an der obern Theiß, kommen sie zu Ende des 5. Jahrh. vor. Endlich wurden sie von den Longobarden überwunden, und ein Teil ward nun vom byzant. Kaiser Anastasius 512 auf dem südl. Ufer der Donau aufgenommen, während der andere den Entschluß faßte, nach Skandinavien zu ziehen. Von den erstern begaben sich viele zu den Gepiden; die im Byzantinischen Reiche blieben, leisteten dem Justinian I. in den Kriegen gegen die Perser, Vandalen und Ostgoten gute Dienste. Mit der Besiegung der letztern durch Karles verschwindet der Name der S. aus der Geschichte. (Vgl. Nisbach, «Geschichte der S. und Gepiden» (Frankf. a. M. 1836).

Hervagault (Jean Marie), Abenteurer, der sich für Ludwig XVII. (s. d.) ausgab.

Herve, Stadt im Dept. Berviers der belg. Provinz Lüttich, 11 km nordwestlich von Berviers, 18 km östlich von Lüttich, früher zum Herzogtum Limburg gehörig, an der Linie Ober-Berviers der Belgischen Staatsbahnen, zählt 4433 E., welche Viehhandel und Käsefabrikation treiben.

Hervé (Florimond Ronger, genannt), franz. Komponist, geb. 30. Juni 1826 zu Houdin bei Arras, war Organist an verschiedenen Kirchen in Paris und trat 1848 als Sänger in der von ihm komponierten Operette «Don Quichotte et Sancho Pança» im Théâtre national auf. Er übernahm 1854 ein kleines Theater am Boulevard du Temple, das er «Folies concertantes» nannte, und wurde der Begründer der Buffo-Operetten; 1866 trat er von der Direktion des Theaters zurück. Von seinen Operetten, die später durch Offenbach in den Hintergrund gedrängt wurden, sind die bekanntesten: «L'oeil crevé» und «Le petit Faust».

Hervé-Inseln, s. Cooksarchipel.

Herwarth von Bittenfeld (Karl Oberhard), preuß. Generalfeldmarschall, gehört dem protestantisch gewordenen Zweige des alten Patrierengeschlechts der S. in Augsburg an, dessen luth. Zweig, die S. von Hohenburg im Bayrischen, ausgetrieben ist. Er wurde 4. Sept. 1796 zu Großwerth in der ehemaligen Grafschaft Hohenstein (Provinz Sachsen) geboren und trat 1811 in das damalige Normal-Infanteriebataillon ein, in welchem er 1812 zum Portepeeführer und 21. Febr. 1813 zum Offizier ernannt wurde. Beim Ausbruch des Krieges 1813 trat S. anfangs zum Garde-Grasbataillon, später (10. Juni) mit dem Normal-Infanteriebataillon zu dem neuerrichteten 2. Garderegiment zu Fuß über und nahm 1813 an der Schlacht bei Leipzig und 1814 an der Schlacht von Paris (30. März), sowie an einigen Gefechten teil. Nach dem Kriege blieb S. 20 Jahre im Regiment, in dem er fünf Jahre Adjutant und seit 1821 Hauptmann war; 1835 erhielt er unter Beförderung zum Major den Befehl über das 2. Bataillon des damaligen Gardereferve-Infanterie- (Landwehr-) Regiments, mit dem er noch in dem-

selben Jahre die Heerschau bei Rastisch mitmachte. Nachdem er 1839 in das 1. Garderegiment zu Fuß versetzt worden, wurde ihm nach vorübergehender Führung des Kaiser-Franz-Grenadierregiments 1847 der Befehl über das 1. Garderegiment zuteil, das er ein Jahr später in den Straßen Berlins und auch später als Oberst (10. Mai 1848) bis 1850 führte, danach den Befehl über die 16. Infanteriebrigade und später über eine kombinierte Infanteriebrigade der Division Bonin erhielt, welche bei Kreuznach zusammengezogen und nachher in Hessen verwendet wurde. Bald darauf mit dem Oberbefehl über die preuß. Truppen in Frankfurt a. M. betraut, wurde S. 1852 zum Generalmajor, 1854 zum Kommandanten der Bundesfestung Mainz, 1856 zum Kommandeur der 7. Division ernannt. Zum Generalleutnant befördert (1856), wurde S. 1858 zur Beschickung des öherr. Bundeskontingents dem Prinzen Karl von Preußen beigegeben und erhielt 1. Juli 1860 unter Beförderung zum kommandierenden General das 7. Armee-korps (Weckfallen), das er bei den großen Herbstübungen am Rhein 1861 führte. Hierauf wurde er zum Chef des 1. westfäl. Infanterieregiments Nr. 13 und 17. März 1863 zum General der Infanterie ernannt.

In dem Kriege gegen Dänemark 1864, an welchem eine Division des 7. Korps teilnahm, erhielt S. den Befehl über das 1. mobile preuß. Armee-korps, nachdem Prinz Friedrich Karl dem Feldmarschall Wrangel in dem Oberbefehl über die preuß. öherr. Streitkräfte gefolgt war. Als nach Beendigung der Verhandlungen zu London die Feindseligkeiten wieder eröffnet wurden, nahm der General mit dem preuß. Korps 29. Juni die Insel Alsen, eine in der Kriegsgeschichte einzig dastehende Waffenthat, deren glückliche Durchführung eine ungewöhnliche Kühnheit des Entschlusses und die sorgfältigste Abwägung der vielfachen Verhältnisse erheischte, welche auf den Erfolg von Einfluß sein konnten. S. führte dies schwierige Unternehmen nach eigener Wahl des Übergangspunktes mit persönlicher Verantwortlichkeit selbständig und glücklich durch. Nach Abschluß des Wiener Friedens wurde S. zum Oberbefehlshaber in den Elbherzogtümern mit dem Sitz in Kiel ernannt und trug in dieser Zeit viel dazu bei, das Verhältnis zu dem Erbprinzen von Augustenburg klarzulegen, bis ihm, noch vor Abschluß der Gasteiner Übereinkunft, 29. Juni 1866 das Generalkommando des 8. Korps in Koblenz übertragen wurde. Während des Feldzugs von 1866 führte General S. die Elbarmee, schlug die Gefechte von Lützenwälder (s. d.) am 26. und von Wülfenbrunn (s. d.) am 28. Juni und nahm dann 3. Juli hervorragenden Anteil an der Schlacht bei Königgrätz, in welcher er nach dem Überschreiten der Bistritz durch die Erstürmung der Dörfer Probus und Brim den linken öherr. Flügel zerstreute. Bei der Heerschau, welche der König über die Elbarmee 30. Juli vor Wien hielt, empfing S. den Schwarzen Adlerorden und übernahm nach dem Friedensschlusse wiederum die Führung des 8. Armee-korps. Im Juli 1870 wurde S. zum Generalgouverneur im Bereich des 7., 8. und 11. Armee-korps-Bereichs ernannt und traf in dem bedrohten Grenzgebiet alle Vorbereitungen für die Landesverteidigung; später war S. Tätigkeit während des Krieges mehr polit. und organisatorischer Art. Dem General, welcher schon 1864

à la suite des 6. westfäl. Infanterieregiments Nr. 55 und 1866 à la suite des 2. Garderegiments zu Fuß gestellt worden war, wurde 8. April 1871 unter Verletzung zu den Offizieren von der Armee der Charakter eines Generalfeldmarschalls verliehen, als welcher er 15. Okt. desselben Jahres in Bonn sein 60jähriges Dienstjubiläum beging. Von seinen Söhnen wurde einer 1866 Invalid bei der Main-armee, einer fiel 1870 als Bataillonstommandeur bei Bionville und ein anderer als Kompagniechef mit der Fahne des Füsilierbataillons des 3. Garderegiments zu Fuß in der Hand bei St.-Privat, ein vierter wurde bei Colombes schwer verwundet.

Hans H. von Vittenfeld, geb. 12. Jan. 1800, Bruder des vorigen, trat 28. März 1815 als Füsilier in das 2. Garderegiment, wurde, ununterbrochen in der Garde verbleibend, 1856 General, dann Inspektor der Besatzungen von Mainz und Laßart, 1861 Gouverneur von Magdeburg, erhielt 1866 den Charakter als General der Infanterie und lebte seitdem, zur Disposition gestellt, zu Berlin, wo er 20. Mai 1881 starb.

Friedrich Adrian H. von Vittenfeld, geb. 13. April 1802, jüngerer Bruder der vorigen, trat 1819 als Füsilier in das 2. Garderegiment, blieb in denselben bis 1842, war dann lange in der Adjutantur und dem Kriegsministerium, wurde 1858 General, nahm als Kommandeur der 4. Infanteriedivision am Kriege von 1866 und der Schlacht von Königgrätz teil, wurde 1867 Gouverneur von Königsberg, erhielt 1868 den Charakter als General der Infanterie, wurde 1870 zur Disposition gestellt und lebte danach in Merseburg, wo er in der Nacht vom 13. zum 14. Jan. 1884 starb.

Herwegh (Georg), deutscher polit. Lyriker, geb. 31. Mai 1817 zu Stuttgart, erhielt seinen ersten Unterricht in Stuttgart und Maulbronn und bezog dann das prot.-theol. Stift in Tübingen. Von dem theol. Studium nicht befriedigt, wandte er sich indes wieder nach Stuttgart, wo er an Lewalds „Europa“ mitarbeitete. Als Konstriptionspflichtig zum Militärdienst eingezogen, aber bald auf unbestimmte Zeit beurlaubt, verließ er infolge eines Konflikts mit einem Offizier Württemberg und ging nach Emmishofen im Kanton Thurgau, dann nach Zürich. Hier veröffentlichte er die „Gedichte eines Lebendigen“ (Zür. u. Winterth. 1841; 10. Aufl., Stuttg. 1877), polit. Poesien voll jugendlichen Feuers, welche in der von Freiheitsbestrebungen bewegten Zeit rasch populär wurden. Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris unternahm H. 1842 eine Reise durch Deutschland, auf der er als Freiheitskämpfer allwärts viel Anerkennung fand. Selbst der König von Preußen beschied ihn in Berlin zur Audienz. Als er aber von Königsberg aus einen wider seine Absicht veröffentlichten Brief an den König von Preußen richtete, in welchem er gegen alle konventionellen Formen verließ, wurde er aus dem preuß. Staate verwiesen. Er lehrte zunächst mit seinem Freunde Wafsinin, den er in Dresden getroffen, nach Zürich zurück, doch bot auch hier seine Erklärung, daß er die Herausgabe einer entschiedenen freisinnigen Zeitschrift beabsichtige, den Anlaß, ihm den längeren Aufenthalt im Kanton zu untersagen. Der König von Württemberg dagegen schlug die wegen Entziehung vom Militärdienste gegen ihn schwäbende Untersuchung nieder, so daß es ihm möglich ward, sich in das Schweiz. Bürgerrecht des Kantons Baselstadt aufnehmen zu lassen.

Nach einer Reise nach Südranreich und Italien nahm H. seinen bleibenden Aufenthalt in Paris, wo er mit Heine, mit Beranger und George Sand, vorzugsweise aber auch mit poln. und russ. Exgranien verkehrte. Außer den „Ginundzwanzig Tagen aus der Schweiz“ (Zür. u. Winterth. 1843), zu welchen auch andere, wie Bruno Bauer, David Strauß, Adolph und Ludwig Seeger, Beiträge lieferten hatten, ließ er von Paris aus einen zweiten Band der „Gedichte eines Lebendigen“ (1844) erscheinen, die jedoch nicht den durchschlagenden Erfolg des ersten Teils fanden. Im April 1845, 28 J., in Begleitung seiner Gattin und im Bera mit Hornstedt, an der Spitze einer deutsch-franz. Arbeiterkolonne in Baden ein, die jedoch 27. April bei Dossenbach von württemb. Truppen geschlagen wurde. Er rettete sich in die Schweiz, von wo er er alsbald nach Paris zurückkehrte. Im Juni 1846 ging H. mit Herzen, zu dem er damals in den freundschaftlichsten Beziehungen stand, nach Genéve, von wo er nach sechsmonatlichem Aufenthalt nach Nizza überfesselte. Einige Zeit darauf kehrte er nach der Schweiz zurück und nahm hier seinen Aufenthalt wieder in Zürich. Später hielt er sich teils in Paris und im südl. Frankreich, teils auch wieder in Deutschland, seit 1866 in Baden-Baden auf, wo er 7. April 1875 starb.

Von den poetischen Arbeiten aus H.s späteren Jahren sind namentlich das Gedicht bei Gelegenheit des eidgenössischen Schützenfestes, der Braut zur Schillerfeier in Zürich und die vielfach ins Italienische übersehten Strophen aus dem Tag der Aspromonte bekannt geworden. Nach seinem Tode erschienen diese Gedichte nebst mehreren andern in der Sammlung „Neue Gedichte“ (Zür. 1877), wozu in Deutschland konfiziert wurde. H.s Lieder, in Ausdruck von großer Einfachheit, Klarheit und Kraft, sind aus Einem Guss geschaffen und ergreifen mächtig. Während er im ersten Teile der „Gedichte eines Lebendigen“ eine nationale Bedeutung in Anspruch nahm, wollte er im zweiten nur noch der Dichter einer Partei sein. In den späteren und nachgelassenen Gedichten überwiegt die epigrammatische Form und eine pessimistische Stimmung, gegenüber den großen zeitgeschichtlichen Ereignissen und Persönlichkeiten. Man hat von H. auch eine Übersehung der Werke Lamartines (12 Bde., Stuttg. 1839—40). Für die von Ulrici herausgegebene Shakspeare-Übersehung hat H. den „Coriolanus“ übertragen, für die Bodensichtische „König Lear“, „Troilus und Cressida“ und mehrere Lustspiele.

Herzheim, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Landau, 6 km östlich von Rohrbach, am Klingbach, mit (1880) 3899 fast nur kath. E., welche Weberei, Ader-, Tabak- und Wiesbau treiben.

Herz (cor), der Mittelpunkt oder das Centralorgan des Gefäßsystems und somit der ganzen Ernährung, des Stoffwechsels oder Lebens im menschlichen und tierischen Körper, stellt beim Menschen einen hohlen, halbkegelförmigen, muskulösen, etwa faustgroßen Körper dar, dessen Gewicht bei Männern durchschnittlich 350 g, bei Weibern 310 g beträgt und welcher seine Lage im vordern untern Teile der Brusthöhle, dicht hinter dem Brustbein hat. (S. die Tacl.: Die Brusteingeweide des Menschen, Fig. 11, 10—13.) Er liegt hier, und zwar nicht genau in der Mittellinie des Körpers, sondern mehr nach links zu, in schräger Richtung

DAS HERZ DES MENSCHEN.

Fig. I.

Herz, im geöffneten Herzbeutel, von vorn.

1. Herzbeutel.
2. Rechte Herzkammer.
3. Rechte Vor-kammer.
4. Linke Herzkammer.

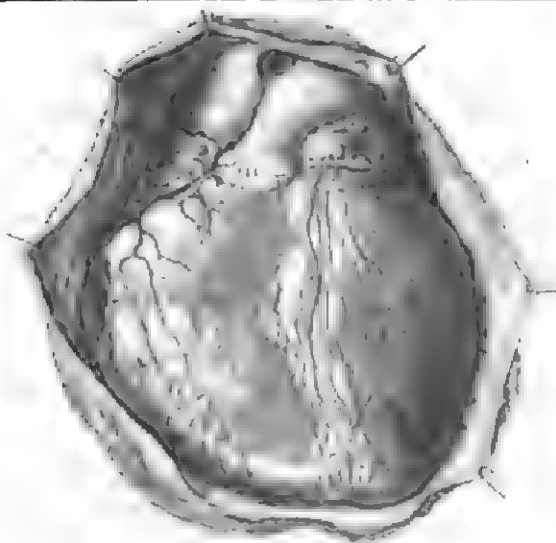


Fig. I.

Herz, im geöffneten Herzbeutel von vorn.

5. Linke Vor-kammer.
6. Herzspitze.
7. Lungenpulsader.
8. Große Körperpulsader (Aorta).
9. Kranzgefäße des Herzens.

Fig. II

Herz mit geöffneten Herzkammern.

1. Rechte Herzkammer.
2. Linke Herzkammer.
3. Rechte Vor-kammer.
4. Linke Vor-kammer.
5. Herzspitze.
6. Rechte Herzkammer.
7. Linke Herzkammer.
8. Zweifelhafte Herzkammer.
9. Längung in d. L.

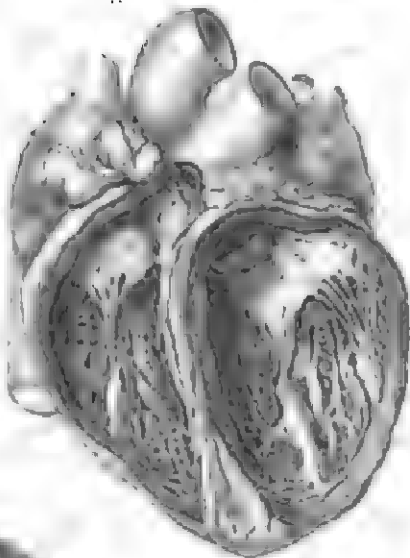


Fig. II

Herz mit geöffneten Herzkammern.

10. Längung in die Aorta.
11. Längung in die Lungenpulsader.
12. Linke Vor-kammer.
13. Linke Vor-kammer.
14. Lungenpulsader.
15. Obere Hohlader.
16. Untere Hohlader.
17. Längung in die Aorta.
18. Längung in die Lungenpulsader.

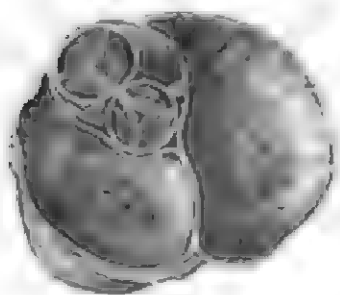


Fig. III

Die Herzklappen, geschlossen und von oben gesehen.

1. Rechte Vor-kammer.
2. Rechtes Herzohr.
3. Dreifelhafte Klappe.
4. Vorhofschleimhaut.
5. Linke Vor-kammer.
6. Linkes Herzohr.
7. Zweifelhafte Klappe.
8. Lungenpulsader.
9. Halbmondförmige Klappen derselben.
10. Halbmondförmige Klappen der Aorta.
11. Linke.
12. Rechte Kranzgefäße des Herzens.

Rechtens Contractions-Linien. 13. Aorta.

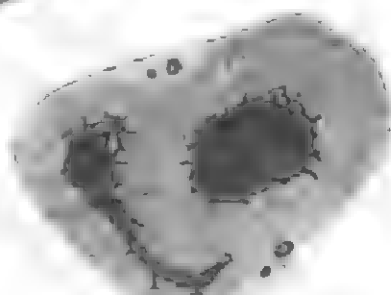


Fig. IV.

Herz, quer durchschnitten.

1. Viscerales Blatt des Herzbeutels.
2. Linke Vor-kammer.
3. Rechte Herzkammer und Herzspitze.
4. Hohlader des linken Vorhofes.
5. Hohlader des rechten Vorhofes.
6. Schleimhaut.
7. Hohlader.
8. Vorhof der Lungenpulsader.
9. Hohlader des Herzens mit den Kranzgefäßen.

wischen den beiden Lungen und ruht mit seiner Spitze und einem Theile seiner hintern Wand auf dem Zwerchfell auf, so daß seine Grundfläche nach oben, unten und hinten, seine Spitze aber nach links, oben und vorn gelebt ist. Das H. wird von dem Herzbeutel (pericardium) allseitig umhüllt, einem häutigen, nach Art einer eingeklappten Zirkelmütze gestalteten doppelten Sack, dessen inneres (sog. viscerales) Blatt die gesamte Oberfläche des Herzens als glatte, zarte, glänzende Haut in ununterbrochener Verwachsung überzieht, während ein äußeres (sog. parietales) Blatt das H. bis über die Abgangsstelle der großen Gefäßstämme als ein lockerer, mäßig weicher Beutel umschließt und teils mit den beiden Brustfellhöhlen, teils mit dem Zwerchfell und mit der vordern Brustwand innig verwachsen ist. (S. die Tafel: Das Herz des Menschen, Fig. 1, 1.) Zwischen den beiden Blättern des Herzbeutels befindet sich die Höhle des Herzbeutels, welche von einer geringen Menge einer klaren, festen, der Erleichterung der Herzbewegungen dienenden Flüssigkeit, dem Herzbeutelwasser (liquor pericardii), erfüllt wird.

An dem H. selbst, dessen Gestalt der eines nachgedrückten Kegels gleicht, pflegt man zu unterscheiden: die Spitze (apex a. macro, s. Fig. 1, 6), welche abgerundet ist und die vordere Brustwand berührt; die Basis, die breite, nach rechts, oben und hinten gerichtete Fläche, welche die Abgangsstellen der großen Gefäßstämme enthält (s. Fig. 1, 7 und 8); eine vordere (obere) konvexe und eine hintere (untere) glatte Fläche; zwischen beiden zwei abgerundete Seitenränder. In der Mitte der vordern Fläche zieht eine feichte Längsfurche (sulcus longitudinalis, s. Fig. 1, 8) von der Basis bis zur Spitze herab, welche das H. äußerlich in eine rechte und linke Hälfte teilt und der in der Hohlkeule des H. angebrachten muskulösen Scheidewand entspricht. Diese Längsfurche wird rechtsseitig durch die rings um das H. herumlaufende Längs- oder Quersfurche (sulcus circularis a. coronalis) geschnitten, welche äußerlich die Grenze zwischen den Vorhöfen und den Herzkammern zu erkennen gibt. In seinem Innern wird das H. durch eine der Länge nach sich herabziehende, in ihrer Richtung äußerlich durch die Längsfurche angedeutete muskulöse Scheidewand (septum cordis, s. Fig. 11, 4; 1, 6) in eine rechte und eine linke Hälfte geschieden, von denen die rechte, weil sie dunkles (venöses) Blut enthält und dem Lungenkreislauf vorsteht, wohl auch als Lungenherz bezeichnet wird, während die linke hellrotes (arterielles) Blut umschließt und wegen ihres Zusammenhangs mit der großen Körperpulsader auch Aortenherz genannt wird. Beim geborenen Menschen besteht durchaus keinerlei Verbindung zwischen den beiden Herzhälften, während dieselben beim Embryo (s. d.) durch eine Öffnung, das sog. ovale Loch, miteinander kommunizieren. Jede Herzhälfte wird aber wiederum durch eine besondere Querscheidewand in eine obere und eine untere Abteilung getrennt, welche durch eine längliche Öffnung in der Querscheidewand miteinander in Verbindung stehen und äußerlich durch die Quersfurche voneinander abgetrennt werden. Die obere dieser Abteilungen wird als Vorlammer oder Vorhof (atrium cordis), die untere als Herzkammer (ventriculus cordis) bezeichnet, so daß das H. im ganzen vier ungefähr gleich geräumige

Höhlen, eine rechte und eine linke Vorlammer (s. Fig. 1, 8, 5; 11, 11, 12), sowie eine rechte und linke Herzkammer (s. Fig. 1, 2, 4; 11, 5, 6; 1, 4, 5) enthält. Die muskulösen Wände der Vorhöfe, deren jeder eine blinde sackförmige Ausstülpung, das sog. Herzohr (auricula cordis), besitzt, sind dünn, während diejenigen der Herzkammern weit fleischiger sind; die Wand der linken Herzkammer ist drei- bis viermal so dick als die der rechten.

In jede Vorlammer münden mehrere große Blutadern, nämlich in die rechte die beiden Hohladern, die obere und die untere (vena cava superior, s. Fig. 11, 15, und die vena cava inferior, s. Fig. 11, 16), sowie die große Herz- oder Kranzblutader (vena coronaria cordis), in die linke die vier Lungenblutadern (venae pulmonales). Aus jeder Vorlammer führt eine geräumige ovale, von kräftigen Faserringen umgebene Öffnung, die sog. Vorhofs- Herzkammermündung (ostium atrio-ventriculare a. ostium venosum ventriculi) herab in die zugehörige Herzkammer. In unmittelbarer Nähe der Vorhofs- Herzkammermündung etwas nach innen zu, befindet sich in jeder Herzhälfte in der Querscheidewand noch eine zweite ähnliche runde Öffnung, die Herzkammer- Pulsadermündung (ostium arteriosum ventriculi), durch welche man aus der betreffenden Herzkammer in einen großen Pulsaderstamm gelangen kann, und zwar führt die rechte Öffnung aus der rechten Herzkammer in die Lungenpulsader (arteria pulmonalis, s. Fig. 11, 9), die linke aus der linken Herzkammer in die große Körperpulsader (aorta, s. Fig. 11, 10). An jeder dieser vier Öffnungen befinden sich eigentümliche häutige Gebilde, die sog. Herzklappen (valvulae cordis), angebracht, welche den Blutumlauf im Herzen nach Art von Ventilen regulieren und das Durchströmen des Bluts nur in einer ganz bestimmten Richtung gestatten. An den beiden Vorhofs-Kammermündungen bestehen die Klappen aus segel- oder zirkelförmigen, nach unten spitz zulaufenden häutigen Lappen, welche durch zahlreiche, von besondern Abschnitten des Herzmuskels, den sog. Warzen- oder Papillarmuskeln (musculi papillares, s. Fig. 11, 17) ausgehende Sehnenfäden (chordae tendineae) gespannt erhalten werden, bei der Kontraktion sich aber aneinander legen und so die Vorhofs-Kammermündung verschließen. Die Klappe der linken Vorhofs-Kammermündung besteht aus zwei solchen Hautzipfeln und heißt deshalb die zweizipfelige oder Mitralklappe (valvula bicuspidalis a. mitralis, s. Fig. 11, 8; 11, 7), während die Klappe der rechten Vorhofs-Kammermündung aus drei häutigen Zipfeln besteht und deshalb als dreizipfelige Klappe (valvula tricuspidalis, s. Fig. 11, 7; 11, 8) unterschieden wird. Anders an den beiden Pulsadermündungen, an welchen der Klappenapparat von drei nach oben offenen, in einen Kreis zusammengestellten, halbmondförmigen Taschen gebildet wird, die sich an die Wand der Arterie anlegen, wenn das Blut in dieselbe einströmt, sich aber durch das zurückfallende Blut füllen und aneinander legen, wenn die Kontraktion nachläßt; der Klappenapparat der linken Pulsadermündung wird als Aortenklappen (valvulae semilunares aortae, s. Fig. 11, 10; 11, 10), der der rechten als Lungenpulsader- oder Pulmonalklappen (valvulae semilunares pulmonales, s. Fig. 11, 9; 11, 9) bezeichnet.

Das Innere sämtlicher Herzhöhlen, mit Einschluss der Herzklappen, wird von einer außerordentlich dünnen und arten Haut, der sog. innern Herzhaute (endocardium) überleitet, welche ohne Unterbrechung in die innere Haut (endothelium) der großen Gefäßstämme übergeht. Das Muskelfleisch des H. besteht aus langen, schmalen, quergestreiften Muskelfasern, die sich vielfach gabelartig theilen und theils spiralförmig, theils in Achtertouren um die Herzhöhlen herumlaufen; durch ihre Kontraktion bewirken sie eine gleichmäßige Verengung der Herzhöhlen. Bei fettächtigen Personen kommt es nicht selten zu einer fettigen Entartung der Muskelfasern des H., durch welche die letztern mehr oder weniger untauglich für ihre physiol. Verrichtungen werden. (S. Herzverfettung.) Ernährt wird das H. durch besondere, aus der Aorta entspringende Gefäße, die beiden Kranzpulsadern (arteriae coronariae cordis), die in Begleitung der zugehörigen Blutadern in den Längs- und Querschnitten des H. verlaufen und sich sodann in der Herzmuskulatur verzweigen. (S. Fig. I, 9; IV, 7 und 8.) Das H. besitzt auch einen eigenen, mit zahlreichen Ganglienzellen versehenen Nervenapparat, der im Herzfleisch eingebettet ist und theils von Zweigen des zehnten Gehirnnervenpaares (nervus vagus), theils des sympathischen Nerven gebildet wird.

Die Thätigkeit des H. besteht während des ganzen Lebens in ununterbrochen und rhythmisch erfolgenden Zusammenziehungen und Erschlaffungen seiner kontraktilen Fleischwände, wodurch seine Höhlen abwechselnd verengt und erweitert werden, das in ihnen enthaltene Blut periodisch in die großen Gefäßstämme hineingepresst und so der gesamte Blutumlauf des Körpers hervorgerufen und unterhalten wird. Der Blutlauf im H. geht hierbei in folgender Weise vor sich: während der Erschlaffung oder Diastole des H. sammelt der rechte Vorhof das durch die obere und untere Hohlvene aus allen Körperteilen dem H. zufließende venöse (dunkelrote) Blut, welches hierauf aus dem Vorhof durch die rechte Vorhof-Kammermündung in die rechte Herzkammer fließt; aus dieser wird es bei der Zusammenziehung oder Systole des H., bei der sich die dreizipfelige Klappe schließt und die rückläufige Bewegung des Bluts nach dem Vorhof zu verhindert, durch die rechte Pulsadermündung in die Lungenpulsader und durch diese in die Haargefäße der Lungen gepresst, wo es in Berührung mit der Lungenluft Kohlenäure abgibt und Sauerstoff aufnimmt (hellrot oder arteriell wird). Die Lungenkapillaren hingegen sammeln sich zu vier Lungenvenen, welche in den linken Vorhof des H. einmünden, aus welchem sich das Blut während der Diastole in die linke Herzkammer ergießt. Aus der letztern wird das Blut bei jeder Kontraktion des Herzmuskels, bei welcher sich gleichzeitig die zweizipfelige Herzklappe schließt und den Weg nach dem Vorhof verstopft, mit großer Kraft durch die linke Pulsadermündung in die Hauptschlagader (aorta) getrieben, von wo aus es sich durch die Schlagadern des Körpers verteilt und die Haargefäße durchströmt, um durch die Venen wieder zum Vorhof des H. zu gelangen. Der Lauf des Bluts aus der rechten Herzhälfte durch die Lungenpulsader in die Lungen und aus diesen durch die Lungenblutadern zum linken Vorhof zurück heißt der Kleine oder Lungenkreislauf, der aus der linken Herzkammer durch die Aorta und ihre Zweige zu allen

Körperteilen und aus diesen durch die Hohladern zum rechten Vorhof zurück der Große oder Körperkreislauf. (S. Kreislauf des Bluts.)

Da das H. ganz nach Art einer Druckpumpe wirkt, so ist es für das ungehörte und regelmäßige Bestehengehen seiner Funktionen ganz unerlässlich, daß der oben beschriebene vierfache Klappenapparat zur rechten Zeit genau und sicher schließt, daß also nach jeder Diastole des H. die an den Vorhof-Kammermündungen angebrachten Zipfelklappen, nach jeder Systole die an den Pulsadermündungen befindlichen halbmondförmigen Klappen einen rechtzeitigen festen Verschluss der betreffenden Vorhöfe- oder Pulsadermündung bewirken und so das Rückwärtsfließen des Bluts verhindern. Wird der Mechanismus der Herzklappen durch krankhafte Prozesse gestört, so wird auch sofort der gesamte Blutkreislauf mehr oder minder erheblich erschwert. (S. Herzfehler.)

Die beiden Vorhöfe des H. besitzen eine selbständige Bewegung, insofern sie sich einen Moment früher zusammenziehen als die Herzkammern; beide Vorhöfe und beide Kammern kontrahieren sich aber für sich und stets gleichzeitig (isochron). Jede Zusammenziehung (Systole) des H. braucht nur den dritten bis vierten Teil der Zeit, den die Erschlaffung (Diastole) desselben in Anspruch nimmt; da dieser vergrößert, bei jener verkleinert sich das H. regelmäßig. Bei jeder Herzkontraktion dehnt sich das kürzer und kugelförmiger werdende H. mit seiner vorderen Fläche und seiner Spitze stärker gegen die Brustwand an und bewirkt in der Gegend der linken Brustwarze, gewöhnlich zwischen der fünften und sechsten Rippe, eine deutlich fühlbare, oft auch sichtbare Erschlaffung der Brustwand, d. i. der sog. Herzstoß oder Herzschlag (pulsus cordis), welcher dem Puls (i. d.) der Arterien eine kaum merkbare Zeit vorhergeht. Beim erwachsenen Menschen erfolgen in der Minute 70—80 Herzschläge, bei Kindern mehr (zwischen 90 und 140), bei Greisen weniger. In der Regel kommen vier Herzschläge auf einen Atemzug; bei allen fieberhaften Krankheiten sind Herzschlag und Pulsfrequenz bald mehr bald minder beschleunigt. (S. Fieber.) Legt man das Ohr oder ein Hörrohr (Stethoskop) an die Herzgegend an, so hört man zwei rasch aufeinander folgende, scharfe, reine Töne, die sog. Herztöne, aus deren Reinheit und Stärke der Arzt erkennt, ob der Klappenapparat des H. noch in Ordnung ist oder nicht. Der erste Herzton ist etwas stärker, dumpfer und länger als der zweite und ist nach der Ansicht der einen eine Folge der Zusammenziehung des Herzmuskels, also ein Muskelton, während er nach der Meinung der andern durch die Schwingungen der gespannten häutigen Zipfelklappen entsteht; der zweite Herzton ist heller und kürzer und rührt von dem plötzlichen klappenden Verschluss der halbmondförmigen Klappen her.

Die Herzthätigkeit steht, wie die Thätigkeit aller Muskeln, unter dem Einflusse des Nervensystems und wird theils von besonders, im Herzfleisch selbst eingelagerten (intralardialen) Ganglienzellen, theils von Zweigen des zehnten Gehirnnerven (nervus vagus), theils von dem sympathischen Nerven geregelt. Die intralardialen Ganglien scheinen das H. direkt automatisch zu seiner rhythmischen Thätigkeit anzuregen, was man aus der Thatfache schließen kann, daß das ganz aus dem Körper herausgeschnittene Tierherz noch einige Zeit, bei

kaltsblätigen Thieren selbst tagelang fortfährt, regelmäßig und rhythmisch zu schlagen. Die Reizung des sympathischen Nerven beschleunigt die Herzthätigkeit, während die des Vagus die letztere verlangsamt oder selbst ganz aufhebt. Der Vagus ist also ein ausgeprägter Hemmungsnerv des H. (s. Hemmung), und bei Lähmung desselben schlägt das H. auffallend rasch. Der Nervenapparat des H. vermittelt die Steuerung des H. in der Weise, daß Reichtum des arteriellen Bluts an Kohlensäure den Vagus vom verlängerten Mark aus lähmt und so die Herzthätigkeit beschleunigt und umgekehrt, so daß das H. in seiner eigenen Thätigkeit seinen selbstthätigen Regulator besitzt. Auch Gemütsbewegungen beeinflussen vielfach die Herzthätigkeit und bewirken einerseits durch reflectorische Erregung des Vagus momentanen Herzstillstand, andererseits, wie bei Schreck, Angst u. dgl., eine beträchtliche Beschleunigung der Herzcontractionen, welche wahrscheinlich auf plötzlicher Erweiterung der Arterien und dadurch gesteigertem Widerstand beruht.

Die fetige, obwohl von der Willkür des Menschen unabhängige, doch durch Gemütsstimmungen, wie Furcht, Schmerz, Hoffnung, Freude u. dgl., verschiedenartig modifizierte, dabei lange Zeit unerrückte und doch als mit dem Leben im innigsten Zusammenhang stehend anerkannte Bewegung des H. führt schon frühzeitig den Menschen darauf, daß H. als den Sitz des Lebensprinzips, der Seele, anzusehen. Da jedoch die Modifikation der Bewegung nicht sowohl durch Gedanken als durch Gefühle hervorgerufen wurde, so schrieb man dem H. vorwiegend die Gemütsaffekte zu, im Gegensatz zu dem Kopfe, dem Sitz des Denkens. Zwar war die Anschauungsweise in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern voneinander abweichend, besonders in Hinsicht auf einzelne Gefühle, wie i. B. die Alten als Sitz der Liebe nicht das H., sondern die Leber betrachteten, jedoch hat sich nach und nach bei den modernen Völkern der Sprachgebrauch allgemein herausgebildet, daß man den Ausdruck »Herz« für Gemut anwendet und damit den Begriff des Angebornen, nicht erst durch Willenskraft Erworbene verbindet. In noch engerem Sinne versteht man unter H. nur die teilnehmenden Empfindungen und Reigungen und gebraucht so die Ausdrücke herzlich, herzlich u. a.

Herz (Henri), Komponist und Pianist, geb. zu Wien 6. Jan. 1806, war frühzeitig zu Koblenz Schüler seines Vaters und des Organisten Hanten. In Paris trat er 1816 in das Konservatorium der Musik und veröffentlichte 1818 seine ersten Kompositionen (Variationen, Rondos). Schon vorher mit dem ersten Preise in dem Konservatorium belohnt, nun in öffentlichen Konzerten häufig auftretend und mit den gelehrtesten Meistern auf dem Piano wettspielend, verbreitete sich bald sein Ruf. Seine Kompositionen, nur für sein Instrument bestimmt, waren die beliebtesten auf längere Zeit. H. unternahm 1831 mit selbst eine Kunstreise nach Deutschland und besuchte 1834 England. Sein fester Aufenthalt blieb indessen in Paris, an welche Stadt er seit 1824 als Teilnehmer, später als Besitzer einer umfangreichen Pianofabrikation gefesselt war. Doch unternahm er noch einige große Kunstreisen, so 1846 — 47 nach Nordamerika, 1850 nach Südamerika, wo er mit großem Beifall aufgenommen

wurde. Als Virtuos ist H. den vorzüglichsten Meistern der Neuzeit beizuzählen. Seine Kompositionen, über 200 in verschiedenen Formen, sind abgerundete, melodische, auch meistens anmutige und frische Salonstücke. Als Lehrer des Pianoforte H. von 1842 bis 1874 erfolgreich an dem Konservatorium der Musik zu Paris.

Herz (Henriette), eine durch Bildung und Schönheit ausgezeichnete Frau, geb. 5. Sept. 1764 zu Berlin, die Tochter des jüd. Arztes Benjamin de Zemos, von portug. Abkunft, wurde 1779 mit dem Arzt und Professor Markus Herz verheiratet und bildete bald den Mittelpunkt in dem Hause ihres Gatten, das allen geistigen Größen Berlins einen Vereinigungspunkt darbot. Hamler, Engel, Moritz, Dohm, Spalbing, Reichardt, Schadow, beide Humboldt, Geng, Friedrich und August Wilhelm von Schlegel, Fichte, Nicolovius, später noch Steffens und Warrhagen verlebten in diesem Kreise. In das engste und edelste Freundschaftsverhältnis und den regsten Geenaustausch trat Henriette mit Schleiermacher. Auch mit ausgezeichneten Frauen stand sie in freundschaftlicher Beziehung. Ihre vertrauteste Freundin war Dorothea Veit (Schlegel). Börne verlebte einen Teil seiner Jugend in ihrem Hause und verlebte sich leidenschaftlich in sie. Bal. Briefe des jungen Börne an Henriette H. (Wz. 1861). Seit 1803 war sie verwitwet, 1817 trat sie zum Christentum über. Sie starb 22. Okt. 1847. Bal. Järlst. »Henriette H. Ihr Leben und ihre Erinnerungen« (Berl. 1860; 2. Aufl. 1868).

Herzabteck, s. unter Herzentzündung.

Herzaneurysma, s. unter Herzentzündung.

Herzberg, preuß. Staatsmann, s. Herzberg.

Herzberg an der Elster, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Schweinitz, an der Schwarzen Elster, Station der Linie Jüterbog-Rödera der Preussischen Staatseisenbahn, ist Sitz des Landratsamts für den Kreis Schweinitz und eines Amtsgerichts und zählt (1880) 4474 fast ausschließlich prot. G., welche Maschinen-, Stiefelfabrikation, Kunstschlerei und Getreidehandel treiben.

Herzberg am Harz, Flecken mit Stadtrechten in der preuß. Provinz Hannover, Landrapsort Hilbesheim, Kreis Osterode, 247 m hoch am Rande des Harzes gelegen, an der Sieber und an den Linien Soest-Nordhausen und H. Seesen der Preussischen Staatsbahnen, neuerdings besuchter Luftort, ist Sitz eines Amtsgerichts und zweier Oberförstereien, hat Gewehr- und Holzwarenfabriken, Wollspinnerei und Canarienvogelzucht und zählt (1880) 3496 meist prot. G. Dabei steht südwestlich auf einem Berge das große Schloß, welches zeitweise die Residenz der letzten Fürsten von Braunschweig-Grubenhagen gewesen ist.

Herzbeutel, s. unter Herz, S. 167.

Herzbeutelentzündung (Pericarditis), die Entzündung des Herzbeutels, tritt nur sehr selten als selbständige Erkrankung bei vordem gesunden Menschen, häufiger im Verlaufe des akuten Gelenkheumatismus, der Brightschen Nierenkrankheit, der Lungentuberkulose, des Kindbettfiebers, sowie als Komplikation chronischer Herz- und Aortenkrankheiten auf und ist gewöhnlich mit einem mehr oder minder reichlichen Erguß einer wässrigen oder wässrig-eitrigten Flüssigkeit in die Höhle des Herzbeutels verbunden; dazu sind der seröse Überzug des Herzens und die Innenseite des Herz-

beutels in der Regel mit einer dicken oder dünnern Schicht von ausgechwitztem Kaseikoff überzogen. Die Symptome der Krankheit bestehen meist in bald dumpfen, bald heftigen Schmerzen in der Herzgegend, Fieber, beschleunigter Pulsfrequenz, Herzklappen, Anginalgefühlen, Schweißatmigkeit und ähnlichen Zeichen gestörter Herzthätigkeit, bieten aber an sich so wenig Charakteristisches dar, daß man aus ihnen allein niemals die Krankheit mit Sicherheit erkennen kann; hierzu ist eine genaue physikal. Untersuchung der Herzgegend ganz unerlässlich. Verlauf, Dauer und Ausgang der Krankheit sind sehr verschieden. Während in günstigen Fällen das ausgechwitzte Exsudat ziemlich rasch, binnen ein bis zwei Wochen, wieder aufgesaugt wird und vollständige Genesung eintritt, kommt es in andern zu einer teilweisen oder gänzlichen Verwachsung des Herzbeutels mit dem Herzen, durch welche mannigfache Beschwerden zurückbleiben; bei ungünstiger Verlauf kann die H. schnell, oft binnen wenigen Tagen, durch Herz- und Lungenlähmung zum Tode führen. Die Behandlung besteht in absoluter Bettruhe, strenger entzündungswidriger Diät, in örtlichen Blutentziehungen und Hautreizen, in der Anwendung von Gläseuteln auf die Herzgegend und milden Abführmitteln; die Wiederaufsaugung der ausgechwitzten Flüssigkeit sucht man durch harn- und schweißtreibende Mittel zu befördern. Bei drohender Herzschwäche sind Reizmittel (Äther, Kampfer, Wein) nicht zu entbehren; bei sehr reichlichem Exsudat und dadurch bedingter hochgradiger Atemnot verschafft die künstliche Entleerung desselben durch Punktion des Herzbeutels vermittelst des Troikars meist schnelle, wenn auch nur vorübergehende Erleichterung.

Herzbeutelwassersucht (Hydrops pericardii, Hydropericardium), die krankhafte Ansammlung einer reichlichen, oft bis zu mehreren Pfunden betragenden Menge von klarer seröser Flüssigkeit im nicht entzündeten Herzbeutel, ist durchaus nicht als eine eigenartige selbständige Krankheit zu betrachten, sondern tritt nur als Teilerscheinung der allgemeinen Wassersucht (s. d.) im Verlauf von Herz-, Lungen- und Nierenkrankheiten auf und führt gewöhnlich zu einer rasch zunehmenden Schwächung der Herzthätigkeit mit hochgradiger Beängstigung, Atemnot und Erstickungsgefühl. Die Behandlung ist die der allgemeinen Wassersucht; bei eintretender Erstickungsangst empfiehlt sich zur Entleerung der angesammelten Flüssigkeit die Punktion des Herzbeutels mittels des Troikars.

Herzbräune, s. Brustbräune.

Herzschoc, s. Herzstoß (s. unter Herz).

Herzdilatation, s. Herzerweiterung.

Herzegowina, d. h. „Herzogtum“ f. d. Herzfil, bildet staatsrechtlich noch das südwestlichste Sandschat des türk. Vilajets Bosnien, doch befindet es sich seit 1878 unter österr. Verwaltung. Es grenzt im O. und N. an Bosnien, im S. an Montenegro, im W. an Dalmatien. Durch die Enklaven Metk und Sutorina steht es mit dem Meere in Verbindung. Der größte Teil des Landes trägt den wästen Charakter des felsigen Montenegro, nur in den an Bosnien grenzenden Teilen wird es etwas freundlicher und fruchtbarer. An Flüssen besitzt die H. bloß zwei von Bedeutung: die im Lande selbst entspringende Neretva (Narenta) und die Drina (s. d.). Erstere mündet unterhalb Fort Opuz in die Kriva, letztere ergießt sich in die Save (Neben-

fluß der Donau). Das ganze Land ist gebirgig (Dinarische Alpen). Die höchsten Gebirge sind die Zelja planina (2070 m), die Cervanji planina (2029 m) und die Treštanica planina (über 2000 m); der höchste Berg der Maglić (2260 m) an der montenegrin. Grenze. Die Bewohner gehören derselben Familie an wie die Montenegriner, mit denen sie auch die serb. Sprache gemein haben. Ihre Zahl läßt sich nicht genau angeben, da Österreich eine neue administrative Einteilung getroffen hat, durch welche die H. zu einem bloßen geogr. Bezirk wurde. Früher rechnete man 200 000 G., von denen 45 000 Mohammedaner, 30 000 Katholiken und 115 000 nichttunierte Griechen. Hauptstadt ist Metk. Die nächstgrößten Ortschaften sind Joritcha und Trebinje. Die bedeutendste Festung ist Stolac.

Unter den Römern gehörte die H. zur Provinz Dalmatia. Um die Mitte des 7. Jahrh. wanderten die Serben ein und nahmen das Land in Besitz. Als die serb. Vane immer unabhängiger wurden, bildete die H. im 9. Jahrh. das Fürstentum Zaslum (Zachlumia). Das älteste schriftliche Dokument stammt aus dem J. 914 und nennt den Fürsten „Zupan Mihail von Hum“. Später kam Hum vorübergehend unter den „Belihi Zupan“ von Rasica, dem es 1154 durch Ban Boritsch von Bosnien wieder entzogen wurde. Im J. 1197 verlor es Ban Kulcin an Ungarn. Nach mancherlei Wechseln kam die H. 1326 wieder unter die Herrschaft der bosn. Zupane. Unter dem serb. Kaiser Stephan Duschan Silni (1334–55) bildete es einen Teil des serb.-bulg.-griech.-alban. Reichs, doch schon 1362 kam die H. an Ungarn. Im J. 1382 ließ sich König Tvrtko von Bosnien in ihren Besitz, wo sie jedoch 1390 dem Wojwoden Blasko Hranic zum Lehen. Dessen Enkel Scepan brachte es dahin, bei ihm Kaiser Friedrich III. 1440 zum Herzog ernannt zu werden. Seither nannte man Hum das „Herzogtum“ und dieser Name erhielt sich bis heute. Der offizielle Name des Herzogtums war jedoch „Sveti Sava“ oder „Sanct Saba“ (Sabbas). Nach der Eroberung Bosniens durch die Türken 1463 wandten sich die gegen den Herzog und zwangen ihn zu einem jährlichen Tribut von 25 000 Dukaten. Nach seinem Tode (1466) teilten seine Söhne Vukobrat und Blasko unter sich das Herzogtum, erlagen jedoch 1483 den Türken, welche es in das Sandschat Hercegowina verwandelten und mit dem Paschalik Bosna vereinigten. Im J. 1832 wurde zwar die H. davon abgetrennt und als Bezirke dem Ali Aga Nizvanbegovic verliehen, doch 1865 trat sie in ihr altes Verhältnis zurück. Im J. 1861 brach ein Aufstand aus, dessen Seele Luka Bulatowitsch war. Von Montenegro unterstützt, gelang es diesem, die Pforte zur scheinbaren Bewilligung der Autonomie zu bewegen. Ein neuer Aufstand brach im Juli 1875 bei Nevesinje aus, der anfangs von Vukobratitsch geleitet wurde und sich im österr. Interesse bewegte. Bald aber gewann die montenegrin. Partei die Oberhand, Veto Pavlovitsch übernahm die Leitung und errang im Verein mit Lazar Sotica eine Reihe Siege über die Türken, sodas sich Anfang 1876 die kabl. Pforte der H. im Besitz der Insurgenten befand. Am 27. Juni 1876 rief die Stupskiina derselben den Fürsten von Montenegro zum Gospodar aus, und 12 Bataillone aus der H. vereinten sich mit der Armee desselben, als diese am 2. Juli die Offensive ergriff. (S. Montenegro.) Im Frieden von Berlin 1878 kam bloß ein schmaler Streich im Süden

an Montenegro, der Rest wurde von Österreich im Aug. 1878 occupiert. Die christl. Bewohner schlossen sich dem Österreichern bei Bekämpfung der mohammed. Insurgenten an und ihr Widerstand wackelte durch sein Eingreifen in dem Untergang nicht. Besetzung von Stolat. Ende 1881 und Anfang 1882 brach ein Aufstand aus, welcher nach viermonatlichen Kämpfen bezwungen wurde. Seither hat man begonnen Reformen einzuführen. (Literatur s. unter Bosnien.)

Herzen (Alexander), russ. Schriftsteller von radikaler polit. Tendenz, geb. 26. März 1812 zu Kossau, machte seine Studien auf der Universität daselbst, wo ihn die Hegelische Philosophie, besonders aber der franz. Sozialismus beschäftigten. Er machte sich jedoch dadurch der Regierung verdächtig, sodaß er 1834 mit mehreren seiner Studiengenossen gefänglich eingezogen und nach einer fast einjährigen Haft nach Wladika, später nach Wladimir ins Exil geschickt wurde. Nachdem er 1839 vollständig amnestiert worden, erhielt h. zu Petersburg eine Stellung im Bureau des Ministers des Innern, Grafen Strogonow. Infolge einer gegen ihn gerichteten Denunciation wurde er als Regierungsrat nach Kowno versetzt. Auf sein Ansuchen erhielt er 1842 seinen Abschied aus dem Staatsdienste und ging 1847 ins Ausland. Er lebte seitdem in Italien, während der Bewegungen von 1848 und 1849 in Frankreich, dann einige Zeit in Genf und Pisa, bis er sich endlich nach England wandte. In London begründete er die „Freie russ. Presse“, eine Buchdruckerei für Schriften, deren Veröffentlichung in Rußland nicht möglich war. Seine eigene schriftstellerische Laufbahn hatte h. schon in Rußland unter dem Pseudonym „Nolander“ mit den Briefen: „Über den Dilettantismus in der Wissenschaft“ (1842) und den „Briefen über das Studium der Natur“ (2 Bde., 1845—46) begonnen, in denen er sich zur Junghegelischen Schule bekannte. Die zwei Romane: „Wer ist Schuld?“ (3 Tle., 1848—51) und „Doktor Krupow“ (1847), gelangene Stützen aus der russ. Gesellschaft, machten seinen Namen populär. Im Auslande veröffentlichte er außer den „Souvenirs de voyage“ (1848) von Genf aus in deutscher Sprache „Vom andern Ufer“, eine Kritik der Revolution des J. 1848 vom rein sozialistischen Standpunkt (Hamb. 1860), und „Briefe aus Italien und Frankreich“ (Hamb. 1850). Zu London verfaßte er unter andern in franz. Sprache die Schrift: „Über die Entwicklung der revolutionären Ideen in Rußland“ (1851) und in russischer das Pamphlet: „Das getaufte Eigentum“ (1853), sowie „Erinnerungen aus meinem Leben“ (3 Bde., Hamb. 1864), die dann zum Teil auch englisch unter dem Titel „My exile to Siberia“ (2 Bde., Lond. 1865) erschienen. Großen Einfluß hatte die von ihm 1866 zu London begründete russ. Zeitung „Kolokol“ (d. i. die Glocke), in welcher er die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Abschaffung der tödlichen Züchtigung, die Einführung der öffentlichen und mündlichen Rechtspflege befürwortete und zugleich schonungslos die Verbrechen des russ. Regierungssystems, sowie die Handlungsweise einzelner hochgeachteter Persönlichkeiten denutzte.

Von h.s. spätern Schriften sind besonders hervorzuheben: „Rußlands soziale Zustände“ (Hamb. 1854), „Der Polarstern“ (russisch, Bd. 1—7, Lond. 1857—62; Bd. 8, Genf 1868), „Mémoires der Fürstin Dschlow. Nach Einleitung“ (2 Tle., Hamb.

1857), „Mémoires de l'impératrice Catherine, écrites par elle-même“ (Lond. 1859; deutsch, Hamb. 1859, mit Einleitung), „La France ou l'Angleterre. Variations russes sur le thème de l'attentat du 14 janvier“ (Lond. 1858); ferner: „Die russ. Verschwörung und der Aufstand vom 14. Dez. 1825. Eine Entgegnung auf die Schrift des Baron Korff: „Die Thronbesteigung Kaiser Nikolaus' I. von Rußland im J. 1825“ (Hamb. 1858), „La conspiration russe de 1825, suivie d'une lettre sur l'émancipation des paysans en Russie“ (Lond. 1858), „Für fünf Jahre. 1855—60“ (russisch, Lond. 1860), „Le monde russe et la révolution. Mémoires de Alexandre H. 1822—26“ (3 Bde., Par. 1860—62), „Mémoires der Bertram von d. 14. Dez. 1825“ (russisch, Lond. 1862), „Bilios i Dumi“ (1. bis 3. Bd., Lond. 1861; 4. Bd., Genf 1867), „Le vieux monde et la Russie“ (1864), „La nouvelle phase de la littérature russe“ (Par. 1864), dann „Camiciu Roma. La chemise rouge. Garibaldi à Londres“ (Brüss. 1866). Seit dem poln. Aufstande von 1863 und dem Unpopulären der von Kallow geleiteten nationalcentristischen Partei nahm sein Einfluß indessen rasch wieder ab; er siedelte 1866 wieder nach Genf über, wo er den „Kolokol“ fortsetzte; doch verlor seine Zeitschrift ihre Popularität in Rußland und er sah sich genötigt, sie aufzugeben. Er zog sich nach Paris zurück, woselbst er 21. Jan. 1870 plötzlich starb. Seine „Nachgelassenen Werke“, russisch, erschienen in Genf 1870. Eine ausführliche Biographie und Charakteristik h.s., der zu den einflußreichsten und formgewandtesten russ. Schriftstellern des 19. Jahrh. zählt, veröffentlichte Gdarst in seiner Schrift: „Jungrussisch und Altrussisch“ (2. Aufl., Lpz. 1871).

Herzentzündung tritt entweder als Entzündung der eigentlichen Herzmuskulatur, des Herzfleisches, oder als Entzündung der innern Herzhaut mit samt dem Klappenapparat auf und zerfällt hiernach in mehrere nach Verlauf, Ausbreitung, Intensität und Ausgang verschiedene Formen.

1) Die Entzündung des Herzfleisches (Myocarditis) wird am häufigsten im Verlauf der Pyämie und des akuten Gelenkrheumatismus, nur sehr selten bei sonst gesunden Personen beobachtet und bildet entweder, wie meist bei der Pyämie, keine Abscesse in der Wand der Herzkammern (Herzabscess oder Herzgeschwür), die nach dem Herzbeutel ausbrechen und eine eitrige Herzbeutelentzündung (s. d.) bewirken, wohl auch das Einreißen der erweichten Herzwand (Herzruptur) veranlassen können, oder gibt sich als eine chronisch verlaufende, entzündliche Wucherung des intermuskulären Bindegewebes zu erkennen, welche allmählich die Muskelfasern der entzündeten Stellen zum Schwanden bringt und mehr oder weniger ausgedehnte, weiche, schwielige Stellen im Herzfleisch (sog. rheumatische Schwielen) hinterläßt, durch welche die Herzwand gewöhnlich hautartig verdünnt und durch den Druck der Blutgefäße sackartig hervorgequollen wird (sog. Herzaneurysma). Die Entzündung des Herzfleisches ist immer mit erheblichen Störungen der Herzthätigkeit (unregelmäßigen Herzkontraktionen, Stenem, ausserordentlichem Puls, Atemnot, Schwindel und Angstgefühl) verbunden und führt gewöhnlich zur Herzerweiterung (s. d.) mit ihren Folgezuständen.

2) Die Entzündung der innern Herzhaut (Endocarditis) tritt gleichfalls häufig im Gefolge

des akuten Gelenkrheumatismus, bisweilen auch des Typhus und der Pyämie auf und betrifft niemals die gesamte innere Herzhaute, sondern gewöhnlich nur denselben Abschnitt der Lehtern, welcher die Herzklappen bildet. Indem sich die Lehtern entzünden, werden sie rauh, verdickt und mit harten Kalkstoffgerinnseln überzogen, welche durch den Blutstrom abgerissen, in die Arterien verschleppt werden und in entfernten Organen, wie dem Gehirn, der Niere, den Lungen u. a., schweres Unheil anrichten können. (S. Embolie.) Nach dem Ablauf des entzündlichen Prozesses kommt es dann gewöhnlich durch Schrumpfung des neugebildeten Bindegewebes zu Schrumpfung, Verkürzung und Verfallung der erkrankten Klappen, und es bleibt ein dauernder Herzfehler (s. b.) mit seinen nachteiligen Folgen zurück. Die Symptome der Herzklappenentzündung können nur vom Arzt durch Vermittlung des Klopfens und Behorchens der Brust wahrgenommen und richtig gedeutet werden; die subjektiven Symptome derselben sind wie die aller übrigen Herzkrankheiten so unbestimmt und bedeutig, daß der Laie aus ihnen die Krankheit nicht zu erkennen vermag. Die Behandlung, die einen nichtig gekündeten Arzt erfordert, besteht in absoluter Bettruhe, kalten Umschlägen oder Eisbeutel auf die Herzgegend und der Anwendung der Digitalis, welche die beschleunigte Herzthätigkeit verlangsamt und den Puls zugleich regelmäßig und kräftig macht.

Eine höchst eigenartige Form der H. ist endlich die ulceröse Herzhauteentzündung (Endocarditis ulcerosa), bei welcher es unter hohem Fieber und typhusähnlichen Erscheinungen zur Verschmierung und rapiden Zerstörung der erkrankten Klappe kommt. Die Krankheit, welche nur jüngere Personen zwischen 18 und 40 Jahren befällt, beruht auf der Einwanderung von niedrigsten Organismen, Bacterien, in den Blutstrom und führt unrettbar zum Tode. (S. auch Herzbeutelentzündung.)

Herzverweiterung (Dilatatio cordis), die krankhafte Erweiterung der Herzhöhlen mit mehr oder weniger beträchtlicher Verdünnung der Herzwandungen, bildet sich immer nur dann aus, wenn die Triebkraft des Herzens gewisse dem Blutlauf entgegenstehende Hindernisse nicht mehr zu überwinden vermag, und gesellt sich besonders gern der Herzhypertrophie (s. b.) hinzu. Die Ursachen der H. sind entweder Krankheiten des Herzmuskels, insbesondere entzündliche Veränderungen und fettige Entartung (s. Herzverfettung), durch welche die Herzwand an Kontraktivität verliert und dem Druck der Blutäule nachgibt, oder abnorme mechan. Strömungshindernisse im Blutkreislauf, wie bei Herzklappenfehlern, chronischer Entzündung der Arterien u. dgl., bei welchen gewöhnlich zunächst eine mehr oder minder ausgesprochene Hypertrophie des Herzens und schließlich bei Erschlaffung des hypertrophierten Herzmuskels eine bald jähnelnde, bald langsame sich entwickelnde H. entsteht. Die Symptome der Krankheit bestehen außer der durch Welklopfen der Brust nachweisbaren Vergrößerung des Herzens in Blausucht, Herzklappen, hochgradiger Atemnot und Wellenmung, häufigen Ohnmachten, Blutstößen im Gehirn und Unterleib und schließlich in ausgebreiteter Wassersucht; ein häufiger Ausgang der H. ist der Tod durch eintretende Herzlähmung. Die Behandlung kann nur eine symptomatische sein und beschränkt sich auf strenge

Regelung der Lebensweise, leichte und nahrhafte Kost und sorgfältige Vermeidung aller körperlichen und geistigen Aufregungen. Bei drohender Schwäche leisten ein Schlud Wein oder Champagner eine Lasse starken schwarzen Kaffees, unter Umständen die Digitalis oft gute Dienste.

Herzfehler (Vitia cordis), krankhafte Abweichungen von dem normalen Bau des Herzens, sie entweder angeboren oder erworben und immer mehr oder weniger schweren Störungen des Blutkreislaufs verbunden. Die angeborenen Herzfehler (vicia cordis congenita) bestehen am häufigsten in einer abnormen Kommunikation der beiden Vorhöfe (durch Offenbleiben des ovalen Lochs oder Herzklammern (durch fehlerhafte Bildung der Kammercheidwand) und geben sich, da bei ihnen im Herzen infolge des angegebenen Defekts eine Vermischung des Arterien- und Venenbluts eintritt, durch auffallende Blausucht (s. b.) des Körpers, Herzklappen, Atemnot und mangelhafte Ernährung zu erkennen. Die meisten Kinder die Art sterben schon in den ersten Lebensjahren; nur wenige erreichen das Jünglingsalter. Die erworbenen Herzfehler (vicia cordis acquisita) entstehen immer durch eine Entzündung der inneren Herzhaute (endocarditis) und betreffen gewöhnlich den Klappenapparat des Herzens, weshalb sie erst als Herzklappenfehler bezeichnet werden. Die Entzündung der inneren Herzhaute tritt besonders häufig im Verlauf des akuten Gelenkrheumatismus auf. Die entzündeten Klappen pflegen sich bald zu schrumpfen, sich zu verfilzen und mit Kalksalzen zu intrusieren, wodurch sie in oft steinharten Gebilde verwandelt und unfähig werden, die betreffende Kammer- oder Pulsadermündung hinreichend fest zu verschließen; es entsteht eine in Klappeninsufficienz, infolge deren ein Teil des Bluts eine rückläufige Bewegung erfährt und der ganze Blutumlauf empfindlich gestört wird. Häufig gesellt sich zu dieser Insufficienz der Herzklappen auch noch eine wibernatürliche Verengung (Stenose) der betreffenden Kammer- oder Pulsadermündung, indem die geschrumpften Klappenfelgen an ihrem freien Rande miteinander verwachsen, wodurch natürlich der schon durch die Insufficienz gestörte Blutlauf durch das Herz nur noch mehr erschwert und gestört wird.

Solche Klappenfehler finden sich am häufigsten an der zweizipfeligen oder Mitralklappe und an der Aortenklappe. Mit Sicherheit erkennen läßt sich das Vorhandensein eines H. nur durch eine genaue physik. Untersuchung der Brustorgane (vermittelt Welklopfens und Behorchens), da alle subjektiven Beschwerden, die bei H. sich einstellen, wie Herzklappen, Beängstigung und Atemnot, Blausucht, wassersüchtige Anschwellungen u. dgl., an und für sich durchaus nichts Charakteristisches darbieten, sondern fast allen Herzkrankheiten gemeinsam sind. Übrigens tritt unter günstigen Verhältnissen und bei vorsichtiger Lebensweise des Kranken gewöhnlich eine teilweise Ausgleichung (Kompensation) der durch den Klappenfehler gesetzten Nachteile ein, indem die betreffende Herzkammer durch eine Vermehrung ihrer Muskelsubstanz beträchtlich vergrößert (hypertrophisch) und dadurch befähigt wird, den durch den unvollständigen Klappenverschluß gesetzten Widerstand leichter zu überwinden. (S. Herzhypertrophie.) Kranke mit H. können aus diesem Grunde recht wohl ein höheres

Alter erreichen, wenn sie eine streng geregelte und vorsichtige Lebensweise beobachten und durch sorgsame Vermeidung aller Schädlichkeiten eine Erhaltung ihres hypertrophischen Herzmuskels und damit eine Störung der gebildeten Kompensation verhindern. Sie müssen sich vor allen Dingen jederzeit vor allen geistigen und körperlichen (auch geschlechtlichen) Anstrengungen, vor Gemüthsaufrungen jedweder Art, sowie vor erhitzen und aufregenden Speisen und Getränken sorgfältig hüten; ihre Kost sei nahrhaft, doch leicht verdaulich (Milch, Buttermilch, Eier, leichtes Fleisch, Gemüse, Rehlspießen und Obst). Kaffee und Thee, sowie alle gewürzten und blähenden Speisen sind ganz zu verbieten, Wein und Bier nur in geringen Mengen statthaft; auf regelmäßige Stuhlentleerung ist sorgsam zu achten. Weiterhin sind mäßige Bewegung im Freien, trodene sonnige Wohnräume, ein lustiges Schlafzimmer und hinreichender Schutz vor Erkältungen für Kranke mit Klappenfehlern durchaus erforderlich, wenn sie sich wohl befinden und ein höheres Alter erreichen wollen. Bei beständigem Herzklopfen und aufgeregter Herzthätigkeit sind kühlende Getränke, kalte Umschläge oder Eisbeutel auf die Herzgegend, unter Umständen die Digitalis anzuwenden.

Herzgeschwür, s. unter Herzentzündung.

Herzgerissen, eine abnorme Aufstrebung und Spannung der Herz- und Magengegend und dadurch entstehendes Beklemmungsgefühl, ein häufiges Symptom der Darm- und Magenkrankheiten. (S. Bildungen.)

Herzgifte, solche Gifte, welche spezifisch auf das Herz und seine Nerven wirken und in stärkern Dosen Herzlähmung zur Folge haben, wie der rote Fingerhut, der Sturmhut, der Rittersporn, die schwarze und weiße Nieswurz, die Herbschitzlose, der Flegelschwamm u. a.

Herzgrube (Scrobiculus cordis), richtiger Magen-grube, eine breite flache Grube in der Mittellinie der Oberbauchgegend, unterhalb des Schwertfortsatzes, hinter welcher nicht, wie viele irrthümlich meinen, das Herz, sondern der Magen liegt. Sie verschwindet bei vollem Magen, bei übermäßiger Gasanhäufung im Magen und Darmkanal, während der Schwangerschaft und bei erheblicher Fett-leibigkeit.

(s. auch) **Entzündung**.

Herzhauteutzündung, s. unter Pericarditis.

Herzhypertrophie (Hypertrophia, Hypersarcosis cordis), die Zunahme der Herzmuskulatur und dadurch bedingte Vergrößerung des Herzens, tritt wie die Hypertrophie anderer Muskeln immer nur dann ein, wenn der Herzmuskel infolge mässigen Strömungshindernisse in der Blutbahn anhaltend eine gesteigerte Arbeit zu leisten hat, und betrifft bald nur die linke, bald nur die rechte, bald beide Kammern des Herzens. Ist nur die linke Herzhälfte hypertrophisch, so wird das Herz länger, wogegen die Hypertrophie der rechten Herzkammer eine erhebliche Verbreiterung des Herzens bewirkt; gestellt sich, wie das häufig der Fall ist, nach längerer oder kürzerer Zeit zu der S. eine krankhafte Erweiterung der Herzhöhlen (s. Herzvergrößerung) hinzu, so kann das Herz einen ganz erstaunlichen Umfang annehmen (sog. Ochsenherz, cor taurinum). Am häufigsten entsteht die S. nach anhaltenden übermäßigen Muskelanstrengungen, namentlich anhaltenden Marschen, bei Herzklappenfehlern und chronischer Entzündung der Aorta, bei Lungenemphysem und ge-

wissen Nierentränkheiten, bei denen zahlreiche Gefäße des Nierengewebes zu Grunde gegangen sind und so der Blutlauf durch die Nieren große Schwierigkeiten zu überwinden hat (sog. Nierenschrumpfung oder Schrumpfnieren). An und für sich ist die S. durchaus nicht als eine eigentliche Krankheit, sondern vielmehr als eine Art Naturheilmittel zur Ausgleichung oder Kompensation einer vorhandenen Störung zu betrachten, insofern das Herz nur durch die eintretende Verengung seiner Muskelsubstanz befähigt wird, die dem Blutlauf entgegenstehenden Hindernisse zu überwinden. Nur wenn bei solchen Kranken infolge ungeeigneter Lebensweise, übermäßiger Anstrengungen oder zunehmenden Alters eine fettige Entartung des hypertrophischen Herzmuskels sich einstellt, kommt es schließlich zu einer Erweichung des letztern, zur Erweiterung der Herzhöhlen und Wassersucht, welche gewöhnlich bald das Ende des Kranken herbeiführen. Kranke mit S. leiden viel an Herzklopfen, namentlich beim Steigen und anstrengenden Bewegungen, an Blutandrang nach dem Kopf, Kopfschmerzen, Schwindel und Schläfern vor den Augen, an Atemnot und Beklemmungen; doch läßt sich das Leiden mit Sicherheit nur durch die Perikarditis und Auskultation der Brust erkennen. Die Behandlung erfordert vor allen Dingen eine sehr sorgfältige Regulierung der Lebensweise und der Diät insbesondere; der Kranke habe sich vor jeder körperlichen und geistigen Anstrengung, vor Mühseligkeiten und Exzessen jeder Art und Sorge für regelmäßige Darmentleerung und für gehörige Hautpflege durch laue Bäder und Abreibungen; bei sehr aufgeregter Herzthätigkeit erweisen sich kalte Umschläge oder ein Eisbeutel auf das Herz, kühlende Getränke, reizende Hand- und Fußbäder, sowie die Digitalis nützlich.

Herzigel, s. unter Seeigel.

Herz Jesu, s. Heiliges Herz Jesu.

Herzkammern, s. unter Herz, S. 167^a u. ^b.

Herzkirschen, s. unter Kirschen.

Herzklappen, s. unter Herz, S. 167^b.

Herzklappenentzündung, s. unter Herzentzündung.

Herzklappenfehler, s. Herzfehler.

Herzklopfen oder **Herzpochen** (Palpitatio cordis), eine unangenehme subjektive Empfindung, welche in einem heftigen Klopfen in der Herzgegend und in dem Gefühl der beschleunigten oder unregelmäßigen Herzthätigkeit besteht und häufig mit Beklemmung und Angstgefühl, erschwertem Atmen, Schwindel, Schläfern vor den Augen und Ohrensausen, bei hohen Graden wohl auch mit Angstschweiß und einer wahren Todesangst verbunden ist. Sehr häufig tritt das S. in periodischen Anfällen auf; bald arbeitet das Herz dabei stürmisch, der Herzstoss ist sehr verstärkt, die Arterien klopfen und hämmern und die Atmung ist sehr beschleunigt, bald ist die Herzthätigkeit sehr verlangsamt, der Puls klein und aussetzend. Die Dauer der Anfälle ist sehr verschieden; sie schwankt von wenigen Minuten bis zu mehreren Stunden. Die Ursachen des S. sind außerordentlich zahlreich. Auch bei ganz gesunden Personen tritt vorübergehend leicht Herzpochen nach geistigen und körperlichen Anstrengungen, nach dem übermäßigen Genuß von starkem Kaffee, Thee und Spirituosen, sowie nach heftigen Gemüthsaffekten (Schreck, Ärger, Angst, Erwartung u. dgl.) ein. Sehr häufig wird S. im Gefolge von

Nerven- und Unterleibskrankheiten (Hypochondrie, Hysterie), bei allgemeiner Schwäche und Blutarmut, in der Menstruation von schweren Krankheiten, sowie zur Zeit der Pubertät, besonders bei zu schnellem Wachstum beobachtet (sog. nervöses Herzklopfen). Endlich ist das H. ein sehr gewöhnliches Symptom bei Herzkrankheiten, namentlich bei Herzfehlern (s. d.) und bei der Herzhyper-trophie (s. d.). Welche von den genannten Ursachen im einzelnen Falle vorliegt, kann nur eine genaue Untersuchung der Brustorgane und der gesamten Konstitution nachweisen. Die Behandlung besteht während des Anfalls selbst in kalten Umschlägen oder Eisbeutel auf die Herzgegend, kräftigen Haut-reizen (laue Fuß- und Handbäder mit Senfmehl oder Senfteige auf Schenkel und Arme) und kühlenden Getränken mit Weinsteinrauh, Säuren oder Brausepulver. Ruht das H. auf Nervosität und Blutarmut, so sind eine kräftigende nährnde Diät, Wald- oder Gebirgsluft, lauwarme Bäder und die Anwendung von Eisenpräparaten angezeigt. Bei dem H. der Herzkrankten ist zu verfahren, wie unter Herzfehler (s. d.) angegeben.

Herz Kohl, s. unter *Brassica*.

Herzkontraktionen, s. unter *Herz*, S. 168^b.

Herzkrampf, s. *Brustbräune*.

Herzkrankheiten betreffen entweder den Herzbeutel, wie die Herzbeutelentzündung (s. d.), die Herzbeutelwassersucht (s. d.) und die Verwachsung des Herzbeutels mit dem Herzen, oder das Herzfleisch, wie die verschiedenen Formen der Herzentzündung (s. d.) und die fettige Entartung der Herzmuskulatur (s. *Herzverfettung*), oder die Innenschleimhäute des Herzens mit oder ohne den Klappenapparat (s. *Herzfehler*); endlich werden auch gewisse Erkrankungen des Herznervensystems, wie das nervöse Herzklopfen (s. d.) und die Herzbräune (s. *Brustbräune*) hierher gezählt. Manche H. sind mit einer beträchtlichen Erweiterung der Herzhöhlen (s. *Herzerweiterung*), andere mit einer übermäßigen krankhaften Vermehrung der Muskelsubstanz des Herzens (s. *Herzhypertrophie*) verbunden. Alle Herzkrankten müssen durchaus ein streng geregeltes und sorgfames diätetisches Verhalten beobachten, wenn anders sie vor gefährdrohenden Verschlimmerungen und übeln Ausgängen ihres Leidens bewahrt bleiben wollen. (S. unter *Herzfehler*.)

Herzlähmung oder Herzsclag, plötzliche Lähmung der Herzmuskulatur und dadurch bedingter plötzlicher Tod unter Schlagflusähnlichen Erscheinungen, ein häufiger Ausgang der Herzkrankheiten, namentlich der fettigen Entartung des Herzfleisches. (S. *Herzverfettung*.)

Herzlieb (Minna), geb. 22. Mai 1789 zu Züllichau, wurde im frommannschen Hause zu Jena mit Goethe bekannt, welcher eine lebhafteste Leidenschaft für sie fakte; sie vermählte sich 1821 mit Professor Walch in Jena, wurde später gemästert und starb 10. Juli 1865 in einer Heilanstalt zu Görzig. Sie gilt als das Urbild zu Ottilie in Goethes „*Wahlverwandtschaften*“.

Herzmannitzsch (böhm. Hermandv-Městec), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Chrudim im östl. Teile von Böhmen, zählt (1880) 3584, als Gemeinde 4601 E. geö. Zunge, deren Haupterwerb im Ackerbau besteht. Im 13. Jahrh. war H. ein königl. Krongut und ging später in den Besitz der Adelsfamilie Trčka von Lipa, dann der Berla-

von Duba, der Grafen von Sport und 1828 in d. der Fürsten von Rintz über, die hier ein Schloss mit großem Park und ein Gestüt haben.

Herzmuscheln oder Cardiden sind Thiere mit gleichlappiger, ziemlich dicker, meist der Länge nach gerippter oder gestreifter Schale, die gewöhnlich in zwei deutliche ovale Muskeleinbuchtungen am Schloß in jeder Hälfte zwei kräftige Haupt- und einen hintern und vordern Seitenzahn hat. Sie bilden eine sehr artenreiche, in allen Meeren vorhandene, besonders aber in den tropischen stark entwickelte Familie, von der manche Arten auch brackisches, selbst saßes Wasser gehen, dabei die Veränderungen ihrer Organisation erleiden; sie bewegen sich mittels eines langen, trichterförmig gebogenen Fußes springend. Fossil finden sie sich schon im Silur, werden aber erst im Muschelkalk häufig und erreichen ihre größte Entfaltung im Tertiär und in der Jetztzeit. Das verbreitetste Genus (*Cardium*) besteht aus circa 200 lebenden und gegen 400 ausgestorbenen Arten. H. werden zu und gern gegessen, so C. edule aus der Nordsee, dem Mitteländischen Meere, C. muticum aus dem japanischen Gewässern u. s. w.

Herzneuralgie, s. *Herz* und *Brustbräune* (s. d.).

Herzog (lat. Dux) hieß bei den alten Deutschen der für die Dauer eines Krieges gewählte Krieger. Nach der Bildung größerer Reiche erschienen sie aus von den Königen ernannte Beamte, welchen es zuzüglich die Führung des Heerthums in einem bestimmten Bezirke übertragen ist. Bei den Bayern war die Würde auch nach ihrer Unterwerfung unter die Franken in einem Geschlechte, dem der Agilolfinger, erblich, während das Vorkommen eines H. bei Alamannen, Thüringern und andern Stämmen darauf hindeutet, daß diese die Unabhängigkeit wieder erstrebten oder zeitweise errungen hatten. Die karolingische Monarchie beseitigte die H. aber bei dem Zerfalle des Reichs im 9. Jahrh. erscheinen sie wieder in allen Teilen desselben; die Nachstellung beruht auf einer Verbindung königl. Aufträge und Grafenämter mit großem Grundbesitz und angestammtem Ansehen der Familie. In Deutschland hat noch Konrad I. sie bekämpft, Heinrich I. ging aus ihrer eigenen Mitte hervor, wovon da an sind sie in ihrer Stellung anerkannt, außer Sachsen noch Franken, Bayern, Schwaben und Lothringen. Ihre Befugnisse aber sind immer schwächer und verschieden geblieben, ebenso das Verhältnis zu den Bischöfen und Äbten, den Markgrafen und Grafen, und die Könige waren immer bemüht, teils die Herzogtümer an ihre Familie zu bringen, teils die herzogliche Gewalt zu verringern. Sie erscheinen bald nur noch als vornehmere Fürsten neben, nicht aber den übrigen; zuerst hörte der fränk. Herzogtum, dann nach dem Fall der Staufer das schwäbische ganz auf; das lothringische und sächsische wird durch Teilungen geschwächt, nur das bayrische behält noch etwas von der alten Nachstellung. Aber auch hier treten im 13. Jahrh. Teilungen ein, und da nun auch immer neue Herzogtümer geschaffen wurden, auch die Slawenfürsten im Osten den Titel führten, wurde die Herzogwürde eine bloße Titulatur zur Bezeichnung einer gewissen Stufe der Fürstlichkeit und sank mehr und mehr in ihrer Geltung, so daß in neuerer Zeit einige H. den großherzoglichen oder königlichen, bisherige deutsche Fürsten und geistliche Grafen aber, wie bereits schon früher mehrfach gesehen,

den Herzogstitel annahm, wogegen in der neuesten Zeit (seit 1841) die souveränen H. sich das Prädikat *Hoch* (f. d.) beilegen. In England und den roman. Staaten bezeichnet die Herzogswürde nur noch ein beträchtliches Glied des hohen Adels.

Herzog (Hans), General der eidgenössischen Armee, geb. 1819 zu Narau, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium dalselbst, studierte 1837—38 in Genf Chemie und Physik und bestand später, dem Wunsche seines Vaters folgend, seine laienmännische Lehrzeit in Trient, Mailand und Genua, um dann in das väterliche Fabrikationsgeschäft einzutreten. Seit seinem ersten Militärdienst, den er 1839 zu Thun absolvierte, widmete er seine ganze freie Zeit dem Studium der Militärwissenschaften und diente 1846 als *Polonier* bei der württemb. Artillerie. Von da an bis 1860 blieb H. im Gefolge seines Vaters, nahm jedoch als Militärschüler am Sonderbundsfeldzuge von 1847, mehreren Grenzbesetzungen, Truppenzusammenschüssen u. s. w. teil. Im J. 1860 vom Bundesrat zum Chef der eidgenössischen Artillerie ernannt, wandte er diesem Amte seine ganze Thätigkeit zu und beschäftigte sich vorzüglich mit der Umwandlung der alten Geschütze in gezogenen, sowie mit der Neubewaffnung der Infanterie. Beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 wurde H. von der Bundesversammlung zum Oberbefehlshaber der 37000 Mann starken, zum Schutze der Schweiz-Grenze aufgestellten Armee erwählt. H. bildete mit derselben eine Kette, welche in den Juraabhängen am Delémont und Braunstrut begann und an den Ufern der Birs, Ergolz und des Aarins an Stärke zunahm; hinter derselben standen zwei Divisionen in Neerach, während eine Brigade in den Kantonen Aargau und Schaffhausen aufgestellt war. Als im August die Entlassung des größten Theils der Armee verfügt ward, hatte H. den Mut, über die von ihm im Militärbereiche gefundenen, durch die Nachlässigkeit einzelner Kantone verschuldeten Umstände einen wahrheitsgetreuen Bericht einzuliefern, in welchem er die Kriegsfähigkeit des eidgenössischen Heers als eine Illusion hinsetzte und zugleich seine Entlassung forderete. Die Umstände bewogen ihn jedoch, 20. Jan. 1871 das Kommando wieder zu übernehmen und mit 20000 Mann die Besetzung zu besorgen, als die franz. Okkupation unter Bourbaki den Entzug von Delsert und den Durchbruch in den Schwarzwald anstrebte. Am 1. Febr. schloß H. in Verrières mit dem franz. General Ellinhat eine Konvention, infolge deren die ungefähr 85000 Mann starke franz. Armee unter Niederlegung der Waffen und Übergabe ihrer 260 Geschütze auf schweiz. Gebiet übertrat und in den verschiedenen Kantonen interniert wurde. Hierauf trat H. wieder in seine frühere Stellung als Chef der Artillerie zurück, in welcher er raschlos an der Verbesserung der schweiz. Heerzustände arbeitete. Die durchgreifende Umgestaltung, welche dieselben seit der Bundesverfassung von 1874 erlitten haben, läßt sich größtenteils auf seine Erhebungen während der Grenzbesetzungen von 1870 und 1871 zurückführen. H. lebt in Narau.

Herzog (Johann Jakob), reform. Theolog, geb. 19. Sept. 1806 zu Basel, studierte dort und in Berlin, wurde 1830 Privatdocent zu Basel, 1835 Professor zu Lausanne, 1847 Professor der Kirchengeschichte in Halle, 1864 in Erlangen, trat 1877 in den Ruhestand und starb 30. Sept. 1882. H. ist besonders bekannt als Herausgeber der *Real-Encyclopädie*

für prot. Theologie und Kirche (21 Bde., Hamb. 1854—66; 2. Aufl., Eyd. 1877 fg.). Außerdem veröffentlichte er namentlich: *«Les frères de Plymouth et John Durby»* (Lausanne 1845), *«Johann Calvin»* (Bas. 1813), *«Das Leben Desolampadius»* und die Reformation der Kirche zu Basel (2 Bde., Bas. 1843), *«Die roman. Waldenser»* (Halle 1843), *«Abriss der gesamten Kirchengeschichte»* (8 Bde., Erlangen 1876—82).

Herzog (Karl Joseph Benjamin), deutscher Staatsmann, geb. 1827 zu Bries i. Schl., trat nach Beendigung seiner Rechtsstudien 1848 in den preuß. Juhlendienst. Im J. 1859 durch vom der Herzd in das Handelsministerium berufen, war er zunächst als Hilfsarbeiter, seit 1864 als vortragender Rat in der unter Delbrücks Leitung stehenden Abteilung für Handel und Gewerbe thätig, insbesondere mit dem Minister über Gewerbeachen, über Kredit- und Bankwesen und über auswärtige Handelspolitik betraut. Im J. 1864 leitete er die Verhandlungen einer über die Reform der Gewerbeordnung beratenden Sachverständigen-Kommission, vertrat 1867 den Norddeutschen Bund bei der Weltausstellung in Paris und präsidirte 1870/71 den Beratungen für die Organisation einer gemeinsamen Statistik der deutschen Staaten. Im J. 1871 wurde H. Direktor der für die eisch. lothring. Verwaltung gebildeten Abteilung des Reichskanzleramts und vertrat als solcher die reichsständischen Angelegenheiten im Bundesrate und im Reichstage. Als infolge der durch seine Hand vorbereiteten Umgestaltung der Bundesverfassung von Elsaß-Lothringen die Abteilung des Reichskanzleramts aufgelöst und der Sitz der obersten Verwaltung nach Straßburg verlegt wurde, führte H. als Staatssekretär an der Spitze des neugebildeten Ministeriums die neue Organisation ein, schied aber schon im nächsten Jahre (Juli 1880) wegen Mangels an Übereinstimmung mit der von dem kaiserl. Statthalter Freiherrn von Manteuffel befolgten Regierungspolitik unter vorläufiger Verlegung in den Ruhestand aus diesem Amte. In den J. 1881 und 1882 unternahm er eine ausgedehnte Reise durch die Vereinigten Staaten, Mexiko und Südamerika, deren Ergebnisse er unter dem Titel *«Reisebriefe aus Amerika»* (2 Bde., Berl. 1884) veröffentlichte, und lebt seitdem in Berlin.

Herzog (Robert), Fürstbischof von Breslau, geb. 17. Febr. 1823 zu Adonwalde im Kreise Frankenstein in Schlesien, ward 1848 zum Priester geweiht, 1851 Kaplan an der Hedwigskirche zu Berlin, 1857 Curatus bei St. Adalbert in Breslau, 1863 Pfarrer und Erzpriester zu Bries, 1870 Propst an St. Hedwig zu Berlin, 1880 Fürstbischof zu Breslau. Für den öfter. Anteil seiner Diözese leistete er dem Kaiser von Österreich den vorgeschriebenen Eid, für Preußen dagegen wurde ihm die Eidesleistung erlassen, in der Erwartung, H. werde auch ohne Eidesleistung die staatlichen Gesetze beobachten und den Frieden zwischen Staat und Kirche erstreben. Doch erließ H. 25. Juli 1882 ein Rundschreiben, worin die sog. Staatspfarrer zur Unterwerfung aufgefordert wurden und fast gleichzeitig erschien ein Erlass, wonach Mischehen nur durch die lath. Trauung kirchlich gültig geschlossen werden können, die lath. Trauung aber verweigert werden muß, wenn ihr die evang. Trauung folgen soll.

Herzogenaurach, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Hschlbad, an der

Aurach, 10 km im WSW. von Erlangen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß und zählt (1880) 2820 meist lath. G., welche Wollspinnerei, Tuch-, Flanell- und Filzschuhfabrikation, auch Hopfen- und Tabakbau treiben.

Herzogenbuchsee, großes Dorf im Bezirk Wangen des Schweiz. Kantons Bern, liegt 473 m über dem Meere, 16 km nordnordöstlich von Burgdorf an der Linie Bern-Olten der Schweizerischen Centralbahn, von der hier die Linie S.-Solothurn-Luzern abweicht, besitzt eine stattliche, 1728 erbaute Kirche, eine Sekundärschule, mehrere Gasthäuser, Fabriken u. s. w. und zählt (1880) 2346 meist reformierte G., deren Haupterwerbsquellen Ackerbau, Viehzucht und Säbenerie sind. Der Ort, an der Stelle einer röm. Niederlassung erbaut, gehörte im Mittelalter zur Landgrafschaft Aargau-Burgund, die nach dem Erlöschen der Herzöge von Zähringen 1218 an die Grafen von Kyburg und 1406 an Bern fiel. Im Bauernkriege 1653 wurde bei S. nach hartnäckiger Verteidigung des hochgelegenen Kirchhofs das Bauerndorf von den berner Truppen geschlagen und damit dem Kriege ein Ende gemacht.

Herzogenbusch, franz. Bois-le-Duc, holländ. 's Hertogenbosch, auch einfach Den Bosch (der Busch) genannt, Hauptstadt der niederländ. Provinz Nordbrabant, am Zusammenflusse der Dommel und Aa, welche durch ihre Vereinigung die Aist bilden, am Süd-Wilhelms-Kanal, Station der Linie Bortel. Ulrich der Niederländischen Staatsbahnen und der Linie Tilburg-Nimwegen der Niederländischen Südbahn, hat ein lath. Bistum, ein Gymnasium, einen Provinzialverein für Kunst und Wissenschaft, der eine ansehnliche Sammlung von Altertümern besitzt, mehrere andere literarische und Kunstgesellschaften, ein Provinzial- und ein Bezirksgericht und zählt (1882) 25 124 meist lath. G. Die spätgotische Hauptkirche zum heil. Johannes, 1468–98 erbaut, ist eine der schönsten in den Niederlanden. Außerdem sind bemerkenswert das Rathaus, der Justizpalast, der bischöfliche Palast, das Regierungsgebäude (früher Jesuitenloster), das Gefängnis und das Frenghaus. S. hat sehr lebhaften Industrie, namentlich in Gold- und Silberwaren, Schuhmacher- und Tischlerarbeiten, in Fabrikation von Cigaretten, Spiegeln, Wand, Garn u. s. w. Auch ist der Binnenhandel und die Schifffahrt der Stadt von Bedeutung. S. war früher starke Festung, wurde aber 1876 als solche aufgegeben. Der Ort wuchs aus einem Jagdhaus der brabant. Herzöge allmählich zu einem Fleden empor, dem Herzog Gottfried III. 1184 Stadtmauern und Stadtgerechtigkeit gab. Vergebens ward die Stadt 1601 und 1603 belagert; erst 1629 eroberte sie nach fünfmonatlicher Belagerung Prinz Friedrich Heinrich von Oranien. Nachdem der Herzog von York 14. Sept. 1794 bei Bortel und 15. an der Aa geschlagen worden, anerkannten die Franzosen unter Pichegru den Platz, der sich bald ergab. Am 14. Jan. 1814 wurde S. von den Preußen genommen.

Herzog Ernst, Dichtung des 12. Jahrh., von einem rhein. (mittelrheinisches) Dichter zwischen 1173–80 verfaßt. Sie behandelt die Geschichte und Sage von Herzog Ernst II. von Schwaben, der im Aufstand gegen seinen Stiefvater Konrad II. 1030 fiel, in Verschmelzung mit der Geschichte Riutolfs, der sich gegen seinen Vater Otto I. empörte. Der erste auf histor. Grundlage ruhende Teil erzählt die Kämpfe Ernsts gegen Otto, der

zweite rein fagenhafte seine wunderbaren Abenteuer im Orient. Hier hat der Dichter eine lat. Quelle benutzt, wie er selbst angibt. Das ursprüngliche Gedicht ist zwar in Bruchstücken erhalten; vollständig in zwei Bearbeitungen, die eine an die Grenze des 12. und des 13. Jahrh., die andere in die zweiten Hälfte des 13. Jahrh. verfaßt (letztere herausg. durch von der Hagen und Wälsch) »Deutsche Gedichte des Mittelalters«, Berl. 1880. Außerdem beruht auf ihm eine lat. Dichtung »Odo, vom Anfang des 13. Jahrh. (gedruckt: Martenes »Thesaurus Anecdotorum«, Bd. 2) sowie eine lat. Prosa (in Haupt »Zeitschrift für deutsches Altertum«, Bd. 7), aus welcher das deutsche Volksbuch des 15. Jahrh. hervorging. Ferner behandelt den Stoff ein strophisches Gedicht »Herzog Ernst-Lon oder der Berner Weise«, vom Anfang des 14. Jahrh. (gedruckt in Haupt »Zeitschrift«, Bd. 8), von welchem das »Dresdener Gedenduch« einen Auszug enthält (in von der Hagen und Brimms »Heldenbuch«, Berl. 1820). Die Sage handelt Uhlant in seiner »Trangrede« (gedruckt in seinen Schriften zur »Geschichte der Dichtung und Sage«, Bd. 5, Stuttgart 1870) über die Sage und alle ihre Bearbeitungen. Bern in seiner »Ausgabe der alten Gedichte, der alten Bearbeitung und des Volksbuchs« (Wien 1863).

Herzohr, s. unter Herz, S. 167^a.

Herzpalpitationen, s. wie Herzflattern (s. d.).

Herzpochen, s. Herzklopfen.

Herzpuß, s. wie Herzstoß (s. unter Herz, S. 168^b).

Herzruptur, s. unter Herzentzündung.

Herzschlag, in der Physiologie s. wie Kontraktion, Herzstoß (s. unter Herz, S. 168^a); in der Pathologie s. wie Herzlähmung (s. d.).

Herzschleichtigkeit, s. unter Dampf (in der Lirheilkunde).

Herzschwelen, s. unter Herzentzündung.

Herzhärtende Mittel (Cardiaca), solche Arzneimittel, welche die gesunkene Lebensfähigkeit schnell, wenn auch nur vorübergehend, wieder zu wecken und zu erheben im Stande sind. Hierher gehören die Herzmarzellen, Herzpulver, Herzwurz und der äußerlich angewandte herzhärtende Wein der ältern Medizin. Gegenwärtig bedient man sich zu diesem Zwecke mit Vorliebe des Weins von Cognac, des starken Kaffees und Thees, des Kampfers und Aethers; bei manchen Herzerkrankheiten wirkt die Digitalis die beste Herzhärtung.

Herzstoß, s. unter Herz, S. 168^a.

Herzstue, s. unter Herz, S. 168^a.

Herzventrikel, s. wie Herzkammer (s. unter Herz, S. 167^a u. b.).

Herzverfettung oder Fettherz (Cor adiposum), eine Herzerkrankung, welche in zwei wesentlichen voneinander verschiedenen Formen auftritt, und zwar als einfache Fettanhäufung und Fettwucherung in der Umgebung des Herzens und Herzhörns, wobei das Herz von einer mehr oder minder dicken gelblichen Fettschicht eingekapselt erscheint und so eine Beeinträchtigung seiner normalen Beweglichkeit erfährt, oder als eine allmählich sich entwickelnde fettige Entartung der eigentlichen Muskulatur des Herzens, wobei die letztere bläulich verfärbt und mürbe wird und so die Fähigkeit verliert, sich in normaler Weise zusammenzuziehen und dadurch die physiol. Herzarbeit zu verrichten.

Häufig kommen beide Formen der H. bei einem und demselben Kranken vor. Unter den Ursachen der Krankheit stehen die allgemeine Fettleucht (s. b.) und die chronische Alkoholvergiftung der Gewohnheitstrinker (s. Alkoholisimus) obenan; doch kann sich die fettige Entartung des Herzfleisches auch bei mageren und mäßigen Personen infolge von anhaltendem hohen Fieber (Typhus, Pocken, Pyämie) oder allgemeinen Ernährungsstörungen (langwierigen Eiterungen, Blutarmut, Lungentuberkulose, Skorbut u. a.), sowie durch anhaltende Überanstrengung des Herzmuskels allmählich und unbemerkt entwickeln; besonders disponiert erscheinen das weibliche Geschlecht und das höhere Lebensalter.

Die hauptsächlichsten Symptome der H. bestehen in allmählich zunehmenden Erscheinungen von Herzschwäche, wozu sich bald Atemnot, Kurzatmigkeit, Beklemmungen, Schwindel und Ohnmachten gesellen; doch vermag nur eine genaue physik. Untersuchung der Brust die Diagnose zu sichern. Geringere Grade der Krankheit können bei zweckmäßigem Verhalten in Genesung übergehen, während höhere Grade oft ganz plötzlich unter den Erscheinungen der Herzlähmung (s. b.) tödlich enden. Hinsichtlich der Behandlung ist es von der größten Wichtigkeit, die gesamte Lebensweise des Kranken auf das strengste zu regeln; die Diät sei nahrhaft und leichtverdaulich, vermeide aber sorgfältig alle Nahrungsmittel, welche eine übermäßige Fettentwidelung begünstigen (s. unter Fettleucht); betrefis der übrigen Lebensweise gilt bei der H. daselbe wie bei den übrigen Herzkrankheiten. (S. unter Herzfehler.) Daneben wirken auch zeitweiliger Gebrauch auslösender Mineralwässer (Marienbad, Nissingen, Karlsbad, Tarasp), regelmäßige Bewegung im Freien und tägliche kalte Waschungen der Brust nützlich.

Herzvergrößerung, s. Herzhypertrophie.
Herzversuche, falsche, soviel wie Herzlophen (s. b.).

Hes (ital. si demollo; frz. si bémol; engl. b flat), in der Musik der um einen halben Ton erniedrigte Ton b; er wird durch ein b und ein vorgezeichnetes b bezeichnet, aber fast stets b (s. unter H) genannt.

Hesbale (auch Hasbagne, Hasbaina), ein Gebiet des einstigen Hochstifts Lüttich in Belgien, das sich auf dem linken Ufer der Maas zwischen Lüttich, St. Trond, Tirlemont, Hannut und Huy erstreckt und wegen seiner großen Fruchtbarkeit berühmt ist. Es entspricht so ziemlich dem Teile der ehemaligen Grafschaft Haspengau, womit Kaiser Heinrich III. 1040 das Hochstift Lüttich unter Bischof Rithard beschenkte. Der ursprüngliche Pagus Hasbaniensis (Hasbania) im alten Austraßen war noch ausgedehnter und von den Flüssen Demer, Dyle und Maas begrenzt.

Hesban (hebr. Chesbbon), jetzt Hesbän, alte Stadt, im Ostjordanlande (Pera), ungefähr auf gleicher Breite mit dem Nordrande des Toten Meeres, auf einem Kalksteinrücken (900 m über dem Meere) mit weiter Aussicht nach allen Seiten gelegen, an dessen Fuß ein ziemlich wasserreicher Bach gleichen Namens vorbeifließt und dem Obdr (s. b.) nördlich vom Toten Meer zusießt, war zur Zeit der Einwanderung der Israeliten in Kanaan Residenz des Amoritenkönigs Siban, welcher dieselbe wahrscheinlich erst den Moabitern abgenommen hatte, kam dann in den Besitz der Rubeniten und Gaditen, beim Verfall der israelit. Macht wieder in die

Hände der Moabiter, wurde aber durch die Kassäer von neuem für das Jüdische Reich gewonnen und ging zuletzt an die Römer über. Noch im 14. Jahrh. erscheint H. als »das Haupt der Belsa«, jedoch nur als ein kleiner Ort, und ist jetzt eine gänzlich verödete Ruinenstätte.

Hesdin, Stadt im franz. Depart. Pas-de-Calais, Arrondissement Montreuil, 24 km im NNO. von diesem Orte, an der Mündung der Ternoise in die Canche und an der Linie Arras-Staples der Französischen Nordbahn, hat wichtige Fabriken von Strümpfen, Leinweberei und Geneverdestillationen und zählt (1876) 3083 E. H. wurde 1554 vom Herzog Philibert Emanuel von Savoyen erbaut, nachdem die 6 km östlicher, beim jetzigen Vieil-H. gelegene alte Stadt 1553 von Karl V. zerstört worden war. Ludwig XIII. nahm sie 1639 den Spaniern, denen sie aber 1657 zurückgegeben wurde, bis sie 1659 durch den Pyrenäen-Frieden definitiv an Frankreich kam. Die Festungswerke sind seit 1865 demoliert worden. (S. weiter.)

Hesekiel (Prophet), so viel wie Gedeih, s. **Hesekiel** (George Ludwig), Romanfahndichter, Sohn des religiösen Dichters Friedrich D., geb. 12. Aug. 1819 zu Halle, auf dem Paapequ岸 daselbst sowie auf der Klosterschule zu Neustein vor gebildet, studierte zu Jena und Halle Theologie, dann in Berlin Geschichte und Philosophie. Seit 1846 war er Redacteur der »Athena« zu Altenburg; 1848 gründete er den »Patriotischen Hausfreund« (Konfession) zu Jena, der sich nur sechs Monate hielt, war dann seit 1849 Redacteur der »Kreuzzeitung«, 1855 Mitbegründer der sozial-polit. Wochenzeitung »Berliner Neuzeit«. Er starb als Major zu Berlin 26. Febr. 1874. Sowohl in seinen Dichtungen: »Gedichte eines Royalisten« (Halle 1841), »Hundert Sumpf und Sand« (Berl. 1863), »Aus dem Lamentkrieg« (Berl. 1864), »Neue Gedichte« (Berl. 1866), »Gegen die Franzosen« (Berl. 1870) u. a. spricht sich eine monarchisch-preuss. patriotische Tendenz aus, als auch in seinen zahlreichen Romanen, deren Inhalt meist der preuss. Geschichte entnommen ist. Die gelesesten seiner Romane sind: »Das liebe Dörfel, die Berle von Brandenburg« (Berl. 1851), »Vor Jena« (2 Bde., Berl. 1859), »Von Jena nach Königsberg« (3 Bde., 1860), »Bis nach Hohenjäger« (3 Bde., Berl. 1861), »Stille vor dem Sturm« (3 Bde., Berl. 1862), »Unter dem Eisensahn« (3 Bde., Berl. 1864), »Der Junker« (3 Bde., Berl. 1865), »Refugierte und emigrierte« (3 Bde., Berl. 1869). Andere histor. Romane sind: »Lux et umbra« (»Geschichte der Philippine Welfer«, 3 Bde., Berl. 1861), »Aus drei Kaiserzeiten« (3 Abtl. in je 2 Bdn., Berl. 1862); aus der franz. Geschichte: »Graf d'Anethan d'Entragues« (4 Bde., Berl. 1856; 3. Aufl. 1861), »Von Turgot bis Babeuf« (3 Bde., Berl. 1856; 2. Aufl. 1873), »Von St. Louis bis Lailienf« (Berl. 1857), »Franz. Hefegedächtnis« (Berl. 1859), »Altenbrenner und Tricolor« (Hpt. 1859; Berl. 1862). H. ist bekanntestes, durch die darin enthaltenen Familienbriefe höchst ges. biographisches Werk ist »Das Buch vom Grafen Hismard« (Hefel. 1868; 3. Aufl. 1873).

Hesiodus, im Altertum Name des Hesper. Sektisch oder Hespera im Pendschab (s. b.).

Hesiod (Hesiodos), griech. Dichter des 8. oder 7. Jahrh. v. Chr., gebürtig aus Askra in Boeotien, wohn sein Vater aus Kome in Kleinasien emigriert war, scheint, soviel sich aus den Sagen

und mangelhaften Nachrichten über sein Leben ergibt, der Stifter oder das Haupt einer neuen Dichterschule gewesen zu sein, welche, im Unterschied von der Homerischen, einen didaktischen Charakter hatte. Eine Sage, die namentlich in einem eigenen Schriftchen aus späterer Zeit überliefert ist, ließ zu Chalkis einen poetischen Wettkampf zwischen Homer und H. stattfinden. H. soll im Heiligtum des Zeus Nemeios bei Naupaktos in Lokris einen gewaltsamen Tod gefunden haben, seine Gebeine aber nach dem döotischen Orchomenos, wo man noch in später Zeit sein Grab zeigte, gebracht worden sein. Unter den unter seinem Namen noch vorhandenen Dichtungen nimmt in Hinsicht der Bedeutsamkeit für die griech. Literatur die »Theogonie« die erste Stelle ein, eine Zusammenstellung der frühesten Mythen und Spekulationen über die Abstammung der Götter und die Entstehung der Welt (Kosmogonie). Doch ist das Werk gewiß nicht von Einem Dichter verfaßt, sondern entweder geradezu als ein Aggregat aus verschiedenen Gedichten oder Bruchstücken von Gedichten oder wenigstens als ein mit Benutzung älterer Dichtungen komponiertes und nachmals erweitertes und vermehrtes Werk anzusehen. Vgl. Schömann, »Die H. Theogonie« (Berl. 1868); Flach, »System der H. Theogonie« (Lpz. 1874). An poetischem Gehalt wird dieses Gedicht durch ein zweites, mehr didaktisches, »Werke und Tage« betitelt, übertroffen, welches nicht nur Vorschriften über die Landwirtschaft, sondern auch Regeln der Lebensklugheit, über Erziehung, Hauswesen u. s. w. enthält. Dasselbe rührt in seinen Hauptteilen gewiß von H. selbst her, der darin mehrfach seinen Bruder Perseus anredet, ist aber ebenfalls mit fremden Bestandteilen versehen. Unter den übrigen, dem H. beigelegten, aber nur in Bruchstücken erhaltenen Dichtungen sind die bedeutendsten der »Katalog der Frauen« in drei Büchern und die »Eöen« in einem oder in zwei Büchern, welche mit dem Katalog zu einem Werke verbunden worden sind. Von diesem Werk ist ein größeres Bruchstück auf uns gekommen, welches einem selbständigen Gedicht von zweifelhafter Autorschaft, »Der Schild des Herakles«, vorgelegt ist. Gesamtausgaben der Gedichte und Fragmente lieferten Götting (2. Aufl., Götth 1844; 3. Aufl., herausg. von Flach, Lpz. 1878), Lehrs (zusammen mit den Fragmenten anderer Epiker, Par. 1840), Schömann (Lpz. 1869), Rösch (1870) und Flach (Berl. 1878). Von den zahlreichen Bearbeitungen der einzelnen Gedichte sind zu nennen die der »Theogonie« von Gerhard (Berl. 1856), Welcker (Eibers. 1865), Schömann (Berl. 1868), Flach (1873), der »Werke und Tage« von Vollbehr (Miel 1844) und Lennep (Amsterd. 1844), des »Schildes des Herakles« von Fr. Ranke (Dreßlinb. 1840). Eine Sammlung der Bruchstücke des H. und einiger anderer Epiker (Cumelos, Kinäthion, Alkios) hat Martischeff (Lpz. 1840) veröffentlicht. Unter den deutschen Übersetzungen des H. sind die von J. H. Voß (nebst der Argonautika des sog. Orpheus, Heidelberg. 1806), aus neuerer Zeit die von Gydé, Gebhardt und Ushner (Berl. 1865) hervorzuheben. Vgl. Schömanns in den »Opuscula academica« (2 Bde., Berl. 1857) gesammelte Arbeiten über H.; Steib, »Die Werke und Tage des H.« (Lpz. 1869).

Hesione war die Tochter des Königs Laomedon von Troja. Als Poseidon ein verderbliches See-

ungeheuer gesandt hatte, weil Laomedon ihm zu Apollo den für die Erbauung der Mauer von Troja bedungenen Lohn verweigerte, wurde H. von ihrem Vater dem Ungeheuer preisgegeben, nachdem er gemeinsagt worden war, daß nur so Befreiung von demselben zu erlangen sei. Herakles aber bezwang H. um den den Göttern versprochenen Preis. Er tötete jedoch Laomedon auch dem Herakles den Lohn vorenthielt, zog Herakles später gegen Troja, eroberte die Stadt und tötete Laomedon und seine Söhne bis auf einen. H. aber überließ er dem Telamon, dem sie den Teutros gebar.

Hesperia ist der Name des 69. Merkuriden unter Planeten.

Hesperiden (Hesperidae), oder Didier sind eine Gruppe der Tagsschmetterlinge, ausgezeichnet durch ihren plumpen Bau und die Eigenschaft, in der Ruhe die Flügel nur halb ausgebreitet zu halten; die Raupen leben zwischen zusammengepressten Blättern. Von den mehreren hundert Arten, die sich besonders in Amerika und Australien finden, erreichen manche tropische bei großer Verbreitung eine Flügelbreite von einigen Zoll. Die gemäßigten Gegenden sind diese Schmetterlinge unscheinbar und klein, meist braun, grau, oder mit weiß gezeichnet und gefleckt; von den 30 europ. Arten ist eine der gemeinsten *Hesperia malvarum*, den Falven bisweilen schädlich, sehr häufig: H. alveolus, H. comma u. s. w.

Hesperiden waren nach Hesiod Töchter von Nacht, nach andern des Phorkos und der Korymbos, Atlas, des Hesperus oder des Zeus und der Themis. Nach Apollodor gab es vier H.: Erytheia, Hesperia und Arethusa, nach Apollonius drei: Erytheia, Erytheia und Egle, nach Diodor sieben. Sie bewachten mit dem hundertköpfigen Drachen Eurymachos in ihren Gärten die goldenen Äpfel, welche die Götter (Zuno) bei ihrer Verheiratung mit Zeus von der Erde als Hochzeitsgeschenk erhalten hatte. Diese Gärten lagen in den Atlasgebirge bei den Hyperboreern oder nach der ältesten Sage bei Hesiod im äußersten Westen. Der Äpfel brachte Herakles dem Eurymachos, der sie ihm schenkte. Herakles gab sie der Athene, von der sie wieder an ihre vorige Stelle gebracht wurden.

Hesperiden, Orangen, eine Ordnung der getrenntblättrigen Dicotyledonen, und zwar der bodenblütigen, Bäume oder Sträucher bildenden mit abwechselnden, zusammengefügten oder einfachen Blättern, welche häufig mit einem Netze aus einem geflügelten Blattstiele besetzt, aber immer nebenblättrig sind. Die Blumenblätter sind frei oder miteinander verwachsen auf einer unterständigen Scheibe oder einem trichterförmigen Blütenpolster. Staubgefäße sind so viele wie Kelchblätter oder in doppelter oder mehrfacher Zahl vorhanden, mit am Grunde verbreiterten, freien oder zu einem oder zu mehreren Bündeln verwachsenen Staubfäden. Fruchtknoten stehen frei oder mehrfächerig, die Sammentropfen im rechten Winkel der Fächer tragend. Die Frucht ist eine Beere, eine sog. Bomeranzenfrucht (hesperidium) aus mehreren quirlständigen Karpellen gebildet, welche um eine centrale Achse gestellt sind und sich leicht zusammenhängen. Die Fruchthülle ist lederartig, mit zahlreichen Öldrüsen. (S. Citrus und Drangerie.)

Hesperien bezeichnet bei den alten Griechen die gegen Westen gelegenen Länder, besonders Italien.

dann und namentlich auch bei den röm. Dichtern, die byrrenische Halbinsel.

Hesperis L., Rille, eine zu den Cruciferen gehörige Pflanzengattung, charakterisiert durch schief gebogene Blumenblätter, eine Drüse zwischen den kurzen Staubgefäßen, eine am Grunde gabelige, oben wieder geschlossene Narbe und einen geschlossenen Kelch; die Schoten sind keif, die Samen länglich, fast dreieckig. Der Name ist insofern ein sehr passender, als einige Arten erst abends zu duften beginnen, unter diesen die in Deutschland hin und wieder zwischen Gebüsch, an Waldrändern u. s. w. vorkommende *H. matronalis*, Frauen-Rille, Nachtsviole, eine ausdauernde Pflanze mit 75 cm hohen Stengeln und purpurnen oder violetten, bei einer Varietät (*var. candidissima*) schneeweißen Blumen. In den Gärten hochgeschätzte Hesperiden sind die viel niedrigeren Varietäten mit gefüllten, namentlich die mit weißen, zu langen, dichten Trauben geordneten Blumen. Die einfach blühenden Varietäten pflanzt man durch Samen, die gefüllten durch Stedlinge, als welcher man sich der nach der Blüte sich bildenden Seitentriebe bedient. Sie verlangen einen schweren Boden und etwas schattigen Standort. Eine sehr interessante Art ist die zweijährige Trauerlilie (*H. tristis*), in Ungarn und Niederösterreich einheimisch und in den Gärten kultiviert. Sie unterscheidet sich von der vorigen Art durch grüne violett gezeichnete Blumen und kürzere Schoten.

Hesperis, Beiname der alten Stadt Berenice (s. b.) in Cyrenaica.

Hesperium promontorium, Hesperisches Vorgebirge, hieß bei den alten Römern die Westspitze Africas, das jetzige Kap Verde.

Hesperus, der Abendstern, ward in den altgriech. Hochzeitsgefangen als Führer des nächtlichen Brautzugs gefeiert. Als man seine Identität mit dem Morgensterne (Phosphoros, Lucifer, s. b.) erkannt, wurden auch die Sagen von jenem auf ihn übertragen, wie der eine sowohl als der andere auch Stern der Aphrodite (Venus) heißt. Die Entdeckung, daß der Morgen- und Abendstern ein und derselbe Stern sei, schreibt Plinius dem Pythagoras zu, andere dem Parmenides. Außerdem heißt H. Vater der Hesperiden (s. d.).

Heß (Heinr. Herm. Joh., Freiherr von), österr. Feldmarschall, geb. 17. März 1788 zu Wien, trat 1806 als Fähnrich in das Infanterieregiment Graf Gyulay, wurde aber bald dem General-Quartiermeisterstabe zugeteilt, zu trigonometr. Arbeiten verwendet und 1809 als Oberlieutenant in denselben versetzt. Nachdem er sich bei Aspern und Wagram unter den Augen des Erzherzogs Karl ausgezeichnet, nahm ihn dieser als Kapitänlieutenant in sein eigenes Regiment, von welchem er 1813 als Hauptmann wieder in den General-Quartiermeisterstab gelangte und dem General Graf Bubna zugeteilt wurde. Nach dem ersten Frieden von Paris ging er in besonderen Aufträgen nach Piemont, und beim Wiederausbruch des Kriegs 1815 wurde er zum Major befördert und im Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg verwendet. Hierauf als Bataillonskommandant zur Infanterie versetzt, wirkte er nach Unterdrückung der polit. Unruhen in Oberitalien zwei Jahre lang als zweiter Militärkommissar in Piemont. Im J. 1822 rückte er zum Oberlieutenant auf, und 1829 erfolgte in besonderer Bevorzugung seine Ernennung zum Obersten und Regiments-

kommandanten. Als Kadet im März 1831 den Oberbefehl in Italien erhielt, trat ihm H. als Chef des General-Quartiermeisterstabes zur Seite. Nach den Abteilungen Kadetstabs entwarf er eine neue Manövrierinstruktion für Infanterie, Kavallerie und Artillerie, welche sich bei den berühmten gemachten Herbstmanövern in Oberitalien sehr bewährte. Im J. 1834 wurde H. Brigadegeneral in Wahren. Nachdem ihm 1840 die Leitung des General-Quartiermeisterstabes übertragen worden, erhielt er mehrere Sendungen in Bezug auf die Bundes-Militärorganisation an süddeutsche Höfe, 1841 auch nach Berlin. Im J. 1842 wurde er Inhaber des 49. Infanterieregiments, welches für immer seinen Namen trägt. Sodann erfolgte 1843 seine Ernennung zum Feldmarschalllieutenant. Beim Ausbruch der Revolution von 1848 trat H. wieder als Chef des Generalstabes zu Kadetstabs und beauftragte sein hervorragendes strategisches Talent in der Vorbereitung der Operationen, welche die österr. Armee zum Siege führten. Er schloß den Waffenstillstand ab, nach welchem die Piemontesen sich hinter den Ticino zurückziehen mußten. In dem Feldzuge von 1849 erlangte Kadetstabs durch Tagesbefehl den großen Anteil seines Generalstabes an dem Siege bei Novara an. H. erhielt dafür das Großkreuz des Leopoldordens, 1850 auch das Kommandeurenkreuz des Theresienordens. Außerdem wurde er zum Geheimrat, außer der Reihe zum Feldzeugmeister und gleichzeitig zum wirklichen Chef des General-Quartierstabes, sowie zum Freiherrn. Ende 1850 endlich zum Generalstabeschef des Kaisers ernannt. In den J. 1851 und 1853 betraute man ihn mit militärischen Missionen nach Warschau, Petersburg und Berlin. Nachdem er 1854 während des Orientkriegs den Vertrag mit Bruch abgeschlossen, befehligte er sodann die in Galizien und Siebenbürgen aufgestellten Truppen und veranlaßte die Russen zur Räumung der Donaufürstentümer. Nach Beendigung des ital. Feldzugs von 1859 wurde er zum Feldmarschall befördert und 1860, unter Enthebung von seiner Stelle als Chef des Generalstabes, zum Hauptmann der Trabantengarde ernannt. Im J. 1861 erfolgte seine Berufung als lebenslangliches Mitglied in das Herrenhaus; 1862 ward er mit der Kammerwürde des Leopoldordens betraut. H. starb 13. April 1870 zu Wien. Vgl. »General H. in Lebensgeschichtlichen Umrissen« (Wien 1866).

Heß (Joh.), erster evang. Prediger in Breslau, geb. 1490 zu Nürnberg, studierte zu Leipzig und Wittenberg, ward 1513 Sekretär des Breslauer Bischofs Johann Lurgo, verweilte 1520 wieder in Wittenberg und schloß sich aufs engste an Luther und Melancthon an. Er wirkte dann als Hofprediger des Herzogs von Ols im evang. Geiste und ward 1523 als Prediger an die Maria-Magdalenenkirche in Breslau berufen. Seitdem gewann die Reformation in Breslau immer mehr Boden, wenn auch in der Ueberung des Gottesdienstes große Mäßigung beobachtet wurde. H. starb 1547. Vgl. J. Köstlin, »Joh. Heß, der Breslauer Reformator« (in der »Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Schlesiens«, Bd. 6 u. 12).

Heß (Joh. Zal.), Antistes der Züricher Kirche und angehener theol. Schriftsteller, geb. 21. Okt. 1741 zu Zürich, studierte hier und wurde 1777 Helfer am Straumünster zu Zürich. Sein wichtigstes

Wert ist die »Lebensgeschichte Jesu« (9. Aufl., Jär. 1823), eine erweiterte Umarbeitung der »Geschichte der drei letzten Lebensjahre Jesu« (6 Bde., Jär. 1768—73), der erste Versuch, eine wirklich pragmatische Geschichte des Lebens Jesu zu schreiben. Ferner schrieb er: »Gedanken eines Geistlichen, die beste Art, das Christentum zu verteidigen« (Jär. 1769), »Versuch von dem Reiche Gottes« (2 Tle., Jär. 1774; 3. Aufl. 1796), »Kern der Lehre vom Reiche Gottes« (Jär. 1819; 2. Aufl. 1826), »Die Apostelgeschichte« (Jär. 1775; 4. Aufl. 1820—22), »Geschichte der Israeliten vor den Zeiten Jesu« (Jär. 1788). Im J. 1795 wurde H. zum Antistes der Geistlichkeit des Kantons Zürich erwählt. Aus dieser Zeit stammen die Predigten: »Der Christ bei Gefahren des Vaterlandes« (3 Bde., Jär. 1808). H. starb 29. Mai 1828. Seine Schriften erschienen gesammelt als »Das H. sche Bibelwerk« (23 Bde.). Vgl. Eicher, »J. J. Heß. Stützen seines Lebens und seiner Ansichten« (Jär. 1837); Zimmermann, »Die Züricher Kirche nach der Reihenfolge ihrer Antistes« (Jär. 1878).

Heß (Karl Adolf Heinr.), ausgezeichnete Pferde-maler und Kupferstecher, geb. zu Dresden 1769, bildete sich daselbst durch das Studium der Natur und Meisterwerke der königl. Galerie, als Stecher aber bei Krüger und ging nach einem Aufenthalt in Berlin 1800 nach Wien, von wo aus er zu seinen Studien Reisen durch Rußland, Ungarn und die Türkei und 1825 auch nach England unternahm. In Wien war er eine Zeit lang Professor an der Akademie. Am berühmtesten sind sein großes Gemälde, den Durchmarsch der uralischen Kosaken durch Böhmen 1799 darstellend, ferner seine Studienblätter für Pferdeliebhaber, von ihm selbst radirt (1807), sein Pferdewerk (12 Blätter, 1807) und die von ihm in Lithographien herausgegebenen Pferdeköpfe in natürlicher Größe (Wien 1825). H. starb 3. Juli 1849 zu Wilhelmsdorf bei Wien. Er gilt als einer der größten deutschen Pferdemaler und seine Bilder sind auch in Beziehung auf Hintergrund und Menschenfiguren, sowie hinsichtlich ihrer Technik treffliche Genrebilder.

Heß (Karl Ernst Christoph), berühmter Kupferstecher, geb. 22. Jan. 1755 zu Darmstadt, widmete sich zuerst in Mannheim der Stempelschneidekunst. Durch eine Jagdszene, womit er einen für den Kurfürsten Maximilian III. von Bayern bestimmten Hirschjäger geziert hatte, erwarb er sich zuerst die Gunst desselben. Die Kupferstechkunst gründlich zu erlernen, ging er 1776 nach Augsburg. Im nächsten Jahre folgte er der Aufforderung, nach Düsseldorf zu kommen, um an dem großen Galeriewerk des Direktors Krabe mitzuarbeiten. Schon die von ihm gearbeitete erste Platte, nach Rembrandt, gefiel so, daß er 1780 zum Mitglied der Akademie gewählt wurde, worauf ihn der Kurfürst 1782 zum Hofkupferstecher und dann zum Professor an der Akademie ernannte. Im J. 1783 ging er nach München und 1787 nach Italien, wo er mit Goethe, Hirt, Mengs, Herder und Schlegel eine nähere Bekanntschaft knüpfte. Als 1789 der Engländer Green das düsseldorfer Galeriewerk fortzusetzen beschloß, wurden H. und Bartolozzi als Hauptmitarbeiter berufen. H. lieferte die Himmelfahrt der Maria, nach Guido Reni, den Markt-schreier von G. Dow, ein Hauptblatt der Kupferstecherkunst, das Porträt Rubens' und das der Frau Rubens', welches letztere für das beste aller

Stiche in punktirter Manier gilt. Auch seine Blätter in einer Reihe von Jahrgängen des Roke-schen Taschenbuchs, nach den besten Bildern der düsseldorfer Galerie, gehören zu den vorzüglichsten dieser Gattung. Noch sind zu erwähnen die heilige Familie nach Rafael und das in München vollendete berühmte Jüngste Gericht nach Rubens. Als die düsseldorfer Galerie und Akademie 1822 nach München verlegt wurde, erhielt auch H. von dort eine ehrenvolle Anstellung. Unter seinen tüchtigen Arbeiten sind zu erwähnen: der heil. Hieronymus, nach Palma, die Anbetung des göttlichen Lambs, nach van Goy, die er in seinem Greisenalters-tuch, und seine letzte Arbeit, das Porträt des Königs Maximilian I., nach Stieler. H. starb zu München 25. Juli 1828. Unter seine Schüler gehören auch seine drei Söhne, Peter, Heinrich und Ad-

Heß (Peter), Schlachten- und Genremaler, der älteste Sohn des vorigen, geb. 29. Juli 1792 zu Düsseldorf, radirte bereits in seinem 10. Jahre einige Tierstücke. In München bildete er sich von 1806 an der Akademie weiter; 1813—15 wohnte er im Generallstabe des Fürsten Wrede den Scenen gegen die Franzosen bei und zeichnete mehrere Scenen an Ort und Stelle. Berühmt ist namentlich sein Gemälde: die Schlacht bei Arcis-sur-Aube (1817). Nachher machte er Reisen nach Wien, in die Schweiz und Italien. Von seinen Gemälden aus dieser und der nächsten Zeit sind die bekanntesten: die Überraschung eines franz. Dorfes durch die Kosaken (1817); der Übergang über die Beresina; die Verteidigung der Kinzigbrücke bei Hanau durch den General von Pappenheim; a. Scharmügel zwischen franz. Dragonern und österr. Husaren; die donischen Kosaken mit gefangenen franz. Bauern; der Morgen in Partentirchen; a. Bivak österr. Truppen (1823); der walach. Pferdefang; das Gefecht im Engpaß bei Bodenbühl an der tiroler Grenze, ein Bild von größern Dimensionen und bis ins kleinste Detail ausgeführt; endlich das Gefecht bei Wörgel in Tirol (1832). Im J. 1833 begleitete er den König Otto nach Griechenland, um dessen Einzug in Kauloplia zu zeichnen und dann in einem Gemälde auszuführen, das 1835 vollendet in die Neue Pinakothek gelangte. H. verbrachte neun Monate in Griechenland, wo er unter anderm auch die Landung der bayr. Truppen und die Hulbigung König Ottos malte. Im J. 1839 folgte H. einem Rufe des Kaisers von Rußland nach Petersburg und Moskau und malte in acht großen Schlachtenbildern die Ereignisse des J. 1812. Später führte er die Schlacht bei Leipzig für den König Max von Bayern aus. H. war bayr. Hofmaler und Mitglied der königl. Akademien zu Berlin, München, Wien und Petersburg. Mit Quaglio stiftete er den Kunstverein in München, wofolbst er 4. April 1871 starb. Er gilt mit Recht als einer der ersten Kriegsepijodenmaler der Neuzeit, ohne zum eigentlichen Schlachtenmaler der Beruf zu haben. Sein Kolorit ist übrigens ziemlich matt, seine Komposition klar und tief gedacht. Die Staffage wie das Landschaftliche sind in allen seinen Arbeiten mit gleicher Meisterschaft behandelt.

Von seinen Söhnen bildete sich der ältere, Eugen H. (geb. 25. Juni 1824 in München, gest. 21. Nov. 1862 daselbst), unter des Vaters Leitung und auf der münchener Akademie zum Genremaler, ging dann nach Brüssel, wo er in die Fußstapfen der neuen belg. Schule trat. Seine Richtung war

das Gebiet der Jagd- und Kriegsszenen, sein bestes Bild der Schwedenüberfall bei Dachau (in der Neuen Pinakothek in München). — Max H., der jüngere Sohn (geb. 15. Okt. 1825 in München, gest. 19. Juli 1868 im Bade Lippispringe), war anfangs ebenfalls des Vaters Schüler, vervollkommnete sich dann in Düsseldorf und Paris und nahm darauf in Düsseldorf seinen Wohnsitz. Er entwickelte als Maler im eigentlichen Sinne keine sehr ernste Thätigkeit, wirkte aber als geistreicher und geschmackvoller Arrangeur und Dekorateur bei den berühmten Künstlerfesten in Düsseldorf.

Hef (Heinr. Maria von), Historien- und Freskomaler, Bruder von Peter H., geb. 19. April 1798 zu Düsseldorf, wurde zuerst von seinem Vater, dann unter Langer seit 1813 an der münchener Akademie für die Historienmalerei gebildet. Schon sein erstes selbständiges Bild, eine Grablegung, erregte allgemeine Anerkennung. Nach einer Reihe kleinerer Bilder aus der biblischen Historie folgte ein größeres Gemälde, eine heilige Familie, 1817 in München ausgeführt, welches ihm mehrere Bestellungen der verewitweten Königin Karoline von Bayern verschaffte. Nachdem er durch die Darstellung einer Wespel, durch ein sinniges Bild: Glaube, Liebe, Hoffnung (in der Leuchtenbergischen Sammlung), einen heil. Lukas, der die Madonna malt, eine Grablegung in der Theatinerkirche, heilige Familie (im Besitz des Königs von Preußen) u. s. w. seinen Ruf noch erhöht, ging er 1821 mit Unterstützung des Königs von Bayern nach Rom, wo er bis 1826 verweilte und sein großes, von dem Einflusse Rafaels zeugendes Gemälde Apollon und die neun Musen ausführte, das sowohl in Rom wie in München mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Im J. 1826 ward er als Professor an die Akademie von München berufen, und zugleich erhielt er den Auftrag, die artistische Leitung der Glasmalereianstalt, welche ein Jahr darauf erstand, zu übernehmen. Um hier eine ernste künstlerische Richtung zu begründen, zeichnete H. selbst 1826 die Kartons zu den Fenstern des regensburger Doms. Später bezieht er nur die obere Anordnung und Leitung der Anstalt in Händen. Er entwarf ferner die Glasmalereien der 19 großen Fenster in der Auliche bei München (bis 1837), sowie die dem idner Dom von König Ludwig I. geschenkten 4 Fenster. Als Freskomaler schmückte er 1827—37 die Allerheiligentirche mit 67 schönen Gemälden auf Goldgrund, 1838—45 die Basilika des heil. Bonifacius. Diefelbe enthält nebst den beiden Seitenaltargemälden 64 Kompositionen größtentheils überlebensgroßer Bilder, von denen 22, als Fries um das Innere der Kirche gelegt, das Leben des heil. Bonifacius darstellen. Diese Gemälde sind von großer harmonischer Wirkung in dem schönen ausgehöhten und stilvollen Gebäude. Sie wurden nebst dem im Klosterrefektorium befindlichen großen Abendmahl gegen Ende des J. 1846 vollendet. Später wandte sich H. wiederum der Olmalerei zu und führte unter anderm ein großes, durch hohe Formen Schönheit ausgezeichnetes Altarbild aus: Madonna mit vier Heiligen, welches König Ludwig I. als ein Gedächtnisbild der vier von ihm in München erbauten Kirchen für die Neue Pinakothek bestimmt hatte. An der Vollendung eines Abendmahls in großen Dimensionen, ebenfalls für König Ludwig bestimmt, hinderte ihn sein 29. März 1868 erfolgter Tod. H. Kompositionen sind von ein-

facher, ruhiger Anordnung. Auch als Porträtmaler erwarb er sich einen wohlverdienten Ruf. In der letzten Zeit war er auch Direktor der königl. vereinigten Sammlungen zu München.

Hef (Karl), Genremaler, des vorigen jüngerer Bruder, geb. 1801 zu Düsseldorf, widmete sich zunächst dem Malieren und Kupferstechen und radierte namentlich ein kleines Blatt nach Ostade, den gelbzählenden Bauer, folgte aber in München bald seiner Neigung zur Malerei, in der er sich, nachdem er durch eine tüchtige Zeichnung, den Cheruskubund gegen die Römer vorstellend, in der Histor. Darstellung einen Versuch gemacht, vorzüglich den ländlich-idyllischen Szenen hingab. Als Vorbilder galten ihm Wagenbauer und sein Bruder Peter H., doch fand er ein spezielles Lieblingsgebiet in der Darstellung freundlicher Motive aus dem Leben in den Alpen. Im J. 1835 malte er ein größeres Tierstück, Kühe, Ziegen und Schafe auf der Höhe des Starnbergersees darstellend, das zu seinen besten Werken gehört. Bilder von ihm kommen sonst nicht häufig vor. H. hatte früher seinen Wohnsitz meist in München. Er starb 16. Nov. 1874 zu Reichenhall.

Hef (Ludw.), trefflicher Landschaftsmaler, geb. in Zürich 16. Okt. 1760, war der Sohn eines Glaserers und für das Handwerk des Vaters erzogen, wendete sich aber bald der Malerei zu und erwarb sich in kurzer Zeit einen im Vaterlande wie im Auslande geachteten Namen. Im J. 1794 wurde ihm endlich sein Wunsch, Italien zu sehen, erfüllt. Doch schon nach zwei Monaten mußte er in die Heimat zurückkehren, wo ihn 1798 die Zeitverhältnisse nötigten, um des täglichen Unterhalts willen den größten Teil seiner Zeit auf das Kupferstechen zu verwenden. Er starb 13. April 1800. Hauptsächlich waren die Alpenmassen die Gegenstände seines Studiums; aber auch andere Gegenden nahm er auf, stets anmutige und passende Staffagen in den Rahmen seiner Kompositionen einfügend. Treue, fleißige Darstellung, Harmonie, herrliches Kolorit, gefällige Redheit des Pinsels charakterisieren seine Bilder, die fast durch ganz Europa gestreut sind, wie es denn auch viele Zeichnungen und geätzte Blätter von ihm gibt. Von seinen Meisterstücken sind zu nennen: der Montblanc, der Alpenmorgen, der Abend am Lago Maggiore, der Alpensee des glarner Urgrubens, der Gräbi und Tels Kapelle in der hohlen Wasse. Vgl. Meyer, Biographie von Ludwig v. (Jahr. 1800).

Hef (Richard Alexander), Forstmann, geb. 23. Juni 1835 zu Gotha, besuchte die Gymnasien zu Coburg und Gotha, studierte in Altdorf und Göttingen, trat 1858 in gothaische Forstdienste, wurde 1868 Forstkommissar in Oberhof und noch in demselben Jahre als ord. Protokollant an die Universität Gießen berufen. Sein Hauptwerk ist: Der Forstschutz (Erg. 1878). Außerdem sind zu nennen: Der forstwissenschaftliche Unterricht an der Universität Gießen in Vergangenheit und Gegenwart (Gießen. 1881), Lebensbilder hervorragender Forstmänner (Berl. 1882), Die Eigenschaften und das forstliche Verhalten der wichtigsten in Deutschland vorkommenden Holzarten (Berl. 1883).

Hesse (Adolf Friedr.), Orgelspieler und Komponist, geb. 30. Aug. 1809 zu Breslau als Sohn eines Orgelbauers, war von 1831 bis zu seinem Tode (5. Aug. 1863) erster Organist an der Hauptkirche zu St. Bernhard in seiner Vaterstadt und

erwarb sich als Orgelvirtuose großen Ruf. Er veröffentlichte außer andern Kirchen- und Instrumentalwerken viele Kompositionen für sein Instrument, die zu den besten der neuern Zeit gehören.

Hesse (Ludw. Otto), Mathematiker, geb. 22. April 1811 zu Königsberg, wo er auch studierte und sich 1840 habilitierte. Als ord. Professor wurde er 1846 nach Heidelberg und 1868 an das Polytechnikum nach München berufen. Er starb 4. Aug. 1874 in München. S. Forschungen betrafen meist die analytische Geometrie und sind größtenteils in Crelles Journal niedergelegt. Außerdem veröffentlichte er unter andern: »Vorlesungen über analytische Geometrie des Raums« (3. Aufl., Epg. 1876), »Vorlesungen aus der analytischen Geometrie der geraden Linie, des Punktes und des Kreises« (2. Aufl., Epg. 1873).

Hesse (Nicolas Auguste), franz. Historienmaler, geb. 1796 zu Paris, wurde Schüler von Gros und erwarb 1818 den röm. Preis für Malerei. Aus Rom nach Paris zurückgekehrt, beschäftigte er sich vorzüglich mit Historienmalerei und besonders mit kirchlicher Freskomalerei. Man sieht von ihm Wandgemälde in Notre-Dame de Lorette (1835), Notre-Dame de Bonne-Nouvelle (1840) und St. Pierre zu Chailot. Im J. 1863 wurde er an Stelle von Delacroix Mitglied der Akademie. Hervorragend sind S. Wandmalereien im Hôtel de la Ville und sein Ölgemälde im Louvre: Madonna am Grabe des Heilands. Seine frühere Zeit, wo ihn der Geist Gros' leitete, war mehr den Darstellungen der Geschichte gewidmet, später führte ihn das Vorbild Ingres' auf die Bahn religiöser Malerei. S. starb zu Paris 14. Juni 1869.

Jean Baptiste Alexandre H., franz. Historienmaler, Hesse des vorigen, geb. 30. Sept. 1806 zu Paris, hatte seinen Vater Henri H. und den Baron Gros zu Lehrern. Liziens Leichenbegängnis, seine Grillingsarbeit in der Ausstellung von 1833, verschaffte ihm viele Freunde und einen angesehenen Namen. Seitdem lieferte er kunstvoll komponierte Bilder von warmem, obwohl etwas trockenem Kolorit und stilgemäßem Charakter: Leonardo da Vinci (1836), der Tod Heinrichs IV. (1838), der Kaiser Alerius Komnenus adoptiert den Gottfried von Bouillon (1840, im Museum zu Versailles), Triumph des Vittore Pisani (1847, im Luxembourg) u. s. w. Außerdem verfertigte er gute Wandgemälde in St. Severin (Kapelle Ste. Genevieve, 1852) und St. Sulpice (Kapelle St. François de Sales, 1855). S. wurde 1867 Mitglied der Akademie. Er starb zu Paris 7. Aug. 1879.

Hesse-Wartegg (Ernst von), österr. Reisender und Schriftsteller, geb. 21. Febr. 1861 zu Wien, bereiste Westindien und Nordamerika, 1876 das Felsengebirge, 1880 Marokko, Algerien und Tunis. Er schrieb: »Die Werkzeugmaschinen der Neuzeit« (Epg. 1874), »Der unterirdische Tunnel zwischen England und Frankreich« (Epg. 1875), »Atlantische Seebäder« (Wien 1878), »Patriarchaten« (Wien 1878), »Mississippifahrten« (Epg. 1881), »Tunis: Land und Leute« (Wien 1882). In Verbindung mit Udo Brachvogel, Bret Harle und vielen andern gab er heraus: »Nordamerika, sein Land und seine Leute« (4 Bde., Epg. 1879).

Hesselfeld, isolierter Bergrücken im fränk. Jura in Bayern, östlich von Dinkelsbühl, 713 m hoch, teilt sich in den westlichen oder großen H. und den östlichen H. oder Schloßkleinslud.

Hessen als Jagdausbruch sind die starken Schenkel über dem Knie der Hinterläufe des Wildes. Einheßen heißt zwischen dem Knochen und der Hesse eine 4—6 cm lange Öffnung schärfen und durch dieselbe den andern Hinterlauf durchstießen. Es ist besonders bei kleinerem Wild, Hasen, Kaninchen, Füchsen u. dgl., gebräuchlich. In manchen Gegenden heißen die H. auch Heesen oder Heßsen.

Hessen, ein alter deutscher Volksstamm, welcher in früherer Zeit den Namen Katten (s. d.) führte und in dem heutigen Ober- und Niederhessen anfassig wurde, auch von da aus sich südlich in das Grabfeld und östlich nach Thüringen hinein ausbreitete. Mit den Römern kamen sie 15. n. Chr. in Berührung, wo Germanicus ihren Hauptort Mattium (Groß- und Kleinmaden bei Gudensberg) zerstörte. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte verloren sich die Katten in dem großen Frankenbunde, und durch die Auswanderung der Franken nach Belgien und Gallien wurde das Hessenland zum Teil entvölkert, wovon die Folge war, daß die Sachsen in den seitdem sog. sächsischen Hessengau vorbrangen. Die übrigen vorzüglichern Gane in H., welche schon durch Bonifatius und seine Schüler, die Stifter der Äbteien Amöneburg, Fulda, Hersfeld und des bald wieder aufgehobenen Wistums Buraburg, kultiviert wurden, waren der fränk. Hessengau und der Oberlahngau. Sie wurden unter der Herrschaft der fränk. Könige durch Grafen regiert, von denen bei weitem die mächtigsten, die Konrader, zur Zeit des Falls der Karolinger in Konrad I. zur herzogl. Gewalt über Franken und bald auf den deutschen Königsthron gelangten. Obgleich nach dem kinderlosen Tode Konrads und seines Bruders Eberhard das fränk. Herzogtum keineswegs einging, so erstreckte sich doch die herzogl. Gewalt fortan nicht mehr über H., wo seitdem mehrere herrschende Grafen und Dynastengeschlechter nebeneinander austraten, wie die Werner, die Grafen von Siegenbain, von Jelsberg, Schaumburg, Wittgenstein, Waldeck, Battenberg, Dassel u. s. w. Unter allen aber ragten hervor die Gisonen, Grafen von Gudensberg. Durch Heirat mit der Erbtöchter des letzten derselben, Geislos IV., erhielt Landgraf Ludwig I. von Thüringen die Grafschaft Gudensberg, und alle Hess. Grafen erkannten ihn als ihren Landesoberherrn an. Als 1247 mit Heinrich Raspe der thüring. Kananstamm ausstarb, machte seine Nichte, Sophia, die Tochter Landgraf Ludwigs des Frommen und Gemahlin Herzog Heinrichs von Brabant, auf das Erbe Thüringens samt H. Anspruch und kam nach langjährigen Kämpfen mit ihrem Lebensbater, dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meissen, Heinrich Raspes Schwester Sohn, kraft Vertrag von 1263 wenigstens in den Besitz von H. Sophias Sohn, Heinrich I., das Kind, der Stammvater des noch gegenwärtigen Hess. Hauses, nahm seinen Sitz zu Kassel, der alten Residenz der Konrader, bebielt die aus der mütterlichen Erbschaft beanspruchte Landgrafs. Würde bei und wurde in dieser Eigenschaft als Reichsfürst anerkannt. Sein unmittelbares Besitztum, die Grafschaft Gudensberg, war noch klein und seine Herrschaftsgewalt in dem in viele gräflich und banauische Territorien zerstückelten Hessenland sehr eingeschränkt; allein seine Nachkommen brachten allmählich alle die vereinzelter Territorien an sich und erwarben auch außerhalb H. am

Mittelrhein bedeutende Befestigungen. Ihre Ansprache auf Brabant blieben aber erfolglos.

Heinrich I. Söhne, Otto und Johann, nahmen indes 1309 eine Erbteilung vor; da aber letzterer bald nachher kinderlos starb, so kamen die Lande wieder zusammen. Ottos Sohn, Heinrich II. oder der Erlene (1328–77), erwarb Treffurt, einen Teil der Herrschaft Jüter, die Hälfte von Schmalkalden u. s. w. und hinterließ, als er in seinem 80. Jahre starb, die Landgrafschaft seinem Bruder, Sohn Hermann (1377–1413), der Gelehrte genannt. Hermann hatte unter der zahlreichen Ritterschaft seines Landes wenig Freunde. Mehrere Vereine bildeten sich wider ihn, und die Bände der Sternritter, der Gefellen der alten Rinnke, der Jalkner, der Hörner, der Ritter vom grünigen Löwen in der Wetterau und der Flegler machten ihm nicht wenig zu schaffen. Die Streitigkeiten wegen Mainz verwickelten ihn mit Erzbischof Adolf von Nassau in Kampf, verschafften ihm aber die Schutgerechtigkeit über die Abtei Hersfeld; auch erwarb er lässlich die Hälfte der Grafschaft Eisberg und die Herrschaft Bollersdorf. Da seine ältern Söhne bereits vor ihm verstorben waren, so folgte ihm der jüngste, Ludwig I. oder der Frieblame (1413–58), der Ziegenhain und Ridda erwarb und die Vogtei über Korbet und die Lehnsherrlichkeit über Halbes erhielt. Von seinen vier Söhnen teilten sich Ludwig und Heinrich III. in das väterliche Erbe. Ludwig II. oder der Freimütige (1458–71) erhielt Niederhessen mit Kassel, Heinrich III. oder der Reiche (1458–83) Oberhessen mit Marburg. Ein zwischen ihnen wegen dieser Teilung entstandener Krieg endigte damit, daß Ziegenhain mit Oberhessen vereinigt wurde. Für Ludwig II. minderjährige Söhne, Wilhelm I. oder den Ältern und Wilhelm II. oder den Jüngern, übernahm deren Onkel, Heinrich III., die vormundtschaftliche Regierung, der durch Heirat die Grafschaft Katzenelnbogen, deren oberer Teil den Kern des nachmaligen hessen-darmst. Gebietes bildet, an S. gebracht hatte. Bei seinem Tode trat Wilhelm I. in Niederhessen und zwei Jahre später Wilhelm II. in seinem Anteil in die Regierung an. Heinrichs III. Nachfolger in Oberhessen wurde sein Sohn Wilhelm III. oder der Jüngere (1483–1500). Wilhelm I. wurde auf der Rückkehr aus Palästina blödsinnig, mußte deshalb 1493 die Regierung aufgeben, bis, da er keine männlichen Erben hatte, auf seinen Bruder Wilhelm II. überging, und starb 1515. Als nun auch Wilhelm III. 1500 kinderlos starb, sah sich Wilhelm II. im alleinigen Besitz der gesamten hess. Lande, welche er 1509 seinem fünfjährigen Sohne, Philipp I., dem Großmütigen, hinterließ. Während Philipps Minderjährigkeit wurde S. zuerst von einem aus dem Adel gebildeten Landregiment, sodann von der Landgräfin-Kutter in Verbindung mit den Landständen regiert. Die Unruhen in Deutschland veranlaßten aber den Kaiser Maximilian I., den jungen Landgrafen schon 1518 für volljährig zu erklären. Er nahm großen Anteil an dem Bauernkriege, sowie an der Reformation und den Kämpfen des Schmalkaldischen Bundes. Mit den Göttern der eingezogenen Klöster stattete er die von ihm 1527 gegründete Universität zu Marburg aus. Er starb 1567 und hatte zufolge eines Testaments von 1562 seine Lande unter seine vier Söhne geteilt. Wilhelm IV. erhielt die Hälfte des Länderbestandes mit Kassel,

Ludwig IV. ein Viertel mit Marburg, Philipp II. ein Achtel mit Rheinfels, Georg I. ein Achtel mit Darmstadt. Da aber Philipp II. 1583 und Ludwig IV. 1604 ohne Erben starben, so blieben nur die beiden Hauptlinien Hessen-Kassel (s. d.) und Hessen-Darmstadt (S. Hessen.) Vgl. Landau, »Beschreibung des Hessengaues« (Kass. 1856); Leuthorn, »Ausführliche Geschichte der S.« (11 Bde., Frankf. 1777–80); Wend, »Hess. Landesgeschichte« (3 Bde., Frankf. a. M. 1785–1803); Kommel, »Geschichte von S.« (10 Bde., Gotha 1820–58).

Hessen, bis 1866 Hessen-Darmstadt genannt, ein zum Deutschen Reiche gehöriges Großherzogtum, besteht aus zwei durch preuß. Gebiet getrennten Teilen, deren nördlicher die Provinz Oberhessen, deren südlicher die durch den Rhein getrennten Provinzen Starkenburg und Rheinhessen umfaßt. Letzterer grenzt nördlich an Preußen, südlich an Baden, östlich an Bayern und Baden, westlich an die Rheinspalz und Rheinpreußen. Der nördl. Teil ist ganz von preuß. Gebiet umschlossen. Von diesen Hauptteilen abge sondert sind elf Enklaven in Baden und Preußen. Der Flächeninhalt des ganzen Landes beträgt 7681,18 qkm, von welchen auf Oberhessen 3288,01, auf Starkenburg 3018,00, auf Rheinhessen 1374,18 qkm kommen. Der Boden ist mannigfaltig; in Starkenburg westlich und nördlich eben, östlich gebirgig; Rheinhessen ist Hügelland und Oberhessen teils gebirgiges, teils wellenförmiges Hügelland. In Oberhessen erhebt sich der Vogelsberg (Basilat) und eine Verzweigung des Taunus. Den höchsten Punkt bildet im Vogelsberg der 783 m hohe Taufstein. In Starkenburg erhebt sich im Südoften der Odenwald, dessen höchste Punkte die Seidenbühler Höhe (698 m), der Harbberg bei Siebelsbrunn (694 m) und der Melibokus bei Zwingenberg (620 m) sind. In Rheinhessen bildet im Südwesten der zum Harbgebirge gehörige Eichberg bei Farsfeld (320 m) den höchsten Punkt. So verschieden wie der Boden ist auch das Klima des Landes; am mildesten in den Rhein- und Maingegenden, am rauhesten im Vogelsberg. Die Gewässer des Landes gehören den Stromgebieten des Rheins und der Weier an. Der Hauptfluß ist der Rhein; von seinen Nebenflüssen gehören S. ganz oder zum Teil an: der Nedar, die Weschnitz, die Nodau, der Main mit der Rümpling, der Verprenz und der Ridda, die Lahn, sowie am linken Ufer einströmend die Selz und die Nahe. Zum Mesergebiet gehören die Schlig und die Schwalm, welche in die Fulda fließen.

Die Bodenkultur wird durch die Landesforstinspektion, durch landwirtschaftliche Vereine unter Oberleitung einer Centralkasse für Landwirtschaft, Lehrinstitute, insbesondere die in jedem Kreise bestehenden Ackerbauschulen u. s. w. kräftig gefördert. Von der gesamten Bodenfläche sind 49,3 Proz. Ackerfeld und Gärten, 13,1 Wiesen und Weiden, 1,3 Weinberge, 31,3 Wald, also 95,3 Proz. produktive Fläche. Die wichtigsten Naturprodukte des Landes sind Getreide aller Art, besonders in der Rhein- und Maingegend und in der Wetterau, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Rüben, Raps, Mohn, Tabak, besonders in den Kreisen Bensheim und Heppenheim, Flachs, Obst und Wein, vorzugsweise in Rheinhessen und an der Bergstraße. Die Hauptorte in Rheinhessen für weiße Weine sind: Alstein, Büdesheim, Bingen, Oppenheim, Worms (Liebtrauenmilch, Luginelnd, Mater-

(öder), Dienheim, Laubenheim, Hohnheim u. s. w.; für Rotweine: Ober- und Nieder-Ingelheim, Heidesheim. Der gesamte Weinertrag belief sich 1875 (einem guten Weinjahr) auf 547 027 hl. Die Viehzucht ist ansehnlich, namentlich für Rindvieh und Schweine. Die Pferde- und Schafzucht hat sich bedeutend gehoben, namentlich in der Wetterau und einzelnen Distrikten der Provinz Starkenburg. Der Bergbau ist nur in Oberhessen von Bedeutung und liefert Braunkohlen, Eisen- und Manganerze. Salinen sind in Wimpfen, Theodorshall bei Kreuznach, Nauheim in Oberhessen und Salzhausen. Größere Torflager finden sich in Starkenburg, ebendort auch Thonlager und zahlreiche Steinbrüche (bei Auerbach ein Marmorbruch). Das Gewerwesen, für das die Centralstelle für Gewerbe in Darmstadt mit zahlreichen Zweigvereinen an allen bedeutenden Orten (Vollgewerbevereinen), sowie die Handelskammern thätig sind, steht überall in hoher Blüte. Hauptindustrie-Erzeugnisse sind: ladiertes und gefärbtes Leder (vorzugsweise in Worms, Mainz und Offenbach), Schuhwaren, Luxusmöbel (besonders in Mainz), Portefeuillewaren (in Offenbach), Tabak und Cigarren (Bensheim, Bingen, Darmstadt, Gießen), Gem. Fabricsen (Darmstadt und Pfungstadt), Hüte (Darmstadt), Maschinen (Darmstadt), Bier (Pfungstadt, Mainz, Gießen), Leinen, Tapeten (Darmstadt), Wagen (Mainz) u. s. w. Besonders industriereich sind Mainz, Offenbach und Worms. Förderungsmittel des Handels sind: die Bank für Handel und Industrie, die Bank für Süddeutschland in Darmstadt, die Reichsbank mit Hauptstelle in Mainz, Agenturen in Darmstadt, Offenbach, Worms und Gießen, die Handelskammern in Bingen, Darmstadt, Gießen, Mainz, Offenbach und Worms, Straßen und Eisenbahnen. Die Länge der (1883) im Betrieb befindlichen Eisenbahnen beträgt 976,4 km, wovon 270,7 auf Staatsbahnen und 706,1 km auf Privatbahnen kommen. Staatsbahnen sind die Main-Neckar-Bahn (Preußen, Hessen und Baden gemeinsam gehörig), die Main-Weser-Bahn (Preussische Staatsbahn) und die Oberhessischen Eisenbahnen Gießen-Fulda und Gießen-Gelnhausen (H. gehörig); Privatbahn ist die Hessische Ludwigsbahn mit den Linien Mainz-Worms, Mainz-Frankfurt a. M., Mainz-Bingen, Mainz-Darmstadt, Alsfeld, Worms-Alzeyer-Bingen, Mainz-Alzeyer, Frankfurt-Mannheim, Frankfurt-Danau-Eberbach a. N., Darmstadt-Wiebelsbach-Heubach, Darmstadt-Worms, Frankfurt-Alschaffenburg, Worms-Bensheim, Worms-Lampertheim.

Die Bevölkerung belief sich 1880 auf 936 340 E., von denen 394 574 auf Starkenburg, 264 614 auf Oberhessen, 277 152 auf Rheinhessen kommen; der Konfession nach sind 630 886 evangelisch, 269 384 römisch-katholisch, 26 746 mosaisch, 3133 deutsch-katholisch und freireligiös, 698 Menoniten u. s. w. Für die geistige Kultur der Bewohner geschieht viel durch treffliche Unterrichtsanstalten. Von den im Erjahre 1882-83 eingestellten 2609 Hess. Unterthanen waren 7 oder 0,27 Proz. ohne Schulbildung. Außer den Volksschulen bestehen zahlreiche Fortbildungsschulen, 7 Gymnasien, 4 Realschulen erster, 12 zweiter Ordnung; Landesuniversität ist Gießen. Außerdem bestehen eine technische Hochschule in Darmstadt, ein Predigerseminar in Friedberg, ein bishöf. Seminar in Mainz, zwei Schullehrerseminarien (in

Friedberg und Bensheim), Industrie-, Handels- und Handwerker-Schulen u. s. w., die Hofbibliothek, das Museum in Darmstadt, sowie mehrere wissenschaftliche und Kunstvereine.

Nach der Verfassung vom 17. Dez. 1820 ist das Großherzogtum H. eine unteilbare konstitutionelle Monarchie. Die Regierung ist in dem großherzogl. Hause erblich nach Erstgeburt und Erstfolge aus ebenbürtiger Ehe, auch in Ermangeln eines erbberechtigten Prinzen in der weiblichen Linie. Der Großherzog führt den Titel Großherzog von Hessen und bei Rhein, mit dem Prädicat Königlich Hoheit, welches Prädicat auch dem jetzmaligen Großherzog im Aug. 1844 zuerkannt wurde, während gleichzeitig die nachgeborenen Prinzen und Prinzessinnen das Prädicat Großherzogliche Hoheit erhielten. Der Großherzog besitzt eine Civilliste von 1 096 288 Mark, welche gegen die übrigen Bedürfnissen des Hofes auf die Familieneigentümer anerkannten zwei Drittel der Domänen rebusiert ist. Der Großherzog und die Prinzen erhalten besondere Appanagen und die Prinzessinnen eine Aussteuer. Die Landesverwaltung tagt in zwei Kammern, über deren Zusammensetzung das Gesetz vom 8. Nov. 1872 neue Bestimmungen enthält. Die Erste Kammer besteht aus den Prinzen des großherzogl. Hauses, den Häuptern der standesherrlichen Familien, dem Senior der freiherrlichen Familie von Riedesel, dem prot. Bischofen, dem kath. Landesbischof, dem Kanzler der Landesuniversität, zwei von dem dem angekauften aus seiner Mitte gewählten Mitgliedern und höchstens 12 vom Großherzog auf Lebenszeit benannten ausgezeichneten Staatsbürgern. Die Zweite Kammer besteht aus 10 Deputierten der acht größten Städte (Darmstadt 2, Mainz 2, Gießen, Offenbach, Friedberg, Alsfeld, Worms, Bingen 1) und 40 Abgeordneten der kleineren Städte und Landgemeinden. Die Ernennung der Abgeordneten erfolgt durch indirekte Wahl auf sechs Jahre. Der Großherzog beruft wenigstens alle drei Jahre die Ständekammern, verlegt, löst oder schließt sie. Ohne Zustimmung der Stände kann kein Gesetz gegeben, aufgehoben oder abgeändert, sowie keine direkte noch eine indirekte Steuer ausgesetzt werden. Das Finanzgesetz wird auf der Jahre gegeben und zuerst der Zweiten Kammer vorgelegt. An der Spitze der Verwaltung steht das Staatsministerium. Innerhalb desselben stehen zwei Ministerien, eins für das Innere und die Justiz und eins für die Finanzen. Der Staatsminister ist Präsident des Staatsministeriums und zugleich Minister des großherzogl. Hauses und des Äußern. Das Ministerium des Innern und der Justiz zerfällt in die Section für die innere Verwaltung und für die Justizverwaltung. In der ersten Section bestehen die Abteilungen für Sozialangelegenheiten und für öffentliche Gesundheitspflege, bei dem Ministerium der Finanzen die Abteilungen für Bauwesen, Forst- und Kameralverwaltung, sowie für das Steuerwesen. Über Verwaltungsgeschäften entscheidet der oberste Verwaltungsrath. An der Spitze jeder Provinz steht eine Provinzialdirektion, an der Spitze eines jeden der 18 Kreise ein Kreisamt. Jeder Kreis ist wie eine jede Provinz bildet einen Verband zur Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten. Für jeden Kreis besteht unter dem Vorsitz des Kreisraths ein Kreisrat, dessen Mitglieder zu einem Drittel

aus den Höchstbesteuerten, zu zwei Dritteln von den Bevollmächtigten der Gemeindevorstände auf sechs Jahre gewählt werden, von denen aber nach drei Jahren die Hälfte aussteht. Die Verwaltung leitet der vom Kreistag erwählte Kreisausschuß. In ähnlicher Weise besorgt ein Provinzialtag und ein Provinzialausschuß unter dem Vorsitz des Provinzialdirektors die Verwaltung der Angelegenheiten der Provinz. Die Justiz ist von der Verwaltung getrennt. Die oberste Leitung des Justizwesens führt das Justizministerium. Die Rechtspflege wird gelebt durch das Oberlandesgericht Darmstadt und drei Landgerichte in Darmstadt, Mainz und Gießen für die drei Provinzen. Besondere Kammern für Handelsachen bestehen noch in Offenbach und Worms. Die Provinz Starkenburg hat 18, Oberhessen 20 und Rheinhessen 11 Amtsgerichte. Das Verhältnis des Staats zur Kirche ist durch die Kirchengesetze vom 23. April 1875 geregelt. Die Gesamtheit der evang. Kirche wird durch die Landesynode vertreten, welche in Gemeinschaft mit dem Großherzog das Gesetzgebungsrecht in allen kirchlichen Angelegenheiten hat. Die luth. Landeskirche (Bistum Mainz) bildet einen Bestandteil der oberherrn. Kirchenprovinz. Für den israel. Gottesdienst bestehen sieben Rabbinats. Die jährlichen Staatseinnahmen betragen nach dem Finanzgesetz für ein Jahr der Periode 1882—85: 17558207 Mark, die Staatsausgaben 17306747 Mark. Die Gesamtstaatsschuld betrug am 1. April 1883: 27663078 Mark.

Durch die mit Preußen abgeschlossene Militärkonvention vom 8. Juni 1871 sind die großherzogl. Hess. Truppen vom 1. Jan. 1872 an in den Etat und die Verwaltung des Reichsheers eingetreten und bilden einen Bestandteil der preuß. Armee, und zwar eine geschlossene Division (die 25.) im Verbände des 11. preuß. Armeekorps. Dasselbe besteht aus 4 Infanterieregimentern (Nr. 115—118), 2 Dragonerregimentern (Nr. 23 und 24), dem großherzogl. Hess. Feldartillerieregiment Nr. 26 (2 Abteilungen, 3 Batterien, darunter 1 reitende) und der großherzogl. Hess. Trainkompagnie. Die Landesfarben sind Weiß und Rot. Das Wappen des Landes besteht aus einem im blauen Felde stehenden, rechtsgekehrten Löwen mit doppeltem Schweife, gekrönt, zehnmal von Silber und Rot quer gestreift, in der rechten Vorderpfote ein blankes Schwert mit goldenem Griff. An Orden verleiht der Großherzog den Ludwig-Orden, den Philipps-Orden, den Hessischen Löwenorden, das Militärverdienstkreuz, Militärsamstelskreuz, die Medaille für Verdienst in Wissenschaft, Kunst, Industrie und Landwirtschaft, ein allgemeines Ehrenzeichen, Militärdienstalterszeichen für 10, 15, 20 und 50 Dienstjahre, das militärische Erinnerungszeichen an Ludwig I. Im deutschen Bundesrat führt H. 8 Stimmen; zum Reichstag entsendet es 9 Abgeordnete.

Vgl. Wagner, »Statist.-topogr.-hist. Beschreibung des Großherzogtums H.« (4 Bde., Darmst. 1829—31); Walther, »Das Großherzogtum H. nach Geschichte, Land, Volk, Staat und Erbkult.« (Darmst. 1854); »Beiträge zur Statistik des Großherzogtums H.« herausg. von der Centralstelle für die Landesstatistik, Bd. 1—23, Darmst. 1862—83; Ludwig, »Geolog. Skizze des Großherzogtums H.« (Darmst. 1867); Kähler, »Die Verwaltungsorganisation im Großherzogtum H.« (2 Bde., Darmst. 1875); Dienbach, »Das Großherzogtum H. in

Vergangenheit und Gegenwart« (Darmst. 1876; 2. Aufl. 1883); Weidenhammer, »Die Landwirtschaft im Großherzogtum H.« (Darmst. 1883).

Die Geschichte Hessens/Darmstadts beginnt mit der von Philipp dem Großmütigen, Landgrafen von Hessen, testamentarisch verordneten Teilung seines Landes unter seine vier Söhne, Wilhelm, Ludwig, Philipp und Georg, 1567. Während der älteste dieser vier Brüder, Wilhelm IV., der Stifter der H.-Kasselschen Linie, die Hälfte der väterlichen Lande mit der Residenz zu Kassel, der zweite, Ludwig, den vierten Teil, Oberhessen und Nidda, mit Marburg als Residenz, Philipp, der dritte, den achten Teil, die Niedergrafschaft Katzenelnbogen mit der Residenz zu Rheinfels erhielt, fiel dem jüngsten, Georg, die Obergrafschaft Katzenelnbogen zu. Diese bestand aus den sieben Ämtern Auerbach, Darmstadt, Dornberg, Dichtenberg, Reinheim, Rüsselsheim und Zwingenberg. Georg I. (geb. 1547, gest. 1596) wählte Darmstadt zur Residenz und ward zum Stifter der H.-Darmstädtischen Linie. Durch den kinderlosen Tod seines Bruders Philipp (gest. 1583) erbte er später noch die Ämter Schotten und Stornfels, Homburg und einen Teil von Draubach. Als er, erst 49 J. alt, starb, hinterließ er seinem Sohne und Nachfolger Ludwig V. (geb. 1577, gest. 1626) eine Erbschaft von fast 1/2 Mill., jedoch dieser, obgleich seine Regierung noch in die Wirren des Dreißigjährigen Kriegs fiel, doch das Land vermehrt neuer Ankäufe, namentlich des Amtes Kesterei, vergrößern konnte. Durch den Tod seines Oheims Ludwig von Marburg, der 1604 kinderlos starb, entstand ein weiterer Zuwachs, wenn auch diese Marburger Erbschaft Grund zu vielfachen Streitigkeiten der beiden Hess. Linien Kassel und Darmstadt war, die erst unter den spätern Regenten zum Austrag kamen. Da namentlich Landgraf Moriz von Kassel die reform. Lehre annahm und auf der ihm zugesprochenen Universität Marburg einfuhrte, so stiftete Ludwig V., der stets der luth. Lehre anhing, die Universität Gießen, welche 1607 vom Kaiser Rudolf II. ihre Bestätigung empfing. Um das Land vor weitem Zerstückelungen zu bewahren, schloß er mit seinen beiden Brüdern Philipp, der bald darauf ohne Kinder starb, und Friedrich ein vom Kaiser bestätigtes Erbstatut ab, wodurch die Primogenitur im Hause H. Darmstadt eingeführt wurde. Friedrich, der zur Abfindung das Amt Homburg erhielt, wurde Stifter der H.-Homburgischen Nebenlinie.

Unter dem Nachfolger Ludwigs, seinem Sohne Georg II. (geb. 1605, gest. 1661), mußte das Land noch mehr die Drangsale der kriegerischen Zeiten empfinden, wozu die Verheerungen der Pest kamen. Erst nach Abschluß des Westfälischen Friedens konnte der Landgraf daran gehen, die dem Lande geschlagenen schweren Wunden zu heilen. Das Gymnasium zu Darmstadt verband ihm seine Gründung, wie ihm überhaupt das Schulwesen seines Landes sehr am Herzen lag. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig VI. (geb. 1630, gest. 1678) förderte namentlich Künste und Wissenschaften, dotierte die Universität Gießen reichlich und gründete Gymnasien und die Hofbibliothek. Da sein ältester Sohn, Ludwig VII. (geb. 1658, gest. 1678), aus seiner ersten Ehe mit einer Prinzessin von Holstein-Gottorp, nach wenigen Monaten der Regierung in Gotha starb, so folgte der zweite Sohn, Ernst Ludwig (geb. 1667, gest. 1739), zunächst unter

Vormundschaft seiner Mutter Elisabetha Dorothea, Prinzessin von Sachsen-Gotha. In die lange Zeit seiner 50jährigen Regierung, namentlich in die erste Hälfte derselben, fielen die vielfachen Verheerungen des Landes durch franz. Heere. Der finanzielle Wohlstand des Staats kam dadurch bedeutend in Abgang und besserte sich auch nicht in den nachfolgenden Friedensjahren, da der Landgraf ein Freund eines großen und luxuriösen Hoflebens war, das weit über seine Mittel hinausging. Auf Ernst Ludwig folgte sein Sohn Ludwig VIII. (geb. 1691, gest. 1768). Unter diesem wurde der langjährige Streit mit Kassel wegen der Erbfolge in der Grafschaft Hanau zu Ende gebracht und die Herrschaft Lichtenberg erworben; aber die Finanzen verwickelten sich, vorzugsweise durch des Landgrafen übergroße Neigung zur Jagd und seine Freigebigkeit, nach und nach so, daß dem Lande sogar eine kaiserl. Credit-Kommission drohte. Dieser Finanznot abzuheffen, berief sein Sohn und Nachfolger Ludwig IX. (geb. 1719, gest. 1790), der ein großer Soldatenfreund war und seine Residenz nach Birmasens verlegt hatte, den Freiherrn von Moser an die Spitze der Verwaltung. Obwohl derselbe sehr wohlthätig wirkte, wurde doch seine Stellung durch vielfache Feinde, die er sich durch allzu eilende Reformen zuzog, unhaltbar, und eine gegen ihn gerichtete Anklage vorzugsweise wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt, die erst auf dem Gnadenwege beim Regierungsantritt von Ludwigs IX. Nachfolger (1790) niedergeschlagen wurde, sollte ihn gänzlich vernichten. Die angebahnten Reformen wurden nicht weiter ausgeführt, aber bei dem einfachen Leben und dem kleinen Hofhalt des Landgrafen Ludwig IX. mehrten sich wenigstens die Schulden nicht.

Sein Sohn und Nachfolger als Landgraf Ludwig X. (geb. 1753, gest. 1830) verlor durch den Lunewiller Frieden 1801 den links vom Rhein gelegenen Teil der Grafschaft Lichtenberg, und durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 auf dem rechten Rheinufer die Ämter Lichtenau und Willstede, welche an Baden kamen, sowie die Ämter Rastenberg, Gms, Epstein, Kleeberg und das Dorf Wespersfelden, welche Nassau-Usingen zugesellen. Dagegen erhielt er zur Entschädigung das Herzogtum Westfalen, fünf Ämter vom Mainzer Kurfürstentum, nämlich Heppenheim, Oernsheim, Lorch, Fürth und Steinheim, die psälz. Ämter Lindensfeld, Umstadt, die Reste des Hochstifts Worms, die Abtei Seligenstadt, die Stadt Friedberg, die Propstei Wimpfen und die Cistercienserabtei Marienschloß bei Rodenbera. Dieser Zuwachs betrug etwa 6000 qkm mit 220000 E., während 2200 qkm mit 100000 E. abgetreten worden waren. Nachdem der Landgraf dem Rheinbunde beigetreten, nahm er 14. Aug. 1806 als souveräner Fürst die großherzogl. Würde an und nannte sich nun Ludwig I. Durch ein Edikt vom 1. Okt. 1806 hob er die landständischen Einrichtungen der alten hess.-kassell. Lande auf, die sie mit H.-Kassel gemeinsam gehabt hatten, denen zufolge aber 1628 die letzten Landtage gehalten worden. Ebenso beseitigte er auch die besondern darmst. Landstände. Mit dem Fall Napoleons löste sich der Rheinbund auf, und 2. Nov. 1813 trat H. durch den Vertrag zu Tönnigheim den verbündeten Mächten bei, wogegen ihm der Fortbestand als souveräner Staat zugesichert wurde. Durch die Bestimmungen des Wiener Kongresses verlor der Großherzog West-

falen nebst Wittenstein-Wittenstein und Wittenstein-Berleburg an Preußen, Alzenau, Amorbach, Miltenberg und Heubach an Bayern und erhielt dafür Teile des bisher als Depart. Donnersberg von der franz. Regierung verwalteten linken Rheinufer, nämlich Mainz mit Castel und Kollheim, die Kantone Worms und Weibersheim und einen Teil des Kantons Alzei (etwa 4600 qkm), an Gebiet weniger, an Einwohnerzahl mehr. Die Landgrafschaft H.-Homburg, die seit Anfang des 19. Jahrh. mit H.-Darmstadt vereinigt war, wurde wieder losgetrennt und selbständiger Bundesstaat.

Unter der Regierung Ludwigs I. erhob sich das Land in raschem Aufschwung zu Wohlstand und einem konstitutionellen Staatsleben, namentlich seitdem ein neues Staatsgrundgesetz 17. Dez. 1820 publiziert worden war. Die Civilliste des Regenten wurde geregelt und ein Staatsschuldenentilgungsgesetz promulgiert. Daraus reichte sich die Publikation weiterer mit den Ständen vereinbarter Gesetze, so das über die Trennung der Justiz von der Verwaltung, die Errichtung einer Oberrechnungskammer, die Aufhebung der Leibeigenschaft, der Fronen und anderer Privilegien, die Veranlagung der Zehnten, der Ablauf der fiskalischen Grundrenten, die Verkündigung einer neuen Gemeindeordnung u. s. w. Schon im Juni 1821 konnte der erste Landtag geschlossen werden. Auf dem im Aug. 1823 zusammenberufenen zweiten Landtage wurden Gesetze über die Ministerverantwortlichkeit und die Dienstpragmatik der Civilstaatsdiener vereinbart. Der dritte Landtag 1826—27 äußerte bereits einige laute Wünsche bezüglich des zu hohen Budgets und der Nichtabnahme der Staatsschuld, welche sich auf dem vierten Landtage, der 1829 eröffnet wurde, mehr und mehr zu Beschwerden gestalteten, namentlich als nach dem 6. April 1830 erfolgten Tode Ludwigs I. und dem Regierungsantritt seines Sohnes und Nachfolgers Ludwigs II. (geb. 1777, gest. 1848) von seiten der Stände Verminderungen an der Civilliste, von seiten der Regierung dagegen die Übernahme von 2 Mill. fl. Privatschulden des neuen Großherzogs dringend gewünscht wurden. Während endlich eine Einigung über die Civilliste erfolgte, wurde die Übernahme der Privatschulden des Regenten bestimmt abgelehnt. Im Nov. 1830 erfolgte die Verabschiedung des Landtags, und nun trat die Regierung gegen die als Nachwirkungen der franz. Juli-revolution entstandenen Unruhen und Aufregungen mit großer Festigkeit auf, sodas auf dem im Dez. 1832 zusammenberufenen fünften Landtage eine immer größere Spaltung zwischen Regierung und Ständen eintrat. Es erfolgte eine Auflösung des Landtags und zugleich die Pensionierung verschiedener Staatsdiener, die als Mitglieder der aufgelösten Kammer in den Reihen der Gegner des Ministeriums standen, darunter Geh. Staatsrat Zaup, Regierungsrat von Wagera u. a. Trotz aller Maßregelungen kam eine noch stärkere Opposition in die Zweite Kammer des sechsten Landtags, der 26. April 1834 eröffnet und nach heftigen Debatten bei der Beratung über die Nechenichartsablage der vorherigen Finanzperiode, sowie über die Unabhängigkeit des Richteramts schon im Oktober desselben Jahres wieder aufgelöst wurde. Die Eröffnung des siebenten Landtags erfolgte schon im Frühjahr 1835, und da die Regierung sich die Majorität zu sichern gewußt hatte, so gingen

die vorgelegten Entwürfe fast sämtlich durch. Auch die nun folgenden drei Landtage bewegten sich in keiner scharfen Gegenstellung zu dem Ministerium. Der achte Landtag (eröffnet 5. Nov. 1838, geschlossen 9. Jan. 1841) betriet den Entwurf eines Strafgesetzbuchs, welcher 17. Sept. 1841 als Gesetz (mit Geltung vom 1. April 1842 an) verkündet wurde. Der im Dez. 1841 eröffnete und im Juli 1842 wieder verabschiedete neunte Landtag beschäftigte sich vorzugsweise mit den legislativen Vorarbeiten für den Eisenbahnbau. Das dem 10. Landtag (1844—47) vorgelegte Civilgesetzbuch erweckte die Unzufriedenheit der Provinz Rheinhessen, welche darin eine Verminderung ihrer seitherigen Institutionen erblicken wollte. Mit dem Wiedererscheinen des Abgeordneten von Gagern, der den vor 13 Jahren verlassenen polit. Kampfplatz wieder betrat, wurde die Opposition gegen das Ministerium in- und außerhalb der Kammer intensiver; doch billigten die Kammern den Entwurf des Civilgesetzbuchs, sowie einen Entwurf eines Polizeistrafgesetzes. Trotz vielfacher Bemühungen der Regierung fielen die Wahlen für den elften Landtag ungünstig aus, und bei der im Dez. 1847 erfolgten Eröffnung desselben befand sich die Opposition wieder im Besitz der Majorität.

Nach einer kurzen Vertagung trat der Landtag 28. Febr. 1848 wieder zusammen, um alsbald mit den Nachrichten über den Sturz der franz. Monarchie überrascht zu werden. Der Großherzog Ludwig II. ernannte seinen Sohn, den Erbprinzen Ludwig, zum Mitregenten. Dieser entließ das bisherige Ministerium zu Thil, und berief Heinr. von Gagern (5. März) zum Minister, welcher in dem Edikt vom 6. März in einem bis dahin von Seiten einer Regierung nicht gehörten Tone von der Zwecklosigkeit der deutschen Bundesversammlung sprach, Freiheit der Presse, Volksbewaffnung, Herstellung des Petitions- und Versammlungsrechts, Beerdigung des Herrn auf die Verfassung, freie Religionsübung, Zurücknahme des Polizeistrafgesetzbuchs, Garantie der rheinisch. Institutionen, Einführung der Schwurgerichte und Nationalvertretung zusagte. Als Gagern infolge seiner Erwählung zum Präsidenten der Deutschen Nationalversammlung sein Ministeramt (Ende Mai) niederlegte, übernahm zunächst Zimmermann provisorisch den Vorsitz im Ministerium, bis Mitte Juli Jaup an Gagerns Stelle berufen wurde. Ludwig II. war inzwischen 16. Juni gestorben und sein Sohn Ludwig III. (geb. 1806, gest. 1877), bisher Mitregent, ihm gefolgt. Das Ministerium vereinbarte mit den Ständen ein neues Wahlgesetz, wonach in Zukunft die Zweite Kammer nach allgemeinem Stimmrecht gebildet und für die Erste Kammer nur ein mäßiger Census gefordert werden sollte. Darauf erfolgte 24. Mai 1849 der Schluss des Landtags. Inzwischen widerstanden an der bad. Grenze die Hess. Truppen der von Süden her kommenden Revolution, erst auf die Defensiv beschränkt, später, durch Reichstruppen unterstützt, zum Angriff übergehend. Während dann unter dem Oberbefehl des preuß. Generals von Peuder die Pacificierung Badens erfolgte, war H. im Juni 1849 dem von Preußen vorgeschlagenen Dreikönigsbündnis beigetreten. Der auf Ende Dez. 1849 nach dem neuen Wahlgesetz einberufene Landtag wurde jedoch nach kurzer Dauer schon im Jan. 1850 wieder aufgelöst.

Wie überall, so zeigten sich mit 1850 die Anfänge der Restaurationspolitik auch im Großherzogtum H., dessen Regierung allmählich größere Hinneigung zur österr. Politik zeigte. Das Ministerium Jaup nahm im Juni 1850 seine Entlassung und Freiherr von Dalwig trat als Vorstand des Ministeriums des Innern ein, wozu er später noch den Vorsitz im Gesamtministerium und das Ministerium des Äußern übertragen erhielt. Die erste Wirksamkeit des neuen Ministeriums war der Rücktritt von der Union und die Vertheidigung des Laß nachher in Frankfurt wieder zusammentretenden Bundestags. Noch einmal versammelten sich 12. Sept. 1850 die Stände auf Grund des neuen Wahlgesetzes zum 18. Landtag, der jedoch schon nach 14 Tagen wieder aufgelöst wurde. Eine Verordnung vom 9. Okt. setzte an Stelle des zugleich außer Kraft erklärten Wahlgesetzes von 1849 eine neue Wahlordnung, auf Grund welcher eine außerordentliche, aus zwei Kammern bestehende Ständerversammlung zusammenberufen wurde, die vorzugsweise ein neues Wahlgesetz beraten sollte. Dieser außerordentliche Landtag wurde 18. Jan. 1851 eröffnet; außer andern reaktionären Gesetzen wurde ein neues Wahlgesetz durchberaten, welches im wesentlichen die alten Wahlbestimmungen der Verfassungsurkunde mit nur wenigen Modifikationen enthielt. Hierauf erfolgte 16. Okt. 1856 der Schluss dieses Landtags. Noch in demselben Jahre trat auf Grund des neuen Wahlgesetzes der 15. Landtag (eröffnet im Dez. 1856, geschlossen 2. Juli 1858) zusammen.

Am 31. Mai 1859 wurde aus Veranlassung der kriegerischen Ereignisse in Italien der 16. Landtag eröffnet, jedoch zehn Tage später, nach Bewilligung der für die Kriegsbereitschaft erforderlichen Summen, wieder vertagt, um erst im Dezember desselben Jahres zur gewöhnlichen Budgetberatung von neuem zusammenzutreten. Den Entwurf einer neuen Strafprozeßordnung verworf die Erste Kammer. Dagegen wurde das Allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch, ein Entwurf über das Civilbienntwen-Institut, über die gleichmäßige Besteuerung der Gewerbe und das Fischereigesetz angenommen. Schon auf diesem Landtage kam die von der Regierung mit dem bishöf. Stuhle zu Mainz bereits 22. Aug. 1854 abgeschlossene, aber erst gelegentlich der Beratung der Ersten Kammer 26. Okt. 1860 zur öffentlichen Kenntnis gebrachte »Vorläufige Übereinkunft in Betreff der Regelung der Verhältnisse des Staats zur kath. Kirche« oder die sog. Mainz-Darmstädter Konvention zur Sprache. Ein sehr strenges Verfallgesetz vergrößerte die Unzufriedenheit im Lande, und als der neue Landtag 10. Nov. 1862 eröffnet wurde, gehörte die große Majorität desselben der Hess. Fortschrittspartei an, die sich kurz vorher auf Grund des sog. »Landesbergs-Programms« in Frankfurt a. M. gebildet hatte und vorzugsweise sich auf das im März 1848 erlassene Edikt, dessen Verpflichtungen noch immer unerfüllt seien, stützte. Der Landtag begann auch sofort mit der Annahme einer Adresse, welche Aufhebung des Verfallgesetzes und anderer reaktionärer Maßregeln forderte. Doch war, außer der Annahme des preuß.-franz. Handelsvertrags, das einzige Resultat des Landtags die im Herbst 1864 erfolgte Einigung über das Budget, das wesentliche Gisparnisse mit sich brachte. Am 10. Mai 1866 wurde dieser 17. Landtag geschlossen, und 4. Dez. trat der 18. zusammen, welcher in der Opposition gegen die

Regierung fortfuhr. Nachdem durch den 24. März 1866 erfolgten Tod des letzten Landgrafen von H.-Homburg dieses Landchen an das Großherzogtum gefallen war, stellte sich letzteres in dem ausbrechenden Konflikt zwischen Preußen und Österreich mit der Majorität des Deutschen Bundes auf die Seite Österreichs, nahm auch am Deutschen Kriege von 1866 teil und mußte in dem mit Preußen 6. Sept. 1866 abgeschlossenen Frieden außer der Zahlung von 3 Mill. Fl., der Übergabe des gesamten Postwesens im ganzen Großherzogtum an Preußen und der Anerkennung der durch den Nikolsburger Präliminarfrieden bestimmten Neugestaltung Deutschlands die laum erworbene Landgrafschaft H.-Homburg, sowie den Kreis Niederlopp, den Kreis Wöhl mit seinen Enklaven, den nordwestl. Teil des Kreises Gießen, den Ortsbezirk Rödelheim und den unter hess. Souveränität stehenden Teil des Ortsbezirks Niederursel an Preußen abtreten und in den Beitritt mit allen nördlich vom Main gelegenen Gebietsteilen zum Norddeutschen Bunde willigen. Preußen trat dagegen behufs Herstellung territorialer Einheit in der Provinz Oberhessen einige Gebietsteile, welche bisher zu Kurhessen, Nassau und Frankfurt gehört hatten, darunter das vor-malige Kurhess. Amt Nauheim und das vormalige nassauische Amt Reichelsheim, an H. ab. Das Friedensvertr. erhielt seinen Abschluß durch die 7. April 1867 vereinbarte Militärkonvention, welche die Organisation des hess. Militärwesens derjenigen Preußens und des Norddeutschen Bundes völlig gleichstellte und die hess. Division zu einem Teile des norddeutschen Bundesheers machte, sowie durch ein auf Grund dieser Militärkonvention abgeschlossenes Schutz- und Trutzbündnis.

Eine neue Ordnung der Dinge hatte mit diesen Bestimmungen ihren Anfang genommen; aber der Umstand, daß Oberhessen zum Norddeutschen Bunde gehörte, während die Provinzen Starkenburg und Rheinhessen in ihrer Unabhängigkeit vom Bunde frühere Zustände beibehielten, bereitete Schwierigkeiten. Der Eintritt des ganzen Großherzogtums in den Norddeutschen Bund, von der Zweiten Kammer wiederholt beantragt, aber von der Regierung bestritten und von der Ersten Kammer verworfen, wurde zur Notwendigkeit. Am 15. Jan. 1868 wurde ein Telegraphenvertrag mit Preußen abgeschlossen, vermöge dessen das Telegraphenwesen (mit Ausnahme des Staatsbahn-Telegraphen) allmählich vollständig an die Verwaltung Preußens, beziehentlich des Norddeutschen Bundes überging; ein Postvertrag war bereits 1867 zu Stande gekommen. Die Triumphe von 1870 bis 1871 führten zur dauernden Einigung sämtlicher deutschen Staaten und zur Herstellung des Deutschen Reichs. Im März 1870 schon hatte H. mit dem Norddeutschen Bunde einen sog. Jurisdiktionsvertrag, betreffend wechselseitige Gewährung der Rechtshilfe, abgeschlossen. Im Okt. 1870 ließ der Großherzog den Entwurf zu einer presbyterial-synodalen Verfassung publizieren, welcher demnächst der Landesynode zur Beratung gegeben werden sollte. Am 15. Nov. schloß H. zu Versailles einen Vertrag über den Beitritt auch seines südl. Teils zum neuen Deutschen Bunde, sowie eine vorläufige Vereinbarung bezüglich der Militärverhältnisse des Großherzogtums, welche 1871 infolge weiterer Verhandlungen zu einer definitiven wurde. Minister von Dalmwig trat 6. April 1871 zurück und nach dem Übergangsministerium Linde-

los trat Minister Hofmann 13. Sept. 1872 an die Spitze des Ministeriums. Vereinfachungen in der Staatsverwaltung wurden vorgenommen, infolge der Aufhebung der besondern Behörden für Schulwesen, Medizinalwesen, Baupolizei, für Jagd und Domänenangelegenheiten und für Strafrecht und deren Einordnung als Abteilungen der Ministerien. Ein neues Wahlgesetz wurde von dem Reichstag im Okt. 1872 angenommen. Die Landes-Synode wurde 27. Jan. 1874 durch großherzogl. Erlass kündigt. Ein Volksschulgesetz, das die Organisation des Staats und die Leitung des gesamten Schulwesens durch Staatsbehörden bestimmt, erfuhr nach langem Widerstand der Ultramontanen im März 1874 auch von der Ersten Kammer Genehmigung; endlich wurden fünf Kirchengesetzentwürfe, welche das Verhältnis der Kirche zum Staat ordnen, das Protestes des Bischofs Ketteler, im Febr. 1874 von den Kammern genehmigt und 3. Mai 1874 der Regierung publiziert. Der im Okt. 1875 am Landtag genehmigte im März 1876 den Landesoberhess. Bahnen durch den Staat. Im März trat Freiherr von Staud an Stelle des am 1. Febr. 1876 des Reichslandtagsamts ernannten Reichspräsidenten Hofmann. Am 13. Juni 1877 starb der Großherzog Ludwig III.; da er kinderlos, so folgte ihm sein ältester Neffe Ludwig IV. (12. Sept. 1877) als Ludwig IV. Infolge der dynastischen Vermählung des Großherzogs mit Prinzessin von Kolumine trat Freiherr von Staud am 1. März 1884 zurück und der seitherige Staatsrat J. an seine Stelle.

Vgl. von Lardheim, „Histoire générale de la maison de Hesse“ (2 Bde., Straßb. 1819-20); Krommel, „Geschichte von H.“ (10 Bde., Straßb. 1820-58); Dieffenbach, „Geschichte von H.“ (Darmst. 1831); Archiv für hess. Geschichte und Altertumskunde“ (seit 1833); Heber, „Geschichte des Großherzogtums H.“ (Offenb. 1837); Hepp, „Königliche Geschichte beider H.“ (Marburg 1876); Hepp, „Histor. Übersicht der Territorialveränderungen des Landgrafschaft H. und des Großherzogtums“ (2. Aufl., Darmst. 1872).

Hessen-Darmstadt, f. u. Hessen-Philippsthal. **Hessen-Homburg**, eine ehemalige Landgrafschaft, bestehend aus der Herrschaft Homburg an der Höhe dieses und der Herrschaft Reichelsheim jenseit des Rheins von zusammen 275 qkm. Im 1866 dem preuß. Staate einverleibt. Die Landgrafschaft war früher als Amt Homburg ein gründer Teil der Landgrafschaft H.-Darmstadt bis sie nach Georgs I. Tode (1622) an dessen jüngsten Sohn, Friedrich I., kam, welcher der Linie der Homburgischen Linie wurde, in der er 1628 die Erstgeburtserbe einführte. Ihm folgte 1633 sein Sohn, Friedrich II. mit dem silbernen Bein (geb. 1633, gest. 1708). Früher in schwed. und dän. Diensten, zeichnete sich derselbe besonders an der Schlacht bei Jędrzejów aus. Er verstarb damals noch sehr kleine und unbedeutende Herrschaft und zog in die nahe gelegenen Dörfer Reichelsdorf und Dornholzhausen vertriebene Protestanten. Sein Sohn und Nachfolger, Friedrich III. Jakob (geb. 1673), war unter den Fürsten des Großen Kurfürsten von Brandenburg ein namhafter Mann in holländ. Diensten an den Jahren 1690-97 teil und starb hochbetagt und kinderlos zu Herzogenbusch 1746. Nachfolger war sein

Bruderssohn, Friedrich IV. (geb. 1724), der, früher unter Friedrich II. von Preußen mit Auszeichnung dienend, schon nach fünfjähriger Regierung 1751 mit Hinterlassung eines unmündigen Sohns, Friedrich V. (geb. 1748), verstarb. Die Vormundschaft übernahm, neben der Mutter, der Landgraf Ludwig VIII. von H.-Darmstadt. Doch führte dies Verhältnis zu Streitigkeiten, die erst durch einen Vergleich 1768 erledigt wurden, der namentlich infolge der Vermählung Friedrichs V. mit der Prinzessin Karoline, Tochter Ludwigs IX. von H.-Darmstadt, zu Stande kam. Die während der weitern Regierung Friedrichs V. hereinbrechende französische Revolution mit ihren nachfolgenden Ereignissen entriß ihm sein Land, das unter die Souveränität seines Schwagers, Ludwig I. von Darmstadt, kam, bis der Wiener Kongreß die Unabhängigkeit des Landes wiederherstellte, und 1817 ward der Landgraf nachträglich noch Mitglied des Deutschen Bundes. Er starb 1820, und ihm folgte sein ältester Sohn, Friedrich Joseph (geb. 1769), der kinderlos 2. April 1829 starb und seinen Bruder, Ludwig Friedrich Wilhelm, zum Nachfolger hatte. Dieser, geb. 29. Aug. 1770, war nach vollendeten Studien in Genf 1788 in preuß. Dienste getreten, in denen er an den meisten Schlachten, welche Preußen seit 1792 bis zum Zweiten Pariser Frieden gegen Frankreich schlug, namentlich auch an der Schlacht bei Leipzig, wo er schwer verwundet wurde, den rühmlichsten Anteil nahm. Nach und nach zum General der Infanterie aufgestiegen, wurde er 1815 Gouverneur der Bundesfestung Luxemburg. Nachdem Weissenheim schon 31. Dez. 1829 dem preuß. Zollverein einverleibt worden, trat 20. Febr. 1835 auch Homburg demselben bei.

Als der Landgraf 19. Jan. 1839 ebenfalls kinderlos starb, folgte ihm in der Regierung sein Bruder, Philipp August Friedrich (geb. 1781), welcher dem Lande eine Verfassung zu geben versprach. Er starb indessen ohne Erfüllung dieses Versprechens 15. Dez. 1846, und es folgte ihm sein Bruder, Gustav Adolf Friedrich, der schon 8. Sept. 1848 starb. Unter dessen Bruder und Nachfolger, Ferdinand Heinrich Friedrich, trat im April 1849 ein Landtag zusammen und vereinbarte eine Verfassung, die 3. Jan. 1850 publiziert, aber 20. April 1852 wieder außer Wirksamkeit gesetzt ward. Landgraf Ferdinand Heinrich Friedrich, der jüngste Sohn des Landgrafen Friedrich V., starb unvermählt 24. März 1866. Mit ihm erlosch im Mannsstamme die Linie H.-H., und das Landchen fiel damit an H.-Darmstadt zurück. Das landgräfl. Kontingent kämpfte an der Seite der protestant. heff. Division den unglücklichen Kampf gegen Preußen, und der vom Großherzog mit Preußen abgeschlossene Friede trennte nebst andern Landesstellen auch die Landgrafschaft von dem heff. Länderbesitz. Die Herrschaft Homburg bildet seitdem einen Bestandteil der preuß. Provinz H.-Rassel (Weich vom 20. Sept. 1866). Von der homburg. Erbschaft verblieben dem Großherzog nur die im Regierungsbezirk Naumburg gelegenen Adelskommunen: das Amt Wörlitz und das Amt Eisleben, und die im Schlosse zu Homburg befindliche Büchersammlung, sowie sämtliche darin befindliche Bücher. Die Herrschaft Weissenheim bildet jetzt einen Kreis des preuß. Regierungsbezirks Koblenz.

Hessen-Rassel, ein ehemaliges deutsches Kurfürstentum, welches wesentlich dem gegenwärtigen

Regierungsbezirk Rassel der preuß. Provinz H.-Rassel entsprach. Es bestand aus dem unregelmäßig gestalteten Hauptlande und mehreren Enklaven, von denen die Grafschaft Schaumburg und die Herrschaft Schmalkalden die größten waren, und zerfiel in vier Provinzen: Niederhessen mit Schaumburg, Oberhessen, Fulda mit Schmalkalden und Hanau, umfaßte insgesamt 174 Quadratmeilen (9580,94 qkm) mit (1864) 745 063 E. (82,88 Proz. Protestanten, 14,88 Proz. Katholiken, 2,80 Proz. Mennoniten, Wiedertäufer und Juden). Die Haupt- und Residenzstadt war Rassel. (S. Hessen-Rasselau und Rassel.) Vgl. Pfister, »Handbuch der Landeshunde von Hessen« (2. Aufl., Kass. 1840); Landau, »Beschreibung des Kurfürstentums Hessen« (Kass. 1842); Hildebrand, »Statist. Mitteilungen über die volkswirtschaftlichen Zustände Kurhessens« (Berl. 1853); Altmüller, »Das Kurfürstentum Hessen« (Gött. 1860).

H.-R. ist die ältere Linie des Hauses Hessen, die von Philipps des Großmütigen ältestem Sohne, dem Landgrafen Wilhelm IV. oder dem Weisen, gestiftet wurde, der seine Residenz zu Rassel hatte und 1567–92 regierte. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Moriz, der sich der reform. Kirche zuwendete, 1627 die Regierung seinem Sohne Wilhelm V. überließ und 1632 starb. Wilhelm V. setzte 1628 das Erstgeburtsrecht für sein Haus fest, kämpfte im Dreißigjährigen Kriege auf Schwedens Seite und starb in der Nacht 1637. Sein Bruder Hermann stiftete die Nebenlinie H.-Rotenburg, der jüngste Bruder Ernst die Linie H.-Rheinfels. Wilhelms V. unmündiger Sohn, Wilhelm VI., stand, bis er 1650 die Regierung selbst übernahm, unter der Vormundschaft seiner Mutter, Amalia Elisabeth, Gräfin von Hanau, die zur Entschädigung für die Opfer im Dreißigjährigen Kriege den größten Teil der Grafschaft Schaumburg und die Abtei Hersfeld als Fürstentum erhielt. Wilhelm VI. starb 1663, und ihm folgten sein Sohn Wilhelm VII. und, als dieser 1670 noch minderjährig verstarb, dessen Bruder Karl unter der Vormundschaft seiner Mutter, Hedwig Sophie, einer Tochter des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, während ein dritter Bruder, Philipp, der Stifter der Nebenlinie H.-Philippsthal wurde. Karl übernahm die Regierung 1675. Heff. Soldaten hatten nach dem Dreißigjährigen Kriege als Bundesstruppen anderer Kontinentalmächte fast an allen europ. und türk. Kriegen Anteil. Dieses System verbesserte die Finanzen, aber laum den Wohlstand des Landes, und brachte den glänzenden Hof selbst in ausländische Familienverbindungen. Karls ältester Sohn, Friedrich, vermählte sich mit Ulrike Eleonore, der jüngsten Schwester Karls XII. von Schweden, dem diese auf dem Throne folgte, und wurde 1720 König von Schweden. Beim Tode seines Vaters 1730 übernahm er als Friedrich I. die Regierung in H., ernannte aber seinen Bruder Wilhelm zu seinem Statthalter, der ihm, als er 28. März 1751 ohne Erben starb, unter dem Namen Wilhelm VIII. als Landgraf folgte. Wilhelm VIII. foht noch als brit. Bundesgenosse im Siebenjährigen Kriege und starb 1760. Ihm folgte sein zum Katholizismus übergetretener Sohn, Friedrich II.; er hielt einen glänzenden Hof, vermehrte das Heer bedeutend und ließ 1776–84 im engl. Solde 22 000 Mann gegen Nordamerika kämpfen, wofür er 21 276 778 Thlr. erhielt. Er starb 1785; ihm folgte als Landgraf

sein Sohn Wilhelm IX., der schon seit 1760 Graf und dann Fürst von Hanau gewesen war.

Wilhelm IX. nahm an dem franz. Revolutionskriege mit seinem Reichscontingent und auch als brit. Verbündeter teil. Nachdem er dem Baseler Frieden von 1795 beigetreten, schloß er sich an Preußen an. Zur Entschädigung für den Verlust seiner Besitzungen jenseit des Rheins erhielt er 1803 mehrere vormals mainzer Ämter und Städte und wurde 25. Febr. 1803 zur Würde eines Kurfürsten erhoben, die er 1. Mai 1803 unter dem Namen Wilhelm I. öffentlich annahm. Am 3. Okt. 1806 schloß er einen Vertrag mit Napoleon, worin dieser die Neutralität des Kurfürstentums anerkannte. Da aber der Kurfürst zu Aufrechterhaltung der Neutralität sein Heer auf 20 000 Mann vermehrte, so gab ihm Napoleon nach der Schlacht bei Jena schuld, dies nur deshalb getan zu haben, um, falls die Preußen siegten, gemeinschaftliche Sache mit diesen zu machen. Bereits 1. Nov. wurde Kassel von franz. Truppen besetzt und im Frieden zu Tilsit das ganze Kurfürstentum dem neuerrichteten Königreich Westfalen einverleibt. Erst nach siebenjähriger Abwesenheit, 21. Nov. 1813, kehrte der Kurfürst in sein Land zurück. Wie er überhaupt die westfäl. Zwischenregierung als gar nicht vorhanden gewesen und auch alles, was unter derselben geschehen, als ungültig betrachtete, wodurch große und weitläufige Prozesse, so namentlich in Beziehung auf den Verkauf der Domänen, veranlaßt wurden, so behielt er auch, als man ihm auf dem Kongresse zu Wien nicht den Königstitel bewilligte, den inzwischen ganz bedeutungslos gewordenen kurfürstl. Titel bei. Bei der Ausgleichung der deutschen Gebiete erhielt er zu seinem frühern Besitze den größten Teil des Fürstentums Fulda, mehrere Enklaven im Kurhessischen und einen Teil des Hsenburgischen; dagegen trat er einige Enklaven und Grenzdistrikte, z. B. an Sachsen-Weimar, ab. Bei der Rückkehr in sein Land hatte er dem Volk in einer Proklamation, sowie den verbündeten Mächten in dem Beitrittsvertrage vom 2. Dez. 1813 versprochen, die Landstände, wie sie bis 1806 bestanden, jedoch mit Aufhebung aller Steuerbefreiungen, wiederherzustellen, und es waren auch die alten Stände vom 1. März bis 2. Juli 1815 und dann wieder vom 15. Febr. bis 10. Mai 1816 versammelt. Der Kurfürst ließ einen Konstitutionsentwurf, der im wesentlichen an den alten Grundlagen nichts ändern sollte, ausarbeiten, und schon war eine definitive Redaktion zur Publikation als Gesetz bereit, als der Kurfürst plötzlich von einer Konstitution absah. Er gab hierauf ein Haus- und Staatsgesetz vom 4. März 1817, in welches man verschiedene Bestimmungen des Konstitutionsentwurfs aufnahm. Die Stände betraf er jedoch nicht mehr, und mehrere wichtige Gesetze wurden in Form von Verordnungen erlassen.

Das Ableben des Kurfürsten Wilhelm I. 27. Febr. 1821, dem sein Sohn Wilhelm II. in der Regierung folgte, änderte hierin nichts. Durch ein Organisationsedikt vom 29. Juni 1821 wurde zwar die Justiz von der Administration getrennt, der Geschäftskreis aller Staatsbehörden genau bestimmt und für die Regelmäßigkeit des Staatshaushalts gesorgt; allein diese Organisation vermehrte die obere Verwaltungsbehörden, dadurch den Kostenanwand, und entbehrte der konstitutionellen Garantien. Hierzu kam noch das Ansehen erregende Verhältnis des Kurfürsten zur Gräfin Reichenbach,

der man großen Einfluß auf denselben beimaß. In der Kurfürst und die Gräfin im Sept. 1830 in Karlsbad nach Kassel zurückkehren beabsichtigte, brach 6. Sept. eine Bewegung aus, infolge der am 7. eine Bürgerbewaffnung eingeführt wurde. Hierauf langte der Kurfürst nebst dem Kurprinzen 12. Sept. in Kassel an, und ersterer bewilligte 13. Sept. dem Stadtrate zu Kassel das Gesuch einer Versammlung der Landstände. Inzwischen waren auch in Hanau und Fulda Unruhen ausgebrochen, die sich in Kassel 6. und 16. Okt. erneuerten. Durch eine Verordnung vom 19. Sept. berufen Stände der althess. Lande, denen auch Abgeordnete von Fulda, Hanau und Isenburg und Schmurg beigegeben waren, traten 16. Okt. zusammen. Ihnen wurde das neue Grundgesetz, das der Kurfürst 6. Jan. 1831 unterzeichnete, 9. Jan. feierlich übergeben. Die Rückkehr der Gräfin Reichenbach nach Wilhelmshöhe 10. Jan. und die darüber entstandene Bewegung hatte indes zur Folge, daß die Gräfin sich wieder zur Abreise entschloß. Dies reizte den Kurfürsten so auf, daß er seine Absicht nach Hanau verlegte und dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm die Mitregentschaft und jagte bis er selbst wieder in die Hauptstadt zurückkehrte, die alleinige Regierung übertrug. Eine Anordnung wurde 30. Sept. 1831 durch ein Gesetz bekannt gemacht, und 7. Okt. hielt der Kurprinz Mitregent seinen Einzug in Kassel. Der erste nach der neuen Verfassung 11. April 1831 eröffnete Landtag wurde, als er sich über die Maßregeln der Regierung gegen Presse und Vereine und über die Ausnahmebeschlässe des Bundestags aus sprach. 26. Juli wieder aufgelöst. Sein wichtigstes Ergebnis war der Zollanschluß an Preußen und damit der Beitritt zu dem damals im Entstehen begriffenen Zollverein. Der zweite Landtag, der am 8. Nov. eröffnet wurde, begann mit Zwistigkeiten zwischen Ministerium und Ständen, namentlich über den Urlaub für den Professor Jordan, der als Dozent der Landesuniversität keines Urlaubs zu bedürfen glaubte. Als am 18. März die Stände den Beschluß faßten, daß dem Eintreten Jordans kein Hindernis im Wege stehe, erfolgte eine abermalige Auflösung. Der dritte Landtag, zum 15. Apr. 1833 einberufen, ward erst 10. Juni eröffnet. Anklagen gegen den Minister Hassenpflug wurden vor Oberappellationsgerichte aus formellen Gründen verworfen. Nachdem ein Gesetz über die Emancipation der Juden zu Stande gekommen, schloß der Landtag 31. Okt. 1833 wenigstens mit einem verfassungsmäßig gefaßten Abschiede. Der Landtag für die zweite Finanzperiode 1834—36, jedoch ohne neue Wahlen, wurde 11. Nov. 1833 eröffnet, brachte eine Gemeindeordnung zu Stande und erzielte eine Minderung des Militäretats, wurde aber 6. Apr. 1835 ohne Verabschiedung entlassen.

Inzwischen hatte der am 12. Nov. 1834 erfolgte Tod des Landgrafen Victor Amadeus von H. Hessen-Kassel und der dadurch veranlaßte Heimfall der beträchtlichen Grundbesitzungen desselben, welche die Regierung als Fideikommiß des Kurhauses in Anspruch nahm, zu neuer Verwicklung zwischen ihr und den Ständen Veranlassung gegeben. Der Landtag 1837—39 ward 22. Nov. 1836 eröffnet, aber noch unter dem Ministerium Hassenpflug zweimal verlag, nach Hassenpflugs Austritt aus dem Staatsdienst und der Stände Wiederberufung; 6. Okt. 1837 unmittelbar nach der Abstimmung,

zufolge deren die Einnahmen der sog. Rotenburger Quart dem Finanzminister überwiesen werden sollten, 10. März 1838 aufgelöst. Hassenpflug Nachfolger, Hanstein, hielt, wenn auch minder schroff, doch die Prinzipien des Vorgängers aufrecht. Die Eröffnung der zweiten Ständerversammlung der dritten Finanzperiode fand 23. April 1838 statt; doch auch diese wurde 12. Juli ohne Verabschiedung entlassen. Der Landtag 1840—42 wurde 25. Nov. 1839 eröffnet. Der Regierung gelang es auch jetzt nicht, in den streitigen Finanzfragen die Zustimmung der Kammer zu erhalten. Zu Ende 1841 war statt Hanstein Koch an die Spitze des Ministeriums des Innern getreten und damit ein milderes Element in die oberste Verwaltung gekommen. Die Wahlen zu dem Landtag der fünften Finanzperiode, den der Kurfürst im Dec. 1842 eröffnete, waren für die Regierung günstiger ausgefallen, aber das Jögern der Regierung in der Anlage von Eisenbahnen veranlaßte lebhafteste Erörterungen, die Kochs Rücktritt vom Ministerium nach sich zogen. Die Verabschiedung des Landtags erfolgte 3. April 1844. Auch die nächsten Landtage wurden bald nach Eröffnung wieder vertagt. Inzwischen war zwar Koch wieder an die Spitze des Ministeriums getreten, aber sein Einfluß schwand, während der Landtagskommissar Scheffer die leitende Persönlichkeit wurde, bis 1847 Koch abermals austrat und durch Scheffer ersetzt wurde. Am 30. Nov. 1847 kam zu Frankfurt a. M. Kurfürst Wilhelm II., und der Kurprinz-Regent trat nun als Kurfürst Friedrich Wilhelm I. die Regierung an. Das Ministerium Scheffer konnte selbst mit der diesmal gefügigern Ständerversammlung sich nicht über die Fragen der Hofdotation einigen.

Unter solchen Verhältnissen mußten die Februarrevolution von 1848 und die darauffolgenden Ereignisse in Deutschland in H. mächtig wirken. Überall begann eine Petitionsbewegung, am stärksten in Hanau. Schon in der Nacht vom 5. auf den 6. März entfernte sich Scheffer, am 7. März versprach der Kurfürst Aufhebung der Censur, Beseitigung der Maßregeln gegen die Deutschkatholiken, öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren mit Geschworenen u. s. w. Eine Deputation aus Hanau verlangte vollständige Minister, Auflösung der Stände, Amnestie, Religionsfreiheit, Mitwirkung zu einem deutschen Parlamente, und der Kurfürst gewährte alles. In das neue Ministerium traten Oberhard, Schwedes, Moriz von Baumbach und Weiß ein. Wippermann ward Landtagskommissar, und in die Ständerversammlung, die 13. März zusammentrat, wurden die bisher ausgeschlossenen zugelassen. Das Ministerium verkürzte sich später durch Schend von Schweinsberg (Auswärtiges) und Wippermann (Finanzen) und begann nun, nachdem eine polit. Amnestie verkündet worden, nach allen Seiten hin die Gesetzgebung im liberalen Sinne zu reformieren. Die ungelöste Streitfrage über die Rotenburger Quart fand jetzt ihre Erledigung, indem die Domänengüter dieser Gräfschaft dem Finanzministerium überwiesen, auf die Rückerstattung der bisher vom Kurfürsten bezogenen Summen aber verzichtet wurde. Die Presse, die Religionsübung ward frei, die bürgerliche Ehe eingeführt, die Polizeiverwaltung den Gemeinden übertragen. Zur Befehung des obersten Gerichtshofs wirkten nunmehr die Stände mit. Die Verwaltung gestaltete man vollständig dahin um, daß nun ein vom

Volle gewählter Beirathrat den Verwaltungsbeamten zur Seite stand. Der so lange Zeit verzögerte Eisenbahnbau wurde jetzt vollendet, überhaupt nach allen Richtungen auch materielle Verbesserung gefördert. In den deutschen Angelegenheiten schloß sich Kurheffen der Richtung der Regierungen an, welche den Bundesstaat unter preuß. Leitung wollten, und erkannte die konstituierende Gewalt der Deutschen Nationalversammlung an. Die Grundrechte wurden publiziert, die Reichsverfassung vom 28. März 1849 verkündet. Nach dem Scheitern derselben entschloß sich die Regierung, dem Dreikönigsbunde beizutreten, und die 14. Juli 1849 nach dem neuen Wahlgesetze zusammentretende Ständerversammlung genehmigte den Beitritt zum preuß. Bündnis. Am 22. Febr. 1850 erhielt das Ministerium seine Entlassung. Hassenpflug, Hanpman, Baumbach, Cometic, Bolmar bildeten die neue Verwaltung.

Der Ministerwechsel hatte nicht nur für Kurheffen, sondern für ganz Deutschland eine entscheidende Wichtigkeit, indem hiermit Österreich gegen die preuß. Union und den parlamentarischen Bundesstaat aufzutreten Gelegenheit fand. Zwar erschien Hassenpflug mit einem gemäßigten, aber vieldeutigen Programm vor der Ständerversammlung (26. Febr.) und versicherte, zu Ausnahmemaßregeln nie die Hand bieten zu wollen. Allein die Versammlung gab Hassenpflug gegenüber ein einstimmiges Misstrauensvotum ab und ward vertagt. Nach ihrer Wiedereröffnung stellte ihr Verfassungsausschuß den Antrag, an der Union festzuhalten und gegen die beabsichtigte Wiederherstellung des Bundeslags zu protestieren; aber noch ehe diese Anträge zur Verhandlung kamen, ward 12. Juni die Ständerversammlung rasch aufgelöst, und Hassenpflug begab sich als Vertreter Kurheffens zur Plenarversammlung des Bundes nach Frankfurt. Die neuen Wahlen verstärkten unter solchen Verhältnissen die demokratische Partei, welche in der 22. Aug. eröffneten Ständerversammlung der konstitutionellen Partei an Zahl ziemlich gleich war. Das Ministerium legte kein Finanzgesetz vor und verlangte nur die Forterhebung der Steuern. Die Kammer beschloß (31. Aug.) die Erhebung und Verpönerung der indirekten Steuern für Juli bis September, verweigerte aber die direkten Steuern für dieselbe Periode wegen mangelnden Finanznachweises. Am 2. Sept. ward die Versammlung aufgelöst und in einer Verordnung vom 4. Sept. einseitig die Forterhebung sämtlicher Steuern dekretiert. Da die Verfassung ausdrücklich die Erhebung der Steuern ohne landständische Bewilligung unterlagte, weigerten die Gerichte und Verwaltungskollegien die Vollziehung der Verordnung vom 4. Sept. als gesetzwidrig. Das Ministerium verhängte darauf 7. Sept. über das ganze Land den Kriegszustand und übertrug die unbefränkte Autorität dem General Bauer. Gleichwohl beharrten die Behörden bei ihrem verfassungsmäßigen Verhalten. Der ständische Ausschuss reichte gegen die Minister wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt und wegen Hochverrats eine Klage ein, und General Bauer forderte seine Entlassung. Da begab sich 13. Sept. der Kurfürst plötzlich mit Hassenpflug nach Wilhelmshad, wohin 17. Sept. auch der Sitz der Regierung verlegt wurde. Unterdessen war es Hassenpflug gelungen, bei dem in Frankfurt versammelten Engern Räte des Bundeslags einen

Beschluß zu erlangen (21. Sept.), wonach die kurbess. Regierung aufgefordert ward, alle einer Bundesregierung zustehenden Mittel anzuwenden, um die ernstlich bedrohte landesherrliche Autorität sicherzustellen, während die Bundesversammlung selbst sich vorbehielt, die zur Herstellung des gesetzlichen Zustandes erforderlichen Anordnungen zu treffen. Der ständische Ausschuß bestritt in einer öffentlichen Erklärung die rechtliche Gültigkeit dieses Beschlusses schon aus dem Grunde, weil nach Hassenpflug's früherer Erklärung der Bundestag aufgehört habe zu existieren; auch die preuß. Regierung wies auf diplomatischem Wege dies Einschießen einer nicht anerkannten Behörde zurück. Eine Verordnung vom 28. Sept. entzog hierauf den Gerichten jede Kognition über die Wirksamkeit der Septemberverordnungen und erklärte jedes deshalb eingeleitete Verfahren für unwirksam. Die Stelle des Oberbefehlshabers ward dem alten General Hagmann übertragen, gegen welchen der ständische Ausschuß eine Anklage wegen Verfassungsverletzung und Hochverrat beim Generalauditorat einreichte, und dieses beschloß, gegen Hagmann die Untersuchung einzuleiten. Am 6. Okt. stellten die Regimentskommandeure dem Oberbefehlshaber die peinliche Lage vor, in welche man sie versetze. Deputationen gingen nach Wilhelmshab, um auf den Kurfürsten zu wirken; aber es war vergebens. Darauf gab 9. Okt. das gesamte Offiziercorps, mit geringen Ausnahmen, seine Entlassung. Die Antwort auf ihr Verlangen verzögerte sich; zu Ende des Monats erhielten sämtliche Truppen in und um Kassel Befehl zum Marsch ins Hanauische.

Die auswärtige Intervention war inzwischen vorbereitet worden. Das Bündnis in Bregenz (11. Okt.) hatte die Verabredungen festgesetzt, und der Engere Rat in Frankfurt beschloß 25. Okt., die von Hassenpflug angerufene Bundeshilfe zu gewähren. Am 1. Nov. überschritt ein bayr.-östr. Armeecorps unter Fürst Lapis die kurbess. Grenze und besetzte Hanau. Sofort überschritten im Norden des Kurstaats auch preuß. Truppen die Grenze und besetzten Kassel und Fulda. Es schien, als werde Preußen die kurbess. Verfassung gegen den nicht anerkannten Bundestag schützen, und diese Erwartung ward bestätigt, als die Preußen in der Nähe von Fulda bei Bronzell (8. Nov.) auf die vorrückende Bundesarmee Feuer gaben. Aber das Eingehen der preuß. Regierung auf die österr. Politik, wie es zu Olmütz verabredet worden, hatte auch das Geschehenlassen der Intervention in H. zur Folge. Die Dinge entwickelten sich nun rasch. Die kurbess. Armee war bis auf die Geadres beurlaubt und einer Anzahl Offiziere der verlangte Abschied erteilt. Die Septemberverordnungen wurden jetzt durchgeführt, die Bürgerwehren entwaffnet, die Presse unterdrückt, die Steuern gewaltsam eingetrieben, die an der Verfassung haltenden Beamten und Richtertollegien mit Exekution belegt, die gesetzliche Rechtspflege durch Kriegsgerichte ersetzt. Am 22. Dez. rückten die Exekutionsstruppen in Kassel ein und 27. Dez. kehrte der Kurfürst nach Kassel zurück. Eine Verordnung vom Jan. 1851 setzte Militärgerichte ein, und fremde Soldaten saßen über die heff. Beamten und Richter zu Gericht. Als die gesetzliche Frist zur Berufung der Ständeversammlung verfloß, reichte der permanente Ständeausschuß gegen Hassenpflug eine Anklage beim obersten Gerichtshof ein (3. März). Die Folge war, daß

man vier Tage später einige Mitglieder des Ausschusses verhaftete. Eine Verordnung vom 29. Nov. hob dann jenes Gesetz auf, das den Ständen eine Mitwirkung in der Befugung des obersten Gerichtshofs eingeräumt hatte. Unter Annahme der Forderung und Auswanderung verließ die Exekutionarmee erst nach dreivierteljährigem Verweilen das Land. Während die polit. Prozesse sich häuften, ging mit der polit. Reaktion Hand in Hand: kirchliche, die durch Wilmar vertreten, der kirchlichen Richtung das Übergewicht zu verschaffen suchte.

Die Verfassungsangelegenheit trat in ein neues Stadium, als im März 1852 die Bundesversammlung die Verfassung von 1831 mit dem Zusatz von 1848 und 1849 außer Wirksamkeit setzte; dem von der Regierung vorgelegten Entwurf: allgemeinen die Zustimmung erteilte. Dieser Entwurf wurde dann 13. April als neue Verfassung publiziert und hiernach 30. Juni ein Landtag: zusammenberufen. Als der Verfassungsausschuss: nige Neigung zeigte, die neue Verfassung zu: migen, löste Hassenpflug 4. Jan. 1854 die: auf. Um seinen Zweck zu erreichen, änderte er: einseitig die Grundlage des Wahlgesetzes, d: meinbeordnung. Allein auch der hiernach gew: Landtag wünschte die Verfassung von 1831, j: ohne die Bundeswidrigkeiten, zurück. Die: Wilmars Versuch einer Einführung des sog. 1: Lutherstums führten 1855 Hassenpflug's Stun: bei, worauf Scheffer ans Ruder kam. Die: rung schob die vom Bunde verlangte Erklärung: Stände über die neue Verfassung bis 1857 auf, : als diese dann ungünstig ausfiel, verzögerte s: Mitteilung an den Bundestag bis zum 15. : 1858. Scheffer nahm indes als Minister seine: schied. Der Bundesausschuß beantragte, unter: weichung von dem 1852 vom Bunde aufgeste: Grundlage, die Genehmigung der Verfassung: der ständischen Erklärung, nur mit einigen: rungen, die er vorschlug. Nun erklärte sich ab: 1. Nov. 1859 die preuß. Regierung für die Herste: der Verfassung von 1831, soweit sie nicht dar: widrig, als das einzige Mittel zur Beseitigung: Verwirrung. Oesterreich widersprach, weil der: in Widerspruch mit sich gerate, und die Verfa: von 1852 auch schon definitiv sei. Preußens: tung bewirkte indeß eine nochmalige Verwei: der Sache an den Bundesausschuß, der jedoch ab: mals eine Verbeibaltung der Verfassung von 18: mit einigen Änderungen beantragte, und die: Antrag wurde 24. März 1860 zum Bundesbeschl: erhoben. Während nun die kurbess. Regierung: sem Beschlusse nachzukommen versprach und 30. : 1860 die hiernach geänderte neue Verfassung pub:izierte, wuchs im Lande der Widerspruch gegen: einseitiges Vorgehen immer mehr, und auf be: nach dieser Verfassung berufenen Landtage erklä: sich die Zweite Kammer, indem sie die Verfa: von 1831 nebst dem Wahlgesetz von 1849 verlang: 8. Dez. 1860 für incompetent. Gleiches gesch: nach deren Auflösung von einer neugewähl: (1. Juli 1861) und, nachdem auch diese aufgelö: von der zum dritten mal gewählten Kammer (3. Jan. 1862). Die Regierung erließ hierauf im April 186: eine Verordnung, wonach nur diejenigen zur Wah: zuzulassen seien, welche die Verfassung von 18: vorher anerkannt hätten, insofern dessen sich ab: fast niemand an den Wahlen beteiligte.

Die Bundesregierungen sahen jetzt ein, daß nur die Herstellung der Verfassung übrigbliebe. Der König von Preußen hatte dies (14. Jan. 1862) in seiner Thronrede angedeutet, Baden hatte (23. Jan.) in einer Denkschrift am Bunde alle entgegenstehenden Gründe widerlegt. Am 4. Febr. 1862 erklärte sodann Preußen der kurbess. Regierung, daß die bess. Frage in Preußens Interesse nicht länger als eine innere behandelt werden konnte. Die deutschen Großmächte beantragten demnach (8. März) am Bunde, die kurbess. Regierung aufzufordern, die Verfassung von 1831 wiederherzustellen, vorbehaltlich der zur Herstellung der Übereinstimmung mit den Bundesgesetzen erforderlichen Änderungen. Nachdem dieser Antrag am 24. Mai zum Bundesbeschluß erhoben worden, erklärte die Regierung ebenfalls, daß sie denselben ausführen werde, nachdem auf Preußens Verlangen das bisherige Ministerium (17. Mai) entlassen worden. Das neue Ministerium (Stiernberg, Dehn-Rottfeller u. s. w.) kontrahnierte die landesherrliche Verleihung vom 21. Juni 1863, wodurch die Verfassung von 1831, das Wahlgesetz von 1849 und die Geschäftsordnung der Ständeversammlung von 1848 hergestellt, diejenigen Verfassungsparagraphen aber, welche den Verfassungseid der Offiziere, die Nichtvollziehung einer von den Vorgesetzten befohlenen Ausführung eines verfassungswidrigen Erlasses und die Trennung der Geschäfte des Kriegsministers von denen des Oberbefehlshabers betreffen, für fernerhin suspendiert erklärt wurden. Auch sollten die in der Zwischenzeit ergangenen Verordnungen und provisorischen Gesetze den Ständen vorgelegt werden. Die nach dem Wahlgesetz von 1849 gewählte Ständeversammlung wurde (30. Okt. 1862) in der Größmungsrede als eine solche bezeichnet, welche bloß berufen sei, jenes Wahlgesetz zu ändern, welches als bundesverfassungswidrig anzusehen sei. Als die Stände die Vorlage des Budgets verlangten, wurden sie 30. Nov. vertagt, in Folge einer preuß. Note aber alsbald (4. Dez.) wieder einberufen. Die Regierung erklärte jetzt dieselben für alle Geschäfte kompetent, stellte aber den Grundfall von der Rechtmäßigkeit der zur Zeit der provisorischen Verfassungen ergangenen Erlasse auf und interpretierte hiernach das Junipatent. Dieser Umstand war Anlaß zu vielen neuen Streitigkeiten zwischen Regierung und Ständen, die noch fortbauerten, als das J. 1866 eine Veränderung dieser Verhältnisse herbeiführte, wenn auch nicht in der von den Ständen angestrebten Weise. Kurbessen hatte sich für den Bundesbeschluß vom 14. Juni erklärt und sich damit Preußen gegenüber auf die Seite Österreichs gestellt; an demselben Tage hatte der Kurfürst die Mobilisierung sämtlicher Truppen befohlen, während am 15. die Stände gegen den Bundesbeschluß protestierten und die Staatsregierung aufforderten, zu der von dem ganzen Lande gutgeheißenen neutralen Haltung zurückzukehren. Aber bereits 16. Juni rüdte General von Beyer von Weßlar aus in Kurbessen ein und besetzte 18. Juni Kassel. Am 23. Juni, nachdem General von Werder zum Militärgouverneur und der Regierungspräsident von Möller zu seinem Civilkommissar ernannt und die neuen Ministerialvorstände bestätigt waren, wurde der Kurfürst in Kriegsgefangenschaft nach Stettin abgeführt, und 17. Aug. erklärte der König von Preußen durch eine Botchaft Kurbessen wie auch Hannover, Nassau und Frank-

furt mit der preuß. Monarchie vereinigt. Unter solchen Umständen fand sich der Kurfürst veranlaßt, am 18. Sept. zur Sicherung seines Hausvermögens sich mit dem König zu verständigen. Er entband seine Unterthanen des Eides, verließ dann Stettin und begab sich auf seine Güter nach Böhmen. Nach dem Gesetz vom 20. Sept. 1866 erfolgte nun 8. Okt. die Besitzergreifung von H.-R. und der andern Länder, in denen dann auch 1. Okt. 1867 die preuß. Verfassung in Kraft trat.

Vgl. Rommel, «Geschichte von Hessen» (10 Bde., Gotha u. Kassel 1820—58); Wippermann, «Kurbessen seit dem Freiheitskriege» (Kass. 1850); Gräfe, «Der Maria-Theresienkampf in Kurbessen» (Opp. 1851); Roth, «Hess. Geschichte» (2 Bde., Kass. 1855; 2. Aufl., fortgesetzt von Stamford, 1883 fg.).

Hessen-Rassau, preuß. Provinz zwischen Weser und Rhein, durch Gesetz vom 7. Dez. 1868 aus dem Hauptstod der im J. 1866 eroberten mittel-deutschen Gebiete gebildet. Sie umfaßt das ehemalige Kurfürstentum Hessen (mit Ausnahme der Gemeinden Treis, Rabenberg, Nauheim, Massen-heim und Rumpenheim), das ehemalige Herzogtum Nassau (ohne das Amt Reichelsheim und die Gemeinde Haarheim), von der frühern Landgrafschaft Hessen-Homburg den rechtsrhein. Teil, die übrigen 8. Sept. 1866 vom Großherzogtum Hessen abgetretenen Gebiete (die Kreise Wöhl und Biedenkopf nebst den nordwestlichsten Ortschaften des Gießener Kreises, sodann die Gemeinden Adelsheim und Nieder-urzel), das Gebiet der ehemals Freien Stadt Frankfurt (außer den Gemeinden Dornheim und Nieder-erlenbach), endlich die 22. Aug. 1866 von Bayern abgetretenen unterfränk. Distrikte (Bezirksamt Ger-feld und Landgerichtsbezirk Orb größtenteils). Die Provinz hat ein Areal von 15682,1 qkm; sie ist ihrer Ausdehnung nach die kleinste unter den 12 vollen Provinzen des Staats, während sie ihrer absoluten Bevölkerungszahl nach die neunte, der Volksdichtigkeit nach die vierte Stelle unter denselben einnimmt. Der zusammenhängende Hauptteil der Provinz grenzt an die preuß. Provinzen Rheinland, Westfalen, Hannover und Sachsen, an das Fürstentum Waldeck, das Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach, das Königreich Bayern und das Großherzogtum Hessen; er umschließt jedoch die großherzogl. hess. Provinz Oberhessen und den zur Rheinprovinz gehörenden Kreis Weßlar. Außer demselben gehören zu H.-R. mehrere Exklaven, nämlich die Grafschaft Schaumburg zwischen lippe-schem, schaumb.-lippe-schem, westfäl. und hannov. Gebiete, die Herrschaft Schmalkalben zwischen sachsen-goeth., meining., weimar. und zur Provinz Sachsen gehörendem Gebiete, und die Parzellen Barchfeld in meining., Simelrode und Höttinghausen in waldeck-schem Gebiete.

Mit Ausnahme des tiefer gelegenen Main- und Rheintals zwischen Hanau und Radesheim, sowie des schmalen Weßertals im Norden, gehört die Provinz dem mitteldeutschen Gebirgslande an, einem wellenförmigen Terrain mit zahlreichen Berg-tupen, isolierten Gipfeln und größern Gebirgsköden, zwischen welchen sich die Thalsenkungen der Werra, Fulda, Rinnig, Nidda, des Main und Rhein und der Lahn, sowie deren Zuflüsse hindurchziehen. Ostlich der Fulda sind zu nennen der Raufungerwald, der auf 751 m sich erhebende Reiskner, der Eisberg, der Seulingswald und die westl. Abhänge der Rhön, weiter südlich die östl. Ausläufer des Vogelbergs

als begünstigende Körperschaften und zur Kontrolle provinzieller Anstalten eingesetzt. Die Rechtspflege wird geleitet durch das Oberlandesgericht zu Kassel, mit den Landgerichten zu Kassel, Hanau und Marburg nebst 76 Amtsgerichten, sowie durch das Oberlandesgericht zu Frankfurt a. M., dem die Landgerichte zu Frankfurt a. M., Schmitten, Limburg a. L., Kassel und Wiesbaden zugeteilt sind. Zu diesen Bezirken gehören 52 Amtsgerichte. In militärischer Beziehung bildet die Provinz wesentlich den Krieg- und Garnisonsbezirk des 11. Armee-corps (Generalcommando in Kassel, Commando der 21. Division in Frankfurt a. M., der 22. Division in Kassel), zu dessen Verband indes auch noch die großherzogl. Hess. Truppen des 25. Divisions gehören.

Hessen-Philippsthal, die jüngere Nebenlinie von Hessen-Kassel, ohne Landeshoheit, wurde von Philipp, geb. 1655, dem dritten Sohne des Landgrafen Wilhelm VI. und der Hedwig Sophie, einer Schwester des Großen Kurfürsten von Brandenburg, begründet. Bei seines Vaters Tode 1663 erhielt er zufolge des Testaments desselben eine Jahresrente. Durch seinen Bruder, den Landgrafen Karl, wurde er 1678 mit dem durch das Aussterben der Familie von Werthe heimgefallenen Dorfe Herleshausen belehen und ihm 1685 das ehemalige Kloster Kreuzberg an der Werra zur Errichtung einer ständigen Residenz eingeräumt, das er hierauf unter dem Namen Philippsthal, der dann auch auf das nahegelegene Dorf Kreuzberg überging, in ein Schloß umwandelte. Auch ererbte er von seiner Mutter nicht unbedeutende Güter, namentlich die Hälfte des Schloßes und der Erbvogtei Barchfeld. Er starb 1721. Von seinen beiden ihm überlebenden Söhnen führte Karl (geb. 1682, gest. 1770) die Linie H.-P. fort; Wilhelm (geb. 1692, gest. 1761) wurde der Stifter der Linie Hessen-Philippsthal-Barchfeld. Der Landgraf Karl hatte seinen Sohn Wilhelm zum Nachfolger, der 1810 starb. Ihm folgte, da sein ältester Sohn, der Prinz Karl, bei der Belagerung von Frankfurt a. M. 2. Jan. 1793 seinen Tod gefunden hatte, sein Bruder Ludwig, der als Gouverneur von Galtza großen Ruhm durch tapfere Verteidigung dieser Festung sich erwarb. Ludwig starb 15. Febr. 1816, und da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, so folgte ihm der Landgraf Ernst Konstantin, geb. 8. Aug. 1771, der bis 1796 in holländ. Diensten gewesen, 1808 Großkammerherr des Königs von Westfalen geworden und später wieder in niederländ. Dienste getreten war. Als dieser 26. Dec. 1849 starb, folgte ihm sein ältester Sohn Karl und diesem, der 12. Jan. 1868 starb, sein Sohn Ernst (geb. 20. Dec. 1846).

In der Linie Hessen-Philippsthal-Barchfeld folgte dem Stifter Wilhelm sein Sohn Adolf (geb. 1742, gest. 1803), der seinen Sohn Karl August Philipp Ludwig (geb. 27. Juni 1784, gest. 17. Juli 1854) zum Nachfolger hatte. Diesem folgte sein Sohn Alexis Wilhelm (geb. 13. Sept. 1829), dessen Landgraf. Letzter jedoch von seiten des Kurfürsten von Hessen erst 1857 anerkannt wurde. Landgraf Alexis vermählte sich 1861 mit der Prinzessin Luise, Tochter des Prinzen Karl von Preußen, welche Ehe 1861 geschieden ward. Sein jüngerer Bruder, Prinz Maximilian Anton Ernst (geb. 2. Okt. 1831), kgl. preuß. Contradmiral à la suite, vermählte sich in erster Ehe 1857 mit der

Prinzessin Marie von Hanau, einer Tochter des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I., aus welcher zwei Prinzen und zwei Prinzessinnen hervorgingen; diesen wurde 28. Juli 1876 vom König von Preußen der Titel Prinzen und Prinzessinnen von Ardeck verliehen. Nach erfolgter Scheidung dieser Ehe 1872 vermählte er sich 1873 mit Prinzessin Juliane (gest. 1878), der zweiten Tochter des Fürsten Ludwig von Bentheim-Bentheim und Bentheim-Steinfurt, aus welcher Ehe eine Prinzessin und ein Prinz hervorgingen. In dritter Ehe vermählte er sich 1879 mit Prinzessin Altheide (gest. 1880), ältester Tochter des Fürsten Ludwig von Bentheim.

Hessen-Rheinfels-Rotenburg, die ältere, im Mannstamm erloschene Nebenlinie von Hessen-Kassel, hatte des Landgrafen Moriz jüngeren Sohn Ernst zum Stifter, der, als der Vater 1627 die Regierung an seinen Sohn Wilhelm V. abtrat, Rhein erbte und nach dem Tode seiner Brüder, des Landgrafen Hermann zu Rotenburg (gest. 1658) und des Landgrafen Friedrich zu Schwiege (gest. 1656), alleiniger Inhaber der sog. Rotenburger Quart wurde, d. h. der sämtlichen den jüngeren Prinzen des Landgrafen Moriz unter Hoheit der ältesten Linie überlassenen Ämter, Städte und Einkünfte. Diese bestanden aus der niederen Grafschaft Rahenellabogen mit der Stadt und Festung Rheinfels, dem Amt und der Stadt Rotenburg, Wanfried, Schwiege, Treffurt, Ludwigstein, der Herrschaft Blesse, dem Amt Gleichen, nebst einem Viertel des Landzolls. Zwar teilten sich Ernsts Söhne, Wilhelm (gest. 1725) und Karl (gest. 1711), in die Linien Rotenburg und Wanfried; aber schon Wilhelms Enkel, Konstantin von Rotenburg (geb. 1716, gest. 1778), brachte infolge des Aussterbens der Linie Wanfried 1755 alle Besitzungen seines Hauses wieder zusammen; doch hatte er 1735 Rheinfels an Hessen-Kassel abgetreten. Konstantin hatte seinen Sohn Karl Emanuel zum Nachfolger, dem bei seinem Tode 1812 der Sohn Victor Amadeus, geb. 2. Sept. 1779, folgte. Durch den Frieden von Lunenburg wurde 1801 der auf der linken Rheinseite gelegene Teil der Grafschaft Rahenellabogen an Frankreich abgetreten und dafür durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 das Haus Hessen-Kassel mit den mainzischen Ämtern Triptlar, Raumburg, Reintal und Amöneburg, den Stiftern Triptlar und Amöneburg und der Reichsstadt Veltheim entschädigt, wogegen das Haus Hessen-Rotenburg, wie es sich seit der Abtretung von Rheinfels nannte, eine jährliche Rente von 22500 fl. erhalten sollte. Das Kurhaus mußte 1815 versprechen, den Landgrafen von Hessen-Rotenburg für den durch die Abtretung von Rahenellabogen an Preußen entstandenen Verlust von Domäneninkünften durch grundherrliche Abgaben innerhalb des kurhess. Staats zu entschädigen. Aber diese Entschädigung fand Schwierigkeiten, und 1816 kam zwischen Kurhessen und dem Landgrafen Victor Amadeus ein Vertrag zu Stande, in welchem letzterer auf jene Entschädigung mittels Hess. Domänen verzichtete, der Kurfürst aber eine Mil. Thir. versprach, wofür eine unter preuß. Hoheit liegende Herrschaft für den Landgrafen als Allodium angelaufen werden sollte. Hierzu wurde die Herrschaft Katibor in Schlesien ausserlich, welche dem damaligen Kurprinzen, spätem Kurfürsten Wilhelm II., gehörte, und durch Verträge 1820 diese Angelegenheit berichtigt. Außer diesem großen Allodialbesitz hatte der Landgraf noch den in Kurhessen gelegenen

Teil der Rotenburger Quart, die nach dem Verträge von 1627 bei dem Erlöschen der Rotenburger Linie im Mannsstamme der ältern Linie wieder zufallen mußte. Da der Landgraf Victor Amadeus keine Kinder und nur noch eine Schwester Clotilde am Leben hatte, die in kinderloser Ehe mit dem Fürsten Karl August von Hessenlohe-Bartenstein vermählt war, so vermachte er testamentarisch, mit Genehmigung der preuß. Regierung, das Herzogtum Ratibor und einige andere Besitzungen seinem Paten, dem Prinzen Victor von Hessenlohe-Schillingenfürst, und dessen Bruder, dem Prinzen Ludwig, Neffen seiner zweiten, 1830 verstorbenen Gemahlin Elisabeth, Prinzessin von Hessenlohe-Vangenburg. Er starb 12. Nov. 1834. Sein Tod gab zu mehrfachen Streitigkeiten Veranlassung. Die Hauptdifferenz entstand zwischen den kurhess. Ständen und der Regierung über das Verhältnis der heimgefallenen Rotenburger Quart zu den kurhess. Domänen. Die Stände wollten diese heimgefallenen Apanagen zum Staatsgute gezogen haben, während das regierende Haus dieselben als Erwerbung betrachtete und als Fideikommiß des Kurhauses für den Regenten in Anspruch nahm. Durch alle Landtage schleppte sich die Streitfrage fort, und erst das J. 1848 brachte auch hier eine den Landesinteressen günstige Wendung, indem sich Regierung und Stände dahin verständigten, daß mit Verzicht auf die Rückzahlung der bereits verwendeten Summen die Einkünfte der Quart fortan unter den Staatseinnahmen verrechnet werden sollten.

Hessenfliege, Weizenfliege, Getreidegallmücke (*Cecidomyia destructor*), heißt eine dem Getreide höchst verderbliche Gallmückenart, welche die Nordamerikaner mit diesem Namen bezeichneten, da sie glaubten, sie sei von den Hess. Soldaten 1776 in ihrem Stroh eingeschleppt worden. Das bis 3,5 mm lange Weibchen gleicht der gemeinen Schnale, ist sehr zart, mit kurzen schwarzen Härchen bedeckt; der Bauch ist auf der Unterseite und zwischen den Ringen blutrot, desgleichen sind meist auch die Flügelwurzeln und Schulterdecken so gefärbt. Die Männchen sind kleiner und rotgelb behaart und viel seltener als die Weibchen. Die Tiere erscheinen in zwei Generationen, eine Ende April bis Anfang Mai, die zweite im September. Die 0,5 mm langen Eier legt die erste Generation (jedes Weibchen 80–100) zwischen Halm und Blattscheide von Roggen und Weizen; nach acht Tagen kriecht die anfangs rötlich gefleckte, später weiße Larve aus, ernährt sich saugend zwischen Halm und Blattscheide, in der Regel oberhalb einer der beiden untern Halmknoten, wo sie sich auch in eine braune Lösschenpuppe verwandelt. Die zweite Generation legt ihre Eier an die jungen Pflanzen der Winterfaat von Weizen und in Ermangelung von diesem von Roggen, und zwar auf die Blätter, da ein Halm noch nicht da ist. Die ausgeküllte Larve bohrt sich oberhalb der Wurzel unter der Blattscheide ein und wird in demselben Herbst in der Erde zu einer sog. Scheinpuppe und vierzehn Tage vor dem Auskriechen erst zur Lösschenpuppe. Der Schaden, den die H. anrichtet, ist bisweilen ganz enorm, 50–80 Proz. des Erntertrags kann durch sie vernichtet werden. Als Gegenmittel werden vorgeschlagen: späte Aussaat der Winterfaat, wo sie möglich ist, da dann die Weibchen der Sommergeneration ihre Eier nicht unterbringen können; Treiben von Schafherden

über die Winterfaat, bei nicht weichem Boden, damit die Larven der zweiten Generation zertritten werden. Am besten dürfte wohl Unterpflügen und Verbrennen der Stoppeln kurz nach der Ernte sein, da dadurch die Puppen der Sommergeneration vernichtet werden. Vgl. W. Wagner, »Untersuchungen über die Getreidegallmücken« (Julda 1861).
Hessenstein, Bergschloß bei Frankenu (s. d.) in Hessen-Rassau.

Hesshus (Hillemann), einer der ungestümsten Vertreter der streng luth. Orthodoxie, geb. 8. Nov. 1627 zu Wesel, studierte in Wittenberg, Orford, Paris, lehrte seit 1650 humaniora und Oregese des Neuen Testaments in Wittenberg, ward dann Prediger und Superintendent zu Goslar, 1656 Prediger und Professor in Rostock, 1658 in Heidelberg Professor der Theologie und Generalsuperintendent der Pfalz, bald darauf Prediger in Bremen, 1660 Prediger in Magdeburg. Wie in seinen früheren Stellungen machte sich auch hier H. durch seine strengen Ansichten über Kirchenzucht («Bon Amt und Gewalt der Pfarrherren», 1661) und durch sein maßloses Eifer gegen alle milder Gesinnten verhaßt, so daß der Rat ihn 1662 mit Gewalt aus der Stadt vertrieb. Nach mancherlei Irrfahrten, aus Wesel, aus Stralsburg, aus Frankfurt a. M. vertrieben, kam H. 1665 als Hofprediger des Pfalzgrafen Wolfgang von Zweibrücken nach Neuburg und 1669 als Professor der Theologie nach Jena, mußte aber 1673 nach Braunschweig fliehen. Noch in demselben Jahre ward H. als Bischof von Samland nach Königsberg berufen und setzte sein Eifer für die luth. Rechtgläubigkeit fort, wurde 1677 seines Amtes entsetzt und kam als Professor nach Helmstedt, wo er 25. Sept. 1688 starb. Vgl. von Helmoltz, »Hillemann H. und seine sieben Trüben« (Lpz. 1859); Willens, »Hillemann H. Ein Streittheologe der Lutherkirche« (Lpz. 1860).

Hesslau, ein mittelmäßiges Zeug aus ungleicher Zute.

Hessisches Berg- und Hügelland nennt man die Gesamtheit der Erhebungen, welche, zum Teil vulkanischen Ursprungs, sich in dem Regierungsbezirk Havel und der Hess. Provinz Oberhessen befinden, also im O. des Taunus, Westerwaldes und des Rhenneuegebirges bis an die Werra nach O. und an die Diemel nach N. aufsteigen. Innerhalb desselben findet sich nur eine größere Ebene, die Wetterau (s. d.); sonst herrscht überall die größte Abwechselung von isolierten Kuppenrücken und kürzern Bergreihen, Einsenkungen, Thälern und kleinern Hügeln; im S. sind die einzelnen Bergkegel häufiger, im N. die Berggruppen und Waldgebirge. Die Berge erreichen 4–700 m und etwas mehr Höhe, die Hochflächen 260 bis über 300 m, die tiefsten Stellen 160 m. Fulda und Werra werden von steilen Waldbergen eingefast. Die bemerkenswerthesten Teile und Höhen des Landes sind: der Kellerauß (673 m), das Anallgebirge (Knüllköpfchen, 636 m), der Seulingswald, das Riehsdorfer Gebirge (Holslein, 471 m), der Reihner (760 m), der Raufungerwald (Wieslein, 640 m), der Habichtswald (s. d.) und der Reinhardswald (Staufenberg, 487 m).

Hefuss (Helius Cobanus), einer der ausgezeichnetsten lat. Dichter Deutschlands im 16. Jahrh., wurde 6. Jan. 1488 im Hess. Dorfe Haldersheim geboren. Sein Vater war noch im Kloster Haina, weshalb sich H. auf der Universität zu Erfurt als

Cobanus Eocl inskribieren ließ. H. nannte er sich nach seinem Geburtslande, Helius als Dichter nach dem Dichtergott Apollo (Helios) und als Sonntagskind, Cobanus nach dem heiligen seines Namens. Er erhielt seinen ersten Unterricht im Kloster Haina und zu Frankenberg, studierte dann in Erfurt Philosophie und wurde Rektor an der Severischule daselbst, verließ aber die Stadt infolge der Unruhen 1509 und kam zu dem Bischof Hüb von Dobeneß zu Riesenburg in Ostpreußen, der ihn 1513 nach Frankfurt a. O. und Leipzig sendete, um die Rechte zu studieren. Da aber H. diesem Studium keinen Geschmack abzugewinnen vermochte, wendete er sich schon im Sommer 1514 wieder nach Erfurt, wo er auch seine Rektorstelle wiedererhielt und 1516 Professor der Rhetorik und Dichtkunst an der Universität wurde. Mit Eifer verfolgt er später Luthers Sache. Im J. 1526 wurde er an das Gymnasium zu Nürnberg berufen, lehrte 1533 nach Erfurt zurück und wurde 1536 an der Universität Marburg Professor der Geschichte. Er starb hier 4. Okt. 1540. Unter seinen Werken sind namentlich berühmt die metrische Übersetzung der Psalmen und die der Iliade Homers (1540). Seine Heroiden erwarben ihm den Beinamen des deutschen Ovid; Luther nannte ihn den rex poetarum. Auch verfaßte H. viele Zöylen, Epigramme &c., die er in einer Auswahl unter dem Namen «Sylvas» herausgab. Vgl. Schmeckell, «Helius Cobanus H., ein Lebensbild aus der Reformationszeit» (Halle 1874); Krause, «Helius Cobanus H., sein Leben und seine Werke» (Gotha 1879).

Hestia, griech. Göttin, s. Vesta.

Hestia ist der Name des 46. Asteroiden, s. unter Planeten.

Hesiāotis, im Altertum der nordwestl. Teil von Thessalien mit den Städten Oomphoi und Trissa; die Bewohner hießen Hesiāoten, Hesidäer oder Hestioten.

Hesychasten (Quietisten) ist der Name einer mystischen Sekte, welche unter den griech. Mönchen, besonders des Berges Athos, im 14. Jahrh. hervortrat. Sie behaupteten, man könne zu einer sinnlichen Anschauung Gottes, des ewigen, himmlischen Lichtes, gelangen. Zu diesem Zweck zogen sie sich von der Welt zurück und gaben sich in völliger Ruhe (daher der Name H., d. h. «die Ruhenden») beschaulicher Betrachtung hin. In ununterbrochenem Gebet setzte sich jeder an einem abgesonderten Ort und richtete fortwährend den Blick auf seinen Nabel. Daher hießen sie auch «Nabelseelen», «Omphalopsychoi». Der Mönch Barlaam griff sie heftig an, aber Gregorios Palamas, Erzbischof von Thessalonich, war ihr eifriger und einflußreicher Widersprecher. Vier Synoden zu Konstantinopel (Jahren 1341 und 1351) erklärten die H. für rechtgläubig. Vgl. Engelhardt, «Die Arsenianer und Hesychasten» (in der «Zeitschrift für histor. Theologie», Bd. 8); Stein, «Studien über die H. des 14. Jahrh.» (Wien 1874).

Hesychius, griech. Grammatiker aus Alexandria, lebte Ende des 4. Jahrh. n. Chr., nach andern im 6. Jahrh., und verfaßte ein griech. Lexikon, das er in der Hauptsache aus frühern ähnlichen Werken entlehnte. Am besten wurde es bearbeitet von Alberti und Aublins (2 Bde., Leih. 1746—66; dazu Ergänzungen von Schow, Lpz. 1792) und von W. Schmidt (5 Bde., Jena 1857—68; Handausgabe, 2 Ae., Jena 1864; 2. Aufl. 1867).

Hesychius, mit dem Beinamen Illustrius, Historiker aus Milet, lebte zu Anfang des 6. Jahrh. n. Chr. und verfaßte eine Chronik, welche von den ältesten Zeiten bis auf den Tod des Anastasius reichte, von der aber abgesehen von kleinen Fragmenten nur ein größeres, wiederholt herausgegebenes Bruchstück «De originibus urbis Constantinopolensis» erhalten ist. Außerdem verfaßte er eine alphabetische Übersicht der vorzüglichsten griech. Schriftsteller, welche aber in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht mehr vorhanden ist. Das unter dem Namen des H. vorhandene Werk ist nur eine schlechte Kompilation aus Suidas, der seinerseits seine literaturgeschichtlichen Biographien allerdings größtenteils dem H. entlehnt hat, und aus Diogenes Laertius. Flach hat den verfehlten Versuch gemacht, das echte Werk des H. wiederherzustellen: «Hes. Milesii onomatologi quas supersunt» (Lpz. 1882). Das Fragment der Chronik zusammen mit der dem H. untergeschobenen Kompilation wurde zuletzt von Drelli (Lpz. 1820) und von E. Müller im vierten Bande der «Fragmenta historicorum Graecorum» herausgegeben.

H. et A., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hooker (William Jackson, s. d.) und Arnott (George Waller). Letzterer, geb. 1799 zu Edinburgh, war Direktor des botan. Gartens in Glasgow und starb 1868; er hat sich um die Kenntnis der Moose und Pflanzen Ostindiens verdient gemacht.

Hetären (d. h. Freundinnen), bei den Griechen beschönigende Bezeichnung für Huhlerinnen. Solche fanden sich in größerer Zahl in den Städten, in welchen um des Handels oder sonstiger Interessen willen viele Fremde zusammenströmten, wie besonders in Milet, der griech. Metropole Kleinasiens, in Korinth (wo ihr Gewerbe anfangs durch Verbindung mit dem Kultus der Aphrodite eine gewisse religiöse Weihe gehabt hatte) und in Athen. Es waren gewöhnlich freigelassene Sklavinnen, aber auch Freigeborene, die in den verschiedensten Abstufungen unter dem Außhangschilde einer erheiternden Kunst, als Tänzerinnen, Zither- und Flötenspielerinnen, bei Gastmählern und andern Festlichkeiten ihre Reize ausboten. Der Umgang mit H. galt in Griechenland nicht als entehrend. Infolge davon, daß in der Zeit nach Ausbildung der «hellenischen» Stämme bis zu der in dieser Richtung wesentlich günstigeren Zeit Plutarch's die Stellung und Bildung der griech. Frauen durch die Sitte im allgemeinen äußerst beschränkt war, wurde es solchen, die sich über die Sitte hinwegsetzten, leichter, vor jenen durch Geist und Feinheit und Gewandtheit im Umgang sich auszuzeichnen. So erklärt es sich, daß, wenn man auch von einer Ercheinung wie Aspasia (s. d.), die neuerdings überhaupt vielfach nicht mehr als H. angesehen wird, absteht, einige H. auch bedeutende Dichter, Philosophen, Redner und Staatsmänner dauernd zu sesseln wußten, wie Thais, die Geliebte des Ptolemäus Lagi, Lamia, die den Demetrius Poliorketes ganz in ihrer Gewalt hatte, Leontion, die Geliebte Epikurs, und andere. Noch andere wurden durch ihre verführerischen Künste berühmt, wie Laïs aus Sicilien in Korinth, oder durch berühmte Künstler verherrlicht, wie Phryne aus Theßpiä in Athen durch Praxiteles. Verhältnisse zu H. bilden den Hauptgegenstand der sog. neuern griech. Komödie, die freilich außer durch Fragmente hauptsächlich durch die vergrößerten

Nachbildungen des Mantus und Terenz bekannt sind; von erhaltenen Werken der griech. Litteratur, die sich mit ihnen beschäftigen, sind besonders Lucians »Hetärengespräche« und Alciphrons »Hetärenbriefe« zu nennen. Ein lebendiges Bild von dem Leben und Treiben derselben hat Wieland in »Memoranden und Ulysses« sowie im »Aristipp« entworfen. J. Jacobs gab in zwei Abhandlungen, »Die hellenischen Frauen« und »Von den H.«, in den »Vermischten Schriften« (Bd. 4, 1783) eine feinsinnige und belehrende Schilderung.

Hetären hießen auch in Macebonien die Soldaten der Nationalarmee, nämlich als Kameraden, als Waffengefährten des Königs zu Ross und (Pa-getären) zu Fuß.

Hetäre (grch., d. h. Verein, Genossenschaft von Freunden), im alten Griechenland gemeinsamer Name aller zu irgend einem Zweck bestehenden Genossenschaften, insbesondere der polit. Klubs. In der Geschichte Neugriechenlands versteht man unter diesem Namen hauptsächlich die sog. Hetäre der Befreunden (oder Philiter), einen geheimen polit. Bund, der sich 1814 in Odesa bildete und die Befreiung der Griechen vom türk. Joch bezweckte. Nicht zu verwechseln mit dieser H. ist die vom thessalischen Griechen Abigas Pherraios in der Mitte des 18. Jahrh. gebildete und mit der Hinzurichtung des Stifters durch die Türken (1798) aufgelöste Geheimbund, noch auch die sog. Philomusenhetäre (Gesellschaft der Musenfreunde), welche 1812 in Athen gestiftet wurde und zu ihrem nächsten Zwecke Erhaltung und Schutz der Altertümer gegen fremde Ausfühler, Gründung eines Museums und Errichtung von Schulen hatte. Die eigentliche H. hatte gleich anfangs einen rein polit. Zweck, den der Befreiung Griechenlands, ins Auge gefaßt. Ihre ersten Stifter waren N. Scouffas, ein griech. Kaufmann, und der Freimaurer G. Kanthos, zu denen sich später auch A. Tsakaloff gesellte, der schon früher in Paris mit andern jungen Griechen einen geheimen polit. Bund gestiftet hatte, dessen polit. Tendenzen unter dem Titel »Gasthaus der griech. Junge« verborgen wurden.

Die Mitglieder der H. zerfielen in sieben Abstufungen und wurden danach Bundesbrüder, Lehrlinge, Priester, Hirten, Oberhirten, Eingeweihte und Höchsteingeweihte genannt. Die zwei letzten Grade hatten einen militärischen Charakter und waren vielmehr für den Krieg bestimmt. Durch die eifrigsten Bemühungen der ersten Stifter und die zahlreichen Apostel, die sie überall in die Balkanhalbinsel abordneten, wurden in kurzer Zeit der H. viele Anhänger gewonnen, und fast alle mehr oder minder bedeutenden Männer, die damals Griechenland aufzuweisen hatte, waren bald in ihr Geheimnis eingeweiht. So kamen bis 1819 zu den Gründern Salatis, Komitofopulos, Seleris, Levenidis, Dilaios (Bapa-Jleffas), Bischof Ignatios, Gajis, Patimadis, Mavrocordatos und die Brüder Nikolaus, Georg und Demetrius Psyllantis. Außerdem sind von den Mitgliedern der H. Jaïmis Mavromichalis, Patriarch Gregorius, auch der Fürst Miloich von Serbien zu nennen. Inbessn war die Gefahr der Entdeckung für den Bund und die Mitglieder des leitenden Ausschusses infolge der Verbreitung der H. mit jedem Jahre drohender. Schon war man zweimal dem Verrat durch die auf Befehl des Directoriums erfolgte Ernennung zweier unzuverlässiger Apostel zuvorgekommen.

Man mußte zur That schreiten, und dazu man vor allem einen wirklichen Chef nötig war, vom Anfang der H. immer in mystischer Ungeklärt geblieben war, indem von den Einzelnen mit großem Geschick auf den Kaiser Nikolaus selbst hinaufgewiesen wurde, so oft die Unklarheit der Griechen auf Gewißheit bezüglich der Leitung des Bundes drang. So wurde endlich geschlossen, eine bedeutende Persönlichkeit an die Spitze der H. zu stellen, und der Heiligkeit Ludwig ward 1819 nach Petersburg geschickt mit dem Auftrag, den Grafen Kapodistrias zur Annehmung der Oberleitung des Bundes zu bewegen. In dieser ablehnte, wandte sich Kanthos an Niko Psyllantis, damals General in russ. Dien. Er sich bereit erklärte, die ihm angebotene Oberleitung zu übernehmen, in dem Glauben, das Unternehmen werde vom Zaren gebilligt und eventuell unterstützt werden. So wurde aus Psyllantis zum Generalausscher des Hauptes ernannt, zu seinem Wirken ist hauptsächlich der Ausbruch der griech. Revolution in den Donaufürstentümern zuzuschreiben, deren verhängnisvoller Anfang die H. bald ein Ende setzte. (S. Griechenland d. Geschichte.) Vgl. Mendelssohn-Bartholdy, »Vierteljahrsschrift« »Historischer Zeitschrift«, Bd. VII. H. et B., bei naturwissenschaftlichen Abkürzung für Humboldt (Alexander) und H. (Aime).

Hetero ..., griech. Vorwissen, dem dem Anders ..., Fremd ..., Ungleich ... entspricht bezeichnet im Gegensatz zu Auto ..., So ... Ortho ... das Andersgestaltete, Fremdartige, b. gleichgebildete, Unrichtige. Heterochromie, verschiedenfarbig, bunt. Heterodox, andersgläubig, heißt in der Kirchengeschichte eine religiöse Lehre, welche dem angenommenen Lehrbegriffe zuwiderstreitet. Das Festhalten solcher Meinungen ist Heterodoxie. Die lath. Kirche gebraucht in demselben Sinne und zur Bezeichnung derselben die Worte häretisch und Häresie (s. d.); das Gegenteil ist Orthodorie (s. d.). Heterogen, verschiedenartig, ungleichartig. Heterographie, Färbung in der Orthographie. Heterotomie, verschiedenartige Mischung, namentlich der Heteropathie sowie wie Allopathie. Heterophyllisch, ungleichblättrig. Heteroplasie, krankhafte organische Bildung. Heteroptil, s. scharer Schein, Trug. Heterorrhoe, fremdarter Appetit. Heterosci, die nur nach einer Schatten Werenden, s. Asci.

Heteroceriden (Heteroceridae), eine Tierfamilie aus der Gruppe der Pentameren oder der jeter (s. unter Coleopteren) mit kleinen Larven, die im ausgebildeten Zustande und als Larven feuchten Sande am Ufer der Gewässer in tiefe gegrabenen Gängen haften.

Heterodie (grch.), nach de Bary die Eigenthümlichkeit parasitischer Pilze, nach welcher eine Entwicklungsform (Generation) derselben ausschließlich auf einer bestimmten Nährpflanze die folgende ebenso ausschließlich auf einer andern vorkommt. So lebt vom Grasroste (Puccinia graminis) eine früher als besonderer Pilz (Aecidium verberidis) betrachtete Form auf den Blättern der Berberitze (Berberis vulgaris) und fließt sich von da durch Sporen als zweite Generation auf Getreidearten über und wird wieder zum typischen Grasroste.

Heterodynamisch nennt man in der Botanik Pflanzen mit Staubgefäßen verschiedener Länge, die Zippenblätter (Labiaten) und die Kreuzblätter (Cruciferae). Erstern entspricht im Linné'schen System die 14. Klasse, Didynamia, zwei lange und zwei kurze, letztern die 15. Klasse, Tetradynamia, vier lange und zwei kurze Staubgefäße.

Heterogonien, ein Heterollit, dessen verschiedene Formen auch verschiedene Geschlecht haben, z. B. coelum (Singular, Neutrum) — coeli (Plural, Masculinum).

Heterogenese (im Gegensatz zu generatio homogenea, bei welcher Zeugungsart die neuerstehenden Tiere oder Pflanzen ihre Erbkennzeichen von ihnen gleichenden Lebewesen herleiten) bezeichnet die elterlose Zeugung oder generatio aequivoca (S. Zeugung.) In neuerer Zeit haben Pouchet und Molli-Bastian die Entstehung lebender Wesen aus toten Stoffen als Archeiosis, die übrigen Arten elterloser Zeugung als H. bezeichnet. Leudart und Claus haben unter H. eine bestimmte (bei Rhabdonema nigrovirens vorkommende) Form des Generationswechsels unterschieden.

Heterogenese, eine Form des Generationswechsels, bei der die aufeinander folgenden Geschlechts-Generationen in ihrer Gestalt und Erbnungsweise voneinander verschieden sind. H. tritt auf bei kleinen Haarmwürmern (Rhabdonema nigrovirens und Leptodora appendiculata), dann bei Rindenläusen (Chermes) und Blattläusen (Neblaus, Phylloxera).

Heterollitum, in der Grammatik ein Substantiv mit Kasus nach verschiedenen Declinationen, z. B. vas, vasis (3. Decl.) — vasa, vasorum (2. Decl.); heterollitisch, nach der Weise eines H., auch sonderbar, bizarr.

Heterollalie, das unrichtige Sprechen, Sichersprechen, eine krankhafte Veränderung des Sprechvermögens, welche darin besteht, daß man sich auf bestimmte Worte nicht besinnen kann, sie mit andern verwechselt u. s. w., zuweilen ein Vorboten des Schlagflusses oder ein Symptom der Hirnerweichung; auch eine abnorme Veränderung der Stimme (bei Nervenleiden, Krankheiten des Kehlkopfs u. s. w.).

[zusammengesetzt.]

Heteromer, aus verschiedenen Bestandteilen.

Heteromorph nennt man Mineralien, die in einer andern, als der ihnen eigentümlich zukommenden Gestalt vorkommen.

Heteromorphie (Federer), Plumosität, ein Mineral, welches vorwiegend faserartige Massen oder funderähnliche Lappen von schwärzlich-bleigrauer Farbe bildet, die aus äußerst fein haarförmigen und nadelstörnigen Kristallen zusammengewoben sind; es stellt eigentlich nur die zartesten faserigen und dichten Varietäten des Jafesmit dar und besteht wie dieser aus 50,5 Blei, 29,5 Antimon, 19,5 Schwefel, entsprechend der Formel $2PbS + Sb_2S_3$; findet sich zu Wolfesberg, Andreasberg, Clausthal am Harz, Freiberg und Bräunsdorf in Sachsen, Jelsbanya in Ungarn.

Heteronomie (philos.) heißt in der Kantischen Terminologie diejenige Bestimmungsform des Willens, vermöge deren derselbe nicht dem ihm inwohnenden seinen Vernunftgesetze, sondern irgend welchen von außen an ihn herantretenden Motiven folgt. Heteronomisch ist danach nicht nur diejenige Willensrichtung, welche sich irgend einer Autorität, sei es auch der göttlichen, unterwirft,

sondern auch diejenige, welche den auf die Befriedigung empirischer Bedürfnisse gerichteten »Blutseligkeitsstrieb« zum letzten Zweck des Handelns macht. Autonom dagegen ist nur der sittliche Wille, der das allgemein gültige Gesetz zum Bestimmungsgrund und die Erfüllung der Pflicht zur alleinigen Maxime hat. (S. Ethik und Kant.)

Heteropoden (Heteropoda) oder Riefläcker, Ordnung der bauchfüßigen Weichtiere (Mollusca gastropoda), ausgezeichnet durch einen im vordern Teil zu einer senkrecht komprimierten Kasse umgebildeten Fuß und durch einen großen, schnauzenartig verlängerten Kopf mit hochentwickelten Augen. Die Tiere sind getrennten Geschlechts, entweder nur in der Jugend oder zeitlebens mit zarten Schalen versehen; häufig ganz durchsichtig, sind sie echte pelagische Raubtiere, die sich von kleineren See-tieren ernähren und oft, besonders zwischen den Tropen, in großen Gesellschaften angetroffen werden.

Heteropteren (Heteroptera), f. Wanzen.

Heteropyll, eine merkwürdige Familie der phyllostomen Insekten (f. Phyllostomen), die lebendig gebärend ist und deren Arten zum Teil nur rudimentäre Augen haben und subterranean leben. (S. unter Höhlenfauna.)

Heterospor nennt man diejenigen Gefäßkryptogamen, die zweierlei Sporen, Makrosporen und Mikrosporen besitzen. (S. Fern.)

Heterostylie ist ein botan. Kunstausdruck, welcher das Vorkommen von zwei oder auch dreierlei Blüten bei verschiedenen Individuen einer und derselben Pflanzenart bezeichnet. So finden sich vom perennierenden Vein (Linum perenne), vom Him-melschlüssel (Primula veris), vom Lungentraut (Pulmonaria officinalis) u. a. Individuen, welche nur Blüten mit langem Griffel, also hochstehender Narbe und mit kurzen Staubgefäßen, und wieder andere, welche nur Blüten mit tiefliegender Narbe und langen Staubfäden tragen (Dimorphismus). Nur durch das Zusammenwirken von Blüten mit gleichhoch stehenden Befruchtungsorganen können keimfähige Samen erzeugt werden. Bei manchen Pflanzen, z. B. bei Sanerlee (Oxalis) und beim Weidenröschen (Lythrum Salicaria), kommt auch ein drittes Längenverhältnis der Befruchtungsorgane vor (Trimorphismus), indem sich auch Individuen finden, deren Blüten Griffel und Staubgefäße von gleicher Länge haben. (S. Bestäubung.)

Heterotricha, f. unter Infusorien.

H. et G., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Hoole (William Jackson) und Grenville (Robert Kaye).

Hethiter oder Hittiter, eins der Völker Kanaans, welche von den aus Ägypten kommenden Israeliten unterworfen wurden; das gleiche Schicksal hatten die Heviter, Pherytiter, Zebutiter, Girkistiter, Kenistiter und Amoriter. Alle diese Völker lebten in den mittlern gebirgigen Teilen Palästinas, während die Kanaaniter (d. i. Niederländer) die Ebenen des westl. Landes bewohnten. Mit der zunehmenden Macht des jüd. Volks verschwanden jene Völker nach und nach, und es wird noch einmal erwähnt, daß Salomo die H. und andere, wahrscheinlich die letzten selbständigen Reste derselben, endgültig unterworfen habe (1 Kön. 9, 26; 2 Chron. 8, 1). Die berühmteste Stadt der H. war Hebron (f. d.). Aus Jos. 1, 4 geht hervor, daß die H. das eigentlich gebietende Volk gewesen sind, und die ägypt. und assyr. Inschriften ergeben, daß die

in der Bibel erwähnten H. nur die am weitesten südlich wohnenden und wahrscheinlich getrennten Angehörigen eines mächtigen Reichs waren, welches ganz Syrien umfaßte und durch den Euphrat von Ägypten getrennt wurde. Die Ägypt. Pharaonen haben weit ausführlichere Nachrichten als die Bibel über die H., von ihnen Cheta genannt, hinterlassen. Ramses I. schloß einen Vertrag mit Sepsulu, König der H., und Ramses II. (14. Jahrh.), führt Krieg mit einer Konföderation syr. Völker, an deren Spitze die Cheta stehen. Eine große Schlacht bei Kadesh gewann der Pharao und eroberte die Festung Kadesh. Sie lag in einem künstlichen See, der vom Orontes gespeist wurde und noch jetzt in der Nähe von Homs vorhanden ist. Diese Schlacht war der Gegenstand eines epischen Gedichts des Pentaur, welches in dem Salierischen Papyrus und an den Wänden von Karnak, Luxor, Abu Simbel und Beit-el-Wali in Karien und am sog. Ramesseum im Westen Thebens erhalten und von bildlichen Darstellungen begleitet ist. Es folgte ein Friedensschluß zwischen Ramses II. und Chetafir, dessen Wortlaut auf Seiten der H. durch den Schreiber Chirepar auf eine Silberplatte graviert wurde und dessen ägypt. Fassung (Lepsius, »Denkmäler«, Abteil. III, Bl. 146) unter andern von Brugsch in seiner »Geschichte Ägyptens« übersetzt ist, und der Pharao vermählte sich mit der hethitischen Königstochter (abgebildet im Tempel von Abu Simbel; Lepsius, »Denkmäler«, Abteil. III, Bl. 196). In 19. Inschriften erscheinen bereits unter Sargon I. (19. Jahrh.) die Chatti als gefährdete Macht, so daß die Inschriften ganz Syrien mit ihrem Namen Chatti benennen. Die erste Stadt, welche die ägypt. Kriege berühren, ist Karchemisch, an der Stelle gelegen, wo heute die Ruinen von Dscherrabis am Euphrat liegen. Hier haben die Engländer in neuester Zeit Ausgrabungen veranstaltet und ein hethitisches Königsbild und andere Sculpturen entdeckt, welche für die Geschichte der H. von größter Wichtigkeit geworden sind, indem sie über eine ganze Reihe von bisher ihrem Ursprung nach dunkeln Kunstwerken Licht verbreiten halfen.

Hettman oder **Ataman** (s. d.) heißt der Oberbefehlshaber eines Kosakenheeres. Da der jedesmalige Großfürst-Thronfolger Rußlands H. aller Kosaken ist, so befindet sich bei jedem Kosakenheere nur ein Stellvertreter der H.

Hettnerien, s. **Strurien**.

Hetsch (Philipp Friedr. von), Historienmaler, geb. zu Stuttgart 10. Sept. 1758, wurde an der Karlschule erzogen, wo Schiller sein Kollege war. Hier empfing er auch den ersten Unterricht künstlerischer Richtung durch den Franzosen Guibal nach der Antike und durch Harper im Landschaftsfache. Indes gehört H.'s Entwicklung eigentlich dem Einflusse der Pariser Schule an, wohin er 1780 reiste, um dort unter Vien und Joseph Vernet zu studieren. Er schloß sich an die akademisch-klassizistische Richtung an, in welcher er Geschichtsbilder, meist aus der Stoffwelt der Antike, in zierlichen Kompositionen und gefälliger Färbung hervorbrachte. In die Heimat zurückgekehrt, erhielt er die Stelle eines Hofmalers und begab sich zwischen 1785 und 1795 nach Italien. Nachdem er eine Zeit lang in Stuttgart als Professor gewirkt hatte, wurde er 1805 Direktor der Gemäldegalerie daselbst, wo er 31. Dez. 1839 starb. Seine Mutter der Gräfin

in der dortigen Sammlung ist sein bedeutendster Werk. Mehrere Gemälde schmücken die königl. Bibliothek. Er versuchte sich auch mit Bild in der Landschaft und als Landschaftler, nirgends aber wie als in friedlichen Motiven mytholog. Inhalt.

Hettingen, preuß. Städtchen in Hohenzollern (Regierungsbezirk Sigmaringen), Oberamt: Sigmaringen, 5 km von dieser Stadt, an der Lauchart, mit 616 kath. E., hat eine sehr altgot. Stile erbaute Kirche, eine Malt-, Seide- u. Olmühle und mechan. Wollspinnerei. Auf ca. unmittelbar östlich von H. gelegenen Berge mit Schloss, der ehemalige Wohnsitz der Freiherren von Spath, welchen H. und Sigmaringen gehörte, seit 1827 Eigentum des kaiserl. Hauses Hohenzollern-Sigmaringen.

Hettinger (Franz), hervorragender lat. Theolog, geb. 13. Jan. 1819 zu Aschaffenburg, studierte auf der Universität zu Würzburg und am Collegium Germanicum zu Rom, ward 1843 Pfarrer, 1852 Subregens im Priesterseminar und Dozent Professor an der Universität zu Würzburg. Er nahm teil an den Vorbereitungen des Vatikaner Konzils und hat den Beschlüssen desselben seine Zustimmung. Von seinen Werken sind zu nennen: »Theologie des Christentums« (3 Bde., Freib. i. B. 5. Aufl., 1875—80), »Die Idee der priesterlichen Übungen nach dem Plan des Ignatius von Loyola« (Regensb. 1853), »Die Vollgewalt des apostolischen Stuhls« (Freib. i. B. 1873), »Lebens- und Charakterbild von D. Fr. Strauß« (Freib. i. B. 1874), »Die Krisis des Christentums« (Freib. i. B. 1874), »Die göttliche Komödie des Dante Alighieri in ihrem wesentlichen Inhalt und Charakter« (Freib. i. B. 1880), »Die Theologie der göttlichen Komödie« (Köln 1879).

Hettner (Herm. Zul. Theob.), ausgedeilter Kunst- und Literaturhistoriker, geb. 12. März 1812 zu Leifersdorf bei Goldberg in Schlesien, brach das Gymnasium zu Hirschberg und widmete sich 1838—43 auf den Universitäten zu Berlin, Heidelberg und Halle hauptsächlich philol. und literat. Studien. Nach deren Beendigung wandte er sich nach Breslau, um sich für die akademische Laufbahn vorzubereiten. In dieser Zeit erwachte indes immer entschiedener seine Vorliebe für ästhetische, kunst- und literaturgeschichtliche Studien, die ihn im Frühjahr 1844 nach Italien führten. Während der 10 Jahre, die er daselbst verblieb, weilte er auch in Rom, doch durchwanderte er von hier aus alle wichtigeren Kunststätten Ober-, Mittel- und Unteritaliens sowie Siciliens. Ostern 1847 habilitierte er sich als Privatdocent in Heidelberg für Kunst- und Literaturgeschichte. Im Frühjahr 1851 wurde er außerord. Professor in Jena und folgte dann 1855 einem Rufe nach Dresden als Direktor der königl. Antikensammlung und des Museums der Gipsabgüsse (welches letztere ihm eine warmhafte Aufstellung verdankt), sowie als Professor der Kunstgeschichte an der Akademie der bildenden Künste. Im J. 1868 wurde ihm das Direktorat des Historischen Museums, und 1869 auch das Amt über das von ihm aufgestellte Kritisches Museum übertragen. Befuß kunstgeschichtlicher Zwecke reiste H. seitdem wiederholt Griechenland, Frankreich, England, Belgien und besonders Italien. Er starb in Dresden 29. Mai 1882.

H.'s Hauptwerk ist die »Literaturgeschichte des 18. Jahrh.« (6 Bde., Braunschw. 1856—77).

2. Aufl. 1870—79; 4. Aufl., Bb. 1 und 2, 1881). Dieselbe behandelt im ersten Teile die Geschichte der engl. Literatur von der Wiederherstellung des Admignums bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrh., im zweiten die Geschichte der franz. Literatur im 18. Jahrh., im dritten Teil, der seinerseits vier Bände umfaßt, die Geschichte der deutschen Literatur von der Zeit des Westfälischen Friedens bis zum Tode Goethes; sie ist die geschichtliche Darstellung der von den drei neuern Kulturoldern in folgerichtiger Fortentwicklung geführten großen Aufklärungskämpfe von ihren ersten Anfängen bis zur Eroberung des modernen Humanitätsideals und der aus diesen Kämpfen hervorgehenden Philosophie und Dichtung. Von H.s übrigen Schriften sind insbesondere noch hervorzuheben die »Vorlesungen zur bildenden Kunst der Alten« (Dresd. 1848), »Die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhange mit Goethe und Schiller« (Braunsch. 1850), »Das moderne Drama« (Braunsch. 1852), »Griech. Reisekisten« (Braunsch. 1853), »Das königl. Museum der Gipsabgüsse zu Dresden« (4. Aufl. 1881), »Der Zwinger in Dresden« (Erg. 1874), »Forsters Briefwechsel mit S. Th. Schumerring« (Braunsch. 1877), »Ital. Studien. Zur Geschichte der Renaissance« (Braunsch. 1879). Seine Abhandlungen und Gelegenheitsreden sind zusammengestellt in den nach H.s Tode von seiner Witwe herausgegebenen »Kleinen Schriften« (Braunsch. 1884). Ausführlicher handeln über ihn Moleschott, »H. Heitners Morgenrot« (Gießen 1883); Seuffert in »Archiv für Literaturgeschichte« (Bd. 12); Stern in »Westermanns Monatsheften«.

Von den Söhnen des Verstorbenen ist Felix H., geb. 1861 in Jena, Direktor des Provinzialmuseums in Trier und literarisch auf dem Gebiete röm. Provinzialarchäologie tätig. Georg H., geb. 1864 in Jena, außerord. Professor der Mathematik in Berlin.

Heftstadt, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Gebirgsfreis Mansfeld, 8 km im NNO. von Mansfeld, an der zur Saale gehenden Wipper und an der Linie Berlin-Magdeburg der Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 7650 meist prot. G. und hat eine Pianoforte-, eine Kirsch- und eine Guanoabrik. In der Umgegend sind Kupfererzgruben und Schmelzhütten.

Hege oder **Haß** heißt im allgemeinen eine jede Jagd, bei der das Wild durch Hunde gefangen wird. In der Jagdterminologie wird jedoch H. streng genommen nur für das Fangen des Schwarzwildes und der Raubtiere mittels Hunden gebraucht. Das Hezen des nährlichen Wildes durch Hunde heißt Parforce-Jagen. Zur Harenhege werden vorzüglich deutsche und poln. Jagdhunde und Hegehunde verwendet. Letztere sind entweder Haren- oder Hundenhege, engl. Doggen oder dän. Blendlinge. Zur Sauhege bedient man sich hauptsächlich der großen, stinken Rüden (Saurüden) und der Blendlinge; zur Fuchshege, die vorzüglich in England in großem Ansehen steht und in neuerer Zeit auch auf dem Kontinent wieder in Aufnahme gekommen ist, der Braden (fox-hounds). Fast ebenso beliebt ist in England die Otterhege, zu der verschiedene Arten kleiner mutiger, meist langhaariger Hunde gebraucht werden. H. nennt man auch die Anzahl der Hunde, die gemeinschaftlich an ein Stück Wild gehegt werden. **Haßmann** heißt der

Hundeführer, der einen oder zwei Hunde zur H. führt; er ist haßfertig, wenn er die Schleifen an der Haßleine aufgezoogen hat. Der Ausdruck Haß wird fast ausschließlich für die H. auf Schwarzwild benutzt.

Hezer (Ludw.), ein Wiedertäufer der Reformationszeit, geb. um 1500 zu Bischofszell im Kanton Thurgau, erwarb sich zu Freiburg i. Br. eine tüchtige, gelehrte Bildung. Als Kaplan zu Mänschwyl am Zürchersee schloß er sich an Zwinglis Reformbestrebungen an und schrieb 1523 eine Flugschrift gegen die Verehrung der Bilder. Wegen seiner Hinneigung zu den Wiedertäufern aus Zürich verwiesen, ging H. 1525 nach Augsburg, 1526 nach Straßburg. Hier trat er mit Joh. Dent in Verbindung und schrieb seine Übersetzung der Propheten (1527). Auch aus Straßburg vertrieben, ließ sich H. nach mancherlei Irrfahrten in Konstanz nieder und erlitt am 4. Febr. 1529 wegen Bigamie den Tod durch das Schwert. Vgl. Reim in den »Jahrbüchern für deutsche Theologie« (1856).

Hegehunde, s. unter Hege.

Heu (lat.), Ausruf des Schmerzes: ach! wehe! H. me miserum, ach ich Unglücklicher!

Heu nennt man im engern Sinne das getrocknete Wiesen gras des ersten Schnittes, zum Unterschied von Grummet (s. d.), welches aus dem zweiten, beziehentlich dritten Schnitte gewonnen wird; im weitern Sinne gehört zum H. der getrocknete erste Schnitt aller Futterpflanzen, des Kleees, der Luzerne, Sparrsette u. s. w. Der Futterwert des H. ist ein sehr verschiedener, im allgemeinen bedingt durch die Zusammensetzung des H., durch den Gehalt an Protein, Fett, Rohfaser u. s. w. Je mehr das H. von dem erstern enthält, um so nahrhafter ist dasselbe im Durchschnitt; je höher der Gehalt an Rohfaser, um so geringer ist der Nährwert. Die Zusammensetzung des Wiesen- und des Kleeheu bewegt sich innerhalb folgender Grenzen:

	Wiesenheu	Kleeheu
Wasser	27,7—9,8 Proz.	26,8—17,8 Proz.
Protein	5,8—19,4 »	7,2—15,8 »
Fett	1,2—5,6 »	1,2—5,5 »
Stickstofffreie		
Extraktstoffe	22,6—50,7 »	22,8—39,7 »
Rohfaser . . .	19,7—39,8 »	19,5—43,0 »
Nische	6,8 »	6,8 »

Da von dem Rohprotein des H. nur ein Teil wirklich verdaulich, so ist, abgesehen von dem Gehalt an Rohprotein, auch der Verdauungskoeffizient dieses Stoffes wie der übrigen Nährstoffe für den Nährwert des H. bestimmend. So schwankt die Verdaulichkeit des Rohproteins beim Wiesenheu zwischen 39 und 72 Proz., beim Kleeheu zwischen 48 und 76 Proz. Je mehr Protein das H. besitzt, um so größer ist auch in der Regel die Verdaulichkeit dieses und aller übrigen Stoffe. Der Nährwert des H. wird aber noch von andern Verhältnissen beeinflusst; stammt dasselbe von nassen, moorigen und sumpfigen Wiesen, so besteht es zum größten Teile aus wertlosen Gräsern (Juncaceen und Cyperaceen); ist es dagegen auf künstlich bewässerten, beziehentlich troden gelegenen Wiesen gewachsen, so besteht es aus saßen und nahrhaften Gräsern (Gramineen). Beim H. der Futterpflanzen kommt namentlich der Boden und der Düngungsstand in Betracht; je kräftiger heide, um so besser auch das H. Bei sämtlichen Heuarten spielt ferner

das Wetter während der Vegetationszeit, der Zeitpunkt, zu welchem das Einschnneiden erfolgte, sowie schließlich das Wetter während der Ernte eine wichtige Rolle. Die größte Menge von verdaulichen Nährstoffen erhält man in der Regel, wenn das Futter in der Blüte gemäht wird, da bei späterm Abbringen die Gesamtmasse allerdings eine größere, der Verdaulichkeitsgrad dagegen erheblich niedriger ist. Je günstiger sich das Wetter während der Ernte gestaltet, um so mehr werden die im H. enthaltenen Nährstoffe konserviert, wogegen dieselben durch Regen zum Auswaschen gelangen und verloren gehen. Das Schneiden des Grases, beziehentlich der Futterpflanzen erfolgt mit der Sense oder der Mähmaschine. Über das Trocknen der grünen Massen s. unter Ernte.

Heuasthma, s. Heufieber.

Heubach, Stadt im württemb. Jagstkreis, Oberamt Gmünd, am Fuße des Rosensteins, auf welchem die Ruine der Burg Rosenstein steht, bei der sich Höhlen und röm. Verschauungen befinden, zählt (1880) 1368 meist prot. E., welche ansehnliche Seide- und Baumwollspinnerei und Weberei treiben.

Heuberg, Berg im Thuringerwalde, 3,5 km südlich von Friedr.roda; auf ihm in 685 m Höhe das vielbesuchte Heubergsbauhaus.

Heuberg, der südwestlichste Teil der Schwäbischen Alp, s. Alp (Geirge).

Heubner (Otto Leonhard), bekannt aus dem dresdener Maiaufstande von 1849, geb. 17. Jan. 1812 zu Blauen im sächs. Vogtlande, studierte die Rechte in Leipzig und lebte von 1832 an in seiner Vaterstadt und in Mühltrösch als Direktor mehrerer größeren Patrimonialgerichte und Rechtsanwalt. Im J. 1834 gründete er in Blauen die erste Turnanstalt Sachsens in jahnheim Sinne; 1843 wurde er als königl. Kreisamtmann nach Freiberg berufen. Als Abgeordneter zur Deutschen Nationalversammlung in Frankfurt 1848 nahm er seinen Sitz auf der Linken, legte jedoch schon Anfang 1849 sein Mandat nieder, um die auf ihn gefallene Wahl zum Mitglied der sächs. Ersten Kammer anzunehmen. Hier war er einer der Führer der gemäßigten Linken. Als 8. Mai 1849 zu Dresden der Aufstand zu Gunsten der Reichsversammlung begann, wurde H. zum Mitglied der Provisorischen Regierung gewählt. Nach Unterdrückung des Aufstandes wurde H. zu Ehemnitz verhaftet und wegen Hochverrats zum Tode verurteilt, jedoch zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt. Erst 28. Mai 1859, bei der Vermählungsfeier des Prinzen Georg, erfolgte seine Freilassung. Während seiner Gefangenschaft hatte sich H. vielfach literarisch beschäftigt; und zwar teils mit Übersetzungen, namentlich aus dem Englischen, teils mit der Abfassung vollständiger Lehr- und Unterhaltungsschriften (»Herr Goldschmidt und sein Probierstein«, Epp. 1850). Ferner schrieb er: »Klänge aus der Zelle in die Heimat« (Dresd. 1869). Nach seiner Entlassung erhielt H. eine Anstellung bei der Dresdener Hypothekensicherungs-Gesellschaft und wurde im Juni 1865 zu deren erstem Direktor erwählt. Im J. 1867 legte er diese Stelle nieder, um in seinen früheren Beruf als Rechtsanwalt wieder einzutreten; 1869 wurde er in die sächs. Zweite Kammer gewählt. Seit 1869 leitet er als Ratmitglied die Verwaltung des Kirchen- und Schulwesens der Stadt Dresden.

Heubner (Joh. Otto Leonhard), Mediziner, Sohn des vorigen, geb. 21. Jan. 1843 zu Mühltrösch, be-

suchte die Landeschule zu Grimma, studierte in Leipzig und Wien und habilitierte sich 1868 an der Leipziger Universität. Nachdem er langjähriger Assistent an der Klinik Wunderlich's daselbst gewesen, wurde er 1873 zum außerord. Professor und 1876 zum Direktor der Distriktpoliklinik ernannt. Er veröffentlichte: »Die iuxtae Erkrankung der Femoralarterien« (Epp. 1874), »Beiträge zur internen Kriegsmedizin« (Epp. 1871). Seine Schrift »Die experimentelle Diphtherie« (Epp. 1883) wurde 1883 mit dem Kaiserin-Augusta-Preis getränkt.

Heuch, Fisch, s. Fische.

Heuchelberg, Höhenzug in Württemberg, Redartreis, der Reupformation angehörend, bis 838 m hoch, wird durch den Jabergrund bei Gellingen vom Stromberg getrennt.

Heuchel ist die aus selbstthätigen Interessen entspringende Vorpiegelung von Gehanungen, die nicht wirklich vorhanden sind. Ein Heuchler ist derjenige, welcher, um äußerer Vorteile des Erwerbs, der Karriere oder dergleichen willen, mit Bewußtsein durch Wort oder That sich als Vertreter von Überzeugungen erscheinen läßt, die er nicht hat oder gar innerlich mißbilligt und verachtet. Am häufigsten ist die H. auf dem religiösen Gebiet, wo der in sich Insubstante oder Ungläubige, um dadurch irgendwelche gesellschaftliche Vorteile zu erringen, den Gläubigen und gar Bigotten spielt; aber es gibt auch, namentlich in neuerer Zeit, eine politische H. bei denjenigen, welche, durch Hoffnung auf Gewinn oder Umsturz verlockt, als Anhänger bei der Regierung, sei es der herrschenden Parlamentsmajorität auftreten, während sie innerlich den von denselben vertretenen Überzeugungen fern stehen. In allen Fällen ist die H. als eine Selbstentwürdigung ein schwerer sittlicher Fehler.

Heuerbrief, s. Promesse u. Heuergeschäft.

Heuerbuch, s. unter Feuervertrag.

Heuerer, s. unter Heuergeschäft.

Heuergeschäft (im Börsenverkehr), auch Promessengeschäft genannt, ist ein Vertrag, in welchem der eine Kontrahent (der Verheuerer) dem andern Kontrahenten (dem Heuerer) gegen eine bestimmte Vergütung denjenigen Gewinn zu überlassen verspricht, welcher aus ein bestimmtes, dem Verheuerer gehöriges Los etwa fallen würde. Darüber wird ein sog. Heuerbrief oder Promesse, Promessenlos ausgestellt. Der Inhaber eines Loses tauscht also gegen einen ungewissen großen Wert den gewissen kleinen Wert ein und will lieber wenig sicher haben als viel in unbestimmter Aussicht. (Thöl, »Handelsrecht«, §. 308.) Das H. ist abgesehen in ähnlicher Weise wie der Kauf zum Differenzgeschäft entartet, indem der Verheuerer häufig Promessen auf Lose verkauft, die er gar nicht erwerben will, vielleicht gar nicht erworben sind; weil sie bereits von einem andern erworben sind; trifft dann auf diese Lose ein Gewinn, so zahlt er dessen Betrag an den Heuerer aus. Dies Geschäft ist noch gefährlicher und verwerflicher als das Differenzgeschäft.

Heuerer, s. unter Heu, vgl. Ernte.

Heuervertrag (sicherlich) heißt der Dienstvertrag, durch welchen die Mannschaft der Seeschiffe angeworben wird (Heuer = Dienstmiete und Lohn). Derselbe ist geregelt in der Deutschen Seemannsordnung, welche an die Stelle des vierten Titels im fünften Buche des Handelsgesetzbuchs getreten ist; diese Regeln gelten aber nicht nur für die

zu nautischen Diensten auf dem Schiffe angestellten Personen (Schiffsmannschaft im eigentlichen Sinne), sondern auch für die zu nichtnautischen Diensten Angestellten (Maschinen, Köche, Aufwärter, Krzte u. s. f.), falls sie eben eine dauernde Anstellung auf dem Schiffe erhalten haben. Sie gelten nicht für den Schiffskapitän und nicht für Votzen, Quarantänewächter und dergleichen bloß zu vorübergehenden Dienstleistungen auf dem Schiffe befindlichen Personen. Einer Form zum Abschluß des Handels bedarf es nicht, vielmehr pflegt der Schiffer namens des Reeders durch mündliche Verabredung den Schiffsmann anzuwerben; insbesondere ist die sog. Annusierung für die Gültigkeit des Vertrags an sich bedeutungslos; nur wenn ein Schiffsmann sich an zwei verschiedenen Schiffen für dieselbe Zeit verheuert hat, dann soll zwar an sich der früher abgeschlossene Vertrag den Vorzug haben, falls aber auf Grund des späteren Vertrags bereits angemustert ist, dann soll dieser vorgehen (Seemannsordnung, §. 26). Der Schiffsmann ist zu unweigerlichem Gehorsam gegen den Schiffer verpflichtet, zu Mähterheit, fristfertigen Betragen und Achtung gegenüber seinen Vorgesetzten (§. 73), und steht deshalb unter einer sehr ausgeübten Disziplinargewalt des Schiffers (§. 72 fg.), deren Mißbrauch jedoch kriminell strafbar ist; seine Dienstleistungen sind der Qualität nach beschränkt oder unbeschränkt (erstere besonders beim Steueremann, Koch, Zimmermann, Maschinen), der Quantität aber, falls das Schiff nicht im Hafen liegt, stets unbeschränkt, und er hat dieselben auch bei eigener persönlicher Gefahr zu erfüllen. Der Schiffsmann darf keine Güter für eigene Rechnung verladen (§. 75) auch ohne Erlaubnis des Schiffers seine geistigen Getränke an Bord führen und Tabak nur so viel, wie er zu seinem eigenen Gebrauche auf der Reise bedarf (§. 76). Der Schiffsmann hat dafür einen Anspruch zunächst auf Naturalversorgung, nämlich auf Speise und Trank nach Vorschrift der einzelnen Landesverordnungen (§§. 43, 45, 46), ferner auf angemessenen Schlafraum (§. 43) und auf Heilmittel bei Erkrankung und Verwundung (§§. 43, 49); sodann auf Geldlohn (Heuer), welcher regelmäßig erst mit Beendigung des Dienstverhältnisses zu zahlen ist (§. 36), wenn nicht nach Ortsgebrauch des Annusierungshafens ein Recht auf Vorankündigungen und vordaher Leucht (§. 37). Der Schiffer ist verpflichtet, ein Abrechnungsbuch über die Heuer zu führen und dem Schiffsmann auf dessen Verlangen ein besonderes Heuerbuch zu übergeben (§. 39). Verringert sich die Zahl der Mannschaft während der Reise, so accreditieren im Zweifel die ersparten Heuerbeträge den übrigen Schiffsteuten nach Verhältnis ihrer Heuer (§. 40). Für alle Forderungen des Schiffsmanns haftet der Reeder persönlich mit seinem ganzen Vermögen (§. 68); demnach gehören dieselben zu denjenigen Forderungen, welche die Rechte eines Schiffsgläubigers gewähren. Der S. wird aufgelöst durch Ablauf der Zeit, resp. Beendigung der Reise, für welche er geschlossen wurde, ferner durch Tod des Schiffsmanns, sodann wenn das Schiff durch Zufall verloren geht (§. 56); auch kann der Schiffer den Schiffsmann aus gewissen gesetzlich gebilligten Gründen entlassen (z. B. Untauglichkeit, grobe Dienstvergehen, syphilitische Krankheit, Verzögerung des Dienstantritts über 24 Stunden u. s. w., §. 57, 58, 59, 60), wie umgekehrt der Schiffsmann

auss gewissenen Gründen den Dienst aufkündigen darf (§§. 61—63); liegt kein solcher Grund vor, so wird der Schiffsmann wegen Kontraktbruchs bestraft (§. 81), auch findet eine polizeiliche Zwangszuführung zum Dienste statt (§. 29).

Heusieber oder **Heusasma**, **Worodischer Katarrh** (*Catarrhus aestivus*, Hay-fever) nennt man eine eigentümliche, leicht fieberhafte, mit hartnäckigem Katarrh der Augenbindehaut, der Nasenschleimhaut, der oberen Luftwege und mehr oder minder heftigen Beschwerden verbundene Affektion, welche gewisse, dazu besonders disponierte Personen regelmäßig, bisweilen in alljährlich wiederkehrenden Anfällen befällt, sobald sie sich den Ausdünstungen gewisser blühender Gräser, meist kurz vor der Heuernte, aussetzen. Als krankmachende Ursache sind die eingeatmeten Pollen (Blütenstaub) gewisser Grasarten zu betrachten, welche innerhalb der Luftwege aufquellen und dadurch eine mechanische anhaltende Reizung der Schleimhäute verursachen. Die Krankheit, welche besonders häufig in England und Nordamerika, aber auch in Deutschland, Frankreich, Belgien und der Schweiz beobachtet wird, befällt nur Stadtbewohner und fast nur Personen unterhalb des 40. Lebensjahres, durchschnittlich mehr Männer als Frauen. Das Leiden ist meist sehr hartnäckig; am zweckmäßigsten erweist sich eine Luftveränderung, der längere Aufenthalt im Hochgebirge oder an der See; ein Mittel, die Disposition zur Krankheit zu tilgen, ist noch nicht gefunden. Vgl. Hübner, »Der typische Frühlings-Katarrh oder das sogenannte H.« (Wien 1862); Wladley, »Experimental researches on the causes and nature of catarrhus aestivus« (Lond. 1873).

Hengstowen, Stadt auf der in den Scilly-Inseln (s. d.) gehörigen Insel St. Marys.

Henglin (Theob. von), bekannt durch seine Reisen und Forschungen in Afrika, geb. 20. März 1824 zu Hildesheim in Hildesheim, widmete sich naturhistorischen und pharmaceutischen Studien und machte dann einige Reisen in Europa. Er hatte Sprachkenntnisse, war ein tätiger Schöpfer, ein geschulter Zeichner und von tragendem Körper. Er ging 1850 nach Ägypten, von wo er Ausflüge ins Beträufte Arabien und an die Küsten des Roten Meeres unternahm, und wurde 1852 zum Sekretär des österr. Konsuls in Chartum ernannt. Bald nach seiner Ankunft dafelbst begleitete er den Konsul Reip auf einer Reise nach und durch Abyssinien, auf welcher Reip 16. Mai 1853 in Doba farb. S. lehrte mit reicher wissenschaftlicher Ausbeute im Juni nach Chartum zurück. Seine Aufzeichnungen über diese Reise (»Reisen in Nordostafrika«, Göttingen 1857) sind von großem Werte. An Reip' Stelle zum Veranten des österr. Konsulats in Chartum ernannt, bereiste er Ende 1853 den untern Weißen Nil und Nordafrika und sammelte hierbei, sowie in Chartum selbst, eine große Anzahl lebender Tiere, welche er 1855 dem kaiserl. Tiergarten in Schönbrunn schenkte. Damals stellte er seine erste »Systematische Übersicht der Vögel Nordostafrikas« (Wien 1856) zusammen, wozu 754 Arten aufgeführt sind. Im März 1856 begab er sich abermals nach dem Sudan, untersuchte die Bajuba-Steppe, lehrte im Jan. 1857 nach Kairo zurück und bereiste in demselben Jahre die ganze Westküste des Roten Meeres, sowie die Somalilüste, über die er in Patermanns »Mitteilungen« (1860 u. 1861) berichtete. Von 1858 bis 1860 stellte er in Europa seine

Gesundheit wieder her, ordnete seine Sammlungen und verfaßte die Beschreibungen seiner Reisen. Von Petermann in Gotha zur Leitung der Expedition gewonnen, die zur Aufklärung von Eduard Bogels Schicksal nach Afrika entsendet werden sollte, verließ H. mit Steudner, Ringelbach, Hansal und Schubert 25. Mai 1861 Ägypten, wo er Anfang März eingetroffen war, und begab sich über Massaua, wo sich ihm 1. Juli Runzinger anschloß, nach den Landschaften der Mensa, Bogos und Barca nördlich von Abessinien. Zu Rai-Scheha in der Provinz Sarai trennten sich 11. Nov. Runzinger und Ringelbach von ihm, um westlich durch das Land der Runama und über Kassala nach Chartum, sowie ferner nach Kordofan zu gehen, während H. mit Steudner und Schubert über Abua, Gondar und Gassat südwärts bis an die Grenze von Schoa und in die Gallaprovins Djamma vordrang und dort 4. April 1862 bei dem Kaiser Theodor freundliche Aufnahme fand. Nach einer an Entbehrungen, Krankheiten und Strapazen überreichen Reise von dort über Gondar und Dola erreichte er zu Anfang Juli Chartum. Hierauf schloß sich H. mit Steudner der Ende Jan. 1863 von Chartum nach dem Wahr el-Ghazal (dem westl. Zuflusse des Weißen Nil) abgehenden Expedition der holländ. Damen Tinne an, gelangte westlich über den Kessek hinaus bis zum Rosanga, oder Demboflus (17. Juli 1863) im Lande der Dohr, nachdem er seinen Gefährten Steudner 10. April durch den Tod verloren und lehrte mit reicher geogr. und zoolog. Ausbeute Ende März 1864 nach Chartum und im folgenden Jahre nach Europa zurück. Außer seinen Aufsätzen in Petermanns »Mitteilungen« (1861—64 und Ergänzungsband 2 u. 3) und andern periodischen Schriften veröffentlichte er: »Die deutsche Expedition in Ostafrika« (Gotha 1864), »Reise nach Abessinien, den Gallaländern u. s. w.« (Zena 1868), »Ornithologie Nordostafrikas« (Rast. 1869—75) und »Reise in das Gebiet der westl. Zuflüsse des Weißen Nils« (Epp. 1869). Im Sommer 1870 unternahm er mit Graf Waldburg-Feil eine Fahrt nach Spitzbergen, ergänzte die Aufnahme im südöstl. Teile dieser Inselgruppe und brachte von dort wie im J. 1871 auf einem Dampfer des Kaufherrn Rosenthal von Nowaja-Semlja reiche und sehr interessante naturhist. Sammlungen zurück. Als er die Resultate dieser Reisen in »Reisen nach dem Nordpolarmeere« (3 Bde., Braunschw. 1872—74) veröffentlicht, ging er Ende 1874 abermals nach dem Roten Meere, um das Gebiet der Beni-Amer zu erforschen, und lehrte nach längerem Aufenthalt in Kairo nach Stuttgart zurück, wo er 5. Nov. 1876 starb, nachdem er noch seine »Reise in Nordostafrika« (2 Bde., Braunschw. 1877) vollendet. H.s Hauptfach war die Zoologie, besonders die Ornithologie.

Heulandit, Synonym für Stilbit (s. d.).

Heumann (Christoph August), Volchistor, geb. 3. Aug. 1681 zu Alstedt im Weimarschen, wurde 1709 Inspektor des theol. Seminars zu Eisenach, 1717 Professor am Gymnasium zu Göttingen. Bei Errichtung der Universität Göttingen 1734 wurde er an derselben ord. Professor der Literaturgeschichte und außerord. Professor der Theologie, 1745 ord. Professor der Theologie und 1758 emeritiert. Er starb 1. Mai 1764. H. machte sich besonders verdient durch die Herausgabe der »Acta Philosophorum« (3 Bde., Halle 1715—27), des

»Conspectus reipublicae literariae« (Hannov. 1719; 7. Aufl. 1763) und seine »Erklärung des Neuen Testaments« (12 Bde., Hannov. 1760—63).

Heumann von Rentzenbrunn (Joh.), der erste, der die Diplomatik wissenschaftlich behandelte, geb. 11. Febr. 1711 zu Ruggendorf im Bayreuthischen, studierte zu Altdorf Geschichte und die Rechte, praktizierte dann in Wien beim Reichshofrat, lehrte aber 1739 als Docent der Rechte nach Altdorf zurück, wo er 1744 ord. Professor wurde und 29. Sept. 1760 starb. Seine für ihre Zeit höchst schätzbaren jurist. Schriften sind veraltet; dagegen haben seine »Commentarii de re diplomatica imperatorum ac regum Germaniae« (2 Bde., Nürnberg. 1745) und die »Commentarii de re diplomatica imperatricum Germaniae« (Nürnberg. 1749) noch jetzt ihren Wert. In seinen »Initia juris politiae Germaniae« (Nürnberg. 1757) entwarf er ein deutsches Polizeirecht.

Heumonat, s. Julius.

Heun (Carl Gottlieb Sam.), als Romanschriftsteller H. Clauren genannt, geb. 20. März 1771 zu Dobrilug, besuchte seit 1786 das Gymnasium zu Gotha, studierte seit 1788 zu Leipzig, dann zu Göttingen die Rechte und kam hierauf zu dem preuß. Minister von Fernig als Erzieher von dessen Kessern und als Privatsekretär nach Berlin. Hier wurde er 1792 Geh. Sekretär im Generaldirektorium beim westfäl. Provinzial- und beim Berg-, Hütten- und Salzdepartement, 1794 Assessor bei der Bergwerks- und Hüttenadministration. Im J. 1801 verließ er die preuß. Dienste, um die Verwaltung der bedeutenden Güter des Kanonikus von Treßlow bei Posen und in Rußland zu übernehmen, mit dem er jedoch bald in Mißverständnissen geriet. Dasselbe war der Fall mit dem Buchhändler Rein in Leipzig, dessen Kompagnon er 1804 geworden war. Im J. 1806 übernahm er von neuem die Verwaltung der Treßlowschen Güter. Doch 1811 lehrte er nach Berlin zurück, wo er in das Bureau des Staatskanzlers Hardenberg kam und bald darauf zum Hofrat ernannt wurde, nahm dann am Feldzuge von 1813 und 1814 im schreibenden Hauptquartier teil, redigierte die »Preuß. Feldzeitung«, wohnte dem Kongreß in Wien bei und wurde nachher beim preuß. Gouvernement in Dresden und hierauf in Merseburg angeheilt. Im J. 1820 übernahm er die Redaction der »Preuß. Staatszeitung«, und als diese 1824 in Nacht gegeben ward, erhielt er eine Stellung beim Generalpostamt, nachdem er vorher zum Geh. Hofrat ernannt worden. Er starb 2. Aug. 1864 zu Berlin.

Während seines Aufenthalts in Posen trat er zuerst als Novellist unter dem Namen H. Clauren (einem Anagramm von Carl Heun) auf. Da seine Erzählungen »Die graue Stube« im »Freimüthigen« und besonders »Mimili« (4. Aufl. 1824) großen Beifall fanden, ging er auf dieser Bahn weiter. Seine früher zerstreuten Arbeiten wurden unter dem Titel »Erzählungen« gesammelt (6 Bde., Dresd. 1819—20) und fanden ein zahlreiches Publikum. Im J. 1818 begann er auch ein nur aus eigenen Arbeiten bestehendes Taschenbuch »Vergilmeinnicht«, dessen Inhalt wieder in der Sammlung »Eckert und Gräff« (4 Sammlungen in 40 Bdn., Dresd. 1820—28) abgedruckt wurde. Daneben hatte er seit 1815 mehrfach dramatische Produkte erscheinen lassen, z. B. »Das Vogelschießen«, »Der Bräutigam aus Mexico«, »Der Wollmarkt« u. s. w.,

die als „Luftspiele“ (2 Bde., Dressd. 1817; 2. Aufl. 1824) gesammelt wurden. Seine „Gesammelten Schriften“ erschienen in 25 Bänden (Epp. 1861). Die Lust an flüchtiger, oft frivoler Unterhaltung von der einen Seite und eine gewisse mit Sentimentalität gepaarte Lebendigkeit der Auffassung und Darstellung von der andern erklären den Beifall, den seine Schriften fanden. Sein schnelles Sinken in der Gunst des Publikums wurde besonders durch Wilhelm Hauff (s. d.) gefördert.

Heune, f. Hüne.

Heupresse, s. Heuschreden.

Heupresse dient zum Pressen und Formen des Heues in einzelne, in der Regel 0,25 cbm große und 50—100 kg schwere Ballen, um dasselbe durch Verfeinerung des Volumens leichter transportfähig zu machen und um die Transportkosten zu verringern. Die H. sind deshalb vorzugsweise in Gegenden in Gebrauch, welche große Mengen von Heu produzieren und dasselbe in die Städte, Militärkationen u. s. w. verkaufen. Die Presse beziehungsweise Leistungen der Handheupressen variieren zwischen 270 und 1000 Mark, teehnungsweise 8800 und 4500 kg Heu pro Tag bei fünf Mann Bedienung; eine Deberische H. kostet 2000 Mark und verarbeitet pro Tag etwa 11 000 kg Heu mit vier Mann Bedienung, Bal. 2908. — Landwirthschaftliche Maschinenkunde (Berl. 1841).

Heure (fr., spr. Öhr, Stunde; à la bonne heure, so ist's recht! vorzüglich! meinetwegen!

Heureka (griech. εὕρηκα, „ich hab's gefunden“), nach Vitruvius, „De architectura“ (9), Ausruf des Archimedes bei Entdeckung des sog. Archimedischen Prinzips (s. d.), daher Ausruf der Freude bei Lösung eines schwierigen Problems.

Heureich ist ein 1812 bei den unter dem Befehle des Generals York stehenden Truppen entstandenes und scherzweise gegen die preuß. schwarzen Husaren gebrauchtes Wort, welches infolge der ausgezeichneten Leistungen dieses Regiments allmählich ein ehrender Jurus wurde und bis zum Jahre 1814 im Vorstehen Korps allgemein als kameradschaftlicher Gruß zwischen einander begegnenden Truppen gebräuchlich wurde. Die Angabe, H. sei den Franzosen gegenüber, welchen die Aussprache des H nicht geläufig ist, als Erkennungsbild, namentlich bei Nacht und im Vorpostendienst, angewendet worden, ist unerwiesen und wenig glaubhaft.

Heuristik heißt Erfindungskunst oder eine Anweisung, auf methodischem Wege Erfindungen zu machen. Eine Erfindungskunst für alle Wissenschaften würde freilich den größten Theil haben und mit einer allgemeinen Methodenlehre zusammenfallen; aber es liegt in der Natur der Sache, daß es keine solche allgemeine H. geben kann. Denn der fruchtbare Gehaltensfortschritt, der nicht bloß zu neuen Einfällen, sondern zu wirklichen Erweiterungen und Verricherungen des Wissens führen soll, hängt jederzeit von der besondern Natur der Probleme und Aufgaben ab, und die methodischen Weisungen der Logik, die wirklich eine allgemeine Bedeutung haben, sind zu allgemein, um einen ausreichenden Zeitspaß zur Behandlung bestimmter Probleme darzubieten. Nur in der Praxis der einzelnen Wissenschaften, besonders der neuern Naturwissenschaften, entwickeln sich auf Grund bestimmter sachlicher Vorgänge einzelne, auf gewisse Gebiete der Forschung sich beschränkende heuristische Methoden. Was man

aber, namentlich früher, für eine allgemeine H. hielt, lief meist auf ein äußerliches, oft selbst leeres kombinatorisches Spiel mit willkürlich aufgestellten Begriffen hinaus, obwohl Versuche dieser Art, wie z. B. die Ars magna des Raymondus Lullus, viele Bewunderer fanden. — Etwas ganz anderes endlich als eine Anweisung, eigentliche Erfindungen zu machen, ist das heuristische Verfahren in der Darstellung wissenschaftlicher Lehren, d. h. der Darstellung, welche den Weg zeigt, auf welchem die Lehrsätze derselben wirklich gefunden worden sind oder wenigstens hätten gefunden werden können. Sie überliefert die Wissenschaft nicht als eine schon fertige, sondern zeigt ihre Entstehung; das heuristische Verfahren ist daher zugleich als genetisches von dem größten pädagogischen Werte.

Heuscheuer, ein 920 m hoher Quadersandstein- gipfel, 25 km im N.W. von Glas und im N. der 1096 m hohen Rense und der böhm. Rämme gelegen, eine der besuchtesten Höhen der Sudeten. Sie gleicht mit ihren durcheinander geworfenen Felsmassen fast einer mächtigen Vergeltung. Der höchste, eine weite Aussicht, bis Nachod, bietende Punkt ist der sog. Großvaterstuhl, eine senkrecht zerklüftete, etwa 92 ha einnehmende Sandsteinmasse mit 35 m hohen Wänden, zu welcher man von der Platte des Tafelsteins auf Treppentufen hinansteigt. Am Südrande der 700 m hohen Heuscheuer-Höhebene, einer von Spalten durchzogenen und von Fichtenwald umtränkten Felsmasse, liegt in 829 m Höhe der sog. Vogelberg.

Heuschreden bilden unter den geradflügeligen Insekten (Orthoptera) eine zahlreiche Familie, die sich durch horizontal ausliegende Oberflügel, fächerartig gefaltete Unterflügel und lange, mit verdickten Schenkeln versehene Springbeine auszeichnet und auch in Deutschland durch manche, zum Teil sehr schön gefärbte Arten vertreten wird, wie die rotgefärbte Schnarrheuschrecke (*Acridium stridulum*), deren Hinterflügel zinnoberrot gefärbt sind; die bläuliche Schnarrheuschrecke (*A. caerulea*) mit blauen Hinterflügeln. Man unterscheidet gewöhnlich unter den H. drei Gruppen, die Grillen (s. d.) oder Grabheuschreden (*Gryllida*), wozu die Werran oder Heimchen gehören; die Laubheuschreden (*Locustida*), zu welchen die große grüne Heuschrecke zählt, und die Grashüpfer (*Acridida*). Mehrere Arten dieser letztern Gruppe, zu welcher auch die genannten zählen, sind durch die ungeheuern verheerenden Züge berüchtigt, in denen sie zuweilen erscheinen. Dahin gehört die Wander- oder Zugheuschrecke (*A. migratoria*), welche im süd- und mittlern Europa überall vereinzelt vorkommt, ihre Eier in sandigem Boden ablegt, aber ihre eigentliche Heimat im Osten hat, von woher auch stets die verderblichen Schwärme kamen, deren Menge und Fruchtbarkeit zu beschreiben seit des Propheten Joel Zeiten sich unzählige Schriftsteller versucht haben. Ofters sind solche Schwärme beobachtet worden, die beim Nibersinken den Boden in mehrstündiger Breite und Länge 15 cm hoch bedeckten und in wenigen Stunden alle Pflanzen aus der vollständigsten vertilgten. Im Mittelalter ergoß sich diese Plage, die im Orient von jeher zu den gewöhnlichsten gehörte, auch wiederholt über Deutschland. In neuerer Zeit wurde Südrussland 1819, Taurien 1824 und der Regierungsbezirk Potsdam 1875 durch H. heimgesucht. Die übrigen

Afrika wird manchmal durch Schwärme der verheerenden Schnarcheuschrecke (*A. devastator*) verheert, wie 1845 geschah, als ein Nordwind Millionen dieser F. auf die Gärten der Kapstadt trieb und zuletzt ins Meer verschlug. Das südl. Europa, Vorderasien und Nordafrika werden bisweilen von Jüngen der tatarischen Schnarcheuschrecke (*A. Tataricum*) verheert. Andere Arten besuchen das weatl. Afrika und die Oasen der Sahara, auch in Süd- und Nordamerika, Neuseelanden u. s. w. treten Heuschreckenschwärme bisweilen schädlich auf. Einige Völker verzehren diese Insekten, welche schon von Moses als reine Speise erwähnt werden. Von den Arabern werden sie getrocknet, zerstoßen und in runde Kuchen geformt. Maharatten und Gontentotten essen sie eingefalzen, andere Völker genießen sie geröstet. Schriftsteller des Altertums erwähnen mehrerer F. essender Völker (Atridophagen). Die Eingeborenen am Amazonasstrom halten eine F. (*Chlorocelus Tanana*) ihres Gesangs wegen in kleinen Käfigen.

Heuschreckenbaum, f. Hymenaea.

Heuschreckenkrebse oder **Squilliden** bilden die einzige Familie der Maulwürfer oder Stomatopoden. Es sind ziemlich große (bis 30 cm), gekrümmte Schalentiere mit breitem, sehr kräftig entwickeltem Hinterleib, der in einer Schwimmflosse endet. Das Kopfbrustschild ist gering entwickelt, die beiden vordersten Leibessegmente, der Augen- und Fühlerring, bleiben frei und beweglich, auch die übrigen Kopfbrustsegmente behalten eine gewisse Beweglichkeit. Das zweite Beinpaar des Kopfbrustabschnitts ist sehr groß und in einen eigentümlichen Greiffuß verwandelt, dem die drei folgenden Fußpaare gleichen, nur daß sie weit schwächer sind. Die Tiere sind ausgezeichnet schwimmende Bewohner der wärmern Meere, auch des Mittelmeers, die sich von andern Seetieren ernähren. Sie durchlaufen in der Jugend eine Metamorphose, die bis jetzt nur unvollständig bekannt ist. Sie haben als Nahrungsmittel keinen großen Wert, werden aber gefürchtet, da sie mit ihren Klauen und Panzerhäuten empfindlich verwunden können.

Heuschrecken-Eingekade, f. unter Eklade.

Heusde (Phil. Wilh. van), holländ. Humanist, geb. 17. Juni 1778 zu Rotterdam, besuchte das dortige Gymnasium und studierte in Amsterdam und Leiden. Seit 1804 war er Professor der Rechtsamkeit und der Geschichte in Utrecht. Er starb zu Bern 28. Juli 1839. Von seinen Werken sind zu erwähnen: «Initia philosophiae Platonicae» (3 Bde., Utr. 1827—36; 2. Aufl. in einem Bande, Leid. 1842), «Brieven over den aard en de strekking van hooger onderwijs» (Utr. 1829; 3. Aufl. 1835; deutsch von Weidmann, Bresl. 1830), «De Socratica school» (4 Bde., Utr. 1834—39; 2. Aufl. 1840—41), von welchem Werke die beiden ersten Bände von Leubacher (Erlangen 1838; 2. Aufl. 1840) übersetzt wurden, der dritte aber unter dem Titel «Versuche philos. Forschungen in den Sprachen» deutsch zu Utrecht (1838) erschien; «Brieven over het beoefenen der wijsgeerte, inzonderheid in ons vaderland en in onze tijden» (1837), «Characterismi principum philosophorum veterum» (Amsterd. 1839). Nach H. s. Tode erschien «De school van Polybius, of geschiedkunde voor de 19. eeuw» (Amsterd. 1841). Vgl. Rovers, «Memoria Heusdii commendata» (Utr. 1841).

Johann Adolf Charles van H., der Sohn des vorigen, geb. 26. Mai 1813 zu Utrecht, studierte daselbst und erhielt 1840 das Rechtswissenschaften in Amsterdam, von wo er 1847 nach Halle als Professor der alten Literatur nach den Arbeiten fand auch in Deutschland «Marcus Tullius Cicero Philoplaton» (Utr. 1836), «Disquisitio de Aelio Sillone» (Utr. 1839), «De constitutione apud Graecos» (1840), «Stadia critica: C. Lucilium poetam collata» (Utr. 1842), welche die «Epistola critica ad Hermannum de C. Lucilio» (1844) anschließt, sowie seine frühere Ausgabe des Agamemnon von Aeschylus (Hag. 1840) anerkannt worden.

Heusden, altes Städtchen und Hauptort des Kantons in der niederländ. Provinz Utrecht, 13 km nordnordwestlich von Herengracht an einem Arme der Maas, hat eine reform. lutherische, eine reform. separatistische und eine luth. Kirche, eine Synagoge, einen guten Garten und einige blühende Fabriken und Gärten. Im Jahr 1879 1970 E. Die chemischen Festungswerke sind schon längst geschlossen und Spaziergänge umgewandelt. Das Gebiet war: bildete ursprünglich einen Teil der Grafschaft Leikant und gehörte später abwechselnd zu den Brabant, Gelberland und Holland, bis der Herzog Johanna von Brabant 1357 es dem Kaiser Wilhelm IV. von Holland abtrat.

Heusinger (Karl Friedr. von), namhafter geb. 28. Febr. 1792 zu Harnroba bei Eisenach, wurde in Jena und Göttingen zum Studium der Medizin, beteiligte sich als preuß. Militärarzt an den Freiheitskriegen, dirigierte als solcher bis 1821 das Lazarett zu Sedan und wurde 1821 als Professor der Medizin nach Jena, 1824 in gleicher Eigenschaft nach Würzburg, 1829 nach Karlsruhe, wo er 5. Mai 1883 starb.

H. entwickelte eine außerordentlich reichen literarischen Tätigkeit auf fast allen Gebieten der Medizin und Naturwissenschaften und hat sich besonders auch um die Geschichte der Medizin verdient gemacht. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Über den Bau und die Vertheilung der Milz» (Eisenach 1817), «Entzündung und Eiterung der Milz» (Eisenach 1820 u. 1823), «Grundriss der physischen und psychischen Anthropologie» (Eisenach 1829), «Grundriss der Encyclopädie der Methodologie der Natur- und Heilkunde» (Eisenach 1839), «Recherches de pathologie comparée» (2 Bde., Rassel 1844—53), «Milzbrandtrichter der Tiere und des Menschen» (Erlangen 1844), «Die sog. Geophagie oder tropische Chlorose» (Rassel 1852).

Heusinger von Waldegg (Gottl. Heinrich Franz Edmund), Ingenieur, geb. 13. Mai 1817 zu Langenschwalbach, erlernte anfangs den Buchhandel, studierte dann in Göttingen und Leipzig besonders Mathematik, Physik und Mechanik und widmete sich dann dem Eisenbahnbau. Nach praktischer Ausbildung in einer mechanischen Werkstätte trat er auf der Guteshoffnung bei der Sterkrade ein, welche damals neben dem Bau von Dampfschiffen den Lokomotivbau bildete. Er wollte. Die erste dort gebaute Lokomotive baute (1841) H. an die Launusbahn; dort wurde an die Werkmeisterstelle der Reparaturwerkstätte in Göttingen übertragen, 1844 wurde er zum ersten

Maschinenmeister in Frankfurt a. M. und 1846 zum ersten Maschinenmeister und Chef der Centralwerkstätte in Cassel bei Mainz ernannt. Im J. 1854 wurde ihm die Projektierung der Frankfurt-Homburger Eisenbahn übertragen, welche erst nach fünfjährigen Verhandlungen zur Ausführung gelangte. Sodann projektirte H. die Deisterbahn und Südbahnbahn (Northeim-Nordhausen) und wurde 1863 vom Verein der deutschen Eisenbahnverwaltungen veranlaßt, die Redaction des von ihm 1845 begründeten «Organ für die Fortschritte des Eisenbahnwesens», das 1866—63 vom Bau- rat Scheffler geleitet worden war, wieder zu übernehmen. Viele wichtige Verbesserungen und neue Konstruktionen im Eisenbahnwesen wurden durch H. eingeführt, wie namentlich die nach ihm benannte, sehr einfache und rationelle Lokomotiv-Heuerung mit einem Excentrif, die Interkommunikationswagen (Coupe-System) mit Seitengang, zweimäßige Schlafwagen, schmiedeeiserne Doppelscheibenräder mit vollkommener Sicherung gegen das Springen der Radreifen, ganz eiserne rationale Oberbaukonstruktionen für Haupt-, Secundär- und Straßenbahnen u. s. w. H. selbständige Schriften sind: «Die Rall-, Ziegel- und Köpfbrennerei» (3. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1876), «Der Gipsbrenner» (Lpz. 1863), «Die eiserne Eisenbahn» (Hannov. 1863), «Die Schmiervorrichtungen und Schmiermittel der Eisenbahnen» (Weissenbaden 1864), «Handbuch der speziellen Eisenbahntechnik» (in Verbindung mit vielen Eisenbahntechnikern, 4. Aufl., 5 Bde. mit Atlas, Lpz. 1877), «Handbuch der Ingenieurwissenschaften» (Bd. 1, 2. Aufl., Lpz. 1883), «Kalender für Eisenbahntechniker» (11 Jahrgänge, Wiesb. 1874—84).

Hensler (Andreas), Schweizer Jurist, geb. 30. Sept. 1834 zu Basel, studierte in Basel, Göttingen und Berlin und habilitierte sich 1859 in seiner Vaterstadt, wo er 1863 Professor des deutschen Rechts, 1866 Vizepräsident des Zivilgerichts und Mitglied des Großen Rats wurde. Die Eidgenossenschaft übertrug ihm 1868 die Bearbeitung eines Bundesgesetzes über Schuldbeitreibung und Konkurs (mit Motiven im Druck erschienen, Bern 1874). H. Hauptwerk ist «Die Gewere» (Weim. 1879); außerdem schrieb er: «Verfassungs-geschichte der Stadt Basel im Mittelalter» (Bas. 1860); «Die Beschränkung der Eigentumsverfälschung bei Fahrhabe» (Bas. 1871), «Der Ursprung der deutschen Stadtverfassung» (Weim. 1872).

Heuzen (Joh.), f. Otolampadius.

Heuwendemaschine ist eine landwirtschaftliche Maschine, welche zum Wenden und Durchläsen des Strofes, resp. Heues dient. Dieselbe besteht aus einem zweirädrigen, in der Regel von einem Pferde gezogenen Gestell, dessen Radachse mehrere gegeneinander gestellte Rechen mit eisernen Zinken besitzt. Bei den englischen und komplizierteren Maschinen sind die Rechen in der Weise mit den Fahr-rädern durch Zahnradübertragung verbunden, daß die ersten sich sowohl von vorn nach hinten drehen, wobei das Gras nur gewendet wird, oder in umgekehrter Richtung bewegen, wobei das Gras durch die Zinken mit herumgenommen und gelöst und gewendet hinten abgelegt oder gestreut wird. Der vorn und oberhalb der Rechen angebrachte Mantel dient dazu, um das Verstreuen des Strofes während der Arbeit zu verhüten. Bei den einfacheren amerik. Maschinen drehen sich die Rechen

nur von vorn nach hinten; es findet dabei nur ein Wenden des Strofes statt. Die Arbeitsbreite der H. beträgt 1,4 bis 2,2 m, das Gewicht 5—600 kg, der Preis 250—500 Mark bei einer Leistung von 64 bis 72 s in der Stunde, sobald man bei Benutzung der H. mit einem Pferde und einem Arbeiter die Arbeit von ungefähr 14 Frauen, deren eine etwa 4—5 s Wiesenfläche in der Stunde wendet, verrichten kann. (S. Tafel: Landwirtschaftliche Geräte und Maschinen.)

Heuwurm, f. unter Blattwider.

Heuwiebel, ein aus sehr kurz geschnittenem Heu und Stroh, sowie gequethem Hafer und Roggen, auch wohl gedämpften Hartstrofen bereitetes, mit Leinsamenabkochung überzogenes Gemisch, welches entweder zu einem Zeige zusammengetnetet und in Broiform gebaden oder in flache Tafeln gepreßt wird. Die Verwendung des H. bietet den Vorteil, daß man den Pferden in dieser konzentrierten Form leicht und schnell Nahrung zuführen kann, was bei andauernder, angestrengter Arbeit von Wichtigkeit ist, daß sich das den Pferden zu reichende Gesamt-futterquantum in dieser Form leicht zumeßen läßt, und daß das Dienstpersonal den Hafer den Pferden nicht durch Verkauf entziehen kann.

Heven, f. unter Rantschul.

Hevelius (Johs.), eigentlich Hewel oder Hewelle, v. h. Hügelen, ausgezeichneter Astronom, geb. zu Danzig 28. Jan. 1611, studierte in Leiden und machte 1630—34 eine Reise durch Holland, England, Frankreich und Deutschland. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt widmete er sich der Mechanik und Zeichnerei, in der Absicht, sich selbst vollkommenere optom. Instrumente zu verfertigen. Auch legte er in seinem Hause eine eigene Druckerei an, aus der die meisten seiner Werke hervorgingen. Er wurde 1641 zum Schöppen, 1651 zum Rats-herrn gewählt. Behufs seiner Beobachtungen des Himmels baute er sich 1641 in seinem Hause eine Sternwarte, die er Stollasburgum nannte. Viele seiner Manuskripte, seine Bibliothek und Sternwarte gingen bei einer Feuersbrunst 1679 zu Grunde. Er starb 28. Jan. 1687. Unter seinen Werken behauptet noch jetzt einen hohen Wert die «Selenographia, seu descriptio lunae» (Danz. 1647). Eine ähnliche Darstellung des ganzen gestirnten Himmels unternahm er in seinem «Pro-dromus astronomiae» und in dem «Firmamentum Sobiescianum, sive Uranographia», die beide erst nach seinem Tode (Danz. 1690) erschienen. Außerdem sind zu erwähnen: das Werk «De natura Saturni» (Danz. 1656), die «Cometographia» (Danz. 1668), welche Nachrichten und Beobachtungen der von ihm selbst gesehenen Kometen enthält, und die «Machinae coelestis» (2 Bde., Danz. 1673—79). Er stand mit den größten Gelehrten und vielen Fürsten in engem Verkehr, wie sein Briefwechsel beweist, der von Olhof (Danz. 1688) herausgegeben wurde. Vgl. Westphal, «Leben, Studien und Schriften des Astronomen H.» (Königsb. 1820); Seibemann, «Johannes H.» (Zittau 1864).

Heveller, ein slaw. Bollkamm, welcher im 10. Jahrh. an der mittlern Havel seinen Sitz hatte. Heinrich I. schlug ihn 928 und zerstörte ihre Burg Brennabor (Brandenburg), vollständig unterworfen wurden die H. aber erst im 12. Jahrh. von Albrecht dem Bären.

Heves (spr. Həwəsch), Komitat im diesseitigen Theilstreife des Königreichs Ungarn, nördlich an

Neograd und Gömör, östlich an Dorjod und Szabolcs, südlich an Jazygien-Großtumanien, westlich an Pest und Neograd grenzend, hat eine Fläche von 3801,5 qkm. Das Komitat, das 1876 ein Drittel seines frühern Umfangs an das neugebildete Komitat Jazygien-Großtumanien-Szolnok abgeben mußte, ist fast durchgehends eben, mit Ausnahme des äußersten nördl. Theils, wo sich das 45 km lange Mátragebirge befindet, das unter anderm vortrefliche Weine liefert, von denen der Eggeder selbst im Auslande gesucht ist. Bewässert wird das Komitat von der Theis, Jagyva, Erlau, Gyöngyös und Tarna. Der Boden ist ungemein fruchtbar, außer an allen Getreidearten ist H. auch an Mais und Tabak eins der reichsten ungar. Komitate. Der Tabak von Debrö und Berpelet gehört zu den besten ungar. Erzeugnissen. Gewerbe und Handel sind verhältnismäßig blühend und werden durch die großen gyöngyöser und erlauer Wochen- und Jahrmärkte sehr gefördert. Die (1880) 208 420 E. sind meist magyar. Nationalität und luth. Konfession. Hauptort des Komitats ist Erlau (s. b.).

Heviter, Hivviter, d. i. «Gehöftbewohner», war der Name eines kleinen kanaanitischen Volksstammes, dessen Gemeinwesen mit Ältesten an der Spitze (Republik) zu Sichem, Gibeon, am Fuße des Großen Hermon (Djebel esch-Scheich) und auf dem Libanon seit Josuas Zeit erwähnt werden. Die H. scheinen den Israeliten besonders nahe gestanden zu haben, wurden darum auch von diesen bei der Eroberung Kanaans nicht ausgerottet, sondern, zum Teil durch Josua, dann durch Salomo in das Verhältnis der Hörigkeit zur israelit. Volksgemeinde gebracht. Aus ihnen erwuchs seit dem 8. Jahrh. v. Chr. die Stämme der Samaritaner.

Hewel oder **Hewelle**, s. **Hevelius**.

Henricson (William), engl. Naturforscher, geb. 9. Jan. 1806 zu Newcastl., bildete sich zum Feldmesser aus, widmete sich aber später ganz den Naturwissenschaften. Namentlich verdient ist er um die Schmetterlingskunde. Er veröffentlichte: «British zoology» (1831), «The genera of diurnal lepidoptera» (1846 fg.), «Exotic butterflies» (seit 1852 in Vierteljahrsheften), «Illustrations of diurnal lepidoptera» (1862).

Heg (grch. ἥγ, in Zusammensetzungen von Konsonanten: Hega), sechs.

Hexachord, eine Reihe von sechs stufenweise aufeinander folgenden Tönen der Durtonleiter, z. B. in C-dur: c d e f g a; in G-dur: g a h c d e u. i. w. Wie das Tetrachord (s. d.) als die Tonleiter der Griechen, so ist das H. als die Tonleiter des Mittelalters anzusehen. Die sechs Töne des H. wurden mit den sechs Silben ut re mi fa sol la bezeichnet und bildeten als Solmisation (s. d.) die Grundlage der mittelalterlichen Tonlehre.

Hexadisch, die sechs zur Grundzahl habend.

Hexaeder, kristallographische Bezeichnung für den Würfel des regulären Systems.

Hexaëmeron (grch., Wert von sechs Tagen), Titel des die sechs Tage der Schöpfung behandelnden Gebichts «De Deo» des Dracontius (s. d.).

Hexagon (Sechseck), geometr. Figur, die aus sechs Seiten besteht, von welchen sechs Winkel eingeschlossen werden. Sind alle diese Seiten untereinander gleich lang und zugleich alle Winkel von gleicher Größe, so heißt die Figur ein reguläres H. In einem solchen ist jeder Winkel gleich 120°, die

Seite desselben gleich dem Halbmesser des ihm umgeschriebenen Kreises.

Hexagonale Pyramide, s. **Dihexaeder**.

Hexagynus (grch., d. i. sechshebig), hexagynisch nennt man diejenigen Klüfte, sechs Griffel oder Narben besitzen. Hexagyn ist im Linneschen System die 6. Ordnung in Klassen I—XIII.

Hexakisoktaeder (grch.), eine Krysallogrenzt von 48 ungleichseitigen Dreiecken.

Hexakisitetraeder, kristallographische Benennung für eine von 24 ungleichseitigen Dreiecken geschlossene Form, welche die hemidrische des Hexakisoktaeders (Achtundvierzigflächner) dessen in den abwechselnden Oktanen gesessenen sechsflächigen Flächenkomplexen darstellt; dessen ist daher $\pm \frac{mOn}{2}$. Die Hauptachsen

sind je zwei gegenüberliegende rhombische Ecken. Solche H. treten z. B. am Diamant selbst, an Fahlerz und Borazit in Kombination mit tetraedrisch-hemidrischen Formen auf.

Hexactinelliden (Hexactinellidae), z. B. der Kieselschwämme (s. d.), deren Nadeln in einem Punkte sich schneidenden Ästen oder sechsstrahlig sind. Durch mannigfache Zerungen und Reduktionen dieser Äste entstehen unendliche Masse von Kieselgebilden, die zusammen mit den schönsten Objekten für mikroskopische parate gehören. Die Nadeln bleiben entweder oder sie verschmelzen durch geschichtliche Substanz zu oft sehr regelmässigen hexactinischen Massen. Bis in die neuere Zeit kannte nur einige wenige Arten von den Philippinen von Japan; jetzt ist die bekannte Zahl der schlechter und Arten dieser Kieselschwämme in den Expeditionen des Challenger, Porpoise, der amerik. Schiffe, eine sehr ansehnliche gewachsen. Fossile H. finden sich schon vom Silur an, aber im Jura ihre größte Entfaltung.

Hexamëron (grch.), Titel von Sammelwerken von Novellen, die an sechs Tagen erzählt werden. Bekannt ist Wielands «H. von Rothenburg» (s. Hexaëmeron).

Hexameter, eine zuerst bei den Griechen epische Poesie vorkommende Versart, die dieser frühesten Anwendung auch heroische genannt, gehört zu den daktylischen Versen und steht aus sechs Versfüßen, fünf Daktylen (— — —) und einem Spondeus oder Trochäus (— — —). Die ersten vier Daktylen können durch Spondeen ersetzt werden, beim fünften Versfüß findet das nur selten statt; Verse letzter Art pflegt man spondaici zu nennen. Das reguläre Schema eines H. ist also z. B.

— — — — — | — — — — — | — — — — — | — — — — — | — — — — —

Sel mir gegrüßt mein Berg mit dem rötlich braunen Notwendig ist in jedem H. eine Cäsur (s. d.). bei weitem häufigste ist die sog. männliche (paucimimere semiquinaria) nach der Arsis (s. d.) des dritten Fußes; seltener ist die trochäische weibliche Cäsur nach der ersten Kürze des dritten Fußes. Von dem epischen H. unterscheidet sich ein einziger Punkt der in der lyrischen, namentlich bukolischen Poesie verwendete. Von den Griechen kam der H. zu den Römern, zuerst von Ennius gewandt, und verdrängte den alten volksthümlichen versus Saturnius vollständig. Fast alle modernen

Litteraturen haben den Versuch gemacht, in Nachahmung der antiken Poesie den *H.* bei sich einzubürgern; es mußte dieser Versuch meist mißlingen, weil diese Sprachen die Quantitätsgesetze, auf welchen der antike *H.* beruht, nicht haben; die *H.* der modernen Litteraturen sind daher wohl Verse von sechs Füßen, verhalten sich aber rhytmisch ganz anders als die antiken. Am besten ist dieser Versuch im Deutschen gelungen, obwohl der Widerspruch zwischen den Quantitätsverhältnissen der deutschen Silben und der eigentlichen Form des *H.* sehr fühlbar bleibt. Man glaubt Spuren der Nachahmung des lateinischen *H.* in deutscher Sprache schon im 12. Jahrh. zu finden. Die Anwendung desselben bis auf Klopstock behandelt Wadernagel, «Geschichte des deutschen *H.* und Pentameters bis auf Klopstock». Versuche, den *H.* durch feste Regeln, auch durch Abänderungen der deutschen Sprache anzuweisen, wurden bis in die Mitte des 18. Jahrh. mehrere gemacht, namentlich auch von Gottsched; eine Abart des *H.* wendet z. B. G. von Kleist im «Frühling» an, wo dem sechsfüßigen Verse noch ein einsüßiger Aufstakt vorangeht. Erst Klopstocks «Messias» brachte die Form, in welcher der deutsche *H.* seitdem geblieben ist, zu größerer Geltung, nicht ohne Widerspruch verschiedener Dichter, z. B. Hagedorn's. Klop's Homer-Übersetzung, Goethe's «Hermann und Dorothea» und andere Goethesche und Schillersche Dichtungen in diesem Versmaß machten den *H.* allmählich flüssiger und gewandter, so daß derselbe jetzt in einer freilich von der antiken sehr abweichenden Form, deren Prinzip vorzugsweise die Betonung ist (jede Artik. muß zugleich die Tonhöhe des Wortes enthalten), in der deutschen Poesie fest eingebürgert ist.

Hexandrus (arch., b. i. sechs männlich) oder **Hexandrisch** nennt man diejenigen Blüten, die sechs nicht miteinander verwachsene Staubgefäße besitzen. Im Linneischen System heißt *Hexandra* die 6. Klasse, welche alle Pflanzen mit hexandrischen Blüten umfaßt.

Hexägia, s. unter *Septuaginta*.

Hexapoda (arch.), Sechsfüßer, Insekten.

Hexapolis, der Bund der sechs Hauptstädte des Kleinasiat. Doris, s. unter *Doris*.

Hexapieton (arch.), ein Roman mit sechs Cäsur.

Hexastichon (arch.), Gedicht von sechs Versen.

Hexastylon (arch.), Bauwerk mit sechs Säulen.

Hexateuch (arch.), die fünf Bücher Moses (der Pentateuch s. d.), nebst dem dazugehörigen Buche Josua.

Hexen und Hexenprozesse. Das Wort *Hexe* ist althochdeutsch *hagazussa*, verläßt *hazus*, *hazis*, *hazissa*, mittelhochdeutsch *heese*, *hexee*, *heese*, ein Kompositum, wovon *hag* eine Hölzung, Feld und Flur, das übrige die Schädigende, *hexe* also «die den Hag Schädigende» bedeutet; nach andern sind ursprünglich unter *Hexen* (*hag* und *disen* oder *disen*, *hagadissen*) Waldfrauen, Waldgöttinnen zu verstehen, die am nächtlichen den Wäldern verwandt sind. Man vermutet in ihnen für das höhere Altertum Priesterinnen, weibliche Ärzte, sagenhafte Nachtfrauen, die man ehrte, scheute, endlich geringschätzte, aber noch nicht zu verfolgen und bürgerlichen trachtete. Die «weisen Frauen», die den Suibb, ein Sod aus allerlei zauberkräftigen Dingen, unter Hersagen von Spruch und Lied bereiteten und damit Haß und Liebe, langsame Krankheit, Versekung von einem Ort an einen andern, Sturm,

Unwetter und Mißwachs, aber auch Heilung von Krankheiten bewirkten, wandelten sich in die spätern *Hexen* (in einigen Gegenden auch «Widerschen, Töverschen» genannt) um, bei welchen allerdings die schlimmere Seite des Wesens in der Volksmeinung sich ausschließlich entwickelte. Die Grundlagen des Hexentums stammen also aus dem german. Altertum und auf dieses läßt sich auch alles Weiter: das Beschwören, Besingen, Besprechen, der Kessel, der Besen so zurückführen. Mit dem Eintreten des Christentums wuchs wie der Glaube an die *Hexen*, so auch die Verfolgung derselben, indessen anfangs allmählich. Die Kirchenväter verwiesen die alten heidnischen Götter als wirklich bestehende Wesen in das Reich der Dämonen, die Legenden erzählten von Kämpfen der Heiligen gegen den und die Teufel, die monchliche Phantasie schildert eingehend die Dienerschaft des Höllenfürsten und seiner Anhänger Nacht gegen die Menschen. Immer fester wurzelte der Glaube an Bündnisse mit dem Bösen, aber erst die Inquisitoren des 13. Jahrh. wußten diesen den armen *Hexen* zu vermählen und erbauten eine förmliche Teufelslehre. Den ersten *Hexen*, wie es heißt 1230—40 in Erier, wurde vorgeworfen, sich in Kröten verwandelt und gewissen Versammlungen beige wohnt zu haben. Ihr Los ist unbekannt. In Toulouse fand unter dem Richter Hugo von Veniol die erste sicher beglaubigte Verbrennung 1275 an einer 60jährigen Frau statt, welche mit dem Teufel Buhlschaft getrieben haben sollte. Aus Frankreich brang dieses Unwesen auch in andere Länder, zunächst nach der Schweiz, wo zu Anfang des 15. Jahrh. die ersten *Hexenverbrennungen* stattfanden. In Deutschland, wo das Schicksal des ersten *Hexenrichters*, Konrad von Marburg (s. d.), bereits im 13. Jahrh. die Inquisition zurückgeschreckt hatte, stieß die *Hexenverfolgung* noch auf Hindernisse, bis Papst Innocenz VIII. in der Bulle *Summis desiderantes* vom 8. Dec. 1484 die ganze Lehre von der Häresie des Zauberwesens und dem darüber erforderlichen durchgreifenden Inquisitionsprozeß bestätigte. Kurz darauf, 1489, unterwieslen Krämer und Sprenger mit ihrem «*Malleus maleficarum*» (*Hexenhammer*) die Gerichte in dem hienemaligen Verfahren zur Überführung der *Hexen* und Zauberer, und seitdem stammten die Scheiterhaufen auch in Deutschland auf.

Aus der Geschichte der geistigen Epidemie, welche nunmehr fast drei Jahrhunderte lang herrschte, ist als auffällige Thatsache hervorzubeben, daß ihre plumpe Wahngelüste auf den niedrigsten Bildungsgrad hinwiesen, und daß sie ihre Opfer mit wenigen Ausnahmen nur in den unteren Klassen suchte. Nach dem Volksglauben strebte der Teufel unablässig, Menschen, besonders alte Frauen, aber auch jüngere Leute, zu verdammen. Der Verführer erschien zuerst gewöhnlich als junger Mann aus den höhern Ständen, weiterhin als Ziege, Maus, Fod, aus welcher Rastle er sobann in die Jünglingsgestalt schlüpfte, und berebete die Erwählten, die Knechtschaft Gottes mit seiner unbedingten Notmähigkeit zu vertauschen. Zur Befestigung des oft schriftlich verbrieften Pacts dienten wunderliche Ceremonien, namentlich eine travestirte Taufe, wobei der Here ein Zeichen auf den Leib gedrückt ward, das Ungeweihte nur an der Unempfänglichkeit der Stelle erkannten. Die so Geworbenen mußten nun durch Zauberei allerlei Schäden stiften, dem Teufel und

seinen Dienern in allem zu Willen sein und insbesondere sich auf nächtlichen Zusammenkünften mit der Höllebevölkerung und deren Anhänge (Hexenabboten) an obscönen Festen beteiligen. Die Hexe wurde dazu entweder von dem Teufel abgeholt oder fuhr auf einer Ofengabel, einem Besenstiel u. dgl. durch den Schornstein dahin, nachdem sie sich mit einer besondern Hexensalbe bestrichen. Als von dem Teufel gezahltes Entgelt werden angegeben: Geschenke, welche sich kurz darauf in Unflath verwandelten, Schläge und unsaubere Rationen bei den nächtlichen Festen. Zur Befestigung gereichten diesen Annahmen nicht nur zahlreiche Geständnisse, welche die Richter den der Zauberei Angeklagten auf der Folterbank in den Mund legten, sondern auch freiwillige Selbstanklagen geistig gestörter Personen, denen die Gebilde ihres überspannten Vorstellungsvermögens als äußere Erlebnisse galten. Die erwähnte Hexensalbe enthielt Angaben nach Wilsenkrout, wahrscheinlich auch Mandragora und Stiefpfeil; der Genuß der letztern Pflanze (im sog. Hexentrans) erzeugt eben das Gefühl des Fliegens und ähnlich dem Opium und haschisch abenteuerliche Einbildungen wie von kleinen schwarzen Tieren.

Die einmal erregte Furcht vor Bekehrungen sah in jedem Erkranken von Menschen und Vieh, in Wuthwachs, Hagelschlag und sonstigen Landplagen nur das Werk böswilliger Unholbinnen, deren Entdeckung um so leichter fiel, als schon ein unangenehmes äußeres, Neigung zur Zurückgezogenheit, den Nachbarn nicht ganz begreifliche Erwerbsverhältnisse, ja selbst die bloße Anlage den nächsten Verdacht, besonders auf ältere Personen, lenkten. Wo das Verdict mit der Marter nicht gleich bei der Hand war, daff sich die Volksjustiz mit der Hexenprobe, indem die Verdächtigen gebunden, in das Wasser geworfen und bei dem Versinken für schuldig, bei nicht völliger Untertauchen als Schützlinge des Teufels erkannt wurden. Auch eine Hexenwage hatte man, weil man glaubte, daß H. darauf schwerer oder je nach Belieben der Richter auch leichter wären, als man sie schätzte. Das Resultat des Wägens führte natürlich freis zum Scheitern. Die Verurtheilungen lauteten nämlich auf den Tod durch Feuer und ergingen in solcher Überzahl, daß z. B. eine etwa fünfjährige Verfolgung im Stifte Bamberg 600, im Bistum Würzburg 900 Opfer forderte, daß im Braunschweigischen die Pfähle, an welche die Hexen auf dem Scheiterhaufen gefesselt wurden, nach der Auferung des Chronisten wie ein Wald anzusehen waren, und daß es in England einen besondern General-Hexenfinder gab. Selbst Kinder wurden nicht gespart, wie denn unter andern in Exeter ihrer vier von 7 bis 12 Jahren verbrannt wurden. Wie für die Keger, so hatte man damals auch für die Hexen besondere Türme, in welchen sie verwahrt, untersucht und gerichtet wurden, z. B. zu Lindheim in der Wetterau. Es wurzelle der Wahn des Hexenglaubens so tief in der europ. Menschheit, daß es Jahrhunderte bedurfte, bis eine entschiedene Opposition nur aufstehen durfte, und wieder Jahrhunderte bis sie siegte. Wohl traten schon der Italiener Pomponius 1515, in Deutschland Agrippa von Nettesheim und in noch größerem Maße 1663 Joseph Meier, Leibarzt des Herzogs Wilhelm von Kleve, gegen dieses Murren auf und nach ihm Cornelius Toletus in Trier, der aber 1593 zum Widerruf sei-

ner lehrerischen Zweifel genötigt ward. Aber es folgte noch eine große Anzahl gelehrter Verteidiger des Hexenglaubens von König Jakob I. bis herab auf die bayr. Klosterbrüder Agnecht und Augustus März, welche noch 1766 den aufgellärten Professor Storzinger in dieser Hinsicht zurückschickten. Einigen Einbrud hatten aber bereits die Vermuthungen gemacht, die der Jesuit Spee in seiner *«Cautio criminalis»* 1631 wider die Praxis der Hexenprozesse einlegte, und gegen das Ende des 17. Jahrh. griff Balthasar Vetter, reform. Prediger in Amsterdam, in seiner *«Verurtheilten Welt»* das Prinzip der Demonologie, den Glauben an den Teufel selbst, an. Seit endlich Thomastus in seinen *«Beschämen von dem Laster der Zauberei»* (1707) den offenen Kampf mit dem finstern Vorurtheil aufgenommen, sang man in Deutschland allmählich an, sich der Hexenprozesse zu schämen, und gegen die Mitte des Jahrhunderts erstarrte auch die Geschwörung in Preußen, Oesterreich (durch Maria Theresia 1765) und andern Staaten, oder wenigstens der Gerichtsbrauch, das Verbrechen der Zauberei. Doch war noch 1729 zu Würzburg Maria Anna, die Superiorin des Klosters Unterzell, auf ihr Gesandnis, vom Teufel befallen zu sein, lebendig verbrannt und zu Landshut 1754 ein 13jähriges, 1756 ein 14jähriges Mädchen wegen Hexerei enthauptet worden. Der letzte Todesstrich gegen eine Hexe (die Dienstmagd Anna Gähni) fiel 1782 zu Glarus in der Schweiz. Doch spielte noch immer der Hexenglaube seine Rolle in den Annalen der Strafrechtspflege längere Zeit fort, insofern in gewissen Ländern, insbesondere in Mexiko, gelegentlich aber auch in England und Deutschland ältere Weiber wegen Verdachts, Tiere vergaubert zu haben, von der Landbevölkerung angegriffen und getödtet wurden. Selbst jetzt ist der Hexenglaube nicht völlig verschwunden.

Vgl. Solban, *«Geschichte der Hexenprozesse»* (Stuttg. 1843; neu bearbeitet von Herpe, 2 Bde., 1880); Haas, *«Die Hexenprozesse. Ein kulturhistor. Versuch»* (Tüb. 1865); Roßloff, *«Geschichte des Teufels»* (2 Bde., Lpz. 1869); Baldi, *«Die Hexenprozesse in Deutschland und ihr hervorragendster Belämpfer»* (Bairb. 1874); A. Buttle, *«Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart»* (Berl. 1869); Rippold, *«Die gegenwärtige Wiederbelebung des Hexenglaubens»* (Berl. 1875).

Hexenbesen, eine durch *Peridermium olivaceum* Kze. et Schm. erzeugte Baumkrankheit, s. unter Baum, Bd. II, S. 582².

Hexenfahrt findet nach der Sage hauptsächlich am 1. Mai in der Walpurgisnacht (in einigen Gegenden auch am Michaelistage) auf dem Blockberg (Brodien) und andere durch den Aberglauben bezeichnete Höhen statt und zwar reiten die Hexen dahin nach Anwendung der Hexensalbe und einer bestimmten Zaubersformel durch die Luft auf Besen oder auf Asternschwänzen, Rüst- oder Ofengabeln, Fliegenböden u. s. w. Der Schornstein ist ihr Auf- und Ausgang. Im Gesellschaft des Teufels, ihres Herrn und Meisters, dem sie unzüchtige Bekehrung erweisen, fahren sie dort Tänze und wüste Lustbarkeiten auf, tanzen den Schnee weg und schwärmen dann in derselben Nacht in ähnlicher Fahrt umher und richten Schaden. Es ist der große Hexensabbat, ein Nachklang von gottesdienstlichen Versammlungen der heidnischen Zeit, vor allem der Frühlingsfeier zu Ehren der Hochzeit Wodans und Friggas, die durch ihren lempresprohen

zug in die jubelnde Frühlingslandschaft den Zug über den Winter mit seinen Schreden und Tagen verstanden. Auch in Süpreußen gibt es die Blodsberge, in Süddeutschland Walpurgisberge, in Tirol wie anderswo werden überhaupt die höchsten Bergspitzen oder auch tiefe Schluchten als Versammlungsorte der Hesen angegeben; bekannt ist der Herentanzplatz bei Thale im Harz.

Gegenhammer, s. unter Hesen und Hesenprojesse.

Gegenknoten, ein oft in der Erde gefundenes Bild von Blättern des Rosenstrauchs und anderer Gewächse als Behälter von Larven geflügelter Insekten, welches der Aberglaube als Gegenwert achtet. Verschiedene davon sind wirkliche Knochen, die aus Seilen und Bändern auf bestimmte, oft kreuzförmige Weise unter bestimmten Zauberweisen (besonders in den zwölf Nächten) geknüpft werden, um alle bösen Wesen von bestimmten Gegenständen abzuhalten.

Gegenmehl (Bärlappmehl, Bärlappmehl), *Lycopodium*.

Gegenmeister entspricht als Mann wesentlich der Bedeutung Hese als Weib; an beiden haftet die Bezeichnung zu übernatürlicher Macht und zum Teufel, und dieses wird bei beiden durch die Bezeichnung »Unhold« ausgedrückt. Auch der H. übt die Vorheitzauberei und zwar steigert sie sich bei ihm bisweilen zu der höchsten Stufe raffinierter magischer Tölpelthat. Im übrigen ist der H. eine kleinere Erscheinung als die Hese. Wenn bei der Hese die Erlangung der Zauberkräfte mehr auf einer geheimen Überlieferung (Unterricht durch eine alte Hese oder Familienerblichkeit) beruht und ein anderes Mittel hat, nimmt sie bei dem H. oft eine mehr laienhafte, gewissermaßen wissenschaftliche Gestalt an und die betreffenden Beschwörungsformeln und Veranstaltungen sind in Büchern niedergelegt, wie »Jants Hölzenwange«. Bei dem H. besonders tritt auch der weltliche Kontrast mit dem Teufel ein, das Bündnis wird durch die Unterschrift mit dem eigenen Blute geschlossen. Zur Zeit der Hexenprozesse wurden auch viele H. gerichtet und verbrannt, so auch 1314 Jakob von Molay und andere Tempelherren, denen neben Hegerrei auch Zauberei vorgeworfen wurde. In der Holsäge ist der berühmte H. Dr. Faust, außerdem galt Theophrastus Paracelsus allgemein als H.

Litteratur s. unter Hese; vgl. ferner Horst, »Dämonomachie« (2 Bde., Frankfurt 1818); derselbe, »Zauberbibliothek« (6 Bde., Mainz 1821—26); Montanus, »Die deutschen Volksbräuche, Volksglaube und mythol. Naturgeschichte« (Jena 1858).

Gegenpilz (Donnerpilz, Saupilz), *Boletus luridus* Schaef., kommt in Deutschland in Wäldern nicht selten vor. Er gehört zu den giftigen Schwämmen. Der Hut ist braungrün gefärbt, wird bis zu 20 cm und darüber breit, ist hart gewölbt und hat ein filziges Aussehen. Der ziemlich dicke Stiel wird bis 12 cm hoch, die Oberfläche desselben ist rot gefärbt oder rot geadert. Das Fleisch hat eine gelbliche Farbe, wird aber beim Auseinanderbrechen bald blau.

Gegenprobe, s. unter Hesen und Hesenprojesse.

Gegenprozeß, s. Hesen und Hesenprojesse.

Gegenringe sind kleinere oder größere (bis zu 16 m Durchmesser) kreisrunde Stellen auf Wiesen, seltener in Wäldern, welche von einem breiten,

knapp grünen Ring eingeschlossen werden. Die Entstehung derselben beruht auf dem zentrifugalen Wachstum des Myceliums verschiedener Stoppel, mit dessen Entfernung die H. aufhören. Sie heißen auch Eisenringe und man untercheidet nach ihren Spuren die Eisen in gute und böse. Nach den Tänzern der guten wächst das Gras um so üppiger, die Länge der bösen nehmen Gras und Erdboden mit und man sagt, der Teufel habe dort getanzt. Auch schreibt man die H. den Hoiemännlein zu, welche grün gekleidet und mit Haar und Bart von grauem Moos, während der Nacht im lauen Grase tanzen und Räder schlagen. In Tirol beruht der Glaube, daß der Aiber, Klingeist, schmale Füße habe und deshalb die fetten Grasplätze der Almtrist sein Spur anzeigen, auf der gleichen Vorstellung.

Gegenabbat, s. unter Hesenfahrt.

Gegenack (lumbago), ein heftiger, meist ganz plötzlich auftretender und alle Bewegungen, insbesondere Drehungen und Beugungen des Rückens in hohem Grade erschwerender Kreuz- und Lendenschmerz, welcher entweder auf einem einfachen Rheumatismus der Lendenmuskeln oder auf der Zerreißung einzelner Muskelbündel der Rückenstrecker infolge einer allzu hastigen und kräftigen Bewegung beruht. In der Regel verschwindet das Leiden bei einem geeigneten diätetischen Verfahren (Ruhe, Bettwärme, Schwißen) nach einigen Tagen von selbst; bei heftigeren Schmerzen bringen kräftige Hautreize, wie das Spanische Fliegenpflaster, Schröpfköpfe, der elektrische Bimel, die heiße Dampfbadung, die Anwendung der Massage u. dgl. oft überraschend schnelle und anhaltende Erleichterung. (S. Rheumatismus.)

Gegentanzplatz, s. unter Kotttrappe.

Gegentwage, s. unter Orbalien.

Gegham, Stadt in der engl. Grafschaft Northumberland, 30 km westlich von Newcastle, rechts am Tyne und an der Verbindung der Nordost- und der Nord-Britischen Eisenbahn, mit (1881) 5919 G., welche Gerberei, Handschuh-, Stoff-, Wollwaren-, Hutfabrikation treiben. Hier stehen die Ruinen einer 1296 von den Schotten verbrannten Abtei (Halidon, Herbart, Hagulthab). Bei H. besiegten 8. Mai 1464 die Truppen Edwards IV. die Anhänger Heinrichs VI.

Gey (Wilh.), deutscher Fabeldichter, geb. zu Laucha im Gothaischen 26. März 1790, vorgebildet in Gotha, studierte in Jena Theologie und Philosophie, wurde dann Pfarrer in Lötzelndorf, Hofprediger in Gotha, endlich Superintendent in Jütershausen, wo er 19. Mai 1854 starb. Er veröffentlichte »Gedichte« (Bert. 1816) und »Predigten« (Hamb. 1829); sein Ruf gründet sich aber auf seine »Fünfzig Fabeln für Kinder« (anonym Hamb. 1833; neueste Ausg., Gotha 1883) und »Auch fünfzig Fabeln« (Hamb. 1837; neueste Ausg., Gotha 1883). Mit den trefflichen Zeichnungen von Otto Spedter gewannen diese Fabeln bald allgemeine Verbreitung.

Geydekrug, Kreishauptort in der preuß. Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Gumbinnen, an der Schippe, Station der Linie Tilsit-Memel der Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts und zählt (1880) 410 G., welche Fisch- und Gemüsehandel treiben.

Der Kreis Geydekrug zählt auf 802 qkm (1880) 42.238 meist prot. G.

Heyden (Friedr. Aug. von), deutscher Dichter, geb. 3. Sept. 1789 auf dem väterlichen Gute

Kerften bei Heilsberg in Ostpreußen, studierte die Rechte erst zu Königsberg, dann in Berlin und Göttingen und trat 1813 bei einer preuß. Jägerabteilung ein, die jedoch am Kriege nicht teilnahm. Nach dem Frieden wurde er Regierungsbefehdler in Königsberg, dann in Oppeln, 1826 Regierungsrat zu Breslau und starb als Oberregierungsrat daselbst 6. Nov. 1861. Als Dichter begann er mit den dramatischen Arbeiten »Renata« (Berl. 1816), »Konradin« und »Der Kampf der Hohenstaufen« (Berl. 1818 und 1828). Weit durchgebildeter war das 1839 geschriebene Schauspiel »Album und Wechsel«, welches mit Beifall in Berlin gegeben wurde. Diesem folgten unter anderm das Trauerspiel »Nadine«, die Lustspiele »Die Modernen« und »Der Geschäftsführer«, das Schauspiel »Der Liebe Zauber«, die alle mit Erfolg zur Aufführung gelangten. Gesammelt erschienen sie als »Theater« (3 Bde., Lpz. 1842). Das Gebiet der Novelle betrat H. mit den »Dramatischen Novellen« (2 Bde., Königsb. 1819). Es folgten der Roman »Die Intriganten« (2 Bde., Lpz. 1840) und »Randzeichnungen« (2 Bde., Lpz. 1841). Eine besondere Vorliebe widmete H. der poetischen Erzählung als modernem Epos, welches seinem sinnig-kontemplativen Wesen entsprach. So entstanden »Die Gallione« (Lpz. 1825), der »Reginald« (Berl. 1831), »Das Wort der Frau« (Lpz. 1843; 2. Aufl. 1881), der »Schuster von Japapan« (Lpz. 1850) und »Die Königsbraut« (Lpz. 1851). Seine schon 1820 gesammelten »Dichtungen« gab mit des Dichters Leben Th. Mundt heraus (Lpz. 1852). H. wird oft verwechselt mit einem Schriftsteller von der Heyden, welcher unter dem Pseudonym Emerentius Scävola die Romane »Leonide« (4 Bde., Lpz. 1835) und »Learosa« (3 Bde., Lpz. 1835) veröffentlichte.

Heyden (Jal. Aug. Theod. von), Maler, geb. in Breslau 13. Juni 1827, hatte sich anfangs für die Bergwissenschaften bestimmt, deren Studium er in seiner Vaterstadt und in Berlin betrieb. Später machte er mehrfache Berufsreisen, lehrte 1853 nach Preußen zurück und trat nach verschiedenen Leistungen in seinem Fache in die Dienste des Herzogs von Ujest als Generalbevollmächtigter und Dirigent von dessen Bergwerksunternehmungen. Die Liebe zur Kunst war unter dem überwiegenden Einfluß der Berufsgeschäfte in dem bereits 32jährigen Manne so stark und dauernd geblieben, daß er in diesem Alter in Berlin die Akademie bezog, dann 1861 nach Paris ging, um bei Gleyre und Th. Couture Schüler zu werden. Sein erstes größeres Gemälde: Sankt Barbara, die Heilige der Bergknappen, erhielt im Salon 1863 die goldene Medaille. Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg erwarb das, übrigens koloristisch misslungene Gemälde: Luther und Trundberg in Worms. Im J. 1866 folgte er dem preuß. Heere nach Böhmen. Seitdem wendete sich H. dem größten Stile der monumentalen Malerei zu und schuf eine Reihe umfangreicherer Kompositionen dekorativer Natur; hierher gehören die Gemälde im berliner Rathshaus (1868), die Geschichte der Schießwaffen im Generalstabsgebäude (1871), Arion, Borghaus im Opernhause zu Berlin, die Siefta, der Festmorgen (1872), die Prinzessin Clemence (1873), die Walthyrn auf der Wiener Weltausstellung. Bei etwas bunter Färbung zeichnen sich H.'s Bilder durch außerordentlich heiteres und festliches Arrangement vorteilhaft aus. Auch als

Radlerer und Illustrator ist der Künstler beschäftigt.

Heyden (Jan van der), holländ. Maler, Geburtsort 1637 oder 1640, erhielt durch einen Onkel die erste Unterweisung in der Malerei, bildete sich dann durch eigenes Bemühen in Amsterdam, wo er auch 1711. Ganz besonders gelang ihm die Darstellung von Städten, Dörfern, Schlössern, Palästen und neuen Häusern, die er mit Sorgfalt und großtätigkeit darstellte. Unter seinen Gemälden das Rathaus und die Börse von Amsterdam, eine Kirche und die Börse von London sind berühmt. Den Wert mehrerer derselben auf die Staffagen von Abr. van der Velde, die seinen spätern Landschaften besonders nachstehen in hohem Werte, sowie seine trefflichen Zeichnungen. Um Amsterdam, wo er sich auch machte sich H. auch vielfach als Bürger und gab 1669 den Straßenlaternen eine bessere Richtung und verbesserte namentlich die Fackeln durch Hinzufügung des Schlauchs oder der Leuchte der sog. Schlangenfeuerstrahlen, welche auch als Direktor der Löschkassen am wurde. Über die mit dem von ihm angegebenen Feuerstrahlen gelöschten Feuerbrände gab er: *besonderes Werk* (Amst. 1690) heraus.

Heyden (Otto), Maler, geb. 8. Juli 1818 Duderow in Pommern, genoss vortreffliche Vorbildung, da er zum geistlichen Stande bestimmt war, und trat erst mit 23 Jahren von der Schule in die Akademie über. In Berlin lernte er bei Wach und A. von Kloeber, ging 1843 nach Paris, wo er Cogniet's Schüler wurde und hielt sich dann 1850–54 in Italien auf. Im J. 1859 unternahm er eine ägypt. Reise, erhielt den Titel eines Professors und Hofmalers des Deutschen Kaisers. Anfangs sich auch in histor. Stoffen versuchend (Hios mit seiner Gattin, in Rom 1863 gemalt), wandte er sich immer mehr der modernen Kriegsmalerei und Schlachtmalerei zu, wie eine große Reihe von Bildern, die er nach seinen Beobachtungen in den Kriegsjahren 1866 und 1870, als er im Oberbefehl des Kronprinzen stand, gemalt hat. Hierher gehören sein Gemälde in der berliner Nationalgalerie: Schlacht von Königgrätz. Nach dieser Zeit produktiven Periode hat sich H. wieder idealen zu zugewendet und die ursprüngliche Richtung aufgenommen, wie sein Bild: Apollon auf der Meeresschaukel, von Horen, Grazien und Tonen umgeben, beweist. Das Königl. Bildn. Berlin enthält zahlreiche seiner Arbeiten, von denen die besten jedoch seine Porträts zu nennen sind. Für die georgianische Universität malte er die Gründung durch Herzog Bogislaw. Die Kirche dieses Fürsten nach dem Heiligen Lande malte für das stettiner Museum.

Heydenreich (Karl Heinrich), philol. Schriftsteller, geb. zu Stolpen in Sachsen 19. Febr. 1773, besuchte die Thomasschule in Leipzig, wo er studierte. Anfangs eifrig philol. Studien ergreifend, wendete er sich später ausschließlich der Philologie zu und wurde zunächst Anhänger Spinozas, der Kant's. Nachdem er sich 1785 zu Leipzig habilitiert wurde, er 1789 außerord. Professor der Philologie, mußte aber später seine Stelle niederlegen und zu Burgwerben bei Weissenfels 23. April 18

ie bekanntesten seiner philos. Arbeiten sind: „System der Ästhetik“ (Lpz. 1790), „Betrachtungen über die Philosophie der natürlichen Religion“ (2 Bde., 73. 1790—91; 2. Aufl. 1804), „System des Naturrechts nach kritischen Prinzipien“ (2 Bde., Lpz. 1794—95), „Grundzüge des natürlichen Staatsrechts“ (2 Bde., Lpz. 1795), „Briefe über den Atheismus“ (Lpz. 1796), „Philos. Tagebuch für denkende Gottesverehrer“ (4 Bde., Lpz. 1796—99), „Psychol. Entwicklung des Aberglaubens“ (Lpz. 1797), „Reise, oder kleine Schriften zur Philosophie des Lebens“ (6 Bde., Lpz. 1798—1801). Zu seinen „edichten“ (Lpz. 1792) erschien nach seinem Tode 6 Nachtrag ein zweiter Band (Lpz. 1802), eine ständige Sammlung derselben besorgte sein ruder (2 Bde., Lpz. 1803).

Heydrich (Heinr. Moriz), dramatischer Dichter, b. 13. März 1825 in Dresden, studierte in Leipzig die Philologie und lebte später in Potsdam bei Treben. Er schrieb: „Tiberius Gracchus“, Trauerspiel (Dresd. 1861), „Prinz Liebschen“, Pötte (Dresd. 1861), „Sonnenchein auf dunklem Platte“, Gedichte (Lpz. 1870), und gab Otto Ludwigs „Schalware-Studien“ (Lpz. 1871) und „Nachlassschriften“ (Lpz. 1873) heraus.

Heyde (Aug. von der), preuß. Staatsmann, b. 15. Febr. 1801 zu Elberfeld, widmete sich der aufmannschaft, übernahm nach längerem Aufenthalt in Frankreich und England mit seinen Brüdern Carl und Wilhelm das väterliche Bankgeschäft in Elberfeld und wurde später Mitstifter des Handelsrichters dafelbst, dem er mehrere Jahre präsidirte. Als städtischer Abgeordneter beteiligte er sich am lezten Landtage von 1847, auf dem er namentlich für eine konstitutionelle Verfassung wirkte. Nach Verlegung der preuß. Nationalversammlung nach Brandenburg übernahm er die Vertretung des Wahlkreises Elberfeld und wurde 4. Dez. 1848, bei Auflösung der preuß. Nationalversammlung, Mitglied des Rabinetts Brandenburg. Manuskript als Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten. Seit 1851 Chef der preuß. Bank übernahm er, als das liberale Ministerium Auerwald-Schöne in 18. März 1862 Juratrat, in dem neuen Ministerium Hohenlohe-Ingelng die Finanzen. In dem Konflikt zwischen der Krone und dem Abgeordneten aus wegen der Militärreorganisation suchte er zu vermitteln. Das zeigte sich in die Öffentlichkeit gelangter Brief an den Kriegsminister von Roon, worin er vergeblich Bericht auf die Steuerzuschläge und deshalb Ersparnisse am Militäretat antriet. Durch Konvertierung der 4 1/2 prozentigen Anleihe von 1850 und 1851 in 4 prozentige Ersparnisse zu sachen, gelang nicht, und auch sonst drang H. überm Orts mit seinen Rathschlägen nicht durch. Als Reichard 24. Sept. 1863 an die Spitze des Rabinetts trat, legte H. sein Portefeuille nieder, unterstützte aber als Abgeordneter die Regierung. Nachdem H. 31. Jan. 1863 in den Freireichthand rufen worden, trat er 5. Juni 1866, als es galt, Mittel zum Deutschen Kriege ohne Anleihen zu beschaffen, als Finanzminister wieder in das Ministerium und löste seine schwierige Aufgabe vollkommen. Im Aug. 1866 legte H. dem Landtage das Indemnitätsgesetz vor, dessen Annahme den Konflikt beendete. Zugleich wurde auf H.s Vorschlag die Totierung des Staatschulds auf neuen gesetzlichen Grundlagen geregelt. H. nahm 26. Okt. 1869 seine Entlassung und starb 13. Juni 1874 in Berlin.

Heydus, auch Heydus (Adolf), ged. Zariter, geb. 7. Juni 1835 zu Richenburg im Ebrudiner Kreis, studierte zu Brann und Prag Technologie und ist seit 1860 Professor der Baukunst in Bist. Seine Gedichte treffen gut den Volkston; Sammlungen erschienen schon 1869 in Brann und 1864 und 1866 in Prag; dann folgten eine Reihe weiterer poetischer Werke zum Teil epischen Charakters: „Lesui kviti“ („Waldblumen“, 1875) und „Dvorubec“ („Der Holzhauer“, 1882) beziehen sich auf den Böhmerwald; „Cymbal a kurla“ („Cymbal und Geige“, 1876), Bilder aus dem Elos walenlande, gelten für H.s bestes Werk; „Dedav odhaz“ („Des Großvaters Vermächtnis“), „Milota“, die Idylle „Oldrich a Bokeza“ u. s. w.

Heyer (Carl), ausgezeichnete Forstmann, geb. 9. April 1797 zu Bellingen bei Darmstadt, studierte 1816—16 in Sieben, 1817 in Tharand und war seit 1818 teils als Lehrer, teils als praktischer Forstmann in Darmstadt und auf Hess. Reviden tätig. Im J. 1825 ging er als zweiter forstlicher Lehrer an die von Hundeshagen zu Sieben gegründete Forstlehranstalt, trat 1831 als Forstmeister in die Dienste des Grafen Erbach-Fürstentum und wurde 1835 Professor an der Universität Sieben, wo er bis zu seinem am 24. Aug. 1866 erfolgten Tode wirkte. Er veröffentlichte namentlich: „Die Waldertragsregelung“ (Sieb. 1841; 3., von seinem Sohne C. Heyer besorgte Aufl., Lpz. 1883), „Der Waldbau oder die Forstproduktionskunst“ (Lpz. 1864; 3. Aufl., von C. Heyer, 1878), „Anleitung zu forstlichen Untersuchungen“ (Sieb. 1846), „Die Hauptmethoden zur Waldertragsregelung“ (Sieb. 1848), „Beiträge zur Forstwissenschaft“ (2 Bde., Tübingen 1842 u. Sieb. 1847). Nach dem Tode des Oberforstrats von Wedekind (22. Jan. 1856) übernahm er mit seinem Sohne Gustav H. die Redaction der „Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung“.

Heyer (Gust.), Sohn des vorigen, ausgezeichnete Forstmann, geb. 11. März 1826 zu Sieben, besuchte die dortige Universität, an welcher er sich als Privatdocent der Forstwissenschaft 1849 habilitierte, wurde 1853 außerord., 1857 ord. Professor, folgte 1868 einem Rufe als Direktor der neugegründeten königl. preuß. Forstakademie zu Münden, wo er 1872 zum Geh. Regierungsrat ernannt wurde. Im J. 1878 übernahm er eine Professur für Forstwissenschaft an der mit der Universität Münden verbundenen forstlichen Bildungsanstalt. Er starb 10. Juli 1883 beim Angeln in der Ampfer, in welchem Fluß seine Leiche erst nach einigen Tagen gefunden wurde. Von 1866 bis 1878 redigierte H. die „Allgemeine Forst- und Jagdzeitung“. Außer den neuen Auflagen der Schriften seines Vaters schrieb er: „Das Verhalten der Waldbäume gegen Licht und Schatten“ (Erlangen 1852), „Ermittelung der Masse, des Alters und des Zuwachses der Holzbestände“ (Dessau 1852), „Lehrbuch der forstlichen Bodenkunde und Klimatologie“ (Erlangen 1866), „Anleitung zur Waldwertragsrechnung“ (Lpz. 1865; 3. Aufl. 1883), „Handbuch der forstlichen Statistik“ (Bd. 1, Lpz. 1871).

Heyendörff (Karoline, Frau von), f. unter Jagemann.

Heymans (Adrien Joseph), belg. Landschaftsmaler, geb. 11. Juni 1839 zu Antwerpen, besuchte die Akademie dafelbst und bildete sich dann in Paris weiter. Seinem ersten großen Bilde: Sonnenuntergang in der Heide (1875), folgten: Heimkehr

der Herde, Mondaufgang, Frühlingsmorgen in der Campine, der Abend u. s. w.

Heyne (Christian Gottlob), berühmter Altertumsforscher, geb. 25. Sept. 1729 zu Chemnitz als Sohn eines Leinwandwebers, besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt und bezog 1748 die Universität Leipzig, wo ihn besonders Ernesti und Christi Vorlesungen über Altertumskunde ansprachen. Er erhielt 1753 die Stelle eines Kopisten an der Bibliothek des Ministers Grafen von Brühl in Dresden, und begründete durch seine Bearbeitung des Tibull und des Epistels seinen Ruf, 1759 begab er sich als Führer eines jungen Mannes auf die Universität zu Wittenberg, mußte aber wegen der Kriegsunruhen diese Stadt bald wieder verlassen und lehrte nach Dresden zurück, wo er während der Beschäftigung 1760 seine ganze Habe verlor. Seinen Unterhalt suchte er sich jetzt durch Bearbeitung eines Teils des lat. Textes zu Lipperts »Pallastheater« zu erwerben, bis er 1763 als Professor der Berechnung nach Göttingen berufen wurde, wo man ihm ein Jahr darauf zugleich die Aufsicht über die Universitätsbibliothek übertrug, deren schnelles Emporblühen wesentlich sein Verdienst ist. Hier wirkte er bis an seinen Tod, 14. Juli 1812, mit dem glänzendsten Erfolge, teils durch seine Vorträge, die sich über die wichtigsten Gegenstände des Altertums verbreiteten oder die Erklärung der Alten selbst zum Zweck hatten, teils durch seine rege Teilnahme an der Societät der Wissenschaften und den unermüdbaren Anteil an den »Göttinger gelehrten Anzeigen«, teils auch durch die Direction des Philologischen Seminars. Für die griech. Mythologie hat H. zuerst eine wissenschaftliche Behandlung angebahnt. Seine Untersuchungen auf dem Gebiete der politischen und Kulturgeschichte des Altertums haben eine wahrhaft histor. Auffassung des gesamten antiken Lebens angebahnt. In der Gegend legte er das Hauptgewicht auf die Sachklärung, während die grammatische Interpretation in den Hintergrund trat. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind zu erwähnen, außer der großen Anzahl trefflicher Abhandlungen und Programme, die unter dem Titel »Opuscula academica« (6 Bde., Göt. 1785—1812) gesammelt erschienen, seine Ausgaben des Tibull (Lpz. 1756; 4. Aufl. von Wunderlich, 2 Bde., 1817), des Virgil (4 Bde., Lpz. 1767—75; vielfach verbesserte Aufl. von W. Wagner, 5 Bde., Hannov. 1830—44), des Pindar (2 Bde., Göt. 1773; 3. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1817) und der Ilias des Homer (8 Bde., Lpz. 1802); ferner von Epistels »Enchiridion« (Dresd. 1756; 2. Aufl. 1776) und Apollodors »Bibliotheca Graeca« (4 Bde., Göt. 1782; 2. Aufl., 2 Bde., 1803). Vgl. Heeren, »Christian Gottlob H.« (Göt. 1813); Neberg, »Polit. histor. kleine Schriften« (Hannov. 1829).

Heyne (Mor.), Germanist, geb. 8. Juni 1837 zu Weipensfelde an der Saale, studierte in Halle und habilitierte sich daselbst 1864 als Privatdocent für altdeutsche Sprache und Literatur; 1869 erhielt er eine außerord. Professur für deutsche Philologie. Im März 1870 als Nachfolger Wadernagels nach Basel berufen, wirkte er dort seit August desselben Jahres als Professor der deutschen Sprache und Literatur, sowie als Vorsteher der mittelalterlichen Sammlung bis zum Winter 1883, wo er einem Rufe an die Universität Göttingen folgte. Er veröffentlichte: »Kurze Laut- und Flexionslehre der altgerman. Dialecte« (Vaderb. 1862; 4. Aufl.

1880), Ausgaben des Beowulf (Vaderb. 1863; 4. Aufl. 1879), des Heland (Vaderb. 1865; 3. Aufl. 1883), der »Alteimern altniederdeutschen Denkmäler« (Vaderb. 1867; 2. Aufl. 1877) und des Wiflas (7. Aufl., Vaderb. 1878). Ferner eine metrische Übersetzung des Beowulf (Vaderb. 1863), eine Untersuchung über die »Altniederdeutschen Eigennamen aus dem 9. bis 11. Jahrh.« (Halle 1867) und eine kleine altfärs. und altniederfränk. Grammatik (Vaderb. 1873); auf dem Gebiete der deutschen Altertümer: »Über die Lage und Konstruktion der Halle Heorot im angelsächsl. Beowulf. Liede« (Vaderb. 1864), »Kunst im Hause. Abbildungen von Gegenständen aus der mittelalterlichen Sammlung zu Basel« (2 Tle., Bas. 1881—83), »Die bairer Glasmalerei des 16. Jahrh.« (Bas. 1883). Als einer der Fortsetzer des Grimmschen »Wörterbuchs« bearbeitete er 1867—84 in zwei Bänden die Buchstaben H, I, J und L, M.

Heymel-Beckris (Anna Friederike), Töchterin, s. unter Beckris.

Heyse (Joh. Christian Aug.), deutscher Schriftsteller und Schulmann, geb. 21. April 1764 zu Nordhausen, besuchte das dortige Gymnasium und studierte seit 1783 in Göttingen Theologie und Pädagogik, zugleich aber Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaften. Hierauf wurde er 1786 Hauslehrer in Oldenburg, wo er eine Mädchenschule errichtete und 1792 als Lehrer am Gymnasium angestellt wurde, welche Stelle er aber 1806 niederlegte. Im J. 1807 wurde er Rektor am Gymnasium und Direktor einer höhern Mädchenschule in Nordhausen und 1819 Director einer solchen in Magdeburg, wo er 27. Juni 1829 starb.

Sein erster schriftstellerischer Versuch war der »Neue Jugendfreund, oder Ernst und Scherz« (4 Bde., Hamb. 1801—2). Seine grammatischen Arbeiten begann er mit dem in zahlreichen Auflagen erschienenen »Allgemeinen Fremdwörterbuch« (Oldenh. 1804). Seine »Theoretisch-praktische deutsche Grammatik« (Hannov. 1814) erschien in 5. Auflage, bearbeitet von Karl Wilh. Ludw. Heyse (2 Bde., Hannov. 1838—49). Der Ausgang daraus, die »Deutsche Schulgrammatik« (Hannov. 1816; 23. Aufl. 1878) und sein »Leitfaden zum Unterricht in der deutschen Sprache« (23. Aufl., Hannov. 1874) fanden weite Verbreitung. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigten ihn Vorarbeiten zu einem Wörterbuch der deutschen Sprache, das sein Sohn, Karl Wilhelm Ludwig Heyse (s. d.), ausgeführt hat.

Heyse (Karl Wilh. Ludw.), verdienter Sprachforscher, Sohn des vorigen, geb. 15. Okt. 1797 zu Oldenburg, erhielt seine Bildung erst in seiner Vaterstadt und in Nordhausen, dann in einem Privatinstitut zu Venedig, bis ihn 1815 W. von Humboldt zum Führer seines jüngsten Sohnes wählte. Nachdem er mit diesem ein Jahr in Frankfurt a. O. verbracht, wandte er sich nach Berlin und wurde 1819 Lehrer im Hause Mendelssohn-Bartholdys, in welcher Stellung er bis 1827 verblieb. Hier auf habilitierte sich H. an der berliner Universität in der philol. Fakultät, an der er 1829 eine außerord. Professur erhielt. Während seine Studium anfänglich besonders auf die Erklärung griech. und röm. Autoren gerichtet waren, wandte er sich seit dem Tode seines Vaters, den er schon vorher literarisch unterstützt, vorzugsweise den deutschen Sprachstudien zu. Außer neuen Ausgaben des

«Fremdwörterbuch» und der Lehrbücher des Vaters veröffentlichte er eine «Kurzgefaßte Vorlesung der deutschen Sprache» (Hannov. 1825), das «Ausführliche Lehrbuch der deutschen Sprache» (2 Bde., Hannov. 1838—49), in welchem er die Ergebnisse der neuern hist. und vergleichenden Sprachforschung den Lesern zugänglich zu machen suchte, sowie das bereits vom Vater vorbereitete «Handwörterbuch der deutschen Sprache» (3 Bde., Magdeb. 1833—49). Letzteres empfiehlt sich besonders durch seine Reichhaltigkeit, sowie durch sorgfältige hist., etymolog. Begründung und Entwicklung der Wortformen und Bedeutungen unter beständiger Rücksicht auf die Praxis des gegenwärtigen Sprachgebrauchs. H. s. wissenschaftlich bedeutendste Arbeit, das «System der Sprachwissenschaft» (Berl. 1856), wurde erst nach seinem Tode, der 25. Nov. 1856 erfolgte, von Steinthal herausgegeben.

Sein jüngerer Bruder, Theodor Friedrich H., geb. 8. Okt. 1803 zu Odenburg, besuchte die Gymnasien zu Nordhausen und Magdeburg und widmete sich 1822—25 zu Berlin vorzugsweise klassisch-philol. Studien. Nachdem er seit 1827 als Lehrer an der Lippschen Erziehungsanstalt auf Schloß Lenzburg gewirkt, wandte er sich 1832 nach Italien, wo Rom seine zweite Heimat wurde. Dasselbst widmete er seine Thätigkeit bibliobellarischen Forschungen und Handschriftenvergleichen im Interesse auswärtiger Gelehrten und war als Lehrer und Erzieher in röm. Fürstenthümern thätig. Besondere Aufmerksamkeit wandte er der Textkritik der griech. und röm. Kirchenväter zu. Von seinen selbständigen Arbeiten sind «Polybii historiarum excerpta graemica» (Berl. 1846) und «Catalus Buch der Lieder» mit kritisch verbesserter Text (Berl. 1865) hervorzuheben. Im J. 1861 kehrte H. nach Deutschland zurück, nahm seinen Wohnsitz zu München, ging aber 1865 wieder nach Italien. Er starb 10. Febr. 1884 in Florenz. Eine von ihm begonnene Ausgabe der lat. Vulgata des Alten Testaments nach dem Codex Amiatinus wurde von Tischendorf beendet (Lpz. 1873).

Geyse (Joh. Ludw. Paul), hervorragender deutscher Dichter, Sohn von Karl Wilhelm Ludwig G., geb. 15. März 1830 zu Berlin, besuchte das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und widmete sich seit 1847 unter Böckh und Lachmann der klassischen Philologie, wandte sich aber seit 1849 zu Bonn unter Diez dem Studium der roman. Sprachen und Literaturen zu. Nachdem er 1852 promoviert, mit einer Dissertation über den Restain in den Liedern der Troubadours (Berl. 1852), unternahm er eine größere Reise durch die Schweiz und Italien, wo er die Bibliotheken nach roman. Sprachdenkmälern durchforschte. Inzwischen hatte er sich mit der Tragödie «Francesca von Rimini» (Berl. 1850) und den beiden epischen Erzählungen in Versen: «Die Brüder» (Berl. 1852) und «Ulrica» (Berl. 1852), die später mit den «Jugend» von Sorrent und andern Dichtungen in den «Hermen» (Berl. 1854) erschienen, vortrefflich bekannt gemacht, nachdem sein «Jungbrunnennmärchen eines fahrenden Schülers» schon vor der «Francesca» erschienen war (Berl. 1850; 2. Aufl. 1878). Im Frühjahr 1854 von König Maximilian II. von Bayern nach München berufen, vermählte er sich mit der Tochter Franz Auglers (Margarete, gest. 30. Sept. 1862), lebte dann im Frühjahr desselben Jahres nach der Hauptstadt Bayerns über, wo er seitdem seinen dich-

terischen Bestrebungen lebt und sich 1867 in zweiter Ehe mit Anna Schubart, einer Münchnerin, vermählte. Großen Beifall erhielten seine «Novellen» (Berl. 1855; 6. Aufl. 1870), denen sich angeschlossen: «Neue Novellen» (Berl. 1858; 6. Aufl. Stuttg. 1880), «Vier neue Novellen» (Berl. 1859; 4. Aufl. 1870), «Annina. Neue Novellen» (Berl. 1861; 5. Aufl. 1880), «Mexicaner Novellen» (Berl. 1864; 6. Aufl. 1879), «Fünf neue Novellen» (4. Aufl., Berl. 1872), «Novellen und Terzinen» (4. Aufl., Berl. 1880), «Moralische Novellen» (2. Aufl., Berl. 1880), «Ein neues Novellenbuch» (Berl. 1871), «Neue Novellen» (Berl. 1875), «Neue moralische Novellen» (Berl. 1878), «Das Ding an sich und andere Novellen» (Berl. 1879), «Frau von J. und röm. Novellen» (Berl. 1880), «Troubadour-Novellen» (Berl. 1882), «Unvergeßbare Worte und andere Novellen» (3. Aufl., Berl. 1883) und «Buch der Freundschaft» (5. Aufl., Berl. 1883; neue Folge 1884). Außer den erwähnten epischen Erzählungen und Idyllen in den «Hermen» sind von seinen übrigen poetischen Arbeiten noch besonders hervorzuheben: «Die Braut von Eppern» (Stuttg. 1856), eine Novelle in Versen, «Thella» (Stuttg. 1858; 2. Aufl. 1864), ein Gedicht in neun Schlangen, «Stippenbuch. Lieder und Bilder» (Berl. 1877) und «Verse aus Italien» (Berl. 1880). Überdies gehören hierher auch die Novelle «L'Arabiata» (Berl. 1858; 5. Aufl. 1880), «Mafael, eine Novelle in Versen» (Stuttg. 1863), «Gesammelte Novellen in Versen» (Berl. 1864), «Die Madonna im Olwald» (Berl. 1879). Viel Beifall fanden seine Romane: «Kinder der Welt» (3 Bde., Berl. 1873; 9. Aufl. 1880) und «Im Paradies» (3 Bde., Berl. 1875; 7. Aufl. 1880). Mit H. Kurz, seit 1884 mit L. Laßner, gab er heraus: «Deutscher Novellenschatz» (Münc. 1871 fg.) und «Novellenschatz des Auslandes» (Münc. 1872 fg.); ferner «Neues Münchener Dichterbuch» (Stuttg. 1882).

Von H. s. dramatischen Dichtungen haben mehrere sich mit großem Erfolg auf der Bühne behauptet; mit «Die Sabinerinnen» (Berl. 1859; 3. Aufl. 1879) gewann H. 1857 den von König Max ausgesetzten dramatischen Preis. Seine «Dramatischen Dichtungen» (Bd. 1—13, Berl. 1864—83) enthalten die Trauerspiele: «Maria Moroni», «Fabrian», «Gottin der Vernunft», «Graf Königsmark», «Eliride», «Alibiades», «Don Juans Ende», und die Schauspiele «Elisabeth Charlotte», «Hans Lange», «Colberg», «Ehre um Ehre», «Die Weiber von Schornborn», «Das Recht des Stärkern». Noch schrieb H. die Novellen «Das Gläd von Rothenburg» (3. Aufl., Augsb. 1882) und «Siegentrost» (2. Aufl., Augsb. 1883), ersteres in «Unvergeßbare Worte», das andere in «Buch der Freundschaft, Neue Folge» aufgenommen; ferner «Die glücklichen Bettler», moralisch. Märchen, frei nach Carlo Gozzi (1866). Als Frucht seiner wissenschaftlichen Thätigkeit veröffentlichte H. unter andern: «Roman. Inedita, auf ital. Bibliotheken gesammelt» (Berl. 1856). Als trefflicher Übersetzer bekundete er sich im «Span. Liederbuch» (mit Geibel, Berl. 1852), dem später ein «Ital. Liederbuch» (Berl. 1860) folgte. Auch hat sich H. vielfach mit Studien über die neuere ital. Literatur beschäftigt. In dieser Beziehung veröffentlichte er: «Antologia dei moderni poeti italiani» (Stuttg. 1869), Gedichte von Giuseppe Giusti (deutsch, Stuttg. 1875), ferner Übersetzungen von Gedichten und Gesprächen Giacomo Leopardis

(2 Bde., Berl. 1872). H. veröffentlichte auch eine Ausgabe seiner »Gesammelten Werke« (10 Bde., Berl. 1871–73; neue Serie, 6 Bde., Berl. 1880 fg.) und gab die »Gesammelten Werke von H. Kurz« (10 Bde., Stuttg. 1874) heraus. H.'s Stilgewandtheit ebenso wie seine gründliche Kenntnis des Menschenherzens, der Umfang seiner geschichtlichen und literarischen Studien, dazu der Zauber seiner dramatischen Gestaltungskraft machen ihn zu einer der bedeutendsten Erscheinungen in der deutschen Literatur der Gegenwart.

Seywood, Stadt in der engl. Grafschaft Lancaster, 13 km im N. von Manchester, an der Eisenbahn Bolton-le-Moors-Rochdale, mit (1881) 23 050 E., Baumwollfabriken, Eisengießerei und Maschinenfabriken.

Szarah, fäoliel wie Hazara (s. d.).

Hfsgg. und **Hfsmgg.**, bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzungen für Hoffmannsseg (Joh. Centurius, Graf von).

Hg, chem. Zeichen oder Symbol für Hydrargyrum, d. i. Quecksilber.

Hgg., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hoffmannsseg (Joh. Centurius, Graf von).

Hiang-Kiang, s. Hongkong.

Jarbas (Jarbas), ein mythischer König in Afrika, an dessen Gebiet Dido (s. d.) landete und welcher sich später um ihre Hand bewarb.

Hiarne (Thomas), baltischer Chronist, geb. um 1638 zu Iken in Ingemanland, studierte in Dorpat seit 1655 und wurde Hauslehrer, dann 1668 Gehilfe des Generalgouverneurs Wilh. Bradenhielm in Reval. Im Jahre darauf war er Berater des Rittersguts Werder in Estland, wo er eine »Gt., Liv- und Lettlandische Geschichte« von den ältesten Zeiten bis zur Einverleibung in Schweden 1621 schrieb. Das Werk wurde zum Teil (bis zum J. 1525) von J. J. von Mele (Mitau 1794), dann vollständig von E. G. Knapersky (Viz. 1835 u. 1839 in Bd. 1 u. 2 der »Monumenta Livoniae antiquae«) veröffentlicht. H. starb im Juli 1679 in Werder. Er hinterließ eine »Geschichte der Erzbischöfe von Riga«, welches Werk handschriftlich in der Bibliothek der medlenb. Ritterchaft vorhanden ist.

Hiata (lat.), d. h. Kluft, Spalte, bezeichnet in Grammatik und Metrik die Auseinanderfolge zweier Vokale, deren erster am Ende einer Silbe, deren zweiter am Anfang der darauffolgenden Silbe steht, einerlei, ob diese Silben zwei selbständigen Wörtern oder einem einzigen Worte angehören, z. B. »habe ich« oder »See—en«. In vielen Sprachen wird der H. als eine Härte empfunden und vermieden, entweder durch Zusammenziehung (in dem Fall, wo zwei Worte in Betracht kommen, in der griech. »Grammatik Krasis« genannt) der beiden Vokale, z. B. griech. *talla* = *ta alla* (das andere), *basiles* = *basiles* (Könige), ähnlich in unsern »See« (einsilbig) = »See—en«, oder durch Glisson, d. h. Abwerfung des ersten Vokals, z. B. »hab' ich«. Das Wort H. wird auch überhaupt für Lücke, Lückenhaftigkeit gebraucht.

Hiawatha ist der Name eines mythischen Kriegers unter den nordamerik. Indianerstämmen, welcher Jagd und Fischfang sowie die Künste des Friedens lehrte. Longfellow (s. d.) hat ihn zum Helden eines Epos (1855) gemacht, welches unter andern von Freiligrath (Stuttg. 1857) ins Deutsche übertragen ist.

Hibernäl (lat.), winterlich; Hibernatin: Winterschlaf.

Hibernia (Iovernia, auch Ioverna oder Iovnis), von Aristoteles zuerst als eine der brit. Inseln unter dem Namen Ierne angeführt, was das heutige Irland von den Römern genannt, und es durch Cäsar und namentlich (zur Zeit des kaiserl. Domitian) durch Agricola kennen lernen, doch nie erobernd betraten. Von den Einwohnern wusste Tacitus nur, daß sie den Britanniern ähnlich wären. Einzelne Völkerschaften s. u. Ptolemäus, der auch über die Größe und die der Insel richtige Angaben hat, unter dem Namen Iovernia im Südwesten, von denen der Name des Landes abgeleitet wurde, der jedoch von dem schen Vergil (homerisch Bergyn, neuelt s. d. i. die westl. Insel, abzuleiten sein wird. In Einwohner waren in der den Römern bezeit im Süden und Osten Stammesgenossen Kelten von Britannien, im Norden und Westen gälischen Stammes. Wahrscheinlich ist Irland. Stämme letzterer Art, die seit dem 3. J. n. Chr. als Scoten die Römer in Britannien griffen. In S. fand sein Anfang des 5. J. d. Christentum durch den heil. Palladius und den Nachfolger Patricius Eingang.

Hibiscus, Zibisch, Gattung der Pflanzenfamilie der Malvaceen, einjährige oder ausdauernde Kräuter, oft holzige und selbst baumartige Gewächse erotischen Ursprungs und von verschiedener Härte. Die Blumen sind denen der Malven ähnlich, aber meistens größer und schöner; der Kelch außen von schmalen Hüllblättern umgeben; Frucht eine fünffächerige, meist vielstammige Kapsel. Von ihren Arten vielleicht die verbreitetste in Europa, Strauch-Zibisch, schon längst in die Gärten Europas eingeführt, 2–3 m hoch, mit dunkelroten und mit Blumen von violett-lila-rosa Farbe. Durch die Kultur sind zahlreiche Varietäten entstanden, mit einfachen und gefüllten, roten, rosa, purpurnen, dunkelvioioletten, weiß-schwarzen Blüten; sie sind wegen ihrer Schönheit im Sommer bis in den Herbst und, weil sie Schnitt vertragen, beliebte Zierpflanzen. Im Osten und Süden Deutschlands ist der Strauch-Zibisch kommen winterhart, verlangt aber im übrigen eine Deckung im Winter. Die Vermehrung der Zibischen geschieht durch Ableger oder Stecklinge, die in Töpfen unterhaltener Sämlinge. Die aus der süd. China stammende *H. rosa sinensis* wird in Warmhäusern oder in Wohnstuben unterhalten. Diese Art wird bis 3 m hoch und hat leuchtend grüne, glänzende, leuchtende Blätter und sehr groß, weit geöffnete Blumen von dunkelroter Farbe, besonders prächtig ist die gefüllte blühende Varietät. Sehr interessante Arten der Gewächshäuser sind *H. mutabilis*, der Mandel-Zibisch, dessen große Blumen im Aufblühen weiß sind und bei hellem Sonnenchein allmählich hell, dann dunkel und schließlich purpurrot werden, und *H. Manihot*, ein amerikan. Strauch mit handförmigen Blättern und großen, blaßgelben Blumen mit schwarzem Schilde. Von *H. Abelmoschus*, einem Strauch Indiens und Südamerikas, werden die fast reifen Mofchus duftenden Samen (*grana moschata*) in Persien verwendet. Ausdauernd und bei Tracht, wie durch Schönheit und Größe der Blumen ausgezeichnet sind *H. militaris* und *palustris*, in besonders günstigen Lagen halten sie auch 2

Deutschland im freien Lande aus, finden aber besser im Kaltbause ihren Platz. Einjährig ist *H. esculentus*, der Tombo, dessen noch grüne Früchte in allen wärmern Erdteilen als Zusatz zu Brühen u. s. w. genossen werden, selbst noch in Paris; sie sind fade und schleimig, aber gesund und nahrhaft. Andere einjährige Arten sind Pflanzungen der Gärten, aber nicht von besonderem Interesse.

Hic haeret aqua (Hier stodt das Wasser), mehrfach bei Cicero vorkommende sprichwörtliche Redensart, dem Sinne entsprechend der deutschen: »Da stehen die Ochsen am Berge« (und können nicht weiter).

Hicks (Laurens Perseus), amerik. Philosoph, geb. 29. Dez. 1798 in Danbury im nordamerik. Staate Connecticut, studierte Theologie im Union College in Schenectady und wirkte von 1822 an als Pfarrer in Newtown, Kent und Pittsfield, bis er 1836 zum Professor der Theologie am Western Reserve College in Ohio ernannt wurde, wo er acht Jahre blieb. Im J. 1844 wurde er Professor am theol. Seminar in Auburn und 1852 ging er als Professor der Moral und Sittenlehre, sowie als Vizepräsident nach Schenectady im Staate Newyork. Im J. 1866 zum Präsidenten ernannt, legte er diese Stelle 1868 nieder und zog sich nach Amherst zurück. Er starb 10. Juni 1876. Seine Schriften erstrecken sich auf die verschiedenen Gebiete der Logik, Moral und Psychologie, entwickeln aber keine neuen Ideen.

Hicks, das Holz der nordamerik. Arten der Gattung *Carya* (s. d.).

Hicks (George Edgar), engl. Genremaler, geb. 1824 zu Lymington (Hampshire), trat 1844 in die Akademie zu London. Seine Bilder sind meist von guter Charakteristik; hervorzuheben sind: der Dividendenstag in der Bank (1859), das Postbureau (1860), Wohnungswechsel (1862), vor dem Magistrat (1866), Rückkehr vom Ehrenlesen (1876).

Hicks Beach (Sir Michael), s. Beach.

Hicks Pascha, brit. Offizier, trat jung in den brit. Militärdienst und stieg im brit.-ind. Heere bis zum Obersten auf. Als im Winter 1882/83 die ägypt. Regierung den Aufstand im Sudan (s. d.) nicht bewältigen konnte, sandte die brit. Regierung H. als Statthalter zu der Sudanarmee. Er gelangte 9. März 1883 nach Chartum, wo er ein Truppenkorps von 6000 Mann organisierte, und reiste 4. April mittels Dampfschiffs nach Gama, wo er 7. April 4800 Mann ägypt. Infanterie, 1200 irreguläre Reiter und 100 Kamelreiter, 6 Mitrailleur und 6 Haubizen vereinigt hatte; bis zum 22. April wurde ein Kameltrain (6000 Kamel) organisiert. H. rückte am Nil aufwärts, wurde 29. April bei Korabia durch 45 000 Mann, größtenteils arab. Reiter, angegriffen, erfocht jedoch einen glänzenden Sieg. H. ließ einen Teil seiner Truppen am Weißen Nil stehen und kehrte nach Chartum, welches inzwischen von El Obeid her bedroht worden war, zurück. H. traf gegen Ende Mai in Chartum ein und organisierte im Lager von Umberman, Chartum gegenüber, aus den vorhandenen Stämmen, gewordenen Negern und nachgeschickten Verstärkungen ein neues Expeditionskorps. Zu Anfang August wurde H. der Oberbefehl über alle im Sudan stehenden ägypt. Truppen übertragen.

Der Aufstand hatte sich inzwischen weiter ausgebreitet und die Hauptmasse der Aufständischen

war bei El Obeid versammelt. H. hielt 8. Sept. bei Chartum Heerschau und rückte am folgenden Tage mit 14 000 Streibaren und einem zahlreichen Train den Nil aufwärts bis Duem, ließ dort in wohlbesetzter Stellung 2000 Mann stehen und wendete sich 27. Sept. gegen El Obeid; vom 17. Okt. ab gelangte keine Nachricht vom Heere nach Duem, und das Heer hatte damals erst 75 km zurückgelegt, aber durch Hitze und Wassermangel viel Menschen und Tiere verloren. Er hatte inzwischen noch gegen 7000 Mann reguläre Infanterie, 600 Mann reguläre Kavallerie, 200 Kamelreiter, 18 Geschütze und 6 Nosdenfeldt-Mitrailleur bei sich, sowie einige tausend Waski-Bosaks zum Schutz des Trains. Das Heer des Mahdi (s. d.) war um die Mitte des Oktober von El Obeid ausgebrochen und gegen eine Viertelmillion Streiter stark, vermied jedoch zunächst die Schlacht und beschränkte sich darauf, die Brunnen auf der von H. gewählten Marschlinie durch Streiktruppen zu zerstören und die ägypt. Truppen beständig zu beunruhigen. Am 1. Nov. näherte sich H. von Südwesten her El Obeid und schlug die Vortruppen des Mahdi, teilte hierauf vorübergehend sein Heer und wurde 3. Nov. bei Belbeis und Kasgil von sehr überlegenen Kräften überraschend angegriffen. Nach blutigem Kampfe gelang es zwar, das Heer am 4. Nov. wieder zu vereinigen, doch war man von den Wasserstellen abgedrängt worden und hatte die gesamte Munition verbraucht. H. stellte sich, den Revolver in der Hand, an die Spitze der ägypt. Infanterie und versuchte, sich mit dem Maronett Mahdi zu brechen, fand jedoch im Handgemenge den Tod. Auch sein ganzes Heer wurde vernichtet und die Geschütze von den Aufständischen, welche in dem viertägigen Kampfe selbst 60 000 Mann verloren hatten, erbeutet; doch soll ein Teil der regulären Infanterie in den Dienst des Mahdi getreten sein. Durch diesen Sieg war der Mahdi zum Herrn des Sudans geworden und die Macht der ägypt. Regierung dort völlig gebrochen.

Hickten, s. unter Quäler.

Hic niger est (*hunc tu, Romane, caveto!*), »Dieser ist schwarz«, d. h. ein Vorzeichen (vor diesem, Römer, hüte dich!), Citat aus Horaz' »Satiren« (I, 4, 85).

Hic Rhodus, hic saltus (»Hier ist Rhodus, hier springe!«, d. h. hier gilt's! hier laß sehen, was du kannst!), lat. Sprichwort, welches auf einer Fabel des Äsopus beruht. Einem Prahler, der sich rühmt, daß er in Rhodus einst einen gewaltigen Sprung gethan habe, und sich auf die Zeugen beruft, die es dort mit angesehen hätten, wird von einem der Umstehenden geantwortet: »Freund, wenn's wahr ist, brauchst du keine Zeugen; hier ist Rhodus, hier springe.«

Hidago (engl. spr. Heidebüsch, von Hide, Hufe), Lufengeld, Lufensteuer.

Hidalgo (span.), im Portugiesischen *Hidalgo*, d. h. jemandes Sohn, ist auf der Pyrenäischen Halbinsel der Titel des niedern Adels. Die H. zerfallen in geborene (*Hidalgo de naturaleza*) und in privilegierte (*Hidalgo de privilegio*), die den Adel entweder vom Könige zur Belohnung ausgezeichneten Dienste erhalten oder durch Kauf erworben haben. Einige alte Häuser und die Ordensritter ausgenommen, genießen die H. vor bürgerlichen Leuten fast keinen Vorzug. Nicht einmal das dem Vornamen vorgelegte Prädikat

Don (dominus), welches übrigens ursprünglich auch nur der hohe Adel (die *titulados*) führen durfte, unterscheidet sie von den Bürgerlichen; denn schon seit langer Zeit wird jedem Mann und jeder Frau der gebildeten Stände dieser Titel (weiblich *doña*, portug. *donha*) selbst offiziell gegeben. Das einzige, was die *H.* noch vor den Bürgerlichen voraushaben, ist die zu Madrid unter dem Vorfig des Königs (resp. der Königin) bestehende Adelskammer (*cuerpo colegiado de caballeros hijodalgo*).

Hidalgo, mexikan. Goldmünze zu 10 Pesos, im Wert von 41.25 Mark, wird seit 1866 nicht mehr geprägt.

Hiddetel, s. Chiddetel.

Hildebrand (Friedr.), namhafter Genremaler, geb. 4. Okt. 1829 in Düsseldorf als Sohn eines Malers. Ein fränkliches Knabenalter hinderte ihn anfangs vielfach am Studium, welches ihm in künstlerischer Richtung zuerst durch den Unterricht beim Maler und Bildhauer Götting ermöglicht wurde. Die akademische Lehrzeit begann *H.*, nachdem er anfangs die Lithographie betrieben hatte, 1848 beim Professor Hildebrandt, trat nach drei Jahren in die Schule Schabows über, wo er anfangs Historienmalerei betrieb, dann jedoch das vollständige Genre als seine Hauptrichtung erkannte und eifrig kultivierte. Unter seinen ersten Bildern wurde besonders der Besuch im Kerker beifällig aufgenommen. Es folgten nun Reisen nach der Schweiz, Belgien, Holland und Frankreich. *H.* ist ein humorvoller Darsteller des Dorflebens, wie seine vorzüglichen Bilder: der Dorfarzt, das westfäl. Begräbnis u. a., beweisen. Auch historisch gefärbte Genrebilder, wie die Werber Friedrichs d. Gr., gelangen ihm trefflich. Auf der Wiener Weltausstellung trat *H.* mit dem Bildnis auf; in seinem Schiffbau im Meinen erinnert er an Rud. Jordan (Schloß Babelsberg bei Potsdam); aus vergangenen Zeiten wurde von Dinger gekochen, das Dilettantenquartett von Professor Prossin (Original in der Galerie zu Königsberg). Im Faße der Illustration machte er sich durch seine auch im Holzschnitt erschienenen Zeichnungen zu Fritz Reuters «Ut mine Stromtid» bekannt.

Hiddent, Edelstein, s. unter Edelstein-Imitationen.

Hiddensee, Insel an der Westseite der Insel Rügen, mit 6 Ortschaften und 690 E., meist Fischern. Am Nordende der Insel fand 1864 ein kleines Gefecht, unweit von Dornbusch, zwischen preuß. und dän. Kriegsschiffen statt.

Hids of land, engl. Feldmaß, s. unter Acre.

Hidroa (grch.), Hyblatter; hydrotische Zeichen, kritische Zeichen, vom Schwitzen hergenommen; Hydrotica, schweißtreibende Mittel.

Hidschaz oder Hedschas, Landschaft im nördl. Teil der arab. Westküste, der Küstenstrich am Roten Meer vom Golf von Akaba an bis etwa 20° nördl. Br. und etwa bis zu 58 1/2° östl. L. (von Ferro), bildet der Hauptfache nach das türk. Vilajet *H.* Letzteres umfaßt das Emirat der heil. Stadt Mekka mit den Kasas Akaba, Medba, Taif und Dschidda und das Gebiet von Medina mit dem Kasas Umba el Dschar. (S. Arabien.)

Hidschra (El Hidschra oder Mada'in-Saleh), eine der Pilgerstationen auf dem Wege von Damascus nach Mekka, etwa 270 km im NNW. von Medina, am Wabi Darb el-Betra. Nach dem Koran wohnten hier die von Gott vertilgten He-

mubiten, welche in ausgehöhlten Felsen harrten. Den Propheten Saleh soll Gott zur Belehrung der Hemubiten ausgesendet haben.

Hiescheiten, s. unter Ferktaunst.

Hieshorn, s. Hifthorn.

Hiel (Emanuel), der bedeutendste Dichter in neuern vläm. Literatur, geb. 30. Mai 1834 zu Dendermonde in Ostflandern, war zuerst zum Buchhändler bestimmt, trat aber später in die Staatsverwaltung und fungierte dann im Ministerium des Innern. Er wurde 1867 Professor der niederl. Declamation am Konservatorium zu Brüssel 1869 zugleich Bibliothekar des königl. Indemuseum daselbst. *H.*s erste lyrische Publication «Loowekens by onze stamvoeders de Hoofdaansche geplukt» («Blätter bei unsern Stammbrütern des Hochdeutschen gepflückt», Brüssel 1855) zeigte schon die Tendenz einer möglichst enger Annäherung des vläm. Stammes an das Deutsche. Außer diesen lyrischen Dichtungen übernahm er aus dem Deutschen ins Vlämische «Ella», das Spiel von Wolff Müller von Königswinter (Berl. 1864), sowie das Monodram «Jornarine» von Franz Rugler (Dendermonde 1867), ferner aus ins Englische «Doten» von Tennison (Antw. 1871) und mehrere aus dem Französischen. Von ihm Originaldichtungen sind zu nennen die Geste «De Heldenstam» (Gent 1859), die preisgekrönte Hymne «De Wind» (Brüssel 1864) und die Caricaturen «Lucifers» und «De Schelde», beide von *H.* nicht in Musik gesetzt. Ähnliche Dichtungen für «Isa» (Antw. 1865) und «Ala Hassan» (Antw. 1869), das Declamatorium «Bredel en de Cnines» (Antw. 1876) und das lyrisch-dramatische Gedicht «Jacobae van Beieren» (Antw. 1871). Wichtiger als diese dramatischen sind *H.*s lyrischen Dichtungen: «Nieuwe Liedeken» (Gent 1861), «Gedichten» (Gent 1863), «Gedichten» (Antw. 1868), «De liefde in het leven» (Antw. 1871), «Gedichten» (Opj. 1874). Außerdem veröffentlichte er eine große Anzahl literarischer und publizistischer Arbeiten und zahlreiche Lieder und Zeitgedichte meist für vläm. Zeitschriften. Hierher gehören wegen ihres deutschfreundlichen Charakters die während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 in der «Zweep» erschienenen «Deutsche Kriegs-» Vaterlandsliedern. Eine Auswahl seiner Gedichte erschien unter dem Titel «Gedichten» als erster Band einer «Nederlandsche Bibliotheek» (Opj. 1874).

Hizmal (lat.), winterlich.

Himysal, Sohn des Königs Micipsa von Numidien, wurde 117 v. Chr. von seinem Vetter Jugurtha (s. d.) ermordet.

Hien-Fong, d. h. «Segensfälle», Kaiser von China 1850–61, vierter Sohn des Kaisers Tsun Kuang, geb. im Aug. 1831, folgte seinem Vater 24. Febr. 1850. Seine Regierung war noch bewegter als die seines Vaters, da nicht nur die Revolution der den Umsturz der herrschenden Manchu-Dynastie beabsichtigenden, ebenso zahlreichen als mächtigen, halb politischen, halb religiösen Verbindung der Thai-Ping, sondern auch ein für China sehr nachtheiliger Krieg mit England während derselben stattfand, dem Frankreich sich angeschlossen. Die Regierung von *H.* zeigte nämlich nicht die ernsthafte Bestreben, den mit England 26. Mai 1842, mit Nordamerika 3. Juli 1844 und Frankreich 24. Okt. 1844 geschlossenen Verträgen gewissenhaft nachzukommen. Die Verwickelungen

zwischen China und den genannten Staaten, denen sich später auch Rußland anschloß, kriegten immer höher und es kam endlich 1856 zu einem für China sehr nachtheiligen Kriege. Die Friedensverhandlungen zur Beendigung desselben kamen zu Tientsin vom 7. bis 27. Juni 1858 zum Abschluß. Die chinef. Regierung war aber abwechselnd bemüht, die Verträge von Tientsin zu umgehen, ihre Ausführung in die Länge zu ziehen. Auch geschah bald wieder, 21. Juni 1859, neue direkte Feindseligkeiten chinefischerseits gegen die engl.-franz. Macht. So kam es zu einem neuen Kriege im J. 1860, der für China höchst unglücklich ausfiel und in dessen Verlauf Peking in die Hände der verbündeten Mächte gelangte und der prachtvolle kaiserl. Sommerpalast Yuen-Ming-Yuen durch sie ausgeplündert und später, 18. bis 19. Okt., gänzlich vernichtet wurde. Der engl. und der franz. Regierungsbotschafter in diesem Kriege, Lord Elgin und Baron Gros, drangen auf die energischste Weise auf die baldigste Erfüllung der Forderungen von Tientsin, denen ihrerseits neue, sich hauptsächlich auf die Bezahlung von Kriegskosten und andern geldlichen Entschädigungen an sie zugesagt wurden. Die Ratifikation dieser erneuerten Verträge von Tientsin mit Lord Elgin und Baron Gros fand am 24. bis 26. Okt. 1860 statt, und der Kaiser F. befähigte sie zu Pechol am 2. Nov. Auf diese letzten Verträge gründet sich die zwar nur langsam und schrittweise, aber doch stets weiter und weiter fortschreitende Zugänglichkeit des chinef. Reichs für die Kultur des europ. Westens, wie dieselbe in der Gegenwart stattfindet. F. starb 21. Aug. 1861 zu Pechol und hatte seinen ältesten Sohn zum Nachfolger, der als Kaiser den Namen Tsung-tschü führte. (S. China, Bd. IV, S. 288—291.)

Oienzen werden Deutsche im Becken Ungarns, im Ebnburger und Eisenburger Komitat genannt, die ihrer Sprache nach zum bayr. Stamme gehören und die wohl in den Anfängen der Ansiedelung noch bis in die karolingische Zeit zurückreichen: Sie sind meist latholisch, doch bekennen sich etwa 40000 S. zur evang. Kirche. Die Zahl der S. in den beiden Komitaten Ebnburg und Eisenburg beträgt über 200000 Seelen. Ihre Mundart erinnert an das Altbayrische, doch ist sie von dem benachbarten österr. Volksdialekt in mancher Hinsicht unterschieden. Die S. betreiben größtenteils Ackerbau und Viehzucht, in den Balldgegenden auch Kohlenbrennerei und allerlei Holzgewerbe, in den Hügelgegenden und Niederungen aber auch Obst- und Weinbau, und gehen in die Fremde auf Wanderarbeit. Vorrorte des Sienzentums sind: Ebnburg, Müns, Eisenstadt, Obersiebenbrunn u. a. Treffliche Schulen zieren die Sienzenorte. Vgl. Schmidt, „Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen“ (Leipzig 1881).

Hieracium, Habichtskraut, artenreiche Gattung der Pflanzenfamilie der Kompositen, Abtheilung der Cichoraceen, der Gattung *Crepis* zunächst stehend, von der sie sich nur durch die gelbliche, zerbrechliche Samentrone (Pappus) und die bis zur Spitze gleich dicke, am Ende mit einem schwachen, fein gedrehten Ringe versehene Schließfrucht unterscheidet. Die hierher gehörenden Arten sind der Mehrzahl nach perennierende Kräuter Europas und Afriens, deren Wurzelsod bald Ausläufer treibt, bald den Winter über ausdauernde Blattrosetten entwickelt. Viele derselben sind in Europa an

trockenen und feuchten Abhängen, Aderrändern, Wegen, auf Tristen, in Wäldern und Gebüschern gemein und nur wegen ihrer außerordentlichen Veränderlichkeit von einigem Interesse. Eine einzige europ. Art, *H. aurantiacum*, wird wegen ihrer prächtig pomeranzenfarbigen, zu Dolbentrauben vereinigten Blumen in den Gärten angepflanzt und hier häufig zu Einsammlungen und gruppenweise zur Ausstattung der Rabatten benutzt und zu diesem Zwecke durch ihre kriechenden Wurzeln vermehrt.

Hierapolis, eine auf einer Anhöhe zwischen den Flüssen Mäander (jetzt Menderes) und Psolos (jetzt Yurakku), bei dem jetzigen Bambul-Kaleßi gelegene, der Ephele heilige Stadt in Großphrygien, war im Altertum berühmt durch heiße, übrigens sehr salzhaltige Quellen und durch die Höhle Plutonum, welche tödliche Ausdünstungen verbreitete und angeblich nur von den Priestern der Ephele ohne Lebensgefahr betreten werden konnte.

Hierarch heißt derjenige, welcher die Grundsätze der Priesterherrschaft der Staatsgewalt oder den Laien gegenüber zu verwirklichen trachtet. (S. Hierarchie.)

Hierarchie (grch.), eigentlich Herrschaft der Heiligen, bedeutet sowohl wie Priesterherrschaft, wobei es gleichgültig ist, ob die Priester unter einem Oberhaupt oder unter mehreren gleichberechtigten Häuptern stehen. Bei den Israeliten gab es verschiedene Priesterklassen, welche jede ihren Vorsteher hatten, und deren gemeinsames Oberhaupt der Hohenpriester war. Das Priesterthum innerhalb der christl. Kirche hat sich allmählich ausgebildet. Die Apostel waren weder selbst Priester noch die Begründer einer eigentlichen S. Diese erwuchs vielmehr erst allmählich aus dem Bedürfnis kirchlicher Einheit. Erst seit dem 2. Jahrh. begegnen uns die Anfänge der Vorstellung von einem christl. Priesterthum, welches die Fortsetzung des alttestamentlichen sei und von einer besondern Geistesbegabung des Priesterstandes (des Klerus, d. h. des Erbes Gottes) im Unterschiede vom christl. Volk (den Laien). Seit Mitte desselben Jahrhunderts entwickelte sich der monarchische Episkopat. (S. Bischof.) Seitdem unterschied man drei Kirchenämter, Bischöfe, Presbyter und Diakonen, zu denen später noch die Subdiakonen und verschiedene andere Klassen niederer Kirchendiener traten, Mönche, Erzkleriker, Vikarien, Diakonen.

Nach älterer Anschauung sollten alle, welche die Priesterweihe empfangen hatten, einander gleich sein, und die Bischöfe waren nur primi inter pares, nur dem Range, Einfluß und der Ordnung nach, nicht nach der Qualifikation höher als die andere Geistlichkeit. Aber bereits im 4. Jahrh. fing man an, mehrere besondere Weihen oder Ordinationen einzuführen und namentlich eine besondere Weihe der Bischöfe, denen man auch das Recht, die Ordination und Firmelung zu erteilen und das heilige Chrisma zu bereiten, ausdrücklich beilegte. Dadurch erhoben sich die Bischöfe immer mehr zu Herren des untergeordneten Klerus. Über die Bischöfe erheben sich wieder die Metropolitane und über diese die Patriarchen. Letztere aber blieben in der griech. oder morgenländ. Kirche untereinander, wenn auch nicht dem Range und Ansehen, so doch der Machtvollkommenheit nach gleich. Im Abendlande dagegen, wo es nur einen Patriarchen, den Bischof von Rom gab, entwickelte sich die S. zur Monarchie. (S. Papst.) Die lath. Kirche

bezeichnet mit dem Worte *H.* die Stufenfolge der Geistlichkeit, und unterscheidet die hierarchia ordinis und jurisdictionis. Dem Range nach unterscheidet sie ordines majores und minores; die drei höhern Stufen sind der Episcopat, Presbyterat, Diaconat, denen die drei höhern Weihen entsprechen. Dieselben sind allein göttlichen Rechts (juris divini), d. h. göttlicher Einsetzung. Nach älterer Theorie kommt die potestas ordinis allen Bischöfen in gleichem Maße zu, dieselben übertragen aber durch die Ordination einen Teil derselben (insbesondere das Recht die Messopfer darzubringen) auf die Priester; dagegen beschränkt sich die potestas jurisdictionis oder das Kirchenregiment auf Papst und Bischöfe, welche in der durch die kirchliche Entwicklung bedingten Stufenfolge (Papst, Patriarchen und Primaten, Erzbischöfe oder Metropolitane, Bischöfe), die hierarchia jurisdictionis bilden. Nach derjenigen Theorie dagegen, welche im Gegensatz zu dem sog. Episcopalsystem (s. d.) unter dem Namen des Kurialsystems (s. d.) bekannt ist, kommt die potestas jurisdictionis dem röm. Papste als dem Universalbischof ausschließlich zu, allen übrigen Bischöfen aber nur als seinen Stellvertretern und Bevollmächtigten, denen er einen Teil seiner Gewalt solange als er will übertragen kann. Diese ihren Grundrissen nach schon in den pseudoisidorischen Decretalen (s. d.), von Gregor VII. und seinen Nachfolgern ausgebildete Theorie wurde zwar jahrhundertlang in der Kirche bekämpft, von den Päpsten aber mit seltenen Ausnahmen folgerichtig festgehalten, und schließlich auf dem Vatikanischen Konzil (s. d.) dogmatisiert. Was das Verhältnis der *H.* zum Staate betrifft, so waren die Bischöfe und der Klerus im röm. Weltreiche Unterthanen des Kaisers, der sie einsetzen und absetzen konnte, und so ist es in der morgenländ. Kirche auch geblieben. Auch im abendländ. Römerreiche und in den Königreichen, in die dieses zerfiel, blieben die Landesherren die Herren der Bischöfe, die ihre Vasallen waren. Selbst die Erneuerung der röm. Kaisermürde im Abendlande änderte daran nichts, und die neuen Kaiser behaupteten ihre Hoheit auch anfangs über die Bischöfe von Rom. Diese aber, besonders Gregor VII., Innocenz III. und Bonifatius VIII., wendeten nun das Prinzip der *H.* und der absoluten Gewalt des Papstes auch nach außen, gegen den Staat, und stellten die Ansicht auf, der Papst sei Statthalter Gottes auf Erden, Befehlshaber aller Länder der Erde; alle Kaiser und Könige hätten ihre Würden von ihm, müßten seinen Befehlen gehorchen und könnten von ihm gerichtet, abgesetzt, ihrer Länder beraubt und die Unterthanen von dem Eid der Treue gegen sie entbunden werden. Hierdurch wurde die Lehre von der absoluten Papstgewalt, welche neuerdings durch die päpstl. Unfehlbarkeit von neuem sanctioniert worden, vollendet.

Der Protestantismus hob in seinem Kreise die ganze Grundlage der *H.* auf, indem er die Lehre von der göttlichen Einsetzung des bischöflichen und priesterlichen Standes und von besondern, dem Priesterstande verliehenen und durch die Weihe fortgepflanzten übernatürlichen Gaben verworf und denselben den Grundsatz des geistlichen Priestertums aller Gläubigen nach 1 Petr. 2, 5. 9 gegenüberstellte. Das Amt der Geistlichen behielten die Protestanten als ein von Christus und den Aposteln gestiftetes und zur guten Ordnung gehöriges bei,

schränkten aber den Beruf derselben ein auf die Lehren des Evangeliums und auf die Verwaltung der Sakramente, wozu die Geistlichen sich die ungen Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben hien. Die Protestanten haben daher auch nur eine Nation, nicht mehrere, und lehren, daß dieselben Geistlichen gleiche Befugnisse gebe. Die Vergabung der einzelnen Geistlichen zur Verwaltung des Amtes leiten sie lediglich von der regelmäßigen Berufung zum Amte ab. Auch sind die protestantischen der Staatsgewalt ebenso unterworfen wie die Laien, und es kann bei den Protestanten einer Unterordnung des Staats unter die Geistlichkeit gar nicht die Rede sein. Nur die Anglikanische Kirche (s. d.) hat den Satz beibehalten, daß die bischöf. Amt eine göttliche Institution, dessen Rechtfertigung durch die Weihe und deren unbrochene Succession erteilt und fortgepflanzt wird. Die neuluth. Versuche zur Wiederherstellung hierarchischer Ordnungen im Protestantismus sind bisher ziemlich vereinzelt und meist erfolglos geblieben.

Hieraticum, s. wie Bema (s. d.).

Hieratische Schrift (Priesterchrift), s. hieroglyphen.

Hieratischer Stil heißt in Bezug auf die griech. und griech.-röm. Kunst diejenige Behandlung der Körperformen und Gewandung, welche in der Ausbildung der Werke der altertümlichen Kunst eine stichlicher Unfreiheit Strenge, ja Stumpfheit in übermäßige Hierlichkeit in der Bildung der Gestalt und Gewandfalten anstrebt; also d. h. d. man auch als den archaischen Stil in Gegensatz zu dem echt altertümlichen bezeichnen. Angewandt wurde der hieratische oder archaische Stil hauptsächlich bei Bildwerken, welche zu Zwecken des Kultus, als Tempelbilder, Reliefs u. dgl. bestimmt waren. Doch war er selbst nicht selten auch Privatliebhaberei oder Nachahmung. Das Hauptkriterium zur Sonderung dieser nachgeahmten Werke von den echt altertümlichen ist neben einer gewissen Unklarheit in der Ausführung, wie sie meist Nachahmungen im Gegensatz zu Originalwerken eigen zu sein pflegt, die Überreibung größerer Eigentümlichkeiten der archaischen Stils bei Nichtbeachtung seiner. In den bekanntesten erhaltenen Werken der Art gehören die von Rauch ergänzte Pallas in Dresden, die Artemis aus Pompeji und eine Athena ex Herculanum in Neapel, der sog. Altar der Isisgötter in Paris, eine Dreifußbasis in Dresden u. a.

Hiero (griech.), heilig, häufig in zusammengefügten Wörtern.

Hiero I. (griech. Hieron) erhielt durch seinen Bruder Gelon, den Herrscher von Syrakus, 475 v. Chr. die Statthaltertschaft in Gela und nach dessen 477 erfolgten Tode Alleinherrschaft in der Reihe von Syrakus. Hierauf versetzte er 476 die Einwohner von Naxos und Katana aus ihren Städten nach Leontini; doch wurde die Kolonisation, die er nach Katana führte, durch den Tod nach seinem Tode von den zurückkehrenden Naxiern wieder vertrieben. Ein Seeräuber, den ihm und die Flotte von Rhyme (lat. Cumae) aber im Jahr 475 erschoten, beraubte diese der Herrschaft in dem Tyrrhenischen Meere. Im Etruskischen Museum befindet sich ein Helm aus Clusina, dessen Schrift besagt, daß *H.* ihn damals be-

Zeus aus der Beute weichte. Er besiegte 472 den Xerxes, der seinem Vater Xerxes in der Herrschaft über Atrages gefolgt war, und annettierte diesen Staat. H., welcher von einem unheilbaren Leiden, dem Stein, gequält wurde, war von den Fehlern der griech. Tyrannen nicht frei, doch beweist es immer einen edlern Sinn, daß er die Wissenschaft, die Architektur, die bildende Kunst und die Poesie schätzte und Dichter wie Epicharmos, Simonides, Alkaios, Bacchylides und Pindar, der seine in den griech. Wettspielen errungenen Siege besang, an seinen glänzenden Hof zog. Das hat denn auch dem Xenophon Anlaß gegeben, ihn und Simonides als diejenigen aufzuführen, die in seiner «Hieron» beitelten Schrift die Eigenschaften des Herrschers besprechen. H. starb 467 v. Chr. und vererbte sein Reich auf seinen Bruder Xerxesbul. Vgl. Henke, «De Hierone I.» (Kunst. 1862) und Holm, «Geschichte Siciliens» (Bd. 1, Sp. 1870).

Hiero II., ebenfalls Herrscher von Syrakus, 275—215 v. Chr. (geb. um 306 v. Chr.), der Sohn des Syrakusaners Hieron, erhob sich in den Unruhen, die nach dem Abzug des epiratischen Königs Pyrrhos (275 v. Chr.) in Sicilien herrschten. Von dem Heere als bereits unter Pyrrhos bewährter Führer zum Feldherrn ausgerufen, zog er in Syrakus ein und wurde von dem Volke wegen seiner maßvollen Haltung zunächst als Oberfeldherr anerkannt, dann, vermutlich 269, nach einem aber die unter dem Namen Mamertiner bekannten campanischen Soldaten, die sich Messana bemächtigt hatten, im Gebiet von Nysa am Flusse Longanos erfochtenen Siege zum König erhoben. Als den Mamertinern durch die Römer 264 Hilfe und die Karthago. Besatzung, die sie in Messana aufgenommen hatten, vertrieben wurde, verbündete sich H. mit den Karthagern gegen Rom. H. wurde aber vom röm. Consul Appius Claudius geschlagen und dann, jedoch vergeblich, in Syrakus belagert. Als indes 263 Manius Valerius Maximus mit einem starken Heere ihn und die Karthager besiegt hatte, schloß er Frieden auf 15 Jahre mit Rom, der von diesem wegen der treuen Unterstützung, die H. gewährte, 248 in einen hundertjährigen verwandelt ward. Nach der Beendigung des ersten Punischen Kriegs (241) wurde dem H. durch die Römer die Herrschaft in seinem ungeschmälerten Besitze gesichert, und das freundschaftliche Verhältnis erlitt auch durch die Hilfe, die er den Karthagern im Söldnerkriege sandte, keine Störung. H. selbst besuchte 237 Rom und machte dem röm. Volke ein Geschenk von 200 000 Scheffeln Getreide. Auch den Rhodiern, die durch ein schreckliches Erdbeben furchtbar gelitten hatten, half er 227 v. Chr. durch großartige Unterstützung. Auch in dem zweiten Punischen Kriege bewies er sich den Römern als treuer Bundesgenosse und unterstützte sie mit Getreide und Truppen; so namentlich nach ihrer Niederlage am Trasimenischen See, wo die goldene, 320 Pf. schwere Bildsäule der Siegesgöttin, die er nach Rom sendete, dort als gutes Vorzeichen begrüßt wurde. Er starb zu Anfang des J. 215, aber 90 J. alt. Sein Sohn Gelon war vor ihm (216) gestorben, und so folgte ihm sein Onkel Hieronymos, der sich sofort den Karthagern zuwendete, aber, wegen Schwelgerei und Grausamkeit gefaßt, schon 214 ermordet wurde. Große Sorge hatte H. für die Vervollkommenung des Ackerbaus getragen; er soll auch landwirtschaftliche Schriften verfaßt haben. Ein Gesetz von ihm über

die Getreidezehnten (Lex Hieronica) galt noch zu Ciceros Zeit im Lande. Auch die Kunst pflegte er, namentlich die Baukunst, wovon Tempel, Theater und andere Gebäude, die er teils in Syrakus, teils auch in andern Städten seines Gebiets errichtet, zeugten. Archimedes, ihm befreundet und verwandt, war bei dem Bau von Kriegsmaschinen sowie auch bei dem eines aufs prächtigste hergerichteten Riesenschiffs für ihn thätig. Vgl. Fortman, «De Hierone Hieroclis filio» (Zwolle 1835); Schneiderwirth, «H. II. von Syrakus» (Heiligenst. 1861).

Hierobotanum (grch.), heiliges Kräuterbuch, enthaltend die Erklärung der in der heil. Schrift vorkommenden Pflanzennamen.

Hierochloa Gr., Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen. Man kennt gegen acht Arten, die meist in hohen Gebirgen oder in der kalten Zone vorkommen. Es sind wohlriechende perennierende Gräser mit pyramidalen, meist etwas ausgebreiteten Rispen. Einige in Europa und dem nördl. Asien vorkommende Arten, wie *H. odorata* Wallb., sind gute Futterpflanzen und riechen nach Eumartin, wie *Anthoxanthum odoratum*, das dem Heu den charakteristischen Geruch verleiht.

Hierodrama (grch.), geistliches Schauspiel.

Hierodoten hießen Personen männlichen oder weiblichen Geschlechts, welche als Sklaven dem Dienste einer Gottheit geweiht waren. Die Zahl der H. war bei den Tempeln in Syrien, Rhonien und Kleinasien manchmal sehr beträchtlich; im lapidocischen Koniane traf Strabo 6000, in Rom mehr 2000 H. Sehr zahlreich waren im Orient die weiblichen H., welche im Dienste der großen weiblichen, unter verschiedenen Namen und Formen verehrten Naturgöttheit gewöhnlich gegen ein Geschenk an die Göttin sich preisgaben. In Griechenland finden wir solche H. namentlich zu Korinth im Dienste der dortigen Aphrodite. Ferner erhielten sich H. dieser Art besonders auch auf dem Berge Erge in Sicilien aus den Zeiten der Phönizier bis in die der röm. Herrschaft. Außerdem gab es aber H., die dem Gotte zu ganz andern unabhängigen Diensten, Leistungen, oder, z. B. als Landbauer, auch nur zu mäßigen Abgaben verpflichtet waren. Ja oft wurde die Hingabe eines Sklaven an den Gott geradezu als eine Form der Freilassung benutzt. Vgl. Hirt, «Die H.» (Berl. 1818); Curtius in «Anecdota Delphica» (Berl. 1843).

Hieroglyphen (grch.) werden die Zeichen der ägypt. Bilderschrift genannt, deren früher sprichwörtlich dunkler Sinn erst seit Champollions Entdeckungen allmählich verständlich geworden ist. Die Ägypter bedienten sich teils gleichzeitig, teils nacheinander vier verschiedener Schriften: 1) der hieroglyphischen oder heiligen, 2) der hieratischen, 3) der epistolographischen, ephorischen oder demotischen, 4) der koptischen Schrift. Die drei ersten waren einheimische Schriften. Von diesen unterscheiden Herodot und Diodor nur zwei, die heilige (ἱερὰ γράμματα) und die Volksschrift (δημιτικὰ oder δημοτὴν γράμματα); ebenso nennen die Inschriften von Rosette und die ähnliche in Turin nur zwei, die heilige und die einheimische (ἐγγύσια γράμματα). Erst Clemens Alexandrinus unterscheidet alle drei Schriften und nennt sie die heilige Steinschrift (γράμματα λεπίδων), die Priesterchrift (ἱερογραφία) und die Briefschrift (ἐπιστολογραφία). Für letztere hat sich jetzt die Bezeichnung der demotischen (nach Herodot) ziemlich allgemein geltend gemacht.

Die hieroglyphische Schrift, in hieroglyphischen Inschriften selbst abie Schrift der göttlichen Worte genannt, war die älteste, ursprünglich einzige Schrift der Ägypter. Ihre Zeichen sind mehr oder weniger treue Abbildungen von Gegenständen aller Art. Auf den Denkmälern wurden diese Zeichen entweder eingeschnitten oder im Relief aus der Fläche herausgearbeitet; am häufigsten aber findet in den großen Wandkulpturen eine Verbindung von beiden statt, indem sie, wie auch die Figuren der Darstellung selbst, in der Vertiefung erhaben gearbeitet wurden (relief en creux). Außerdem pflegten auch bei reichlicher Ausstattung alle Zeichen in Farben ausgeführt zu werden. Auf glatten Wänden erscheinen sie bald bunt, bald einfarbig, oder auch nur in Umriffen gezeichnet. Auch in Papyrusrollen wurde die heilige Schrift nicht selten angewendet, aber nur für heilige Texte, namentlich für das Totenbuch oder einzelne Abschnitte desselben, welche den Verstorbenen mit in das Grab gegeben zu werden pflegten. Hier fand die S. meist in ihrer einfachsten Form, in Umriffen, wie sie sich für den Schreibgriffel eigneten, wiedergegeben. Der eigentliche Sinn der Ägypter für das Charakteristische in der Zeichnung tritt hierbei fast noch auffällender als in den angeführten Bildern hervor.

Die hieratische oder Priesterische Schrift erhielt diesen Namen ohne Zweifel erst im Gegensatz zu der epistolographischen oder Pölschrift, weil sie in späterer Zeit vorzugsweise nur von den Priestern für priesterliche Litteratur gebraucht wurde. Früher, namentlich ehe die epistolographische Schrift in Aufnahme kam, war sie auch für alle weltlichen Schriftstücke die einzig gebräuchliche Schrift und mußte daher nicht nur für den heiligen, sondern auch für den Volksverkehr gebraucht werden. Dieselbe ist vorzugsweise eine Bücherschrift und wird nur sehr ausnahmsweise auch auf Denkmälern gefunden. Sie ist den Formen ihrer Zeichen nach wesentlich eine tachygraphische Abkürzung der hieroglyphischen Schrift, wodurch die Kenntlichkeit der ursprünglichen Bilder grotzenteils verloren ging, obgleich der Zusammenhang noch deutlich vorliegt, sobald man die einzelnen, den S. entsprechenden Zeichen zusammenstellt. Die ersten Proben dieser hieratischen Kursive finden sich bereits im altägypt. Reiche auf den ältesten Denkmälern, die uns erhalten sind, nämlich auf den Wänden der Pyramiden von Gizeh und in den Gräbern ihrer Umgebung.

Die epistolographische oder demotische Schrift, zunächst aus der hieratischen hervorgegangen, ist eine noch größere Abkürzung derselben Zeichen, welche hier meistens eine ganz konventionelle, den Ursprung kaum noch verrathende Form angenommen haben. Ihr Gebrauch läßt sich nur bis in die Zeit der Ptolemäer, der 36. Ptolemäerischen Dynastie, im 7. Jahrh. v. Chr. zurückverfolgen. Die großen polit. Veränderungen jener Zeit scheinen das Bedürfnis fühlbarer gemacht zu haben, die Sprache des gemeinen Lebens, welche sich immer weiter von der alten Schriftsprache des heiligen Dialekts entfernte, in größerem Umfange als bis dahin schriftfähig zu machen, und indem die hieratische Schrift ausschließlich auf den Gebrauch der Priester und Gelehrten für die heilige Litteratur und deren altägyptischen Dialekt beschränkt wurde, pflegten von nun an alle Prozeßakten, Verträge, Briefe und ähnliche Schriftstücke in dieser sowohl in den Sägen sehr vereinfachten,

als auch in der Anzahl der gebräuchlichen Zeichen sehr beschränkten Schrift aufgeschrieben zu werden. Sie findet sich fast nur in Papyrusrollen; doch ist eine der bekanntesten Ausnahmen, wo sie auch in Stein gegraben erscheint, der mittlere Teil der Inschrift von Rosette. Alle drei Schriften blieben bis in die ersten Jahrhunderte nach Christus, die hieroglyphische nachweisbar bis unter den Kaiser Decius, im Gebrauch. Als aber das Christentum sich immer mehr in Ägypten verbreitete und in seinem Gefolge die griech.-kirchliche Litteratur, so begann man auch für die christl. Schriften in ägypt. Sprache sich des griech. Alphabets zu bedienen, indem man dem letztern für die den Ägyptern eigentümlichen Laute sechs der hieratischen Schrift entlehnte Zeichen hinzufügte. Diese von den ägypt. Christen gebrauchte Schrift ist unter dem Namen der koptischen (s. Kopten) bekannt.

Die Entzifferung der einbetrifflchen, namentlich aber der hieroglyphischen Schrift wurde von Richbault mit Recht eine der größten Entdeckungen des 19. Jahrh. genannt. Sie hat eine neue und umfangreiche Wissenschaft begründet und auf alle übrigen Zweige der Altertumskunde den entscheidenden Einfluß geübt, indem sie uns allmählich in den Stand gesetzt hat, die längste und älteste der Völkertafelungen unserer Erkenntnis wieder zugänglich zu machen. Der Anfang der wissenschaftlichen Geschichte der Menschheit ist seitdem um mehr als 2000 Jahre zurückgerückt. Die Aufhebung der Inschrift von Rosette (Rosette) während der Napoleonischen Expedition 1799 gab die erste gegründete Hoffnung zur Entzifferung der S. Sie enthielt einen dreifachen Text in hieroglyphischer, demotischer und griech. Schrift. Aus dem griech. Texte ging hervor, daß alle drei ein und dasselbe Dekret zu Gunsten des Ptolemäus Epiphanes enthielten, welches die ägypt. Priester im 9. Jahre der Regierung des Königs, 196 v. Chr., abgefaßt und in allen Ptolemäischen Tempeln aufzustellen verordnet hatten. Von diesem Stein, dessen große Wichtigkeit sogleich einleuchtete, beruhte man sich, Abgüsse und Abdrücke der Inschriften anfertigten, und 1803 erschien die erste Publication derselben, von der Antiquarian Society in London besorgt.

Aber die Entzifferung der S. gelang nicht so schnell, wie eine solche mehrsprachige Inschrift hoffen zu lassen schien. Da der hieroglyphische Text nicht vollständig war, so beschäftigten sich die Gelehrten zunächst nur mit dem demotischen Texte. Der erste, der sich an dieser Aufgabe versuchte, war Silvestre de Sacy, welcher in seiner bereits 1802 erschienenen *Lettre au citoyen Chaplart* (damals Minister des Innern) die Resultate seiner Vergleichung des griech. und demotischen Textes mitteilte. Er hielt die hieroglyphische Schrift für eine durchgängig ideographische oder Wortschrift, die hieratische, die er in andern Inschriften richtig erkannt hatte, für syllabisch oder alphabetisch, die demotische für rein alphabetisch, ohne jedoch die einzelnen Lautzeichen lesen zu können. Doch erkannte er, daß alle drei Schriftarten von rechts nach links zu lesen seien, und schied eine Anzahl Gruppen, welche die Namen Ptolemäus, Arsinoe, Alexander u. a. enthielten, aus dem fortlaufenden Texte richtig aus. Den zweiten wichtigern Schritt that der schwed. Diplomat Åkerblad in seiner gleichfalls 1802 gebrachten *Lettre au citoyen Silvestre de Sacy*, zur *Inscription égyptienne de Rosette*. Dieser blieb

nicht beim Aufschreiben der ganzen Gruppen stehen, sondern analogisirte sie und bestimmte den phonetischen Wert für die einzelnen Zeichen in den Namen Ptolemäus, Alexander, Arsinoe, Berenice und noch sechs andern. Das hiernach aufgestellte Alphabet war im wesentlichen richtig. Zugleich hatte er im hieroglyphischen Texte mehrere Zahlzeichen richtig erkannt. Er hatte demnach in Wahrheit die ersten ägypt. Schriftzeichen entziffert. Hier blieb aber das Werk vorerst stehen. Die 1804 vom Grafen Palin erschienene *«Analyse de l'inscription de Rosette»* mußte ihr Ziel schon deshalb gänzlich verfehlen, weil derselbe von der irrigen Voraussetzung ausging, daß auch die hieroglyphische Inschrift in der vollständigen Anzahl von Zeichen erhalten sei, so daß er die erste griech. Zeile mit der ersten erhaltenen hieroglyphischen verglich. Ebenso unrichtig oder nachtheilend waren die Versuche von Bailey, Sidler, Spohn u. a. Von mittelbarer Wichtigkeit ward nur die 1808 publicirte gelehrte Untersuchung von G. Quatremère: *«Recherches critiques et historiques sur la langue et la littérature de l'Égypte»*, worin dieser bewies, daß die ägyptische Sprache wesentlich dieselbe wie die alt-ägyptische sei. In den J. 1809—18 war die umfangreiche *«Description de l'Égypte»*, die ruhmreiche Frucht der Napoleonischen Expedition, erschienen; aber sie blieb ein Bild ohne Licht und Schatten und ohne Perspektive, weil die vielen Inschriften, welche den Commentar liefern und alles in seiner höhern Folge erkennen lassen konnten, noch unerschöpflich blieben.

Erst 1819 wurde die Aufmerksamkeit wieder auf diese wichtigen Untersuchungen gelenkt durch einen Auffatz des berühmten Physikers Dr. Th. Young, welcher im Supplement zum ersten Theil des vierten Bandes der *«Encyclopaedia Britannica»* zu Edinburgh erschien. In diesem wichtigen Artikel *«Egypt»* wurde die Entdeckung Klerblads vom demotischen auf den hieroglyphischen Text angewendet und auf eine äußerst scharfsinnige Weise vermittelst der zwischen beiden stehenden hieratischen Schrift nachgewiesen, daß die einzelnen Zeichen in den hieroglyphischen Namensbildern den bereits bekannten Zeichen der demotischen Namensgruppen entsprachen. Er erhielt auf diese Weise ein kleines hieroglyphisches Alphabet, mit dem er auch eine Reihe anderer hieroglyphischer Königsbilder zu erklären suchte. Der Versuch war im allgemeinen gelungen, aber doch in den einzelnen Anwendungen noch so mangelhaft, daß er mehrere Schilder ganz unrichtig las, z. B. Arsinoe statt Autokrator, Euergetes statt Cäsar u. s. w. Jean François Champollion (f. b.), der sich bereits seit 1807 vorzüglich mit Ägypten beschäftigt und schon 1814 seine wertvollen Untersuchungen über die ägypt. Geographie herausgegeben hatte, war ohne Zweifel mit dem Artikel des Dr. Young bekannt und scheint durch ihn zu neuen Versuchen für die Entzifferung von H. angeregt worden zu sein. Im J. 1821 erschien zu Genöve eine (später fast gänzlich unsichtbar gewordene) Broschüre in Folio: *«De l'écriture hiéroglyphique des anciens Égyptiens»*, worin er nachwies, daß, wenn die hieroglyphische Schrift, wie bis dahin allgemein, auch von Young, angenommen wurde, eine mit Ausnahme der Eigennamen nur ideographische Wortschrift sei, dies auch ebenso von der hieratischen gelten müßte, da sich die von ihm untersuchten Papyrusrollen in beiden Schriftarten

Zeichen für Zeichen entsprachen, während es den frühern Gelehrten wahrscheinlicher erschien, daß die letztere Schrift syllabisch sein möchte.

Den entscheidendsten Schritt in der Geschichte der Hieroglyphenentzifferung that Champollion aber erst im nächsten J. 1822 durch die Veröffentlichung seiner berühmten *«Lettre à M. Dacier»*, in welcher er durch die Analyse einer Reihe von Königsnamen ein wenn auch noch beschränktes hieroglyphisches Alphabet aufstellte, dessen Anwendbarkeit sich überall aufs entschiedenste bewährte, wo dieselben Zeichen wiederkehrten. Obgleich nun dieses glänzende Resultat in gewisser Beziehung nur als eine Verichtigung und Erweiterung der besonders durch ihren Scharfsinn verdienstvollen Entdeckung von Young erschien, welcher den einzelnen Zeichen zum Theil bereits dieselbe Bedeutung beigelegt hatte, so unterschied es sich doch wesentlich dadurch, daß Champollion hierbei einen ganz verschiedenen Weg einschlug, welcher ebenso einfach und direct, daher auch sicher und erfolgreich war, wie der seines Vorgängers scharfsinnig, aber schwierig und verwidelt, deshalb auch unsicher und nur teilweise das Ziel erreichend. Champollion wurde dabei durch einen besonders günstigen Umstand unterstützt. Der Engländer Banks hatte 1815 einen Obelisken auf der Insel Philä aufgefunden, den er samt dem zugehörigen Piedestal 1821 nach England brachte und auf seinem Landgut in Kington Hall in Dorsetshire aufstellte. Noch in demselben Jahre publicirte er die hieroglyphischen Inschriften des Obelisken und die griechische des zugehörigen Postaments. Diese letztere enthielt einen Brief der Kaiserin von Philä an Ptolemäus Euergetes II., Kleopatra, seine Schwester, und Kleopatra, seine Gemahlin. Es lag daher nahe, dieselben Namen in den hieroglyphischen Inschriften zu vermuten. Obgleich nun die Voraussetzung irrig war, daß ein Zusammenhang stattfinden würde der griech. und hieroglyphischen Inschrift, die sich zwar beide auf denselben König bezogen, aber in verschiedene Jahre desselben gehörten, so fand sich doch in der That außer dem in der Inschrift von Rosette bereits gelesenen Namen Ptolemäus auch das Schicks der Kleopatra auf dem Obelisken. Auf dieselbe Vermuthung gründete nun Champollion seine vergleichende Analyse der beiden Namen. Es traf sich zufällig und überaus günstig, daß die Namen PTOL(ε)μαios und κΛΕΟΠΑΤΡΑ vier gleiche Buchstaben enthalten und sich außerdem im zweiten Namen das α wiederholt. Die Probe war daher so einfach, daß über die Richtigkeit der Lesung im allgemeinen, obgleich noch einige kleine Bedenken zu beseitigen blieben, nicht der mindeste Zweifel sein konnte. Es ergaben diese beiden Namen sogleich ein Alphabet von 11 Lautzeichen, die sich bald durch die weitem Anwendungen desselben auf die Namen Alexandros, Berenice und viele andere bedeutend vermehrten. Hiermit war der feste und bald von den bedeutendsten Gelehrten, wie Silvestre de Sacy, Niebuhr, B. von Humboldt, als solcher anerkannte Grund für alle folgenden, rasch nacheinander gemachten Entdeckungen auf diesem Felde gelegt.

Aber selbst noch in dieser *«Lettre à M. Dacier»* hatte Champollion so wenig den wahren Organismus des ganzen Hieroglyphensystems erkannt, daß er noch immer mit Young und andern die irrige Meinung theilte, daß die phonetische Bedeutung der

einzelnen H. sich nur auf die Eigennamen beschränkte, der übrige fortlaufende Text aber aus rein ideographischen Zeichen bestche. Hierzu kam er erst in seinem nächsten Werke, dem «Précis du système hiéroglyphique» (Par. 1824) zurück, in welchem er zeigte, daß das durch die Namen gefundene Alphabet auch auf alle übrigen Gruppen anwendbar sei, wo sich dieselben Zeichen wiederfinden. Die letzten und vollständigen Resultate seiner sprachlichen Untersuchungen liegen aber in der erst nach seinem Tode 1836 publizierten «Grammaire égyptienne» vor, in welcher er das ganze System der hieroglyphischen Schrift und die Grundzüge der darin niedergelegten Sprache darzulegen und durch zahlreiche, den verschiedensten Inschriften aller Epochen entnommene Beispiele nachzuweisen unternahm. Einen Fortschritt in der genaueren und methodischen Auffassung des ägypt. Schriftorganismus hat Lepsius in seiner «Lettre à M. Rosellini sur l'alphabet hiéroglyphique» (in den «Annales de l'Institut archéologique», Bd. 9, Rom 1837) zu begründen gesucht, indem er das in Champollions Grammatik bis auf 232 Zeichen angewachsene phonetische Alphabet in verschiedene Klassen zerlegte und als rein und ausschließlich phonetischen Teil desselben nur 34 H. anerkannte. Der lexikalische Teil der Hieroglyphenkenntnis erfährt wertvolle Bereicherungen durch die Schriften von Rosellini, Lepsius, Leemans, Hindß, Brugsch, sowie durch die Übersetzungen längerer Texte von Birch, de Rouge, Chabas, denen sich Goodwin, Le Page-Renouf, Lauth, Dümichen, Ebers, Stern, Eisenlohr, Naville, Bierret, Maspero u. a. anschließen. Die bedeutendste Arbeit in dieser Beziehung ist Brugsch's «Hieroglyphisch-dämonisches Wörterbuch» (4 Bde., Pp. 1867—68).


Die Untersuchungen über die hieratische Schrift schlossen sich meistens an die hieroglyphischen an. Die dämonischen Entzifferungen wurden aber seit Silvestre de Sacy und Akerblad vorzüglich durch Young gefördert und durch ihn eine breite Grundlage für alle folgenden Untersuchungen auf diesem der Hieroglyphik durch Zeit, Dialekt und Quellen ferner liegenden Felde gelegt. Hierbei ist namentlich seine Interlinearübersetzung der Inschrift von Rosette und mehrerer dämonischer Papyrus in den «Hieroglyphica collected by the Egyptian society» (Lond. 1823) und den «Radiments of an Egyptian dictionary», zuerst als Anhang zu der loptischen Grammatik von Lattam (1830), nachmals getrennt (1831) publiziert, zu nennen. Neben den verschiedenen Entzifferungen von Champollion, Salvolini, Rosgarten, Lepsius ist hierbei noch besonders der wichtigen Publication eines umfangreichen, mit vielen griech. Umschriften versehenen dämonischen Papyrus durch Leemans in «Monuments égyptiens de Loido» (Leid. 1839) zu erwähnen. Später haben diese Untersuchungen namentlich in Brugsch (s. b.) den thätigsten Bearbeiter gefunden, dessen «Grammaire démotique» seitdem die Grundlage der Weiterforschung geworden ist. Es darf endlich auch nicht unerwähnt bleiben, daß die durch Champollion begründete hieroglyphische Forschung lange Zeit hindurch einzelne, meistens sehr heftige Gegner gefunden hatte, von denen hier vor andern Lapprot, Balin, Janelli, Williams, Goulianos, Secchi, Seyffarth und Uhlemann genannt werden mögen, deren Entzifferungsweisen unter sich ebenso wenig Zusammenhang wie mit dem System Champollions

haben, mit Ausnahme des letzten, der sich genau an Seyffarth anschließt.

Alle Schrift geht von einer Bilder- oder Begriffsschrift aus und nähert sich in spätern Stufen ihrer Fortentwicklung immer mehr der rein alphabetischen Lautschrift. Da die mezt. Bilderchrift nicht im engeren Sinne eine Schrift zu nennen ist, so repräsentieren die chines. Schrift einerseits und die europ. Schriften andererseits am vollständigsten die beiden Endpunkte aller Schriftentwicklung. Die wichtigste Mittelstufe bilden die syllabarischen Schriften. Die ägypt. Schrift zeichnet sich vor allen andern dadurch aus, daß in ihrem merkwürdigen Organismus alle Stufen zugleich in einem ziemlich gleichmäßigen Verhältnis enthalten sind. Sie ging aus von einer ideographischen Wortchrift und entwickelte sich allmählich bis zu reinen Lautzeichen, in welchen Konsonant und Vokal getrennt erscheinen, ohne jedoch ihren ideographischen Ursprung jemals ganz zu verleugnen oder auch nur die ideographischen den später entwickelten Elementen unterzuordnen. Die erste Klasse der H., die der ideographischen oder Begriffsschriften, teilen sich wieder a) in solche, welche die zu bezeichnenden Gegenstände mehr oder weniger direkt abzeichnen, und b) in solche, welche abstrakte Begriffe oder schwer darzustellende Gegenstände symbolisch oder andeutend bezeichnen. Hieran schließt sich c) die Reihe der determinativen oder Bestimmungszeichen, welche gar nicht ausgesprochen werden, sondern nur zur nähern Bestimmung eines vorausgehenden Wortes oder der Klasse von Wörtern, der es angehört, dienen. Zu a gehört z. B. der Kreis, welcher die Sonnenscheibe (☉) darstellen und bedeuten

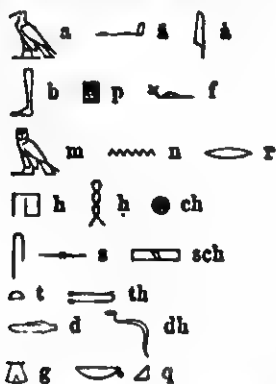
soß; zu b der Geier (𠩺) als Symbol der Mutter, oder der Stadtplan (⊙) mit der Bedeutung der Stadt; zu c der Löwe (𠩻), hinter seinem Namen mai bildlich wiederholt, oder der Blumenkengel (𠩼) hinter Pflanzennamen. Die zweite Klasse der H. ist die der phonetischen oder Lautzeichen. Diese wurden aus der großen Menge der ideographischen H. so gewählt, daß der zu bezeichnende Laut der Anfangslaut des Namens des abgebildeten Gegenstandes war. So bezeichnet die Gule (𠩽), ägypt. mulag', ein m, der Adler

(𠩾), achom, ein a. Die Anzahl der für die 20—22 Laute der Sprache ausgewählten H., welche in allen Fällen, wo nur der einzelne Laut geschrieben werden sollte, gebraucht werden konnten, wurde auf ungefähr 30 beschränkt. Man erlaubte sich auch hierbei noch einen gewissen Wechsel vollkommen homophoner Zeichen zur Bequemlichkeit in der Anordnung der Gruppen für das Auge. In späterer, namentlich röm. Zeit, wurde dieses Alphabet noch um einige Zeichen vermehrt. Die dritte Klasse von H. steht endlich zwischen den beiden ersten in der Mitte, indem ihre Zeichen an beiden Naturen, sowohl der ideographischen als der phonetischen, teilhaben. Man gebrauchte nämlich häufig die für bestimmte Wörter gebrauchlichen H. nicht nur in ihrer ursprünglichen und ideographischen Bedeutung, sondern auch für die Anfangsbuchstaben derselben Wörter und fügte ihnen dann die übrigen Laute des Wortes aus dem allgemein-phonetischen

Alphabet hinzu. So dient z. B. das Henkelkreuz () zur Bezeichnung des Wortes auch, Leben;

es kann aber auch nur für a gebraucht werden, indem man die Lautzeichen für n und ch aus dem allgemeinen Alphabet hinzusetzt. Dadurch wird es nicht selbst zum allgemein-phonetischen Zeichen, weil es nicht überall gebraucht werden kann, wo der Laut a bezeichnet werden soll, sondern nur im Anfange des Wortes auch, welches es ursprünglich für sich allein bezeichnete. Zumeilen verlieren aber auch gewisse Zeichen für Lautkomplexe von einer oder mehreren Silben ihre ursprüngliche ideographische Bedeutung so weit, daß sie auch für andere Worte oder deren Teile, welche denselben Lautkomplex für das Ohr wiederholen, gebraucht werden. Mögliche Zweideutigkeiten werden dann durch verschiedene Hilfsmittel, namentlich durch hinzugesetzte Determinative vermieden. In allen Fällen aber, in welchen besondere Schwierigkeiten der ideographischen Bezeichnung leicht eintraten, wie für fremde Namen, für grammatische Flexionen u. a., bediente man sich meist der rein phonetischen S.

Die hieratische und demotische Schrift enthält im allgemeinen dieselben Elemente wie die hieroglyphische Schrift; doch trat hier, namentlich in der demotischen Schrift, der ideographische Teil der Zeichen immer mehr gegen den phonetischen zurück. Das Alphabet ist dies:



Der genaue Lautwert der einzelnen Zeichen ist oft schwer festzustellen.

Hieroglyphik (grch.), Hieroglyphenkunde.

Hierogramm (grch.), heilige Schrift, geheime Priesterchrift; Hierogrammaten (Hierogrammatisten), im alten Ägypten Unterpriester, die die heil. Gebräuche auslegten, auf ihre Beobachtung beim Gottesdienste sahen, die Kenntnis der heiligen Schrift fortpflanzten und die heiligen Urkunden niederschrieben und deuteten.

Hierographe (grch.), sinnbildliche Darstellungen heiliger Gegenstände; Hierographie, heilige Geheimchrift, Beschreibung heiliger Bräuche u. s. w.

Hierokles ist der Name mehrerer griech. Philosophen und Rhetoren. Besondere Erwähnung verdient der H., welcher zu Ende des 3. und im Anfang des 4. Jahrh. n. Chr. lebte. Er war als röm. Statthalter von Bithynien in Nikomedien ein Hauptbefeher der Christenverfolgung, welche der Kaiser Diocletian 303 n. Chr. von dort aus verhängte. Auch bekämpfte er das Christentum in

einer eigenen Schrift, die man aber nur noch aus Lactanz und besonders aus einer Gegenschrift des Eusebius kennt. Wahrscheinlich war er Neuplatoniker. Vgl. Reim, „Der Übertritt Konstantins zum Christentum“ (Jah. 1862).

Der als Neuplatoniker bekannte H. lehrte im 5. Jahrh. n. Chr. zu Alexandria mit Weisf. Außer Auszügen und Bruchstücken anderer Werke ist von ihm erhalten ein mehr philos. als grammatischer Kommentar zu den „Goldenen Sprüchen des Pythagoras“, zuletzt herausg. von Mollach (Berl. 1863) und in den „Fragmenta philosophorum Graecorum“ (Bd. 1, Par. 1860), ins Deutsche überf. von Schulthess (Jah. 1778). Eine Sammlung spärlicher Erzählungen und Einfälle, die nach andern Korais unter dem Titel „Anteia“ (Par. 1812) und unter dem Titel „Πολύλογος, Hierocles et Philagii facetiae“ Eberhard (Berl. 1869) herausgegeben und die Hamler (Berl. 1782) überf. hat, rührt sicher nicht von einem der beiden genannten H. her. Gesamtausgaben des von den Schriften des Neuplatonikers Erhaltenen nebst der Sammlung von Facetien besorgten Pearson (Lond. 1654 u. 1675) und Needham (Lond. 1709).

Hierokratie (grch.), Priesterherrschaft.

Hierologie (grch.), eine von heiligen und göttlichen Dingen handelnde Rede, z. B. Predigt, Segenspruch, auch Einsegnung.

Hieromantie, s. Hieroskopie.

Hieronymus hieß im alten Griechenland der Vertreter eines griech. Stammes bei der Bundesversammlung der Amphiktyonen. (S. Amphiktyonie.)

Hieromonacho (grch.), in der griech. Kirche Name der geweihten Mönche.

Hieron, s. Hiero.

Hieronymianer, s. Bräder des gemeinsamen Lebens und Hieronymiten.

Hieronymiten oder Hieronymianer, Einsiedler, Eremiten des heiligen Hieronymus, Mönchsorden, um 1370 von dem Portugiesen und Tertiärer des Franziskanerordens Vasco und dem Kammerherrn Peter des Grausamen von Castilien, Peter Jerb. Pecha, in der Nähe von Toledo gestiftet, 1373 von Gregor XI. bestätigt. Die H. unterwarfen sich der Regel des heil. Augustin, widmeten sich besonders der Pflege der Wissenschaften und verbreiteten sich rasch in Spanien und Portugal, später auch in Amerika. Die Ordensstracht ist ein weißer Rock von grobem Stoff, eine kleine Kapuze und ein Scapulier, beides von schwarzer Farbe. Hauptstifter des Ordens waren in Guadalupe, St. Just (wo Karl V. lebte) und im General (durch Philipp II. eingerichtet). Später verfiel auch dieser Orden in weltliches Treiben. Er wurde aufgelöst und besteht jetzt nur noch in Amerika. — Einen weiblichen Zweig dieses Ordens, Einsiedlerinnen des heiligen Hieronymus oder Hieronymitinnen stiftete Maria Garcias 1375 im Kloster des heil. Paul zu Toledo. Erst unter Julius II. legten sie ein feierliches Gelübde ab und wurden förmlich anerkannt. Sie trugen ein weißes Kleid mit braunem Scapulier, waren früher in Spanien sehr verbreitet, bestanden aber jetzt nicht mehr. — Aus den Mithalibern des Ordens der spanischen H. bildete der dritte General, Lopus d'Olmedo (gest. 1483), im J. 1424 eine abgesonderte Kongregation der Eremiten des heiligen Hieronymus von der Observanz und gab ihr

eine aus den Werken des Hieronymus zusammengestellte Regel. Martin V. bestätigte sie 1426. In Spanien wurde sie 1596 mit den übrigen H. wieder vereinigt und lehrte dabei zur Regel des Augustin jurd. In Italien dagegen bewahrte sie (seit 1429) ihre Selbständigkeit als Kongregation der Eremiten des heiligen Hieronymus von der Lombardie und hat sich in einigen Klöstern bis jetzt erhalten. — Die Bettelbrüder oder Eremiten des heiligen Hieronymus (Pauperes Eremitae S. Hieronymi) gründete Peter Gambacorti oder Petrus de Pisis im J. 1377 in einer Grotte bei Montebello aus bekehrten Räubern. Er gab ihnen zunächst eine sehr strenge Regel, welche jedoch 1444 bedeutend gemildert und 1568 durch die Regel des Augustin ersetzt wurde. Anfangs rasch verbreitet, auch in Tirol und Bayern, zählt der Orden jetzt nur noch wenige Klöster. — Ein dritter Orden der H., im J. 1406 begründet von Karl von Montegranello zu Fiesole, daher Congregatio Feaulana genannt, wurde schon 1668 von Papst Clemens IX. wieder aufgelöst.

Hieronimus, Enkel des Königs Hiero II. von Syrakus, Sohn des Bringen Gelon von des epirischen Königs Pyrrhos Tochter (oder Enkelin) Nereis, folgte, da sein Vater bereits gestorben war, zu Anfang des J. 215 v. Chr., erst 15 J. alt, seinem Großvater auf dem Throne von Syrakus. Nachdem er sich mit Hilfe eines seiner Ratgeber der durch Hieron eingesetzten Regentschaft seiner Vormünder entledigt hatte, änderte er sofort das ganze System der Regierung. Nach außen schloß er sich an Karthago an, weil er nach Cannä von Hannibal große Gebietserweiterungen erwartete; nach innen dagegen trat er übermüthig, schwelgerisch, tyrannisch auf und stützte sich nur auf die Soldner und das Proletariat. Dadurch erbittert, nahm ein Theil der römisch und zugleich republikanisch gesinnten Partei Veranlassung, den H. im J. 214 zu Leontinoi zu ermorden. Syrakus wurde nun wieder Republik, und ein Restaurationsversuch eines Schwieger Sohns des alten Königs Hieron führte zur Ermordung der ganzen Familie des letzten syrakusischen Fürstenhauses.

Hieronimus (oder Jerôme), König von Westfalen, s. Donaparte (Hieronymus).

Hieronimus (Sophrontius Eusebius), der Heilige, der gelehrteste der lat. Kirchenväter, geb. um 310 zu Stridon in Dalmatien. Sohn christlicher Eltern, wurde er in Rom vom Grammatiker Donatus und vom Rhetor Victorinus in die röm. Litteratur wie in die griech. Philosophie eingeführt. Später machte er weite Reisen, bis nach Eri, und hielt sich längere Zeit (um 372) in Aquileja auf, wo er mit dem Kirchenhistoriker Rufinus Freundschaft schloß. Auf einer Reise in den Orient fiel H. in eine schwere Krankheit (373) und wurde durch ein Traumgefißt bewogen, sein Studium künftig der heiligen Litteratur zuzuwenden. Zunächst begab er sich vier Jahre lang in die Wüste von Chalcis, unter harten Bußübungen mit fleißigen Studien beschäftigt. Im J. 379 in Antiochien zum Presbyter geweiht, begab sich H. nach Konstantinopel, um Gregor von Nazianz zu hören. Im J. 382 reiste H. nach Rom, und sein Freund, der Bischof Damasus, veranlaßte ihn, dort zu bleiben. In Rom sammelte H. bald einen Kreis vornehmer Frauen um sich, welchen er geistlicher Berater ward und die Neigung zum asketischen Leben befestigte.

Nach Damasus' Tode wandte sich H. 386 nach Ästina und siedelte sich nach kurzem Aufenthalt in Ägypten, wo er in der Nitrischen Wüste bei Siedler besuchte, in Alexandria die Lehrschrift des Didymus' des Blinden hörte, in der Nähe von Bethlehem in einer Mönchszelle an. Die Paula begleitete ihn und gründete mit ihm ein Mönchkloster und ein Frauensift. Im J. 390, Sept. 420. Seine Bedeutung beruht allem darauf, daß er dem Abendlande die latein. griech. Theologie vermittelt hat. Von seinen Arbeiten ist die wertvollste die Revision und weise Neubearbeitung der altlat. Bibelübersetzung (itala), aus welcher die «Vulgata» hervorgegangen ist. H. hat die Chronik des Eusebius von Caesarea ins Lateinische übersetzt und hat durch seine Lebensgeschichte des heil. Paulus, *Historia viris illustribus s. de scriptoribus ecclesiae*, die kirchliche Patristik begründet. Gegen seine Verdienste er die bleibende, auch durch seine Geburt verloren gegangene Jungfräulichkeit: Maria, gegen Jovinian die hohe Verdienste des Fastens und der Ehelosigkeit, gegen Valentin die Verehrung der Märtyrer. Beste Ausgabe der Werke von Ballarbi (11 Vde., Verona 1734) neue Ausg., 15 Vde., Venedig 1770 (s.). auch Wahl in deutscher Übersetzung von Lepel u. «Bibliothek der Kirchenväter» (2 Vde., Leipzig 1872—75). Vgl. Zöllner, «H., sein Leben und sein Werk» (Gotha 1866); Amédée Thierry, «St. Jérôme la société chrétienne à Rome et l'émigration en Terre Sainte» (2 Vde., Par. 1861).

Hieronimus von Prag (die Angabe des Familiennamen sei faulisch gewesen, ist aus Freundschaft und Gesinnungsgenossenschaft des Joh. Hus zu Prag, studierte daselbst, darauf seit 1386 a. ford, von wo er die ersten theol. Schriften mit nach Prag brachte, später in Heidelberg, Paris, machte weite Reisen bis nach Jerusalem und lehrte erst 1407 nach Prag zurück, wo er eng an Hus angeschlossen. Auf Einladung des Kaisers II. von Polen half er 1410 die Universität in Prag einrichten. Auf Wunsch König Sigismund von Ungarn predigte H. vor ihm in Ofen, woraus diesem Anlaß weltlichstischer Regenten schickte, in Wien verhaftet und nur auf Bitten der prager Universität wieder freigelassen. H. schied und treu stand er, als die Bewegung wüthiger wurde, Hus zur Seite, und verließ Hus 1414 nach Konstanz abreisste, ihm sein Haus im Fall der Noth. Als Hus in Konstanz verurtheilt wurde, machte sich deshalb H. auf und trat am 4. April 1415 in Konstanz ein. Als er die Stadt erkannte, versuchte er von dem benachbarten Lingen aus freies Geleit vom Kaiser und seinem Hof vom Konig zu erhalten. Da es nicht gelang, trat H. den Heimweg an, wurde aber in Hirschau in der Oberpfalz verhaftet und als Gefangener nach Konstanz zurückgebracht. Keckere liche Kerkerhaft brach seine Widerstandskraft nicht, daß er am 23. Sept. 1415 in öffentlicher Sitzung des Konigs seine Irrthümer widerrief. Als er noch im Kerker festgehalten wurde, gewann an Standhaftigkeit, am 26. Mai 1416 diesen Stand wieder zurückzunehmen und am 30. Mai den Kaiser dem Scheiterhaufen mit freudiger Hingebung zu übergeben. Vgl. Haller, «H. von Prag» (Erded. 1861) Hefert, «Hus und H. von Prag» (Prag 1851).

Hierophant hieß der erste Priester oder Vorsteher der Mysterien in Eleusis (s. d.), welcher stets aus dem Geschlecht der Eumolpiden gewählt ward, deren sagenhafter Ahnherr Eumolpos für den Stifter dieser Mysterien und den ersten H. gehalten wurde. Der H. mußte das erste männliche Alter zurückgelegt haben und wo nicht schön, doch ohne fühlliche Gebrechen sein, ein gutes Organ besitzen und sich des Geschlechtsgenusses enthalten. Ihm lag es namentlich ob, den Eingeweihten die geheimnisvollen Heiligtümer zu zeigen und heilige Gesänge angestimmen, woraus der Name des Priesters sich erklärt und wozu der seines sagenhaften Ahnen Eumolpos (s. d.) stimmt.

Hieroskopia, Schau der Opfertiere, hieß bei den Griechen die Zeichenbedeutung aus den Eingeweiden von geopfertem Thiere, aus der Form und Beschaffenheit der Leber, des Herzens, der Gallen, Milz, Lunge. In den homerischen Gedichten wird die H. nicht erwähnt, in der histor. Zeit war sie aber weit verbreitet. [Jusaleum.]

Hierosolyma, der griech.-lat. Name von Jerusalem. **Hierosolym** (grch.), Heiligschrein; auch Grab heiliger Personen. [Liger Bräuche.]

Hierosolym (grch.), Einfahrer, Anordner der Heiligung. **Hierosolym** (grch.), Lehre vom Heiligen, von der Heiligung.

Hierro, der span. Name der Insel Ferro. **Hierro**, ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen! soll Luther am Schluß seiner Verteidigungsrede auf dem Reichstage zu Worms 18. April 1521 ausgerufen haben. Diese Worte, welche auch als Inschrift auf dem 1868 entfallenen Lutherdenkmal zu Worms stehen, werden indes in neuerer Zeit als unhistorisch angesehen. (S. unter Luther.)

Hiesing, Pfarrdorf und südwestl. Vorort von Wien in der Bezirkshauptmannschaft Schönbach mit (1881) 3006 E. Da H. unmittelbar an den Park des kaiserl. Lustschlosses Schönbach grenzt, so war der Ort von alters her besonders für Sommerfrischen geeignet, namentlich für Personen, die dem Hofe nahe sein wollten. Dies gab Anlaß zum Bau von Villen mit Gartenanlagen, die dem Orte ein besonders freundliches Aussehen gaben. Unter den Vergnügungsorten besteht noch das Domkapitelische Kasino. Auf dem Plage neben der im got. Stile erneuerten Pfarrkirche steht ein lebensgroßes Erzbild des Erzherzogs Max Ferdinand (Kaisers von Mexiko), der ein besonderer Freund des Ortes war und auf der Höhe hinter dem Tiergarten sich eine reizende Villa (Haring) gebaut hatte. Der Name — ursprünglich Hiesingen, d. i. Ansiedelung eines Hies — kommt schon im 12. Jahrh. urkundlich vor. In der Villa des Herzogs von Braunschweig (früher Baron Hügel gehörig) wohnte seit 1866 der entthronte König Georg V. von Hannover, bis er 1871 nach dem benachbarten Benzing übersiedelte.

Die Weiß, die Weißlingen! (auch Weißling und Weißlinger), ein Parteiruf, welcher zuerst 1140 in der Schlacht bei Weinsberg (s. d.; vgl. Hübner) gehört worden sein soll. Nach Jaffe, «Geschichte des Deutschen Reichs unter Konrad III.» (Hannov. 1845) gehört jedoch diese Angabe ins Reich der Fabel.

Hist oder **Hisst** nannte man sonst den Stoß in das Horn bei der Strohjagd und den dadurch ausgehenden Ton, s. B. einen langen Hist, drei, vier Hist blasen.

Histhorn, auch **Hieshorn**, die älteste Form des Jagdhorns, bestand ursprünglich nur aus einem Rindshorn, dessen kompakte Spitze entfernt wurde; später wurde es mit einem Mundstück versehen. Es gab wegen seiner vielen unelastischen Wandungen einen nicht weniger als melodischen Ton, diente aber immerhin um einfache Signale zu geben, s. B. Jagdgefährten, Hunde zu rufen, Wechseln des Hirsches u. s. w. anzuzeigen. Durch die viel leistungsfähigern, gewundenen, metallenen Jagdhörner wurde das H. allmählich fast ganz verdrängt. Das H. wurde entweder an einem Riemen um den Leib oder über die Achsel getragen.

Higginson (Thomas Wentworth), nordamerik. Schriftsteller, geb. zu Cambridge bei Boston 22. Dez. 1823, studierte in Harvard College und in der theol. Schule von Cambridge und ließ sich als Pfarrer der ersten religiösen Gesellschaft in Newburyport nieder. Er gab inbess. 1850 seine Stellung auf und wandte sich mit Begeisterung der Abolitionistenbewegung zu. Im J. 1866 ging H. nach Kansas, ward nach Ausbruch des Bürgerkriegs mehrere Kompagnien Soldaten, wurde Hauptmann und 1862 Oberst des ersten, aus Schwarzen bestehenden Regiments. Im Aug. 1863 verwundet, mußte er seinen Abschied nehmen und zog nach Newport in Rhode-Island, wo er seitdem lebt und sich schriftstellerischen Arbeiten widmet. Er ist ein Hauptmitarbeiter des «Atlantic Monthly» und hat die meisten seiner dort ursprünglich als «Essays» gedruckten Beiträge in Buchform herausgegeben, so s. B. «Outdoor papers» (1863), «Harvard memorial biographies» (1866), «Malbone, an oldport romance» (1869), «Army life in a black regiment» (1870), «Atlantic essays» (1871), «Oldport days» (1873). Neuerdings liefert er regelmäßige und treffliche Artikel in die «Nation», ein in Newport erscheinendes Wochenblatt.

High-church (engl., spr. Heischörtsch, «Hochkirche»), soviel wie Anglikanische Kirche; High-churchman, Anhänger der Hochkirche.

Highland (engl., spr. Heil'end), Hochland, besonders die schott. Hochlande.

High life (engl., spr. Hei leif), hohes (vornehmes) Leben; auch vornehme Welt.

Highness (engl., spr. Heiness), Hoheit, ein Titel, welcher früher (bis auf Heinrich VIII.) in England in der Anrede (Your H.) dem König gegenüber gebraucht wurde; an die Stelle von Your H. (oder auch Your Grace) trat später Your Majesty. Dagegen ist Royal H. (Königliche Hoheit) noch jetzt der Titel der königlichen Prinzen und Prinzessinnen.

High Steward (Lord), s. Steward of England (Lord High).

High-tory (engl., spr. Hei), Hochtory, Völkisch-Aristokrat.

Hightwaymen (engl., spr. Heimehmen, «Hochweg- (Landstraßen-) Männer») hießen in England die berittenen Räuber, die früher besonders die Umgebungen von London unsicher machten. Die Kühnheit, womit sie Räubereien ausführten, verliehen ihnen einen gewissen Anstrich von Romantik, und Claude Duval und andere bekannte H. wurden in Balladen verherrlicht. Auch den Novellisten haben sie, von Defoe und Fielding bis auf Bulwer und Meredith, einen ergiebigen Stoff geliefert.

H. I. H., Abkürzung für His (oder Her) Imperial Highness, d. h. Seine (Ihre) kaiserl. Hoheit.

Sijar, Stadt in der span. Provinz Teruel, in Aragonien, 106 km im NNO. von Teruel, 65 km im SO. von Saragossa, Distrikthauptort, rechts an dem zum Ebro gehenden Martin, in 295 m Höhe, Station der Linie Saragossa-Escatron der Bahn Madrid y Saragoza a Barcelona, hat (1877) 3191 E., und ist der Stammort der Herzöge von S. — Die 5 km im N. gelegene La Puebla de S. zählt 2150 E.

Silali, Badr ud-din, pers. Dichter, stammte aus einer osttürk. Familie in Asterabad, wurde zu Herat gebildet und 1531 von dem usbekischen Eroberer Obaid Chan als schiitischer Ketzer umgebracht. Er hinterließ zwei epische Gedichte: »Schah und Dermisch« und »Eigenschaften der Liebenden«, sowie einen »Divan« (lyrische Gedichte), welcher in Cawnpore 1864 lithographiert worden ist.

Silarien (Hilaria) hieß bei der orgiastischen Festfeier zu Ehren der großen (Phäakischen) Mutter (s. Cybele) und des Attis (s. d.), welche in der röm. Kaiserzeit im Frühling, besonders am 15., 22., 24., 25. und 27. März begangen wurde, der freudige Festtag am 25., an welchem der wegen seiner Selbstentmannung und seines Todes vorher leidenschaftlich betrauerte Attis der Mutter wiedergeliefert sein sollte.

Silartou, der Heilige, Begründer des Mönchtums in Palästina und Syrien, geb. 291 zu La-batha bei Gaza in Palästina, wurde in Alexandria fürs Christentum gewonnen und hielt sich darauf einige Zeit beim heil. Antonius in der Wüste auf. Im J. 306 lehrte S. in seine Heimat zurück, verschenkte sein Vermögen an Arme und ließ sich in der Wüste zwischen Gaza und Ägypten als Einsiedler nieder; 22 Jahre brachte S. hier zu und wurde in Palästina und Syrien als Wunderthäter und Heiliger geehrt. Dem Andrang des Volks zu entgehen, ging S. kurze Zeit nach Ägypten, später nach Cypern. Hier starb S. 371. Sein Beispiels führte in Palästina und Syrien viele dem mönchischen Leben zu.

Silartat (lat.), Heiterkeit.

Silarius, der Heilige, seit 429 Bischof von Arles (Arles), geb. 401, gest. 449, ist besonders bekannt durch die standhafte Verteidigung seiner Metropolitankirche gegenüber den Ansprüchen des röm. Bischofs Leo d. Gr.

Silarius, röm. Bischof 461—468, ein Cardiner von Geburt, war gleich seinem Vorgänger Leo I. bemüht, dem röm. Stuhl die Oberhoheit über die ganze Christenheit zu verschaffen. Auf einer Synode von 465 erließ S. strenge Verordnungen betreffs Erlangung der kirchlichen Weihen.

Silarius, Bischof von Viciavium (Voitiers), eifriger Gegner des Arianismus, geb. zu Viciavium von heidnischen Eltern um 300, wurde erst im Manichäerchrist und bald darauf, um 350, Bischof seiner Vaterstadt. Er widersetzte sich den Bemühungen des Kaisers Constantius, den Arianismus in Gallien zur Anerkennung zu bringen, wurde deshalb 356 nach Phrygien verbannt, durfte jedoch 360 zurückkehren und verwaltete sein Amt unbehelligt bis zu seinem Tode, 13. Jan. 366. Von seinen Schriften sind neben Kommentaren zu Schriften des Alten und des Neuen Testaments besonders zu nennen: »De trinitate l. XI« und »De synodis adversus Arianos«. Beste Ausgabe seiner Werke von den Benedictinern (Par. 1693, neue Ausg. 1844—45). Vgl. Reinens, »S. von Voitiers« (Schaffhausen 1864.)

Silastrie (lat.-grch.), Freudenfang.

Silastrogdie (d. h. heitere Tragödie) ist griech. Literatur eine von Rhinthon aus im (300 v. Chr.) erfundene Gattung des Dramas, tragische Mythen durch Einmischung komischer neuen travestizierte.

Silsenbach, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Arnberg, Kreis Siegen, an der Fernhofs, nach von bewaldeten Bergen umgebenen Thal, (1880) 1720 meist evang. E., ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein evang. Schullehrerseminar, Leinwand- und Leinweberei, Herstellung von Leinwandstücken und starke Schulleberfabrikation. In dem Marktplatz ist dem im nahen Dorfe 1827 geborenen Jung-Stilling ein Denkmal errichtet.

Silva, der Name des 153. Asteroiden, in Planeten.

Silbholz von Schwangen, Minnefänger 13. Jahrh., aus einem ritterlichen Geschlecht in Bayern, dessen Burg an der Stelle bei dem Hohen Schwangau stand; er erscheint urkundlich 1263. — 63. Obwohl einer Zeit angehörig, in der die direkte Nachahmung der Formen schon bereits aufgehört hatte, zeigt er doch noch den Einfluß romanischer Kunstform. Er hat einer Kreuzfahrt teilgenommen, wahrscheinlich denjenigen von 1227. Seine Lieder haben in der Hagen »Minnefänger« und in der Ausgabe von Schrott (mit Übersetzung, 1871) gedruckt.

Silburgshausen, ehemalige Residenz des Herzogs von Sachsen-H., seit 1826 zum Herzogtum Sachsen-Meiningen gehörig, Kreishauptort rechts an der Werra, 372 m über dem Meeresspiegel. Saume des Thüringerwaldes, in fruchtbaren Hochthale, ist Station der nach-Nichtensfeld der Werrabahn, zählt 11.645 E. (davon 110 Katholiken und 116 J. hat meist breite und regelmäßige Straßen, steht aus der Altstadt, der Neustadt und den Vorstädten. Bemerkenswerte Gebäude sind: das 14. Jahrh. erbaute Rathhaus mit zwei Etagen das Regierungsgebäude (seit Sitz der Armee und des Amtsgerichts), die nach dem Brande von 1779 im J. 1785 erbaute Stadt die ehemalige reform., jetzt luth. Neustadt und die Synagoge. Das ehemalige, 1685—86 geführte Residenzschloß dient jetzt als Wohnsitz des Schloßgarden (Festung) befindet sich das Denkmal der Königin Luise von Preußen und der Neustadt eins für die im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 gefallenen Krieger. Sitz eines Amtsgerichts, der Kreisbehörden und anderer Behörden, hat ein Gymnasium und ein Landeslehrerseminar, mit dem seit 1845 eine Taubstummenanstalt in Verbindung steht. Technikum für Bau- und Maschinenbau (seit 1878) und eine Landwirtschaftsschule (seit 1878). Die Landesirrenanstalt erhielt 1865 ein Gebäude am nordöstl. Ende der Stadt, hat im Sinne des Cottage-systems erweitert wird. Fabriken für Spielwaren, Porzellanfabrik, Zucker- und Bildhauerarbeiten aus Holz, Feinlössen, Liqueur, Ledern, physik. Glasfabrik, landwirtschaftliche Maschinen, Feinweberei, Bierpumpenapparate, Brauerei-Gemischungen, drehbare, Messerwaren; ferner Bierbrauerei, Gerbereien, Wassermühlen, Dampfmaschinen, eine Essig- und eine Eisfabrik, eine

londenster Suppen, eine Fabrik künstlicher Mineralwässer und drei großartige Ziegeleien mit Knechtbrennöfen. Im Nordwesten der Stadt befinden sich Sand- und Kalksteinbrüche. — Die Stadt gehörte im 13. Jahrh. den Grafen von Henneberg, kam im 14. Jahrh. als Brautkauf an den Burggrafen Albrecht von Nürnberg und als Mitgift für Albrechts Tochter an den Landgrafen Balthasar von Thüringen. Bei der Teilung 1446 erhielt sie Herzog Wilhelm und wurde 1683 Residenz der von Grafs des Frommen Söhne, Ernst, gestifteten Linie Sachsen-H.

Hilde, die berühmteste Walfäre in der nordischen Mythologie. Der Name bedeutet die Kampfesjungfrau. Sie spielt als Brynhild in der Mythologie und Delbriene eine bedeutende Rolle. Vom Schlachtingotte Obhin erhält sie den Befehl, im Kampfe des alten wadern Götterfürsten Hjalmgunnar mit dem jungen Anar jenem beizustehen und den Sieg zu verleihen. Allein sie verhilft letztem zum Siege und wird zur Strafe dafür von Obhin mit dem Schladorn gestochen und soll sich verheiraten. Auf Hindarfall schlummert die Jungfrau in Panzer und Helm, umgeben von Schilden und der Waderlöse, bis Sigurd die Flamme durchreißt und sie aus ihrem Schlasse aufweckt. Mit diesem verlobt sie sich, setzt aber seinen Tod durch, als sie derselbe verläßt, und stirbt schließlich mit ihrem Verlobten freiwillig den Flammetod. Der alte Mythos ist später mit der histor. Burgundensage verknüpft worden und als Mythos allmählich erlosch. Der Name hat sich auch bei den Südgermanen in Kompositis wie Hildabesta u. dgl. erhalten.

Hildebert von Tours, einer der frühesten Scholastiker, um 1066 zu Lavardin (Bendôme) geboren, stand in nahen Beziehungen zu Berengar (s. d.) von Tours, wurde 1097 Bischof von Le Mans, 1125 Bischof von Tours und starb 1134. Seine teils phil., teils theol. Werke sind von Beaugendre (Par. 1708) herausgegeben worden. Die theoretische Philosophie, welche damals schon in den logischen Fragen des Universalienstreites (s. Scholastik) aufging, hielt er für gefährlich, und mit einer mystischen Neigung empfahl er, sich das Verdienst des reinen Glaubens zu erwerben. Seine eigenen philos. Betrachtungen liegen in seiner „*Moralis philosophia*“ auf ein Moralisieren im Anschluß an Cicero und Seneca hinaus. Von seinen theol. Aufsätzen ist die „*Coena domini*“ wegen ihrer Annäherung an die Transsubstantiationslehre bemerkenswert. Der größere „*Tractatus theologicus*“ ist in der Form schon den spätern Sentenzenwerken und „*Summen*“ ähnlich.

Hildebrand (Papst), s. Gregor VII.

Hildebrand (Erz Bischof), schwed. Archäolog und Numismatiker, geb. 22. Febr. 1806 auf dem Eisenwerke Hierosopp in Kalmarslän, studierte in Lund und wurde daselbst 1830 Docent. Im J. 1832 nach Stockholm berufen, um das königl. Münzkabinett zu ordnen und zu beschreiben, wurde er 1837 zum Reichsantiquar ernannt, welches Amt er bis 1879 bekleidete. In den J. 1837–47 widmete er auch dem Reichsarchiv seine Thätigkeit und war eine Zeit lang dessen interimistischer Chef. Seit 1866 ist er Mitglied der Schwedischen Akademie. Für das Sammeln und Ordnen der reichen Schätze des schwed. historischen Museums, sowie auch für deren Beschreibung hat H. Außerordentliches geleistet. Von seinen Schriften sind zu nennen: „*Svenskt Diplo-*

matarium. III—V“ (1842–65), „*Svenska Sigiller från Medeltiden*“ (1862–67), „*Anglosachsiska mynt i Sveriges kungl. Myntkabinett, funna i Sveriges jord*“ (1846; neue Aufl. 1891), „*Minnespenningar öfver enskilda Svenska män och kvinnor*“ (1861), „*Sveriges och Svenska Konungahusets minnespenningar, praktmynt och belöningsmedaljer*“ (1874–75) und (mit seinem Sohne) „*Teckningar ur Svenska statens Historiska Museum*. I—III“ (1873–84).

Hildebrand (Hans Olof Hildebrand), Sohn des vorigen, schwed. Archäolog und Historiker, geb. 5. April 1842 zu Stockholm, studierte zu Uppsala, erhielt 1866 eine Anstellung als Amanuensis am Archäologischen Museum und folgte 1879 seinem Vater im Amte als Reichsantiquar. Er ist verdient um die Popularisierung der nord. Archäologie und der verwandten Wissenschaften, sowie auch als Kulturhistoriker, und war einer der Stifter der schwed. Geographisch-Archäologischen Gesellschaft (1873). Aus seiner reichen literarischen Thätigkeit ist hervorzuheben: „*Svenska folket under hednatiden*“ (1866; neue Aufl. 1872; deutsch 1878), „*Livret på Island*“ (1867; neu bearbeitet 1883), „*De förhistoriska folken i Europa*“ (1873–80), „*Den kyrkliga konsten under Sveriges Medeltid*“ (1875), „*Transaldrö tider*“ (1882), der 2. Band der illustrierten „*Sveriges Historia*“, das spätere Mittelalter (1850–1521) behandelnd, und ein auf vier Bände berechnetes Kulturhistor. Werk „*Sveriges Medeltid*“ (1879 fg.). Im J. 1872 begründete H. die Zeitschrift „*Kungl. Vitterhets-Historie och Antiquitets-akademiens månadsskrift*“.

Hildebrand (Bruno), Statistiker und volkswirtschaftlicher Schriftsteller, geb. 6. März 1812 in Naumburg a. S., erhielt seine Gymnasialbildung in Schulpforta, widmete sich seit Ostern 1832 auf den Universitäten zu Leipzig und Breslau dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften, habilitierte sich 1836 an der Universität zu Breslau und wurde 1839 außerord. Professor. Im Herbst 1841 folgte er einem Rufe als ord. Professor der Staatswissenschaften nach Marburg, wo er sich durch die Selbstthätigkeit, mit der er namentlich 1845 während seines Prorektorats die Rechte der Universität vertrat, bei der Regierung mißliebig machte. Nach einem längern Aufenthalt in London 1846 wurde er wegen eines in der deutschen „*Londoner Zeitung*“ erschienenen Artikels in Marburg der Majestätsbeleidigung angeklagt und nach und nach von sämtlichen akademischen Ämtern suspendiert. Seine Freisprechung erfolgte erst Anfang 1848. Von dem Bezirk Marburg in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, betätigte er sich in dieser hauptsächlich als Mitglied des volkswirtschaftlichen Ausschusses. Im Winter 1849–50 war er für Badenheim Mitglied des kurheß. Landtags. Nach der Rückkehr aus dem Exil ins Ministerium gehörte H. zu dessen entschiedensten Gegnern, übernahm 1851 eine Professur an der Hochschule zu Jülich und gehörte zu den Begründern der schwed. Nordostbahn. Ostern 1856 folgte er einem Rufe nach Bern, wo er als Professor der Staatswissenschaften das erste Statistische Bureau der Schweiz gründete. Im J. 1858 wurde er veranlaßt, auch ein berner Eisenbahnunternehmen ins Leben zu rufen, das ihm jedoch eine heftige Polemik zuzog. Er nahm deshalb 1861 seinen Abschied und folgte einem Rufe als Professor der Staatswissenschaften

nach Jena, wo sich ihm als akademischer Lehrer und Begründer und Direktor des Statistischen Bureau vereinigter thüring. Staaten eine ausgedehnte Wirksamkeit eröffnete. Er starb hier 29. Jan. 1878.

Von H.'s litterarischen Arbeiten sind hervorzuheben: »Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft« (Frankf. a. M. 1848), »Die kurhess. Finanzverwaltung« (Kass. 1850), »Statist. Mittheilungen über die volkswirtschaftlichen Zustände Kurhessens« (Berl. 1853), »Beiträge zur Statistik des Kantons Bern« (Vb. 1, die »Bevölkerung«, Bern 1860) u. s. w. Seit 1863 gab H. allein und seit 1872 im Verein mit Conrad »Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik« heraus. Als Direktor des Statistischen Bureau veröffentlichte er unter dem Titel »Statistik Thüringens« (2 Vde., Jena 1866—71) ein amtliches statist. Quellenwerk.

Hildebrand (Adolf Ernst Nob.), Sohn des vorigen, Bildhauer, geb. 6. Okt. 1847 zu Marburg, besuchte seit 1865 die Kunstschule zu Nürnberg, bildete sich seit Sommer 1866 unter Zumbusch in München zum Bildhauer und machte 1867—68 in Rom unter dem Maler Hans von Marées weitere Studien. Nachdem er dann bis 1872 in Berlin gelebt, lehrte er nach Italien zurück und wählte Florenz zu seinem Aufenthalt. Seine Hauptwerke sind: ein trinkender Knabe (Bronzefigur), schlafender Hirt (Marmorfigur), Adam (Marmorfigur, im Leipziger Museum).

Hildebrand (Heinr. Nob.), germanistischer Sprachforscher, geb. 13. März 1824 zu Leipzig, besuchte 1836—43 die Thomasschule daselbst und studierte dann auf der Universität seiner Vaterstadt, anfangs neben der Theologie, später ausschließlich Philosophie und Philologie. Namentlich widmete er sich den neuern, besonders den german. Sprachen. Nachdem er im Frühjahr 1848 das Staatsexamen bestanden, nahm er im Sommer desselben Jahres eine Lehrerstelle an der Thomasschule an, an der er bis Ende 1868 verblieb. Als 1850 die Ausarbeitung des Grimmschen »Deutschen Wörterbuchs« begann, wurde H. als wissenschaftlicher Korrektor angestellt. Als eigentlicher Mitarbeiter trat H. 1864 nach dem Tode der Gebrüder Grimm in Gemeinschaft mit Professor Weigand in Gießen ein. Da sich die Arbeit nicht mit der Besorgung des Schulamts vertrug, wurden ihm vom Rat der Stadt Leipzig, ohne Verklärung des Gehalts, die Lasten des letztern zur größern Hälfte abgenommen. Als die dreijährige Frist dieser Befreiung (1865—68) abgelaufen war, trat an deren Stelle eine weiter gehende, staatliche Vergünstigung, indem dem Fortsetzen des Wörterbuchs vom Bundesrat des Norddeutschen Bundes eine Subvention bewilligt wurde. H. erhielt 1869 eine außerord. Professur an der Universität zu Leipzig, die 1874 in eine ord. Professur für neuere deutsche Litteratur und Sprache verwandelt wurde. Von Grimms »Deutschem Wörterbuch« hatte H. die Ausarbeitung zunächst des fünften Bandes übernommen (das R. fertig mit 12 Heften 1873) und arbeitet seitdem am G (11 Hefte bis 1884). Von seinen übrigen Arbeiten ist besonders seine treffliche Bearbeitung von Soltau's »Deutschen histor. Volksliedern. Zweites Hundert« (Erg. 1856) zu nennen.

Hildebrandtsied heißt das älteste erhaltene Bruchstück aus der deutschen Heldensage (s. d.). Es wurde wahrscheinlich zu Ende des 8. Jahrh. auf die äußern Seiten der Deckblätter einer lat., jetzt zu

Kassel befindlichen Handschrift eingeschrieben. Es bekannt gemacht durch Eccard 1729, galt es als ein Stück aus einem niederdeutschen Prosaum bis die Brüder Grimm 1812 mit der ersten wissenschaftlichen Erläuterung desselben auch den Inhalt lieferten, daß es in altsächsischer Sprache gefaßt sei. Gestützt auf ein sehr genaues W. Grimm besorgtes Facsimile (Göt. 1838) auf eine tiefere Einsicht in Sprache und Text versuchte zuerst Lachmann (über das H. 1833) in einer neuen kritischen Recension das in einem sehr ausführlichen Kommentar die eigentliche Beschaffenheit des Gedichts, seine Lücken und Verderbnisse aufzuzeigen. Dieser Versuch hat dem vielfache Berichtigungen erfahren, und neuer (Hanau 1845), Bollmer und Hoffmann (H. 1850), W. Madernagel (im »Altdeutschen Lesebuch«), Grein (Göt. 1858; 2. Aufl. 1880), Max Nier (in »Weissers« »Germania« Jahrg. 9, 1864), Holmann u. a. Der letzte Wullenhofs und Scherers »Denkmale« ist ganz auf Lachmann. Die Sprache zeigt, wie kritische Herstellung sehr erschwert, eine Mischung von ober- und niederdeutschem Dialect. Das ist also nicht, wie man früher geglaubt, zwei best. Mische aus der Erinnerung, sondern Grund einer schriftlichen Vorlage abgelesen ohne Zweifel aus einem oberdeutschen (heutigen) Codex durch einen niederdeutschen Schreiber. Die deutsche Litteraturgeschichte ist dies die höchste Wichtigkeit, weil sich neben ihm das der Heldensage angehöriges Stück aus der ersten Periode des echten epischen Gesangs erhalten. Dem Inhalte nach gehört es zu der Sage von dem Rat von Bern, welche die auf Obboars oder den Rat durch dessen Oheim Ermenrich erfolgte Vertreibung Dietrichs aus seinem Erblande, die Flucht zu Attila und seine nach 30 Jahren nach Rückkehr nach Italien umfaßt. Aber nach der epischen Weise greift es aus dieser Sagenwelt ein einzelnes Ereignis heraus, den Kampf der Hildebrand Dietrichs alter Waffengefährten, Hildebrand, unerkannt und wider Willen mit seinen eigenen, einst als Kind zurückgelassenen und von den Vater tot glaubenden Söhnen befeindet. Der Stil ist kräftig, aber hart und faur; die Beschreibung tritt ohne Vorbereitung ein, drängt nach freilich fehlenden Ende und beschneidet sich in dem von Wechselreden begleiteten Verlauf nur an der Notwendigste. Formelhafte Ausdrücke sind mehrfach eingeschreut. Der Vers ist die altsächsische altepische Langzeile, die in zwei Hälften aus zwei Hebungen zerfällt. Derselbe Stoff erschien noch in der spätesten Zeit des epischen Sings wiederum in Gestalt eines Liedes, welches im 17. Jahrh. gesungen wurde (am besten gekannt in Uhlans »Deutschen Volksliedern«, Bd. 1, Nr. 17) und die absterbende epische Dichtung durch die charakteristisch veranschaulicht, wie jene alte Form die aufblühende. Sievers hat das H. mit topographischen Facsimiles nach den Handschriften (Halle 1872) herausgegeben.

Hildebrandt (Eduard), ausgezeichnete Landschaftsmaler, geb. in Danzig 9. Sept. 1813, erhielt zuerst (seit 1836) in Berlin bei dem Maler Krause Unterricht, machte 1839 seine Studienreise nach Skandinavien und besuchte das Atelier Jfabers in Paris. Von Berlin unternahm er dann auf Empfehlung Humboldts

mit königl. Unterstützung eine Reise nach Nordamerika und Brasilien, deren Ergebnisse, eine Anzahl von Aquarellen, ins Neue Museum gelangten. Es folgte eine weitere Reise nach Spanien, Portugal und der Westküste Afrikas, welche H. 1849 beendet hatte. Zahlreiche Aquarelle und Ölbilder waren die Frucht derselben, darunter der Bit von Teneriffa, Madeira u. s. w. Der in dessen zum Hofmaler ernannte Künstler begab sich nun nach Ägypten, der Türkei, Palästina und Griechenland, aus welcher Zeit sein Ufer des Toten Meers und viele in den Besitz des Herzogs von Ratibor übergegangene Studien datieren. Darauf machte er 1853 eine Reise nach den Alpen und Oberitalien, und malte im Saale zu Sanssouci Jerusalem, den Tempel Bethesda, Nazareth und Bethlehem. Im J. 1856 folgte eine Reise nach Norden, wo er bis zum Nordkap vordrang. Endlich entließ er sich 1863 — 64 zu einer Reise um die Welt, welche nach seinen Tagebüchern Rossal (3 Bde., Berl. 1867; 7. Aufl. 1882) herausgab. Außer mehreren Ölbildern (der heilige See zu Birma, Benares u. s. w.) lieferte dieses große Unternehmen über 800 Aquarelle; eine Ausgabe gewählter Blätter in Farbendruck veranstaltete Steinbock und Voellott in Berlin: Reise um die Erde (34 Blätter, Berl. 1871—74) und: Aus Europa (1875 fg.). Eine »Neue Folge« seiner Aquarellen erschien zu Berlin (1880 fg.). H. arbeitete, in denen die Betonung des rein koloristischen Elements bis zur Übertreibung vorherrscht, sind von ungleichem Wert, namentlich die letzteren seiner Aquarelle tragen den Stempel ausgesprochener Manieriertheit. In Lichteffekten ist er unerreichter Meister, seine Ölbilder stehen aber an Wert und Schönheit unter den Aquarellen. Seit 1855 war H. Mitglied der Akademie der Künste in Berlin. Er starb in Berlin 26. Okt. 1868. Vgl. Arndt, »Quard H.« (Berl. 1869).

Hildebrandt (Ferd. Theod.), ausgezeichnete Historienmaler, geb. in Stettin 2. Juli 1804, war 1820—22 Schüler der Akademie in Berlin und wandte sich später der ausschließlichen Nachfolge Schabows zu. Seine ersten selbständigen Werke waren dem Ideenkreis des deutschen Schauspiels entnommen, dessen hohe Blüte unter dem ihm befreundeten Derrant auch auf die Künstler anregend wirkte; so entstanden die Bilder: Faust und Mephisto, Gretchen von Faust im Kerker besucht, und König Lear bei der Leiche seiner Tochter (1824—26). Nach diesen ersten Erfolgen besuchte er seit 1826 die Akademie zu Düsseldorf, bereiste mit Schabow 1829 die Niederlande und wurde dort durch das Studium Rembrandts allmählich auf die Fährte des gesunden Realismus der neuen holl. Schule, namentlich der Manier von Wappers, gebracht, wemgleich mehrere um 1830 entstandene Bilder (Judith, Moses und Julie, dieses im Besitz des Prinzen Georg von Preußen, den düsseldorfer Einfluss noch nicht verleugnen. Von da an huldigte H. dem ernsten Realismus der alten Holländer im Geschichts- und Genrebild, womit er ein energisches Kolorit zu verbinden wußte. Der Krieger und sein Atab (Berliner Nationalgalerie, 1833), der französische Rats Herr und seine Tochter, die Märchenzählerin und vor allem die Ermordung des Sohns Quards IV. von England 1836 illustrieren diese neue Richtung, insbesondere ragt das letztgenannte durch große psychol. Wahrheit, durch ergreifenden Ernst und dramatische Kraft hervor. In den folgenden Jahren

hielt die Begeisterung des ausgezeichneten Meisters für Schattenspearsche Stoffe an und gab Anlaß zu mehreren bedeutenden Kompositionen, worunter: Dithello, seine Abenteuer erzählend (im Besitz des Deutschen Kaisers, 1847), das gelungenste zu nennen ist; minder tüchtig erscheinen dagegen: Cordelia (1859) und eine Scene aus »König Johann«, 1855 gemalt. Die einflußreiche und originale Thätigkeit H.s, welcher seit 1836 eine Professur an der düsseldorfer Akademie bekleidete, erweckte zahlreiche und ansehnliche Nachfolger, denen er neben den genannten Richtungen auch im Porträt vorleuchtete, stets großer Naturalist, welcher über alle Mittel der Technik mit Sicherheit zu gebieten wußte. H. starb nach längerem Leiden, das ihn seit 20 Jahren nicht völlig verlassen hatte, 29. Sept. 1874 zu Düsseldorf.

Hildebrandt (Joh. Maria), Sohn des Malers Theodor H., Botaniker und Reisender, geb. 19. März 1847 in Düsseldorf, war Gärtner und reiste 1872 nach Arabien und dann von Massaua mit Münzinger durch das Land der Bogos, besuchte 1873 die nördl. Somalilüste und lehrte dann über Jangibar nach Deutschland zurück. H. reiste 1875 wieder nach Afrika und brang von Kambas aus bis in die Nähe des Kenia vor; 1879 besuchte er Madagaskar und kam 1880 nach der Hauptstadt Antananarivo, wo er gefährlich erkrankte und nach einem Ausfluge in das Ankaratragebirge 29. Mai 1881 starb. Über seine Reisen berichtete er in der »Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin«.

Hildegard, die Heilige, bekannt durch ihre Visionen und Offenbarungen, geb. um 1098 zu Böckelheim in der Grafschaft Sponheim, von adeliger Abkunft, wurde vom achten Jahre an in dem Kloster Disibodenberg am Einfluß des Glan in die Nahe erzogen, dem sie später als Äbtissin vorstand. Als daselbst die Zahl der Nonnen, welche der Ruf ihrer Heiligkeit herbeizog, nicht mehr zu fassen vermochte, gründete sie 1148 ein neues Kloster auf dem Rupertsberge bei Bingen, dem sie bis zu ihrem Tode 17. Sept. 1179 vorstand. Mit Freimut sprach sie gegen das Verderben der Kirche, sowie gegen die Laster des Klerus, verkündete die Verfallung, welche über die Geistlichen und die Kirche kommen würden, sowie die Läuterung der Kirche zu einer allgemein herrschenden Frömmigkeit. Zur Ausbreitung ihres Prophetentums trug nach H. Reisen, die sie machte, besonders das Anerkenntnis ihrer göttlichen Berufung durch den Papst Eugen III. bei. Auch die Päpste Anastasius IV. und Hadrian IV., König Konrad III. und selbst Kaiser Friedrich I., sowie viele andere hohe Geistliche und Fürsten legten ihr die wichtigsten geistlichen und weltlichen Angelegenheiten zur Entscheidung vor. Unter ihren zahlreichen Schriften sind die »Scivias (s. i. sciens vias), seu visionum et revelationum libri III« (Köln 1698) die wichtigsten. Vgl. die Biographien von Weimer (Gött. 1793), Dahl (Münch. 1832), Schmuck (1879), und außerdem Preger, »Deutsche Mystik« (Bd. 1, Sp. 1874).

Hilden, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Landkreis Düsseldorf, 6 km östlich vom Rhein, 12,5 km südlich von Düsseldorf, an der Rte., Station der Linie Speldorf-Troisdorf der Preussischen Staatsbahnen, zählt (1890) 3648 Q., als Bürgermeisterei, zu welcher 46 Wohnplätze gehören, 1354 Q., hat ein Lehrhaus der Diakonissen, eine 1139 im roman. Stil erbaute evang.

Dompfropstei unter dem Namen des Kleinen Stifts; das »Große Stift«, 18 Ämter mit den darin gelegenen Städten und Flecken, behielten von jezt an die Herzöge von Braunschweig. Erst dem Bischof Ferdinand, Herzog von Bayern und Metropolit von Köln, gelang es infolge eines 1643 mit den Herzögen August und Christian Ludwig von Braunschweig-Lüneburg geschlossenen Vergleichs, das Große Stift, mit Ausnahme der Ämter Lutter am Barenberge, Dachtmissen, Kolbigen und Westerbosch, zurückzuerhalten. Da nun aber alle Städte (Stadt H. seit 1542), der größte Teil des Adels und viele Dörfer sich zur prot. Kirche bekannten, während das Bistum katholisch war, so drang nach langem Streite Kurfürst Georg Ludwig von Hannover darauf, daß den prot. Ständen durch einen 11. Juli 1711 veröffentlichten Reichs Religionsfreiheit gesichert wurde. Unter dem 59. Bischof, Franz Egon, Freiherrn von Fürstenberg (gest. 11. Aug. 1825), kam das Bistum infolge des Reichsdeputationshauptschlusses vom 25. Febr. 1803 an Preußen, worauf es im Tilsiter Friedensschlusse und nach dem Dekret vom 7. Dec. 1807 dem Königreich Westfalen einverleibt und 5. Nov. 1813 von Hannover in Besitz genommen wurde, dem es 1815 der Wiener Kongreß definitiv zusprach. — Das Fürstentum Hildesheim, das auf 1760 qkm 181 136 G. zählt, bildet mit dem Fürstentum Oettingen, dem Fürstentum Grubenhagen und der Grafschaft Hohnstein den Landdrosteibezirk Hildesheim, der auf 5118,25 qkm (1880) 432 694 G. (darunter 361 880 Evangelische, 67 894 Katholiken, 2847 Juden) zählt und sieben Kreise begreift.

Der Kreis Hildesheim zählt auf 498,25 qkm (1880) 70 867 G., darunter 21 031 Katholiken und 783 Juden. Bgl. Lünzel, »Geschichte der Diocese und Stadt H.« (Hildesh. 1868); Wachsmuth, »Geschichte von Hochstift und Stadt H.« (Hildesh. 1863); Witthoff, »Ausdenkmale und Altertümer im Hannoverschen« (Bd. 3: »Fürstentum H.«, Hannover. 1874); »Urkundenbuch der Stadt H.«, herausg. von Doeberner (Fig. 1 u. 2, Hildesh. 1880/81); Lachner, »Die Holographik H.« (Hildesh. 1882).

Hildesheimer Silberfund oder Silber-schatz, s. unter Ausgrabungen.

Hildesheimische Stiftsfehde heißt die Fehde, welche Bischof Johann von Hildesheim (ein Herzog von Lauenburg) im Bunde mit Herzog Heinrich dem Rittlern von Lüneburg gegen Herzog Erich I. von Kalenberg und Herzog Heinrich den Jüngern von Wolfenbüttel, sowie den Bischof Franz von Minden unternahm, um alte Streitigkeiten zum Austrage zu bringen. Bischof Johann fiel während der Eharwoche 1519 in das Bistum Minden ein und vertrieb den Bischof Franz, worauf in den Landen aller beteiligten Fürsten der Kampf begann und schonungslos geführt wurde. Am 29. Juli 1519 trafen die beiderseitigen Heere unweit des Dorfes Surboshel aufeinander, und nach dreistündiger Schlacht (»bei Soltaw« genannt) siegte der Bischof Johann von Hildesheim; die Gegner fielen zum Teil in Gefangenschaft, 3000 Gefallene bedient das Schlachtfeld, indessen vermochten die Sieger den Waffenerfolg nicht politisch auszunutzen, und die Verhandlungen schleppten sich lange Zeit hin. Im J. 1521 fielen der Herzog von Kalenberg und der Herzog von Braunschweig in das Bistum Hildesheim ein und besetzten das ganze Stift, mit Ausnahme der tapfer verteidigten Städte Hildesheim

und Peine. Bischof Johann setzte bis zum Schlusse des J. 1522 den Widerstand fort, mußte indessen 1523 in die vertragmäßige Abtretung des größten Teils seiner Besitzungen willigen, da er von seinem Verbündeten nicht unterstützt wurde. Bgl. Delius, »Die Hildesheimische Stiftsfehde« (Lpz. 1803).

Hildreth (Richard), amerik. Geschichtschreiber, geb. 28. Juni 1807 in Deerfield im Staate Massachusetts, studierte im Harvard College bis 1826, wurde erst Advokat in Boston und wandte sich dann der Geschichte und Journalistik zu. Er agitierte mit Wort und Schrift gegen die Sklaverei der Sklavenstaaten und veröffentlichte nicht allein Flugblätter und Bücher gegen die Annexion von Texas, sondern auch gegen die Sklaverei überhaupt. Sein Hauptwerk aber ist seine »History of the United States« (6 Bde., Newport 1849—56), welche bis zu dem Missouri-Kompromiß von 1821 reicht. Dieses Werk verteilt Licht und Schatten gerechter als das Bancroftsche. Von 1861 bis 1865 fungierte H. als amerikanischer Konsul in Triest. Er starb 11. Juli 1865 in Florenz.

Olise (gerichtliche) heißt soviel als Zwangsvollstreckung (s. d.) oder Exekution. [Danz.]

Olise Gottes, Silbergrube bei Grund (s. d.) im **Silberding** (Alexander Fodorowitsch), namhafter russ. Schriftsteller, aus einer im 18. Jahrh. nach Moskau eingewanderten deutschen Familie stammend, geb. 1831, erhielt seine Bildung in Moskau, wo er auch unter Wodjanskij slav. Philologie studierte. Mehrfache Reisen in den außerruss. Slawenländern machten ihn mit den gegenwärtigen Verhältnissen verschiedener slav. Stämme genauer bekannt. Nach Ausland zurückgekehrt, widmete er den histor. und polit. Verhältnissen der Slawenländer eine sehr ausgedehnte publizistische Thätigkeit als einer der eifrigsten Vertreter der Slawophilenspartei. H. größere histor.-ethnogr. und polit.-histor. Abhandlungen erschienen als »Gesammelte Werke H.« (russ., 4 Bde., Petersb. 1868—74); die wertvollsten derselben sind: »Geschichte der Serben und Bulgaren« (deutsch von J. G. Schmalzer, 2 Bde., Baugen 1856 u. 1867), »Geschichte der baltischen Slawen«, »Reise in Bosnien, Herzegowina und Altserbien«; der zweite Band enthält die für den Geschichtschreiber der polit. und nationalen Bewegungen unter den Slawen der Gegenwart sehr interessanten Trostüren über die gegenwärtigen slav. »Fragen«. H. verarbeitete auch auf philol. Gebiete, wertvoll ist die Behandlung des slavischen Dialekts in der Schrift »Überreste der Slawen am Südufer der Dniepr« (Petersb. 1853), ganz verfehlt »Über die Verwandtschaft der slav. Sprache mit dem Sanskrit« (Petersb. 1853) und »Über das Verhältnis des Slavischen zu den verwandten Sprachen« (Petersb. 1853). Großes Verdienst erwarb sich dagegen H. 1871 durch eine Vereisung des Gebietes am Dneprsee, wo das russ. Volksepos noch lebendig ist, zum Zweck einer genaueren und vollständigeren Aufzeichnung der epischen Lieder (byliny). Er starb aber 2. Juli 1872 vor der Veröffentlichung seiner Sammlung, die von V. Hiltbrandt unter dem Titel »Bylinen aus Dnepr« (Petersb. 1873) herausgegeben wurde.

Silberbänder (anat.). s. unter Bänder.

Hilfsgezworene sind ausbilsweise eintretende Gezworene, welche wie die Hauptgezworenen aus der Vorichtagsliste (§. 88 des Gerichtsverfassungsgesetzes) unter besonderer Rücksichtnahme

auf die Sitzungsorte des Schwurgerichts oder in dessen nächster Umgebung wohnenden Personen gewählt werden. Sie werden in eine besondere Jahressliste aufgenommen. Zeigt sich bei Bildung der Geschworenenbank, daß nicht mindestens 24 geeignete Geschworene anwesend sind, so werden durch den Vorsitzenden in öffentlicher Sitzung H. für alle in der Sitzungsperiode noch zu verhandelnden Sachen mittels Losziehung bestimmt. Diese ausgelosten H. werden unter Hinweis auf die Folgen des Ausbleibens geladen (§. 280 der Strafprozeßordn.) und in die Spruchliste eingetragen. Erscheinen zu einer spätern Hauptverhandlung mehr als 30 Geschworene, so treten die übrigen H. in der umgekehrten Reihenfolge ihrer Auslosung zurück.

In Oesterreich werden die H. als Ergänzungsgeschworene bezeichnet. Wenn aus der Jahressliste 36 Hauptgeschworene gezogen werden, sind aus der andern Jahressliste 9 Ergänzungsgeschworene zu ziehen. Diese haben in jeder Hauptverhandlung zu erscheinen, um, wenn nicht mindestens 30 Hauptgeschworene anwesend sind, einzutreten.

Hilfsgesellschaften, s. Hilfsvereine.

Hilfskassen (engl. Friendly Societies) sind im weitesten Sinne Vereinigungen meist unbemittelter Leute zum Zweck gegenseitiger Unterstützung oder Versicherung bei solchen Schäden, welche die Person der Mitglieder oder ihrer Angehörigen treffen, insbesondere bei Krankheit, Invalidität, Altersschwäche und Todesfall, also Schädigungen durch natürliche Ursachen, aber auch bei Meissen, Arbeitslosigkeit u. a. Die H. unterscheiden sich einerseits von den Wohltätigkeitsgesellschaften durch die mindestens anderweitige Selbsthilfe, welche die Beteiligung nur auslöst, sog. Ehrenmitglieder, nicht ausschließt; andererseits von den gewöhnlich so genannten Genossenschaften (Kaufm., Konsum-, Rohstoffvereine u. a.) durch den vorwiegenden Charakter der Versicherung; zu den Genossenschaften überhaupt sind aber die H. zu zählen, da sie stellen die natürlichsten und daher ältesten Genossenschaften dar. (S. Art. 1 des Vereinsgesetzes.) H. im weitern Sinne sind teils besser als Unterstützungskassen zu bezeichnen, zum Unterschied von den H. im engeren Sinne, als welche nach dem neuesten gesetzlichen und allgemeinem Gewohnheitsbrauch nur diejenigen freien Kassen gelten, welche die gegenseitige Unterstützung ihrer Mitglieder für den Fall der Krankheit, beziehungsweise auch die Gewährung einer Beihilfe für die Hinterbliebenen verstorbener Mitglieder (Beerdigungskosten) bezwecken. Die H. müssen, um legal zu bestehen, entweder auf Grund des Hilfskassengesetzes (s. Hilfskassengesetze) oder auf Grund landesrechtlicher Vorschriften, durch Konzession oder Gesetz (im Preußen und Sachsen Genossenschaftsgesetz) errichtet sein. (Näheres s. unter Kranken- und Arbeiterversicherung, Kranken- und Versicherungsvereine.)

Hilfskassengesetze bezwecken die Regelung der Organisation im wesentlichen auf freier Vereinbarung beruhenden Kranken-, beziehungsweise Kranken- und Unfallkassen, wozugehen das Krankenversicherungsgesetz (s. b.) die Verpflichtung zur Krankenversicherung und die darauf beruhenden sozialen und politischen (Zwangskassen) behandelt. (Näheres s. unter Krankenversicherung.) Die Organisation besteht nur in Deutschland; H. dagegen bestehen, freilich größtentheils aus dem jüngsten Bevölkerungsalter, die Mehrzahl der Arbeiter mit höherer Kultur- und Fortentwicklung.

Den Anfang machte England mit den Friendly Societies (s. b.). In Betracht kommen noch die H. Frankreichs und Belgiens aus dem Anfang der fünfziger Jahre. Das franz. Gesetz unterscheidet im wesentlichen zwischen «anerkannten» und «gebilligten» Kassen, von denen die erstern gegen Annahme größerer Bevormundung größere Rechte genießen, ohne darum sich besser als die andern zu entwickeln. Ähnlich sind die Bestimmungen und Verhältnisse in Belgien.

In Deutschland bedurften in früherer Zeit die Krankenkassen, soweit sie nicht auf Beitrittspflicht beruhten, gleich den übrigen Versicherungsanstalten und Kassen, meist der staatlichen Konzession, jedoch bestanden auch Laufende freie Kassen ohne solche. Nachdem durch die Gewerbeordnung von 1869 zuerst zugelassen war, daß die Gesellen und Arbeiter dem ortstatutarischen Versicherungszwang (s. Krankenversicherungsgesetz) auch durch die Mitgliedschaft einer freien Kasse genügen konnten und die letztern besonders in Verbindung mit den deutschen Gewerbevereinen einen erhöhten Aufschwung nahmen, stellte sich immer mehr das Bedürfnis eines Reichsnormatengesetzes heraus, welches denn auch als «Gesetz über die eingeschriebenen Hilfskassen» vom 7. April 1876 erlassen wurde. Dieses Gesetz sollte von 1884 ab für alle Krankenkassen maßgebend sein, sowohl für die freien als für die Zwangskassen, indem bezüglich der letztern einige besondere Bestimmungen darin enthalten waren. Nachdem aber im J. 1883 für diese Kassen das Krankenversicherungsgesetz erlassen worden, wurde der Bereich des H. vermittelst der Novelle vom 1. Juni 1884 ausschließlich auf freie Kassen beschränkt und außerdem durch die Beseitigung der Vorschriften über die Mindestleistungen, durch eingehendere Bestimmungen über die Generalversammlung, die örtlichen Verwaltungsstellen, den obligatorischen Reservefonds u. a. vielfach verändert.

Nach Inkrafttreten der Novelle sind die wesentlichen Bestimmungen des deutschen H. folgende. Durch Erfüllung der vorgeschriebenen Bedingungen erhalten Krankenkassen die Rechte einer «eingeschriebenen Hilfskasse», sie können dann insbesondere unter ihrem Namen Rechte erwerben und Verbindlichkeiten eingehen, vor Gericht klagen u. s. w.; für alle Verbindlichkeiten haftet den Gläubigern nur das Vermögen der Kasse. Um diese Rechte zu erlangen, hat eine Kasse vor allem ein Statut mit den erforderlichen Bestimmungen über die Rechte und Pflichten der Mitglieder, die Bildung und Befugnisse des Vorstands u. s. w. zu errichten und dem Vorstand der Gemeinde, in deren Bezirk die Kasse ihren Sitz nimmt, einzureichen; aber die Zulassung der Kasse entscheidet die höhere Verwaltungsbehörde; gegen einen verjagenden Bescheid steht der Rekurs gemäß §§. 20 und 21 der Gewerbeordnung zu. Die Verbindung der Kasse mit andern Gesellschaften und Vereinen ist unter beschränkenden Vorschriften gestattet. Die Bemessung der Beiträge und Unterstützungen ist im wesentlichen freigestellt; jedoch darf das Beitragsmaß das Zehnfache der wöchentlichen Krankenunterstützung nicht übersteigen. Dem Vorstand, durch welchen die Kasse gerichtlich und außergerichtlich vertreten wird, kann zur Überwachung der Geschäftsleitung ein Ausschuß zur Seite gesetzt werden. Die Generalversammlung, welcher jedenfalls die Wahl des Vorstandes und Ausschusses und die Beschlussfassung

über alle Statutenänderungen zuseht, kann auch aus Abgeordneten gebildet werden. Die Kas sen sind befugt, in allen Teilen des Reichs örtliche Verwaltungsstellen mit einer Reihe wichtiger, durch das Gesetz umgrenzter Befugnisse zu errichten. Die Kas sen sind verpflichtet, einen Reservefonds im Mindestbetrage der durchschnittlichen Jahresaus gabe der letzten fünf Rechnungsjahre anzusammeln und bis zur Erreichung dieses Betrags dem Fonds mindestens ein Zehntel des Jahresbetrags der Bei träge zuzuführen, sowie, falls die Einnahmen zur Deduktion der gesamten Ausgaben nicht hinreichen, eine Erhöhung der Beiträge oder eine Minderung der Kas senleistungen vorzunehmen. Die Aufsicht über die Kas sen und ihre örtlichen Verwaltungs stellen steht den von den Landesregierungen zu be stimmenden Behörden zu, welche auch Geldstrafen verhängen und die Kas sen in bestimmten Fällen schließen können. Für solche Krankenkassen, die ihre Mitglieder von der Beitrittspflicht zu den Zwangskassen befreien wollen, sind auch die Vor schriften des §. 75 des Krankenversicherungsgesetzes, welche die Mindestleistungen festlegen, maßgebend.

Hilfsleistung in Seenot liegt vor, wenn der Besatzung eines Seeschiffs bei der Rettung aus Seenot durch dritte Personen Hilfe geleistet wird. Von der Vergütung unterscheidet sich die H. dadurch, daß letztere unter leitender Teilnahme der Schiffs besatzung stattfindet, von dem bloßen Bugfieren dadurch, daß örtliche Seenot vorhanden ist. Den jenigen Personen, welche einem Schiffe in Seenot Hilfe geleistet haben, steht ein Anspruch auf Hilfs lohn zu. (Vgl. Vergen.)

Hilfslohn, s. Hilfsleistung in Seenot.

Hilfsrichter heißen solche Richter, welche einem Gericht nicht ständig angehören, sondern aushilfs weise beigeordnet sind. Die Beordnung eines H. erfolgt auf Antrag des Präsidiums des Gerichts durch die Landesjustizverwaltung. Das Gerichts verfassungsgesetz für das Deutsche Reich gestattet (§. 69), bei Landgerichten als H. auch nicht ständig angestellte Richter zu verwenden, bei Oberlandes gerichten nur ständig angestellte Richter (§. 122), beim Reichsgericht ist die Zuziehung von Hilfsrich tern überhaupt unzulässig (§. 134).

Hilfschöffen sind zum Schöffenausschuß geeignete Personen, welche aushilfsweise eintreten. Es wer den hierzu die am Orte des Amtsgerichts oder in dessen nächster Umgebung wohnenden genommen (§. 42 des Gerichtsverfassungsgesetzes). Sie sind berufen entweder für den ganzen Dienst eines völlig ausfallenden Hauptschöffen, womit sie zu Haupt schöffen werden, oder für Vertretung eines in einer Sitzung ausfallenden Hauptschöffen, oder aber für den Dienst in einer außerordentlichen Sitzung (§. 48, Abs. 2 der Strafprozeßordnung), oder endlich für den Dienst als Ergänzungsschöffen (§. 194).

Hilfschreiben (Requisitoria, Literae requisitoriae, Requisitiones), Schreiben einer obrig keitlichen (requisitierenden) Behörde an eine andere, ihr nicht vorgesetzte oder untergeordnete (requirirte), mit der Aufforderung, ihr die gesetz liche Hilfe zur Ausübung ihres Amtes zu leisten durch Vornahme eines gerichtlichen Akts, Aus lieferung eines Infulpaten, Vernehmung von Zeugen u. s. w.

Hilfschreiber heißen solche Gerichtsschreiber, welche einem Gericht nicht ständig angehören, son dern aushilfsweise beigeordnet sind.

Hilfsenate hießen die Senate, welche beim Deutschen Reichsgericht in Leipzig eingerichtet waren zur Erledigung der vor dem 1. Okt. 1879 anhängig gewordenen Zivilprozesse, welche die Einzelstaaten kraft der ihnen durch das Einführungsgezet zum Gerichtsverfassungsgesetz §. 15 verliehenen Befug nis dem Reichsgericht zugewiesen hatten. Sie sind mit dem 1. Okt. 1883 aufgelöst worden.

Hilfsstruppen wurden in früherer Zeit Trup pen genannt, die ein Staat, ohne an dem Kriege beteiligt zu sein, einem kriegsführenden Staate zur Verfügung stellte.

Hilfsvereine oder Hilfsgesellschaften nennt man gewöhnlich Vereinigungen, welche nicht sowohl die gegenseitige Unterstützung oder Versiche rung (wie die Hilfskassen (s. d.)), sondern die Für sorge für andere, zumal Nothleidende, sich zur Auf gabe machen. So gibt es H. für Wöchnerinnen, Dienstmädchen und Arbeiterinnen, unverfögte Kin der, Wagaubunden (Arbeitertolonien), entlassene Sträflinge, heruntergelommene Landaleute oder Standes- und Berufsgeuossen, Witwen und Waisen solcher, unbemittelte Studierende u. s. w. Es sind also überwiegend Anstalten der Nächstenliebe, der Wohlthätigkeit (s. d.). Die H. sollten stets im Auge behalten, durch die Art ihrer Hilfeleistung den Trieb und die Fähigkeit zur Selbsthilfe nicht zu beeinträch tigen, sondern zu fördern.

Hilfsvollstreckung heißt soviel als Zwangs vollstreckung (s. d.).

Hilfszeitwörter (verba auxiliaria) nennt man in der Grammatik Zeitwörter, deren ursprüng licher konkreter Begriff sich so verflüchtigt hat, daß sie wesentlich nur Modifikationen oder Bebestim mungen des Seins und der Thätigkeit aus drücken, die daher in Verbindungen mit andern sprachlichen Elementen (Partizipien, Infinitiven) zur Umschreibung solcher temporaler oder modalen Verhältnisse dienen, für welche die betreffende Sprache keinen einfachen Ausdruck hat. So dienen im Deutschen «sein» und «haben» in Verbin dung mit einem präteritalen Partizip zur Bezeich nung des Perfekts («ich bin gegangen», «ich habe geschrieben», lateinisch durch einfache Tempora: ivi, scripsi ausgedrückt); «werden» mit dem In finitiv zum Ausdruck des Futurums («ich werde lieben», frz. aimer-ai ebenfalls mit Hilfsverbum, eigentlich «ich habe zu lieben» — lat. amare ha-beo), mit dem Partizipium Passivi zur Bezeich nung des Passivums («ich werde geliebt»); «müssen, sollen, können» mit dem Infinitiv zum Ausdruck der Notwendigkeit und Möglichkeit, «mögen» zum Ausdruck des Beliebens und allgemeinerer moda ler Verhältnisse (die dem lat. Konjunktiv, dem griech. Konjunktiv und Optativ entsprechen). Na türlich ist die Grenze zwischen H. und selbständigen Verben eine fließende, wie z. B. «haben» Hilfszeit wort sein, aber auch selbständig im Sinne von «besitzen» stehen kann.

Hilgenfeld (Adolf Bernh. Christoph Christian), hervorragender Vertreter der kritischen Theologie, geb. 2. Juni 1823 zu Stappenbeck bei Salzwedel, studierte in Berlin und Halle und habilitierte sich 1847 bei der theol. Fakultät zu Jena, wo er 1860 außerordentlicher, 1869 ord. Honorarprofessor wurde. Er schrieb: «Das Evangelium und die Briefe Johannis» (Halle 1849), wo der nahe Zu sammenhang des Johanneischen Lehrbegriffs mit dem Gnostizismus aufgezeigt wird, ferner «Kritische

Untersuchungen über die Evangelien Justins, der Elementinischen Homilien und Marcions» (Halle 1850), «Das Martus-Evangelium» (Lpz. 1850), «Die Evangelien nach ihrer Entstehung und geschichtlichen Bedeutung» (Lpz. 1854); ferner «Die Elementinischen Recognitionen und Homilien» (Jena 1848), «Die Glossolalie» (Lpz. 1850), «Der Salaterbrief» (Lpz. 1852), «Die apostolischen Väter» (Halle 1853), «Das Urchristentum» (Jena 1855), «Die Jüdische Apokalypsis» (Jena 1857), «Messias Judaeorum» (Lpz. 1863), «Der Paschasstreit der alten Kirche» (Halle 1860), «Der Kanon und die Kritik des Neuen Testaments» (Halle 1863), «Die Propheten Esra und Daniel» (Halle 1863), «Barbesanes, der letzte Gnostiker» (Lpz. 1864), «Novum Testamentum extra canonem receptum» (Lpz. 1866; 2. Aufl. 1876—84), «Histor.-kritische Einleitung in das Neue Testament» (Lpz. 1875), «Regengeschichte des Urchristentums» (Lpz. 1884). Seit 1858 gibt H. die «Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie» heraus. Gegen den Ultramontanismus ist gerichtet die Schrift «Die Lehmnische Weissagung über die Carl Brandenburg, nebst der Weissagung von Venediktbeuern über Bayern» (Lpz. 1875). H. gehört der sog. Tübinger Schule an, innerhalb welcher er als der namhafteste Vertreter der rechten Seite betrachtet werden kann.

Hill (Ambrose Powell), Generalleutnant der konföderierten Staaten im amer. Bürgerkrieg, geb. in der Grafschaft Culpepper in Virginien 9. Nov. 1825, wurde auf der Militärakademie zu West-Point erzogen, übernahm beim Ausbruch des Bürgerkriegs den Befehl über das 13. virgin. Infanterieregiment und zeichnete sich unter Johnston in der ersten Schlacht bei Bull Run aus, ebenso als Generalmajor 1862 in der Schlacht bei Williamsburg, namentlich aber in der sechentägigen Schlacht vor Richmond, wo er mit fünf Brigaden McClellans Stellung bei Meadow-Bridge erstürmte und bald danach bei Frazer's-Farm einen glänzenden Sieg gewann. Bei Cedar-Mountain, in der zweiten Schlacht bei Bull Run, bei Centreville, Chantilly, Harpers-Ferry und Antietam gewann er neuen Ruhm, deckte Lees Rückzug aus Maryland nach Virginien, vernichtete bei Botetors Furt die nachsichende Vorhut des Feindes und nahm hervorragenden Anteil an allen weiteren Kämpfen unter Lee, dessen bedeutendster General er nach Stonewall Jacksons Tode war, insbesondere an den Schlachten in der Wilderneck, bei Spottsylvania, Courthouse und Reams-Station. Beim letzten großen Angriff der Föderierten auf Petersburg kämpfte H.s Korps gegen dreifache Übermacht, wobei H. am 2. April 1865 gegen Ende der Schlacht den Tod fand. Vgl. Volland, «Lee and his lieutenants» (Newport 1867).

Hill (Carl), Bühnensänger, geb. 1840 zu Jbstheim in Nassau, empfing in Wiesbaden seine Schulbildung und ging dann zum Postfach über. Nachdem seine schöne Baritonstimme durch den Hofsänger Jaszewski und Musikdirektor Rühl ausgebildet worden war, wandte er sich der Bühne zu. H. debütierte in Frankfurt a. M. und kam 1863 an das Hoftheater in Schwerin, dem er noch angehört. Seinen Ruf verdankt H. in erster Linie seiner meisterhaften Wiedergabe des Alberich bei den Auführungen des «Nibelungenrings» in Bayreuth.

Hill (Rowland, Viscount), berühmter brit. General im Kriege gegen Napoleon I., war ein Sohn

des Sir John H. auf Hawkstone in Shropshire und wurde 11. Aug. 1772 zu Breck geboren. Nachdem er die Kriegswissenschaften in der Militärakademie zu Strassburg studiert hatte, trat er 1790 als Fähnrich in die brit. Armee, ward bereits 1793 Hauptmann und rückte schnell zum Major und Oberleutnant auf. Als Oberst des 90. Infanterieregiments wurde er 1801 in Ägypten verwundet, führte 1803 eine Brigade in Irland und ging 1808 als Generalmajor nach Portugal. Hier zeichnete er sich unter Sir Arthur Wellesley und in Spanien unter Sir John Moore besonders auf dem Rückzuge nach Coruña und in den Schlachten von Talavera und Busaco aus. Wegen Krankheit mußte er 1810 in sein Vaterland zurückkehren, aber schon im folgenden Jahre traf er wieder in Spanien ein und erhielt als Generalleutnant den Oberbefehl eines Armeekorps, mit welchem er 28. Okt. 1811 den General Sirard bei Arroyo de Molinos aufs Haupt schlug und 16. Mai 1812 die Festung Almaraz überrumpelte. Bei Vittoria befehligte er den rechten Flügel und leistete in den Treffen von Rivoli, Orthes und Toulouse die wichtigsten Dienste. Bereits 1812 war er von der Stadt Shrewsbury ins Parlament gewählt worden; im Mai 1814 wurde er als Baron H. von Almaraz und Hawkstone zur Peerswürde erhoben und mit einer lebenslänglichen Pension von 2000 Pfd. St. bedacht. Im Feldzuge von 1815 befehligte H. vor Wellingtons Ankunft die brit. Armee in Belgien, und während der Schlacht von Waterloo stand er mit einem Korps in Hal, um die Verbindung zwischen Mons und Brüssel zu bedecken. H. blieb danach als zweiter Befehlshaber bei der Besatzungsarmee in Frankreich. Im J. 1825 avancierte H. zum General, ward 1827 Gouverneur von Plymouth und im Febr. 1828, als Wellington Premierminister geworden, Oberbefehlshaber der brit. Armee. Im Aug. 1842 nötigte ihn seine völlig zerrüttete Gesundheit, in den Ruhestand zurückzutreten. Als Anerkennung seiner langjährigen Dienste ward ihm der Titel eines Viscount verliehen. Er starb auf seinem Landhause Hardwick-Grange bei Shrewsbury 10. Dez. 1842. Vgl. Sidney, «Life of Lord H.» (Lond. 1845).

Sein Neffe, Sir Rowland H., geb. 10. Mai 1800, folgte ihm in der Peerswürde. Derselbe war früher Parlamentsmitglied für Shropshire, wurde dann Lordleutnant dieser Grafschaft und starb 1875, worauf ihm als dritter Viscount H. sein Sohn Rowland, geb. 1833, folgte. — Der Oheim des erstgenannten, der Geistliche Rowland H., geb. 12. Aug. 1744, gest. 11. April 1833, machte sich durch seine Verehrtheit, Humanität und Originalität des Charakters bekannt. Man hat von ihm zahlreiche Schriften, worunter namentlich die «Villago dialogues» (2 Bde., Lond. 1801; 6. Aufl. 1809) Erwähnung verdienen. Sein Leben wurde gleichfalls von Sidney («Life of Rev. Rowland H.» Lond. 1834) beschrieben.

Hill (Sir Rowland), Reformator des brit. Postwesens, ein Neffe des Generals Rowland H., wurde 3. Okt. 1796 zu Kidderminster geboren, widmete sich anfangs dem Lehrfache, legte aber die Leitung einer Schulanstalt 1823 nieder und wirkte seitdem als Schriftführer des Vereins Society for the diffusion of useful knowledge, der sich mit verschiedenen Verbesserungsplänen, z. B. Abschaffung des Pauperismus in England, Kolonisation

Südaustraliens u. f. w., beschäftigte. Die Erschwer-
nisse des damals unerschwinglich hohen Portos für
den Verkehr mit seiner Familie regten ihn an zu
der Schrift «Post Office reform, its importance
and practicability» (Lond. 1837), welche unge-
heures Aufsehen erregte. H. verlangte darin eine
vollständige Umgestaltung des brit. Postwesens,
insbesondere die Einführung eines einheitlichen
Portofages von 1 Penny (10 Pf.) für alle Briefe
bis zum Gewicht von $\frac{1}{4}$ Unze innerhalb des Ver-
einigten Königreichs, sowie die Abschaffung des
vielfarfigen Portotarifs und des Spioniersystems
der brit. Post, welche durch ihre Beamten auf jede
mögliche Weise (Bespählen, Halten gegen das Licht
u. f. w.) die Anzahl der in einem Briefe enthalte-
nen einzelnen Briefbogenblätter zum Zwecke der
erhöhten Tarifierung ermitteln ließ; endlich eine
durchgreifende Reform der brit. Post im Sinne
eines öffentlichen Wohlfahrtsinstituts. Er sprach
seine Ansicht dahin aus, daß der Ausfall an Porto
durch Vermehrung der Korrespondenz reichlich ge-
deckt werden würde. Am 10. Jan. 1840 wurde,
nach dem Antrage der Untersuchungskommission
des Parlaments, H.s Portoreform zum Gesetz er-
hoben; die Postverwaltung nahm H. zur Mitarbeit
bei Durchführung der Reform in ihre Dienste;
1846 wurde er Sekretär des brit. Generalpostmeis-
ters, 1854 dirigierender Sekretär des Postdeparte-
ments bis 1864, wo er in den Ruhestand trat.
Das Parlament votierte ihm eine Rationaliselo-
nung von 20000 Pfd. St. Er starb 27. Aug. 1879
in Hampstead bei London und wurde 4. Sept. 1879
in der Westminsterabtei beigesetzt, wo auch 4. Mai
1881 seine Marmorbüste enthüllt wurde. Ein an-
deres Denkmal zu London, der Börse gegenüber,
wurde 17. Juni 1882 enthüllt.

Das System des Pennyportos, dessen Erfinder
übrigens nicht H., sondern nach einer Broschüre
von Patrick Chalmers («The penny postage
scheme of 1837: was it an invention or a copy»,
Lond. 1879) Lord Lowther gewesen sein soll, war
zuerst lediglich auf die brit. Postverhältnisse be-
schränkt; auch hatte es lange Jahre nicht die von
H. vorausgesetzten finanziellen Erfolge; es entsprach
indessen den Anforderungen der Zeit und hat spä-
ter auch in andern Ländern die Einführung ermä-
chtigt oder einheitlicher Portofäge veranlaßt.

Hilla, Hilleh oder El-Hellah, Stadt und
Garnisonsplatz im türk. Vilajet und 90 km südlich
von Bagdad, auf den Ruinen von Babylon, an
beiden Ufern des von prächtigen Dattelmäulern
und blühenden Gärten eingesaßten und von einer
Bontondrude überspannten Euphrat gelegen und
von einer schwachen Ringmauer umgeben, ist der
Hauptort des Iwa Diwanieh, sowie Sammelplatz
fast aller nach den heiligen Stätten Kebschuf oder
Reschid-All und Kerbela oder Reschid Hussein
(Husains Grab) ziehenden Pilgertarawanen. Der
ziemlich ärmlich gebaute Ort hat gegen 10000 G.,
meist schittische Araber und Perser, namentlich
einige sehr reiche Pensionäre der osman. Regierung,
noch wenigen Christen und 400 Juden. Unter den
öffentlichen Gebäuden sind eine sunnitische und
12—15 schittische Moscheen, darunter die von Ge-
Schems, Bäder und zwei Kasernen bemerkenswert.
Die Bezüge sind ärmlich. Die Industrie erstreckt
sich auf Verfertigung von Reschschas (arab. Woll-
mantel), Käs (dünner Hemdenstoff aus Seide),
Lebenswaren und Dattelspiritus. Im Aufse stehen

die Datteln, die Fische und die saure Milch des
Ortes. — Das Sandchal Hilla (einschließlich
Kerbela) zählt (1879) 700000 Q., darunter 51000
sekhafte Bewohner und 649000 Nomaden.

Hillebrand (Joh.), Philosoph und Litterar-
historiker, geb. 1788 zu Großbungen bei Hildes-
heim, erhielt seine Bildung auf der Lateinschule
und dem luth. Gymnasium zu Hildesheim, trat in
das dortige Altklassseminar und ging dann zu wei-
terer Ausbildung in den altklassischen und orient.
Sprachen nach Göttingen. Sodann erhielt er eine
Stellung als Lehrer am Josephinum in Hildes-
heim, aus der er jedoch, um nicht in den geistlichen
Stand treten zu müssen, ausschied. Er ging hier-
auf als Begleiter eines jungen Belgiers nach Würz-
burg und ward von hier aus als außerord. Pro-
fessor der Philosophie nach Heidelberg berufen, wo
er nach Hegels Abgange (1818) dessen ord. Pro-
fessur erhielt. Schon lange vorher war H. zum
Protestantismus übergetreten. Er folgte 1822
einem Rufe nach Gießen, wo er bald darauf auch
Pädagogiarth an dem dortigen alademischen Gym-
nasium, später auch Mitglied des Oberstudienrats
wurde. In der Ständeversammlung von 1848
war er eine Zeit lang Präsident der Zweiten Kam-
mer, wo er, wie auch auf den spätern Landtagen,
stets mit der liberalen Opposition stimmte. Nach
Auflösung des Landtags im Herbst 1850 in den
Ruhestand versetzt, lebte er seitdem in Heidelberg
und Soden am Taunus, wo er 25. Jan. 1871
starb. Seine litterarische Wirksamkeit erstreckte sich
teils über das philosophische und pädagogische,
teils auf das belletristische und litterarhistor. Ge-
biet. Ersterem gehören unter seinen Schriften an:
«Die Anthropologie als Wissenschaft» (3 Ae.,
Mainz 1822—23), «Lehrbuch der theoretischen Phi-
losophie und philos. Propädeutik» (Mainz 1826),
«Litterarästhetik» (2 Bde., Mainz 1826), «Univer-
salsphilos. Prolegomena» (Mainz 1830), «Der Or-
ganismus der philos. Idee» (Dresd. u. Lpz. 1842).
An diese schließt sich sein philos. Hauptwerk: «Die
Philosophie des Geistes» (2 Ae., Heibel. 1835),
in welchem er in Bezug auf die Genesis des Geis-
tes eine Vermittelung zwischen Hegel und Leibniz
versucht. Den meisten Anhang jedoch hat «Die
deutsche Nationallitteratur seit dem Anfange des
18. Jahrh.» (3., von seinem Sohne besorgte Aufl.,
3 Bde., Gotha 1875) gefunden, ein durch Gründ-
lichkeit, Schärfe und ansprechende Form aus-
gezeichnetes Werk.

Hillebrand (Karl), Historiker und Publizist,
Sohn des vorhergehenden, geb. 17. Sept. 1839 in
Gießen, besuchte das dortige Gymnasium, habilitierte
die Rechtswissenschaft an der Universität Basel, nahm
1849 am bad. Aufstande teil, entkam nach
drei Monaten Haft aus den Kerkern von Ra-
statt und lebte seitdem in Frankreich, wo er 1863
als ord. Professor der ausländischen Litteratur an
die philos. Fakultät zu Douai berufen ward. Diese
Stellung gab er freiwillig auf, als der Krieg mit
Deutschland ausbrach, und ging als Korrespondent
der «Times» nach Italien, wo er sich (in Florenz)
bleibend niederließ und die Bearbeitung einer «Ge-
schichte Frankreichs von 1830 bis 1870» für das
Heeren-Alt.-Giesebrechtsche Sammelwerk «Ge-
schichte der europ. Staaten» übernahm. Die zwei
ersten Bände erschienen in zweiter Auflage unter
dem Sondertitel «Geschichte des Juliusnismus»,
1830—48» (Gotha 1881). In weitem Kreise

bekannt wurde H. durch seine Litterarhistor. und polit. Aufsätze im «Journal des Débats» und der «Revue des deux Mondes», wo er unermüßlich, namentlich 1866–70, die deutschen Interessen und Ideen bei den Franzosen befürwortete. Von H.'s histor., publizistischen Arbeiten sind zu nennen: «Dino Compagni, étude historique et littéraire sur l'époque de Dante» (Par. 1862), die franz. Übersetzung von Otfried Müllers «Geschichte der griech. Litteratur» (3. Aufl., 8 Bde., Par. 1883), «La Prusse contemporaine et ses institutions» (Bd. 1, Par. 1867), «De la bonne comédie» (gelebte Preisschrift, Par. 1863), «La réforme de l'enseignement supérieur» (Par. 1867), «Études italiennes» (Par. 1868), «Zeiten, Völker und Menschen. Gesammelte Aufsätze» (6 Bde., Berl. 1872–82, deren erster: «Frankreich und die Franzosen», 1881 in 3. Auflage erschien). Auch hat H. seine 1879 im Royal Institution of Great Britain gehaltenen Vorträge über die Entwidlung der deutschen Weltanschauung unter dem Titel «History of German thought» (Lond. 1880) veröffentlicht.

Hillebrandia, Pflanzengattung aus der Familie der Begoniaceen (s. d.).

Giller, ein jüd. Gelehrter und Rabbi zur Zeit Christi, stammte aus Babylonien und trug zum nachmaligen Emporblühen der jüd. Hohen Schulen zu Tiberias, Tzibba, Cäsarea u. s. w. dadurch bei, daß er zuerst bei seinen Lehrvorträgen zu Jerusalem über das Alte Testament kritisch-ergetische und paläographische Bemerkungen machte, die mündlich fortgepflanzt und als Masora (s. d.), d. i. Überlieferung, allmählich gesammelt wurden. Abgesehen gehörte er der Sekte der Phariseer an und stand als solcher an der Spitze einer besondern Schule, die der des Schammai entgegengesetzt war.

Ein anderer **Giller**, der sich um Feststellung des jüd. Kalenders Verdienste erwarb, lebte um 840 n. Chr. Außerdem lenkte die Geschichte der jüd. Litteratur noch zwei Gelehrte gleichen Namens aus dem 12. und 15. Jahrh., welche in Italien auftraten.

Giller (Ferd.), ausgezeichnete Komponist, Pianist und Dirigent, sowie musikalischer Schriftsteller, geb. 24. Okt. 1811 zu Frankfurt a. M. von wohlhabenden israel. Eltern, erhielt erst von Hofmann, A. Schmitt, Bollweiler, dann aber besonders durch Hummel in Weimar seine musikalische Bildung. In seinem 10. Jahre trat H. zum ersten mal öffentlich auf; seine erste Komposition, ein Quartett für Pianoforte, Violine, Bratsche und Cello, gab er als 15jähriger Jüngling zu Wien heraus. Während eines siebenjährigen Aufenthalts zu Paris (seit 1829) wirkte er mit Erfolg für Anerkennung gebiegener Musik, namentlich Bachs und Beethovens. Im Winter 1836–37 leitete er in seiner Vaterstadt den Cäcilienverein, ging hierauf nach Italien, wo jedoch seine Oper «Homilde» zu Mailand kein Glück machte, und lebte dann im Winter 1839–40 zu Leipzig, wo er zum ersten mal sein Oratorium «Die Verstorbenen Jerusalems» unter großem Erfolge zur Aufführung brachte. Nachdem er sich im Sommer 1841 in Italien vermählt, nahm er seinen Aufenthalt abwechselnd in Frankfurt, Leipzig, wo er im Winter 1843–44 die Gewandhauskonzerte dirigierte, und in Dresden. In letzterer Stadt verweilte er vier Jahre und führte die beiden Opern «Der Traum in der Christnacht» (1844) und «Konradin, der letzte Hohenstaube» (1847) auf. H. nahm 1847 die Stelle eines Musikdirektors in Düsseldorf

an, von wo er nach einer dreijährigen Wirksamkeit einem Rufe als städtischer Kapellmeister nach Köln folgte. Hier brachte er das bestehende Konzertinstitut auf eine bedeutende Höhe und gründete außerdem die Rheinische Musikschule (das Kölner Konservatorium), die unter seiner Direktion zu anerkannte Blüte gelangte. In diesen Wirkungskreis lehrte auch im Nov. 1852 zurück, nachdem er im Par. 1851–52 die Italienische Oper zu Paris dirigiert und die Kunstfaison von 1852 in London jugenbrachte. Im J. 1884 legte H. seine Ämter in Köln nieder.

Von seinen Kompositionen sind außer den genannten besonders zu erwähnen: viele Liederfassungen (namentlich die «Drei Bacher neue Gesänge», Sonaten, zwei Klavierkonzerte, die trefflichen Studien für Pianoforte und Violine, die geistvollen und prompten, die rhythmischen Studien, die vierstimmige Operette ohne Worte, Solostücke für Violoncell und Violine, Terzette und Quartette für Piano und Streichinstrumente, Konzertouverturen u. s. w.; von Gesangstücken für Solo, Chor und Orchester der «Gesänge der Geister über dem Bahr» und «O weint um sie» (nach Byron), die «Christenbeseile», Lorelei, die Nacht, Palmsonntagsmorgen der 93. Psalm, Pfingsten; von großen Solostücken die Oratorien «Versaerum» und «Saul», ferner «Le und Damananti» und der «Gefesselte Prometheus»; endlich die Opern «Die Katalomben» (1862), «Der Deserteur» (1865), «Der Abolot». H.'s «Zerstörung von Jerusalem» läßt sich neben die Opern Mendelssohns stellen. Unter seinen Instrumentalkompositionen ist die Symphonie in E-moll hervorzuheben. Als Pianist gehört H. der klassischen Schule Schmitts und Hummels an, mit welcher die neuere Romantik des Pianofortespiels verbunden zu seinen bedeutendsten Schülern in der Kammermusik gehören Max Bruch und Jos. Brambach.

Als musikalischer Schriftsteller hat sich H. namentlich einen Namen erworben durch: «Übungen im Studium der Harmonie und des Kontrapunkts» (Köln 1860; 10. Aufl. 1882), «Aus dem Lesebuch unserer Zeit» (Lpz. 1868; neue Folge 1871), «Ludwig van Beethoven. Gelegenliche Aufsätze» (Lpz. 1871), «Felix Mendelssohn-Bartholdy. Drei und Erinnerungen» (2. Aufl., Köln 1878), «Menschliches und Persönliches» (Lpz. 1876), «Briefe eine Ungenannte» (Köln 1877), «Künstlerleben» (Köln 1880), «Wie hören wir Musik?» (Lpz. 1881).

Giller (Gottlieb), Naturdichter, geb. 15. Okt. 1778 zu Landsberg bei Halle, war der Sohn eines Fuhrmanns, nach dessen frühem Tode sich sein Mutter wieder mit einem Tagelöhner verheiratete und nach Köthen zog. H. diente erst als Fuhrmann, später beschäftigte er sich mit dem Flechten von Laubennestern und dem Streichen von Lehmziegeln. Durch Wielands Schriften, welche ihm in die Hände kamen, zum Dichten angezogen, versfertigte er 1801 sein erstes Gedicht, und gab auf eine im Spätherbst gefundene grüne Schale. Derartiger Gelegenheitsdichtung blieb er auch treu. Im J. 1803 wurde er auf Veranlassung des Prinzen Louis Ferdinand dem Könige und der Königin von Preußen vorgestellt. Auf Zureden seiner Freunde gab er eine Sammlung seiner «Gedichte» (Köth. 1805) heraus und begleitete sie mit einer Selbstbiographie. H. beschrieb noch seine Reisen durch Sachsen, Böhmen, Österreich und Ungarn» (Köth. 1808), lebte längere Zeit in Braunschweig und starb zu Bernau bei Berlin 9. Jan. 1826.

Hiller (Joh., Freiherr von), österr. Feldzeugmeister, geb. zu Brody 10. Juni 1748, einem alten, bis zum 14. Jahrh. in Graubünden ansässigen Reichsrittergeschlecht entstammend, trat 1763 als Kadett in die österr. Infanterie und machte den Bognrischen Erbfolgekrieg, die Türkenkriege 1788—91, wo er für die Einnahme von Verbir zum Obersten befördert wurde, die Feldzüge gegen Frankreich 1792—97 und 1799—1801 in den Niederlanden, Italien und Deutschland mit. Er kämpfte als Generalmajor 1798 am Lech und 1799 in der Schweiz, wurde 1805 Feldmarschalllieutenant und führte dann eine Division in Tirol unter Erzherzog Johann. Im Kriege von 1809 erhielt er das 6. Armeekorps unter dem Erzherzog Karl, wurde zwar bei Abensberg geschlagen, legte aber auf dem Rückzuge bei Neumarkt, und kämpfte besonders in der Schlacht bei Aspern ruhmvoll. Auch bei Wagram war er mit seinem Flügel siegreich, mußte sich jedoch nach der Niederlage des andern ebenfalls zurückziehen. Er empfing als Anerkennung das Feldzeugmeisterpatent und ein Landgut. H. befehligte 1818 das Heer von Innerösterreich, später die Armee von Italien genannt, welche Ägypten erobern und weiter nach Italien vordringen sollte. Indessen wurde er im Dezember zur großen Armee gerufen. Nach dem ersten Pariser Frieden ward er Höchstkommandirender in Gallien und starb zu Lemberg 6. Juni 1819.

Hiller (Joh. Adam), deutscher Musiker, geb. 28. Dez. 1728 zu Wendischborsig bei Görlitz, legte auf dem Gymnasium zu Görlitz und auf der Kreuzschule zu Dresden unter Homilius den Grund zu seiner musikalischen Bildung, bezog 1751 die Universität zu Leipzig, um die Rechte zu studieren, und wurde 1754 Hofmeister des jungen Grafen Brühl, mit dem er 1758 wiederum die Universität Leipzig besuchte. Damals setzte er Gellerts geistliche Lieder in Musik. Seine Hofmeisterstelle legte er 1760 nieder und gab nun den »Musikalischen Zeitvertreib« heraus, das erste periodische Werk dieser Art in Deutschland. Er errichtete 1771 eine Singschule für Frauen, in welcher viele treffliche Sängerinnen, unter andern die berühmte Mara gebildet wurden. Durch seine Operetten, die er auf Veranlassung des Theaterunternehmers Koch von 1752 an schrieb und von denen namentlich »Die Jagd« großen Beifall fand, führte er diese Gattung in Deutschland ein. H. wurde Kantor und Musikdirektor an der Thomaskirche. Er brachte die fast vergessenen Werke Handels wieder zur Aufführung, sein »Choralbuch« erlangte allgemeine Verbreitung. Nachdem er 1801 in Ruhestand versetzt worden, starb er 16. Juni 1804. Am seinem 100jährigen Geburtstag errichteten ihm seine Schülerinnen, die drei Schwestern Podestky, ein Denkmal in der Promenade vor der alten Thomaskirche zu Leipzig.

Hiller (Philipp Friedrich), der beste Kirchenliederdichter Süddeutschlands, geb. 6. Jan. 1699 zu Rühlhausen an der Ems in Bärntenberg, studierte Theologie in Tübingen, wurde 1724 Pfarrgehilfe zu Bretsch, 1729 Hauslehrer in Nürnberg, 1732 Pfarrer in Redargenningen, 1736 in Rühlhausen, 1748 in Steinheim bei Heidenheim. Im J. 1751 verlor er die Stimme und war seitdem litterarisch thätig. Schon vorher hatte er Joh. Arnolds »Vandiergärtlein« in Liedern herausgegeben (4 Bde., Nürnberg 1729—31; 4. Aufl., Tab. 1785); jetzt erschienen »Das Leben Jesu Christi in gebundener

Schreibart« (2 Bde., Tab. 1752), »Geistliches Liederbüchlein zum Lobe Gottes« (2 Bde., Stuttgart 1762 u. 1767). H. starb 24. April 1769 in Steinheim. Eine vollständige »Sammlung aller Lieder H.« (1079 Lieder) in einem Bande gab Schmann heraus (Reutling. 1844; neue Ausg. 1851). Eins der bekanntesten ist »Weicht ihr Berge, fällt ihr Hügel«.

Hiller von Gärtringen (Joh. Aug. Friedr., Freiherr), preuß. General, geb. in Magdeburg 11. Nov. 1772, machte in preuß. Diensten die Feldzüge in Holland und am Rhein mit und wurde 1806 gefangen. Im J. 1812 nahm er als Major am Kriege in Rußland teil, wurde 1813 Kommandant von Spandau, bei der neuen Armeeformation zum Adjutanten des Fürsten und sodann zum Brigadier ernannt. Er führte die Vorhut des Preussischen Armeekorps, mit der er in der Schlacht bei Leipzig den ersten Angriff auf Rüdern machte und dadurch den Sieg in dem blutigen Treffen bei Rüdern vorbereitete. Hier ward er auch verwundet. Er befehligte 1814 als Oberst die Infanterie der Vorhut unter dem Prinzen Wilhelm von Preußen und 1815 die 10. Brigade, mit der er bei Waterloo durch die Erstürmung von Planchenoit zur Entscheidung des Sieges beitrug. Hierauf wurde er Generalmajor und Kommandant von Stettin, 1817 als Divisionskommandeur nach Posen und 1826 nach Breslau versetzt und dort zum Generalleutnant befördert. Er trat 1836 als General der Infanterie in den Ruhestand und starb zu Berlin 18. Jan. 1856.

Sein Sohn, **Wilhelm, Freiherr H. von Gärtringen**, preuß. Generalleutnant, wurde 28. Aug. 1809 zu Pasewalk in Pommeren geboren, trat 1826 als Freiwilliger in das 1. Garderegiment zu Fuß, besuchte 1834—37 die Allgemeine Kriegsschule und machte 1842—44 die russ. Kämpfe im Kaukasus als Freiwilliger (beurlaubt) mit. Nach seiner Rückkehr wurde er rasch befördert und Flügeladjutant des Königs, 1856 Oberst und Kommandeur des 1. Garderegiments zu Fuß, 1859 Brigadelkommandeur und Kommandant von Potsdam. Im Jan. 1866 erhielt er den Befehl über die 1. Garde-Infanteriedivision, an deren Spitze er im Juni desselben Jahres in Böhmen einzog. Dort schlug H. das siegreiche Gefecht bei Wurtzendorf, nahm Königshof und trug 3. Juli 1866 zum glücklichen Ausgange der Schlacht bei Königgrätz wesentlich bei, indem er gegen den Schlüssel der österr. Stellung, das Dorf Eblum, vordrang und dasselbe, fast ohne auf Widerstand zu stoßen, besetzte, demnächst aber gegen die heftigen Angriffe der zahlreichen feindlichen Reserven erfolgreich verteidigte und Ruzbicz in Besitz nahm. Hier fiel H. von einer Granate getroffen.

Hillern (Wilhelmine von), deutsche Roman- und Schriftstellerin, eine Tochter von Charlotte Birch-Pfeiffer, geboren 11. März 1836, betrat zuerst die Bühne in Coburg, zog sich aber nach ihrer Verheirathung mit dem Oberstaatsanwalt Hermann von H. in Freiburg i. Br. (gest. 8. Dez. 1882) als Landesgerichtspräsident daselbst 1867 von der Bühne zurück. Sie schrieb die Romane: »Doppel-leben« (2 Bde., Berl. 1865; 2. Aufl. 1880), »Ein Arzt der Seele« (4 Bde., Berl. 1869; 3. Aufl. 1876), »Aus eigener Kraft« (3 Bde., Lpz. 1872), »Die Geier-Wally« (2 Bde., Berl. 1875; 4. Aufl. 1881; von ihr auch dramatisirt, 1881), »Und sie kommt doch!« (1. bis 3. Aufl., 3 Bde., Berl. 1879) und das Lustspiel »Die Augen der Liebe« (Lpz. 1878).

Hermine von Hillern, Tochter der vorigen, ist Verfasserin der Gedichte »Jugendträume« (Stuttg. 1881) und »Der Skalde« (Berl. 1882).

Hilleröb, Hauptort des bän. Amts Frederiksberg (s. d.).

Hilmend, der große Hauptfluß des westl. Afghanistan, entspringt im Baghmangebirge in etwa 3070 m Höhe bei Fajindaz, nahe bei der Stelle, wo der Ruhi-Waba sich an den Hindukusch anschließt. In tiefen Schluchten strömt er nach SW. durch das Gebiet der Hazareh. Unterhalb Girisch nimmt er links den aus zahlreichen Gebirgswässern der Hazarehstämme zusammenströmenden 550 km langen Argandab auf, der aber an seiner Ausmündung durch den Damm Bandi-Timur gebindert ist. Nachdem dem Strom seine größeren Nebenflüsse zugegangen sind, hat er 180 bis 280 m Breite. Im Februar, wo er den niedrigsten Wasserstand hat, ist er nur 73 m breit und läßt sich durchwaten, im Sommer dagegen nirgends. Etwa in 30° 30' nördl. Br. wendet er sich nach W. und dann nach N. und verliert sich endlich in den Feldern an der Südoseite des Hamunjess in 500 m Höhe. Seine Länge beträgt etwa 1030 km. Er ist der Hauptarm der »Vendibad-Sat« und der Etymander oder Ergmanthus der griech. und röm. Geographen.

Hilpoltstein, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, 10 km im SO. von Roth, zählt (1880) 1574 meist lath. E., ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts und hat Bau von Getreide und Hopfen und Sandsteinbrüche.

Hils oder Neocom wird die unterste marine Schichtengruppe der Kreideformation genannt. Im nordwestl. Deutschland besteht dieselbe aus Kalksteinen und darüber aus Thonen (Hilathon), welche z. B. im Teutoburgerwald durch Sandsteine (Hilsandstein) ersetzt werden; in England und dem nördl. Frankreich aus Grünsteinen. Während sich der H. durch seine marine Fauna als Ablagerungsprodukt des Meeres kennzeichnet, ist der Wealden eine mit dem H. gleichzeitig vor sich gegangene Land- und Süßwasserbildung. In den Alpen endlich wird der H. durch Schattentalle vertreten.

Hilcher (Jof. Emanuel), Dichter, geb. 22. Jan. 1806 zu Leitmeritz in Böhmen, trat 1822 als Gemeiner in die österr. Armee, besuchte dann den Präparandenkursus und wurde Lehrer im Regiments-erziehungsbaule zu Rosmanos. Er kam 1832 als Fourier zum Generalquartiermeisterstab nach Italien und starb 2. Nov. 1837 in Mailand. Seine »Fichtungen«, unter welchen die Dramen: »Kaiser Albrechts Hund« und »Friedrich der Schöne«, gab Auaute (Hst 1840, 2. Aufl. 1863) heraus. Ein Denkmal wurde ihm 1863 in Leitmeritz errichtet.

Hilfenheim, Dorf in Elß-Lothringen, Bezirk Unterelsaß, Kreis Schleifstadt, Kanton Rarlsheim, in der Ebene zwischen Zu und Rhein, 10 km im NO. von Schleifstadt, zählt (1880) 2079 fast ausschließlich lath. E., hat eine Mädchen-Hausanstaht Providence, Weberei und Zabalsbau. Zu H. gehört das 1 km östlich vom Ort gelegene Anstaltenhaus Wellerhof, eine Stiftung der Straßburger Familie Mertian.

Hilfenberger (Jof. Georg), Maler, geb. 1806 zu Halbenwangen im Allgäu, erhielt den ersten Zeichenunterricht in Rempten, trat 1820 in der Akademie zu München als Schüler P. von Langers auf und arbeitete, nachdem er noch Cornelius' Schüler zu Düsseldorf gewesen, an den Malereien

in der Glyptothek und in der Loggia der Pinakothek nach dessen Skizzen. Behufs der auszuführenden Dekorations am Königsbau schickte ihn König Ludwig I. nach Pompeji. Nach seiner ital. Reise vollendete er den Eplaus aus der Odyssee in acht Sälen des genannten Palastes. Hierauf wurde ihm der Auftrag, zur Verzierung der Loggia am Museum in Petersburg Entwürfe aus der Geschichte der griech. Malerei zu vollenden, welche er in 84 Aquarellen zu Stande brachte und wonach dann die Gemälde auf Bronzeplatten von ihm selbst sowie von andern münchener Meistern ausgeführt wurden. König Max II. ernannte H. 1860 zum Professor. Neben mehreren Bildern histor. Inhalts im münchener Maximilianeum sind von H. noch der Eplaus von 14 Darstellungen aus der Passion Christi (für eine lath. Kirche in Rotterdam), die Siebelsbilder des königl. Hoftheaters und die Gruppen der Hoffestdiger in der Loggia der münchener Post zu nennen.

Hilff (Johann Georg), Schauspieler und Schriftsteller, geb. 16. Juli 1826 zu Berlin, kam 1843 an das Hoftheater zu Hannover. Von 1845 bis zu seinem Tod (15. Nov. 1878 zu Berlin) gehörte er dem berliner Hoftheater als Schauspieler an, in den J. 1864—61 auch als Regisseur. Zuerst gab H. jugendlich, später namentlich ältere komische Rollen. Bekannt ist er als Verfasser histor. Romane, wie »Gefahrvolle Wege« (Berl. 1866), »Unter der roten Grömine« (Berl. 1869), »Der alte Verslinger und sein Dragoner« (Lpz. 1871), »Der Mängerturm« (Berl. 1872), »Das Roggenhaus. Komplot« (Berl. 1873), »Die Damen von Ranig« (Berl. 1874) u. v. a. Auch schrieb H. die populären Geschichtswerke: »Der Böhmisches Krieg« (4. Aufl. Berl. 1873) und »Der Französische Krieg von 1870/71« (2. Aufl., Berl. 1875), und gab einen Katalog der Waffensammlung des Prinzen Karl von Preußen (Berl. 1877) heraus, der er seit 1873 als Direktor vorstand.

Hilsum (William), engl. Historienmaler, geb. 3. Juni 1786 zu Lincoln, war Schüler der londoner Akademie, zu deren Vorstand er seit 1829 gehörte. Er starb 30. Dez. 1839 zu London. Seine Hauptwerke sind: der Kindermord zu Bethlehäm, der Leichnam König Haralds von Rönchen gefunden, Jakob und seine Söhne, Una und Satire, der Raub der Proserpina.

Himalaja (d. h. im Sanskrit Winter- oder Schneewohnung; bei den Griechen und Römern Imaus und Hemodus), das höchste Gebirge der Erde, trennt die vorderind. sowie den westlichen Teil der hinterind. Halbinsel von dem tibetan. Hochlande und erstreckt sich von der Durchbruchsstelle des Indus unter 73° 23' südöstlich bis zu der des Brahmaputra unter 95° 23' östl. L. von Greenwich in einer Länge von 22 Graden oder 2376 km bei einer Breite von 220—300 km. Sein westl. Anfang, unter dem 86° nördl. Br., ist mit den Anfängen des fast parallel mit ihm, hier in geringer Entfernung von ihm verlaufenden Karakorum, dem Tibet nördlich begrenzenden Kuen-lün (s. d.) und dem Hindukusch (s. d.) so innig zu einem Gebirgsknoten, dem massenhaftesten der Erde, verschmolzen, daß alle vier genannten Gebirgszüge als Glieder eines einzigen Erhebungs Systems erscheinen, von denen der H. das südlichste und höchste ist. Auch die geolog. und hydrogr. Verhältnisse sprechen hierfür. Das östl. Ende des H. geht, ungefähr unter der 28. Parallele, im Norden der brit. Provinz

Affam und vom Reiche Birma in das schon zu China gehörende Alpengebirge Jung-ling über. Der Durchbruch und die Krümmung des Brahmaputra von Norden nach Südwesten trennt beide Gebirgsmassen. Denkt man sich eine Linie von den zwischen den Quellen des Salteisch und denen des Brahmaputra gelegenen Seen von Manjaraur in Tibet gegen Süden gezogen, so teilt dieselbe den H. in eine westliche und in eine östliche Hälfte. Diese Linie bildet zugleich die ethnogr. Grenze zwischen der arischen Bevölkerung im Stromgebiete des Indus und der turanischen von Tibet. Der H. hat eine mittlere Kammhöhe von 6941 m, aber welche sich eine große Anzahl von Gipfeln sehr beträchtlich erhebt. Verschiedene derselben, höher als alle Gipfel der Anden, bilden die höchsten Erhebungspunkte der Erde über das Meeresniveau. Gegen 225 dieser Bergspitzen sind gemessen. Von diesen erheben sich 18 über 7600, 40 über 7000, 120 über 6100 m. Die hervorragendsten von allen sind der Gaurisankar oder Mount Everest mit 8840 m, der Kantchinjunga mit 8581 m und der Dhaulagiri mit 8177 m Höhe. Sie liegen sämtlich in der östl. Hälfte des H. Die mittlere Höhe der Schneegrenze des H. beträgt an seinem südl. Abhange ungefähr 4940, an seinem nördlichen dagegen 5800 m. Von den riesigen Gletschern reichen einige bis 3400, ja selbst bis 3100 m herab. Die mittlere Höhe der aber den H. führenden Flüsse oder Ghats, von denen 21 bekannt sind, ist 5500, die des höchsten von ihnen, des Jbi-Gaminapah zwischen Tibet und Garhwal 6240, die des niedrigsten, des Bara-Latsha, 4900 m. Der H. besteht nicht aus einer einzigen, durchaus ununterbrochenen und völlig zusammenhängenden Kette, sondern aus einem System längerer und kürzerer, teils parallel laufender, teils sich kreuzender, weitere und engere Thäler einschließender Gebirgszüge. Eigentliche Plateaus kommen im H. nicht vor. Im allgemeinen ist die Südseite desselben mannigfacher gegliedert als dessen Nordseite, namentlich zeigt sie eine reichere Entzweiung von Fortsätzen und Nebenarmen, zwischen denen die von der indo-brit. Regierung mehr oder weniger abhängigen Staaten Kaschmir, Garhwal, Kamaon, Nepal, Sikkim und Bhutan gelegen sind. An der Südseite des H. entspringen die Nebenflüsse des Indus (s. d.), Dschelam, Schenab und Ravi, der Ganges (s. d.) mit seinen linken Nebenflüssen, sowie auch die Dschamna.

Der H. ist vor allen andern Gebirgen der Erde reich an der großartigsten Naturschönheit, in welcher jedoch das Wildromantische vorherrscht. Namentlich ist dieses an den Stellen der Fall, wo die genannten, großenteils schon in ihrem obern Gebiete sehr wasserreichen Flüsse bei ihrem schnellen Hinabreilen in die ind. Ebene sich gewaltig ihren Weg durch enge Thäler und Felspaltungen gebahnt haben. Einen malerischen und tiefen Eindruck als der Anblick des H. von seiner Nordseite, von der tibetan. Hochebene aus, macht der von dem ind. Flachlande aus, unweit seiner letzten Abstufung gegen Süden. Hinsichtlich der geolog. Bildung des H. machen sich an seinem Fuße hauptsächlich Sandsteinformationen und Trümmergesteine bemerkbar. Weiter oben, bis etwa zu 3000—3500 m Höhe herrschen, häufig von mächtigen Granitgängen durchbrochen, Gneis, Glimmer-, Chlorit- und Talk-schiefer vor. Die höhern und höchsten Gipfel bestehen hauptsächlich aus Gneis und Granit. Bul-

lanische Gebirgsarten kommen im H. nicht vor, wie daselbst auch überhaupt alle Zeichen von Bulkanizität fehlen, man müßte denn verschiedene heiße Quellen, deren Zahl etwa 30 beträgt und von denen die zu Badrinath (s. d.) die bekannteste ist, hierzu rechnen. Die Vegetationsverhältnisse des H. sind außerordentlich mannigfaltig. An dem südl. Fuße der östl. Hälfte dehnt sich ein Zaral genanntes, 15—50 km breites, mit undurchdringlichem Dschungelgebüsch und riesigen Grasarten bewachsenes, ungesundes und unbewohnbares Morastland aus. Hierauf folgt bis etwa zu 1000 m Höhe eine überaus reiche, tropische, spezifisch ind. Vegetation, an welche bis zu 2500 m Höhe sich Wälder von Eichen, Kastanien, Laurineen u. s. w. anschließen. Zwischen 2500 und 3500 m ist die Flora der des südlichen und mittlern Europa analog; hier herrschen Coniferen und unter diesen Pinus Deodwara, P. excelsa, P. longifolia, Abies Webbiana, Picea Morinda u. s. w. vor. Die Baumgrenze reicht auf der nördl. Seite des H., in Folge der höhern Schneegrenze daselbst, höher hinauf als auf der südlichen und wird an letzterer durch eine Eichenart, Quercus semicarpifolia, an ersterer durch die Birke, Betula alba, bezeichnet. Die hierauf folgende Region der Sträucher erstreckt sich bis zur Schneegrenze und schließt im Norden mit einer Genista-Art, im Süden mit einigen Rhododendron, Salix- und Ribes-Arten ab. Der Getreidebau reicht an der tibetan. Seite bis 4600, an der indischen nur bis 3700, der Graswuchs an dieser bis 4600, an jener bis 5290 m Höhe. Auch die Fauna des H. ist in hohem Grade interessant und äußerst reichhaltig. An der Südseite, bis zur Höhe von 1200 m ist sie die spezifisch indische und wird durch Tiger, Elefanten, Affen, Papageien, Fasane und solche Vögelarten vertreten. In dem mittlern Teile des Gebirges kommen Bärren, Roschustiere und verschiedene Antilopenarten, im nördl., an Tibet grenzenden Teile dagegen wilde Pferde, wilde Ochsen (Yak), wilde Schafe und Steinböde, sowie mehrere andere der Fauna von Mittelasien und mehr speziell der von Tibet angehörende Säugetiere vor. Der H. bildet nicht nur die polit. Grenze zwischen den engl.-ind. Besitzungen und Tibet, sondern auch im ganzen und großen eine ethnographische, indem durch ihn die südlich von ihm lebenden arischen Indier von den der mongol. Rasse angehörenden Tibetern getrennt werden. Beide Volkselemente haben sich jedoch, jedes von seiner Seite, nach den Thälern im Innern des H. verbreitet und daselbst vielfältig vermischt. Die Bevölkerung findet sich am dichtesten in den überaus fruchtbaren Thälern zwischen 1500 und 2500 m Höhe. In der Höhe von 3000 m fängt sie schon an spärlich zu werden. Vgl. H. K. und R. von Schlagintweit, „Results of a scientific mission to India and High-Asia“ (mit Atlas, 4 Bde., Lpz. 1861—66); Schlagintweit, „Safarnameh“, „Reisen in Indien und Hochasien“ (4 Bde., Jena 1869—80); R. E. von Ujfalov, „Aus dem westlichen H.“ (Lpz. 1884).

Himalaja-Völker. Das Himalajagebirge wird auf der südlichen, Indien zugekehrten Seite in der obersten Region (von etwa 3000 m an) von den im Norden desselben anässigen Tibetern bewohnt; die zum Ackerbau tauglichen Ebenen, im Süden des Himalaja, welche dem Gangesthal angehören, haben die im engern Sinne genannten Hindu inne.

Zwischen diesen beiden Völkern auf den Bergen bis 3000 m aufwärts und in den dazugehörigen Dschungeln (umpfigen Niederungen und Wäldern) leben verschiedene Stämme, die man unter dem Ausdruck Himalaja-Völker zusammenfaßt und die, wie ihre in unzählige Dialekte gespaltenen Sprachen darthun, zunächst mit den Tibetern zusammenhängen. Diese Völker sind hauptsächlich Viehzüchter und Jäger und sind sowohl dem unter ihren Verwandten, den Tibetern, herrschenden Buddhismus als auch dem unter den Hindu herrschenden Brahmanismus fern geblieben. Die wichtigsten der H. (von Osten gegen Westen) sind: die Lepcha im westl. Bhutan, in Sikkim und im östl. Nepal, die Kiranti und die Limbu in Sikkim und Nepal, die Murmi und die Newar in Nepal, in dem Gebirge zwischen den Flüssen Kauli und Gandaki, die Kohli, die Garwali, die Gatar u. a. von der Gandaki bis gegen Gilgit, die Kitchal oder Kirat in den Dschungeln von Sikkim und Nepal, die Sayn oder Bayn, die Tschepang, die Kusunda in den Wäldern von Nepal. Vgl. Hodgson, „Essays on the languages, literature and religion of Nepal and Tibet“ (Lond. 1874); derselbe, „Miscellaneous essays relating to Indian subjects“ (2 Bde., Lond. 1880).

Himation, das von den alten Griechen (Männern und Frauen) über dem Chiton getragene, mindestens bis an die Knie reichende Obergewand. Dasselbe bestand aus einem oblongen Stück Zeug und wurde zweimal über die linke Schulter geworfen und einmal (wenn es die Gestalt ganz einhüllten sollte) über die rechte Schulter oder unter den rechten Arm (diesen freilassend) gezogen.

Himbeerstrauch, *Rubus idaeus*, ein in Europa und im mittlern und nördl. Asien verbreiteter, in den Gärten in zahlreichen Kulturformen bekannter Obststrauch, dessen Wurzeln zwar ausdauernd, dessen Stengel aber nur zweijährig sind, im zweiten Jahre blühen, Früchte tragen und absterben. Die Blüten der Himbeere haben dasselbe Ansehen wie die Erdbeere, aber die Früchte beider entwickeln sich verschieden, indem der Fruchtnoten bei jener zur fleischigen Steinbeere, bei dieser zum trockenen Näschen werden, die auf dem fleischig gewordenen Fruchtboden stehen. In der ursprünglichen Form findet sich der H. am häufigsten am Rande oder in den Lichtungen der Gehölze, besonders an etwas feuchten Stellen mit nahrhaftem Boden. Unter den Kulturformen befinden sich auch solche, bei denen die erst im Frühjahr gebildeten Triebe schon in demselben Jahre, im Herbst, blühen und reife Frucht bringen, ohne dadurch die Fähigkeit zu verlieren, auch im folgenden Frühjahr fruchtbar zu sein. Man teilt danach die Himbeeren in zwei Gruppen, in gewöhnliche und nochmal tragende oder remontierende, und unterscheidet unter ihnen wieder klein- und großfrüchtige. Im übrigen unterscheiden sie sich durch die Farbe der Beeren und durch deren Form, doch fallen die Merkmale der Sorten weniger scharf in das Auge, als bei der Erdbeere, was als Beweis dafür gelten kann, daß unsere Gartenhimbeeren einer einzigen Art ihren Ursprung verdanken. Die Kultur des H. ist sehr einfach. Er liebt nördliche und etwas schattige Lagen und leichten, sandigen oder lehmig-sandigen, dabei frischen und recht humusreichen Boden. Da er jedoch das Erdreich binnen wenigen Jahren erschöpft, so muß man die Stöcke alle drei oder vier Jahre in frischen Boden

pflanzen oder der Verarmung des Erdreichs wenigstens durch jährlich wiederholte Düngung mit zersehtem Stallmist vorbeugen. Man pflanzt den H. am bequemsten im Herbst durch Ausläufer von Stöcken fort, die man nicht hat zur Blüte kommen lassen. Die Pflanzen setzt man 80 cm weit voneinander. Im übrigen hat man nur die fruchtbar gewesenen Stengel im Frühjahr über dem Boden wegguschneiden, die im Laufe des Jahres fruchtbar werdenden aufzubinden und die aus dem Stock kommenden jungen Triebe bis auf die zwei oder drei kräftigsten wegguschneiden. Die sehr angenehm duftenden und erfrischenden Früchte werden nicht nur frisch verzehrt, sondern auch zur Bereitung von Himbeerjelly, Himbeereis und Limonade benutzt. Sie werden häufig von der Larve des Himberoläfers, *Byturus tomentosus*, beunruhigt.

Olmetus, alte Stadt auf der Nordküste Siciliens, östlich von Panormos (Palermo), wurde von ion. Griechen (Chalkidern) aus Jansie 649 v. Chr. gegründet, später durch dorische Zuwanderer verstädtet. Von den benachbarten Karthagern bedrängt, fiel sie H. um 560 n. Chr. unter den Schutz des Tyrannen Phalaris von Agragas; vollständige Unterwerfung vermieden sie auf Rat ihres Landesherrn, des Dichters Stesichoros. Später (um 500) war Terillos Fürst von H. Dieser wurde von dem Jährling von Agragas Theron 482 vertrieben, mit dem verbündet dann Gelon von Syrakus um 480 den wichtigen Sieg bei H. über den Karthager Hamilkar errang; H. blieb nun von Theron abhängig und wurde von seinem Sohne Thrasydäos regiert. Als nach Theron's Tode Thrasydäos Alleinherr über Agragas und sein Gebiet geworden war und mit den Syrakusern sich überwarf, wurde H. von ihm durch Hieron I. Sieg über denselben (472 v. Chr.) befreit; aber 409 ward es durch den Karthager Hannibal Hamilkar's Enkel, gänzlich zerstört. In der Nähe gründeten die Karthager 407 eine neue Stadt, Therma, das jetzige Termini. Vgl. Holm, „Geschichte Siciliens“ (2 Bde., 1869—74).

Olmetus, griech. Sophist im 4. Jahrh. n. Chr., in Prusias in Bithynien geboren, erzielte in Athen, wo er seine erste Bildung erhalten hatte, mit vielen Beifall Unterricht in der Rhetorik. Vom Kaiser Julian, bei dem er in hoher Achtung stand, wurde er 362 n. Chr. nach Antiochia berufen. Nach dem Tode desselben zog er sich für längere Zeit zurück, lebte aber 368 nach Athen zurück, wo er um 386 in hohem Alter starb. Von seinen vielen Bräut. und Gelegenheitsreden, die ganz den Schwulst und die Affektation seiner Zeit an sich tragen, sind 34 vollständig erhalten, herausgegeben von Bernadotti (Witt. 1790) und zusammen mit den von andern besorgten Werken des Philostratos und andern Autoren von Dübner (Var. 1849).

Olmetus (griech.), in der griech. Mythologie die Personifikation der Echnucht.

Himjariten (bei Ptolemäus: Homeritae) ist der Name eines arab. Volks, welches seinen Ursprung von Himjar, einem der Söhne des Saba, herleitete, in Südarabien (Jemen) ansässig war und, im Gegensatz zu den beduinischen Arabern, feste Wohnsitze hatte. Die ersten Andeutungen über die H. gibt das Alte Testament, welches eine Königin von dem ohne Zweifel in Jemen zu findenden Saba (eigentlich Sabea, 1 Kön. 10) erwähnt, die zur Zeit Salomos gelebt haben soll. Saba (daher der Name Sabäer) mag schon in sehr

früher Zeit das Centrum einer eigenthümlichen Kultur gewesen sein, in welchem etwa im 7. Jahrh. v. Chr. ein König Himjar, Sohn des 'Abd Shams zur Herrschaft gelangte, welche seine Familie mehrere Jahrhunderte hindurch mit den Arabianen theilte. Umgekehrt vom 1. Jahrh. v. Chr. behauptete die himjarische Dynastie der Zobba' die Herrschaft bis zum J. 625 n. Chr. Die Schrift der Himjarer, aus welcher die äthiopische hervorging, bildet mit dieser den südl. Zweig der Schriftarten, in welche sich die altsemitische Schrift schon in sehr früher Zeit gespalten hat. Die Araber nennen sie gewöhnlich al-Rasud (d. i. die altherkömmliche). Dieselbe geht von rechts nach links und in seltenen Fällen auch in umgekehrter Richtung (Bakrophenon), die Buchstaben stehen durchaus isolirt. Die Sprache der himjaritischen Inschriften bietet sowohl hinsichtlich der Formenbildungen wie der lehrlichen Bestandtheile die meisten Analogien mit dem Arabischen und Äthiopischen, zum Teil auch dem Hebräischen. Die Lesung der Inschriften bietet jetzt im wesentlichen keine Schwierigkeiten mehr, während das eigentliche Verständnis der Sprache derselben noch mancherlei Zweifeln unterworfen ist. Vgl. E. Roediger, Versuch über die himjaritischen Schriftmonumente (Halle 1841); derselbe, Versuch zu der Lesung der Inschriften (Halle 1842); Osander, Zur himjaritischen Alterthums- und Sprachkunde (Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Bd. 10, 19 u. 20); Franz Pratorius, Beiträge zur himjaritischen Inschriften (Halle 1872 f.); Huley, Etudes Sabaeennes (Par. 1873); D. H. Müller und Moritzmann, Himjarische Studien und Sabaäische Denkmäler (Wien 1888). Viele der zum Teil sehr schönen, freilich nur noch in Ruinen vorhandenen Wandmalereien, auf welchen die Inschriften sich finden, mögen aus der Zeit der Herrschaft der Zobba', der Blüthezeit des himjarischen Reichs, herrühren. In die Regierungszeit von Zobba al-Kharr (90—140 u. Chr.) fällt wahrscheinlich der Bauabbruch, welcher den Ruin der fruchtbaren Gegenden Südarabiens und den Untergang der alten Stadt Karib herbeiführte und zahlreiche Auswanderungen verschiedener bisher in Südarabien anlässlich gewesener Stämme von Süden nach Norden zur Folge hatte. Tibban As'ad Abū Karib (200—236) ging zum Judentum über, das er in seinem Reiche einführte. Der letzte König war Dfa Ruwās (490—525), gegen welchen die von ihm hart verfolgten Christen in Karibdrän den Negus von Äthiopien herbeiriefen, welcher mit einem Heere von 70000 Mann in Südarabien einfiel und im J. 525 das himjaritische Reich kürzte.

Himly (Carl), berühmter Lehrer der praktischen Heilkunde und der Ophthalmologie, welche letztere er zuerst als besonderen Lehrzweig einführte, geb. 30. April 1772 zu Braunschweig, wo sein Vater Med. Secreatar war, besuchte seit 1790 das anatom. chirurg. Collegium daselbst und bezog 1792 die Universität zu Göttingen. Nachdem er kurze Zeit als Bolontär in den Lazaretten der preuß. Armee zu Jena a. R. gedient, wurde er 1795 Professor der mediz. chirurg. Klinik zu Braunschweig. Von hier folgte er 1801 einem Rufe als ord. Professor der Medizin nach Jena, ging aber schon im nächsten Jahre in gleicher Eigenschaft nach Göttingen, wo er zugleich Direktor des alademischen Hospitals wurde und lange Zeit mit Beifall und Erfolg wirkte, bis er 22. März 1837 seinen Tod in der Leine fand. H.

erwarb sich viele Verdienste um die Augenheilkunde, insbesondere durch Einführung der pupillenerweiternden Mittel, sowie durch die von ihm gegründete und dann mit J. A. Schmidt fortgeführte Zeitschrift «Ophthalmologische Bibliothek» (3 Bde., Brem. 1801—7). Rächstem sind von ihm noch zu erwähnen: «Ophthalmolog. Beobachtungen und Untersuchungen» (Brem. 1801), «Lehrbuch der praktischen Heilkunde» (Bd. 1, Göt. 1807; 3. Aufl. 1823), «Einführung in die Augenheilkunde» (Jena 1806; 3. Aufl. Göt. 1830) und die von seinem Sohne herausgegebene Schrift «Die Krankheiten und Ritzbildungen des menschlichen Auges und deren Heilung» (Berl. 1842—43). Mit Hufeland gab er von 1809 bis 1814 das «Journal für praktische Heilkunde» heraus.

Himly (Ernst Aug. Willh.), Sohn des vorigen, geb. 14. Dez. 1800 zu Braunschweig, besuchte die Gymnasien zu Göttingen und Helmstedt und studierte zu Göttingen, wo er 1823 die mediz. Doktorwürde erlangte und durch seine «Commentatio de cachexia et cacochymia» (Göt. 1823) den von der mediz. Fakultät angesetzten Preis gewann. Nach der Rückkehr von einer größeren wissenschaftlichen Reise habilitierte er sich 1825 in Göttingen als Docent der Physiologie, der vergleichenden Anatomie und gerichtlichen Medizin und wurde 1832 zum außerord. Professor ernannt. Er starb 16. Febr. 1881 zu Göttingen. Unter seinen Schriften sind besonders zu erwähnen: «Beiträge zur Anatomie und Physiologie» (2 Bde., Hannov. 1829—31) und «Einführung in die Physiologie des Menschen» (Göt. 1835). Auch übersetzte er aus dem Englischen: «Wanderungen in den Nordprovinzen von China» von Fortune (Göt. 1853) und «Das Boot und die Karawane, eine Familienreise durch Ägypten, Palästina und Syrien» (Pp. 1860).

Himmel, Himmelskugel, Himmelsge- wölbe oder Firmament nennt man das scheinbare Gewölbe, das sich in der Gestalt einer hohlen Halbkugel über der Erde ausbreitet und, wenn keine Wolken vorhanden sind, bei Tage blau, in der Nacht aber dunkel und mit Sternen bedeckt erscheint. Im Altertum hielt man den H. seiner Erscheinung gemäß für ein festes Gewölbe, an welchem die Sterne angeheftet wären, und nahm sogar mehrere übereinanderliegende Himmelskugeln oder Sphären an, um die verschiedenen, voneinander abweichenden Bewegungen der einzelnen Himmelskörper zu erklären. Jenes scheinbare Gewölbe ist aber nichts als der mit dem hypothetischen Weltäther erfüllte, aber luftleere und daher gewöhnlich leer genannte Raum (Weltraum), in welchem die Himmelskörper, und mit ihnen auch die Erde selbst, schweben. Ubrigens erscheint der H. bei völlig freier Aussicht genau genommen nicht als ein halbkugelförmiges, sondern als ein bei weitem flacheres Gewölbe; am Horizont scheint er uns entfernter als in der Höhe, was man aus der Menge der Gegenstände erklärt, die wir zwischen uns und den Grenzen des Horizonts erblicken. Die blaue Farbe des Himmelsgewölbes rührt nach der ältern allgemeinen, besonders von Brandes vertretenen Ansicht von dem Sonnenlicht her, dessen blaue Strahlen die Lufttheilchen der Erdatmosphäre nach allen Seiten unregelmäßig zurückwerfen oder zerstreuen; ohne diese Lichtzerstreuung würde der hellere H. auch am Tage, mit Ausnahme der Sonne selbst, schwarz erscheinen müssen. Daß aber der H. gerade

blau und nicht weiß erscheint, obgleich das Sonnenlicht farblos ist, hat seinen Grund darin, daß die reine, dunstfreie Luft nicht alle Arten farbigen Lichts gleich gut zurückwirft, sondern vorzugsweise das blaue Licht, während sie das rote und gelbe vorzugsweise durchläßt. Die wässerigen Dünste werfen dagegen alle Arten von Licht ziemlich gleichmäßig zurück, daher das weißliche, milchige Ansehen des H., wenn die Luft mit vielen Dünsten erfüllt ist; je dunstfreier die Luft ist, um so dunkler erscheint das Blau des H. Auf hohen Bergen ist das Ansehen des H. dunkler, weil dort die dünnere Luft weniger Licht zurückwirft. Nach einer andern neuern Ansicht rührt die Himmelsbläue von der Interferenz des Lichts an den in der Sonne befindlichen kleinen Staub- und Dunstteilchen her, und wäre also keine gewöhnliche Reflexions-, sondern reflektierte Interferenzfarbe. Diese Ansicht, jedoch nur in Bezug auf die als zarte Hüllen in der Luft schwebenden Dunstbläschen, wurde von Clausius (1849) aufgestellt und begründet. Je nach dem Grade der wiederholten Zurückwerfungen des nach den Gesetzen dünner Blättchen an den feinen Wasserdampfbläschen interferierten Lichts kommen die verschiedenen Stärkegrade des Himmelsblau zu Stande. Die Instrumente, welche zum Messen der Abstufungen der Himmelsbläue dienen, heißen Cyanometer (s. d.). Die künstliche Darstellung des H. nennt man Himmelsglobus. (S. Globus.)

Himmel (Friedr. Heint.), deutscher Komponist, geb. 20. Nov. 1765 zu Treuenbriehe in der Mark Brandenburg, studierte in Halle Theologie, später aber, durch ein Jahrgeld König Friedrich Wilhelms II. unterstützt, in Dresden unter Naumann Musik. Nachdem er in Berlin 1792 sein Oratorium „Jsaak“ zur Aufführung gebracht, ernannte ihn der König zum Kammerkomponisten und gab ihm zugleich die Erlaubnis, nach Italien zu gehen, wo er unter andern Opern in Neapel 1795 seine „Semitramide“ auführte. Nach seiner Rückkehr ward er an Reichardts Stelle Kapellmeister. Er starb in Berlin 8. Juni 1814. Das meiste Aufsehen erregte seine Oper „Fanchon“, die viel Anmut und Einschmeichelndes hat. Unter seinen übrigen Kompositionen sind noch zu erwähnen: die Gesänge zu Liedes „Urania“, die „Cantate auf den Tod Friedrich Wilhelms II.“, die Komposition des „Vaterunsers“ nach Wablmanns poetischer Umschreibung und die Oper „Die Siphnen (1807).“ Seinen Ruf verdankte er hauptsächlich seinen Liebertkompositionen („An Alexis send' ich dich“, „Es kann ja nicht immer so bleiben“).

Himmelfahrt. Die Christl. Urzeit glaubte, daß der auferstandene Messias zur Rechten Gottes erhöht sei und auf den Wolken des Himmels bereinst wiederkommen werde zur Aufrichtung seines Reichs. Diese Vorstellung, welche an die eigenen, geschichtlich unzweifelhaften Zukunftsverheißungen Jesu sich anschließt, besagte ursprünglich noch nicht, daß Jesus mit seinem aus dem Grabe auferstandenen Erdenleibe, sondern nur, daß er in verklärter Licht Herrlichkeit zum Himmel erhoben worden sei. Aber die immer sinnlicher ausgebildeten Vorstellungen von seiner Auferstehung forderten zu ihrer Ergänzung notwendig die weitere Annahme, daß Christus nach der wunderbaren Wiederbelebung seines Leibes mit eben diesem Leibe zum Wolkenhimmel emporgefahren sei. Daher wird denn Luk. 24, 51, Apostelgesch. 1, 9, Mark. 16, 19 ein sichtbares Em-

porsteigen zum Wolkenhimmel und ein Vergehen desselben in den Wolken erzählt, was nach dem Evangelium des Lukas und der aus diesem genommenen Markusstelle am Auferstehungstage, nach der Apostelgeschichte 40 Tage später geschehen sein wird. Letztere Annahme ward die kirchlich recipierte; aber seit Ende des 4. Jahrh. zuerst im Abendlande, aber sehr bald nachher auch im Abendlande, ist die Fest der Himmelfahrt Christi 40 Tage nach Ostern, also an dem Donnerstage der fünften Woche, gefeiert wurde.

In das Glaubensbekenntnis ward das „Aufsteigen zum Himmel“ wohl schon gegen Ende des 2. Jahrh. mit aufgenommen und wurde dem von allen Christl. Parteien als eine der Hauptgrundthaten der evang. Geschichte festgehalten. Der Rationalismus, welcher die Auferstehung: türlich erklärte, das Steigen zur Rechten Gottes als bildliche Einleitung einer geistigen Reben nahm, bestritt die H. als nicht genügend in Evangelienchriften bezeugt. Da aber hier nicht untreunbar an andern hängt, so hat man sich Wahl, entweder alle drei Stücke buchstäblich zu halten, dann aber auch die antike Ansicht vom Himmel mit einer über der Erde sich befindenden Halbkugel, an welcher Sonne, Mond und Sterne als Lichter befestigt sind, wieder aufzunehmen, oder Gott mit Christus und den Engeln dort im ewigen Sinne wohnen zu lassen, oder mit der auch die Auferstehung als äußern sinnlichen Vorgang zu bestreiten und beides ebenso wie die Steigen zur Rechten Gottes als sinnlich-anfänger Darstellung der innern Erfahrung von der herrschenden Geistesmacht Christi in seiner Gegenwart begreifen, welche sich immerhin der Christl. auf dem Wege der Vision vermittelt hat.

Außer der H. Christi feiert die römisch-katholische Kirche alljährlich am 15. Aug. das Fest der Himmelfahrt Mariä auf Grund der seit dem 8. Jahrh. ausgebildeten Sage, daß Seele und Körper der Mutter Jesu von dem Sohne und seinen Engeln in den Himmel aufgenommen worden sei.

Himmelfahrtstafel, s. Ascension.

Himmelfort am See, Abtei in Lehnin (s. d.).

Himmelreich, soviel wie Reich Gottes.

Himmelsche, s. Weltache.

Himmelsbedeckung oder **Bewölkung** bei der Abschätzung, ein wie großer Teil des Himmels mit Wolken bedeckt sein würde, wenn man sich am Himmel bestimmt vorhandenen, zerstreuten Wolken (s. d.) zu einer einzigen, zusammenhängenden dichten Wolke zusammengeschoben denkt. Man teilt die H. in 10 Grade, wo 0 den ganz reinen, 2 und 3 den leicht bewölkten, 4 den nahezu klaren und halb bewölkten, 5 den halb klaren und halb bewölkten, 6 den aber halb bewölkten, 7 bis 8 den stark, 9 den fast ganz und 10 den ganz bewölkten Himmel, oder auch dichten Nebel bezeichnet. Die H. hat, je nach den verschiedenen Zeiten, ihre täglichen und jährlichen Perioden, die besonders regelmäßig unter den Tropen auftreten. In Europa ist die H. im Winter stärker als im Sommer.

Himmelsgebirge, s. Thianschan.

Himmelsgegenben oder **Weltgegenben** nennt man die Teilungspunkte des in 4, auch noch in 8 oder 16 (von den Schiffen sogar in 32) gleiche Teile getheilten Horizonts (s. d.). Gewöhnlich nimmt man nur vier H. an: Osten oder Morgen, Süden oder Mittag, Westen oder Abend, und

Norden oder Mitternacht, welche auch Haupthimelsgegenenden oder Kardinalpunkte heißen. Die in der Mitte zwischen je zweien derselben liegenden Teilungspunkte heißen: Südost, Südwest, Nordwest und Nordost; diese nennt man Nebenhimmelsgegenenden. (S. Windrose.) Die S. aufzufinden oder, wie man es ausdrückt, sich zu orientieren, ist leicht. Kehrt man sich auf der nördl. Hemisphäre mittags 12 Uhr der Sonne zu, so hat man gerade vor sich Süden, links Osten, rechts Westen, im Rücken Norden; auf der südl. Hemisphäre ist das Verhältnis vollständig umgekehrt, weil dort die Sonne mittags 12 Uhr im Norden steht. Sieht man auf der nördl. Hemisphäre in einer klaren hellen Nacht nach dem Polarstern, so hat man vor sich Norden, links Westen, rechts Osten, im Rücken Süden. Bei trübem Wetter gibt die Magnetnadel die Orientierung, doch ist dazu die Kenntnis der Ablenkung der Magnetnadel von der Südnordrichtung nötig, die gegenwärtig in Mitteldeutschland nahezu 12 Grad nach Westen beträgt. (Himmel.)

Himmelsgewölbe (Himmelskugel), s.

Himmelskarten, s. wie Sternkarten (s. d.).

Himmelsknight wird oft die Jungfrau Maria (s. d.) genannt.

Himmelskreise nennt man diejenigen Kreise, welche entstehen, wenn man die scheinbare Himmelskugel durch verschiedene Ebenen schneidet, und welche zur Bestimmung der Orte der Gestirne am Himmel dienen. Durch eine horizontale Ebene wird die Himmelskugel in zwei Hälften, die sichtbare und unsichtbare, geteilt, der Durchschnitt ist ein größter Kreis, der Horizont, die Pole des Horizonts heißen Zenith und Nadir, und alle durch diese gelegten Kreise sind Höhen- oder Vertikalkreise. Legt man einen Höhenkreis durch einen Stern, so kann man die Höhe des Sterns über dem Horizont bestimmen, und ermittelt man außerdem die Lage des Punktes, in welchem der Höhenkreis den Horizont des Beobachtungsortes schneidet, so ist damit der Ort des Sterns am Himmel gegeben. In gleicher Weise kann man durch Äquator und Stundenkreis, durch Ekliptik und Breitenkreis u. s. w. die Orte der Gestirne bestimmen. Es gibt unendlich viele H.; die auf Horizont, Äquator und Ekliptik bezogenen sind die gebräuchlichsten.

Himmelskugel, s. Himmel.

Himmelskunde, s. Astronomie.

Himmelskassette oder Schlüsselblume, s. Primel.

Himmelskorn, s. Mannahirse.

Himmelswagen, s. unter Wä (Sternbild).

Himmelszüge, s. unter Becassinen.

Himten, früher Getreidemaß mehrerer norddeutschen Staaten: in Hannover = 31,15 l, in Braunschweig = 31,14 l, in Hessen-Kassel = 20,09 l.

Hinabschauen, s. Schlingen.

Hino illae lacrimae (lat., »daher jene Thränen«), sprichwörtliche Lebensart für: das (also) ist der (wahre) Grund, Citat aus Terentius' Andria (1, 1); der Ausdruck war schon im Altertum sprichwörtlich (vgl. Cicero »Pro Caelio«, Kap. 25, und Horaz' Episteln 1, 19, 41).

Hindesberg (Karl Ludw. Friedr. von), bekannt als Polizeipräsident von Berlin, geb. 1. Sept. 1806 auf dem Schlosse Sinnerhausen bei Wajungen in Sachsen-Meiningen, trat in preuß. Staatsdienst und wurde Regierungsdirektor zu Köln, Regierungsrat in Arnberg und Regnitz, Oberregierungsrat in

Merseburg, 1848 Polizeipräsident zu Berlin. Als solcher erwarb er sich Verdienste um das Armenwesen und um viele gemeinnützige Anstalten Berlins. H. wurde 1853 Generalpolizeidirektor und 1855 als Geh. Oberregierungsrat Dirigent der Abteilung für Polizei im Ministerium des Innern. Bei der herrschenden Partei war er durch rücksichtsloses Einschreiten gegen die Liberalen beliebt. Als er aber auch einen adeligen Spielklub schließen ließ, kam er mit einem Mitglied desselben, einem Herrn von Rochow-Blessow, in Konflikt und wurde von diesem 10. März 1856 in der Jungfernhaid bei Charlottenburg im Duell erschossen.

Hindley, Stadt in der engl. Grafschaft Leicesters, 20 km im W. von Leicester, an der Eisenbahn Birmingham-Mineaton-Leicester, zählt (1881) 7673 E. und hat Bonneterien, Brauereien und Mineralquellen.

Hindus (Hindus), einer der ältesten und hervorragendsten Entzifferer der assyr. Keilschrift, geb. am 19. Aug. 1792 zu Cort in Irland, studierte von 1807 bis 1811 in Trinity College zu Dublin, wurde 1825 prot. Rektor in Killybegh (Grafschaft Down), welchen Posten er bis zu seinem am 8. Dez. 1866 erfolgten Tode innehatte. Seit 1833 wandte er sich den hieroglyphischen Studien zu, die er in 12 Abhandlungen in der »Dublin University Review« und den »Memoiren der Irischen Akademie« bis 1854 verfolgte. Die Entdeckung von Ninive trieb ihn zur Entzifferung der assyr. Keilschriften, in der er seit 1846 mit genialem Scharfsinn bahnbrechend wirkte. Er erkannte zuerst den syllabaren Charakter der assyr. Schrift, las die Namen Sanherib und Nebuchadnezzar wie eine große Menge anderer nicht-assyr. Eigennamen, erklärte viele Worte und Phrasen und beschäftigte sich mit histor. und archäol. Fragen, die er namentlich in den »Transactions of the Royal Irish Academy« besprach.

Hind war die Tochter des Utba und Frau des Abū Sufjan, des gefährlichsten Gegners des Propheten Mohammed. Abū Sufjan organisierte nach der für Mohammed günstigen Schlacht von Bedr (im 2. Jahre der Hebschra) einen großartigen bewaffneten Widerstand der Mekkaner, welcher nach Verlauf eines Jahres zu der Schlacht am Berge Ohod führte. H. begleitete ihren Gatten bei diesem Kriegszug. Ihr glühender Haß gegen Mohammed und seine Anhänger bewog sie zu den grausamsten Greuelthaten an den in der Schlacht von Ohod verwundeten Kriegern. Nachdem Mohammed im J. 8 der Hebschra (630 n. Chr.) als Eroberer in Mekka eingezogen war, begnadigte er die bereits auf der Eise der zum Tode Verurteilten stehende Frau, als sie ihn um Verzeihung bat. Sie soll im Anfang des Kalifats Omars (634—644) gestorben sein.

Hind (John Russell), berühmter engl. Astro- nom, geb. 12. Mai 1823 zu Nottingham, erhielt 1840 eine Anstellung als Assistent an der magnetischen Abteilung der königl. Sternwarte in Greenwich. Er verblieb hier bis 1844 und wurde dann, nachdem er sich noch an der von der Regierung nach Ringstown bei Dublin abgefertigten Expedition zur Bestimmung der Länge von Valentia beteiligt, als Observator auf dem Privat-Observatorium Bischofs im Regentspark angestellt. Hier begann er eine Reihe von Beobachtungen zur Auffindung neuer planetarischer Körper, die von dem glänzendsten Erfolge gekrönt wurden. Seit

Aug. 1847 bis Juli 1854 entdeckte er nacheinander zehn der kleinen Planeten. Ferner bemerkte er 29. Juli einen 2 Stunden früher von De Vico in Rom gefundenen Kometen, 18. Okt. 1846 einen zweiten, der wegen trüber Witterung nicht wieder gesehen wurde, und 6. Febr. 1847 einen dritten, der 30. März bei vollem Tageslicht sichtbar ward. Endlich beobachtete er 16 neue veränderliche Sterne und 3 Nebelflecke, welche frühern Sternforschern entgangen waren. Während derselben Zeit wurden auch über 70 Planeten- und Kometenbahnen von H. berechnet, Resultate, die er meist in den altonaer „Astron. Nachrichten“, den „Comptes rendus“ des französischen Instituts und den „Transactions“ der königl. Astronomischen Gesellschaft in London veröffentlichte. Daneben verdienen Erwähnung das von H. herausgegebene „Astronomical vocabulary“ (Lond. 1852), die „Introduction to astronomy“ (3. Aufl., Lond. 1863), ferner „On the expected return of the great comet of 1264 and 1556“ (Lond. 1848), ferner „The solar system“ (Lond. 1846) und „Descriptive treatise on comets“ (Lond. 1859).

Hindeloopen oder **Hinloopen**, altertümliches Städtchen der niederländ. Provinz Friesland, 18 km westlich von Sneek, 22 km südlich von Harlingen an der Zuydersee gelegen, ist besonders bekannt durch die eigentümliche Kleidertracht, welche die dortigen Frauen, wie auch des zwischen H. und Stavoren gelegenen Dorfes Mollwerum, von den übrigen Friesinnen unterscheidet. Der Ort hat drei prot. Kirchen, eine Synagoge und ein hübsches Rathhaus und zählt (1883) 1098 E., die Schiffbau und Fischfang treiben.

Hindenburg (Karl Friedr.), Mathematiker, geb. zu Dresden 13. Juli 1741, besuchte das Gymnasium zu Freiberg, studierte in Leipzig und wurde 1768 Erzieher eines Herrn von Schönberg, den er auf die Universitäten von Leipzig und Göttingen begleitete. Nachdem er sich 1771 in Leipzig habilitiert, wurde er 1781 außerord. Professor der Philosophie und 1786 ordentlicher der Physik. Er starb zu Leipzig 17. März 1808. H. hat sich als Erfinder der „kombinatorischen Analysis“ bekannt gemacht. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen das mit Bernoulli herausgegebene „Magazin für reine und angewandte Mathematik“ (Lpz. 1786–89), das „Archiv der reinen und angewandten Mathematik“ (Lpz. 1794–99) und die „Kombinatorisch-analytischen Abhandlungen“ (Lpz. 1800).

Hindernismittel oder **Annäherungshindernisse** heißen diejenigen Terraingegenstände oder besonders hergestellten Anlagen, durch welche dem Angreifer im wirksamen Feuerbereich einer besetzten Stellung Aufenthalt verursacht, beziehungsweise derselbe genötigt wird, bestimmte im stärksten Feuer der Verteidigung liegende Wege zu seinem Vorgehen zu benutzen. Man spricht von natürlichen und von künstlichen H. und zählt zu den erstern alles, was ohne weitere Nachhilfe die Gangbarkeit des Geländes beeinträchtigt, wie Vertiefungen, steile Abhänge, Weichlandstreden, Gewässer, Mauern, Bäume u. s. w., wenn nur die entsprechende Lage zur Aufstellung des Verteidigers vorhanden ist. Durch künstliche Umgestaltung können natürliche H. zu ihrem Zweck noch geeigneter gemacht werden. Eigentlich künstliche H. gehören zu den Mitteln der Befestigungskunst; die vollkommensten unter denselben kommen bei der Anlage von

Festungen vor (s. unter Festungsbau). Von künstlichen H. bei Feldbefestigungen verlangt man daß sie vom wirksamen Gewehrfeuer des Verteidigers beherrscht werden, dem Angreifer keine Deckung gewähren, das eigene Vorgehen seiner Lage nicht ganz ausschließen und nicht die Wirkung der feindlichen Geschütze schon aus der Ferne zerstört werden können, sowie endlich nicht leicht wegzuräumen oder gangbar zu machen sind.

Die künstlichen H. im Feldbriege zerfallen in der Art ihrer Herstellung in folgende Gattungen: 1) H. in Erde, wie Graben, Vorraben, Palissaden, Sturmpfähle, Verpfählung, Verhau, Spanische Reiter; 2) H. in Eisen, wie Drahthindernisse, Fußangeln; 3) H. in Wasser, wie Versumpfung, Anstaumung, Überdehnung; 4) H. durch Pulver, wie Flammensteinsminen. H. in Erde sind mit den gewöhnlichen Mitteln herzustellen. Der Graben (s. Feldbefestigung) wie der Vorraben haben keine Bedeutung als Orte, wo hölzerne und andere H. einsinkt und dem Geschütze aus der Ferne zugezogen, angebracht werden können. Der Vorraben hat die Form eines Spitzgrabens, dessen Hintersehung meist die flachere ist. Wolfsgraben sind spitz zulaufernde Löcher von etwa 60 cm Tiefe, welche in mehreren Reihen schachbrettförmig hintereinander liegen (s. beistehende Fig. 1, welche runde Wolfsgraben vorstellt). Palissaden (s. Fig. 2) sowie Sturmpfähle sind starke, 2,5 bis 3 m

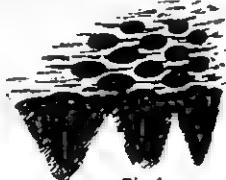


Fig. 1.



Fig. 2.



Fig. 3.

lange, zugespitzte Pfähle von Rund- oder von Eichenholz, von denen erstere auf der Sohle des Grabens



Fig. 4.



Fig. 5.

aufrecht stehend, letztere (in der Regel etwas kürzer) in den Grabenböhungen, wagerecht oder geneigt



Fig. 6.

eingegraben werden. Fig. 2 stellt eine Reihe von Hindernispalissaden dar; in Fig. 3 ist ein

Anbringung von Palissaden, in Fig. 4, 5 diejenige von Sturmpfählen im Graben skizziert. Verpfählung besteht aus schwachen Pfählen (sog. Scharpfähnen), welche den Boden etwa $\frac{1}{2}$ m überragen, oben zugespitzt sind und einander so nahe stehen, daß man den Fuß nicht dazwischen setzen kann. Verpfählung muß eine gewisse, nicht durch Überspringen zu passierende Breite haben. Verbau (s. d.), welches in verschiedenen Arten vorkommt, besteht aus gefällten Bäumen oder nur aus Ästen, welche übereinander geschichtet sind. Astverbau kann auch stehend angebracht sein; Fig. 6 zeigt aus Bäumen hergestelltes Verbau. Spanische Reiter (s. d.) kommen hauptsächlich noch als Schluß von Eingängen in Feldschanzen vor und sind in Fig. 7, 8 dargestellt. Über



Fig. 7.



Fig. 8.



Fig. 9.



Fig. 10.

Drahthindernisse s. den Spezialartikel. Fig. 9 stellt einen Drahtzaun, Fig. 10 eine Drahtverflechtung vor. Bezüglich der Fußangeln s. den Spezialartikel.

Hindernismittel durch Wasser sind in der Felddefension nur mit Hilfe fließenden Wassers und zwar durch Hemmung eines Wasserlaufs hervorzubringen. Wird ein fließendes Wasser durch einen Staudamm zu solcher Tiefe gebracht, daß es nicht zu durchwaten ist, so spricht man von Anstauung; wird das Gewässer mittels eines quer durch das Thal geführten Dammes gezwungen, überzutreten und die Thalniederung unter Wasser zu setzen, so entsteht eine Überschwemmung oder Inundation. Bei Versumpfung hat das übergetretene Wasser nur geringe Tiefe und ist hauptsächlich das Mittel, den Boden zu erweichen und dadurch ungangbar zu machen. Bezüglich der H. durch Pulver s. Flakbatterie und Mine.

H. überhaupt haben einen um so größeren Einfluß auf das Vorgehen des Angreifers, je weniger er auf das Vorhandensein derselben vorbereitet ist; besonders wirksam sind sie gegenüber nächtlichen Angriffen. Die Bewegung der Kavallerie wird durch H. gänzlich ausgeschlossen, aber auch Infanterie ist durch solche zum Aufgeben ihrer taktischen Ordnung genötigt. Mangel an Zeit und geeigneten Mitteln wird ihre Anwendung im eigentlichen Felddiege immer sehr einschränken und nur die einfachsten derselben, als Graben, Wollgraben, Verbau, Verpfählung und Drahthindernisse, zur Anwendung gelangen lassen. Einen umfassendern Gebrauch macht man von H. bei Befestigungen im

provisorischen Charakter, wo ihre Ausführung zugleich eine vollkommenerere sein kann.

Hinderfin (Gust. Eduard von), preuß. General der Infanterie und Generalinspekteur der Artillerie, geb. zu Bernigerode am 18. Juli 1804, trat 1820 in die 3. Artilleriebrigade, wurde 1825 in derselben Secondelieutenant, 1830–37 zur Allgemeinen Kriegsschule als Abteilungsadjutant und zur Topograph. Abteilung des Großen Generalstabes kommandiert, hierauf 1842 als Hauptmann in den Generalstab des 1. Armeekorps versetzt und 1846 zum Major im Großen Generalstabe befördert. Dort leitete H. die Topographische Abteilung, bis er im Sommer 1849 bei Eröffnung des Feldzugs gegen die bad. Insurgenten dem unter Befehl des Generals von Peuder vereinigten Bundeskorps zuerst als Generalstabsadjutant, bald danach aber als Chef des Generalstabes beigegeben wurde. Bei Labenburg wurde er, während er von der Höhe des Stadtturms aus die feindlichen Streitkräfte beobachtete, von den Insurgenten gefangen genommen und nach Rastatt gebracht, vor Übergabe dieses Ortes aber wieder in Freiheit gesetzt. Nach Beendigung des Feldzugs wurde H. zum Generalstabe des 6. Korps nach Breslau, dann 1850 zum 6. und 1854 als Oberstlieutenant und Kommandeur zum 2. Artillerieregiment versetzt. Noch in demselben Jahre zum Obersten und 1858 zum Inspekteur der 3. Artillerie-Inspektion und zum Generalmajor ernannt, erfolgte 1861 seine Beförderung zum Generalleutnant und 1864 die Ernennung zum Inspekteur der 2. Artillerie-Inspektion in Berlin. Im Kriege gegen Dänemark wurde H. die Oberleitung der Artillerie- und Genieangriffe gegen die Düppelstellung übertragen. In Anerkennung seiner Dienste wurde H. in den Adelsstand erhoben. Bereits im April 1864 zum zweiten Generalinspekteur der Artillerie ernannt, wurde H. noch im Dezember desselben Jahres alleiniger Generalinspekteur dieser Waffe zu einer Zeit, in welcher die durchgreifendsten Bewaffnungs-, Organisations- und Ausbildungsfragen die preuß. Artillerie bewegten. Noch ehe die von H. angebahnten Fortschritte in Betreff des Artilleriematerials zur Durchführung gelangt waren, brach der Deutsche Krieg von 1866 aus, welchem H. im Hauptquartier des Königs beizuohnte. Nach dem Frieden entwickelte er eine sehr erfolgreiche Thätigkeit zur Abstellung der im Kriege hervorgetretenen Mängel und errichtete insbesondere die Artillerieschießschule, wirkte auch für schnelle Beseitigung der glatten Feldgeschütze und deren Ersatz durch gezogenen Hinterlader. H. wurde 1866 zum General der Infanterie, 1868 zum Mitgliede der Landesverteidigungskommission ernannt und befand sich während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 bis 1871 wiederum als erster Artilleriegeneral im Hauptquartier des Kaisers, nahm teil an den Schlachten bei Gravelotte, Sedan und an der Belagerung und Beschießung von Paris. H. starb zu Berlin 25. Jan. 1872.

Indi, s. unter Indische Sprachen.

Indi, Derwische aus Indien, Afghanistan und Mittelasien, die sich gruppenweise bettelnd in Konstantinopel herumtreiben.

Indin (Hirschfuh), s. unter Hirsch.

Hindley, Stadt in der engl. Grafschaft Lancashire, 5 km im SO. von Wigan, an der Wigan-Bolton-Eisenbahn, zählt (1881) 14667 E. und hat Kohlen- und Eisenindustrie.

diesem Kampfe wurden zuerst Pseudo-Jidors Detretalen (f. d.) verwertet. Als die Normannen 882 in Westfranken einfielen, floh H. und starb 21. Dez. 882 zu Gernag. H.'s Schriften sind am besten herausgegeben vom Jesuiten Jal. Simond (2 Bde., Var. 1645). Sie sind zum Teil wertvoll als Hauptquelle für die Geschichte jener Zeit. Vgl. C. von Noorden, «H., Erzbischof von Rheims» (Bonn 1863); Sbrulek, «H. von Rheims literarisches Gutachten über die Ehecheidung des Königs Lothar II.» (Freib. i. Br. 1881).

Sinlophen, f. Hindeeloopen.

Sinric von Almar, niederländ. Dichter des 15. Jahrh., war Erzieher eines lothring. Prinzen und arbeitete das mittelniederländ. Tiererepos «Reinart» von Willem (aus dem 13. Jahrh.) um, indem er es in die Sprachformen seiner Zeit übertrug und außerdem eine Prosaquelle hinzufügte, die den Inhalt in allegorischer Sinne auslegte. Nur wenige Fragmente eines Drucks dieser Bearbeitung haben sich erhalten (gedruckt in Hoffmanns von Fallersleben «Hornae belgicae», 12. Tl. Hannover 1862). Sie wurde am Ende des 15. Jahrh. ins Niederdeutsche als «Reinede Vos» übertragen und erhielt erst dadurch eine weiter reichende literarische Bedeutung.

Sinrichs (Herm. Friedr. Wilh.), namhafter Philosoph und polit. Schriftsteller, geb. 22. April 1794 zu Rarisch im Großherzogtum Oldenburg, besuchte das Gymnasium zu Zerow, studierte 1812 in Stralsburg Theologie, seit 1813 in Heidelberg die Rechte, wandte sich aber, als Hegel 1816 in Heidelberg seine Wirksamkeit begann, den philos. Studien zu und wurde ein begeisterter Anhänger des Hegelschen Systems. In seiner ersten bedeutenden Schrift: «Die Religion im inneren Verhältnis zur Wissenschaft» (Heidelsb. 1822), suchte er die religiöse Wahrheit mit der philos. Gewissheit zu vermitteln. Schon 1819 hatte sich H. in Heidelberg als Privatdocent habilitiert; 1822 erhielt er eine außerord. Professur der Philosophie in Breslau und 1824 wurde er als ord. Professor der Philosophie nach Halle berufen. Er starb 17. Aug. 1861 zu Friedrichroda in Thüringen. Die Hauptwerke H. sind die «Grundlinien der Philosophie der Logik» (Halle 1826) und die «Genesis des Wissens» (Wb. 1, Heidelberg 1835). In den Werken: «Das Wesen der antiken Tragödie» (Halle 1827), «Vorlesungen über Goethes Faust» (Halle 1826) und «Schillers Dichtungen nach ihrem histor. Zusammenhang» (2 Bde., Lpz. 1837—38) behandelte er ästhetische Probleme in gründlicher, aber wenig populärer Weise. Von seinen polit. Schriften sind zu nennen: die «Polit. Vorlesungen» (2 Bde., Halle 1844), «Geschichte der Rechts- und Staatsprinzipien seit der Reformation bis auf die Gegenwart» (3 Bde., Lpz. 1848—52) und «Die Könige. Entwicklungsgeschichte des Königtums von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart» (Lpz. 1852).

Sinrichtung, die Vollstreckung eines Todesurteils, erfolgte in den alten Volksgerichten und nach bis in das spätere Mittelalter für die Regel alsbald nach dem Urteilspruch durch einen (gewöhnlich den jüngsten) der Schöffen (Nachrichter). Das gemeine deutsche Recht setzt aber im Einklange mit der Carolina (f. d.) fest, daß die Vollziehung derartiger Urteile erst drei Tage nach deren Bekanntmachung vor sich gehen solle. Gegenwärtig hat H. in den civilisierten Staaten nicht bloß von

der Fällung des Urteils durch die zuständigen Gerichte, sondern meistens auch davon abhängig, daß das Strafkenntnis von dem Staatsoberhaupt entweder direkt oder mittels Jurisdiweitung des eingereichten Vornadigungsgeheuchs bestätigt und der Verurteilte hiervon, unter Bezeichnung des zur Vollstreckung bestimmten Tags, durch das Gericht in Kenntnis gesetzt wird. Auf Sonn- und Festtage ist die Exekution nicht zu verlegen. Ausnahmsweise kommt jene Bestätigung, wenn ein Ort in Belagerungszustand versetzt oder das Standrecht verstanden wurde, ingleichen hinsichtlich der Delinquenten aus den Reihen einer vor dem Feinde stehenden Armee und in dringenden Fällen aus Kriegsschiffen, dem Höchstkommandierenden zu. Der Verurteilte kann binnen der ihm vergönnten Frist unter der nötigen Aufsicht den letzten Besuch von Angehörigen und Freunden empfangen, über sein Vermögen (das jetzt nicht mehr der Konfiskation unterliegt) letztwillige Anordnungen treffen, insbesondere aber, auf Verlangen unter Zuspruch eines Geistlichen seiner Konfession, sich auf den Tod vorbereiten. Ein Aufschub der H. wird nötig, wenn eine Verurteilte im Zustande der Schwangerschaft sich befindet oder wenn bei dem Delinquenten eine Geisteskrankheit sich herausstellt. Über die Frage, ob eine H. öffentlich zu vollstrecken sei, gehen die Meinungen auseinander. Allerdings bietet eine unbeschränkte Öffentlichkeit die sicherste Bürgschaft, daß der Gerechtigkeit gerade an dieser durch das Urteil bezeichneten Person genügt werde. Nach gemeinem Recht ist daher der Verbrecher (vordem nach Hegung des Halsgerichts, f. d.) in feierlichem, durch polizeiliche und militärische Bedeckung gesicherten Zuge nach der Richtstätte (die womöglich am Orte der That oder in dessen Nähe gewählt wird) zu geleiten und vor der versammelten Menge auf dem weithin sichtbaren Hochgericht (f. Galgen) oder auf einer zu diesem Zweck erbauten Blutbahn (Schafott) vom Leben zum Tode zu bringen. Die sog. vorübergehenden Schärfungen der Todesstrafe, wo der Verurteilte auf einer Kuchhaut zur Feinstätte geschleift, mit glühenden Fingern geknippen (gerissen), einer Hand durch Abhauen beraubt wurde, hatte der Verichtsbrauch schon vor den neuen Strafgesetzbüchern beseitigt. In England und Frankreich fällt die Prozeßion mit dem Delinquenten zwar hinweg, da hier das Schafott vor dem Gefängnis aufgeschlagen, dort der Verurteilte in verbedemten Wagen bis zum Galgen befördert wird; allein die Vollstreckung des Urteils erfolgt ebenfalls öffentlich. In den meisten deutschen Staaten hat dagegen in neuerer Zeit die Erfahrung, daß die Haltung des bei solchen Gelegenheiten zusammenströmenden Völkels zu dem Ernst des blutigen Aktes wenig stimmt, eine Beschränkung der Öffentlichkeit zur Folge gehabt. Die H. geschieht daher auch nach §. 486 der Deutschen Strafprozeßordnung vom 1. Febr. 1877 in einem umschlossenen Hofraume des Gefängnisses (intramuran) in Gegenwart des Gerichts, der Staatsanwaltschaft und jugenogener Zeugen.

Neben der «einfachen» Todesstrafe durch Enthauptung (poena gladii) oder, was für entehrend galt, durch den Strang (laqueus) kannte das ältere Recht auch «innerlich qualifizierte», durch die Grausamkeit der Mittel geschärfte Hinrichtungsarten. Solche waren: das Zerhacken der Arme, Bein- und Brustknochen mit eisernen Keulen oder einem schweren Rade (Rädern von oben herab, wenn mit

dem Stöße gegen die Brust begonnen, von unten herauf, wenn bei den Schenkeln begonnen wurde), das Ertränken des oft mit einer Schlange, einem Hasen und Affen oder statt dessen einer Kacke in einen Sack gezwängten Verbrechers (Säcken, culens), das Lebendigverbrennen (ignis, vivicrematio) in Kesseln mit siedendem Wasser oder Öl oder auf einem Scheiterhaufen, wo man später den Tod durch das Anbringen eines Sacks mit Schießpulver vor der Brust des Verurteilten beschleunigte, das Lebendigbegraben und Pfählen (vivisepultura, palus) noch nach der Carolina mittels Einschlagens eines zugespitzten Pfahls in das Herz, während der im offenen Grabe liegende Delinquent mit Erde überschüttet wurde, das Vierteilen (sectio in quatuor partes), durch von Pferden zerreißen lassen, wie mehrmals in Frankreich, oder durch Herausreißen der Eingeweide aus dem Körper und Zerstückung desselben. Mit dem Entstehen über die Gräßlichkeit dieser Strafen, welche teilweise bis in das 18. Jahrh. auf dem Kontinente zur Anwendung kamen, paart sich fast die Verwunderung, weshalb die nach Abschredungsmitteln herumspähernde Gesetzgebung nicht auch das im Morgenlande gebräuchliche Pfählen, wo ein zugespitzter Holzpfehl von der Aftergegend aus durch den Körper getrieben wird, das Eingießen von geschmolzenem Blei, das von den Juden im Gelobten Lande an den Besiegten vollstreckte Zerlegen, das Verhungernlassen in Abgründen und tiefen Kerkern, das Stürzen von einem Felsen, wie in Rom u. s. w. in Betracht genommen hat. Eine Ausnahme der im Römerreiche beliebten Verwundung von Verbrechern zum Kampfe mit wilden Tieren war wohl nur deshalb nicht erfolgt, weil unsere Vorfahren keine Circusspiele hatten, und den Kreuzigungen (welche übrigens die Italiker des Mittelalters wider kriegsgefangene Landsleute anwendeten) wehrte der Alerus, um die Leidensgeschichte Jesu nicht profanieren zu lassen. Als gefährteste Militärstrafen fanden sich zur Zeit der Vandalenrechte das durch die Spieße Zagen, wo der Verurteilte von seinen Kriegsgefährten erkrochen ward, weiterhin das Spiehrutenlaufen bis auf den Tod, was Rußland samt dem Zutoberknuten noch bis ins 19. Jahrh. bewahrt hatte.

Der von diesen erfinderischen Grausamkeiten sich hinwegwendende Abscheu fordert gegenwärtig einfache, möglichst schnelle, sichere und schmerzlose Lebensstrafen. Todesart ist nur noch in England, Nordamerika und Österreich das Hängen (über das span. Garottieren s. Garrotte), in Deutschland und Frankreich die Enthauptung (Decollation, Dekapitation). Die Trennung des Hauptes vom Rumpfe bewirkt entweder das Fallschwert oder Fallbeil (s. Guillotine) oder ein Scharfrichter, welcher den auf einen Bloß geneigten Kopf mit dem Meißel abschlägt, oder (weniger sicher) mittels des Schwertes wider den sitzenden Delinquenten einen wackeren Todesstreich führt. Militärische Todesurteile werden durch Erschießen (Füsillieren) vollstreckt. Aber die H. ist ein Protokoll aufzunehmen und der Leichnam jezt, wo die Aufpflanzung des Kopfes auf einen Pfahl, das Flechten des Körpers auf das Rad und das Hängenbleiben der Erdresten nicht mehr stattfindet, still zu beerdigen oder, wie deutsche Gesetze vielfach bestimmen, an ein anatom. Theater zu Studienzwecken abzuliefern. Über die Zweckmäßigkeit und Zulässigkeit der H. als Todesstrafe überhaupt s. Todesstrafe.

Hinschius (Franz Karl Paul), Kirchenrechtler, geb. 25. Dez. 1835 zu Berlin, besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster daselbst, studierte in Berlin und Heidelberg die Rechte, trat dann in den preuß. Justizdienst, habilitierte sich 1869 an der Berliner Universität, wurde 1863 außerord. Professor in Halle, 1865 in Berlin, 1868 ord. Professor in Kiel, seit 1872 in Berlin. In dem J. 1871 und 1872 war er Vertreter der Universität Kiel am Herrenhause, 1872–78 und 1880–81 Mitglied des Reichstags (nationalliberal) für den Wahlkreis Flensburg-Äpenrade. Von 1872 bis 1874 arbeitete er zugleich im Kultusministerium unter dem Minister Falk und beteiligte sich an der Bearbeitung der Kirchengesetze der J. 1873 bis 1874. Im J. 1884 wurde er zum Geh. Justizrat ernannt. Er veröffentlichte: «Das landesherrliche Patronatsrecht gegenüber der luth. Kirche» (Berl. 1866), «Decretales Pseudo-Isidorianae et Capitula Agilramni» (die erste kritische Ausgabe des Pseudo-Isidor, 2 Bde., Epz. 1863), «Die evang. Landeskirche in Preußen und die Sinnerlebung der neuen Provinzen» (Berl. 1867), «Das Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten in Deutschland» (Bd. 1–3, Berl. 1869 fg.), «Die Stellung der deutschen Staatsregierungen gegenüber den Beschlüssen des Vatikanischen Konzils» (Berl. 1871), «Die Orden und Kongregationen der luth. Kirche in Preußen» (Berl. 1874). Ferner gab er die preuß. Kirchengesetze und das Gesetz über die Festsetzung des Personenstandes mit Kommentar heraus (Berl. 1875). Mit seinem Vater Franz Sales August H. (geb. 29. Aug. 1807 zu Berlin, gest. als Rechtsanwalt und Geh. Justizrat d. d. 4. Dez. 1877) gab er 1862–66 die «Preuß. Juraltzeitung», 1867–68 die «Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtspflege in Preußen» heraus.

Hinterbächen, s. Gelläch.

Hinterbrühl, Dorf in der Brühl (s. d.) bei Bonn. **Hintergrund** oder Ferne nennt man in der Malerei die (scheinbar perspektivisch) entfernte Partie eines Bildes, insbesondere ist H. da, wo Einzelfiguren oder Einzelgegenstände die Hauptsache der Darstellung ausmachen, die Bezeichnung für das übrige der Fläche, von der sich jene abheben. In älteren Kunstepochen ist der H. bloß stilistisch von den Darstellungen unterschieden, nämlich ornamentiert, als Teppichmuster oder Goldgrund betont, mit dem Siege des Realismus tritt dagegen die naturwahre Ausführung des H. als landschaftlicher, architektonischer oder Interieurhintergrund an die Stelle. Die Wirkung des realistischen H. in Gemälden wird insbesondere von der richtigen Handhabung der Luft- und Linearperspektive abhängig sein. Der H. hat die größte Bedeutung für die Gesamthaltung eines Bildes, seine Stimmung in den Hauptgegenständen muß in koloristischer Hinsicht daher wohl durchgeführt werden, um Harmonie des Ganzen zu erzielen.

Auf dem Theater versteht man unter H. den die Scene hinten abschließenden Teil der Bühnendekoration.

Hinterhalt (militärisch), s. Ambuscade.

Hinterhaupt, der hintere Teil des Kopfes (s. d.). **Hinterindien** (Indochinesische Halbinsel), die östliche der beiden großen ind. Halbinseln in Asien, mit einem Areal von 2.167.435 qkm und 38 Mill. E., besteht aus den unabhängigen Reichen Birma, Siam und den Staaten auf Malakka, den

brit. Kolonien Britisch-Birmanien und Straits-Settlements, dem brit. Basallenstaat Manipur, den franz. Kolonien Cochinchina und Kambodscha und dem franz. Basallenstaat Annam. Über die einzelnen Reiche, Staaten und Kolonien s. deren Spezialartikel. (Vgl. Karte: Ostindien II.)

Hinterlader, zum Laden von rückwärts her eingerichtete Feuerwaffen, s. Geschäß, Handfeuerwaffen und Hinterladung.

Hinterladung (Kammerladung) ist diejenige Art, eine Feuerwaffe zu laden, bei welcher Geschöß und Ladung statt von der Mündung aus von rückwärts her in das Rohr eingebracht werden. Letzteres muß zu dem Ende mit einem beweglichen hinteren Verschluss versehen sein. Die H. ist älter als die Vorderladung (Schlacht bei Greyc 1846), doch trat sie mit der Anwendung des Bronze- und Eisengusses bei Geschößen in den Hintergrund, wenn wir auch in der weiteren Entwicklungsgeschichte der Feuerwaffen Modelle von Hinterladern zu allen Zeiten auftauchen sehen. Die hauptsächlichsten Schattenseiten der Hinterlader früherer Zeiten lagen in der Mangelhaftigkeit des Gasabschlusses nach rückwärts, der eine Schwächung der Pulverkraft, Gefährdung der Bedienung und häufige Ladehemmungen im Gefolge hatte. Erst den vervollkommensten technischen Mitteln des 19. Jahrh. blieb es vorbehalten, die H. nicht bloß zu Ehren zu bringen, sondern ihr auch fast alleinige Geltung zu erwerben. Das erste kriegsbrauchbare Hinterladungsgewehr ist das Zündnadelgewehr (s. d.) von Drege (s. d.) gewesen. Erfolgreiche Bestrebungen, die H. bei Geschützen anzuwenden, machte der schwed. Hattnebefeuer Baron von Wahrenborff (1840), dessen Kolbenverschluss Preußen für seine ersten gezogenen Geschätze verwertete. (S. Geschäß.) Der Hauptvorteil der H. bei Handfeuerwaffen liegt in der bedeutend erhöhten Schußgeschwindigkeit, bei Geschützen in der gesteigerten Präzision des Schusses, bei beiden in dem gesicherten Gebrauch der Waffe hinter Deckungen. (S. Geschäß und Handfeuerwaffen.)

Hinterlegedanken, s. unter Vanten, Bd. II, S. 418.

Hinterlegungsvertrag, s. Depositum.

Hinterpomern, s. unter Pomern.

Hinterrhein (der), nächst dem Vorderrhein der wichtigste Quellfluß des Rheins, entspringt 2216 m über dem Meere im schweiz. Kanton Graubünden am Adulaegebirge aus dem Paradiesgletscher, durchbricht die Felschlucht der Hölle und durchfließt in ostnordöstl. Richtung das Rheinwaldthal, welches er durch die Schlucht La Rosna verläßt, um nach N. umbiegend in das Schams überzutreten. Durch die Via mala (s. d.) gelangt er bei Thüsin in seine unterste Thalstufe, das Domleschg, das er in breitem, tiefem, jetzt teilweise torrigiertem Bett durchströmt, um sich bei Reichenau (590 m) mit dem Vorderrhein zu vereinigen. Von seinen zahlreichen Zuflüssen sind die wichtigsten: rechts der Averser Rhein, aus dem Avers- und Ferraithale, und die Albula, links der gefährliche Wildbach Rella, der bei Thüsin mäandert und mit seinem schwarzen Wasser den H. bis Reichenau hinab dunkel färbt. Das Flußgebiet umfaßt 1694,4 qkm, wovon 70,3 qkm (4,3 Proz.) auf Gletscher fallen; die Flußlänge beträgt 58 km, das Gefälle 1626 m (2,8 Proz.).

Hinterstassen, Hinterstättler, Hinterstiedler, auch Rossaten, hießen in älterer Zeit die von einem Grundherrn abhängigen Bauern, welche

im Gerichte der Freien durch ihren Schutzherrn vertreten wurden und diesem auch zins- und dienstpflichtig waren; in neuerer Zeit werden noch bisweilen die Gärtner, Kuchbauern, Häusler, welche nicht größere Güter, sondern nur ein Haus, Gärten und einzelne Felder besitzen, als H. bezeichnet.

Hinterwäldler, amerik. Ansiedler, s. Bad-wonab.

Hinterziehung öffentlicher Abgaben und Gefälle, s. Defraudation.

Hiob ist der Name eines Buchs im alttestamentlichen Kanon, das nach Form und Inhalt zu den großartigsten Überresten althebr. Litteratur gehört. Es ist keine Geschichte, sondern ein Lehrgebieth in dialogischer Form mit dramatischer Entwicklung. Der Zweck des Ganzen ist die Verleumdung der altjüd. Vergeltungslehre, nach welcher jedes Leiden eines Menschen Strafe eines entsprechenden Vergehens sei, und die Durchführung des Gedankens, daß Gott auch über den Frommen Leiden verhängt, daß dieser darum aber weder mit Gott dem Allmächtigen hadern, noch an seiner Weisheit und Gerechtigkeit zweifeln dürfe, auch wenn er seine geheimnisvollen Wege nicht durchschaut. Zur Veranschaulichung dieser Idee wird erzählt, wie Gott den frommen und rechtschaffenen H. mit immer härteren Prüfungen heimgesucht habe, zuletzt, nach Verlust seiner Kinder und aller seiner Habe, mit ekelhafter Krankheit. Als H., der bis dahin standhaft ausgeharrt, endlich in wilde Klagen ausbricht, suchen ihn seine Freunde Eliphaz, Sophar und Bildad als Bertheibiger des alten Vergeltungsglaubens zu überführen, daß er nur die gerechte Strafe für frühere grobe Sünden erleidet. Ihnen gegenüber behauptet H. siegreich seine Unschuld, aber wenn er anfangs, im Hinblick auf die alte Lehre, Gottes Gerechtigkeit in stürmischen Worten bezweifelt hat, gelangt er im Laufe des Gesprächs allmählich zu der resignierten Erkenntnis, daß Gottes Rathschluß unbegreiflich sei. Zuletzt tritt Gott selbst redend auf und stellt in glänzender Schilderung seine unermeßlich weitregierende Weisheit der menschlichen Beschränktheit gegenüber. H. erkennt nun das Unverständliche seines früheren Trostes und erhält Verzeihung dafür, aber zugleich bezeugt ihm Gott selbst seine von den Freunden ungerechterweise bestrittene Unschuld und gibt ihm zum Zeichen dafür Gesundheit, Kinderseggen und verdoppelten Besitz zurück. Der Plan des Ganzen ist ebenso großartig wie die Durchführung im einzelnen reich an poetischen Schönheiten und herrlichen Weisheitsprüchen. Besonders prächtig sind die Schilderungen der Nacht und Weisheit Gottes, wie sie in den Wundern der Natur sich offenbart. Der Verfasser ist unbekannt. Die Abfassungszeit kann nicht früher sein als die des Jeremia (nach 722 v. Chr.), und fällt sicher nicht erst in die chaldäische Periode. Wohl aber erst lange nach dem Babylonischen Exil wurde das Buch von einem andern Verfasser durch Einkalkulation von Kap. 32—37, den Heden des Eliphaz, erweitert. Die Unächtheit dieses sprachlich und sachlich von dem ältern Gebicht abweichenden, den Zusammenhang desselben in störender Weise unterbrechenden Zusatzes unterliegt keinem Zweifel. Dagegen ist kein irgend haltbarer Grund zu finden, auch noch andere Bestandteile des Lehrgebichts, z. B. den Prolog, für unecht zu erklären. Kommentare lieferten Eidel (Sp. 1842), Strzel (Sp. 1888; 2. Aufl., von

Olshausen, 1852; 3. Aufl., von Dillmann, 1869), Schlottmann (Berl. 1851), Delisch (Lpz. 1864; 2. Aufl. 1876) und Hitzig (Lpz. u. Heidelb. 1874); neuere Übersetzungen Haupt (Lpz. 1847), Spieß (Buchholz 1852), Ramphausen (in Bunsens „Bibelwerk“ 1865) und Merz (zugleich mit emendiertem Urtext, Jena 1871). Vgl. Bubbe, „Beiträge zur Kritik des Buches H.“ (Bonn 1876); Studer, „Das Buch H.“ (Brem. 1881); Bidell, „Dichtungen der Hebräer“ (Bd. 2, Innsbr. 1882).

Hobsthränen, auch Thränengras, Vulgarnamen von *Coix Lacryma L.* (S. u. Coix.)

Hogo oder **Fiogo**, einer von den nach dem Verträge vom 1. Jan. 1868 dem europ. Verkehr geöffneten Häfen Japans. Die Stadt liegt an der Südküste der Insel Nipon in der Provinz Setzu an der Bai von Ohosaka, 32 km im W. von Ise, mit dem es durch Eisenbahn verbunden ist. Bei Ohosaka ergießt sich der aus dem See von Otsu oder Biwako kommende Jodogawa in die See. Infolge dessen hat H. wie Ohosaka eine bevorzugte Lage, da beide Städte nur durch einen schmalen Meeresarm von der ihnen gegenüberliegenden Insel Sikiu getrennt sind, während der Jodogawa sie mit den reichsten Provinzen des Innern von Nipon in direkte Verbindung setzt. Während jedoch das fast bevölkerte Ohosaka, der bedeutendste Geldplatz Japans, den Erwartungen der Europäer nicht entsprochen hat, da sein 6–8 km entfernter Hafen den Schiffen nur geringen Schutz gewährt und zugleich mehr und mehr verlandet, ist H. zum eigentlichen Hafen von Ohosaka geworden und zählt (1881) 36587, mit der Vorstadt Kobe, in welcher die 4–500 Fremden wohnen, 57166 E. Der Wert des Imports betrug (1882) für beide Städte 31544000, der der Ausfuhr 27 Mill. Reichsmark. Die Importartikel wurden teilweise indirekt von Yokohama oder Nagasaki oder auch von China und Europa eingebracht. Ausgeführt wird hauptsächlich Thee.

Hip! hip! hip! hurrah!, dreimal wiederholt, in England übliche Art des Hurrahrufs.

Hippantrop (grch.), Werdemensch, Centaur.

Hipparch, s. Hipparchus.

Hipparch, bei den alten Griechen Titel des Befehlshabers der Reiterei. Im Attischen und Achaïschen Bund führte diesen Titel der auch noch mit andern Funktionen betraute zweithöchste Beamte. In Athen, wo es erst nach den Perserkriegen Reiterei gab (seit Perikles aus 1200 Mann, nämlich 200 berittenen Bogenschützen, Hippotageten, gekauften Staatsklaven und 1000 Bürgern der beiden obersten Vermögensklassen, bestehend), führten den Oberbefehl zwei H.; bei den Spartanern hieß der Anführer der Reiterei Hipparmost.

Hipparchia, Gemahlin des Philosophen Krates (s. d.).

Hipparchie, die einem Hipparchen (s. d.) untergeordnete Reiterei.

Hipparchische Periode, s. unter Periode (chronologisch).

Hipparchus, der jüngere Sohn des Tyrannen Pisistratus, stand nach des Vaters Tode (527 v. Chr.) seinem Bruder Hippias (s. d.) zur Seite und nahm sich mit besonderm Eifer der künstlerischen und literarischen Interessen an, welche dieses Fürstengeschlecht pflegte. Unter andern hat H. die Dichter Simonides von Keos und (nach des samischen Fürsten Polykrates Untergang, 521 v. Chr.) Anacreon von Teos nach Athen gezogen. Auch errichtete er

in Stadt und Land zahlreiche Hermensäulen und schmückte die Akademie mit schönen Anlagen. Aber H. durch eine Beleidigung der Schwester des Harmobios die Zurückweisung gerächt hatte, wurde er von letztem erfassen, weil H. ihn zur unendlichen Liebe hatte verleiten wollen, wurde er vom Harmobios und dessen Freund Aristogiton im Juli 518 v. Chr., am Feste der Panathenäen, ermordet.

Hipparchus, der Gründer der wissenschaftlichen Astronomie, war aus Nicda in Bithynien gebürtig und lebte um 160–125 v. Chr. Von den Aemantentlich Ptolemäus und Plinius, werden er fleißig, seine Wahrheitsliebe und sein Scharfsinn gerühmt. Er unterwarf die gesamte Astronomie seiner Zeit einer strengen Prüfung und bestimmte zuerst die Länge des Jahres genauer und fand sie bis dahin auf 365 Tage 6 Stunden angenommen. Dauer des Sonnenjahres um etwa 5 Min. zu groß. Aus seinen Beobachtungen schloß er, daß die Excentricität der Sonnenbahn ein Viertel zwanzigstel vom Halbmesser derselben betrage, so die Sonne dann am entferntesten von der Erde wenn sie im 24. Grade des Zeichens der Zwillinge stehe. Er selbst berechnete die ersten Sonnen- und Mondtafeln und bestimmte die Entfernungen von der Größe der Sonne und des Mondes genauer, als bis dahin geschehen war. Mittels einer sinnigen indirekten Methode, die unter dem Namen Diagramm des Hipparchus bekannt ist, gelang es ihm, daß die Entfernung der Sonne von der Erde 1200, die des Mondes 59 Erdhalbmesser betrage, und daß der Durchmesser der Sonne $5\frac{1}{2}$ mal so groß als der der Erde, dieser wieder $3\frac{1}{2}$ mal so groß als der des Mondes sei. Die plötzliche Erscheinung eines neuen Sterns soll ihn veranlaßt haben, eine Zählung sämtlicher Fixsterne und eine genaue Bestimmung ihrer Orte zu unternehmen und somit das erste Fixsternverzeichnis zu entwerfen, welches ein „Almagest“ des Ptolemäus da liefert ist. Noch wichtiger war die von ihm gemachte Entdeckung des Vorrückens der Nachtgleichen. Die geringe Verdienste erwarb er sich auch um die Geographie, und die mathem. Geographie hat er in wissenschaftlichen begründet, indem er die geogr. Längen und Breiten zur Bestimmung der Lage von Orten auf der Erdoberfläche anzuwenden lehrte. Den größten Erdumfang bestimmte er auf 275000 Stadien, die Länge des bekannten bewohnten Landes auf 70000 Stadien, die Breite vom Äquator bis Thule auf 46200 Stadien. Von seinen Werken sind nur zwei erhalten, ein Kommentar zu den astron. Gedichten des Aratus, herausgegeben von Victorius (Flor. 1567) und in des Petavii „Canonologium“ (Par. 1630), und ein Fixsternverzeichnis.

Hipparchon, s. unter Cinthuser.

Hipparmost, s. unter Hipparch.

Hippe, s. unter Gartengeräte.

Hippel, die griech. Bezeichnung für Reiter und Ritter, bei den Athenern auch für die nach der Solonischen Verfassung der zweiten Vermögensklasse angehörnden Bürger und bei den Spartanern für die königl. Ehrenwache von 300 Mann, welche ursprünglich wohl beritten, später aber schwer bewaffnete Fußsoldaten waren.

Hippel (Theob. Gottlieb von), berühmter humanistischer Schriftsteller, geb. 31. Jan. 1741 zu Gerbaben in Ostpreußen, wo sein Vater Schulrektor war, bezog schon in seinem 16. Jahre die Universität zu Königsberg, um Theologie zu studieren.

Großen Einfluß auf ihn hatte die Bekanntschaft mit dem holländ. Justizrat Woyt, einem berühmten Juristen, der ihn in sein Haus aufnahm, und eine Reise nach Petersburg, wohn er 1760 einen russ. Lieutenant von Kaysar begleitete. Ungeachtet sich ihm hier bedeutende Aussichten eröffneten, lehrte er doch wieder nach Königsberg zurück, wo er eine Hauslehrerstelle erhielt, sich aber bald dem Studium der Rechte widmete. Zunächst als Rechtskonsulent thätig, wurde er 1780 dirigirender Bürgermeister in Königsberg und Polizeidirektor, 1786 Geh. Kriegsrat und Stadtpräsident. Als solcher ließ er den Adel seiner Familie durch den Kaiser erneuern. Er starb 23. April 1796.

Sein Leben und Charakter waren voll Sonderbarkeiten und Widersprüche. Ebenso eigenmächtig bewies er sich in seinen Schriften, bezüglich deren er ein strenges Incognito liebte, und die er namentlich in der Zurückgezogenheit auf seinem Landgute in dem Dorfe Huden bei Königsberg ausarbeitete. In allen Strömungen ungeachtet ihrer mehr oder weniger mangelhaften Form eine reiche Ader des Wises und der Laune. Auch sind seine Werke durch geistvolle Beobachtungen und Schilderungen bekannter Zeitgenossen sehr anziehend. Am berühmtesten sind seine Schriften »Über die Ehe« (Berl. 1774; neue Ausg., von C. Brenning, Lpz. 1872), »Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber« (Berl. 1792) und »Über weibliche Bildung« (Berl. 1801). Nicht minder bekannt sind die »Lebensläufe nach aufsteigender Linie, nebst Beilagen A. B. C.« (4 Bde., Berl. 1778—81; neue Aufl., bearbeitet von A. von Ottingen, Lpz. 1883; vgl. Ottingen, »Vor hundert Jahren. Ein Gedenkblatt zur Säcularfeier des ältesten deutschen Romans«, Dorpat 1878). Eine eigentümliche Laune, lebensgig, oft glühende Einbildungskraft und reger Wahrheitsfleck haben gleichen Anteil an diesem Werke, an welchem er als reflektirender Dichter unter dem glänzenden Gewande sühner Bilder und wichtiger Aussprüche die Grundzüge einer ernsten Philosophie und einer gewandten Lebensweisheit mittheilt. Besonders suchte er in diesem Werke Kant's philos. Ideen, dessen »Kritik« damals durch den Druck noch nicht bekannt geworden war, mitzutheilen und zu verbreiten. Auch mit Hamann stand er in freundschaftlichem Verkehr. In dem Werke »Zimmermann I. und Friedrich II., von Joh. Heinr. Friedr. Quittenbaum, Bildschnitzer in Hannover. London, gedruckt in der Einsamkeit 1790«, sowie in den »Kreuz- und Querzügen des Ritters A. bis Z.« (2 Bde., Berl. 1793—94) berührt er viele polit. Zustände und Reitereignisse mit scharfer Satire. Auch gab er geistliche Lieder und andere poetische Versuche heraus, unter welchen die ibyllischen »Sandszeichnungen nach der Natur« (Berl. 1790) ein poetisches Interesse gewähren. Als dramatischer Dichter versuchte er sich in dem Lustspiel »Der Mann nach der Uhr« (2. Aufl., Berl. 1771), welches reich an drolligen Einfällen ist und Leffings Beifall erhielt. Auch gab er eine Schrift »Über das Königsberger Stapelrecht« (Berl. 1791) heraus. Für Schlichtegroll's »Metrolgie« lieferte er eine interessante Selbstbiographie, die auch in einem besondern Abdruck (Gotha 1801) erschien. Seine »Sämtlichen Schriften« wurden gesammelt (14 Bde., Berl. 1827—38).

Sein Neffe, der als pensionirter preuss. Regierungspräsident zu Bromberg 10. Juni 1843 ver-

storbene Theodor Gottlieb von H., war der Verfasser des 1818 beim Beginn des Befreiungskriegs von Friedrich Wilhelm III. erlassenen Auftrufs »An mein Volk«. Auch gab derselbe »Beiträge zur Charakteristik Friedrichs Wilhelm III.« (Bromb. 1841) heraus. Vgl. Bach, »Theodor Gottlieb von H.« (Bresl. 1863). [engl. Grafschaft York.]

Sipperholme, Fleden bei Halifax (s. b.) in der **Sipplade**, Bildsäule einer Reiterin, Amazonen.

Sippias, Sophist aus Elis, um 400 v. Chr., jüngerer Zeitgenosse des Protagoras und Sokrates, zeichnete sich selbst unter den Sophisten nach durch Eitelkeit aus. Er prunkte vornehmlich mit ausgebreitetem Wissen, wie denn auch seine schriftstellerische Thätigkeit eine sehr vielseitige gewesen zu sein scheint. Wegen seiner Prahlerei mit allem möglichen Wissen und Können wird er namentlich auch in zwei Plato beigelegten, nach H. benannten Dialogen lächerlich gemacht. Doch rührt nur der eine, der sog. kleinere H., auch wirklich von Plato her. Indes war H.' gelehrte Thätigkeit nicht ohne Verdienst. Insbesondere gab er zuerst ein Verzeichnis olympischer Sieger heraus. Die Reste seiner Schriften sind in Müllers »Fragmenta historicorum Graecorum« (Bd. 2, Par. 1848) gesammelt.

Sippias, der zwischen 565 und 560 v. Chr. geborene ältere Sohn des Pisistratus von Athen, kämpfte 538 v. Chr. mit seinem Vater in der Schlacht bei Pallene, die seinem Hause die Tyrannis in Attika sicherte. Nach des Vaters Tode (527 v. Chr.) ergriff H. die Zügel der Regierung und führte, durch seinen Bruder Hipparch (s. b.) unterstützt, längere Jahre ein kraftvolles und intelligentes Regiment. Aber nach der Ermordung seines Bruders Hipparch (514) wurde H. argwöhnisch und mißtrauisch und unter Umständen grausam. Als nun eine Schaar athenischer Flüchtlinge unter Führung des Alkmaoniden Kleisthenes 513 v. Chr. einen, wenn auch mißlungenen, Freischarenzug gegen Attika versuchte, verband sich H. mit den thessalischen Aleuaden, mit König Amyntas von Makedonien, mit dem in Susa einflußreichen Fürsten Hippollos von Lampisalos und endlich auch mit Sparta. Nun aber gelang es den Alkmaoniden durch wiederholte Mahnungen der Pythia, die Spartaner zur Wiederaufnahme ihrer der Tyrannis feindlichen Politik zu bestimmen. Und als das gegen Athen ausgesandte peloponnes. Heer unter Archimolios (510 v. Chr.) auf der attischen Ebene bei Phaleron durch die thessalische Reiterei eine Niederlage erlitt, führte König Kleomenes I. eine große Streitmacht, zu welcher die attischen Verbannten sich gesellten, gegen Athen. Nach wenigen Tagen wurde H. zur Flucht gezwungen und zur Auswanderung nach Sigeion in Troas genötigt, wo unter pers. Oberhoheit sein jüngerer Stiefbruder etwa seit 583 v. Chr. regierte. Seit dieser Zeit war H. anderwärts bemüht, die Herrschaft über Athen zurückzugewinnen. Zu diesem Zwecke schloß er sich endlich der pers. Politik vollständig an und band sich auf der Flotte des Großkönigs, welche 490 v. Chr. gegen Attika auslief. Aber mit der Niederlage der Perser auf der Ebene von Marathon scheiterten auch des H. letzte Hoffnungen; auf der Rückfahrt der asiat. Flotte starb er zu Lemnos.

Sippiatril (Sippiatrie, griech.), Pferde- und allgemeine Tierheilkunde; Sippiater, Tierarzt; Hippiatrica, auf die Tierheilkunde bezügliche Schriften.

Hippikon, griech. Längenmaß von 4 Stadien.

Hippo oder **Hippon**, zum Unterschied von **Hippo Diarrhytus**, dem heutigen Bizerta (s. d.), **Hippo regius** genannt, eine alte Stadt in Numidien, am Mitteländischen Meere gelegen, war ursprünglich eine phöniz. Kolonie, dann von Karthago abhängig, hierauf im Besitz der zuerst einen Teil, dann infolge von Massinissas Klugheit und Energie ganz Numidien beherrschenden Fürsten des numidischen Stammes der Massilier. Im J. 46 v. Chr. wurde H. durch Cäsar mit dem ganzen Lande römisch. Die Stadt hatte ihre Glanzperiode in den ersten christl. Jahrhunderten. In der Geschichte der christl. Kirche spielte H. eine bedeutende Rolle als Bischofssitz. Namentlich lebte und wirkte hier seit 392 zuerst als Presbyter, dann als Bischof der große Kirchenvater Augustinus (s. d.), der hier auch während der Belagerung durch die Vandalen 28. Aug. 430 starb. Es soll dann durch die Vandalen niedergebrannt worden sein, wurde aber jedenfalls bald wieder aufgebaut. Schon 11. Febr. 435 schloß Geiseric daselbst wieder einen Frieden mit Rom ab. Im Dez. 533 fiel H. mit den Schätzen des Königs Gelimer in Belisars Hände, der dem Vandalenreiche damals ein Ende machte. Die gänzliche Zerstörung erfolgte 697 durch die Mohammedaner auf Befehl des Kalifen Othman, worauf die Bevölkerung etwas nördlicher eine andere Stadt erbaute, das heutige Bona (s. d.).

Hippo . . . , oder auch nur **Hipp** . . . , griech. Vorhilfe, von ἵππος, das Pferd.

Hippobosciden, s. unter Pupiparen.

Hippocampina oder Seepferdchen bilden eine Gruppe der Wüscheltiere und sind ausgezeichnet durch einen flossenlosen Greifschwanz. In den tropischen Meeren finden sich zahlreiche, oft durch Hautanhänge sehr abenteuerlich ausgestattete, wie Seetang aussehende Formen, nur wenige gehen in die gemäßigten Klimate. Abbildungen von Hippocampus antiquorum finden sich auf Tafeln: Aquarium, Fig. 10, und Fische II, Fig. 15.

Hippocastanea, s. unter Sapindaceen.

Hippocentauren, s. unter Centauren.

Hippodamia (grch. Hippodameia) hieß in der griech. Mythologie die schöne Tochter des Onomaos, Königs von Pisa in Elis, und der Plejabe Alceope. Weil dem Vater geweissagt worden war, daß sein künftiger Eidam ihn töten werde, so machte er die Bedingung, daß jeder, der sich um seine Tochter bewerben würde, mit ihm ein Wettrennen zu Wagen bestehen und, wofern er, ehe sie an das Ziel kämen, von ihm erreicht würde, durch seine Hand fallen sollte. Es gelang ihm, viele Freier zu töten, bis endlich Pelops kam, welcher nach der einen Sage durch die ihm von Poseidon geschenkten geflügelten Hölle siegte. H. wurde nun Gemahlin des Pelops und Mutter des Atreus und Iphigenes. Sie verleitete nach Hygin ihre Söhne, ihren Stiefbruder Chrysisos zu töten, und tötete sich selbst, als Pelops sie dessen beschuldigte. Außer mehreren Darstellungen der Sage von dem Wettkampf auf Wagen hat man jetzt die in den Sculpturen des vordern Giebels des Zeusstempels von Olympia gefunden.

Hippodrom (grch. ἵπποδρόμος), die Rennbahn für Pferde und Wagenrennen. Derartige Wettspiele genossen schon im griech. heroischen Zeitalter hohes Ansehen und werden von Homer in der „Ilias“, Gesang 23, besungen. Über die Einrichtung des H. der Hellenen der spätern Zeit fehlt ein

ausführlicher Bericht, jedoch gibt Pausanias eine Darstellung der berühmtesten Rennbahn zu Olympia, wobei er gleichzeitig einige Bemerkungen über die istsmische und nemeische einschleitet. Die Bahn dieses H. war die eines Oblongums, die aber langen Seiten bildeten Anhöhen, deren eine von Natur, die andere durch Kunst entstanden war. Hier standen die Zuschauer. Der Ablaufpunkt Aphesis genannt, war an der einen schmalen Seite und der glänzendste Teil des H., gewissermaßen die Vorhalle. Hier waren für die gespannten Wagen besondere Abteilungen, die durchs Loß an die einzelnen Teilnehmer verteilt wurden. Gegenüber der Abfahrt schloß ein halbmondförmiger Erdwall das H. Die Bahn war 1200 Fuß lang und 600 Fuß breit. Durch zwei Zielsäulen, die am Anfang und am Ende der Bahn standen, wurde die Bahn in zwei Hälften geteilt und es bestand nun die Mitte des im Wagen stehenden Lenkers des Zwei- oder Viergespanns darin, mit dem Gefährt in bogenförmigen Bogen um diese Säulen zu gelangen, ohne den Kreis zu verlassen; denn mit vollständigem Koffen war die Bahn 12mal, mit Fallen dazu zu durchreiten. Nicht selten kam es vor, daß die Umlenken der Wagen anstießen oder ineinander fuhren und zerbrachen und die Lenker verwundet oder getötet wurden. Die Vornehmen und Reichen stellten zwar die Gespanne, waren aber selten bei der Lenkung. Sophokles läßt auf der pythischen Rennbahn 10 Wagen auf einmal das Rennen antreten. Der letzte in Griechenland erbaute H. ist jedenfalls der von Byzanz. (S. Rennbahn.) Über die Rennbahnen der Römer s. Circus und Circensische Spiele.

Hippogryph (Hofgreif), von dem ital. Fiedel Bojardo erfundener Name eines fabelhaften, von Alten gänzlich unbekannten Tiers, den nachmals Wieland auf den Pegasus übertrug. Der H. war als geflügeltes Ross mit einem Greifenkopf dargestellt.

Hippotamp, in der griech. Mythologie ein fabelhaftes Seetier mit dem Kopf und den Beinen eines Pferdes und einem Fischschwanz, welches den Seegöttern zum Reiten und Fahren diente.

Hippocastaneen (Hippocastaneae), Unterabteilung der Familie der Sapindaceen (s. d.).

Hippocras, eine Art gewürzter Wein, der im Mittelalter allgemein üblich war, wo man die Weine noch nicht recht zu behandeln verstand, so daß sie stets eine gewisse Schärfe und Säure bekamen, die man durch Zusatz von Honig und Gewürzen zu verdecken suchte.

Hippokrates, genannt der Zweite oder der Große, der berühmteste Arzt des Altertums und der erste, der eine wissenschaftliche Begründung der Heilkunde versuchte, war der Sohn des Asklepiades (s. d.) Herakleides, eines Priesterarztes auf der Insel Kos, und, wie erzählt wird, der Phänaeete, nach ihrer Abstammung von Herakles herleitete. Schon wurde er wahrscheinlich um 460 v. Chr. Nachdem er von seinem Vater in den erblichen Kenntnissen der Asklepiaden unterrichtet worden war, wandte er größere Reisen, die ihn auch zu den Küsten am Schwarzen Meere geführt zu haben scheinen. Er hielt sich lange Zeit auf der Insel Rhodos auf, wo er angesehen und fast göttlich verehrt, in Larissa, wo man noch lange nachher sein Grabmal zeigte, gestorben sein.

(Byrenden, s. d. l. Frankreich, Alpen) beschränkt und spielen hier eine ähnliche Rolle wie die Korallen durch Korallenbänke im Jura und in der Jetztzeit.

Hippursäure, Benzoyl-Amido-Essigsäure, Benzoyl-Glykhol, Pferdeharnsäure, Harnbenzoesäure, Urinsäure

$C_9H_7NO_5$ oder $CH_3NH(C_6H_5O)COOH$, organische Säure, welche, früher mit Benzoesäure verwechselt, von Liebig 1829 zuerst erkannt und studiert wurde. Sie findet sich als normaler Bestandteil im Harn der fleisch- und pflanzenfressenden Tiere und der Menschen. Im Harn der Menschen und der Fleischfresser kommt sie immer nur in geringer, jedoch mit der Art der Nahrung wechselnder Menge vor, weit reichlicher tritt sie im Harn der Pflanzenfresser auf. Welche Bestandteile der Futterstoffe die Bildung der H. veranlassen, darüber fehlen noch genauere Kenntnisse; nur so viel ist sicher ermittelt, daß die schwerverdaulichen Stoffe an ihrer Entstehung beteiligt sind. Andererseits kann man nämlich auf eine vermehrte Produktion von H. einwirken. Fügt man der Nahrung Benzoesäure, Fumarsäure, Chininsäure, oder einen Körper der Benzoesäurereihe, oder Derivate der Benzoesäure zu, so scheiden die Tiere H. oder Derivate dieser Säure reichlich aus. Die Benzoesäure vereint sich dabei, unter Abspaltung eines Moleküls Wasser, mit dem aus der Spaltung der in der Leber entstehenden Glykohlensäure hervorgehenden Glykohl. Man nahm früher an, diese Synthese der H. aus Glykohl und Benzoesäure erfolge im Kreislaufe des Harnes, neuere Untersuchungen haben jedoch erwiesen, daß die H. im Nierengewebe entsteht.

Zur Darstellung der H. wählt man Harn von solchen Tieren, die reichliche Mengen von Cerealiestroh konsumiert haben, dampft denselben möglichst unmittelbar nach der Entleerung auf etwa ein Zehntel seines Volums ein und versetzt ihn mit einem reichlichen Ueberschuß von Salzsäure, wobei anfangs beträchtliches Ausbrausen von entweichender Kohlensäure eintritt. Nach 24 Stunden trennt man die in Krystallnadeln abgeschiedene H. durch Filtration von der braunen, sinkenden Flüssigkeit, wäscht mit möglichst kaltem Wasser, bis dies ungefärbt abläuft, und reinigt die Säure durch öfteres Umkrystallisieren aus kochendem Wasser, wobei man zweckmäßig, um den ihr stark anhängenden Geruch zu zerstören, Chlor in die siedende Flüssigkeit leitet. Haben die Tiere ein an schwefelsaurem Kalk reiches Trinkwasser erhalten, so kann die H. durch erhebliche Mengen von Gips verunreinigt sein.

Die reine H. bildet große, wasserhelle Krystallnadeln, die schwer in kaltem, leicht in kochendem Wasser löslich sind, löslich auch in Alkohol, schwer löslich in Äther; sie schmilzt unzersezt bei $187^\circ C$, in höherer Temperatur wird sie zersezt. Sie ist eine starke Säure, sie zersezt kohlensaure Salze unter Austreibung der Kohlensäure. Bei anhaltendem Kochen mit konzentrierter Salzsäure oder mit einer Mischung von 1 Schwefelsäure und 2 Wasser wird sie unter Aufnahme von 1 Molekül Wasser gespalten in 1 Molekül Benzoesäure und 1 Molekül Amido-Essigsäure oder Glykohl. Die H. wird im Großen dargestellt und dient als Rohmaterial für die Fabrikation der Benzoesäure.

Gipsus, s. Gyps.

Giram oder **Guram**, König von Tyrus 1031 — 997 v. Chr., ist besonders berühmt geworden durch den Vertrag, welchen der israel. König Sa-

lomo mit ihm schloß behufs Lieferung von Cedern- und Cypressenstämmen aus dem Libanon und Überlassung von Baumeistern und Werkleuten für den Tempelbau zu Jerusalem. Ebenso verband sich Salomo mit H. zur Eröffnung eines Schiffsahrtsverkehrs nach dem Goldlande Ophir im südöstl. Arabien. Und noch Weiteres weiß die spätere Sage über die gegenseitigen Beziehungen beider Könige zu erzählen. Glaubwürdiger berichten tyrische Quellen, außer einer (Wieder-) Unterwerfung der Ägyptier (Kittier), auch von Tempelbauten H. in Tyrus selbst für den phöniz. Hercules (Mellart) und die Astarte, wobei gleichfalls Cedern vom Libanon zur Verwendung kamen; sowie von einem Riesentempel, durch welchen H. vermittelst Ausfällung mit Schutt die beiden Inseln, auf denen Tyrus erbaut war, verband. (S. Tyrus.) Als ein Zeitgenosse des Königs H. wird auch ein tyrischer Erzherzog gleiches Namens erwähnt, welcher dem Salomo nicht nur die ehernen Gerätschaften für den Tempel zu Jerusalem anfertigte, sondern auch für dessen königl. Palast Arbeiten lieferte.

Hirooocervus (lat., «Hodhirsch»), wie das griech. Tragelaphos (s. d.) eine groteske Ausgeburt der Phantasie. (S. Chimära.)

Hircus (lat.), Ziegenbock; Bodsgewuch.

Shirai-Sherif (besser Shirai Sherif), auch Burda genannt, ist der Name des aus Kamelharen gewebten schwarzen Kleides (oder Mantels), welches ursprünglich dem Propheten Mohammed gehört haben und von ihm getragen worden sein soll. Der Sage nach ist der Mantel derselbe, welchen Mohammed im neunten Jahr der Hedschra dem Dichter Rāb bin Suhair geschenkt haben soll. Der Kalif Mu'awija soll den Mantel den Nachkommen des Rāb abgelaufen haben. So soll er von der Familie der Omajjaden auf die der Abbāsiden und von dieser auf die ägypt. Fatimiden gekommen und bei Gelegenheit der Eroberung Ägyptens zugleich mit der Fahne des Propheten aufgerunden worden sein. Dieser Mantel wird jetzt in der Schatzkammer des Sultans in Konstantinopel zugleich mit dem sog. Sandshah Sherif (der Fahne des Propheten) und andern Reliquien, wie dem Säbel und dem Bogen des Propheten u. a., aufbewahrt. Der Prophetenmantel ist in vierzig seidene Hüllen eingewickelt und wird nur einmal im Jahre (am 15. des Monats Ramadān) feierlich enthüllt. Nachdem der Sultan und die Großwürdenträger die Reliquie gestiftet und ihr ihre Verehrung mit den entsprechenden Feierlichkeiten erwiesen haben, wird der Mantel einem Augenblick in ein mit Wasser gefülltes Becken getaucht. Der Kypkar agha (Chef der schwarzen Eunuchen) läßt das Wasser des Beckens in kleine, mit seinem Siegel dann verschlossene Gläschen füllen und überträgt diese denen, die an der feierlichen Ceremonie teilgenommen haben.

Shirafation (vom lat. hircus), geiles Buchern des Weinstocks, wenn er nur in die Reben treibt.

Hirn, s. Gehirn.

Hirn (Gust. Adolf), hervorragender Physiker, geb. 21. Aug. 1815 zu Vogelbach bei Göttingen, trat 1834 als Farbenhemmer in eine Rattunfabrik in Vogelbach ein und blieb, als diese 1842 in eine Baumwollspinn- und Webefabrik umgewandelt wurde, in derselben als Ingenieur. In dieser Stellung begann H. 1843 seine grundlegenden Untersuchungen, welche die Harmonie zwischen Theorie und Praxis mehrerer wichtiger und

Quellen der ältesten Reitergeschichte» (Epj. 1875); Harnad, «Zur Quellenkritik der Geschichte des Inostijismus» (Epj. 1873 u. 1874); Langen, «Geschichte der röm. Kirche bis zum Pontifikat Leo I.» (Bonn 1881).

Hippomachie (grch.), Kampf zu Pferde.

Hippomän (grch.), leidenschaftlicher Pferdebelieber, Pferdenarr; Hippomanie, übertriebene Liebhaberei für Pferde.

Hippomäne, Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen. Die wenigen im tropischen Amerika einheimischen Arten sind Bäume, die wegen ihres scharfen und giftigen Milchsaftes bekannt sind. Derselbe wird von den Indianern zum Vergiften der Pfeilspitzen benutzt. Am berühmtesten ist *H. Mancinella* L., der Manschinellen- oder Manzanillobaum der Antillen. Er gleicht einem Birnbaum, hat eine glatte, graue Rinde, langgestielte, eiförmige, spitze Blätter, grünlige männliche Blüten in zusammengehäuerten Gruppen, unter denen die weiblichen einzeln stehen, und apfelförmige, gelb- und rothbäugige Früchte mit weißem Samen, die sehr verführerisch aussehen, aber äußerst giftig sind. Angeblich soll schon die Ausbünstung dieses Baums vergiftend wirken oder wenigstens schädlich sein. Fischen und Krebsen schadet die Frucht nicht; doch wird der Genuß solcher Tiere dann dem Menschen nachtheilig. Den Saft der Frucht wendet man in Westindien als Heilmittel gegen Hautausschläge an. Doch ist dort dieser Baum jetzt selten geworden, weil die Regierungen seine Ausrottung seiner großen Schädlichkeit wegen schon seit geraumer Zeit anbefohlen haben.

Hippomantie (grch.), Wahrsagung aus dem Wiehern der Pferde.

Hippodag, ein berühmter Jambenbildner aus Ephesus, um 530 v. Chr., wurde wahrscheinlich wegen seiner Leiden, schonungslosen, wiewohl, wie es scheint, unpolit. Spottgedichte von den Tyrannen seiner Vaterstadt vertrieben. Er begab sich hierauf nach Klazomenä. Da er häßlich war, so benutzten dies die Bildhauer Bupalos und Athenis zu einer karikierten Darstellung des Dichters, der sich nun durch die heftigsten Angriffe auf sie rächte. Daß jedoch die Künstler aus Verzeiwung darüber sich erhängt hätten, ist Sage. Er erfand für seine satirischen Gedichte eine besondere Art von Jamben, den Ioliambischen Trimeter, von ihm der hippodaktische Vers genannt. Doch schrieb er auch in Hexametern und im erhabenen epischen Tone Parodien, von denen sich namentlich ein Bruchstück erhalten hat, welches die Schilderung eines gefräßigen Menschen enthält. Die Fragmente des H. gab am vollständigsten Bergk in den «Poetas lyrici Graeci» (2. Bd., 4. Aufl., Epj. 1882) heraus.

Hippopathologie (grch.), Lehre von den Krankheiten der Pferde.

Hippophaë L., Sanddorn, zur Pflanzenfamilie der Elaeagnaceae gehörige Gehölzgattung. Die Arten derselben sind 3–6 m hohe Sträucher ganz getrennten Geschlechts, mit Blüten in den Achseln von Deckblättern und glänzenden, glatten, auf einer Seite gefurchten, nupartigen Früchten. Die abwechselnden, sehr lang ausgezogenen Blätter sind durch aufliegende Schuppen, welche als zu Scheiden verwachsene strahlige Haare zu deuten sind, weißlich grau. Die Blüten kommen vor den Blättern. Der gemeine Sanddorn, *H. rhamnoides*, wächst durch ganz Europa am Meeresufer und an Bächen

der Hochgebirge. Die linienlanzettförmigen Blätter sind oben grün und fein punktiert, unten gleich den jungen Zweigen mit silbergrauen oder rostgelben Schuppen besetzt. Der Strauch blüht im März und die männlichen Individuen haben ein ganz eigentümliches Ansehen, während die weiblichen sich vorzugsweise im Herbst gut ausnehmen, wenn sie mit Massen erbsengroßer, orangefarbiger Früchte bedeckt sind. Zwischen dunkelbelaubtes Gebüsch am Rande des Parthegölzes eingesprengt ist dieser Strauch sehr ornamental, insbesondere var. *angustifolia*, aber auch in der Einzelsstellung von guter Wirkung. Eine andere, vom Himalaja stammende Art, *H. salicifolia*, ist weber so schön, noch im Winter so hart wie jene. Zum vollen Gedeihen erfordert der Sanddorn einen fruchtbaren, frischen Boden.

Hippophagen, d. i. Pferdefresser, war nach dem Bericht des Ptolemäos der Name eines stph. Vollstammes jenseit vom Imaus-(Thian-schan-) Gebirge und eines sarmatischen nordöstlich vom Kaspiischen Meere, wo noch gegenwärtig tatar. Völker nomadisieren und Pferdefleisch essen. In kultivierten Ländern hat man wiederholt Versuche gemacht, das Pferdefleisch als Nahrungsmittel einzuführen. Man stiftete zu dem Zwecke sog. Hippophagenvereine und neuerdings an vielen Orten förmliche Pferdefleischlägerereien. Der Umstand jedoch, daß das Pferdefleisch einen abstoßend fäulich-widrigen Geschmack besitzt und daß das Pferd in den meisten Ländern ein zu wertvolles Tier ist, als daß es in seinem mittlern Lebensalter mit Vorteil als Schlachtvieh benutzt werden könnte, hat überall die allgemeine Einführung jenes Fleisches als Nahrungsmittel verhindert.

Hippopotämus (Flußpferd), s. Nilpferd.

Hippo regius, s. Hippo.

Hippotherium (Hipparion), ein fossiles pferdeähnliches Tier mit drei Beinen, von denen aber nur die mittlere auf dem Boden aufstand.

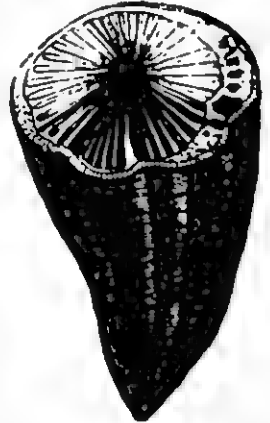
Hippotrogoten, s. unter Hipparch.

Hippotroph (grch.), Pferdezüchter; Hippotrophie, Pferdezücht.

Hippuriten (Hippuritidae Gray, Radiatae Lam), Muscheltiere, s. Rudisten.

Hippuritalkalle (Schrattenkalk, Samen kalf) sind harte, zum Teil marmorartige Kalle, welche angefaßt sind

von den oft dicht nebeneinander stehenden biden Schalen der Hippuriten oder Rudisten (Caprotina, Caprina, Radiolites, Hippurites, s. beistehende Abbildung). Es sind dies unserer lebenden Chama verwandte riesige Zweischaler, deren große, mit der Spitze aufgewachsene Schale kegelförmig, kuhhorn- oder widerhornähnlich gestaltet ist, während die kleinere lappen- oder deckelartige Form besitzt. Diese Hippuriten und die nach ihnen benannten Kalksteine sind auf die Kreideformation und in ihr namentlich auf deren südl. Verbreitungszone



schwieriger Fragen der Mechanik und Wärmelehre herstellen. Gegen Ende 1880 gründete er ein meteorolog. Observatorium bei Colmar, in welchem er seine wissenschaftlichen Arbeiten fortsetzt. Außer zahlreichen Abhandlungen, besonders aus dem Gebiete der Mechanik und Wärme, in verschiedenen Fachzeitschriften veröffentlichte H. an selbständigen Werken: «L'équivalent mécanique de la chaleur» (1858), «Théorie mécanique de la chaleur» (2 Bde., Colmar 1861; 3. Aufl., Par. 1875), «Analyse de l'univers» (1868), «Mémoire sur les anneaux de Saturne» (Stroßb. 1872), «Les Pandynamomètres» (Par. 1876). H.'s Arbeiten zeichnen sich durch Scharfsinn im Ausdenken und Deuten des Experiments, sowie durch die möglichst große Genauigkeit der Daten und endlich auch durch physik. Denken und völlige Selbstständigkeit aus. Die seit der pariser Weltausstellung von 1867 sehr verbreiteten Drahtseiltriebe sind von seinem Bruder, Ferdinand H. (gest. 29. Dez. 1879), erfunden worden.

Hirnbruch (Encephalocoele), das teilweise Heraustrreten des Gehirns aus seiner knöchernen Schädellapfel, ist entweder angeboren oder infolge von Kopfverletzungen erworben. Der angeborene Hirnbruch (Encephalocoele congenita) stellt sich als eine bald größere, bald kleinere kugelige oder halbkugelige Geschwulst am Hinterhaupt, an der Stirn oder in der Gegend der Schläfenschuppen dar, deren Inhalt aus Gehirnwasser und Gehirnschubstanz besteht und durch eine Öffnung in der Schädellapfel mit dem Großhirn in Verbindung steht. Die Ursache dieser Mißbildung besteht in einer partiellen Wasseransammlung in den Hirnhöhlen in Verbindung mit einem regelwidrigen Offenbleiben gewisser Schädellücken, durch welche Teile des sackartig vorgebrängten Großhirns nach außen treten können. Die meisten mit angeborenem H. behafteten Kinder sterben frühzeitig, weil sich der Bruchinhalt leicht entzündet und dann gewöhnlich eine tödliche Hirn- und Hirnhautentzündung zur Folge hat. Der erworbene Hirnbruch (Encephalocoele acquisita u. traumatica) besteht in dem Heraustrreten von Gehirnschubstanz aus Schädelschunden, wobei die letztere als rötliche schwammartige Masse erscheint und gewöhnlich in Verschwärung und drabigen Zerfall übergeht. Man trägt die vorgefallene Hirnschubstanz mit dem Messer ab und bedeckt die Wunde mit einem antiseptischen Verband.

Hirnschlagfluß, s. unter Schlagfluß.

Hirpiner war der Name einer altitalischen Völkerschaft, welche zu den Oskern oder Samniten gehörte, deren Gebiet von den Römern aber hernach aus polit. Gründen vom eigentlichen Samnium unterworfen wurde. Es lag im S. von Samnium; größtenteils südlich vom Calor und Tamarus (heut Salore und Tamaro). Der Hauptort war Maleventum unfern vom Zusammenfluß der genannten Flüsse, und an der Mündung des Sabatus (Sabato) in den Calor, wo die Römer 268 v. Chr. eine Kolonie unter dem Namen Beneventum (s. Benevent) gründeten. Andere Hauptorte waren Abellinum (beim heutigen Avellino), Aquilonia (Pacefogna), Alifanum (beim heutigen Mirabella). Der Sage nach hatten die H. ihren Namen von einem Wolfe (hirpus in ihrer Sprache), der sie in ihre Sige führte.

Hirsau, Dorf mit 731 E. im Oberamt Calw des württemb. Schwarzwaldkreises, im Thale der Nagold, 332 m über dem Meer, Station der Linie

Storzhelm-Horb (Nagoldbahn) der Württembergischen Staatsbahnen, 2,5 km unterhalb Calw, k. Wolfspinnerei, Saffan-, Pöfeln- und Baumwollfabrik und wird auch als Luftkurort besucht; verdankt seine Entstehung dem ehemaligen Hirsau gleichen Namens, dessen Ruinen einen nahe bei äußerst malerisch liegen. Dieses berühmte Zisterzienserkloster (monasterium Hirsauense), im Grafen Eberhard von Calw 830 erbaut, durch Eberhard Maurus, Abt vom Fulda, im Sept. 8 eingeweiht, zeichnete sich bald durch wissenschaftliche Bildung aus, und die dasige Schule war im 10. Jahrh. berühmt. Die im ganz Deutschen 986 währende Pest und das 1088 unter dem Kaiser entstandene Schisma brachten der Kloster großen Schaden. Allein durch den Grafen Eberhard von Calw wurde 1069 wieder ein lebhafter Aufschwung herbeigeführt, und unter dem Kaiser Wilhelm (1069–91) nahm das Kloster an den ersten Stellen unter allen Benediktinerabteien den ersten ein. Nach der Reformation 1558 säkularisiert, wurde es in eine Klosterschule umgewandelt. Herzog Ludwig von Württemberg dankte es 1692 durch die Franzosen eingekerkert wurde. In ausgebrannten Mauern dieses Schlosses steht die riesige, von Uhlend u. a. besungene Kiste gut erhalten ist die im got. Stil 1500 erbaute Kasse, jetzt Pfarrkirche, in deren obem Räume der interessante Klosterbibliotheksaal befindet. In die deutsche Geschichte sind wichtige Quellen zu heims «Chronicon Hirsauense» (882–1341) namentlich aber der «Codex Hirsauensis» 184 vom Abte Berwin in Stuttgart herausgegeben. Bgl. Christmann, «Geschichte des Klosters Hirsau» (1788); Sted, «Das Kloster H.» (Calw 1894).

Hirsch (Cervus) ist der Name einer Gattung der Wiederkäuern mit zackigen, nicht gekrümmten, Geweih genannt, welche indes, im Gegensatz zu den Kammhirschen, ausgenommen, dem weiblichen Geschlecht fehlen, in gewissen Perioden des Jahres fallen und dann durch neue ersetzt werden, so lange mit einer haarigen Haut überzogen ist. Die 23 Hirscharten sind in der Alten und in der Welt einheimisch und gehören zu den meisten Tieren, fehlen aber gänzlich im feld. Welt. Australien und in Polynesien. Unter ihnen ist die größte das Elen oder Elentier (s. d.; vgl. die Hirscharten, Fig. 1). Andere Hirscharten sind die Kammhirscharten (s. d., Fig. 2) und der Damhirsch (s. d., Fig. 3), beide mit schaufelförmigen Geweihen.

Unter den übrigen Arten, die ein Geweih besitzen, ist außer dem Reh (s. d., Fig. 4) der Rothirsch, Rothirsch oder Rotwild (C. elaphus), dessen Weibchen Hirschkuh, Tier oder Hirschkuh genannt wird, in Europa am häufigsten und bildet gegenwärtig den Hauptgegenstand der Jagd. Er ist bräunlich, im Sommer rötlich (Rotwild), seine Nase sehr und das Geweih sehr stark und zurückgebogen. Sein Geweih wächst im Februar (daher Hornung) ab. Das reiche Raub wird Speiser genannt, das weiche das Gabel. Das Alter der Hirscharten, die im Herbst, im Spätherbst, um die Wenden des Jahres, wählt man nach der Zahl der Enden, die den Jaden des Geweihs (wie dies die nachstehenden Abbildungen zeigen). In älteren Zeiten, wo man noch Zucht in den Urwäldern suchte, wurde sie öfters eine sehr heilsame Gabe. So ist

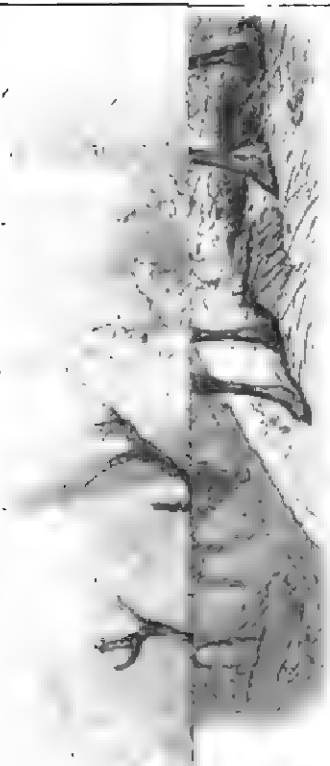
HIRSCHE.



3. Rentier (Cervus reinus).



4. Reh (Cervus Capreolus).



5. Moschus (Moschus moschiferus).



6. Moschustier (Moschus moschiferus).

man in Wackerhausen das mit 66 Zähnen versehene und 1835 Bfz. erlegende Geweih eines von Friedrich L. 1806 geschossenen H. Das Fleisch des H. ist sehr schmackhaft; sein Fell liefert, weiß gegerbt, das sog. Elbdehner. In Amerika wird der Geweihirsch durch mehrere Arten vertreten, in Nordamerika durch



dem größten Barzill oder canadischen H. (A. Canadensis), in Südamerika durch den Guanaco oder Guanahirsch (A. guanacoensis) u. s. w. Ostindien besitzt einige eigentümliche Geweihe, unter denen besonders das gestirnte, auch in engl. Barzill verwechselte, schon den Alten bekannte Nagahirsch (C. Axis) zu erwähnen ist. Eine besondere, sehr merkwürdige Unterart des H. bilden die Rhinoceros (s. d.; vgl. Tafel, Fig. 6). Elchhe, namentlich Geweihe, die man hier und da, besonders in Island in Lorchhaaren gefunden hat, stammen von einer untergeordneten Gattung, dem sog. Riesenhirsch (A. megaceros). Die einzigen dieser Elchhe maß der Schädel 60—70 cm, das schneefelhörnige Geweih war über 2 m lang, und die Spitzen beiderseits standen etwa 4 m auseinander. Anders ausgestaltete Gattungen, die zu der Familie der H. gehören, kommen in der nördlichen Lärdengebirge (Alaska) Carpas vor:

Girsch, Weißer, kanadischer Rurort bei Dresden, s. Weißer Girsch.

Girsch (August), namhafter Advokat, geb. 4. Okt. 1817 zu Jünzig, war anfangs für den Rechtswissenschaften bestimmt, wendete sich aber seit 1830 zu Berlin und Leipzig dem Studium der Medizin und ließ sich nach Ablegung der Staatsexamen 1844 in Rößig, 1846 in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder. In dem J. 1850—55 veröffentlichte er eine Reihe größerer Abhandlungen über die Geschichte und Geographie der Rheinlande, der typischen Krankheiten, der Natur, der Bevölkerung und des Schweißfiebers und fasste in den folgenden Jahren die Resultate seines geogr.-ethnol. Studiums in dem umfassenden und epochemachenden Werk «Handbuch der hist.-geogr. Anthropologie» (2 Bde., Erlangen 1859—64; 2. neu bearbeitete Aufl., Stuttg. 1861—63) zusammen. Im J. 1863 wurde er als ord. Professor der Medizin an die Kaiserstadt Berlin berufen, wo sich seine Thätigkeit namentlich über Geschichte der pragmatischen Medizin, über Geschichte und Geographie der Volkskrankheiten, sowie über spezielle Pathologie und Therapie erstreckte. Im Winter 1868—69 bereifte er im Auftrag der Regierung die russ-

epidemischen Gichtkrämpfe heimgesuchten Gegenden Ostpreussens und veröffentlichte darüber seine Schrift «Die Meningitis cerebro-spinalis epidemica» (Berl. 1866). Nach Deutsch-Französischen Krieg von 1870 und 1871 betheiligte er sich als beiziehender Arzt eines Militärmed.-Sanitätsregts.

Nach seinem und Pettenkofer's Auftrag wurde 1873 die Cholera-Kommission für das Deutsche Reich gebildet, als deren Mitglied er im amtlichen Auftrag 1873 die von der Cholera befallenen Provinzen Ostens und Westpreussens bereiste und als Mitglied seiner Beobachtungen einen ausführlichen Bericht (1874) veröffentlichte. Im J. 1874 beiziehete er sich als Delegierter des Deutschen Reichs an den Verhandlungen der in Wien tagenden Sanitätskonferenz der europ. Staaten und beiziehete die Beiziehungen des Reichs bezüglich der Quarantänemaßregeln; 1875 wurde er zum Geh. Medizinalrat ernannt. Im Winter 1875/76 beiziehete er sich als Delegierter des Deutschen Reichs nach dem Gouvernement Kantonen beiziehete Nachforschungen über die beiziehige ausgebrochene Pestepidemie und gab darüber einen ausführlichen Bericht (1880) heraus. Außerdem veröffentlichte er noch: «über die Anatomie der alten griech. Ärzte» (Festschriftschr., Berl. 1864), «über Bedeutung und Bekämpfung der Volkskrankheiten» (Berl. 1875), «Geschichte der Augenheilkunde» (Zp. 1877, als Teil des großen «Handbuch der Augenheilkunde von Gense und Schmidt) und zahlreiche mediz.-biographische Mitteilungen über von der Münchener Kaiserlichen Kommission herausgegebenen «Alten deutschen Biographien». Auch gab er eine neue Bearbeitung der Beobachtungen Heden's über «Die großen Volkskrankheiten des Mittelalters» heraus (Berl. 1865) und ist seit 1866 als Mitbegründer an Heden's «Jahresbericht über die Fortschritte und Leistungen der Medizin» beiziehigt.

Girsch (Henry), Schriftsteller, geb. zu Rößig 26. Nov. 1828, war zuerst Privatsekretär in der Kanzlei, 1860—64 in der Redaktion des «Bayern in Berlin» tätig, für welchen er unter dem Pseudonym J. R. Henry'sch schrieb. Später wurde ihre Thätigkeit durch die Bewegung für Verfassung der Gewerkschaften über Förderung der Gewerkschaftigkeit der weiblichen Geschlechts in Anspruch genommen. Sie beiziehete 1866 den ersten Roman in Leipzig und trat im Frühjahr 1866 in den Verlagsverein, dessen Schriftführerin sie seit der Begründung bis zum April 1883 verblieb. Von 1870 bis 1882 redigirte sie die Zeitschrift «Der Frauenanwalt», Organ des Verbandes deutscher Frauenbilden und Frauenvereine. Mit Mary Wall schrieb sie «Haus und Gesellschaft in England» (Berl. 1878), ferner erschien von ihr «Mein Vater Mutter. Hittor. Erzählung» (Dresd. 1881).

Girsch (Blag), namhafter Volkswirt und liberaler Politiker, geb. von Israel. Eltern 30. Dez. 1868 zu Halberstadt, widmete sich 1885—88 an dem Universitäts zu Leipzig, Göttingen und Berlin dem Studium der Philosophie, der Jurisprudenz und der Staatswissenschaften und unternahm dann eine längere Reise durch Frankreich und Nordafrika, als deren Frucht die Reiseberichte zu beiziehenden sind: «Stille der völkischen Zustände in Algerien» (Mitt. 1867), «Reise in das Innere von Algerien, durch die Kabylie und Sahara» (Berl. 1868). Nach seiner Rückkehr nach Deutschland beiziehete er zu Berlin das polit. Wochenblatt «Der

Fortschritt, ging jedoch 1862 nach Magdeburg, wo er alsbald eine ungemeine Thätigkeit im polit., Vereins- und Genossenschaftsleben, insbesondere unter den Arbeitern entwickelte. Nachdem er 1867 nach Berlin übergesiedelt war, widmete er sich ausschließlich den öffentlichen Angelegenheiten. Eine Studienreise nach England und Schottland behufs Kenntnisaufnahme der dortigen Arbeiterzustände veranlaßte ihn 1868 auch in Deutschland, im Gegensatz zu den Lehren der Sozialdemokratie, die die Versöhnung von Kapital und Arbeit und die materielle, geistige und moralische Hebung des Arbeiterstandes bezweckenden «Gewertvereine» ins Leben zu rufen, welche alsbald in ganz Deutschland Verbreitung fanden. Als Anwalt derselben und als Herausgeber ihres Vereinsorgans «Der Gewertverein» hat H. bisher besonders durch Gründung nationaler Kranken-, Begräbnis-, Invaliden-, Altersversorgungsgesellschaften und ähnlicher Kassen, sowie durch Förderung der Genossenschaften und Errichtung von Schiedsgerichten und Einigungsämtern eine einflußreiche Thätigkeit entwickelt. Im J. 1869 vom 23. sächsl. Wahlkreise (Plauen) in den Norddeutschen Reichstag gewählt, trat er darin der Fraktion der Deutschen Fortschrittspartei bei. Im J. 1877 wurde er vom ersten berliner Wahlbezirk, 1881 von Reuß i. L. in den Deutschen Reichstag gewählt. Hier wirkte er insbesondere zur Wahrung der freien genossenschaftlichen Arbeiterversicherung. H. ist Mitbegründer und Ausschußmitglied der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, sowie des Vereins für Sozialpolitik. Auf seine Anregung und gemäß seinem Plane wurde 1878 der Wissenschaftliche Centralverein und dessen Anstalt für systematische populärwissenschaftliche Vortragszyklen unter dem Namen «Humboldt-Abend» begründet, deren Generalsekretär er wurde und an welcher er Vorlesungen über Nationalökonomie, soziale Frage, Finanz- und Versicherungswissenschaft hielt. Von seinen volkswirtschaftlichen und publizistischen Schriften sind noch zu erwähnen: «Kusterrstatuten für Einigungsämter» (Berl. 1873), «Die gegenseitigen Hilfskassen und die Gesetzgebung» (Berl. 1875), «Gewertvereins-Leitfaden» (Berl. 1876, im Verein mit Volke), «Was bezwecken die Gewertvereine?» (6. Aufl., Berl. 1884), «Der Staat und die Versicherung» (Berl. 1881), «Das Krankenversicherungsgesetz vor dem Reichstage» (Berl. 1883).

Hirsch (Hud.), österr. Dichter, geb. 1. Febr. 1816 zu Kapagebl in Mähren, studierte 1834–38 in Wien die Rechte und praktizierte dann beim Magistrat in Brünn. Aus Liebe zur Musik ging er nach Leipzig, übernahm die Redaction des «Kometen» bis 1843 und wirkte nebenbei als Dichter und Romantist; 1841 gründete er das «Album für Gesänge» (4 Jahrg., Lpz. 1841–43, Wien 1844–45), 1843 ging er nach Oesterreich zurück, ward in Triest und Venedig, später in Wien beschäftigt und starb 10. März 1872. Er schrieb das Drama «Masade» (Wien 1836), «Balladen und Romanzen» (Lpz. 1841; neue Folge, Wien 1846), «Buch der Sonetten» (Lpz. 1841), «Soldatenpiegel» (Wien 1849; 3. Aufl. 1851), «Fragarten der Liebe» (Wien 1860; 6. Aufl. 1866), «Lieder ohne Melancholie» (Wien 1864), «Eulenpiegels Tagebuch» (Wien 1866) u. s. w. Seine «Poetischen Schriften» erschienen in 2 Bänden (Wien 1851).

Hirsch (Siegfried), Historiker, geb. 5. Nov. 1816 in Berlin, studierte in Berlin Jura und Geschichte,

habilitierte sich daselbst 1842 und wurde 1844 außerord. Professor für Geschichte und Staatsrecht. Er starb 11. Sept. 1860. Sein Hauptwerk, die Geschichte Kaiser Heinrichs II., erschien, von Minger, Pabst und Brühlau ergänzt, in den «Jahrbüchern des Deutschen Reichs» (3 Bde., Berl. u. Lpz. 1862–75). Außerdem schrieb er «De vita et scriptis Sigiberti» (Berl. 1841).

Hirsch (Theod.), Historiker, geb. 17. Dez. 1800 in Althottland bei Danzig, studierte in Berlin Theologie und Geschichte und war dann Lehrer an Friedrich-Wilhelms-Gymnasium daselbst, seit 1833 am danziger Gymnasium. Er wurde 1865 ord. Professor der Geschichte und Bibliothekar an der Universität zu Greifswald und starb daselbst 17. Febr. 1881. H. Hauptwerk ist «Danzigs Handels- und Gewerbegeschichte unter der Herrschaft des Preussischen Ordens» (Lpz. 1858); mit Streblé und Lepen gab er die «Scriptores rerum Prussicarum» (Lpz. 1868 fg.) heraus.

Hirschau, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, Bezirksamt Amberg, 15 km im N. von Amberg, zählt (1880) 1330 kath. G., hat ein Schloss, eine Porzellan- und Steingutfabrik, 3 Brauereien, 3 Ziegelei- und Kalkbrennereien, 2 Thonwerkschleimen und in der Nähe Granitwerke. **Hirschau** (württemb. Dorf), s. Hirsau.

Hirschberg, Stadt im nördl. Böhmen, Reichshauptmannschaft Teubitz, Station der Linie Bielehumburg-Georgswalde-Obersbach der Böhmisches Nordbahn, zählt (1881) 2124 (als Gemeinde 1833 deutschredende G., besitzt ein größl. Waldherrschafts Schloß mit bedeutenden und wohl gepflegten Gartenanlagen und einem großen, wegen seiner Fischreichtums merkwürdigen Teich. Die Stadt besaß schon am die Mitte des 15. Jahrh. das Stadtrecht; das Herrschaftsgebiet, zu welchem sie gehörte, kam nach der Schlacht am Weissen Berg (1620) an Adam von Waldstein, von welchem es der bekannte Herzog von Friedland erbt. Nach Albrecht von Wallensteins Sturz wurde der in jene Katastrophe verwickelte Irlander Richard Walter Buttlar damit beauftragt, der die Herrschaft an seine Tochter vererbte. Seit 1680 war sie wieder im Besitze der Grafen von Waldstein.

Hirschberg, Kreisstadt im Regierungsbezirk Liegnitz der preuss. Provinz Schlesien, in einem der schönsten und größten Thäler des Riesengebirges, an der Einmündung des Zaden in den Oder, 340 m über dem Meere, Station der Linien Koblitz-Altmühl und H. Schmiedeburg der Preussischen Staatsbahnen, zählt (1880) 14388 G., darunter 3067 Katholiken und 386 Juden, und ist Sitz einer Reichsbankniederlassung, eines Land-, Schöffen- und Amtsgerichts, einer Handelskammer und hat ein evang. Gymnasium, eine Mittelschule, eine gewerbliche Fortbildungsschule und eine höhere Lehrerschule. Die evang., 1709 errichtete Pfarrkirche gehört zu den sechs sog. Snabenkirchen, die Kaiser Joseph I. den Protestanten in Schlesien zu bewilligen erlaubte, und zeichnet sich aus durch eine mächtige Kuppel, eine vorzügliche, große Orgel, sowie durch eine eberne Pforte Luthers von Schadow. Die kath. Kirche stammt aus dem 14. Jahrh. Der Markt («Ring») ist von «Lauben» eingefast. H. ist ein Mittelpunkt der schles. Leinwandindustrie, die freilich sowohl als Manufaktur, wie als Handelsprovis ihre frühere Ausdehnung und Bedeutung verloren hat. Namentlich war die Stadt ehemals der Sitz

der sog. Schleierweberei, welche Kunst sowohl in H. selbst wie überhaupt im Kreise S. zuerst in der Mitte des 16. Jahrh. durch einen von seiner Wandlung aus den Niederlanden zurückkehrenden Schuh- oder Hutmachergefellen hierher verpflanzt wurde. Die Lothgarne wurden dazu so fein gesponnen, daß man ein ganzes Stüd durch einen Fingerring ziehen konnte. Im Dreißigjährigen Kriege ging diese Kunst zwar wieder verloren, allein durch den patriotischen Bürgermeister Flade, der zu diesem Behufe selbst ins Ausland reiste und dafür nachher vom Kaiser unter dem Namen von Ehrenschütz in den Adelsstand erhoben wurde, ward dieser Fabrikzweig in H. wieder heimisch. Er steigerte sich nun fortwährend und gelangte zu hoher Blüte, bis er durch den franz. Krieg 1806 eine solche Störung erlitt, daß er sich nicht wieder hat erheben können. Außerdem bestehen in H. Thonwarenfabriken, welche geschmackvolle Ofen liefern, eine bedeutende Eisenweberei, eine Maschinenspinnerei, Fabriken für Papier, Paplerkoff, Strohkoff, Kartonagen, Cement, Maschinen, Obstweine, Spitzen, Valoneten, Gittern, Eisenröhren, Drahtwaren und Willards. H. ist die wichtigste Handelsstadt im schles. Gebirge. Außerdem befinden sich hier zwei Eisenwerklinge mit Hütten. In den romantischen Umgebungen der Stadt gehören besonders der Cavallierberg, der Sattler, eine Schlucht am Boker, der Hausberg, der Krenzberg und Sellon. Der Kreis Hirschberg zählt (1880) auf 599,4 qkm 67 782 E., davon 10 804 Katholiken und 450 Juden.

Hirschberg (an der Saale), Stadt im Fürstenthum Rußl. L., Landrathsamt Ebersdorf, in einem Thale rechts an der Saale, 441 m über dem Meere, 18 km im SW. von Hof, dicht an der bayer. Landesgrenze, zählt (1880) 1778 evang. E., ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Bergschloß, Gerberei, Schleiherfabrik, Strampfwirkerlei, Baumwollweberei, Färberei und Eisenhütten.

Hirschberger Thal, eine anmutige, fruchtbare Einsenkung, 810—400 m über dem Meere, in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, zwischen dem Riesengebirge im S., dem Landesbater Ramm im O. und dem Rabachgebirge im N., etwa 20 km lang und bis 13 km breit, im nördl. Theile von O. nach W. vom Boker, im südl. Theile von S. nach N. von der Donau und dem Bader, zwei einseitigen Zuflüssen des Boker durchströmt, wird durch die Stohnsdorfer Berge, welche im Stangenberg bis zu 524 m aufsteigen, in ein östl. Thalbecken an der Donau und ein westliches an Bader geschieden. In letztem befinden sich Hermdorf, Warmbrunn und Hirschberg, in erstem Schmiedeberg und Erdmannsdorf. Die Unterlage des H. weilt fast überall Granit auf. Im N. führt die Linie Rößfurt-Altmasser der Preussischen Staatsbahnen durch das Thal, von welcher bei Hirschberg eine Secundärlinie über die Stationen Donau und Mittel-Billerthal (Erdmannsdorf) nach Schmiedeberg führt.

Hirschbrunn, Pilz, s. Elaphomyces.

Hirsch (Porcus) ist der Name einer Gattung der Schweine, die sich durch vorn runde, hinten kantige, vorragende und insgesamt aufwärts gebogene Eckzähne und durch nur vier Schneidezähne im Oberkiefer auszeichnet. Man kennt nur eine Art, den molukkeschen H. oder Babirussa (P. Babirussa), der auf den Inseln Celebes und

Buru einheimisch ist, wo er in zahlreichen Rudeln das Innere sumpfiger Wäldungen bewohnt. Er ist 1 m lang und 70—80 cm hoch, hat hohe, schlanke Beine, ein mit wenig rauhen Haaren bedecktes Fell und große, runde, verständige, hirschartige Augen. Die einem Horn ähnlichen, sehr groben Eckzähne des Oberkiefers durchbohren die Oberlippe ungefähr in halber Entfernung zwischen Auge und Schnauzspitze und krümmen sich mit der Spitze nach der Stirn zurück. Unser Klima erträgt der H. auch bei aller Sorgfalt nicht lange; doch sieht man ihn zuweilen in Aergärten. Seines wohl-schmeckenden Fleisches halber wird er eifrig gejagt.

Hirsch (Joh. Baptist von), lath. Theolog, geb. 20. Juni 1788 zu Alt-Argarten bei Ravensburg in Oberschwaben, studierte zu Freiburg i. Br., wurde 1810 zum Priester geweiht, 1812 als Repetent an die lath. Fakultät in Göttingen berufen, 1817 Professor der Moral und Pastoraltheologie in Tübingen, 1837 Professor in Freiburg i. Br., wo er 1889 Domkapitular, 1850 Domdekan wurde, 1863 seine akademische Thätigkeit aufgab und 4. Sept. 1865 starb. Seine hauptsächlichsten wissenschaftlichen Arbeiten sind: «Die lath. Lehre vom Ablass» (Tüb. 1839; 6. Aufl. 1865), «Katechismus» (Tüb. 1881; 4. Aufl. 1840), «Die christl. Moral» (3 Bde., Tüb. 1835; 4. Aufl. 1845), «Betrachtungen über die sonntäglichen Evangelien des Kirchenjahres» (Tüb. 1837; 5. Aufl. 1848—52), «Geschichte Jesu Christi» (Tüb. 1839; 2. Aufl. 1840), «Das Leben der seligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria» (Freiburg 1855; 6. Aufl. 1879). Der milden Richtung der Schule Sailers zugethan, erstrebte H. eine mäßige Reform der Kirche neben Befestigung ihrer Macht auch über den Staat. In diesem Sinne hat er teils als Mitglied der bad. Landesvertretung, teils als Schriftsteller eifrig gewirkt.

Hirschjäger heißt das kurze, an der Spitze zweischneidige Seitengewehr des Jägers, mit welchem dem angeschossenen Hirsch oder Wildschwein der Tod (Jang) gegeben wird. Puffjäger wollte die gesamte Infanterie mit dem H. anstatt des Degen oder Säbels bewaffnen. Die deutschen Jägerbataillone führen H. mit gerader, höhlgeschliffener Klinge und Rücken, welche als Bajonett auf die Büchse aufgesetzt werden können.

Hirschfeld (Christian Cai Lorenz), deutscher Dichter, geb. zu Rüssel bei Gutsin 16. Febr. 1742, war 1769 Professor der Philosophie in Riel und starb 20. Febr. 1792. Er schrieb: «Das Landleben» (Bern 1767; 4. Aufl., Eys. 1828), «Der Winter» (Eys. 1767; 2. Aufl. 1775), «Theorie der Gartentunst» (5 Bde., Eys. 1775—85) und «Von der Gastfreundschaft» (Eys. 1777).

Hirschfeld (Gustav), Archäolog, geb. 4. Nov. 1847 zu Pyritz in Pommern, besuchte das dortige Gymnasium, studierte in Tübingen, Leipzig und Berlin bis 1870 und hielt sich dann als Stipendiat des Preussischen Archäologischen Instituts in Griechenland, Italien und Kleinasien auf. Von 1875 bis 1877 leitete er die Ausgrabungen zu Olympia; Ostern 1878 wurde er zum außerord. Professor für Archäologie in Königsberg und 1880 zum ord. Professor daselbst ernannt. Er veröffentlichte: «Italiens antiken sculpturenque graecorum» (Berl. 1871), «Athena und Marfisa» (Berl. 1872), und war beteiligt an den zwei ersten Bänden der «Ausgrabungen in Olympia» (1877—78).

Hirschfeld (Karl Friedr. von), preuss. General der Infanterie, geb. zu Stralsund in Schlefien 18. Juli 1744 (nach andern 1746, auch 1748), trat 1762 in die preuss. Armee, nahm 1767 als Adjutant des Herzogs von Braunschweig am holländ. Feldzuge teil und wurde für einen tüchtigen Krieger (Erhebung der Schiffschiffen von Rüdels bei Vortum) den Orden pour le mérite, wurde in den Kriegsjahren 1792—94 mehrfach mit Auszeichnung genannt und befehligte 1806 als Generalmajor die Garde. Am 3. 1813 übernahm er den Befehl über ammerisierte Landwehrruppen in den Mästen, beobachtete zunächst die Festung Magdeburg und schlug 27. Aug. bei Hagenberg (s. Weizig) den franz. General Wirth. Nach dem Frieden trat er in den Ruhestand und starb 11. Okt. 1818 zu Ranzendburg a. d. Havel. Vgl. von Zedlitz, „Porträt des preuss. Heeres“ (Berl. 1836).

Hirschfeld (Moriz von), Sohn des vorigen, geb. 23. Juli 1790, trat 1803 in das Kadettenkorps, 1804 in das Regiment Garde zu Fuß, nahm am Zuge des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig 1806 teil und entkam nach England, kämpfte darauf in Spanien, wo er bei Plasencia, 1811 bei Figueras und Murviedro schwer verwundet wurde, in Kriegsgefangenschaft geriet, 1812 jedoch entkam und dann bis 1815 im span. Dienste blieb. Nach dem zweiten Pariser Frieden wurde er als Major in der preuss. Armee wieder angestellt, führte 1849 als Generalleutnant im balt. Feldzuge das 1. preuss. Korps und rückte 13. Juni in die bayr. Pfalz ein, überdiente 20. Juni bei Sommerheim den Rhein und lieferte die Gefechte bei Waghäusel, Albstadt, Darlach und Kuppenheim. Nach der Beendigung des Feldzugs wurde er kommandierender General des 6. Armee-Korps in Koblenz und starb in dieser Stellung 13. Okt. 1859. — Ein älterer Bruder, Eugen von H., geb. 1784, trat 1795 als Junker in die preuss. Armee, kämpfte bei Auerstädt 1806, wurde bei Wagram verwundet und bei Albeck gefangen genommen, entkam jedoch und bildete ein Freikorps, mit welchem er 1807 in der Pfalz und in Schlefien den Kampf fortsetzte. Im 3. 1809 nahm er ebenfalls am Zuge des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig teil, entkam nach England, trat als Major in brit. Dienst und wurde 1810 nach Spanien geschickt, wo er die Wundt des Generals Hirschfeld führte, aber 16. Jan. 1811 infolge einer tags zuvor bei Plasencia empfangenen schweren Verwundung starb. Vgl. von Holleben, „Erinnerungen an Eugen und Moriz von H.“ (Berl. 1863).

Hirschfeld (Samuel Grefenow von), f. Grimmelshausen (Hans Jak. Christoph von).

Hirschfelde, Flecken in der kais. Kreishauptmannschaft Bungen, Amtshauptmannschaft Hüttau, 7 km im NO. von Zittau, links an der Lausitzer Neiße, Station der Linie Gösch-Zittau der Preussischen Staatsbahnen, zählt (1880) 2111 meist evang. E. und hat eine große Wollspinnerei, eine Orleansfabrik, Brauerei, Glaspulvererei, Seil- und Wollweberei. Dabei liegt die Burgruine Bohnau und das non Touristen vielbesuchte Reishol.

Hirschfische. Die Familie des Eel- und Dorschfisches, auch des nordamerik. Wapitiifisches, der die größten Fische liefert, werden sämtlich gegarbt und das weiche Leder dient zu Weintischen, Handschuhen, Stiefeln, Riemen, Bettdecken, Degenkapseln u. s. w. Die Haare benutzt man als Polstermaterial.

Hirschhorn (lat. Cornu cervi), das in seiner Endigung den Knochen nahe verwandte Gewebe des Hirschhorns und der verhartigten Linne, wird zu Arznei-kräften, kleinen Schwämmen u. dgl., ja selbst zu Möbeln (Stühlen, Wand- und Kronleuchtern u. s. w.) verarbeitet, wobei dessen ziemlich geringe, kaum merkliche in Verbindung mit Härte und Zähigkeit schätzbare ist. Eine künstliche Nachahmung desselben wird durch Pressen und Gießen von Holz hergestellt. Aus geschnittenen H. aber den bei der Verarbeit. des H. auf der Drechsel abfallenden Drehspänen kann man durch Einstechen mit Nadeln eine Gallerie bereiten, welche mit der Knochengallerte übereinstimmt und in früherer Zeit, als man sich über den Nachahmer der Gallerte irrigen Ansichten hingab, als sog. hirschhornes Nahrungsmittel für Gichtende vielfach angewandt wurde. Bei der trockenen Destillation des H. werden die bei Beobachtung erhalten, wie unter gleicher Behandlung aus Knochen, nämlich ein kohlendes, niedrigeres, flüchtiges Öl (Hirschhornöl, Oleum cornu cervi) und mit diesem Öl vermischt, daher braungefärbtes, schleimiges Ammoniak, welches teils in wässriger Auflösung (Hirschhorngeist, Liquor ammoniac carbonis pyroloam), teils als festes Sublimat (Hirschhornsalz, Sal cornu cervi, Ammonium carbonicum pyroloam) erscheint. Weisgebranntes Hirschhorn ist nichts anderes als Knochenmehl.

Obgleich die Namen Hirschhornöl, Hirschhornsalz erhalten haben, so werden die betreffenden Präparate doch längst nicht mehr durch trockne Destillation von H. dargestellt; man gewinnt sie als Nebenprodukte bei der Fabrikation der Knochenkohle und verwendet sie dann als Rohmaterial zur Darstellung von Ammoniaksalzen, die in dem Horn durch empyreumatische Ode stark verunreinigt sind und einer umständlichen Reinigung bedürfen. Die sog. Hirschhornpräparate spielen früher im halbgereinigten Zustand eine große Rolle in der Medizin, sind aber in der modernen Pharmakologie von 1882 förmlich verdrängt (S. u. Ammonium (Verbindungen), Bd. I, S. 564).

Hirschhorn, Stadt im Großherzogtum Hessen, Provinz Starkenburg, Kreis Gerolstein, 23 km im NO. von Heilberg, rechts am Roder, an sächs. Rufe des Obermaades, Station der Bahn Heidelberg-Überbach-Werburg der Badischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1807 meist kath. E. ist Sitz eines Amtsgerichts und besitzt Schiffbau, sowie starken Handel mit Holz und Leinwand. Die Gschelmerkirche wird schon 126 erwähnt, die Klosterkirche wurde 1406 erbaut. Auf einem Sandsteinfelsen über der Stadt erhebt sich die Ruine einer Burg, welche ehemals Sitz der Herren von H. war.

Hirschhäuser, Feuerfächer (Laccus cervi), heißt der größte unter einheimischen Käser, der durch den bedeutenden Unterschied zwischen Rindern und Weibchen besonders bemerkenswert ist. Die Gattung, welche bei uns mehrere Arten zeigt, gehört nebst den Wollkäsern zu den Käsen mit blättrigen Hüllhäuten (Lacculaceen); doch sind bei den Schötern nur drei oder vier Hüllen vorhanden. Die Hüllhäute sind groß, vornehmlich bei dem Maachen oft halb so lang als der Körper, mit innern Rillen und Faltungen, selbst so in der That Hirschhäuten sehr ähnlich, bei dem Weibchen sehr kurz, spitz und stark gekrümmt. Der Körper und das Hüllhäut sind weiß, gewöhnlich:

die Farbe ist dunkelkastanienbraun. Der Käfer fliegt schwärmend an warmen Sommerabenden in Gärten, wo Eichen häufig sind. Das Weibchen bohrt sich in den Stamm morscher Eichen und legt seine Eier ab, aus denen eine Larve kommt, die dem Ungerling ähnlich, aber viel größer ist und vier Jahre lang im Kasten bohrt. Dann verpuppt sie sich in der Erde in einem faustgroßen Thonballen, in welchem der noch weiche Käfer monatelang bleibt. Die ganze Lebensdauer beträgt also fünf Jahre. Die Familie der *H.* (Lucanidae) hat gegen 660 Arten, die in der Alten Welt in den tropischen, in Amerika in den nördlich gemäßigten Regionen besonders zahlreich sind, während sie in dem heißen Gegenden der Neuen Welt fast nur selten finden.

Hirschkrankheit bei Pferden. s. Starzkrampf der Pferde.

Hirschjag. s. Reizler.

Hirschschwamm, gelber (oder Ziegenbart) und roter (oder Bärenzunge) sind zwei in Deutschland vorkommende essbare Arten der Pilzgattung *Clavaria* (s. d.).

Hirschsalz. Heilmittel gegen Wunde Stellen der Haut. Dem Hirsch hat man seit alters her in der Heilkunde große Bedeutung beigelegt, und so schreibt man im Volksglauben auch noch heute dem *H.* ganz besonders heilkräftige Wirkung zu, obgleich längst in keiner Apotheke dieser Stoff mehr zu haben ist, sondern dafür Hammelalg geliefert wird.

Hirschzwerg. s. unter *Paniceum*.

Hirschzwerg. s. unter *Hydnum*.

Hirse ist eine einjährige, zur Familie der Gramineen, zur Gattung *Juncus* (*Panicum*) gehörende Getreideart. Man baut die einzelnen Arten der *H.* teils der Körner, teils der Futtergewinnung wegen; es sind dies namentlich folgende: die gemeine oder Rispenhirse (*Panicum miliaceum*, s. Tafel: Getreidearten, Fig. 20), die Klumpbirse (*P. mil.* var. *contractum*), die Bluthirse (*P. sanguinale*), die große Kolben- oder Borstenhirse (*Sotaria italica*) und die kleine Kolbenhirse oder der Mohr (*S. germanica*, s. Tafel: Getreidearten, Fig. 21). Während die ersten genannten namentlich der Körner wegen kultiviert werden, besteht die Nutzung der Mohrs namentlich in der Futtergewinnung. Im mittleren Europa wird die Klumpbirse, von welcher es eine große Zahl gibt durch die Farbe der Samen unterscheidender Varietäten gibt, in größtem Umfange angebaut als die Kolbenhirse, da die letztere empfindlicher gegen Frühjahrsfröste ist und höherer Temperatur während der Vegetation bedarf als die erstere. Nur das Gedeihen der *H.*, deren erfolgreiche Kultur nur innerhalb des Gebietes des Rheins und Weinbaues möglich, ist ein warmes, trockenes Klima, sowie ein sandiger oder sandig-lehmiger Boden in warmer Lage besonders günstig. Da die *H.* große Trockenheit verträgt, so ist sie besonders für das östliche, beziehungsweise kontinentale Europa geeignet und wird deshalb namentlich in Österreich-Ungarn und dem östl. Mitteldeutschland angebaut. Der Acker muß möglichst unkrautfrei sein und auch während der Vegetation der *H.* ebenso gehalten werden; frische Düngung sagt der *H.* weniger zu als alte Kräfte. Die Saat erfolgt am besten mittels der Drillmaschine, und zwar Anfang bis Mitte Mai, zu einer Zeit, in welcher Nachfröste nicht mehr zu befürchten sind. Die Ernte wird, je nach der höhern oder niedrigeren Temperatur des Som-

mers, Ende August oder September vorgenommen, und beläuft sich der Ertrag auf 15—30 hl Samen im Gewicht von 65—75 kg pro Hektoliter und auf 1—2000 kg Stroh pro Hektar. Die Samen, welche 10—12 Proz. Eiweißstoffe, 3—4 Proz. Fett und 68 Proz. Stärke enthalten, werden entweder als Viehfutter im unentzungen Zustande oder nach vorherigem Entzählen als menschliches Nahrungsmittel in Form von Mehl, Graupen oder Grütze verwendet; das Stroh ist als Viehfutter wertvoll. Von Hirsen, welche die *H.* heimischen, sind zu nennen: *Ustilago destruens* auf der Rispe, und *Ustilago Crameri* auf der Kolbenhirse.

Hirsebrand. s. u. Brand des Getreides.

Hirsenfennich. s. Hirse.

Hirsenfink. s. Gränfink.

Hirsenmelde. s. Quinoa.

Hirsenruß. bei Schweinen soviel wie Finkenkrankheit (s. d.), bei Rindvieh soviel wie Perlucht (s. d.).

Hirfingen. Dorf und Kantonshauptort im Kreise Altkirch des elsass-lothring. Bezirks Oberelsaß, liegt 6 km südlich von Altkirch, links an der Ill, 308 m über dem Meere, zählt (1880) 1318 fast ausschließlich luth. E. und ist Sitz eines Amtsgerichts. In der Kapelle neben der 1772 erbauten Pfarrkirche befinden sich Grabdenkmäler der Grafen von Montjoie, deren Schloß 1793 zerstört wurde.

Hirfowa. Stadt in der rumän. Provinz Dobrußa, rechts an der hier durch vor springende Felsen eingezengten Donau, mit 2500 E., besitzt ein kleines verfallenes Kastell ohne militärische Bedeutung. Bis 1878 gehörte *H.* zum Sandschal Lustiza der türk. Donauproviz.

Hirwita (lat., die Rauhe), eine Handschrift des Breslauer Stadtbuchens aus der zweiten Hälfte des 15. und ersten Hälfte des 16. Jahrh., enthält Mitteilungen über Verbrecher, welche in Schlesien bestraft wurden.

Hirt (Emil), Archäolog und Kunsthistoriker, geb. 27. Juni 1759 im Dorfe Bella in der ehemaligen fürstl. fürstberg. Landschaft Baar in Baden, erhielt Unterricht im Gymnasium der Benediktiner zu Billingen, dann unter den Jesuiten zu Freiburg und zu Rottweil und studierte hierauf in Rancz und seit 1779 in Wien, wo er sich mit Kunststudien zu beschäftigen begann. Im J. 1782 fand er Gelegenheit, nach Italien zu gehen, wo er 14 Jahre verweilte. Im J. 1796 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, sowie auch der Akademie der Künste und erhielt den Titel eines königl. Rats. Bei Errichtung der Berliner Universität erfolgte seine Ernennung zum ord. Professor in der philos. Fakultät. In den J. 1816 und 1817 bereiste er nochmals Italien und hierauf auch Belgien und Holland. Er starb 29. Juni 1837. *H.*s Hauptwerke sind: „Die Baukunst nach den Grundrissen der Alten“ (Berl. 1809, mit 50 Kupfern), „Geschichte der Baukunst bei den Alten“ (3 Bde., Berl. 1820—27, mit 72 Kupfern) und „Geschichte der bildenden Künste bei den Alten“ (Berl. 1833); ferner sind zu nennen: „Kunsthinrichtungen auf einer Reise über Wittenberg und Meissen nach Dresden und Prag“ (Berl. 1830).

Hirt (Joh. Sebastian). Bildhauer, geb. 4. März 1836 zu Hirtz in Franken, war nach dem Wunsche seines Vaters zum Handwerker bestimmt, genoss jedoch den Unterricht der Gewerbeschule und fand in dem Gesellen seines Oheims, welcher mit

Elfenbeinschnitzereien handelte; zunächst einige Gelegenheiten, sich künstlerischer Thätigkeit zu widmen. Indem er dabei eifrig sich im Zeichnen übte, gewann er stets größere Neigung zu eigentlich artistischen Schaffen und erreichte es 1855 endlich, an die Akademie in München zu gelangen, wo ihn Professor Widmann in der Bildhauerei unterrichtete. Nachdem ihm 1858 der erste Preis bei einer Konkurrenzarbeit zuteil geworden war und überdies für die Ausführung derselben die große silberne Medaille, erhielt der Künstler alsbald lohnende Aufträge. So vollendete er für Franz Haasjüngl ein Grabmalrelief für dessen Sohn, anderes entstand für das Palais des Barons von Stieglitz in Petersburg. Für den Bau des bayerischen Nationaltheaters fertigte er mehrere Statuen, für die Gruft der Königin Marie von Bayern drei große Reliefs. Die Technik in Elfenbein, welche H. anfangs als Gewerksquelle benutzt hatte, sollte ihm noch einmal dienen, um ein hervorragendes Kunstwerk in derselben herbeizubringen, indem er für ein von Franz Seix entworfenes Album, eine Gabe der bayr. Offiziere an den Prinzen Karl von Bayern, einen Fries schnitzte. Der König bestellte dann für das Schloß Linderhof eine Reihe von Arbeiten bei ihm, außerdem war H. ungemein thätig mit Anfertigung von Gruppen und Statuetten in Marmor, der deutschen Geschichte und Sage entnommen, welche vielfach reproduziert, zum Handelsartikel wurden. Daraus schuf er die in München 1879 ausgestellte Cypriote, welche für einen Privaten in Köln in Marmor ausgeführt wurde, desgleichen im selben Auftrage eine Andromeda und zwei große Gruppen: Tag und Nacht. Für seine Quellnymphen erhielt der Künstler in Nürnberg die goldene Medaille. Sie befindet sich in der Galerie des Kunstvereins zu München. Nicht mehreren Grabdenkmälern ist noch das Modell zu einer Gruppe Nessus und Dejanira zu erwähnen.

Hirtenbriefe (Literae pastorales) nennt man öffentliche Schreiben der Bischöfe oder in der prot. Kirche der Träger des Kirchenregiments an die untergeordnete Geistlichkeit, worin derselben allgemeine, auf den Zustand der Kirche bezügliche Belehrungen und Mahnungen, zuweilen auch Verwaltungsbefehle erteilt werden. Prot. General-superintendenten pflegen H. bei Antritt ihres Amtes, die Bischöfe der Anglikanischen Kirche alle drei Jahre zu erlassen.

Hirtenbüchse, s. Adulle.

Hirtenpennige, kleine, aus sehr geringhaltigem Silber geprägte Hohlmünzen, die im Peristyle einen Baum und ein Horn zeigen. Sie sollten nach Angabe des Kanzlers von Ludwig in Halle von einem Hirten aus einem kupfernen Kessel gefertigt worden sein, der, als er als Kassamünzer in Untersuchung gezogen wurde, sich damit herausredete, daß er keines münzberechtigten Herrn Wappens gemißbraucht habe. Moser wies 1733 nach, daß die Hirtenpennige Heller der Stadt Buchhorn (heut Friedrichshafen) in Schwaben seien.

Hirtenstab (Pedum pastorale) oder Rutenstab, s. Bischofsstab.

Hirtenstachel, s. unter Capsella.

Hirtenvogel (Chauna chavaria), ein merkwürdiger Vogel Südamerikas (La Plata) von 1½ Fuß Höhe, mit einem Schopf langer Nackenfedern. Auffallend ist seine große Pneumatik (s. d.) namentlich des Unterhautzellgewebes. Man läßt

ihn gezähmt mit Hähnern und Gänsen herumlaufen, die der lebhafteste, kräftigste Vogel bewacht und verteidigt.

Hirtenvogel (Pastor) wird auch ein Untergeordnet der Stare genannt, von dem ein Repräsentant (P. roseus) in Osteuropa und Asien vorkommt, der in Jahren aber, wo Heuschreckenschwärme auftreten, diesen folgend, sogar Süd- und Mitteldeutschland besucht. Der durch Vertilgung der Heuschrecken sehr nützliche Vogel ist schön rosenrot und schwarz, von der Größe der gemeinen Stare, deren Folgen er sich bei seinen gelegentlichen Besuchen Deutschlands gern zusehelt.

Hirth (Georg), Schriftsteller, geb. 13. Juli 1841 in Gräfenstona bei Gotha, war 1857–62 Censor der Bertelschenschen geogr. Anstalt in Gotha, lebte 1863–66 in Leipzig, nach schwerer Verwundung bei Langensalza bis 1870 in Berlin, 1870–71 in Augsburg als Mitredacteur der „Allgemeinen Zeitung“, seit 1871 in München. Die meisten seiner Publikationen verlegte und bruderte er selbst (Verlagsfirma G. Hirth in Leipzig seit 1871, Buchdruckerei Knerl u. Hirth in München seit 1875). Auf volkswirtschaftlichem Gebiete ist H. hauptsächlich für Reform der deutschen Handelsstatistik und für eine Reichseinkommensteuer, auf kunstgewerblichem Gebiete für die Anlehnung an die deutschen Arbeiten des 16. und 17. Jahrh. eingetreten. Er veröffentlichte das „Statist. Jahrbuch der deutschen Turnvereine“ (1863 u. 1865), „Deutsche Turnzeitung“ (1863–66), „Das gesamte Turnwesen“ (1866), „Parlamentalsalmanach“ (seit 1867; 1868 kam dazu auch ein preuß. „Landtagsalmanach“), „Annalen des Norddeutschen Bundes“ (seit 1868; von 1871 ab als „Annalen des Deutschen Reichs für Gesetzgebung, Verwaltung und Statistik“, seit 1882 mit Prof. Max Seydel gemeinschaftlich herausgegeben), „Tagebuch des Deutsch-Französischen Kriegs“ (3 Bde., 1870–74 mit J. von Sosen publiziert), „Freisinnige Ansichten der Volkswirtschaft“ (1873; 8. Aufl. 1876), „Lebensbedingungen der deutschen Industrie“ (1875), „Der Formenkreis“ (seit 1877), „Das deutsche Zimmer der Renaissance“ (1879), „Liebhaberbibliothek alter Illustratoren“ (seit 1880), „Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten“ (seit 1882) u. s. w. H. ist auch Herausgeber der „Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbevereins“ (seit 1877) und Mitinhaber des Münchener Lokalblattes „Neueste Nachrichten“.

Hirtius (Aulus), ein Römer aus plebejischen Geschlecht, Anhänger und Vertrauter des Cäsar, dessen Legat er im Gallischen Kriege war, und durch den er 46 v. Chr. die Prätur und für das J. 43 das Konsulat erhielt. Nach Cäsars Ermordung entfremdete er sich dem Antonius (s. d.), und nachdem er das Konsulat angetreten, zog er mit seinem Kollegen C. Vibius Pansa und Octavian gegen diesen zu Felde. Antonius wurde von ihm zuerst in einem weniger bedeutenden, dann in dem entscheidenden Treffen bei Mutina (Modena), wonach der ganze Krieg der Mutinensischen heißt, April 43 geschlagen und zur Flucht genötigt. H. selbst aber fiel in dieser Schlacht. H. gilt als der Verfasser der Fortsetzung (des achten Buchs) der „Commentarii“ Cäsars über den Gallischen Krieg, sowie der Geschichte des Alexandrinischen Kriegs.

Hirudinea, s. Blutegel.

Hirudo (lat.), der Blutegel.

Hirundo (lat.), die Schwalbe.

Hirzel ist der Name einer im Kanton Zürich verbreiteten Familie. — Hans Kaspar H., Schriftsteller im Fache der praktischen Philosophie, geb. in Zürich 21. März 1725, gek. als Oberstadtrat und Mitglied des Großen Rats daselbst 19. Febr. 1808, machte sich unter Bodmers Leitung mit der schönen Literatur des 18. Jahrh. bekannt, durchreiste mit Sulzer die Schweiz und lernte in Berlin Gleim, Ramler, Spalding und Sack kennen. Auch lebte Kleist einige Wochen bei ihm, und die von Klopstock in einer seiner schönsten Oden besungene Fahrt auf dem Zürichersee leitete H. und beschrieb sie selbst anmutig. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Die Wirtschaft eines philol. Bauers» (Zür. 1761; 2. Aufl. 1774), «Das Bild eines wahren Patrioten» (Zür. 1767; 2. Aufl. 1775), «An Gleim aus Sulzer» (2 Bde., Winterth. 1780), «Ausgewählte Schriften zur Beförderung der Landwirthschaft» (2 Bde., Zür. 1792). — Sein Bruder, Salomon H., geb. 1727 zu Zürich, gek. 1818 als Ständesekretär daselbst, stiftete mit Naal Meier die Helvetische Gesellschaft und schrieb außer verschiedenen Biographien, die «Zürcherischen Jahrbücher» (6 Bde., Zür. 1814). — Hans Kaspar H., der Sohn des zuerstgenannten, geb. 1751, gek. 1817 als Richter in Zürich, machte sich als Stifter der Hilfsgesellschaft in Zürich und als Arzt und Geschäftsmann sehr verdient. Sein Leben beschrieb Wirz (Zür. 1818). — Jakob H., durch mehrere Sendungen ins Ausland und an die Tagsetzungen rühmlich bekannt, Rath als Staatsrat in Zürich 22. Nov. 1829.

Heinrich H., geb. 17. Aug. 1766, studierte in Zürich Theologie, bereitete dann Stellen und wurde 1789 Professor der Kirchengeschichte, dann der Logik und Mathematik in Zürich, 1809 Professor der Philosophie am Carolinum daselbst und Mitglied des Oberherrenrats. Er starb 7. Febr. 1823. Die von ihm herausgegebenen «Eugenias Briefe» (2 Bde., Zür. 1806; 2. Aufl., 3 Bde., 1819) sind mit Erinnerungen aus seinem Leben, mit jarten Seelengemälden der Liebe und Freundschaft verwebt. Außer einigen Übersetzungen, wie z. B. von La Fontaine de Chateaufort: «Briefen über Italien» (2 Bde., Ept. 1820—21) und «Ansichten aus Italien» (3 Bde., Ept. 1823—25), gab er auch die «Briefe Goethes an Lavater aus den J. 1774—83» (Ept. 1823) heraus. — Kaspar H., des vorigen Bruder, geb. 11. Aug. 1785, gek. 25. Jan. 1823, hat sich durch seine franz. Grammatik (Narau 1820; 19. Aufl. 1881) einen Namen erworben. Er schrieb auch mehrere Politische und eine «Astronomie de l'amateur» (Genf 1820).

Konrad Melchior H., geb. 31. Aug. 1798 in Zürich, gek. daselbst 8. Juli 1848, besuchte zunächst eine Erziehungsanstalt bei Biel, leit 1809 das Gymnasium in Stuttgart, kam 1810 nach Lausanne und studierte zu Heidelberg 1811—13 die Rechte. Die Jahre 1813—15 riefen ihn in die Heimat und zur Grenzbedeckung unter die Waffen. Nachdem er 1814 Advoкат geworden, erhielt er 1818 eine Anstellung als Sekretär der Justiz und Polizeikommision. Gleichzeitig fing er an, Vorträge am Politischen Institut in Zürich über Arminianrecht und Prozess zu halten, die er bis 1820 fortsetzte. Nach dem Aufstande der Griechen veröffentlichte er die Schrift «Der heiligen Propheten Aufruf zur Befreiung Griechenlands» (2. Aufl. 1822). Auch leistete er mit Drelli und

Bremi einen Griechenverein. Im J. 1823 wurde er zum Oberamtmann des Bezirks Aronau gewählt, kam 1824 in den Großen Rat, wurde 1830 in den neuen Großen Rat und in die Verfassungskommission gewählt, auch im Dez. 1830 nach Bern auf die Tagsetzung geseudet. Nach Annahme der neuen Verfassung des Kantons wurde er im März 1831 Regierungsrat und im Juni Präsident des Erziehungsrats, 1832 Bürgermeister des Kantons, verlor aber 1839 seine Ämter und widmete sich fortan der Advokatur; später wurde er wieder in das oberste Gericht des Kantons gewählt. Er gab «Beiträge zur Verbesserung der Verfassung des Kantons von 1814» (Zür. 1831) heraus.

Bernhard H.,arrer in Bilsikon, geb. 1807 zu Zürich, widmete sich den orientalischen und besonders den Sanskritstudien. Am bekanntesten sind seine Übersetzung von Kalidasa's «Sakuntala» (Zür. 1828) und das «Gesicht des Todesboten über dem Erdkreis», ein von ihm selbst verfasstes hebr. Gedicht (Zür. 1844). Sonst hat noch zu erwähnen die Übersetzung des Hohen Liebes («Das Lied der Lieder, oder der Sieg der Treue», Zür. 1840) und von Kalidasa's «Urmali» (Frauenf. 1838). An den kirchlichen Bewegungen von 1839 nahm er lebhaft teil und führte 6. Sept. das Landvolk in die Stadt. Bgl. seine Schrift «Mein Anteil an den Ereignissen des 6. Sept. 1839» (Zür. 1839). Er starb zu Paris im Juni 1847. — Ludwig H., Sohn des oben erwähnten Professors Heinrich H., geb. 27. Aug. 1801 zu Zürich, gek. 18. April 1841 als Professor der Theologie an der dortigen Universität, ist durch seinen Kommentar zum Hieb (Ept. 1839; 2. Aufl., neu bearbeitet von A. Dillmann, 1869) rühmlich bekannt. — Ludwig H., Sohn des vorigen, geb. zu Zürich 1838, studierte in Zürich, Jena, Berlin, wurde 1862 Lehrer am Gymnasium zu Frauenfeld, 1866 an der Kantonschule zu Narau und 1874 ord. Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität zu Bern. Er schrieb: «Schillers Beziehungen zum Altertum» (Narau 1872), «Karl Rudolf, ein Beitrag zur Goethe-Literatur» (Straßb. 1876); auch gab er A. von Hallers «Gebichte» (Frauenf. 1882) und dessen «Tagebücher» (Ept. 1883), sowie Sal. Hirzels «Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek» (Ept. 1884) heraus.

Hirzel (Christoph Heint.), Chemiker, geb. 22. März 1828 in Zürich, woselbst er sich dem Studium der Chemie widmete, kam als Assistent des Prof. Rahn 1849 nach Leipzig, habilitierte sich 1852 daselbst für Chemie und wurde 1865 zum außerord. Professor ernannt. Er veröffentlichte: «Führer in die Chemie» (2 Bde., Ept. 1852—54), «Katechismus der Chemie» (Ept. 1855; 5. Aufl. 1884), «Toilettendemie» (Ept. 1857; 3. Aufl. 1874), «Das Hauslexikon» (unter Mitwirkung vieler Gelehrten und Techniker, 6 Bde., Ept. 1858—63), «Das Steindöl und seine Produkte» (Ept. 1864). Auch gab er 1865—74 mit Bergrat Griesel in Freiberg gemeinschaftlich das «Jahrbuch der Erfindungen» heraus. Im J. 1861 begründete H. in Wladowitz bei Leipzig eine chem. Fabrik und Petroleumraffinerie, welche nach allmählich vollkommener Umwandlung in eine Maschinenfabrik zum Bau von Gaswerken, Petroleumraffinerien und andern chem. technischen Anlagen ihre eichenartigen Erzeugnisse in alle Welttheile versendet. Dabei hat er seine akademische Thätigkeit zwar

beschänkt, aber nicht aufgegeben. Seit 1881 ist er schwed. Konsul für Sachsen und Thüringen.

Girzel (Salomon), namhafter Verlagsbuchhändler, Sohn des Professors Heinrich G., geb. zu Zürich 15. Febr. 1804, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, ging dann nach Berlin, um in der Reimerischen Buchhandlung in die Lehre zu treten, von da auf ein Jahr nach Heidelberg, wo er in der Winterischen Buchhandlung beschäftigt war und auch Vorlesungen an der Universität hörte. Im J. 1830 reiste er nach Leipzig über, verheiratete sich mit einer Tochter Reimers und trat in die seinem Schwiegervater gehörige Weidmannsche Buchhandlung ein, welche bald darauf von ihm und seinem Schwager Karl Reimer übernommen wurde. Diefelbe hatte in der zweiten Hälfte des 18. und dem ersten Decennium des 19. Jahrh. eine große Anzahl von Werken der berühmtesten deutschen Gelehrten und Schriftsteller verlegt, wie der Philosophen Alt, G. Hermann, Hegne, Lobed, Harleß, Drelli, Schweighäuser, der Geschichtsschreiber Joh. von Müller und Schröckh, der Theologen Eichhorn, Schleusner, Bollkofer, des Mathematikers Vega (Logarithmen), der Dichter und Schriftsteller Gellert, Göttingk, Lavater, Nlemeyer, Ramler, Salzer, Thümmel, Wieland, Zimmermann u. s. w. Nach war in der Weidmannschen Buchhandlung der «Neplatalog» seit 1759 erschienen. Nach G. und Reimers Eintritt wurde der Verlag in den eingeschlagenen Richtungen durch neue Verbindungen mit namhaften Gelehrten fortgeführt. Dahin gehören unter andern das «Handbuch der röm. Altertümer» von W. A. Bader, die Sammlung griech. und lat. Schriftsteller, herausgegeben von Haupt und Sauppe, die Ausgabe mittelhochdeutscher Dichter von Haupt, die «Geschichte der deutschen Sprache» von J. Grimm, mehrere histor. Werke von Dahlmann, die philos. Schriften von Lope, die «Ergänzungen Handbücher zum Alten und Neuen Testament», Werke der Theologen Hagenbach und Schweizer u. s. w. Von Werken berühmter deutscher Dichter sind zu nennen Scharrifos Werke, Anakrasius Ordis Geschichte und Räderis «Weisheit des Brahmanen».

Als G. am 1. Jan. 1868 ausschied und eine Buchhandlung unter eigener Firma begründete, ging durch die Teilung des bisherigen gemeinschaftlichen Verlags ein großer Teil an G. über, während die Weidmannsche Buchhandlung mit dem andern Teil nach Berlin übersiedelte. Auch G.s neue Firma gewann sehr bald eine große Bedeutung. In seinem Verlage erschienen unter andern das «Deutsche Wörterbuch» der Gebrüder Grimm, das «Mittelhochdeutsche Wörterbuch» von Müller und Barnde, die «Chroniken der deutschen Städte», die poetischen und histor. Werke von G. Freytag und G. von Treitschke, die Arbeiten vieler neuern deutschen Geschichtsschreiber, Altertumsforscher, Philosophen und Philologen. Im J. 1876 veröffentlichte G. «Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764 bis 1776» (3 Bde., mit Einleitung von A. Werners), ein von ihm selbst seit langer Zeit vorbereiteter Versuch einer Ausgabe von Goethes Werken in Chronol. Folge und nach histor. Gesichtspunkten. G.s Privatbibliothek umschloß eine ungemein vollständige Sammlung von Goethes Werken, die er zuletzt in «Neues Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek, 1761—1874» (Erg. 1874) katalogisierte; eine neue Auflage, fortgeführt bis 1882 von Ludwig

Girzel, erschien 1884. In allen Dingen, welche sich auf die Detailskenntnis der literarischen Lebensperiode der Deutschen, besonders Goethes, beziehen, galt G. als Autorität und wurde auch wegen seiner Verdienste um die Goetheforschung am 10. Jahrestage der Inschriftion Goethes zu Bonn, 19. Okt. 1865, von der philos. Fakultät beiseit zum Doctor honoris causa ernannt. Auch um die allgemeinen Angelegenheiten des deutschen Buchwesens machte er sich vielfach verdient, besonders als langjähriger Sekretär des Vereins der Buchhändler zu Leipzig. G. starb an dem Folgen einer Lungenoperation in Halle 8. Febr. 1877. Er vermehrte seine Goethe-Bibliothek samt den Handschriften der Universitätsbibliothek in Leipzig, die Sammlung zwangsläufiger Schriften der städtischen Universitätsbibliothek. Vgl. «Der junge Girzel. Als Manuscript für Freunde gedruckt» (Erg. 1883), von Paul A. Springer verfaßt. Sein Geschäft ging in das Besitz seines ältern Sohnes Heinrich G. (geb. zu Leipzig 11. Okt. 1836) über; ein jüngerer Sohn, Rudolf G. (geb. 30. März 1846), ist assistant Professor der Philologie zu Leipzig.

Hila (ital. si diano, frz. si diano, engl. h sharp), in der Musik der um einen halben Ton erhöhte Ton h; er wird durch ein h und ein vorgedrucktes # bezeichnet; auf Tastinstrumenten fällt er mit zusammen.

Hilf (Wils.), namhafter Anatom, geb. 2. Juli 1831 zu Basel, widmete sich zuerst an der Universität seiner Vaterstadt, dann zu Berlin, München und Wien dem Studium der Medizin, wurde Hil zu Basel Professor der Anatomie und Physiologie und folgte 1872 einem Rufe als Lehrer der Anatomie an der Universität zu Leipzig. G. hat sich mit Erfolg histologische Forschungen gewidmet, wie seine Untersuchungen über die Hornhaut, die Lymphdrüsen und Lymphgefäße beweisen, während in letzterer Zeit seine Studien vorwiegend auf anatom. und embryolog. Gebiete gerichtet waren. Zu seinen Schriften sind hervorzuheben: «Crania latratica» (mit Rüttmerer, Bas. 1864), «Untersuchungen über die erste Anlage des Hirnschleides» (Erg. 1868), «Unsere Körperform und das physiol. Problem ihrer Entstehung» (Erg. 1875), in welcher letztern Arbeit er eine polemische Haltung gegen Huxley einnimmt, und die seit 1880 in Publikation befindliche «Anatomie menschlicher Embryonen». Mit Braune gibt er seit 1875 die «Zeitschrift für Anatomie und Entwicklungs-geschichte», beziehentlich seit 1877 den anatom. Teil des «Archiv für Anatomie und Physiologie» (Erg.) heraus. In der letztern sowie im «Archiv für Anthropologie» veröffentlichte G. eine Reihe wertvoller anatom. und physiol. Arbeiten.

Hishām, der Sohn des Abd. al-malik, der zehnte umayyadische Kalif, folgte seinem Bruder Yazid II. Ende Januar 724 n. Chr. Er wird als ein milder und gerechter Herrscher geschildert, welcher von seinem Vater alle mit dem alten ebnischen Sitten des Islem in Widerspruch stehenden Vergnügungen verbannte. Sein Kalifat war an besonders ruhm- und kampfreich. Ein Aufstand folgte dem andern; Chorasan und Indien, Arabien und Samarland empörten sich. Seine Statthalter hatten die gefährlichsten Kriege mit den Arabern zu bestehen; die Schilten empörten sich in Afrika im J. 740. Selbst in Spanien brach der Aufstand, doch waren die Moabiten immer noch in

Gaube, ihre Eroberungsjahre nach Gallien zu erneuern, wurden aber durch Karl Martell verhindert, welcher nach Osten vorzudringen. H. starb in einem Alter von 66 Jahren in Afrika, im Gebiete von Sinesina, 6. Febr. 748.

Hispan II. (al. *Abd-rahman*), der zweite Kastil aus dem Geschlecht der Omajjaden in Spanien, regierte von 787 bis 796 n. Chr. Er widmete sich mit Eifer nicht nur seinen Regentenspflichten, sondern auch der Krankenpflege und andern frommen Werken. Nur ungern führte er die Kriege, zu welchen ihn seine Verbündeten und Araber zwangen. Er nützte sie endlich zur Fahrt nach Afrika. Seine Eroberungsjahre nach Gallien und in die an sein Reich grenzenden christlichen Provinzen (Kastilien und Girona) waren zwar meistens von glücklichem Erfolg, doch waren seine Feldherren nicht im Stande, die eroberten Gebiete längere Zeit zu besetzen. H. hat sich namentlich auch um die Verbesserung von Cordoba sehr verdient gemacht, indem er die von seinem Vater *Abd-rahman* begonnene Moschee vollendete und eine große Brücke baute.

Hispan III. (al. *Abd-rahman III.*), der dritte der span. Omajjaden, folgte, erst 9 J. alt, seinem Vater al. *Hispan II.* in der Regierung. Er regierte von 809 bis 1009. Er fand ganz unter dem Einfluß des Geistes des *Abd-rahman* (al. *Abd-rahman*), welcher die Regierung selbständig in seine Hand nahm und dieselbe auch beibehielt, nachdem Hispan schon längst erwachsen war. *Abd-rahman* organisierte das Heer neu, mietete Berber und christl. Soldaten, die von ihm ganz abhängig waren. Andererseits hob er den Wohlstand des Landes, in welchem Kunst und Wissenschaft blühten. Er starb im J. 1009. Ihm folgte sein Sohn *Abd-rahman*, in der gleichen Würde eines Kalifen, der schon nach sechs Jahren starb und seinem Bruder *Abd-rahman* Platz machte, der im J. 1009 erkrankte wurde. An seine Stelle trat *Abd-rahman al-Rahbi*, welcher den schwachen Kalifen gefangen nahm und sich zum Kalifen ausweisen ließ. Es ist zweifelhaft, welches das Ende des H. war, ob er in Cordoba erkrankt worden ist, oder ob man ihn nach Marokko gebracht hat, wo er später gestorben werden soll.

Hispan IV. (al. *Abd-rahman IV.*), zum schwed. Göteborgs- und Bohuslän gehörige Insel, zwischen den beiden Rindungsbarmen des Götaelf und dem Rattgat, zählt auf 195 qkm (1888) 11105 E. und hat starken Seetrafik. Eine stattliche eiserne Brücke mit großer Druckverrichtung zum Durchlaß der Seeschiffe führt seit 1874 über den süd. Arm des Götaelf nach Göteborgs, dessen Bewohner auf H. zahlreiche Villen und Sommeranlagen besitzen. Auch die Provinzial-Preparationsanstalt befindet sich hier.

Hispan V. (al. *Abd-rahman V.*), nach göttinger Beschreibung 728 — 699 n. Chr., Sohn und Nachfolger des *Abd-rahman*, war bewußt, den in Verfall gekommenen Judentum wiederherzustellen, und wird als ein gottesfürchtiger, am Sinne der Theokratie regierender Fürst gerühmt. Im Kriege kämpfte er glücklich gegen die *Phönizier*, wurde aber aus der Wehrmacht durch den *Ägypter* *Sambath* nur durch die im ägypt. Heere angedrochene Pest gerettet. Selber auch von dieser tödlichen Krankheit ergriffen, soll er durch die wädr. Kennzeichen und ein Wunder des Jesaja gerettet worden sein, nachdem zum Reichen der wiederkehrenden Ma-

htheit der Schatten am Sonnenlager 10° zurückgegangen sei. H. lebte hierauf noch 15 Jahre und machte sich um Jerusalem noch durch Anlegung einer Wasserleitung, sowie durch eine gelehrte Rommission verdient, welche die Literaturreste des untergegangenen Judentums reichlich sammelte sollte.

Hispan VI. (al. *Abd-rahman VI.*), der alte Name von Sevilla (i. b.). **Hispan VII.** nannten die Alten die Pyrenäische Halbinsel (Spanien und Portugal), welche von den Griechen auch als *Therien* bezeichnet wurde, während die Römer, die bereits im 12. Jahrh. v. Chr. die Insel, welche dieses Land besaßen, und dem Namen des Volke der Iberer ihr Lateinisch (griech. *Therion*) gemacht haben. Ursprünglich war die gesamte Halbinsel von einer gleichartigen, erheblich weit auch über die Pyrenäen nordwärts hinaus verbreiteten, in viele Stämme getheilten Bevölkerung besetzt, welche die Griechen *Therier* nannten; die letzten sprachlich noch selbständig gebliebenen Reste derselben sind die Basken. Vorange Zeit vor der Übersetzung des nördl. Judentums durch göttliche Kräfte hatte sich ein erheblicher Teil dieses Volks auch über die nordwestl. Hälfte der Pyrenäischen Halbinsel ausgebreitet. Die Römer fanden jedoch nach dem zweiten Punischen Kriege nur noch wenige Reste dieser Völker. Stämme vor. Dagegen hatte sich im Quellgebiet des Duero und Ebro, und auf der Hochfläche um die Quellen des Tago, des Guadiana und die östlichen Küste des Guadalupe eine keltiberische Volksbevölkerung gebildet. Statt eines nationalen Gesamtstammes traten daher in H. die Namen vieler einzelner Stämme auf; in dem breiten Gebiet zwischen dem Atlantischen Ocean im W., dem untern und mittlern Guadiana im S., dem untern und mittlern Duero im N. namentlich die keltiberischen Stämme.

Die Geschichte H. beginnt damit, daß die Phönizier, deren wichtigste Kolonie (um 1100 v. Chr.) Gades (Cádiz) wurde, die an Naturprodukten, in ihren innern Gebirgen zwischen dem Thale des Guadalquivir und dem Plateau des Guadiana auch an Kupfer und Silber überreiche fühl. Räte kolonisierten und anbaute. Im J. 827 v. Chr. erließen der Karthager Hannibal Barca in H., um durch große Eroberungen seine Vaterstadt hier für die Verluste zu entschädigen, die sie infolge des ersten Punischen Kriegs gegen Rom erlitten hatte. Hannibal und nach seinem Tode (229 oder 228) sein Schwiegersohn Hasdrubal (bis 221), der auch die neue große Stadt Karthago (Cartagena) gründete, eroberte allmählich die Halbinsel und bis zum Ebro die Ostküste der Halbinsel und schuf damit eine große karthag. Provinz. Die Eiferhabe aber der Römer auf die neue Wachsenstaltung der Karthager nötigte letztere, im J. 228 den Vertrag anzunehmen, durch welchen der Ebro als die nördl. Grenze ihres Gebiets bestimmt und Sagunt (bei Valencia) auf der Ostküste für neutral erklärt wurde. Der Bruch dieses Vertrags durch Hannibal (219) gab dem letzten Karthago zum Ausbruch des zweiten Punischen Kriegs, dessen einer Hauptkampfplatz seit 218 H. selbst geworden ist. Mit dem Jahre 208 war H. für die Karthager gänzlich verloren und nunmehr hier die Römer die Herren. — Die römischen Besitzungen auf der Ostküste und im südlichen H. wurden 197 v. Chr. als die zwei Provinzen *M. citior* und *M. ulterior* organisiert; Karthago die Hauptstadt des „nördlichen“, Corduba die des „südlichen“ Provinz. Die Prokonsuln führten

in jeder Provinz je ein röm. Prätor, gewöhnlich mit protonfularischer Gewalt.

Diese Festsetzung der Römer in H. mißfiel aber den span. Völkern in höherm Grade; der deshalb ausbrechende allgemeine Aufstand leitete einen langjährigen Kampf ein, der erst unter dem Kaiser Augustus gänzlich zu Ende gegangen ist. Die ersten großen Erfolge der Römer im Kampfe mit den Lusitanern fielen in die Zeit 191—185 v. Chr., und Liberius Sempronius Gracchus (179 und 178 v. Chr.) dehnte die röm. Oberhoheit über einen bedeutenden Teil der Iestiber. Völker aus. Nach langen Kämpfen, namentlich gegen Viriathus, wurden die Lusitaner endlich 138 v. Chr. vollständig unterworfen. Der etwa seit derselben Zeit diesen Kämpfen zur Seite gehende langwierige Krieg mit Iestiber. Völkern fand erst 184 v. Chr. mit dem Fall der Festung Numantia sein Ende. Nachmals war das römische H. wiederholt einer der Schauplätze der Episoden der großen röm. Bürgerkriege. Hier hielt Scerorius 79—72 v. Chr. Stand gegenüber den senatorischen Heeren; hier suchte Julius Cäsar 49 v. Chr. zwischen Ebro und Pyrenäen die ersten großen Kämpfe gegen die Pompejaner, und lieferte 45 v. Chr. diesen bei Munda in Bätica die letzte Schlacht. Die Unterwerfung endlich der kriegsrischen Cantabrer, Asturier und Vaccder (unter Augustus) 26 und 25 v. Chr., und die Befestigung ihrer letzten Erhebung im J. 19 v. Chr. durch Agrippa gab die gesamte Halbinsel der Pyrenäen in die Gewalt der Römer. Seit der Neugestaltung des Römischen Reichs durch Augustus (27 v. Chr.) zerfiel das nunmehr römische H. in drei große Provinzen. Zuerst H. citerior, gegen die andern durch den Duero und die Sierra Morena abgegrenzt, kaiserl. Provinz unter einem konsularischen Legatus Augustus pro praetore und der Hauptstadt Tarraco. Ferner das südl. Spanien, H. ulterior oder Bätica, das sich zwischen dem Meere und dem Anas (Guadiana) ausdehnte; senatorische Provinz, von Corduba aus durch einen Proprätor mit dem Titel Prokonsul verwaltet. Endlich neu formiert die zwischen Guadiana und Duero sich ausbreitende kaiserl. Provinz Lusitania, die ein prätorischer Legatus Augustus von der neu angelegten röm. Militärkolonie Augusta Emerita (jetzt Merida) aus regierte.

Seit dieser Zeit machte die Romanisierung H.s schnelle Fortschritte. Die Überziehung H.s mit trefflichen Heertruppen, die Durchsetzung des ganzen Landes mit zahlreichen röm. Militärkolonien, der Dienst im röm. Heere und der (zuerst zu Tarraco) schon seit Augustus eingebürgerte Kultus der Dea Roma und des kaiserl. Hauses, wirkte höchst energisch in dieser Richtung; im J. 75 n. Chr. konnte Kaiser Vespasian bereits der ganzen Halbinsel die «*Latinität*» (das sog. *Ius Latii*) verleihen. Zu Tarraco, Emerita und Corduba sammelten sich alljährlich die Abgesandten aller selbständigen Städte zu den Provinzialtagungen (conclivium). So entwickelte sich H. während der beiden ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit zu einem der blühendsten und wohlhabendsten Länder des Römischen Reichs, welches auch (besonders durch die Familien Seneca und Lucanus, durch Quintilian und Martial, Columella und Pomponius Mela) bei bedeutender Bildung eines großen Teils der span. Provinzial-Romanen für die röm. Litteratur der Kaiserzeit bedeutsam wurde. Aus der Reihe dieser Provinzial-Romanen

gingen auch die Kaiser Trajan und Hadrian und später die Dynastie des Theodosius hervor.

H., wo Kaiser Caracalla 216 oder 217 n. Chr. aus Asturia mit Galläcia die vierte span. Provinz «*H. nova citerior*» formierte, ist zunächst bei auf das Zeitalter Konstantins d. Gr. von größt. polit. Heimlichkeiten unmittelbar verschont geblieben. Die Christen unterlagen auch in H. vorübergehend der durch Diocletian veranlaßten Verfolgung; nachher wurde das Land schnell mit bischöflichen Sizen bedekt und ein wesentlich «*hispanianisches*» (orthodox latolisches) Gebiet. Seit der neuen Gliederung des Römischen Reichs in die Diocletianisch-Konstantinischen Epoche gehörte H. zu der gall. Präsektur, und der Bilar oder Oberpräsident der «*Dioecesis Hispaniarum*» war der Chef einerseits von Mauritania Tingitana, andererseits von fünf neuen span. Provinzen; denn (s. oben Bätica, Lusitania, Galläcia oder Asturia) war zu Ende des 3. Jahrh. das diesseitige Spanien in die Provinzen Cartaginensis und Tarraconensis zerlegt worden, zu denen noch (zwischen 369 und 386 n. Chr.) die Provinz der Balearen trat. H. wurde erst spät aber dann um so fürchterlicher durch die Bewegungen der german. Völkermigration getroffen. Am 18. Sept. (oder am 18. Okt.) 409 überschritten von Gallien aus Alanen, Sueven und Vandalen die Grenzen H.s, welches Land nunmehr 70 Jahre lang schwer heimgesucht wurde. Als 411 der erste Sturm ausgetobt hatte, zogen sich die Sueven und die abdinglichen Vandalen in Galläcia, die Alanen in Lusitanien und Cartaginensis, die silingischen Vandalen in Bätica an. Nun aber begannen die Versuche der Römer, die wichtige Halbinsel zurückzugewinnen. Der westgot. König Wallia führte 416—418 für die Römer den Krieg gegen die andern Germanen, überwältigte die Silinger in Bätica, die Alanen im Südosten, trieb die Masse der Vandalen, Alanen und Sueven auf die nordwestl. Ode von H. zurück, und erhielt 419 für sein Volk als Lohn für diese Dienste Sizen in Aquitanien. Nach dem Abzug der Goten aus H. gewannen aber die abdinglichen Vandalen wieder das Übergewicht, bis sie dann 429 das Land verließen, um Afrika zu erobern. Nach dem Abzug der Vandalen aus H., wurden in dieser Halbinsel die Sueven das herrschende Volk; sie breiteten sich 441 v. Chr. siegreich bis nach Merida und Hippals aus, eroberten ganz Bätica und Cartaginensis. Endlich trugen es die Westgoten, die noch einmal im J. 456 im röm. Interesse die Sueven siegreich belämpt hatten, für sich davon. Ihr König Eurich eroberte 475—478 mit Ausnahme weniger Feststädte und der suevischen Bezirke des Nordwestens die Halbinsel der Pyrenäen, und eröffnete damit für dieses Land die Geschichte des Mittelalters (S. Spanien, Geschichte).

Hispaniola (Española), der ursprüngliche Name der Insel San-Domingo, s. Haiti.

Hissar (lat.), rauh, borstig.

Hissar (türk.), festes Schloß, häufig in türk. Ortsnamen.

Hissar, zum Emirat Bosnara gehörige gebirgige und gut bewässerte Landschaft, wird im R. durch die Hissarlette von dem zum russ. Generalgouvernement Turkestan gehörigen Serafschan, im S. durch den Amu-Darja (Oxus) von Afghanistan und im O. durch den Wachsich, einen rechtsseitigen Nebenfluß des Amu-Darja, von der bosnatischen

Landkroft Kalab getrennt, hat infolge der gegen N. gerichteten Lage ein günstiges Klima und erzeugt Getreide, Reis und Baumwolle in Fülle. Die Bewohner, außer den herrschenden tatar. Uzbeken iranische Tadshits, führen Salz, Korn, Flach und Schafe nach Bokhara aus. — Die Hauptstadt Hissar, links am Kasirigan, einem rechtsseitigen Nebenflusse des Amu. Daria, da wo ersterer rechts die Chamaqa aufnimmt, 370 km im NNO. von Bokhara, ist Sitz eines Statthalters (Beg), zählt etwa 14 000 E., welche ausgezeichnete Messer- und damasirte Schwerkränze fertigen.

Hissar, auch Hissar, Stadt in der indobrit. Lieutenant-Gouverneurship Pendschab, unter 29° 8' nördl. Br. und 75° 50' östl. L. von Greenwich, Hauptort eines Distrikts und einer Division, liegt an einer unter Heros Schach teilweise durch Ausgrabung, teilweise durch Reinigung des Kanals von Schlamm aus eines seiner Zweige angelegten Wasserleitung aus dem Kanal von Delhi. Im J. 1825 ließ die brit. Regierung diese Wasserleitung bis Dardab, 40 km im NNO. von H., verlängern, so daß sie jetzt bis zu diesem Ort für Föhre von Zimmerholz befahrbar ist. Bis 1844 befand sich eine Station bei H., um die Armeen mit Pferden zu versehen, und ebenfalls eine Anstalt für die Gewinnung von Schlachtvieh für die Armeen-Intendantur, die später aber gleichfalls aufgehoben wurde. In H., das 14 188 E. zählt, befinden wohlversehene Wägen. Zu Seiten des Großmoguls Albar befanden zu H. zwei Forts, das eine aus gehauenen, das andere aus gebrannten Steinen.

Hissarlik (türk., d. i. Burg), häufige Bezeichnung für alle, besonders auf Höhen gelegene Baureste, am bekanntesten durch die Höhe in der troischen Ebene, wo nach Schliemann das alte Ilion (s. d.) lag.

Hissen, s. Heissen.

Histariidae, eine Familie der pentameren Käfer, mit kurzen, geländeten Fühlern, deren drei Endglieder eine Keule bilden, kurzen Grabbeinen und einen abgerundeten, kurzen, gedrungenen und abgeplatteten Körper. Die gegen 800 meist kleinen, kosmopolitischen Arten sind dunkel gefärbt, schwarz, häufig mit gelbroten Abzeichen und leben in Aas und Mist.

Histaspes, Sohn des Zopyros, war während der ersten Regierungsjahre des Großkönigs Darius I. unter pers. Hoheit «Stadthalt» (Lycabos) ober Hypparch in Phile. Er bewachte bei dem strophischen Feldzuge des Darius den Persern die Arme und erhielt durch die ausdauernde Deckung des Stromübergangs mit der griech. Flotte dem Großkönig sein Heer, vielleicht selbst sein Leben. Von Darius I. 510 als sein vertrauter Rat mit nach Susa genommen, wurde dem H. das pers. Hofleben allmählich unerträglich. Er veranlaßte daher seinen Schwagerjohn und Nachfolger in Phile, Histaspes, die ahat. Griechen zum Abfall von Persien aufzurufen, nur in der Hoffnung, zur Dämpfung dieses Aufstandes wieder nach Jonien geschickt zu werden. Als ihn nun der König wirklich nach Jonien schickte, sah sich H. von des Darius Bruder, dem Bisepson Artaphernes, so mißtrauisch, von dem Histaspes so feindselig jurädgewiesen, daß H. endlich (497 v. Chr.) nichts übrigbleib, als sich als Freiweiber am Bosporus festzusetzen. Als nachher die Niederlage bei Salamis (497) die letzte Kraft der Jonier gebrochen hatte, riß H. 496 die Inseln Chios, Lesbos, Lesbos und die Stadt Mytilene an sich,

wurde aber 494 bei einem Gefecht in Salis von den Persern gefangen genommen, und auf des Artaphernes Befehl zu Sardes hingerichtet.

Histabromate (grch., d. h. Färbt mit vollen Segeln), sowie wie Schiffahrtskunde, Nautik.

Histologie, s. Histologie.

Histochemie, s. unter Tierchemie.

Histogenese, Lehre von der Entstehung der Gewebe. (S. Gewebe, anatomisch.)

Histogene (grch.), die Bildung der Gewebe des menschlichen Körpers. (s. Gewebe.)

Histographie (grch.), Beschreibung der organ. Histologie oder Histologie (Gewebekunde), s. unter Gewebe (anatomisch).

Histologie, Histologie, auch Histologie oder Anatomie der Pflanzen, heißt diejenige Disziplin der Botanik, die sich mit Untersuchung der Pflanzenzelle und der pflanzlichen Gewebe beschäftigt. Da es sich bei rein histologischen Untersuchungen zunächst nur um genaue Feststellung der Form der einzelnen Zelle und ihrer Zelle, beziehungsweise der einzelnen Gewebearten und der sie zusammensetzenden Zellen handelt, so kann man die H. eigentlich nur als einen Teil der Morphologie ansehen und wie diese stets nur als eine beschreibende, registrierende Wissenschaft gelten lassen. Daß die H. in diesem Sinne für das Gesamtgebiet der Botanik und für die Naturwissenschaft überhaupt nur einen beschränkten Wert hat, ist ohne weiteres klar. Es muß deshalb stets den histologischen Untersuchungen, wenn sie eine allgemeinere wissenschaftliche Bedeutung erlangen sollen, ein bestimmter einseitiger Gesichtspunkt zu Grunde liegen; ist dieser nicht vorhanden, so ergeben sie bloß ein totes Material. Vor allem muß zu der bloßen Beschreibung der einzelnen Formen eine Vergleichung mit andern hinzukommen, und ferner ist immer die Frage anzustellen, in welchen Beziehungen stehen die Zellen oder Gewebearten zu der Lebensfähigkeit der Pflanze, d. h. was für Funktionen haben sie zu erfüllen und in welcher Weise sind sie für die Ausübung derselben angepasst. Diese letztern beiden Fragen mit Sicherheit zu entscheiden, ist bis jetzt allerdings nur in verhältnismäßig wenigen Fällen gelungen. Dies rührt einerseits davon her, daß die Pflanzenphysiologie, auf welche sich die histologischen Untersuchungen stützen müssen, noch zu wenige bestimmte Anhaltspunkte in Betreff der physiol. Leistungen der Gewebe darbietet, andererseits, weil diese Art der histologischen Forschung, die man auch als anatomisch-physiologische bezeichnet hat, erst seit kurzer Zeit die ihr gebührende Beachtung gefunden hat.

Während so auf der einen Seite eine Vergleichung des Baues mit der Funktion zu erstreben ist, man andererseits auch das Entstehen der Form, d. h. die Vergleichung der einzelnen Entwicklungsstadien sowohl in ontogenetischer wie in phylogenetischer Hinsicht untersucht werden, und in diesem Sinne ist demnach auch die Entwicklungsgegeschichte zur H. oder allgemeiner zur Morphologie zu rechnen.

Die histologische Forschung ist infolge der Kleinheit der zu untersuchenden Objekte fast ganz auf das Mikroskop angewiesen, und daher erstarkt es sich auch, daß erst verhältnismäßig spät, erst nachdem die Mikroskope mehr und mehr verbessert und leistungsfähiger wurden, sich eine erfreuliche Thätigkeit auf diesem Gebiete der Botanik entfalten konnte. (S. Botanik [Geschichte], sowie Zellformen und Zellgewebe.)

Die speziell über H. handelnde Literatur ist per Zeit eine sehr ausgedehnte, da gerade in den letzten Jahrzehnten eine große Anzahl einschlägiger Arbeiten erschienen sind; dieselben betreffen aber fast ausschließlich nur bestimmte Fragen, nur sehr wenige behandeln das ganze Gebiet der H. Zu diesen letztern gehören hauptsächlich: Roht, «Anatomie und Physiologie der vegetabilischen Zelle» (Braunschw. 1862); Schacht, «Lehrbuch der Anatomie und der Physiologie der Gewächse» (Bd. 2, Berl. 1856—59); Hofmeister, «Die Lehre von der Pflanzenzelle» (Lpz. 1867); De Bary, «Vergleichende Anatomie der Vegetationsorgane der Phanerogamen und Gymn.» (Lpz. 1877).

Histometer, ein Apparat, mittels dessen Gewebe auf ihre Haltbarkeit geprüft werden.

Historia Augusta, die von den Scriptores historiae Augustae (s. d.) verfaßte Geschichte der röm. Kaiser.

Historiae moralizatae, s. Gesta Romanorum. **Historienbibel** heißen verschiedene mittelalterliche Darstellungen der biblischen Geschichte in volkstümlicher Sprache; teilweise mit apokryphen Zusätzen. Vgl. Wernsdorff, «Die deutschen Historienbibeln des Mittelalters» (1870).

Historik (grch.), Geschichtsschreibung; Historiker, Geschichtsforscher.

Historikosthetologie heißt diejenige Art der Beweisführung für das Dasein Gottes, welche dasselbe aus der Geschichte nachzuweisen sucht.

Historiograph (grch.), Geschichtsschreiber; Historiographie, Geschichtsschreibung.

Historische Malerei (Historien- und Geschichtsmalerei). Der Begriff des Historischen in der bildenden Kunst befaßt nach dem Wortgebrauch der Kunst mit dem weiteren Sinne soviel wie Malerei, ideale Auffassung, im engeren Sinne die Darstellung wirklicher geschichtlicher Vorgänge. «Historisch» ist im ersten Wortverstande gleichbedeutend mit der in Form und Ausdruck ausgesprochenen Erhebung des Gegenstandes aus dem Zufälligen und rein Zufälligen, wie es das «Genre» zu geben hat, in die Sphäre des Allgemeinen; und diese Auffassung ist keineswegs auf Vorführung tatsächlicher Ereignisse beschränkt, sondern erstreckt sich auf alle Stoffgebiete künstlerischer Komposition, seien sie nun der Geschichtsbildlieferung oder der Dichtung, Sage oder andern Quellen entlehnt. In diesem Betracht best. sich der Begriff des Historischen mit dem des Monumentalen, dessen erstes Erfordernis der Stil ist. Er leidet sogar Anwendung auf die Landschaft, insofern der Künstler es unternimmt, die Naturwelt nach den Stilgesetzen des Historienbildes zu behandeln, d. h. die vorgefundene Erscheinung zum großartigen und einfachen Ausdruck zu gestalten und ihr eine entsprechende Gesamtphysiognomie zu geben (komponierte, ideale Landschaft). Diese Form des Landschaftsbildes wird oft auch heroische Landschaft genannt (so bei Euler, Hagdorn, Goethe), nach dem Charakter der unsprünghch mit ihr auftretenden heroischen Figuren: Hofsage (die Landschaften R. Boussins, Claudes, Jos. Ant. Koch, Fr. Zellers), welche die Landschaft in homogene Beziehung zu bedeutenden Vorgängen des Menschenlebens bringen.

Im engeren Sinne ist die Historienmalerei richtiger Geschichtsmalerei zu nennen, weil hier nicht sowohl die Auffassung als vielmehr der Stoff den Ausschlag gibt. Es kann jedoch ein Geschichtsbild,

welches zunächst treue Wiedergabe eines bestimmten Gegenstandes sein will, im höhern künstlerischen Sinne historisch sein, indem es das bloß äußerliche und Epikurische zurücktreten läßt hinter dem Haupttätlichen, dem Ausdruck des geistigen Gehalts, und deshalb das Gewicht auf die Impregation der Persönlichkeiten und die Durchbildung der Komposition als solcher legt; andererseits kann es zum Genrehaften neigen, wenn es in umgekehrtem Sinne verfährt. Ähnliches gilt für das Geschichtsbild im Rahmen der Illustration. Für die Wahl der Behandlungsform ist der Zeitstand bei der schillernden Ereignissen vom Darsteller wesentlich. Zwar können auch sehr abschweifende geschichtliche Ereignisse in jener geistigsten stilvollen Form wiedergegeben werden, welche der Wiedergabe in poetischer Dichtform entspricht, doch wird je nach dem Grad der jenseitigen fernliegenden Stoffen je mehr, weil diese einen abgeschlosseneren Charakter tragen. Bei Darstellung jüngstvergangener Ereignisse erhöht die porträtmäßige und bildgetreue, also genähere Auffassung die Glaubwürdigkeit. Dort kommt es mehr auf geistige Wahrheit, hier mehr auf allseitige Richtigkeit an. In der ältern Kunst fällt aller Künstler bis zur Mitte des 16. Jahrh. herrscht ausschließlich die künstlerische Behandlung des Geschichtsbildes; erst dann tritt vorzugsweise unter den nordischen Vätern die illustrative Auffassung auf, welche namentlich in den Niederländern blüht, aber auch den spätem Barockmalern eigen wird. Eine Mittelstellung nehmen Rubens und Le Brun ein, in deren Geschichtsbildern die malerischen mit den literarisch-kunstlichen Kunstgesetzen sich verbinden. Die eigentlichen Begründer der Geschichtsbildstellung im christlichen Sinne sind die modernen Franzosen, unter denen David in seinen frühern Gemälden der patriotischen, in seinen spätern mehr der christlichen Darstellung huldigt, welche besonders Gros eigentlich weiter bildet und Souvereyn weiter und sein Nachfolger besonders im Gebiete des Schicksals gemäßen in geistiger realistischer Zeichnung vollkommener. Unter den deutschen Malern des 19. Jahrh. stehen Cornelius und die ältere Münchener Schule streng auf Seite der literarischen Behandlung; Jul. Schnorr repräsentiert den Fortschritt zur mehr geschichtstreuen Auffassung unter Bewahrung strenger Kompositionsgesetze; Knauth strebt nach Verbindung von Gedankentiefen und Symbolik mit moderner und modernischer Darstellung; ihm gegenüber Alfr. Rethel nach Schiller, Macht und Bezeichnung des Romans. Die Düsseldorf Schule seit den dreißiger Jahren zeigt durchweg zur genäht-malerischen Behandlung; als Reiter der realistisch-illustrativen Auffassung ragt gegenwärtig besonders H. Menzel hervor.

Historische Vereine nennt man in Deutschland alle diejenigen wissenschaftlichen Institute, welche ihre gemeinsame Thätigkeit der nationalen Geschichte und Altertumskunde in freier Forschung widmen. Dem ersten Anstoß zur Begründung derselben gab die auf Anregung des Königs von Stein 20. Jan. 1819 gestiftete «Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde» zu Jena, welche sich die kritische Geschichtsforschung der Quellenkritiker des deutschen Mittelalters («Monumenta Germaniae historica») als Aufgabe stellte. Die ruhige Thätigkeit dieser Gesellschaft erweiterte einen neuen Oxyd für die Geschichtsforschung.

und es entstanden alsbald hiesige Vereine, welche sich teils die Sammlung, teils die Publikation des Materials für Geschichte und Altertumskunde einzelner Provinzen und Gauen sowie selbst einzelner bedeutender Städte zum Zwecke setzten und die im wesentlichen ziemlich übereinstimmend organisiert sind, Bibliotheken und Sammlungen angelegt und periodische Schriften begründet haben, in denen sie die Ergebnisse ihrer Forschungen veröffentlichen. Auf ihre Veranlassung und teilweise auf ihre Kosten wurde auch eine Reihe von Reisebeschreibungen, Ortsbeschreibungen u. s. w. bearbeitet und herausgegeben. Eine weitere Verbindung und wechselseitige Teilnahme an den Arbeiten dieser Vereine suchte zuerst Wigand durch die „Jahrbücher der Vereine für Geschichte und Altertumskunde“ (12 Hefte, Leipzig 1831–32) zu bewerkstelligen. Später erhielten dieselben in H. Schmidt's „Allgemeiner Zeitschrift für Geschichte“ (10 Bde., Berl. 1844–48) wieder ein gemeinschaftliches schriftliches Organ. Herausgegeben ist auch Walther's „Systematisches Repertorium über die Schriften deutscher histor. Gesellschaften Deutschlands“ (Darmst. 1845). Nach wiederholten Versuchen gelang es endlich den allgemeinen Versammlungen der deutschen Geschichts- und Altertumsforscher zu Dresden und zu Mainz 1862, die zahlreichen Einzelvereine zu einem Gesamtverein zu vereinigen, der eine jährliche Wanderversammlung abhält und dessen Verwaltungsausschuß seit 1863 das „Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine“ herausgibt. Durch dieselbe Generalversammlung von 1862 ward das Römisch-Germanische Centralmuseum in Mainz begründet, dessen Aufgabe ist, eine überseitsige Sammlung der heidnischen Altertümer aus allen deutschen Ländern durch plastische und kolorierte Nachbildungen herzustellen. Das gleichzeitig begründete Germanische Nationalmuseum (s. d.) in Nürnberg beschränkt sich im wesentlichen auf das Mittelalter und die neuere Zeit.

Stets besonders Scheitens erfreute sich von Anfang an das histor. Vereinswesen in Bayern, wo dasselbe von der Regierung unterstützt wird und mit der Akademie der Wissenschaften zu München in Verbindung steht. Unter König Maximilian II. wurde 1868 eine eigene Historische Kommission begründet, die bereits für allgemeine deutsche Geschichte viel geleistet hat (Sammlung und Herausgabe der deutschen Reichstagsakten, der älteren Hanserecessen, der deutschen Städtechroniken, der deutschen Reichstümer u. s. w., allgemeine deutsche Biographie und Geschichte der Wissenschaften in Deutschland); auch werden mit Unterstützung derselben die „Jahrbücher der deutschen Geschichte“ und eine Zeitschrift: „Forschungen zur deutschen Geschichte“ herausgegeben. Ähnliche Ziele hat die 1883 entstandene „Allgemeine histor. Kommission“, welche gleichfalls mit Staatsmitteln arbeitet. Außerdem werden jetzt fast in allen einzelnen Provinzen und größeren Städten Deutschlands, Österreich-Ungarns, der Schweiz und der russ. Ostprovinzen histor. Vereine mit mehr oder minder Erfolg. Der bedeutendste Verein ist jetzt wohl der 1870 gegründete „Germanische Geschichtsverein“, welcher auch die meisten Städte im Bereich des alten Bundes der Hanse beigetreten sind. Auf dem Gebiete der prähistor. Archäologie (s. Urgeschichte) haben dieselben neuerdings eifrige Mitarbeiter gefunden in den sog. Anthropologischen Ge-

sellschaften, unter denen die in Berlin, Wien und München besonders hervorragenden. Den Mittelpunkt dieser bildet die 1870 gestiftete „Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“, welche eine jährliche Wanderversammlung abhält und ein „Korrespondenzblatt“ herausgibt. Außer diesen Vereinen und ihren Publikationen gibt es viele Zeitschriften, welche die Arbeiten der Geschichts- und Altertumsforscher über einzelne deutsche Länder und Gauen vereinigen, zu denen als allgemeines Organ für die histor. Forschung in Deutschland 1869 Spels „Histor. Zeitschrift“ hinzutrat. Ähnliche Gesellschaften für Geschichte- und Altertumsstudien bestehen auch in den meisten übrigen Ländern Europas, Nordamerikas u. s. w. und neuerdings sind für diese Zwecke der Wissenschaft auch internationale Kongresse, z. B. der Anthropologen, Archäologen u. s. w., zusammengetreten.

Sifria, s. Sifria.

Sifriomen hießen bei den Römern die Schauspieler. Als 364 v. Chr. eine Pest in Rom ausgebrochen war, wurden unter andern zur Beseitigung der Götter angemachten Mitteln auch zuerst Schauspiele (ludi scaenici) angestellt, die von Schauspielern, welche man aus Sicilien berief, aufgeführt wurden. Diese Schauspiele bestanden aus mimischen Tänzen mit Maskenbegleitung. Sie wurden von Leuten aufgeführt, die ein Gewerbe daraus machten, und hießen wurden mit dem aus der eckrischen Sprache entlehnten Worte histriones, woraus das einheimische ludiones auch entstand, benannt. Derselbe Name ging, als Cinius Plautus um 240 v. Chr. das kunstgerichte röm. Drama begründete, auf die Darsteller (actores) dieser Dramen, Komödien und Tragoedien über, auch die Darsteller der Mimen und Pantomimen, die später kunstmäßig ausgebildet wurden und in der Kaiserzeit das eigentliche Schauspiel übernahmen, wurden in dieser unter S. im weiteren Sinne mit begriffen. Die S. bildeten Truppen (greges), an deren Spitze, der gewöhnlich selbst Schauspieler (actor) war, sich die Regierende, welche dem Rolle Schauspiele zum besten geben wollten, vorsetzten. Die Besoldungen (mercedem) der S. liegen so hoch, daß Livius sich veranlaßt fand, sie zu beschränken. Weibliche Rollen wurden durch Männer, erst in der spätesten Kaiserzeit auch durch Weiber gespielt. Das Volk gab den S. den Beifall durch Klatschen (plausus), das Mißfallen durch Pfeifen (sibilus) zu erkennen. Unter der berühmtesten römischen S. war Roscius (s. d.), für den Cicero in einer noch erhaltenen Rede als Anwalt auftrat. Die S. gehörten meist dem Stande der Freigelassenen an; auch Sklaven fanden sich unter ihnen. Die Bescholtenheit (infamia), der ihr Gewerbe unterlag, traf nicht die röm. Freigelassenen, welche die einheimischen volkstümlichen Feste, Saturna und Larianen darstellten und welche nicht S. genannt wurden.

Sit (das antike J), Stadt im Vilajet Bagdad der anat. Türkei, 160 km im NNO. von Bagdad, auf einem Hügel rechts am Tigris, zählt etwa 5000 E., hat Asaphatquien, welchen man im Altertum das Geschick zum Baue der Mauern Babylon's entwarf; ferner Genennung von Nabitha und Salj, sowie Handel mit Kamelen und Datteln.

Sita (Gines Perez de), span. Schriftsteller, Verfasser des berühmten histor. Romans „Guerras civiles de Granada“. S. stammte aus der Provinz

Murcia, wahrscheinlich aus der Stadt Rula, und kämpfte bei der Unterdrückung der rebellischen Morisken in den Alpujarras (1568—70) tapfer mit. H. schildert also in seiner Geschichte zweifelsohne zum Teil Miterlebtes, besonders im zweiten Teile; zum Teil benutzt er von Augenzeugen Mitgeteiltes, das er jedoch poetisch ausschmückte. Zahlreiche Romanzen sind in das Werk eingestreut. Der erste Teil des nach 1571 geschriebenen Werks erschien zuerst 1588 (in Alcalá, dann in Saragossa 1595 und im 17. Jahrh. mehr als 80 mal); der zweite 1610 u. öfter; beide zusammen in Madrid 1838, und 1849 in Bd. 3 der «Biblioteca Rivadomeyra». Eine franz. Übersetzung lieferte Sant (Par. 1809).

Hita (Juan Ruiz, Acepoeste de), s. Ruiz.

Hitchin, Stadt in der engl. Grafschaft Hertford, 27 km im NW. von Hertford, an der London-Huntingdon-Grenzbahn, in 75 m Höhe, zählt (1881) 8850 E. und hat eine hübsche Kirche mit einem Altarbild von Rubens, ferner Strohhüttenerei, Seidenfäbrikerei, Hopfen- und Getreidehandel.

Hittorf, Stadt in der preuss. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Solingen, rechts am Rhein, 15 km nördlich von Köln, zählt (1880) 1743 fast ausschließlich kath. E. und hat Tabak- und Strohseidenzeug-Fabrikation, Gerbereien, Bierbrauereien, Biegelei, ein Nadelnadelbad, Schiffahrt und Holzhandel.

Hitzpathe (b. h. guter Unterricht) ist der Name eines bekannten inh. Fabelbuchs, eines Auszugs aus einer größeren Fabelsammlung, dem Panthentatra (s. d.), welches zu denjenigen Sanskritwerken gehört, die am frühesten nach Europa gelangten, indem es bereits 1787 von Ch. Wilkins ins Englische übersetzt wurde. Seitdem ist der H. vielfach herausgegeben und bearbeitet worden, lateinisch von Schlegel und Lassen (Lept, mit lat. Kommentar, Bonn 1829—31), sehr oft englisch; zum ersten mal ins Deutsche überetzt von Max Müller (Erg. 1844), sodann von Dursch (Tab. 1853); ferner ausgewählte Fabeln von Holz (Erg. 1868), von Frick (Beibl. 1874 erstes Buch), von Schönbarg (Wien 1884).

Hitteren, Insel an der Westküste Norwegens, am Eingang zum Thronbjørnsfjord, vom Festlande durch den Sund «Thronbjørnsleb» getrennt, gehört zum Amt Søndre-Thronbjørns, zählt (1866) 696 qkm etwa 2700 E. und hat Fischerrei und Hittiter, s. Hettiter.

Hittorff (Jacques Ignace), franz. Architekt, geb. 20. Aug. 1798 zu Köln, erhielt von Jugend auf eine zu dem Vaufache vorbereitende Erziehung und ging 1810 nach Paris, wo er an den Architekten Percier und Belanger zugleich Schüler und Lehrer fand. Seine ersten Arbeiten waren einige konstruktive Aufbauten. Im J. 1814 wurde er sodann zum Baugl. Baupinspektor, nach Belangers Tode an dessen Stelle zum Hofarchitekten ernannt. Kurz nachher mit dem wichtigsten Arbeiten beauftragt, besorgte er, gemeinschaftlich mit Ledoux, den Neubau des Schauspielhauses des Ambigu-Comique und die Wiederherstellung des Theaters des Favart. Ferner lieferte er den Plan zu einem Grabmonument für den Herzog von Berry und die architektonischen Randzeichnungen für das beabsichtigte Prachtwerk über die Krönungsfeier Karls X. Nach der Julirevolution, die ihn einige Zeit von den Staatsbauten entfernte, wurde er bald wieder Regierung- und Stadtbauarchitekt. Seit 1832 begann er seine Hauptwerke, die Kirche St. Vincent

de Paul, eine geräumige Basilika im altchristl. Stil, woran 10 Jahre gebaut wurde, sodann die Verschönerung des Concordeplatzes und der Glacisfelder, wo er das Fußgänger- und Oberleitungs- und Springbrunnen, den Commercepalast und das Diorama errichtete. Nach mehrjähriger Unterbrechung seiner offiziellen Amtstätigkeit erhielt er 1852 von der neuen kais. Regierung den Auftrag, die Verschönerungen des Concordeplatzes in einigen Teilen abzuändern und die Parbauten in dem zu einem städtischen Lustwalde umgeschaffenen Boulogner Gehölz zu leiten. Später verfertigte er die Pläne zur Anlage der Avenue de l'Impératrice und der Zugänge des großen Triumpfbogens, und in der letzten Zeit baute er die Rairie des ersten Kronprinzen und den nebenanliegenden Glacis, zwei neugot. Architekturstudien, die nicht zu seinen gelungenen Schöpfungen gezählt werden können. Auch in der Auslitteratur machte sich H. durch wichtige Werke bekannt. So veröffentlichte er «Architectura antique de la Grèce» (3 Bde., Par. 1828—30) und «Architectura moderna de la Grèce» (Par. 1826—36, mit 78 Tafeln), wozu er, wie zu dem vorgenannten Werke, mit seinem Schüler L. Panth auf einer wissenschaftlichen Reise in Italien die Materialien gesammelt hatte. Ferner gab er heraus «Architectura polychroma ebus les Grecs» (Par. 1851, mit Atlas), worin er die Ergebnisse seiner Untersuchungen über die Bemalung der Gebäude bei den Alten niederlegte, sowie eine franz. Übersetzung von William Billins' «The unadorned antiquities of Attica» (Par. 1839, mit 60 Tafeln). Eins seiner letzten, aber großartigen Werke war der pariser Nordbahnhof (1861—66). H. wurde 1868 von der Akademie der bildenden Künste als Mitglied aufgenommen. Er starb zu Paris 26. März 1867.

Hitz, Teil der molukk. Insel Amboina (s. d.). **Hitzacker**, Stadt in der preuss. Provinz Hannover, Landdrostei Lüneburg, Kreis und Amt Dannenberg, 6 km im NW. von Dannenberg, liegt an der Mündung der Jerpe in die Elbe, Station (2 km vom Orte) der Eisen Wittenberge-Dachau der Berlin-Hamburger Eisenbahn, zählt (1880) 1079 kath. E., ist Sitz eines Hauptzollamts, hat ein altes Schloss, Schiffahrt, Fäbrikerei, Kornhandel und eine Dampfschiffbauwerkstätte mit Schiffsfabrik. Herzog August der Jüngere von Braunschweig-Lüneburg, welcher 1604—34 zu H. residierte, gründete hier die Bibliothek, die 1645 nach Wolfenbüttel verlegt wurde.

Hitzbläschen oder Hitzblättchen, volkstümliche Benennung des blaschenförmigen Gases (S. Gases).

Hitze nennt man bezüglich der Wärmempfindung im allgemeinen jeden höhern Grad der Wärme (s. d.), der mindestens die normale Eigenwärme des Menschen, d. i. 37° C., übersteigt. Bei Temperaturen, welche in keiner Beziehung zu unserer Wärmempfindung stehen, gebraucht man das Wort H. indes erst dann, wenn sie weit über 100° C. hinausliegen und nicht mehr durch die gewöhnlichen Thermometer, sondern erst durch eigene Hitzmesser oder Pyrometer (s. d.) bestimmt werden können.

Hitze heißt beim Einschlagen der Blitze mit dem Hammer die Zeit von einer Ruhepause zur andern und die in dieser Zeit geschehene Anzahl von Schlägen (Blagen oder Hälben), so sagt man z. B.: eine H. von 26 Schlägen usw.

Stigmesser, f. Stigmeter.

Stig (Friedr.), prot. Theolog, geb. 23. Juni 1807 zu Hainingen in Baden, studierte Theologie in Heidelberg, Halle und Göttingen, habilitierte sich 1829 zu Heidelberg, folgte 1833 einem Rufe an die Universität Jülich und lehrte 1861 nach Heidelberg zurück, wo er 22. Jan. 1876 starb. Er veröffentlichte namentlich: «Übersetzung und Auslegung des Propheten Jesaias» (Heidelb. 1833), «Die Psalmen» (2 Tle., Heidelb. 1835—36; neue Bearbeitung, 2 Bde. Lpz. 1863—65), «Die zwölf kleinen Propheten» (Lpz. 1838; 4. Aufl. 1881), «Der Prophet Jeremia» (Lpz. 1841; 2. Aufl. 1866), «Der Prophet Ezechiel» (Lpz. 1847), «Der Prophet Daniel» (Lpz. 1850), «Das hohe Lied» (Lpz. 1855), «Die Sprüche Salomons» (Jär. 1858), «Das Buch Hiob» (Lpz. 1874). Unter seinen übrigen Arbeiten sind hervorzuheben: «Über Johannes Martus und seine Schriften» (Jär. 1843), «Urgeschichte und Mythologie der Philister» (Lpz. 1845), «Geschichte des Volkes Israel» (2 Bde., Lpz. 1869—70), «Sprache und Sprachen Asiens» (Lpz. 1871), «Vorlesungen über biblische Theologie und messianische Weissagungen des Alten Testaments» (Karlsr. 1880). Vgl. Steiner, «Ferdinand S.» (Jär. 1882).

Stig (Jul. Eduard), Kriminalist und Schriftsteller, geb. 26. März 1780 zu Berlin, studierte in Halle und Erlangen die Rechte und entwickelte im Umgange mit Clemens Brentano, Ludw. Wieland u. a. seine Neigung für Literatur und Poesie. In Warschau, wo er seit 1799 angestellt war, knüpfte sich zwischen ihm und den Dichtern Anioch und Bach. Werner, welcher letztere in den «Söhnen des Eales» in der Gestalt des Tempelritters Robert d'Herodon S. S. Individualität aufgefaßt haben soll, ein inniges Freundschaftsverhältnis. Als 1806 die preuß. Herrschaft in Warschau ihr Ende erreichte, sah er sich genötigt, zu litterarischen Arbeiten seine Zuflucht zu nehmen. Im J. 1808 begründete er in Berlin ein Verlagsgeschäft, mit dem er später einen Sortimentshandel und 1810 ein Lesezimmer für die Universität verband. Doch verkaufte er 1814 sein Geschäft an den Buchhändler Dammier, betrat von neuem die jurist. Laufbahn beim Kammergericht und wurde 1815 Kriminalrat beim Kammergericht und 1827 Direktor des Kammergerichts-Inquisitorats. Im J. 1825 begründete er die «Zeitschrift für die preuß. Kriminalrechtspflege» und 1828 die «Annalen für deutsche und ausländische Kriminalrechtspflege», die nachher von Demme fortgesetzt wurden. Auch gab er ein «Gelehrtes Berlin» (Berl. 1826; fortgesetzt von Bächner, Berl. 1834) heraus. Den meisten schriftstellerischen Aufwands er durch die Lebensbeschreibungen Werners (Berl. 1823) und G. T. A. Hoffmanns (Berl. 1823). Sehr bekannt wurde auch der von ihm mit Häring 1842 begonnene «Neue Bitaval». Infolge eines Augenleidens mußte S. 1832 seine Entlassung aus dem Staatsdienste nehmen. Er starb 26. Nov. 1849. Sein Schriftchen «Das preuß. Gesetz vom 11. Juni 1837 zum Schutze des Eigentums in Werken der Wissenschaft und Kunst» (Berl. 1838) veranlaßte, daß die Regierung ihn im Okt. 1838 an die Spitze des litterarischen Vereins Sachverständiger berief, der in Gemäßheit des erwähnten Gesetzes in Berlin niedergelegt wurde. Seitdem führte er auch bis 1844 die Oberleitung der in Leipzig erscheinenden «Pressezeitung». Im Auftrage seines Freundes Chamisso arbeitete er dessen Biographie

aus, die unter dem Titel «Leben und Briefe von A. von Chamisso» (2 Bde., Berl. 1839) erschien.

Stig (Friedr.), hervorragender Architekt, Sohn des vorigen, wurde 8. April 1811 zu Berlin geboren und erhielt seine Erziehung im elterlichen Hause. Er unternahm größere Reisen durch Frankreich, Italien, Griechenland, die Türkei und Ägypten und ließ sich dann in Berlin als Privatarchitekt nieder. Eine große Anzahl von Schlössern, Landhäusern u. s. w. in ganz Deutschland verbannten ihm ihre Entstehung. In Berlin ist die erste Hälfte der Victoriastraße größtenteils von S. erbaut, in Triest der Palast Revoltella, in Warschau das Palais Kronenberg. Im J. 1858 erhielt S. S. Plan zur Neuen Börse den ersten Preis und es wurde ihm infolge dessen auch die Ausführung (das erste Beispiel eines vollständigen Quaderbaues in Berlin) übertragen. Auch der Cirkus Ring und die Reichsbank in Berlin sind Werke S. S. In den letzten Jahren seines Lebens leitete er die Umwandlung des Zeughauses zu Berlin in eine Auhmedhalle und (seit 1877) den Neubau der technischen Hochschule zu Berlin. Im J. 1850 ward er in die königl. Baubepulation berufen, er hielt einige Jahre später den Titel eines Geh. Regierungsrats und wurde 1875 Präsident des Senats und der königl. Akademie der Künste in Berlin. Er starb 11. Okt. 1881. Außer einer Sammlung seiner «Ausgeführten Bauwerke» (2 Bde. mit 68 Tafeln) hat S. auch besondere Werke über die Victoriastraße, den Palast Revoltella, die Börse x. in Berlin veröffentlicht. Vgl. Woltmann, «Die Baugeschichte Berlins» (Berl. 1879).

Stig (Julius Eduard), namhafter Arzt und Minister, Sohn des vorigen, geb. 6. Febr. 1838 zu Berlin, widmete sich dem Studium der Medizin zu Würzburg und Berlin, habilitierte sich 1879 an der Universität seiner Vaterstadt als Privatdocent für innere Medizin und wurde Oftern 1875 als ord. Professor der Psychiatrie und Direktor der Irrenanstalt nach Jülich, Oftern 1879 in gleicher Eigenschaft nach Halle berufen. S. hat sich namentlich um die Physiologie und Pathologie des Gehirns verdient gemacht und zuerst auf experimellem Wege die Lokalisation der psychischen Funktionen im Großhirn bewiesen. Ein Teil seiner hierher gehörigen Abhandlungen erschien gesammelt als «Untersuchungen über das Gehirn» (Berl. 1874).

Stigslag, f. unter Schlagfisch.

Stigvernago (frz.), Überwinterung von Schiffen; auch Winterhafen.

Stig-mun oder Amoy (f. b.), chinef. Hafenstadt.

Stigbet, Hafen von Viborg (f. b.).

Stigmaren, der Größe nach der vierte der schwed. Binnenseen, zwischen den Provinzen Södermanland und Nerike gelegen, hat ein Areal von 485 qkm; die größte Länge, von W. nach O., beträgt 61 km; die größte Breite, von N. nach S., 21 km; die absolute Höhe 23,1 m. Die Gewässer des S. fließen durch den Syndevadsstrom, im unteren Laufe auch Stikilunaån oder Forsbållaån genannt, in den Mälarsee. Auch geht vom nördl. Ufer der 1640 angelegte und 1821—30 umgebaute Stigmarenkanal dem im Mälaren mündenden Arbogaån zu. Da der Abfluß sehr eng ist und die Ufer sehr leicht, leiden die Umgebungen häufig an Überschwemmungen, denen vorzubeugen (1884) eine kostspielige Senkung des Seespiegels in Angriff genommen ist, durch welche etwa 15 000 ha Landes für den Anbau gewonnen werden dürften. Die

Rechte und Krebse des Sees sind berühmt. Auf dem Engelbrechtsholm, im westl. Teile des S., bezeichnet ein Denkmal die Stelle, wo 27. April 1436 Engelbrecht Engelbrechtsson von Rans Bengtsson ermordet wurde.

Hjerta (Lars Johan), namhafter schwed. Publizist und Politiker, geb. 23. Jan. 1801 zu Upsala, trat nach vollendeten philos. und jurist. Studien in den Staatsdienst. Bei den Reichstagen 1823 und 1828–30 hatte er eine Anstellung in der Kanzlei des Ritterhauses und gründete mit Grusenstolpe eine »Reichstagszeitung«. Ende 1830 rief er das »Aftonbladet« ins Leben, das unter seiner Leitung in kurzer Zeit Schwedens bedeutendste polit. Zeitung ward und mächtig zum Siege der liberalen Ideen beigetragen hat. In den J. 1834–56 war er Mitglied des Ritterhauses; 1859–66 Abgeordneter des Bürgerstandes und 1867–72 Mitglied der Zweiten Kammer. Auch auf andern Gebieten war er sehr thätig, so als Buchdrucker, Verleger, Großhändler, Fabrikant, Schiffseeder u. s. w. Er starb zu Stockholm 20. Nov. 1872. Eine ausführliche Biographie H.s schrieb Wieselgren (Stockh. 1880–81).

Hjerting, Hafen und Fischerdorf im südwestl. Jütland, im Stifte Ribe, an der gleichnamigen Bucht, 34 km im NW. von Ribe, zählt (1881) 281 Q.

Hjung-um oder Hjung-au, die in Europa bekannteste Form eines Namens, welcher den alten Annalen Chinas zufolge einem kriegerischen Romabewölke im Norden der Großen Mauer zusam. Da die beiden, den Namen in dieser Form darstellenden chines. Schriftzeichen den Begriff »raubfüchtiges Gesindel« ausdrücken, so liegt offenbar eine absichtliche Entstellung zum Grunde. Andere gelegentlich vorkommende Formen des Namens, wie Hien-jun, Hjun-ju, Hwa-ju, erscheinen meist, besonders was die erste Silbe betrifft, unter einem Klassenbilde für »Hunde«, erinnern aber sonst so lebhaft an das mittelhochdeutsche Hünne, Hüne, Heune, Hunne, daß an der ursprünglichen Identität mit dem aus China und überlieferten Namen kaum zu zweifeln ist. Sind auch die Hunnen des Mittelalters schwerlich als Nachkommen jenes Hundervolks zu betrachten, so ist doch sehr wahrscheinlich, daß ein den J. unterworfen gewesenes anderes Romabewölke den Nationalnamen dieser Barbaren sich angeeignet habe. Aus den Annalen des ältern Kaiserhauses Han (179 v. Chr. bis 24 n. Chr.) hat der brit. Gelehrte Wylie eine »Geschichte der H. in ihren Beziehungen zu den Chinesen« übersetzt und im »Journal of Anthropological Institute« (Bd. 3) veröffentlicht. (S. Hunnen.)

Hjerring, bän. Amt, der nördlichste Teil Jütlands, ein Teil des Stifts Aalborg, zählt (1880) auf 2817,00 qkm 100548 Q. Die Südgrenze bildet der Limfjord (s. d.) und das Amt Aalborg; gegen Westen liegt es zum Teil an das Amt Thisted; im übrigen ist es vom Meere (Slager Rat und Rattegat) umschlossen. Zum Amt gehören einige Inseln im Limfjord sowie auch Læsø und Hirtsholmen im Rattegat. Im ganzen ist das Amt eins der am wenigsten begünstigten der jütischen Halbinsel. Raum ein Drittel des Areals ist angebaut, und zwar unvollkommen. Zugland bedeckt das Meeresufer und die Nordspitze; der südl. Teil ist von dem großen Bildmoor und weitgebreiteten Sümpfen bedeckt. — Die Hauptstadt Hjerring, Station der Linie Randrup-Fredrikshavn der Dänischen Staatsbahnen, zählt (1880) 4308 Q.

Hjort (Peder), bekannter bän. Kritiker und Sprachforscher, geb. 19. Juli 1793 auf der bei Kopenhagen liegenden Insel Amager, wo sein Vater, der bekannte Schul- und Hofprediger und geistliche Dichter Victor Christian H. (gest. 1818 als Bischof zu Ribe), damals Prediger war, studierte die Rechte und Theologie an der Universität, besonders aber widmete er sich, im Umgange mit Oehlenschläger und Poul Møller, der Poesie. In seinem »Digteren Jørgemann og hans Bårter« (1825) und in »Tolv Paragrafer om Jens Baggesen« (1826) verteidigte er den Standpunkt der romantischen Schule. Darauf lebte er drei Jahre auf Reisen in Italien, Deutschland, Belgien und Frankreich und wurde 1822 als Lektor der deutschen Sprache und Pitteratur an der Akademie zu Göttingen angestellt. Hier gab er in deutscher Sprache »Joh. Gottl. Erigena« (1823) und in dänischer »Hans om Helles Frihed, forsoaret imod en Mediciners Rægt« (1825) heraus. Ferner verfasste er mehrere linguistische Schriften, so eine »Lydsl Grammatik for Danstalende« (7. Aufl., Kopenh. 1858) und ein »Lydsl Væghog for Danstalende« (4. Aufl., Kopenh. 1857). Sein treffliches Werk »Den Danske Børnen« (2. Aufl., Kopenh. 1860), sowie die mit ihm nicht ausgewählten »Samle og nye Hæfter« (3. Aufl., Kopenh. 1848) haben in Dänemark vielen Beifall gefunden. Seit Aufhebung der Akademie zu Göttingen 1849 lebte H. als Privatgelehrter zu Kopenhagen. Seit 1848 gab er eine Reihe polit. Schriften in Betreff Schleswig-Holsteins heraus, in welchen er das Interesse des bän. Populums vertrat, und veröffentlichte einige Bände seines Briefwechsels. Er starb zu Kopenhagen 11. Nov. 1871. Aus seinem Nachlaß erschien »Udsigt over nyere dansk Literatur« (Kopenh. 1872).

Hjia-hang, ein chines. Buddhakönig, der im 7. Jahrh. n. Chr. lebte. Begierde nach Glückseligkeit an seinen Glauben bestimmte ihn wie manchen andern seinerzeitigen zu vielfältigen Wanderungen (629–645) durch die Stammländer der Buddhalehre. Mit der Fruchtbildung des hingebendsten Pilgers bestand er beschweren und Gefahren jeder Art, beschrieb nach seiner Heimkehr in höchst eifriger Weise seine Erlebnisse in 138 von ihm besuchten kleinen Reichen und ließ angeblich 684 mitgebrachte Religionschriften unter seiner Leitung ins Chinesische übersetzen. Seine Aufzeichnungen gaben den Stoff zu einer für die Kenntnis der damaligen Zustände Ostindiens wichtigen »Geschichte westl. Länder« (»Si-ja rei«), die Julien 1867–68 zu Paris französisch herausgegeben. Vgl. auch dessen »Histoire de la vie de H. et de ses voyages dans l'Inde« (1863) und J. Hoffmann, »De Chine-sche pelgrim H. en zijn reizen in Indië« (1866).

H. Abtätigung für Hektoliter.

H. L. Abtätigung für hoc loco (lat., d. h. an diesem Ort, an dieser Stelle).

H. L. in England gebräuchliche Abtätigung für House of Lords, das engl. Oberhaus.

Hlafweh (Heinr. Herm. Christl.), Chemiker, geb. 7. April 1825 zu Reichenberg in Böhmen, erlernte von 1839 bis 1842 die Pharmacie in der Apotheke seines Vaters in Reichenberg, studierte 1842–43 in Jena Pharmacie, konditionierte darauf in verschiedenen Apotheken, studierte 1846 in Wien, siedelte 1847 nach Prag über. Dort wurde er 1849 Assistant Nachleider, 1851 außerord. Professor und 1863 ord. Professor der Chemie in Innsbruck, und folgte

der Ordo-Mongolen, durchbricht die Chinesische Mauer aufs neue, bildet nun innerhalb derselben von Norden nach Süden fließend die Grenze zwischen den Provinzen Schen-Si und Schan-Si, biegt sich dann gegen Osten, durchströmt Ho-Nan und nach einer Wendung gegen NO. auch Schan-Tung, um sich in den Golf von Pestschili zu ergießen. Diese Mündung besteht erst seit 1851. Bis dahin mündete er etwa 375 km südlicher mit breiter Deltaabildung in das Gelbe Meer ein. Alle Krümmungen eingerechnet, wird seine Länge auf 4400 km, der Flächeninhalt seines Gebietes auf 1800000 qkm geschätzt. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind auf der rechten Seite der Hwei-ho und der Lo-ho, auf der linken Seite der Fuen-ho. Der H. ist wegen seiner großenteils sehr reizenden Strömung wenig schiffbar, verursacht dagegen durch Ubertreten seines infolge von Sturzregen oder des Schmelzens des Schnees im Gebirge fürchtbar anschwellenden Gewässers auf das neben ihm gelegene Flachland häufig sehr verwüstende Überschwemmungen, welche nicht immer durch das schon seit ältester Zeit bestehende System künstlich angelegter und wohlunterhaltener Dämme, Deiche, Schleusen und Abzugslande verhütet oder auch nur beschränkt werden können.

Hoards (pr. Hörs), der von engl. Banktheoretikern eingeführte Ausdruck für reservierte Vorräte an Gold und Edelmetallen, die aber momentan auf die Circulation und die Preise nicht einwirken. Bei unsichern Rechtszuständen, wie sie in den asiat. Ländern bestehen, oder bei drohenden Katastrophen oder allgemeiner Erschütterung des Credits erscheinen die H. als versteckte oder auf alle Fälle zurückgehaltene Vermögensansammlungen, unter normalen Verhältnissen aber sind sie nur Kapitalteile, die auf eine günstige Anlagegelegenheit warten oder für eine bestimmte Verwendung reserviert werden. Ihre Bedeutung besteht hauptsächlich darin, daß sie die Wirkung einer Vermehrung oder Verminderung der Notenemission und eines Ab- oder Zuflusses von Edelmetall wesentlich und von den Anschauungen der Currencytheorie (s. Currency-Schule) abweichend modifizieren können.

Hoax (engl., pr. Höß), Fopperel, Täuschung, namentlich als Börsenmanöver.

Hoba, alter Ort in Syrien, s. Choba.

Hobart Pascha (Augustus Charles, Baron Hobart), türk. Admiral, geb. 1. April 1822, ist das vierte Kind Sir Augustus Edward Hobarts, sechsten Grafen von Buckinghamshire, aus seiner ersten Ehe mit Mary, ältester Tochter John Williams, der ein Jurist von Ruf und Rings-Sergeant war. H. trat 1835 in die engl. Marine, wurde 1865 Commandeur und 1863 Kapitän. Während des amerik. Bürgerkriegs machte er sich durch seine abenteuerlichen, tollkühnen Seefahrten bemerkbar; achteinmal durchbrach er die Blockadelinie der nordatlantischen Schiffe, um auf einem Rauffahrer den Seeräuberei Kriegsmaterial zuzuführen und Baumwolle nach England zurückzubringen. Auf Veranlassung des türk. Staatsmannes und ehemaligen Gesandten zu London, Ali-Pascha, wurde H. auf dessen Veranlassung 1867 in den türk. Staatsdienst mit dem Range eines Vaprie Vimaßi (Kontradmiraal) berufen und ihm zugleich der Paschatitel ohne vorherigen Ubertritt zum Islam verliehen. Während des Aufstandes auf Kreta leistete er dem Osmanischen Reiche durch seine ebenso umsichtige

wie mutige Führung große Dienste. Sein Geschwader verhinderte die von den Griechen zur Unterstützung der Russländischen ausgerüsteten Freibeuterschiffe Enosis, Kreta und Panhellenion, vorzulaufen und Kriegsmaterial, sowie Freiwillige nach Kreta zu bringen. H. wurde vom Sultan im Jan. 1869 zum Viceadmiral und 4. März 1870 zum Großadmiral der türk. Flotte erhoben; er ist der Begründer der unter Sultan Abd-ul-Aziz geschaffenen, mächtigen Panzerflotte. Im Herbst 1874 trat H. mit dem Range eines Kapitäns in die engl. Marine zurück, aber beim Beginn des russ.-türk. Kriegs im Frühjahr 1877 aufs neue als Großadmiral in türk. Dienste. Während dieses Kriegs bewirkte H. durch die Flotte auf den Verlauf der Operationen bedeutend einzuwirken; doch beherrschte H. das Schwarze Meer vollständig und blockierte die Handelsplätze des russ. Rußlands, sowie die Donaumündung. Nach dem Friedensschlusse blieb H. als Großadmiral und Generaladjutant des Sultans im türk. Dienste.

Hobartown, richtiger City of Hobart, Hauptstadt der Insel und der engl. Kolonie Tasmania (s. d.) in Australien, Sitz des Gouverneurs und der Kolonialbehörden, liegt, von dichter Landwäldung umschlossen, überaus malerisch an der südöstl. Küste am Fuße des 1970 m hohen Wellington- oder Taselbergs und am Sullivans-Cove, einer Mündungsbai des Derwent, welche einen großen, vortrefflichen Hafen, den sog. Derwenthafen, bildet. Die Stadt, erst 1804 angelegt, zählt (1831) 21118 E. Dieselbe hat regelmäßige, 20 m breite, zum Teil sehr lange Straßen, viele anscheinliche Gebäude, mehrere Schulen und gelehrte Gesellschaften, eine Bibliothek, ein Theater, große Brennereien, Gerbereien, Sägen und Mahlmöhlen, Seifen, Richter-, Stärke- und andere Fabriken, sowie lebhaften Handel mit England und Indien, regelmäßigen Dampfschiffsverkehr mit Sydney und Melbourne, mehrere Banken und Buchdruckereien.

Hobbes (Reinbert), einer der vorzüglichsten niederländ. Landschaftsmaler, wurde 1638 zu Amsterdam geboren. Zu den Ruyssdael stand er in nahen Beziehungen. Die Figuren in seinen Landschaften sind meist von Berghem, Adrian van der Velde, Pisselbach und J. van Roo gemalt. Er starb in Amsterdam 14. Dez. 1709. Er malte meist Waldgegenden, Ruinen, Dörfer u. s. w., alles mit einer Durchbildung des einzelnen, besonders des Baumschlags, mit einer Klarheit der Komposition, Kraft und Schönheit des Kolorits und seiner Abstufung des Tons, welche ihn den größten Landschaftlern an die Seite stellen. Seine heute außerordentlich kostbaren Werke sind in der londoner Nationalgalerie, im wiener Belvedere, in der Münchener Pinakothek, im Museum zu Berlin und im engl. Privatbesitz gestreut, überhaupt aber selten.

Hobbes (Thomas), einer der scharfsinnigsten philos. und polit. Schriftsteller Englands, bedeutend hauptsächlich durch seine radikale und folgenreiche Bearbeitung des Naturrechts, der Sohn eines Predigers, geb. zu Malmesbury 6. April 1588, bezog schon im 14. Jahre die Universität zu Oxford, wo er die damals herrschende Aristotelische Philosophie und Physik studierte, und reiste 1610 als Führer des jungen Cavendish (eines Sohnes des nachherigen Grafen von Devonshire) durch Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr faßte er, durch den Umgang mit Bacon veranlaßt, den Entschluß, für eine

bessere Philosophie zu wirken, und übersehte den Thucydides ins Englische (Lond. 1628). Im J. 1629 ging er zum zweiten mal mit dem Sohne des Sir G. Clifton, 1634 zum dritten mal mit dem Grafen von Devonshire, dem Sohne seines frühern Jüglings, nach Frankreich. Bei seiner Rückkehr nach London 1637 fand er alles in polit. Gärung. Vergebens strebte er, seine Landsleute von einer Revolution abzu ziehen, und sah sich 1641 genöthigt, nach Paris zu gehen, wo er einige Jahre blieb und den aus England geflüchteten Prinzen von Wales in der Mathematik unterrichtete. Hier schrieb er auch sein berühmtes Buch *«De civo»*, welches, zuerst 1642 als Manuscript gedruckt, fünf Jahre später in Amsterdam und ebendasselbst 1648 in franz. Uebersetzung von Sorbiere erschien (neuerdings von Kirchmann in deutscher Uebersetzung, Lpz. 1878), und worin er gegenseitige Furcht der Menschen und die Nothwendigkeit, dem Glend des Naturzustandes zu entgehen, für Grundlagen des Staats erklärte. Hiermit in Uebereinstimmung sprach er der Geistlichkeit und der Kirche die Berechtigung zu selbständiger polit. Machtentfaltung ab. Die infolge davon zwischen ihm und dem Bischof Bramhall 1646 entstandenen Streitigkeiten veröffentlichte er als *«Quaestiones de libertate, necessitate et casu»* (Lond. 1656). Dieselben Grundsätze entwickelte er in seinem größern polit. Werke *«Leviathan»* (engl., Lond. 1651; lat. mit einem Anhang, Amsterd. 1670; deutsch, 2 Bde., Halle 1794—95). Auf Veranlassung der Geistlichkeit wurde ihm der noch in Frankreich residierende Hof Karls II. verboten. Hierauf ging H. 1652 nach England zum Grafen von Devonshire, wo er die drei Abhandlungen *«De corpore politico»*, *«De homine»* und *«De civitate»* (Lond. 1656) schrieb.

Nachdem Karl II. 1660 den engl. Thron bestiegen, erhielt H. eine jährliche Pension von 100 Pf. St., sah sich aber zahlreichen Angriffen ausgesetzt; sein *«Leviathan»* wurde 1666 öffentlich vom Parlament verdammt. Um der Verfolgung zu entgehen und seine Uebersetzung des Homer zu vollenden, zog er sich 1674 von London aufs Land zurück. Hier schrieb er auch eine Geschichte seiner Zeit, *«Behemoth, or a history of the civil wars from 1640—60»*, welche erst nach seinem Tode erschien. Wider eine in das Unterhaus gebrachte Bill, ihn als Atheisten zu bestrafen, verteidigte er sich in der geistreichen Schrift *«Historical narration concerning heresy and the punishment thereof»*. Seine philos. Lehre zeichnet sich ebenso wie seine Staatstheorie durch ihre gänzliche Unabhängigkeit von religiösen Voraussetzungen und Tendenzen aus; sie ist eine consequente Durchführung des Bacon'schen Empirismus, dessen Einseitigkeit sie durch die Würdigung der Mathematik zu vermeiden sucht, und gipfelt in einer materialistischen, mechanisch-atomistischen Weltanschauung, als deren Vater er in der neuern Philosophie anzusehen ist, und die er hauptsächlich auf psychol. Gebiet auszubilden bestrebt war. Unter den Neuern sind vorzüglich Mendelssohn in seinem *«Jerusalem»* und Feuerbach in seinem *«Anti-Hobbes»* (Erf. 1793) als seine Gegner, andere, wie früher Gundling, später Raimon, als seine Verteidiger aufgetreten. Er starb unverheiratet zu Hardwiche, einem Landhause des Grafen von Devonshire, 4. Dez. 1679. Seine Biographie von J. Aubrey erschien 1681; eine Gesamtausgabe seiner *«Moral and political works»*

zu London (1750; deutsch, Halle 1793). Sammlungen von H. *«English works»* (11 Bde., Lond. 1842—45) und der *«Opera latina»* (5 Bde., Lond. 1844—45) wurden von Molesworth veranstaltet.

Vgl. Sigwart, *«Vergleich der Rechts- und Staatstheorien des Spinosa und des H.»* (Tab. 1842); Kischeler, *«Die Staatstheorie des Thomas H.»* (Bär. 1866).

Hobel (frz. rabot, engl. plane) ist das Werkzeug der Tischler und anderer Holzarbeiter, welches zum Glätten der Holzoberflächen, oft auch zur Ausarbeitung des Holzes nach eigenthümlichen Formen gebraucht wird. Die Wirkungsweise desselben ist ein Schneiden, indem das Schneidzeug je nach seiner Stellung mehr oder weniger tief in das Arbeitsstück einbringt und bei seiner Vorwärtsbewegung einen seiner eigenen Breite entsprechenden Holzstreifen, Hobelspan, ablöst. Der H. besteht im wesentlichen aus dem Hobeisen, einer messerartig scharfgeschliffenen Stahl Klinge, und dem Hobelkasten, der gewöhnlich aus Holz, selten aus Metall angefertigt ist und in welchem das Hobeisen durch einen Holzkeil oder eine andere Druckvorrichtung befestigt ist. Der Hobelkasten dient dazu, dem Eisen während der Arbeit eine sichere Führung zu geben. Die im Hobelkasten vor dem Hobeisen befindliche Öffnung, das Spanloch, gestattet den Hobelspannen einen kontinuierlichen Durchgang. Geht die Öffnung von der untern, auf dem Arbeitsstück schließenden Fläche (Hobelsoble) des Hobelkastens durch diesen hindurch nach oben, so daß das Spanloch zu beiden Seiten geschlossen ist (s. beistehende Fig. 1 u. 2), so sind die beiden stehenden gebliebenen Seiten die Wangen des Hobelkastens. Das Hobeisen ist an seiner Schneidkante unter einem Winkel von 30—35° zugescharft und zum Zweck des günstigsten Einschneidens unter einer Neigung von 45° zur Hobelsoble, bei sehr harten Hölzern unter größerer Neigung in den Hobelkasten eingespannt. Der



Fig. 1.



Fig. 2.

H. schneidet nur nach einer Richtung und zwar indem die Schneidkante des Hobeisens gegen das Arbeitsstück angebrückt und bewegt wird. Es geschieht dies in der Weise, daß man den Hobelkasten mit der rechten Hand hinter und mit der linken vor dem Hobeisen erfährt und vor sich herschiebt. Zur bequemen Handhabung besitzen kleine H. an ihrem vordern Ende einen hornartig gekrümmten Griff, die Nase, die größern dagegen oft am hintern Ende einen ringförmigen Griff. Durch die beschriebene Bewegung im Verein mit dem auf den H. ausgeübten Druck werden Späne vom Arbeitsstück abgelöst, aufgebogen und fallen aus dem Spanloch; damit ein Abreißen der Späne durch das Ausbiegen vermieden werde, ist das Spanloch nach der schneidenden Kante zu verengt und gewöhnlich an der der letztern gegenüberliegenden Seite, der Schneidkante, mit härterem Holz ausgelegt.

H., welche zum Abrichten gerader Flächen dienen, erhalten mehr oder weniger lange ebene Sohlen (Fig. 1 u. 2). Zur Erzeugung muldenförmiger Flächen werden auch die Sohlen gekrümmt, Schiffhobel. Rinnenförmige Flächen verlangen ein Hobeleisen und eine Hobelsohle, welche genau nach den Umrissen der gewünschten Rinnen profiliert sind, Profilhobel. Zur Herstellung rinnenförmiger Profile auf sonstigen Flächen dienen die Schiff-Profilehobel, welche nach Art der Schiffhobel mit trummer Sohle ausgestattet sind. Zur groben Zurichtung des Holzes, wenn durch Wegnahme der Oberfläche eine möglichst schnelle Annäherung an die gewünschten Formen und Dimensionen erreicht werden soll, bringt man zunächst den Schrub- (Schrubb), Schrot- oder Schurfhobel zur Anwendung. Derselbe hat ein 25–35 mm breites, starkes Hobeleisen, das des bessern Angriffs wegen bogenförmig geschliffen und in einem nur etwa 250 mm langen Hobellaufen mit ebener Sohle fest, aus welchem es ziemlich weit hervorragt. Zur Erzeugung ganz sauberer Flächen bedient man sich des Doppelhobels (Fig. 2 u. 3, amerikanischer Hobel, ganz aus Eisen hergestellt), bei welchem auf dem eigentlichen Hobeleisen ein zweites Eisen,



Fig. 2.

Deckelplatte, Deckel oder Kappe, liegt, das den kaum gebildeten Span abbiegt und so seinen Zusammenhang mit dem Arbeitsstück aufhebt. Ein derartig mit Deckel versehenes Eisen heißt Doppelhobel. Beim Abhobeln sowohl großer als kleiner Flächen, die man sehr genau eben darstellen will, wird die vom Schlichthobel nur durch die Größe verschiedene Raubbank gebraucht, welche 600–750 mm lang, 72 mm breit ist (Fig. 2) und teils mit einfachem, teils mit doppeltem Hobeleisen als einfache und doppelte Raubbank ausgeführt wird. Der größte H. in den Tischlerwerkstätten ist die Fügebank (Fugbank) oder der Fügehobel (Fughobel), mit welchem lange Bretter an den Kanten recht gerade abgehobelt (gesägt) werden, wenn man aus denselben größere Flächen, z. B. Fußböden, zusammensetzen will. Die Fügebank wird von zwei Arbeitern geführt und hat seitlich an der Sohle Sicherungsleisten. Schrub- und Schlichthobel, Raub- und Fügebank haben doppelte Wangen.

Zur Bearbeitung abgefeilter Flächen, welche durch aufwärts stehende Kanten begrenzt sind (Gesimse), dienen die Sims- oder Gesimshobel, deren



Fig. 4.

Eisen an den Schneiden um ein geringes breiter als die Hobellaufen sind (Fig. 4); bei diesen H. geht das Spanloch quer durch die ganze Dicke des Hobelaufens. Fehlt beim Simshobel eine Wange, während die zweite über die Sohle als hervorstehende Leiste, Aufschlag oder Wade hervorragt, so ist er zum Hobeln von Kantenanschnitten geeignet. Halsa-

hobel, Ruthobel und Federhobel dienen zum Aufhobeln der bei Holzverbindungen häufig vorkommenden Ruten und Federn; beide in einem Hobellaufen vereinigt bilden den Spundhobel. Zur Erzeugung von architektonischen Gliedern, wie Stäben, Wulsten, Kehlen u. s. w., bedarf der Tischler einer Sammlung H., deren Eisen an der Schneidkante und deren Sohle entsprechend dem herzustellenden Profil geformt sind, Stabhobel, Kehl- oder Faconhobel, Karnieshobel u. s. w.

Dem Böttchergewerbe dienen speziell der Blashobel zum Bestoßen der Fäglanten an den Dauben, der Gärthobel zum Ausarbeiten der innern Gefäßwände, der Schabobel zum äußeren Bearbeiten des Bodens, der Boden- oder Froschbrauschnitt, und der Bahnobel zum Aufspitzen des äußern Bodenumfanges behufs des bessern Eingreifens desselben in die Rinnen der Dauben. Das Schneiden dieser Vertiefung geschieht speziell mit dem Rimmhobel. Die Dauben am Boden der Fässer werden mit dem Bodenobel, einem Wangenobel mit gekrümmter Sohle, bearbeitet. Außerdem benutzen die Böttcher noch den Wandhobel zum glatten Abziehen der Weidenruten, mit denen die Fässer gebunden werden; diesem entspricht der Schab- oder Speichenobel der Wagenbauer. Zur Erzeugung von Leistenwerk auf dem Fäßboden wird das Stabzug verwendet.

Noch andere Arten von H. sind der Wangen- oder Wandhobel zum Erweitern der Ruten und Falze durch Abhobeln der Wände, der Plattenhobel zum Aufhobeln der breiten, keilförmigen Ränder für Thürfüllungen und der Rundhobel, aus zwei quercylindrisch ausgehöhlten H. bestehend, die durch zwei Schrauben beliebig gegen das zwischengespannte Arbeitsstück gespannt werden und durch Drehen dieses cylindrisch abarbeiten. Der Fahnobel hat statt der Schneide eine Reihe spitzer Säbne und wird meist gebraucht, um die Oberflächen zu verleimender Stücke mit feinen Ruten zu versehen, damit in ihnen der Leim besser haftet.

In einzelnen Fällen werden H. auch zur Bearbeitung des Messings, Schriftgießerei oder Letternmetalls und anderer weicher Metalle gebraucht; der Hobellaufen ist dann meist aus Eisen hergestellt.

Hobelbank (frz. établi de menuisier, engl. joiner's bench), das gebräuchlichste Gerät des Holzarbeiters zum Festhalten (Einspannen) des Holzes während der Bearbeitung mittels des Hobels, der Säge, des Bohrers u. s. w. Dieselbe besteht aus einer aus hartem Holz gefertigten Platte (Blatt), die auf einem vierbeinigen Untergerüst befestigt ist, und den verschiedenen Vorrichtungen zum Einspannen des Holzes. Zu letztern gehören die Wangen. In dem Querschnitt der vorn und zur rechten Seite des Arbeiters liegenden Ede des Blatts verschiebt sich parallel mit der Länge der Bank ein mit Führungen versehenes prismatisches Holzstück (Klotz), das durch Drehen einer hölzernen Schraube bewegt und in der ihm gegebenen Stellung erhalten wird. Diese Vorrichtung bildet die Hinterzange; in derselben werden kleinere Arbeitsstücke, deren Form es gestattet, wie in einem Schraubstock eingespannt.

Das Einspannen größerer, flacher Arbeitsstücke, wie Bretter, erfolgt zwischen zwei Bankhälften oder Bankleisen. Es sind dies eiserne Holz- oder Stäben, von denen die eine in das in dem beweglichen Klotz senkrecht nach unten gehende Stützenloch, die andere in ein ebenfalls der mehrfach im

dem Blatt (parallel mit der Länge der Bank) angeordneten Stützenlöcher, der Länge des Arbeitsstücks entsprechend, so eingestrichen wird, daß der vorpringende Kopf mit der ausgehenden, rauhen Seitenfläche, dem Arbeitsstück zugewendet, aus dem Blatt hervorrage. Durch Drehen der Schraube wird dann das Arbeitsstück zwischen den Bankhaken festgehalten.

An der vorderen Kante des Blatts und des Klotzes sind ebenfalls solche Stützenlöcher angebracht, so daß sich mittels hier eingestrichter Bankhaken auch Arbeitsstücke mit der schmalen Kante nach oben einspannen lassen. Die Vorderzange ist einfacher als die Hinterzange und befindet sich in einem auf der linken vorderen Ecke der Bank vorpringenden Teil; man bedient sich ihrer, um kurze Bretter senkrecht stehend einzuspannen, oder solche Arbeitsstücke, die länger als die S. sind, und daher zwischen Bankhaken nicht eingespannt werden können, auf ihrer Längsseite stehend zu befestigen. Sie wird gebildet durch ein aus hartem Holz hergestelltes und in Fährungen bewegliches Brett (Jaugenbrett), welches gegen das Arbeitsstück ebenfalls mittels einer starken hölzernen Schraube gepreßt wird. An vielen S. ist am hinteren Rand derselben ein langer, schmaler, offener Kasten, die Beilade, zur Aufbewahrung der Werkzeuge angebracht.

Beim Einspannen langer Bretter mittels der Vorderzange wird das nicht befestigte Ende derselben durch den Knecht, Bankknecht oder Stehknecht unterstützt. Derselbe besteht aus einem senkrechten, starken, auf kräftigem Fuß befestigten Stab und einem kleinen, an diesem verschiebbaren Klop, welcher letzterer in angemessener Höhe eingestrichen wird und das Arbeitsstück trägt.

Hobeleisen, s. unter Hobel.

Hobelkästen, s. unter Hobel.

Hobelmaschinen (frz. machines à raboter, raboteuses; engl. planing-machines) sind nach Art des Hobels wirkende Maschinen, die zur Bearbeitung ebener Begrenzungsflächen von Holz oder Metall dienen. Über Holzhobelmaschinen s. unter Holzbearbeitung.

Die Hauptbewegung der Metallhobelmaschinen, welche im neuern Maschinenbau hervorragende Bedeutung erlangt haben, ist eine geradlinig hin- und hergehende und wird meist dem Arbeitsstück erteilt, während die seitliche sprunghafte Verschiebung, welche der Stärke des Hobelspans entspricht, vom Werkzeug ausgeführt wird; bei kleineren S. dagegen, welche Shaping- oder Feilmaschinen genannt werden, liegt das Arbeitsstück in der Regel fest und macht das Werkzeug sowohl die

Handhobelmaschine, Shaping- oder Feilmaschine, die infolge ihrer kleinen Dimensionen leicht transportabel ist. Der Werkzeugträger a ist um seine horizontale Mittellinie drehbar und besitzt zu diesem Zweck einen zylindrischen Aufsatz b, der mittels der Klemmlappen cc in jeder Lage fest mit dem Gleitstück d verbunden werden kann. Die Vor- und Rückwärtsbewegung des Werkzeugs wird durch Hebel e, Zahnrad f und Zahnstange g hervorgerufen. Die Zahnstange ist fest mit dem Querschlitten d verbunden, während sich das Rad f auf einem Bolzen des Längsschlittens m dreht; der ganze Mechanismus nimmt daher an der selbstthätigen Verschiebung des Schlittens m teil. Eine Veränderung der Höhenlage des Stahls kann im Werkzeughalter selbst, aber auch durch Verschiebung des ganzen Oberteils der Maschine bei n erreicht werden. Durch Drehung des Supportträgers um die Achsen der Cylinder a, o und p und durch seine Verschiebung ist man im Stande, den Stahl unter jedem beliebigen Winkel gegen das eingespannte Arbeitsstück zu stellen.

Fig. 3—6 zeigen eine Hobelmaschine mit Kurbelantrieb von der Chemnitzer Werkzeugmaschinenfabrik vormals Johann Zimmermann in Chemnitz. Das Gestell dieser Maschine besteht aus den zwei Böden aa, dem Bett b und den aufgeschraubten Ständern EE, die oben durch eine Traverse verbunden sind. Der Antrieb erfolgt auf die Stufenscheibe d, von wo aus die Bewegung mittels eines kleinen Getriebes auf das mit einem Schliß versehene Rad e übertragen wird. Der Kurbelzapfen, dessen Gleitstück mit dem Coulissenhebel f in Verbindung steht, ist in dem Schliß, dem erforderlichen Hub des Tisches entsprechend, verstellbar und erteilt dem Coulissenhebel und dem durch eine

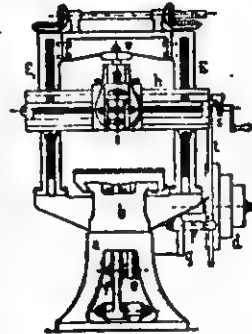


Fig. 3.

Handhobelmaschine, Shaping- oder Feilmaschine, die infolge ihrer kleinen Dimensionen leicht transportabel ist. Der Werkzeugträger a ist um seine horizontale Mittellinie drehbar und besitzt zu diesem Zweck einen zylindrischen Aufsatz b, der mittels der Klemmlappen cc in jeder Lage fest mit dem Gleitstück d verbunden werden kann. Die Vor- und Rückwärtsbewegung des Werkzeugs wird durch Hebel e, Zahnrad f und Zahnstange g hervorgerufen. Die Zahnstange ist fest mit dem Querschlitten d verbunden, während sich das Rad f auf einem Bolzen des Längsschlittens m dreht; der ganze Mechanismus nimmt daher an der selbstthätigen Verschiebung des Schlittens m teil. Eine Veränderung der Höhenlage des Stahls kann im Werkzeughalter selbst, aber auch durch Verschiebung des ganzen Oberteils der Maschine bei n erreicht werden. Durch Drehung des Supportträgers um die Achsen der Cylinder a, o und p und durch seine Verschiebung ist man im Stande, den Stahl unter jedem beliebigen Winkel gegen das eingespannte Arbeitsstück zu stellen.

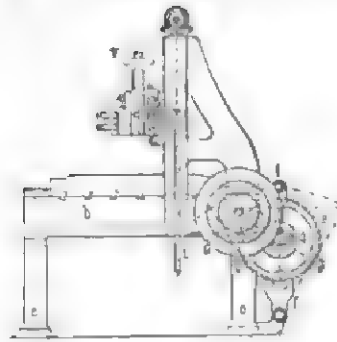


Fig. 4.

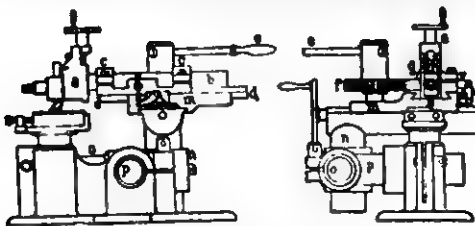


Fig. 1.

Fig. 2.

Schalt- als die Schnittbewegung. Die in den S. zur Anwendung kommenden Werkzeuge stimmen in ihrer Form mit den Drehstäben überein, für spezielle Zwecke hat man jedoch besonders geformte Stähle. Die vorstehenden Fig. 1 u. 2 zeigen eine

Schubstange mit diesem verbundenen Tisch eine hin- und hergehende Bewegung, und zwar erfolgt, wie aus der Lage der toten Punkte g und g ersichtlich, der Vorwärtsgang langsamer als der Rückwärtsgang. Der Werkzeugträger bewegt sich in einer

Prismenführung des Ballens *h* und besteht aus dem Querschlitzen *i*, dem drehbaren Stütz *k*, dem Vertikalschlitten *m*, dem Zwischenstück *n* und dem Stahlhalter *o* mit zwei Schrauben. Der Stahlhalter, welchen Fig. 6 im Schnitt zeigt, ist um

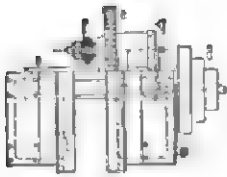


Fig. 4.

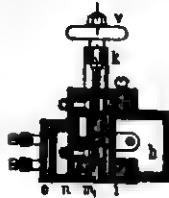


Fig. 5.

einen Bolzen des Zwischenstücks drehbar, damit beim leeren Rückwärtsgang der Stahl frei über die Arbeitsfläche hinweggleiten kann, während er sich beim Vorwärtsgang gegen das Zwischenstück *n*

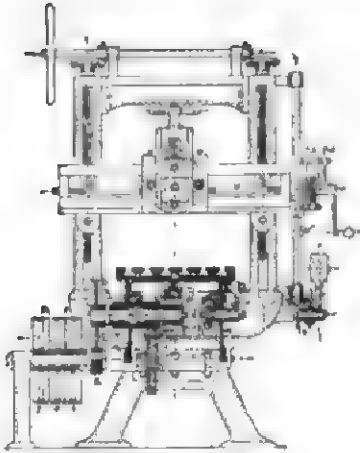


Fig. 7.

rennt. Die rudweise Querverschiebung des Werkzeugträgers wird von einer auf der Achse des Rades *l* befestigten und mit Nut versehenen Scheibe *q* eingeleitet, welche den Hebel *r* in schwingende Bewegung versetzt, die mittels der Stange *t* auf das auf

in schräger Richtung erfolgt mittels des Handrädchens *v*; um jedoch den Stahl der Höhe des zu bearbeitenden Gegenstandes entsprechend einzustellen, wird der Querbalken *h* verstellbar, wozu zwei mit tonischen Rädern versehene Schraubenspindeln dienen.

Für größere *S*. wählt man den Zahnstangenantrieb, welchen die in Fig. 7 in der Vorderansicht dargestellte Maschine besitzt. Die Bewegung des Tisches erfolgt hier durch Räder und Riemenscheiben in folgender Weise: Auf der Antriebswelle *l* die Leerscheibe *f*. Die äußere *f* sitzt fest auf der Welle *g*, ebenso das Getriebe *h*; die dritte Scheibe *i* ist mit dem Getriebe *k* zusammengelassen und geht lose auf der Welle *g*. Beim Schnitt des Stahls liegt der Riemen auf der Scheibe *f* und wird die Bewegung durch eine Räderübertragung von vier Zahnradern auf das kleine Zahnrad *p* und von diesem auf die Zahnstange des Tisches übertragen. Beim Rück- oder Vorwärtsgang liegt der Riemen auf *i* und wird somit die Bewegung direkt von *k* auf *o* übermittelt; das Rädervorgelege *h m*, sowie die Scheibe *f* wird hierbei leer und in umgekehrter Richtung getrieben. Zur Umsteuerung ist an der rechten Seite des Tisches eine schwalbenschwanzförmige Nut eingehobelt, in welcher zwei Knaggen befestigt und nach der Länge des zu bearbeitenden Stücks verstellbar sind. Dieselben wirken auf einen gabelförmigen Steuerhebel, dessen rudweise Bewegung mittels der tonischen Räderpaare *l₁* und *l₂* auf die entsprechenden Wellen übertragen wird. Die Welle des Räderpaars *l₁* trägt außer dem zweiten, aus der Abbildung nicht ersichtlichen tonischen Räderpaar noch ein Stirnrad, welches in eine auf der Querschiene der Riemen gabel festgeschraubte Zahnstange eingreift und die Verschiebung der Riemen und somit die Umsteuerung der Maschine bewirkt. Zur Beschleunigung der Umsteuerung dient der Gewichthebel *z*. Der Support ist vertikal nur von Hand, horizontal dagegen selbsttätig verstellbar. Zu letztem Zweck dient die genutete, vertikale Welle *v*, welche mittels eines tonischen Räderpaars den Hebel *w* und den mit demselben verbundenen Hebel *u*, in schwingende Bewegung versetzt, wobei das Sperrrad *x* und die Schraubenspindel *y* gedreht und damit der Support verschoben wird. Die Anwendung des Schnedran und des Schraubenantriebs ist weniger gebräuchlich.

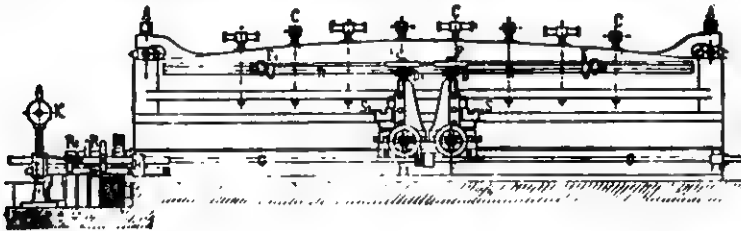


Fig. 8.

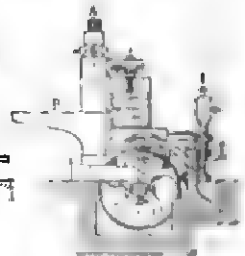


Fig. 9.

der Schraubenspindel *s* sitzende Schaltrad übertragen wird. Die Größe der Schaltung wird durch Verschieben der Stange *t* in den Schlitz des Hebels *r* und des Schalthebels *p* bestimmt; durch einfaches Umschlagen des Schalthebels kann die Drehungsrichtung der Schraubenspindel umgekehrt werden. Die Verstellung des Stahls sowohl in vertikaler als

Shapingmaschinen sind oft noch mit einem Rundhobelapparat versehen, bei welchem der zu hobelnde Gegenstand auf einen sich rudweise drehenden Torn gesteckt wird und dadurch beim Hobeln die Gestalt eines Polygons mit so vielen Ecken erhält, daß wenigstens Nacharbeiten mit der Feile genügt, um ihm völlige Kreisform zu geben.

Sanz speziellen Zwecken dient die **Mechlan-ten-Hobelmachine** (Fig. 8 u. 9), welche in Dampf-esselfabriken zum Bearbeiten der Kesselflechanten Verwendung findet. Wie aus den Abbildungen ersichtlich, wird die doppelte Schneidvorrichtung 8 und 8, längs des Gestells geführt und erhält ihre Bewegung von einem Vorgelege und einer Riemen-scheibe K, die eine mit flachem Gewinde versehene Zeitspindel in Umdrehung versetzt. Auf dem Tisch B ist ein mit acht Pressschrauben C versehenes Hoch durch die Schrauben A befestigt, durch welche das zu bearbeitende Blech festgehalten wird. Das Nach-kellen des Stahls geschieht selbstthätig, indem das auf der Supportspindel feststehende Sperrrad DD, diese dreht, sobald der Sperrklinkenmechanismus an den Anschlag EE stößt. Die erste Einstellung wird von Hand mittels der Handräder FF bewirkt, von denen die einen die Höhe, die andern die Weite regulieren. Der Support gleitet auf der Steuer-stange G und es wird durch den Anschlag H und das Hebelgewicht K die Verschiebung der Riemen-gabel und somit eine Änderung der Bewegung des Stahls erzielt.

Hobelsöhle, s. unter **Hobel**.

Hobelspäne (frz. copeaux, planure; engl. shavings), s. unter **Hobel**.

Hobhouse (John Sam), s. Broughton (John Sam Hobhouse, Lord).

Hoboe, Holzblasinstrument, s. **Oboe**.

Hobseifen, s. **Hautboisten**.

Hoboken, Stadt im nordamerik. Staate Neu-jersey, im County Hudson, liegt der Stadt Neugort gegenüber und besorgt einen bedeutenden Teil des überseeischen Geschäfts der amerik. Handelsmetro-pole. Durch zwei Dampfzähren mit dieser verbun-den, bildet H. zugleich den Endpunkt der Morris- und Eiser-Abteilung der Delaware-Ladawanna- und Western-Eisenbahn. H. zählte 1866 nur 2668, 1880 bereits 30999 E. Die hamburger und bremer Dampfzähren haben hier ihre Docks; überhaupt hat die Stadt einen mehr deutschen als engl. amerik. Charakter. Wenn auch einem andern Staat angehörig, bildet H. doch einen Teil des neugorter Zollbezirks und steht als solcher unter der neugorter Zollverwaltung der Union. An höhern Schulen befiht es durch Stiftungen der Familie Stevens das Ste-vens-Institut der Technologie, die Stevens High-School und das Martha-(Stevens-)Institut. Auch die dort 1860 gegründete deutsche Akademie (Realschule) ist durch den Gemeinfinn der deutschen Bür-ger entstanden. Bei der Nähe von Neugort, den schönen Umgebungen und der hoch entwickelten Ge-selligkeit H.s wohnen hier Hunderte von neugorter Geschäftsleuten.

Hobrecht (Arthur Heint. Rud. Johnson), ehe-maliger preuß. Finanzminister, geb. 14. Aug. 1824 in Kobierzyn (Westpreußen), besuchte das Collo-gium Fridericianum und Althädtsche Gymnasium in Königsberg. Br., studierte in Königsberg, Leip-zig und Halle die Rechte und trat 1844 als Refe-rendar in Naumburg a. S. in den Staatsdienst. Im Winter 1847/48 wurde er mit der Verwaltung des Landratsamts in Kybnitz, dann bis Ende 1849 mit der Verwaltung des Landratsamts Grottau betraut, worauf als Regierungsassessor in Bo-sen, Gleiwitz und Marienwerder, 1860—63 als Hilfsarbeiter im Ministerium des Innern beschäf-tigt und wurde dann zum Oberbürgermeister von Breslau gewählt. Während der Dauer dieser Amts-

thätigkeit (1863—72) vertrat er gleichzeitig die Stadt Breslau im preuß. Herrenhause, ebenso wie spä-ter die Stadt Berlin, nachdem er von dieser 1872 zum Oberbürgermeister gewählt worden war. Nach dem Austritt des Finanzministers Camphausen trat H. 26. März 1878 in dessen Stelle, schied aber wegen Differenzen mit dem Fürsten Bismarck bereits im Juli 1879 mit dem Charakter eines Wirkl. Geheimrats wieder aus dem Ministerium. Im Herbst 1879 wurde H. von dem Wahlkreis Preu-bisch-Stargard in das Abgeordnetenhaus und 1881 für Marienwerder in den Deutschen Reichs-tag gewählt, wo er zu den Führern der national-liberalen Partei gehört.

Hoo (frz.), Hadspiel, eine Art Kartenspiel, auch einer der sechs Haupttrumpfe darin.

Hoo anno (lat.), in diesem Jahre.

Hoo erat in votis (lat.), d. h. dies gehörte zu meinen Wünschen, Citat aus Horaz' "Satiren" (2, 6, 1). [das heißt.]

Hoo est (lat.; meist abgefürzt h. o.), das ist,

Hoo habet (lat.), das hat er, da hat er's, Aus-ruf, wenn ein Gladiator eine tödliche Wunde em-pfangen hatte, daher sprichwörtlich soviel wie: der hat genug, mit dem ist's aus.

Hochaltar, s. unter **Altar**.

Hochamt wird in der röm. kath. Kirche die mit Kuhl verbundene Messe genannt, s. **Messe**.

Hochallaten, s. unter **Asien** (Ethnographie).

Hochallen nennt man das große Gebirgspla-teau, welches nördlich von Vorderindien liegt und von den Gebirgen Himalaja, Karakorum und Kuen-lan durchzogen wird. Es umfaßt die Länder Kasch-mir, Nepal, Tibet und Teile von Britisch-Indien. (Vgl. die betreffenden Artikel.)

Hochäskunst oder **Stypographie** ist die Kstunst zur Erzeugung von Hochdruckplatten in ebener Fläche für die Buchdruckpresse. Wenn bei der Kupferstichkunst (s. d.) die Linien einer Zeich-nung vertieft zu geben sind, so gilt es bei der H., die Bge der Zeichnung erhaben zu stellen. Ein anderer Unterschied beider ist der, daß bei der H. der Effekt nur durch die Breite der Linien und ihre gegenseitige Entfernung hervorgebracht wird, wäh-rend bei der Kstung für den Tiefdruck des Kupfer-stichs derselbe durch die geringere oder größere Vertiefung der Linien erreicht wird. Die H. wurde früher nur dazu verwendet, um Ornamente, Schriftzüge mit leichter Mühe als durch Gravie-ren oder Auskauen erhaben darzustellen; man findet schon Spuren dieser Verfahrungsart im Al-tertum, und das Mittelalter bildete auf Rüstun-gen, Degenklingen künstlerische Darstellungen. Das Bedürfnis, Illustrationen in dem Text von Bü-chern abdrucken zu können, führte darauf, derglei-chen Zeichnungen erhaben in Holz oder Metall zu gravieren. Senefelder versiel auf die Idee, Zeich-nungen mit fettigen Substanzen auf lithographi-schen Stein zu bringen und den Grund so tief fort-zuähen, daß Abdrücke gemacht werden konnten. Diese Erfindung wurde nicht weiter verfolgt, bis Oberhard in Darmstadt und später Duplat, Didot, Motte in Paris, Bauerfeller in Wertheim und Baumgärtner in Leipzig (letzterer unter Mitwir-kung des Dr. Netto) dieselbe wieder aufnahmen, auch Gliches in Schriftmasse davon erzielten. Dies führte auf den Gedanken, das Verfahren auf Me-talle als geeigneteres Material anzuwenden und so Metallstöße zu erzeugen, welche die Holzstich-

erzeugen, aber wohlfeiler werden sollten. Carré in Loul lieferte bereits 1824 Proben davon, Dembour in Reiz vervollkommnete das Verfahren, und Willot in Paris brachte solches unter der Bezeichnung Pantographie zur größten Vollenbung. Will stellte Hochdruckplatten durch Chemotypie (s. d.) her. Als Grundlage wurden Kupferplatten benutzt; Oberhard aber wendete zuerst Zinkplatten an, welches Verfahren sich zu großer praktischer Bedeutung entwickelt hat und sowohl für die Herstellung von Landkarten auf der Hochdruckpresse als für bildliche Darstellungen verschiedenster Art angewendet wird.

Die Abbildungen, welche durch Ätzung in Hochdruckplatten umgewandelt werden sollen, können sowohl auf Papier zur photographischen Übertragung auf Zink oder direkt auf die Zinkplatte oder auf Umbrudpapier gezeichnet und dann auf die Zinkplatte übergedruckt, als auch auf lithographischen Stein in Kreidemalerei oder mit der Feder gezeichnet, graviert oder autographiert, oder von Stahl- und Kupferplatten auf Zink übergedruckt werden; einen für Hochätzung geeigneten Überdruck von einer photographischen Glasmatrize kann man entweder durch unmittelbare Copie, oder durch Übertragung auf lichtempfindliches Papier und von diesem auf eine Zinkplatte gewinnen. Verkleinerungen werden beim lithographischen Verfahren mit diesem, bei dem Umbrudverfahren vermittelst des Sonnenplattenapparats vorgenommen.

Das Verfahren besteht darin, daß man auf die fein polierte Platte mit einer chem. Lauge mit der Feder oder dem Pinsel eine Zeichnung anfährt oder ein Bild vom Lithographiestein oder von einer Metallplatte auf die Zinkplatte durch Umbrud überträgt und alsdann mit Säuren die unbeschrifteten Stellen tief ätzt. Eine andere Art, die erhabenen Metallstöße zu erzeugen, besteht darin, sie durch einen Niederschlag von galvanischem Kupfer darzustellen. Die Zeichnungen werden auf einer mit einem Bodgrunde versehenen Kupferplatte dadurch hervorgebracht, daß man an den bezeichneten Stellen mit der Nadel das Kupfer bloßlegt, nun die so bezeichnete Platte in einen galvanischen Apparat bringt, dort als Matrize betrachtet und eine neue Kupferplatte darauf niederschlägt, welche dann alle Linien der Zeichnung erhalten darstellt und als Hochdruckstempel gebraucht werden kann. Neuerdings tritt die Photographie vor allem hilfreich ein, um Hochdruckplatten zu erzeugen. Der zum Teil loupvergrößerten Monieren gibt es eine große Zahl, jedoch sie an dieser Stelle nicht aufgeführt werden können. Eine der neuesten Verfahren wollen wir jedoch mittheilen: Von einem weissen, mit Linien oder punktierten Netz bedruckten Blatt Papier wird ein Negativ auf Glas erzeugt und dieses Negativ nochmals zur photographischen Aufnahme des betreffenden Gegenstandes oder Bildes benutzt. Wenn nun dieses positive Negativ auf Zink kopiert wird, bilden sich bei der Ätzung aus Linien und Punkten bestehende Löcher. Auf diese Weise wird es möglich, in Buchdruck leicht druckbare Platten zu erzielen. Das von Hefenbach in München erfundene und von ihm Autotypie genannte Verfahren dürfte auf gleicher Grundlage beruhen. Die Hochätzung durch photographische Übertragung eines Bildes auf Zink wurde in vollkommenster Weise zuerst von Schröder Dampfer in Gießenheim und dann von Krieger & Göbel in Wien ausgeübt.

Die Hochätzung wird auch in verschiedenen Manieren vielfach für Abbildungen der gegenwärtigen

Auflage des «Conversations-Verikon» angewendet, für welches nicht nur ein großer Teil der Textfiguren, sondern auch Tafeln durch dieselbe hergestellt sind; so sind die Tafeln: Arabesken, Bucherornamente, Eisenarbeiten, Glas II, Goldschmiedekunst nach Handzeichnungen photographisch auf Zink übertragen und hochgeätzt; die Tafeln: Wandern, Baumeingeweide des Menschen nach Stahlstichen in gleicher Weise behandelt. Die Tafeln: Ägyptische Alterthümer und Ägyptische Mythologie sind nach gravirten Lithographien durch Umbrud auf Zink in Hochätzung verwandelt.

Vgl. Scherer, «Lehrbuch der Chemotypie» (Wien 1877); Fehmel, «Das Chemotypiebuch des Lichtdrucks» (2. Aufl., Wien 1880); Leifel, «Handbuch der Chemotypie» (Wien 1883); Richter, «Die Zinktypographie» (2. Aufl., Wien 1884); Bod, «Das Zink in Zink» (Zpp. 1884).

Hochbau oder **Landbau** bezeichnet im allgemeinen alles, was im Gegensatz zu Wasser, Straßen, Maschinen, Bergbau u. s. w. zur Kultivierung und Einrichtung von Gebäuden (Hochbauten) gehört und umfasst die drei Gebiete: **Eisen- oder Staats- (öffentliche) Baukunst**, **hauseigene oder städtische Baukunst** und **landwirtschaftliche Baukunst**. Je nach dem Zwecke der Gebäude kann man die einzelnen Hochbauten auch einzelnen in Bauten für Gottesverehrung (Kirchen, Kapellen u. s. w.), für Ernährung (Markthallen, Schlachthöfe), für den Verkehr (Postanstalten, Eisenbahnhallen), für Ackerbau, Gewerbe und Handel, für Krankenpflege und Alterspflege, für Rechtspflege, Erziehung, für Wissenschaft und Kunst, für Wohnungszwecke, für Beheizung u. s. w. In Gegensatz zu d. wird oft bei städtischen Bauverwaltungen der **Liesbau** gesetzt, welcher die Anlage und Unterhaltung der Schleusen, der Gaskleitungen, der Bewässerungen, überhaupt der Straßen- und unterirdischen Anlagen umfasst. Nicht zu verwechseln ist der d. mit dem **Oberbau**, unter welchem man bei Straßen und Eisenbahnen die Herstellung des Planums, resp. die Anlage und Unterhaltung der Schienengleise u. s. w. versteht. (S. Bauwissenschaft.)

Hochberg (Marlgrafen von), ursprünglich ein Nebenamt des herzogl. Hauses von Zähringen, haben ihren Namen von dem uralten Bergschloß Hochberg (ursprünglich Hachberg), 7—8 km nördlich von Freiburg i. Br. in der Nähe der landwirtschaftlichen Versuchsanstalt Hochberg gelegen, 1630 durch die Franzosen zerstört, aber noch jetzt als bedeutende Ruine die Aufmerksamkeit der Altertumsforscher fesselt. Stammvater dieses Hauses war Hermann I. (gest. 1074), Herzog Berthold I. zweiter Sohn, welcher durch eine Teilung von den zähringischen Hausbesitzungen die Herrschaften Hochberg und Sausenberg mit dem Reichlehn der Landgrafschaft aber das Breisgau und durch die Hand seiner Gemahlin Irla von Galm die Herrschaft Baden an der Oberrhein erhielt, wozu sein Sohn und Erbe sich bekannte. Seine Nachkommenschaft (die Marlgrafen von Baden) teilte sich 1190 durch die Brüder Hermann V. und Heinrich I. in die beiden Zweige von Baden und Hochberg, wozu letzterer 1300 durch die Brüder Heinrich III. und Rudolf I. wieder in die Linien von Hochberg und von Sausenberg zerfiel. Jene schwächte sich fortwährend durch neue Landbestellungen und erlosch mit Ottob II. Ende 1418, wozu zufolge Vertrags ihre Besitzungen an die Marlgrafen von Baden fielen; diese

dagegen vermehrte ihre Besitzungen sehr ansehnlich und erlosch im Mannstamm mit dem Markgrafen Philipp 1503. Philipps einzige Tochter, Johanna, die sich nach des Vaters Tode 1504 mit dem Grafen Ludwig von Longueville vermählte, Stammmutter des Hauses Longueville wurde und 1543 starb, erhielt die Grafschaft Neuchâtel; die übrigen Landschaften fielen wieder an das Markgräf. Haus Baden. Erneuert wurde der Name dieses Geschlechts, als der Markgraf, spätere Großherzog von Baden, Karl Friedrich (s. d.), nach dem Tode seiner ersten Gemahlin 1787 in morganatischer Ehe mit Luise Karoline Seyer von Seyerberg (geb. 1768, gest. 1820) sich vermählte und diese durch den Kaiser 1796 zur Gräfin von S. ernennen ließ, deren Söhne 1817 zu Markgrafen von Baden und Großherzöge. Bringen erklärt wurden. Mit dem Großherzog Leopold (s. d.) gelangte 1830 diese Linie des Hauses Baden zur Regierung.

Hochberg (Vollst., Graf von), Komponist, geb. 23. Jan. 1843 auf Schloß Fürstenheim in Schlesien, studierte in Bonn und Berlin die Rechte und Staatswissenschaft und war kurze Zeit im Staatsdienst thätig, widmete sich aber später ganz der Musik. Seine Kompositionen erschienen meist unter dem Pseudonym J. S. Franz; dahin gehören die Oper „Die Hallsensteiner“, eine Symphonie, ein Streichquartett und viele Lieder. S. hat seit 1876 die Schlesischen Musikfeste ins Leben gerufen.

Hochblätter, s. unter Blatt (Botanik).

Hochbootsmann, jetzt Oberbootsmann genannt, gehört in der deutschen Kriegsmarine zu den Deskoffizieren erster Klasse (mit Feldwebelrang).

Hochdeutsch, s. unter Deutsche Sprache.

Hochdruck wird in der Sprache der Typographie in zweierlei Sinn gebraucht. Es bedeutet erstens die Kunst, mittels des Druckverfahrens Schriften, Ornamente u. s. w. auf dem Papier erhalten darzustellen (s. Blindendruck und Reliëdruck); zweitens aber das Drucken von Schrift oder Zeichnungen mittels Reliëformen, überhaupt im Gegenlage des Drucks mit vertieften Formen, wie z. B. beim Abdrucken von Kupfer- oder Stahlplatten stattfindet. Diese zweite Bedeutung hat das Wort bei allen Druckformen und Blättern, welche wie Holzschnitt oder gegossene Typen u. s. w. zum Abdrucken in der Buchdruckerpresse sich eignen.

Hochdruck ist in der Maschinenkunde die Bezeichnung für den bedeutend über den einfachen Druck der Atmosphäre gesteigerten Druck des Wasserdampfes bei dessen Anwendung zu Dampfmaschinen u. s. w., sowie auch des Wassers bei Wasserleitungen.

Hoché (Lazare), einer der ausgezeichnetsten Generale der franz. Republik, geb. 25. Juni 1768 zu Montreuil bei Versailles, trat aus dem königl. Marstall in die Gardes Françaises, wo er bald Unteroffizier wurde. Beim Ausbruch der Revolution nahm er Dienst in der Nationalgarde von Paris; 1792 beförderte ihn der Kriegsminister Servan zum Lieutenant in der Linie. Nach der Schlacht von Kerwinden wurde er Adjutant des Generals Lescœur. Mit diesem des Vandalismus mit Dumouriez beschuldigt, reichte er aus dem Gefängnis einen Kriegsplan ein, der ihm die Freiheit und das Kommando der Festung Dantkirch verschaffte. Durch mutige und geschickte Verteidigung dieses Places gegen die Engländer erwarb S. den Grad eines Divisionsgenerals und erhielt hierauf den

Befehl über die fast aufgelöste Koselarmee, mit der er die Rheinlinie gewinnen sollte. Bei Kaiserslautern von den Preußen geschlagen, aber darauf auch mit dem Befehle über die Rheinarmee betraut, wandte er sich gegen die Österreicher, durchbrach ihre Linien an der Mosel, schlug 26. Dez. 1793 den General Wurmsler bei Weissenburg, entsetzte Landau und vertrieb die Österreicher aus dem Elsass. Saint-Just, der ihn haßte, ließ ihn indes doch verhaften. Nachdem die Revolution vom 9. Thermidor ihm Freiheit und Leben gerettet, erhielt er den Oberbefehl in den weßl. Departements, wo er durch Mäßigung und nach Umständen durch Strenge sehr bald günstige Erfolge errang. Nach der Landung der franz. Emigranten 27. Juni 1795 auf der Halbinsel Quiberon hinderte er deren Vordringen, schlug sie 16. Juli bei Ste.-Barbe, nahm am 20. das Fort Penthièvre und zwang den Rest der Expedition zur Einschiffung. Aus Unwillen über die vom Konvent befohlene Niedermeßelung der Gefangenen legte er das Kommando im Morbihan nieder und übernahm an L'Anclaus' Stelle zu Nantes den Befehl über die Westarmee, wo er nun die Entwaffnung der Nieder-Rendee begann. Das Direktorium übertrug ihm mit der Zivilgewalt den Oberbefehl über die vereinigte, 100 000 Mann starke Armee an den Küsten des Ozeans. S. beehrte sich dieser Diktatur mit Redlichkeit und Klugheit und konnte dem Direktorium 15. Juli 1796 die Beendigung des Bürgerkriegs berichten. Er rüstete hierauf mit dem Admiral Morard de Galles eine Expedition nach Irland aus und ging 16. Dez. unter Segel; allein der Sturm zerstreute die Flotte und das Unternehmen scheiterte gänzlich. Er selbst war fast allein an die Küste von Irland gelangt und entging nur mühsam den brit. Kreuzern. Das Direktorium gab ihm nun den Oberbefehl über die Maas- und Sambre-Armee und zugleich die Militärgewalt über die deutschen Landschaften zwischen Maas und Rhein. Am 18. April 1797 ging er bei Neuwied über den Rhein und drang bis Gießen vor, wo der Waffenstillstand von Kloster Leoben seinen Operationen ein Ziel setzte. Er kehrte darauf nach Wehlar zurück, wo er bald nach seiner Ankunft erkrankte und 19. Sept. 1797 starb. Man schrieb seinen Tod einer Vergiftung zu. Das ihm bei Weidenturm errichtete Denkmal ließ der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen 1839 wiederherstellen. Vgl. „Lazare H., d'après sa correspondance et ses notes“ (Par. 1858); Rousselin, „Vie de Lazare H.“ (Par. an VI); Vergonzioux, „Essai sur la vie de Lazare H.“ (Par. 1852).

Hochebenen (Tafelländer oder Plateaus), s. Ebene (geographisch).

Hochenschwand, Dorf im Großherzogtum Baden, Kreis Waldbrunn, 5 km im SO. von St. Blasien, zwischen Alb und Schwarzbach, ist das in 1014 m Höhe gelegene höchste Dorf in Baden, mit 370 G., die Strohflechterei betreiben. Von Belvedere hat man eine weite Aussicht auf die Alpen bis zum Montblanc.

Hochfelden, Kantonshauptort im Landkreis Straburg des elass. Lothring. Bezirks Unterelsaß, 30 km nordwestlich von Straburg, am Rhein-Marne-Kanal und an der Linie Straburg-Deutsch-Wörth der Elsass-Lothringischen Eisenbahnen, ist ein eines Amtsgerichts und zählt (1890) 2601 meist kath. G. S., früher besetzt und mit einem Schlosse versehen, war in der Schenkung Kaiser

Ottos L. an seine Gemahlin Adelheid 968 eingegeben; 1632 wurde es der Familie von Jochheim zu Lehn gegeben und verblieb im Besiz derselben bis zur Französischen Revolution.

Hochfinsternung, Festung in Tirol, s. unter Finsternung.

Hochgericht ist zunächst gleichbedeutend mit Halsgericht (s. d.), bezeichnet dann aber auch insbesondere den Ort, wo eine Hinrichtung stattfindet, also wo der Galgen, das Schafott u. s. w. steht.

Hochgolling, Berggipfel, s. u. Hoher Göll.

Hochheim, Stadt im Regierungsbereich Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Landkreis Wiesbaden, liegt auf einer Anhöhe, 124 m über dem Meere, 6 km im Osten von Mainz an der Linie Frankfurt-Niederlahnstein der Preussischen Staatseisenbahnen, 1,5 km rechts vom Main und gehörte 1273—1803 dem Domkapitel zu Mainz. H. ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2699 meist kath. E. Die Haupteinkunftsquelle des Ortes bildet der Weinbau und Weinhandel. Der sehr berühmte und geschätzte Hochheimer wächst an dem rechten Mainufer zwischen Frankfurt und Mainz an den gegen Süden sanft abfallenden Hängen, zunächst der Stadt H. Der Weinberg derselben besteht durchgehend aus Riesling, in neuerer Zeit auch aus anderr. Reben. Die besten Lagen sind die Domdechanei, der Stein und das Kirchensied. Die erste Lage, die berühmteste, faßt nur 250 a und ihr Produkt wird in günstigen Jahrgängen zu 12000 Mark das rhein. Stüd (à 1200 l) verkauft. Der Hochheimer zeichnet sich durch Milde und Körperfülle wie durch Haltbarkeit aus; sein Bouquet und Geist wird nur in ausgezeichneten Weinjahren von rheingauer Weinen übertroffen. Auch besitzt der Ort eine Kasse, zwei Kunstseide- und Brauweinfabriken, zwei Schaumweinfabriken, deren Erzeugnisse hauptsächlich nach England gehen (Sparkling Hock), eine Backstoffabrik und sieben Weinhandlungen.

Hochkeiser, Berggipfel, s. unter Hoher Göll.

Hochkalter (ber), ein Kallgipfel der Salzburger Alpen, erhebt sich in der von der Hoheispiße (2518 m) an der Grenze von Salzburg und Oberbayern nordöstlich bis zum Hintersee und der Ramsau ausstrahlenden Kette, welche das Thal des Wimbachs von demjenigen des Fischbühl-Clausbachs scheidet, zu 2629 m über dem Meere und wird hier und da von der Ramsau oder dem Hintersee aus über die Schartenalpe und den kleinen Blaueisgletscher, den nördlichsten Gletscher der Alpen, auf schwierigerem Pfade bestiegen.

Hochkärpf, Berggipfel, s. unter Hoher Göll.

Hochkirch oder Hohlkirchen, Dorf in der sächs. Oberlausitz, Kreisbauernschaft Bautzen, Amtshauptmannschaft Lobau, mit 617 E., zwischen Bautzen und Lobau, wurde im siebenjährigen Kriege durch den Überfall und die Schlacht vom 14. Okt. 1758 denkwürdig. Nach dem Siege über die Russen bei Zorndorf war König Friedrich II. von Preußen nach Sachsen gerückt, um dem durch die Übermacht der Österreicher bedrohten Prinzen Heinrich Dillse zu bringen. Er vereinigte sich 12. Sept. mit demselben bei Reichenbach und suchte nun den österr. Feldmarschall Daun zu einer Schlacht zu bewegen. Allein dieser ließ sich nicht aus seiner festen Stellung bei Stolpen herauslocken. Erst als Friedrich in die Lausitz zog und die österr. Hauptmagazine in Jittau bedrohte, brach Daun auf und bezog mit 65000 Mann ein festes

Lager bei Rittlich nördlich von Lobau. Friedrich vertraute zu sicher auf Dauns ängstliche Vorsicht und bezog in nächster Nähe der starken Stellung der Österreicher bei H. ein Lager. Am 14. Okt. früh 5 Uhr griff Daun plötzlich die 42000 Mann starke preuß. Armee im Lager überraschend von allen Seiten an. Ein dicker Nebel begünstigte die Unternehmung der Österreicher und vermehrte die Verwirrung der Preußen. Als der König, durch das heftige Feuern aufgeschreckt, nach der Mitte seiner Stellung eilte, waren seine Vorposten schon überwältigt, sein rechter Flügel so gut wie aufgelöst, mehrere Batterien genommen und auf sein eigenes Lager gerichtet. Die Unordnung war entsetzlich. In dieser furchtbaren Lage bewährte sich die Mannszucht des preuß. Heeres. Halb nacht eilten die Soldaten zu den Waffen und stellten sich in Reih und Glied; doch nirgends war ein Zusammenhang im Gelede. Das Dorf H. stand bald in Flammen; hier, besonders auf dem durch Major von Lange heldenmüthig verteidigten Kirchhofe war der Kampf am hartnäckigsten. Das Dorf wurde verloren und wieder erobert, bis endlich Friedrich den ersten Augenblick, wo der Nebel fiel, benutzte, um unter Möllendorfs Schutz weiter rückwärts auf der Höhe bei Dreßsa sein Heer in Schlachtlage zu stellen, ein Entschluß, der dem Feinde Bewunderung einflößte. Zwar wurde der König auch hier heftig angegriffen und nach einem fünfständigen Gefechte zum Rückzuge bis zu dem 1 Stunde vom Schlachtfelde entfernten Spitzberge genötigt; doch traf er dort auf Verstärkungen unter General Rebow, so daß Daun ihn nicht ferner zu beunruhigen wagte. Friedrich hatte 9097 Mann, 101 Kanonen, 80 Fahnen, die Zelte und den größten Teil des Feldgeräths verloren; er selbst und viele Generale waren leicht verwundet. Reith und Prinz Franz von Braunschweig waren geblieben, der Feldmarschall Prinz Moriz von Dessau tödlich verwundet in die Hände des Feindes gefallen. Aber auch die Österreicher hatten 5939 Mann, 10 Kanonen und 8 Fahnen verloren und konnten deshalb die Vorteile dieses Sieges nicht benutzen. (S. nebenstehende Karte.)

Am 21. Mai 1813, dem ersten Tage der Schlacht von Bautzen (s. d.), kam es auch bei H. zum Gefechte zwischen den Franzosen und Verbündeten, deren linker Flügel sich an H. lehnte und den vereinten Angriffen Marmonts und Macdonalds nicht widerstehen konnte, nachdem der rechte bei Wurschen umgangen war. [Kirche.]

Hochkirche (Englische), s. Anglikanische

Hochkreuz, s. unter Kreuz.

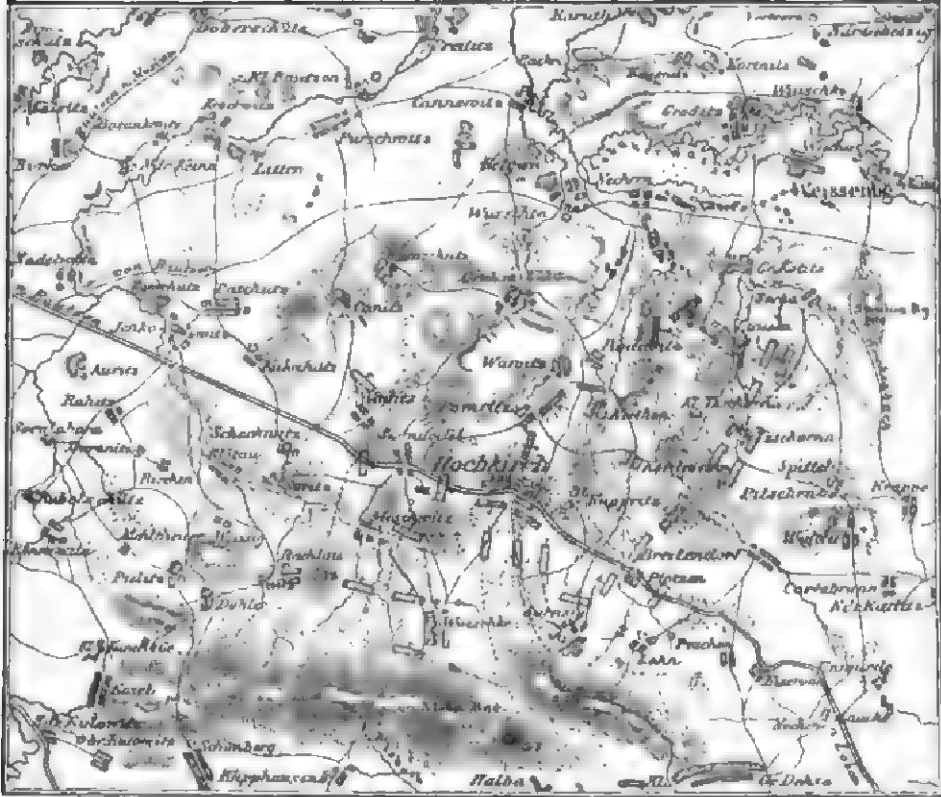
Hochland, der Gegensatz zu Tiefland oder Niederung, umfaßt drei verschiedene Formen des Bodenreliefs: das Plateau (ein von Wallie 1778 in seinen Briefen über die Atlantis erfundenes Wort) oder die Hochebene (s. Ebene), das Gebirgsland (s. Gebirge) und das Stufenland oder Terrassenland. Letzteres ist die Übergangsform von der Hochebene oder dem Gebirgsland zum Tiefland, zu welchem es sich teils in allmählicher Abdachung, teils treppenartig abfenkt. Während die Hochebene mit der Tiefebene die Einförmigkeit teils und größtenteils den Charakter der wasserarmen und baumlosen Steppe oder der wasserlosen und öden Wüste trägt, haben das Gebirgs- und das Terrassenland, als diejenigen Oberflächenformen der Erdrinde, die aus der Verbindung beider Gegensätze von Erhebung und Senkung, von Berg und Thal und

deren Übergang ineinander hervorgehen, die größere Mannigfaltigkeit gemeinsam. Die drei Formen des H. nebst der Liefesebene sind in den einzelnen Ländern und in den einzelnen Erdtheilen nach Größe und Lage verschieden verteilt und geben jedem derselben ein bestimmtes Gepräge, von dem alle übrigen Naturverhältnisse, Bewässerung, Klima, Flora und Fauna, sowie das Leben und die Geschichte der Völker abhängig sind.

Schmeißer, der Ordensmeister der Deutschen
Ritter (s. d.).

Oberförsterei und zählt (1880) 1797 E., welche Bierbrauerei und Holzhandel treiben.

Ösch, Stadt im Landkreise und Regierungsbezirk Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau, 9 km im Westen von Frankfurt, am Zusammenflusse der Nidda und des Main, an den Linien Frankfurt-Niederlahnstein und H.-Soden der Preussischen Staatsbahnen und an der Linie Frankfurt-Limburg der Hessischen Ludwigsbahn, ist der Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1890) 4973 meist luth. G., welche Cigarren-, Schnupftabak-



die Preussische Stellungen die österreichische Stellungen.

Topographische Lage von Hochfeld.

Oschnarr, Berggipfel, s. unter Hoher Göll.

Ochsenweinliches Salzgericht, f. Salz.

Hochofen, f. Hohofen. (Gericht.

Hochrelief, s. unter Relief.

Quattrocento, die auf die Frührenaissance folgende und der Spätrenaissance vorausgehende Kunstperiode, etwa von 1500 bis 1580 gerechnet und gleichbedeutend mit Cinquecento.

Hochschulen, f. Universitäten.

Ochsefischerei, die Fischerei auf offener See,
s. unter Fischerei, Bd. VI, S. 846^a und 847^a.

Hochspeyer, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Kaiserslautern, 9 km östlich von Kaiserslautern, am Hochspeyerbach und an den Linien Reunkirchen-Worms und H. Pfälzer am Stein der Pfälzischen Eisenbahn.

Anilin, Alizarin, Nachschuß, Schwärze, Gelatin, Röbel, Gasfabriken, eine Eisen- und Refiningerei und eine Spinnmühle unterhalten, sowie Handel und Schifffahrt treiben. Bemerkenswerth sind die im 1090 als Säulenhalle erbaute St. Justinuskirche (mit einem Chor von 1443) und das 1775 schloßartig errichtete Wohn- und Fabrikgebäude des Tabaksfabrikanten Belongaro. Der Ort war seit Karl IV. (bis 1801) kurmainzisch, wurde 1400 zur Stadt erhoben und 1410 befestigt. Hier regte Tilly 10. (20.) Juni 1622 über den Herzog Christian von Braunschweig. Im Laufe des Dreißigjährigen Kriegs wurde die Stadt sechsmal von verschiedenen Parteien eingenommen und dabei 1635 das alte Schloß, welches den Erzbißchofen von Mainz öfters als zeitweilige Residenz gedient

hatte, bis auf den noch stehenden stattlichen Turm zerstört. Am 11. Okt. 1795 schlug hier Clerfayt die Franzosen unter Jourdan.

Hochstadt an der Jser (czech. Vysoké nad Jizerou), Stadt im nördl. Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Starzenbach, Sitz eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 1432 E. czech. Bunge, deren Erwerb neben den notwendigen Gewerben und länglichem Feldbau meist in der Flachspinnerei und im Garnhandel bestand, der aber in neuester Zeit sehr zunehmend. H. liegt auf einem teilweise noch bewaldeten Plateau, das gegen die Jser schroff abfällt, in direkter Straßenverbindung mit Starzenbach.

Hochstadt an der Aisch, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, 21 km westlich von Jochheim, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat ein großes Schloß, Bierbrauerei und Hopfenbau und zählt (1880) 2010 meist luth. E.

Hochstadt, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Schwaben, Bezirksamt Dillingen, an der Donau, 19 km im SW. von Donauwörth, Station der Linie Neuoffingen-Donauwörth der Bayerischen Staatsbahnen, ist der Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2471 fast ausschließlich luth. E. Bekannt wurde die Stadt im Spanischen Erbfolgekriege durch ein Treffen vom 20. Sept. 1703 und die Schlacht vom 13. Aug. 1704, welche von den Engländern die Schlacht bei Blenheim genannt wird. Am 20. Sept. 1703 schlug der Kurfürst Max II. Emanuel von Bayern, der mit Frankreich gegen den Kaiser verbündet war, bei H. den kaiserl. General Styrum und eroberte danach die Festung Vöslau. Ende Juni 1704 vereinigten sich die Heere Marlboroughs, der aus den Niederlanden herbeikam, und des Prinzen Eugen, zusammen 52 000 Deutsche, Engländer, Holländer und Dänen. Eine franz. Armee unter Tallard hatte sich mit dem Kurfürsten von Bayern vereint, und beide hatten vor H. zwischen Blindheim an der Donau und Lützen Stellung genommen. Hier wurden sie wider Erwarten 13. Aug. angegriffen. Die Verbündeten marschierten in neun Kolonnen vor, die Engländer auf dem linken, die Deutschen auf dem rechten Flügel, wo die Preußen unter dem Fürsten Leopold von Dessau die äußersten Kolonnen bildeten. Sie überschritten den Nebelbach, der die feindliche Stellung deckte, Marlborough richtete seinen Angriff besonders auf Blindheim, anfangs ohne Erfolg, während auch der rechte Flügel nicht vorwärts kam. In der Mitte, wo der Feind fast nur Kavallerie hatte, wurde gegen 5 Uhr ein Schwanlen bemerkbar; Marlborough ließ jetzt seine ganze Reiterei über den Bach gehen und durchbrach mit 100 Schwadronen die feindliche Schlachtordnung. Dadurch war der linke Flügel unter Marsin und dem Kurfürsten von Bayern zum Rückzuge nach H. genötigt, und der rechte, in Blindheim abgeschnitten und umringt, mußte mit 27 Bataillonen und 12 Schwadronen unter Tallard in der folgenden Nacht die Waffen strecken. Die Verbündeten verloren 12 000 Mann, die Franzosen und Bayern mindestens 25 000 Mann und fast sämtliche Geschütze. Die Folgen dieser Schlacht waren für den ganzen Feldzug entscheidend.

Hochstapler, ein ursprünglich der Gaunersprache angehöriges Wort (das einfache Stabuler in der Bedeutung Brotsammler, Bettler, kommt schon im 17. Jahrh. vor), bezeichnet einen Gauner, der durch weltmännische Formen und gewandtes

Auftreten sich Zutritt in vornehmere Kreise zu verschaffen versteht und dort sein Wesen treibt.

Hochstreu oder **Abendburg**, eine 16 km südwestlich von Hirschberg in Schlesien, zwischen Sauerbau und den Quellen des Oucis und des Kleinen Jaden gelegene Gruppe von Granitfelsen, welche aus der Ferne gesehen einer Burgruine ähnlich. Sie liegen auf einem 1160 m hohen, langen und schmalen Bergzuge, der eine Fortsetzung des Jaklammes ist und schöne Aussichtspunkte bietet.

Höchstes Gut (summum bonum) ist in der Moralphilosophie der technische Ausdruck für dasjenige Objekt des vernünftigen Willens, welches, wenn erreicht, die vollständige Befriedigung desselben mit sich führen würde. In dem Abstrakt unserer Willensbetätigungen begehen wir vieles, was besondere Verhältnisse Gebotenes nur als Mittel zu einem höhern, tiefern Zweck. Diese teleologische Kette unserer Begehungen muß einen Abschluß haben in einem „höchsten Gut“, welches alle andern derartig in sich schließt, daß dieselben einerseits nur als Teile davon, andererseits als Mittel dazu erscheinen. Man kann deshalb in gewissem Sinne sagen, daß die Aufgabe der Ethik (s. d.) sei, zu bestimmen, was das höchste Gut für den Menschen sein soll. Eine oberflächlich psychologische Abstraktion, welche allen Systemen des Eudämonismus (s. d.) zu Grunde liegt, hat von jeher diese Frage dahin beantworten zu dürfen gemeint, daß die individuelle „Glückseligkeit“ als dies höchste Gut zu bezeichnen sei, und nur eine schwache Korrektur dafür liegt in der mehr modernen Formel, welche in der „größten Glückseligkeit der größtmöglichen Anzahl“ das höchste Gut sucht. Da es sich vielmehr für die Ethik darum handelt, zu bestimmen, worin der Mensch seine Glückseligkeit suchen soll, so darf dieselbe bei dem bloß formalen Prinzip der Glückseligkeit nicht stehen bleiben. (Vgl. Aesthetik und Ethik.)

Hochstetter (Ferd. von), Geolog, Geograph und Reisender, geb. 30. April 1829 zu Ehlhagen, Sohn des um die Naturwissenschaften, insbesondere die Botanik vielfach verdienten Professors und Stadtpfarrers Christian Ferdinand H. (gest. 20. Febr. 1860), erhielt seine Gymnasialbildung in seiner Vaterstadt und studierte dann im evang. Seminar zu Maulbronn und auf der Universität Tübingen Theologie, namentlich aber Naturwissenschaften. Im J. 1852 unternahm er eine wissenschaftliche Reise, die ihn 1853 auch nach Wien führte, wo er Gelegenheit erhielt, sich an den Arbeiten der Geologischen Reichsanstalt zu beteiligen. Er wurde 1854 bei dieser als Hilfsgeolog, 1856 als Chef-Geolog für die Section Böhmen angestellt. Seine Thätigkeit war besonders der Untersuchung des Böhmerwaldes, sowie des nordwestl. Böhmen zugewandt. Im J. 1856 wurde er Privatdozent an der Wiener Universität. Zum Geologen für die Novara-Expedition bestimmt, trat er 30. April 1857 mit der Novara die Weltreise an. Das Hauptfeld seiner wissenschaftlichen Thätigkeit war Neuseeland, wo er sich von der Novara-Expedition trennte und die Provinzen Auckland und Nelson, namentlich mit Rücksicht auf das Vorkommen von Kohlen und Gold durchforschte. Er lehrte sodann nach Europa zurück und wurde 1860 zum Professor der Mineralogie und Geologie am L. I. Polytechnischen Institut zu Wien ernannt. Die Resultate seiner Weltreise hat H. in mehreren Werken veröffentlicht: „Neuseeland“ (Stuttg. 1863), „Topogr.“

geolog. Atlas von Neu-Seeland (mit Schumann, 6 Blatt, Götta 1863), geolog. Zeit des Bergs über die Novara-Expedition (3 große Quartabände), «Geologie von Neu-Seeland» (Wien 1864), «Paläontologie von Neu-Seeland» (1864), «Geolog. Beobachtungen während der Novara-Reise» (1866). Seit seiner Rückkehr von der Novara-Expedition hat H. noch mehrmals wissenschaftliche Reisen unternommen, so 1863 nach der Schweiz und Italien, 1869 nach der europ. Türkei («Reise durch Rumelien», in den «Mittheilungen» der Geographischen Gesellschaft in Wien, 1870–71, und «Die geolog. Verhältnisse des Mil. Laits der europ. Türkei», mit geolog. Karten, im «Jahrbuch» der Geologischen Reichsanstalt, 1871 u. 1872), 1872 nach Rußland und dem Ural («Über den Ural», Berl. 1873; «Ural, seine Zerküstungen und Kohlenfelder», Wien 1876). Auch publizirte H. weitverbreitete Hefen und Lehrbücher der Mineralogie und Geologie («Geolog. Bilder», Göttingen 1873; «Die Erde», Prag 1875 u. f. w.). Seit 1870 war H. ständliches Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, 1866–82 Präsident der Geographischen Gesellschaft in Wien, die ihn bei seinem Austritt zum Ehrenpräsidenten ernannte; 1874 wurde er zum Hofrat und 1876 zum Intendanten des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums ernannt; 1877 übernahm H. gleichzeitig die Direktion des Hofmineralienkabinetts und der anthropol.-ethnogr. Hofsammlung, die als seine Schöpfung zu betrachten ist; 1881 trat H. von seinem Posten an der k. k. technischen Hochschule zurück. Er starb 18. Juli 1884 in Oberdöbling bei Wien. H.s letzte wissenschaftliche Publikationen gehören ganz dem Gebiet der paläolith. Wissenschaft, für die er seit 1878 als Obmann der paläolith. Kommission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften wirkte, und dem Gebiet der Ethnologie an.

Hochstift, f. unter Stift.

Hochstift, f. unter Alp (Gebirge).

Hoch- und Deutschmeisterei, Titel des Ordensmeisters der Deutschen Ritter (f. d.), seitdem sich die Würde des Hochmeisters und des Deutschmeisters in einer Hand befand. Der Verleger Friede (26. Dez. 1886) übertrug dem österr. Kaiserhaus erblich diese Würde. Danach benannt ist das österr. Infanterieregiment H. Nr. 4.

Hochverrat (perduellio) heißt ein feindseliges Unternehmen gegen den Staat, um dessen Selbstständigkeit völlig oder teilweise aufzuheben oder dessen Verfassung auf widerrechtliche Weise zu verändern. In monarchischen Staaten werden Angriffe auf das Leben, die Freiheit und die wesentlichen Regierungsrechte des Souveräns dem H. gleichgestellt. Nach der im gemeinen Rechte vorherrschenden Ansicht konnte das Verbrechen nur von einem Angehörigen des bedrohten Staats ausgehen, da die strenge Ahndung solcher Unternehmungen wesentlich durch die Verletzung der bloß dem eigenen Vorgesetzten obliegenden Vaterlandsliebe und Verfassungstreue begründet wird. Staatsgefährliche Anschläge von Ausländern berechtigten zwar den Staat zur Selbstverteidigung und harten Ahndung, aber nicht aus dem Gesichtskreis des Betrugs. Einige neuere Gesetzgebungen beschränken jedoch das Verbrechen nicht auf die eigenen Unterthanen, ebenso das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch. Vollendet ist dasselbe nicht erst, wenn der beabsichtigte Erfolg erreicht wurde, weil dann die Flucht zur Bestrafung abhandeln gekommen sein möchte,

sondern schon wenn Handlungen vorliegen, durch welche das Verbrechen unmittelbar zur Ausführung gebracht werden könnte. Das röm. Recht (lex Julia majestatis von Julius Cäsar oder vielleicht auch erst von Augustus) bestraft jedes feindselige Vorgehen, selbst wenn darin nur der allerernsteste Versuch eines Majestätsverbrechens enthalten war, mit dem Tode, Verhinderung des Andenkens an den Hochverräter (was für seine Kinder Erbnunfähigkeit gegen jedermann bewirkte) und Konfiskation des Vermögens. Diese Strenge wirkt insofern noch gegenwärtig nach, als auch noch das Deutsche Reichsstrafgesetz in §. 80 den Hoch- und Verrath am Kaiser, an dem eigenen Landesherren oder während des Aufenthalts in einem Bundesstaate an dessen Landesherren mit dem Tode bestraft, sonstige Fälle mit lebenslänglichem Zuchthaus (bei ehrsüchtiger Gefährdung des Thäters) oder lebenslänglicher Festungshaft, ferner das hochverräterische Komplott, sowie die öffentliche Aufforderung zur Begehung einer hochverräterischen Handlung und gewisse Vorbereitungshandlungen für strafbar erklärt. In allen Bundesstaaten (Deutsches Reich, Schweizerische Eidgenossenschaft u. f. w.) kann sich der H. gegen den Bundesstaat, wie auch gegen den einzelnen Staat richten, während zu Zeiten des Deutschen Bundes (eines Staatenbundes) dies nur nach der künstlichen Ausdehnung im Bundesbeschlusse vom 18. Aug. 1836 angenommen wurde. Nach §. 136 des Deutschen Gerichtsverfassungsgesetzes von 1877 ist für die Untersuchung und Entscheidung in erster und letzter Instanz im Falle des H., insofern derselbe gegen den Kaiser oder das Reich gerichtet ist, das Reichsgericht zu Leipzig zuständig. Der Gegenstand des H., der «gemeine Betrug», welcher durch einen Hoch- mit Verletzung einer speziellen Treupflicht begangen wird, ist aus dem deutschen Rechtssystem längst verschwunden, obgleich er noch in der Carolina (f. d.) erwähnt ist. In England hat sich gegenüber der high treason der Begriff der sog. petty treason, welche von einem Diensthofen oder Beizling an dem Dienstherrn oder Lehns Herrn, von einer Frau an ihrem Manne verübt wird, noch erhalten. Vgl. Knifsky, «Das Verbrechen des H.» (Jena 1874).

Hochvogel (ber), ein 2590 m hoher Berg der eigentlichen Ägäer Alpen (f. Alpen, 24), erhebt sich dicht am Hauptkamm derselben, welcher die Grenze zwischen Bayern (Provinz Schwaben) und Tirol und die Wasserscheide zwischen Iller und Lech bildet, in dem Aste, der von der Kreuzspitze östlich zwischen dem Schwarzwasser- und dem Hornbachthal gegen den Lech vorspringt. Aus Dolomit bestehend, bildet der H. eine mächtige, schüsselförmige Felspyramide. Der Gipfel, welcher durch ein großes Kreuz bezeichnet ist, bietet eine prächtige Aussicht über die Alpen vom Großglockner in den Hohen Tauern bis zum Tödi in den Berner Alpen und von der Zugspitze im Wettersteingebirge bis zum Sentis. Die Besteigung, welche etwas mühsam, aber nicht schwierig ist, wird gewöhnlich von Hinterstein (861 m, 9 km südöstlich von Immenstadt) über die Berggabelhütte, die Ballenscharte und den Kalten Winkel, d. h. das Firnsfeld der Ostflanke, ausgeführt.

Hochwald, f. Warte.

Hochwald nennt man einen bloß aus Baumhölzern bestehenden und zur Heranziehung von solchen bestimmten Wald, dessen Bäume aus Samen (nicht aus Stodanschlägen) entstanden sind. Das

Haubartkeitsalter oder der **Umtrieb** (s. Forsteinrichtung) ist sehr verschieden nach Holzart und Standort, sowie danach, ob man die Produktion der größten Holzmasse, die des größten Reinertrags oder die bestimmter Sortimente erstrebt. Zu unterscheiden: **Plänters** oder **Femelsbetrieb**, **schlagweiser Betrieb**, bei welchem nur kleinere Teile des Waldes zur Abnutzung und Verjüngung genommen, und auf diesen Flächen möglichst gleichalterige Bestände nachgezogen werden. Der **schlagweise Betrieb** ist wieder zu unterscheiden in **Plänterschlag**, oder **Femelschlagbetrieb** und **Rahlschlagbetrieb**. Zu **H.** eignen sich alle Nadelholzbestände, welche überhaupt nur als solcher bewirtschaftet werden können, von den Laubbölgern namentlich **Rotbuchen**, **Eichen**, **Küstern**, **Eichen**, **Orlen**, **Birken**.

Hochwald heißt im Lausitzer Berglande in der Amtshauptmannschaft **Bautzen** des Königreichs **Sachsen** auf der böhm. Grenze ein 7,3 km südwestlich von **Alttau** gelegener, 748 m hoher, aus dem **Quaderlandstein** sich erhebender **Phanolithkegel**, welcher eine prächtige Aussicht nach **Böhmen** gewährt. Auf dem Gipfel befindet sich eine **Restaurations**.

Hochwald heißt auch ein dicht mit Wald bedeckter, 841 m hoher Berg in **Schlesien**, 2,3 km im N. von **Gottesberg** und 4 km westlich von **Waldburg**.

Hochwald, Gebirgsrücken in der preuß. Rheinprovinz, s. unter **Hundsrück**.

Hochwang (der), ein Bergklot der **Plessurgruppe** in den **Alpidischen** oder **Graubündner Alpen** (s. **Alpen**, 10), erhebt sich 8 km ostnordöstlich von **Chur** als scharfer, von W. nach O. verlaufender Grat auf der Wasserscheide zwischen der **Plessur** und der **Ranquart**. Aus grauem **Kandnerkalk** gebildet, fällt der Berg nach S. zum **Schanfigg** mit steilen, bewachsenen, von tiefen **Wahrungen** durchdrungenen Halden, nach N. gegen **Valzema** mit labilen Felshängen ab. Die wichtigsten Erhebungen sind der **Aulenberg** (2395 m) im W., der **Teufelstopf** (2459 m) in der Mitte und der eigentliche **H.** (2535 m) am Ostende des Grates. Die nicht schwierige und lohnende **Besteigung** wird gewöhnlich von **St. Peter** (1262 m) im **Schanfigg** ausgeführt.

Hochwild. In den verschiedenen deutschen Ländern wird die Jagd ziemlich willkürlich in hohe und niedere oder in hohe, mittlere und niedere eingeteilt. Das zur hohen Jagd gehörige Wild heißt **H.** Man begreift darunter von nützlichem **Haarwild**: das **Auer**, **Edel**, **Dam**, **Wen**, **Stein**- und **Damswild**; an **Federwild**: **Schwan**, **Krappe**, **Kranich**, **Auerhuhn** und **Fasan**; früher zählte man sonderbarerweise auch den **Foden** (**Nachtreißer**) dazu; an schädlichem **Haarwild**: **Bär** und **Luchs**. Der **Wolf** wird zur **Mitteljagd**, die großen **Raubvögel**, als **Abler** und **Geier**, sowie die zur Jagd verwendbaren **Falken** werden bald als **H.** angesprochen, bald zur **Mittel**- oder **Niederjagd** gezählt. Das **schweiz. Jagdgesetz** von 1876 versteht unter **H.** das im **Hochgebirge** lebende nützliche und schädliche Wild.

Hochzeit, ursprünglich jede hohe oder Festzeit des Jahres, heißt vorzugsweise das Fest mit seinen Gebräuchen, welches bei der Schließung der Ehe (s. d.) begangen wird und je nach den Zeiten und Völkern sehr verschieden ist. Bei den alten **Hebräern** bereitete man am Vorabend der **H.** im Hause des **Bräutigams** ein festliches Mahl. Inzwischen wurde die **Bräut** von den **Bräutigams** mit Ceremonien in ein Bad geführt, dann gesalbt und ihr der Gürtel umgeschürzt, der nur von der Hand des

ihr angetrauten **Gatten** gelöst werden durfte. Zum **bräutlichen** **Schmud** gehörte, daß sie verschleiert und mit dem **Myrrhenranz** geziert war. Die **H.** selbst wurde mit einem **Gastmahl**, durch **Gesang**, **Musik** und **Tanz** gefeiert und dauerte bei den **Reichen** gewöhnlich sieben Tage. Verließ die **Bräut** ihren bisherigen Aufenthaltsort, und geschah dies in der Dämmerung, so begleiteten sie unter dem Klange vieler Instrumente die **Bräutigams**, von denen einige brennende **Fackeln**, die andern aber die **Kleider** und den **Schmud** der **Neuermählten** trugen. Auch noch gegenwärtig ist es bei den **Juden** Sitte, daß die **Bräut** vor der **H.** ein Bad nimmt; doch geschieht dies gewöhnlich in aller Stille. Am **Hochzeitstage** selbst streut man dem **Bräutpaar** im Vorhofe der **Synagoge** **Weizenkörner** und **Geldmünzen** mit den Worten auf das Haupt: «Seid fruchtbar und mehret euch!» Die ältesten **Hochzeitgebräuche** bei den **Griechen** beschreibt **Homer**. Diese begannen mit **Heimführung** der verschleierten **Bräut** bei **Fackelschein** unter **Flöten**- und **Harfenspiel** und rauschenden **Gesängen** und endeten mit einem **Festmahl**, worauf die **Neuermählten** nach dem **Bräutigam** geleitet wurden. In späterer Zeit war es bei den **Griechen** Sitte, daß sich die **Verlobten** am Tage vor ihrer **Vermählung** eine **Lode** abschneiden, die sie dem **Zeus**, der **Hera**, der **Artemis** und den **Parzen**, als den **Gottheiten**, welche **Neuermählten** besonders in Schutz nahmen, weihen. Auch schlachtete man **Opfertiere**, aus deren **Gingeweiden** die **Wahrsager** den **Verlobten** die **Zukunft** eröffneten, nachdem man zuvor zum **Sinnbild** ewiger **Eintadt** sorgfältig die **Galle** entfernt hatte. In der ersten **Abendstunde** holte der **Bräutigam** die verschleierte **Bräut** in Begleitung eines vertrauten **Freundes** oder **Verwandten** der **Leptern** mit **Fackelträgern** aus dem Hause der **Eltern** in das **seilige** ab. War der **Bräutigam** schon einmal **verheiratet**, so wurde die **Bräut** ihm durch einen **Verwandten** in seine **Wohnung** gebracht. Hier wurde das **Bräutpaar** zum Zeichen der **Fruchtbarkeit** mit **Blumen** und **Kornähren** überschüttet. Die **Äsche** des **Wagens**, in welchem die **Bräut** gefahren war, warf man ins **Feuer**, zum Zeichen, daß sie nimmer **jurückzulehren** gedenke. Hierauf folgte ein festliches **Mahl**. Nachdem ein **Knabe** die **Füße** der **Bräut** gewaschen, genoss das **Bräutpaar** eine **Quitte** oder einen **Granatapfel**. Endlich übergab die **Mutter** die **Bräut** dem mit **Blumen** geschmückten **Lager**; die **Gäste** stimmten **Epithalamien** an und **jagen** sich **jurück**. Bei den **Spartanern** war die **Feyer** weit einfacher. Das **Mädchen** wurde nach alter **Sitte**, wenigstens der **Form** nach, **geraubt**: doch erfolgte nicht unmittelbar darauf die **Verheiratung**. Oft lebte das **Bräutpaar** jahrelang **zusammen**, und die diesem **Umgange** entsprossenen **Kinder** hießen **jungfräuliche**.

Bei den **Römern** wurden die **H.** mit einer Menge symbolischer **Gebräuche** und **Ceremonien** gefeiert. Nachdem bei der **Verlobung** der **Hochzeitstag** festgesetzt worden war, teilte man das **Haar** der **Bräut** nach Art der **Matronen**, und zwar mit einer **Lanze**, zur Erinnerung an den **Sabinerraub**, **jag** ihr die **Toga praetexta** (das **jungfräuliche Kleid**) aus, opferte der **Juno**, als der **Göttin** der Ehe, und weihte die **Kleider**, **Kleinodien** und **Spielsachen** der **Bräut** der **Venus** oder einem **Haushotte**. Zum **bräutlichen** **Schmud** gehörten noch eine **Stirnbinde** nebst **Blumentranz** und der **jungfräuliche Gürtel**, den der **Mann** seiner **jungen Gattin** am **Hochzeitstage**

löste. Derselbe bestand aus Lammwolle und war mit einer besonders Schleiße zugenäht, die man die Herculesschleiße nannte. Nach gehaltenen Auspicien und Tieropfern, wobei man ebenfalls die Walle sorgfältig entfernte, setzte sich das Paar auf ein Lammfell zur Erinnerung an die Felleidung ihrer Vorfahren. Dann ging es, von Fackelträgern und Kostümspielern begleitet, nach dem mit Blumenreiwunden verzierten Bohnhause, wo die Braut aber die der Besta geheiligte Hauschwelle gehoben wurde. Zum Zeichen der Keuschheit hing hier die Braut, die Koden, Spindel und Wolle bei sich führte, einige wollene Binden auf; zur Anwendung solcher Genien bestrich sie die Hüpfsposten mit Schweins- oder Wolfssett, und sinnbildlich ihre inzigte Verbindung andeutend, verführten Braut und Bräutigam Feuer und Wasser. Auch trug die Braut drei Äste bei sich. Das erste gab sie gleichsam als Kauffchilling dem Bräutigam; das zweite egte sie auf dem Herde der neuen Heimat nieder; das dritte warf sie auf einen Kreuzweg. Nach beendigtem Festmahle führten Matronen die Neuvermählten in das Brautgemach, wobei Jungfrauen Spitzbalamien sangen, Knaben dagegen leichtfertige Gesänge anstimmten. Bei den Orientalen, wo Heirat namie üblich und die Ehe nur ein bürgerlicher Akt ist, gibt es so viele Gebräuche als Stämme. Bei den Germanen war die Vermählung zwar eigentlich nur ein weltlicher Akt, doch fanden dabei auch religiöse Gebräuche statt. Hielten sich Eltern und Verwandte bei frohem Schmause beraten, so brachte der Bräutigam seiner Auserkorenen die Mitgift, welche in einem Kindergerspann oder in einem Pferde, Schild, Wurfspeer und Schwert bestand; die Braut dagegen sendete ihm ein Schlachtroß oder irgend ein Waffentück. Die Ehe wurde durch Donars Hammer geweiht und man trant dabei die Minne Trös, des Gottes der Liebeslust und der Fruchtbarkeit; Gebete wurden für das Glück der Neuvermählten gesprochen und Opfer dargebracht, woran sich das feierliche Mahl schloß. Manches erinnert noch jetzt bei H. an altdeutsche Gebräuche, so die fief. Sitte, der Braut ein Schwert vorzutragen, in Bayern der Johannissegens, der nach der Trauung zuerst den Neuvermählten und alsdann allen Hochzeitsgästen gereicht wird; auch die Volterabendfeier, die Verschlingung der Braut mit einem Pantoffel u. a. reichen wohl in die frühesten Zeiten zurück. Über weitverbreitete abergläubische Meinungen beziehungsweise der H. vgl. Wuttke, «Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart» (Berl. 1869). Rüdichtlich des Aufwandes, der bei H. gemacht werden durfte, wurden im Mittelalter und später die Hochzeitordnungen erlassen, die indessen durch ihre ungemein häufige Wiederholung sich als fruchtlos kennzeichnen. Der Luxus, selbst im Bürger- und Bauernstande, war bei dieser Gelegenheit in der That unglaublich. Das Brautpaar mit feierlichem Aufzuge, das sog. Umbitten d. h. Einladen der Gäste und die sog. Einholung, wenn Braut und Bräutigam nicht in demselben Orte wohnten, vollzogen sich meistens unter eigenartigen Gebräuchen. Am Tage nach der H. erschienen die jungen Eheleute in der Kirche, um sich segnen zu lassen; diese Sitte ist jetzt in Wegfall gekommen, dagegen ist es sehr üblich geworden, eine Hochzeitsreise anzutreten.

Falls beide Gatten noch leben, wird der 25. Jahrestag der H. als silberne Hochzeit, der 50. Jah-

restag als goldene (meist mit einer kirchlichen Einsegnung verbunden) und der 75. Jahrestag als diamantene Hochzeit bezeichnet; diweilen wird auch schon der 60. Jahrestag diamantene H. genannt, jedoch ohne Berechtigung, da die Jubeltage ausschließlich nach Viertelsjahrhunderten zählen.

Vgl. Gubernatis, «Storia comparata degli usi nuziali» (Mail. 1869); Wood, «The wedding day in all ages and countries» (2 Bde., Lond. 1869); «Hochzeitbuch, Brauch und Glaube der H. bei den christl. Völkern Europas» (Lpz. 1871).

Hochzeit wird in der Buchdruckerkunst ein vom Setzer doppelt gesetztes und daher in der Korrektur einmal zu entfernenbes Wort genannt.

Hook, in England Bezeichnung für Hochheimer und danach überhaupt für Rheinwein.

Hochland (Oberland), Landschaft in der preuß. Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Königsberg, zwischen der Passarge und dem Weichselsee.

Hochschwanz, f. unter Schwan.

Hochsche Pelzkunstmaschine, f. unter Galatrische Maschinen.

Hochstein, Berg, f. unter Hohnstein.

Hocktide (spr. Hockleid), in England die lustige Zeit der Hocktage (hockdays), beginnend am 15. Tage nach Oftern. Sie dauert zwei Tage; am ersten, dem eigentlichen Hocktage, pflegen die Männer, am darauffolgenden Hockdienstage die Frauen mit Striden die Straßen zu versperrern und von den Vorübergehenden Geld zu wohlthätigen Zwecken zu erpressen. Der Ursprung des merkwürdigen Brauchs ist unbekannt. Die Bezeichnung wird entweder vom engl. day of hoaxing (Hocktag) oder angelsächs. hōgetidi (Hochzeit, Fest) abgeleitet.

Hooloo (lat.), an diesem Ort, an dieser Stelle.

Hoo signo vineos oder In hoc signo vinces (lat.), d. h. in diesem Zeichen wirst du siegen, die Inschrift, welche Konstantin dem Großen, als er gegen Maxentius zog, zur Mittagsstunde neben dem Bilde des Kreuzes am Himmel erschienen sein soll. Eusebius Pamphili, im «Leben Konstantins» (I, 28), citirt die Inschrift griechisch: Τὸ τοῦ σταυροῦ ὄνομα.

Hoo volo, als Jubeo: ait pro ratione voluntas (lat.), d. h. dies will ich, so befehle ich; statt Grundes diene der Wille, Citat aus Juvenals «Satiren» (6, 110); oft wird auch citirt: Sic volo etc. stat pro etc.

Hobegestil, Hobegese (grch.), Anweisung zum methodischen Studium einer Wissenschaft.

Hobelba, richtiger Hobeiba, arab. Seefahrt an der Küste von Jemen am Roten Meere, 160 km im NRB. von Aden, mit 5000 B., der wichtigste Stapelplatz an dieser für den Kaffeehandel wichtigen Küste; er wird durch die bavorliegende, mit einem Hafen versehene, von den Engländern gekaufte Insel Kamaran beherrscht. H. hat einen gut versehenen Bazar, wichtige Handelshäuser, aber keinen eigentlichen Hafen; die offene See ist im S. durch eine Korallenbank gesperrt.

Hölzel (Emil Heinr. Max, genannt Lebmanna, auch Traber), geb. zu Leipzig 27. Mai 1857, war Klemperer-Gefelle, agitierte im Sinne der Sozialdemokratie und ward bekannt durch sein in Berlin 11. Mai 1878 an Kaiser Wilhelm begangenes Attentat (zwei Revolverschläge, von denen indes keiner traf). Infolge desselben wurde er vom königl. Staatsgerichtshof in Berlin 10. Juli 1878 zum Tode verurteilt und während der durch das Attentat Nobilings (f. d.) veranlaßten Stellvertreterchaft

des Kronprinzen 16. Aug. 1878 im Hofe des Jellen-
gefängnisses zu Moabit durch das Beil enthauptet.

Hoden (testes, testicoli, orchides) nennt man zwei eiförmige, etwas flachgedrückte Drüsen, welche beim männlichen Geschlechte den Samen bereiten. Sie liegen im Hodensack (scrotum), einer muskelfreien, in zwei Hälften getheilten Hauttasche, frei beweglich innerhalb einer von einer glatten Haut, die auch den H. überzieht (der sog. Scheidenhaut), ausgekleideten Höhle und bestehen im einzelnen aus zahlreichen feinen, dicht aneinandergelegten Rändchen (den Samenrändchen), innerhalb deren der Same erzeugt wird. Diese Samenröhrchen (tubuli seminiferi), deren es gegen 800 bis 1000 gibt, vereinigen sich nach und nach zu 12—17 Ausführungsgängen, welche in ein zweites, weiches, neben dem H. liegendes Organ, den Nebenhoden (epididymis), eintreten und sich hier zu dem Samenleiter (vas deferens) vereinigen, welcher, durch Muskelfasern verstärkt, den Samenstrang (funiculus spermaticus) bildet und in die Bauchhöhle heraustritt, von da neben der Blase herabgeht, sich mit den zur Auffammlung des Samens bestimmten Samenbläschen verbindet und endlich, mit diesen einen gemeinschaftlichen Ausführungsgang darstellend, in der Harnröhre unterhalb des Harnblasenhalses ausmündet. Rangelhafte Thätigkeit der H. bewirkt Unfruchtbarkeit des Mannes; der H. beraubte männliche Individuen (Kastraten, Eunuchen, Sömlinge) sind gleichfalls unfruchtbar. Scheinbar fehlt ein H. oder auch beide (Monorchiden, Anorchiden), wenn sie die Leibeshöhle, in welcher sie beim Fötus liegen, noch nicht verlassen und noch nicht in den Hodensack herabgekliegen sind; liegen beide noch im Bauche, so sind die Individuen auch häufig unfruchtbar. Werden Knaben die H. weggenommen, so tritt später die Mutation der Stimme nicht ein.

Unter den Krankheiten der Hoden kommen am häufigsten die folgenden vor:

1) Die Hodenentzündung (Orchitis), welche entweder für sich allein auftritt und nur das eigentliche Hodengewebe befallt, oder sich mit einer Nebenhodenentzündung (Epididymitis) verbindet. Die Ursachen dieser überaus schmerzhaften Krankheit bestehen entweder in einem Stoß, Schlag, einer Quetschung oder sonstigen Verletzung des H. oder in einer Tripperentzündung der Harnröhre, die sich bei unvorsichtigem Verhalten des Kranken leicht nach den Samenbläschen und dem Samenleiter ausbreitet und bis zu den Nebenhoden fortreißt. In einem solchen Falle stellt sich gewöhnlich sehr schnell eine beträchtliche Anschwellung und meist sehr große Schmerzhaftigkeit des H. und des Nebenhodens ein, womit in der Regel Fieber, allgemeines Unbehagen, nach den Schenkeln ausstrahlende Schmerzen, bei kältern Graden der Entzündung auch die Unmöglichkeit zu gehen verbunden sind. Bei günstigem Verlauf nimmt die schmerzhafteste Hodenschwellung nach 8—10 Tagen ab, und es tritt vollständige Genesung ein; in andern Fällen kommt es zu einer langwierigen Eiter- und Abscessbildung im H., wobei ein großer Theil des eigentlichen Drüsengewebes zerstört werden kann, oder es bleibt eine chronische Verdickung und Verhärtung des Nebenhodens zurück, welche, wenn sie beide Nebenhoden betrifft, dauernden Verlust des Zeugungsvermögens zur Folge haben kann. Die Behandlung besteht in Bettruhe, hoher Lagerung

des entzündeten H. auf einem untergelegten Kissen, Rufen oder einem Strahl um die Schenkel herumgeführten Tuche, sowie in der energischen Anwendung der Rüste in der Form von Gabeln oder Eiswassercompressen; bei großer Schmerzhaftigkeit sind örtliche Blutentziehungen möglich. Wenn die Entzündung trotzdem in Eiterung übergeht, so sind warme Breiumschläge, die frühzeitige Eröffnung der Abscesse, sowie antiseptische Verbände angezeigt.

2) Die Tuberkulose des Hodens und Nebenhodens findet sich vorwiegend bei ströflichen und tuberkulösen Personen, befallt fast nur das mittlere Lebensalter und besteht in einer harten höckerigen tuberkulösen Infiltration des H. oder Nebenhodens, welche allmählich in Erweichung und Zerfall übergeht und unregelmäßig gestaltete kugelige Geschwüre und Fistelgänge in der Haut des Hodensacks bildet. Da die örtliche Tuberkulose des H. und Nebenhodens leicht Anlaß zum Ausbruch der Jungertuberkulose gibt, so muß der erkrankte H. sobald als möglich operativ entfernt werden.

3) Der Krebs oder Karzinhom des Hodens kommt fast nur in den mittleren und höhern Lebensjahren vor und äußert sich darin, daß sich der H. allmählich in eine weiche schwammige, schließlich knubelartige Geschwulst verwandelt, welche schließlich durch Erschöpfung und Eiterentzündung den Tod des Kranken herbeiführt (S. Krebs). Nur eine frühzeitige und gründliche Operation kann diesen übeln Ausgang verhüten. Auch in der Haut des Hodensacks kommt eine besondere Form des Krebses vor, welche, da sie sich vorzugsweise bei Schornsteinfegern infolge der beschädligen Einwirkung des Rußes verfindet, mit dem Namen des Schornsteinfegerkrebses belegt worden ist.

4) Die Scheidenhautwassersucht des Hodens oder der Wasserbruch (Hydrocoele) besteht in der krankhaften Ansammlung einer bläuglichen oder grünen eitrigen Flüssigkeit zwischen den beiden Blättern der sog. Scheidenhaut des H. (s. oben) und gibt sich durch eine oft ziemlich beträchtliche, mehr oder minder pralle Geschwulst des Hodensacks zu erkennen, welche dem Kranken durch ihre Schwere lästig fällt und bei erheblichem Graden ein schmerzhaftes Jucken am Samenstrang verursacht. Dieses lästige aber unschädliche Uebel ist entweder angeboren oder entsteht nach Entzündungen der Harnröhre und des H., sowie nach Quetschungen und anhaltenden Erschütterungen des letztern (beim Reiten), häufig auch ohne bekannte Ursache. Die Behandlung bewirkt die Entleerung der angesammelten Flüssigkeit, welche vermittelst der Punktion mit dem Troikar oder der Sonette oder vermittelst einer durchgezogenen Schlinge von Silberdraht bewirkt wird; da aber gewöhnlich nach längerer oder kürzerer Zeit die im Wasserbruch enthaltene Flüssigkeit nach der Punktion wieder von neuem sich ansammelt, so verdient die radicale Operation durch Schnitt, welche eine vollständige Verwachsung und Verödung der Scheidenhauthöhle und damit sichere Heilung verbürgt, entschieden den Vorzug. Der Wasserbruch der Neugeborenen und Säuglinge erfordert gewöhnlich keine besondere Behandlung, da er in der Regel über lang oder kurz von selbst verschwindet.

Hodenbruch (Hernia scrotalis), ein Eingeweidebruch, bei welchem der Bruchinhalt bis hinab in den Hodensack getreten ist. (S. Bruch.)

Godgson (John Coan), engl. Maler, geb. 1. März 1881 in London, war Schüler der Akademie daselbst. Den Stoff zu seinen ersten Bildern entnahm er dem Völkchen und dem histor. Genre; nachdem er 1868 Nordafrika bereist, malt er mit Vorliebe Typen dieser Gegend. Dabin gehören: arabischer Märchenzähler, die schwarze Bede des Faisa, Vogelhändler in Tunis u. s. w.

Godde, eine Gottheit in der nordischen Mythologie, welche fast ausschließlich im Valdromythos eine Rolle spielt. Er ist blind, aber sehr stark. Als die Götter im Spiel nach Walde warfen, schloß er sich allein aus, bis Loki ihm den verderbbringenden Mistelzweig in die Hand gibt und ihn aufsetzt, auch nach Walde zu werfen. Der Wurf war die Ursache von Baldors Tod. In der neuen Welt regiert er nach dem Ragnarök (f. d.) an der Seite seines Bruders Balder.

Godde milt, oras tild, neulat. Sprichwort, d. h. «heute mir, morgen dir».

Goditz (Albert Jos., Graf von), durch seinen phantastischen Kavalier bekannt, war 16. Mai 1706 geboren. Mit mannigfaltigen Kenntnissen ausgestattet, mit lebendiger Phantasie begabt, ging er nach Italien und war später Kammerer am Hofe Kaiser Karls VI. Im J. 1734 vermaählte er sich mit der Witwe des Markgrafen Georg Wilh. von Bayreuth, Sophia. Friedrich d. Gr. ernannte ihn 1742 zum Kommandeur eines Infanterieregiments. Doch nahm er schon 1745 seine Entlassung und lebte nun auf seinem Landgute Rastwalde in Österreichisch-Schlesien, welches er zu einem Wohnsitz von verschwenderischer Pracht, aber auch voller Selbstmitleiden umschuf. D. besaß ein Vermögen von 5 Mill.; allein durch seinen Aufwand wurde es endlich erschöpft. Friedrich II. bestimmte ihn eine jährliche bedeutende Pension und lud ihn 1776 nach Potsdam ein; hier starb er 18. März 1778.

God-Rejs-Göfärbely (fr. «God-Rejs-Boaschaarbely»), Stadt in Ungarn, Komitat Eszengrad, am God- oder Roudker, Station der Linie Großwardein-Eßet der Alföld-Grümaner Eisenbahn, zählt (1890) 50966 E., fast nur Magyaren und Rumänen, meist reformiert, doch haben auch die Katholiken, die Unitarier, die Griechisch-Orientalen und die Israeliten daselbst ihre besondern Gotteshäuser. Die Stadt hat ein Obergymnasium, einen k. u. l. Gerichtshof, Steueramt, zwei Bänder, Spitäler, große Bierbrauerei, Olfabrik. Das Stadtgebiet umfaßt ein Terrain von 805 qkm, meist fruchtbares Ackerland (Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Hirse, Mais, Melonen u. dgl.); auch viel Ob- und Wein und blühende Viehzucht (namentlich Rindvieh und Pferde). Das Terrain ist trotz der aufgeführten Dämme den Überschwemmungen der Theis häufig ausgesetzt. Zur Stadt gehören zwölf bewohnte Pösten und Gärtnerkolonien.

Godometer (göd.), f. Weagemesser.

Godswaegel (Gunsagel, Nooris, d. i. Georg), Maler, geb. in Antwerpen 1545, repräsentiert die Miniaturmalerei der spätern Zeit in ihrer höchsten kritischen Vollendung. Ein Schüler J. Vols, brachte er lange Zeit auf Reisen in Spanien, Italien und Frankreich zu. In München beauftragte ihn Herzog Albrecht V. mit der sorgfältigen Durchsührung eines botan. Werks; von diesem Fürsten erbat sich der Meister Erzhertog Ferdinand von Tirol, für den er das in ungläublicher Pracht ausgeführte «Mimale romamum» (Wiener Hofbibliothek)

in acht Jahren vollendete. Die Ambrafer Sammlung in Wien besitzt auch seine für diesen Fürsten hergestellten Bilder von Tieren in größtem Format auf Pergament gemalt, sowie Ansichten des Schlosses Ambra und der Martinswand bei Innsbruck. Kaiser Rudolf II. übertrug ihm die Vollendung eines vierbändigen Werks, welches bei 1500 Gegenstände der Natur, Tiere, Pflanzen u. s. w., in liebendster Darstellung, mit dem denkbarsten Fleiß behandelt, enthält. Sein Meisterwerk aber ist ein Band der genannten Ambrafer Sammlung, in Heliotrop, Granaten und Smaragd gebunden, worin sich auf feinstem Pergament, minutiös gemalt, Allegorien, Städteansichten, Tiere, kognographische Bemerkungen und Porträts habsburgischer Fürsten von Max II. bis Rudolf II. befinden, ein Wunderwerk der Miniaturmalerei. Er starb in Wien 1618. Sein Sohn Jakob H. hat eine äußerst wertvolle planartige Darstellung dieser Stadt gezeichnet, wie auch schon Georg für Brauns «Städtebuch» thätig war und die k. u. l. Bibliothek in Brüssel dessen herrliche Ansicht von Sevilla besitzt.

Godsch-Guldberg (Ove und Frederik), f. Guldberg.

Godsch (spr. Gult; lat. Hamati), d. h. die mit Angelhaken versehenen, nannten sich in dem 1360 zwischen der Gräfin Margarete von Hennegau und ihrem Sohne Wilhelm V. um die Herrschaft über Holland ausgebrochenen Kampfe die Anhänger der ersten, weil sie ihre Gegner wie Kabeljau mit Angelhaken zu fangen (spottweise versprochen, während diese sich Kabeljau (lat. Asellus, von asellus, d. h. Kabeljau) nannten, indem sie ihre Feinde wie der Kabeljau die bleiernen Löffel verschlingen wollten. Die Kämpfe beider Parteien dauerten fort, als Margarete und ihr Sohn längst gestorben waren, und endeten erst unter Philipp von Burgund.

Godwell (Walbert Rob. von), niederländ. Schriftsteller und Staatsmann, geb. 15. Juli 1812 zu Deventer, studierte in Groningen Theologie und ging dann als Prediger nach Batavia. Er gründete 1837 die «Tydschrift van Nederlandisch Indië» und besorgte die Herausgabe und Übersetzung malaiischer Werke, unter andern des Gedichts «Kidasari» (Batavia und Groning. 1843). Seine Ansichten über die Kolonialverwaltung legte er nieder in der «Reis over Java, Madoera en Bali in het midden van 1847» (3 Tle., Amsterd. 1849—54), worin die malerische Beschreibung der besuchten Gegenden abwechselte mit einer scharfsinnigen Kritik der bestehenden Zustände. Im J. 1848 nach Holland zurückgekehrt, wurde er zum Abgeordneten in die Generalstaaten gewählt. Während seiner ganzen parlamentarischen Laufbahn (1849—62) war H. das Haupt der liberalen Kolonialpolitik. Durch sein Buch «Slaven en vrijen onder de Nederlandse West» (2 Tle., Zutthommel 1854) hat er wesentlich zu der Abschaffung der Sklaverei in den niederländ. Besitzungen in Ostindien beigetragen. Ferner veröffentlichte er die Skizzen «Uit het Indische leven» (Amsterd. 1860; 2. Aufl. 1865; deutsch von Berg, 1868). Im J. 1862 ward H. zum Staatsrat ernannt. Die von ihm als Abgeordneter gehaltenen Reden erschienen unter dem Titel «Parlementaire redevoeringen over Koloniale belangen 1849—62» (4 Tle., Zutthommel 1862—65), wiewohl das Beste, was die niederländ. Literatur in dieser Gattung besitzt. H. starb 10. Febr. 1879 im Haag.

Hoeven (Jan van der), ausgezeichnete niederländ. Naturforscher, geb. 9. Febr. 1802 zu Rotterdam, studierte in Leiden Naturwissenschaften und Medizin, war dann Arzt in Rotterdam und wurde 1826 außerord. Professor an der Universität Leiden, wo er 1835 zum ord. Professor der Zoologie ernannt wurde. Sein Hauptwerk bildet das »Handboek der Dierkunde« (2 Bde., Leid. 1827—33; 2. Aufl., Leid. 1846 fg.; deutsch mit Zusätzen von Leudart, 2 Bde., Lpz. 1860—66), in welchem er die reichen Materialien des Leidener Museums zu verarbeiten und zugleich die ganze Zoologie physiologisch aufzufassen bestrbt ist. Zahlreiche monographische Arbeiten enthalten teils die von ihm mit de Vriese herausgegebene »Tijdschrift voor natuurlijke Geschiedenis en Physiologie« (12 Bde., Leid. 1834—45), teils die »Acta« der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie, die »Mémoires« der Naturhistorischen Gesellschaft zu Straßburg, die »Transactions« der londoner Zoologischen Gesellschaft, die »Verhandelingen« der Niederländischen Akademie (darin unter anderm die mehrfach übersehte Beschreibung des bisher unbekannten männlichen Thiers von Nautilus Pompilius) und andere Sammelwerke. Selbständig erschienen außer mehreren kleineren Schriften noch: »Recherches sur l'histoire naturelle et l'anatomie des limules« (Leid. 1838, mit Tafeln), »Redevoeringen en Verhandelingen« (Amsterd. 1846, deutsch unter dem Titel »Ergebnisse der Naturforschungen für das Leben«, Berl. 1848), die »Bijdragen tot de natuurlijke Geschiedenis van den Negerstam« (Leid. 1842) und die »Philosophia zoologica« (Leid. 1864). Er starb zu Leiden 10. März 1868.

Sein älterer Bruder, Cornelius Prups van der H., geb. 13. Aug. 1792, Professor der Medizin zu Leiden, gest. 5. Dez. 1871, hat mehrere schätzbare pathol. und histol.-mediz. Schriften veröffentlicht, darunter auch »De historia medicinarum« (Leid. 1842), »De historia morborum« (Leid. 1846) und »De historia medicamentorum« (Leid. 1847). — Ein zweiter Bruder, Abraham des Amorje van der H., geb. 22. Febr. 1798, gest. 29. Juli 1856, Professor am Seminar der Theologien zu Amsterdam, gehörte zu den vorzüglichsten Kanzelrednern der Niederländer.

Hof von Hoenegg (Matthias), streng luther. Theolog des 17. Jahrh., geb. um 1580 zu Wien, studierte in Wittenberg, ward 1602 dritter Hofprediger des Kurfürsten Christian II., 1603 Superintendent in Blauen, bald darauf Direktor der evang. Stände des Königreichs Böhmen, 1612 Oberhofprediger und geistlicher Berater des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen. Er starb 4. März 1645. H. gehört zu den heftigsten Gegnern des Calvinismus. Außer Predigten und polemischen Schriften gegen die röm. und die reform. Kirche schrieb H. noch »Commentarii in Joannis Apocalypsin« (2 Bde., 1610—40).

Hof, ein freier, eingefriedeter Platz, besonders der zu einem Gebäude gehörige, neben oder um dasselbe gelegene eingeschlossene Platz. Bei größern Gebäuden unterscheidet man Vorder-, Hinter-, Haupt- und Nebenhöfe. — Landwirtschaftlich bezeichnet man mit H. ein ganzes Gut mit Feldern oder auch nur die sämtlichen, zur Bewirtschaftung des H. gehörigen Gebäude. In Dörfern mit Rittergut ist H. zunächst die Bezeichnung für die herrschaftlichen Gebäude, dann für den herrschaftlichen Besitz

überhaupt; in Dörfern ohne Rittergut wird der Besitzer des größten Guts oft Hofbauer genannt.

Hof (curia, curia oder aula) heißt im Mittelalter der von den Gebäuden eines Landguts eingeschlossene Platz, auf welchem sich das Gefolge eines Herrn versammelt; dann der Inbegriff derer selbst, welche unmittelbar mit dem Dienst und Gefolgsherrn in Verbindung stehen; endlich der Sitz eines Fürsten mit seiner Familie und seinen obersten Beamten. Solche Hofhaltungen waren im frühen Mittelalter sehr einfach. Die Getreuen, welche sich freiwillig oder gegen Empfang eines Benefiziums angeschlossen, standen im Frieden wie im Kriege zum Dienste ihres Herrn bereit, bildeten seinen Rat in Verwaltungs- und Rechtsachen und versahen sein Hauswesen. Mit fortschreitender Ausbildung des Fürsten- und Heerwesens errichteten indes auch die höhern Reichsbeamten nach dem Muster der kaiserl. Hofhaltung, welcher wiederum der byzantinische H. zum Vorbild gedient hatte, gewisse Hofämter, besonders die des Marschalls, Kämmerers, Truchessen und Schenken, unter denen im 11. und 12. Jahrh. die Begünstigten und Vertrauten aus den übrigen des Herrn als Ministerialen (s. b.) ein mit der Zeit immer anpruchsvollerer Hofgefolge bildeten. Weil die Hofdienste mit Lehn oder sonst abhängigen Gütern verbunden waren und im allmählich erblichen Besitz bestimmter Familien zu bloßen Ehrenämtern umgestalteten, so stellte sich aus dem Bedürfnis heraus, eine mit dem täglichen Dienste beauftragte Dienerschaft zu haben. Dieselbe unterschied sich aber von den bisherigen Hofbeamten wesentlich dadurch, daß sie nur mit der eigentlichen Hofhaltung, nicht aber mehr mit Regierungsangelegenheiten betraut war. Da nämlich bei fortschreitender Entwicklung der Fürstengewalt die Regierungsgeschäfte sich häuften und schwieriger wurden, so sah man die Notwendigkeit ein, dieselben gewissen Behörden zu übertragen. Doch mußte man dabei immer noch nicht die Begriffe von H. und Staat ganz zu trennen, wie dies schon die Namen Hofkanzlei und Hofkammer für die obersten Verwaltungsbehörden, Hofgerichte für die an die Stelle der alten Land- und Mannengerichte getretenen Justizstellen, Hofrat u. s. w. zeigten. Je mehr nun mit der Zeit das Herrschertum an Ansehen gewann, um so mehr war man besessen, dies auch in der äußern Erscheinung kundzugeben. Daher wetteiferten besonders seit dem Westfälischen Frieden und seit Ludwig XIV., dessen Hofhaltung bald dem ganzen übrigen Europa zum Muster diente, selbst die kleinern Fürsten in Aufstellung eines möglichst glänzenden Hofstaats (s. b.). Den abgemessenen Formen, in welche das Hofleben mehr und mehr eingewängt wurde, dem sog. Ceremoniell, diente bis in die Mitte des 17. Jahrh. das feste spanische, nachher aber das etwas freiere französische zum Muster. Hierdurch wurde unter anderm genau bestimmt, welchen Personen der Zutritt bei Hofe, die Hoffähigkeit, zu gestatten sei. Während anfangs nur die Gefolgshausen, dann die Vasallen und Dienstmänner befähigt waren, die nächste Umgebung des Fürsten zu bilden, so wurden es jetzt der an die Stelle derselben getretene Adel, sowie die hohe Geistlichkeit, annehmungsweise wohl auch große Künstler und Gelehrte. Erst in neuerer Zeit hat man auch bürgerlichen höhern Staatsbeamten und sonst ausgezeichneten Männern den Zutritt bei Hofe gestattet, wie

überhaupt seit dem durch die franz. Revolutionen bewirkten Umschwung der Ideen das Hofleben und die Hofhaltungen sich sehr vereinfacht haben. Vgl. Schulz, »Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger« (2 Bde., Lpz. 1880); von Ralortie, »Der Hofmarschall« (3. Aufl., 2 Bde., Hannov. 1866); »Erremonialbuch für den k. preuß. Hof« (von A. Graf Stillsfried, Berl. 1877).

Hof (in der Meteorologie) nennt man den die Sonne oder den Mond zuweilen umgebenden hellen oder farbigen Ring. Man hat zweierlei Höfe zu unterscheiden: kleinere, die bei der Sonne nur selten, beim Mond aber sehr oft gesehen werden, und größere; beide sind nicht nur der Erscheinung, sondern auch ihrem wahrscheinlichen Ursprunge nach wesentlich verschieden. Die kleinern kommen vor, wenn die Luft mit Dünsten schwach erfüllt ist; dann zeigen sich dicht um den Mond oft mehrere kleine, regenbogenartig gefärbte Höfe, die am Rande nach außen rot, nach innen violett erscheinen. Fraunhofer erklärt sie sehr befriedigend aus der Beugung der Lichtstrahlen, die an den Rändern der in der Atmosphäre schwebenden Dunstfägelchen vorbeigehen. Daß diese Erklärung richtig ist, zeigt sich, wenn man nach einer Flamme durch eine mit Bär-lappspamen (Wispulver, Hezenmehl, Samen Lycopodii) bestreute oder durch eine zart angehauchte Glascheibe hinsieht; man erblickt dann diese ebenfalls von einem solchen Farbenkranz umschlossen, und zwar in derselben Farbenfolge wie beim Hauptregenbogen, d. h. an der konvexen äußern Seite rot, am konvexen innern Rande aber violett. Die Ursache ist jedoch hier nicht wie beim Regenbogen die Brechung, sondern die Beugung der Lichtstrahlen an den Rändern der kleinen Samenbränschen. Je kleiner diese sind, desto breiter treten nach dem Beugungsgeetze die farbigen Bänder auf, was in der That stattfindet, wenn man die Glascheibe mit einem noch feinem Pulver, z. B. des Samenstaubes vom Doriß (Stierpilz), zart bedeckt. Noch direkter werden solche Höfe hervorgerufen, wenn man gegen eine Flamme ein feines Pulver, z. B. Samen Lycopodii, bläst, wodurch die kleinen Staubtheilchen die Flamme schwebend umgeben und dabei die Beugungsercheinungen bewirken. Weil vor einem Regenwetter die Dunstfägelchen sich vergrößern, so verengern sich dann auch die Höfe. Im Winter sind im allgemeinen die Dunstfägelchen von größerm, mithin die Höfe von kleinern Durchmesser. Nur wenn alle Beugungsförpchen von nahezu gleicher Größe sind, erscheinen die Höfe in Farben; im Gegentheile treten sie mit einem weißlichen Schein auf, weil dann die farbigen Ringe sich so bedecken, daß sie sich zur Farblosigkeit mischen. Die Höfe des Mondes werden häufiger als jene der Sonne wahrgenommen, weil letztere mit ihrem starken Lichte den H. überstrahlt; schwächt man jedoch das Sonnenlicht ab, etwa dadurch, daß man das Sonnenbild in einem Wasser- oder geschwärzten Glaspiegel beobachtet, so erblickt man häufig Höfe, von deren Vorhandensein man keine Ahnung hatte.

Die größern Höfe sind den vorigen sowohl in der Erscheinung als auch hinsichtlich ihrer Ursache so verschieden, daß es sich empfehlen würde sie besonders zu benennen. Dies geschieht jedoch nur selten dadurch, daß man jeden derartigen H. (speziell als Halo bezeichnet. Die Höfe führten nämlich in früherer Zeit den Namen Halos, welche Bezeichnung jetzt hier und da ausschließlich nur für die

großen Höfe (Halos) angewendet wird. Diese letztern umgeben den Mond oder die Sonne als Ringe von 22° und 46° Halbmesser und sind oft mit der Erscheinung von Nebenmonden und Nebensonnen, sowie mit andern horizontalen, vertikalen oder schief liegenden Kreisen verbunden. Bei dieser Art von Höfen erscheint das Rot an ihrer Innern, das Violett aber an ihrer äußern Seite, also besitzen sie dieselbe Farbenfolge wie der erste Nebenregenbogen. Man erklärt sie nicht wie die kleinern Höfe durch die Beugung, sondern aus der Brechung des Lichts an prismatischen Eisteilchen, die in der Luft schweben, was dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß sich diese Erscheinungen im Winter und in kalten Gegenden am häufigsten zeigen. Die auffallend hellsten fadenartigen Stellen dieser großen Höfe nennt man Nebensonnen oder Nebenmonde, je nach dem jene die Sonne oder den Mond umfassen.

Hof, unmittelbare Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, an der Saale, welche 2 km von H. die obere und untere Regnitz aufnimmt, 473 m hoch, hügelig und freundlich gelegen, zählt (1890) 20997 meist prot. G., ist der Sitz eines Landgerichts mit Handelskammer, eines Amtsgerichts, Bezirksamts und einer Filiale der k. k. Bank in Nürnberg, hat eine lat. und drei prot. Kirchen, ein Gymnasium mit Lateinschule, eine Realschule mit gewerblicher Fortbildungsschule, eine Mädchenschule und vier Volksschulen, viele mittheil. Stiftungen, darunter ein reiches Hospital, ein Rettungshaus für verwahrloste Kinder und ein Waisenhause. Unter den öffentlichen Gebäuden sind hervorzuheben: das Rathaus in got. Stil, die Michaelskirche, das neue Gymnasium, das Stadtkrankenhaus, das vormalige Leichenhaus auf dem Sophienberg, die lat. Kirche und der neue Bahnhof. H. hat Spinnereien für Baumwolle und Wolle, Zäbriken für Baum- und Halbwollwaren, Flach- und Jutezspinnerei, Appreturanstalten, Maschinen-, Eisen- und Blechwarenfabriken, eine Fabrik chem. Produkte, Effig., Spiritus- und Liqueurfabriken, Dampffärbereien, Dampfschneidemäbilen, Zuckerwarenfabriken, fünf große Bierbrauereien und eine Gasfabrik. Auch ist der Transthhandel wichtig, der durch die Lage der Stadt als Vereinigungspunkt der Bayerischen Staatsbahn (Linie Bamberg-H.), der Fichtelgebirgsbahn, der Bahn nach Eger und der Sächsischen Staatsbahn (Linie Leipzig-H.) sehr begünstigt wird.

H. entstand um 1080. Stadt (mittellat. Curia in Rekenitz) und Bezirk waren geraume Zeit Reichsland, 1180 kamen sie an die Herzöge von Meran, 1248 an die Grafen von Orlamünde, danach stand sie unter den Bögten von Weida, die sie 1373 an die Burggrafen von Nürnberg veräußerten; 1792 kam sie an Preußen, 1806 an Frankreich und 1810 an Bayern. Nachdem sie 1823 beinahe ganz durch Brand zerstört worden, gewann sie seitdem durch die fast durchgehends neuen und regelmäßig aufgeführten Gebäude ein sehr freundliches Ansehen.

Vgl. Weitershausen, »Übersicht der Stadt- und Landeshauptmannschaft H.« (Hof 1787 und 1792, neu abgedruckt 1874); Wirth, »Chronik der Stadt H.« (Hof 1844); Zillmann, »Heimatskunde des Stadt- und Landbezirks H.« (Hof 1877).

Hof, Stadt im nördl. Mähren, Bezirkshauptmannschaft Sternberg, an der von Olmütz nach Troppau führenden Straße, ist sehr alt und enthält noch in Gebäuden wie in Denksteinen Erinnerungen

an dem blühenden Zustand, in welchem sie sich einst befand. H. ist Sitz eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 2925 E. deutscher Junge und hat bedeutende Leinwandindustrie. Im J. 1642 wurde die Stadt von den Schweden gänzlich verwüstet.

Hof an der March (auch Markt Hof), Marktflecken in Niederösterreich, Bezirkshauptmannschaft Groß-Engersdorf, Gerichtsbezirk Marchegg, liegt unweit rechts von der March, nahe an deren Mündung in die Donau und nahe an dem vom Brünzengögen von Savoyen eingeführten Schlosse Hof (Schloßhof), das jetzt im Besitze der kais. Familie ist und wegen seiner großartigen Anlage und kunstfertigen Durchführung die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich zieht. H. zählt (1880) 384 E., welche Feldbau treiben.

Hofacker (Eudw.), luth. Prediger, geb. 15. April 1798 zu Bilbhad, studierte im Stift zu Tübingen und wirkte seit 1826 als Pfarrer zu Nellingshausen bei Marbach, wo er 18. Nov. 1828 farb. Er heft in seinen weitverbreiteten Predigten den Gegensatz von Sünde und Gnade besonders nachdrücklich hervor und ruft in fast methodistischer Weise die Sünder zur Buße. — **Wilhelm H.**, Bruder des vorigen, ebenfalls ein hervorragender luth. Prediger, geb. 16. Febr. 1806 zu Gärtringen, studierte im tübinger Stift, ward 1830 Repetent in Tübingen, 1833 Diakon zu Waiblingen, 1835 Diakon zu St. Leonhard zu Stuttgart, wo er 10. Aug. 1848 farb. Seine Predigten sind formell abgeklärter, inhaltlich vielseitiger, aber zugleich lebhafter als diejenigen seines Bruders. Vgl. **H. Knapp**, „Eudwig H.“ (4. Aufl., Heibel. 1872); **H. Hofacker**, „Wilhelm H.“ (Stuttg. 1872).

Hofagent, s. unter Agent.

Hofämter, s. unter Hof.

Hofburg, auch die Burg genannt, heißt das kais. Residenzschloß zu Wien; Hofburgtheater das Hof-Schauspielhaus daselbst. (S. Wien.)

Hofburgwache heißt die in Österreich 1802 errichtete Gardetruppe, welche die Sicherheit und Ordnung in der Hofburg, sowie den kais. Schlössern und Gärten zu handhaben hat. Über ihre dienstliche Verwendung bestimmt der k. l. Oberst-Hofmarschall, sonst steht dieselbe unter dem Kapitän der Trabantenleibgarde; ein Stabsoffizier der H. ist Hauskommandant der Hofburg. Die H. besteht, ohne Offiziere, aus 210 Mann mit Korporalrang, welche sich aus Mannschaften des Heeres vom Zugführer abwärts erheben.

Hofchargen, s. wie Hofämter, s. unter

Hofbetret, s. unter Delict.

Hofdienste, s. wie Diensten.

Höfe (die) heißt der nordwestliche, an den Jürichersee und die Kantone Zürich und Zug grenzende Bezirk des schw. Kantons Schwyz. Im S. von den Bläuelh. und Sandsteinletten des hohen Mythen (Tessländerstein 1190 m) und des Egel (Waldhorn 1103 m) durchzogen, welche durch das Thal der Sihl voneinander getrennt werden, nördlich gegen den See abgeflacht, sind die H. ein fruchtbares, wohlangebautes Voralpengelände, reich an Almwiesen, Wäldungen und Obstgärten. Der Bezirk umfaßt 31 qkm und zählt (1880) in drei Gemeinden 4764 meist luth. E., deren Haupterwerbsquellen neben Alpenwirtschaft, Feld- und Obstbau die Seiden- und die Baumwollindustrie sind. Hauptort ist Bollerau (1458 A.) an der Straße von Nidwilerthal über die Schindlegli nach Schwyz.

Durch den R. des Bezirks fährt dem See nach die Linie Zürich-Marus-Einsthal der Schweizerischen Nordostbahn, durch den B. die Bergbahn Mädeschwyl-Schindlegli-Einsthal. Im 13. und 14. Jahrh. zur Grafschaft Napperswyl gehörig, kamen die H. 1358 an Österreich, 1396 an Zürich und 1440 an Schwyz, bei dem sie als Unterthanenland blieben, bis sie 1798 bei dem Umsturz der alten Eidgenossenschaft dem Kanton Urih der helvetischen Republik zugeteilt wurden. Durch die Mediation 1803 kamen die H. unter Aufhebung des früheren Unterthanenverhältnisses wieder an Schwyz.

Hofespanner, Vorreiter bei feierlichen Aufzügen am wiener Hof. Das Wort kommt von Einspanner, d. i. ursprünglich ein berittener Soldat, welcher seinen reißigen Knaben hatte.

Hofer (Andr.), Landwirt im Passerthale bei Meran, Oberkommandant von Tirol 1809, war 22. Nov. 1767 in dem Wirtshaus, am Saube genannt, zu St. Leonard im Passerthale geboren und handelte, nachdem er die Wirtshaus selbst übernommen, mit Wein und Pferden nach Italien. Schon 1796 führte er eine tiroler Schützenkompanie gegen die Franzosen am Gardasee; auch bei Errichtung der Landmiliz nach dem Wiener Frieden zeigte er großen Eifer für die Bekehrung Tirols. Auf Anordnung des Erzherzogs Johann entwarf 1809 Hornmayer (s. d.) den Plan zur Wiedereroberung des Landes, den H. als Beträuer in Tirol mündlich bekannt machte. Der Aufstand gelang, und in drei Tagen (vom 11. bis zum 13. April) war fast das ganze Land genommen und Innsbruck besetzt. Dann erschien H. auf dem Berner und lieferte beim Berge Isel 25. und 29. Mai 1809 den Bayern zwei Treffen, durch welche diese zur Räumung Tirols gezwungen wurden. Bald darauf wurde auch der in Trient belagerte Graf von Sinzingen von österr. Truppen und den Tirolern unter H. befreit. Schon war H. im Begriff, sich mit einer Schar an die Truppen anzuschließen, welche Klagenfurt wegzunehmen und dadurch die Verbindung Tirols mit den inneren Provinzen des Kaiserthums herzustellen sollten, als nach der Schlacht bei Marmagnon (12. Juli) eintrat, kraft dessen Tirol und Bozenberg von den Österreichern geräumt werden mußten. Hierüber entstand unter dem verlassenen Volke anfänglich Entmutigung, während General Jellachich 40000 Mann Franzosen, Bayern und Sachsen von verschiedenen Seiten in Tirol einrückten ließ. H. hatte sich anfangs in eine Höhle des Passerthals verborgen.

Als aber Spedbacher, der Kapuziner Joachim Haspinger und Pet. Mayer an der Spitze des bewaffneten Volks die Verteidigung Tirols wieder aufnahmen und namentlich vom 3. bis 9. Aug. dem Feinde mehrere Niederlagen beibrachten, trat auch H. aus seiner Höhle hervor, und zwar jetzt als oberster Anführer des für seinen alten Herrn und für sein altes Recht aufgestellten Tirol. Die Schlacht vom 12. Aug., wiederum am Berge Isel, vertrieb Jellachich aus Tirol. H. führte nun die Militär- und Civilverwaltung bis zum Frieden von Wien (14. Okt.). Als hierauf Erzherzog Johann die Tiroler zur Unterwerfung aufforderte und von allen Seiten feindliche Truppen in die Thäler einrückten, erklärte H. im November dem Bischof von Trient und dem bayr. Oberbefehlshaber seine Unterwerfung, begann jedoch auf solche Nachrichten von Siegen und dem Einmarsche des

Erzherzog Johann hin die Feindseligkeiten auf neue. Trotz mehrerer günstiger Gesichte mußte H. S. Schar daß der Übermacht unterliegen. Gern hätte man ihn gerettet, aber die Liebe zur Heimat erlaubte ihm nicht, die Vorschläge zur Flucht nach Österreich anzunehmen. Zwei Monate lang hielt er sich unter Schutze und bis in einer Alpenhütte im Passyge verbergen, bis der Priester Donay, ehemals H. S. Vertrauter, dem General Baraguan d'Alvilliers den Namen dessen verriet, welcher H. in seinem Versteck mit Nahrung versah. Teils durch Versprechungen, teils durch Bedrohung mit dem Tode wurde dieser zum Geständnis gebracht und 20. Jan. 1810 H. nebst seiner Familie gefangen. Unter harter Bedeckung brachte man ihn nach Mantua, wo er 20. Febr. 1810 standrechtlich erschossen wurde. Er ging mutig dem Tode entgegen, bußete nicht, daß man ihm die Augen verband, und kommandierte selbst »Feuer«. Für den Verlust des Vermögens wurde die Familie H. 1819 vom Kaiser entschädigt; auch wurde des bereits 1809 geedelten H. Abelsdiplom 26. Jan. 1818 zu Wien ausgestellt. H. S. Leiche wurde in der Nacht vom 8. zum 9. Jan. 1833 auf dem Friedhofe zu Mantua ausgetragen und 23. Febr. 1833 in der Hofkirche (Transeptalkirche) zu Innsbruck neben dem Grabmale Kaiser Maximilians I. beigesetzt. Kaiser Franz ließ durch den Professor Schaller in Wien H. S. Statue in Marmor fertigen, welche 1834 über dessen Grabe aufgestellt wurde.

Hgl. »Tirol und die Tiroler« (2 Bde., Epp. 1845); Beder, »Andreas H. und der Freiheitskampf in Tirol« (3 Bde., Epp. 1841—42), sowie die Biographien von Weber (Jansbr. 1852), Rapp (Jansbr. 1859) und Weibinger (3. Aufl., Epp. 1861); Geigel, »Andreas H.« (Münch. 1874). Jammers hat in seinem »Trauerspiel in Tirol« (1838) das Schicksal H. S. dramatisch behandelt.

Höfer (Andreas, Edler von), österr. Abgeordneter, Gutsbesitzer, geb. 27. Sept. 1833 zu Fischamend, studierte die Rechte und wurde 1871 Notar in Amstetten. Seit 1870 war er Vertreter des tiroler Großgrundbesitzes im Landtag in Innsbruck, seit 1877 auch im Abgeordnetenhaus des Reichsrats; er gehörte zur Verfassungspartei. H. starb 25. Juni 1881.

Höfer (Ludw.), Bildhauer, geb. in Ludwigsburg 1801, fand zuerst in Stuttgart Anleitung, wurde aber schon 1819 in München bei der Ausschmückung des Glyptothekhauses beschäftigt. Indessen wurde erst Rom seine wahre Schule, wo er zuerst in Thorwaldsens Atelier trat, dann aber während eines 15jährigen Verweilens selbständig arbeitete. Eine solche Frucht des Studiums in Italien war seine Psyche, welche 1838 nach seiner Heimkehr vom König von Württemberg erworben wurde. Durch die Gönnerschaft desselben Fürsten gelangte der rasch sich vervollkommnende Künstler zu bedeutenden Aufträgen und hatte Gelegenheit, noch mehrmals Italien zu betreten, insbesondere als die großen Unternehmungen für die Ausschmückung des Hofgartens in Stuttgart in Gang kamen. Die Herbedandiger, drei Marmorgruppen, sowie zahlreiche Kopien klassischer Antiken wurden damals von H. vollendet, ferner für das königl. Schloss Rosenstein der zierliche Amor. In all diesen Meisterwerken betandete der Künstler große technische Fähigkeiten und einen an den Meistern der Antike geknüpften Stil. Spätere Arbeiten

seit den fünfziger Jahren entstanden, die Concordia auf dem Monument, welches zur Erinnerung an das Regierungsjubiläum des Königs Wilhelm in Stuttgart errichtet wurde, das Reiterdenkmal Eberhards im Bart im Schlosshofe daselbst, sowie eine Gruppe, den Raub des Hylas darstellend.

Höfer (Albert), Sprachforscher, geb. 2. Okt. 1812 in Greifswald, studierte hier, in Göttingen und Berlin Philologie und habilitierte sich 1838 in Berlin. Er wurde 1840 außerord. Professor in Greifswald, ging 1841 mit Unterstützung der Regierung nach London, Oxford und Paris, wo er viele Handschriften, namentlich indische, erwarb, und wurde 1847 ord. Professor in Greifswald. Er las hauptsächlich über Sanskrit, vergleichende Grammatik und deutsche Philologie. H. starb 9. Jan. 1883 in Greifswald. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Beiträge zur Etymologie und vergleichenden Grammatik der Hauptsprachen des indogerman. Stammes« (Berl. 1839), »Rom Infinitiv als Probe der Sanskritsprache« (Berl. 1840), »Ind. Gedichte in deutschen Nachbildungen« (2 Bde., Epp. 1844), »Denkmäler niederdeutscher Sprache und Literatur« (2 Bde., Greifsw. 1850—51), »Altville im Sachsenpiegel« (Halle 1870).

Höfer (Edmund), namhafter Novellist und Romanchriftsteller, geb. 15. Okt. 1819 in Greifswald, wo sein Vater Senator und Direktor des Stadtgerichts war, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich dann auf der dortigen Universität philol. und histor. Studien, die er zu Heidelberg und Berlin fortsetzte. Durch häusliche Verhältnisse an der weiteren Verfolgung der eingeschlagenen Laufbahn verhindert, lehrte er 1842 nach Greifswald zurück. Seine ersten Erzählungen erschienen seit 1845 im »Morgenblatt«. Eine Sammlung derselben veröffentlichte er unter dem Titel »Aus dem Volke« (Stuttg. 1859), welcher »Geschichte« (Berl. 1859; 2. Aufl. 1863) und »Aus alter und neuer Zeit« (Stuttg. 1854) folgten. H. reiste 1854 nach Stuttgart über, wo er mit Handländer bis 1867 die »Hausblätter« herausgab und seinen bleibenden Wohnsitz nahm. Er veröffentlichte hier eine lange Reihe von Novellen und Erzählungen, wie »Horien« (2 Bde., Stuttg. 1858), »Auf deutscher Erde« (2 Bde., Stuttg. 1860), »Aus der weiten Welt« (2 Bde., Stuttg. 1861), »Ein Findling« (4 Bde., Schwer. 1868), »Der große Baron« (2 Bde., Prag 1861), »Altarmann Ryle« (4 Bde., Berl. 1864), »Der verlorene Sohn« (2. Aufl., Stuttg. 1871), »Land und Seenovellen« (2 Bde., Bresl. 1871), »Stille Geschichten« (3 Bde., Jena 1872), »Erzählungen aus der Heimat« (2 Bde., Jena 1874), »Der Demagoge« (3 Bde., Jena 1872), »Die Bettelprinzessin« (Drem. 1876), »Allerhand Geister« (Stuttg. 1876), »Von ihr und mir« (Stuttg. 1876), »Der Junker« (3 Bde., Stuttg. 1878), »Dunkle Fenster« (Stuttg. 1878), die Dialektbildung »Pap Ruh« (1878) u. s. w. Einige seiner größern Erzählungen, wie »Die Honoratiorentochter« (Stuttg. 1861) und »Unter der Fremdherrschaft« (3 Bde., Stuttg. 1862), waren vorher im Feuilleton der »Kölnischen Zeitung« erschienen. Eine treffliche Sammlung der apologetischen Sprichwörter veröffentlichte er unter dem Titel »Wie das Boll spricht« (Stuttg. 1865; 2. Aufl. 1876); auch gab er eine »Deutsche Literatur

Frauen und Jungfrauen« (Stuttg. 1876) und »Charlotte von Stein« (Stuttg. 1876) heraus. Die Fabeln seiner Novellen

sind meist kräftige und markige norddeutsche Gestalten, zu welchen die Stiebelhäuser alter Hansestädte, die Fischerhöfzer an der stillen Ostseeküste, die weiten Forsten mit dem blauen Meer in der Ferne die Staffage bilden. Alle seine Charaktere sind dem Leben entnommen. Dabei zeigen besonders seine frühern Arbeiten auch Abgeschlossenheit, Rundung und Harmonie der künstlerischen Form, während er sich in seinen spätern umfangreichern Erzählungen in einer breitem Darstellungsweise ergeht. S. selbst hat eine Sammlung seiner frühern »Erzählenden Schriften« (12 Bde., Stuttgart, 1865) veranstaltet. »Ausgewählte Schriften« von ihm erschienen in 14 Bänden (Jena 1882—83). S. starb 23. Mai 1882 in Cannstatt.

Höfswesen. Die Besorgnis, daß der mittlere und kleinere Bauernstand sich mehr und mehr in ein besitzloses Proletariat auflösen könnte, hat in Preußen in der neuesten Zeit zu gesetzgeberischen Maßregeln geführt, durch welche die Zusammenhaltung der Hofgüter befördert werden soll, indem einerseits die Vermeidung der naturalen Erbtheilung derselben erleichtert und andererseits die Vertheilung des das ganze Gut übernehmenden Erben vermindert wird. Es kann dies natürlich nur dadurch geschehen, daß ein Anerbe eingesetzt und dieser in irgend einer Weise bevorzugt wird. Das erste Gesetz dieser Art wurde 2. Juni 1874 für Hannover erlassen und sollte zunächst nur das bereits bestehende bauerliche Anerbenrecht auf festere und zweckmäßigere Formen bringen. Durch zwei folgende Gesetze (von 1880 und 1884) wurde seine Wirksamkeit auf alle mit einem Wohnhause versehenen landwirtschaftlichen Besitzungen und auch auf die Rittergüter ausgedehnt. Hiernach kann jeder Eigentümer eines Gutes daselbe in die sog. Höferolle eintragen lassen. Dadurch wird ein besonderes Intestaterbrecht für das Gut geschaffen, vermöge dessen der älteste Sohn oder in Ermangelung von Söhnen die älteste Tochter begünstigt wird, indem das Gut für den Anerben nur mit dem Zwanzigfachen des (niedrig geschätzten) Reinertrags in Anrechnung gebracht und ihm ein Präcipuum von einem Drittel des (event. um die auf dem Gute ruhende Schuldenlast verminderten) Hofwertes zugestanden wird. Die Eintragung des Guts in die Höferolle kann jederzeit auf Antrag des Eigentümers wieder gelöscht werden. Ebenso kann derselbe jederzeit durch Testament oder anderweitige Urkunde die erwähnte Begünstigung des Anerben aufheben oder durch eine andere ersetzen.

Ein ähnliches Gesetz ist die am 30. April 1882 erlassene »Landgüterordnung« für die Provinz Westfalen und einige benachbarte rheinpreuß. Kreise. Es war hier bereits durch ein Gesetz vom 4. Juni 1866 für die Pflichttheilsberechnung eine besondere niedrige Taxirung der Landgüter festgesetzt worden, welche es möglich machte, durch Testament einen Erben bedeutend zu bevorzugen. Das neue Gesetz gewährt das Mittel, eine solche Bevorzugung auch durch die Eintragung des Guts in die »Landgüterrolle« zu schaffen, jedoch erhält der Anerbe nicht, wie in Hannover, ein Präcipuum, sondern nur das Recht, das Gut zum 20fachen Betrag des Grundsteuerreinertrags (ohne besondere Berechnung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude und des Gutsinventars) zu übernehmen, während der Verbleibswert der Güter oft das Vierzig- oder Sechzigfache jenes Reinertrags erreicht. Ubrigens kann auch hier jederzeit

die Lösung des Guts oder eine anderweitige Verfüzung seitens des Eigentümers erfolgen. Das Gesetz gilt für alle mit einem Wohnhause versehenen landwirtschaftlichen Besitzungen, welche nach dem Grundkataster einen Reinertrag von wenigstens 75 Mark ergeben. Ähnliche Gesetze sind für Lauenburg und Brandenburg erlassen worden. Vorausichtlich werden diese Gesetze indes nur dort eine praktische Bedeutung erlangen, wobei Bevorzugung eines Anerben dem Herkommen und den Rechtanschauungen der bauerlichen Bevölkerung entspricht. (S. Baur, Grundeigentum.)

Hoff (Karl), Genremaler, geb. 8. Sept. 1838 in Mannheim, erhielt seine künstlerische Bildung an der Akademie in Karlsruhe unter Schirmer, dann in Düsseldorf unter Baurier. Auf der Ausstellung zu Berlin 1872 und auf der Wiener Weltausstellung wurden seine Werke mit Medaillen ausgezeichnet. Die Gemälde des Künstlers finden sich in den bedeutendsten Galerien und vielfach im Privatbesitz, so daß nur ein verhältnismäßig kleiner Teil bekannt ist. Zu den besten gehören der Winkelschloß (1864 im pariser Salon), die Heimkehr (1868, in Philadelphia), die Taufe nach dem Tode des Vaters (1875, in der berliner Nationalgalerie), der liebe Onkel (Wiener Weltausstellung 1873), Tartar und Elmir, Cœur à tout, das Verhör der Zigeuner, Sub rosa, auf der Flucht. Auch im Landschaftsfache hat S. Erfolge aufzuweisen.

Hoff (Karl Ernst Adolf von), geolog. Schriftsteller, geb. 1. Nov. 1771 zu Gotha, besuchte das bairische Gymnasium und studierte von 1788 bis 1791 zu Jena und Göttingen die Rechte. Richterberg und Blumenbachs Vorträge nährten in ihm die Vorliebe für Naturkunde. Nach seiner Rückkehr nach Gotha wurde er bei der Geh. Kanzlei und bei dem Hausarchiv angestellt, 1813 Geh. Assistentzrat des gothaischen Ministeriums, 1817 Kommissar des gothaischen Hofes für die Angelegenheiten der Universität Jena. Als nach dem Aussterben des Hauses Sachsen-Gotha das gothaische Land dem Herzog von Sachsen-Coburg zufiel, ernannte ihn dieser zum Mitglied seines Ministeriums und übertrug ihm die Kuratel der Sternwarte Seeburg. Zu Ende des J. 1828 erhielt er die gesuchte Entlassung aus dem Ministerium. Doch bei der darauf erfolgten neuen Organisation der gothaischen Landesbehörden wurde er zum Direktor des Oberkonsistoriums in Gotha ernannt, auch ihm 1832 die Direktion der wissenschaftlichen und Kunstsammlungen übertragen. Er starb 24. Mai 1837. Seine vorzüglichsten Schriften sind: »Geschichte der durch Überlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche« (5 Bde., Gotha 1822—41) und »Die Höhenmessungen in und um Thüringen« (Gotha 1833). Von 1801 bis 1816 gab er den »Gothaischen Hofkalender« heraus. Aus seinem Nachlaß erschien »Deutschland nach seiner natürlichen Beschaffenheit und seinen frühern und jetzigen polit. Verhältnissen« (Gotha 1838).

Hoff (Konrad), Architekturmaler, geb. 19. Nov. 1816 zu Schwerin, erlernte die Stubenmalerei und bildete sich kurze Zeit an der Dresdener Akademie. Er war dann als Stuben- und Theatermaler in mehreren Städten Deutschlands und Polens thätig, bis er sich in München niederließ, wo er 19. Febr. 1883 starb. Seine Bilder stellen meist Kolossalbauten dar. Hervorzuheben sind: Kolosojinner (1860), Inneres der Münchener Frauenkirche (1860),

Treppenhau im Schloß zu Schleißheim (1862), Inneres eines alten Schlosses in Neuburg, Schlafzimmer Kaiser Karls VII. in Schleißheim (1867) und viele Bilder aus oberital. Städten.

Hoffähigkeit, s. unter Hof.

Hoffenthal oder Hopetal, Kolonie an der Nordostküste von Labrador, etwas nördlich vom 55.° nördl. Br., etwa 1200 km im NO. von Quebec, am äußersten Ende einer langen, felsigen Halbinsel, zählt 285 Bewohner und ist eine Missionsstation der Mährischen Brüder.

Hoffm., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hoffmann (Heinrich Karl Hermann) und für Hoffmann (Franz Georg).

Hoffman (Charles Jenno), ameril. Schriftsteller und Dichter, geb. 1806 in der Stadt Neugott, studierte auf dem dortigen Columbia College, praktizierte von 1826 an drei Jahre als Advokat und wandte sich dann ausschließlich der Litteratur zu. Zunächst redigierte er in Gemeinschaft mit Charles King den «New-York American» und übernahm dann die Herausgabe des «Knickerbocker Magazine», welches jahrelang die bedeutendste ameril. Monatsschrift war. Seine einzige Novelle «Groylaar» (erschienen 1840) ist unbedeutend und seine Gedichte («The vigil of faith and other poems», 1844 u. 1874) sind mittelmäßig. Im J. 1850 gelähmt geworden, lebte er seitdem in einem Irrenhaus.

Hoffmann (Alexander Friedr. Franz), bekannter Volks- und Jugendschriftsteller, geb. 21. Febr. 1814 in Weimburg, besuchte das dortige Gymnasium, widmete sich dann dem Buchhandel, entsetzte aber 1839 dem Geschäftsleben und hörte in Halle philos. und naturwissenschaftliche Vorlesungen. Nachdem er einige Jahre in Dessau gelebt, siedelte er 1855 nach Dresden über, wo er 11. Juli 1892 starb. Seine literarische Thätigkeit begann er mit einer Bearbeitung der Märgen der «Tausendund-eine Nacht» für die Jugend (5. Aufl., Stuttg. 1871), die ebenso wie einige Originalerzählungen sehr günstig aufgenommen wurden, sodas er fortan seine schriftstellerische Thätigkeit ganz der Jugend- und Volkschriftenlitteratur widmete. H. hat seit 1840 weit über hundert verschiedene Erzählungen, Märchen u. f. w. veröffentlicht, die fast alle vielfache Auflagen erlebten und mehrfach überfetzt wurden. Auch gab er seit 1846 den «Deutschen Jugendfreund», eins der besten Blätter seiner Art, heraus.

Hoffmann (Andr. Gottl.), namhafter Theolog und Orientalist, geb. 13. April 1796 zu Wellersleben in der Grafschaft Mansfeld, nahm 1813 als freiwilliger Jäger an den Freiheitskriegen teil, studierte in Halle und ging 1822 als außerord. Professor nach Jena, wo er 1826 ord. Professor, 1828 Kirchenrat und 1843 Geh. Kirchenrat wurde. Er starb daselbst 16. März 1864. Sein Hauptwerk ist die «Grammatica Syriaca» (Halle 1827). Außerdem sind zu erwähnen: «Commentarius philologico-criticus in Mosai benedictionem» (8 Programme, Halle, dann Jena 1822 fg.), die Umarbeitung von Bernetros' «Entwurf der hebr. Altertümer» (Weim. 1832) und «Die Apokalypstiker der ältern Zeit unter Juden und Christen» (Bd. 1, Abt. 1 u. 2, Jena 1833—38), das Buch Henoch enthaltend. Während 1827—51 war H.s Thätigkeit meist der Redaction der Griech und Gruber'schen «Allgemeinen Encyclopädie» gewidmet, deren zweite Sektion er anfangs gemeinschaftlich mit Haffel und vom 8. bis zum 28. Bande allein fortführte.

Hoffmann (Aug. Heinr.), gewöhnlich Hoffmann von Fallersleben genannt, deutscher Dichter, sowie verdienter Sprachforscher und Litterarhistoriker, geb. 2. April 1798 zu Fallersleben im Lüneburgischen, bezog, zu Helmstedt und Braunschweig vorgebildet, 1816 die Universität Göttingen, die er 1819 mit Bonn vertauschte. Anfanglich widmete er sich der Theologie, gab dieselbe aber bald auf und beschäftigte sich dann ausschließlich mit germanistischen und litterarhistor. Studien. Nachdem er von Bonn aus die Rheinlande und Holland zur Erforschung der Volksdichtung durchreist und eine Zeit lang in Berlin gelebt, wurde er 1823 Custos an der Universitätsbibliothek in Breslau, welches Amt er 1839 niederlegte, 1830 außerord., 1835 ord. Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der dortigen Universität. Infolge seiner «Unpolit. Lieder» wurde seine Abfertigung 20. Dec. 1842 vom König auf Grund der Karlsbader Beschlüsse bestätigt. Während der nächsten Jahre führte H. ein wechselvolles Wanderleben durch ganz Deutschland, die Schweiz und Italien. Im J. 1845 erwarb er sich in Medlenburg das Heimatsrecht. Seit 1848 in Preußen rehabilitiert, bezog er von da an das gesellschaftliche Barageld als Pension. Nachdem er sich 1849 verheiratet, lebte er am Rhein, zuerst in Dingerbrud, seit 1851 in Neuwied, bis er 1854 einer Einladung nach Weimar folgte, wo er mit Schade das «Weimarisches Jahrbuch» (Hannov. 1854—57) herausgab. Seit 1860 Bibliothekar des Herzogs von Ratibor, lebte er auf Schloß Korvei an der Weser, wo er in der Nacht vom 19. auf den 20. Jan. 1874 starb. In seinem Geburtsort wurde ihm 23. Nov. 1883 ein Denkmal (Obelisk) errichtet.

H.s litterarische Thätigkeit ist teils wissenschaftlicher, teils dichterischer Art. Durch die erste gehört er zu den verdientesten Forschern auf dem Gebiete der deutschen Sprache und Litteratur, deren Kenntnis er ebenso sehr durch glückliche Funde wie durch gründliche Arbeiten gefördert hat. Unter seinen Leistungen auf dem Gebiete der altdeutschen Litteratur sind besonders hervorzuheben zunächst die Sammelwerke «Horae Belgicae» (Bd. 1—12, Lpz. u. Berl. 1830—62), «Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur» (2 Bde., Berl. 1830—37), «Altdeutsche Blätter» (mit Haupt, 2 Bde., Lpz. 1836—40), denen sich später die «Spenden zur deutschen Litteraturgeschichte» (2 Bde., Lpz. 1845) und die «Zinblinge» (2 Tle., Lpz. 1859—60) angeschlossen. Von ganz besonderm Werte sind H.s «Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther» (Bresl. 1832; 3. Aufl., Hannov. 1861), «Unsere vollständigen Lieder» (3. Aufl., Lpz. 1869), «Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrh.» (2. Aufl., 2 Tle., Lpz. 1860), «Lieder der Landstämme unter Frundsberg» (Hannov. 1868) und «Die deutsche Philologie im Grundriß» (Bresl. 1836). Unter den Ausgaben älterer deutscher Schriftwerke sind namentlich «Reineke Vos» (Berl. 1834; 2. Aufl. 1852), die «Monumenta Eluonensia» (Gent 1837) und «Theophilus» (2 Bde., Hannov. 1863—64) von Bedeutung. Viele seiner Arbeiten verdanken ihren Ursprung seiner Vorliebe für die deutsche Volksdichtung, wie außer einigen der bereits genannten auch die «Schlef. Volkslieder mit Melodien» (Lpz. 1842) und die «Niederländ. Volkslieder» (2. Aufl., Hannov. 1856). H.s eigene Dichtungen schließen sich aufs engste an das Volkslied

und zeichnen sich aus durch echte Einfachheit, Lieblichkeit und Zartheit. Viele seiner Lieder sind im Volksmunde heimisch geworden. Erwähnenswert ist es auch, daß H., obgleich nicht musikalisch gebildet, doch zu seinen Liedern selbst anmutige Gesangswissen angab. Außer den »Geschichten« (3. Aufl., Berl. 1874; Auswahl von Frauenhand, Hannov. 1862) sind insbesondere folgende Sammlungen hervorzuheben: »Mamans Lieder« (5. Aufl., Mannh. 1843), »Heimleben« (Neumieb 1865), »Soldatenleben« (Mannh. 1841), »Soldatenleben« (Berl. 1852), »Jüngling Lieder« (Berl. 1841), »Jüngling neue Kinderlieder« (Mannh. 1845), »Alte und neue Kinderlieder« (4 Hefte, Berl. 1873) u. s. w. Eine vollständige Ausgabe der »Kinderlieder« erschien 1877 (Berl.). In anderer Richtung, aber auch schon durch ihre Melodien vollständig, bewegten sich die »Unpositt. Lieder« (3 Bde., Hamb. 1840—41), welche, noch vor Herwegh, das größte Aufsehen erregten. Ihnen schrieben sich an: »Deutsche Lieder aus der Schweiz« (Zür. 1843; 4. Aufl., Altona 1862) und »Streiflichter« (Berl. 1872). Eine eingehende Selbstbiographie veröffentlichte H. unter dem Titel: »Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen« (6 Bde., Hannov. 1868—70). Nach seinem Tode wurden von Wolf »Briefe von H. von Jallersleben und Moriz Haupt an Ferdinand Wolf« (Wien 1874) herausgegeben. Vgl. Wagner, »H. von Jallersleben 1818—68« (Wien 1869); Gottschall, »Porträts und Studien« (Bd. 5, Pp. 1876).

Hoffmann (Christoph Ludw.), berühmter mediz. Schriftsteller, geb. 1721 zu Rheba in Westfalen, studierte in Jena Medizin, wo er 1746 promovierte, und erhielt nachher die Stelle eines Professors der Medizin und Philosophie in Burgsteinfurt. Später wurde er kurländischer und bischöfl. münsterscher Hofrat und Leibarzt und übernahm zugleich das Direktorat des mediz. Kollegiums zu Münster. Im J. 1787 kam er als kurmainzischer Geheimrat und Direktor des mediz. Kollegiums nach Mainz; dann lebte er mit dem Kurfürsten in Aschaffenburg und starb 28. Juli 1807 zu Etzville im Rheingau.

H. hat sich sowohl durch seine Schriften als auch durch Aufstellung eines Systems einen ruhmvollen Namen erworben. Das letztere sollte eine Vereinigung der Humoral- mit der Solidartheorie sein. Den Grund der Krankheit suchte er in saurer oder fauliger Verderbnis der Säfte, welche die auf verschiedene Art reizbaren festen Teile regelmäßig affiziere, und deshalb habe die Heilkunde vorzüglich nach Reinigung der Säfte zu streben, welche teils durch die natürlichen Absonderungen, teils durch künstliche Ausleerungen bewerkstelligt werde. Diese Lehre setzte er vorzüglich in seiner Schrift »Von der Empfindlichkeit und Reizbarkeit der Teile« (Münst. 1779; 2. Aufl., Mainz 1792) auseinander. Von seinen übrigen Werken sind noch zu erwähnen: »Abhandlungen von den Poden« (2 Bde., Münst. 1770—83), »Über den Scharbock, die Lustseuche und die Ruhr« (Münst. 1782), »Der Magnetismus« (Frankf. u. Mainz 1787), gegen die magnetisierenden Betrüger geschrieben. Seine kleineren Werke gab Chavet als »Opuscula latina medici argumenti« (Münst. 1789) und »Bermischte mediz. Schriften« (4 Bde., Münst. 1790—95) heraus.

Hoffmann (Eleanore), geborene Lantta, die bedeutendste unter den poln. Schriftstellerinnen neuerer Zeit, geb. 23. Nov. 1798 zu Warschau, wurde schon durch ihre erste Schrift: »Pamiętniki

po dobrej matce« (»Andenken der guten Mutter«), zur beliebten Schriftstellerin. Im J. 1824 gründete sie und redigierte mehrere Jahre hindurch eine vorzügliche Zeitschrift für Kinder und schrieb gleichzeitig Kindererzählungen («Pamiętniki dla dzieci»). Die Regierung übergab ihr zunächst das Epitaph von vier Mädchenschulen, ernannte sie hierauf zur ersten Lehrerin in dem Erziehungs-Institut und zuletzt zur Oberauffseherin sämtlicher Mädchenschulen in Warschau. Nach dem Revolutionskampfe (1831) folgte sie ihrem Gatten, mit dem sie seit 1829 vermählt, ins Ausland und nahm ihren Aufenthalt in Paris. In diese Zeit fallen ihre größern Schriften, Romane, Erzählungen, Unterrichtsbücher für Mädchen. Sie starb 15. Sept. 1845 in Paris und wurde auf dem Kirchhofe Père-Lachaise in Paris beerdigt, wo ihre Landsleute ihr ein Grabmal setzten. Ihre nachgelassenen Werke (9 Bde., Berl. 1848) enthalten »Memoiren« (3 Bde.), dann »Über die Pflichten der Frauen« (3 Bde.) und »Bermischte Schriften«.

Ihr Gatte, Karl Boromeus Alexander d. H., geb. 24. März 1798 in Rasowien, studierte die Rechte, widmete sich hauptsächlich litterarischer Thätigkeit und gründete 1825 die »Poln. Ademie«, eine jurist. Zeitschrift. Auch gab er 1827 eine Übersetzung der Werke Franklins heraus. Im J. 1828 erhielt er die Stelle eines Rats bei der Polnischen Bank. Unmittelbar nach Ausbruch der Revolution gab er die in mehrere Sprachen übersehte Schrift »Die große Woche der Polen« heraus. Sodann wurde er einer der Direktoren der Warschauer Bank. Nach der Stürmung von Warschau wandte er sich nach Dresden, wo da 1832 nach Paris, wo er in der Emigration zur Partei des Fürsten Czartorzycki gehörte. Seit 1848 lebte er wieder in Dresden, ließ sich dann in Galizien nieder und starb 6. Juli 1875 in Blasewitz bei Dresden. H.'s Hauptwerk ist: »Historia reform politycznych w dawnej Polsce« (Pol. 1869); außerdem sind hervorzuheben: »Coup d'œil sur l'état politique de Pologne sous la domination russe« (Par. 1833), »Cztery powstania« (Par. 1837) und »Vademecum polakow« (Par. 1839).

Hoffmann (Ernst Theob. Amadeus, eigentlich Wilsch), einer der originellsten deutschen Romantiker und Romanbdichter, geb. 24. Jan. 1776 zu Königsberg in Preußen, studierte daselbst die Rechte und arbeitete dann bei der Oberamtsregierung in Glogau und dem Kammergericht in Berlin. Im J. 1800 wurde er Assessor bei der Regierung in Posen, sodann wegen einiger von ihm gefertigter Karikaturen, die der General Zakrow und andere Hochgestellte auf sich bezogen, 1802 als Rat nach Ploetz und 1804 in gleicher Eigenschaft nach Warschau versetzt, wo der Einmarsch der Franzosen 1806 seine Laufbahn endete. Ohne Aussichten und Vermögen, benutzte er seine musikalischen Kenntnisse als Gewerksjunge und folgte 1808 einer Einladung des Grafen Julius von Soden nach Bamberg als Musikdirektor bei dem dort neuerrichteten Theater. Als dieses bald nachher geschlossen wurde, beschäftigte er sich mit Musikunterricht und arbeitete für die Leipziger »Allgemeine musikalische Zeitung«, ging 1813 als Musikdirektor bei der Hof. Sonderschen Schauspielergesellschaft nach Dresden und leitete bis 1814 das Orchester dieser abwechselnd dort und in Leipzig spielenden Gesellschaft. Im J. 1816 wurde er wieder als Rat bei dem Königl. Kammergericht in Berlin angestellt, wo er 25. Juni 1822 starb.

In Polen brachte er das Goethe'sche Singspiel «Schert, List und Rache» aufs Theater, in Warschau «Die lustigen Musikanten» von Brentano, die Opern «Der Kanonikus von Mailand» und «Schärpe und Blume», wozu er selbst den Text dichtete. Auch setzte er die Musik zu Merz's «Kreuz an der Ostsee» und komponierte später für das Berliner Theater «Jouquet» zur Oper umgefaltete «Umbine». Die Aufforderung, seine in der «Musikalischen Zeitung» erschienenen Aufsätze zu sammeln, veranlaßte ihn zu der Herausgabe der «Phantasiestücke in Callot's Manier» (4 Bde., Hamb. 1814—15; 3. Aufl., 2 Bde., Ept. 1825). Danach gab man ihm die unterscheidende Bezeichnung: Callot's. Diesen schloßen sich an: «Ältere des Zeufels» (Berl. 1815—16), «Nachstücke» (2 Bde., Berl. 1817) und «Die Scapionsbrüder» (4 Bde., Berl. 1819—21, nebst einem Supplément, 1825, der 5. letzte Erzählungen enthält); ferner: «Klein Zaches, genannt Zinnober» (2. Aufl., Berl. 1824), «Prinzessin Brambilla, ein Capriccio nach Jakob Callot», «Reister Floh, ein Märchen im sieben Abenteuer zweier Freunde» (Frankf. 1822), «Lebensansichten des Kater Murr, nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler, in zufälligen Natulaturblättern» (2 Bde., Berl. 1820—22), «Der Doppelgänger» (Wien 1822) und einige kleinere Erzählungen. H. befaß einen scharfen Verstand, der an den Erscheinungen sehr bald die schwachen und lächerlichen Seiten erkannte. Doch zeigte er sich zugleich voll phantastischer Anschauungen und Dämonenglaubens, geneigt zu schneidender Strepis, beißender Ironie und bizarrem Humor, in lyrischem Gefühl schwebend, den Gegenstand seiner Liebe mit Enthusiasmus erfassend und excentrisch in seiner Begeisterung. Epithete bis zur Weichlichkeit und Stoiker bis zur Starrheit. In seinen humoristischen Sprüngen erinnert er an Jean Paul, den er an novellistischer Erfindungsgebe übertrifft, aber an Umfang und Tiefe des Humors, an Mannigfaltigkeit der Anschauungen, an Gewalt der Sprache keineswegs erreicht. Auch in seinem Gange zu sentimental und enthusiastischen Ausbrüchen gleicht er Jean Paul; nur erscheinen diese bei letztem als natürliche Geburten eines reinen, nativen und gesunden Gemüths, bei H. häufig als die erkünstelten und geschraubten Erzeugnisse eines halb krankhaften Rasinements. Am besten gelungen sind ihm eine Anzahl kleiner Novellen, Meisterstücke in engem Rahmen, die, wie «Reister Martin und seine Gefellen», «Das Majorat», «Fräulein Scudery», «Doge und Dogaresse» u. f. w., sich von der gespenstischen Maschinerie frei erhalten. Auch als geschickter Karikaturenzeichner zeichnete sich H. aus, und mehrere der am populärsten gewordenen Karikaturen auf Napoleon rühren von ihm her. Eine Sammlung seiner «Ausgewählten Schriften» erschien zu Berlin (10 Bde., 1827); seine Witwe, Micheline, geborene Rorer, fügte denselben fünf Bände Supplemente (neue Aufl., Stuttg. 1839) bei. «Ausgewählte Werke» H. gab auch Kurz (2 Bde., Hildburgh. 1870) heraus. Eine Gesamtausgabe erschien 1856—57 (12 Bde.) zu Berlin, ferner mit Federzeichnungen von Hofmann in 12 Bänden (Berl. 1871—73), eine andere mit Biographie H. von R. Vorberger (6 Bde., Berl. 1873). Eine treffliche Biographie H. lieferte sein Freund J. G. Hitzig in dem Werke «Aus H. Leben und Nachlaß» (2 Bde.,

Berl. 1823; 3. Aufl. 1839). Fund (pseudonym für J. Kurz) gab Erinnerungen an H. in der Schrift «Aus dem Leben zweier Dichter: Ernst Theodor Wilhelm H. und Fr. Gottlob Wegel» (Ept. 1836) heraus. Im Auslande, namentlich in Frankreich, ist H. vielfach übersezt und nachgeahmt worden.

Hoffmann (Franz), theistischer Philosoph, geb. zu Altschiffenburg 19. Jan. 1804, studierte, nach Absolvierung des Lyceums zu Altschiffenburg, in München 1826—27 Jurisprudenz, dann bis 1832 Philosophie, auch Theologie und Naturwissenschaft, besonders unter Baader, Schelling, Görres, Schumbert, Otten und Alt, und wurde 1834 Professor der Philosophie am Lyceum zu Bamberg, aber schon 1835 ord. Professor der Philosophie in Würzburg, wo er 22. Okt. 1881 starb.

Von seinen Schriften sind zu nennen: «Vorhalle zur speculativen Lehre J. Baaders» (Altschiffenburg. 1836), dann die Sammlung von Baaders «Kleinen Schriften» (Würzb. 1848; 2. Aufl., Ept. 1860) und im Verein mit einigen andern die Herausgabe von «Baaders sämtlichen Werken» (16 Bde., Ept. 1851—60), mit Biographie und Einleitungen von H., welche auch in besonderem Abdruck erschienen; ferner «Grundriß der allgemeinen reinen Logik» (2. Aufl., Würzb. 1856), «Baaders Bliktrahl wider Rom» (2. Aufl., Würzb. 1871), «Kirche und Staat» (Göttingen 1872) und «Philos. Schriften» (8 Bde., Erlangen 1867—81). H. hat als Schüler Baaders (f. d.) zur Verbreitung der Philosophie des letztern viel beigetragen.

Hoffmann (Franz Georg), Botaniker, geb. 1761 zu Martidreit in Bayern, war Professor der Medizin in Erlangen, dann Professor der Botanik in Göttingen und starb 1828 als Staatsrath zu Moskau. Er veröffentlichte: «Enumeratio lichenum» (3 Hefte, Erlangen 1784—86), «Historia salicis» (5 Hefte, Ept. 1785—91), «Vegetabilia cryptogama» (2 Hefte, Erlangen 1787—90), «Plantae lichenosae» (3 Bde., Ept. 1789—1801), «Deutschlands Flora» (2 Bde., Erlangen 1800—4) u. f. w.

Hoffmann (Friedr.), neben Boerhave der berühmteste Arzt seiner Zeit, geb. 19. Febr. 1660 zu Halle, erhielt daselbst seine alademische Vorbildung und wurde frühzeitig durch seinen Vater in die Studien seines künftigen Berufs eingeführt. Im J. 1678 bezog er die Universität zu Jena und begab sich 1679 nach Erfurt zu dem berühmten Professor der Chemie Kaspar Cramer, lehrte jedoch 1680 wieder nach Jena zurück, wo er 1681 promovierte und sich habilitierte. Seine erschütterte Gesundheit wiederherzustellen, machte er später eine Reise durch Holland und England und ließ sich 1686 als praktischer Arzt zu Minden in Westfalen nieder, wo er dann Garnisonsarzt, 1686 Physikus des Fürstentums Minden und kurfürstl. Hofmedikus wurde. Im J. 1688 folgte er dem Rufe als Physikus nach Halberstadt. Bei Begründung der Universität zu Halle berief ihn Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg 1693 als ersten Professor der Medizin dahin und beauftragte ihn mit der Bildung und der Einrichtung der mediz. Fakultät. Schon 1708 bot ihm der kaiserliche Kaiser Friedrich I. die Stelle eines Leibarztes an, die er aber ausschlug. Als jedoch 1708 der König bedeutend erkrankte, konnte H. nicht umhin, die früher ausgeschlagene Stelle anzunehmen, und ging mit Beibehaltung seiner Professur nach Berlin. Des Hoffmanns und der Aufzeichnungen des ältern

königl. Leibarztes Gundelheimer müde, kehrte er 1712 nach Halle zurück, wo er nun auch bis zu seinem Tode blieb, der 12. Nov. 1742 erfolgte.

Das größte Verdienst erwarb sich H. um die praktische Heilkunde, insofern er eine Menge wichtiger Arzneimittel prüfte und ihre Anwendung aufklärte, besonders aber durch einfache Mittel und Diät große Erfolge zu erringen wußte. Seine Untersuchungen vieler Mineralwässer brachten diese Heilmittel mehr in Aufnahme, und einige von ihm angegebene Arzneipräparate, namentlich das *Elizium viscerale* und der *Liquor anodynus mineralis* (Hoffmanns Tropfen, s. d.), sind noch jetzt allgemein in Gebrauch. Weniger Wert hat sein System, nach welchem er dem Körper eigentümliche Kräfte und eigentümliches Leben zuschrieb, die durch eine höchst feine ätherische Substanz, die empfindende Seele (*anima sensitiva*), in Bewegung gesetzt würden. Diese Substanz werde teils im Körper abgesondert, teils aus der Atmosphäre eingeatmet, sei jedoch wieder in ihren Bewegungen einer obersten, unbewußten Seele unterworfen. Die Krankheitsursachen wirkten nach ihm durch Druck und Ausdehnung auf die feinsten Teile. Die Verderbnis der Säfte sei eine erst im Verlaufe der Krankheit sich entwickelnde Erscheinung; die Krankheiten selbst beständen in zu schwacher oder zu starker Bewegung und seien danach einzuteilen. So wollte H. das Wesen des Lebens nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet erklären und gehörte deshalb zur Schule der Jatrochemiker (s. d.). Sein System, obgleich auf eine unhaltbare Hypothese gestellt und in vielen Einzelheiten höchst inkonsequent, gewann doch im Gegensatz zu dem seines Nebenbuhlers Stahl (s. d.) viele Anhänger, weil er es auf eine faßliche Weise darzustellen verstand. Seine wichtigsten Werke sind: *Systema medicinarum rationalium methodo demonstrativa* (9 Bde., Halle 1718—40), *Medicina consultatoria* (12 Bde., Halle 1721—39). H.'s kleinere Schriften sind nach ihrem Inhalte in Sammlungen vereinigt. Seine lat. Werke wurden unter seiner Mitwirkung (6 Bde., Gief 1740; 2. Aufl. 1748; Supplemente, 3 Bde., 1761) zusammengestellt. Vgl. J. H. Schülze, *Vita Hoffmanni* (Halle 1791).

Hoffmann (Friedr. Eduard), Industrieller, geb. 18. Okt. 1818 zu Grönningen bei Halberstadt, ist als Erfinder mehrerer gewerblicher Apparate, namentlich der Ringöfen zum Brennen von Ziegeln, Kalk, Cement bekannt. Er gründete und gibt seit 1868 die *«Deutsche Töpfer- und Zieglerzeitung»* heraus, stiftete 1865 den Deutschen Verein für Fabrikation von Ziegeln, Thonwaren, Kalk und Cement und 1880 den Ziegler- und Kalkbrennereiverein. Seit 1865 gibt er auch das im Buchhandel nicht erscheinende *«Notizblatt»* heraus, das die Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen und Arbeiten, welche die Industrie der genannten Vereine betreffen, enthält, und unterhält hierzu das Laboratorium der *«Deutschen Töpfer- und Zieglerzeitung»*. H. ist Besitzer der fieglerdorfer Werke in Schlesien, der Kronziegelei Belling bei Uckermark i. P. und des Gips- und Ziegelwerks Schwarzhütte bei Osterode am Harz, gründete und betreibt gemeinsam mit W. Wälscher die Fabriken wasserdichter Baumaterialien zu Überswalde, Halle a. S., Mariaschein in Böhmen, Stralsburg i. G., und arbeitet für die Thon- und Kalkindustrie durch sein Ingenieurbureau zu Berlin.

Hoffmann (Gust.), genannt Graben-Hoffmann, Liedertrompist, geb. 7. März 1820 zu Bnin in der Provinz Posen, besuchte das Lehrerseminar in Bromberg, wurde dann Lehrer in Schubin, später in Posen, ging aber 1843 nach Berlin, um sich zum Sänger auszubilden. Hieran lebte er als Gesangslehrer zuerst in Berlin, dann in Potsdam, studierte noch 1857—58 unter Hauptmann in Leipzig und ließ sich 1858 als Gesangslehrer in Dresden nieder. Er folgte 1868 einem Ruf an den Hof zu Schwerin als Gesangslehrer der Großherzogin Marie, gründete 1870 in Berlin eine Gesangsakademie für Damen und lehrte 1873 nach Dresden zurück. Unter seinen vielen Viederkompositionen ist *«Fünfhunderttausend Teufel»* die bekannteste. Auch schrieb er: *«Die Pflege der Singstimme»* (Dressd. 1865) und das *«Studium des Gesangs»* (1872).

Hoffmann (Heinr.), unter Hinzufügung des Namens seiner Frau zu dem seinigen Hoffmann-Donner genannt, humoristischer Dichter, geb. 13. Juni 1809 in Frankfurt a. M., studierte in Heidelberg, Halle und Paris Medizin, wurde dann Lehrer der Anatomie am Senftenbergischen Institut in Frankfurt, 1851 dirigierender Arzt an der städtischen Irrenanstalt daselbst. Auf mediz. Gebiete veröffentlichte er *«Beobachtungen über Seelenstörungen und Epilepsie»* (Frankf. 1859). Besonders aber in weitesten Kreisen bekannt wurde er durch seine von ihm selbst illustrierten Kinderschriften, zumeist durch den *«Strummelpeter»* (zuerst 1845, seitdem in 135 Auflagen erschienen und in fast alle Sprachen Europas übersetzt). Diesem Buche folgten ähnliche: *«König Rucknacker»*, *«Im Himmel und auf Erden»*, *«Der Faulpelz»*, *«Prinz Grünwald»*. Seine lyrischen Gedichte erschienen zuerst 1842 (Frankf.), in zweiter vermehrter Auflage unter dem Titel *«Auf heitern Pfaden»* 1873; er schrieb ferner eine satirische Vodeschrift: *«Das Bad Salzloch»* (Frankf. 1861), dann das *«Breviarium der Ehe»* (Lpz. 1853), *«Humoristische Studien»* (Frankf. 1847, darin die Komödie *«Die Monbzogler»*), das *«Allerjenseitsbuchlein»* (Frankf. 1858) und andere Kleinigkeiten.

Hoffmann (Heinr. Karl Herm.), namhafter deutscher Botaniker, geb. 22. April 1819 zu Köbelheim bei Frankfurt a. M., studierte in Gießen und Berlin, war dann längere Zeit in London und Paris und wurde 1853 Professor der Botanik und Direktor des botan. Gartens zu Gießen, in welcher Stellung er seitdem ununterbrochen thätig ist. In seinen Arbeiten hat er vorzugsweise physiol., morphol. und pflanzengeogr. Thematika behandelt. Die wichtigsten derselben sind: *«Untersuchungen über den Pflanzenschlaf»* (Gieß. 1851), *«Pflanzenverbreitung und Pflanzenwanderung»* (Darmst. 1852), *«Witterung und Wachstum oder Grundzüge der Pflanzenklimatologie»* (Lpz. 1857), *«Mytologische Berichte»* (Gieß. 1870—71).

Hoffmann (Joh. Gottfried), ausgezeichnete staatswirtschaftlicher Schriftsteller, geb. 19. Juli 1765 zu Breslau, besuchte das Elisabeth-Gymnasium daselbst, studierte seit 1784 zu Halle und Leipzig die Rechte und ging 1787 nach Arnoldsberg, war dann in verschiedenen Stellungen thätig und erhielt 1807 die Professur der praktischen Philosophie und der Kameralwissenschaften an der Königsberger Universität. Im J. 1808 kam er als Staatsrat bei der Gewerbeabteilung in

das Ministerium des Innern, 1810 wurde er Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin und Direktor des Statistischen Bureau. Nach dem zweiten Pariser Frieden wurde er als Vortragender Rat in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten versetzt; doch bezieht er dabei die Leitung des Statistischen Bureau. Im J. 1821 nahm er seine Entlassung aus dem Ministerium und trat wieder als ord. Professor der Staatswissenschaften ein; 1832 wurde er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Er starb 12. Nov. 1847. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Das Interesse des Menschen und Völkers bei den bestehenden Kunstverfassungen» (Rdnigsh. 1803), «Die Lehre vom Gelde» (Berl. 1838), «Die Lehre von den Steuern» (Berl. 1840), «Die Zeichen der Zeit im deutschen Münzwesen» (Berl. 1841), «Die Befugnisse zum Gewerbebetriebe» (Berl. 1841), «Das Verhältnis der Staatsgewalt zu den Vorstellungen ihrer Unterthanen» (Berl. 1842), «Sammlung kleiner Schriften staatswirtschaftlichen Inhalts» (Berl. 1843), «Uebersicht der allgemeinsten staatswirtschaftlichen Verhältnisse, welche die Verschiedenheit der Bildung und des Wohlstandes erzeugt» (Berl. 1845) und «Nachlass kleiner Schriften staatswirtschaftlichen Inhalts» (Berl. 1847). Alle Schriften H.s sind wegen ihrer streng wissenschaftlichen Methode und klaren, allgemein fasslichen Darstellung in ihrer Art meisterhaft.

Hoffmann (Joh. Jos.), hervorragender Kenner der chines. und japan. Sprache und Litteratur, geb. zu Würzburg 16. Febr. 1805, ging nach vollendeten philol. Studien nach den Niederlanden, wo er sich dem Studium des Japanischen und Chinesischen eifrig hingab und sich 1830 mit dem aus Japan zurückgekehrten Reisenden und Naturforscher Ph. Fr. von Siebold zur Herausgabe des umfangreichen Werks «Nippon. Archiv zur Beschreibung von Japan wie auch einer Bibliotheca Japonica» vereinigte. H. wurde dann zum Professor der chines. und japan. Sprache und Litteratur an der Universität zu Leiden ernannt. Von seinen Schriften ist seine «Japan. Sprachlehre» (Leid. 1877) hervorzuheben. Er starb 23. Jan. 1878 im Haag.

Hoffmann (Jos.), Landschaftsmaler, geb. 22. Juli 1831 in Wien, gab schon im Alter von 15 J. ein Album von Landschaftstudien aus dem wiener Brater heraus. Eine Reise durch Steiermark, Kroatien und die untern Donauländer 1849 führte ihm reiches Material zu; heimgelehrt, trat er jedoch in die Schule Karl Rahls, welche ihn eine Zeit lang zur Historienmalerei hinüberzog. Im J. 1856 trat er eine größere Reise nach Venedig und Griechenland an, dann ging er 1858 nach Rom und nach sechsjährigem Studium daselbst nach dem Süden der Halbinsel. Wieder in Wien 1864, lieferte er die Meloninstruktion der Gärten der Venus auf der Akropolis mit der Ansicht des alten Athen für Baron Sina, den heiligen Fluß Jfissos, das Paratbenäische Stadium, den Hügel des Museion. Hierauf bestellte die österr. Regierung das Bild: Grab des Anaktoron. Vier Kartons: die Lebensfreuden, entstanden ebenfalls nach 1865. Der Ruf des Künstlers stieg, als er 1866 für das neue Opernhaus in Wien die sämtlichen Dekorationen zur «Zauberflöte» gemalt hatte. Auch für den «Freischütz» und «Romeo und Julia» lieferte er prachtvolle Inszenierungen und Dekorationen. Die 1869 angebotene Stelle eines technischen Direktors der

kais. Oper schlug er aus, um wieder zur Osmalerei zurückzukehren, in welchem Fach große Aufträge zu vollenden waren. Die vier Lebensfreuden führte er nun im Konkurrenzwege für den Österreichischen Kunstverein aus, für Erzherzog Leopold besorgte er die landschaftlichen Wandmalereien im Schlosse Hörnstein, anderes für Baron Sina, für das Palais Epstein in Wien. Für Wagners Festspiel «Ring des Nibelungen» schuf er 1874–75 die Skizzen für das komplette scenische Arrangement und für die wiener Oper 1877 die Dekorationen zur «Bailäree». König Ludwig II. von Bayern gab ihm Auftrag zur Ausführung eines Epheus zum «Ring des Nibelungen», den der Künstler neu entwarf und 1883 vollendete. Seine spätern Schöpfungen sind eine Reihe idealer Landschaften zur Darstellung der Bildungsepochen der Erdoberfläche für das naturhistor. Hofmuseum und zwei Wandgemälde für das Parlamentsgebäude, welche als Charakteristika österr. Kronländer die Draugegend bei Möll und Nagusa in Dalmatien zum Gegenstande haben. Die wiener Akademie ernannte ihn 1867 zu ihrem Mitgliede.

Hoffmann (Karl Alexander), volk. Schriftsteller, s. unter Hoffmann (Elementine).

Hoffmann (Karl Friedr. Bollrath), geogr. Schriftsteller, geb. 15. Juni 1796 zu Stargard, war Lehrer an Fellenbergs Institut in Hofwyl, übernahm dann die Direction des Gottaschen geogr. Instituts in Stuttgart und habilitierte sich 1829 als Privatdocent in München. Wegen seiner antilath. Haltung mußte er jedoch München bald verlassen und zog sich nach Stuttgart zurück, wo er 20. Aug. 1842 starb. Sein verbreitetstes Werk ist «Die Erde und ihre Bewohner» (Stuttg. 1833; 6. Aufl., bearbeitet von Berghaus und Böller, 1865); außerdem schrieb er: «Deutschland und seine Bewohner» (4 Bde., Stuttg. 1834–36), «Europa und seine Bewohner» (8 Bde., Stuttg. 1835–40), «Die Völker der Erde» (2 Bde., Stuttg. 1840).

Hoffmann (Ludw. Friedr. Wilh.), hervortragender Kanzelredner und einflussreicher Kirchenpolitiker, geb. 30. Okt. 1806 zu Leonberg in Württemberg, studierte im Tübinger Stift, ward 1830 Bilar in Heumaden bei Stuttgart, 1832 Repetent am Stift zu Tübingen, 1833 Stadtvikar in Stuttgart, 1834 Pfarrer zu Wienenben, 1839 Direktor der Missionsanstalt in Basel, 1843 zugleich außerord. Professor der Theologie an der Universität Basel, 1860 Professor und Ephorus am Stift zu Tübingen. Im J. 1862 ward H. durch Friedrich Wilhelm IV. als Hof- und Domprediger nach Berlin berufen, ward Mitglied des Evangelischen Oberkirchenraths, 1863 Generalsuperintendent der Kurmark, Vizepräsident des brandenburg. Konfitoriums, Domherr zu Brandenburg, 1864 Mitglied des Staatsrats, Leiter des neubegründeten Domlandbibelanstalts. H. starb 28. Aug. 1873. Er machte seinen Einfluß geltend im Sinne der Partei der sog. «positiven Union». Beachtung verdienen seine Missionsschriften: «Die Morgenröthe des tropischen Afrika», eine Anleitung zur deutschen Uebersetzung von «Abbeolula oder Sonnenaufgang zwischen den Wendekreisen» (Berl. 1859), «Missionsstunden und Vorträge» (Stuttg. 1847 ff.), «Franz Xavier. Ein weltgeschichtliches Missionbild» (Wiesb. 1869). Auch mehrere Sammlungen vielgelesener Predigten gab H. heraus: «Nur zum Herrn. Zeugnisse aus dem Amte» (8 Bde., Berl. 1864–68), «Die Hauptfeste» (3 Abteil., Berl. 1869–73), «Ein Jahr der Gnade».

(Wiel. 1844). Seit 1868 bemühte sich H. zur Ver-
 handlung zwischen Ost- und Norddeutschland zu
 wirken in den Schriften: „Deutschland einst und
 jetzt im Lichte des Reiches Gottes“ (Wiel. 1868),
 „Deutschland und Europa im Lichte der Weltge-
 schichte“ (Wiel. 1869). Mit Karl Hoffmann, „Leben
 und Wirken des V. Hr. H. Hoffmann“ (Wiel. 1878).

Hoffmanns (Hof. Centurius, Graf von),
 Orientalist und Philolog, geb. zu Dresden 23. Mai
 1791, studierte in Leipzig und Göttingen, bereiste
 1801 Portugal und ließ sich dann in Braun-
 schweig nieder. Im J. 1804 ging er nach Berlin,
 wo er mit viel Erfolg „Lectur portugiesica“ (2. Heft,
 Wiel. 1804) herausgab, wozu er Papier,
 Druck, Zeichnung, Kupferstich, Bindung u. s. w.
 bis zum letzten selbst besorgte, worauf die preuß.
 Regierung ihm das Bürgerrecht mit dem Namen H.
 übertrug. Weiterhin richtete er das Volk für
 das große Museum in Berlin ein. Seit 1816
 wohnte er Dresden zu seinem Aufenthaltsorte, wo
 er 12. Dec. 1849 starb. In H. fanden demnach
 Sammler mit dem Namen Hoffmanns in
 der Kunst, Wissenschaft, Poesie und Stil in ver-
 schiedenen Künsten und Wissenschaften.

Hoffmanns (Hof. Centurius, Graf von),
 geb. zu Dresden 23. Mai 1791, studierte in
 Leipzig und Göttingen, bereiste 1801 Portugal
 und ließ sich dann in Braunschweig nieder.
 Im J. 1804 ging er nach Berlin, wo er mit viel
 Erfolg „Lectur portugiesica“ (2. Heft, Wiel. 1804)
 herausgab, wozu er Papier, Druck, Zeichnung,
 Kupferstich, Bindung u. s. w. bis zum letzten
 selbst besorgte, worauf die preuß. Regierung
 ihm das Bürgerrecht mit dem Namen H. übertrug.
 Weiterhin richtete er das Volk für das große
 Museum in Berlin ein. Seit 1816 wohnte er
 Dresden zu seinem Aufenthaltsorte, wo er 12.
 Dec. 1849 starb. In H. fanden demnach
 Sammler mit dem Namen Hoffmanns in der
 Kunst, Wissenschaft, Poesie und Stil in ver-
 schiedenen Künsten und Wissenschaften.

Hoffmanns (Hof. Centurius, Graf von),
 geb. zu Dresden 23. Mai 1791, studierte in
 Leipzig und Göttingen, bereiste 1801 Portugal
 und ließ sich dann in Braunschweig nieder.
 Im J. 1804 ging er nach Berlin, wo er mit viel
 Erfolg „Lectur portugiesica“ (2. Heft, Wiel. 1804)
 herausgab, wozu er Papier, Druck, Zeichnung,
 Kupferstich, Bindung u. s. w. bis zum letzten
 selbst besorgte, worauf die preuß. Regierung
 ihm das Bürgerrecht mit dem Namen H. übertrug.
 Weiterhin richtete er das Volk für das große
 Museum in Berlin ein. Seit 1816 wohnte er
 Dresden zu seinem Aufenthaltsorte, wo er 12.
 Dec. 1849 starb. In H. fanden demnach
 Sammler mit dem Namen Hoffmanns in der
 Kunst, Wissenschaft, Poesie und Stil in ver-
 schiedenen Künsten und Wissenschaften.

Hoffmanns (Hof. Centurius, Graf von),
 geb. zu Dresden 23. Mai 1791, studierte in
 Leipzig und Göttingen, bereiste 1801 Portugal
 und ließ sich dann in Braunschweig nieder.
 Im J. 1804 ging er nach Berlin, wo er mit viel
 Erfolg „Lectur portugiesica“ (2. Heft, Wiel. 1804)
 herausgab, wozu er Papier, Druck, Zeichnung,
 Kupferstich, Bindung u. s. w. bis zum letzten
 selbst besorgte, worauf die preuß. Regierung
 ihm das Bürgerrecht mit dem Namen H. übertrug.
 Weiterhin richtete er das Volk für das große
 Museum in Berlin ein. Seit 1816 wohnte er
 Dresden zu seinem Aufenthaltsorte, wo er 12.
 Dec. 1849 starb. In H. fanden demnach
 Sammler mit dem Namen Hoffmanns in der
 Kunst, Wissenschaft, Poesie und Stil in ver-
 schiedenen Künsten und Wissenschaften.

Hoffmanns (Hof. Centurius, Graf von),
 geb. zu Dresden 23. Mai 1791, studierte in
 Leipzig und Göttingen, bereiste 1801 Portugal
 und ließ sich dann in Braunschweig nieder.
 Im J. 1804 ging er nach Berlin, wo er mit viel
 Erfolg „Lectur portugiesica“ (2. Heft, Wiel. 1804)
 herausgab, wozu er Papier, Druck, Zeichnung,
 Kupferstich, Bindung u. s. w. bis zum letzten
 selbst besorgte, worauf die preuß. Regierung
 ihm das Bürgerrecht mit dem Namen H. übertrug.
 Weiterhin richtete er das Volk für das große
 Museum in Berlin ein. Seit 1816 wohnte er
 Dresden zu seinem Aufenthaltsorte, wo er 12.
 Dec. 1849 starb. In H. fanden demnach
 Sammler mit dem Namen Hoffmanns in der
 Kunst, Wissenschaft, Poesie und Stil in ver-
 schiedenen Künsten und Wissenschaften.

Hoffmanns (Hof. Centurius, Graf von),
 geb. zu Dresden 23. Mai 1791, studierte in
 Leipzig und Göttingen, bereiste 1801 Portugal
 und ließ sich dann in Braunschweig nieder.
 Im J. 1804 ging er nach Berlin, wo er mit viel
 Erfolg „Lectur portugiesica“ (2. Heft, Wiel. 1804)
 herausgab, wozu er Papier, Druck, Zeichnung,
 Kupferstich, Bindung u. s. w. bis zum letzten
 selbst besorgte, worauf die preuß. Regierung
 ihm das Bürgerrecht mit dem Namen H. übertrug.
 Weiterhin richtete er das Volk für das große
 Museum in Berlin ein. Seit 1816 wohnte er
 Dresden zu seinem Aufenthaltsorte, wo er 12.
 Dec. 1849 starb. In H. fanden demnach
 Sammler mit dem Namen Hoffmanns in der
 Kunst, Wissenschaft, Poesie und Stil in ver-
 schiedenen Künsten und Wissenschaften.

ten Erbeis über der ganzen Erdoberfläche bezüglich
 der in einem bestimmten Moment herrschenden Witterungs-
 verhältnisse. Andere Arbeiten H. beziehen
 sich auf die Einwirkung der Verteilung von Land
 und Wasser auf Temperatur und Luftdruck an den
 nordischen Küsten und den Gestaden des Mittel-
 meeres. H. starb 16. Febr. 1884 zu Kopenhagen.

Hoffnung ist die mehr oder minder gewisse Er-
 wartung eines freudigen Ereignisses und daher ein
 gemischter Gefühlszustand, in welchem sich das mit
 der Vorstellung des betreffenden Ereignisses asso-
 cierte Lustgefühl mit dem Unlustgefühl einer ge-
 hehren oder geringeren Unsicherheit über den wirklichen
 Eintritt dieses Ereignisses in den mannigfachen
 Verhältnissen mischt. Die H. dient einerseits als
 aufrecht erhaltende Anregung, andererseits als ab-
 schwächende Spannung der Willensenergie, je
 nachdem sie den Eintritt des freudigen Ereignisses
 von der Selbstthätigkeit des Hoffenden abhängig
 erweisen läßt oder nicht. Das Gegenstück der H.
 ist die Furcht, die Erwartung eines betrübenden
 Ereignisses. Die Abgrenzung aller H. ist Vergeß-
 lichkeit. Gegenüber dem mannigfachen Geschehen
 der Wirklichkeit richtet der religiöse Mensch
 seine H. auf das Leben nach dem Tode. Als Gott
 wird die H. in Grundgedanken (Glaub.) und in
 Taten (Sach.) als leicht amtierendes Mädel,
 in der Reichen der Mädel eines Grundgedankens
 mit der herabgewandten Tugend des Gemüths eines
 lustigen, dargelegt. In Rom hatte sie viele Tempel
 und Altäre; oft trägt sie die Statue des heiligen
 ewigen (alten Menschen) auf der Brust. Als
 allegorische Person nach der H. in unserer Zeit
 nach der dem Glauben und der Liebe verbunden
 dargelegt, und zwar als weibliche Figur auf einem
 Adler dem Symbol der H. stehend.

Hoffnung (Hof. Centurius, Graf von),
 geb. zu Dresden 23. Mai 1791, studierte in
 Leipzig und Göttingen, bereiste 1801 Portugal
 und ließ sich dann in Braunschweig nieder.
 Im J. 1804 ging er nach Berlin, wo er mit viel
 Erfolg „Lectur portugiesica“ (2. Heft, Wiel. 1804)
 herausgab, wozu er Papier, Druck, Zeichnung,
 Kupferstich, Bindung u. s. w. bis zum letzten
 selbst besorgte, worauf die preuß. Regierung
 ihm das Bürgerrecht mit dem Namen H. übertrug.
 Weiterhin richtete er das Volk für das große
 Museum in Berlin ein. Seit 1816 wohnte er
 Dresden zu seinem Aufenthaltsorte, wo er 12.
 Dec. 1849 starb. In H. fanden demnach
 Sammler mit dem Namen Hoffmanns in der
 Kunst, Wissenschaft, Poesie und Stil in ver-
 schiedenen Künsten und Wissenschaften.

Hoffnung (Hof. Centurius, Graf von),
 geb. zu Dresden 23. Mai 1791, studierte in
 Leipzig und Göttingen, bereiste 1801 Portugal
 und ließ sich dann in Braunschweig nieder.
 Im J. 1804 ging er nach Berlin, wo er mit viel
 Erfolg „Lectur portugiesica“ (2. Heft, Wiel. 1804)
 herausgab, wozu er Papier, Druck, Zeichnung,
 Kupferstich, Bindung u. s. w. bis zum letzten
 selbst besorgte, worauf die preuß. Regierung
 ihm das Bürgerrecht mit dem Namen H. übertrug.
 Weiterhin richtete er das Volk für das große
 Museum in Berlin ein. Seit 1816 wohnte er
 Dresden zu seinem Aufenthaltsorte, wo er 12.
 Dec. 1849 starb. In H. fanden demnach
 Sammler mit dem Namen Hoffmanns in der
 Kunst, Wissenschaft, Poesie und Stil in ver-
 schiedenen Künsten und Wissenschaften.

Hoffnung (Hof. Centurius, Graf von),
 geb. zu Dresden 23. Mai 1791, studierte in
 Leipzig und Göttingen, bereiste 1801 Portugal
 und ließ sich dann in Braunschweig nieder.
 Im J. 1804 ging er nach Berlin, wo er mit viel
 Erfolg „Lectur portugiesica“ (2. Heft, Wiel. 1804)
 herausgab, wozu er Papier, Druck, Zeichnung,
 Kupferstich, Bindung u. s. w. bis zum letzten
 selbst besorgte, worauf die preuß. Regierung
 ihm das Bürgerrecht mit dem Namen H. übertrug.
 Weiterhin richtete er das Volk für das große
 Museum in Berlin ein. Seit 1816 wohnte er
 Dresden zu seinem Aufenthaltsorte, wo er 12.
 Dec. 1849 starb. In H. fanden demnach
 Sammler mit dem Namen Hoffmanns in der
 Kunst, Wissenschaft, Poesie und Stil in ver-
 schiedenen Künsten und Wissenschaften.

und Viehzucht, auch Handel treiben und eine Malz- und Chem.-Fabrik unterhalten. In der Nähe der Stadt liegt ein Stahlbrunnen mit Badeeinrichtungen und prachtvollem Park. Südlich von H. liegt die Ruine Schönbürg, nördlich Ruine Schöneberg.

Der Kreis Hofgeismar zählt auf 626 qkm 37 230 Q., davon 549 Katholiken und 644 Juden.

Hofgerichte hießen im Mittelalter die höhern, teils kaisert., teils landesherrlichen Gerichte in Deutschland, welche die eigentlichen Strafengerichte erstellten. Ihrer Gerichtsbarkeit waren aber seit der Umwandlung der Standesverhältnisse im 13. und 14. Jahrh. statt der alten Volfreien die jetzt deren Rang einnehmenden Reichsdienstmannen und sonst den höhern Ständen nicht angehörigen Reichsfreien, in den Territorien die Prälaten, der land-sässige Adel, die angesehenen Dienstleute des Fürsten und weiterhin auch bedeutendere städtische Korporationen untergeben. Zugleich konnten die kaisert. Gerichte dieser Art Appellationen und Beschwerden selbst gegen landesherrliche Gerichte annehmen, bis die Territorialherren durch immer zahlreichere privilegia de non appellando, de non evocando die Befugnis zur Errichtung eigener Berufungsinstanzen (hier und da Oberhofgerichte genannt) erlangten. Noch in neuerer Zeit führten in einigen Ländern die Gerichte weiter Instanz den Namen H. Durch die Gerichtsverfassung des Deutschen Reichs von 1877 ist der Name beseitigt worden.

Hofhalmer oder **Hofhalmer** (Paulus von), Musiker, geb. 1459 zu Radstätt in Salzburg, wurde 1493 kaisert. Hoforganist zu Wien und von Kaiser Maximilian I. geachtet. Er starb 1537 zu Salzburg. H. galt für den größten Orgelspieler und den gelehrtesten Komponisten seiner Zeit. Von seinen Werken sind erhalten „*Harmonias poeticas*“ (Oden des Horaz und anderer lat. Dichter, neu herausgegeben von Kshleitner 1868) und viele vierstimmige deutsche Lieder.

Hofheim, Stadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Wiesbaden, Landkreis Wiesbaden, 7 km westlich von Bock, an der Schwarze und an der Linie Frankfurt-Eimburg der Hessischen Ludwigsbahn, ist Sitz einer Oberförsterei, hat eine Wasserheilanstalt und zählt (1880) 2227 meist luth. G., die Fabrikation von Wappe, Metallspinneln und Stanniol, Gerberei und Lederfabrikation, Obst- und Weinbau treiben und Mehl- und Ölmühlen unterhalten. Über der Stadt steht eine Wallfahrtskapelle mit schöner Aussicht.

Hofkammer, s. unter Kammer.

Hofkriegsrat hieß die erste, 1566 in Österreich errichtete selbständige Militärverwaltungsbehörde, welche damals gegen Ende des Jahres aus einer Anzahl im Waffenhandwerk erprobter Männer unter dem Vorsitz des Ehrenreich von Khünigsberg gebildet wurde und anfänglich die Bezeichnung „keter Kriegsrat“ führte. Unter dem H. stand das gesamte Kriegswesen im Felde und die Beurteilung aller im Frieden zu entscheidenden, auf militärische Verhältnisse bezüglichen Fragen; er stand in unmittelbarer Verbindung mit der „Hofkammer“ und der „Hofkanzlei“ und erhielt 1564 die Benennung H. Nach der zweiten Unterteilung Österreichs wurde 1565 zu Graz für Innerösterreich ein zweiter, von dem Wiener unabhängiger H. errichtet, welcher erst unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia aufgelöst worden ist und bis dahin die Militärangelegenheiten der inneröstr. Länder, sowie die Ver-

teidigung der an die Türkei grenzenden Provinzen geleitet hat. Kaiser Mathias veränderte 1615 durch die „Neue Institution“ den Wirkungskreis des H., unter Ferdinand III. entstand die Stelle des H.-Vizepräsidenten, Leopold I. und Maria Theresia veränderten ebenfalls die Organisation des H. und Kaiser Joseph II. führte eine kräftige Centralisation aller Zweige der Militärverwaltung mittels desselben ein. Als Erzherzog Karl das Präsidium des H. übernahm, führte er, zuerst in Österreich, den Titel „Kriegsminister“ und gliederte den H. in drei Departements (für militärische, Justiz- und Verwaltungsachen). Das Verwaltungsgremium wurde von einem „H.-Präsidenten“ ziemlich selbständig geleitet. Im J. 1848 wurde der H. in das Kriegsministerium umgewandelt, welches indessen lediglich die Leitung der gesamten Verwaltungsangelegenheiten des Heeres und der Flotte übernahm, da Kaiser Franz Joseph 1849 dem Oberbefehl des Heeres persönlich führte. Von 1853 bis 1860 wurde dem Kriegsministerium auch die Kommandogewalt wieder übertragen; dasselbe hieß in dieser Zeit „Armee-Oberkommando“ und übte alle Befugnisse des ehemaligen H. aus, wurde von 1860 ab jedoch wieder „Kriegsministerium“ genannt. Im J. 1866 wurde daneben ein dem Kaiser direkt unterstelltes „Armee-Oberkommando“ errichtet, welches 1867 infolge des Staatsgrundgesetzes als unverträglich mit dem Grundsatze der Ministerverantwortlichkeit aufgelöst worden ist. Seitdem besteht das „Reichskriegsministerium“ als höchste Centralbehörde für alle auf das gemeinsame Heer und die Flotte bezüglichen Angelegenheiten, sowie zwei Landesverteidigungsministerien (für Ungarn und die im Reichsrat vertretenen Länder) für die Landwehrangelegenheiten. Vgl. von Janko, „Die Präsidenten des H. und Kriegsminister der östr. Armee“ (Wien 1874).

Hoflager nennt man den Aufenthaltsort eines regierenden Herrn und seines Gefolgs.

Höfler (Karl Adolf Konstantin, Ritter von), namhafter deutscher Geschichtsforscher, geb. 27. März 1811 zu Remmingen, erhielt seine Gymnasialbildung zu München und Landshut und knüpfte in München und Göttingen Geschichte. Von 1834 bis 1836 hielt er sich in Italien auf, übernahm dann die Redaction der münchener offiziellen polit. Zeitung und habilitierte sich 1838 als Privatdocent an der Universität, worauf er 1839 eine außerord., 1841 eine ord. Professur erhielt und 1842 in die Akademie der Wissenschaften gewählt ward. Die 1846 in Bayern entstandenen polit. Zerwürfnisse veranlaßten ihn zu der histor. Denkschrift „Konfession und Konstitutionsleid der Katholiken in Bayern“ (München 1847). Am 26. März 1847 seiner Professur enthoben, ward H. nach einigen Monaten zum Archivar in Bamberg ernannt. Diese Stelle bekleidete er, bis er im Herbst 1851 einem Ruf als Professor der Geschichte nach Prag folgte. In dem nationalen Kampfe zwischen den Deutschen und Czechen in Böhmen bewies sich H. stets als ein mannhafter Vertreter des Deutschtums. Im J. 1872 wurde er als Mitglied in das östr. Herrenhaus berufen, ihm auch durch Verleihung des Ordens der Eisernen Krone der erbliche Adelsstand verliehen; 1882 trat H. in den Ruhestand. H. veröffentlichte, außer vielen kleinern Arbeiten, „Die deutschen Päpste“ (2 Bde., Regensb. 1839), „Kaiser Friedrich II.“ (München 1844), „Albert von

Beham und Regesten Papst Innozenz IV. (Stuttg. 1847), »Quellenammlung für fränk. Geschichte« (Wb. 1—4, Bayreuth 1849—52), »Fränk. Studien« (Abteil. 1—5, Wien 1852—53), »Abhandlungen aus dem Gebiet der alten Geschichte« (Wb. 1—7, Wien 1870—80), »Abhandlungen zur Geschichte Österreichs« (Wb. 1—2, Wien 1871—72), »Abhandlungen aus dem Gebiet der slav. Geschichte« (Wb. 1—5, Wien 1879—82), »Der Aufstand der castilian. Städte gegen Karl V.« (Prag 1876), »Zur Kritik und Quellenkunde der ersten Regierungsjahre Kaiser Karls V.« (3 Abteil., Wien 1876—83), »Die roman. Welt und ihr Verhältnis zu den Reformideen des Mittelalters« (Wien 1878), »Papst Adrian VI.« (Wien 1880).

Hofmann (Aug. Konr., Freiherr von), k. k. Staatsmann, geb. 28. April 1776 zu Ridda in Oberhessen, studierte die Rechte in Erlangen und Gießen, trat frühzeitig in Staatsdienst und rückte bis 1820 bis zum Geh. Staatsrat im Ministerialdepartement der Finanzen. Im J. 1827 erfolgte seine Erhebung in den Freiherrenstand. Er wurde 1829 Präsident des Finanzministeriums und im Dez. 1837 Finanzminister und starb 9. Aug. 1841. H. s. Name knüpft sich an die Entziehung der hess.-darmst. Verfassungsurkunde vom 17. Dez. 1820. Im J. 1824 brachte er den Abschluß des Zollvertrags mit Baden und 1828 die Übereinkunft mit Preußen zu Stande. Großen Anstoß erregte er auf dem Landtage von 1838 auf 1839, wo er das Recht der Stände, nicht bewilligte Ausgaben zu prüfen und, wenn sie dieselben nicht gerechtfertigt finden, zu streichen, lebhaft bestritt. Seine »Beiträge zur nähern Kenntnis der Gesetzgebung und Verwaltung des Großherzogtums Hessen« (Gieß. 1832) erfuhren eine kräftige Erwiderung in dem von Hundeshagen verfaßten »Freimütigen Sendschreiben an H.« (Offenb. 1832).

Hofmann (Aug. Wilh.), hervorragender Chemiker, geb. 8. April 1818 zu Gießen, widmete sich nach mehrjährigen philol. und jurist. Studien selbst schließlich unter Viebig der Chemie. Aus der gleichen Zeit stammen H. s. erste Arbeiten über die Basen des Steinkohlenteers und die Metamorphosen des Indigos. Im Frühjahr 1845 habilitierte sich H. in Bonn und wurde schon im Herbst des nämlichen Jahres zum außerord. Professor ernannt. Im J. 1848 folgte er einem Rufe nach London an das neu begründete Royal College of Chemistry. Die hier unter seiner Leitung eröffnete chem. Schule gelangte nach kurzer Zeit zu solcher Entwicklung, daß die engl. Regierung 1853 die Schule als chem. Sektion der Bergakademie (Royal School of mines) adoptierte. Im J. 1855 wurde ihm neben seiner Professur das Amt eines Wardeins an der königl. Münze übertragen. Im J. 1864 übernahm H. den chem. Lehrstuhl der Universität Bonn, wurde aber schon 1865, noch ehe er in das von ihm erbaute große Laboratorium übersiedeln konnte, als Professor der Chemie nach Berlin berufen. Seit dem Frühjahr 1865 leitete H. den chem. Unterricht in dem nach seiner Berufung errichteten, neuen chem. Laboratorium der Universität Berlin. Auch stiftete er daselbst 1868 die Deutsche Chemische Gesellschaft.

Unter den chem. Untersuchungen H. s. spielen die über das Ammoniak und seine Derivate, insbesondere über das Anilin, eine große Rolle. Bereits 1849 machte er die wichtige Entdeckung, daß sich sämtlichen Wasserstoffatomen im Ammoniak stufen-

weise die Alkoholverbindungen substituieren lassen und daß auf diese Weise eine fast unbegrenzte Anzahl von Körpern dargestellt werden kann, deren Erkenntnis und Studium einen hervorragenden Einfluß auf die Entwicklung der modernen organischen Chemie ausgeübt hat. Weitere Studien über die Ammoniakderivate führten H. zur Entdeckung der sog. Ammoniumbasen (1861), deren Erforschung sich zahlreiche Arbeiten über die Phosphorsäuren, über die Polyammoniale, über die Harnsäure und die Senföle anreichten; die von H. eingeführte Bestimmung der Dampfdichte in der Barometerleere ist in allen Laboratorien adoptiert worden. Das unter dem Namen Zuckersäure bekanntes Anilinrot wurde zuerst von H. beobachtet, dessen Arbeiten über die Zusammenlegung und den chem. Charakter dieser Farbstoffe grundlegend gewesen sind. Auf dieser Entdeckung beruht die für die Industrie so außerordentlich wichtig gewordene Begründung und Ausbildung der Zuckersäurefabrikation. Seine wissenschaftlichen Verdienste wurden durch die 1861 erfolgte Aufnahme in die Royal Society gewürdigt. Für seine industriellen Entdeckungen erlangte ihm die Jury der Weltausstellung in Paris 1867 einen der großen Preise zu. Von seinen literarischen Arbeiten sind, außer den Abhandlungen im »Handwörterbuch der Chemie«, zu erwähnen: seine gemeinschaftlich mit Wence Jones bewirkte Herausgabe des »Jahresberichts der Chemie« in engl. Sprache (4 Bde., Lond. 1850—53); »Handbook of organic Analysis« (Lond. 1853); ferner »Einleitung in die moderne Chemie« (6. Aufl., Braunschw. 1877, in viele Sprachen übersetzt), »Erinnerungen aus der Berliner Vergangenheit« (2. Aufl. 1882), »Die Frage der Teilung der philos. Fakultät« (2. Aufl. 1881), worin H. der klassischen Vorbildung für das Studium auch der Naturwissenschaften das Wort redet. Nach dem Tode Viebig's trat H. in die Redaktion der »Annalen der Chemie« ein.

Hofmann (Ernst), Naturforscher und Reisender, geb. 8. (20.) Jan. 1801 zu Overlad in Livland, studierte in Dorpat Medizin und Naturwissenschaften, nahm 1823—26 an der zweiten Weltumsegelung Otto von Kokebue's Teil, und bereiste 1828 mit G. von Helmerzen (s. d.) den südl. Ural. Später setzte H. seine Studien in Heidelberg fort, hatte dann drei Jahre den Lehrstuhl der Mineralogie in Dorpat inne, wurde hierauf außerord. Professor der Mineralogie in Kiew und veröffentlichte 1840 in russ. Sprache ein Lehrbuch der Oryktognosie. Vom Grafen Cancrin mit der geol. Untersuchung der Goldwäschereidistrikte Ostsibiriens betraut, reiste H. 1843 dahin ab und legte seine Untersuchungen in dem Werke »Reise nach den Goldwäschereien Ostsibiriens« (Petersb. 1847) nieder. H. wurde 1844 mit dem Range eines Obersten in das Korps der kais. Bergingenieure aufgenommen und 1845 zum ord. Professor der Mineralogie der petersburger Universität ernannt; 1847 und 1848 unternahm er eine zweite Untersuchungsreise in den Ural und beschrieb sie in dem mit Kowalski herausgegebenen Werke »Der nördl. Ural und das Küstengebirge Waigach« (2 Bde., Petersb. 1853—56). H. nahm darauf acht Sommer hindurch die Kroneviere am Ural geologisch auf und trug seine Resultate in die von Bergier und Altieri angefertigte Karte ein, welche Arbeit er erst im Febr. 1871 vollendete und die in russ. und deutscher Sprache herausgegeben wurde.

Zum Generallieutenant befördert, starb H. in Dorpat 23. Mai (5. Juni) 1871.

Hofmann (Friedr.), Schriftsteller, geb. 18. April 1818 in Coburg, besuchte das dortige Gymnasium, studierte in Jena und siedelte 1841 nach Hildburghausen über, wo er 14 Jahre an der Redaction von J. Meyers »Großem Conversations-Lexikon« theilnahm und später dessen »Universum« fortsetzte. Seit 1858 redigirte er in Leipzig »Baynes Panorama des Wissens und der Gewerbe«, 1864–66 J. Stollens »Illustrirten Dorfbarbiere«. Seit 1878 ist er Mitredacteur der »Gartenlaube«, zu deren Mitarbeitern er schon seit 1861 gehörte. H. schrieb unter anderm: »Die Schlacht bei Jocham« (Schauspiel, Jena 1838), »Die Feste Coburg« (Dichtungen, Hildburgh. 1854), »Aimberse« (4 Hefte, Schleusingen 1853–75), »Koborger Quackdränke« (500 Schnaderhüpfel u. dgl., Hildburgh. 1857), »Deutschlands Erniedrigung und Erhebung. Ein Stüd Geschichte in Wort und Lied« (Cob. 1862), »Die Parze im Sturm. Erinnerungen an unsere große Zeit« (Lpz. 1871), »Drei Kämpfer. Festspiel« (Lpz. 1873), »Der Kinder Wundergarten. Märchen« (Lpz. 1874 u. öfter), »Die Welschjagd. Ein fröhliches Heidegedicht« (2. Aufl., Lpz. 1874), »Geisterjagd. Fröhliches Heidegedicht« (Lpz. 1877).

Hofmann (Heinr.), Komponist, geb. 13. Jan. 1842 zu Berlin, besuchte das Kullasche Conservatorium daselbst und erregte zuerst durch seine »Ungar. Suite« (1873) Aufsehen. Dieser folgten: »Frithiofsymphonie«, die »Chorwerke« »Die schöne Melusine« und »Nebenbrödel«, viele Werke für Klavier, Gesang u. Großen Beifall fanden seine Opern »Armin« (1872) und »Münch von Tharau« (1878).

Hofmann (Joh. Christian Konrad von), hervorragender luth. Theolog, geb. 21. Dec. 1810 zu Nürnberg, studierte zu Erlangen und Berlin Geschichte und Theologie, ward 1833 Lehrer am Gymnasium zu Erlangen, habilitierte sich dort 1835 in der philos., 1838 in der theol. Fakultät, ward 1841 außerord. Professor der Theologie zu Erlangen, 1842 ord. Professor in Rostock, lehrte jedoch 1845 nach Erlangen zurück, wo er 20. Dec. 1877 starb.

Von seinen histor. Schriften sind zu nennen: »Geschichte des Aukrusts in den Germanen« (Nördl. 1837) und das »Lehrbuch der Weltgeschichte« (2. Aufl., Nördl. 1839; 2. Aufl. 1843), welches den prot. Gymnasien Bayerns als Lehrbuch verordnet wurde. Seine theol. Hauptwerke sind: »Weisagung und Erfüllung« (2 Bde., Nördl. 1841–44; 2. Aufl. 1857–60), »Der Schriftbeweis« (2 Bde., Nördl. 1852–56), »Die heilige Schrift Neuen Testaments zusammenhängend untersucht« (3 Bde., Nördl. 1862–61; 2. Aufl. 1869 fg.). Außerdem war H. seit 1846 Mitverleger der »Zeitschrift für Protestantismus und Kirche«. Aus seinem Nachlaß wurden noch veröffentlicht: »Theol. Ethik« (1878), »Encyclopädie der Theologie« (1879), »Biblische Hermeneutik« (1880). H. ist Hauptbegründer der sog. Erlanger Schule, welche die theol. höchste Theologie Wengels weiter bildet und in ihren Resultaten wesentlich mit der luth. Kirchentheorie übereinstimmt. Seinen politischen Einfluß als Mitglied der Zweiten kais. Kammer hat H. nachdrücklich für die Einheit Deutschlands geltend gemacht und war deshalb trotz seines luthlichen Konfessionspolitisch Mitglied der Fortschrittspartei.

Hofmann (Joh. Mich. Ferd. Heinz.), Historienmaler, geb. 19. März 1824 in Darmstadt, erhielt

den ersten Unterricht im Zeichnen durch den Kupferstecher Rauch in Darmstadt und bezog 1843 die Akademie zu Düsseldorf, wo unter Schabows Leitung sein erstes größeres Bild, eine Scene aus dem Leben Albions, entstand, das der Württembergische Kunstverein ankaufte. Er besuchte dann Holland und Belgien, lebte später in München, Frankfurt a. M. und Prag, 1854–59 in Italien, dann in Darmstadt und seit 1862 in Dresden, wo er Ehrenmitglied der Akademie und Professor an derselben geworden ist. Von seinen Gemälden sind hervorzuheben: Grablegung Christi (1845), Romeo und Julie, König Enzo mit seiner Geliebten im Kerker (1852, zu Freiburg i. Br. befindlich), die Gefangennehmung Christi (darmstädter Galerie), Orpheus und Desdemona (im Besitz des Freiherrn von Fabrice in München), sowie zahlreiche Porträts (so das Heinrichs von Wagnern, des Großmeisters des Kreuzherrenordens J. Beer (in Prag)). Im J. 1860 malte er eine Madonna mit Peter und Paul für eine luth. Kirche in Hesse, 1861 für Hamburg ein Altarbild: Christus erscheint der Magdalena am Grabe, 1868 für eine Kirche in Dänemark eine Auferstehung Christi. Unter den Werken dieser Art nimmt jedoch Christus und die Ehebrecherin den ersten Rang ein (in der dresdener Galerie). Auch lieferte H. mehrere Illustrationen zu Weichs »Schatzkammer-Galerie«. Später war er namentlich viel mit Bildnismalerei beschäftigt. Das Gemälde: Christi Predigt am See, wurde 1876 für die berliner Nationalgalerie angekauft. Darauf malte er (1876) ein großes Deckengemälde (Apokalypse der Helden des antiken Dramas) im Vestibule des Hoftheaters zu Dresden und 1877 die Verlobung Albrechts des Beherzten mit der böhm. Prinzessin Sidonie als großes Wandgemälde in der Albrechtsburg in Meissen. Neuere Werke sind noch Tornedens Leba und das in der dresdener Galerie befindliche, besonders gefeierte Bild: Jesus als Knabe im Tempel.

Hofmann (Karl von), deutscher Staatsmann, Bruder des vorigen, geb. 4. Nov. 1827 zu Darmstadt, studierte in Gießen und Heidelberg die Rechte, war dann auf dem Bureau eines Anwalts thätig, trat aber 1855 auf Veranlassung des Ministers von Dalmwig in dem Ministerium des Auswärtigen in den hess. Staatsdienst. Er begleitete 1864 den sächs. Minister von Beust, Bevollmächtigten des Deutschen Bundes für die Londoner Konferenzen in der Schlesw.-holstein. Sache, als Sekretär nach England, trat 1866 als Regierungskommissar in der hess. Zweiten Kammer für die Bundestagsbeschlüsse gegen Preußen ein und begleitete nach dem Ausgange des Kriegs im Aug. 1866 den hess. Minister von Dalmwig zu den Friedensunterhandlungen nach Berlin. Dort blieb er als hess. Gesandter und nahm als solcher an der Ausarbeitung der Verfassung des Norddeutschen Bundes und an deren Beratung im Norddeutschen Reichstage theil. Die Ereignisse von 1870 führten er 1870 in Versailles die auf Hessens Anschlag bezüglichen Verhandlungen. Nach Berlin zurückgekehrt, blieb H. dort als hess. Gesandter und stimmungsführender Bevollmächtigter Hessens im Bundesrath. H. trat 13. Sept. 1872 als Präsident an die Spitze des hess. Staatsministeriums. In dieser Stellung führte er eine vollständige Reform der Verwaltung, die gesetzliche Regelung

Verhältnisse zwischen Staat und Kirche, eine neue Verfassung der evang. Landeskirche und ein neues Wahl-, Pensions- und Schulgesetz durch. Am 1. Juni 1876 wurde H. zum Präsidenten des Reichsfinanzamts und zugleich zum preuß. Staatsminister ohne Portefeuille ernannt; 13. Juli 1879 übernahm er auch das Ministerium für Handel und Gewerbe, wurde 23. Aug. 1880 zum Staatssekretär in der Regierung von Elsaß-Lothringen ernannt und 29. April 1882 vom Deutschen Kaiser in den Adelsstand erhoben.

Hofmann (Leop. Friedr., Freiherr von), österr. Staatsmann, geb. zu Wien 4. Mai 1822, studierte daselbst die Rechtswissenschaften, trat 1842 in den Justizdienst bei den niederösterreich. Landrechten ein und wurde 1845 Konzeptsbeamter in der I. I. Haus-, Hof- und Staatskanzlei. Im J. 1847 ging H. als Gesandtschaftsattaché nach der Schweiz, wurde 1848 an das damals nach Olmütz verlegte Hoflager berufen und war bei den Dresdener Konferenzen 1860 Mitglied der kais. Kommission. Hierauf wurde H. dem Deutschen Bureau des Ministeriums des Äußern bleiben attachiert und habilitierte sich gleichzeitig an der Wiener Universität als Privatdocent für deutsches Staats- und Völkerrecht. Als Legationsrat beteiligte er sich 1859 an den Züricher Friedensunterhandlungen; 1865 wurde er Hof- und Ministerialrat und war während der österr.-preuß. Verwaltung von Schleswig-Holstein Civiladlat des österr. Statthalters. H. wurde 1867 Sektionschef im Ministerium des Innern und wurde mit den wichtigsten politischen und organisatorischen Arbeiten betraut; 1868 wurde er Wirkl. Geheimrat, 1872 in den Freiherrenstand erhoben und 1875–80 war er Reichsfinanzminister. Hierauf übernahm er die Leitung der beiden Wiener Hofbühnen als Generalintendant.

Hofmanns Violett oder **Neuviolett**, s. unter Anilinfarben.

Hofmannswaldau (Christian Hofmann von), einer der Stifter der zweiten schles. Dichterschule, geb. 25. Dez. 1617 zu Breslau, wo sein Vater kais. Kammerat war, zeigte schon dort und auf dem Gymnasium zu Danzig Anlage zur Poesie und studierte zu Leiden. Als Gesellschafter eines Fürsten bereiste er die Niederlande, England, Frankreich und Italien und erhielt nach seiner Rückkehr, noch ohne das erforderliche Alter erreicht zu haben, die Stelle eines Rathsherrn in seiner Vaterstadt. Er leistete der letztern bei mehreren diplomatischen Sendungen, besonders am kais. Hofe zu Wien, gute Dienste und starb als Präsident des Ratkollegiums und kais. Rat zu Breslau 18. April 1679. Die verständige Einfachheit der ersten schles. Dichterschule, die freilich auch zur Mäthernheit und Plattheit ausartete, schlug in ihm und Lohenstein (s. d.) zum Extrem des Schwulstes, des Antithesen- und Bilderwusches um. Die rein sinnliche Liebe war der Gegenstand, welchen er vorzugsweise mit einem wahrhaft erstaunlichen Aufwande von Wortspielen, Antithesen, wüthigen Gleichnissen und pomphaften Bildern behandelte. Hierher gehören besonders seine «Galanten Gelegenheitsgedichte» und seine zum Teil dem Italiener Marini nachgebildeten Heroiden, die unter dem Titel «Kuriose Heldenbriefe und andere herrliche Gedichte» (Bresl. 1673) erschienen. Auch schrieb er einen «Sterbenden Sokrates» in Prosa mit untermischten Versen und übersezte Guarinis «Pastor fido». Eine vollständige, zu-

gleich Gedichte von Lohenstein, Besser, Neutirch u. a. enthaltende Gesamtausgabe seiner «Werke» (Leipzig Neutirch 7 Bde., 1695–1727; neue Aufl. 1734); eine Auswahl enthält die «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.» (Bd. 14, 1733).

Hofmark, der zu einem Rittergut gehörige Bezirk, besonders in Bezug auf die niedere Gerichtsbarkeit, welche dem Besitzer des Gutes zuzustand.

Hofmarschall heißt der Beamte, welcher an einem fürstlichen Hofe die Sorge für die Hofhaltung hat. Er ist der Vorsteher des Hofmarschallamts, leitet das gesamte Hauswesen des Hofes, beaufsichtigt die Instandhaltung der Schlösser und trifft die Anordnungen für die fürstliche Tafel, die Hofküche und die Kellerei, wobei ihn bei größeren Hofhaltungen wohl ein Hausmarschall unterstützt. (S. Hof.)

Hofmeister (Wils.), namhafter Botaniker, geb. zu Leipzig 18. Mai 1824, war zuerst zum Kaufmann bestimmt, widmete sich aber daneben dem Studium der Naturwissenschaften, namentlich der Botanik, wurde 1863 zum Professor der letztern Wissenschaft in Heidelberg ernannt und 1872 in gleicher Eigenschaft nach Tübingen berufen. Er starb 12. Nov. 1877 zu Lindenau bei Leipzig. H.s wissenschaftliche Untersuchungen bewegten sich wesentlich auf dem Gebiete der Physiologie der Pflanzen. In dieser Beziehung war schon seine erste größere Arbeit: «Die Entstehung des Embryo der Phanerogamen» (Jahrg. 1849) von Bedeutung. Seine entwicklungsgeschichtlichen Studien legte er nieder in der Schrift «Vergleichende Untersuchungen der Keimung, Entfaltung und Fruchtbildung höherer Kryptogamen und der Samenbildung der Coniferen» (Jahrg. 1851). Im Verein mit de Bary, Arnim, Pringsheim und Sachs gab er das «Handbuch der physiol. Botanik» heraus, dessen ersten Band (Abteil. 1: «Die Vekre von der Bilanzstelle», Abteil. 2: «Allgemeine Morphologie der Gewächse», Jahrg. 1867–68) H. selbst bearbeitete. Außerdem veröffentlichte er in botan. Fachzeitungen und in den «Abhandlungen der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften, der er seit 1852 als Mitglied angehörte, eine Reihe kleinerer Abhandlungen.

Hofnarren. Schon im Altertum gab es Leute, die es sich zur Aufgabe machten, den Großen und Kleinen durch allerlei Späße, scherzhafte, witzige Reden, besonders bei Tafel, die Zeit zu vertreiben, wie z. B. Alexander d. Gr., Dionysius von Syrakus, Augustus und dessen Nachfolger sich solche Hofnarren hielten. Dem Mittelalter war es unbekannt, diesen seltsam-unwürdigen Beruf weiter auszubilden und die Narrenschaft zu einem ständigen unentbehrlichen Hofamt zu erheben. Zu den wesentlichen Attributen eines solchen Beamten gehörten: 1) die Narrenkappe auf geschorenem Kopfe, meist bunt, mit Eselsohren und Hahnenkamm verziert; 2) das sehr verschiedenartig geformte Narrenschier oder Narrenschien; 3) die Schellen, woran sich an der Kappe, doch auch an andern Theilen des Anzugs; 4) ein großer Paletotragen. Die übrigen Teile des Anzugs aber waren beliebig nach dem Geschmack des Herrn. Ruper diesen eingekleideten Ponceuriers, unter denen Triboulet am franz. Hofe unter König Franz I. und sein Nachfolger Bruscant, ferner Klaus Narr, dessen gesammelte Schwänke mehrmals im Druck erschienen, bei Kaiser Friedrich dem Dritten, und Serragan, der Hofnarr der Königin Elisabeth von England, am bekanntesten sind, gab es noch eine höhere Klasse

derselben, sog. lustige Räte, kurzweilige Räte oder Tischräte, meist geistreiche Männer, die sich des Vorrechts der freien Rede bedienten, um die Thorheiten und Gebrechen ihrer Zeit und ihrer Umgebungen aufs unbarmherzigste zu verippen. Unter diesen haben sich durch Geist und Witz besonders hervorgethan Kunz von der Rosen, lustiger Rat Kaiser Maximilians I., John Heywood, ein fruchtbarer dramatischer Dichter und Epigrammatist am Hofe Heinrichs VIII. von England, und Angely, ein feiner franz. Hofmann. Auch schloßen zu keiner Zeit an den Höfen Personen, denen, ohne daß sie die Karrenschafft zu ihrem Berufe machten, das Vorrecht zugesprochen war, durch Witz und beißende Ausfälle die Gesellschaft ungefroßt geißeln zu dürfen, aber die, wie besonders pedantische Gelehrte, als allgemeines Stichblatt des Witzes dienten; so der durch seine derben Späße bekannte kurlsch. General Apau und der gelehrte Jsl. Paul, Freiherr von Sandling (s. d.), den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen mit allen möglichen Staats- und Hoftiteln überhäufte. Die Geschichte des Hofkarrenwesens bezeichnet den jedesmaligen Standpunkt der Gessittung der Höfe, und kein Reichstagsbeschluß, deren im 16. Jahrh. mehrere darüber gefaßt wurden, vermochte darin etwas zu ändern. Später, als die Vertheilung der Sitten an den Höfen verschwand, ergabte man sich an sog. Kammerzwergen, sowie an einfaß blödsinnigen oder gebrechlichen Menschen, deren selbst der gewöhnliche Edelmann zu seiner Kurzweil nicht mehr entbehren zu können glaubte, eine Erscheinung, welche als letztes Stadium des Karrenwesens endlich die gänzliche Abschaffung desselben zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrh. zur Folge hatte. Unter den deutschen Höfen hat der kurlschische am längsten, bis in die Mitte des 18. Jahrh., besoldete R. gehalten; am russ. Hofe aber fand das Karrenwesen damals noch in seiner Blüte. Peter d. Gr. hatte deren noch so viele, daß er sie in verschiedene Klassen theilte. Jsl. Hölzel, «Geschichte der R.» (Lpz. 1789); Hölzel, «Die Hof- und Bollkarren» (2 Bde., Stuttg. 1861).

Hofpalzgrafen, s. unter Graf.

Hofrat nannte man die Kollegien, welche in deutschen Staaten seit dem 16. Jahrh. nach dem Muster des Reichshofsrats behufs der Beratung von Angelegenheiten und bald auch gleich diesem mit richterlichen Funktionen beauftragt wurden. Während anfangs nur die Mitglieder des Kollegiums den Titel H. führten, erhielten in der Folge auch andere, nicht zu diesem Kollegium gehörige höhere Staatsbeamte denselben als Auszeichnung. In neuerer Zeit indes, wo dieser Titel auch an andere Personen erteilt wurde, hat er in seinem Werte verloren und verleiht in manchen Staaten nur noch einen untergeordneten Rang. In einigen werden eigentümlich stellt sich die Sache in Österreich. Abgesehen nämlich von dem ehemaligen Reichshofrat, standen alle obersten Stellen des kais. Staats bis 1848 unmittelbar unter dem Kaiser und hießen sämtliche Referenten derselben Räte. Nur höchst selten wurden auch andere Personen mit diesem Titel ausgezeichnet. Seit 1848, wo Staatsministerien in Österreich eingeführt wurden, bekleiden den Hofrattitel nur: die Räte des obersten Gerichtshofs, die Räte mehrerer höchster Hofämter, z. B. beim Obersthofmeister- und Oberkammereramt. Die Referenten des Ministeriums des Außern und des kais. Hauses führen

den Titel: Hof- und Ministerialräte. Demnach ist in Österreich gegenwärtig noch der H. ein wirklicher hoher Funktionär; doch wird auch jetzt, und zwar noch häufiger als sonst, Titel und Rang eines H. an Beamte höhern Ranges, Gelehrte u. s. w. erteilt. Hofrat-en-Räte, Ort in Darselt (s. d.).

Hofrecht bezeichnet im deutschen Recht die Gesamtheit der Bestimmungen, welche das Verhältnis zwischen dem Grundherrn und den von ihm abhängigen Bauern, Zinspflichtigen, Hörigen und eigenen Leuten festsetzen. In der alten Zeit gingen die Unfreien grotenteils von der Gnade des Herrn ab; allmählich bildeten sich aber auch für diese Beziehungen Rechtsnormen aus, besonders seitdem viele ursprünglich Freie, um Schutz zu finden, in den Hofverband traten. Das H. ward den Hofhörigen zur Erhaltung der mündlichen Überlieferung auf eigenen Hofgängen in feststehenden Fragen und Antworten «gewiesen», später auch schriftlich aufbewahrt (Weistümer), und hinderte namentlich alle Anforderungen der Herrschaft über das von alters her bestehende Maß. Hierbei muß man unterscheiden die häuerlichen, gemeinen oder sog. Dinghofrechte und die ritterlichen oder edeln Dienst- und Hofrechte, unter den letztern wieder das eigentliche Lehn(hof)recht als das H. der ritterlichen Lehnleute (Vasallen) und das Dienstmannenrecht als das H. der ritterlichen Dienstleute, Ministerialen. Seit dem Einbringen der fremden Rechte ward aber jener Stamm namentlich auf die Weise durchbrochen, daß einzelne Gefälligsteileistungen, aus denen sich früher kein Schluß auf eine bestehende Pflicht machen ließ, wenn sie sich während der nunmehr abgekürzten Verjährungszeit wiederholt hatten, die Zahl der Unterthanen stehend vermehrten. Durch die neuere Staatsverfassung und die Ausgleichung der Ständeunterschiede ist das H. beseitigt worden. Jsl. G. L. von Maurer, «Geschichte der Fronhöfe, Bauernhöfe und der Hofverfassung in Deutschland» (4 Bde., Erlangen 1862—63); Wadernagel, «Das Viskhof- und Dienstmannenrecht von Basel» (Bas. 1852); Höpfl, «Weistümer des Deutschen Reichs und Rechts» (3 Bde., Lpz. 1860—61). Zahlreiche Quellen des H. sind vereinigt in Jsl. Grimm und H. Schröder, «Weistümer» (7 Tle., Göt. 1840—78).

Hofstaat wird die Gesamtheit der Personen genannt, welche einen regierenden Fürsten und dessen Familie am Hofe umgeben. Der Umfang des H. ist je nach der Machtstellung des betreffenden Fürstenhauses verschieden; an den größeren Höfen zerfällt der H. in Oberhofämter (Oberkammerer, Schenk, Truchseß, Marschall, Jägermeister u. s. w.), Oberhofchargen (Oberhofmarschall, Oberkammerer, Oberceremonienmeister, Oberkammerer u. s. w.) und deren Vizeoberhofchargen, ferner in die Hofchargen (Ceremonienmeister, Schloßhauptleute, Hofjägermeister, Hofkammerer), Kammerherren und Kammerjunker. Die Damen eines Hofes, an deren Spitze die Oberhofmeisterin der regierenden Fürstin steht, sind Palastdamen, Hof- und Ehren Damen. Zur dienstlichen Unterstützung treten noch die Hofbeamten und Hofdienerschaft hinzu.

Hofstede de Groot (Petrus), hervorragender niederländ. reform. Theolog, geb. 8. Okt. 1802 zu Leer in Ostfriesland, ward 1826 Prediger in der reform. Kirche, 1833 Professor an der Universität Groningen, welche Stellung er 1852 niederlegte. H. ist das Haupt der sog. «Groninger Schule», deren Anhänger sich selbst die «Groninger» nennen.

Sie bilden die theol.-kirchliche Mittelpartei zwischen den «Modernen» und den «Orthodoxen». Als ihr Organ diente 1837—72 die Zeitschrift «Wahrheit in Liebe», welche H. im Verein mit J. J. van Dorst und L. O. Pareau herausgab. Mit Pareau zusammen veröffentlichte H. eine «Encyclopaedia Theologi Christiani» (1840) und «Dogmatica et Apologetica Christiana» (1845); allein eine «Theologia naturalis» (1834) und «Institutiones historiae ecclesiae» (1835). In seinem Hauptwerk «Opvoeding der Menschheid» (1847) wird die Geschichte der Alten Welt unter dem Gesichtspunkt einer Vorbereitung auf Christum betrachtet. Außerdem schrieb er: «Basilides, als erster Zeuge für Alter und Autorität neustamentlicher Schriften» (Lpz. 1868), «Groninger Theologen» (Gotha 1863), «50 jaren in de Theologie» (Groningen 1872), «Oud-catholieke beweging in het licht der kerk-geschiedenis» (Groningen 1877).

Hoffsystem bezeichnet im Gegensatz zum Dorfsystem (s. d.) die Ansiedelung in isolierten Hofgütern mit einem zusammenhängenden Komplex von Grundstücken, wie sie z. B. in manchen Gegenden Westfalens von Anfang an vorherrschend gewesen ist.

Hofst (Hl.), arab. Stadt, s. unter Hl.-fafa.

Hofwyl, früher Wylhof, ein ausgebreitetes Landgut, 10 km nördlich von Bern, unweit der Station Münchenbuchsee der Bahnlinie Bern-Biel, das durch die bedeutenden Anlagen Jellenbergs (s. d.) berühmt wurde. Derselbe gründete hier eine Musterwirtschaft und einen damit im Zusammenhange stehenden Komplex von Bildungsanstalten, die jedoch bald nach des Gräbers Tode wieder eingingen. Nur die eine derselben, eine Erziehungsanstalt für Knaben, wurde 1856—80 wieder aufgenommen. In dem Hauptgebäude soll das bernische Lehrerseminar untergebracht werden.

Höganäs, Steinkohlenwerk bei Helsingborg (s. d.).

Hogarth (William), einer der berühmtesten engl. Zeichner, Maler und Kupferstecher, geboren 1697 zu London, lernte anfangs das Goldschmiedgewerbe und widmete sich nach überstandener Lehrzeit, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, der Zeichnung; doch keine seiner damaligen Arbeiten kündigte ein besonderes Kunsttalent an. Am besten gelangen ihm die Blätter zu Butlers «Hudibras» (Lond. 1726). Hierauf versuchte er sich in der Porträtmalerei, und sein Talent, zu treffen und Familienbilder gut zu gruppieren, verschaffte ihm bald viele Arbeit. Im J. 1730 verheiratete er sich mit der Tochter des Historienmalers Jam. Thornhill. In dieser Zeit entwickelte sich sein außerordentliches Talent, die Thorheiten und Laster seines Jahrhunderts in Bildern vorzustellen. In seinem «The harlot's progress, einer Folge von sechs Blättern, die 2000 Subskribenten fand und wovon fünf Gemälde 1755 durch einen Brand zerstört wurden, stellte er 1734 das Leben einer Buhlerin dar; in einer andern von acht Blättern das Leben eines Lieberlichen (the rake's progress). Nächst diesen sind unter den Blättern, welche er 1733—38 lieferte, am berühmtesten: Southwark fair (der Jahrmarkt in Southwark), a modern midnight conversation (die Punschgesellschaft), the distressed poet (der arme Dichter) und strolling actresses in a barn (die Komödianten in der Scheune). Nicht zufrieden mit der Höhe, die er in dieser Richtung erreicht hatte, wollte er auch einen ebenso hohen

Rang unter den Historienmalern einnehmen. Aber die Unrichtigkeit seiner Zeichnung und besonders ein Mangel an Würde und Grazie waren ihm per Gewohnheit geworden, und seine Neigung zu lockeren mischte sich wider seinen Willen in seine ernsthaften Kompositionen, wie dies seine Bilder: der Leich von Bethesda, der barmherzige Samariter u. s. w. beweisen. Nachdem er wieder ganz die ihm eigentümliche Richtung eingeschlagen, erschien von ihm: 1741 the enraged musician (der wütende Musikant), 1745 the marriage à la mode (die Heirat nach der Mode) in sechs Blättern, wovon die Bilder für die Nationalgalerie angelauft sind; 1747 the effects of industry and idleness (die Folgen des Fleißes und des Müßiggangs), 1749 the gate of Calais (das Thor von Calais), 1750 the march to Finchley (der Marsch nach Finchley in Schottland) und 1751 the four stages of cruelty (die vier Grade der Grausamkeit) in vier Blättern. Im J. 1753 gab er seine «Zergliederung der Schönheit» (deutsch von Wylus, Berl. 1754) in Druck, worin er die Schlangelinie als die angenehmste Form für das Auge darstellte und sogar die Linien bestimmte, welche die Form des Schönen enthielten. Diese Analyse aber, statt seinen Ruhm zu vermehren, verminderte ihn, und die Zeitgenossen machten sein System lächerlich. Hierauf erschienen 1755 four prints of an election (die Wahl eines Parlamentsglieds) in vier Blättern und 1762 the times (die Zeitläufe), eine reizende Satire auf Pitt. Sein lächerliches Bild Sigismunda (1757), das der schwach gewordene Künstler als ein Gegenstück zu einem vortrefflichen Bilde von Correggio betrachtet sehen wollte, veranlaßte ihm viele Kränkungen. Mehrere bedeutende Gemälde des Künstlers wurden erst im 19. Jahrh. wieder aufgefunden, so eine Reihe Plafondbilder in einem londoner Hause, die Launen Fortunas darstellend, ein Bacchusjug und Garrick bei der Probe. Er starb 26. Okt. 1764 zu Leicesterfields und wurde zu Chiswick begraben, wo man ihm ein schönes Denkmal, welches sein Freund Garrick mit einer Inschrift verfaß, errichtete.

H. hat in der Technik der Darstellung nur mittelmäßige Verdienste. Seine Behandlung ist zwar geistreich, doch meist nur skizzenhaft, seine Farbe maniert und seine Zeichnung oft unrichtig; auch ist an seinen Radierungen und Kupferstichen die Ausführung meist flüchtig und unbedeutend. Seine Größe liegt im Gedanken, in der Empfindung und in der tiefen Charakteristik seiner Zeit, seines Landes und seiner Individuen. Das ist es auch, was ihm eine Berühmtheit schuf, wie sie sonst nur künstlerische Genies ersten Ranges besitzen; sie ist ihm nicht als Künstler, sondern als Erfinder einer Reihe von Charakteren ohnegleichen zuteil geworden. Als Gestalten grenzen oft an die Karikatur und liegen schon zum Teil außerhalb der Kunst; aber es lebt in ihnen ein ganz bedeutendes Stück Kulturgeschichte, und dieses sichert ihnen einen unvergänglichen Wert. Seine Radierungen, welche übrigens oft sehr oberflächlich sind, werden von den bedeutendsten bis zum geringsten Blatte, je nach der Beschaffenheit der verschiedenen Abdrücke, zu hohen, oft ungeheuren Preisen bezahlt. Die Kupferplatten kamen nach dem Tode seiner Frau 1789 an seine Nichte Miss Lewin, die sie an Woburn verlor. Eine schöne Ausgabe seiner Werke nach den von Heath retouchierten Originalplatten erschien unter der Leitung von Nichols (3 Bde., Lond. 1820—22), mittelmäßige

und verkleinerte Nachstiche erschienen zu Leipzig (1831—35; 3. Aufl. 1841) und in Stuttgart (1839—40). Unter den Erklärungen derselben sind zu erwähnen: John Ireland, «H. illustrated» (3 Bde., Lond. 1791—98); derselbe, «Graphic illustrations of H.» (4 Bde., Lond. 1794—99); John Trusler, «H. moralised» (Lond. 1768); Coof, «H. restored with commentaries» (Lond. 1802; 2. Ausg. mit einer «Clavis Hogarthiana», 8 Bde., Lond. 1808); Elart, «Works of H.» (2 Bde., Lond. 1810); Nichols, «Clavis Hogarthiana» (Lond. 1817); Lichtenberg, «Erklärungen der H.'schen Kupferstiche, mit verkleinerten Kopien derselben von Niepenhausen» (13 Lfgn., Göt. 1794—1831; neu herausg. mit Einleitung und einer Biographie H.'s von Rottenkamp, Stuttg. 1878); «The works of H., with descriptions» (Lond. 1833—34). Von allen Erklärern steht übrigens Lichtenberg nach dem eigenen Geständnis der Engländer am höchsten. Mögen ihm auch hier und da fernliegende, nur den Zeit- und Heimatgenossen verständliche Anspielungen entgangen sein, so hat er doch den menschlichen Inhalt so scharfsinnig, wichtig und voll Gemüth erläutert, wie kein anderer, und den Genuß der Bilder durch seine Zuthaten verdoppelt. Vgl. Sala, «William H.» (Lond. 1866).

Hogenbörp (Dirk, Graf), geb. zu Rotterdam 18. Okt. 1761, trat jung in das preuß. Heer und 1788 in holländ. Dienste, wurde mehrere Jahre in der innern Verwaltung und im diplomatischen Dienste verwendet und 1807 holländ. Kriegsminister. Kaiser Napoleon verwendete H. wiederholt bei der Organisation neuer Truppen und ernannte denselben 1818 zum Gouverneur von Hamburg. Mit Unrecht ist ihm dort übertriebene Härte gegen die Bevölkerung zum Vorwurf gemacht worden, denn er hatte Davousts Befehle zu befolgen und versuchte dieselben möglichst zu mildern, so daß Davoust schließlich einen andern Kommandanten für Hamburg bestellte. Im J. 1815 schloß sich H. Napoleon an, nahm an den Schlachten bei Wigny und Waterloo teil und begab sich nach dem Sturze des Kaiserreichs nach Brasilien, wo er auf einem Landgute bei Rio de Janeiro 29. Okt. 1822 starb. Napoleon gedachte in seinem Testament H.'s.

Hogenbörp (Gysbert Karl, Graf von), niederl. und Staatsmann, geb. zu Rotterdam 27. Okt. 1762, trat in die Kadettenchule zu Berlin und machte als preuß. Kornett 1778 den Bayerischen Erbfolgekrieg mit. Nach dem Frieden lehrte er in sein Vaterland zurück, wo er 1782 in die Garde des Erbstatthalters eintrat. Ein Jahr darauf unternahm er eine Reise nach Nordamerika, worauf er im Leiden die Rechte studierte. Nach der Wiederherstellung des Erbstatthalters 1787, zu der er eifrig mitgewirkt hatte, wurde er zum Großpensionär von Rotterdam ernannt, legte aber diese Stelle nieder, als die Franzosen 1796 Holland eroberten. Sein Plan, 1802 eine Kolonie für die Anhänger des Hauses Oranien auf dem Kap der Guten Hoffnung zu gründen, kostete ihm den größten Teil seines Vermögens; 1818 trug er wesentlich zur Befreiung Hollands von franz. Joch bei. Mit van der Duyn und van Stirum bildete er vor der Rückkehr des Prinzen von Oranien die provisorische Regierung. Hierauf wurde er Präsident der Kommission, welche mit der Entwurfung der neuen Verfassungsurkunde beauftragt war; später erhielt er das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, gab es aber bald

wieder ab. Er wurde Vizepräsident des Staatsrats und 1815 in den Grafenstand erhoben, nahm jedoch schon 1816 seine Entlassung. Er starb im Haag 5. Aug. 1834. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: «Über den Handel nach Indien» (2 Bde., 1801), «Mémoires über den Handel nach Java» (1804), «Betrachtungen über die polit. Osnomie des Königreichs der Niederlande» (10 Bde., 1818—23), in holländ. Sprache; ferner «Lettres sur la prospérité publique» (2 Bde., Amsterd. 1831) und «La séparation de la Hollande et de la Belgique» (Amsterd. 1830). Sein Sohn gab heraus «Brieven en geschriften van H.» (2 Bde., Haag 1866—67).

Höger (Joh.), Landschaftsmaler, geb. 2. Nov. 1801 in Wien, besuchte die Akademie daselbst und wurde 1843 Professor an derselben. Zu seinen besten Oelbildern gehören: die Kapelle in der Ramsau, Partie bei Lundenburg, eine Wildnis u. s. w. Er starb zu Wien 13. Mai 1877.

Hogg (James), genannt der Ulrickshäfer, schott. Volksdichter, geb. 25. Jan. 1772 im Dorfe Ulrick im südl. Schottland, der Sohn eines verarmten Schafzüchters, hatte im siebenten Jahre kaum einigen Schulunterricht genossen, als er auf den Bergen Hübe und Schafe hüten mußte. Die Sagen und Lieder, welche in Schottland von Mund zu Mund gehen, näherten seine leicht erregte Phantasie. Ohne schreiben und lesen zu können, dichtete er, und als er jenes mühsam gelernt und angefangen hatte, seine Gedichte aufzuzeichnen, ließ er auf eigene Kosten eine Anzahl Balladen drucken («Border ballads», Edinb. 1801), verlor aber daran sein Geld. Dagegen brachte seine nächste Gedichtsammlung «The mountain bard», sowie ein «Essay on sheep» ihm 300 Pf. St. Gewinns. Doch bei unklug übernommenen Pachtungen setzte er das Seinige bald zu, weshalb er im Febr. 1810 nach Edinburg ging und eine Wochenschrift, «The Spy», begann, die aber nur kurze Zeit bestand. Dann erschien 1818 «The Queen's wake», 1814 «The poetic mirror», 1815 «The pilgrims of the sun» und 1816 «Mados of the moor», von denen die zuerst genannte Dichtung, eine Reihe inhaltreicher Balladen, den meisten Beifall gewann. Hierauf schrieb er in ungebundener Rede Wunderlegenden und Schilderungen des schott. Volkscharakters, welche raschen Absatz fanden, und die er später unter dem Titel «The shepherd's calendar» vereinigte (2 Bde., Lond. 1829). Inzwischen hatte er stets mit Armut gerungen, bis der Herzog von Buccleuch ihm zu Altrive-Lake am Yarrow eine fast zinsfreie Pachtung verlieh. Doch geriet er später wieder in Geldverlegenheiten. Auch von seinen «Altrive tales», seinem letzten Produkt, hatte er infolge des Bankrotts seines Verlegers wenig Gewinn. Er starb zu Altrive-Lake 21. Nov. 1836. Seine gesammelten Dichtungen mit einer Biographie von J. Wilson erschienen 1850—52 in fünf Bänden zu London. Als Dichter ist H. mit Burns verglichen worden, dem er jedoch an Kraft und Tiefe des Gefühls nachsteht; er schmeigt am liebsten in den Träumen einer phantastischen Märchenwelt, denen er sich ohne Reflexion hingibt. Seine prosaischen Werke sind sehr ungleich. Er kann weder Charaktere schildern, noch eine Patrique geschickt kombinieren, und sein Stil ist oft roh und überflüssig. Dennoch erinnern einige seiner Erzählungen die Naturwahrheit und Treue der Dichter

Defoe (f. b.). *Egl. Thompson*, „James H. Poems and life“ (2 Bde., *Wimb.* 1874).

Hogg (Robert), engl. Hortolog und Pomolog, geb. 1818 in Dunfer in Schottland, veröffentlichte schon 1837 „A handbook of Hardy Annuals“ und widmete dann seine ganze spätere Thätigkeit der Förderung hortologischer Interessen. Nachdem er 1843 sein „Manual of fruit“, 1851 „British pomology“, 1862 „The Dahlias“ herausgegeben, begründete er 1864 in Gemeinschaft mit Sir Joseph Barton, dem Erbauer des Krystalpalastes, die British Pomological Society, die später mit der Royal Horticultural Society verschmolz. Im J. 1858 erschien von ihm „The vegetable kingdom and its products“, 1861 das seitdem vielfach aufgelegte „Fruit manual“. Neuerdings erschien von ihm noch: „A new classification of apples“ (1876) und „The Herefordshire Pomona“ (1878).

Hogland, Insel im Finnischen Meerbusen (f. b.).
Högni, f. Hagen von Tronege.

Hogola, eine zu den Carolinen (f. b.) gehörige Insel.

Hogschab, f. Orhst.

[Glaß.

Hoh-Barr, Burgruine bei Zabern (f. b.) im **Hohburg**, Dorf in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, Amtshauptmannschaft Grimma, 8 km im NO. von Wurzen, an der Elbe, in schöner Gegend, mit (1890) 887 E. Dabei liegt der sog. Rebschloß, d. h. die Stätte der Burg, nach welcher die von Hohersich sich nannten, und ein Berg mit einem Belvedere und Spazierwegen. Das Rittergut erkaufte Luthers Erben für ihre Ansprache auf Sornig für Luthers Eingelung von Joh. Georg I. Nördlich liegt das königl. hohburger Waldrevier mit den Koryphtruppen der sog. Hohburger oder Wurzen Schweiß.

Höhe heißt in der theoretischen Geometrie die senkrechte Gerade von dem höchsten Punkte der Figur auf die Grundlinie, resp. Grundfläche oder deren Verlängerung; in der praktischen Geometrie nennt man h. die lotrechte Erhebung eines Punktes über die Horizontalebene. Unter der h. eines Berges kann man allerdings den vertikalen Abstand seines Gipfels von seinem Fuße (die relative h.) verstehen; gewöhnlich aber, namentlich in der Geographie, versteht man darunter die Erhöhung desselben über die Meeressfläche (die absolute h.); sie wird entweder trigonometrisch, barometrisch oder thermometrisch gemessen. (S. Höhenmessung.)

In der Schiffsahrtkunde gebraucht man h. fast Polhöhe. Wenn ein Schiff sich in der Nähe eines Ortes, ungefähr unter gleicher Polhöhe, d. h. gleicher geograph. Breite mit demselben, befindet, so sagt man, es sei auf der h. dieses Ortes.

In der Chronometrie versteht man unter Höhe eines Gestirns den zwischen diesem Gestirn und dem Horizont enthaltenen Bogen eines Scheitelfreies, oder auch den Winkel, welchen der aus dem Gestirn in das Auge des Beobachters gelangende Lichtstrahl mit dem Horizont macht. Jedes Gestirn erreicht seine größte h. im Meridian.

Höhe, Borneame des Lannus (f. b.).

Höhe Malt, d. h. Barze, der höchste Gipfel der Elbe (f. b.), 7 km östlich von Adenau im preuss. Regierungsbezirk Koblenz, 760 m hoch.

Höher Bogen oder **Höhebogen**, Gipfel des Bismarckwaldes (f. b.).

Höhe Orkney, Klippen südlich von der Insel Berim in der Meerenge von Dab-el-Randeb (f. b.).

Höher Göl heißt eine Felsklippe der Salzburger Alpen, die sich nördlich vom Torenjoch (1728 m) in der Kalkette zwischen der Salzach und dem Rinnigsee auf der Grenze von Oberbayern und Salzburg zu 2519 m erhebt und von Berchtesgaden aus mühsam über die Jägersteig erstiegen wird; ein östl. Ausläufer des Gipfels heißt der Kleine Göl. — Wie der Hohe Göl werden auch zahlreiche andere aussichtsreiche Gipfel der Alpen und der Hochebene, oft im Gegensatz zu einem gleichnamigen niedrigeren Punkte, als Hoh, Hohe, Höhen, Hoch bezeichnet: so der Hohe Peissenberg (f. b.), die Hohe Salve (f. b.); in den Allgauer Alpen der Hochvogel (f. b.), in den Zillertaler Alpen der Hochseiler (3506 m), in den Hohen Tauern der Hochwart oder Höhenwart (3258 m), in den Strießer Alpen der Hochgolling (2863 m) und der Hochschwab, in den Glarner Alpen der Hochlärp (2798 m), in den Unterwalden, und Emmentalen der Hochsollen (2484 m) und der Hohgant (2199 m), in den Berner Alpen der Hohmies (2456 m), im Jura der Hohranden (914 m), der Höhenjollern (760 m), der Höhenrauffen (636 m), der Hohe Reichen (696 m); im Hegau der Hohentwiel (f. b.), Hohenthränen, Höhenhöfeln u. s. w.

Höhe Kommission (High-Commission), f. unter Sternlammer.

Hohes Lieb oder **Lieb der Lieder** (Canticum Canticorum), d. h. das schönste Lieb, ist die Überschrift einer unter König Salomos Namen im alttestamentlichen Kanon enthaltenen Dichtung, welche unverfälscht, mit dem glühenden Sinne des Orients und in dessen lebensfrischen Bildern, bald idyllisch malend, bald in Wechselgesprächen die Geheimnisse und das Glück der Liebe schildert. Man wird es hiernach am richtigsten als erotisches Idyll bezeichnen können. Da man jedoch schon frühzeitig nicht begriff, wie ein weltliches Liebeslied in die Bibel gekommen sei, so wandten sich schon die ältesten Ausleger des Buchs der allegorischen Auslegung zu und deuteten es bald auf die Liebe Gottes zu dem auserwählten Volke des Judentums, bald auf eine Sehnsucht der Reiche Juda und Israel zur Wiedervereinigung. Die religiöse Auslegung ging von den Juden zu den Christen über; doch erhielt sie hier einen mystischen Sinn. Origenes und Hieronymus fanden in Christus den geliebten Bräutigam, in der Kirche die Braut. Diese Deutung wurde seit Augustin in der Kirche die herrschende, und auch Luther erklärte es ähnlich und fand in der Allegorie die geliebte Fremde der Seele in ihrer Vereinigung mit Christus. Trotz der Einsprache des Erasmus behielt diese Auslegung in der prot. Kirche die Oberhand, wurde mit besonderer Vorliebe von den Herrnhutern ausgeführt und auch neuerdings wieder von Orthodoxen wie Hölmann vertreten. Eine nächtliche Auslegung, die in der alten Kirche nur die antiochenische Schule, namentlich Theodor von Mopsuestia, versuchte, wurde erst seit Michaelis und Herder angeblich, denen sich dann mit mehr oder weniger Modifikationen die Auslegungen von Staublin, De Wette, Smal, Hipig u. a. angeschlossen. An Salomo als Verfasser des Liebes ist nicht zu denken; wahrscheinlich ist es in den Zeiten des geteilten Reichs, immerhin schon ziemlich früh, gedichtet worden. Die Annahme, daß Salomo sein Verfasser sei, scheint ihm mehr noch als die allegorische Deutung auf Jahve als Liebenden und die hebr. Gemeinde als Geliebte seine Stelle im Kanon des Alten Testaments gewonnen zu haben.

Hohe Renfe, ein 1086 m hoher, nach gewölbter Berg, auf der Grenze zwischen dem preuß. Regierungsbezirk Breslau und Böhmen, im S. der Pommeraner, von dieser durch die Einsetzung von Zinn geschieden.

Hoher Renzberg, s. Epiphania.

Hoher Reichenberg, ein 971 m hoher, vereinzelter Reichenberg aus Lössfäll, welcher im SW. des Kammes, nah Würmsee, mit bewaldeten Abhängen, eine ins flache Hochland vorgehobene Warte der Alpenkette bildet und eine treffliche Aussicht auf die bayr. Boralpen gewährt, weshalb er Reichenberg Rigi genannt wird. Auf seinem Gipfel findet sich der gleichnamige See, zum Bezirksamt Schongau des Regierungsbezirks Oberbayern gehörend, mit Wallfahrtskirche, meteorologischem Observatorium und 20 G.

Hohe Riecke, s. Riecke.

Hoher Riecher ist der jüd. Oberpriester nach Einführung der jüd. Hierarchie. Diese Würde erbte in der Aaronitischen Familie vom Vater auf den Sohn fort, bis Herodes d. Gr. sie auch gemeinen Priestern übertrug und fremde weltliche Herrscher, zuletzt selbst der Römer, sie nach Willkür, oft für Geld erzeigten. Wenn im Neuen Testament mehrere zugleich lebende Hohe Priester erwähnt werden, so sind darunter entweder die gemeinen hohen Priester, oder der Stellvertreter des jeweiligen hohen Priester, oder auch die Vorsteher der 24 Priesterklassen mit zu verstehen. (S. Josias.) Der Hohe Priester wurde feierlich eingeweiht, trug durch Salbung, später nur durch Anlegen der Amtskleider. Diese waren ein baumwollenes, purpurblaues Oberkleid und darüber ein prächtiger langer Leibrock von gewirtem Stoff, auf der Brust ein viereckiges, doppeltes Schild, mit welchem eine Art Orakel, Urin und Thymum (s. d.), verbunden war. Das Brustschild (Afschen) war mit goldenen Ringen und Ketten und mit purpurblauen Schnüren festgebunden und mit zwölf hellglänzenden, in Gold gefassten Edelsteinen, in welche die Namen der zwölf Stämme eingegraben, in vier Reihen besetzt. Am doppelten Leibrock war vorn ein Goldblech befestigt mit der Aufschrift: «Dem Jahwe heilig.» In diesem Schmuck erschien der Hohe Priester als die heiligste und höchste Person im Volk bei seinen Amtshandlungen. Ihm stand die Verwaltung und Oberaufsicht des Gottesdienstes, die Fortführung der Befehle Jahwes an das Volk, in dessen Namen er sprach, und die Bewahrung der Nationalheiligtümer zu. Obwohl die Rechtspflege besonders Richtern übertragen war, so entschied er doch in schwierigen Fällen auch weltliche Handelt in letzter Instanz, und in Krieg und Frieden konnte ohne seine Zustimmung nichts Bedeutendes unternommen werden. Seine Hauptfunktion aber war, daß er, als Mittler zwischen Jahwe und der Nation, jährlich einmal, am Versöhnungstage, in das Allerheiligste der Stiftshütte oder später des Tempels ging und durch sein Gebet und Opfer das Volk der Israeliten mit Gott versöhnte. In Bezug darauf spricht man auch in der christl. Glaubenslehre von einem hohenpriesterlichen Amte Jesu.

Hoher Rat, s. Synedrium.

Hohe Rhön, s. unter Rhöngebirge.

Hohe Rhön (der), ein maliger Berggründen der Schwager Alpen (s. Alpen, 22), gehört dem breiten subalpinen Molasseplateau an, das sich zwischen dem Aggersee und der Elbe ausbreitet, und es

hebt sich am Ostende desselben bei der Grenze der Schweiz, Kantone Zug, Uri und Schwyz zu 1232, 1228 und 1190 m über dem Meere (Dreiländer-Rein). Wie der nahe Elbe (s. d.) gewährt auch der Hohe Rhön an mehreren Stellen seines mächtigen prächtigen Felsen auf die Alpen und das schweiz. Jägelland. Am Westfuß des Bergs liegt 1140 m über dem Meere in anmutiger, waldbreicher Umgebung der vielbesuchte Kurort Gattschallen-Rulm.

Hohe Salze (die), ein Boralpengipfel der Rißbühler Alpen (s. Alpen, 29) in Tirol, erhebt sich nördlich vom Briental, 14 km westlich von Rißbühl zu 1820 m über dem Meere. Die oberste Kuppe, welche eine Kapelle und ein Gasthaus trägt, wird von den Stationen Hopfgarten (580 m) und Briental (759 m) der österreichischen Giselabahn aus häufig auf bequemen Reitwegen in 2½ Stunden bestiegen. Die Aussicht, welcher der Berg den Namen des Rigi des Unterinntals verdankt, umfaßt einerseits über den Boral und Mittelalpenketten der Rißbühler Alpen die Hochgebirge der Ostalpen von den hohen Tauern bis zu den Ostalper Fernern, andererseits den Kranz der nördl. Kalkalpen vom Karwendel- und Spessartgebirge bis zu den Salzburger Alpen. Besonders großartig ist der Blick auf die nördlich von der hohen Salze aufsteigenden, wildzerklüfteten Felsmauern und Täler des Rastergebirges. [Schulter.

Hohe Schulter, s. unter Schieferheit; vgl. **Hoher Staufen** und **Mittler-Staufen**, ein 1815 m hoher Alpengipfel im SW. des Regierungsbezirks Oberbayern, auf einem langen, Staufen genannten Rücken, welcher aus der Gegend von Inzell bis in das Saalthal, zwischen Reichenhall und Ranthausen hinzieht. Die östliche Spitze ist der Hohe Staufen oder Zennkopf, die in der Mitte ist der Mittler-Staufen oder Zinnel; auf diesem letztern steht ein von König Ludwig I. errichtetes Kreuz.

Hohe Tatarer, s. Tursan.

Hohe Tauern heißt das mächtige Hochgebirge, das sich in der mittleren Reihe der Ostalpen zwischen dem Pinzgau und dem Isartale von der Birnlücke im W. bis zur Kellsharte im O. erstreckt und mit seinem vergletscherten Hauptkamm die Grenze zwischen Salzburg, Tirol und Kärnten und die Wasserscheide zwischen der Salzach, der Rienz und der Drau bildet. Seine Hauptgipfel sind der Groß-Benediger (3673 m) und der Großglockner (3797 m). (S. Alpen, 27.) Vgl. von Sontag, «Die hohen Tauern» (Wien 1866).

Hohe Meer, s. Meer.

Hohobogen, Gipfel des Böhmerwaldes (s. d.).

Hoheit bedeutet im engeren Sinne hohen Rang und Würde in der bürgerlichen Gesellschaft; in einem noch engeren die höchste Staatsgewalt, die Hoheitsrechte (wie Regalien und Majestätsrechte), und hiervon ist die enge Bedeutung abgeleitet, wonach das Wort ein Titel fürstl. Personen ist, der aber zu verschiedenen Zeiten verschiedene Geltung gehabt hat. Im Laufe des 17. Jahrh. nahmen alle gekrönten Häupter den Titel Majestät (s. d.) an, die Kinder und nächsten Verwandten von Kaisern und Königen aber, sowie auch diejenigen Fürsten, welche Anspruch auf eine Krone machten, wie z. B. Savoyen auf Cypern, Lothringen auf Jerusalem, das Präbital Calistado, Königl. d. h. früher nur den Königen zugehört hatte.

Auflösung der deutschen Reichsverfassung nahmen nicht allein die von neuen Königen abstammenden Prinzen und Prinzessinnen, sondern auch die Großherzöge und der Kurfürst von Hessen das Präbital königliche Hoheit (*Altesse royale*) an, während in einigen Staaten den übrigen (Nebenlinien angehörig) Prinzen und Prinzessinnen königl. Häuser, sowie denen der großherzogl. und kurfürstl. Familien der einfache Titel H. überlassen blieb, der aber in diesem Sinne durchaus nicht mehr dem mit dem franz. Ausdruck *Altesse* ehemals verknüpft gewesenen geringern Begriffe entsprach. Infolge Beschlusses vom 26. April 1844 haben die Herzöge von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, Sachsen-Altenburg und Sachsen-Coburg-Gotha sich dahin vereinigt, statt des Präbitalen herzogliche Durchlaucht (*Altesse sérénissime*) für sich und ihre jeweiligen präsumtiven Regierungsnachfolger das Präbital H. anzunehmen, und es sind ihnen hierin die Herzöge von Anhalt, Braunschweig und Kassau gefolgt. Ebenso haben die Prinzen der großherzogl. Häuser Baden und Hessen das Präbital Großherzogliche Hoheit angenommen. Gegenwärtig führen daher die Prinzen und Prinzessinnen der kais. Häuser, sowie der Kronprinz und die Kronprinzessin des Deutschen Reichs den Titel Kaiserliche (und königliche) Hoheit, die Prinzen und Prinzessinnen der kais. Häuser, sowie die Großherzöge und Erb-großherzöge den Titel königliche Hoheit, die Prinzen und Prinzessinnen der großherzogl. Häuser Baden und Hessen den Titel Großherzogliche Hoheit, während die Mitglieder der übrigen großherzogl. Häuser, sowie die regierenden Herzöge und die Mitglieder ihrer Häuser dagegen nur den einfachen Titel H. führen.

Höhen (korrespondierende), soviel als gleiche H. vor und nach der Kulmination eines Sterns; die Beobachtung derselben liefert eine vielfach gebrauchte Methode zur Zeitbestimmung.

Hohenasperg, ehemals starke Festung und Staatsgefängnis, dann bis 1883 Garnison mit Militärstrafanstalt, jetzt Filiale des Zuchthauses in Ludwigsburg und Zivilstrafanstalt, bei der Stadt und Eisenbahnstation Asperg im württemb. Neckar-thal, 6 km nordwestlich von Ludwigsburg, auf einem 367 m hohen, freistehenden Keuperhügel gelegen, bildete vor alters den Mittelpunkt einer Herrschaft, welche von den Grafen von Calw durch die Welfen an die tübinger Pfalzgrafen überging und einer Seitenlinie der letztern seit dem 13. Jahrh. den Namen «Grafen von Asperg» gab. Die Herrschaft Asperg kam 1308 durch Kauf in den Besitz des württemb. Grafen Eberhard des Erlauchten, welcher die durch Konrad von Weinsberg 1312 zerstörte «Burg und Stadt Asperg» bedeutend fester wieder aufbaute. Zur eigentlichen Festung wurde H. erst durch Herzog Ulrich gemacht, welcher 1535 die alten Befestigungen samt dem innerhalb derselben liegenden Städtchen abbrechen ließ, um auf dem hierdurch gewonnenen Platz starke Werke aufzuführen, während die seitherigen Bewohner des Städtchens sich am Fuße des Bergs ansiedelten. Die Festung mußte sich 1547 den Spaniern unter Herzog Alba, 1688 nach zehnmonatlicher Belagerung den Kaiserlichen und 1688 den Franzosen übergeben. Seit der Mitte des 18. Jahrh. ist die Festung H. besonders bekannt geworden durch die Staatsgefangenen, die sie in ihren Mauern beherbergte, z. B. den Juden Sal Oppenheim

General von Klerger und den Dichter Christian Friedr. Daniel Schubart. Vgl. Bissart, «Geschichte der württemb. Befest. H.» (Stuttg. 1868).

Hohenberg, ehemalige Grafschaft in Württemberg, Schwarzwaldkreis, teilte sich in die Ober- und Untergrafschaft; zu letzterer, jetzt im Besitz des Freiherrn von Om-Wachendorf, gehört die Rastertwirtsch. H., in deren Nähe die Burg liegt. Im J. 1881 kam die Grafschaft durch Kauf an Österreich, 1806 kam sie an Württemberg. Die Grafen von H. starben 1486 aus.

Hohenberg in Bayern, Flecken mit städtischer Verfassung im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Rehau, 2 km nördlich von Schenking auf einem Berge, in 525 m Höhe, an der Eger, mit (1880) 1049 meist prot. E., ist Sitz einer Oberförsterei und hat Mineralquellen, ein schönes Schloß und eine Porzellanfabrik.

Hohenbrunn (böhm. Třebochovice), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft und im Gerichtsbezirk Königgrätz im nordöstl. Böhmen, an der Linie Olmütz-Mittelwalde der österreichischen Nordwestbahn, mit (1880) 3064 E. böhm. Bunge, die neben den städtischen Gewerben Feldbau treiben. Der deutsche Name rührt von der hohen, über den Bach Diebing führenden Holzbrücke her, durch welche die alte und neue Stadt verbunden wird. Von einer benachbarten Höhe, von den Hussiten Dreb (nach dem Berge Doreb) genannt, erhielt eine Partei der Hussiten den Namen Drebitten.

Hohenelbe, Stadt im nordöstl. Böhmen, an der Elbe, Endpunkt der Zweiglinie Pelsdorf-H. der österreichischen Nordwestbahn, am südl. Abhang des Riesengebirges, 455 m über dem Meere, in einer an Naturschönheiten reichen Gegend, ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß mit schönem Park, ein Augustinerkloster, eine Krankenanstalt, eine Fachschule für Weberei (1873 gestiftet) und zählt (1880) 5318 deutsche E., welche eine Flachgarnspinnerei, eine Baumwollgarnspinnerei, drei mechan. Webereien, eine Papierfabrik, fünf Kunzbleichen, vier Färbereien und Druckerien, eine Eisengießerei und Maschinenwerkstätte und eine Verbandstofffabrik unterhalten. Der Heidelberg (950 m), welcher die Stadt im NW. überragt, gewährt eine schöne Aussicht.

Hohenems oder **Hohenembs**, Marktflecken in Borsberg, Bezirkshauptmannschaft Feldkirch, Gerichtsbezirk Dornbirn, mit (1880) 4428 E., die neben den städtischen Gewerben ihren Erwerb im Handel und in der Fabrikarbeit für Textil- und Stickerie-Industrie finden. Der Ort liegt an der rechtsseitigen Lehne des obersten Rheintals und ist Station der Borsberger Bahn. Ehemalig war H. Sitz der Grafen dieses Namens, die 1759 im Mannsstamme, 1868 auch im weiblichen Stamme erloschen. Das Altschloß H. auf waldiger Höhe ist ganz, das Neuschloß fast Ruine. Der Kaiser von Österreich führt im hohen Titel auch den Namen eines Grafen von H. Ebenso trägt sich das Kaiserpaar dieses Titels bei Inlogntoreisen im Auslande zu bedienen. Der Dichter Rudolf von Ems (s. d.) hatte hier seine Heimat, und die beiden Pergamenthandschriften des Nibelungenliedes, deren eine von Lachmann als die älteste bezeichnet, die andere aus dem Nachlasse Lachmangs der fürstlich-borsbergerischen Bibliothek erworben wurde, kommen in der berühmten Handschriftensammlung in H.

Hohenfelde, Vorort unmittelbar nördlich vor der Vorstadt St. Georg von Hamburg, an der Außen- oder Großen Alster, mit (1880) 11330 Q., hat ein 1839 gestiftetes Hospital (das großartige Oberaltenstift), eine Eisengießerei und eine Siphonfabrik.

Hohenfriedberg, Städtchen im Kreise Bollenhain des preuß. Regierungsbezirks Pommern mit (1880) 742 Q., wurde im zweiten Schlesischen Kriege durch die Schlacht denkwürdig, welche Friedrich II. 4. Juni 1745 über die Österreicher und Sachsen unter dem Prinzen Karl von Lothringen und dem Herzog Johann Adolf von Sachsen-Weissenfels gewann. Maria Theresia hatte mit Bayern Frieden geschlossen und nach erneuertem Bündnis mit England, Sachsen und Holland ein Manifest erlassen, welches Schlessen für eine österr. Provinz erklärte, weil der König von Preußen den Breslauer Frieden verlegt habe. Die Österreicher und Sachsen hatten sich, 80000 Mann stark, bei Trautenau vereinigt, um in Schlessen einzufallen. Friedrich zog Ende April seine Armee aus den Winterquartieren aufzumen; Jüten überbrachte an der Spitze seines ganzen Regiments den Befehl dazu an den Markgrafen von Schwedt nach Oberschlessen, wo ein österr. Korps eingekesselt war; er schlug sich glänzend durch. Am 28. Mai war die Armee vereinigt und marschierte nach der Gegend von Striegau, wo sie, General Dumoulin mit der Vorhut über das Striegauer Wasser vorgeschoben, Stellung nahm. Der Feind, durch einen falschen Spion getäuscht, glaubte, daß sich Friedrich bis hinter Breslau zurückziehen werde, ging 3. Juni in acht Kolonnen über das Gebirge und lagerte diesseits. Am 4. Juni früh 4 Uhr begann die preuß. Armee den Bach zu überschreiten und marschierte jenseits auf. Dumoulin fand sächs. Truppen vor sich und begann die Schlacht. Das sächs. Korps griff in den Kampf ein, wurde jedoch von den Österreichern nicht unterstützt und gänzlich geschlagen. Jetzt erst befahl Prinz Karl den Aufmarsch seiner Armee, welche in dem durchschnittenen Terrain eine Verteidigungsstellung besetzte, während die preuß. Infanterie schon zum Angriff vorrückte. Die preuß. Kavallerie warf nach sechs Angriffen die feindliche des rechten Flügels, während der König die Truppen, welche die Sachsen besiegte, heranzuführte. Als die österr. Infanterie schon durch das Feuer erschüttert war, brach General Weyler mit dem Dragonerregiment Bayreuth (seit Königin Karoline) durch die eigene Infanterie vor und ritt in einer kriegsgeschichtlich berühmt gewordenen Attacke 20 Bataillone nieder, wobei 66 Fahnen erobert wurden. Dies hatte den allgemeinen Rückzug der Österreicher ins Gebirge zur Folge.

Hohenfurth (geh. Vyšší Brod), Stadt im südl. Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Ropitz, liegt in landschaftlich reizender Gegend am rechten Ufer der oberen Moldau, ist Sitz eines Bezirksgerichts und umfaßt (1880) 1537 Q. deutscher Länge. S. gehörte ehemals zu den Kosenbergischen Besitzungen, die den größten Teil des südl. Böhmens einnahmen. Das Exerzierregiment, welches Peter Bol von Kosenberg 1250 hier gründete, gab den Anlaß zur wirtschaftlichen Entwicklung des Ortes. Das Exerziergebäude zeigt ein interessantes Gemisch architektonischer Formen aus verschiedener Zeit. Die gotische Kirche, der Kapitelsaal und die Bibliothek sind sehenswert. Ein Haupterwerbszweig der Be-

wohner war ehemals das Spinnen und Bleichen von grobem Garn für Lebzelter und Lichtzieher, wovon jährlich mehrere hundert Centner nach Oesterreich, Salzburg und Tirol gingen.

Hohengeroldseck, s. unter Geroldseck.

Hohenhausen (Elise Philippine Amalie, Freiin von), Schriftstellerin, geb. 4. Nov. 1789 zu Walldau bei Kassel als Tochter des späteren Generals Adam Ludwig von Ochs, vermählte sich 1809 mit dem Freiherrn Leopold von H., damals westfälischer Unterpräfekt zu Schwerte, hierauf preuß. Regierungsrat, mit dem sie in der Folge in Münster, seit 1817 in Minden, wo ihr Gatte das »Sonntagsblatt« begründete, 1820–24 in Berlin und dann wieder in Minden lebte. Später lebten beide nach Kassel über. Nach dem Tode ihres Gatten lebte sie in Frankfurt a. O., wo sie 2. Dez. 1857 starb. Sie veröffentlichte: »Frühlingsblumen. Gedichte« (Münst. 1817), »Natur, Kunst und Leben. Reinerinnerungen« (Altona 1820), »Novellen« (J. Wee, Braunschw. 1829), »Bilder aus dem Leben« (Münst. 1833), »Carl von H. Untergang eines Jünglings von 13 Jahren« (Braunschw. 1837, das Tagebuch ihres Sohnes, der sich auf der Universität Bonn erschoss), »Johann und Cornelius de Witt. Schauspiel« (Kassel 1847) u. s. w. Ihre Tochter Elise, Freiin von H., geb. 7. Mai 1812 zu Schwerte, war mit dem Oberregierungsrat Rüdiger verheiratet und lebt in Berlin. Sie veröffentlichte namentlich »Berühmte Liebespaare« (Braunschw. 1870; Neue Folge 1876).

Hohenheim, im württemb. Neckarkreise, Oberamt Stuttgart, 13 km im SSO. von Stuttgart, mit 270 Q. und einer berühmten landwirtschaftlichen Akademie (Hochschule mit Universitätsrang), ist eine württemb. Staatsdomäne, welche früher einem Adelsgeschlecht gehörte, dem Theophrastus Baracellus entstammte. Die Besitzung fiel 1768 als ererbtes Lehn dem Herzog Karl anheim, welcher 1782 für seine Gemahlin Franziska darauf ein Schloß erbaute, dessen Größe und Umgebungen mit Versailles weiteifern sollten. Eine große Obstbaumschule, heute noch berühmt, ward durch den Vater Schillers daselbst angelegt. Nach des Herzogs 1793 zu H. erfolgtem Tode fiel die alte Bracht H. sehr rasch, und das Schloß sank fast zur Ruine herab, nachdem es zuletzt noch den Dienst eines Militärhospitals (1814) geleistet. Erst 1817 ward Schloß und Gut durch König Wilhelm zu einer landwirtschaftlichen Unterichts-, Versuchs- und Musteranstalt für Württemberg bestimmt und trat als solche unter der Direktion von Schwerg 1818 ins Leben. Im J. 1820 ward auch die Fortschule von Stuttgart nach H. verlegt, wo sie bis zu ihrer Verbindung mit der Universität Tübingen 1881 blieb. Nach Schwerg hatte die Anstalt zu Direktoren: den Freiherrn von Glüchhausen (1823–32), Bolz (bis 1837), Wedderlin (bis 1845), Pabst (bis 1860), Walz (bis 1865), Werner (bis 1872) und Nau (bis 1882). Daneben wirkten 10 ordentliche Professoren und 9 Hilfslehrer. Die Zahl der Studierenden beträgt durchschnittlich 60–90. Der programmatische Lehrkursus dauert vier Semester. Die Akademie hat eine Bibliothek von etwa 12000 Bänden, eine Modell- und eine Naturaliensammlung, ein chem. Laboratorium, physik. Kabinett, einen botan. Garten, sowie Versuchsgärten im Pflanzgehalt von 11,25 ha, welche zum Auf-

verschiedenen Nutzpflanzen, zur Anstellung von Kultur- und Füngungsversuchen verwendet werden; eine Obstbaumchule, eine Seidenzucht- und Maspelanzucht, eine chem.-technische Fabrik mit Bierbrauerei, Branntweinbrennerei u. s. w., einen Vienenstand, eine von Wasser getriebene Mählmühle (Münstmühle) und eine Ackergeräthefabrik, welche vorzügliche Modelle von landwirtschaftlichen Maschinen und Geräthen liefert. Die Gutswirtschaft wird auf einem Areal von über 300 ha betrieben. Die Felder werden theils nach dem Fruchtwechselsystem mit Luzernbau, theils nach dem Wechselwirtschaftssystem mit künstlicher Schafweide (Koppelwirtschaft) angebaut. Sie umfaßt außerdem Wälder und Erdoberflächen, Baumwiesen und Schafweiden, Maulbeer-, Weiden-, Rohr- und wilde Holzpflanzungen, Hopfen-, Wein- und Gemüsegärten. Die Arbeitsthiere sind Ochsen und Pferde, die künftige Viehwirtschaft und Schafe. Das hohenheimer Forstrevier von mehr als 2200 ha wird von einem Oberförster verwaltet, dem zugleich der forstliche Unterricht für die Landwirthe übertragen ist. Zu dem landwirtschaftlichen Institut gehört außer der Akademie und der Gutswirtschaft eine neu eingerichtete Moisterianstalt, ferner eine chem. Versuchsanstalt mit Versuchsfeld, Laboratorium und Vegetationshaus, eine meteorolog. Beobachtungsstation, eine Ackerbauschule mit dreijährigem Kursus für 25 Wärttemb. Bauerlehre, eine Gartenbauschule mit einjährigem Kursus für sechs württemb. junge Gärtner (Baum- und Gemüsegärtner). Vgl. Frölich, „Das Schloß und die Akademie H.“ (Leonberg 1870); ferner „Die land- und forstwirtschaftliche Akademie H.“ (Stuttg. 1863) und „Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum der königl. land- und forstwirtschaftlichen Akademie H.“ (Stuttg. 1868).

Hohenheim (Franziska Theresia, Reichsgräfin von), geb. 10. Jan. 1748, war die Tochter des armen Freiherrn von Bernardin zu Adelmannsfelden, und vermählt mit dem häßlichen, aber reichen Freiherrn Richard von Leutrum. Herzog Karl Eugen von Württemberg entführte sie, erhob sie zur Reichsgräfin von H. und vermählte sich 1784 inmorganatisch Ehe mit ihr, nachdem seine erste Gemahlin Elisabeth Sophie von Brandenburg-Bayreuth, von der er getrennt gelebt hatte, gestorben war. Als Gemahlin des Herzogs von Kaiser und Reich anerkannt, übte sie einen sehr günstigen Einfluß auf den Herzog. Nach dem Tode ihres Gemahls zog sie sich auf ihren Witwenhof zu Kirchheim unter Teck zurück, wo sie 1811 starb. Vgl. Weyl, „Herzog Karl Eugen von Württemberg und Franziska von H.“ (3. Aufl., Stuttg. 1877).

Hohenheim (Philippus Aureolus Paracelsus von), s. Paracelsus. (in Baden.)

Hohenhöwen, Schlossruine bei Engen (s. d.)

Höhenlima. Die Gebirge modifizieren das solare Klima in bestimmter Weise, und zwar im allgemeinen durch Abnahme des Luftdrucks bei wachsenden Seehöhen, durch Zunahme der Sonnenstrahlung und Abnahme der Lufttemperatur, sowie endlich durch ihren Einfluß auf die Wind-, Feuchtigkeits-, Bewölkungs-, Verdunstungs- und Regenvorgänge. Alle Faktoren des Klimas erscheinen unter jeder Zone beim Gebirgs- oder Höhenlima, verglichen mit dem Klima der umgebenden Niederungen, verändert. Die Abnahme des Luftdrucks mit der Höhe ist eine so regelmäßige, daß letztere

sich aus der ersten berechnen läßt. Die menschlichen Wohnhöhen reichen bis zu Höhen, wo der Luftdruck nur noch etwas mehr als die Hälfte des normalen Barometerstandes am Meerespiegel beträgt. Die einen so niedrigen Luftdruck ungewohnt leiden an der Bergkrankheit (s. d.), die jedoch mit der Gewohnheit an das H. verschwindet. Große Stärke der Sonnenstrahlung und eine relativ hohe Bodentemperatur sind Eigentümlichkeiten des H. Durch beide unterscheidet es sich gänzlich von den Polarregionen mit gleicher jährlicher Lufttemperatur. Im Gegensatz mit der Zunahme der Insolation (Strahlung durch die Sonne) mit der Höhe steht die Abnahme der Lufttemperatur. Die letztere nimmt bei 100 m um 0,5° C. ab. Bei strenger Kälte und in der Nacht, sowie während der winterlichen Barometermaxima treten die Anomalien ein, daß die Lufttemperatur mit der Höhe wächst. Der Wasserdampfgehalt der Luft nimmt nach oben hin rasch ab.

Das H. zeichnet sich besonders durch raschen Wechsel der Feuchtigkeitsverhältnisse aus. Die Gipfel der Berge sinken im Spätherbst und Winter nebelreicher als die Niederungen. Das H. hat einen häufigeren und härteren Regenschall, wobei die Gebirge ihre nasse und trockene Seite haben. Dies zu einer gewissen Sechöhe wächst die Regenmenge, um von da an wieder abzunehmen; ebenso nimmt der Regenschall schon bei der Annäherung an die Gebirge zu. Die durchschnittliche äußere Sechöhe, aber welche hinauf die großen Schneefelder oder die zusammenhängenden Schneedecken des Gebirges stets liegen bleiben, heißt die Schneelinie (s. d.). Die unteren Gletscherenden hängen von den lokalen Verhältnissen des Gletschers ab, und sind daher nicht mit der Schneelinie zu verwechseln. Das Gebirge bewirkt infolge der verschiedenen Insulationsverhältnisse die Lagwinde thalwärts und die Nachwinde thalabwärts. Dieselben werden jedoch nur bemerkt, wenn sie nicht durch die allgemeinen heftigen Winde verdeckt sind. Die letzteren bringen meist Wollen und Regen. Das Ausbleiben des täglichen Windwechsels kann daher als ungünstiges Wetterzeichen im Gebirge gelten. Außer den selbständigen Lokalwinden der Gebirge modifizieren die letzteren noch die allgemeinen Winde in der verschiedensten Weise, wie man dies an jenem durch die Alpenkette abgeänderten Südwinde beobachtet hat, der als Föhn (s. d.) bekannt ist. Die Gebirge dienen auch häufig als Windfänger und bilden daher nicht selten die Wettercheiden.

Höhenkreuz, s. unter Feldmesskunst, Bd. VI, S. 656.

Höhenkreis, auch Scheitel- oder Vertikalkreis, nennt man in der Astronomie jeden Kreis, der durch das Zenith (s. d.) und Nadir (s. d.) geht und dessen Ebene daher zugleich senkrecht auf der Ebene des Horizonts steht; dann auch das Instrument, dessen man sich bedient, um die Höhe des Gestirns zu messen.

Hohenlimburg oder Limburg an der Lenne, Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Iserlohn, 9 km von Iserlohn, links an der Lenne und an der Linie Hagen-Berghof der Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 5267 meist prot. E., welche in zwei Pfarbdingen- und Pfarbwerken, sowie in vielen Drahtziehereien und Webereien, ferner mit Leinweberei und Tuchfabrikation

befchäftigt find. H. ift der Hauptort der Graffchaft Limburg des Fürften zu Bentheim-Teclenburg-Nhebe, deffen Schloß Hohenlimburg auf einem Ausfichtsberge liegt.

Hohenlimden, Dorf in Oberbayern, im Bezirk Ebersberg, 30 km öftlich von München, ift wegen des 3. Dez. 1800 von Moreau über den Erzherzog Johann errungenen Siegs merkwürdig. Nach dem Abzug des Waffentheilandes zu Parsdorf, 13. Nov., hatten die Armeen Moreaus auf der Höheebene zwifchen Mar und Jan und das öfterr. Heer am rechten Innufer Stellung genommen. Am 8. Dez. ſetzte die öfterr. Armee ihren March in drei Kolonnen fort. Die Mittelkolonne, aus dem Hauptkorps der Öfterreicher und den Bayern beſtehend, rückte auf der großen, zum Teil durch Wälder führenden Hauptſtraße unter Schneegefäßer und auf grundlofen Wegen gegen H. vor, griff die Korps von Öttnier und Grouchy mit Heftigkeit an und ſuchte deren Stellung zu umgehen. Aber dieſe Korps erhielten zu rechter Zeit Verſtärkung und warfen die öfterr. Kolonne in den Wald an der Hauptſtraße zurück. Ineinander verwickelt und von dem eigentlich ſchlechteſt entſendeten General Richepanze zugleich in der Flanke angegriffen, löſte ſich dieſe Kolonne bei einem gleichzeitigen Angriff des Korps auf. Auch die Seitenkolonnen wurden dadurch zum Rückzuge gezwungen; um 2 Uhr war der Sieg an allen Punkten in den Händen der Franzoſen.

Hohenlohe, früher eine Graffchaft und ſpäter ein Fürſtentum im Fränkischen Kreiſe, welches aber 1806 durch die Rheinbunds-Akte mediatiſiert und größtenteils unter württemb., zum Teil aber unter bayr. Hoheit geſtellt wurde und etwa 1800 qkm umfaßte. Das alte Herrengeſchlecht Hohenlohe, deſſen Herkunft dunkel, war frühzeitig in dem fränk. Roder, Jagſt, Tauber- und Wollachgau begütert. Seine Geſchichte heißt ſich erſt mit dem Grafen Gottfried auf, dem Vertrauten Heinrichs VI. Die Söhne deſſelben ſtifteten die Linie H. Vraunach, die aber ſchon im vierten Gliede erloſch, und H. Holloch. Dieſe letztere ſpaltete ſich 1340 mit dem Sohne Krafts II. in die Linien H. Hohenlohe und H. Spedfeld, von denen die erſtere 1412 erloſch und die Alodialgüter durch Erbſchöchter dem Hauſe entfremdete. Erſt Georg, von der allein noch übrigen Linie H. Spedfeld, der Stammvater ſämtlicher noch blühenden Hohenloheſchen Linien, gab zur Verhütung ſolcher Fälle 1510 ein Familiengeſetz. Die Söhne Georgs ſtifteten 1561 die gegenwärtigen beiden Hauptlinien H. Reuenſtein und H. Waldburg, von denen erſtere 7. Jan. 1764, letztere 21. Mai 1744 in den Reichsfürſtenſtand erhoben wurde.

Die erſte Hauptlinie, H. Reuenſtein, die ſich zur prot. Kirche bekennt, teilte ſich wieder in die Speziallinien H. Reuenſtein-Ehringen und H. Reuenſtein-Langenburg, von denen jene ſich in die Äſte H. Weidersheim, der mit dem Stifter 1756 ſchon wieder erging, und H. Ehringen ſpaltete, der 1806 erloſch, worauf die Beſitzungen von H. Ehringen auf die Speziallinie H. Reuenſtein-Langenburg übergingen, die außer dem Stammsfürſtentum auch die obere Graffchaft Gleichen unter ſächſen-coburg-gotheiſcher Hoheit beſitzt und bis auf neuere Zeit in drei Äſten blühte: 1) H. Langenburg, repräſentiert durch den Fürſten Hermann von Hohenlohe-Langenburg (f. d.), der infolge Familienvertrags vom 21. April 1867

lungserleihs vom 23. Okt. 1863 das Fürſtentum H. Langenburg und die Graffchaft Gleichen beſitzt. 2) H. Ehringen (ſonſt H. Ingelfingen), repräſentiert durch den Fürſten Hugo von Hohenlohe-Ehringen (f. d.). Sein Oheim, Prinz Adolf von H. Ingelfingen, geb. 29. Jan. 1797 zu Breslau, Beſitzer von Koſchenin im ſchleſ. Regierungsbezirk Oppeln, preuß. General der Kavallerie, Chef des 23. Landwehrregiments, früher Mitglied des preuß. Staatsrats, ſeit 19. Okt. 1854 des preuß. Herrenhaufes, das ihn zum Präſidenten erwählte, ſtand vom 13. März bis 23. Sept. 1862 als Miniſterpräſident an der Spitze des preuß. Kabinetts und ſtarb 24. April 1873 zu Koſchenin, worauf ihm ſein älteſter Sohn, Prinz Karl von H. Ingelfingen, geb. 19. Nov. 1830, ſuccedierte. Derſelbe iſt Mitglied des preuß. Abgeordnetenhaufes und vertrat 1874—76 den Wahlkreis Lublin-Gleiwitz im Deutſchen Reichstag. 3) Die Linie H. Kirchberg, die mit dem Fürſten Karl (geb. 2. Nov. 1780), württemb. Generalleutnant, 16. Dez. 1861 erloſchen iſt.

Die zweite Hauptlinie, H. Waldburg, welche ſich zur kath. Kirche bekennt und in der 1754 der Hohenloheorden geſtiftet wurde, der noch gegenwärtig an Familienglieder vergeben wird, teilte ſich in zwei Zweige: 1) H. Waldburg-Bartenstein, welchem Zweige der Fürſt Ludwig Alois (ſus von H. (geb. 18. Aug. 1766) angehörte. Derſelbe war ein entſchiedener Gegner Napoleons und trat nach deſſen Falle 1814 in franz. Dienſte. Als Generalleutnant und Kommandeur eines von ihm geworbenen und nach ihm benannten Regiments beteiligte er ſich am ſpan. Feldzuge von 1823, nach deſſen Beendigung er zum Marſchall und Pair erhoben wurde. Er ſtarb 31. Mai 1829. Schon 1806 hatte er das Fürſtentum H. Bartenstein (385 qkm) ſeinem Sohne Karl Auguſt Theodor (geb. 9. Juni 1788) cediert. Mit letztem erloſch 1844 die Linie H. Bartenstein, deren Beſitz dann an die Nebenlinie H. Bartenstein-Kirchberg kam. Dieſelbe wird repräſentiert durch Fürſt Albert, geb. 22. Nov. 1842, welcher unter Vormundſchaft ſeines Vaters, dem Fürſten Ludwig zu H. Bartenstein und Jagtberg (geb. 6. Juni 1802, geſt. 22. Aug. 1850) in dem Fürſtentum H. Jagtberg ſuccedierte, während der ältere Sohn des letztgenannten, Fürſt Karl (geb. 2. Juli 1837), vermöge hausgeſetzlicher Beſtimmungen unter Vormundſchaft in dem Fürſtentum H. Bartenstein folgte. Nach deſſen am 23. Mai 1877 erfolgten Tode folgte ihm ſein Sohn, Fürſt Johannes, geb. 20. Aug. 1863. 2) Die Linie H. Waldburg-Schillingſfürſt, welche ſich mit den Brüdern Karl Albrecht (geſt. 15. Juni 1813) und Franz Joſeph (geſt. 14. Jan. 1841) in zwei Zweige teilte. Der erſtere, auf Korpferzell im Württembergiſchen, wird repräſentiert durch den Fürſten Friedrich Karl von H. Waldburg-Schillingſfürſt, geb. 6. Mai 1811 zu Stuttgart, Senior des fürſtl. Oheimhaufes H. und als ſolcher Erb-Heichsmarſchall des Königreichs Württemberg, Generalleutnant und Generaladjutant des Kaiſers von Rußland. Derſelbe hat ſich litterariſch durch zahlreiche vorzügliche ſprachliche und heraldiſche Arbeiten bekannt gemacht, unter welchen beſonders zu nennen ſind: »Der ſächſ. Hauenſtranz« (Stuttg. 1863), »Zur Geſchichte des heraldiſchen Doppelwappens« (Stuttg. 1871) u. ſ. w. Der zweite Zweig,

auf Schillingsfürst unter bayr. Hoheit, wird vertreten durch den Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst (s. d.), geb. 31. März 1819, bayr. erblicher Reichsrat, Kron-Oberstkämmerer und Botschafter des Deutschen Reichs in Paris. Er erbte mit seinem ältern Bruder Victor (geb. 10. Febr. 1818) von dem letzten Landgrafen Victor Amadeus von Hessen-Rheinfels-Rotenburg 1834 das Herzogtum Ratibor, das Fürstentum Korvei, die Herrschaft Tressfurt u. s. w., worauf Victor vom König von Preußen 1840 zum Herzog, Chlodwig aber zum Prinzen zu Ratibor und Korvei ernannt ward. Von den übrigen Brüdern ist Prinz Gustav zu Hohenlohe-Schillingsfürst (s. d.), geb. 26. Febr. 1823, seit 1866 Kardinal, während Prinz Konstantin, geb. 8. Sept. 1828, als Feldmarschalllieutenant und erster Oberhofmeister des Kaisers von Oesterreich zu Wien lebt.

Hohenlohe-Ingelfingen (Friedrich Ludwig, Fürst zu), preuß. General, geb. 31. Jan. 1746, nahm 1767 preuß. Dienste an und wurde 1788 Oberst. Im Kriege gegen die Franzosen befehligte er 1792 die Vorhut und als Generalleutnant eine Division, an deren Spitze er sich 1793 bei Birmasens und bei der Erstürmung der Weißenburger Linien auszeichnete. Im J. 1794 errang er einen glänzenden Sieg bei Kaiserlautern; nach dem Frieden von Basel erhielt er den Oberbefehl des Neutralitätskorps an der Elbe. In demselben Jahre folgte er seinem verstorbenen Vater als Fürst von S. in der Regierung; 1800 wurde er General der Infanterie und 1804 Statthalter der fränk. Fürstentümer, dann Generalinspekteur der breslauer Inspektion. Durch das Aussterben der Linie Hohenlohe-Langenburg-Ohringen erbte er 1805 deren Besitzungen. Bei dem Vorrücken der Preußen gegen Franken 1805 befehligte er ein Korps zwischen der Saale und dem Thüringerwalde, und im Kriege von 1806 den Heertheil, zu welchem die Sachsen stießen. Seine Vorhut unter dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen wurde bei Saalfeld 10. Okt. er selbst 14. Okt. bei Jena (s. d.) geschlagen. An demselben Tage war der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig bei Auerstädt tödlich verwundet worden. S. erhielt den Oberbefehl und führte die Trümmer des preuß. Heers, die sich bei Magdeburg gesammelt hatten, der Ober zu. Auf diesem Rückzuge hielt sich Blücher mit seinem Korps entfernter von ihm, als bestimmt war, und wurde daher nicht mit in die Katastrophe von Prenzlau verwickelt. Hier nämlich kapitulierte der Fürst 28. Okt. 1806 mit seinem allerdings noch 17000 Mann starken, aber durch Märsche und Mangel abgematteten Heer, nahm bald darauf seine Entlassung und zog sich, da er schon im Aug. 1806 die Regierung seines inzwischen mediatisierten Fürstentums seinem Sohne August übergeben hatte, auf seine Güter nach Schlesien zurück; später mußte er seinen Aufenthalt in Frankreich nehmen. S. lehrte erst 1813 nach Deutschland zurück, ohne indes am Befreiungskriege teilzunehmen, und lebte hierauf wieder auf seinem Gute Slawentz bei Kosel in Schlesien, wo er 15. Febr. 1818 starb.

Hohenlohe-Langenburg (Hermann, Fürst von), geb. 31. Aug. 1832 zu Langenburg in Württemberg, studierte zu Berlin, trat dann in die württemb. Armee, 1854 in österr. Militärdienste, machte 1859 den Feldzug gegen Frankreich in Italien mit und wurde 1860, beziehungsweise 1863 Besitzer des

Fürstentums Hohenlohe-Langenburg in Württemberg und der obern Grafschaft Gleichen im Herzogtum Sachsen-Gotha. Im J. 1862 wurde er bayr. General und machte als solcher den Feldzug gegen Frankreich 1870—71 als Korpsdelegierter beim 14. Korps mit. S. ist erbliches Mitglied der Ersten württemb. Kammer seit 1860, war 1871—80 Mitglied des Deutschen Reichstags für den 12. württemb. Wahlkreis, auch 1877 zweiter Vizepräsident, und gehörte der Deutschen Reichspartei an. In der preuß. Armee bekleidet er den Rang eines Generals der Kavallerie à la suite der Armee.

Hohenlohe-Ohringen (Hugo Friedrich Wilhelm Eugen Karl, Fürst zu), Herzog von Ujest und Graf von Gleichen, geb. 27. Mai 1816 zu Stuttgart, preuß. General der Infanterie à la suite der Armee und württemb. Generalmajor, hat seine Residenz zu Slawentz im obereschl. Kreise Kosel und ist seit 1870 Senior des fürstl. Gesamthauses S. Er ist Besitzer des Fürstentums S.-Ohringen und des Herzogtums Ujest, unter welchem Namen König Wilhelm I. 18. Okt. 1861 die in Oberschlesien gelegenen Fideikommissgüter zu einer freien Standesherrschaft vereinigte. Auch gehören ihm noch die Fideikommissgüter Oppurg, Positz und Colba im Großherzogtum Sachsen-Weimar und die Allodialgüter Wienslowitz in Schlesien, Malinowice, Byrsowice, Gorenice, Jamada und Rudnik im ehemaligen Königreich Polen. Fürst Hugo ist Mitglied des preuß. Herrenhauses, und zwar seitdem er (18. Okt. 1861) zum Herzog von Ujest erhoben worden ist, mit erblichem Recht. Außerdem ist er erbliches Mitglied der Kammer der Standesherrn in Württemberg, als welches er sich zur Zeit durch den am 21. März 1848 geborenen Erbprinzen Christian Kraft S., Rittmeister à la suite der preuß. Armee, vertreten läßt. Der Fürst war während des Deutschen Kriegs von 1866 Gouverneur von Währen und dann Mitglied und Vizepräsident des Norddeutschen Reichstags in allen Sessionen desselben, wie auch 1871—76 Mitglied des Deutschen Reichstags. Er vertrat 1867—73 den Wahlkreis Lublinitz-Lösch-Gleiwitz und 1874—76 Kosel-Großhrehitz und gehörte der sog. Deutschen Reichspartei an. Vermählt ist Fürst Hugo seit 15. April 1847 mit der Tochter des verstorbenen Fürsten Karl Egon von Fürstenberg, der Fürstin Pauline, geb. 11. Juni 1829. Aus dieser Ehe stammen neun Kinder.

Hohenlohe-Schillingsfürst (Chlodwig Karl Victor, Fürst zu, Prinz zu Ratibor und Korvei), deutscher Botschafter in Paris, geb. 31. März 1819 als Sohn des Fürsten Franz Joseph und der Fürstin Konstanze (geb. S.-Langenburg), studierte in Heidelberg, Göttingen und Bonn die Rechts- und Staatswissenschaften, wurde 1842 Auskultator beim Gericht in Ehrenbreitstein, dann Referendar bei der Regierung in Potsdam und verließ diese Laufbahn 1845, um die ihm durch den Tod seines Bruders Philipp Ernst und durch Vertrag mit seinem Bruder Victor, Herzog von Ratibor, zugefallene Standesherrschaft Schillingsfürst im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken zu übernehmen (12. Febr. 1846). In die Kammer der bayr. Reichsräte 1846 als erbliches Mitglied eingeführt, bekämpfte er die österr.-ultramontane Politik der beiden Ministerien Schönl und von der Vordtten. Nach dem Deutschen Kriege von 1866 forderte er offenen und erblichen Anschluß Bayerns an Preußen. Allianz Bayerns und der süddeutschen Staaten mit Preußen, Stellung

Martin Michel und den Prinzen von S.-Schillings-
fürk unternommen worden sind» (Epj. 1822).

Hohenmaut (russ. Высок Мѣсто), Stadt im
H. Böhmen, links an der Lauscha, einem links-
seitigen Nebenfluß der Elbe und an der Lokalbahn
Hohen-Reitomischl, ist Sitz einer Bezirkshaupt-
mannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Kom-
munalgymnasium und mehrere Fabriken, besonders
eine Musikinstrumentenfabrik, und zählt (1880)
7019 E., meist russ. Junge. H. war ursprünglich
eine Gauburg, später eine königl. Leibgedingsstadt.
Zur Zeit der Hussitenbewegung hielt die Stadt be-
herrlich zur hussitischen Lehre. Im 17. Jahrh. wurde
sie durch die Schweden ausgeplündert und so ver-
wüstet, daß sie sich nicht wieder erholen konnte.

Höhenmessung oder Hypsometrie. Die
Kenntnis der Höhenverhältnisse des Erdbodens ist
ein wichtiger Teil der physischen Geographie. Es
war daher überaus wichtig, außer der trigonometr.
Messung noch eine leichtere Methode der H. durch
das Barometer und Thermometer zu erhalten.
Unsere Atmosphäre nimmt nach oben hin an Dich-
tigkeit ab und übt im allgemeinen einen um so ge-
ringern Druck aus, je höher man kommt. Wenn
die Temperatur der Atmosphäre überall und stets
dieselbe wäre, so würde die Dichte der Luft ober der
mit ihr proportionale Druck in geometr. Progression
abnehmen, wenn die Erhebung über die Oberfläche
der Erde in arithmet. Progression zunimmt. Da
aber die Temperatur mit der Höhe abnimmt und
überdies wechselt, so ist eine komplizirtere Rech-
nung erforderlich, um aus dem mit der Erhebung
abnehmenden Barometerstande die Höhe zu berech-
nen. Barriér war der erste, welcher, durch Pascal
veranlaßt, 19. Sept. 1648 auf dem Puy-de-Dôme
bei Clermont durch die Erfahrung bestätigte, daß,
wie Pascal zuvor geschlossen hatte, das Quecksilber
im Barometer sinken müßte, wenn man das letztere
auf einen Berg brächte; Mariotte und Halley gaben
neue Regeln an, um Berg Höhen aus Barometer-
beobachtungen zu berechnen. Allein erst durch Deluc
seit der Mitte des 18. Jahrh. haben die barometris-
schen Messungen einige Genauigkeit erlangt, da der-
selbe die durch die Wärme auf die Luft und das
Quecksilber hervorgerufenen Wirkungen von den-
jenigen unterschied, welche von ihrer Schwere ab-
hingen. Nach ihm beschäftigte sich im Anfange des
19. Jahrh. besonders Ramond mit diesem Gegen-
stande. Seit Deluc's Entdeckung war die von La-
place vorgeschlagene Formel die genaueste; allein
der von ihm angenommene Koeffizient, um das Ver-
hältnis der Gewichte der Luft und des Quecksilbers
darzustellen, war zu klein; durch Ramond wurde
ein neuer bestimmt. Große Erleichterung bei Be-
rechnung der Höhen nach Barometerbeobachtungen
gewährten die auf Laplace's Formel gegründeten
«Tables hypsométriques» (Par. 1809; deutsch in
Lehmann's Wert. Vom topogr. Zeichnen und Auf-
nehmen», 3. Aufl., Dresd. 1820), sowie Biots
«Tables barométriques» (Par. 1811). Die bequem-
sten Tafeln, welche noch dazu einen sehr geringen
Raum einnehmen, sind jedoch die von Gauss berech-
neten, die in den meisten neuern Sammlungen von
physik. Tabellen, auch in vielen Logarithmentafeln
sich finden. Andere barometrische Höhentafeln gab
Gauth (1817), Bohn (1823) und Jahn (1832)
heraus; die barometrischen Tafeln von Bessel und
Oltmanns samt den Gauss'schen Tafeln finden sich
in dem «Jahrbuch» von Schumacher für 1839.

Über die H. mittels des Aneroidbarometers, sowie
über die neuern Werte über das Höhenmessen s.
Barometrische Höhenmessung. Auch das
Thermometer allein kann zur Bestimmung von
Höhen gebraucht werden (Thermohypsometrie).
In größern Höhen, wo der Luftdruck gering ist,
steht nämlich das Wasser bei geringem Wärme-
grad als in kleinern Höhen, und man kann aus
der zum Sieden des Wassers erforderlichen, mit
dem Thermometer beobachteten Temperatur einen
Schluß auf den Luftdruck, mithin auch auf die Höhe
machen. Wollaston und seitdem viele andere haben
die Thermohypsometrie weiter ausgebildet; das zur
H. gebrauchte Thermometer muß sehr empfindlich
sein; es wird daher eigens zu diesem Zwecke kon-
struiert. (S. Hypsothermometer.)

Über die geodätische und trigonometrische H.
s. unter Feldmesskunst, vgl. auch Vacuo-
metrie und Nivellement.

Hohenmüllers, Stadt in der preuss. Provinz
Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Wei-
ßenfels, 7 km von Zeitzern, unweit der Rippach
gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat Brau-
schloßgruben und besuchte Märkte und zählt (1880)
2706 meist prot. E. In der Nähe fand 15. Okt.
1080 die sog. Schlacht an der Elster zwischen Hein-
rich IV. und Rudolf von Schwaben statt.

Hohennagold, Burgruine bei Ragatz (J. d.) in
Württemberg.

Höhenparallaxe, s. unter Parallaxe.

Höhenrauch, Moorranch, entsteht infolge
des Abrennens des Heidekrautes und der obersten
Bodenschicht, welches bei der Brandkultur der
Moore im nördl. und nordwestl. Deutschland vor-
genommen wird, um eine an Pflanzennährstoffen
reiche Krume, die Asche der Heide, zu gewinnen und
in diese die Frucht, namentlich Buchweizen, einzusäen.
(S. Moorkultur.) Es stellt sich deshalb
der H., welcher sich durch seinen brandigen Geruch,
durch die Belästigung der Geruchs- und Atemorgane
charakterisiert und je nach seiner Intensität die
Sonne mehr oder weniger verschleiert, auch haupt-
sächlich in der Bestelungszeit, im Frühjahr und
Herbst, ein; die Ansicht, nach welcher der eigentliche
H. auf andere Ursachen als das Moorbrennen,
z. B. auf elektrische u. s. w. Vorgänge in der Atmo-
sphäre, zurückzuführen sein soll, ist nicht mehr halt-
bar. Trübungen der Atmosphäre, welche nicht
durch das Moorbrennen entstanden sind, entstehen
der erwähnten spezifischen Eigenschaften des H. In
neuerer Zeit beginnt das Auftreten des H. sich er-
heblich zu vermindern, da sowohl für die Bebauung
der Moore rationellere Kulturmethoden als das
Brennen in Aufnahme kommen, als auch die ge-
sundheitswidrige Wirkung des H. zu lebhaften Agi-
tationen gegen das Brennen Anlaß gegeben hat.

Hohenrethberg, s. unter Gmünd.

Hohensalzburg, das Schloß von Salzburg
(J. d.) in Österreich.

Höhen Schwangen, Dorf im bayr. Regierungs-
bezirk Schwaben, Bezirksamt Jüssen, in prach-
voller Alpengegend, 5 km im SO. von Jüssen,
zählt 180 E.; dabei das gleichnamige Lustschloß
des Königs von Bayern, an der Grenzschleife
zwischen Bayern, Schwaben und Tirol, in herr-
licher Lage zwischen Seen und Bergen. Die
alten Schwangenburg (Vorder- und Hinter-
Höhen Schwangen) lagen am Abhang des Am-
bedberges und sind längst zerfallen. An ihrer

Stelle erhielt das gegenüber am Marmorbirge liegende Schloß Schwanstein (894 m) den Namen H. Es war ursprünglich im Besitz des Bissenhauses, wurde von denen Ministerialen vermauert und kam 1191 an die Herzöge von Schwaben aus dem Hause der Hohenstaufen. Konradin, der letzte Hohenstaufe, verabschiedete sich hier im Aug. 1267 vor der Reise nach Italien von seiner Mutter. Jahrhunderte hindurch wechselten die Besitzer aus dem Geschlecht der Schwangauer, bis nach dem Erlöschen ihres Stammes 1536 das Schloß an den kaiserl. Rat und Augsburger Patricier Baumgarten gelangte, dessen Söhne, zu Ständen des Reichs erhoben, H. mit großem Aufwand in ital. Geschmack restaurierten, aber mehr und mehr verschuldeten, so daß die Besetzung nach langem Streit 1567 an Herzog Albrecht von Bayern kam, zuerst als Nebenland, von 1715 an als selbständiges Pflegamt und Bericht vermauert, 1803 erfolgte die Einverleibung in das Landgericht und Bezirksamt Schongau. Inzwischen war das Schloß verlassen, da es in vielen Kriegen hart mitgenommen wurde von Schärfflin von Burtenbach und Moriz von Sachsen, den Schwed. und span. Truppen bis zu den Österreichern und Tirolern in den Erbfolgekriegen, zuletzt noch 1809. Da erwarb 1833 der damalige Kronprinz, später König Max II., die Ruine und ließ durch Quaglio und Ostaller die Burg in ihrem ursprünglichen Stil wiederherstellen, welche dann von Schönbach, Eibenschmitt, Ruden, Montan, Reiser, Adam, Schaller, Lorenz Quaglio, Schwanthaler und andern Künstlern ausgeschmückt wurde. König Ludwig II., der alljährlich hier sich längere Zeit aufhielt, begann 1869 am Neuberg, wo das alte Hohenstaufenschwammgau verfiel, eine fürstl. Burg, Neuschwanstein (1008 m), im Stil der Wartburg zu erbauen nach den Plänen und unter der Leitung des königl. Hofoberbaudirektors von Dollmann.

Bgl. Hornmayer, »Goldene Chronik von H.« (Münch. 1842); Müllert, »Geschichte des Schloßes und der ehemal. Reichsherrschaft H.« (Münch. 1837).

Hohenstadt: (geh. Zährhoh), Stadt im nordwestl. Röhren, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, Station der Linie Weismuth-Traubau-Ordnung der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahn, in welche hier die Mährische Grenzbahn (H.-Zöptar) einmündet, hat eine Zartischrottsäberei und eine Baumwollspinnerei und zählt (1890) 2613 Q. meist geh. Jungs. Das Herrschaftsgebiet von H., durch seinen Waldreichtum ausgezeichnet, gelangte 1624 mit andern Gütern an den Fürsten Karl von Liechtenstein und blieb bei seinem Hause. Das fürstl. Schloß, welches nach der Vermählung durch die Schweden erneuert wurde, ist aber wenig bedeutend.

Hohenstaufen, Dorf von 1276 Q. im württemb. Donautal, Oberamt Göppingen, am Fuße des 683 m hohen Felskegels Hohenstaufen, einer 7 km im N. von Göppingen und 15 km westlich vom Steilrande des Rißbaches vor der Alb stehenden Jurakalke, auf welchem einst die Stammburg des Kaiserhauses der Hohenstaufen stand. Sie wurde 1080 von Friedrich von Bären auf dem Grunde einer frühern Burg erbaut, in dem Bauernaufstand 1525 zerstört und nochher, um Bausteine zu gewinnen, allmählich abgetragen, so daß sie jetzt spurlos verschwunden ist. An Württemberg gelangte sie 1823 als Reichspfandschaft, welche nicht wieder eingelöst wurde.

Hohenstaufen, ein deutsches Fürstengeschlecht, das auf den deutschen Kaiserthron gelangte, den es von 1138 bis 1254 besaß, und das 1268 mit Konradin in männlicher Linie erlosch. Der erste beglaubigte Ahnherr ist Friedrich von Bären, so genannt von dem nordwestlich in der Nähe des Hohenstaufen im Königreich Württemberg zwischen Gmünd und Göppingen gelegenen Dorfe Bären, jetzt Wäldchenbeuren. Er lebte um die Mitte des 11. Jahrh. und vermehrte seinen Besitz durch die Vermählung mit der im Allod begüterten Hildegard. Sein Sohn Friedrich I. erbaute die Burg auf dem Staufen oder Hohenstaufen, nach welcher von nun an das Geschlecht genannt wurde. Er war ein treuer Anhänger Heinrichs IV. und erhielt von diesem 1079 das Herzogtum Schwaben und die Hand seiner einzigen Tochter Agnes. Berthold, der Sohn des Gegenkönigs Rudolf, und Berthold von Jähringen machten dem neuen Herzog den Besitz seines Herzogtums streitig, und erst nach langen, wechselvollen Kriegen wurde 1097 zu Mainz ein Friede geschlossen, in welchem Friedrich als Herzog von Schwaben anerkannt, zugleich aber für Berthold ein eigenes Herzogtum, Jähringen, gebildet wurde und auch Belf IV. für seine Besetzungen herzogl. Recht erhielt. Herzog Friedrich hinterließ bei seinem Tode 1106 zwei Söhne, Friedrich und Konrad. Der neue König Heinrich V., um sich die Ergebenheit des ihm durch Verwandtschaft verbundenen Hauses der H. zu sichern, bestätigte sogleich den ältesten Sohn, Friedrich II. oder den Einäugigen, als Herzog von Schwaben; auch belehnte er später dessen Bruder Konrad mit dem Herzogtum Franconien. Dafür bewies ihm die Brüder, besonders Friedrich II., in dem Investiturstreit und in den Kämpfen mit dem Herzog Lothar von Sachsen treue Anhängerschaft und Hilfe. Nach dem Tode Heinrichs V., des letzten fränk. Kaisers, vererben dessen Hausgüter auf die H., und Friedrich schien ebenso wegen seiner vorzüglichen Eigenschaften wie durch die Verwandtschaft mit dem verstorbenen Kaiser und durch seine bedeutende Hausmacht die gerechtesten Ansprüche auf die deutsche Königskrone zu haben, um so mehr, da die allgemeine Stimmung des deutschen Volks für ihn war. Auch bewarb er sich offen darum. Allein die Furcht vor seiner Macht und der Haß einzelner Fürsten, meist aber die Ränke des Erzbischofs Adalbert von Mainz, des Führers der hierarch. Partei, bewirkten, daß Lothar der Sachse, Friedrichs erbitterter Feind, zum König gewählt wurde.

Die Zurückforderung der durch die Erbschaft an die H. gekommenen Besitzungen leitens Lothars entzündete einen heftigen Krieg zwischen den H. und dem Kaiser. Lothar, Karl durch die Verbindung mit den Röhrlern und mit dem Herzog Heinrich dem Stolzen von Bayern, dem er seine Tochter und das Herzogtum Sachsen gab, fiel über die H. her, in der Absicht, ihre Macht mit einem Schlage zu vernichten. Lange Zeit schwankte der Kampf, 1127 nahm Konrad den Königsmann an und 1128 wurde er vom Erzbischof von Mailand auch zum König von Italien gekrönt. Da er jedoch hier gegen die Weiben und den Papst sich nicht halten konnte und in Deutschland die Macht der Gegner täglich wuchs, so sahen die Brüder sich endlich 1135 genötigt, die Beizehung des Kaisers zu erlangen, welche ihnen 1135 auf den Reichstagen zu Bamberg und zu Wäldhausen gewähr-

worauf dann beide Brüder Lothar auf dessen Zuge nach Italien begleiteten. Nach Lothars Tode aber wurde der Herzog Konrad von Franken 22. Febr. 1138 als Konrad III. zum deutschen König gewählt und 6. März zu Aachen gekrönt. So war denn durch die Erwerbung der deutschen Königskrone den H. die ruhmvolle Bahn eröffnet, auf welcher sie ein Jahrhundert hindurch so glänzend fortgeschritten. Aber es entbrannte auch der Haß der Welfen (s. d.) gegen die H. (s. Ghibellinen), dessen erster Keim schon in jener Verbindung des welfischen Herzogs Heinrich des Stolzen von Sachsen und Bayern mit dem Kaiser Lothar lag, durch die Erhebung des hohenstaufischen Hauses auf den Thron um so heftiger. Der Kampf begann, als der ghibellinische Konrad zufolge der Reichsaktionen von dem Herzog Heinrich auf dem Reichstage zu Regensburg verlangte, von den beiden Herzogthümern Bayern und Sachsen, die dieser befehl, das letztere abzutreten, und als dieser sich dessen weigerte, ihn in die Molt erklärte und seine gesamten Lehne einzog. Als Heinrich 1139 starb, setzte sein Bruder, Welf VI., den Kampf fort; doch mußte er sehen, wie nach der für seine Feinde siegreichen Schlacht bei Weinsberg 1140 und bei Floßberg 1150 die Hausmacht der H., besonders auf Kosten der den Welfen verbündeten Jähringer, bedeutend vergrößert und neu befestigt aus diesem Kampfe hervorging. Konrads 10jähriger Sohn Heinrich wurde 1147 zu seinem Nachfolger erwählt, starb aber schon 1150. Nach Konrads Tode 1152 verhinderte das entschlossene Auftreten seines Neffen eine neue Abweichung vom Erbrecht, und die Wahl fiel auf diesen, den Sohn Friedrichs II. oder des Eintänzigers, Friedrich III., der als Kaiser Friedrich I. Barbarossa hieß. Für die Befestigung seines Hauses war es von Wichtigkeit, daß es ihm gelang, mit der Besiegung Heinrichs des Löwen, den er seines Herzogthums beraubte und auf Braunschweig und Lüneburg beschränkte, die Macht der Welfen in Deutschland völlig zu brechen. Unter seinem Sohne und Nachfolger Heinrich VI. erreichten die H. den Höhepunkt ihrer Macht, da sie auch noch das Königreich Sizilien erwarben, und wenn es ihm auch nicht gelang, die Erblichkeit der Krone durch ein Reichsgesetz zu sichern, so wurde doch 1196 sein zweijähriger Sohn Friedrich zum Nachfolger gewählt. Allein Heinrichs früher Tod 1197 entseelte alle Feinde seines Hauses, welche unter der Leitung des Papstes sich zur Unterdrückung desselben vereinigten. Von Heinrichs Brüdern war Friedrich V. von Schwaben 1191, Konrad, Herzog von Lotharingen oder Franken, 1196 gestorben und Otto, Pfalzgraf von Burgund, anderweitig beschäftigt. Da erkannte Heinrichs letzter Bruder, Philipp von Schwaben, daß es unmöglich sein würde, seinem jüngeren Neffen Friedrich die Krone zu erhalten, und nahm 1198 selbst die von der Mehrzahl der Fürsten ihm angetragene Königswürde an. Nach langem, wechselvollem Kampfe gegen den vom Papste aufgestellten Gegenkönig Otto IV. von Braunschweig erzielte ihn der Tod durch Mordhand 1208. Philipps Tod verschaffte nun zwar Otto IV. auf einige Jahre die alleinige Regierung; allein als er seine Kräfte in Italien geltend machen wollte, nahm sich Papst Innocenz III. des jungen, als König von Sizilien anerkannten Friedrich an, that Otto in den Bann und reizte eine große Partei in Deutschland selbst gegen ihn auf, so daß Friedrich

auch dort zum König gewählt ward. Friedrich zog 1212 nach Deutschland, ließ sich zu Mainz als Friedrich II. krönen und wurde nach Ottos IV. Tod 1218 alleiniger Herrscher in Deutschland.

Alle Umstände schienen sich im Anfange seiner Regierung zur weiteren Vergrößerung seines Hauses zu vereinigen. Die Besitzungen des Jähringer Stammes fielen nach dessen Aussterben 1218 ihm zu. Er brachte auch die Stammgüter wieder an sich und erlangte mit leichter Mühe 1220 die Erbmahlung seines Sohnes Heinrich (VII.) zu seinem Nachfolger im Deutschen Reiche und für sich selbst in Rom die Kaiserkrone. Aber der Pann Gregor IX. fand in der Verzögerung des gelobten Kreuzzugs den Anlaß und Vorwand, die wachsende Macht des Kaisers mit allen Mitteln zu bekämpfen, und Innocenz IV. setzte noch rücksichtsloser und erfolgreicher den Kampf fort, durch Aufreizung der besonders in den Städten Oberitaliens mächtigen welfischen Partei, durch Aufstellung mehrerer Gegenkönige in Deutschland, durch Aufrühr, Verschwörungen selbst gegen das Leben des Kaisers und mehrmaligen Bann. Zwar hielt Friedrich II. durch den Schrecken seines Namens und die Größe seines Geistes das Ansehen des hohenstaufischen Hauses noch erträglich aufrecht; aber mit seinem Tode neigte die Macht desselben sich rasch dem Untergange zu. Nach bei Lebzeiten hatte Friedrich 1237 seinen zweiten Sohn, Konrad, in Wien zum röm. König wählen lassen, nachdem der Erstgeborene, Heinrich, durch Empörung gegen seinen Vater sich dieser Würde verlustig gemacht hatte. Konrad IV. wurde auch nach seines Vaters Tode 1250 von den meisten deutschen Ständen als König anerkannt; allein die Gegenkönige und die Feinde, die ihm der Papst durch seinen Bann erweckte, lähmten Konrads Kraft in Deutschland so, daß er nach Italien ging, um sich im Besitze seines wichtiger dünkenden Erbreichs, Apulien und Sicilien, zu besessigen. Doch bald fand er hier, wo ihn sein tapferer Halbbruder Manfred kräftig unterstützte, 1254 seinen Tod. Sein einziger Sohn Konrad, gewöhnlich Konradin genannt, war nun der allein übrige rechtmäßige Zweig der H. Während er unter der Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Ludwig von Bayern, in Deutschland heranwuchs, war Manfred bemüht, ihm sein Erbe in Italien zu retten. Als er später, 1258, durch die Umstände genöthigt, den Thron Siciliens selbst bestiegen hatte, rief der Papst, beharrlich in seinem Vorhate, das Haus der H. zu stürzen, Karl von Anjou herbei, gegen den bei Venedig 26. Febr. 1266, von seinen Großen und einem Theile seines Heers verraten, der edle Manfred Schlacht und Leben verlor. Doch Karls grausame Regierung erweckte sehr bald wider ihn eine starke Partei, die Konradin auf den väterlichen Thron berief, der aber in der Schlacht bei Tagliacozzo 1268 seinem Gegner Karl von Anjou unterlag, gefangen genommen und 29. Okt. 1268 durch Hinterschat in Neapel hingerichtet wurde. Von den übrigen Nachkommen der H. starb Friedrichs II. Sohn Enzo, König von Sardinien, 1272 zu Bologna in Gefangenschaft, Manfreds Söhne starben nach vielen Jahren gleichfalls im Kerker. Kaiser Friedrichs II. Tochter, Margarete, wurde die Gemahlin Albrechts des Unartigen, mit dem sie in unglücklicher Ehe lebte, und Manfreds Tochter, Konstanze, vermählte sich mit Peter III. von Aragonien, der 1282 Sicilien

croberte und Konrads Tod rächte. Der Rest hohenslausencher Besigungen war schon durch Konradin verpfändet worden; die herzogl. Würde in Schwaben und Franken erlosch, und nur der Titel eines Herzogs von Franken ging auf den Bischof von Würzburg über. Vgl. Raumer, »Geschichte der H. und ihrer Zeit« (6 Bde., Lpz. 1823—25; 5. Aufl. 1878).

Hohenstein in Ostpreußen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Osterode, am Ameling, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2467 meist prot. E. und hat ein Gymnasium.

Hohenstein, färsil. Schönbürgsche Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Glauchau, im Erzgebirge und an der Sächsischen Staatsbahn Dresden-Ghemnitz-Reichenbach, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine schöne Kirche, ein 1876 restauriertes Rathaus, ein Denkmal für die im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 Gefallenen, eine Mineralquelle und eine Kaltwasserheilanstalt, und zählt (1880) 6484 E., welche Weberei und Strumpfwirerei treiben. Mit H. hängt Gröfzthal (s. d.) unmittelbar zusammen.

Höhenfels (Kotentafeln), Tabellen zum Gebrauch bei topogr. Aufnahmen, aus welchen man die Höhe eines Gegenstandes findet, wenn die Entfernung desselben und der Höhenwinkel, d. h. der Winkel, welchen der Sehstrahl nach dem Gipfel des Gegenstandes mit der Horizontalebene macht, bekannt sind. (S. Höhenmessung.)

Hohentwiel, ein Phonolithfegel des Hegäu, 2 km nordwestlich der Station Singen der Linien Offenburg-Singen und Mannheim-Konstanz und der Linie Gmünd-Singen der Schweizerischen Nordostbahn, gehört zum Oberamt Tuttlingen des Württemb. Schwarzwaldkreises und bildet eine kaum 1 qkm große Enklave im Kreise Konstanz des Großherzogtums Baden. Der Berg, der eine prachtvolle Aussicht auf den Bodensee und seine Uferländer und die Alpen von Tirol bis nach Savoyen bietet, erhebt sich 692 m über das Meer und 298 m über den Spiegel des Bodensees; von Singen aus wird er in einer Stunde erstiegen; auf halber Höhe befindet sich ein Wirtshaus. Den Gipfel krönen die gewaltigen Ruinen des Klosters und der Feste H., von denen ein wohlbehaltener Turm zum Belvedere eingerichtet ist. Die Feste H. (Duellium, Alta Tuile) soll bereits im 3. oder 4. Jahrh. n. Chr. von den Römern erbaut worden sein; urkundlich wird sie zuerst 806, dann im 9. und 10. Jahrh. als schwäb. Grafen- und Herzogssitz erwähnt. H. wurde 915 von König Konrad I. vergeblich belagert. Im 11. Jahrh. kam die Burg an das hohenslausische Kaiserhaus, im 12. an die Herren von Tüwiel, im 13. an die Edlen von Klingenberg, hielt 1464 eine Belagerung durch den Georgenbund aus und wurde 1519 durch Vertrag für zwei Jahre, 1538 definitiv durch Kauf an Ulrich von Württemberg abgetreten. Auf den Grundmauern der alten Burg erbaute dieser 1554 die Feste, deren Ruinen noch vorhanden sind. Im Dreißigjährigen Kriege wurde dieselbe 1635—44 fünfmal von kais. l. und bayr. Truppen belagert, blieb aber, von dem tapfern württemb. Kommandanten Konrad Wiederholz (geb. 1598, gest. 1667) mit unerschütterlicher Treue verteidigt, unbewungen. Nicht mehr Erfolg errang 1703 im Spanischen Erbfolgekrieg eine Belagerung durch franz. und bayr. Truppen. Dagegen übergab die schwache Besatzung 1800 den

H., welcher inzwischen Staatsgefängnis geworden war, ohne Widerstand den Franzosen unter Vandamme, von denen die Festung zerstört wurde. Neuerdings hat H., von wo aus die Bahnstation Singen durch Geschützfeuer beherrscht wird, als Sperrort wieder militärische Bedeutung erlangt. Das Benediktinerkloster auf dem Tüwiel soll in der ersten Hälfte des 9. Jahrh. vom Gaugrafen Hatto gestiftet worden sein, im 10. wurde es durch Hedwig, die Witwe Burkards II. von Schwaben, erweitert, von König Heinrich II. 1005 nach Stein am Rhein verlegt. In weiteren Kreisen ist der H. besonders als Schauplatz von Scheffels Roman »Ekkehard« bekannt. Vgl. Schönbuth, »Geschichte der ehemaligen Bergfeste H.« (Tuttlingen 1842); von Martens, »Geschichte von H.« (Stuttg. 1857); »H. Beschreibung und Geschichte. Von D. Fraas, B. Hartmann, A. Harrer, C. Paulus u. a., herausgegeben vom statist.-topogr. Bureau« (2. Aufl., Stuttg. 1882).

Hohentwiel, Herr. Grafengeschlecht, das seinen Ursprung von den bair. Grafen von Andechs herleitet, soll schon im 12. Jahrh. in Steiermark begütert gewesen sein. Mit dem 15. Jahrh. beginnt die historisch festgestellte Stammfolge. Andreas, um die Mitte des 15. Jahrh. Landeshauptmann in Krain, zeichnete sich als Feldherr gegen die Türken aus; Hans (gest. 1611), war hervorragender Bergmann; Cosmus, in hohem Ansehen bei König Ferdinand II., geleitete diesen zur Kaiserwahl nach Frankfurt; Franz Cosmus ist durch genealog. und histor. Forschungen bekannt. — Hervorragend ist Sigismund, Bischof von Linz, geb. zu Gills 7. Juni 1745, gest. zu Linz 22. April 1825, thätig als Sammler und naturwissenschaftlicher Schriftsteller und Kenner der Alpenflora; ferner Sigismund Anton, Graf von H. zu Verladstein und Naunach, Fürst-Erzbischof von Wien, geb. 2. Mai 1730, gest. zu Wien 30. Juni 1820, ursprünglich Jesuit und Gymnasiallehrer, dann Seelsorger, Präsekt am wiener Theologikum, Erzieher der Erbprinzessin in Florenz, Lehrer des kais. Franz, 1792 Bischof von Triest, 1794 von St. Völten und 1804 Erzbischof von Wien. — Karl Sigismund, Sohn des Grafen Andreas (geb. 25. Nov. 1794, gest. 13. März 1851), geb. 12. Febr. 1821, war 1857 Kommissarvorstand in Rume, dann Statthalter in Trient, Landespräsident in Laibach, 1867 Statthalter in Kärnten, 1868 Statthalter in Linz, wurde 7. Febr. 1871 Ministerpräsident und Minister des Innern. Als solcher suchte er die Verfassung »verfassungsmäßig zu beseitigen« und eine Aderlaturverfassung einzuführen. Mit den Fundamentalartikeln und dem Versteht, welches ein selbständiges böhm. Adnareich einführen sollte, erregte er den Sturm der deutsch-östr. verfassungstreuen Opposition und trat 30. Okt. 1871 von seinem Amte zurück. Seit Okt. 1873 gehört er als Abgeordneter des kais. Reichs Landbesitzes in Prag dem Reichstag an, in welchem er der Führer der sog. Reichspartei ist.

Hohenzollern, Dorf im Regierungsbezirk des Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz, 3 km im S.W. von Trillmick, mit 400 E. und einem großherzogl. Lustschloß und Park. Hier starb 19. Juli 1810 die preuß. Königin Luise.

Hohenzollern oder Zollern, festes Bergschloß im ehemaligen Fürstentum Hohenzollern-Hechingen (jetzt Regierungsbezirk Sigmaringen), 2 km

von der Stadt Hechingen auf dem 866 m hohen Zollerberge, einem die Stadt 260—300 m überragenden steilen Bergkegel der Alp gelegen, in alten Zeiten Zolre genannt, ist die Stammburg des kaiserl. und des königl. Hauses H. Die erste Erbauung fällt in das 11. Jahrh., aus welchem nur noch die Kapelle St. Michael vorhanden ist. Die Burg wurde 8. Mai 1423 von den schwäb. Reichsstädten erobert und zerstört, seit 21. Mai 1454 aber unter Beihilfe des Markgrafen Albrecht von Brandenburg wieder aufgebaut. Als einen strategisch wichtigen Punkt eroberten und verwüsteten sie im Dreißigjährigen Kriege die Schweden und Württemberger, sodas sie allmählich bis auf die Kapelle in Verfall geriet. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ließ die Stammburg seines Hauses 1850—55 nach dem alten Grundriß und im Stil des 14. Jahrh. nach den Plänen Stülers in ein stattliches Königsschloß mit fünf Thürmen verwandeln und zugleich nach den Angaben des Generals von Britzow befestigen und 1856 armieren. Neuere Anordnungen zufolge hat man jedoch die Feste nicht weiter zur militärischen Position bestimmt; die Befestigung besteht daher nur aus einer Compagnie des in Konstanz garnisonierenden 6. bad. Infanterieregiments Nr. 114. Neben der alten luth. Kapelle, die erneuert ist, umschließt die Burg auch eine kleine evang. Kirche. (S. Tafel: Burgen, Fig. 5.) Vgl. »Nachrichten über die königl. Stammburg H.« (Berl. 1863); Graf Stillefried-Alcantara, »H. Befestigung und Geschichte der Burgo« (Nürnberg. 1871).

Hohenzollern, ein altes deutsches Fürstenhaus, dem auch das preuß. Königshaus angehört und auf das seit 18. Jan. 1871 durch König Wilhelm von Preußen die Kaiserkrone des neuen Deutschen Reichs übergegangen ist, hat seinen Namen von der alten Bergfeste Zollern oder Hohenzollern (s. d.) in Schwaben. Nach der Tradition gilt als ältester bekannter Ahnherr des Hauses der schwäb. Graf Thasilo (um 800), von dem die Stammburg gegründet sein soll. Die ersten unter ihrem Familiennamen auftretenden Grafen von Zollern sind jedoch Burchard und Wezel von Zolre, welche 1061 in den Parteidämpfen während der Minderjährigkeit Kaiser Heinrich IV. umkamen. Von erstem stammte Friedrich I. von Zolre (gest. um 1120), von letztem aber Graf Adelbert von Zolre. Dieser Adelbert wird um 1095 als Mitstifter des Klosters Alpirsbach genannt und Friedrich I. als Vogt dieses Klosters. Von Adelbert entsprang die Nebenlinie von Haigerloch, die bereits im 12. Jahrh. erlosch. Von Friedrich I. sechs Söhnen hatten nur zwei bleibende Descendenzen, nämlich Friedrich II. (gest. nach 1142), Ahnherr der ersten zollernischen Burggrafen von Nürnberg, und Burchard (zwischen 1120—50 erwähnt), Ahnherr der zollernischen Grafen von Hohenberg, die 1389 in der Haupt- und 1486 in der Nebenlinie wieder erloschen. Graf Friedrich III. von Zolre (gest. 1200), einer der vertrauten Räte Kaiser Friedrichs I. und Heinrichs VI., wird urkundlich zuerst 8. Juli 1192 als Burggraf von Nürnberg erwähnt und als solcher Friedrich I. genannt. Durch seine Gemahlin Sophie, die Erbtochter Konrads, des letzten nürnbergischen Burggrafen aus der österr. Familie von Ragge oder Rax, kam er in den Besitz der fränk. und österr. Allodialgüter dieser Familie. Seine zwei Söhne Friedrich II. (gest. 1251) und Konrad I. (gest. 1261) werden

beide gleichmäßig als Grafen von Zolre und Burggrafen von Nürnberg bezeichnet. Nach der Sitte der damaligen Zeit lebten die Brüder in gemeinschaftlichem Güterbesitz, bis 1226 eine Teilung stattfand, in der Konrad II. die Burggrafschaft und die wichtigsten neu erworbenen Besitzungen übernahm, Friedrich aber die angestammte Grafschaft und die zollernischen Familiengüter in Schwaben erhielt. So entstanden die noch jetzt fortdauernde fränk. und schwäb. Linie.

Fränkische Linie. Konrad I., der Stifter derselben, war einer der einflussreichsten Männer seiner Zeit und vermählt mit Elementia, Gräfin von Habsburg. Von seinen beiden Söhnen erhielt Friedrich III. (gest. 1297) die eigentliche Burggrafschaft, Konrad II. aber der Fromme (gest. 1314), auch Graf von Eberberg genannt, einen Teil der Allodialbesitzungen. Ersterer erhielt als Gemahl der Elisabeth, einer der Allodialerbtöchter des letzten Grafen von Rerach, Gelegenheit, Besitz und Ansehen durch die Erbschaft eines bedeutenden Teils der Rerachschen Güter zu mehren, wozu namentlich Bayreuth gehörte. Von Rudolf von Habsburg, bei dessen Wahl zum König er thätig gewesen, erhielt er 1273 die kaiserl. Belehnung über viele Gerechtfame und Güter, deren Ankauf ihm und den folgenden Burggrafen teils der in der Familie erbliche Geist weiser Sparsamkeit, teils der Ertrag der vormals sehr ergiebigen Bergwerke im Bayreuthischen ermöglichte. Auf Friedrich III. folgten dessen Söhne aus zweiter Ehe mit Helene, der Tochter Albrechts I. von Sachsen, nämlich Johann I. (gest. 1300) und Friedrich IV. (gest. 1332). Letzterer erlebte die Regierungszeit von drei deutschen Königen. Er erwarb mehrere Burgen und Güter und kaufte vom Grafen von Ottingen die Stadt Ansbach. Von seinen vier Söhnen regierten zuerst die zwei ältern, Johann (gest. 1357) und Konrad III. (gest. 1334), gemeinschaftlich, dann nach des letztern Tode an dessen Stelle der vierte Bruder, Albrecht (gest. 1361), während der dritte, Friedrich, seit 1341 Bischof von Regensburg war und als solcher 1364 starb. Johann II. und Albrecht gerieten miteinander in Streit, der 1341 durch einen merkwürdigen Vergleich beendet wurde, welcher als das älteste zollernische Hausgesetz zu betrachten ist. An Johanns II. Stelle trat 1357 dessen Sohn Friedrich V. (gest. 1398), welcher wahrscheinlich in Gemeinschaft mit seinem Oheim Albrecht eine Teilung vornahm. Durch Augen Parteiwechsel war es den Burggrafen gelungen, ihre Besitzungen stets zu mehren, und schon um die Mitte des 14. Jahrh. waren sie die mächtigsten Herren des Frankenlandes. Friedrich V., genannt der Eroberer, suchte den Besitzstand abzurufen und erweiterte ihn zugleich bedeutend. Mit seinem Tode wurde er auch 17. März 1363 von Karl IV. in den Reichsfürstenstand erhoben. Kurz vor seinem Tode (1397) dankte er ab und überließ seine Besitzungen seinen beiden Söhnen Johann III. (gest. 1420) und Friedrich VI. (gest. 1440). Beide teilten 1403 in der Art, daß Johann III. das Land oberhalb des Gebirges und das Fürstentum Bayreuth (s. d.), Friedrich VI. das Land unterhalb des Gebirges ober das Fürstentum Ansbach (s. d.) erhielt. Beide erweiterten noch ihr Gebiet um ein namhaftes. Nach Johanns kinderlosem Tode vereinigte Friedrich VI. wieder alle Besitzungen, und mit ihm erkrieg das Haus der H. eine neue Stufe

der Größe. Von Kaiser Sigismund erhielt es 1411 den Pfandbesitz und 1415 die Kurwürde von Brandenburg (s. d.). Als Kurfürst nannte er sich nun Friedrich I.; sein erster Nachfolger, der Kurfürst Friedrich III., war der erste König in Preußen und nannte sich als solcher Friedrich I.

Schwäbische Linie. Diese Linie wurde von dem erwähnten Grafen Friedrich von Zollern (gest. 1251) gegründet und von dessen Sohne Friedrich dem Erlauchten auf den Höhepunkt ihrer Macht erhoben. Mehrmals durch Teilungen geschwächt, gelangte sie erst seit Anfang des 16. Jahrh. wieder zu einiger Bedeutung, als Graf Eitel Friedrich II. (gest. 1512), Geheimrat, Oberhofmeister und Kammerherr der Kaiser Maximilian I., durch diesen 1504 das Reichskammereramt an sein Haus brachte. Auch erwarb derselbe vom Kaiser im Tausch für die durch Heirat an seine Familie gekommene Schweiz, Landschaft Rätien die Herrschaft Sargersloch. Sein Sohn Eitel Friedrich III. war Jugendfreund Kaiser Karls V. und starb 1525 in Bavia. Dessen Sohn Karl I. (gest. 1576), dem Kaiser Karl V. in Spanien erliegen ließ, erhielt nach dem Erlöschen der Familie Werdenberg 1534 die Grafschaften Sigmaringen und Böhlingen, wurde später Präsident des Reichshofrats und stiftete 1576 eine Erbfolgeordnung, nach welcher seine Söhne gemeinschaftlich den Titel und das Wappen der Grafschaften S., Sigmaringen und Böhlingen und der Herrschaften Sargersloch und Böhrlingen führen, das Reichserbkammereramt aber jedesmal bei dem Senior des Hauses bleiben sollte. Seine Söhne Eitel Friedrich IV. und Karl II. teilten sich in das väterliche Erbe so, daß jener S., dieser Sigmaringen und Böhlingen erhielt. Eitel Friedrich IV. (gest. 1606) erbaute das Schloß Hechingen und nahm für seine Linie den Namen Hohenzollern-Hechingen an, während Karl II. (gest. 1606) die feine Hohenzollern-Sigmaringen benannte. Graf Johann Georg von S.-Hechingen, Friedrichs IV. Sohn, erhielt durch Kaiser Ferdinand II. 28. März 1623 die Reichsfürstentümer, die gleichzeitig auch Johann, dem Senior der Sigmaringen-Linie, zuteil wurde, worauf Kaiser Leopold I. 1692, mit Ausnahme der Sigmaringen-Seitenlinie S.-Sargersloch, auch den nachgeborenen Söhnen den Fürstentitel verlieh. Das Stammland S. war nun eine gefürstete Grafschaft und mit allen Regalien, Nutzungen, Herrschaften, Zöllen ein ganz freies Eigentum, weder vom Kaiser noch vom Reiche lehnbar; nur den Huthaus sollten die Fürsten vom Kaiser zu Lehn tragen. Mit Kurbrandenburg und den Markgrafen von Bayreuth und Ansbach wurden 1696 und 1707 Erbverträge geschlossen, die gleich der Erbfolgeordnung von 1575 in das Familienkaut vom 24. Jan. 1821 abgingen, welches der König von Preußen, als Haupt des Gesamthauses S., bestätigte. Kraft dessen galt das Recht der Erstgeburt, und beim Erlöschen einer Linie im Mannstamme sollten deren Lande an die überlebende und nach dem Aussterben beider in männlicher und weiblicher Linie an das königl. preuß. Haus heimfallen. Infolge der polit. Erschütterungen von 1848, von denen auch die beiden Ländchen heftig berührt wurden, entsagten die beiden Fürsten, Friedrich Wilhelm von S.-Hechingen (regierte seit 18. Sept. 1838) und Karl Anton von S.-Sigmaringen (suecedierte infolge Eession seinem Vater 27. Aug. 1848), der Regierung

7. Dez. 1849, und die Fürstentümer hörten hiermit auf, souveräne Staaten zu sein, indem sie kraft jener Erbverträge an die Krone Preußen übergingen, welche 12. März 1850 das Land in Besitz nahm. Die beiden Fürsten zogen sich mit den Privilegien der nachgeborenen Prinzen des königl. preuß. Hauses und dem Prädikat »Hoheit« ins Privatleben zurück. Am 23. Aug. 1851 nahm König Friedrich Wilhelm IV. zu Hechingen die Erbhuldigung an. Im Jan. 1852 wurden die Organisationsbefehle vollzogen, wonach die hohenzoll. Lande einen preuß. Regierungsbezirk bildeten und die Justizorganisation auf preuß. Fuß eingerichtet ward. Die Fürstentümer traten hiermit ganz in die Stellung einer preuß. Provinz ein und erhielten auch als solche ihre Vertretung in den preuß. Kammern. Die Linie S.-Hechingen starb 3. Sept. 1869 mit Friedrich Wilhelm im Mannstamme aus, da dessen Kinder aus der Ehe mit Amalie, geborene Frein Schenk von Seyer, den Titel Grafen von Hohenburg führen. Haupt der Linie S.-Sigmaringen ist Karl Anton, Fürst von Hohenzollern (s. d.).

Als Früchte der vom König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen angeordneten Erforschung der Urgeschichte seines Hauses durch den königl. Oberceremonienmeister von Stillsried, später unter Mitwirkung Wärders, sind zu nennen: »Monumenta Zollarana« (Bd. 1—7, mit Gesamtregister, Berl. 1852—66); »Altortümer und Kunstdenkmale des Erlauchten Hauses S.« (3 Bde., Berl. 1881—87); »Vollständ. Forschungen« (H. 1, Berl. 1847); vgl. ferner: Nüchel, »Die Wapenherden des preuß. Königs« (Berl. 1854); Uebn, »Stammatafeln zur Geschichte der deutschen Staaten« (Braunschw. 1871); Graf Stillsried-Alcantara und B. Augler, »Die S. und das deutsche Vaterland« (Münch. 1882).

Hohenzollern (Karl Anton, Fürst von), geb. 7. Sept. 1811, folgte seinem Vater, dem Fürsten Karl, nach dessen Abbanfung am 27. Aug. 1848 in der Regierung des Fürstentums Hohenzollern-Sigmaringen, trat aber schon 7. Dez. 1849 sein Land dem König von Preußen ab, erhielt am 20. März 1850 das Prädikat »Hoheit« mit den Privilegien eines nachgeborenen Prinzen des königl. preuß. Hauses und wurde 1853 preuß. Generalleutnant. Im J. 1854 wurde er, um Einsprache gegen den Annulirung zu erheben, nach Paris gesandt. Am 5. Nov. 1858 zum Präsidenten des Staatsministeriums berufen, wurde er 31. Mai 1859 General der Infanterie und erhielt anlässlich der Krönungsfeier zu Königsberg 18. Okt. 1861 das Prädikat »Königl. Hoheit«. Den Vorzug des Staatsministeriums legte er im März 1862 nieder und wurde 1863 Militärgouverneur der Rheinprovinz und von Westfalen. Im J. 1871 von dieser Stellung entbunden, residiert er seitdem meist auf seinem Schloße zu Sigmaringen (in welchem er eins der reichhaltigsten Kunsthistor. Museen Deutschlands errichtet hat), außerdem in den Schlössern zu Krauchenwies und Weinburg. Er ist stellvertretender Präses der Landesverteidigungskommission und Chef des 1. magdeburgischen Infanterieregiments Nr. 26. Aus seiner am 21. Okt. 1834 geschlossenen Ehe mit der Prinzessin Josephine von Baden sind entsprossen: Erbprinz Leopold, geb. 22. Sept. 1835, preuß. Generalleutnant, dessen span. Thronandibatur 1870 der Bormand zur franz. Kriegserklärung wurde; Prinzessin Stephanie, geb.

15. Juli 1827, gest. 17. Juli 1859 als Gemahlin des Königs Pedro V. von Portugal; Karl (s. d.), geb. 20. April 1839, seit 1866 Fürst und seit 1881 König von Rumänien; Prinz Anton, geb. 7. Okt. 1841, gest. an seiner in der Schlacht bei Königgrätz erhaltenen Verwundung 6. Aug. 1866; Prinz Friedrich, geb. 25. Juni 1843, preuß. Oberst und Brigadier; Prinzessin Marie, geb. 17. Nov. 1845, Gemahlin des Grafen Philipp von Hildern.

Hohenzollern oder die Hohenzollernschen Lande, die durch den Vertrag vom 7. Dez. 1849 dem preuß. Staatsverbande einverleibten Fürstentümer Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen in Schwaben, bilden zusammen den Regierungsbezirk Sigmaringen, der administrativ unter dem Oberpräsidium der Rheinprovinz, in kath. Kirchensachen unter dem Erzbistum Freiburg i. Br. steht und in judizieller Hinsicht (mit einem Landgericht zu Hechingen) zum Ressort des Oberlandesgerichts Frankfurt a. M. gehört. Seit 1873 ist h. zu einem Kommunalverbande mit provinzialständischer Vertretung vereinigt, welche in Sigmaringen tagt. Die zur Selbstverwaltung weiter erforderlichen Einrichtungen befinden sich noch im Stadium der Entwicklung. Von Württemberg und Baden umgrenzt, hat der Regierungsbezirk mit Einschluß von neun kleinen Parzellen, die als Enklaven in den fremdherrlichen Nachbargebieten liegen, und mit Ausschluß der von ihm selbst umfassen drei württemb. Enklaven, ein Areal von 1142,83 qkm mit (1881) 67624 E. Davon sind 61391 katholisch, 2221 Evangelische, 771 Juden. Eingeteilt wird der Regierungsbezirk in die Oberamtsbezirke Sigmaringen, Gammertingen, Haigerloch und Hechingen, und die fünf Amtsgerichte haben ihren Sitz in ebendiesen vier Orten und ferner in Wald. Das Land h. zieht sich als ein langer, schmaler Landstreifen vom Neckar über die Donau bis in die Nähe des Bodensees und wird, wie ganz Schwaben, durch die Rauhe Alp, die sich in einzelnen Punkten bis gegen 1000 m erhebt, in das Oberland an der Donau- oder Sübseite und das Unterland an der Neckar- oder Nordseite geteilt. Im Süden sammeln sich die Gebirgswälder in dem hochgelegenen Bett der Donau, welche hier auf ihrem 22 km langen Laufe weder schiffbar noch flößbar ist, aber mehrere wasserreiche Nebenflüsse, wie links die Schnieda und die Lauchart, rechts die Alblach, aufnimmt. Im Norden scheidet das tiefeingesenkte, milde Neckarthal die Alp vom Schwarzwalde und nimmt von jener die Gach und Starzel, von diesem her die Glatt auf. Die Glatt und der Neckar selbst sind die einzigen Gewässer h., die als Wasserstraßen zum Verfloßen der reichen Holzmassen der Umgegend benutzt werden. Das vielfach durchflusste Staattgebirge der Alp liefert an verschiedenen Stellen des Unterlandes wertvolles Eisen. Im Gachthal hat man bei Stetten ein mächtiges Eisenerzkloster erbohrt und eine Zehnte angest. Auch ist das Land reich an Mineralquellen und Bädern, von denen Immau im Gachthal das bestbekannte. Die fruchtbaren und zugleich industriellsten Gegenden finden sich im Unterlande, wo der ergiebige Boden und ein mildes Klima außer Ackerbau und Viehzucht auch Obst-, Hopfen- und selbst einigen Weinbau zulassen. Ein vorzügliches Eisen liefern seit alter Zeit die Sattmeyer zu Lauchartthal und Thiergarten, und

seit Eintritt des Landes (1834) in den Deutschen Zollverein hat sich auch eine bedeutende Fabrikthätigkeit (Baumwollspinnereien zu Pöndorf und Karlsthal) entwickelt. Die Provinzialfarben des Landes sind Weiß-Schwarz.

Das ehemalige Fürstentum Hohenzollern-Hechingen, aus der eigentlichen alten Grafschaft h. bestehend, bildete den nördl. Teil des Gesamtgebietes, das Unterland am weilt. Abhang der Alp, und umfaßte 372,1 qkm mit 32481 E. Infolge des Friedens zu Lunzville (1801) verlor es die lehns herrlichen Rechte in den sächsischen Herrschaften und wurde dafür im Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 durch die Herrschaft Sigmaringen und das Nonnenkloster Maria-Gradenenthal im Dorfe Stetten entschädigt. Durch den Beitritt des Fürsten Hermann Friedrich Otto zum Rheinbund wurde es 1806 souverän. Die Haupt- und Residenzstadt war Hechingen (s. d.). Das Fürstentum hatte seit 1796 eine landständische Verfassung, die 1835 revidiert wurde.

Das ehemalige Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen war aus dem Sigmaring. Oberlande im Gebiet der Donau und dem Sigmaring. Unterlande im Neckargebiet gebildet und umfaßte 770,7 qkm mit 35143 E. Es bestand aus dem unmittelbaren Fürstentum h.-Sigmaringen, aus den unmittelbaren fürstl. Obervogteiamtern Alsbach und Beuren, aus den lehns herrlichen fürstl. Thurn- und Taxischen Oberämtern Ostrach und Straßberg und den fürstl. Fürstenbergischen Patrimonial-Obervogteiamtern Jungnau und Trochtelzingen. Durch den Lunzvilser Frieden verlor es die Feudalrechte in den niederländ. Herrschaften und die Domänen in Delaten, wofür ihm die Herrschaft Glatt und die Klöster Jüngsthausen, Klosterbeuren und Höllestein zuteil wurden. Infolge der Aufnahme des Fürsten Anton Alois Mainrad in den Rheinbund wurde es souverän und erhielt die Herrschaften Alsbach und Hohenfels, die Alsbacher Klosterwald und Höllethal, ferner die Souveränität über alle ritterständischen Besitzungen innerhalb seines Gebietes und der Territorien im Norden der Donau, sowie die Oberhoheit über die Thurn- und Taxischen Herrschaften Ostrach und Straßberg. Die Haupt- und Residenzstadt war Sigmaringen.

Vgl. Barth, „Hohenzoll. Chronik“ (Sigmaringen 1860); Franke, „Die Grafschaft h.“ (Eutingen 1870).

Hohenzollernscher Hausorden. 1) Kaiserl. preuß. Hausorden, 23. Aug. 1851 von Kaiser Friedrich Wilhelm IV. gestiftet und von Kaiser Wilhelm I. 18. Okt. 1861 erweitert, besteht aus Großkreuz, Komture, Ritter und Inhabern. Das Abzeichen besteht in einem goldenen, weiß emailierten, goldgekrönten Kreuze, welches in der Mitte ein rundes Schild mit dem königl. Adler auf weißem Grunde und von einem blauen Bande mit der Aufschrift „Von Fels zum Meer“ umgeben zeigt. Das Band ist weiß und dreimal schwarz gestreift. Die Großkreuzträger tragen auch die Ordenskette, welche mit den hohenzoll. und württemb. Wappensteinen und dem Ägypterhute des Marschall-Ordens geschmückt ist. Der Orden wird hauptsächlich für Verdienste um das kaiserl. Haus verliehen, der Adler der Inhaber an Personen des Lehrstandes. 2) Fürstl. Hausorden, 6. Dez. 1811 von den Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen gestiftet, wird auch seit der Vereinigung der Hohenzollernschen Lande mit Preußen

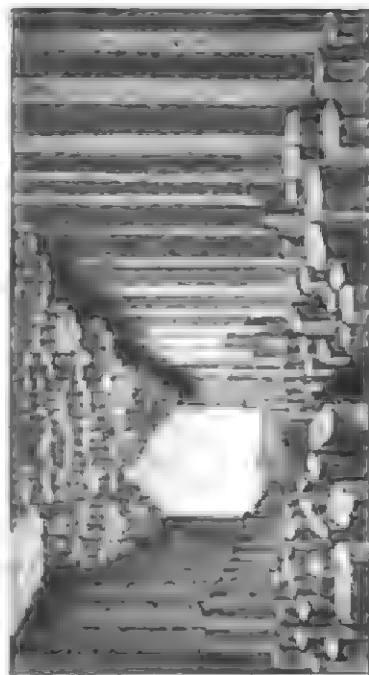
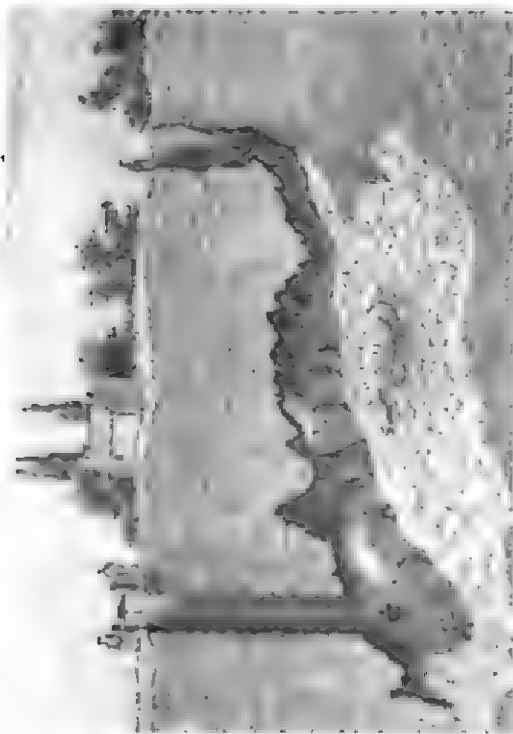
HÖILEN.



1. Tropfsteinhöhle auf Antiparos.



3. Hohlformige Auspflungen in Sandsteinfelsen der Sächsischen Schweiz.



4. Fingelhöhle auf Staffa.

noch von dem Fürsten von Hohenzollern mit kgl. Genehmigung verliehen, nachdem er am 23. Aug. 1861 unter die preuß. Orden aufgenommen worden. Er zerfällt in das Ehrenkreuz erster, zweiter und dritter Klasse und ist in seiner äußern Form dem obigen Orden im wesentlichen ähnlich. Dem Orden sind noch eine goldene und eine silberne Verdienstmedaille affiliiert. Vgl. Schneider, «Der kgl. Hausorden von Hohenzollern und der kgl. Hausorden von Hohenzollern» (Berl. 1869).

Höhere Gewalt (lat. vis major, frz. force majeure) bedeutet nicht bloß die Naturgewalt, sondern ist der jurist. Ausdruck für jedes von dem dadurch Betroffenen nicht verschuldete und durch Anwendung der erforderlichen Sorgfalt unabwendbare Ereignis (z. B. Räuber überfallen einen nach den gewöhnlichen Verhältnissen der Lokalität genügend bedeckten Transport). Was im einzelnen als höhere Gewalt zu betrachten sei, läßt sich im allgemeinen nicht sagen, sondern hängt wesentlich von den Umständen des einzelnen Falles ab: ob die Gefahr voraussichtlich und eine Vorkehrung zur Abwendung derselben möglich war oder nicht. Der Begriff der höhern Gewalt ist außerordentlich wichtig, namentlich für das Frachtrecht (See- und Land-, Waren- und Personentransport), da der Frachtführer, resp. seehandelsrechtlich der Verfrachter, im weitesten Umfang für Beschädigung und Untergang der anvertrauten Waren einstehen und seine Haftung nur an der Grenze der höhern Gewalt halt macht. Dasselbe gilt nach dem Haftpflichtgesetz vom 7. Juni 1871, §. 1 (ähnlich andere deutsche und ausländische Gesetze) für die beim Eisenbahnbetrieb vorkommenden Tötungen und Körperverletzungen von Menschen und es gilt nach gemeinem (röm.) Recht für die Logier- und Hotelwirte bezüglich der von ihnen oder ihren Untergebenen oder Vertretern angenommenen Sachen (Reisegepäck u. s. w.) der Logiergäste. Der Grund einer solchen Ausdehnung der Haftung war im röm. Recht offenbar der eines gewissen Mißtrauens gegenüber den Herbergswirten und Transportkutschern: man vermutete deren Kollision mit dem Verderben. Ist auch dieser Grund des öffentlichen Mißtrauens längst geschwunden, so hat man doch an dessen Folgerung in der bezeichneten Weise festgehalten, und die Haftung für allen vom Beschädigten nicht selbst verschuldeten und nicht in der natürlichen Beschaffenheit des Guts begründeten Schaden, ausgenommen höhere Gewalt, ist ein jetzt allgemeiner Spezialsatz des Fracht- und neuern Eisenbahnrechts geworden. Den Begriff der höhern Gewalt definiert neuerdings Erner (in Grünhuts «Zeitschrift für das Privat- und öffentliche Recht der Gegenwart», Bd. 10, Wien 1883): «Höhere Gewalt im Sinne der hier in Betracht genommenen Rechtsnormen ist ein Ereignis, welches: 1) außerhalb des Betriebskreises der betreffenden Verkehrsunternehmung entsprungen, durch Hereinwirken in diesen Betriebskreis einen Schaden an Leib oder Gut verursacht hat, und welcher 2) vermöge der Art und Wucht seines Auftretens die im ordentlichen Laufe des Lebens zu gewärtigenden Zufälle augenscheinlich übersteigt.»

Höggant (der), ein Bergstoß der Emmentalpen (s. Alpen, 20) im Schweiz. Kanton Bern, erhebt sich nordwestlich vom Brienzergrat (s. Brien), von diesem durch das Quellthal der Großen Emme getrennt, mit mehreren Gipfeln zu 2000—2200 m über dem Meere. Von W. nach O. gerichtet, aus

Kalkstein der Kreideformation und Quarzsandstein der Malmulitenformation bestehend, stürzt der Berg nördlich mit kahlen, steilen Kalkwänden ab, während sich auf dem Südsabfall feine Alpweiden und Waldungen ausbreiten. Die wichtigsten Erhebungen sind das Widderfeld (2071 m) im W., das Trogenhorn (2038 m) in der Mitte und der eigentliche H. (2199 m) am Ostende des Gipfelgrates, von dem, rasch an Höhe abnehmend, die Kette der Jurtenfluh und des Scherpfenberges östlich bis zum Durchbruch der Emme zwischen H. und Schrattefluh ausläuft. Seiner Aussicht wegen wird der Berg nicht selten von Interlaken aus über Haberen oder auf steilem Pfade von Schangnau im Emmenthal aus bestiegen.

Hohlirchen, s. Hohlirch.

Hohleite, s. unter Selte.

Höhlen nennt man leere oder teilweise mit Wasser angefüllte Räume unter der Erde, die entweder völlig verschlossen oder durch schmale, öfters durch Kunst erweiterte Öffnungen zugänglich sind. Da sie meist durch die auflösende Thätigkeit des im Gebirgsinnern zirkulierenden Wassers entstanden sind, und Kalkstein, Dolomit und Gips in größter Menge vom Wasser aufgelöst werden, so sind Territorien, die aus den genannten Gesteinsarten zusammengesetzt werden, die hauptsächlichste Heimat der H. Dieselben bilden meist größere, zusammenhängende Höhlensysteme, die sich bald durch enge Kanäle schlauch- oder spaltenartig fortziehen, bald wieder großartig in Kammern, Hallen, hochgewölbten Domen erweitern. Nicht minder groß ist die Abwechselung in der Höhenlage der einzelnen Teile eines und desselben Höhlensystems, indem die Hohlräume streckenweise horizontal laufen, in die Höhe steigen, sich wieder senken, zuweilen jähe Abstürze bilden, und sich sehr verschiedenartig, oft viele Kilometer weit ausdehnen. So soll die Mammuthöhle bei Greenriver in Kentucky 15 km und mit ihren Seitengängen und Verzweigungen 260 km Ausdehnung haben.

Nach A. von Humboldt's Vorgange unterscheidet man: Spaltenhöhlen; Gewölbehöhlen, die man auch Grotten nennt, wenn sie geringe Tiefe oder einen weiten Eingang haben; Schlauchhöhlen, enge, gewundene Kanäle. Die meisten H. bestehen aus Kombinationen dieser drei Formen. Die H. in den Kalk- und Dolomitgebirgen gewinnen besonders an Interesse durch die Bildungen von Höhlentall, Kalkinter oder Tropfstein (s. d.), welche die Höhlenwände in der seltsamsten Weise intrinsizieren. Zu den berühmtesten dieser Tropfstein- oder Stalaktitenhöhlen gehören die von Adelsberg im Harzgebirge, die Baumanns-, Biela- und Scharzfelder H. im Harz, die Lechenhöhle in Westfalen, die H. in der Gegend von Muggendorf in Franken, die Nabelhöhle bei Pfullingen in Schwaben, die von Antiparos im Ägäischen Meere. (S. Tafel: Höhlen, Fig. 1.) Viele derselben sind zugleich Knochenhöhlen, in denen sich die Überreste vorweltlicher Tiere finden. (S. Fig. 2.) In Sandsteinfelsen finden sich oft höhlenartige Auspülungen, wie namentlich in der Sächsischen Schweiz. (S. Fig. 3.) Die in manchen vulkanischen Gesteinen vorkommenden H. sind meist nur kolossale Blasenräume, die durch die Entwickelung von Wasserdämpfen und Gasen bei dem ursprünglichen Hervordringen der geschmolzenen Massen aus dem Erdinnern entstanden sind.

Da, wo Basaltbänke, welche in vertikale Säulen abgesondert sind, von der Brandung benagt werden, entstehen zuweilen Brocken und H. durch Untermahlung, Zusammensturz und Verwühlung einzelner Gruppen von Säulen. Auf diese Weise ist z. B. die Bildung der berühmten Zingaleshöhle auf der schwed. Insel Staffa (s. Fig. 4) zu erklären. Außerdem sind noch zu erwähnen die Eishöhlen, welche selbst in gemäßigten Klimaten das ganze Jahr hindurch Eis in größeren oder kleineren Massen enthalten; ferner die sog. Kristallhöhlen oder Kristallkeller im Granit der Alpen (Schweiz, Dauphiné, Savoyen u. s. w.), an deren Wandungen Kiesel säure als Bergkristall und Rauchtopas auskristallisiert ist und prächtige Auskleidungen bildet, wie in der berühmten Kristallhöhle des Zinkerhodes im Berner Oberlande.

Höhlenbär, untergegangene Tierart, s. Bär.

Höhlenfauna (zoolog.) ist die Bezeichnung für die Gesamtheit der unterirdisch in Höhlen lebenden Tiere, deren bekannte Zahl bereits eine beträchtliche ist und von Jahr zu Jahr wächst. Ausgezeichnet sind alle wahren Höhlentiere durch zwei Haupt in Hand gehende negative Charaktere, Mangel der Farben und Mangel der Augen (soweit solche bei den betreffenden Tiergruppen überhaupt vorkommen). Sie sind rückgebildet infolge des Fehlens von Licht; insofern werden die Augen bisweilen durch besondere Tasthaare ersetzt. Tiere der verschiedensten Ordnungen nehmen an der Bildung der H. teil: von Wirbeltieren der Olm (s. d.), Proteus anguineus und ein Fisch der nordamerik. Höhlen (Ambylopsis spelaeus), der zu den Heteropogonien gehört und nach Putnam, dem besten Kenner, von See-fischen, aber nicht von Süßwasserfischen abstammen soll, da seine verwandte Form sonst in der Gegend lebt und ein auf ihm schwarzendes Krebs einer Familie echter See Krebse angehört. Gliedertiere sind die zahlreichsten Höhlentiere und verteilen sich in den kranen Höhlen nach Joseph auf die Erdnangen der Insekten (52 Arten), Tausendfüße (5 Arten), Spinnen (26 Arten) und Crustaceen (17 Arten). Außerdem entdeckte Joseph in den kranen Höhlen einen Süßwasserpolypen und einen Süßwasser-schwamm (Spongilla stygia). Außer den kranen Höhlen wurden besonders die nordamerikanischen und die der Pyrenäen untersucht und in ihnen ein ähnliches Tierleben nachgewiesen.

Höhlenfisch, s. Höhlenfauna.

Höhlenhöhle, s. unter Späne.

Höhleninsekten, s. unter Höhlenfauna.

Höhlenstein, s. Tropfstein.

Höhlentiere, s. Höhlenfauna.

Hohle See, Hulle, Dünung, Aufbehnung oder Schwall nennt der Seemann die hohen schweren Wellenberge, welche oft bis zu 4 m ansteigend, eine ungeborene Wassermauer darstellend, sich langsam, aber stark erheben. Diese Erscheinung kommt nach einem Sturme, dauert aber auch manchmal noch bei eingetretener Windstille eine Zeit lang fort und ist der Schiffsahrt sehr lästig; bei ruhiger See und schwachem Winde ist sie knappen, wenn auch nicht sichtbar, doch am Schwanen und Schlingern des Schiffs bemerkbar.

Hohle Wand nennt man am Fuß der Mäße eine, in Sammenbau-trennung von Fleischwand und Kernwand des Hufs oder von Fuchle und Aufwand; im einen Falle ist die hohle Wand verbor-gen, bei Trennung zwischen Sohle und Wand, in der

sog. weißen Linie ist sie offen. Die hohle Wand ist meist Folge des Aufbrennens glühender Hufeisen, des Erweichens der Hufhöhle durch Auflegen glühender Kohlen, fehlerhaft gerichteter und nicht mit ebenen Hufschale versehenen Eisen u. s. w. Die getrennte Wand heilt nicht wieder an; Heilung erfolgt nur durch das normale Herabwachsen des Horns. Die Behandlung richtet sich nach den Verhältnissen.

Hohlgeschoh, ausgeschöhltes Geschoh, welches Pulverladung, beziehungsweise Brandfah, oder auch kleinere Geschosse aufnimmt, je nachdem als Granate, beziehungsweise Brandgranate, oder als Schrapnel bezeichnet wird. (S. unter Geschoh.)

Hohlkehle ist ein sehr häufig vorkommendes Bauglied, das entweder die Form eines Viertel- oder eines Halbkreises hat oder aus zwei Viertelkreisen von verschiedenem Halbmesser zusammen-gesetzt ist. Sie kommt teils an einzelnen Architelurteilen, namentlich Gesimsen, Säulensäulen u. s. w. in Verbindung mit andern Gliedern, wie Plättchen und Rundstäben, teils als Vermittelung des Übergangs von der Wand zur Deckfläche zur Anwendung. Charakteristisch ist die H. über einem ein-fassenden Rundstab als bekrönendes Glied der schrägen Wandflächen und Thürnen ägypt. Baubauwerke, wo sie meist mit dem Bilde der geflügelten Sonnenscheibe oder andern Sculpturen geschmückt ist. An den Wäfen der griech. und röm. Säulenhäute kommt sie entweder unter einem großen Rundstab (Wulst oder Pfahl) in zweimaliger Wiederholung, nur durch ein doppeltes Rundstäbchen getrennt (ion. Basis) oder einfach zwischen zwei Rundstäben von verschiedener Stärke vor (attische Basis). Im german. (got.) Stile spielt die H. an den Wädel-pfeilern und Gewölberippen, an den Wasserfächern und Maßwerken eine häufige Rolle.

Hohlfugel, kugelförmiges Hohlgeschoh, s. unter Geschoh.

Hohlmaße nennt man 1) Gefäße von gesetzlich vorgeschriebenem Inhalt und gesetzlich bestimmter Form (Cylinder, Prisma, abgestumpfte Kegel), welche zum Messen von Flüssigkeiten und schüttbaren festen Körpern dienen; 2) diejenigen Größen der Körpermaße (Einheiten, Teilgrößen und Mehrheitsgrößen), für die es besondere Meßwerkzeuge (also Gemäße der unter 1 angeführten Art) gibt und die daher konkrete H. heißen (z. B. das Liter, Deciliter und Hektoliter), im Gegensatz zu den abstrakten (z. B. dem Kubikmeter, Kubikdecimeter u. s. w.). In den meisten Ländern waren die H. je nach dem zu messenden Gegenstande von verschiedener Größe und meist auch verschiedenem Namen. Diese Verschiedenartigkeit wurde dadurch vermindert, daß man sich gewöhnte, gewisse Waren, wenigstens im Groß-verkehr, nicht mehr nach dem H., sondern nach dem Gewicht zu verkaufen; ganz beseitigt wurde dieselbe durch Einführung des Metrischen Systems (s. d.).

Hohlmanzen, soviel wie Bracteaten (s. d.).

Hohlsonde, s. Sonde.

Hohlspat, ungebräuchlich gewordene Bezeichnung Werners für das Mineral Chialolith (s. d.).

Hohlspiegel, s. Brennspiegel.

Hohlstein, s. unter Löwenberg.

Hohltauben, s. Tauben.

Hohltraverse, s. unter Traversen.

Hohlwerden der Bäume. Bei großen Verwundungen des Gipfels tritt sehr oft an Bäumen eine Fäulnis des Kernholzes auf, welches begünstigt wird durch den Zutritt des Regenwassers

in das Innere, durch Einwandern von Wäzen u. dgl. Die Folge davon ist, daß allmählich der ganze Stamm bis zur Wurzel ausfaul und hohl wird. Da bei dieser Zersetzung zunächst nur das alte Holz zerstört wird, so können hohle Bäume noch lange Zeit, oft jahrhundertlang, ohne weitere Krankheitserscheinungen zu zeigen, fortleben, denn die Leitung der Nährstoffe aus den Wurzeln nach den Zweigen wird dadurch nicht unterbrochen, ebenso wenig das jährliche Dickenwachstum, da das Cambium ungehindert neue Jahresringe bilden kann. Auch die Gesamtfestigkeit des Stammes leidet nur wenig darunter, denn es bleibt immer noch ein Hohlzylinder von Holz zurück, der vollkommen genügt, um die nötige Biegeungsfestigkeit herzustellen. Erst wenn zu dem H. noch Längsrisse, etwa durch Wirkung des Frohes oder durch äußere Verwundungen, hinzutreten, wird diese Festigkeit eine geringere. Aber auch in diesem Zustande erhalten sich die Bäume noch lange Zeit, indem eine Vernarbung und Überwallung der äußeren Wunden eintritt, die oft so weit geht, daß an den einzelnen Längslamellen auch die Innenseite wieder mit Rinde umgeben wird und nun jeder Teil des Stammes sich für in die Dickschicht, ja selbst Wurzeln und Zweige nach innen bildet. Diese letztere Erscheinung kommt oft bei alten Bäumen vor; es sieht dann der Stamm fast so aus, als wäre er aus mehreren gesonderten Stämmchen zusammengesetzt.

Bei geeigneter Behandlung (Verschmieren der Wunden durch Baumwachs oder Lehm und Ausschälen des Hohlraums mit Steinen) lassen sich alte Bäume noch lange lebensfähig erhalten. Weniger zu empfehlen ist dagegen das häufig angewandte Ausbrennen, um der Fäulnis Einhalt zu thun, weil hierdurch der Hohlzylinder immer dünner wird und außerdem durch die Hitze viele noch gesunde Teile zerstört werden.

§. Corydalis.

Hohlwurz (Corydalis bulbosa), Pflanzenart,

Hohlzahn, Wlanzenart, s. unter Galeopsis.

Hohlziegel, s. u. Thonwarenfabrikation.

Hohlzirkel oder **Hôhizirkel** (fr. compas sphérique, engl. inside callipers), ein Instrument, mittels dessen der Durchmesser von Hohlräumen gemessen wird. Dasselbe besteht, wie die Figur



zeigt, aus zwei durch ein Scharnier verbundenen Schenkeln, deren äußerer Enden auswärts gebogen und stumpf sind. Beim Gebrauch wird der H. in die zu messende Höhlung eingebracht, bis zur Berührung seiner Schenkel mit den Wänden geöffnet und hierauf vorsichtig herausgezogen; die Entfernung der äußersten Schenkelspitze voneinander gibt alsdann die Breite der Höhlung an. Man kann in einfacher Weise einen Hohlzirkel aus einem Greifzirkel (s. d.) herstellen, indem man die bogenförmigen Enden des letztern um das Scharnier dergestalt dreht, daß die Enden desselben nicht gegeneinander, sondern auseinander stehen. Ein kleiner, durch Zuhilfenahme genau einstellbarer H. der Uhrmacher ist der sog. Tangenmeister.

Hôhn (Georg), Landschaftsmaler, geb. 1813 zu Neustrelitz, besuchte die Akademie zu Berlin und ließ sich später in Dessau nieder. Sein erstes bedeutendes Bild war der Klosterhof (1836).

Hôhniesen, Berggipfel in den berner Alpen. (S. unter Hoher Göll und Niesen.)

Hohkstein, eine Grafschaft im nördl. Thüringen, im N. durch den Harz, im O. durch die Saale und untere Unstrut, im S. durch die obere Unstrut und obere Leine und im W. durch die untere Leine begrenzt, entstand aus dem Harz, Horge und Helmegau. Im J. 1130 lebte ein Graf Konrad, der sich nach der Burg Hohkstein nannte, deren Ruine im hannov. Amte Neustadt liegt. Ihn beerbte ein Graf vom Hielstein, dessen Sohn Jäger L. sich nun Graf von H. nannte. Von seinen Nachkommen wurden nach und nach die umliegenden dynastischen Herrschaften Lohra, Klettenberg, Heringen, Kelbra, Schwarzfeld, Lauterberg und endlich auch die Stifter Jiefeld und Wallenried erworben. Heinrich VI. und Dietrich V. stifteten 1360 die Linien H. Klettenberg und H. Helldungen. Die letztere teilte sich abermals in die Zweige Heringen, bei dessen Aussterben 1439 sein ganzes Besitztum, die Goldene Aue, an Stolberg und Schwarzbürg geblieb, und Kelbra, welcher 1480 seine Stammgüter, die Herrschaft Helldungen, an Mansfeld käuflich überließ, dagegen aber in der Mark Brandenburg die Herrschaft Bierraden erwarb und sich von nun an danach nannte. Der letzte dieses Zweigs und des ganzen hohksteinischen Geschlechts war Graf Wilhelm II., gest. 1609. Die Linie H. Klettenberg war bereits 1698 mit dem Grafen Ernst VII. erloschen; um ihren Nachlaß hatten, da die andere Hauptlinie nicht zur gesamten Hand belassen war, Herzog Julius von Braunschweig, der Bischof von Halberstadt als Lehensherr und die Grafen Christoph von Stolberg und Günther von Schwarzbürg, welche beide sich auf ihre 1433 mit H. abgeschlossene Erbverbrüderung stützten, einen langwierigen Streit erhoben. Derselbe dauerte noch fort, als der dreißigjährige Krieg ausbrach, in welchem die alte Stammburg H. 1636 von dem sächs. Hauptmann Bithum von Cölßadt zerstört wurde. Endlich kamen durch den Westfälischen Frieden, zugleich mit dem Bistum Halberstadt, die Herrschaften Lohra und Klettenberg an Brandenburg, welches dieselben 1649–1702 an die Grafen von Wittgenstein verließ. Das eigentliche H. blieb bei dem Hause Braunschweig. Gegenwärtig steht die ganze Grafschaft H. unter preuß. Hoheit mit Ausnahme des ehemaligen Stiffts Wallenried, das zu Braunschweig gehört.

Hohkstein, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Pirna, 12 km ostnordöstlich von Pirna, malerisch in der Sächsischen Schweiz an der Polen gelegen, von einem alten Bergschloß (jetzt Korrekptionsanstalt) überragt, ist Sitz einer Oberschöferei und zählt (1880) 1434 E., welche Weberei und Hopfenbau treiben. Der Stadt gegenüber liegt der 110 m hohe Hôhkeim.

Hohkstein, Burgruine bei Jiefeld (s. d.) im Harz. **Hohofen** oder **Hôhofen**, ein großer, feuerfester Schachtlofen, der zur Verhüttung der Erze, speziell zur Darstellung des Roheisens dient. (S. unter Eisenerzeugung, Bd. V, S. 896, woselbst auch Abbildung.)

Hôhr, Flecken in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Wiesbaden, Unterwiesenthalkreis, 8 km im NO. von Koblenz, ist Sitz eines Amtsgerichts und hat eine keramische und eine Realschule und (1884) 2450 meist kath. E.

[illegible]

Holbael, Amt auf der dän. Insel Seeland, zwischen dem Jæsfjord und dem Großen Belt, zählt (1880) auf 1624,1 qkm 93314 E. Die Hauptstadt Holbael mit (1880) 3265 E. liegt an der südl. Bucht des Jæsfjords und ist Station der Linie Roskilde-Kallundborg der Seeländischen Staatsbahnen.

Holbein, schwäb. Künstlerfamilie, deren Ahnherr Michael um die Mitte des 15. Jahrh. als Lohgerber zu Augsburg lebte. Seine beiden Söhne, Hans und Sigmund, wurden Maler; ihre Lehrer sind unbekannt. Der erstere, im Unterschiede zu seinem gleichnamigen berühmten Sohne, Hans H. der Ältere genannt, war der bedeutendere.

Hans H. der Ältere (geb. um 1460 zu Augsburg, gest. 1524 daselbst) hat manche so treffliche Werke geliefert, daß man bisher geneigt war, sie dem jüngern Hans H. zuzuschreiben. Das älteste datierte Zeugnis seiner Kunst sind vier Bilder aus dem Leben der Maria, Altarflügel, 1493 für die Reichstabel Weingarten ausgeführt, jetzt im Dome zu Augsburg aufgestellt. Derselben Zeit gehört ein kleines, miniaturartig ausgeführtes Bild, eine thronende Maria in der Morislapelle zu Nürnberg, an, welches nebst den erstgenannten unverkennbar den Einfluss der Niederländischen Schule der van Eyck aufweist. Ein ähnlich ausgeführtes Madonna-Bildchen auf der Burg zu Nürnberg trägt vor dem Familiennamen des Verfertigers ein S und dürfte deshalb dem jüngern Bruder Sigmund angehören. Die wichtigsten Arbeiten führte Hans H. der Ältere für das Katharinenkloster zu Augsburg aus, welches, seitdem in das städtische Museum verwandelt, dieselben noch bewahrt. Ein großes Altarwerk vollendete er 1506 für die Dominikanerkirche zu Frankfurt a. M., ein anderes für das Kloster Kaisheim bei Donaumünch, 1502, u. s. w., in welchen allen er sich im Beiwerte der Renaissance zuwendet und einen Charakterwahren, lebendigen Naturalismus zum Vortrag bringt, der eine gewisse Neigung zum Genrehafsten offenbart, aber auch der Annuit und Hoheit nicht entbehrt. Am sichtbarsten treten die Eigentümlichkeiten seiner Kunst in seinem besten Werke, dem Sebastiansaltare in der münchener Pinakothek hervor. Sehr bedeutend war der Ältere Hans H. bereits auch als Porträtmaler. Auf einem der augsburger Bilder (die Paulskirche) hat er sich mit seinen beiden Söhnen angebracht. Ein höchst charakteristisches Selbstporträt in Silberstiftzeichnung besitzt der Herzog von Anhalt. Stützenbücher, in welche er in ähnlicher Weise Personen seiner Bekanntschaft, auch seinen Bruder eingezeichnet, befinden sich zu Basel und gewähren den interessantesten Einblick in die geistige Prognose jener Zeit. Sie sind in Lichtdruck herausgegeben (Nürnberg). Obwohl H. viel beschäftigt gewesen zu sein scheint, starb er doch in ungeordneten Verhältnissen. Sein Bruder Sigmund siedelte nach Bern über, wo er 1540 starb.

Holbein (Hans), genannt der Jüngere, einer der größten deutschen Maler und vorzüglichster Vertreter der Renaissance, geb. 1497 zu Augsburg, wurde nebst dem minder bedeutenden Bruder Ambrosius vom Vater zum Künstler herangebildet. Er wählte Basel zum Ort seiner Thätigkeit, wo er bereits 1515 erscheint. Der um jene Zeit vorzugsweise auch in Basel blühende Buchdruck gab H. durch Zeichnungen für den Formschnitt den ersten Anlaß künstlerischer Betätigung. Wenigstens be-
stehen seine frühesten datierten Arbeiten aus Titel-

einfassungen, in welchen bereits der ganze Reichtum seines Kompositionstalent sich entfaltet. Doch zeigen Aufträge geringern Belangs, wie eine bemalte Tischplatte (1515, im Stich herausg. von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien), das Aushängeschild eines Schulmeisters (1516), daß der Künstler zunächst noch jeden Verdienst wahrzunehmen hatte. Wichtig wurde für ihn seine Verbindung mit dem Buchdrucker Joh. Frobenius, der seine Bekanntschaft mit bedeutenden Gelehrten, namentlich mit Erasmus von Rotterdam vermittelte. Der letztere schenkte ihm seine volle Gunst, nachdem H. ein Exemplar des «Lobes der Nartheit» mit geistreichen Federzeichnungen illustriert hatte. Doch ließ auch schon 1516 der neugewählte Bürgermeister Jakob Meyer nebst seiner Gattin sich von dem jungen Maler porträtieren. Mit dem nächstdatierten Porträt, dem des baseler Professors Bonif. Amerbach, von 1519, gegenwärtig im baseler Museum, steht der 22jährige Jüngling ebenbürtig neben den größten Porträtmalern aller Zeiten. Doch hatte er auch vorher schon Gelegenheit gefunden, sich in größeren Kompositionen zu versuchen; 1517 befand er sich in Luzern, wo er den Auftrag erhalten hatte, den Neubau eines Jakob von Hartenstein außen und innen mit Wandmalereien zu schmücken. Erhaltene Skizzen, wie der berühmte Bauerntanz im Berliner Museum, beweisen, daß H. für solche Dekorationen mehrfach in Anspruch genommen war. Von den Originalen hat sich nichts erhalten. Auch lieferte H. manche treffliche Entwürfe für die damals in der Schweiz in hohem Ansehen stehende Glasmalerei, meistens biblische Szenen in ornamentalen Einfassungen, aber auch Wappen mit prächtigen Figuren als Wappenhalter. Von monumentalen Arbeiten jener ersten Periode seiner Thätigkeit sind zu nennen: ein Abendmahl, ersichtlich unter dem Einflusse der großen ital. Künstler der vorübergehenden Epoche entstanden; acht Passionsbilder, ebenfalls noch den genannten Einfluss bezeugend, doch höchst lebendig, unter Erstrebung einer dramatischen Wirkung komponiert; die beiden Orgelthüren des baseler Künstlers mit Figuren von großer Formenshöflichkeit, leider 1639 durch Übermalung verborben; zwei Altarbilder, Geburt Christi und Anbetung der Könige, später nach Freiburg i. Br. gebracht; eine Madonna, bezeichnet mit 1522, ursprünglich für den Dom zu Solothurn gemalt, ein Werk von hoher Bedeutung; vor allem aber die Madonna der Familie Meyer von 1526, die schon durch die in der Gemäldegalerie zu Dresden enthaltene Kopie die Bewunderung der Welt erregte. Auf diesem Bilde hat der genannte Bürgermeister sich mit seinen beiden Frauen und seinen Kindern, vor der ganz in nordischer Auffassung vorgeführten Himmelskönigin in Anbetung versunken, darstellen lassen. Das Original, das wahrscheinlich in der Hauskapelle des Bestellers dem 1529 aber Basel ergebenden Bildersturm entgangen war, geriet nach den mannigfachen Schicksalen in Vergessenheit, aus der es, von der Zeit beschädigt und durch Übermalung entstellt, erst in der neuesten Zeit im Besitze der Prinzessin Elisabeth von Hessen-Darmstadt wieder hervorgezogen wurde. In seiner Echtheit mehrfach angezweifelt, wurde es indes 1871 auf der zu Dresden veranstalteten Holbein-Ausstellung, auf welcher es neben dem Bilde der genannten Galerie stand, von einer großen Anzahl der namhaftesten Kunstkritiker anerkannt.

Bei all diesen größern Aufgaben hätte H. nicht auf, für die Buchillustration zu zeichnen, worin er von dem trefflichen Holschneider Hans Kugelburger unterstützt wurde. Seine bedeutendste Arbeit dieser Art ist der berühmte Totentanz (s. b.), der, schon damals in mehreren Auflagen erschienen, auch neuerlich von Kugel kopiert worden ist. Auch ein Initialenalphabet mit Totentanzbildern existiert aus H.'s Hand. Die Ungunst der Zeiten vertrieb den Künstler endlich vom Schauplatze seiner Thätigkeit, und 1526 begab er sich nach England, mit Empfehlungen von Erasmus versehen und vom Kanzler Thomas Morus, der ihn aus mehreren Porträts seines gelehrten Freundes schon kannte, wohl empfangen. Hier wandte er sich ganz der Bildnismalerei zu, wie er denn auch bald nach seiner Ankunft ein großes Familiengemälde seines Gastfreundes ausführte, welches indes nur aus einer Skizze und Studien bekannt ist. Mit Geld reichlich versehen kehrte H. bereits 1528 in seine Heimat zurück, wo er seine schon früher begonnenen Arbeiten im Rathause wieder aufnahm. Aus dieser Zeit rührt auch die Porträtdarstellung seiner Frau und beiden Kinder, auf Papier in Lebensgröße ausgeführt. Die ungünstige Wendung der schweiz. Reformation nötigte den Künstler indes, zum zweiten mal England aufzusuchen, wo er zwar, 1532 angelangt, seinen Gönner nicht mehr im frühern Ansehen fand, doch es in der Folge zum Hofmaler König Heinrichs VIII. brachte. Von größern Kompositionen hat H. in England, soviel bekannt, nur drei ausgeführt, zwei Dekorationsstücke (der Triumph des Reichthums und der Armut) und die Ausstellung des Freibriefs durch den König für die Barbier- und Chirurgengilde. Im übrigen lieferte er, in Öl- und Miniaturmalerei, Zeichnung und selbst Holschnitt, zahlreiche Porträts, welche, wie das des Goldschmieds Morett zu Dresden, unter die ersten Kunstwerke der Welt zählen. Kein anderer Maler hat es je so verstanden, ohne Hinzuthun aus der eigenen Persönlichkeit, die fremde Individualität voll und wahr aufzufassen und meisterhaft wiederzugeben. Bei den sorgfältiger behandelten Bildern ist die Technik, obwohl sehr einfach, doch unerreicht, die geistige Durchdringung des Vorwurfs ein Zeugnis höchster Künstlerkraft. Auch für das Kunstgewerbe lieferte H. treffliche Zeichnungen, die später Wenzel Hollar zum Teil in Radierung vervielfältigte. Noch einmal, 1538, sah er Basel und die Seinen wieder; 1543 raffte ihn zu London die Pest dahin. Werke der frühern Zeit finden sich vorzugsweise zu Basel, die spätern Porträts vor allem in England, doch auch zerstreut in den bedeutendsten europ. Sammlungen. Vgl. Wolfmann, «H. und seine Zeit» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1873—76).

Holbein (Franz Ignaz, Ebler von Holbeinsberg), bekannt als Dramaturg und dramatischer Dichter, geb. 27. Aug. 1779 zu Hitzersdorf bei Wien, wurde in seinem 17. Jahre bei der Lottoadministration in Lemberg angestellt und bereiste dann Italien als Gitarrespieler. Auf Veranlassung des Theaterdirektors Döbbelin betrat er sodann die Bühne, lebte dann einige Zeit in Berlin und nahm 1799 ein Engagement bei dem königl. Hoftheater. Seine Versuche in der Oper fanden Beifall, im Schauspiel aber war ihm seine österr. Mundart nachtheilig. Bald darauf wurde er in Slogau mit der Gräfin Pichtenau (der frühern Geliebten König Friedrich Wilhelms II. von Preußen) bekannt, vermählte sich

mit dieser, ließ sich aber nach fünf Jahren von ihr scheiden. Er wandte sich nun in Wien wieder der Bühne zu; nachdem er an mehreren Bühnen theils als Direktor, theils als Regisseur fungiert hatte, übernahm er 1825 in Hannover die Direktion des Hoftheaters und 1841 die des Hofburgtheaters in Wien, welche Stellung er bis Ende 1849 behielt. Im J. 1848 hatte er außerdem die Leitung des Hofopertheaters erhalten, von der er 1853 zurücktrat. Er starb zu Wien 15. Sept. 1855.

H. war in jeder Beziehung ein tüchtiger Bühnenleiter. Er führte für Wien die Autoren-Continente ein und bearbeitete geschickt die Dichtwerke anderer für die Bühne. Von seinen eigenen Dramen, die bühnengerecht gehalten sind, aber des höhern poetischen Werts entbehren, haben sich einige auf der Bühne erhalten, so «Das Turmruin von Kronstein» (1820) und «Der Doppelgänger» (Hannov. 1828; 3. Aufl., Wien 1843). Seine Stücke erschienen zum Teil gesammelt als «Theater» (2 Bde., Rudolf. 1811—12), «Neuestes Theater» (5 Nummern, Pest 1820—23; neue Aufl. 1835) und «Dilettantenbühne» (Wien 1826). Die Schrift «Deutsches Bühnenwesen» (Wien 1853) bildet den ersten Band seiner Memoiren, die nicht weiter erschienen sind.

Holberg (Ludw., Freiherr von), der Schöpfer der neuen dän. Litteratur, geb. 3. Dez. 1684 zu Bergen in Norwegen. Sein Vater, ein Oberst, starb, als H. noch ein Sängling war, seine Mutter, als er 10 J. alt war. Er studierte zu Kopenhagen und vermochte bald, sich durch Unterricht so viel zu erübrigen, daß er Holland, Deutschland, Frankreich und dann auch England besuchen konnte. Nach Kopenhagen zurückgekehrt, lebte er wieder einige Jahre als Sprachlehrer, wurde dann außerord. Professor und lebte 1714—15 zu Paris. Im J. 1717 wurde er Professor der Metaphysik, 1720 Konfistorialassessor und Professor der Berechnung und 1730 Professor der Geschichte und Erdkunde zu Kopenhagen. Seine erste litterarische Thätigkeit war satirischer Art. Er schrieb das heroisch-komische Gedicht in Famben: «Peder Paars» (1719—20; deutsch von Schiebe, Kopenh. 1764), das ihm schnell in Ruf brachte. Demselben folgten «Hans Mittelsens fire Schemtebøger» (1722) und später «Hans Mittelsens Metamorphoses eller Forandlinger» (1726). Rasch hintereinander schrieb er eine große Anzahl Lustspiele, die unter dem Titel «Hans Mittelsens Comedier» (7 Bde., 1723—54; deutsch, 5 Bde., Kopenh. u. Lpz. 1759—78, und in einer Auswahl von Ohlenschläger, 4 Bde., Lpz. 1822—23) erschienen, in verschiedene Sprachen übertragen wurden und sämtlich großen Beifall fanden. Durch sie wurde er der Begründer der komischen Bühne der Dänen. Auch sichern ihm die lebendige, kräftige Laune, die gesunde Komik und die originellen Charaktere seiner Lustspiele in der Reihe der Lustspieldichter einen ehrenvollen Platz. Sein satirisch-humoristischer Roman «Niels Klim's unterirdische Reise», in lat. Sprache (1741), der gleich nach seinem Erscheinen in verschiedene Sprachen übersetzt wurde (deutsch von Nylius, Bresl. 1788; von Wolf, Lpz. 1829; 2. Aufl. 1847; dän. von Baggesen, 1789; von Dorph, mit histor.-litterarischen Erläuterungen von Werlauff, 1841), brachte ihm ebenfalls großen Ruf. Als Geschichtsschreiber hat H. nicht minder bleibende Verdienste sich erworben. Namentlich wird seine «Geschichte Dänemarks» (3 Bde., zuletzt 1762—63) wegen der lebendigen

Darstellung sehr geschätzt. Auch seine »Allgemeine Kirchengeschichte« (2 Bde., 1738—40), die »Jüd. Geschichte« (2 Bde., 1742) und seine »Vergleichenden Lebensbeschreibungen berühmter Jelden und Heldinnen in Blutarth Manier« (4 Bde., Ropenh. 1753—57) sind von Wert. In der moralisch-populären Darstellung versuchte er sich in den sog. »Episteln« (5 Bde., 1748—54), welche treffende Reflexionen enthalten. Im J. 1747 wurde er in den Freiherrenstand erhoben; er starb 28. Jan. 1754.

Eine kritische Behandlung der Schriften H.'s wurde zuerst von R. L. Nabbel und Nperup versucht (»Ulbvalgte Skrifter«, 21 Bde., Ropenh. 1804—14). Nabbel schrieb auch »Om H. som Lyttspilbdigter og om hans Lyttspil« (3 Bde., Ropenh. 1815—17). N. G. Boge machte sich verdient um die Wiederherstellung der echten Texte in den Ausgaben von H.'s »Lyttspil« (7 Bde., 1832; neueste Aufl. in 1 Bd., 1860) und »Feber Paars« (1832); auch seine »Holbergiana, oder kleine Skrifter von und über H.« (3 Bde., 1832—36) enthalten manche interessante Sachen. Eine vortreffliche histor. Erläuterung gab Werlauff in den »Historiske Antegnelser til H.'s Lyttspil« (Ropenh. 1838). Eine Holberg-Gesellschaft wurde in Kopenhagen 1842 gestiftet, die eine kritisch erläuterte Ausgabe von H.'s Lyttspil (7 Bde., Ropenh. 1848—53) besorgte. Eine andere Textrecension von »Feber Paars« (Ropenh. 1803) sowie der »Comedier« (Ropenh. 1860—61) hat Liebenberg veranstaltet. Auf Veranlassung der 1834 stattfindenden Jubelfeier des Geburtstags H.'s ist eine neue illustrierte Bruchausgabe der Lyttspile H.'s in Vorbereitung. Val. Bruk, »Ludwig H., sein Leben und seine Schriften« (Stuttg. 1857); Smith, »Om H.'s Enevnet og populære Skrifter« (Ropenh. 1858); Legrelle, »H., considéré comme imitateur de Molière« (Par. 1864); D. Slavlan, »H. som Komedisforfatter« (Kristiania 1872). Am 31. Okt. 1876 wurde zu Kopenhagen seine Bronzestatue enthüllt; eine andere von dem schwed. Bildhauer J. Börjesson modellierte Statue soll H. 1884 in seiner Vaterstadt errichtet werden.

Holcus L., Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, ausgezeichnet durch in dichten Rispen gestellte zweiblättrige Ährchen, deren untere Ähre fruchtbar und grannenlos, die obere männlich und begrannt ist. Zu ihr gehört das gemeine Honiggras oder Zuggas (H. lanatus L.), dessen bis 60 cm hoch werdende Halme samt den Blättern und der Rispe mit einem dichten, kurzen, weichen Haarrüberzug bedeckt sind, welcher ihm eine weißlich-blaugrüne Färbung verleiht. Daran kann das Honiggras schon vor dem Blühen sicher erkannt werden. Seine Ährchen sind rötlichgelb bis rotbraun, selten (in schattigen Standorten) bleichgrün. Das Honiggras wächst auf allerhand Boden, am häufigsten jedoch auf moorigem Sandboden, und gedeiht am besten in feuchter Luft (z. B. in Küstengegenden). Über seinen Futterwert sind die Meinungen sehr geteilt. Manche Landwirte rühmen es wegen seiner Nahrungsfähigkeit, während andere behaupten, das Vieh fräse es nicht nur nicht gern, sondern es nähere auch wenig. Der Name Honiggras kommt von dem starken Zuckergehalt her. Auf ihm günstigen Boden verdrängt es leicht alle übrigen Gräser, weshalb man es auf Wiesen nicht gern sieht. Die übrigen Arten von H. sind durch Europa und das Mittelmeergebiet zerstreut.

Holbe, in der mitteldeutschen Volksüberlieferung Frau Holle, s. Hulda.

Holbe, soviel wie Grundholbe.

Holber, s. Holunder.

Hölzer (Jul. von), einer der Gründer und Führer der deutschen (nationalen) Partei in Württemberg, geb. 24. März 1819 zu Stuttgart, studierte auf der Universität Tübingen Staats- und Rechtswissenschaften, wurde 1842 Altuar beim Stadgericht in Stuttgart, bald darauf Assessor beim Gerichtshof in Ulm und 1848 Regierungsrat in dem von dem Märzminister Duvernoy geleiteten Ministerium des Innern. Im Frühjahr 1849 wurde er vom Amte Stuttgart in die Zweite Kammer gewählt, wo er auf der rechten Seite der demokratischen Partei stand. Unter dem reaktionären Ministerium Linden, das im Juli 1850 die Geschäfte übernahm, wurde H. zum Mitgliede der Abösungskommission ernannt, trat aber nach einigen Jahren aus dem Staatsdienste und ließ sich als Advokat in Stuttgart nieder. Im J. 1866 als Kandidat für Besigheim in den Landtag gewählt, vertrat er diesen Bezirk 12 Jahre lang. Bald nach Eröffnung des Landtags rief H. zu gemeinsamem Kampfe gegen die Reaktion eine Vereinigung aller freisinnigen Kammermitglieder ins Leben, welche den Namen Fortschrittspartei annahm. H. nahm hervorragenden Anteil an der Opposition gegen die liberale Politik des Ministeriums, sowie an den deutschen Einheitsbestrebungen. Im J. 1864 traten H. und die übrigen Anhänger der nationalen Richtung aus dem Landestomitee aus, in welchem die Demokraten das Wort führten. Die nationale Partei, welcher H. angehörte, stimmte 1866 gegen die Verwilligung der Mittel, welche die Regierung zur Teilnahme am Kriege gegen Preußen forderte, konstituierte sich nach dem Kriege als Deutsche Partei und wählte ein besonderes Landestomitee, in welchem H. der Vorsitz übertragen wurde. Am Vorabend des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 leitete H. in einer von ihm präsidirten Massenversammlung in Stuttgart die Agitation für die Beteiligung am Kampfe ein. H., seit 1868 vom Bezirk Göppingen in den Landtag gewählt, war in dieser Frage als Berichterstatter thätig. In den ersten Deutschen Reichstag als Vertreter des Wahlkreises Schorndorf-Belheim-Göppingen-Omünd gewählt, schloß er sich den Nationalliberalen an. Im J. 1874 trat er nicht als Kandidat für den Reichstag auf, nahm aber, als der Wahlbezirk Stuttgart bei der Ergänzungswahl vom 23. Sept. 1875 ihn zum Reichstagsabgeordneten wählte, die Wahl an und wurde von dem nämlichen Wahlbezirk 10. Jan. 1877 wiedergewählt. Er vertrat diesen Wahlbezirk im Reichstag bis Ende der Session im Frühjahr 1881. Im Landtag wurde er 31. Okt. 1872 zum Vizepräsidenten und 18. März 1875 (nach dem Tode des Präsidenten von Weber) zum Präsidenten gewählt. Bei den Neuwahlen zum Landtag 13. Dez. 1876 vom Bezirk Göppingen abermals gewählt, wurde er auch von dem neugewählten Landtag auf den Präsidentenstuhl berufen (8. Febr. 1877 und 5. Febr. 1880). Da er mit dem ablehnenden Votum der nationalliberalen Partei gegen das Zolltarifgesetz nicht einverstanden war und das gegen seinen Gesinnungsgefährten Böhl von der Mehrheit der Partei beschlossene Bauernvotum mißbilligte, so trat er mit mehreren andern Mitgliedern aus der Fraktion aus und schloß sich der »Gruppe Böhl«

Bestandteil des Königreichs. Zum Teil tiefer als der Meeresspiegel gelegen, ist das Land völlig flach und nur durch die Dänen, sowie durch kostbare Deiche gegen Überschwemmung des Meers geschützt, mit zahlreichen, zum Teil trocken gelegten Seen (wie das Harlemer Meer), mit Moor- und Torfgründen, ausgebeuteten Wiesen und Viehweiden, mit Ackerfeldern und Gärten bedeckt, von unzähligen Entwässerungs- und Schiffahrtskanälen, z. B. dem großen holländ. Kanal zwischen Amsterdam und Velsen, von kleinen Flüssen und mehreren Ründungsarmen des Rheins und der Maas durchzogen. Das Klima ist feucht und veränderlich, doch für die Einwohner nicht ungesund. Der aufs sorgfältigste bestellte Boden trägt Getreide, besonders Weizen, Gerste und Hafer. Auch baut man Hülsenfrüchte, Flachs, Hanf und Krapp, gewinnt Gemüse und andere Gartengewächse in Überfluß. Gartensamereien, besonders Hyacinthen und Tulpenzwiebeln, bilden Ausfuhrartikel. Von größerer Bedeutung aber ist infolge des vortrefflichen Wiesenwuchses die Viehzucht, verbunden mit großartiger Butter- und Käsebereitung. Auch die Wollschafzucht ist nicht unerheblich. Hauptzweige der Industrie sind: Feinwandfabrikation, verbunden mit ausgezeichneten Weben, berühmte Lein- und Segeltuchverfertigung, Wollwoll-, Kammgarn- und Flachsweberei, Wollweberei, Seidenbandfabrikation, Jucker- und Sirup-, Öl-, Papier- und Tabakfabrikation, Venener- oder Kornbranntweinbrennerei (besonders in und um Schiedam), Wachs-, Kautschuk-, Holzwaren-, Leder-, Bleiwerk-, chem. Produktfabrikation, auch Salpetermineral- und Siedebrennerei, Diamantfeilei, Eisengießerei und Glockengießerei, besonders aber auch Schiffbau. Dazu kommt bedeutende Fischerei, das Trocknen und Räuchern von Fischen, ausgebeutete Kieberei und der lebhafteste und einträglichste Handel. H. besitzt unter allen niederländ. Provinzen die größten und reichsten Städte, die besuchtesten Häfen, die bedeutendsten Anstalten, Sammlungen und Gesellschaften zur Förderung und Belebung der geistigen Kultur, der Wissenschaften und Künste. Nordholland, wovon der nordöstl. Teil in früheren Zeiten auch Westfriesland genannt wurde, hat mit den zugehörigen Inseln IJsselhelling, Vlieland und Texel in der Nordsee, Marken, Wieringen in der Fuddersee und einigen kleinern ein Areal von 2769,9 qkm mit (1882) 732 692 G. und zerfällt in die nach ihren Hauptstädten benannten Bezirke Amsterdam, Harlem, Hoorn und Alkmaar. Südholland hat mit den zwischen den Maasmündungen gelegenen Inseln IJsselmonde, Boorne, Veerijland und Overflakke einen Flächenraum von 3021,6 qkm mit 851 895 G. und zerfällt in die Bezirke von Haag, Leiden, Rotterdam, Dordrecht, Gortum und Brielle.

H. war in den ältesten Zeiten im Süden von Batavern, im Norden von Friesen besetzt. Unter den Merowingern und Karolingern gehörte es zu Friesland, kam 843 an das Reich des Kaisers Lothar I., 870 aber an das Ostfränkische (deutsche) Reich. Das Land wurde durch Grafen regiert, unter denen die von Blaaringen (Mafaland, Marsum) großes Ansehen gewannen, ihre Herrschaft immer weiter ausdehnten, besonders über das fries. Nordholland, bis sie zuletzt zu erblichen Herrschern von ganz H. wurden. Erst unter dem Grafen Dirk III. kommt der Name der Grafschaft H. urkundlich vor. Letzterer bezeichnete ursprünglich nur die Gegend

zwischen Zel und Merwebe um Sliebrecht. Die Nachfolger Dirks III. erwarben im Laufe der Zeit Seeland und Teile von Westfriesland und starben 1299 aus. Das Land fiel nun durch Erbschaft an Johann II. von Avesnes und Grafen von Hennegau. In der Mitte des 14. Jahrh. entstanden große innere Unruhen, veranlaßt durch den Streit zwischen Margareta, der Gemahlin Kaiser Ludwigs des Bayern, welcher nach ihres Bruders, des Grafen Wilhelm IV., Tode das Land durch Erbschaft zugefallen war, und ihrem Sohne Wilhelm V. Es bildeten sich zwei Parteien, die Hoeks und die Kabeljau, deren Streitigkeiten nicht eher aufhörten, als bis das Land, nach vielen Kämpfen um dessen Besitz, nach dem Sturze der letzten Erbin und Besiegerin desselben aus bair. Stamme, der Gräfin Jacoba, 1430 an Philipp den Gütigen von Burgund fiel. Von nun an teilte es die Schicksale der burgund. Lande. (S. Burgund und Niederlande.)

Holland (Henry Rich. Bassall, Lord), engl. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 23. Nov. 1773, war der einzige Sohn von Stephen For, zweitem Lord H., und der Nichte des berühmten Charles James For. Nach Beendigung seiner Studien zu Eton und Oxford bereiste er das Festland und machte in Italien die Bekanntschaft Elisabeth Bassalls, der Gemahlin Sir Godfrey Websters, die er nach einem standalvollen Ehelebensprozeß auch heiratete, worauf er seinen Familiennamen For mit dem ibrigen vertauschte. Nachdem er 1797 seinen Sitz im Oberhause genommen, zeigte er sich als entschiedener Anhänger einer freisinnigen Politik und vertrat sich besonders dem von der Aristokratie betriebenen Kampfe gegen die französische Revolution. Im J. 1802 reiste H. nach der Pyrenäischen Halbinsel, wo er während eines dreijährigen Aufenthalts die span. Literatur und Geschichte studierte und treffliche Biographien von Guillen de Castro und Lope de Vega (Lond. 1805; 2. Aufl., 2 Bde., 1817), sowie die Übersetzung dreier span. Komödien (Lond. 1807) lieferte. Nach seiner Rückkehr fand H. in dem sog. Ministerium der Kolonien einen Posten. Als sich aber nach For's Tode (1806) die Unterhandlungen mit Frankreich zerbrachen und der König die Emancipation der Katholiken verweigerte, schied er mit seinen Kollegen aus und führte nun 24 Jahre hindurch unermüdetlich den Kampf gegen die klerikale Politik. An den Verhandlungen des Kongresses zu Wien 1814 nahm er als Privatmann einen so lebhaften Anteil, daß ihm die Weisung zuteil wurde, sich aus Wien zu entfernen. In dem Reformministerium Grey 1830 wurde H. zum Kanzler des Herzogtums Lancaster ernannt; denselben Posten bekleidete er auch 1835 in dem Ministerium Melbourne. H. starb 22. Okt. 1840 zu London. Er schrieb eine Biographie seines Oheims For, die er mit besten Worten «History of the early part of the reign of king James II.» (Lond. 1808) veröffentlichte; auch ist er der Herausgeber der «Memoirs of Lord Waldegrave» (2 Bde., Lond. 1822). Über seine parlamentarische Thätigkeit vgl. Roysons «Opinions of Lord H., as recorded in the journals of the house of Lords from 1797 to 1840» (Lond. 1841).

Sein Sohn, Henry Edward For, Lord H., geb. 7. März 1802, gest. 18. Dez. 1859, gab 1850 die pikanten Reiseerinnerungen («Foreign reminiscences») seines Vaters und 1854 dessen «Memoirs

of the Whig party» heraus. Er starb kinderlos und der Titel erlosch mit ihm. Nach H.'s Tode erschienen seine «Fragmentary papers on sciences and other subjects» (Lond. 1875). Einen interessanten Beitrag zu der Geschichte der Familie H. lieferte die Fürstin Marie Lichtenstein in «Holland house» (2 Bde., Lond. 1874).

Holland (Josua Gilbert), ameril. Schriftsteller, geb. in Woburntown in Massachusetts 24. Juli 1819, studierte und praktizierte zuerst Medizin und wurde dann Journalist. Nachdem er in Springfield in Massachusetts ein literarisches Blatt begründet und redigiert hatte, trat er 1849 in die Redaktion des einflussreichen «Springfield Republican», welcher er bis 1866 und zwar von 1851 ab auch als Mitigentümer angehörte. Seit 1870 stand «Scribner's Monthly» unter seiner Leitung. Zugleich wirkte er im ganzen Lande als öffentlicher Redner über soziale und literarische Fragen. Diejenigen seiner zahlreichen Bücher, welche didaktische Fragen behandeln, erschienen unter dem Namen «Timothy Titcomb». Eins seiner populärsten Werke ist «Plain talks on familiar subjects». Im J. 1878 gab er seine Geschichte in Newport unter dem Titel «Garnered Sheaves» heraus. Auch auf histor. Gebiet hat sich H. versucht. So schrieb er 1855 eine Geschichte des westl. Massachusetts und 1865 ein Leben Abraham Lincolns. Er starb 12. Okt. 1881.

Holland (Wilh. Ludw.), ausgezeichnete Kenner der ältern deutschen und roman. Literatur, geb. zu Stuttgart 11. Aug. 1822, studierte in Tübingen, Berlin und Paris. Seine den verschiedenen Fächern der german. und roman. Philologie gewidmete Lehrthätigkeit begann H. 1847 zu Tübingen, wo er eine Professur für diese Fächer bekleidete. Von seinen schriftstellerischen Leistungen sind hervorzuheben: «Erepten von Troies. Eine literaturgeschichtliche Untersuchung» (Tüb. 1854), die Ausgaben der «Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig» (Stuttg. 1866), des «Buch der Beispiele der alten Weisen» (Stuttg. 1860), des «Li romans dou chevalier au lyon von Crestien von Troies» (Hannov. 1862; 2. Aufl. 1880), der «Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans» (Bd. 1–6, Stuttg. 1867–81), der «Schreiben des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz und der Seiner» (Tüb. 1884). Im Auftrag der Witwe Wllands hat H. dessen poetische Werke, nachdem er erst den Text derselben kritisch hergestellt, wiederholt (Stuttg. 1863–76) herausgegeben. Gemeinschaftlich mit Keller und Pfeiffer veröffentlichte H. Wllands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage (8 Bde., Stuttg. 1865–73).

Holländer, holländisches Geschirr, holländische Stoffmühle (fr. pile à cylindre; engl. rag-engine, stuff-engine), eine Vorrichtung zum Zerreiben der vorher schon grob zerkleinerten Lumpen zur Herstellung von Papierstoff. (S. unter Papierfabrikation.)

Holländer, fliegender, f. fliegender

Holländerdyck, f. unter Dycken.

Holländerrei, Meierei, nennt man im nördl. Deutschland sowohl die Milchwirtschaft im allgemeinen als auch speziell das Gebäude, in welchem dieselbe betrieben, in welchem Butter und Käse fabriziert wird, sowie «Holländer» den Pächter oder Leiter der Meierei. Die Bezeichnung H. kommt aus dem 11. und 12. Jahrh., wo sehr häufig Land mit gewissen Vorrechten an die in Deutschland ein-

gewanderten Holländer verliehen wurde, welche in der Herstellung von Wolleereiprodukten sehr geschickt waren und zur Einführung und Förderung dieses Landwirthschaftsweigs sehr viel beigetragen haben.

Holländerweih, f. unter Weihen.

Hollandgänger nennt man die Arbeiter, welche aus manchen Gegenden des nordwestl. Deutschland (Oldenburg, Osnabrück, Westfalen) seit langer Zeit jeden Frühling nach Holland ziehen, wo sie als Mäher, Torfstecher und Ziegelbereiter den Sommer hindurch reichlichen Erwerb finden. In vielen Gegenden haben diese Wanderungen jetzt aufgehört, in andern bestehen sie noch und erstrecken sich auch auf andere Länder, wie Schleswig-Holstein, Mecklenburg u. s. w.

Holländische Flüssigkeit oder Öl der holländischen Chemiker ist Äthyläthylchlorid C_2H_5Cl (s. unter Äthyläthyl), vorübergehend als Anästhetikum benutzt und als Solvens in die erste Auflage der Deutschen Pharmacopoe aufgenommen, in der zweiten Auflage von 1882 aber gestrichen.

Holländische Ostindische Kompagnie, f. u. Ostindische Kompagnien.

Holländische Sprache und Literatur, f. Niederländische Sprache und Literatur.

Holländischer Diep (d. h. holländ. kanaal) heißt der südl. Arm der untern Maas; zwischen den Provinzen Südholland und Nordbrabant. Er reicht von Willemsdorp bis zur Mündung der Insel Oostflakke, ist 28 km lang und bis 2 km breit; das Minimum seiner Tiefe ist 15,4 m. Die Eisenbahn Rotterdam-Breda überschreitet den Flußarm mittels einer 1465 m langen, 1868–71 erbauten Brücke; diese hat 14 Durchfahrten von je 100 m Weite und schließt sich an das Nordufer mittels eines 700 m langen, an das Südufer mittels eines 340 m langen Dammes, den eine Drehbrücke teilt. Die Breite des Wassers beträgt an dieser Stelle 2640 m, welche durch Anlage der Steindämme auf 1600 m vermindert ist.

Hollar (Wenzel), einer der geistreichsten Kupferstecher, geb. 13. Juli 1607 zu Prag, bildete sich seit 1620 in Frankfurt unter Blasius Merian zum Kupferstecher aus. Bereits 1625 gab er seine beiden ersten Blätter: eine Jungfrau mit dem Kinde und ein Eoco homo, heraus. Dann durchreiste er Deutschland und nach Ansichten der vorzüglichsten Städte, wie Stralsburg, Frankfurt, Köln, Mainz u. s. w., die allgemein bewundert wurden. In Köln traf er 1636 mit dem Grafen Arundel zusammen, der ihn in seine Dienste nahm. In London ließ er zunächst einige Platten nach Gemälden der Arnoldschen Galerie, 1638 verschiedene Bildnisse der königl. Familie und das des Grafen Arundel zu Pferde, 1639 die bewundernswürdigen 28 Blätter des «Ornatus muliebris Anglicanus», benannt 1642–44 die übrigen weiblichen Trachten bei den verschiedenen europ. Völkern folgen ließ. Im J. 1640 wurde er Zeichenlehrer des Prinzen von Wales. Als Royalist 1645 gefangen gesetzt, folgte er nach seiner Befreiung dem Grafen Arundel nach Antwerpen, wo er für Kunsthändler arbeiten mußte. Im J. 1652 ging er zwar nach England zurück, doch gelang es ihm auch hier nicht, in eine bessere Lage zu kommen. Zwar wurde er mit dem Titel eines königl. Zeichners nach Afrika gesendet, um die Stadt Tanger mit ihrem Fort und der Umgegend aufzunehmen, aber der Lohn, den er dafür erhielt, bestand nur in 100 Pfd. St. Seit 1673 bereifte er den Norden

Englands, wo er verschiedene Städte zeichnete. Seine letzten Jahre brachte er in dem traurigsten Zustande und in tiefster Armut zu. Er starb 28. März 1677. Seine Kupferstiche, theils nach ältern und gleichzeitigen Meistern, wie Holbein, Lionardo da Vinci und van Dyck, theils nach eigenen Zeichnungen, zeugen von Geist, Feinheit und einer mit wenigen Mitteln erreichten Naturwahrheit. Vgl. Barthgen, »Wenzel H., beschreibendes Verzeichniß seiner Kupferstiche« (Berl. 1853; »Nachträge und Verbesserungen«, 1868).

Hollaz (David), luther. Dogmatiker, geb. 1648 im Dorfe Wulrow bei Stargard in Pommern. studierte in Griert und Wittenberg, ward 1670 Prediger in Rüperlin bei Stargard, 1680 Konrektor in Stargard, später Rektor und Prediger in Kolberg, 1692 Pastor und Propst zu Jälobözen, wo er 1713 starb. H. ist berühmt geworden durch sein dogmatisches Lehr- und Handbuch »Examen theologicum acromaticum universam theologiam thetico-polemicam complectens« (Lpz. 1707 u. öfter). Es ist wesentlich Auszug aus den größern Werken von Gerh. Calov u. a. Seine Beliebtheit verdankte er theils der praktischen Brauchbarkeit, theils der Verbindung kirchlicher Rechtgläubigkeit mit weicherer Milde gegen die Abweichungen des Pietismus und des Synkretismus.

Holle (Frau), s. unter Hulda.

Hölle, abzuleiten von Hol (s. d.), der Herrscherin des Schattereichs, bezeichnet diejenige Abtheilung der Unterwelt, in welche nach der Meinung des Antikthums die Seelen der bösen Menschen zur Bestrafung kommen sollten, und deren Beschaffenheit daher die Phantasie bei verschiedenen Völkern verschieden ausmalte. Bei den Griechen und Römern hieß diese Abtheilung der Unterwelt der Tartarus (s. d.). Die Juden nahmen ebenso wie die Griechen und Römer an, daß die Seelen aller Menschen nach dem Tode des Körpers in einem finstern Ort der Unterwelt, bei den Juden Scheol, bei den Griechen Hades genannt, herabsteigen und dort ein unthätiges, freudenloses, empfindungsloses Leben führen müßten. Seit dem Babylonischen Exil erweiterte man diese Vorstellung von dem Scheol jedoch dahin, daß man diesen in das Paradies (s. d.), den Aufenthaltsort für die Seelen der guten Menschen, und in die H. (Schehena, eigentlich Ge-hinnom, nach dem Thale Hinnom bei Jerusalem genannt, wo die unreinen Tiere und die Gebeine der Missethäter hingeworfen und verbrannt wurden), den Strafort für die Bösen, theilte. Als Strafe der Bösen galt besonders das Feuer, daher hielt man die H. für einen feurigen Kuhl, für einen See voll Schwefel und Feuer, und betrachtete die Hölle als die Eingänge zu ihr. Das Christentum fand diese Vorstellungen vor, gestaltete sie jedoch infolge seiner Auferstehungslehre um. Während noch Paulus nur die Auferstehung der Gläubigen zu messianischer Herrlichkeit erwartet, die Ungläubigen aber im Scheol dem ewigen Tode anheimgefallen denkt, lehrte man bald eine Auferstehung der Guten und Bösen zum Weltgerichte, worauf die Frommen in das vom Himmel auf die Erde herabgekommene Messiasreich eingehen würden, die Gottlosen aber in den Feuerpfuhl geworfen werden sollten. Später wurde dann als Aufenthaltsort der Gläubigen der Himmel betrachtet, mit dem man nunmehr das Paradies identifizierte, während die H. als Straf-ort für die Ungläubigen und Gottlosen in der Un-

terwelt blieb. Die Beschaffenheit der H. selbst und die in der H. zu erduldenen Strafen wurden nach den im Neuen Testament gegebenen Bildern ausgemalt, von der äußersten Finsternis, wo Heulen und Zähneklappen sein wird, von dem Feuer, das nicht erlischt, von dem Wurme, der nicht stirbt. Die härteste Strafe sollte die Nichtchristen, eine gelindere die gottlosen Christen, die gelindeste die vor der Taufe verstorbenen Christenkinder treffen. Auch über die Dauer der Höllestrafe war man nicht einerlei Meinung. Indes behielt seit dem 5. Jahrh. die Meinung von der Ewigkeit der Höllestrafen die Oberhand in der Kirche. Daneben bildete sich aber noch weiter die Lehre vom Fegefeuer (s. d.). So kennt auch Dante's »Göttliche Komödie« drei verschiedene Aufenthaltsorte der Verstorbenen: das Paradies, das Fegefeuer und die H. Die griech. Kirche verwarf die Meinung vom Fegefeuer, doch reden einige ihrer Bekenntnisschriften auch von einem Orte der Reue für manche Seelen, bis diese einst zur Seligkeit gelangen könnten.

Die Ewigkeit der Höllestrafen wurde auch von dem ältern Protestantismus als Kirchenlehre festgehalten. Erst im 18. Jahrh. begann man dieselbe zu bezweifeln, als im Widerspruch mit dem Heilungszweck der Strafen und unvereinbar mit Gottes Weisheit, Güte und Gerechtigkeit. Die sinnlich-äußerliche Form der Vorstellung wurde allmählich auch von Supernaturalisten sehr gemildert und an die Stelle eines materiellen Höllefeuers eine innere Unseligkeit von unendlicher Dauer gesetzt. Lessing gab als gesunde Kern der Lehre den Gedanken zu erwägen, daß der Unterschied des Guten und Bösen auf Erden auch im Jenseits einen Unterschied von höhern und niedern Graden der Vollkommenheit und Seligkeit begründen müsse, welche auch in einer endlosen Entwicklung niemals völlig ausgeglichen werden könnten. Dagegen versuchte sich in den durch Schleiermacher beeinflussten Kreisen die Ansicht geltend, daß die Universalität des Erlösungswertes Christi das Erlösstwerden aller fordere, daher solange auch nur ein Teil der Menschheit noch unerlöst sei, das Erlösungswort noch nicht völlig erreicht sei. Bei der Voraussetzung unwiderstehlicher Wirksamkeit der göttlichen Gnade erschien diese Annahme als die einzig konsequente, wogegen im Interesse der menschlichen Freiheit vielfach wenigstens die hypothetische Möglichkeit festgehalten ward, daß manche sich beharrlich gegen die Gnade verstoßen könnten. Andere, wie Weiße, versuchten die ewige Verdammnis durch die Theorie definitiver Vernichtung der beharrlich Gottlosen zu erlegen. Bedeutung hat die ganze Frage natürlich nur unter Voraussetzung des Glaubens an personliche Fortdauer; doch mag jeder Versuch, die philos. Annahme, daß alles Böse fortschreitend ausgeglichen und geschichtlich verurteilt oder verdammt wird, in sinnlich-sittlicher Fassung vorzustellen, zu Widerprüchen führen, sobald man die Verwirklichung dieser Idee an allen einzelnen Personen ins Jenseits verlegt. Die großsinnliche Beseitigung eines materiellen Ortes der Qual und physischer Strafen war von der neuern Theologie ziemlich allgemein aufgegeben, ist aber von der modernen Orthodorie, zugleich mit der altkirchlichen Lehre von der absoluten Ewigkeit der Höllestrafen, wiederhergestellt worden.

Holledau, Hölledau oder Hallertau, Landschaft in Oberbayern, zwischen den Flüssen Amper, Jinn, Donau und Isar und den Roßburg-

Landsbutter Harthöhen, mit hügeligem Boden, auf dem namentlich der Hopfen vorzüglich gedeiht.

Höllenfahrt, s. unter Hulda.

Höllenfahrt Jesu. Auf Grund der Stelle 1 Petr. 3, 19, 20. bildete sich in der Christl. Kirche frühzeitig die Ansicht, daß die Seele Jesu in der Zwischenzeit zwischen der Kreuzigung und der Auferstehung in die Unterwelt hinabgestiegen und dort den gefesselten Geistern gepredigt habe. Nach Ephes. 4, 9 lehrte zuerst Marcion, daß der Erlöser, um den Sieg über Tod und Teufel zu vollenden, die Gefangenen des Teufels im Triumph habe fortführen müssen, und ganz dieselbe Anschauung ward durch Origenes auch in der luth. Kirche heimisch. Daneben erhielt sich die einfachere Ansicht, daß das Hinabsteigen Jesu in die Unterwelt zur Vollenbung seines Erlösungswerks erforderlich gewesen, damit er in allen Ständen den zu Erlösenden gleich werde. Die Lehre fand allmählich auch ins apostolische Glaubensbekenntnis Aufnahme, doch war der Zusatz *descendit ad inferna* noch im 6. Jahrh. nur in einigen Gegenden registriert und erlangte erst ziemlich spät allgemeine Anerkennung. In der Reformationszeit wurde die Lehre von der Höllenfahrt Christi von neuem in den Streit gezogen. Die Reformierten rechneten die Höllenfahrt noch zum Stande der Erniedrigung, da Christus nach seiner menschlichen Natur auch die Höllenstrafen habe stellvertretend erdulden müssen, um für die Sünden der Menschen vollkommen genug zu thun, verstanden aber die Höllenfahrt im biblischen Sinne von der Erduldung der Höllenqualen am Kreuze. Dieselbe, aber buchstäblich als wirkliche Höllenfahrt gefaßt, gelegentlich auch von Luther vorgetragene Ansicht (nur mit Beschränkung auf die Seele Jesu, während der Leib im Grabe verblieben) wurde in der luth. Kirche auch von dem hamburg. Superintendenten Joh. Apianus verteidigt, gab aber zu bestigen Kämpfen Veranlassung und ward schließlich im 8. Artikel der Konfessionsformel ausdrücklich verworfen. Seitdem galt ebenfalls unter Berufung auf anderweitige Äußerungen Luthers als orthodox-lutherisch die Lehre, daß die ganze Person Christi nach beiden Naturen in die Hölle gestiegen, um dem Teufel und seinen Genossen Christi Sieg zu verthun, daher die Höllenfahrt von den Lutheranern nicht zum Stande der Erniedrigung, sondern als erster Akt im Stande der Erhöhung gezählt wurde. Der neuere Supernaturalismus hat zwischen beiden Auffassungen wieder ohne rechte Entscheidung hin- und hergeschwankt, während der Nationalismus die biblischen Beweisstellen energisch zu entkräften sucht. Die moderne Orthodoxie hat natürlich auch dieses Dogma als wichtige »Heilsthatsache« rehabilitiert, die Vermittelungstheologie blieb bei der supernaturalistischen Halbgläubigkeit stehen, während die freie Theologie der Gegenwart in der Höllenfahrt nur eine mythische Einkleidung des Gedankens sieht, daß die Erlösungsreligion aus den Mächten des Todes und der Hölle ihre Schrecknisse genommen und die siegreiche Überwindung aller feindseligen Gewalten durch das Evangelium von der Gnade Gottes verbürge. Vgl. Delapierre, »L'enser. Essai philo. et théolog.« (1877).

Höllenfurie (*Furia infernalis* L.), ein sagenhaftes Geschöpf, das in den ausgedehnten Sumpfigenden Nordschweden, auch des nördl. Etoland vorkommen, für das bloße Auge unsichtbar und während des Sommers auf Mensch und Vieh herab-

fallen soll. Man schreibt ihm die Gestalt eines Wurm zu, sein Stich soll eine Geschwulst verursachen, die, wenn nicht sofortige Hilfe stattfindet, zum Tode führt. Es handelt sich in diesen Höllen, wahrscheinlich um eine akut verlaufende Blutvergiftung, deren Ursachen freilich noch unbekannt sind und die gelegentlich wohl auch in den Sommermonaten sonst in Europa auftritt und oft mit dem Mißbrand in Verbindung gebracht wird, der durch eine stehende Fliege übertragen werden soll, obwohl noch niemand die Fliege selbst gesehen hat. Vgl. Reiserstein, »Naturgeschichte der schädlichen Insekten« (Zl. 1, Erfurt 1837).

Höllengebirge heißt im weitern Sinne diejenige Gruppe der österreichischen Kalkalpen (s. Alpen, 31), die sich zwischen dem Atter-, dem Atter- und dem Traunsee nördlich bis zum breiten Thale der Ager erstreckt. Im engeren Sinne bezeichnet der Name ein steilwandiges, zerklüftetes Kalkplateau zwischen dem Atter- und dem Traunsee, das von W. nach O. gerichtet, südlich gegen das Weissenbachthal, nördlich gegen das Langbath- und das Riesbachthal abfällt und wie die meisten dieser tafelförmigen Kalkhöde der nördl. Ostalpen seine bedeutendsten Erhebungen, den Kranabitzattel (1769 m), den Höllenogel (1747 m), den Brunnenogel (1688 m), auf dem erhöhten Rande der Hochfläche trägt. Der westlich gegen den Attersee vorgeschobene Teil des Gebirges wird als Hochledengebirge bezeichnet. Steil und rau, als laiserl. Wildgebege nicht immer leicht zugänglich, wird das H. mit Ausnahme des Kranabitzattels, der ein beliebtes Exkursionsziel der Kurgäste von Ischl ist, von Touristen wenig besucht.

Höllennmaschine (fr. *machine infernale*) ist eine der Waffen, oder der Sprengtechnik entnommene, verbrecherischen Absichten dienende Vorrichtung, um in größtm. Maßstabe und auf hinterlistige Weise Personen aus der Welt zu schaffen oder sonst Zerstörungen vorzunehmen. Die mächtige Wirkung der neuern Explosivstoffe, wie namentlich der Schießbaumwolle und des Dynamits, werden in unheilvoller Weise zur Herstellung von H. ausbeutet. Attentate dieser Art sind in neuester Zeit besonders in Rußland und England, aber auch an andern Orten an der Tagesordnung. Nur durch internationale Gesetze über die Anfertigung und den Vertrieb von Sprengstoffen kann dem gesteuert werden. Das Deutsche Reich ist mit einem »Gesetz gegen den verbrecherischen und gemeingefährlichen Gebrauch von Sprengstoffen« Mai 1884 vorgegangen. Die Bezeichnung H. kommt zuerst bei dem Attentat auf Konf. Napoleon Bonaparte (24. Dez. 1800) vor. Die H. Fieschi's (s. d.), welche gegen das Leben Ludwig Philipp's, Königs der Franzosen, gerichtet war (28. Juli 1835), war aus 22 Gewehrläufen hergestellt. Ein Nordamerikaner Thomas benutzte zuerst das Dynamit zu einer H., um ein Dampfschiff, welches in betrügerischer Weise hochversicherte Waren führte, auf offener See zu vernichten. Seine eigentliche Absicht wurde durch eine zu früh erfolgte Explosion vereitelt, die den Verbrecher selber, aber auch viele unschuldige Opfer in das Verderben zog (Newerhaven, 11. Dez. 1875). Auf kriegsmäßige Mittel, wie z. B. die Torpedos, wird der Ausdruck H. nicht angewandt.

Höllenstein (*Lapis infernalis*) ist geschmolzenes und in Stangenform gegossenes silbertaures Silber, das in dieser Form in der Heilkunde zum Aßen verwendet wird. (S. u. Silber[Verbindungen].)

Höllenthal, Gebirgsthal des Schwarzwaldes im bad. Kreise Freiburg, eine tiefe Einsenkung längs des Rothbachs in prächtig bewaldetem Gebirge. Der wildeste Teil des Thals ist der etwa 1,5 km lange Höllenpaß, in welchem neben dem Bache nur noch Raum für die Poststraße ist; die Felsen steigen fast senkrecht von der Straße empor. Am engsten ist der Paß beim sog. Hirschsprung. Die Poststraße durch das Thal wurde 1770 von der österr. Regierung gebaut; 1796 vollzog Moreau auf ihr seinen berühmten Rückzug. Der Ausgang des H. in das Dreisamthal heißt das Himmelreich. — Die im Bau begriffene Höllenthalbahn ist 35 km lang von Freiburg bis Neustadt i. V. projektiert.

Hölleschau (Holesov), Stadt in Mähren, 15 km im NNO. von Kremsier, an der Kussawa und an der Lokalbahn Pulkau-Böhla, ist Sitz einer Bezirks-hauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und liegt in der wegen ihrer Fruchtbarkeit bekannten Hanna. H. hat ein Schloß mit großem Garten, Tuch- und Leinwanderei, Handel mit Wachs, Honig, Säulen, Wolle u. s. w. und zählt (1880) 5191 E. slow. Junge, wovon etwa der vierte Teil Juden sind.

Höllfeld, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Ebernannstadt, 23 km westlich von Vagreveth, am Einfluß der Kainach in die Wiesent, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat Bierbrauerei und Viehmärkte und zählt (1880) 1148 E.

Hollunder, Holunder oder Holder heißen in der Volksprache sowohl die Arten der Gattung Sambucus (s. d.), als auch die von Syringa (s. d.).

Holly Springs, Stadt und Hauptort des County Marshall im Norden des nordamerik. Staates Mississippi, 65 km im SO. von Memphis, mit (1880) 6823 E. Hier sammelte General Grant im Beginn seiner Operationen gegen Vicksburg bedeutende Magazine im Werte von 4 Millionen an, die er der Obhut des Obersten Murphy anvertraut hatte. Dieser ließ sich am 10. Dec. 1862 von feindlicher Kavallerie unter van Dorn überraschen, welcher die Vorräte teils nahm, teils vernichtete. Grant wurde dadurch gezwungen, auf Memphis zurückzuweichen.

Holm im bautechnischen Sinne bezeichnet einen Wallen, der quer über die Enden einer Pilotenreihe gelegt und mit den Piloten in irgend einer Weise, gewöhnlich durch Verzapfung, verbunden ist. H. erscheinen als Bestandteile von Kisten für Fundamente (s. Fundierung), als krönende Wallen hölzerner Brückenjoche, auf denen die Wallen des Tragwerks ruhen u. s. w. Für H. wird auch häufig die Bezeichnung Kappbaum gebraucht.

Holm heißt in den skandinav. Sprachen und im Englischen (Angelsächsischen) eine kleine Insel. Das Wort kommt häufig in zusammengefügten Ortsnamen vor, z. B. Insel Bornholm, Stadt Stockholm, Stadt Dunholm (jetzt Durham) in England, Landschaft Stapelholm in Schleswig, Insel Dänholm bei Stralsund u. s. w. Davon heißt Holm-gang ein Zweikampf, der auf einem H. ausgefochten wurde, wie es bei den Normannen üblich war.

Holm (Peter Edoard), dän. Historiker, geb. zu Kopenhagen 1833, wurde 1865 Docent an der Hochschule daselbst, 1868 Professor. Anfangs wandte er sich der röm. Geschichte zu und schrieb »De graesse Underskatters Stilling under de romerske Kejsere indtil Caracalla« (1860) und »Geistligbedens Op-træden overfor Staten fra Slutningen af Constantins den Stores Regering indtil det Vestromerske

Riges Fald« (1864). Später war seine Thätigkeit vorzüglich auf die neuere Geschichte der nordischen Reiche gerichtet. Hierher gehören: »Danmarks Politit under den svensk-russiske Krig fra 1788—90« (1868), »Danmarks Norges udenrigse Historie 1791—1807« (2 Bde., 1875) und der Abschnitt »Nordens Historie 1848—63« in der dän. Bearbeitung von Cesare Cantùs »Storia universale«.

Holmboe (Kristoffer Andreas), norweg. Philolog, geb. in Balder 19. März 1796, widmete sich früh den orient. Sprachstudien und ward 1825 zum Professor an der Universität in Kristiania ernannt. Seit 1876 emeritiert, starb er 2. April 1882. Neben seinen philol. Studien trieb er auch Numismatik und legte mit Bile und Aubert 1830 den Grund zu dem Münz- und Medaillenkabinett der Universität. Er schrieb unter andern: »Das älteste Männewesen Norwegens« (1846), »Sanstrit og Oldnorsk« (1846), »Det oldnorske Verbum« (1848), »Norsk og Relist« (1854), »Traces du Bouddhisme en Norvege avant l'introduction du Christianisme« (1857), »Bibelsk Real-Ordbog« (1868).

Holmes (Oliver Wendell), amerik. Dichter und Schriftsteller, geb. 29. Aug. 1809 in Cambridge im Staate Massachusetts, studierte erst die Rechte, dann Medizin und ging 1832 nach Paris und andern Hauptstädten Europas, um seine Studien zu vollenden. Im J. 1838 wurde er zum Professor der Anatomie und Physiologie im Dartmouth College und 1847 zu derselben Professur im Harvard College ernannt. Die erste Sammlung seiner »Poems« erschien 1836 in Boston. Im hofstener »Atlantic Monthly« begann er 1857 eine Reihe von Artikeln unter dem Titel: »The autocrat of the breakfast table«, auf welche 1858 »The professor at the breakfast table« (deutsch von L. Abenheim unter dem Titel: »Der Tischdespot«, Stuttg. 1876) und 1872 »The poet at the breakfast table« folgte. Sie zeichnen sich durch eine glückliche Mischung von Pathos, Ernst und Humor aus. Dasselbe gilt von seinen Gedichten, von welchen einige, wie »Old Ironsides« und »Last leaf«, Volkslieder geworden sind. Von seinen poetischen Werken sind noch zu erwähnen: »Elsie Venner, a romance of destiny« (2 Bde., 1861; deutsch, Epp. 1871), »Songs in many keys« (1864), »Soundings from the Atlantic« (1864), »The guardian angel« (1868). Ferner veröffentlichte er die philos. Schrift: »Mechanism in thought and morals« (Post. 1870), und einige mediz. Werke. Eine Gesamtausgabe seiner Schriften erschien in Boston (4 Bde., 1880), seine »Poetical Works« in Boston (1877) und London (1881).

Holmgang, s. unter Holm.

Holoecephali sind eine Unterordnung der quermäuligen Fische oder Plagiostomen, mit einer Kiemenöffnung unter einer Hautfalte, die in vier Kiemenpalten führt. Der Schädel ist nicht in einen besondern Hirn- und Gesichtabschnitt zerfallen, sondern bildet durch Verwachsung ein Ganzes und ist mit dem knorpelig bleibenden Rückgrat gelenkig verbunden. Die Haut ist glatt; die Männchen haben am Kopf einen unpaaren, erektilen Anhang. Die Tiere werden, inklusive ihres langen fadenförmigen Schwanzes, höchstens 1,5 m lang. Hierher gehört Callorhynchus mit einer und Chimaera mit drei Arten, von denen eine (Chimaera monstrosa, die Seeläse, s. Tafel: Fische I, Fig. 6) auch um Europa vorkommt.

Holoëdrisch (grch.), vollständig, von Krystallen, welche alle um eine Achse vereinbaren Flächen haben.

Holofernes (Holofernes) ist der geschichtliche Name zweier Prinzen des sassanidischen Kaiserhauses. H. hieß zunächst der jüngere Sohn des Königs Ariarathes, bekannt als siegreicher Heerführer der Hilfstruppen gegen Ägypten zu Gunsten des Perserkönigs Artaxerxes III. Ochus (345 v. Chr.), ferner ein dem König Ariarathes IV. von seiner Gattin untergeschobener Sohn, welcher sich unter Verdrängung seines Stiefbruders Ariarathes V. auf kurze Zeit des Thrones bemächtigte (159 v. Chr.). Im apokryphischen Buche Judith ist H. der legendarische Kame eines assyrischen Oberfeldherrn, welcher im Auftrage seines Königs Nebuladnezar einen siegreichen Kriegszug geführt haben, zuletzt aber bei Belagerung der jüd. Festung Bethulia von der schönen und frommen Witwe Judith hinterlistig ermordet worden sein soll. Ob dieser Legende der Sieg des Massabaders Judas über den jüd. Feldherrn Nicanor (166 v. Chr.) als Urbild zu Grunde liege oder ob unter dem apokryphischen H. der Maure Rufus Quiratus zu verstehen sei, hängt mit dem geschichtlichen Verständnis des Buches Judith (s. d.) zusammen. Letzterer unternahm als Feldherr des röm. Kaisers Trajanus einen siegreichen Kriegszug gegen Mesopotamien und Syrien, bekämpfte dann als Statthalter von Palästina den Aufstand in Judäa, wurde aber zuletzt, nach Hadrians Regierungsantritt, gestürzt und auf Befehl des röm. Senats enthauptet (118 n. Chr.).

Holograph (griech.), ein vom Unterzeichner durch aus eigenhändig geschriebenes Schriftstück.

Holothurien, Seeurten, Seealgen, sind eine Ordnung wurmähnlicher, doch sehr verschiedenartig gestalteter, am Vorderende um den Mund mit Fühlfüßen versehener Stachelhäuter (Echinodermen), die sich häufig an allen Küsten finden und beim Gefangenwerden ihre Eingeweide durch den am hintern Ende gelegenen After hervorstoßen; die neuere Zoolog. Expeditionen, besonders des Challenger, haben auch eine Reihe höchst merkwürdiger Formen aus beträchtlichen Meeres-tiefen kennen gelehrt. Getrocknet bilden mehrere in den Meeren der Südküste vorkommende Arten derselben unter dem Namen Tripang oder Trepanz einen bedeutenden Handelsartikel für Indien und China, wo sie, als Aphrodisiaca betrachtet, bei keinem Gastmahl fehlen dürfen.

Holotrichen, s. unter Infusorien.

Holowackij, russ. Gelehrter, s. Holowaglij.

Holstein, lat. Name von Holstein (Land).

Hoff (Hans Peter), dän. Dichter und Dramaturg, geb. zu Kopenhagen 22. Okt. 1811, war 1836—61 Lehrer an der Landboethersakademie, 1860—60 auch Redakteur der »Berlingske Tidende«, seit 1875 Dramaturg des königl. Theaters. Seinen dichterischen Ruhm gewann er durch ein Gedicht auf den Tod Friedrichs VI. (1839). Das Sammelwerk »Ude og Hjemme« und das lyrische Epos »Den lille Hornblæser« (1849) erhöhten seinen Ruf als Dichter. Auch zu der von ihm gegründeten Zeitschrift »For Romantik og Historie« (1868 fg.) hat er wertvolle Beiträge geliefert.

Hoff (Herm. Eb. von), Historiker, geb. zu Heltin in Estland 7. (19.) Juni 1841, studierte in Dorpat und Heidelberg Nationalökonomie und Geschichte, siedelte 1867 nach Kerpurl über, war Korrespondent verschiedener Zeitungen, 1869 zweiter Redakteur des »Deutsch-amerik. Conversations-Lexikon« und wurde 1873 als Professor nach Straßburg be-

rufen. Seit 1874 Professor der Geschichte zu Freiburg i. Br., machte er sich einen Namen durch die Werke: »Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Nordamerika« (Düsseldorf, 1873) und »Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika seit der Administration Jackson« (Berl. 1878).

Holtenburg oder **Holsteinborg**, Distrikt im Großherzogthum, im Südsinspeltor, 1874 mit 679 Q., worunter 6 Europäer. Der gleichnamige Hauptort, 860 km im NW. von Julianehaab, zählte 170 E.

Holstein, ehemaliges Herzogtum, bildet jetzt den südlichen Teil der preuß. Provinz Schleswig-Holstein (s. d.), den die Eider und der Eiderkanal vom ehemaligen Herzogtum Schleswig trennt. Der südöstliche Kreis Lauenburg (s. d.) bildete bis 1876 ein eigenes Herzogtum. H. zählte 1880 auf 8964 qkm 669365 E. Bgl. Schröder und Dietrich, »Topographie der Herzogtümer H. und Lauenburg, des Fürstentums Lübeck und des Gebietes der Freien und Hansestädte Hamburg und Lübeck« (2. Aufl., 2 Bde., Oldend. in H. 1856—56); Seelig und Ohnmann, »Ostholstein. Touristenführer durch die besuchtesten Gegenden des Fürstentums Lübeck und des östlichen H. einschließlich der Städte Lübeck und Riel« (8. Aufl., Hamb. 1884). (S. auch die Karte: Hannover, Schleswig-Holstein und Nordwestdeutsche Staaten, Bb. VIII, S. 872.)

Geschichtliche Übersicht bis zur Vereinigung Holsteins mit Schleswig. Erst um das J. 800 tritt H. in die Geschichte ein. Dasselbe war damals in vier Gauen eingetheilt: im Westen Dithmarschen, in der Mitte das eigentliche H. (der Gau der Holken oder Holstaken, d. h. Waldbewohner), im Süden Stormarn, im Nordosten Wagrien, wozu die Insel Fehmarn (s. d.) gehörte. Nachdem Kaiser Karl d. Gr. ganz Sachsen unterjocht, beswang er auch die Nordelbinger. Wagrien überließ er der Slav. (wendischen) Bitterschaft der Abodriten, welche als Bundesgenossen gegen die Sachsen gebient hatten (804). Ihre Hauptstadt Oldenburg, wendisch: Stargard, war als wichtiger Stapelplatz des Ostseehandels weit berühmt. Dagegen wurden die andern drei Gauen Stormarn, H. und Dithmarschen der fränk. Herrschaft und dem Christenthum unterworfen. Karl d. Gr. erbaute 808 die Burg auf dem Giesfelde an der Eide (das spätere Neboe) und organisierte zwei Marken (Militärgrenzen), eine gegen die Dänen, die andere gegen die Wenden. Unter Heinrich I. ward die verfallene Min. Karl zwischen Eider und Schlei wieder aufgerichtet (934); aber Kaiser Konrad II. überließ dieselbe 1026 an den dän. König Knud d. Gr. In Wagrien verdrängte wiederholt einheimische Fürsten, das Christenthum einzuführen; doch ohne bleibenden Erfolg. Später kam das Land an den Herzog Rand Luard von Schleswig, welchen Kaiser Lothar 1129 zum König oder Kaus der Abodriten ernannte. Nach Knuds Tode 1131 ward nochmals das Heidentum in Wagrien wiederhergestellt.

Die drei andern holstein. Gauen bildeten einen Bestandteil des Herzogthums Sachsen, und zwar gehörte Dithmarschen der Grafschaft Stade an, mit der es an das Erzbisthum Hamburg-Bremen kam, während die sächs. Herzöge H. und Stormarn durch eigene Biographen verwalten ließen. Der Herzog, später Kaiser Lothar verlich dieses Amt 1110 an Adolf I. von Schaumburg (gest. 1128), welcher der Stammvater eines blühenden und hochbegabten

Fächengeschlechts wurde. Unter Adolf II. (1128—64) ward Bagrien erobert und besetzt und zum Teil mit fremden Kolonisten aus Friesland, Holland und Westfalen besetzt. Adolf III. (gest. 1225) erlangte auch die Herrschaft über Dithmarschen; aber nach manchem Glückwechsel wurde er von den Dänen gefangen und mußte seine Freiheit durch einen vollständigen Verzicht 1206 erkaufen. Nun gehörten alle vier holfstein. Gauen über 20 Jahre zu dem großen Reiche des Königs der Dänen und Slawen, Waldemar II. des Siegers. Erst als dieser durch den Grafen Heinrich von Schwerin gefangen worden, konnte Adolf IV. von Schaumburg (gest. 1261) das väterliche Erbland 1224 wieder in Besitz nehmen und behauptete dasselbe in der Entscheidungsschlacht bei Bornhöved, 22. Juli 1227. Doch seine Herrschaft umfaßte nur die Gawe S., Stormarn und Bagrien; Dithmarschen (s. d.) kam wieder an das Erzbistum Verden. Nach die Hasedorfer Marsch an der Elbe (im Kreise Bismarck) blieb im Besitz des bremischen Hochstifts, wurde jedoch pfandweise dem holfstein. Grafen überlassen (1375—79) und nicht wieder eingelöst. Die Insel Fehmarn, 1248 von den Dänen erobert, wurde 1326 dem holfstein. Grafenhaus als dän. Lehn zurückgegeben.

Adolf IV. teilte auch das Land unter seine beiden Söhne, nach deren Tode entstanden sogar fünf Linien, von denen die Segeberger 1308, die Rielers 1321 und die Blüner 1390 ausstarben. Länger blühten die Rendsburger (1450) und die Schaumburger Linie (bis 1640). Letztere besaß außer der Grafschaft an der Weser nur einen Teil von Stormarn, nämlich die sog. Herrschaft Bismarck, welche die jetzigen Kreise Bismarck und Altona umfaßte. Das ganze übrige Land vereinigte die Rendsburger Linie unter ihrer Herrschaft und erwarb dazu das Herzogtum Schleswig (s. d.). Das holfstein. Grafenhaus war zunächst durch eine Familienverbindung in die Verhältnisse des Reichthums hineingezogen. Die Tochter Adolfs IV., Mechthild, heirathete 1237 den Herzog Abel von Schleswig, welcher später (1250—63) auch als König über Dänemark herrschte. Nach seinem Tode kam die dän. Krone an eine andere Linie, welche sogar Abels Nachkommen im Besitz des Herzogthums Schleswig behielt. In diesen Verhältnissen blieben die holfstein. Grafen den verwandten schlesw. Herzögen wiederholt tapfern und glücklichen Beistand gegen die dän. Könige. Außerdem benutzten sie die Gelegenheit, um sowohl in Schleswig wie in Dänemark ausgebreitete Besitzungen und Pfandherrschaften zu erwerben. So geriet das dän. Reich in völlige Auflösung; am Ende gebot dort Graf Gerhard d. Gr. (1204—40), welchen die Dänen den »schlafföpfigen Grafen« nennen, als unumscholteter Herr. Derselbe legte seinen Schwefersohn, den unmündigen Herzog Waldemar von Schleswig, 1296 als König ein und regierte in dessen Namen als Vormund das Reich Dänemark. Zugleich erhielt er das Herzogtum Schleswig als erbliches Lehn. Nach Waldemars Abtönung 1330 gab Gerhard ihm allerdings Schleswig zurück, aber erlangte für sich und seine Nachkommen die Anwartschaft auf Schleswig, für den Fall, daß Abels Geschlecht aussterben würde. Endlich ward Gerhard von einem rickländ. Ritter, Rikls Wbesen, zu Randers 1340 ermordet. Seine Söhne, Heinrich der Uferne (gest. 1386) und Klaus (gest. 1397), vermochten die großartige Stellung des Vaters nicht zu behaupten;

aber ein großer Teil von Schleswig blieb in deren Händen, und als der letzte Nachkomme Abels, Herzog Heinrich, 1375 starb, nahmen sie das Herzogtum in Besitz. Die Königin Margareta, welche als Vormünderin ihres Sohnes Olaf die Regierung in Dänemark und Norwegen führte, bequeme sich nach einigen Jahren dazu, die vollzogene Thatfache förmlich anzuerkennen. In Nyborg auf Fünen, im Aug. 1386, empfing der älteste Sohn Heinrichs des Eisernen, Gerhard VI., die Belehnung mit dem Herzogtum Schleswig als einem erblichen dän. Fahnlehn. So ward Schleswig-Holfstein (s. d.) zuerst konstituiert.

S., in Vereinigung mit Schleswig, fand 1386—1469 unter dem Schaumb. und 1480—1863 unter dem oldemb. Fächenhause. In staatsrechtlicher Hinsicht waren die Grafschaften S. und Stormarn (nebst Bagrien) ein Fahnlehn des Herzogthums Sachsen; doch geriet das Verhältnis in Verwirrung, seit das Herzogtum zwischen Sachsen-Mittelnberg (Kurachsen) und Sachsen-Lauenburg geteilt ward. Kaiser Sigismund übertrug dem Bischof von Lübeck das Recht, die holfstein. Grafen zu belehnen (1438). Kaiser Friedrich III. vereinigte die Grafschaften S. und Stormarn (nebst Bagrien) und das denselben incorporierte Land Dithmarschen zu einem Herzogtum Holfstein, 14. Febr. 1474, und dies neue Herzogtum galt als ein unmittelbares Reichsland (Fahnlehn). Die Belehnung der Herzöge von S. geschah noch mehrmals durch den Bischof von Lübeck, aber seit 1548 bis zur Auflösung des Römisch-Deutschen Reichs 1806 von den Kaisern.

Vgl. Baß, »Schleswig-H.S. Geschichte« (Bd. 1 u. 2, Göttingen 1851—52); Handemann, »Geschichte von Schleswig-H.« (Riel 1878).

Holfstein (Franz von), Komponist, geb. zu Braunshweig 16. Febr. 1836, Sohn eines höhern Militärs, war bis 1858 Offizier und studierte dann auf dem leipziger Konservatorium besonders unter R. Hauptmann, worauf er sich dauernd in Leipzig niederließ und nur der Komposition lebte. Außer drei Opern (»Heidecksche« 1863, »Der Erbe von Morley« 1872, »Die Hochländer« 1876), welche auf mehreren Theatern gegeben wurden und zu denen er die Texte selbst verfertigte, produzierte H. ein- und mehrstimmige Lieder, Gesangsformen, Ouverturen u. s. w. Er starb in Leipzig 28. Mai 1878. Durch ein reiches Legat für unermittelte Musikföhrer (»Holfstein-Stift«) hat er sich dort ein bleibendes Andenken gesichert. Seine »Nachgelassenen Schätze« gab Balthaupt (Erg. 1880) mit einer Biographie heraus.

Holfstein-Holfsteinberg (Ludo. Herr. Karl Herman, Graf, dän. Politiker, geb. 18. Juli 1815, trat 1848 als Mitglied der letzten roedlilber Ständeverammlung ins polit. Leben ein. Im den J. 1856—63 saß er im Reichsrath, 1866—76 im Folkething. Bei dem Ministerwechsel 28. Mai 1870 ward er zum Conseilpräsidenten ernannt; es gelang ihm aber nicht, die erbitterte Opposition der Linken zu brechen, und trat daher 14. Juli 1874 wieder zurück.

Holfstein-Ledreborg (Joh. Ludw. Karl Christian Lido, Graf, dän. Politiker, geb. 10. Juni 1809, trat in der Jugend zum Katholizismus über. Seit 1872 Mitglied des Folkethings, ist er hier Führer der gemäßigten Linken.

Holfstein, soviel wie Holfsteiner.

Holfstem (Karl Christian Joh.), prot. Theolog, geb. 31. März 1825 zu Göttingen in Mecklenburg.

Schwerin, studierte zu Leipzig, Berlin und Rostock und wurde 1852 Lehrer am Gymnasium zu Rostock. Die für das Verständnis der Paulinischen Theologie bahnbrechende Schrift »Zum Evangelium des Paulus und Petrus. Altes und Neues« (Rost. 1868) veranlaßte Otho 1870 seine Berufung als außerord. Professor der Theologie nach Bern; 1871 rückte H. zum ord. Professor auf und siedelte 1876 nach Heidelberg über. Er schrieb unter anderm noch: »Das Evangelium des Paulus« (Bd. 1, Berl. 1881) und »Die drei ursprünglichen noch ungeschriebenen Evangelien« (Karlsr. u. Lpz. 1883).

Höltei (Karl von), namhafter deutscher Dichter, geb. 24. Jan. 1797 zu Breslau, trat 1815 als Freiwilliger in das preuß. Heer, studierte hierauf in Breslau die Rechte, wurde aber dann Schauspieler und debütierte 1819 als Mortimer auf der Breslauer Bühne. Später entfaltete er der ausübenden Kunst, verheiratete sich mit der Schauspielerin Luise Rogge und wurde nun in Breslau als Theatersekretär und Theaterdichter angestellt. Er ging darauf nach Berlin, wo seine Frau ein Engagement an dem königl. Hoftheater erhielt. Hier verfaßte er seine mit großem Beifall aufgenommenen Liebesspiele »Die Wiener in Berlin« und »Die Berliner in Wien«; auch gab er »Gebichte« (Berl. 1826) heraus. Nachdem er seine Gattin durch frühen Tod verloren, schloß er sich der königlichen Bühne an, für die er eine große Anzahl von Stücken lieferte, darunter namentlich »Der alte Feldherr« und »Lenore«. In dieser Zeit gab er eine Sammlung »Schles. Gebichte« (Berl. 1830; 18. Aufl., Bresl. 1883; Pracht. ausg., Bresl. 1866) in schles. Mundart heraus, die den schles. Volkston ausgezeichnet trafen, und hielt öffentliche Vorlesungen klassischer Trauer- und Lustspiele. Mit seiner zweiten Frau, einer geborenen Holzbecher, nahm er sodann ein Doppelengagement in Darmstadt an, lehrte jedoch bereits 1831 wieder nach Berlin zurück. Hier machte er den Versuch, in seinem Stücke »Ein Trauerspiel in Berlin« den berliner Jargon zu Grunde zu legen. Auch lieferte er dem Komponisten Gläser den Text zu dessen beliebter Oper »Des Adlers Horst« und schrieb für Ludw. Deorient das Schauspiel »Der dumme Peter«. Er entschloß sich 1833 wieder die Bühne zu betreten und schrieb zum Zwecke einer Kunstreise mit seiner Gattin eine Reihe kleiner Pöffen und rührender Schauspiele, unter denen namentlich die Dramen »Lorbeerbaum und Bettelstab« und »Shakespeare in der Heimat« Glück machten. Nachdem er 1837—39 das Theater zu Riga geleitet, wo er seine zweite Gattin verlor, lebte H. an verschiedenen Orten, bis er die Direktion der Breslauer Bühne übernahm. Aber auch dieses Verhältnis löste sich bald wieder, und er lebte nun teils zu Graz, teils auf Reisen durch ganz Deutschland, durch seine seltene Gewandtheit als Vorleser dramatischer Gebichte, sowie durch seine liebenswürdige Persönlichkeit sich zahlreiche Freunde erwerbend. Im J. 1870 siedelte H. wieder nach Breslau über und nahm im Dez. 1876 seinen Aufenthalt im Kloster der Barmherzigen Brüder daselbst, um sich fernerhin der Pflege des Ordens anzuvertrauen. Er starb daselbst 12. Febr. 1880. Ein Denkmal (von N. Rachner) wurde ihm auf der sog. Holtei-Höhe, früher Ziegelbastion in Breslau, 24. Jan. 1882 errichtet.

In den »Briefen aus und nach Grafenort« (Altona 1841), sowie in den Werken »Vierzig Jahre« (8 Bde., Berl. 1843—50; 3. Aufl. 1864) und »Noch

ein Jahr in Schlesien« (2 Bde., Berl. 1864) gab H. treffliche Bemerkungen über das deutsche Bühnengewesen und interessante Mitteilungen aus seinem vielbewegten Leben. Von H.s poetischen Werken sind noch besonders hervorzuheben seine »Deutschen Lieder« (2. Aufl., Schleus. 1836), eine zweite Sammlung seiner »Gebichte« (Berl. 1844; 6. Aufl. 1859; Volksausg. 1861), die »Stimmen des Waldes« (Bresl. 1848; 2. Aufl. 1866), poetische Naturbilder, sowie eine Reihe durch Lebenswahrheit und Naturlichkeit ausgezeichnete Romane, von denen namentlich »Die Vagabunden« (4 Bde., Berl. 1852; 6. Aufl., 2 Bde., Bresl. 1880), »Christian Lammfell« (5 Bde., Bresl. 1852; 4. Aufl. 1878); »Ein Schneider« (3. Aufl., Bresl. 1862), »Noblesse oblige« (2. Aufl., 3 Bde., Bresl. 1862), »Die Hefelstesser« (3. Aufl., 3 Bde., Bresl. 1862), »Haus Treustein« (3 Bde., Bresl. 1866) Beifall gefunden haben. Dieselben sind zum größten Teil nebst »Kriminalgeschichten« und »Kleine Erzählungen« auch in die Sammlung seiner »Erzählenden Schriften« (34 Bde., Bresl. 1861—62) aufgenommen worden. Seine dramatischen Arbeiten ließ er in einem Bande als »Theater« (Berl. 1845), später in einer Auflage in sechs Bänden (1867) erscheinen. Außerdem hat H. allerlei vermischte Schriften herausgegeben: »Erinnerungen« (Bresl. 1822), »Der Obernigter Vöte« (ursprünglich, 1822, Zeitschrift, dann Bresl. 1864, 3 Bde., in Buchform), »Charpie« (2 Bde., Bresl. 1866), »Nachlese. Erzählungen und Blaudereien« (3 Bde., Bresl. 1871), »Simmelfammlerium« (2 Bde., Bresl. 1872), »An Grabes Rande. Blätter und Blumen« (2. Ausg., Bresl. 1876). Die 1874 geschriebenen Erinnerungsblätter H.s: »Fürstbischof und Bagabund« (Bresl. 1882), erzählen sein Verhältnis zum Fürstbischof Förster. Einer weichen, zuweilen in Sentimentalität übergehenden Grundstimmung hielt in seinen Schriften eine frische Auffassung des wirklichen Lebens und eine echte Rauberität reichlich die Wage. Als Dichter hat er das Verblensk, das Bauboville in Form des deutschen gemächlichen Liebespiels in Deutschland eingebürgert zu haben. Viele seiner Lieder sind mit Recht populär geworden.

Hölty (Ludw. Heinr. Christoph), einer der vorzüglichsten deutschen Dichter des 18. Jahrh., geb. zu Mariensee bei Hannover 21. Dez. 1743, besuchte seit 1765 das Gymnasium in Gelle und bezog 1769 die Universität zu Göttingen, wo er sich der Theologie widmete und dem Göttinger Dichterbund beitrug, der ihm zu seinen besten Gedichten die nächste Veranlassung gab. Mit Johann Martin Müller machte er im Herbst 1774 eine Reise nach Leipzig, und im Juli 1775 besuchte er die Dichterkreise zu Hamburg. Schon damals war seine Gesundheit untergraben. Dazu kam noch seines Vaters Tod, welcher ihn tief ergriff. Im Spätherbst 1775 ging er nach Hannover, dichtete noch mehrere schwermüthige Elegien und war mit der Sammlung seiner Gedichte beschäftigt, als er in Hannover 1. Sept. 1776 starb. Von seinen Liedern sind mehrere vollständig geworden, z. B. »Ach immer Treu und Redlichkeit«, »Rufen auf den Weg gestreut«, »Wer wollte sich mit Willen plagen«. Vorzüglich gelangen ihm auch Gedichte in antiken Versmaßen. Seine »Gedichte« wurden von Voss und Stolberg (Hamb. 1783) und dann vermehrt von Voss mit einer musterhaften Biographie H.s (Hamb. 1803 u. öfter; neu geordnet, Lpz. 1847; neue Ausg. von Karl Holm, Lpz. 1869, und mit Einleitung und Anmerkungen,

Epj. 1870) herausgegeben. Bgl. Huete, «H. Sein Leben und Dichten» (Guben 1883).

Hermann H., lyrischer Dichter, Großneste des vorigen, wurde 4. Nov. 1828 in Alzen geboren, studierte in Göttingen Theologie und ist seit 1863 Pastor an der St. Johanniskirche in Hannover. Er verfasste mehrere Dramen: «Das Gelübde, ein Mysterium» (1862), «König Saul» (1865), «Londona» (Hannov. 1882). Lyrische Dichtungen sind: «Freiwege eines jungen Dichters» und «Lieder und Balladen» (Hamb. 1866), «Alpenzauber und italische Gebilde», «Pfirsichblätter und Balladen» (Kiel 1863), «Lieder und Balladen» (2. Aufl., Hannov. 1874), «Aus der deutschen Götterwelt. Balladen» (Hannov. 1877). Seine «Gesammelten Dichtungen» erschienen 1882 (Hannov.).

Holzendorff (Franz von), ausgezeichnete Kriminalist, geb. 14. Okt. 1829 zu Vietmannsdorf in der Uckermark, erhielt seine Gymnasialbildung zu Schulportia und widmete sich seit Ostern 1848 zu Berlin, Heidelberg und Bonn jurist. Studien. Nachdem er 1852 promoviert, trat er in die Gerichtspraxis ein, der er vier Jahre hindurch angehörte. Seit 1857 lehrte er dann als Privatdozent, seit 1861 als außerord., seit 1873 als ord. Professor an der Universität zu Berlin. Im Herbst 1873 folgte H. einem Ruf als ord. Professor der Rechtswissenschaft nach München. Den Mittelpunkt seiner Bestrebungen bildet die Bekämpfung der Todesstrafe, sowie die Reform des Strafwesens und der Gefängnisanstalten, deren Zustände er auf vielen Reisen ins Ausland kennen zu lernen suchte.

Von H.s wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: «Franz. Rechtszustände, insbesondere die Resultate der Strafgerichtspraxis in Frankreich und die Zwangscolonisation von Cayenne» (Epj. 1859), «Die Deportation als Strafmittel in alter und neuer Zeit» (Epj. 1859), «Das irische Gefängniswesen, insbesondere die Zwischenanstalten vor Entlassung der Sträflinge» (Epj. 1859), «Die Kärzungs-fähigkeit der Freiheitsstrafen» (Epj. 1861). Später erschienen «Die Reform der Staatsanwaltschaft in Deutschland» (Berl. 1864), «Die Umgestaltung der Staatsanwaltschaft vom Standpunkt unabhängiger Strafsjustiz» (Berl. 1866) und «Kritische Untersuchungen über die Grundsätze und Ergebnisse des irischen Strafvollzugs» (Berl. 1866). Mit den kleinern Schriften «Gesetz oder Verwaltungsmaxime?» (Berl. 1861), «Die Bruderschaft des Rauhen Hauses, ein prot. Orden im Staatsdienst» (1. bis 4. Aufl., Berl. 1861) und «Der Bruderorden des Rauhen Hauses und sein Wirken in den Strafanstalten» (1. u. 2. Aufl., Berl. 1862) griff H. die unter Leitung Wighams stehende Gefängnisverwaltung Preußens unmittelbar an und veranlaßte dadurch den Beschluß des Abgeordnetenhauses vom 2. Okt. 1862, durch welchen die Regierung aufgefordert ward, die Verträge mit dem Kuratorium des Rauhen Hauses bei deren Ablauf nicht wieder zu erneuern. Von seinen größern literarischen Arbeiten sind noch hervorzuheben: «Die Prinzipien der Politik» (2. Aufl., Berl. 1879), die «Encyclopädie der Rechtswissenschaft» (4. Aufl., 4 Bde., Epj. 1882), das «Handbuch des deutschen Strafrechts» (4 Bde., Berl. 1871—77), «Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe» (1875), «Handbuch des deutschen Strafrechts» (Berl. 1877 fg.), «Ein engl. Landquire» (Stuttg. 1877), «Schott. Reisejourn.» (Dresd. 1882), «Zeitglossen des geun-

den Menschenverstandes» (Münch. 1884). Von 1861 bis 1874 gab er die «Allgemeine deutsche Strafrechtszeitung», seit 1866 in Gemeinschaft mit Birchow die «Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge», seit 1872 mit W. Onden die «Deutschen Zeit- und Streitfragen» und seit 1871 das «Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des Deutschen Reichs» heraus. An der Begründung des Deutschen Juristentags (1860), der Berliner Volkskassen, des Letzte-Vereins für Förderung der Erwerbsfähigkeit und höhern Bildung des weiblichen Geschlechts, des Deutschen Protektantenvereins und des Vereins für Verbreitung von Volksbildung, der Bluntschli-Stiftung für allgemeines Staatsrecht und Völkerrecht hat H. hervorragenden Anteil. H. war einer der Präsidenten des internationalen Gefängnis-Kongresses zu London (1872) und des Völkerrechtsinstituts (Münch. 1883). Im Dez. 1874 trat er als Verteidiger des Grafen Harry von Arnim auf, 1883 als Anwalt der rumän. Regierung gegenüber dem Londoner Traktat vom 10. März 1883 (in einem Gutachten: «Rumäniens Völkerrecht an der Donau», Epj. 1883).

Holzendorff (Georg Ernst von), preuß. General, geb. 16. Febr. 1714 in Halbe, nahm an den schles. Kriegen als Artillerieoffizier und 1747 unter dem Marschall von Sachsen an dem Feldzuge in Flandern teil, verbesserte das Verfahren beim Guß einer Kugelhochschmelze und erwarb sich durch die Vielseitigkeit und Weibigkeit seines Wissens das besondere Vertrauen König Friedrichs des Großen. Er wirkte in Berlin als Lehrer in den preuß. Militärbildungsanstalten; seine Vorträge, das sog. H.sche Kollegium, dienten dem Unterricht in den Regimentschulen als Leitfaden. H. wurde in der Schlacht bei Leuthen verwundet, war jedoch bei der Belagerung von Olmütz bereits wieder als Feuerwerksmeister thätig. Er wurde 1770 Kommandeur des 1. Artillerieregiments, 1776 Chef des 3. Artillerieregiments, 1777 Generalinspekteur der Artillerie als Nachfolger Dießhaus und starb zu Berlin 9. Dez. 1786. Bgl. von Trostke, «Beziehungen Friedrichs d. Gr. zu seiner Artillerie» (Berl. 1865).

Holzendorff (Karl Friedr. von), preuß. General, geb. zu Berlin 17. Aug. 1764, trat 1778 in preuß. Militärdienst und stieg in der Artillerie rasch zu den höhern Stellen auf; 1809 war er bereits Brigadier der reitenden Artillerie. Am Feldzuge 1813—14 nahm H. im Bülow'schen Korps als Kommandeur der Artillerie teil, 1815 befehligte er die Artillerie des Blücher'schen Heeres, wurde 1816 Brigadeführer der 2. und 3. Artilleriebrigade, 1820 Kommandeur der 2. Division und 1825 Generalinspekteur des Militärerziehungs- und Bildungswesens der Armee. Während seiner langen Kriegsthätigkeit fand H. mehrfach Gelegenheit, sich persönlich auszuzeichnen, so namentlich 1792 im Gefecht bei Wolla und der Belagerung von Warschau, 1806—7 bei der Verteidigung von Danzig, 1813 in den Schlachten bei Großbeeren, bei Dennewitz und bei Leipzig, 1814 bei Laon, 1815 bei Ligny und bei Waterloo. H. starb zu Berlin 29. Sept. 1828.

Holzmann (Adolf), verdienstvoller Germanist, geb. 2. Mai 1810 zu Karlsruhe, widmete sich erst zu Berlin theol., dann zu München unter Schmeller altdeutschen Studien und ging hierauf nach Paris, wo er sich unter Burnouf mit Sanskrit beschäftigte. Nach seiner Rückkehr war er seit 1837 Erzieher der jungen Prinzen von Baden, bis er 1862 als ord.

Professor der deutschen Sprache und Litteratur nach Heidelberg berufen ward, wo er 3. Juli 1870 starb. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben die Ausgabe der altfränk. Uebersetzung von Jibors Werk *«De nativitate»* (Karlsr. 1836), die Abhandlungen *«Über den Umlaut»* (Karlsr. 1843), *«Über den Ablaut»* (Karlsr. 1844), *«Über das Verhältnis der Malberger Glossa zum Text der Lex Salica»* (Karlsr. 1852) und *«Über den griech. Ursprung des ind. Tierkreises»* (Karlsr. 1844), *«Ind. Sagen»* (3 Bde., Karlsr. 1845—47; 2. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1864), Uebersetzungen aus dem *«Ramayana»* und *«Mahabharata»* enthaltend, *«Beiträge zur Erklärung der pers. Reinschriften»* (Karlsr. 1845). Auffsehen erregten die beiden Schriften *«Kellen und Germanen»* (Stuttg. 1866), worin er beide Völker als identisch erweisen wollte, und *«Untersuchungen über das Nibelungenlied»* (Stuttg. 1864), worin er Lachmanns Ansichten belämpft. Außer zahlreichen Beiträgen zu Pfeiffers *«Germania»* sind noch seine kritischen Ausgaben des *«Nibelungenliedes»* (Stuttg. 1867; 2. Aufl. 1869), der *«Klage»* (Stuttg. 1869) und des *«Großen Wolsdietrich»* (Heidelb. 1865) hervorzuheben. Sein letztes Werk war eine auf drei Bände berechnete *«Altdeutsche Grammatik»*, von der aber nur Bd. 1, Abteil. 1: *«Die spezielle Lautlehre»* (Epp. 1870) und Abteil. 2: *«Vergleichung der deutschen Laute untereinander»* (Epp. 1874) erschienen. Aus seinem Nachlaß gab Holder heraus: *«German. Altertümer»* (Epp. 1873), *«Deutsche Mythologie»* (Epp. 1874) und *«Die ältere Edda»* (Epp. 1875).

Karl Heinrich Alexander H., Bruder des vorigen, geb. 23. Okt. 1811 zu Karlsruhe, gest. 25. April 1865 als Direktor der Polytechnischen Schule zu Stuttgart, hat sich durch mehrere mathem., physik. und technische Arbeiten, insbesondere durch *«Grundzüge der Mechanik und Maschinenlehre»* (Stuttg. 1851; 2. Aufl. 1853) bekannt gemacht.

Karl Julius H., ältester Bruder des vorigen, geb. 6. Mai 1804 zu Karlsruhe, war erst Professor am Lyceum daselbst und wirkte seit 1847 als Stadtpfarrer und Lehrer am evang. Predigerseminar zu Heidelberg, bis er 1861 als Prälat in den erneuerten evang. Oberkirchenrat in Karlsruhe eintrat. Als Mitglied der Generalsynoden von 1861, 1867, 1871 und 1876 wirkte er für das Zustandekommen und die Erhaltung der neuen bad. Kirchenverfassung. Er starb 23. Febr. 1877 zu Karlsruhe.

Heinrich Julius H., Sohn des Letztern, geb. 17. Mai 1832 zu Karlsruhe, seit 1861 außerord., seit 1865 ord. Professor der Theologie zu Heidelberg, seit 1874 in gleicher Eigenschaft an der Universität zu Straßburg, hat sich litterarisch bekannt gemacht durch die Schriften *«Kanon und Tradition»* (Ludwigsh. 1859), eine dogmengeschichtliche Arbeit; *«Die synoptischen Evangelien, ihre Entstehung und ihr geschichtlicher Charakter»* (Epp. 1863), die *«Kritik der Ephezer- und Kolosserbriefe»* (Epp. 1872) und *«Die Pastoralbriefe, kritisch und exegetisch behandelt»* (Epp. 1880), sowie durch die Herausgabe der neutestamentlichen Partien in Dunsens *«Bibelwerk»*. Auch veröffentlichte er zwei Sammlungen *«Predigten»* (Eldersf. 1865 u. Epp. 1873) und zahlreiche Abhandlungen, besonders in der *«Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie»*, in den *«Jahrbüchern für prot. Theologie»* und in der *«Prot. Kirchenzeitung»*. H. ging ursprünglich von der sog. Vermittelungstheologie aus, befreite sich aber mehr und mehr von den Voraussetzungen derselben und

giht gegenwärtig, bei aller Mäßigung seines Auftretens, als einer der geschätztesten Vertreter der freisinnigen Richtung.

Holzmann (Wilh.), Gelehrter, f. Zylander. Holzmann, deutscher Kirchenkomponist des 18. Jahrh. war kurpfälz. Hofkapellmeister in Merzburg. Seine Kompositionen waren längst vergessen, als Fridolin Hamma 1861 entdeckte, daß die Melodie der Marienlaie identisch mit der des Credo aus H. s. Missa solennis No. 4 sei.

Holub (Emil), Afrikanischer, geb. 7. Okt. 1847 zu Holitz in Böhmen, studierte zu Prag Medizin und Naturwissenschaften, und begab sich 1872 nach Südafrika, wo er sich als Arzt in den Diamantenfeldern niederließ. Er trat im Nov. 1873 eine Reise durch Transvaal und die angrenzenden Regentlande an, von der er im April 1874 zurückkehrte. Im März 1875 brach er wieder nach Norden auf, erreichte Schoschong und brang bis zum Zambesi vor, dessen Victoriafälle er besuchte. Ende 1876 traf er wieder in den Diamantenfeldern ein und lehrte 1879 nach Europa zurück. Anfang 1884 begab sich H. wieder nach Afrika und begann Ende April von der Kapstadt aus eine neue Forschungsreise. Seine großartigen naturwissenschaftlichen und ethnolog. Sammlungen hat H. an österr. Museen und einige außerösterr. Museen verteilt. Außer Aufsätzen in Zeitschriften schrieb H.: *«Kulturzüge des Marotte-Nabumbareichs»* (Wien 1879), *«Sieben Jahre in Südafrika»* (2 Bde., Wien 1880—81), *«Die Kolonisation Afrikas»* (4 Hefte, Wien 1882). Mit Belpeln gab er heraus: *«Beiträge zur Ornithologie Südafrikas»* (Wien 1882).

Hollander, f. Hollander.

Holy (engl.), heilig, häufig in Zusammenhängen vornehmlich.

Holzerhof, Stadt in der irischen Grafschaft Tipperary, links am River Suir, 35 km im N.W. von Clonmel, mit 2800 E. und den Ruinen der 1182 gestifteten Holzerhofabtei.

Holthead, im Walisischen Ben Gaeir Onbi, Marktplatz, Hafenplatz, ehemals Fischerort, auf der zum engl. Fürstentum Wales gehörigen Insel und Grafschaft Anglesey (f. d.), an deren Westseite auf dem durch einen Damm und eine Eisenbahn mit ihr verbundenen Island Holz gelegen, 38 km westlich von Beaumaris an der Menai-Straße, ist unregelmäßig gebaut und zählt (1881) 8643 E., die hauptsächlich Käsenhandel und Schiffbau betreiben. Der Ort hat Wichtigkeit als der Inland am nächsten gelegene Hafen, wohin auch, und zwar nach Howth bei Dublin, ein 104,6 km langer unterseischer Telegraphenkabel gelegt ist. Es findet hier die Hauptüberfahrt nach Kingstown, dem Hafen von Dublin, statt. Das Dampfboot schließt sich an die von London kommenden Eisenbahnzüge an, und die ganze Fahrt zwischen London und Dublin dauert 14 Stunden. Von 1847 bis 1873 wurde zu H. ein großer Zufluchtsort gebaut. Derselbe wird von zwei 2937 und 610 m langen Wellenbrechern gebildet und umschließt ein Areal von 128 ha, das ein 457 m langer Damm zum Anlegen der Badestruete durchzieht. Neue Hafenanlagen wurden 17. Juni 1840 eröffnet. Die Insel Holy oder Holthead steigt an ihrem Nordwestende in Holthead-Hill 210 m empor und schließt an der Nordseite mit Anglesey die Holtheadbaie ein.

Holy-Inland oder Lindisfarne, kleine engl. Insel von 1020 Acres Fläche, fast am Nordende

von Northumberland, im N.W. neben den Farnesfeldern und 15 km im S.O. von Berrid am Tweed. An der Westseite liegt ein kleines Fischerdorf, in dessen Nähe sich die Ruinen des 636 vom König Oswald gegründeten Benediktinerklosters Lindisfarne-Abbeys befinden, welches ursprünglich der Sitz des Bistums von Durham war. An der Ostseite findet sich eine Bucht mit sicherem Hafen und an der Südostseite ein Fort auf keilförmigem Fels.

Holzpoate (George Zol., engl. Freidenker und Sozialpolitiker, geb. 13. April 1817 in Birmingham, empfing seine Erziehung in dem dortigen Arbeiterbildungsverein, in dem er später auch selbst eine Reihe von Jahren als Lehrer wirkte. Dem in diesem Kreise herrschenden demokratisch-freidenkerischen Geist gab H. zuerst öffentlichen Ausdruck in seiner Schrift: *«The spirit of Bonner in the disciples of Jesus»* (Birmingham 1842). Diese Schrift zog ihm eine Anklage auf Blasphemie und Atheismus und eine längere Gefängnisstrafe zu. Im J. 1846 begründete er die Zeitschrift *«The Reasoner»*, die den Zweck verfolgte, die von H. mit dem Wort *«Säkularismus»* bezeichnete moderne wissenschaftlich-kritische Weltanschauung des gesunden Menschenverstandes gegen die Herrschaft theol. polit. Orthodorie zur Geltung zu bringen. Unter seinen Schriften sind noch zu erwähnen: *«A logic of facts, or plain hints on reasoning»* (1848), *«A logic of death, or, why should atheists fear to die?»* (1851; 82. Aufl. 1874), *«Secularism, the practical philosophy of the people»* (1854), *«Secularism, distinguished from Utilitarianism»* (1855), *«History of co-operation in Rochdale»* (1858), *«Life and last days of Robert Owen of New Lanark»* (1859), *«Essay on the character and services of Thomas Paine»* (1861), *«The limits of Atheism?»* (1861), *«The child's ladder to knowledge»* (1866), *«The history of co-operation in England»* (2 Bde., 1875–77). In Ende der vierziger Jahre siedelte H. nach London über und begründete dort eine Buchhandlung. Zum Teil seinen Bemühungen war die Durchführung der *Evidence Amendment Act* (1869) zuzuschreiben, welche statt des Eides die Affirmation vor den Gerichtshöfen gesetzlich gültig machte. Seit 1874 erscheint als größeres Organ der Säkularisten die von H. begründete *«Secular Review»*. Eine Reise nach Amerika beschrieb er in der Schrift *«Among the Americans»* (1881).

Holzpoate, rasch aufblühende Fabrikstadt im County Hampden des nordamerik. Staats Massachusetts, früher ein Teil von Springfield, liegt am rechten Ufer des Connecticutflusses und zählte 1880 schon 21 915 E., während es deren 1860 nur 3245 hatte. Seiner günstigen Lage mit bedeutender Wasserkraft verdankt H. seine Blüte als Fabrikort. Seine Baumwoll- und Papierfabriken gehören zu den ersten des Landes.

Holzrood, d. i. heiliges Kreuz, der alte Königsplatz zu Edinburgh, hat seinen Namen von dem ihm gegenüberliegenden Kloster Holzrood-Abbeys, das 1128 vom schott. König David I. gegründet und mit reichen Ländereien beschenkt wurde. Im 14. und 15. Jahrh. diente das Kloster den schott. Monarchen öfters zur Residenz, und die meisten von ihnen wurden in seinen Gewölben beigesetzt. Der eigentliche Palast ward jedoch erst 1528 von Jakob V. erbaut und blieb, nachdem das Kloster 1544 durch die Engländer bis auf das Schiff

der Kirche niedergebrannt worden, der gewöhnliche Aufenthaltsort der Königin Maria Stuart und ihres Sohnes, Jakobs VI., bis derselbe als Jakob I. 1603 dem engl. Thron bestieg. Durch die Truppen Cromwells arg verwüstet, lagen Palast und Kloster größtenteils in Ruinen, bis unter der Regierung König Karls II. 1671 der Neubau des gegenwärtigen Palastes begann, bei welchem man den nordwestlichen, von König Jakob V. erbauten Teil in seiner ursprünglichen Gestalt erhielt. Der neue Palast ist nach der Zeichnung Sir William Bruce aus Stein in Form eines Vierecks aufgeführt, jede Seite ungefähr 73 m lang und die Fronte auf beiden Enden mit starken Türmen versehen. In der Galerie auf der Nordseite desselben, welche 44 m lang, 7,5 m breit und 5,5 m hoch ist, befinden sich die Bildnisse von 111 meistens faßhaften schott. Königen, gemalt vom Niederländer de Witt. In dem alten Teile des Palastes ist das Zimmer der Königin Maria ganz in seiner damaligen Gestalt erhalten, mit allen von ihr gebrauchten Gerätschaften und einigen ihrer Studeireien. Auch findet man hier noch das Kabinett, in welchem 1566 im Beisein der Königin deren Günstling Rizzio durch die Verschworenen Darnleys, der mit ihnen durch eine Falltür auf dem daranstoßenden Gange eingebrungen war, niedergehauen wurde. Das Zimmer der Königin bewohnten 1745 kurze Zeit der Präbident Karl Eduard und gleich darauf nach der Schlacht bei Culloden der Herzog von Cumberland. Später war der Palast zweimal, 1795–99 und 1830–32, der Zufluchtsort der aus Frankreich vertriebenen Bourbonen. Diese historisch merkwürdigen Räume sind namentlich aus Walter Scotts Schilderungen bekannt. Seit 1842, seitdem die Königin Victoria auf ihren Herbstreisen nach den Hochlanden hier abstieg, sind die Staatsgemächer zum Teil wieder in Stand gesetzt worden, aber sehr selten gebraucht.

Holzwesl, Stadt in der engl. Grafschaft Flint in Wales, 5 km im N.W. von Flint, links vom Ästuar des Dee, hat wichtige Kohlengruben, Baumwollmanufakturen, Eisenhammer, Blei-, Zink- und Kupfergruben und zählte (1881) 3091 E. Seinen Namen, heilige Quelle, führt H. nach der wunderthätigen Wundriesel-Quelle, zu welcher ehemals zahlreiche Wallfahrten veranstaltet wurden und die jetzt als Heilquelle viel besucht ist.

Holz nennt man in der Pflanzenanatomie im Gegensatz zum Bast (s. d.) diejenigen Partien der Stämme von Dicotyledonen und Gymnospermen, welche innerhalb des Cambiumringes liegen, mit Ausnahme des Markes. (S. Cambium.) Jetzt ist der Name nur noch wenig gebräuchlich; man bezeichnet jene Partien allgemein als Xylem (s. d.).

Im gewöhnlichen Leben, im technischen Sinne, versteht man unter H. die unter der Rinde liegende Hauptmasse des Stammes, der Äste und Wurzeln der Bäume und Sträucher. Der anatom. Bau, die chem. Zusammensetzung des H. bedingen dessen Brauchbarkeit zu verschiedenen technischen Zwecken. Im gemäßigten Klima handelt es sich nur um Dicotyledonen und Coniferen. Monocotyledonen (z. B. Palmen) kommen hier weniger in Betracht. Das H. setzt sich zusammen aus verschiedenen kristallinen Holzcellen und Gefäßen. In der gemäßigten Zone bildet sich um den Stamm jährlich ein sog. Jahres- oder Holzring, der meist deutlich erkennbar ist. In den Tropen finden oft fortwährend

Neubildungen statt, der Querschnitt solcher Stämme läßt dann keine Jahresringe erkennen. Bei unsern Bäumen und Sträuchern unterscheiden sich letztere meist leicht dadurch, daß die im Frühjahr gebildeten Partien aus weichen, dünnwandigen Zellen bestehen und zahlreiche weite Gefäße enthalten, wo diese überhaupt vorkommen, während die später gebildeten Partien dickwandigere und in radialer Richtung zusammengebrückte Zellen besitzen. Diese ungleichmäßige Gestaltung des Frühjahrs- und Herbstholzes eines Ringes erklärt Sachs durch den zunehmenden Gegendruck, welchen die im Laufe des Sommers austrocknende Rinde der Ausdehnung des wachsenden Holzkörpers entgegensetzt, während im Frühjahr, wo die Wasserstoffe sich lösen und Wasser anziehen, eine Quellung des Holzkörpers stattfindet, welche die Ringe der Rinde erweitert, äußere Teile derselben abstößt und so Platz für neue Holzbildungen schafft.

Deutlich lassen sich die Jahresringe unterscheiden bei den Nadelhölzern, weil bei diesen der Unterschied in der Gestaltung der Zellen bedeutender ist als bei den Laubhölzern, auch ist das Herbstholz meist dunkler gefärbt. Ebenso deutlich unterscheiden sich die Ringe bei den »ringporigen« Laubhölzern, welche in der Frühjahrszone einen dichten Kranz größerer Gefäße führen, während in der Herbstzone Anzahl und Größe derselben abnimmt (Eiche, Ulme, Esche u. f. w.). Schwerer unterscheiden sich die Ringe bei den »zerstreutporigen« Laubhölzern, bei denen die Gefäße entweder gleichförmig zerstreut oder zu verschiedenen Gruppierungen geordnet vorkommen (Buche, Hornbaum, Ahorn, Pappel u. f. w.). Eine ganz sichere Bestimmung des Baumalters gibt die Anzahl der Jahresringe nicht, weil ausnahmsweise in einem Jahre zwei Ringe entstehen können, mitunter aber auch einzelne Ringe nicht den ganzen Stamm umfassen. Die Breite der einzelnen Jahresringe ist bei einer und derselben Holzart, selbst bei demselben Baume sehr verschieden, sie wird in erster Reihe bedingt durch den Standort, je günstiger Boden und Klima, desto breiter werden sie; erhöhter Lichtgenuß bei reich entwickelter Baumkrone erweitert sie manchmal auf das Drei- und Vierfache; feuchte fruchtbare Jahre zeigen stärkeförmigen Holzwuchs, also auch breitere Jahresringe, als trockene; verschmälernd wirken Schädigungen durch Frost oder Insekten. Bei ganz regelmäßigem Verlauf des Wachstums nimmt die Breite der Ringe mit dem Alter des Baumes allmählich ab, denn jeder nachfolgende Ring bildet einen größeren Kreis als der vorhergehende. Einen unbedeutend richtigen Schluß auf die Qualität des H. gestattet die verschiedene Breite der Jahresringe nicht. Da noch bei den Nadelhölzern mit der Breite des Ringes das Frühjahrsholz meist verhältnismäßig mehr an nimmt, als das dichtere Herbstholz, so ist das ringporige H. wegen der größeren Mienae seiner Herbstholztheile schwerer und daher auch für viele technische Zwecke wertvoller.

Unnächst verhalten sich die ringporigen Laubhölzer: bei ihnen wechselt mit der Breite der Ringe besonders das dicke Herbstholz, während die poröse Frühjahrs nicht mehr oder weniger konstant bleibt. Bei den zerstreutporigen Laubhölzern hat die Breite der Ringe einen unbedeutend geringen Einfluß auf die Qualität des H. Meistens ist der gleichförmige Bau der Jahresringe, also nicht starker Wechsel zwischen breiten und schmalen

Ringen, berechtigt stets zu günstigen Schlüssen bezüglich der Qualität des H. Auf die technischen Eigenschaften desselben hat ferner einen bedeutenden Einfluß die Größe und Anzahl der »Markstrahlen« oder »Spiegelfasern«; sie bestehen aus einem parenchymatischen Gewebe, welches den Holz- und Rindenkörper in radialer Richtung bandartig durchzieht. Von der Länge und Breite derselben hängt der Verlauf der Holzfaser ab. Dieser ist z. B. bei den meist langen, schmalen und zahlreichen Markstrahlen der Nadelhölzer fast gerade und parallel, daher deren leicht- und glattspaltiges Holz. Bei kurzen, breiten und bogenförmigen Markstrahlen nehmen die Holzfasern einen mehr oder weniger geschwungenen Verlauf an; erstere, solche Hölzer sind in der Regel schwerer und nicht glattspaltig. Große, kräftige Markstrahlen erhöhen wieder die Spaltbarkeit, wie z. B. Esche und Buche beweisen. Jedenfalls sind aber die Markstrahlen Ursache, daß sich alles H. in der Richtung ihrer Ebene, also in der radialen Richtung leichter spaltet, als in der tangentialen oder Sehnenrichtung. Für manches H., namentlich für dessen Dauerhaftigkeit, ist von hoher Bedeutung sein Harzgehalt. Den Laubhölzern fehlt das Harz ganz oder fast ganz. Die meisten Nadelhölzer (alle Kiefern und Tichten) besitzen Harzporen oder Harzkanäle, d. h. wandungslose, von harzbildenden Zellen umgebene Räume, welche nicht bloß in der Längsrichtung des Baumes verlaufen und dann auf dem Querschnitt erkennbar werden, sondern sich auch in den Markstrahlen finden. Die Laubhölzer besitzen keine Harzkanäle, die übrigen Nadelhölzer, wie Weißtanne, Wacholder, Lebensbaum und Eibe sehr wenig oder ebenfalls keine.

Das H. wird in Kern und Splint unterschieden. Unter erstem versteht man die innern, ältern Holzschichten, welche nach außen von einem Ringe jüngern H., dem Splint, umgrenzt werden. Letzterer hat in der Regel einen größeren Saftreichtum als der Kern, dieser ist bei vielen Holzarten dunkler gefärbt. Am auffallendsten ist dieser Unterschied in der Farbe bei vielen Hölzern der warmen Zone, so z. B. beim Ebenholz (Diospyros Melanoxylon Roxb.) und andern Ebenaceen. Unsere Holzarten zeigen diesen Unterschied theils deutlich, theils gar nicht. Man nennt deshalb »Kernholzbäume« jene, bei denen ein ausgesprochener Farbenunterschied zwischen Splint und Kern vorhanden ist (Eiche, Kastanie, Esche, Ulme, alle Kiefernarten, Lebensbäume, Lärche, Wacholder, Pappel, Weide); »Reisholzbäume«, Holzarten, bei welchen dieser Farbenunterschied nicht besteht (Tichte, Tanne, Buche), die centralen Holzpartien sind nur trockener oder fastärmer als die äußern; »Splintholzbäume«, welche weder in der Farbe, noch im Saftreichtum einen deutlichen Unterschied erkennen lassen (Birke, Linde, Erle, Ahorn, Hornbaum, Aspe), bei ihnen ist der innere Holzkörper ebenso saftleitend wie der Splint. Über die Kernholzbildung bestehen sehr verschiedene Ansichten. Nach R. Hartig ist die farbige Verfärbung nur eine Ablagerung von Stoffen (Gerbstoff, Gummi, Harze u. f. w.) im Pumen und in den Wandungen der Holzorgane, verbunden mit einer Vermehrung der Substanz. Reif- und Splintholzbäume zeigen im Innenholz entweder einen Substanzverlust (Stärkeverlust) oder bleiben unverändert. Der sog. falsche oder kranke Kern, z. B. der rötliche Kern der Buche, wird durch beginnende

Perfektion oder durch Zufuhr von löslichen Zerkleinerungsprodukten aus andern Baumteilen bedingt. Alter und Standort haben wesentlichen Einfluß auf die Kernholzbildung; im allgemeinen haben Ältere, auf fruchtbarem Standort erwachsene Bäume mehr Kern- und Reifholz, als jüngere von dürrtümigem Standorte. Technisch wichtig ist, daß Kern- und Reifholz bei vielen Holzarten schwerer, härter und dauerhafter ist, als der Splint (s. B. Eiche, Kiefer, Lärche).

Durch die so äußerst verschiedenartige Struktur und Art des Wachstums des H. teils verschiedener Baumarten, teils einer und derselben Holzart von verschiedenem Standort oder verschiedenem Alter werden dessen technische Eigenschaften bedingt, nämlich: äußere Form, Gewicht (Dichtigkeit), Härte, Spaltbarkeit, Biegsamkeit, Festigkeit, Verhalten des H. zum Wasser, Dauer, Farbe und Textur, Brennkraft. Da das H. kein homogener Körper ist, da ferner die individuellen Unterschiede des H. einer und derselben Baumart, ja selbst die der verschiedenen Holzteile eines und desselben Baums sehr groß sind, ist es äußerst schwierig, aber die technischen Eigenschaften verschiedener Holzarten bestimmte Angaben zu gewinnen. Beeinflusst werden dieselben überdies noch durch Fehler und Krankheiten des H. Die äußere Form bedingt besonders die Verwendbarkeit des H. zu Bauweiden; Geradschaftigkeit, Astreinheit, Vollholzigkeit zeichnen im allgemeinen die Nadelhölzer vor den Laubhölzern, am meisten die Fichte und Tanne aus. »Vollholzig« ist ein Baumschaft, der sich in seiner Gestalt mehr dem Eylinder, »abholzig« oder »abformig« ein solcher, welcher sich mehr der Form des Kegels nähert.

Das spezifische Gewicht oder die Dichte des H. hängt ab von der Weite der Zellen und Gefäße und von der Porensität. Die feste Holzmasse an sich ist stets schwerer als das Wasser, deren spezifisches Gewicht (= Festgewicht) zeigt bei den verschiedenen Holzarten keinen großen Unterschied, man kann es z. B. für Eiche, Buche, Fichte und Kiefer ungefähr zu 1,25 annehmen. Dagegen zeigen die verschiedenen Holzarten nicht bloß, sondern auch die verschiedenen Bäume einer und derselben Holzart und die verschiedenen Teile desselben Baums (Innen-, Außenholz, Schaft oben und unten, Ast-, Wurzelholz) große Verschiedenheit des spezifischen Gewichts. Alle Zahlen sind daher sehr unsicher. Schmale Jahresringe der Nadelhölzer, breite Jahresringe der ringporigen Laubhölzer lassen in der Regel auf hohes spezifisches Gewicht schließen, zerstreutporige Laubhölzer gehalten solchen Schluß nicht. Sehr schwere Hölzer haben lufttrodene ein spezifisches Gewicht von 0,75 und mehr (Eiche, Eiche, Eiche u. s. w.), in der gemäßigten Zone sehr selten jedoch über 1, während es in wärmeren Ländern viel schwerere Hölzer gibt. Leichte Hölzer nennt man solche, die 0,55 und weniger haben (Nichten, Kiefern, Tannen, Erle, Pappel u. s. w.).

In direktem Verhältnis zum spezifischen Gewicht steht die Härte des H., d. h. die schwereren Hölzer sind härter als die leichteren. Gatte sind unter den wichtigsten einheimischen Holzern: Kornelrösche, Hartpappel, Hornbaum, Ahorn, Alnus, Buche, Eiche, Eiche, Ulme, altes Nadelkernholz; mittelbarte: Birke, Föhre, Nadel, Kiefer; weiche: Fichte, Tanne, junge Kiefer, Erle, Aspe, Linde,

Pappel, Weide. Die wärmere Zone erzeugt so harte Hölzer, daß sie sich nur schwer mit schneidenden Instrumenten bearbeiten lassen (s. B. Eben-, Eichenholz u.); solches H. sinkt im Wasser sofort unter.

Die verschiedenen Grade der Spaltbarkeit beruhen auf dem mehr oder weniger geraden oder geschlängelten Verlauf der zwischen den Markstrahlen befindlichen Holz- und Gefäßbündel. Leichtspaltig sind: Fichte, Tanne, gemeine Kiefer, Lärche, Erle, Linde; ziemlich leichtspaltig: Eiche, Buche, Eiche, Edelkastanie, Schwarz- und Zirkelkiefer; schwerspaltig: Hornbaum, Ulme, Salweide, Birke, Ahorn, Pappel, Obstbäume, Leghölzer.

Biegsamkeit ist die Eigenschaft des Holzes, eine Formveränderung zu ertragen, ohne daß dasselbe seinen Zusammenhang verliert, sie äußert sich in der Elastizität und Zähigkeit. Beide Eigenschaften hängen bei derselben Holzart von den verschiedensten Umständen ab, Alter, Bau des H., Feuchtigkeitgrad. Fichte, Kiefer, Lärche, Eiche, Eiche u. a. gehören zu den elastischen Hölzern, während das zähste H. die jungen Stocklöcher von Weiden, Birken, Eichen u. s. w., Wurzelstränge der Fichten und Kiefern, Äste der Fichten und Birken liefern. Die Zähigkeit wird erhöht, wenn man das H. durchdampft, der Schiffbauer thut dies z. B. mit den Bohlen zur Verklebung trummer Klächen; demselben Prozesse wird das H. bei der Fabrication massiv gebogener Möbel unterworfen.

Unter Festigkeit des H. versteht man den Widerstand desselben gegen Zerreißen, Zerdrücken, Zerbrechen u. s. w., überhaupt gegen die Störung des Zusammenhangs seiner Fasern. Man unterscheidet namentlich Tragkraft (relative oder Biegezugfestigkeit) bezüglich des Zerbrechens, z. B. eines Balkens, in Bezug auf das Zerreißen die absolute oder Zugfestigkeit, in Bezug auf das Zerdrücken die radiale oder Druckfestigkeit, endlich Drehungs- oder Torsionsfestigkeit, und Scherfestigkeit (Schub- oder Querschnittfestigkeit). Für Bauweide ist die Tragkraft die Hauptsache; Eiche, Eiche, Fichte, Lärche, Tanne, harzarme Kiefer sind unsere tragkräftigsten Holzarten.

Das Verhalten des Holzes zum Wasser ist in vieler Hinsicht besonders wichtig; frisches H. hat überhaupt etwa 45 Gewichtprozent Wasser, dessen Menge wechselt aber sehr nach Holzart, Jahreszeit, nach den einzelnen Baumteilen, Standort u. s. w., daher haben die bisher veröffentlichten Untersuchungen sehr verschiedene Resultate ergeben. »Lufttrodene« H. hat noch etwa 20 Proz., »Lufttrodene« 8—10 Proz. Wasser. Infolge der Wasserverdunstung zieht sich das H. zusammen, es »schwindet«; die Schwindung erfolgt sehr ungleich, in der Richtung des Faserverlaufs kaum bemerkbar, in der des Radius (der Markstrahlen) bis zu 5 Proz. der Längenausdehnung, in der des Umfangs bis 10 Proz. Die Ungleichheit des Schwindens bewirkt das unangenehme »Reißen« und »Werfen« des H.; je schneller das H. schwindet, desto mehr reißt es. Ganz läßt sich dies nicht vermeiden, etwas hilft langames Austrodnen des Manicholies, Verteilung der Sortimente, damit das H. schwinden kann, ohne zu reißen (s. B. Nadelbäume sind aus frischem H. zu spalten). Austgetrodnetes H. »quillt« im Wasser oder in feuchter Luft wieder, und zwar ungleich, aber mit großer Kraft (über ähnliche Sprengung von Steinblöcken mit kühle trockener Kugeln, die angefeuchtet wurden). Das Schwinden und Quellen des H. erfordert besondere

Vorsichtsmaßregeln bei Tischler- und Drechslerarbeiten, z. B. den Füllungen der Thüren läßt man einen Bewegungsraum im umfassenden Rahmen, sonst verfen oder reiben dieselben; Zusammenfügen der Parkettböden aus verschiedenen Hölzern in verschiedener Richtung, ebenso der Billardqueues u. überhaupt sollen Tischler nur ganz gut ausgetrocknetes H. verarbeiten, es ist am besten, dasselbe 2—3 Jahre vor der Verwendung liegen zu lassen. Auch gedämpftes Holz hält sich gut.

Die Dauerhaftigkeit des H. ist namentlich wichtig für Bauzwecke. Ganz im Trocknen oder ganz unter Wasser dauert fast alles Holz gut. Im J. 1858 fand man unter andern in der Donau beim Eisernen Thor Pfeiler der vor 1700 Jahren gebauten Trajansbrücke, das zum Bau der Pfeiler verwendete Eichen- und Lärchenholz war noch ganz gut erhalten; Beweis ferner Hölzer aus alten Torflagern, Pfahlbauten u. s. w. Häufiger Wechsel von Feuchtigkeit und Trockenheit, feucht-dumpe Luft in Ställen, Kellern, Bergwerken u. s. w. beschleunigen die Zersetzung des H. Am dauerhaftesten von unsern Hölzern sind Eiche, harzreiche und eng-ringige Lärche und Kiefer, am wenigsten dauerhaft sind harzarme Nadelhölzer, Buche, Ahorn, Hainbuche, Birke, Alpe, Linde, Pappeln und Weiden. Das spezifische Gewicht oder die Dichtigkeit des H. entscheidet nicht über dessen Dauerhaftigkeit, schwere Holzarten sind oft weniger dauerhaft als leichte (Buche, Ahorn weniger gut als Kiefer), vergleicht man aber Hölzer einer und derselben Holzart miteinander, so ist immer das schwerere H. das dauerhaftere. Mittel zur Vermehrung der Dauer des H. gibt es mancherlei, z. B. Schutz gegen den Zutritt äußerer Feuchtigkeit (Ölfarben, Leerankrit u. s. w.), Imprägnation des H. mit Metallsalzen, Kreosot u. s. w., diese schützt zugleich gegen den Wurmfraß. — Farbe und Textur des H. spielt namentlich für manche Tischler- und Drechslerarbeiten eine Rolle. So zieht man z. B. das H. der Fichte dem der Tanne für Zimmerbelagungen u. s. w. vor, weil es seine gelbweiße Farbe behält, während Tannenholz grau wird. Feinere Arbeiten erfordern noch mehr Rücksicht auf Farbe, besondere Verwendungen finden das rotbraune Mahagoni- und Palisanderholz, das goldbraune Teakholz, das dunkelbraune Grenadill- und Nußholz, das schwarze Ebenholz. Bezüglich der Textur genießen die dichtgebauten, an erster Stelle die exotischen schweren Hölzer in der Regel einen Vorzug vor den porösen, grobfaserigen. Nur zur Herstellung des Holzstoffs oder der Cellulose für die Papierfabrikation zieht man üppig erwachsenes, grobfaseriges H. dem dichtern vor. Die maserigen, gefamnten, winnigeren Hölzer mit schönen Asteinmischen, namentlich Nußbaum, Ulme, Zirbelliefer, Birke, Eiche, Obstbäume, Esche, Ahorn u. s. w. werden oft sehr teuer bezahlt und als Journiere u. s. w. verwendet.

Sehr verschieden ist endlich die Brenn- oder Heizkraft des H.; durch die Konkurrenz der Kohlen und infolge der feinem Forstwirtschaft tritt diese Eigenschaft des H. mehr und mehr in den Hintergrund. In den sächs. Staatswaldungen beträgt z. B. jezt der Nußholzausfall bereits 75 Proz. der gesamten Derbholzmasse, auf einzelnen Revieren 80 und noch mehr Prozent. Von heimischen Baumarten liefert die Buche das beste Brennholz, das schlechteste geben Pappeln und Weiden.

Viele Fehler des H. beeinträchtigen dessen Brauchbarkeit mehr oder weniger, einige erhöhen dieselbe für bestimmte Zwecke. Zu erstern gehören «Kernrisse» (Waldrisse), welche sich oft schon im lebendigen Baume infolge des Schrumpfens der innern Holzschichten bilden. «Frostrisse», d. h. radiale Längsrisse im stehenden Baum, welche bei starker Kälte durch die peripherische Zusammenziehung der äußern Holzschichten entstehen, oft Ursache von Fäulnis werden, namentlich bei manchen Laubhölzern infolge der sich fortgesetzt übereinander lagernden «Überwallungsschichten» leitenartige Hervorragungen (nach Göppert «Fropfungen») bilden. «Drehwuchs», d. h. ein spiralförmig um die Achse des Stammes gerichteter Verlauf der Holzfaser, «Rechte» oder «widersonnig» gedreht ist ein Baum, wenn die von unten nach oben verfolgten Fasern beim stehenden Baume von der linken nach der rechten Seite des vor ihm stehenden Beobachters laufen; verlaufen die Fasern von rechts nach links, so ist der Baum links oder «nachsonnig» gedreht. Starker Drehwuchs macht das H. zu manchen Tugzwecken ganz unbrauchbar, es spaltet nicht, ist weniger tragfähig u. s. w. Schwacher Drehwuchs schadet wenig, in manchen Gegenden schreibt man dem nachsonnig gedrehten Holze größere Verwendbarkeit zu, als dem widersonnigen (vielleicht Vorurteil?). Ursache des Drehwuchses ist unbekannt. Am meisten neigen zu Drehwuchs Kiefer, Eiche, Korkastanie, Edelkastanie, Obstbäume, Fichte u. s. w. «Alteit» des H., d. h. eingewachsene Äste, machen dasselbe unbrauchbar für Spalt- und feinere Schnittwaren; durch Erhaltung des Bestandeschlusses, mitunter auch durch künstliche Entfernung der Äste mit Messer und Säge erzielt der Forstwirt möglichst reines Holz. Ein nützlicher Fehler des H. ist für manche Verwendungszwecke verschlangener und wellenförmiger Verlauf der Fasern; hierher gehört «Maserwuchs», hervorgerufen durch örtliche Wucherung zahlreicher Proventrialsprossen, manchmal infolge von Verletzungen, besonders bei Pappeln, Ulmen, Erlen, Birken, Eichen, Ahorn, Linden (Jeunierholz), H. zu Tabakdozen, Pfeilenlöpfen u. s. w.). Nicht verschlangenen, sondern nur wellenförmigen Verlauf der Fasern zeigt der «winmerige» Wuchs, am meisten zu finden bei Buchen, Eichen, Erlen, Eichen, besonders am Wurzelansatz; derartige H. ist gut für Tischlerware, aber nicht gut als Bauholz zu brauchen. Fehler des H., welche durch Krankheit der Holzfaser bedingt werden, Fäulnis und Krebs, sind immer nachteilig für dessen Brauchbarkeit.

Die verschiedenen Fäulnisprozesse, welche die Praxis nach der Farbe als «Rotfäule» und «Weißfäule» unterscheidet, werden meist eingeleitet durch parasitische Pilze, die entweder von oberirdischen Wundstellen oder von den Wurzeln aus in den lebenden Baum eindringen. Fäulnis scheint aber auch hervorgerufen werden zu können durch Einwirkung von Luft und Wasser auf Wundflächen, wobei auch Pilze nur sekundär betheiligen, oder als «Wurzelfäule» durch ungenügenden Sauerstoffgehalt des Bodens. Bei der Zersetzung des w. durch parasitische Pilze verliert es seinen Zusammenhang durch Auflösung der Zellwände und nimmt verschiedene Farben an. Diese Pilze gehören den Gattungen Trameles, Agaricus, Polyporus, Telephora, Hydnum u. s. w. an. Nach dem örtlichen Vorkommen der Krankheit spricht die

Praxis von Wurzel-, Stod-, Kitz- und Kernfäule. Außerliche Fäulnis bezeichnet man gern mit dem Ausdruck «Krebs». Beschädigungen, Frostrisse, Insekten sind oft Ursache, obgleich auch hier Pilze eine Hauptrolle spielen, so beim Krebs der *Tanne Acidium elastum*, bei dem der Lärche *Peziza Willkommii*, bei verschiedenen Laubböhlern verschiedene Arten der Gattung *Noectria*. Die Fäulnis tritt noch häufiger als in lebenden Bäumen in totem, bereits verarbeiteten Holze auf, und ist sie auch hier von verschiedenen Pilzen begleitet oder eingeleitet. Ein höchst gefährlicher Feind ist in dieser Beziehung der Hauszwamm (s. d.).

Das H. ist Hauptprodukt der Forstwirtschaft. Nach der 1875 getroffenen Vereinbarung der deutschen forstlichen Versuchsanstalten unterscheidet man forstwirtschaftlich 1) nach den Baumteilen: «Verbholz», d. i. die oberirdische Holzmasse über 7 cm Durchmesser (einschließlich der Rinde); «Reisig», d. i. die oberirdische Holzmasse bis einschließlich 7 cm Durchmesser; «Stodholz», d. i. die unterirdische Holzmasse und der bei der Fällung daran verbleibende Teil des Schafts. 2) Nach der Verbandsart: a) Stamm- und Rundholz; dieses zerfällt in «Langholz» (Stämme, Klöße, Stangen) und «Schichtholz», d. i. 1) Schichtstämme eingekleidet u. Kantenholz (in der Hauptsache Verbrannt); b) «Brennholz» (Scheite, Knäuel, Kähle, Rinde, Stöße). Wozu wird das H. als Rohprodukt aus dem Walde dem Markte zugeführt. Schon seit alter Zeit hat man sich vielfach mit der Frage beschäftigt, welche Jahreszeit für die Fällung des H. in Rücksicht auf dessen Qualität die beste sei. Bereits im 16. Jahrh. erschienen «Anordnungen», welche bestimmte Fällungszeiten vorschreiben, das Fällung außer diesen Jahren nannte man «im besten Weibel» hauen. Diesem wird noch heute angenommen, daß das im Winter gefällte H. besser sei, als das im Sommer gefällte. Einige neuere Versuche haben gezeigt, daß diese Annahme nicht unbedingt richtig ist, sobald das H. nach der Fällung nur entsprechend behandelt wird. (Vgl. unter andern: «Untersuchungen über den Einfluß der Fällungszeit auf die Dauerhaftigkeit des Fichtenholzes» im «Zehrender forstlichen Jahrbuch», Bd. 29.) Etwas hat die Winterfällung für sich, daß das Baumholz infolge langwieriger Austrocknung weniger stark aufreißt. Übrigens wird die Fällungszeit gegendweise sehr verschieden durch mancherlei andere wichtige forstwirtschaftliche Rücksichten auf Verjüngung, Transport, Arbeitskräfte, Gewinnung der Rinde, klimatische Verhältnisse u. s. w. bedingt. Im allgemeinen findet in den mildern klimatischen Zonen, in welchen die Laubböhlern, auch Kiefern heimisch sind, mehr die Winterfällung (Ende Oktober bis März) statt, während man gewöhnlich ist, in den höhern, rauhen Gebirgszonen, wo sich meist ausgedehnte Nadelholz-, namentlich Fichtenwälder finden, der Sommerfällung den Vorzug zu geben. Die der Fällung unmittelbar folgende Aufbereitung oder Aufzehrung des H. muß um so sorgfältiger geschehen, je wertvoller die Hölzer sind; im allgemeinen hat man sich dabei nach den lokalen Bedürfnissen des Marktes und Handels zu richten, weshalb die verschiedensten Sortimente anzuhalten sind. Bald kommt das H. als Langholz, bald gespalten, bald als Schnittware (Breiter, Latten) in den Handel. Form und Benennung der einzelnen Sortimente sind nach den verschiedenen

Handelsausancen außerordentlich verschieden. Der Holzhandel hat infolge Verbesserung der Verkehrsmittel früher nicht gekannte Dimensionen erreicht. So belief sich beispielsweise die Einfuhr von europäischem, rohem und bearbeitetem Baum- und Rundholz über die deutschen Zollgrenzen 1880 auf 2147149 t (1 t = 1000 kg), 1881 auf 2376676 t, 1882 auf 2506386 t; die Ausfuhr dagegen 1880 auf 999350 t, 1881 auf 1084003 t, 1882 auf 1136283 t. Namentlich über Danzig, Memel, Stettin, Königsberg, Hamburg, Lübeck und Bremen wird aus Deutschland H. russischer, galizischer und deutscher Herkunft nach England, Frankreich, Belgien, Holland und Dänemark ausgeführt. Hauptwasserstraßen für ausländigen und inländischen Handel mit H. bilden unter andern die Weichsel für Rußland, die Oder für Oberschlesien, die Elbe für Böhmen und Sachsen, der Rhein für Baden, Württemberg und Bayern, die Weser für Bremen, die Donau mit Inn, Iller und Inn für Österreich. Auch außereurop. Hölzer werden jetzt vielfach nach England, Frankreich und Deutschland eingeführt. In Deutschland belief sich die Einfuhr 1880 auf 35430 t, 1881 auf 36724 t, 1882 auf 37215 t; die größte Masse dieses H. kam aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Ausfuhr Deutschlands nach außereurop. Ländern ist nicht erheblich, sie belief sich 1880 auf 5075 t, 1881 auf 7625 t, 1882 auf 7945 t. Über den bedeutenden Verkehr innerhalb der Zollgrenzen aus Eisenbahnen, Wasserstraßen und mit gewöhnlichem Fuhrwerk lassen sich Zahlenangaben nicht gewinnen.

Das H. wird nicht bloß als solches zu den verschiedensten technischen Zwecken verwendet, sondern auch gewisse einzelne Bestandteile desselben, die durch verschiedene Prozesse dargestellt werden. Schon in alten Zeiten gewann man Holzstohlen durch die «Köhlerlei», um namentlich für metallurgische Zwecke einen möglichst wenig Asche gebenden Brennstoff zu erhalten. Die Fortschritte der Technik haben indessen die Holzstohlen vielfach durch die billigeren Steinkohlen verdrängt. Eine Erhebung des H. bis auf etwa 300° C. unter vollständigem oder fast vollständigem Abschluß der Luft veranlaßt dasselbe in Kohle. Es geschieht dies meist in «Meilern», mitunter auch in Retorten. Bei diesem Prozeß, den man auch trockene Destillation des H. nennen kann, entweichen aus dem verkohlenden H. zahlreiche Stoffe, welche technisch benutzt und deshalb auch für sich allein dargestellt werden, nämlich Leuchtgas, Holzessig, Holzgeist, Kreosot, Teer u. a. m. Besonders letzterer wurde früher noch mehr als jetzt in dazu errichteten Öfen aus harzreichem Kiefernholz dargestellt («Leerschmelerei»). Durch vollständiges Verbrennen des H. gewinnt man Asche zur Darstellung der Pottasche, heute nur noch in Waldungen, denen hinreichender Abfluß fast vollständig fehlt (z. B. in einigen Gegenden der Polowina). Durch mechan. Zerklüftungen des H. in den «Holzschleifereien» wird der Holzstoff für Papierfabrikation, durch Kochen des H. mit Soda zu demselben Zwecke «Cellulose» gewonnen. Die Anzahl der dazu dienenden Fabriken steigt von Jahr zu Jahr. (S. Papier.) Aus den lebenden Nadelbäumen gewinnt man Harz, indem man die Bäume auf verschiedene Weise verwundet, wodurch Harzaustritt entsteht. Das Harz wird zur Darstellung von Pech, Terpentinöl, Kienruß u. s. w. verwendet. Geeignet dazu sind vorzüglich

Richte, Schwarzkiefer und Seeliefer.. In den deutschen Fichtenwäldern verschwindet diese Nutzung mehr und mehr, weil sie die Gewinnung von Nutholz sehr beeinträchtigt. Mancherlei Gerb- und Farbstoffe werden meist aus exotischen Hölzern gewonnen. Der Cambialsaft der Coniferen liefert Vanillin u. f. w.

Litteratur. R. Vager, «Die Forstbenutzung» (6. Aufl., Berl. 1883); Nordlinger, «Die technischen Eigenschaften des H.» (Stuttg. 1860); derselbe, «Querschnitte von 100 Holzarten» (10 Bde., deren jeder 100 natürliche, dünne Blättchen Hirnholz mit Text enthält, Stuttg. 1852—82); derselbe, «Anatom. Merkmale der wichtigsten deutschen Wald- und Gartenholzarten» (Stuttg. 1881); Burlart, «Sammlung der wichtigsten europ. Nuthölzer» (Wien 1880; 40 Tafeln mit Holzburchschnitten); J. Wiesner, «Einleitung in die technische Mikroskopie» (Wien 1867); derselbe, «Die Rohstoffe des Pflanzenreichs» (Lpz. 1873); W. Erner, «Die mechanischen Eigenschaften des H.» (Wien 1871); Vager, «Chemische Technologie des H. als Baumaterial» (Braunsch. 1872); Gottgetreu, «Pflanzliche und chem. Beschaffenheit der Baumaterialien» (3. Aufl., 2 Bde., Berl. 1879—81); Karmarsch, «Handbuch der mechanischen Technologie» (5. Aufl., 2 Bde., bearbeitet von E. Hartig, Hannov. 1875—76); R. Hartig, «Die Zersetzungserscheinungen des H. der Nadelholzbäume und der Eiche» (Berl. 1878); derselbe, «Lehrbuch der Baumkrankheiten» (Berl. 1882); Brantl, «Die Krankheiten der Pflanzen» (Bresl. 1881); Buresch, «Der Schutz des Holzes gegen Fäulnis und sonstiges Verderben» (Dresd. 1880); Scheide, «Rationell-praktische Anleitung zur Konservierung des H.» (2. Aufl., Lpz. 1860); Marchet und Erner, «Holzhandel und Holzindustrie der Ostländer» (Weim. 1876); Sygda, «Das H., dessen Benennungen, Eigenschaften, Krankheiten und Heiler» (Prag 1882); Brinj, «Die Bau- und Nuthölzer oder das H. als Rohmaterial für technische und gewerbliche Zwecke» (Weim. 1884).

Holz (künstliches), im allgemeinen ein dem natürlichen H. in Zusammensetzung und technischen Eigenschaften ähnliches Material. Am häufigsten bezeichnet man damit eine Masse, die aus feingepulverten Sägespänen mit Hilfe eines passenden Bindemittels durch Pressen in Formen hergestellt wird. (S. Bois durci und Holzement.) Nach einer andern Methode dient hierzu ein feiner Holzstoff, wie er in der Papierfabrikation benutzt wird. Derselbe gibt, mit einer Leimlösung imprägniert, gepreßt und getrocknet, eine feste Masse, die durch mehrere heiß aufgetragene Anstriche mit Leinölfirnis vor der Einwirkung der Nässe geschützt wird. In neuerer Zeit werden aus solchen Holzpasten meist Galanterie- und Bijouteriewaren, Kleinformate für Möbel, Bilderrahmen u. f. w. als wohlfeiler Ersatz der Holzschnitzarbeiten hergestellt. Ein mit Rücksicht auf Naturähnlichkeit wesentlich vervollkommenes Verfahren ist das von B. Barraq in Vöhlen (bei Rudolstadt). Nach demselben bildet den Hauptbestandteil der Masse die durch chem.-mechan. Auflösung des H. in feinsten Gestalt gewonnene Cellulose (Holzfaser), welcher in bestimmtem Verhältnis diejenigen Klebstoffe (Zett, Gummi, Zucker, Eiweiß u. f. w.) zugefetzt werden, durch deren Vorhandensein im natürlichen H. der innige Zusammenhang der Fasern bedingt wird. Durch Weizung erhalten dergleichen Gegenstände

das Aussehen irgendeiner Holzart, wäher Fähigkeit des Materials, sich sägen, feilen, bohren, schneiden, schleifen, polieren, lackieren vergolben zu lassen, alle für H. gebräuchlicheren und Dekorationsarten gestattet. Um ir höherm Grade die eigenartige Schönheit des natürlichen H. in Textur und Färbung zu erreichen, den die so hergestellten Ornamente u. f. w. einer Fournierung von Naturholz überzogen, ohne Fournierung in «Roh- oder Schwarz» ausgeführten Holzpressungen werden öfter: künstliches Ebenholz bezeichnet.

Holzalkohol, s. Holzgeist.

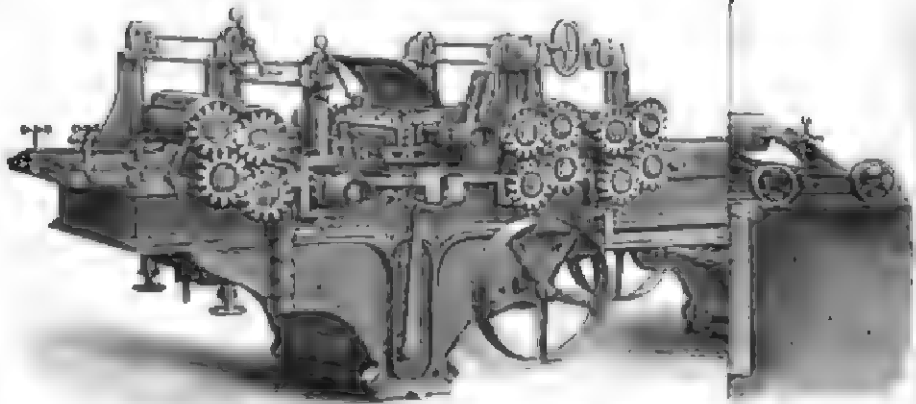
Holzappel (Peter, Graf), eigentlich C. mann, daher gräflich Melander, kaiserl. marschall, geb. 1585 in der Grafschaft Nassau; Sohn eines Bauern, widmete sich dem Kriegsd und war 1620 Oberster der Stadt Basel, kämpfte dann im Veltliner und im Mantuaner Krieg, wurde 1633 Generalleutnant des k. grafen Wilhelm von Hessen-Kassel, besel 8. Juli 1633 in der Schlacht bei Oldendorf Centrum und trug viel zum Siege über die K. lichen bei. Nach der Schlacht bei Nordlingen sehligte H. in Westfalen, mußte aber nach F land abziehen und wurde 1642 als des Ver verdächtig aus dem Hess. Dienst entlassen. Er in den Dienst des Pfalzgrafen von Neuburg, jedoch in kaiserl. Dienste, wurde in den Gr stand erhoben und mit dem Oberbefehl in F salen betraut. Im J. 1646 eroberte H. Mün und Eifel, wurde 1647 Feldmarschall und u nahm nach Wallas' Tode den Oberbefehl über kaiserl. Heer, welches er zunächst mit Geschid r ganisierte. Er schlug die Schweden unter Bra bei Eger, verfolgte dieselben nach Hessen und 17. Mai 1648 bei Beginn der Schlacht bei F marshausen. Vgl. Hofmann, «Peter Melan Reichsgraf zu H.» (Münch. 1882).

Holzappelbaum, s. u. Apfel, **Apfelbau**.
Holzappel, Stadt im preuß. Regierungsbe Wiesbaden, Unterlahnkreis, 5 km im NO. i Oberhof, mit (1880) 1039 E., hat ein Sch (Standesherrschaft des Großherzogs von Old burg) und Wei- und Zinkergruben.

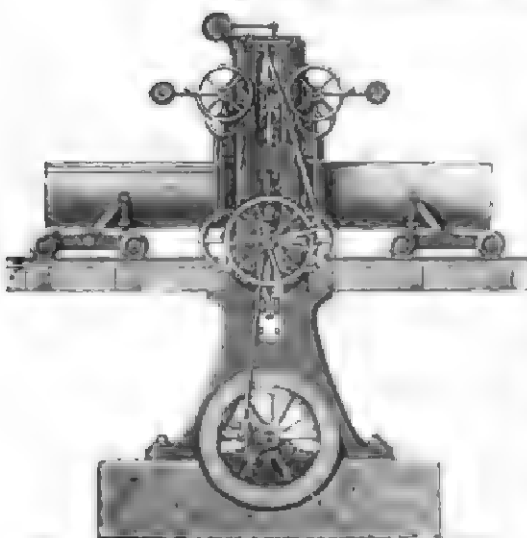
Holzbauer (Ignaz), fruchtbarer Kompon geb. in Wien 1711 und bis 1747 dort als Mu direktor thätig, dann nach einer ital. Reise i Hofkapellmeister in Stuttgart und 1753 Hofkap meist in Mannheim, dessen Kapelle er zu ei der berühmtesten der damaligen Zeit machte. Auf Opern und Oratorien, meistens zu ital. Text und vielen lat. Messen schrieb er gegen 200 S y phonien und viele sonstige Instrumentalwerke. i starb 7. April 1783 in Mannheim.

Holzbearbeitung, s. die Art. Bohrer u. Bohrmaschinen, Fäbrikation, Fournieren, Fräse, Hobel, Holzbearbeitungsmaschinen, Holzkonfervierung, Holzschneiderei, Holzstoff, Marqueterie, Sägemaschinen.

Holzbearbeitungsmaschinen (frz. machines à travailler le bois, engl. wood-working machines). Die Erfindung der zur Bearbeitung des Holzes dienenden Hilfsmaschinen datiert, abgesehen von d. Holzbrehbank und von den verschiedenen Systemen der Gatterfähe, aus den letzten drei Jahrzehnten. Zuerst kamen dieselben in dem holzreichen Amerik in allgemeinen Gebrauch. Die ersten in Teutid land bekannt gewordenen H. waren amerik., eng



14. Kombinations-Hobel-Kett- und Spindeltrieb

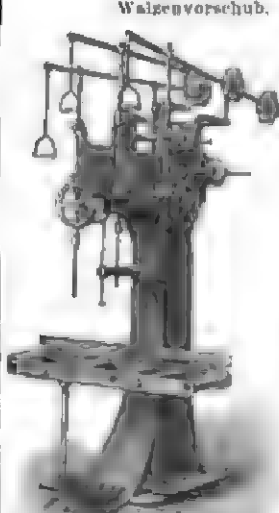


3. Gattersäge mit Walgenvorschub.

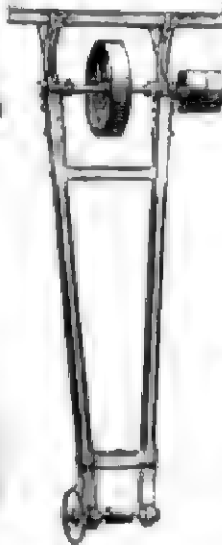


1.

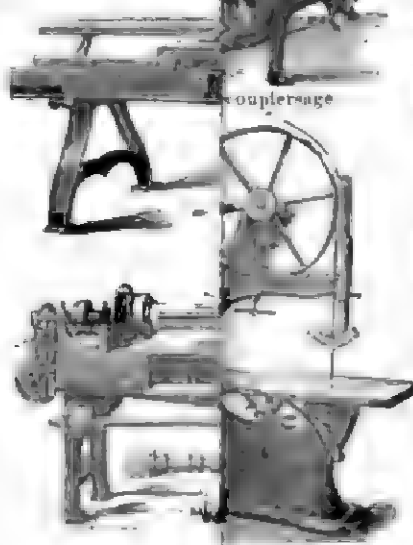
couplersäge



13. Holzbohrmaschine mit drei Spindeln.



6. Fendemaschine.



oder auch franz. Fabrikat; gegenwärtig sind jedoch die Konstruktionen der einheimischen Industrie so vervollkommen, daß der Bedarf Deutschlands an S. durch seine Produktion vollständig gedeckt wird. Hervorragende Fabrikanten von S. sind in Deutschland: Chemnitzer Werkzeugmaschinenfabrik, Rappelschmiedemaschinenfabrik, Gebrüder Schmalz in Offenbach a. M. und Deutsch-Amerikanische Maschinenfabrik von Ernst Kirchner u. Komp. in Sella-Hausen-Leipzig; in Frankreich: J. Arbez in Paris; in England: A. Ramsome u. Comp. und S. Worsam u. Comp. in Chelsea (London); in Amerika: J. A. Fay u. Comp. in Cincinnati (Ohio). Die S. sind den Maschinen für Metallbearbeitung, welche älteren Ursprungs als sie selbst sind, in der Hauptsache nachgebildet, obgleich die Verschiedenheit in der Natur der Materialien es mit sich brachte, daß häufig die Konstruktionsprinzipien geändert werden mußten, da die Struktur des Holzes zu sauberer Arbeit eine sehr rasche Bewegung der schneidenden Werkzeuge erfordert.

Der Hauptsache nach zerfallen die S. in die Gruppen: Maschinen zum Fällen, zum Trennen und Schneiden, zum Sägen, zum Bohren, Stemmen, zum Fräsen oder Rechen des Holzes, und in solche für spezielle Zwecke. Auf der Tafel: Holzbearbeitungsmaschinen sind die zur Holzbearbeitung in allgemeinen Gebrauch gekommenen Hilfsmaschinen zusammengestellt. Fig. 1 zeigt Maschinen zum Fällen und Durchsägen der Baumstämme von J. Arbez in Paris. Diese Maschinen, welche leicht auf einem Handwagen an die Arbeitsstelle gebracht werden können, bestehen in ihrem hintern, um ein Scharnier schwingenden Teile aus einem Dampfzylinder, dessen Kolben durch den aus dem Zylinderhals durch Schläuche zugeleiteten Dampf in Bewegung gesetzt wird. Die Verlängerung der Kolbenstange trägt die Säge. Durch Drehen des großen Handrades wird der Zylinder und dadurch die Säge gegen den Baumstamm gepreßt, und zwar bei der Säge zum Fällen in horizontaler, bei der Maschine zum Durchsägen in vertikaler Richtung.

Die zum weitem Zerteilen des Holzes benutzten Maschinen sind die Gatterfägen, Kreisfägen und Bandsägen. Die Gatterfägen (Fig. 2 und 3) wurde am frühesten benutzt, ihre Konstruktion ist jedoch in der Neuzeit wesentlich verbessert worden. Durch Wasser- oder Windkraft betriebene Gatterfägen sollen schon im 16. Jahrh. in Norwegen und Holstein zur Anwendung gekommen sein; in England wurden sie nicht vor dem 17. Jahrh., und zwar von der Arbeiterbevölkerung hartnäckig bekämpft, eingeführt. Die Gatterfägen, welche den wichtigsten Teil der Säge- oder Schneidemühlen bilden, dienen dem Zwecke, Baumstämme entweder der Länge nach zu zerschneiden, oder nur durch Entfernung der äußern Segmentstücke (Schwarten- oder Schwellstücke) vierkantig zu beschneiden (Abschwarten). Die hierzu verwendeten Sägeblätter sind einzeln oder in größerer Anzahl in einem vieredigen Rahmen, dem Gatter, befestigt. Ist nur eine Säge in der Mitte des Gatters angebracht, so bezeichnet man dieses als Mittulgatter oder Blodgatter; sitzt dieselbe an der Seite, wie dies beim Sämen und Abschwarten zweckmäßig ist, so entsteht das Seitengatter (Saumgatter). Ein Gatter mit zwei Sägen nennt man Doppelgatter; sind noch mehr Sägen im Gatter vorhanden, so heißt es

Bundgatter oder Vollgatter. Zu den Vollgattern gehört auch das Trenngatter zum Zerteilen der Hohlen in dünne Bretter. Zur Verbindung der Säge mit dem Gatter dient die Sägeklappe, in welche das Sägeblatt eingefast ist und die in der Querverbindung des Rahmens, dem Gatterriegel, verschraubt ist. Die Langseiten des Gatters, die sog. Gatterschenkel oder Gattersäbe, werden im senkrechten oder wagerechten Gleitschienen, den Gattersäulen, geführt (Vertikal- oder Horizontalgatter) und von einer Welle (Gatterwelle) aus durch Kurbel oder Krummzapfen und Lenkerstange auf und nieder, resp. hin und her bewegt.

Der zu zerschneidende Holzblod ist auf einem Wagen (Klohwagen, Blodwagen) befestigt, der auf eisernen Schienen läuft und durch das Schaltwerk (Vorschubzeug) in gerader Richtung gegen die Sägen geschoben wird. Der Wagen besteht entweder aus zwei horizontalen Balken (Wagenbäumen), die an beiden Enden durch Querriegel miteinander verbunden und so weit voneinander entfernt sind, daß die Sägen zwischen ihnen durchgehen können; oder er wird von zwei kleinen, gewöhnlich eisernen Wagen (Karren) gebildet, die den zu schneidenden Blod an seinen beiden Enden tragen. Unter dem Wagen liegen Längsbalken (Straßbäume) zur Unterstützung und Führung desselben; der von dem Wagen zurückgelegte Weg bildet die Straße des Gatters. Das Schaltwerk besteht entweder aus Sperrrädern, in welche von der Gatterwelle oder vom Gatter aus bewegte Sperrzähne eingreifen, oder aus Reibungsrädern. Bei einschnidigen Sägen geschieht der Vorschub entweder beim Aufstieg der Säge, also während sie nicht schneidet, wobei die Säge um die Breite des Vorschubs gegen ihre Bewegungsrichtung geneigt ist, damit sie dem vorrückenden Blod ausweicht (das Vornüberhängen der Sägen nennt man den Busen oder Anlauf), oder der Vorschub findet während des Niedergangs beim Schneiden der Säge statt. Zweifelschneidige Sägen, wie sie bei Horizontalgattern regelmäßig angewendet werden, erfordern kontinuierlichen Vorschub. Die Vornwärtsbewegung des Sperr- oder Reibungsrades wird durch Kette, Zahnrad- oder Schneckenradübertragung auf den Wagen übertragen. Die Befestigung des Blods an dem Wagen erfolgt durch besondere, an letztem befindliche Aufspannvorrichtungen, die entweder einfache Geißfäße, d. h. mit Schneiden versehene und in Scharnieren bewegliche Meißel sind, welche in den Blod eingeschlagen werden, oder andere Vorrichtungen, die durch Anpressen von Schrauben gegen den Blod diesen festhalten (Blodhalter bei Bund- und Seitengattern). Nach vollendetem Schnitt wird letzterer von Hand und unabhängig vom Schaltwerk zurückbewegt (Rücklauf des Wagens).

Fig. 2 der Tafel zeigt eine Vertikal-Bundgatterfägen von J. Arbez in Paris mit rudimentärem Vorschub des durch Kette bewegten Karrens; der Blod wird durch im Gestell gelagerte Rollen unten und vor den Sägen durch eben solche seitlich geführt. Zum Schneiden starker Blöde dient die Gatterfägen mit Walzenvorschub (Fig. 3) von Ernst Kirchner in Leipzig-Sella-Hausen. Bei dieser wird der Blod ebenfalls durch Karren geführt, gegen Erschütterungen aber durch Rollen, welche mit Gewichten belastet sind und auf den Blod drücken, gesichert. Die Gatterwelle kann bei Vertikalgatterfägen sowohl unterhalb als oberhalb

Maschinen müssen indes für jedes zu erzeugende Profil entsprechende Messer an die Messerwalze geschnitten werden. Ofters hat man auch die Einrichtungen zum Glathobeln, Rehlen und Profilieren an einer Maschine vereinigt.

Fig. 10 zeigt eine kombinierte Hobel-, Rehl-, Rut- und Spundmaschine von Ernst Kirchner u. Comp. in Leipzig-Sellerhausen. Bei derselben ist der Messertopf auf einem schrägen Bod verstellbar; die Zuführungswalzen sind mit Gewichten belastet, die einen stets gleichmäßigen Druck auf das Holz ausüben. Außerdem hat die Maschine einen Spanbrecher, welcher dazu dient, beim Schneiden das Ausreißen an den Enden des Hölzer zu vermeiden und auf der Stirnseite des Holzes auch nuten und spunden zu können. Die Langhobelmaschinen eignen sich infolge der Angriffsart ihrer Messer vorzugsweise zur Herstellung glatter Oberflächen, d. h. zum Abschlichten; zum Vorarbeiten (Schruppen) dienen die weniger gebräuchlichen Quer- oder Scheibenhobelmaschinen, welche diese Späne wegnehmen. Bei diesen Maschinen besteht das arbeitende Werkzeug aus einer zur Holzfläche parallelen, vertikalen oder horizontalen Scheibe, welche, um eine zu derselben senkrechte Achse drehbar, auf der dem Holzstück zugewendeten Seite mit Messern versehen ist; letztere nehmen bei der schnellen Rotation der Scheibe von der Oberfläche des unter ihnen bewegten Arbeitsstücks kreisförmige Späne fort. Der Vorschub ist bei den Scheibenhobelmaschinen gleichfalls selbstthätig und wird entweder, wie bei den Langhobelmaschinen, durch geriffelte Speisewalzen besorgt, oder das Holzstück wird in einen besondern Rahmen eingespannt und dieser an der Messerscheibe entlang geführt. Zu den Hobelmaschinen gehört auch die Hügelmachine, welche die Arbeit der Hügelsäge (s. unter Hobel) auf mechan. Wege verrichtet.

Den Langhobelmaschinen dem Wesen nach verwandt sind die Fräsmaschinen. Bei denselben besteht das arbeitende Werkzeug, die Fräse (s. d.), aus einem Knopf oder einer Scheibe von federhartem Stahl mit breiten Ausschnitten, zwischen welchen eigentümlich geformte Zähne, sog. Flügel, stehen bleiben, oder aus einem Zylinder, resp. einer Scheibe mit eingesehten und nach Bedarf auszuwechselnden Messern, deren schneidende Kante geradlinig, mannigfach gekrümmt oder geschweift ist. Ihre hauptsächlichste Anwendung finden die Fräsmaschinen zur Bildung von Hohlkehlen, Stäbchen und zusammengefügten finkartigen Rehlungen von in der Längsrichtung krummen Arbeitsstücken, wofür sie durch keine andere Arbeitsmaschine ersetzt werden können. Die rasch rotierende Fräswelle steht meist senkrecht (Fig. 11), und die Fräse ist in der Regel am oberen Ende der Welle angebracht. Das nach entspregender Krümmung zugeschnittene Arbeitsstück wird mit den Händen an die nach dem gewünschten Profil geformte Fräse gedrückt und nach Bedarf sowohl fortgeschoben als gewendet; bei stehender Welle ragt nur der oberste Teil derselben mit der Fräse aus dem Arbeitsstück hervor, auf welchem das Holz liegt, um seitwärts an der Fräse vorbeizugehen. Zur Bildung von Ruten und schmalen Einschnitten ist die Fräse eine kreisrunde Scheibe mit sägeartig grobgezahnem Rande. Bei horizontaler Fräswelle handhabt man das Arbeitsstück unter der Fräse und gibt ihm dann gewöhnlich eine leicht drehbare Reibwalze zur Unterlage.

Die Holzdrehbank ist eine Vorrichtung zum Rundformen des Holzes. Sie stimmt im wesentlichen mit dem gleichnamigen Werkzeuge des Metalldrehers überein, nur erfordert sie eine weniger sorgfältige Ausführung, da die äußerste Genauigkeit beim Holzdrehen unnötig, durch das leichte Verziehen des Holzes eigentlich unmöglich ist. Mit Rücksicht darauf, daß sich Holz überhaupt leicht drehen läßt, werden die gewöhnlichen Holzdrehbänke fast immer durch Treten bewegt; nur bei der fabrikmäßigen Herstellung hölzerner Drechselwaren wendet man zu ihrem Betriebe Elementarkräfte an. Über die Einrichtung derselben s. Drehbank. Das Einspannen der Holzstücke auf der Drehbankspindel geschieht mittels verschiedener Futter oder Patronen, hölzerner, messingener oder eiserner Hohlzylinder, welche auf das Gewinde am vordern Ende der Spindel aufgeschraubt werden und in denen das Arbeitsstück durch Schrauben, durch Eintreiben, oder auch durch Einklemmen (Klemmfutter) festgehalten wird. Längs Arbeitsstücken, die zwischen Spitzen eingepannt werden, wird die rotierende Bewegung der Drehbankspindel durch das Dreisack (Zwir) übertragen; dies ist ein auf der Spindel angeschraubter Kopf, der eine scharfe sählerner Mittelpunktsäge und zwei breitere schneidenartige Stahlzacken enthält, die in die Endflächen des Arbeitsstücks eingestochen werden.

Die zum Bearbeiten des Holzes auf der Drehbank benutzten Dreheisen oder Drehhähle sind von den Drehhählen des Metallarbeiters durch ihre größere Breite und ihren spitzern Zuschärfungswinkel verschieden. Allgemein werden die Hähle, der Hohlmeißel (Schrotmeißel) und der Drehmeißel (Schlichtmeißel oder kurz Keißel) angewendet. Die Hähle, von 6—86 mm Breite, ist eigenartig ausgehöhlt und an der Schneide zu einer reziprocierenden Kante ausgeschliffen. Der Meißel, dem Hähleisen (s. d.) gleichend, dient zum Vertiefdrehen des Holzes und hat eine geradlinige, gegen die Achse des Werkstücks schrägziehende, an beiden Flächen ungleichförmige Schneide. Andere bei der Holzdrehbank in Anwendung kommende Stähle sind der Ausdrehstahl mit senkrecht stehender Schneide zum Ausdrehen von Hohlungen, der Spitzstahl zum Einschneiden spitzwinkliger Furchen, der Schlichtstahl, ähnlich dem Meißel, jedoch nur an einer Seite zugeschärft, zum Schlichten (Reindrehen) sehr harter Hölzer, der Stichstahl zum Ausdrehen rechtwinkliger Furchen, der Hakenstahl und der Rundstahl zum Erweitern von Hohlungen, schließlich das Baueisen, der Ausdrehhaken, der Einschnitter und der Zweischneider zum Bearbeiten der Bodenflächen von Hohlungen.

Komplizierte Konstruktionen der Drehbank finden als Ovalwerke oder Passigdrehbänke Verwendung. Man bezeichnet hiermit Drehbänke, deren Spitzen nicht festliegen, sondern beim Drehen sich gleichzeitig in einem Kreise bewegen und dadurch die Entfernung des Arbeitsstückes vom Stahl in Ovallinien regelmäßig verändern. Zum Abbrehen ganz unregelmäßiger Querschnittsformen dient die Kopier- oder Schablonen- (Fagon-) Drehbank. Diese Maschine besteht gewöhnlich aus einer Kombination der Drehbank mit der Fräsmaschine, indem das Arbeitsstück mit der Drehbankspindel verbunden und das Werkzeug wie eine Fräse in Drehung versetzt wird, außerdem aber eine Beweglichkeit erhält, die in jedem

Augenblick eine Annäherung oder Entfernung von der Drehachse des Arbeitsstücks gestattet. Zur Erzeugung dieser letzten Bewegung dient meist ein Modell, das genau die Gestalt des anzufertigenden Gegenstandes hat und mit diesem in Rotation versetzt wird. Gegen dieses Modell legt sich mit einem Ende ein Rahmen, der am andern Ende die Fräse trägt und daher, der Oberflache des Modells folgend, die Fräse stets in einer Entfernung von der Drehachse hält, die dem jedesmaligen Querschnitt des Modells genau entspricht. Ähnlich in der Konstruktion ist die Façon drehbank von F. Arbez zur Herstellung von Rannelierungen, Verzierungen u. (Fig. 12), bei der die den einzelnen Arbeitsstücken entsprechenden Bewegungen des Fräasers durch Anwendung von Schablonen erzielt werden, auf denen das Friktionsrollchen des Rahmens gleitet.

Das Bohren gedrehter Arbeitsstücke wird auf der Drehbank ausgeführt, wenn ein einziges Loch, und zwar in der Achse des Gegenstandes, herzustellen ist. Der Bohrer wird dann in der Richtung dieser Achse mit der Hand an das Holz gehalten und nachgeschoben, während letzteres rotiert; oder es wird das mit der Hand festgehaltene Arbeitsstück gegen den eingespannten Bohrer gepreßt. Zum Bohren derartiger Löcher wird bei Querholz der Centrumböhrer, bei Langholz der Vösselböhrer (s. unter Bohrer und Bohrmaschinen) zur Anwendung gebracht. Das Bohren auf besondern Bohrmaschinen findet bei Holz statt, um kleine oder mäßig große, nicht sehr tiefe Löcher zu erzeugen. Die hierzu dienenden Maschinen, welche einfacher als die Metallbohrmaschinen sind, tragen die Bohrspindel bei kleinen Bohrern horizontal, sonst vertikal; oft sind auch mehrere solcher Bohrvorrichtungen an einem Maschinengestell vereinigt (Fig. 13). Das Arbeitsstück ruht auf einem Tische, und der Bohrer wird von Hand gegen dasselbe bewegt. (S. auch Bohrmaschinen.) Langlochbohrmaschinen (Fig. 14) finden öfters zur Herstellung von Schügen und Nuten Verwendung. Bei denselben ist die Bohrspindel gewöhnlich in einem Schieber gelagert, der von Hand, seltener selbstthätig, gegen das auf dem Tische befestigte Arbeitsstück verschiebbar ist. Man bohrt so zuerst je ein Loch an den Enden des vorgezeichneten Schüges; alsdann bewegt man das Arbeitsstück mit dem Tische hin und her und nimmt so das noch zwischen den beiden Endlöchern befindliche Holz weg, wodurch eine Nut mit cylindrisch abgerundeten Eden erzeugt wird. Um in dieser Weise abgerundete Nuten an den Enden edig herzustellen, können dieselben noch auf Maschinen ausgestemmt werden. Derartige Maschinen, welche auch zum Ausstemmen von Zapfen an Holzteilen Verwendung finden, besitzen einseitig scharf geschliffene Meißel, die sich hin- und her, resp. auf- und abbewegen und dabei in das auf dem Arbeitstische befindliche Holzstück einschneiden, wozu letzteres nach jedem Schnitt um die Stärke eines Spans (1–2 mm) weiter vorrückt. Speziell zum Ausstemmen der durch Langlochbohrmaschinen erzeugten Nuten wird öfters die Stemmmaschine mit der Langlochbohrmaschine kombiniert (Fig. 14); durch die Bewegung des geradarmigen Hebels wird der Meißel gegen die Enden des Nutlochs gepreßt und die Nut scharfzantig ausgehöhlt.

Wie bereits erwähnt, hat man verschiedene der beschriebenen Maschinen zu einer einzigen Kon-

struktion vereinigt. Außer den kombinierten Hobel-, Rehl-, Nut- und Spundmaschinen und den Langlochbohr- und Stemmmaschinen gibt es Nut-, Spund- und Zägemaschinen, Abriechhobel- und Zägemaschinen, Zapfenschneid-, Stemm- und Bohrmaschinen, Universal-, Fräs- und Stemmmaschinen u. a. Eine besondere Klasse bilden die Universal-Holzbearbeitungsmaschinen, auch Universal-Holzarbeiter oder Tischler genannt. Mit Hilfe einer solchen Maschine kann man hobeln, nuten, spunden, abrichten, abfasen, schügen, kantig hobeln, rund- und langlochbohren, Zinken schneiden, lang- und quersägen, stemmen. Dieselbe eignet sich, da sämtliche für diese Operationen erforderlichen Werkzeuge, wie Messerwalze, Fräskopf, Kreissägeblatt, Bohrer und Stemmeisen, auf einem kleinen Tische des Gestells angebracht werden können, namentlich zum Gebrauch für Möbelfabrikanten, Tischler, Instrumentenmacher, Ristenmacher, Goldbleichenfabrikanten u. s. w.

Auch zur Herstellung spezieller Fabrikationszeugnisse werden verschiedene S. angewendet. Zur Fabrikation von Holzschubleisten und Holzschuben bedient man sich der Kopierdrehbänke. Von Arbez in Paris werden derartige Drehbänke gebaut, auf welchen nach zwei eingespannten Modellen gleichzeitig sechs Holzstücke bearbeitet werden können. Die Holzschubleisten werden nach der Form der Modelle außen abgedreht und dann für den Zweck des leichtern Einpassens in Unter- und Obertheil (Fuß und Spanne) zerhackt. Bei der Herstellung von Holzschuben werden die von der Kopierbank kommenden, außen abgedrehten Stücke auf einer zweiten, mit Fräsen ausgerüsteten Kopierdrehbank, soweit die Öffnung des fertigen Schubes reicht, ausgearbeitet, und schließlich wird auf einer dritten Maschine, der Kopierbohrbank, das Holz aus der Spitze des Holzschubes mittels Vösselbohrer weggewonnen. Die zum leichteren Einspannen der Holzschube in die Maschinen stehengelassenen Zapfen werden dann abgeschnitten, worin die einzige von Hand auszuführende Arbeit bei der Anfertigung derartiger Schube und Leisten besteht. In ähnlicher Weise werden auf der Kopierdrehbank die Gewehrstöben, Pistolenkäfte, Wagenradspeichen u. s. w. gedreht.

Von einfacher Konstruktion sind auch die Maschinen zur fabrikmäßigen Herstellung von Zündhölzchen. Um vieredrige Zündhölzchen zu erzeugen, werden zunächst die Holzstücke auf einer Kreissäge mit sechs Blättern in lange, vierseitige Prismen zugeschnitten. Diese gelangen in einen Schneidapparat, der aus zwei langen, zu einer Schere verbundenen, aufrecht stehenden Messern und einer Anzahl horizontal hinter den Messern eingespannter Schneiden besteht. Beim Arbeiten der Maschine wird das Holzprisma selbstthätig gegen den Schneidapparat vorgeschoben und von den Messern in kleine, dünne Rechtecke zerhackt, die im nächsten Augenblicke von den scharfen Schneiden in lauter vierkantige Hölzchen zerhackt werden. Zur Erzeugung runder Zündhölzchen stellt man zunächst Holzdraht, d. h. dünne, runde Holzstäbchen her. Das Schneidzeug der hierzu dienenden Maschine, der sog. Zündhölzerhobel, ist ein schmales Eisen und besitzt statt der Schneide einige trichterartige, an der engen Öffnung scharfrandige Röhren. Jedes solche Röhren schneidet oder spaltet, indem es mit der engen Öffnung in das Holz

eindringt, ein cylindrisches Stäbchen heraus. Diese Stäbchen werden weiter in einzelne Stücke von der Größe der Streichhölzer zerschnitten.

Die zum Verpacken von Glas, Porzellan u. s. w. neuerlich zweckmäßig angewendete sog. Holz-*wolle*, aus einzelnen langen und dünnen Spänen bestehend, wird auf Maschinen erzeugt, deren Schneidzeuge ein Zahnhobel und ein Schrupphobel sind. Ersterer zieht in das auf dem Arbeitstische aufgespannte Holzstück feine, die Längsrichtung des Holzes verfolgende Furchen, während der nachfolgende Schrupphobel einen breiten Span von angemessener Dicke ablöst, der somit in einzelne dünne Späne zerfällt. Der zuweilen statt der Schaufelle zum Beloutieren der Tapeten benutzte Holzstaub, gleichfalls Holzspane genannt, wird durch Zerreiben und Mahlen gefärbter Holzspäne gewonnen. Aber die Erzeugung von Holzmehl durch Abschleifen weichen Holzes auf Drehschleifsteinen (Holzstoß) s. Holzschleiferei. Neuerdings sind zum Polieren feiner Möbel, Klaviertheile u. s. w. Sandpapiermaschinen in Gebrauch gekommen. Bei denselben wird eine Scheibe, auf deren unterer Fläche Sandpapier befestigt ist, in rasche Rotation versetzt und gegen das auf dem Arbeitstische liegende Holzstück gedrückt, wobei ein an der Maschine befindlicher und mit dieser in Thätigkeit gesetzter kleiner Erbaukor (s. d.) den entstehenden Holzstaub aufsaugt.

Die zum Zerklüffern des Brennholzes zuerst zur Anwendung gekommenen Spaltmaschinen, welche die Arbeit der Art oder des Weiles ersetzen, haben als Schneidzeug ein zweifach angelegtes Messer, den Stöbel, das mittels Pleuellstange und Schenkstiel in Haltungen auf- und abgelenkt. Zwischen der höchsten Stellung des Stöbels und dem Tische der Spaltmaschine befindet sich ein freier Raum zur Aufnahme des aus dem Tische mit der Spirale aufgesetzten Holzstücks, welches letzteres beim Niedergange des Stöbels in der Richtung seiner Längsachse gespalten wird. Die Spaltmaschine hat in modifizierter Ausföhrung auch in einigen andern Zweigen der Holzindustrie Verwendung gefunden. Die Fabrication hölzerner Schrauben beschränkt sich infolge des geringen Abjages derselben auf die Handarbeit oder das Schneiden auf der Drehbank; das Schneidzeug, der Weiskuß (s. d.), wird dann entweder in einer aus hartem Holz gebildeten Kluppe oder im Support befestigt.

In manchen Fabricationszweigen, z. B. in der Stellmacherei und Möbelschleiferei, wird die Eigenschaft des Holzes, sich in eine bestimmte Form biegen zu lassen, vielfach benutzt. Junges und saftreiches Holz läßt sich ohne Schwierigkeit biegen und behält die ihm dabei erteilte Gestalt, wenn es im gebogenen Zustande getrocknet wird. Bereits getrocknetes Holz wird für den Zweck des Biegens zuerst der Einwirkung von heißem Wasser oder Wasserdampf ausgesetzt und dann um Formen gebogen und getrocknet. Das Biegen um Formen erreicht man zweckmäßig mit der Holzbiegemaschine. Dieselbe besteht im wesentlichen aus einem kräftigen Gestell, auf welchem die Form befestigt ist, während, etwas von ihrer äußersten Kante entfernt, zwei Schienen mit dem einen ihrer Enden drehbar gelagert sind. Um ihre andern Enden sind Seile oder Ketten geschlungen, die durch eine Windevorrichtung angezogen werden und dadurch die Schienen der Form nähern

können. Das zu biegende Holz wird zwischen der Form und den Schienen eingepannt und hierauf durch Drehen der Windevorrichtung um die erstere gelegt. Auf dem gleichen Prinzip beruhen die schweren Maschinen zum Biegen der sog. gesprengten und ähnlicher Balken. Ein Pressen des Holzes zur Erzeugung von Reliefverzierungen findet in der Art statt, daß gravierte Kesselformen (Matrizen) in erhitztem Zustande mittels hohen Drucks in daselbe eingepreßt werden.

Holzbiegmaschine, s. unter Holzbearbeitungsmaschinen.

Holzbläuhauerei, s. unter Holzschneiderei.

Holzblüthenbaum, s. unter Birne, Birnbaum.

Holzblau nennt man in der Zeugfärberei die mit Blauholz hervorgebrachten Farbenidne, die gegenwärtig aber nur zur Erzeugung von Schwarz benutzt werden. (S. unter Blaufärbung 5.)

Holzbock oder **Jede** (Ixodes) nennt man eine Gattung milbenartiger Gliederthiere, die einen lederartigen Körper mit einem Hornschilde und Füße mit zwei Klauen und einer Hefischeibe besitzen, der Augen entbehren und sich in lauen Wäldern oder auf trockenen Weiden aufhalten. Die Männchen nehmen im vollkommenen Zustande keine Nahrung zu sich; die Weibchen dagegen benutzen jede Gelegenheit, sich an Menschen und Tieren anzusaugen, wo sie, obgleich anfangs platt, dann mit Blut erfüllt, bis zur Größe einer Erbse anschwellen können. Ihr mit Widerhaken besetzter Saugrüssel bleibt so fest in die fremde Haut versenkt, daß durch gewaltthames Abreißen des Parasiten, der, mit 11 Fortsätzen, stirbt und von selbst abfällt, schwer heilende Wunden veranlaßt werden können. Im tropischen Amerika gibt es viele und große Arten, die auch für den Menschen eine gewaltige Plage sind. Zu dieser Gattung gehört der gemeine H. (L. Ricinus), mit einem nur kleinen Hornschilde, der sich bei uns überall in Gebüsch findet und an Menschen, Hund u. s. w. ansaugt. Der gerannete H. (L. marginatus) mit großem Schilde ist ebenfalls häufig.

Holzbock nennt man übrigens auch manche andere Insekten, namentlich die Wollkäfer (s. d.).

Holzbohrer, s. unter Bohrer und Bohrmaschinen.

Holzbohrer, Käfer, s. Holzresser.

Holzbranntwein hat man die spirituose Flüssigkeit genannt, welche man früher aus Holz darstellen wollte. Zu diesem Behufe wurde Holz mit verdünnter Schwefelsäure geseiht, wobei gewisse Bestandteile des Holzes in Zucker verwandelt werden, während angeblich für die Papierfabrication taugliche Cellulose zurückbleibt. Die zuckerhaltige Flüssigkeit sollte, mit Asche neutralisirt, in Wärg versetzt werden und dann durch Destillation in Spiritus, resp. Holzbranntwein verwandelt werden. Das Hauptprodukt dieser Industrie war die Cellulose, der H. Nebenprodukt. Da aber die mit Schwefelsäure dargestellte Holzsaft keine reine Cellulose ist und sich für die Papierfabrication als unbrauchbar erwiesen hat, so ist der brachliegende Industriezweig nach kostspieligen Versuchen zu Grunde gegangen.

Holzbronze, ein Altmich für Holzarbeiten, der denselben ein metallähnliches (bronzeartiges) Aussehen verleiht.

Holzcassia (Cassia lignea), auch Malabar-cassia genannt, eine geringe Sorte Zimt, kommt von einer Varietät von Cinnamomum ceylanicum. (S. unter Cinnamomum.)

Holzcellulose, s. unter Cellulose.

Holzcement, auch Scissarin genannt, ein Gemenge von Sägepänen, Hanffasern, Stärkemehl, Gallerte und Mineralabfällen, das zur Herstellung verschiedenartiger Zupusartikel dient. S. nennt man auch eine zum Anstrich von Holztheilen verwendete Mischung von Zeeer mit Asphalt, Sand u. s. w.

Holzcementdach, s. unter Dach.

Holzbarre, s. unter Darren.

Holzdeputat, s. unter Deputat.

Holzdiebstahl (Forstdiebstahl), s. unter Forstrevol.

Holzdraht, s. unter Holzbearbeitungsmaschinen, S. 352, und Holzgewebe.

Holzgemme, linksseitiger Zufluss der Bode, entspringt im Harz am Rennedenberge, fließt in unzähligen kleinen Wasserfällen in der sog. Steinernen Rinne, einem tiefen Gebirgspalt, herunter, berührt Wernigerode und Halberstadt und mündet 4 km unterhalb Gröningen links in die Bode.

Holzessig oder **Holzessigsäure**, Produkt trockener Destillation des Holzes. Wird Holz bei Abschluss der Luft erhitzt, so findet Zersetzung seiner sämtlichen Bestandteile statt, unter Neubildung einer Menge von organischen Verbindungen und unter Abscheidung von Holzkohle. Die entstandenen Verbindungen lassen sich zum Teil zu Flüssigkeiten verdichten, zum Teil bilden sie Gase, welche als solche entweichen oder auch in der Feuerung verbrannt werden können. Die abgeschiedenen Flüssigkeiten sondern sich in eine klar saure, wässrige, welche den H. bildet, und eine tief schwarz gefärbte, Holzärr. Zur Darstellung des H. wählt man vorzugsweise Laubhölzer, so Buchen, gelochtes Eichen, Birkenholz, doch kommen auch Nadelhölzer zur Verwendung; bei letztern kann dann zugleich Terpentinöl gewonnen werden.

Die Destillation wird in eisernen Retorten ausgeführt, und diese haben meist die Form eines Cylinders, selten die eines viereckigen Kastens. Die Cylinders werden entweder liegend oder stehend angeordnet. Bei ersterer Methode werden die Cylinders in einem Ofen, und dann meist zu zweien über einer gemeinsamen Feuerung, eingemauert, so daß die Enden gerade aus dem Ofen hervorstehen; die beiden Enden werden durch eiserne Platten verschlossen, von denen die eine, mit einem Abzugsrohr für die entweichenden Dämpfe und Gase versehen, dauernd mit dem Cylinders verbunden ist, während die andere nur während der Destillation einen temporären Verschluss bildet und nach Beendigung jeder Operation entfernt wird, um die Holzstücke aus dem Cylinders nehmen und frisches Holz einfallen zu können. Bei den stehenden Cylinders sind zwei verschiedene Konstruktionen zu unterscheiden. Bei der einen sind die Cylinders, welche dann meist von starkem Kesselflech angefertigt werden, oben und unten mit abgerundetem Boden versehen, von denen der obere eine Öffnung von solcher Weite trägt, um einen Arbeiter einsteigen zu lassen, der die Holzstücke, aufrecht stehend, symmetrisch so einzulegen hat, daß möglichst wenig Zwischenräume verbleiben. Der Cylinders ist dauernd in einen Ofen eingemauert und rings mit spiralförmig aufsteigenden Feuerkanälen umgeben, um die Hitze auszunutzen; ein oben angebrachtes Abzugsrohr leitet die Dämpfe und Gase zur Kondensationsvorrichtung, häufig findet sich noch ein zweites Abzugsrohr am Boden des Cylinders. Die andere Konstruktion unterscheidet sich von dieser

dadurch, daß der Cylinders nicht dauernd im Ofen verbleibt, sondern unmittelbar nach beendeter Destillation mittels eines Krans herausgewunden wird, um außerhalb des Ofens zu erkalten. Letztere Konstruktion bietet den Vorteil einer günstigeren Ausnützung der Wärme insofern, als in den noch heißen Ofen ein zweiter, frisch gefüllter Cylinders eingelegt werden kann, der die vorhandene Wärme aufnimmt, während im andern Falle Cylinders und Ofen bis zum völligen Erkalten stehen bleiben müssen, um einer Entzündung der Kohle vorzubeugen. Als Kondensationsvorrichtung dient entweder ein kleineres Schlangrohr, welches in einem geräumigen, mit kaltem Wasser gefüllten Behälter liegt, oder häufig auch eine Reihe von aufrecht gestellten Zisternen, die durch thönerne Niederöhrren untereinander derartig verbunden sind, daß die heißen, vom Cylinders kommenden Dämpfe in das erste Faß der Reihe eintreten und dann nacheinander die übrigen passieren, wobei die Kondensation durch Ausstrahlung der Wärme erfolgt. Oder endlich nimmt man auch eine Kombination dieser beiden Einrichtungen vor, man läßt die Dämpfe zunächst durch ein Holzfaß und dann durch ein Schlangrohr passieren. Letztere Anordnung empfiehlt sich namentlich bei der Verarbeitung harzreicher Hölzer insofern, als die Abkühlung in dem Faße hinreichend ist, um die größte Menge der hochsiedenden Bestandteile des Zeeers zu verdichten, während das Terpentinöl und der H. dampfsförmig bleiben und erst im Schlangrohr niedergeschlagen werden, wodurch also gleich bei der Darstellung eine Trennung der Produkte erreicht wird.

Die Ausbeute an Essigsäure ist abhängig vor allem durch die Art der Erhitzung. Bringt man z. B. Holz in eine zum starken Kochen erhitzte Retorte, wie bei der Bereitung des Leuchtgases aus Holz, so entstehen viel brennbare Gase, viel Kohlenensäure neben ganz wenig Essigsäure, während die größte Menge dieser Säure gebildet wird, wenn das Holz langsam auf eine Temperatur gebracht wird, welche der Schmelzhitze des Zinns entsprechend ist, und andauernd bei dieser Wärme erhalten wird. Bei der gewöhnlichen Anordnung der Destillationsapparate ist dies jedoch unausführbar, weil bei dem schlechten Wärmeleitungsvermögen der Kohle wie des Holzes die Wärme allzu langsam in das Innere des Cylinders eindringen würde. Dagegen kann man diese Temperatur einhalten bei einem von Violette eingeführten und jetzt auch in der Praxis umfänglich angewendeten Verfahren, welches darin besteht, die erforderliche Erhitzung durch überhitzten Dampf zu bewirken, wobei der Dampf die ganze Holzmasse gleichmäßig durchdringt und so jeder einzelnen Faser die Wärme gleichmäßig mittheilt. Das Holz wird dabei in einen doppelwandigen Cylinders gebracht, der in einem Spiralföhr bis zur Schmelzhitze des Zinns überhitzte Dampf tritt zuerst in den den innern Cylinders umhüllenden Dampfmantel und dann am vordern Ende in den innern Cylinders, strömt durch die ganze Holzmasse und entweicht am andern Ende, mit den Destillationsprodukten beladen, in einen Abflapparat.

Der H. ist im wesentlichen eine gelb bis rothbraun gefärbte wässrige Lösung von Essigsäure und Methyloxyd, außerdem enthält er eine ganze Reihe von andern Bestandteilen, organischen Säuren, den aromatischen Verbindungen angehörenden Alkoholen und Althern u. s. w. Letztere theilen ihm einen eigentümlichen Geruch und machen ihn als Antiseptikum

wirksam. Er dient teils als Rohmaterial zur Darstellung der Essigsäure (s. d.), der essigsauren Salze und des Methylalcohols oder des Holzgeistes (s. d.), teils findet er wegen seiner antiseptischen Eigenschaften Verwendung in der Medizin, doch hier namentlich in der Veterinärpraxis, und zur Konservierung von Fleischwaren zum Behuf der sog. Schnellräucherung. Hierbei wird das Fleisch, namentlich Braten in d. eingetaucht oder damit bestrichen, wobei der d. genügend einbringt, um in kürzester Zeit ebenso säuernd zu wirken, wie es durch das Räuchern in viel längerer Zeit erfolgt, während das Fleisch saftig bleibt und seinen ursprünglichen Wassergehalt behält, während es beim Räuchern eine bedeutende Austrocknung erfährt.

Holzfasern, der Hauptbestandteil des Holzes, aus engen, langgestreckten, in der Längsrichtung des Stammes verlaufenden, oben und unten zugespitzten und geschlossenen Zellen bestehend; auch die eigentliche Holzsubstanz oder Cellulose (s. d.).

Holzfräse, s. unter Fräse.

Holzfräßer (Holzböhren, Holzläser, Xylophagen). Ältere Entomologen verstanden unter d. die Familie der Borkenkäfer (s. d.). Verspäter gab den Familiennamen Xylophaga an eine ganz andere Gruppe von Käfern, deren Larven ebenfalls zum Teil im Holze leben. Hierher gehört der Schiffswurfskäufer (*Lymexylon navale* L.), dessen Larve tief in gefälltes, lagerndes Eichenholz oder auch in alte Stöße und anbrüchige Eichen eindringt und schon mehrmals empfindlichen Schaden auf Werften angerichtet hat; lebende, gesunde Eichen befallt der Käfer nicht. Er ist schmal, langgestreckt, bis 12 mm lang, bräunlich oder schwärzlich gefärbt, mit schwarzem Kopf. Ferner gehört hierher die artenreiche Familie der Anobiiden (*Anobiidae*), kleine, meist braune Käfer, deren Larven vielfach im Innern von Holz, in alten morschen Bäumen, in Balken, Möbeln u. s. w. leben und mancherlei Verwüstung bewirken. So ist *Anobium molle* F. ein zwar nur 4 mm langer, aber sehr gefährlicher Feind aller Holzsammlungen, *A. domesticum* Fourc., *A. portinax* L. u. a. zerstören hölzerne Geräthe, welche sie manchmal ganz in Wurmmehl verwandeln. Das Männchen von *A. portinax* bringt durch Klopfen mit dem Kopfe einen lodenden, Leuchtensprüngen ähnlichen Ton hervor, welchen das Weibchen beantwortet; man hielt diesen Ton früher für den Vorboten eines Todesfalls im Hause, daher der Name Totenwürm. *A. paniceum* L., nur 2 mm groß, ist ein gefährlicher Feind aller Naturaliensammlungen, namentlich der Kerbarten, verzehrt Lederwerk u. s. w. Im Hause und in Sammlungen schädlich sind einige Arten der Birkkäfer (*Tinae*), so namentlich der als Dieb bekannte, 2 mm große *Punus* zur L. Weniger beachtenswert sind die noch kleineren Arten der Wattung *Cis*, welche meist nur in Schwämmen, besonders in Baumchwämmen leben. Wissenschaftlich hat der Ausdruck d. jetzt nicht viel Bedeutung mehr, sagt man ihn dagegen nicht im Sinne der Epithemal, sondern im allgemeinen Sinne des Wortes auf, so würde man zu den d. noch Dundernde anderer Insekten zählen müssen, deren Larven im Holze leben, von den Käfern z. B. noch die zahlreichen Bockkäfer (*Cerambycidae*), von den Schmetterlingen die Seiden (*Noctuidae*) und Weidenbohrer (*Cosmidae*), von den Wurzelsägern die Holzwespen (*Sirex*) u. a. m.

Holzfrevel, s. Forstfrevel.

Holzgas, s. unter Gasbeleuchtung, Bd. VII, S. 671.

Holzgeist, Holzalkohol, Holznaphtha, Holzspiritus, Methylalkohol, Methyl-oxymhydrat, Carbinol, CH_3O oder CH_3OH , ein dem gewöhnlichen Alkohol oder dem Äthylalkohol sehr nahe verwandter und in den meisten seiner Eigenschaften ihm fast gleichartiger Körper, welcher bei der trockenen Destillation des Holzes gebildet und neben andern Körpern in dem Holzessig (s. d.) enthalten ist. Der Gewinnung des d. wurde bis vor wenigen Jahren sehr geringe Beachtung geschenkt, da kaum eine Verwendung für denselben vorhanden war. In neuerer Zeit hat der d. weit größere Bedeutung erlangt. Er dient zur Darstellung verschiedener, in großen Massen produzierter Anilinfarben und wird jetzt zur Denaturierung des für gewerbliche Zwecke feuerverfestigten Spiritus in bedeutenden Mengen verbraucht. Hierdurch ist eine so große Nachfrage entstanden, daß die Gewinnung des d. sehr lohnend geworden ist. Zur Darstellung wird der Holzessig, mit Kalk oder mit Soda neutralisiert, der Destillation so lange unterworfen, bis das zuletzt übergehende nicht mehr brennbar ist. Der rohe d. wird darauf wiederholt über gebranntem Kalk rectificiert, bis das Destillat ein spezifisches Gewicht von 0,85 zeigt und mit Wasser in allen Verhältnissen mischbar ist, ohne sich zu trüben. Letzteres, herbeigeführt durch Abcheidung von dem d. hartnäckig anhaftenden Leerbestandteilen, ist nur dann leicht zu erreichen, wenn der Holzessig durch Destillation von geschältem Laubholz, namentlich Eichenholz, hergestellt war; Rammt der Holzessig von ungeschältem Holz, so gelingt die Entfernung der Ole schwer; bei Verwendung von harzigem Holz ist sie kaum erreichbar. Der technisch dargestellte d. ist eine wasserhelle oder schwach gelbliche Flüssigkeit von höchst eigentümlichem, nicht angenehmem Geruch und höchst widerwärtigem Geschmack, der selbst nach starker Verdünnung noch hervortritt. Durch letztere Eigenschaft wird er zum Denaturieren des Spiritus geeignet, da ein aus einem Gemisch von Spiritus und d. durch Verdünnung hergestellter Branntwein ganz ungenießbar ist.

Der käufliche Holzgeist ist nicht reiner Methylalkohol, sondern enthält noch verschiedene fremde Körper. Zur Entfernung der letztern verwandelt man den d. durch anhaltendes Kochen mit entwässertem Oxalsäure in Oxalsäure-Methyläther, welcher krystallisierbar ist und durch Abpressen von fremden Beimengungen befreit wird. Durch Kochen des Äthers mit wässrigem Alkalihydrat wird der Alkohol wiederhergestellt und durch Rectifikation über von Krystallwasser befreitem Kupfervitriol entwässert. Der so rein dargestellte Methylalkohol ist fast geruch- und geschmacklos, von 0,800 spezifischem Gewicht, siedet bei 66°, mischbar in allen Verhältnissen mit Wasser, Alkohol, Äther, brennt mit schwach bläulicher, nicht leuchtender Flamme und verhält sich im übrigen ganz wie Äthylalkohol; bei der Einwirkung chem. Agentien entstehen den Äthylverbindungen homologe Verbindungen.

Holzgewächse nennt man in der Botanik die Strauch- und baumartige Pflanzen.

Holzgewebe, ein Gewebe, das aus collabirten Holzstäben (*Holzdracht*) mit einer Reihe von Seide oder Baumwollwurz gebildet ist, wobei die Kettenfäden einzeln oder zu mehreren angeordnet

in weiten Zwischenräumen stehen. Derartige Gewebe werden öfters mit der Hand, meist aber auf schmalen, kurzen Weibstählen hergestellt. Man gebraucht zu den Stäbchen weiche, weiche Hölzer von feiner, geradfasriger Struktur, wie Weiden-, Pappel-, Lindenholz. Der Holzdraht hat entweder die natürliche Färbung des Holzes oder er ist gebleicht oder auch verschieden gefärbt. Er werden oft auch ganz aus Holzdraht gefertigt. Dahin gehören die sog. Siebplatten, bei welchen die die Kette und den Einschlag bildenden Holzstreifen in einiger Entfernung voneinander liegen, so daß kleine quadratische Öffnungen entstehen. Diese Siebplatten dienen weniger zu Sieben als zu Hütstellen, die mit Zeug überzogen werden; doch macht man auch Siebe aus breitem und stärkern Streifen, die aus Eschen- oder Haselnußstöden gespalten, geglättet und auf gleiche Stärke gebracht sind.

Eine andere Art von H. bildet die sogenannte Sparterie, die aus feinen, sehr dicht nebeneinander liegenden Holzstreifen besteht, entweder leinwandartiges oder gefärbtes oder auch kleingemustertes Gefüge zeigt und zur Verfertigung von Hüten benutzt wird. Man macht aus Holzstreifen auch Bänder, um sie wie Strohbander zu Hüten zusammenzunähen, welche letztere fälschlich Basthüte genannt werden.

Holzgießerei (richtiger Holzpressung), die Herstellung von allerlei tierischen Gebrauchsgegenständen, sowie von Ornamentstücken aus plastischer Holzmasse. (S. Bois durci, Holz [künstliches] und Holzcement.)

Holzgraf, s. unter Graf.

Holzimprägnierung, das Durchtränken des Holzes entweder mit säunischwidrigen Substanzen (s. unter Holzkonserbierung) oder mit solchen Substanzen, welche dasselbe unverbrennlich, resp. schwer entzündlich machen sollen. Für letztern Zweck sind namentlich seit dem Brand des wiener Ringtheaters (am 8. Dec. 1881) zahlreiche Methoden vorgeschlagen worden. So verwendet Dr. Winkelmann in Augsburg eine Lösung von 33 g Manganchlorür, 20 g Orthophosphorsäure, 12 g Magnesiumcarbonat, 10 g Bor säure und 25 g Chlorammonium in 1000 g Wasser.

Holzinstrumente, Art der Blasinstrumente (s. b.).

Holzintarsia, s. Intarsia.

Holzläser, s. Holzresser.

Holzsohle ist der bei der trodenen Destillation oder bei der unvollkommenen Verbrennung des Holzes verbleibende Rückstand. H. wird für technische Zwecke vielfach im großen Maßstabe dargestellt. Dies geschieht entweder unter Aufopferung der sonstigen Produkte (Meiler-, Gruben-, Ofenköhler) oder unter Gewinnung von Zerk, Essigsäure u. s. w. (S. unter Holzessig.) Die H. bildet eine schwarze, poröse Masse, in welcher die Struktur des Holzes erhalten ist. Je nach der Temperatur, welcher sie bei der Erhitzung ausgesetzt gewesen ist, enthält sie, außer Kohlenstoff, noch Wasserstoff und Sauerstoff in chem. Bindung. Sie hat die Eigenschaft, große Mengen von Gasen und Dämpfen aufzusaugen, sowie Farbstoffe und andere Körper und Lösungen zu absorbieren. Sie findet vielfache Verwendungen: als Heizmaterial für viele metallurgische Operationen, als Reduktionsmittel bei chem. Prozessen, als entfärbende Substanz, als Desinfektionsmittel, bei der Berei-

tung des Schießpulvers; gepulverte H. bildet das gewöhnliche schwarze Zahnpulver u. s. f.

Holzkonserbierung ist die Bezeichnung für die Gesamtheit derjenigen Verfahrenarten, durch welche das Holz in dem für den Gebrauch geeigneten Zustand erhalten wird. Am meisten leidet das Holz, welches direct dem Einfluß des Sauerwassers ausgesetzt ist; zur Erhaltung der Schiffsbauhölzer gilt es hauptsächlich, die Angriffe des Bohrwurms (s. b.) abzuwehren. Bei der Benutzung des Holzes zu Landbauten, wo dasselbe vor Feuchtigkeit geschützt liegt, sind die gefährlichsten Feinde die Holzwürmer (s. b.), insbesondere die Bodläser (s. b.), Bohrläser (s. b.) und Anobien (s. unter Holzresser), welche zahlreiche Gänge hindurcharbeiten und das Holz schließlich in Staub (Wurmmehl) verwandeln, wovon auf der Oberfläche oft kaum Spuren bemerkbar sind. Hat sich der Wurm einmal eingenistet, so sind alle zur Erhaltung des Holzes vorgeschlagenen Mittel unzureichend; die bezüglichlichen Methoden der H. können daher nur den Zweck haben, das Holz vor dem Wurmfraß zu schützen. Wo das Holz feucht liegt, oder wo feuchtes Holz beim Bau verwendet wurde, tritt die Zerstörung durch Fäulnis (Vermodern, Vermorchen, Verrotten) ein und es entsteht auf der Oberfläche der Holz- oder Hauschwamm (s. b.).

Die H. hat hier die Aufgabe, diejenigen Stoffe zu entfernen, resp. unschädlich zu machen, durch welche unter gewissen Bedingungen die Fäulnis im Holz eingeleitet und unterhalten wird. Die ersten Versuche dieser Art richteten sich auf Abschluß der Luft und des Wassers, zu welchem Zweck man dem Holz einen undurchlässigen Anstrich gab, wobei völlig übersehen wurde, daß, da die Luft alle porösen Körper durchdringt, jedes Holz an sich mehr oder weniger Feuchtigkeit enthält. Alle Mittel, die Fäulnis des Holzes zu verhüten, lassen sich nach den ihrer Anwendung zu Grunde liegenden Prinzipien in folgender Weise klassifizieren: 1) Austrocknung des Holzes vor der Verwendung; 2) Entfernung der die Fäulnis bedingenden Stoffbestandteile; 3) chem. Veränderung dieser Bestandteile.

Das Trocknen des Holzes, welches auch dazu dient, das Schwinden und Werten desselben bei der späteren Verarbeitung zu vermeiden, wird in wirksamer und zugleich ökonomischer Weise erreicht, indem man die Abfälle des Holzes zur Speisung von Öfen benutzt, welche die Aufbewahrungsräume heizen und dabei den Rauch in dieselben einströmen lassen. Hier sei auch das Renésche Austrocknungsverfahren erwähnt, das die zur Verarbeitung bestimmten Hölzer dauernd gegen den Einfluß von Temperaturveränderungen schützt. Entsprechend der Erfahrung, daß Holz, welches lange Zeit der Luft ausgesetzt war, plötzlichem Temperaturwechsel viel besser widersteht, wird hierbei gleichsam ein natürlicher Prozeß, das Atmen des Holzes, nachgeahmt, wozu die Wirkung des Sauerstoffs, vielmehr des aus demselben mit Hilfe des elektrischen Stroms dargestellten Ozons, benutzt wird. Dieses Verfahren hat für zahlreiche Industriezweige, speziell für den Pianofortebau, praktische Bedeutung erlangt.

Das getrocknete Holz muß, ehe es in einen feuchten Raum kommt, mit Substanzen überzogen werden, die das Eindringen von Feuchtigkeit in das Innere verhindern. In diesem Sinne nützt das Bestreichen des getrockneten Holzes mit Wachparaffin, Bech, Steinkohlenteer, Firnissen, Ölfarben u.

Die Entfernung der Feuchtigkeit, d. h. des in den Zellen des Holzes zurückgebliebenen, teils aus Wasser, teils aus organischen und mineralischen Stoffen bestehenden Saftes, wirkt noch sicherer als das Trocknen des Holzes. Auf mechan. Wege wurde diese in England versucht, indem man dünne, glatt gehobelte Brettchen aus frischem Holz mehrmals zwischen Metallwalzen mit allmählich sich steigendem Druck hindurchgehen ließ, wodurch ein großer Teil des Saftes ausgepreßt und so zugleich eine Verdichtung, mithin größere Festigkeit erzielt wurde, doch ist dieses Verfahren bloß bei zähem Holz durchführbar. Nach einer andern, ziemlich umständlichen und kostspieligen Methode wird der Saft dadurch verdrängt, daß heiße oder kalte komprimierte Luft einseitig in das Holz eingepumpt wird. Das am häufigsten angewendete Verfahren ist das Auslaugen des Holzes durch Einlegen desselben in kaltes, fließendes Wasser, das aber für dicke Stämme mehrere Sommer erfordert. In kürzerer Zeit, aber ohne bedeutende Umständlichkeit nur bei kleinern Stücken, wird das Auslaugen mittels fließenden Wassers bewirkt. Am schnellsten und vollkommensten entfernt man den Zellsaft durch das Dämpfen des Holzes, das in besonderen Apparaten, aus Dampfessel und hölzernem Dampfkasten bestehend, ausgeführt wird. Das gedämpfte Holz ist um 6—10 Proz. leichter als ungedämpftes, hat hellern Klang und eine dunklere, aber die ganze Masse gleichmäßig verteilte Färbung. Es hat außerdem größere Festigkeit, wirkt sich nicht, nimmt langsamer Feuchtigkeit auf und trocknet schneller als gewöhnliches Holz.

Eine teilweise Zerstörung, vielmehr chem. Veränderung der gärungsfähigen Saftbestandteile wird durch Dörren des Holzes bis zur Bräunung desselben, sowie durch oberflächliche Verkohlung (Carbonisieren) an den mit Feuchtigkeit in Berührung kommenden Stellen erreicht; letzteres Verfahren findet namentlich bei Grundpfählen, Telegraphenstangen u. s. w. Anwendung.

Von den eine chemische Veränderung des Zellsaftes bezweckenden Verfahrensarten sind diejenigen die wichtigsten, welche auf der Imprägnierung, d. h. Durchtränkung des Holzes mit antiseptischen Stoffen beruhen; durch die Anwendung derselben wird das Holz nicht nur gegen Fäulnis, sondern auch gegen Insektenfraß widerstandsfähig gemacht. Namentlich sind es Eisenbahnschwellen und Telegraphenstangen, die man einer Imprägnierung unterwirft; auch Hölzer zu Uferbauten werden häufig imprägniert, seltener solche für den Landbau, obwohl auch für diese eine derartige Behandlung sich als vorteilhaft erweist. Zweckmäßige Vorarbeiten sind das Auslaugen, das Erhitzen und die Behandlung mit gespanntem Wasserdampf, indem hierdurch die Aufnahme der Imprägnierungsflüssigkeit wesentlich erleichtert wird. Die Imprägnierung erfolgt durch Einsumpfen, durch den Druck einer Flüssigkeitsäule oder durch Luftdruck. Das Einsumpfen besteht im allgemeinen darin, daß die Hölzer einfach in die Imprägnierungsflüssigkeit gelegt und mehrere Tage in derselben gelassen werden. Diese Methode wurde durch den Engländer Ryan, nach welchem dieselbe Ryanisieren genannt wird, unter Anwendung von Quecksilberchlorid ausgebildet. Hölzer, welche zum Bau von Wohnhäusern, Ställen u. s. w. dienen sollen, dürfen, der Giftigkeit des

Quecksilbers wegen, nicht kyanisiert werden. Beim Pagnisieren (nach dem Erfinder, dem Engländer Payne) läßt man das Holz in einer Eisenvitriol- und dann in einer Kalilösung liegen, wodurch sich in den Poren Eisenoxyd absetzt; dieses Verfahren ist nur für kleinere Stücke anwendbar. Bei der von dem franz. Arzt Boucherie empfohlenen Imprägnierung durch den Druck einer Flüssigkeitsäule wird eine Lösung von Kupfervitriol benutzt, die aus einem hochgelegenen Reservoir durch Röhren derart gegen das Hin- und Herfließen des Holzes geleitet wird, daß sie nur in die Poren des Holzes eintreten, nirgends aber flüchtig ausfließen kann. Nach der Methode zur Imprägnierung im luftleeren Raum, wie sie von den Franzosen Bréant und Payen angegeben wurde, wird das Holz in fest verschließbare eiserne Gefäße gebracht. Nachdem man aus denselben die Luft ausgepumpt hat, läßt man die Imprägnierungsflüssigkeit eintreten, worauf man mittels Druckpumpen einen hydraulischen Druck von 6—7 Atmosphären erzeugt. Als Imprägnierungsflüssigkeit dient nach Burnett (Burnettisieren oder Burnettisieren) Chlorjod in wässriger Lösung, nach Bethell (Bethellisieren) Teeröl oder Kreosot. Neuerlich sucht man das Verfahren durch Vermischung der Chlorjodlösung mit carbolsäurehaltigem Teeröl zu verbessern.

Holzlaus, *Bacterius* (Pocock pulsatarius), ein kleines, kaum 2 mm langes, einer langgestreckten Laus ähnliches Tierchen mit sehr großem Kopf, zehngliedrigen Fühlern, braunen Augen, schuppenartigen, rudimentären Flügeln und verdickten Schenkeln, das zwischen Papier und Bäumen, besonders aber in Insektensammlungen und Herbarien häufig ist und die weichern Teile, sowie den Kleister und den Leim benagt und dadurch schädlich wird. Man verlagert es leicht durch Licht und Luft oder durch Carbonsäure. Falschlich ist die H. des klopfenden Geräusches, welches dem Bohrerfläser (s. d.) gehört, öfters beschuldigt und deshalb auch Totenuhre genannt worden. Andere Arten von H. sind mit vier Flügeln versehen, so P. domesticus und die größte deutsche Art P. longicornis.

Holzmann (Daniel), Meisterlänger des 16. Jahrh., geboren zu Augsburg, war Meisterlänger zu Eßlingen, um 1570 zu Augsburg, 1580 zu Wien. Er ist bekannt durch seine gereimten Fabeln des Christus von Thessalonich (= Spiegel der natürlichen Weisheit), Augsburg 1671; 3. Aufl. 1674, erneuert durch Meißner, »Fabeln nach Daniel H.«, 1782) und durch seine »Tragödie von der edlen Wittfrau Felicitas« (1577).

Holzmasse, soviel wie Holzcellulose oder Holzstoff, s. unter Cellulose.

Holzwerkstatt, Teil der Forstwirtschaft (s. d.). **Holzminde**, Kreisstadt im Herzogtum Braunschweig, am rechten Ufer der Weser, der hier die Holzminde zugeht, an den Linien Nachen-Dasselbors- und Otterberg-H. der Preussischen Staatsbahnen und H.-Schöningen der Braunschweiger Eisenbahn, am Fuße des Solling in einem freundlichen Thale gelegen, ist eine Kreisdirektion, eines Land- und eines Amtsgerichts, sowie einer Generalsuperintendentur und zählt (1880) 7801 meist prot. E., die sich teils mit Ackerbau, teils mit Handel und Gewerbe beschäftigen. Es bestehen Etablissements für Eisengieß., Holzsägereien, eine Banfilin- und eine Rübenzuckerfabrik. Die bei P.

gebrochenen, weithin bekannten Sollinger Sandsteine werden in vielen Schleifmahlen zu Platten geschliffen oder zu Quadern und Bauornamenten verarbeitet. Der Ort treibt, besonders vermittels der schynbaren Weier, einen lebhaften Handel mit den Erzeugnissen seiner Industrie, sowie auch mit Holz aus den umfangreichen, das Weserthal umschließenden Wäldungen. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu H. ein Gymnasium und eine 1832 begründete Baugewerkschule (mit über 700 Schülern). Die Stadt gehörte ehemals den Grafen von Überstein, kam aber 1410 an Braunschweig.

Der Kreis Holzminde umfaßt 566 qkm, zählt (1880) 44 297 E. und begreift die vier Ämter H., Stadtholzenborn, Eschershausen und Ottenstein.

Holzmosaik nennt man aus kleinen, verschiednen geformten und gefärbten Hölzern zusammengesetzte Zeichnungen. (S. unter Journieren.)

Holznägel werden meist von den Zimmerleuten zur Verbindung der Hölzer gebraucht und von denselben aus freier Hand geschnitten. (S. auch Nägel.) Über die Fabrication der kleinen, in der Schuhmacherei verwendeten Holznägel s. Holzstifte.

Holznaphtba, s. Holzgeist.

Holzöl, Synonym für Surjumbalsam (s. b.). Außerdem bezeichnet man als H. auch den bei der trocknen Destillation des Holzes zuerst übergehenden Anteil des Leers, welcher leichter als Wasser ist, oder den bei der Rectifikation des Holzleers zuerst gewonnenen flüchtigsten und spezifisch leichtesten Teil; dieser wird auch Riendöl genannt.

Holzopal, s. unter Opal.

Holzparenchym nennt man in der bot. Histologie dasjenige Gewebe im Gefäßteil der Gefäßbündel und im Kystem der Gymnospermen und Dicotyledonen, dessen Zellen einen parenchymatischen Charakter haben, d. h. von geringer Länge sind, und deren Querswände nahezu senkrecht an die Längswände ansetzen. Die Linseln, die sich auf den Wänden der Holzparenchymzellen finden, sind kreisrund oder oval, aber nicht behöft wie die der Tracheiden und der Gefäße. Das H. ist der konstante Begleiter der Gefäße und Tracheiden, seine Zellen besitzen lange Zeit einen lebenden Protoplasmaschlauch und enthalten in gewissen Perioden fast immer reichlich Stärke. Im Gefäßbündel der Farnkräuter sind die Wände der Holzparenchymzellen nicht verholzt, wohl aber in denen der Monokotyledonen und im Kystem der Gymnospermen und Dicotyledonen. Im letztem tritt es in zwei Formen auf, als Strangparenchym und als Strahlenparenchym; die Zellen des Strangparenchyms sind zu Strängen vereinigt und durchziehen den Holzkörper der Länge nach, ebenso wie bei den Monokotylen und Gefäßcryptogamen; demgemäß ist auch in der Regel der Längsdurchmesser derselben größer als der Querdurchmesser. Die Zellen des Strahlenparenchyms bilden die sog. Markstrahlen (s. b.) und unterscheiden sich in ihrem Bau nicht wesentlich von denen des Strangparenchyms, nur ist in der Regel der Querdurchmesser hier größer als der Längsdurchmesser, was damit zusammenhängt, daß die Markstrahlen den Holzkörper in der Querrichtung durchsetzen. Die Markstrahlen und das Strangparenchym, auch Holzparenchymstränge genannt, bilden ein zusammenhängendes System, indem immer die voneinander getrennten querverlaufenden Markstrahlen durch Stränge von H. verbunden werden, so daß das ganze System als eine

Art von Gitterwerk, welches durch längs- und querverlaufende Zellstränge gebildet wird, den Holzkörper durchzieht.

Über die Funktion des H. mit sich nicht mit Sicherheit angeben; da es im immer Stärke hat und außerdem einen lebenden Protoplasmaschlauch besitzt, so ist anzunehmen, daß die Leitung der Stärke im H. stattfindet. Aus dem Umstande, daß es fast stets mit den Tracheiden und Gefäßen in engster Verbindung steht, läßt sich vermuten, daß es auch bei der Leitung des Wassers von Wichtigkeit ist, doch weiß man bis jetzt nicht, welche Rolle es dabei spielt. (S. Gefäßhandel.)

Holzpaste, eine aus Holzschliff- oder Sägespänen mit Hilfe einer bindenden Substanz (Leim, Hausenblase, Gummi, Gmelin u. s. w.) gebildete plastische Masse. (S. unter Bois durci, Holz (künstliches) und Holzement.)

Holzpressung, s. unter Bois durci, Holz (künstliches), Holzement und Holzschneiderel.

Holzringe, s. Holz.

Holzsammlung, zum Studium der Holzarten, wird in verschiedener Weise angelegt, je nachdem man systematische, physiol. oder technolog. Zwecke damit verfolgt. Meist bestehen die H. aus prismatischen Stücken, welche aus dem Querschnitt (Hirnscheitel), dem radialen und dem tangentialen Längsschnitt die Struktur und Farbe des Holzes zeigen; an einer Seite des Stücks läßt man die Rinde. Zur Untersuchung mit Lupe oder einem schwachen Mikroskop fertigt man sehr dünne Quer- und Längsschnitte. Derartige Sammlungen sind auch durch den Buchhandel zu beziehen. So die vorzüglichsten Sammlungen von Möbinger (»Querschnitte«, Stuttg. 1852–80, 9 Kartons, jeder 100 Holzarten enthaltend; »Jüngst Querschnitte der in Deutschland wachsenden Bau-, Werf- und Brennholzer«, Stuttg. 1858), von Burckart (»Sammlung der wichtigsten europ. Nuzshölzer in charakteristischen Schnitten ausgeführt von Bodanp«, 40 Tafeln, Brann 1880).

Holzsaure, s. Holzessig.

Holzschneiderei heißt zunächst das Verfahren zur Herstellung des in der Papierfabrication als Surrogat für Lumpenmasse, sowie zur Fabrication von Papiermasse, künstliches Holz (s. b.) u. s. w. verwendeten Holzstoffs (s. b.), sofern dieselbe mit mechan. Hilfsmitteln erreicht wird; dann aber auch das hierzu dienende Fabriketablisement.

Holzschneidekunst oder Xylographie heißt der Zweig der vielfältigsten graphischen Künste, welcher das abzubildende Bild mit erhabenen ausgearbeiteten Linien aus einer Holzplatte herausschneidet. In den ersten Jahrhunderten der H. bediente man sich des Birnbauholzes und schnitt aus der Länge der Faser, später und auch gegenwärtig des Buchsbaums, und zwar des quergetragenen und polierten Stods, den man, statt wie früher mit dem Messer, mit dem Grabstichel bearbeitet. In der auf weiße Grundierung aufgetragenen Zeichnung werden mit Schonung der Linien alle Zwischenräume zu solcher Tiefe ausgehöhlet, daß sie beim Einschwärzen der Platte von der Farbe nicht berührt werden. Das letztere geschieht mittels der Walze; der Abdruck wird auf mäßig angefeuchtetes Papier, seltener auf Pergament, Zeug und andere Stoffe gemacht. Vorzüglich eignet sich der Holzschnitt zur Illustration von Büchern, da der Stod in den Letterkasten eingeschoben und mit diesem abgedruckt werden kann. Die frühesten Spuren der

h. will man in China finden, wo sie noch gegenwärtig zum Bucherdruck benutzt wird; es leitet aber keine Spur darauf, daß ihre Kenntnis von dort in das Abendland gelangt sei. Die Römer besaßen Stempel von Bronze mit erhabenen aufstehenden Buchstaben; solche mit hohem aufstehenden, den sog. Hantelrand, kannte auch das Mittelalter und fertigte sie später aus Eisen und Holz. Sie gaben vielleicht den ersten Anlaß zur Entstehung des Formschnittes, der als Modelleschnitt noch nach anderer Seite hin zur Ausbildung kam. Der Holzschnitt im engeren Sinne scheint zuerst angewandt worden zu sein, um Umrisse für Stidereien auf Leinwand und Mauer auf Stößen im Sinne des spätern Rattendrucks, herzustellen. Proben einer dergleichen Verwendung gehen bis in das 14. Jahrh. zurück und weisen auf Süditalien. Die Spielkarten, von welchen man sonst den Ausgang des Holzschnittes ableitet, stehen den erhaltenen Dokumenten nach erst in zweiter Reihe. Spuren eingepreßter Zeichnungen auf Pergament aus dem 12. Jahrh. können um so weniger als Anfang des Holzschnittes angesehen werden, als sie in ihrer Bereinigung keinen Hinweis auf allgemeine Übung liefern und die ältesten Erzeugnisse dieses Kunstzweigs, die sog. Reiberdrude, eine ganz verschiedene Technik erkennen lassen. Denn diese sind entstanden, indem man das feuchte Papier auf die mit dem Nallen geschwürzte Platte legte und so lange bearbeitete, bis der Abdruck sich vollzogen hatte.

Die ältesten Holzschnitte behandeln fast ausschließlich religiöse Vorwürfe, erscheinen mit biden unbeholfen beschränkten Umrisen, ohne Schraffierung, und nachträglich leicht koloriert, da man ohne Zweifel die längst bekannten Miniaturmalerei dadurch populär zu machen beabsichtigte. Der frühest datierte Holzschnitt, ein heil. Christoph, aufgefunden in der Kartause zu Burghelm, gegenwärtig im Besitz des Lord Spencer, trägt die Jahreszahl 1423. Bald schritt man zum Druck ganzer Bücher vermittelt geschnittener Holzplatten, wobei eine und dieselbe Platte Text und Bilder umfaßte: der erste Schritt zu Gutenberg's Erfindung der Buchdruckerkunst, dessen Verdienst bekanntlich besonders darin bestand, die Lettern beweglich herzustellen. Unter den alten Plattendrucken treten mit vielen Auflagen die lat. Armenbibel (= *Biblia pauperum*), die Kunst zu sterben (= *Ars moriendi*), der Hellspiegel (= *Speculum saluationis*) u. a. in den Vordergrund. Auch nach Einführung des spätern Buchdrucks blieb der Holzschnitt dessen getreuer Begleiter, und das 16. Jahrh. sah noch viele illustrierte Werke, selbst solche naturwissenschaftlichen Inhalts. Das bedeutendste Buch dieser Art ist die von Hartmann Schedel zu Nürnberg herausgegebene, von Michael Wohlgemuth und Hans Weydenwurf mit Holzschnitten versehene »Weltchronik« (1493). Bis zu dieser Zeit hatte auch die Technik des Holzschnittes Fortschritte gemacht; die Schraffierung war aufgenommen worden und selbst Kreuzlagen der Linien wurden mit Geschick behandelt. Auf eine bisher unbekannte Höhe und zu wahrhaft künstlerischer Bedeutung hob ihn aber erst Albrecht Dürer in seinen Bildern zur »Apokalypse« (1498), welchen seine übrigen Folgen und Einzelblätter mit stets wachsender Meisterschaft der Ausführung sich anreihen, so die große und die kleine Passion, das Leben der Maria (sämtlich 1511 herausgegeben), die Ehrenpforte Kaiser Maximilian's (1515), der

Triumphwagen u. a. Von den Zeitgenossen und Schülern Dürer's betraten manche mit Glüd und außerordentlicher Produktivität die von jenem eröffnete Bahn, so Hans Burgkmair von Augsburg, welcher für Maximilian I. einen großen Triumphzug zeichnete und dessen Schriften, den »Theuerdank« und »Weiskunig«, mit Illustrationen verließ, Hans Holbein der Jüngere, berühmt durch seinen Totentanz, Hans Springinklee, Hans Baldung Grün, Hans Schaufelein, Hans Guldenmundt, Hans Sebald Beham, Albrecht Altdorfer, Erhard Schön, Anton Woesam von Worms, Georg Wechlin u. a. Die sächs. Schule war hauptsächlich durch Lucas Cranach vertreten, der Norden Deutschlands durch Helne. Aldegreuer und Melchior Zerk.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zeichneten sich aus Virgil Solis zu Nürnberg, die Schweizer Joß Amman, Tobias Stimmer, Christoph Maurer und Nikolaus Manuel, genannt Deutich, welche indes zum Teil auch in Deutschland ihr Arbeitsfeld fanden. In den Niederlanden war ebenfalls schon früh der Formschnitt eifrig kultiviert worden. Lucas von Leiden behandelte ihn in Nachahmung Dürer's in einigen Blättern; zu einer eigentümlichen Blüte gelangte er dasebst aber erst gegen Ausgang des Reformationszeitalters, als die bedeutendsten Künstler, selbst Peter Paul Rubens, für ihn zu zeichnen begannen. Sein eigentliches Gebiet war hier das Clairobscur oder der Tonrude, welcher nur die Umrisse und Hauptschatten in schwarzen Linien, die weitem Abkürzungen des letztern in meistens grauen oder bräunlichen Tönen gibt, die mit besondern Platten aufgesetzt werden, während die Lichter meist ausgelassen bleiben. Von hervorragenden Künstlern sind hier zu nennen: Heitar. Goltius, Abraham Bloemart, Paul Moreelse, Jan Lievens u. a. Die Italiener, im ganzen in der Kunst des Holzschnittes weniger ausgezeichnet, schreiben sich die Erfindung des Clairobscur zu, so namentlich Hugo da Carpi in einer Schrift von 1616, während die Deutschen, z. B. Burgkmair, L. Cranach u. a., viel früher schon Treffliches auf diesem Gebiet leisteten. Auch Rafael und Tizian zeichneten für den Holzschnitt. Sonst sind zu nennen: Antonio Fantuzzi, Nicolo Boldrini, Andrea Andreani u. s. w. Übrigens arbeiteten auch Deutsche in Italien, wie ebenfalls in Frankreich, wo namentlich in Lyon sich eine Schule tüchtiger Holzschnideherausbildete. Pariser Drucker erhalten schon um 1500 Illustrationen, namentlich Randbeisetzungen von großer Feinheit der Ausführung. Auch der spätere franz. Holzschnitt beschränkt sich fast gänzlich auf dieses Gebiet, ebenso der englische und der anderer europ. Länder, soweit er gepflegt wurde.

Die eigentliche Heimat dieser Kunstübung blieb aber immer Deutschland. Hier lieferte sie von Miniaturartiger Ausführung bis zur derben Behandlung großer Tableaux, auch auf den Gebieten des Porträts, des Prospekts und selbst der Kartographie die meisten selbständigen und viele bewunderungswürdigen Arbeiten. Die früher viel behandelte Frage wegen der eigenhändigen Ausführung der Holzschnitte von seiten der Künstler ist mit Sicherheit dahin zu entscheiden, daß diese nur ausnahmsweise Rattgabe. Berühmte Xylographen der ältern Zeit sind Hieronymus Andre (Nisch), der für Dürer, Hans Tschalburger, welcher für Holbein, und Joß Daneder, welcher unter anderm für Burgkmair schnitt. Im Laufe des 16. Jahrh. wurde der Holzschnitt immer

populärer und verbreiteter. Nicht nur wurden mehr und mehr Bücher, außer Bibeln und Andachtsbüchern auch Chroniken, Bearbeitungen der Klassiker, Romane, Natur- und Reisebeschreibungen mit Abbildungen versehen, auch Einzelblätter, Berichte wichtiger Ereignisse, Kalender, namentlich Kartiraturen, wurden darin ausgeführt.

Inzwischen hatte aber der Kupferstich eine Ausbreitung und eine Gunst gewonnen, die dem Holzschnitt rasch gefährlich werden sollten. Das Zeitalter wendete sich ihm wie mit einem Schlage zu, und schnell sank der Holzschnitt von seiner Höhe herab. Von den Büchern gingen zuerst die Titel an den Kupferstich über, dann auch die größern innern Silber- und nur Gussde-Lampe und Vignotten blieben dem Holzschnitt, der nun meist handwerksmäßig arbeitete, da alle heuern Strömte sich dem Kupferstich zugewandt hatten. Mit dem Dreißigjährigen Kriege ging der Holzschnitt fast völlig unter und beschränkte sich wieder auf das, womit er 200 Jahre früher begonnen, auf Jelen, Spielkarten, Kalender und Buchbruderzieraten. Nur seine Fähigkeit, eine sehr große Anzahl von Abdrucken zu erzielen und sich in den gedächtnislosen Vetterstich zu schmiegen, hielt ihn überhaubt. Erst mit dem 18. Jahrh. begann seine Wiedererwache, und zwar durch die Engländer. Als der Vater der neuern H. in England gilt Thomas Bewick (s. d.), auf welchen zunächst die Geschwister Whistled folgten. Durch die sehr vervollkommnete Methode des Vorkupferstichs oder Stichierens (s. d.) wurde es möglich, nicht nur die Platten illustrierter Werke an ähnliche Unternehmungen auf dem Kontinent abzutreten, sondern auch der Originalausgabe, und wenn sie auch bis auf viele tausend Exemplare stieg, stets scharfe und gute Abdrücke zu liefern. In Frankreich hat sich seit der Restaurationzeit ein eigener Illustrationsstil gebildet, der mit der größten Gewandtheit gehandhabt wird. Deutschland, lange Zeit von den engl. und franz. Holzschnitzern noch sehr abhängig, hat sich neuerdings durchaus emancipiert. Schon im 18. Jahrh. hatten Unger Vater und Sohn in Berlin die Bahn gebrochen; ihnen waren Gubitz und Ungelmann dabeist mit den schönsten Leistungen nachgefolgt. Aus ihrer Schule sind mit Auszeichnung noch die Brüder Vogel zu nennen, die Hauptverfertiger der Abbildungen zu den Werken Friedrichs d. Gr., die Mangel goldnete. In Wien übte Maximilian Hofel die H. mit großer Virtuosität, in Leipzig Edmund Kreßlmar, später die Lithographische Anstalt von J. B. Weber, in Darmstadt Pfnoor. In Dresden hat zuerst Hugo Böttcher eine ausgezeichnete Anstalt eingerichtet, und neben ihm bestand die Gubersche. Böttchers Schnitte nach Ludwig Richter'schen Zeichnungen gehören zu den vollendetsten. Bald befanden sich tüchtige Künstler und lithographische Anstalten in allen deutschen Städten, wo Kunst gepflegt wird.

Die Hauptverbesserungen, welche die H. und die Herstellung von Abdrücken der Holzschnitte in neuerer Zeit erlitten, sind technischer Art und bestehen hauptsächlich in vollkommenern Werkzeugen, Vorrichtungen und zweckmäßig konstruieren Druckpressen. Die Kuppe aber, an welcher auch geschickte Künstler nicht immer vorbeizukommen vermögen, ist die Nachahmung des Kupfer- und Stahlstichs, welchen die H. in dem, was ihnen eigen ist, doch nie erreichen kann. Die wahre Aufgabe der H. besteht darin, in Gemäßheit ihrer kräftigen Einfachheit,

ihrer breiten und tiefen Schatten und ihrer herben Konturte jeden Gegenstand auf charakteristische Weise die Augen fallende Weise zu veranschaulichen. Diese Weise der H. bereitet zunächst die drei Ecken und mittlere Schule, während andere wieder sich mehr der Virtuosität in der Nachahmung der freien Malerwerke hiennein. Stuttgart, Tübingen und Leipzig sind sammtlich in beiden Schulen gerecht und leisten in dem Schnitte feiner und in engen Strichlagen ausgeführter Lithographien das Möstliche, in Frankreich gelangte der Schnitt von technischen Zeichnungen zuerst durch Bion zu großer Vollendung. Die Ausbreitung der Holzschnitt-Illustration ist durch die Erfindung, anstatt der weniger haltbaren Blei-Clische sehr scharfe und originalgetreue Kupfer-Clische (Galvanos) durch Galvanoplastik herzustellen, noch wesentlich gefördert worden.

Mit der Geschichte der H. haben sich hauptsächlich Bruckner, Gulerde, Heller, Namode, Sogmann, Rud. Weigel, Young und Amb. Adolph Tidot beschäftigt. Vgl. Schäfer, „Die Schule der H.“ (Leipz. 1866), und „Holzschnitte des 14. und 15. Jahrh. im Germanischen Nationalmuseum“ (2 Bde., 164 Tafeln, Nürnberg 1875).

Holzschnepfe, s. Schnepfe.

Holzschnitzerei ist im allgemeinen die Verrichtung für alle aus Holz geschnittenen Arbeiten. Sie umfasst also sowohl diejenige Industrie, welche mittels des Schnitzmessers hergestellte gröbere Arbeiten liefert, wie Holzschuhe, Schaufeln, Rechen, Hengabeln, Mulden, Tröge, Teller, Töfel u. s. w. (s. unter Holzwaren), als auch kunstvolle Gegenstände, namentlich Verzierungen auf Tischlerarbeiten, wie Rahmenleisen, Wanddecken, Kassetten, Arme- und Kronleuchter, Uhrenkästen u. s. w. Zu dieser letztern Art der H. (auch Holzbildhauerei oder Holzschnitzerei) eignen sich am besten die mittelharten Hölzer von feinem gleichförmigen Gefüge, weil sie sich leicht und nach jeder Richtung hin gleich gut schneiden lassen, auch an dünnen Wänden nicht zu sehr dem Ausbreitern unterworfen sind. Zu denselben gehört vor allem das Buchenholz, ferner Birnbauholz, Apfelbaum, Kirschbaum, und Pflaumenbaumholz, während Eichenholz, das seiner Härte wegen schwer zu bearbeiten ist, meist da gewählt wird, wo es auf Dauerhaftigkeit, auch gegen Witterungseinflüsse, ankommt. Zu feinem und feinem Sachen dient Ebern- und Ebenholz.

Der Holzbildhauer arbeitet mit Eisen von verschiedener Form und Größe und mit Messeln. Zunächst werden in der Regel gröbere, mittels eines Schlägels einzutreibende Eisen angewendet, um die Gegenstände aus dem Groben zu arbeiten (Vorfieren). Dann folgt das Feinschneiden mit kleineren Eisen, welche nur mit der Hand geführt werden. Große Oberflächen werden mit Messeln nachgearbeitet. Schließlich werden die Gegenstände durch Reiben (Schleifen) mit Schachtelholz oder Glaspapier geglättet. Auch die große Vorliebe für die Renaissance wird in neuester Zeit für jene Kunstperiode charakteristische Verzierung der Möbel mit Schnitzwerk aufs neue eifrig gepflegt.

Das Bestreben, auch hier die nützliche und daher kostspielige Handarbeit durch fabrikmäßige Herstellung zu ersetzen, hat zu den verschiedensten Versuchen geführt, bei denen teils die Leistungen der Mechanik, teils die der Chemie zu Hilfe genommen wurden. Neuerlich kommen häufig Maschinen zur Anwendung, um ornamentales Schnitzwerk im

Großen herzustellen. Dieselben sind mit Präsen versehene Kopiermaschinen, die nach einem hölzernen oder metallenen Modell arbeiten. Mittels erhabter, vertieft gravierter Formen aus gegossenem Messing hat man flache Reliefs auf Holz gepreßt. Reliefs von bedeutender Höhe erhielt man mittels gläserner Metallformen, wobei die für die Erzeugung von Vertiefungen zu entfernenden Holztheile in leicht ablabbare Kohle verwandelt wurden. Plastische Ornamente auf Fournieren werden zwischen zwei erwärmten Metallplatten hergestellt, von denen die eine vertieft graviert, die andere mit entsprechenden Erhöhungen versehen ist.

Um den Widerstand zu vermeiden, den die Längsfaser des Holzes dem vollkommenen Abdruck entgegensetzt, sind von den Amerikanern Versuche mit gekanteten Hirnholzplatten gemacht worden; doch boten dieselben schon insofern keinen Ersatz für die Schnitzerei, als die Struktur des Hirnholzes (Holz im Querschnitt gesehen) die Schönheit des Ornaments beeinträchtigt und durch die Verährung mit Flüssigkeiten, Lack, Politur u. s. w., die niedergedrückte Hirnholzfaser sich aufrichtet, wodurch die Oberfläche rauh und unansehnlich wird. Uebrigens blieben alle solche Versuche notwendigerweise auf die Herstellung kleiner, wenig erhabener, nicht durchbrochener Verzierungen beschränkt. Ausgedehntere Anwendung fand das nach dem Franzosen Voucherie mit verdünnter Salzsäure imprägnierte und in Formen gepreßte Holz, doch war auch bei dieser Methode der Erfolg ein mangelhafter zu nennen.

Ein in hohem Grade billiges Material zur Imitation der H. bot sich in dem sog. Bois durci (i. d.), sowie in dem eigentlichen Kunstholz (s. Holz, künstliches). Wenn auch keine Art der Holzpressung den vollendeten Schöpfungen der Holzbildhauerkunst nahe zu kommen vermag, so können doch die so hergestellten Ornamente, nach stilvoll entworfenen, präcis gearbeiteten Modellen sorgfältig ausgeführt, dazu beitragen, die Kunst- und geschmacklosen Schnitzereien zu verdrängen, durch welche eine spekulative Industrie der Mode huldigt.

Holzschrauben nennt man die zur lösbaren Verbindung zweier Holztheile dienenden eisernen oder messingenen Schrauben, wenn die Verbindung dadurch erreicht ist, daß der mit Gewinde versehene Bolzen der Schraube in das eine Holzstück geschnitten ist, während das andere durch den am Bolzen anschließenden, vorspringenden Kopf gehalten wird. Die Schraubengänge der H. sind spitz, tief und scharfrandig und liegen weit auseinander, damit sie im Holzloch, in welchem ein glattes rundes Loch vorgebohrt ist, beim Einschrauben sich selbst ihre Muttergänge schneiden, wobei sie so viel Holz stehen lassen, daß ein Ausreißen desselben schwierig ist. Der Bolzen und die Schraubengänge laufen nach der Spitze schwach konisch zu, um das Einschneiden in das Holz zu erleichtern. Der Kopf der H. ist entweder vierkantig (seltener sechsseitig), prismatisch oder cylindrisch, mit durchgehenden Löchern, und wird mittels eines passend geformten Schraubenschlüssels in das Holz eingedrückt, oder er hat (vorzugsweise bei den fabrikmäßig hergestellten kleinen H.) die Form eines gegen den Bolzen gewendeten Konus oder eines Kugelschnitts und enthält dann einen Einschnitt, in welchen man den keilförmig geformten stumpfen Schraubenschlüssel beim Drehen der Schraube einsteckt.

Die gewöhnlichen, bis zu 6 mm starken H. werden aus Draht angefertigt, welchen man zuerst in Stücke von geeigneter Länge zerschneidet. Man bedient sich hierzu einer Stochsere (s. u. Schere), deren Schneidbäder nach der Dicke des Drahts halbrund ausgehöhlt sind, sodaß beim Schneiden ein Plattbrüden des Drahts vermieden ist; beim Niedergehen der obren Schneidbäder streift dieselbe an der untern vorbei und schneidet den auf der letztern liegenden, mit der Hand zugeschobenen Draht ab. Die nun folgende Bildung des Kegel- oder Kugelschnittsförmigen Schraubentopses (Anlöpfen) geschieht durch Stauchen des einen Drahtendes in einer Presse, indem man dasselbe in eine Spannvorrichtung (Klemmmaul) steckt, die eine Versenkung von der Form des Schraubentopses hat. Das etwas hervorstehende Ende des Drahts wird durch die Presse breit gedrückt, sodaß es die Form der Versenkung annimmt. Der so angehauchte Kopf wird auf einer Drehbank glatt abgedreht; meist wird auch noch das andere Ende der Schraube mit einer Spitze versehen. Das Einschneiden der Gewinde erfolgt auf besondern Drehbänken, der Leitspindel-drehbank (s. unter Drehbank) oder der Patronen-drehbank, oder auch auf der Holzschraubenschneidmaschine.

Bei der Patronen-drehbank wird die zu schneidende H. in einem Klemmfutter an der Spindel befestigt; letztere ist in ihren Lagern verschiebbar und trägt an ihrem hinteren Ende eine Schraube von der Steigung der anzufertigenden H. Diese Schraube, Patrone genannt, liegt in einem Messingstück mit Muttergewinde, dem Register, und wird bei Drehung der Spindel in der Längsrichtung des Schraubenbolzens fortbewegt; ein feststehender Meißel schneidet in letztern Gewinde ein.

Eine Holzschraubenschneidmaschine ist in den umstehenden Fig. 1—3 gezeigt. Vier Drehstäbe d und d₁ sind, zu je zweien an einem Support befestigt, angeordnet. Die beiden Supports ruhen verschiebbar an beiden Enden des Maschinenbettes; zwischen ihnen befindet sich die Maschinenwelle c mit der Riemenscheibe b, welche von der durchgehenden und im Maschinengestell gelagerten Transmissionswelle angetrieben wird. Die Maschinenwelle hat an ihren beiden aus den Lagern vorstehenden Enden a und a₁ klappenartig sich öffnende Mäuler, die durch Stellschrauben in ihrer gegebenen Lage erhalten werden; dieselben halten während des Gewindeschneidens die Schrauben. Sind die beiden eingespannten Schrauben auf ihrer ganzen Länge aufgeschnitten, so senkt man den Hebel v, wodurch die beiden Schneidbäder d sich von der Schraube entfernen, sodaß man eine genaue Übersicht der aufgeschnittenen Schraubengänge erhält, um an denselben Stellen nachhelfen zu können, an denen das Gewinde nicht die nötige Schärfe besaß. Durch die beschriebene Bewegung des Hebels v sinkt zugleich der an dem rechten Support drehbar befestigte Hebel, wodurch auch die Waden d geöffnet werden. Der Schlitten der Welle c ist mittels Federn mit dem Maschinenbett drehbar verbunden, daß er nach erfolgtem Aufschneiden des Gewindes selbstständig zurückgeht.

Nach dem Gewindeschneiden wird noch bei den gewöhnlichen H. das Einkreisen des Kopfes, d. h. des Einschneiden einer Nut in denselben vorgenommen. Die hierzu angewendete Maschine besteht in einer kleinen Drehbank, an deren Spindel

eine kleine Kreissäge schnell rotiert. In dem Sup-
port sind senkrecht unter der Säge Löcher ange-
bracht, in welche je eine Schraube paßt. Die hin-
eingesteckten und nur mit dem Kopf heraustretenden
Schrauben werden unter der Säge durchgeführt.
Oft nimmt man das Einstreichen des Kopfes vor
dem Gewindefschneiden vor.

Die selbstthätig arbeitenden Gewindefschnei-
maschinen, sowie die Kopfdreh- und Ein-
schneidmaschinen von Ralmedie u. Hüb in Düs-
seldorf-Oberbill funktionieren in folgender Weise:

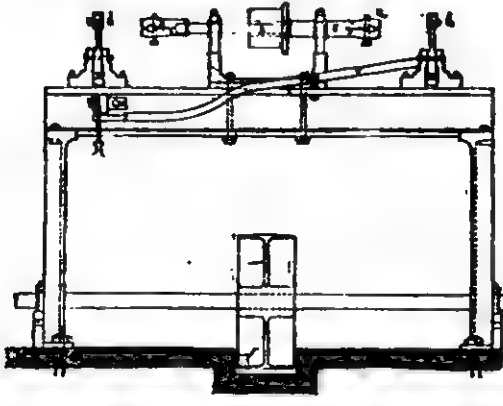


Fig. 1.

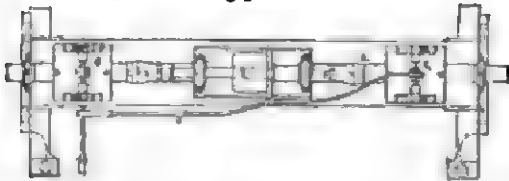


Fig. 2.

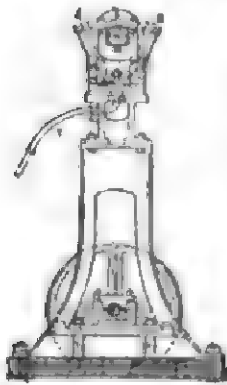


Fig. 3.

Die in der richtigen Länge
abgeschnittenen und mit
Köpfen versehenen Draht-
stifte werden in eine über
der ersten Maschine be-
findliche Schüssel gewor-
fen, worauf sie mittels
des Hängers und eines
dem Nadelarm der Näh-
maschine ähnlichen Me-
chanismus, des sog. Ro-
gers, in zwei Alumen-
baden gestochen werden.
Von diesen festgehalten,
werden sie an den Köpfen
abgedreht, sodann ge-
schliffen und zum Be-
nehmen des Grats noch-
mals überdreht; auf der
zweiten Maschine werden die so weit bearbeiteten
Stifte konisch zugespitzt und schließlich schneidet der
Gewindestahl die scharfen Schraubengänge ein.

Die vier- und sechseckigen prismatischen oder
cylindrischen Köpfe der größern H., welche über-
haupt keiner nachträglichen Bearbeitung unterzogen
zu werden brauchen, werden entweder dadurch her-
gestellt, daß sie aus Eisenstäben von der Holz-
stärke geschnitten werden und der aus Flachseisen ge-
bildete Kopf warm aufgezogen und aufgeschweißt

wird, oder sie werden aus eben solchen Eisenstäben
verfertigt, deren eines Ende durch Stauchen zum
Kopf verdrückt wird. Beschränkte Anwendung findet
das Schneiden des Gewindes an gewöhnlichen
groben H. in zweiteiligen Gesenken, ebenso das
Schneiden der Gewinde mittels der Schneidflappe
(Leierflappe); doch läßt sich mit dem letztern Werk-
zeug nie ein scharfer, dünner Gang, wie er für H.
erforderlich ist, erreichen.

**Holzschraubenschneidmaschine, f. unter
Holzschrauben.**

**Holzschreier oder Sichelheber, f. unter
Holzschuh (Detrich),** einer der falschen
Friedriche, welche den Volksglauben von der
Wiederkunft des Kaisers Friedrich II. benutzten.
Er trat etwa 1283 in Köln auf, wurde in Köln
und später in Weplar anerkannt. Im Weplar
reicher Geldmittel, aber deren Herkunft nicht
Gewisses zu ermitteln ist, hielt er förmlich Hof
und verlieh Privilegien unter Königl. Siegel.
König Rudolf von Habsburg erzwang endlich
1285 von Weplar die Auslieferung des Betrü-
gers und ließ ihn als Reper verbrennen. Er
ist wahrscheinlich identisch mit Tilo Kolap,
der sich um dieselbe Zeit für den Kaiser an-
gab. Vgl. B. Reper, «Tilo Kolap, der falsche
Friedrich» (Weplar 1868).

**Holzschuhe, aus Holz gearbeitete, grobe
Fussbekleidung. Über die Fabrication f. unter
Holzbearbeitungsmaschinen, S. 362.**

Holzschuber (Rub. Sigmund von), Jurist,
geb. 22. Jan. 1777 zu Nürnberg als Stiefsohn einer
hochangesehenen Patricierfamilie, studierte in
Altdorf und Jena Rechtswissenschaft, wurde
1799 Advokat in seiner Vaterstadt, 1802 da-
selbst Stadt Syndikus, 1806 reichstädtischer Kon-
sulent. Nach dem Aufgehen der Reichstadt
Nürnberg in den bayr. Staat war es wesent-
lich dem Einfluß und der Thätigkeit von H. zu
verdanken, daß man auf dem ersten bayr. Land-
tage durch Gesetz vom 22. Juli 1819 die volle
nürnberg. Staatschuld als bayr. Landeshuld
anerkannte. Bis 1847 übte H. eine einflußreiche
parlamentarische Wirkksamkeit im bayr. Landtage
und trug durch dieselbe sowie durch mehrere Schrif-
ten («Der Rechtsweg», Nürnberg 1831) namentlich
zur Reform des Justizwesens bei. Sein umfassen-
destes Werk, «Die Theorie und Kasuistik des gemei-
nen Civilrechts» (3 Bde., Eyr. 1842—54; 3. Aufl.
herausg. von J. G. Rünge, Eyr. 1863—64) hat
als Handbuch für die gemeinrechtlichen Praxiker
lange Zeit in hoher Geltung gestanden. H. starb
zu Nürnberg 20. Juli 1861.

Holzschwamm, f. Hausschwamm.
Holzskulptur, f. unter Holzskulpturen.
Holzspiritus, (soviel wie Holzgeist).

**Holzstifte, hölzerne Schuhstifte, die zur Verbin-
dung des Schuhsohls mit dem Oberleder be-
nutzen, aus Birken- oder Ahornholz gebildeten Na-
gel. Dieselben haben eine Länge von 10—20 mm
und einen prismatischen Schaft von quadratischem
Querschnitt und 1—3 mm Stärke, an den sich die
verschieden gestaltete Spitze anschließt. Je nach der
Form der Spitze unterscheidet man amerikani-
sche und deutsche (berliner) Stifte. Bei erstern
sind alle vier Seiten zugespitzt, so daß die Spitze
eine vierseitige Pyramide bildet; bei letztern sind
nur zwei Seiten zugespitzt und die Spitze hat
also Keilform. Die deutschen Stifte haben den**

[illegible]

Eine Spinnmaschine ist in den beiliegenden Abb. 1 dargestellt. An den Seitenmännern a und b, die parallel sind die Laufbahnen v anzuordnen, auf denen sich ein aus 21 Platten bestehender Zylinder bewegt. Die Platten sind durch 22 dünnere Mittelmänner verbunden, daß der Zylinder eine Kette ohne Ende bildet (Stetentzug).

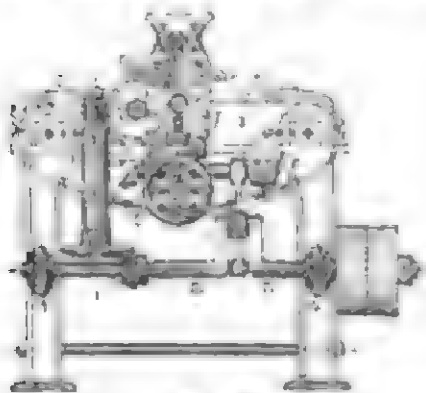
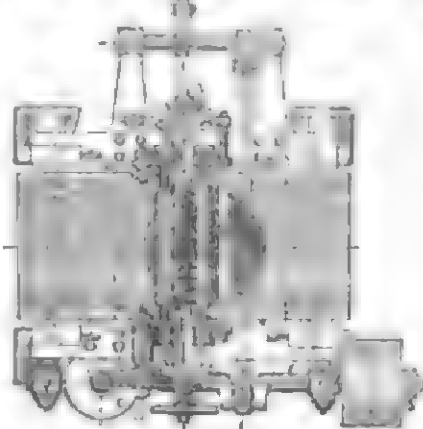


Fig. 1

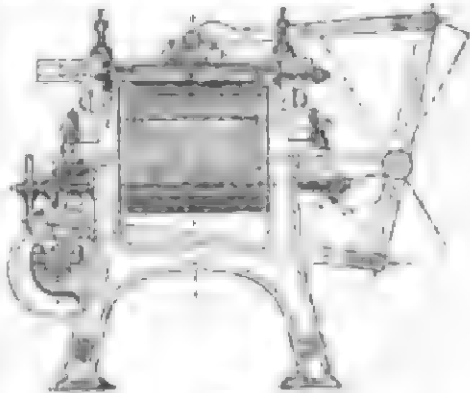
zum Nachstellen des Potentials des Bären die Zahlen d, d, d, d. Auf der linken Seite sind familiäre Platten aus Zählsteinen zu sehen, in welche die Plattenstriche eingravirt, die mittels des Schwenkrahmens h, der Schraube i, der stehenden Rolle j und der festsitzenden Mutter k und l von der Potentialschleife m aus bewegt werden. In den an die Hüfte des Schwenkrahmens angebrachten Lagern a und b, rotirt der Welle n, welcher durch die Ausbuchtung p die Bewegung auf den doppeltarmigen Hebel q z., die Pendelarme r und den Support s überträgt; letzterer gleitet längs der Bohle auf der prismatischen, an zwei Stellen a und u, schief abgewinkelten Schiene z hin.

und her. Am Support ist der Stützhalter treibbar befestigt, jedoch ist keine Modifizierung notwendig in der Höhe klappen kann und dadurch eine unmittelbare Einstellung der Schenkel des an ihm befestigten Stiels im Winkel vermeidet. Der gesamte Stiel ist mit einer halbkugelförmigen Kapsel versehen, um die Schenkel recht wohl isolieren zu können, was den guten und glatten Kontakt wesentlich befördert. Die



1. 2

Baummineralien w haben den Zweck, die geprüfte Holzplatte fest auf den Kettentisch angedrückt, um dadurch ein ruhiges Zerschneiden der Proben zu erzielen. Um auch verhältniß große Massen aufsteigen zu können, sind die Platte n und n, leichtbar gemacht; auch kann eine Veränderung der Stellung des Schnittes durch Ausweichung des Schenkelecks h und der Schenkel l bewerkstelligt werden.



103

Die vorstehend beschriebene Maschine behält mittelst ihrer Stachel seine Stacheln aus der untergeleiteten Masse heraus und verpackt denselben in einen Platten aus einander in ober pyramidenförmigen Spizen gebildet werden. Diese Platten kommen abwärts zur Spinnmaschine, während deren die Spinnstrahlen voneinander abgetrennt und in einzelne Fäden zerlegt werden. Er hierbei zur Verwendung kommende Maschine arbeitet, indem ein am Faden befestigtes zweifelhakeniges Netze mittelst Greuter und Schlangen in die untere

aufgespannte gespitzte Holzplatte einschneidet. Letztere wird einmal in ihrer Längsrichtung auf den Tisch gelegt, um einzelne Reihen abzuspalten, dann in ihrer Querrichtung, um die gebildeten Reihen in einzelne Stifte aufzulösen. Um beim ersten Spalten ein vollständiges Auseinanderfallen der Platte in einzelne Reihen zu vermeiden, wodurch das zweite Spalten erschwert würde, wird der Hub des Messers darauf gestellt, daß das Messer beim ersten Spalten (Vorspalten) nur die Hälfte der Plattendicke, beim zweiten Spalten dagegen drei Viertel der Dicke durchbringt; auch sind die Platten während des ersten Spaltens mit einem Lederriemen umbunden. Damit das Messer regelmäßig in den Grund der Spitze einschneidet und nie sie selbst trifft, wird der Vorhub mit Walzen bewirkt, deren Riffelung genau der Entfernung je zweier aufeinander folgenden Zähne entspricht und die, von dem Messerantriebe bewegt, in die Spitzen der Platte eingreifen, die letztere nach jedem Spalten um eine Spitzenweite vorchieben.

Die durch das Spalten der Platten entstandenen einzelnen Stifte sind naß und haben gewöhnlich eine rötliche Färbung. Zur Beseitigung der letzteren werden dieselben durch schweflige Säure geleicht. Man schüttet sie hierzu in eine mit doppelten Wandungen versehene Trommel, deren innerer Boden durchlöchert ist und durch Gummischläuche mit einem Gefäß in Verbindung steht, in welchem Stücke Schwefel brennen und durch einen mittels Ventilators zugeblasenen schwachen Luftstrom im langsamen Verbrennen zu schwefliger Säure unterhalten werden. Die gebleichten Stifte werden dann noch in mit feiner Drahtgaze umzogenen Trommeln, welche sich in Behältern befinden, die mit warmer Luft geheizt sind, getrocknet und schließlich auf den Siebmaschinen von den mit ihnen gemischten Splittern befreit. Die Siebmaschine besteht aus einem an einem Gestell aufgehängten Siebkasten, der mittels Kurbelbetriebes in hin- und herschaukelnde Bewegung versetzt wird und dessen Siebmaschen etwas kleiner als die Querschnitte der zu siebenden S. sind. Beim Sieben fallen die beigemengten Holzsplitter durch, während die zum Verlauf fertigen Stifte auf dem geneigt liegenden Siebe hinabgleiten.

Holzstiftmaschine, s. unter Holzstifte.

Holzstock, die Holzplatte, auf welcher ein Holzschnitt hervorgebracht wird. (S. Holzschneidebänke.)

Holzstoff (Holzschliff oder Holzzeug) ist im allgemeinen die Bezeichnung für die aus Holz gewonnenen kleinen Fasern, die eine weitgehende Verwendung, namentlich als Füllag der Fäden in der Papierfabrikation, außerdem zur Fabrikation von Papiermache, künstlichem Holz (s. d.) u. s. w. finden. Über den auf chem. Wege durch Kochen gewonnenen S., auch Holzcellulose genannt, s. Cellulose. Die Fabrikation des auf mechanischem Wege durch Schleifen (Holzschleiferei) hergestellten S. zerfällt in die Hauptoperationen: das Schleifen, das Sortieren und Raffinieren des abgeschliffenen Stoffs und das Entwässern desselben. Um schönen S. herzustellen, bedarf es eines jungen, schwammig gewachsenen Holzes, welches möglichst reichhaltig an reiner Cellulose ist und wenig instrumentelle Materien enthält. Nadelhölzer liefern einen härteren, gelblichen, Laubhölzer einen weichen, weißen S. Hauptsächlich finden von letzteren die

Fichte, Kiefer und Tanne, von den Laubhölzern die Eiche, seltener die Birke und Linde bei der Holzstofffabrikation Verwendung.

Die Vorrichtung des Holzes zum Schleifen geschieht, indem man es sorgfältig entrindest und von den Astknoten befreit; dann zersägt man es auf Kreissägen in Stücke von der Breite des Schleifsteins und spaltet diese noch in zwei oder drei Teile. Das Schleifen erfolgt in Zersäferungsapparaten (Desibreuren), welche als arbeitendes Werkzeug einen Schleifstein besitzen, der sich gewöhnlich um eine horizontale Achse dreht und gegen dessen Peripherie die Holzstücke mittels mechan. Vorrichtungen oder durch Wasserpressung in der Weise angebrückt werden, daß ihre Fasern parallel zur Achse liegen. Zur Vermeidung des Verschmierens und des Anbrennens wird der in einem Wassertrug laufende, aus grobem, gleichförmigem Sandstein hergestellte Schleifstein außerdem mit einem Wasserstrom bespritzt.

Die bestehenden Fig. 1 und 2 zeigen die Einrichtung eines Zersäferungsapparats. Der auf der Welle B befestigte Schleifstein A läuft zwischen den Lagern C der Seitenschilder D; letztere bilden das Gehäuse des Steins und dienen fünf radial zur Steinachse gerichteten Speisevorrichtungen als Unterstüßung. Dieselben sind zum selbstthätigen Nachschub eingerichtet, welcher von der Schleifsteinwelle B durch Friction vermittelt wird, indem die Scheibe E fest an die mit Gummiringen überzogene kleinere Scheibe E' gepreßt wird. Durch die mit Handrad H versehene Schraube kann die Welle G dieser Scheibe in vertikaler Richtung verstellt und hierdurch ein mehr oder weniger schneller Zuschub der zu schleifenden Hölzer bewirkt werden. Eine Schraube an der bezeichneten Welle fest das zugehörige Schraubenrad auf der Welle K in Bewegung, deren Schraube L wieder mit dem Rad M an der Mutter der Brexspindel N in Eingriff steht, dieselbe rotieren läßt und hierdurch die Brexspindel vorwärts schiebt. Die Riemenscheibe O auf jeder der Speisevorrichtungen wird von einem endlosen, alle Scheiben berührenden Gummiriemen in Bewegung gesetzt, wodurch ein gleichzeitiger Druck auf alle Speisevorrichtungen erzielt ist. Die Schrauben N sind an dem einen Ende mit Traversen P verbunden, die von den Verbindungsschrauben R geführt werden und auf das im Kasten S eingelegte Holz drücken. Um frische Hölzer einbringen zu können, ist die Mutter M lösbar gemacht und für jeden Speiseapparat eine Welle mit Handrad T angebracht, auf welcher sich bei der Umdrehung zwei Riemen aufwinden, die den Kasten S hervorziehen. Das zum Schleifen nötige Wasser wird durch das Rohr U in dem untern, einen Trug bildenden Teil des Apparats zugeführt; der abgeschliffene S. findet auf der schiefen Ebene des Trogs seinen Abfluß.

Von dem Desibreur gelangt der S., speziell Holzschliff genannt, in den Sortierapparat (Surtateur). Dieser besteht aus der Knoten- oder Reinigungsmaschine oder der Siebtrommel, den Sortiercylindern und dem Zeugfänger und setzt sich aus einer Reihe von Sieben mit immer feiner werdenden Öffnungen zusammen, über welche der mit dem Wasser abfließende S. streift. Das Wasser fließt durch, während der S. je nach seinem Gehalt an gröbern oder feineren Teilen von der Reinigungsmaschine, den Sortiercylindern oder dem

Zeugfänger zurückgehalten wird. Der in der Papierfabrikation zu verwendende H. wird gewöhnlich in drei, seltener zwei verschieden feine Qualitäten sortiert, und es werden demgemäß die von dem Sortierapparat abgefangenen größern Holztheile nochmals zerkleinert. Dies geschieht durch den Raffineur, eine Art Mahlgang, mit zwei scharfen, horizontal übereinander gelegten Steinen, von denen der untere, Bodenstein, aufliegt und nur der obere (Läufer) rotiert.

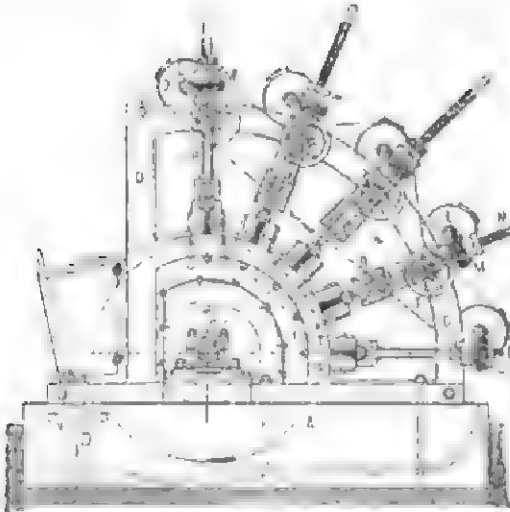


Fig. 1.

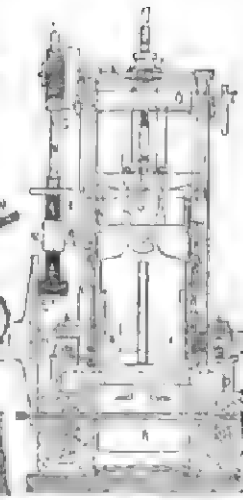


Fig. 2.

Der fertige H. wird noch entwässert, was auf einer der Appenmaschine (s. unter Papierfabrikation) ähnlichen Vorrichtung geschieht. Diese Maschine besteht aus einem großen Behälter, in welchen der Stoff einfließt. In dem vordern Teile des Behälters ragt ein liegender feiner Drahtcylinder etwas über die Oberfläche des H. hervor. Bei der Drehung dieses Drahtcylinders bleiben die Holzfasern in ganz dünnen Schichten auf demselben hängen, worauf sie von einem über mehrere Walzen gehenden Filztuche abgestreift und nach einer Presse geleitet werden, die aus zwei übereinander liegenden starken eisernen Walzen besteht. Oft wird auch die Entwässerung durch hydraulische oder Spindelpressen (s. Pressen) vorgenommen. Obgleich der H. eine verflüchtbare Masse bildet, die sich mit dem zur Papierfabrikation (s. d.) verwendeten Haberganzzeug innig verbindet, so haftet demselben doch der Abfall an, daß er sich, namentlich unter der Einwirkung des Sonnenlichtes, bräunt. Man hat zwar zur künstlichen Bleichung des H. verschiedene Mittel vorgeschlagen; doch hat sich keins derselben praktisch bewährt.

Holztapeten, s. Tapeten.

Holztaube, s. unter Taube.

Holzteer ist eine schwarze ölige Flüssigkeit, welche neben Holzeßig (s. d.) bei der trocknen Destillation des Holzes gewonnen wird. Bei der Destillation von harzigem Holz erhält man einen Teer, dem viel Terpentinöl beigemengt ist und der dadurch specifisch leichter als Wasser ist, während der aus Buchen- und Eichenholz gewonnene in Wasser unter sinkt. Der H. ist nicht identisch mit dem Stein-

teer, obgleich der letztere den H. in den meisten Anwendungen ersetzen kann. Mitunter wird der H. ohne Rücksichtnahme auf den entstehenden Holzeßig gewonnen, indem man in primitiven Kühlvorrichtungen nur die leichter kondensierbaren Anteile verdichtet und die übrigen Dämpfe entweichen läßt (Teerschweilerei), so namentlich in Rußland, wo man Birkenholz in Gruben oder Weisern verkohlt und die Dämpfe in Ableitungsröhren so weit abläßt, daß Teer abfließt. Der H. enthält eine ganze

Reihe von chem. Verbindungen, die zuerst von Reichenbach, in neuester Zeit von A. W. Hofmann studiert sind. Von diesen sind zu erwähnen: Toluol, Xylol, Cumol, Naphthalin, Chrysen, Aeten, Pyren, Xereben, Paraffin; ferner Phenol, Kreosol, Bhtlorol, Guaiacol, Kreosol, Brenzlatechin, endlich verschiedene Derivate des Pyrogallol; auf letztere sind auch das Gebrüret und Pittalal Reichenbachs zurückzuführen, dagegen scheinen das Cupion, Rapnomor und Picamar Reichenbachs keine einheitlichen chem. Verbindungen zu sein.

Durch Behandlung mit Alkalihydrat werden dem H. die wie

schwache Säuren wirkenden aromatischen Alkohole entzogen und aus dieser Lösung wird das echte Kreosot (s. d.), ein Gemenge von Guaiacol und Kreosol, gewonnen. Bei der Destillation geht zuerst leichtes Holzöl, Riendöl, über, dann folgt schweres Holzöl, welches alles Kreosot enthält, der Rückstand erstarrt zu einer schwarzen, glänzenden Masse, Schusterpech. Durch Destillation von Birkenholz erhält man ein aromatisch riechendes Öl, welches in Rußland zum Tränken des Zuchtenlebers dient und als Tagger, Döggut, Schwarzer Regen u. s. w. bezeichnet wird. Außer zur Gewinnung dieser Produkte dient der H. vielfach als Konservierungsmittel für Holz, Eisen u. s. w.

Holzthee, s. Holztrank.

Holztrank oder **Holzthee** (Species oder Decoctum lignorum), vielfach angewendetes schweiß- und harntreibendes Mittel, aus 5 Teilen Guaiacoholz, 3 Teilen Sauchschelmwurzel und je 1 Teile Sassafrasholz und Säßholz bestehend. Man läßt zwei Eßlöffel H. mit 6 Tassen Wasser abkochen und hiervon die eine Hälfte des Morgens im Bett warm, die andere kalt im Laufe des Tags trinken.

Holztrift, s. unter Trift und Triftgeretht.

Holzjung, ein etwas unklarer Ausdruck für Wald überhaupt; gewöhnlich für kleinere Waldungen oder einzelne Gruppen von Waldbäumen gebraucht, für welche auch der Ausdruck Gehölz oft angewendet wird.

Holzverband (Holzverbindungen). Man versteht hierunter die Verbindung zweier Hölzer oder Verbandstücke durch eine geeignete Form ihrer

Verührungsfächen, sobald sie entweder für sich allein oder mit Zuhilfenahme besonderer Befestigungsmittel (Nägel, Nägel, Schrauben, Bolzen, Klammern) den auf ihre Trennung einwirkenden Kräften widersteht. Die Verbindung der Hölzer bezweckt eine Verlängerung der horizontal oder vertikal gerichteten Stüde, oder eine Verstärkung, beziehungsweise Vermehrung ihrer Höhe und mithin Tragkraft, oder eine Verbreiterung oder Bildung von Flächen, namentlich bei Holzschnittwaren, oder aber eine Zusammenfügung unter rechtem, spitzem oder stumpfem Winkel (Verknüpfung), wobei die Verbandstücke entweder in einer Ebene oder in verschiedenen Ebenen liegen können.

I. Verbindungen der ersten Art oder Verlängerungen: 1) Der Stoß, welcher gerade



Fig. 1.

der Verbandstelle, beziehungsweise eine Verklammerung derselben. 2) Die Verblattung oder das Blatt (Fig. 2, a, b, c). Man unterscheidet das



Fig. 2.

einfache gerade Blatt und zwar mit stumpfem, schrägem oder Gratstoß, und das schräge Blatt, das gewöhnlich nur stumpfen Stoß erhält. Diese Verbindungen müssen durch Nägel oder Bolzen gegen das Auseinanderziehen gesichert und wosmöglich unterstützt werden. Dem einfachen Blatt ist deshalb das Halenblatt vorzuziehen, das von selbst gegen das Auseinanderziehen sichert

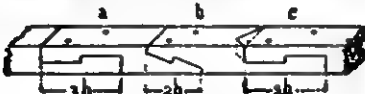


Fig. 3.

(Fig. 3, a, b, c). Es wird entweder gerade oder schräg gebildet und mit den unter 1 genannten Stößen ausgeführt. Da es jedoch schwierig ist, die Hölzer genau und dichtschließend zusammenzufassen, so wendet man das Halenblatt mit

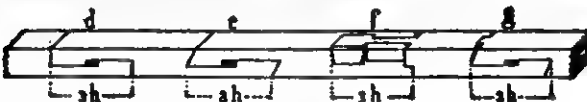


Fig. 4.

Reil (Fig. 4, d, e, g) an, das nach Belieben scharf zusammengetrieben und in verschiedenen Kombinationen ausgeführt werden kann, z. B. als gerades und schräges Halenblatt mit Reil und Zapfen, verstecktes Halenblatt (Fig. 4, f). Eine der vollkommensten Längenverbindungen ist das Halenblatt mit schrägem Stoß, Reil und Zapfen (Fig. 4, g), das gegen ein Auseinanderziehen nach allen drei Dimensionen sichert. Fig. 5, 6, 7 zeigen Verbindungen

vertikal stehender Hölzer, die Verbindung mittels Dorn oder Nägel, die Verschränkung und das Kreuzblatt.



Fig. 5.



Fig. 6.



Fig. 7.

II. Die Verstärkung der Hölzer bezweckt die Vergrößerung ihrer Tragkraft, wird auf verschiedene Weise bewirkt und können dadurch Träger



Fig. 8.

gebildet werden, jedoch rechnet man nur die einfachen Verstärkungen, wie die Verdoppelung, Verdübelung, Verschränkung, Verspannung u. s. w. (Fig. 6, 8 c u. 9) zu den Holzverbindungen. Zu den zusammengefügten Verstärkungen gehören die offen gebauten, armierten Balken, Laveschen und gesprengten Balken, die Gitterträger u. s. w.



Fig. 9.

III. Die Verbreiterung der Hölzer findet bei Spundwänden, Dämmungen, Schalungen u. durch die halbe und die ganze Spundung oder die Verbindung auf Nute



Fig. 10.



Fig. 11.

und Feder Ratt (Fig. 10, 11). Sind die Brettflächen nicht unterstützt oder bedarf es einer Sicherung gegen das Wenden derselben, so wendet man nur aufgenagelte, eingeschobene oder Himmelleisten an (Fig. 12, a, b, c, d). Am



Fig. 12.

besten bildet man jedoch größere Holzflächen, wie Thüren, Läden, Thore u. s. w., durch Verbindung von härtern Rahmenhölzern mit schwächeren Füllungen (gestemmte Arbeit, Fig. 13).

IV. Die verschiedenen Arten der Verknüpfung der Hölzer finden entweder in einer Ebene oder in verschiedenen Ebenen statt. In beiden Fällen handelt es sich entweder um einen Anstoß (T), eine Winkelverbindung (L) oder eine Überkreuzung (+).

1) Verbindung in einer Ebene oder bündige Verknüpfung. Bei An- oder Zusammenfügen werden die einfache Brüstung mit schrägem



Fig. 13.

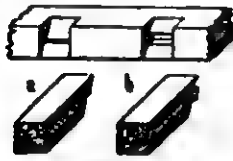


Fig. 14.



Fig. 15.

Stoß oder der Zapfen mit Brüstung (Fig. 14, a, b), die Verfugung (Fig. 15), namentlich aber

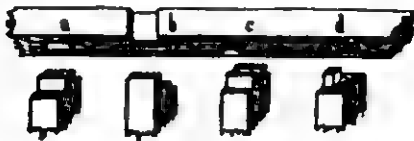


Fig. 16.

die verschiedenen Arten der Verzäpfung angewendet (Fig. 16, a, b, c u. Fig. 17), wie der einfache gerade, der Blattzapfen, der Doppelzapfen,

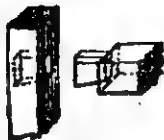


Fig. 17.



Fig. 18.



Fig. 19.

Schwalbenschwanzzapfen u. s. w. Bei Winkel- und Kreuzverbindungen wird die Überblattung (Fig. 18, 19), die Versicherung oder der Scherzapfen (Fig. 20), die Verzäpfung mittels Winkel- und geschweiften oder Schapfen u. s. w. angewendet. Bei den Überkreuzungen dieser Art Verbindungen wendet man die Überblattung



Fig. 20.



Fig. 21.

(Fig. 21) an, die bei schräger Überschneidung mit verbrochenen scharfen Kanten ausgeführt wird. Bei Verbindungen geneigter Hölzer mit horizontalen oder vertikalen Rahmenbälken, die in derselben Vertikalebene liegen, kommt der schräge Zapfen (Spar-

renzapfen, Winkelbandzapfen) meist in Verbindung mit Verfugung zur Anwendung (Fig. 22 a, b).

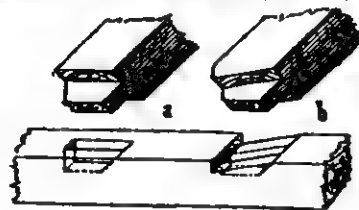


Fig. 22.

2) Verknüpfung von Hölzern, die nicht in einer Ebene liegen. Anstoße und Winkelverbindungen dieser Art kommen meist bei der Verbindung von Balkenlöpfen mit Rahmen (oder

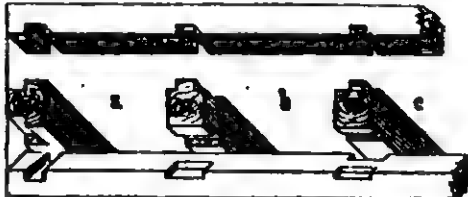


Fig. 23.

Mauerlatten) und darüber befindlichen Schwellen vor; Überkreuzungen dagegen bei der Verbindung von Balken mit Unterlagern oder Mittelwandbalken. Hier finden die verschiedenen Arten von Überkreuzungen oder Rahmen Anwendung.

So die Gabelkammerung, der einfache gerade Kamm, der schräge, Mittelkammer, Schwalbenschwanzkammer, Kreuzkammer u. s. f. (Fig. 23, a, b, c u. 24, a, b).

Bei der Verbindung von Rahmen oder Brettern mit Sparren findet die Überkammerung (Fig. 25) statt; bei den Kreuzverbindungen bretterartiger Hölzer kommt die sog. Verzäpfung (Fig. 26 u. 27) vor, die entweder

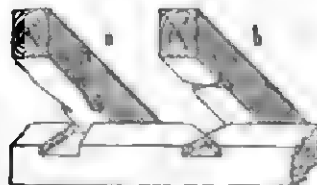


Fig. 24.



Fig. 25.

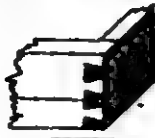


Fig. 26.

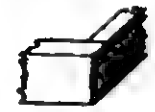


Fig. 27.

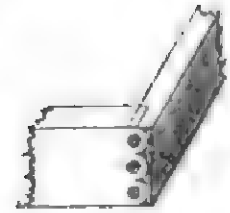


Fig. 28.

gewöhnliche oder versteckte Verzäpfung ist. Auch die durch gefälligeres Aussehen sich auszeichnende Knappische Verbindung gehört hierher (Fig. 28).

(*Cossus ligniperda*) und die Raupen der Glas-
schwärmer (*Sesia*), beide mehr in weichen Holz-
arten, wie Weiden und Pappeln; unter den
Hautflüglern oder Hymenopteren die Holzwespen
(s. d.) und einige hummelartige Bienen, welche ihre
Nester gern in trockenem Zimmerholz ausnagen,
wie z. B. die Zimmermannsbiene (*Xylocopa*
violacea); unter den Käfern sind es: die ganze Fa-
milie der Bohrläfer (s. d.), der Vorkenläfer (s. d.);
unter welchen auch namentlich die Wurmfliegen der
trockenen Hölzer sich finden: der Brachtläfer
(*Buprestida*), welcher besonders in südl. Gegenden
häufig ist, und der Wodtläfer (s. d.); endlich die Lar-
ven der Schrötter oder Hirschkäfer (s. d.).

Holzzellen, s. unter Holz.

Holzzeug, soviel wie Holzstoff (s. d.).

Holzlein (engl. wood-tin), ein in rundlichen
Körnern vorkommendes Zinnerz von einerseits faser-
iger, andererseits konzentrisch-schaliger Zusammen-
setzung und holzbrauner, an der Oberfläche oft la-
staniensbrauner Farbe; chemisch ist es ein etwas ver-
unreinigter Zinnstein (SnO_2); findet sich in Zinn-
seifenlagern von Cornwall und Queensland.

Hom., bei naturwissenschaftlichen Namen Ab-
kürzung für Home (Sir Everard).

Homagialeid, s. unter Hulbigung.

Homagium (mittelalt., von homo, in der Be-
deutung von Lehnsmann, Vasall), Lehnseid, Hul-
bigungseid des Vasallen.

Homolographische Projektion (von *homolog*,
gleichmäßig), eine von Babinet 1857 so benannte,
äquivalente (flächentreue) Kartenprojektion, welche
die Breitengrade als gerade parallele Linien, die
Meridiane als Ellipsen zeigt. Zuerst von Mollweide
1805 erfunden, trägt sie auch dessen Namen. Neuer-
dings wird sie mit Vorteil zur Darstellung der
ganzen oder halben Erdoberfläche verwendet; im
ersten Falle erscheint diese als eine Ellipse, auf
welcher der Mittelmeridian die halbe Länge des
Äquators erhält, im andern Falle erscheint die
einzelne Hemisphäre als Kreiskappe. (S. Land-
karten und Projektion.)

Homann (Joh. Bapt.), der Begründer des nach
ihm benannten Landkartenverlags zu Nürnberg,
war zu Ramlach, im jetzigen bayr. Kreise Schwaben,
20. März 1668 geboren und besuchte die Jesuiten-
schule zu Mindelheim. Dem Kloster zu entgehen,
entwich er heimlich nach Nürnberg, wo er zur prot.
Kirche übertrat und 1687 Notar wurde. Bald
aber wandte er sich dem Kupfer- und Landkarten-
stich zu und begründete 1702 einen förmlichen
Landkartenhandel, der bald eine große Ausbrei-
tung gewann. Er lieferte allmählich gegen 200
Karten, darunter den großen Atlas über die ganze
Welt in 126 Blättern (1716) und den »Atlas me-
thodicus« in 18 Blättern (1719). Auch fertigte er
kleine Globen, Armillarsphären und andere mechan.
Kunstwerke. Die stetenliche Erbschaft der Wissen-
schaften zu Berlin erwarb ihn 1715 zu ihrem Mit-
gliede, der Kaiser Karl VI. sendete ihm eine goldene
Ehrenkette und ernannte ihn zu seinem Geographen,
und der Bar Peter d. Gr. bestellte ihn 1722 als
seinen Agenten. S. starb 1. Juli 1724. Der Besitz
des Instituts ging auf seinen Sohn, Johann
Christoph H. (geb. 1703, gest. 1730), über, der
seinen bisherigen Geschäftsführer Joh. Georg Ebers-
berger und seinen Universitätsfreund Joh. Mich.
Franz zu Erben der Handlung einsetzte, die unter
der Firma »Homannsche Erben« fortgeführt wurde.

Im J. 1755 ging dieselbe an Franz' Bruder, Joh.
Heinr. Franz, über, der den Buchhändler Georg
Peter Monath, den Schwiegersohn Ebersbergers,
zum Kompagnon annahm. Monaths Sohn, Friedr.
Albrecht Monath, verkaufte 1804 seinen Anteil am
Geschäft an Georg Christoph Franz Fembo, der
1813 auch den Anteil der Franzischen Familie an sich
brachte. Mit des letztern Tode (11. Sept. 1813)
erlosch die Handlung, welche sich unter ihrem Be-
gründer, namentlich aber unter Joh. Mich. Franz,
um die Förderung der Geographie in Deutschland
die größten Verdienste erworben hatte.

Homärus (lat.), der Hummer.

Homburg, Kreisstadt in der preuß. Provinz
Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, 9 km östlich
von Vorken, auf einer Anhöhe unweit der Elze ge-
legen, Station der Linie Treysa-Leinefelde der
Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landrats-
amts und eines Amtsgerichts, hat ein evang. Schul-
lehrerseminar (1835 von Kassel hierher verlegt),
mit dem seit 1874 eine Taubstummenanstalt ver-
bunden ist, und zählt (1880) 3551 meist prot. E.,
welche Fabriken für landwirtschaftliche Geräte und
Nähmaschinen unterhalten. Über der Stadt steht
auf einem Basaltkegel eine Burgruine. Im J. hielt
1526 der Landgraf Philipp der Großmütige die erste
evang. Landesynode in Deutschland.

Der Kreis Homburg umfaßt ein Areal von
321 qkm mit (1880) 22610 meist prot. E.

Homburg (Wilh.), Chemiker, geb. 8. Jan. 1682
als Sohn eines zu Batavia lebenden Quecksilber-
bergers, der dort Kommandant des holländ. Arsenals
war, aber später mit seiner Familie nach Europa
zurückkehrte. H. studierte in Jena und Leipzig Juris-
prudenz und ließ sich 1674 als Advokat in Magde-
burg nieder. Durch den Verkehr mit Otto von Guericke
wurde sein Interesse für Naturwissenschaften
erweckt, wodurch er bestimmt wurde, seine Advoka-
tur niederzulegen. Er begab sich studienhalber auf
Reisen nach Italien, wo er längere Zeit in Padua,
Bologna, Rom Naturwissenschaften und Medizin
studierte; von hier ging er nach Frankreich und nach
England, wo er sich an Boyle angeschlossen und in dessen
Laboratorium sich mit Chemie beschäftigte. Er lehrte
nach Deutschland zurück und erwarb in Wittenberg
den Doktorgrad der Medizin. Neue Reisen führten
ihn nach Ungarn, Schweden und wieder nach Frank-
reich. Im J. 1682 trat er in Paris zur kath. Re-
ligion über. Von 1688 bis 1691 nahm er seinen
Aufenthalt in Rom, wo er sich als praktischer Arzt
auszeichnete. In letztem Jahre lehrte er nach Paris
zurück, wurde zum Mitglied der Akademie erwählt,
1704 zum Leibarzt des Königs von Orleans er-
nannt und starb daselbst 24. Sept. 1715.

Als Chemiker nahm er den Standpunkt der da-
maligen Zeit ein und war noch von der Möglichkeit
der Metallverwandlung überzeugt. Er lieferte zahl-
reiche Abhandlungen in den »Mémoires« der pariser
Académie von 1692 bis 1714. Von seinen Arbeiten
sind zu nennen: die Bereitung eines Pyrophors
durch Calcinieren von Alaun mit verbrennlichen
Substanzen; die Entdeckung der Phosphoreszenz des
geschmolzenen Chlorcalciums; die Abcheidung der
Vordure (deren Natur ihm jedoch fremd blieb) aus
dem Wera; die leichte Schmelzbarkeit der Legirun-
gen von Zinn, Blei und Wismut; die Bereitung
von Karminad und Tusche; verschiedene Unter-
suchungen über die mittel des Brennpiegels kon-
zentrierte Hitze auf Metalle u. s. w.

Homburg vor der Höhe, so genannt, weil es an und vor der Höhe oder dem Taunus liegt, Kreisstadt des Ober-Taunuskreises im Regierungsbezirk Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau, bis 1866 Hauptstadt der ehemaligen Landgrafschaft Hessen-Homburg (s. d.), 18 km im NW. von Frankfurt a. M., an der Linie Frankfurt-H. der Preussischen Staatsbahnen gelegen, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts und zweier Oberförstereien und zählt (1880) 8326 meist prot. E. Nächst dem auf einer Anhöhe liegenden Residenzschloß, das 1680—1703 erbaut, 1835 erweitert wurde, sind ansehnliche Gebäude: das palastähnliche Kurgebäude, die prot. Stadtkirche, die luth. (ehemals franz.-reform.) Stadtkirche, die neue Synagoge. H. hat ein Real-Programm, eine Mittelschule, drei Töchterschulen, eine Bibliothek, ein Museum, ein Armen-, ein Waisen- und ein Versorgungshaus, ein allgemeines Krankenhaus und ein chir. Krankeninstitut, eine Kleinkinderbewahranstalt und Fabriken für Maschinen, Hute, Seife, Rubeln, Bleiweiß u. s. w. Seit 1834 ist H. ein Taunusbad. Es hat fünf eisenhaltige salinische Heilquellen: Ludwigsbrunnen, Elisabethbrunnen, Kaiserbrunnen, Stahlsbrunnen, Kuifensbrunnen, von denen der Elisabethbrunnen die bedeutendste ist. Das Bad hat sich schnell gehoben und ist gegenwärtig eins der besuchtesten deutschen Bäder (jährlich etwa 13 000 Kurgäste). Das großartige Kurhaus mit ausgedehnten schönen Parkanlagen und einem Theater wurde 1841—43 von den damaligen Bankhaltern, Gebrüder Blanc, erbaut. Im 12. Jahrh. waren die Dynasten von Eppstein Besitzer des Schlosses und der Herrschaft H., von deren Burg der noch stehende hohe weiße Turm herrühren mag. Vgl. Schäfer, »Vad H. und seine Umgebungen« (Darmst. 1864); Friedlieb, »Der Kurort H.« (Frankf. a. M. 1867); Schütz, »H. und seine Umgebungen« (11. Aufl., Homb. 1876); Will, »Der Kurort H.« (Homb. 1880); Schick, »H. und Umgegend« (15. Aufl., Homb. 1884).

Home (engl.), Heim, Heimat, Haus; Home Office, Ministerium des Innern.

Home (Daniel Douglas), s. Hume.

Home (Sir Everard), engl. Anatom, geb. 6. Mai 1756 zu Hull, gest. 31. Aug. 1832 zu Chelsea, war Professor der Anatomie und Chirurgie in London und königl. Wundarzt und veröffentlichte als Hauptwerk »Leçons d'anatomie comparée« (6 Bde., 1814—28), worin die Präparate der Sammlungen des Anatomen John Hunter erklärt sind.

Home (Henry, Lord Rams), berühmter philol. Schriftsteller, geb. 1696 zu Kames in der Grafschaft Berwick, wurde in Edinburgh 1724 Advokat, 1752 Assisenrichter und 1763 mit dem Titel Lord Kames einer der Oberichter von Schottland. Er starb 27. Dez. 1782. Von seinen zahlreichen Schriften sind am bemerkenswertesten: »Essays on the principles of morality and natural religion« (Edinb. 1751; deutsch von Hantenberg, 2 Bde., Braunschw. 1768), »Historical law« (Edinb. 1759) und »The principles of equity« (Edinb. 1760), »Elements of criticism« (3 Bde., Edinb. 1762—65; deutsch von Meinhard, Lpz. 1765; 3. Aufl. von Schäg, 3 Bde., 1790—91), ein Werk, das eine psychol. Theorie des Geschmacks im Geiste seines Zeitalters und der philol. Schule in England ist und auch in Deutschland viel Einfluß ausübte; »Sketches

of the history of man« (2 Bde., Lond. 1774; 3 Bde., 1807; deutsch von Klause, 2 Bde., Lpz. 1775—83), endlich »Loose hints on education« (Edinb. 1781). Sein Leben hat Lord Woodhouselee beschrieben (2 Bde., Edinb. 1807—10).

Homeriten, s. Simjariten.

Hömer, s. Hömer.

Homer (grch. Homēros) ist der Name des griech. Dichters, welcher an der Spitze der griech. Litteraturgeschichte steht. Abgesehen von wenigen Grammatikern, den sog. Chorizonten (s. b. Trennenden), hielten die Alten allgemein einen Dichter dieses Namens für den Verfasser der beiden großen epischen Gedichte Ilias (worin Szenen aus dem Kampfe der Griechen vor Troja, um den Mittelpunkt des Jorues des Achilles gruppiert, geschildert werden) und Odyssee (oder Odyssee) (worin die Irrfahrten und endliche glückliche Heimkehr des Odysseus, sowie der Sieg desselben über die Treier seiner treuen Gattin Penelope erzählt werden). In älterer Zeit schrieb man sogar dem H. allgemein noch andere Epen zu, wie die Thebais und sonstige Gedichte des sog. epischen Epos (s. Epyllische Dichter), sowie ein Iomisches Epos, den sog. Margites (s. d.). Ferner die Batrachomyomachia (s. d.) und zahlreiche Hymnen, von welchen letzteren noch eine Sammlung, die 6 größere und 28 kleinere Hymnen umfaßt, unter H.s Namen erhalten ist.

Was von der Persönlichkeit dieses Dichters berichtet wird, trägt freilich einen durchaus sagenhaften Charakter. Sieben oder mehr Städte stritten sich um die Ehre, seine Geburtsstätte zu sein (nach dem bekannten Herameter: Smyrna, Rhodos, Kolophon, Salamis, Chios, Argos, Athenä; aber auch das Kleinasien, Kyme und die Insel Ios nahmen den Dichter für sich in Anspruch). Nach der verbreitetsten Tradition soll ihn eine Kympe Kretheis mit dem Flußgott Meles (bei Smyrna) erzeugt haben. Später soll er blind geworden und so als fahrender Sänger in der Welt umhergezogen sein, auch bei diesen Wanderungen auf der Insel Ios, wo man noch in spätern Zeiten sein angebliches Grabmal zeigte, seinen Tod gefunden haben. Als histor. Kern dieser Tradition kann man nur die Thatfache betrachten, daß die den Namen des H. tragenden Gedichte, speziell die Ilias und Odyssee, bei den Kleinasien, Griechen, etwa im 10. und 9. Jahrh. v. Chr., entstanden und von da einige Zeit später (nach der Tradition besonders durch Vermittelung des Spartaners Tyrtogos) nach dem europ. Griechenland herübergebracht worden sind. Von den Orten, welche H. für sich beanspruchten, können Salamis, Argos und Athen von vornherein nicht ernstlich in Frage kommen, auch nicht die von Doriern kolonisierte Insel Rhodos; so bleiben von den sieben Orten des Herameters nur die in Jonien gelegenen Städte Smyrna und Kolophon und die Insel Chios übrig, unter denen Smyrna und noch mehr Chios besonders viel für sich anführen können, und außerdem erscheint der Anspruch des äolischen Kyme beachtenswert. Dabei kann es sich aber immer nicht um den Geburtsort H.s, sondern nur um die Heimat der Homerischen Gedichte handeln, da die Annahme, daß ein einzelner Dichter Namens H. Ilias und Odyssee gedichtet habe, jetzt nur noch von einzelnen festgehalten wird, und auch dies als überwiegende Überzeugung der Sachverständigen gelten muß, daß der heutige Bestand der Ilias und Odyssee nicht der

ursprüngliche ist, sondern daß zu ältern Bestandtheilen später andere hinzugekommen sind.

Fest steht, daß die Haupttheile von *Ilias* und *Odyssee* längere Zeit gedichtet waren, ehe sie niedergeschrieben wurden. Die einzelnen Gesänge wurden durch öffentlichen Vortrag von den Dichtern selbst und von andern Sängern (*Rhapsoden*) verbreitet, welche namentlich bei Festen, wo größere Volksmengen zusammenkamen, sich hören ließen. Wahrscheinlich schuf auf der Grundlage von Liedern, die insbesondere bei den *Äolern* gedichtet und gesungen wurden, ein großer ion. Dichter den Kern der *Ilias*, ein anderer später das Epos von der *Küstenreise des Odysseus*; andere Sänger fügten diesem Kern beider Epen weitere Gesänge hinzu, wie z. B. die *Telemachie* in der *Odyssee*, d. h. »die Dichtung von dem Auszug des *Telemach*«. Durch hinzugefügte Verse wurden dann die ältern und neuern Bestandtheile verbunden. Die zuletzt hinzugekommenen größern Bestandtheile waren wohl die *Telemachie* in den vier ersten und die Erzählung von den Vorgängen nach dem *Freierröden* und der Wiedervereinigung von *Odysseus* und *Penelope* in den letzten anberthalb Büchern der *Odyssee*, welche später entstanden sein werden als einzelne Gedichte des epischen Eklus.

Wann die beiden Epen zum ersten mal in einer schließlichen Redaction zusammengefaßt und niedergeschrieben wurden, ist ungewiß. Begründeten Zweifeln unterliegen die vereinzelten Angaben bei alten Schriftstellern, in Athen sei durch *Solon* oder *Hippiarch* die Anordnung getroffen worden, daß an den Panathenäen die Gesänge der *Ilias* und *Odyssee* in der richtigen Reihenfolge hintereinander vorgetragen werden sollten, und *Hippiarch* habe durch eine Kommission von vier Männern, unter denen *Onomakritos* sich befand, die einzelnen Stücke der homerischen Epen zu zwei großen Ganzen zusammenfassen und niederschreiben lassen. In der Zeit des *Hippiarch* verstand man unter den homerischen Epen auch nicht ausschließlich *Ilias* und *Odyssee*, diese traten vielmehr erst zur Zeit von *Plato* und *Aristoteles* in ihrer unvergleichlichen Bedeutung hervor. Damals veranstaltete der Epiker *Antimachos* eine Ausgabe der *Ilias* und der *Odyssee*. Andere Ausgaben führten ihren Namen von den Städten, in welchen sie entstanden. Am berühmtesten ist die von *Aristoteles* für *Alexander d. Gr.* besorgte.

Eine neue Epoche für das Studium der homerischen Gedichte begann in *Alexandria*, wo die bedeutendsten Gelehrten, wie *Zenodotos* von *Epheos*, *Krisposphanes* von *Byzanz* und vor allen *Aristarchos* von *Samothrace*, den Text der beiden Gedichte (die sie in je 24 Bücher theilten) nach den besten frühern Ausgaben und nach den durch Beobachtung von ihnen aufgefundenen Regeln der Sprache und des Zusammenhanges kritisch festzustellen sich bemühten. Im Zusammenhang damit steht, daß auch erst durch die *Alexandriner*, ohne Zweifel hauptsächlich durch *Aristarch*, der Name *H.* bestimmt auf *Ilias* und *Odyssee* eingeschränkt wurde. Ähnliche Studien, aber mit weniger sicherer Methode, wurden auch in *Pergamos*, besonders durch *Krates* von *Kallos*, den Gegner des *Aristarchos*, gepflegt. Die mit kritischen Zeichen versehene Ausgabe des *Aristarchos* verschaffte sich bald allgemeine Geltung, und seine in verschiedenen Schriften (Kommentaren zu den einzelnen Büchern der *Ilias* und *Odyssee* und

Dissertationen über einzelne schwierigere Fragen) niedergelegten Ansichten wurden erläutert und weiter ausgeführt durch zahlreiche unmittelbare und mittelbare Schüler, unter denen *Aristonilos*, *Dithyros*, *Nikano* und *Herodianos* die bedeutendsten sind. Die Schriften dieser vier Männer bilden die Grundlage der trefflichen Scholien zur *Ilias*, welche in dem berühmten Codex der *Bibliothek zu Venedig* erhalten sind (zuerst bekannt gemacht von *Billoison*, *Venedig* 1788); eine zweite, auch durch einen Codex zu *Venedig*, am besten aber durch eine Handschrift im *Britischen Museum* überlieferte Scholiensammlung ist minderwertig, hat aber doch auch eine selbständige Bedeutung. Eine Ausgabe aller Scholien unternahm *Beller* (2 Bde., *Berl.* 1825), eine neuere von *Dindorf* (4 Bde., *Leipz.* 1875—77) ist unvollendet geblieben. Weniger reichhaltig sind die erhaltenen Scholien zur *Odyssee* (herausgeg. von *Dindorf*, *Orford* 1855). Außerdem sind namentlich noch weitläufige Kommentare zu *Ilias* und *Odyssee* aus der byzant. Zeit von *Eustathios*, Erzbischof von *Thessalonike* (seit 1160) erhalten.

Im Abendlande waren die homerischen Gedichte viele Jahrhunderte hindurch vergeßen. Erst mit dem Wiedererwachen der humanistischen Studien und der Verbreitung der Kenntnis des Griechischen im Abendlande begann auch wieder das eifrige Studium des *H.*, dessen erste gedruckte Ausgabe, von *Demetrios Chalkondylas* besorgt, in *Florenz* 1488 in zwei Folioabänden erschien; zahlreiche andere Ausgaben folgten bald nach. Der aus dem Altertum übernommene Glaube an einen persönlichen *H.*, der mit bewusster Kunst die beiden großen Epen *Ilias* und *Odyssee* allein gedichtet habe, wurde nach manchen vereinzelten Zweifeln früherer, wie des engl. Philologen *Bentley* und des ital. Philosophen *Giambattista Vico*, zuerst wissenschaftlich bekämpft von *J. A. Wolf* in seinen berühmten »*Prolegomena ad Homerum*« (Bd. 1, Halle 1795; neuer Abdruck, ebend. 1869 und *Berl.* 1873; 2. Aufl. 1876; vgl. auch *Bollmann*, »*Gedichte und Kritik der Wolf'schen Prolegomena*«, *Leipz.* 1874). Dieser stellte die Ansicht auf, daß *Ilias* und *Odyssee* weder beide von ein und demselben Dichter, noch überhaupt jede von einem Dichter verfaßt, sondern ein Aggregat von Bestandteilen verschiedener Zeiten und Verfasser, das Gemeingut der an den mythischen Namen des *H.* sich knüpfenden Sänger, oder *Rhapsoden* seien; daß die einzelnen Stücke jahrhundertlang nur durch mündlichen Vortrag fortgepflanzt und dabei mannigfach umgestaltet und erweitert und erst unter *Hippiarchos* zu den beiden größern Epen, die wir noch als einheitliche Ganze besitzen, vereinigt worden seien. Diese Ansicht wurde von mehreren der bedeutendsten Geister unserer Nation, wie von *Goethe* (der freilich später seine Ansicht darüber geändert hat), *Herder*, den *Gebrüdern Schlegel*, *W. von Humboldt*, *Schöle* u. a. mit Bewunderung aufgenommen, von andern Seiten mit dem beständigen Widerspruch zurückgewiesene Ansicht ist dann durch eine Reihe hervorragender Gelehrter gründlich geprüft und namentlich durch eingehendere Untersuchungen über das Wesen der Volkslieder und der Volksepoëe überhaupt weiter ausgebaut und fester bestimmt worden, wie dies für die *Ilias* besonders *Lachmann* und *Reich* gethan haben. Diesen Vertretern der *Liedtheorie*, d. h. der Ansicht, daß *Ilias* und *Odyssee* aus einer

größern Anzahl ursprünglich selbständiger Volkslieder zusammengeleitet seien, standen aber immer zahlreiche Wertediger der ursprünglichen Einheit und planmäßigen Anlage der beiden Gedichte gegenüber, unter denen Nitsch (*Beiträge zur Geschichte der epischen Poesie der Griechen*, Epj. 1862) und, mit mannigfach von diesem abweichenden Ansichten, F. G. Welcker (*Der epische Epos oder die Homerischen Dichter*, 2 Bde., Bonn 1835—49) hervorzuhellen sind. Eine vermittelnde Ansicht, wonach die Odyssee ein einheitliches Ganzes, die Ilias aber ursprünglich nach einem relativ engeren Plane (als eine Achilleis) angelegt und nachmalig durch eine eingeschobene kleinere Ilias und andere Zusätze erweitert worden wäre, hat Grote in seiner *«Geschichte Griechenlands»* vorgetragen.

Neuerdings hat namentlich Bergl (*Griech. Literaturgeschichte*, Bd. 1, Epj. 1872), nachdem schon Wolf selbst auch eine ähnliche Ansicht angedeutet und G. Hermann ausgesprochen hatte, sich für die ursprüngliche Einheit von Ilias und Odyssee in dem Sinne ausgesprochen, daß ein ursprünglicher Kern der Odyssee wie der Ilias durch Fortsetzer und Dialektalisten wesentlich erweitert und verändert worden sei. Vor und nach ihm hat Kirchhoff (insbesondere in *«Die Homerische Odyssee und ihre Entstehung»*, Berl. 1869, und *«Die Komposition der Odyssee»*, Berl. 1869, sodann in *«Die Homerische Odyssee»*, 2. umgearb. Aufl. der genannten beiden Werke, Berl. 1879) für die Odyssee die Ansicht ausgeführt, daß zu einem ältesten kleinen Epos, der alten Dichtung von der Heimkehr, eine jüngere Dichtung von der Heimkehr, ferner die Dichtung vom Freiermord, die vom Auszug des Telemach, endlich die von den Ereignissen auf Ithaka nach der Wiedervereinigung von Odysseus und Penelope hinzugefügt seien. Eine ähnliche Ansicht vertritt Christ (*«H. und die Homeriden»* und *«Zur Chronologie des Epos»*, München 1884, sowie in seiner Ausgabe der Ilias, II. 1, Epj. 1884), doch so, daß er dem ersten Dichter für die Ilias, wie für die Odyssee einen größeren Teil des Ganzen und eine bedeutendere Stellung und Wirkung zuteilen möchte. Dagegen hat Kammer, ohne indes allgemeine Zustimmung zu finden, in der Schrift *«Die Einheit der Odyssee, nach Wiederlegung der Ansichten von Lachmann-Steinthal, Rösch, Hennings und Kirchhoff dargestellt»* (Epj. 1873) mit großer Entschiedenheit sich im Anschluß an Lehrs dafür ausgesprochen, daß die Homerischen Gedichte von Haus aus große, in großen Haupt Situationen entworfene Ganze waren, und dies für die Odyssee zu beweisen unternahmen, freilich ebenfalls nicht ohne zahlreiche und zum Teil umfangreiche Zusätze und Einschaltungen, Umstellungen und Lücken anzunehmen.

Übersichten über diese in zahllosen Einzelschriften zerstreuten Forschungen geben: Friedländer, *«Die Homerische Kritik von Wolf bis Grote»* (Berl. 1862); G. Curtius, *«Über den gegenwärtigen Stand der Homerischen Frage»* (Wien 1864); Bonitz, *«Über den Ursprung der Homerischen Gedichte»* (4. Aufl., Wien 1874); Dünker, *«Homerische Abhandlungen»* (Epj. 1872); derselbe, *«Die Homerischen Fragen»* (Epj. 1874).

Auch die kritische Feststellung des Textes der Homerischen Gedichte ist durch F. A. Wolf wesentlich gefördert worden, indem derselbe die hauptsächlich

aus den Scholien zu ermittelnde Textesrecension des Aristarchos als Norm dafür aufgestellt hat. Nach dieser Norm ist auch die kritische Ausgabe der Ilias und Odyssee von La Roche (Epj. 1867—76) gearbeitet, während Vetter in seiner letzten Ausgabe (2 Bde., Bonn 1868) und Raud in seinen Ausgaben der Ilias und der Odyssee (Berl. 1877 u. 1874) den Versuch machten, darüber hinauszugehen; eine neue Ausgabe der Ilias, welche den Anforderungen der Textkritik und der höhern Kritik genügen soll, hat Christ unternommen (Bd. 1, Epj. 1884); unter den Textausgaben ist die von W. Dinckhoff (mit den inhaltreichen Abhandlungen von Sengebusch, 4. Aufl., 2 Bde., Epj. 1865—66), unter den Schulausgaben sind die von Jassé (4 Bde., Ilias, 6. Aufl., besorgt von Franke, Berl. 1879 fg.; Odyssee, 7. Aufl., besorgt von Kasper, Berl. 1878 fg.) und Ameis und Henze (Ilias, 3. Aufl., Epj. 1877 fg., Odyssee, 7. Aufl., 1879 fg.) hervorzuhellen.

Für die Kenntnis des Homerischen Sprachgebrauchs sind besonders wichtig: Nitsch's *«Erläuternde Anmerkungen zu H. Odyssee»* (3 Bde., Hannover 1826—40), Nagelsbach's *«Anmerkungen zur Ilias»* (1. Aufl., bearbeitet von Autenrieth, Rarnb. 1861), Töcherleins *«Homerisches Glossarium»* (3 Bde., Erlangen 1850—58) und Vellers's *«Homerische Blätter»* (Wonn 1863); zur sachlichen Erläuterung: Friedreich's *«Die Realien in der Iliade und Odyssee»* (2. Aufl., Erlangen 1866), Buchholz's *«Die Homerischen Realien»* (Bd. 1, Abteil. 1 u. 2, Epj. 1871—78; Bd. 2, Abteil. 1 u. 2, 1881 u. 1883) und Nagelsbach's *«Die Homerische Theologie»* (2. Aufl., herausg. von Autenrieth, Rarnb. 1861). Ein ausführliches Wörterbuch zu Homer (*«Lexicon Homericum»*) gibt Ebeling heraus.

Von den Homerischen Hymnen hat zuletzt Baumeister eine Ausgabe mit kritisch-ergetischem Kommentar (Epj. 1860) geliefert; eine kritische Ausgabe der Batrachomyomachie lieferte derselbe (Göt. 1862) und Draheim (Berl. 1874); eine Textausgabe der Hymnen, Epigramme und Batrachomyomachie ebenfalls Baumeister (Epj. 1858).

Unter den deutschen Übersetzungen sind die gelungensten die von Voh (4 Bde., Altona 1793; zuletzt Stuttg. 1883), von Wiedasch (Stuttg. 1830 fg.), von Donner (4 Bde., Stuttg. 1855—59; 3. Aufl. 1874 fg.), von Jordan (Odyssee, Frankfurt a. M. 1875, Ilias 1881), in Prosa von Windmisch (2 Bde., Epj. 1854—56) und von Jauper (3. Aufl., 4 Bde., Prag 1862—66). Die kleinern dem H. beigelegten Gedichte, Hymnen u. f. w. mit Resten der sog. cyclischen Epen sind neuerdings von Thudichum (Stuttg. 1870) übersezt worden. [heimmittel.]

Homertiana (von Kirchhöfer in Triest), s. u. G. **Homeriden** nannte sich ein Geschlecht auf der Insel Epiros, welches den Dichter Homer (s. d.), der nach chiotischer Sage auf dieser Insel einheimisch gewesen sein sollte, als seinen Ahnherrn betrachtete. In diesem Geschlecht pflanzte sich wahrscheinlich der mündliche (rhapsodische) Vortrag der Homerischen Gesänge Generationen hindurch erblich fort. Im weitern Sinne wurden von den Griechen überhaupt diejenigen, welche in der Weise der Homerischen Gesänge dichteten und welche als Rhapsoden die Homerischen Gedichte öffentlich vortrugen, endlich alle, welche als besondere Verehrer Homers sich ihm mehr oder weniger ausschließlich widmeten, H. genannt. Gegenwärtig nennt man H. insbesondere auch die verschiedenen Dichter, welche nach

den Ergebnissen der neuern Forschung einzelne Teile von Ilias und Odyssee gebichtet haben. (S. Homer.)

Homerisches Gelächter, soviel wie laut schallendes Gelächter; der Ausdruck beruht auf einigen Stellen der Odyssee (8, 336 und 20, 346) und Ilias (1, 300), wo von dem »unausslöschlichen Gelächter« (ἀσπετος γάμος) der Götter die Rede ist, und findet sich zuerst in franz. Fassung (au rire homérique) in Charles de Bernards Roman »La chasse aux amants« (Par. 1841).

Homeriten, s. Himjariten.

Horne Rulers ist der Name einer in der neuesten Zeit in Irland entstandenen polit. Partei, als deren Zweck im allgemeinen die Erlangung einer einheimischen Regierung, d. h. eines irischen Parlaments und nationaler Selbständigkeit für Irland, bezeichnet werden kann. Den ersten äußern Anlaß zu der Home-Rule-Bewegung bot einerseits die Abschaffung der irischen Staatskirche 1869, welche den Verdrub der konservativen irischen Protestanten erregte, andererseits die 1870 durchgeführte irische Landbill, welche die Hoffnungen der aus O'Connells Schule stammenden Rationalisten von neuem wachrief. Ein Teil der höhern und die größere Masse der niedern latb. Geistlichkeit schloß sich dieser Bewegung an. Während der folgenden Jahre konsolidierte die aus so verschiedenen Elementen zusammenge setzte Partei sich unter der Führung Butt's. Aus den allgemeinen Neuwahlen von 1874 ging sie mit beträchtlich vermehrten Kräften hervor. Aber schon bei der Säcularfeier O'Connells (Aug. 1875) brachen zwischen den gemäßigten Rationalisten und den Ultramontanen heftige Streitigkeiten aus. Ein weiterer Schritt zur Zoderung der Parteibande geschah 1876, indem Smythe als Wortführer der entschiedeneren Rationalisten sich von den Föderalisten lossagte. In den Sessionen von 1877 bis 1878 gewannen die radikalen H., die eine vollständige Trennung Irlands von England im Auge hatten, und unter denen vor allen Parnell, Mac Carthy, Diggar, Sullivan, Gallan und O'Donnell hervorragen, durch die Energie, mit der sie dem Parlament die Erwägung der irischen Frage aufdrängten, so entschieden das Übergewicht, daß Butt im Herbst 1878 der Führerschaft der H. entsagte. Durch den Einfluß der noch immer vergleichsweise gemäßigten Majorität der Partei wurde nun Shaw zum Führer gewählt; doch zu Ende 1879 mußte auch dieser dem überwiegenden Ansehen Parnells weichen, der, nicht zufrieden mit der parlamentarischen Wirksamkeit der H., als ihr Hauptorgan die Land-Bill begründete und eine große Volksbewegung hervorrief, welche während der Jahre 1880—82 Irland dem Bürgerkrieg nahe brachte und nur durch die gleichzeitige Durchführung strenger Repressivmaßregeln und einer neuen umfassenden Landbill gedämpft werden konnte. Die feindselige Haltung der durch irischen Zuwachs vermehrten H. gegen England dauerte indes noch gegenwärtig fort.

Homerer (Alexander von), Ornitholog und Entomolog, geb. zu Worland bei Grimm in Pommern 19. Jan. 1834, trat in den Militärdienst und widmete sich daneben dem Studium der Ornithologie und später der Lepidopterologie (Schmetterlingskunde). Durch zahlreiche ornithologische Arbeiten (im »Journal für Ornithologie«) bekannt, wurde H. 1874 von der Geographischen Gesellschaft in Berlin zum Chef der zweiten Expedition nach

Centralafrika ernannt. H. gelangte den Cuango aufwärts bis nach Pungo Andongo (9° südl. Br.), erkrankte aber hier und mußte das Kommando der Expedition an Bogge abtreten, welcher im Dez. 1875 das Gebiet des Quatojamba erreichte. Im J. 1878 nahm H. als Major seinen Abschied aus dem Militärdienst und ist mit der Bearbeitung der von ihm gesammelten Schmetterlinge Angolas (etwa 5000 Stüd) beschäftigt. Von europ. Schmetterlingen besitzt er eine Sammlung von 30 000 Stüd.

Homerer (Eugen Ferd. von), Ornitholog, geb. 11. Nov. 1809 zu Herbin im Kreise Anklam, wurde namentlich durch die Bekanntschaft mit Christian Ludw. Brehm in die Ornithologie eingeführt und veröffentlichte 1837 eine »Systematische Übersicht der Vögel Pommerns« (Anklam). H. war viele Jahre Präsident der Gesellschaft für Ornithologie, welchen Posten er 1883 niederlegte, nachdem er bereits 1874 seinen ländlichen Besitz verkauft und sich in Stolp niedergelassen hatte. Seine bedeutendste Schrift ist: »Die Wanderungen der Vögel« (Opz. 1881). Auch veröffentlichte er: »Deutschlands Säugetiere und Vögel, ihr Nutzen und Schaden« (Frankf. 1877) u. a. H. ist im Besitz der größten Sammlung europ. Vögel, welche überhaupt existiert.

Homerer (Karl Gustav), ausgezeichnete Kenner des deutschen Rechts, geb. 18. Aug. 1795 zu Wolgast in Neuvorpommern, studierte in Berlin, Göttingen und Heidelberg die Rechte, habilitierte sich 1821 in Berlin für deutsches Recht und wurde daselbst 1824 zum außerordentl., 1827 zum ord. Professor ernannt. Im J. 1845 wurde er außerordentliches Mitglied des Obertribunals, 1850 trat er in die Akademie der Wissenschaften, 1854 in das Herrenhaus ein. In dem gleichen Jahre wurde er Mitglied des Staatsrats und Kronprinzipal. Er starb 20. Okt. 1874.

H. veröffentlichte: »Des Sachsenspiegels erster Teil oder das Sächsische Landrecht, nach der Berliner Handschrift von 1369 herausgegeben« (Quertl. Berl. 1827; 8. Ausg., Berl. 1861), »Des Sachsenspiegels zweiter Teil, nebst den verwandten Rechtsbüchern« (Berl. 1842—44). Daran schloß sich weiter an: »Der Richtsteig Landrechts nebst Cautele und Premis« (Berl. 1866). In zahlreichen Schriften, die in den Abhandlungen und Monatsberichten der Akademie der Wissenschaften zu Berlin erschienen, hat H. über die Handschriften des Sachsenspiegels, über dessen Verhältnis zum Schwabenspiegel u. s. w. gehandelt. Die Schrift »Über die Heimat nach alt-deutschem Recht, insbesondere über das Hantgemal« (Berl. 1852) führte ihn auf das Studium der Haus- und Hofmarken, denen er noch ein umfassendes Werk widmete: »Die Haus- und Hofmarken« (mit 44 Tafeln, Berl. 1870).

Homiletik (grch.) nennt man die wissenschaftliche Anweisung zur kirchlichen Beredsamkeit oder zum Abfassen und Halten kirchlicher Reden, Homilien (s. d.) und Predigten. Sie ist der wichtigste Teil der praktischen Theologie und enthält, nächst der Lehre über die Bedeutung und Aufgabe der Predigt im Kultus überhaupt, die speziellen Regeln über die Wahl und Auffindung des Rede- und Predigtstoffs (Heuristik, meditatio), über dessen Anordnung (die Disposition) und Ausführung in seinen Teilen, wie auch über Vortrag, Deklamation (oratio) und Gesticulation. Der P. liegen die Regeln der allgemeinen Rhetorik zu Grunde, obgleich sich deren Anwendung nach dem Inhalt und Zweck

der Predigt eigentümlich modifiziert. Rächst der Anweisung zur eigentlichen Predigt pflegt die H. auch Anleitung zu anderweiten kirchlichen Vorträgen, wie Bibelstunden, Kavalierreden u. s. w., zu geben. Die Geschichte der H. umfaßt zugleich die Geschichte des Predigtwesens. Hand- und Lehrbücher der H. haben in neuerer Zeit geliefert Niemeyer, Hüffel, Rißsch, Schleiermacher, Gaupp, Vinet (aus dem Französischen von Schmidt 1857), Palmer (5. Aufl., Stuttg. 1867), Alex. Schweizer (Epp. 1848), Gust. Bauer (Gießen 1848), Beyer, «Das Wesen der christl. Predigt» (Gotha 1861); Hagenbach, «Grundlinien der Liturgie und H.» (1863); Henke, «Vorlesungen über Liturgie und H.» (herausg. von Bschimmer, Halle 1876). Die Geschichte der H. behandelten Ammon (Gött. 1804) und Daniel (Bd. 1, Epp. 1839–40). Vgl. außerdem Stiehrig, «Zur Geschichte der Predigt in der evang. Kirche» (Bd. 1, Gotha 1875).

Homiliarius liber (Homiliarium), eigentlich Predigtsammlung, hießen im Mittelalter die Sammlungen von erbaulichen Auslegungen der Kirchenväter zu den sonn- und festtäglichen Verslophen (s. d.), welche beim öffentlichen Gottesdienste gelesen oder doch von den Predigern benutzt wurden. Das erste Homiliarium war auf Befehl Karls d. Gr. von Paulus Diaconus in lat. Sprache zusammengestellt.

Homilie (grch.), soviel wie Rede, wurde seit dem 4. Jahrh. die stehende Bezeichnung für die kirchliche Auslegung eines Schriftabschnitts in zusammenhängender Rede, oder für die Predigt. Heutzutage bezeichnet man damit nur eine bestimmte Predigtgattung. Dieselbe macht den Text selbst zum Thema und bringt, ohne sich an eine schulgerechte Zerlegung des Themas in bestimmte scharfgesonderte Teile zu binden, die einzelnen Gedanken, wie sie sich aus dem Text ergeben, nacheinander zur Sprache, um sie zur religiösen Belehrung und Erbauung der Zuhörer anzuwenden.

Homilus (Gottfr. Aug.), ausgezeichnete Organist und Kirchenkomponist, geb. 2. Febr. 1714 zu Rosenthal an der sächs.-böhm. Grenze, wurde 1742 Organist an der Frauenkirche zu Dresden, 1755 Kantor an der dahigen Kreuzschule und Musikdirektor und starb 1. Juni 1785. Er zeigte im Orgelspiel Reichtum an Gedanken, tiefe Kenntnis der Harmonie, ungemeine Fertigkeit und zweckmäßige Wahl im Registrieren. Von seinen trefflichen Kirchenkompositionen sind nur wenige gedruckt. Dahin gehören eine «Passionscantate» (1775), eine «Weihnachtsantate» (1777), «Sechs deutsche Arien im Klavierauszuge» (1786) und einige Motetten in den von Hiller herausgegebenen «Motetten». Als Manuskripte wurden verbreitet mehrere Passionen und Cantaten, die Kirchenmusikern auf alle Sonn- und Festtage, eine große Anzahl Motetten für Singstimmen, mehrere variierte und fugierte Choräle und ein Choralbuch.

Homines intelligentiae (lat., d. i. Menschen von Einsicht), schwärmerische Sekte in den Niederlanden um 1412, gestiftet von Vigilius Kantor, verbreitet vom Karmeliter Hibernissen. Sie wollten göttliche Erleuchtungen haben und hofften auf eine neue Offenbarung; sie lehrten, es gäbe keine Auferstehung, die äußerlichen Handlungen schändeten den innern Menschen nicht, das Gebet habe kein Verdienst. Der Kezerei beschuldigt, mußte Hibernissen abschwören, worauf sich dann die Sekte bald verlor.

Hommage (frz.), Huldigung.

Homme (frz.), Mensch, Mann; H. d'affaires, Geschäftsführer, Haushofmeister; H. du monde, Mann der seinen Welt; H. du jour, Mann nach der Mode; H. d'esprit, geistreicher Mann; H. de lettres, Litterat; H. lettré (litterarisch) gebildeter Mann; H. de qualité, Mann von Stande (von Adel); l'homme de Sedan, der Mann von Sedan, d. i. Napoleon III.; l'homme de Metz, d. i. Bazaine.

Hommel (Karl Ferd.), angesehener Rechtslehrer, der Sohn des namentlich durch seine «Anleitung zum Referieren» (7. Aufl., Halle 1808) verdiensten leipziger Professors Ferdinand August H. (gest. 1765), war zu Leipzig 6. Jan. 1722 geboren, wo er anfangs Medizin, dann die Rechte studierte, 1744 Doktor, 1750 außerord., 1756 ord. Professor der Rechte, 1763 Ordinarius der jurist. Fakultät wurde und 16. Mai 1781 starb. Er suchte eine reinere, zweckmäßigere und geschmackvollere jurist. Schreibart in den deutschen Gerichten einzuführen und mußte die Rechtswissenschaft mit Kritik, Geschichte, Altertumskunde u. s. w. zu verbinden, wovon seine «Oratio de jure arlequinizante» (Bayr. 1761), die «Bibliotheca juris rabbinica et Saracenorum Arabica» (Bayr. 1792), seine «Jurisprudentia numismatibus illustrata» (Epp. 1765) und seine mannigfaltigen akademischen Schriften zeugen, die sich zum Teil in der von Köstig besorgten Ausgabe von H. «Opuscula juris universa» (Bayr. 1785) gesammelt finden. Seine vorzüglichsten Arbeiten aber sind sein «Deutscher Flavius», oder vollständige Anleitung, sowohl bei Civil- als Kriminalfällen Urteil abzufassen» (4. vermehrte und verbesserte Ausg. von Klein, 2 Bde., Bayr. 1813) und «Rhapsodia quaestionum in foro quotidiana obvenientium etc.» (4. Aufl., 7 Bde., Bayr. 1783–87). Auch sind zu erwähnen die Schrift «Über Belohnung und Strafe, nach türk. Gesetzen» (Bayr. 1772), die er unter dem Namen Alex. von Joch herausgab, die Übersetzung von Beccarias Schrift «Von Verbrechen und Strafen» (2 Bde., Bresl. 1788), die «Oblectamenta juris feudalis» (Epp. 1755).

Hommes d'armes (frz., d. i. bewaffnete Männer) oder Lanzen hießen in den im J. 1445 in Frankreich vom König Karl VII. errichteten 15 besoldeten Ordennangskompagnien die Ritter mit Einschluß ihres Gefolgs. Eine Lanze bestand aus dem Ritter, dessen Knappen (coulivier), dessen Diener (valet) und drei Reissigen (archers), war mithin 6 Pferde stark. Eine Ordennangskompagnie zählte 100 H. und stand unter dem Befehl eines Hauptmanns, dem zwei Offiziere (lieutenant und guidon) beigegeben waren. Die Reiter trugen Waffentüde in den Wappensfarben ihres Hauptmanns; jede Kompagnie war bezüglich ihres Soldes auf bestimmte Städte angewiesen, welche denselben durch eine besondere Steuer ausbrachten. Die neue Truppe, der Anfang des stehenden Heeres Frankreichs, vermehrte sich rasch, da die berühmtesten Helden, z. B. Bayard, in dieselbe eintraten. Die Zugehörigkeit zu den H. galt bald höher als der Ritterschlag. Durch diese Organisation machte sich der König den trotigen Adel für den Krieg dienstbar.

Homo (lat.), Mensch, Mann; H. alieni juris, jemand, der unter der Gewalt eines andern steht, im Gegensatz zu H. sui juris, ein selbständiger Mensch; H. proprius, Selbstgener.

Homo diluvii testis nannte 1726 Scheuchzer, ein schweizer Arzt und Naturforscher, die bei Eningen in den tertiären (Miocen) Schiefern gefundenen Reste eines großen Salamanders (*Andrias Scheuchzeri*), die er für die Reste eines menschlichen Säuglings hielt. Erst Cuvier erkannte den wahren Ursprung der Verfeinerung, die sich gegenwärtig in Paris befindet.

Homöen (grch., «Gleichberechtigte»), Benennung der Spartiaten (der spartanischen Vollbürger) in Bezug auf ihre polit. Stellung.

Homogen (grch.) oder gleichartig ist ein Körper, der in allen Punkten gleiche Qualität (Dichtigkeit, chem. Zusammensetzung) hat. Homogene Funktion (Form) mehrerer Unbestimmten von n Dimensionen heisst in der Mathematik eine Formel, deren Wert, wenn die Unbestimmten einzeln mit t multipliziert werden, mit t^n multipliziert wird. $3x + by$ ist eine Form ersten Grades (von einer Dimension, linear) der x, y mit den Coefficienten a, b u. f. w. — Logisch bezeichnet man als homogen verschiedene Arten einer und derselben Gattung. So sind z. B. Rose und Tulpe homogen als Arten der Gattung Pflanze. Im Gegensatz dazu nennt man heterogen zwei Arten, die verschiedenen Gattungen angehören, z. B. Rose und Hund.

Homogenes Licht, auch einfaches Licht nennt man ein Licht, dessen Strahlen durch ein oder mehrere Prismen sich nicht weiter zerlegen lassen. Die Farben eines ausgezeichnet entwickelten Spectrums sind also homogen. Das in einer Wasserstofflampe verflüchtigte Natrium gibt homogenes Gelb, ebenso das Thallium homogenes Grün. Die übrigen einfachen Stoffe liefern bei der Spectralanalyse kein homogenes Licht, sondern zusammengesetztes, doch ist hierbei jenes des Lithiums und Indiums annäherungsweise homogen, indem das Rot des erstern nur ein sehr schwaches Orange, das Blau des letztern bloß ein wenig wirksames Violett beigemischt enthält.

Homolog (grch., gleichlautend, gleichnamig), Bezeichnung für etwas, was gleiche Beziehung hat, wie homologe Punkte, die bei der Deduction von Figuren aufeinander fallen; homologe Glieder einer Proportion, die beiden Vorder- und die beiden Hinterglieder einer Proportion.

Homologe Körper nennt man in der organischen Chemie solche Verbindungen, welche unter sich ähnliche Eigenschaften besitzen und sich in ihrer Zusammensetzung durch einen Mehr- oder Mindergehalt von n CH_2 unterscheiden. Es lassen sich hiernach die meisten der bekannten Verbindungen in Reihen gruppieren, deren einzelne Glieder unter sich ähnlich sind, aber doch wieder ganz bestimmt ausgesprochene Verschiedenheiten besitzen. Die Glieder dieser Reihen entstehen, indem in dem Radikal des Anfangsgliedes ein Atom Wasserstoff durch Methyl vertritt wird, wodurch ein neues Radikal entsteht, in welchem wieder ein Atom Wasserstoff durch Methyl ersetzbar ist u. f. f. So z. B.:

CH_3O_2 oder H OOOH Ameisensäure oder Carbon-säure,
 $\text{C}_2\text{H}_5\text{O}_2$ oder CH_3COOH Essigsäure oder Methyl-carbonsäure,
 $\text{C}_3\text{H}_7\text{O}_2$ oder $\text{CH}_3\text{CH}_2\text{COOH}$ Propionsäure oder Methyl-carbonsäure,
 $\text{C}_4\text{H}_9\text{O}_2$ oder $\text{C}_2\text{H}_5\text{CH}_2\text{COOH}$ Buttersäure oder Propyl-carbonsäure,
 $\text{C}_5\text{H}_{11}\text{O}_2$ oder $\text{C}_3\text{H}_7\text{CH}_2\text{COOH}$ Valeriansäure oder Butyl-carbonsäure,
 $\text{C}_6\text{H}_{13}\text{O}_2$ oder $\text{C}_4\text{H}_9\text{CH}_2\text{COOH}$ Capronsäure oder Methyl-carbonsäure u. f. f.

Eine gleiche homologe Reihe bilden die Alkohole:

CH_3O oder CH_3OH Methylalkohol oder Carbinol,
 $\text{C}_2\text{H}_5\text{O}$ oder $\text{CH}_3\text{CH}_2\text{OH}$ Äthylalkohol oder Methylcarbinol,
 $\text{C}_3\text{H}_7\text{O}$ oder $\text{C}_2\text{H}_5\text{CH}_2\text{OH}$ Propylalkohol oder Äthylcarbinol,
 $\text{C}_4\text{H}_9\text{O}$ oder $\text{C}_3\text{H}_7\text{CH}_2\text{OH}$ Butylalkohol oder Propylcarbinol,
 $\text{C}_5\text{H}_{11}\text{O}$ oder $\text{C}_4\text{H}_9\text{CH}_2\text{OH}$ Amylalkohol oder Butylcarbinol,
 $\text{C}_6\text{H}_{13}\text{O}$ oder $\text{C}_5\text{H}_{11}\text{CH}_2\text{OH}$ Hexylalkohol oder Amylcarbinol u. f. f.

Gleiche homologe Reihen finden sich bei allen Abkömmlingen dieser Verbindungen, bei den Kohlenwasserstoffen, bei den Aldehyden, bei den Säurechloriden, bei den Äthern, bei den Ammonialen u. f. f.

Aber nicht alle Körper, welche eine Zusammensetzungsdifferenz von n CH_2 zeigen, gehören derselben homologen Reihe an, es ist vielmehr immer Bedingung, daß das wasserstoffersetzende Methyl in das Radikal eintrete. So z. B. unterscheiden sich der Methylalkohol CH_3O und der Methyläther $\text{C}_2\text{H}_5\text{O}$ ebenfalls durch die Differenz CH_2 , beide sind aber nicht homolog, der Methylalkohol ist CH_3OH , der Methyläther CH_3OCH_3 . In letztem substituiert das Methyl nicht ein Wasserstoffatom des Radikals, sondern ein Wasserstoff des Hydrogyls. Ähnliche Beispiele ließen sich in Menge aufführen.

Homologie, s. unter Ähnlichkeit.

Homonna, Marktflecken im ungar. Komitat Zemplin, an der Labortza, Station der Ersten Ungarisch-Salitzischen Eisenbahn (Przemysl-Regenye-Mihalzi) mit 3100 G., meist Slowaken und Ruthenen, und besuchten Märkten, Salzamt und einem Kastell der jetzt ausgestorbenen Familie Homonnay, Nachkommen des ital. Adelsgeschlechts von Drugith, das im J. 1360 dieses Gut erhielt. D. war der Vorort einer Herrschaft, die mehr als 100 Ortschaften umfaßte.

Homo novus, s. unter Nobilität.

Homonymen (grch.), Wörter von gleichem Laute, aber verschiedener Bedeutung, z. B. Bauer (Landmann und Bogellähig). (S. Synonymen.)

Homöographie benannte der Buchdrucker Hellmann sein Verfahren, ältere Drude aufs neue wieder abzufragen und zu dem Zwecke von dem alten Druck selbst eine Umbruchsplatte zu erzeugen.

Homöomeren (grch.), nach Anaxagoras (s. d.) die unter sich gleichen Bestandteile der ursprünglich chaotischen Materie.

Homöopathie (von *homo*z, ähnlich, und *patos*, das Leiden), das von Hahnemann (s. d.) aufgestellte System der Heilkunst, welches auf dem Satz beruht, «ähnliches durch Ähnliches zu heilen» (*similia similibus curare*, abgekürzt S. S.). Hahnemann wurde auf dieses Prinzip dadurch geführt, daß er, nachdem er bei gesundem Körper China-rinde eingenommen, einen wechselseherartigen Frostangriff erduldet, und kam so auf den Gedanken, die China heile Wechselheber, weil sie ähnliche Symptome hervorbringe. Er verfolgte diese Idee hinsichtlich anderer Arzneimittel und veröffentlichte zuerst 1796 einen Versuch über ein neues Prinzip zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneisubstanzen in Hufelands «Journal der praktischen Heilkunde». Später führte er dieses Thema, verknüpft mit andern, zum Teil sehr paradoxen Sätzen über Krankheit, Heilung und Arzneiwirkung, weiter aus in seinen «Fragmenta de viribus medicamentorum positivis sive in sano corpore observatis», dann in dem populär geschriebenen, sehr weitverbreiteten,

auch fast in alle lebende Sprachen übersetzten „Organon der Heilkunde“, in der „Reinen Arzneimittellehre“ und den „Chronischen Krankheiten“. Er stützte sich in diesen Schriften auf zahlreiche, immer neu an sich selbst und andern gemachte oder auch aus ältern Schriftstellern zusammengetragene Beobachtungen über die Wirkungsweise vieler Arzneien und Gifte. Die außerordentlich scharfe Art, mit welcher Hahnemann in diesen Schriften gegen die frühere Medicin und gegen das Verfahren aller gleichzeitigen Ärzte auftrat (wobei er erstere die *Mopachie*, letztere *Mopathen* nannte), bewirkte einen heftigen literarischen Streit. Die neue Lehre fand indes aus verschiedenen Gründen alsbald zahlreiche Anhänger im Publikum. Hierzu trugen, außer einigen, wohl vorzugsweise der Heilskraft der Natur und der Einhaltung strenger Diät zuschreibenden Heilerfolgen, wesentlich bei die Neigung des großen Publicums, insbesondere der Halbgebildeten, für alles Mystische, sowie die äußere Annehmlichkeit der von Hahnemann eingeführten Arzneiformen (Pulverchen, Tröpfchen, Streukügelchen, Niesfläschchen, anstatt der bisher üblichen großen Arzneiflaschen, Pillen- und Pulvergeschäpeln u. dgl.); die Verbannung der äußern, zum Theil abschreckenden und schmerzhaften Heilmittel (z. B. Aderlassen, Schröpfen, Blutegel- und Blasenpflasterlegen, Brennen, Umschläge u. s. w.); die strenge, gegen die derzeitige Unmäßigkeit anlämpfende, von den bisherigen Ansichten abweichende Diät (Verbot des Kaffees, der Gewürze, des Kalbleisches u. s. w.); vor allem aber das von Hahnemann und vielen seiner Schüler beanspruchte und trotz alles Widerstandes der medicinapolizeilichen Behörde ausgeübte Selbstbereiten und Selbstverabreichen der homöopath. Arzneimittel.

Obgleich die jetzigen homöopath. Ärzte von den ursprünglichen Lehren Hahnemanns nur noch sehr wenige als richtig gelten lassen, so ist doch als das Wesentliche und Charakteristische der homöopath. Lehre und Praxis der Grundsatz, „Ähnliches mit Ähnlichem zu heilen“, stehen geblieben. Um Krankheiten gründlich zu heilen, schreibt die homöopath. Schule vor, soll man solche Heilmittel wählen, welche im gesunden lebenden Körper ähnliche Symptome hervorzurufen vermögen, wie diejenigen sind, welche von der Krankheit hervorgerufen werden. Da ein Symptom nichts anderes ist als eine Veränderung irgend eines Organs (wie z. B. Nieskitzel durch Reizung des Gefühlsnerven in der Nase, Husten durch Zusammenziehung bestimmter Ausathmungsmuskeln, Erbrechen durch die des Magens, Stuhlgang durch die des untern Darmkanals entsteht), soll man bei Krankheiten bestimmter einzelner Organe solche Mittel wählen, die eben auf das kranke Organ wirken, die einen bestimmten Nervenast, eine bestimmte Gefäßgruppe, eine bestimmte Drüse u. s. w. affizieren: dies sind die sog. Organheilmittel oder *Localspezifika*, die *Electivumittel* oder *Eigenmittel* der Organe, wie sie von manchen neuern ärztlichen Schulen genannt werden. Ein solches Verfahren, örtliche Uebel durch örtlich wirkende Mittel zu heilen (*localia localibus sanare*), war zum Theil schon in den ältesten Zeiten üblich, wie dies bereits Hahnemann selbst bemerkt. Aber die Erfahrung lehrte zugleich, daß solches Verfahren nicht in allen Fällen heilsam, in manchen vielmehr schädlich sei. So mußten z. B. Brechmittel einen entzündeten Magen stets nur

noch mehr verletzen, mußte das Hineinstürmen mit stark wirkenden Arzneien in ein ohnehin krankes Organ in vielen Fällen nur das Uebel ärger machen. Diese Thatsache mußte auch Hahnemann recht wohl, und zwar um so mehr, als er sich sehr bald überzeugte, daß ein erkranktes Organ viel leichter und heftiger von einem spezifischen Arzneimittel affiziert wird als im gesunden Zustande. Er gab daher sehr zeitig die Vorschrift: man solle das homöopathische (d. h. nach dem Grundsatz der Symptomenähnlichkeit gewählte) Mittel in äußerst geringen Gaben setzen, die er dann noch mehr, je leicht bis ins Unendliche verkleinerte (die sog. *Tenzenzungen* der Arzneien, d. h. Verdünnungen von 1 zu 100, und dieser wieder von 1 zu 100 u. s. f.). Dies erreicht man durch einen eigentümlichen Verdünnungs- und Schüttelungsproceß, am besten mit Weingeist; je größere Verdünnung, desto größere potentielle Kraft. Thut man einen Tropfen der dreißigsten Verdünnung (ein Decimalsil Gran des Medicaments) auf ein Stück Zucker, so braucht man oft nur an diesen zu riechen, um von der betreffenden Krankheit geheilt zu werden. Später stellte Hahnemann sogar das wahrscheinlich auch ähnliche oberflächliche Beobachtungen gegründete Geheiß auf, daß der Heilung durch homöopath. Mittel oft eine Steigerung sämtlicher Krankheitserscheinungen vorhergehe (die sog. homöopathische *Verklammerung*). Daß die Arzneimittel in sehr kleinen Gaben oft ganz andere, sogar scheinend entgegengesetzte Zufälle im lebenden Körper hervorbringen als in großen Gaben, ist ein weiterer Grundsatz der h., welcher schon zur Zeit Hahnemanns von den Ärzten und Naturforschern auf das lebhafteste bekämpft wurde. Jetzt glauben die Homöopathen diese scheinbaren Contraste zwischen großen und kleinen Gaben auf naturwissenschaftlichem (physik. chem. oder physiol.) Wege lösen zu können. Sie berufen sich unter andern darauf, daß z. B. Säuren das Eiweiß des lebenden Körpers, wenn sie concentrirt darauf wirken, zum Gerinnen bringen, während sie verdünnt das Geronnene wieder auflösen. Kochsalz, in trocknem Zustande aufgestreut, wirkt durch Wasserentziehung reizend, heißend auf die Schleimhäute, bei gehöriger Verdünnung aber lösend und kühlend. Viele Gifte und Heilmittel, die bei kleinen Mengen das Gehirn oder andere Nervenpartien lebhaft reizen, lähmen solche bei großen Mengen, u. s. w. Diese Thatsache beschränkt sich aber nicht bloß auf die Wirkung der Arzneimittel, sondern sie kommt allen möglichen Einwirkungen auf den menschlichen Körper zu; sie findet sogar bei dessen eigenen Prozessen, bei gesunden und krankhaften Vorgängen statt. Hohe Grade von Forn lähmen z. B. Zunge und Sprache, niedere helben dieselben Teile. Leichter Schlaf regt das Gehirn zu Träumen auf, dagegen tiefer, fester Schlaf verbannt die Träume u.

Diese von der neuern Physiologie und Pathologie tausendfaltig beobachteten Beobachtungen zeigen erstens, daß es sich hier nicht um Eigenschaften handelt, die den Arzneien als solchen innewohnen, sondern um Wesche des lebenden Organismus. Sie zeigen zweitens, daß das, was Hahnemann als entgegengesetzte Dinge betrachtete, keine Gegensätze sind, sondern bloße Modifikationen einer und derselben Grundfunktion. Hahnemann nämlich lehrte, daß die alte Medicin nach dem Prinzip *contraria contrariis*, d. h. solche Mittel

gebe, welche die der Krankheit entgegengesetzten Symptome hervorrufen (z. B. bei Durchfall verstopfende, bei Schmerz betäubende, bei Krämpfen lähmende u. s. w.); er stellte dagegen auf, daß ein solches Verfahren falsch sei: man müsse vielmehr ein ähnliches Leiden (ὁμοιον κακος) hervorrufen. Aus den hier gegebenen Erklärungen leuchtet aber ein, wie beim jetzigen Stande der Physiologie diese beiden Sätze nicht mehr als Gegensätze bestehen. Denn beide besagen dasselbe, nämlich: daß man Mittel geben müsse, welche auf das kranke Organ wirken. Diese Überzeugung hat auch die in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. unter Landärzten sehr verbreitete Schule Mademachers (s. d.) an die Spitze gestellt. Die Hauptaufmerksamkeit dieser Schule geht auf Erforschung von Organheilmitteln, z. B. Leber-, Milz-, Magen-, Hirnmitteln. Dieselbe Tendenz verfolgt in der That auch eine bedeutendere Fraktion der neuern Homöopathen, die sog. Spezifiter oder Idiopathiker. (Vgl. Arnold, «Das rationell-spezifische oder idiopathische Heilverfahren», Heidelberg. 1851.) Ein unbefangener Blick auf das gewöhnliche praktische Leben zeigt übrigens, daß keins dieser drei Heilprinzipie (similia similibus, localia localibus, contraria contrariis) als solches allein ausreicht. Man müßte sonst den größten Teil der chirurg., geburtshilflichen, orthopäd., gymnast., der diätet. und anderer Heilungsweisen ausschließen und sich bloß auf einige starkwirkende Arzneien beschränken.

Ein Hauptverdienst der Hahnemannschen Lehre bestand unbestreitbar darin, daß sie einen Teil der Kräfte veranlaßt hat, sich viel mit Prüfungen der Arzneien an gesunden Menschen und Tieren zu beschäftigen. Ein zweites, obgleich negatives Verdienst der H. ist, daß sie das Treiben mit vielfach zusammengesetzten oder giftigen Arzneien, sowie die barbarischen Eingriffe in den Gang der Krankheiten durch Abfälle, Blutegel, Blasenpflaster, Glühbeissen, Brech- und Abführmittel u. dgl. sehr bedeutend eingeschränkt hat. Die Homöopathen wagten es, gestützt auf die Überzeugung von der Kraft ihrer verdünnten Arzneien, den Krankheits ihren natürlichen Verlauf zu lassen, und in der Mehrzahl bewährte sich auch, wie allenthalben, die Natur als die beste Meisterin. Die Fälle verliefen beim homöopath. Verfahren meist glücklicher als bei dem gewaltsamen Verfahren der frühern Allopathen. Jetzt ist aber auch jenes Resultat, das die Natur bewirkt, ein Allgemeingut geworden. Die physiol. Ärzte behandeln und heilen gegenwärtig eine Menge Krankheiten auf rein diätetischem Wege, wobei dieselbe physiol. Schule vor allen noch das voraus hat, daß sie die natürlichen Vorgänge des Organismus am sorgfältigsten und ausdauerndsten studiert. Aus diesem Grunde haben auch zum großen Teil die neuern Homöopathen es für nötig gehalten, den Forschungen dieser Richtung nicht fremd zu bleiben.

Unter den ältern Anhängern Hahnemanns wirkten besonders für die Verbreitung seiner Lehre, wenn sie auch von ihm charakteristisch genug nicht als vollkommene Homöopathen anerkannt wurden, Mor. Müller in Leipzig, W. Groß in Jüterbog, Stapp in Naumburg, Rau, Wolf, Trinius, Moos, Griebelich u. a. Einzelne Homöopathen, wie Luz und G. Fr. Müller, vertieften sich zu der abenteuerlichen, wegen ihrer abschreckenden Konsequenzen niemals zu allgemeiner Geltung gekommenen

Lehre der sog. Isopathie, nach welcher Gleiches mit ganz Gleichem geheilt werden soll, z. B. Boden mit Bodeneiter, Tripper mit Trippereiter, Bandwurm durch verjezte Bandwurmglieder u. dgl., jedenfalls die unreinlichste und verkehrteste Theorie von allen jemals erfundenen. Die Mehrzahl der jetzigen homöopath. Ärzte verwirft fast alle Lehrsätze Hahnemanns mehr oder minder, obgleich dieselben in Latentkreisen noch immer große Autorität genießen. Nicht bloß die physiol. Medizin nennt das ganze Lehrgebäude Hahnemanns ein Gemisch von Sophistil und Irrtum, sondern auch die dem Grundsatz Hahnemanns similia similibus noch immer beistimmenden Ärzte bezeichnen die Deduktionen des Begründers der H. als unwissenschaftlich, indem sie ihre eigene Theorie die «wissenschaftliche H.» nennen. Allein den hohen grundlegenden Wert der Physiologie und pathol. Anatomie für die gesamte Heilkunde hat auch die jetzige H. keineswegs vollständig anerkannt und daher auch auf deutschen Universitäten trotz vieler Agitationen noch keinen Lehrstuhl erhalten.

Die H. zählt vorzugsweise in Amerika viele Anhänger, wo auch 1876 eine internationale Versammlung homöopath. Ärzte zu Washington stattfand. Sie verleitete viele Laien zu dem Versuche, sich selbst zu kurieren, wozu insbesondere zahlreiche populäre Schriften Anlaß bieten. Zu diesem Zwecke werden homöopath. Haus- und Reiseapotheken verbreitet, und es bestehen sogar mehrere sich nur mit dem Verlag und Vertrieb homöopath. Schriften beschäftigende Buchhandlungen.

Litteratur. Über Wesen und Tendenz der H. vgl. außer den Schriften Hahnemanns noch: Altschul, «Systematisches Lehrbuch der theoretischen und praktischen H.» (Sonderb. 1859); Stafla, «Die homöopath. Therapie auf Grundlage der physiol. Schule» (2 Bde., Sonderb. 1863—69); Grauvogl, «Lehrbuch der H.» (2 Bde., Nürnberg. 1866); Lüne, «Lehrbuch der H.» (10. Aufl., Sonderb. 1882); Clotar Müller, «Homöopath. Haus- und Familienarzt» (10. Aufl., Lpz. 1879); Pering, «Homöopath. Hausarzt» (14. Aufl., Jena 1876); Hirschel, «Der homöopath. Arzneischatz in seiner Anwendung am Krankenbett» (13. Aufl., Lpz. 1884); Müller, «Die H. und ihre Bedeutung für das öffentliche Wohl» (Berl. 1882); Amele, «Die Entstehung und Bekämpfung der H.» (Berl. 1884). Unter den Zeitschriften sind am verbreitetsten Hirschels «Zeitschrift für homöopath. Klinik» (Lpz.), welche besonders die neuere Fraktion der H. vertritt, die «Internationale homöopath. Presse» (Bd. 7, Lpz. 1876), sowie die «Populäre Zeitschrift für H.» von Schwabe (14. Jahrg., Lpz. 1883). Über die Geschichte der H. vgl. Aleinert, «Geschichte der H.» (Lpz. 1862).

Homöopathron (arch.), der fehlerhafte Gebrauch vieler mit demselben Buchstaben anfangenden Wörter unmittelbar hintereinander, z. B. O Tit, tute, Tati tibi tanta, tyrannce, tulisti.

Homöoteleutou (arch., - sich gleich endigend-), der gleiche Ausgang zweier oder mehrerer Sätze oder Verse, dem Klein entsprechend, findet sich besonders häufig im Ausgange der beiden Hälften des Pentameter.

Homophonisch, s. unter Vielstimmig.

Homo proponit, Deus disponit, lat. Sprichwort, entsprechend dem deutschen: Der Mensch denkt, Gott lenkt, dem französischen: L'homme

propose et Dieu dispose, dem italienischen: L'uomo ordisce e la fortuna tesse; es beruht wahrscheinlich auf einer Stelle der «Sprüche Salomo» (16, 9), welche in der Vulgata lautet: «Cor hominis disponit viam suam, sed Domini est dirigere gressus ejus» («Der Menschens Herz schlägt seinen Weg an, aber der Herr allein gibt, daß er fortgehe» [Luther]).

Homopteren (Homoptera), eine Unterordnung der Halbflügler (s. b.), dadurch charakterisiert, daß bei ihr in der Ruhe beide Flügelpaare dem Körper schräg, in der Gestalt eines Daches anliegen. Zu ihnen gehören die Zirpen, Blattflöhe, die Blattläuse und die Schildläuse.

Homospör nennt man diejenigen Gefäßkryptogamen, welche gleichartige Sporen besitzen.

Homo sum, humani nihil a me alienum puto, «ich bin ein Mensch, nichts Menschliches schäme ich mir fremd», Citat aus des Terenz «Heautontimorumenos» (1, 1).

Homo trium litterarum (lat.), Mensch von drei Buchstaben, nämlich fur (b. i. Dieb).

Homoussisten und **Homoussisten** sind Par- teinamen aus dem Arianischen Streit (s. b.).

Homoussos (grch.), b. h. wesenstheologisch, nämlich mit Gott, ist ein Christum im Bekenntnis von Nicäa beigelegtes, von den Arianern bestrittenes Prädikat. (S. Arianer.)

Homoussos (grch.), b. h. wesenstheologisch, nämlich mit Gott, ist das Prädikat, welches die sog. Semi- arianer im arianischen Streite Christo beilegen. Sie erhielten davon den Beinamen Homoussianer. (S. Arianer.)

Hompesch (Herb., Freiherr von), der letzte Großmeister des Johanniterordens und der erste Deutsche, der diese Würde bekleidete, war der Sohn des kurfürstl. Geheimrats Johann Wilhelm von H. und wurde 9. Nov. 1744 zu Düsseldorf geboren. In seinem 12. Jahre kam er nach Malta, wo er vom Papen des Großmeisters nach und nach zum Großkreuz aufstieg, lange Zeit die Gesandtenstelle des wiener Hofes bei seinem Orden bekleidete und 1797 durch den überwiegenden Einfluß Österreichs zum Großmeister gewählt ward. Als Bonaparte 10. Juni 1798 vor Malta erschien, verweigerte H. die Einfahrt in den Hafen und ließ seine Truppen unter die Waffen treten. Diese wurden jedoch durch einige aus Land gesetzte Abteilungen der Franzosen sehr bald über den Haufen geworfen. Doch die Hauptstadt und Festung Lavalette hätte sich längere Zeit gegen die franz. Truppen zu behaupten vermocht, wenn nicht zwischen Bonaparte und einigen Rittlern eine verräterische Abmachung zu Stande gekommen wäre, welche gegen die Übergabe der Festung dem Orden sein Eigentum, seine Religion und seine Privilegien garantierte. Doch kaum waren die Franzosen im Besitz der ganzen Insel, als sie den Großmeister mit Strenge behandeln und, unter dem Versprechen einer jährlichen Pension, ihn zwingen, mit den Rittlern die Insel zu verlassen. H. schiffte sich nach Triest ein, wo er später seine Würde in die Hände des Kaisers Paul von Rußland niederlegte, der sie bis zu seinem Tode bekleidete und H. eine Pension aussetzte. Nach Pauls Tode, als die russ. Pension nicht mehr gezahlt wurde, geriet H. in große Verlegenheit, ging nach Montpellier, um wenigstens einen Teil der ruffständigen franz. Pension zu erhalten, und starb daselbst Anfang 1803.

Sein Neffe, Johann Wilhelm von H., der Sohn des 1801 verstorbenen kurbagr. Staats-

und Konferenzministers Franz Karl von H., geb. 14. Sept. 1761, gest. als bagr. Finanzminister 9. Dec. 1809, erwarb sich von 1806 an große Verdienste um sein Vaterland.

Homran, Stamm des Bedschavolls im südörtl. Nubien, an der Grenze Abyssiniens, zwischen Galebab und Gebarif, südlich von dem Setit genannten mittlern Teile des rechts zum Nil gehenden Atbara. Der Boden des ebenfalls H. genannten Landes ist fruchtbar, namentlich an den Flüssen; doch ist der Volksstamm ganz der Jagd ergeben. Im südlichen Teile des Landes finden sich dichte Gehölze, in denen zahlreiche Gazellen und Antilopen, Giraffen, Elefanten und wilde Büffel leben.

Homs, Stadt in Syrien, s. unter Emesa.

Homunculus (Homuncio, lat., Diminutiv von homo), kleiner, kleinlicher Mensch; in Goethes «Faust» ein aus chem. Wege erzeugter Mensch.

Hon (ungar.), Heimat, Vaterland. (S. Honved.)

Hon., in England gebräuchliche Abkürzung für Honourable (s. b.).

Ho-Nan, im Chinesischen Mitte des Gelben Flusses bedeutend, ist nach dem Regierungsalmanach die vierte Provinz des chines. Reichs, 173350 qkm groß. H. wird im N. von der Provinz Schan-Si, im O. von Pe-tschili, Schan-tung, Kiang-Su und Ngan-Swei, im S. von Hu-Be und im W. von der Provinz Schen-Si begrenzt. Diese Provinz besteht aus 9 Gouvernements, 4 Arrondissements, die unter die Provinz Pe-tschili ressortieren, 6 gewöhnlichen Arrondissements und 96 Kantonen, deren Gesamtbevölkerung auf 23037171 Personen geschätzt wird. Milde des Klimas, Fruchtbarkeit des Bodens und Überfluß an den wertvollsten Erzeugnissen desselben, wie Getreide, Reis, die edelsten Baumfrüchte, unter ihnen die meisten europäischen, sowie Granatäpfel, alle Arten von Orangen u. a. m. machen diese Provinz zu einer der reichsten des ganzen Reichs. Ihre Hauptflüsse sind der Hoang-ho oder Gelbe Fluß, der Wei-ho und der Lo-ho. Hauptstadt der Provinz ist Kai-Fong-Tsu, rechts vom Hoang-ho, eine wohlgebaute Stadt mit befestigter Ringmauer, blühendem Handel und sehr betriebamer Bevölkerung, welche auf 4—500000 Seelen geschätzt wird. Eine andere wichtige Stadt in H. ist Ho-Nan-Tsu, die Hauptstadt des gleichnamigen Departements. Sie war Residenz einer Anzahl von Kaisern und ist unter dem Namen von Lo-Nang in der Geschichte von China berühmt. In der Umgegend von ihr befinden sich viele prächtige Gartenanlagen und eine große Anzahl von Grabmälern alter chines. Kaiser.

Honberg, Schloßruine bei Lütlingen (s. b.).

Honda oder Bayahonda, Hafen an der Westseite der Halbinsel Goajira, an der Nordküste von Columbia in Südamerika.

Honda oder San Bartolomeo de Honda, Stadt im Staate Tolima der Vereinigten Staaten von Columbia in Südamerika, 52 km im NW. von Ambalema, am linken Ufer des Magdalena, wo der Guallí mündet; aber letztern führt eine hölzerne und eine eiserne Brücke. In ganz von Bergen umgebenem Thale, 210 m hoch gelegen, hat es ein heißes Klima (29,5° C.). Das Erdbeben im Juni 1805 hat die Stadt fast ganz zerstört. Dennoch ist H., das 3700 E. zählt, jetzt der Haupthandelsplatz von Tolima, der erste Flußhafen Columbiens, der Ort, bis zu welchem die Dampfschiffahrt auf dem Magdalena aufwärts reicht. Vom Landungsplatze

Caracoli führt eine Straße von 110 km Länge nach Bogota. Ehemals war H. Lagerplatz für die Silbererze von Peru und Bolivia, welche man nicht den Seeweg machen lassen wollte; jetzt ist es Niederlage für den Tabak von Ambalema und die Rinkina von Reina, wie für alle nach Bogota und Europa bestimmten Waren.

Hondelcoeter (spr. Hondeluter) ist der Name einer berühmten holländ. Malerfamilie. — Agidius oder Willems H., geb. zu Utrecht 1583, der Sohn eines Marquis von Westerlo, der, in Brasilien reich begütert, der Inquisition wegen sein Vaterland verlassen hatte. Seine Landschaften gehören noch der ältern, phantastischen Richtung an. Er lebte seit 1627 zu Amsterdam, wo er auch starb. — Sein Sohn Gijbert H., geb. zu Amsterdam oder zu Utrecht 1613, gest. zu Utrecht 1653, war in seinem Stil Nachfolger seines Vaters.

Gijberts Sohn, Melchior H., geb. zu Utrecht 1636, der die Malerkunst bei seinem Vater und bei seinem Onkel, Joh. Bapt. Weenix, erlernte, wurde der berühmteste seiner Familie. Er starb in Amsterdam 3. April 1695. Mit bewundernswürdiger Kunst malte er Tiere, hauptsächlich Vögel, deren Feder er aufs täuschendste nachahmte, namentlich Hühner, Truthühner, Enten, Gänse, Pfauen. Den Hintergrund bilden bei ihm meist wohlgeordnete Landschaften. Sein Pinsel ist weich und voll, sein Strich fest und breit.

Hondius (Hobocus und Hendrik), Kupferstecher, f. unter Mercator.

Hondo (Rio), Fluß in Centralamerika, entspringt als Rio Encuentros in Guatemala, bildet dann die Grenze zwischen Yucatan und Britisch-Honduras und mündet in die Ghetumabai des Golfs von Honduras.

Hondurro, Stadt im franz. Depart. Nord, Arrondissement Dunkirchen, 17 km im N. O. von dieser Stadt, an der belg. Grenze, beim Kanal von Vergues nach Furnes oder dem Kanal der Basses Colmes, hat (1876) 1870, als Gemeinde 8586 E. und eine Kirche aus dem 16. Jahrh., welche ein herrlicher 80 m hoher got. Glockenturm überragt. Das neuerlich restaurierte Stadthaus zeigt schöne span. Architektur. H. war vom 11. Jahrh. an eine wichtige Stadt von 20000 E., welche zahlreiche Tuch- und Seergesfabriken besaß; jetzt besteht nur noch eine Fabrik von Kartons. Hier erfocht 6. bis 8. Sept. 1793 General Houchard einen Sieg über die vom Herzog von York und dem Prinzen von Oranien befehligten Verbündeten.

Honduras, einer der fünf Freistaaten von Centralamerika (s. d.), grenzt im N. an das Antillenmeer, im N. an die Hondurasbai, im N. W. und W. an Guatemala, im S. W. an San-Salvador, im S. an die Südee, im S. O. an Nicaragua und umfaßt ein Areal von 120480 qkm. Am Atlantischen Meer hat die Küste eine Entwidlung von 650 km und in den Bay-Inseln (s. d.) eine wahre Bereicherung. An der Südee umfaßt die Küstenlänge der Fonsecabai etwa 100 km, und von deren vier zu H. gehörigen Inseln besitzt Tigre den vortrefflichen Hafen Amapala (s. d.). H. trägt durchgängig den Charakter eines Gebirgslandes. Die Hauptcordillere, welche gegen W. N. W. gerichtet und die Wasserscheide zwischen beiden Ozeanen bildet, stellt sich als ein großer, breiter Gebirgskörper mit vorherrschend plateauartiger Oberfläche dar. Die mittlere Höhe der westl. Cordillere beträgt nicht über 2000 m, die

Höhe des Plateau etwa 1000 m. Das Land, reich bewässert, hat mehrere größere Flüsse, welche jedoch als Wasserstraßen der künstlichen Nachhilfe bedürfen. In die Fonsecabai fließen der Grenzfluß Goascoran und der Choluteca oder Rio Grande de Tegucigalpa, in die Hondurasbai unter andern der Chamelicon, der Ulua (im obern Laufe Humuya), welcher fast ein Drittel von H. bewässert, der Roman oder Aguan, Rio Tinto oder Negro (im Innern Sogas), der Patuca und der Wank oder Segovia, an der Grenze gegen Nicaragua, der längste Fluß Centralamerikas. Der bedeutendste See ist die 650 m über dem Meere gelegene Laguna de Yopoa oder de Taulabe. Das Klima des Landes ist, mit Ausnahme der heißen Küstenebenen, gesund. Der größte Teil des Hochlandes gehört zur Tierra Templada, in der fast überall neben den Früchten der gemäßigten Zone noch die der tropischen Zone gedeihen. Der Boden zeigt sich durchgängig fruchtbar. Mit ausgedehnten Savannen wechseln im Hochlande noch größere Waldungen, besonders Fichtenwälder. Die Wälder des Küstenstrichs bieten außer der Fichte die schönsten Kubbölzer, namentlich Mahagoni und Farbeholz, und enthalten zugleich die meisten andern Bäume und Sträucher Centralamerikas, namentlich Vanille, Sassaпарille, Guayac, Ypecacuanha u. s. w. Der sehr fruchtbare Boden der Ebenen im Norden und Osten eignet sich zum Anbau von Baumwolle, Reis, Zucker, Kakao, Tabak u. s. w. Die Zucht von Pferden, Maultieren und Rindvieh, sowie die Bereitung von Käse bildet in einem großen Teile des Landes den fast ausschließlichen Gewerbszweig. Zugleich ist H. reich an Metallen, insbesondere an Gold und Silber. (Vgl. die Karte: Repilo und Centralamerika.)

Die Bevölkerung von H. wird auf 850000 bis 400000 E. geschätzt, welche in 184000 Indianer, 206000 Mestizen, 5750 Weiße und 5250 Neger zerfallen. An der Nordküste wohnen etwa 20000 Karaiiben, welche von den 1796 von den Engländern nach der Insel Ruatan deportierten Ureinwohnern der Antilleninsel St. Vincent abstammen und durch Arbeitsfähigkeit, Intelligenz und Zuverlässigkeit sich auszeichnen. Die Haupterwerbszweige bilden die Landwirtschaft und der Bergbau. Doch liegen beide so sehr danieder, daß H. gegenwärtig als der ärmste der centralamerik. Staaten gilt. Außerdem fehlt es in H. an aller eigentlichen Industrie, und ebenso ist der Handel, dessen Centrum Tegucigalpa, von geringer Bedeutung. Die Ausfuhr, auf jährlich 1805000 Toll. geschätzt, besteht hauptsächlich in Vieh, Holz, Gold, Silber, Indigo und Leder. Der auswärtige Handel verteilt sich ungefähr zu gleichen Teilen auf die Häfen Truxillo und Ormoa an der Nordküste und auf die an und in der Fonsecabai gelegenen Häfen San-Lorenzo oder La Paz, Becepral und besonders Amapala. Von der Interocéanischen Eisenbahn, welche von Puerto-Caballos (s. d.) nach Amapala gehen soll, ist seit 1871 die Strecke von Puerto-Cortez bis San-Pedro (60 km), von Telegraphenlinien sind 806 km in Betrieb. Die geistige Kultur der Bevölkerung ist eine sehr geringe. Die zwei Universitäten von Comapagua und Tegucigalpa unterscheiden sich wenig von gewöhnlichen Schulen. Die kirchlichen Verhältnisse liegen noch mehr im argen. Der Klerus, durchgängig arm, unwissend und ungebildet, in neuerer Zeit immer mehr durch Neger repräsentiert, besteht aus 66 Weltgeistlichen,

deren Oberhaupt der Bischof von Comagua ist. Die Verfassung der Republik datiert vom 1. Nov. 1880. Der Präsident wird auf vier Jahre gewählt durch die beiden Kammern, nämlich die Gesetzgebende Versammlung von 11 Deputierten und den Senat von 7 Mitgliedern. Derselbe hat ein absolutes Veto, und zur Seite steht ihm ein von den Ministern und 7 andern Mitgliedern gebildeter Staatsrat. Die Finanzen des Staats sind unentwikkelt. Die Hauptquellen der Einnahmen, welche nach dem Budget von 1881/82 auf 861 970 Doll. geschätzt wurden, sind die Einfuhrzölle, das Branntwein- und Tabaksmonopol und gezwungene Anleihen; nach demselben Budget betrugen die Ausgaben 759 930 Doll. Die auswärtige Schuld beträgt 7220 272 Pfd. St. und gründet sich auf drei in den J. 1867 in London, 1868 in Paris und 1870 wieder in London gemachte Anleihen zum Bau der Interocéanischen Eisenbahn. Die innere Schuld besteht in den bis jetzt ausgegebenen Bonds für 1 Mill. Doll. Die schwebende Schuld beträgt 578 609 Doll. Das stehende Heer beträgt 843, die Miliz 31 500 Mann. Der Staat ist gegenwärtig in sieben Departements: Gracias oder Planos de Gracias, Sta. Barbara, Comagua, Choluteca, Tegucigalpa, Olancha und Yoro, eingeteilt. Die Hauptstadt ist seit 1880 Tegucigalpa.

Geschichtliches. H. wurde schon 1502 von Christoph Columbus entdeckt, aber erst 1523 von den Spaniern förmlich in Besitz genommen. Man erhob die Kolonie zu einer Audienzia des Generalcapitanats Guatemala, verwandelte sie aber 1790 in eine bloße Intendantur desselben, bis sie sich 1824 zu einer unabhängigen Republik konstituierte. Der Staat war in dem langen Kampfe um das Jöderativsystem ein Hauptstüß der liberalen oder Jöberalistenspartei. Unter der Präsidentschaft des Generals Cabañas brach ein Krieg mit Guatemala aus, bis 1855 Cabañas nach der Niederlage durch Carrera geflücht und exiliert wurde. Der folgende Präsident, General Santos Guarbiola, ein Zambo aus Tegucigalpa, schloß darauf 13. Febr. 1856 mit Guatemala einen Friedens- und Allianzvertrag, und seitdem trat endlich für H. wenigstens äußere Ruhe ein. Guarbiola, der Tiger von Centralamerika genannt, wurde 11. Jan. 1862 bei einer Revolte der Solistas, mit deren Hilfe er sich emporgeschwungen, ermordet. An seiner Stelle übernahm der zeitige Vizepräsident Vittoriano Castellanos und nach dessen Tode 1863 der Senator José Francisco Montes die Präsidentschaft. Als dieser in dem zwischen H. und San-Salvador einerseits, Guatemala und Nicaragua andererseits ausgebrochenen Kriege durch die Erfolge der feindlichen Truppen im Juli 1863 sich zur Flucht genötigt sah, wurde General José María Medina provisorisch eingesetzt und im Febr. 1864 neu erwählt. Wenn nach der Verfassung die Wahl des Präsidenten auch auf vier Jahre erfolgen soll, so ist dieser Termin doch noch nie eingehalten worden, so daß noch keine regelmäßige Präsidentenwahl stattgefunden hat. Medina, 1870 neu gewählt, stoh im Mai 1872, sein Nachfolger C. Arias wurde 1874 durch den Einfall der Truppen von San-Salvador vertrieben, B. Leiva blieb nur 1874—76 im Amte, 16. Juni 1876 ward C. Gomez, 29. Mai 1877 M. A. Soto erwählt.

Honduras, Britisches, s. Valize.

Hondurabai, ein Golf im mittelamerik. Meere, zwischen Honduras und Yucatan, der wegen

seiner Sandbänke, Klippen und heftigen Strömungen für die Schifffahrt sehr gefährlich ist.

Honegger (Joh. Jak.), Litterar- und Kulturhistoriker, geb. 13. Juli 1825 zu Dürnten im Kanton Zürich, war erst Sekundarlehrer und widmete sich seit 1849 acht Jahre lang in Zürich, zuletzt in Paris litterarischen, philos. und geschichtlichen Studien. Von 1857 bis 1861 war er Lehrer am Seminar zu Rüschnacht, 1861—65 an der Kantonschule in St. Gallen, erhielt nach Errichtung der Lehranstaltschule an der Universität Zürich den Ruf eines Docenten für deutsche Litteratur und Geschichte und wurde einige Jahre später daselbst zum Professor ernannt. Er schrieb: «Herzibläten» (lyrische Gedichte, 2 Bde., Zür. 1849—52; 2. Aufl. 1859), «Victor Hugo, Lamartine und die franz. Lyrik im 19. Jahrh.» (Zür. 1856), «Litteratur und Kultur des 19. Jahrh.» (Epi. 1865; 2. Aufl. 1880), «Grundzüge einer allgemeinen Kulturgeschichte der neueren Zeit» (5 Bde., Epi. 1868—74), «Kritische Geschichte der franz. Kultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten» (Berl. 1875), «Die poetische Nationallitteratur der deutschen Schweiz» (Bd. 4, Glarus 1876), «Katechismus der Kulturgeschichte» (Epi. 1879), «Auss. Litteratur und Kultur» (Epi. 1880), «Allgemeine Kulturgeschichte» (Bd. 1, Epi. 1882).

Honestieren (vom lat. honestus, ehrenhaft), mit Ehre, Ansehen bekleiden; honestissimus, hochachtbar (als Titel); honestas publica, der gute Ruf.

Honett (Honnett, frz. honnête), anständig, rechtschaffen, ehrbar, auch: nicht niedrig; davon Honettität (frz. honnêteté).

Honneur, lebhafte Seestadt im franz. Depart. Calvados, in der Normandie, südlich an der Seine-mündung, gegenüber von Harfleur (s. d.), und durch eine Zweigbahn nach dem 15 km entfernten Pont l'Évêque mit der Französischen Westbahn verbunden, in schöner Umgebung am Ausgange eines Thals gelegen, zählt (1876) 9425 E. und hat ein Kommunal-College, eine öffentliche Bibliothek, ein Handelsgericht und eine Handelskammer, eine Börse, eine öffentliche Warenniederlage und einen Hafen, der aus drei Bassins, von 4 ha zusammen, einem großen Vorhafen von 4 ha und seit 1881 einem Bassin de Rétune von 68 ha zur Verhäufung der Verladung besteht und durch zwei Dämme geschützt wird. Die an den Hafen stoßenden Straßen sind eng und schmutzig, die meisten öffentlichen Gebäude ausfallend durch ihre alte bizarre Architektur, namentlich der Holzbau der eigentümlichen Katharinerkirche aus dem 16. Jahrh. Die neuere Stadtheile zeichnen sich jedoch durch Freundlichkeit aus. Außer dem Seehandel beschäftigt man sich mit Schiffbau, Eisengießerei und dem Anbau von Melonen. Eingeführt wird namentlich nordisches Holz; die Ausfuhr hauptsächlich nach England, besteht in Früchten, Gemäsen, Geflügel, Butter, Eiern, Vieh, Getreide; es empfängt Eisen und Steinkohlen. Die jährliche Hafenbewegung beläuft sich auf 60 000 t. Auch besitzt die Stadt Seebäder. — H. war einst einer der festesten Plätze der Normandie und trieb besonders starken Handel nach Spanien. Die Erbannung und das Aufstehen von Havre vernichtete diese Blüte. Die Stadt wurde 1440 von Karl VII. den Engländern entrissen. Gegen Ende des 16. Jahrh. nahmen die Liguisten dieselbe und gaben sie erst 1594 wieder heraus. Unter allen Städten der Normandie ergab sie sich zuletzt an Heinrich IV.

Chinas, wie Shanghai für die nördlichen, und vermittelt hauptsächlich den Handel mit Kanton, welches als der eigentliche Handelsplatz anzusehen.

Honig nennt man die süße Substanz, welche die Bienen, besonders die Honigbiene, *Apis mellifica* (s. unter Biene), aus den Nektarien der Blüten sammeln, in ihrem Organismus verarbeiten und in ihrem Wachsbaue (Waben) aufbewahren. Farbe und Güte des H. hängt von den Pflanzen ab, aus deren Blüten er gesammelt ist; auch ist die Art und Weise seiner Bearbeitung durch Menschenhand darauf von Einfluß. So ist der KleeHonig weiß wie Schmalz, der Buchweizenhonig gelb, der Heidehonig braun. Fast immer bewahrt der H. das Aroma der Pflanze, von deren Blüten er gesammelt wurde. Den Linden-, den Alazienhonig erkennt man sofort an seinem Aroma. Der nardonner und der spanische H. duften nach Rosmarin, Thymian, Lavendel u. s. w. Frischer H. ist viel aromatischer als älterer, weil sich das Aroma durch Verdunstung verliert. Wachsen in der Gegend, wo Bienezucht getrieben wird, viele giftige Pflanzen mit nektarreichen Blüten (*Aconitum*, *Rhododendron*, *Azalea*, *Oleander*), so kann der H. giftige Eigenschaften bekommen. Der beste (reinste) H. ist der Schleuderhonig, der mittels der Honigschleuder (Centrifuge) aus den Waben herausgebracht wird. Imter, welche Mobilzucht betreiben, d. h. Bienenwohnungen mit beweglichen Waben benutzen, gewinnen ihren sämtlichen H. mittels der Schleuder. Der Stabil-Imter dagegen, der den Strohlord mit festem Bau benutzt, muß den H. auf andere Art und Weise von dem Wachs scheiden, d. i. ihn auslassen und seimen. Man scheidet den H. vom Wachs entweder auf kaltem oder auf warmem Wege. Den auf kaltem Wege gewonnenen H., der an Reinheit und Güte dem Schleuderhonig kaum nachsteht, nennt man aus-gelassenen JungferHonig, weil er ebenso gut und schön ist wie der in zarten Waben stehende sog. JungferHonig. Allen auf warmem Wege ausgelassenen H. nennt man Seimhonig. Durch dieses Verfahren wird der H. sowohl in Farbe wie in Geschmack beeinträchtigt. Endlich hat man noch den Presshonig. Bei dem Auslassen des H. bleibt immer noch etwas H. in den Rückständen; um diesen auch noch auszuschneiden, bringt man die erwärmten Rückstände in einen leinenen Beutel und bringt sie unter eine Presse. Dieses Produkt ist natürlich das schlechteste. Der Scheidenhonig kommt mit den Waben in den Handel. Sind die Waben jung und zart, so ist der Scheidenhonig sehr wohlnehmend und daher ziemlich teuer.

Honigsälschung kommt nicht selten vor; so wird der mit Nect gerührte AlpenräucherHonig künstlich hergeteilt, Zätschungen mit Mehl, mit Stärke- und Malzstump sind nicht selten. Auch färbt man Stachelbeer-, und wenn er von den Bienen in den Waben bereits ist, verkauft man die Waben als StachelbeerHonig. Guter H. muß dick, aber klar und rein sein. Die meisten Fälschungen lassen sich durch ein einfaches, leicht auszuführendes Verfahren erkennen. Der ungereinigte H. ist stets ein Gemenge von mehreren Zuckerarten (Traubenzucker und Schleimzucker oder Chylarose) und Säuren, wie es scheint etwas Ameisensäure. Aus neuern Untersuchungen folgt, daß die Bienen die Beschaffenheit des Zuckers, den sie zu Honig verarbeiten, nicht zu verändern vermögen, es sei denn,

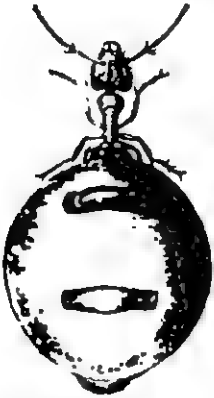
daß der von den Bienen gesammelte Zucker eine Spaltung in Rechts- und Linkszucker und Linkszucker erlitten. Guter H. kann Jahr und Tag aufbewahrt werden. Den ausgeschleuderten und ausgelassenen H. bewahrt man in gut glasierten Töpfen oder Glaskäfen auf, schützt ihn vor dem Zutritt der Luft und der Feuchtigkeit durch einen 1 cm dicken Wachsüberzug und bindet die Gefäße mit Pergamentpapier oder besser noch mit einer Schweinsblase zu. Der Aufbewahrungsort muß kühl und luftig sein; die Temperatur des Raumes darf im Sommer nicht über 15° R. steigen. Älter H., der stark kryallisiert ist, wird durch Einstellen ins warme Wasserbad wieder flüssig und dadurch schmackhafter. Hat der H. sein Aroma gänzlich verloren, so kann man ihm einige Tropfen ätherische Öle beimischen; man sei dabei aber vorsichtig.

Wenngleich ziemlich überall H. gewonnen wird, so bildet derselbe doch nur in Norddeutschland in der Schweiz, Rußland, Polen, auf Malta, in Spanien und Frankreich, sowie neuerdings in Amerika einen bedeutenden Handelsartikel. Der H. wird verspeist, besonders auf Brot, und ist ein gesundes, insonderheit Kindern dienliches Nahrungsmittel. Seine größte Verwertung findet der H. in der Fabrikation von Labstücken (Lebkuchen) oder Pfefferstücken und in der Bereitung des Met. Letzterer wird in großen Mengen und vorzüglich Güte besonders in Dänemark und Scandinavien bereitet. Auch bereitet man aus H. einen sehr trinkbaren Wein, Essig u. dgl. m. Neuerdings wird H. auch mit Erfolg zum Einmachen von Früchten statt Zucker verwendet. Auch bei einer besondern Art von Malerei, Honigmalerei, kommt H. als Ersatz für Gummi arabicum oder Lack in Anwendung.

In vielen Fällen muß der H. gereinigt werden, um ihn für gewisse Zwecke (z. B. zur mediz. Anwendung) tauglich zu machen. Man hat sehr verschiedene Reinigungsmethoden; die beste besteht im Sieden des zuvor in reinem Wasser aufgelassenen H. in einem Kessel über nicht zu starkem Feuer. Abschäumen der an der Oberfläche der kochenden Flüssigkeit sich ansammelnden Unreinigkeiten. Entfernen der Säuren durch Zusatz von geschlämmter Kreide, anderer den Geschmack verschlechternder Substanzen durch Zusatz von Kohlenpulver, Filtrieren der gewonnenen Flüssigkeit und Abklären derselben mittels Eiweiß, und endlich Eindicken des gereinigten H. bis zur Sirupkonsistenz durch Abdampfen. Dergleichen gereinigter H. (Mel depuratum oder despumatum der Apotheken), welcher klar, durchsichtig und weißgelb sein muß, hält sich unter gutem Verschluss jahrelang. In der Medizin verwendet man denselben bei Brusttubeln und zu Salben. Mit Essig gelocht liefert der H. den Sauerhonig oder Oxymel der Apotheken.

Honigameisen, eine besondere Mobilisation der Ameisen; sie besitzen eine Form von Arbeitern, die von andern Individuen desselben Baues (sog. Nourragierern) mit süßen Substanzen, Saft von Blattläusen u. s. w. gefüttert werden, diesen Honig in sich aufspeichern, um, wie es scheint, ihn im Falle der Not wieder von sich zu geben. So werden sie zu lebenden Honigtöpfen, deren Hinterleib zu einer dünnen Blase aufgetrieben ist, auf der die ursprünglichen Stübe der Hornringe des Hinterleibes nur als kleine Plättchen liegen. Auf zwei Punkten der Welt haben sich solche H. unabhängig voneinander entwickelt und beide gehören ganz verschiedenen

Gattungen an: die eine (*Myrmococystus mexicanus*) findet sich in Mexiko, die andere (*Camponotus inflatus*, s. beistehende Abbildung) kommt aus



Australien. Hgl. Lubbock, « Ameisen, Bienen und Wespen » (Bd. 57 der « Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek », Lpz. 1883); McCool, « The Honey-Ants » (Philadelphia 1889).

Honigbär, s. u. Bär (Raubtier).

Honigbiene (*Apis mellifica*), s. unter Biene.

Honigbuckel (Wespenbuckel), s. u. Bussard.

Honiggras oder Zuggras (*Holcus lanatus*), Pflanzenart, s. Holcus.

Honigharnruhr, s. u. Diabetes.

Honigklee, s. Melilotus.

Honigkuchen, s. Bessertuchen.

Honigkucke (*Indicator*), eine kleine, aus 12 Arten bestehende Vogelfamilie von nicht ganz fester systematischer Stellung; sie werden von den einen zu den Kukudern, von den andern zu den Spechtvögeln gezählt. Sie leben von Bienen und andern stechenden Insekten, gegen deren Angriffe sie durch eine dicke Haut geschützt sind; die Kester der Bienen sollen sie durch ihr Geschrei verraten. Manche legen ihre Eier, wie die echten Kukuden, in die Kester anderer Vögel. Sie finden sich im ganzen Asien, Afrika, mit Ausnahme der Inseln, sowie in Sibirien und Borneo.

Honigmalerer, s. unter Honig.

Honigmotte, s. Bienenmotte.

Honigpils, die Ursache des Erdbreches (s. d.).

Honigsäuger (*Meliphagidae*), eine Familie der Honigvögel mit 23 Gattungen und 190 Arten; ihr Schnabel ist mehr oder weniger verlängert, gebogen und vorn zugespitzt, die Flügel haben 10 Handschwingen und sind von mittlerer Länge. Die Junge ist am Vorderende pinselartig in feinen Fasern zertheilt und vorstreckbar. Das Gesehe zeichnet sich weniger durch Bunttheit als durch besonders differenzierte, einzelne Federgruppen aus. Es finden sich diese Vögel von Celebes bis zu den Samoa-Inseln und von den Molukken bis zu den Sandwich-Inseln über die ganze austral. Tierregion verbreitet.

Honigschabe, s. Bienenmotte.

Honigstein (*Mellit*), ein gelbes, dem Honig ähnlich aussehendes fettglänzendes Mineral, welches bei Artern in Thüringen und bei Lufsch in Böhmen in Braunkohlenlagern gefunden wird. Es krystallisiert in Rumpfen tetragonaler Pyramiden, die oft auch noch basische und prismatische Flächen zeigen; sein spezifisches Gewicht beträgt 1,8, es ist so hart wie Gips. Chemisch besteht es aus 40,3 Honigsteinsäure (*Mellitsäure*), 14,4 Thonerde und 45,3 Proz. Wasser, entspricht demzufolge der Formel $Al_2O_3 \cdot O_2 \cdot 18 H_2O$; man benutzt ihn daher zur Darstellung der Honigsteinsäure.

Honigsteinsäure, s. *Mellitsäure*.

Honigtau oder Blattthau (*Melligo*, *Melasma*, *Ros mellis*), eine eigenthümliche Erscheinung in der Pflanzenwelt. Er tritt bald als süßer, klebriger, hirtglänzender Überzug auf den Blättern,

jungen Trieben u. s. w. der verschiedensten Gewächse, bald als süße Tropfen von gelblicher Farbe auf. Über die Natur dieser Erscheinung sind die Meinungen noch geteilt. Nach Boussingault besteht der H. in einer krankhaften Ausscheidung süßer Säfte in warmen trockenen Sommern. Die Ursache dieser Ausscheidung ist aber noch nicht aufgeklärt. Die bisweilen beobachtete Anwesenheit von Blattläusen auf den vom H. befallenen Pflanzen hat zu der irrigen Ansicht geführt, daß jene süße Flüssigkeit aus den Hinterleibsdrüsen dieser Insekten ausgespritzt werde. Es ist vielmehr die Annahme gerechtfertigt, daß letztere erst durch das Ausschwitzungsprodukt angelockt werden. Mit dem H. darf nicht die schleimige, sählige Flüssigkeit verwechselt werden, welche in warmen Jahren tropfenweise und oft in großer Menge an den Getreideähren hängt. Durch diesen lebrigen Saft wird die Entfaltung des Mutterkorns eingeleitet.

Honigträger, s. *Melithiden*.

Honigvögel nennt man eine Anzahl nahe verwandter Vogelfamilien, nämlich die Honigsäuger (s. d.), die Sonnenvögel (s. d.), die Zudervögel (s. d.) und endlich die Dicaeidae oder Blumenzipfer und die Drepanididae. Die Dicaeidae sind 107 Arten in 5 Gattungen, von denen das Genuß Zosterops mit 68 Arten das am weitesten, von den Fidjischen Inseln bis Japan und von Vorderindien über ganz Südafrika, verbreitet ist. Die Drepanididae, vier Gattungen mit acht Arten, sind vollständig auf die Sandwichinseln beschränkt. Die H. repräsentieren in der Alten Welt in gewissem Sinne die ausschließlich ameril. Kolibris, mit denen sie zwar nicht verwandt sind, denen sie aber durch ähnliche Lebensweise auch körperlich, in Gestalt und teilweise in Farbenpracht, sehr ähnlich geworden sind.

Honigwein, s. u. Wein.

Honigwax ist die Bezeichnung für zwei in dem von den Bienen produzierten Honig enthaltene, voneinander verschiedene Zuckerarten; die eine ist der unter gewöhnlichen Umständen flüssige Fruchtzucker (s. d.), die andere ist krystallisierbar und wird Traubenzucker (s. d.) genannt. Im frischen Honig ist letzterer gelöst, bei längerem Stehen scheidet er sich in Krystallen aus, wodurch das Erstarren des Honigs bedingt wird.

Honkton, Stadt in der engl. Grafschaft Devon, 26 km im N. von Exeter, an dem zum Meere gehenden Otter, in einem schönen Thale, an der Eisenbahn London-Exeter, mit (1881) 3349 E., welche geschätzte Butter und die berühmten Honktonspizen fabricieren.

Honkwa (gech., von honiti, jagen, verfolgen), Revier, im altgech. Recht der Umkreis, bis zu welchem die Bewohner einer Gemeinde verpflichtet waren, Verbrecher gemeinsam zu verfolgen und überhaupt für alle Verbrechen, die innerhalb des Bezirks begangen wurden, solidarisch zu haften. Gleiche Einrichtungen hatten die Polen und Serben; bei den ersten hieß die H. opole, bei den andern okolina. (S. Gesamtkriegsrecht.)

Honnef, Stadt in der preuss. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Köln, Steg-Kreis, Lustkurort, 4 km im S. von Königswinter am Rhein, gegenüber Nollandsdamm, am Fuße des Siebengebirges, an der Linie Speldorf-Niederlahnstein der Preussischen Staatsbahnen, zählt (1880) 4381 meist kath. E., welche Wein- und Obstbau, Bergbau auf Eisen, Blei und Kupfer treiben. Zur Bürgermei-

sterei gehört Menzenberg, die Insel Strafenwerth, der Löwenburgerhof und Rhöndorf.

Honnett, f. Honett.

Honneur et patrie (frz., Ehre und Vaterland), Devise des Ordens der Ehrenlegion (s. d.).

Honneur werden bei der Armee und Marine die Ehrenbezeichnungen genannt, welche von Untergebenen, von Vösten, Wachen, Fahnen, Festungen und Kriegeschiffen den Vorgesetzten, beziehentlich fremden Kriegeschiffen erwiesen werden. Einzelne grüßen durch Handanlegen an die Kopfbedeckung oder Frontmarchen; Abteilungen fassen das Gewehr oder präsentieren; die Fahnen werden gefeselt. Festungen und Kriegeschiffe salutieren durch Absfeuern von Kanonenschüssen, wobei letztere zugleich Klagen aufheben und die Raaren bemannen, wenn die Ehrenbezeichnung den höchsten Vorgesetzten gilt.

Hönnungen am Rhein, Dorf in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Neuwied, am Rhein und an der Linie Speldorf. Niederbahnstrecke der Preussischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1480 Q. und hat Weinbau. Dabei die Ruine des Schlosses Arenfels.

Honny (honnai, auch honi) **solt qui mal y pousse** (frz.), »Schande dem (wörtlich: entehrt sei; honny in alte Form für honni, Partizip von honnir, verhöhnen, entehren), der schlecht davon denkt, die Devise des von Eduard III. von England gestifteten Hosenbandordens (s. d.); doch war die Redensart schon vorher in Frankreich sprichwörtlich.

Honolulu, die Hauptstadt der Sandwichinseln, liegt auf der Südküste der Insel Oahu, in einem Thal von Frucht- und Zierbäumen, ist Residenz des Königs und Sitz der obersten Behörden, der auswärtigen Ministerresidenten und Konsuln, eines anglikan. und eines luth. Bischofs und zählt (1878) 14114 Q., worunter gegen 3000 Weiße. N., das ein ganz europ. Aussehen gewonnen, hat ein 1890 - 92 im ital. Stil gebautes Königsschloß mit schönem Garten, eine luth. Kathedrale, ein Theater, Museum, eine Bibliothek, Oefengieberei und Maschinenfabrik. Der Hafen ist durch eine doppelte Korallenreihe geschützt. Ein Telegraphenstapel verbindet seit 1883 H. mit San Francisco.

Honorant (Interventent), im Wechselverkehr derjenige, der einen Wechsel für Rechnung eines andern annimmt.

Honorar dicken bei den Römern die Geschenke an Betreibe. Wenn u. s. w., welche den eine Provinz verwaltenden römischen Personen von den Gemeindefürsten der Provinz, ohne daß diese dazu verpflichtet gewesen waren, ehrenhalber gegeben wurden. Außerdem wurden dergleichen Geschenke von den Kaiserlichen Ämtern der Republik oft nicht nur als Dankbarkeit sondern auch erpreßt. Gegenwärtig bezeichnen man mit H. oder Ehrensold Vergütungen (auch für Missionen und Bemühungen höherer, niedrigerer und mittlerer Art), welche nicht häßliche Gefälle oder Entlohnungen sind, und für die der Ausbeutende sich nicht unangenehm erscheint. So heißt man von einem H. des akademischen Lehrers, des Schriftstellers und des Arztes.

Honoraryprofessor (professor ordinarius honorarius) ist ein Titel, der auf einigen deutschen Universitäten an verdiente außerordentliche Professoren verliehen wird. Er stellt sie im Range den ordentlichen Professoren gleich, ohne ihnen die for-

salutät und eventuell im Senat) zu gewähren. (Vgl. unter Professor.) [annahme.]

Honorat (im Wechselrecht), f. unter Ehren.

Honoration, f. Honorieren.

Honoratioren (lat., »die Gelehrten«), in kleineren Orten Bezeichnung für die angesehensten Einwohner.

Honores mutant mores (sed raro in meliores), lat. Sprichwort, d. h. Ehrenstellen ändern die Sitten (aber selten zum Bessern).

Honoris (Iusta Grata), die Richte des röm. Kaisers Honorius, war die Tochter der 417 n. Chr. mit dem General Constantius vermählten Prinzessin Placidia und die Schwester des späteren Kaisers Valentinian III. Da ihre herrschsüchtige Mutter als Regentin ihr frühzeitig den Rang einer »Augusta« erteilt hatte, um eine der Mutter unbequeme Ehe zu erschwern, so ergab sich die schöne und leidenschaftliche H. ihrem Kammerherrn Eugenius, und wurde, als dieses Verhältnis Folgen hatte, 424 nach Konstantinopel an den Hof ihrer sittenstrengen Base, der Regentin Pulcheria, verbannt. Hier nahm H. die Gelegenheit wahr, eine der verschiedenen Gesandtschaften (seit 440) des Hunnenchans Attila zu benutzen, um diesem einen Ring zu senden und sich als Gattin anzutragen. Als 450 n. Chr. Attila von Valentinian III. die Auslieferung der H. verlangte und mit ihrer Hand großartige Forderungen auf Kosten des Römischen Reichs erhob, wurde H. nach Ravenna geführt, zur Scheinehe mit einem Hofbeamten genötigt und zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt.

Honorieren (lat.), ehren, Honorar zahlen; einen Wechsel honorieren, ihn annehmen und ausahlen; davon: Honoration.

Honoris causa (lat.), ehrenhalber.

Honorius, der jüngere Sohn des Kaisers Theodosius I. und der Placidia, geb. 9. Sept. 384 n. Chr., zum Augustus ernannt 393, nach seines Vaters Tode 395 Kaiser des Weströmischen Reichs, während seinem ältern Bruder Arcadius (s. d.) das östliche zuziel, residierte anfangs zu Mailand, seit 404 aber zu Ravenna. Sein Vormund Stilicho (s. d.), der für ihn die Regierung mit Kraft und Klugheit führte, die Empörung des mauretanischen Fürsten Gildo in Afrika 398 unterdrückte, dem westgot. König Alarich im Peloponnes 396 und in Italien 402 und 408 mit Erfolg entgegentrat und 406 die zahlreichen german. Scharen, die unter Radagais in Italien eingebrochen waren, bei Florenz überwand, fiel 408 als Opfer der Intrigen des Olympius. Seitdem hatte Alarich die Oberhand in Italien, das die Westgoten erst nach dessen Tode unter Athaulf (der 414 des Kaisers, seit 408 in got. Gefangenschaft befindliche Schwester Placidia, sehr wider Willen des H. heiratete) verließen (412), um nach Gallien zu ziehen. Dieses war seit 406 durch Vandalen, Sueben, Alanen und Burgunder überflutet worden, von denen die letztern zunächst in Rheinbessen (die Alamannen neben ihnen im Elsaß) sich niederließen, während die erstern Völler 409 sich nach Spanien wanderten. In Britannien traten seit 407 mehrere Gegenkaiser auf, von denen Konstantin seine Herrschaft auch nach Gallien ausdehnte. Zwar besiegte ihn 411 der Illyrier Konstantius zu Arelata, der 417 zum Gemahl der seit 415 verwitweten Placidia und 420 zum Mitkaiser erhoben wurde (aber 421 farb), doch gab H. die röm. Herrschaft über Britannien

thatächlich auf. Als S. 26. Aug. 428 starb, bemächtigte sich der Oberhofnotar Johannes der Herrschaft, die er 425 an Valentinian III. verloren, als dieser mit seiner von S. zu Anfang d. J. 428 nach Konstantinopel verwiesenen Mutter Placidia durch oström. Truppen zurückgeführt wurde.

Honorius ist der Name von vier Päpsten:

Honorius I., 625—638, wußte gegenüber den Angelsachsen und den Longobarden das päpstl. Ansehen zu wahren. In den christologischen Streitigkeiten billigte er die Ansicht der sog. Monotheliten, daß Christus zwar zwei Naturen, aber nur Einen Willen gehabt habe, und wurde deshalb auf dem sechsten östlichen Konzil 680 als Ketzer verdammt. Leo II. und spätere Päpste haben den Bannfluch über ihn wiederholt. Kath. Schriftsteller, wie Baronius und Bellarmin, suchten die Rechtgläubigkeit des S. dadurch zu retten, daß sie behaupteten, die Akten des Konzils seien gefälscht, andere, wie Vagi und Garnier, daß S. nicht wegen Keterei, sondern wegen Nachlässigkeit (*propter negligentiam*) verdammt worden sei. S. stiftete (628) das Fest der Kreuzerhöhung. Vgl. Besele, »S. und das sechste allgemeine Konzil« (Erb. 1870); derselbe, »Honorius-Krage« (aus dem Lateinischen von Rump, Wunst. 1870).

Honorius II., vorher Peter Cadolans, Bischof von Parma, wurde während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. unter dem Einflusse deutscher Großen als Gegenpapst Alexanders II. in Basel 1061 gewählt und zog auch in Rom ein. Obgleich das Konzil zu Mantua 1064 ihn in den Bann that und nur die Lombarden ihm treu blieben, gab S. seine Ansprüche nie auf. Auf Parma beschränkt, starb er 1073. — Sofern Peter Cadolans als Gegenpapst in der Reihe der Päpste nicht gezählt wird, bezeichnet man Lambert von Fagnan aus Bologna, Bischof von Bellettri und Kardinal von Ostia, als Papst S. II. (1124—30). Von ihm erbat nach Heinrich V. Lode Lothar von Sachsen die Bestätigung seiner Wahl, für welche Demütigung S. dadurch dankte, daß er Osnern 1128 den Gegenkönig Konrad von Franken mit dem Bann belegte. Dagegen mußte er buhlen, daß Graf Roger von Sicilien das Herzogtum Apulien an sich riß. Unter diesem S. setzte das Konzil von Toulouse (1129) fest, daß kein Laie das Alte oder Neue Testament, höchstens nur die Psalmen, aber nicht in der Muttersprache, lesen dürfe. Von ihm erhielten (1121) die Prämonstratenser und durch die Synode zu Troyes (1128) die Tempelherren die kirchliche Bestätigung.

Honorius III., 1216—27, vorher Gencio Savelli, Kardinal von St. Johann und St. Paul zu Rom, der Nachfolger Innocenz' III., war mild und nachgiebig, krönte Friedrich II. zum Kaiser und widersprach diesem nicht, als derselbe seinen Sohn Heinrich, der schon König von Sicilien war, zum König von Deutschland wählen ließ. Friedrich konnte selbst in Sicilien seine bisher fast vergessenen Rechte der Krone wiederherstellen, mußte dagegen im Kampfe mit den Lombarden den Schiedsspruch des Papstes anrufen. Als Raimund VII. von Toulouse sein im Albigenserkriege verlorenes väterliches Erbe wieder zu erobern unternahm, trat S. ihm entschieden entgegen. Überdies war S. ein großer Förderer der Bettelorden, von denen er den der Dominikaner 1216 und den der Franziskaner 1225 bestätigte, und ein warmer Freund des Deutschen Ordens.

Conversations-Lexikon. 12. Aufl. IX.

Honorius IV., vorher Kardinal Giacomo Savelli, Papst vom 2. April 1285 bis 3. April 1287. Nachfolger Martins IV., war er gleich diesem fortwährend in sicil. Händeln verwickelt.

Honos habet ozus, lat. Sprichwort, d. h. Würde hat Last, Würden — Bürden.

Honourable (engl., spr. onnd'rebbli; abgekurzt: Hon.), ehrenwert, edel, wird in England als Titel (in gewissen Fällen in der Verbindung Right H. oder Most H.) den Namen der Mitglieder des höhern Adels und andern hochgestellten Personen vorgesetzt.

Honover, im Zend Abunatrira, wahrscheinlich das Wort des Willens oder der Wille des Herrn, ist das Hauptgebet der Parsen und wird von diesen nach jeder heil. Handlung wiederholt. Nach dem Zendbuche Yasna ist der Abunatrira das Wort, welches Ormazd vor der Schöpfung des Weltalls ausgesprochen. Nach dem spätern Werke Bundehesch sprach Ormazd das Wort aus gegen Ahriman: bei den ersten 7 Worten der 21, die den Spruch ausmachen, beugte er sich, bei den folgenden 7 fiel er auf die Knie, nach den letzten 7 sank er in die Finsternis zurück und blieb dort während 8000 Jahre. Diese 21 Worte sind sehr dunkel: sie sind schon vor Jahrhunderten vom Parsen Keriolosph in das Sanskrit, von Anquetil du Perron, Spiegel, Haug, Oppert, Roth, Justi, Roslawitz, de Harlez, Darmestetter und Hovelacque in neuere Sprachen übersetzt, und alle diese Übertragungen sind verschieden. Der Sinn mag nach einigen ungefähr sein: »Die der höchste Wille rein ist, so besteht auch das Geschaffene nur durch Reinheit. Die Schöpfung des Guten in Gedanken und That gehört in der Welt dem Mazda und die Herrschaft ist dem Ahura, den er (Mazda) zum Schöpfer der Bedrängten eingesetzt hat.« Von den 21 Büchern oder Nasas, aus denen einst das Avesta bestanden hat, hatte jedes ein Wort des Honover zur Aufschrift: auch zerfiel das Werk, wie das Gebet selbst, in drei Teile zu 7 Büchern. Vgl. Hovelacque, »Avesta« (Par. 1880); Darmestetter, »Ormazd et Ahriman« (Par. 1877); Oppert, »L'Honover, le verbe créateur du Zoroastrianisme« (Par. 1862; englisch, Bombay) und die Werte über das Avesta von Spiegel, Haug, de Harlez u. a.

Hont, Komitat im diesseitigen Donauraum des Königreichs Ungarn, an Neograd, Gran, Pest, Waras und Sobli grenzend, zählt auf 2645,1 qkm (1880) 115787 E., die nach der Nationalität Magyaren (42,5 Proz.), Deutsche (6,5 Proz.), Slowaken (4,5 Proz.) und nach der Konfession röm. Katholiken (68,2 Proz.), Evangelische Augsburgischer Konfession (22,5 Proz.), Evangelische Helvetischer Konfession (6,5 Proz.) und Juden (2800 Seelen) sind. Das Komitat ist vorzüglich gebirgig (nordwestl. Karpatenzug) und sowohl wegen seiner Naturischenheiten als wegen seiner mannigfachen Erzeugnisse einer der geeignetsten Landstriche Ungarns. Den südlichen hügeligen Teil bespült die Donau; andere Flüsse des Komitats sind: die Ervel, die Schernik (Schernik) und die Gran. Das Komitat hat reichlichen Wein- und Tabaksbau und liefert unter allen Komitaten die meisten Bergwerthsprodukte (Gold, Silber, Blei, Eisen). Der Bergbau wird vorzüglich von Deutschen betrieben und beschäftigt wenigstens ein Zehntel der Bevölkerung. Außerdem gibt es zahlreiche Mineralquellen, viel Wald und jagbares Wild. Die Bewohner betreiben außer dem Berg- und Hüttenbau noch andere Gewerbe. Auf dem

Territorium befindet sich eine königl. Freistadt (Schemnitz), 10 Marktflecken, 174 Dörfer und 57 Büsten. Hauptort des Komitats ist der Marktflecken Spolys-Sögh.

Font oder **Westerfelde**, s. unter **Schelde**.
Fonten (Johs.), mit seinem Familiennamen eigentlich **Groß**, der Reformator der siebenbürger Sachsen, geb. 1498 zu Kronstadt, studierte auf den Universitäten zu Aarau und Wittenberg und schloß sich der Reformation an; über Basel lehrte er 1533 in die Heimat zurück. Er hatte eine Buchdruckerpresse mitgebracht, die er zur Herausgabe kirchenreformfreundlicher Schriften benutzte. Auch wirkte er als Prediger. Sein «Konfirmationsbuch» fand Luthers Beifall und Genehmigung. Unter S. Einfluß schloß sich bald das gesamte Burgenland der Reformation an. Seit dem 22. April 1544 bekleidete S. das Amt des evang. Pfarrers zu Kronstadt. Er starb 23. Jan. 1549.

Fontheim (Joh. Nikol. von), Weihbischof von Trier, geb. 27. Jan. 1701 zu Trier, erhielt im dortigen Jesuitenkollegium seine Vorbildung, studierte Theologie und kanonisches Recht zu Trier, Löwen und Leiden und promovierte 1724 zu Trier als Doktor der Rechte. Schon 1718 hatte S. ein Kanonikat zu Trier erhalten und deshalb die Lizenz angenommen. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Rom wurde er 1728 Assessor und geistlicher Rat am Konsistorium zu Trier, 1732 Professor des Civilrechts an der dortigen Universität. Im J. 1738 berief ihn Kurfürst Franz Georg an seinen Hof nach Koblenz, ernannte ihn zum Offizial und verwandte ihn als vertrauten Ratgeber in den schwierigsten Geschäften. Im J. 1748 ward S. zum Weihbischof von Trier ernannt. Er veröffentlichte: «Historia Trevirensis diplomatica et pragmatica» (3 Bde., Augsb. 1750) und «Prodromus Historiae Trevirensis diplomaticae et pragmaticae» (2 Bde., Augsb. 1757). Bekannt ist S. als Verfasser eines kirchenpolit. Werks, welches er unter dem Pseudonym Justinus Febronius erscheinen ließ: «De statu ecclesiae et legitima potestate Romani pontificis» (Frankf. a. M. 1763). Auf Grund einer Vergleichung der Kirche der ersten Jahrhunderte mit den Gewohnheiten der Gegenwart tritt S. darin nachdrücklich den Annahmen des Papsttums entgegen. Die zahlreichen Gegenchriften beantwortete S. in einem zweiten bis vierten Bande (Frankf. u. Lpz. 1770—74). Auch schrieb er einen Auszug unter dem Titel: «Justinus Febronius abbreviatus et emendatus» (Frankf. 1777). Im J. 1778 wurde S. zum Widerruf veranlaßt; spätere Erklärungen beweisen jedoch, daß er seine Ansicht nicht geändert hat. Er starb 2. Sept. 1790 auf seinem Landsitz Montquintin.

Fonteyn (Gerhard van), ausgezeichneter Maler der niederländ. Schule, geb. 4. Nov. 1690 zu Utrecht, bildete sich bei Abrah. Bloemaert und in Rom und kehrte bei Michel Angelo da Caravaggio. Hier eignete er sich die großen, besonders natürlichen Pictes an, welche ihm bei den Italienern den Namen Ghorardo dalle motti verschafften. Er arbeitete eine Zeit lang in England für Karl I. und war dann Maler des Prinzen von Oranien, wohnte 1645—50 im Haag und malte viel auf dem Lustschlosse im Bosch bei Haag, wo noch jetzt viele seiner schönsten Bilder sich befinden. Seine Hauptblätter sind die Entthronung des heil. Johannes, eine Allegorie auf Karl I. von England,

und Christus vor Pilatus. S. starb in Utrecht 27. April 1666. Sein Schüler war Joachim von Sandrart. — Ein Bruder S., Wilhelm S. (geb. 1604 in Utrecht, gest. 1683), arbeitete in ähnlichem Stil, besonders für den brandenb. Hof. Vieles von ihm ist noch im Besitz der preuß. Königsfamilie.

Fontes (d. i. Vaterlandsverteidiger) hießen in Ungarn zuerst 1848 jene freiwilligen Kämpfer, die auf einige Wochen oder «a' gyazelmig» (bis zum Sieg) angeworben und in den Säben gegen die Serben und Kroaten geschickt wurden. Als sich jedoch später der Kampf hauptsächlich gegen Österreich richtete, viele der alten regulären Regimenter unter die ungar. Fahne traten, auch jene Freiwilligen ebenfalls diesen Regimenten einverleibt oder in neue regelmäßige Regimenter gebracht wurden, diente der Name S. fortan zur allgemeinen Bezeichnung für die ganze nationale Streitmacht, wenn auch im gewöhnlichen Sprachgebrauch unter S. meist nur die Infanterie begriffen wurde. Bei der Reorganisation der österr.-ungar. Armee nach den Ereignissen von 1866 ist der Name S. auf die Landwehr der Länder der ungar. Krone übertragen worden. Die Honvédarmee zählt an Infanterie: 7 Truppendivisionen zu 2 Brigaden, 14 Brigaden zu 6—7 Bataillonen, 92 Bataillone zu 4 Kompanien; an Kavallerie: 10 Regimenter zu 2 Divisionen und zu 2 Eskadrons. Artillerie besitzt die Honvédarmee nicht, seitdem im Okt. 1875 die bestehenden 20 Mitrailleur-Abteilungen aufgelöst worden sind. In der Kubovka-Akademie zu Pest besitzt die Honvédarmee eine höhere militärische Bildungsanstalt und Offizierschule. Die Stabs-offiziere gehören nur bis zum Range eines Obersten der Honvédschaft an; mit der Ernennung zum Generalmajor tritt der Betreffende in den Statut der österr.-ungar. Generalität überhaupt. Für die S. im eigentlichen Ungarn (und Siebenbürgen) ist die Amts- und Kommandosprache die ungarische; in Kroatien, Slavonien aber besteht kroatische Kommando.

Food (Pietr de), s. **Hooghe**.

Food (Edwin Barton), engl. Schriftsteller und Kanzelredner, geb. 1820 in London, schloß sich der Seite der Independenten an und zählt zu deren populärsten Predigern in England. Eine Reihe von Jahren fungierte er als Herausgeber der independenten Zeitschriften «Eclectic Review» und «Preacher's Lantern». Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «The age and its architects» (1850), «The book of temperance melody, adapted to popular airs» (1850), «Self-education» (1851), «John Milton» (1852), «Dream-land and Ghost-land» (1852), «Swedenborg, a biography» (1854), «Wordsworth, a biography» (1856), «The peerage of poverty» (1859—61), «The world of anecdotes» (1870), «Thomas Carlyle» (1875), «Maud Mansfield, a novel» (1876), «Christmas Evans, the preacher of Wild Wales» (1881) und «Oliver Cromwell» (1882).

Food (Robin), s. **Robin Hood**.

Food (Samuel, Viscount), berühmter brit. Admiral, geb. 12. Okt. 1794, trat als Schiffsjunge in die königl. Marine und hatte sich beim Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs bereits zum Kapitän der Flotte emporgeschwungen. Im J. 1758 wurde er Befehlshaber der Fregatte Beftalin. Er lief von Portsmouth als Kreuzer aus und nahm nach langem Kampfe die franz. Fregatte Bellona, worauf er das Kommando des Linienfahrers Africa von 64

Kanonen erhielt. Als der Krieg mit den ameril. Kolonien begann, stationierte S. in den dortigen Gewässern. Nachdem er 1778 zum Baronet und 1780 zum Admiral erhoben worden, schlug er den franz. Admiral Grasse bei der Insel St. Christoph 21. Febr. 1782, aber noch weit entscheidender bei Guadeloupe 14. April im Verein mit dem Oberadmiral Rodney. König Georg III. erhob ihn nach dem Frieden von 1783 zum irländ. Peer als Baron S. von Catherington. Im folgenden Jahre trat er ins Unterhaus, wo er durch feindselige Opposition gegen die Regierung große Popularität gewann, die er jedoch verlor, als er sich 1786 durch die Ernennung zum Lord der Admiralität vom Ministerium gewannen ließ. Beim Beginn des Kampfes mit der franz. Republik erhielt er den Oberbefehl im Mittelmeer. Hier nahm er mit dem span. Admiral Langara 27. Aug. 1793 das gegen den Konvent empörte Toulon in Besitz. Von dem republikanischen Belagerungsherrn durch die Energie des jungen Napoleon Bonaparte gebrängt, mußte S. 18. Dez. die Flotte von Toulon verlassen. Er segelte in die ital. Gewässer und eroberte im Mai 1794 Corsica. Nach England zurückgekehrt, wurde er 1796 mit dem Titel eines Viscount S. von Whitley Gouverneur des Hospitals zu Greenwich. Er starb zu Bath 27. Jan. 1816. — Sein Bruder, Alexander S., ebenfalls engl. Admiral und Peer, starb 3. Mai 1814 als Viscount Bribport.

Goob (Thomas), engl. Humorist, geb. 23. Mai 1798 zu London, wurde für den Kaufmannsstand bestimmt, ging jedoch zu seinen Verwandten nach Dundee, wo er sich an dem »Dundee Magazine« beteiligte. Nach London zurückgekehrt, ward er zu einem Kupferstecher in die Lehre gethan, bei dem er sich die technischen Kenntnisse aneignete, die sich ihm später bei der Illustration seiner Schriften nützlich erwiesen. Von 1821 an wendete er sich ausschließlich der Schriftstellerei zu und war besonders als Mitarbeiter und Herausgeber verschiedener Zeitschriften thätig. Seine erste Gesichtsammlung »Whims and oddities« fand beim Publikum großen Anklang. Ihr eigenümlicher Zug war der Gebrauch, den der Verfasser von Wortspielen machte, einer Gattung des Witzes, die in seinen Händen eine Quelle echten Humors, oft selbst des Pathos wurde. Seine »National tales« (1827) und der Roman »Tilney Hall« (1828) bewiesen, daß sein Talent nicht für diese Spähre eignete. Um so gelungener waren seine poetischen Arbeiten, namentlich der 1829 erschienene »Dream of Eugene Aram« und »The plea of the midsummer fairies«. Von 1835 bis 1838 lebte er in Koblenz. Seinen Ruf als Humorist behauptete er durch die Herausgabe des »Comic Annual« und durch sein »Up the Rhine« (Lond. 1842), eine Satire auf die engl. Touristen. Die »Whimsicalities, a periodical gathering« (3 Bde., Lond. 1843) waren der Beweis zum größten Teil schon aus dem »New Monthly Magazine« bekannt. Sein letztes erwähnenswertes Gedicht ist der »Song of the shirt«, der zuerst im »Punch« (1843) mitgeteilt wurde. S. starb 3. Mai 1845. Seine »Poems« haben zahlreiche Auflagen erlebt; eine »People's edition« derselben erschien 1866 in zwei Bänden. Seine »Memorials« gab seine Tochter (2 Bde., Lond. 1860) heraus. Eine vollständige Ausgabe seiner »Works« (7 Bde., Lond. 1864) wurde von seinem Sohne, Thomas S. dem Jüngern (geb. 19. Jan. 1836, gest. 20.

Nov. 1874), besorgt, der sich gleichfalls als humoristischer Schriftsteller durch »Quips and cranks« (Lond. 1861), sowie durch die Romane »A golden heart« (Lond. 1867), »The lost link« (Lond. 1868), »Love and valour« (3 Bde., Lond. 1871) u. s. w. bekannt gemacht hat.

Goofd (niederländ.), eine ins Meer ragende Landspitze mit Strufler.

Goost (Vieter), holländ. Geschichtschreiber, geb. zu Amsterdam 16. März 1581, der Sohn des Bürgermeisters Cornelis S., bildete sich durch das Studium der alten Klassiker und durch Reisen in Italien. Nach seiner Rückkunft bekleidete er von 1609 an bis zu seinem Tode, der im Haag 21. Mai 1647 erfolgte, das Amt eines Droten von Muiden. Tacitus, den er ins Holländische übertrug, war ihm als Geschichtschreiber Vorbild. Er schrieb: »Het leven van Koning Hendrik IV.« (Amsterd. 1626—52) und eine »Geschichte des Hauses Medici« (Amsterd. 1649); den größten Wert hat seine »Nederlandsche historien« (2 Bde., Amsterd. 1642—54; neuere Ausg. von Feder, 6 Bde., Grön. 1843—46), die von 1556—87 geht. Als Dichter glänzte er besonders in der erotischen Gattung. Seine »Godichten« (Amsterd. 1656 u. öfter) wurden von Wilberdij (3 Bde., Leid. 1823; neuere Ausg. von Leendert, Amsterd. 1864 fg.) und seine Briefe, die ebenfalls als Muster betrachtet werden, von Hugbecoper (1788) und von van Vloten (Leiden 1856), seine Übersetzung des Tacitus von Brandt (1684) herausgegeben.

Googeven, Flecken in der niederländ. Provinz Drenthe, an der Googevenische Waart oder Nieuwe Grift, 20 km nordöstlich von Reppel, an der Linie Reppel-Gröningen der Niederländischen Staatsbahnen, ward 1625 von dem Baron van Schten gegründet und bildete eine besondere Herrlichkeit bis 1796. Der blühende Ort, mit 11 650 E., treibt lebhaften Handel in Torf und Getreide, und hat bedeutende Industrie, Schiffswerften, Segelfabriken, Gerbereien, Ziegeleien, Brennerien und Brauereien. Von den öffentlichen Gebäuden ist außer den zwei reform. Kirchen und einer Synagoge das große 1810 errichtete Armenarbeitshaus zu erwähnen.

Googeven (Heudrif), holländ. Philolog, geb. Ende Jan. 1712 zu Leiden, wo er auch seine wissenschaftliche Bildung erhielt, wurde 1732 Kontrektor in Gorinchem, 1833 Rektor in Boerden, 1780 in Aulenburg, 1746 in Breda, 1761 in Dordrecht, 1764 in Delft, wo er 1791 starb. S. hat sich besonders durch zwei Werke verdient gemacht, durch die Ausgabe von Biberius' »De praecipuis Graecae dictionis idiotismis« (Leid. 1743; 3. Aufl. 1766), und durch die Schrift »Doctrina particularum linguarum Graecae« (Amsterd. 1769, im Auszug herausg. von Schüz; 3. Aufl., Ept. 1806).

Hoogh (Vieter de), einer der besten holländ. Genremaler, geb. zu Rotterdam wahrscheinlich 12. Juni 1632, malte mit ausgezeichnetem Glück niederländ. häusliche Szenen, die unter freiem Himmel vor sich gehen und in denen er die Wirkung des Sonnenlichts höchst natürlich darstellen mußte. Sein Pinsel ist weniger hart, aber oft nicht minder geistreich als der von Dow und Rieris, und als Kolorist gehört er zu den Reifern seines Fachs. Seine Bilder sind ziemlich selten. Er starb vermutlich in Harlem 1681. — Nicht zu verwechseln ist er mit Romein de S., einem geistl.

reichen niederländ. Kupferstecher, geb. um 1638, der bis 1704 arbeitete.

Hooghebe, Dorf im Bezirk Kosselaere der belg. Provinz Westflandern, mit 4771 E., an der Landstraße von Ypern nach Brügge. Hier wurden 13. Juni 1794 die Österreicher unter Clerfayt von den Franzosen unter Moreau besiegt.

Hoogstraeten, alte Stadt im Bezirk Turnhout der belg. Provinz Antwerpen, 38 km nordöstl. von Antwerpen, am Flüsschen Merk, mit 2033 E., hat eine landwirtschaftliche Bettlerkolonie und war seit 1213 Sitz einer Baronie der Herren von Gynl, die später an die Grafen von Lalain überging. 1532 zur Grafschaft und zuletzt zu Gunsten der Fürsten von Salm zum Herzogtum erhoben wurde.

Hoogstraeten (Dijl van), niederländ. Maler, geb. in Dordrecht oder Antwerpen 1595 oder 1596, wendete sich zuerst der Kupferstecherei und später der Malerei zu, in der er sich namentlich im histor. Fache Ruf erwarb. Er starb zu Dordrecht 1640. — Sein Sohn, Samuel van H., genannt der Batavier, geb. zu Dordrecht oder im Haag 1627, wurde teils durch seinen Vater, teils durch Rembrandt in die Kunst eingeführt. Er malte viele Bildnisse, auch histor. Städte, Prospekt, Blumen und Früchte, vorzugsweise aber gelangen ihm Stillleben. Von Wien, wohin er schon 1651 kam, ging er nach Rom, später auch nach London; er starb in Dordrecht 19. Okt. 1678. Seine Abhandlung über die Malerei, mit eigenhändig radierten Blättern, gilt für eins der besten Werke dieser Gattung in jener Zeit. — Samuels Bruder und Begleiter auf seinen Reisen, Jan van H., gest. 1654 zu Wien, malte ebenfalls histor. Städte.

Hoogstraten (Jakob van), päpstl. Inquisitor zur Zeit der Reformation, geb. um 1454 in dem Flecken Hoogstraten in Brabant und später nach seinem Geburtsorte genannt, studierte zu Löwen, trat zu Köln in den Dominikanerorden, wurde 1507 erster Regens der Studienanstalt seines Ordens zu Köln, dann Prior des dortigen Konvents, Professor der Theologie und endlich päpstl. Reherichter (Haereticas pravitatis inquisitor) für Köln, Mainz und Trier. In dieser Eigenschaft zog er Neuchlin wegen seiner Schriften zu Gunsten der Juden zur Verantwortung, verbrannte auch 1514 dessen „Augenspiegel“ öffentlich, wurde aber zu Rom, als Neuchlin an den Papst appellierte, 1516 abgewiesen. Aus diesem Anlaß wurde H. in den „Epistolae obscurorum virorum“ stark verspottet. Gegen Luther schrieb H. mehrere Schriften, in welchen er die Verehrung der Heiligen, das Fegfeuer und die Forderung der guten Werke verteidigte. Er starb 21. Jan. 1527 zu Köln. Seine Streit-schriften erschienen gesammelt Köln 1526.

Hook (James Clarke), engl. Landschafts- und Genremaler, geb. zu London 21. Nov. 1819, studierte an der wiener Akademie und schloß sich anfangs an die histor.-romantische Richtung an, wicher er auch in Italien treu blieb, wohin er sich 1846 begab. Allmählich aber wendete sich H. von der Darstellung ital., meist venet. Gesichtsmotive zu vollständigem Gegenständen. Nach seiner Heimkehr ins Vaterland, wo er 1860 zum Mitglied der Akademie in London ernannt wurde, bewegte er sich hauptsächlich auf dem Gebiete genrehafter Repräsentationen von Volksszenen, Fischen, Bauern, die er mit großer Frische und Lebendigkeit zu behandeln verstand.

Hook (Theob. Edward), engl. Roman-schriftsteller, geb. in London 22. Sept. 1788, war der Sohn eines Komponisten und erhielt seine Erziehung auf der Schule zu Harrow. Begabt mit schlagfertiger Dikse und ein gewandter Improvisator, trat er schon 1806 als Bühnendichter auf. Er wußte sich die Gunst des Prinz-Regenten zu erwerben und ward 1812 zum Generalsekretär und Schatzmeister auf der Insel Mauritius ernannt. Nachdem er diesen Posten bereits sechs Jahre bekleidet hatte, nötigte ihn der Mißbrauch seines in einen Unterbeamten gesetzten Vertrauens zur Vertretung eines bedeutenden Kassendefizits. Als er 1819 nach England zurückkehrte, leitete er eine Untersuchung gegen ihn ein, die erst 1820 durch einen Urteilspruch beendet wurde, der ihn zur Erstattung einer Summe von 12 000 Pfd. St. verpflichtete. Unterdessen war H. Redacteur der Zeitung „John Bull“ geworden, in der er die Grundsätze der Hochthorppartei verfocht. Im Schuldturm schrieb er nun seine ersten Erzählungen, welche unter dem Titel „Sayings and doings“ (Lond. 1824) erschienen und vom Publikum mit großem Beifall aufgenommen wurden. Eine Fortsetzung derselben ward 1825 veröffentlicht und bald darauf erhielt H. seine Freiheit wieder, worauf er sich fast ausschließlich der Novellistik widmete. Im J. 1828 erschien von ihm eine dritte Serie von „Sayings and doings“, 1830 „Maxwell“, 1833 „The parson's daughter“ und „Love and pride“. Im J. 1836 übernahm er die Redaction des „New Monthly Magazine“, für welches er „Gilbert Gurney“ und dessen weit schwächere Fortsetzung „Gurney married“ schrieb, welche später auch einzeln in drei Bänden erschienen. Dem folgten 1837 „Jack Brag“, 1839 „Births, deaths and marriages“ und 1840 „Fathers and sons“. Sein letzter Roman: „Peregrino Bunce“ (3 Bde., Lond. 1842), erschien erst nach seinem Tode und soll zum Teil von einer andern Hand herrühren. Sämtliche Arbeiten H.s zeichnen sich durch Anschonennis, Humor und gewandte Darstellung aus, verraten aber die Haß, mit der sie geschrieben sind, und treiben die Romit bis zur Karikatur. Er starb zu Fulham 24. Aug. 1841. Vgl. Barham „Life of Theodore H.“ (Lond. 1852; 3. Aufl. 1871).

Sein älterer Bruder, James H., Dechant von Worcester und Archidiaconus von Huntingdon, geb. 1771, gest. 1828, schrieb zwei Romane: „Pen Owen“ (Edinb. 1822) und „Percy Mallory“ (Edinb. 1823), in welchen er die polit. Ereignisse des Tags berührte, sowie mehrere Flug-schriften und Predigten.

Desen Sohn, Walter Farquhar H., geb. 1798, studierte in Oxford Theologie und wurde Domherr in Lincoln, Kaplan der Königin und 1859 Dechant von Chichester. Als Schriftsteller hat er sich durch sein „Church Dictionary“ (9. Aufl., Lond. 1864), „An ecclesiastical biography“ (8 Bde., Lond. 1845–52) und besonders durch die „Lives of the Archbishops of Canterbury“ (12 Bde., Lond. 1861–74) einen geachteten Namen erworben. Er starb 20. Okt. 1875. Zu seinem Andenken wurde 1880 in Leeds eine Kirche gebaut. Sein Leben beschrieb W. R. W. Stephens in „Life and Letters of Dean Hook“ (2 Bde., 1878).

Hook, oder **W. Hook**, bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Hooker (William Jackson).

Hooker (Mount-), Berg in der nördl. Fortsetzung der Rocky Mountains in Nordamerika,

Dominion of Canada, auf der Grenze zwischen Britisch-Columbien und dem Nordwest-Territorium. Von dem ihn an Höhe gleich schneidenden Mount-Brown trennt ihn der Athapascapass; er ist zu 4880 m Höhe geschätzt. Einerseits entspringt an ihm der Athapasca, andererseits der Columbia.

Hooker (Jos.), nordamerik. General, von den Soldaten wegen seiner Tapferkeit und seines schnellen Wesens «fighting Joe» genannt, geb. 13. Nov. 1815 in Old-Sabbag im Staate Massachusetts, wurde auf der Militäralademie in Westpoint erzogen und trat 1837 als Unterlieutenant in die Artillerie ein. Er diente als Adjutant und in verschiedenen sonstigen Stellungen in der genannten Akademie bis 1846, wo der mexik. Krieg ihm Gelegenheit gab, sich mehrfach auszuzeichnen. Nachdem er 1843 zum Oberstlieutenant aufgerückt war, wurde er Farmer. Nach dem Ausbruch des Bürgerkriegs 1861 zum Brigadegeneral der Freiwilligen ernannt, stand er erst unter Heintzelmann, dann im Winter 1861–62 unter McClellan auf dem linken Potomacufer. Beim Vorrücken McClellans trieb er an der Spitze einer Division den Feind aus Porttown und lieferte ihm in Gemeinschaft mit Kearney die blutige Schlacht bei Williamsburg. An der sog. Siebentageschlacht und besonders bei Malvern-Hill nahm er hervorragenden Anteil. Ebenso zeichnete er sich in dem Augustfeldzuge am Rappahannock aus. Am 5. Mai 1862 zum Generalmajor ernannt, kommandierte H. bei Antietam 17. Sept. den linken Flügel und trug durch seinen gelungenen Angriff auf Stonewall Jackson wesentlich zum Erfolg des Tages bei, mußte aber wegen Verwundung noch vor Errungennem Sieges das Schlachtfeld verlassen. Er trat erst wieder bei der Armee ein, als Burnside den Oberbefehl an Stelle McClellans führte, und wurde Kommandeur einer der von jenem geschaffenen neuen Divisionen, mit welcher er samt den übrigen vor Fredericksburg 13. Dez. 1862 zurückgeschlagen wurde. Im Jan. 1863 folgte H. dem General Burnside im Oberbefehl. Ende April eröffnete er den neuen virgin. Feldzug, der jedoch bereits 3. Mai mit seiner totalen Niederlage bei Chancellorsville endigte. H. ging über den Rappahannock zurück, den Feind fortan beobachtend. Die Konföderierten drangen aber Ende Juni unter Lee durch das Ekenandoabthal in Maryland und Pennsylvania ein. H. folgte denselben in Eilmärschen, mußte aber 28. Juni 1863 den Oberbefehl an Meade abgeben, welcher Lee, auf H.s Entwurf hin, einige Tage später bei Gettysburg schlug. Im Herbst 1863 wurde H. mit dem 11. und 12. Korps nach Chattanooga berufen, wo er an den Siegen Thomas' und Sherman's wesentlichen Anteil hatte. Nachdem er Ende 1864 Militärgouverneur des Depart. Ohio geworden, erfolgte nach dem Frieden seine Versetzung nach Newport als höchster militärischer Beaufehlshaber. Am 1. Sept. 1866 verabschiedet, erhielt er 1868 seine Ernennung zum Brevet-Generalmajor. H. starb 31. Okt. 1879 in Garden-City auf Long-Island.

Hooker (Sir William Jackson), ausgezeichnete Botaniker, geb. zu Norwich 1785, machte 1809 eine botan. Reise nach Island, die er in «A tour in Iceland» (Harmouth 1811; 2. Aufl., 2 Bde., Lond. 1813) beschrieb. Im J. 1815 wurde er Professor in Glasgow. Er setzte das 1787 von Curtis gegründete «Botanical Magazine» fort und gab außerdem ein

«Botanical Miscellany» und das «London Journal of botany» (seit 1834) heraus. Von seinen andern Werken sind zu nennen: «Muscologia Britannica» (Lond. 1818; 2. Aufl. 1833), «Flora Scotica» (Lond. 1821), «Flora Boreali-Americana» (2 Bde., Lond. 1833–40), ferner «The British Flora» (2 Bde., Lond. 1830–36; 8. Aufl. 1864), «A century of orchidaceous plants» (Lond. 1846 [g.]) und das Brachtwerk über die «Victoria regia» (Lond. 1861). H. erhielt 1836 die Ritterwürde und wurde 1840 zum Direktor des königl. botan. Gartens in Kew ernannt, der unter seiner Leitung das erste Institut dieser Art in der Welt geworden ist. Er hat darüber in einer eigenen Schrift: «Kew gardens, or a popular guide to the royal botanic gardens at Kew» (Lond. 1847) Bericht erstattet. H. starb zu Kew 12. Aug. 1865.

Sein Sohn, Joseph Dalton H., ebenfalls namhafter Botaniker, geb. 1816 zu Glasgow, begleitete den Kapitän Ross als Arzt und Naturforscher auf dessen antarktischer Expedition 1839–43, deren botan. Ausbeute er in der «Flora antarctica» (2 Bde., Lond. 1845–48), «Flora Novae Zelandiae» (Lond. 1852) und «Flora Tasmaniae» (Lond. 1855) niederlegte. Im J. 1847 unternahm er eine botan. Reise nach Indien, auf der er über den Himalaja bis nach Tibet vordrang, wo er eine große Anzahl neuer Pflanzen entdeckte. Ende 1851 nach England zurückgekehrt, veröffentlichte er seinen Reisebericht in den «Himalayan Journals» (2 Bde., Lond. 1854; deutsch, Lpz. 1857) und wurde 1855 zum Gehilfen seines Vaters am botan. Garten ernannt. Nach dessen Tode folgte er ihm als Direktor des botan. Gartens. Im J. 1871 bereite H. zu botan. Sweden Maroslo und bestieg den Großen Atlas, von dessen Abhängen er eine reiche Pflanzensammlung nach Kew zurückbrachte. Außerdem erschienen von ihm: «The rhododendrons of the Sikkim Himalaya» (8 Tle., Lond. 1849–51), «The students' Flora of British Islands» (1870) und «The Flora of British India» (1872). Im Verein mit Bentham hat er ein großes systematisches Werk «Genera plantarum» (3 Bde., Lond. 1862–83) herausgegeben.

Hook. AL. oder **J. Hook.**, bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hooker (Joseph Dalton).

Hookfel. Dorf in Oldenburg, Amt Jever, 9 km im NO. von Jever, an der Mündung des von Jever kommenden Schiffschiffskanals, mit 589 E., ist der Hafenort für Jever.

Hoorn, Stadt und Bezirkshauptort der niederländ. Provinz Nordholland, 34 km im Nordosten von Amsterdam, in freundlicher Umgebung, an dem Hoornershop, einer als Reede dienenden Bucht der Zuidersee, gelegen, seit 1884 durch eine Eisenbahn mit Haandam verbunden, hat einen guten Hafen, eine Lateinschule, sowie eine Kunst- und eine Handelsschule, ein schönes Stadthaus, ein Gerichtsgebäude, ein großes Korrektionshaus (früher Magazin und Admiralität) und zehn Kirchen, darunter die Große Kirche mit dem Oratorium des berühmten Kontreadmirals Florissjon. Die Stadt zählt (1879) 10200 E., welche Schiffbau, Fiskerei, Eisenfabrikation, Gold- und Silberschmiedereien, sowie sehr bedeutenden Handel mit Ackerbauprodukten, Vieh, Butter und Käse betreiben. H. war einst eine der blühensten und reichsten Städte Hollands durch die Tätigkeit seiner Kaufmannschaft,

seiner Seefahrer und Walfischfänger. Hier wurden 1416 die großen Netze zum Heringfang erfunden; 1580 ward hier Wilh. Schouten, der erste Umsegler des Kap Hoorn, geboren. Nach einer furchtbaren Überschwemmung infolge des Deichbruchs 1557 litt die Stadt in den folgenden Kriegen mit Spanien. Die frühern Festungswerke sind jetzt in Promenaden umgewandelt.

Hoorn, auch **Horn**, das Kap, welches die Südspitze von Südamerika bildet in 55° 58' 40" südl. Br. und 49° 34' 30" westl. L. von Ferro. Es wird gebildet durch eine einsame, steil nach S. abfallende Felseninsel. Die Südspitze des Festlandes Amerika bildet Kap Hornward, an der Halbinsel Braunschweig, in 53° 54' südl. Br. Das erstere Kap wurde im Okt. 1578 durch J. Drake entdeckt und 29. Jan. 1616 durch W. Schouten und J. Le Maire zu Ehren der Stadt Hoorn in Holland, wo ihre Expedition ausgerüstet worden war, benannt.

Hoorn, auch **Hoorne** oder **Hornes** (Philipp II. von Montmorency-Nivelle, Graf von), Freund und Schiffsaltesonoffe Egmonds, geb. 1518, war der Sohn Josephs von Montmorency-Nivelle und der Anna von Egmond und Stiefsohn des Grafen S., der ihn nebst seinem Bruder Floris unter der Bedingung, seinen Namen zu führen, zu Erben einsetzte. Dergestalt einer der reichsten Herren in den Niederlanden, wurde S. nach und nach mit Ehren und Würden überhäuft. Er war Reichsoberjägermeister und Ritter des Goldenen Vlies, Kammerherr und Kapitän der vlam. Gardien des Königs von Spanien, Chef des Staatsrats der Niederlande, Admiral von Flandern und Gouverneur von Geldern und Zutphen. In der Schlacht bei St. Quentin 1557 zeichnete er sich durch glänzende Thaten aus, und auch an dem Siege von Gravelingen hatte er einen vorzüglichen Anteil. Die Bande des Blutes, die ihn mit dem berühmten Egmond vereinigten, ließen ihn auch dessen polit. Haltung teilen. Wie Egmond, trennte auch er sich schließlich von der entchiedenen Richtung, welche der Prinz von Oranien vertrat. Sie blieben auch beim Herannahen Albas, während Oranien das Land verließ, vertrauensvoll zured. Gleichwol ließ Alba sie im Sept. 1567 verhaften, ihnen den Prozeß machen und sie 5. Juni 1568 zu Brüssel enthaupten. S. hinterließ eine Witwe, aber keine Kinder; sein einziger Sohn war schon zwei Jahre zuvor gestorben. — Auch S.s Bruder, Floris S., wurde 1570 im Gefängnis zu Simancas enthauptet oder vergiftet, und mit ihm erlosch der Stamm der Montmorency-Nivelle, sowie die durch Adoption in ihnen fortgesetzte Linie der alten Grafen von S. Vgl. Juste, «Le comte d'Egmont et le comte de Hornes» (Brüssl. 1863).

Hoosac, Gebirge in den Vereinigten Staaten von Amerika, derjenige Teil der Green Mountains, welcher zwischen den Flüssen Connecticut und Housatonic Massachusetts durchzieht und zugleich den höchsten Punkt dieses Staats bildet.

Hop., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hoppe (David Heinrich).

Hoppe (Thom.), engl. Kunst- und Altertumsfreund, geb. zu London 1774, stammte aus der jüngern, in Holland blühenden Linie der altshott. H. of Craig-Hall und bereiste für Kunstzwecke einen Teil Europas, Asiens und Afrikas. Aufsehen erregten die Einrichtung und Aus schmückung seines Hauses in London und seiner Villa zu Deepdene bei Dor-

ling. Von ersterm findet sich eine Abbildung in Britton und Pugin's «Public buildings of London»; er selbst veröffentlichte die Zeichnungen zu seinem Hausgerät in «Household furniture and internal decorations» (Lond. 1805). Nachdem er außerdem die Werke «The costumes of the ancients» (2 Bde., Lond. 1809) und «Designs of modern costumes» (Lond. 1812) herausgegeben, trat er mit dem Roman «Anastasius, or the memoirs of a modern Greek» (3 Bde., 1819) hervor, der ungewöhnlichen Beifall fand. Auch seine Abhandlung «On the origin and prospects of man» (Lond. 1831), die erst nach seinem Tode veröffentlicht wurde, enthält neben manchen paradoxen Ansichten Stellen von hoher Beredsamkeit und Gedankensfülle. Er starb zu London 8. Febr. 1831.

Von seinen Söhnen war der älteste, Henry Thomas H., geb. 1808, zuerst 1830 Parlamentsmitglied für East-Loose, dann 1833—41 und 1847—52 für Gloucester und starb zu London 4. Dez. 1862. — Der jüngere, Alexander James Herresford H., geb. 1820, gehörte zu der unter dem Namen des «Jungen England» bekannten Partei und machte sich durch seinen Eifer für die Wiederherstellung der altengl. Kirchendenkmalen bemerkbar. Seit 1841 Parlamentsmitglied für Radstone, fiel er 1852 und 1859 bei den Neuwahlen durch, wurde indes 1865 von neuem für Stoke gewählt. Seit 1868 vertritt er im Parlament die Universität Cambridge. Hochkonservativ in allen seinen Ansichten, stand H. unter den leidenschaftlichsten Vorlämpfern der Sache der amerik. Sklaventaaten voran. Zugleich besaß die engl. Hochkirche an ihm einen ihrer ausdauerndsten, unerschütterlichsten Vertreter. Von Lord Beaconsfield wurde er 1880 zum Mitglied des Staatsrats ernannt. Man hat von ihm «Essays» (Lond. 1844), «English cathedrals in the 19th century» (Lond. 1861), «The social and political bearings of the American disruption» (1863), «Cathedrals in their missionary aspects» (1872), «Hints towards peace in ceremonial matters» (1874), «Worship in the church of England» (1874), und neuerdings die mit vielem Beifall aufgenommenen Romane «Strictly tied-up» (1880) und «The Brandreth» (3 Bde., 1892).

Hopf (Karl), Historiker, geb. 19. Febr. 1832 zu Hamm, studierte in Bonn Philologie und Geschichte, habilitierte sich 1852 daselbst und wurde 1862 außerord. Professor zu Greifswald, 1865 Professor und Oberbibliothekar in Königsberg. Er starb 23. Aug. 1873 zu Wiesbaden. H. beschäftigte sich hauptsächlich mit der griech. Geschichte und behandelte einzelne Partien in zahlreichen Abhandlungen, die meist in den Sitzungsberichten der wiener Akademie abgedruckt sind. Auch gab er einen «Historisch-genealog. Atlas» (Gotha 1859) und die «Chroniques Gréco-Romanes inédites ou peu connues» (Berl. 1873) heraus. Sehr geschätzt sind seine Aufsätze über Griechenlands mittelalterliche Geschichte in Ersch und Grubers «Encyclopädie» (Bd. 85 u. 86, 2p. 1867—68).

Hopfen (Humulus Lupulus), die einzige Art ihrer Gattung, welche zu den Hanfgewächsen (Cannabineae) gezählt wird, eine zweiblättrige, windende Pflanze, deren große Fruchtblätter am Grunde innen mit kleinen harzigen Körnern besetzt sind; letztere enthalten eine bitter-gewürzhafte Substanz, das Lupulin, das zum Würzen des Bieres unent-

behrlich ist. Die in Bälbern und Heden wild wachsende Stammart enthält in ihren Fruchthopfen zwar ebenfalls jene Ölbrüsen, liefert aber ein sehr geringes Produkt, das zur Brauerei untauglich ist. Unter den zahlreichen Kulturformen unterscheidet man Früh- und Späthopfen, von denen jener von vorzüglicherer Qualität ist und ein feineres Aroma hat, bietet aber reichern Ertrag gibt. In Böhmen unterscheidet man zwischen Rothhopfen und Grünhopfen; jener ist die gangbarste und zugleich edelste Sorte, welche vorzugsweise in der saazer Gegend kultiviert wird; seine Ranken nehmen kurz vor der Reife der Fruchthopfen eine rötliche Farbe an. Er ist wegen seiner frühen Zeitigung hochgeschätzt und in seinem Aroma unübertroffen. Der Grünhopfen wird hauptsächlich in der auschaer Gegend gebaut, steigt weniger hoch und braucht deshalb weniger hohe Stangen, doch ist seine Qualität geringer. Der Pommernsche oder Hengsthopfen ist nur eine Unterform des Rothhopfens. In Bayern baut man sowohl Früh- wie Späthopfen; letzterer bringt zwar reichern Ertrag als der Frühhopfen, aber seine Fruchthopfen enthalten weniger Lupulin und verlieren rasch ihr Aroma. Man unterscheidet grün-, blau- und rotrantige. Der Hopfenbau Englands kennt außerordentlich viele Sorten, von denen der Golding, eine Frühorte, wegen seines hohen Ertrags und seines Reichthums an Aroma allen andern Sorten vorgezogen wird. Mit dem in Saaz, Spalt, Hersbruck u. s. w. blühenden Hopfenbau rivalisirt der von Neutompyl in der Broding Posen und von Budow in der Mark Brandenburg, beide begründet durch Joh. Jakob Platow, der schon von 1838 an unermüßlich thätig war, den Hopfenbau zu einem Zweige des preuß. Nationalreichthums zu erheben.

H. läßt sich in Boden aller Art bauen, wenn er nur tiefgründig und nahrhaft ist und nicht an stöckernde Rasse leidet. In Betreff der Verc teigt die Erfahrung, daß die in dem H. am gedeihlichsten ist, welche gegen Süden, Südosten und Südwesten geneigt und gegen Nord- und Ostwinde geschützt ist. Der Aufnahme des einträglichen Hopfenbaues tritt in holzarmen Gegenden die Schwierigkeit in den Weg, Stangen von 8 bis 10 m Länge, wie viele Hopfenforten sie verlangen, zu beschaffen. Unter Umständen aber lassen sich die Stangen durch viel billigere Drahtgerüste ersetzen. Trotz der bedeutenden Kosten der Anlage und Unterhaltung einer Hopfenpflanzung, sowie der Ernte, der Trockengerüste u. s. w. ist der Ertrag derselben noch bedeutend. Zur Anlage einer Pflanzung ist die Benutzung von sog. Fuchsern die vorteilhafteste. Hierunter versteht man sechsjährige Stodsprossen älterer Hopfenröde, die bis auf einige Augen vom Wurzelstock abgelöst werden. Vgl. Röbe, „Anleitung zum rationellen Anbau der Handelsgewächse“ (Abteil. 1: „Gewürzpflanzen“, Stuttg. 1868).

Hopfen (Franz, Freiherr von), öherr. Politiker, geb. 2. Mai 1825 zu Wien, Besitzer des Gutes Nistitz in Mähren, wurde 1861 von der Kurie des mähr. Großgrundbesizes in den Landtag und von diesem in das Abgeordnetenhaus des öherr. Reichsrats gewählt. Im J. 1863 erhielt er als einer der Führer des „größtörr. Klubs“ den Harnen Kronenorden dritter, später das Kommandeurkreuz des Leopoldordens, infolge dessen er in den Freiherrnstand erhoben wurde. Seit Juni 1868—69 war H. erster Vizepräsident und in den Sessionen

1870—73 Präsident des Abgeordnetenhauses. Die Kriege, welche 1878 mehrere Institute schwer traf, an deren Leitung H. beteiligt war, hatte zur Folge, daß H. sich mehr vom polit. Leben zurückzog und seit 1879 dem Parlament fremd blieb. Er widmete sich nun ganz der Bodentreibanstalt und wurde Präsident der Südbahnengesellschaft.

Hopfen (Hans), Romanist, geb. 3. Jan. 1835 zu München, studierte daselbst bis 1858 die Rechte, wurde in den münchener Dichterkreis gezogen, und von Geibel bei Gelegenheit der Herausgabe des „Münchener Dichterbuchs“ (1862) in die Litteratur eingeführt. Im J. 1862 lebte er in Venedig, 1863 in Paris, 1864 in Wien, wo er Generalsekretär der Schiller-Stiftung wurde. Im J. 1866 siedelte er nach Berlin über. Seine Romane und Novellen sind: „Peregrina“ (Berl. 1864), „Verborben zu Paris“ (2 Bde., Stuttg. 1868), „Der Pinsel Mings“ (Stuttg. 1868), „Arge Sitten“ (2 Bde., Stuttg. 1869), „Der graue Freund“ (4 Bde., Stuttg. 1874), „Zufschu, Tagebuch eines Schauspielers“ (Stuttg. 1875), „Verfehlte Liebe“ (Stuttg. 1876), „Die Heirat des Herrn von Waldenberg“ (3 Bde., Stuttg. 1879; 2. Aufl. 1884), „Bairische Dorfgeschichten“ (Stuttg. 1878), „Der alte Praktikant“ (Stuttg. 1878; 2. Aufl. 1884), „Die Geschichten des Majors“ (Berl. 1879), „Kleine Leute“ (Berl. 1880), „Mein Onkel Don Juan“ (2 Bde., Berl. 1884), „Die Einsame“ (2 Bde., Trebb. 1882), „Brennende Liebe“ (Dresd. 1883). Seine „Gedichte“ erschienen in 4. Aufl. (Berl. 1883). Essays enthalten die „Streitfragen und Erinnerungen“ (Stuttg. 1876).

Hopfenbuche (*Ostrya* L.), eine dem Hornbaum (s. d.) nahe verwandte Baumgattung. Die weiblichen Blüten sind in ein röhriges Deckblatt eingeschlossen, welches zu einem hohlen, die Röhre umschließenden Schlauch ver wächst, die Fruchtschläuchen länglich; ne befehen aus den dachziegelartig übereinander liegenden Fruchtschläuchen. Die ungerippten Nüssen haben wenige schwache Nerven. In Europa wächst nur eine Art, die gemeine Hopfenbuche (*Ostrya carpinifolia* Scop., vulg. *Wald.*, *Carpinus Ostrya* L.); ein kaum 20 m hoch werdender Baum, dessen Rinde im Alter rauh und schuppig ist. Sie ist durch ganz Südeuropa bis in den Orient verbreitet, aber von untergeordneter forstlicher Bedeutung. — Die von der gemeinen H. kaum zu unterscheidende amerikanische Hopfenbuche (*Ostrya virginiana* Mill.) findet sich in Deutschland hier und da in Gärten.

Hopfenflee, s. unter Alee.

Hopfenmehl, s. Lupulin.

Hopfgarten, Ortschaft im Brixental (s. d.).

Hopfgarten (Aug. Ferd.), Maler, geb. zu Berlin 17. März 1807, studierte an der dortigen Akademie unter Dähling und Kiedlich, später bei Wilhelm Bach. Die Erlangung eines Staatspreises bei einer Konkurrenz 1826 ermöglichte ihm 1827 einen bis 1833 dauernden Aufenthalt in Rom. Seine besten Bilder aus jener Epoche waren: Boas und Ruth; die Auffindung des Moses; die heil. Elisabeth, Almosen verteilend; Erminia bei den Hirten (nach Tasso); Seeräuber und gefangene Italiener; der heil. Georg u. s. w. In Berlin entfaltete H. eine nicht minder reiche Thätigkeit, welche sich teils auf Staffeleibilder, teils auf monumentale Wanddecoration erstreckte. In ersterer Hinsicht sind zu erwähnen: Tasso wird von Leonore d'Este mit dem

Vorbeer getränt, die erste Begegnung der beiden, Rafael findet das Modell zur Madonna della Sedia. Von Wandmalereien entstanden daselbst: die Ausgießung des Heiligen Geistes in der königl. Schloßkapelle, mehrere Engel daselbst, im Vestibül des Museums die Vermählung des Hercules mit Hebe und in der Kuppel des Neuen Museums Genien mit den Elementen der Götter. Im J. 1853 erhielt H. den Auftrag, für den Herzog von Nassau die Grustkapelle der verstorbenen Herzogin auf dem Neroberg bei Wiesbaden zu schmücken, wo er die Evangelisten, vier Propheten und in der Kuppel zwölf Engel darstellte. H. ist Professor und Mitglied der Akademie in Berlin.

Hophra, die hebr. Form für Apries (s. d.).

Opptius (Edward John), engl. Organist, geb. in London 30. Juni 1818, war zuerst Chortnabe der königl. Kapelle und wurde dann zum Organisten gebildet. Seit 1843 Organist an der Temple Church in London, that er sich besonders durch vorzügliche Aufführungen der Kirchenmusik hervor, von welcher er mehrere selber komponiert hat. Er ist einer der ersten engl. Organisten und vorzüglichsten Orgelkenner. Sein Instrument beschrieb H. in dem Werke: *«The organ, its history and construction»* (Lond. 1855; 3. Aufl. 1877).

Opplittis (grch.), Bewaffnungslehre.

Oppliten hießen die griech. Schwerbewaffneten, die in geschlossener Linie (s. *Phalanx*) kämpften. Die Bewaffnung derselben bestand in Helm, Brustpanzer, Weinschilden, Schild, Lanze und Schwert.

Hopp., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hoppe (David Heinrich), geb. 15. Dez. 1760 zu Wilsen in Hannover, gest. als Arzt zu Regensburg 2. Aug. 1846, hat sich Verdienste um die Kenntnis der Alpenflora erworben.

Doppelpoppel, Name eines Getränks, das aus Eidottern, Rahm, Rum oder Arrak und Zucker besteht; die Eidotter und der Rahm werden zu Schaum gerührt, worauf das Abzugefügt wird.

Dor, ein in Süden von Palästina gelegener Berg, welchen die Israeliten auf ihrem Wüstenzuge berührt haben und auf dem Aaron, der Bruder Moses, gestorben sein soll. Alle neuern Reisenden haben diesen Berg südwestlich von Petra in dem Dschebel Nebi Harun (Berg des Propheten Aaron), auch genannt Sidna Harun (Unser Herr Aaron), gefunden, dessen Doppelhorn sich bis zur Höhe von 1329 m erhebt. Die höchste, nordöstliche, seiner beiden jädigen Spitzen trägt die Grabkapelle des Propheten Aaron (Rab Harun), welche freilich nur ein ganz gewöhnliches, vierediges mohammedanisches Heiligtum ist. Sehr nahe diesem Aarongrab zieht am Fuße des Bergs die Straße vorüber, welche von Petra nach Gasa führt.

Dora, Stadt auf Samos, s. *Chora*.

Dora (Juon, d. i. Johann), auch *«Mitola Urh»*, d. i. *«Mitla der Vär»* genannt, war Anführer des blutigen Aufstandes der walachischen (rumänischen) Leibeigenen in Siebenbürgen im J. 1784. Die kaiserl. Verordnung zur allgemeinen Volksskription wurde von H. und seinen Genossen Juon Aloka (sprich Klossla) und Georg Krisjan (sprich Krischan) dahin ausgelegt, daß der Kaiser (Joseph II.) das Volk gegen die (magyar.) Oelleute bewaffnen wolle. Am 31. Okt. 1784 fand die erste Zusammenrottung der irregulierten Bauern bei Aurety statt; die herbeigeleiteten Stuhlrichter wurden ermordet, ihre militärische Begleitung grausam

mißhandelt. Der Aufstand breitete sich schnell über das Albenfer, Hungader und Zaränder Komitat aus. Binnen kurzem waren in 61 Dörfern des Hungader Komitats 232 Oelhöfe teils verbrannt, teils verwüstet und 28 Oelleute ermordet worden. Im ganzen sollen bei 4000 Menschen ihr Leben eingebüßt haben. Die Zahl der Aufständischen stieg bis auf 30000 Mann und die Empörung konnte schließlich nur unter Aufbietung großer Truppenmassen bewältigt werden. Die Hauptanführer H., Klossla und Krisjan wurden im Jan. 1785 gefangen; der Letzgenannte erdrosselte sich im Kerker; die zwei andern wurden durch das Rad hingerichtet (28. Febr. 1785). Kaiser Joseph II. hob jedoch 21. Aug. 1785 die Leibeigenschaft auf und gestattete die Freizügigkeit der Unterthanen. H. lebt noch heute als Nationalheld im Liede des rumän. Volks fort.

Hora canonica (Hora regularis) oder bloß Hora, die Stunde, heißt in der lath. Kirche die vorgeschriebene Gebetsstunde. Die erste Christengemeinde (Apostelgesch. 2, 13. 46; 3, 1; 10, 9) behielt aus dem Judentum die Beobachtung dreier Gebetszeiten bei, der dritten, sechsten und neunten, 9 Uhr vormittags, 12 Uhr mittags, 3 Uhr nachmittags. Diese Sitte war nach Zeugnissen der Kirchenväter auch in der alten Kirche allgemein verbreitet. In den Klöstern fügte man noch die Gebete um Sonnenaufgang und Sonnenuntergang (6 Uhr morgens, 6 Uhr abends) und zur Mitternacht (Apostelgesch. 16, 25) hinzu, wie schon Hieronymus bezeugt. Benedikt schaltete noch das Completorium (9 Uhr abends) ein. Damit war die gewöhnliche Zahl von sieben Gebetszeiten voll. Bisweilen tritt noch eine achte hinzu, um 3 Uhr morgens, so daß der ganze Tag in achtmal drei Stunden geteilt ist. Verpflichtet zum regelmäßigen Gebet sind außer den Mönchen und Nonnen alle Kleriker vom Subdiakon aufwärts, doch werden meistens mehrere Gebete zusammengefaßt, besonders dasjenige um Mitternacht am Abend vorher, das Frühgebet um Sonnenaufgang gesprochen. Die verschiedenen Zeiten, resp. die Gebete selbst heißen: 1) die Mette (um Mitternacht), 2) die Matutina oder Laudes (3 Uhr früh), 3) die Prime (erste Stunde), 4) die Terz (dritte Stunde), 5) die Serte (sechste Stunde), 6) die None (neunte Stunde), 7) die Vesper, 8) das Completorium. Die vorgeschriebenen Gebete wurden anfangs aus den Psalmen genommen, dann aber durch Abschnitte aus dem Alten und Neuen Testament, durch Legenden der Heiligen, sowie Gebete und Hymnen der Kirchenväter vermehrt. Sie bilden zusammen das Brevier (s. d.). Die in klösterlicher Gemeinschaft lebenden Ordensglieder und Geistlichen verrichten diese Gebete gemeinsam, sie lauten und feierlich recitierend, woher der Ausdruck *Horasingen*, während demjenigen, welcher sie allein beten muß, ein stilles Lesen oder leises Sprechen gestattet ist.

Horaken (czsch. Horáci = Bergbewohner) heißen im allgemeinen die Bewohner des böhm.-mähr. Grenzgebirges, namentlich auf der mährischen, gegen die March hin abfallenden Seite. Ihr Erwerb ist größtenteils Feldbau. Ihre Mundart weicht weniger vom Czechischen ab, als die der Hannalen (s. d.). Die Männer tragen einen breitkrempigen Hut, einen langen Rock, eine blaue Weste mit großen, glänzenden Metallknöpfen, gelbleberne Hosen und hohe Stiefel; die Frauen tragen kurze Röcke mit engem Schnürleib und ein eigen-

artig geknüpftes großes Tuch um den Kopf. Man rühmt ihnen Keiligkeit und Arbeitsliebe nach.

Horapollon, ägypt. Gott, s. Horus.

Horapollon, ein griech. Grammatiker ägypt. Herkunft, der im 4. Jahrh. n. Chr. in Alexandria und Konstantinopel unter Theodosius lebte und lehrte. Er verfaßte Kommentare zu griech. Dichtern und andern Schriften. Ein anderer Ägypter dieses Namens lebte unter Kaiser Zeno gegen Ausgang des 5. Jahrh. Am bekanntesten ist der Name H. durch eine griech. Schrift über Hieroglyphen, welche nach den Handschriften von einem Ägypter Horos oder H. in Ägypt. Sprache verfaßt, von einem Philippos ins Griechische übertragen sein soll. Diese Schrift enthält richtige Erklärungen ägypt. Hieroglyphen, aber nur solcher, welche zur Bildschrift gehören, d. h. die Gegenstände selbst nachbilden. Die beste Ausgabe ist die von Leemans (Amsterd. 1835).

[ist fälschlich.]

Hora ruht (lat.), »die Stunde eilt«, die Zeit

Horafingen, s. unter Hora canonica.

Horatius ist der Name eines alten patricischen röm. Geschlechts. Ihm gehörten an die drei Horatier, von denen die röm. Sagen Geschichte erzählt, daß sie unter König Tullus Hostilius zur Entscheidung des Kampfes zwischen Rom und Alba Longa den drei alban. Curiatiern, die ebenso wie sie Drillingsbrüder waren, entgegengestellt worden seien. Zwei der Horatier waren gefallen, der Überlebende aber, von Livius Publius, von andern Marcus genannt, gewann den Kampf, indem er klug die Gegner voneinander trennte und einzeln überwand. Als er siegreich zurückkehrte, empfing ihn seine Schwester, die dem einen Curiatier verlobt war, mit Wehklagen; im Horn stieß sie der Bruder nieder. Die Richter, die der König über ihn bestellte, verurteilten ihn zum Tode. Das Volk, an das er von dem Richterpruch appellieren durfte, sprach ihn aber frei, und durch den Vater oder durch die Priester wurde die Entscheidung vollzogen, bei der er unter einem Joch durchschreiten mußte. Als dieses Joch galt das bei den Altären der Juno Sororia und des Janus Curiatius stehende sog. *tigillum sororium*, welches auf Staatslasten fortwährend bis in späte Zeit erhalten wurde. Auch die Gräber der gefallenen Horatier und Curiatier und die Tropäen des Horatius wurden noch lange geehrt.

Nachkommen dieses H. waren Marcus H. Pulvillus, der nach Dionys bei der Vertreibung der Tarquinier mitgewirkt haben soll und von Volpbius als einer der beiden ersten Konsuln der Republik, 509 v. Chr., von andern als Nachfolger des Spurius Lucretius im Konsulat genannt wird, und Publius H. Cocles (der Gindäuge). Von diesem wird erzählt, er habe, als Porfenna 507 Rom angriff, die Pfahlbrücke (Pons sublicius), die über den Tiber zur Stadt führte, gegen die andringenden Feinde erst mit zwei Genossen, dann allein so lange verteidigt, bis sie hinter ihm abgebrochen gewesen, und sich dann durch Schwimmen zu den Seinen hinübergerettet, die ihn durch ein Standbild auf dem Comitium ehrten und mit so viel Land, als er an einem Tage umpflügen konnte, beschenkten. Von den übrigen Horatiern, die in dem 3. und 4. Jahrh. der Stadt teils als Konsuln, teils als Konsulartribunen angeführt werden, ist außer Gaius H. Pulvillus, der 477 und 457 v. Chr. Konsul war und im ersten Jahre Rom gegen die

vor den Thoren der Stadt stehenden Strußer verteidigt haben soll, namentlich Marcus H. Varius erwähnenswert. Derselbe erhielt 449 v. Chr. mit Lucius Valerius Publicola nach dem Sturz der Decemviren das Konsulat, das er schon vorher zweimal bekleidet hatte, und wurde mit seinem Kollegen Urheber der wichtigen Gesetze (Leges Valeriae Horatiae), durch welche den Beschlüssen der Tributcomitien unter gewissen Bedingungen Geltung fürs ganze Volk gegeben, die Wahl von Obrieten ohne Provocation (Appellation an das Volk) verboten und Person und Vermögen dessen, der die plebejischen Obrieten verleihe, für den Göttern verfallen erklärt wurde. Seit 378 v. Chr. verschwindet das patricische Geschlecht der Horatier aus den Fasten.

Horaz, Quintus Horatius Flaccus, einer der im Altertum wie in der Neuzeit berühmtesten röm. Dichter, wurde 8. Dez. 65 v. Chr. als Sohn eines Freigelassenen in Venusia in Apulien geboren. Schon als Knabe kam er mit seinem Vater, der sein kleines Grundstück verkaufte, nach Rom, wo er eine vorzügliche Erziehung und speziell den Unterricht des strengen und tüchtigen Grammatikers Orbilius Pappillus genoss. Im J. 45 ging er nach Athen, das eine Art Hochschule besonders für die Studien der Philosophie und Rhetorik geworden war. Als nach Cäsars Ermordung Brutus die röm. Jugend zur Verteidigung der sinkenden Republik unter die Waffen rief, trat auch H. in das Heer desselben ein (43 v. Chr.) und nahm als Streigetrübener (Stalboinger) an den Feldzügen in Asien und Macedonien und an der für die republikanische Partei verhängnisvollen Schlacht bei Philippi (42) teil, aus welcher er sich durch die Flucht rettete. Nach Rom zurückgekehrt, kaufte er sich mit dem Rest seines väterlichen Vermögens das Amt eines Schreibers oder Registrars bei den Quästoren (scriba quaestorius), wandte sich aber bald (wohl schon seit dem J. 41) teils, wie er selbst sagt, aus Eruat, teils aus innerm Verus der Poesie und zwar zunächst der iambischen (Epoden, nach dem Vorbilde des Archilochos) und satirischen zu. Seine poetischen Erzeugnisse las er zunächst in kleineren Kreisen vor, wurde dadurch in den literarischen Zirkeln Roms bekannt und gewann sich bald die Freundschaft zweier der angesehensten Dichter jener Zeit, des Varius und Vergilius, die ihn beim Mäcenat (s. d.) einführten. Auch diesem trat der Dichter bald näher und hatte sich seiner besondern Gunst zu erfreuen, welche Mäcenat etwas später durch die Schenkung eines Landgutes im sabinischen Distrikt und durch Empfehlung des Dichters bei Augustus betätigte.

Im J. 35 v. Chr. gab er das erste Buch seiner Satiren oder, wie er sie selbst betitelte, »Sermones« (d. h. Gespräche, weil sie in ihrer ganzen Haltung an den Gesprächen anklängen) heraus und begann gleich darauf die Abfassung eines zweiten Buchs, das im J. 30 vollendet und veröffentlicht worden zu sein scheint. Um dieselbe Zeit hat er wohl auch die Sammlung seiner Epoden (oder, wie er selbst sie nennt, »Jamben«) herausgegeben. Von nun an wandte sich H. mehr der lyrischen und Lieberpoeie zu und veröffentlichte im J. 24 oder 23 die drei ersten Bücher seiner Oden oder, wie er sie betitelte, »Carmina«, d. h. Gedichte, die er seinem Gönner Mäcenat widmete. Hierauf kehrte er wieder zu der didaktischen Richtung, aber ohne die

Bitterkeit seiner Jugendzeit zurück, indem er eine Reihe von poetischen Episteln verfasste, worin er in ruhigem, oft schallhaftem Tone seine Lebensphilosophie und seine litterarischen Grundsätze darlegt. Das erste Buch der Episteln gab er wohl 20 v. Chr. heraus und ließ diesem in seinen letzten Lebensjahren noch ein zweites folgen, dessen dritte Epistel gewöhnlich als besonderes Gedicht unter dem Titel »Ars poetica« erscheint. In ihr entwickelt H. seine Ansichten von der Dichtkunst, namentlich der dramatischen, spricht von den zu vermeidenden Fehlern und den Regeln, die der Dichter beobachten soll, aber nicht nach Art eines Lehrbuchs, sondern in der ungebundenen Weise eines Briefs. Die »Ars poetica« wird auch nach dem Namen der Adressaten als »Brief an die Pisonen« (nach einer ohne Zweifel unrichtigen Überlieferung L. Calpurnius Piso, Konsul im J. 16 v. Chr., vielleicht Gnäus Piso, Konsul 13 v. Chr., und dessen Söhne) bezeichnet. Im J. 17 v. Chr. dichtete H. im Auftrage des Augustus zur Feier der von diesem veranstalteten Säcularspiele das sog. »Carmen saeculare«, und in den J. 17–13 v. Chr., ebenfalls auf Andringen des Augustus, ein viertes Buch der Oden. Ob er außer diesem sämtlich erhaltenen Gedichten noch andere verfaßt hat, ist ungewiß. Er starb 27. Nov. des J. 8 v. Chr. und wurde im äußersten Teile des Esquilinischen Hügelns neben dem kurz vorher verstorbenen Mäcenat bestattet.

H. gehört wesentlich zu den reflektierenden Dichtern, d. h. die Reflexion, der klare, nüchterne Verstand überwiegt bei ihm nicht nur das Gefühl, sondern auch die Phantasie. Daher ist er vor allem für die satirisch-bildhafte Richtung geeignet. Seine Produktionen auf diesem Gebiete zeigen zwar nicht die Kühnheit des Lucilius, seines Vorgängers auf dem Felde der Satire (wozu auch die veränderten Zeitverhältnisse beitrugen, die den H. nötigten, sich polit. Anspielung ganz zu enthalten), auch nicht gerade bedeutende sittliche Tiefe, aber sie zeichnen sich durch seine Beobachtung, Klarheit und Schärfe der Charakterzeichnung, anmutigen Witz und Eleganz der Darstellung aus, Vorzüge, die nur in seinen frühesten Werken, den Epoden und einigen Satiren des ersten Buchs, durch persönliche Bitterkeit und derbe Obscönität oft verbunkelt werden. In der Yril zeigt er im Scherz wie im Ernst eine bewunderungswürdige Anmut, seine Maßhaltung und ruhige Klarheit. Überall aber bewährt er sich als Meister der sprachlichen wie metrischen Form, die er nach strengen Grundsätzen, den besten griech. Mustern folgend, behandelt. In Bezug auf den Inhalt seiner Dichtungen in den Satiren und Episteln ist H. durchaus original-römisch, in den Oden dagegen hat er mehrfach griech. Originale, besonders des Alcäus, ziemlich treu nachgebildet.

Zur Kritik und Erklärung der H.'schen Gedichte sind aus dem spätern Altertum mehrere Scholiensammlungen erhalten (herausg. von F. Hauthal, Berl. 1859 fg.), unter denen die des Porphyrio (herausg. von Mezer, Lpz. 1874) die wichtigste ist. Fast zahllos sind die Ausgaben seit der Editio princeps (um 1470). Hervorzuheben sind für die Kritik die von Bentley (zuerst Camb. 1711), sowie die Lesartausgaben von Reineke (2. Aufl., Berl. 1854), von Haupt (3. Aufl., Lpz. 1871), von L. Müller (Lpz. 1874 u. 1879) und von Keller und Holder (2 Bde., Lpz. 1864–70; kleinere Ausg.

1878); als brauchbare Handausgabe für die Erklärung die von Drelli (3. Aufl., 2 Bde., Jena 1850) und als gute Schulausgabe die kleinere von Drelli (6. Aufl., besorgt von Strickfeller, 2 Bde., Berl. 1882–84), die von Dillenburger (6. Aufl., Bonn 1875) und von Schätz (Bd. 1, 2. Aufl., Berl. 1880, Bd. 2 u. 3, 1881–83); von Spezialausgaben der Oden die von Hofmann Peerskamp (2. Aufl., Amsterd. 1862) und die Schulausgaben von Raut (10. Aufl., Lpz. 1860); der Satiren die von Hendorff (3. Aufl. von Döderlein, Lpz. 1859), von Kirchner und Teuffel (Lpz. 1854–57), von Döderlein (lat. und deutsch, Lpz. 1860) und von Fritzsche (Lpz. 1875–76); der Episteln von Döderlein (lat. und deutsch, Lpz. 1856–58) und die Schulausgabe der Satiren und Episteln von Krüger (9. Aufl., Lpz. 1879). Von Übersetzungen mögen die von Guther (2. Aufl., Lpz. 1854), Strodtmann (2. Aufl., Lpz. 1860) und Obbarius (3. Ausg., Paderb. 1872), für die Satiren und Briefe außer der Döderleinschen (ohne Text, Lpz. 1862) auch die von Wieland (Satiren, 4. Aufl., Lpz. 1819; Briefe, Dessau 1782) erwähnt werden. Vgl. Teuffel, »Charakteristik des H.« (Lpz. 1842); derselbe, »H. Eine litterarische Übersicht« (Tab. 1843); derselbe, »Über H.« (Tab. 1868); Weber, »H. als Mensch und Dichter« (Jena 1844); Waldenauer, »Histoire de la vie et des poésies d'Horace« (2. Ausg., 2 Bde., Par. 1853); Jacob, »H. und seine Freunde« (2 Bde., Berl. 1852–53); Roël de Bergers, »Vis d'Horace« (Par. 1855); Bede, »H. als Kunstrichter und Philosoph« (Mainz 1876).

Horazbiowitz (czech. Horázdovice), Stadt im südwestl. Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Strakonitz, an der Wotawa und an der Linie Wien-Budweis-Pilsen-Eger der Franz-Josephsbahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine alte Pfarrkirche (um 1250 erbaut, aber vielfach verändert) und ein Schloß des Fürsten Kinsky, und zählt (1880) 3173 E. czch. Zunge, welche eine Spinnerei, eine Rauhholzfäbrrik, Spiritus-, Zucker- und Sirupfabriken unterhalten.

Horb, Stadt im württemb. Schwarzwaldkreis, am Neckar und an den Linien Blosingen-Zimmendingen und Wörtheim-H. der Württembergischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Oberamts und eines Amtsgerichts, hat eine große Kirche, drei ehemalige Klöster und ein Chorherrenstift, zwei Bildhauerwerkstätten und zählt (1880) 2238 meist lath. E., welche Obst- und Hopfenbau betreiben, 18 Bierbrauereien, 1 mechan. Werkstätte und 2 Säge- und Gipsmühlen unterhalten. Auf einer Anhöhe steht ein alter Wartturm und eine Wallfahrtskapelle.

Hörberg (Ber.), (schwed. Maler, geb. 31. Jan. 1746, stammte aus Kronobergs-Län. Er mußte als Viehhüter sein Brot erwerben und sah sich erst im Alter von 37 J. im Stande, seiner Neigung zur Malerei Folge zu leisten, doch gab er seine bauerliche Lebensweise nie auf. Seine Produktivität war erstaunlich. Man hat von ihm 87 Altarmalereien, etwa 600 Radierungen und sehr viele Zeichnungen. In der Komposition ist er trefflich, das Kolorit ist harmonisch, die Perspektive meisterschaft. H. starb 24. Jan. 1816.

Horburg, Dorf im Kreise Colmar des elsäss. lothring. Bezirks Oberelsaß, am rechten Ufer der Ill, 2,5 km östlich von Colmar gelegen, zählt (1880) 1086 E. und hat größere Ziegeleien, betreibt auch ausgedehnte Spargelzucht. Auf der Stelle H.s

stand ehemals die alte fest. Stadt *Argentuaria*, in deren Nähe die Römer 378 einen großen Sieg über die *Ventier* erfochten. Diese Ansiedelung wurde zu Anfang des 5. Jahrh. durch die *Bandalen* zerstört. Erst im 12. Jahrh. wird *H.* wieder erwähnt, dessen Schloß 1162 durch Graf Hugo von Dabo zerstört, durch den Grafen Georg von Württemberg 1543 wiederhergestellt und 1632 von den Schweden eingenommen wurde. In diesem Schlosse wurde der Vertrag wegen Übergabe *Colmars* an Gustav Horn abgeschlossen. Die Franzosen brachen es 1748 ab. In *H.* wurden zahlreiche röm. Altertümer, darunter ein dem *Apollo* geweihter Altar gefunden.

Horde (*Hürde*), Flechtwerk von Reisig oder Stäben und der damit umschlossene Raum; im technischen Sinne ein vierediges Flechtwerk von Weisern oder Draht.

Horde, soviel wie *Schar*, umherstreifender Haufe, ist nach einigen ein Wort von arat. Ursprung (vgl. russ. *orda*, pers. *orda*, Kriegerheer, Lager), nach andern dasselbe Wort wie das vorige, mit modifizierter Bedeutung.

Horde, Stadt im Landkreis Dortmund des Regierungsbezirks *Arnsberg* der preuß. Provinz *Westfalen*, an der *Emsher* und an den Linien *Dortmund-Soest* und *Dortmund-Düsseldorf* der Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat zwei evang., eine latb. Kirche, ein Progymnasium, eine höhere Mädterschule, grobhartige Hothöfen und Hüttenwerke (*Hermannshütte*), dem *Hörder Bergwerks- und Hüttenvereine* gehörig, *Steinlohlenbergwerke*, *Eisensteingruben*, *Maschinen- und Dampffesselabriken* und zählt (1880) 12458 E., wovon 6544 evang. und 5691 katholisch sind. *H.* ist mit *Dortmund* durch eine Lokomotivstrassenbahn verbunden.

Hordeuschlag, s. *Pferd*.

Hordeum (lat.), die Gerste.

Horde, früher die nördl. Gruppe des *Sinai*-gebirges, später das ganze Gebirge, s. *Sinai*.

Horobiten nannte sich eine Partei der *Husiten*, welche ihren Versammlungsort auf einem von ihnen *Horob* genannten Berge hatten.

Horon erscheinen bei *Homer* als die *Pförtnerinnen* des Himmels, dessen *Wolkenthor* sie öffnen und schließen, und dann als *Dienerinnen* der Götter, namentlich der *Aphrodite*. Was die verschiedenen Zeiten des Jahres in ihrer natürlichen und gesetzmäßigen Folge und Ordnung, in ihrem regelmäßigen Wechsel bringen, das glauben die Griechen diesen freundlichen, vielersprechenden Göttinnen zu verdanken. Wie die *Rören* und die nahe verwandten *Chariten* erscheinen die *H.* regelmäßig in der Dreizahl. Auch in *Athen* wurden seit alter Zeit drei, nicht, wie *Pausanias* angibt, zwei *H.* verehrt: *Thallo*, nämlich die *H.* des blütenbringenden Frühlings, *Auror*, die *H.* des Wachetum und Reife befördernden Sommers, und *Karpo*, die des fruchttragenden Herbstes. Drei *H.* nennt auch *Hesiod*, bei dem sie aber *Eunomia*, d. i. gesetzliche Ordnung, *Dike*, d. i. Gerechtigkeit, und *Eirene* (*Friede*), d. i. Friede, und Töchter des *Zeus* und der *Themis* heißen. Hier und auch sonst zuweilen erscheinen sie also als Vertreterinnen der Ordnung und Gesetzmäßigkeit. In späterer Zeit dagegen werden sie immer mehr Vorsteherinnen der Jahreszeiten, hier und da auch der Stunden des Tags. In der bildenden Kunst wurden sie gewöhnlich mit den Attributen der Jahreszeiten dargestellt, in älterer Zeit regelmäßig in der Dreizahl, später

auch in der Vierzahl. Vgl. *Lehrs*, »Populäre Aufsätze«, und die Abbildungen in *Müller-Wieseler*, »Denkmäler der alten Kunst« (Bd. 2), und *Conze*, »Heros- und Göttergestalten der griech. Kunst«.

Horon, s. *Lehrs*.

Horgen, Marktleden im schweiz. Kanton *Zürich*, Hauptort des Bezirks *H.* (103 qkm, 28 640 E.), liegt 15 km südlich von *Zürich* am linken Ufer des *Zürchersees* (409 m) und zählt (1880) 5268 meist prot. E., deren Haupterwerbszweige die *Seidenindustrie* und der *Weinbau* sind. Der Ort ist wohlhabend, stattlich gebaut, von *Wiesen* und *Weinbergen* umgeben, besitzt eine schöne Kirche und einen *Hafen* mit lebhaftem Verkehr. Etwa 1 km südöstlich von *H.* liegt die fast erschöpfte *Braunlohlengrube* von *Käpfnach* und 1 km südlich von dieser, 453 m über dem *Meere*, auf ausrichtreicher *Bergterrasse* der beliebte *Lustort* *Boden*. Mit *Zürich* ist *H.* durch die *Dampferlinie* des *Sees* und die linksuferige *Bahnlinie* *Zürich-Wies* verbunden, deren *Tracé* bei *H.* 1875 und 1883 teilweise im *See* versank und seither nur provisorisch hergestellt wurde. Von *H.* nach Südwesten führt eine 28 km lange *Poststraße* über die Höhe des *Hirzel* (736 m) in das *Sihlthal* und nach *Zug*. Im 14. Jahrh. Eigentum der *Freiherrn* von *Gschwend*, kam *H.* 1406 durch *Kauf* an *Zürich*, welches daraus eine eigene *Taget* machte.

Horicon, s. *Georgese*.

Hörigkeit bezeichnet den in früherer Zeit mannigfach abgetheilten Zustand zwischen vollkommener *Leibeigenschaft* und *Freiheit*. Gewöhnliches Merkmal war die Stellung nach den *Freien*, in deren *Gericht* der *Hörige* sich durch den *Herrn* vertreten lassen mußte, ein besonders *Hofrecht*, das *Gebunden* an die *Scholle*, von welcher ihn aber der *Herr* nicht willkürlich entfernen konnte; ferner *Zins* und *Dienstpflicht*, sowie eine *Abgabe* aus dem *Nachsch* und *Beschränkung* in der *Vererbung* des abhängigen *Grundbesitzes*. Eine ausgezeichnete Klasse der *Hörigen* bildeten noch im 12. und 13. Jahrh. die *Ministerialen* (s. d.), welche zuletzt den *Vasallen* oder freien *Lehnleuten* völlig gleichlamen. (S. *Leibeigenschaft*.)

Horismos (griech.), Bezeichnung eines Begriffs, Begriffesbestimmung, Definition; *Horismos* s. *g r a p h i e*, Beschreibung der Grenzen eines Landes.

Horitz (czech. *Horice*), Stadt im nordöstl. *Böhmen*, Bezirkshauptmannschaft *Königgrätz*, ist Sitz eines *Bezirksgerichts*, hat bedeutenden *Obstbau*, eine *Altienbrauerei*, eine *Dampfsäge*, vier *mechan. Webereien* und eine *Juderfabrik*, und zählt (1880) 6017 E. *czech. Jünge*. Die ehemalige *Feste* gehörte vor der *Schlacht* am *Weissen Berge* den *Herrn* von *Smiltz*, kam 1623 an *Albrecht* von *Wallenstein*, 1764 an das *Erzbistum Prag* und ist seit 1743 Eigentum des *Prager Invalidenhauses*. *H.* war nach der *Schlacht* bei *Königgrätz* 8. Juli 1866 Hauptquartier des Königs *Wilhelm* von *Preußen*.

Horizont (vom griech. *ὁρίζων*, begrenzen) ist die Bezeichnung für den Kreis, welcher auf einer ganz freien Ebene, wo nichts die Aussicht beschränkt, oder auf dem hohen *Meere* die Oberfläche der Erde oder des *Meeres* von dem gleichsam darauf ruhenden *Himmelsgewölbe* begrenzt. Die als *kreisrunde Ebene* erscheinende Oberfläche heißt die *Horizontalebene* oder die *Ebene* des *H.*; doch sagt man sehr häufig auch *H.*, wo man eigentlich die *Horizontalebene* meint. Offenbar hat jeder Ort der Erde

seinen besondern *H.* Derselbe ist einer der größten Kreise der Himmelskugel und teilt diese in die sichtbare und unsichtbare Halbkugel, da nur diejenigen Gegenstände des Himmels sichtbar sind, die sich über jener Ebene befinden. Dies gilt jedoch nur dann, wenn unser Auge die vorhin angegebene Stellung hat. Denn sobald wir uns einigermassen über die Oberfläche der Erde erheben, übersehen wir mehr als die Hälfte der Himmelskugel, und die scheinbare Grenzlinie zwischen Himmel und Erde liegt nun unter demjenigen Kreise, in welchem eine die Erdoberfläche in unserm Standpunkte berührende Ebene das Himmelsgewölbe trifft. Auch die Strahlenbrechung verursacht, daß wir mehr als die Hälfte der Himmelskugel übersehen.

Man unterscheidet den scheinbaren und den wahren Horizont. Der erstere ist der oben erklärte; der wahre ist eine Ebene, die wir uns parallel mit der Ebene des scheinbaren *H.* durch den Mittelpunkt der Erde gelegt denken. Beide Ebenen stehen voneinander um den Halbmesser der Erde ab. Gegen die unermessliche Entfernung der Fixsterne kommt aber dieser Abstand gar nicht in Betracht, und man betrachtet daher die Kreise, die durch den Durchschnitt beider gedachter Ebenen mit dem Himmelsgewölbe entstehen, als völlig zusammenfallend.

Der Horizontpunkt auf dem Rande eines astronom. Meßinstruments, insbesondere eines Mauerkreises oder eines Meridiankreises, ist der dem himmlischen *H.* entsprechende oder mit dem Kreismittelpunkte in einer genauen Horizontalinie liegende Punkt des Randes. Er wird dadurch bestimmt, daß man einen Stern bei seiner Kulmination teils unmittelbar, teils aber das Spiegelbild desselben Sterns, welches auf der Oberfläche einer in Ruhe befindlichen Flüssigkeit erscheint, mit dem Fernrohr beobachtet und den auf dem Rande des Kreises zwischen dem Stern und seinem reflektierenden Bilde enthaltenen, durch die Lagen des Fernrohrs bei beiden Beobachtungen abgeschnittenen Bogen halbiert. Die hierbei gebrauchte reflektierende Fläche einer Flüssigkeit (wozu man am geeignetsten Quecksilber nimmt) heißt ein künstlicher Horizont. Außerdem können auch das Bleilot und die Wasserwaage zur Bestimmung des Horizontpunktes dienen.

Horizontal, wage- oder wasserrecht, heißt das, was dem Horizont des Ortes parallel, also gegen eine lotrechte Gerade, d. i. gegen eine durch ein Gewicht gespannte Schnur (Vertikal) senkrecht ist. Zur Bestimmung einer horizontalen Ebene dient oft die Wasseroberfläche, weil das Wasser und alle flüssigen Körper im Gleichgewicht eine Lage annehmen, bei welcher ihre Oberfläche horizontal ist, wobei jedoch von der kapillaren, d. i. am Rande der Gefäße stattfindenden höhern oder tiefern Stellung der Flüssigkeit abzusehen ist; für genaue Bestimmungen der Horizontalage gebraucht man die Wasserwaage (s. d.). Oft dient die Vertikallinie zur Bestimmung der Horizontalebene, da erstere auf letzterer senkrecht steht, z. B. bei Blei-, Schrot- und Seewagen.

Horizontalebene, s. unter Horizont.

Horizontalmessung, s. u. Feldmeßkunst.

Horizontalparallaxe, s. u. Parallaxe.

Horizontpunkt, s. unter Horizont.

Horizontalmehr, s. unter Sonnenuhr.

Horkios (grch.), Beiname des Zeus, als des über die Heiligkeit der Erde wachenden Gottes.

Hörmaschinen und Hörrohre sind Instrumente, deren sich hochgradig Schwerhörige zur Verbesserung ihres geschwächten Hörvermögens bedienen. Die Hörmaschinen erreichen ihren Zweck dadurch, daß sie die Aufnahmefläche für die eintreffenden Schallwellen zu vergrößern, oder ausserdem auch noch die Zuleitung derselben zu erleichtern oder zu ermöglichen suchen. Hierzu dienen die die Ohrmuschel von der Seitenwand des Schädels nach vorn abdrängenden Apparate (die Öhrklemmer, Öhrstiften, Schallfänger, Hörthalen u. Meibsters Ötaphon) und die kleinen goldenen oder silbernen Öhrtröbchen (die sog. Abrahams), welche fast unsichtbar im äußern Gehörgange getragen werden. Die Fälle jedoch, in welchen letztere einen Vorteil zu gewähren vermögen, sind äußerst wenige gegenüber der großen Zahl derjenigen, in welchen sie nichts nützen oder sogar nachteilig sind.

Die mit einem kleinen Röbchen für den äußern Gehörgang verbundenen Schallfänger bilden den Übergang zu den eigentlichen Hörrohren, welche durch ihre Form und durch das Material, aus welchem sie bestehen, die Schallwellen nicht nur in größerer Quantität aufzunehmen, sondern sie auch konzentriert dem eigentlichen schallempfindenden Teile des Gehörorgans zuzuleiten dienen. Es zeigen die verschiedensten Formen (trichter-, pöthorn-, trompeten-, röhrenförmige) und Öhren und werden aus den verschiedensten Stoffen (Holz, Horn, Elfenbein, Papiermaché, Guttapercha, Eisenblech, Silber) gefertigt. Das eine Ende derselben, für die Aufnahme der Schallwellen bestimmt, ist verhältnismäßig weit, das andere dagegen, zur Einfügung in den Gehörgang bestimmt, entsprechend eng. Am häufigsten sind zwei Arten von *H.* in Gebrauch. Die eine Art besteht aus den beiden eben genannten Endstücken aus Horn, welche durch eine 60—90 cm lange mit Leder überzogene spiralförmig gewundene elastische Drahtrohre verbunden sind (s. nachstehende Fig. 1); die andere Art, das



Fig. 1.



Fig. 2.

Göppert'sche Hörrohre, ist aus einer Guttaperchamasse gefertigt und hat annähernd die Gestalt einer kurzen zusammengebrachten Trompete (s. Fig. 2). Keins der bis jetzt konstruierten *H.* entspricht jedoch allen den an diese zu stellenden Anforderungen (Verstärkung der Schalleindrücke ohne gleichzeitige Beeinträchtigung der Deutlichkeit derselben). Den Vorzug verdient dasjenige *H.*, welches gar keine oder möglichst wenige Nebengeräusche erzeugt. Bei der Wahl eines *H.* muß der Versuch entscheiden und das Hilfsmittel gleichsam dem betreffenden Gehörorgane angepaßt werden.

Ein anderes, zu mehr Zwecken (zur Auskultation, s. d.) dienendes H. ist das *Stethoskop* (s. d.).

Hormayr (Joh., Freiherr von), deutscher Geschichtsforscher, geb. zu Innsbruck 20. Jan. 1781 (nach andern 1782), war der Geseß Joseph von H. (geb. 1706, gest. 1779 als Geheimrat und tirol. Kanzler zu Innsbruck), studierte 1794—97 zu Innsbruck die Rechte, diente 1799 und 1800 in der tirol. Landwehr, avancierte zum Major und kam 1801 nach Wien, wo er im Ministerium des Auswärtigen angestellt, 1803 zum Wirkl. Hofsekretär ernannt und überdies noch mit der Direction des Geh. Staats-, Hof- und Hausarchivs beauftragt wurde. Im J. 1809 wurde er zur Armee von Innerösterreich unter den Befehl des Erzherzogs Johann gesendet, um den Aufstand in Tirol, Vorarlberg und später im Salzburgischen zur Ausführung zu bringen, was ihm auch vollständig gelang. Nach der Rückkehr in seinen früheren Wirkungskreis widmete sich H. historischen Arbeiten, bis sein Versuch, hinter dem Rücken der Regierung den Aufstand in Tirol wieder anzufachen, ihn 1813 einige Zeit in Haft brachte. Im J. 1816 wurde er vom Kaiser zum Historiographen des Reichs und des kais. Hauses ernannt und lebte nun in Wien, bis er 1828 einem Rufe des Königs Ludwig I. von Bayern nach München folgte. Hier wurde er Ministerialrat im Departement des Auswärtigen, 1832 bayr. Ministerresident in Hannover und 1839—46 in Bremen. Später erhielt er die Direction des Reichsarchivs zu München und starb 5. Nov. 1848.

Unter H.'s historischen Schriften sind zu erwähnen: »Kritisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte Tirols im Mittelalter« (2 Bde., Innsb. 1802—3; neue Aufl., Wien 1806), »Geschichte der geschützten Grafschaft Tirol« (2 Bde., Ldb. 1806—8), »Eitern. Blutarch, oder Leben und Wiltumje aller Regenten des österr. Kaiserstaats« (20 Bde., Wien 1807—20), »Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst« (20 Bde., Wien 1809—25), das 1811 begründete, 1820—29 in Verbindung mit Nebnyanist und dann wieder allein herausgegebene »Taschenbuch für die vaterländische Geschichte« (20 Bde.; neue Folge, 17 Bde., Wien 1811—48), »Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zum zweiten Pariser Frieden« (3 Bde., Wien 1817—19; 2. Aufl. 1831), »Wien, seine Geschichte und Denkwürdigkeiten« (9 Bde., Wien 1823—25, mit Urkunden, Plänen und Kupfern), die Sammlung seiner »Kleinen histor. Schriften und Gedächtnisreden« (München 1832), die vielfach angefochtenen, aber höchst anziehenden »Lebensbilder aus dem Befreiungskriege« (3 Abteil., Jena 1841—44), »Die goldene Chronik von Hohenchwangau« (München 1842), »Das Land Tirol und der Tirolerkrieg von 1809« (2 Bde., Lpz. 1845), eine Umarbeitung seiner »Geschichte Andreas Hofers« (Lpz. u. Altenb. 1817), »Das Heer von Innerösterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809« (Lpz. u. Altenb. 1817; 2. Aufl., Lpz. 1848).

Hormisdas, Papst von 514 bis 523, wußte nach längern Verhandlungen mit Kaiser Justin I. das seit 484 zwischen Orient und Occident bestehende Schisma im J. 519 zu beseitigen.

Hormizän, s. Hormozan.

Hormizdas (im Hebräer Hormuzd oder Ochor-mazd) ist der Name von vier pers. Königen aus der Dynastie der Sassaniden (s. d.).

Hormizdas I., Sohn Schapurs I., regierte nur 14 Monate (270—271), doch ist diese kurze Herrscherzeit denkwürdig durch die Zurückberufung des von des H. Vater verbannten Manes (s. d.), des Stifters der Manichäerfekte, dessen Lehre und dessen Schüler er begünstigte. Ihm folgte 271 sein Sohn Bahram I., der dieselben später verfolgte.

Hormizdas II., Sohn des Marjes (302—312, nach andern 300—308), war ein eifriger Anhänger des Parthismus; seine Regierung ist thatenlos. Er hinterließ seine Gemahlin Mah-asrid schwanger mit einem Sohne, dem nachmaligen Schapur dem Großen, der noch im Mutterleibe gekrönt wurde, und so länger regierte als lebte.

Hormizdas III., Sohn Fejdengerds II. (458—461), sollte mit seinem Bruder Viruz (Virofes) den Thron teilen, bemächtigte sich jedoch der Herrschaft. Viruz floh zu den Hunnen, wurde von der Ophthalitenhorde unterkügt und tötete den H. mit drei andern Brüdern. Die griech. und syr. Schriftsteller erwähnen dieses Königs nicht, der faktisch nur sehr kurze Zeit regierte; es sind nicht einmal Münzen von ihm vorhanden, die sich dort von H. I. finden. Einige pers. Historiker nennen ihn Bahram.

Hormizdas IV. (579—591), Sohn des größten Perserkönigs, Khosrew Anuschirwan, und der Tochter eines Türkenhans, daher Turtzenb, Türkensohn genannt, wegen seiner Thakraft, seiner Grausamkeit und seines furchtbar tragischen Endes der bekannteste von allen, war ein Mann von geistiger Begabung und großer Thakraft, aber ohne sittlichen Wert. Um einen Krieg mit Byzanz hervorzurufen, zeigte er dem Kaiser Tiberius II. seine Thronbesteigung nicht an, und socht mit wechselndem Glück gegen die Oströmer, die schon bei Circusum über den Euphrat gedungen waren (580). Nachdem sein Lehrer und Ratgeber Buzurg-Mihir gekorben, ließ er seinen Leidenschaften die Fägel schießen und wütete gegen die Großen und Weisen seines Reichs mit unerhörter Grausamkeit, von denen er ohne jede Ursache viele töten und in den Tigris werfen ließ. Der General des Kaisers Mauritius, Philippicus, schlug die Perser (588), doch hatte vorher Bahram-Tschubin, ein Abkömmling der Arsaciden, glücklich gegen die Türken gekämpft. Dieser General rief 591, nach dem Abfall der Chazaren und Alanen, eine Empörung hervor, die so unglücklich endete, daß die Rutter des H. in Städte gebauen, er selbst ins Gefängnis geworfen und geblendet wurde. Sein Sohn Khosrew wurde als König ausgerufen, doch Bahram wollte den Aufstand für sich benutzen und regierte, wie Münzen aus seinem ersten Jahre zeigen, wirklich. Khosrew, bei Niharwan geschlagen, mußte zu den Griechen flüchten, nachdem er der Sage nach vor seiner Flucht den Usurpator gebeten hatte, seinen blinden Vater im Gefängnis zu erschlagen. Es gibt von H. IV. Münzen aus allen, selbst aus seinem 13. Jahre (592).

Ein anderer H., Sohn H. II. und älterer Bruder des Schapur II., floh zu den Römern und begleitete Kaiser Julian auf dessen Zug gegen sein Vaterland.

Hormozan oder Hormizän ist der Name eines Feldherrn des letzten Sassanidenkönigs Fejdengerds III., der bei Kadesia von Omar geschlagen wurde (638). Der Sage nach soll er, vor den Kalifen geführt, den er ruhig schlafend antraf und nicht erkannte, sich erbeten haben, so lange zu leben, bis er aus einem irdenen Gefäße einen Trunk

Wassers gethan habe, worauf er die Schale zu Boden warf und zerbrach; der Kalif schenkte ihm das Leben.

Hornst. eine eigenthümliche Kopfbedeckung, welche früher die altenburger Bauermädchen bei besonders feierlichen Gelegenheiten trugen. Es ist von Pappe, mit buntdrucktem Zeug überzogen, mit mehreren Reihen Goldblättchen behängt, hinten mit weit herabhängenden breiten Bandschleifen, oben offen und mit einem halbmondförmigen, banddurchflochtenen Kopfschmück.

Hornst. Insel, s. Ormus.

Horn (frz. corne, engl. horn), die eigenthümliche Substanz, aus welcher die als Hörner bezeichneten, verschieden geformten, an den Enden spitzigen Auswüchse am Kopf vieler Wiederkäuer, des Rindviehs, der Ziegen, Büffel, Gemsen u. s. w., bestehen. Dieselbe ist von ziemlicher Härte, elastisch, durchscheinend bis durchsichtig, von weißer, gelblicher, oder hellgrauer bis schwarzer Farbe, läßt sich im siedenden Wasser oder bei trockener Hitze von etwas über 100° C. erweichen und dann durch Biegen, Pressen in bestimmte Formen bringen und sogar unter genügendem Druck zu größeren Stücken verbinden, wonach sie, erstarrt, ihre frühere Festigkeit wieder erhält. Durch diese Eigenschaften unterscheidet sich das H. als Rohmaterial zahlreicher Industrien vortheilhaft vom Knochen. Die Hornschneiden lassen sich verhältnißmäßig leicht von den Knochenzapfen trennen, indem man die mit diesen abgeschlagenen Hörner zwei bis sechs Wochen lang in Wasser einweicht, worauf man die massive Spitze abläßt und die so wie das hohle Stück (Hornschrot) für sich verarbeitet. Die Spigen werden zu Drechslerarbeiten, Stockspitzen u. s. w., verwendet; die Hornschrote werden erst einige Tage in kaltes Wasser gelegt und dann durch mehrständiges Biegen in fließendem Wasser erweicht. Nachdem man diese Erweichung durch vorsichtiges Erwärmen der Schrote über freiem Feuer fortgesetzt hat, werden dieselben mittels eines kurzen, krümmen Messers der Länge nach aufgeschnitten, wobei die Schnitttrichtung durch die Form, sowie durch die Fehler des H. bedingt ist. Ein Arbeiter, welcher in jeder Hand eine Flachsange hält, faßt alsdann die beiden Ränder des aufgeschnittenen H. und zieht dasselbe auseinander, indem er diese Art des Plattens durch zeitweises Erwärmen unterstützt. Die so entstehende, einigermaßen ebene Platte wird an den Rändern, um sie vor dem Aufreißen zu schützen, mit kaltem Wasser benetzt und bevor sie sich abkühlt, zwischen zwei Eisenplatten in einen Schraubstock gebracht, um einem gelinden Druck ausgesetzt zu werden; nachdem sie erstarrt ist, wird sie noch einige Augenblicke in kaltes Wasser gelegt. Es folgt nun eine nochmalige Erwärmung über Feuer und das Reinigen der Oberfläche sowie die Beseitigung widerer Stellen mittels eines Messers. Darauf werden die Platten in kaltes und dann kurze Zeit in warmes Wasser getaucht und kommen, mit geschmolzenem Talg bestrichen, abwechselnd mit warmen Eisenplatten geschichtet, in eine Schraubendruckpresse, in welcher sie unter hartem Druck so lange bleiben, bis sie vollständig erstarrt sind. Die entsprechend beschuittenen Platten werden je nach der Art der künftigen Gegenstände (allerlei Drechslerwaren, Dosen, Kämme), durch Sägen, Feilen, Schaben u. s. w. weiter bearbeitet und durch Glätten, Schleifen, Polieren vollendet. Die Abfälle

der Hornverarbeitung werden, zu Pulver zerleinert, in Metallformen unter Erhitzung zusammengepreßt, um aus ihnen Knöpfe, Tabakboxen u. s. w. herzustellen. Durch Anwendung verschiedener chem. Ingredienzien (Goldauflösung in Königswasser, Höllensteinauflösung u. s. w.) läßt sich das H. dem Schildpatt ähnlich machen.

Horn (ital. corno, frz. cor), eins der ältesten musikalischen Instrumente, und zwar dasjenige Blasinstrument, welches in der Natur bereits annähernd vollständig vorgebildet war, in jetziger vervollkommener Form bestehend aus einer metallenen, inwendig verzinnnten Röhre, die am einen Ende ein kesselartig ausgetriebenes Mundstück hat, am andern in einen Schalltrichter, Becher oder Stürze genannt, ausläuft. Die Röhre ist in Form eines Hufeisens mehrfach zusammengewunden und, damit die nebeneinander liegenden Teile nicht aus ihrer Richtung weichen, verdröht. Man unterscheidet zwei Arten von Hörnern: das einfache Natur-, Wald- oder Jagdhorn (corno di caccia, cor de chasse) und das Benthorn, welche darin voneinander abweichen, daß die Mannigfaltigkeit von Tönen auf dem Naturhorn nur mittels der Lippenstellung und Art des Anblasens, auf dem Benthorn jedoch unter Mitwirkung einer mechan. Vorrichtung hervorgebracht wird. Die Röhre des H. (beim Naturhorn durchaus ohne Tonlöcher) hat am Mundstück weniger als 1 cm Durchmesser, erweitert sich von da allmählich bis auf 1,5 cm, und läuft in dieser Weise fort bis ungefähr 1 m vor dem Rande der Stürze, von wo ab ihr Durchmesser allmählich bis zum Ansatz der Stürze sehr merklich wächst. Die Stürze selbst nimmt dann sehr schnell bis auf etwa 2,5 cm Durchmesser an ihrem Rande zu. Die Röhrenlänge beträgt beim C-Horn 6 m, ihr Grundton ist das 16stellige C der Orgel; die sehr starke Verjüngung nach dem Mundstück hin mag die Ursache sein, daß die Röhrenlänge um 1 m über das Tonmaß hinausreicht. Ohne Anwendung anderer Mittel als der verschiedenen Art des Anblasens und der Lippenstellung erscheint auf dem H., wie auch auf allen übrigen Blechinstrumenten, diejenige Tonreihe, welche man an Saiten als mitklingende oder harmonische Obertöne kennt, näm-

lich C, c g c g b c d e f (als) g a b h c d u. s. w. (die man alle aber eine Oktave tiefer klingend sich denken muß). Neben diesen dem H. natureigenen, offenen oder natürlich offenen Tönen lassen sich aber noch andere erzeugen, und zwar entweder durch bloßen Rippendruck: künstlich offene, oder indem der Schallbecher mehr oder weniger, für gewisse Töne nur um die Hälfte, ein Drittel, ein Viertel, für andere wiederum ganz mit der Hand geschlossen (gestopft) wird: Stoptöne. Die Stoptöne aber unterscheiden sich sehr merklich von den offenen durch einen gepreßten dumpfen Klang, machen daher eine völlig gleichmäßig gefärbte chromatische Scala über den ganzen Umfang des Instruments auch für den geübtesten Bläser unmöglich. Durch solche Unvollkommenheit ist man gezwungen, in Tonstücken, die in verschiedenen Tonarten stehen, oder andauernd in verschiedenen Tonarten modulieren, auch Hörner von entsprechend verschiedenen Grundtönen oder Stimmungen zu gebrauchen. Die gewöhnlichsten dieser Stimmungen sind die in tief B, C, D, E, F, G, A, hoch A, B und C. Die Scala jeder dieser Stimmungen

kann durch Anschließung eines Bogens (Krummbogens oder Sackbass), wodurch die Abhre verlängert wird, um einen halben Ton tiefer gemacht werden, woraus dann die noch fehlenden Tonarten sich ergeben. Sämtliche Stimmungen werden, von dem Normalhorn in C ausgehend, in C-dur, ohne Vorzeichnung am Schlüssel notiert, und zwar stets im Violinschlüssel; nur bei wenigen der tiefsten Töne bringt man den Bassschlüssel in Anwendung. Da die für ein Tonstück erforderliche Stimmung nicht aus der Notierung zu erkennen ist, so wird sie ausdrücklich angemerkt, z. B. Corno in F, C, B alto, B basso u. s. w. Das hohe C-Horn ist das einzige, dessen Tonhöhe mit der Notierung übereinstimmt; alle übrigen klingen tiefer als die Notenschrift. Diejenige vervollkommnete Form des Waldhorns, welche in der Kunstmusik bleibend zur Geltung gelangte, ist um 1680 in Paris entstanden.

Die Ventile, wodurch das einfache Waldhorn eben zum chromatischen oder Ventilhorn (*corno cromatico*) wird, sind 1814 von Stölzel erfunden, und vermöge ihrer können alle Töne der chromatischen Skala offen, ohne Beihilfe des Stopfens, hervorgebracht werden, indem der Gebrauch eines oder mehrerer Ventile etwa ein F-Horn in ein E, Es oder D-Horn umwandelt und die Tonstufen dieser Stimmungen alsdann zur chromatischen Skala sich ergänzen. Stölzel brachte zuerst zwei Ventile an; E. H. Müller in Mainz sagte 1830 noch ein drittes hinzu. Läßt man die Ventile außer Thätigkeit, so verwandelt man das Ventilhorn wieder in ein einfaches Naturhorn. Die mittlern Hornstimmungen sind für Anwendung von Ventilen die geeignetsten, Ventilhörner in F die gebräuchlichsten, demnachst in E und Es. Notiert wird auch für das Ventilhorn stets in C-dur. Unberührt bleibt der Klangcharakter des Naturhorns durch Abbringung von Ventilen freilich nicht, weshalb man den Naturhörnern, trotz der unvollkommenen Skala, noch jetzt mit Recht, den Vorrang vor den Ventilhörnern geben muß.

Horn (Kap), s. Hoorn.

Horn, Stadt im Fürstentum Lippe, 9 km im S. von Detmold, an der zur Weser gehenden Wiembelt, an dem Lippeischen Walde, Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 1872 G., welche hauptsächlich mit Ackerbau beschäftigt sind. Man vermutet, daß in dieser Gegend die Hermannschlacht stattgefunden habe. Westlich befinden sich die Grtersteine (s. d.).

Horn, Dorf im Gebiete der Freien Stadt Hamburg, 8 km im N. von dieser, mit 2664 G., hauptsächlich bekannt durch das nahe gelegene Raue Haus (s. d.). Auch eine Baumwollspinnerei befindet sich daselbst. Auf den Gemeinbeweiden finden die Wettrennen statt.

Horn, Stadt im nordwestl. Teile von Niederösterreich, Station der Wien-Lunden- und der Wiener-Franz-Josephsbahn und der Breitenbach-Festernbahn. S. der Österreichischen Nordwestbahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 2214 G., die sich neben den städtischen Gewerben zum größten Teil mit Feldbau und Viehzucht befassen. Die Stadt liegt in einer merkwürdigen Mulde des Granitgebirges, die westlich vom Manhartsberg begrenzt wird, hat ein interessantes Schloß der Grafen von Hodos-Springen, eine alte Pfarrkirche mit der gräflich Buchheim'schen Familiengruft und vielen historisch merkwür-

digen Grabsteinen und ein Gymnasium in dem ehemaligen Piaristenkloster, das gleichfalls eine Stiftung der Grafen Hodos war und jetzt Landesanstalt ist. Während der prot. Bewegung im Lande war H. der Mittelpunkt der kirchlichen Agitation. Dort hatten die Protestanten eine höhere Schule, dort wurde 1580 die Visitation der luth. Geistlichen des Landesteiles vorgenommen; dort verbanden sich 1609 die prot. Stände zum offenen Widerstand gegen die Regierung.

Horn (Eduard), ungar. Nationalonom und Politiker, geb. 25. Sept. 1825 zu Bagujhely im ungar. Komitat Neutra von jüd. Eltern, wurde Rabbiner und begründete 1848 die deutsche Wochenschrift »Der ungar. Israelit«. Da er sich 1848–49 an der ungar. Bewegung beteiligt hatte, ging er nach deren Unterdrückung nach Leipzig, später nach Brüssel und 1855 nach Paris, wo er eine Anstellung am »Journal des Débats« erhielt. Er lehrte 1869 nach Ungarn zurück, wurde im April 1875 zum Staatssekretär im Ministerium für Handel und Gewerbe ernannt, starb aber schon 28. Okt. 1875. S. schrieb: »Arthur Görgei« (Epp. 1850), »Einozsa's Staatslehre« (Dezau 1851; 2. Aufl. 1863), »Statist. Gemälde des Königreichs Belgien« (Dezau 1853), »Bevölkerungswissenschaftliche Studien aus Belgien« (Epp. 1864) u. s. w.

Horn (Franz Christoph), bellerunischer Schriftsteller, geb. zu Braunschweig 30. Juli 1781, besuchte das hiesige Carolinum, studierte seit 1799 in Jena die Rechte und dann in Leipzig Philosophie, Geschichte und Ästhetik. Er wurde 1803 Lehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, folgte 1805 dem Rufe als Lehrer an das Lyceum zu Bremen, wandte sich aber 1809 wieder nach Berlin. Er starb 19. Juli 1837 in Berlin. Seine Romane »Guiscardo« (Epp. 1801; neue Aufl. 1817), »Die Dichter« (3 Bde., Berl. 1801; neue Aufl. 1817), »Kampf und Sieg« (Brem. 1811) und »Liebe und Ehe« (Berl. 1819), wie seine »Novellen« (2 Bde., Berl. 1819–20), unter welchen der »Ewige Jude« die meiste Teilnahme fand, gerieten bald in Vergessenheit. Wertvoller sind seine »Umriffe zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands von 1790 bis 1818« (Berl. 1819; 2. Aufl. 1821) und die »Geschichte und Kritik der Poesie und Dichtersamkeit der Deutschen von Luther's Zeit bis zur Gegenwart« (4 Bde., Berl. 1822–29). Auch zur gerechtem Würdigung Shakespeares trug er bei durch sein umfangreiches Werk »Shakespeares Schauspiele« (5 Bde., Epp. 1823–31). Eine willkürliche Deutungssucht in der Weise der romantischen Schule, sowie Prentz des *Maisonnement's* hatten an fast allen Arbeiten H. d. G. Schwab und J. Forster befohlen eine Auswahl aus seinem Nachlasse unter dem Titel »Fische« (3 Bde., Epp. 1841). Hgl. (Karoline Bernstein) »Franz H., ein biographisches Denkmal« (Epp. 1835).

Horn (Gustaf, Graf von), schwed. Feldherr im Dreißigjährigen Kriege, geb. 23. Okt. 1592 zu Dröghda in Irland, studierte zu Rostock, Jena und Tübingen. Nachdem er unter Gustav Adolf Kriegsdienste genommen, eroberte er 1625 Dorpat, 1630 Kolberg und führte dann beim Vordringen Gustav Adolfs gegen Frankfurt a. O. die eine Hälfte des schwed. Heers. In der Schlacht bei Breitenfeld befehligte er den linken Flügel; auch nahm er teil an der Schlacht am Lech. In der Schlacht bei Rügen erhielt er den Befehl, den geschlagenen linken

Flügel des Feindes zu verfolgen, während der König an der Spitze des Stenbolschen Regiments der Unordnung seines eigenen linken Flügels abhelfen suchte. Nach Gustav Adolfs Tode unterstützte er die Pläne seines Schwiegervaters Drenstjerna und vereinigte sich in Schwaben mit dem Herzog Bernhard von Weimar, der gegen seinen Rat 1634 die Schlacht von Nördlingen lieferte. In dieser gefangen genommen, wurde er erst 1642 gegen Johann von Werth ausgewechselt. Im J. 1644 führte er Johann dem General Torstenson wieder ein Heer zu Hilfe nach Schwaben und nötigte die Dänen zum Frieden. Auch unter der Königin Christine und unter Karl X. stand er in großem Ansehen. Er war zuletzt Reichsmarschall, verwaltete Livland und Schwaben als Statthalter und starb in Sclara 10. Mai 1657.

Horn (Heintr. Mor.), Dichter und Novellist, geb. 14. Nov. 1814 zu Chemnitz, starb als Justizbeamter zu Zittau 24. Aug. 1874. Von ihm rühren die Dichtungen: »Die Pilgerfahrt der Rose« (Epj. 1852; von Robert Schumann komponiert; 3. Aufl. 1863), »Die Lilie vom See« (Epj. 1853), »Magdala« (Epj. 1855), die Dylle »Die Dorfgrümmutter« (Epj. 1856), »Der Köhler von Burg« (Epj. 1857) und »Neue Dichtungen« (Prag 1858). Später wandte er sich der Novellistik zu und schrieb: »Auf dem Schloß und im Thal« (2 Bde., Epj. 1858), »Erzählungen und Humoresken« (Zittau 1858), »Dämonen« (2 Bde., Epj. 1862), »Der zerrißene Dreiklang« (2 Bde., Epj. 1867) u. a.

Horn (Uffo Daniel), österr. Dramatiker, geb. 18. Mai 1817 zu Trautenu, studierte die Rechte zu Prag und Wien und dichtete gemeinschaftlich mit Gerle das von der Cotta'schen Buchhandlung gekrönte Lustspiel »Die Wormschacht« (Stuttg. 1836). Er lebte dann abwechselnd an verschiedenen Orten und machte 1850 den schlesw.-holstein. Feldzug mit, den er in der Schrift »Von Köstebitz bis zu Ende« (Hamb. 1851) schilderte. Nach Trautenu zurückgekehrt, starb er daselbst 23. Mai 1860. Er veröffentlichte die Dramen: »Camdés im Exil« (Wien 1839), »König Ottokar« (Prag 1846; 3. Aufl. 1850); mehrere andere blieben ungedruckt. Ferner gab er heraus die Novellen: »Böhmische Dörfer« (2 Bde., Epj. 1847—50), »Aus drei Jahrhunderten« (Epj. 1851; 2. Aufl. 1853), »Bunte Riesel« (Prag 1859), endlich »Gedichte« (Epj. 1847).

Horn (W. D. von), Pseudonym für Philipp Friedrich Wilhelm Hertel (s. d.).

Hornalein, s. Hornjalein.

Hornarbeiten, s. unter Horn (tierisches).

Hornanwuchs, Wucherungen am Wandhorn des Hufes bei Pferden. Öfteres Einsetzen des H., sowie Bähnen des kranken Hufsteils in warmer, schleimiger Flüssigkeit, ein Verraspeln und Abschneiden der Wucherung, bei Weidung oder Beseitigung der Ursache, kann Hilfe bringen.

Hornbaum, auch Weißbuche, Haine, Hainbuche, Hagebuche (*Carpinus* L.), eine zur 21. Klasse des Linne'schen Systems, nach dem natürlichen System zur Familie der Hagebuchenfrüchtler (*Cupuliferae*) gehörige Pflanzengattung. In Europa sind nur zwei Arten, wie der gemeine Hornbaum oder gemeine Weißbuche (*C. Betulus* L.) und der südländische Hornbaum (*C. orientalis* Mill.), vertreten. Der H. hat walzenförmige, stiellose männliche Ähren, deren Blüten bloß aus einem schuppenförmigen Deckblättchen und

12—24 Staubgefäßen bestehen. Die weiblichen Blüten werden durch einen unterständigen Fruchtknoten gebildet, der mit dem vier- bis achtfachen Saum der Blütenhülle und zwei fadenförmigen Narben gekrönt ist; in lodern, bürstigen Ähren stehen immer je zwei beisammen, von denen jede dem Grunde eines gestielten, dreispaltigen ledrigen Deckblättchens sitzt, welches zur Fruchtzeit sehr vergrößert, blattartig wird und der tiefste, dachförmige Rücken einseitig bedeckt. Die häufigste Art der Gattung ist der in Laubwäldern weit verbreitete gemeine H., ein etwa 20—30 m hoch werdender Baum mit einem meist etwas gekrümmten, sparrigen Schaft, dessen Rinde graulichgrau, nur an ganz alten Stämmen etwas längsrispig ist. Die Blätter sind eiförmig, zugespitzt, fast dreifach gelappt, quersaltig. Der H. trägt fast jährlich reichlichen Samen; die Reifezeit ist im Oktober, doch bleiben die Früchte oft den Winter über hängen. Reimung erfolgt erst im ersten Frühjahr nach der Aussaat. Das Holz ist weiß, sehr hart, ungemein fest und zähe, wird von Tischlern, Drechslern und Stellmachern vielfach verwendet und nimmt eine schöne Politur an. In der Herstellung gewisser Maschinenteile, wie Radflansen, Zapfenlager, Poststempel ist es vorzüglich geeignet, ebenso zu Schuhmacherschnitten; seine Dauer ist in Trockenheit gut, im Feuchten ziemlich gering; es ist es ausgezeichnetes Brennholz. Das Weidenholz verträgt der H. sehr gut, eignet sich deshalb zu den früher in Gärten beliebten, symmetrisch zugeschnittenen Heckenwänden. Auch jetzt verwendet man ihn gern zur Anlage lebendiger Hecken.

Der H. hat einen etwas kleineren Verbreitungsbezirk als die Rotbuche. Er fehlt in Italien und Griechenland, überschreitet nicht die Pyrenäen. Dagegen ist er nach Nordosten weiter verbreitet als die Buche, denn er tritt in den litauischen Belukungen, wo letztere fehlt, noch zahlreich auf und geht tief nach Rußland hinein. Mehr ein Baum der Ebene und des Hügellandes als des Gebirges, steigt er weniger hoch als die Rotbuche, im Harz bis 400 m, im Baysrischen Wald bis 700 m, in den Bogenen bis 800 m, in den Schweizer Alpen 900—1100 m. An den Boden macht er ähnliche Ansprüche wie die Rotbuche, verträgt auch Beschattung wie diese. Die vorzügliche Ausschlagfähigkeit macht ihn besonders geeignet für Nieder- und Mittelwaldbetriebe, zu Kopfholz- und Schnelldelholz betrieb. Feinden und Gefahren ist der H. weniger ausgesetzt als andere Holzarten; er leidet selten von Frost, eher etwas von der Hitze. Insekten sind nicht zu fürchten, wenn er auch von einigen Käfern und Raupen gern angenommen wird. Krebs, Weichkäse, Stipselbäume u. s. w. kommen an ihm vor.

Der in Südeuropa, in den Kaukasusländern bis nach Persien hin heimische südländische Hornbaum ist mehr Strauch als Baum, er hat kleinere, nicht zugespitzte Blätter, kleinere Früchte, verträgt übrigens den kältesten Winter. Zur Gattung *Carpinus* wurde früher auch die Hopfenbuche (s. d.) gerechnet.

Hornberg, Stadt im bad. Kreis Billingen, an der Gutach und an der Linie Offenburg-Singen der Badischen Staatsbahnen, hat eine höhere Bürgerschule, ein Bergschloß mit Hotel und Brauerei, Fabrik für Steinzeugwaren und Holzstoff, Baumwollweberei und Holzschnitzerei und zählt (1880) 3004 meist prot. E. Im schönen Gutachthale befinden

sich großartige Bauten der Schwarzwaldbahn, die von hier bis St. Georgen 88 Tunnel hat.

Hornblei, s. unter Blei (Verbindungen 7).

Hornblende oder **Amphibol**, ein aus Kieselsäure, Kalk, Magnesia und Eisenoxydul, auch wohl etwas Thonerde bestehendes und chemisch ein Bisilikat (wie der Augit) darstellendes halbdurchsichtiges bis undurchsichtiges Mineral, welches im monoklinen System mit einem prismatischen Spaltungswinkel von $124^{\circ} 30'$ krySTALLISIRT, und grün, grau, schwarz, weiß in mehreren Nuancen gefärbt erscheint. Das Mineral findet sich in Krystallen, krySTALLINISCHEN Massen, dert und eingesprenkt und schmilzt vor dem Lötrohr unter Aufwallen zu schwarzem, grünlischbraunem und grünlischweißem Glase. Von Säuren wird es nicht oder nur äußerst wenig angegriffen. Die meisten Vorkommnisse der H. sind stark pleochroitisch. Man unterscheidet 1) Strahlstein oder Aktinolith, der berg-, oliven-, ol-, lauch-, gras-, schwärzlichgrün, grünlichgrau und braun vorkommt und namentlich in den Talksteinerz- und Chloritsteinerz- der Hochalpen lange platte Prismen, sowie krySTALLINISCHE Massen mit verworrenen, käsiger, strahliger, faseriger und fänglicher Zusammensetzung bildet; auch auf gewissen Ergögern. 2) Grammatit (s. b.); 3) eigentliche oder gemeine Hornblende, raben- und pechschwarz, bräunlichschwarz, schwärzlichgrün, bläulichgrün; die gemeine H. ist weit verbreitet und ein Gemengtheil vieler Felsarten, wie Spenit, Diorit, Andesit, Hornblende, Hornblende und Hornblende; accessorisch findet sie sich in Basalt, Lava, Melaphyr u. s. w. und in losen Krystallen in manchem vulkanischen Tuff. Der nellenbraune Amphibolit besitzt den Kristallenwinkel und die chem. Zusammensetzung der H., gehört aber nach den optischen Untersuchungen nicht in das monokline, sondern in das rhombische System. Unter der Gruppe der H. begreift man außerdem noch einige andere, welche denselben prismatischen Spaltungswinkel und eine analoge chem. Zusammensetzung besitzen, so den eisenoxydhaltigen Arfvedsonit und den thonerdehaltigen Glaukophan, beide reich an Natrium.

Hornblende und **Hornblende** (Amphibolit und Amphibolit) nennt man die im ersten Falle richtungslos struieren und körnig ausgebildeten, im letztern durch Parallellagerung der Gemengtheile deutlich schieferigen Felsarten, welche ganz vorwiegend aus Hornblende von dunkelgrüner oder schwarzer Farbe bestehen. Mehr oder weniger reichlich ist aber in der Regel noch eine ganze Menge anderer Mineralien eingewachsen, welche sich bald schon dem bloßen Auge darbieten, bald nur unter dem Mikroskop erkannt werden. Diese Gesteine treten namentlich im Bereich des Gneis, Glimmerschiefers, Chloritsteinerz und Bysyllits auf, worin sie untergeordnete, doch ihrerseits oft recht mächtige Lager, auch Stöcke bilden, wie z. B. im Fichtelgebirge, Erzgebirge, Böhmerwald, in den Tauern, sowie in Schottland und Norwegen.

Hornblende heißen, namentlich im Ozean, zu Augitsteinen, diejenigen Felsarten, in denen Hornblende als wesentlicher Gemengtheil eine Rolle spielt; es gehören dazu, abgesehen von dem Hornblende und -Schiefer, der eigentliche Spenit und Diorit, der Hornblende und

Hornblende, gewisse Porphyrite und Trachyte, der Hornblende-Andesit.

Hornblende, s. unter Granit.

Hornblende (Christian Georg), Industrieller, geb. zu Wien 15. Mai 1778, entstammte einer aus Hamburg in Wien eingewanderten Familie. H. hatte durch Reisen in Frankreich und Italien seine Kenntnisse erweitert, sich in Wien niedergelassen, dort sein privilegiertes Stablisement erweitert und zuerst die Maschinenweberei in Seidenstoffen dort eingeführt. An vielen gemeinnützigen Unternehmungen betheiligt, war H. auch einer der Gründer der Nationalbank (1816). Als er 6. Juni 1841 starb, hinterließ er sein großes Industrie-Stablisement den Söhnen Otto und Theodor.

Hornblende (Theodor von), Sohn des vorigen, geb. 29. Okt. 1815, hatte sich auf dem Polytechnikum in Wien ausgebildet, war lange Zeit Sekretär und Vorstand des Niederösterreichischen Gewerbevereins, 1843 Mitglied des permanenten Bürgerausschusses und zog nach Frankfurt a. M. mit der Begrüßungsbeputation. Von Wien in die Paulskirche gewählt, verzichtete er auf das Mandat, trat im Juli 1848 in das Kabinett Doblhoff als Handelsminister und wurde von Reichenberg in den konstituierenden Reichstag als Deputierter gewählt. Die Octoberrevolution machte seiner Thätigkeit als Minister ein Ende. Dem polit. Leben blieb H. fortan fern, desto eifriger war er in wirtschaftlicher Beziehung thätig. Von 1857 bis 1883 war H. Direktor der Kreditanstalt für Handel und Gewerbe und ebenso lange Verwaltungsrat der Elisabeth-Westbahn. Seit 1860 ist H. Ritter der Eisernen Krone.

Hornburg, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Halberstadt, 34 km im NW. von Halberstadt, an der Grenze gegen Braunschweig, an der Ilse und unweit des Bruchgrabens, zählt (1880) 2454 meist prot. E., welche lebhaften Ader-, Garten- und Zuderradenbau, Viehzucht, auch Zuderfabrikation betreiben.

Hornby (Geffrey Thomas Bhipps), brit. Admiral, geb. 1825, trat schon 1837 als Midshipman in die engl. Marine, wurde 1869 Kontreadmiral, 1875 Vizeadmiral. Bei Ausbruch des Russisch-Türkischen Kriegs 1877 wurde er Befehlshaber der Mittelmeerflotte und stationierte sich bei den Inseln unweit von Konstantinopel. Im Febr. 1881 wurde er Präsident der königl. Marineschule zu Greenwich. [Gichthraden]

Hornby, Familie der Nagetiere, s. unter **Horne** (Richard Henry), engl. Dichter, geb. 1. Jan. 1803, wurde in dem Militärkollege in Sandhurst erzogen, trat dann in den Flottendienst der brit. Republik und nahm an den Kämpfen derselben mit Spanien teil. Er bereiste dann die Vereinigten Staaten von Nordamerika und kehrte 1823 nach England zurück. Sein erstes bedeutendes Werk war die kritisch-satirische Schrift »Exposition of the false medium, and barriers excluding men of genius from the public« (1833), dem 1834 die allegorisch-satirische Dichtung »Spirits of peers and people; a national tragedy-comedy« folgte. Im J. 1837 veröffentlichte er die Tragödie »Cosmo de Medici«; 1838 »The death of Marlowe«, Tragödie in einem Akt; 1840 die Tragödie »Gregory VII.«; 1841 eine »History of Napoleon«; 1843 veröffentlichte er »Orion«, episches Gedicht in drei Büchern; 1846 folgte ein Band »Ballad romances«; 1848 »Judaa

Isariot, a miracle play; 1850 «The duchess of Amalfi», Tragödie; 1851 der Roman «The dreamer and the worker, a story of the present time» (2 Bde.). Im J. 1852 begleitete S. William Howitt nach Australien, wo er zum Anführer der Melbourne Goldsucher ernannt wurde und später die Ämter eines Kommissars der Kronländereien für die Goldfelder und eines Registrators der Bergwerke bekleidete. In Australien schrieb er die Werke «Australian facts and prospects» (Lond. 1859) und «Prometheus the fire-bringer, a lyrical drama» (Edinb. 1864). Im J. 1869 lehrte er nach England zurück. Seitdem erschien von ihm: «The great peace-maker, a submarine dialogue» (1872), «Bible-tragedies» (1881) und «Sithron, the star-stricken» (1883). Fast völlig erblindet starb er in Margate 13. März 1884.

Horne-Loole (John), engl. Schriftsteller, geb. zu Westminster 25. Juni 1736, studierte Theologie und kaufte sich dann eine Pfründe in der Grafschaft Kent. Als Schriftsteller machte er sich 1765 zuerst dadurch bemerkbar, daß er für den Volksmann Willen gegen die Regierung in die Schranken trat. Infolge seiner Parteinahme für die im Kampfe mit England begriffenen Amerikaner wurde er 1777 zu einjährigem Gefängnis verurteilt. Eine polit. Flugchrift zog ihm 1794 die Anklage des Hochverrats zu, von der er aber freigesprochen ward. Im J. 1801 wurde er als Abgeordneter für Old-Sarum ins Parlament gewählt, seine Wahl indes für ungültig erklärt. Er starb 18. März 1812 zu Wimbeldon. Unter seinen Schriften werden die geistvollen «*Excursus propositi, or the diversions of Purley*» (2 Bde., Lond. 1786 — 1805 u. öfter) hochgeschätzt. Vgl. Stephens, «*Life of H.*» (2 Bde., Lond. 1813). [mark.]

Horned (Ottolarv.), f. Ottolar von Steier. **Hörnen Siegfried**, Gedicht aus dem Kreise der Nibelungenlage; es bildet eine Ergänzung zum Nibelungenliede, indem es die ersten Thaten Siegfrieds ausführlich und abweichend erzählt. Siegfried, der durch das Fell eines von ihm getödteten Drachen eine unverwundbar machende Hornhaut erhalten, befreit die von einem Drachen gefangene Königstochter Kriemhild, indem er erst mit dem Riesen Ruperan, dann mit dem Drachen kämpft und beide besiegt. Der Grundlage nach wohl noch dem 13. Jahrh. angehörig, ist das Gedicht uns nur in Umarbeitung in Druden des 16. Jahrh. erhalten (Nürnberg um 1545 u. f. w.; auch ins Niederdeutsche um 1545 überetzt; neu gedruckt in von der Hagens und Brimmsers «*Heldenbuch*», Berl. 1825). Auf ihm beruht das Volksbuch «*Eine wunderschöne Historie von dem gehörnten Siegfried u. f. w.*» (Köln u. Nürnberg ohne Jahr), das sich fälschlich auf eine franz. Quelle beruft. Aus dem Volksbuch hat Hans Sachs seine Tragödie vom Hörnen Siegfried geschöpft.

Hornetz (Hornsilber, Silberhornetz, Kerargyrit, Chlorosilber) ist, wo es in größern Mengen vorkommt, eins der reichsten Silbererze; es krystallisiert regulär (wie auch die künstlich dargestellte Verbindung), namentlich im Rhomboëder, erscheint aber meistens in Drusen, Häuten und Krusten von gelblichgrauer oder licht-bräunlicher, auch bläulichgrauer Farbe, diamantartigem Festsitz, großer Geschmeidigkeit (Härte 1 bis 1,5) und ist eigentümlich durchscheinend (daher der alte bergmännische Name). Spezifisches

Gewicht = 5,58 bis 5,6. Chemisch ist es Silber, AgCl, mit 75,3 Silber und 24,7 Chlor, doch in der Regel durch Eisenoryd, Thon und andere Stoffe verunreinigt. Es schmilzt sehr leicht und reduziert sich in der innern Flamme mit Erbsen zu Silber; löslich in kochender Salzsäure, es Säuren kaum angreifbar. Mit gebiegem Saure findet sich das S. hauptsächlich in den obersten Theilen der Gänge, weshalb es denn auch auf die Erzgebirge (Freiberg, Johanngeorgenstadt) u. 16. Jahrh. in reichen Abbrüchen vorkam; auch: Rongberg in Norwegen, Schlangenberg im Ariz. in Nevada, Arizona, Idaho, Mexiko, Chile, Peru. **Hornes** (Graf von), f. Hoorn.

Hornfels (frz. cornéenne), ein eigentümliches Kontaktgesteine, welches sich vielerorts da zeigt, wo das Schiefer- oder Grauwackengebirge von Gneis-eruptionen durchbrochen wurde. Es hat sich selbst um den Granit durch Umwandlung des Thonschiefers aus diesem eine sehr feinkörnige oder körnige Masse mit splittartigem, zuweilen undeutlich muscheligem Bruch, von großer Härte und Zähigkeit, von grauer, bläulicher oder bräunlichgrauer Farbe herausgebildet, welche in der Regel nach außen zu einem mit eigentümlichen Knötchen versehenen Glimmerschiefers; weiterhin in einen ebenfalls Thonschiefer verläuft, worauf dann erst in einer gewissen Entfernung von dem Granit, bis nach der Umwandlung sich nicht mehr fortzusetzen vermochte, der gewöhnliche unveränderte Thonschiefer vorliegt. Der S., das Produkt der am meisten gesteigerten Metamorphose, besteht, wie erst die mikroskopische Untersuchung der scheinbar homogenen Masse ergibt, vorwiegend aus Quarz, Magnetkies, Magnetkies, worin sich oft in beträchtlicher Menge Andalusit gefüllt. In ihrem Innern hat in diesen Kontaktzonen der Schiefer seinen erheblichen Veränderung erfahren, die Umwandlung hat sich also ohne Zufuhr oder Abfuhr von Stoffen vollzogen. Solche Zonen von S. erscheinen z. B. ausgezeichnet um die Granite des Harzbergs u. Harz, von Kircheng im Erzgebirge, des Harzbergs im östl. Thüringen, von Barr-Andlau und so weiter in den Vogesen, von Biddlow in Irland u. **Hornfessel**, der Riemen, an dem das Jagdhorn über der Achsel getragen wird. Es ist in der Regel von Leder in Form eines Bandeliers; bei den Ozean-Uniformen ist es aus Goldstreifen in reicher Ornamentierung angefertigt.

Hornfischbein, auch Indianisches Fischbein genannt, ein aus Büffelhörnern hergestelltes als wohlfeiler Ersatz des echten Fischbeins dienendes Fabrikat.

Hornfische (Balistidae), eine Unterfamilie der Plestognathen (f. d.), mit seitlich zusammengedrückt, von seiten rautenförmigen Schildern bedecktem oder durch eingelagerte Hautfalten rauhem Rücken, mit fehlender oder nur durch einen Stachel angedeuteter Bauchflosse. Diese meist lebhaft gefärbten Fische, von denen man gegen 100 Arten kennt, wohnen selten über 60 cm lang, bewohnen hauptsächlich die tropischen Gewässer (nur zwei Arten sind europäisch), ernähren sich von harten Mollusken, die sie mittels ihres starken, in jedem Kiefer aus drei schneidezahnähnlichen Zähnen bestehenden Gebisses zermalmen, wodurch sie der Perlfischerei höchst schädlich werden. Einige Arten geben einen gränzenden Ton von sich. — Mit dem Namen S. wird bisweilen auch der Schwertfisch bezeichnet.

Hornfrosch (Rana a. *Ceratophrys cornuta*), ein etwa 20 cm langer bräunl. Frosch, dessen oberes Augenlid in eine Hornspitze ausgezogen ist.

Horngeteube (Tela cornea) sind stets Produkte des obren Keimblattes; sie sind hart, trocken und oft sehr elastisch. Als ihre chem. Grundlage ist ein besonders umgewandelter Eiweißstoff, das Keratin, anzusehen. Da die H. stets nur eine Bedeutung als Schutzgebilde haben, so empfinden sie nicht, haben keine eigene Bewegung und ermangeln der Blutgefäße und Nerven, haben aber von allen Geweben das höchste Regenerationsvermögen. (S. unter Regeneration.) H. sind namentlich bei Wirbeltieren weit verbreitet und finden sich als Haare, Borsten, Stacheln, Schuppen, Schilde, Überzüge von Schnäbeln, Hörnern, Geweihen, als Varien im Maul der Walische u. s. w. (Weiteres s. unter Körperbedeckung der Tiere.)

Hornhaut, s. unter Auge, Bb. II, S. 197.

Hornhautflecke (des Auges) sind die nach Wunden, Geschwürbildungen und Entzündungen der Hornhaut zurückbleibenden Narben und Erhebungen des Hornhautgewebes, die entweder die ganze Hornhaut überziehen oder nur einen Teil derselben einnehmen, vollständig blickt und unburchsichtig oder mehr oder weniger durchscheinend sein können und je nach ihrer Größe und Sättigung, insbesondere nach ihrer Lage im Verhältnis zur Pupille die Sehkraft mehr oder minder beträchtlichen, namentlich dann, wenn sich gleichzeitig eine unregelmäßige Krümmung der Hornhautoberfläche ausgebildet hat (unregelmäßiger Kugelmatten). Bis zu einem gewissen Grade sind die H., besonders im Kindesalter, einer Neubildung fähig und somit einer Behandlung zugänglich. Bei den stationären H. läßt sich häufig durch pupillenerweiternde Mittel oder künstliche Pupillenbildung eine erhebliche Besserung des Sehens erzielen.

Hornheute (Belona), ein Geschlecht der Scomberesociden, dessen zu einem Schnabel verlängerte Riefern mit langen, kegelförmigen Zähnen versehen sind. Die Gärten der H. sind merkwürdigerweise grün und es rührt daher ein ziemlich allgemeines Vorurteil gegen diese, in allen europ. Meeren häufigen Fische als Nahrungsmittel.

Hornheim, Brunnentempel bei Kiel.

Hornig (eigentlich Hörnig, Michael), wend. Philolog und Schriftsteller, geb. 1. Sept. 1833 zu Kückelwitz (Schl.). Oberlehrer, studierte in Prag Theologie sowie slav. Sprachwissenschaft, ward 1856 lathol. Geistlicher in Bangen und ist seit 1871 Pfarrer daselbst. Seine zahlreichen Arbeiten über das ältere heimatische Schrifttum, über die Schriftsprache und Orthographie, auch Volksliedersammlungen sind besonders im «Casopia» (Zeitschrift der Wendischen literarischen Gesellschaft (Mäcica) in Bangen gedruckt, dessen Redacteur er auch seit 1888 ist. Ferner war er neben Fühl und Seiler Bearbeiter des «Wend. Wörterbuchs» (Bangen 1886), verfaßte mit dem Polen Wilh. Boguslawski eine «Geschichte des wend. Volkes» («Historia narodo narodna», Bangen 1884), gründete 1863 für seine lathol. Landsleute den Böhmerverein «Gyria und Methos», schrieb Volks- und Schulbücher, redigierte einige Jahre die Zeitschriften «Lukian» und «Katholiki Posol» («Kathol. Botz»).

Hornisgründe oder **Hornisgründ**, in Württemberg Rabenlopf genannt, der 1166 m hohe höchste Gipfel des nördl. Schwarzwaldes, in 48° 36' 30''

nördl. Br., auf der Grenze von Baden und Württemberg, wo die zur Burg gehende Fiderach entspringt, mit einem Signalturm, gewährt eine weite Aussicht. Südlich von der H. liegt der Rummelsee. **Hornisieren** (des Rantschufs), s. u. Summiwarenfabrikation.

Hornisse (*Vespa Crabro*) nennt man eine Art der Wespen, welche sich schon durch ihre Größe auszeichnet, indem sie 30–35 mm lang ist. Die Fühler, Schildehen und Kopf sind braunrot, der Thorax nur am Vorderrande und in der Mitte, der Hinterleib am Grunde braunrot, die letzten Hinterleibringe gelb, am Vorderrande schwarz mit zwei bis drei nach hinten auslaufenden Punkten. Die H., welche ihr papierartiges, aus zerschnittenen Holzsplittern zusammengeleimtes Nest in hohlen Bäumen und in Mauern anlegen, können mit ihrem Giftstachel sehr heftig verwunden und eine sehr bedeutende Geschwulst erregen, gegen welche man Salmiakgeist, geriebene Kartoffeln, Baumöl oder Kleieflig anwendet. Sie schaden jungen Baumplanzungen, besonders Eichen, durch Abnagen der Rinde, verzehren aber auch andere Insekten und saugen reife Weinbeeren aus. Man vertilgt sie am besten durch Auschwefeln der Nester am frühen Morgen, bevor die H. ausgeflogen sind.

Hornschafschwärmer, s. Glaschwärmer.

Hornst, bei den Jastruppen zu den Spielleuten gehörig, hat die Aufgabe, auf dem Signalthorn die vorgeschriebenen Signale zu blasen, ähnlich wie der Trompeter bei den berittenen Waffen die Trompetensignale zu geben hat.

Hornjaken oder **Hornaken**, die Flawat. Bewohner der Gebirgslandschaften im nordwestl. Ungarn, welche als Kesselfüßler, Drahtstricker u. s. w. umherwandern.

Hornallee, s. unter Lotos.

Hornklaff, eine quere, von rechts nach links die Lufthand durchziehende Zusammenhangsstromung des Horns. Die Hornklaffe sind gut zu erkennen, mit Schwefelsäure zu ersticken und mit kohlensäurehaltigem Wasser auszufüllen. In die gesunde Wand unter der Hornklaff darf ein Nusskernnagel nicht eingeschlagen werden.

Hornkraut, s. *Cerastium*.

Hörnli (das), ein Nagelkubben im nördlichen, zwischen der Löh und der Thur ausgebreiteten Vorlande der Thur-Alpen (s. Alpen, 23), erhebt sich 5 km östlich von der Station Bauma der Löhthalbahn im schweiz. Kanton Zürich, dicht an der Grenze von Thurgau und St. Gallen, als bewaldete, teilweise felsige Kuppe zu 1186 m über dem Meere und wird seiner weiten Fernsicht wegen sowohl vom Toggenburg, wie vom Löhthal aus nicht selten bestiegen.

Hornmehl, s. unter Hornspäse.

Hornspäse (engl. spr. peip, Hornspäse), ein besonders in Wales gebräuchliches Holzinstrument, das wie eine Pfeife geschnitten ist, Grifflöcher und ein Horn an jedem Ende hat. Das eine Horn dient als Mundstück, das andere bildet die Mündung. Auch der nach dieser Weise (oder dem Dodelsack) mit Hut und Rod getanzte engl. Nationaltanz heißt H. (fr. Matelotte).

Hornrachen (*Eurythmidae*) bilden eine buntgezeichnete Unterfamilie der Luchsdovogel (nach Schläter und Wallace der Singdovogel), mit flachem, aber breitem, tiefspeigelnem Schnabel, mittellangen Flügeln, an denen die dritte bis fünfte Schwinge am längsten sind. Von diesen lebhaften,

insektenfressenden Vögeln kennt man neun Arten, die sich auf sechs Gattungen verteilen und nur südlich von den Abhängen des Himalaja durch Hinterindien bis Sumatra, Borneo und Java vorkommen.

Hornrothen, s. unter **Rochen**.

Hornsch., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hornschuch (s. d.).

Hornschicht (der Oberhaut), s. unter **Haut**.

Hornschuch (Christian Friedr.), Botaniker, geb. 21. Aug. 1793 zu Rodach im Herzogtum Sachsen-Coburg, gest. als ord. Professor der Naturgeschichte und Botanik in Greifswald 25. Dez. 1850, gab namentlich mit Sturm und Rees von Gießen die „Bryologia Germanica“ (2 Bde., Nürnberg 1823—31) heraus.

Hornschwämme (Coratospogias), eine Familie der Schwämme, ausgezeichnet durch ein horniges Skelett, das, und bisweilen in sehr hohem Grade, iodhaltig ist und von besonders wandernden Zellen (den sog. Spongioblasten) gebildet wird. S. sind namentlich in den tropischen Meeren sehr häufig, nach den kälteren Regionen hin werden sie seltener und seltener; die meisten leben in nur geringen Tiefen. Manche haben die Gewohnheit, durch aufgenommene Fremdkörper (Sand, Muschel-fragmente, Nadeln anderer Schwämme u. s. w.) ihre Skelettfasern zu verstärken, bis zu dem Grade oft, daß die eigentliche Hornfaser nahezu ganz verdrängt und ihre Stelle fast ausschließlich von jenen Fremdkörpern eingenommen wird. Zu dieser Gruppe gehört auch der Badeschwamm (s. d.).

Hornsilber oder **Chlor Silber** nennt man die Verbindung von Chlor mit Silber, die in der Natur als **Horners** (s. d.) vorkommt, künstlich aber sich leicht darstellen läßt, indem man eine Kochsalzlösung mit einer Auflösung von salpetersaurem Silberoxyd versetzt, wo es in unauflöslichem Zustande niederfällt. (S. unter **Silber** Verbindungen.)

Hornspalten sind Längszusammenhangsstrennungen der Hornwand des Hufeisens, sie gehen also in der Wand von oben nach unten oder umgekehrt und sind nur zu heilen, wenn die getrennten Wandteile festgesetzt werden, was einerseits durch Ausfüllen der Spalten mit künstlichem Hufhorn geschehen kann, andererseits durch Einlegen einer Agrasse, oder durch Aufschrauben eines eisernen Plättchens, so daß die Ränder der getrennten Wandteile aneinander festgehalten werden. Unerlässliche Bedingung für Heilung der S. ist, daß der kranke Huf mit einem Eisen versehen ist, das unter dem geschädigten Wandteil den Tragrand nicht berührt; der kranke Wandteil ist sorgfältig vor dem Eisen- und vor dem Druck der Klappen des Eisens zu bewahren.

Hornspäne, wegen ihres reichen Stickstoffgehalts (14—16 Proz.) gleich andern hornartigen Geweben, wie Haare, Wollabgänge, Federn u. s. w., zur Zeit ihrer Zersetzung ein sehr kräftig wirkendes Düngemittel sowohl für Kulturen des freien Landes als für Pflanzen in Töpfen. Vor dem Gebrauch sind die gröbsten Stücke durch Anwendung von Sieben von den feineren zu scheiden. Letztere treten bei ausreichender Bodenfeuchtigkeit bald in Wirksamkeit, während jene zur Zersetzung längere Zeit gebrauchen und, zu spät in den Boden gebracht, für die Pflanzen von geringem oder gar keinem Nutzen sind. Vorteilhaft ist es, die Zersetzung der letztern durch Vermischung mit Düngererde im Herbst, durch Umstechen des Hausens im

Winter und Begießen zu beschleunigen. Im Frühjahr ist die Ammoniakbildung im vollen Gange und die Erde muß sofort zur Verwendung kommen. Das jetzt im Handel befindliche **Hornmehl** (das Stößen oder Mahlen pulverisiertes Horn) ist den S. vorzuziehen; man vermischt geringe Mengen davon mit der Erde für Topfpflanzen.

Hornspitzen, s. unter **Horn** (tierisches).

Hornstein ist dichter mikroskopisch-feintragigalischer Quarz, der sich meist verb. selten in Pseudomorphosen, s. B. nach Kalkpat. und Flußpat. auch tropfsteinartig in Gefäßen, großen Röhren mit schaliger Absonderung, als besondere Lager und als Verfeinerungsmittel findet und splitterigen oder muscheligen Bruch, graue, gelbe, rote, braune, grüne Farben, sowie zuweilen gefleckte, gestreifte oder gewölkte Zeichnungen besitzt. Vor dem Lötrohr ist er unschmelzbar, auch gibt er am Stahl stark Funken. Eine Abänderung desselben ist der **Holzstein**, ein Verkieselungsmaterial von Holz, welches oft noch sehr ausgezeichnet die vegetabilische Struktur zeigt (am Kaffhäuser, Gegend von Chemnitz). Manche S. nehmen eine schöne Politur an und werden wie Achat verarbeitet.

Hornung, Monatsname, s. **Februar**.

Hornviper (Ceratostomus), eine hoch giftige Schlange aus der Familie der Ottern, von etwa 60 cm Länge, mit einem hornartigen Hautanhang oberhalb jedes Augenslids. Die S. ist im nordöstlichen Afrika häufig, war den Alten sehr wohl bekannt und wurde von den alten Ägyptern öfters dargestellt.

Hornwerk (Befestigungskunst) gehört zu äußern Werken (s. unter **Außenwerke**) und besteht aus einer bastionierten Front, an deren Facen sich unter spigen Winkeln je eine Anschlaglinie nach rückwärts ansetzt. In der ältern Befestigungsweise diente das S. häufig als Brückentopf. (S. **Festungsbau**.)

Horsdenka, Stadt in Ostgalizien, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, mit (1880) 10014 E., meist Ruthenen, liegt an weitem Bogen an einem Zuflusse des Dniester und hat lebhaften und bedeutenden Verkehr. Unter den bedeutendsten Industriezweigen ist eine Kerzen- und Seifenfabrik und eine Dampfmaschine zu nennen. In der Nähe sind Heilquellen.

Horographie oder **Horologigraphie**, Anweisung, Uhren (besonders Wasser- und Sonnen-uhren) richtig zu verfertigen und anzubringen.

Horologisch, Uhren betreffend.

Horologium (lat.), Stundenzeiger, Uhr; in der griech.-kath. Kirche ein Buch, welches die Stundengebete oder Horen enthält.

Horometer, Stundenmesser.

Horopter (griech.) oder **Sehkreis**, s. unter **Auge**, Bd. II, S. 200. [Hornf.]

Horus Apollon, soviel wie Horapollon, s. unter **Horus**.

Hornst., s. **Rattvitat**.

Hornowitz (Hofovice), Stadt im westl. Böhmen, an einem Seitenbache der Beraun und an der Linie Furth-Prag der Böhmisches Westbahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 8418 E. (geh. Zunge, welche neben den städtischen Gewerben Landwirtschaft betreiben, eine Emailgeschirrfabrik, eine Rindhölfenfabrik und eine amerik. Kunstmühle unterhalten. Das bedeutende Gutsgelände, zu welchem S. gehörte, ist jetzt Eigentum des Fürsten von Hanau. Die Stadt

rechte erwarb der Ort zu Anfang des 14. Jahrh.; die Burg aber, deren Reste erneuert und zu Wohnungen eingerichtet sind, wird schon im 13. Jahrh. als Sitz der Herren von Hozowitz bezeichnet. Das neue Schloß, 1787 vom Grafen Norbert Wrba im Bopfstile erbaut, hat ein sehr wertvolles Stiegenhaus und ausgebreitete Gartenanlagen.

Horrend (lat.), grauerregend, schrecklich. **Horreur** (frz.), Schauer, Abscheu, auch etwas Abscheuliches, Grauel; **horrible** (horribel), schauerhaft, schrecklich.

Horribile dicta (lat.), fürchtbar zu sagen. **Horribile visu** (lat.), schrecklich anzusehen.

Horribiliterbisag, Titel und Hauptperson eines dem »Miles gloriosus« des Plautus nachgebildeten Lustspiels von Andreas Gryphius; auch soviel wie großsprecherischer Rauhkeß, Dramarbas.

Horrid (lat.), farrend, rauh, struppig; graus, schauerlich; davon das Substantiv **Horribilität**.

Horrocks (Jeremiah), Astronom, geb. 1619 zu Lorteth bei Liverpool, starb bereits im Alter von 22 J. in seinem Geburtsort d. Jan. 1641. Er war der erste, welcher einen Venusvorübergang beobachtete, wenngleich die Bedeutung solcher Phänomene für die Ermittlung der Sonnenparallaxe erst beträchtlich später durch Halley hervorgehoben wurde.

Hörrohr, s. unter Hörmaschinen und Hörrohre.

Horror (lat.), Abscheu, Schauer, Entsetzen. **Horror vacui** (lat., d. i. Scheu vor der Leere), s. unter Leere.

Dorfe, s. Hengist und Horsa.

Dorset (Theodor), Genre- und Schlachtenmaler, geb. 16. März 1829 in München, bildete sich bei Anshaus, bei Albrecht und Franz Adams; sein eigentliches Studium galt jedoch der Natur. Ein durchgearbeitetes Werk war sein Bildschuß (1860), 1864 unternahm er mit Haslender und dem Baurat Leins eine Reise nach Spanien, die H. dann über Algier allein fortsetzte. Eine Frucht dieser Reise waren: die Araber in der Wüste und das Lager bei Algier. In den J. 1868–69 nahm er als russ. Soldat an dem Krieg im Kaukasus teil. Nach München zurückgekehrt, verarbeitete er die empfangenen Reiseindrücke in einer Reihe geistreicher Genrebilder, Schlachten und Volksdarstellungen. Besonders ausgezeichnet waren die Oelbilder: Gefangennehmung Schamyls und die Eroberung des Berges Gumib. Noch vorzüglicher gelangen ihm die zahlreichen Kreidezeichnungen, welche gleichzeitig in photographischer Reproduktion erschienen. D. starb 3. April 1871 in München.

Hors de combat (frz.), kampfunfähig.

Hors d'œuvre (frz.), Bei-, Nebenwerk; Nebengericht (nach der Suppe), Anbau, vorpringender Teil eines Gebäudes.

Horse-Guards heißt das dritte Regiment der brit. Garde (Household) Kavallerie, welches wegen der im Brit. Heere ungewöhnlichen (blauen) Farbe seiner Hute gewöhnlich the Blues, auch Royal Blues oder Oxford Blues genannt wird. Das Regiment wurde im Herbst 1660 errichtet und ist das älteste der bestehenden Kavallerieregimenter Großbritanniens (s. d.), ein Kürassierregiment in Stärke von 27 Offizieren, 64 Unteroffizieren und Trompetern, 843 Reitern, dessen Oberstinhaber (Colonel) Peer sein muß und bei förmlichen Gelegenheiten das Gold-bleck (Goldstab) führt, d. h. die Befehle des Königs für die Truppen entgegennimmt. Das

Regiment wird durch einen Oberstlieutenant befehligt, dem ein zweiter Oberstlieutenant und ein Stab zur Seite steht, und darf bestimmungsmäßig nicht zum Kolonialdienst herangezogen werden; doch hat eine Schwadron 1882 unter Lord Wolseley am ägypt. Feldzuge teilgenommen. Die Uniform besteht aus blauem Rod, Weinleib und Mantel, Metallhelm, Keilstiefel, Stulphandschuhen (zur Gala weicheberne Beinleiber und hohe Stiefel), die Bewaffnung aus dem Säbel in Stahlweide nebst dem Henry-Martini-Karabiner; der Kürass ist aus Stahl gefertigt. Das Regiment zeichnete sich 1815 in der Schlacht bei Waterloo hervorragend aus. H. nennt man gemeinlich auch das Oberkommando des brit. Heeres, da bis zur Reorganisation des brit. Kriegsministeriums die Bureau des Oberbefehlshabers in unmittelbarer Nähe des vordeschriebenen Regiments untergebracht waren.

Hörsel, der stärkste Zufluß der Werra, in Thüringen, entspringt als kleine Leina über Finsterbergen, empfängt aus dem Grunde von Friedrichroda das Schilfwasser, heißt vom Dorfe Leina an Leina und nimmt bei dem gotthaischen Pfarddorf Hörselgau, wo das aus dem Thale von Reinhardtsbrunn herkommende Badewasser zufließt, den Namen H. an. Die H. begleitet in einem reizenden Thale den nordwestl. Abhang des Thüringerwaldes und empfängt aus demselben unter andern die Saucha, Emse, den Erbstrom mit dem Thawasser und unterhalb Eisenach die gleichstarke Nesse, mit welcher sich der Leinakanal vorher vereinigt. Hörselberge heißt ein 406 m hoher Höhenzug laßler schroffer Muschelkalkberge, welcher sich östlich von Eisenach nach dem Herzogtum Gotha, und zwar bis zum Dorfe Sättelstedt an der H. wie eine lange Mauer hinzieht. Der Große Hörselberg, 467 m hoch, am rechten Ufer der H. aufsteigend, ein ausgezeichnete Punkt dieseszugs, dringt sich gegen N. sanft ab, gegen S. ist er aber in schroffen, abenteuerlichen Formen abgetanzt. Sein Gipfel, gerade dem Jäselberge und dem Thale der Emse nördlich gegenüber, gewährt einen schönen Blick auf den Thüringerwald. Der original geformte, dazu laßle, öde Berg ist zugleich auch ein Sagenmittelpunkt. Aus einer Kalkspalte, dem Hörselloch, wollte der Volksglaube wimmernde Stimmen aus dem Fegfeuer vernehmen. Andere vernahmen Verderbten und Wädchengelicher, und man hielt deshalb das Innere des Bergs für die Residenz der Frau Venus, der bestridenden Häubin des Mittelalters. (S. Venusberg.) Vom Hörselberge beginnt auch die Wilde Jagd (s. d.), die im Schwarzwald wiederkehrt, und in ihm verschwand Tannhäuser (s. d.). Am 26. Okt. 1413 fand am Hörselberge ein Gefecht zwischen den Preußen und Franzosen statt, worauf General York Eisenach belegte.

Dorsens, Stadt im dän. Amte Harknæs, auf der Ostküste Jütlands, am Horiensfjord und an der Linie Bamsrup-Frederikshaven der Dänischen Staatsbahnen, zählt (1880) 12651 E., welche Webereien, Eisengießereien und Maschinenwerkstätten, Schiffswerke, Holzwarenfabriken und Stalkbrennereien unterhalten. Nicht an der Stadt liegt eins der größten dän. Strafgefängnisse.

Horsf., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Horsfield (Thomas), geb. um 1773; er lebte lange Zeit in Java, veröffentlichte, 1817 nach England zurückgekehrt: »Zoological researches in Java and the neighbouring islands« (1821–24)

und «*Plantae Javanicae rariores*» (1838—52), und starb 1859.

Horsford (Ebenzer Norton), ameril. Chemiker, geb. 27. Juli 1818 zu Roscom im Staate Newyork, studierte seit 1844 in Gießen, wo ihm durch Liebig das Interesse für agrikulturchem. und physiologische chem. Gegenstände erweckt wurde. Nach Amerika zurückgekehrt, erhielt er 1846 die Professur für Chemie an der Harvard-Universität zu Cambridge bei Boston. Von seinen für Liebig's «*Annalen*» gelieferten Arbeiten sind zu nennen: «Über den Wert verschiedener vegetabilischer Nahrungsmittel, hergestellt aus ihrem Stickstoffgehalt» (1846), «Analyse der Asche von *Trifolium pratense*» (1846), «Über den Ammoniakgehalt der Gletscher» (1846), «Über den Ammoniakgehalt der Atmosphäre» (1850). Im J. 1856 erfand er das aus saurem phosphorsaurem Kalk und doppelkohlensaurem Natron bereitete Pulpulver (f. b.). H. begründete einen neuen Industriezweig, die Kondensation der Milch; während des Sezessionskriegs erwarb er sich große Verdienste durch die Verproviantierung der Union-armee, basirt auf wissenschaftlicher Grundlage.

Horsham, Stadt in der engl. Grafschaft Sussex, 32 km im NW. von Lemes, bei den Quellen des Arun, an der Eisenbahn Lambidge-Well-Betersfield, mit (1881) 9562 A., welche Handel mit Getreide und Geflügel treiben.

Horsky (Jrany, Ritter von Horskysech), Landwirt, geb. 29. Sept. 1801 zu Bilin, besuchte das landwirtschaftliche Institut in Arman und fand von 1821 bis 1865 in verschiedenen Stellungen, zuletzt in derjenigen eines Wirtschaftsdirektors, im Dienste des Fürsten Joh. Adolf Schwarzenberg. Im J. 1860 pachtete er Schloß und Meierci Rühlhausen und kaufte 1862 die Herrschaft Kolín, 1868 das Gut Welmischloß und 1871 das Gut Soar. Während dieser Zeit wirkte H., abgesehen davon, daß er Kolín zu einer Musterwirtschaft gestaltete, namentlich in hohem Maße verdienstvoll als Reorganisator der bäuerlichen Wirtschaften, zu welchem Zwecke er auch seine «*Feldpredigten*» hielt. Zu erwähnen ist auch seine vielfach besorgte Methode der Düngerbehandlung, welche darin besteht, daß der Dünger mehrere Monate im Stalle unter den Tieren liegen bleibt, wodurch eine ausgezeichnete Konfektionierung desselben bewirkt wird und Jauchegrube sowie Düngestäute überflüssig sind. H. starb 6. April 1877 in Kolín. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Die Fruchtwechselwirtschaft» (1845), «Die vervollkommnete Drillkultur der Feldfrüchte» (Prag 1861), «Landwirtschaftliche Feldpredigten» (1.—6. Heft, Prag 1863—66), «Mein Streben, Wirken, meine Resultate nebst praktischen Rat schlägen» (Prag 1874).

Horsley (John Callcott), engl. Maler, geb. zu Brompton 29. Jan. 1817, ein Schüler der Londoner Akademie, betrat anfangs den Weg der religiösen und Historienmalerei, wendete sich dann aber dem Genre. Im engl. Overhaus gibt ein Bild der Religion Zeugnis von seinem damaligen, noch ziemlich unsichern Streben, aber auch als Genre-maler hat er manches hervorgebracht, das mehr durch Komposition und Farbenreiz, als durch tiefen Gehalt Beifall errang. Einiges besitzt das South Kensington-Museum sowie die Nationalgalerie, so der Virtuos und der Canarienvogel, der Stolz des Dorfs, der verlorene Sohn.

Horsman (Gowar), engl. Politiker, geb. 1807 in Stirling, besuchte die Schule in Rugby, trat

1832 in den Schott. Abolatenstand, wurde 1836 als liberaler Kandidat für Eodermouth, 1863 für Stroud ins Unterhaus gewählt, bekleidete 1841 in Lord Melbourne's Ministerium auf kurze Zeit den Posten eines jüngeren Lords der Schatzkammer, und von 1855 bis 1857 in Palmerston's erstem Ministerium das Oberstaatssekretariat für Irland. Später machte er Opposition gegen die Reformbill des Ministeriums Russell-Gladstone (1866), gegen welche H. in Gemeinschaft mit Lowe die Fratrum der Abulanten bildete, deren Abfall besonders zur Niederlage der Bill beitrug. Er starb 30. Nov. 1876.

Hors, eigentlich soviel wie Strauchwerk, das aus Reisern gebaute Nest der Raubvögel.

Horst (Jul. Jos. Joachim Ludw., Freiherr von, k. k. Generalmajor und Minister, geb. zu Hermannstadt in Siebenbürgen 12. April 1830, im 1844 als Kadett in die k. k. Armee und wurde 1846 Offizier. Nach dem Deutschen Kriege von 1866 legte H. in einer Denkschrift ausführlich die Notwendigkeit dar, die Wehrkraft Österreichs durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und des preuß. Landwehrsystems mit den durch die besondern Verhältnisse des Kaiserthums gebotenen Abänderungen zu erhöhen, und wurde im Herbst 1866 in die Organisationskommission nach Wien, später auch in der Marschallrat berufen. Der im J. 1868 zum Reichskriegsminister ernannte Freiherr von Rube beauftragte H. mit der Ausarbeitung und später auch mit der parlamentarischen Vertretung der auf die Heeresorganisation bezüglichen Gegenstände. Nach dem Sturze des Ministeriums Graf Döberl wurde H. am 25. Nov. 1871 zum Obersten in der Landwehr befördert und mit der Leitung des Ministeriums für die Landesverteidigung der im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder betraut; im März 1872 erfolgte seine Ernennung zum Minister, 1873 zum Wirkl. Geheimrat, 1877 seine Erhebung in den Freiherrenstand und 1878 die Beförderung zum Generalmajor. Als 1879 Graf Taaffe die Leitung des Ministeriums übernahm, ließ H. Minister für die Landesverteidigung, zunächst mit der Aufgabe, die zehnjährige Verlängerung der Wehrgesetzes durchzuführen, was ihm auch nach einem außerordentlich heftigen parlamentarischen Kampfe gelang. Am 25. Juni 1880 legte H. sein Amt nieder und verzichtete gleichzeitig auf sein Mandat im Reichsrath, dem er seit 1873 angehört hatte. Seitdem lebt H. zu Graz in Steiermark.

Horst (Ulrich Angelbert, Freiherr von der), schleswig-holst. General, geb. 16. Nov. 1798, trat jung in die preuß. Armee ein, nahm unter York 1812 an dem russ. Feldzuge teil, trat 1813 in die holländ. Deutsche Legion, aus welcher er nach dem ersten Wiener Frieden 1814 wieder in preuß. Dienste übernommen wurde und im holländischen Heere 1815 bei Waeg mit Auszeichnung kämpfte. Im J. 1846 war H. bei der Unterdrückung des poln. Aufstandes in Warschau thätig, schied 1847 aus dem aktiven Dienste und trat 1850 als Generalmajor in das schleswig-holst. Heer. H. befehligte zunächst das Jägerkorps, später die 3. Infanteriebrigade, welche er 25. Juli in der Schlacht bei Jsdorf mit Auszeichnung führte, ohne jedoch das Schicksal des Tags wenden zu können. Die Statthaltertschaft übertrug H. 8. Dez. 1850 an Stelle Willisen's den Oberbefehl über das schleswig-holst. Heer; doch waren die Verhältnisse bereits so ungünstig, daß militärische Erfolge von Bedeutung nicht mehr zu erreichen

waren. Als das Heer der Herzogtümer 1861 aufgelöst wurde, zog sich H. nach Hamburg zurück. Er starb zu Charlottenburg bei Berlin 9. Mai 1867.

Horstgraben, kleiner Hauptkanal oder Frieseder Kanal, s. unter Hauptgraben.

Horstmar, Stadt in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Münster, Kreis Steinfurt, 8 km von Bielefeld, am südöstl. Fuße der Schöppinger Berge, Station der Linie Oberhausen-Quadenbrück der Preussischen Staatsbahnen, mit (1880) 1088 meist luth. G., hat zwei luth. Kirchen und treibt starke Baumwollweberei. H. ist Besitztum des Fürsten und Rheingrafen zu Salm-Horstmar.

Hort, bei Pflanzennamen, speziell bei Varietäten, Abkürzung für hortorum (= der Gärten) oder hortulanorum (= der Gärtner), deutet an, daß der Name der Pflanze oder der betreffenden Varietät in den Gärten entstanden, von den Gärtnern festgestellt ist. [Jafel Jafel (f. d.).]

Horta, Hauptort der zu den Horen gehörigen **Hortatio** (lat., oder hortatorisch), ermahnend, ermunternd.

Horten, Hafenstadt im norweg. Amt Jarlsberg, Laurvig, am Westufer des Kristianfjords, durch Zweigbahn nach Slopum mit der Bahlinie Drammen-Stien verbunden, seit 1818 Hauptetablisement der norweg. Marine mit Werften, Docks, mechan. Werkstätten, technischen und militärischen Schulen, einem Observatorium, Magazinen, einem Krankenhaus, einem nautischen Museum und einer Bibliothek; das Ganze wird durch Befestigungen, Carl-Johannsd. vörn, auf dem Festlande sowie auf den Inseln geschützt. Die Umgegend gehört zu den armutigen und fruchtbaren im ganzen Norwegen. Der Platz treibt nicht unbedeutenden Handel, sowie auch Schifffahrt und zählt (1876) 5303 G.

Hortense (Eugenie Beauharnais), die Gemahlin Ludwig Bonapartes (f. d. Bd. III, S. 306).

Hortensie (*Hydrangea hortensis*), Pflanze aus der Familie der Saxifrageen, in ihr zusammenfassend Boden und Klima eine der schönsten Stierpflanzen, ein Halbstrauch, welcher dichte Büsche von 1 bis 1½ m Durchmesser und fast gleicher Höhe bildet, im andern Falle aber kaum die Hälfte dieser Dimensionen erreicht. Die Stammform, welche lange nach Einführung dieser chines. Kulturform durch Siebold nach Europa gebracht und H. japonica genannt wurde, hat neben mehreren unfruchtbaren auch fruchtbare, viel kleinere weißliche, zweibis dreigriffige Blüten. Die H. trägt in mächtigen kugelförmigen Scheindolden lauter große unfruchtbare rosarote Blumen. Sie wurde 1788 durch Commerson nach Europa gebracht und einer pariser Dame, Hortense Lepoau, zu Ehren benannt. In Frankreich machte man bald die Entdeckung, daß die Blumen in manchen Gärten sich bläulich färbten namentlich in derjenigen Heide- und Moorerde, welche Eisenox. (Sumpferz) enthält, und lernte diese Färbung auch künstlich hervorrufen. In Deutschland wird die H., da sie den Winter im Freien nicht erträgt, in großen Töpfen oder in Kübeln kultiviert, im Kaltbause durchwintert und im Sommer im Freien aufgestellt, und erreicht zwar selten die angegebenen Dimensionen, bildet aber mit ihren großen, zahlreichen, immergrünen, bei einer Varietät weißbunten Blättern und zahlreichen großen Asterdolden frisch rosaroter Blumen eine wertvolle Gartengierde.

Hortenius (Quintus) brachte als Diktator 286 v. Chr. nach einem Volksaufstand das Gesetz durch, daß die Geschäfte der Plebs für das ganze Volk verbindlich sein sollten.

Hortenius (Quintus H. Hortalus), berühmter röm. Redner, älterer Zeitgenosse des Cicero, begann bereits in seinem 19. Lebensjahre die rednerische Laufbahn und wurde 70 v. Chr. zum Consul ernannt. H. galt für den ersten Redner seiner Zeit, bis ihn Cicero überholte. Er hatte den blühenden und brillanten, zierlichen und weichen, asiatischen Stil und eine diesem entsprechende Vortragweise sich angeeignet, während Cicero im Anschluß an die rhodischen Meister zu einem strengeren und reinern Stil zurückkehrte. H. hat wenigstens einen Teil seiner Reden herausgegeben, sie sind aber ebenso wenig erhalten als seine Schrift über Fragen aus dem Gebiet der Vereblichkeit, seine Annalen und erotischen Gedichte. Er starb 60 v. Chr. Auch seine Tochter Hortensia wird von den Alten als Beispiel weiblicher Vereblichkeit gepriesen.

Hortieren (lat.), ermahnen.

Hortikultur (neulat.), Gärtnerei, Gartenkunst.

Hortis (Atrilio), ital. Philolog und Literaturhistoriker, geb. 1860 zu Triest, besuchte das dortige Gymnasium, studierte hierauf zu Padua Philologie und Rechtswissenschaft, und ist seit 1873 Stadtbibliothekar zu Triest, wo er die gelehrte Zeitschrift „Archeografo Triestino“ herausgibt. Sein Hauptwerk sind die „Studi sopra le opere latine di Giovanni Boccaccio“ (Triest 1879).

Hortolog (lat.-arch.), ein Gartenkundler; Hortologie, Gartenkunde.

Hortus clopus (lat.), „tradenen Garten“, soviel wie Herbarium.

Horul, eigentlich Krubsch, bekannter unter dem Beinamen Barbarossa, der erste türk. Herrscher in Algier, geb. um 1473 auf der Insel Melinas oder Lesbos, war der Sohn eines zum Islam übergetretenen Rumelioten. H. kämpfte zur Seite seines Vaters frühzeitig gegen die Christen mit und erwarb sich bald den Ruf eines kühnen Seemanns. Nachdem er erst ägypt., dann türk. Schiffe befehligte, trat er mit seinem Bruder Aheir-eddin in die Dienste des Sultans von Tunis und machte sich durch glückliche und tollkühne Unternehmungen bald zum Schrecken des Mittelmeers. Im Besitz eines ansehnlichen eigenen Geschwaders, bestürmte er 1512 Bugie und eroberte 1514 Dschirjelli. Im J. 1515 vom Scheich Selim Gutemi, dem damaligen Herrscher von Algier, gegen die Spanier zu Hilfe gerufen, erschien H. bald darauf vor der Stadt und verjagte die span. Flotte, ließ aber zugleich auch den Gutemi erdrosseln und sich selbst zum Herrscher Algiers ausrufen. Er unterwarf sich hierauf die benachbarten Landschaften und teilte das neubegründete Reich mit seinem Bruder Aheir-eddin, der den Westen mit der Residenz Tiedes erhielt, während H. selbst den Osten mit dem Hauptort Algier behielt. Nach wiederholten Kämpfen teils mit den vertriebenen Hauptlingen des Landes, teils mit den Spaniern, fiel H. 1518 in einem Treffen bei Tlemcen. In der Herrschaft über Algier folgte ihm nun sein Bruder Aheir-eddin (Gair-eddin), von den Abendländern ebenfalls Barbarossa zubenannt. Derselbe stellte sich 1519 unter die Oberherrlichkeit des Sultans der Osmanen und erweiterte bald darauf seine Herrschaft durch die Unterwerfung von Tunis. Seine Piratenzüge gegen die Christenheit überhäu-

gen nun alles Maß, sodaß endlich Kaiser Karl V. eine Expedition gegen ihn beschloß. Am 18. Juli 1535 landete Karl V. mit 500 Schiffen und 30000 Mann Landtruppen an der Küste von Tunis, eroberte bereits 25. Juli das hartnäckig verteidigte Goletta, wobei er die feindliche Flotte von 86 Fahrzeugen erbeutete, und brach dann gegen Tunis selbst auf. Rheir-eddin rühte dem Kaiser entgegen, wurde aber geschlagen und mußte sich nach Bona zurückziehen. Karl V. gab nun Tunis dem vertriebenen Fürsten zurück. Rheir-eddin, obgleich auf Algier beschränkt, setzte jedoch unter dem Namen eines türk. Admirals seine Kriege- und Raubzüge fort. Er ließ die Einwohner von Mahon auf Minorca hinweg, schlug im Golf von Arta selbst Andrea Doria, eroberte 1539 nach harter Belagerung Castelnovo an der balmat. Küste, vernichtete 1540 eine christl. Flotte bei Candia, zog 1542 mit einer starken Seemacht König Franz I. zu Hilfe und wirkte bei der Einnahme Nizyas mit. Er starb 1547 in Konstantinopel. [Totumfeldene (f. d.).]

Horungtind, Gipfel des norweg. Gebirges

Horus, Name eines ägypt. Gottes, der hieroglyphisch Hor lautete. S. wird schon von Herobot mit dem griech. Apollo identifiziert, daher auch der griech. Doppelname Horapollis. Sein Symbol war der Edelstall oder Sperber, daher der Gott häufig unter seinem Bilde oder doch mit Sperberkopf dargestellt, auch sein Name mit diesem Vogel geschrieben wurde. Nach dem ägypt. Mythos gab es einen doppelten S., erstens den Har-uor, d. i. Horus des ältern, grch. Haroeris genannt, den zweiten Sohn des Seb (Kronos) und der Nut (Rhea) und Bruder des Osiris, und zweitens S. den jüngern, als Kind Harpokrates genannt, den Sohn des Osiris und der Isis. In beiden Formen, die überhaupt ursprünglich nicht gesondert waren, galt S. meistens als ein Symbol der Sonne, namentlich der aufgehenden Tagessonne. Nach einer spätern Auffassung sollte der jüngere S. von seinen Ältern schon erzeugt worden sein, als sie noch im Mutterleibe waren. Als Osiris, welcher nach dem Mythos früher selbst als oberweltlicher Sonnengott regierte, von seinem Bruder Set (Typhon) getödtet und der Herrschaft beraubt worden war, wurde er durch S. gerächt, welcher den Set besiegte und sich nun an dessen Stelle der iberidischen Herrschaft bemächtigte, während Osiris fortan als oberster Richter die untere Welt beherrschte. S. galt daher auch vorzugsweise als Vorbild für die ägypt. Könige. Er beschloß den Kreis der obersten Götter, welcher als die erste der drei Götterdynastien aufgeführt wird, und regierte nach dem cyllischen System der Priester 300 Jahre über Ägypten.

Horvát (spr. Hor-waht, Andr.), ungar. Dichter, geb. 25. Nov. 1778 in Pálmánd im Raaber Komitat, studierte in Raab und Preßburg, trat 1797 in den geistlichen Stand und wirkte als kath. Pfarrer seit 1806 in Zeth, seit 1829 in Pálmánd, wo er 7. März 1839 starb. S. ist der Begründer des modern-klassischen ungar. Epos, dessen Sprache, Stil und Form (Herameter) er geschaffen hat. Seine Hauptwerke sind: »Zircs emlékezete« (»Erinnerung an Zircz, histor. Dichtung, Ofen 1814«), »Árpád«, Epos in 12 Gesängen (Pest 1831), »Kleinere Gedichte« (Pest 1831). S. war seit 1830 Mitglied der Akademie.

Horvát (Egriß), ungar. Philosoph, geb. 17. Okt. 1804 in Rezsémét, trat 1820 in den Marienorden und wirkte seit 1828 als Gymnasiallehrer in ver-

schiedenen Städten, seit 1830 als Professor der Philosophie in Szegedin, seit 1844 als Director des Lyceums daselbst, seit 1849 als Director des Gymnasiums in Pest, seit 1861 als Professor der Philosophie an der Universität Budapest. S. ist seit 1834 Mitglied der Akademie. In die Litteratur trat er mit fünf fünfseitigen Trauerspielen: »Tirás« (1834), »Ruthen« (1836), »Jolantib« (1839), »Die Rivalen« (1850), »Rupa« (1853), und mehreren Oden ein, die alle von beachtenswerter poetischer Begabung zeugen. Seine philos. Abhandlungen sind meist histor.-kritischen Inhalts oder Bruchstücke seiner noch nicht abgeschlossenen Systems (Kontraktismus), in welchem er eine Versöhnung und höhere Vereinigung der entgegengesetzten philos. Richtungen anstrebt. Auch gab er die Schriften des alten ungar. Philosophen Joh. Eszri von Árpáza (Budapest 1869) mit wertvoller Einleitung heraus.

Horváth (Balthasar), ungar. Justizminister, geb. 1. Jan. 1822 zu Steinamanger in Ungarn, machte seine Studien in Odenburg und Raab und erhielt schon mit 21 Jahren das Advokatendiplom. Er trat dann in die Dienste seiner Vaterstadt, wurde 1848 Mitglied des Reichstags und nach Beendigung der Revolution gefangen gesetzt. Aber schon 1850 befand er sich auf freiem Fuße und wurde bald einer der gesuchtesten Advokaten des Landes; seit 1856 wirkte er als herrschaftlicher Anwalt der fürstl. Batthyányischen Güter. Nach dem Oktoberdiplom (1860) nahm er an den Beratungen zur prelois. schen Justizreform lebhaften Anteil und trat Franz Deák näher, zu dessen Partei er auch im Reichstage gehörte. Im J. 1863 zum Rechtskonsulenten der ungarischen Völkertreue gewählt, verlegte er seinen Wohnsitz nach Pest. Als 1867 das neue ungar. Ministerium gebildet wurde, übernahm S. das Justizportefeuille, das er bis 1871 behielt. S. vertrat entschieden das fortschrittliche Prinzip in der Rechtswissenschaft und kam dadurch auch mit dem Grafen Jul. Andrássy in Konflikt. Seit seinem Austritt aus dem Ministerium beschäftigt er sich vorwiegend mit der Advokatur. S. ist auch ein gewandter juridischer Schriftsteller und ein glänzender Redner.

Horváth (Michael), ungar. Geschichtsschreiber und Politiker, geb. 20. Okt. 1809 zu Szentes im Komitat Ssongrad, besuchte das Gymnasium zu Szegedin und widmete sich seit 1825 auf dem geistlichen Seminar zu Waigen theol. und philos. Studien. Nachdem er 1830 die Priesterweihe erlangt, war er 10 Jahre hindurch an verschiedenen Orten in der Seelsorge sowie als Erzähler thätig. Er erhielt 1844 die Professur der ungar. Sprache und Litteratur am Lherseum zu Wien und folgte 1847 einem Rufe als Propst und Pfarrer nach Batvan, wurde 1848 zum Bischof von Ecsád ernannt und dadurch auch Mitglied des Oberhauses und erhielt nach der Unabhängigkeitserklärung vom 14. April 1849 das Portefeuille des Kultus und des öffentlichen Unterrichts. Nach Niederwerfung der Revolution gelang es ihm, nach dem Auslande zu entkommen. Er lebte seitdem teils in Paris und Brüssel, teils in der Schweiz und Italien. Im J. 1866 erhielt er die Erlaubnis, nach Ungarn zurückzukehren und wurde wiederholt von der Stadt Szegedin, und nach Deák's Tode auch von der Innerstadt Budapest zum Abgeordneten in den Reichstag gewählt, wo er sich zur gemäßigten Deák-Partei hielt. S. starb 19. Aug. 1878 in Karlsbad.

Seine literarischen Produktionen begann H. mit zwei von der Ungarischen Akademie gekrönten Preisschriften, von denen die erste eine Parallele zwischen dem Kulturzustande der Magyaren bei ihrer Einwanderung und dem der übrigen europ. Völker zieht, die zweite eine Geschichte des Handels und der Industrie in Ungarn unter den Arabischen Königen gibt. Die Aufgabe der letztern Schrift führte er einige Zeit darauf in dem ebenfalls mit dem großen Preis ausgezeichneten Werke „Az ipar és kereskedelem története Magyarországon az utolsó három század alatt“ (Geschichte des Handels und der Industrie in Ungarn während der letzten drei Jahrhunderte, Ofen 1840) weiter aus. H.'s bedeutendste Arbeiten sind jedoch „A Magyarok története“ (Geschichte der Ungarn, 4 Bde., Bapa 1842—46; deutsch, 2 Bde., Pest 1861—65; neue Aufl. 1861), die „Monumenta Hungariae historica“ (4 Bde., Pest 1867 fg.), sowie eine eingehende Geschichte von Ungarn (6 Bde., Pest 1869—68; neue Aufl., 8 Bde., Pest 1871—73). Hierzu kamen noch „Huszadik és Magyarországi történelmi évkönyv“ (Hundertjähriges Jahr aus der Geschichte Ungarns), 2 Bde., Genf 1863; neue Aufl., 3 Bde., Pest 1868; deutsch, 3 Bde., Genf 1866) und „Magyarország függetlenségéig harczának története 1848 és 1849-ben“ (Geschichte des Unabhängigkeitskriegs in Ungarn 1848 und 1849), 3 Bde., Genf 1865; neue Aufl., 8 Bde., Pest 1871—73). Seine kleinern Werke erschienen gesammelt in vier Bänden (Pest 1868). H.'s letzte Arbeit war „A kereszténység első százada Magyarországon“ (Geschichte der Einführung des Christentums in Ungarn, Budapest 1878). H. war Präsident der zweiten (philos.-staatswissenschaftlichen und historischen) Section der Akademie, der Historischen Gesellschaft und des Landesunterrichtsrats.

Horváth (Stephan), ungar. Historiker, geb. 8. Mai 1784, gest. 13. Juni 1848 als Direktor der National-Museumsbibliothek zu Pest. Seine literarischen Arbeiten zeugen von ungemeinem Fleiß, leiden aber an Systemlosigkeit und an Mangel strenger Wissenschaftlichkeit. Seine Hauptwerke sind: „Kajcsolatok a magyar nemzet legreggibb történetéből“ (Stüben aus der ältesten Geschichte der Magyaren, Pest 1825); „A Deutschok, Mózes és Laciás“ (Die Deutschen von Moses bis Laciás, Pest 1831), „Magyarország gyökereinek története“ (Über die altungar. Stammgeschlechter, Pest 1820).

Horvath (Georg), serb. Heerführer, geb. 29. Jan. 1835 zu Slobodniza in der Militärgrenze, widmete sich dem Militärdienste. Im ital. Feldzug 1869 avancierte er zum Oberlieutenant, trat 1862 in serb. Dienste, wurde 1872 Major und 1876 kurz vor dem Ausbruch des Kriegs mit den Türken Oberlieutenant. Am 28. Aug. 1876 kam er dem General Ischernajew, den die Türken bei Klesinaz hart bedrängten, zu Hilfe, und durch seinen Klauenangriff entschied er die Schlacht zum Vorteil der Serben, wofür er zum Obersten ernannt wurde. Auch in dem zweiten Kriege 1877—78 hat sich H. als Kommandant vortrefflich bewährt. Im J. 1880 ward er zum außerordentlichen Gesandten am Hofe zu Petersburg ernannt.

Hosea, ein hebr. Prophet, war der Sohn eines gewissen Beer, wahrscheinlich aus dem Reiche Israel. Er soll unter den jüd. Königen Usia, Joatham, Ahas und Hiskia (h. h. mindestens 60 Jahre)

und unter dem Israel. Jerobeam II., genauer in der letzten Regierungszeit Jerobeams II. und unter dessen nächsten Nachfolgern bis Menahem, also in der ersten Hälfte des 8. Jahrh. v. Chr., geweissagt haben. Das Buch seiner Weissagung steht im Kanon des Alten Testaments an der Spitze der sog. zwölf Kleinen Propheten. H. eifert gegen die innere Verberbnis des Reichs Ephraim und dessen Hinneigung zu Bündnissen mit Assyrien. Seine Darstellung ist anfangs symbolisch-prophaisch; aber fortgerissen von seinem warmen Herzen, erhebt er sich bald zu einer rhythmischen, bilderreichen, obwohl abgebrochenen und ziemlich schwerfälligen Schreibart. — H. hieß auch der letzte König in Israel, der mit dem besten Teile seiner Unterthanen von dem Assyrer Salmanassar ins Gefangen geführt wurde (722 nach gewöhnlicher Zeitrechnung).

Hosemann (Andr.), s. Ossianber.

Hosemann (Theob.), namhafter Genre-maler und Zeichner, geb. 24. Sept. 1807 in Brandenburg, kam mit seinen Eltern frühzeitig nach Düsseldorf, wo er als Zeichner in die Anstalt von Arnz u. Windelmann eintrat. Unter der Leitung von Cornelius begann dann H. ein geregelteres Studium, welches er unter Schadow fortsetzte. Dann schloß er sich der nach Berlin überfiedelnden lithographischen Anstalt von Windelmann an. Im Umgange mit Meyerheim, Althoff u. a. machte er auch sehr die ersten Versuche in der Ölmalerei. Es entstanden die lustigen Bilder: die angeheulerten Rusikanten, das Hundefuhrwerk u. s. w. Als er sich später von Windelmann trennte, wurde er ein allgemein beliebter Lehrer, und seine Aquarelle und kleinen Ölbilder zeigten die besten Kunst. Sein Hauptbild sind die politisierenden Arbeiter. Seine Ölbilder stellen das berliner Philistertum in humoristischer Auffassung dar. Ungemein zahlreich sind seine Illustrationen. Außer sämtlichen Windelmannschen Kinderbüchern illustrierte er G. L. A. Hoffmanns Werke, den „Renommisten“ von Zacharia, den „Ranchhaußen“, die Schriften von Jeremiaß Gotthelf, die „Geheimnisse von Paris“, Glasbrenners Schriften, viele Kalender, den „Neuen Kinderfreund“ u. s. w. Im J. 1837 wurde er zum Professor und 1860 zum Mitglied der Akademie der Künste ernannt. H. starb zu Berlin 15. Okt. 1875.

Hosen waren schon ein Kleidungsstück der Babylonier, bei denen sie Hüfte, Schenkel und Füße zugleich bedeckten, während bei den Römern in späterer Zeit eine Art Bludersosen nebst hohen Stulphülsen sich findet. Die Phryger trugen trilobartige oder in leichte Falten gelegte H. Auch die Parther, Sarmaten und Sthenen bekleideten sich mit H. Bei den Galliern hießen sie den Römern so sehr auf, daß sie einen Teil Galliens Gallia braccata, d. i. das behuschte Gallien, nannten. Im Kriege mit denselben und mit den Parthern bekannt geworden, fanden die H. in Rom doch erst unter den jüngern röm. Kaisern allmählich Aufnahme. Von hier aus nahmen sie dann auch die Germanen an, und zwar wird vom König der Longobarden Adelswald erzählt, daß er sie zuerst getragen habe. Im Mittelalter gehörten diese langen H., bald eng, bald weit, zu den gewöhnlichen Kleidungsstücken. Erst im 16. Jahrh. fing man an, die langen H. in zwei Stücke zu teilen, indem man davon die Strümpfe trennte. Bei den Franzosen, die nun die Mode angaben, wurden sie unter Franz I. so kurz getragen, daß sie noch nicht das Knie erreichten. Unter

Heinrich IV. und Ludwig XIII. wurden sie zu beiden Seiten von außen zugeknöpft und unter dem Knie mit Schleifen zugebunden. Erst unter Ludwig XIV. erhielten sie die Form, die dann die gewöhnliche blieb, bis sie gegen Ende des 18. Jahrh. durch die sog. Pantalons verdrängt wurde. Gegen die Bluderhosen, die im 15. Jahrh. aufkamen, und zu denen Reiche oft mehrere hundert Ellen Zeug verwendeten, während minder Begüterte ihre engern H. ungehörlich ausklopfen, eiferten besonders Pfänder in seinem «Hoffartsteufel» und Musculus im «Hosenteufel».

Hosenbandorden (Order of the Garter), der angesehenste engl. Orden, wurde von König Eduard III. gestiftet. Seine Entstehungsgeschichte ist dunkel. Einst, erzählt man, war Eduard mit seiner Geliebten, der Gräfin Salisbury, auf einem Ball, wo dieselbe beim Tanze ihr linkes blaues Strumpfband verlor. Der König wollte es schnell aufheben, ergriff aber dabei das Kleid der Gräfin, die er so dem Spotte der Anwesenden aussetzte. Um denselben zu beschwichtigen, rief er aus: «Honni soit qui mal y pense!» («Schande dem, der schlecht davon denkt!»), und schwor, das Band zu solchen Ehren zu bringen, daß selbst die Spötter danach geizen würden. Daraus soll Eduard den Hosen- oder vielmehr Kniebandorden gestiftet haben. Nach einer andern Erzählung trat der Orden 1346 nach dem Siege Eduards III. bei Crécy, wo ein blaues Band auf einer Lanze das Zeichen zur Schlacht und der Ritter Georg das Lösungswort gewesen war, ins Leben. Dem Registern des Ordens zufolge wurde derselbe aber 19. Jan. 1350 zur Ehre Gottes, der Heiligen Jungfrau und des Märtyrers Georg gestiftet. Nur regierende Fürsten und Eingeborene von hohem Adel können in den Orden aufgenommen werden. Die Zahl der Mitglieder mit Einschluß des Königs ist nach dem 28. Juni 1831 bestätigten Statut 26; doch sind die Prinzen des Hauses und die auswärtigen Mitglieder dabei nicht inbegriffen. Am 23. April wird jährlich in der Kapelle zu Windsor ein Ordenskapitel gehalten. Außer den eigentlichen Rittern ernannt der König noch 26 andere sog. arme Ritter, die gewöhnlich alte Hofdiener sind und die Pflicht haben, gegen eine jährliche Pension von 800 Pfd. St. für die andern Ritter zu beten. Die Aufnahme neuer Ritter geschieht unter großem Pomp. Fremden Fürsten, wenn sie bei ihrer Aufnahme nicht anwesend sind, werden die Ordenszeichen durch den Wappenkönig überbracht. Die Decoration besteht aus einem dunkelblausammetnen Bande, das mittels einer goldenen Schnalle unter dem linken Knie befestigt wird und das Motto trägt: «Honni soit qui mal y pense.» Ein anderes, gleichfarbiges breites Band wird von der linken Schulter nach der rechten Hüfte getragen; an demselben hängt die Figur des Ritters Georg, mit dem Drachen kämpfend, in Gold und mit Brillanten verziert. Auf der linken Brust tragen die Ritter einen achtspeichigen silbernen Stern, der das rote Kreuz Georgs und das Knieband mit dem Motto enthält. Die Ordenskleidung besteht aus einem roten Rock mit weißem Futter und weißem Unterzeuge, rotseidnem, mit Gold verziertem Mantel, schwarzem Barett mit weißer Feder und einer goldenen Kette.

Hosanna (hebr., «Gib doch Heil»), aus Psalm 118, als entnommener Willkommensgruß beim Einzug des Messias in Jerusalem (Mark. 11, 9–10).

Hosius, Bischof von Cordova in Spanien, geb. um 256, ward bereits vor 300 Bischof, stand dem Kaiser Konstantin d. Gr. in hoher Gunst und war in dessen Auftrag um Beilegung des Arianischen Streites bemüht. Nachdem der Versuch, den Streit zwischen Arius und seinem Bischof Alexander gütlich beizulegen, gescheitert war, veranlaßte H. den Kaiser zur Berufung des Konzils von Nicäa, wo er für die Verdamnung des Arius wirkte. Obgleich veranlaßt H. die Synode zu Sardica, mußte aber, so oft der Kaiser für Arius gewonnen ward, dessen Ungunst ertragen. Auf der Synode zu Sirmium 357 wurde H. sogar dazu bewogen, eine Glaubensformel anzunehmen, welche den Arianern günstig war. Erst jetzt durfte er auf seinen Bischofsstuhl zurückkehren und starb hier 359.

Hosius (Stanislaus), Cardinal und Bischof von Ermland, geb. 5. Mai 1504 zu Krakau, studierte hier sowie in Padua und Bologna die Rechte, lebte 1533 nach Polen zurück und ward in der Königl. König Sigismunds I. beschäftigt. Im J. 1538 erhielt H. ein Kanonikat zu Ermland, später ein solches zu Krakau, ließ sich darauf zum Priester weihen und ward Bischof, 1549 zum Krumm, 1551 von Ermland. Dabei war H. fortwährend, auch unter Sigismund August, in diplomatischen Angelegenheiten thätig und übernahm als Gesandter wichtige Missionen an Karl V., Ferdinand I., Philipp II. u. a. Das Ziel seines Strebens war die Vernichtung des Protestantismus zunächst in Polen. Zu diesem Zweck übergab er der Provinzialsynode zu Petrikau 1551 seine «Confessio fidei christianae catholicae». Als apostolischer Legat wirkte H. 1560 zu Wien für die Wiederherstellung des Tridentiner Konzils und wurde 26. Febr. 1561 zum Cardinal ernannt. Später befand sich H. zu Trient unter den päpstl. Legaten, welche die Versammlung leiteten. Im J. 1565 gründete er den Jesuiten das Seminar zu Braunsberg; 1569 stellte er für seine Diocese einen Koadjutor und begab sich nach Rom, ward 1573 päpstl. Großpenitentiar und starb 5. Aug. 1579 zu Capranica bei Rom. Seine Schriften, meist polemischen Inhalts, sind gesammelt: «Opera omnia» (2 Bde., Rom 1584). Vgl. A. Eichhorn, «Der Bischof und Cardinal Stanislaus H.» (2 Bde., Mainz 1865).

Hosmer (Harriet), amerik. Bildhauerin, geb. 9. Okt. 1830 in Watertown im Staate Massachusetts, erlernte die Anfangsgründe ihrer Kunst bei dem Bildhauer Stephenson in Boston. Im Herbst 1852 ging sie nach Rom und bildete sich in dem Atelier von Gibson weiter aus. Von ihren zahlreichen Statuen sind zu nennen: *Omne*, *Beatrice Cenci*, *Bud*, auf einem Hügel sitzend, *Jenobia* in Ketten, schlafender *Haun* und *Thomas H. Benton*, in Bronze (für den Lafayette-Park in St.-Louis). Pa der Konkurrenz für das sog. *Freedmen's Monument* zu Ehren Lincoln's trug ihre Skizze den Sieg davon. Sie hat ihren ständigen Aufenthalt in Rom.

Hospital, s. unter St. Gotthard.

Hospes (lat., Mehrzahl *Hospites*), Fremder, Gast, Gastfreund; aber auch Gastwirt; auch (sowol wie *Hospitant* s. unter *Hospitieren*), *pro hospite*, als Gast oder Hospitant.

Hospitium (fr.), s. *Hospiz*.

Hospital oder *Spital* (vom lat. *hospes*, Fremdling, Gast) nennt man überhaupt eine Anstalt, in welcher Hilfsbedürftige aufgenommen und versorgt werden. Namentlich begreift man in Deutschland

unter diesem Namen sowohl Armen- und Versorgungshäuser als auch eigentliche Krankenanstalten, während die Franzosen erstere als *hospices*, letztere als *hospitaux* unterscheiden. Die Hospitaliter als allgemeine Einrichtung sind erst in der christl. Zeit entstanden. In den frühesten christl. Gemeinden legten die wohlhabendern Gemeindeglieder milde Beiträge zur Versorgung der Armen und Kranken in die Hände der Bischöfe, denen die Sorge der Verwendung oblag, wobei es sich bald als unermäßig herausstellte, daß die Hilfsbedürftigen in einem Hause vereint wurden. Einem solchen Hause wurde ein Hospitalmeister vorgesetzt, dessen Pflichten und notwendigen Eigenschaften schon auf dem Konzilium zu Nicäa 325 einer Veranschlagung unterlagen. Das erste namhafte H. wurde von Basilius d. Gr. bei Caesarea 370 gegründet und vom Kaiser Valens reich ausgestattet, worauf nach und nach mehrere andere entstanden, so daß es in Rom allein im 9. Jahrh. schon 24 Hospitaler gab. Die Aufsicht über dieselben, welche bisher die Bischöfe selbst geführt hatten, erhielten später die Diakonen. Nach Entstehung der geistlichen Orden wurden damit häufig Klöster verbunden, so daß nun Mönche und Nonnen die Wartung und Pflege der Armen und Kranken übernahmen. Eine bedeutende Verbesserung der Hospitaler bewirkte zur Zeit der Kreuzzüge die Einschleppung des Aussatzes in das Abendland. Im J. 1225 zählte man in Frankreich an 2000 Aussatzhäuser (*leproserie*). Seit dieser Zeit und infolge der schweren Epidemien im Mittelalter machte sich mehr und mehr das Bedürfnis nach einem vollkommenern Hospitalwesen geltend. Während früher die Begründung von Hospitalern jeder Art fast nur von Vermächtnissen und frommen Stiftungen abhing, gelangte man allmählich dahin, daß die Gemeinden planmäßig aus ihren Mitteln für Errichtung und Unterhaltung solcher Anstalten sorgten und daß endlich auch die Staatsregierungen im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt und Ordnung sich in der verschiedensten Weise an dem Hospitalwesen des Landes beteiligten. Gegenwärtig ist daher keine bedeutende Stadt der civilisierten Welt mehr ohne Hospitaler. Auch scheidet man in unserer Zeit die Hospitaler nach ihrem Zwecke streng in Versorgungsanstalten (s. d.), in denen nur Verlassene, Schwache, Gebrechliche oder Unheilbare Aufnahme finden, und in eigentliche Heilanstalten, welche nur solche Kranke aufnehmen, deren Zustand eine ärztliche Behandlung zuläßt. Über die Hospitaler im Sinne von Heilanstalten s. Krankenhäuser.

Hospitalbrand, Wundbrand, Wundfäulnis oder Wunddiphtherie (*Gangraena nosocomialis*), eine der Diphtheritis nahestehende miasmatisch- contagiöse Krankheit, welche zu ausgebreiteter brandiger Zerstörung von Wunden und Geschwüren führt und, sich selbst überlassend, in der Regel durch Blutvergiftung oder Erstickung mit dem Tode endet. Die Krankheit herrscht zeitweilig epidemisch in unsaubern, schlecht ventilirten, mit chirurgischen Kranken überfüllten Hospitalern und hat in früheren Zeiten unter den Verwundeten erschreckend viele Opfer gefordert, während sie neuerdings, seit Einführung der antiseptischen Wundbehandlung, weit seltener geworden ist und viel von ihrem frühern Schrecken verloren hat. Man unterscheidet zwei Formen des H.: bei der einen, der sog. *pulposen* Form, bedecken sich sowohl die frischen

Wunden als auch die ältern schon in Heilung und Benarbung begriffenen sehr bald mit einer gelblichen, schmierig breiigen Masse, welche sich nach der Fläche ausbreitet und auch die umgebende bis dahin gesunde Haut überzieht, wogegen sich bei der andern sog. *ulcerösen* Form unreine scharfrandige jauchende Geschwüre bilden, welche rasch in die Tiefe greifen und die brandige Zerstörung der benachbarten Muskeln, Nerven, Knorpel und Knochen bewirken. Ein großer Procentsatz der Kranken liegt der hinzutretenden Blutvergiftung und Erstickung; aber auch bei günstigem Ausgang bleiben nicht selten erhebliche Verstümmelungen und Störungen im Gebrauch der betroffenen Körperteile zurück. Ubrigens ergreift der H. nicht bloß größere Wunden und Operationsflächen, sondern oft auch geringfügige und unbedeutende Verletzungen, wie Blutegelstiche und Schröpfwunden, während er niemals unversehrte Hautstellen befällt.

Über die Ursache des H., der außerordentlich ansteckend ist und meist durch die Hände der Ärzte und Wärter, durch unsaubere Verbandstoffe u. dgl. übertragen wird, haben die neuern Untersuchungen ergeben, daß in der Luft schwebende mikroskopische Pilze (*Bacterien*) die Träger des Ansteckungsstoffs sind, daß dieselben in schlecht ventilirten Räumen besonders üppig wuchern und, auf Wunden gebracht, in diesen eine schnelle Verrottung der Ernährungsflüssigkeit und durch Verschlus der feinsten Gefäße den brandigen Zerfall der Gewebe hervorrufen. Nur durch eine strenge Durchführung der antiseptischen Wundbehandlung und nur durch sorgfältige Ventilation und Desinfection der Krankenhäuser läßt sich der Ausbruch und die Verbreitung des H. verhüten; ist die Krankheit einmal ausgebrochen, so kann bloß durch die strengste Isolierung der Erkrankten der weitere Ausbruch der Epidemie Einhalt gethan werden; alle brandigen Wunden müssen sofort energisch mit dem Glühstein oder rauchender Salpetersäure ausgedrückt und antiseptisch verbunden und die Kranken selbst unter möglichst günstigen Ernährungsbedingungen versorgt werden. (S. Krankenhäuser und Wunde.)

Hospitalbrüder oder **Johanniter**, s. unter Johanniterorden.

Hospitalbrüderschaft des heiligen Antonius, s. unter Antonius (von Lehen).

Hospitalfieber, Kollektivbezeichnung für gewisse böartige Fieberkrankheiten, welche vorwiegend in überfüllten und schlecht ventilirten, besonders mit chirurgischen Kranken übermäßig besetzten Hospitalern auftreten und mehr oder minder mörderische Epidemien veranlassen können. Man pflegt hierher namentlich den Hospitalbrand (s. d.), die Typhämie (s. d.), den Wundrotlauf (s. Rose) und den Flecktyphus (s. d.) zu zählen.

Hospitaliere, im jüd. Frankreich, besonders in den Govenen, die Bezeichnung für Zinbellieb.

Hospitalit, ein ins Hospital Aufgenommener.

Hospitalität (lat.), Gastfreundschaft.

Hospitaliter oder **Hospitalbrüder** heißen in der lath. Kirche alle Laienbrüder und Mönche, Chorherren und Ritter geistlicher Orden, welche sich der Pflege der Armen und Kranken widmen. Meist sind sie mit eigentlichen Klosterorden verbunden, folgen der Regel Augustins und haben besondere Hospitaler und Armenhäuser unter sich. Als ein solcher Verein der H. wird schon im 9. Jahrh. in Italien der Orden Unserer lieben Frau bella Scala

zu Siena erwähnt. Zur Zeit der Kreuzzüge wuchs ihre Zahl außerordentlich, auch die meisten geistlichen Ritterorden dienten ursprünglich diesem Zweck.

Hospitallerinnen oder **Hospitalschwwestern**, auch »Gottesdöchter« genannt, sind Vereine von Laienschwestern, Mönchen und Chorfrauen, welche zur Ausübung der Krankenpflege zusammentraten, daneben jedoch auch die Erziehung armer, besonders verwaister Mädchen, sowie der Beschulung gefallener Mädchen und Frauen sich widmeten. Die ersten Gesellschaften dieser Art entstanden im 12. Jahrh.; später waren sie vorzüglich in Italien, Frankreich und den Niederlanden zahlreich.

Hospitalritter des heiligen Lazarus, s. unter Lazarus.

Hospitalschiff, ein schwimmendes Lazarett, zu dem man ein ausrunderter Kriegsschiff einrichtet. In Friedenszeiten hat man jetzt weniger H. als früher, da man in allen Kriegshäfen Landlazarette gebaut hat, in denen die Kranken besser gepflegt werden können, als an Bord eines Schiffs. Dagegen begleiten in neuerer Zeit H. die Flotten in die Schlacht, um sofort die Verwundeten aufnehmen zu können. Sie führen als Flagge das rote Kreuz im weißen Felde und stehen unter dem Schutze der Vener Konvention.

Hospiten heißen auf einigen höhern Lehranstalten diejenigen Schüler, die lediglich am Unterricht, aber nicht am Alumnat teilnehmen, also gleichbedeutend mit Externen und Extraneer.

Hospitieren (lat.), als Gast (Hospitant) bewohnen, besonders auf Universitäten Kollegien besuchen, die man nicht »belegt« hat. (Vgl. auch Fraktion.)

Hospiz (hospitium), d. h. Fremdenhaus, heißen insbesondere die auf der Höhe wichtiger Alpenpässe, wie Mont Genis, Kleiner St. Bernhard, Simplon, St. Gotthard, Arlberg u. f. w., meist von Mönchen angelegten frommen Stiftungen, welche den Zweck haben, Reisende unentgeltlich aufzunehmen und zu versorgen und ihnen, wenn sie sich verirren, Hilfe zu leisten. Als das älteste dieser H. gilt das auf dem Großen St. Bernhard, angeblich schon 962 von Bernhard de Menton gegründet, urkundlich aber erst 1125 erwähnt.

Hospiz, im burschikosen Sinne ein Studenten-gelage, bei welchem jeder einzelne der Reihe nach ein Lied zu singen hat.

Hospodar (slaw., d. i. Herr; altslaw. und russ. gospodarj) wurde früher der Fürst der Walachei und der Moldau von den Fremden genannt, im Lande selbst hieß und heißt er nur Domn (vom lat. dominus, d. i. Herr). In älterer Zeit bezeichnete in den slaw. Sprachen das Wort bald den Hausherrn und Familienvater, bald den Wirt und freien Grundeigentümer. Auch die litauischen Fürsten nannten sich hospodari, und selbst die poln. Könige bis auf Sobieski legten sich in diplomatischen Verhandlungen mit Rußland diesen Titel bei. Gosudar (Herrscher, Monarch) ist noch jetzt der Titel des Kaisers von Rußland und bedeutet in der russ. Umgangssprache soviel wie Herr.

Hospital (Joh. Wilh.), Forstmathematiker, geb. 19. Aug. 1768 in Ebershausen (Meiningen), ertheilte 1798—1800 an Cotta's Privatforstinstitut zu Jilkbad mathem. Unterricht, von 1801 an bis zu seinem Tode, 23. Mai 1837, in Preßgaden. Er war ein Hauptförderer der Holzmesskunst und Waldwertrechnung, für welche er die später längere Zeit

mit Unrecht verworfene Hinfestsinsrechnung vertrat, Erfinder einer Kubierungsmethode für Baumstämme und eines Hypometers. Von seinen Schriften sind zu nennen: »Niedere und höhere Stereometrie« (Lpz. 1812), »Die Forsttation in ihrem ganzen Umfange« (2 Bde., Hildburgh. 1823—25).

Hoftrup (Gerhard Carsten Jak.), Begründer der Hamburger Börsehalle, geb. 23. April 1771 zu Hamburg, errichtete 1792 eine Handlung von Manufaktur- und Modewaren, die er bis 1802 fortführte. In diesem Jahre gründete er die Börsehalle, welche 23. Jan. 1804 eröffnet wurde. Ein Jahr später ward ein Abendblatt, »Die Hamburger Börsehalle«, mit dem Institut verbunden. Bei Eröffnung der neuen Börse 1841 wurde die Börsehalle dahin verlegt unter Direktion H. S. und seines ältern Sohnes, Egmont von H. Sowohl die alte Börse wie die alte Börsehalle wurden ein Opfer des Brandes von 1842. H. wurde 1843 Oberalter im Kollegium der Bürgervorsteher und starb 7. Sept. 1851.

Hofst, bei naturwissenschaftlichen Namen bezeichnet Nikolaus Thomas Hofst, Arzt und Botaniker, geb. 6. Dez. 1761 zu Fiume, gest. 13. Jan. 1834 zu Schönbrunn bei Wien, veröffentlichte »Synopsis plantarum in Austria crescentium« (Wien 1797), »Icones et descriptiones graminum austriacorum« (4 Bde., Wien 1802—10), »Flora austriaca« (2 Bde., Wien 1827—32), »Saliz. Abbildungen und Beschreibungen der österr. Weiden« (Tl. 1, Wien 1830).

Hofst (Jens Kragh), dän. Geschichtsfreiber, geb. auf St. Thomas 15. Sept. 1772, wurde 1801 Assessor des Hof- und Stadtgerichts, verlor aber 1808 diese Stellung infolge freisinniger Äußerungen und widmete sich nun der Litteratur und Geschichte. Zu dem Zwecke einer litterarischen Annäherung Dänemarks an Schweden gründete er 1796 mit Rgerup, Pram und Waggeisen die skandinavische Litteraturgesellschaft, welche das »Scandinavia Museum« erscheinen ließ. Ebenso gab er eine schwed. Sprachlehre und ein schwed. Handwörterbuch für Dänen heraus; auch hielt er 1812—15 Vorlesungen über die schwed. Sprache und Dichtkunst. Unter seinen geschichtlichen Werken sind zu erwähnen: »Gustav IV. Adolfs Leben und Regierung« (1808—9), »Merkwürdigkeiten des Lebens und der Regierung Christians VII.« (1812), »Beitrag zu einer Übersicht des dän. Staats bei dem Regierungsantritt Christians VII.« (1812), »Entwurf einer Geschichte der dän. Monarchie unter Christian VII. (1813), »Merkwürdigkeiten des Lebens und der Regierung Friedrichs V.« (1820), »Lehtes Lebensjahr der Königin Karoline Mathilde« (1820), »Politik und Geschichte« (5 Bde., 1820—22), »Leben Corfitz Ulfelds und seiner Gemahlin Eleonora Christina Ulfeld« (1825); endlich sein wichtigstes Werk: »Der Geh. Rabinetsminister Graf Struensee und dessen Ministerium« (3 Bde., Kopenh. 1824; deutsch, 2 Bde., Kopenh. 1826—27). Seine letzten Jahre verlebte er auf Jysgaard unweit Kopenhagen, wo er auch 26. März 1844 starb. Einige Mitteilungen über sein Leben hat er in »Erindringer om mig og mine Samtidige« (1835) gegeben.

Hofstaltich, Stadt in der span. Provinz Gerona, 14 km im S. von San-Goloma de Farnés, an dem Küstenflusse Lordera vor der engen Lorderaschlucht und an der Eisenbahn Gerona-Barcelona, mit 1500 E. Auf steilem Fels steht ein festes Kastell.

Hofau, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Bistchof-Leinitz, unweit der bayr. Grenze, Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß des Fürsten Trauttmansdorff mit Park und zählt (1880) 1301 E.

Hoflein, Berg bei Bistritz (f. d.) in Mähren.

Hosteria (span.), Gasthaus.

Hostien (vom lat. hostia, Schlachtopfer) oder Oblaten (vom lat. oblata, dargebrachtes Brot) heißen die aus ungeäuertem Weizenmehl gebakenen, meist mit dem Lamm und der Kreuzesfahne, als Symbol des gekreuzigten Erlösers, versehenen Scheiben, deren man sich seit dem 12. Jahrh. in der röm.-kath. und danach auch in der luth. Kirche bei der Kommunion statt des Brotes bedient. Früher brauchte man beim heiligen Abendmahl gewöhnliches Brot, dann aber eigens zu diesem Zwecke bereitete Brode, bis im 4. Jahrh. große runde Oblaten in Anwendung kamen, die man nach geschehener Weihung in so viele Stücke zerbrach, als Kommunikanten waren. Der Name H. ist daher entstanden, daß die röm.-kath. Kirche den Leib Christi, in welchen sich das Brot nach ihrer Lehre durch die Konsekration verwandelt, durch den Messpriester als ein unblutiges Opfer (hostia) darbringen läßt. Die H. wird in der Monstranz (f. d.) aufbewahrt, bei der Messe emporgehoben und kniefällig verehrt. Bei der Reformation behielten die Lutheraner die H. bei; die Reformierten wählten wieder gewöhnliches Brot, welches bei der Kommunion gebrochen wird. Die Sitte des Brodbrechens gilt auch als Kennzeichen der evang. Union (f. d.). Die griech. Kirche bedient sich gesäuerten Brotes.

Hostil (lat.), feindlich; *hostili animo*, mit feindlichem Sinne; *Hostilität*, Feindseligkeit; *hostilitium*, Kriegsheer.

Hostilianus (Balens Res. D.), der zweite Sohn des röm. Kaisers Decius, wurde nach seines Vaters Tode im Sommer oder im Spät Herbst 251 n. Chr.) von dessen Nachfolger Trebonianus Gallus zum Mitregenten erhoben, starb aber bald (vielleicht schon am Ausgang d. J. 251) an der Pest.

Hostin, böhm. Grenzfest, f. Arnau.

Hostus, ein röm. Dichter, schrieb im 2. Jahrh. v. Chr. als Fortsetzung der Annalen des Ennius ein Epos über den Iyrischen Krieg (173 und 177).

Hostomitz (gzech. Hostomice), Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft und im Gerichtsbezirk Horowitz, zählt (1880) 2489 E. gzech. Junge, die Landwirtschaft, Viehzucht und in bedeutendem Umfange das Nagelschmiedehandwerk betreiben. Die Pfarrkirche enthält ein schönes Christusbild von Brandl. Das Gutsgebiet, zu welchem H. gehört, war 1406 Eigentum des Burggrafen von Karlstein, welcher es mit zehn Dörfern der königl. Kammer schenkte. Kaiser Karl VI. erob. S. 1738 zur Stadt.

Hostrup (Jens Arvian), dän. Dichter, geb. zu Kopenhagen 20. Mai 1818, verfaßte schon als Student Lustspiele, die viel Beifall fanden. Unter denselben sind hervorzuheben: «Gjenboerne» (1844), «En Spurv i Tranebanen» (1850), «Solbaterløjer» (1849), «Kventyr på Fodrejsen» (1850), «Råster og Værling» (1852), «En Nat mellem Hvalbene» (1853). Von seinen lyrischen «Efter og Vers» sind mehrere Auflagen erschienen; die letzte 1872. Im J. 1855 empfing H. die priesterliche Weihe und wirkte in Grundtvigscher Richtung erst in Silkeborg (bis 1862), dann in Frederiksborg bis 1882. Seitdem lebt er emeritiert in seiner Vaterstadt; 1881 ging sein Schauspiel «Qva» über die Bühne.

Hôtel (frz.), großes prächtiges Gebäude, besonders als Wohnung einer Standesperson, eines Ministers, Wirtschafers u. dgl.; auch großes öffentliches Gebäude, z. B. Hôtel de Ville, Stadt-, Rathaus, Hôtel. Dieu, großes Krankenhaus, Hôtel des Invalides, das große Invalidenhaus in Paris; dann bedeutet H. ein großes Gasthaus; Hôtelier, Gastwirt; Hôtelserie, Wirtshaus, kleiner Gasthof.

Hôtel de Clugny (in Paris), f. unter Clugny.

Hörsleben, Landgemeinde im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Neuhaldensleben, an der Biederle, 4 km im SO. von Schöningen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 2498 meist prot. E. und hat Fuderfabriken, Brau- und Bierbrennereien, Biegel- und Kalkbrennerei.

Hotho (Heinr. Gust.), Ästhetiker und Kunsthistoriker, geb. 22. Mai 1802 zu Berlin, studierte auf der Universität daselbst anfangs die Rechte, später Philosophie. Er habilitierte sich 1827 zu Berlin, übernahm 1828 das Lehramt der allgemeinen Literaturgeschichte an der Kriegsschule, wurde 1829 außerord. Professor an der Universität und 1830 Direktorialassistent der Gemäldegalerie im königl. Museum. Seit 1849 war er Direktor der Kupferstichsammlung des königl. Museums. H. starb zu Berlin 24. Febr. 1873. Für die Gesamtausgabe der Werke Hegels bearbeitete er dessen «Vorlesungen über Ästhetik» (3 Bde., Berl. 1835—38). Ferner veröffentlichte er «Vorstudien für Leben und Kunst» (Stuttg. 1835). H.s Hauptwerke bilden jedoch seine Kunsthistor. Arbeiten, unter denen die unvollendet gebliebene «Geschichte der deutschen und niederländ. Malerei» (Bd. 1 u. 2, Berl. 1840—43), «Die Malerschule Huberts van Eyck nebst deutschen Vorgängern und Zeitgenossen» (2 Bde., Berl. 1855—58) und «Die Meisterwerke der Malerei vom Ende des 13. bis Anfang des 18. Jahrh. in photo- und photolithographischen Nachbildungen» (Berl. 1863 fg.), «Geschichte der christl. Malerei» (Bd. 1—3, Stuttg. 1867—72) die bedeutendsten sind. Vortrefflich sind auch seine Vorlesungen zu dem Eyd-Album (Berl. 1861) und zum Dürer-Album (Berl. 1863).

Hottoman oder **Hottomanus** (Franz), berühmter Jurist und Kenner der lat. Sprache im 16. Jahrh., geb. 23. Aug. 1624 zu Paris, begab sich, nachdem er zur reform. Kirche übergetreten, 1547 nach Lyon. Später lehrte er zu Lausanne, Strassburg, Valence und Bourges teils die klassische Literatur, teils die Rechte; auch hielt er sich einige Zeit am Hofe des Königs von Navarra auf. Nach der pariser Bartholomäusnacht flüchtete er in die Schweiz, lebte seit 1573 in Genf, röm. Recht und legte sich 1579 nach Basel, wo er gleichfalls eine Professur des röm. Rechts erlangte und 12. Febr. 1590 starb. Unter seinen vielen Schriften verdienen eine besondere Erwähnung die noch jetzt geschätzten Kommentare zu den Reden des Cicero, zu den «Institutionen», die «Observationes juris Romanum», der «Antitribouianus», worin er das röm. Recht bekämpfte, und die unter dem Titel «Papae fulmen brutum in Henricum regem Navarrae» (Leid. 1586) veröffentlichte Satire über den gegen Heinrich IV. und Eitrus V. geschleuderten Bannstrahl. Sein Sohn, Johann H., besorgte eine Gesamtausgabe seiner Schriften (3 Bde., Genf 1599).

Hotspur (engl.), «Heißsporn», d. h. Histrof, Drauflos, im 1. Teil von Shakespeares «Heinrich IV.» Beiname Heinrich Percys.

Hottentotten heißen ursprünglich bei den Südländern die Ureinwohner der Südspitze Afrikas, welche sich selbst *Xhoy-Xhoy-n*, d. i. «Menschen der Menschen» (Menschen *xar-Xoy-n*) nennen und zusammen mit den Buschmännern (s. d.) eine nach physischer Beschaffenheit von den übrigen Völkern des afrik. Kontinents geschiedene Rasse bilden. Die H. zerfallen in drei Abtheilungen: die sog. Kolonialhottentotten im Kapland, die Korana, auch Kora und Koraqua (d. i. Koramänner) genannt, und die Nama oder Namaqua. Die schmutzig-olivengelbe Gesichtsfarbe, der niedrige Schädel, die durch meist breite, sehr hervortretende Backenknochen fast edige Gesichtsförmigkeit, die biden Lippen, eine platte, zwischen kleinen Augen liegende Nase, sowie der kleine Wuchs machen die H. zu einer überaus charakteristischen Rasse. Die Gesichtszüge der meisten, namentlich älterer Individuen, sind häßlich und wegen des stark vorstehenden Mundes affenartig. Nur die Korana unterscheiden sich durch höhern Wuchs, körperliche Stärke, belebte Augen, wohlgeformte Gesichter und größere Intelligenz. Ihre wohlorganisierte Sprache besitzt eine Menge ziemlich schnell und mit heiserer Stimme aus hohler Brust hervorgehobener, scharf aspirierter Kehllaute, sowie mehrere ganz eigenthümliche Schnal-laute (clicks), weshalb dieselbe nach dem ersten Eindruck, den sie hervorbringt, mit der Sprache der an Kröpfen leidenden Alpenbewohner verglichen worden ist. (Vgl. aber deren Bau Hr. Müller, «Grundriß der Sprachwissenschaft», Bd. 1, Abteil. 2, Wien 1877.) Kein finden sich die H. nur in den nördl. Gegenden, namentlich unter den Namas, während die innerhalb der Grenzen der ehemals holländ. Kapkolonie wohnenden sog. Kolonialhottentotten, die 1828 durch eine Akte des brit. Gouverneurs Burlen den Weißen gesetzlich gleichgestellt wurden, sich mannigfach mit Europäern, Kaffern, Malaien, Negern und andern Einwanderern verbunden haben, so daß auch ihre Sprache zu einem aus hottentottischen, holländ. und kaffrischen Worten gemengten Patois geworden ist. Obgleich unreinlich, dem Trunke im höchsten Grade ergeben und äußerst leichtsinnig, werden sie doch auch, da sie willig, gefällig, gutmütig und meist ehrlich sind, von den Bauern gern als Hirten und Wagenlenker in Dienst genommen. Ihre Zahl innerhalb der Kapkolonie beträgt (1875) 98561, die der nördlich davon wohnenden wird auf 20000 geschätzt. (S. Tafel: Afrikanische Menschen, Kämme, Fig. 3.) Aus Vermischung von Europäern und Hottentottenfrauen ist eine eigene Varietät, die Griquas (s. d.), hervorgegangen. Vgl. Fritsch, «Die Eingeborenen Südafrikas. Ethnographisch und anatomisch beschrieben» (Wresl. 1873).

Hotttinger ist der Name eines alten Geschlechts der Stadt Zürich, aus dem mehrere bekannte Gelehrte hervorgegangen sind. Johann Heinrich H., ein berühmter Orientalist des 17. Jahrh., geb. zu Zürich 10. März 1620, studierte 1638–41 in Genf, Groningen und Leiden besonders orient. Sprachen und lehrte, nachdem er Frankreich und England bereist, 1641 nach Zürich zurück, wo er 1642 als Professor angestellt wurde. Durch seine zahlreichen Schriften, welche meist die semit. Sprachen, orient. Geschichte und Altertümer, Kirchengeschichte u. s. w. betrafen, erwarb er sich sehr bald einen solchen Ruf in der gelehrten Welt, daß der Kurfürst von der Pfalz ihn 1655 nach Heidelberg berief. Im J. 1661 lehrte er nach Zürich zurück, wo ihm 1662 die Würde

eines beständigen Rectors der Universität übertragen wurde. Im J. 1667 wollte er einem wiederholten Rufe an die Universität zu Leiden folgen, erkrankte aber bei der Abreise in der Simmat. Von seinen Schriften haben noch gegenwärtig den meisten Wert der «Thesaurus philologicus, seu clavis scripturae» (Zür. 1644; 3. Aufl. 1696) und das «Etymologicum orientale, sive lexicon harmonicum heptaglotton» (Frankf. 1661).

Von seinen Söhnen überlebten ihn: Johann Heinrich H., geb. 1647, gest. 1692 als Professor der orient. Sprachen in Zürich; Salomon H., geb. 1649, gest. 1713 als Professor der Medizin und Physik in Zürich; Johann Konrad H., geb. 1665, gest. 1730; Johann Jakob H., geb. zu Zürich 1652, gest. 18. Dec. 1735 als Professor der Theologie zu Zürich, von dessen zahlreichen Schriften die «Helvetische Kirchengeschichte» (2 Bde., Zür. 1706–20) noch immer geschätzt wird.

Ein Urenkel des letztern, Johann Jakob H., geb. 1750, gest. 4. Febr. 1819 als Professor und Hochsch. zu Zürich, machte sich rühmlich bekannt als Philolog durch seine Ausgaben des Sallust und des Cicero: «De divinatione», sowie als Altkritiker und Litterator. Nächst seiner Preisschrift «Versuch einer Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen und Römern» (Mannh. 1789) sind zu erwähnen: «Bibliothek der neuesten theol., philol. und schönen Litteratur» (3 Bde., Zür. 1784–86). «Über Bodmers» (Zür. 1785). «Über Salomon Gessners» (Zür. 1796). «Opuscula oratoria» (Zür. 1816). Mit Wieland und Jacobs vereinigte er sich zur Herausgabe des «Neuen attischen Museums».

Johann Jakob H., namhafter histor. Schriftsteller, geb. 18. Mai 1783 zu Zürich, studierte hier und zu Leizyig Theologie, erhielt darauf eine Lehrstelle an der Töchtertschule, 1820 eine Professur an der Kunsttschule und 1833 die Professur der Geschichte an der Universität Zürich und wirkte in der Folge als Mitglied des Erziehungsrats, des Großen Rats und des Regierungsrats seines Kantons wesentlich mit an der Reorganisation des zürcherischen Schulwesens. Er starb 17. Mai 1860. Von H.s Schriften sind besonders hervorzuheben: «Geschichte der Schweiz. Kirchentrennung» (Bd. 1 u. 2, Zür. 1826–27), die eine Fortsetzung zu Johs. von Haller's «Schweizergeschichte» bildet; ferner «Huldreich Zwingli und seine Zeit» (Zür. 1841), «Vorlesungen über die Geschichte des Untergangs der Eidgenossenschaft und der 13 Orte» (Zür. 1844), «Hans Konrad Escher von der Linth» (Zür. 1852). Mit Bögeli gab er Bullingers «Reformationsgeschichte» (Bd. 1–3, Frauenf. 1840), mit Escher das «Archiv für Schweiz. Geschichte und Landeskunde» (3 Bde., Zür. 1827–29), mit Wadernagel und Gerlach das «Schweiz. Museum für histor. Wissenschaften» (3 Bde., Frauenf. 1837–39) heraus.

Ottomanns, s. Hotman.

Hoge (Joh. Konrad, später Friedr., Freiherr von), österr. Feldmarschalllieutenant, geb. 20. April 1739 zu Nistelschwil in der Schweiz, Sohn eines Arztes, studierte zu Tübingen, trat 1757 in k. k. Militärdienst und nahm in der Reichsarmee am Kriege gegen Preußen teil, wurde gefangen, nahm dann preuß. nachher russ. Dienste, wo er bis zum Major aufstieg, trat 1778 als Dragonerregimentschef in die österr. Armee und wurde 1786 Oberst im 8. Kürassierregiment. H. ging auf Wunsch der Kaiserin Katharina II. auf einige Zeit

nach Rußland und organisierte die dortigen Räufereien, lehrte dann nach Österreich zurück, focht 1789 gegen die Türken, seit 1792 mit Auszeichnung gegen die Franzosen und wurde 1786 Feldmarschall-Lieutenant in der Armee am Oberrhein. Im J. 1797 kämpfte S. in Deutschland, 1799 stand er an der grabunbener Grenze, eroberte den Luzienkeg, schlug Massena bei Winterthur, trug viel bei zum Siege des Erzherzogs Karl bei Zürich und blieb dann als Befehlshaber der in der Schweiz stehenden Truppen zurück. S. fiel 25. Sept. 1799 bei Schänis bald nach Beginn der zweiten Schlacht bei Zürich. Er hinterließ eine Geschichte des Bärnerischen Feldzugs am Oberrhein. Schönbach hat S.s Leben ausführlich dargestellt (Zürich 1858).

Hogenplog (slaw. Osoblaha), Stadt in Österreichisch-Schlesien, Bezirkshauptmannschaft Jägersdorf, liegt in hügeliger Gegend am Flusse Opa, an der preuß. Grenze, unweit der Station Raffelwig der Oberschlesischen Eisenbahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts, eines österr. und eines deutschen Konsulats, zählt (1880) 4012 Q. deutscher Bunde, hat aber außer der Pfarrkirche, dem Rathaus und einer Juckerfabrik wenig Bemerkenswerthes. Der ganze Bezirk war schon im 13. Jahrh. Eigentum der Bischöfe von Olmütz und erhielt eine bedeutende Erweiterung durch den Freund und Ratgeber König Ottokar II., Bischof Bruno, der neun Dörfer gründete und sie von Deutschen besiedeln ließ.

Houbraken (Arnold), niederländ. Zeichner und Maler, geb. zu Dordrecht 23. März 1660, gest. zu Amsterdam 14. Okt. 1719, beschäftigte sich besonders mit Porträtmalerei, nach aber auch mehreres in Kupfer. Am bekanntesten wurde er durch das schätzbare Werk »Grootte schouburgh der nederlandsche konstschilders en schilderszenen etc.« (Amst. 1718 fg.; neuerdings in Gieselbergers »Quellenschriften zur Kunstgeschichte«, herausg. von Alf. v. Wurzbach 1877).

Sein Sohn, Jakob H., ausgezeichneter Maler und Kupferstecher, geb. zu Dordrecht 25. Dez. 1698, nach andern 1685, gest. zu Amsterdam 14. Nov. 1780, nahm sich Geblind und Mautrill zum Vater und nach mehr als 200 Porträts, die fast durchgehends in Hinsicht der Leichtigkeit und Kraft der Ausführung Wert haben. Vgl. van der Duell, »Jacobus H. et son œuvre« (Par. 1875; Supplement 1877).

Houchard (Jean Nicolas), franz. General, geb. zu Jorbad in Lothringen 1740, trat in die franz. Kavallerie ein und krieg bis zum Ausbruch der Revolution zum Dragonerkapitän auf, zeichnete sich 1792 unter Custine aus und erhielt im Mai 1793 den Oberbefehl über die Rhein- und Moselarmee. S. übernahm im Aug. 1793 an Custines Stelle den Befehl über die Nord- und Ardennenarmee, reorganisierte dieselbe, lieferte vom 5. bis 8. Sept. glänzende Gefechte gegen das Korps des hannov. Generals von Freytag und entsetzte Dinikirchen, trieb 18. Sept. die Holländer zurück, erlitt aber 15. Sept. bei Courtray eine Niederlage und wurde deshalb vom Revolutionstribunal zum Tode verurteilt und 16. Nov. 1793 guillotiniert. Sein Sohn veröffentlichte späterhin eine Rechtfertigungsschrift: »Notice sur la vie du général H.« (Straßb. 1809).

Houdetot (Elisabeth Françoise Sophie de Lalive de Bellegarde, Gräfin von), geistreiche Französin, geb. 1780, gelangte besonders durch ihre Bekanntschaft mit Rousseau, der ihrer oft in seinen Schriften gedenkt und ihr viele poetische Anregungen verdankt,

zu einer litterarischen Berühmtheit. Sie starb 22. Jan. 1813 als die letzte aus dem Kreise der Encyclopädisten.

Houdon (Jean Antoine), franz. Bildhauer, geb. zu Versailles 1741, war Schüler Pigalle und einiger Zeitgenossen, und gewann den großen Preis für Skulptur. Nach einem zehnjährigen Aufenthalt in Italien lehrte er nach Frankreich zurück, wo die Marmorstatue Morpheus (jetzt in der pariser Kunstschule) ihm die Aufnahme in die Akademie verschaffte. Eine Bekatin, eine Minerva und die große anatom. Studie, die unter dem Namen L'écorché in den Schulen Musterbild für die Muskelstruktur des menschlichen Körpers wurde, begründete seinen Ruf. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika übertrugen ihm die Verfertigung einer Bildsäule von Washington, zu welchem Behuf er sich mit Franklin nach Philadelphia begab und hier die Büste modellirte, welche er später als Marmorstatue (jetzt im Sitzungssaal des nordamerik. Kongresses) ausführte. Die im letzten Lauf hinreichende machte Diana, auf Bestellung der Kaiserin Katharina II. von Rußland für die Eremitage in Petersburg gearbeitet (eine Wiederholung in Bronze ist im Museum des Louvre zu Paris), das kleine Mädchen mit dem naiven Ausdruck des Fröhen, Lafrileuse genannt und den Winter vorstellend (kam in den Besitz des Königs von Preußen), und das Seitenstück dazu: der Sommer, verfinstlicht durch ein weinendes, blumenbefruchtetes Mädchen, steigerten seinen Ruf aufs höchste. S. ist wesentlich Naturalist und frei von der leeren akademischen Manier seiner Zeit. Ausgezeichnet sind auch seine Porträtbüsten, wie die der Kaiserin Katharina II. von Rußland, des Prinzen Heinrich von Preußen, Ludwigs XVI., Voltaire, Rousseau, Diderot, D'Alembert, Buffon, Gluck, Franklin, Lafayette, Mirabeau u. a. Auch seine Porträtstatuen haben gleiche Vorzüge. Berühmt ist die stehende Marmorstatue Voltaires im Foyer des Théâtre français zu Paris. S. starb zu Paris 16. Juli 1828.

Honet • Hlen, f. III.

Houghton (Rich. Mondton Milnes, Lord), engl. Dichter und Politiker, geb. 19. Juni 1809 in Tryston Hall in Northire, erlangte, nach Vollendung seiner Studien in Cambridge, als konservativer Kandidat einen Parlamentsitz für Bontefract und wirkte seitdem in konservativem Interesse bis 1846, wo er mit Sir Robert Peel für die Abschaffung der Kornetze stimmte und sich dann der Fraktion der Peeliten anschloß. Später trat er zu der von Lord John Russell geführten liberalen Partei über. Im J. 1863 wurde er mit dem Titel Baron H. ins Oberhaus versetzt. Von S. wurde 1846 die erste Bill zur Begründung von Verbesserungsanstalten jugendlicher Verbrecher eingebracht. Als Dichter hat er in seinen »Memorials of a tour in Greece, chiefly poetical« (1834), »Memorials of a residence on the continent and historical poems« (1838), »Poems of many years« (1838), »Poems, legendary and historical« (1842) und »Palm leaves« (1844) lyrisches Talent mit Hineigung zur Didaktik entwickelt. Außerdem erschienen von ihm »Life, letters and literary remains of John Keats« (1848), »Real union of England and Ireland« (1848), »Monographs, personal and social« (1877) u. f. w. Eine Auswahl seiner Dichtungen veröffentlichte er in »Poetical works of Lord H. Collected editions« (2 Bde. 1876).

Hougue (La) wurde früher das Cap Hague (f. d.) genannt.

Hounslow, Stadt in der engl. Grafschaft Middlesex, 8 km im SSW. von Brentford, am Rande einer großen Heide, an der London-Readingbahn, mit 9295 E. Im der weiten S.-Heide liegen Artilleriefabriken und Pulvermühlen.

Houri, f. Huris.

Household words (engl., „Alltagsworte“), Citat aus Shakespeares „Heinrich V.“ (4, 3), wurde von Charles Dickens zum Titel eines Unterhaltungsblattes gewählt. (House of).

House of Commons, f. Commons
House of Lords, das engl. Oberhaus, f. Lords (House of).

Houffaye (Arène), einer der fruchtbarsten und bedeutendsten franz. Romanschriftsteller und Kritiker der Gegenwart, geb. zu Brupère bei Laon (Aisne-departement) 19. März 1814, aus einer alten, den d'Aguesseau und Condorcet verwandten Familie, erhielt den ersten Unterricht in seiner Provinz, kam aber sehr jung nach Paris, wo er sich an J. Janvier, Théophile Gautier, Jules Sandeau und andere jüngere Vorkämpfer der romantischen Richtung angeschlossen. Er trat zuerst mit zwei Romanen auf: „La couronne de bleuets“ (1836) und „La pêcheur“ (1836). Seine Poesien und seine Studien über das 18. Jahrh. begründeten seinen Ruf als Kritiker, der ihn 1849 zu der Direction der Comédie française führte; bis 1866 verwaltete er die erste Bühne Frankreichs, die unter den letzten Administrationen gelitten hatte: seine umsichtige Verwaltung brachte das Theater zu einem hohen Gedeihen. Er trat 1866 ab, wurde zum Generalinspektor der schönen Künste ernannt, und widmete sich von nun an mit erneueter Eifer literarischen Arbeiten. Während langer Jahre Chefredacteur des „Artiste“, war er und ist noch Mitarbeiter an der „Revue de Paris“, der „Presse“ und dem „Figaro“. Unter seinen vielen, über 100 Bände umfassenden Werken heben wir heraus: „La galerie des portraits du XVIII^e siècle“ (5 Bde., 1844), „Le 41^e centenaire de l'Académie française“ (1855), eine geistvolle Aufzählung der großen Schriftsteller, welche die Französische Akademie nicht aufgenommen; ferner „Le roi Voltaire“ (1858), „Les poésies“, „M^{lle} de la Vallière et la marquise de Montespan“, „La peinture flamande et hollandaise“. Unter seinen vielen Romanen nennen wir: „La vertu de Rosine“, „Le Violon de Turjoli“, „M^{lle} Cléopâtre“, „Lucy“, „Mademoiselle Mariani“, „Les grandes dames“, „Les Parisiennes u. s. w.“. H. zeichnet sich durch Leichtigkeit des Stils, Kraft der Diction und eleganten Witz, sowie durch bedeutendes kritisches Talent aus.

Houffaye (Henri), Sohn des vorigen, franz. Historiker und Kritiker, geb. 24. Febr. 1848 zu Paris, erhielt daselbst seine erste Erziehung, die er durch einen einjährigen Aufenthalt in Athen vervollständigte. Seine erste Schrift war die über den Maler Apelles (Par. 1867). Im Kriege von 1870 nahm er Dienste, zeichnete sich bei Champigny aus und erhielt, 23 J. alt, die Ehrenlegion. Er verließ dann die Armer, wurde Redacteur des „Journal des Débats“ und der „Revue des deux Mondes“. Sein Buch „Histoire d'Alcibiade et de la république Athénienne depuis la mort de Périclès jusqu'aux trente tyrans“ (2 Bde.) erhielt 1874 von der Französischen Akademie den von Thiers gestifteten dreijährigen Preis. Die fünfte Auflage erschien 1882. Un-

ter seinen übrigen Schriften nennen wir: „Le premier siège de Paris en 52 av. J.-C.“ (1876), „Athènes, Rome et Paris, l'histoire et les mœurs“ (1878), „L'art français depuis dix ans“. Er hat viele andere kleinere Memoiren veröffentlicht und bereitet eine Geschichte der Eroberung Griechenlands durch die Römer vor.

Houston, Hauptstadt im County Harris bei nordamerik. Staats Texas, liegt am linken Ufer bei Buffalo-Bayou, 70 km nordwestlich von Galveston. Mittelpunkt des texanischen Eisenbahnnetzes mit erstgeordnetem Inlandverkehr. Die Stadt zählte 1860 nur 4845, 1880 schon 16518 E. und hat 14 öffentliche Schulen, 12 Kirchen, ein Opernhaus, Holzhandel und Küstenschifffahrt.

Houston (Samuel), amerik. Politiker, geb. 2. März 1793 bei Lexington in Virginien, wuchs in Osttennessee auf, entließ aus der Schule zu den Cherokeeen, wurde, nachdem er drei Jahre unter ihnen verweilt, Lehrer, Indianeragent und schließlich Advokat, in welcher Eigenschaft er sich in Tennessee niederließ. Im J. 1823 in den Vereinigten Staaten Kongreß gewählt, wurde er 1827 Gouverneur von Tennessee, legte aber schon 1829 sein Amt nieder und begab sich wieder zu den Cherokeeen. Von hier aus führte er die Revolution in Texas, agitierte für dessen Abfall von Mexiko und rückte 1835 als Anführer der texanischen Freischaren gegen Santa-Anna ins Feld, den er 21. April 1836 bei San Jacinto vollständig schlug. Mit diesem Siege war die Unabhängigkeit von Texas entschieden und H. wurde der erste Präsident der Republik (22. Okt. 1836). Sein Ziel war deren Aufnahme in die Union und zwar als Staatenstaat. Diese erfolgte denn auch Ende 1845, worauf H. als Senator in den Vereinigten Staaten-Kongreß bis zum 4. Mai 1859 gesandt wurde. Im Aug. 1859 wurde er zum Gouverneur des Staats gewählt, legte aber infolge der Secessionbewegung dieses Amt bald nieder. Er starb zu Huntsville in Texas 25. Juli 1863.

Houtman (Cornelis), Begründer des holländ. Handelsverkehrs mit Ostindien, geb. zu Gouda um die Mitte des 16. Jahrh., lebte in den letzten Decennien desselben als Kaufmann in Lissabon, wo er sich bemühte, alles, was auf die Fahrt der Portugiesen nach Ostindien Bezug hatte, genau kennen zu lernen. Hierdurch erregte er den Argwohn der span. Behörden und ward zu einer Geldbuße verurtheilt, die er nicht zu entrichten vermochte und deshalb in das Gefängnis kam. Kaufleute aus Amsterdam retteten ihn aus dieser Verlegenheit. Aus Dankbarkeit hierfür theilte H. ihnen mit, was er aber die Fahrt nach Ostindien in Erfahrung gebracht, und berebete sie zu einer eigenen Unternehmung dorthin. Diese kam auch zu Stande und H. machte als Supercargo und Wegweiser die erste Reise der Holländer nach Ostindien mit, speziell nach Java, die unter dem Befehl von Jan Janszoon Molenaar mit vier Schiffen 1595–97 stattfand. Im J. 1598 fand eine zweite Unternehmung von Holland nach Ostindien unter dem Befehl von Cornelis H. und dessen Bruder Frederik H. statt. Die Schiffe kamen auch nach Atschin auf Sumatra, wo aber infolge eines Verwüßnisses mit den Eingeborenen viele Holländer ermordet oder gefangen genommen wurden. Unter diesen letztern befanden sich die Brüder H. Frederik H. erlangte später seine Freiheit wieder, Cornelis H. aber blieb Gefangener. Der erste Pilot der

Expedition, ein Engländer John Davis, führte die Schiffe nach Holland zurück. Im Nov. 1600 kamen wieder holländ. Schiffe unter Befehl von Paulus van Caerden nach Asschin. Diesem zeigte sich 31. Dez. 1600 ganz unerwartet der trotzgelaubte Cornelis H., verweigerte aber, mit nach Holland zurückzufahren. Seitdem wurde nichts mehr von ihm vernommen. Frederik H. dagegen erscheint im J. 1607 als Gouverneur von Amboina wieder. Er ist auch Verfasser des ersten Wörterbuchs der malaiischen Sprache, welches 1604 in Amsterdamm unter dem Titel erschien: „Spraaek ende Woordboek in de maleische ende madegarsche talen mit veel arabische en türkische woorden.“

Gouwald (Christoph Ernst, Freiherr von), dramatischer Dichter, geb. 28. Nov. 1778 zu Straupitz in der Niederlausitz, wurde im Hause seines Vaters, welcher Besitzer dieser Herrschaft war, unterrichtet, bis er 1798 auf das Pädagogium nach Halle kam; dort studierte er 1799 Kameralwissenschaften und lebte im engsten Verkehr mit dem jüngern Contessa, dessen Freundschaft auf sein ganzes Leben von großem Einfluß war. Nach der Rückkehr von der Universität widmete er sich dem kändischen Dienste seiner Provinz, bis er sich 1815 auf sein Landgut Sellendorf zurückzog, wo eine Reihe von Jahren Contessa bei ihm lebte. Nachdem er 1831 von den niederlausitzischen Landständen zum Land-syndikus erwählt worden, lebte er zu Reußhaus bei Lübben, wo er 28. Jan. 1845 starb.

H. hatte früher unter den Namen Ernst und Maluhos (einem Anagramm seines Namens) einige Dichtungen in Zeitschriften und Sammlungen veröffentlicht, wandte sich aber erst seit 1815 entschieden der Dichtkunst zu. Seinen von Contessa herausgegebenen Erzählungen „Romantische Accorde“ (2 Bde., Berl. 1817 fg.) folgte das „Buch für Kinder gebildeter Stände“ (3 Bde., Lpz. 1819–24; neue Ausg., Lpz. 1869). Außer den kleineren tragisch-dramatischen Dichtungen: „Die Freistadt“ und „Die Heimkehr“, ließ er seit 1821 „Das Wils“, „Der Leuchtturm“ und „Fluch und Segen“ erscheinen, welche seinen Ruf begründeten; ferner das Gelegenheitsstück „Der Fürst und der Bürger“ (Lpz. 1823) und die Trauerspiele „Die Feinde“ (Lpz. 1825) und „Die Seeräuber“ (Lpz. 1830). Außerdem sind zu erwähnen seine „Bermischten Schriften“ (2 Bde., Lpz. 1825) und die „Bilder für die Jugend“ (3 Bde., Lpz. 1829–32; neue Ausg., Stuttg. 1874). Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien in 6 Bänden (Stuttg. 1858–60).

Gosell (W. H.), engl. Entbedungsreisender, geb. 1786, unternahm 1824 mit Hamilton Hume eine Reise durch das südl. Australien, auf welcher die Landschaften am Gregorysee entdeckt wurden, welche sich südlich bis zur Küste bei Port Philipp erstreckten. H. starb 9. Nov. 1876 zu Goulburne bei Sydney.

Gödemeyer (Aug.), Historienmaler, geb. 23. Sept. 1824 zu Müdeburg, besuchte die Akademie in München und arbeitete später im Atelier Schmidt. Sein erstes größeres Gemälde war die Vertreibung aus dem Paradies (1854), welchem die Christnacht, die Sintflut (1862), die Erweckung Kaiser Karls d. Gr. (1872) folgten. Allegorische Wandmalereien von H. befinden sich im Bahnhof zu Würzburg, im Bundespalast zu Bern, im Museum zu Leipzig und im Direktionsgebäude der Pfälzischen Eisenbahn in Ludwigshafen. Die Sgraffitobilder in einer Villa

zu Reichenhall und die dekorativen Malereien im Polytechnikum zu München gehören zu seinen besten Werken. H. starb 13. Jan. 1878.

Hovenia dulcis Thunb., ein zu den Rhamneen gehöriger immergrüner Baum Chinas und Japans, dessen Blütenstiele nach dem Abfallen der Blüten anschwellen, nach und nach fleischig, saftig und süß und von den Japanesen gern gegessen werden. Die H. ist von raschem Wachstum, widersteht in Italien der stärksten Kälte und soll in geschützter Lage auch in Paris im Freien ausbäumen.

Hoverbeck (Leop., Freiherr von), hervorragender Abgeordneter, geb. 25. Juli 1822, studierte in Königsberg und Berlin die Rechte, besuchte nach Ablegung des ersten jurist. Examens die Landwirtschaftliche Akademie zu Regenwalde, bewirtschaftete seine Güter in Ostpreußen und wurde 1862 zum Landschaftsdirektor der Ostpreussischen Landschaft gewählt. Als Abgeordneter vertrat H. vom Nov. 1868 bis 1870 den Wahlkreis Allenstein im preuß. Landtage, wo er anfangs der Fraktion Vinde angehörte, 1860 aber mit Jordanenb., Behrend u. a. die neue Fraktion Jung-Preußen stiftete, aus welcher 1861 die Fortschrittspartei hervorging. H. gehörte seitdem bis zu seinem Tode zu deren bedeutendsten Mitgliedern und spielte namentlich in der Budgetkommission wie bei allen Budgetfragen im Plenum des Abgeordnetenhauses eine wichtige Rolle. Bei den Neuwahlen im Nov. 1870 verzichtete er auf ein ferneres Mandat. Im Norddeutschen Reichstage vertrat H. 1867–70 den zweiten berliner Wahlkreis und im Deutschen Reichstage von 1871 bis zu seinem Tode den Wahlkreis Sensburg-Ostelsburg. Er starb zu Gersau am Biernwaldhüttersee 12. Aug. 1875.

Hova, das herrschende Volk des eingewanderten malaiischen Stammes auf Madagaskar. Die Bewohner Madagaskars zerfallen nämlich in zwei Schichten, eine ältere, die mit den Bantu-völkern des gegenüberliegenden afrik. Kontinents zusammenhängt, und eine jüngere, die später von Osten her gekommen ist und, wie die Sprache zeigt, dem großen malaiischen Stamme angehört. Diese Einwanderung fand von Sumatra aus statt, da das madagaskar. Volk mit der Sprache der Battal die größte Verwandtschaft zeigt, und muß um jene Zeit erfolgt sein, wo der ind. Einfluß auf den Inseln des Archipels sich noch nicht festgesetzt hatte, da dem Madagaskarischen die in den Sprachen des Archipels vorkommenden sanskritischen Lehnworte fehlen. (S. unter Madagaskar.)

Gouwaldt (Georg), Grünsieher, geb. 8. April 1802 in Braunschweig als Sohn eines Goldschmieds, in dessen Gewerbe er seit dem 14. Jahre thätig war. Unter dem Einflusse Burgschmieds in Nürnberg ging er dann allmählich zur Bildhauerei und Bildgießerei über. Im J. 1829 verwendete ihn Heidehoff für den Bau des Schlosses Reinhardtsbrunn bei Gotha beauftragt Ausführung von Bildhauerarbeiten. Im J. 1835 wurde er Lehrer am Polytechnikum in Nürnberg, 1836 Professor am Carolinum in Braunschweig. Seine hervorragenden Leistungen waren: im J. 1848 eine in Bronze gegossene Statue Lessings nach dem Modell von Kietzschel, der Bürgermeister Franke für Regensburg nach Bläfers Entwurf, die in Kupfer getriebene Quadriga für das Residenzschloß seiner Vaterstadt (nach Kietzschels Modell 1863 vollendet, 1865 aber bei dem Brand des Schlosses zerstört, jedoch 1868 mit Verbesserungen neu ange-

brachte). Bis 1865 fertigte H. auch noch die Statuen des Nationalökonomens Friedr. List für Neulingen und Andis nach H. Aingers Modell für Bonn 1864; 1869 entstanden die Reiterfiguren der Herzöge Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm, nach den Entwürfen Bönningers in Wien und Hähnels in Dresden; sie wurden doppeltebensgroß in Kupfer getrieben und 1875 errichtet. Ferner lieferte er ein Denkmal Heinrichs des Löwen, als Brunnenmonument gedacht, in Bronzegegüß ausgeführt, ein Kriegerdenkmal für Weimar nach Hartels Modell, ein Standbild des jugendlichen Friedrich II. (nach Sußmann-Hellborn in Berlin), einen Erzengel Michael als Kuppelaufsatz nach Engelhard in Hannover für die Rabattenanstalt Litzterfelde. H. starb 26. Jan. 1883 in Braunschweig.

Howard (engl. Adelsgelecht), f. u. Norfolk.
Howard (Frederik, Graf von Carlisle), f. Carlisle.

Howard (Henry), engl. Historienmaler, geb. zu London 31. Jan. 1769, gehörte zur klassizistischen Richtung der Kunst seiner Zeit, wozu er im Atelier des berühmten Flaxman den Grund legte. Auch fand er in Rom vielfach Gelegenheit, sich nach den Vorbildern der Antike zu schulen. Sein erstes größeres Bild: der Tod Rains, begründete seinen Ruf auch im Vaterland, wohin er 1794 zurückkehrte. Eine Reihe, meist der Mythologie und Poesie entnommener Bilder fanden durch das Gefällige des Vortrags viele Freunde, so die Horen, die Geburt der Venus, Hero und Leander. Seit 1808 Mitglied, wurde er 1811 Professor der Londoner Akademie, wo er ausgezeichnete Vorträge über Malerei hielt, die sein Sohn Frank H. 1848 herausgab; derselbe war gleichfalls als Maler thätig. Henry H. starb in Oxford 5. Okt. 1847.

Howard (John), engl. Philanthrop, geb. 2. Sept. wahrscheinlich 1726 zu Hadney in der Nähe von London, war zuerst Kaufmann. Das Erdbeben in Lissabon veranlaßte ihn, sich nach Portugal einzuschiffen; allein das Schiff wurde von einem franz. Kaper genommen und er Kriegsgefangen nach Breß gebracht. Hier war er Augenzeuge von den Leiden der Kriegsgefangenen und veranlaßte nach seiner Rückkehr nach England die Regierung, Maßregeln zu treffen, um das Los der Gefangenen zu verbessern. H. ging 1766 auf sein väterliches Gut Easington, in der Nähe von Bedford, und wurde 1773 zum Sheriff der Grafschaft Bedford gewählt. Nachdem er als solcher den Zustand der dortigen Gefängnisse genau hatte kennen lernen, erstattete er darüber 1774 einer Parlamentskommission Bericht, welcher zwei Gesetze zu Gunsten der Gefangenen zur Folge hatte. Hierauf setzte er seine Untersuchungen über die Gefängnisse in England fort; das Ergebnis veröffentlichte er in seinem »State of the prisons in England and Wales« (Warrington 1777; verbesserte Ausg. 1784; deutsch im Auszuge von Adster, Lpz. 1780). Zu gleichem Zwecke unternahm er seit 1775 mehrere Reisen nach dem europ. Kontinent und nach Nordamerika und gab dann seinen wichtigen »Account of the principal lazarettos in Europe« (Lond. 1789; deutsch mit Zusätzen von Ludwig, Lpz. 1791) heraus. Um in Asien die Pest kennen zu lernen, unternahm er 1789 eine neue Reise. Zu Cherfon im südl. Rußland von einer epidemischen Krankheit angefaßt, starb er daselbst 20. Jan. 1790. Ein kleiner Obelisk in der Nähe von Cherfon bezeichnet sein

Grab. Auch in der Paulskirche zu London ist ihm ein Denkmal errichtet. DeWille hat ihm ein Ehrendenkmal in dem Gedicht »La pitié« gestiftet. Noch jetzt besteht zur Erinnerung an H. ein für die Verbesserung der Gefängnisse und die Abschaffung der Todesstrafe wirkender Verein: die Howard Association. Vgl. Dixon, »H. and the prison world of Europe« (5. Aufl., Lond. 1864); Fiedl, »Correspondence of H.« (Lond. 1855); Brown, »Memoirs of the public and private life of John H., the philanthropist« (2. Aufl., Lond. 1823).

Howard (Katharina), Gemahlin König Heinrichs VIII. von England, geb. um 1530 als Tochter Edmund H.s, aus dem Geschlecht der Norfolks, wann die Gattin Heinrichs VIII., als dieser sich seiner vierten Gemahlin Anna von Kleve zu entfremden anfang. Nachdem er sich von dieser geschieden hatte (9. Juli 1540), heiratete er schon 8. Aug. die schöne und gefällige H. Sie war 15 Monate verheiratet, als ein völliger Bruch eintrat. Auch diesmal war der Vorwand für Heinrich, wie bei Anna Boleyn, die Untreue seiner Gemahlin; vielleicht mit mehr Grund als bei jener. Es liefen Denunziationen gegen Katharina ein, welche durch die Bekenntnisse der angeblichen Liebhaber und der Königin selbst Bestätigung fanden. Wenigstens wird man annehmen dürfen, daß Katharina vor ihrer Ehe sich Ausschreitungen hat zu schulden kommen lassen. Dabei müssen aber doch auch politische Gegensätze hineingefügt haben, vielleicht der Einfluß der mit Anna von Kleve verdrängten Partei, vielleicht aber auch derjenigen, die, wie die Norfolks, in Katharina ein Werkzeug ihrer Hand erwarteten, aber mit ihr zerfallen waren. Katharina starb auf dem Schafott (12. Febr. 1542), mit ihr ihre zwei angeblichen Liebhaber, mehrere Howards und Lady Rochford, welche ihr Verhältnis zu diesen beiden begünstigt haben sollte. H. von Gottschall hat das Schicksal Katharinas dramatisch bearbeitet.

Howard (Eule), berühmter engl. Meteorolog, geb. 28. Nov. 1772 zu London, besuchte die Gelehrte Schule zu Hurford bei Oxford, kam dann in eine Drogueriehandlung und wurde 1798 Assistent bei um die Bell-Lancaster-Schulen und andere nützliche Anstalten verdienten Quakers William Allen zu London. Damals schrieb er den Aufsatz »Essay on the modifications of clouds« (3. Aufl., Lond. 1865). Im J. 1806 trat H. mit Jewell und Gibson in Verbindung und errichtete zu Strassford ein Observatorium. Mit besonderer Vorliebe widmete er sich später meteorolog. Beobachtungen. Sein Bericht hierüber erschienen bis 1809 im »Athenaeum«, bis 1813 in Nicholsons »Philosophical Journal« und dann in Thomsons »Annals of philosophy«. Die Resultate seiner Beobachtungen gab er in dem Werke »The climate of London« (2 Bde. 1818—20), das in Deutschland besonders durch Goethe bekannt wurde, und in seinen »Seven lectures on meteorology« (Lond. 1837; 2. Aufl. 1842) heraus. Er starb zu Lottensham 21. März 1864.

Howe (Elias), ameril. Industrieller, geb. 10. Febr. 1819 in Spencer (Massachusetts), konstruierte 1845 seine erste Nähmaschine, auf welche er 1846 ein Patent erhielt. Er gründete 1862 zu Bridgeport in Connecticut eine Nähmaschinenfabrik und starb 8. Okt. 1867 in Brooklyn.

Howe (Julia Ward), ameril. Dichterin, Gattin des ameril. Philanthropen Samuel Gridley H.

geb. 27. Mai 1819 in der Stadt Newport, lebt in Boston. Ihre ersten lyrischen Gedichte »Passion flowers« erschienen 1854; ihre Tragödien »Lenore« 1857, »Hippolitos« 1858 und die spätern lyrischen Gedichte »Later lyrics« 1866. Eine Reise nach Cuba beschrieb sie in »A Trip to Cuba«, eine Reise durch Griechenland in »From the oak to the olive«.

Howe (Rich., Graf), brit. Admiral, geb. 1725, trat 1736 in den Seediens und wurde 1746 Kapitän. In dem Kriege gegen Frankreich nahm er unter Sir Edward Hawke 1757 teil an der Eroberung der Insel Rix und zerstörte den Hafen von Cherbourg. Im J. 1770 wurde er zum Kontradmiraal und Oberbefehlshaber im Mitteländischen Meere ernannt und zeichnete sich dann vielfach im amerik. Kriege aus. Im Okt. 1782 verproviantierte er das belagerte Gibraltar. Nach dem Frieden wurde er erster Lord der Admiralität, ein Amt, das er 1788 niederlegte und später wieder annahm, und dann zum Grafen erhoben. Als Admiral der weißen Flagge erhielt er 1793 den Befehl über die Flotte im Kanal, blockierte eine Zeit lang den Hafen von Brest, schlug die Franzosen bei Quessant 1. Juni 1794 und wurde 1796 General der Seetruppen. Er starb 5. Aug. 1799. Vgl. Barrow, »Life of Lord H.« (Lond. 1838).

Sein Onkel Richard Penn, Viscount Sutherland, der Sohn seiner Tochter Sophie, geb. 11. Dez. 1796, 1821 zum Grafen H. erhoben, war Oberkammerherr bei der Königin Adelaide, Gemahlin Wilhelms IV., die er auf ihren Reisen nach Malta und Madeira begleitete und bei der er bis zu ihrem 1849 erfolgten Tode in hoher Gunst stand. Er starb zu London 18. Mai 1870.

Howe (William, Baron), Bruder des Grafen Richard H., geb. 10. Aug. 1729, führte 1776 einen Teil der gegen die nordamerik. Kolonien bestimmten engl. Truppen, landete 25. Mai in Boston, erfocht 17. Juni bei Bunkerhill einen Sieg und übernahm im Oktober den Oberbefehl auf dem dortigen Kriegstheater, mußte jedoch im März 1776 Boston räumen und die dort aufgebrauchten bedeutenden Kriegsvorräte den Amerikanern unter Washington überlassen. H. zog sich nach Halifax zurück, schlug 22. Aug. die Amerikaner auf Long-Island, konnte jedoch deren Rückzug nach Newport nicht verhindern, ging 15. Sept. auf York-Island über, besetzte Newport und drängte Washington aber den Delaware zurück. Im Juni 1777 begab sich H. mit einem Teil seiner Truppen über See nach der Chesapeakebay und rückte von dort Ende August gegen Philadelphia vor, warf die Amerikaner 11. Sept. am Brandywine zurück, überfiel deren Lager 20. Sept. am Schuylkill und besetzte 27. Sept. Philadelphia. Am 4. Okt. bei Germantown zurückgeschlagen, doch blieb H. bis zum Mai 1778 in dem besetzten Lager von Philadelphia untätig stehen und veräußerte die günstige Gelegenheit, Washingtons erschüttertes Heer gänzlich zu vernichten. Die Regierung mißbilligte sein Verhalten und im Juni 1778 legte H. den Oberbefehl nieder und lehrte nach England zurück. H. starb 12. Juli 1814 zu London.

Howells (William Deane), amerik. Novellist, geb. 1. März 1837 in Martinsville im County Belmont im Staate Ohio, erlernte die Seerei in seines Vaters Geschäft und arbeitete 12 Jahre in demselben. Dann ging er als Mitredakteur des »Ohio State Journal« nach Columbia. Präsident

Lincoln gab H. 1861 das Konsulat in Venedig, wo er bis 1865 blieb und von wo aus er Land und Leute in Italien gründlich studierte. Nach Hause zurückgekehrt, trat H. in die Redaktion der »Nation« in Newport ein und bald darauf wurde er Mitarbeiter, seit 1871 aber Chefredakteur des »Atlantic Monthly«, von welchem er jedoch 1880 zurücktrat. Seitdem lebt H. ausschließlich seinen Studien und Arbeiten in der Nähe von Boston. Seine Hauptwerke sind: »Venetian life« (1866), »Italian journeys« (1867), »No love lost«, ein Gedicht (1868), »Saharban sketches« (1869), »Their wedding journey« (1872), »A chance acquaintance« (1873), »A foregone conclusion« (1877), »The lady of the arrowtooth« (1879) und die beiden Romane »Out of the question« (1879) und »A counterfeit presentment« (1877). Seine Werke sind zum Teil auch ins Deutsche überfetzt.

Howitt (William und Mary), ein engl. Dichterpaar. William H. wurde 1795 zu Deanor in Derbyshire geboren als Sohn eines Quäkers. Im J. 1822 heiratete er seine Glaubensgenossin Mary Rotham aus Uttoxeter in Staffordshire. Beide Gatten traten 1823 gemeinschaftlich mit einer Sammlung von Gedichten unter dem Titel »The forest minstrel« auf, die im Publikum Beifall fand. Bald darauf ließ sich William in Nottingham als Apotheker nieder, gab wieder eine gemeinschaftlich mit seiner Gattin geschriebene lyrische Dichtung: »The desolation of Eyam«, heraus und veröffentlichte 1831 sein »Book of the seasons«, welches zahlreiche Auflagen erlebte. Seine »History of priestcraft« (Lond. 1833; 8. Aufl. 1852) erwarb ihm solche Popularität, daß er zum Alderman von Nottingham erwählt wurde. Er zog dann nach Giber in Surrey, und veröffentlichte hier unter anderm »Rural life in England« (2 Bde., Lond. 1836) und »Visits to remarkable places, old halls, battle-fields and scenes illustrative of English history and poetry« (2 Bde., Lond. 1840—41). Von 1841 bis 1844 lebten die beiden Gatten in Heidelberg. Hier schrieb Williams »The student life of Germany« (Lond. 1841), »Rural and domestic life of Germany« (Lond. 1842) und »German experiences« (Lond. 1844). Mary hingegen machte ihre Landsleute mit den neuesten Produkten der deutschen, schwed. und dän. Novellistik bekannt. Ihr Gatte veröffentlichte ferner »Hall and hamlet, or scenes and characters of country life« (2 Bde., Lond. 1847) und »Homes and haunts of the British poets« (2 Bde., Lond. 1847). Sein Roman »Madam Dorrington of the Denes« (3 Bde., Lond. 1851) gibt ein schönes Bild von dem Leben einer engl. Edelknechtin von altem Schrot und Korn. Noch größeres Interesse erregte die von dem Ehepaar ausgearbeitete »Literature and romance of Northern Europe« (2 Bde., Lond. 1851—52), worin das Ständeaufkommen auf Kosten der Deutschen hervorgehoben wurde. Im Frühjahr 1862 schiffte sich William H. nach Australien ein, um in den dortigen Goldgruben sein Glück zu suchen, lehrte aber im Dez. 1854 enttäuscht nach England zurück, wo er »Land, labour and gold, or two years in Victoria« (2 Bde., Lond. 1855) erscheinen ließ, dem die austral. Erzählung »Tallangetta« (Lond. 1857) und der Roman »The man of the peoples« (3 Bde., Lond. 1860) folgte. Später wendete sich H. dem Spiritualismus zu, welche Richtung in seiner »History of the supernatural in all

ages and nations» (2 Bde., Lond. 1863) vertreten ist. Unter seinen spätern Erzeugnissen ist zu nennen: «Woodburn Grange. A story of English country life» (3 Bde., 1867), unter denen seiner Gattin der Roman «The cost of Caerwya» (3 Bde., Lond. 1864) u. s. w. William H. Kard in Rom 3. März 1879. — Anna Mary H., Tochter der vorigen, hielt sich zu ihrer künstlerischen Ausbildung mehrere Jahre in Deutschland auf und gab in «The art student in Munich» (2 Bde., Lond. 1863) ein anziehendes Bild des deutschen Künstlerlebens.

Hörter, Kreisstadt im Regierungsbezirk Minden der preuß. Provinz Westfalen, in schöner Lage am linken Ufer der seit 1833 von einer 190 m langen Brücke überspannten Weser, an der Linie Ottbergen-Holzwinden der Preussischen Staatsbahnen und an der Bergisch-Märkischen Eisenbahn Scherfede-Holzwinden, 68 km im SSO. von Minden, ist der Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts und hat eine evang. und eine luth. Kirche, eine Synagoge, eine Baugewerkschule, ein Gymnasium, eine evang. und eine luth. höhere Mädchenschule. Von Gebäuden sind hervorzuheben: die gotische Minoritenkirche und das Lillghaus (Renaissancestil), in welchem Lillg oft wohnte. Die gewerbliche Stadt zählt (1880) 5186 E., die Leinwand, Gummiwaren und Cement fertigen, auch Handel und wenig Schifffahrt betreiben. H. ist ein sehr alter Ort und hat in seiner Umgegend viele Erinnerungsstellen an die Sachsensiege Karls d. Gr. aufzuweisen, wie in der Nähe den berühmten Brunsberg mit alten verfallenen Wartturmresten, dem Überreste der sehr festen Sachsenburg, welche Willehms Bruder Bruno hatte aufbauen lassen. Früher gehörte die Stadt zu dem Stifte Korvei und war einst eine blühende Hansestadt. Ihre Stadtmauern und Thortürme sind teilweise abgetragen. H. wurde 20. April 1634 von den Dänen erobert, im Okt. 1640 vom Erbherzog Leopold und Grafen Piccolomini und 25. April 1648 von den Schweden unter Wrangel eingenommen. Zu H. gehört das Schloß Korvei (s. d.). Bgl. Kampfschule, «Chronik der Stadt H.» (Hörter 1872).

Der Kreis Hörter umfaßt 716,44 qkm mit (1880) 50836 meist luth. E.

Hörterkeine, s. unter Solling.

Hoy, eine der Ortneg-Inseln an der Nordküste von Schottland, südwestlich von der Hauptinsel Pomona, im Warr Hill 474 m hoch.

Hoya, alte Grafschaft im Landdrosteibezirk Hannover der preuß. Provinz Hannover, größtenteils zwischen der Weser und Hunte gelegen, im N. von Bremen und Oldenburg, im O. von Verden und Ratenberg, im S. vom Regierungsbezirk Minden, im W. von Diepholz und Oldenburg begrenzt, besteht teils aus Moor, Heide- und Sand-, teils aus Marschboden, welcher reiche Ernten gewährt und sich trefflich zur Viehzucht eignet. Der Umfang der alten Grafschaft wird zu fast 3000 qkm angegeben. Die einzige Stadt der Grafschaft ist Harenburg (s. d.). Der 20 km nördlicher an der Weser gelegene alte Flecken Hoya, Station der Linie Gehrtrud-H. der Hoyaer Eisenbahn, hat (1880) 2032 meist prot. E., ein sehr altes, 1296 erneuertes Schloß, mehrere Tabakfabriken, eine Eisfabrik und lebhaftes Flußschiffahrt und ist Sitz eines Amtsgerichts und Hauptort des gleichnamigen Kreises (822 qkm mit 45 206 meist prot. E.). — Die Grafen von H. kommen zuerst Anfang des 13. Jahrh. vor, vergrößerten ihre

Herrschaft durch verschiedene Erwerbungen, namentlich im 14. Jahrh. der beiden Grafschaften Alt- und Neu-Brachhausen, und wußten nach Auflösung des welfischen Herzogtums Sachsen lange Zeit ihr Reichsunmittelbarkeit zu bewahren. Als indessen Kaiser Maximilian 1502 die durch Aussterben des Mannstammes dieser Linie erledigte niedere Grafschaft an Herzog Heinrich den Mittleren von Braunschweig verließ und dann infolge längerer Lehnstreitigkeiten die Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel in Verbindung mit dem Bischof von Minden 1512 die Grafschaft occupierten, kamen die Grafen von H. erst von 1519 an und nach vielfachen Verhandlungen nach und nach wieder in den Besitz der Grafschaft und mußten nur die ganze Grafschaft von dem Hause Braunschweig zu Lehn nehmen. Demzufolge fielen beide Teile, als 1582 das Grafengeschlecht ausstarb, dem Landesherrn anheim und teilten seitdem alle die dynastischen Wechsel, welche die braunschw. Lande erfuhren.

Hoya carnea R. Br. (*Asclepias carnea* L.). Bachblume, im Vollstunde mit verschiednen aus *Asclepias* torrumptierten Namen belegt, ein sehr vollständiger, in manchen Gegenden Deutschlands fast allgemein in den Stuben kultivierter kleiner, zu den *Asclepiaden* gehöriger Akebiastrauch Indiens. Ihre rankenförmigen Stängel und Äste sind mit Kletterwurzeln besetzt, mittels deren sie sich 2—3 m und darüber erheben können. Die gegenständigen, eirunden, zugespitzten Blätter sind sehr dick und fleischig, glatt, oben glänzendgrün, die radförmigen Blumen aber blaß-lilafarben, von wachsartigem Glanz, durch einen fünfblätterigen amarantroten Nektarienkranz verzieren, aus welchem häufig ein klarer, honigglühender Nektar tropfen sich absondert, höchst angenehm duftet und zu langgestielten, hängenden Dolden gesammelt. Sie erscheinen im Frühjahr und Herbst. In den Stuben, wo sie im Winter einer Temperatur von + 12 bis 15° R. bedarf, wird diese edle Pflanze am besten an einem kleinen Fensterspalier oder an einer sonnigen Wand erzogen. Im Sommer liebt sie Schatten und reichliche Luft. Stedlinge wachsen unter einer Glasglocke mit Leichtigkeit an. Andere Arten, wie *H. bella* Hook., *H. imperialis* Lindl. u. a., eignen sich besser für Gewächshäuser.

Hoyer (Joh. Gottfr. von), sächs. Generalleutnant und Oberzeugmeister der Artillerie, geb. zu Dresden 1726, trat 1743 in die sächs. Artillerie, wurde 1772 Direktor der Artillerieschule, 1792 Generalmajor und im folgenden Jahre Oberzeugmeister. H. wurde 1790 geädelt und hat viele Verbesserungen in der Artillerie eingeführt (Projektor, 1780 vierräderiger Munitionswagen, Gliederwagen der Feldartillerie in Brigaden zu drei Batterien); er starb zu Dresden 1802.

Hoyer (Joh. Gottfr. von), namhafter Militärchriftsteller, Neffe des vorigen, geb. zu Dresden 9. Mai 1767, diente bis 1813 in der sächs. Artillerie und wurde dann als Oberst in preuß. Dienste übernommen, im Ingenieurkorps angestellt, zum Generalmajor befördert und war zuletzt Inspektor der Festungen und Pioniere in Pommern und Preußen. H. nahm 1825 den Abschied und starb zu Halle 1845. Von Wert sind seine «Pragmatische Geschichte der sächs. Armee» (Lpz. 1791), «Die Belagerungen Wiens von 1444 bis 1809», «Geschichte der Kriegskunst» (Gött. 1797), «Neues militärisches Magazin» (Lpz. 1794—1806); «Literatur der

Kriegswissenschaften und Kriegsgeschichte» (in der «Handbibliothek für Offiziere», Berl. 1892).

Hoyerwerda, Kreisstadt im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, an der Schwarzen Oßter und der Linie Wittenberg-Falckenberg-Kohlsdorf der Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei und zählt (1880) 2716 meist prot. G., worunter über 100 Schuhmachermeister; außerdem hat S. Fabriken für Turmuhren, Feuerspritzen und Gloden, eine Eisenbahnreparaturwerkstätte, Dampfmaschinen und Weberei. Hier nahm 25. Sept. 1759 Prinz Heinrich von Preußen den österr. General Beula gefangen.

Der Kreis Hoyerwerda zählt auf 867 qkm (1880) 82883 G.

Oym, Stadt im Kreise Ballenstedt in Anhalt, an der Sella, 8 km im WSW. von Frose, mit einer Landeshochschule, zählt (1880) 2918 G., welche in Juckerfabriken und mit Acker- und Karlen Obstdau beschäftigt sind.

Oym (Karl Georg Heintz, Graf von), preuß. Staatsmann, geb. 20. Aug. 1789 zu Poplog in Pommern, besuchte das Königsberger Gymnasium und die Universität zu Frankfurt a. O., nahm 1761 Militärdienste, trat aber sehr bald in das Finanzfach ein. Er stieg schnell empor, wurde 1762 Kriegs- und Domänenrat und 1767 Geheimrat und zweiter Kammerdirektor, 1769 Regierungspräsident in Kleve und 1770 dirigierender Minister in Schlesien. Friedrich Wilhelm II. erhob ihn 1786 in den Grafenstand, ließ sich durch ihn 1796 bei der Fuldigung in Südpommern repräsentieren und übertrug ihm die Verwaltung auch dieser neuen Erwerbung. Feld (f. d.) schilderte im «Schwarzen Buch» die schlechte Finanzwirtschaft S.s. Nach dem Frieden zu Lissabon wurde er in Ruhestand versetzt und starb 26. Okt. 1807 auf seinem Gute zu Döhrnsdorf bei Breslau. Mit ihm erlosch diese gräfliche Familie. S. stammt aus Mecklenburg und ist 28. April 1809 in den Grafenstand erhoben worden. [traft.

H. P., Abkürzung für horse-power, d. h. Pferde-
Hpp., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hoppe (David Heinrich).

Orabanus (Rabanus) **Maurus**, einer der bedeutendsten Theologen des 9. Jahrh., geb. 776 zu Mainz, erhielt seine Erziehung im Kloster Fulda, trat hier in den Benediktinerorden ein und wurde 801 zum Abt geweiht; 802 ward S. zu seiner weiteren Ausbildung nach Tours gesandt zu Alkuin, welcher ihm nach einem Lieblingsjünger des heil. Benedikt den Beinamen Maurus gab. Nach seiner Rückkehr, 808, übernahm S. zusammen mit Samuel, spätem Bischof von Worms, die Leitung der Klosterschule zu Fulda, welche er zu hoher Blüte erhob. Im J. 814 wurde S. Priester, 822 Abt des Klosters; 842 legte S. sein Amt als Abt nieder und zog sich auf den Petersberg bei Fulda zurück, wurde 847 zum Erzbischof von Mainz erhoben und starb 4. Febr. 856 zu Winkel im Rheingau. S. war mit Eifer und Erfolg bemüht um Verschärfung der Klosterdisciplin, Vermehrung der Klöster, Riten und Reliquien, allgemeine Einführung der deutschen Predigt und strenger kirchlicher Zucht. Als theol. Schriftsteller verfaßte S. Kommentare über die meisten biblischen Bücher, deren Wert auf der sorgfältigen Wiedergabe der Auslegungen älterer Väter, besonders des Hieronymus, Augustin und

Gregor d. Gr. beruht. Der Erbauung dienen zwei Sammlungen von Homilien und die Schrift «De videndo Deo». Zahlreiche Schriften dienen der Unterweisung der Kleriker und der Einschränkung der kirchlichen Disciplin. Auch viele Gedichte sind von ihm überliefert. Seine Werke, größtenteils theol. Inhalt, gab Celsarius (6 Bde., Köln 1627) heraus, wiederholt in Migne's «Patrologie» (Bd. 107—112). Sein Leben hat der sehr unzuverlässige Abt Joh. von Tritheim im Anfang des 16. Jahrh. beschrieben. Vgl. Bach, «Orabanus Maurus, der Schöpfer des deutschen Schulwesens» (Jülich 1835); Kunsmann, «Orabanus Magnentius Maurus» (Mainz 1841); Spengler, «Leben des heil. Rabanus Maurus» (Regensburg 1866).

Oradei, böhm. Stadt, f. Grottau.

Oradisch (Ungarisch, Grabisch, slow. Hradisch), Stadt mit eigenem Statut im südböhm. Mahren, liegt in der Niederung der March, von der sie einst ganz umflossen war, und ist ein für den Frachtenverkehr sehr belebter Stationsplatz der Kaiser-Ferdinands-Norrbahn, von der hier eine Lokalbahn nach Ungarisch-Brod abzweigt. S. ist Sitz eines Kreisgerichts, einer Finanzbezirksdirektion, einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Bürgerschule, ein Staats-Real- und Obergymnasium und zählt (1880) 8659 G. größtenteils deutscher Sprache. Die Umgebung hat bedeutenden Gärten- und Ackerbau, die Stadt selbst eine Juckerfabrik, lebhaften Vieh- und Getreidemärkte. — S. war in ältester Zeit Grenzfestung der böhm. Krone gegen Ungarn und diente dieser Bestimmung dem Könige Ottokar II. Die Befestigung wurde in der Folge erweitert und verstärkt, bis sie 1780 Kaiser Joseph II. wegräumen ließ. Sämtliche Mäure und Schanzen wurden von der Stadtgemeinde gekauft, unter einzelne Hausbesitzer verteilt und in Gärten umgewandelt.

Oradisch, der die böhm. Burg, die Domkirche u. f. w. enthaltende Teil Prags (f. d.).

Orasowon, Kreisstadt im Gouvernement Kursk, f. Orasowon.

H. H. H., Abkürzung für His (oder Her) Royal Highness, «Seine (Ihre) Königliche Hoheit».

Oratowitha, berühmte niederösch. Dichterin, f. Roswitha. [für Hartig (Theob.).

Hrtg., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Herbst (Joh. Friedr. Wils.).

Orakaga (d. h. der Große), der erste große Nebenfluß, welchen der Amazonasstrom auf der rechten Seite empfängt. Er entspringt an den Abhängen der Cerros von Tucapaco, in 10° südl. Br. und mündet, 1500 m breit, etwa 100 km unterhalb des Pastaza, unfern des Dorfes Lagula. Vom Pongo bis zur Mündung ist er für Dampfer fahrbar. Er ist etwa 1200 km lang.

Orakati, Vulkan in Peru, f. Gualateiri.

Oranaco oder **Oranaco**, f. unter Lima.

Orancavelles, Departement der südamerik. Republik Peru, 22569 qkm groß mit (1876) 104155 G., von den Cordilleren durchzogen, ein raues Gebirgsland, reich an Gold, Silber, Zinn, Kupfer, Eisen, Blei u. f. w. — Die Hauptstadt Orancavelles, etwa 325 km östlich von Lima am Jauja gelegen, wurde 1572 gegründet und ist jetzt ein ärmerlicher Ort mit (1876) 8987 G.

Oranchaco, Hafenplatz der peruan. Stadt Trujillo (f. d.).

Guano, f. Guano.

Guano-China, f. unter Chinabaum.

Guano, Departement in Peru, 85 695 qkm mit (1876) 78 856 E., umfaßt die Quellgebiete des Amazonasstroms und des Huallaga. — Die Hauptstadt **Guano**, 270 km im NW. von Lima, am Huallaga, in einem prächtigen Thale 1872 m hoch gelegen, zählt (1876) 5263 E., welche Zuckerrohr und Kaffee bauen und Handel treiben. H. ist eine der ältesten Städte Perus, 1539 gegründet. Etwa 80 km westlich von H. sind Ruinen einer altindian. Stadt, worunter eine Opferstätte. (S. Tafel: Amerikanische Altertümer, Fig. 17.)

Quarte (Juan), einer der wenigen span. Schriftsteller, welche über ihr Vaterland hinaus als Philosophen bekannt geworden, geb. um 1520 in Ribernavarrá, war um 1590 praktischer Arzt in Madrid. Sein um 1567 geschriebenes »Exámen de ingenios para las ciencias« (Vamplosa 1578 u. öfter; letzte Ausg. in »Obras escogidas de filósofos«, Bd. 65 der »Biblioteca« des Minadeneira, Madr. 1873), das in viele Sprachen (deutsch von Vossing; 2. Aufl., Wittenb. u. Zerbst 1785) überfetzt wurde, zeigt ihn als praktischen, kenntnisreichen Denker und enthält scharfsinnige psychol. Beobachtungen, ist aber voll von Paradoxien. Vgl. Guardia, »Essai sur l'ouvrage de Juan H.« (Par. 1855).

Quasos oder **Guasos**, Dorf von 353 E. in der Provinz Atacama der südamerik. Republik Chile, an der Mündung des Flusses H., hat ein Zollamt und wird regelmäßig von den Dampfern der Küstenlinien besucht. Seine Ausfuhr, welche namentlich in Silber- und Kupfererzen aus dem Depart. Freirina und Valparaiso besteht, ist zum Teil an Carrizal übergegangen seit Eröffnung der dortigen Bahn ins Innere.

Quastelen oder **Waschtelen** (Quastelen, von dem mexican. huaxi, lies waschi, d. h. Quaste, da das von den H. bewohnte Land an diesen Früchten reich ist), ein Indianerstamm im Nordosten von Veracruz und Mexico in der Provinz Tamaulipas. Die H. haben mit den umwohnenden Völkern keine Verkehrung; sie gehören, wie ihre Sprache barthut, dem weiter im Süden wohnenden Naga-Stamm an.

[Lillo's. Paß.]

Quastelen, Paß der Andes von Peru, f. Quay.

Qub, Weiler im Großherzogtum Baden, Kreis Baden, Bezirksamt Bahl, bei dem Dorfe Ottersweier, 20 km im SSW. von Rastatt, mit 430 E., hat eine Rochsalztherme und war früher Bad, ist aber seit 1874 in eine großartige Heil- und Pflegeanstalt umgewandelt worden.

Quob, bei naturwissenschaftlichen Namen Ab-

breviatur für Jakob Hübner (gest. 1826 als Maler in Augsburg).

Quobard (Nicolas Gustave), franz. Nationalökonom, geb. 1828 zu Bourqueux (Depart. Seine-Nise), besuchte die Ecole d'administration und schrieb bei deren Unterdrückung »Défense de l'Ecole d'administration« (1849). Hierauf wurde er Advokat und 1851 Sekretär des Komitees für die Propaganda der Sociétés de prévoyance. Er schrieb: »De l'organisation des sociétés de prévoyance et des secours mutuels« (1853), »Saint-Simon« (1857), »Histoire contemporaine d'Espagne« (6 Bde., 1869 fg.) und »Histoire de la littérature contemporaine en Espagne« (1876). Auch war er Redakteur des Journals »L'industrie« und Mitarbeiter an mehreren Fachzeitschriften.

Qubbe (Heintz), Wasserbarchenmacher, geb. 22. Sept. 1803 in Hamburg, wurde 1837 Wasserbau-Inspektor daselbst und entwarf die Pläne zum Wiederaufbau Hamburgs nach dem großen Brande 1842. Er trat 1864 in preuss. Dienste und leitete die Hafenbauten zu Stolperwende, Rügenwalder und Zeb. Hierauf wurde er 1867 in das Handelsministerium zu Berlin berufen und ihm das Wasserbauwesen der Provinzen Sachsen und Schleswig-Holstein, sowie des Elbstroms unterstellt. Er starb 1. Juni 1871 zu Hamburg. H. schrieb: »Bemerkungen über die Verhältnisse des Elbstroms« (Hamb. 1844), »Beiträge zur Kunde des Flußgebiets der Elbe« (Hamb. 1845) u. f. w.

Qubbe-Schleiden (Willy), Reisender, geb. 20. Okt. 1846 in Hamburg, studierte Rechtswissenschaft und Jurisprudenz, wurde 1869 in seiner Vaterstadt Rechtsanwalt und während des Krieges 1870 und 1871 beim deutschen Generalkonsulat in London attachiert, bereiste darauf ganz Westafrika und lebte 1875–77 in West-Afrikanien, wo er ein eigenes Handelsbüro gründete. Seine während dieses Aufenthalts gemachten Beobachtungen und Studien veröffentlichte er unter dem Titel »Ethiopien« (Hamb. 1879). Mit diesem Namen bezeichnet H. das durch fremde Kultur noch nicht in Besitz genommene Afrika und empfiehlt dasselbe als ein rentables Wirtschaftsgebiet, welches sich für Deutschland in ähnlicher Weise verwerten lasse, wie Indien für Großbritannien. Besonders bekannt gemacht hat H. sich als Vorkämpfer für die deutschen Kolonialbestrebungen durch seine »Überseefische Politik« (2 Bde., Hamb. 1880–83). H. publizierte ferner: »Deutsche Kolonisation« (Hamb. 1881), »Notizen zu einer Überseefischen Politik Deutschlands« (1881), »Weltwirtschaft und die sie treibende Kraft« (Hamb. 1882).

Hube (Romuald, Edler von), poln. Rechtsgelahrter, geb. 7. Febr. 1803 in Warschau, besuchte das Gymnasium in Krakau, studierte die Rechte und Philosophie in Warschau und Berlin und wurde 1825 Vektor der Rechtsgeschichte, 1829 ord. Professor des Kriminalrechts an der warschauer Universität. Nach Aufhebung dieser Anstalt 1832 war H. Staatsanwalt, wurde jedoch schon ein Jahr später als Mitglied in die gesetzgebende Kommission für das Königreich Polen nach Petersburg berufen. Im J. 1842 wurde H. zum russ. Staatsrat ernannt und der Rang des Kaisers für Gesetzgebung zugeteilt, und war Hauptredakteur des neuern russ. Kriminalgesetzbuchs. Im J. 1848 begleitete H. den Grafen Bludoff, welchem eine Spezialmission beim päpstl. Hofe anvertraut worden war, nach Rom, ward 1850 Geheimrat und Senator des Kaiserreichs, 1856 Präsident der Codifikationskommission für das Königreich Polen und nach Auflösung desselben 1861 Generaldirektor der Kommission für öffentliche Aufklärung und geistliche Angelegenheiten, 1862 Mitglied des damaligen Staatsrats in Warschau. Nachdem ihm nochmals 1867 mit dem Grafen Bludoff eine Spezialmission in Rom übertragen worden war, wurde H. 1868 zum Wirkl. Geheimrat, 1877 zum Mitglied des Reichsrats in Petersburg ernannt. Er lebt teils auf seinem Gute in Radomsk, teils in Warschau und Rom. H. schrieb (meist in poln. Sprache): »Über Strafrechtstheorien« (1828), »Poln. Kriminalisten« (1830), »Grundsätze des Strafrechts« (1830), »Loi Balique« (Warschau 1867), »Histoire de la formation de la loi Bour-

guignonne» (Par. 1867), «Droit romain et gréco-byzantin chez les peuples Slaves» (Par. u. Toulouse 1880), «Das poln. Recht im 13. Jahrh.» (1874), «Poln. Recht im 14. Jahrh.: die Gesetzgebung Kasimirs» (1881).

Sein Bruder, Joseph H., geb. 18. März 1806 in Warschau, studierte in Krakau, Berlin und Paris und wurde 1830 zum Professor der allgemeinen Rechtsgeschichte an der warschauer Universität erwählt. Im J. 1833 begab er sich auf Reisen, widmete sich dem geistlichen Stande und lebte teils in Paris, teils in Rom. Einen Teil seiner preisgekrönten Schrift über das slaw. Erbrecht gab Romuald H. heraus (Übersetzt von E. Zuparski: «Geschichtliche Darstellung der Erbsolgerrechte der Slawen», Posen 1836). H. ist einer der Stifter der Congregatio Resurrectionis und war auch 1847 — 53 Vorsteher derselben.

Huber, Familienname zweier ausgezeichneten Naturforscher. Der Vater, Franz H., geb. zu Genf 2. Juli 1750, erblindete bereits im Jünglingsalter, zum Teil infolge angekrengten Studierens, fand aber an Anne Lullin eine ausgezeichnete Gattin, mit welcher er 40 Jahre in der glücklichsten Ehe lebte. Durch Charl. Bonnet auf die Dunkelheiten in der Naturgeschichte der Bienen aufmerksam gemacht, unternahm es der Blinde, dieselbe aufzuklären, indem er seinem Bedienten, Franz Burnens, und später seinem Sohne die schwere Kunst des Beobachtens lehrte. Starkreich ausgebaute Bienenstöcke von Glas dienten dazu, die Thieren zu belauschen. Aus den übereinstimmenden Beobachtungen seines Bedienten und anderer Freunde, die an seinen Studien teilnahmen, zog er die Ergebnisse, die er zuerst in Briefen an Bonnet unter dem Titel «Nouvelles observations sur les abeilles» (1792) veröffentlichte. Als Burnens eine anderweite Versorgung erhielt, übernahmen zunächst H.'s Gattin und dann Burnens Sohn das Geschäft des Beobachtens. Mit Schneebier, den er bei den Untersuchungen über das Atemholen der Biene zu Rate zog, machte er dann die Beobachtungen über das Atmen der Samen, die in dem «Mémoire sur l'influence de l'air et des diverses substances gazeuses dans la germination des différentes plantes» (Genf 1801) niedergelegt sind. Seine spätern Beobachtungen über die Bienen finden sich in der neuen Ausgabe der erwähnten Schrift (2 Bde., Par. u. Genf 1814). In Genf gründete H. die Gesellschaft für Bienen- und Naturgeschichte. Zuletzt lebte er bei seiner Tochter in Pregny bei Genf, wo er 21. Dec. 1831 starb.

Jean Pierre H., Sohn des vorigen, geb. 23. Jan. 1777 in Genf, gest. 22. Dec. 1840 in Norvdon, hat eine Reihe von Beobachtungen über die Lebensart verschiedener Insekten (Hummeln, wilde Bienen, Käfer, Blattwespen u. s. w.) veröffentlicht und sich seinem Vater gleichgestellt durch seine Untersuchungen über die Lebensart der einheimischen Ameisen: «Recherches sur les mœurs des Fourmis indigènes» (Par. 1810), die noch heute die Grundlage unsers Wissens über diesen Gegenstand bilden.

Huber (Johs.), Philosoph und ein Führer der Aristokratien, geb. 18. Aug. 1890 zu München, studierte hier Theologie und Philosophie, promovierte 1854 mit einer Schrift «Über die Beweise vom Dasein Gottes bei Cartesianus», habilitierte sich 1855 mit der Schrift «Über Platos Lehre von einem

persönlichen Gott», ward 1855 außerord., 1864 ord. Professor der Philosophie zu München. Schon seine «Philosophie der Kirchenväter» (Münch. 1859) erregte den Unwillen der Jesuiten. Das Buch kam auf den Index, H. verweigerte den Widerruf und gehörte seitdem zu den entschiedensten Gegnern des Ultramontanismus. Mit Entschiedenheit belämpfte H. das Vatikanische Konzil. Er war Mitverfasser des «Janus» (Epp. 1869), schrieb gegen Hergenrothers «Antijanus» die Schrift «Das Papsttum und der Staat» (Münch. 1870) und «Freiheiten der franz. Philosophie» (Münch. 1870). Seit 1871 fand H. an der Spitze der altkath. Bewegung in Bayern. Dem Kampfe gegen den Ultramontanismus diente besonders das Werk «Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doktrin, Wirksamkeit und Geschichte» (Berl. 1873). Die Probleme der Freiheit des Willens, der Unsterblichkeit der Seele und des Positivismus hat er in eigenen Schriften behandelt. Erwähnung verdienen auch: «Johannes Scotus Eriana» (Münch. 1861) und «Das Verhältnis der deutschen Philosophie zur nationalen Erhebung» (Berl. 1871). H. starb 19. März 1879. Vgl. Ziergiehl, «Johannes H.» (Götting 1881).

Huber (Rudw. Ferd.), gelehrter und polit. Schriftsteller, Sohn von Michael Huber, geb. in Faus 11. Sept. 1764, kam in seinem zweiten Jahre mit seinen Eltern nach Leipzig. Schon in seinem 15. Jahre trat er als Übersetzer auf. Bald darauf wurde er mit Christian Gottfr. Körner und durch diesen 1785 mit Schiller in Leipzig befreundet. Nachdem er in Dresden im Bureau des Ministers von Stutterheim einige Zeit gearbeitet, wurde er 1788 Legationssekretär bei der sächsl. Gesandtschaft zu Mainz. Mit Aufopferung seiner amtlichen Stellung nahm er sich seit 1793 der verlassenen Familie seines Freundes Johann Georg Forster (s. d.) an, deren Witwe Therese er 1794 heiratete. In dem Dorfe Voelke bei Neudorf wohnend, wendete er sich der Schriftstellerei, besonders der politischen zu, bis er 1798 nach Stuttgart ging, wo er die Redaction der «Allgemeinen Zeitung» übernahm. Im J. 1803 zog er nach Ulm und wurde 1804 Landesdirektionsrat in der Section des Schulwesens der neuen bayr. Provinz Schwaben. Doch starb er bereits 24. Dec. 1804.

Früh zog ihn besonders die engl. Litteratur an; 1785 gab er das Schauspiel «Ethelwolf», mit Bemerkungen über Beaumont und Fletcher und das ältere engl. Theater heraus. Auch berichtete er die deutsche Bühne mit guten Bearbeitungen franz. Lustspiele. Dahin gehören: «Offene Fehde» (Mannh. 1788), «Der tolle Tag, oder Figaros Hochzeit» (Epp. 1785), «Die Abenteuer einer Nacht» (Mannh. 1789) und andere in seinem «Neuern franz. Theater» (3 Bde., Epp. 1795—97; 2. Aufl., Frankfurt 1819). Von seinen Originalschauspielen hatte «Das heimliche Gericht» (neue Aufl., Berl. 1795) Erfolg. Glänzlicher war H. in seinen «Erzählungen» (3 Sammlungen, Braunschw. 1801—2), doch hatten die seit 1793 unter seinem Namen erschienenen meist seine Gattin zur Verfasserin. Seine «Sämtlichen Werke seit 1802» (4 Bde., Tüb. 1806—19) wurden von seiner Gattin herausgegeben und mit seiner Biographie begleitet. In der Kunstkritik nahmen seine Recensionen in der «Allgemeinen Literaturzeitung», welche in seinen «Vermischten Schriften» (2 Bde., Berl. 1798) wieder abgedruckt wurden, einen ehrenvollen Rang ein. Von den übrigen Schriften sind

noch zu erwähnen: »Friedenspräliminarien« (10 Bde., Berl. 1793–96). Auch war er Herausgeber der »Klio« und der »Europ. Annalen«.

Huber (Victor Aimé), bekannt als Litterarhistoriker und polit.-sozialer Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 10. März 1800 zu Stuttgart, erhielt seine Bildung 1805–16 im Fellenberg'schen Institut zu Hofwyl und widmete sich zu Würzburg und Göttingen dem Studium der Medizin und der neuern Sprachen; 1821 hielt er sich in Paris auf und bereiste dann bis 1823 Spanien, Portugal, Schottland und England. Seit 1826 nahm er wieder einen längern Aufenthalt in Frankreich, wurde 1828 Lehrer an der Handelsschule, später an dem Gymnasium zu Bremen, 1833 Professor der Litteraturgeschichte und neuern Geschichte an der Universität Klostod und 1836 Professor der abendländ. Sprachen und Litteraturen in Marburg, von wo er 1843 in gleicher Eigenschaft nach Berlin übersiedelte. Hier nahm er 1850 seinen Abschied, zog sich 1851 nach Wernigerode am Harz zurück und starb 19. Juli 1869 in dem nahe gelegenen Flecken Nöckerode.

H. gehörte zu den gründlichsten Kennern der span. und engl. Litteratur in Deutschland. Außer dem »Span. Lesebuch« (Brem. 1832) und dem »Engl. Lesebuch« (Brem. 1833) befanden dies vor allem »Die Geschichte des Eid« (Brem. 1829) und die »Chronica del Cid« (Marb. 1844). Vortrefflich sind seine »Skizzen aus Spanien« (4 Tle., Götting. 1828–35; 1. Aufl. 1845). Unter seinen übrigen litterarhistor. Arbeiten ragen hervor »Die neuromantische Poesie in Frankreich« (Lpz. 1833) und »Die engl. Universitäten« (2 Bde., Kass. 1839–40). Als einer der ersten Vorführer der konservativen Partei in Preußen begründete er die Zeitschrift »Janus. Jahrbücher deutscher Gesinnung, Bildung und That« (1845–48). Denselben Interessen dienten auch eine Reihe kleinerer Schriften. Als es ihm nicht gelang, in den Reihen der konservativen Partei Interesse für die sozialen Fragen zu wecken, sagte er sich offen von derselben los und griff sie in mehreren Broschüren (»Bruch mit der Revolution und Ritterschaft«, Berl. 1852) lebhaft an. Später war er besonders thätig als Leiter der Gemeinnützigen Baugesellschaft und im Dienste der Innern Mission. Vgl. Cloers, »Victor Aimé H. Sein Werden und Wirken« (2 Tle., Brem. 1872–74).

Huber (Maria), namhafte franz. Schriftstellerin von theol.-ethischer Tendenz, wurde als die Tochter eines angesehenen Kaufmanns zu Genf 1695 geboren. In den »Systèmes des théologiens anciens et modernes, conciliés par l'exposition des différents sentiments sur l'état des âmes séparées des corps« (Genf 1731; sehr vermehrte Aufl., 1739), die ihr zuerst in der gelehrten Welt einen Namen machten, bekämpfte sie die Lehre von der Ewigkeit der Höllestrafen; dagegen nahm sie nach dem irdischen Leben eine Art von Mittelzustand der Reinigung an. Am umfassendsten findet man ihre Lehren dargelegt in den »Lettres sur la religion essentielle à l'homme« (Genf 1739; 6 Bde., 1754), die ins Deutsche und Englische überfetzt wurden. Nach ihrem Tode, der 13. Juni 1753 zu Lyon erfolgte, erschien ein »Recueil de diverses pièces, servant de supplément aux Lettres sur la religion essentielle à l'homme« (1754).

Huber (Michael), deutscher Litterarhistoriker und Übersetzer, der Vater von Ludwig Ferdinand Huber, geb. 27. Sept. 1727 zu Frankenhausen

in Niederbavern, lebte lange Zeit in Paris und wurde 1766 Vektor der franz. Sprache an der Universität zu Leipzig, wo er 15. April 1804 starb. Er erwarb sich das Verdienst, durch gute Übersetzungen wie durch die heigigen kritischen Bemerkungen der deutschen Litteratur bei den Franzosen Eingang verschafft zu haben. H. überfetzte die Werke Gräners (Jür. 1768–72 u. öfter) und in seinem »Choe des poésies allemandes« (4 Bde., Par. 1766) Poésien von Klopstock, Wieland, Lessing, Kleist u. a.; ferner Thümmels »Wilhelmine«, Meiners' »Phila. Briefe über die Schweiz«, Campes »Robinson« zu Windelmanns »Kunstgeschichte« (3 Bde., Lpz. 1781) und gab »Notices générales des graveurs et des peintres« (Dresd. 1787; neue Aufl. 1797) heraus. Ein »Handbuch für Kunstliebhaber und Sammler über die vornehmsten Kupferstiche« veröffentlichte nach H. s. franz. Manuskript E. C. H. Rost in deutscher Übersetzung (9 Bde., Jür. 1796–1804).

Huber (Samuel), prot. Theolog, geb. 1547 zu Burgdorf bei Bern, widerfetzte sich als Pfarrer in Burgdorf 1582 der von dem berner Predigerkollegium verantworteten Einführung des Brotbrechens beim Abendmahl. Im J. 1586 griff H. aus Anlaß der Mömpelgarder Gespräche die reform. Lehre von der Gnadenmahl heftig an und wurde deshalb 1588 des Landes verwiesen. Er ging nach Tübingen, bekannte sich zum Luthertum und erhielt die Pfarre Derendingen bei Tübingen. Hier schrieb H. »Theses, Christum Jesum esse mortuum pro peccatis totius generis humani« (Tüb. 1589); 1592 wurde er als Professor der Theologie nach Wittenberg berufen, aber 1595 aus Kursachsen verwiesen. Seitdem irrte er heimatlos umher, bis er in Osterwieck bei seinem Schwiegerjohn 25. März 1624 starb. Von bleibendem Wert ist sein »Anti-Bellarminus« (6 Bde., Goslar 1607), eine gelehrte Verteidigung der luther. Lehre gegen den Katholizismus.

Huber (Therese), die Gattin von Ludwig Ferdinand und Mutter von Victor Aimé H., geb. 7. Mai 1764 in Göttingen, war die Tochter des Humanisten Hegne, verheiratete sich in ihrem 20. Jahr mit Johann Georg Forster, folgte diesem nach Polen und drei Jahre später nach Mainz. Als 1792 die Herrschaft der franz. Republik in Deutschland einbrach und Forster im Interesse Frankreichs zu wirken begann, sendete er seine Gattin mit ihm. Die beiden Kinder nach Strassburg, die von hier aus nach Neuchâtel ging. Forster, der sich als Departementier des neuen franz. Rheindepartements nach Paris begeben hatte, sah sie und seine Kinder zum erstenmal am Schlusse des J. 1793 zu Notiers-Traubens an der franz. und schweiz. Grenze und übergab sie seinem Freunde L. F. Huber, der bei dieser Zusammenkunft zugegen war und nach Forsters Tode 1794 sich mit der Witwe verheiratete. Ihr ersten schriftstellerischen Arbeiten erschienen unter dem Namen ihres Gatten. Nach dessen Tode (1804) lebte sie bis 1814 bei ihrem Schwiegerjohn, einem angesehenen Beamten in Bayern, wo sie ihre litterarischen Arbeiten fortsetzte. Dann wendete sie sich nach Stuttgart, übernahm hier 1819 die Redaktion des »Morgenblattes« und hebelte 1824 nach Augsburg über, wo sie 15. Juni 1829 starb. »Forsters Briefwechsel« gab sie nebst Nachrichten von seinem Leben (2 Bde., Lpz. 1828–29) heraus. Ihre »Erzählungen« erschienen nach ihrem Tode in einer von ihrem Sohne veranstalteten Sammlung (6 Bde., Lpz. 1830–33).

Hubertus, der heilige, war um 700—728 Bischof von Lüttich. Er war verheiratet, hatte einen Sohn, Florent, welcher ihm auf dem Bischofsstuhl folgte, und war Schüler seines Vorgängers Lambert. Nach der späteren Legende kam er aus einem vornehmen Geschlecht Aquitanien, war unter König Theobert III. Pfalzgraf und führte einen recht weltlichen Wandel. Als er einst am Feiertage agte, erschien ihm ein Hirsch mit einem goldenen Kreuz zwischen dem Geweih. Dadurch zur Ruhe geführt, begab sich H. zum Bischof Lambert, darauf nach Rom zum Papst Sergius I., welcher in einer Vision vom Lambert's Tode unterrichtet und angewiesen ward, H. zu dessen Nachfolger zu weihen. Zu Ehren seines Vorgängers erbaute H. in Lüttich die prächtige Lambertikirche. Er starb 728 und wurde in der Peterskirche zu Lüttich beigesetzt. Im J. 744 wurden seine Gebeine in die Lambertikirche, 925 in das Kloster Anboin in den Ardennen überführt. H. ist der Patron der Jäger, und an seinem Gedächtnistage, 3. Nov. (Hubertustag), werden noch jetzt große Jagden (Hubertusjagen) abgehalten. Im spätern Mittelalter wurden auch mehrere Hubertusorden gestiftet, z. B. der napoleonische, der böhmische und der kurländische. Vgl. Jegen, „Des heiligen H. Leben und Wirken“ (Eibitz, 1875).

Hubertusbad, Bad am Ausgange des Bodebals, s. unter Thale; vgl. Kottorpe.

Hubertusburg, früher kurländ. Jagdschloß nahe bei dem Dorfe Wermisdorf, in der sächs. Kreis. hauptmannschaft Leipzig, wurde 1721 vom nachmaligen König und Kurfürsten August III. nach als Prinz mit großem Aufwande erbaut, 1748 von diesem erweitert und verschönert, im Siebenjährigen Kriege aber 1760, gleichsam zur Sühne für die Verwüstung des Schloßes Charlottenburg, durch die Preußen bis auf die latz. Kapelle größtenteils zerstört, nachher zwar wiederhergestellt, doch nicht in seiner frühern Pracht. Die darin 1774 angelegte östl. Steingutfabrik ward 1834 verkauft. In den napoleonischen Kriegen benutzte man das Schloß als Lazarett. In neuerer Zeit verlegte man die weiten Räume desselben verschiedene Strafanstalten und Versorgungsanstalten, errichtete neue Gebäude dazu und umgab das ganze, etwa 2 km umfassende Gebiet mit einer Mauer. Gegenwärtig ist das eigentliche Jagdschloß, welches bis in die neueste Zeit noch als Militärmagazin benutzt wurde, zum größten Teil mit weiblichen Irren belegt, in den Neben Gebäuden und Neubauten befinden sich, nach dem 1874 die Strafanstalten weggelegt wurden, folgende Landesanstalten: das Versorgungshaus für unheilbare Irre weiblichen Geschlechts, das Krankenhaus mit Siechhaus, ein Hospital für ältere Leute beiderlei Geschlechts, das Pflegehaus zur Unterbringung unheilbar Gebrechlicher, eine Erziehungsanstalt für bildungsunfähige schwachsinrige, sowie eine Pflanzschule für bildungsunfähige, blödsinnige Kinder und in dem Gebäude der nach Roßburg verlegten Blindenanstalt die von Königin Maria nach H. verlegte Heil- und Pflanzschule für epileptische Kranke. Die Zahl der in der Anstalt Untergebrachten beträgt über 2000; zur Unterhaltung des den Namen Vereinigte Landesanstalten führenden Ganzen werden aus Staatsmitteln jährlich über 390 000 Mark verausgabt. Vgl. Bergsträßer, „Die königl. sächs. Strafanstalten. Insbesondere die Strafanstalten zu H., nebst einer

Geschichte des Schloßes u. s. w.“ (Eyl. 1844); Riemer, „Das Schloß H. sonst und jetzt“ (Ditzsch 1881).

Einen europ. Namen erlangte das schon früher in weiten Kreisen durch die daselbst abgehaltenen glänzenden Jagdfeste und Barförcelaggen berühmte gemauerte Schloß H. infolge des daselbst 15. Febr. 1763 von Preußen, Österreich und Sachsen unterzeichneten sog. Hubertusburger Friedens, welcher den Siebenjährigen Krieg beendigte, nachdem zu Paris 10. Febr. 1763 zwischen Großbritannien, Frankreich, Spanien und Portugal der Friede zu Stande gekommen war. Der Hubertusburger Friede befestigte die Stellung Preußens unter den ersten Mächten Europas. Maria Theresia entsagte in demselben allen ihren Ansprüchen auf die den Friedensschlüssen zu Breslau und Berlin 1742 an Preußen abgetretenen Provinzen Schlesien und Glatz; Friedrich d. Gr. gab dem König von Polen und Kurfürsten von Sachsen sein Kurfürstentum zurück; der Dresdener Friede von 1745 wurde bestätigt und das Deutsche Reich namentlich in den Vertrag mit eingeschlossen.

Hubertusorden (Sankt) in Bayern, ursprünglich vom Herzog Gerhard V. von Jülich 1444 gestiftet und am 29. Sept. 1708 vom Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz neu errichtet. Am 30. März 1800 wurde er als Orden des Hauses Bayern bestätigt und ist abgesehen von Perionen regierender Häuser und Ausländern auf 12 gräfliche und freiherrliche Kapitulare und einen Ordensgroßkomtur berechnet. Das Ordenskreuz ist weiß emailliert und zeigt auf einem runden Mittelschild die Bekehrungsgeschichte des heil. Hubert; daselbe wird an einer goldenen Kette getragen, welche in 42 Gliedern abwechselnd jene Bekehrungsscene und die Buchstaben T. V. (Trau daß) zeigt. Auf der linken Brust wird dazu ein Ordensstern und außerdem bei feierlichen Gelegenheiten ein Ordensgewand in altspan. Geschmack getragen.

Hubertusstod, Jagdschloß in der preuß. Provinz Brandenburg, Kreis Angermünde, bei Joachimsthal, in der an Hirschen reichen Schorfheide, im W. des Werbellinersees, 19 km von Eberswalde. Hier pflegt Kaiser Wilhelm jährlich eine Jagd abzuhalten. [Hubertus.]

Hubertusstod und **Hubertusjagen**, s. unter Hubmaier (Balthasar), ein Niederländer aus der Reformationszeit, geb. um 1480 zu Friedberg bei Augsburg, studierte zu Freiburg i. Br., folgte 1512 seinem Lehrer Ed nach Ingolstadt, wo er Prediger und Professor der Theologie wurde. Im J. 1516 als Pfarrer an die Domkirche zu Regensburg berufen, mußte er, der Hinnegung zur Reformation verdächtig, diese Stadt verlassen und kam 1522 als Pfarrer nach Waldshut am Rhein. Hier schrieb er 1524 „Achtzehn Schlussreden, so betreffen ein ganz christlich Leben, woran es gelegen ist“, veranlaßte 1524 die Bürgerschaft von Waldshut die evang. Lehre anzunehmen, schloß sich jedoch dann aber 1525 den Schwärmern an und bekämpfte die Rindebäume, das Ansehen der Obrigkeit u. s. w. Ende 1525 floh H. nach Zürich, dann nach Wädren, wo er bei den Herren von Nichtenstein in Nidolburg Aufnahme fand. Als aber Wädren 1527 an König Ferdinand fiel, wurde H. mit seiner Frau nach Wien gebracht und auf dem nahen Schloß Greifenstein gefangen gehalten; 10. März 1528 starb er auf dem Scheiterhaufen; 13. März ward seine Frau in der Donau ertränkt. Vgl. Egl.

«Die Zürcher Wiederläufer zur Reformationszeit» (Zür. 1878).

Hübner (Emil), namhafter Philolog, Sohn des Malers Rudolf Julius H., geb. 7. Juli 1834 zu Düsseldorf, besuchte das Blochmann-Viktorsche Gymnasium zu Dresden und studierte 1851–54 in Berlin und Bonn Philologie. In den folgenden Jahren machte er Studienreisen nach Italien und Frankreich, 1860 und 1861 im Auftrage der berliner Akademie der Wissenschaften nach Spanien und Portugal; ausführliche «Epigraphische Reiseberichte» von dort erschienen in den «Monatsberichten der Akademie». Als Früchte dieser Reisen erschienen ferner «Die antiken Bildwerke in Madrid, nebst einem Anhang, enthaltend die übrigen antiken Bildwerke in Spanien und Portugal» (mit 2 Tafeln, Berl. 1862), der 2. Band des berliner «Corpus inscriptionum Latinarum», die «Inscriptiones Hispaniae Latinae» (Berl. 1869) und die «Inscriptiones Hispaniae christianae» (Berl. 1871). In den J. 1866 und 1867 bereifte er für das gleiche wissenschaftliche Unternehmen England, Schottland und Irland. Die Ergebnisse dieser Reisen sind niedergelegt im 7. Band des «Corpus inscriptionum Latinarum», den «Inscriptiones Britanniae Latinae» (Berl. 1873) und den «Inscriptiones Britanniae christianae» (Berl. 1876). Seit Dez. 1859 an der berliner Universität habilitiert mit der Schrift «De senatus populi que Romani actis» (Lpz. 1859), 1863 außerord., seit 1870 ord. Professor der klassischen Philologie daselbst, hat er erscheinen lassen den «Grundriss zu Vorlesungen über die röm. Literaturgeschichte» (4. Aufl., Berl. 1878), sowie die Grundrisse zu Vorlesungen über die lat. Grammatik (2. Aufl., Berl. 1881), über die Geschichte und Encyclopädie der klassischen Philologie (Berl. 1876) und über die griech. Syntax (Berl. 1883). Von 1866 bis 1881 redigierte er die Zeitschrift für klassische Philologie «Hermes»; in den J. 1868–73 gab er auch die «Archäol. Zeitung» als Sekretär der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin heraus.

Hübner (Joh.), verblinder Schulmann und Schriftsteller des 18. Jahrh., geb. zu Tübingen umweit Jittau 15. April 1668, studierte zu Leipzig, wo er sich auch habilitierte, und wurde 1694 Rektor der Schule in Wertheburg, 1711 Rektor an dem Johanneum zu Hamburg, wo er 21. Mai 1731 starb. Seine «Kurzen Fragen aus der alten und neuen Geographie» (zuerst 1693) erhielten noch bei seinem Leben 36 Auflagen, wurden auch in die meisten neuern Sprachen übersezt. Auch seine «Kurzen Fragen aus der polit. Historie», die «Ganze Historie der Reformation in fünfzig Jahren», die «Genealog. Tabellen» und die «Kurzen Fragen aus der Genealogie»; ferner sein kleiner «Atlas scholasticus» und die mit Michx und Fabricius bearbeitete hamburgische «Bibliotheca historica» fanden vielen Beifall und große Verbreitung. Von seinen «Zweimal 52 auserlesenen biblischen Historien» (zuerst Lpz. 1714) erschienen weit über hundert Auflagen. S. 3 zweckmäßige Gründung, die Landkarten methodisch zu illuminieren, wurde zuerst von Homann in Nürnberg seit 1702 in Anwendung gebracht.

Sein Sohn, Johann H., gest. als Advokat in Hamburg 26. März 1753, hat mehrere Schriften des Vaters fortgesetzt und von neuem herausgegeben, z. B. das «Museum geographicum» (Hamb.

1746), ein Verzeichniß der besten Landkarten. Von eigenen Werken desselben sind zu erwähnen die «Bibliotheca genealogica» (Hamb. 1729) und die «Vollständige Geographie» (3 Bde., Hamb. 1730).

Hübner (Joh. Alexander, Freiherr von), österr. Diplomat, geb. 26. Nov. 1811 zu Wien, machte seine Studien auf der dortigen Universität, trat 1833 bei der Staatskanzlei ein, war seit 1837 ein Jahr hindurch Attaché der österr. Gesandtschaft in Paris, dann wieder in Wien und seit 1841 österr. Gesandtschaftssekretär in Lissabon. S. ging 1844 nach Leipzig, als erster Generalkonsul für Sachsen. Nach Ausbruch der franz. Februarrevolution ward er dem Herzog Rainer, dem damaligen Statthalter der Lombardie zu Mailand, zur Führung der diplomatischen Korrespondenz begeben. Vom Fürsten Schwarzenberg mit der diplomatischen Korrespondenz im Auswärtigen Amt betraut, erhielt er im März 1849 eine außerordentliche Mission nach Paris, und einige Monate darauf erfolgte seine Ernennung zum bevollmächtigten Minister bei dem Präsidenten der franz. Republik, welche Stellung er auch nach Errichtung des neuen Kaiserthums bis zum Kriege von 1859 behielt. Mit dem Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich kehrte H. nach Wien zurück, erhielt aber bald darauf eine außerordentliche Mission nach Neapel. Nachdem er sodann einige Monate als österr. Gesandter zu Rom gewirkt, trat er 22. Aug. 1859 auf kurze Zeit als Polizeiminister in das neugebildete Kabinett ein. Ende Sept. 1863 übernahm er wieder den Gesandtschaftsposten zu Rom, trat jedoch 1868 von dieser Stelle zurück und damit aus dem Staatsdienste. Seit jener Zeit hat H. ein großes Werk: «Sirtus IV.» (2 Bde., Lpz. 1871), herausgegeben und dann eine Reise um die Erde unternommen, deren Ergebnisse er in dem auch französisch erschienenen Werke niedergelegt hat: «Ein Spaziergang um die Welt» (2 Bde., Lpz. 1874; 2. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1876). Seit Okt. 1879 in das Herrenhaus des österr. Reichsrats als Mitglied auf Lebenszeit ernannt, ist er regelmäßig seither in die Delegation gewählt worden.

Hübner (Karl Wilh.), vorzüglicher Genre-maler, geb. 14. Juni 1814 zu Königsberg in Preußen, besuchte die Düsseldorfer Kunstschule unter Leitung Karl Sohns und gründete 1841 ein eigenes Atelier. Den Grund zu seinem Verufe legte er durch die Schlesischen Weber (1846). Dieselbe Richtung verfolgte: das Jagdrecht (1846), die Auswanderer (1847), die Verlassene, die Auspflanzung (1847), Rettung aus Feuersgefahr (1853) u. s. w. Seine kunstgeschichtliche Bedeutung besteht in der oppositionellen Stellung seiner Kunst zu der idyllischen Richtung der gleichzeitigen Düsseldorfer. H. wurde besonders in Amerika sehr beliebt, sodas fast alle seine Bilder dorthin gingen. Im J. 1864 wurde er zum Professor ernannt. S. starb 5. Dez. 1879 in Düsseldorf.

Hübner (Otto), Statistiker und Nationalökonom, geb. 22. Juli 1818 zu Leipzig, absolvierte das Gymnasium zu Augsburg, widmete sich dann dem Handelsstande, wandte sich aber nach London, wo er sich mit Eifer volkswirtschaftlichen Studien ergab und für handelspolit. Zeitschriften arbeitete. Zugleich errichtete er hier mit dem Major Thornton von der Ostindischen Compagnie ein Comptoir für den Oesterreichischen Lloyd. Im J. 1848 war H. in Triest, und als die polit. Bewegungen auch hier ausbrachen, wurde er von Oesterreich nach Triest

furt a. M. in den Fünfziger-Ausbruch gesandt. Jedoch wegen seiner freirechtlichen Haltung aus Österreich ausgewiesen, ging er nach Berlin, wo er ein »Statistisches Jahrbuch« (Erg. 1852—63) herausgab. Ferner gehörte H. hier zu den Begründern der Preussischen Hypotheken-Versicherungsgesellschaft, deren hauptsächlichster Leiter er bis zu seinem 4. Febr. 1877 erfolgten Tode blieb. Unter seinen volkswirtschaftlichen Arbeiten sind zu nennen: »Die Posttarife aller Länder« (Erg. 1862; 2. Aufl., 2 Abteil., Jherlsch 1866—69) und »Die Banken« (Erg. 1863—64). Sehr bekannt ist H.'s »Statist. Tafel aller Länder« (Erg. 1861; 33. Ausg., Frankfurt a. M. 1884; seit 1884 auch in erweiterter Ausgabe, von Professor Jherlsch bearbeitet, in Buchform erscheinend). Im J. 1848 redigierte H. die »Allgemeine Österr. Zeitung« und 1854—61 den »Deutschen Vossischen« in Wien.

Hübner (Hud. Jul. Benno), Historienmaler, geb. zu Oels in Schlesien 27. Jan. 1806, begann seine Kunststudien 1821 in Berlin unter der Leitung W. Schadow's, welchem er 1828 nach Düsseldorf folgte. Noch in Berlin war er mit seinem ersten Werke: Boas und Ruth, aufgetreten. Von Düsseldorf aus lieferte er zuerst 1828 den Fischer (nach Goethe's Ballade) und die berühmte Scene aus Ariosto's Roland, der die Prinzessin Isabella aus der Räuberhöhle befreit (von Kellner gestochen). Während einer Reise in Italien malte er den Abschied der Naemi (1833, in der Nationalgalerie zu Berlin). Eine neue, noch kräftigere Entfaltung bezeichnen sein Simon, der die Säulen eintreibt, und ein treffliches Altarblatt: Christus und die Evangelisten (1835), in der Kirche zu Merzig. Von H.'s folgenden Bildern zeichnen sich besonders aus: Hieb und seine Freunde, das Liebespaar des Hohen Liebes, das Goldene Zeitalter, Christus an der Säule, die im Walde schlafenden Kinder und ihre Schutzengel, Felicitas und der Schlaf, aus Tieds »Octavianus« (1842, jetzt im Städtischen Institut zu Frankfurt). Zu dem Fenster der Kapelle auf dem Weinberge des Königs von Sachsen lieferte H. anmutige Kartons, die Schreiner in Weissen vorzüglich ausführte. Für den Rittersaal in Frankfurt a. M. malte H. das Bildnis von Kaiser Friedrich III. Für den Altar der Stadtkirche zu Weissen malte er einen auf Wolken stehenden Christus, eine Auserstehung für die Kirche zu Dominich. Ein schönes, von der dresdener Galerie angekauft Bild: das Goldene Zeitalter (jüngl. Knaben gestalten in heiterer Landschaft), das er 1851 zu Düsseldorf ausstellte, brachte ihm von dort die große goldene Medaille. Unter seinen spätern Werken sind hervorzuheben eine Reihe von Kartons zu Glasgemälden für die Dominikanerkirche in Arafau, für die Krypta der Kathedrale von Glasgow und die neue Kirche von Oshag; von Ölbildern: Karl V. in Sanssouci und Friedrich d. Gr. in Sanssouci. Seine 1866 vollendete Disputation Luthers mit Ad befindet sich in der dresdener Galerie. Von seinen Zeichnungen ist zu erwähnen: das Albumblatt für König Ludwig, eine Figur der Germania, voll Schmerz am Boden liegend, mit der vom Haupte gefallenen Krone; eine Originalradierung davon auf Stahl mit Leinwand wurde zum Besten der Schleswig-Holsteiner verkauft. Literarisch hat sich H. durch das »Verzeichnis der königl. Gemäldesammlung zu Dresden« (Dresd. 1856; 5. Aufl. 1884) und das »Bilderverzeichnis der dresdener Galerie«

(Dresd. 1857—59) bekannt gemacht. Von seinen dichterischen Produktionen sind zu nennen: »Hell-dunkel. Sonette und Lieder« (Braunschw. 1871) und »Zeitspiegel« (Dresd. 1871). H. lebte seit 1839 in Dresden und war seit 1841 Professor an der dortigen Akademie. Im J. 1871 wurde er zum Direktor der königl. Gemäldegalerie ernannt, welche Stellung er bis zu seinem, 7. Nov. 1882 in Loschwitz bei Dresden erfolgten Tode innehatte.

Sein Sohn Hans H., geb. 13. Okt. 1837, ord. Professor der Chemie und Direktor des chem. Laboratoriums zu Göttingen, starb 14. Juli 1884.

Hübner (Heinr.), namhafter Baumeister, geb. 9. Febr. 1795 zu Weinheim, studierte zuerst Philosophie, wendete sich aber dann der Baukunst zu. Er besuchte deshalb die Bauakademie in Karlsruhe, unternahm zu seiner weiteren Ausbildung eine Reise nach Italien, Griechenland und Konstantinopel und lebte dann mehrere Jahre in Rom. Im J. 1827 wurde H. Architekt der Residenz Karlsruhe und Mitglied der Baukommission, 1829 Baurat, 1831 Oberbaurat, 1842 Baudirektor und später Oberbaudirektor. Auch leitete er längere Zeit die Bauakademie am Polytechnischen Institut zu Karlsruhe. H. neigte sich vorzugsweise dem Rundbogenstil zu und ward für Baden der Begründer einer neuen Epoche im Bausach. In Karlsruhe selbst wurden von ihm das Gebäude des Finanzministeriums, das Polytechnische Institut, die Kunsthalle, das Hoftheater, das Gebäude im botan. Garten ausgeführt. Hieran reihen sich die Rollhäuser und der Freibrunnen in Mannheim, die kath. Kirchen zu Wulach, Stahringen, Rottweil, Waipen u. s. w. Die neue Trinkhalle und das Theater in Baden-Baden sind ebenfalls nach den Entwürfen H.'s ausgeführt. Seine letzten größern Arbeiten waren die Wiederherstellung der Hauptfassade des Kaiserdoms zu Speier und die Pfarrkirche zu Ludwigsbafen. Seine Kunstprinzipien entwickelte er in den Schriften: »In welchem Stile sollen wir bauen?« (Karlsru. 1828) und »Die Architektur und ihr Verhältnis zur heutigen Malerei und Skulptur« (Stuttg. u. Tüb. 1847). Über einen Teil der von ihm ausgeführten Bauten berichtete er in »Baumerke« (Karlsru. 1838 fg.; neue Folge 1852 fg.); ferner schrieb er: »Die altchristl. Kirchen nach den Baubildnissen und ältern Beschreibungen« (Karlsru. 1859—63). H. starb zu Karlsruhe 3. April 1863.

Hue (Gvariste Regis), franz. Missionar, geb. 1. Aug. 1815 zu Toulouse, war 1839—52 in China Missionar und bereiste auch Hochasien und Tibet. Hieraus lehrte er nach Frankreich zurück und starb 28. März 1860 zu Paris. H. schrieb: »Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Tibet et la Chine« (2 Bde., Par. 1850; deutsch von R. Andree, Erg. 1853), »L'empire chinois« (2 Bde., Par. 1855; deutsch, Erg. 1856), »Le christianisme en Chine« (4 Bde., Par. 1858).

Huchald (Hugbald, Huchald, Huchald), ein um die Musik im frühen Mittelalter sehr verdienter Mönch des Klosters zu St. Amand bei Tournay, lebte 840—930 und lieferte die ersten bekannten Nachrichten von den damals beginnenden Versuchen in der mehrstimmigen Musik (bei ihm »Organum« genannt). Gleichzeitig verbesserte er die Notenschrift durch den Gebrauch der Linien, geriet aber in seiner Nachahmung der altgerm. Musik mehrfach auf Abwege. Seine Schriften sind zum Teil erhalten und bilden die Hauptquelle

zur Kunde der Russe dieser Zeit. In St. Amand leitete H. eine Sängerschule, welche er von seinem Oheim und Lehrer Nils überkam.

Ouchen oder Heuch (Salmo hauch) heißt ein zur Forellenfamilie gehöriger großer Fisch, welcher in dem Beken der Donau und ihrer Nebenflüsse die Stelle des Rheinlaßes vertritt. Er wird 1—2 m lang und nicht selten 20—30 kg schwer, ist oben grünlich-blau, auf den Seiten und am Bauche hell silberweiß und verliert im Alter die schwärzlichen Punkte und wenigen schwarzen Fleden, die er in der Jugend hat. Der H. ist weit geduldiger als der Lachs, nährt sich, wie dieser, von kleinen Fischen und Gewürm, selbst von Wasserratten und Froschen, steigt im März und April in die seichten Gewässer auf, um im Sande zu laichen, und wählt dazu tiefe Gruben auf, die er mit seinen erbsengroßen, hellgelben Eiern besetzt. Man fängt ihn mit Fliegen- und Wurmgeln und mit dem künstlichen Silberfisch, auch wird er harpuniert oder geschossen. Die Eier schlüpfen nach sechs Wochen aus; die ausgeschlüpfenden Jungen haben einen runden Dotterfleck. Das Fleisch ist weiß und sehr wohlschmeckend. In neuester Zeit hat man den H. vielfach in andern Stromgebieten gezüchtet.

Ouchtenburg, Maler, s. Hugtenburg.

Ouderswagen, Stadt in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Pannep, an der Wupper und an der Linie Barmen-Rittershausen-Wipperfurth der Preussischen Staatseisenbahn, hat Wollspinnerei, Tuch- und Buchsen-, Maschinenfabriken, Zärbereien und zählt (1880) 3002 E.; die Landgemeinde H., aus 190 Wohnplätzen bestehend, zählt 5092 E., welche Tuchfabriken und Wollspinnereien unterhalten.

Huddersfield, Markttadt und Parlamentsborough, einer der bedeutendsten Manufaktur- und binnenländischen Handelsorte Englands, im West-Riding der Grafschaft York unweit Halifax und 22 km im Südwesten von Leeds, an der Eisenbahn Manchester-Leeds, in einer gebirgigen Gegend am linken Ufer des Colne und an dem mittels eines 5,5 km langen Tunnels über das Grenzgebirge zwischen York- und Lancashire nach Stalybridge geführten Huddersfield- oder Manchester-Huddersfield-Kanal gelegen, der von da unter dem Namen Hebble-Navigation in den Calder geht und mehrere Seitenzweige hat. H. hat 14 Kirchen und Kapellen, ein Krankenhaus, zwei Colleges, eine im Juni 1873 enthüllte Statue Robert Peels, eine Philosophische Gesellschaft und ein Handwerkerinstitut. Es ist ein Hauptfig der Wollindustrie, insbesondere für Shawls, Belours, gemengte Gewebe, leichte Tuche, obwohl auch leinene und seidene Waren hergestellt werden. Die Fabrikate werden nach der Einrichtung zu Leeds in der großen, 1765 erbauten Tuchhalle ausgelegt, und die wichtigsten Märkte ziehen die Kaufleute von Leeds, Halifax und Wakefield in Menge herbei. Der Ort selbst hat (1881) 81841 E., aber das Kirchspiel H., mit den Ortschaften Almondbury, Kirtburton, Ritherton, Morfield u. s. w. in einem langen, bis zu dem durch seine Wollfabriken, Seidenpinnerien und Dampfmaschinenbau wichtigen Dorfe Marsden sich hinziehenden Thale, zählt etwa 200000 E., die meist Tuch, Kasimir u. fabricieren. Unweit H. liegen die Bäder von Longwood Spa.

Oude, Gemeinde im oldenburg. Amte Delmen-

Oude (Philipp Wilh. Hermann von der), Architekt, geb. 2. Juni 1830 in Lübeck, besuchte das dortige Gymnasium, war dann Schüler des Hofbauamts von Arnim in Potsdam, studierte an der Berliner Bauakademie und wurde 1857 zum Baumeister ernannt. Seit 1860 ist er in Verbindung mit dem Baumeister Julius Hennicke in Berlin als Privatarchitekt tätig. Er führte in Berlin eine große Anzahl Wohnhäuser und Villen aus, darunter die Villa Martwald (1861), bei der zum ersten mal edle Materialien bei der Fagadenbildung bürgerlicher Wohnhäuser zur Verwendung kamen: Werkstein in Verbindung mit Verblendziegeln; 1873—81 leitete er den Bau des Hotel Kaiserhof, 1878—81 den des Centralhotels, 1881—82 den der neuen Kirche auf dem Gensbarmenmarkt. Einer seiner Hauptbauten außerhalb Berlins ist die Kunsthalle in Hamburg (in Gemeinschaft mit Schirrmacher, seit 1863). H.s Formgebung lehnt sich an die ital. Renaissance an, welche er den modernen Bedürfnissen anpassen sucht.

Oudskerk, Stadt in Seestobergs-Län in Schweden, am Böttischen Meerbusen und an der Eisenbahn H.-Götha, zählt (1882) 4236 E., hat zwei Banken, mehrere Werfte und Sägewerke, Maschinen-, Werkstätte und Tischlerfabrik, Krankenhäuser und eine höhere Schule und treibt bedeutenden Handel.

Huds., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hudson (William).

Hudson, der Hauptfluß des nordamerik. Staates Newyork, benannt nach Henry Hudson (s. d.), der ihn 11. Sept. 1609 entdeckte, entspringt in dem Adirondackgebirge in etwa 1200 m Höhe aus zwei Flüssen, die sich 65 km unterhalb ihrer Quellen vereinen. Nach einem südl. Laufe nimmt der Fluß den von Südwesten kommenden Sacandaga auf, wendet sich dann bei den Jessupsfällen ostwärts und nimmt, nachdem er bei den Hadleysfällen abermals einen großen Bogen beschrieb, bei den Glensfällen eine südliche Richtung an, die er bis zu seiner Mündung in die Bai von Newyork beibehält. Der H. ist nur etwa 500 km lang, aber eine der wichtigsten Wasserstraßen der Vereinigten Staaten. Von den Glensfällen an läuft er in der merkwürdigen Erdspalte, welche die Acadian Mountains oder die Berge von Neuengland von den übrigen Appalachen (s. d.) trennt und sich nordwärts durch den Champlainsee und das Thal des Richelieu bis zum St. Lorenzstrom geradlinig fortsetzt. Von den Glensfällen bis Troy zeigt er noch viele Stromschnellen, dann aber tritt er als breiter, tiefer Strom auf, der von Albany an 550—600 m, an vielen Stellen viel breiter wird und im unteren Laufe fächerartige Erweiterungen hat. Sein Fall ist in dieser Erdspalte so gering, daß Ebbe und Flut bis über Albany (240 km von der Mündung) hinaufreichen. Bis zur Stadt Hudson (1880 mit 8669 E.), 195 km oberhalb Newyork, ist er für Seeschiffe fahrbar, und große Dampfschiffe können bis Albany hinaufgehen, Schalluppen sogar bis nach Troy, 265 km von der Mündung, und mittels einer Schleuse noch 18 km weiter bis nach Waterford an dem Fluß des von Westen kommenden Mohawk, des einzigen beträchtlichen Nebenflusses, den der H. außer dem Sacandaga aufnimmt. Der Mohawk verbindet den H. mittels des Erie- und Onondagakanals mit dem Erie- und Ontariosee, während ein anderer Kanal die Verbindung mit dem Champlainsee und Canada, der Delaware- und Hudson-

Kanal mit der Kohlenregion Pennsylvaniens und dem Delaware herkömmt. Vor seiner Ränderung in den Atlantischen Ocean bildet er die geräumige und tiefe innere und äußere Bai von Neuport, welche dieselbe zu einem der ersten Häfen der Welt macht. Die Stadt Neuport liegt an seinem linken Ufer und wird im Osten von einem seiner Arme, dem sog. East-River, bespült; sie verdankt dem H. den größten Teil ihrer Blüte. Vgl. Bruce, «The H.» (Boston 1881).

Hubson (Henry), berühmter Seefahrer, ein Engländer von unbekannter Herkunft, unternahm seine erste auf Entdeckung einer nordöstl. Durchsahrt gerichtete Reise 1607 in einem kleinen Fahrzeuge mit 10 Matrosen, mußte aber, nachdem er weit im Polarmeer vorgebrungen, im September nach England zurückkehren. Auf einer zweiten Reise 1608 kam er bis Nowaja-Semlja. Eine dritte Reise unternahm er 1609 auf Kosten der Holländisch-Ostindischen Kompagnie von Amsterdam aus. Die Hoffnung ausgehend, eine nordöstl. Durchsahrt zu finden, segelte er nach der Davisstraße, kam aber an das amerik. Festland unter 44° nördl. Br., und fand, südwärts fahrend, die Ränderung des nach ihm benannten Hubsonflusses. Seine letzte Reise trat er wieder mit einem engl. Schiff im April 1610 an und erreichte im Juni Grönland. Westlich fahrend, fand er die Meerstraße, die ebenfalls seinen Namen führt (Hubsonstraße), und gelangte durch dieselbe an die Küste von Labrador, welcher er den Namen Neubritannien gab, endlich in die große Bai, die gleichfalls nach ihm Hubsonsbai genannt wird. Hier überwinterte er, um im folgenden Frühling seine Entdeckungen weiter verfolgen zu können. Dies geschah auch, bis sein Proviant so zusammengeschmolzen war, daß er zur Rückkehr sich genötigt sah. Die Kälte in seiner bedrängten Lage, daß er einige seiner Leute werde zurücklassen müssen, brachte ihm den Tod. Durch einen gewissen Green, dem er in London das Leben gerettet, angeregt, bemächtigten sich (Juni 1611) die Matrosen seiner bei Nacht, banden ihm die Hände auf den Rücken und gaben ihn so nebst seinem Sohne und einigen andern, die ihm angingen, in seiner Schaluppe der Willkür der Wellen oder den Anfällen der Wilden preis. Sein Schicksal wurde durch Bridet, den Schiffschreiber und Mitteilnehmer des Komplotts, bekannt. Vergebens waren alle Nachforschungen, welche die Engländer um H.s willen durch Button anstellten. Die Hakkug-Gesellschaft gab heraus «A collection of documents forming a monograph of the voyages of Henry H.» (Lond. 1860). Vgl. noch Asher, «H. the navigator» (Lond. 1861), und Reab, «Historical inquiry concerning Henry H.» (Albany 1866).

Hubson (William), engl. Botaniker, geb. 1780 in Westmoreland, gest. 23. Mai 1798, verbreitete das Pinnliche System in England und schrieb «Flora anglica» (Lond. 1782; 2. Aufl., 2 Bde., 1778).

Hubson Lowe (Sir), f. Lowe (Hubson).

Hubsonsbai, Binnenmeer in Nordamerika, zwischen Labrador, Neumales und den Polarländern, 1069578 qkm groß, 1100 km lang, bis 730 km breit, hängt im O. durch die Hubsonstraße mit dem Atlantischen Ocean zusammen und steht durch den Forlanal mit den Polargewässern in Verbindung. Die in der Mitte 180 m tiefe Bai hat mehrere große Buchten, nämlich die Jamesbai, im W. die Port-Relsonbai, die Buttonbai und im

NW. die Chesterfieldbai, und ist voll von Sandbänken, Klippen und Inseln, unter welchen letztern Southampton zwischen dem Forlanal, der Noß-Welcome- und Froyenstraße die bedeutendste ist. Zahlreiche Flüsse geben in die Bai, von denen der Churchill, Nelson, Severn, Albany, Moose, Rupert, East-Rain und Great-Wale die bedeutendsten sind. Obgleich ganz außerhalb des nördl. Polarkreises gelegen, hat dieses Binnenmeer doch einen nur wenig von dem Arktischen Meere verschiedenen Charakter. Nur etwa sechs Wochen kann es von Segelfahrzeugen, 12 Wochen von Dampfern sicher besichtigt werden; die übrige Zeit ist es von Treibeis erfüllt. Port Nelson wird während drei Monate des Sommers durch regelmäßige Dampferfahrten von Liverpool aus besucht. Entdeckt wurde die Hubsonstraße, wo nicht die Bai selbst schon, von Sebast. Cabot 1517; beide aber wurden befahren und benannt 1610 von Henry Hubson (f. d.). Weitere Entdeckungen machten in dieser Gegend 1612 Button und Ingram, 1615 Bplot mit Vassin, der in den Forlanal und bis zur Insel Southampton gelangte, 1619 der Däne Munt, 1631 Fox und James, später Parry u. a.

Hubsonsbai-Kompagnie oder «Company of adventurers of England trading into Hudsonsbay», eine engl. Handelsgesellschaft, erhielt 2. Mai 1670 einen Freibrief, welcher den Teilhabern und ihren Nachkommen den Alleinhandel in der Hubsonsbai und Hubsonstraße gewährte und ihnen Hoheitsrechte, die bürgerliche Verwaltung und Gerichtsbarkeit über alles Land und alle darangrenzenden Gegenden verlieh, die nicht etwa schon im Besitze anderer drittl. Fürsten oder Staaten sich befanden. Diese Kompagnie entwickelte seitdem mit ungeheuerem Gewinn den Pelzhandel in jenen Gegenden und wußte auch ihre Vorrechte zu bewahren. Eine Rivalin entstand der Gesellschaft in der Nordwest-Kompagnie, welche 1783 in Montreal canad. Pelzhändler gründeten, um die ihren Handel nach jenen weatl. Gegenden betrieb, auf welche sich der Freibrief der alten Gesellschaft nicht erstreckte. Handelsseifersucht führte endlich zu Streitigkeiten, 1814 sogar zu einem Kriege zwischen der Hubsonsbai- und der Nordwest-Kompagnie, sodaß die engl. Regierung zuletzt vermittelnd einschritt und 1821 beide Gesellschaften vereinigt wurden. Diese vereinigte Gesellschaft erhielt durch brit. Parlamentsakte eine auf 17 Jahre gültige Bestätigung ihres Handelsmonopols in allen von ihr besetzten Ländern. Nach Ablauf dieser Bestätigung wurde die Gesellschaft abermals durch Parlamentsakte vom 30. Mai 1838 auf 21 Jahre erneuert, dabei aber ausdrücklicher, als vorher geschehen, das Monopol der Gesellschaft bloß auf den Handel mit den Indianern beschränkt. Die Angelegenheiten der Kompagnie führten ihre Direktoren in London. Obwohl sich die Pelztierre allmählich verminderten, manche Bezirke sich ganz erschöpften, war doch die Kompagnie immer noch eine mächtige und reiche Körperschaft. Das Privilegium der Kompagnie lief 30. Mai 1859 ab, und nach langen Verhandlungen ging 1863 die alte Hubsonsbai-Kompagnie an einen Verein von Kapitalisten (International Financial Company) über, welcher den bisherigen Eigentümern die Originalaktien ablieferte und außerdem neue Aktien zur Höhe des früheren Kapitals emittierte. Dieser Verein übertrug durch Vertrag vom 9. März 1869 alle seine Regierungs- und

Eigentumsrechte in Nordamerika an die Dominion of Canada gegen Zahlung von 300 000 Pfd. St.

Hudsonsbai-Länder nannten die Engländer ursprünglich alles rings um die Hudsonsbai, nördlich und westlich von Canada gelegene Land, dessen Besitz ihnen im Utrechter Frieden 1713 zugesprochen wurde, und das sie in Labrador im N. der Bai, in Neuwales im W. und in die westlichen Binnenländer einteilten. Später wurde durch den Petersburger Vertrag vom 25. Febr. 1825 als nordwestl. Grenze gegen Russisch-Amerika (jetzt Territorium Alaska der Vereinigten Staaten) der 123. Meridian westl. L., durch den Vertrag zu Washington vom 20. Okt. 1818 als südl. Grenze gegen die Vereinigten Staaten der 49. Parallelkreis westwärts bis zu dem Felsengebirge bestimmt. Durch den Oregonvertrag vom 15. Juni 1846 ward sodann diese Südgrenze bis an die Fucastrafe festgesetzt. Zugleich wurde das Gebiet auch über das Felsengebirge hinaus bis an den Stillen Ocean erweitert und so um diesen Teil des alten Nordwestgebietes oder Neucalcedonia vermehrt. Die H. umfaßten demnach nach jenen Bestimmungen sieben Achtel von Britisch-Amerika, nämlich alles außer den kolonisierten Provinzen (settled provinces) im Südosten (Canada, Neuschottland u. s. w.), ungerechnet die ihrem Umfange nach noch unbestimmten Inseln des Arktischen Archipels. Im J. 1858 wurde indes das Nordwestgebiet oder Neucalcedonia unter dem Namen Britisch-Columbia (s. d.) nebst der vorliegenden Insel Vancouver und im Mai 1870 die südliche Provinz Manitoba davon abgetrennt. Den Rest bilden die Nordwest-Territorien, ein Teil der Dominion of Canada von 2346 983 qkm mit (1881) 66 446 E. Dieses ungeheure Gebiet besteht teils aus Küstenländereien, welche von nomadisierenden Völkerschaften bewohnt werden, oder aus weiten Jagdrevieren, die noch im Besitze der Ureinwohner sich befinden. Durch die Hudsonsbai wird das Gebiet in zwei natürliche Abteilungen zerlegt, in Labrador (s. d.) und in die Nordwest-Territorien (s. d.). Das ganze Gebiet ist namentlich wichtig für den Pelzhandel, der lange Monopol der Hudsonsbai-Kompagnie (s. d.) war. (S. Karte: Britisch-Nordamerika und Alaska.)

Litteratur. MacLean, »Notes of a twenty five years service in the Hudson's Bay Territory« (2 Bde., Lond. 1849); Martin, »The Hudson's Bay Territories« (Lond. 1849); Dawson, »Exploration of the country between Lake Superior and the Red River Settlements« (Toronto 1859); Laché, »Esquisse sur le Nord-Ouest« (Montréal 1859); Butler, »The great lone-land« (Lond. 1872); derselbe, »The wild north land« (Lond. 1873); Comte de Souheyl, »Saskatchewan and Rocky Mountain« (Edinb. 1875).

Hudsonstraße, der 900 km lange Meeresweg, welcher von der Davisstraße nach NW. in die Hudsonsbai führt, zwischen 60° 30' und 24° nördl. Br. und zwischen 50° und 64° westl. L. von Ferro. Man kann durch eine breite mittlere und zwei schmale Straßen, im W. und S., in die H. einfahren.

Hue, auch Hue-fu genannt, die Hauptstadt des Reichs Annam (s. d.) in Hinterindien, zugleich Haupthandelsplatz der Provinz Dangtrung ober Cochinchina an der Ostküste derselben, ungefähr 15 km von der Mündung des Flusses Hue gelegen, hat eine stark fluktuerende, von einigen nur auf 80 000, von andern bis auf 100 000 Seelen ge-

schätzte Bevölkerung. Derselbe treibt beträchtlichen Handel und beschäftigt sich mit verschiedenen Remanufakturen. Der Ort ist aus früherer Zeit durch franz. Ingenieure stark befestigt, mit starken Außen- und Innenwerken, einer Citadelle, 20 m hohen Mauern, breiten Gräben, einer Kanonengalerie, Magazinen, Arsenalen und Werften versehen, welche letztern an einem die Stadt durchziehenden Schiffsfahrtskanal liegen. Auf den Werften werden Kriegsschiffe zum Teil nach europ. Mustern gebaut. Der König bewohnt einen weiten, besetzten Palast. Die gewöhnlichen Wohnhäuser sind meistens aus Bambus errichtet. Vor dem Stadthaus liegt eine Korstbank, auf welcher das Wasser Springbrunnen nur 4—5 m Tiefe hat. Durch den im Mai 1884 zwischen Frankreich und China zu Peking abgeschlossenen Vertrag, kraft dessen China das franz. Protektorat über Annam und Tongking anerkennt und seine drei südl. Grenzprovinzen dem allgemeinen Handel eröffnet, hat auch H. für Frankreich eine erhöhte Wichtigkeit erhalten.

Huelva, Hauptstadt der gleichnamigen andalusischen, im S. an das Atlantische Meer, im N. an Portugal grenzenden span. Provinz (10676 qkm mit (1883) 213 548 E.), das alte Orobis, eine gutgebaute Ciudad von (1877) 13125 E., 110 km im WSW. von Sevilla, links am Ozean, welcher sich in Gestalt einer langen Bai, Rio de Huelva genannt, mit dem Rio Tinto vereinigt ins Meer ergießt, und an der Eisenbahn Sevilla-H. welche an dem großen eisernen Rolo des Landes endet, einem der schönsten Werke seiner Art. In San-Pedro-Kirche ist eine ehemalige Moschee. Der Handel ist bedeutend. Hauptausfuhrartikel ist Kupfererz, nämlich Kupferkiese aus den Gruben von Rio Tinto, welche durch Eisenbahn mit H. verbunden sind, Manganerz, Wein, Öl, Orangen, Ziegen, Rork u. s. w. Die hier gebauten Schiffe sind in Ladung und Vibrator hoch geschätzt. Die Bewohner sind fleißige Fischer, deren Fang nach Sevilla exportiert wird.

Huerta (span., Garten), in Südspanien Bezeichnung einer gut bewässerten und angebauten Gegend, namentlich der Gärten mit Landhäusern in der Umgegend großer Städte.

Huerta (Vicente Garcia de la), span. Dichter und Kritiker, geb. 9. März 1734 zu Jaén, studierte zu Salamanca, wurde frühzeitig Oberbeamter der königl. Bibliothek und bald darauf auch Mitglied der königl. Spanischen Akademie sowie der k. nigl. Akademien der Geschichte und von San-fernanando. Er trat als Verfechter des altspan. Nationalgeschmacks gegen den franz. Klassizismus auf, doch drangen seine Ansichten nicht durch. Ein rücksichtsloses Auftreten und der Reiz seiner Gekränkten raubten ihm seine Ämter und zogen ihm 1787 eine mehrjährige Verbannung nach Orán zu. Er starb zu Madrid 12. März 1787. Im Druck erschienen von ihm die »Biblioteca militar española« (Madrid. 1860), »Obras poeticas« (2 Bde., Mar. 1778—79; wieder abgedruckt in Rivadeneyras »Biblioteca«, Bd. 61) und »Teatro español« (17 Bde., Madrid. 1785—86), eine Auswahl altspan. Balladen. Er hat sich als Dichter im Lyrischen und Dramatischen versucht und in allen seinen Dichtungen als ein bedeutendes Talent, besonders in Rücksicht auf Sprache und Versbau, gezeigt. Seine Tragödie »Raquel« (1778; abgedruckt in Ochoas »Teatro español«, Bd. 5, Par. 1838), welche die erste

des Königs Alfons VIII. zu der schönen Jüdin Rachel zum Gegenstand hat, gilt als eine der besten unter den neuern Tragödien der Spanier.

Guësca, Hauptstadt der gleichnamigen, im N. an Frankreich grenzenden, einen Teil Aragoniens bildenden, ganz dem Obroben angehörnden span. Provinz (15294 qkm mit [1883] 253334 E.), Ein- und Sitz eines Bischofs, liegt 73 km im NO. von Saragossa, in der durch das Wasser der Jucula künstlich bewässerten, mit Reben und Olivenpflanzungen bedeckten, 80 km weiten Ebene oder Haya de Guësca, amphitheatralisch an einem 60 m hohen Hügel, durch Eisenbahn nach Lerdienta mit der Hauptlinie Barcelona-Alfajua der Spanischen Nordbahn verbunden. Der Ort zählt (1877) 11418 E., ist altersmäßig gebaut, mit Mauern umgeben und hat eine sehr schöne got. Kathedrale aus dem 13. Jahrh., eine der herrlichsten Spaniens, ein Priesterseminar, ein Institut, zwei Collegien, ein Theater, einen Stiersechsch-Girtas und zwei Kasernen. S. ist das alte Oken im Lande der Descitani. Scorturus errichtete daselbst 76 v. Chr. griech. und lat. Schulen und ward hier 72 ermordet. Caesar gab der Stadt den Beinamen der Siegreichen; die Araber eroberten sie 718, machten sie zum Königsitz und nannten sie Melchla oder Melchala. Diesen entriß sie Pedro I., dessen Vater Sanchez Ramirez bei der Belagerung d. Juli 1094 gefallen war, durch seinen Sieg vom 27. Nov. 1098 auf der nahen Ebene von Alcorag. Derselbe erhob sie zu seiner Residenz und verlegte das Bistum von Jaca dahin. Auf dem Reichstage 1247 wurde hier das Gesetzbuch des Königs Jaime I. bekannt gemacht. Die 1364 von Pedro IV. gestiftete Universität befindet sich im alten Königspalast.

Guësca, Stadt der span. Provinz Granada, 127 km im NO. von Granada, am Fuße der Sierra de la Sagra, an dem zum Guadanaa Renne gehenden Guadab, mit (1877) 7760 E. In einiger Entfernung von der Stadt entspringt eine der ergiebigsten Quellen des südl. Spaniens, die Fuencaiente, d. h. Warme Quelle. S. liegt an der Stelle einer alten lathag. Stadt. — Der Kanal von Guësca, großartig geplant, ist nur zu 29 km Länge gebohen und erhält nur die Wasser des Guadab; er sollte nach Murcia und Cartagena geführt werden, ist aber bei der Wassermut der Flüsse unausführbar.

Gues (Albert), Graf der siebenbürg. Sachsen, geb. 2. Febr. 1537 in Hermannstadt, besuchte die Universität in Wien, trat in die ungar. Kassei und lehrte erst 1574 in seine Vaterstadt zurück. Hier wurde er 1577 zum »Nationengrafen« und Königsrichter ernannt. S. nahm lebhaften Antheil an der schriftlichen Abfassung von »Der Sachsen in Siebenbürgen Statuta oder Eigenthumsrecht«, das Stephan Báthory als Fürst von Siebenbürgen 18. Febr. 1583 bestätigte. Dieses Gesetzbuch war bis 1. Sept. 1863 in Kraft. Über der Adel beweidete die Sachsen um ihre Wohlfahrt und suchte ihre Rechte zu vergrößern, welche S. 10. Juni 1591 auf dem Landtage zu Weissenburg in einer berätht geworbenen Rede muthig und erfolgreich verteidigte. S. war auch Mitglied der Gesandtschaft, die für Siegmund Báthory um die Hand der Erbprinzessin Maria Christina warb. Er fand treu zum Kaiser und erwirkte 1607 den Beschluß des Landtags, daß der Sachsengraf stets im Rat des Fürsten Sitz und Stimme haben sollte. Er starb

23. April 1607. Bgl. Teutsch, »Der Sachsengraf Albert S.« (Hermannstadt 1875).

Guet (Goenraad Busken), holländ. Schriftsteller, geb. 28. Dez. 1826 im Haag, studierte in Leiden Theologie und wurde 1851 Pastor der mallonisch-reform. Gemeinde zu Harlem. Dieser Stelle entsagte er 1862 und war seitdem bis 1868 thätig als Ritredacteur des »Haarlemmer Courants«. Er veröffentlichte: »Briewen over den Bijbel« (2 The., Harl. 1867; 2. Aufl. 1863), »Kanselderen« (Harl. 1861), einen Roman »Lidewyde« (2 The., Arnh. 1868; deutsch von Glaser, Braunschw. 1874) und namentlich »Litterarische Fantasiën« (2 The., Arnh. 1868; 3. Aufl., Amsterd. 1874). Von 1868 bis 1873 war er in Batavia Redacteur der Zeitung »Java Bode«, gründete dann daselbst das »Allgemeen Dagblad van Nederlandsch Indië« und veröffentlichte »Nieuwe Litterarische Fantasiën« (2 The., Batavia 1874). Später ließ er sich in Paris nieder. Er schrieb noch: »Het land van Rubens« (Amsterd. 1779; 2. Aufl. 1881) und »Het land van Rembrandt« (Amsterd. 1883).

Guet (Pierre Dan., lat. Huetius), franz. Gelehrter, geb. zu Caen 8. Febr. 1630, erhielt seine Bildung durch die Jesuiten und begleitete 1652 Bodart an den Hof der Königin Christine von Schweden. Später wurde er mit Bossuet am Hofe Ludwigs XIV. Lehrer des Dauphin, für den er mit Bossuet die Ausgaben der alten Klassiker in unum Delphin besorgte. Nachdem er 1676 die Weihen empfangen, erhielt er 1678 die Abtei Lunay und 1685 das Bistum Coiffons, das er nachher gegen das von Avranches vertauschte. Doch gab er 1699 sein Bistum auf und erhielt dafür die Abtei Fontenay bei Caen. »Um ganz den Studien zu leben, zog er sich später in das Professhaus der Jesuiten zu Paris zurück, wo er 28. Jan. 1721 starb. Seit 1674 war er Mitglied der Academie. Um die Hermentenil und Geschichte der Litteratur machte er sich durch die Schriften »Do optimo genere interpretandi et de claris interpretibus« (Par. 1661) und »Sur l'origine des romans« (Par. 1670; neue Ausg. von Deffertis, 1799) verdient. In seiner »Demonstratio evangelica« (Par. 1679), der »Censura philosophiae Cartesianae« (Par. 1689) und den »Mémoires pour servir à l'histoire du Cartésianisme« (Par. 1692; neue Ausg. 1698 u. Par. 1711) bekämpfte er die Philosophie, besonders die Cartesianische, welcher er vorher anhing. Als seine Gegner traten besonders Sila. Regis und Ant. Muratori auf. Außerdem gab S. »Carmina latina et graeca« (Utr. 1664), »Histoire du commerce et de la navigation des anciens« (Par. 1716; neue Ausg., Lyon 1768) und vieles andere heraus. Seine »Dissertations sur diverses matières de religion et de philosophie« wurden von Tilladet (3 Bde., Par. 1712) herausgegeben; seine philos. und litterarischen Bemerkungen sammelte Olivet in den »Huetiana« (Par. 1722). Sein Leben beschrieb er selbst in »Commentarii de rebus ad eum pertinentibus« (Amsterd. 1718; franz., Par. 1853). Bgl. die Charakteristiken von Bartholinus (Par. 1850) und Barach (Wien 1862), und Henry, »Lettres inédites extraites de la correspondance de H.« (1879).

Huetius, Dichter, f. Guet.

Guf nennt man bei den Tieren die Hornbedeckung (den Nagel) des Endglickes der Reben, wenn sie kurz und stumpf ist und das ganze Nagel-

glied schuhartig umhüllt. Eine genaue Kenntniss des H. ist besonders für den Hufbeschlag der Pferde nötig. Man unterscheidet hier an dem hornigen Teile des H.: 1) die Hornwand, welche den äußern, gewölbten, das Hufbein von vorn und von beiden Seiten umgebenden Teil ausmacht, dessen unterer Rand (Tragrand) bedeutend dicker ist und frei über die Hornsohle vorragt; an dem hintern Ende biegt sich sowohl die innere als die äußere Hufwand zur sog. Edstrebe um. Eine äußere schrägere und eine innere steilere Hufwand wird unterschieden. Jede teilt man in drei Drittel: Zeheuwand, Seitenwand, Trachtenwand; 2) die Hornsohle, welche den untersten Teil des H. bildet; 3) den Hornstrahl, welcher feilartig zwischen den beiden Edstreben der Hornwand an der Hufsohle eingeschoben ist und aus elastischen, weichen Hornfasern besteht. Nicht nur der Hornschuh wird als H. bezeichnet, sondern auch das, was in demselben eingeschlossen ist. Das sind zunächst Knochen, nämlich das untere Ende des Kronbeins, das Hufbein, das Strahlbein. Die gelenkartige Verbindung dieser drei Knochen heißt das Hufgelenk. Rechts und links an jedem Hufbein sitzt eine fast vieredrige elastische Knorpelplatte oder ein Hufknorpel. Die Hufknorpel haben das Hufgelenk bei der Ausdehnung und Zusammenziehung, die der H. erleidet, je nachdem er auf den Boden aufgesetzt oder gehoben wird, schützend zu bedecken. Fortsetzungen der Lederhaut der allgemeinen Körperbede, mit adenartigen oder leistenförmigen Papillen besetzt, überziehen als hornerzeugende Materie das Hufbein als sog. Kronenwulst, als Fleischwand und Fleischsohle.

Hufbeschlag, Anleitung, den Huf der Pferde und anderer Einhufer mit einem zweckmäßigen Hufeisen zu beschlagen, lehrt auch abnorme Hufformen oder kranke Hufe so zu beschlagen, daß die Gebrauchsfähigkeit der mit solchen versehenen Tiere möglich wird oder Heilung zu erzielen ist; ebenso lehrt sie den passenden Beschlag für Pferde mit fehlerhaften Gangarten. Val. Dominik, „Theoretisch-praktische Anleitung zur Ausübung des rationellen H.“ (Weil. 1870); Jörn, „Die Lehre vom H.“ (6. Aufl.; Weim. 1879); Jesering-Hartmann, „Der Fuß des Pferdes“ (5. Aufl., von Lungwisch besorgt, Dresd. 1882).

Hufe (althochdeutsch *luoba*, mittellat. seit der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. *mausus*) hieß bei den alten Deutschen im engern Sinne das Ackerlos, welches einem jeden Familienhaupt in der Markgenossenschaft (*vicus*) zur Bewahrung überwiesen war. Im weitern Sinne gilt jedoch das Wort für den Inbegriff von Hof, Ackerlos und Nutzung an dem uneingeteilt gelassenen, allen einzelnen Genossen gemeinschaftlich verbliebenen Teile der Mark (Wald, Weide, Wiese, Wasser und Unland). Es bildete somit H. die Grundlage für die wirtschaftlichen wie die rechtlichen Verhältnisse des Grundbesitzes bei den alten Deutschen. Die H. im engern Sinne, oder das Ackerlos, besaß im allgemeinen so viel Land, als mit einem Pfluge oder Gespann bestellt werden kann und demnach der Arbeitskraft einer Familie entspricht. Ihr durchschnittliches Maß betrug gewöhnlich 30, zuweilen aber auch 20 oder 40 Morgen (s. d.). Wie der Morgen, so konnte natürlich auch die H. je nach den verschiedenen Gegenden oder Bodengattungen mehr oder minder verschieden ausfallen. Allmählich konsolidierte sich jedoch der Begriff des Morgens wie auch

der H. in verschiedenen Gegenden oder selbst einzelnen Orten und wurde auf diese Weise zu einer Art von Maßmaß, nach dem die Größe der Domanien (Ein-, Zwi-, Ackerhalsbühner u. s. w.) bestimmt oder auch solches Land, das nicht der Mark unterlag (Wasserhufen, Waldhufen u. s. w.) bemessen wurde. In einigen Gegenden Deutschlands kamen auch fingierte H. (Schattenhufen) vor, wonach Einwohner eines Dorfs, die keinen Hufen hatten, ihre Steuern entrichten mußten. Val. Jörn, „Über die altsächsische H.“ (Weit. 1854).

Hufeisen (frz. *fer de cheval*, *planche*; engl. *horse-shoe*, *planch shoe*), eiserner Beschlag des Huf der Pferde, Maultiere, Esel zum Schutz derselben gegen zu starke Abnutzung, der mittels besonderer Nägel, der Hufnägel (s. d.), befestigt wird. Das gebräuchlichste H. ist das für Einhufer, wobei dem Hufen nach bekannter Form daselbst befindliche Stabeisen in der Weise hergestellt, daß seine untere Fläche eine den Boden berührende Bahn bildet, welche symmetrisch auf beiden Seiten zwei Vertiefungen besitzt, welche die langen Hufnägel aufnehmen und sind zu diesem Zweck an bestimmten Stellen durchlöcher (Nagellocher). In der Mitte des H., unter der Zehe, ist die Bahn etwas vertieft und bildet dadurch die Kappe. Die untere Fläche des H. besteht aus dem äußern Tragrand, auf welchen sich der Fuß stützt, der nach innen eine leichte Abdachung und dem Kappenaufzug, welcher, aus der Kappe nach oben gehend, den Fuß von vorn an der Zehe führt. Die an der Bahn nach Schenkelfendes meist vorhandene vierkantige Erhöhung bezeichnet man als Stollen, eine ebensoviele vor dem unter der Kappe als Griff. Beim deutlichen H. beträgt die Höhe des Stollens und des Griffes so viel, wie die einfache Breite des Eisens zwischen den Stellen; dagegen hat das engl. H. zwei Stollen nach Griff; beim französischen sind dagegen nur ein. Für den Gebrauch am Pferde werden Stollen und Griff zugespitzt (Gespitzte, Gespitzte). Bei besseren H., namentlich für Rennpferde, hat man oft einstellbare Stollen und Griffe, welche leicht auszuwechseln und zu wechseln werden können. Besondere Formen des H. kommen bei Pferden mit fehlerhaftem Gang oder kranken Hufen (bei letztern häufig geschnitten) zur Anwendung. Die Zweihufer tragen an jedem einzelnen Huf ein Eisen, das dann die Form eines halben Pferdehufeisens hat; oft besteht es aus dem Eisen einfach aus einer den Umrisen der Hufsohle der Klaue entsprechenden Viechplatte, die mit einigen Nägeln am Huf befestigt wird.

Die Herstellung der H. ist zum großen Teil die Arbeit des Grobschmieds und wird von demselben in der Weise ausgeführt, daß er das Stabeisen in mehreren Hügen um das Horn des Ambosses legt, den Stollen und Griff flacht oder aufschweift, den Huf und die Nagellocher einschlägt. Die Fabrikation der H. mittels Maschinen ist, obwohl in das Jahr 1828 zurückreichend, noch wenig ausgebildet und nur in England und Amerika zu einiger Bedeutung gelangt. Die eine der bekanntesten Fabriken, welche verfolgt den Weg, daß die zur Verfertigung kommenden glühenden Schmiedeeisenstäbe (Hufornissen) auf genau faconierten Walzen mit Rollen entsprechenden Vertiefungen, bei denen die Eisen auch mit den passenden Erhöhungen versehen, dann in einzelne Stücke von der Länge des fertigen H. zerschnitten, mittels mechan. Vorrichtungen zu

entsprechend geformte Dorne gebogen und unter Stangen gelocht werden. Nach der andern Methode werden die Stäbe zunächst in Hufelsenlängen abgeschnitten, hierauf bis zur Weißglut erhitzt und auf einem Formloß in ihre Form gebogen. Letztere bildet den Amboss eines Dampfhammers, dessen Bär beim Aufgang die einer Holzbiegemaschine (s. Holzbearbeitungsmaschinen) ähnliche Biegevorrichtung in Thätigkeit setzt. Durch den darauf folgenden Schlag des Hammerbärs wird das gebogene Eisen in ein Stabgefeske geschlagen, aus diesem herausgehoben, mittels eines andern Gefeskes gelocht und schließlich vollendet von dem Dampfhammer abgestreift. Mit letzterer Methode können 2400 St. in 10 Stunden hergestellt werden.

Hufelsenmagnet, s. unter Elektromagnetismus, Bd. VI, S. 37.

Hufelsenmagnet (Rhinolophus), s. unter Fledermaus.

Hufeland (Christoph Wilhelm), einer der ausgezeichneten Ärzte der neuern Zeit, geb. 12. Aug. 1762 zu Langensalza in Thüringen, wurde in Weimar, wohin sein Vater als Leibarzt der Herzogin Amalie berufen worden, durch Privatunterricht für die akademischen Studien vorbereitet und widmete sich, nach dem Tode seines Vaters und Großvaters, der gleichfalls weimarischer Leibarzt gewesen, der Heilkunde, und zwar zunächst 1780 in Jena und von 1781 an in Göttingen, wo er 1783 die med. Doktorwürde erhielt. Sodann begab er sich nach Weimar, um seinen erblindeten Vater zu unterstützen, und lebte hier, bis ihm 1798 eine ord. Professur der Medizin in Jena mit dem Titel eines weimarischen Leibarztes und Hofrats übertragen wurde. In dem ging er 1798 als Direktor des Collegium medicum, Vorstand der Oberexaminationskommission, königl. Leibarzt, erster Arzt am Charité-Krankenhaus und Mitglied der Akademie der Wissenschaften mit dem Titel eines Geheimrats nach Berlin, wo er bei der Gründung der Universität 1809 die Professur der speziellen Pathologie und Therapie übernahm, 1810 als Staatsrat in die Medizinalsektion eintrat und 26. Aug. 1836 starb.

H. gehört zu den edelsten Erscheinungen, sowohl als Arzt wie als Mensch. Seine wissenschaftliche Thätigkeit erstreckte sich fast über alle Teile der Heilkunde; als praktischer Arzt wie als Lehrer und Schriftsteller stand er im ehrenvollsten Ansehen. Seine hohe allgemeine Bildung, seine erschöpfende Kenntnis des Gesamtwesens der Medizin, sein tiefer Blick in die Natur, verbunden mit einer geistreichen Auffassung und einem scharfen, treffenden Urteile, leiteten ihn bei Behandlung der Kranken, bei seinem Unterrichte und bei Abfassung seiner Schriften, von denen viele auch Nichtärzten eine lehrreiche Lektüre gewähren. Vor allen ist hier zu nennen die »*Matrobia*«, oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern« (Jena 1796; neuere Aufl., Berl. 1873), die fast in alle europ. Sprachen, ja selbst in die chinesische überfetzt wurde. Von seinen übrigen Schriften sind noch hervorzuheben: »*Über die Ungewißheit des Todes*« (Halle 1791; neue Aufl. 1824), »*Vollständige Darstellung der Kräfte und des Gebrauchs der salzsauren Schwermere*« (Berl. 1794), »*Über die Natur, Erkenntnis, mittel und Heilart der Strophelkrankheit*« (Jena 1796; 3. Aufl. Berl. 1819), »*Guter Rat an Mütter über die wichtigsten Punkte der physischen Erziehung der Kinder in den ersten Jahren*« (Berl. 1799; 12. Aufl., Halle 1876), »*Geschichte der Gesundheit*

(Berl. 1812; 3. Aufl. 1816), »*Praktische Übersicht der vorzüglichsten Heilquellen Deutschlands*« (Berl. 1816; 4. Aufl. von Osann, 1840), »*System der praktischen Heilkunde*« (3 Tle., Berl. 1828), »*Enchiridion medicum, oder Anleitung zur mediz. Praxis, Vermächtnis einer 50jährigen Erfahrung*« (Berl. 1836; 10. Aufl. 1857). Ein Teil seiner weniger umfangreichen Schriften und Journalaufsätze findet sich gesammelt in seinen »*Kleinern mediz. Schriften*« (4 Bde., Berl. 1822—28) und in einer neuern Auswahl unter demselben Titel (Bd. 1, Berl. 1834). Außerdem verdankt ihm das »*Journal der praktischen Heilkunde*« (Berl. 1796—1836, 83 Bde.) und die »*Bibliothek der prakt. Heilkunde*« (Berl. 1793—1835, 86 Bde.) ihre Begründung und ihre Bedeutung. Von seinen Verdiensten um das Medizinwissen sind die Einführung der Leichenhäuser, von denen das erste in Weimar unter seiner speziellen Aufsicht errichtet wurde, und seine Bemühungen um die Schuppodenimpfung hervorzuheben. Alle, die ihm näher standen, rühmten seine gewissenhafte Uneigennützigkeit. S. Selbstbiographie gab Götsche (Berl. 1863) heraus.

Vgl. Augustin, »*S. Leben und Wirken für Wissenschaft, Staat und Menschheit*« (Potsd. 1837); Etourdy, »*Christoph Wilhelm H.*« (Berl. 1837).

Hufeland (Gottlieb), Rechtsgelehrter, geb. zu Danzig 19. Okt. 1760, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte seit 1780 zu Leipzig und seit 1783 in Göttingen. In Jena, wo er sich habilitierte, wurde er 1788 außerord. und 1793 ord. Professor. Seine Vorlesungen über Naturrecht, Rechtsgeschichte, deutsches Recht fanden außerordentlichen Beifall; sein »*Versuch über den Grundsat des Naturrechts*« (Pp. 1785) wurde von Kant sehr ausgezeichnet. Im J. 1803 ging H. als Professor nach Würzburg und folgte später einem Rufe nach Landshut. Im J. 1808 lebte er als Präsident und erster Bürgermeister nach Danzig zurück, ging aber 1812 wieder nach Landshut. Im J. 1816 folgte er einem Rufe als Professor der Rechte nach Halle, wo er schon 18. Febr. 1817 starb.

Seine wichtigsten Schriften sind: »*Lehrbuch des Naturrechts*« (Jena 1790; 2. Aufl. 1795), »*Institutionen des gesamten positiven Rechts*« (Jena 1798; 2. Aufl. 1803), »*Abriß der Wissenschaften und Methodologie der Rechtsgelehrsamkeit*« (Jena 1797), das unvollendete »*Lehrbuch der Geschichte der Encyclopädie aller in Deutschland geltenden positiven Rechte*« (Abteil. 1, Jena 1796), »*Lehrbuch des in den deutschen Ländern geltenden gemeinen und subsidiarischen Rechts*« (3 Bde., Gieß. 1806—14), »*Über den eigentümlichen Geist des röm. Rechts*« (2 Bde., Gieß. 1815—17), »*Einführung in die Wissenschaft des deutschen Privatrechts*« (Jena 1796), »*Die Lehre vom Gelbe und Gelbunlaufe*« (Jena 1798; neue Aufl., Gieß. 1820), »*Handbuch der Staatswirtschaftskunst*« (2 Bde., Gieß. 1807—13; 2. Aufl. 1820). Mit Ersch hatte er sich zur Herausgabe der »*Allgemeinen Encyclopädie*« verbunden; an seine Stelle trat dann Gruber.

Hüffel (Joh. Jak. Lubm.), prot. Theolog, geb. 9. Mai 1784 zu Gladenbach im Großherzogtum Hessen, studierte zu Marburg und Gießen Theologie, ward 1817 Pfarrer in Friedberg, 1825 Professor am theol. Seminar und erster Prediger in Herborn, 1828 Mitglied des badischen Kirchenrats zu Karlsruhe, 1829 Prälat, trat 1853 in den Ruhestand und starb 26. Juni 1856. Er schrieb:

«Wesen und Beruf des evang.-christl. Geistlichen» (4. Aufl., 2 Bde., Sieb. 1843), «Der Pietismus, geschichtlich und kirchlich beleuchtet» (Heidelb. 1846).

Häffer (Herm.), Rechtsgelehrter, geb. 24. März 1830 zu Münster, studierte in Bonn und Berlin Rechtswissenschaft und Geschichte, machte dann eine Studienreise durch Frankreich und Italien, habilitierte sich 1855 in Bonn, wurde 1860 zum außerord. und 1873 zum ord. Professor der Rechte ernannt. Von 1865 bis 1866 war er Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses (keiner Fraktion angehörig), 1867—70 als Vertreter des Wahlkreises Kempen Mitglied des Norddeutschen Reichstags, wo er sich der freien Vereinigung anschloß. Von seinem Hauptwerk: «Diplomatische Verhandlungen aus der Französischen Revolution», behandelt Band 1 «Österreich und Preußen gegenüber der Französischen Revolution bis zum Abschluß des Friedens von Campo-Formio» (Bonn 1868), Band 2 und 3 den «Rastatter Kongreß und die zweite Koalition» (Bonn 1878—79). Durch Benützung der Archive beinahe aller beteiligten Mächte konnte H. eine neue Auffassung begründen, welche der Stellung beider genannten Staaten in gleichem Maße gerecht ward. Ferner veröffentlichte H. «Beiträge zur Geschichte der Quellen des Kirchenrechts und des röm. Rechts im Mittelalter» (Münst. 1862), «Forschungen auf dem Gebiete des franz. und des rhein. Kirchenrechts» (Münst. 1863), «Rhein-weißh. Zustände zur Zeit der Französischen Revolution» (Bonn 1873), «Aus dem Leben Heinrich Heines» (Berl. 1878).

Hufgelenklähmung, ein Lahmgehen der Pferde, veranlaßt durch Krankheitszustände der zum Hufgelenk gehörenden Teile. Ausdehnen der Gelenkbänder, trodene Entzündung der zum Hufgelenk gehörigen Knochen, cariöse Zustände des Hufbeins und des Strahlbeins, Verabschönerung der Hufwurzel können H. hervorrufen. Beim chronischen Bestehen dieses Leidens wird in der Regel der kranke Huf kleiner, er zieht sich in seinen obern Teilen zusammen; vermehrte Wärme am ganzen Huf oder doch auf Krone und Ballen, Aufgetriebenheit oder Eingefallenheit der Krone, Lahmgehen der Patienten, Nichtdurchtreten im Hessel charakterisieren diese Krankheit. Die Behandlung verlangt im Anfang des Übels anhaltendes Ruhlen, nebenbei ein Einreiben von grauer Quecksilberfalbe oder Jodoformfalbe auf die Krone; das hufgelenklahme Pferd muß volle Ruhe haben, obschon bei leichten Graden der H. die Heilung dadurch sehr befördert werden kann, daß man das Pferd mit unbeschlagnen Hufen mehrere Monate lang auf die Weide, in einen Grasgarten u. s. w. gehen läßt. In chronischen Fällen hat scharfe Salben (1 Teil gepulverte Spanische Fliegen, 4 Teile eines Gemisches von gleichem Gewichtsteilen Fett und bidem Terpentin) zu versuchen. Im äußersten Falle wird ein hufgelenklahmes Pferd noch einige Jahre einigermassen gebrauchsfähig erhalten durch den Hefelactrenschnitt; der Huf eines so operierten Pferdes wird gefühllos, die Operierten empfinden keinen Schmerz mehr in ihrem Huf und gehen nun nicht mehr lahm.

Hufhorn (häufigliches) dient zum Befestigen verloren gegangener Hufteile, zum Ausfüllen der Zusammenhangsstörungen des H. Weil es elastisch ist, wie das natürliche H. und mit letztem sich gut verbindet, wenn dieses gründlich gereinigt, trocken gerieben und durch Aufstreichen von Schwei-

seläther möglichst entfettet wurde, findet es sich auch Anwendung. Das H. wurde von Deshayes u. Brüssel erfunden. Guttapercha, in warmem Wasser erweicht, wird in hufschalenartige Stücke zerschnitten, dann mit gleichem Gewichtsteil Ammoniakgummi zusammengepresst und zwar über gelinder Feuer unter stetem Umrühren in einem verglühenden Ziegel. Will man es hart haben, nimmt man etwas mehr Ammoniakgummi als Guttapercha.

Hufslattich (*Tussilago farfara*), eine zu den Compositen gehörige Pflanze, welche in fast ganz Europa sehr häufig auf thonigem und thonig-sandigem Boden wild wächst und seit alter Zeit für ein Mittel gegen allerhand Brustleiden, insbesondere Husten und Lungenschwindsucht, gilt. Die Pflanze treibt aus ihrem fleischigen, vielköpfigen Wurzelstock im ersten Frühling blüßelförmig stehende, blattlose, locke weißliche, mit grünlichen Schuppen besetzte Stängel von 10 bis 20 cm Höhe, welche im aufsteigenden nach der Blütezeit auswendig Blüthenbüschel zu grüner zweireihiger Hülle und zahlreichen gelben Blüthen tragen, von denen die peripherischen (außen) schmal jungensförmig gekrümmt sind. Die kleinen Früchte haben eine Haarkrone. Nach der Blütezeit entwickeln sich die Blätter, welche als grundständig, langgestreckt, herz-eiförmig und unregelmäßig deutlich gesägt sind. Sie haben eine weiche Textur, oberseits eine dunkelgrüne Farbe, unterseits anfangs eine spinnwebartige, später aber zug. Alle Teile der Pflanze, besonders Wurzeln und Wurzelstock, enthalten Bitterstoff, Gummi und Schleim, weshalb sich der H. als Stärkung- und Beruhigungsmittel bei lungen- und Nierenleiden der Schleimhäute eignet. Die Blätter sind als *Folia farfara* officinell, werden aber fast nur noch als Saft zu sog. Brustthee angewandt. Das Boll hält noch viel auf diese Pflanze, welche übrigens auf thonigem Boden oft als ein sehr lästiges und schwer auszurottendes Unkraut auftritt. Mit dem Namen H. (großer H.) wird oft auch in Preuss. (s. *Petasites*) belegt.

Hufnagel, Naler, s. Hoesnagel.

Hufnagel (s. *clous à ferrer*, engl. *horseshoe-naile*) sind die zur Verbindung des Hufes mit dem Huf beizenden, aus Schmiedeeisen gefertigten und in schwacher S-förmig gebogenen Nägel (Fig. 1 und 2). Dieselben haben eine Länge von 45—75 mm in ihrem schlant lonsischen Schaft einen rechtlichen Querschnitt bei 8—6 mm Breite und 1—2 mm Dicke und einen schlanken, aus dem Schaft übergehenden Kopf. Letzterer ist entweder wie eine Pyramide oder wie ein Keil mit ausgebauchten Enden in Eisenflächen geformt (lonsische oder bauchige H.); je nach der lonsischen Anschwellung der beiden äußeren Seiten des Kopfes unterscheidet man starkköpfige, rundköpfige und dünnköpfige H. Die doppelte Krümmung der H. (Fig. 1) bewirkt beim Einschlagen das feste Herausstreifen der Nagelspitze aus dem Huf, so daß dieselbe umgebogen werden kann; durch den so gebildeten Haken wird ein fester Halt des Hufes am Huf erreicht. Die Köpfe der H. sind an den befestigten Hufseiten durch den Huf des Hufes abgedeckt. Die Herstellung der H., welche zum großen Teil noch Handarbeit ist, begreift das Aufschmelzen des Nagels in einer Hufe aus einem Schmiedeeisen



Fig. 1. Fig. 2.

hab, der von möglichst fehniger Structur sein muß, damit der fertige Nagel beim Umbiegen der Spitze nicht splittert. Der Schaft der H. wird nach aus- geschmiedet, der Kopf in dem Nagelstempel (s. Nä- gelfabrikation) angesetzt und schließlich der Schaft in die S-Form gebogen (aczwid). Ge- wöhnlich vollenden die Hufschmiede den Nagel durch das Nachwidren, d. h. das Nachbiegen des Schafts.

Hufnagelmaschinen zur selbstthätigen Her- stellung der H. sind erst in neuerer Zeit aufgetom- men und noch wenig, am meisten in Amerika, ver- breitet. Eine solche Maschine ist in den Fig. 3 und 4

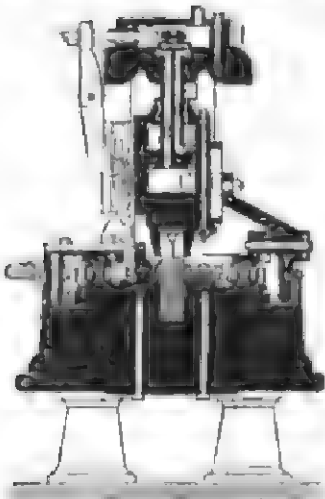


Fig. 3.

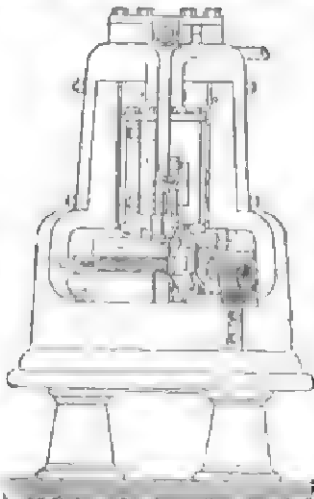


Fig. 4.

gezeigt. Dieselbe bildet die Nagel aus gutem glähen- den Draht, den sie ausschmiedet, einestheils zu Köpfen anfräucht, andertheils zuspitzt, sodann ab- schneidet und zwidrt. Die Maschine trägt in ihrem obern Theil den beweglichen Dampfcylinder G, der durch die Kanäle c und d im festen Kolben mit dem Schieberkasten H in Verbindung steht (Fig. 3). Die einzelnen glähenden Drähte werden auf den Tisch D aufgelegt, durch die oberhalb desselben sich auf und ab bewegend Vorrichtung y an dem Kopfe eingeleitet und durch einen zweiten Apparat jf abgeschnitten; hierauf werden sie einzeln von je einer Dode gefaßt, welche zu 18 auf dem Tisch drehbar befestigt sind und durch Bewegung des gezähnten Kranzes F gedreht werden. F wird gleichzeitig mit dem Auf- und Niedergang des Cylinders im Kreise gedreht, wäh- rend die Dode dadurch bei jedem Niedergang des Cylinders eine Drehung um einen Viertelskreis um sich selbst erhalten. Durch die am Cylinders und auf dem Tisch befestigten Gesenke wird jeder einzelne in die Dode eingepasste Nagel gestreckt und gewidrt. Der Stempel Y, dient zum Gerabeführen des Cy- lindrs und der Gesenke; durch die Stärke der Platte Y werden die Schaftdimensionen des Nagels bestimmt. Ein Schneidapparat verrichtet schließ- lich das Abschneiden des Nagels auf die richtige Länge, wodurch derselbe zum Verkauf fertig wird.

Hufzügetiere, s. Hufzügetiere.

Hufschmied, in der Armee auch Beschlag- schmied oder Fahrenschmied genannt, hat die Aufgabe, den Hufbeschlag der Pferde zu bewirken. In Deutschland befinden sich in Berlin, Königs-

berg i. Pr., Breslau, Göttesau, München, Dres- den unter militärischer Leitung Lehrschmieden, in denen je 30—36 Hufbeschlagschüler einen Kursus durchzumachen haben.

Häfte (coxa) nennt man die Gesamtheit der- jenigen Theile, welche das Hüftgelenk zusammen- setzen und zunächst umgeben. Man bezeichnet daher mit diesem Namen äußerlich den Theil aus beiden Seiten des Körpers, welcher sich von dem obern Rande des Hüftknochens (os innominatum oder anonyum) bis dahin erstreckt, wo sich der Ober- schenkel vom Kumpfe abscheidet. In der Anatomie

heißt dieser Theil die Hüft- gegend (regio coxae oder in- frailiaca). Das Hüftgelenk (articulatio coxae) wird gebil- det von dem halbkugelförmigen obern Ende (Kopf) des Ober- schenkelbeins und der Gelenk- höhle für dasselbe (Pfanne), welche an dem untern Ende des Beckens (s. d.) da sitzt, wo die drei Stücke des Beckenknochens (das Darmbein, Sitzbein und Schambein) zusammentreffen. Durch Bänder und durch den äußern Luftdruck wird der Schen- kelkopf in der Gelenkhöhle fest- gehalten und durch die vom Becken zum Oberschenkel gehenden Muskeln bedeckt. Das Hüftge- lenk ist ein vollkommenes Kugel- gelenk und gestattet die allseitigen Bewegungen des Oberschenkels. (S. Gehen.) An der Hinter- seite der H. verläuft beiderseits der starke Hüftknochen (nervus

ischiadicus), welcher aus dem Hüftgelenk kommt und sich an der hintern Oberfläche des Oberschenkels und durch die Kniekehle hindurch zum Unterschenkel und Fuß erstreckt. Er ist nicht selten der Sitz einer sehr schmerzhaften und hartnäckigen Neuralgie. (S. Hüftweh.)

Hüftgegend und Hüftgelenk, s. unter Hüfte. Hüftgelenkentzündung (Coxitis, Coxalgia, Coxarthrodace), ein langwieriges und schmerzhaftes Leiden, welches in jedem Lebensalter, vorwie- gend aber bei jüngern Individuen, namentlich bei schwächlichen und stofflosen Kindern im Alter von neun bis zehn Jahren vorkommt und häufig zur eiterigen Zerstörung oder Atrophie des Hüftge- lenks und damit zu einer bleibenden Verkürzung des erkrankten Beins und zu dauerndem ausge- sprochnen Hinken (s. d.) führt. Die Krankheit tritt entweder nach einer bestimmten traumatischen Schä- dlichkeit, nach einem Sprung, Fall oder Stoß auf die Hüftgegend, oder nach einer vorausgegangenen heftigen Erkältung auf; oft genug aber entwickelt sie sich ohne jedwede bekannte Veranlassung so schleichend und unbemerkt, daß Ursache und Beginn der Krankheit gar nicht anzugeben sind.

Die ersten Symptome der H. bestehen gewöhn- lich darin, daß das kranke Kind das eine Bein auf- fallend schon, bei längerem Gehen etwas nach- schleppt und leicht hinkt; bald stellen sich dann auch mehr oder minder lebhaft Schmerzen im Hüftge- lenk ein, die von diesem aus über die innere Schen- kelfläche nach dem Knie ausstrahlen und bei Druck auf das Hüftgelenk oder auf den großen Rollhügel

verschlimmert werden. Schließlich wird das Gehen und Stehen sehr erschwert oder ganz unmöglich; der kleine Kranke stützt sich nun fast nur noch auf das gesunde Bein, zieht die kranke Hüfte in die Höhe, beugt das Knie und berührt den Fußboden nur noch mit den Zehen (scheinbare Verlängerung der erkrankten Extremität). In einem spätern Stadium der Krankheit kommt es nicht selten zu einer wahren Verlängerung des kranken Beins, indem durch eine reichlichere Flüssigkeitsansammlung in dem entzündeten Hüftgelenk die Gelenkflächen voneinander abgedrängt werden und der Schenkelkopf nicht mehr genügenden Raum in seiner Pfanne findet. Wurde die Krankheit von Anfang an sorgfältig behandelt, so kann noch in diesem Stadium dauernde und völlige Genesung eintreten; bei ungünstigem Verlauf dagegen tritt gewöhnlich eine ausgebreitete Eiterung und Fistelbildung ein, der Schenkelkopf und die übrigen knöchernen Gelenkteile werden durch die eingetretene Verschwärung mehr oder minder zerstört, die kranke Extremität wird in Wirklichkeit nicht bloß scheinbar, verkürzt, und der kleine Kranke trägt im günstigsten Falle, wenn er nicht infolge des Fiebers und der Erschöpfung zu Grunde geht, nach jahrelangem schweren Siedtum ein verkrüppeltes Bein davon. Nur bei Beachtung der frühesten Krankheitssymptome und sofort eingeleiteter umsichtiger und konsequenter Behandlung ist solchen übeln Ausgängen vorzubeugen.

Die Behandlung hat sofort von Beginn der Krankheit an für absolute Ruhe und Unbeweglichkeit des entzündeten Hüftgelenks (durch monatelanges Liegen in einem Gips- oder andern festen Verband oder durch sog. Extensionsverbände, bei welchen die kranken Gelenken durch anhaltenden Zug und Gegenzug vor nachteiligem Druck bewahrt bleiben) zu sorgen und die Kräfte des Kranken durch eine leichtverdauliche nahrhafte Diät, guten alten Wein, Eisen- und Chinapräparate möglichst zu erhalten. Bei eingetretener Eiterung ist es eine Hauptaufgabe der Behandlung, dem Eiter durch rechtzeitige Incisionen freien Abfluß nach außen zu verschaffen; mitunter gelingt es nur durch die operative Entfernung (Resektion) des vereiterten Schenkelkopfs das Leben des Kranken zu erhalten. Auch nach abgelaufener Entzündung bedarf der Kranke, um Rückfällen vorzubeugen, noch lange Zeit hindurch der größten Schonung; das Gehen ist im Anfang nur sehr vorsichtig und nur mit dem Gebrauch von Krücken oder geeigneten orthopädischen Apparaten, wie des sog. Tapforsche Apparats, zu gestatten. Bei zurückgebliebener Verlängerung des kranken Beins muß es sich eine Unterstützung des kranken Fußes durch eine eckigte Sohle am Einstell erwerdlich.

Oufstere (*Oufstere*) bilden eine große Gruppe einschädeliger bis einschädeliger Säugtiere, die nach den Verhältnissen der Huftbildung in *Multangula* (Hufhüter oder Tinkauter, f. d.) und *Solidungula* (Einhufer, f. d.) eingeteilt wird. Die neuere Systematik unterscheidet, namentlich kommt auf zahlreiche, besonders aus Nordamerika bekannt gewordene solche Formen, folgende Gruppen der f.: 1) *Artiodactyla* oder paarzehige f. (Paarzehiger), ausgezeichnet durch paarig vorhandene Zehen, von denen die beiden mittlern, gleichgroßen den Boden berühren, die beiden äußern etwas rudimentär gebildet sind, wenigstens meist als sog. Afterzehen nicht mit dem Boden in Berührung

kommen. Das Gebiß ist sehr verschieden, nur bei allen Formen die Backzähne fast ausschließlich in- und Vordränge, die sog. Schmelzhäute. In paarzehigen f. werden wieder eingeteilt in *Artiodactyla pachydermata* (dickhäutige Paarzehiger), bestehend aus den (lebenden) Familien der *Buidae* (Schweine, f. d.) und *Hippopotamidae* (Nilpferde, f. d.), und in *Artiodactyla ruminantia* (Wiederkäuer, f. d.). 2) Die *Perissodactyla* oder unpaarzehigen f. (Unpaarzehiger); bei diesen sind die Zehen unpaar, nämlich fünf, drei oder eine, die Mittelsehe stets vorhanden. Diese Gruppe setzt sich zusammen aus drei Untergruppen: den *Tapiridae* (Tapir, f. d.), *Elanoceridae* (Nashörner, f. d.) und den *Equidae* (Pferde oder Einhufer, f. d.). Diese drei Untergruppen sind durch zahlreiche ausgezeichnete Übergänge, die namentlich zwischen *Tapir* und *Pferd* unter sukzessivem Schwund der äußeren Zehen auftreten, mannigfach miteinander verbunden. Von den lebenden Einhufern sind folgende Formen besonders bemerkenswert: der *Dicotyles* (f. d., *Equus hemionus*, f. Tafel: Einhufer, Fig. 1), der Esel (f. d., *Equus asinus*, Fig. 2), der Zebra (f. d., *Equus zebra*, f. d.) und der *Tapir* (Fig. 3, f. unter Pferd). Die Elefanten (f. d.) die man früher den f. zählte, hat man jetzt auf Grund entzündungsgehaltener Untersuchungen zu einer vollkommen selbständigen Säugetiergattung (*Proboscidea*, Rüsselträger) erhoben.

Hufterkrankheit der Greise (*Malum coxae senile*), f. unter Gelenkentzündung, Bd. VII, S. 717.

Hufterlahmheit der Tiere entsteht bei mechanischen Verletzungen, die das Hüftgelenk treffen und namentlich diejenigen Wunden zur ungebührlichen Ausdehnung bringen, welche den Kopf des Oberschenkel im Pfannengelenk des Beckens befestigen, oder auch bei rheumatischen Affektionen der das Hüftgelenk bedeckenden Muskeln. Hufterlahme Tiere schlenken den kranken Fuß ein wenig nach außen, gehen davon mehr lahm als bergab, das kranke Glied wird in einem Bogen nach außen geworfen, wenn das kranke Tier zu schnellerer Gangart gezwungen wird, die Hufe sohle wird voll aufgesetzt, ein vollkommenes Durchtreten findet statt. Nach mechanischen Verletzungen entstanden Huftergelenklahmheiten charakterisieren sich durch die Kennzeichen der Entzündung in der Gegend des Hüftgelenks; rheumatische Huftergelenklahmheiten zeigt das Eigentümliche, daß beim Streichen der Haut über den rheumatisch affizierten Muskel das leidende Tier sich einbiegt und dadurch Schmerz kundgibt, dann dadurch, daß nach längerer Bewegung das Rahmgehen geringer wird oder gar periodisch schwindet und öftlich am Hüftgelenk mehr vermehrte Wärme, noch Schmerz beim Drücken, noch Anschwellung beobachtet werden kann. Atrophie (Schwund) der Hinterbackenmuskeln kennzeichnet chronisch bestehende Huftergelenklahmheiten. Dem Vorhandensein von Entzündungssymptomen in der Hüftgelenkgegend ist eine kühlend entzündungswidrige Behandlung angezeigt, später reizende, spirituelle Einreibungen (Kampferliment; Dischen von Terpentinöl, Kampher und Seifenspiritus), noch später scharfe Salben. Bei rheumatischer Huftergelenklahmheit sind von Anfang an die spirituellen Waschungen am Platze, später Schwitzkuren. Bei lange bestehenden Huftergelenklahmheiten hilft das Legen von einem oder mehreren Paarseilen unter

der Haut in der Gegend des Hüftgelenks oft schnell und gründlich.

Häftweh (Neuralgia ischiadica, Ischias, Malum Cotunnii, nach dem ital. Arzte Cotugno, der 1764 die Krankheit zuerst beschrieb), eine schmerzhafteste und nicht selten sehr hartnäckige Neuralgie (s. d.) im Gebiete der Hüftnerven, welche in vielen Fällen den Gebrauch der erkrankten Extremität erheblich beeinträchtigt oder ganz unmöglich macht. Man unterscheidet zwei Formen des H., das sog. vordere Häftweh (Ischias antica, u. Neuralgia cruralis), bei welchem die neuralgischen Schmerzen auf der vordern und innern Oberfläche des Oberschenkels längs des Verlaufs der Schenkelnerven empfunden werden, und das ungleich häufigere hintere Häftweh (Ischias postica, u. Neuralgia femoropoplitea), bei dem sich der Schmerz von der Gesäßgegend längs der hintern Schenkelfläche bis zur Kniekehle und in die Wade, selbst bis zum äußern Knöchel und zu den Fehenspitzen erstreckt. Der Schmerz, welcher meist anfallsweise auftritt und einen bohrenden oder stichtartig durchdringenden Charakter besitzt, ist gewöhnlich nur auf ein Bein beschränkt, selten doppelseitig; schon geringe Bewegungen und Erschütterungen der Extremität können eine heftige Steigerung des Schmerzes bewirken, weshalb die Kranken am liebsten im Bett mit leicht gestütztem Bein liegen und beim Gehen den leidenden Fuß nur sehr vorsichtig und ängstlich auf den Boden setzen.

Das H. ist im allgemeinen ein sehr hartnäckiges Leiden, welches selbst in günstig verlaufenden Fällen in der Regel mehrere Wochen zu seiner Heilung bedarf, in weniger gutartigen Fällen aber oft viele Monate oder selbst Jahre dauert; auch sind Rückfälle durchaus nicht selten. Das Leiden ist vorwiegend eine Krankheit des mittleren Lebensalters und bei Männern ungleich häufiger als bei Frauen. Als veranlassende Ursachen sind namentlich Überanstrengungen der Beine, andauernder mechanischer Druck auf die Hüftnerven (durch vieles Sitzen auf harten Stühlen, habituelle Stuhlverstopfung, Vergrößerung der Gebärmutter), Fall und Stos auf das Gesäß, sowie insbesondere starke Erkältungen (Schlafen auf feuchter Erde, Sitzen auf kalten steinernen Bänken, Zugluft bei erhittem Körper) anzuführen; in vielen Fällen läßt sich freilich eine bestimmte Ursache nicht nachweisen.

Die Behandlung ist im wesentlichen die gleiche wie bei andern Neuralgien (s. d.). In frischen Fällen erweisen sich Bettruhe mit zweckmäßiger Lagerung des Beins, Schröpfköpfe und kräftige Hautreize (Senfteige, Spanische Fliegen), bei vorausgegangenem starker Erstarrung eine energische Schwißkur erproblich; sind die Schmerzen sehr heftig, so lassen sich antispasmodische und beruhigende Einreibungen (sowie das Mercurium unmerklich eher in der Form der subtilen Emulsion) oft nicht entbehren. Von den innern Mitteln streuen sich das Terpentinöl, Jodkalkum und das salpêtre Natron eines günstigen Rufes. Bei chronischer Ischias sind warme Bäder, namentlich längere Badesuren in Teplitz, Warmbrunn, Wiesbaden, Gastein oder Wildbad, sowie die nachkundige Anwendung des galvanischen Stroms sehr zu empfehlen. In neuester Zeit sind besonders hartnäckige Fälle auch auf operativem Wege (durch gewaltsame Dehnung der kranken Hüftnerven) geheilt worden.

Hug (Arnold), Philolog, geb. 26. Mai 1832 in Buch am Irchel (Kanton Zürich), besuchte das Gymnasium in Zürich und studierte daselbst und in Bonn Philologie, wurde 1856 Lehrer am Mariengymnasium in Stettin, 1856 am Progymnasium in Winterthur, und bei dessen Umwandlung in ein Gymnasium zum Prorektor desselben ernannt (bis 1869). Nachdem er sich zugleich 1866 an der Universität Zürich habilitiert hatte, wurde er 1869 zum ord. Professor daselbst ernannt. H. gab des Aeneas »Commentarius Poliorceticus« (Lpz. 1874), Platos »Symposion« (2. Aufl., Lpz. 1884), Xenophons »Anabasis« (Lpz. 1878) und »Cyropädie« (Lpz. 1883) heraus und veröffentlichte: »Aeneas von Stymphalos, ein attischer Schriftsteller aus klassischer Zeit« (Zür. 1877) und »Studien aus dem klassischen Altertum« (Heft 1, Tüb. 1881).

Hug (Joh. Leonhard), kath. Theolog, geb. 1. Juni 1765 zu Konstanz, studierte zu Freiburg i. Br., wurde 1789 Priester, 1791 Professor der Theologie zu Freiburg, wo er 11. März 1846 starb. Mit großer Gelehrsamkeit und Unbefangtheit untersuchte er die Entstehung des neutestamentlichen Kanon historisch in der »Einleitung in die Schriften des Neuen Testaments« (Freiburg 1808; 4. Aufl. 1847). Ferner schrieb er: »Die Entstehung der Buchstabenchrift« (Ulm 1801), »Untersuchungen über den Mythos der berühmten Völker der Alten Welt« (Freiburg 1812), »Das Hohe Lied in einer noch unversuchten Deutung« (Freiburg 1813).

Häg., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Hägel (Karl Alexander Anselm, Freiherr von).

Hugdietrich, Held einer Dichtung des 13. Jahrh., die in mehreren Fassungen vorliegt. H. von Konstantinopel kommt als Mädchen verkleidet unter dem Namen Hildegund an den Hof des Königs Walgunt von Salned (Thessalonich) und erzeugt mit der in einen Kerker eingeschlossenen Tochter des Königs, Hilburg, einen Sohn, der aufgefressen und von den Wölfen gefressen, in der Wildnis aufwächst, dann aber von einem Jäger entdeckt wird und den Namen Wolfdietrich bekommt. Das Gedicht, welches eine Einleitung und Vorgeschichte zum Wolfdietrich (s. d.) bildet, hatte damit seinen ursprünglichen Abßluß; eine Fortsetzung sucht es in Verbindung mit der Sage von Ortrut (s. d.) zu bringen, indem Ortrut Zins von H. verlangt. Das ältere Gedicht ist in Haupts »Zeitschrift für deutsches Altertum« (Bd. 5) gedruckt, die jüngere Gehalt von Dechle (Stuttg. 1834) herausgegeben. Koch sei die treffliche Erneuerung des Stoffs durch E. Bern (Stuttg. 1863) erwähnt.

Hügel (althochdeutsch höbel, bukil (Diminutivform von hoac = Anhöbel), holländ. heuvel, niederländ. hōvel, engl. hill, hillock; isländ. hialle, schwed. hygel, holl; fr. colline) heißt jede aber einer Ebene aufsteigende geringe, runde Erhebung; auch Hübel, Hülm, Höder, Brink genannt.

Hügel, grauer, des Gehirns, s. unter Gehirn, Bd. VII, S. 661.

Hügel (Ernst Eugen, Freiherr von), württemb. General und Staatsminister, geb. zu Ludwigsburg 26. März 1774, war der Sohn des 1801 in den Reichsfreiherrnstand erhobenen württemb. Feldzeugmeisters Johann Andreas von H. (geb. 1734, gest. 1807), dessen edler Humanität Schwabert in seinen »Gedichten aus dem Kerker« ein Denkmal gesetzt hat. H. trat 1785 in des Vaters

Regiment, nahm teil an den Feldzügen 1792—1800, wurde 1806 Major und 1807 innerhalb sechs Monaten Oberstlieutenant, Oberst und Generalquartiermeister-Lieutenant. Bei dem Ausbruch des Kriegs von 1809 in das Hauptquartier Napoleons gefendet, wohnte er den Schlachten von Abensberg, Landshut, Gmühl, Aspern und Wagram bei und lehrte als Generalmajor zurück. Im Feldzuge von 1812 führte H. bei Smolensk die 1. Infanteriebrigade und stürmte 17. und 18. Aug. die beiden Vorstädte am Dnjepr; bei Borodino eroberte er die Redoute des linken Flügels. Im Kriege von 1815 war H. Militärkommissar im Hauptquartier Wellingtons, nahm an der Schlacht bei Waterloo teil, zog dann mit in Paris ein und war während der Friedensverhandlungen württemb. Gesandter bei den verbündeten Monarchen in Paris. Im J. 1816 wurde er Generalleutnant und Vizepräsident des Kriegsdepartements und nach dem Regierungsantritt des Königs Wilhelm 1817 Kriegsratspräsident. Im J. 1820 wurde er zum Mitglied der Kammer der Standesherrn, 1829 zum Kriegsminister ernannt, 1842 in Ruhestand versetzt. Später zog er sich nach Kirchheim unter Teck zurück, wo er 30. März 1849 starb.

Sein Sohn, Freiherr Karl von H., geb. 24. Mai 1805, war längere Zeit (Okt. 1855 bis Okt. 1864) württemb. Minister des königl. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten; er war ein eifriger Vertreter der mittelstaatlichen Politik und starb zu Stuttgart 29. Mai 1870.

Hügel (Karl Alexander Anselm, Freiherr von), Reisender und Naturforscher, geb. 25. April 1796 zu Regensburg, studierte seit 1811 zu Heidelberg die Rechte und trat dann als Offizier in die österr. Armee, focht 1814 und 1815 mit in Frankreich und Italien, nahm 1821 an der Expedition nach Neapel teil und blieb hier als Attaché der österr. Gesandtschaft bis 1824. Darauf nahm H. als Major den Abschied, um sich zu Wien und Hieging dem Studium der Naturwissenschaften zu widmen, und trat 1830 eine siebenjährige Reise an, die ihn bis nach Neuseeland führte und auf der er namentlich Ostindien durchforschte. Seine Sammlungen wurden den kais. Kabinetten und der Hofbibliothek zu Wien einverleibt. Einen Teil seiner Reise schilderte H. selbst in „Raschmir und das Reich der Götter“ (4 Bde., Stuttg. 1840—42). Die naturgeschichtlichen Ergebnisse derselben wurden ebenfalls nur teilweise von Endlicher, Fedel u. a. bearbeitet. Später gab H. noch „Das Veden von Raschmir“ (2 Bde., Wien 1851—52) heraus. Seit der Rückkehr von seiner großen Reise lebte er vorzugsweise der Hortikultur, und seine Villa in Hieging bei Wien, gegenwärtig im Besitze des Herzogs von Braunschweig, ist ihrer Blumenzucht wegen berühmt. Im Dec. 1860 ging er als österr. Gesandter nach Florenz, wo er bis zur Vertreibung des Großherzogs (1869) verblieb, und nahm dann den Gesandtschaftsposten in Brüssel an, den er 1869 niederlegte. Seitdem lebte er erst in England, später in Brüssel, wo er 2. Juni 1870 starb.

Hugenius, s. Hugenotus.

Hugenotten (Huguenots), ursprünglich Spottname, dann allgemein gebräuchliche Bezeichnung der franz. Protestanten im Reformationszeitalter. Der Name hat nichts gemein mit Hugo, sondern ist wohl verstämmelt aus Ignota, Iguenots (Eidgenossen), wie sich die Reformierten in Genf nannten,

weil sie es mit der Schweiz. Eidgenossenschaft hielten. Bald nach Beginn der Reformation in Deutschland zeigten sich auch Anhänger derselben in Frankreich. Unter dem Schutz der Königin Margarete von Navarra erfüllten Männer wie Gerhard Roussel und Jakob Lefevre weite Kreise mit reformatorischen Ideen. Als später Calvin austrat, griff unter dem Adel und dem Mittelstande der Abfall von der röm. Kirche noch mehr um sich. Aber schon Franz I. unterdrückte mit seiner Sympathien für die Bewegung dieselbe durch Strafgesehe und ließ viele Ketzer verbrennen. In Verbindung Heinrichs II. mit den deutschen Protestanten leistete anfangs der Reformation ein Vorstoß. Dies änderte sich, als das Haus Guise (s. d.) bei Hofe gegen die Bourbons die Oberhand gewann; sie rissen Franz II. fort zur Unterdrückung des Protestantismus durch Scheiterlassen und Richtschwert. Solcher Gewaltmißbrauch trieb endlich die Protestanten zur Empörung, so sie wählten den Prinzen Ludwig I. Condé (s. d.) zu ihrem Haupt. Am 1. Febr. 1560 wurde zu Rouen beschloffen, den König um Religionsfreiheit und Entfernung der Guisen zu bitten; im Weigerungsfalle sollte der König in Gewahrsam genommen und Condé zum Generalkatholik erklärt werden. Doch der Hof, der den Plan erfuhr, ließ von Blois nach Amboise und ernannte den Herrn François von Guise zum Generalkatholik. Einige Scharen bewaffneter Protestanten vor Amboise rüdten, wurden sie geschlagen und gefangen. 1200 starben durch Henkershand. Die Guisen trieben jetzt die Wiedereinführung der Inquisition bewirkten aber nur, daß durch das Edikt von Amboise (1560) den Parlamenten die Ketzergerichtsbarkeit abgenommen und den Bischöfen übertragen wurde. Während die Guisen mit der Armee der prot. Häupter umgingen, bestieg der uneheliche Karl IX. den Thron. Die Königin-Mutter Katharina von Medici, entfernte die herrschenden Guisen vom Staatsruder und machte den schwachen Anton von Bourbon zum Generalkatholik. Die Guisen stifteten eine Gegenbewegung, das sog. Triumvirat, wodurch Katholik genötigt wurde, ihre Stütze in den Protestanten zu suchen. Im Juli 1561 erschien ein Edikt, die Todesstrafe der Ketzer sowie den Schimpfstrafen abschaffte. Zur völligen Beilegung des Streits eröffnete der Hof auf den 3. Sept. ein Religionsgespräch zu Poissy. Der Kardinal von Lothringen und gegen ihn Theodor Beza waren die Hauptkämpfer. Die Unterredung hatte nur zur Folge, daß sich sämtliche Protestanten unter dem Namen Calvinisten vereinigten und nun mit größter Kühnheit auftraten. Zugleich ließ sich Katholik durch die Untriebe der Triumvirn genötigt, als je mit den Protestanten gemeinschaftliche Sache zu machen. Am 17. Jan. 1562 erschien ein Edikt, das ihnen Gewissensfreiheit und dem Adel einen Gütern freie Religionsübung gewährte.

Am 1. März 1562 entbrach zu Vassy zwischen dem Gefolge des Herzogs von Guise und den Protestanten, die in einer Scheune Gottesdienst hielten, eine blutige Meuterei, welche die Protestanten als Friedensbruch ansahen. Das Blutbad zu Vassy war das Signal zum ersten Hugenottenkrieg. Condé begab sich nach Orléans und seine Glaubensgenossen zu den Waffen, während sich die Guisen des Königs und seiner Mutter

bemächtigten und die Protestanten für Aufrehrer erklärten. Nachdem Guise 11. Sept. 1562 unter großem Blutvergießen Rouen erobert, kam es 19. Dez. zur Schlacht bei Dreux, wo die Protestanten nach heftigem Kampfe das Feld räumten. Guise zog nun vor Orléans, verlor aber daselbst 18. Febr. 1563 das Leben. Die Königin-Mutter schloß eiligst 19. März den Frieden von Amboise, der den Protestanten, mit Ausnahme gewisser Bezirke und Städte, freie Religionsübung verschaffte. Katharina indessen haßte den neuen Glauben und hatte sich der Protestanten nur zur Vernichtung der Guisen bedient. Sie schloß jetzt zur Ausrottung der Partei ein enges Bündnis mit Spanien, beschränkte die kaum gewährte Freiheit im Aug. 1564 durch das Edikt von Roussillon und trachtete Condé und dem Admiral Colligny (s. d.) fortwährend nach Freiheit und Leben. Die beiden Häupter der prot. Sache saßten endlich den Entschluß, sich am 29. Sept. 1567 des Königs zu Montrecaux zu bemächtigen. Der Hof floh jedoch nach Paris, das Condé einen Monat einschloß. Am 10. Nov. kam es zwischen dem Prinzen und dem Connétable Montmorency bei St. Denis zur Schlacht (zweiter Hugenottenkrieg), wobei sich 2700 Protestanten gegen den siebenmal stärkeren Feind aufs heldenmüthigste schlugen. Condé zog hierauf nach La Rochelle, vereinigte sich mit einem 10000 Mann starken Hilfskorps, das ihm der kurfürstl. Prinz Johann Kasimir aus Deutschland zuführte, und bedrohte von neuem Paris. Katharina schloß daher den Frieden zu Longjumeau 27. März 1568, der den Vertrag von Amboise wiederherstellte. Dessenungeachtet fuhr sie fort, die Protestanten zu verfolgen; 8000 wurden ermordet oder hingerichtet. Condé und Colligny flohen nach Rochelle, wo auch die Königin Johanna von Navarra mit ihrem 16jährigen Sohn, dem spätern König Heinrich IV. von Frankreich, eintraf.

Nachdem sich die Protestanten aus Deutschland durch Mannschaft, aus England durch Geld und Beschuß verstärkt, begannen den dritten Hugenottenkrieg. Am 13. März 1569 verloren sie aber gegen den Herzog von Anjou, den nachherigen König Heinrich III., bei Jarnac eine heisse Schlacht, wobei auch Condé durch Neuchâtel fiel. Die Königin von Navarra suchte ihre Glaubensgenossen auf einer Versammlung zu Cognac in einer feurigen Rede wieder aufzurichten und stellte ihren Sohn als das Haupt der prot. Sache auf, dem man auch den Treueid leistete. Colligny hingegen übernahm die Leitung des Kampfes. Nachdem er sich 15. Juni 1569 mit einem Korps von 11000 Deutschen vereinigt, das ihm der Herzog Wolfgang von Zweibrücken und, als dieser unterwegs starb, der Graf Bolrad von Mansfeld zuführte, belagerte er Poitiers, wurde aber 3. Okt. von Anjou bei Montcontour geschlagen. Der Hof benutzte jedoch den Sieg nicht, und Coll. zog aus England, der Schweiz und Deutschland bedeutende Verstärkung an sich, eroberte noch 1569 Nîmes und entsetzte Rochelle, während Canous die Posttruppen bei Lyon besiegte. Unter diesen Verhältnissen suchten Katharina und ihr Sohn Frieden, den die Protestanten zu ihrem Nachtheil bewilligten. Der zu St. Germain-en-Laye 8. Aug. 1570 geschlossene Vertrag gab den Protestanten Amnatie, freie Religionsübung, mit Ausnahme von Paris, und zahlreiche Sicherheitsplätze.

Katharina versuchte jetzt die Reformation, die sie im offenen Felde nicht zu bewältigen vermochte, auf den Rat der Guisen durch Mord und Verrat zu vernichten. Nachdem die prot. Großen durch die Vermählung Heinrichs von Navarra mit des Königs Schwester und durch Vorpiegelung eines beabsichtigten Kriegs mit Spanien nach Paris gelockt und daselbst durch Schmeichelei sicher gemacht worden waren, schritt der Hof in der Nacht des Bartholomäusfestes, vom 24. zum 26. Aug. 1572, zu einer allgemeinen Nüchternhehlung der Repr. (S. Bartholomäusnacht). Gegen 6000 Protestanten, darunter Colligny, wurden zu Paris, 30000 binnen zwei Monaten in den Provinzen gemordet. Obwohl durch diese Frevelthat ihrer Führer beraubt, griffen die Protestanten dessenungeachtet zu den Waffen und begannen den vierten Hugenottenkrieg. Sie verschloßen den Hofstruppen ihre wichtigsten Städte und verteidigten dieselben mit Hartnäckigkeit. Der Herzog von Anjou, nachdem er vor Rochelle sein Heer eingeholt, benutzte seine Berufung auf den poln. Königsthron und schloß 24. Juni 1573 Frieden, nach welchem die Protestanten freie Religionsübung in ihren Sicherheitsplätzen: Montauban, Nîmes und Rochelle, übrigens sog. Gewissensfreiheit erhielten. Eine luth. Adels- und Hofpartei, die sog. Politiker, an deren Spitze der Herzog von Alençon, der jüngste Sohn Katharinas, stand, traten jetzt mit den Protestanten zum gemeinsamen Widerstande gegen das Regiment der Königin-Mutter und der Guisen in Verbindung.

Katharina bewog deshalb nach dem Tode Karls IX. ihren dritten Sohn, den König Heinrich III., sogleich den Kampf gegen die Protestanten wieder zu beginnen (dritter Hugenottenkrieg). Gegen Ermarren nahm indessen im Laufe des J. 1575 die prot. Sache die günstigste Entwicklung: die Königl.ichen verloren viele feste Plätze, wurden bei Borde von Montbrun besiegt und boten vergebens den Frieden an. Der Prinz Heinrich I. Condé führte mit dem Pfalzgrafen Johann Kasimir ein starkes Korps aus Deutschland herbei und vereinigte sich im März 1576 zu Roulin mit dem unzufriedenen Herzog von Alençon, so daß das prot. Heer 35000, das königliche unter dem Herzog von Mayenne nur 18000 Mann zählte. Ueberdies machte Heinrich von Navarra in Guyenne kräftige Fortschritte. Der Hof schloß deshalb 8. Mai zu Beaulieu einen Frieden, der den Protestanten endlich volle Religionsfreiheit und sehr viele Sicherheitsplätze gewährte. Zugleich bezahlte der König die deutschen Hilfssolden. Herzog Heinrich I. Guise rief jedoch jetzt einen luth. Bund, die Heilige Ligue (s. Liga), ins Leben. Auch der König mußte, um der Bewegung Herr zu bleiben, 6. Nov. 1576 auf dem Reichstage zu Blois diesem Bunde beitreten und demzufolge den sechsten Hugenottenkrieg eröffnen. Jedoch schon im Sept. 1577 wurde vom König zu Bergerac auf Grund der frühern Bedingungen Frieden geschlossen, und Katharina trat aus Besorgnis vor den ehrgeizigen Plänen des Herzogs von Guise mit Heinrich von Navarra zu Nerac in geheime Unterhandlungen, die den Protestanten noch einige Sicherheitsplätze eintrugen. Da indes der Hof diesen Vertrag verletzete, so eröffnete Condé im Nov. 1579 den Krieg (siebenten Hugenottenkrieg) wieder mit der Einnahme von La Rochelle, Heinrich von

Navarra im April 1580 mit der Eroberung von Cahors. Unter Vermittelung des Herzogs von Anjou (Alençon) schlossen aber die Protestanten bereits 12. Sept. 1580 zu Flez wieder Frieden, der ihre alten Gerechtsame anerkannte.

Die langersehnte Waffenruhe dauerte nun bis 1584, wo durch den Tod des Herzogs von Anjou Heinrich von Navarra die nächsten Ansprüche auf den franz. Thron erhielt. Die Guisen schritten bei diesem Ereignis aufs neue zur Errichtung der Ligue, verbanden sich mit Spanien und dem Papst zur Ausrottung der Ketzerei, erklärten den Cardinal von Bourbon zum Thronfolger und begannen den Kampf gegen den König und die Protestanten zugleich. Auf Betrieb seiner Mutter mußte Heinrich III. nach einem zu Nemours 7. Juli 1585 geschlossenen Vergleich die Protestanten aller ihrer Rechte verlustig erklären. Zugleich entwickelte eine zu Paris unter dem Namen der Sechzehner zusammengetretene Ligue den furchtbarsten Fanatismus. Nachdem die Protestanten aus England Geld, aus Deutschland Heeresmacht herbeigezogen, begannen sie den achten Hugenottenkrieg. Von den drei Armeen des Hofes wurde die eine unter dem Herzog von Joyeuse 8. Okt. 1587 von Heinrich von Navarra bei Coutras gänzlich geschlagen. Heinrich von Navarra benutzte jedoch diesen wichtigen Vorteil nicht, und der Hof konnte unangefochten das deutsche Heer aus Frankreich vertreiben. Der Herzog von Guise, der alle Gewalt an sich gerissen, zwang den König 19. Juli 1588 zum sog. Reunionseidit von Rouen, welches die Ausrottung der Ketzerei durchs Schwert und die Thronausschließung Heinrichs von Navarra proklamierte. Inbessen traten die Absichten des Herzogs von Guise auf eine Thronrevolution so deutlich hervor, daß der König den Herzog und dessen Bruder, den Cardinal, im Sept. 1588 auf dem Reichstage zu Blois ermorden ließ. Von der lath. Partei, die besonders die Hauptstadt beherrschte, nunmehr verlassen, mußte sich der König den Protestanten in die Arme werfen. Heinrich III. zog inmitten der prot. Truppen gegen das im Aufbruch begriffene Paris, wurde aber während der Belagerung 1. Aug. 1589 von dem König Element ermordet, so daß die franz. Krone jetzt dem Haupte der Reformation, Heinrich von Navarra, zufiel.

Die Lage der Protestanten veränderte sich zwar hiermit, wurde aber nicht sehr gebessert. Als der König, um in den völligen Besitz seiner Krone zu gelangen, im Juli 1593 zur lath. Kirche übertrat, entzogen sie dem König ihre Hilfe und dachten an die Wahl eines neuen Hauptes. Endlich unterzeichnete Heinrich, nachdem er die Ligue gebrochen, während der Friedensunterhandlung mit Spanien 13. April 1598 das berühmte Edikt von Nantes, das in 91 öffentlichen und 51 geheimen Artikeln die Rechte der Protestanten sicherte und erweiterte. Dieselben erhielten freie Religionsübung, mit Ausnahme einiger Städte, wie Rheims und Soissons, wo besondere Verträge entgegenstanden; auch durften sie fortan Synoden, selbst unter Zuziehung auswärtiger Protestanten, halten. Der Staat gewährte jährlich die Summe von ungefähr 45000 Thlrn. zur Unterhaltung ihrer Geistlichkeit; ihre Söhne konnten gleich den Katholiken auf franz. Schulen studieren. Ebenso wurde den Protestanten der Zutritt zu allen Ämtern und Würden und die Befegung der bei den Parlamenten schon frü-

her zur Schlichtung der Parteihändel errichteten Tribunale (Chambres miparties) zur Hälfte geschenkt. Die Sicherheitsplätze endlich sollten sie noch acht Jahre behalten. Das Parlament bekämpfte das Edikt erst 25. Febr. 1599.

Unter Heinrich IV., dessen Minister Sully seit zu ihnen zählte, lebten nun die Protestanten in Frieden. Als sich jedoch Maria de Medici, die Witwe Heinrichs IV., während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. der Regierung bemächtigte, begannen neue Prüfungen. Zwar beschwor der König 1614 das Edikt von Nantes; die Heiratsbündnisse mit dem span. Hof aber steigerten die Besorgnisse der Protestanten in dem Grade, daß sie im Apr. 1615 mit dem im Aufruhr begriffenen Prinzen Heinrich II. Condé gemeinschaftliche Sache machten. Obgleich sie nochmals im Vertrage zu Loudon (4. Mai 1616) die Freiheit des Kultus bekräftigten, wartete doch der Hof auf eine Gelegenheit, wenigstens ihre polit. Stellung zu brechen. So im Juni 1617 befahl der schwache König durchs Edikt die Unterdrückung der prot. Kirche und der polit. Privilegien der Landschaft Béarn. In Rouen zu Pau verweigerte die Intendanz des Edikts, und die Sache blieb auf sich beruhen. Erst 1620 wurde auf Anstiften der Jesuiten und des Günstlings de Luynes das Edikt durch Zwang in Vollzug gesetzt. Die prot. Kirchen wurden niedergehauen, die geistlichen Güter konfiszirt, der Katholizismus eingeführt und die Provinz der Krone einverleibt. Die Protestanten erklärten den Gewaltstreich für eine Verletzung des Edikts von Nantes und hielten zu Rochelle eine Versammlung, die der Hof als aufrührerisch verbot. Doch gaben die Protestanten, an deren Spitze jetzt die beiden Brüder Herzog von Rohan und Prinz Soubise standen, nicht nach, und der Hof eröffnete im Apr. 1621 den Krieg, der ihnen zum Nachteil ausfiel. Allmählich fielen alle prot. Städte in die Hand des Königs. Endlich nach der Kapitulation von Montpellier (21. Okt. 1622) erfolgte ein allgemeiner Friede, in welchem den Protestanten das Edikt von Nantes bestätigt, das Recht zur Abhaltung von Versammlungen aber genommen wurde. Der Hof hielt die näheren Bedingungen des Vertrags so streng, daß die H. die Verwickelungen der Ketzerei in Italien benutzten und zu Anfang 1625 wieder zu den Waffen griffen. Soubise überwältigte einen von der Stadt Rochelle ausgerüsteten Flotten die schwache königl. Marine.

Sobald aber Richelieu die Zügel des Staats in seiner Hand hatte, wandte er alle Kräfte an zur Eroberung Rochelles, das von England und Buckingham energisch unterstützt wurde. Am 10. Aug. 1627 wurde die Belagerung von Rochelle in Gegenwart des Königs und des Cardinals eröffnet. Nachdem die Engländer 8. Nov. von der Insel Ré vertrieben worden, ließ Richelieu die Stadt auch von der Seeseite durch einen ins Gebaute Damm einschließen. Die Belagerer leisteten sich zwar tapfer, litten aber bald großen Mangel. Im Mai 1628 erschien unter dem Befehl von Denbigh eine engl. Flotte, die nach einem Tag wieder absegeln mußte; eine andere im September konnte ebenso wenig ausrichten. Der Zwang endlich 28. Okt. 1628 die Rocheller zur Übergabe zu zwingen, wurde noch 4000 dem Hungertode ringende Einwohner übrig, die völlige Amnestie erhielten. Die Stadt hing-

verlor ihre Privilegien und ihre Festungswerke. Noch hatte Roban viele wichtige Plätze, wie Rimes, Montauban und Castres, inne; auch er mußte sich in einem Vertrage 27. Juni 1629 zu Alais auf gleiche Bedingungen unterwerfen.

Die polit. Selbständigkeit der H. und damit ihre Stellung als Partei im Staate war von nun an vernichtet. Hinsichtlich ihres Kultus erfreuten sie sich unter Richelieu und Mazarin der Schonung; mit dem Anwachsen der Monarchie unter Ludwig XIV. erhoben sich aber die Verfolgungen etwas seit 1675 von neuem. Als Lodungen und Überredung nicht versingen, begann man die Belehrung mit Gewalt. Truppenabteilungen, mit Mönchen im Gefolge, durchzogen die südl. Provinzen, zwangen die Einwohner zur Verleugnung ihres Glaubens, rissen die Kirchen nieder und ermordeten oft die Prediger. Hunderttausende von Protestanten flohen nach der Schweiz, den Niederlanden, England, Deutschland, wo sie mit offenen Armen empfangen wurden. Am 23. Okt. 1685 hob Ludwig das Edikt von Nantes auf. Hiermit begann eine neue Flucht und zugleich eine noch furchtbarere Verfolgung. Aus der Gegend von Rimes, wo sie immer noch sehr zahlreich waren, warfen sich Tausende von Protestanten in die Cevennen (s. d.) und übten hier in geheim ihren Gottesdienst aus. Gegen diese wurde 1702 der sog. Cevennenkrieg eröffnet, der unter großen Opfern und Graueln bis 1706 dauerte. Der Hof, durch den Spanischen Erbfolgekrieg gedrängt, gab endlich die Verfolgung auf, bewilligte Amnestie und störte die Protestanten nicht mehr in ihrem Kultus. Frankreich hatte mehr als eine Million seiner Reichsten und wohlhabendsten Bürger verloren; gegen zwei Millionen jedoch waren trotz der Verfolgung ihrem Glauben treu geblieben.

Die Kulte, deren sich die Protestanten nun länger als ein Jahrzehnt erfreuten, beförderte ihr Hervortreten, besonders in der Provence und Dauphiné, aufs neue. Im J. 1724 erließ daher Ludwig XV. auf Antrieb der Jesuiten gegen sie ein hartes Edikt. Im Edikt von 1762 erklärte die prot. Trauung im Laufe für ungültig und befahl die Wiederholung derselben durch latb. Geistliche. Unter dem Druck der allgemeinen Meinung nahm jedoch der Hof das Edikt zurück. Die litterarischen Vorämpfer der Aufklärung traten nun in die Schranken; Männer wie Montesquieu und Voltaire wirkten für die Toleranz. Ludwig XVI. endlich erteilte durch ein Edikt von 1787, das freilich erst 1789 eingetragen wurde, den Trauungen und Laufen der Protestanten Gültigkeit und gab denselben die bürgerlichen Rechte, mit Ausnahme der Erlangung öffentlicher Ämter und Würden, zurück. Zwar wurde 1789 ein Antrag auf völlige Emancipation der Protestanten von der Nationalversammlung verworfen; dessenungeachtet nahm sie Protestanten, selbst Prediger ohne Widerrede als Mitglieder auf, und 1790 verfügte sie in einem Dekret die Restitution aller seit Ludwig XIV. konfiszierten Güter der katholischen. Der Code Napoléon erteilte den Protestanten in Frankreich gleiche bürgerliche und polit. Rechte mit den Katholiken. Obschon auch sie von den Bourbonen verliehene Charte die Freiheit des prot. Kultus anerkannte und den Staat selbst zur Befolgung der Pfarrer verpflichtete, sahen sich doch die Protestanten unter der Restauration mannigfach gedrückt und verfolgt. Erst die

durch die Julirevolution reformte. Charte Frankreichs proklamirte überhaupt die Freiheit des Gewissens und des Kultus, die denn auch in den Verfassungen seit 1848 aufrecht erhalten worden ist.

Litteratur. Beza, «Histoire des églises réformées en France» (3 Bde., Antw. 1580); Thuanus, «Historia sui temporis» (7 Bde., Par. 1620 u. öfter); Davila, «Storia delle guerre civili di Francia» (Vened. 1630; deutsch von Reith, 5 Bde., Pp. 1792—95); Soldan, «Geschichte des Protestantismus in Frankreich» (2 Bde., Pp. 1855); Polenz, «Geschichte des franz. Calvinismus bis zur Nationalversammlung im J. 1789» (4 Bde., Gotha 1857—69); Schäffer, «Les Huguenots du 16^e siècle» (Par. 1870); Smiles, «The Huguenots in France after the revocation of the edict of Nantes» (Lond. 1873); Court de Gébeline, «Histoire des troubles des Cévennes» (3 Bde., Billefranche 1760).

Guggins (William), engl. Astronom und Physiker, geb. 7. Febr. 1824 in London, errichtete 1845 ein Observatorium in seiner Wohnung in Tulse Hill, einer der londoner Vorstädte, und widmete sich von nun an astron. Beobachtungen. Eine entscheidende Richtung erhielten seine Arbeiten durch Kirchhoffs Entdeckung der Spektralanalyse, deren weitere astron. Ausbildung das Hauptziel von G.' wissenschaftlichen Forschungen wurde. Als Vorbereitung dazu untersuchte er die Spektren einer bedeutenden Anzahl chem. Elemente und veröffentlichte 1864 die Resultate dieser Arbeit mit Abbildungen der Spektren in den «Philosophical Transactions». Während der folgenden Jahre beschäftigte ihn die Spektralanalyse der Nebelstele. Seine fernern Untersuchungen erstreckten sich auf die Spektralanalyse der Sonne und der Kometen und die Ermittlung der Bewegung der Sterne durch Veränderungen in den Linien ihrer Spektralbilder. Auch stellte G. die Wärmegrade fest, welche der Erde von mehreren Fixsternen mitgeteilt werden.

Gughenden, Dorf in der engl. Grafschaft Buckingham, Landfig Lord Beaconsfield, der davon den Titel Viscount von G. führte. Auf dem kleinen Gottesacker daselbst liegt Lord Beaconsfield nebst seiner ihm im Tode vorangegangenen Gattin beerdigt; die Pfarrkirche enthält ein schönes ihm von der Königin Victoria gewidmetes, vom Bildhauer Vest gefertigtes Monument aus sicil. Marmor.

Gughenden, Viscount of, s. Beaconsfield.

Gugher (spr. Juhg, David Edwin), der Erfinder des Typendrucktelegraphen, geb. 1831 in London, kam 1838 nach Virginien, widmete sich zunächst der Musik, später der Naturwissenschaft und wurde Professor an der Hochschule zu Barnstowen in Kentucky. Nachdem er 1853 seine Stellung aufgegeben, zog er sich nach Bowlinggreen zurück und bemühte sich um die Konstruktion eines Typendrucktelegraphen, die ihm auch 1855 gelang. Sofort bildete sich in Newyork eine Gesellschaft, die Western-Union Company, welche denselben in Betrieb nahm; 1865 wurde er in Preußen, 1869 in Bayern und Württemberg, 1872 bei der Submarine Telegraph Company eingeführt. (S. unter Telegraphie.)

Gugher (spr. Juhg, Thomas), engl. Schriftsteller und Politiker, geb. 20. Okt. 1823 in Donnington Priory bei Newbury in Berkshire, studierte in Exford, wurde 1848 in Lincoln's Inn an die Barre berufen und praktizierte als Advokat. Seinen Ruf als Schriftsteller begründete der Roman «Tom

Brown's school days» (1856), der ein vorzügliches Bild von dem Leben der öffentlichen Schulen Englands entwarf. Weniger erfolgreich war die Fortsetzung dieses Romans: «Tom Brown in Oxford» (1861). Außerdem veröffentlichte H. «Scouring of the white horse» (1858) und «Alfred the Great» (1869). Von 1865 bis 1868 saß er als einer der liberalen Abgeordneten für Lambeth im Unterhause, 1868—74 vertrat er den Flecken Freme, gab aber dann die polit. Laufbahn auf. Mit seinen liberalen Gesinnungen eine streng hochkirchliche Gesinnung vereinigen, veröffentlichte H. 1878 die Schrift «Our old Church; what shall we do with it?» und 1879 die Erbauungsschrift «The manliness of Christ». Im J. 1880 begründete er eine Kolonie in dem waldigen Hochland des Staates Tennessee, besonders für jüngere Leute aus den höhern Mittellassen. Die Kolonie trat unter dem Namen «Rugby» ins Leben, scheiterte jedoch bald an ökonomischen Schwierigkeiten. Später erschien von ihm «A memoir of Daniel McMillan» (1882).

Hugi (Franz Jos.), schweiz. Naturforscher, geb. 23. Jan. 1796 zu Grenchen im Kanton Solothurn, studierte zuerst in Landshut lat. Theologie, wandte sich aber später in Wien naturwissenschaftlichen Studien zu, die er durch ausgedehnte Reisen namentlich in den Alpen und im Jura und durch die Gründung des naturhist. Museums und des botan. Gartens zu Solothurn förderte. Nachdem er eine Zeit lang Direktor des Waisenhauses und Lehrer an der Realschule zu Solothurn gewesen, erhielt er 1833 die Professur der Physik und 1835 die der Naturgeschichte am Lyceum daselbst, wurde aber 1837 entlassen, weil er zum Protestantismus übergegangen war. Seine Beobachtungen vorzüglich über die Jura- und Gletscherwelt benutzte er zu einer seitdem gänzlich aufgegebenen Theorie über die Gletscher, der die Schriften «Über das Wesen der Gletscher» (Stuttg. 1842) und «Die Gletscher und die erratischen Blöcke» (Soloth. 1843) gewidmet sind. Andere Schriften von ihm sind: «Die Erde als Organismus» (Soloth. 1841) und «Naturhist. Alpenreisen» (Soloth. 1830). H. starb 25. März 1865 zu Solothurn. Nach H., der 1828 und 1829 das Finsteraarhorn (s. d.) bestieg, ohne jedoch die Spitze vollständig zu erreichen, ist der Hugiattel im nordwestl. Gipfelgrat des Bergs benannt.

Hugli, der westlichste Rändungsarm des Ganget (s. d.).

Hugo, König von Italien 925—947, war ursprünglich ein in der Provence und dem südl. Burgund mächtiger Herr, der dort seit 917 den Königstitel annahm. Von ital. Großen, welche mit dem eink. gegen Berengar I. herbeigerufenen König Rudolf II. von Hochburgund unzufrieden waren, wurde H. veranlaßt, in Italien aufzutreten, und 925 zum König gekrönt. Er ist indessen nie zur vollen Geltung gelangt, obwohl er sich mit Rudolf dahin einigte, daß dieser auf Italien verzichtete und dafür H. Astral in Burgund erhielt. Aus Rom wurde H., obwohl er die dort einflußreiche Marozia 932 heiratete, durch deren Sohn, den Senator Alberich, vertrieben, der sich zwar 936 mit H.'s Tochter Alda vermählte, aber doch dem Schwiegervater den Eintritt verweigerte. In seiner Schwäche eifersüchtig auf die Großen und bemüht, sie durch Hinterlist und Mord zu beseitigen, machte H. sich viele Feinde. Er zwang zwar den Markgrafen Berengar II. von Jura 940, vor ihm nach Deutschland zu flüchten,

aber 945 lehrte Berengar von dort zurück und gewann rasch Anhang, so daß H. im Frühling 946 Italien räumte und nach Aries ging, wo er April 947 starb. Als König war sein Sohn Lothar zurückgeblieben, unter der Regentschaft Berengars, welcher nach Lothars Tod sich Dez. 950 selbst zum König krönen ließ.

Hugo der Abt, oder der Große, oder der Weise, Graf von Paris und Herzog von Frankreich, Sohn des Grafen Robert aus dem Geschlecht der Capetinger (s. d.), welcher sich 922 zum König aufgeworfen hatte, aber 923 im Kampfe gegen den Karolinger Karl den Einfältigen gefallen war. Als Roberts Nachfolger, Rudolf von Burgund, 966 kinderlos starb, führte H. die Regierung im Namen des schwachen Sohnes des 929 gestorbenen Karl, Ludwigs IV., welcher ihm auch Burgund übertrug. Im J. 938 heiratete er Schwig, Schwester des Kaisers Otto I. Eine zweite Schwester Gerberga, Witwe des Herzogs Gisbert von Lothringen, heiratete 940 den König Ludwig. Doch schloß es nicht an Zwistigkeiten zwischen diesem und H., der jenen sogar 945 zeitweise gefangen nahm. Otto d. Gr. hat wiederholt zwischen beiden vermittelt. Als H. 16. Juni 966 starb, teilten seine Söhne die Erbschaft so, daß H. Capet Frankreich, Odo Burgund erhielt. Letzteres erbte nach Odos Tod 968 der dritte Sohn Heinrich.

Hugo der Große, Graf von Bermanbois seit 1080 durch seine Gemahlin, war der Sohn Heinrichs I. und der Bruder Philipps I. von Frankreich, aus dem Hause der Capetinger. Er betheiligte sich am ersten Kreuzzug 1096 und ging über Italien nach Durazzo, wo er auf Befehl des byzant. Kaisers Alexius I., den er durch seinen Hochmut beleidigt hatte, gefangen wurde. Nach längerer Haft in Konstantinopel freigelassen, schloß er sich einem Kreuzheere unter dem Herzog Welf IV. von Bayern u. a. an, welches 1101 dem neugegründeten Königreich Jerusalem Hilfe bringen wollte, aber in Kleinasien von den Türken fast ganz vernichtet ward. H. entkam zwar, starb aber zu Lausis 18. Okt. 1101.

Hugo (Gust.), einer der berühmtesten Romanisten seiner Zeit und nebst Savigny Begründer der histor. Rechtsschule in Deutschland, geb. zu Eßraich im Babißchen 23. Nov. 1764, erhielt seine akademische Vorbildung zu Montbéliard und zu Karlsruhe, studierte 1782—85 zu Göttingen neben der Jurisprudenz mit großer Liebe Philosophie und Geschichte und wurde 1786 Lehrer des Erbspringen Leopold Friedrich Franz von Dessen. Seinen Ruf begründete er durch die Ausgabe der «Fragmenta des Ulpian» (Gött. 1788). Im J. 1788 wurde er in Göttingen außerord., 1792 ord. Professor der Rechte, erhielt später den Titel eines Geh. Justizrats und starb daselbst 15. Sept. 1844.

H. war einer der ersten, die nach Leibniz' und Palters Vorschlag das heutige röm. Recht nicht nach der Titelfolge vortrugen, sondern die Rechtsgeschichte nach Zeiträumen darstellten und die Philosophie des positiven Rechts in den civilistischen Lehrkursus aufnahmen. Sein Hauptwerk ist das «Lehrbuch des civilistischen Rechts», welches sechs Bände unter den nachfolgenden Titeln umfaßt: 1) «Lehrbuch der jurist. Encyclopädie» (Berl. 1811; 8. Aufl. 1835), 2) «Lehrbuch des Naturrechts, als einer Philosophie des positiven Rechts» (Berl. 1809; 4. Aufl. 1819), 3) «Lehrbuch der Geschichte des röm. Rechts bis auf Justinian» (Berl. 1810;

7. Aufl. 1826), 4) «Lehrbuch des heutigen röm. Rechts» (Berl. 1811; 7. Aufl. 1826), 5) «Chrestomathie von Beweisstellen für das heutige röm. Recht» (Berl. 1807; nebst Zusätzen, 2. Aufl. 1812; 3. Aufl. 1820), 6) «Lehrbuch der Geschichte des Rechts seit Justinian» (Berl. 1812; 3. Aufl. 1830), 7) «Lehrbuch der Dialecten» (Berl. 1822; 2. Aufl. 1828). Daran schließt sich sein in den einzelnen Bänden wiederholt neu aufgelegtes «Civilistisches Magazin» (6 Bde., Berl. 1814–37), welches treffliche literarisch-kritische Beiträge zur röm. Rechtsgeschichte und andern Fächern enthält. Eine Weile war er auch für diesen bilden seines «Beiträge zur civilistischen Bücherkenntnis der letzten 40 Jahre» (2 Bde., Berl. 1828–29; Bd. 3, 1845).

Hugo (Victor Marie), berühmter franz. Dichter, geb. 26. Febr. 1802 zu Besançon, wo sein Vater, damals Oberst, später General und von Napoleon I. in den Grafenstand erhoben, in Garnison stand, verbrachte seine erste Jugend teils in einem Nonnenkloster zu Paris bei seiner Mutter Sophie, geborenen Trebuchet, einer Wundärztin, teils in Italien und Spanien bei seinem Vater, der ihm seit 1815 einen für die militärische Laufbahn berechneten Unterricht geben ließ. Während der junge H. Mathematik betrieb, machte sich aber auch seine poetische Natur und feurige Phantasie in Versen geltend. Schon 1816 entstanden die Gedichte «*Le riche et le pauvre*» und «*La Canadienne*», 1817 behandelte er das bei der akademischen Preisbewerbung aufgegebenes Thema «*Les avantages de l'étude*» und ließ in sein Gedicht eine Anspielung auf seine kaum zurückgelegten 15 Jahre einfließen. Die Preisrichter sahen darin eine Mystifizierung und erteilten ihm, anstatt des Preises, nur eine Belobung. Doch erhielt er hiernach von seinem Vater die Einwilligung, den militärischen mit dem literarischen Beruf zu vertauschen. Die Akademie von Toulouse krönte 1819 seine zwei Oden auf die Bildsäule Heinrichs IV. und auf die 1793 hingerichteten Jungfrauen von Verdun und ernannte ihn 1820 zum *Maitre des jeux floraux*. In den J. 1822–24 veröffentlichte H. die beiden ersten Bände seiner «*Odes et ballades*», die in der Form noch klassisch, aber in der Empfindungs- und Auffassungsweise schon romantisch, durch den Anklang der Verse überraschten; 1823 erschien sein erster Roman «*l'Isle d'Islande*», 1825 folgte der zweite: «*Ruy Blas*», 1826 der dritte Band seiner «*Odes et ballades*», in welchen die klassische Form seiner ersten Gedichte immer mehr zurücktritt und die beliebte Redefigur des Dichters, die Antithese, sich stark geltend macht. Sein Bruch mit dem Klassicismus entschied sich durch das 1827 herausgegebene Drama «*Cromwell*». Die dazu geschriebene Vorrede entwickelte die ästhetische Theorie der neuen Richtung. «*Cromwell*» war nicht für die Bühne geschrieben, wurde aber als literarisches Werk Gegenstand der heftigsten Polemik. Im J. 1828 erschien eine neue Sammlung Oden, «*Les Orientales*», die bewies, bis zu welchem hohen Grade der Dichter Form und Rhythmus in seiner Gewalt hatte. Im J. 1829 schrieb H. das Drama «*Marion Delorme*», dessen Aufführung die Theaterzensur untersagte. Das Drama «*Hernani ou l'honneur castillan*» wurde 26. Febr. 1830 auf dem Théâtre français aufgeführt. Hierauf erschien der histor. Roman «*Notre-Dame de Paris*» (1831), welchen die Treue der Zeit- und Ortsfarbe, das absolute Gemüth von Schönerm und Umschönerm,

von Einfachem und Selbstsamem, die Originalität einzelner Charaktere, das dramatische Interesse des Ganges zum Hauptwerk unter H.'s profanischen Dichtungen machen. Das Drama «*Triboulet ou Le roi s'amuse*» (1832) veranlaßte stürmische Auftritte im Théâtre français und wurde nach der ersten Vorstellung verboten. Sodann folgten die Dramen «*Lacréole Borgia*» und «*Marie Tudor*» (1833), «*Angelo*» (1836), «*Ruy-Blas*» (1838), «*Les Burgraves*» (1843), und neue Sammlungen lyrischer Gedichte: «*Feuilles d'automne*», tief menschlich und schlicht einfach empfundene Lieder (1831), «*Chants du crépuscule*» (1835), «*Voix intérieures*» (1837), «*Les rayons et les ombres*» (1840), unter welchen die erste und die dritte die Meisterstücke seiner poetischen Leistungen in Versen sind. Er wurde 1841 in die Akademie aufgenommen und 1843 zum Pair ernannt.

H. trieb unter allen Regierungen eifrig Politik, je nach seiner zeitweiligen poetischen Stimmung. Royalistisch und katholisch gesinnt aber vielmehr gestimmt, kämpfte er für die Sache des bourbonischen Throns und der Staatsreligion in den Oden, in welchen er die Rückkehr der Bourbonen und die Fesseln der Verträge besang. Eine königl. Pension belohnte ihn damals. Unter Karl X. und Ludwig Philipp beförderte er mit seiner «*Ode à la colonne*» und «*Napoléon II*» die Ausbildung der napoleonischen Partei und Legende und verlangte in der Pairkammer die Zurückberufung der Bonaparte. Nach der Februarrevolution von 1848 wurde er zu Paris in die Konstituante gewählt, wo er sich zur monarchisch-reactionären Majorität hielt und durch die Inkonsequenz seines Verhaltens beim Abstimmen über die wichtigsten Fragen bemerklich machte. Nach seiner Wiederwahl in die Legislative verleugnete er seine Vergangenheit und wurde der Vorkämpfer der demokratisch-sozialen Partei. Als Ludwig Napoleons Wiederernennung zur Sprache kam, eiferte er aufs heftigste gegen «*Napoléon den Kleinen*», gegen den «*Augustobulus*», so daß nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 H.'s Name auf der Proscriptionsliste obenan gesetzt wurde. Er flüchtete zuerst nach Belgien, sohnach nach der Insel Jersey, von wo man ihn wegsperrte, weil er in Betreff eines zum Aufhängen verurtheilten Verbrechers einen unehrerbietigen Brief an die Königin von England geschrieben hatte, und bewohnte nachher die Insel Guernsey, den «*Felsen*», wo er sich ein fürk. Haus (Hautecôte-House) bauen ließ und auch wohnen blieb, obgleich ihm die Amnestie vom 15. Aug. 1859 die Rückkehr nach Frankreich gekattete. Aus der Verbannung datierte er ein mit aller Bitterkeit persönlichen Grolls geschriebenes Pamphlet «*Napoléon le Petit*» (Brüss. 1862) und einen gleich maßlos leidenschaftlich abgefaßten Band Gedichte: «*Les châtiments*» (Brüss. 1862). Hierzu kamen später ruhigere Werke: «*Les contemplations*» (2 Bde., Par. 1866 u. fter), Erinnerungen aus dem früheren Leben des Dichters und Ergebnisse seiner spätern Weltansicht; «*La légende des siècles*» (2 Bde., Par. 1869), eine Sammlung von versifizierten Sagen und phantastischen Schilderungen auf histor. Basis; «*Les misérables*» (10 Bde., Par. 1862), ein großer sozialer Roman, worin er die gesellschaftlichen Ungleichheiten in farbenreicher Weise schildert; die Abhandlung «*William Shakespeare*» (1864), «*Les chansons des rues et des bois*» (1865), «*Les travailleurs de la mer*» (1866) und «*L'homme*

qui rit» (4 Bde., Par. 1869; deutsch von Bachmann, 4 Bde., Berl. 1869), ein feltamer Roman.

Einige Tage nach dem 4. Sept. 1870 lehrte H. nach Paris zurück, und eine seiner ersten Handlungen war, daß er den siegreich vorrückenden Deutschen in einem glühenden Ausruf zumutete, ohne weiteres umzulehren und den gottlosen Gedanken der Belagerung einer Stadt wie Paris aufzugeben. Bei den Wahlen 8. Febr. 1871 wurde er vom Seine-Departement in die Nationalversammlung zu Bordeaux gewählt, wo er seinen Sitz auf der äußersten Linken nahm und 8. März seine Entlassung gab. Am 18. März, im Moment des Ausbruchs der Commune, brachte H. die Leiche seines plötzlich am Schlagfluß gestorbenen ältesten Sohnes, Charles Victor H., von Bordeaux nach Paris, begab sich sodann nach Brüssel und trat, nachdem er kurz vorher in jornsprühender Ode die Vendôme-Säule gegen die Wut der Communards verteidigt hatte, in einem 26. Mai an den Redacteur der *«Indépendance belge»* gerichteten Briefe für die Commune ein, mußte aber, infolge feindseliger Zusammenrottungen vor seinen Fenstern, die Stadt verlassen und kehrte nach einem kurzen Aufenthalt in London nach Paris zurück, wo er bei den Senatorwahlen 30. Jan. 1876 für das Seine-Departement gewählt wurde. Die Schrednisse des Deutsch-Französischen Kriegs schilderte er in grell poetischer Form in *«L'année terrible»* (Par. 1872); darauf folgte der *«Revolutionsroman»* *«Quatre-vingt-treize»* (3 Bde., Par. 1874; deutsch von Schneegans, 3 Bde., Strassb. 1874), und unter dem Titel *«Actes et paroles»* (3 Bde., Par. 1875—76; deutsch im Auszug, Stuttg. 1876) gab er ein Remoirenwerk über sein Leben von 1841 ab heraus; diesem folgte *«L'art d'être grand-père»* (Par. 1877). Obgleich in seinen spätern Erzeugnissen die Denkungsweise in Bezug auf Staat und Gesellschaft eine ganz andere ist, hat doch sein Stil in den prosaischen Werken dieser Periode das Glänzende, Lebhaftige und Gewaltige seiner frühern Diction durchgängig behalten; dagegen verraten seine letzten Poesien die Stufe des Verfalls, nämlich ausschweifende Phantasie, grelles Kolorit und argen Verstoß gegen die Hauptregeln der franz. Metrik. Als Haupt der romantischen Schule in Frankreich hat H. an die Stelle litterarischer Tradition, die von klassischen Mustern nur noch den äußern Zuschnitt bewahrte, die freie Wahl des Stoffs und die ungehinderte Bewegung des Geistes gesetzt und so in die Dichtkunst wieder Kraft und eigenes Leben gebracht. Daß diese Reaktion gegen die fesselnde Regel und Konvenienz bei ihm und seinen Nachahmern zu Übertreibungen führte, war fast unvermeidlich. Der Haß gegen konventionelle Schönheit und abstrakte Charakteristik verleitet zur Verleugnung des Schönen und Idealen, sodann zur Ehrenrettung und Verherrlichung des Unschönen und Ungeheuerlichen physischer und moralischer Art. Dennoch hat die von H. durchgeführte litterarische Ummwälzung bleibende Bedeutung als eine Epoche der franz. Litteraturgeschichte. H.s sämtliche Werke sind in vielen Ausgaben erschienen, die vollständigste in 26 Bänden (Par. 1858 fg.; deutsch, 21 Bde., Stuttg. 1858—62). Interessante biographische Nachrichten findet man in der Schrift (von seiner 1868 zu Brüssel gestorbenen Frau): *«Victor H., raconté par un témoin de sa vie»* (6. Aufl., 2 Bde., Par. 1865; deutsch von Diekmann, 2 Bde., Lpz. 1863). Die beste Charakteristik

seines Schaffens gab die Heimstrophe, welche zu 1840, auf der Höhe seines Ruhms, durch die Zeitungen lief: *«Sa puissance Est immense: Il condense Mort et danse, Rire et pleurs; Il mêle L'homme et l'ange Et la fange Et les fleurs»*. Das Beste, was H. in Prosa geleistet, ist seine berühmte, mit feuriger Verehrtheit geschriebene Streitschrift: *«Le dernier jour d'un condamné»* (1829), ein Meisterwerk psychol. Behandlung einer der brennendsten Zeitfragen. Vgl. Barbou, *«Victor H. und seine Zeit»* (deutsch von Weber, Lpz. 1872).

Zwei Brüder H.s haben sich ebenfalls als Schriftsteller bekannt gemacht. Der erste, Eugène H., geb. 1801 und Verfasser einiger Gedichte, starb 1837; der zweite, Jules Abel H. (geb. 1835), veröffentlichte zahlreiche histor. und malerisch-geschw. Werke, unter andern *«Histoire de la campagne d'Espagne en 1823»* (2 Bde., Par. 1824) und *«Histoire de l'empereur Napoléon»* (Par. 1825).

— Des Dichters Söhne, Charles Victor H. und François Victor H., geb. zu Paris, zeigten sich als Schriftsteller. Der erste, Charles Victor H., geb. 2. Nov. 1826, der zweite 22. Okt. 1828, traten nach der Februarrevolution als Journalisten auf. Bis 1861 arbeiteten sie für das von ihrem Vater begründete Tageblatt *«L'Événement»*, und nachdem der Staatsstreich vom 2. Dez. teilten sie freiwillig dessen Verbannung. Charles schrieb *«Le cochon de Saint-Antoine»* (3 Bde., Par. 1857), ein großes pantheistisches Phantasiegemälde, *«La Bohème dérangée»* (2 Bde., Par. 1859), *«La chaise de paille»* (Par. 1859) u. s. w. François verfasste histor. Werke, z. B. *«L'île de Jersey»* (1857), und lieferte Übersetzungen aus dem Englischen, darunter eine von Shakespeares sämtlichen Werken (13 Bde., Par. 1860 fg.). Zur Zeit der allgemeinen Wahlen 1869 begründeten beide Brüder in Gemeinschaft mit Vaguerie ein dem Kaiserreich äußerst feindliches: *«rabibol»*, polit. Journal *«Le Rappel»*, welches seitdem ein steter Verteidiger der ultrademokratischen und sozialistischen Partei geblieben ist. Charles H. starb, vom Schlag gerührt, in Bordeaux 16. März 1871. François H. verschied 26. Febr. 1873 zu Paris.

Hugo, Abt von Flavigny, franz. Geschichtsschreiber, geb. 1064, ward Mönch in St. Vannes, mußte 1085 aus polit. Gründen flüchten, trieb viel in der Welt herum und wurde 1096 Abt von Flavigny bei Dijon, bald aber wieder vertrieben und nun entschiedener Gegner der röm. Kirchs. politik im Investiturstreit. Er schrieb eine Chronik (bis 1102) in zwei Büchern, von denen das erste nur durch einige merkwürdige Bruchstücke älterer Werke Wert hat, das zweite aber dadurch, daß es viele Urkunden enthält und H.s eigene Erfahrungen und Erkundigungen mitteilt, freilich in ganz unordneter Weise und oft mit zu großer Leichtgläubigkeit. Die Chronik ist von Berg in *«Monumenta Germaniae historica»* (Bd. 8) herausgegeben.

Hugo Capet, Stifter des capetingischen Könighauses, Graf von Paris und Herzog von Frankreich seit 956, Sohn des vorigen, begnadigte sich wie sein Vater zunächst damit, der Mächtigste in Frankreich zu sein, und überließ die Krone dem karolingischen Schattenkönig Lothar. Als aber Lothar starb und dessen Sohn Ludwig V. kinderlos 21. Febr. 987 starb, ließ H. sich zum König ausrufen am 3. Juli in Rheims krönen. Zwar war noch ein Bruder Lothars übrig, Karl, dem Kaiser Otto II. das Herzogtum Niederlothringen 977 verliehen hatte,

Karl eroberte Saon und sogar Rheims, wurde in letzterer Stadt aber von H. belagert und 990 zur Ergebung gezwungen und Karb in der Gefangenschaft 991. Von Karls Söhnen begnügte sich der ältere, Otto, mit dem väterlichen Herzogtum, zwei andere flüchteten nach Deutschland. So wurde H. s. Konigtum nicht weiter bestritten. Schwierigkeiten erwuchsen ihm nur dadurch, daß er den Erzbischof von Rheims, Arnulf, der als unehelicher Sohn Lothars seinen Onkel Karl unterstützt hatte, gefangen nahm. Er ließ ihn durch eine Synode 991 absetzen und den berühmten Gerbert erwählen; beides aber wurde vom Papste nicht anerkannt. H. starb 24. Okt. 997; ihm folgte sein schon 988 zum Nachfolger geträuter Sohn Robert. Vgl. von Kallstein, »Frankreich unter den ersten Capetingern« (Erg. 1877). (S. Capetinger.)

Hugo von Langenstein, deutscher Dichter des 13. Jahrh., aus Schwaben stammend, Deutschordensritter, dichtete nach lat. Vorbild das Regendepos »Von der heil. Martina« (um 1293), herausgegeben von H. von Keller in den »Publikationen des Stuttgarter Vereins« (1856).

Hugo von Montfort, deutscher Dichter des 14. Jahrh., geb. 1357, aus dem Geschlecht der Grafen von Montfort in Borsberg, nahm 1377 an einem Zuge gegen die heidnischen Preußen teil, führte überhaupt ein bewegtes kriegerisches Leben und starb 4. April 1423. Seine allegorischen »Reden« (Lieder und poetische Briefe) wurden von H. Bartsch in den »Publikationen des Stuttgarter Vereins« 1879 herausgegeben.

Hugo von Saint Victor, mystischer Theolog des 12. Jahrh., wahrscheinlich dem Geschlecht der am Harz ansässigen Grafen von Blankenburg und Regenstein angehörend, geb. um 1097, ward im Konvent zu Hamersleben gebildet, trat 1115 in die berühmte Schule des Augustinerklosters St. Victor bei Paris ein und wurde später selbst zum Vorsteher dieser Lehranstalt erhoben. Er starb 11. Febr. 1141. Seine mystische Richtung tritt im entschiedensten hervor in den Schriften »De arca morali«, »De arca mystica«, »De vanitate mundi«. Daneben zeigen sich starke Einwirkungen der Scholastik, besonders in der spätern Schrift »De sacramentis christianae fidei«. Eine Zusammenfassung seiner Anschauungen enthält die »Summa sententiarum«. Die beste Ausgabe seiner Schriften erschien Rouen 1648. Vgl. Diebner, »H. und die theol. Richtungen seiner Zeit« (Erg. 1832); v. Bach, »Dogmengeschichte des Mittelalters« (Bd. 2, Wien 1875).

Hugo von Trimberg, von einem Dorfe im Kurburgischen so genannt, geb. um 1235 zu Bernau, seit 1260 Magister und Rektor der Schulen an dem Kollegiatstift Marias und Gangolfs in der Icheuerstadt, einer Vorstadt von Bamberg, gest. um 1313, ist bekannt als der Verfasser des »Renner«, eines seinerzeit sehr beliebten, in vielen Handschriften erhaltenen Lehrgedichts, das er 1300 vollendete, später aber noch mit mancherlei Zusätzen verließ. Auf die Besserung und Belehrung der Zeitgenossen gerichtet, enthält es eine Schilderung des Zustandes und der Lebens- und Sinnesweise derselben, namentlich eine Klage ihrer Gebrechen und Laster. Sehr wichtig für die Sittengeschichte, zeigt es wenigstens in den zahlreich eingewebten Beispielen und Erzählungen von poetischer Begabung. »Renner« hat er es genannt, nicht weil es, wie eine

alte Aufschrift des Gedichts sagt, durch alle Lande rennen sollte, sondern mit Beziehung teils auf die Mannigfaltigkeit des Inhalts, durch den es »vürbay rennet«, teils auf den Mangel an festem Plan in demselben. Auch auf ein Büchlein »Der Samener« (Sammeler), das er schon 1266 abgefaßt, aber aus Verdruss über den Verlust eines Teils der Handschrift nicht beendet hatte, hat er dabei Rücksicht genommen, wenn er sagt: »Jenz laufet vor, biz rennet nach.« Vollständig wurde der »Renner« zuerst herausgegeben aus einer 1347 geschriebenen erlanger Pergamenthandschrift von dem bamberger historischen Verein (3 Hefte, Hamb. 1833—36); in der Sebast. Brant mit Unrecht beigelegten Bearbeitung (Frankf. 1549) ist das Gedicht mit großer Willkür umgestaltet. Vgl. Janide in Pfeiffers »Germania« (Bd. 2 u. 5).

Hugtenburgh (Jan van) oder Huchtenburg, ausgezeichnete Schlachtenmaler, geb. zu Harlem 1646, hatte in Rom seinen früh verstorbenen Bruder Jakob van H. und dann in Paris van der Meulen zu Lehrern. Im J. 1670 ließ er sich in seiner Vaterstadt nieder. Prinz Eugen von Savoyen ließ von ihm seine 1708 und 1709 mit dem Herzog von Marlborough gelieferten Schlachtenmalen, die auch in einem Kupferwerke (Haag 1725) erschienen. Im J. 1711 ging H. an den Hof des Kurfürsten von der Pfalz, später lebte er meist in Haag und starb zu Amsterdam 1733. — Sein Bruder, Jakob H., ein schüler Bergems, hat sich ebenfalls einen Namen gemacht.

Hugues (Clovis), franz. Abgeordneter, geb. zu Renardes im Depart. Vaucluse 3. Nov. 1851, widmete sich der journalistischen Laufbahn und wurde 1871 wegen eines von der Zeitung »La Fraternité« veröffentlichten Artikels zu drei Jahren Gefängnis und einer hohen Geldstrafe verurteilt. Erst Ende 1875 kam er wieder frei. Er wurde nun Mitarbeiter der »Jeune République«, tötete im Duell einen Redacteur des bonapartistischen Blattes »L'aigle« vor Gericht gezogen, aber freigesprochen. Im J. 1881 wurde er vom zweiten Wahlbezirk von Marseille in die Kammer gewählt, wo er zur äußersten Linken gehört. H. hat einige Gedichtsammlungen veröffentlicht: »La petite muse« und »Heures de prison« (beide 1876).

Huhn (Gallus), die typische Gattung der Hühnervögel (s. d.), unterscheidet sich von seinen nächsten Verwandten, wie z. B. den Fasanen, durch nackte, schlaffe Hautlappen, die am Rinn herabhängen, einen Fleischkamm oder Federbüschel auf dem Kopfe, schmale Spießfedern am Halse, Sporen beim Männchen an den starken Füßen, deren Hinterzehe den Boden nur mit dem Nagel berührt. Die wilden Arten dieser Gattung, die den Naturforschern erst seit dem Ende des 18. Jahrh. bekannt wurden, leben alle in Ostindien und auf den Sunda-Inseln in den Wäldern, an deren Saume sie sich namentlich gern aufhalten. Wie unser Haushuhn bilden sie Familien, aus einem Hahne, zwanzig und mehr Hennen und den kleinen denselben bestehend, und sind sehr schön und flüchtig, indem der durch Größe und Federstump ausgearbeitete Hahn die Wacht hält, während die Hühnenglieder fressen. Im übrigen scheint die Lebensweise dieser wilden Hühner ganz derjenigen unserer Hausvögel ähnlich, auch lassen sich die meisten derselben leicht zähmen, wenn sie als Küchlein weggefangen werden.

Von Bedeutung für die Geschichte des Haushuhns scheinen besonders vier Arten: 1) das Jagohuhn (*G. giganteus*) in den Wäldern des südl. Sumatra und östl. Java, von den Europäern Kulmuhu genannt, die größte Art, mit doppeltem, kronenförmigem Kamm; 2) das Bantiauhuhn (*G. ferrugineus*, s. Tafel: Hühnervogel, Fig. 12) von Java und Sumatra, von der Größe uners gewöhnlichen Haushuhns, mit langen, zerklüfteten Federn am Halse, Kamm und Lappen wie unser H.; 3) das Sonnerathuhn (*G. Sonnerati*), dessen untere Halsfedern in eine glänzende runde Platte enden, kommt in Indien vor, wird dort zu Hahnenkämpfen gezüchtet und hat weder Kamm noch Lappen; als Leichnam es zuerst entdeckte, hielt man es fälschlich für die Urart uners Haushuhns; 4) das Wallisihuhn (*G. caudatus*) in den Wäldern Ceylons, ohne Schwanz, durchaus braun-goldglänzend.

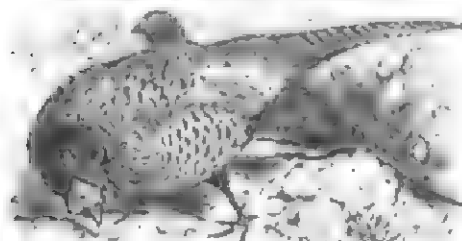
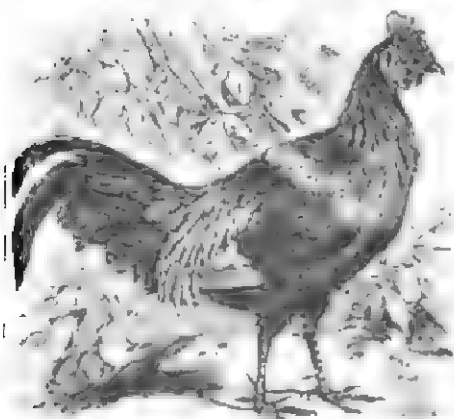
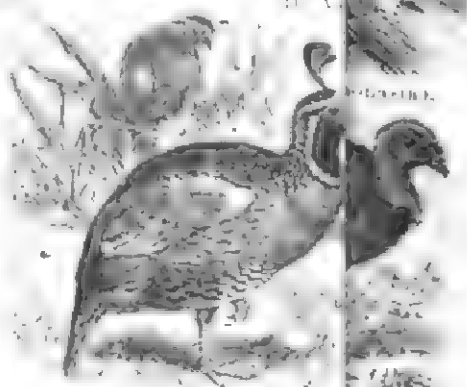
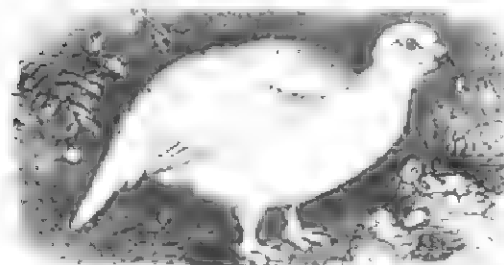
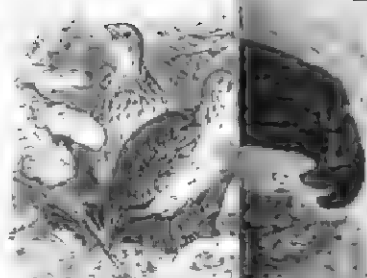
Das Haushuhn (*G. domesticus*) ist in unzähligen Rassen und Spielarten über die ganze bewohnte Erde verbreitet, mit Ausnahme der hohen Gebirge und der Polargegenden, wo es unfruchtbar und deshalb nicht mehr gezüchtet wird. Es verrät überall seine südl. Abstammung durch seine Vorliebe für warme, sonnige Plätze, die Scheu vor Kälte und die Schwierigkeit der Züchtung in kälteren Gegenden. Die Nachforschungen in den Pfahlbauten beweisen, daß es in der Urzeit in Europa nicht existierte, sondern offenbar mit andern Arten erst zur Zeit der Metalle dort eingeführt und wahrscheinlich vom Mittelmeere aus verbreitet wurde. Nach den Philippinen und Oceanien wurde es von den Malaien, nach den übrigen Weltteilen, wo es ursprünglich nicht existierte, von den Europäern eingeführt. Die gegenwärtigen Rassen sind höchst wahrscheinlich durch Züchtung der wilden Arten und durch Kreuzung derselben nach und nach entstanden. So schreibt man die großen Rassen, wie das Sarawese- oder Babuahuhn, das persische, das Astrachan- und Boguhuhn, sowie das Hollen- oder Haubenhuhn, dem wilden Jagohuhn zu, während der europ. Kampfhuhn, das gewöhnliche Haushuhn, das hamburgische und ähnliche Rassen dem Bantiauhuhn, das Kluthuhn oder virginische H. dem Wallisihuhn zugeteilt werden. Außer diesen Rassen hat man noch in neuerer Zeit die Rassen von Cochinchina und Brahmputra eingeführt, welche ebenfalls wilden Arten zu entsprechen scheinen. Die Zwerghühner mit nackten oder befiederten Füßen (Bantamhuhn), das frieländ. Strupphuhn mit zerklüfteten, aufgesträubten Federn, das Negerhuhn mit schwarzer Haut und schwarzen Kielen und einige andere Rassen scheinen hingegen aus der Züchtung von abnormen Individuen hervorgegangen zu sein.

Die Züchtung des Haushuhns kann nach verschiedenen Richtungen hin ausgebildet werden. In Indien, Spanien und England werden noch jetzt besondere Rassen zu Hahnenkämpfen gezüchtet, wozu eine spezielle Nahrung, mit vielem Fleisch vermischt, und Flügel gehören. Für den stonometrischen Gebrauch können zwei Richtungen der Zucht besonders in das Auge gefaßt werden: die Eier- und die Fleischproduktion. Für erstere werden die mittlern und kleinen Rassen vorgezogen, da sie weit mehr Eier legen, während man die großen Rassen mehr zur Mastung verwendet. In beiden Zweigen sind die Franzosen und Briten

Meister. Frankreich schickt jährlich für viele Millionen Eier nach England und gemästete Hühner, Kapunen und Pouletten in die ganze Welt. Seit und zweckmäßig gefütterte Hühner legen von Februar bis Oktober täglich ein Ei; die Fruchtbarkeit währt bis zum 10. Jahre. Zu besserer Mastung werden Hühner wie Hühner verschnitten; erstere heißen Kapunen, letztere Pouletten. Hauptbedingungen der Zucht sind: warme, sonnige Plätze und Schlafstellen; Sand, in welchem die Hühner sich einscharten und den sie ausspüden können; Kalk, der ihnen zum Bau der Eierschalen notwendig ist; gutes Trinkwasser. Die hühnerologische Vereine, die für Roultromanie, die zoolog. Gärten haben in neuester Zeit viel zur Züchtung reiner Rassen und deren Verbreitung beigetragen. Vgl. auch Artikel Geflügelzucht und Tafel: Geflügel, Bd. VII, S. 645.

Hühnerauge (verdorben aus dem altheutischen *hörnina unge*, *hörnernes Auge*), *Krähenauge* oder *Leichdorn* (*clavus* oder *kelos*), nennt man die Verwundung der hornartigen Rasse der Oberhaut, welche durch einen anhaltenden Druck auf eine bestimmte Hautstelle entsteht, besonders wenn zwischen dieser und dem darunterliegenden Knochen nur ein schwaches Polster von Fett oder Fleisch sich befindet. Daher erscheint diese Verwundung am häufigsten an den Füßen, insbesondere auf dem Rücken der Hände bei Personen, welche enge Fußbelleidung tragen, selten an andern Körperstellen, z. B. auf dem Knie bei Personen, die viel knien, am obern Rande des Hüftknochens durch den Druck einer Schnürbrust. Die Hornmasse bildet gewöhnlich einen in die Tiefe der Lederhaut hineintragenden Keil oder Zapfen, an dessen Ende öfters infolge der Quetschung Blut austritt und weiß lebhafter Schmerz stattfindet. Nicht selten bildet sich unter dem H. ein kleiner Schleimbeutel im Unterhautzellgewebe, welcher sich gelegentlich entzündet, auch wohl vereitert. Das H. verschwindet meist von selbst, nach Aufhebung der Reibung und des Drucks, durch den es entstand. Geöffnete Pflaster (ein Stück Feuerwachs mit einem Loch in der Mitte, ein Zylinder, beide auf der Unterseite mit Gummi oder Bestpflaster bestrichen) schützen das H. gleichfalls vor Druck und bringen es bei konsequenter Anwendung zum Verschwinden; gegen H. auf der Fußsohle trägt man Fußsohlen mit einem eben solchen Loch. Warme Bäder und Pflaster (Ruttepflaster, Diachylonpflaster u. dgl.) erweichen das H., und es läßt sich dann mit einem stumpfen Instrument ausheben oder wenigstens leicht abschaben. Mit dem Gebrauch des Messers muß man vorsichtig sein, weil ein zu tiefer Schnitt gefährliche Folgen nach sich ziehen kann. Ähnliche Hypertrophien der Oberhaut sind die Hautgeschwülste (s. d.) und das Hauthorn (s. d.), welche beide am zweckmäßigsten mit dem Messer entfernt werden.

Hühnerbrust (*Pectus carinatum*), krankhafte Formveränderung des menschlichen Brustkastens, bei welcher das Brustbein und die vordern Rippenabschnitte stark vorgetrieben, die Seitenwangen aber auffallend eingesunken sind und so eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Vogelbrust entsteht. Die H. bildet sich gewöhnlich schon in frühester Jugend als ein bleibender Folgezustand der Englischen Krankheit (s. d.) aus und erfordert, da mit ihr in der Regel eine beträchtliche Raumbeschränkung der Brusthöhle und dem entsprechend eine mangelhafte



Entfaltung der Lungen einhergeht, eine sorgsame Pflege des gesamten Athmungsapparats durch fleißiges Tiefathmen in reiner guter Luft, gymnastische Übungen, kalte Waschungen der Brust und Vermeidung von Überanstrengungen, Erkältungen, Raubiger oder sonst unreiner Luft und anhaltenden Stubensitzen.

Hühnerbarm, s. *Stellaria*.

Hühnerhabicht, s. unter *Habicht*.

Hühnerhund, Vorstehhund oder Stellhund, Bezeichnungen für diejenigen Hunderrassen, welche vorzüglich Forderwild ausfinden und vor demselben stehen bleiben. Die Hauptanforderungen an diese Hunde sind: sie sollen das Wild, besonders Feldhühner, Wachteln, Schnepfen, Fasanen, Enten und auch Hasen, die Nase hoch haltend unter stetem Hin- und Herwippen vor dem Jäger, leicht wittern; sich dem Wild behutsam nähern; ihm langsam nachziehen, wenn es vor ihnen hindrückt; da wo es sich brüdt, in einiger Entfernung vor demselben stehen; dem gefunden Hasen nicht nachjagen, noch dem vor ihnen hinreichenden Forderwild flüchtig folgen; angeschossenes Wild sogleich, ohne es zu brüden oder zu zerreißen, apportieren. Das Wasser sollen sie zu keiner Zeit scheuen, sondern an jedem vom Jäger bezeichneten Orte hineinfahren, überhaupt dem letzten Winte des Jägers folgen. Diese Eigenschaften sind zum Theil angeboren, zum Theil werden sie dem H. durch die Dressur beigebracht. Am häufigsten wendet man die Vorsteckdresse an, bei der dem Hunde durch Strenge und harte Strafen die pünktliche Folgsamkeit gelehrt wird. Durch strenge Dressur gelingt es zuweilen, auch andere Hundarten vollkommen für die Jagd auf Forderwild abzurichten. Zu den besten H. zählt man: die englischen (Pointers, glatthaarige; Setters, langhaarige), die gewöhnlich im Galopp reitern und sehr flüchtig sind; die deutschen, langhaarer, im kurzen Trab juchend, hart in der Dressur; die podolyen, stark, schwer, häufig mit gespaltenen Nase, im kurzen Galopp reitend, leichter in der Dressur; die dänischen, mit ziemlich langem Vordhaar oder rauhem Vordhaar und einer langen Fahne an der Nute, leicht in der Dressur; die französischen, meist langhaarig, weiß mit bunten Flecken, weich, u. s. w. (Hierzu Abbildungen auf Tafel: Hunderrassen, Fig. 5 u. 11.) In England gebraucht man bei der Hühnerjagd neben dem H. noch die sog. Retriever zum Apportieren des erlegten Wildes.

Hühnerlaus ist die Bezeichnung für eine ganze Reihe auf Hühnervögeln äußerlich schwarzhender Liewertiere, namentlich aus der Familie der Federlinge oder Vogelfläuse. Am häufigsten finden sich auf Hausvögeln eine kleinere, 1,2 bis 1,8 mm lange, blaßgelbe Form (*Menopon pallidum* = *Pediculus gallinae* bei Linné) und eine größere, bis 2,1 mm lange, gestrecktere von weißer Farbe mit grauen Randflecken (*Laepurus variabilis* = *Pediculus canonicus* bei Linné). Schädlich sind sie kaum, da sie nicht vom Blute, sondern von sich abstoßenden Theilen der Haut und der Federn des Vogels leben.

Hühnermilbe (*Sarcoptes mutans*), eine Art Krätzmilbe von geringer Größe (das Weibchen von 0,3 bis 0,4 mm, je nach dem Grade der Trächtigkeit, das Männchen 0,25 mm), welche durch ihr Graben unter der Hornbedeckung der Beine einen Schorf, die sog. Fußräude oder Elephantiasis der Hühner, verursacht, der den Tieren sehr lästig wer-

den, ja bei Überhandnehmen selbst ihren Tod herbeiführen kann.

Hühnerolog, eine deutsch-griech. Mißbildung, soviel wie Hühner-, Federviehkenner; **Hühnerologie**, Kunde der Federviehzucht; **Hühnerologische Vereine**, s. unter *Geflügelzucht*.

Hühnerpolcei, soviel wie Selbsthymnien, s. unter *Thymus*.

Hühnerstelzen, s. *Trappen*.

Hühnertod, vulgärname für *Bilsenfraut*.

Hühnervögel oder **Scharrovögel** (*Gallinae*, *Rasores*) nennt man eine große Ordnung, die unter den nestflüchtenden Vögeln oder Pippeln, bei welchen die Jungen nicht im Neste genährt werden, den ersten Rang einnehmen. Es sind meist auf dem Boden lebende, verhältnismäßig schwere Vögel mit kurzem, breitem, meist luppig herabgebogenem Schnabel, nackter oder schwierigen Stellen an Kopf und Hals, aus denen oft Klappen und Rämme hervorstachen, kräftigen, beschildeten, hohen, vierzehigen Füßen, deren Hinterzehe indes meist über dem Boden eingelenkt ist, während die drei vordern Zehen kurze, breite und stumpfe, zum Scharten der Erde geeignete Krallen tragen; mit derbem, straffem, oft in den schönsten Farben spielendem Gefieder, kurzen, dichten, gewölbten Flügeln und häufig sehr entwickeltem Schwanz. Die H. leben meist an der Erde, fliegen schwer mit rauschendem Flügelschlage, nähren sich von allem, was an und in dem Boden zu finden ist (Samen, Insekten, Würmer, Anspen u.), machen ein lustvolles, offenes Nest am Boden, in dem sie viele Eier bebrüten, und leben meist in Paarkweiberei. Das Männchen ist in diesem Falle meist größer und schöner gefärbt als das Weibchen.

Man kennt gegen 400 Arten, welche über die ganze Erde vertheilt sind und in mehrere Gruppen zerfallen: die Flughühner (*Pteroclididae*), ausgezeichnet durch schlanken, eleganten Bau, lange Flügel und spitze, mit zwei verlängerten Federn versehene Schwänze, kurze meist bedeckte Nüst, sind echte Steppen- und Wüstenvögel (*Syrhaptes paradosus*, s. Tafel: Hühnervögel, Fig. 1), bewohnt Nordafrika. Zu den Flughühnern gehört auch das merkwürdige Laufhuhn (*Syrhaptes paradoxus*) mit vollständig, auch auf den drei kurzen Zehen befiederten Füßen; eigentlich in den südrussischen Steppen einheimisch, erschien 1863 der Vogel in Scharen im westl. Europa und machte Wiener, sich namentlich in den Dänenstrichen Hollands und Friesland, wo er sogar brütete, niederzulassen, wurde indessen durch unfähige Verfolgung vertrieben. Die Waldhühner (s. d.) und die Feldhühner (s. d.) bilden die Familie der *Tetraonidae*; zu ihnen gehören das Rebhuhn (s. d., *Ferdix cinerea*, Fig. 2), das aus Südeuropa stammende, in England akklimatisirte Rothuhn (*Merula rustica*, Fig. 4), die Wachtel (s. d., *Coturnix communis*, Fig. 2), die californische Schopf wachtel (*Loophortyx californicus*, Fig. 5), die Granatlohnhühner (s. d.), unter ihnen das von Nordindien bis zum Kaukasus und Kleinasien vorkommende Halsband-Granatlohnhuhn (*Pternister vulgaris*, Fig. 6), weiter die Schnepf hühner (s. d.) mit dem nordischen Moorschnepf huhn (*Lagopus albus*, Fig. 8), das Haselhuhn (s. d., *Tetrao bonasia*, Fig. 9), das Witzhuhn (s. d., *Tetrao tetrix*, Fig. 10) und der Auerhahn (s. d., *Tetrao urogallus*, Fig. 11.)

Die Familie der Phasianidae ist weit verbreitet in der Alten Welt, namentlich aber in dem östlichen gemäßigten und tropischen Asien; zu den 75 Arten gehören die Fasane (s. d.), von denen der bekannteste der gemeine Fasan (*Phasianus colchicus*, Fig. 13), der farbenprächtigste der Glanzfasan (*Lophophorus impeyanus*, Fig. 15) ist; der Argusfasan (*Argus giganteus*, Fig. 14) und der Spiegelpfau (*Polyplectron chinensis*, Fig. 16) bilden einen Übergang zu den Pfauen (s. d.), und das eigentliche Huhn (s. d.), mit dem schönen Dantiauhuhn (*Gallus ferrugineus*, Fig. 12) zu den Truthühnern (s. d.) und Perlhühnern (s. d.). Eine besondere, über ganz Afrika bis Subspanien und ganz Sibirien bis China verbreitete Familie sind die kleinen, wachtelähnlichen Lauffhühnchen (*Turdicidae*), von denen das europäische Lauffhühnchen (*Turdix sylvatica*, Fig. 7) in Spanien und Sicilien vorkommt. Die Familie der Megapodidae, der Großfuß- oder Taselgallahühner (s. d.) mit dem gewöhnlichen Taselgallahuhn (*Megapodius lathamii*) sind ausschließlich der austral.-asiat. Inselwelt eigen, während die Hühner (s. d.) oder Cracidae mit dem schönen Crax alector (Fig. 17), ebenso wie die Tinamidae oder Steißhühner (s. d.) bloß Südamerika bewohnen. Vgl. auch Tafel: Geflügel, Bd. VII, S. 645.

Hühnerwasser, böhm. Martšfeden in der Bezirkshauptmannschaft Böhmisch-Leipa, Gerichtsbezirk Riemes, mit Schloß und (1880) 1332 E., wurde geschichtlich namhaft im Deutschen Kriege 1666. Bei H. fand 26. Juni das erste Gefecht der von Sachsen her vorgerückten Vorhut der preuß. Elbarmee (Generalmajor von Schöler) gegen einen über den Herabstiege vorgeschobenen Teil der österr. Brigade Leiningen statt. Die Österreicher wurden mit überlegener Macht umfaßt und unter erheblichem Verlust zurückgedrängt.

Hühnerzucht, s. Huhn und Geflügelzucht.
Hullo (fr., spr. lillo), Öl; H. d'olive, Baumöl; H. de Provence, Provenceroil; H. vierge, Jungfernoil, feinstes Olivenöl; H. volatile, flüchtiges Öl.

Hulone, Fluß im nördl. Frankreich, der wichtigste Nebenfluß der in die Raine gehenden Sarthe, 192 km lang, entspringt in der Perche, Depart. Orne, bei Perdenchères, östlich von Alençon, und mündet unterhalb Remans links in die Sarthe.

Huisier (von dem altfranz. huis, Thür, jetzt nur noch in der franz. Gerichtssprache: huis clos, bei vertheidigten Thüren, d. h. mit Ausschluß der Öffentlichkeit) bezeichnet im buchstäblichen Sinne soviel als Thürhüter, Thürsteher. Huissiers de la chambre du roi hießen die Hofdiener, welchen die Aufsicht über die Thüren im Innern des Schlosses anvertraut war. Die H. des Staatsrats und der Staatskanzlei hießen Huissiers de la chancellerie, weil sie eine goldene Kette um den Hals trugen. Früher nannte man Huissiers d'armes die Diener, die im Zimmer des Königs standen und den Eintretenden die Thüren aufmachten. Jetzt heißen H. die Bedienten, die sich im Vorzimmer der Minister oder anderer hoher Staatsbeamten aufhalten, um die Personen, welche sie empfangen, einzuführen. Auch führen diesen Namen die Bedelle, die bei den Sitzungen gewisser Körperschaften, z. B. des Instituts, des Senats, des Gesetzgebenden Körpers u. s. w., den Dienst versehen. In der Gerichtssprache be-

deutet H. ursprünglich auch nur die Gerichtsdienner, welche den Zugang zu den Gerichtssitzungen zu überwachen haben. Jetzt ist H. die allgemeine Bezeichnung für diejenigen Beamten, deren Aufgabe es ist, im Bezirk des Zivilgerichts erster Instanz ihres Amtssitzes Zustellungen prozeßualer wie außerprozeßualer Akte zu bewirken (s. Zustellung), insbesondere Ladungen, und Verfügungen und Urteile des Gerichts zu vollstrecken. Die Huissiers audienciaires, welche das Gericht alljährlich aus den Huissiers ordinaires auswählt, haben außerdem noch in den Sitzungen des Gerichts den Dienst zu versehen, die zu verhandelnden Sachen und die beteiligten Personen aufzurufen und die Anordnungen zu vollziehen, welche der Vorsitzende zur Aufrechterhaltung der Ordnung erläßt. Die H. werden auf Vortrag des Justizministers vom Staatsoberhaupt ernannt, nachdem das Gericht konstituiert hat, daß die Bedingungen ihrer Zulassung vorhanden sind. Das Amt eines H. kann mit Bewilligung der Regierung übertragen werden. Die H. eines jeden Arrondissements bilden wie die Avoués, die Notare, eine Gemeinschaft; sie wählen aus ihrer Mitte eine Disciplinarkammer, deren Disciplin sie unterstehen.
Huitzilopochtli, Kriegsgott der Mexikaner, s. Huitzilopochtli.

Hujas (lat., Genitiv von hic, haec, hoc, hier, dieses, dieses), meist abgekurzt h. oder huj., d. h. dieses, desselben, zu ergänzen mensis (Monats) oder anni (Jahres) oder loci (Orts).

Hüter (holl. Hoeker) sind Räderfahrzeuge von 50–100 t Raumgehalt und zwei Masten, von denen der erstere der größte und vollgetafelt, d. h. mit Raaren versehen ist, während der zweite sehr klein ist, weit nach hinten steht und gewöhnlich nur ein Gabelsegel, den Besan, fährt. Die H. kommen allmählich immer mehr außer Gebrauch und man trifft sie nur noch selten. Zur Zeit der Hanja bildeten sie den größten Teil der hanfischen Flotten.

Hulagu (mongol. Chulagu), Enkel Dschingis-Chans von dessen viertem Sohn Tului, Begründer der mongol. Dynastie in Persien, der sog. Ilkane, regierte daselbst, nachdem er das Kalifat von Bagdad gestürzt (1258), von 1258 bis 1265. Der letzte Herrscher aus dem Geschlechte Dschingis-Chans war Togai Timur, gest. 1353. (S. Persien.) Vgl. Hammer-Purgstall, «Geschichte der Ilkane, d. i. der Mongolen in Persien» (2 Bde., Darmst. 1842–43).

Hulda oder Holba, ein Beinamen der großen german. Göttin, der nordischen Frigg, von ihrer Huld gegen die Menschen entnommen, und wie Bertha zum scheinbar selbständigen Namen geworden, der in der Frau Holle der mitteldeutschen Volksüberlieferung fortlebt. Sie waltete über dem Segen der Erde und des Hauses; darum sind die elbischen Geister ihr Volk und die Seelen der unborenen Kinder bei ihr, in ihren Quellen oder in ihren Höhlen, und zu ihr lehren auch die Seelen der sterbenden Kinder zurück. Wie ihr Gemahl Wodan fährt sie mit ihrem Gefolge durch die Lüfte, dem Guten Glück, dem Bösen Unglück bringend. Bei der spätern Vermengung der Götter mit den Göttern wurden auch die Hergen zu dem Gefolge der H. gerechnet und die Herensfahrten an vielen Orten als Hollenfahrt bezeichnet.

Huldagöttinnen, soviel wie Grazien.

Huldigung, ein dem Lehnrecht entstammender Begriff; sie ist das eidliche Treugelöbniß des Mannes bei der Investitur und heißt deshalb auch

Homagialels (von homo), oder **«manscap»** (Mannschaft). Verschieden davon ist der bereits in fränk. Zeit häufig vorkommende Treueid der Unterthanen, welcher nicht nur nach der Thronbesteigung eines neuen Königs, sondern auch nach der Niederwerfung eines Aufstandes oder der Besiegung eines Kronprätendenten und bei ähnlichen Anlässen gefordert und durch die Grafen oder besondere königl. Kommissare (missi dominici) dem Volke abgenommen wurde. Mit der Ausbildung der feudalen Verfassung trat der Lehnseid immer mehr in den Vordergrund, während der Treueid des Volkes seine Bedeutung einbüßte. Der unmittelbare Unterthanenverband war aufgelöst; die Massen der niedrigen Bevölkerung mit Einschluss der gewöhnlichen Freien war einer grundherrlichen oder vogtelichen Gewalt der größten Vögte oder der Kirchen und Klöster unterworfen und unter den herrschenden Klassen hatte sich eine lehnrechtliche Gliederung ausgebildet, kraft welcher sie in mehrfachen Abstufungen dem Kaiser als obersten Lehnsherrn untergeordnet waren. Es genügte daher zur Sicherung der Treue und des Gehorsams, wenn bei jedem Thronwechsel im Reiche der Kaiser und ebenso in jedem Fürstentum oder in jeder Grafschaft der Fürst oder Graf seine Vasallen Hulde schworen ließ, da ihm dadurch auch die Untervasallen und Hinterlassen mit gesichert waren. Als seit dem 14. Jahrh. die Feudalverfassung verfiel und die Landeshoheit sich ausbildete, erschienen an Stelle der Vasallen die sog. Stände, das sind die Grundgrundbesitzer, Kirchen und Klöster und die Städte und andern Kommunen. Da dieselben eine weitreichende Selbstverwaltung hatten und in ihren Bezirken Gerichtsgewalt, Polizei, Besteuerung und Militärhoheit ausübten, so war zur Sicherung und Anerkennung der landesherrlichen Gewalt ihr Treuschwur erforderlich, aber auch genügend, und eine Vereidigung der Hinterlassen für den Landesherren fand nicht statt, sondern es wurde nur in den einzelnen Gutsbezirken dem Gutsherrn von den Gutsunterthanen gehuldet. Solange die landesherrliche Gewalt nicht auf staatsrechtliche Grundlage beruhte, sondern ein auf privatrechtlichen Eiteln und freiwilliger Anerkennung beruhendes Agglomerat von Rechten und Befugnissen war, mußte sie bei jedem Regierungswechsel für den Nachfolger gewissermaßen neu begründet oder wenigstens neu anerkannt werden und die H. hatte daher eine schwerwiegende jurist. Bedeutung. Aber auch nach der Entwicklung einer festbegründeten, erblichen, alle staatlichen Hoheitsrechte umfassenden Fürstengewalt war die H. von polit. Wichtigkeit. Denn ihr stand gegenüber das Versprechen des Fürsten, die hergebrachten und wohl erworbenen Rechte der Stände und die löblichen Gewohnheiten des Landes zu achten und zu schützen, und die Huldigung wurde regelmäßig erst geleistet, wenn der Fürst seinerseits dieses Versprechen feierlich oder eidlich gegeben hatte. In vielen Territorien war sogar der Rechtssatz durchgedrungen, daß der neue Inhaber des Fürstentums vor Zeugnissen dieser gegenseitigen Gelübnisse keinerlei Regierungsgewalt ausüben dürfe. Die H. war dadurch ein wirksames Mittel gegen den Absolutismus der Fürsten geworden. Seitdem aber im modernen Staate durch Verfassungsurkunden und andere Gesetze einerseits die Regierungsrechte des Landesherren und andererseits die Gehorsamspflichten der Unterthanen staatsrechtlich festgesetzt und begrenzt

worden sind und der Eintritt eines andern Inbegriffs in die dem Staatsoberhaupt zukommende Stellung hieran nichts ändert, hat die H. vollständig ihren Sinn verloren. An ihre Stelle ist die Vereidigung der Kammer, der Beamten und des Heeres getreten. Wo noch eine H. der alten, sog. feudalen, Stände vorkommt, ist sie eine reine Formalität ohne alle rechtliche Bedeutung. In Preußen fand diese Ceremonie noch 1840 nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. statt; als Wilhelm I. 1861 den Thron bestiegen hatte, wurde sie durch eine feierliche Krönung ersetzt.

Hülse und Zusammensetzungen, s. Hülse u. s. w.

Hull (engl.) nennt man alte Kriegs- oder Handelschiffe, welche für die Seefahrt unbrauchbar geworden sind und nur noch im Hafen als Magazine für Kohlen, Pulver u. dgl. Verwendung finden.

Hull oder **Kingston upon Hull**, ehemals **Wyle** oder **Wyttonwyle upon Hull**, Municipalstadt und Parlamentsborough, einer der wichtigsten Seehäfen Englands, im Ost-Riding der Grafschaft York, links an der Mündung des Hull in den Humber, 87 km vom Meere, liegt in flacher Gegend und wird durch Eindeichungen geschützt. Das flache Land unterhalb H. ist die durch ihr Hornvieh und ihre Erzfönden an der Küste berühmte Landschaft **Holderness**. Der älteste Teil der Stadt zieht sich westlich der Mündung des Hull hin und ist im W. von dem Alten Tod (von 1778), dem Junction-, Eisenbahn- und Humberdod, im N. von dem Queensdod eingeschlossen. Außerhalb dieser fünf (14 ha umfassenden) Dods liegt der neuere Stadtteil, im O. des Hull die den Hafen und Fluß beherrschende Citabelle mit Kasernen und Militärmagazinen, bei den neuen Victoriadods, und die Vorstadt **Witham**, die mit der Altstadt durch eine Brücke verbunden. Die Altstadt, eng, unregelmäßig und schlecht gebaut, ist der Sitz des Handels, während die Neustadt, besonders das Quartier **Wytton**, mit ihren prächtigen Straßen, den Quais am Humber, den zahlreichen Hotels und schönen Gebäuden den Luxus repräsentiert. Unter den 28 Kirchen ist die Dreifaltigkeitskirche, seit 1312, aus Backsteinen erbaut, ein schönes Denkmal mittelalterlicher Kunst. Bedeutende öffentliche Gebäude sind das Stadthaus, der Gerichtshof, die Börse, die 1856 eröffnete Kornbörse, das Zollhaus, die Post. H. besitzt ein Zuchtbaus, eine Irrenanstalt, ein Krankenhaus, zwei Versorgungsanstalten, nämlich das **Charter**- und das 1369 gestiftete **Trinity-Hospital**, letzteres für Seeleute und deren Witwen, öffentliche Bäder, eine Pilotenschule, eine Lateinische und eine Medizinische Schule, ein Museum, gelehrte Gesellschaften, einen botan. und einen zoolog. Garten mit großer Musikhalle, die Reiterstatue Wilhelms III. auf dem Markte, eine Säule zum Andenken des 1769 hier geborenen **Wilberforce**, mehrere Musikvereine, zwei Theater u. s. w. Die Stadt zählte 1801 erst 22 161, 1881 bereits 154 240 E. und schickt zwei Abgeordnete in das Parlament. Die Industrie ist besonders thätig im Schiffbau auf ausgedehnten Werften, Maschinenwerkhütten, Fabrication von Baumwolle- und Leinenwaren, Leinen und Segeltuch, Bleiweißfabriken, Chemikalien und Töpfwaren, in Unterhaltung von Ketten- und Ankerschmieden, Korn-, Knochen-, Öl- und Sägemühlen, Seifensiederreien, Brauereien, Zuckerraffinerien und Gerbereien. Im Handel nimmt H. nach London und Liverpool den ersten Rang ein und ist der

beitragen wollte. Da H. mit seiner Erklärung jögerte, zerschmetterte ihm Malet durch einen Pistolenschuß die untere Kinnlade. H. hatte noch die Kraft, den Rörder zu überwinden; auch wurde er glücklich geheilt. Er behielt die Kommandantenstelle bis zum März 1814 und begleitete dann die Kaiserin nach Blois. Nach der Abdankung Napoleons wurde er seines Postens entsetzt, trat jedoch 1815 nach der Rückkehr des Kaisers wieder als Kommandant von Paris in dessen Dienste. Bei der zweiten Restauration verlor er seine Freiheit und wurde im Jan. 1816 verbannt. Von Brüssel ging er nach Hamburg. Seine Gattin verlassene ihm 1819 Begnadigung; er kehrte nach Frankreich zurück, wo er bald erblindete. Der Streit um die Hinrichtung des Herzogs von Anguien veranlaßte ihn 1824, sich in einer Schrift zu rechtfertigen und Savary als den Schuldigen zu bezeichnen. Er starb zu Paris 9. Jan. 1841.

Häufelch (involucrum), bei der großen Pflanzenfamilie der Kompositen die gemeinschaftliche Hülle, von welcher die zu einem Köpfchen (daher Köpfchenblüthler) zusammengebrängten Blüten ausgehen. Es besteht aus einem Kranz dachförmig sich bedeckender Hochblätter und wird an seinem Grunde häufig noch von einem sog. Rukenkelch, d. h. mehreren gedrängt stehenden Deckblättern, gekrönt. (Vgl. Hülle.)

Hallmann (Karl Dietr.), deutscher Geschichtsforscher, geb. 10. Sept. 1765 zu Erbsborn im Mansfeldischen, war nach vollendeten Studien zuerst an der Schule zu Klosterbergen und dann an der Realschule in Berlin angestellt, worauf er als Professor nach Frankfurt a. O. und 1808 in gleicher Eigenschaft nach Königsberg kam. Im J. 1818 an die neubegründete Universität zu Bonn versetzt, wurde er erster Rektor dieser Hochschule und machte sich insbesondere um deren innere Einrichtung verdient. H. starb daselbst 12. März 1846. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Deutsche Finanzgeschichte des Mittelalters“ (Berl. 1806) und der Nachtrag dazu: „Geschichte des Ursprungs der Regalien in Deutschland“ (Frankf. 1806), „Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland“ (3 Bde., Frankf. 1806—8; 2. umgearbeitete Aufl., Berl. 1830), die beiden Preischriften „Geschichte der Domänenbenutzung in Deutschland“ (Frankf. 1807) und „Geschichte des byzant. Handels“ (Frankf. 1808), „Städtewesen des Mittelalters“ (4 Bde., Bonn 1825—29) u. s. w.

Humman oder **Hum-man**, auch **Hollanfas** (*Semnopithecus entellus*) ist der Name eines Schlangens von circa 0,5 m Körper- und 1 m Schwanzlänge, mit gelblich grauem Pelz und schwarzem Gesicht und Händen (s. Tafel: Affen der Alten Welt, I, Fig. 3), der Bengalen und Ceylon bewohnt, im Sommer hoch in die Gebirge hinaufwandert und im Winter wieder das Flachland aufsucht. Der H. genießt bei den Hindus eines ganz besondern Ansehens und wird als Gottheit betrachtet. (S. Tafel: Affen der Alten Welt, I, Fig. 3.)

Hulod, Affe, s. unter Gibbons.

Hülse (legumen) heißt in der Botanik eine aus einem oberständigen Fruchtknoten hervorgegangene Frucht, deren Schale sich zur Zeit der Reife der Länge nach von der Spitze bis zur Basis in zwei Hälften (Klappen) spaltet, welche beim Austreten des oft spiralförmig rollen und die Samen in dem einen

verdrängten Rande (an der Bauchnaht) tragen. Eine Scheidewand ist im Innern der Frucht nicht vorhanden und daher diese selbst einsächerig. Man findet die H., deren äußere Gestalt sehr variiert, als charakteristische Fruchtform besonders in der großen Familie der Schmetterlingsblüthler. Hier, noch häufiger aber in den zunächst verwandten Familien der Cäsalpinien und Mimolaceen kommt auch eine eigentümliche Modifikation der H. vor, wo der Innenraum des Fruchtgehäuses durch eine Menge von Querscheidewänden in oft viele Fächer abgeteilt erscheint, deren jedes nur einen Samen enthält. Sind die Scheidewände äußerlich durch quere Streifen oder Einschnürungen angedeutet (z. B. bei Coronilla, Ornithopus, Hedyarum), so erscheint die Frucht gegliedert. Ueberhaupt nennt man die gefächerte H. Gliederhülse (lomentum). Sie springt nicht auf, sondern sie bleibt entweder geschlossen oder zerpringt zur Reifezeit in so viele Stücke, als Fächer vorhanden sind.

Hülse, s. Illex.

Hülse (Herrn. Alexander Hans Rafimír Botho von), Theaterintendant, geb. 10. Dez. 1815 zu Berlin, schlug zunächst die militärische Carrière ein und erhielt 1851 die Stellung eines Generalintendanten des Hoftheaters zu Berlin, die sich 1866 noch dadurch erweiterte, daß seine Machtbefugnis auch auf die königl. Theater in Rassel, Wiesbaden und Hannover ausgedehnt wurde. — H.s Gattin Helene von H., geborene Gräfin Haefeler, geb. 16. Febr. 1829 zu Blankensfeldt, hat Gedichte („Aus Herz und Leben“, 1867), Skizzen, Novellen und Romane („Stimm“, 1890; „Hemels“, 1888; „Bilder aus der modernen Welt“, 1884, u. a.) veröffentlicht.

Hülsefrüchte nennt man die Kulturpflanzen aus der Familie der Leguminosen, weil deren Frucht eine Hülse (s. d.) bildet. Die H. sind lauter krautartige Pflanzen, welche teils in Gemüsegärten, teils auf dem Felde angebaut werden; sie dienen sowohl zur menschlichen Nahrung, als zur Viehfütterung. Die in Europa kultivierten H. sind: Ackerbohne (Faba), Speisebohne (Phaseolus), Heilbohne (Dolichos), Erbse (Pisum), Wicke (Vicia), Linse (Ervum), Kicher (Cicer), Platterbse (Lathyrus) und Lupine (Lupinus). Als Nahrungsmittel verwendet, erfordern die H. eine kräftige Verdaulichkeit. Sie sind wegen ihres Stickstoffgehalts viel nahrhafter als die vorzugsweise stärkehaltigen Nahrungspflanzen, wie z. B. die Kartoffeln.

Hülsegewächse, s. Leguminosen.

Hülsewurm, s. unter Blasenwürmer.

Hülse (Jul. Ambrosius), Technolog und Statistiker, geb. 2. Mai 1812 zu Leipzig, studierte seit 1830 an der Universität Leipzig, sowie auf der Bergakademie zu Freiberg Mathematik und Naturwissenschaften, wurde 1834 Lehrer an der Handelslehranstalt in Leipzig, 1840 Direktor der königl. Gewerbe- und Baugewerkschule in Chemnitz. Diese Anstalt wurde unter seiner Leitung wesentlich erweitert und mit einer Abteilung für landwirtschaftlichen Unterricht versehen. Von 1860 bis 1873 wirkte H. als Direktor der Polytechnischen Schule zu Dresden, wo er vorzugsweise mechan. Technologie und Nationalökonomie vortrug. Im Mai 1873 wurde er als Vortragender Rat in das sächs. Ministerium berufen, wo ihm die gewerblichen Angelegenheiten, das technische Unterrichtswesen und das Statistische Bureau zugeteilt waren. H. starb

zu Dresden 26. Juni 1876. Unter seinen literarischen Arbeiten sind hervorzuheben: «Allgemeine Maschinen-Encyclopädie» (2 Bde., Spz. 1839—44), «Sammlung mathem. Tafeln» (Spz. 1840; 2. Aufl. 1849), «Die Technik der Baumwollspinnerei» (2. Aufl., Stuttg. 1863) und «Die Rammgarnt-Fabrikation» (Stuttg. 1861). Seit 1835 beteiligte er sich an der Herausgabe des «Polytechnischen Centralblatt».

Hulst (spr. Hülst), Stadt und Hauptort eines Kantons in der niederl. Provinz Seeland, an der Eisenbahn von Mecheln nach Terneuzen, 26 km nordöstlich von Antwerpen, mit 2361 E., ist regelmäßig gebaut, hat ein stattliches Rathaus und eine schöne Kirche, die seit 1807 zur Hälfte den Protestanten, zur andern den Katholiken gehört. Die nicht sehr bedeutende Gewerbtätigkeit des Ortes besteht aus Brauereien, Gerbereien, einer Stärkefabrik und einem Salzwerk. Das Hulster Ambt umfaßt vor 1795 einen Teil des jetzigen Kantonalbezirks. — H. gehörte im 12. Jahrh. zur Grafschaft Flandern, wurde aber 1578 von den unabhängigen Niederländern erobert und blieb, nachdem es in dem Freiheitskrieg öfter wieder in die Hände der Spanier gefallen war, bei dem Frieden von Münster im Besitz der Republik, als Teil des sog. Staats-Flandern.

Hultsch (Friedr. Otto), verdienter Philolog und Altertumsforscher, geb. zu Dresden 22. Juli 1833, besuchte die Kreuzschule daselbst, studierte dann Philologie in Leipzig, wurde 1857 Lehrer an der Nikolaischule zu Leipzig, siedelte aber bald nach Jwidau über, von wo er nach dreijährigem Wirken an die Kreuzschule nach Dresden berufen wurde. Letzterer steht H. seit 1868 als Rektor vor, als welcher er die altberühmte Lehranstalt in ein Doppelgymnasium von 16 Klassen umwandelte. Seine Hauptwerke sind: «Griech. und röm. Metrologie» (Berl. 1862; 2. Aufl., Berl. 1882) und die Ausgabe der «Scriptores metrologici» (Spz. 1864—66); ferner die kritischen Bearbeitungen von Heros «Geometrica et stereometrica» (Berl. 1864), von des Censorinus «De die natali» (Spz. 1867), der «Historiae» des Polypsius (Berl. 1867—72), der mathem. Sammlung des Pappus, deren Originaltext zur größeren Hälfte bisher noch unediert war (3 Bde., Berl. 1876—78).

Humaitá, die Hauptfestung der südamerik. Republik Paraguay, am Rio Paraguay, 42 km oberhalb seiner Mündung in den Paraná, und 350 km unterhalb Asuncion, wurde 1855 an einer großen 1,5 km langen Biegung des Flusses angelegt und später beträchtlich verstärkt. Innerhalb der Befestigungen lagen viele Magazine, ein Hospital, eine Kirche, auch wohnten dort nur wenige Civilpersonen. In dem Kriege von 1866 bis 1870 spielte H. eine äußerst wichtige Rolle, indem es den Strom beherrschte und dadurch Asuncion bedrohte. Aber im Febr. 1868 erzwangen drei brasil. Monitors den Durchgang und beschossen die Hauptstadt. Erst nachdem es den Brasilianern gelungen war, jenseit des Paraguay auf dem Gebiete des Gran-Chaco H. zu umgeben, wurde die Festung von der Besatzung verlassen und fiel im Juli 1868 den Verbündeten in die Hände. (S. Paraguay.)

Humaján (nicht Humaján), eine Titulatur des Sultans, bezeichnet diesen als denjenigen, in dessen Augurium der Huma (Phönix, d. h. der Vogel des Glücks) steht. Das Wort, immer adjektivisch ge-

braucht, ist durch Kaiserlich, Großherrlich, wiederzugeben.

Human (lat.) heißt menschlich und wird meist im Gegensatz zum Tierischen zur Bezeichnung derjenigen gebraucht, was im idealen Sinne, als der Aufgabe des Menschen entsprechend, das «wahre Menschliche» ist und eine Ausbildung der Menschen als solchen auszeichnenden intellektuellen und ethischen Eigenschaften darstellt. Im besondern versteht man unter einer humanen Persönlichkeit: oder einer humanen Auffassungs- und Handlungsweise eine solche, worin Wohlwollen, freundliche Rücksicht auf den Nebenmenschen, Leutseligkeit und Höflichkeit vorherrschen. So spricht man von einer humanen Vorgesetzten oder von einer humanen Strafe. Doch liegt dabei die Gefahr vor, die Sanftmut und Schonung in Schwäche ausarten, eine Gefahr, der namentlich ein «humanes» Strafverfahren des Staats leicht anheimfällt.

Humaniora (lat.) heißen in der Pädagogik die Studien des klassischen Altertums, welche seit der Renaissance durch den Einfluß der Humanisten zu Mittelpunkt nicht nur der gelehrten, sondern auch der allgemeinen Bildung in dem Sinne geworden sind, daß sie, gegenüber den Fachkenntnissen und der technischen Ausbildung in den einzelnen Wissenschaften, die gemeinsame Grundlage aller hohen und edlern Erziehung bilden. Ihre Berechtigung dazu liegt teils formal in der pädagogischen Tradition und logischen Entwicklung der antiken Sprachteils material in dem Bildungsgehalt der griech. und röm. Literatur. Diese Bedeutung wird ihnen immer geliebt bleiben, wenn auch zugestanden werden muß, daß das geistige Leben der neueren Zeit auch eine Ausbildung des naturwissenschaftlichen Denkens und seiner mathem. Grundlagen als Bestandteil der allem Fachstudium voraussetzenden gemeinsamen Bildung verlangt. Das schwierige Problem der Ausgleiche dieser beiden berechtigten Ansprüche ist noch nicht gelöst, denn die Spaltung der höheren Erziehung in diejenige des «humanistischen» und diejenige des «Realgymnasiums» ist nur ein vorläufiges Kompromiß. (S. Gymnasien.)

Humanisieren bedeutet vermenschlichen und bezeichnet im geistigen Sinne z. B. die Tätigkeit mit der man wilde Völkstämme oder einzelne Individuen aus ihrem tierähnlichen Naturzustand zur Bildung und Gesittung, zur Erfüllung ihrer menschlichen Bestimmung emporzuheben sucht.

Humanismus ist die wissenschaftliche Richtung der Renaissance, welche aus der Einseitigkeit der Beschränkung des mittelalterlichen Denkens zu einer allgemein menschlichen, «humanen» Bildung zu gelangen suchte, daß sie mit begeistertem Studium in die Literatur der Griechen und Römer eindrang, das Leben der klassischen Völker in einem Mutterbilde menschlicher Vollkommenheit idealisierte und dasselbe literarisch, politisch, wissenschaftlich nachzubilden trachtete. Der H. erwartete sich das ungeheure Verdienst, den lang und viel verkannten Bildungsgehalt des klassischen Altertums wieder auszugraben und für die Kultur der Wissenschaft der europ. Völker lebendig zu machen und wenn er sich auch in manche Einseitigkeiten verlor, so bleibt es doch unbestreitbar, daß er für die gesamte moderne Bildung die wesentliche Grundlage geschaffen hat. Er begann mit der 14. Jahrh. in Italien und breitete sich im 15. und

16. allmählich mit steigender Kraft, welche sich vielfach gegen die mittelalterliche Scholastik und ihr gesamtes Bildungssystem richtete, aber ganz Europa aus und wurde ein mächtiger Bundesgenosse der Reformation. Ein weiteres Verdienst der Humanisten besteht in der durch sie angeregten Reform der Jugendberziehung, für welche sie die klassischen Studien zum Mittelpunkt machten. Wenn hier ursprünglich die Einführung der Jugend in die Litteratur und in den Geist der alten Völker der leitende Gesichtspunkt war, so ist nicht zu verkennen, daß in der Folge vielfach das Mittel dazu, der Sprachunterricht, zum alleinigen Zweck wurde und an die Stelle der frischen Lebendigkeit ein geistloser Formalismus trat. Vgl. zur Geschichte des H.: L. Heeren, «Geschichte des Studiums der klassischen Litteratur» (2 Bde., Göttingen 1797 u. 1802); A. Erhard, «Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung» (Magdeburg 1828 fg.); G. Voigt, «Die Wiederbelebung des klassischen Altertums» (Berlin 1859; 2. Aufl., 2 Bde., 1880—81); J. Burckhardt, «Die Kultur der Renaissance in Italien» (3. Aufl., 2 Bde., Leipzig 1877 u. 1878).

Humanität (lat.) nennt man im allgemeinen alle diejenigen Bestrebungen, welche auf die Förderung des Wohls der Rebenmenschen, namentlich der leidenden, gerichtet sind, wie Armenpflege, Krankenversorgung und ähnliche.

Humanitarismus hat man gelegentlich die Tendenz der Philanthropisten genannt, welche im 18. Jahrh. im Gegensatz zum klassischen Humanismus eine Reformation des Unterrichtswezens auf Rousseauschen Grundsätzen in Deutschland anstrebten. (S. Philanthropie.) Vgl. Niebammer, «Streit des Humanismus und des Philanthropismus» (Jena 1808). Diese Richtung gab sich jene Namen, weil sie namentlich eine freundliche, «humane» Behandlung der Scholaren, Sorge für ihr körperliches Wohl u. s. w. bezweckte.

Humanität ist als persönliche Eigenschaft die Gewohnheit, human (s. d.) zu denken und zu handeln. Als kulturgeschichtlicher und geschichtsphilosoph. Ausdruck bedeutet H. die volle und ideale, aber alle histor. Beschränkungen sich ergebende, alle wertvolleren Bestrebungen in sich vereinigende Ausbildung des Kulturmenschen. Diese harmonische Ausgestaltung aller im Wesen des Menschen angelegten Fähigkeiten zu ihrer höchsten Vollkommenheit, diese Erhebung des Individuums auf die Höhe des Gattungsebens war das Bildungsideal der großen Zeit der deutschen Litteratur um die Wende des 18. und 19. Jahrh., zu ihm bekannten sich unsere großen Dichter Lessing, Herder, Goethe, Schiller und Männer von der universellen Bildung W. von Humboldt's; von ihm suchten unsere Philosophen Kant, Fichte, Schelling, Schlegel, Hegel, Herbart einen scharfen, theoretisch begründeten Beweis zu schaffen. Diese H. belebte auch die romantische Schule in Deutschland, deren Vertreter dieselbe hauptsächlich durch Reproduktion aller großen Erzeugnisse der Weltlitteratur verbreiteten.

Humann, eine elbisch. Familie, deren Ruf und Reichthum begründet wurde durch Jean George H. Dieser, geb. 8. Aug. 1760 zu Strassburg, gründete ein Handelshaus, das bald bedeutend wurde, und wurde Mitglied der strassburger Handelskammer und des Generalrats des niederrhein. Departements. Seit 1820 war H. fast ununterbrochen als Vertreter des Niederrheins Mitglied der franz.

Kammer; vom 11. Okt. 1832 bis zum 18. Jan. 1836 war er Finanzminister. Im J. 1837 zum Pair ernannt, wurde er 29. Okt. 1840 wiederum Finanzminister. Er starb 25. April 1842 zu Paris. Sein Bestreben war hauptsächlich auf die Verbesserung der Kommunikationsmittel und auf die Herstellung des Gleichgewichts im Budget gerichtet; in ersterer Beziehung förderte er insbesondere den Bau der ersten franz. Eisenbahnen, den Bau des Rhein-Rhône-Kanals und rief neue Dampfschiffslinien, so die von Marseille nach der Türkei und Ägypten, hervor. Es gelang ihm wohl, die außerordentlichen Ausgaben der Juliregierung und selbst ältere Staatsschulden zu tilgen, die ordentlichen Staatsausgaben zu vermindern und die indirekten Einnahmen zu heben, jedoch nicht das Gleichgewicht zu erreichen; sein Plan, die fünfprozentige Rente in eine dreiprozentige zu konvertieren, führte 1836 den Sturz des Ministeriums herbei. Vgl. Spach, «H., ministre des finances» (Straßb. 1872).

Sein Sohn Theodor H., zu Strassburg 8. Juni 1803 geboren, wurde 1834 Mitglied des Generalrats des Niederrheins und zuerst in Strassburg, dann in Rouen Hauptsteuereinnahmer, auf welche Stelle er 1846 resignierte. Von 1846 bis 1848 war er Deputierter, alsdann Präsident der Handelskammer und des Handelsgerichts in seiner Vaterstadt, und 1864 bis Sept. 1870 Maire von Strassburg. Bei seinem Ausscheiden aus dem Bürgermeisterramt hatte die Stadtkasse einen Baarbestand von 1 Mill. Frs. H. blieb bis Juli 1871 Mitglied der strassburger Municipalcommission, optierte alsdann für die franz. Nationalität und starb zu Paris im Juni 1873.

Humann (Karl), deutscher Ingenieur und Archäolog, geb. 4. Jan. 1839 zu Steele in Rheinpreußen, war bei den Bauten für die Bergisch-Märkische Eisenbahn thätig, besuchte dann die Bauakademie zu Berlin, mußte aber 1861 seiner angegriffenen Gesundheit wegen seine Studien aufgeben und ein südlicheres Klima aufsuchen. Er ging zunächst nach Chios, dann nach Samos, wo er mit Erfolg Ausgrabungen anstellte, später nach Smyrna und Konstantinopel. Im Auftrage der türk. Regierung ging er 1864 nach Palästina, um das Land zu nivellieren und eine Karte desselben zu entwerfen; ebenso erforchte er später den östl. Ballan und nahm eine Karte desselben auf. Hauptsächlich aber wurde H. bekannt durch seine Ausgrabungen von Pergamum (s. d.), die er im Sept. 1878 begann. Im Aug. 1884 wurde er zum Abteilungsdirektor bei den königl. Museen in Berlin ernannt, jedoch mit der Befugnis, seinen Wohnsitz in Smyrna zu behalten.

Humb., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Humboldt (Alexander von).

Gumber, das an der Ostseite Englands in das Land etwa 60 km weit eingreifende Afluar, in welches sich zwei Flüsse ergießen, der von S. kommende Trent und die von W. kommende Ouse, welche sich bei ihrer Mündung vereinigen. Der H. zieht sich anfangs von W. nach O., erhält aber etwas unterhalb von Hull südöstl. Richtung und erweitert sich golfartig, bis er endlich durch die äußerste Spitze der Halbinsel Holderness, Spurn Point, wieder zu 10 km Breite verengt wird. Die Ufer sind flach, mit weißem Schlamm bedeckt. Die ehemalige Sunk-Island (versunkene Insel), gegenüber von Great-Ormesby, bildet jetzt einen Vorsprung des rechten Ufers.

Humboldt, d. i. Umberto (Kaiser Karl Emanuel, d. i. Maria Theresia), König von Italien, geb. 17. Sept. 1749, ist der älteste Sohn des Königs Victor Emanuel II. von Italien aus dessen Ehe mit Maria Theresia, Tochter des Erzherzogs Rainer von Österreich. Er nahm regen Anteil an den Freiheitskriegen, kämpfte bei den ital. Patrioten, betheiligte sich 1809 als Generalleutnant am Feldzuge gegen Österreich und befehligte in der Schlacht bei Custoza (17. Juni 1806) eine Division. Nach beendeter Feldzuge wirkte er mit an der Reorganisation der ital. Armee; nach der Occupation Roms (20. Sept. 1800) übernahm er als Generalleutnant das Commando der dortigen Division und wurde 1801 Generalcommandant des Armeekorps von Rom. Schon als Kronprinz war H. im Gegensatz zu seinem französischen Vater, ein eifriger Anhänger der Allianz Italiens mit Deutschland und machte 1802 seinen ersten Besuch in Berlin.

Am 9. Jan. 1807 starb König Victor Emanuel und H. bestieg den ital. Thron. Er leitete 19. Jan. vor versammeltem Parlament den Verfassungseid, erließ für alle polit. Verbrechen und Vergehen eine Amnestie und eröffnete 7. März zum ersten mal das Parlament. Am Schlusse einer Rundreise, die er im Herbst mit seiner Gemahlin machte, wurde er beim Eingang in Neapel 17. Nov. 1807 durch den Dolchstoß des Reichs Passanante leicht am linken Oberarm, der Ministerpräsident Caracciolo schwerer verwundet. Passanante wurde vom obersten Gerichtshof in Neapel zum Tode verurtheilt, aber von H. 28. März 1809 zu lebenslänglicher Strafarbeit begnadigt. Nach dem Einmarsch der franz. Truppen in Tunis trat in der polit. Stimmung Italiens, das nach außen vollständig isoliert und im Innern von den Kabbalen, den Republikanern, den Irredentisten und den Klerikalen bedroht war, eine so entschiedene Schwänkung ein, daß der Anschluß an das deutsch-östr. Defensivbündnis von den Konservativen und den Liberalen gefordert wurde. Infolge dessen machte auf den Rat des Fürsten Metternich das Königspaar, begleitet von dem Ministerpräsidenten Depretis und dem Minister des Auswärtigen Mancini, eine Reise nach Wien, wo es 27. Okt. 1809 ankam. Der Besuch des deutschen Kronprinzen in Rom (17. bis 20. Dec. 1809) gab dem König H. aufs neue Gelegenheit, seine Sympathien für das habsburgische Kaiserhaus an den Tag zu legen. (Vgl. Italien, Geschichte.)

Seit 22. April 1809 ist H. vermählt mit seiner Cousine Margareta Maria Theresia (geb. 20. Nov. 1801), Tochter seines Oheims Ferdinand, Herzogs von Genoa und der Prinzessin Elisabeth von Sachsen. Aus dieser Ehe wurde ihm 11. Nov. 1809 ein Sohn geboren, welcher den Namen Victor Emanuel und den Titel Prinz von Neapel erhielt.

Humboldt (Gustave Aimée), franz. Rechtsgelehrter und Staatsmann, geb. 28. Juni 1822 zu Wiesbaden, besuchte das Gymnasium daselbst und studierte die Rechte zu Paris. Während der Revolution von 1848 wurde er zum Unterpräfekten in Thionville ernannt, mußte aber 1851 sein Amt niederlegen und kehrte nach Paris zurück, wo er, wie vorher, jurist. Privatunterricht erteilte. Nachdem er 1859 den Titel eines Aggrégé erhalten, ging er als Professor des röm. Rechts nach Toulouse. Bei den Wahlen vom 8. Febr. 1871 zum Abgeordneten des Departements Haute-Garonne ernannt, Mitglied, dann Vizepräsident der republikanischen Linken,

that er sich als Redner besonders in den jurist. Kreisen hervor. Im J. 1875 ward er zum lebenslänglichen Senator, 1877 bei dem Antritt des Kaiserthums Dufaure zum Generalprokurator an die Rechnungshammer, endlich 30. Jan. 1882 bei der Bildung des Kabinetts Freycinet zum Minister der Justiz ernannt. Er bekleidete dieses Amt bis zum Austritt des Ministeriums, 29. Juli 1882.

Humboldt (Friedr. Heinr. Alexander, Freiherr von), der vielseitigste und bedeutendste Naturforscher des 19. Jahrh., geb. 14. Sept. 1769 zu Berlin, verlor schon im 10. Jahre den Vater, der im siebenjährigen Kriege Major und Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, später königl. preuß. Kammerherr war, und genoß gemeinschaftlich mit seinem älteren Bruder, Wilhelm von Humboldt (s. d.), einen von der Mutter, einer geborenen von Colomb, angestrebten sorgfältigen Privatunterricht. Nachdem er Herbst a. D. 1787—88 die Universität Frankfurt a. O. besucht, lebte er den folgenden Sommer und Winter wieder in Berlin, theils um Technologie, auf das Fachwesen angewendet, zu studieren, theils um Griechisch zu lernen. Damals schloß er sich dem Botaniker Willdenow an, botanisierte viel und übernahm Humboldts Abhandlung „De arboribus macaronesiacis“ ins Französische („Sur la Botanique des îles un jeune gentilhomme“). Dies ist seine erste eigene gedruckte literarische Arbeit. Im Frühjahr 1789 bezog er die Universität Göttingen, theils mit seinem Bruder die philos. Collegien des herzoglichen Seminars und schrieb eine kleine Schrift über die Weberien der Griechen, die jedoch nie im Druck erschienen ist. Die Liebe zu naturhistor. Studien wurde in Göttingen mannigfach genährt durch den Unterricht von Blumenbach, Wedmann, Gmelin, Lichtenberg und Vahl, sowie durch Reisen in die Harz- und an die Rheinufer. Als Frucht der letzten Exkursion erschien H.s erstes selbständiges Werk: „Über die Basalte am Rhein, nebst Untersuchungen über Syenit und Basanit der Alten“ (Berl. 1790). Im Frühjahr und Sommer 1790 begleitete H. seinen Vater aus Georg Forster auf einer Reise durch Belgien, Holland, England und Frankreich. Im Juli 1790 aus England zurückgekehrt und damals noch zu einer praktischen Laufbahn im Finanzwesen am Kaiserthum bestimmt, ging er nach Hamburg an die Handelsakademie von Bock und Wörling, wo er im Sommer und Herbst die günstigste Gelegenheit zur Übung in lebenden Sprachen fand.

Nach einem fünfmonatlichen Aufenthalt im väterlichen Hause bezog er im Juni 1791 die Bergakademie zu Freiberg. Hier genoß er den Privatunterricht Werners und die Freundschaft Zedlers, Leopold von Buchs und Andreas Delius. Die literarische Frucht eines achtmonatlichen Aufenthalts im Erzgebirge war die „Flora subterranea Fridericensis et aphorismi ex physiologia chemica plantarum“ (Berl. 1793). Durch Werners Vermittelung schon im Febr. 1792 zum Assistenten am Bergdepartement ernannt, begleitete er letzteren im Juli 1792 in das Markgrastum Bageritz, worin alsbald Oberbergmeister in den fränk. Fürstenthümern, ein Amt, das er bis 1797 mit verschiedenen Unterbrechungen verwaltete. Damals schenkte er über die Natur der Grubenwetter und Luftarten eine nicht verlässliche Lampe und eine Aspirationsmaschine nach dem Prinzip von Beddoe. Schon seit 1792, wo er in Wien Nachricht von Goethe

Entbedung erhalten, sammelte H. das Material zu seinem größten Werke «Über die gereizte Muskel- und Nervenfaser, nebst Vermutungen über den chem. Proceß des Lebens in der Tier- und Pflanzenwelt» (2 Bde., Berl. 1797–99).

Der Tod seiner Mutter im Nov. 1796 reifte in H. den Entschluß zu großen wissenschaftlichen Reisen. Nachdem er im März 1797 seine amtlichen Verhältnisse gelöst, verbrachte er zunächst drei Monate in inniger Verbindung mit Goethe und Schiller zu Jena, wo er unter Lober seine Kenntnisse in der Anatomie vervollständigte, und trat dann über Dresden, Prag und Wien die Reise nach Italien an, um hier die noch thätigen Vulkane kennen zu lernen. Wegen des Kriegs entschloß sich H. jedoch, mit Leopold von Buch den Winter in Salzburg und Berchtesgaden mit meteorolog. Beobachtungen zuzubringen. Unterdessen erhielt er von Lord Bristol die Einladung, sich ihm auf acht Monate einer Expedition nach Aegypten anzuschließen. Er wollte folgen und war schon nach Paris gereist, um Instrumente anzukaufen, als Bonaparte im Mai 1798 nach Aegypten abging und Lord Bristol in Mailand verhaftet wurde. In Paris ersuhr H. die zuvorkommendste Aufnahme seitens der berühmtesten Gelehrten. Auch befreundete sich hier H. mit dem Botaniker Aimé Bonpland (s. d.), der später schwere Schicksale mit ihm geteilt hat. Infolge eines Anerbietens des schwed. Konsuls Sködebrand wollte er sich über Alger nach Tunis der franz. Expedition nach Aegypten anschließen. Aber auch dieser Plan scheiterte und H. mußte mit Bonpland den Winter in Spanien zubringen. Die außerordentliche Günstigkeit, deren H. sich an dem span. Hofe in Aranjuez drei Monate lang durch Vermittelung des schw. Gesandten Baron von Forell und des ersten Staatssekretärs, Don Mariano Luis de Urquijo, zu erfreuen hatte, eröffnete ihm den Zugang zu allen span. Besitzungen in Amerika und dem Indischen Ocean und gestattete ihm die weitesten wissenschaftlichen Beobachtungen, Sammlungen und Studien.

Mitte Mai verließ H. Madrid, ging nach Coruña, schiffte sich mit Bonpland 6. Juni 1799 auf der Fregatte *Bizarro* ein und landete 19. Juni im Hafen von Sta. Cruz auf Teneriffa. H. und Bonpland erstiegen den Pil und sammelten zahlreiche Beobachtungen über die Insel. Am 16. Juli 1799 betraten sie den Boden Amerikas bei Cumana. Eine Forschungsreise durch die Provinzen des jetzigen Freistaats Venezuela währte 18 Monate, dann ging es von Caracas und Puerto-Cabello nach Eden, über die Grassteppen von Calabozo zum Apure und Orinoco. Auf Indianerlähnen (ausgehöhlten Baumstämmen) drangen H. und Bonpland durch die Naturataren von Aures und Mappures bis zum südlichsten Grenzposten der Spanier, dem kaum zwei Breitengrade vom Äquator entfernten Fort San-Carlos am Rio Negro, durch den Tucumani und die Wälder der Pimichin, wo die Kähne über Land gezogen werden mußten, und gelangten durch den Casiquiare wiederum in den Orinoco. Sie fuhren sodann den Strom bis Angostura hinab und erreichten Cumana am Ende einer Reise, die, 2810 km lang, nur durch unbewohnte Wildnisse geführt und zum Teil auf astron. Bestimmungen gegründete Kenntnis von der so lange bestrittenen Bifurcation des Orinoco geliefert hatte. H. und Bonpland schifften sich im Aug. 1800 nach Havana ein, lebten dort einige Monate und begaben sich im März 1801 nach

Cartagena, dann auf dem Magdalenaflusse bis Honda und von da nach Bogota. Sept. 1801 bis 6. Jan. 1802 ging trotz der Regenzeit die Reise nach Süden fort, über Ibaguë, die Cordillera de Quindin, Cartago, Popayan, den Paramo de Almoguer und die große Hochebene von Los Pastos nach Quito. Andere fünf Monate, vom 6. Jan. bis 9. Juni 1802, vergingen hier mit Untersuchungen im Hochthale von Quito. Der Chimborazo wurde 23. Juni 1802 bis zur Höhe von 6810 m erstiegen. H. stand hier auf dem höchsten, je vorher von Menschen erstiegenen Punkte der Erde, und wurde nur durch eine tiefe Schlucht an der Erklümmung der äußersten noch um 500 m höhern Spitze gehindert. In Quito schloß sich Carlos Montufar den Reisenden an und begleitete sie durch Peru und Mexiko nach Paris. Über den Andenpaß des Paramo de Añahuay, über Cuenca und die Chinawälder von Lora kriegten sie in das Thal des obern Amazonasflusses bei Jean de Bracamoros hinab und erreichten über die Hochebene von Caramarca die Bergstadt Mucupampa und den westl. Abfall der Cordillera von Peru. Hier, von einer Höhe von 3000 m, erblickten sie zuerst die Säbzer, gelangten bei Trujillo an die Küste und reisten durch die wasserarme Sandwüste von Niederperu bis Lima.

Nach Beobachtung des Mercurdurchgangs schifften sie sich Ende Dez. 1802 von Callao nach Guayaquil ein und landeten am Schluß einer zweiten ermüdenden Fahrt in Napulco 23. März 1803. Über Laico und Guernavaca erreichten sie im April die Hauptstadt Mexiko, wo sie einige Monate verweilten und dann, nach Norden gewendet, Guanajuato und Valladolid besuchten, die Provinz Michoacan durchstreiften, nachmals der Küste des Großen Oceans nahe, den Vulkan von Jorulla maßen und über Toluca nach Mexico zurückkehrten. Ein abermaliger Aufenthalt in dieser Stadt wurde zur Ordnung der reichen Sammlungen und Zusammenstellung der vielseitigen Beobachtungen verwendet. Im Jan. 1804 gingen die Reisenden, nachdem sie vorher den Vulkan von Toluca (4578 m) und den Cofre de Perote (4041 m) bestiegen und gemessen, durch die Eichenwälder von Xalapa nach Veracruz und den 7. März 1804 nach Havana. Zwei Monate dauerte hier H.s Vervollständigung der Materialien zu seinem «Essai politique sur l'isole de Cuba» (Par. 1826). Hierauf schiffte er sich mit Bonpland und Montufar nach Philadelphia ein, erfreute sich einige Wochen zu Washington der freundschaftlichen Aufnahme Jeffersons, verließ Amerika 9. Juli in der Richtung des Delaware und landete 3. Aug. 1804 in Bordeaux, reich an Sammlungen, besonders aber an Beobachtungen aus dem weitesten Gebiete der Naturwissenschaften, der Geographie, Statistik und Ethnographie.

H. blieb zunächst in Paris, um seine Sammlungen und Manuskripte zu ordnen und mit Laplace über die Bestandteile der Atmosphäre zu arbeiten. Dann begleitete ihn der letztere 1806 nach Rom, zum Besuch des Bruders. Mit Leop. von Buch eilten sie zum Besue, endlich über die Alpen nach Berlin. Von hier begleitete er den Prinzen Wilhelm von Preußen im Spätherbst 1807 auf seiner schwierigen polit. Mission nach Paris. Der Aufenthalt des Prinzen dauerte bis Herbst 1808, und da Paris H. am geeignetsten erschien, hier seine vielumfassenden Werke herauszugeben, so erhielt er vom König die Erlaubnis, zu bleiben. Seitdem

hatte er seinen dauernden Wohnsitz bis 1827 zu Paris, wo auch sein großes Reisewerk erschien. Die großen polit. Ereignisse zwischen dem ersten und zweiten Pariser Frieden boten H. Gelegenheit zu mehreren Reisen nach England und 1818 nach Aachen, wo ihn der König und Hardenberg während des Kongresses in ihrer Nähe zu haben wünschten. Auch begleitete er den König zum Kongress nach Verona, Rom und Neapel. Der Wunsch des Monarchen, H. in seiner Umgebung zu behalten, wurde erst 1827 erfüllt. Im Winter 1827—28 hielt H. in der Universität und in der Singuladademie die berühmten Vorlesungen über physische Weltbeschreibung.

Im April 1829 unternahm H. mit Ehrenberg und G. Rose die auf Befehl des Kaisers Nikolaus großartig ausgestattete Expedition nach dem nördl. Asien (Ural und Altai, der chin. Dsongarei und dem Kaspiischen Meere). Bergmännische Untersuchung der Gold- und Platinlagerstätten, die Entdeckung von Diamanten außerhalb der Wendekreise, astron. Ortsbestimmungen, magnetische Beobachtungen, geognost., botan. Sammlungen, neue Ansichten über die Richtung der Gebirge, aber die Bodenkultiv. des centralen Erdteils waren die Hauptresultate der Reise, während welcher in neun Monaten 17400 km zurückgelegt wurden. Diese Resultate sind in Roses »Mineralogisch-geognost. Reise nach dem Ural, Altai und dem Kaspiischen Meere« (2 Bde., Berl. 1837—42) und H.s »Fragments de géologie et de climatologie asiatiques« (2 Bde., Par. 1831; deutsch von Löwenberg, Berl. 1832) und in »Asie centrale, recherches sur les chaînes de montagnes et la climatologie comparées« (3 Bde., Par. 1843; deutsch von Mahlmann, 2 Bde., Berl. 1843—44) beschrieben. Die Reise hatte auch noch die Folge, daß die kais. Akademie magnetische und meteorolog. Stationen von Petersburg bis Peking und später durch H.s Vorstellung an den Herzog von Susex in der südl. Halbkugel anlegte.

Unter mehreren polit., diplomatischen Reisen nach Missionen (mit dem Kronprinzen von Preußen im Mai 1830 nach Warschau, mit dem König nach Leipzig, dann nach Paris, um Ludwig Philipp von Frankreich Wilhelm III. die Anerkennung der Thronbesteigung zu überbringen und polit. Berichte nach Berlin einzusenden) fällt die Herausgabe des »Examen critique de la géographie du Nouveau Continent« (5 Bde., Par. 1835—38; deutsch von Ideler, 5 Bde., Berl. 1836—39). Außer einem abermaligen Besuch zu Paris vom Okt. 1847 bis Jan. 1848 machte H. seitdem nur noch zwei kürzere Reisen außerhalb Deutschlands, und zwar als Begleiter König Friedrich Wilhelms IV. nach England 1841, nach Dänemark 1845. Sein ständiger Wohnort blieb Berlin, wo er sein Hauptwerk, den »Rosinos«, verfaßte. H. starb zu Berlin 6. Mai 1859 im 90. Lebensjahre. Mit Ausnahme der Tagebücher seiner amerik. Reise, die der berliner Sternwarte verbleiben sollten, vermachte er Bibliothek, Naturalien und andere Sammlungen seinem langjährigen Diener Seifert. Die Bibliothek wurde bei einem Brande des Auktionslokals in London größtentheils vernichtet, während der übrige Nachlaß einzeln in Berlin versteigert wurde.

Weit über zwanzig Jahre dauerte die Bearbeitung und Herausgabe des amerik. Reisewerks in Paris, welches die berühmtesten Fachmänner (Oltmanns, Kunth, Cuvier, Latreille, Valenciennes,

Gay-Lussac, Baucelin, Lherbier u. a.), die besten Künstler, Maler und Kupferstecher hilfreich förderten. Es gibt nur eine vollständige Ausgabe, die sog. »große« in 30 Bänden (20 in Fol. und 10 in 4.); die sog. »kleine« Ausgabe enthält nur einige einzelne Werke der »großen« Ausgabe in wiederholtem Abdruck in Octav, oft mit Hinzufügungen und Zusätzen. Der Gesamttitel der vollständigen Ausgabe ist: »Voyage au régions équinoxiales du Nouveau Continent, fait en 1790—1804 par Alexandre de H. et Aimé Bonpland, rédigé par Alexandre de H. Grande édition etc.« Sie zerfällt in folgende sechs Abteilungen: I. »Relation historique« (3 Bde., 4., Par. 1811—29, oder 18 Bde., 8., Par. 1816—32); sie blieb unvollendet, reicht nur bis zur Reise nach Peru (April 1801) und erschien deutsch von Theresie Huber (6 Bde., Stuttg. 1815—32, besser und nach H.s eigener Anordnung etwas gekürzt von Herrn. Hauff, 4 Bde., Stuttg. 1859—60). Zur Originalausgabe gehören: »Atlas géographique et physique« (39 Platten, Fol.) und »Atlas pittoresque« oder »Vues de Cordillères etc.« (1810, 60 Platten, Fol.). II. »Observations de zoologie et d'anatomie comparées« (2 Bde. und 55 Platten, Par. 1805—32; mit Beihilfe von Cuvier, Latreille und Valenciennes). III. »Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne« (2 Bde., Par. 1811; deutsch, Stuttg. 1811; 2. Aufl., vermehrt durch »Essai politique sur l'île de Cuba«, 6 Bde., Par. 1826—27). Hierzu gehört noch: »Atlas géographique et physique du royaume de la Nouvelle Espagne« (1 Bd., Fol. u. 21 Platten, Par. 1812). IV. »Observations astronomiques, opérations trigonométriques et mesures barométriques, rédigées et calculées par Jabbo Oltmanns« (2 Bde., Par. 1808—10). Die »Untersuchungen über die Geographie des Neuen Continents gegründet auf die astron. Beobachtungen und barometrischen Messungen Alexander von H. und von Jabbo Oltmanns« (2 Bde., Par. 1810) wurden vernichtet und existieren nur in wenigen Exemplaren. V. »Physique générale et géologie: essai sur la géographie des plantes, accompagné d'un tableau« (Par. 1807; deutsch, Goethe gewidmet, Stuttg. 1807). VI. 1) »Plantes équinoxiales, rédigées par A. Bonpland« (2 Bde., Fol. mit 144 Platten, Par. 1809—18); 2) »Mélastomes et autres genres du même ordre, rédigés par A. Bonpland« (2 Bde., Fol. mit 120 Platten, Par. 1806—23); 3) »Nova genera et species plantarum etc. adumbraverunt A. Bonpland et Alexandre de H., in ordinem digessit C. S. Kunth« (7 Bde., Fol. mit 700 Platten, Par. 1815—25). Hierzu gehört von H. die Einleitung: »De distributione geographica plantarum secundum coeli temperiem et altitudinem montium« (Par. 1817); 4) »Mimoses et autres plantes légumineuses, rédigées par C. S. Kunth« (1 Bd., Fol. mit 60 Platten, Par. 1819—24); 5) »Révision des graminées par C. S. Kunth« (2 Bde., Fol. mit 220 Platten, Par. 1829—34); 6) »Synopsis plantarum; auctor C. S. Kunth« (4 Bde., Par. 1822—26). Von der großen Zahl der kleinern Schriften H.s sind vor allem die »Ansichten der Natur« (2 Bde., Stuttg. 1808) zu nennen, die seitdem in zahlreichen Auflagen und auch in franz., engl., holländ., russ. Übersetzungen erschienen sind; nächst dem der erste (und einzige) Band »Kleinere Schriften, geognost. und physik. Erinnerungen« (Stuttg. 1853). Eine

vollständige «Bibliogr. Übersicht von H.'s Werken, Schriften und zerstreuten Abhandlungen» gibt J. Löwenberg im zweiten Bande von Bruhns' «Alexander von H., eine wissenschaftliche Biographie» (3 Bde., Lpz. 1872). Eine Auswahl seiner Werke erschien in 5 Bänden (Stuttg. 1874). Umfangreich ist der Briefwechsel H.'s, der nach seinem Tode erschien: mit Barnhagen (1. bis 5. Aufl., Lpz. 1860), mit einem jungen Freunde (Althaus, Berl. 1861), mit Heinr. Berghaus (3 Bde., Jena 1863), mit Vunsen (Lpz. 1869), Cantriu (Lpz. 1869), mit Marc. Aug. Bictet (in «Le Globe», Bd. 7, 1868), «Correspondance scientifique et littéraire», herausgegeben von De la Roquette (Par. 1865), mit Friedr. von Raumer in dessen «Literarischem Nachlaß» (Bd. 1, Berl. 1869), mit Goethe, herausgegeben von Bratranek (Lpz. 1876), mit Gaus, herausgegeben von Bruhns (Lpz. 1877), mit Joach. Heinr. Campe in dessen «Lebensbild» von Lenzer (Braunsch. 1877). «Briefe Alexander von H.'s an seinen Bruder Wilhelm» gab die Familie von Humboldt (Stuttg. 1880) heraus. Die Herausgabe der Briefe H.'s mit den Jugendfreunden Wegener, Friesleben, mit Vessel, Ende, Schumacher u. a. wurde vorbereitet, ist aber bisher unterblieben.

In seiner wissenschaftlichen Thätigkeit vereinigte er zwei Richtungen. Er war groß in der Aneignung und Erörterung des einzelnen, doch ebenso groß auch in der Auffassung und Begründung der allgemeinen Gesetze. Wie kein anderer hat er ein unermessliches Material auf den verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaft, ja selbst der hist. Forschung angehäuft, daneben aber auch jederzeit die Aufgabe festgehalten, den innern Zusammenhang, die «Geselligkeit» der Dinge zu ergünden und die Spezialitäten zu einer empirischen Gesamtanschauung zusammenzufassen. Schon aus einem seiner frühesten Werke: «Über die gereizte Muskel- und Nervenfaser» (1797), spricht dieser Geist, und nach Verlauf von einem halben Jahrhundert erkennt die inzwischen weit vorgeschrittene Physiologie die Genauigkeit und Schärfe jener Versuche über Galvanismus und die Wahrheit der meisten aus ihnen gezogenen Folgerungen. Auf seinen Reisen Höhenmessungen mit Untersuchung der thermometrischen Verhältnisse und der Beschaffenheit des Bodens verbindend, und neben diesen tiefsten Arbeiten es nicht verschmähen, Herbarien zu sammeln, gelangte H. zu einem reichen Material, durch dessen geistvolle Kombination unter seinen Händen eine neue Wissenschaft, die Pflanzengeographie, entstand. Zwar hatten schon Linné und einige seiner Nachfolger manche der hervorsteckendsten Erscheinungen in der Verbreitung der Pflanzenwelt bemerkt, doch ohne Höhenangaben und Betrachtung der Temperaturen. Es blieb H. das große Verdienst, eine große Menge von Thatsachen, die zum Teil in den entlegensten Orten der Erde beobachtet worden waren, mit den eigenen Erfahrungen in Zusammenhang zu bringen, ihre Verbindung mit den Lehren der Physik nachzuweisen und die Gesetze zu erläutern, nach welchen die unendlich formenreiche Pflanzenwelt über den weiten Erdbreis verteilt ist. Es gelang ihm ferner nachzuweisen, welche Einwirkung die Pflanzenwelt auf Bildung des Bodens, auf den Zustand der Böden und auf die geschichtliche Entwicklung des Menschengeschlechts seit der Urzeit geübt hat. Zu der sachlichen Geringfügigkeit der H.'schen Leistungen gesellte sich die poetische Auffassung der Natur da,

wo es darauf ankommt, anschauliche Gesamtbilder zu entwerfen.

Die Arbeiten H.'s in einzelnen Fächern sind kaum nennenswert durch ihren Umfang und die Mannigfaltigkeit ihrer Richtung. Sie sind am gründlichsten von einzelnen Fachmännern gewürdigt in R. Bruhns' «Alexander von H., eine wissenschaftliche Biographie» (3 Bde., Lpz. 1872). Es besprechen hier seine Leistungen: R. Bruhns in Mathematik, Astronomie und mathem. Geographie; G. Wiedemann in Erdmagnetismus, einzelnen physik. und chem. Forschungen; H. W. Dove in Meteorologie; Jul. Gmelin in Geologie; D. Vesel in Erd- und Völkertunde, Staatswirtschaft und Geschichtsschreibung; A. Grisebach in Pflanzengeographie und Botanik; J. V. Carus in Zoologie und vergleichender Anatomie und W. Wundt in Physiologie. Vortrefflicher von Vesel über H. findet sich noch in Vesels «Abhandlungen zur Erd- und Völkertunde» (Bd. 1, Lpz. 1877). Populäre Bearbeitungen seiner Reisen verfaßten Klettke, Löwenberg, Wimmer; kürzere Biographien lieferten Wittmer, Klende, Ule. Von den zahlreichen nach seinem Tode und an seinem 50jährigen Geburtstage erschienenen Gelegenheitsgedichten und Denkrede sind die besten von Agassiz, Bastian, A. Bernstein, von Dechen, H. W. Dove, Ehrenberg, Ende, Gerland, Martius, Vesel, Quetelet, Virchow, Weber. Die Kunst, Malerei und Plastik, haben ihn oft dargestellt, die vorzüglichsten Bilder sind von Gerard, Steuben, Wach, Begas, Hildebrand; Büsten von David, Rauch, Bläser, die bei Gelegenheit der 100jährigen Jubelfeier der Unabhängigkeitserklärung der Union, 4. Juli 1876, im Fairmount-Park zu Philadelphia enthaltene kolossale Bronzestatue ist von Tralle; eine Statue H.'s von Ferdinand von Miller dem jüngern wurde 1878 in St. Louis enthüllt; die Humboldt-Denkmal vor der Berliner Universität, Wilhelm von H.'s von Paul Otto und Alexander von H.'s von Reinhold Begas, wurden 28. Mai 1883 enthüllt.

H.'s Namen tragen in Berlin auch der «Humboldt's-Hain», ein großer, schöner Park mit Anlagen zur unentgeltlichen Belehrung des Volks in der Naturwissenschaft, und die Humboldt-Stiftung unter dem Patronat der Akademie der Wissenschaften, mit der Aufgabe: Förderung der Naturwissenschaften und wissenschaftlicher Reisen.

Humboldt (Friedr. Wilh. Christian Karl Ferd., Freiherr von), älterer Bruder des vorigen, einer der geistvollsten Gelehrten und hervorragenden Staatsmann, geb. zu Potsdam 22. Juni 1767, erhielt nach dem frühen Tode seines Vaters mit seinem Bruder auf dem elterlichen Schlosse Tegel und zu Berlin eine ausgezeichnete wissenschaftliche Vorbildung und studierte dann zu Frankfurt a. O. und Göttingen die Rechte, woneben er aber der Altertumswissenschaft, der Ästhetik und dem Studium der Kantischen Philosophie gleichen Eifer widmete. Nachdem er auf Reisen durch das westl. Deutschland, nach Paris und in die Schweiz reiche Weltkenntnis gewonnen und mit G. Forster und J. H. Jacobi innig befreundet worden war, lebte er 1789 und 1790 in Erfurt und Weimar und trat hier in ein engeres Verhältnis zu dem Ratsjunker von Dalberg und zu Schiller, dem in späteren Jahren ein nicht minder nahest zu Goethe sich angeschlossen. Mit dem Titel Legationsrat, den er während eines kurzen Aufenthalts in Berlin erhalten, lehrte H.

ohne Neigung zu amtlicher Thätigkeit nach Erfurt zurück, vermählte sich 1791 mit der ihm an Geist ebenbürtigen Karoline von Dacheröden (gest. 26. März 1829) und lebte anfangs meist auf den thuring. Gütern seiner Frau, seit 1794 aber in Jena, um hier mit Schiller und einem kleinen Freundeskreise ein Leben voll regster Geistesthätigkeit und des idealsten Gehalts zu teilen, als dessen Frucht teils eigene dichterische und wissenschaftliche Arbeiten, teils eine vielfache Einwirkung auf Schillers Dichtwerke hervorgingen. Ein dauerndes Denkmal dieser bis zu Schillers Tode nie unterbrochenen Freundschaft bildet der »Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von H.« (Stuttg. u. Tüb. 1830; 2. Aufl., von Bollmer besorgt, Stuttg. 1876). Von 1797 bis 1799 lebte H. nach mannichfachen Reisen mit seiner Familie in Paris und ging dann zu längerem Aufenthalt nach Spanien, von wo er mit reicher wissenschaftlicher Ausbeute zurückkehrte. Im J. 1801 nahm er die Stelle eines preuß. Ministerresidenten in Rom an. Hier verweilte er, seit 1806 als bevollmächtigter Minister, bis 1808, bei wenigen diplomatischen Geschäften seine Zeit zwischen eigenen wissenschaftlichen und literarischen Studien und der liberalsten Förderung junger Gelehrter und Künstler teilend. Von Rom aus als Geh. Staatsrat in das Ministerium des Innern berufen und mit Leitung der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten beauftragt, ist die geistige Wiebergeburt Preußens wesentlich mit H.s Namen verbunden; insbesondere ist die berliner Universität seine Schöpfung. Doch verließ er auch diese Stellung schon 1810, um mit dem Range eines Geh. Staatsministers als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Wien zu gehen. Im J. 1813 war er während des Waffensstillstandes auf dem Friedenskongreß in Prag, 1814 auf dem Kongreß zu Châtillon und bei Abschluß des ersten Pariser Friedens, den er mit Hardenberg unterzeichnete, 1815 auf dem Wiener Kongreß, seit 1816 aber in Frankfurt a. M. bei Ordnung der deutschen Verhältnisse und bei Gründung des Bundetags thätig. Bald nachher wurde er Mitglied des Staatsrats, dann Gesandter in London, sowie 1818 bei dem Kongreß von Aachen zugezogen. Überall wirkte er im Geiste einer hochherzigen und liberalen Politik. H. ward 1819 wirkliches Mitglied des preuß. Staatsministeriums; unter anderem erhielt er die Leitung der sächsischen Angelegenheiten übertragen. Doch noch in demselben Jahre nahm er mit Boyen und Hegme seinen Abschied, da er ein freieres und mehr konstitutionelles System als das des Ministers von Hardenberg befolgt wissen wollte. Erst seit 1830 ward er wieder zu den Sitzungen des Staatsrats berufen, nachdem er das Jahr vorher an die Spitze einer Kommission zur Leitung des Baues und der Einrichtung des königl. Museums gestellt worden war. Seit 1819 lebte er mit geringen Unterbrechungen zu Tegel, das er durch treffliche Anlagen, mehr noch durch eine auserlesene Sammlung von Meisterwerken der Bildhauerkunst verschönerte. Er starb in Tegel 8. April 1836.

H.s früheste literarische Arbeiten wurden von ihm selbst gesammelt in den »Ästhetischen Versuchen« (Hb. 1, Braunschw. 1799), welche unter anderem die »Über Schillers »Spaziergang«, über Goethes »Hermann und Dorothea«« (hier auch besonders in 4. Aufl., Braunschw. 1852 mit einem Vorwort von

Hettner erschienen), über »Reineke Fuchs« u. s. w. enthalten. Seine »Sämtlichen Werke« (7 Bde., Berl. 1841—52) umfassen auch einen Teil seiner zahlreichen Gedichte. Unter denselben ragt besonders die Elegie »Roma« (Berl. 1806) hervor; seine Sonette sind durch Vollendung der Form und Gedankentiefe ausgezeichnet. Von Bedeutung für Erforschung der griech. Sprache und Metrik ist die Übersetzung des Aischyleischen »Agamemnon« (Erg. 1816; 2. Aufl. 1857). Mit Vorliebe und großer Umsichtigkeit widmete sich H. der vergleichenden Sprachforschung. Als Früchte seines Studiums der bastischen Sprache sind zunächst die »Berichtigungen und Zusätze zu Adelungs Mitridates über die cantabrische oder bastische Sprache« (Berl. 1817) und die musterergaltige »Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelt der bastischen Sprache« (Berl. 1821) zu nennen. In die Zeit des Aufblühens der altind. Studien in Deutschland fallen unter anderem die größern, in der berliner Akademie gehaltenen Abhandlungen: »Über die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Mahabharata« (Berl. 1826), »Über den Dualis« (Berl. 1828) und »Über die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen« (Berl. 1830). H.s Hauptwerk aber auf diesem Gebiete: »Über die Ramisprache auf der Insel Java« (3 Bde., Berl. 1836—40), wurde erst nach seinem Tode von Eduard Buschmann, der sich ebenfalls diesen Studien gewidmet und H. seit 1829 unterstützt hatte, der Öffentlichkeit übergeben. Namentlich ist die Einleitung zu diesem Werke, die auch unter dem Titel »Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts« (Berl. 1836, neu herausg. von Pott, 3. Aufl., Berl. 1890) besonders erdicht, in der Geschichte der Sprachwissenschaft epochemachend geworden. Sein »Vocabulaire inédit de la langue taltienne« wurde ebenfalls durch Buschmann in dessen »Aperçu de la langue des Iles Marquises et la langue taltienne« (Berl. 1834) veröffentlicht. Noch später erschien das schon vor 1800 ausgearbeitete, aber lange verlorene Fragment: »Jdeen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen« (Berl. 1851). Herausgeber war G. Cauer. Schiller hatte sich vergebens bemüht, einen Verleger dafür zu finden. Sein Urteil über das Werk, sowie interessante Mitteilungen über die Geschichte desselben findet man bei Goedeke, »Geschäftsbrieve Schillers« (Erg. 1875). Seine die Sprachwissenschaft betreffende handschriftliche Sammlung und die ausländische Literatur seiner Bibliothek vermachte er der königl. Bibliothek zu Berlin. Steinthal gab H.s »Sprachphilosophische Werke« mit Erklärungen (Berl. 1884) heraus. Daß H. neben dem großen Gelehrten und Staatsmann auch der zarteste und fürsorglichste Freund, der edelste Mensch gewesen, erlaube das größere Publikum aus »Wilhelm von H.s Briefen an eine Freundin« (2 Bde., Erg. 1847; in einem Bande, 11. Aufl., 1883), die einen Reichtum der feinsten Beobachtungen und Urteile und der zartesten Gefühle ausdrücken; diese Briefe sind an Charlotte Tieck (f. d.) gerichtet. Vgl. Schleier, »Erinnerungen an Wilhelm von H.« (2 Bde., Stuttg. 1843—46); Elisa Maier, »Wilhelm von H. Briefstrahlen aus seinen Briefen« (Erg. 1860; 5. Aufl. 1865); besonders aber Hagm, »Wilhelm von H.« (Berl.

1856), ferner Döbel, »Aus Wilhelm von H. 8 letzten Lebensjahren« (Lpz. 1883). Goethes Briefwechsel mit ihm (Verbrüderung von H. 1796—1832 veröffentlichte Bratman (Lpz. 1876); H. 8 »Briefe an Christian Gottfried Römer« gab Jonas heraus (Berl. 1879).

Humboldt-Akademie heißt die in Berlin seit dem Herbst 1878 bestehende freie Lehranstalt, deren Zweck es ist, »solchen Personen, welche die Universität nicht besuchen können oder bereits verlassen haben, durch systematische Vortragscyclen und andere geeignete Mittel Gelegenheit zu einer harmonischen wissenschaftlichen Weiterbildung zu geben und sie im Zusammenhang mit den Fortschritten der sich entwickelnden Wissenschaft zu halten«. Sie wurde auf Anregung und nach dem Plan des Dr. Max Stirner von einer größeren Anzahl Gelehrter und Freunde der Wissenschaft, vereint im »Wissenschaftlichen Centralcomité«, begründet, um gegenüber der bunten, zerplitternden Mannigfaltigkeit der Einzelvorträge die Einheitlichkeit und Grundsätzlichkeit wahrer Wissenschaft zu pflegen und dadurch besonders für die jungen Leute, welche nach höherer Schulbildung ins praktische Leben tritteten, eine geeignete Fortbildung zu gewähren und ideales Streben zu fördern. Mit Rücksicht auf die Beschäftigung der meisten Hörer während des Tages fanden die Vorträge, welche in der Regel aus je 10—12 Vorträgen im Laufe eines Quartals bestehen, in den Abendstunden statt. Jeder Vortragszyklus soll eine bestimmte Disciplin oder einen Hauptabschnitt derselben als abgeschlossenes Ganzes behandeln; das Gesamtziel des Lehrplans ist die möglichste Vollständigkeit in den Hauptgebieten und Richtungen des Wissens, soweit dasselbe der allgemeinen höheren Bildung dient. Diese Universität unterscheidet die H. (welche gerade deswegen sich nach den beiden Brüdern von Humboldt nennt) von ähnlichen Anstalten, die nur in oder einige Hauptzweige, vorzugsweise die Naturwissenschaften, lehren, während an der H. die belot. »histor. Fächer, besonders auch Literatur- und Kunstgeschichte, Nationalökonomie u. a., sogar überwiegen. Auch hat die H. neue Disciplinen, wie die Geschichtswissenschaft und Verkehrswissenschaft, zuerst auf das öffentliche Rathbeder gebracht. Die Anweisung der Hörer und Hörerinnen erfolgt gegen ein mögliches Honorar für jeden belegten Cyklus; Unbemittelten wird Stundung oder vollständiger Erlaß gewährt. Es wurden bis jetzt 200 Vortragscyclen gehalten und von 6100 Hörern besucht; unter den Hörern waren alle Stände vertreten, überwiegend Kaufleute, Beamte und Beamten, Lehrer und Lehrerinnen. Die von dem »Tutorium ohne Rücksicht auf politische, kirchliche oder sonstige Richtung gewählten Dozenten, welche vollständige Lehrfreiheit genießen, gehören theils den Lehrkörpern der Universität und der staatlichen Akademien, der Gymnasien und Realgymnasien an, theils sind es Schriftsteller, Privatgelehrte, Beamte u. s. w. Die unendliche Wirksamkeit der H. ist bisher mit beiderseitigen, privaten Mitteln erhalten worden, jedoch haben Stadt und Staat durch freie Verwahrung der Lehrräume, die Rathen und die Incorporation der Kaufmannschaft durch Beiträge dieselbe gefördert.

Humboldt-Gebirge nannte Brichewalski 1880 ein mit ewigem Schnee bedecktes Gebirge in Centralasien, östl. Provinz Kaschgar, das nordwestl. Ende des Gebirgs Kamschan.

Humboldt-River, Fluß im nordamerik. Staate Nevada, entspringt im nordöstl. Theile des Staats und ergießt sich nach einem Laufe von 180 km in den 350 qkm großen Humboldtsee.

Humboldtsee, Bucht am Großen Ocean, in Californien, zieht sich bei einer Breite von 3—4 km 25 km weit längs der Küste hin, gegen das offene Meer geschützt durch zwei schmale Landstreifen, die nur einen 400 m breiten Eingang offen lassen, der 5—6 m tief stehenden Schiffen Einfahrt gestattet.

Humboldtberge, zwei Gebirgskzüge in Nevada im Nordamerika, die sich im nördl. Theile des sog. Großen Bassins erheben. Die einander parallelen, von Fremont so benannten Ketten ziehen etwa 220 km voneinander entfernt, zwischen 40 und 41° nördl. Br. und 98 und 101° westl. L. von Ferro von N. nach S. Die östl. Kette trägt im nördl. Theile einen 3677 m hohen Gipfel.

Humbung, ein aus dem engl. Slang oder Rotwelsch in die Umgangssprache und auch in die Schriftsprache übergegangenes Wort, das einen Schwindel, eine Aufschneiderie oder Täuschung bezeichnet. Der Ursprung des Wortes ist zweifelhaft. Nach einigen soll es dadurch entstanden sein, daß in den Kriegzeiten zahlreiche falsche Nachrichten über Hamburg nach England gelangten, sodaß man allmählich mit dem Worte Hamburg, verknüpft im H., die Idee des Trugs und der Täuschung verband. Aber Wahrscheinlichkeit nach stammt es jedoch von dem Zeitwort zu humpen, jemand foppen, ihm etwas aufbinden. Im Druck soll das Wort zum ersten mal um das J. 1736 in Millars »Universal Jester« vorkommen; im allgemeinen Gebrauch ist es erst seit dem Anfang des 19. Jahrh. Ein Humbugler (Humburger) ist ein Mann, der auf Kosten seiner Nebenmenschen lebt und ihre Leichtgläubigkeit mißbraucht. Sein gemalteter Reparatant war in neuerer Zeit der Amerikaner Barnum (s. d.).

Hume (spr. Zulim) oder auch Hume (Daniel Dunglas), spiritistischer Abenteurer, geb. 1833 auf den Orkney-Inseln, nannte sich einem alten Schott. Geschlecht. Im Alter von vier Jahren wurde H. nach Amerika gebracht, wo er seine Kindheit und erste Jugendzeit verlebte. Seine Aehnlichkeit eines zweiten Gesichtes offenbarte sich zuerst 1850, worüber später Rogers in der »Philosophy of mysterious agents« (Poit. 1853) berichtet. Im J. 1856 ging H. nach Europa und erneuerte dort seine vorgeblichen Wunder, welche bereits Amerika im Ersauern geriet hatten. So z. B. in Florenz, wo sich Möbeln in seiner Gegenwart bewegt und musikalische Instrumente unter unhörbaren Fingern harmonische Melodien gespielt haben sollen. Im folgenden Jahre besuchte er Rom, wo er dem Papste vorgestellt wurde und zum Kardinalsystem übertrat. Von Rom begab er sich nach Paris, fing dort an, Medium zu studieren, unterlag jedoch demnächst einem Anfall von Kataklysmen, dem eine heftige Krise folgte. Niederbetrüffelt, fuhr er in seinen angeblichen Verbindungen zu den unhörbaren Mächten fort und gab vor der höchsten Gesellschaft in Paris Sitzungen. Nachdem er 1864 noch einmal Rom besucht hatte, aber von hier durch die pap. l. Behörden ausgewiesen worden war, ging er nach London, wo er eine Witwe, Namens Ebon, vermählte, ihm. auf den angeblichen Befehl des Geistes ihres verstorbenen Ehemannes, GUTHRIE, St. auszuheilen, die er aber nach einem 22. Mai 1868 gegen ihn angestregten Prozesse wieder heranziehen mußte. Im

seiner Autobiographie (Lond. 1863) sucht er das „Rationelle“ des Spiritismus darzulegen.

Hume (spr. Juhm, David), der größte Philosoph und einer der klassischen Historiker Englands, geb. zu Edinburgh 26. April 1711, war der jüngere Sohn eines schott. Landbesitzers aus dem Geschlecht der Grafen von Hume. Seine durch anhaltende Studien geschwächte Gesundheit und die beschränkten Vermögensverhältnisse seiner Familie veranlaßten ihn, in Bristol die Kaufmannschaft zu erlernen. Sehr bald aber dieser neuen Beschäftigung überdrüssig, ging er nach Frankreich, um unabhängig der wissenschaftlichen Ausbildung seines Geistes zu leben. In Frankreich schrieb er seine geniale psychol. kritische Abhandlung „*Treatise upon human nature*“ (3 Bde., Lond. 1738—40; deutsch von Jakob, 3 Bde., Halle 1790—91), machte jedoch damit vollständig Fiasko. Erst die „*Essays moral, political and literary*“ (Edinb. 1742; neue Aufl., Lond. 1748; deutsch von Tennemann, Jena 1793) begründeten seinen schriftstellerischen Ruhm. Er wurde 1746 Führer des jungen geisteskranken Marquis von Annandale und sodann Sekretär des Generals Sinclair auf dessen Expedition an die franz. Küste und der Gefandtschaftsreise nach Wien und Turin, nachdem seine Bewerbung um das Lehramt der Moralphilosophie zu Edinburgh am Widerstande der Geistlichkeit gescheitert war. In Turin arbeitete er den ersten Teil der obengenannten Abhandlung um und ließ ihn unter dem Titel „*Enquiry concerning the human understanding*“ (Lond. 1748; deutsch von Tennemann, Jena 1793, und von Kirchmann, 3. Ausg., Berl. 1880) und als zweiten Band der „*Essays*“ erscheinen. Im J. 1751 nach Schottland zurückgekehrt, gab er seine „*Enquiry concerning the principles of morals*“ (Edinb. 1751) heraus, ein Jahr darauf die glänzend aufgenommenen „*Political discourses*“ (2 Bde., Lond. 1752), ferner eine Sammlung seiner „*Essays and treatises on several subjects*“ (4 Bde., Lond. 1755; neue Aufl., 2 Bde., 1810) und die „*Natural history of religion*“ (Lond. 1755). Der Umstand, daß er 1752 Aufseher der Adolatsbibliothek in Edinburgh geworden war, veranlaßte ihn zu geistlichen Forschungen. Er schrieb zunächst 1754—56 die Geschichte Englands seit der Thronbesteigung des Hauses Stuart, 1759 die des Hauses Tudor und 1761 die Darstellung der frühern Perioden. Das Gesamtwerk erschien dann als „*History of England from the invasion of Julius Caesar to the revolution of 1688*“ (6 Bde., Lond. 1763 und öfter; in einer Prachtausgabe von Walker, 17 Bde., Lond. 1794; mit Smolletts Fortsetzung 13 Bde., Lond. 1796; neueste Aufl., 8 Bde., Lond. 1906; deutsch von Dusch, 6 Bde., Bresl. 1762—71). Hume ist noch jetzt die beste Geschichte Englands, und nimmt durch Schönheit der Sprache und philos. Geist eine hohe Stelle unter den 1. Hn. Werken aller Zeiten ein. H. begleitete 1763 den Grafen von Hertford als Gefandtschaftssekretär nach Paris, wo er begeistert aufgenommen ward. Nach seiner Rückkehr wurde er 1767 Unterstaatssekretär, legte aber zwei Jahre darauf dieses Amt nieder und starb zu Edinburgh 25. Aug. 1776. Nach seinem Tode erschienen seine Autobiographie (engl. von Adam Smith herausgegeben, Lond. 1777; lat. 1767), „*Dialogues concerning natural religion*“ (Lond. 1779; deutsch, Lpz. 1781) und „*Essays on suicide and immortality of soul*“

(Lond. 1783). Seine gesammelten Werke erschienen in Edinburgh (1827) und London (1856). Neuere Ausgaben seiner philos. Schriften existieren von Green (4 Bde., Lond. 1876) und seiner „*Essays*“ von Green und Grose (2 Bde., Lond. 1875). Eine deutsche Übersetzung von H.s. nationalök. Abhandlungen erschien von Niedermüller (Lpz. 1877).

H. ist der abschließende Geist des Zeitalters der Aufklärung in England und zeigt dessen größte spekulative Vertiefung. In der theoretischen Philosophie ist seine Lehre der vollendetste Ausdruck der von Bacon und noch mehr von Locke angelegten empiristischen und erkenntnistheoretischen Richtung: er verjagt auf Grund der Untersuchungen von Locke und Berkeley auf jede Übereinstimmung der menschlichen Vorstellungen mit einer vorausgesetzten absoluten Wirklichkeit und sucht den Nachweis zu führen, daß alle sog. Ideen nur abgeschwächte Kopien der ursprünglichen „*Impressionen*“, der Wahrnehmungen des äußern und des innern Sinnes, sind. Die Beziehungen der Substantialität und der Causalität, nach denen wir unsere Vorstellungen zu ordnen pflegen, sind ihm deshalb nur Abbilder einer konstanten Verfahrungsweise der dieselben Vorstellungen teils stets gleichzeitig, teils stets in derselben Zeitfolge bildenden Geistes, und er spricht ihnen die objektive Gültigkeit ab. Alle Wissenschaften haben deshalb nur so weit Gewissheit, als sie entweder das immanente Verhältnis gewisser Vorstellungen demonstrativ entwickeln, wozu nur die Mathematik im Stande sei, oder als sie die tatsächlichen Beziehungen gewisser Impressionen konstatieren. Die Überzeugung von einer die Erfahrung hervorrufenden und außerhalb unserer Vorstellungen bestehenden Wirklichkeit ist nie beweisbar, sondern nur die Sache eines mehr oder minder wahrscheinlichen Glaubens. Deshalb und weil seine Lehre die Geltung jeder die Erfahrung überschreitenden Metaphysik bestreitet, hat man ihn meistens als Skeptiker charakterisiert; noch mehr aber geschah dies aus dem Grunde, weil er auf religionsphilos. Gebiete lebendig den psychol. Gesichtspunkt geltend machte, alle Religionen aus dem psychol. Bedürfnis und dem Vorstellungsmechanismus der Menschen ableitete und die so behandelten Lehren aller Religionen einer schonungslosen Kritik ihrer moralischen Folgen unterzog. Die moralische Beurteilung selbst endlich gründet er in gleichfalls rein psychol. Weise auf die Wirksamkeit des moral. Gefühls, das er mit andern Lust- und Unlustgefühlen in Parallele setzt, und entwickelt aus demselben die Reihe der Tugenden, welche er in natürliche, das Wohl des Individuums befördernde, und gesellige, der ganzen menschlichen Gesellschaft zugute kommende, einteilt. Lange Zeit durch die orthodoxen Vorurteile seiner Landsleute zurückgesetzt, ist H. erst im 19. Jahrh. auch in England zur vollen Würdigung seiner eminenten Bedeutung durchgedrungen, wozu die rückhaltlose Anerkennung, welche ihm durch Kant und die deutsche Philosophie zuteil wurde, nicht wenig beitrug.

Vgl. J. H. Jacobi, „*David H. über den Glauben, oder Idealismus und Realismus*“ (Bresl. 1787); Burton, „*Life and correspondence of H.*“ (2 Bde., Lond. 1846); Jobl, „*Leben und Philosophie David H.s.*“ (Halle 1872); Heiberer, „*Empirismus und Skeptizismus in David H.s. Philosophie*“ (Berl. 1874); G. von Gygis, „*Die Ethik David H.s. in ihrer geschichtlichen Stellung*“ (Bresl. 1878).

Hume (Hamilton), austral. Forschungsreisender, geb. 18. Juni 1797 in Baramatta in Neuschottland, entdeckte schon Aug. 1814 den Distrikt von Berrima. Er führte 1824 eine Expedition über die Blauen Berge und vollendete in Gemeinschaft mit Howell die erste Überlandreise von Neuschottland nach Victoria, bei welcher Gelegenheit er den nach ihm benannten Humesfluß, den Hauptnebenfluß des Murray, auffand und überschritt. Im J. 1826 begleitete er Sturt auf seiner ersten Entdeckungsreise und leistete diesem große Dienste. Als später widersprechende Ansichten über seine und Howells Verdienste bei der Expedition von 1824 auftauchten, stellte H. den Sachverhalt klar in „A brief statement of facts in connexion with an Overland expedition from Lake George to Port Phillip, in the year 1824“ (Melb. 1855; 3. Aufl. 1874). Im J. 1834, als die Beerdigung des Humesflusses größere Dimensionen zu nehmen anfang, wurde H. zu Ehren eine Marmorsäule am Nordufer des Flusses bei der Stadt Albury errichtet. Auch eine Stadt und ein Wahlbezirk, sowie eine Straße über den Humesfluß, in dessen Nähe er seinen Wohnsitz genommen hatte, wurden nach ihm benannt.

Hume (Joseph), engl. Reformator, geb. im Jan. 1777 zu Montrose in Schottland, kam zu einem Wundarzt in die Lehre, besuchte später die mediz. Vorlesungen an der Universität zu Edinburgh und begab sich 1799 als Chirurgus im Dienste der Ostindischen Kompanie nach Bengalen. Hier studierte er die ind. Sprachen und wurde nach dem Ausbruch des Maharattentriebs 1803 Dolmetscher bei der Division des Generals Powell in Bundelkand. Im J. 1808 kehrte er in sein Vaterland zurück; 1812 trat er als Mitglied für den Fleden Weymouth ins Unterhaus, 1813 wurde er Direktor der Ostindischen Kompanie. Im J. 1818 erschien er als Vertreter seiner Vaterstadt Montrose wieder im Parlament, wo seine strenge Kritik aller Staatsausgaben den am Ruher stehenden Tories Schwierigkeiten bereitete. Im J. 1830 von der Grafschaft Middlesex gewählt, wurde H. im reformierten Unterhause ein Haupt der Radikalen und erdrückte durch sein Gewicht 1835 den Orangebund, der mit dem Plane umging, die in liberalen Grundbesitz ausserzogene Prinzessin Victoria von der Thronfolge auszuschließen und diese dem Herzog von Cumberland zuzuwenden. Später wurde er von der irischen Stadt Kilkenny und seit 1842 von dem Distrikt Montrose ins Parlament gewählt. Seinen Anstrengungen verdankt man es, daß die öffentlichen Rechnungen des engl. Staatshaushalts jetzt in verständlicher Form vorgelegt werden und das verderbliche Tilgungsfondssystem aufgegeben wurde. H. starb 20. Febr. 1855 zu Burnley Hall in Norfolk; 1859 wurde ihm in seiner Vaterstadt Montrose eine Büste errichtet.

Humocantia (lat.), anseuchende Mittel.
Humorale (lat., v. h. Schultertuch), s. **Humectus**.

Humour (fr.), Gemütsstimmung, Laune.

Humid (lat.), feucht; **Humidität**, Feuchtigkeit.

Humiliation, Humussbildung.

Humiliter (lat., v. h. «Gedemütigter») heißen die Mitglieder einer Vereinnigung, welche dadurch entstand, daß lombardische Adelige, welche als Gefangene nach Deutschland gebracht waren, nach ihrer Rückkehr sich teils zu Buhkungen, teils zu gemeinsamer Handarbeit verbanden. Als ihr Stifter wird der mailändische Obelmann Joh. von Mada-

genannt. Ihre Entstehung setzen einige unter Kaiser Heinrich II. (1017), andere unter Lothar II. (1134), noch andere unter Friedrich I. (1160). Ursprünglich bildeten die H. eine reine Laienverbindung, deren Mitglieder heiraten durften, aber keinen Eid schwören. Im 12. Jahrh. sonderte sich ein engerer Kreis von solchen aus, welche ehelos und klösterlich lebten. Dazu trat dann noch später eine Kongregation, welcher nur Priester angehörten. Eine Bulle Papst Lucius' III. vom J. 1184 beweist, daß ein Teil der H. sich den Waldensern anschloß, die auch selbst H. genannt wurden. Dementsprechend ordneten andere sich dem Papsttum unter; Innocenz III. gab diesen «katholischen» H. im J. 1201 eigene Statuten. Unter diesen griffen später Mißbräuche Platz; als der Kardinal Bortomeo sie reformieren wollte, machte der Priester La Farina einen Mordversuch gegen ihn. Infolge dessen hob Bius V. den Orden 1671 auf. — Schon gleich anfangs hatten die Frauen der H. sich ebenfalls zu strengen Buhkungen vereinigt; sie nannten sich Humiliterinnen, oder nach ihrer Stifterin, der Mailänderin Clara Blassoni, Blassonische Nonnen; sie haben in Italien noch jetzt einige Klöster.

Humiliter (lat.), demütigen, tranken; **humiliant**, demütigend, erniedrigend; **humiliation**, Demütigung; **humilität**, Niedrigkeit, Demut.

Humus und **Huminsäure**, s. **Humus**.

Humman, Affe, s. **Gulman**.

Hummel (*Bombus*) heißt eine zu den Bienen (*Melittiden*) gehörende Insektengattung, welche dem eigentlichen Honigbienen sehr nahe verwandt ist, von diesen sich aber durch den dichtgottig behaarten Leib und die mit Endschädeln versehenen Hinter-schienen unterscheidet. Die H. leben, wie die Bienen, gesellig in einem Bae, in welchem sie oft verschieden gefärbten Weibchen, Männchen und Arbeiter sich befinden. Nur die Weibchen überwintern, die übrigen sterben gegen den Winter. Von den 47 europ. Arten ist bei uns die Erbhummel (*B. terrestris*) am gemeinsten; sie ist etwa 20 mm lang, dick, schwarz, am After weiß; der Vordertheil des Thorax und eine breite Binde auf dem zweiten Hinterleibsringe ist gelb. Die Erbhummeln bauen ihr Nest, in dem sich etwa 100 — 200 Individuen befinden, unter die Erde. Sie haben genießbaren Honig, der aber stets nur in geringer Menge vorhanden, da nur kleine Gesellschaften einen Bau bewohnen, auch, wenn er von giftigen Pflanzen, z. B. Sturmhut, gesammelt wurde, schädliche Folgen hat. Die Weibchen können zwar empfindlich stechen, thun dies aber nicht leicht, auch dann nicht, wenn ihr Nest zerstört wird. Die kleinere Moos-hummel (*B. muscorum*) wohnt gleichfalls in einer etwa 15 cm breiten Erdhöhle, aber welcher sie einen Haufen von Moos, trockenem Gras und Pflanzensalzen aufstärkt. Die Steinhummel (*B. lapidarius*) ist schwarz, das Weibchen nur am After rot; bei den Männchen ist außerdem Gesicht und Thorax vorn und hinten gelb. Die Feldmäuse und die Füchse stellen des Honigs wegen den Nestern begierig nach. In der Landwirtschaft sind die H. indirekt besonders nützlich, indem sie, wie Darwin nachgewiesen hat, die Befruchtung vieler Blumen, z. B. des Klee, dadurch vermitteln, daß sie den Blumenstaub übertragen, der an ihrem göttigen Leibe hängen bleibt. Neuseeland hatte keine Hummelart, die den von England eingeführten Klee hätte befruchten können;

um nun der Ralamität, jedes Jahr neuen Klee- samen von auswärts herbeischaffen zu müssen, ent- hoben zu sein, importierte man H. und erzielte den gewünschten Erfolg.

Hummel (Joh. Erdmann), Maler, geb. 11. Sept. 1769 in Kassel, besuchte die Kunstschule daselbst. Anfangs, besonders zur Zeit seiner 1792 unter- nommenen italienischen Reise, zog ihn vornehmlich das landschaftliche Fach an, später versuchte er sich ebenfalls mit Bild als Genre- und Historienmaler, als Porträtist und Architekturmaler. Außerdem be- trieb H. auch die Kupferstecherei, auf welchem Ge- biet seine 13 Kompositionen aus dem Leben und Wirken Martin Luthers (1806) hervorragend wa- ren. Seit 1800 lebte er in Berlin, seit 1809 als Professor an der Akademie. Im J. 1824 erschien sein „Lehrbuch der freien Perspektiv für Maler und Archi- tekten“ (Berl.). Er starb in Berlin 26. Aug. 1862.

Hummel (Joh. Nepomuk), ausgezeichnete Klaviervirtueller und Komponist, geb. zu Preßburg 14. Nov. 1778, erhielt den ersten musikalischen Unter- richt durch seinen Vater, Joseph H., und war später Schüler Mozarts. Schon 1788 machte er mit seinem Vater Kunstreisen durch Deutschland, England und Holland. Er lebte 1795 nach Wien zurück und machte nun unter Albrechtsberger und Salieri Studien in der Komposition. Im J. 1803 wurde er Kapellmeister in des Fürsten Oesterhazy Diensten. Nachdem er die Stelle 1811 aufgegeben, widmete er sich dem Unterrichte und der Komposition. In Stuttgart, wohin er 1816 als Kapellmeister berufen wurde, trat er als Klavierpieler mit einer das allgemeine Staunen erregenden Meisterkraft und namentlich mit vollendeter Improvisations- gabe auf. Im J. 1820 ging er als Kapellmeister nach Weimar, wo er, mehrere große Reisen, na- mentlich nach Rußland und England, abgerechnet, bis zu seinem Tode, 17. Okt. 1837, blieb. Eine Porträtstatue H.s (von Bönniger) wurde in Preß- burg errichtet.

Im H. erreichte die Klavierskunst der wiener Schule von Haydn und Mozart ihren Höhepunkt und Abschluß. Seine Erfahrungen und Grund- sätze hat H. in einer großen „Pianoforteschole“ und in Studienbüchern dargelegt, die freilich zu einer Zeit erschienen, wo bereits eine neue, die sog. ro- mantische Richtung sich Bahn zu brechen begonnen hatte, und die nun nicht mehr die Bedeutung er- langen konnten, die sie früher hätten ansprechen können. H.s Kompositionen bestehen in Konzerten, Trios, Sonaten, vielen kleinern Klavierstücken und mehrern kirchlichen und dramatischen Werken. Letz- tere, darunter die Oper „Rathilde von Guise“, waren ohne Erfolg, wogegen seine zwei großen Messen, die Sonate in Fis-moll, die beiden Kon- zerte in H-moll und A-moll, das Septett in D-moll, einige Trios und andere Sachen bleiben- den Wert haben.

Hummel (Karl), Landschaftsmaler, geb. zu Wei- mar 1821, Sohn von Johann Nepomuk H., trat 1835 daselbst in Prellers Schule, wo er sieben Jahre verweilte. Auf zahlreichen Reisen nach Italien und in die Schweiz erlangte er seine künstlerische Aus- bildung. Die meisten Arbeiten H.s befinden sich im Besiz des Großherzogs von Weimar, darunter die hervorragendste: die Zaubergärten der Armide (1861). Seine Landschaften sind meist ital. Gegen- den entnommen und im idealen Stil gemalt. Seit 1869 ist H. Professor an der Kunstschule in Weimar.

Hummeifliegen werden verächtlich H. benannt, einmal gewisse *hummelähnliche* In- gen (s. d.) und zweitens die *Schmetterlinge* s.)

Hummeifschwärmer werden auch die einheimische Abendfalter aus der Gattung *At- troglossa* (Langgänger) genannt, deren Flü- gein, sehr loder haftenden Schwingen we- gen dem Ausstrichen verlieren und glän- zen. Da die Schmetterlinge einen heftigen, in Leib besitzen, gleichen sie gewis- sen Hummeln. Sie sind nicht mit den *Beipenschwärmer* s.) verwechseln. Ihre Hinter mit einem heft- sehen gefärbten Rumpfen leben auf niedri- gen offen und frei. Bei uns einheimisch ist im Frühsommer fliegende Arten, der *schwärmer* (*Macroglossa bombyliiformis*), der *Scabiosenschwärmer* (*M. faciformis*), die in wenigen Gegenden zusammen vermischt, hingen meist vertreten.

Hummeifschwatz, Dorf im Herzogtum Oldenburg, Westkreis, 10 km im N. von Oldenburg, mit (1880) 495 E., liegt in reicher Gegend, mit großem Waldpark. Im Ort steht das alte, sowie das neue im Stil erbaute neue prächtige Jagdschloß.

Hummer (*Hummer*) heißt eine Gattung Insekten, welche dem Fliegen sehr nahe steht. Am bekanntesten ist der gewöhnliche Hummer (*H. vulgaris*), welcher eine Größe zu 45 cm erreichen kann. Seine Schenkel sind groß und ungleich, und die größten ist mit zwei Höckerhöfen besetzt; der Hinterflügel hat je- doch zwei bis vier Zähne. Er ist an Gestalt und Fliehkraft sehr ähnlich, aber im Leben viel gelb gefärbt, wird auch ebenso durch seinen Lauf eine wohlklingende, jedoch für viele Le- wesen schwer verdauliche Speise.

Der Hummerfang geschieht meist mit Hummerfärben und wird besonders in Norbsee und Helgoland, an der südl. Küste Sa- gens, im Kanal und in der Bretagne schon be- trieben. In den letztgenannten Gegenden: man Hummerparten, in welchen, je nach Größe, bis zu 100000 H. im Sommer zu- weilen und bis zur Verflüchtigung im Herbst mit- ter mit dem Fliegen wertvoller Fische, beim Fischen, erndet werden. Die Verflüchtigung geschieht in eigens dazu eingerichteten Ge- bäu- den mit doppeltem Boden, worin die Tiere sehr lange lebend erhalten werden können. Da- sendungen landeinwärts werden die H. in den- städten, z. B. in Hamburg, zuvor gefodert oder rinert. Im Winter können sie auch lebend- sendet werden. Man hat berechnet, daß in Europa allein jährlich an 5 Mill. H. ver- werden. Wie groß die Fruchtbarkeit der H. gen ist, ergibt sich aus Darters Beobach- tung, welcher an einem einzigen Weibchen 1244 Hinterleibe angehängte Eier zählte. Der an- lanische Hummer (*H. americanus*) ist den- meinen sehr ähnlich; der *säbafrikani- sche* H. (*H. capensis*) wird nur 15 cm lang.

Hummeling oder Humling, ein sehr Höhenzug in Hannover, Landbesitz von Osnabrück Kreis Meppen, welcher die Wasserflüsse der Hase und der Leda bildet, und dessen See als Hügel das rechte Ufer der Hase von Ver- bis zur Mündung begleitet, im Drabberg bei- ger bis zu 94 m Höhe ansteigend.

Humor (lat.) heißt ursprünglich Feuchtigkeit, von deren richtigem Verhältnis im menschlichen Körper die alten Ärzte das geistige und körperliche Wohlbefinden wesentlich bedingt hielten. So bekam das Wort die Bedeutung von guter Stimmung, heiterer Laune und wurde endlich am Ende des 18. Jahrh. der allgemein übliche Ausdruck für die höchste Form des Komischen. Das klassische Altertum kannte den H. als abgesonderte Kunstart wenig oder gar nicht. Erst die Zeit des beginnenden Verfalls erzeugte den H. des Aristophanes. Das Mittelalter, obgleich voll des lustigsten Schwanks, erhebt sich zum reinen H. nicht. Erst der Anfang der neuern Geschichte erzeugte Mabelais und Fichtel, im Drama Shakespeare, im Roman Cervantes. Das 18. Jahrh. brachte namentlich in England den humoristischen Roman hervor und diese Form ist, wie namentlich Dickens beweist, von den Engländern bis in die neueste Zeit mit großer Vorliebe gepflegt worden. Aus der Anregung der engl. Humoristen sind auch vornehmlich die deutschen humoristischen Romane hervorgegangen, die am Ende des 18. Jahrh. massenhaft aufkamen, von denen aber nur die von Hupel und von Jean Paul bleibenden Wert haben; der H. der Romantiker, namentlich Lieds und Elements Brentanos, ist nicht selten gesucht; in neuester Zeit hat sich Fris Reuter als Humorist ersten Ranges bewährt.

Humoralpathologie, s. u. Cellularpathologie.

Humor aqueus und Humor vitreus, s. u. Auge, Bd. II, S. 197^b.

Humorist, eine humoristisch gefärbte Darstellung (Schilderung, Erzählung).

Humorist, s. unter Humor.

Humus (lat.), humusreich.

Humphron, Gewicht für Maismehl in Nordamerika. — 362,5 kg.

Humphreys (Henry Roel), engl. Schriftsteller und Illustrator, geb. 1810 in Birmingham, empfing seine Erziehung teils in der King Edwards School seiner Vaterstadt, teils auf dem Festlande. Nachdem er sich längere Zeit in Rom aufgehalten, veröffentlichte er 1840 seine Beschreibung der Kupfersteine in St. B. Coates „Views in Rome and its surrounding scenery“ und gemeinsam mit J. D. Westwood „British butterflies and their transformations“ (1841) und „British moths and their transformations“ (2 Bde., 1843–45). Hierauf folgten seine „Illuminated illustrations of Froissart's chronicles“ (1843), „The illuminated books of the middle ages“ (1844–49), „The art of illumination“ (1849), „The coin collector's manual“ (2 Bde., 1863), „The coinage of the British empire“ (1864; 2. Aufl. 1868), „A history of the art of printing“ (1867), „Rembrandt's etchings“ (1871). H. ist auch der Verfasser mehrerer anonym veröffentlichter Romane, sowie der dramatischen Revue „Goethe in Strassburg“ (1860).

Humpolez, Stadt im süddöhl. Böhmen, Bezirkshauptmannschaft Deutsch-Prab, 22 km südwestlich von Deutsch-Prab, Sitz eines Bezirksgerichts, mit (1880) 5412 Q. czech. Junge, die neben den fälschlichen Gewerben Feldwirtschaft betreiben, auch vier Zuckfabriken unterhalten. Der Ort wird schon im 13. Jahrh. genannt und scheint eine deutsche Ansiedelung unter dem Schutze des Deutschen Ritterordens gewesen zu sein. Auf einer Anhöhe in der Nähe liegt die Burg Worlik.

Humus, Stadt in Syrien, s. unter Emesa.

Humulus Lupulus L., s. Hopfen.

Humus (lat.) heißt im weiteren Sinne die oberste pflanzentragende Schicht der Erde, ein Gemenge verwitterter oder durch Anschwemmung zusammengehafter unorganischer Massen mit den Produkten der Verwesung und Vermoderung vegetabilischer und animalischer Reste, oder auch, enger begrenzt, das kohlenstoffreiche braune oder schwarze, mit den mineralischen Bestandteilen teils chemisch, teils mechanisch verbundene Gemenge der letztern. Der H. oder Moder erscheint als eine leicht zerreibliche, lockere, braune bis schwarze Masse, welche nach der Dauer des Vermoderungs- oder Verwesungsprozesses verschiedenartige physik. Eigenschaften und Zusammensetzung zeigt. Er bildet die Hauptmasse der Torf- und Moorablagerungen, die durch einen Prozess, in welchem der Zutritt der Luft gehemmt oder gänzlich abgeschnitten war, aus unter Wasser gelegten Vegetabilien entstanden sind. Man hat aus dem H. verschiedene Körper isolieren zu können geglaubt und hat diese Umin, Humin, Uminsäure, Huminsäure, Quellsäure, Quellsäure u. s. w. benannt. Alle diese sind jedoch keine chemisch definierbaren Verbindungen, sondern Übergangsprodukte von der Pflanzensubstanz bis zu ihrer endlichen Auflösung in Kohlenäure. In früherer Zeit betrachtete man den H. als den wertvollsten Bestandteil des Bodens und schrieb ihm allein Bedeutung für die Ernährung der Pflanzen zu. Diese Bedeutung besitzt er jedoch nicht. Die Pflanzen nehmen keine Spur der humosen Bestandteile des Bodens auf, können also durch H. nicht ernährt werden, wie zuerst von Liebig gelehrt und durch Untersuchungen von Knop, Sachs, Stohmann u. a. experimentell erwiesen ist. Wenn daher dem H. auch diese Rolle nicht zufällt, so ist doch seine Anwesenheit im Boden für das Pflanzenwachstum von großer Wichtigkeit, indem er die mechan. Beschaffenheit des Bodens verbessert. Der H. lockert die Bodenbestandteile, er erhöht seine wasserhaltende Kraft, vermehrt sein Absorptionsvermögen für Wasserdampf und Gase, steigert sein Aufsaugungsvermögen der Wärmestrahlen und ist dem Boden durch seine beständig fortwährende Verwesung eine stete Quelle der Wärme. Wenn so die alte Humustheorie, über welche von Gelehrten und Ungelehrten viel gekritten worden ist, als richtig nicht mehr gelten kann, so wahren diese günstigen Eigenschaften dem H. doch immer den Charakter eines höchst wertvollen Bestandteils des Bodens.

Humusboden (humoser Boden) heißt ein Boden mit reichem Humusgehalt.

Humusdecke ist der Abfall von Pflanzen, der den Boden bedeckt, z. B. in Wäldern, und demselben die entogene Nahrung größtenteils wieder ersetzt. Daher die Schädlichkeit der Entnahme der Waldstreu aus den Forsten.

Humustheorie, s. unter Humus.

Hu-Nan, d. h. Süden des Sees, nach dem chines. Regierungsalmanach die 12. Provinz des Reichs, welche in älterer Zeit mit der nördlich von ihr gelegenen Provinz Hu-Be, d. h. Norden des Sees, in administrativer Beziehung unter dem Namen Hu-Kuang, d. h. Provinz des großen Sees, ein zusammenhängendes Ganzes bildete, wird nördlich von Hu-Be, südlich von der die Grenze zwischen H. und den Provinzen Kwang-Si und Kwang-tung bildenden, Nam-schan genannten Ge-

Virgilette, östlich von der Provinz Kiang-Si und westlich von den Provinzen Kwei-Tschou und Sz'-Tschuan begrenzt. S. ist eine der fruchtbarsten und am besten bewässerten Provinzen von ganz China und bildet mit der nördlich von ihr gelegenen Provinz Hu-Be ein immenses Bassin, dessen tiefste Depression der See Thung-ting-hu bildet, in welchem sich die von dem Kiang-Schan-Gebirge herabkommenden Flüsse ergießen. Dieser See, den chines. Gelehrte als die Stelle ansehen, in welche der große Yu die Wasser der Sintflut abfließen ließ, liegt in dem Depart. Ho-Tschou-fu der Provinz S. Außerdem befinden sich allein in dem Depart. Ho-Tschou noch 30 kleinere Seen. Die Provinz S. ist 215555 qkm groß, enthält 9 Departements, 3 Arrondissements und 60 Kantone, außerdem 4 Arrondissements und 3 Distrikte, welche unmittelbar unter der Centralregierung des Reichs stehen, und hatte in der letzten Volkszählung 18652507 E. Hauptstadt der Provinz und eines gleichnamigen Departements ist Tschang-Scha-Fu, gelegen unter 28° 12' nördl. Br. und 112° 30' 57" östl. L. (von Orzenich).

Hund, Tier, s. Hunde.

Hund, Hunt, ein zur Fortschaffung, zum Transporte der in Gruben oder Tagebauen gewonnenen Erz-, Gesteins- oder Kohlenmassen sowohl in der Grube oder über Tage benutztes Fördergefäß, bestehend in einem länglich viereckigen, oben offenen Kasten, welcher auf einem Gestell mit vier Rädern ruht. Man unterscheidet zwar Hund- und Wagenförderung, doch gehen die Bezeichnungen mehrfach ineinander über. Die eigentlichen H. sind dem Inhalt nach stets kleiner als die Wagen und kennzeichnen sich noch dadurch, daß sie zwei größere Hinterräder und zwei kleinere Vorderräder, während die Wagen vier gleich große Räder besitzen. Man unterscheidet Deutscher H. mit Spur- oder Leitnagel, Ungarischer H. ohne Spurnagel, Eisenbahnhund, Englischer H., Föhrhund, Schlepp- oder Strebhund, Rufenhund, dessen Kasten auf Schlittenkufen, Walzenhund, dessen Kasten auf Walzen ruht u. s. w. Auch in anderer Bedeutung kommt das Wort H. in der Bergmannssprache vor, z. B. den H. anhängen, den Hundspengel stecken oder stecken, gleichbedeutend mit nicht arbeiten, den H. an die Kette legen, fassen, d. h. an den H. zum Zwecke des Fortziehens die Kette oder das Seil befestigen. Ferner spricht man vom H. laufen oder stoßen, d. h. mit dem H. fördern. Das zur Hundeförderung bestimmte Personal wird Hundeläufer, Hundesführer, auch Hundejungen genannt.

Hund, Name zweier Sternbilder. Der Große Hund ist ein südl. Sternbild und erstreckt sich vom 92. bis 110.° Rektascension, vom 10. bis 35.° südl. Declination; nach Heis kommen in demselben 70 dem bloßen Auge sichtbare Sterne vor, von denselben ist einer erster Größe, Sirius, zugleich der hellste Fixstern am ganzen Himmel, zwei Sterne zweiter, ein Stern dritter Größe u. s. w. Von hervorragendem Interesse ist der Sirius insofern, daß an ihm bemerkten eigentümlichen unregelmäßigen Eigenbewegung. Bessel kam dadurch auf den Gedanken, daß der Sirius einen für uns unsichtbaren Begleiter habe, also ein Doppelstern sei. Peters und Auwers berechneten aus den Unregelmäßigkeiten der Bewegung den Ort, wo ein solcher Begleiter stehen müßte, und es wurde in der That mit Hilfe eines starken Fernrohrs in Nordamerika 1862 der

Begleiter als schwaches Sternchen aufgefunden. Seitdem man weiß, wo dieser Stern steht, ist er auch in mächtigen Fernrohren oft beobachtet worden. Die Umlaufzeit beträgt 50 Jahre. Ein prachtvolles Sternhaufen befindet sich auch in diesem Sternbild, dem bloßen Auge als sternartiger Nebelklee fassbar. er steht in 100° Rektascension und 20½° südl. Declination, und eine große Zahl ziemlich kleine Sterne sind schon mit kleinern Fernrohren fassbar. Der Kleine Hund ist ein Sternbild des nördl. Himmels, erstreckt sich vom 106. bis 120.° Rektascension und vom Äquator bis 13° nördl. Declination. Heis zählt in ihm 37 dem bloßen Auge sichtbare Sterne, worunter ein Stern erster Größe (Procyon), ein Stern zweiter, die übrigen nur und schwächer sind. Beim Procyon zeigt sich ähnlich wie beim Sirius Unregelmäßigkeiten in Eigenbewegung, und auch über diese hat neuer eingehende Untersuchungen angestellt. Es ist bisher nicht mit Sicherheit gelungen, einen Begleiter des Procyon aufzufinden.

Hunde (Canidae), eine aus 54 Arten bestehende Familie von Säugetieren aus der Ordnung der reißenden oder Raubtiere, die alle so bestimmte gemeinsame Charaktere besitzen, daß die verschiedenen Gattungen, in die man sie gebracht hat, mit wenigen Ausnahmen wertlos sind. Das Gebiß der H. hat 42 Zähne, nämlich oben und unten sechs Schneidezähne, jederseits oben und unten einen großen Eckzahn, oben drei, unten vier Backenzähne, einen kleinen Reißzahn und hinter ihm oben und unten zwei Höckerzähne. Das Gebiß ist mithin ein gering differenzirtes Raubtiergebiß als das der Katzen, von denen sich auch die H. zugleich durch die zurückziehbaren Krallen und die glatte Zunge unterscheiden. Die H. sind Lebeweiden und leben an den vordern Füßen meist fünf, hinten vier Zehen, eine Afterdrüse fehlt, mit Ausnahme des Hyänenhundes (s. d.), allen. H. finden sich in Ausnahme Madagaskars, den Australischen Inseln Neuseelands, den Inseln des Stillen Ozeans, den Antillen, in der ganzen Welt, und gerade in den Tropen wie in den Polarländern, in denen und den Gebirgen gleichmäßig gut. Bewertete wilde H. sind der gemeine Fuchs (s. d.), Wilde Hunde und Hyänen, Fig. 4, der Polarfuchs (Fig. 1), der Fennek (Fig. 5), der Schakal (Fig. 2), der Wolf (Fig. 6), der amerikan. Coyote oder Prairiewolf (Fig. 3), dem Schakal im Habitus ähnlich ist. Der Dackelhund (Fig. 11) bildet, wie der Hyänenhund (Fig. 7), eine eigene Gattung der Hunde, die sich vor allen nicht deutlicherartigen Säugetieren durch den Besitz eines vierten Backenzahns zeichnet. Ein gleichfalls sehr sonderbares Tier der Malbuhnd (Lecicyon venaticum) von Brasilien, der durch Schwimmhäute verbunden ist und im Unterleibe größere Eckzähne als im Oberleibe hat; von manchen Forschern wird er, obwohl mit Unrecht, den Wabern beigezählt. H. finden sich im Tertiär namentlich Nordamerika; in den jüngern Schichten sind es weniger häufige H., aber in den ältern zeigen sie mehr Mischungen von Charakteren verschiedener Familien, so daß Zwischenformen zwischen H., Rabe, H. und Bär, Warber u. s. w. zu Stande kommen. Der Dingso (Fig. 8) ist kaum ein wilder, sondern ein erst mit den Menschen nach Amerika gekommenen und dort verwildeter H.

WILDE I



1. Polarfuchs (*Canis lagopus*).



2. Schakal (*Canis aureus*).



5. Dingo (*Canis Dingo*).



8. Coyote (*Canis latrans*).



9. Gefleckte Hyäne (*Hyaena sp.*).

1. The first part of the document is a list of names and dates.

Das Hundegeschlecht ist dem Menschen durch den Haushund (*Canis familiaris*), der unzweifelhaft das älteste Haustier ist, auf das innigste verbunden; mit dem Menschen hat sich der Haushund über die ganze Erde verbreitet und wußte sich mit der den Hundarten eigenen Anpassungsfähigkeit besser als jedes andere Haustier an die verschiedensten Verhältnisse zu gewöhnen.

Aber das Stammtier dieses nirgends im eigentlich wilden, aber hin und wieder im verwilderten Zustande vorkommenden Geschöpfes ist man bis jetzt vollständig noch nicht aufgeklärt, wenn es auch nach den Untersuchungen von Zittel's wahrscheinlich ist, daß verschiedene Rassen Gruppen von verschiedenen wilden Arten stammen. Fragt man die Vorgeschichte, so findet sich, daß der H. das erste Haustier war, welches der Mensch in Europa besaß, und daß in der Steinzeit überall, von Dänemark bis zu den Alpen, nur eine einzige, scharf charakterisierte, eher kleine als große Hunderrasse vorlag, welche, nach Rühlmeyer's Untersuchungen, zwischen dem Wachtelhunde und dem Fährhund, doch dem ersten näher stand. Diese ursprüngliche Hunderrasse war also gewiß eine wilde, vom Menschen zuerst gezähmte Art. Die Vergleichung der Schädel zeigt, daß dieser Torfhund und seine Nachkommen, wohn die Spitze, Pommer, Dachs- und Wachtelhunde, Wintischer und Mattenjäger gehören, von dem noch jetzt wilden Schafal (*Canis aureus*) abstammen. Erst in denjenigen Hahnbauten, welche auch Gegenstände von Metall (Bronze) finden lassen, zeigt sich ein größer, ebenfalls gezähmter Wolfshund, der mit dem Schweis-, Jagd-, Schäfer-, Wind- und Vorstehhunden von dem indischen Wolfe (*Canis pallipes*) herkommt. Die auf den ägypt. Denkmälern dargestellten Doggen und der Strahenhund des Orients stammen von dem großen Schafal oder Lib (*C. lupartes*), die ägypt. Windhunde von dessen schlanker Varietät (*Canis Anthus*) ab. In Amerika fanden die Entdecker schon zahme H., die, nach Schudt, von den europäischen verschieden sein und eine eigene Art bilden sollen. In Australien und Neuseeland fand man ebenfalls bei der Entdeckung zahme oder halb wilde H. (Dingo, s. Tafel: Wilde Hunde und Hyänen, Fig. 6) vor. Da, wo keine wilden H. aus dem alten Kontinent vorkommen, gibt es auch keine zahmen, und da, wo die H. verwildern, wie im Orient, werden sie einander sehr ähnlich und durch ihre spitzen Ohren, den steifgetragenen Schwanz, das struppige Haar dem Schafal ähnlich.

Die Frage hinsichtlich der Abstammung unserer Haushunde scheint also für die Rassen des alten Kontinents vorläufig dahin gelöst, daß weder Wolf noch Fuchs an ihrer Bildung teilhatten, daß sie aber wenigstens drei wilden Hundarten entstammen, dem Schafal, dem Lib (in seinen Varietäten) und dem ind. Wolfe, Iberisch oder Landgag genannt, die sich leicht von dem Menschen zähmen ließen und später durch ihre Kreuzungen die verschiedenen Rassen erzeugten, die also alle mehr oder minder Backarbe und Blendlinge wären.

Die Einteilung der Haushunde in Rassen ist nur von sehr bedingtem Werte; doch macht sie sich der Übersichtlichkeit wegen nötig. Von den über 70 Rassen und Spielarten, die man unterschieden hat, sind als besonders wichtig hervorzuheben:

A. Stängelartige Hunde. I. Wollhaarige. 1) Der in verschiedenen Größen vorkommende

Budel, der Repräsentant der Gelehrigkeit des Hundes, zur Jagd nur wenig benutzt. (S. Tafel: Hunderrassen, Fig. 4.) 2) Der große Neufundländer (Fig. 2), wahrscheinlich eine Kreuzung des Estimohundes mit dem franz. Vorforchhunde, auf Neufundland selbst nur mehr verkümmert vorkommend. Der Besitz von Schwimmhäuten zwischen den Beinen und vererbte Anlage machen ihn zu einem vorzüglichen Schwimmer. 3) Der Bernhardiner (Fig. 3). Die frühere Rasse ist ausgestorben und eine neue herangezüchtet worden, bekannt durch ihre lebensrettende Thätigkeit auf den Alpenhöfen. 4) Der Leonberger Hund und die Tibetdogge (Fig. 1). II. Feines seidnartiges Haar besitzen der Wachtelhund (Fig. 8) und der Pologneser, beide Kurzhaunde, wenn auch ersterer manchmal zur Jagd verwendet wird. III. Jagdhunde. Zur Jagd auf größere Tiere wird der Bluthund (Fig. 6) verwendet, ebenso der engl. Firsch- und deutsche Schweißhund (Fig. 7), während mit dem Fuchshunde (Fig. 9) und dem Fährhund oder Vorstehhunde (Fig. 5 und 11), welcher auch langhaarig sehr häufig ist, auf kleinere Tiere gejagt wird. IV. Dachshunde (Fig. 10) besitzen meist gekrümmte Vorderbeine, doch kommt auch eine geradbeinige, wie noch eine dritte Rasse vor. Sie zeichnen sich durch hohe geistige Anlagen, aber häufig ebenso sehr durch ihren Eigenwill aus. Ihre außerordentlich feine Nase, sowie ihr muskeltätiger Körper machen sie vorzüglich zum Aufspüren des Dachs in seinem Bau geeignet. Die bewährtesten Dachshunde sind von mittlerer Größe und schwarz mit gelben Abzeichen.

B. Hunde mit halbanfrehen, an der Spitze überhängenden Ohren. V. Doggen, äußerst kräftige, zum Teil plump gebaute Tiere, welche meistens als Hofhund gehalten werden (Fig. 15 und 16). Bulldogge, Mastiff und Boxer besitzen eine stark gefaltete Haut (Fig. 12, 13 und 14), während die deutsche und dän. Dogge feinere Formen und keine Hautfaltung zeigen. VI. Harpäden, stehen in der Form zwischen den Doggen und den Windhunden, sie werden nur noch zum Teil als Jagdhunde verwendet. VII. Die Windhunde (Fig. 17, 18 und 19) vereinigen elegante Körperform mit großer Kraft, Schnelligkeit und hoch ausgebildeten Sinnen. Sie sind daher zur Auffindung und Verfolgung des Wildes in offenem Terrain wie geschaffen; ihr oft unfolgsames Wesen mag größtenteils aus einem vererbten Freiheitstribe zu erklären sein. Flughaarig sind der pers. und russ. Windhund, glatthaarig der große iränd., schott., afrikan. und das engl. und ital. Windspiel; letztere beiden bedeutend kleiner. Als besonders hoch entwickelte Windhunde sind der ägyptische und arabische zu bezeichnen. VIII. Rast Hunde schließen sich im Bau an die Windhunde an, werden jedoch selten größer als ein Fuchs. Afrika und Mittel- und Südamerika besitzen solche Hunde.

C. Hunde mit aufrecht stehenden Ohren. IX. Haus- und Hirtenhunde, vorzüglich geeignet zur Bewachung von Haus und Hof, wie auch als Beistand des Schäfers. In der Regel ist er langhaarig (Fig. 21 und 22), doch kommen auch kurzhaarige Rassen vor. X. Der Spitzhund (Fig. 20), durch seine Wachsamkeit und seinen Humor ein treuer Freund des Menschen, ebenso sehr aber auch durch seine Bissigkeit dem Fremden gefährlich, meist einfarbig.

Der Chines. Spitz, der Bongo- und Niam-Niamhund zählen ebenfalls hierher. XI. Pintischer (Fig. 23 und 24) sind sehr lebhaft und intelligente, zu allerlei Kunststücken abrichtungsfähige Tiere, von oft sehr drockigem Wesen. Zur Jagd wird fast nur der Zigeunerhund verwendet, während der glatt-haarige Brachier, der Bullterrier (Bulldoggen-pintischer), sowie der rauhhaarige Pfaffenpintischer und Mattenfänger angenehme Gesellschafter des Menschen, im Verein aber mit großen Hunden die besten Wächter für Haus und Hof abgeben; der mehr oder weniger hervortretenden Anlage zum Morden thun sie durch Jagd auf Ratten und Mäuse Genüge. Die Eigenschaft zu stehlen mögen sie von den Zigeunern übernommen haben. XII. Wolfs hunde, in ihrer Gestalt den Wölfen äußerst ähnlich, bewahren immer einen gewissen Grad von Wildheit. In der Alten Welt sind sie vertreten durch den Kamtschatkahund, in der Neuen durch den Eskimohund (Fig. 25). Von Interesse ist noch der H. der Hasenindianer, welcher als eine Kreuzung zwischen H. und Polarfuchs erscheint. In Südamerika und im Orient finden sich verwilderte H. in großen Massen vor, welche bestimmte Rassen eigentümlichkeiten nicht mehr erkennen lassen und in der Regel als Pariahunde bezeichnet werden.

Die Hündin wird zweimal im Jahre, meist im Frühjahr und Sommer, läufig. Die Brunst dauert 9—14 Tage, die Tragezeit 9 Wochen. In der Regel werden mehrere Junge, bis zu 15 und 20, geworfen. Kleine H. werfen meist nur 1 oder 2, welche aber unverhältnismäßig groß sind und daher häufig ein Geburtshindernis abgeben. Bei der Geburt sind die Augen noch geschlossen, doch öffnen sie sich nach 10—11 Tagen. Die Jungen werden 5—8 Monate lang gesäugt; im dritten bis vierten Monat beginnt der Zahnwechsel, der an den Schneidezähnen mit $\frac{1}{2}$ —1 Jahr beendet ist. Die beste Nahrung für junge H. ist die Muttermilch; das Entwöhnen muß mit Vorsicht geschehen und dann kräftige Nahrung gereicht werden. Später werden den Knoden eine unentbehrliche Zugabe zur Nahrung. Die Dressur muß so früh als möglich begonnen und konsequent mit strenger Milde durchgeführt werden, unnötige Nothheiten werden jeden H. Das Alter großer H. kann bis zu 30 J. betragen, während kleine selten über 10—12 J. alt werden.

Wie die übrigen Haustiere, so hat sich auch der H. in seiner Nahrung der Lebensweise des Menschen angepaßt, und ein großer Teil hat fast vollständig vergessen, daß er früher Fleischfresser gewesen, indem sich sein Magen an dieselbe Vielseitigkeit gewöhnt hat, wie der des Menschen. Ebenso wie bei diesem trifft man oft auf eine Versäuerung des Geschmacks, welche die Wesen in nicht geringe Verlegenheit versetzt, während andere wieder mit Nas, Abfällen und wie die nordischen H. mit Fischen in frischem und gedauertem Zustande süßlich nehmen müssen. Einmalige oder zweimalige, aber kräftige Mahlzeit genügt in der Regel, frisches Wasser aber muß jederzeit zur Verfügung stehen. Die Sinne der H. sind in der Regel sehr hoch entwickelt; besonders fein ist Geruch und Gehör, während das Gesicht in oft bedenklichem Grade zurücktritt. Bei einzelnen Rassen, welche sich vollständig an das Schmarbertum beim Menschen gewöhnt haben, wie Köpfe, Seidenpintischer u. s. w., sind auch erstere

in viel geringerem Grade ausgebildet, während sie bei andern, wie den Hühnerhunden, durch künstliche Zuchtwahl bis zu einem oft wunderbaren Grade verfeinert sind. Bissigkeit und wüthisches Wesen zeichnet die Windhunde, oft auch die Doggen; Luß zum Baciern den Dachs; Treue, Anhänglichkeit und Klugheit die großen Doggen und Hühnerhunde, besonders aber den Fudel aus, bei dem sich auch noch ein drockiger Humor hinzukommt, wie er den Pintischern, Mattenfängern und Spitzern in so hohem Grade zu eigen ist.

Der Gebrauch des H. ist ebenso mannigfaltig, als die Völker verschieden sind, unter welchen er lebt. Unter arttischen Völkern wird er als Jagdtier benutzt, auf vielen Südsee-Inseln gemästet und gegessen. Dem Feuerländer steht er bei im Fischfange und im Aufsuchen von Muscheln, und unter andern Völkern wird er zu den verschiedensten Arten von Jagd oder auch zu ungewöhnlichen häuslichen Diensten abgerichtet. In vielen Ländern so geschätzt als Haustier, daß man durch Gesetze gegen seine Vermehrung einschreiten mußte, gilt er anderwärts für ein unreines Geschöpf, dessen Nähe man sorgfältig meiden. Kein anderes Haustier entwickelt eine gleich große Abrichtungsfähigkeit und keine aber rasch in demselben Verhältnisse wie der H. durch merkwürdige Spuren von Intelligenz; wenige sind aber auch so zahlreichen Krankheiten wie der H. unterworfen, unter denen die Hundswut (s. d.) eine der furchtbarsten ist. Der H. ist aber auch ein gemeingefährliches Geschöpf, weil er die größten Parasitenherberge ist, die im Tierreich überhaupt existiert. Ganz besonders kann er Schaden bringen, weil er in seinen Stirnhöhlen häufig das *Pentastoma taenioides* (bandwurmförmlicher Hantmünd) wohnen läßt; dieser Schmarroper bringt aber dem Menschen und auch ökonomischen Tieren durch seine ungeschlechtliche Fortpflanzung, durch das *Pentastoma denticulatum* (gezählter Hantmünd), Schaden. Der H. ist ferner Träger von vier Bandwürmern, nämlich von *Taenia echinococcus*, *Taenia serrata*, *Taenia coenurus*, *Taenia marginata*. Werden Eier von *Taenia echinococcus* des H. von Menschen oder von Haustieren durch unglücklichen Zufall aufgenommen, so entstehen aus ihnen die in Leber und Lungen, aber auch in sonstigen Organen der neuen Wirte schmarogenden Tierhüllenswürmer (*Echinococcus polymorphus*); verzehren Hasen oder Kaninchen Eier der *Taenia serrata*, so entwickeln sich aus solchen die erbsenförmigen Finnen; aus Eiern der *Taenia coenurus* gehen innerhalb der Wiedertäuer die die Drehkrankheit verursachenden Gehtirngewesen hervor; aus Eiern der *Taenia marginata* innerhalb der Wiedertäuer und Schweine, des Rot- und Rehwildes, die langhalssige Finne; diese Würmer schädigen, wie solche Blasenwürmer (s. d.) zu thun pflegen. Auch die bei Mäusen und bei Balgmilbenwäuden des H. thätigen Wäudenmilben und Balgmilben gehen auf Menschen über, um auf ihnen Krätze hervorzurufen. Ebenso scheinen pflanzliche Schmarroper (*Trichophyton tonsurans*, s. unter Hautkrankheiten der Haustiere), die Hautkrankheiten bei H. hervorzurufen, auf gesunde Menschen übergehen zu können; auch haftet ihm mancherlei Ungeziefer und Unreinlichkeit an. Bräutler lernt der H. stehlen, wird den Gespannen, dem Geflügel u. s. w. gefährlich, jagt für sich auf eigene Faust u. s. w. Kurz seine allgemeine Haltung ist mit so manchen, in die Civilisation nicht recht wech-



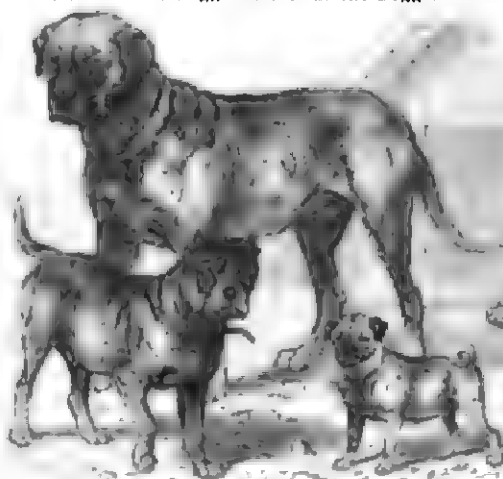
8. Englischer War-
11. Eng



15. Deutsche Dogge. 16. Dänische Dogge.



21. Affenpudel



12. Bull Dogge. 13. Mastiff. 14. Jätziger Mops



17. Englischer We-
19.



5. Altddeutscher Hühnerhund. 6. Moderner Bluthund.
7. Moderner Schweifhund.



passenden Unannehmlichkeiten verbunden, daß man sie durch Steuern, ja sogar durch Geleite zu beschranken gesucht hat. Durch die Fortschritte ist der H. seiner ursprünglichen Bestimmung vielfach entzogen und mehrtheils zum bloßen Spiegeleuge des Menschen geworden. Seine Zucht wird gewöhnlich ohne besondere Wahl, nur gelegentlich, selten gewerbsmäßig betrieben. Doch gibt es in Deutschland jetzt Zuchtvereine, sowie einige Hundezüchtereien, welche bestimmte Rassen in Reinzucht heranziehen, so z. B. in Jähna in der Provinz Sachsen, zu Leonberg in Württemberg, Wittweida in Sachsen u. s. w. Der männliche H. heißt Rüde, der weibliche Hündin oder Bege. Letztere wird zweimal im Jahre «läufig» und wirft gewöhnlich drei bis sechs Junge, welche blind zur Welt kommen und binnen einem Jahre ausgewachsen sind. Die Lebensdauer des H. ist, je nach der Rasse und Körpergröße, 7–15, auch sogar 30 Jahre. Nicht selten verfällt er in seinen letzten Lebensjahren marastischen Krankheiten.

Die Naturgeschichte des H. ist so vielfach bearbeitet worden, daß sie ein eigenes Fach der zoolog. Literatur bildet. Vgl. neben den Schriften Buffons besonders: Wallther, «Der H., seine verschiedenen Rassen, Varietäten und Geschlechter» (Weib. 1817); Reichenbach, «Der H.» (Lpz. 1835); Giebel, «Tagesfragen aus der Naturgeschichte» (Berl. 1857); Verjean, «The varieties of dogs» (Lond. 1863); Leo, «Der H.» (Karlsruhe 1875); Jählinger, «Der H. und seine Rassen» (Tab. 1876); Zeitle, «Die Stammbäume unserer Hunderrassen» (Wien 1877); Schmiedberg gibt eine Zeitschrift «Der H. Organ u. s. w.» (Lpz. 1875 fg.) heraus. Die deutschen Rassen wurden am besten von Riedinger, die französischen von Buffon, die englischen von Landseer abgehandelt.

Hundeblume, s. unter Taraxacum.

Hundert Warden, s. Centigarden.

Hundertjähriger Kalender, ein oft aufgelegtes Volksbuch, worin auf Grund astrolog. und anderer abergläubischer Vorstellungen im allgemeinen das Wetter u. s. w. auf ein ganzes Jahrhundert vorhergesagt wird.

Hundertschaftsgericht, s. unter Hundred; vgl. Englische Verfassung, Bd. VI, S. 169.

Hundert Tage, die letzte verrückte Epoche des Kaisers Napoleon I. vom 20. März bis 23. Juni 1816. (S. Cent-Jours und Frankreich, Bd. VII, S. 121^b.)

Hundeseuche, s. Staupen der Hunde.

Hundeshausen (Joh. Christian), namhafter forschungschaftlicher Schriftsteller, geb. 10. Aug. 1783 zu Hanau, besuchte die Universität Heidelberg, wurde 1818 Lehrer an der Staatswirtschaftlichen Fakultät zu Tübingen, 1821 Forstmeister in Fulda und Direktor der dortigen Forstlehranstalt, 1824 Professor in Gießen, wo er 1825 ein Forstlehrinstitut gründete. Hier starb er 10. Febr. 1838. Von seinen vielen forst- und naturwissenschaftlichen Schriften sind vorzüglich zu nennen: «Catalogue des forstwissenschaftlichen» (1. Abteil. «Forstliche Produktionslehre», Tab. 1821; 4. Aufl., besorgt von Klaproth, 1842; 2. Abteil. «Forstliche Gewerbelehre», Tab. 1822; 4. Aufl., besorgt von Klaproth, 1843; 3. Abteil. «Lehrbuch der Forstpolizei», Tab. 1831; 4. Aufl., besorgt von Klaproth, 1859), «Die Forstabtheilung auf neuen wissenschaftlichen Grundlagen» (Tab. 1826; 2. Aufl., von Klaproth, 1843), «Lehrbuch der land- und forstwirt-

schaftlichen Naturkunde» (8 Abteilungen, Tab. 1827–30; 4. Abteil., herausg. von Klaproth, 1840). H. war Begründer einer neuen Formel- oder Komma-vorratshethode (s. Forsteinrichtung) zur Berechnung des Waldertrags, des sog. Nutzungsprozents, und schuf ein neues System der Forstwissenschaft, in welchem er die «Forststatistik» als besondere Wissenschaft, als «Lehre von der Kunst der forstlichen Kräfte und Erfolge» behandelt. Von einer durch H. begründeten Zeitschrift (1824): «Beiträge zur gesamten Forstwissenschaft», sind nur 8 Hefte erschienen.

Hundeshausen (Karl Bernh.), prot. Theolog, wurde 30. Jan. 1810 zu Friedewald bei Hersfeld geboren, Sohn des vorigen, studierte zu Gießen und Halle, habilitierte sich 1831 in Gießen und ward 1834 außerord. Professor der Theologie in Bern. Hier veröffentlichte H. unter anderm «Die Konfession des Zwinglianismus, Luthertums und Calvinismus in der bernischen Landeskirche 1532–58» (Bern 1842) und «Der deutsche Protestantismus, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebensfragen» (Frankf. 1846; 3. Aufl. 1849). Im J. 1847 ging H. als ord. Professor nach Heidelberg, wo er «Die Bekenntnisgrundlage der vereinigten evang. Kirche im Großherzogtum Baden» (Frankf. 1851), «Das Prinzip der freien Schriftforschung in seinem Verhältnis zu den Symbolen und der Kirche» (Darmst. 1852), «Über die Natur und die geschichtliche Entwicklung der Humanitätsidee» (1852) und «Beiträge zur Kirchenverfassungsgeschichte und Kirchenpolitik, insbesondere des Protestantismus» (Bd. 1, Wiesb. 1864) veröffentlichte. Auch gab er unter dem Titel «Der Weg zu Christo» (Frankf. 1858) eine Sammlung von Missionsvorträgen heraus. Im J. 1865 übernahm H. mit Riehm in Halle die Redaktion der «Theol. Studien und Kritiken». H. wurde 1867 als Professor der Kirchen- und Dogmengeschichte nach Bonn berufen und starb daselbst 2. Juni 1872. Schriftlich veröffentlichte aus H.s Nachlaß «Ausgewählte kleinere Schriften und Abhandlungen» (2 Bde., Göttingen 1874–75).

Hundetragen war eine ursprünglich bei den Franken und Schwaben und dann im ganzen Deutschen Reich übliche Strafe adeliger Landfriedensbrecher. Dieselben mußten nämlich, bevor das Todesurteil an ihnen vollstreckt wurde, einen Hund, wie im gleichen Falle der Dienstmann einen Sattel, der Bauer ein Pflugrad und der Pfaffe einen Coder, aus einem Gau in den andern tragen, wodurch symbolisch angedeutet werden sollte, daß sie besser gethan hätten, bei ihrem Geschäft zu bleiben, als unberufen Kriegswirren anzufachen. Auf diese Weise ließ 938 Kaiser Otto I. die Anhänger des aufretherrischen Herzogs Eberhard und Kaiser Friedrich I. 1155 den ehem. Pfalzgrafen Hermann und dessen Genossen Hunde tragen.

Hundewache heißt in der Seemannssprache die Wache von Mitternacht bis 4 Uhr morgens. Die Schiffsbesatzung wird in zwei Wachen eingeteilt, die einander auf See nach je vier Stunden ablösen.

Hundezeder, s. Holzbod.

Hundezüchtereien, s. unter Hunde.

Hundheim, Dorf im bad. Kreis Mosbach, Amt Wertheim, 7 km im SSW. von Wertheim, mit (1880) 779 G., wurde geschichtlich namhaft durch das Gefecht am 23. Juli 1866 zwischen der Division Fliß der preuß. Mainarmee und den bad. Truppen des Bundesheers.

Hundred ist der angelsächf. Ausdruck für das deutsche Hundertschaft (f. Gau), ward aber in vielfach wechselndem Sinne gebraucht. Wie nämlich die deutsche Hundertschaft in der Zeit, wo wir sie historisch kennen lernen, nicht mehr eine Vereinigung von genau 100 Kriegern oder grundbesessenen Familienhäuptern bedeutet, sondern eine Abtheilung des Gaues, ein Mittelglied zwischen Orts- und Gaugemeinde, so bezeichnet H. in der angelsächf. Zeit eine Abtheilung der Grafschaft (shire) und die innerhalb derselben wohnende angelsächf. Bevölkerung. Dieser Sprachgebrauch war daraus entstanden, daß man in der Verfassung der Volksherrschaft die Unterabtheilungen als Hundertschaften und Zehntschaften bezeichnete, mochten bei der Ungleichheit der Aushebungsbezirke auch mehr oder weniger Mannschaften aufgebracht werden. Die hundred (centena) entspricht demgemäß ungefähr den modernen Amtsbezirken. Ferner wird so genannt die Versammlung der freien Männer eines solchen Landesbezirks, welche zu Zwecken freiwilliger oder streitiger Gerichtsbarkeit nach uralter Sitte monatlich stattfand und sehr lange im Brauch blieb. Zum Zweck gegenseitiger Rechtshilfe gestalteten sich auch freiwillige Verbindungen oder Gilden, Friedensbürgschaften (fridborgs), in Zehntschaften oder Hundertschaften, d. h. Unterabtheilungen, welche die Verpflichtung übernahmen, diejenigen ihrer Mitglieder, welche ein Verbrechen begingen, vor Gericht zu stellen und, sobald sie nicht genügend nachweisen konnten, daß es nicht in ihrer Macht gelegen habe, weber das Verbrechen noch die Entweichung des Verbrechers zu hindern, bann subsidiarisch für den Schaden einzutreten. In der normann. Zeit wurde die H. gesetzlich für haftbar erklärt für heimliche Tötungen und Friedensbrüche in ihrem Bezirk, eine Polizeieinrichtung, aus der wichtige Gerichts- und Kommunalinstitutionen späterer Zeit hervorgegangen sind. Ungefähr die Hälfte der angelsächf. Amtsbezirke (hundreds) bestanden mit ihren alten Namen bis in das 19. Jahrh. fort. Neuerdings sind die Polizeiverwaltungsbezirke der Friedensrichter (divisions) den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechend neu abgegrenzt worden.

Hundredweight, f. unter Avoirdupois.

Hundsdaffe oder Magot (Ianus ecaudatus), auch Färkischer Affe, gegen 1 m lang, schmutziggrau behaart, mit fleischfarbenerm Gesicht, Schwanz äußerlich nur durch einen kleinen Hautvorsprung angedeutet; bewohnt Nordafrika und ist die einzige Affenform des europ. Faunengebietes, da er in einer kleinen, etwa ein Duzend Stück zählenden Schar die Felsen Oibaltars bewohnt; genösse die Kolonie hier seinen obrigkeitlichen Schutz, wäre sie gewiß lange ausgerottet. Wahrscheinlich ist es, daß die Oibaltarsaffen keine ursprünglich eingeborenen, sondern Abkömmlinge vielleicht vor langen Zeiten entsprungener, von Afrika eingeführter sind.

Hundsbörn, s. Weisbörn, f. Crataegus.

Hundsfeld, Stadt in der preuss. Provinz Schlesien, Kreis Neustadt, 7 km von Breslau, zwischen der Weida und dem Juliusburger Wasser, Station der Linie Breslau Tzandig der Preussischen Staatsbahnen, zählt (1880) 1348 E. Hier fand 1109 ein Gefecht zwischen Kaiser Heinrich V. und Boleslaw III. von Polen statt.

Hundsfisch (Umbra), eine aus zwei kleinen Arten bestehende Gattung der Fische von sehr merkwürdiger geogr. Verbreitung: die eine Art (U. meri) bisweilen im südschl. Europa, in Agnara die andere (U. limi) im centralen Nordamerika.

Hundsfisch, f. unter Fische.

Hundsgleise, f. Gleise.

Hundsgras, s. Dactylis glomerata, f. unter Dactylis.

Hundsgrotte (Grotta del cane), eine von ihrer Mündung oder Gasaushauchungen betriebene Höhle zwischen Neapel und Pozzuoli, am Fuß des Kratersees Agnara (f. d.). Die Höhle ist 3 m tief, 1 m breit und 3 m hoch und hat das Eigentümliche, daß kleinere Tiere, welche hineingeworfen werden, betäubt werden oder ersticken und keine Lichter am Boden verlöschen. Diese Erscheinung erklärt sich dadurch, daß die Kohlensäure, die heraufsteigt, am Boden in einer gewöhnlich 40–50 cm hohen Schicht sich ansammelt, indem sie sich mit der größeren spezifischen Schwere mit der darüber stehenden atmosphärischen Luft nicht vermischt. Die Grotte war schon den Alten bekannt und wurde von Plinius beschrieben. Ihren Namen hat sie davon, daß man gewöhnlich mit Hundsbarkstümmen den Versuch in ihr anzustellen pflegt; die Menschen aber, wenn man sie schnell ins Wasser wieder zum Leben.

Hundshaar, auch Ziegenhaare, nennt man die langen, weichen Haare, wie sie bei den feinsten Wollen als Beimischung vorkommen.

Hundshirse, f. unter Cynodon.

Hundsfamilie, Pflanzenart, f. unter Cynodon.

Hundstirke heißt in einigen Gegenden die weisse Jaunrabe (Byronia alba).

Hundstohl, Pflanzenart, f. unter Apocynum.

Hundstreck, Pflanzenart, f. Bittersüß. **Hundstreck** werden zwei auf dem Hundstreck sich schwarzende Insekten genannt: nämlich die eigentliche Hundstreck (Pediculus hirsutus Haematopinus piliferus), etwas über 2 mm lang, von gelber Farbe und sich durch Saugen vom Wirtes ernährend, und die unechte Hundstreck (Trichodectes latus), die zu den Heuschrecken gehört, kleiner und dunkler als die echte und mit beißen Mundwerkzeugen sich von Haut und Haarteilchen ernährt. Außer Reinlichkeit Bestreuen mit Insektenpulver das beste Mittel, beide, oft zusammen vorkommende Parasiten.

Hundstreckfalte, f. Gleise.

Hundstrecke, f. unter Quede.

Hundstrecke, f. Glantine.

Hundsrück, richtiger Hundsrücken, d. h. hohe Rücken, ein Kalkschiefergebirge in den Kreisen Koblenz und Trier der preuss. Provinz, von den vier fruchtbaren, dichtbevölkerten und weinreichen Flußthälern des Rheins, der Mosel, Saar und Nahe umgeben, durch den Rhein dem Taunus, durch die vielfach gewundene Mosel der Mosel von der Hauptmasse des Rheins abgetrennt. Berglandes geschieden, gleicht dem Taunus durch die Plateauform seiner 420–460 m hohen Bergflächen, durch die seltene Beschaffenheit der steilen Einfurchung seiner untern Thäler, wird durch mehrere Reihen waldiger, fast zusammenhängender Berglämme charakterisiert, welche SW. gegen NO. streichen und die plateauförmige Fläche des Gebirges zum Teil um 330 m übersteigen.

Sie beginnen im W. mit den Sandstein-, Muschel-, auch Quarzfelshöhen, welche dem Saarthal oberhalb Saarburg ungemein steile Felsenwände geben, und streichen unter dem Namen des Hochwaldes oder Hochwaldes etwa 44 km weit bis zur Straße von Birkensfeld nach Berncastel, dann als Jbarwalb bis in die Nähe von Kirn an der Rahe 22–30 km weit, endlich als Lähel- und Großer Soowald oder eigentlicher S. (im Schaner Kopf 663 m hoch) von dort bis gegen Stromberg und bis Bacharach am Rhein 80 km weit. Die Höhe dieser mehrfach unterbrochenen Waldkämme nimmt in der Hauptrichtung des ganzen Gebirges von SW. gegen NO. ab; denn die höchste Kruppe des Hochwaldes, der Erbes- oder Walderdeslopf, nordnordwestlich von Birkensfeld, liegt 818 m, der Springenlopf 793 m, der Jbarlopf, nordwestlich von Kirn, 787 m, der Ruppelstein 766 m über dem Meere, und die höchsten Rücken des Soowaldes (außer dem Simmerer Kopf) erreichen in der Doppelhöhe nur 642 m absoluter Höhe. Die Abfälle gegen das Saar- und Rahe- und Ruppelthal sind sehr steil und an letztem durch die Form isolierter Kegelsberge charakterisiert. Die Abhängung nach dem Rhein und der Mosel bilden kleine Thälweirungen, die aber vielfach durch engere Schluchten und vorspringende Höhen unterbrochen werden. Da, wo sich die Ebenen den Flüssen jenseits, wird treffliches Wintergetreide gebaut; in den höhern feineren Regionen gedeihen Gerste und Hafer, vorzüglich aber gutes Flachs und Hanf. Auch baut man in neuerer Zeit viel Alee um des Samens willen, der aber Holland nach England versendet wird. Die Wälder sind reich an Krebsen und Farnen. Das Vieh ist durchgängig klein, das Fleisch desselben wohl-schmeckend. Die mineralischen Schätze beschränken sich auf Eisengruben. An und auf dem S. liegen eine Menge Dörfer. Die Bewohner sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag, rein deutschen Blutes und die Ortsnamen tragen deutsche Namen. Nur seit der Römer führte vom Rhein her über Stromberg, Argenthal und Densgen bei Kirchberg in gerader Richtung nach Neumagen und Trier eine Heerstraße von sehr dauerhafter Konstruktion, die noch im 17. Jahrh. zu sehen war und deren Pflaster man noch 1763 bei der Anlage einer neuen Straße zu Simmern benutzte. Ein Überrest röm. Stationen und Befestigungen ist auch der Stumpfe Turm, der bei Weberath, 7 km südöstlich von Berncastel, 668 m hoch liegt.

Hundsseuche, s. Staupe der Hunde.

Hundstern, Fixstern im Sternbilde des Großen Hundes, s. Sirius.

Hundsternperiode, s. unter Periode.

Hundsterngrad, s. unter Agrostis.

Hundstage nennt man die Zeit, in welcher die Sonne die Grade 190–190 der Ekliptik oder das Zeichen des Löwen durchläuft und welche um den 24. Juli beginnt und um den 24. Aug. endet, und zwar heißt sie deshalb so, weil die entsprechende Jahreszeit, bei den Griechen Oporea genannt, durch den lösenartigen Anfang des Hundsterns oder Sirius bestimmt wurde. Diese Zeit ist in Griechenland durch große Hitze ausgezeichnet; auch in Deutschland gilt sie für die heißeste Zeit des Jahres, wiewohl gegen ihr Ende die Abnahme der Wärme öfters sehr merklich wird. [neen.]

Hundstodgewächse, Vulgarname für Apocyn.

Hundswelken, s. Viola.

Hundswelken, s. Quecke.

Hundswölle, Pflanzenart, s. u. Apocynum.

Hundswürger, Vulgarname für Cynanchum.

Hundswut, Wut oder Tollheit (lyssa, rabies canina), Wasserseuche (hydrophobia), ist eine eigentümliche, schon im Altertum bekannte und bereits von Aristoteles und Celsus meisterhaft beschriebene akute Infektionskrankheit, welche ursprünglich die Hunde und die dem Hundgeschlechte angehörenden Tiere, die Wölfe, Hyänen, Schakale und Füchse, befiel, aber von diesen auch auf den Menschen, die Katzen, auf Hornvieh, auf Pferde, Schweine, Meerschweinchen und Kaninchen, vielmehr selbst auf Vögel übertragen werden kann. Die Symptome der Tollheit an Hunden sind nach Rasse, Temperament, Alter, Geschlecht u. s. w. verschieden; man sagt aber dieselbe richtig auf, wenn man sie als eine fieberhafte, mit Delirien und andern Funktionsstörungen verbundene Erkrankung des Centralnervensystems betrachtet. Den hauptsächlichsten Krankheitszeichen nach lassen sich jedoch die schon längst angenommenen zwei Hauptformen des Übels, die rasende und die stille Wut, beibehalten, obwohl diese sich nur in seltenen Fällen streng scheiden. Die erstere gibt sich besonders dadurch kund, daß die Hunde mit dem Anfange der Krankheit ihr bisheriges Betragen (besonders auffällig gegen Personen, denen sie sonst zugethan sind) ändern, eine wechselnde Gemüthsstimmung und große Unruhe zeigen, ungewöhnlich herum-schweifen, überhaupt großen Wagnertrieb kundgeben, viel an kalten Gegenständen lecken, die Schlupf verlieren oder fremdartige Gegenstände, wie Holz, Stroh u. s. w., verschlingen, weder bellen noch in der Art der gesunden Hunde heulen, sondern einen eigentümlichen heiseren Ton von sich geben, der zwischen jenen ziemlich mitteninne steht, früher oder später eine sehr heftige Reizung zum Beißen rasch an ihnen sich vorbeibewegender Dinge, endlich gegen Ragen, dann gegen Hunde und zuletzt gegen Menschen zeigen, oft auch in die bloße Luft schnappen, in ihrem äußerlichen Ansehen zwar im Anfange weniger verändert sind, nach einigen Tagen aber geröthet und dazu sehr matte Augen bekommen, in kurzer Zeit infolge der steten Aufregung sehr abmagern und ein rauhes, struppiges Äußere erhalten (sog. manialisches Stadium). Die stille Wut (melancholisches Stadium) unterscheidet sich von der rasenden dadurch, daß der Untertier vermöge einer Lähmung seiner Muskeln herabhängt, weshalb alles, was in die Mundhöhle gebracht wird, gleichwie auch der Speichel, wieder herausfließt, daß der Trieb zum Beißen und Umherlaufen nicht so heftig ist, doch kann trotz der gelähmten Untertiermuskeln gebissen werden, daß die veränderte Stimme nur selten gehört wird, daß bald Unempfindlichkeit gegen äußere Einwirkungen, Lähmung des Hinterleibs, Teilnahmslosigkeit und Betäubung hinzutritt (sog. paralytisches Stadium). Ihren Herrn erkennen die kranken Hunde in den spätern Stadien der Krankheit häufig erst, wenn sie angerufen (aus den Delirien erweckt) werden. Wasserseuche, Abneigung gegen glänzende Gegenstände zeigen die Hunde nicht immer. Das Licht scheuen sie nur, wenn die Augen entzündet sind, und den Schwanz ziehen sie ein (lassen ihn hängen) nur bei Lähmung der hinteren Körperhälfte. In den meisten Fällen erfolgt der Tod sechs bis acht, längstens bis 12 Tage nach dem ersten Auftreten der Krankheit; die Fälle von

angeblichen Heilungen beruhen meist auf Verwechslungen mit andern ähnlichen Erkrankungen. Bei den Sektionen finden sich keine charakteristischen Veränderungen, am häufigsten noch harte Blutüberfüllung innerer Organe, namentlich des Schlund- und Darmkanals. Häufig finden sich auch ungenießbare Gegenstände (Leber, Holz, Nägel, Haare und aus solchen zusammengeklüftete Höpfe, Steine u. s. w.), welche die Tiere in ihrer Wut verschluckt haben, im Magen oder Darm. Die Sektion bestätigt nur dann die Annahme der Wut, wenn sie im Körper sonst nichts findet, was die schwere Erkrankung erklärt. Die Erkennung der Tollheit ist mit großen Schwierigkeiten verbunden, und nur sorgfältige fortgesetzte Beobachtung sichert die Diagnose.

Die Wut wird nur durch Ansteckung fortgepflanzt, durch Übertragung eines spezifischen, seinem Wesen nach noch unbekannten Kontagiums, des sog. Wutgiftes, eines fixen, niemals flüchtigen oder verschleppbaren, sich nur im kranken Tierkörper vervielfältigenden Infektionsstoffs, welcher am Speichel und Geifer der kranken Tiere, am Blut und an den Speicheldrüsen haftet und bei seiner Übertragung auf zahlreiche andere Tiergattungen und den Menschen unter gewissen Bedingungen wiederum die tödliche Wutkrankheit erzeugt. Man hat gute Gründe zu der Annahme, daß das Wutgift durch Bakterien repräsentiert sei. Große Hitze und Kälte, Mangel an Wasser und guter Nahrung, Behinderung der Befriedigung des Geschlechtstriebes u. dgl. können vielleicht einen günstigen Boden für die Krankheit schaffen, sie aber nicht hervorrufen. Ebenso wenig können die Einflüsse der Domestikation, der Zähmung und der Dressur als ursächliches Moment der Wut hingestellt werden, da die Krankheit sich ebenso häufig in Gegenden entwickelt, wo die Hunde, wie z. B. im Orient, in Algier, in China, sehr große Freiheit genießen. Oft mag die Krankheit von Füchsen und Wölfen auf die Hunde und umgekehrt übertragen werden.

Die Übertragung der W. erfolgt durch Einföhrung des Speichels in eine Wunde und geschieht auch, wenn eine wundete Stelle von einem kranken Tiere geleckt wird; doch erfolgt die Ansteckung nicht immer. Bei künstlichen Ansteckungsversuchen mit Speichel erfolgte dieselbe zu 23 Proz. und von 100 von tollen Hunden gebissenen Menschen erkrankten gleichfalls etwa nur 20. Weniger ansteckend als der Speichel ist das Blut. Auf die unverletzte Schleimhaut des Verdauungskanalns gebracht, ist das Wutgift unwirksam, weshalb Milch und Fleisch wutkranker Tiere in der Regel ohne Nachteil verzehrt und versüßert werden können. Die Krankheit bricht in der Regel zwei bis sieben Wochen nach der Ansteckung aus, doch sind auch seltene Fälle bekannt, wo sie sich erst nach einem Jahre und später zeigte, mit Sicherheit ist jedoch noch kein Fall beobachtet, bei welchem die Wut später als 14 Monate nach stattgehabtem Biß seitens eines tollen Hundes bei den Menschen oder Haustieren ausgebrochen wäre. Ersältungen, Gemütsstörungen u. dgl. geben oft die Gelegenheitsursache zum Ausbruche ab. Bei den von einem tollen Hunde gebissenen Menschen nimmt die Wunde oder die Narbe einige Tage vor dem Ausbruch der Krankheit ein bläuliches Ansehen an und wird oft schmerzhaft; die Narbe bricht häufig wieder auf. Dann zeigen die Kranken eine auffällige Verstimmung, suchen die Einsamkeit, bekommen Angst und Beklemmung, der

Schlaf wird unruhig und die Respiration nimmt einen krankhaften Charakter an. Endlich bricht die Krankheit selbst aus, die sich besonders dadurch charakterisiert, daß die Kranken beim Versuch, namentlich Flüssigkeiten zu schlucken, das Gesicht haben, als schnüre sich ihnen Brust und Kehle zusammen; daher die immer intensiver werdende Wasserfurchen. Dabei verbreitet sich der Krampf der Atmungs-muskeln auch auf andere Muskeln, die stärkere Gemütsstimmung bleibt erhalten und wechselt, insbesondere bei roher Behandlung, mit Anfällen von Raserei und Tobsucht. Die Krampf- und Wutanfälle setzen zwei bis drei Tage immer häufiger wieder, verlieren sich dann mit der zunehmenden Schwäche des Kranken, und endlich tritt der Tod unter den Erscheinungen der Lähmung und Erschöpfung ein.

Bei dem Verdachte, von einem tollen Tiere gebissen worden zu sein, umschneide man sofort das verletzte Glied oberhalb der Wunde, lasse die Leichte durch Drücken und Kneten der umgebenden Weichteile oder durch Segen von Schröpfköpfen gehörig ausbluten, wasche sie sodann mit heißem Wasser oder einer starken Carbolsäurelösung tüchtig aus und äße sie hierauf mit rauherer Seifenlauge, Kalk- oder einer glühenden Kohle; die weitere Behandlung soll einem zuverlässigen Arzt überlassen bleiben. Unter den innern Mitteln werden allerdings subcutane Einspritzungen von Pilosargin (mehrmals täglich 0,1 g) in Verbindung mit Bromalium und Chloralhydrat am meisten empfohlen. Das verdächtige Tier soll man nicht töten, sondern zur Beobachtung einsperren. Wutranke beruhige man psychisch oder durch narkotische Mittel, Chloroform, Chloral und Morphium, und lasse ihnen überhaupt eine humane Behandlung zuteil werden. Die zahlreichen Geheimmittel gegen die W. (*arcana antilyra*) haben sich sämtlich als wirkungslos erwiesen. Bei der schlimmen Prognose der Wutkrankheit und der vollkommenen Unwirksamkeit aller therapeutischen Methoden gegen die ausgebrochene Krankheit ist die allgemeine staatliche, sowie die individuelle Prophylaxis von der größten Bedeutung. Die Verminderung der Hundezahl durch möglichst hohe Versteuerung der Zuchtstiere, die strenge polizeiliche Beaufsichtigung aller herumstreifenden Hunde, bei vorkommenden Wutfällen die Anordnung des allgemeinen Tragens von Maulkörben für längere Zeit, sowie die Beseitigung der wutkranken und wutverdächtigen Hunde und die Vernichtung aller von den kranken Tieren mit Speichel u. dgl. besudelten Gegenstände haben sich als die einzig zweckmäßigen und erfolgreichen Mittel erwiesen. In der neuesten Zeit hat Bakter die Einimpfung des künstlich modifizierten Wutgiftes nicht nur als zuverlässige prophylaktische Schutzmaßregel, sondern auch als sicheres Heilmittel bei bereits ausgebrochener Krankheit dringend empfohlen; doch bleibt die Bestätigung seiner Behauptung noch der Zukunft vorbehalten.

Litteratur. Hertwig, «Die Krankheiten der Hunde und deren Heilung» (Berl. 1863); Johnson, «Die Wutkrankheit» (Düren 1874); Jörn, «Die Wutkrankheit der Hunde und ihre Gefahr» (Dresd. 1876); Rues, «Die H., ihr Wesen, ihre Erkennung und Ursachen» (Stuttg. 1876).

Hundszahn, f. Cynodon.

Hundszarte, f. Holzbod.

Hundszunge, f. Cynoglossum.

Hundsthyl, Hartsdorf im Bezirk Hinterland des schwed. Kantons Appenzell A. u. Rh. d. ober, liegt 793 m über dem Meere, 4 km südlich von Herisau auf einer Bergterrasse am nördl. Fuße der Hundsthylerhöhle (1298 m), aber dem rechten Ufer der Urmsch und zählt (1890) 1567 meist reform. G., deren Haupterwerbsquellen die Alpenwirtschaft und die Baumwollindustrie (Seiderei und Weberei) sind. In H. versammelt sich abwechselnd mit Trogen die Landsgemeinde von Appenzell A. u. Rh. d. ober.

Hüne oder **Heune** (mittelhochdeutsch Hünne) bezeichnete ursprünglich einen Hunnen, d. i. Ungarn, Magyaren oder Avarn. (S. Hönig-nu.) Die jetzt gebräuchliche Form H. für älteres Heune ist aus dem Niederdeutschen zu uns gekommen. Seit dem 13. Jahrh. läßt es sich als Bezeichnung der Riesen nachweisen. Mit dieser Bedeutung hat es sich noch in Norddeutschland erhalten, wogegen besonders der dortige Name der heidnischen Steinbildhauer, Hünengräber, Hünenbetten (auch Hünenberge, Hünenklätten, Hünenritte, Hünenkirchhöfe), beigetragen hat. Das Wort Hün erscheint auch angelsächsisch und altnordisch als Name german. Stämme, denn als Germanen faßten die Nordländer den Attila und sein Volk auf. In seiner Beziehung verdunkelt, mochte es leicht auf die Riesen übertragen werden, die unsere Vorzeit für ein zurückgebrachtes, abgeborbenes Volk hielt. Die Bedeutung »Loter« wird ihm irrthümlicherweise gegeben; sie ist erst aus dem Worte Hünengrab, Hünenbeit fälschlich abgeleitet worden.

Hünengräber, s. Dolmen; vgl. Hüne.

Hünentrug (Großer und Kleiner), s. u. Teuto-burgerwald.

Hünervasser, s. Hühnerwasser.

Hunsfeld (Paul), verheiratheter ungar. Sprachforscher und Ethnograph, geb. 12 März 1810 zu Naggs-Szölös in der Bipa, besuchte die Schule zu Rásmart und zu Ristola, widmete sich hierauf, erst auf dem Rásmarter Lyceum, dann auf der Universität zu Pest dem Studium der Jurisprudenz und wurde 1842 Professor der Rechte am Kollegium zu Rásmart. Zum Abgeordneten eines Bezirks des Bipaer Komitats für den ungar. Landtag 1848 gewählt, gab er seine Lehrtätigkeit auf und hatte als Mitglied der Nationalversammlung bis zur Katastrophe von Világos aus. Hierauf wandte er sich nach Pest, wo er seinen bleibenden Aufenthalt nahm. Im J. 1856 begründete er die Zeitschrift »Magyar Nyelvészet« (»Ungar. Sprachwissenschaft«, 6 Bde., Pest 1856–61), die seit 1862 in den »Nyelvudományi Közlemények« (»Sprachwissenschaftliche Mittheilungen«) fortgesetzt wird, und begann eine »Chrestomathia Fennica« (Bd. 1, Pest 1861). Ferner erschienen von ihm: »Utazás a Balt-tenger vidékére« (»Reise durch die baltischen Länder«, Pest 1871) in zwei Bänden, von denen der erste auch deutsch herausgegeben wurde, »Reise in den Ostseeprovinzen Rußlands« (Lpz. 1873), »A Kondal Vogul nyelv« (»Die Sprache der Kondal-Wogulen«, Pest 1872), »Az észak-ostjaki nyelv« (»Die Sprache der nördl. Ostjaken«, Budapest 1875) und »Magyarországi Ethnographiaja« (Budapest 1876; deutsch von Schwider: »Ethnographie von Ungarn«, Budapest 1877). Im J. 1859 wurde H. ordentliches Mitglied der Ungarischen Akademie. Im Auftrage derselben veröffentlicht er seit 1877 »Literarische Berichte aus Ungarn«. In dem Werke »Die Völker Österreich-Ungarns« lieferte H. den

fünften Band: »Die Ungarn oder Magyaren« (Wien 1881). Ferner veröffentlichte er »Die Rumänen und ihre Ansprache« (Leipzig 1883).

Hunsfeld (Joh.), Bruder des vorigen, geb. 9. Juni 1820 in Groß-Schlagendorf in der Bipa, wurde 1846 Professor der Statistik und Geschichte am Lyceum zu Rásmart und nahm 1848 als Mitglied des Komitatsausschusses an den polit. Debatten jener Zeit lebhaften Theil. Seit 1853 lebt H. zu Pest, wo er 1866 die ord. Professur der Statistik, Geographie und Geschichte am Josephspolytechnikum zu Ofen, 1870 an der Universität zu Pest den Lehrstuhl der Geographie erhielt. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Egyetemes történelem« (»Allgemeine Weltgeschichte«, 8 Bde., Pest 1850–61; 2. Aufl. 1862), »Ungarn und Siebenbürgen in Originalansichten« (Darmst. 1856 fg.) und vor allem »A magyar birodalom természeti viszonyainak leírása« (»Physische Geographie des ungar. Reichs«, 3 Bde., Pest 1863–66). Im J. 1859 bearbeitete H. im Auftrage der Ungarischen Akademie, die ihn 1858 zum korrespondierenden, 1866 zum ordentlichen Mitgliede ernannte, die Reisen Sadiélaus Magyars, die er auch ins Deutsche (Pest 1859) übertrug. Im J. 1884 erschien von ihm der erste Band einer »Allgemeinen Geographie«, welcher Südamerika behandelt (»Egyetemes földrajz I. kötet Dél-Európa«, Budapest 1884).

Hunsfeld, Kreisstadt in der preuss. Provinz Hessen-Rheinfels, Regierungsbezirk Rassel, an der Linie Berlin-Bielefeld-Wehrh. Frankfurt a. M. der Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Landratsamts und eines Amtsgerichts und zählt (1890) 1781 G., welche eine mechan. Weberei, Papierfabrik und eine Aktienzuckerfabrik unterhalten. Bei H. fand 4. Juli 1866 ein Gefecht zwischen der preuss. Division Beyer von der Mainarmee und der bayr. Reiterdivision statt, welches mit dem Rückzug der letztern endete.

Der Kreis Hunsfeld zählt (1890) auf 437 qkm 24646 meist luth. G.

Hungen, Stadt im Großherzogthum Hessen, Provinz Oberhessen, Kreis Sieben, an der Harloff und an der Linie Sieben-Weinhausen der Oberhessischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß der Grafen von Solms-Braunfels, eine Farbenfabrik, Brauereien und Eisensteinbergbau und zählt (1890) 1850 G.

Hunger (Iames), das Gefühl des Bedürfnisses der Nahrung, entsteht gewöhnlich bei leerem Magen und äußert sich als leichte schmerzhafteste, nagende Empfindung in der Magenenge, wird aber auch bei vollem Magen wahrgenommen, wenn der vorher erschöpfte Körper durch die eingeführte Nahrung noch keinen Ersatz für die verbrauchte Substanz gefunden hat. Das Hungergefühl des Magens wird durch gewisse Veränderungen der vom nervus vagus abstammenden sensiblen Magenerven, und zwar durch die mangelnde Blutzufuhr zum leeren Magen bedingt. Alles, was die Blutmenge des Körpers überhaupt vermindert, wie Russelantiragen, Stoffverluste aller Art (Säuren, Milch, Eiterverlust), Mangel an Nahrung, Anfall nach Krankheiten u. dgl., erzeugt normalerweise auch H., wogegen jede stärkere Anfüllung der Magenschleimhaut mit Blut, welche die Magen Gefäße ausdehnt, das Hungergefühl unterdrückt, bei krankhafter Kongestion ebenso wie durch Anfüllung des Magens mit Speisen, welche die Drüsenerven reizen und säure-

2. weniger überwindet, je geschwächter derselbe ist, und man sorgt daher selbst in Krankheiten, bei denen man sonst am liebsten gar nichts genießen lässt, wie z. B. beim Typhus, für eine zeitige Aufnahme nahrhafter und leichtverdaulicher Speisen (Milch, weiche Eier u. s. w.), um der Erschöpfung vorzubeugen, und hat sich damit der besten Erfolge zu erweihen. In der Fettsucht (s. b.), wo die H. von dem meisten Erfolg zu versprechen scheint, hat sie sich als völlig ungewinnlich erwiesen. Dagegen kann man durch Verabreichung von reiner Fleischkost und Entziehung aller Fettbildner (Fett, Stärkemehl, Zucker) einen ausgiebigen Fettschwund bewirken. (S. Bantingkur.)

Hungermoss, s. unter Cladonia.

Hungermünzen, Geldstücke, welche zum Andenken an Misserntejahre geschlagen sind.

Hungerquellen, s. unter Quellen.

Hungerstich, s. Leuerung.

Hungertuch, Fastentuch (pallium quadragesimale), in Weißzeug gestickt, auch mit Reiben indischer Bilder bemalt oder schlichtes Tuch, während der Fastenzeit in kath. Kirchen zur Verhüllung des Kreuzes vor dem Altar aufgehängt. Solche Hungertücher gibt es noch aus dem Ende des 13. Jahrh. Bemerkenswert sind die aus dem 15. Jahrh. in Göggingen (Württemberg) und in Dresden.

Hungerturm wird an manchen Orten ein Turm genannt, in welchem Gefangene den Hungertod gekostet haben oder gestorben sein sollen.

Hungertyphus, soviel wie Flecktyphus (s. b.), weil dieser häufig nach Missernten und Leuerungen epidemisch auftritt. (S. auch Febris recurrens, Typhus.)

Hungerzähne, vollständige Bezeichnung für die Milchschneidezähne der Ferkel, die, wenn sie sehr scharf und spitz sind, das Guter der Muttermilch verletzen, dadurch aber letztere veranlassen, die jungen Schweine nicht saugen, sondern hungern zu lassen.

Hungerzweischen, s. unter Exosceus.

Hünningen, Rantonshauptort im Kreise Ralshausen des elsäss. Lothring. Bezirks Oberelsaß, am linken Rheinufer und am Hünninger Zweigkanal, sowie an der Linie St. Ludwig-H. der Elsass-Lothringischen Eisenbahn, die hier Anschluß an die Badischen Staatsbahnen hat, 4 km unterhalb Basel gelegen, zählt (1890) 1763 E., ist Sitz eines Amtsgerichts für den Ranton H. und hat neben der seit 1843 bestehenden Schiffbrücke seit 1878 eine sehr Eisenbahnbrücke über den Rhein; in der Nähe von H. befindet sich die 1852 begründete ausgebreitete staatliche Fischzuchtanstalt. H., welches früher Grohhünningen zum Unterschiede von dem auf der andern Seite des Rheins liegenden Kleinhünningen hieß, gelangte 1680 durch Kauf an Ludwig XIV., der den Ort des dortigen bequemen Rheinübergangs wegen durch Bauban Karl besetzen ließ. Die damals gleichzeitig erbaute Rheinbrücke und der auf dem rechten Rheinufer bei Kleinhünningen an der Mündung der Wiese angelegte Bräuentopf mußten infolge des Ryswiker Friedens beseitigt werden. Nach dem Rückzuge Moreaus, der 26. Okt. 1796 hier über den Rhein gegangen war, belagerten die Österreicher H., wurden jedoch anfangs von Abbateucci, der selbst bei einem Ausfalle blieb und dessen Andenken ein in H. errichtetes Denkmal ehrt, zurückgeschlagen, zwangen aber schließlich Abbateucci's Nachfolger, Dufour, zur Räumung der äußern Werke. Am 17. Dez. 1813 überschritten

Hungerquellen,
Hünningen jedes
die Entziehung
während Nahrungs-
die Heilung
von entzündlichen
Krankheiten sucht.
Hünningen einer H.
bei
Patient
Sammel enthält
berartigen Ent-
wert bei, namentlich
Gegensätzlich ist
dieser eine Krankheit

die Oesterreicher und Bayern den Rhein bei S. und erlangten 14. April 1814 die Kapitulation der bis her noch nie eroberten Festung. Auch 1815 mußte S., nach tapferer Verteidigung durch General Bar. Banhse, am 28. Aug. vor den Oesterreichern unter Erzherzog Johann kapitulieren, der die Festungswerke schließen ließ, deren Wiederaufbau innerhalb eines Umkreises von 3 Meilen um S. der zweite Pariser Friede den Franzosen unterlagte. Bgl. Latruffe, «Huningus et Balis devant les traités de 1815» (Par. 1863).

Gunkjār (eigentlich Chunkjār), eine Titulatur des Sultans, ist im Munde von dessen Unterthanen zu seiner üblichen Bezeichnung geworden. Das Wort, dem Persischen entlehnt, ist aus chundklar, für chodawankjār, herrliche Thaten verrichtend, zu erklären. Die vielverbreitete Deutung als Blutvergießer, von chun, persisch das Blut, ist als ungeschichtlich und unangemessen zu verwerfen.

Hunnen, ein asiat. Volk, das unter Anführung Balamirs nach Besiegung der Alanen mit diesen vereint 375 den Don überschritt, das got. Reich Germaniarichs zerstückelte und damit in die abendländ. Geschichte eintrat. In viele Stämme eingeteilt, die in großer Unabhängigkeit voneinander lebten, nahmen sie vorerst die Ebenen zwischen der Wolga und Donau ein. Später ward die Theisenebene der Mittelpunkt ihrer Herrschaft. Schon 396 unternahmen sie große Raubzüge in Asien, vom Kaukasus bis nach Syrien. In Europa war zuerst Thrazien ihren Verheerungen ausgesetzt, wo hunn. Scharen unter Uldin, einem ihrer Fürsten, bis in die Nähe von Konstantinopel schweiften. Die Zeit von 433—454, unter der Regierung Attilas (s. d.), bildete die Glanzperiode der hunn. Macht. Unter Attilas gewaltigem Scepter waren außer den ugrischen Stämmen auch die Alajiren oder die Vorfahren der Chasaren, welche türk. Abkunft, die slaw. und ein großer Teil der german. Völker vereinigt. Nach Attilas Tode, 454, erhob sich Streit zwischen seinen Söhnen. Die unterworfenen Völker befreiten sich, voran die Gepiden, gegen welche Attila fiel, derjenige von Attilas Söhnen, dem dieser die Herrschaft zugesagt hatte. Das Land an der Donau und Theis wurde hierauf von den S. geräumt, die sich aber den Bruth und Dniepr zurückzogen, wo sie wieder unter einzelnen Fürsten standen. Einer von diesen, Dinkie oder Dengisch, Attilas Sohn, fand den Tod um 468 gegen die Ostgoten, und damit verschwindet der Name des hunn. Reichs. In röm. Kriegsdienste kommen hunn. Scharen noch in dem Heere vor, das Aetius gegen die Ostgoten führte. Das Volk selbst erscheint nun unter dem Namen der Kuturguren oder Auiturguren westlich und der Uturguren oder Uriturguren östlich vom Don, von denen namentlich die letztern im 6. Jahrh. dem Oströmischen Reiche durch ihre Einfälle furchtbar waren. Sie scheinen identisch zu sein mit den Bulgaren, welche sich nach dem Abzuge der Ostgoten im Römischen Reiche festsetzten und im Laufe der Zeit slavifert sind.

Über die Nationalität der S. herrschen verschiedene Ansichten. Während Deguignes und Neumann dieselben für die Hjong-nu (s. d.) der chines. Schriftsteller und demnach für mongol. Stammes halten, erklären sie andere, wie Maproth, für Finnen im allgemeinen und somit auch für die Vorfahren der Magyaren im besondern. Nach A. Zhierry vereinigte die hunn. Herrschaft mit finn. Völkern im

Westen und türkisch-tatarischen im Osten auch einen herrschenden mongol. Stamm. Die ungar. Tradition, welche in den S. geradezu die Vorfahren der Magyaren findet, ist wahrscheinlich erst im 12. Jahrh. durch die Einflüsse der deutschen Heldensage, insbesondere der Nibelungen, entstanden. Da die S. aus den Gegenden zwischen dem Ural und Irtysh kamen, in denen von sehr ugrische Völker wohnten, so war wohl der Grundstock derselben auch ugrischen (finnischen) Stammes. Damit ist jedoch noch nicht erwiesen, daß die ebenfalls zur ugrischen Völkergruppe gehörigen Magyaren die direkten Abstammlinge der S. sind; denn wie noch jetzt, so gab es auch schon früher mehrere ugrische Völker.

Bgl. Deguignes, «Histoire générale des Huns, des Turcs, etc.» (3 Bde., Par. 1756—58); Neumann, «Die Völker des sibir. Rußland» (Erg. 1847); Cassel, «Magyar. Altertümer» (Berl. 1848); A. Zhierry, «Histoire d'Attila et de ses successeurs» (4. Aufl., Par. 1874; deutsch von Wurdhardt, 4. Ausg., 2 Bde., Erg. 1874).

Hunnius (Hibinius), eifriger Vorkämpfer luth. Rechtgläubigkeit im 16. Jahrh., geb. 21. Dez. 1550 zu Wittenberg in Wittenberg, studierte in Tübingen, ward 1574 Diaconus in Tübingen, 1576 Professor der Theologie zu Marburg, 1592 zu Wittenberg, wo er 4. April 1603 starb. Von seinen Schriften sind die wichtigsten: «Belennitius von der Person Christi» (Marb. 1577), «De persona Christi ejusque ad dexteram Dei sedentis divina majestate» (1585). Seine lat. Schriften gab gesammelt heraus sein Schwiegersohn Hens. Barthius (3 Bde., Wittenb. 1607—9). Bgl. Neumann, «De vita Aeg. Hunnii» (Wittenb. 1604).

Rikolaus H., Sohn des vorigen, luth. Dogmatiker, geb. 11. Juli 1585 zu Marburg, studierte in Wittenberg, ward 1612 Superintendent zu Eilenburg, 1617 Professor der Theologie zu Wittenberg, 1623 Hauptpastor an St. Marien zu Lübeck, wo er 12. April 1643 starb. H. war in zahlreichen Schriften ein eifriger Verteidiger luth. Rechtgläubigkeit. Die verbreitetste seiner Schriften ist die «Epitome credendorum oder Inhalt christl. Lehre» (Wittenb. 1625, in 19 Aufl. u. vielen Übersetzungen verbreitet, neuerdings wieder aufgelegt für das amerik. Missionsseminar zu Newendebellau; 3. Aufl., Nordb. 1870). Bgl. Söller, «Rikolaus H. Sein Leben und Wirken» (Lübeck 1843).

Gunold, Herzog von Aquitanien, folgte 736 seinem Vater Odo, der sich im Zusammenhang mit den Einfällen der Mauren unabhängig vom Frankenreich gemacht hatte, und wurde 738 von Karl Martell und nach einem neuen Aufstand 744 von dessen Söhnen Karlmann und Pippin unterworfen. H. ging nun ins Kloster. Als sein Sohn und Nachfolger Kaiser 768 im Kriege gegen Pippin von seinen eigenen Leuten getötet war, trat H. wieder das Herzogtum an, wurde aber von Karl d. Gr. 769 gefangen und starb 774.

Gunold (Christian Friedr.), unter dem Namen Renantes ein Schriftsteller des 18. Jahrh., geb. 1680 in Wandersleben unweit Arnstadt, studierte zu Jena die Rechte und kam 1700 nach Hamburg, wo er Unterricht in der Rebe- und Dichtkunst gab und für einen Advolaten arbeitete. Sein erster Roman: «Die verliebte und galante Welt» (Hamb. 1700), obgleich im schlechtesten Geschmack der Lohensteinischen Schule geschrieben, machte so großes Glück, daß er noch ähnliche, wie «Der europ. Höfe

Liebes- und Selbengefichte (Hamb. 1704) und **«Satirischer Roman»** (Hamb. 1706 u. 1732), folgen ließ. Letzteres Werk nötigte ihn aber, Hamburg zu verlassen, weil er darin vieles aus der vorliegenden Chronique scandalouse aus Licht gezogen hatte. Außerdem schrieb er zahlreiche Gedichte, Operntexte, Lehrbücher der Stilistik, Rhetorik, Poetik, Uebersetzungen und anderes. Wichtiger ist sein Streit mit Bernile, als erster Vorläufer der bald so mächtigen literarischen Kritik. Bernile hatte in seinen Epigrammen den Hoffmannswaldauischen und Lohensteinschen Geschmack nach Verdienst geüffelt. Gegen ihn trat zuerst ein Freund H.s, Postel, auf, und nachdem Bernile diesen zum Schweigen gebracht, H. selbst mit seiner gemeinen Postle «Der thörichte Critschmeister oder schwärmende Poet» (Koblenz, eigentlich Hamb. 1704). Nach mehrfach wechselndem Aufenthalt ließ er sich 1708 in Halle nieder und trat hier als Dozent der Rechte auf. Er starb daselbst 6. Aug. 1721. Vgl. (Webel.) «Geheime Nachrichten und Briefe von Herrn Menantes' Leben und Schriften» (Altn 1781).

Hunse oder Hunje, Fluß in den Niederlanden, entsteht unter dem Namen Boortlepiep in der Provinz Drenthe auf den Höhen von Weidorp, geht durch das Huiblaarder Meer unter dem Namen Drentsche Diep und tritt nun in die Provinz Groningen, wo er auch Groninger Diep heißt. Er fließt unter dem Namen Schuitendiep oder Loospende Diep weiter und mündet unter dem Namen Reithiep oder H. bei den Wadden in die Lauwersee, einen Meerbusen der Nordsee.

Hundsdraken, s. Hundsdrak.

Hunt (Wm. William), engl. Maler, geb. 1831 zu Liverpool, wurde von seinem Vater, einem Landschaftsmaler, unterrichtet. Seine Landschaften und Marinabilder sind meist den engl. und schott. Küstengegenden entnommen, wie Flut und Wind (1860), Morgennebel am Loch Maree (1870), Goring Lock an der Themse (1871), Küste von Northire (1877) u. s. w.

Hunt (George Barb), engl. Staatsmann, Sohn des Predigers George H., geb. 30. Juli 1825 zu Buchurst in Berkshire, besuchte die Schule in Eton, studierte im Christ Church College in Oxford, und praktizierte dann mehrere Jahre als Advokat. Im J. 1867 für Northamptonshire als konservativer Abgeordneter gewählt, erlangte H., durch Redetalent, Geschäftskennntnis und praktische Energie in seiner Partei hervorragend, 1866 im Ministerium Derby den Posten des Finanzsekretärs der Schatzkammer, von dem Disraeli ihn Febr. 1868 zum Schatzkanzler beförderte. Nach der Niederlage der Konservativen im Dez. 1868 folgte er seinen Kollegen in die Opposition. Bei der Bildung des zweiten Ministeriums Disraeli im Febr. 1874 wurde ihm das Marineministerium übertragen. Seine Verwaltung war jedoch durch eine Reihe von Mißgriffen und Mißgeschicken bezeichnet. Später mußte er wegen leidender Gesundheit seinem Amt entsagen. Er starb in Homburg 29. Juli 1877.

Hunt (James Henry Leigh), engl. Schriftsteller, Sohn eines amerik. Flüchtlings, geb. zu Southampton bei London 19. Okt. 1784, erhielt eine einträgliche Staatsanstellung, die er aber wieder aufgab, um sich vorzugsweise der Journalistik zu widmen. Schonungslos in Besprechung kirchlicher und polit. Verhältnisse und Personen, war er derjenige, welcher den Radikalismus am geistreichsten in der londoner

Presse vertrat, besonders in dem von ihm gemeinschaftlich mit seinem Bruder John H. 1808 gegründeten und im radikal-mißgünstigen Geist geschriebenen «Examiner». Im J. 1812 wurde er wegen eines Libells auf den Prinz-Regenten zu zweijähriger Gefängnisstrafe verurteilt. Nach seiner Freilassung gründete er durch die «Story of Rimini» (1816) seinen Ruhm als Dichter. Alle seine übrigen Dichtungen stehen diesem echt romantischen Gedicht nach. Seine Vierteljahrschrift «The Reflector» und eine andere, «The Liberator», mißlingen, dagegen machte sein «Lord Byron and some of his contemporaries» (1838) großes Aufsehen. Nachdem er Laffos «Aminta» übersetzt und eine Auswahl seiner in verschiedenen Journalen gestreuten prosaischen Schriften (2 Bde., Lond. 1834) herausgegeben hatte, trat er 1840 mit dem Drama «A legend of Florence» und 1842 mit dem erzählenden Gedicht «The palfrey» hervor, in welchen die äppige Einbildungskraft, glänzende Sprachgewandtheit und pittoreske Darstellungsweise H.s sich von der vortrefflichsten Seite zeigen. Seine spätern Werke, wie «A jar of honey from Mount Hybla» (1847), «A book for a corner» (2 Bde., 1849), «Readings for railways» (1850), beziehen zum Teil in Auszügen aus ältern Dichtern, Ravellisten u. s. w. In der «Religion of the heart» (1858) legte er seine Ansichten von der natürlichen Religion nieder, und in «The old court suburb» (2 Bde., Lond. 1855) gab er eine Beschreibung der londoner Vorstadt Kensington. Seine «Autobiography and reminiscences» erschien in drei Bänden (Lond. 1850; neue Aufl. 1860). Er starb zu Putney 28. Aug. 1859. Sein Sohn veröffentlichte H.s «Correspondences» (2 Bde., Lond. 1862).

Hunt (William), engl. Aquarellmaler, geb. 28. März 1790 zu London, besuchte die londoner Akademie und widmete sich anfänglich der Omalerei; seit 1814 malte er fast ausschließlich Aquarelle, besonders Interieurs, Genrebilder, Stillleben, Porträts, Bauernszenen und Landschaften. Er starb 10. Febr. 1864 in London.

Hunt (William Holman), engl. Maler, geb. 1827 zu London, war Schüler der Akademie daselbst. Seine Gemälde sind im prärafaelitischen Stil der ital. Malerei gehalten; hervorgehoben sind: Valentin und Sylvia (1851), Erwachen des Bewußtseins (1855), der Herzenskönig (1863), der Schatten des Todes (1873), besonders aber sein Bild der Welt oder Christus im Tempel lehrend (1856).

Hunte, der größte linke Nebenfluß der Weser, entspringt in Hannover, Landdrostei Osnabrück, 5 km westlich von Buer, fließt nach N. in den See Dümmer, d. h. Tiefmeer, bildet später auf einer kurzen Strecke die Grenze zwischen Oldenburg und Hannover, wendet sich dann nach NW., von der Stadt Oldenburg an nach NO., und mündet nach einem Lauf von 182 km oberhalb Gieseths in die Weser. Vom Dümmersee an ist die H. schiffbar.

Hünter (Emil Johs.), Schlachtenmaler, geb. zu Paris 19. Jan. 1827, hatte humanistische Vorbildung genossen, wendete sich aber dann der Malerei zu, zunächst im historischen Fache, worin Flaubert sein Lehrer war. Im J. 1848 ließ er sich in Koblenz nieder, wo er Litteraturen, besonders nach Werken, unternahm, und begab sich 1849 nach Antwerpen, um das Atelier Wappers zu besuchen; 1851 kam er nach Düsseldorf, wo ihn Camphausen, vornehmlich aber Julius Leffing anzog. Das bald darauf entstandene

Bild: preuß. Adressiere aus Friedrichs II. Zeit über eine Brücke sprengend, kam in den Besitz des Prinzen Friedrich Karl. Die Darstellungen der Schlachten bei Jorndorf und Aresels befinden sich im Krieger-Museum, eine Episode aus dem Besetzt bei Reichensbach in der Galerie in Hannover, anderes im Eigentum des deutschen Kaisers. Als der Schleswig-Holsteinische Krieg ausbrach, begab sich H. auf Befehl des Kronprinzen 1864 nach dem Kriegsschauplatz, wo er während des Sturms auf die Düppeler Schanzen den Kampf studierte. Aus diesen Aufnahmen entstanden zwei, dem Kronprinzen gehörige Ölgemälde. Ebenso beteiligte sich der Künstler 1866 an dem Feldzuge; Früchte dieses Studiums waren wieder mehrere Ölgemälde und Illustrationen (der Kronprinz bei Königgrätz, Attade bei Helmstadt). Endlich zog H. mit der deutschen Armee auch 1870 nach Frankreich. Unter den zahlreichen Arbeiten, welche aus dieser Expedition hervorgingen, sind besonders zu nennen: Kämpferattade bei Eschbausen-Wörth (berliner Nationalgalerie); die Dessen bei St. Privat. Weiter malte er für den Kaiser die Parade bei Gussfoden 1877, für Bremen die Schlacht von Loigny 1882, die Schlacht bei Königgrätz für das Zeughaus in Berlin.

Hunter, Rutenflus in der brit. Kolonie New-Südwales in Australien, entspringt in der Liverpool-Lette und mündet nach Aufnahme des Goulburn bei Newcastle. Auf seinem etwa 483 km langen Laufe, von dem 40 km bis Norpeth schiffbar sind, durchfließt er sehr fruchtbare Ebenen.

Hunter, Inselgruppe an der Nordwestküste Tasmaniens, gegenüber von Kap Grim, 303 qkm groß.

Hunter (William), berühmter Anatom, Chirurg und Geburtshelfer, geb. 23. Mai 1718 zu Long-Calderwood in der schott. Grafschaft Danart, besuchte die Schule zu Glasgow und begann daselbst Theologie zu studieren. Seine Bekanntschaft mit Aulien führte ihn zu dem Studium der Heilkunde, dem er sich von 1737 an in Aulien's Schule zu Hamilton widmete, worauf er zu weiterer Ausbildung 1740 nach Edinburgh und 1741 nach London ging, wo er jundisch Unterricht am St. George's-Hospital wurde und 1748 mediz. Vorlesungen begann. Im J. 1747 machte er eine wissenschaftliche Reise nach Holland und Frankreich und beschäftigte sich dann in London vorzugsweise mit Geburtshilfe und Anatomie. Nach der glücklichen Entbindung der Königin wurde er 1764 zum Leibarzt, bei der Errichtung der Akademie der schönen Künste 1768 zum Professor der Anatomie ernannt. Sein bedeutendes Vermögen wendete er dazu an, ein schönes Gebäude aufzuführen, in welchem er ein anatom. Theater für seine Vorlesungen einrichtete und seine bedeutenden Sammlungen an anatom. Präparaten, Scherern, Mineralien und Rängen aufstellte, die nach seinem Tode, 30. März 1783, erst an seinen Neffen und dann in den Besitz der Universität zu Glasgow gelangten. Das Hauptwerk H.'s ist sein berühmtes Bruchwerk *Anatomia humanae graviditatis* (Wimburgh. 1774; engl. Lond. 1794; deutsch von Froberg, Weim. 1802), welches die Grundlage aller spätern Darstellungen dieses Gegenstandes wurde. Außerdem schrieb er viele Abhandlungen in den *Philosophical Transactions*, in den Schriften der Medizinischen Gesellschaft in London und in seinen *Medical commentaries* (Lond. 1769, nebst Supplement 1764), welche von Kühn gesammelt und überseht (2 Bde., Lpz. 1784—85) wurden.

Sein jüngerer Bruder, John H., als Anatom und Chirurg ebenfalls berühmt, geb. 14. Jan. 1728, wurde in seinem 17. Jahre nach einer wenig sorgfältigen Erziehung zu seinem Schwager, einem Kunstschnitzer in Glasgow, in die Lehre gebracht, widmete sich aber zwei Jahre später, unter Leitung seines Bruders anatom. Studien. Dabei trieb er sehr eifrig die Chirurgie, studierte dann in Oxford und wurde 1756 Wundarzt am St. George's-Hospital. Im J. 1760 nahm er als Stabschirurg Dienste in der Armee und wohnte der Expedition nach Belle-Isle und dem Feldzuge der Engländer in Portugal bei. Nach London zurückgekehrt, widmete er sich der chirurg. Praxis und dem Studium der vergleichenden Anatomie und Physiologie. Er wurde 1768 birgierender Wundarzt am St. George's-Hospital, 1776 Wundarzt des Königs, 1786 zweiter und 1790 erster Generalchirurg der Armee und Generalinspektor der Militärhospitäler und 1792 Vizepräsident des neuerrichteten Tierarznei-Instituts in London. H. starb 16. Okt. 1793. Seine große Sammlung anatom. Präparate wurde nach seinem Tode von der Regierung angekauft und dem königl. Kollegium der Wundärzte überlassen, in welchem noch alljährlich von den berühmtesten Chirurgen eine Gedächtnisrede auf H. (Hunterian oration) gehalten wird. Eine Gesamtausgabe seiner Schriften lieferte Palmer (4 Bde., Lond. 1838, mit Biographie von Drenowitz). Die bemerkenswertesten davon sind: *Natural history of the human tooth* (2 Bde., 1771—78), *On the venereal disease* (1786), *On the nature of the blood, inflammation and gunshot wounds* (1794). Aus seinem Nachlasse veröffentlichte Rich. Owen *Essays and observations on natural history, anatomy, physiology, etc.* (2 Bde., Lond. 1861). Vgl. J. Adams, *Memoirs of the life and doctrines of the late John H.* (2. Aufl., Lond. 1818).

Hunter (William Wilson), brit. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 15. Juli 1840, trat 1862 in den ind. Civildienst und fand eine Anstellung in Kalkutta, wo er sich bald durch seine Kenntnis des Sanskrit wie der neuern ind. Volkssprachen auszeichnete. Im J. 1866 wurde ihm die Aufsicht über das Departement des Volksunterrichts in Orissa übertragen, um dessen Förderung er sich große Verdienste erwarb. Wegen erschütterter Gesundheit mußte er jedoch auf einen mehrjährigen Urlaub nach England zurückkehren und schrieb hier seine vortrefflichen *Annals of rural Bengal* (3 Bde., 1868—72) und sein *Comparative dictionary of the languages of India and High Asia* (1868). Von 1869 bis 1870 arbeitete H. von neuem bei der Regierung in Kalkutta; 1871 wurde er zum Generaldirektor des Statistischen Bureau ernannt. In dieser wichtigen Stellung organisierte er das große Unternehmen einer statist. Inspektion von Indien. Der erste allgemeine Census von Indien wurde 1872 veranstaltet. Von 1875 bis 1877 erschien in 20 Bänden der *Statistical account of Bengal*, wofür H. den öffentlichen Dank der Regierung empfing. Im J. 1883 wurde er zum Mitglied des Geheimrats des Vizekönigs ernannt. Außer den schon erwähnten Werken erschien von H.: *The Indian maulwans* (1871), *Orissa, or an Indian province under native and British rule* (1873), *A life of Lord Mayo* (2 Bde., 1875), *The Indian Empire, its history, people and products* (1878), *England's work in India*

(1881) und endlich «A brief history of the Indian people» (1882).

Huntingdon, eine der östl. und nach Rutland und Middlesex die kleinste der Grafschaften Englands, umgrenzt von Northampton, Cambridge und Bedford, besteht in ihrem südl. und westl. Teil aus einer schönen, wellenförmigen und fruchtbaren Ebene. Der nordöstl. Teil aber gehört zu der großen Niederung der Fens oder Moräste und Sümpfe, welche mehrere Seen, wie das Whittlesea- und das Ramsfeynmeer enthält, doch teilweise durch Drainage in Grasungen verwandelt worden ist. Die schiffbare Ouse durchfließt den Südosten, der Ren bildet die Nordwestgrenze. Von den 928,5 qkm des Areals sind 840 qkm zu Feldern, Wiesen und Hutungen benutzt. Die Einwohner, deren Zahl sich (1881) auf 69614 beläuft, treiben meist Landwirtschaft und liefern besonders viel Butter und Käse. Der feinste und teuerste engl. Käse, der Stilton, wird zwar auch in dem gleichnamigen Kirchspiel (21 km im Norden der Hauptstadt), in größerer Menge aber und ursprünglich in Leicestershire bereitet. Die Grafschaft und ihre Hauptstadt schicken je zwei Mitglieder in das Parlament.

Die Hauptstadt Huntingdon, links an der Ouse gelegen, über welche drei Brücken nach der Vorstadt Godmanchester führen, ist nur klein, hat ein altertümliches Aussehen, fünf Kirchen, ein Theater, eine Lateinschule, ein literarisch-wissenschaftliches Institut mit Museum und Bibliothek, zählt (1881) 4229 G. und treibt bedeutenden Woll- und Kornhandel. Sie war einst viel größer, hatte 15 Kirchen, ein Schloß und mehrere Klöster und ist berühmt geworden als Geburtsort Cromwells.

Huntington (Daniel), hervorragender amerik. Historiker und Porträtmaler, geb. 14. Okt. 1816 in Newyork, bildete sich zuerst bei dem Porträtmaler Elliott im Hamilton College aus und trat 1833 in das Atelier von Morse, des späteren Telegraphenverbesserers und damaligen Präsidenten der nationalen Malerschule, ein. Zunächst malte er Landschaften, namentlich 1836 während seines Aufenthalts am Hudson, 1839 ging er nach Italien und lebte vorzugsweise in Rom und Florenz, wo er sich histor. Bildern widmete. In die Heimat 1840 und von einem zweiten Besuch 1846 zurückgekehrt, wandte S. sich hier dem Porträtfach zu. S. war 1862–70 in Newyork Präsident der obengenannten Kunstschule. Unter seinen Bildern verdienen unter andern genannt zu werden: die Sibylle, Königin Marie unterzeichnet das Todesurteil der Lady Jane Grey, Heinrich VIII. und Königin Katharine Parr, Mercy's Dream, Christiana und ihre Kinder (nach Bunyans «Pilgrim's progress»).

Danute (Marquis von), s. unter Gordon.
Hunyad, Nebenbürg. Komitat, im früheren Lande der Ungarn gelegen, im N. an Jaránd, im O. an Unterweihenbürg, im S. an die Walachei und im W. an Ungarn grenzend, ist das größte Komitat Siebenbürgens und zählt auf einem Flächenraum von 6932,4 qkm (1880) 248464 G., die der Nationalität nach aberniedrig (87,5 Proz.) Rumänen, dann Magyaren (4,5 Proz.) und Deutsche (2,5 Proz.) sind; dem Bekenntnis nach sind es Anhänger der griech.-orient. (71,5 Proz.), der griech.-kath. (15,5 Proz.), der röm.-kath. (4,5 Proz.) und der evang.-luth. Kirche (2,5 Proz.) und etwa 2000 Juden. Das Land ist größtenteils gebirgig. Namentlich

bestehen die südl. und südwestl. Teile aus hohen, mit ungeheuern Waldungen bedeckten und fast ganz unbewohnten Gebirgen, welche man in die Hunyader Alpen und die Barang-, Bullan- und Retezatgruppen einteilt. Die höchsten Punkte derselben sind der Slávoi (2421 m), Rurfa (2412 m), Retezat (2496 m), an dessen Fuß die Ruinen des alten Sarmizegetusa im Dorfe Grebistoc liegen. Die westl. Gebirge des Komitats gehören zur Gotjan-Sarlo oder Uferna-Gruppe, die nördlichen aber zu dem siebenbürg. Erzgebirge. Der Bullanpaß, dessen höchster Übergang 944 m ist, führt aus dem Komitat in die Walachei, während der in den Kämpfen gegen die Türken berühmt gewordene Eiserne Thorpaß (Marmura) nach Ungarn führt. Die Raros durchströmt den nördl. Teil des Komitats in ostwestl. Richtung. Das zweite Hauptthal mit dem wegen seiner röm. Denkmäler berühmten Hätseger Boden wird vom Grebl und seinen Nebenflüssen bewässert. Parallel damit streicht das Ufernatal, in dessen Gebirgen unerschöpfliche Eisenmassen abgelagert sind. Im Süden befindet sich das Schilbeden mit ungeheuren Braunkohlenflözen in Petroşeni. Die Trachtgebirge nördlich von der Raros enthalten die berühmten Gold- und Silbererzküsten mit ihren merkwürdigen Tellurergien, besonders bei Nagpöz. Das Klima ist im allgemeinen mild, doch im einzelnen sehr verschieden; während in den tiefer gelegenen Thälern der Wein gedeiht, herrscht auf den hohen rauhen Klimate. Im Rarosthal ist der Boden ergiebig und auch gut bebaut; an den höher gelegenen Stellen trifft man nur Alpenweiden und Wäldungen. Die Viehzucht bildet den Hauptzweig der Erwerbsthätigkeit; außerdem noch Agrikultur, Bergbau und Kleinergewerbe. Hauptort ist Déva (s. d.); historisch interessant ist der am Zusammenfluß der Uferna und der Balás gelegene Martfölden Bajba-Hunyad, mit einem schönen, vom Gubernator Joh. Hunyad erbauten Schloße, welches 1864 abbrannte, aber teilweise restauriert wurde. Bgl. Schmidt, «Die Stammburg der Hunyade in Siebenbürgen» (Hermannst. 1866).

Hunyady (Joh.), berühmter ungar. Held, von rumän. Abkunft, wurde 1387 zu Hunyad in Siebenbürgen geboren. S. zeichnete sich schon unter Sigismund aus. König Albrecht II. ernannte ihn 1438 zum Banus von Severin, wo er Gelegenheit fand, sich Ruhm gegen die Türken zu erwerben. Nach Albrechts Tode erklärte sich S. für Blaslaw I. gegen die Königinwitwe Elisabeth. Er wurde 1442 mit Mikolauß Ujlaki Wojwode von Siebenbürgen und ersocht einen glänzenden Sieg über die Türken. Mit noch größerem Ruhm kämpfte er gegen diese 1443, indem er sie über den Balkan zurückschlang. Der Papst meinte nun, die Türken aus ganz Europa vertreiben zu können, aber Blaslaw I. schloß mit denselben einen zehnjährigen Waffenstillstand, den auch S. billigte. Der päpstl. Legat fand darin einen Verrat an der Christenheit, und der Waffenstillstand wurde gebrochen. S. führte das ungar. Heer bis Bara an Schwarzen Meer. Die Schlacht, die er hier 10. Nov. 1444 lieferte, ging verloren. Blaslaw I. fiel und S. übernahm als Reichsfürstenthümer für den nachgebornen Sohn Elisabeths, Blaslaw V., die Verwaltung Ungarns, das er mit großem Geiste gegen die wiederholten Einfälle der Türken verteidigte. Er wurde er im Oktober 1448 in Serbien gänglich

geschlagen und gefangen. Nachdem er aber auf Fürsprache der ungar. Stände seine Freiheit wiedererlangt, ließ er zunächst den serb. Despoten seine ganze Rache empfinden, bis die Stände 1451 einen Frieden vermittelten. Nachdem Vladislaw V. 1453 die Regierung selbst übernommen, sah sich H. in arge Händel mit dem ihm feindlichen Grafen Gillez verwickelt. Indessen bewährte er noch einmal seinen alten Ruhm gegen die Tärten durch die heldenmüthige Verteidigung Belgrads und einen kühnen Überfall des türk. Lagers, der den Sultan Mohammed II. zum Rückzug zwang. H. starb zu Semlin 11. Aug. 1456. — Sein ältester Sohn, Vladislaw H., wurde, weil er bei einem Streit mit dem Feinde seines Vaters, dem Grafen Ulrich Cilly, diesen getödtet hatte, zu Ofen 16. März 1457 hingerichtet. Der zweite Sohn, Matthias H., gelangte 1458 als Matthias I. (s. d.) auf den ungar. Thron. Bgl. Teseft, «A Hunyadiak Kora» («Das Zeitalter der Hunyadi», Pest 1852—56). Die Thaten und Schicksale des Geschlechts der Hunyadi sind von ungar. und deutschen Schriftstellern, Historikern und Dichtern vielfach behandelt worden.

Hu-Pe, d. h. Norden des Sees, nach dem chines. Regierungskalmanach die 11. Provinz des Reichs, wird nördlich von den Provinzen Schen-Si und Ho-Nan, östlich von Kgan-Hwei, südlich von Kiang-Si und Hu-Nan und westlich von den Provinzen Si-Tschwan und Schen-Si begrenzt. H. bildet mit der südlich von ihr gelegenen Provinz Hu-Nan (s. d.) eine immense, vorzüglich gut bewässerte und überaus fruchtbare Tiefebene, welche nach einem chines. Sprichwort der Kornspeicher des Reichs ist. Von W. nach O. wird H. von dem Yang-tse-kiang und mehr nördlich von dem sich in ihn ergießenden Fluß Han-tiang ebenfalls von W. gegen O. durchströmt. H. besteht aus 10 Departements, 7 Arrondissements und 60 Kantonen, ist 179946 qkm groß und zählt 27 870 098 Q. Hauptstadt ist Wu-Tschang-Fu, unter 30° 34' 50" nördl. Br. und 113° 57' 30" östl. L. (von Greenwich), auf dem rechten Ufer des Yang-tse-kiang gelegen, eine besetzte Stadt mit bedeutendem Handel.

Hufscheld (Herm.), verdienster Sprachforscher und Theolog, geb. 31. März 1796 zu Warburg, studierte daselbst, war 1819—22 Professor am Gymnasium zu Hanau, habilitierte sich 1824 an der Universität zu Halle, wurde 1825 in Warburg außerord. Professor der Theologie, 1827 ord. Professor der mor. genländ. Sprachen und 1830 auch der Theologie. Im J. 1843 folgte er dem Rufe an Geseenius' Stelle nach Halle. Er starb daselbst 4. April 1866. Er veröffentlichte, außer der unvollendet gebliebenen «Ausführlichen hebr. Grammatik» (II. 1., Warb. 1841), die «Exercitationes Aethiopicae» (Opz. 1825) und «De emendanda ratione lexicographica semitica» (Warb. 1827), denen sich später (1846—48) Untersuchungen über die älteste Geschichte der hebr. Grammatik bei den Juden angeschlossen. H.s exegetisch-kritisches Hauptwerk ist die «Uebersetzung und Auslegung der Psalmen» (4 Bde., Götta 1855—61), neben welchem noch hervorzuheben sind: «Die Quellen der Genesis aufs neue untersucht» (Berl. 1853), «Untersuchungen über die Feste der Hebräer» (4 Hefte, Halle 1851—64), «Über Begriff und Methode der sog. biblischen Einleitung» (Warb. 1844), «Die heutige theologische und mytholog. Theologie und Schriftklärung»

(Berl. 1861). Bgl. Niehm, «Dr. Hermann H. Lebens- und Charakterbild» (Halle 1867).

Häufmäuse, s. unter Springmäuse.

Kura corymbosa L., Sandbüschelbaum, ist ein zu den Doldfarngewächsen (Cuphorbiaceae) gehöriger, auf den Antillen einheimischer Baum von 20 m Höhe. Die Frucht desselben ist durch ihre Bildung ausgezeichnet, indem sie mit einer kleinen Melone mit 12—18 vorspringenden Rippen Ähnlichkeit hat. Interessant wird sie noch dadurch, daß ihre Früchte zur Zeit der Reise mit einem lauten Knall aufspringen und umhergeschleudert werden. Die unreife Frucht höhlt man aus, siedet sie in Öl und macht daraus sehr zierliche Sandbüscheln. In den Gewächshäusern ist diese Pflanzengattung ziemlich selten.

Huram, s. Hiram.

Hörde, s. Horde.

Hürdenrennen (Hurdle race), s. u. Steeple

Hurdwar, genauer Hardwar (d. i. Thor des Hari), auch Gangadwara (Gangessthor) genannt, eine gutgebaute Stadt in dem Distrikt Mirat der gleichnamigen Division der brit.-ind. Lieutenant-Gouverneurshaft der Nordwestprovinzen, liegt unter 29° 57' nördl. Br. und 78° 14' östl. L. (von Greenwich) 855,3 m über dem Meere am südl. Fuße der Sewalit-Höhen und am rechten Ufer des Ganges, der hier aus dem Gebirge heraustritt. Die Stadt, als solche unbedeutend, zählt kaum 5000 Q., ist aber ein sehr berühmter Wallfahrts- und Mekort. Jährlich kommen daselbst über 2 Mill. Pilger aus allen Theilen Indiens (gleichzeitig oft über 300 000) an, um das heilige Bad an der Flußstrecke Harila-Pairi zu nehmen, wobei man namentlich an geweihten, durch Astrologen bestimmten Tagen das Wasser zu erreichen sucht. Um den sonst ebenso häufigen wie ungeheuern Unglücksfällen vorzubeugen, ließ die brit. Regierung 1819 eine 80 m breite Treppe von 60 Stufen an dem Flusse anlegen. In H. selbst finden nur die Reichen Unterkunft, die übrigen Pilger kampieren in Zelten oder im Freien. Fast jeder Pilger sucht zugleich Handelsgeschäfte zu machen. Jährlich im April findet eine große Mele oder Messe, alle 11 Jahre eine besonders feierliche, Gumba-Messe genannte, statt, die ein buntes Gewirr von Nationen und Kasten darbietet. Pferde aus Kabul, Persien, Arabien, Turkestan und Bokhara bilden den Hauptgegenstand des Handels, doch ist überhaupt alles auf dem Markte zu finden.

Huris (arab., d. i. die blendend weißen) heißen die Jungfrauen, welche in Mohammeds Paradies eine der Belohnungen der Seligen ausmachen sollen. Sie sind, nach der Schilderung des Koran, von blendender Schönheit, keiner Unreinigkeit unterworfen, und ihre schmachtenden Blicke gehören bloß dem einzigen Geliebten. In immer grünen, reichbewässerten Gärten ruhen sie in Lauben, auf grünen Kissen und den schönsten Teppichen, und eine Fülle des süßesten Genusses erwartet den Seligen in ihren Armen, ohne daß sie jemals aufhören, Jungfrauen zu sein.

Huronen, ein vormalig mächtiger Indianerstamm Nordamerikas, zur großen iroquischen Sprachfamilie gehörig, nahmen im 17. Jahrh., etwa 30 000 Seelen stark, einen ungefähr 6000 qkm großen Landstrich an den östl. Ufern des nach ihnen benannten Sees ein. Die H. waren ein aus vier aneinander grenzenden Nationen gebildeter Bund,

zu dem später noch eine fünfte hinzukam. Der Stamm wurde in Clans geteilt und von Sachems oder Häuptlingen regiert, welche durch weibliche Erbfolge bestimmt wurden. Im J. 1632 setzten die Jesuiten die bereits von Franziskanern begonnene Mission bei ihnen fort. In der letzten Hälfte des 17. Jahrh. wurden die H. durch Hungersnot und einen Krieg mit den ihnen verwandten Iroquesen (s. d.) teils vernichtet, teils versprengt. Einige ergaben sich ihren Feinden und wurden ihnen einverleibt, andere von den Jesuiten in die Umgegend von Quebec geführt, wo sie sich unvermischt nur in sehr geringer Zahl erhalten haben. Sie zählten 1736 60 oder 70 wehrfähige Männer; 1872 war der Stamm 264 Seelen stark. Die Tionnontates, jene fünfte, später hinzugekommene Nation des Bundes, flohen nach Wisconsin, nahmen jedoch nach ihrer Übersiedelung nach Sandusky in Ohio den Namen Wyandot an und wanderten 1832 in der Stärke von 687 Köpfen nach Kansas aus, wo sie 1865 das Bürgerrecht erhielten. Die H. nannten sich Ontonagon, d. h. «wahre Männer» und als Stamm Wyandot; ihren unter uns geläufigen Namen erhielten sie von den Franzosen wegen ihrer eigentümlichen Haartracht (bures, Wildschweinsköpfe). Vgl. Barman, «The Jesuits in North-America» (Boston 1867; deutsch, Stuttgart 1877).

Huronische Formation nennt man in Nordamerika das auf die Urgneise (Laurentische Formation) folgende Schichtensystem von kristallinischen Schiefer, welches vom Unterfölar discordant abgelagert wird. Es besteht aus Glimmer-, Chlorit-, Talk-, Quarzschiefer, Eisentiefeln, Itacolumit, kristallinischem Kalkstein, Amphiboliten, Magnet- und Kieseisensteinen, sowie in Canada aus Konglomeraten. In den südl. atlantischen Staaten führen diese Schiefer Gold und zwar teils direkt eingesprengt, teils an Schwefelkies gebunden. Organische Reste sind in dieser Schichtengruppe bis jetzt nicht gefunden.

Huronsee (engl. Huron Lake), der dritte der fünf großen canad. Seen, halb zu Canada, halb zu den Vereinigten Staaten gehörig, von jenem im O., von diesen, und zwar vom Staate Michigan, im W. begrenzt, ist 410 km lang und, mit Einschluss der im W. durch die Halbinsel des Kap Huron und die Gruppe der Manitoulin-Inseln von ihm fast getrennten fjordenreichen und hochuferigen Georgian-Bai, 310 km breit. Bei einer sehr unregelmäßigen Gestalt hat der See einen Umfang von 1875 km und bedeckt eine Fläche von 61 840 qkm. Derselbe liegt 181 m über dem Meere und ist 340—310 m tief; an manchen Stellen will man sogar bei 660 m noch keinen Grund gefunden haben. Im NW. steht der See durch die Straße von Madinaw oder Michilicatinaw mit dem Michigansee und durch die schmale, 75 km lange und wegen ihrer Stromschnellen gefährliche Straße von St.-Marie mit dem Obern See (Lake superior) in Verbindung. Im S. fährt der 62 km lange und für Schoner fahrbare Strom St.-Clair in den St.-Clairsee, der eine kreisförmige Gestalt, etwa 50 km Durchmesser und geringe Wassertiefe hat, jedoch in seinem Hauptkanal tief genug ist für kleine Schoner und Dampfschiffe. Aus diesem kleinen Seebecken fährt an der Stadt Detroit vorüber der Detroit-Strom, eine 62 km lange Wasserstraße mit dem trefflichen Hafen Amherstburgh auf der canad. Seite, südwärts in den Eriesee. Der H. hat keine guten

Fäsen, aber die Fischerei in seinen Gewässern bedeutend. Gegenwärtig führen an der H. in Canada mehrere Eisenbahnen.

Hurrah, ein schon im Mittelhochdeutschen kommendes Wort, im 18. Jahrh. als Ruf beim und Jagden gebräuchlich, hat sich seit der Freiungskriege als Schlachtruf bei den Huns eingebürgert und ist in der deutschen Armee im Bajonettangriff regimentarisch festgesetzt.

Hurricane (engl.), eine spezielle Art von Stürmen (s. d.), welche oft mit Ausbruch von aufstretenden und deren Entstehungsgeschicht und sachliches Vorkommen sich meist auf den Westindischen Archipel und einen Teil des Atlantischen Ozeans beschränkt. Eine Eigentümlichkeit des H. ist im Gegensatz zu andern Wirbelstürmen (Tornado oder Tromben, s. d.) große Flächenausdehnung.

Hurtado (Diego H. de Mendoza), s. Mendoza.

Hurtado (Luis H. de Toledo), span. Dichter, Schriftsteller des 16. Jahrh., geb. gegen 1570 in Toledo, wo er um 1570 als Pfarrer der Kirche S. Vicente thätig war und nach 1598 farb, war in seiner Jugend Romanzen, welche in die Romanceros aufgenommen wurden, eine Übersetzung der «Metamorphosen» des Ovid (1580 u. öfter), und eine große Zahl noch anderer Dichtungen und Schöfernovellen. In seinen Werken werden ihm ferner mit zweifelhafter Zuschreibung drei dramatische Romane: «Los Policeanos» (Toledo 1548), «Comedia de la y Tihalda» (Toledo 1552), «Egipto» (Toledo 1552); zwei dramatische Gedichte: «do de casto amor» und «Cortes de la muerte» (1557; letztere wieder abgedruckt in der «Biblioteca de Rivadeneyra», Bd. 36), ein Epica «Honor S. Joseph» (Toledo 1598) und der Roman «Palmeirim de Inglaterra» (Toledo 1547). S. M. de Basconcellos, «Palmeirim de Inglaterra» (Halle 1883).

Hurter (Friedr. Emanuel von), altmex. Geschichtschreiber, geb. 19. März 1787 zu Hausen, besuchte das dortige Realgymnasium, 1804 die Universität Göttingen, um Theologie zu studieren. Nachdem er mehrere Jahre in Göttingen verweilt, wurde er 1825 Mitglied in Schaffhausen, geriet aber bald mit den untergeordneten prot. Geistlichen, die ihn des Jansenismus und Papismus beschuldigten, in Konflikt. In seiner «Geschichte Papst Innocenz und seiner Zeitgenossen» (4 Bde., Göttingen 1828), einem durch gediegene Forschung und gelungene Darstellung ausgezeichneten Werke, richtete die papstl. Hierarchie und verherrlichte das Alter. Endlich forderten ihn seine Theologie in Schaffhausen auf, sich über seine Stellung zur Kirche offen zu erklären. Seine wissenschaftliche Ausrüstung und seine literarischen Fähigkeiten (Schaffh. 1840), veranlaßten ihn zu rechtfertigen, sobald er sich endlich 1841 entschloß, seine Stelle niederzulegen. Im J. 1842 er in Rom zur lat. Kirche übergetreten. Schrift: «Geburt und Wiedergeburt. Erinnerungen aus meinem Leben» (2 Bde., Schaffh. 1844). Diesen Schritt zu erklären. Im J. 1846 in einem Aufsatze als L. L. Historiograph nach den Ereignissen des J. 1848 verdrängen ihn von seiner Stellung, doch erhielt er dieselbe wieder. Er farb 27. Aug. 1865 zu Graq. Das Leben

Wert aus der letztern Zeit ist die «Geschichte Ferdinands II. und seiner Ältern» (Bd. 1—11, Schaffh. 1860—64). Sonst sind noch zu nennen: «Denkwürdigkeiten aus dem letzten Decennium des 18. Jahrh.» (Schaffh. 1840), «Philipp Lang, Kammerdiener Rudolfs II.» (Schaffh. 1861), «Zur Geschichte Wallensteins» (Freiburg i. B. 1856), «Wallensteins vier letzte Lebensjahre» (Wien 1862). Vgl. Feint. von Hurter, «Friedrich von H. und seine Zeit» (2 Bde., Graz 1876—77).

Hus (Johs.), f. Hus.

Husaren (ungar. huszár, von husz, b. i. جوان, weil unter König Matthias I. von je 20 Husaren ein Reiter zum Heere gestellt werden mußte) sind eine leichte, nach ungar. Vorbilde geleitete, mit Säbel, Pistole, Karabiner bewaffnete Kavallerie, welche besonders zu den Leistungen des Kleinen Kriegs, zum Sicherheits- und Rundschafftsdienst, zur Denarrung des Feindes, zu Hausstreichen aller Art u. s. w. verwendet wird, aber auch zur geschlossenen Attacke vollständig geeignet und selbst schwerer Kavallerie durch größere Beweglichkeit gewachsen ist. Der Name kommt zuerst in Ungarn unter Matthias Corvinus Ende des 15. Jahrh. vor. Ihre Kleidung war die ungar. Nationaltracht (Velmán) und oft sehr kostbar. Sie leisteten in den österr. Heeren des 16. und 17. Jahrh. treffliche Dienste, daher in Frankreich 1693 nach ihrem Muster ein Husarenregiment errichtet wurde, 1721 ein Husarenkorps in Preußen, 1723 ein zweites; auch in Rußland wurden die 9. 1723 eingeführt. Friedrich II. vermehrte die 9. Escladrons H., welche sein Vater errichtet hatte, allmählich auf 10 Regimenter von 10 Escladrons, und die preussischen H., für deren Ausbildung besonders Seydlitz und Hieten sorgten, erwarben sich bald einen hohen Ruf. Auch in kleinern Armeen wurden Husarenregimenter organisiert, von denen aber manche später in Dragoner oder Ulanenregimenter verwandelt wurden. Die deutsche Armee zählt 30 Husarenregimenter, und zwar 17 preussische (1 Gardehusarenregiment und die Regimenter Nr. 1—16), 2 königl. sächsische (Nr. 18 und 19) und 1 braunschweigisches (Nr. 17). Die ungarischen H. gelten noch immer als Muster einer guten leichten Kavallerie.

Husák (Husi), Stadt in Rumänien, Kreis Faltsu, unweit der russ. Grenze und dem Pruth-Russe, hat 20000 G., ist Sitz einer Präfektur, eines Landgerichts und eines der drei moldauischen Bistümer, hat ein Priesterseminar und mehrere Elementarschulen. Der früher ziemlich lebhaftes Handelsverkehr mit Rußland hat sich jetzt nach der Eisenbahnlinie Jassy-Ungem-Rischnew-Ofessa gewendet.

Husake (Georg Philipp Eduard), verdienter Forscher auf dem Gebiete des röm. Rechts, geb. zu Münden 26. Juni 1801, besuchte die Gymnasien zu Göttingen und Jena und studierte von 1817 an in Göttingen, dann in Berlin, trat 1821 in Göttingen als Privatdocent im Fache des röm. Rechts und des röm. Rechtsgeschichte auf und folgte 1824 dem Rufe als ord. Professor der Rechte nach Rostock. Nachdem er eine Reise nach Paris gemacht hatte, wurde er 1827 an die Universität zu Breslau berufen. Im J. 1836 wurde er Senior und Ordinarius des Sprachkollegiums, später erhielt er den Titel eines Geh. Justizrats. Eine 1835 infolge der damaligen kirchlichen Streitigkeiten (Vorfälle in Hönigern) gegen ihn eingeleitete Kriminaluntersuchung endete mit völliger Freisprechung von der

in erster Instanz über ihn verhängten halbjährigen Festungstrafe. Im J. 1841 wurde er Direktor des Obergienkollegiums der evang.-luth. Kirche in Preußen.

In seinen rechtshistor. Studien und Forschungen verfolgt H. vorzugsweise die histor.-philol. Richtung. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben: die mit Erläuterungen versehene Ausgabe von Ciceros neuerfundener «Oratio pro Tullio» in J. G. Husakes «Analecta literaria» (Erg. 1826), «Incerti auctoris magistratum P. R. expositiones ineditae» (Bresl. 1829), «Studien des röm. Rechts» (Bd. 1, Bresl. 1830), «Die Verfassung des Königs Servius Tullius» (Heidelb. 1838), die Ausgabe von des Flavius Syntrophus «Instrumentum donationis» (Bresl. 1838), «Über den zur Zeit der Geburt Jesu gehaltenen Censur» (Bresl. 1840), «Über das Recht des Nexum und das alte röm. Schulrecht» (Erg. 1846), «Über den Censur und die Steuerverfassung der frühern röm. Kaiserzeit» (Bresl. 1847). Diefen schlossen sich später an: «Gajus. Beiträge zur Kritik und zum Verständnis seiner Institutionen» (Erg. 1856) und «Jurisprudential antequintinianas quas supersunt» (Erg. 1861; 4. Ausg. 1879), «Justinian institutionum libri IV» (Erg. 1868), sowie «Die ostlichen und sabelischen Sprachdenkmäler» (Eberf. 1866), «Die Igarischen Tafeln nebst den kleinern umbrischen Inschriften» (Erg. 1869), «Zu den altitalischen Dialecten» (Erg. 1872) und «Die neue ostliche Weltkarte» (Erg. 1880). Ferner erschienen: «Das alte röm. Jahr und seine Tage» (Bresl. 1869), «Die Makt und das Sacramentum» (Erg. 1874), «Das Recht der Publicianischen Klage» (Stuttg. 1874), «Zur Pandektenkritik» (Erg. 1876), «Die jüngst aufgefundenen Bruchstücke aus Schriften röm. Juristen» (Erg. 1880), «Die Lehre des röm. Rechts vom Darlehn» (Erg. 1882). Außerdem veröffentlichte H. mehrere theol. und kirchenpolit., im altluth. Sinne gehaltene Schriften.

Husain, der zweite Sohn des vierten Kalifen Ali, des Schwiegersohns Mohammeds. Hs. Älterer Bruder Hasan hatte nach der Ermordung seines Vaters Ali nach einer nur einige Monate dauernden Scheinregierung das Anrecht auf das Kalifat an Mu'awiya gegen eine Leibrente abgetreten und sich nach Medina zurückgezogen, wo er 669 wahrscheinlich auf Anstiften Mu'awias vergiftet wurde. Der jüngere Sohn Ali's, H., versuchte von Mekka aus seinen Ansprüchen mit den Waffen Geltung zu verschaffen und traf in der Ebene von Kerbela auf die ihn unter Amrs Befehl entgegengegangenen Truppen. Hier fiel H. 10. Okt. 680. Auf dem Plage, wo er starb, wurde eine herrliche Moschee errichtet, als Wallfahrtsort bekannt unter dem Namen Meschhed Husain.

Husking, eine dünne, aus zwei Hanffäden zusammengeflochtene geteerte Leine, welche an Bord vielfach in der Takelage als harter Bindfaden (Bandel) Verwendung findet.

Huskisson (William), engl. Staatsmann, geb. zu Birch, Wrexham in der Grafschaft Worcester 11. März 1770, kam jung nach Paris, wo er an der Erstärkung der Bastille teilnahm und Mitglied des Clubs von 1789 war. Im J. 1792 ging er als Privatsekretär des engl. Gesandten, Lord Gower, mit diesem nach London und wurde derselb 1793 im Emigrantenbureau angestellt. Der Kriegsminister Dundas wählte ihn 1795 zu seinem ersten Sekretär und der Friedenörpeth zum Parlaments-

mitgließe. Hierauf machte ihn Pitt zum Unterstaatssekretär, Generalsteuereinnahmer des Herzogtums Lancaster und Kommissar des Handelsbureaus. Bei Pitts Austritt 1801 legte er seine Ämter nieder; auch verlor er nach der Auflösung des Parlaments 1802 seinen Sitz im Unterhause. Als Pitt 1804 von neuem an die Spitze der Verwaltung trat, wurde H. vom Flecken Liskeard wieder ins Unterhaus gewählt und von Pitt zum Sekretär der Schatzkammer ernannt. Unter dem Ministerium Grenville mußte er 1806 diesen Posten aufgeben, den er indes durch Percival 1807 wiedererhielt. Seitdem saß er ununterbrochen im Unterhause, zuletzt seit 1823 für Liverpool. Als Canning 1809 aus dem Ministerium trat, schied auch H. aus der Schatzkammer; 1814 wurde er Generaldirektor der Zölle und Mitglied des Geheimen Rats, 1822 Präsident des Handelsamts, 1827 Staatssekretär für die Kolonien, bis er im Mai 1828 sich zurückzog. Als Handelsminister gewährte er allen Ländern unmittelbare Teilnahme an dem Handel mit den früher auf den Verkehr mit dem Mutterlande beschränkten Kolonien; auch hob er mehrere Einfuhrzölle auf und milderte die Verfügungen der Navigationsakte. Bei der Eröffnung der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester (16. Sept. 1830) fiel er beim Einsteigen, kam dabei unter den Wagen und starb infolge der Verletzungen noch an demselben Tage. Eine Auswahl seiner „Speeches“ erschien 1831 zu London in drei Bänden.

Fuß oder Hus (Johs.), der Reformator Böhmens, geb. 6. Juli 1369 zu Hussinec bei Brachatitz im südl. Böhmen, war der Sohn wohlhabender Bauern czech. Stammes, studierte seit 1389 zu Prag, erhielt die Priesterweihe, ward 1393 Baccalaureus der freien Künste, 1394 Baccalaureus der Theologie, 1396 Magister der freien Künste. Im J. 1398 begann er Vorlesungen an der Universität zu halten und erwarb sich rasch solches Ansehen, daß er Okt. 1401 Defan der philos. Fakultät wurde und von Okt. 1402 bis April 1403 das Rektorat der prager Universität bekleidete. Schon bei einer Disputation vom J. 1399 zeigte sich, daß H. in manchen Punkten den Lehren Wicliffes zustimmte. Darin bekräftigte ihn die verwandte Gesinnung mehrerer seiner Lehrer zu Prag, wie des Magisters Niklas von Leitomischl, des Stephan Palec und vor allem des Magisters Stanislaus von Znaim. Nach seiner Ernennung zum Pfarrer an der Bethlehemskapelle (1402) trat H. immer entschiedener gegen die Verweltlichung der Kirche auf. Falsch ist die Ansicht der Slawophilen (Niwitow, Hilsberding u. a.), H. habe nur die noch vorhandenen Erinnerungen an die altmähr. Kirche, wie sie von Cyril und Methodius begründet war, erneuert. Man findet bei H. nirgends eine Verurteilung auf dieselben. Er war ein eifriger Förderer der czech. Sprache. Er gab ihr eine neue Orthographie (lateinisch und czechisch herausg. von Sembera, Wien 1857), welche bis zum Verfall der czech. Bildung galt, zu Anfang des 19. Jahrh. wieder aufgenommen wurde und noch jetzt mit wenigen Veränderungen beobachtet wird. Durch den musterhaften Stil seiner czech. Predigten, Traktate, Briefe u. s. w. (gesammelt von Erben, „Mistra Jana Husi Sebraná spisů českých“, 3 Bde., Prag 1865—68) gehört H. zu den hervorragendsten czech. Schriftstellern. Auch gilt er als Dichter dreier geistlicher Lieder in czech. Sprache (abgedruckt im „Kralický Sazbík“ 1576).

In seinen kirchlichen Reformbestrebungen ging anfangs nicht über die Forderung hinaus, in durch eine gründliche Reform der Kirche aus und Gliedern die schreienden Mißstände beseitigt zu werden, welche die Verweltlichung der Kirche Folge hatte. Daher erklärte er sich, daß er nicht die weite Kreise des Volks für sich gewann, ihm gleichzeitig der Günst des Königs und des Erzbischofs sich erfreute. König Wenzel beehrte ihn zum Beichtvater der Königin Sophie. Im J. 1403 ernannte ihn der Papst als Synodalsprebiger Stanislaus von Znaim zu Synodalsprebiger. Ein Konflikt entstand zwischen der Universität. Hier wurden 1403 aus dem Orden Wicliffes 45 Sätze als lehrerliche Irrthümer bezeichnet. Vergebens behauptete H., jene Sätze von Wicliffe gar nicht in dem Sinne gemeint zu haben, welcher ihnen hier beigelegt werde. Nur die Nation trat ihm bei, während die übrigen der Verurteilung Wicliffes einig waren. Wicliffe wurde nochmals wiederholt. Unter dem Einfluß der poln. Verhältnisse eine Spannung zwischen dem Papst und dem König von Böhmen hervorkam. Wenzel wünschte die Zustimmung der Unterstützung der Universität Prag, und um zu halten, verfügte er durch ein Dekret vom J. 1409, daß die böhm. Nation in allen Angelegenheiten der Universität drei, die übrigen Nationen zusammen nur eine Stimme haben, während sonst jede Nation eine Stimme hatte. Folge war, daß Tausende von Studenten auswanderten und die Universität zergründeten. Welchen Anteil H. an dieser Sache gehabt hat, läßt sich nicht sicher feststellen. Er hat er selbst später behauptet, sie nicht zu haben, und die Universität wählte ihn zum jenem Ereignis zu ihrem Rektor. Infolge der Beschwerde der Geistlichen, H. gebe sie der Meinung des Volks preis, entzog ihm der Papst 1408 den Auftrag als Synodalsprebiger und sagte ihm bald darauf alle priesterlichen Ämter. Ferner veranlaßte er Papst Alexander V. zu Bulle vom 20. Dez. 1409 die Verbreitung seiner Irrlehren und das Predigen an anderen herkömmlichen Orten bei Strafe der Exkommunikation zu verbieten. Infolge dessen ließ der Erzbischof am 16. Juli 1410 mehr als 200 Handschriften Wicliffes verbrennen und sprach 18. Juli den Bann über H. aus. Dieser ließ sich nicht einschüchtern, sondern trat auf den Kanzel immer energischer für eine Reform der Kirche ein. Der Tod des Erzbischofs (1411) führte noch einen kurzen Stillstand des Kampfes herbei.

Als aber Papst Johann XXIII. Herbst 1411 einen Kreuzzug gegen König Ladislaus von Ungarn ausrief, welcher Mai 1412 zu Prag feilgebieten wurde, trat H. mit aller Entschiedenheit gegen diesen Mißbrauch auf. Er warnte die larmenden Volksausläufer, sobald der Papst Albit H. mit der Ächt, die Stadt mit dem Bann bedrohte. Infolge dessen verließ H. Prag und ließ sich auf verschiedenen Burgen befreundeter Grafen auf. Diese Zeit der Ruhe benutzte er, seine Lehren fester zu begründen und in einer Reihe von Schriften darzulegen. Was die Lehre anlangt, ist H. durchaus von Wicliffe abhängig. (Vgl. z. B. Coleridge, „H. und Wicliffe“, Prag 1884.) Gesetz Christi, d. h. die Offenbarung Gottes

Heiligen Schrift ist die unbedingte Norm und Quelle der religiösen Erkenntnis, hat eine Autorität, weit höher als die Tradition der Kirche und die Aussprüche des Papstes. Die Kirche ist die Gesamtheit der Erwählten und nicht die äußere Gemeinschaft derer, welche den röm. Papst als ihr Oberhaupt, die röm. Hierarchie als das wahre Priestertum anerkennen. In einem praktisch wichtigen Punkte jedoch wich H. von Bielisse ab: er hat die Lehre von der Transsubstantiation (s. d.) niemals belämpft, daher auch den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt niemals als zum Heil notwendig, sondern nur als zulässig bezeichnet.

Als das Konzil zu Konstanz in Aussicht stand, sollte auch die Lösung der kirchlichen Wirren Böhmens dort versucht werden. H. war bereit, sich zur Verantwortung zu stellen. König Sigismund gab ihm einen Geleitsbrief, genau in derselben Form wie andern zum Konzil reisenden Personen, und trug drei böhm. Großen auf, für seine Sicherheit Sorge zu tragen. Am 3. Nov. 1414 langte H. in Konstanz an. Da er hier Messe las und in Predigten seine Ansichten frei aussprach, ward er 23. Nov. 1414 auf Befehl des Papstes verhaftet und seit 6. Dez. im Dominikanerkloster gefangen gehalten. Vergebens protestierten die böhm. Großen, vergebens jürnte König Sigismund. In der Nacht des Palmsonntags 1415 ließ der Bischof von Konstanz den Gefangenen auf seine Burg Gottlieben am Rhein in strenge Haft bringen; am 31. Mai wurde er alsdann in das Franziskanerkloster zu Konstanz übergeführt. Als Ankläger H. waren seine erbittertesten Feinde, unter ihnen Stephan Balcz, von Böhmen nach Konstanz gekommen. Am 5., 7. u. 8. Juni 1415 wurde mit H. verhandelt. Eine Reihe von Sätzen aus seinen Schriften wurden ihm vorgelegt. Einige bezeichnete H. als in seinen Schriften nicht vorhanden, andere erkannte er als sein Eigentum an und erklärte sich bereit, sie zu widerrufen, sobald sie aus der Schrift als irrtümlich erwiesen seien. Sich bedingungslos dem Konzil zu unterwerfen, lehnte H. ab. Darauf wurde er in der öffentlichen Sitzung des Konzils vom 6. Juli 1415 zum Tode verurteilt und dem Magistrat von Konstanz zur Hinrichtung übergeben. Das Urteil wurde sofort vollzogen und H. erlitt mit großer Glaubhaftigkeit die Qualen des Feuertodes. Sein Todestag wurde in Böhmen lange als nationales und kirchliches Fest gefeiert und erst durch die Heiligsprechung des sog. Johann von Repomalt (s. d.) völlig verdrängt.

Bgl. *«Historia et monumenta Johannis Husi atque Hieronymi Pragonis»* (2 Bde., Nürnberg 1558); Bitté, *«Lebensbeschreibung des Magisters Johannes H.»* (2 Bde., Prag 1789—95); Wendt, *«Geschichte von H. und den Hussiten»* (Magdeb. 1845); Helfert, *«H. und Hieronymus»* (Prag 1863, ultramontan); Böhringer, *«Die Kirche Christi und ihre Zeugen»* (Bd. 2, Mittel. 4, Bär. 1868); Arummel, *«Johannes H., eine kirchenhist. Studie»* (Darmst. 1863); Höfler, *«Magister Johannes H.»* (Prag 1864); Arummel, *«Geschichte der böhm. Reformation»* (Gotha 1866); Palacky's einschlägige Partien in seiner *«Geschichte von Böhmen»* (besonders in der tsch. Ausgabe); derselbe, *«Documenta Magistri Johannis Husi vitam, doctrinam, causam etc. illustrantia»* (Prag 1869); Höfler, *«Geschichtsschreiber der hussitischen Bewegung in Böhmen»* (3 Bde., Wien 1866—66); Berger, *«Johannes H. und König Sigismund»* (Mugsb. 1872); Lechler,

«Joh. Bielisse und die Vorgeschichte der Reformation» (2 Bde., Pp. 1872); E. Denis, *«Huss et la guerre des Hussites»* (Par. 1878).

Guß (Magnus von), berühmter schwed. Arzt, geb. in der Pfarre Lorp in Nedelspad 23. Okt. 1807. Nachdem er 1835 zu Upsala seine philos. und mediz. Studien beendet hatte, ward er Lehrer an dem Karolinischen Institut zu Stockholm und erhielt 1840 den Posten eines Oberarztes an dem Serafimer-Lazarett daselbst. Im J. 1846 wurde er zum Professor ernannt und 1860—64 war er als Chef des Medizinalkollegiums und 1860—76 als Generaldirektor der schwed. Irrenheilanstalten thätig. Im J. 1857 erfolgte seine Erhebung in den Adelsstand. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: *«Alcoholismus Chronicus»* (2 Bde., Stoch. 1849—51), *«Om Sveriges endemiska sjukdomar»* (1851), *«Om Typhus och Typhoidfeberns statistiska förhållanden och behandling»* (1855), *«Sällsyntare sjukdoms fall»* (1856), *«Om Lungeninflammationens statistiska förhållanden och behandling»* (1860). Dieselben sind ins Deutsche und auch in andere Sprachen übertragen.

Guß-Auskäuten, in manchen österr. Städten die Bezeichnung für das Läuten um 9 Uhr abends, das ursprünglich zum Gebet um Abwehr der Hussiten auffordern sollte.

Hussein Awni Pascha, osman. General und Staatsmann, geb. 1819 zu Dost-Kol, einem Dorfe bei Isparta, im westl. Kleinasien, war schon 1860 Major. Danach wurde er Lehrer an der Harbiye Ketteb und 1863 Generalstabsoffizier Omer Paschas. Im Kriege mit Rußland wurde er zum Obersten ernannt und ging 1855 mit dem Serdar Uträm Omer Pascha nach der abchasischen Küste ab, stand eine Zeit lang in Suçum Kaleh und nahm an der Schlacht am Flusse Ingur teil. Noch im Laufe der Campaigne wurde er zum Lima (Brigadegeneral) befördert. Im Kriege mit Montenegro 1859—60 war er Divisionsgeneral, wurde aber vom Kriegsschauplatz abberufen und an die Spitze der Dar-i-Saura (eine Art allgemeines Kriegsdepartement) gestellt. H. wurde 1864 zum Mischir (Marshall), zum Kommandanten des Garbeammeekorps und zum stellvertretenden Seraskier ernannt, aber 1868 in den Sturz Juab Paschas mit verwickelt und erst 1867 wieder als Kommandant gegen die Insurgenten auf Akreta verwendet. Nachher befehligte er das Observationskorps an der griech. Grenze, kehrte aber bald als Generalissimus nach Akreta zurück, wo er den Aufstand völlig dämpfte. H. wurde hierauf zum Kriegsminister ernannt und führte nun ein lang geplantes Werk, die Reorganisation der osman. Armee, durch. Nach dem Tode Ali Paschas (Sept. 1871) verlor H. seine Stellung als Kriegsminister und wurde während mehrerer Monate nach Isparta verbannt. Erst nachdem (1872) Ribbat Pascha Grovcejer geworden, kehrte H. nach Konstantinopel zurück. In der nachfolgenden Zeit gelangte er selber (Febr. 1874) zum Grovcejerat und behauptete sich auf diesem Posten bis zum 25. April 1875. Hierauf nach Smyrna, als Generalgouverneur der gleichnamigen Provinz, gesendet, nahm er bald seinen Abschied, trat aber 25. Aug. 1875, gleichzeitig mit Ribbat Pascha, als Kriegsminister in das bald danach von Mahmud Rehim Pascha gebildete Ministerium ein, aus dem er jedoch bereits 1. Okt. 1875 ausschied. Hierauf ging H. als Generalgouverneur

der Provinz Abudavendighiar nach Brussa. Nach dem Sturze Mahmud Nedim Paschas (11. Mai 1876) kehrte er nach Konstantinopel zurück, um abermals die Stellung des Seraskiers einzunehmen. Bei der am 29. Mai erfolgten Absetzung des Sultans Abd-ul-Aziz war S. es, dem die Hauptrolle zufiel. Persönlich erschien er nachts im Palais von Dolma-Bagtsche, um dem Sultan Nachricht von seiner Entthronung zu geben und ihn als Staatsgefangenen zum Palais von Top-Kapu abzuführen. Der Haß der mit den Interessen des gesunkenen Herrschers Nachstoerbundenen richtete sich daher am heftigsten gegen S. Als in der Nacht vom 15. zum 16. Juni 1876 die osman. Minister sich im Konak (Hause) Midhat Paschas zum Conseil versammelt befanden, drang der Ischerlek Hassan in die Versammlung ein und es gelang ihm, S. zu töten, bevor er selbst überwältigt wurde.

Hussiten (Orden des Hauses) im Königreich Tunis, von Ahmet Bei (1837–55) gestiftet, besitzt nur eine Klasse, welche von den Prinzen des regierenden Hauses und von ausländischen Prinzen von Geblüt getragen wird. Die Dekoration ist rund, von Gold und mit Diamanten besetzt und wird von einer Diamantagasse gehalten. Das Band ist grün mit roter Einfassung.

Husken (Joh.), s. Ololampadius.

Huskench, Marktflecken in der Bezirkshauptmannschaft und im Gerichtsbezirk Prachatic im südl. Böhmen, mit (1880) 1731 E. czech. Junge, deren Haupterwerb in der Feldwirtschaft, teilweise auch im Strumpfwirken und Wollspinnen besteht; auch hat S. eine Färbefabrik, eine Säbholzfäbrik und eine Drahtfabrik. In älterer Zeit wurde in der Glanz bei S. Gold gewaschen und vor Einführung der Holzsäbwehre war der Bach reich an Perlenmuscheln. S. ist Geburtsort von Johannes Hus, und sein Geburtshaus ist durch eine Gedenktafel mit seinem Brustbild ausgezeichnet.

Huskench (Mitas von), aus dem Hause der Picina, königl. Burggraf auf Prachatic, Anhänger und Beschützer von Hus, war später Anführer der Taboriten und starb 1420 infolge eines Sturzes vom Pferde.

Hussiten heißen die Anhänger des Johannes Hus (s. d.) in Böhmen. Die Verhaftung und Verbrennung von Hus erregte bei seinen zahlreichen Anhängern unter dem Volk und Adel Böhmens tiefen Unwillen. Im Sept. 1415 sandten 452 böhm. Adelige einen feierlichen Protest an das Konzil und schlossen miteinander ein Bündnis, die freie Predigt des Wortes Gottes auf ihren Befehlen zu sichern, dagegen Verordnungen der Bischöfe und des Papstes nur so weit anzuerkennen, als sie mit der Schrift übereinstimmen. Papst Martin V. beschloß, mit Strenge gegen die S. vorzugehen, um die Kezerei in Böhmen völlig auszurotten. König Wenzel ließ sich auch bewegen, gegen sie einzuschreiten, starb aber schon 16. Aug. 1419. Jetzt beanspruchte sein Bruder Sigismund die Krone Böhmens, aber die S. gaben ihm die Hauptschuld an dem Tode ihres Meisters, weil er das versprochene sichere Geleit nicht hielt, und wollten ihn deshalb nicht als König anerkennen. Eine Reihe blutiger Kriege, Hussitenkriege genannt, war die Folge. Sigismund bot das deutsche Reichsheer gegen die S. auf, aber die Deutschen hatten wenig Reue, sich für die Interessen seiner Hausmacht zu schlagen. Dadurch ward es den

von religiöser und nationaler Begeisterung erfüllt. S. möglich, ihre Feinde immerfort zu besiegen. Nachdem sie 1420–27 alle Angriffe heftig abwehrten und ihre Feinde am Witschberg, heute Zislaberg genannt (1420), bei Bantzig (1421), Deutsch-Brod (1422), bei Ausjitz (1426), bei Zisla (1427) überwunden hatten, wandten sie sich 1427 zum Angriff und unternahmen mehrere Kriegszüge nach Deutschland. Ihre Heiden Zisla und Brodop waren Meister der Kriegskunst, bedienten sich namentlich des Geschüßes mit viel Geschick und schufen ein treffliches, zum Teil in Eisen bewaffnetes Fußvolk, welches der gepanzerten deutschen Reiterei erfolgreich entgegen trat. Charakteristisch für die Heere der S. ist die Benutzung verteidigungsfähiger Höhen zur Deckung des Lagers und in der Schlacht, sowie in der Marschzeit.

Als auch der Kreuzzug gegen die S. getrieben Kardinal Cesarini, mit der Niederlage bei Zisla (14. Aug. 1431) endete, sah das Papsttum sich genötigt, den Weg der Verhandlungen zu nehmen. Das führte zunächst zu innern Zwistigkeiten unter den S. Von Anfang an gab es unter ihnen eine gemäßigtere und eine strengere Richtung. S. erkannten in der Schrift die höchste Lebenswahrheit, die das Leben und das Leben, aber die Strengern nur gelten lassen wollten. Die Schrift ausdrücklich vorschreibt, ließen die Gemäßigtern sich manches gefallen, was die Strengern nicht gerade lehrte, sobald es nur nicht streitet. Die Gemäßigtern, weil sie in Prag und Stadt Prag ihre Hauptstätte hatten, so genannt, beschränkten ihre Forderungen auf Anerkennung der vier Prager Artikel (s. d.) das Gottes Wort frei gepredigt, das Leben unter beiderlei Gestalt gespendet, die weltliche und irdischen Güter dem Klerus geschenkt und alle Todsünden in jedem Stande abgelassen werden. Wegen der Forderung des Ablasses hießen sie Calixtiner (s. d.), wegen der Forderung der Spendung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt (sub utraque specie) Utraquisten. Die Strengern verwarfen auch die Lehre vom Feuer, der Anbetung der Heiligen, dem Bilden u. dgl. m. Sie hatten ihren Stützpunkt in der Feste Tabor und hießen danach Taboriten. Der erste Führer war Joh. Zisla (s. d.). Bei Zisla wählte die Mehrzahl Protolopius d. 2. Führer, während eine kleine Zahl der S. führerlos blieb. Als nun das Baseler Konzil zu Verhandlungen genötigt sah, gelang es vielen verfehligen Hm- und Herren, die Prager Kompaktaten vom 30. Nov. 1436 gemäßigtern S. zu befriedigen. Der Kaiser ward ihnen zugesprochen und auch betreffend die Predigt des Wortes Gottes, der Haltung des Lebens und der Sittenzucht wurden wichtige Entscheidungen gegeben.

Demit war die Einheit der S. gegenüber die Taboriten und Bassen weitgehend verloren. Frieden mit der Kirche zu schließen. In der Zeit bei Böhmischem Brod und Zisla wurden die Taboriten völlig geschlagen (30. Mai 1439) verschwand als eigene Partei, doch mit überreife und Ausläufer derselben wider den Böhmisches Bräutern (s. d.). Die Letzteren wurden vom Landtage zu Zisla (15. Febr.) feierlich bestätigt. Jetzt wurde auch der

von Ungarn als König von Böhmen anerkannt, aber kaum war er im Besitz der Macht, so versuchte er schon, die den H. gemachten Zugeständnisse wieder aufzuheben; dasselbe Ziel verfolgte sein Nachfolger Albrecht II. (1437—39). Nach dessen Tode entstand in Böhmen so große Verwirrung, daß die H. den Subernator Georg Podiebrad 1468 zum König von Böhmen erheben konnten. Papst Pius II. erklärte 31. März 1461 die Kompaktaten für aufgehoben und wollte Georg Podiebrad nur dann als König anerkennen, wenn er sich verpflichtete, die Keterei in Böhmen auszurotten; aber der gegen Böhmen unternommene Kreuzzug wurde glänzend abgeschlagen. Auch Ladislaw II. (1471—1516) mußte auf dem Landtage zu Rattenberg die Kompaktaten bestätigen und der Reichstag von 1512 verlieh H. und Katholiken volle Gleichberechtigung. Als die deutsche Reformation sich vollzog, trat unter den H. eine Scheidung ein. Einige lehnten zur luth. Kirche zurück, andere schlossen sich den Protestanten an und vereinigten sich mit ihnen im J. 1575 auf Grund der Confessio Bohemica.

Aber die Litteratur s. H. u; vgl. ferner: Palacky, »Urtümliche Beiträge zur Geschichte des Hustentriebs 1419—86« (2 Bde., Prag 1872—74); die einschlägige Partie in Schlesingers »Geschichte Böhmens«; Bezold, »Zur Geschichte des Hustentums« (Münch. 1874); derselbe, »Sigismund und die Reichsriege gegen die H.« (Münch. 1872); Grünhagen, »Die Hustentriege der Schlesier 1420—35« (Bresl. 1872).

Hustentest, s. unter Raumburg.

Hustentuschungen, s. unter Heidenzungen.

Husten (*tussis*) nennt man ein hartes, tönendes, meist krampfhaft, d. h. durch Reflexreizung erfolgtes Ausstoßen der Luft aus den Lungen und obem Luftwegen, wobei in der vorher krampfhaft verengten Stimmrinne das Hustengeräusch entsteht. Meist geht eine tiefere und kräftigere Inspiration voraus; ist dies nicht der Fall, so entsteht das Stößen. Der H. wird verursacht (ausgenommen bei rein willkürlichem Husteln) durch eine Reizung der vom Nervus vagus abstammenden Empfindungsnerven an einer beschränkten Stelle der Unterseite der Stimmblätter, durch den sog. Hustenreiz. Diese Reizung teilt sich dann dem Reflexcentrum im obem Rückenmark mit und ergreift von da die Bewegungsnerven der Atmungsmuskeln des Brustkastens und der Bauchwände. Der Hustentrieb wird bei gesunden Atmungsorganen durch Eindringen fester oder ägender Körper in den Kehlkopf und die Luftröhre hervorgebracht (Staub, Flüssigkeit beim Verschlucken, reizende Gase, Labdrain, Schleim), kommt aber auch bei Entzündung und geschwulstigen Prozessen der Luftwege zu Stande. In einzelnen Fällen wird er durch die bloße Reizbarkeit der Atmungsorgane bei Leiden anderer, in der Nähe liegender Organe hervorgerufen; so kann eine Reizung der in der Schleimhaut des Magens sich verbreitenden Äste des Nervus vagus reflexorisch auf die Lungenäste überstrahlen und so den sog. Magen Husten hervorrufen. Sind die Luftwege schon an sich krank, so bringt schon ein sehr leichter Reiz, z. B. die Anhäufung des Schleims, H. zu Wege. Sonach ist der H. keine eigentümliche Krankheit, sondern nur das Symptom eines regelwidrigen Zustandes, der manchmal nach Beseitigung der Ursachen schwindet, oft aber auch nicht entfernt werden kann, wie

bei der Lungenschwindsucht und den andern Störungskrankheiten der Respirationsorgane.

Hält der H. längere Zeit an, z. B. 8—14 Tage, ohne sich zu vermindern, so ist er immer als ein ernsthafter Zufall zu betrachten, da jeder Katarrh in Lungenentzündung oder Tuberkulose übergehen oder zu allerlei bedenklichen Fiebern, wie Empysem der Lungen, auch Lungenblutungen, Blutandrang nach einzelnen Zeilen, besonders nach dem Kopfe, bisweilen auch Veritung von Gefäßen (Nasenbluten, Schlagfluß), Eingeweidebrüchen u. dgl. führen kann. Aus diesem Grunde muß auch in jenen Fällen, in denen die betreffende Grundursache nicht entfernt werden kann, der H. wenigstens systematisch bekämpft werden, was teils durch milde, laue, schleimig-ölige Dinge geschieht (z. B. durch warme Milch, Leinöl, Brustthee, Malzbonbons, Emulsionen), teils durch narbentönde, den Hustenkel und die Reflexreizbarkeit mildernde Mittel (besonders Morphium, Opium, Miansäure, Wäsentraut, Belladonna, Chloralhydrat), teils durch schleimlösende Mittel (wie die kohlensauren Alkalien, die meisten Mineralwässer), teils durch Abreibungen auf die Haut (z. B. Wachspapier, Mastenplaster, Senfteige, warme Weinschlägel), welche man meist vorn auf der Brust anbringt. Am entschiedensten trut der krampfhafteste und schädlichste Charakter des H. bei dem sog. Keuchhusten (s. d.) hervor.

Hustet nicht (von Kietich in Breslau), s. unter Geheimmittel, Bd. VII, S. 659.

Hustings (engl.), die Erhöhung oder Bühne, von wo aus die Bewerber um Parlamentssitze Reden an die Wähler halten.

Hustpulver (Französisches), s. Brustpulver.

Husum, Kreis- und Seestadt in der preuss. Provinz Schleswig-Holstein, im Hintergrunde einer der Insel Nordstrand gegenüber geöffneten Bucht, an der kanalisiertem Husum-Aue, 4 km von dem Heverstrom, einem im Süden von Nordstrand hinführenden Tief, und 6 km von der sichern Heide in demselben gelegen, an der Ende Jähed Ebening der Preussischen Staatsbahnen, durch regelmäßige Dampfschiffahrt mit Nordstrand Vellworm und dem Seebad Wuhl auf Föhr verbunden, ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts und eines Nebenzollamts erster Klasse, hat einen kleinen Hafen, ein Schloß, schöne Stadtpark, ein Gymnasium mit Realgymnasium und zählt (1850) 6267 E., welche neben Handel und Gewerbe auch Ackerbau und Viehzucht treiben. Bedeutend sind die Viehmärkte sowie die Auktionen der Wästen vor der Stadt. — H. erhielt im 16. Jahrh. Wiesner Seerecht und ward 1582, als Herzog Adolf den Bau des Schlosses beendigte, zum Marktflecken und 1608 zur Stadt erhoben; 1634 und 1717 wurde es durch Wasserfluten verheert.

Der Kreis Husum zählt (1880) auf 650 qkm 36825 E.

Huszt, Marktflecken in Ungarn, Komitat Maros, Station der Linie Debreczin-Egnet der Ungarischen Nordbahn, mit (1880) 6225 E., Magyaren und Ruthenen, teils reform, teils griech.-orient. und luth. Religion. Ein gutes Sonntags- und Viehtriebshaus. Das ausgedehnte Stadtbild ist sehr fruchtbar, man erzeugt außer Getreide noch vorzüglichem Flachs. In der Nähe liegt auf einem Berggel die Ruine der alten Feste H.

Hut nennt man die in den verschiedensten Formen auftretende Kopfbedeckung der Männer

rauschweig teil und hob 1794 auf eigene Kosten ein Regiment aus, welches er mit Auszeichnung führen führte. Nachdem er zur Unterdrückung der irischen Rebellion beigetragen, ward er 1796 Major und kämpfte 1799 in Holland. Er schied 1801 nach Ägypten ein und übernahm nach blutigen Verwundungen des Generals Abercrombie in der Schlacht von Alexandria (21. März) das Befehl der brit. Armee. Er eroberte Damiette und Kamanieh, schloß Kairo ein und nötigte General Belair (27. Juni) zur Kapitulation. Er wandte er sich gegen Alexandria, schlug alle Vertheidiger zurück und zwang diesen endlich, sich mit seiner ganzen 10000 Mann starke Armee zu ergeben. Für diesen glänzenden Feldzug erhielt er 1801 zum Lord H. von Knodloft den Titel. Nachdem er 1803 den Rang eines Generalleutnants erhalten, wurde er 1806 als außerordentlicher Botschafter nach Rußland gesandt und trat im Gefolge des Kaisers Alexander der Erste nach England zurück. Er ward 1813 zum wirklichen General befördert. Im J. 1825 wurde er seinem ältern Bruder Richard in dem Titel des Grafen von Donoughmore und starb am 11. 1832.

in Neffe, John Selg. H., dritter Graf von Donoughmore, geb. 1787, war Kapitän in der brit. Armee und machte sich 1815 durch die Rettung des zum Tode verurtheilten Vasalette (s. d.) bekannt, den er mit Beihilfe Sir Robert Wilsons des Kapitän Bruce in engl. Offiziersuniform die belg. Grenze brachte. Er starb als Vizepräsident von Tipperary zu Palmerston-House in der Grafschaft Dublin 12. Sept. 1861. Ihm folgte der älteste Sohn, Richard John Selg. H., Count Suidale, geb. 4. April 1823, als vierter Sohn von Donoughmore. Derselbe wurde 1858 im Ministerium Derby Vizepräsident, später Präsident des Handelsamtes, welche Stelle er bis zur Auflösung des Ministeriums im J. 1859 bekleidete. Er starb 22. Febr. 1866.

Guthinsen (Thomas Jos.), engl. Forschungsreisender, geb. 18. Jan. 1820 in Stonyford in Irland, widmete sich der ärztlichen Laufbahn und wurde, nachdem er schon 1851 eine Reise nach Westafrika gemacht hatte, 1854—55 als Hauptarzt auf dem Dampfschiff Bleiad an der Niger-Expedition. Im J. 1856 wurde H. zum engl. Konsul in Bai von Biafra und auf der Insel Fernando ernannt, welche letztere er seit 1857 im Auftrag der span. Regierung auch als Gouverneur verwaltete; 1861 wurde er Konsul in Rosario in Argentinischen Republik. Hier durchforschte er das Salabothal nach wild wachsender Baumwolle. Im J. 1870 wurde er als Konsul nach Calao versetzt, wo sich aber 1873 aus dem öffentlichen Dienst und lebt seitdem auf seinem Landgut im Westen von Irland. Von H. erschien »Narrative of the Niger-Tschadda-Becken exploration of 1854—55« (1855), »Impressions of Western Africa« (1858), »Ten years wanderings among the Africans« (1861), »Buenos Ayres and Argentine wanderings« (1865), »Parana and South American recollections« (1868), »Two years in Peru« (1874), »Summer holidays in Brittany« (1876). H. ist, der um 1738 aufgekommene Name einer Partei in Schweden. Sie ging aus der 1731 in Krieger-Horn (s. d.) entstandenen Opposition

hervor. Die Leitung übernahmen einige Mitglieder der alten holländ. Partei, unter denen Karl Gyllenberg und von Köpken hervorragten. Zu den Führern in späterer Zeit gehörten Axel Jersten der Ältere und E. G. Telfin. Seit 1734, wo Frankreich vergebens versuchte, Schweden in den poln. Successionskrieg hineinzuziehen, gingen ihre Pläne auch auf die auswärtige Politik. Auf dem Reichstage von 1738 gelang es ihnen, die Gegner zu verdrängen, und es folgte rasch eine Umwälzung in den äußern und innern Verhältnissen Schwedens. Horn an der Spitze der Partei der Mägen hatte sich zum Ziel gestellt, durch eine Politik des Friedens und der Sparsamkeit die durch Karls XII. Kriege erschöpfte Kraft der Nation wiederherzustellen. Die H. dagegen stützten das Reich in neue und unglückliche Kriege (mit Rußland 1741—43, mit Preußen 1757—62). Ihre innere Verwaltung zeigt einen engen Anschluß an das Merkantilsystem; der Ackerbau ward vernachlässigt; Einfuhrverbote, Subventionen, Prämien und Privilegien riefen ein reges kommerzielles und industrielles Leben hervor; dasselbe war aber nur ein künstliches und auf eine massenhafte Banknotenemission gegründet. Die H. mußten 1765 weichen. Zwar gelangten sie 1769—71 wieder zur Macht; ihre Tendenzen waren aber andere. Nach dem Staatsstreich Gustavs III. ward (24. Aug. 1772) die Anwendung der beiden alten Parteinaamen streng verboten.

Grueter (Karl Albert Moriz), namhafter Chirurg, geb. 27. Nov. 1838 zu Marburg in Hessen, studierte an der Universität seiner Vaterstadt Medizin, unternahm hierauf eine größere wissenschaftliche Reise durch Deutschland, Frankreich und England, übernahm 1863 eine Assistentenstelle am pathol. Institut, im folgenden Jahre eine solche an der Langenbeck'schen chirurgischen Klinik zu Berlin und habilitierte sich 1865 an der dortigen Universität als Dozent für Chirurgie. Im J. 1868 wurde er als Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik nach Moskau, 1869 in die gleiche Stellung nach Greifswald berufen und starb 12. Mai 1892 zu Berlin. Seit 1881 vertrat H. den zweiten Wahlkreis des Regierungsbezirks Stralsund im Deutschen Reichstag, wo er als Hospitant der Fortschrittspartei angehörte.

H. hat sich durch eine Reihe scharfsinniger experimenteller und mikroskopisch-pathol. Untersuchungen um die Chirurgie große Verdienste erworben und besonders die Lehre von den Gelenkkrankheiten, vom septischen und pyämischen Fieber, sowie von der Diphtheritis sehr gefördert. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: »Über die Formenentwicklung des menschlichen Thorax« (Lpz. 1865), »Die septischen und pyämischen Fieber« (im »Handbuch der Chirurgie«, von von Bitha u. Billroth); »Klinik der Gelenkkrankheiten« (3 Bde., Lpz. 1870—71; 2. Aufl. 1876—78), »Tracheotomie und Laryngotomie« (im »Handbuch der Chirurgie«, von von Bitha u. Billroth), »Allgemeine Chirurgie« (Lpz. 1873), »Der Arzt in seinen Beziehungen zur Naturforschung und den Naturwissenschaften« (Lpz. 1878). Auch dirigierte er mit Lude die »Deutsche Zeitschrift für Chirurgie« (Lpz., seit 1871).

Gutfabrikation (frz. fabrication des chapeaux, engl. hat manufactory), die der Verfertigung der Materialien entsprechenden auf verschiedene selbstständige Industriezweige verteilte Anfertigung von Herren- und Damenhüten. Die wichtigsten dieser

und Frauen. Zur Anfertigung von Hüten dienen sehr verschiedenartige Stoffe. Aus Haaren und Wolle werden Filzhüte (s. Filz, und Filzhutfabrikation), aus seidenem Fesibel, den man auf Wappe oder groben Filz zieht, Seidenhüte, aus Stroh vom Weizen und Reis Strohthüte gefertigt. Zu groben Filzhüten wird Schaf- und Lammwolle, zu feinen hauptsächlich Hasen- und Kaninchenhaar angewendet. Die Sitte, den Kopf zu bedecken, stammt schon aus dem frühesten Alterthum. Bei den Griechen thaten dies indes zunächst nur kränklische Leute und die niedrigste Volksklasse; auch hatte ihre Kopfbedeckung, mit Ausnahme des aus Filz gefertigten sog. thessalischen H., den insbesondere die Epheben zum Schutz gegen die Sonne trugen, mit den nachherigen Hüten sehr wenig gemein. Runde, auch spitze Hüte kamen zuerst bei den Römern in Gebrauch, die sie bei Schauspielen, Festen und bei Begehung heiliger Gebräuche trugen und die den H. zum Symbol der Freiheit erhoben, weshalb auch die Sklaven bei ihrer Freilassung einen H. erhielten. Nach Cäsars Ermordung setzten Brutus und Cassius den H. als Zeichen der Freiheit zwischen zwei Dolchen auf Münzen, was später die Republik der Vereinigten Niederlande nach der Abwerfung des span. Jochs nachahmte. Allgemeiner wurde die Sitte, Hüte zu tragen, bei den Römern nach Neros Tode. In Deutschland kommen die Hüte zuerst im 10. Jahrh. vor; mannigfaltig war ihre Form bereits im 12. und 13. Jahrh., und 1360 gab es in Nürnberg Hutmacher; etwas später werden sie in Frankreich erwähnt. In Deutschland, Holland und der Schweiz trug man im 16. Jahrh. hohe, spitz zulaufende Hüte mit breiter Krempe, wie man sie in der Schweiz und in Tirol noch gegenwärtig findet. In Frankreich, wo sie unter den vornehmen Ständen um diese Zeit ebenfalls schon etwas Gewöhnliches waren, wurde bereits seit Heinrichs IV. Zeit die eine Krempe aufgeschlagen. Als man unter Ludwig XIV. auch die andere Krempe aufzuschlagen anfang, entstanden nun die sog. dreieckigen Hüte, die fast ein ganzes Jahrhundert in der Mode blieben und allgemeine Verbreitung fanden. In England kamen in den achtziger Jahren des 18. Jahrh. zuerst die runden Hüte in der jetzigen Form auf, die, nachdem man die seit 1796 in Frankreich eingeführten dreieckigen Hüte, mit ungeheuern Krepmen, die sog. Bonapartes oder Incrognables, wieder beiseite legte, auch hier und in Deutschland Eingang fanden.

Wie die Kleidung überhaupt, ist auch die Form und Farbe der Hüte, namentlich in neuerer Zeit, oft das Symbol polit. Parteien gewesen. So galten schon vor 1848 weiße Filzhüte oft als das Kennzeichen demokratischer Gesinnung. Besonders war das Tragen der sog. Federhüte, von weiß weißer Farbe, breiter Krempe und kleinem runden oberstgen Regel, nach 1849 häufig Gegenstand politischer Verfolgung. Eine polit. Partei in Schweden führte den Namen der Hüte (s. d.).

Geweihte Hüte, vom Papst in der Christnacht geweiht, wurden ehemals von denselben an Fürsten und Feldherren, die sich Verdienste um die röm. Kirche erworben, oder die man für dieselbe zu gewinnen suchte, gleich den weißen Rosen verschent. Den letzten erhielt nach der Schlacht bei Hochkirch 1758 der General Daun. — Bankrottirer wurden sonst in Frankreich mit grünen, in Deutschland mit gelben Hüten ausgestattet; auch die Juden trugen sonst in Spanien und anderwärts gelbe Hüte tra-

gen. — In der Heraldik nennt man H. diejenige Wappenerweiterung, welche bei bestimmten geistlichen sowohl als weltlichen Ständen die Stelle des Helms oder der Krone vertritt. — Beim lat. Klerus führen die Protonotarien der päpstl. Kurie schwarze Hüte mit Quasten; die Karbinale rote Hüte mit 15 Quasten.

Bei weltlichen Herren ist der Fürstenhut (s. d.) ausgezeichnet, der zwischen der Krone- und Admirkalkrone mitteninne steht. Das Zeichen der deutschen Kurfürsten, der Rurhut, wich von dem Fürstenhut insofern ab, als an demselben keine Metallspangen befindlich waren.

Gutherson (Francis), der bedeutendste Vertreter der Schule der sog. schottischen Moralphilosophie, die nach dem Vorgange Cumberland's ihr System auf das Prinzip des Wohlwollens, d. h. auf das ein uneigennütziges Wohlwollen fordernde moralische Gefühl basirte, war im nördl. Irland 8. Aug. 1694 geboren, studierte in Glasgow, ging dann nach Irland zurück, wo er einige Zeit als Prediger einer Dissentergemeinde wirkte, und wendete sich hierauf nach Dublin, um eine Lehranstalt zu gründen. Im J. 1729 wurde er Professor in Glasgow, wo er 1747 starb. Seine Ansichten lassen darauf hinaus, zu zeigen, daß, während wir unter den unsern Willen bestimmenden Motiven die beiden großen Gruppen der selbstsüchtigen und der wohlwollenden unterscheiden, wir nur den letztern und den aus ihnen hervorgegangenen Handlungen unsern Beifall geben, und daß dies nur auf einem ursprünglichen, von der Natur uns eingeplanten «moralischen Sinn» beruhen kann. Dies Prinzip ist verwandt mit dem von Shaftesbury (s. d.) begründeten «moralischen Geschmack». H. begründete es in seinem «Enquiry into the original of our ideas of beauty and virtue» (Lond. 1755; deutsch, Frankfurt. 1762) und in seinem «Essay on the nature and conduct of passions and affections» (Lond. 1728); er führte es näher aus in seinem, posthum von Leechman mit einer Biographie des Verfassers herausgegebenen «System of moral philosophy» (Glasg. 1755). Auch schrieb er lat. Kompendien der Metaphysik und der Moralphilosophie. Seine Werke erschienen zu Glasgow (5 Bde., 1772).

Hutchinson (John), engl. theologischer Schriftsteller, geb. 1674, war Haus Hofmeister beim Herzog von Somerset, den er auf seinen Reisen durch Europa begleitete und der ihm später bei Georg I. eine Sineture von 200 Pf. St. jährlich auswirkte. Im J. 1724 veröffentlichte er den ersten Teil von «Moses' principia», in welchem er die mosaische Kosmogonie verteidigte und die von Newton angegriffene Gravitationstheorie angriff; der zweite Teil erschien 1727. Außerdem gab H. bis zu seinem Tode (28. Aug. 1737) noch mehrere Werke heraus, die von 1749 bis 1765 in 18 Octavbänden gesammelt erschienen. Sein Religionsystem, welches viele Anhänger fand, die Hutchinsonians genannt wurden, ist am besten in den «Thoughts concerning religion» (Oxib. 1743) entwickelt. Die Hauptidee desselben besteht darin, daß die Heilige Schrift die Elemente sowohl aller rationalen Philosophie als der wahren Religion enthalte.

Hutchinson (John Hely-), berühmter brit. General, geb. zu Dublin 15. Mai 1757 als zweiter Sohn des John Hely-H., Staatssekretärs für Irland, nahm als Oberlieutenant 1792 an dem Feldzug in der Champagne im Hauptquartier des Herzogs

von Braunschweig teil und hob 1794 auf eigene Kosten ein Regiment aus, welches er mit Auszeichnung in Flandern führte. Nachdem er zur Unterdrückung der irischen Rebellion beigetragen, ward er 1796 Generalmajor und kämpfte 1799 in Holland. H. schiffte sich 1801 nach Ägypten ein und übernahm nach der tödlichen Verwundung des Generals Abercromby in der Schlacht von Alexandria (21. März) den Oberbefehl der brit. Armee. Er eroberte Damiette und Ramanieh, schloß Kairo ein und nötigte den General Beliard (27. Juni) zur Kapitulation. Dann wandte er sich gegen Alexandria, schlug alle Ausfälle Menous zurück und zwang diesen endlich 31. Aug., sich mit seiner ganzen 10000 Mann starken Armee zu ergeben. Für diesen glänzenden Feldzug ward H. 1801 zum Lord G. von Knodloft erhoben. Nachdem er 1803 den Rang eines Generalleutenants erhalten, wurde er 1806 als außerordentlicher Botschafter nach Rußland gesandt und wohnte im Gefolge des Kaisers Alexander der Schlacht von Friedland bei. Nach dem Frieden von Tilsit lebte er nach England zurück. Er ward 1813 zum wirklichen General befördert. Im J. 1825 folgte er seinem ältern Bruder Richard in dem Titel eines Grafen von Donoughmore und starb 6. Juli 1832.

Sein Neffe, John Hely. G., dritter Graf von Donoughmore, geb. 1787, war Kapitän in der brit. Armee und machte sich 1815 durch die Rettung des zum Tode verurteilten Lavalette (s. d.) bekannt, den er mit Beihilfe Sir Robert Wilsons und des Kapitäns Bruce in engl. Offiziersuniform über die belg. Grenze brachte. Er starb als Vordolientenant von Tipperary zu Palmerston-House in der Grafschaft Dublin 12. Sept. 1861. Ihm folgte sein ältester Sohn, Richard John Hely. G., Viscount Suidale, geb. 4. April 1823, als vierter Graf von Donoughmore. Derselbe wurde Febr. 1858 im Ministerium Derby Vizepräsident und später Präsident des Handelsamtes, welche Stelle er bis zur Auflösung des Ministeriums im Juni 1869 bekleidete. Er starb 22. Febr. 1866.

Guthinson (Thomas Jos.), engl. Forschungsreisender, geb. 16. Jan. 1820 in Slonpford in Irland, widmete sich der ärztlichen Laufbahn und nahm, nachdem er schon 1851 eine Reise nach Westafrika gemacht hatte, 1854—55 als Hauptarzt auf dem Dampfschiff Bleiad an der Niger-Expedition teil. Im J. 1855 wurde H. zum engl. Konsul in der Bai von Biafra und auf der Insel Fernando Po ernannt, welche letztere er seit 1857 im Auftrage der span. Regierung auch als Gouverneur verwaltete; 1861 wurde er Konsul in Rosario in der Argentinischen Republik. Hier durchforschte er das Saladothal nach wild wachsender Baumwolle. Im J. 1870 wurde er als Konsul nach Gallao versetzt, zog sich aber 1873 aus dem öffentlichen Dienst zurück und lebt seitdem auf seinem Landgut im Westen von Irland. Von H. erschien »Narrative of the Niger-Tschadda-Becken exploration of 1854—55« (1855), »Impressions of Western Africa« (1858), »Ten years wanderings among the Ethiopians« (1861), »Buenos Ayres and Argentine gleanings« (1865), »Parana and South American recollections« (1868), »Two years in Peru« (1874), »Summer holidays in Brittany« (1876).

Hüte, der um 1788 aufgekommene Name einer polit. Partei in Schweden. Sie ging aus der 1731 gegen Arvid Horn (s. d.) entstandenen Opposition

hervor. Die Leitung übernahmen einige Rittmeister der alten holländ. Partei, unter denen Karl Gyllenberg und von Kåpfen hervorragten. Zu den Jüngern in späterer Zeit gehörten Axel Fersen der Ältere und E. G. Tessin. Seit 1731, wo Frankreich vergebens versuchte, Schweden in den poln. Successionskrieg hineinzuziehen, gingen ihre Pläne auch auf die auswärtige Politik. Auf dem Reichstage von 1738 gelang es ihnen, die Gegner zu verdrängen, und es folgte rasch eine Umwälzung in den äußern und innern Verhältnissen Schwedens. Horn an der Spitze der Partei der Råken hatte sich zum Ziel gestellt, durch eine Politik des Friedens und der Sparanleihe die durch Karls XII. Kriege erschöpfte Kraft der Nation wiederherzustellen. Die H. dagegen stürzten das Reich in neue und unglückliche Kriege (mit Rußland 1741—43, mit Preußen 1757—62). Ihre innere Verwaltung zeigt einen engen Anschlag an das Merkantilsystem; der Ackerbau ward vernachlässigt; Einfuhrverbote, Subventionen, Prämien und Privilegien riefen ein reges kommerzielles und industrielles Leben hervor; daselbe war aber nur ein künstliches und auf eine massenhafte Banknotenausgabe gegründet. Die H. mußten 1765 weichen. Zwar gelangten sie 1769—71 wieder zur Macht; ihre Tendenzen waren aber andere. Nach dem Staatsstreich Gustavs III. ward (24. Aug. 1772) die Anwendung der beiden alten Parteinamen streng verboten.

Grueter (Karl Albert Moriz), namhafter Chirurg, geb. 27. Nov. 1838 zu Warburg in Hessen, studierte an der Universität seiner Vaterstadt Medizin, unternahm hierauf eine größere wissenschaftliche Reise durch Deutschland, Frankreich und England, übernahm 1863 eine Assistentenstelle am pathol. Institut, im folgenden Jahre eine solche an der Langenbeckischen chirurgischen Klinik zu Berlin und habilitierte sich 1865 an der dortigen Universität als Dozent für Chirurgie. Im J. 1868 wurde er als Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik nach Moskau, 1869 in die gleiche Stellung nach Greifswald berufen und starb 12. Mai 1883 zu Berlin. Seit 1881 vertrat H. den zweiten Wahlkreis des Regierungsbezirks Stralsund im Deutschen Reichstag, wo er als Hospitant der Fortschrittspartei angehörte.

H. hat sich durch eine Reihe scharfsinniger experimenteller und mikroskopisch-pathol. Untersuchungen um die Chirurgie große Verdienste erworben und besonders die Lehre von den Gelenkkrankheiten, vom septischen und pyämischen Fieber, sowie von der Diphtheritis sehr gefördert. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: »Über die Formenentwicklung des menschlichen Thieres« (Opp. 1865), »Die septischen und pyämischen Fieber« (im »Handbuch der Chirurgie«, von von Bötta u. Billroth); »Klinik der Gelenkkrankheiten« (3 Bde., Opp. 1870—71; 2. Aufl. 1876—78), »Tracheotomie und Laryngotomie« (im »Handbuch der Chirurgie«, von von Bötta u. Billroth), »Allgemeine Chirurgie« (Opp. 1873), »Der Arzt in seinen Beziehungen zur Naturforschung und den Naturwissenschaften« (Opp. 1878). Auch dirigierte er mit Ende die »Zeitschrift für Chirurgie« (Opp., seit 1871).

Hutfabrikation (frz. fabrication des chapeaux, engl. hat manufactory), die der Verschönerung der Materialien entsprechend auf verschiedene selbstständige Industriezweige verteilte Anfertigung von Herren- und Damenhüten. Die wichtigsten dieser

Industriezweige sind die Filzhutfabrikation (s. Filz- und Filzhutfabrikation) und die Strohhutfabrikation (s. Strohhutfabrikation). Über Basthüte s. Bast, über Sparteriehüte s. Holzgewebe, über Papierhüte s. Papiermaché. Unter den Hüten aus gewebten Stoffen sind die Seidenhüte hervorzuheben, welche aus einem Pappengefell bestehen, das mit Felsel überzogen ist.

Hutmorchel, s. unter Morchel.

Hütte, Hüttenwerk, im allgemeinen bauliche Anlagen zur Verarbeitung von Rohmaterialien (Glas-, Schwefel-, Arsen-, Ziegelhütte), im besonderen zur hüttenmännischen Gewinnung (Verhüttung, Zugutemachung) von Metallen aus Erzen.

Huten (Ulrich von), einer der mutigsten Kämpfer für geistige Freiheit im Reformationszeitalter, stammte aus einem alten fränk. Geschlecht. Auf der jetzt in Ruinen liegenden Stammburg seiner Familie, Stedelberg bei Fulda, 21. April 1488 geboren, kam H., 10 J. alt, ins Stift nach Fulda, stieß jedoch, um nicht Mönch werden zu müssen, 1504 nach Erfurt, wo er mit mehreren Gelehrten und Dichtern in genaue Bekanntschaft trat. Eine ansteckende Seuche trieb ihn 1505 nach Köln, von wo aus er 1506, als Rhagius, einer der aufgeklärtesten Lehrer dieser Hochschule, verwiesen ward, demselben nach Frankfurt a. O. folgte, wo im nämlichen Jahre die neue Universität eingeweiht wurde. In dieser Zeit wurde er von der damals epidemisch auftretenden Luftseuche ergriffen. Von ihr geheilt, ging er 1509 nach Greifswald, wo er anfangs freundlich aufgenommen, mit seinen Gastfreunden, den Löwe, zerkel. Als er mitten im Winter nach Rostock ging, überfielen ihn ihre Diener, plünderten ihn aus und ließen ihm nicht einmal seine Manuscripte. Zohdrank schleppte er sich nach Rostock, wo er gastliche Aufnahme fand. Im J. 1511 kam er auch nach Wittenberg, wo er über die Verknüpfung ein Werk herausgab; dann ging er nach Pavia, um die Rechte zu studieren. Gerade in die Zeit seines Aufenthalts fiel Pavias Eroberung durch die in Kaiser Maximilian I. Diensten stehenden Schweizer; hierbei aller seiner Habe beraubt, sah er sich genötigt, nach Bologna zu wandern. Gänzlicher Mangel veranlaßte ihn endlich, 1513 kaiserl. Kriegsdienste zu nehmen, in denen er indes nur ein Jahr blieb. Weite Reisen gewann er darauf in der Fehde gegen den Herzog Ulrich von Württemberg, der einen von H.s Vettern gemordet hatte und den er nun in Elegien, Reden und Briefen schonungslos angriff. Noch berühmter wurde er in den Reichslinschen Händeln mit dem Dominikaner Hoogstraeten in Köln, in denen er sich des verfolgten Reichs in Schriften aufs kräftigste annahm. Doch sind die „Dunkelmännerbriefe“, die heftigste und berühmteste Satire gegen die Feinde Reichs, nur zum Teil aus seiner Feder geflossen.

Im J. 1515 ging er noch einmal nach Italien, um Doktor der Rechte zu werden. Er besuchte zuerst Rom, dann Vologna; allein schon 1517 kehrte er über Venedig ins Vaterland zurück, wo er in Augsburg vom Kaiser Maximilian zum Dichter gekrönt wurde. In Italien hatte er das Treiben der Kurie vollends kennen gelernt und sich mit grimmigem nationalen Haß gegen die welsche Tyrannei erfüllt. Nachdem er die in einem Kloster aufgefundenene Schrift des Laurentius Valla „De falso credita et ementita donacione Constantini“ herausgegeben hatte, die er spottend dem Papste

Leo X. selbst widmete, trat er 1517 in die Diensten des Erzbischofs Albrecht von Mainz, in dessen Gelegenheiten er mehrere Reisen, unter andern auch nach Paris, machte. Im J. 1518 begleitete er den Erzbischof auf den Reichstag nach Augsburg, wo Luther mit Cajetan seine bekannte Unterredung hatte, und wo H. in einer eindringenden Rede deutschen Fürsten zu einem Kriege gegen die Luthen anfeuerte; doch sehr bald des Hoflebens überdrüssig, schloß er sich dem Schwäbischen Bund mit dem er 1519 gegen seinen alten Feind, Herzog Ulrich von Württemberg, zog, bei welcher Fehde er Franz von Sickingen (s. d.) kennen lernte. Nach Beendigung derselben ging er wieder nach Mainz, sehr bald aber nach Stedelberg, wo er eigene Handbruderei errichtete und, den Aberglauben und die Schlechtigkeit der röm. Kleriker in vollem Lichte zu zeigen, eine Schrift nach der anderen erscheinen ließ. Von Rom aus deshalb bei dem Erzbischof Albrecht angeklagt und der Gunst desselben verlustig, trat er mit Luther, dem er anfangs den Dunkelmännern zusammengeworfen, in untrennbare Verbindung; wie der Reformator kam auch er jetzt in deutschen Schriften das Bellum Romae zu entflammen. Nirgends mehr fand er seinen Feinden fand er zunächst bei Franz von Sickingen eine Freistätte auf der Oberpfalz, ging dann nach Basel, aber Erasmus, mit dem er jetzt verfeindet war, rief ihn zurück; er kehrte nach Zürich, von Zwingli gütlich aufgenommen, auf demselben Ufer im Zürchersee 23. Aug. 1523.

Von H. rühren 45 Schriften her, deren Verzeichnis, bei welchen es nicht mit Gewißheit steht, ob sie von ihm geschrieben sind. Eine vollständige Sammlung derselben gab Böding 1753 und 2 Supplementbände, Lpz. 1859–70, letzter welcher ein „Index bibliographicus Hutenianus“ (Lpz. 1868) vorausgegangen war. Seine „Dichtungen“ wurden von Münch (Stuttg. 1819) in seine „Gespräche“ (Lpz. 1860) von Strauß Deutsche übertragen. Außer den älteren Schriften von Burckhard (3 Tle., Wolfenb. 1711–12) Schubart (Lpz. 1791), Wagenfeil (Münch. 1812) und Büch (Lpz. 1846) ist besonders die von H. (Ulrich von H., 2 Bde., Lpz. 1857; 2. Aufl. 1870) hervorzuheben. Vgl. H. Prug, „Ulrich von H.“ (im „Neuen Plutarch“, Bb. 4, Lpz. 1876); Prug, „Ulrich von H.“ (Lpz. 1877).

Hütten oder Lagerhütten werden für die Lagerung, die voraussichtlich längere Zeit an einem Orte zu lagern haben, erbaut, um sie gegen die Witterung zu schützen. In diesem Falle sind sie meist H. zur Aufnahme von 10–30 Tausend einem Sperrwerk von Stangen, das mit Stroh und einer Strobbekleidung versehen wird, um sie zu schützen.

Hüttenarbeiten, die auf einem Hüttenwerke zum Zweck der Darstellung von Metallen aus den vorzunehmenden Arbeiten, welche je nach dem Bedürfnis entweder auf trockenem Wege, d. h. durch Schmelzen, oder auf nassem Wege, d. h. durch Auflösen und Fällen ausgeführt werden. Zu den beschäftigten Arbeiter nennt man Hüttenmeister, die leitenden Beamten Hüttenmeister, die für die Ausführung der Erze Hüttenmeister, den rechnungsführenden Beamten Hüttenreiber oder Hüttenmeister.

Hüttenheim, Baumwollspinnerei bei Zwickau im Bezirk Unterelbs.

Hüttenkunde ist derjenige Teil der technischen Chemie, welcher die verschiedenen Verfahren

arten zur Gewinnung, Ausscheidung und Ausbringung der nutzbaren Metalle aus ihren natürlichen Verbindungen, den Erzen (s. d.), lehrt. Sie zerfällt in die allgemeine H., welche die Grundsätze für Ausscheidung der in den Erzen aufgefundenen Stoffe umfaßt und die chem. und mechan. Prozesse zur Erreichung der verschiedenen Zwecke anwendet, und in die spezielle H., welche die verschiedenen Verfahrensarten und Vorrichtungen zur Abscheidung und Darstellung der einzelnen Metalle beschreibt. (S. Metallurgie.)

Hüttenrauch, Hüttennisch, Fluggestäube, Flugstaub, die beim Rösten, Schmelzen oder andern hüttenmännischen Prozessen entstehenden Staub-, dampf- oder gasförmigen Produkte, die mit der Zug- oder Gebläseluft aus den Öfen entweder ins Freie fließen oder in Apparate zur weiteren Verarbeitung übergeführt werden. Das Streben, die beim Rösten und Schmelzen auf mechan. oder chem. Wege entstehenden Verluste zu vermindern, sowie den schädlichen Einfluß zu beseitigen, den der H. auf die Vegetation und den tierischen Organismus ausübt, hat zur Anlage kompliziertester Einrichtungen geführt. Flugstaub und Fluggestäube, durch Zug- oder Gebläseluft mechanisch fortgerissene Erz- oder Verschleißtheilchen fängt man in langen Kanälen, Kammeren oder turmhähnlichen Gebäuden auf; sublimierbaren Dämpfen von Schwefel, Arsen, Antimon, Quecksilber, Blei, Zinn gibt man in ähnlichen Apparaten Gelegenheit zur Abkühlung und Kondensation; Gase, insbesondere schwefelige Säure, werden entweder auf chem. Wege in nutzbare Produkte übergeführt oder durch Auffangen unter Wasser möglichst unschädlich gemacht.

Hüttensohle, der ohne oder mit einer Belegung von Holz, Stein oder Eisenplatten versehene Fußboden einer Hütte.

Hüttenwerk und Hüttenwesen, s. unter Metallurgie.

Hüttenzins, die Abgabe, welche einem Hüttenwerk gezahlt wird, das für fremde Rechnung und gegen Rückgabe der Endprodukte Erze oder Hüttenprodukte verarbeitet.

Hutter (Leonhard), streng luth. Theolog, geb. in dem Dorfe Kellingern bei Ulm im Jan. 1603, studierte seit 1581 zehn Jahre lang in Straßburg, besuchte darauf die Universitäten zu Leipzig, Heidelberg und Jena, begann 1594 in Jena theol. Vorlesungen zu halten, folgte aber 1596 einem Ruf nach Wittenberg, wo er 23. Okt. 1616 starb. H. ist einer der entschiedensten und einflussreichsten Vertreter der luth. Rechthabigkeit, wie sie in der Konfessionsformel zum Ausdruck gebracht ist. Sein „Compendium locorum theologicorum ex scripturis sacris et libro Concordiarum collectum“ (Wittenb. 1610, neuerster Abdruck von Tzschern, 2. Aufl., Berl. 1863) ward auf Befehl Kurfürst Christians II. verfaßt und als Lehrbuch auf den Gymnasien benützt. Es ruht ebenso auf der Konfessionsformel, wie die „Loci communes theologici“ (Wittenb. 1610). Gegen den Calvinismus erließ H. mehrere beständige Streitschriften. Die wichtigste ist die „Concordia discors“ (1607) Hospinians entgegen. gestellt. Der Abtritt des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg zur reform. Kirche (1613) veranlaßte H. zu der Schrift „Calvinista Auto-Politicus alter“ (Wittenb. 1614).

Hutungen (Hutweiden), s. Weiden.

Hutungsrecht oder Weidewirtschaft, ein aus veralteten wirtschaftlichen Verhältnissen hervorgegangenes Recht, wonach der Besitzer eines Grundstücks auf den Feldern und Grundstücken des andern vor der Aussaat und nach der Ernte, sowie während der Brachzeit seine Herden zu weiden berechtigt ist. Anfangs anscheinend eine unbedeutende und selbst notwendige und nützliche Konzeption, wurde das H. höchst nachtheilig, als die Inhaber desselben verlangten, daß es fortwährend in alter Weise mühe ausgeübt werden können und keine Änderung erleiden dürfe. Die Inhaber forsteten deshalb, daß die Bewirtschaftung stets die gleiche bleiben, der gleiche Teil des Grundstücks brach liegen, die Aussaat nicht früher, die Ernte nicht später als hergebracht vorgenommen werden solle u. s. w. So kam es dahin, daß das H., welches den Berechtigten sehr wenig einbrachte, den Verpflichteten außerordentlich schadete. Die Verpflichteten mußten auf alle Verbesserungen des Wirtschaftssystems verzichten und den Anbau mancher Fruchtarten unterlassen u. s. w. Auch dem Waldbau brachte das H. oft empfindlichen Nachteil. Fast überall ist man daher nach und nach, des Widerpruchs der Berechtigten ungeachtet, zur Aufhebung und Ablösung des H. geschritten (s. Grundbesitz), und man konnte dies um so unbedenklicher thun, als das System der Stallfütterung mehr und mehr Eingang fand und sich als vorteilhaft erwies. Namentlich ist auch der Einwand, daß die Schafzucht nur bei dem Bestehen des H. erhalten werden könne, durch die Erfahrung widerlegt worden. Besonders nachtheilig erscheinen die Koppelhütungen und Koppelweiden, bei denen mehrere Grundeigenlümer ihr Vieh gemeinschaftlich auf ihre Grundstücke treiben. Nicht nur endlose Streitigkeiten gingen daraus hervor, sondern es wurden auch Viehkrankheiten verbreitet.

Huxl., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Huxley.

Huxley (Thomas Henry), einer der ausgezeichnetsten Naturforscher Englands, geb. 4. Mai 1825 zu Ealing in Middlesex, studierte Medizin in London. Als Hilfsarzt des kriegsärztlichen Ratsleinals beteiligte er sich 1846–50 an einer Expedition nach dem Stillen Meer und dem Indischen Archipel, wurde, nach England zurückgekehrt, 1851 zum Mitglied der königlichen Gesellschaft gewählt, gab 1853 seine Stellung als Schiffsarzt auf und folgte 1854 Edward Forbes auf dem Lehrstuhl der Naturgeschichte an der königl. Vergichule zu London. Die Resultate der auf seiner Reise gemachten Untersuchungen legte er in der „History of the oceanic hydrosoma“ (Lond. 1858) und in zahlreichen Abhandlungen nieder. Er zeigte sich darin als ein Verstandesgenosse Charles Darwins und erregte besonders durch seine klaren Theorien über den Ursprung des Menschengeschlechts in „Man's place in nature“ (Lond. 1863; deutsch von W. Carus, Braunschw. 1863) Aufsehen. Die sein Werke, in welchem der Nachweis geführt wird, daß die anatomischen Verwandtschaften, welche den Menschen vom Gorilla und Schimpanse scheiden, nicht so groß sind als die, welche den Gorilla von den niedrigsten Affen trennen, folgten die „Elements of comparative anatomy“ (Lond. 1864), „Lessons in elementary physiology“ (Lond. 1866; deutsch von Rojewitz, Leipzig 1871), die berühmte Abhandlung „The physical basis of life“ (Lond. 1868), worin er seine

Protoplasmatheorie entwickelte, eine Sammlung seiner kleinern Schriften und Vorlesungen unter dem Titel »Lay sermons« (Lond. 1870), »A manual of the anatomy of vertebrated animals« (1871; deutsch von Nagel, Bresl. 1873), »Practical instruction in elementary biology« (Lond. 1875), »American addresses« (1877; deutsch von Spengel, Braunschw. 1882), »Anatomy of invertebrated animals« (1877; deutsch von Spengel, Lpz. 1878), sowie »The crayfish« (3. Aufl. 1881; deutsch in der »Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek«, Bd. 48, Lpz. 1880) und »Physiography« (Bd. 63 der »Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek«, Lpz. 1884). Von 1863 bis 1869 fungierte H. als Professor der Anatomie an dem College of Surgeons, 1869–70 als Präsident der Geologischen und der Ethnologischen Gesellschaften, 1870 als Präsident der British Association for the promotion of Science, 1878–72 als Mitglied des londoner Schularats und seit 1870 als Mitglied der königl. Kommission für Förderung des wissenschaftlichen Unterrichts.

Huy (vläm. Hoey), Stadt in der belg. Provinz Lüttich, an beiden Ufern der Maas und des hier in die Maas mündenden Hoyoux, Station der Linie Lüttich-Namur der Nordbelgischen Bahnen, hat 12594 E., ein Gericht erster Instanz, ein Gymnasium und bedeutende Fabriken, besonders in Papier und Eisenblech, sowie Eisengießerei und Branntweinbrennerei, auch erheblichen Weinbau und jährlich einen großen Viehmarkt, von Deutschen der Pferde wegen stark besucht. In der Nähe befinden sich mehrere Mineralquellen, Eisen-, Zink- und Steinkohlengruben, mit deren Erzeugnissen die Bewohner Handel treiben. Von den Gebäuden sind bloß die 1311 begonnene, nach einem Brande Anfang des 16. Jahrh. restaurierte got. Kollegiatkirche mit einer Einießprofe von seltener Farbenpracht und schönem Westportal, sowie die gegenwärtig als Staatsgefängnis dienende, die ganze Gegend malarisch beherrschende und 1822 errichtete Citadelle nennenswert. Letztere, ein bastioniertes, stark kasematirtes Viereck bildend und mit Terrassenbatterien zum Thale abfallend, steht an der Stelle der alten, 1718 von den Holländern geschleiften Festung. Auf der Promenade an der Maas erhebt sich ein 1868 errichtetes Standbild des 1794 in H. geborenen belg. Staatsmannes Jos. Lebeau, von W. Geefs. — Die Stadt H. wurde 1595 von Harauquière im Namen der Generalstaaten, 1693 von den Franzosen unter Marschall Ercqui, 1693 von diesen unter Villeroi, endlich 22. Aug. 1703 durch den Herzog Marlborough und Coehoorn erobert. In einer der Vorstädte stand früher die Abtei Neufmouffier (Neumünster), von Peter dem Einfiedler gegründet, welcher hier auch begraben wurde. Im Garten der alten Abtei ist ihm 1868 ein Standbild errichtet worden.

Huydecoper (Balthazar), holländ. Sprachforscher und Dichter, geb. 1695 zu Amsterdam, bekleidete in seiner Vaterstadt das Amt eines Schöffen und starb daselbst 21. Sept. 1778. Als Dichter versuchte er sich in vier Trauerspielen: »De triompherende standvastigheid, of verijdelde wraakzucht« (Amsterd. 1717), nach Calprenèdes Roman Aleopatra; »Edipus« (1720), nach P. Corneille; »Achilles« (1719); »Arsaces« (1722). Ferner lieferte er 1726 eine prosaische und 1737 eine metrische Übersetzung von Horaz' »Satiren« und »Brie-

fen«. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien nach seinem Tode (Amsterd. 1788). Zehn lat. Gedichte von ihm hat van Santen in die »Deliciae poeticae« (Leid. 1796) aufgenommen. Bedeutender Dichter hat H. als Sprachforscher. Seine Anmerkungen zu Vondels Übersetzung von Ovids »Metamorphosen« (»Proeve van taal en dichtkunde, in vermoedige aanmerkingen op Vondel's beschrijvingen van Ovidius«, Amsterd. 1730; neu verbesserte Ausg. durch Veljveld und Hinlopen, 4te. Leid. 1782–91) und seine Ausgabe und Ergänzung der Reimchronik des Melis Stole (3te. Leid. 1772) dürfen neben den Arbeiten Lanters Rates als der Anfang der wissenschaftlichen nationalen Sprachforschung in den Niederlanden gelten.

Huyghens (Christian), lat. Hugenus, einer der größten Forscher und Entdecker in den Gebieten der Mathematik, Physik und Astronomie, geb. 11. April 1629 im Haag, wo sein als Dichter bekannter Vater, Konstantin H., Herr von Jelen zu Juplingem (geb. im Haag 4. Sept. 1596, gest. 2. März 1687), Sekretär, Rabinetsrat und Ratpräsident dreier aufeinander folgenden Regenten von Oranien (Friedrich Heinrich, Wilhelm III.) war, erhielt durch diesen den ersten Unterricht und besuchte seit 1645 die Universität Leiden, um sich der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen, bald aber wendete er sich der Mathematik zu. Nachdem er 1651 die vorgebliche Quadratur des Kreises, die Grégoire de Saint-Vincent angegeben gründlich widerlegt hatte, ließ er noch in demselben Jahre seine eigene Quadratur des Kreises mit Hyperbel erscheinen. Hierauf machte er eine Reise nach Frankreich, wo er sich nebst seinem Bruber Konstantin vorzüglich mit dem Schleifen und Polieren der Linsen zu den Fernrohren beschäftigte. Nachdem er 1656 seine Abhandlung »De ratiociniis in ludo aleae«, das erste wissenschaftliche Werk über die Wahrscheinlichkeitsrechnung, hatte erscheinen lassen, machte er in folgenden Jahren mehrere Reisen nach England und Frankreich. In Paris erhielt er durch den Minister Colbert einen ansehnlichen Gehalt für eine Wohnung in der königl. Bibliothek und wurde er Mitglied der Académie. Nach der Erhebung des Edikts von Nantes verließ er Paris und lehrte in sein Vaterland zurück, wo er den ganzen Rest seines Lebens lebte. H. Entdeckungen erstreckten sich über beinahe alle Zweige der genannten Wissenschaften. Die Optik verband er mit der Verbesserung der Fernrohre; er verfertigte eine Anzahl derselben von ungewöhnlicher Güte und schenkte selbst der königl. Académie in London deren eins 38 m und das andere 41 m Focus hatte. In seiner Abhandlung »Bon des vagues« stellte er die Undulationstheorie des Lichts auf und gab er eine sinnreiche Erklärung der doppelten Brechung des Lichts im isländ. Krysal. Im Jahr 1655 entdeckte er den größten der sieben Satiten des Saturn, dessen Umlaufszeit er berechnete, nachher auch den frei schwebenden Ring, um dem der Saturn umgeben ist. Um die Mechanik und Geometrie machte er sich verdient durch seine Komplanation der Konkoiden und Sphäroiden, seine Methode, die Retifikation der Arcus der Quadratur derselben zurückzuführen, durch die Quadratur der Cissoide; ferner durch die Aufhebung der wahren Gestalt der Kettenlinie, durch die Auffindung der Tautochrone, durch die Ent-

und Ausbildung der Theorie der Evoluten und durch die Propositionen über die Centrifugalkraft derjenigen Körper, die sich in der Peripherie eines Kreises bewegen. Sein Hauptverdienst aber besteht in der zuerst von ihm vorgeschlagenen und ausgeführten Anbringung des Pendels an die Räderwerke der Uhren, wodurch diese einen sichern und gleichförmigen Gang erhielten. Er war es auch, der die Länge des einfachen Sekundenpendels als Normallängenmaß vorschlug und zugleich zeigte, daß die Länge dieses Pendels das einfachste Mittel gibt, den Weg zu bestimmen, welchen die auf der Oberfläche der Erde frei fallenden Körper in der ersten Sekunde zurücklegen. S. starb im Haag 8. Juni 1695. Seine Werke gab Graevelfand (4 Bde., Leid. 1724; 2 Bde., Amsterd. 1728) heraus.

Hupsmans (Joris Mari), franz. Roman- Schriftsteller, ein Vertreter der neufranz. naturalistischen Schule, geb. 5. Febr. 1848 zu Paris, besuchte die Rechtsschule und war einige Zeit im Ministerium des Innern angestellt, widmete sich aber später ausschließlich der Schriftstellerei. Er schrieb: «Le drageoir aux épices» (Par. 1874), «Marthe» (Brüss. 1876), «Sœurs Vatar» (1869), «Les croquis parisiens» (1880), «En ménage» (1881).

Huyfsum (Jan van), der ausgezeichnetste Blumen- und Fruchtmalers des 18. Jahrh., geb. zu Amsterdam 15. April 1682, wurde von seinem Vater, Justus H., einem Gemäldehändler und mittelmäßigen Maler (1659—1716), zum Landschaftsmaler gebildet und folgte als solcher der Manier des Nic. Piemont, jedoch in idealer Auffassung. Erst im reifern Alter fing er an, Blumen- und Fruchtstücke zu malen. In seinen Blumen, die er zuerst auf hellem Grunde darstellte, und die noch schöner sind als seine Früchte, übertraf er alle seine Vorgänger. In den Lautropfen und Insekten, die er dazu malte, wußte er die Natur in der höchsten Wahrheit wiederzugeben. Unglückliche häußliche Verhältnisse machten ihn in den letzten Lebensjahren tiefsinnig. Er starb zu Amsterdam 1749. Meisterstücke von ihm finden sich in den Galerien zu Wien, München, Dresden und besonders in Petersburg. S. hatte drei Brüder, die ebenfalls Maler waren. — Justus van H. war Schlachtenmaler und starb schon im 22. Lebensjahre. — Nikolaus van H., von dessen Lebensumständen nichts bekannt ist, war ebenfalls ein guter Künstler. — Jakob van H., geb. 1680, der 1721 nach London ging, wo er 1740 starb, kopierte die Blumen- und Fruchtstücke seines Bruders Jan in so täuschender Weise, daß sie zu hohen Preisen bezahlt wurden.

Huywald, ein bewaldeter Berggraben in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, bis 311 m hoch, südlich vom halberstädter Bruche, zwischen Schwanbeck und Darbesheim, mit dem ehemaligen Benediktinerkloster Huzburg.

Huyusen, russen. Volksstamm, bewohnt die Gebirge des östl. Asiens und der Ostowina.

Huywäresch, s. unter Pehlewi.

Huyverne, eine Inselgruppe im südl. Norwegen, 30 km südlich von Frederikshab, unweit der schwed. Grenze, zählt zum Smaalenes Amt, zählt (1875) 2476 Q. Der Fischfang ist reichlich, auch sind die Inseln als Seebad sehr gesucht.

Hvæn, schwed. Insel im Ostund, nordwestlich von Landskrona, zählt auf 7,5 qkm (1882) 856 Q., gehört zu Rådmåns-Län und ward im Noerdländer Frieden (1658) von Dänemark abgetreten. Lycho

Brahe ward 1576 mit der Insel belehnt und ließ hier sein berühmtes Schloß Uranienborg mit der Sternwarte Stjerneborg erbauen, von denen jedoch nur spärliche Trümmer übrig sind.

Hwang-ho, s. Hoang-ho.

Hyacinth, ein Edelstein, eine orangefarbige oder gelbe Abänderung des Zirkons, welche aber auch in etwas anderer Formentwicklung kristallisiert (Deutero-prisma mit der Pyramide kombiniert). Derselbe ist durchsichtig oder stark durchscheinend, wird durch Reiben positiv-elektrisch und entfärbt sich häufig vor dem Lötrohr, ohne zu schmelzen. Sein spezifisches Gewicht beträgt 4,4, die Härte liegt zwischen Quarz und Topas. Seine Bestandteile sind, wie die des Zirkons, Zirkonsäure und Kieselsäure nebst Eisenoxyd als Pigment. Vom Granat unterscheidet er sich durch den stärkern Glanz, die doppelte Strahlenbrechung und die größere Schwere. Er war schon den Alten bekannt und wurde früher mehr als jetzt zu Verzierungen an Uhren, Dosen, Nabeln und Ringen verwendet; auch braucht man ihn, wie Zirkon, zu Unterlagern der Zapfen seiner Wagen, zu Hüllen für die Spindelenden seiner Uhren u. s. w. Die schönsten H. findet man in dem Flußlande von Ceylon, bei Erpailly in der Auvergne und im Basalt des Siebengebirges. Der sogenannte H. von Compostella ist nur ein roter Giesstein.

Hyacinthe (*Hyacinthus orientalis*), ein zu den Liliaceen und zwar zur Unterfamilie der Asphodelen gehöriges, wegen der Schönheit, der Farbenpracht und des Wohlgeruchs seiner Blumen beliebtes Zwiebelgewächs. Die H. stammt aus dem Orient, kam in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. von Bagdad nach Aleppo und wurde 1696 schon in England kultiviert. Im Laufe der Zeit wurde sie im südl. Frankreich und in Italien naturalisiert und in fast ganz Europa im freien Lande oder in Töpfen erzogen, nirgendso jedoch so sehr wie in Holland, insbesondere in Harlem, wo jetzt noch ihrer Kultur über 60 ha gewidmet sind. In Holland wurde auch eine große Anzahl von Varietäten (Sorten) erzogen, die sich voneinander unterscheiden durch die Höhe des Blütenstängels, die Zahl der Blumen und die Größe und Beschaffenheit derselben, die entweder einfach oder gefüllt, d. h. zweifach, drei- oder sogar vierfach sind, hauptsächlich aber durch das Kolorit. Die ursprüngliche blaue oder indigoblau Farbe wandelte sich nach und nach in Weiß, Rosa, Rot, Karmin, Porzellanblau, Purpur, Violett, das sich gleich dem Blau häufig dem Schwarz nähert; auch findet man bei ihnen Gelb und Orange, wenn auch nicht die reinen und intensiven Farben der Tulpe. Früher mehr als jetzt gab es auch Blumen, welche mit mehr als einer Farbe ausgestattet waren, sog. Pisarren.

Die H. wird meistens durch Zwiebeln fortgepflanzt. Die Aussaat kann nur den Zwed haben, neue Farbenvarietäten zu erzeugen; doch blühen die Sämlinge meistens erst im fünften oder sechsten Jahre. Eine Zwiebel der H. blüht gewöhnlich mehrere Jahre nacheinander, ja sie scheint sich sogar lange Jahre in ihrem Bestande zu erhalten, in der That aber erneuert sie sich fort und fort, was bei genauerer Untersuchung leicht zu erkennen ist, und zwar von der Mitte aus. Durchschneidet man nämlich zur Blütezeit eine Zwiebel in der Längsachse bis zur Scheibe, aus der die Wurzeln entspringen, so findet man seitwärts am Grunde des

Blütenschaft stets eine aus fünf bis sechs Blättern bestehende Knospe mit dem Blütenstange des nächsten Jahres. Diese Knospe, welche sich im Laufe des Sommers ausbildet und deren Blätter sich im Herbst noch geschlossen in Kegelform über der Zwiebel erheben, drängt nach und nach den alten wessenden Blütenschaft und die je ein Blatt tragenden Zwiebelhäute zur Seite. Nach und nach geben letztere zum Vorteil der neuentspringenden Knospe ihren Saft ab und wenn sie noch mehrere Jahre immer weiter gedrängt an der Peripherie der Zwiebel ankommen, so sind sie längst vertrocknet und zu je einem zarten, im Boden bald verwesenden Häutchen geworden. Der Boden, auf welchem die ganze Zwiebel ruht und in dessen Umkreise die Wurzeln entspringen, geht ebenfalls nach und nach an der Peripherie zu Grunde in dem Maße, als er sich gegen die Mitte erneuert.

Gewöhnlich aber ist die Blüten erzeugende Knospe nicht das einzige Erzeugnis der Zwiebel; meist bilden sich zwischen den Häuten noch Nebentknospen, welche kleine Blüten einschließen und deren Entwicklung im allgemeinen sehr langsam von statten geht, die Brutknospen, welche erst dann frei werden, wenn sie auch ihrerseits bis an die Peripherie der Zwiebel gedrängt worden sind. Sie trennen sich dann von selbst von der Mutterzwiebel und stellen dann Brutzwiebeln dar. Sie werden Sorte bei Sorte gesammelt, etikettiert und gepflegt, und werden im dritten oder vierten Jahre bläbbar, also früher als die Sämlinge, und haben außerdem vor diesen den Vorteil voraus, daß sie die Sorte, der sie entstammen, treu wiedergeben. Manche Varietäten erzeugen sehr reichliche Brut, andere, wenn sie sich selbst überlassen bleiben, nur geringe. Diesem Uebelstand hilft man in Holland dadurch ab, daß man die Scheibe der Zwiebel etwas neben ihrer Mitte durch einen Kreuzschnitt in vier Teile spaltet und dann die Zwiebel pflanzt wie gewöhnlich. Nach dieser Operation entwickeln sich Nebentknospen in ausreichender Zahl zu Brutzwiebeln. Dasselbe erreicht man, wenn man die Zwiebel in der Mitte horizontal durchschneidet. Eine gute gesunde Zwiebel ist fest und voll, ihre Scheibe rein, ohne Wober- und Faulstellen, ihre Schuppen glatt, ohne Schorf, fest aufeinander geschlossen.

Man kultiviert die H. im freien Lande, für Gewächshäuser und Stuben in Töpfen und auf Kassen. Die Nuancen der Blumen sind bei der H. so zahlreich wie kaum bei einer andern Pflanze, und keine andere eignet sich so gut zu bunten Gruppierungen wie diese, besonders auf nach der Mitte erhöhten runden oder elliptischen Beeten. Sind die Farbenvarietäten sorgfältig etikettiert, so kann man durch verständnisvolle Anordnung derselben bedeutende Effekte erzielen. Da *Crocus* und Tulpen zu gleicher Zeit in Blüte treten, so lassen sich durch diese die der H. fehlenden Farben ersetzen. Am besten gedeiht die H. in einem reichen, dabei aber leichten und etwas sandigen, 60 cm tief geloderten Boden. In Harlem ist es Regel, die Zwiebeln in jedem Jahre in frisches Erdreich zu pflanzen, und erst nach vier bis sechs Jahren bringt man sie wieder in denselben Boden. Man pflanzt in kältern Lagen von Mitte September an, sonst gewöhnlich im Oktober, später aber haben die Zwiebeln schon zu sehr auf Kosten ihres Vorrats an Keimkräften getrieben, und der Flor fällt dann wesentlich geringer aus. Man setzt die Zwiebeln 15 bis 20 cm voneinander

in eine mit der Hand bereitete kleine Höhlung, drückt sie bloß seitlich an und bedeckt sie 6—8 cm hoch mit Erde, bei starkem Frost mit Laub oder Stroh, das aber beim Eintritt milderer Witterung immer wieder abgeräumt werden muß. Nach der Blüte hebt man sie, wenn die Blätter vollkommen dürr geworden, vorsichtig aus (etwa Ende Juni), breitet sie, gegen heiße Sonne geschützt, auf trockenem Boden, etwa in Gartenwegen aus, bedeckt sie mit etwas Sand, schneidet nach etwa acht Tagen die Blätter und Stengel ab und bewahrt dann die Zwiebel an einem trockenen kühlen Orte bis zur Pflanzzeit auf.

Die H. ist mehreren Krankheiten unterworfen, die oft den Untergang großer Pflanzungen nach sich ziehen. Am meisten verbreitet ist die Ringelkrankheit. Man erkennt sie beim Durchschneiden des Zwiebelhalses daran, daß sich durch die Schnittfläche ein feiner brauner Ring zieht, der Anfang einer trockenen Zersetzung, welche von oben nach dem Boden der Zwiebel vorschreitet und die Vertrocknung derselben herbeiführt. Der schwarze Rogg tritt anfänglich als Hautkrankheit auf, indem die äußeren Schalen der Zwiebel mit schwarzen länglichen oder runden, erhabenen Flecken, auch wohl mit groben, dunkeln, genarbtten Krusten besetzt sind. Sorauer (*Handbuch der Pflanzenkrankheiten*, Berl. 1847) hält einen Pilz (*Pleospora hyacinthis*) für die Ursache dieser krankhaften Erscheinung. Durch eine andere Pilzform entsteht der weiße Rogg, durch welchen die Zwiebel in eine schmierige, gelbliche Masse verwandelt wird. Auch die Zwiebeln der Gladiolen, Anemollen, Tulpen und verwandter Gewächse sind dieser oder ähnlichen Krankheiten unterworfen.

Hyacinthe (Pater, mit Familiennamen Char-les Loryon), berühmter franz. Kanzelredner, geb. 10. März 1827 zu Orléans, wurde 1861 zum Priester geweiht, dann Professor der philol. Klasse am Großen Seminar zu Avignon und 1864 Lehrer der Dogmatik in Nantes. Auf seinen Wunsch jedoch ward ihm ein Vikariat an der Kirche zu St.-Sulpice übertragen, wo er zuerst seine glänzende Beredsamkeit betätigte. Vier Jahre später in den Orden der Predigermonche (Dominikaner) zu Flavigny, dann in denjenigen der Karmeliten aufgenommen, trat er an verschiedenen Orten, zuerst in Paris als gefeierter Kanzelredner auf, zu dessen hinreißenden Vorträgen, zuerst in der Madeleinekirche, dann in Notre-Dame, besonders die höhern Gesellschaftsklassen der Kaiserstadt sich drängten. Noch größeres Aufsehen als seine glänzende Beredsamkeit machte der Freimut, mit dem er kirchliche Mißbräuche geißelte. Anfangs schätzte ihn der Erzbischof Darboy gegen die Denunziationen der Jesuiten, bis (Juli 1869) nach seinem Austritten in der Friedensliga der Ordensgeneral ihm Schweigen gebot. Darauf verzichtete H. (20. Sept. 1869) auf die Kanzel von Notre-Dame, trat aus dem Kloster und erhob als ein »Prediger des Evangeliums« seine Stimme für eine gründliche Reform der Kirche. Die Kirche antwortete auf diesen Angriff mit der Exkommunikation. Nach Erklärung der päpfl. Unfehlbarkeit erließ H. Jan. 1871 einen Brief an die franz. Bischöfe, in dem er sie beschwor, ihre Streitigkeiten einzustellen, um vereint eine Reform der Kirche zu erkämpfen. Im April 1871 sandte H. ein aufmunterndes Schreiben an Dollinger, betrieffte sich am Katholikentag in München (Sept. 1871), bezeichnete es jedoch nach

Nov. 1871 als seine und Böllingers Absicht, mit Verwerfung des letzten Konzils als eines unfreien, in der Kirche bleiben zu wollen. Nach längerem Aufenthalt in Rom ging H. 1872 nach Genf, vermählte sich und las die Messe in franz. Sprache. Er wurde hierauf exkommuniziert, aber schon wenige Tage später ward er gemäß dem neuen schweiz. Kultusgesetz von der altkath. Gemeinde Genfs zum Pfarrer gewählt und 26. Okt. 1873 eingeführt. Während aber H. trotz aller Protekte der lath. Kirche durchaus ergeben blieb, kamen in seiner Gemeinde die entsehlenden Elemente immer mehr zur Herrschaft, so daß der Druck unvermeidlich ward. Im Aug. 1874 legte H. sein Pfarramt nieder, begab sich nach Paris zurück und eröffnete hier 9. Febr. 1879 die „gallikanische Kirche“ (der franz. Zweig des Altatholizismus), welche jedoch nur ein geringes Wachstum aufzuzeigen hat.

Hyacinthus (grch. *Hyakinthos*), der Sohn des spartan. Königs Amyklas und der Diomebe, war ein Jüngling von außerordentlicher Schönheit und wurde von Apollo und Zephyros (oder Boreas) geliebt. Eifersüchtig auf Apollo, lenkte Zephyros, als einst Apollo den H. im Distusgarten unterrichtete, die Wurfscheibe gegen den Kopf des H., so daß dieser entseelt zu Boden stürzte. Da ihn Apollo nicht mehr ins Leben zurückzurufen vermochte, ließ er, um wenigstens das Andenken an den Geliebten zu verewigen, eine Blume, bezeichnet mit den Klageklängen *Al Al*, aus seinem Blute entspringen. Unter dieser Blume, welche nach andern aus dem Blute des Ajax entstanden sein soll, versteht man jedoch nicht sowohl unsere Hyacinthe (s. d.), als die blaue Schwertlilie oder den Arienbambus. H. zu Ehren feierte man zu Amykla in Lakonien ein dreitägiges Fest, *Hyakinthia* genannt, welches auch noch in röm. Kaiserzeit mit großem Pomp begangen wurde.

H. blieb auch ein Sohn des Hieros und der Muse Alis und Liebling des thrak. Sängers Iphamys. Auch von ihm wird die Mythe von dem Tode des spartanischen H. erzählt.

Hyaden (grch. und lat. *Hyades*), Nymphen, deren Zahl und Abstammung verschieden angegeben werden. Hesiod führt fünf H. als den Chariten ähnliche Nymphen an, Thales zwei, Pheretides sechs oder sieben, welche vom Zeus den Dionysos zur Pflege erhielten und später von ihm unter die Sterne versetzt wurden. Nach Euripides sind sie Töchter des Erechtheus, drei an Zahl; nach andern soll die Okeanide Althea dem Atlas zwölf Töchter und einen Sohn Hyas geboren haben. Als dieser auf der Jagd von einer Schlange oder einem Löwen getödtet worden war, wurden aus Mitleid von Zeus fünf Schwestern unter dem Namen H. unter die Sterne versetzt. Den Namen H. nämlich führt eine Sterngruppe am Kopfe des Stiers.

Hyakinthia, s. unter *Hyacinthus*.

Hyalit, s. *Glasopal*.

Hyalitglas, eine zu Kunstgefäßen verwendete, glänzend schwarze, undurchsichtige Glasmasse, die durch Verschmelzen von Eisenschlacke, Basalt oder Lava mit Kohlenpulver und Knochenasche, oder durch Färben eines gewöhnlichen Glasseffes mit Kobalt, Mangan- und Eisenoxyd dargestellt wird.

Hyalographie (*Glaschrift*), die von Böttger und Hommel erfundene Kunst, mittels Ätzung in Glas Druckplatten herzustellen. Zu dem Zweck wird eine Glasplatte mit Ätzgrund überzogen und

die Zeichnung mit der Nadel bis auf das Glas hinunter in diesen einraviert. Geätzt wird sodann mit wässriger Flußsäure, erzeugt durch Zerlegen von Flußspat mit mehr oder weniger verdünnter Schwefelsäure. Nach erfolgter Ätzung wird der Grund mit Terpentin entfernt und die Platte dann auf einen Stein, zum Zweck des Drucks auf der lithographischen Presse, auf eine zweite, starke Glasplatte für die Lichtdruckpresse, oder auf eine Eisenplatte für die Kupferdruckpresse aufgekittet.

Hyalosiderit, s. unter *Chrysolith*.

Hyalospongien, s. *Hexaktinelliden*.

Hyalotypie, eine Manier zur Herstellung von Hochdruckplatten. Die Zeichnung wird in derselben Weise auf einer Glasplatte erzeugt wie bei der Hyalographie (s. d.), doch wird sie nicht geätzt, sondern dient als Negativ zur Erzeugung einer Kopie auf lichtempfindlichem Papier, die dann auf Zink umgedruckt und hochgeätzt wird.

Hyalurgie (grch.), Glasbereitung, Glasmacherkunst; *Hyalurg*, Glasmacher.

Hyäne (*Hyaena*) ist der Name einer zu den Raubtieren gehörigen Säugetiergattung, welche früher zu den Hunden gerechnet wurde, aber durch den kurzen Ragenkopf, den Mangel eines unteren Höckerzahns, durch abköhligen Rücken, nur vier Zähne an den Vorderfüßen und einem Drüsensack unter dem Schwanz unterschieden ist, so daß sich die Gattung zwischen Hunde und Raken mittellinie stellt. Die Riefer- und Halsmuskeln der H. sind sehr stark, weshalb sie große Knochen zermalmen und ziemlich schwere Tiere mit Leichtigkeit wegtragen können. Sie sind nächtliche, gefährliche, sehr gefräßige, doch feige Raubtiere, welche auch lebende Tiere anfallen, hauptsächlich aber von Aas leben und Leichen, die nicht tief vergraben sind, ausscharrten. Sie haben ein widerliches, tückisches Ansehen, das noch vermehrt wird, wenn sie die Haare sträuben. Die bekannteste, fast in allen Menagerien zu findende Art ist die gestreifte Hyäne (*H. striata*), in Südafrika und Nordafrika einheimisch, graubraun, mit unregelmäßigen dunkelbraunen oder schwarzen Querstreifen und einer kurzen Mähne auf Hals und Rücken. In manchen Gegenden, wie in Abessinien, ist sie außerordentlich häufig; sie läßt sich vollständig zähmen. Ihr ähnlich, nur gekleidet, ist die gefleckte Hyäne (*H. maculata*, s. Tafel: Wilde Hunde und Hyänen, Fig. 9), der sog. Tigerwolf am Kap der Guten Hoffnung. Die braune Hyäne (*H. brunnea*), welche von den Arabern Strandwolf genannt wird, ist weit weniger häufig; sie hält sich vorzüglich am Strande auf und nährt sich vorzugsweise von Meerestieren. Eine besondere, aus drei Arten bestehende Unterfamilie der H. bildet das Genus *Proteles*, Erdwolf (s. d.), dessen häufigste Art *Proteles laurii* (Fig. 10) ist. Wie häufig einst die H. gewesen sein müssen, bezeugt die Menge der fossilen Knochen der untergegangenen Höhlenhyäne (*H. spelaea*), wie in den Höhlen des Bayreuther Gebirges, auch in den Höhlen von Kirdale, selbst in Tibet. Eigentliche H. finden sich schon in den mittlern Tertiärgebilden (Miocän) von Orienland und Indien.

Hyänenhund (*Lycan pictus*), eine Hundeform mit einigen Hyänencharakteren (Fehlen einer äußerlich wahrnehmbaren Innenzähne an den Vorderfüßen, Vorhandensein einer Afterdrüse), ist etwas über 1 m lang, dreifarbig, weiß, gelb und

schwarz, aber die Farben sind, was nur bei wenigen wilden Tieren der Fall ist, unsymmetrisch verteilt, und kein Individuum gleicht dem andern. Der H. bewohnt Central- und Ostafrika, aber, wie es scheint, nicht die Waldgegenden; er lebt von der Jagd, soll sich mit dem Haushunde kreuzen, und die so erzielten Bastarde werden als vorzügliche Jagdhunde gerühmt. (Abbildung auf Tafel: Wilde Hunde und Hyänen, Fig. 7.)

Hybla (Heraea), im Altertum Stadt im Süd-Siciliens, im Binnenlande zwischen Gela und Syracus, wohl an der Stelle des heutigen Ragusa.

Hybla (Gela), auch die kleinere genannt, ursprünglich silesische, aber früh hellenisierte Stadt im Osten Siciliens, westlich von Catania, in fruchtbarer Gegend am linken Ufer des Symaitos und am Fuße des Etna, der im Altertum von hier befliegen zu werden pflegte. Geringe Reste sind beim jetzigen Paternò.

Hybom, **Hybose** (grch.), Höder.

Hybriden oder **Hibriden**, s. Bastardpflanzen.

Hybridisch (hibridisch, hibrid, lat.), von zweierlei Herkunft, blendlingsartig; vox hibrida, ein Wort, das aus Teilen besteht, die verschiedenen Sprachen angehören.

Hydäthros (grch.), die Gelenkwasserfucht (s. b.).

Hydaspes (aus dem Sanskrit Bistā) ist der alte Name des westlichsten Flusses im jetzigen Pendschab (Jänswasserland) in Vorderindien; sein jetziger Name ist Behat und Djelum. Er fällt in den heutigen Tschinab, einst Tschandrabhaghā (Mondteil), der früher in Sandrophagos hellenisiert wurde, aber durch Alexander, der in diesem so veränderten Namen das Wort »Alexandertreffer« zu erkennen glaubte, den Namen Alešines erhielt. Der heutige Name Tschinab (Sammelwasser) kommt von der Vereinigung des Tschandrabhaghā und des Sargabhaghā (Sonmentell). Der S. und der Alešines vereinigen sich mit dem östlichen Rami (sanskrit. Irāpati, grch. Hyarotis); dieser ebenfalls Alešines oder Tschinab genannte dreifache Strom vereinigt sich weiter südlich mit dem Byas (Weja, sanskrit. Vipāśā, grch. Hyppasis), der schon lange vor dem Zusammenflusse den von allen diesen Strömen am östlichsten fließenden Getlebsch (sanskrit. Gatabru, grch. Hesprius) aufgenommen hat. Die Vereinigung des Alešines und des Hyppasis nun heißt Jānsitrom (sanskrit. Bantšhanaba) und fällt bei Mutton in den Indus. Alle diese Ströme erlangten durch den Zug Alexanders (327–326 v. Chr.) eine histor. Bedeutung. Alexander (s. b.) überquerte den Indus, S., Alešines, Hyarotis, Hyppasis und wurde bei der Vereinigung des letztern mit dem Hesprius von dem Heere genötigt, nordwestlich bis an den S. umzulehren und von da aus dem Laufe des S. und des Indus bis an das Meer zu folgen. Ein Teil des Heers segelte auf etwa 2000 auf dem S. erbauten Schiffen durch den Indus in den Indischen Ocean unter dem Befehl des Nearchos. Auf beiden Seiten des S. hatte Alexander Städte gegründet, Bucephalia, zu Ehren seines Streitrosses Bucephalus, und Nicaea, zu Ehren des Sieges, den er über Porus erfochten.

Hydathes (grch.), soviel wie Blasenwurm, s. unter Bandwürmer.

Hyde (spr. Heid), Stadt in der engl. Grafschaft Chester, 11 km im SO. von Manchester, an dem zur Mersey gehenden Tame, mit (1881) 28629 E.,

die meist mit Baumwollspinnerei sowie in Kohlengruben beschäftigt sind.

Hyde, s. Clarendon (Edward H., Graf von).

Hyderabad, ein Parl. von 158 ha Fläche in London. In H. fand 1851 die erste Weltausstellung statt.

[Schnelle.]

Hyder, soviel wie Hydra, s. Lernäische

Hyderabad, richtiger Haiberabad, die Haupt- und Residenzstadt des gleichnamigen brit. Vasallenstaats (Nizamgebiet) im Delan in Vorderindien, liegt unter 17° 22' nördl. Br. und 78° 22' östl. L. (von Greenwich), am rechten Ufer des Nuffi, eines Nebenflusses des Ristnah, über den seit 1831 eine schöne Granitbrücke führt, und ist von wilden, höchst malerischen Granithöhen umgeben. Die Stadt, von einer Festungsmauer umgeben, welche europ. Belagerungsgefahr nicht zu widerstehen vermag, hat bedeutenden Umfang, aber meist enge Straßen. Außer den im ind. Stile erbauten Palästen des Nizam und anderer Großen ist noch das großartige Wohngebäude des engl. Residenten bemerkenswert. Von den zahlreichen Moscheen ist eine nach dem Muster der Kaaba zu Mekka gebaut die vornehmste. Auch bestehen zu H. mehrere Hindutempel. H. zählt (1881) 263 006 E., größtenteils Mohammedaner, hat bedeutende Baumwollmanufakturen und Papierfabriken und war früher der Hauptmarkt für Diamanten und Edelsteine, die in dem benachbarten Gollonda (s. b.) geschliffen wurden. In der Nähe der Stadt liegen schöne Gärten und verschiedene künstliche Teiche oder Tanks. An einem der größten Teiche, dem Hussain-Sagar, liegt 7 km im Norden der Stadt und links am Nuffi Sanandrababad oder Jalandrababad, eine brit. Militärsation mit 84857 E. Der Vasallenstaat Hyderabad zählt (1881) auf 207 132 qkm 9 167 789 E.

Ein anderes H., die Hauptstadt von Sindh, liegt unter 25° 22' nördl. Br. und 68° 28' östl. L. (von Greenwich), 29 km von dem östl. Ufer des Indus entfernt, aus einer von diesem und einem Arme desselben, dem Julaili, gebildeten Insel, auf einer der felsigen Sandhügelhöhen. Die Stadt umfasst die an der Südseite gelegene Felsenfestung und mehrere Vorstädte mit (1872) zusammen 41 152 E. In der Festung befinden sich der Palast der ehemaligen Emire und ein als Schatzkammer dienender massiver Turm, große Vorratsgebäude, ein Zeughaus, eine Kaserne, eine prot. Kirche, ein Gefängnis u. s. w. Der Bazar, eine lange, durch die ganze Stadt gehende Straße, ist sehr belebt. H. ist seit alter Zeit berühmt durch seine Waffenfabriken und unterhält auch Seiden- und Baumwollmanufakturen. Der Handel ist lebhaft nach Multan im Norden, besonders seitdem 1861 die Eisenbahn eröffnet worden, welche von dem westlich gegenüber gelegenen Kotri 185 km weit nach Karatschi (s. b.) im Südwesten zuführt. Etwa 8 km im Norden der Stadt liegt am Julaili das Dorf Miani, berühmt durch den Sieg von Sir Charles Napier über die Sindh-Armee 17. Febr. 1843, sowie durch einen zweiten Sieg am Julaili 24. März, welcher dem Staat von Sindh ein Ende machte.

Hyder-Ali, eigentlich Hyder-Ali Chan Bahadur, mohammed. Beherrscher (Sultan) von Mysore, einer der bedeutendsten ind. Fürsten in neuerer Zeit, geb. 1722 als Sohn des Gouverneurs der mysor. Bergfestung Bangalore, trat 1749 als Freiwilliger in die Armee von Mysore,

erhielt schon 1752 ein bedeutendes Kommando und wurde später Gouverneur von Dindigal, endlich Oberbefehlshaber der Armee. Er organisierte dieselbe nach franz. Muster und wußte sie so für sich zu gewinnen, daß er sich 1759 zum faktischen Herrscher von Mysore aufwerfen konnte, indem er dem Radscha zwar den Titel und ein glänzendes Einkommen ließ, ihn aber fern von allen Staatsgeschäften in Gefangenschaft hielt. Er eroberte hierauf Calicut, Bednor, Onor, Cananor und andere kleinere Staaten, so daß das Reich Mysore 1766 174800 qkm groß war. Im demselben Jahre starb auch der Radscha von Mysore und H. wurde vollständig Herrscher dieses Reichs. Der erbitterteste Feind der Engländer und in gleichem Maße den Franzosen, welche damals unter ihrem Befehlshaber Lally Tollendal den Engländern die Herrschaft über Indien streitig machten, zugethan, führte er, von den Franzosen unterstützt, mit abwechselndem Glück zwei Kriege mit erstern. Er diktierte 29. März 1769 den Engländern die Artikel eines Friedens vor den Thoren von Madras. Auch mit den Marathas führte er verschiedene Kriege. Oftmals hart bedrängt und scheinbar selbst vernichtet, wußte er sich doch stets neue Hülfsmittel zu verschaffen, um endlich als Sieger aus dem Streit hervorzugehen. Er starb 7. Dez. 1782 zu Ichitore. Sein Sohn und Nachfolger war Tippu-Saib (s. d.). Die Engländer entwarfen von dem Charakter H. ein viel zu ungünstiges, die Franzosen dagegen ein allzu günstiges Bild. Er war tapfer, unternehmend und staatsklug, ohne religiösen Fanatismus, sowie auch nicht grausam, scheute aber auch oft keine unedeln Mittel, wenn es die Erreichung wichtiger Ziele für ihn galt.

Hybernaggur oder **Bednore**, Stadt in Mysore (s. d.).

Hydnum L., Stachelschwamm, Pilzgattung aus der Familie der Hymenomycetaceen. Man kennt zahlreiche Arten, von denen etwa 50 in Deutschland einheimisch sind. Die Fruchtkörper haben eine verschiedene Gestalt, meist sind sie ziemlich groß und fleischig, oft auch leder- oder holzartig; sie wachsen auf dem Erdboden oder auch an altem Holze. Das Hymenium befindet sich bei den meisten Arten auf der Unterseite der hutförmigen Fruchtkörper; bei einigen liegt es auf der Unterlage angewachsenen Arten liegt es auf der Oberseite; es wird stets aus spitzen, einzeln stehenden Stacheln gebildet. Mehrere Arten der Gattung H. sind essbar, wie z. B. der in Nadelwäldern vorkommende Habichtschwamm, auch Firschwamm genannt. H. imbricatum L., der einen in der Mitte etwas eingedrückten braunen Hut besitzt und mit dunkelbraunen, später schwarz werdenden Schuppen bedeckt ist. Ferner gehört hierher der am faulenden Holz wachsende Korallenschwamm, H. coralloides Scop. mit größerem ästigen Fruchtkörper von weißer, später gelber Farbe; eine ähnliche Gestalt besitzt der ebenfalls an modernem alten Holze vorkommende Felschwamm, H. erinaceus Bull. Ästig ist keine Art von H., jedoch sind viele wegen der häufigen oder häufigen Beschaffenheit ihrer Fruchtkörper nicht essbar.

Hydr (grch. ὕδωρ), das Wasser, häufig in Zusammensetzungen (Hyd... Hydat..., Hydr..., Hydro...).

Hydr... (vom grch. ὕδωρ, das Wasser), Wasser..., wasser...

Hydra (Lernäische), s. Lernäische Schlange.

Hydra, im Altertum Hybrea genannt, griech. Insel nahe der Südostküste von Argolis, besteht aus einem von Südwest nach Nordost streichenden Bergzuge, der fast überall den nackten Fels zeigt oder mit unfruchtbarem Geröll bedeckt, daher fast ganz baumlos ist; nur im westl. Teil findet sich eine kleine, etwas fruchtbarere Stätte. Im Altertum gehörte die damals nur sehr schwach bewohnte und ganz unbedeutende Insel den Bewohnern der Stadt Hermione, denen sie aber von samischen Piraten entrißen und den Trojenern übergeben wurde. Im 15. (seit 1459—60) und 16. Jahrh. und nachher wieder, nach Vertreibung der Venetianer, namentlich seit 1715, bevölkerten vor den Türken flüchtige Albanesen aus Morea und Rumelien (namentlich aus Negaris) und einige Griechen, besonders aus Monembasia, die Inseln H., Spetsä und Poros. Die Schifffahrt, wodurch sich die Hydrionen ihren Unterhalt zu verschaffen suchen mußten, erweiterte sich nach und nach zum Küstenhandel, und bald galten die Hydrionen als die geschicktesten und kühnsten Matrosen des Mitteländischen Meers. Die eigentümliche Marineordnung, der Charakter und die ganze Lebensweise der Einwohner begünstigten den Handel der Insel, so daß die Hydrionen (die in Verbindung mit den Spetsioten den Getreidehandel mit dem südl. Ausland fast ausschließlich betrieben) ihre Geschäfte sogar nach Italien und Frankreich, selbst bis in die Ostsee und nach Amerika ausdehnten. Nach Ausbruch des griech. Unabhängigkeitskampfes (1821) ward die zur Kriegsflotte umgewandelte Handelsmarine der griech. Inseln H., Spetsä und Poros ein wichtiges Werkzeug zur Befreiung Griechenlands; insbesondere nahmen die Hydrionen an Befreiungskampf den wärmsten und lebhaftesten Anteil und brachten der Nationalasche bedeutende Geldopfer. Aus H. stammten so namhafte Männer wie die Konduriotis, Miaulis, Bulgaris, Tombasis. Die neue Zeit der Unabhängigkeit war bei den erheblich veränderten Handelsverbindungen und Handelsverhältnissen im Mittelmeer nicht geeignet, ihren Wohlstand rasch wiederherzustellen.

Hydra, die gleichnamige Stadt der Insel, erhebt sich ungefähr an der Mitte der Nordküste amphitheatralisch aber dem für sehr sicher geltenden Hafen und zeichnet sich durch reine, jedoch enge und steile Straßen, durch schöne, zum Teil mit Marmorarbeiten geschmückte Häuser aus. Sie hat viele Kirchen, eine hellenische und mehrere Gemeindeschulen, ist der Sitz eines griech. Bischofs und eines Friedensgerichts und zählt (1879) 6446 U., welche Baumwolle und Seidenweberei, Gerberei, Seifensiederei, sowie Schiffbau und bedeutenden Handel treiben.

Hydra (Sternbild), s. Wasser-Schlange.

Hydrachnidae, s. Wassermilben.

Hydrämie (grch.), die krankhaft wässrige Beschaffenheit des Blutes.

Hydrangea L., Wassertrauch, Pflanzengattung aus der Familie der Saxifrageen, umfaßt kleine Sträucher mit schwammigem Holz und einfachen, großen, gegenständigen, nebenblattlosen Blättern und in Scheindolden stehenden Blüten, von denen die des Handes oft unfruchtbar sind, dafür aber an Größe zunehmen. Der Kelch hat vier oder fünf Zähne, die Krone vier oder fünf

Blätter; Staubgefäße acht oder zehn, Fruchtknoten oft unvollkommen, zwei- oder vierfächerig mit zwei bis vier Griffeln; die Frucht ist eine häutige, zwischen den Griffeln aufspringende vielkammerige Kapsel. Die bekannteste und schönste Art ist die Hortensie (s. d.). Mehrere nordamerikan. Arten, soweit sie nicht zu empfindlich sind, werden als Blütensträucher des freien Landes geschätzt und häufig angepflanzt. Aber auch bei diesen empfiehlt es sich, im Winter wenigstens die Wurzeln durch eine leichte Dede zu schützen. *H. arborescens* L., der virginische Wasserstrauch, bis 1½ m hoch, hat große eiförmige, spitze, gezähnte, beiderseits glatte, grüne Blätter und im Juni kleine weißliche Blumen in großen vielblumigen Scheindolben an den Spitzen der Zweige; stark entwickelte Randblüten fehlen. Von diesem Strauche gibt es eine Abart mit herz-förmigen Blättern. *H. radiata* Wall. (*H. nivea* Mehr.) ist ein Pflaumenstrauch mit breit-eiförmigen, oben schön grünen, unten schneeweißen Blättern und im Juli mit großen flachen, weißen Trugdolben, deren Randblüten teils fruchtbar, teils unfruchtbar sind. Auch einige andere Arten, wie *H. pubescens* Desme., *quercifolia* Bartr. und *heteromalla* Don., sind schön, aber ziemlich empfindlich und der Bedeckung bedürftige Sträucher.

Hydrangium (grch.), Lymphgefäß; **Hydrangologie**, Lehre von den Lymphgefäßen.

Hydrant, soviel wie Feuerhahn (s. d.).

Hydrarchos, ein vorweltliches Säugetier, s. Zeuglodon.

Hydrargillit, Thonerdehydrat, s. unter Aluminium-(Verbindungen).

Hydrargyrose (grch.), die chronische Quecksilbervergiftung.

Hydrargyrum (vom grch. ὑδρῦργος, d. i. Wasser Silber, flüssiges Silber), die lat. Bezeichnung für Quecksilber; **Hydrargyrasis**, Quecksilberkrankheit.

Hydrate nennt man in der Chemie nach der früheren dualistischen Anschauung die Verbindungen von wasserfrei existierenden Basen oder Säuren mit Wasser. Man betrachtete dieselben gewissermaßen als Salze, die basischen Hydrate als solche, in denen das Wasser die Rolle der Säure vertritt; in den sauren Hydraten nimmt das Wasser die Stelle der Basis ein. Das basische Kalzhydrat $\text{CaO} \cdot \text{H}_2\text{O}$ ist nach dieser Anschauung ein Salz oder eine einem Salz korrespondierende Verbindung, in welcher die Säure durch Wasser ersetzt ist; das saure Schwefelsäurehydrat $\text{SO}_3 \cdot \text{H}_2\text{O}$ ist demnach eine salzhaltige Verbindung, in welcher Wasser an die Stelle einer Basis getreten ist. In der neuern Chemie bezeichnen viele die basischen H. als Hydratide (s. d.). (S. Anhydride.)

Hydraulik (grch.), auch **Hydrodynamik** genannt, ist ein Teil der angewandten Mathematik und im besondern der Hydromechanik (s. d.). Der Name wird in einem weitern und einem engeren Sinne gebraucht: im erstern begreift H. die wissenschaftliche Betrachtung alles dessen, was auf die Bewegung tropfbarer Flüssigkeiten Bezug hat; im letztern beschäftigt sie sich nur mit den praktischen Anwendungen, welche von der Bewegung des Wassers gemacht werden, umfaßt also die Wasserbaukunst (Regulierung der Flüsse, Uferbefestigungen, Eindeichungen, Kanäle, Bassen, Wehre- und Schleusenbau, Ent- und Bewässerung der Ländereien, Anlage von Teichen und Wasserleitungen),

ferner die Untersuchung der Quellen, die Wasserhebung, den Bau und die Kenntnis der Wasserräder, Wasserschleusenmaschinen u. s. w.

Hydraulische Maschinen, s. Wassermaschinen.

Hydraulischer Mörtel, s. Cement.

Hydraulische Presse, s. unter Pressen.

Hydraulischer Propeller ist ein Wasserstrahl, durch welchen Schiffe fortbewegt werden. Es gibt zweierlei Arten, diesen Strahl zu erzeugen. In dem einen Falle ist im untern Raum des Schiffs eine Cisterne aus Eisenblech gebaut, deren Boden durchlöcher ist, so daß das Wasser Zutritt hat und in der Cisterne so hoch steht wie außenbords. Ein durch Maschinenkraft getriebene Centrifugalpumpe nimmt dieses Wasser auf und wirft es mit großer Geschwindigkeit durch Röhren, welche außenbords münden. Durch die Reaktion dieser Strahlen wird das Schiff in entgegengesetzter Richtung fortbewegt. Da jedoch durch die Bewegung der Pumpe und andere Reibung zu viel Kraft verloren geht, hat dieser Propeller (hydraulische Reaktion genannt) keine Verbreitung gefunden. Die zweite Art des hydraulischen Propellers ist der Hydromotor (s. d.).

Hydraulischer Wider oder Stoßheber, s. unter Heber.

Hydra, altgriech. Insel, s. Hydra.

Hydra, altgriech. Wassertrug mit einem rechten Henkel und zwei am Bauch angebrachten kleinen.

Hydratrik, s. Kaltwasserkur.

Hydristen, Einwohner der Insel Hydra (s. d.).

Hydro... (vom griech. ὕδωρ, das Wasser), Wasser...; wasser... (Häufiger).

Hydrobat (grch.), Wasserreiter, Schwimmer.

Hydrobromsäure, soviel wie Bromwasserstoffsäure, s. unter Brom-(Verbindungen).

Hydrocarbär, auch **Hydrocarbon**, Mineralöl und Schieferöl genannt, ist ein zur Beleuchtung mittels Lampen dienendes, farbloses oder gelbliches Öl, welches aus dem bei der trocknen Destillation der bituminösen Schiefer, der Braunkohlen, des Torfs und der Bogheadkohle entstehenden Leerabgeschieden wird. Seine Bereitung und Anwendung basiert von Versuchen, welche Seligman in Paris seit 1834 anstellte. Seine große Flüchtigkeit und Lichtentzündlichkeit machte das früher im Handel befindliche H. in bedeutendem Grade feuergefährlich; durch seinen unangenehmen, den Kopf einnehmenden Geruch konnte es unter Umständen beschwerlich fallen. Durch sorgfältiger ausgeführte Reinigung, die jetzt allgemein in den Fabriken vorgenommen wird, hat es diese übeln Eigenschaften verloren, und es ist das jetzt von den deutschen Paraffinabriken unter dem Namen **Hydogen** in den Handel gebrachte H. dem besten gereinigten Petroleum gleichzusetzen. (S. Paraffin und Solaröl.)

Hydrocele (grch.), der Wasserbruch, s. unter Hoden, S. 390.

Hydrocellulose, ein Umwandlungsprodukt der Cellulose, welches durch Einwirkung von mäßig verdünnter Schwefelsäure auf Baumwolle, Papier u. dgl. entsteht und angeblich der Zusammensetzung $\text{C}_2\text{H}_2\text{O}_2$ entspricht. Die H. unterscheidet sich von gewöhnlicher Cellulose dadurch, daß sie gewisse Feststoffe, welche von der Cellulose, Baumwolle u. dgl. nicht aufgenommen werden, direkt und ohne Zuhilfenahme eines andern Körpers fixiert. Auf Grund dieser Eigenschaften hat man die Bildung der H. in der Färberei der Baumwollstoffe zu verwerthen

gesucht, wobei aber große Vorsicht anzuwenden ist, da die Gewebe leicht dabei zerstört werden.

Hydrocephalus (grch.), Wassertopf, Gehirn-wasserfucht (s. b.).

Hydrocharitiden (Hydrocharidaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Monotylcheen. Man kennt gegen 40 Arten, die in den wärmern und gemäßigten Gegenden über die ganze Erde verbreitet sind. Sämtliche Arten sind Wasserpflanzen, in ihrem Habitus sind sie sehr verschieden, hauptsächlich in der Form der Blätter. Die Blätter sind getrenntgeschlechtlich und von einer häutigen Scheide eingeschlossen; die Blüte besteht aus zwei meist dreizähligen Blattrainen, drei oder mehreren Staubgefäßen oder einem ein- bis sechsblättrigen Fruchtknoten. Zur Familie der H. gehört unter andern die sog. Wasserpest (*Eloidea canadensis*), ferner der bekannte Froschbiß, *Hydrocharis* (s. b.) und die bekannte in Aquarien gezogene *Vallisneria spiralis* (s. b.).

Hydrocharis L., Froschbiß, Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Hydrocharitiden. Man kennt nur eine Art, *H. morsus ranae* L., die in Europa und im mittlern Asien verbreitet ist. Es ist eine Wasserpflanze, welche schwimmende, kreisrunde, an der Basis tief herzförmige Blätter und schöne weiße Blüten besitzt. Sie findet sich in Deutschland ziemlich häufig in stehenden Gewässern, Gräben u. dgl. Da sie sich leicht kultivieren läßt, wird sie vielfach als Zierpflanze in Aquarien gezogen.

Hydrochlorine, s. unter Chinone.

Hydrochlorsäure, s. unter Chlorwasserstoff-säure oder Salzsäure (s. b.).

Hydrocyanische Säure, s. unter Cyanwasserstoff-säure oder Blausäure (s. b.).

Hydrodynamik (grch.), s. Hydraulik.

Hydroextraktur, überhaupt ein Entwässerungsapparat, sowie die Centrifugalrotationsmaschine. (S. Centrifugen.) [Koff.]

Hydrogen (Hydrogenium), s. Wasser.

Hydrographie (grch.), d. h. wörtlich Beschreibung des Wassers, hat als ein Teil der physik. Geographie die Physik des Wassers der Erdoberfläche überhaupt zum Gegenstande und wird dann auch wohl Hydrologie (Wasserkunde) genannt. Als ein Teil der beschreibenden Geographie beschäftigt sie sich teils mit der Beschreibung der Landgewässer, der Quellen, Flüsse und Seen, und unter hydrographischen Karten versteht man alsdann nichts anderes als Flusskarten, teils mit der Beschreibung des Meeres, des Oceans, welche jedoch auch den besondern Namen Oceanographie erhalten hat. Insbesondere aber bezeichnet H. die Beschreibung der Meere mit Rücksicht auf alles dasjenige, was für die Nautik oder Schifffahrtshunde von Wichtigkeit ist, namentlich insofern die Anfertigung von Seelarten und darauf bezüglicher Tabellen auf ihr beruht. In Frankreich und andern Ländern heißen daher Navigations- oder Schifffahrts- und Seemannsschulen auch hydrographische Schulen. Die neueste Zeit hat seit M. F. Maury's epochemachenden Arbeiten namentlich durch die wichtigen Forschungen des engl. Schiffs Challenger, des deutschen Schiffs Gazelle und des amer. Schiffs Albatross große Fortschritte in der H. des Meeres gemacht. Für eine genauere Kenntnis der Flüsse, ihrer Schifffahrt und ihrer Kanäle ist Band 15 der »Statistik

des Deutschen Reichs» (Berl. 1876), die deutschen Wasserstraßen enthaltend, von Bedeutung; für die Tiefseeforschung sind »Die Annalen der H.« und die Berichte im »Geogr. Jahrbuch« wichtig.

Hydrographisches Papier, eine Art Papier, auf welches man mit reinem Wasser schreibt, wodurch schwarze oder blaue Schriftzüge wie von Tinte hervorgebracht werden. Dasselbe ist ein gewöhnliches Schreibpapier, das mit Galläpfelabsud, resp. einer Auflösung von Blutlaugensalz getränkt und nach dem Trocknen mit höchst feingepulvertem, weißcalciniertem Eisenvitriol eingerieben ist.

Hydroiden (Hydroidae) nennt man eine Ordnung der Pflanzentiere. Die meisten H. sind Kolonientiere in Gestalt von Büscheln oder Büschchen, häufig umgeben von einem hornigen Überzug, dem Perisart; Stamm und Äste des Büschchens (*Hydroid polypus*) sind von einem kommunizierenden Hohlraume, dem gemeinsamen Nahrungs-lanal durchzogen, der sich auch in die Einzelpolypen fortsetzt. Diese Polypen sind häufig ungleichartig entwickelt, und haben die verschiednen gestalteten Individuen auch verschiedene Leistungen zu verrichten (s. unter Polymorphismus), namentlich lassen sich Ernährungs-polypen und Fortpflanzungs-polypen (Gonoblastiden) unterscheiden; auf den letztern, bisweilen auch sonst an der Wand der Polypenbüschchen, entwickeln sich die sog. Geschlechts-gemmen (Gonophoren), die in ihrer höchsten Entfaltung als Nebusen (*Hydroid aquallen*) von meist kleiner Gestalt, einfachem Baue und getrenntem Geschlecht sich lösen und frei weiterleben; aus den Eiern dieser Nebusen entwickeln sich wieder Polypenbüschchen; es findet mithin ein Generationswechsel statt. Aber wie es Hydroid-polypen gibt, die sich ohne freie Nebusen vermehren, so gibt es auch zu dieser Gruppe ihrem Baue nach gehörige Nebusen (*Trachymedusae*), die sich direkt ohne Polypengeneration entwickeln. H. gibt es in allen Meeren, aber nur wenig Formen finden sich im süßen Wasser, nämlich Hydra und Cordylophora. (Über beide s. Siphonier-polypen.)

Hydroidpolypen, s. unter Hydroiden.

Hydroidaquallen, s. unter Hydroiden.

Hydrotische Säure, s. unter Jodwasserstoffsäure, s. unter Jod-Verbindungen.

Hydrologie, s. unter Hydrographie.

Hydrologium (grch.), Wasserzug.

Hydrolite (grch.), eine Bezeichnung für die in Wasser auflöselichen Mineralien. Die im Wasser leicht löslichen sind nicht sehr zahlreich, da dieselben, wenn sie nach ihrer Bildung nicht besonders vor dem Zutritt des Wassers geschützt sind, gleich wieder zerfallen. Es gehören dazu einige Sauerstoffsalze (Soda, Glaubersalz, Thonerdesulfate, Eisensulfate, die natürlich vorkommenden Alaune, Vitriole, Salpeter), sowie einige Halobinsalze, namentlich Chloride (Steinsalz, Sgblon, Salmiak), auch wenige Säuren (arsenige Säure, Essig-säure). Andere spärliche Mineralien sind schwer in Wasser löslich, wie z. B. Gips (1 Teil in 400 Teilen Wasser).

Hydromantie (grch., »Wasserwuth«), abertriebene Vorliebe für das Wasser, namentlich als Heilmittel. [Wasser.]

Hydromantie (grch.), Wahrsagung aus dem Wasser. **Hydromechanik** heißt diejenige Wissenschaft, welche unter Anwendung der Mathematik die Einwirkung von Kräften auf tropfbare Flüssigkeiten

untersucht. Sie zerfällt in zwei Haupttheile: die **Hydraulik** (s. d.) und die **Hydrostatik** (s. d.).

Hydrometeore (grch.), die wässerigen Niederschläge, die durch Verdichtung des in der Luft enthaltenen Wasserdampfes entstehen, wie Tau, Reif, Nebel, Wolken, Regen, Schnee, Graupeln, Hagel.

Hydrometer (grch., »Wassermesser«), Instrument zum Messen der Geschwindigkeit des Fließens des Wassers (**Hydrotachymeter**).

Hydromotor, ein von C. Fleischer in Dresden erfundener Apparat zur Bewegung von Schiffen durch das Ausstoßen von Wasserfäulen. Der Kessel zur Erzeugung des Dampfes steht mit aufrechten, hohlen, schmiedeeisernen Cylindern in Verbindung, die etwa 1 cbm Rauminhalt haben und deren Zahl, 2, 4, 6, 8, sich nach der Größe der Schiffe richtet. Von dem Fuße der Cylindern gehen Röhren nach außenbords, die sich beim Austreten aus der Schiffswand in der Kielrichtung in zwei Äste nach vorn und hinten teilen. In den Cylindern befinden sich halbkugelförmige schmiedeeiserne Schwimmer mit drehbaren Stangen, die durch den Deckel der Cylindern fahren und mit Ruten versehen sind. Denkt man sich einen der Cylindern mit Wasser gefüllt und den Schwimmer auf seinem höchsten Punkt, so hat letzterer die Stange, in deren Ruten er mit Nasen eingreift, so gedreht, daß diese das Dampfzulaßventil des Kessels öffnet und der Dampf oben in den Cylinder strömt. Er treibt dann das Wasser durch den Fuß des Cylinders außenbords, und zwar mit einer Geschwindigkeit von 20 m pro Sekunde, und die hydraulische Reaktion des Strahls erzeugt die Fortbewegung des Schiffs. Die durch das Sinken des Schwimmers erzeugte weitere Drehung der Stange schließt rechtzeitig das Dampfzulaßventil, läßt den eingetretenen Dampf kondensieren und gewährt durch ein Ventil in der Schiffswand dem Wasser wieder Zutritt zu dem Vacuum in dem geleerten Cylinder. Dadurch geht der Schwimmer in die Höhe und das Spiel beginnt mit den übrigen Cylindern alternierend aufs neue.

Ein auf der Kommandobrücke leicht und sicher zu regierender Hebelapparat setzt den wachhabenden Offizier in den Stand, ohne irgend welchen nach der Maschine erteilten Befehl dieselbe sofort umzulehren, d. h. das Wasser an einer oder an beiden Seiten des Schiffs vorwärts, statt rückwärts ausströmen zu lassen und dadurch letzteres schnell zu drehen oder zum Stillstand und Rückwärtsgehen zu bringen. (Vgl. Dampfschiffahrt, Bd. IV, S. 826*.)

Hydromene (grch.), Wassergeschwulst.

Hydrocephale (grch.), die Wassersucht des Hirnenbedens.

Hydrooxygengas, Gemisch von 1 Volum Sauerstoff und 2 Volum Wasserstoff. (S. Knallgas.)

Hydrooxygengas-Mikroskop ist eine Art von Mikroskopen, bei welchen man sich der Flamme einer Mischung von Wasserstoffgas und Sauerstoffgas, nämlich des sog. Knallgases, als Beleuchtungsmittel bedient. Bei den gewöhnlichen Mikroskopen ist die Vergrößerung nur immer für einen Beobachter auf einmal sichtbar. Zu vergrößerten Darstellungen der mikroskopischen Bilder vor einer

Versammlung eignet sich dagegen das **Sonnenmikroskop** (Fig. 1), wenn nur die Gegenstände, deren Bilder vergrößert erscheinen sollen, wirklich durchsichtig oder durchscheinend sind. Bei diesen Mikroskopen werden die Gegenstände durch ein von einem Planspiegel M reflektiertes und durch eine Glaslinse konzentriertes Sonnenlicht beleuchtet. Diese Beleuchtungslinse sitzt am linken Ende des Rohrs B und hat denselben Durchmesser

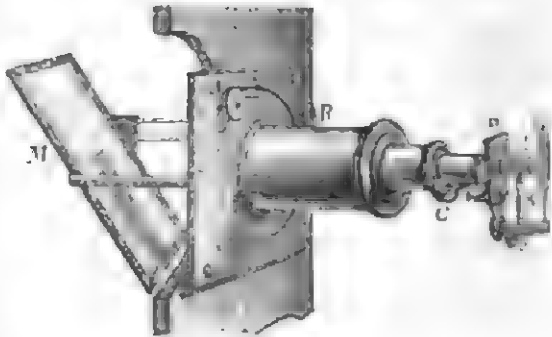


Fig. 1.

das letztere. Das objektive Bild des mikroskopischen Objekts wird durch ein achromatisches Mikroskopisches Linse L stark vergrößert, auf eine weiße Wand oder auf eine gespannte, dunkelwellige, weiße Leinwand gemworfen und dadurch in größerer Menge von Beobachtern gleichzeitig betrachtet. Da jedoch durch die Vergrößerung das ankommende sehr intensive Sonnenlicht bedeutend geschwächt wird, so erscheinen die Bilder um so undeutlicher, je stärker die Vergrößerung ist. Zugleich ist die Darstellung solcher Bilder immer an das Sonnenlicht gebunden, also bei trübem Wetter oder am Abend unmöglich. Dies führte darauf, das Sonnenlicht durch das künstliche Licht intensiver Leuchtampen zu ersetzen (**Lampenmikroskop**). Man nennt derartige Mikroskope, deren objektive Linse von vielen zugleich gesehen werden kann, **multiple oder Bildmikroskope**. Die Entdeckung von Knallgas, daß die Leuchtkraft einer Flamme, in welche ein Strom Sauerstoff gas wird, bedeutend verstärkt wird, wenn man die Flamme auf ein Stüchchen gebrannten Kalk gab, gab ein Mittel zur Hervorbringung eines sehr kräftigen Lichts, und letzteres wurde dadurch verstärkt, daß man statt des Weingeistes Wasserstoffgas anwendete. Wird die Flamme eines solchen Knallgasgebläses auf einen kleinen Kalkstein geleitet, so erzeugt sich ein Licht, welches das Licht einer gewöhnlichen Kerze mehr als hundertmal an Stärke übertrifft. Ausgerüstet mit der höchst intensiven Licht, konstruierte nun John Daniell das erste H., indem er in zwei abgetrennten Gasometern Sauerstoffgas und Wasserstoffgas bewahrte, beide Gase im Verhältnis von einem zu zwei in einem Sammelrohr mischte und dadurch gegen einen kleinen Kalkcylinder, der jedesmal einiger Zeit erneuert werden muß, leitete; wurde diese Gaszuleitungsröhre von Daniell verbessert (**Daniell'scher Hahn**). Als H. bedient sich eines wie das Sonnenmikroskop (Fig. 1) konstruierten Apparats; es bleibt jedoch dann der Stat (s. d.), d. i. der Planspiegel M samt zugehöriger

Platte A weg und nur der Teil BE wird in den Kasten gesteckt, der die Lichtquelle enthält. Die Strahlen der Leptern leitet man durch die bereits erwähnte große Beleuchtungslinse auf den mikroskopischen Gegenstand. Von diesem Leptern wird dann durch ein System mikroskopischer und achromatischer Glaslinsen auf einer weißen Wand ein stark vergrößertes Bild erzeugt, welchem jedoch Schärfe und Deutlichkeit fehlen. Wird statt des Drummondschen Hydroorgangenlichts das elektrische Bogenlicht angewendet, so hat man ein photographisches Mikroskop. Das einfachste Schema aller dieser Bildmikroskope ist gegeben, wenn man sich (Fig. 2) eine konvexe Linse von kurzer Brennweite vorstellt, welche so wirkt wie das Linsensystem L in Fig. 1. Eine Sammellinse O (Fig. 2) von

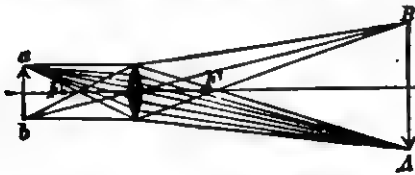


Fig. 2.

kurzer Brennweite erzeugt nämlich von dem mikroskopischen Objekt *a b*, welches vor dem Brennpunkt *F'*, aber diesem nahe liegt, jenseit der Linse *O* ein umgekehrtes und vergrößertes Bild *BA*, welches an einer weißen Wand aufgefangen wird. Von dem Objekt *a b* befindet sich die in der Zeichnung weggelassene große Beleuchtungslinse. Das zwischen zwei Glasplättchen gefasste Objekt wird kurz vor dem Brennpunkt der Linse *L* (Fig. 1) zwischen federnde Metallscheiben *m* gellemmt und lässt sich mittels des Schraubenkopfs *C* der Linse *L* nähern und davon entfernen, bis das riesige Bild auf das deutlichste erscheint. Undurchsichtige Objekte erfordern eigentümliche Beleuchtungsarrangements, welche es ermöglichen, daß die Gegenstände auf jener Seite kräftig erhellbar werden, die der Linse *O* (Fig. 2) zugewendet ist. Je kleiner die Brennweite der Linse *O* (resp. Linse *L*, Fig. 1), je näher das Objekt dem Brennpunkte *F'* liegt, und je weiter die Wand vom *H*. entfernt ist, desto größer erscheint das Bild. Die Vergrößerung wird gewöhnlich im Kubus angegeben, während sie nur linear oder höchstens im Quadrat angeführt werden sollte. Derartige Mikroskope haben, weil sie keine scharfen Bilder zu liefern vermögen, nur einen populär belehrenden Zweck. Bei der pariser Belagerung (1870/71) erwiesen sie sich jedoch nützlich zur Vergrößerung, von vielen lesbaren Projektionen der mittels Laubenhaut angelangten mikroskopischen Dopefchen.

Hydrophath (grch.), Wasserarzt; **Hydrophathie**, Wasserheilkunde; **hydropathisch**, auf die Wasserheilkunde bezüglich.

Hydrophalliden, f. Nymphaeaceen.

Hydropericardium (grch.), die Herzbeutelwasserfucht (f. d.).

Hydrophän (Oculus mundi, Lapis mutabilis), ein matter und an der Spitze lebender Opal von Hubertsburg in Sachsen, welcher, in Wasser gelegt, sich damit vollsaugt, ganz durchscheinend wird und ein dem Edelopal ähnliches schönes Farbenspiel erlangt. Durch Verdunsten des Wassers tritt die frühere matte Undurchsichtigkeit wieder ein.

Conversations-Beiglon. 12. Aufl. IX.

Hydrophilliden (Hydrophillidae), eine Gruppe der pentameren Käfer mit acht- oder neungliedrigen Fühlern, ovalem kräftigen Körper. Einzelne Formen erreichen eine ansehnliche Größe, die meisten leben im Wasser, andere, besonders kleinere (Sphaeridium) in frischem Mist. Der bekannteste Repräsentant ist der sog. Karpfenstecher (Hydrophilus piceus), ein schwarzer, 22 Linien langer Wassertäfer, der schlecht schwimmt, sich von Vegetabilien ernährt, während seine fleischige Larve ein tüchter, von Wassertieren lebender Räuber ist. Die Eier werden in einem, in eine Röhre ausgezogenen, auf dem Wasser flottierenden Cocon abgelegt. Häufig in Mitteleuropa.

Hydrophobie (grch.), die Wasserscheu oder Hundswut (f. d.).

Hydrophorien (grch., d. h. Wassertragefest) wurden von den Griechen insbesondere in Athen und auf der Insel Aegina gefeiert. In Athen hingen die *H.* mit dem Totentult zusammen und wurden zunächst den in der großen Deukalionischen Flut Umgekommenen zu Ehren, aber wohl im Zusammenhang mit dem allgemeinen Totenfest wahrscheinlich an einer Misset begangen, in welche das Wasser der Flut zuletzt abgelassen sein sollte. Auf Aegina bestand das Fest in einem Wettlauf von Jünglingen, welche mit Wasser gefüllte Amphoren trugen, und wurde zu Ehren des Apollon gefeiert.

Hydrophthalmus (grch.) ist eine meistens angeborene, seltener während des Lebens entstehende, mitunter sehr bedeutende Vergrößerung der Hornhaut des Auges, die immer mit beträchtlicher Vertiefung der vorderen Augenkammer, meistens mit andern Krankheiten des innern Auges verbunden ist. Ist gleichzeitig der ganze Augapfel in seinen Dimensionen vergrößert, so bezeichnet man den Zustand als Megalophthalmus.

Hydropisch (grch.), wasserfächtig; **Hydropisie**, Wasserfucht.

Hydrops (grch.), die Wasserfucht (f. d.).

Hydrothachis (grch.), die angeborene Wasserfucht des Rückenmarks.

Hydrostomie (grch.), Untersuchung von Wasser nach seinen Bestandteilen; auch soviel wie Wasserfäulen, die Fähigkeit des Quellenfinders (Hydrostopen).

Hydrostatik ist derjenige Teil der Hydromechanik, welcher die Einwirkung von Kräften auf Flüssigkeiten betrachtet, sofern letztere dabei im Zustande der Ruhe (des Gleichgewichts) bleiben; sie erörtert also die Gesetze des Wasserdrucks in Gefäßen und Röhren, das Verhalten des Wassers gegen darin eingetauchte Körper, das spezifische Gewicht der Flüssigkeiten, deren Zusammenbrückbarkeit und deren Ausdehnung durch die Wärme. Die *H.* hat zum Gegenstande alle Erscheinungen und Gesetze bei der Bewegung von Flüssigkeiten, namentlich beim Ausfluß aus Gefäßen, beim Strömen in Röhrenleitungen, Gerinnen, Kanälen und Flüssen, beim Stöße gegen feste Körper, welche von bewegten Flüssigkeiten getroffen werden, und beim Widerstande der Flüssigkeiten gegen darin sich bewegendes feste Körper.

Hydrostatisches Bett oder Wasserbett, ein von dem berühmten engl. Arzt Neil Arnott (geb. 15. Mai 1788 zu Urbrath in Angusshire, gest. in London 2. März 1874) erfundenes Bett zur Verhütung des Aufstehens der Kranken, besteht aus einem wannenartigen, mit Wasser gefüllten

Rasten und einem breiten Kautschukstück darüber, auf welches eine mehrfach gefaltete Decke als Matratze und ein Koppkissen gelegt wird. Auf dieser Matratze schwimmt der Kranke und spürt nicht den geringsten Druck. [beendend.]

Hydrostatisches Paradoxon, s. unter Po.

Hydrostatische Waage, s. Aräometer.

Hydrotechnik (grch.), Wasserbaukunst.

Hydrotherapie (grch.), die Wasserheilkunde, s. Kaltwasserkur.

Hydrothionsäure, soviel wie Schwefelwasserstoff, s. unter Schwefel-Verbindungen.

Hydrothorax (grch.), die Brustwasser sucht.

Hydroxyde sind chem. Verbindungen, welche sich vom Wasser dadurch ableiten, daß ein Atom Wasserstoff durch ein Atom eines andern Elements oder ein Radikal vertreten wird, welches alsdann mit der verbleibenden Atomgruppe OH oder Hydroxyl in Verbindung tritt. So entsteht aus Kalium und Wasser ($K + H_2O$) Kaliumhydroxyd (KOH), während 1 Atom Wasserstoff entweicht. Zweiswertige Körper binden auf gleiche Weise zwei Hydroxyle, so z. B. Calciumhydroxyd $Ca(OH)_2$; sechswertige Atomgruppen nehmen sechs Hydroxyle auf, so z. B. Ferridhydroxyd $Fe_2(OH)_6$. Die S., welche Metalle oder Metalle erzeugende Radikale enthalten, entsprechen den früheren Metallorydroxydraten oder basischen Hydraten, so das Kaliumhydroxyd dem Kalihydrat, das Calciumhydroxyd dem Kalkhydrat, das Ferridhydroxyd dem Eisenorydroxydrat. Wird der vertretbare Wasserstoff des Wassers durch ein säurebildendes Radikal ersetzt, so entstehen die Säuren. So leitet sich die Salpetersäure NO_3OH vom Wasser ab, indem NO_2 an die Stelle von einem Atom Wasserstoff getreten ist, oder sie ist eine Verbindung des Radikals NO_2 mit einem Hydroxyl. Und ebenso wie die zwei- und mehrwertigen Metalle zwei und mehr Hydroxyle binden, so ist es auch mit den säurebildenden Radikalen: das zweiswertige Radikal SO vereint sich mit zwei Hydroxylen zu $SO_2(OH)_2$, oder schwefeliger Säure, das zweiswertige Radikal SO_3 verbindet sich mit zwei Hydroxylen zu $SO_3(OH)_2$, oder Schwefelsäure, das dreiwertige Radikal PO verbindet sich mit drei Hydroxylen zu $PO_3(OH)_3$, oder Phosphorsäure. (S. Anhydride, Hydrate, Oxide, Salze.)

Hydroxyl heißt in der Chemie die nicht isolierbare, einwertige Atomgruppe OH, deren Existenz in allen Hydroxyden, Hydraten, Säuren, Alkoholen u. s. w. angenommen wird.

Oye (Ant., Freiherr von H. Glunet), österr. Minister, geb. 26. Mai 1807 zu Gleint (Glunet), im Stift Kremsmünster, dann an der wiener Universität gebildet, wurde 1832 außerord., 1842 ord. Professor des Strafrechts in Wien. Als geachteter akademischer Lehrer einflußreich bei der Jugend, war er ihr Wortführer in den Märztagen von 1848. Im Sommer desselben Jahres trat er in das Justizministerium, dem er ununterbrochen bis 1867 angehörte. Zugleich war er als jurist. Schriftsteller tätig. Er ist der Schöpfer des Strafbuches von 1852. Von Beust in das Kabinett berufen, war S. vom 27. Juni bis zum 30. Dez. 1867 Justizminister und Leiter des Unterrichtsministeriums. Seit 1869 Mitglied des Herrenhauses, ist S. ein hervorragendes und beachtetes Mitglied der liberalen Partei. S. ist ständiger Referent des Reichsgerichts und gibt eine „Sammlung der Entscheidungen des Reichsgerichts“ heraus.

Hyères, Stadt im franz. Depart. Var (Provence), 16 km östlich von Toulon, Station der Zweiglinie La-Pauline: S. der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn und 4 km vom Meere, amphotetralisch auf und an einer 204 m hohen Höhe gelegen, zählt (1876) 6797, als Gemeinde 12289 E., hat in seinem alten obern, noch von Wällen umgebenen, durch ein festes Schloß aus dem 13. Jahrh. dominierten Teile ein finkeres, in dem neuern ein freundlicheres Ansehen und ist seiner herrlichen Lage und des milden Klimas wegen berühmt, deshalb auch ein Sammelplatz vieler, besonders brust- und gemütskranker Nordländer. Orangen, Zitronen, Granatäpfel, Oliven und andere Früchte gedeihen hier im Freien, Wein und Obst aller Art werden in Menge gewonnen. Der Haupterwerbszweig der Einwohner ist Gartenbau und die Kultur von Früchten, ferner Seidenraupenzucht und Seidenweberei, Jäbrilation von Olivenöl, Brauntwein, Parfümerien, Korkstopfen und Töpferwaren, sowie die Ausbeutung der benachbarten Küstenalinen. Mit den Produkten wird ein nicht unbeträchtlicher Handel getrieben. Der neugegründete Hafen der Salinen hat 1881 den Namen Port Vothua erhalten. — S. war das röm. Castrum Aresurum, an dessen Fuß im Mittelalter ein kleiner, vielfach von den Sarazenen benutzter Ort entstand. Diese letztern zerstörten die 5 km südlicher gelegene alte Handelsstadt Olbia. S., im Mittelalter Hieberta genannt, hat nach überresten mittelalterlicher Befestigungen, zwei Kirchen aus dem 12. und 13. Jahrh., ein Stadthaus (ehemals Komturei der Tempelherren), vor welchem das Stadtbild des hier geborenen Kanzenhüners Massillon steht, und in der Umgebung eine Menge moderner Gebäude und Villen. An der Küste hat man durch die seit 1843 veranstalteten Nachgrabungen Reste von Mauern, Gemäßen, Brunnen, Wasserleitungen, Fresken, Skulpturen der röm. Stadt gefunden. Die See von S., im W. von der Halbinsel (früher Insel) von St. Pierre, im O. von einem mit dem Kap Bénat endigenden Küstenvorsprung, im S. von den Hyerischen Inseln begrenzt, dient den Geschwadern der franz. Mittelmeerflotte gewöhnlich zu ihren Seemannsübungen. Vgl. Denis, „H., anciens et modernes“ (4. Aufl., Hyères 1882).

Hyerische Inseln (Iles d'Hyères), bei den Alten Stoechades Insulae, im Mittelalter Aros oder Aureas genannt, Inselgruppe vor der See von Hyères, drei größere Inseln, mehrere kleine Eilande und Klippen mit wenig Bewohnern, aber vielen Kaninchen und Vögeln. Ile du Levant, die östlichste und größte, die längste, aber schmalste, bis 129 m hoch, dicht bewaldet und mineralogisch interessant wegen des Vorkommens von Kristallen, Granaten, Turmalin, Adest, Litan, Antil u. s. w., hat ein Leuchtfeuer und eine Kolonie von jungen Strafgefangenen. Porteros, die mittlere, ebenfalls und wildeste, 4 km lang und 2,5 km breit, bis 207 m hoch, hat 20 E., mehrere Batterien und den tiefen Hafen Port-Raye. Porquerolles, die westlichste, 8 km lang und 2 km breit, bis 150 m hoch, hat starke Befestigungen, einen Leuchtturm und 300 E., sowie lebhaften Verkehr der Küstenfahrer. Franz L. eroberte die Inseln 1531 als Les d'Or zu zwei Marquisaten und gab Porquerolles dem Gasconner Ornegan und die übrigen dem Deutschen Rodendorf.

Hyetios (grch.), Regenspender, Beiname des Zeus, entsprechend dem röm. Jupiter pluvius.

Hyetographische Karte, eine Karte, welche die Verbreitung des Regensfalls auf der Erde dar-

Hyetrometer, Regenmesser.

[stellf.]

Hygiea, grch. Hygieia, die griech. Göttin der Gesundheit, Tochter des Kletios, wurde von den Griechen gewöhnlich mit ihrem Vater zusammen verehrt. Auf erhaltenen Bildwerken erscheint sie, oft mit ihrem Vater zusammen, als eine Jungfrau von blühenden Formen, welche gewöhnlich ein Gefäß trägt oder eine Schlange, das Symbol der Gesundheit, aus einer Schale oder ihrer Hand essen oder trinken läßt.

[(S. Planeten.)]

Hygiea ist auch der Name des 10. Asteroiden.

Hygiene oder Hygieine (grch.), Gesundheitslehre, Gesundheitskunde ist demjenigen Teil der Medizin, welcher lehrt, wie man den physisch. (Natur-) Gesetzen gemäß leben, somit die Gesundheit erhalten und die Lebensdauer verlängern soll. Die allgemeine H. oder öffentliche Gesundheitspflege, die Sorge für die Gesundheit der bürgerlichen Gesellschaft, ist Gegenstand der Staatsarzneikunde und beschäftigt sich mit den Gegenständen, welche Einfluß auf den Gesundheitszustand der ganzen Bevölkerungsmasse haben, insbesondere auf die Entstehung, Ausbreitung und Bekämpfung der Volkskrankheiten oder Seuchen (s. Gesundheitspflege), wobergen die besondere oder private H., welche auch den Namen Orthobiologie oder Eubiotik (d. h. die Kunst, richtig zu leben), weniger gut Makrobiotik (d. h. die Kunst, lange zu leben) führt, die den einzelnen Menschen treffenden und von diesem selbst abhängigen Ursachen der Gesundheitsstörung (wie Unnützigkeit, mangelhafte Nahrung u. dgl.) ersonnt und im weitestlichen mit der Diätetik (s. Diät) zusammenfällt.

Aber die private H. vgl. Hufeland, »Makrobiotik oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern« (Berl. 1796; 8. Aufl. 1860; neu bearbeitet von Steinthal, 1873); Hartmann, »Gesundheitslehre für das physische Leben des Menschen« (Wien 1808; neu bearbeitet von Schreiber, 10. Aufl., Lpz. 1875); Döbereiner, »Handbuch der H., der privaten und öffentlichen« (3. Aufl., Lbg. 1876); Niant, »Leçons d'hygiène« (Par. 1878; deutsch von Albus, Berl. 1874); Uffelmann, »Handbuch der privaten und öffentlichen H. des Kindes« (Lpz. 1882).

Hyginus (Gajus Julius), röm. Grammatiker im Zeitalter des Augustus, Schüler des Alexander Polyhistor und Freund des Doid, war ein Freigelassener des Kaisers, der ihn sehr hoch schätzte und zum Vorsteher der Palatinischen Bibliothek ernannte. Seinen Namen tragen zwei Kompilationen. Die eine führte, vielleicht vom ersten Teile, der Genealogien enthält, den Gesamttitel »Genealogiae«, wurde aber vom ersten Herausgeber »Fabulae« benannt, und zwar in Rücksicht auf den zweiten größern Teil, der die Erzählung griech. Mythen aus griech. Quellen enthält und durch die vielen auf griech. Tragödien zurückgehenden Bestandteile besonders wertvoll ist. Die zweite Schrift, in ältern Ausgaben »Poeticon astronomicon«, in den Handschriften »De astronomia« betitelt, ist ein Werk über Sternsignale, die Elemente der Himmelskunde und der Sternbilder, ebenfalls nach griech. Lehrbüchern (Eratosthenes u. s. w.). Erstere Schrift benutzte man bis tief ins Mittelalter hinein als Schulbuch; sie ist aber in sehr verstümmelter Form

auf uns gekommen. Das letztere Werk ward im Mittelalter viel gelesen und ist etwas besser erhalten. Beide Werke wurden in den »Mythographi latini« von Munder (2 Bde., Amsterd. 1681), von Staveren (2 Bde., Leih. 1742) und von Bunte (die »Fabulae«, Lpz. 1857, die »Astronomia«, 1875), die »Fabulae« allein mit kritisch richtigem Text von M. Schmidt (Jena 1872) herausgegeben.

Hyginus, röm. Bischof, ungefähr 136–140. Unter ihm traten die Gnostiker Cerdon und Valentinus in Rom auf.

Hygro... (vom griech. ὑρρός, naß, feucht), Feuchtigkeit..., feucht...

Hygrologie (grch.), Lehre von der Feuchtigkeit der Luft, auch von den Flüssigkeiten der Körper.

Hygrom (grch.), eine Balggeschwulst mit wässrigem Inhalt.

Hygrometer (grch., die Feuchtigkeitsmesser) sind physik. Instrumente, welche es ermöglichen, eine Kenntnis der Menge des in der Atmosphäre vorhandenen Wasserdampfes zu erlangen. Man kann nämlich drei Hauptarten unterscheiden: 1) solche, deren Zweck es ist, die absolute Menge des an einem bestimmten Ort in der Luft vorhandenen Wasserdampfes zu bestimmen; 2) solche, welche das Verhältnis des wirklich in der Luft gegenwärtigen Wasserdampfes angeben zu dem, welcher vorhanden sein könnte, bis ein Niederschlag erfolgen müßte, d. h. bis die Luft gesättigt wäre, und 3) solche, welche ursprünglich nur zu der Erkennung einer mehr oder weniger feuchten Luft bestimmt waren (Hygroskope), sich aber bei Anwendung der nötigen Vorrichtung und bei ganz exakter Konstruktion auch als messende Instrumente verwenden lassen.

Die erste Klasse wird gebildet durch diejenigen Instrumente, bei denen man Körper, welche mit großer Hie den Wasserdampf der Luft in sich aufnehmen (absorbieren), dazu benutzt, aus einer bestimmten Menge von atmosphärischer Luft die vorhandene Feuchtigkeit gänzlich aufzusaugen, und dann aus ihrer Gewichtsunahme die Menge des absorbierten Wasserdampfes bestimmt. Es sind dieses die Apparate von Brunner, Haegheus u. a., welche mit absoluter Schwefelsäure, Chlorcalcium, gebranntem Gips u. s. w. arbeiten. In den direkt nur relative Resultate gebenden H. gehören vornehmlich die von Daniel, Döbereiner und Körner, ebenso auch, obgleich auf einem andern Prinzip beruhend, das Psychrometer von August (wohl zuerst von Hutton konstruiert). Die ersten (im umgekehrten Fig. 1 u. 1a dargestellt) gründen sich darauf, daß man in einem Gefäße die Temperatur so weit erniedrigt (durch Verdampfen von Äther oder dergleichen), bis daselbst eine Temperatur erreicht hat, bei welcher die in der umgebenden Luft vorhandenen Wasserdämpfe sich verdichten müßten, wenn die Luft diese Temperatur hätte. In nächster Nähe findet dieses aber tatsächlich statt und es erfolgt daher an den Wänden des Gefäßes ein tauartiger Niederschlag, zu dessen Sichtbarmachung z. B. ein um das Gefäß gelegter blanker vergoldeter Ring oder dergleichen benutzt wird. Beobachtet man nun die Temperatur, bei welcher dieser Niederschlag erfolgt (den sog. Taupunkt), so kann man vermittelst der auf andere Weise entworfenen Spannungstabellen des Wasserdampfes sowohl die relative als auch bei Berücksichtigung der eigentlichen Lufttemperatur die absolute Feuchtigkeit finden.

Das Auguſtſche Hygrometer (Fig. 2 u. 2a) beſteht aus zwei empfindlichen Thermometern, welche nebeneinander aufgehängt ſind und bei denen die Kugel des einen mit einem feinen, gänzlich fettfreien

Leichtgiet herleiten. In dieſem Zwecke ſind ſeine Tafeln finden ſich in den Lehrbüchern u. Schmid, Rohn, ſowie auch in der Sammlung u. Jelinek.

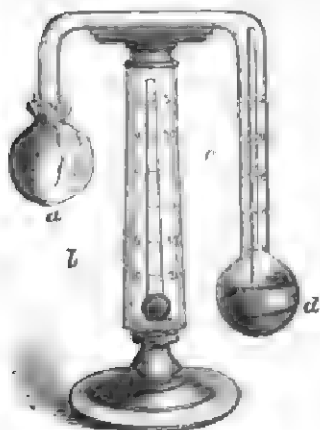


Fig. 1. Daniellſches Hygrometer. a mit Äther zu befeuchtende Kugel, b Luftthermometer, c inneres Thermometer, d vergoldeter Ring an der Verdunstungskugel.

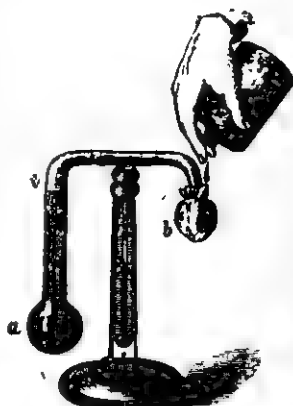


Fig. 1a. c inneres Thermometer, b mit Äther zu befeuchtende Kugel, a Verdunstungskugel mit vergoldetem Ring.

Luftſchicht umgeben iſt, der durch geeignete Vorrichtungen ſtets feucht erhalten wird. Durch die Verdampfung des Waſſers von der feuchten Kugel wird die Temperatur in deren Nähe vermindert, und zwar um ſo mehr, je ſchneller die Verdampfung

ſich das völlig entfettete Haar ausdehnt u. Trockenheit ſich verſtärkt. Durch geringen

Zeiger auf einer Skala wahrnehmbar gemacht. Die Juſtierung oder urſprüngliche Teilung der Leſtern muß auf experimentellem Wege, indem man das ganze Inſtrument einmal in völlig trodene, das andere mal in mit Waſſerdampf geſättigte Luft bringt, ausgeführt werden. (Erſteres läßt ſich durch Waſſerdampf abſorbierende Körper, letzteres durch Verdampfung von Waſſer im geſchloſſenen Raume erreichen.) Daſ ſo geſundene Intervall teilt man dann gewöhnlich in 100 Teile, welche, wenn ſie nach den

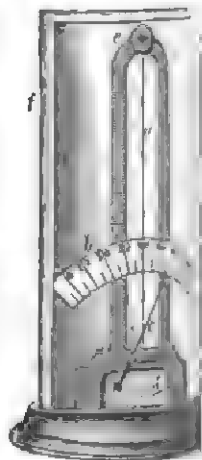


Fig. 3. Koppſches Hygrometer. a entfettetes Haar, b Kugel mit Waſſer, c Feder des Zeigers, d Ende des Haars, e Stütze des Haars, f Stütze des Zeigers.

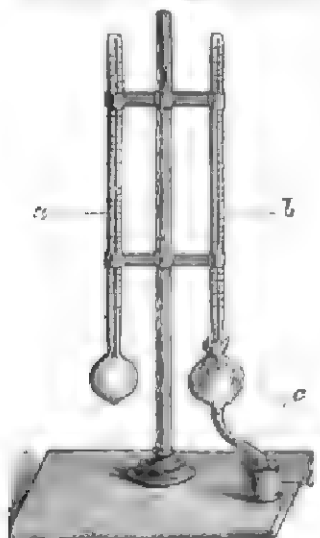


Fig. 2. Auguſtſches Hygrometer. a trockenes Thermometer, b feuchtes Thermometer, c Umwicklung der Kugel mit Leſtungsdrat, d innen verſilbertes Glas für brillantes Waſſer.



Fig. 2a. Die Umwicklung der Kugel des feuchten Thermometers.

erfolgt, d. h. alſo je trodener die umgebende Luft, je höher die Lufttemperatur überhaupt und je niedriger der Luftdruck iſt. Werden nun dieſe Daten gleichzeitig beobachtet, ſo kann man daraus in Verbindung mit der Differenz des trodnenen und feuchten Thermometers die Feuchtigkeit der Luft mit

von Regnault hat ſich überhaupt um die Unterſchiede der verſchiedenen S. große Verdienſte erworben. angegebene Verhältniſſen aufgetragen und direkt die relative Feuchtigkeit in Prozenten ausgedrückt. Hygrometrie (grch., d. i. Luftmeſſung). Lehre von der Beſtimmung der Luftfeuchtigkeit. Hygroskop (grch., d. i. Feuchtigkeitsspiegel). Bezeichnung für Inſtrumente, welche durch ihren Augenein einen Schluß auf die Größe

geringere Luftfeuchtigkeit zu machen gestatten. (S. Hygrometer.)

Hygroskopisch und Hygroskopische Feuchtigkeit, s. Hygroskopizität.

Hygroskopizität (arch.) nennt man die Eigenschaft der Materie, durch Flächenattraktion dampfförmiges Wasser an ihrer Oberfläche zu verdichten. Diese Eigenschaft kommt in besonders hohem Grade vielen organisierten Gebilden, Haaren, Wolle, Seide, Pflanzenteilen, Stärkemehl zu. Die hygroskopische Eigenschaft dieser Körper ist so groß, daß sie sich völlig trocken nur in einer künstlich ausgetrockneten Atmosphäre aufbewahren lassen. Sobald sie in künstlich getrockneten Zustände der gewöhnlichen Luft ausgesetzt werden, nehmen sie, ohne irgendwie feucht zu erscheinen, in kürzester Frist aus derselben so viel Wasser auf, daß sie ihr Gewicht um 10–20 Proz. vermehren. Die Menge der so absorbierten hygroskopischen Feuchtigkeit ist verschieden nach dem augenblicklichen Wassergehalt der Atmosphäre, d. h. art, daß die betreffenden Körper sich beständig mit dem Wassergehalt der Atmosphäre in ein Gleichgewicht setzen. So geben sie an relativ trockene Luft Wasser ab und nehmen aus feuchterer Wasser auf. Die Kenntnis der Menge der in einer Substanz enthaltenen hygroskopischen Feuchtigkeit ist für viele Zwecke von hoher Bedeutung, so z. B. im Seidenhandel, wo man leicht durch Lagern an einem feuchten Orte die Seide durch Aufnahme von Wasser erheblich beschweren kann. Um den dadurch hervorgerufenen Unrath zu vermeiden, wird Rohseide nur in wasserfreiem Zustande gehandelt, und es heischen an den Hauptorten des Seidenhandels, so z. B. in Mailand, eigene Anstalten, Konditionierungsanstalten, in denen der Wassergehalt der auf den Markt gebrachten Seide amtlich ermittelt wird. Dem Wolhandel würde durch Errichtung ähnlicher Anstalten großer Vorteil erwachsen, da es nicht gleichgültig sein kann, ob man in einem metrischen Centner Wolle 10 oder 20 kg Wasser kauft.

Wenngleich die H. namentlich bei organisierten Substanzen zu Tage tritt, so ist sie doch aller Materie in mehr oder weniger hohem Grade eigen; selbst das blank Metall, das Glas, ist mit einer feinen Schicht von Feuchtigkeit bedeckt, deren Größe sich durch Wägung ermitteln läßt, indem man die betreffenden Körper zunächst langer in einer völlig wasserfreien Atmosphäre verweilen läßt, ihr Gewicht in dieser feststellt und sie dann der gewöhnlichen Luft aussetzt, wobei sofort eine Gewichtszunahme bemerkbar wird.

Da die Aufnahme der hygroskopischen Feuchtigkeit auf einer Überführung von dampfförmigen Wasser in den flüssigen, wenn nicht festen Aggregatzustand beruht, so muß dabei die Gesamtmenge der Dampfwärme frei werden, und es muß also ein hygroskopischer Körper, indem er sich mit Wasser beladet, sich erwärmen. Die Größe der dabei stattfindenden Erwärmung ist für einzelne Körper bereits ermittelt worden.

Bei nicht absolut starren Körpern bringt die hygroskopische Eigenschaft nicht selten Formveränderungen, namentlich Ausdehnung oder Zusammenziehung in der Kängennachse hervor. Man benutzt dieses Verhalten bei der Konstruktion verschiedener Hygrometer (S. d.), bei denen die Kängennveränderungen eines Haars Nadelschliffe auf die Verschleißbarkeit der Atmosphäre zu machen gestatten. Auf gleiche Ursache ist das allmähliche Verstimmtwerden der Streichinstru-

mente während der Konzerte zurückzuführen. Die anfangs in einer relativ trockenen Atmosphäre in die richtige Spannung verfestigten Saiten verlängern sich in dem Maße, wie die Luft des Saals sich durch den Atem der Anwesenden mit Feuchtigkeit beladet; die Folge davon ist ein Herabgehen der Stimmung.

Hyllara, uralter fester Ort an der Nordwestküste Siciliens, wenig westlich von Panormos (Palermito), jetzt Carini.

Hyllas (s. i. Hirtentönige) heißen in der Geschichte des alten Ägypten die Könige der 15. und 16. Dynastie des Manethos, welche nicht einheimischen, sondern semit. Ursprungs waren. Eine wahrscheinlich weit verbreitete Völlerbewegung in Vorderasien veranlaßte die Ägypten zunächst wohnenden semit. Stämme um 2100 v. Chr. zu einem Einfall in das fruchtbare Nilland. Unter ihrem Führer Salatis eroberte eine starke Streitmacht rasch nicht nur das ganze Delta, sondern auch die damalige Reichshauptstadt Memphis, welche die Eindringlinge zum Mittelpunkt ihrer Herrschaft machten. Die einheimischen Dynastien in Oberägypten (Theben), die 13. und 14. des Manethos, scheinen, wenigstens zeitweilig, ebenfalls von den H. abhängig gewesen zu sein. Erst mit dem Eintritt der 17. Dynastie, um 1680 v. Chr., ermanneten sich die oberägypt. Fürsten, auf Äthiopien geschlagen, und begannen von Theben aus den langjährigen Kampf mit den H. um den Besitz des unterägypt. Landes. Die Eindringlinge wurden genötigt, Memphis zu verlassen und sich nach Sais, in der Nähe des spätern Pelusium, zurückzuziehen. Auch dieses wurde erobert; doch hielten sich die H. (Schafo) wahrscheinlich noch während der ganzen Dauer der 17. Dynastie, soweit sie sich nicht den neuen Herrschern unterwarfen, in dem unzugänglichen Sumpflande des nördl. Delta, bis sie von Thutmosis III. im Beginn der 18. Dynastie um 1500 völlig vertrieben und nach Palästina verjagt wurden. So nur sind die Nachrichten der Monumente mit dem Bericht des Manethos zu vereinigen, der uns, wenn auch nicht aus erster Hand, von Josephus aufbewahrt ist. Die H. haben vielfach das Interesse der Bibelforscher erregt, welche entweder in ihnen die Pharaonen erblickten, zu deren Zeit die Israeliten in das Land Gosen einwanderten, oder dieselben wohl gar selbst israel. Ursprungs sein lassen, obgleich diese erst lange nach der Vertreibung der H. in Ägypten einwanderten und erst in der 19. Dynastie, wie Manethos' Geschichtswerk berichtet, Ägypten verließen. Eine andere, sehr verbreitete Ansicht über die völlige Vertreibung der H. schon unter dem ersten König der 17. (18.) Dynastie, Amasis I., vertreten besonders de Rouge und Brugsch.

Hylas, der Laubkroch.

Hylas, der schöne Sohn des Theiodamas, war der Liebling des Herakles, den er auf dem Argonautenzuge begleitete. Durch seine Schönheit entzückt, jagen ihn die Nymphen, als er an der Propontis (Marmarameer) aus Land gestiegen war, um Wasser aus dem Älantiosfluß oder aus einer Quelle zu schöpfen, in ihre Kluten hinab. Wehklagenb suchte Herakles den Geliebten überall; unterdes aber fehlte das Schiff Argo die Reise fort und ließ jenen zurück. Die Einwohner von Rios feierten alljährlich ein Fest, an dem sie ins Gebirge jagen und H. riefen. Auch wird erzählt, daß der Priester an der Quelle opferte und dreimal H. rief,

worauf das Echo antwortete. Die Sage ist von griech. und röm. Dichtern mehrfach behandelt worden; auch gibt es, namentlich auf pompejanischen Wandgemälden, Darstellungen derselben.

Hyle bezeichnet bei den griech. Philosophen den Urstoff, die Materie, welche auf dem Höhepunkte des griech. Denkens bei Plato und Aristoteles als das unendliche Reich der Möglichkeiten dem bildenden Formprinzip des Geistes gegenübergestellt wurde. Die älteste griech. Philosophie kannte diesen Dualismus nicht und schrieb dem Urwesen, der Materie, die Selbstständigkeit der Bewegung und des Lebens zu, daher man diese Ansicht *Hyleozoismus* genannt hat.

Hylläos, s. Laubfrösche.

Hyläos, Sohn des Hercules und der Dejanira, Gemahl der Iole, wurde mit seinen Geschwistern nach Hercules' Tode durch Eurystheus' Feindschaft überall vertrieben, bis er endlich in Theben bei Theseus oder dessen Sohne Demophon Aufnahme findet. Als Eurystheus die Vertreibung des H. aus Theben mit Wassergewalt zu erzwingen sucht, opfert sich Malaria, Hercules' Tochter, für ihre Geschwister, Eurystheus wird zurückgeschlagen und von H. getödtet. Später wird H. von dem Dorierfürsten Agimios in Thessalien adoptiert, und das Königtum der Dorier geht an ihn über. Auf das Gebot des Delphischen Orakels, die Eroberung des Reichs des Eurystheus erst nach der »dritten Frucht« zu versuchen, bringt er nach drei Jahren in den Peloponnes ein, wird aber von Atreus, dem Nachfolger des Eurystheus, geschlagen und fällt im Zweikampfe mit Echemos, dem Könige von Tegea. Erst dem »dritten Geschlecht« nach ihm gelang die Eroberung des Peloponnes.

Hylobates, s. Gibbons.

Hylobier (grch.), Waldbewohner.

Hylopathismus (grch.), die Anschauung, welche der Materie menschliche Gefühle, Affekte und Leidenschaften zuschreibt.

Hylotheisten (grch.), diejenigen Philosophen, welche Gott und die Materie für eins halten.

Hylozoismus (grch.), s. unter Hyle.

Hymen oder *Hymenäos* hieß bei den Griechen der Hochzeitsgesang, den die Begleiter der Braut sangen, wenn diese aus dem väterlichen Hause in das des Bräutigams geführt wurde; dann ist H. der Hochzeitgott selbst, der unter diesem Namen zuerst bei Sappho vorkommt und nachher der Sohn verschiedener Mufen, der Urania, Alio, Terpsichore, Kalliope, genannt wird. Nach einigen war er ein sehr schöner Jüngling, welcher frühzeitig starb, oder bei der Vermählung des Dionysos und der Ariadne nach Abingung des Brautliedes die Stimme oder auch das Leben verlor. Auch wird von ihm erzählt, er sei ein schöner, aber armer athenischer Jüngling gewesen, welcher eine Jungfrau aus vornehmer Familie liebte. Als er derselben einst in Mädchenkleidung zum Demeterfeste nach Eleusis gefolgt war, entführten ihn nebst den dort versammelten Jungfrauen Seeräuber, welche H. tödtete, als sie auf einer Insel einschliefen. Hierauf lehrte er nach Athen zurück und versprach, die Geraubten zurückzubringen, wenn man ihm die Geliebte gäbe. Dies geschah, und von nun an gedachte man seiner in allen Brautgesängen. Dargestellt wird er als geflügelter und bekränzter Knabe, als ein größerer Ceres, mit einer Brautfackel in der Hand.

Hymen (grch.), Jungfernhäutchen, s. unter Geschlechtsorgane, Bd. VII, S. 874.

Hymenaea L., Heuschreckenbaum, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen. Man kennt nur wenige Arten, etwa acht, welche sämtlich im tropischen Amerika vorkommen. Es sind große Bäume mit lederartigen Blättern, die aus je zwei Fiederblättern bestehen. Die Blüten sind ansehnlich und weiß gefärbt, sie stehen dicht zusammen, in endständigen Sträußen angeordnet. Die Früchte sind längliche, bieleberartige oder holzige Hälften, welche nur wenige Samen mit fester Schale enthalten. Die Arten der Gattung H. sind wegen ihres Harzreichtums für die Industrie wichtig, sie liefern einen großen Teil der sädamerik. Copale, die für die Darstellung von Lacken und Firnissen ausgedehnte Verwendung finden. Die bekannteste Art ist die in Westindien vorkommende *Solista* Baum, H. Courbaril L., dessen Harz am häufigsten in den europ. Handel kommt. Von diesem Baume wird auch das schön braunrot ansehende, sehr harte Holz in den Handel gebracht und zur Herstellung seiner Möbel unter dem Namen Courbarilholz, Bois de Courbaril, verwendet.

Hymenium nennt man in der Botanik diejenige Schicht an den Fruchtkörpern der Pilze, auf welcher die Sporen gebildet werden. Sowohl bei den Ascomyceten als auch bei den Basidiomyceten wird der Ausdruck H. gebraucht, bei den erstern für die Schichten, in welchen sich die Schläuche (asci) oder die Conidienlager bilden, bei den letztern für diejenigen Schichten, in denen die Basidien stehen. (S. Ascomyceten und Basidiomyceten.)

Hymenomyceten nennt man diejenigen Pilze aus der Gruppe der Basidiomyceten, bei denen das Hymenium an der Außenseite der Fruchtkörper liegt und aus kurzen keulenförmigen Basidien besteht, die an ihrem Scheitel je vier Sporen auf pfriemenförmigen kurzen Stielen, den sog. Sterigmen, bilden. Die Fruchtkörper selbst bestehen aus einem dichten, nicht gallertigen Hymenogel und sind ihrer Form nach außerordentlich verschieden gestaltet, auch die Lage des Hymeniums ist bei den einzelnen Unterabteilungen eine sehr mannigfaltige. Zu den H. gehören die meisten berjetigen Pilze, welche man im gewöhnlichen Leben als Schwämme bezeichnet und die durch ihren hutförmigen, verschiednen gefärbten Fruchtkörper charakterisiert sind, wie der Champignon, der Gierschwamm, der Fliegenschwamm, Steinpilz, Stachelschwamm u. s. w. Nach der Ausbildung des Hymeniums unterscheidet man mehrere Unterabteilungen: 1) Agaricial; bei diesen besteht das Hymenium aus strahlenförmigen, blatt- oder leistnarartigen Lamellen, die der Unterseite des Fruchtkörpers angewachsen sind. 2) Polyporei; hier bildet das Hymenium eine von zahlreichen cylindrischen oder prismatischen Röhren durchzogene Masse, die ebenfalls auf der nach unten gelegten Seite des Fruchtkörpers aufsteht. 3) Hydnei; das Hymenium bildet hier flache, oder zahnartige Vorsprünge auf der Unterseite oder besteht aus Röhren oder Galten, die jedoch nicht miteinander verwachsen sind. 4) Characiei; das Hymenium überzieht den Fruchtkörper auf seiner ganzen Oberfläche und bildet eine gleichförmige glatte Haut, der Fruchtkörper ist meist kegelförmig oder keulenförmig, nicht hutförmig.

Hymenophyllen (Hymenophyllaceae), Gattungen, Abteilung der Farne. Man kennt gegen

300 Arten, die zum größten Teil in den Tropen vorkommen. Es sind sehr zarte moosähnliche Farnkräuter mit eigenthümlichen, über den Rand des Blattes hinausragenden Fruchthäuschen (sori), die von einem gewöhnlich fiederförmigen Schleier umgeben sind. Die Sporangien haben einen vollständigen, schief oder horizontal verlaufenden Ring (s. Farn) und springen der Länge nach auf. Die Blätter bestehen meist nur aus einer einzigen Schicht parenchymatischer Zellen und besitzen keine Spaltöffnungen. In Deutschland findet sich nur eine einzige Art aus der Gattung *Hymenophyllum*, nämlich *H. lanuginosum* Sm.; sie wächst an feuchten Felsen und Baumstämmen und kommt nur im Mittelwälder Grunde in der Sächsischen Schweiz vor.

Hymenophyllites Göpp. ist in der Phytopaläontologie die Rollettsbezeichnung für mehrere fossile Farnkräuter, die mit den lebenden *Hymenophyllum* insofern übereinstimmen, als die Fruchthäuschen oder Sori an der Spitze der Fiedertheile sitzen. Die hierhergehörenden Formen finden sich zum größten Teil in der Steinkohlenformation.

Hymenophyllum, s. *Hymenophyllum*.

Hymenopteren (*Hymenoptera*), Hautflügler oder Alderflügler, eine sehr umfassende Ordnung der Insekten, zu welcher die Bienen und Ameisen, die Blatt-, Holz-, Raub- und Schlupfwespen gehören. Sie sind von sehr verschiedener Größe (von $\frac{1}{16}$ Linie, wie das Weibchen *Myrmica*, bis zu mehreren Zoll), besitzen vier scheinbar nackte, mit wenigen abstumpfenden verzweigten Adern durchsetzte Flügel, welche nur sehr selten fehlen, und von denen die Vorderflügel länger und breiter sind. Die Mundtheile sind kauennd, die Oberkiefer namentlich sehr stark entwickelt und meist mit Zähnelungen versehen. Durch Verlängerung der gegliederten Unterlippe und Zunge können viele auch saugen oder vielmehr Säfte schlucken. Der Brustkasten ist mit harter Hornbede versehen. Ihre Verwandlung ist eine vollkommene. Weibchen haben sie nur eine Generation, manche Blattwespen eine doppelte, und während manche Ichneumoniden nur zwei bis drei Wochen zu ihrer Entwicklung brauchen, dauert diese bei den Holzwespen zwei Jahre. Die Weibchen bringen entweder einen Vogelsackel (Volter), mit dem sie die Oberhaut der Tiere und Pflanzen durchstechen oder durchsägen, um ihre Eier hineinzulegen, oder sie sind (wie Bienen, Wespen) mit einem vorragenden Weichschädel versehen, mit dem sie sehr empfindlich stechen können, indem durch den Stachel aus einem mit demselben in Verbindung stehenden Bläschen zugleich ein ätzender Saft in die Wunde gebracht wird. Die H. haben einen bewundernswürdigen Instinkt und gutgeordneten Haushalt, zu welchem sich öfters viele verbinden, und wo häufig die Einrichtung besteht, daß bei den meisten Weibchen, den Arbeiterinnen, die Geschlechtsreife verläutern. Manche von ihnen bringen allerdings Schaden, so die Ameisen und die meisten Wespen; andere bringen indessen auch Nutzen, so die Honigbiene durch Honig und Wachs, die Eichenгаллwespe durch Galläpfel, die Ichneumoniden oder Schlupfwespen durch Vertilgung vieler schädlicher Insekten. Die Larven der H. sind gewöhnlich fuklos, weiß und weich, selten gefärbt und mit 6, 8 oder 12—22 Füßen versehen. Die Larven der Ameisen, Hummeln, Bienen und Wespen bauen in künstlichen Wohnungen, aus sehr verschiedenartigen Materialien

bereitet; die Larven der Raubwespen leben von tierischen und vegetabilischen Stoffen, die der Gallwespen in Pflanzengallen, die der Holzwespen im Kerne des Holzes, die der Blattwespen frei auf Pflanzenblättern, die der Schlupfwespen im Innern anderer Insekten, vorzüglich der Raupen.

Man schätzt die Zahl der bekannten H. auf 15000, was gewiß nur ein geringer Bruchtheil der lebenden ist; kennt man doch aus England, daß eine der kleinsten, aber allerdings am besten durchforschten Faunen Europas hat, allein schon gegen 1200 Arten Glangwespen (*Chalcididae*). Wir teilen die H. in drei große Gruppen: 1) *Hymenoptera aculeata*, stacheltragende Hautflügler, Weibchen (und Arbeiter) mit Stachel und Giftapparat, bauen meist Zellen und Nester, um in denselben ihre aften- und fuklosen Larven aufzufüttern. Hierher gehören die Bienen, Wespen und Ameisen. (S. die betreffenden Artikel.) 2) *Hymenoptera entomophaga*, insektenfressende H., Weibchen mit einem Legebohrer, die Eier werden an und in Eier, Larven und Puppen anderer Gliedertiere gelegt, in denen schwarzend sie sich entwickeln; nur die Gallwespen (s. d.) machen hiervon eine Ausnahme. Die übrigen sog. Schlupfwespen (s. d.) werden durch Vertilgung einer unglaublichen Masse schädlicher Insekten sehr nützlich. 3) *Hymenoptera phytophaga*, pflanzenfressende H., Weibchen mit sägeartigem Legebohrer, die Larven von Gestalt und Farbe der Raupen, aber mit zahlreichern, 18—22 Bauchfüßen (sog. Aftenraupen), sind pflanzenfressend und ihr Darmkanal endigt in einem After. Hierher gehören die Blatt- und Holzwespen. (S. die eigenen Artikel.)

Hymettos, ein schon im Altertum durch seine Bienenkräuter und den trefflichen blaugrauen *Mar-mor* berühmter Berggülden in Attika, jetzt *Trelo-wuno*, liegt südöstlich von Athen, nimmt seine Richtung von Süden nach Norden und erreicht eine Höhe von 1027 m. Der hier gewonnene, überaus wohl-schmeckende Honig, der den Alten für eine beson-dere Quelle des Reichtums galt, hat bis jetzt seinen Ruhm behauptet.

Hymne oder *Hymnus* nannten die Griechen einen Preis- oder Lobgesang, welcher zu Ehren der Götter oder Heroen bei feierlichen Opfern und Festen mit Begleitung der Musik und unter Tänzen gesungen wurde und nach den Gottheiten verschiedene Namen und Charaktere, z. B. *Dithyram-bus*, *Päan* u. s. w., erhielt; dann auch jedes feierlich schwunghafte Loblied. Die Psalmen der Hebräer sind auch H., nur dem morgenländ. Charakter zufolge noch feuriger und erhabener als die H. der Griechen. Die frühesten H. sind noch fast ganz episch, wie z. B. die unter dem Namen des Homer bekannten; sie erzählen die Mythen der Götter. Die spätern, wie die des Pindar und Kallimachos, sind schon mehr lyrischer Art. Die christlichen H. sind ganz lyrisch und sprechen das Gefühl des Menschen aus, der sich zu dem Unstichtbaren erhebt. Sie werden gewöhnlich nur mit figurierter Musik gesungen, denn die langsame und gleichförmig fortschreitende, oft auch im Singen gegebene Melodie des Chorals hemmt den feurigen Flug des Hym-nus. Die ersten H. in der morgenländ. Kirche soll der Bischof Hierotheus, in der abendländischen der heil. Hilarius verfaßt haben; spätere Hymnen-dichter waren der heil. Ambrosius und die Päpste Ge-lasius und Gregor d. Gr. Der Gebrauch dersel-ben in der Kirche wurde durch das vierte Konzil zu

Zeile 638 bestätigt. Bekannt sind besonders der Ambrosianische Lobgesang, der Lobgesang der Engel und der Marianische Lobgesang. Das evang. Kirchenlied gab mit der lat. Sprache auch den Hymnencharakter auf, obgleich Luther und B. Gerhardt einzelne alte H. in Chorale umdichteten. Fast nur Klopstock nähert sich in seinen religiösen Liedern wieder dem Schwunge der H. Neuere Dichter wenden die H. weniger auf eigentlich religiöse Gegenstände an als auf eine philos. • biblische Ausströmung tief ergreifender Fragen und Gefühle; so Goethe in Gedichten, wie «Prometheus», «Schwager Kronos» und ähnlichen. H. dieser Art besitzen wir namentlich von Hölderlin; auch Herders H. und Platens Oden haben zum Teil einen verwandten Charakter. (S. Obe.)

Hymnif (grch.), Hymnenbildung, Hymnenpoesie; hymnisch, der H. eigen, darauf bezüglich.

Hymnisten, bei den alten Griechen die Sänger der Hymnen (f. d.).

Hymnograph (grch.), Hymnendichter.

Hymnologie nennt man insbesondere die Kenntnis der Kirchenlieder und der Kirchenlied-dichter. (S. Kirchenlieb.)

Hyodontidae, eine Familie der Hechte mit nur einer Gattung und einer Art (*Hyodon torquatus*), gegen 50 cm lang, sehr häufig in den Süßwassern Nordamerikas, dort Moon-eye genannt.

Hyocyamus, der giftig wirkende Bestandteil des Wiesenrautes und Wiesenamens (*Hyocyamus niger* L.), ein Alkaloid, das 1833 von Geiger und Hesse entdeckt und seitdem vielfach untersucht wurde. Die Ergebnisse dieser Arbeiten weichen aber so weit voneinander ab, daß es fraglich erscheint, ob die einzelnen Forscher eine reine Substanz unter den Händen gehabt haben. Nur so viel steht fest, daß es eine schwache Base ist und mit manchen Säuren krystallisierbare Salze gibt. Seine wässrige Lösung wirkt stark erweiternd auf die Pupille.

Hyocyamus, f. Wiesenraut.

Hyp..., f. Hypo...

Hypallage (grch.), d. i. Verwechslung, Vertauschung, heißt eine grammatisch-rhetorische Figur, die in der Vertauschung einzelner Teile des Satzes besteht, z. B. wenn der Begriff eines Beiwortes in ein Hauptwort verwandelt wird, neben welches dann das eigentliche Hauptwort als Genitiv tritt, z. B. «Die Pracht dieser Bäume» statt «Diese prächtigen Bäume»; oder wenn Beziehungsformen der Nomina vertauscht werden, z. B. «Die wichtigsten Anfänge der Begebenheiten» statt «Die Anfänge der wichtigsten Begebenheiten».

Hypant hieß im Altertum der russ. Fluß Bug. **Hypante**, **Hypapante** (grch.), d. h. Begegnung, in der griech. Kirche der 2. Febr. (in der röm. latb. Lichtmess). Der Name bezieht sich auf das Entgegenkommen Simeons, als das Jesuskind im Tempel erscheint (Luk. 2, 28 fg.).

Hypaspisten (Schiltkranten), Name der Haustruppen der macedon. Könige, die Alexander d. Gr. bedeutend vermehrte. Im Gegensatz zu der schwerfälligen Phalanx waren sie ein sehr beweglicher Teil des schweren Fußvolks, mit welchem Alexander vorzugsweise häufig operierte. Wie die Phalangiten waren sie mit rundem Schild und einem erbsenblagenen Lederroller bewehrt, trugen aber wahrscheinlich etwas leichtere Schilde als jene und statt der unbehilflichen Sarisse den 8 Fuß langen Speiß der griech. Hopliten.

Hypata, jetzt Neapatria, Hauptstadt der kleinen Landschaft der Unianen im östl. Teile von Nordgriechenland, aber dem rechten Ufer des Spercheios (jetzt Hellada) gelegen.

Hypäthraltempel nennt man die griech. Tempel, welche in Dach und Dede eine Öffnung hatten, so daß der Raum darunter hypäthros, d. h. unter freiem Himmel befindlich war. Nach Vitruv waren regelmäßig nur gewisse sehr große Tempel hypäthral gewesen. Es sind aber in verschiedenen kleineren Tempeln Reste von Konstruktionen gefunden, welche aus einer solchen Anlage sich erklären, und da die griech. Tempel keine Fenster hatten, so ist es wahrscheinlich, daß die hypäthrale Anlage zum Zweck der Erleuchtung des innern Tempelraums öfter Anwendung gefunden hat. Vgl. Hermann, «Die H.» (Bött. 1844); Roh, «Der H.» («Hellenika», Heft 1, Halle 1846); Bötticher, «Der H.» (Böttch. 1847); Jergusson, «On the temples of Diana at Ephesus and of Apollo at Didyme, as illustrating the Hypaethrum of the Greeks» (Lond. 1877); Epping, «Mémoire sur le temple hypaethre» (in der «Revue archéologique», Neue Serie, Bd. 35, 1878).

Hypatia aus Alexandria, die geistvolle Tochter des Mathematikers Theon, ebenso berühmt wegen ihrer Schönheit und Sitteneinheit wie wegen ihrer Gelehrsamkeit, widmete sich dem Studium der Mathematik und Philosophie und trat dann in ihrer Vaterstadt als Lehrerin auf. Sie verfaßte mehrere mathem. Schriften. Als Lehrerin der Philosophie beschäftigte sie sich in der Weise des Neuplatonismus, dem sie sich angeschlossen, insbesondere mit der Erklärung Platonischer und Aristotelischer Schriften. Sie genoss nicht bloß bei Heiden, sondern selbst bei dem Christentum übergetretenen Schülern die höchste Verehrung. Durch das hohe Ansehen, in welchem sie auch bei dem Präfecten von Aegypten stand, geriet sie in den Verdacht, denselben zu den Maßregeln, welche er dem herrschsüchtigen Patriarchen Cyrillus (f. d.) gegenüber traf, bewogen zu haben, und wurde von einem fanatisierten Volkshaufen aus Anlaß der von Cyrill betriebenen Vertreibung der Juden, 415 n. Chr., auf die grausamste Weise ermordet. Vgl. Hahn, «Hypatia» (in «Philologus», Bd. 15, 1860). Das Schicksal der H. wurde von Ringsleg (f. d.) in einem kulturhistor. Roman (deutsch, 8. Aufl., 2 Bde., Pp. 1882) behandelt.

Hypert (grch.), aber, in Zusammenfügungen häufig das Uebermaß, das übertriebene bezeichnend.

Hyperämie (grch.) heißt die Überfüllung der Gefäße des Körpers mit Blut. Sind sämtliche Gefäße mit Blut überfüllt, so handelt es sich um allgemeine H. (Methora, Vollblütigkeit), findet sich aber die H. nur an einzelnen Körperstellen, so nennt man sie eine örtliche. Bei den örtlichen H. sind nur die Gefäße mit den angrenzenden kleinen Arterien und Venen beteiligt, und zwar in zweierlei Art, entweder durch Erschlaffung der Gefäßwände (aktive H.) oder durch Wachsen der Widerstände in den Venen (passive H.). Die aktive H. heißt auch, weil sie durch einen Lähmungszustand der Arterien zu Stande kommt, Lähmungshyperämie (paralytische, atonische, relaxative), und weil sie am häufigsten die Arterien betrifft, arterielle. Früher nannte man sie Blut-wallung (Fluxion) oder Kongestion. Aus ähnlichen Gründen wird die passive H. auch mechanische oder venöse, Blutstauung, Blutodung genannt. Die arterielle oder kongestive H. entsteht

entweder durch allgemeine oder örtliche Steigerung des Blutdrucks, wie z. B. bei erhöhter Herzthätigkeit, bei der sog. kollateralen Fluxion, bei welcher das Blut durch gewisse, in die Blutbahn eingeschaltete Hindernisse gezwungen wird, nach den benachbarten Gefäßen hin auszuweichen und diese zu überfüllen, oder durch Abnahme des Widerstandes, welchen der Blutstrom unter normalen Verhältnissen seitens der Gefäßwände erfährt, wie z. B. nach Entfernung des Lustdrucks bei der Anwendung des Schröpfstiefels, oder des Jundischen Schröpfstiefels, nach der Ausschälung großer Geschwülste aus gefäßreichen Gegenden, bei gewissen Gefäßkrankheiten, welche die Elastizität der Gefäßwand vermindern u. s. w. Hierher gehören auch die durch Lähmung oder Erschlaffung der Gefäßmuskulatur entstehenden Blutwallungen, wie sie am ausgesprochensten nach der Durchschneidung gewisser Gefäßnerven und auf reflektorischem Wege durch Reizung sensibler Nerven (Schmerz), sowie durch psychische Vorgänge (Schamröte u. dgl.) beobachtet werden. Die passiven oder Stauungs-hyperämien (Blutstaudungen) entstehen dagegen angeleitet durch Abnahme des Blutdrucks und Zunahme der Widerstände, welche sich dem strömenden Blute seitens der Gefäßwände entgegenstellen (mechan. Druck, Wirkung der Schwerkraft bei der Sentungshyperämie oder Hypostase, bei welcher es infolge lang anhaltender Rückenlage und geschwächter Herzthätigkeit zu Verlangsamung des Blutstroms und hochgradiger Blutstauung in den Lungen kommt, weiterhin Verschluss der Venen durch Geschwülste und Verinsel, erschwerte Abflus des Venenblutes in das rechte Herz, wie bei den meisten Lungen- und Herzkrankheiten u. dgl. m.

Die H. kann nur kurze Zeit anhalten (akut) oder lange dauern (chronisch sein), eine Krankheitserscheinung oder einen normalen Zustand bilden. Die Magenschleimhaut z. B. wird während der Verbauung regelmäßig hyperämisch. In ihren Erscheinungen sind die aktive und die passive H. wesentlich voneinander verschieden. Bei der arteriellen H. röten sich die betroffenen Teile, werden heißer, schwellen an, klopfen, Schmerz ist gering oder fehlt ganz, es kommt zu Ausschwellungen und Blutungen. Die venöse H. dagegen verursacht eine bunte, bläuliche Färbung des Körperteils, seine Temperatur wird niedriger, Blutungen, Ausschwellungen, Anschwellungen kommen gleichfalls zu Stande. Bei beiden H. wird die Thätigkeit der erkrankten Organe gestört, jedoch je nach der Art der H. und je nach dem Organ in eigentümlicher Weise. Die aktive H. bedingt vorzugsweise Entzündungsercheinungen (erhöhten Stoffwechsel), die passive Erscheinungen der Wasser sucht (daniederliegenden Stoffwechsel), auf Schleimhäuten chronische Katarrhe. Bei der Behandlung sind vorerst die der H. zu Grunde liegenden Ursachen zu entfernen und zu beseitigen. (S. Entzündung, Wasser suchte.)

Hyperästhenie (griech.), ein hoher Grad von Reizbarkeit und Erschöpfung.

Hyperästhesie (griech.), übermäßige Empfindlichkeit, bei welcher schon geringe Reize in den Nerven oder Sinnesorganen lebhaft Empfindungen oder selbst heftige Schmerzen hervorrufen, beruht meist auf Erkrankungen des Nervensystems. (S. Schmerz.)

Hyperbasis, **Hyperbaton** (griech.), eine grammatische Figur, Verletzung der Wörter außerhalb ihrer natürlichen Ordnung. Hierzu gehören z. B. Anastrophe, Anacoluthon, Hyteron proteron u. s. w.

Hyperbel (griech.) heißt in der Geometrie eine bestimmte Linie zweiten Grades, einer der drei Kegelschnitte, der entsteht, wenn die schneidende Ebene nicht nur die eine Kegelfläche, sondern zugleich die Oberfläche des entgegengesetzten Kegels trifft. Sie besteht aus zwei voneinander getrennten symmetrischen Zweigen, die man sonst entgegengesetzte oder konjugierte H. nannte; jede derselben hat zwei symmetrische, ins Unendliche fortlaufende Äste. Die beiden Punkte, in denen sich beide Hyperbelzweige am nächsten kommen, heißen Scheitelpunkte, die sie verbindende Gerade die Achse, auch Hauptachse; ihr Mittelpunkt ist der Mittelpunkt der H. Eine zweite Achse der H. schneidet dieselbe nicht in realen Punkten. Die H. sind im allgemeinen nicht ähnlich; bei einer besondern Gestalt heißt die H. gleichseitig. In den Verlängerungen der großen Achse gibt es zwei vom Mittelpunkt gleichweit abstehende Punkte, die Brennpunkte genannt, welche die Eigenschaft haben, daß der Unterschied ihrer Entfernungen von irgend einem Punkte der H. immer gleich der großen Achse ist. Hierauf beruht auch ein einfaches Verfahren, die H. zu konstruieren. Jede von irgend einem Punkte der H. nach einem der beiden Brennpunkte gezogene Linie heißt ein Radius Vector oder Leitstrahl (Leitlinie). Durch den Mittelpunkt der H. gehen zwei Gerade, die Asymptoten der H., welche die H. umschließen und welchen die H. sich mehr und mehr nähert, ohne sie in endlicher Ferne zu erreichen. Ist die H. gleichseitig, so bilden die beiden Asymptoten einen rechten Winkel miteinander. Die mit den Asymptoten parallelen Koordinaten eines Hyperbelpunktes haben ein konstantes Produkt. Wenn bestimmte Potenzen dieser Koordinaten ein konstantes Produkt haben, so heißt die entsprechende Linie eine H. höhern Grades und die H. zweiten Grades die Apollonische H. Vgl. Günther, »Die Lehre von den gewöhnlichen und verallgemeinerten Hyperbelfunktionen« (Halle 1881).

In der Poetik und Rhetorik ist H. oder Hyperbole Überreibung (übermäßige Vergrößerung, resp. Verkleinerung) des Ausdrucks, z. B. »Sein Ruhm reicht an die Sterne«, oder »Das Blut floß auf dem Schlachtfeld in Strömen«; im andern Falle (der Verkleinerung, auch Meiosis genannt) dient diese Hebung durch den Kontrast der hyperbolischen Form und der Kleinheit des Inhalts zur Darstellung des Lächerlichen. Hyperbolisch heißt überhaupt alles übertriebene.

Hyperbole, f. unter Hyperbel.

Hyperbolos, attischer Volkseredner, gehörte während der ersten Hälfte des Peloponnesischen Kriegs zu den Männern des gewerblichen, wohlhabenden Bürgerturns, die (wie namentlich Kleon) neben dem alten Adel an der Staatsleitung sich zu beteiligen suchten. Von niedriger Abkunft, aber als Töpfer, Fabrikant von Lampen und Lampenhändler reich geworden, hatte er neben Kleon seine Laufbahn nach Art vieler Volkseredner als öffentlicher Ankläger begonnen. Nach Kleons Tode (422 v. Chr.) trat er als Führer der radikalen Opposition des Kleinbürgertums im Demos in den Vordergrund. Da er jedoch viel unbedeutender war als Kleon, so konnte er weder gegenüber der

Aristokratie unter Nikias, noch gegenüber der demokratischen Politik des Alcibiades Terrain gewinnen. Von den polit. Romäbendichtern Eupolis, Hermippos und Platon rüchichtslos verhöhnt, wurde er 418 v. Chr. durch Vereinigung seiner polit. Gegner durch Otrajismus aus Athen entfernt. Er wurde 411 v. Chr. als Verbannter auf der Insel Samos ermordet.

Hyperboreer, der etymolog. Grundbedeutung nach die Leute jenseit des Nordwindes, hieß in der griech. Mythologie ein sagenhaftes Volk, von welchem man glaubte, daß es ein paradiesisches Land in ewigem Lichte und Frieden, sowie im Genuße steter Jugend und Gesundheit bewohnte, und als das geliebte priesterliche Volk Apollon, dem es mit Musik und Opfern diene, in fortwährenden Festen und Lustbarkeiten ein glückliches Leben führte. Mit dem Namen H. oder Artifizier bezeichnet die moderne Ethnologie eine Reihe von Völkern, die im höchsten Norden der Alten und Neuen Welt wohnen und in Asien mit den Turko-Tungusen, in Amerika mit den Indianern nicht verwandt sind. Dahin gehören in Asien die Jukagiren mit den Tschumangen, die Tschuktschen, Korjäten und Kamtschadalen, die Ainu, die Aleutier, in Amerika die Innuitstämme oder Eskimos. [lenestr.]

Hyperbulie (grch.), übermäßig gesteigerte Will.

Hyperemese (grch.), übermäßiges Erbrechen.

Hyperhidrose (grch.), übermäßiges Schwitzen.

Hypericaceen, Harthengewächse, eine Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dicotyledonen, deren Angehörige in großer Zahl die gemäßigten Zonen der Alten wie der Neuen Welt bewohnen; doch zählt sie auch viele Repräsentanten zwischen den Tropen, besonders in Amerika, ausdauernde Kräuter oder Sträucher, selten wirkliche Bäume, mit einfachen, sitzenden, ganzrandigen, nebenblattlosen, gegenständigen, selten wirtelständigen, gewöhnlich von kleinen durchsichtigen Drüsen durchsetzten Blättern. Die Blüten sind regelmäßig, gewöhnlich fünfteilig, fast immer gelb; Staubgefäße in unbestimmter Zahl, bald frei, bald zu drei oder fünf Bündeln verbunden und dann triabelsphisch oder pentadelphisch; Staubbeutel kurz, zweilappig, an ihrer Spitze oft mit einem Drüsenpunkte. Fruchtknoten frei, mit drei oder fünf Fächern und ebenso vielen Griffeln; er wird zu einer drei- oder fünfklappigen Kapsel, seltener zu einer fleischigen Beere. Die fast immer sehr zahlreichen Samen entbehren des Perisperms. Unter den hierher gehörigen Gattungen ist *Hypericum* (f. d.) die wichtigste.

Hypericum L., Hartheu, die Hauptgattung der Hypericaceen. Die Arten derselben, der Mehrzahl nach Kräuter, haben runde oder vierkantige Stengel und einfache, oft mit zahlreichen Drüsen durchsetzte und insofern dessen, gegen das Licht gehalten, durchsichtig punktierte Blätter und oft zu rispigen Trugbolben gruppierte Blüten. Die Frucht ist eine drei- oder fünfächerige Kapsel. Bei manchen Arten sind die Kelchzipfel am Rande drüsig gewimpert, bei andern die Blumenblätter und selbst die Staubbeutel schwarz gestrichelt und punktiert. Die häufigste Art ist das Johanniskraut oder gemeine Hartheu, *H. perforatum*. Andere mehr strauchige Arten werden in den Gärten als Zierde angepflanzt, unter diesen am häufigsten *H. calycinum L.*, aus dem Orient, eine schöne, immergrüne Pflanze mit zahlreichen, oft niederliegenden Stielen und großen, aber einzeln

stehenden Blumen. Der Name *calycinum* bezieht sich auf den Umstand, daß der Kelch zur Zeit der Fruchtzeit noch einmal so groß wird. Andere geschätzte Arten sind *H. Androsaemum*, das echte Kronkranzstrauch, und *H. Kalmianum*. Leider ist die schönste Art, *H. oblongifolium Wall.*, im Himalaja, ein bis 2 m hoher immergrüner Busch mit roten Ästen und Zweigen und großen Blättern und Blumen, welche letztere einen gabelästigen Blütenstand bilden, nicht hart genug, um ohne gute Bedeckung unsern Winter im Freien auszuhalten.

Hyperides (grch. Hyperides), einer der bedeutendsten Redner Athens und ein begabter und patriotischer Staatsmann, war der Sohn des Glaukippes aus dem attischen Demos Kollytos. Nachdem er durch philos. und rhetorische Studien sich vorgebildet (er soll bei Plato und Isokrates gehört haben), begann er, ebenso wie sein älterer Zeitgenosse Demosthenes, seine Laufbahn als Anwalt, betätigte sich aber bald am polit. Leben und zwar, ebenso wie Demosthenes, mit welchem er bis zum harpalischen Prozeß befreundet war, im entschiedenen antimacedon. Sinne. Nach der Schlacht bei Chäonea (338 v. Chr.) betrieb er eifrig die Verteidigung Athens. Nach dem Friedensschluß mit Philipp belämpfte er an der Seite des Demosthenes die Umtriebe der macedon. Partei, stellte sich aber auf die Seite der Gegner des Demosthenes, als dieser beschuldigt wurde, von Harpalos, dem Schatzmeister Alexanders d. Gr., bestochen worden zu sein. Nach Alexanders Tode feuerte er besonders die Athener zu dem Versuch, durch den sog. Lamischen Krieg das macedon. Joch abzuschütteln, an und hielt am Ende des J. 323 im athenischen Kerameikos die Leichenrede zu Ehren des gesunkenen Feldherrn Leosthenes und seiner Genossen. Als nach der unglücklichen Schlacht bei Krannon (322) Antipater die Auslieferung des antimacedon. Redners zur Bedingung des Friedens für die Athener machte, flüchtete H. nach der Insel Agina, ward aber dort ergriffen, zu Antipater gebracht und auf dessen Befehl hingerichtet.

Von seinen zahlreichen Reden (52 erlannten die Alten als echt an) waren nur Fragmente erhalten, bis seit 1847 durch die Engländer Harris und Roden vier Reden teils in bedeutenden Bruchstücken (Rede gegen Demosthenes, Verteidigungsrede für Euphronen, Grabrede), teils vollständig (Rede für Euxenippos) aus Papyrusrollen in Ägypt. Grabern entdeckt und veröffentlicht wurden. Die besten Ausgaben einzelner Reden besorgten Babington (Lond. 1850 u. öfter), Cobet (Leib. 1858), Sauppe (Bött. 1848 u. 1858, und in den «Oratores Attici», 1858) und Compagetti (Vila 1861, 1869); alle Erhaltenen findet sich in Müller's «Oratores Attici» (Bd. 2, Bar. 1858) und ist zuletzt herausgegeben von Blach (2. Aufl., Lpz. 1881); eine deutsche Übersetzung lieferte Truffel (Stuttg. 1865; 2. Aufl. 1882). Vgl. Schäfer, «Demosthenes und seine Zeit» (Bd. 2, Lpz. 1856); Böhnede, «Demosthenes, Euphronen, H. und ihr Zeitalter» (Bd. 1, Berl. 1864); Girard, «Etudes sur l'éloquence attique. Lysias, Hyperides, Demosthène» (Par. 1874).

Hyperion (grch.), d. h. der oben (am Himmel) Wandeln, ist der Name eines der Titanen und der Beiname des Sonnengottes Helios, der nach Hesiod H.'s Sohn ist.

Hyperit oder Hypersthenit, ein Geklein, welches in erster Linie aus Blagofast-Feldspat und

Hypertus (s. d.) besteht, wozu sich noch Titanenisen und Magneteisen, ab und zu auch Diassal, Augit und Olivin gesellen. Die Struktur ist oft sehr grobkörnig, der Kieselsäuregehalt verhältnismäßig gering. Diese Felsart, welche dem Gabbro am nächsten verwandt erscheint, besitzt in ihrer typischen Ausbildung keine sonderliche Verbreitung; man kennt sie z. B. von der Paulsinsel an der Küste von Labrador, aus dem Laurentischen Schichtenkomplex in Canada, an der Westküste von Newfoundland und an der Mündung des St. Lawrence, von Gittere in Norwegen, von Arvicu im Depart. Aveyron.

Hypertus (Andr. Gerhart), angegebener Theolog der Reformationszeit, geb. 16. Mai 1511 zu Pyern, studierte zu Paris Philosophie und Theologie, begab sich 1535 auf Reisen, ward für die Reformation gewonnen und 1541 Professor der Theologie zu Marburg, wo er 1. Febr. 1564 starb. H. gehörte der milden Melanchthonischen Richtung an und war einer der bedeutendsten wissenschaftlichen Theologen seiner Zeit. Seine *Methodi theologiae libri tres* (Basf. 1566) geben eine (unvollendete) systematische Entwicklung der christl. Lehre. Die Schrift *De formandis conclusionibus sacris* (Marburg 1568) ist die verbreitetste Summe des 16. Jahrh. In dem Buche *De recte formando theologiae studio libri IV* (Basf. 1566) gibt H. die erste wissenschaftliche Encyclopädie und Methodologie der Theologie. Ihm verdankt die Hess. Kirche die große Landesagende vom J. 1566.

Hypertatellisch, s. unter *Katalexis*.

Hypertatellisch (grch.), Muskelkrampf.

Hypertatellisch (grch.), übertriebene, zu strengem Krit.

Hypertatellisch (grch.), über die Vernunft hinausgehend.

Hypertatellisch (grch.), ein Vers mit einer überzähligen Silbe am Schlusse, welche mit dem Anfangssilbe des folgenden Verses durch Elision verbunden wird.

Hypertatellisch, s. *Hypermetrie*.

Hypertatellisch war diejenige unter den Dämonen (s. d.), welche ihren Verlohten nicht tötete.

Hypertatellisch (grch., soviel als Überschuss) nennt man beim Verlauf einer verstandenen Sache den etwaigen Mehrbetrag des Erfolges gegenüber der Forderung des Planschuldners. Die H. ist dem Planschuldner zurückzugewähren.

Hypertatellisch, *Hypermetrie* (grch., Überhöflichkeit), ist diejenige Form der Ametropie, d. h. des von der Norm abweichenden Refraktionszustandes des Auges, bei dem im Ruhezustande der Accommodation parallel einfallende Lichtstrahlen nicht, wie beim normalen Auge, auf der Netzhaut, sondern erst hinter derselben ihre punktförmige Vereinigung finden. Ein hyperopischer Auge vermag während der Accommodationsruhe also nur konvergent einfallende Strahlen zu einem scharfen Bildpunkte auf seiner Netzhaut zu vereinigen, d. h. Strahlen eines homocentrischen Strahlensbüschels, welche scheinbar von einem hinter dem Auge gelegenen Lichtpunkte ausgehen. Da dieser Punkt unter den gemachten Voraussetzungen der Fernpunkt des Auges ist (s. Accommodation), so kann man also auch die H. als denjenigen Refraktionszustand bezeichnen, bei welchem der Fernpunkt jenseits unendlich liegt, d. h. ein negatives Vorzeichen hat. Das positiv brechende Glas, welches, dicht vor dem Auge (genauer im seiner Knotenpunkt-

region) befindlich, den parallelen Strahlen denjenigen Konvergenzgrad gibt, dessen es vermöge seiner H. zur punktförmigen Vereinigung der Strahlen bedarf, bezeichnet den Grad der H. Tritt in der H. mithin ein pathol. Refraktionsdefizit zu Tage, so ist dies doch nur ein relatives. Die Brechungsverhältnisse nämlich sind hier meistens ganz dieselben wie bei dem normalen Auge (s. Emmetropie), doch ist die optische Achse des hyperopischen Auges kürzer als die des letztern: die H. ist somit lediglich ein Fehler im Bau des Auges. Während das normale Auge beim Sehen in die Ferne seine Accommodation ruhen läßt, muß das hyperopische dieselbe unter allen Umständen, für Ferne und Nähe, in einem mit dem Grade der H. proportional wachsenden Maße zur Deduktion jenes Refraktionsdefizits gebrauchen: dies führt zur Asthenopie (s. d.), welche durch Tragen derjenigen Konvergläser als Brillen zu vermeiden ist, welche den Grad der H. ausbügeln. Es liegt in dieser Refraktionsanomalie übrigens auch der bei weitem häufigste Causalmoment für die Entwicklung des Schielens nach innen. Accommodationsanspannung und Konvergenzstellung der Sehlinsen sind nämlich zwei Funktionen, welche sich innerhalb gewisser Grenzen gegenseitig bestimmen. So kann die Accommodationsanspannung, deren der an H. Leidende zum deutlichen Sehen bedarf, häufig nur mit Einleitung einer vermehrten, nicht mehr durch die Lage des Gesichtsbildes, sondern lediglich durch das Accommodationsbedürfnis bestimmten Konvergenz erreicht werden. Es ergibt sich hieraus, daß die die H. korrigierenden Konvergläser in sehr vielen Fällen ein ausgezeichnetes Mittel zur nicht operativen Beseitigung der in Rede stehenden Form des Schielens bilden.

Hypertatellisch (grch., „überrechtgläubig“), in Bezug auf dogmatische Ansichten die orthodoxe Lehre noch überbietend, namentlich auch solche Bistellen wörtlich nehmend, welche offenbar bildlich sind. [grch.]

Hypertatellisch (grch.), krankhaft verstärkter Geistes.

Hypertatellisch (grch.), die Hypertrophie der Knochen, tritt entweder als eine umschriebene, runde liche oder höckerige Geschwulst, als sog. Exostose (s. d.) oder als eine gleichmäßige diffuse Verdickung des ganzen Knochens (s. im engern Sinne) auf; im letztern Falle betrifft die Knochenneubildung häufig nur die Oberfläche des Knochens, sie kann aber auch die Markräume im Innern des Knochens befallen und die letztern durch neugebildetes Knochengewebe mehr oder minder vollständig zum Verschwinden bringen, wodurch der vordere schwammige (spongiose) Knochen in eine kompakte, feste, elfenbeinharte Masse verwandelt wird (sog. Sklerose, Osseification oder Verhärtung des Knochens). Die H., welche am häufigsten die großen Röhrenknochen des Körpers, sowie die Schädelknochen ergreift, ist meist die Folge einer schleichen Knochen- oder Knochenhautentzündung, tritt nicht selten im Verlaufe der konstitutionellen Syphilis auf und pflegt, wenn sie einmal einen bestimmten Grad erreicht hat, sich nicht wieder zurückzubilden.

Hypertatellisch, s. unter *Orybe*.

Hypertatellisch (grch.), über das Natürliche hinausgehend, übernatürlich.

Hypertatellisch (grch.), soviel wie Hypertrophie (s. d.).

Hypertatellisch (grch.), Überweissheit, Super-

Hypersthen, ein rhombisches Mineral, welches insofern ein Glied der Augitgruppe bildet, als es ebenfalls ein Prisma von $93\frac{1}{2}^\circ$ und $86\frac{1}{2}^\circ$ Kantwinkel besitzt und chemisch ein Bisilicat darstellt. Gewöhnlich ist der H. nur derb und eingesprenkt, frei ausgebildete Krystalle sind nur auf Hohlräumen trachytischer Gesteine am Mont. Dore (Australien) und von Persien, in Auswürflingen des Koadher Sees und in dem breitenbacher Meteoriten bekannt. Die Spaltbarkeit ist nach der Kantenfläche sehr vollkommen, und hier erscheint ein metallartig, oft kupferrot schillernder Glanz, nach dem Prisma deutlich; die bräunlich-schwarze Farbe wird durch eingewachsene braune mikroskopische Lamellen herorgebracht. Die Härte beträgt 6, das spezifische Gewicht 3,2. Chemisch besteht der H. ähnlich wie der Bronzit, aus Kieselsäure, Magnesia und Eisenoxydul (Mg, Fe) SiO_2 , doch greift er magnesiärmer und eisenreicher Glieder als der Bronzit; in mehreren hat man daneben einen nicht unbedeutlichen Gehalt an Thonerde gefunden. Säuren greifen ihn nicht an, vor dem Lötlöth schmilzt er mehr oder weniger leicht. Der H. bildet einen wesentlichen Gemengtheil des Hyperit (*s. d.*), auch einen accessorischen in manchen Gabbros, und findet sich z. B., außer den erwähnten Vorkommnissen, namentlich schön mit farben spielendem Labradorit zusammen bei der Paulsinsel an der Küste von Labrador.

Hypertrichose (griech.), übermäßiger Haarwuchs.

Hypertrophie (griech., d. i. Übernährung) nennt man die Massen- und Gewichtszunahme eines Organs, die entweder, wie bei der echten oder wahren Hypertrophie, auf einer Vermehrung der ursprünglichen Gewebeelemente (z. B. Muskelgewebe, Fett, Drüsengewebe) beruht oder, wie bei der falschen Hypertrophie, durch eine Neubildung fremdartiger (z. B. Fett, Bindegewebe) zu Stande kommt. In letzterm Falle geht dabei häufig das Organ (z. B. der Muskel) zu Grunde. Bei der echten H. sind entweder die Gewebetheile in normaler Menge vorhanden, aber vergrößert (sog. einfache Hypertrophie), oder es haben alle oder die wesentlichen Gewebeelemente an Zahl zugenommen (sog. numerische Hypertrophie, Hyperplasie). Beide Arten gehen vielfach in einander über. Die H. betreffen bald das ganze Organ, bald nur einen Teil desselben, und dann ist es unentschieden, ob man das Gebilde H. oder Geschwulst (*s. d.*) nennt. Die Wachstums-, Circulations- und Ernährungsgefeße der H. sind ganz dieselben wie die der normalen Gewebe. Die echte H. bewirkt in der Regel eine Steigerung, die falsche dagegen eine Vernichtung der Funktionen des betreffenden Organs. Die Ursachen der H. sind vermehrte Funktionierung (z. B. Herzhypertrophie durch anhaltende Steigerung der Herzthätigkeit), chem. und mechan. Reize aller Art, vaskularisierende Verrichtung (z. B. Hypertrophie der einen Niere bei Untergang der andern), erbliche Anlage, epidemische und endemische Verhältnisse (wie z. B. beim Kropf) u. dgl. Die meisten Formen der wahren H. erweisen sich einer erfolgreichen Behandlung unzugänglich; nur in vereinzelten Fällen gelingt es, durch andauernde Ruhe und Unthätigkeit des betreffenden hypertrophischen Organs, sowie durch den Gebrauch gewisser den Stoffanlass und die Gewebsbildung erschwerender Medikamente (Jod,

Quecksilber, Arsenit u. a.) das übermäßige Wachstum zu beschränken.

Hypertrophie nennt man in der Botanik eine übermäßige Anschwellung einzelner Pflanzentheile. Die Ursachen, welche H. herbeiführen, können sehr verschiedenartiger Natur sein. Am häufigsten wird dieselbe wohl durch Einwirkung von tierischen oder pflanzlichen Parasiten hervorgerufen; dahin gehören z. B. die Gallenbildungen (*s. Gallen*). Außerdem kann H. erzeugt werden durch Eingriffe in die normale Ernährung der Pflanzen, durch starke Zufuhr von Nährstoffen, z. B. durch starke Düngung oder auch durch Entfernung von einzelnen Zweigen oder Früchten, wodurch den zurüchlebenden Theilen reichlichere Nahrung zuteil wird. Nicht selten treten hypertrophische Erscheinungen auch an sonst ganz normalen unverletzten Pflanzen auf, die Ursache derselben ist dann gewöhnlich nicht mit Sicherheit anzugeben, meist ist sie aber in den vorhandenen Bodenverhältnissen zu suchen.

Hypo..., *s. Hypo...*

Hypbaeus Onocifera Pers. (*Cucifera thebaica Desf.*), die Doumpalme Oberägyptens und Aethiopiens, deren Stod (Stamm) sich nach und nach mehrfach gabelig theilt; jeder dieser verzweigenden Zweige endigt in eine Gifelform und trägt eine Blätterkrone, so daß der Gipfel des Baumes von einer Anzahl mehr oder weniger großer Einzelkronen gebildet wird. Die übrigen Arten dagegen, *H. coriacea* und *crinita*, beide auf der Ostküste Afrikas, haben stets einen einfachen Stamm mit normalen Palmenwipfeln.

Hypophall oder **Hypanis**, *s. Hydraspes*.

Hyphe nennt man die Zellen oder Zellenscheiden der Pilze; die Gestalt derselben ist meist eine schlauch- oder fadenförmige. Entweder sind die H. frei, d. h. nicht zu einem Geflecht vereinigt, wie bei vielen Schimmelpilzen, oder sie sind zu einem verflochtenen Gewebe verflochten, wie bei sämtlichen Hymenomyces, bei den Pilzen, welche an der Bildung der Flechten Theil nehmen, und bei vielen andern. Man erkennt in diesem Falle den Verlauf der einzelnen H. gewöhnlich nicht mehr deutlich, und der ganze Gewebekörper bekommt hauptsächlich auf dem Querschnitte, das Aussehen eines echten Parenchyms, da die H. dicht nebeneinander liegen und auch miteinander verwachsen. Ein solches Gewebe heißt auch Pseudoparenchym (*s. d.*).

Hypnen (griech. „in eins“), das Zusammenziehen zweier Wörter in eins und das Zeichen dafür (Windestrich).

Hypnomyces, *s. Fadenpilze*.

Hypnobat (griech.), Schlaf-, Nachtwandler; **Hypnopathie**, das Schlafwandeln.

Hypnos, Gott des Schlafes, *s. Somnus*.

Hypnose (griech.), soviel wie Karlose; **Hypnotika**, soviel wie Karlotika.

Hypnotika, einschläfernde Mittel, soviel wie Karlotika (*s. d.*).

Hypnotismus (griech.), im weitern Sinne der schlafähnliche Zustand, welcher durch die Einwirkung gewisser Substanzen (Karlotika, Alkohol, Blei u. s. w.) oder infolge krankhafter Zustände (bei Gehirnkrankheiten, im Typhus, Scharlach u. s. w.) eintritt. Die schlafenden Personen empfinden äußere Einbrüche nur schwach oder gar nicht und können aus dem Schlafe nur schwer oder nicht erweckt werden, schlafen auch sogleich wieder ein. Den Zustand kann man auch künstlich durch Inha-

lation von Chloroform oder Aetherdämpfen, das sog. Anästhetisieren (s. d.), herbeiführen, wenn man Operationen schmerzlos ausführen will. Während der Operation äußern die Kranken zwar oft Schmerz und verfolgen den Gang derselben, als wenn sie bei Bewußtsein wären, leisten aber keinen Widerstand und wissen nach dem Erwachen nichts von dem Geschehenen. Als H. im engeren Sinne bezeichnet man neuerdings den leichten, ohnmachtähnlichen Schlaf, in welchen manche, insbesondere nervöse Menschen verfallen, wenn sie die Augen stark nach innen und oben richten, z. B. einen kleinen glänzenden, in der Entfernung weniger Centimeter vor das Gesicht gehaltenen Körper eine Viertelstunde oder etwas länger unausgesetzt fixieren. Diese auf der Überanregung der Augenerven beruhende Methode der Betäubung wurde zuerst in der Mitte des 19. Jahrh. von dem engl. Chirurgen James Braid (geb. 1795 zu Fifehire in Schottland, gest. in Manchester 25. März 1860, nach welchem der H. auch als Braidismus bezeichnet wurde), sowie von Gbaille in Kallutta und in Indien franz. Chirurgen als Anästhetikum bei Operationen benutzt, indessen bald wieder infolge ihrer Unzuverlässigkeit, sowie der Entdeckung zwecknäherer und sicherer Anästhetika (Aether, Chloroform und Chloroform) gänzlich verlassen.

Von neuem wurde die Aufmerksamkeit der Ärzte und Laien auf die bereits fast vergessene Entdeckung Braid's durch die öffentlichen Experimente und Schaustellungen des dan. Magnetiseurs Karl ansen gelenkt, welche Ende 1876—80 überall großes Aufsehen erregten und im wesentlichen darin bestanden, daß er aus der Zahl seiner Zuschauer wählte, dieselben durch längeres Fixieren eines erteilten, stark funkelnden Glases und durch gewisse freichende Manipulationen in einen ohnmachtähnlichen Schlaf versetzte und in diesem Zustand auf seinen Befehl die wunderbarsten Bewegungen und Handlungen ausführen ließ; erst nachdem er die hypnotisierten Personen angehaucht oder in einem lauten «Wach!» angerufen, erwachten aus ihrem angeblich magnetischen Schlafe, ohne nach ihrer Versicherung im mindesten der mit ihnen vorgenommenen zum Teil sehr komischen Manipulationen entinnen zu können.

Wenn auch die Verhandlungen eines von Hans 1880 in Wien angestregten Injurienprozesses im «Neuen Bital», Neue Folge, Bd. 1, 1881 mit Sicherheit ergaben, daß bei seinen Schaustellungen mancherlei Betrug und Täuschung mitunterliefe, so sind doch seine Experimente einer eingehenden Prüfung durch zuverlässige naturforscher und Ärzte, unter denen namentlich rger, Heidenhain, Freyer und Weinhold hervorgehoben sind, nicht nur im allgemeinen bestätigt, sondern auch in vielen Beziehungen erweitert und ergänzt worden. Die genannten Forscher ihren streng wissenschaftlich nachgewiesen, daß es bei dem angeblichen «Magnetisieren» durchaus nicht um eine geheimnisvolle, von dem Experimentator auf die Versuchsperson überstromende magnetische Kraft oder eine unerklärbare psychische Beeinflussung handelt, sondern daß der H. lediglich Folge einer eigentümlichen, bei den verschiedenen Personen verschiedenen ausgeprägten Disposition des Nervensystems zu Stande kommt. Wenn auch die länger andauernde Einwirkung gewisser

monotoner Sinneindrücke (anhaltendes Fixieren eines glänzenden Gegenstandes, das einformige Streichen des Magnetiseurs, das fortgesetzte aufmerksamste Behorchen einer tückenden Taschenuhr u. dgl.) bestimmte Teile der Großhirnrinde ermüdet oder gar überreizt werden, so tritt, bei der einen Versuchsperson früher, bei der andern später, ein eigentümlicher Zustand ein, der am besten als Mangel an Selbstbewußtsein und Aufmerksamkeit bezeichnet wird, ähnlich wie nach einer sehr intensiven Erregung der Reizhaut durch sehr grelles Licht eine Ermüdung der lichtempfindenden Organe und damit eine vorübergehende Verminderung der Schärfe erfolgt. In diesem hypnotischen Zustand des verminderten Selbstbewußtseins kommen äußere Eindrücke gar nicht mehr zum Bewußtsein, können aber recht wohl noch gewisse reflexorische Bewegungen und Handlungen auslösen, ganz wie ein Mensch, der tief in Gedanken versunken auf der Straße wandelt, alles um sich überfieht und überhört, aber doch instinktiv allen Hindernissen und allen ihm entgegenkommenden Personen ausweicht, ohne sich dessen später entinnen zu können.

Diese unbewusste Reflexfähigkeit des Hypnotischen ist bisweilen so groß, daß er alles nachahmt, was man ihm vormacht, daß er die Hand- und Fußbewegungen des «Magnetiseurs» nachahmt und Worte, die mittels eines Schalltrichters gegen die Radengende oder die Magenrube gerichtet wurden, unwillkürlich nachplappert, selbst wenn dieselben völlig sinnlos sind oder in einer dem Hypnotischen ganz unbekannten Sprache gesprochen werden. Mit der künstlich hervorgerufenen Abwesenheit des Bewußtseins hängt ferner die interessante Erscheinung zusammen, daß die Muskeln der Hypnotischen ganz unempfindlich gegen Schmerzen sind und leicht in Starrkrampf verfest werden können, wenn man wiederholt leicht mit der Hand über sie hinstreicht. Durch die verdienstvollen Untersuchungen der genannten Forscher sind eine Reihe anscheinend wunderbarer und bis dahin unerklärlicher Erscheinungen, wie der Somnambulismus, der sog. tierische Magnetismus, die häufig beobachtete Anstechung von Krampfsufällen in Nonnenklöstern und Erziehungsanstalten u. a., unserm Verständnis wesentlich näher gerückt worden.

Litteratur. Weinhold, «Hypnotische Versuche» (Chemn. 1880); Heidenhain, «Der sog. tierische Magnetismus» (Lpz. 1880); Schneider, «Die psychol. Ursache der hypnot. Erscheinungen» (Lpz. 1880); Freyer, «Der H.» (Berl. 1881); Abé-Lallemand, «Der Magnetismus mit seinen mythischen Verirrungen» (Lpz. 1881).

Auch in der Tierwelt sind hypnotische Erscheinungen durchaus nicht selten, ja hier länger bekannt als bei dem Menschen. Schon Athanasius Kirchner erwähnt in seiner «Ara magna lucis et umbræ» (1646) ein «experimentum mirabile», darin bestehend, daß er eine Henne, deren Beine zusammengebunden waren, auf den Boden niederlegte und in querrer Richtung von jedem ihrer Augen einen Streifen zog, worauf das Tier auch nach Lösung der Beine längere Zeit regungslos liegen blieb. Joh. Nepom. Cjermak hat dieses Experiment mit dem nämlichen Erfolg wiederholt; es gelang wohl auch ohne den Streifen, sicherer mit ihm oder wenn den Tieren etwas (ein Holzeiterchen, Stüchchen Wachlicht u. s. w.) auf der Schwanzwurzel befestigt wurde. Cjermak meint, daß die

Tiere diesen fremden Gegenstand unverwandt fixieren und dadurch schließlich in einen so hochgradigen Zustand nervöser Ermüdung geraten, daß sie sogar einschlafen; das Fixieren des Fremdkörpers auf dem Schnabel seitens des Vogels würde also dem oben erwähnten Fixieren eines facettierten Glasknops seitens der Versuchspersonen dem Effekt nach entsprechen. Es hält nicht schwer, kleinere Vögel durch Niederlegen, besonders auf den Rücken, Krebse durch Aufrechtstellen auf ihren Stirnschädel und auf die Spitzen ihrer Scheren hypnotisch zu machen. Auch die berühmte faszinierende Zauberkraft des Schlangenbisses scheint bei kleinen Tieren unweifelhaft, vielleicht sogar bei nervösen Menschen ähnliche Erscheinungen hervorzurufen. Wahrscheinlich ist auch das Sichtotstellen vieler Insekten, das ihnen ihren Feinden gegenüber nur in den seltensten Fällen nützt, sowie der taumelnde Flug vom Rist aufgeschreckter Kiebitze und anderer Vögel weniger Folge einer List und klugen Überlegung, als vielmehr Lähmungskrankheit, hervorgerufen durch das vor Angst geschwundene Selbstbewußtsein. Vgl. Exermat, «Nachweis echter hypnotischer Erscheinungen bei Tieren» (Wien 1873).

Hypnum Dill, Astmoos, eine zu den pleurocarpischen Moosen gehörige Laubmoosgattung, deren ungemein zahlreiche, aber die ganze Erde verbreitete Arten einen ästigen, dichtbeblätterten Stengel haben, aus dessen Seiten (meist gegen die Spitze der Äste hin) die langen Stiele der Fruchtblätter (Näpfe) entspringen. Diese sind eiförmig-länglich oder walzenförmig, mehr oder weniger gebogen, mit gewölbt-löffelförmigem, fast zitzenförmig zugespitztem oder kurzgeschäbbltem Dedel und vollständig entwickeltem Mundbeßel, welcher aus einer äußeren Reihe von 16 quergebripten Zähnen und einer inneren gefurchten und gezähnten Membran besteht. Auf dem Dedel der Frucht sitzt anfangs eine halbierte Nage. Die Astmoose wachsen namentlich auf feuchtem, beschatteten Boden, an schattigen Baumstämmen und Felsen. Der bide Moosteppich schattiger Nichten und Tannenwälder, besonders in nebelreichen Gebirgen (Harz, Thüringerwald, Erzgebirge, Fichtelgebirge, Riesengebirge, Böhmer- und Schwarzwald u. s. w.), besteht vorzugsweise aus solchen, oft nur aus Millionen Individuen weniger Arten. Die meisten Astmoose fruktifizieren selten. Sie sind sehr hygroskopisch und dienen daher mehr als andere Moose dazu, die atmosphärischen Wasser aufzusaugen und festzuhalten. Dadurch bewahren sie dem unter ihnen befindlichen Boden die Frische, tragen auch unmittelbar bei ihrer Verwesung zur Humusvermehrung des Bodens bei und gewähren, wenn sie nicht zu dicke Pflaster bilden, dem aufgehenden Raubholzwuchs ein geeignetes Keimbett. Dieselben sind zugleich nutzbar, da sie getrocknet zu Streu, zum Ausstopfen von Matratzen u. verwandt sind.

Hyp... (Hyp... Hyp..., grch.), unter, unten befindlich, häufig in Zusammensetzungen.

Oxybiaemus (grch.), die Zurückführung einer Gleichung auf einen niederen Grad.

Oxychlorite sind die Salze der unterchlorigen Säure, s. unter Chlor (Verbindungen 2a).

Hypochondria (regio), s. Hypochondrium.

Hypochondrie (grch. *ὑποχόνδρια*, der Unterleib, die Unterrippengegend) oder Nilsucht, lat. Morbus eruditorum s. stultorum, eine meist

allmählich entstehende Geisteskrankheit, welche sich charakterisiert durch die nicht oder nicht hinlänglich begründete, den wirklichen Verhältnissen nicht entsprechende Sorge, die Gesundheit verloren zu haben oder sie bald zu verlieren, und durch eine hierin begründete traurige und trübe Gemüthsstimmung, in welcher die Aufmerksamkeit des Kranken anhaltend oder vorwiegend auf die Zustände des eigenen Körpers oder Geistes gerichtet ist. Daher hat man die Krankheit auch geradezu als Bathypnosie bezeichnet. Die Hypochondrie besteht infolge einer psychischen Verstimmlung ein allgemeines unbestimmtes Krankheitsgefühl, das jederzeit besteht, den Sitz ihrer vermeintlichen Krankheit genau zu ergründen, und verfallen dabei, wegen Mangels bestimmter Krankheitszeichen, auf die verschiedensten Annahmen. Bald halten sie sich für berzkrank, bald für schwindsüchtig, bald für syphilitisch, bald fürchten sie Rückenmarks- oder Gehirnerkrankheiten, Impotenz oder Magenkrebs, alles abwechselnd und oft in seltsamem Widerspruch zu ihrem nicht selten blühenden Aussehen. Die sorgsame Untersuchung ihres Pulschlags, ihrer Hänge, ihres Auswurfs, Urins und ihrer Stuhlgangserregungen fällt einen nicht geringen Theil ihres Tageswerths und das Studium von ärztlichen Ratgebern und andern populären medic. Schriften gehört zu ihren Lieblingsbeschäftigungen, bietet ihnen aber kein Trost und Hilfe immer nur neue Nahrung für ihre hypochondrische Verstimmung. Das schwere Krankheitsgefühl der Hypochondrie schließt übrigens die schwache Hoffnung zu genesen nicht aus; daher kommt es, daß Hypochondrie, obwohl sie beständig vom Sterben sprechen, doch nur selten Hand an ihr Leben legen und daß sie nicht mürbe werden, immer wieder neue Kräfte zu Mute zu stehen und neue Kuren zu versuchen. Außer der geschickten psychischen Berstimmung werden die Kranken häufig von mancherlei nervösen Beschwerden (Kopf- und Rückenschmerzen, Neuralgien, Empfindlichkeit gegen Witterungseinflüsse, Ameisenkräuchen und Kältegefühl in den Extremitäten u. dgl.), sowie von verschiedenartigen Störungen im Verdauungsapparat, wie Drud und Bälle in der Magengegend, Aufstoßen, Sodbrennen, Aufstreibung des Unterleibes und hartnäckiger Verstopfung heimgesucht. Der Ernährungszustand der Kranken ist oft lange Zeit ganz ungestört; allmählich aber, wie bei hohen Graden der Krankheit, mangern die Kranken ab und bekommen ein sieches und sohles Aussehen.

Die Krankheit tritt meist bei Männern zwischen dem 20. und 40. Jahre auf; manchmal ist sie angeboren, häufiger wird sie durch schwächende Einflüsse aller Art, namentlich durch übermäßige geistige Anstrengungen, durch geschlechtliche Ausschweifungen, die Entehrung frischer Luft und eine bauernde sitzende Lebensweise, sowie durch ein unthätiges Leben, durch Überfüllung von Gemüthen, durch das anhaltende Unbehagen über geäußerte Hoffnungen, über verfehlte Speculationen, über ein falsch angewendetes Leben hervorgerufen. Chronische Magen- und Darmatarrhie, Geschlechtskrankheiten, das Leiden populärer medic. Bücher, die Beschäftigung mit Krankengeschichten, Lobesfäßen, sowie der Umgang mit Hypochondern befördern den Ausbruch der Krankheit. Das Leiden hat meist einen langwierigen Verlauf und bleibt häufig in wechselnder Intensität während des ganzen Lebens bestehen.

Sichtlich der Behandlung kommt es vor allen Dingen darauf an, die Ursachen der Krankheit im gegebenen Falle genau zu ergründen und soweit als möglich zu entfernen, da mit Arzneimitteln im allgemeinen wenig gegen die *H.* auszurichten und nur von einer zweckmäßigen und consequenten Änderung der Lebensweise eine Heilung der Krankheit zu erwarten ist. Nur dadurch, daß man ihm sein Krankheitsgefühl nimmt, kann man den Hypochonder heilen, und dies kann nur durch eine nützliche Beschäftigung des Kranken, durch eine zweckmäßige Abwechslung zwischen körperlicher und geistiger Arbeit und angemessene Zerstreuungen erreicht werden. Fleißige Körperbewegungen, insbesondere Turnen, Reiten, Regeln und Billardspielen, Spaziergänge in anregender Gesellschaft, Holzhaden und Gartenarbeiten, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Jagen und Fahren, sowie tiefes und kräftiges Atmen im Freien dienen darum bei der Behandlung der *H.* als treffliche Heilmittel. Die Diät sei leichtverdaulich und reizlos; alle blähenden, schwer verdaulichen und fetten Speisen, sowie alle erregenden und aufregenden Getränke, namentlich starke Weine, Biere und Kaffee, sind streng zu vermeiden. Der Kranke lebe in jeder Hinsicht einfach und mäßig, schlafe nicht zu lange und nicht in erregenden Federbetten, esse besonders des Abends wenig und sorge jederzeit durch Abführung, milde Abführmittel und öfteres Kneten und Reiben des Leibes für die nötige Leibesöffnung; Exzesse in der Liebe sind durchaus zu meiden. Auch die gehörige Pflege des Sautorgans durch regelmäßige kalte Waschungen und Abreibungen des ganzen Körpers, durch zeitweilige Kaltwasserbäder oder Seebäder ist gewöhnlich von außerordentlich günstiger Wirkung. Niemals aber darf dabei außer Acht gelassen werden, daß die eben geschilderte Lebensweise auch nach erfolgter Heilung noch Jahre hindurch consequent beibehalten werden muß, weil andernfalls Rückfälle selbst nach längerem Wohlergehen leicht eintreten pflegen.

Hypochondrium (grch.), *Regio hypochondriaca*) oder *Rippenweiche*, die rechte und linke seitliche Bauchgegend, soweit sie an die Rippen grenzt und mit der Hand unter die Rippen hineingebracht werden kann, im Gegensatz zu der darunter gelegenen *Darmweiche* oder *Regio iliaca*, welche an das Darmbein grenzt. (S. *Bauch*.)

Hypocythoide, s. unter *Cyloide*.

Hypocythoide, s. unter *Cytinus*.

Hypodermatisch (grch.), unter der Haut befindlich.

Hypodrom (grch.), bedeckter Ort zum Spazierengehen (nicht zu verwechseln mit *Hippodrom*).

Hypogastrisch (grch.), auf den Unterleib bezüglich.

Hypogäum (grch.), unterirdisches oder in den Fels gehauenes Gewölbe, insbesondere Totengruft, Katakomba; im allgemeinen Raum unter der Erdoberfläche.

Hypogramma (grch.), Unterschrift, besonders die am Fuße von Säulen.

Hypognisch (unterweibig) nennt man in der Botanik diejenige Insertion der Blütheile an der Blütenachse, bei der dieselben unterhalb des Gynaceums entspringen. Man bezeichnet demnach z. B. die auf diese Weise befestigten Staubgefäße als *hypognische* Staubgefäße (*stamina hypogyna*). Eine Blüte mit *hypognischer* Insertion der Staub-

gefäße und Kronenblätter nennt man *unterweibige* Blüte (*stos hypogyna*). (S. *Blüte*.)

Hypothorismus (*Hypothorismus*, grch.), schmeichelnder, beschönigender Ausdruck, soviel wie *Euphemismus*.

Hypothese (grch.), Gleichnerei, Heuchelei; *hypothetisch*, gleichnerisch, heuchlerisch.

Hypomochium (grch.), der Stützpunkt des Hebels (s. d.).

Hypophet (grch.), orakeldeutender Priester.

Hypophora (grch.), rhetorische Figur, Einwurf gegen eine Behauptung; die Widerlegung des Einwurfs heißt *Antihypophora*.

Hypopsalma (grch.), in der Liturgie der griech. Kirche der dem Gesänge des Geistlichen respondierende Chorgesang.

Hyporchema (grch.), ein dem Apollo geweihter, gewöhnlich in kreisförmigen Gebieten, dem Vaa nahe verwandter Chorgesang, der aber das Eigentümliche hatte, daß besondere Pantomimen die gesungenen Worte des Chors mit Gebärdenbegleiteten.

Hypocaustum (grch.), im griech. Theater der hohle Raum unter dem hölzernen Boden der Bühne, sowie dessen der Orchestra zugehörte, mit Säulen und Statuen geschmückte Außenwand.

Hypoxeris, ein von Breithaupt so genannter grünlichgrauer bis olivengrüner trilliner Feldspat von Arendal in Norwegen, der aber höchst wahrscheinlich ein mit etwas Augit gemengter Albit ist.

Hypospadie (grch.), angeborener Bildungsfehler der männlichen Harnröhre, wobei diese nicht an der Spitze der Eichel, sondern schon in der Mitte oder selbst an der Wurzel des Penis ihre Öffnung hat und den Urin ausfließen läßt. Geringere Grade der *H.* beeinträchtigen das Zeugungsvermögen nicht; bei höhern Graden ist der Penis häufig sehr kurz, der Hodensack gespalten und die Beschaffenheit der äußeren Genitalien zwitterähnlich. Ein mit *H.* Behafteter wird *Hypospadias* genannt.

Hypothese (grch.), die Unterlage, Grundlage, dann Stoff oder Gegenstand (einer Rede, Abhandlung u. s. w.), auch soviel wie Wesen, Substanz einer Sache; in der Medizin die Blutstauung in den Lungen bei Schwerkranken (s. unter *Hyperrämie*), auch der Bodensatz des Urins.

Hypothetisieren (grch., von *hypo* = unter, *thesis* = Substanz) heißt in der philol. Kunstsprache «etwas als dinghaft existierend denken». So «hypothetisieren» z. B. Plato die Ideen oder Gattungsbegriffe, indem er ihnen eine selbständige Existenz außerhalb der menschlichen Vorstellung zuschreibt; so «hypothetisieren» wir alle unsere Wahrnehmungsfehler, indem wir sie für außer uns bestehende Dinge halten.

Hypoteuse (grch.) nennt man in einem rechtwinkligen Dreieck die dem rechten Winkel gegenüberliegende Seite, im Gegensatz zu den beiden andern Seiten, welche Katheten (s. d.) heißen. Der Lehrsatz, daß das Quadrat der *H.* gleich ist der Summe der Quadrate der beiden Katheten, heißt *Pythagoräischer Lehrsatz* (s. d.).

Hypothese (grch., von *hypo* = unter, *thesis* = Unterlage, Unterpfand). Während der wesentlich an der Person haftende Kredit (s. d.), der Personalkredit, sich erst in neuerer Zeit mächtig gehoben hat, war der vorzugsweise am Unterpfande haftende Kredit, der Realkredit, bereits früher stark entwickelt. Hierbei besaß der Gläubiger ein

Pfandrecht, sei es, daß dasselbe sich auf eine bewegliche oder auf eine unbewegliche Sache bezog. Im letztern Falle namentlich bezeichnete man jenes Recht als *H.* des *H.* des modernen Rechts unterscheidet sich wesentlich von der des röm. Rechts. In dem letztern, völlig abhängig von der durch sie gesicherten Schuld, gab sie nur ein in subsidium geltend zu machendes Recht, gegenwärtig ein prinzipiales. Der Pfandgläubiger kann nicht mehr, wie im röm. Recht, im Fall der Nichtzahlung den Besitz der Sache fordern, um sie zu verlaufen, vielmehr nur durch Vermittelung des Gerichts seine Befriedigung verlangen. Eine wesentliche Änderung des bis dahin geltend gewesenen Hypothekenrechts wurde bewirkt durch die medlenb. Gesetzgebung von 1848 und 1857, die in der Abstreifung des accessorischen Charakters der Hypothekenschuld einen großen Einfluß auf die hochwichtige neuere preuß. Gesetzgebung, d. h. die Gesetze über Eigentumserwerb und dingliche Belastung von Grundstücken, Bergwerken und selbständigen Gerechtigkeiten, sowie Grundbuchordnung vom 5. Mai 1872 ausgeübt hat. Hiernach steht neben der *H.*, welche mit Angabe des Schuldgrundes und unter Vorlegung der Schuldschuld von dem Eigentümer bewilligt wird, die sog. *Grundschuld*, bei welcher keine Angabe des Schuldgrundes stattfindet. Die Grundschuld soll nur auf den Namen des Eigentümers eingetragen werden können; nur sie soll ein selbständiges Wertobjekt (ein Wertrecht) sein, welches gegen oder ohne Entgelt veräußerlich ist, auch in blanco cedierbar sein, übrigens aber, trotz formeller Selbständigkeit, materiell zur Versicherung einer persönlichen Forderung dienen können. Bei der Grundschuld können auf gestellten Antrag vom Grundbuchamt *Zinsquittungsscheine* ausgestellt werden, deren Besitz zur Zinserhebung ermächtigt. Diese Einrichtung scheint sich in Mecklenburg, auch in Jütich bewährt zu haben.

Die *H.*, vorkommend für Grundstücke, Gerechtigkeiten, Bergwerke und Seeschiffe, entsteht jetzt durch Buchung im Grund-(Hypotheken-)Buche und setzt gewöhnlich die Einwilligung des Grundeigentümers (*Konsensprinzip*) oder deren Ersetzung durch Richterspruch (*Judicialhypothek*) voraus. Die frühern vielfachen Bestellungsgründe sind, mit wenigen Ausnahmen, lediglich zu Titeln behufs Erzwingung oder Ersetzung jener Eintragsbewilligung geworden. Die Schuldsomme muß genau angegeben werden, bei Kautions- (sog. *Ultimat*-) Hypotheken in einem Höchstbetrage. Die *H.* und die Grundschuld ergreift außer dem Grundstück und den zur Zeit der Eintragung oder später zugeschriebenen unbeweglichen Zubehörstücken (*Pertinenzien*) und Gerechtigkeiten vor allem natürliche An- und Zuwüchse, dann bewegliches Zubehör des Grundstücks, soweit es dem Grundeigentümer gehört und Zubehör bleibt, ferner Früchte, falls sie dem Eigentümer gehören und zur Zeit der Beschlagnahme ungetrennt auf dem Grundstück stehen oder unveräußert auf denselben lagern, auch an deren Stelle *Pacht* (Miet-)Zinsen, endlich, nach neuem Recht, auch die dem Eigentümer zufallenden Versicherungsgelder für Früchte, bewegliches Zubehör, abgebrannte oder beschädigte Gebäude, wenn solche Gelder nicht statutenmäßig zur Wiederherstellung der Gebäude verwendet werden müssen oder verwendet worden sind. Das verpfändete Grundstück kann mit mehreren Pfandrechten belastet werden.

Hier sind die Rechte des ersten und der spätern Pfandgläubiger nach röm. Recht ihrer Art nach verschieden. Jetzt dagegen sind die Rechte aller Pfandgläubiger ihrer Art nach gleiche, nur ist der Rang ihrer Geltendmachung durch ihren Rang beeinträchtigt. Dieser Rang richtet sich nicht mehr, wie dort, nach der Rücksicht des Alters des Pfandrechts, der Verwendung auf die Sache oder eines Privilegs, sondern jetzt ausschließlich, bei dem Formalcharakter der *H.* und Grundschuld, nach der Reihenfolge der Eintragungen im Grundbuche. Mit dem öffentlichen Glauben des Grundbuchs steht die Öffentlichkeit desselben im Zusammenhang für alle, die ein rechtliches Interesse, die Einsicht desselben zu fordern, nachweisen. Wenn vorstehende *H.* gelöst werden, so rücken nachgegangene Hypothekengläubiger, an sich, in die Höhe. Dies wird jedoch in einzelnen Fällen nicht als ein unantastbares Recht derselben betrachtet; vielmehr wird dem Grundeigentümer das Recht beigelegt, die Tilgung einer *H.*, zu welcher er durch Befriedigung des Gläubigers, durch Vererbung oder Erlaß einen Rechtstitel erhalten, zu hindern und somit das in der *H.* liegende bedingte Verwertungsrecht ohne Veränderung der Bedingungen (des *locus*) entweder auf einen andern Gläubiger durch Cession zu übertragen oder sich selbst auf den Fall des Grundstücksverlusts vorzubehalten (*Spezialhypothek* des Eigentümers). Der Eintritt des Verwertungsrechts, welches mit der hypothekarischen Forderung (Pfandklage) geltend gemacht wird, knüpft sich an die Nichterfüllung der obligatorischen Verpflichtung, wobei die Revenuen oder Kaufgelderverteilung sich nach der Rangordnung der Einschreibungen richtet. (*S. Subhastation*.) Dieses Verfahren erfolgt getrennt von der Ausübung des allgemeinen Pfandrechts, das im Konkursverfahren statthafte. (*S. Konkurs*.)

Von der größten Bedeutung sind gegenwärtig die Belastung eines Grundstücks genau angegebenden *Hypotheken* oder *Grundbücher*. Schon im Altertum kannte man solche öffentliche Bücher oder öffentliche Beurkundung auf in das Grundbuch besetzten Steinen in Chios, Smyrna und an andern Orten, nicht in Rom. In Deutschland schuf Karl d. Gr. für Stiften und Klostergüter Lagerbücher (*Polypica*) mit Bezeichnung des Inhabers, der Abgaben und Dienste, was für das Lehn- und Allodial Eigentum nachgeahmt wurde. Etwas später scheinen sich wirkliche Grundbücher in Mähren gebildet zu haben, die sog. *Landtafel* (vgl. Demuth, «Geschichte der mähr. Landtafel», Brünn 1857), wie man auch noch in neuerer Zeit in Oesterreich-Ungarn nach dem Gesetze vom 25. Juli 1871 von Land- und Lebnstafeln, sowie von «Tabularwesen» spricht. Zu Anfang des 13. Jahrh. wurden im nordwestl. Deutschland, in Köln, Hamburg, Lübeck u. s. w. nach Vorbildern in Belgien, Frankreich und der Schweiz Bücher eingeführt, die die Bedeutung von Schuld- und Pfandbüchern hatten, und war hiemit der Grund zu unsern modernen Grundbüchern gelegt, von denen in einzelnen Staaten noch besondere, im Gegensatz zum Pfande lediglich das Eigentum betreffende Bücher unter den verschiedensten Namen geschieden werden. Gewöhnlich werden dieselben als *Realsolien* angelegt, wonach jedes selbständige Grundstück ein besonderes Blatt erhält, doch kommen auch *Personalsolien* vor, wo oft ein und derselbe Eigentümer viele, vielleicht sehr

keine selbständige Grundstücke besitzt. Solche auf einem Blatte nur äußerlich vereinte Grundstücke nannte man «walzende Grundstücke» oder «Wandeläder», und die preuß. Grundbuchordnung von 1872 kennt daneben noch für den zersplitterten Grundbesitz den sog. Artikel, welcher, auf Antrag des Eigentümers ausgestellt, sämtliche demselben Eigentümer gehörige Grundstücke mit ihren Belastungen aufnimmt. Die Realfolien enthalten 1) ein sog. Titelblatt, welches das Grundstück nach seinen Bestandteilen, deren Größe, Lage, Nummer in der Grundsteuer Mutterrolle, dem Reinertrage, wohl auch der Kulturart verzeichnet; etwaige Zu- und Abschreibungen werden in Nebenrubriken sichtbar gemacht. Die erste Abteilung bezeichnet sodann den Eigentümer, Zeit und Grund des Erwerbs und enthält Wertbestimmungen, die zweite Abteilung dauernde Lasten und Einschränkungen des Eigentums nebst Veränderungen und Löschungen, die dritte Abteilung H. und Grundschulden, ebenfalls mit Veränderungen und Löschungen. Durch diese Einrichtung kann das gegenüber den General- und stillschweigenden Hypotheken des röm. Rechts wohlthätige Prinzip der Spezialität der Pfandverschreibung, welches Bestimmtheit derselben nach Gegenstand und Forderung verlangt, erreicht werden. Gefährdet ist dasselbe, wo, was nicht überall zulässig ist (z. B. nicht in Hamburg, Mecklenburg), auch Korreal- (Simultan-Gesamtverband-) Hypotheken besteht werden.

Die Grundbuchämter entsprechen räumlich abgegrenzten Sprengeln, deren Grundstücke einzeln gedreht sind. Die Buchbehörde besteht meist aus einem Richter (auch wohl aus einem Magistratsmitgliede) und einem das Schreibwesen besorgenden Beamten. Diese Beamten sind vielfach subsidiarhaftbar für die Folgen jedes Versehens bei den Eintragungen und haften in letzter Linie der Staat. Die vereinigten rhein.-franz. Hypothekenbewahrer stehen unter Aufsicht der Steuerbehörden und sind lautionspflichtig. Sie besorgen jedoch nur getreue Abschriften der eingereichten Urkunden in das Transkriptionsregister als öffentliches Kontraksabschriftsbuch und das Inskriptionsregister bezüglich der Hypothekeneinschreibungen. Der Grundbuchrichter hat zu untersuchen, ob das Recht, dessen Einschreibung verlangt wird, eintragungsfähig, ob der Antrag von einer zur Abgabe solcher Erklärung befähigten und der berechtigten Person herrührt, kann aber die Eintragung oder Löschung wegen Mängeln des zu Grunde liegenden Rechtsgeschäfts nicht ablehnen (Prinzip der Legalität). Nach preuß. Recht werden als Beurkundungen der Eintragungen Hypotheken- und Grundschuldbriefe ausgestellt. Zur Förderung des Realredits dienen die Hypothekenbanken (s. unter Banken, Bd. II, S. 441), sowie die Hypothekenversicherungsanstalten. (S. Hypothekenversicherung.)

Vgl. Dernburg, «Das Pfandrecht nach den Grundgesetzen des heutigen röm. Rechts» (2 Bde., Lpz. 1860—64); Bremer, «H. und Grundschulden» (Göttingen 1869); Höfner, «Preuß. Grundbuchrecht» (Berlin 1873); «Deutsches Hypothekenrecht» (herausg. von W. von Meibom, Bd. 1—8, Lpz. 1871—81); Köfcher, «System der Volkswirtschaft» (10. Aufl., Bd. 2, Stuttgart 1882).

Hypothekarische Lage, Pfandlage, s. unter Hypothek.

Conversations-Repert. 12. Aufl. IX.

Hypothekenbanken oder Bodenkreditbanken, s. unter Banken, Bd. II, S. 441.

Hypothekenbewahrer, s. unter Hypothek.

Hypothekenbriefe, s. unter Hypothek.

Hypothekendächer, s. unter Hypothek.

Hypothekenrecht, s. unter Hypothek.

Hypothekenversicherung, die einzige, wirklich in praktische Thätigkeit gesommene Art der Kreditversicherung, bezweckt Schutz der Hypothekengläubiger gegen Verluste aus Kontursen oder Substitutionen von Grundstücken. Nachdem die auf Veranlassung von Engel errichtete Sächsische Hypothekenversicherungs-Aktiengesellschaft zu Dresden liquidiert hat, auch ein wiener Institut der Branche eingegangen ist, bestehen gegenwärtig nur zwei Hypothekenversicherungsanstalten, die seit 1862 arbeitende Preussische Hypothekenversicherungsgesellschaft und die Norddeutsche Grundkreditbank von 1869, beide auf Aktien in Berlin; indessen hat die Norddeutsche Grundkreditbank seit 1. April 1883 die Versicherung von Hypotheken gegen Substitutionsverlust vollständig eingestellt. Die Hypothekenversicherer wollen Bürgschaft leisten für Erfüllung der Verbindlichkeiten des Hypothekenschuldners, Kapitalien auf Hypotheken hinbar unterbringen, (versicherte) Hypothekenforderungen beleihen, erwerben, verpfänden, veräußern, Hypothekendarlehen vermitteln, Kapitalien und Zinsen einziehen, unbewegliches Eigentum erwerben, verwalten, verpfänden, veräußern. Die von ihnen geleistete Versicherung besteht im Schutze des Gläubigers gegen etwaigen Ausfall bei Substitutionen, gegen Verluste oder Zahlungsverzögerung bei eingetragenen Hypothekenforderungen und in der Garantie der Zinsen gegenüber dem vor Substitutionsverlust geschützten Kapitalisten (Hypothekengläubiger) während der Dauer des Substitutionsverfahrens.

Die H., will sie den Bedürfnissen wirklich abhelfen, muß in folgenden Zweigen organisiert sein: 1) Versicherung gegen Substitutionsverlust, dem Grundbesitzer wie dessen Gläubiger gegenüber; 2) Zinsenversicherung letztem gegenüber, und 3) wenn bedeutende Fonds vorhanden, welche sich durch Errichtung einer Centralstelle für den Hypothekenverkehr, die jedem Kapitalisten Gelegenheit böte, sein Kapital auf versicherte Hypotheken zu placieren, sehr leicht vergrößern ließen: Kapitalrückzahlungsvericherung; endlich 4) Garantie des Erfolges für Verluste aus der Kündigung von Hypothekendarlehen. Die H. versichert jetzt noch meist nur Hypotheken, die ohnehin sicher zu sein pflegen, d. h. bei denen der Wert des Unterpfandes die Hypothekenschuld genügen überwiegt; die Anstalten dieser Branche sind in Wirklichkeit mehr Hypothekenkreditanstalten und ihr Versicherungszweig nur unbedeutend. Da die H. indes nicht spekulieren, sondern der Sicherheit des Bodenkredits dienen soll, so hilft sie gleichwohl in Zeiten der Geldknappheit und größern Schuldenstandes einem wirklich vorhandenen bringenden Bedürfnis ab und ist dann naturgemäß lebensfähig; sie muß jedoch in der Hauptsache durch Betreibung von Wechseldiscont- und Lombardgeschäften, sowie Effektenanlauf und Verkauf u. s. w. notwendigerweise vielfach ins eigentliche Bankgeschäft hineingreifen.

Hypothese (arch.), d. i. Unterlage, heißt im allgemeinen soviel als Voraussetzung oder Bedingung. Das Anknüpfen eines Gedankens an einen

ihm vorausgesetzt erscheint am einfachsten in dem sog. hypothetischen Urtheil von der Form: Wenn A ist, so ist B, wo die Gültigkeit des Nachsages (ταύτ) durch die des Vorderesages (πρότερον) bedingt ist. H. im engeren Sinne nennt man Voraussetzungen, welche man macht, um für eine Menge von Erscheinungen die Einheit eines Gesetzes und eines Erkenntnisgrundes zu finden, oder Versuche, die Aiden der Erfahrung durch Begriffe zu ergänzen und durch diese jene zu erklären.

Hypothetisch nennt man nach der üblichen Scholastik solche Urtheile, in welchen die Aussage des Prädicats vom Subjekt an eine bestimmte Bedingung geknüpft wird (wenn A — B ist, so ist C — D), und weiterhin solche Schlüsse, in denen derartige hypothetische Urtheile als Prämissen vorkommen. In der gewöhnlichen Ausdrucksweise heißt hypothetisch alles, was nur bedingungsweise gilt oder behauptet wird.

Hypotricha, s. unter Infusorien.

Hypotypose (grch.), eigentlich Darstellung im Bilde, in der Rhetorik die anschauliche, verständliche Darstellung eines Gegenstandes; auch Abriß, Entwurf.

Hypozentris (grch.), eine rhetorische Figur, darin bestehend, daß in einer Satzperiode jedes Subjekt ein eigenes Zeitwort erhält. Das Gegenstück der H. ist das Zeugma (s. d.).

Hypsipyle war die Tochter des Königs Thoas von Lemnos. Die Frauen der Insel wurden von Aphrodite, weil diese sich von ihnen vernachlässigt saß, mit abstem Geruch bestraft. Da sie deshalb von ihren Männern gemieden wurden und diese sich Frauen von auswärtig holten, ermordeten sie ihre Männer; nur H. rettete ihren Vater. Als die Argonauten auf Lemnos sich aufhielten, wurde H. durch Jason Mutter des Euneos (und Thoas). Später wurde die Rettung ihres Vaters entdeckt, H. mußte fliehen, ward von Seeräubern gefangen und an den König Eurygros zu Nemea verkauft. Dort verliebte sie, um den vorbeiziehenden Sieben gegen Theben eine Quelle zu zeigen, das ihrer Obhut anvertraute Kind Opheltes, von Amphiaraios dann Archemoros genannt, und sollte, da dieses in ihrer Abwesenheit von einer Schlange getötet wurde, zur Strafe dafür sterben, wurde aber durch die Vorstellungen des Amphiaraios und die Dankbarkeit ihrer Söhne gerettet.

Hypsiklerer, eine religiöse Sekte, deren Lehre nach Gregor von Nazianz in einem Gemisch von Heidentum und Judentum bestand; von jenem hatten sie den Gebrauch des Feuers und Lichtes im Kultus entlehnt, von diesem die Beobachtung des Sabbats und gewisser Speisegebote, wogegen die Beschneidung ausgegeben war. Die H. gehören dem 4. Jahrh. an und haben jedenfalls außerhalb Kappadokiens keine Verbreitung gefunden.

Hypsometrie, s. Höhenmessung.

Hypsothermometer oder Thermohypsometer nennt man höchst empfindliche Thermometer, deren man sich zum Höhenmessen bedienen kann; sie beruhen darauf, daß die aus dem siedenden destillierten Wasser sich erhebenden Dämpfe stets diejenige Temperatur besitzen, welche der Spannkraft gesättigter Dämpfe entspricht, die dem eben herrschenden Luftdrucke gleich ist, vorausgesetzt, daß die Kugel des Thermometers äußerst nahe der Oberfläche des im offenen Gefäße lodenden Wassers liegt. Bestimmt man also die Tem-

peratur der Dämpfe, welche sich aus dem lodenden, chemisch reinen Wasser erheben, so kann man die Spannkraft, welche den gesättigten Dämpfen bei diesem Siedepunkte zukommt, für den eben stattfindenden Barometerstand setzen. Man kann daher das Thermometer als Barometer gebrauchen und nennt es dann Barothermometer oder auch Thermobarometer. Es wird meist nur zum Höhenmessen (s. d.) verwendet, weil es viel kompakter und leichter transportabel als das Barometer ist. Dieser Grund war es eigentlich, der zu dessen Erfindung durch Fahrenheit (1724), sowie zu dessen vielseitiger Verbesserung antrieb. Von der Anwendung des Barothermometers zur Höhenmessung hat es eben den Namen H. erworben. Einer Änderung von 2,7 mm vom mittlern Barometerstand entspricht erst die Änderung von 0,1° C. beim Siedepunkte. An einem H. (s. beistehende Figur) müssen sich also sehr kleine Bruchteile von Grad noch mit Sicherheit ablesen lassen. Man erteilt daher der Röhre eines solchen Thermometers die gewöhnliche Länge, sorgt aber dafür, daß das Quecksilber erst bei 93° in das Kaliber ss tritt, d. h. daß die Röhre nur den oberen Teil der Thermometerteilung, d. i. von beiläufig 93° bis 101° C., erhält. Bei den vom Siedepunkte noch weit abliegenden Temperaturen erfüllt daher das Quecksilber nicht ganz die Röhre oder den Zylinder m des H. Dieses Prinzip kann mannigfach abgeändert werden (Verengerung der Röhre in den oberen zwei Dritteln; mehrere Gefäße z. B. m und n in der Figur). Dem H. wird ein zweimähtiger Kochapparat L beigegeben, der an der Decke eine genügend große Öffnung H für den Abzug des Dampfes haben muß. Man kann das H. auch mit einer Millimeterstala versehen und berechnen, wie viele Millimeter einem Celsiusgrade entsprechen. So z. B. hat man derartige H., an welchen jeder Celsiusgrad 300 mm lang ist, und wo je 1 mm Änderung des Siedepunktes am Thermometer je 10 m Höhenunterschied bedeuten, indem die Höhenzunahme nahezu proportional der Abnahme des Siedepunktes ist.



Hypudaeus (lat.), die Wühlmaus.

Hyracanth oder Dasjespis, ein Surrogat des Bibergeils, s. unter Biber (Säugetier).

Hyraciden, s. Klippdachse.

Hyrcanum mare, das Kaspiische Meer.

Hyrcanien (jend. Vehrkan, altpers. Varkana), eigentlich Wölfeland, hieß im Altertum der schmale südl. Rastensich des Kaspiischen Meers, am Nordabhang des Elburs, einst Coronus. Unter den Achämeniden bildete es einen Teil Parthiens, wie dieses die Inschriften beweisen. Das Land wird von vielen kleinen Strömen und Bächen durchflossen, von denen der Syderis (jetzt Kstar) und der Oqus (jetzt Dehkal) hervorzuheben sind; die durch die vom Gebirge in das Kaspiische Meer strömenden Wasser machten die Thäler und Niederungen außerordentlich ergiebig an Obk, Getreide und Wein. Die Verggebenen waren dagegen rauh und unfruchtbar. Die Bewohner waren wegen ihrer Wildheit verrufen. H. bildete einen Teil des Medo-

und später des Perserreichs, riß sich unter den Partnern los, wurde einige Zeit unabhängig und behauptete seine Freiheit in vielen Kämpfen. Die Hauptstädte S. waren Zabracarta, Zalabroce, Samariane, Syrtania (vielleicht das heutige Djurdjan), Eufape (vielleicht Nischapur); als Hauptstadt wird Tape genannt. S. ist das heutige pers. West-Silan und Rasenderan; die bedeutendste Stadt ist Asterabad am Kaspiischen Meere.

Syrkanus, zwei jüd. Hohepriester und Fürsten aus dem Hasmonäischen Geschlecht. **Johannes S. I.**, Simons Sohn, der 135–105 v. Chr. regierte, war anfangs von den Syrern abhängig. Bald wurde er jedoch selbständig, eroberte Sichern, unterwarf sich die Samaritaner und zerstörte ihren Tempel auf dem Berge Garjim (129 v. Chr.); auch zwang er die Idumäer, sich an das Judentum anzuschließen. Er knüpfte mit den Römern ein Bündnis, baute die starke Burg Baris (Antonia) an der nordwestl. Ecke des Tempelbergs und erweiterte sein Gebiet fast wieder bis an die alten Grenzen des Davidischen Reichs. Auch scheint er den Grund zu dem Synedrium (s. d.) gelegt zu haben. Ursprünglich ein Phariseer, trat er später auf die Seite der Sadduceer. Er hinterließ bei seinem Tode fünf Söhne, von denen Aristobul und Alexander unter dem Titel von Königen regierten.

Syrkanus II., Enkel des vorigen, Alexanders Sohn, wurde 69 v. Chr. in Jerusalem zum König ausgerufen, trat aber, von seinem jüngern Bruder, Aristobul II., belämpt, bald ins Privatleben zurück. Von dem Idumäer Antipater angezogen, suchte er nachmals mit Hilfe des Aretas von Petra den Thron wiederzugewinnen, jedoch erfolglos, bis ihn Pompejus 63 v. Chr., das jüdische Königtum abschaffend, zum Hohepriester und Ethnarchen ernannte. S. besorgte nun den Tempel, Antipater die Regierung. Cäsar bestätigte ihm 47 v. Chr. seine erbliche Hohepriesterwürde und machte den Antipater zum Procurator Judäas. Als Antigonus, Aristobuls Sohn, mit Hilfe der Parther König und Hohepriester geworden, verstümmelte er S. durch einen Witz das Ohr, um ihn zum Hohepriesteramt unauglich zu machen. Die Parther fuhren ihn 40 v. Chr. mit sich nach Seleucia.

Syrtel (Jof.), ausgezeichnete Anatom, geb. 7. Dec. 1811 zu Eisenstadt in Ungarn, studierte zu Wien, wo er aus Liebe zu den Naturwissenschaften sich besonders mit Anatomie beschäftigte, sodas er bereits 1833 als Professor an der Universität Anstellung erhielt. Während der vier Jahre, die er diesen Posten bekleidete, arbeitete er fleißig an der Bereicherung des wiener anatom. Museums, und nachdem er 1835 promoviert, wurde er schon 1837 zum Professor der Anatomie in Prag ernannt, 1845 aber in gleicher Eigenschaft nach Wien zurückberufen und im Mai 1847 unter die Mitglieder der kais. Akademie aufgenommen. Seine wissenschaftlichen Arbeiten betreffen vornehmlich die Anatomie des Gehörorgans, verschiedene Partien der feinem Gefäßlehre und der vergleichenden Anatomie, insbesondere der Fische. Außer zahlreichen Abhandlungen in den »Medic. Jahrbüchern des österr. Kaiserstaats« und andern Fachzeitschriften gehören hierher die »Vergleichenden anatom. Untersuchungen über das Gehörorgan des Menschen und der Säugetiere« (Prag 1845), »Lepidodiren paradoxa« (Prag 1845), »Beiträge zur vergleichenden Angiologie« (Wien 1850), »Beiträge

zur Morphologie der Urogenitalorgane der Fische« (Wien 1850), »Das uropoetische System der Knochenfische« (Wien 1852), »Über die accessoriellen Kiemenorgane der Elupaceen« (Wien 1856), »Anatomische Mitteilungen über Mormyras und Gymnarchus« (Wien 1856), »Das vergleichend-anatom. Museum an der wiener med. Fakultät« (Wien 1865), »Die Blutgefäße der menschlichen Nachgeburt« (Wien 1870), »Cranium cryptae Metolicensis« (Wien 1877). Die weiteste Verbreitung unter seinen Schriften haben jedoch gefunden das fast in alle lebenden Sprachen übersehte »Lehrbuch der Anatomie des Menschen« (Prag 1846; 16. Aufl. 1882) und das »Handbuch der topogr. Anatomie« (2 Bde., Wien 1847; 7. Aufl. 1882), mit dem er diese Richtung der Anatomie in Deutschland begründete. Außerordentliche Verdienste hat sich S. ferner um den technischen Teil der anatom. Wissenschaft erworben, über welchen ausführlich sein sehr geschätztes »Handbuch der praktischen Vergliederungskunst« (Wien 1860) handelt. Seine mikroskopischen Injektionspräparate, die alles in diesem Fach Vortreffliche an Schönheit übertreffen, sind außerordentlich verbreitet; ebenso berühmt sind seine Gehör- und Hodenpräparate geworden. Das ausgezeichnete Museum für vergleichende Anatomie in Wien wurde von S. gegründet und auch beschrieben (Wien 1869). Als Rektor der wiener Hochschule veröffentlichte er bei deren 500-jähriger Jubelfeier die Festschrift »Cryptobranchus Japonicus« (Wien 1865). Seit seiner 1874 erfolgten Emigration lebt er in ländlicher Zurückgezogenheit zu Perchtoldsdorf bei Wien.

Hyson (engl.), eine Sorte des grünen chimes. Thees.

Hyssopus officinalis L., s. Dsoy.

Hystaspes (altperf. und zend Histiāpa) ist der Vater Darius' I., Königs der Perser, Sohn des Arjanes, Enkel des Ariaramnes, welcher letzterer der Bruder des Cyrus, des Vaters des Kambyses und Urokraters des ersten Perserkönigs war. Nach einer von Herodot (I, 209) erzählten Sage soll Cyrus auf dem Zuge gegen die Massageten durch einen Traum vor den Nachstellungen des damals noch jungen Darius gewarnt worden sein, worauf der den König begleitende Vater das Heer verließ, um in Persien die etwaigen Schritte des Sohnes zu überwachen. Nach der Inschrift von Bisutun unterwarf S. später, unter der Regierung des Darius, die empörrischen Hyrtanier (517 v. Chr.). Nach Atesias soll S. mit seiner Gattin bei der Besichtigung der Arbeiten umgekommen sein, welche Darius für die Herrichtung seines noch erhaltenen Grabmals in Ratsch-Rustam anstellen ließ. Die Arbeiter sollen durch das Erscheinen von Schlangen erschreckt, die von ihnen gehaltenen Töne des Geräusches, auf welchem S. die Arbeiten besah, losgelassen haben, wofür sie alle mit dem Tode bestraft wurden. Ein anderer Hystaspes, Enkel des vorigen und rechter Bruder des Xerxes, befehligte in dem Zuge gegen Hellas die Baktrer und Saker.

Von dem S., der nie König war, ist vollkommen verschieden der viele Jahrhunderte früher lebende König der Baktrer S., unter welchem Zoroaster erschien, und den unter den Alten schon Agathias unterscheidet. Die Neuperser, die viele Jahrhunderte aus ihrer Geschichte vergessen haben, verwechseln diese beiden Persönlichkeiten und machen den Rei Gushasp zum Urvater des Darä. In den uns

erhaltenen Zendbüchern wird er Kavi Bistāpa genannt, Sohn des Ardabāpa, neuerf. Kohrasp, und Bruder des Sairivairi (neuerf. Berik). Er stützt für Zoroasters Lehre gegen Turan, namentlich gegen Ardabāpa (neuerf. Ardasp). Der 11. Kost des Zendavesta führte seinen Namen und handelte von ihm; aber nach der Sage der Perser wurden von den ursprünglichen 60 Kapiteln dieses Buchs 10 nach Alexander nicht wieder aufgefunden. Aus dieser verlorenen Quelle hat mit vieler Ausschmückung die neuere Sage der Persen geschöpft. Danach war Gushasp der fünfte der Kajanier und regierte 120 Jahre. Nach der Abdankung des Vaters Kohrasp beehrte sich Gushasp zur Lehre der Avesta, wurde aber deshalb von Ardasp, König von Turan, angegriffen. Nach der Befiegung dieses Königs verbreitete Gushasp die Lehre in alle Länder und sandte Zosendiar zu diesem Zwecke aus. Während eines Zugs des Königs nach Babulistan kam Ardasp wieder, zerstörte Balth, und löschte mit dem Blute der Ormazdpriester die Feueraltäre. Doch wurde die neue Lehre wiederhergestellt, und Gushasp hinterließ den Thron seinem Sohne Ardasp.

Hyster... (vom grch. ὥστρον, die Gebärmutter), **Hysteralgie** (grch.), Gebärmutter Schmerz, Gebärmutterkolik.

Hysterie (grch.), Mutterplage, Mutterflaup, eine eigentümliche, unter sehr verschiedenartigen Symptomen auftretende Nervenerkrankung, welche sich hauptsächlich durch Störungen der Empfindlichkeit (Sensibilität), der Bewegung (Motilität), der geistigen Funktionen und der Ernährung kundgibt und welche fast nur bei Frauen, und zwar in der Zeit der Geschlechtsreife vorkommt. Die Sensibilitätsstörung zeigt sich entweder als allgemeine Erhöhung der Reizbarkeit (Hyperästhesie) in einer Steigerung der Schärfe der Sinne, die häufig Quelle großen Unbehagens wird, ferner in Idiosynkrasien oder auch in einem Zustande anhaltender Erregung gewisser Nervengebiete. Andererseits macht sich häufig Empfindungslosigkeit geltend. Die Hyperästhesie, welche gewöhnlich als Nervenschwäche bezeichnet wird, verleiht den Kranken eine oft außerordentliche, aus Wunderbare grenzende Schärfe der Sinne, insofern dieselben durch den Geruch, das Gefühl, das Gehör Unterschieden wahrnehmen, welche Gesunden völlig entgehen; Licht ist ihnen zu hell, eine Farbe zu grell, ein Geruch zu stark, ein Geräusch unerträglich, die Gesunden gewöhnlich finden. Außerdem lieben sie Sinnesindrücke (z. B. Gerüche), die Gesunden zuwider sind, während sie solche, die Gesunden angenehm, widerlich finden. In (meist einseitigem) Kopfschmerz, oft beständigem Gelenkschmerz, Schwinden vor den Augen, Brausen in den Ohren, anhaltenden unangenehmen Geruchsempfindungen macht sich die Nervenerregung weiterhin häufig geltend. Aber auch die Empfindungslosigkeit ist oft so groß, daß sich diese Kranken ohne Schmerzensäußerung stechen, brennen und andern schmerzhaften Eingriffen unterwerfen lassen. Daneben haben sie eine verkehrte Wahrnehmung von innern Organen: Gerklopfen, erschwertes Atmen, abnorme Gefühle im Magen, in der Speiseröhre, in welcher häufig die Empfindung entlieht, als steige eine Kugel vom Magen zur Kehle hinauf (sog. hysterische Kugel, globus hystericus) u. dgl. Krämpfe und Lähmung sind nicht selten, schwinden

aber oft überraschend schnell; die Krämpfe treten entweder nur als vereinzelte Zuckungen einzelner Muskelgruppen, besonders der Arme, die als kompliziertere tonusähnliche Bewegungen (z. B. Sch., Wein- und Schüttelkrämpfe), oder auch als heftige Konvulsionen des ganzen Körpers welche die größte Ähnlichkeit mit epileptischen Krämpfen darbieten können. Mit großer Leichtigkeit tritt bei Hysterischen ein oft überraschender Wechsel der Stimmung ein, doch sind sie nie traurig. Als eigentümliche psychische Erscheinung macht sich auch eine Neigung zu Überthun und zu Betrug geltend, während das Verborgene sich in gesunder Weise äußert. Doch gibt höhere Grade und bei längerem Bestehen der Krankheit zuweilen auch in Geisteskrankheit, besonders in Verrücktheit über. Im Somatismus (s. d.) findet die Krankheit den Sitz im Organ ihrer Ausbildung. Neben der Hysterie sind oft Krankheiten der Geschlechtsorgane vor, diese sind häufig die Ursache derselben. Ist dies nicht immer der Fall, und auch nicht jede Geschlechtskrankheit macht hysterisch. Man findet H. häufig bei kinderlosen, unglücklich verheirateten Frauen, Witwen und alten Jungfrauen, es ist, wenn nicht Geschlechtskrankheiten vorher, das niederdrückende Bewußtsein eines verfallenen Lebens als Ursache anzusehen. Die Nüchternung oder unnatürliche Befriedigung des Geschlechts triebes trägt an der Krankheit viel zur Schuld, als oberflächliche Ärzte behaupten. Oft ist die Anlage zur H. angeboren, und diese allgemeine Störung des Nervensystems ist Blutarmerie (infolge von starken Mutterleiden, schmerzhaften Krankheiten und übermäßiger Stille) hervorgerufen. Wo sich die Organe nicht heben läßt, ist verständiger Zuspruch, geistes, thätiges Leben oft von großem Nutzen. Krankheit wird in vielen Fällen durch eine vernünftige Erziehung vorgebeugt. Insbesondere bei der Erziehung der Mädchen schon früh darauf hinzuwirken, daß die letzteren schon in der Jugend auf Gemütsbewegungen zu unüberwindlichen Schmerzen leicht zu ertragen lernen und in jeder Beziehung geistig und körperlich gebildet werden. Ist die Krankheit einmal eingebrochen, so ist außer der Beseitigung eventueller körperlicher Störungen (Blutschucht, Bluten, Gebärmutterleiden u. dgl.) eine fortgesetzte verständige psychische Behandlung der Kranken von der allergrößten Wichtigkeit, aber welche sie meine Regeln nicht wohl aufstellen lassen, welche in jedem gegebenen Falle nach der Individualität der Kranken von einem erfahrenen sachkundigen Arzt im einzelnen genau angegeben und sodann von der Umgebung der Kranken sorgfältig und beharrlich durchgeführt werden muß.

Hysterisch, an Hysterie (s. d.) leidend, dabei bedingt.

Hysterium Fr., Rigenischorf, Pilzartung aus der Familie der Discomyceten. 6 Arten derselben leben parasitisch auf den Rinden der Coniferen. Sie bilden kleine schwarze eiförmige oder lineale Fruchtkörper, die als Pflanz aus den befallenen Blättern hervorbrechen und dann mit einem Längsrisch sich öffnen. Die wichtigsten Arten sind der Rigenischorf auf der Weiberrn H. nervisequam Fr., und auf Nichten und Eichen vorkommende H. Pinastri Schrad. Bei

ertern sind die Perithecien strichförmige Polster, die sich auf der Mittelrippe der Unterseite hingleben, bei dem Letztern sind die Fruchtkörper kürzer und mehr elliptisch geformt. Beide Pilze können in Wäldungen viel Schaden anrichten, da durch das im Blattgewebe wuchernde Mycelium das Blatt in seiner Ernährung gestört wird und schließlich absterbt. Die Perithecien entwickeln sich gewöhnlich erst, nachdem bereits das Blatt gelb geworden und abgefallen ist. Die Ascosporen reifen erst im nächsten Frühjahr und können dann leicht wieder die jungen noch zarten Blätter infizieren. Ist der Verlust an Nadeln durch die Einwirkung des Pilzes ein bedeutender, so wird natürlich auch die Gesamternährung der Bäume benachteiligt, dieselben bekommen ein kränkliches Aussehen, und wiederholt sich die Infektion mehrere Jahre hindurch, so können die Bäume schließlich zu Grunde gehen.

Hysterocele (grch.), Gebärmutterbruch, fehlerhafte Lage der Gebärmutter, wobei dieselbe durch den Leisten- oder Schenkelkanal aus der Bauchhöhle nach außen tritt und, von einem Bruchsaal umkleidet, äußerlich unter der Haut zu fühlen ist. (S. Bruch.)

Hysterologie, die Schiefeit der Gebärmutter, eine Verschiebung derselben im Unterleib.

Hysteromanie, Wahnwitz der Frauen mit geschlechtlicher Aufregung.

Hysteron Proteron (grch., d. h. das Spätere vorn) heißt eine grammatisch-rhetorische Figur, die darin besteht, daß Satztheile und die durch sie ausgedrückten Begriffe nicht in ihrer natürlichen oder

richtigen zeitlichen Anordnung aufgeführt werden, sondern was der natürlichen Anordnung oder Zeit nach an zweiter Stelle stehen sollte, vorangestellt wird; es geschieht dies häufig dann, wenn der in einfach logischer Folge zuletzt kommende Begriff für den Sprechenden der wichtigere und deswegen mehr hervorzuhobende ist. Ein Beispiel gibt der Homerische Vers: »Weide, nachdem sie erzog und gebat die göttliche Mutter.«

Hysterosphär, Gebärmutterhalter, Instrument zum Stützen der gesenkten Gebärmutter.

Hysteroskopie, Gebärmuttervorfall.

Hysteroskopie, die Untersuchung der Gebärmutter vermittelt des Mutterspiegels.

Hysterotomie, der Kaiserschnitt, chirurgische Operation an der Gebärmutter; Hysterotom, Instrument zur Vornahme derselben.

Hystrix (lat.), Stachelschwein.

Hystrixismus (von hystrix, Stachelschwein), der höchste Grad der Hysterschuppentrunkheit (s. d.).

Hyta heißen in der asiat. Türkei geworbene leichte Reiter, welche auf Kriegsbauer oder für einen bestimmten Feldzug verpflichtet werden.

Hythe, Stadt in der engl. Grafschaft Kent, 7 km westlich von Folkestone am Pas de Calais, an der Grenze des jetzt eingedeichten und bebauten Marschlandes von Romney, mit (1881) 4069 E., besteht aus einer einzigen, längs der Küste sich hinziehenden Straße. D. war einer der Cinque Ports (s. d.), jetzt aber ist der Hafen ganz versandet und die Stadt sehr zurückgekommen.



I, der neunte Buchstabe unsers Alphabets, bezeichnet einen Vokal, der mit den s-artigen Lauten e, a) zu den sog. »weichen« oder »palatalen« Vokalen gehört (im Gegensatz zu den nichtpalatalen a, u). Früher nahm man in der Sprachwissenschaft an, daß die Sprache ursprünglich nur die drei sog. reinen Vokale a, i, u besaßen habe, dann wurde also i zu diesen Grundvokalen gerechnet. Die histor. Sprachforschung hat aber gezeigt, daß, wo die Dreieit a, i, u sich findet (s. B. im Griechischen), sie erst das Resultat der Vereinfachung einer ursprünglich größern Reihe von Vokalen ist; o haben wir s. B. im Deutschen ein seinem Ursprung nach zweifaches i, eines gleich ursprünglichen o überall, wo im Deutschen einem i in andern Formen oder Ableitungen des Wortes ein a gegenübersteht, ist i aus o entstanden, s. B. in »binden« neben »Band«. Von allen Vokalen ist das i die stärkste Wirkung auf umgebende Laute aus, durch die sog. Epenthese erzeugt es in der vorangehenden Silbe Diphthong oder Umlaut, auf diese Weise entstehen im Deutschen ä (e) aus a, ö aus o, u aus u u. s. w., s. B. »ich schlage«, »du schlägst«, got. slaha — slahia. In vielen Sprachen wirkt das i stark ein auf die Aussprache der ihm vorangehenden Konsonanten, namentlich auch die Vokale (k, g); so sprachen die Römer kibus (cibus), die Italiener techibo (cibo). Der Buchstabe unsers Alphabets ist wie alle unsere Buchstaben aus der lat. Schrift entnommen; da die aus der

griechischen, die griechische aus der phönizischen stammt, geht es also im letzten Grunde auf das phöniz. jod zurück, das sowohl den Konsonanten jod, wie den Vokal i ausdrückt.

Als Abkürzungszeichen steht I in röm. Inschriften, Handschriften u. s. w. für imperator; als Zahlzeichen für 1. In der Chemie ist I das Zeichen oder Symbol für Jod. Auf deutschen Reichsmünzen bezeichnet I den Münzort Hamburg, auf ältern franz. Münzen: Limoges.

I ad graecum pi (lat.), geh zum griechischen pi (π), d. h. zum Galgen, scherzhaft zum Hänger!

Iakchos (lat. Iacchus), war ein Beinamen oder Name des Dionysos, welchen er wahrscheinlich wie den etymologisch nahe verwandten Namen Balchos von den Jubelrufen führte, mit denen er bei Festen und Festzügen angerufen wurde.

Iakchos hieß nach der griech. Mythologie ein Sohn des Apollo und der Muse Kalliope. Er soll jung gestorben und deshalb sein Name wie der des Kinos zur Bezeichnung für Klagegesänge gebraucht worden sein.

Zamblichus, neuplatonischer Philosoph, aus Chalcis in Eöleisgrien, war ein Schüler des Porphyrios und starb um 330 n. Chr. Durch ihn artete die neuplatonische Philosophie in Gemonologie und Theurgie aus, weshalb er auch bei seinen Schülern den Ruf eines Geistesbeschwörers und Wunderthäters erhielt. An dem Kaiser Julian fand er, als Verteidiger des alten Götterglaubens,

einen begeisterten Verehrer, was dazu beitragen mochte, ihm den Beinamen des Göttlichen zu geben. Von seinen vielen Schriften sind nächst einigen mathematischen noch übrig ein Bruchstück des Lebens des Pythagoras, über den er manches Selbstame und Fabelhafte berichtet, und eine Ermahnung zur Philosophie, beide von Niebling (Op. 1813 u. 1815) herausgegeben. Auch wird ihm eine Schrift über die ägypt. Mythen, herausgegeben von Parthey (Berl. 1857), beigelegt, deren Echtheit aber verdächtig ist.

Jambus (grch.) heißt in der Metrik ein aus einer kurzen und langen Silbe (—) bestehender Versfuß, als dessen Erfinder der griech. Dichter Archilochus galt, der ihn schon völlig ausgebildet in seinen Schmahgedichten angewendet hat. Jambische Verse werden nach Dipodien (Doppelschritten) gemessen. Der bekannteste jambische Vers ist der Trimeter (nach den drei Dipodien benannt) oder Senarius (nach den sechs Füßen), der Vers des Dialogs im antiken Drama. Die Cäsur liegt meist nach der Thesis des dritten Fußes (— — — | — — — — —). Statt des J. kann im ersten Fuße jeder Dipodie, also in allen Versfüßen ungerader Zahl (1, 3, 5) der Spondeus (— —) stehen; außerdem hat der jambische Vers noch manche andere Freiheiten.

Jante ist der Name des 98. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Japetus, Titane, Sohn des Uranos und der Gaea; ihm gebar die Tochter seines Bruders Oceanos, Alcmene (oder Asia), den Atlas, Prometheus, Epimetheus und den Menotios. Als Vater des Prometheus steht er an der Spitze der hellenischen Stammtafel. — J. heißt auch einer der Satelliten des Saturn (s. d.).

Japoden (Japoden), im Altertum ein durch seine Tapferkeit und Wildheit auszeichneter illyrischer Stamm im nördl. Dalmatien, im obren Gebiet des Flusses Colapis (jetzt Kulpa), der nordöstl. Teil des sog. Liburnien. Den Römern wurden sie 34 v. Chr. durch Octavian nach Verstärkung ihrer Hauptstadt Metulum (jetzt Metkila oder Metkling) an der Kulpa unterworfen und der Provinz Dalmatien einverleibt, ihr Gebiet später anscheinend zwischen dieser und Pannonien geteilt.

Japygia, die südöstl. Küstenebene Italiens, angeblich von einem Führer eingewanderter Kreter benannt. Der Boden war für Wein- und Olbau geeignet, Aoh- und Schafszucht blühten; die Bewohner gehörten dem illyr. Volksstamme an, wurden indessen früh hellenisiert, hauptsächlich durch den Einfluß Larentis. Schon gegen Ende des 4. Jahrh. v. Chr. ergriffen die Römer von dem Landesteile Besitz, der bei ihnen, wie noch jetzt, Apulia hieß.

Jarbas, s. Hiabas.

Jason, ein Held des alten Griechenland, war der Sohn des Aison (Aison), Königs von Iolkos in Thessalien, und der Polymebe, nach andern der Polymebe, Alkimebe oder Polyphebe, und hatte den Centauren Chiron zum Lehrer. Schon als Jüngling wohnte er der Eberjagd bei Kalydon bei. Als sein Vater, noch ehe J. volljährig geworden, die Regierung niederlegte, übernahm sie als Vormund Pelias, J.s Oheim. Die Veranlassung zu J.s Juge nach Kolchis war der gewöhnlichen Sage nach folgende: Pelias ließ einst zu einem feierlichen Opfer des Poseidon (Neptun) alle seine Verwandten, darunter auch J. einladen. Als dieser

auf seinem Wege nach Iolkos an den Fluß Anaros kam, fand er die Hera (Juno) in Gestalt einer alten Frau, welche ihn bat, sie über den Fluß zu tragen. J. that dies, ließ aber den einen seiner Schuhe im Schlamm zurück. So kam er zu Pelias, der aber den Verlust des Schuhs in Schrecken geriet, weil ein Orakelspruch ihm geweissagt hatte, daß derjenige ihm Thron und Leben rauben würde, der zu dem Opfer ohne Schuhe käme. Pelias fragte den J., was er wohl mit demjenigen machen würde, der ihm von dem Orakel als sein Mörder verurteilt worden wäre? Auf Eingebung der Hera antwortete J., er würde ihn nach Kolchis schicken, um das Goldene Vlies wieder zu holen. Diesen Auftrag erhielt J. nun selbst vom Pelias.

Nach Bindar hatte Pelias seinem Bruder Alkon den Thron geraubt. Als J. volljährig geworden, ging er in der Kleidung eines Magnesiens, mit einer Leopardenhaut um die Schultern und mit zwei Lanzen bewaffnet nach Iolkos an den Hof des Pelias. Auch nach dieser Sage kam J. nur mit einem Schuh bei dem Pelias an. Als Pelias, der ihn nicht kannte, sich nach seiner Herkunft erkundigte, antwortete er freimütig, er sei Alkons Sohn, ließ sich dann die Wohnung seines Vaters zeigen und feierte daselbst mit seinen Eltern und seinen Verwandten Phereas, Amphyaon, Admetos und Melampus fünf Tage lang das Fest des Wiedersehens. Hierauf gingen sie zu Pelias und verlangten die Abtretung des Reichs. Pelias antwortete, daß er bereit sei, dasselbe J. zu überlassen, wenn dieser zuvor das Goldene Vlies wieder nach Thessalien zurückgebracht haben würde. Auf der Fahrt dahin (s. Argonauten) zeugte J. mit der Hypsipyle (s. d.) auf Lemnos zwei Söhne. Von Medea (s. d.) unterstützt, vollführte er dann seine Aufgabe und lehrte mit ihr, als seiner Gemahlin, nach langem Umherirren in die väterliche Heimat zurück. Hier rächte er die Ermordung seiner Eltern und seines Bruders durch den von Medea bewirkten Tod des Pelias. Dennoch gelangte er nicht auf den Thron von Iolkos. Freiwillig oder gezwungen überließ er denselben dem Alastos, dem Sohne des Pelias, und zog mit seiner Gemahlin nach Korinth. Hier lebten beide zehn Jahre in der glücklichsten Ehe, bis J., der Medea überdrüssig, sich entschloß, Glaube, nach andern Kreusa, die Tochter des korinth. Königs Kreon, zu heiraten und seine Gemahlin und Kinder zu verstoßen. Doch Medea rächte sich schrecklich an der verhassten Nebenbuhlerin und floh, als J. sie dafür bestrafen wollte, auf ihrem Drachenzug zum König Agros (s. d.) in Athen, nachdem sie zuvor ihre Kinder getötet hatte. Nach einigen soll J. hierauf sich aus Verzweiflung getötet haben. Nach andern wurde er am Meerestufer von einem auf ihn herabstürzenden Stab der Argo, des Schiffs, welches ihn nach Kolchis gebracht hatte, erschlagen. Andere erzählen, er sei später mit Medea ausgesöhnt, mit ihr nach Kolchis zurückgekehrt und habe nach dem Tode seines Schwiegervaters dessen Thron bestiegen.

Jatrie (grch.), ärztliche Thätigkeit und Kunst.

Jatrochemiker oder Chemiatriler nennt man die Anhänger eines mediz. Systems, welches die Vorgänge im gesunden und kranken Körper, sowie die Wirkungen der Heilmittel auf chem. Vorgänge zurückzuführen strebt. Eine solche ärztliche Schule wurde schon im 16. und 17. Jahrh. von Paracelsus und Helmont vorbereitet, von Franz

Sylvius sowie von G. C. Stahl eigenartig weiter gebildet. Man versuchte die chem. Vorgänge im Tierkörper auf Gärungsprozesse zurückzuführen, war aber wegen der mangelhaften Kenntnis der chem. Prozesse und des Wesens der Gärung nicht im Stande, die aufgestellten Theorien sicher zu begründen. Die gewaltigen Fortschritte jedoch, welche die Neuzeit in der Chemie überhaupt und in der Biochemie im besondern gemacht hat, bahnen endlich eine Lösung des großen Problems der Erklärung der chem. Erscheinungen im lebenden Tiere mit Erfolg an. Die physiol. und pathol. Chemie ist daher die Ergänzung der physiol. und pathol. Physik.

Zatromathematiker nannte man im Altertum diejenigen Ärzte, welche noch neben ihrem eigentlichen Berufe mathem. Wissenschaften, besonders Astronomie und Astrologie trieben und wohl auch diese beiden Wissenschaften aus eigenem Aberglauben oder, um sich mehr Ansehen zu verschaffen, mit der Medizin verbanden, ohne gerade in die Klasse der Magier zu gehören. In der neuern Zeit bedeutet dieser Name, welchem der der **Zatromechaniker** oder **Zatrophysiker** gleicht, die Anhänger einer eigenen mediz. Schule, welche die Gesetze der Physik im lebenden gesunden und kranken menschlichen Körper als das hauptsächlich wirkende Moment nachzuweisen suchte. Die ältere Schule dieses Namens feierte ihren Haupttitriumph in der durch Harvey (1616) gemachten Entdeckung des Blutkreislaufs. Schon Santorio Santoro aus Capo d'Jstria (1561—1636, Professor in Padua und Venedig) stellte physiol. Versuche zur Entdeckung physiol. Gesetze im tierischen Körper, insbesondere zahllose genaue Messungen und Wägungen zur Bestimmung der Hautausdünstung, der tierischen Wärme, des Stoffumsatzes und des Kreislaufs an, und nach ihm erklärte Alfonso Borelli (1608—79, Professor in Pisa) in dem nach seinem Tode (1679) erschienenen Buche „De motu animalium“ (Rom 1680) die Prozesse im lebenden Organismus nach den Gesetzen der Statik und Hydraulik, indem er ihn mit einer einfachen Maschine verglich. Borellis System fand seine meisten Anhänger in Italien, unter denen besonders Lorenzo Bellini (1643—1704, Professor in Pisa) und Giorgio Baglivi (1669—1707, Professor in Rom) zu nennen sind, und in England, wo besonders James Keil, Jurin, Georges Eberne begeisterte Verbreiter der neuen Lehre waren. In Frankreich wurde dieselbe von Einzelnen nur zum Teil angenommen und in Deutschland nur der Hauptthee nach andern Systemen, z. B. dem von Boerhaave, J. Hoffmann, zu Grunde gelegt. Doch war die damalige Physik noch zu arm an Thatfachen, als daß sie Ausreichendes und Dauerndes für die Begründung der ärztlichen Wissenschaften hätte liefern können. Die neuere, durchaus auf unabweisbare mathem. Sätze begründete Physik bietet dessen um so mehr und ist daher auch zu diesem Zwecke allseitig angewendet worden. Die mediz. Wissenschaft der Gegenwart konstatiert, daß eine Menge der wichtigsten Vorgänge im gesunden und kranken menschlichen, tierischen (und pflanzlichen) Organismus rein auf physik. (bezieht sich chemischen) Vorgängen beruht und nach physik. Gesetzen vollständig erklärbar ist.

Zatropa, f. **Jatropa**.

Zatrotaktik (grch.), praktische Heilkunst, besonders Wundarzneykunst.

Zagares, der alte Name des Sir-Darja (f. d.)

Id., Abkürzung für **Idem** (f. d.).

Jbaddi, mohammed. Sekte, f. **Dejasi**.

Jbaitabel, der basilische Name der Stadt **Bilbao**.

Jbar, Fluß im Königreich Serbien, entspringt im türk. Vilajet Novi-Bazar unweit des fiedens Rojaj, durchfließt das Amselfeld, vereinigt sich beim Eintritt ins serb. Gebiet mit der Raschka, bildet dann die Grenze zwischen den Kreisen Ujica und Gacal und mündet unterhalb Karanovak in die Serbische Morawa. Unweit von letzterer Stadt befindet sich das berühmte Kloster **Žiža**, der Aufenthaltsort der alten serb. Könige.

Jbarra oder **Jmbabura**, Hauptstadt der Provinz **Jmbabura** in der südamerik. Republik Ecuador, liegt auf einer schönen Hochebene mit mildem Klima, 2225 m über dem Meere, 15 km im S. des Rio Chota, 100 km im NO. von Quito, nördlich vom stumpfen Winkel des 4582 m hohen Vulkans **Jmbabura**. Die Stadt besitzt vier Kirchen, eine höhere und drei Elementarschulen in ehemaligen Klöstern, ein Regierungsgebäude und ein Hospital und zählt 6000 Q., die sich mit Landbau, Viehzucht und Woll- und Baumwollweberei beschäftigen. J. wurde 1597 durch den Präsidenten von Quito, D. Alonso de Jbarra, angelegt und 6. Aug. 1868 durch ein Erdbeben zu Grunde gerichtet, wobei gegen 8000 Menschen umkamen. Nur zum kleinen Teil wieder aufgebaut, ist es die freundlichste Stadt in den Hochcordillern.

Jbarra (Joachim), geb. zu Saragossa 1728, gest. in Madrid als Hofbuchdrucker 23. Nov. 1788, erhob in Spanien die Buchdruckerkunst auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit. Aus seinen Pressen gingen Brachtausgaben der Bibel, des „Moyarabischen Riffsals“, der „Geschichte Spaniens“ von Mariana (2 Bde., 1780), des „Don Quixote“ (2 Bde., 1780) und der span. Übersetzung des Sallust (1772), welche den Infanten Don Gabriel zum Verfasser hatte, hervor.

Jbberühren, Stadt im Kreise **Leidenburg** des Regierungsbezirks Münster der preuß. Provinz Westfalen, an der Linie Hannover-Altena der Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Berginspektion und zählt (1890) 8908 meist lath. Q. Die Stadt liegt zwischen Ausläufern des Teufelsbergwaldes, die hier eine reiche Ausbeute an Steinohlen, Kalkmandeln, Eisenerz, Galmey, Meiers und Kalkstein darbieten. Außerdem sind hiesig vorhanden eine Lederfabrik, eine Stärkefabrik, drei Maschinenfabriken für Hobelmas., zwei Dampfmaschinen, eine Maschinenfabrik und zwei mechan. Stoffwebereien. — J. gehörte früher zur Diözese Osnabrück, kam als zur Grafschaft Vercing gehörig 1555 durch Sendung an Julius von Spanien, wurde 1632 von Friedrich Heinrich von Oranien erobert und fiel 1703 an Preußen. — Die Landgemeinde **Jbberühren** hat 3254 Q.

Jberrer (lat. **Iberi**, **Ibères**) nannten die Alten ein Volk, welches nicht nur die ganze Pyrenäische Halbinsel, sondern auch Aquitanien und die nordwestl. Küsten und Inseln des Mittelmeers bis zum untern Rhodan hin bewohnte und mit seinen verschiedenen Unterabteilungen einen ganz selbständigen und eigentümlichen Sprachstamm bildete, dessen letzte Reste die heutigen Basken (f. d.) sind. — „Versuchungen von W. von Humboldt“ von Kiepert behandelt haben, ist Teil der auf uns gekommenen **Jbber**.

Orts- und Personennamen aus dem Basischen erklären. Auf der Pyrenäischen Halbinsel (s. Hispania) zerfielen die I. in eine bedeutende Anzahl von Völkern, deren Kulturstufe jedoch eine sehr verschiedene war. Ackerbau und Viehzucht fand in vielen Gegenden in Blüte. Unter den Industriezweigen hatte im Süden namentlich die tünktlerische Bearbeitung der Metalle eine hohe Stufe erreicht, und der Bergbau wurde ziemlich schwungvoll betrieben. Die I. hatten eine weitverbreitete nationale Schrift, die sich in zwei Hauptarten spaltete und deren Ursprung in sehr frühe Zeit hinaufzuweisen scheint. Für die civilisiertere über. Völker schafften die Turdetaner im untern Andalusien, welche geschichtliche Aufzeichnungen, alte Helendenlieder und geschriebene Gesetze besaßen. Auch die Turduler, die einen Teil Lusitanien inne hatten, standen auf einer ziemlich hohen Bildungsstufe. Für den kriegerischsten Stamm galten die Cantabrer im Norden des spätern Altcastilien, welche die letzten Kämpfe mit den Römern (24—18 v. Chr.) bestritten. Als die Vorfahren der Basen sind die Basconen zu betrachten. Die Stämme der Celtiberer waren durch Mischung von I. mit eingewanderten Celten entstanden. Mit den Karthagern standen die I. in einem lebhaften Handelsverkehr, wodurch ihnen auch mancherlei fremde Kulturelemente zugeführt wurden. Iber. Soldaten bildeten einen bedeutenden Teil der karthag. Heere. Die röm. Kultur fand bei den civilisierten Völkern bald festen Fuß, so daß die Latinisierung der Pyrenäischen Halbinsel (seit Augustus) verhältnismäßig rasch vor sich ging. Unter den erhaltenen Resten der altiber. Kultur sind besonders eine Anzahl Münzen hervorzuheben, die Doubard in der »Numismatique ibérienne« (Par. 1859) beschrieben hat.

Iberia hieß bei den Alten einerseits die fast rings um Gebirgen umschlossene, vom Flusse Ebro, jetzt Ebro, durchströmte, an Getreide, Öl und Wein fruchtbare Ebene des lautaf. Jähmus, die im R. durch den Raulafus vom Lande der Sarmaten geschieden, im W. an Kolchis, im S. an Armenien, im O. an Albanien grenzte und die (im Lande selbst Kharithi oder Etr genannt) seit dem 11. Jahrh. den Namen Georgien (s. d.) oder Grusen trägt. Die Einwohner, die Iberer, trieben vornehmlich Ackerbau und schieden sich in röm. Zeit in vier Kasten: Edle, Priester, gemeine Freie und Leibeigene. Bekannt wurde ihr Land durch den Feldzug des Pompejus 66 v. Chr. Dauernd stand es unter röm. Herrschaft von Trajan bis nach dem Tode Julians; dann unterwarf es der pers. König Sapor II. Unter Anerkennung der pers. Oberhoheit behielt I. seine nationalen Fürsten mit dem Königstitel, die im 5. Jahrh. nahe der alten Hauptstadt Mitheth (gewöhnlich Meschitha) die neue Tiflis (Tiphitis, jetzt Tiflis) erbauten. I. wurde seit dem 4. Jahrh. von Armenen aus christianisiert. — Andererseits wurde vor dem Aufkommen des Namens Hispania der Name I. für die Pyrenäische Halbinsel gebraucht.

Iberis L., Schleifendolme, eine zu den Schachteltrugenden Cruciferen gehörige Gattung mit ziemlich vielen ein- oder mehrjährigen, auch krautartigen Spezies, von denen mehrere in die Gärten Eingang gefunden haben. Sie sind im Asien, Europa, auch wohl in Asien zu Hause. In der Gruppe der *Thlaspidaceae*, zu der die Iberis-Arten zählen, unterscheiden sie sich nur durch die ungleichen Blumenblätter, deren zwei äußere im-

mer länger sind als die inneren, und durch den gedrängteren, trugbodenförmigen Blütenstand, der sich allmählich traubig verlängert. Die bekannteste und in den Gärten häufigste Art ist *I. amara L.*, einjährig, etwa 20 cm hoch, mit gespreizten, bodenartig gestellten Ästen und weißen, wohlriechenden Blumen. Je nach der Zeit der Aussaat blüht sie von Mai oder Juni bis September und Oktober. *I. umbellata L.* wird höher und hat noch entschieden bodig stehende, einen ausgebreiteten Kopf bildende Äste. Die Blumen sind blauviolett oder purpurn, größer, und ihre bodenförmigen Trauben verlängern sich nicht in denselben Maße, wie bei jener Art. Blütezeit vom Juni bis August. Bei ihrer vorzugsweise schönen Spielart var. *hypericiflora* (fr. Julienne) strecken sich die anfangs kurzen Trauben blendendweißer Blumen und werden cylindrisch-kegelförmig, so daß die Pflanze der gefüllten weißen *Rattonalviole* (*Hesperis matronalis*) ähnlich steht. Soll sie recht schön werden, so muß man sie schon im Herbst ausladen. Sehr beliebt ist auch ihre Zwergform (var. *nana*) mit purpurvioletter Blumen. Bei der vorzugsweise zur Topfkultur geeigneten *I. sempervirens*, der immergrünen, sind die bodentraubig geordneten Blumen silberweiß. Eine vorzüglich schöne Topfpflanze ist *I. sempervirens L.*, auf Sicilien und in Persien zu Hause, ein kleiner 50 cm hoher Halbstrauch mit immergrünen, substanzreichen, spatelförmigen Blättern und blendendweißen großen Blumen. Man überwintert sie frostfrei und erzieht sie, wie auch die vorige Art, aus Strahlungen im Sommer, während man die übrigen Schleifenblumen im Herbst oder im März sät.

Iberisches Gebirgssystem nennt man die östlichen Randgebirge, welche in Spanien die beiden kastil. Hochebenen gegen das Thal und die Ebene des Ebro abgrenzen. Von den Quellen des Ebro an zieht es sich in einem Bogenkreise von NW. nach SO., um sich dann nach S. hin weit auszubreiten. Der zwischen dem obern Ebro und dem obern Duero, vom kastil. Kanal bis zum Jalon gelegene Teil, etwa $\frac{1}{2}$ des Ganzen, enthält drei aufeinander folgende Gebirgsmassiven, welche durch Einsenkungen voneinander geschieden sind. Rangs des Süßers des obern Ebro stehen auf hohem Plateau die über 1000 m hohen, aus Kalk der Kreideformation bestehenden Montes Obarenes; südwestlich davon erheben sich die Montes de Oca zwischen dem Plateau von Burgos und dem warmen, weinreichen Distrikt der Rioja; im SO. der aus silurischen Gesteinen und Jurakalk zusammengesetzte mächtige Gebirgsknos der Sierra de la Demanda, bei den Alten der Mons Iubeda, im Cerro de San-Lorenzo 2306 m hoch. Davon geschieden erheben sich im S. die Sierra de Nila (mit dem 2251 m hohen Pico de Urbion, Quelle des Duero) und die östlichere Fortsetzung, die Sierra de Gollera mit einem 2175 m hohen Pk. Wiederum im SO., davon geschieden, erhebt sich im O. von Gria die Sierra del Roncayo (der Mons Caunus der Alten), welche die öden Parameras von Gria von den warmen Hügelländern von Larazona und Boria trennt. Der höchste Gipfel hat 2351 m Höhe. Auch dies Gebirge besteht aus silurischer Grauwacke nebst Juraschichten. Südlich vom Jalon beginnt der zweite Teil des iber. Systems, etwa doppelt so groß als der erste, die Provinzen Arriel, Guabalajara und Guenon erfüllen» *Geogr. Anst.* ist es der mächtige Ball der

Parameras de Rolla, im N. der Sierra de Albarracin, und im O. gegen den Ebro hin in breiten Stufen hinabsinkend. Südlich von Molina lagert östlich von der weitgedehnten Serrania de Euenca die Sierra de Albarracin, in welcher sich bei der Quelle des Tajo und des Guadalquivir der 1609 m hohe, aus Jurakalk bestehende Muela de San Juan in den Montes Universales erhebt; nahe im NW. von ihm steht der 1800 m hohe Cerro de San Felipe. Alle diese Gebirgs- und Plateaumassen sind niedriger als die im nördlicheren Teile. Östlich daran schließen sich die Gebirgsmassen der nordvalencia. nischen Küstengebirge.

Iberische Halbinsel wird die Pyrenäische Halbinsel (Spanien und Portugal) nach dem Völk der Iberer (s. b.) genannt. [Sprache.

Iberischer Sprachstamm, s. u. Georgische

Ibicus, alter Name des Flusses Ebro (s. b.).

Ibex (lat.), der Steinbock.

Ibidem (lat., meist abgekürzt: ib. oder ibid.), ebendasselbst, an demselben Orte, besonders bei Citaten: in derselben Schrift, auf derselben Seite.

Ibis nennt man eine Gattung Vorkrattiger Stelzvögel mit langem, nach unten gebogenem Schnabel und nacktem Kopfe, deren zahlreiche, meist schön gefärbte Arten nur in warmen Gegenden der Alten und Neuen Welt wohnen. Am bekanntesten ist der heilige Ibis (Ibis religiosa), etwa 40 cm hoch, ganz weiß bis auf die fälgeligen, Schwanzel, Kopf, Hals und Füße, welche schwarz sind. Er wurde von den alten Ägyptern heilig gehalten und nach dem Tode einbalsamiert. Er war das Symbol des Theoth, des ägypt. Hermes, des Gottes der Weisheit und aller Kenntnis, daher dieser Gott auch häufig unter dem Bilde des I. verehrt oder mit einem Ibislopf dargestellt wurde, wie auch sein hieroglyphischer Name jederzeit mit diesem Vogel geschrieben wird. In den Tempeln des Theoth pflegten mehrere I. unterhalten zu werden, und die Schonung dieser Vögel war so allgemein, daß sie, wie berichtet wird, in den Städten unbelästigt auf den Straßen umherliefen. Gegenwärtig sind sie im ganzen Lande äußerst selten, dagegen häufig von Chartum häufig. Der Vogel nährt sich vorzugsweise von Insekten.

Ibischkraut, s. u. Hibiscus. [ren.

Ibiza oder Jolza, span. Insel, s. u. Balea.

Ibn (arab.), soviel wie Ben (s. b.), b. h. Sohn.

Ibn-al-athir ('Abu al-din 'Alī ben Muḥammad al-Ḥafḍ), arab. Geschichtschreiber, wurde im J. 565 der Hebschra (1160 n. Chr.) zu Dschirāt Ibn-Ōmar in Mesopotamien geboren und ließ sich später in Mossul nieder, wo er im J. 630 der Hebschra (1230/31 n. Chr.) starb. Er ist Verfasser von drei größern Geschichtswerken, deren berühmtestes von Lornberg unter dem Titel «Ibn-al-Athiri Chronicon quod perfectissimum inscribitur» (Bd. 1—12, Leiden 1868—71) herausgegeben ist. Dasselbe beschreibt die Weltgeschichte bis zum Jahre 628 (1230/31). Von seinem andern geschichtlichen Werke «Ibrat ul-l-ahsār» (einer Geschichte der Dynastie der Abbassiden) sind von Reinaud nur Fragmente (in seiner «Historiens des croisades») veröffentlicht.

Ibn-al-Faridh (Abū Ḥafṣ 'Omar), einer der bedeutendsten arabischen mystischen Dichter, geb. in Kairo im J. 576 der Hebschra (1181 n. Chr.), gest. daselbst im J. 632 (1236 n. Chr.). Seine Gedichte sind zum größten Teil wegen der vielen mystischen Allegorien schwer verständlich, aber voll der schön-

sten poetischen Bilder. Das eine seiner Gedichte, «Ta' Jah» genannt (so genannt, weil alle Doppelverse auf t endigen), ist von J. von Hammer-Purgstall unter dem Titel «Das arab. hohe Lied der Liebe» (Wien 1864) mit Übersetzung herausgegeben, der «Divān» (mit arab. Kommentar) in Marseille (1868) im Druck erschienen.

Ibn-'Arabshāh (Ahmed ben Muḥammad al-Jāserā kni), ein vielseitiger arab. Schriftsteller, gest. im J. 854 der Hebschra (1450 n. Chr.) zu Damascus, seinem Geburtsorte. Er verfaßte eine interessante Geschichte des Lamerlan, herausg. von Jal. Golins (Leiden 1836, und in Kalkutta, 1812; 2. Ausg. 1818) und überf. lat. von Manger (Leuwarden 1767—72), frz. von Battier (Par. 1658). Großes Interesse nimmt ein anderes Werk J.s in Anspruch, welches eigentlich eine Anweisung zur Erziehung von Fürstenthronen ist (arab. u. lat. herausg. von G. W. Freytag unter dem Titel: «Fructus imperatorum et jocatio ingeniosorum», 2 Bde., Bonn 1832—62).

Ibn Batuta, eigentlich Abū Abdallāh Muḥammad, der bedeutendste Reisende der Araber, geb. 1304 zu Tanger in Marokko, begann 1325 seine große Reise, auf welcher er Ägypten, Syrien, Persien, Mesopotamien, Arabien, die Küste Indiens, Kleinasien, die Krim, Südrußland, China, Bokhara, Chorasan, Kandahar, Delhi, China, die Hafenplätze Indiens und viele Inseln des Indischen Archipels zum Teil mehrmals besuchte. Er kehrte 1349 wieder nach seiner Heimat zurück, ging aber bald nach Andalusien und wandte sich 1352 nach Centralafrika, wo er bis Zimbabue kam. Er starb 1377 in Fez. Sein Reisebericht gab Desf. merz und Sanguinetti (4 Bde., 1865—69) heraus.

Ibn-Chaldūn (Abū al-din 'Abū 'Abd al-raḥmān al-Ḥadhrānī), einer der größten arab. Geschichtschreiber, geb. im J. 732 der Hebschra (1332 n. Chr.) zu Tunis, genoß eine ausgezeichnete Erziehung und trat schon früh in den Dienst des Beherrschers von Fez. Im J. 784 begab er sich nach Alexandria, dann nach Kairo, wo er Vorlesungen hielt. Nach einem sehr bewegten Leben und nachdem er verschiedene hohe Stellen, namentlich in Ägypten und Syrien bekleidet, starb er als makedonischer Großrichter in Kairo im Ramadān des J. 808 (März 1406). Sein berühmtestes Werk ist eine Geschichte der Anfänge der Nationen, vorzüglich der Araber und Berbern und der Begebenheiten, welche sich später zugetragen haben. Voll von interessanten Gesichtspunkten ist die dazugehörige Einleitung, welche noch jetzt für die türk. Staatsmänner die Hauptquelle ihrer staatswissenschaftlichen Studien bildet. Diese Einleitung oder «Prolegomena» sind wiederholt gedruckt (Par. 1858, mit Überf. von Gudin de Slane, Bb. 1—3, Par. 1863, Beirut 1882), wie auch die Geschichte der Araber und Berbern (Par. u. Algier 1847—51, mit Übersetzungen von G. de Slane, Bb. 1—3, Algier 1882—56) herausgegeben ist.

Ibn-Challikan (Schams al-din Abū 'Abd al-Ahmed), ein Abkömmling der berühmten Barmekiden, geb. zu Arbela im J. 608 der Hebschra (1211 v. Chr.), gest. in Damascus im J. 681 der Hebschra (1282 n. Chr.) nach einem sehr wechselvollen Leben. Er verfaßte das große Ansehen, in welchem er noch jetzt steht, vor allem seinem biographischen Geschichtswerke, welches die Todesfälle der berühmtesten Personen und die Geschichte der Söhne der

Zeit» behandelt. Das Werk, eine der zuverlässigsten Quellen für die Literaturgeschichte der Araber während des 2. bis 7. Jahrh. der Hedschra, ist wiederholt herausgegeben, zuerst von F. Wüstenfeld (13 Hefte, Gött. 1835 fg.), dann von Gudis de Siane (Par. 1838 fg.), zugleich übersezt von demselben (Par. 1842 fg.). Vgl. B. F. Tydemann, «*Conspectus operis Ibn-Challikani de vitis illustorum virorum*» (Leiden 1809).

Ibn-Doreid (Abū Bekr Muḥammed ben al-Ḥasan), berühmter arab. Schriftsteller, geb. im J. 223 der Hedschra (838 n. Chr.) in Basra und daselbst erzogen. Zwölf Jahre verweilte er in der arab. Landschaft 'Oman, ging dann nach Persien, später nach Bagdad. Hier starb er im J. 321 der Hedschra (933 n. Chr.). J. verfaßte u. a. eine berühmte, aus 230 Versen bestehende *Kassida* «*Al-Makassura*» zu Ehren des Sultansfürsten Ibn-Misāl und eine von F. Wüstenfeld (Gött. 1854) herausgegebene genealog. etymolog. Handbuch und ein Verikon arab. Dichter. Ausgaben der «*Makassura*» liefern Over-Scheid (Hardevijst 1768 u. 1786), Haitisma (Frankfurt 1773) und Boissen (Kopenh. 1798); holländ. Übersetzung von Wilderbyt (Haag 1798 u. 1808).

Ibn-Ḥsra, s. Aben-Ḥsra.

Ibn-Kutelba (Abū Muḥammed Abdallāh ben Rūslim), gewöhnlich Ibn-Koteiba genannt, arab. Linguist und Geschichtschreiber, geb. in Bagdad (nach andern in Kufa) im J. 213 der Hedschra (828 n. Chr.), gest. im J. 270 oder 276 (888 oder 889 n. Chr.). Von seinen zahlreichen Werken ist das bekannteste das Geschichtswerk «*Kitāb al-ma'ārif*» (d. i. das Buch der Kenntnisse), herausgeg. von F. Wüstenfeld (Gött. 1850).

Ibn Sina, arab. Philosoph, s. Avicenna.

Ibn-Thofail (Abū Naḥ'far), arab. Philosoph, geb. bei Almeria in Spanien, gest. im J. 584 der Hedschra (1188 n. Chr.) zu Marokko, ist Verfasser einer bekannten romanhaften Erzählung von einem Ḥajj bin Yoḥdhan, welcher nur durch die denkende Betrachtung der Natur (ohne Offenbarung) zur höchsten Erkenntnis Gottes gelangt sein soll. Das unter dem Titel «*Philosophus autodidactus*» veröffentlichte Werk hat, nachdem es arabisch und lateinisch von C. Porod (Oxford 1671 u. 1700) herausgegeben worden war, in Europa das größte Aufsehen erregt. Es ist ins Deutsche von Eichhorn («*Der Naturmenschen oder Geschichte des Ḥajj ebn Yoḥdhan*», Berl. 1782) übersetzt worden.

Jbo oder **Jgbo**, Landschaft im Nigerdelta in Afrika, hauptsächlich auf dem Ostufer des Flusses. Die Hauptstadt J. liegt etwa 240 km oberhalb der Nigermündung und hat 6—8000 E. Die J. sind eine sehr stark gebaute Negerrasse; ihre Sprache ist eine der verbreitetsten im Delta.

Ibrahim, die arab. Form für Abraham.

Ibrahim Pascha, der adoptierte Stiefsohn Mehemet-Ali's (s. d.), geb. 1789 zu Cavalla in Rumelien, hatte als dessen tüchtigster Feldherr bedeutenden Anteil an der Befestigung und Erweiterung des in Ägypten begründeten Vasallenstaats. Nachdem er 1816—19 die Bahabiten gesiegt und aus den heiligen Städten Mekka und Medina vertrieben, führte er 1824 eine Flotte von 163 Segeln mit 20000 Mann ägypt. Hilfstruppen gegen die aufständischen Griechen nach Morea, nahm Canbia, stürmte Navarino und unterstützte Meḥmed Pascha bei der Belagerung von Missolonghi, wurde

nach der Vernichtung der türk. Flotte in der von Navarino (s. d.) in Morea blockiert sein Heer laut Vertrag vom 16. Sept. 1827 in Ägypten zurück. J. reorganisierte hier das ägypt. Heer nach franz. Muster und rückte 1831 in Syrien ein, besetzte Palästina, 1832 Äcre, schlug die Türken bei Hama, Hama und Konieh und erzwang 14. Mai 1833 am 1. den, durch den die Pforte Syrien an Mehemet abtreten und ihn selber zum Administrator Cilicien ernennen mußte. Auch als 1840 Krieg von neuem ausbrach, schlug J. M. das türk. Heer bei Nisib dergestalt auf, daß ohne die Himmischung der Mächte der Krieg sein Ende gefunden haben würde. Da aber der Statthalter Syriens sich keine Sympathie der Bevölkerung, so gelang es, die Bevölkerung ihn aufzuwiegen. Seine Stellung war unhaltbar, als eine engl.-österreich. Flotte Sommer 1840 an der syr. Küste erschien, so mit der größten Anstrengung brachte er einen Rest seines Heeres nach Ägypten und auf sämtliche Früchte des Friedens von 1840 verloren gingen. Er starb zu Kairo 2. Nov. ein Jahr vor Mehemet-Ali, der ihn nach der die Nachfolge im Vizekönigtum erhielt. **Jbrail**, Stadt in Rumänien, s. Braila. **Jbrail** (türk.), Wasserlauge mit demselben und ovalem Bauch.

Jbsamboul, s. Abu-Simbel.

Jbsen (Densin), namhafter norweg. geb. zu Stien 20. März 1828, hatte sich das Drama «*Estilina*» bekannt gemacht. 1850 seine Stellung als Pharmazeut auf in Kristiania seinen Studien obzuliegen. In den Jahren erhielt er eine Anstellung als Naturhistoriker an dem von Ole Bull gegründeten Theater zu Bergen, die er 1857 mit einem Posten in Kristiania vertauschte. In dieser Zeit erschienen die Dramen «*Gildet i boug*» (1856), «*Fru Inger til Østrå*» (1857), «*Måndene på Helgeland*» (1858) und «*Arviden*» (1862). Er unternahm 1863 eine literarische Unternehmung eine Reise ins Ausland bis nach Rom erstreckte; seit 1866 gab eine vom Storting bewilligte Dichtergesellschaft ihm eine Pension. Er lebte seitdem im Auslande (Dresden u. Jena). Dieser Periode gehören die in «*Rongs-emnerne*» (1864, deutsch: «*Die Erinnerungen*»), «*Brand*» (1866), «*Per Gynt*» (1867), «*De Uges Forbund*» (1869, deutsch: «*Der Zugsbund*») und «*Reiser og Salister*» (1870) u. a. benannten mehrere auch in Deutschland zur Geltung kamen. Eine Sammlung seiner Dichtungen erschien 1871. J. ist ein ideenreicher Dichter und ein scharfer Satiriker. Rameau ist dies in seinen jüngsten Dramen: «*Estilina*» (1877, deutsch: «*Die Stützen der Gesellschaft*»), «*Et Dullehjem*» (1880, deutsch: «*Die Gangesgänger*») (1881) und «*En Fjelskrone*» (1882) wo er mit Menschenkenntnis die Zustände der Gegenwart, auch die religiösen und sozialen Probleme behandelt.

Jburg, Flecken in der preuß. Provinz Pommern, Landkreis Ostvorpommern, 20 km nördlich der Kreisstadt Neustadt, am Südrande des Jübenburger Waldes, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein altes Schloss auf den Ruinen einer alten Burg.

und ein ehemaliges Benediktinerloster, zählt (1880) 1010 G., darunter viele Leinweber, und ist ein besuchter Luftkurort.

Ichthus, griech. Pyriker in der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. v. Chr., Zeitgenosse des Anakreon, wurde zu Rhegium in Unteritalien geboren, ging auf Reisen und verweilte namentlich an dem glänzenden Hofe des Polkrates zu Samos. Einer Sage nach, die auch Schiller in seiner Ballade »Die Kraniche des J.« behandelt hat, wurde er auf einer seiner Reisen von Räubern überfallen und ermordet. Seine Drohung, daß die Kraniche, welche während dieser ruchlosen That in der Luft vorbelagerten, ihn einst rächen würden, ging zu Korinth in Erfüllung. Als nämlich dort im Theater, wie Plutarch erzählt, ein Zug Kraniche vorbeiflog, sprach einer der Mörder zum andern: »Siehe da die Rächer des J.« Die Zuhörer hörten dies und zeigten es der Obrigkeit an, welche die Räuber hingerichten ließ. Von J. erwähnen die Alten sieben Dichter (s. Gedichte in dem dorisch gefärbten epischen Dialekt, welche heroisch-erotischen Inhalts waren und sich durch Blut der Phantastik und Leidenschaft auszeichneten, wie die noch vorhandenen Bruchstücke beweisen. Sie finden sich am besten gesammelt und kritisch bearbeitet in Vergils »Poetae lyriici Graeci« (4. Aufl., XL 8, Lpz. 1882); mit deutscher Übersetzung hat sie Hartung, »Griech. Pyriker« (Bd. 5, Lpz. 1866) herausgegeben.

Ichthyophagum, s. unter *Chrysobalanus*.

Ichthyophag (fr.), **Ichthier**, nennen sich nach dem Fluge des Ikarus (s. d.) die Anhänger des franz. Kommunismus (s. d.).

Ich bezeichnet im allgemeinen das Selbstbewußtsein der sich selbst als solche erkennenden geistigen Person. Während das Kind anfänglich von sich wie von jedem andern in der grammatisch sog. dritten Person spricht, beginnt es plötzlich die Einheit des Subjekts und des Objekts in diesem einzigen Falle zu begreifen und sein eigenes Selbst zu erfassen, von welchem Augenblick an es sich als eine sich selbst gleichbleibende Person dem Wechsel seiner Zustände gegenüberstellt. Den Inhalt dieser Ichvorstellung bildet bei jedem Einzelnen das System seiner konstanten Vorstellungen, unter welchen anfangs diejenigen des eigenen Körpers die wichtigste ist, später aber die fest gewordenen Formen des geistigen und sittlichen Lebens die Hauptrolle spielen. Das Ich ist somit das letzte und höchste, das konzentrierteste und innerlichste Produkt der psychol. Bewegung, und es bildet seinerseits wieder den vielseitigsten und mächtigsten Ausgangspunkt aller höhern Formen des psychischen Lebens. Diesem »empirischen Ich« gegenüber hat die deutsche Philosophie in Kant und namentlich in Fichte von einem »absoluten oder transszendentalen Ich« gesprochen und darunter das gesetzmäßige Wesen der Weltvernunft verstanden, welche, sich selbst der einzige Gegenstand ihrer Thätigkeit, der Urquell alles vernünftigen Lebens, d. h. des gesamten Weltprozesses, sein sollte. (S. Deutsche Philosophie.)

Ich dien', ursprünglich Devise des Königs Johann von Böhmen, welcher in der Schlacht von Grez durch Eduard, den sog. Schwarzen Prinzen, getötet wurde. Letzterer nahm Johann den Helmschmuck und mit diesem die obige Devise ab, und seitdem bekleben sich die Prinzen von Wales beider neben ihrem Wappen als persönlicher Symbole.

Ich hab's gewagt, der Wahlspruch Ulrich von Hutten, den er fast stets seinen deutschen Verfeindern als Schluß anhängt.

Ichneumon, auch Pharaonssratte (Herpestes Ichneumon), zu der Familie der Stinkfüßer gehörig, findet sich an der ganzen Nordküste von Afrika, besonders in Ägypten, wo das Tier arabisch Mims genannt wird. Es führt seinen griech. Namen von dem Auffuchen (ἵκνωμαι) und nachstellen kleiner Tiere, wie Vögel, Mäuse, Schlangen, welche dieses mit dem Schwanz etwa 1 m, ohne ihn nur 60 cm lange Raubtier mit vieler Geschicklichkeit fängt und verzehrt. Auch Eier liebt es. Die alten Ägypter fabelten, daß es besonders den Skorpionen nachstelle und den Skorpionen selbst in den offenen Rachen schlüpfe und sie so töte. Nach Diodor und Strabo wurde es an einzelnen Orten deshalb verehrt und einbalsamiert. Heute ist es den Fellahs als Hühner- und Eierdieb ebenso verhaßt, wie unsern Landleuten der Warber. In den memphitischen Gräbern ist es häufig abgebildet, wie es jungen Vögeln in ihren Nestern nachstellt.

Ichneumon heißt auch unter den Insekten gewisse Wespenarten. (S. unter *Schlupe Wespen*.)

Ichnus, der ältere griech. Name der Insel Sardinien wegen der Ähnlichkeit mit einer Fußsohle (ἵχνος).

Ichor (arch.), in der Mythologie die Ätherische Flammflüssigkeit, welche den Göttern statt des Blutes zugeschrieben wurde; der Lebenssaft; in der Chirurgie soviel wie Rande (s. d.); **Ichorrhämie**, Blutvergiftung durch Aufnahme fauliger jauchiger Stoffe in die Blutmasse; **Ichorrhöe**, die jauchige Geschwürsabschöderung.

Ichthyodonten (arch.), fossile Fischzähne.

Ichthyodontolithen (arch.), fossile Fischknochen (b. h. Fischlameniten) hatten die einer Kammzähne ähnliche Flossenstrahlen fossiler Fische, die, meist härter als das übrige Skelett, häufig wellenförmig erhalten blieben.

Ichthyolithen (arch.), fossile Fischreste.

Ichthyologie (arch.), Lehre von den Fischen.

Ichthyophagen (arch., d. i. Fischfresser) hießen bei den Alten mehrere Völker; das bekannteste wohnte in Gedrosien, dem heutigen Baluchistan, am Arabisch-Persischen Meer; sie bauten ihre Hütten aus Fischgräten und Muschelschalen.

Ichthyophthalm (Fischaugenstein), älteres Synonym für Apophyllit (s. d.).

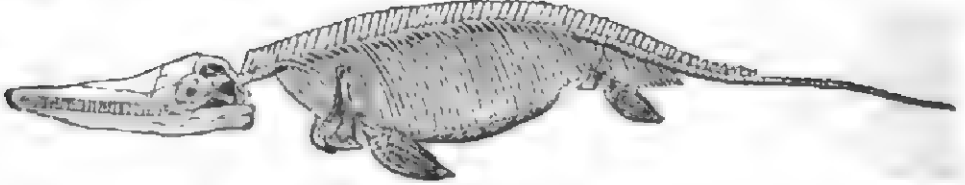
Ichthyornithen (Ichthyornithes) ist der Name einer ausgestorbenen Vogelgruppe von teilweise sehr ansehnlichen Dimensionen aus der nordamerik. Kreide, welche Zähne und zum Teil an beiden Seiten ausgehöhlte (fischartige, daher der Name Fischvögel) Wirbel besaßen. Die einen (Odontornithes) hatten lange Flügel, die andern (Odontolcae) mit normalem Wirbel waren bei rudimentären Flügeln nicht im Stande zu fliegen. Über die J. publizierte O. C. Marsh ein Bruchwerk »Odontornithes« (1880).

Ichthyosaurus (arch., d. i. Fischheuschrecke), ausgestorbene Reptiliengattung, deren Überreste, namentlich in der Liassformation Deutschlands und Englands vielfach vorkommen. Der Kopf dieser Tiere (von denen umstehende Abbildung ein volles Skelett zeigt) ist sehr groß, die langen Kiefer mit mehreren hundert gefalteten Kegelförmigen bewaffnet, die ungeheuern Augen in ähnlicher Weise wie die der Vögel mit einem Knochenring umgeben, der Hals sehr kurz, der Bauch dick, der Schwanz sehr lang. Statt der Füße besaßen diese fischähnlich gestalteten

Liere flossen, in ähnlicher Weise wie die der Wale gestaltet. Sie lebten ausschließlich im Meere, näherten sich von Fischen und erreichten 10 und mehr Meter Länge. Man findet im Lias ganze Schichten, die beinahe nur aus versteinerten Extremitäten (Aporolithen) dieser Tiere bestehen, und in denen man noch die Schuppen und die Gräten von den Fischen erkennen kann, die sie gefressen haben. Die wichtigsten Fundstätten von Ichthyosaurierresten

gezeigt haben. Seit dieser Zeit aber verschwindet dieses Geschlecht, dessen Hab gegen die Patripter Livius wiederholt hervorhebt, aus der Geschichte.

Jelesamer (Valentin), der älteste bekannte deutsche Grammatiker, Zeitgenosse Luthers, war zuletzt Schulmeister in Rothenburg an der Tauber. Er gab um 1527 eine «Teutsche Grammatica» und 1534 «die rechte weis auffß türkisch lesen zu lernen» heraus; beide Schriften, nebst einer bisher un-



sind: Boll in Württemberg, Wang bei Bamberg und Lyme-Regis an der Südküste von England.

Ichthyosis (grch.), s. Fischschuppenkrankheit.

Ichthys (grch., b. i. der Fisch), das Wort, dessen griech. Schreibweise (ἰχθύς) die Anfangsbuchstaben zu dem die göttliche Sendung Christi bezeichnenden Sage (Ἰησοῦς Χριστός Θεοῦ Υἱός Ἰωάννης, b. i. Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland) bildete, galt in der ersten christl. Zeit, wo man eine große Scheu vor dem Bildwesen der Heiden zeigte, statt der bildlichen Darstellung Christi. Auch der Fisch selbst wurde in dieser Weise symbolisch gebraucht. (Vgl. Christusbilder.)

Icoca Aubl., Pflanzengattung aus der Familie der Burseraceen. Hohe Bäume mit zerstreut stehenden, unpaarig gefiederten, lederartigen Blättern und kleinen zwittrigen oder polygamischen Blüten. Die meisten derselben wachsen im tropischen Amerika, nur wenige im tropischen Asien. Mehrere Arten sind für die Industrie wichtig, da sie das sog. Elemiharz (s. d.) liefern; das brasil. Elemi oder Elemi von Rio stammt von *I. icocariba* DC., das Elemi von Guaiana wird von *I. viridiflora* Lam. gewonnen. Die ebenfalls in Guaiana einheimische Art *I. heptaphylla* liefert Kopal, überhaupt enthalten alle Arten von *I.* ziemlich reichlich harthartige Stoffe. Von *I. altissima* in Guaiana wird das sehr feste Holz benutzt, welches als Caranna oder Cedernholz von Guaiana in den Handel kommt.

Jeilias, ein röm. Name, der in der ältern Geschichte der Kämpfe der Plebejer um polit. Rechte öfter vorkommt. Insbesondere soll Spurius J. 492 v. Chr. das für die Entwicklung des Volkstribunats und der Rechte der Plebs wichtige Jeilische Gesetz durchgebracht haben, welches die Störung von plebejischen Volksversammlungen unter Leitung der Volkstribunen verbot.

Lucius Jeillus Kuga setzte als Volkstribun (456 v. Chr.) die Verteilung des bis dahin unbewohnten Aventins unter die Plebejer durch. Er erscheint in der sagenhaften Geschichte von der Virginia als deren Verlobter und als eins der Häupter der Empörung gegen die Decemviren (s. d.).

Im J. 409 v. Chr. sollen drei Jeilier Volkstribunen gewesen sein und als solche zum ersten mal die Wahl von (drei) Plebejern (neben nur einem Patricier) zu Quästoren, und hernach die von Konsultribunen an der Stelle von Konsuln durch-

gebrachten Abhandlung von Weigand über J., wovon durch H. Fehner aufs neue ediert (Berl. 1882).

Jeolmitil, Hebrideninsel, s. Jona.

Jeonim, der alte Name der Stadt Konia (s. d.) in Kleinasien.

Ioosandria (grch., b. i. zwanzigmännige) nannte Linné die 12. Klasse seines Systems, welche diejenigen Pflanzen umfaßt, die in ihren zwittrigen Blüten 20 oder mehr perigynisch inserierte Staubgefäße besitzen. (S. Polyandria.) Außerdem bezeichnete er auch mit *I.* eine Ordnung in der 22. Klasse, welche die diköischen Pflanzen mit ioosandrischen Blüten und perigynischer Insertion umfaßt.

Ioosandrus (grch., b. i. zwanzigmännig) nennt man eine Blüte mit 20 oder mehr als 20 freien Staubgefäßen.

Iosium, alte Stadt, das jetzige Algier.

Icteriden (Icteridae Brisson) heißt eine gattungs- und artenreiche (24 u. 110) Familie staarähnlicher Vögel des ganzen kontinentalen Amerika, deren Gefieder sich meist in den Farben Schwarz und Gelb oder Orange in verschiedenster Verteilung bewegt. Die meisten von ihnen, die in Wäldern hausen, bauen höchst kunstreiche beutelförmige Nester, während die steppenbewohnenden ein einfaches Nest verfertigen. Die zu den J. gehörigen **Kahndögel** (Molothrus) sind Brustmarroher, wie die **Kuduz**.

Ioterus, die Gelbsucht (s. d.); *I. gravis*, bössartige Gelbsucht; *I. neonatorum*, Gelbsucht der Neugeborenen; *I. saturninus*, Gelbsucht durch Bleivergiftung.

Iotus (lat.), Hieb, Stoß, Schlag; in der Metrik soviel wie Arsis (s. d.).

Iotus, Abkürzung für Iaro (Iuris) consultus, (Rechtsgelehrter.

Iba, ein ursprünglich wahrscheinlich nicht griech., sondern phrygischer Bergname, mit welchem im Altertum zwei bedeutende Gebirge bezeichnet wurden: 1) ein quellen- und waldreicher Gebirgszug im nordwestl. Kleinasien, der den südl. Teil der Landschaft Troas einnimmt und dessen höchster Gipfel von den Alten Gargaron (s. d.) genannt wurde. An das im Altertum der phrygischen Göttermutter Rhea-Kybele (die danach auch die «Jbäische Mutter» genannt wurde) geweihte Gebirge knüpften sich zahlreiche Mythen, wie die vom Raube des Sangmides (s. d.) und vom Urteil des Paris (s. d.). 2) Die mittlere Gruppe der die Insel Krete (s. d.) in ihrer ganzen Länge von West nach Ost durchziehenden Gebirge. Der höchste Gipfel dieses gegen Süden und Südwesten sich abfüllenden, gegen Norden

und Nordosten in niedrigeren Räden und Terrassen allmählich absteigenden Gebirges, welches jetzt Piloriti genannt wird, ist 2460 m hoch. Unterhalb dieses Gipfels zeigte man eine Grotte, in welcher der nach kretischer Sage auf dem östlichen Gebirgszuge, der Dikte, geborene Zeus von den ibaischen Nymphen ernährt und von den Kretern bewacht worden sein sollte. Auch der kretische J. ist reich an Quellen und wenigstens teilweise bewaldet, sowie von großer landschaftlicher Schönheit. Sowohl der kretische als der troische J. galt in der griech. Sage als Wohnsitz der Ibaischen Daktylen. (S. Daktylen.)

Ibaho, ein am 3. März 1863 organisiertes Territorium der Vereinigten Staaten von Amerika, zwischen dem 42.° und 49.° nördl. Br. und 111.° bis 117.° 10' westl. L. (von Greenwich), ein Gebiet von 219623 qkm, auf denen (1880) 32610 E. leben, darunter 21818 männlichen und 10792 weiblichen Geschlechts; 3379 E. sind Chinesen. J. bildet in seiner äußern Gestalt fast ein rechtwinkliges Dreieck, dessen Hypotenuse von NW. nach SO. den Felsengebirgen ziemlich parallel läuft und an Montana und Wyoming grenzt, während die Schenkel des durch seine südwestl. Grenze gebildeten rechten Winkels westlich vom Territorium Washington und von Oregon, südlich von Nevada und Utah begrenzt werden. Das Land zeichnet sich besonders durch seinen Gold- und Silberreichtum aus und ist recht eigentlich zum Schutze der Goldgräber organisiert worden. Seine Produktion an Gold, welches zuerst 1860 entdeckt wurde, ward bis 1873 auf 75 Mill. Doll. geschätzt. Die Erzebiebigkeit seiner Gold- und Silberminen hat in neuester Zeit bedeutend nachgelassen; indessen muß J. in erster Linie immer auf Ausbeute aus seinen Mineral-schätzen bedacht sein. Außerdem bildet Viehzucht einen Hauptzweig seiner produktiven Thätigkeit, da nur 10 Proz. alles Landes dort kulturfähig sind. Anfangs war das an der nordwestl. Grenze gelegene Lewiston mit (1880) 739 E., da die ersten Ansiedler von Westen herkamen, die Hauptstadt; seit 1866 ist es aber das im Südwesten gelegene Boise-City mit 1899 E., die in ihrer Mehrzahl von Süden und Westen zuzogen. Den Norden durchzieht die Northern-Pacific-Eisenbahn, den Süden die Oregon-Short-Line, den Osten die Utah- und Northern-Bahn. Die Regierung wird wie in allen übrigen Territorien der Vereinigten Staaten von einem auf vier Jahre ernannten Gouverneur und einer vom Volke erwählten gesetzgebenden Versammlung ausgeübt. Die Territorialschuld belief sich 30. Dez. 1883 auf 69248,00 Doll. Für Bildungszwecke sind reichliche Zuwendungen gemacht und besondere Fonds errichtet; indessen sind Schulen, Kirchen und Unterrichtsanstalten erst im Werden. J. ist ursprünglich ein Teil des 1803 von Frankreich gelauten Gebietes Louisiana.

Ibaische Daktylen, s. Daktylen (Ibaische). **Ibalium**, ein Vorgebirge und eine Stadt auf der östl. Seite der Insel Egeern, wird von den alten Dichtern häufig erwähnt, weil hier ein Tempel und ein heiliger Hain der Aphrodite waren, die deshalb auch den Beinamen Ibalia erhielt.

Ibar, Stadt im obdenn. Fürkentrum Birkenfeld, am Ibarbach und am südl. Abhange des Hochwaldes, ist Sitz eines Gewerbers, hat eine Realschule zweiter Ordnung (in Gemeinschaft mit Oberstein), eine Zeichen- und Modellerschule für ge-

werbliche Arbeiter und eine höhere Töchterschule, und zählt (1880) 3742 E., die sich hauptsächlich mit Achat-, Halbedelstein- und Edelsteinfeilei und -Schneiderei (Gravierung), sowie auch mit Fabrikation unechter Bijouterie beschäftigen.

Ibarwald, Gebirgsrücken in der preuß. Rheinprovinz, ein Teil des Hundsrück (s. d.).

Ibas, griech. Heros, Sohn des Aphareus (s. d. und Dioskuren).

Ibatius aus Lamego in Galicien, 427 Bischof von Chaves im heutigen Portugal, setzte die Weltchronik des heil. Hieronymus (beziehungsweise des Eusebius [s. d.] von Caesarea) von 378 bis 468 fort und bereicherte sie mit wertvollen Nachrichten besonders über die Geschichte der Westgoten und der Kirche in Spanien und Frankreich (herausg. von de Maru, Brüss. 1845).

Ideador, eine Modifikation des Kaleidoskops (s. d.).

Ideal heißt das der Idee Entsprechende, das vollkommene Einssein von Idee und sinnlicher Erscheinung. Im Begriff des J. liegt daher die Forderung, das Einzelne der Idee gemäß zu gestalten; man spricht ebenso von sittlichen und staatlichen wie von wissenschaftlichen und künstlerischen J. Im Reich der natürlichen Wirklichkeit, die den mannigfachen Zufällen und Irübungen ausgesetzt ist, findet sich diese volle Vertörperung der Idee in der sinnlichen Erscheinung nirgends; sie findet sich nur im Reich der Kunst, deren Wesen darin besteht, uns aus den Schranken der Wirklichkeit zu erheben, indem sie wenigstens im freien Spiel der schöpferischen Phantasie eine Gestalt (sinnliche Erscheinung) erzeugt, die der vollen und reinen Ausdruck ihres Gehalts (Idee) ist. Dies ist der tiefe Sinn des Schiller'schen Gedichts: „Das J. und das Leben“. Wie die Ideen, so wechseln auch die J. je nach den verschiedenen Epochen des Menschen und der Menschheit. Nicht mit Unrecht hat man die Geschichte der Kunst die Geschichte der menschlichen J. genannt. Idealisieren heißt daher das Natur-schöne in das Kunstschöne erheben. Es ist kein Vorwurf, wenn man vom Porträtmaler sagt, er schmeichle; es kommt nur darauf an, ob er fremde Züge in das Bild hineinlegt oder die vorhandenen nur verkärt und vergeistigt.

Idealismus als Kunstausdruck für die allgemeine Charakterisierung philof. Systeme hat einen verschiedenen und zu Mißverständnissen leicht Veranlassung gebenden Sinn, je nachdem man ihm die verschiedenen Bedeutungen des Wortes Idee (s. d.) oder den Begriff des Ideals zu Grunde legt. Bezieht man J. auf den franz., engl. und in der allgemeinen Sprache auch deutschen Gebrauch des Wortes Idee, so bedeutet er eine Weltanschauung, welche aus erkenntnistheoretischen Gründen behauptet, daß, was wir für Dinge anzusehen gewohnt sind, nur Vorstellungen und Verbindungen sind. In diesem Sinne steht dem J. der Realismus (s. d.), resp. der Materialismus entgegen. Dieser J. heißt dogmatischer J., wenn er behauptet, daß die Welt der absoluten Wirklichkeit nur aus Vorstellungen und vorstellenden Wesen bestehe, wie dies Berkeley that; er heißt transcendentaler oder kritischer J., wenn er nur behauptet, daß alles, was wir Menschen von der absoluten Wirklichkeit oder den Dingen an sich wissen, nur Vorstellungen und Verbindungen sind, wie es durch Kant geschä.

Eine zweite Anwendung des Terminus *I.* beruht auf dem platonischen Begriffe der Idee als des Allgemeinen, und *I.* in diesem Sinne ist jede Weltanschauung, welche die Welt der sinnlichen Wirklichkeit nur als einen Abglanz der ewigen Ideenwelt betrachtet; dahin gehören die Lehren Platos, der sog. mittelalterliche oder scholastische Realismus, die Philosophie von Malebranche u. s. w. Drittens endlich weist die Anwendung des Terminus *I.* auf den sittlichen Begriff des Ideals zurück, wie man auch im gewöhnlichen Leben jemand einen Idealisten nennt und ihm *I.* zuspricht, wenn er, unbeirrt durch äußere Rücksichten, lediglich einem seiner Überzeugung vorstehenden Ziele zustrebt. In dieser Beziehung ist *I.* eine Weltanschauung, welche in dem ganzen Universum nichts als die Arbeit zur Realisierung der sittlichen Ideale sieht, wie sie von Fichte aufgestellt und von Spätern unrichtig als subjektiver *I.* bezeichnet worden ist. In der Verschmelzung endlich des transscendentalen, des Platonischen und des Fichteschen *I.* ist von Schelling und Hegel der sog. absolute *I.* aufgestellt worden, der den Weltprozeß in den beiden Richtungen des Realen und des Idealen, d. h. des Physischen und des Psychischen, als eine kusenweise Verwirklichung der göttlichen Ideenwelt auffaßt.

Idealität bezeichnet im Sprachgebrauch der Philosophie seit Kant die Eigenschaft, nur der idealen, d. h. der geistigen Welt anzugehören. So spricht Kant von der transscendentalen *I.* von Raum und Zeit im Gegensatz zu ihrer empirischen Realität, womit gemeint ist, daß Raum und Zeit innerhalb der Erfahrung als positive und gegebene Elemente gelten, daß ihnen aber außerhalb der Erfahrungstätigkeit, d. h. mit Rücksicht auf die Dinge an sich, keine Geltung zukommt. (S. Kant und Transscendent.)

Idealkalismus haben sich in neuerer Zeit mit Vorliebe diejenigen philos. Systeme genannt, welche in ihren metaphysischen Anschauungen der physischen und psychischen Welt gleich gerecht werden und zwischen dem Materialismus und dem Spiritualismus dadurch hindurchsteuern wollten, daß sie die sinnliche und die geistige Welt aus einem höhern gemeinsamen Grund herzuleiten dachten. Von Spinoza angelegt, findet sich dies Streben schon in dem sog. absoluten *I.* Als *I.* pflegt das System Schopenhauers und besonders dasjenige bezeichnet zu werden, welches in neuester Zeit auch Monismus genannt wird.

Idee ist ein philos. Kunstausdruck, der in der Geschichte mancherlei Wandlungen seiner Bedeutung erfahren hat. Sein Ursprung liegt in der Platonischen Philosophie, welcher die allgemeinen (Gattungs-) Begriffe als das wahre Erkenntnisobjekt und deshalb auch als das weisheitlich Seiende galten. Für die Bezeichnung derselben wählte Plato die Ausdrücke *εἶδος* und *ἰδέα*, welche ursprünglich Form, Gestalt bedeuten. Er nahm deshalb der wechselnden Welt der sinnlichen Erscheinungen gegenüber eine wandellose Welt der *I.* an, an welcher jene nur einen unvollkommenen Teil haben oder von der sie nur eine Nachahmung sein sollte. Dieser platonische Sinn des Wortes *I.*, gegen welchen übrigens namentlich Aristoteles (s. d.) polemisierte, erhielt bei den Neuplatonikern eine pantheistische, bei den Kirchenvätern und den christl. Scholastikern eine theistische Wendung, ver-

möge deren die *I.* als die «reinen Formen», als die «vollkommenen Urbilder» angesehen wurden, nach denen die einzelnen Dinge aus dem Wesen, resp. aus dem Willen Gottes hervorgegangen, resp. geschaffen wären. Während aber der scholastische Realismus diese Urgebanten Gottes wiederum nur in den Gattungs Begriffen suchte, weigte der Romanismus mehr und mehr dazu, diese Ideenwelt als die Urbilder der einzelnen Dinge anzusehen, und indem man sich so gewöhnte, für jedes wirkliche Ding eine *I.* anzunehmen, schloß sich allmählich die spezifische Bedeutung des Wortes ab, und dasselbe fing an, für jeden beliebigen Vorstellungsinhalt gebraucht zu werden. Die roman. Sprachen und die Ausbildung des wissenschaftlichen Lateinisch fügten sich dieser Umwandlung, und seit Descartes und Spinoza auf der einen, seit Hobbes und Locke auf der andern Seite wurde lateinisch, französisch und englisch: *idea*, *idée*, *idea*, allgemein für den Begriff gebraucht, den wir im Deutschen am besten durch «Vorstellung» ausdrücken. Auch der Sprachgebrauch der deutschen Popularphilosophie des 18. Jahrh. acceptierte dies und ließ das Wort in diesem allgemeinen Sinne in eine Menge von Redewendungen des alltäglichen Lebens abgehen: «Ich habe keine *I.* davon» u. dgl. Während aber das Englische und das Französische noch heute an diesem abgeblassten Gebrauch des Wortes festhalten, ist die Sprache der deutschen Philosophie unter dem Einfluß Kants zwar nicht ganz zu dem platonischen, aber doch zu einem demselben nahe liegenden Sinne zurückgelehrt. Kant nämlich verstand unter *I.* diejenigen Erkenntnisbegriffe, welche zwar ohne einen in möglicher Erfahrung aufweisbaren Gegenstand und deshalb der demonstrativen Erkenntnis unzugänglich, doch aus dem innersten Wesen der Vernunft als Prinzipien der Weltanschauung hervorgehen. Seine Nachfolger haben diesen Sprachgebrauch zwar nach manchen Seiten hin modifiziert und auch dem platonischen noch mehr zu nähern gesucht; das Wesentliche davon aber ist allgemein festgehalten worden, und daraus ist auch in den allgemeinem Usus der Sprache die Gewöhnung hinübergefloßen, auf allen Gebieten des menschlichen Denkens unter *I.* prinzipielle Gesichtspunkte und Betrachtungsweisen zu verstehen, deren Wert in ihrem ursprünglichen Hervorgehen aus dem Wesen der Vernunft wurzelt. Vgl. Heider, «Die Lehre von den *I.*» (Bd. 1: «Zur Geschichte der Ideenlehre», Frankfurt a. M. 1874).

Ideenassociation heißt in der Psychologie die Grundthatfache, daß Vorstellungen sich miteinander derartig vergesellschaften und zu gemeinsamen Gruppen oder zu Reihenbildungen verknüpfen, daß die erneuerte Bewußtwerdung der einen auch diejenige der andern mit sich führt. Der größte Teil des sog. unwillkürlichen Vorstellungsverlaufs beruht auf der Association; der größere Teil ungewollter Erinnerungen, der Spaziergänge der Phantasie, die abenteuerlichen Wendungen des Traumlebens, die rastlose Ideenflucht des Irren, sie alle stehen unter der Herrschaft von Associationen. Aber auch die absichtlichen Denkbewegungen, die willkürliche Erinnerung und das Nachdenken, können ihr Ziel nur dadurch erreichen, daß sie Prozesse der Reproduktion vermöge der Associationen anstellen. Auf die Bedeutung dieser Thatfache aufmerksam geworden zu sein, ist das Verdienst der von Locke angeregten psychol. Denkbewegung der Engländer

des 18. Jahrh., und soweit in der Erklärung derselben Hartley und Bristley, die sog. Associationspsychologen, andererseits Reid und in noch anderer Weise Hume auseinandergehen mochten, so waren sie doch einig in der Auffassung von vier Grundgesetzen, nach denen sich die Vorstellungen verschmelzen sollten: 1) im Verhältnis ihrer Ähnlichkeit, 2) auf Grund ihres Kontrastes, 3) infolge ihrer zeitlichen oder räumlichen Kontiguität, 4) infolge von begrifflichen Beziehungen, z. B. der Causalität, der Inhärenz u. s. w.

Die Psychologie des 19. Jahrh. hat diesem Gegenstande besonderes Interesse zugewendet, und namentlich haben die Untersuchungen von Stuart Mill und von Herbart viel neues Licht darüber verbreitet. Als sicheres Resultat kann die Vereinigung jener vier Gesetze auf zwei Grundformen angesehen werden: einerseits verschmelzen die Vorstellungen durch Ähnlichkeit, d. h. durch Gleichheit von Elementen ihrer Zusammensetzung; andererseits verschmelzen unverbundene Vorstellungen durch Gleichzeitigkeit, d. h. durch zufällig gemeinsames Auftreten in demselben gemeinsamen Subjekt. Die letztere Form ist von Herbart als *Kompensation* bezeichnet worden. Für beide Formen, namentlich aber für die letztere, gilt das Gesetz, daß die Association um so fester und sicherer wird, je öfter sie wiederholt wird, was jeder beim Auswendiglernen erfährt. Beiden Formen gegenüber möchte man auf die wichtige Thatsache hingewiesen werden, daß zwei Vorstellungen, welche, gleichviel auf welche Weise, mit einer dritten verschmolzen sind, dann auch miteinander in eine derartige direkte Verschmelzung treten können, daß sie einander ohne Bewußtwerdung der vermittelnden Vorstellung zu reproduzieren vermögen. Bei der Association durch Ähnlichkeit endlich ist hervorzuheben, daß die letztere nicht nur in Vorstellungselementen, sondern auch in begleitenden Gefühlen bestehen können, wie denn überhaupt für den gesamten Vorgang der associativen Reproduktion die Mitwirkung der Gefühle von der allergrößten Bedeutung ist. So wichtig aber dieser Vorgang der Association für die elementaren Prozesse des Seelenlebens ist, so verfehlt war die Lehre des 18. Jahrh., alle psychischen Erscheinungen aus Associationen abzuleiten, und so richtig war die Leibnizsche Lehre, daß der Association die Apperception (s. d.) als eine eigenartige und noch viel wichtigere Funktion gegenübersteht. Aus dem Prozeß der Apperception freilich ergeben sich dann durch die begrifflichen Beziehungen neue und zwar die besten und festesten Associationen. (S. Gedächtnis.)

Ideeler (Christian Ludw.), Astronom und Chronolog, geb. 21. Sept. 1766 zu Groß-Dreß bei Werleberg, wurde 1794 Astronom für die Verrechnung der Kalender im preuss. Staate, war 1816–22 Lehrer der Prinzen Wilhelm Friedrich und Karl, dann Studiendirektor des Kadettenkorps, 1821 Professor an der Universität Berlin und 1839 auswärtiges Mitglied des Französischen Instituts. Sein Hauptwerk ist das «Handbuch der mathem. und technischen Chronologie» (2 Bde., Berl. 1825–26; 2. Aufl., Bresl. 1833), das er auch als «Lehrbuch der Chronologie» (Berl. 1831) bearbeitete. Eine Ergänzung dazu bildet «Die Zeitrechnung der Chinesen» (Berl. 1839). Mit Rolle gab J. heraus «Handbuch der franz. Sprache und Literatur» (Bd. 1, 14. Aufl.; Bd. 2, 8. Aufl.; Bd. 3, 6. Aufl.,

Berl. 1874), welchem sein Sohn einen vierten Band (2. Aufl., Berl. 1842), sowie einen Einleitungsband («Geschichte der altfranz. Literatur bis auf Franz I.», Berl. 1842) hinzufügte. Auch zu dem «Handbuch der engl. Sprache und Literatur» (ebenfalls mit Rolle, Bd. 1, 6. Aufl., Berl. 1844; Bd. 2, 4. Aufl. 1852) verfaßte letzterer einen dritten Teil (Berl. 1838). J. starb 10. Aug. 1846 zu Berlin.

Sein ältester Sohn, Julius Ludwig J., geb. 3. Sept. 1809 zu Berlin, studierte seit 1828 Medizin und Naturwissenschaften zu Berlin, dann Mathematik zu Königsberg. Er habilitierte sich zu Berlin, starb aber schon 17. Juli 1842 daselbst. Er schrieb: «Meteorologia veterum Graecorum et Romanorum» (Berl. 1832), «Hermaphrodion» (2 Bde., Ppz. 1841), «Die Sage vom Schicksal des Teils» (Berl. 1836), und gab Werke von Aristoteles, einem Iopt. Waller und Eginhard's «Leben und Wandel Karls d. Gr.» (2 Bde., Hamb. 1839) heraus.

Karl Wilhelm J., ein Verwandter der vorigen, geb. 25. Okt. 1795 zu Bendisch in der Mark, Geh. Medizinalrat und Professor zu Berlin, zugleich Direktor der Abteilung für Geisteskrankheiten in der Charité, gest. 29. Juli 1860 zu Rummelshaus (Kreis Westpreußen), hat sich besonders als Psychiater einen geschätzten Namen erworben. Seine Hauptwerke sind: «Grundriß der Seelenheilkunde» (2 Bde., Berl. 1835–38), «Biographien Geisteskranker» (Berl. 1841), «Versuch einer Theorie des religiösen Wahnsinns» (2 Bde., Halle 1848–50), «Lehrbuch der gerichtlichen Psychologie» (Berl. 1857).

Idem (lat.), dasselbe, daselbe; idem per idem, Gleiches durch Gleiches (beweisen).

Idem, s. Idus.

Identifizieren (neulat.), als identisch ansehen oder darstellen, davon: **Identifikation**.

Identisch, s. d. **Identität**.

Identität (lat.) ist ein philos. Kunstausdruck für das Verhältniß der Gleichheit. Der Satz der logischen J. (praeceptum identitatis) heißt: Jeder Begriff ist mit sich selbst gleich, $A = A$, und enthält die Forderung, daß jeder Begriff mit sich selbst durchgängig übereinstimme. Als erster physik. Grundsatz beansprucht er die Voraussetzung, daß jedes Ding trotz des Wandels seiner Zustände in seinem Wesen stets dasselbe sei und bleibe.

In der Mathematik nennt man identisch oder einseitig das, was in Größe und Form übereinstimmt. So sind zwei Ausdrücke identisch, wenn sie beide aus denselben Größen bestehen und auf eine und dieselbe Form gebracht werden können. Eine Gleichung zwischen zwei solchen Ausdrücken nennt man eine identische Gleichung. In der Geometrie braucht man statt identisch den Ausdruck kongruent.

Identitätsphilosophie wird die Philosophie Schellings und Hegels genannt, weil diese Systeme das absolute Wesen oder Prinzip alles Daseins als die Identität der tiefsten Grundbegriffe definieren, nämlich der Begriffe des Subjekts und Objekts, des Ideellen und Reellen, des Geistes und der Natur, des Denkens und des Seins.

Ideographie (grch., «Begriffsschrift»), eine Schrift, zu welcher nicht Laut-, sondern Begriffszeichen verwendet werden (eine solche Schrift ist z. B. die chinesische); **Ideogramm**, ein derartiges ideographisches Zeichen.

Ideokratie (Ideokratismus, grch.), Herrschaft der Vernunftbegriffe, das Streben, gegen die

befiehenden Rechtsverhältnisse alles nach Vernunftbegriffen zu ordnen; Ideokrat, Vertreter der J.

Ideologie (grch.), eigentlich Ideenlehre, nennen die Franzosen die Wissenschaft, welche sie an die Stelle der Metaphysik gesetzt haben und die eine Art philos. Eklektizismus bezeichnet, dessen Vertreter Desfont de Tracy (*«Éléments d'idéologie»*, 5 Bde., Par. 1801—15), Roger-Collard und Goulin (s. d.) waren. Außerdem bezeichnete man mit dem Worte jedes unfruchtbare systematische Denken und Gräbeln, namentlich über polit. und soziale Verhältnisse. Besonders nannte Napoleon I. diejenigen, welche seine Politik kritisierten, Ideologen.

Id est (lat., abgekürzt i. e.), das ist, das heißt.

Idhuna, s. Iduna.

Idolatrie (grch.), Selbstanbetung.

Idiom (grch.) heißt ursprünglich allgemein *«Eigentümlichkeit»*, danach auch eigentümliche Ausdrucks- oder Sprechweise, und wird zuweilen auf Grund der letztern Bedeutung im Sinne von Dialekt oder Mundart angewendet.

Idiomata (grch.), Mehrzahl von Idiom, in der Dogmatik die *«Besonderheiten»* einer jeden der beiden Naturen Christi.

Idiopathie (grch.), jede Krankheit, die selbständig und unabhängig von andern Erkrankungen sich entwickelt.

Idiopathisch (grch.) nennt man diejenigen krankhaften Erscheinungen, die unmittelbar aus den Krankheitsursachen hervorgehen, im Gegensatz zu den sympathischen, durch Mitleidenschaft entstehenden. Wenn z. B. nach einer Überladung des Magens außer Ekel und Erbrechen auch Kopfschmerzen und Schwindel erscheinen, so sind erstere Erscheinungen die idiopathischen (d. h. die des kranken Organs), letztere hingegen die sympathischen (d. h. die eines mitleidenden fernern Organs). Das Umgekehrte findet statt, wenn Blutandrang nach dem Gehirn, bei Kopfverletzungen und andern schädlichen Einwirkungen auf dieses Organ, mit Übelkeit und Erbrechen verbunden ist.

Idiosynkrasie (grch.) nennt man eine eigentümliche Empfindlichkeit des Organismus, die sich auf die Art, nicht auf die Stärke des Reizes bezieht. Mit J. Behaftete empfinden Reize in anderer Art als Gesunde, finden Gerüche, welche Gesunden widerlich sind, wie dem verbrannten Fiebern, eines glimmenden Lichts, angenehm, während ihnen Wohlgerüche unausstehlich sind. Auch für andere Sinne (Geschmack z. B.) bestehen J. Hierher gehört auch das abweichende Verhalten mancher Menschen gegen gewisse Speisen und Getränke; so werden manche Personen regelmäßig nach dem Genuß von Erdbeeren, Krebsen u. dgl. von Nesselsucht befallen u. s. w. Wenn dagegen Reize in ihrer eigentümlichen Art, aber mit veränderter Stärke empfunden werden, wenn hysterische bei dem starken Geruch von Blumen in Ohnmacht fallen, so ist dies keine Erscheinung von J., sondern die Folge einer Sympathese, einer krankhaft gesteigerten Empfindlichkeit der Nerven, wiewohl beide Abänderungen der Sinnesempfindlichkeit nebeneinander vorkommen können. Die J. findet sich vorzugsweise bei der Hysterie (s. d.) und andern Nervenleiden.

Idiot (grch.), ursprünglich ein jeder Einzelne gegenüber dem Staat, hieß bei den Griechen vorzugsweise jeder, der an den Staatsgeschäften keinen Anteil nahm, mithin einerseits der Privatmann im Gegensatz zum Staatsmann, anderer-

seits der Unkundige, der Laie, im Gegensatz zum Kundigen, Eingeweihten, der Ungebildete im Gegensatz zu dem Gebildeten. Die Römer verstanden demnach unter J. unwissende und unerfahrene Menschen, Stümper und Fälscher in Wissenschaft und Kunst. In diesem Sinne wird das Wort zwar auch gegenwärtig noch gebraucht, in der Regel indes nur für solche geistlichschwache Individuen, welche infolge von krankhaften Zuständen des Körpers, beziehungsweise Gehirns schon in der Kindheit geistige Defekte erkennen lassen.

Idiotismus, **Idiotie** (Medizin), ist der J. begriff aller Formen von Geisteschwäche (s. d.), welche durch frühzeitige (im Kindesalter, beziehungsweise schon vor der Geburt eintretende) Störung der Gehirnentwicklung zu Stande kommen. Eine erfolgreiche ärztliche Behandlung des J., soweit dieselbe sich nicht gegen körperliche Begleiterscheinungen der Geisteschwäche (Krämpfe u. s. w.) richtet, ist nur in Fällen möglich, wo ungenügende Ernährung, ungewöhnliche Lebensweise die geistige Entwicklung hemmen; sonst kann nur durch zweckmäßigen Unterricht eine möglichst reiche Inhaltung der etwa vorhandenen geistigen Anlagen angestrebt werden.

Idiotismus im sprachlichen Sinne bedeutet eigentlich die Sprechweise des gemeinen Mannes, des Ungebildeten (grch. idiotos), man versteht aber jetzt gewöhnlich darunter die besondern Eigenheiten, durch welche sich eine Sprache oder ein Dialekt von andern im Ausdruck gewisser Gedankenwendungen unterscheidet, z. B. kann man es einen lateinischen J. nennen, daß nach den Verben des Furchtens der abhängige Satz mit *«daß nicht»* (ne) eingeleitet wird. Eine Zusammenstellung der Idiomen einer Sprache oder eines Dialekts wird als **Idiotikon** bezeichnet.

Idisem oder, wie sie die viel reichere altnord. Literatur nennt, **Disin** sind göttliche weibliche Wesen in der altgerman. Mythologie, welche bald als gütige Schutzgeister, bald als lindernde feindliche Elemente auftreten. Ihnen wurden Opfer gebracht, die sog. **Disenopfer**. Auch die Walfreien gehören zu den J., wie der erste Merseburger Zauberspruch zeigt. Das Wort ist sehr oft der zweite Bestandteil nord. Eigennamen, wie Freydis, Thordis, Abdis u. dgl. (vgl. **Idisavissus**.)

Idisavissus (**Idisaviso**), eine Niederung auf dem rechten Ufer der mittlern Weser, wo im J. 16 n. Chr. die Römer unter Germanicus Arminius überstern und deren deutschen Verbündeten einen blutigen Sieg abgewannen. Man sucht den Platz gewöhnlich bei Hefisch-Oldendorf am Fuße des Sattelbergs und des Hohenstein; andere haben sich für die Niederung bei Petershagen, Dören, Wiedensahl und Budeburg erklärt. Als Deutung von J. hat Jakob Grimm unter Veränderung des Namens in **Idisavissus** vorgeschlagen: Wiese der Walfreien, Grenzweise, Wiese der Disen.

Idle (spr. Eidl), Stadt in der engl. Grafschaft York, West-Yorking, 6 km im N.W. von Bradford, nahe der Aire und dem Leeds-Liverpool-Kanal, mit (1881) 6643 E., welche in Steinkohlengruben und Wolllwarenfabriken thätig sind.

Idolras, älteres Synonym für Vesuvius (s. d.). **Idol** (grch.) bezeichnet überhaupt einen verehrungswürdigen Gegenstand oder Symbolum, kann aber insbesondere soviel als Abgott, Götze, Götzenbild; daher **Idolater** ein Abgötterer

Treibender, Ibolatrie oder Ibolatrie Abgötterei, Götzendienst, insofern die Abgötterei in Verehrung eines bildlich dargestellten Gottes besteht.

Ibologie (arch.), rhetorische Figur, darin bestehend, daß man verstorbene Personen als lebend einführt.

Ibomeneus, König von Krete, ein Enkel des Minos, Sohn des Deukalion, führte nach der Ilias mit Meriones, dem Sohne seines Halbbruders, die Kreter in 80 Schiffen gegen Troja und war hier einer der tapfersten Helden. Nach Beendigung des Kriegs lehrte er glücklich mit Meriones in die Heimat zurück. Spätere Sagen berichten von ihm noch Folgendes. Von einem Sturme auf dem Meere ergriffen, habe er gelobt, wenn er glücklich nach Hause zurückkehre, dasjenige zu opfern, was ihm auf dem heimatischen Boden zuerst begegnen werde. Dieses war sein Sohn. Weil er nun diesen opferte und darauf eine Pest ausbrach, vertrieben ihn die Kreter. Er begab sich nach Italien, hierauf aber nach Kolophon und wurde auf dem Berge Kretaphos begraben. Nach Diodor wurde sein Grab zu Knosos gezeigt und er dort als Heros verehrt. In nachhomerischer Zeit wurde er zu den Helden der Helena gezählt.

Ibrar Kideren oder Ibrassen, der zu Marokko gehörige Teil des Atlas. (S. unter Atlas, Gebirge.)

Ibria, Bergstadt in der Bezirkshauptmannschaft Loisch des Herzogtums Krain (Österreich), berühmt wegen ihrer ergiebigen, 1497 entdeckten Quecksilbergruben. Sie eines Bezirksgerichts und eines Bergamts, liegt in einem tiefen, felsartigen Thal, welches die Ibrizza bewässert, ziemlich zerstreut auf einzelnen Hügeln, und hat (1881) 4284 Q., von denen etwa 600 zum Bergwerkspersonal gehören, während die übrigen sich mit Leinwandweberei, Spinnweberei, sowie mit dem Brennen von Nachschoderbranntwein beschäftigen. I. hat eine Hauptschule und ein Theater. Unter den Gebäuden zeichnet sich aus das 1527 von den Gewerken während der Herrschaft der Republik Venedig mitten in der Stadt erbaute Schloß Gewerkenegg oder Gewerkenburg, in welchem gegenwärtig das Bergamt ist. Bei demselben ist das Rundloch des St. Anton's-Hauptstollen, durch den man das Bergwerk besichtigt. Dies ist seiner Einrichtung wegen eins der sehenswürdigsten der österr. Monarchie. Die Ausbeute an Quecksilber beträgt (1880) 458 807 metrische Etr. Unter den hier vorkommenden Mineralien ist der Ibrialit (s. d.) zu erwähnen. Bgl. »Das Quecksilberbergwerk zu I.« (Wien 1881).

Ibria (Bergland von), s. unter Alpen.
Ibrialit, eine Substanz, welche aus dem Ibrialit (s. d.) durch Destillation oder durch Ausziehen mit Aetherinöl erhalten wird, und nach Dumas die Formel C_2H_2 besitzt, nach Goldschmidt's neuern Untersuchungen aber die Zusammensetzung $C_2H_2O_2$ hat.

Ibrialit, ein zu Ibria in Krain vorkommendes, von Schröbter benanntes Mineral, welches teils selbständige Knollen von blättrigem Gefüge, teils Anflüge auf dem Ganggestein bildet; es hat Härte = 1 bis 1,5, spezifisches Gewicht = 1,4 bis 1,5, ist milde, pistaziengrün, gewöhnlich aber verunreinigt durch Gangschiefer mit Zinnober und dann gräulich bis bräunlichschwarz, matt bis fettglänzend, löslich in konzentrierter heißer Schwefelsäure mit tief indigoblauer Farbe; beim Verbrennen oder Destillie-

ren gibt es ein feinschuppiges strohgelbes Destillationsprodukt, welches reines Ibrialin (s. d.) ist, wobei die Verunreinigung als braunrote Asche zurückbleibt.

Ibrisi (Abu Abbalah Muhammed, al-Schertsi el-Ibrisi), auch el-Ghribi, einer der bedeutendsten arab. Geographen. Aus fürstl. Geschlecht, wurde er in Ceuta, wo sein vom Throne gestoßener Ahn Ghribi II. eine Zuflucht gefunden hatte, geboren. Schon in früher Jugend kam er nach Cordova, wo er sich mit Eifer den Studien hingab, durchwanderte einen Teil von Spanien, Nordafrika und Kleinasien und folgte später einer Einladung des Königs von Sicilien, Roger II. Eines Tags sprach der König den Wunsch aus, eine Erdbeschreibung zu besitzen, deren Text nicht auf den Angaben geogr. Schriftsteller beruhe, sondern für dessen Abfassung nur die mündlichen Berichte von Reisenden benutzt würden. I. stimmte dem Plane zu und suchte tüchtige und wissenschaftlich gebildete Männer aus, die man in die verschiedenen Gegenden der damals bekannten Erde schickte. Bei ihrer Rückkehr mußten sie dann I. ihre Beobachtungen mitteilen, und so entstand das berühmte Werk, die Geographie des I., welches derselbe 1154 vollendete. Die europ. Welt hat dies Werk erst durch die freilich an vielen Mängeln leidende franz. Übersetzung A. Jauberts (3 Bde., Par. 1836—40) genauer kennen gelernt; denn die von zwei Maroniten, Gabriel Sionita und Johs. Hesronita, veranstaltete Bearbeitung des größern Werks, welche in Rom 1592 und in Paris 1619 (unter dem Titel »Geographia Nablonensis«) erschien, ist nur ein dürftiger Auszug. Einzelne Teile des arab. Textes haben J. M. Hartmann (»Africa«, Gött. 1796, und »Hispania«, 3 Bde., Marburg 1802—18), C. F. C. Rosenmüller (»Syria«, Ept. 1828), A. Dozy und R. de Sorie (»Description de l'Afrique et de l'Espagne«, Leid. 1866) herausgegeben. Das Todesjahr des I. ist unbekannt.

Ibristen (auch Ghribisten) ist der Name einer arab. Dynastie, welche in Nordafrika fast anderthalb hundert Jahre die Herrschaft behauptete. Sie führt ihren Ursprung auf Ibris, einen Urenkel des Ali zurück, welcher im J. 168 der Hedschra (784 n. Chr.) nach dem nordwestl. Afrika zog und daselbst aus den Gebieten von Telenan und Tedia ein kleines Reich bildete. Seine Regierung war nur kurz, da er im J. 174 (790 n. Chr.) auf Veranlassung des Harun-al-Raschid vergiftet wurde. Ibris' einziger Sohn Ibris II. (6 Monate nach des Vaters Tode geboren), der Erbauer von Fez, das er zu seiner Residenz machte, starb nach thatenreicher Regierung im J. 214 (829 n. Chr.). Sein ältester Sohn Muhammed mußte nach dem Willen des Vaters seinen Brüdern mehrere Provinzen überlassen. So ging das in verschiedene Teile zerfallene Reich rasch dem Untergang entgegen. Der letzte eigentliche Herrscher der Dynastie, Jahja, vergaß über der Liebe zu den Wissenschaften die Regierungsgeschäfte und so wurde der Staat im J. 307 (919 n. Chr.) eine Beute des erobersüchtigen Mahdi, des Begründers der Fatimiden Dynastie.

Ibro-See, See in der ital. Provinz Brescia, an seiner Nordostseite von Tirol berührt, wird von dem ihn durchfließenden Giese gebildet, ist 10 km lang und bis 2 km breit, gegenüber von Rocca d'Anfo 88 m tief und hat etwa 1870 ha Fläche; er liegt in 378 m Höhe und ist sehr reich an Fischen, namentlich an Forellen.

Idischma (falsch: Idischmaa), arab. Wort, das eigentlich „Übereinstimmung“ bedeutet. Man versteht darunter die Übereinstimmung zunächst der Zeitgenossen und nächsten Nachfolger des Propheten Mohammed (daher auch *idischma al-aimmah*, d. i. Übereinstimmung der Imāme genannt) über die Lehren der Dogmatik und der Jurisprudenz, beziehungsweise über bisher streitige Punkte derselben. Sammlungen derartiger Entscheidungen, aus denen sich die Übereinstimmung der genannten Autoritäten ergibt, treten den oft dunkeln Aussprüchen des Korān und der Sunna ergänzend zur Seite und können unter Umständen als wirkliche Rechtsquellen angesehen werden.

Idsebt, Dorf im preuss. Regierungsbezirk Schleswig, Kreis Schleswig, 8 km nördlich der Stadt Schleswig, mit 250 E., ist bemerkwürdig geworden durch die Schlacht, in welcher 24. und 25. Juli 1850 die Schleswig-Holsteiner (27000 Mann) unter dem preuss. General von Billiken den Dänen (38000 Mann) unter General von Krogh das Schicksal selbst überließen. (S. Schleswig-Holstein.)

Idstein, Stadt im Kreise Untertaunus des Regierungsbezirks Wiesbaden in der preuss. Provinz Hessen-Kassau am Wiesbach und an der Linie Frankfurt a. M. — Limburg der Hessischen Ludwigsbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und zweier Oberförstereien, hat ein schönes Schloß, welches, nachdem daraus das staatliche Archiv nach Wiesbaden verlegt worden ist, leer steht, eine Baugewerkschule, eine Saffianfabrik, und zählt (1880) 2414 E.

Idumäa hieß die südliche Fortsetzung des ostjordan. Hochlandes von der Südspitze des Toten Meeres bis zum Nordende des Amanitan. Meerbusens; dieser Name ging jedoch seit dem 6. Jahrh. v. Chr. auf das südl. Judäa und die südlich angrenzenden Gegenden über, welche während des babylonischen Exils der Juden von den Edomitern besiedelt worden waren. (S. Edomiter.)

Idumäer, die Bewohner von Idumäa. (S. Edomiter.)

Iduna, richtig Idhun, eine Göttin des nordgerm. Heidentums, Tochter des Zwerge Ivald, Gattin von Bragi, dem Gotte der Dichtkunst, ist vornehmlich als Hüterin der Äpfel bekannt, von deren Saft die ewige Jugend der Götter abhing. Der Riese Hugi zwang den von ihm gefangenen Loki, J. samt den Äpfeln ihm zu verraten und zuzuführen; doch gewann sie Loki bald darauf für die Äsen zurück. Von andern ihrer Mythen haben sich nur Andeutungen erhalten. Ihr Sitz ist Brunnar, d. h. Brunnengebiet, das Reich mit dem alles belebten den Jungbrunnen. (S. Idun.)

Iduna, der Name des 176. Asteroiden, s. un.
Idus, bei den alten Römern der 13. oder 15. Tag des Monats. (S. Kalender.) Er war dem Jupiter heilig.

Idylle (grch. ἰδύλλιον, d. i. ein kleines Bild) nennt man die dichterische Darstellung einfach-patriarchalischer Lebenszustände. Je mehr die Menschen von dem Naturleben und der Sitteneinfalt der frühesten Zeiten sich entfernten und je stärker der Gegensatz der beengenden Verhältnisse der bürgerlichen Konvention hervortrat, um so sehnlicher mußten sie auf das ursprüngliche Naturleben als ein verlorenes ideales Dasein, als ein Leben voll Einsalt und Ruhe zurückblicken, das in der Befriedigung der einfachsten Bedürfnisse Glück und Ge-

nüge fand. In der That gehört daher die Idylle eigentlich der Dichtform, überall einer Idylle an, in welcher das einfache Naturleben der Natur selbst gegenüber als ein idealer Zustand dem eine poetische Ferne zurückgetreten war. Man wählt die Idyllendichter von jeher an die Menschen, Szenen und Vorgänge des ländlichen Daseins, insbesondere des Hirten-, Schäfer-, Jäger- und Jägerlebens, zu ihren Gemälden, und zwar gab das harmlose Hirtenleben der alten Idylle mit dem Ideal eines Goldenen Zeitalters der Unschuldswelt zu solchen Schilderungen den Stoff. Diese Hirtenidyllen werden auch in grch. Boukolos, Rinderhirt) als Idyllen Beziele bezeichnet. Die ersten Spuren der Dichtgattung findet man im Orient, war doch noch nicht als für sich bestehende Gattung es geprägt ist, sondern bald mehr als Ergänzung des Buch Ruth, bald wie Kalidasa's „Schnee“ mehr als Drama mit idyllischen Charakteren. Auch bei den Griechen war sie anfangs einfacher Art, doch schon mit Beimischung eines Elements, wie bei Hesiodos, welcher der Daphnis zum Gegenstand wählte. Idyllische Gattung tritt bei ihnen die Idylle an, die alexandrinischen Zeitalters an, auf, der in sorgfältig angeführten Bilden zugleich das Naturleben feil. Hirten- und Jägerleben bringt. Idyllischen sich Dionysos an. Unter den röm. Dichtern nimmt Virgil die Stelle ein. Aus der Nachahmung Virgil's die Idylle der ital. Renaissancezeit, die bald Form entwickelte sich zur dramatischen, zum Spiel (Pastorale) von Tasso, Guarini, Giovanni Alaimanni. Und dieses Schäferspiel wurde Spanien, Frankreich, Deutschland und mit lokalem Raffinement das neue Rom das wilderlich Affektirte und seltlich Satirische verzerrend. Diese Unnatur hat seit Jahrhunderten geherrscht, bis die neu erstehende deutsche Literatur eine kräftige Idylle brachte. Während Salomon Gessner noch der alten verpöht-sentimentalen Richtung hielt, führte der offene Sinn der 18. und 19. Periode für das Vollständige sprengende wieder zu der Idylle zum wahren naturwüchsigem Wesen. Die Werbung wurde durch die Idylle der 19. und 20. Jahrhunderts bezeichnet; doch in seiner „Idylle“ und in der Idylle der 19. und 20. Jahrhunderts. Idylle und dem klassisch vollendeten, idyllischen „Hermann und Dorothea“ wachte diese Idylle die Höhe der antiken Formenhöheit zu der neueren Zeit hat die Idylle besonders nach hin eine wesentliche Umbildung erfahren. Seit eine Steigerung nach dem Volk durch Aufnahme der Volkssprache der Volk der Begründer dieser Richtung ist Hebel's „Almanachische Gedichte“ und „Leinen und Schachtelwein“. Andererseits eine Steigerung des konfliktvoll handelnden Lebens, welche die des Romans und Dramas ist; der Idylle dieser Richtung ist Immermann in „Immermann'schen Hausen“ und dann besonders Herwegh.

Id. Abkürzung für Id est (N. d.).

Idone (Irland), s. Hibernia.

Id. vollständig: Pile du Châneau d'Id. (franz. Depart. Bouches du Rhône) die des Hafens von Marseille 2 km von der

den Inseln Romagne und Ratoneau gelegene, durch Franz I. besetzte Felseninsel, welche auch durch Alexandre Dumas' Roman »Monte Christo« bekannt ist. Auf dem dort durch Franz I. erbauten Schlosse, das ehemals Staatsgefängnis war, zeigt man das Zimmer, in welchem Mirabeau 1774 gefangen saß. (S. Overdon.)

Efferten, Stadt im Schweiz. Kanton Waadt. **Effland** (Aug. Wilh.), berühmt als Schauspieler, Theaterdichter und Dramaturg, geb. 19. April 1759 zu Hannover, wo sein Vater Registrator bei der Kriegskasse war, war für das Studium der Theologie bestimmt. Durch die Vorstellungen der Adersmannschen Gesellschaft wurde jedoch in ihm die Neigung für die Bühne erweckt; er ging in seinem 18. Jahre heimlich nach Gotha, bildete sich hier unter Leitung des großen Hofes aus und wurde 1779 Mitglied des damals berühmten münchheimer Theaters. Hier legte er den Grund zu seinem Ruhm, den er durch Gastvorstellungen bald über ganz Deutschland ausbreitete. Bekanntnisse mit dem Intendanten, namentlich aber die Kriegsergebnisse führten ihn 1796 nach Berlin als Direktor des dortigen Nationaltheaters, woselbst er 1811 zum Generaldirektor aller königl. Schauspiele ernannt wurde und 21. Sept. 1814 starb.

Als Schauspieler nahm J. einen hohen Rang ein, weniger durch poetische Auffassung, geniales Feuer und Macht der Phantasie als durch die bewundernswürdige Ausarbeitung seiner Rollen. Er erwies sich meisterhaft in hochkomischen wie auch in rührenden Rollen, in Partien hochtragischen und heroischen Stils, dagegen vermied man an ihm Schwung der Phantasie und Wärme des Gefühls. Als Theaterdichter zeichnete sich J. als tüchtiger Sittenmaler aus. Seine Stücke zeugen von vollendeter Bühnensprache, großer Menschenkenntnis und gemüthlich-stillem Streben. Von seinen Stücken haben sich namentlich »Die Jäger«, »Dienstpflicht«, »Die Adolanten«, »Die Räuber« und »Die Hagschützen« auf dem Repertoire erhalten. Als tüchtigen Dramaturgen zeigt er sich in den theoretischen Abhandlungen und Aufsätzen seines »Almanach für das Theater« (Berl. 1807—9, 1811—12). An die Sammlung seiner »Dramatischen Werke« mit einer Selbstbiographie (16 Bde., Epp. 1798—1802) schlossen sich die »Neuen dramatischen Werke« (2 Bde., Berl. 1807—9). Eine Auswahl derselben enthalten die Ausgaben in 11 Bänden (Epp. 1827—28) und in 10 Bänden (Epp. 1844 u. Stuttg. 1858—60).

Bol. J. Fund (Rum), »Aus dem Leben zweier Schauspieler, J. S. und Ludwig Desrois« (Epp. 1838); **R. Dunder**, »J. in seinen Schriften als Künstler, Lehrer und Direktor der Berliner Bühnen« (Berl. 1869); **Rosita**, »J. und Dalberg« (Epp. 1865); »Briefe von August Wilhelm J. und J. L. Schreiber an den Schauspieler Werbig«, herausgegeben von O. Desrois (Frankf. a. M. 1881).

Igafurta, Allaloid der Brechstoffe (s. d.), ist außerst giftig und bildet weiße, in heißem Wasser schwer lösliche Prismen.

Igel (fr. peigne circulaire, hérisson; engl. porcupine, archin, squirrel) nennt man die mit stummartig wirkenden Stachelspigen besetzte Walze der Stredmaschinen und Krepelmaschinen, sowie einer Art Behelmaschinen. (S. Kammgarn-, Flachspinnerei und Baumwollindustrie.)

Igel (Erinaceus), eine zu den insektenfressenden Raubtieren gehörige, 14 Arten umfassende Säu-

tiertgattung, Typus einer Familie, ist besonders merkwürdig durch die Stacheln, welche die obere Körperseite vom Scheitel an bedecken. Diese Stacheln sind eigentlich zusammengewachsene Haarbüschel und dienen dem Tiere als Schutzwehr, indem der eigene Bau seiner Hautmuskeln ihm gestattet, sich dergestalt zusammenzurollen, daß er dem angreifenden Feinde nach allen Richtungen sich kreuzende Spitzen entgegenstellt. Der in ganz Mittel- und Südeuropa einheimische gemeine Igel (E. europaeus, s. Tafel: Insektenfresser; Fig. 6) wird sehr nützlich, indem er meist von Schneden, Würmern, Insekten, besonders aber von Mäusen lebt. Versuche haben bewiesen, daß ihm der Genuß Spanischer Fliegen nicht nachtheilig ist, auch soll die giftige Kreuzotter ihm gleich andern Schlangen, Fröschen und Kröten eine willkommene Nahrung bieten und soll ihr Biß ihm nicht nachtheilig sein, was indes von gediegenen Beobachtern bestimmt in Abrede gestellt wird. Daß der I. den Obstgärten gefährlich werde, indem er die abfallenden Früchte auf seine Stacheln gespickt in seine Magazine trage, ist eine lang t widerlegte Fabel; nur bei Mangel an animalischer Nahrung nimmt er zu Obst seine Zuflucht. Die nackten Jungen sind schon nach 24 Stunden mit kleinen Stacheln bedeckt, die anfangs weiß sind. Die zum Rarden des Luchs von den Römern angewendeten Igelfelle machten ehemals einen wichtigen Handelsartikel aus. Den Winter bringt der I. schlafend hin. Er ist leicht zu zähmen und mit eingeweichtem Brod und Gemüse zu ernähren. Die übrigen Arten sind aber ganz Europa, das Festland Afriens und Südafrika verbreitet, fehlen aber in Amerika und Australien. Auf den Sunda-Inseln kommt eine eigenthümliche Gattung (Gymnura mit einer Art G. Rafflesii) mit langem nacktem Schwanz vor. Ausgestorbene Arten werden im Pliocän Europas gefunden.

Igel, Dorf in der preuss. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Trier, Landkreis Trier, 1 1/4 Stände von Trier, links an der Mosel und an der Linie Trier-Wasserbillig der Preussischen Staatsbahnen, mit 450 E., welche Weinbau treiben. Hier steht das schönste Denkmal der Römer hiesiger der Alpen; ein 23 m hoher, aus römischen Sandstein aufgeführter, obeliskentartiger, vierkantiger Bau. Der Inschrift zufolge haben denselben Secundinus Aventinus und Secundinus Securus ihren verstorbenen Eltern und Nutsverwandten als Gedenkmal errichtet. In vierseitigen Abteilungen der Seitenflächen befinden sich versteinerte Reliefs.

Igelfisch (Dodon), ein zu den Plektognathen (s. d.) gehöriges, mit langen Stacheln versehenes Fischechengeschlecht, dessen in den tropischen Theilen des Atlantischen und Stillen Ozeans verbreitete vier Arten sich ausbleichen können. Ihr Fleisch soll zu gewissen Zeiten gut sein.

Igelbusch, auch **Igelfuß** oder **Straubfuß**, früher gebräuchliche Bezeichnungen für einen bis weilen nach der Raute zurückbleibenden Krankheitszustand an den Füßen der Pferde; er besteht in einer schmerzhaften Verdickung der Haut am Fessel, auf welcher die Haare wie Igelfstacheln emporstehen.

Igelkaktus, s. Echinocactus.

Igidi, Teil der wechl. Sahara (s. d.).

Igillillik, alte Stadt in Nordafrika, das jetzige Ighidighelli (s. d.).

Iglau, eine der ältesten und nach Brünn die zweitgrößte Stadt in Mähren, an der böhm. Grenze,

Station der Hauptlinie Wien-Tetschen-Mittelgrund der Österreichischen Nordwestbahn und an der Jglawa, über welche hier eine steinerne Brücke führt, hat ein eigenes Gemeindefest, ist der Sitz eines Kreisgerichts, eines städtisch belegierten Bezirksgerichts, einer Bezirkshauptmannschaft und einer Finanzbezirksdirektion, zählt mit den drei Vorstädten (1890) 22378 deutsche G., hat ein Obergymnasium, eine Landesoberrealschule, eine Mädchenbürgerschule (mit einem weiblichen Fortbildungskurs) und eine gewerbliche Fortbildungsschule. Der schöne Stadtplatz ist 328 m lang und 113,70 m breit. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus: die altdeutsche St. Jakobsparishkirche mit einem vorstrefflichen Altarblatt und einer 6440 kg schweren Glode, die wegen des alten Kreuzganges lebenswerte Minoritenkirche, die St. Ignatzkirche, die 1878 erbaute evang. Pfarrkirche, das Rathaus, die aus einem von Kaiser Joseph II. aufgehobenen Dominikanerkloster (zum heiligen Kreuz) hergestellte große Kirche, das Theater aus und das kleine Kirchenmuseum Johannesbühl, dessen Erbauung ins J. 799 verlegt wird. Die Industrie ist sehr schwunghaft, es besteht an hiesigen zahlreichen Tuchmachereifabriken, Spinnereien, Kartereien und Wollzeugwebereien, eine große Bierbrauerei, eine k. k. Cigarrenfabrik mit über 2500 Arbeiterinnen, eine Dampfglaskleiserlei, zwei Dampfsmühlen und Thonwarenfabriken. Der Handel mit Tuch- und Schafwollzeugen, Flachs und Bauholz ist ziemlich bedeutend. Die Stadt hält vier Jahrmärkte und ist auch ein bedeutender Platz für den Getreidehandel. — J. war ehemals eine Bergstadt; uralte ist ihr Stadt- und Bergrecht, welches schon 1250 von König Wenzel I. erneuert und bestätigt wurde. Am 5. Juli 1438 wurde der Jglauer Vergleich abgeschlossen, in dem Kaiser Sigismund die Prager Kompaktaten beschwor. Im J. 1523 wurde die ganze Stadt ein Raub der Flammen, und während des Dreißigjährigen Kriegs wurde sie zweimal eine Beute der Schweden. Am 4. Dez. 1805 siegte hier der Erzherzog Ferdinand d'Este über ein bayr. Korps unter Wrede.

Jglawa, rechtsseitiger Nebenfluß der Thapa im südwestl. Mähren, entsteht auf dem böhm.-mähr. Plateau bei dem Dorfe Jglavka, vereinigt sich unterhalb Cibio mit der Schwarzawa und geht nach einem Laufe von 175 km unterhalb Mischau zur Thapa.

Jgleskas, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Cagliari, nahe an der Westküste der Insel Sardinien, Endpunkt der Linie Cagliari-J. der Sardinischen Eisenbahn, ist Sitz eines Bischofs und der Mittelpunkt der aufblühenden Montanindustrie auf Blei, Zink, Eisen u. s. w. Die Stadt hat eine Kathedrale von 1215, alte Mauern, eine 1325 von den Aragoniern hergestellte Burg, eine technische Schule, zählt (1881) 12094 G. und handelt mit Öl und Wein.

Jgleskas de la Casa (Josef), span. Dichter, geb. 31. Okt. 1748 zu Salamanca, schloß während seiner Studienzeit auf der dortigen Universität mit seinem Freunde Melendez und andern durch poetisches Talent ausgezeichneten Jünglingen einen Dichterbund, der unter dem Namen der Salamanthinischen Schule einflußreich wurde, und bildete sich fast ausschließlich nach den klassischen Dichtern seines Vaterlandes, vorzüglich nach Valbuena und Quevedo. Nach vollendeten Studien empfing er 1783 in Madrid die Priesterweihe und wurde Pfarrer von Garbajosa de la Laguna im Bistum

von Salamanca, starb aber schon 26. Aug. 1791. Erst sieben Jahre nach seinem Tode wurden seine Gedichte gesammelt (2 Bde., Salamanca 1798), seitdem aber sehr oft wieder aufgelegt. Neuerdings wurden sie in die „Biblioteca de autores españoles“ aufgenommen (Bd. 61, 1869). J. gehört unter die Lieblingdichter der Nation, und viele von seinen Gedichten leben im Munde des Volks. Dies gilt jedoch nur von den scherzhaften Gedichten in nationalen Kurzversen, aus seiner Jugendperiode, besonders von den sog. Brieflein „Letrillas“, in welchen er mit dem von ihm meisterhaft benutzten Reichtum der span. Sprache an witzigem Doppelsinn die Väterlichkeiten seines Jahrhunderts und seiner Nation geißelt. Dabei ist seine Sprache von klassischer Reinheit, sein Versbau von ungemeiner Leichtigkeit und seine Gesinnung durch und durch national. Minder gelungen sind seine ernsten Gedichte in ital. Strophen.

Jgló, auch Reudorf, Bergstadt in Ungarn, Zipser Komitat, links am Flusse Hernad, an der Kaschau-Oberberger Eisenbahn, mit (1880) 7521 G., Slowaken, Deutsche und Ungarn, hat ein evang. Obergymnasium, Staatsleherseminar, Bezirksgericht, Bergbau auf Kupfer und Eisen, Eisenhammer, Steingut- und Papierfabriken, Leinweberei und lebhaften Handel. Früher war J. Borort der Zipser Freistadt.

Ignamen - Batate, s. unter Dioscorea.

Ignatia amara L. ist hies früher die Stammpflanze der Ignatiushühnen; man rechnet sie jetzt zur Gattung Strychnos (s. d.) unter dem Namen Strychnos Ignatia.

Ignatianer, soviel wie Jesuiten.

Ignatius der Heilige, Bischof von Antiochien, angeblich Schüler des Apostels Johannes und deshalb zu den Apostolischen Vätern gerechnet. Er führt den Beinamen Theophoros, d. h. der Gott im Herzen trägt, nach der Legende, weil er das Kind gewesen sei, das Jesus seinen Jüngern als Muster hingestellt habe. Nach der zuverlässigsten Überlieferung ist er zur Zeit des Trajanischen Barthertriebs zu Antiochien selbst während der Anwesenheit des Kaisers im Cirkus von Löwen zerissen worden (20. Dez. 115). Eine andere Angabe läßt ihn dagegen nach Rom transportiert und dort unter dem Konsulat des Suburranus und Marcellus (103 n. Chr.) den Löwen vorgeworfen werden. Letztere Überlieferung findet sich in den röm. Märtyrerakten des J., welche neuerdings Dressel im Vatikan aufgefunden hat, wogegen sie in den bisher bekannten Akten mit der Angabe, J. sei zur Zeit des Barthertriebs des Trajan Märtyrer geworden, unklar vermischt ist. Die röm. Kirche, welche den Heiligen für sich beansprucht, feiert, abweichend von den Griechen, sein Fest 1. Febr. Die Sage von der Märtyrertreise des J. von Antiochien nach Rom liegt auch den unter seinem Namen aufbewahrten Briefen zu Grunde. Dieselben sind besonders für die Geschichte des Episkopats im 2. christl. Jahrhundert wichtig, aber die übertriebene Hochschätzung der bischöf. Würde erregte schon seit dem 17. Jahrh. begründeten Verdacht. Die Briefe liegen in dreifacher Gestalt vor. Die weiteste Rezension von dreizehn Briefen wurde allgemein als teils unecht, teils interpoliert erkannt, seit eine kürzere Gestalt von sieben Briefen (an die Epheser, Magnesier, Philadelphener, Laodizeer, Smyrner, Römer und an Polikarp),

welche schon dem Eusebius bekannt, wieder aufgefunden worden war. Doch wurde auch ihre Echtheit schon von Dalläus, neuerdings besonders von Baur und Hilgenfeld bestritten. Eine noch kürzere Gestalt von nur drei Briefen (an die Römer, Epheser und an Polykarp, und auch diese drei in kürzerer Recension) wurde 1846 von Cureton in syr. Text herausgegeben (mit reichem Apparat im «Corpus Ignatianum», Lond. 1849). Der Herausgeber und mehrere deutsche Gelehrte verteidigten die Echtheit der letztern und suchten die bisherige kürzere griech. Gestalt von sieben Briefen als interpoliert zu erweisen. Indessen ist gegenwärtig so ziemlich allgemein anerkannt, daß die drei syr. Briefe nur ein Excerpt aus den sieben griechischen sind. Die Unechtheit der letztern nicht aber darum nicht weniger sicher. Schwerlich sind dieselben früher als um 170 n. Chr. entstanden. Eine armenische Übersetzung, welche dreizehn Briefe umfaßt, wurde von Petermann (Lpz. 1849) herausgegeben. Eine neuere Ausgabe seiner Briefe findet sich im zweiten Heft der von Harnad, Gebhardt und Zahn herausgegebenen «Patrum Apostolicorum opera» (Lpz. 1876). Vgl. Zahn, «J. von Antiochien» (Gotha 1873); Harnad, «Die Zeit des J.» (Lpz. 1878).

Ignatius, Patriarch von Konstantinopel, Sohn des Kaisers Michael I., geb. um 790, ward durch Leo V. den Armenier entmannt, wurde nun Mönch und 847 Patriarch. Er kämpfte mächtig gegen die Willkürherrschaft und Sittenlosigkeit des Kaisers Barbas, seines Oheims, der die heiligen Gebräuche der Kirche in Trübsal gelassen parodierte, wurde deshalb abgesetzt und Photius an seine Stelle zum Patriarchen erhoben (858). Die hieraus entstandene Kirchenspaltung suchte der Hof durch den Papst Nikolaus I. zu beseitigen. Indem aber dieser für J. sich erklärte (863), ward dadurch der erste Grund zu der Trennung der griechischen von der röm. Kirche gelegt. Kaiser Basilus I. setzte den J. als Patriarchen wieder ein (867); als solcher starb er 878.

Ignatius von Loyola, s. Loyola.

Ignatiusbohnen heißen die Samen von *Strychnos Ignatia* (*Ignatia amara*), einem auf den Philippinen einheimischen Baume. (S. *Strychnos*.)

Ignatjew (Nikol. Pawlowitsch), russ. General und Diplomat, geb. 29. Jan. 1832 in Petersburg, erhielt seine Erziehung im Pagenkorps und in der Nikolaischen Militärakademie, trat 1849 in die Garde ein, avancierte sehr rasch und wurde 1858 bereits General. Während des Krimkriegs war er dem Armeekorps des Generals Berg in den Oststepprovinzen zugeteilt und leitete 1857–58 eine Expedition nach Chiva und Bokhara. Nachdem er schon 1858 kurze Zeit als Militärbevollmächtigter in London und Paris diplomatisch thätig gewesen war, ging er 1859 ganz in diese Carrière über, indem ihm der neugegründete Gesandtschaftsposten in Peking übertragen wurde. Hier gelang es ihm, einen für Rußland sehr günstigen Handelsvertrag mit China abzuschließen. Nach seiner Rückkehr vom Post 1863 wurde er zum Direktor des Asiatischen Departements im Ministerium des Außern und darauf (26. Juli 1864) zum Gesandten in Konstantinopel ernannt. In der Geschichte der russ. Orientpolitik ist J.s Amtsführung dadurch folgenreich geworden, daß der anfangs von

ihm begünstigte Sanbietenaufruf (1866) und Griechenlands Teilnahme für denselben von der russ. Regierung schließlich desavouiert wurden und daß er in Sachen des griech.-bulgar. Kirchenstreits entschieden für die Bulgaren Partei ergriff, dadurch aber zu einer völligen Abwendung des Hellenentums von der Sache Rußlands Veranlassung gab. In den Gang der orient. Ereignisse von 1875 und 1876 griff J. nachhaltig ein, indem er die Interessen der Wosnier und Bulgaren entschieden begünstigte und zu der Politik Wladimir Wajdas in schroffem Gegensatz stand. Nach der Konferenz der Großmächte vom Dez. 1876 und Jan. 1877 zeitweise abberufen, unternahm J. im März desselben Jahres eine Rundreise an die Höfe von Berlin, Paris, London und Wien, die zu dem Abschluß des Londoner Protokolls vom 31. März erheblich beigetragen hat. Der durch den Berliner Kongreß später wesentlich modifizierte Vertrag von San-Stefano (8. März 1878) war hauptsächlich J.s Werk. Während der letzten Jahre der Regierung Kaiser Alexanders II. nur gelegentlich zu amtlichen Funktionen herangezogen, wurde J. unmittelbar nach der Thronbesteigung Alexanders III. zum Minister der Domänen und zwei Monate später zum Minister des Innern ernannt. Er suchte seine neue Stellung im Sinne der nationalen Partei auszunutzen, vermochte sich in derselben aber nur bis zum Mai 1882 zu behaupten. Vgl. «Aus der petersburger Gesellschaft» (4. Aufl., Lpz. 1875); Sigm. Hahn, «Russ. Staatsmänner und Diplomaten der Gegenwart» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1877, 1. Hälfte); «Russ. Wandlungen» (Lpz. 1882).

Ignipunktur (lat.), in der Chirurgie das Aetzen erkrankter Gewebe und Organe mittelst eingestochener glühender Eisenstifte.

Ignis et aqua interdictio (lat.), Unterjagung des Feuers und Wassers, umschreibende Formel für Verbannung, welche Strafe das ältere röm. Recht nicht kannte. (S. *Exil*.)

Ignis fatuus (lat.), soviel wie Irrlicht.

Ignobiles (lat.), die Unedeln, s. unter *Nobiles*.

Ignorant (lat.), ein Unwissender.

Ignorantenbrüder (*Fratres ignorantiae*, Frères ignorants, Brüder der Christl. Lehre und Schule) heißen die Mitglieder eines Ordens, welchen der Kanonikus zu Rheims, Jean Baptiste de la Salle, 1724 gründete. Sie erteilten in den Volksschulen unentgeltlichen Unterricht im Geiste der kath. Hierarchie. Von den Jesuiten begünstigt, fanden sie rasche Verbreitung und wurden auch nach der Ausweisung des Jesuitenordens (1764) in Frankreich geduldet. In der Revolution (1790) vertrieben, fanden sie eine Zuflucht in Italien. Napoleon I. berief sie 1806 zurück und begünstigte sie. Erst das Unterrichtsgebot des Ministers Ferry (1882) hat sie aus den öffentlichen Schulen Frankreichs verdrängt.

Ignoranz (lat. *ignorantia*), Unwissenheit, Unkenntnis; ignorieren, von etwas keine Kenntnis, Notiz nehmen.

Igor, der Name mehrerer russ. Fürsten:

Igor, der Sohn Juriks, geb. 912, kam nach Oleg zur Regierung und unterwarf die Drowjanen aufs neue. Dann veranstaltete er zwei Feldzüge nach Griechenland; beim ersten im J. 941 wurden ihm seine Schiffe durch Griechisches Feuer verbrannt; beim zweiten Feldzug 944 bot der griech.

Kaiser Salapen gleich im voraus Lösegeld und es kam zu einem Bündnis zwischen J. und Byzan. Im J. 945 wurde J. bei Erhebung der Abgaben unter den Dreyhanen von diesen erschlagen.

Igor Olegowitsch unternahm 1144 einen Feldzug nach Galizien und Polen, war dann kurze Zeit Großfürst von Kiew, mußte ins Kloster gehen und ward 1146 bei einem Volksaufstand in Kiew ermordet. Später nahm man ihn in die Zahl der russ. Heiligen auf.

Igor Smjatostlawitsch, Fürst von Nowgorod-Sijemersk, der Sohn von Smjatostlaw von Iſchernigow, geb. 1151, gest. 1202, führte 1185 mit seinem Bruder Wsewolob einen unglücklichen Feldzug gegen die Polowyer, ward am Fluß Kajala geschlagen, gefangen genommen, aber entfloß später. Den Feldzug beſingt das älteste Denkmal der russ. (richtiger kleinruss.) Kunstpoesie, das episch-lyrische «Lied vom Heereszug Igor's» («Slovo o polku Igorrev»), von einem unbekannten Verfasser, wahrscheinlich einem Kampfgenossen im Gefolge J.'s geschrieben. Es wurde 1795 vom Grafen Alexej Wusim-Puschkin in einem Sammelbande vom Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrh. gefunden und zuerst in Moskau 1800 herausgegeben. Das Original ging 1812 beim Brande von Moskau unter. Eine zweite Abschrift desselben mit Varianten fand sich 1864 in den Papieren der Kaiserin Katharina II. und wurde von Belarskij (Petersb. 1864) herausgegeben. Von den zahlreichen Ausgaben und Kommentaren des «Liedes» (von Dobrenskij, Gattala, Orben, Fürst Wjasselskij u. a.) sind besonders die von Kleinruss. Verfasser bemerksenswert: Matfimeowitsch, Ogonowskij (Vemb. 1876), Bolebaja (Kiew 1878); deutsche Übersetzungen von Joseph Müller (Prag 1811), Aug. Volk (Berl. 1854; mit Originaltext, Grammatik und Glossar) und von Vunder (Berl. 1884; mit Einleitung und Anmerkungen).

Iguafada, Stadt in der span. Provinz Barcelona, 70 km im N.W. von Barcelona, am Südwestfuße des Montserrat, links an der zum Lobregat gehenden Roca, ist mit Mauern umgeben, hat Baumwollspinnerei, Fabriken von Leinwand, Samt, Tuch, Wollstoffen, röm. Cement und Eisen gießereien und zählt (1877) 11882 E.

Iguane, s. Iguane.

Iguanodon ist ein in der obersten Juraformation und in der Kreide namentlich Englands und Belgiens nicht seltenes, jetzt gänzlich ausgekornenes Reptil und zwar ein Dinosaurier (s. d.) von riesigen Dimensionen. Der J. bewegte sich auf den Hinterbeinen, wobei der kräftige Schwanz als Stütze diente. Seine Zähne haben eine höchst charakteristische spatelförmige Gestalt und waren für Pflanzen nahrung eingerichtet.

Iguanodon, s. Iguanodon.

Igumen, Kreisstadt im russ. Gouvernement Rinsk, an dem fließenden Igumenla, mit (1882) 2190 E., davon ein Drittel Juden.

Iguvium, alte Stadt, das jetzige Gubbio (s. d.).

Ihaispur, s. Schadschpur.

Ihanski, s. Schanski.

Ihering (spr. Jhering), Rechtsgelehrter, s. Jhering (im Job).

Ihow (Christian von), s. Ihow.

Ihna, Fluß in Pommern, Regierungsbezirk Stettin, kommt aus dem Enzigsee im N. von Iherenberg, nimmt oberhalb Stargard, wo sie auf 60 km schiffbar wird, die Saule Ihna auf und

mündet nach einem Laufe von 112 km in den Dammischen See.

Ihrām (arab.), das Pilgergewand der Mekka. IHM, Monogramm für Jesus nach griech. Schrift (I H X), wo H das lange e bedeutet, später von den Jesuiten angenommen, bei denen es auch nach lat. Schrift, wo H also h bezeichnet, als Abkürzung für Iesum habemus socium (Wir haben Jesus zum Bundesgenossen) oder Iesum hominum salvator (Jesus der Menschen Heiland) gedeutet wird.

I. H. M. oder I. H. S. V., Abkürzung für In hoc signo (vincas), d. h. in diesem Zeichen (wirst du siegen).

Ijar, nach dem Babylonischen April der zweite, jetzt der achte Monat der Juden, im Schaltjahre der neunte; er hat 29 Tage (vom 6. Mai bis 2. Juni).

Il, Fluß in den russ. Gouvernements Ufa und Samara, zwischen denen er in seinem ganzen Oberlauf die Grenze bildet, entspringt auf den Ausläufern des Ural und mündet links in die Kama. Er ist 424 km lang und nicht schiffbar. — I. heißt auch ein Fluß im Gouvernement Orel, der sich rechts in die Salskaja, einen rechtsseitigen Nebenfluß des Ural, ergießt; er ist 265 km lang, ein Gebirgsfluß mit starker Strömung und nicht schiffbar.

Ilaamant (I. e. Ila. a. Naul, d. h. der Fiß des Naul), auch Ahinomaui, die Nordinsel von Neuseeland (s. d.).

Ilarius, ein Heros der Athener, der den nach Attila kommenden Bacchus freundlich aufnahm, wofür ihm dieser die Kenntnis des Weinbaues mittheilte. Nachdem er den ersten Wein gekostet, sahe er denselben in Schläuchen umher, um ihn zu verschlecken. Da aber einige davon herausgehoben wurden, so tödtete man ihn in der Meinung, daß er sie vergiftet habe, und warf ihn in einen wasserlosen Brunnen oder vergrub ihn unter einem Baume. Aus Betrübniß darüber erhängte sich seine Tochter Erigone an diesem Baume. Zeus oder Bacchus verleiht sie hierauf als die Jungfrau unter die Gestirne, begleichen ihren treuen Hund Mära als den Hundstern und ihren Vater als Bootes. Aber die undankbaren Athener aber kam eine Pest, oder, wie andere erzählen, eine Kaserel über die Jungfrauen, so daß sie sich wie Erigone erhängten. Zum Andenken ward eine Feiertag jährlich begangen. Es gibt noch mehrere Wiederholungen eines Reliefs mit der Darstellung des Besuchs von Bacchus bei J.

Ilarius, Sohn des Dabalus (s. d.), ward mit seinem Vater im Labyrinth zu Krete gefangen gehalten. Er floh mit dem Vater mittelst künstlich aus Bachs gefertigter Flügel, stürzte aber unterwegs, weil er der Sonne zu nahe flog und die seine Flügel schmolz, unweit der Insel Samos ins Meer. Sein Vater begrub ihn auf der kleinen, fortan nach ihm benannten Insel Iliaria (einer der Sporaden, jetzt Nisaria), westlich von Samos, und das Meer in der Gegend jener Insel hieß seitdem das Iliarische Meer. Es gibt Darstellungen der Sage unter andern namentlich in einem in der Villa Albani zu Rom zweimal vorhandenen Relief und einem pompejanischen Wandgemälde.

Ilemba, linker Nebenfluß des Congo (s. d.). Ikon (arch.), das Bild, Abbild; ikonisch, ein gleiches Bild darstellend; ikonische Statue, Statue in Lebensgröße, im Gegensatz zu Kolossalstatue, auch zu Idealstatue. Ikonostasen, d. h. Bilderstürmer, Name einer russ. Seite, deren

Kuhänger unter freiem Himmel beten. **Ionobule**, gleichbedeutend mit **Ionolatrie**. **Ionograph**, Bildschreiber, einer, der über Porträts berühmter Personen schreibt oder ausstelt gibt; auch ein dem Storchschnabel (s. d.) ähnliches Instrument; **Ionographie**, gleichbedeutend mit **Ionologie**. **Ionoklast**, Bilderzerbrecher, Bilderstürmer; **Ionoklastismus**, Bildersturm; **Ionolaten**, Bilderverehrer; **Ionolatrie**, Bilderverehrung, Bilderverehrung (s. Bilderdienst und Bilderverehrung). **Ionologie**, Bildniswissenschaft, Kenntnis der Bilder, Wägen, Bildsäulen, Münzen, Gemälden u. s. w. des Altertums; auch Kenntnis der Attribute der Götter und Heroen und sonstiger mytholog. Gegenstände; auch Kenntnis der Darstellung der christl. Heiligen. **Ionomachie**, Bildersturm, Kampf wegen Verehrung der Heiligenbilder. **Ionoman**, Bilderschmürmer, einer der für Malerei schwärmt, auch ein schwärmerischer Verehrer von Heiligenbildern. **Ionostas** (**Ionostasis**), in der griech. Kirche die mit Heiligenbildern bedeckte Wand, welche das Sanktuarium von dem Raum der Gemeinde trennt.

Ionische Dynastie, s. unter **Selbschuten**. **Ios**, im Altertum Name der zu den Sporaden gehörigen Insel **Ophidromia** (s. d.).

Iosabder, in der Stereometrie ein von zwanzig gleichseitigen Dreiecken begrenztes Polyeder; in der Krysallographie eine Kristallform von zwanzig Dreiecken, von denen jedoch nur acht gleichseitig, die andern gleichschenkelig sind; diese Form entsteht durch Kombination des Pentagondodekaeders mit dem Oktaeder.

Isthmos war der bedeutendste Architekt in Athen unter der Staatseitung des Perikles, der Erbauer des Parthenon auf der Akropolis zu Athen. Auch wird er der Erbauer des Tempels der Demeter und Periklyone in Eleusis und des Tempels des Apollon zu Vaphia genannt.

Itzja-Ja-Congo, Name des Congo (s. d.). **Ilang** (roman. **Olion**), die oberste Stadt am Rhein, liegt im Bezirk Glerner des Schweiz. Kantons Graubünden, 692 m über dem Meere, 26 km westwärts von Chur am Roderstein, unweit der Mündung des Glerner, besitzt eine Kirche, eine steinerne Brücke und einige alte Herrenhäuser und zählt (1880) 872 meist reform. G. (352 Katholiken), von denen 68 Proj. romanischer, 35 Proj. deutscher und 2 Proj. italienischer Sprache sind. Schon 786 urkundlich erwähnt, gehörte I. im spätern Mittelalter den Freiherren von Belmont, später den Grafen von Sar, und schloß sich 1424 dem Grauen Bunde an. Im J. 1526 fand hier die Disputation statt, durch welche die Religionsfreiheit in Graubünden eingeführt wurde. Früher als Sitz des oberländischen Aeltes, des Bundesrats und des Landgerichts des Grauen Bundes ein ziemlich lebhafter Ort, ist J. jetzt ein kleines Landstädtchen, dem nur seine Lage an der großen Straße des Rheintals und am Eingang in das Lugnerthal einige Bedeutung geben.

Iltajä oder **Ilomajä**, Fluß im russ. Gouvernement Saratow und im Lande der Donischen Kosaken. Sie entspringt im Kreise Kamnischin am den Wolgabergen, fließt amangs sabb, darauf südwestlich und ergießt sich nach einem Laufe von 210 km unterhalb Iltominskaja links in den Don. Der Fluß ist nicht schiffbar.

Ilbehan, Stadt in Albanien, s. **Albassan**.

Ilhan, s. unter **Chan**.

Ilcheßer oder **Joelcheßer**, Dorf in der engl. Grafschaft Somerset, 27 km im SO. von Bridgewater, am Jes oder Joel, mit (1881) 2098 G., hieß bei den Bretonen Pont-Joel-Coed und war zur Römerzeit Hauptstation auf einer jetzt Postweg genannten Straße. Noch stehen die Ruinen eines Klosters, in welchem Roger Baro geboren oder erzogen worden ist.

Ile (gr. **ή**), im marobon. Heerwesen eine Reiterabteilung von durchschnittlich 200 Mann unter Anführung eines **Ilarchen**.

Ile d'Alg., s. **Alg.**

Ile du levant (und **Ile du Titan**), eine der Hebräischen Inseln, s. unter **Hyères**.

Ile de die, Insel an der Westküste Frankreichs, s. **Die**.

Ile d'Yeu (**Ile Dieu**), s. **Dieu**.

Ilena, Stadt in Bulgarien, s. **Elena**.

Ileomphus, der Unterleibstypus, s. unter **Xophus**.

Ilerda (jetzt **Veriba**), alte befestigte Stadt der Iberer am Sicoris (jetzt Segre) in Hispania Tarraconensis; hier belagerte Cäsar 49 v. Chr. die Pompejanischen Legaten Afranius und Petrejus und zwang sie zur Kapitulation.

Ilergeten, im Altertum Name eines iberischen Volks in Nordspanien (in der nördl. Hälfte des spätern Kragomen), auf der Nordseite des Ebro. Auf ihrem Gebiete lagen mehrere berühmte span. Städte, so namentlich **Ossa** (**Huesca**), längere Zeit das Hauptquartier des Sertorius, **Ilerda** (**Veriba**) am Sicoris und namentlich der belichte Ebro-Übergangspfad **Salbuba**, den Augustus unter dem Namen **Caesaraugusta** (**Saragossa**) zur Militärkolonie und Bezirkshauptstadt machte.

Ile Morgale, der frühere Name der Insel Cape-Verde (s. d.).

Ilektaja Gastschichta, kleine Festung im russ. Gouvernement Orenburg, 70 km südlich von Orenburg, rechts vom Iel. In der Nähe von I. befindet sich ein sehr großes Steinsalzager.

Iltus (Korbwehen), s. **Riserere**.

Ilex L., Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der **Ilicineen**. Die Arten derselben, etwa 150, sind hauptsächlich in Amerika einheimisch, in Afrika und Australien finden sich nur wenige. Ihre achselständigen, einzeln oder in Trugdolden stehenden Blüten haben einen gezähnten Kelch, eine radförmige, bald getrennt, bald ganzblättrige Blumentrone; ihre Frucht ist eine vier bis fünf Steinchen enthaltende Beere. In Europa findet sich bloß eine Art, der **Hälfen** oder die **Stechpalme** (s. **Aquifolium L.**), ein schöner Strauch oder kleiner Baum mit glänzend grünen, am Rande kachelig gebuchteten (seltener ganzrandigen, wehrlosen) Blättern, welcher von Romern an bis Portugal in den Küstenländern vorkommt, namentlich in den Niederlanden, Nord- und Westfrankreich und Nordspanien häufig ist und in manchen Ländern (z. B. Holland und England) allgemein als Zierstrauch in vielen Varietäten (z. B. mit ganzrandigen, mit krausen, mit weiß- und gelbgefleckten Blättern) kultiviert wird. Er hat weiße Blüten, scharlachrote Beeren, ein sehr feinfaseriges, hartes, dichtes, gelbliches Holz und liebt den Schatten. Von **I. Paraguensis Lam.** in Südamerika werden die geäderten, lanzett- oder leilförmigen Blätter gleich denen der chines. **Ilex** pflanze

als Thee benutzt und unter dem Namen Paraguan, oder Matethee überall verbraucht und ausgeführt. Sie enthalten Caffein und Rasse-gerbsäure. Auch von der nordamerik. Art *I. vomitoria* Ait. werden die Blätter zur Bereitung von Thee verwendet, wegen ihrer Eigenschaften als Arzneipflanze ist sie den Indianern heilig und wird von ihnen bei religiösen Gebräuchen verwendet.

Ilfeld, Flecken im Kreise Zellerfeld der Landdrostei Hildesheim der preuß. Provinz Hannover, an der Südseite des Harzes, 5 km nördlich von der Station Niedersachswerfen. J. der Linie Soest-Altenbeken-Northheim-Nordhausen der Preussischen Staatsbahnen, am Eingang des Behrthals, mit (1880) 1364 E., ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei, und hat ein Pädagogium, Papier- und Porzellanfabriken. Der Ort verdankt seine Entstehung dem Grafen Jäger II. zu Hohnstein und seinen Ruf der Klosterschule, welche aus dem vom Grafen Jäger III. 1190 dafelbst gestifteten Prämonstratenser-Mönchskloster hervorging. Der letzte Abt Thomas Stange verwandelte 1546 das Kloster in eine evang. Schule und berief 1550 zum Lehrer Michael Meander, damals Konrektor zu Nordhausen, einen Schüler Luthers und Melancthon's, welcher 1559 Stanges Nachfolger, Rektor der Schule und zugleich Stifts- und Klosteradministrator wurde und der Begründer des Ruhms der ilfelder Schule ist. Nachdem 1629–31 unter Rihufius infolge des Religionsedikts ein Mönchskloster in J. eingerichtet war, wurde 1634 die Schule wieder ins Leben gerufen und 1867 reorganisiert. F. A. Wolf hat hier 1779–82 gewirkt und seinen Ruf begründet. In den J. 1880–84 wurde das alte Klostergebäude fast gänzlich niedergerissen und aus den reichen Mitteln des Stifts ein den Bedürfnissen der Neuzeit entsprechender Prachtbau aufgeführt. Etwa 4 km von J. liegt der Hohnstein, die größte Burgruine des Harzes. Vgl. J. G. Leudfeld, »Antiquitates Ilfeldenses« (Quedlinb. 1709); Havemann, »Mitteilungen aus dem Leben Michael Meanders« (Gött. 1841); Förstemann, »Monumenta rerum Ilfeldensium« (Nordh. 1843 u. 1853).

Ilfracombe, Stadt in der engl. Grafschaft Devon, 14 km im NW. von Barnstaple, am Kanal von Bristol, mit (1881) 6043 E., hat einen Hafen und ist ein beliebtes Seebad.

Jlg (Albert), Kunstschriftsteller, geb. 11. Okt. 1847 zu Wien, studierte zuerst Germanistik, dann Kunstgeschichte daselbst, war hierauf Hilfsarbeiter im Österreichischen Museum für Kunst und Industrie, wurde 1873 Dozent der Kunstgeschichte und 1876 Vorstand der zweiten Gruppe der kunsthistor. Sammlungen des Kaiserhauses. Für die von Gistelberger herausgegebenen »Quellenchriften für Kunstgeschichte« (Wien 1871 sq.) überlieferte und kommentierte er Cennini's »Buch von der Kunst«, Heracius' »Von den Farben und Künsten der Römer«, Biondos »Von der hochedeln Malerei«, Condivi's »Leben des Michel Angelo« (mit Aub. Valsdorf), Theophrastus' »Schedula diversarum artium«. Ferner veröffentlichte er: »Über den kunsthistor. Wert der Hypnerotomachia Poliphili« (Wien 1872), »Die Glasindustrie« (mit Lobmeyr und Boeckheim, Stuttgart. 1874), »Die kunstgewerblichen Fachschulen des k. l. Handelsministeriums« (Wien 1876), »Geschichte und Terminologie der alten Epiken« (Wien 1876), »Ornamente für Architektur und Kunst-

industrie« (Wien 1876), »Wiener Schmiedel des 18. Jahrh.« (mit Kabbabo, Dresden. 1878 u.), »Zeitstimmen über Kunst und Künstler der Vergangenheit« (Wien 1881). Neuerdings arbeitet er an einer Geschichte der beiden Architekten Jäger von Erlach.

Jäger (Karl David), ausgezeichnete Schriftsteller, geb. 26. Febr. 1763 zu Burgholzhausen bei Osnabrück in der preuß. Provinz Ostpreußen, studierte zu Leipzig Theologie und Philosophie, wurde 1789 Rektor der Stadtschule zu Rastatt, 1794 ord. Professor der orient. Sprachen an der Universität zu Jena und 1802 Rektor der Theologischen Schule zu Jena. Hier trat er als thätiger, strenger Reformator der verfallenen Schule auf. Nachdem er 1830 seine Entlassung genommen, wendete er sich 1831 nach Berlin und dort erblindet 17. Sept. 1834.

J. s. vorzüglichste philol. Werke sind die »Homerica« (Halle 1796) und die »Scolia in amina convivalia Graecorum« (Jena 1798). Seine theol. Schriften erregten seine strenge Forschungen über das Buch Hiob: »Natur et virtutes Jobi« (Erg. 1788) und die »Ursachen des ersten Buches Moses in ihrer Urgehalt« (Jena 1798) Aufsehen. Seine kleinern Abhandlungen erschienen als »Opuscula varia philologica« (2 Bde., Erf. 1797).

Jihava, Stadt in der portug. Provinz Setúbal, Distrikt Aveiro, 6 km im SSW. von Aveiro, an der Mündung einer Bai der großen Lagune, welche sich in das Land hinein erstreckt, mit (1878) 722 E., welche Fischfang und Salzgewinnung betreiben. Etwa 8 km im S. der Stadt liegt die Fabrik Glas- und Porzellanfabrik Bista-Alegre.

Jli, asiat. Steppensfluß, Gebiet und Ethn. China. Der Fluß Jli, einer der Hauptflüsse der asiatischen, entspringt unter dem Namen Jil am Nordabhange des Thian-schan oder Himmelsgebirges östlich von dem 6860 m hohen Tianshan (Geistertönn) und dem 3470 m hohen Tianshan. Der Fluß durchströmt zuerst im nordöstl. Theile den südl. Teil der Dzungarei und biegt sich, nachdem er den Namen J. erhalten hat, gegen Südwest, indem er südlich von dem westlich streichenden Gebirge des Alataugebirges verläuft, wendet sich dann mehr gegen Nordwesten und ergießt sich, nach einem Laufe von 1150 km, mit einer dreiarmligen, in langen und 22 km breiten Deltaform in die Ballaschsee. In seinem oberen und mittleren Laufe ist er reißend, im untern aber verliert er an Kraft und bietet der Schifffahrt keine Hindernisse. Der Thal des J. ist historisch merkwürdig als Durchzugsweg der gegen Westen strömenden Völkerhorden seit den ältesten Zeiten bis auf die Mongolen im 13. und die Kalmläden im 17. Jahrh.

Die Stadt Jli, auch Kure oder Kura, Gutscha oder Kulscha oder auch Souei. Jil genannt, 1 km nördlich vom J. gelegen, wurde von den Chinesen an der Stelle der schon im 11. und 14. Jahrh. vorkommenden und später als Jiliburg der Dzungaren-Chane blühenden Stadt Almaliq oder Armalig (Armalico) gegründet. Die Stadt war früher blühender und bevölkerter, jetzt zählt noch gegen 20000 E., Dzungaren, Tataren, Tadschiken und Chinesen. Ihre frühern stimmungswerte verfallen mehr und mehr. Die Stadt ist schlecht gebaut, die Straßen sind sehr schmutzig und von den öffentlichen Gebäuden

die chines. Tempel, die Moscheen, Kasernen, Schauspielhäuser u. s. w., sind nur wenige bemerkenswert. Der Ort entwickelt viele Handwerksbetriebe und ist ein wichtiger Handels- und Meßort Mittelasiens, welchen selbst Kaufleute aus Kaschmir und Indien besuchen. Nachdem die Dunganen (s. d.) 1866 die chines. Herrschaft in J. gestürzt hatten, gab der Schah, den flüchtige Kirgisen in J. fanden, für Rußland Veranlassung zur militärischen Besetzung des Landes, die mit der Einnahme der Stadt J. 4. Juli 1871 beendet war. Doch versprach die russ. Regierung dasselbe beim Einrücken chines. Truppen wieder zu räumen; demnach wurde in dem Grenzvertrag vom 24. Febr. 1881 der größere Teil des Gebietes mit der Hauptstadt wieder an China zurückgegeben.

Ilia (lat., Plural von Ilo, der Darm) heißen die Seitenteile des Unterleibes, weil unter ihnen zum Teil die Darmwindungen liegen; daher *Uo ilium* oder *iloi*, das Darmbein. (S. u. Becken, anatom.)

Ilia, s. *Ahea Sylva*.

Illoos intra muros peccatur et extra (lat.), »Innerhalb und außerhalb der Mauern von Ilium wird gesündigt«, d. h. auf beiden Seiten (und verallgemeinert: auf allen Seiten, überall) werden Fehler gemacht, Citat aus Horaz' »Episteln« (1, 2, 16).

Ilias, das eine der beiden großen Epen des Homer (s. d.). — *I. malorum* (lat.), Klagelied über eine Menge von Unglücksfällen, Citat aus Cicero »Ad Atticum« (8, 11); *I. post Homerum*, eine J. nach Homer, d. h. etwas Überflüssiges.

Iliberris (*Iliberis*, »Neustadt«, jetzt Granada), im Altertume Stadt der Turduler in Hispania Baetica am Singulis (Jenil).

Ilicineen (*Ilicineae*), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dicotyledonen. Sie umfaßt außer *Ilex* nur noch zwei kleine Gattungen. Es sind baum- oder strauchartige Gewächse mit immergrünen, lederartigen Blättern und regelmässigen, meist zwittrigen Blüten, die aus einem drei- bis sechs- theiligen Kelch, 4–5 Blumenblättern, ebenso vielen Staubgefäßen und einem mehrfächerigen Fruchtknoten bestehen. Die Frucht ist fleischig, beerenartig und enthält 4–5 einsamige Kerne. Zu den J. gehört die Stammpflanze des bekannten Paraguay- oder Matethees. (S. *Ilex*.)

Ilim, Fluß im russ.-sibir. Gouvernement Irkutsk, Kreis Kirensk, entspringt auf dem Ilimdischen Kamm, der Wasserscheide zwischen der Lena und Angara, fließt nördlich, dann nordwestlich und mündet nach einem Laufe von 540 km rechts in die Angara, die von hier an den Namen Obere Tunguska annimmt. Am rechten Ufer des J. liegt die Stadt Ilimsk, 1631 gegründet, mit 600 E.

Ilinza oder **Ilinissa**, Vulkan in der südamerik. Republik Ecuador, einer der Doppelgipfel auf der Westcordillere, zwischen den Provinzen Leon und Chimacha. Der südl. Gipfel hat 5302 m, der nördl. Gipfel 5162 m Höhe.

Ilion, s. *Ilium*.

Ilios (*Ilion*), s. *Ilium* und *Troja*.

Iulische Tafel (*Tabula Iliaca*) heißt ein kleines, in einer Palombino genannten Marmorart gearbeitetes Basrelief, welches man in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. bei den Ruinen des von Liborius gestifteten Heiligtums des Iulischen Geschlechts an der Appianischen Straße unweit der Osteria della Trattochia fand und deshalb mit dem Namen

Iulische Tafel belegte, weil darauf die Hauptbegebenheiten des Trojanischen Kriegs abgebildet sind. Das Ganze war in eine Anzahl von Streifen und Feldern eingetheilt und durch zwei Pilaster in drei Hauptabteilungen geschieden; fast die Hälfte mit dem ersten Pilaster ist verloren gegangen. Dargestellt waren laut den in kleiner Schrift beigefügten Angaben außer der Ilias, welche auch den Stoff für den größten Teil der Darstellungen lieferte, die dem Arktinos beigelegte Aethiopis, die desches zugeschriebene kleine Ilias (s. unter Epyllische Dichter) und die Iliupersis (nach Stesichoros, s. d.), welche letztere auf dem Hauptbilde in der Mitte dargestellt ist. Auf den beiden Pfeilern stand, wie der noch rechts erhaltene zeigt, in winzigen Buchstaben eine kurze Inhaltsangabe der Bücher der Ilias. Die beste und treueste Abbildung des jetzt im Kapitولينischen Museum befindlichen Reliefs gab D. Zahn, »Griech. Bildchroniken« (Bonn 1873), wo auch die übrigen bekannten Fragmente ähnlicher Art behandelt und abgebildet sind. Ein in Taranto befindliches Bruchstück einer *Tabula Iliaca* ist von E. Robert in den »Annali dell' Instituto« (Rom, Jahrg. 1875) veröffentlicht worden.

Ilios, kleiner Fluß der athenischen Ebene, der am Symmettos entspringt, südlich an Athen vorbeifließt, wo in seinem Bett die Kastirrhoe quillt und, mit dem größten Kephisos vereinigt, in den Phalerischen Meerbusen geht; im Sommer ist sein Bett fast immer völlig trocken.

Ileithia (arch. *Eleithia*) heißt in der griech. und griech.-röm. Mythologie die Geburtsgöttin. Homer spricht sowohl von der einen Eleithyia, als von Eleithyien in der Mehrzahl. Er nennt dieselben Töchter der Hera, wie J. auch sonst heißt. Auch erscheint J. als bloßes Attribut der Hera (Juno) selbst oder der Artemis (Diana). Darstellungen der J. finden sich namentlich auf mehreren Bildwerken mit der Geburt von Athena und Dionysos.

Ilium (grch. *Ilion* oder *Ilios*), eine von der griech. Sage mit der mythischen Stadt Troja (s. d.) identifizierte Ortschaft, welche, wie die von Schliemann (s. d.) 1871–73 und 1882 veranstalteten Ausgrabungen bewiesen haben, seit uralter Zeit die nur 64500 qm umfassende obere Fläche des aber dem östl. Rande der troischen Ebene gelegenen Hügels von Hisarlik einnahm. Ursprünglich wahrscheinlich ein bloßes Anhängsel des Heiligtums einer von den Griechen mit ihrer Athene identifizierten und daher Athene-Ilias genannten troisch-phrygischen Gottheit, wurde die Ortschaft nach wiederholter Zerstörung durch Feuer um die Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. von griech. Ansiedlern wiederhergestellt. Alexander, welcher nach der Schlacht am Granikus in dem Heiligtum der Athene-Ilias Opfer und Weihgeschenke darbrachte, versprach den Bewohnern, ihre Ortschaft zu einer großen, prächtigen und wohlbesetzten Stadt umzuwandeln; dieser Plan wurde aber erst gegen Ende des 4. Jahrh. v. Chr. durch Ephyraios ausgeführt; damals wurde jedenfalls auch der Tempel des Apollo errichtet, von welchem Schliemann bei seinen Ausgrabungen eine sehr schöne Metope aus weißem Marmor entdeckt hat, die in sehr hohem Relief den Sonnengott auf einem Wiegenspanne darstellt. Diese von den neuern Geographen (aber nicht von den Schriftstellern des Altertums) gewöhnlich Neulion (*Ilium novum*) genannte Stadt wurde im Mithridatischen Kriege (86 v. Chr.) durch den

röm. Legaten C. Flavius Sabinus nach 11tägiger Belagerung erobert, erholte sich aber von dem dabei erlittenen Beschädigungen wieder und bestand noch bis in die spätere röm. Kaiserzeit fort. Vgl. Schliemann, »Ilios. Stadt und Land der Trojaner« (Lpz. 1881); derselbe, »Troja« (Lpz. 1884).

Ilja Muromez (b. i. Elias von Muroma), genannt der »Alte Rosak«, der Held des russ. Volksepos, welches sich an den Fürsten Wladimir d. Gr. von Kiow knüpft (der sog. Wladimirische Epos). Geboren in der Stadt Muroma, soll J. von Kindheit an bis zu seinem 80. Lebensjahre lahm an Händen und Füßen gewesen, dann aber genesen sein und durch einen Hönigstrunk große Kraft erlangt haben, worauf ihn die Sage zahllose Heldenthaten verrichten und immer unbeflegbar bleiben läßt, bis er zuletzt mit einem großen Haufen Tataren zusammenstößt, sie schlägt, aber während des Kampfes sich ins Jenseits verkehrt und sein Heldenroß verfeuert. Nach positiven Angaben in russ. Chroniken liegt der Sage eine histor. Person zu Grunde, die um 1188 gelebt hat. Vgl. über das Gyps Bollner, »Untersuchungen über die Volksepik der Großrussen« (Lpz. 1879). — In den russ. Volksliedern des 17. Jahrh. ist J. der Beiname des Jersaul (Ierosolym) des Räubers und Revolutionärs Stepan Rafin.

Ilkeshon, Stadt in der engl. Grafschaft Derby, 13 km im NO. von Derby, am linken Ufer des Grewash und an der Leicester-Sheffield-Eisenbahn, mit (1881) 14119 E., einer schönen alten Kirche, Glaseriebetriebe und Fabriken vom Seidenwaren, Strümpfen und Spitzen.

Ilkeg, Stadt in der engl. Grafschaft Dorset, West-Devon, 8 km im NO. von Bournemouth, an dem rechts zur Dose gehenden Wharfe, mit (1881) 4733 E. und mehreren Kaltwasserheilanstalten.

Il, rechtsseitiger Nebenfluß des Rheins, entspringt am Jamthaler Jernar in Borarlberg, an der Grenze des Kantons Graubünden und mündet 7 km unterhalb Feldkirch nach einem Laufe von 75 km.

Il (früher El oder Sel, Alla, Elas, Elus, Mus, Alsa), Fluß im Elsaß, entspringt in den nördlichsten Ausläufern des Jura bei dem Dorfe Winkel, 6 km südwestlich von Pfirt im Kreise Altkirch des els. Lothring. Bezirks Oberelsaß, durchschneidet das an den Jura in der südöstl. Ecke des Elsaß sich anschließende Hügelland, fließt in nordwestl. Richtung bis nach Altkirch, tritt bei Altkirchhausen in die eigentliche Ebene des Rheins, durchfließt Straßburg von Westen nach Osten und ergießt sich bei dem Dorfe Wanzenau, 11 km unterhalb Straßburg links in den Rhein. Die J. ist 180 km lang, wovon 99 km vom Rathhof bei Colmar an, schiffbar sind. Zuflüsse der J. sind links die Lutz, Deller, Thur, Lauch, Recht, der Gies, die Anblan, Ghn, Brusch und Saffel, rechts die Blind, Lutter, Zibert und Zembis.

Il., offizielle Abkürzung für den nordamerik. Staat Illinois.

III., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Illiger (s. d.).

Ilanoo, ein Stamm auf der Philippineninsel Mindanao, im Westen der Insel, wohnt um die Baia Ilana herum. Die J. gehören zu den sog. Piratenstämmen, sie sind, im Gegensatz zu den einheimischen Tagalastämmen, später eingewanderte mohammed. Malaien. Diese Piratenstämme kommen außer auf Mindanao auch auf den Sulu-Inseln vor, deren kleinere ganz von ihnen bewohnt sind, während dieselben auf den größern bloß die

Rückengegend innehaben. Vgl. Elementartr. »Versuch einer Ethnographie der Philippinen« (Ergänzungsheft Nr. 67 zu »Petersmanns Geogr. Mitteilungen«, Gotha 1882).

Ilapel, Fluß in Chile, s. Chuapá.

Ilata (Ilataen, lat., b. i. Eingebrochtes) nennt man das von der Ehefrau in die Ehe mitgebrachte Vermögen im Gegensatz zu dem während der Ehe erworbenen. Der Ehemann hat an den J. ein Verwaltungrecht. Die Frau hat im Konkurs auch nach dem Tode des Mannes meist das Recht der Rückforderung.

Ilaktion der Dos (s. Dotalsystem) ist die Willenserklärung des Bestellers der Dos, durch welche eine Dos begründet wird. Nach neuen Rechten bedarf es der J. nicht, sondern alles, was die Frau in die Ehe mitbringt und während derselben erwirbt, wird Dos, soweit es nicht ausdrücklich oder gesetzlich vorbehalten ist (Pensions, Sachen).

Ille, ein 45 km langer Flußchen im nordwestl. Frankreich, Depart. Ille-Vilaine, welcher den Ille-Rancalanal speist. In 100 m Höhe kommt sie aus dem Boulet-Teiche, fließt in engem Thale nach Süden, nimmt links den 22 km langen Jlet auf und mündet bei Rennes rechts in die Vilaine.

Ille (Eduard Valentin), Zeichner und Maler, geb. 17. Mai 1823 zu München, besuchte dort das Gymnasium und dann die Akademie, wo er Prof. Schnorr und besonders Schwind zu Lehrern hatte. Zuerst versuchte sich J. im religiösen Zeichnen mit einigen Altarbildern, komponierte auch Scenen bibl. Gehalts, wandte sich aber bald dem Zeichnen zu. Dazu boten ihm namentlich die mährischen »Fliegenden Blätter« Gelegenheit, welchem Unternehmen J. von Anfang an als Zeichner wie als Dichter, längere Zeit auch als Redakteur seine Kräfte widmete. Die damit verbundenen »Mährischen Bilderbogen«, die »Hauschronik« und der »Jugendfreund« enthalten zahlreiche Kostümstudien, Genreszenen und andere wertvolle Beiträge von seiner Hand. Später folgten größere Schöpfungen in Steinform, die sieben Lebstüden, in modernem Gewande veranschaulicht (Holzschnitt, Stuttgart, 1861), die vier Temperamente (Photographien von Albert in München). Nach seinen Aquarellen »Aus deutscher Sage und Geschichte«, mit der Edda beginnend und mit der Nacht am Rhein schließend, erschienen ebenfalls Photographien, welche außerordentliche Verbreitung fanden. Wieder in Holzschnitt kamen dann J.s Ensemblebilder zu Märchenstoffen: Dornröschen, Hottlappchen und Froschlörig (Berl. 1876) heraus. Andere Leistungen J.s sind: Illustrationen zu Zingst »Undinen«, zu Babers »Geschichte von Babers«, Fr. Bichers »Scharnhauser-Expos« »Der deutsche Krieg, zu A. Dornmanns »Rei' Leih'ig lob' ich mir!« Für das neue Schloß Schwarzenstein bei Hohenschwangau schuf J. acht Temperabilder 1840–82, Scenen aus dem Leben Walters von der Vogelweide, Hans Sachs, die Hauptfiguren des Rabelaisens, liedes und der Minnefänger; auch ist er Erfinder der in der Kindermwelt so beliebten beweglichen Bilderbücher. J. ist seit 1868 Professor der Akademie in München und hat sich auch auf belletrischem Gebiet außer durch zahlreiche Gedichte, Romane und Schmäle für die »Fliegenden Blätter« auch durch mehrere dramatische Arbeiten bekannt gemacht.

Ille-et-Vilaine, ein nach zwei Klassen, Ille und Vilaine, benanntes und aus dem nordöstl.

Teile der Oberbretagne gebildetes Departement Frankreichs, grenzt im N. an den Kanal und das Depart. Manche, im O. an Mayenne, im S. an Loire-Inférieure, im W. an Morbihan und Côtes du Nord und hat ein Areal von 6725 qkm. Das Departement ist ein im ganzen eiförmiges Granitplateau, im Norden von einem Höhenzuge durchschnitten, welcher nirgends die absolute Höhe von 255 m erreicht und die Wasserscheide zwischen dem Kanal und der Vilaine bildet. Fast zur Hälfte ist das Land mit Heiden, Weiden und Waldern bedeckt, auch hat es viele kleine Seen, Moräste und an der Küste Salztriche. Die fetten Trüffeln an den Flußufern und die entwässerte Sumpfbene von Dol geben reichen Ertrag. Die Ausbeutung und Fabrikation des Eisens (vord. Bergwerke), des Bleies, die Leinwandweberei und die besondere Sorgfalt, womit die Landwirtschaft betrieben wird, verbreiten einen gewissen Wohlstand auf dem Lande. Dabei besteht mancherlei Industrie, Schiffbau, Fischerei, Aukernfang bei Cancale und Handel in den Städten, namentlich in den sehr regen Handelsplätzen St.-Servan und St.-Malo. Das Departement zählt (1881) 615480 Q., hat zur Hauptstadt Rennes, zerfällt in die sechs Arrondissements Rennes, St.-Malo, Montfort-sur-Meu, Redon, Vitre und Fougères, und enthält 43 Kantone und 568 Gemeinden. Vgl. Orban, «Géographie pittoresque du département d'Ille et Vilaine» (Rennes 1882).

Alleg (lat.), umgekehrt, der Gegensatz von Legal (s. d.).

Allegitim (neulat.), der Gegensatz von Legitim (s. d.), unrechtmäßig, gesetzwidrig; davon: **Allegitimität**.

Altenheim, große Irrenanstalt im Großherzogtum Baden, Kreis Baden, bei Albern, bietet Raum für 400 Kranke.

Alfer, rechtsseitiger Nebenfluß der Donau. Sie entspringt als Stülach am Bodensee in den Allgäuer Alpen, bildet im unteren Laufe die Grenze zwischen Bayern und Württemberg, wird von Rempfen an flößbar und mündet nach 170,2 km langem Lauf oberhalb Ulm in die Donau.

Alferthal, hiesigen bayr. Regierungsbezirk Schwaben, 62 km im WSW. von Augsburg, rechts an der Iller und an der Linie Ulm-Rempfen der Bayerischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Bezirksamts, eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei, zählt (1880) 1480 E. und hat bedeutende Schweine- und Rindviehmärkte, eine große Seegraspflanzerei und Korbweidenbau. Dabei steht auf einem Hügel eine große mittelalterliche Burg, jetzt Sitz der kgl. Behörden.

Algen (Christian Friebr.), bedeutender Kirchenhistoriker, geb. 16. Sept. 1786 zu Chemnitz, studierte in Leipzig, wo er 1818 außerord. Professor der Philosophie, 1823 der Theologie, 1826 ord. Professor, später auch Domherr wurde und 4. Aug. 1844 starb. Im J. 1814 begründete A. die historisch-theologische Gesellschaft, deren Organ 1832—75 die «Zeitschrift für histor. Theologie» war.

Aliberal, Gegensatz zu Liberal (s. d.).

Alibris, s. **Aliberris**.

Allicia (lat.), unerlaubter, verbotenerweise.

Allicium L., Pflanzengattung aus der Familie der Magnoliaceen. Man kennt fünf Arten, die teils in Nordamerika, teils im östl. Asien wachsen. Es sind Sträucher oder kleine Bäume mit immergrün-

nen Blättern und roten oder gelblichen Blüten, die einen drei- bis sechsblättrigen Kelch, zahlreiche Blumenblätter, Staubgefäße und Fruchtblätter besitzen. Am bekanntesten ist *A. anisatum L.*, in China einheimisch und häufig kultiviert; von dieser Art kommen die sternförmigen Früchte unter dem Namen Sternanis in den Handel und werden sowohl zu medizinischen Zwecken als auch zur Herstellung seiner Liqueure und als Gewürz verwendet; ihr Geschmack ist ganz ähnlich wie der des gewöhnlichen Anis. Eine andere Art, *A. religiosum Sieb. et Zucc.*, wird in Japan kultiviert und als heilige Pflanze betrachtet. Die Früchte und die Rinde dienen dort zu Räucherungen in den Tempeln.

Alleg (Bal d'), ein linkes Seitenthal des Rhônes im Bezirk Monteb des Schweiz. Kantons Wallis, erstreckt sich 22 km lang vom Grenzflusse zwischen Unterwallis und Hochwallis nordöstlich bis Monteb (421 m), wo sein Bach, die Bitte, in das Rhodethal heraustritt. Einst wird das Thal von den teils felsigen, teils bewachsenen Vor- und Mittelalpen des Chablais, rechts von dem wilden, vergletscherten Massiv der Dent du Midi (3186 m) umschlossen und den Hintergrund der Thäler Sion, Evy, Evy und Les Crues, durch deren Vereinigung das eigentliche Bal d'J. entsteht, bilden die Jura- und Jelschäpfer der Tour Salieres (8227 m) und des Mont-Ruen (3078 m) und die lange jähige Felsmauer der Dent Blanche (3700 m). Die vergletscherten Gipfel und die hohen Felsabfälle der östl. und süd. Thalsober bilden einen malerischen Gegensatz zu den grünen Weiden und Waldungen der linken Thalsohle und dem äpygischen, wohlangebauten Thalgrund, der in seinen untersten Stufen schon Acker- und Obstbau aufweist. In den drei Gemeinden Troistorrens, Bal d'J. und Champéry, deren saubere, stieliche Holzhäuser in zahlreichen Dörfern, Weilern und Gehöften über das ganze Thal verstreut sind, zählt das Bal d'J. (1880) 3166 E. lat. Konfession und franz. Sprache, deren Haupterwerbsquellen der Ackerbau und die Alpenwirtschaft sind. Als Lustkurort und Touristenstation ist namentlich Champéry (1093 m) bekannt, das mit Monteb durch eine 13 km lange Poststraße, mit der Balles de Sirt in Faucigny durch den Saumweg über Col de Louz (1970 m) und Col de Goltze und den schwindeligen Fußpfad über den Col de Sageron (2413 m) verbunden ist. In dem (linken) Seitenthal Bal de Morgins liegt 1411 m über dem Meere, von Alpweiden und Nadelwaldungen umgeben, das Bad Morgins, dessen Eisenerzwerk in Verbindung mit dem tonisierenden Bergklima sich namentlich bei Anämie, Rheuma, Leiden und Skrofulose heilkräftig erweist.

Aliger (Joh. Karl Wihl.), Naturforscher, geb. 19. Nov. 1776 zu Braunschweig, studierte auf dem dortigen Collegium Carolinum, zu Helmstedt und Göttingen, lehrte 1802 nach Braunschweig zurück und übernahm 1810 die Aufsicht über die kgl. Naturalienammlung in Berlin. Er starb daselbst in der Nacht vom 9. zum 10. Mai 1818. A. gab 1802—7 ein «Magazin für Insektenkunde» (6 Bde., Braunschw.) heraus und veröffentlichte außerdem namentlich «Prodromus systematis mammalium et avium» (Berl. 1811).

Alimant, Berg in den südamerik. Corbilleren in der Republik Bolivia, 20 km südlich von La Paz, 6410 m hoch.

Allimittiert (neulat.), unbegrenzt, unbeschränkt.

Illinois, der bedeutendste Fluß in dem gleichnamigen Staate Nordamerikas, entsteht im County Grundy im nordöstl. Theile des Staats durch die etwa 72 km südwestlich vom Michigansee stattfindende Vereinigung des Kankakee und des Plaines, deren erster im nördl. Theil von Indiana und deren letzter im südöstl. Wisconsin entspringt. Der J. fließt in westl. Richtung bis Hennepin, dann südwestlich und endlich südlich, bis er nach einem Lauf von 800 km etwa 32 km nördlich von der Mündung des Missouri links in den Mississippi fällt. Er ist breit und tief, sodaß er 390 km lang schiffbar ist; nur an der Mündung des Vermillion hat er Stromschnellen, weshalb von hier ein 150 km langer Kanal bis Chicago gebaut wurde, wodurch die direkte Wasserverbindung zwischen den Seen und dem Mississippi hergestellt ist. Seine bedeutendsten Zuflüsse sind rechts der Fox, Spoon und Crooked Creek, links der Vermillion, der Madinaw und Sangamon. Marquette entdeckte den J. zuerst 1673; LaSalle und Hennepin erforschten sein Gebiet 1679 und 1680.

Illinois, einer der Vereinigten Staaten von Amerika, zwischen dem Mississippi, Ohio und Wabash, im S. begrenzt von Kentucky, im O. von Indiana, im N. von dem Michigansee und Wisconsin und im W. von Iowa und Missouri, umfaßt einen Theil des alten Ohiolandes, wo sich seit dem Anfang des 18. Jahrh. franz. Einwanderer aus Canada niederließen, und die von diesen 1803—16 den Indianern abgelaufenen Ländereien. Der Staat erhielt den Namen von dem gleichnamigen, ihn durchströmenden Flusse, wurde 1809 zum Gebiet erhoben und 3. Dez. 1818 als Staat in die Union aufgenommen. Die Bevölkerung hat sich sehr schnell vermehrt. Dieselbe betrug auf 146 717 qkm 1810 nur 12 282 E., 1830: 157 445, 1850: 861 570, 1870: 2 539 891 und 1880: 3 077 871 E., mit Ausnahme von 46 720 freien Farbigen insgesammt Angehörige der weißen Rasse, welche Ackerbau und Viehzucht treiben, auch mit Manufakturen, namentlich in Eisen und Wolle, sich beschäftigen. In neuerer Zeit haben sich hier viele Deutsche angesiedelt, sodaß diese mit ihren Nachkommen auf ein Fünftel der Gesamtbevölkerung angeschlagen werden können. Der Boden ist meist flach, im Norden hügelig, gerade hier aber sehr fruchtbar. Im Süden ist J. meist trefflich bewaldet. Der Norden besteht aus teils trockenen, teils nassen Prärien und fetten Marschen. Im allgemeinen erweist sich J. als ein sehr ergiebiges Land, das besonders Weizen und Mais, sowie Hülsenfrüchte und Tabak, Hanf und Flach, Heu und Hornviedel liefert und, obwohl das Klima schon etwas streng, doch noch den Weinbau begünstigt. Die Prärien bedecken große Herden von Rindern, Schweinen und Schafen, und die Produktion von Wolle, Butter und Käse ist bedeutend. Überaus ergiebige Bleigruben sind im äußersten Nordwesten des Staats. Auch gehört derselbe zu dem großen Illinois-Kohlengbiet, welches von Kentucky aus gegen Nordwesten bis an den Mississippi zieht und 110 000 qkm umfaßt. Die Schifffahrtslinie des Mississippi, Ohio, Wabash, Illinois und anderer Flüsse, die Begrenzung durch den Michigansee begünstigen den Verkehr. Eisenbahnen hatte J. 1850 nur 177, 1880 aber bereits 11 065 km, darunter die den ganzen Staat von Süden nach Norden durchschneidende und in zwei Armen bei Chicago und Dubuque auslau-

fende, wichtige Illinois-Centralbahn. Nach dem Censuz von 1880 hat J. mehr unter Kultur befindliches Farmland, produziert mehr Weizen, Mais und Gerste als irgendein anderer Staat der Union. Seit 1862 hat es auch Ohio als schnell wachsender und schätzbare Staat überholt. Die Staatseinnahmen erreichten für die am 1. Okt. 1882 ablaufende (letzte) Periode von zwei Jahren den Betrag von 7 658 172 Doll., und für dieselbe Zeit die Ausgaben die Höhe von 6 334 242 Doll. Schulden hat der Staat nicht. Bei einer ganzen schulpflichtigen Bevölkerung von 1 087 541 Kindern besuchten 704 041 die Schule. Der Staat bezahlte an 112 508 Schulen 15 912 Lehrer. In dem gab es 28 Colleges (höhere Bürger Schulen) mit 3398 Studenten.

Die Verfassung von J. stimmt in ihren Grundzügen mit der aller andern Unionsstaaten überein. Die Gerichtsorganisation ist die englische, in jedem Gebiet der Vereinigten Staaten geltende. Richter werden vom Volk gewählt. Der Gouverneur wird wie auch die übrigen Exekutivbeamten außer dem Schatzmeister, vom Volk und zwar auf vier Jahre gewählt. Er bezieht einen Jahresgehalt von 6000 Doll., muß in der Hofkapazität, welche am Beginn jeder regelmäßigen Sitzung zu übernehmen hat, Rechenschaft über die von ihm empfangenen und verausgabten Gelder, allgemeine Schätze über den zu erhebenden Steuerbetrag unterzeichnen. Zugleich besitzt er das Vetorecht; die mit ihm beauftragten Vills müssen von beiden Häusern der Legislatur mit einer Zweidrittelmehrheit ratifiziert werden, um Gesetze zu werden. Der Senat besteht aus 51, auf vier Jahre vom Volk gewählten Mitgliedern; das Haus aus 153 für die Dauer von zwei Jahren gewählten Repräsentanten. Die Zahl derselben steigt um 6, sobald die Zahl der Bevölkerung 500 000 Seelen beträgt. Der Kongress sendet J. außer seinen 2 Senatoren 20 Abgeordnete. Polit. Hauptstadt ist das südlich in der Mitte des Staats gelegene Springfield (19 743 E.). Die bedeutendste Stadt von J. und des ganzen Westens ist Chicago.

Jülpe-Sil, s. unter Bassia L.

Jülquid (neulat.), das Segmente von Jül (s. d.), nicht flüssig; unerwiesen, nicht verfaßbar. **Jülitterat** (lat.), ungelehrt, nicht wissenschaftlich gebildet; Jülitterata, Laute, die man durch Buchstaben ausdrücken kann, wie z. B. Stöhnen u. s. w.

Jülturgis (heut wahrscheinlich Andujar), eine Stadt der Turdetaner in Baetica, der südlichen Provinz Spaniens, am Baetis (heut Guadalquivir) ehemals anscheinlich, von V. Scipio zerstört worden. Kolonie Forum Julium wiedererbaut.

Jülkirch-Grafschaften, Gemeinde im nördl. Osten des elsass-lothring. Bezirks Unterelsaß, besteht aus den beiden Ortsgemeinden Jülkirch und Grafschaften, welche 7,5 km, beziehungsweise 3,5 km südlich von Straßburg an der Ill liegen und zusammen (1880) 4733 E. zählten. Jülkirch ist Sitz eines Amtsgerichts, war ehemals ein laizelles und heißt auf alten Karten Ecclesia ad Illonfanum, Illkirche oder Illakircha. Im Jahr 1418 wurde es an die Stadt Straßburg verkauft, welche dasselbe ebenso wie Grafschaften behielt und dann beide Ortsgemeinden gegen Heilbronn vertauschte, welches dem Prätor Klinglin gehörte. Während des Dreißigjährigen Kriegs wurden J.

und Grafenstaden wiederholt eingeschert. Im J. 1784 ist noch das Haus zu sehen, in dem am 30. Sept. 1681 die Kapitulation unterzeichnet wurde, wodurch die Stadt Strassburg an Ludwig XIV. ausgeliefert wurde. — Grafenstaden (Gravenstaden vor dem J. 1284), das eine Station der Linie Strassburg-Basel der Alsb.-Lothringischen Eisenbahn ist, hat eine 1838 gegründete, sehr bedeutende Maschinenfabrik und Gießerei.

Mlo (Christian von), s. Mow.

Mos, eigentlich «Mosel», d. i. Neuborf, an der Stelle des röm. Castrum, rechts an der Donau, am Fuße der Grusta-Gora, mit 3800 U., größtenteils Erben, ist ein eines königl. Bezirksgerichts. Im hiesigen Franziskanerkloster befindet sich die Grabstätte des heil. Franziskus von Assisi. Auf dem ausgedehnten Ortsgebiete wächst vortrefflicher Rotwein, mit dem lebhafter Handel getrieben wird, wie auch mit Vorstenoib, Branntwein (Eliowiza), Dörrobst; ebenso ist die Fischerei und Schiffsahrt sehr beliebt. Auf einem nahen Berge liegen die Reste des Stammschlosses der altungarischen, ausgestorbenen Nagatenfamilie Mosz. J. ist im Besitz des Fürsten Odescalchi.

Mos **maandus** (lat.), «mit ungewaschenen Händen», d. h. ohne die erforderliche Vorbereitung und Sorgfalt. (spätlichwdrig.)

Mosel, Gegensatz zu Royal (s. d.), gesch.

Mulierum (lat.), mit etwas sein Spiel treiben, es verhöhnen, umgehen (Gefeh), verzeihen.

Muminaten (lat.), d. i. Erleuchtete. Unter diesem Namen bestanden vier verschiedene Gesellschaften. Im J. 1575 entstand in Spanien ein mystisch-schwärmerischer Verein, dessen Mitglieder Alombrados genannt wurden. Die Inquisition schritt gegen sie ein. Im J. 1623 entstand ein ähnlicher Verein der Quereints in Frankreich, erlag aber bald den Maßregeln der Inquisition. Im J. 1792 bildete sich im südl. Frankreich ein Verein mit mystisch-theosophischen Tendenzen, welcher erst während der Revolution sein Ende fand. Vor allem jedoch heißen J. die Mitglieder eines Vereins, welchen Adam Weishaupt (s. d.). am 1. Mai 1776 gründete. Er selbst nannte ihn zuerst den Orden der Perfektibilisten. Dieser Verein sollte Aberglauben und Unwissenheit bekämpfen, Aufklärung und Tugend verbreiten. Das letzte Ziel, Erhebung der positiven Religion des Christentums durch die Lehren der natürlichen Religion des Deismus, sowie der monarchischen Staatsverfassung durch die Republik, wurde nur wenigen Eingeweihten mitgeteilt. Um das Ziel zu erreichen, schien die unbedingte Unterordnung des Einzelnen unter den Willen und die Anordnungen des Obergewaltig. Deshalb nahm Weishaupt die ganze Organisation vom Jesuitenorden herüber. Als dann 1780 Anträge für den Orden gewonnen wurde, veranlaßte dieser den engern Anschluß der J. an die Freimaurer. In ihrer Blütezeit zählten die J. gegen 3000 Mitglieder, zum Teil in angesehenen und einflussreichen Lebensstellungen. Der Orden zerfiel in drei Klassen mit mehreren Unterabteilungen. Die erste Klasse umfaßte die Novizen, die Minervalen und die kleinen J., die zweite die Freimaurer, und zwar zunächst die symbolische, alsdann die schottische Maurerei, die dritte oder Mystikerklasse umschloß in den kleinen Mystikern die Grade des Priesters und des Regenten, in den

großen diejenigen des Magus und des Königs. Im J. 1784 jedoch entzweiten sich Weishaupt und Knigge, und jetzt wurde die wirkliche Tendenz und die Disciplin des Ordens bekannt. Im J. 1784 verbot Kurfürst Karl Theodor von Bayern alle geheimen Gesellschaften, 1786 ausdrücklich die J. und Freimaurer. Darauf wurde entschieden gegen sie eingeschritten. Weishaupt wurde seines Amtes entsetzt, entzog sich aber weiterer Bestrafung durch die Flucht.

Muminieren (lat.), erleuchten, besonders festlich erleuchten (Häuser, Straßen u. s. w.); farbig aufmalen (Zeichnungen u. dgl.); Illumination, festliche Erleuchtung.

Muministen (lat.), s. Briefmaler.

Musion (lat.) heißt im Gebiet der schönen Künste die Täuschung, vermöge welcher man sich der angenehmen Eindrücke hingibt, als wäre das Dargestellte die Sache selbst, wozu wir wissen, daß wir es nur mit einer Nachbildung des Wirklichen zu thun haben. Sie ist nur dann ästhetisch, wenn sie als Mittel dient, das Schöne darzustellen, und nicht etwa die Verwechslung des Scheinbaren mit dem Wirklichen selbst zur Absicht hat. Aus diesem Grunde wendet man bei theatralischen Vorstellungen nicht wirkliche Bäume, wirkliches Wasser an, sondern künstliche Mittel, welche in uns die Vorstellung solcher Naturgegenstände erwecken und uns in eine ästhetische J. versetzen. Ein Hauptgrund dieses Wohlgefallens beruht in der Mittelmäßigkeit, wozu sich unsere Phantasie aufgefordert fühlt, indem sie den Reiz bekommt, sich in eine sinnliche Umgebung von edlern Formen, wohlklingender Töne, interessanter Begegnungen oder bedeutungsvollen Begebenheiten hineinzuträumen, als sie die alltägliche Gegenwart zu bieten pflegt. Die J. hat in allen Künsten, vorzugsweise aber in den bildenden und darstellenden, ihren Spielraum.

Musion nennt man in der Psychiatrie eine Art von Sinnesillusion, und zwar die falsche («illusorische») Wahrnehmung wirklich vorhandener äußerer Objekte resp. Vorgänge auf Grund von Verknüpfung der durch letztere angeregten Sinnesindrücke mit lebhaften Phantasievorstellungen, so daß beide (Sinnesindruck und Phantasievorstellungen) zu einem einheitlichen Ganzen zusammenfließen, s. d. die Auffassung eines beliebigen Geräusches als gesprochenes Wort (Gehörsillusion), eines Baumstumpfes als menschliche Gestalt (Gefichtsillusion). (S. unter Hallucinationen.) Vgl. Sully, «Die Illusionen» (Bd. 63 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Bp. 1884).

Illustrationen nennt man Bilder, welche in den gedruckten Text der Bücher eingeschaltet sind. Die J. sind älter als die Buchdruckerkunst, denn es gibt Handschriften, in welche Holzschnitte eingebracht sind. Der Holztafeldruck gab den Anstoß zur Erfindung der Buchdruckerkunst, und da Briefdrucker Buchdrucker wurden, so wurde fortan in Bilderbüchern der Text typographisch hergestellt. Den Übergang bildet eine Ausgabe des «Speculum humanae salvationis» eines unbekannten Druckers, in welchem die erste Hälfte durchaus Holztafeldruck ist, während die zweite Hälfte den Text zu den Bildern im Typendruck enthält. Die ältesten illustrierten gedruckten Bücher sind die von Albrecht Pfister in Bamberg (1461—62) mit dem Typen der 86-jährigen Bibel gedruckten Bücher: 1) «Klage gegen den Tod», 2) «Biblia pauperum», 3) Boners «Bibelkain», 4) «Die vier Geschichten». Die

J. der damaligen Zeit waren sehr roh, die Verwendung der Holzschnitte läßt auf eine große Naivität sowohl der Drucker als des Lesepublikums schließen. In der von Peter Schöffer 1492 gedruckten »Sachsen-Chronik« findet man alle größten Städte und viele Porträts; diese J. bestehen aber nur aus drei bis vier Städtebildern, ein paar Ritter-, Damen- und Bischofsbildern, welche willkürlich verwendet wurden; dasselbe Städtebild stellt Rom, Salzwedel, Goslar vor; ein anderes Halberstadt und Münster, ein drittes Hamburg und Hildesheim, der dazugeordnete Name ist das einzig Unterscheidende; ebenso verhielt es sich mit den Porträts. Die in Frankreich gedruckte »Prophezeiung Merlins« hat ebenfalls nur drei Holzschnitte: eine Schlacht, eine Belagerung und einen Edeln mit Gefolge, welche für die verschiedensten Begebenheiten dienen müssen. Eine rühmliche Ausnahme bildet des »Maler Kewich Reise in das gelobte Land«, dessen Ansichten und Figuren treue Originale sind. Seine Holzschnitte, wie die in den Büchern »Vigouchet« zu Paris oder der »Brüder Greg.« und »Greg. da Gregorius« in Venedig, lassen die Verwendung der Buchstaben vermuten, die nach dem Zeugnis des Lyoner Buchdruckers Trechsel schon damals bekannt war.

Außer den Genannten zeichneten sich im 15. Jahrh. durch Verwendung der Holzschnitte folgende Buchdrucker aus: Günther Jainer in Augsburg, Johann Jainer in Ulm, Johann Wämmer in Augsburg, Heinrich Quentell in Köln, Anton Roßberger in Nürnberg (der hier eine Kupferstichschule ins Leben rief, an deren Spitze Michael Wohlgemuth, der Lehrer Dürers und Wilhelm Pleydenwurff standen), Ludwig Hohenwang und Leonhard Hol in Ulm, Bartholomäus Gothan in Coblenz, Martin Schott in Straßburg, Hans Schönsperger in Augsburg, Antoine Bernard und Simon Costre in Paris. Neben dem Holzschnitt kam auch der Kupferstich in Gebrauch. Erzeugnisse nach die Tafeln zum »Bischofsmarsch«, welche nach seinem Tode von Arnold Buding vollendet wurden, in »Nicholas de Lorenzo« »Monte Santo di Dio« (Flor. 1477) wurden Kupferstiche als J. verwendet. Im folgenden Jahrhundert entwickelte sich die J. zu herrlicher Blüte. In Deutschland hielten es die bedeutendsten Maler: Dürer, Cranach, Holbein, nicht unter ihrer Würde, J. zu Büchern zu liefern; außer ihnen traten sich hervor: der Nürnberger Formschneider Hieronymus, Joß Amman (s. d.), Hans Schäufelin und Joß Diemerer, welcher den »Theuerdank« illustrierte, Hans Burgmair in Nürnberg, Daniel Hopfer in Augsburg, Bernhard Jobin in Straßburg, Jakob Lucius, Nikolaus Kerlich, Martin Schöe, Virgilinus Solis. Ein in Straßburg gemachter Versuch, Holzschnitte in Farbe zu drucken, mißglückte, die Pressen waren dazu noch nicht geeignet. In Frankreich zeichnete sich Geoffroy Tory als Illustrator aus, Italien dagegen zeigte in diesem Jahrhundert einen Rückschritt in der J. Ein gleicher Rückschritt trat im folgenden Jahrhundert auch in Deutschland ein; der Holzschnitt wurde ganz vernachlässigt, man zog es vor, den Büchern Kupferstiche beizugeben. Der Holzschnitt wurde roh und handwerksmäßig getrieben und nur zu Kalendern und Volksbüchern verwendet. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. wurde der Holzschnitt durch Thomas Bewick (s. d.) wieder zur Kunstleistung erhoben und England setzten die

Pflegestätte desselben. In Deutschland waren es zu Anfang des 19. Jahrh. die beiden Unger (Vater und Sohn), nach ihm Fr. W. Gubitz und Fr. B. Ungelmann, welche den Holzschnitt meisterhaft ausführten, ihnen folgte C. Kerschmar als Bahnbrecher und der im xylographischen Farbendruck unerreichte Heinrich Knöfle in Wien. Jetzt hat sich die illustrierte Litteratur über alle Länder verbreitet.

Je nach dem Zweck kann man mehrere Klassen der illustrierten Litteratur unterscheiden. Die J. in mathem., naturhist., physik., geolog., technischen und verwandten Werken, deren Holzschnitte die Tafeln in Kupferstich oder Lithographie fast ganz verdrängten, sowie die Porträts, Wappen, Autographen, die Pläne u. s. w. in historischen, die Abbildungen von Gegenständen der Kunst und des Kunstfleißes in kunst- und kulturgeschichtlichen Werken verfolgen vorwiegend bildliche Zwecke. Anders verhält es sich mit den Schriften, denen das Bild mehr zur Zierde als zur Erläuterung dient, den eigentlich sog. illustrierten Werken. Abgesehen von den Kinder- und Jugendschriften gehören hierher diejenigen Erzeugnisse, bei denen die von Künstlerhand gezeichneten Bilder die Hauptsache, der Text mehr oder minder Nebensache ist, dann aber auch die illustrierten Ausgaben hervorragender Litteraturwerke. Die J. sind in diesen Fällen künstlerische Leistungen, welche den Genuß der poetischen Schöpfungen erhöhen. In Frankreich haben geschickte Zeichner, wie die Brüder Desnoires und Johannot, Gavarni, Grandville, Reissoumier, Raffet, Bertal, Doré u. a., eine große Fülle geistreicher Erfindungen in illustrierten Büchern und Zeitschriften niedergelegt. In Deutschland lebten hervorragende Maler auch Zeichnungen in J. in Holzschnitt, besonders für bedeutende Dichtwerke, wie Ludwig Richter, Adolf Menzel, Schnorr von Carolsfeld, Hofmann, Eugen Neurentner, Raubach, Jährich, Schröder, Jordan, Häbner, Wendemann, Andrea, in neuerer Zeit Bantier, Thumann, Burger, Diez, Scheuren, Ernst Johann u. a. Während bei J. rein künstlerischer Art neben dem Holzschnitt auch noch der Kupfer- und Stahlstich sowie die Lithographie ihr Recht behaupten, herrscht der Holzschnitt unbedingt auf dem Gebiete der journalistischen J.; ja dieselbe ist erst mit und durch den technischen Fortschritt der Xylographie möglich geworden. Die ersten illustrierten Zeitschriften wurden in England begründet, wo das »Penny Magazine« (1832) und einige Zeit darauf die »Illustrated London News« (1842) die Vorbilder für die beiden Hauptklassen aller illustrierten Blätter der Folgezeit geworden sind. In Deutschland erschien 1833—35 das »Penny-Magazin«; 1848 wurde die »Illustrirte Zeitung« von Weber in Leipzig begonnen, neben welcher 1857 das von Hallberger zu Stuttgart begründete Blatt »über Land und Meer« erlief. Das »Penny-Magazin« wurde der Vorläufer einer großen Anzahl von Blättern für Unterhaltung und Belehrung, unter denen die »Gartenlaube« (1854, seit 1855) die größte Popularität erlangte. Andere Arten von illustrierten Blättern bilden die humoristischen und satirischen, deren Reihe in Deutschland mit den »fliegenden Blättern« (München) begann, sowie die illustrierten Kupper- und Reisezeichnungen, unter denen der »Papar« und die »Reisenwelt« (Berlin) die ersten Stellen einnehmen.

Illustre (fr.), soviel wie Illustris (s. d.).

Illustrieren (lat.), ins Licht setzen, erläutern, verdeutlichen (durch Beispiele und besonders durch Abbildungen), mit Illustrationen (s. d.) versehen; **Illustrator**, Erläuterer, Verherrlicher, besonders Zeichner für illustrierte Werke.

Illustrius (lat.), ausgezeichnet, berühmt, erlauchet, seit Konstantin d. Gr. Titel der vornehmsten Senatoren und Magistrate, seit Karl d. Gr. Titel der Herzöge und Grafen, später vornehmer Geistlicher.

Illy, Kirchdorf im franz. Depart. Ardennes, 6 km nordöstlich von der Festung Sedan (s. d.), wurde geschichtlich denkwürdig durch die Schlacht bei Sedan am 1. Sept. 1870. Auf der Hochfläche südwestlich von J. vereinigte sich der rechte Flügel des von Bismarck am 2. Sept. 1870 an der Spitze des 1. Armee-Korps nachmittags um 2 Uhr mit dem linken Flügel des von St. Ronges anrückenden preuss. 11. Armee-Korps. Damit war die Einschließung des franz. Heeres vollendet und der Ausgang der Schlacht entschieden.

Illyrien, ein zum südöstlichen Teile der Österreichisch-ungarischen Monarchie gehöriges Königreich, grenzt im N. an Salzburg und Steiermark, im O. an Kroatien und das Adriatische Meer, im S. an daselbe Meer, im W. an Italien und Tirol, und enthält auf 28327 qkm (1880) 1477907 slaw., deutsche und (einschließlich der französischen) ital., meist latz. B. Es zerfällt seit 1849 in drei, fünf Kronländer umfassende Verwaltungsgelände: das Herzogtum Kärnten (s. d.), das Herzogtum Krain (s. d.) und das Küstenland, d. i. die gesuchte Grafschaft Görz und Gradiska (s. d.), nebst der Markgrafschaft Triest (s. d.) und der reichsunmittelbaren Stadt Triest (s. d.) samt Gebiet. Das Land ist nach den alten Illyriern (s. d.) benannt. Der südl. Teil bis zum Flusse Drinon (jetzt Drina) wurde an der Küste von korinthischen griechischen Kolonien besetzt, seit Philipp II. und Alexander zeitweise mit Makedonien verbunden und von den Römern Illyris Graecia genannt. Nördlich davon lag Illyris Barbara bis zum Flusse Arsa (jetzt Krka) in Istrien, in Japygia, Epirus und Dalmatia eingeteilt. Seeräuberi war ein Haupterwerbszweig der Jlyrier, deren Könige deshalb mit den Römern schon früh in Streitigkeiten verwickelt wurden, welche endlich die Besetzung der Königin Lenta 229 v. Chr. zur Folge hatten. Südillyrien blieb seither von Rom abhängig und wurde 168 v. Chr. der Provinz Makedonien einverleibt; Dalmater, Epirer und Japyger wurden zwischen 177 und 129 v. Chr. unterjocht, aber erst durch Octavianus 35—33 v. Chr. vollkommen gebügelt. In der Konstantinischen Reichsordnung unterstanden dem prätorischen Präfecten im Jlyricum, wie jetzt das Land genannt wurde, die oecotrop. Provinzen, mit Ausnahme Thraciens und des eigentlichen Jlyricum, seither Illyricum occidentale genannt, welches dem prätorischen Präfecten von Italien zugewiesen wurde und dem Abendländischen Kaiserthum verblieb, bei dessen Zerfall (476) es an Odoaker und Theodorich, nach dem Falle des Ostgotischen Reichs aber an die morgenländ. Kaiser fiel. Im 7. Jahrh. wurde das Land durch einwandernde slaw. Völker, Kroaten und Serben, überflutet, denen es sehr bald gelang, sich von der schwachen byzant. Regierung unabhängig zu machen. Unter Karl d. Gr. fielen die Kroaten vorübergehend unter fränk. Herrschaft, machten sich

aber bald wieder unabhängig und bildeten ein Königreich, welches auch das ganze dalmat. Binnenland umfasste und endlich 1090 mit Ungarn vereinigt wurde, während die Seefürsten in Abhängigkeit von Venedig gerieten. Aber nach langen Kriegen mit den Türken behielt Venedig nur die Küste von Dalmatien, und Ungarn nur Slavonien und einen Teil von Kroatien, Ragusa wurde bald osman., bald venet. Schutzloos. Der Friede von Campo Formio 1797 brachte das venet. Dalmatien nebst seinen Inseln bis Cattaro unter Österreichs Herrschaft; 12 Jahre später trat J. aufs neue in die Geschichte ein, indem Napoleon I. nach dem Frieden zu Schönbrunn 14. Okt. 1809 die zu J. gehörenden und an Frankreich abgetretenen Länder zu einem besondern Staat unter dem Namen Jlyrische Provinzen konstituierte. Nachdem noch ein Teil des von Bayern abgetretenen Deutschtirol (Bastierthal) hinzugekommen war, wurde durch ein kais. Dekret vom 15. April 1811 die Organisation der illyr. Provinzen in militärischer und finanzieller Hinsicht definitiv reguliert. J. blieb nun unter franz. Herrschaft bis zum Sturz Napoleons, worauf es 1815 als Königreich an Österreich kam, aber von Dalmatien getrennt wurde. Seitdem wurde 1822 das ungar. Eitorale mit dem Hafen Fiume und der mit J. vereint gewesene Teil von Kroatien zu Ungarn geschlagen, dagegen 1825 auch der Klagenfurter Kreis dem Königreich J. einverleibt und 1849 aus dem Lande die genannten fünf Kronländer gebildet.

Illyrier hießen im Altertum mehrere Völker, welche den östl. Küstenteil des Adriatischen Meers von der Mündung des Po bis zum Jonischen Meer bewohnten. Die ältern Schriftsteller scheiden diese Stämme von ihren östl. Nachbarn, den Thracern, während die spätern dieselben mit den letztern öfter vermengen. Wenn nicht dieser Vermengung eine Namensähnlichkeit einzelner Stämme zu Grunde liegt, könnte man auf eine Verwandtschaft der J. mit den Thracern schließen, deren beide Sprachen zu der großen indogerman. Sprachfamilie gehörten. Als illyr. Stämme werden von den alten aufgezählt: die Eneter, Seneter oder Seneter, die Dalmatier, die Maniol, die Nativatier, die Ardiaier, die Dardaniol u. a. Man hält die J. für die Urbewohner Italiens, die von den vom Norden her vordringenden ostslavischen Stämmen unterjocht und amalgamiert wurden. Gegenwärtig ist der illyr. Volksstamm bis auf einen schwachen Überrest ausgerottet. Dieser Überrest, der, durch das von ihm occupierte Territorium begrenzt, bis auf die Gegenwart seine Sprache zu erhalten wusste, sind die heutigen Albanesen (von den Türken Armanen genannt) oder Schkipetaren (d. h. Bergbewohner), wie sie sich selbst nennen. In neuerer Zeit versteht man unter »Jlyriern« die Serbo-Kroaten, da sie den Kern der unter Frankreich bestehenden illyr. Provinz bilden. Diese slavischen J. haben mit den alten J. nichts gemein.

Jlyrische Literatur, s. Serbische Sprache und Literatur.

Jlyrismus, die national-polit. Bewegung unter den Südslawen, welche durch den kroat. Schriftsteller und Parteiführer Jndewit Gaj (s. d.) im J. 1835 hervorgerufen wurde zu dem Zweck, einerseits das kroat. Volk aus seiner Vereinzelung, in der es nicht im Stande war, eine höhere Stufe nationaler Bildung zu erreichen, zu befreien, andererseits,

um dem ganzen südslaw. Stamme des «illyrischen» Dreiecks eine gemeinsame Schriftsprache zu schaffen, wofür Gaj die lat. Lettern wählte. Südböheim, Kärnten, Krain, Zistrien und Görz, Kroatien, Slawonien, Dalmatien, Bosnien, Herzegovina, Montenegro, Serbien und Südungarn bildeten das Gebiet, auf welchem «alle Brüder Groß-Illyriens» im innigen geistigen und literarischen Wechselverkehre stehen sollten. Die Bewegung, welcher auch einige Zeitschriften dienten, ging bald auf das polit. Gebiet über und kam hier mit dem Magyarisismus in Widerstreit, der 31. Mai 1842, 9. Dez. 1843 und 29. Juli 1845 zu blutigen Straßenkämpfen in Agram führte. Es waren Vorspiele der Kämpfe von 1848/49. Der J. beruht übrigens auf einem geschichtlichen Märchen; denn die alten Illyrier hatten mit den Südslawen nichts gemein. Das Schlagwort und die damit verbundenen Aspirationen sind indessen bis heute bei einem namhaften Teile der Südslawen lebendig geblieben. Vgl. Wachsmuth, «Geschichte des J.» (Lpz. 1849), eine Parteischrift im magyar. Interesse.

Jlm, linker Nebenfluß der Saale in Thüringen, entsteht auf der Nordseite des Thüringerwaldes bei dem Dorfe Stützbach in 576 m Meereshöhe aus der Vereinigung dreier Waldbäche: dem Freibach, dessen Hauptquellen bei der Schmüde 924, am Nordfied 828 m hoch liegen, dem Taubach, der am Finsterberg in 960 m Höhe entspringt, und der Lengwih, deren Quelle am Haberstein (713 m) liegt. Das vereinigte Bergwasser durchfließt hierauf den schönen Manebacher Grund, tritt bei Jlmnau aus dem Gebirge und mündet nach einem 105 km langen Lauf bei Grobheringen unweit der preuß. Grenze in 117 m Meereshöhe in die Saale. Das Thal der J. ist meist von waldigen Anhöhen eingeengt und bildet höchst anmutige Partien, so besonders in der Umgebung des Badeortes Verla. Der schöne Park zu Weimar sowie der Park zu Tiefurt verdanken der J. einen großen Teil ihrer Reize. Wegen der Erinnerungen an die Glanzepoche der deutschen Litteratur, die sich an Weimar und dessen Umgebungen knüpfen, hat man diese Stadt wohl auch als Jlm-Athen bezeichnet.

Jlme, Fluß in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei Hildesheim, entspringt im Sollingerwald und mündet unterhalb Gimbed links in die Leine.

Jlmenau, Stadt im Großherzogtum Sachsen-Weimar, an der Nordseite des Thüringerwaldes und an der Jlm 477 m über dem Meere gelegen, Knotenpunkt der Linie Dietendorf-J. der Preuß. Staatsbahnen und der Sekundärbahn J.-Grobreitenbach, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 4593 E. Die Stadt hat zwei Kirchen, Fabriken für Porzellan, Papiermachewaren, Terrallithfiguren, Atlrapen, Buch- und Steinbrucharbeiten, Schuhe, Handschuhe; ferner eine Glashütte, mehrere Glasbläsereien (Thermometer, Barometer, chem. und physik. Geräte), Gerbereien und Leimsiederei. Früher trieb J. bedeutenden Bergbau auf silberhaltigen Kupferschiefer; jetzt werden noch in der Nähe Braunstein, Flußspat, Schwerpat und Steinkohlen gewonnen. Eine andere Erwerbsquelle hat sich dem Orte in der 1838 begründeten Kaltwasserheilanstalt eröffnet, zu welcher 1851 Kiefernadelbäder gekommen sind; 1866 wurde ein neues Badehaus erbaut, mit Pension für Kaltwasserkuren, Kiefernadelbäder, künstliche Mineralbäder und Anwendung der Electricität.

J. gehörte einst den Grafen von Rieneburg. Burg J. wurde 1290 auf Befehl Kaiser Rudolfs von Habsburg zerstört. Der Ort gehörte 1585 zur Grafschaft Henneberg und seit 1809 Sachsen-Weimar. Südwestlich über J. erstreckt sich der Gidelhahn (s. d.). Vgl. Jils, «Bad J. und seine Umgegend» (2. Aufl., Hildburgh. 1873); auch «J. und seine Umgegend» (2. Aufl., Götting. 1873).

Jlmenium wurde ein von Hermann in 1824 vermeintlich entdecktes neues Metall genannt, welches Vorkommen er in einem Mineral vom Jaspbirge nachgewiesen zu haben glaubte. Kempter Untersuchungen zeigten jedoch, daß J. nur ein aus Wolfram und geringen Mengen andern Metallen verunreinigtes Niobium (s. d.) ist.

Jlmensee, See im russ. Gouvernement von Nowgorod, 918,5 qkm groß. An dem nördlichen Ende desselben, 15 km von Nowgorod, mündet der Wolchowfluß aus ihm heraustritt, bei dem prächtigen St. Georgs- oder Kloster des heiligen Basil, das in seinem einfach edeln Baustil und in der durch wahre Kunstschätze wichtigen Einrichtung vor den meisten übrigen Klöstern auszeichnet. Der J. hat trübes, kühles Wasser, ist durch viele Flüsse genährt und in der Fischfang sehr ergiebig, der hier besonders in Winterszeit betrieben wird. Seine drei wichtigsten Zuflüsse sind im Norden die 450 km lange Rjka, im Süden der 490 km lange Lomat und im westlichen Delta und vielen wasserreichen Zuflüssen, und im Westen der 290 km lange Ison, während der Wolchow den 220 km im Abstand des Sees bildet, der sein Wasser bei Luga zum Meer führt. Der See und seine Kanäle sind zwei der wichtigsten russ. Wasserstraßen, die die Wolgajflut Iwerja und so Petersburg mit dem Meer, sowie der Kanal von Belitskaja mit der Duna und des Lomat Riga mit Petersburg verbindet. Im Sommer gehen Dampfschiffe von Nowgorod längs des Wolchow bis zu den Rändern des Sees.

Jlmster, Stadt in der engl. Grafschaft Somerset, 23 km im SSO. von Bridgwater, am dem zum Parret gebenden Jle am Eder und an der Taunton-Exeter-Eisenbahn, seit 1731 E., welche mit Walz und Leder handelt die Fabrication von Seidenwaren, Tuch und Schuhen betreiben.

Jloet, Stadt im westl. Sudan, in dem dem rechts zum Niger fließenden kleinen Jlo. 250 km im NO. von Lagos, nahe der Oran Rupa, in 412 m Höhe, eine der größten Städte Nöruba, deren Einwohnerzahl auf 70–150000 geschätzt wird. Die meisten Bewohner sind Hauser ausserdem wohnen hier Rupa, Fulah, Hauser und Kanits. Der Herrscher gehört zu den Hausern.

Jlos war nach der Sage Sohn des Jlos von Laomedon, Großvater von Priamos, der Jlion (s. d.) erbaut haben.

Jlosvai (spr. Jloschvai, Peter), Märtyrer, in den Quellen: «Sericus Petrus Jlosvai» war 1548 Schulmeister in Nagy-Jos und starb nach 1574. Außer andern epischen Gedichten machte er namentlich das «Epos des heiligen Mikolai» auszeichneten «Epos». Dieses Gedicht, J. das berühmteste und größte Werk, hat die ungar. Volks-Sage vom Urvater und bildet die Grundlage aller ungar. Literatur.

Bearbeitungen dieses populären Stoffs, auch von Arany's Tolbi-Trilogie. J. ist ohne dichterische Begabung; seine Gedichte haben nur stofflich und sprachlich histor. Wert. Die beste Ausgabe seiner Werke lieferte Szilady in den »Alten ungar. Dichtern« (Bd. 4, 1883).

Now (Now, Nlo, Nflow, Christian Freiherr von), General des Dreißigjährigen Kriegs und Gefährte Wallensteins, 1580 auf Leichholz in der Neumark geboren, mit Gräfin Wratislaw, der hussitischen Tochter des Grafen von Fürstenberg, 1628 vermählt, hatte es im kais. Heere bereits bis zum Feldmarschall gebracht und den Freiherrnstand erworben, als er sich durch seine Abneigung gegen das Kaiserhaus und vielleicht auch durch getränkten Ehrgeiz verleiten ließ, die Pläne Wallensteins (s. d.) zu begünstigen. Seine persönliche Tapferkeit und feurige Beredsamkeit verschafften ihm großen Einfluss auf die Offiziere und die Mannschaft. Er war es, der 12. Jan. 1634 in einer Verammlung der Obersten zu Wisen diese bestimmte, zu Wallenstein zu halten und zu dem Ende beim Banquet einen Meers zu unterschreiben, in welchem sie auf das feierlichste gelobten, sich in keiner Weise von Wallenstein zu trennen, noch trennen zu lassen. Nachdem J. am 23. Febr. mit Wallenstein, nach dessen Rührung, nach Eger gezogen war, wurde er dort mit den andern Vertrauten desselben am 25. abends beim Banquet auf dem Schlosse ermordet. Sein Leichnam wurde zu Ries bestattet, sein Vermögen konfisziert. J. hinterließ keine Nachkommen.

Nowa oder **Nisa**, Stadt im poln.-russ. Gouvernment Radom, zählt (1882) 2754 E., welche starke Töpferei und Fischfang treiben.

Nowa, ein Flüsschen des nördl. Harzes, entspringt auf der Ostseite des Brodens an der Heinrichshöhe und mündet in der Landdrostei Hildesheim der preuß. Provinz Hannover rechts in die Ode. Das Nowthal beginnt in einer Höhe von etwa 1000 m, an der rauhen Schlucht des sog. Schneelochs, wohin das Wasser des auf dem Gipfel in 1128 m Seehöhe gelegenen Hagenbrunnens abfällt, und stürzt so rasch abwärts, daß auf einer horizontalen Entfernung von 2000 m der Fall 830 m beträgt. Die bald über Kolksteine springende, bald über Felsblöcke schäumende und tosende hinabstürzende J. bildet überaus malerische Gruppen von Felsklippen und erhöht dadurch die Reize des herrlich bewaldeten Thals, welches zu den romantischsten des Harzes gehört und in welchem eine Chaussee in vier Stunden von Mienburg bis zum Brodenzspfel fährt. Oberhalb der Nowfälle zweigt sich der Fußweg ab, der in drei Stunden, zuletzt sehr steil durch das »Schneeloch«, zum Broden ansteigt. Der Nowstein oder Nowstein ist der beträchtlichste Granitfelsen des Brodengebirges (436 m über dem Meere) und ragt aus dem Thale zu einer Höhe von 71 m senkrecht empor, umgeben von finstern, furchtbaren Schlünden und Klüften, oben mit einem kolossalen eisernen Kreuz geziert, welches 19. Okt. 1814 Graf Anton von Stolberg-Wernigerode als Denkmal für seine in dem Freiheitskampf gefallenen Freunde errichtete. Der Fels übert eine stark ablenkende Wirkung auf die Magnetnadel. Ihm gegenüber stehen die verwitterten Felsmassen der Wessertalpe aus dem Dunkel hoher Tannen empor. Die Anwohner haben an den Nowstein eine Sage geknüpft, wonach derselbe als Sitz einer ver-

zauberten, Schätze bewahrenden Prinzessin erscheint. Die Sage ist von Blumenhagen dramatisiert und in neuerer Zeit vielfach behandelt worden.

Nowburg, Marktflecken in der Grafschaft und im Kreise Wernigerode des preuß. Regierungsbezirks Magdeburg (9 km nordwestlich von Wernigerode), liegt 238 m über dem Meere an der Jse, wo sie aus dem Gebirge tritt, am nordnordöstl. Fuße des Brodens, in romantischer Umgebung, hat ein in neuerer Zeit teilweise neu aufgeführtes prächtig stolbergisches Schloß (Bothobau genannt) mit Schloßkirche und schönem Park, Eisenhütten- und Hammerwerke, Kunstgießerei, Maschinenfabrikation, ein Walzwerk und Drahtzotten, Säge- und andere Mühlen, und zählt (1880) 3563 E. Der Fremdenverkehr ist im Sommer sehr bedeutend, besonders seit J. im Mai 1884 durch Eisenbahn mit Wernigerode verbunden ist; auch besteht im Sommer eine tägliche Omnibusverbindung mit dem Brodenzhotel. Das Schloß, wahrscheinlich von Heinrich I. erbaut, war einst kais. Burg, kam 1003 durch Schenkung an das Bistum Halberstadt und wurde dann in eine Benediktinerabtei verwandelt, deren Klosterkirche besonders zu Ende des 11. Jahrh. in hohem Maße stand. Nachdem das Kloster 1672 in den Besitz der Grafen von Stolberg gelangt war, wandelten diese es wieder in ein Schloß um und residierten hier bis 1710. Vgl. Jacobs, »Urkundenbuch des Klosters J.« (Halle 1875).

Nowa oder **Nowa** (Putorius foetus), ein zur Gattung der Murber (s. d.) gehöriges Raubtier von 45 cm Länge, mit 15 cm langem Schwanz, dunkelbraunem Hauhe, hellen Rücken, weißer Schnauze und Ohrspitze, ist im gemäßigten Europa einheimisch. Der J. stellt den jungen Hasen, Kaninchen und dem wilden Gekröckel nach und ist ein gefährlicher Feind der Hühnerhöfe und Taubenhäuser, die er in einer Nacht oft völlig leert. Besonders sind seine Mäuerereien im Winter zu fürchten, wo er in der Nähe der Dörfer einen Schlupfwinkel sucht. Seine Beute schleppt er, sowie auch die Eier, nach seiner Höhle. Sowohl wegen des Schadens, den er anrichtet, wie wegen seines Pelzes, der ein gutes Pelzwerk abgibt, wird er eifrig verfolgt.

Nowa, eigentlich Nach, bedeutet in der Türkei eine indirekte Steuer, deren Erträgnis von der Regierung gegen einen in der Regel pränumerando zu zahlenden Geldbetrag zeitweilig an Privatpersonen übertragen, d. h. verpachtet wird. Das Nowasystem, selber eine Folge schlechter Volkswirtschaft, hat zum Ruin der türk. Finanzen viel beigetragen, und seine Beseitigung längt als eine der notwendigsten Reformen gegolten. Die Erwerber eines J., gewöhnlich armen Bankiers, heißen Nowasim.

Nowafelle, die Wölge des Nowa (Mustela putorius), haben ein dichtes gelbliches Haar mit braunen oder schwärzlichen Spitzen, und dienen in den Winterfellen als leichtes Pelzwerk, zu Unterfutter, Verbrämmungen, Mägen u. a., die langen Haare an Schwanz und Ohr auch zu Pinseln. Die besten Felle liefert die bayr. Hochebene, dann Holland, Norddeutschland, Dänemark, weniger gute Rußland, Polen, Ungarn. Gestreifte Nowafelle (M. sordida) kommen aus Südafrika, gestreifte oder Tigeristisse (M. sarmatica), etwas kurzhaarig, aus Südrußland. Der virginische Nowa oder Pelan, mit schöner, starker, dunkelbrauner Behaarung, stammt von einer Art Vielfraß (M. canadensis) in den Wäldern Canadas und wird in

Rußland zu teuern Herrenpelzen (dort ilki, Einzahl ilka, genannt) verwendet.

Zitschi, Stadt in Ostturkestan, s. Rhotan.

Itar, Dorf im Dethan in Vorderindien, s. Ellora.

Ita, alter Name der Insel Elba.

Itvergehofen, Dorf in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, an der Schmalen Gera, unmittelbar nördlich bei Erfurt, zählt (1880) 3282 E. Das 1865 hier aufgefundenen Steinsalzlager besitzt 24 m Mächtigkeit; mit Hilfe von 6 Dampfmaschinen von 294 Pferdekraft werden jährlich an 400 000 Ctr. Steinsalz gefördert und gemahlen. Eine Eisenbahn, ausschließlich für den Salztransport bestimmt, führt von den neuen Salinengebäuden nach Erfurt. Außerdem bestehen Fabriken für Cement, Klostsch, Weinschwarz, Lampen und Schwarzblechwaren.

Il y a des juges à Berlin (fr., d. h. es gibt (noch) Richter in Berlin), ein Ausspruch, welcher gewöhnlich, aber durchaus unverdächtig, an den Prozeß des Besitzers einer Windmühle bei Sanssouci anknüpft, der dem Könige Friedrich II. den Verkauf derselben verweigert und bei der Drohung des Königs ausgerufen haben sollte: «Ja wenn das berliner Kammergericht nicht wäre». Der franz. Schriftsteller Andrieux behandelte dies in einer kleinen poetischen Erzählung «Le meunier de Sans-Souci» (1797); der Vers aus derselben: «Oui, si nous n'avions pas de juges à Berlin», ist in der Abtötung zum geflügelten Wort geworden, welches auch in Deutschland oft citiert wird. Eine pers. Version des Vorganges existiert bereits aus der Zeit Chosru-Anuschirwans (531—579).

Ilyats, Bewohner von Persien, s. unter Persien (geographisch-statistisch).

Ily, linker Nebenfluß der Donau in Niederbayern, entsteht aus der Baprischen und der Hochstiftischen oder Passauischen Ily und mündet bei Ilystadt, unweit Passaus. Von Färstened aus ist sie auf 22 qkm flößbar.

Imaginabel (neulat.), denkbar.

Imaginär (lat.), nur in der Einbildung beruhend, eingebildet; imaginäre Größen, in der Algebra alle geraden Wurzeln aus negativen Zahlen.

Imagination, s. Phantasie.

Imagines (lat., Mehrzahl von Imago), bei den alten Römern aus Wachs gefertigte und bemalte Porträtmasken Verstorbener, welche wahrscheinlich auf Büsten befestigt, an den Hinterwänden des Atrium in kleinen tempelartigen Schränken aufbewahrt und so angeordnet und durch Linien verbunden waren, daß sie den Stammbaum der Familie darstellten. Das Recht, Ahnenbilder zu führen (Jus imaginum), war ein Vorrecht der Nobilität. In der Zoologie ist Imago Bezeichnung für das vollkommen ausgebildete Insekt.

Imam (arab.), d. i. Vorträger oder Lehrer, nennt man in den mohammed. Ländern die Mitglieder der dritten oder niedrigsten Klasse der Ulema oder Geistlichen, nämlich die Moscheebesamten, den eigentlichen J. oder Vorbeter, den Wa'iz oder Prediger, den Chodja oder Lehrer und den Kuzzin oder Gebetsausrufer. Sie beziehen ein meistens dürftiges Einkommen aus der Dotation der betreffenden Moscheen und gelten für unwissend, da die begabteren «Sofas» oder Schüler, aus denen der Ulema stand sich rekrutiert, in die höheren Klassen, die Rusti (s. d.)

und Rabi (s. d.), einzutreten vorziehen. Da ursprünglich das öffentliche Vorbeten eine Funktion der Kalifen war, so führten auch diese früher, und noch jetzt der türk. Sultan, den Titel J. Ebenso werden gewisse ausgezeichnete Dogmatiker J. genannt.

Imamat, die Würde eines Imams (s. d.), vorzugsweise die aus der geschichtlichen Bedeutung des Imam als Kalifen sich ergebende eines Glaubensherrschers. Während die islamitische Orthodorie jedes Familienvorrecht unter den Gläubigen, also auch ein von der Nachkommenschaft Mohammed beanspruchtes, verleugnet, hatte der Satz, daß die geistlichen und weltlichen Befugnisse des Propheten nach seinem Tode auf seinen Schwiegersohn Ali und dessen Haus zu übertragen seien, schon in früherer Zeit Anhänger gefunden. Später bemächtigte sich die islamitische Majstil dieser Lehre. Man faßte jene Befugnisse unter dem Namen J. zusammen und behauptete, daß diese Würde von 11 Sprossen der Familie Ali, dem Imamaten, besessen worden sei, als deren berühmtester der Enkel Ali's, Hussein, der Märtyrer von Karbela, zu betrachten ist. An den noch erwarteten zwölften Imam, welcher den Beinamen el Mahdi, der (von Gott) geleitete, führen soll, knüpfen sich messianische Hoffnungen.

Imandra, See im russ. Gouvernement Archangelst, Kreis Kola, auf der Halbinsel Kola, südlich von der Stadt Kola gelegen, 852 qkm groß; in ihm finden sich echte Perlmuscheln.

Imani, das dritte geistliche und heilige Buch der Lärten, die Vorschriften zur vernünftigen Einrichtung des Lebens enthaltend.

Imaos, im Altertum Name eines Gebirges im innern Asien (heut Thian-schan).

Imarats (arab.), Wohlthätigkeitsanstalten (Hospitäl, Armenthän u. s. w.) bei den Moscheen.

Imatra, Wasserfall in Finnland, etwa 65 km nördlich von Wiborg, nicht weit von dem Ausfluß des Vuoksestroms aus dem Saimasee. Der Strom, dessen oberer Teil mehr als 200 m breit ist, wird zwischen den Granitfelsen zu nur 45 m Breite zusammengepreßt und fällt auf einer Länge von 700 m mehr als 30 m, davon 10 m völlig senkrecht. Der Fall ist also nicht eigentlich durch seine Höhe oder Breite bedeutend, aber die gewaltigen Wassermassen, welche tobend zwischen den Felsen und von dem Druck des Wassers jähren Felsenrücken hinabstürzen, machen einen überaus mächtigen Eindruck.

Imatraesteine, eigentümliche Koncretionen von sandigem und thonigem kohlensauren Kalk, welche sich in einem grauen sandigen Schieferthon bei dem Wasserfall Imatra (s. d.) in Finnland finden; sie sind von rundlicher, abgeplatteter oder scheibenförmiger Gestalt und auf der Oberfläche mit parallel verlaufenden ringartigen Rippen und Furchen versehen, auch wohl zu zweien oder dreien seitlich miteinander verwachsen, wodurch brünnelähnliche Formen hervorgehen. Manchmal enthalten sie im Innern ein Petrefakt. Es sind den Septarien zu vergleichende Zusammenballungen des kohlensauren Kalkes innerhalb des Thons; mit Unrecht hielt man sie früher für Versteinierungen umdetonanter Weichtiere oder sonderbar abgeschlossene Gerölle.

Imbecill (lat.), schwach, blödsinnig; Imbecillität, Schwäche, namentlich Geisteschwäche, Stumpf sinnigkeit.

Imbert (Barthelemy), einer der vorzüglichsten franz. Fabeldichter, geb. 1747 zu Nîmes, machte sich durch sein «Jagoment de Paris» (Amst. u. Par.

1772) zuerst als Dichter vortrefflich bekannt. Lebenden Ruf sicherten ihm seine anmutigen Fabeln. Eine Auswahl derselben enthalten seine *«Oeuvres postiques»* (2 Bde., Haag 1777). Sein Lustspiel *«Le jaloux sans amour»* erhielt sich lange auf der Bühne. Außerdem sind noch von ihm zu nennen das Lustspiel *«Le jaloux malgré lui»* und die Tragödie *«Marie de Brabant»*. J. starb zu Paris 28. Aug. 1790.

Imbibition (lat., «Einsaugung, Durchfeuchtung»), das Vermögen der tierischen und pflanzlichen Gewebe, Flüssigkeiten zwischen den kleinsten Teilchen, den sog. Micellen (s. d.), in sich aufzunehmen und dadurch eine Form- und Volumenveränderung (Aufquellung) zu erfahren. Die lebenden Zellen nehmen durch J. nur dann Stoffe in sich auf, wenn ihre Lebensenergie geschwächt ist. Diese Schwächung der Lebensenergie kann entweder durch die zur J. dargebotenen, von außen andringenden Stoffe selbst erzeugt werden (Aufnahme von alkalischen und sauren Flüssigkeiten, von Lösungen von Salzfällen, von destilliertem Wasser u. dgl.) oder durch innere physiol. Zustände, wie übermäßig gesteigerte Thätigkeit oder beginnendes Absterben der Zellen, bedingt sein. Häufig geht mit der J. eine beträchtliche Kraftentwidelung einher; so beträgt nach Jamin die Imbibitionskraft der Stärke und des Holzes 5–6 Atmosphären Druck, und bei trockenen organischen Substanzen kann die Wärmeerzeugung infolge der J. 2–8° C. betragen. Bei der Pflanze beruhen eine Menge der wichtigsten Erscheinungen auf dem Vorgange der J., so die endosmotische Aufnahme von Flüssigkeiten durch die Zelle, das Aufsteigen des Saftes im Holz, das Quellen und Schwinden des Holzes, die Bewegungen hygroscopischer Pflanzenzelle u. a. m. Auch im Tierreich spielt die Imbibitionsfähigkeit der Zellen bei zahlreichen Ernährungsprozessen eine bedeutsame Rolle.

Die Imbibitionsfähigkeit bewirkt je nach ihrem Volumen eine Vergrößerung des wasserannehmenden Körpers. Die Veränderung der Gestalt derselben kann bei diesem Vorgang, welchen man allgemein auch als Quellung bezeichnet, sehr verschiedenartig sein. Ein kugelförmiger Körper kann nach langgedehnter Quellung ebenfalls noch Kugelform zeigen; er kann aber auch je nach der Verteilung der Imbibitionsfähigkeit zwischen den Micellen eine andere Gestalt, etwa die eines Ellipsoids annehmen. Da die pflanzlichen organisierten Gebilde nicht homogen sind, sondern meist aus Schichten verschieden gestalteter und mit verschieden großen Wasserhöhlen versehenen Micellen bestehen, so müssen, da hierdurch bei Quellung die Verteilung der Imbibitionsfähigkeit keine gleichmäßige sein kann, innere Spannungen entstehen, welche beim Überwinden der Kohäsion einzelner Schichten zu Rissen führen können. Sind z. B. in einem kugelförmigen Körper die abwechselnd wasserreicheren und wasserärmeren Schichten konzentrisch gelagert, so werden bei Quellung sowohl wie beim Austrocknen, sobald die Kohäsion überwunden wird, radiale Risse auftreten. Solches findet an Stärkekörnern immer statt. Diese Spannungen können eine ganz bedeutende Höhe erreichen, da die Anziehungskraft zwischen den Micellen und der eindringenden Flüssigkeit in vielen einzelnen Fällen eine sehr große ist. So findet z. B. in dem Zellulose von Laminaria noch Quellung statt, wenn derselbe einem Druck von 40 Atmosphären ausgesetzt ist. Jedenfalls gehört

aber ein noch viel höherer Druck dazu, um die Wasseraufnahme und die dadurch bedingte Vergrößerung überhaupt zu verhindern.

Das Verhalten verschiedenartiger Flüssigkeiten zu den organischen Gebilden ist natürlich auch verschieden. Während dieselben in Alkohol, Äther u. s. w. gar nicht quellen, tritt bei Wasser oder schwachen Säuren und verdünnten alkalischen Lösungen eine Quellung ein, und zwar ist dieselbe bei den letzteren stärker als bei reinem Wasser. Aber in beiden Fällen geht nach Anwendung wasserentziehender Mittel, wie Alkohol, Glycerin u. dgl., der gequollene Körper wieder auf sein früheres Volumen zurück. Dies findet jedoch nicht statt, wenn starke Säuren oder Alkalien die Quellung hervorgerufen. In diesem Falle wird die Micellstruktur jedenfalls derart geändert, daß die frühere Anordnung der Micelle nicht wieder erreicht werden kann.

Da wie schon erwähnt das Wasser mit großer Kraft von Zellmembranen aufgenommen wird, so kann bei eintretenden Zifferungen im Wasserhaushalt derselben eine lebhafte Wasserbewegung hervorgerufen werden. Es wird deshalb von vielen Botanikern angenommen, daß die J. bei der Leitung des Wassers in der Pflanze eine wichtige Rolle spielt. Die Möglichkeit, durch J. das Wasser in den Zellwandungen auf eine bedeutende Höhe zu schaffen, ist für die Pflanze allerdings vorhanden, doch ist es fraglich, ob auf diese Weise in verhältnismäßig kurzer Zeit so große Quantitäten von Wasser, wie sie z. B. ein reich belaubter Baum bei lebhafter Transpiration verbraucht, fortbewegt werden können; es ist vielmehr wahrscheinlicher, daß bei der Leitung des Wassers in der Pflanze osmotische Vorgänge die Hauptrolle spielen.

Durch Aufnahme von Wasser oder von Wasserdämpfen — denn auch hierdurch kann bei Kondensation der Gase in der Luft eine Quellung hervorgerufen werden — werden mancherlei Bewegungen erzeugt, die sich beim Aufspringen von Früchten, Knospen, Sporenschläuchen u. s. w. finden. So treten z. B. an den Teilstrüchlein der Erodium Arten starke Exorisionen bei Quellung, beziehentlich Austrocknen auf und bewirken ein Einbohren derselben in den Boden. Ähnliche Erscheinungen finden sich an den Wurzeln mancher Daserarten, sowie an den langen Fortsätzen der Federgräser (*Stipa pennata*). Die Bewegungen, welche diese Gebilde bei Aufnahme von Wasser oder Wasserdampf ausführen, sind zum Teil so ansehnliche, daß man sie als Oenoklype bemerken kann. In manchen Fällen werden auch wirklich fest körnigartig gewordenen Früchtchen von Erodium, die bei feuchter Luft sich aufrollen, bei trockener wieder zusammenrollen, als hygroscopisch bezeichnet, als man aus ihren Bewegungen auf Eintritt von Regen oder schönem Wetter schließt. (S. Erodium.)

Imbriant (Vittorio), ital. Dichter und Kritiker, geb. 27. Okt. 1840 in Neapel, publiziert dazwischen in Paris und in Berlin Poesie und Philosophie, machte die Bekanntschaft von 1863 und 1866 mit und lebt in Romignans d'Alco bei Neapel. Wichtig sind seine Sammlungen von Volksliedern und Volksliedern, wie *«Canti popolari delle Provincie meridionali»* (2 Bde., Tur. 1871–72), *«Fiabe toscane»* (Neap. 1876), *«Canti pomiglianesi»* (Neap. 1877), *«La novellaja fiorentina»* (Livorno 1877), *«La novellaja milanese»* (Livorno 1878). Von

seinen Gedichten erschien eine Sammlung: «Esercizi di prosodia» (Nap. 1874). Seine zahlreichen kritischen und polemischen Schriften haben ihn in zahlreiche Duelle verwickelt.

Imbricatus (lat., hölzriegelförmig), in der Botanik von Pflanzenteilen, die wie Dachziegel sich mit den Rändern und Spizen bedecken, wie z. B. die Schuppen der Lannenzapfen.

Imbroglio (ital., d. h. Verwirrung, Verwickelung), in der Musik eine besondere, irreguläre Art der Accentuation, bei welcher in verschiedenen gleichzeitig erklingenden Stimmen die accentuierten und accentlosen Takteile so miteinander verwechselt oder ineinander gewirrt werden, daß eine Vermischung der geraden und ungeraden Taktart hervorgerufen wird.

Imbros, türk. Imrös, eine Insel des Ägäischen Meeres, zum türk. Vilajet Dschezairi-Bahri-Sefid gehörig, 24 km im S. von Samothrake und 22 km im N. von Lemnos, an der linken Seite des Eingangs zur Dardanellenstraße, 255 qkm groß und mit etwa 2000 E., meist Christen. Die nur 16 km vom Festlande entfernte Insel ist im Hagios Jlias 697 m hoch; Berge und Flächen sind kahl, kaum ein Acker des Bodens ist kulturfähig, aber der Boden birgt reiche Steinkohlenlager.

Imier (Ebouard), franz. Landschaftsmaler, geb. zu Avignon 25. Dez. 1828, besuchte zwar mehrere Ateliers bedeutender Künstler, blieb aber in der Hauptsache Schüler der Natur. Er war ein Landschaftsmaler von feiner Stimmungsfähigkeit und großartiger Auffassung. Seine Motive sind fast aus allen Ländern Europas gewählt. Vorzügliche Werke Js sind die Ruinen von Crozant, die Wälle von Nîmes-Mortez, der Teich von Soumabre (1855), die Garbbrüde (1861), Baumgruppe bei Gizeh, auch lieferte er höchst malerische Ansichten aus Venedig. J. starb zu Harlem 18. Juni 1881.

Imeretien, s. Georgien.

Imeretinskij (Alexander Konstantinowitsch, Fürst Bagration-J.), russ. General, entstammt dem ehemals souveränen Fürstengeschlechte von Imeretien (Landschaft im Gouvernement Kutais), wurde 1837 geboren und besuchte von 1859 bis 1862 die Generalstabsschule (Nikolai-Akademie) zu Petersburg, aus welcher er in den Generalstab des Gardekorps übertrat. An der Niederwerfung des poln. Aufstandes nahm J. 1863 teil, wurde dann Oberst und Flügeladjutant des Kaisers und 1869 bereits Generalmajor und Stabschef des Oberbefehlshabers über die Truppen im Militärbezirk Warschau. In dieser wichtigen Vertrauensstellung blieb J. drei Jahre und wurde dann Gehilfe des Generalinspektors der Schützenbataillone, sowie im August 1877 Kommandeur der 2. Infanteriedivision in Kasan. Während des Türkentriebs führte J. diese Division vor Plewna, erstürmte unter dem Befehle des Generals Stobelew 3. Sept. Lomac, nahm dann an der Belagerung von Plewna bis zur Eroberung des Platzes teil und überschritt danach den Balkan. Nach dem Friedensschlusse wurde J. Generalleutnant und Generaladjutant des Kaisers, sowie 1879 Chef des Generalstabes im Militärbezirk Petersburg und 1881 Generalprokurator und Chef der Generaldirektion der Militärjustiz.

Imhof (Amalie von), f. Helvig.

Imhof-Diener (Friedr.), Numismatiker, geb. 11. Mai 1838 in Winterthur, war anfänglich für

einen praktischen Lebensberuf bestimmt, wandte sich aber später klassischen Studien. Eine von ihm auf gepflegte treffliche Sammlung scheidet Kupf. und Medaillen von nahezu 11 000 St. (1871) dem Museum seiner Vaterstadt, um sich von ausschließlich der Numismatik des griech. Altertums zu widmen. Auf ausgedehnten Reisen, namentlich nach Italien und Griechenland, brachte er in kurzer Zeit eine Sammlung altgriech. Münzen zusammen, die sich auf etwa 16 000 St. bezieht, wozu er viele Tausende von sorgfältigen Abgüssen wichtiger Münzen kommen. Die Schätze seiner Sammlung hat er zum großen Teil veröffentlicht: «Monnaies grecques» (Ep. 1883).

Imidbasen, sekundäre Ammoniakbasen. Imide oder sekundäre Amide sind die Verbindungen, die sich vom Ammoniak durch Substitution von zwei Atomen Wasserstoff durch einwertige Säure- oder Alkoholarbitale oder ein zweiwertiges gleiches Radikal ableiten lassen oder es sind Säuren, resp. Alkohole, deren Radikalgruppen durch die zweiwertige Atomgruppe ersetzt ist. (S. Amid.)

Imitieren (lat.), nachahmen; Imitation Nachahmung, in der Kunstindustrie Bezeichnung von Nachbildungen in einem andern, wertvollen Stoffe oder in weniger mühsamer Technik; Imitator, Nachahmer, Nachahfer.

Im Richten, technischer Ausdruck bei den Körpern, welcher einen hohlen Gegenstandes den Körper, welcher diesen bildet, z. B. eines Zahns ohne den Rahmen.

Immaculata (lat.), fleckenlos, unbefleckt; conceptio immaculata, unbefleckte Empfängnis (der Jungfrau Maria); Immaculatenfest, den Katholiken die eibliche Versicherung des Lebens an die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria (s. Maria und Unbefleckte Empfängnis Maria).

Immanent (lat.), im Gegensatz teils zu Transzendenten, teils zu dem Transzendenten, heißt alles das, was innerhalb einer Sache eines Begriffs bleibt und nicht über sie hinausgeht. Die Philosophie bedient sich daher dieses Begriffs in mehr als einer Beziehung. Man scheidet z. B. äußere, transzente Ursachen von inneren, immanenten, d. h. solchen, die, wie z. B. Selbstbestimmung, in dem sich verändernden Dasein selbst liegen. So nannte Spinoza Gott die einzige Ursache der Welt, um dadurch zu betonen, daß Gott dem Sein nach nicht von der Welt verschieden ist. Kant sprach von einem immanenten Vernunftgebrauche, d. h. einem solchen, der die Grenzen der gegebenen Erkenntnis nicht überschreitet, im Gegensatz zu dem transzendenten, d. h. dem diese Grenze überschreitenden. Man spricht man von einer immanenten Methode einer solchen, welche sich durch den Gegenstand selbst bestimmen läßt, im Gegensatz zur Entwicklung einer Wissenschaft, einem inneren, d. h. nicht äußerlichen, sondern in dem Stand selbst vertieften Wissen.

Immanieren (lat.), einer Sache wesenhaft, innewohnen; Immanenz, das Innere, Anhaften. (S. Immanenz.)

Immanuel (bei Luther: Emanuel, d. h. (ist) mit uns) wird vom Propheten Jesaja sein eigener, ihm in Aussicht stehender Erlös genannt als göttliches Wahrzeichen für die den

Juba in Aussicht gestellte Gotteshilfe. Später wurde dann J. als Bezeichnung des Messias gebräuchlich und durch typische Bibelauslegung auf die Person Jesu bezogen (Matth. 1, 23.).

Immaterial (neulat.) oder **Immateriell** (frz.), unkörperlich, frei von jeder Beschränkung durch die Materie; davon: **Immaterialität**.

Immaterialisieren, s. unter **Materiell**.

Immediat (neulat.), unmittelbar, bezeichnet besonders in öffentlichen Verhältnissen das Untertugendsein der gewöhnlichen Gliederung und die selbsttätige Beziehung zur höchsten Spitze oder Stelle. So spricht man von **Immediatsachen** und **Immediatsverordnungen**, welche mit Übergabe der nächstzuständigen Behörde gleich bei der höchsten Instanz oder selbst dem Regenten vorgebracht und erledigt werden, besonders aber im ehemaligen Deutschen Reiche von **Immediatskänden** (Städten, Ämtern), d. h. dem Kaiser ohne Zwischenlehnsherrn untergebenen reichsunmittelbaren Ständen. In ähnlicher Weise werden in den Territorien die der Staatsgewalt oder doch den höhern (mittlern) Verwaltungsstellen unmittelbar unterstehenden **Immediatskände** von den zunächst in gutherrlicher Abhängigkeit oder in Unterordnung zu den untersten Verwaltungsbehörden sich befindenden Städten unterschieden.

Immortalverjährung, s. **Verjährung**.

Immen, s. **Biene**.

Immenhausen, Stadt in der preuß. Provinz Hessen-Rassau, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Hofgeismar, 6 km im SO. von Grebenstein und 11 km im SO. von Hofgeismar, an der Linie Scherfede-Kassel der Preussischen Staatsbahnen mit (1880) 1808 meist prot. G. In der Nähe wird Eisenerz gegraben. In der 1409 erbauten Kirche wurde die erste evang. Predigt in Hessen gehalten.

Immens (lat.), unermesslich, unendlich; davon: **Immensität**.

Immenstadt, Stadt in der bayr. Provinz Schwaben, Bezirksamt Sonthofen, am Austritt der Älter aus den Alpen, an den Linien München-Buchloe-Lindau und J.-Sonthofen der Bayerischen Staatsbahnen, sehr malerisch gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Oberförsterei, hat ein Rasypinertloster, eine große Winzfabrik, mehrere Käsefabriken und bedeutende Viehmärkte und zählt (1880) 2738 G. In der Nähe steht die Ruine der Burg Rothensfels, welche eine schöne Aussicht auf den Alpsee bietet.

Immensurabel (neulat.), unmeßbar; **Immensurabilität**, Unmeßbarkeit.

Immenwolf, Vogelart, s. unter **Bienenfresser**.

Immer (Albert), prot. Theolog, geb. 10. Aug. 1804 zu Unterseen im Berner Oberland, bezog 1818 das Gymnasium, 1820 die Akademie zu Bern, wandte sich jedoch aus Gesundheitsrücksichten 1824 einem Handwerke zu. Erst 1836 nahm J. die Studien wieder auf, studierte drei Jahre in Bern, ward 1838 Bilar in Burgdorf, besuchte dann noch die Universitäten zu Bonn und Berlin und wurde 1840 Prediger in Wären. Im J. 1850 wurde er außerordentlicher, 1856 ord. Professor der Theologie zu Bern; im Herbst 1881 trat er von seinem Amte zurück und starb 23. März 1884. Außer Abhandlungen, Vorträgen und Predigten schrieb J.: „**Hermeneutik des Neuen Testaments**“ (Wittenberg 1873), „**Neutestamentliche Theologie**“ (Bonn 1877).

Immergleiten (lat.), eintauchen, untertauchen, versenken; **Immersion**, das Eintauchen, Untertauchen; bei Versinkungen von Himmelskörpern der Eintritt eines Mondes in den Schatten seines Hauptplaneten, resp. (bei Sternbedeckungen) das Verschwinden des Sterns; **Immersionstaufe**, Taufe durch völliges Untertauchen ins Wasser (bei den Baptisten); **Immergeten**, Anhänger der Immersionstaufe.

Immergrün oder **Sinngrün** nennt man einige Arten der zur Familie der Apocynaceae gehörigen Gattung *Vine*, kleine Sträucher, welche durch eine prästentellerförmige Blumenkrone mit langer Röhre und schiefen Saumlappen charakterisiert sind. Der Gattungsname bezieht sich auf die langen, geschmeidigen, zum Binden (*vincire*) verwendbaren Stengel, der Name J. aber auf die meistens bauernben, leberartigen, glänzengrünen Blätter. Letztere sind von ovaler oder lanzettlicher Gestalt. In den Gärten häufig ist *V. minor* L., das kleine J., dessen nichtblühende, zahlreiche Stengel niedergerichtet, reich beblättert und wurzelschlagend sind, während die blüthentragenden aufrecht stehen. Letztere sind langgestielt, blau, bei einigen Spielarten weiß, violett, rot, purpurn, einfach oder gefüllt. Noch schöner ist *V. major*, in allen Teilen größer, mit kürzern Blüthenstielen und heßblauen Blumen. Bei einer Spielart (*var. reticulata*) liegt auf den dunkelgrünen Blättern ein zierliches goldgelbes Adernetz. Eine ähnliche Varietät hat man auch vom kleinen J.

Dieser beiden, in Deutschlands Wäldern einheimischen Arten bedient man sich vorzugsweise zur Ausschmückung schattiger und feuchter Stellen des Gartens, doch sind sie auch auf Steingruppen und Böschungen am Plage, insbesondere ihre buntblättrigen Formen. Sehr häufig ist in den Gärten auch die aus Ungarn stammende *V. herbacea* W. et Kit., eine perennierende krautähnliche Art mit dunkelviolettblauen Blumen. Alle diese Arten blühen schon vom März an bis zum Juni und oft noch einmal im Herbst. Man vermehrt sie durch Teilung der Stöcke oder durch Ausläufer, welche sich häufig schon bewurzelt finden. Das edelste J. aber ist *V. rosea* L., eine perennierende Art der Antillen und im Gewächshause zu überwintern oder überhaupt unter Glas zu kultivieren. Sie besitzt sehr langgeröhrte dunkelrosenrote, im Schlunde purpurne, eine Spielart weiße, im Schlunde gleichfalls purpurne Blumen.

Immerito (lat.), unverbienterweise.

Immermann (Karl Lebr.), hervorragender dramatischer Dichter und Romanchriftsteller, geb. 24. April 1796 zu Magdeburg, wo sein Vater Kriegs- und Domänenrat war, besuchte das Gymnasium zu Magdeburg. Seine auf der Universität zu Halle 1813 begonnenen jurist. Studien unterbrach er, indem er in die Reihen der Vaterlandsverteidiger trat; am Nervenfieber erkrankt, konnte er jedoch nur am Feldzuge von 1815 teilnehmen. Nach Halle zurückgekehrt, wurde er in einen unter den dortigen Studenten ausgebrochenen Zwist verwickelt; sein „**Letztes Wort über die Streitigkeiten der Studierenden in Halle**“ (Jpg. 1817) wurde bei dem Wartburgfest mitverbrannt. Bald darauf trat er als Referendar in Magdeburg in den Staatsdienst, wurde 1819 Auditor in Münster, 1823 Kriminalrichter in Magdeburg und 1827 Landesgerichtsrat in Düsseldorf, wohin ihm auch

die von ihrem Gatten, dem Freikorpsführer von Lüchow, geschiedene Gräfin Elisa von Ahlefeldt (s. d.) folgte. Hier übernahm er die Verwaltung des Theaters, welches er zu einer deutschen Musteranstalt zu erheben gedachte. In der That gelang es ihm, aus zum Teil schwachen Kräften ein vorzüglich geschultes Ensemble zu bilden. Dennoch scheiterte das Unternehmen und J. trat in seine amtliche Stellung zurück. Beschäftigt mit der Abfassung seiner »Memorabilien« (Bd. 1, Hamb. 1810), starb er 25. Aug. 1840.

In seinen Trauerspielen tritt das eingehende Studium, das er Shakespeare gewidmet, hervor. Groß in der Anlage, bedeutsam in der Charakteristik, tief in der Gedankenentwicklung, haben sie etwas Herbes und Schroffes. Im allgemeinen sind jedoch seine Trauerspiele, ebenso wie seine Lustspiele, mehr für die Lektüre als für die theatralische Wirkung berechnet. Es erschienen: »Die Prinzen von Syrakus«, ein Lustspiel (1821); die drei Trauerspiele: »Das Thal von Nonceval«, »Edwin« und »Betrarca« (1822); »Ein ganz frisch schön Trauerspiel von Vater Vreg, dem falschen Propheten« (1822), veranlaßt durch Pustlugens »Wanderjahre«; »König Perianther«, ein Trauerspiel (1823); das Lustspiel »Das Auge der Liebe« (1824); die Tragödie »Cardenio und Celinde« (1826); das dramatische Gedicht »Trauerspiel im Tirol«; das Trauerspiel »Kaiser Friedrich II.«; die Lustspiele »Die Vertreibungen« (1828) und »Die Schule der Frommen« (1829); die Trilogie »Meris« (1832), die tief sinnig-phantastische Mythe »Merlin« (1832) und das Trauerspiel »Ghismonda, oder die Opfer des Schweigens« (1839). Ferner schrieb er den Halbbroman »Die Papierfenster eines Eremiten« (1822), »Miscellen« (Stuttg. 1830) und das »Reisejournal« (Düsseld. 1833). Auch im Lyrischen, das ihm ferner lag, versuchte er sich in seinen »Gedichten« (Hamm 1822) und der »Neuen Folge« seiner »Gedichte« (Stuttg. 1830). Ein drohliges Märchen in »Zulifantchen« (Hamb. 1830; illustriert von Hofemann, Berl. 1861). In eine unerquickliche Fehde mit dem Grafen Platen verwickelt, schrieb er »Der im Irrearten der Metrik umhertaumelnde Cavalier« (Hamb. 1829). Seine mannhafteste, ernste Gesinnung läßt sich am besten aus dem von G. Schenk herausgegebenen »Briefwechsel Mich. Beers« (Epp. 1837) erkennen. Eine eigentümliche Stellung nimmt J. als Romanschriftsteller ein durch seine »Epigonen« (3 Bde., Düsseld. 1836; 2. Aufl., Berl. 1854), die in der Nachwirkung des Goetheschen »Wilhelm Meister« befangen und trotz einzelner Vorzüge keine einheitliche Komposition sind, namentlich aber durch seinen komischen, jedoch auch aus ernststen Partien und meisterhaften Schilderungen aus dem westfäl. Dorfleben reichen »Münchhausen« (4 Bde., Düsseld. 1833—39; 2. Aufl. 1841), einen der besten deutschen Romane. Die Episode daraus: »Der Oberhof«, wurde öfter besonders herausgegeben, illustriert von Bantier (4. Aufl., Berl. 1883). Noch ist hervorzuheben J.s Nachdichtung des Epos »Tristan und Isolde« (Düsseld. 1841 und die »Memorabilien« (3 Tle., Hamb. 1810—43). In sorgfältiger Auswahl erschienen seine »Gesammelten Schriften« (14 Bde., Düsseld. 1835—43; neue Ausg. mit Biographie und Einleitungen von H. Vorberger, 20 Bde., Berl. 1883). Butlig gab J.s »Theaterbriefe« (Berl. 1851) heraus und veröffentlichte »Karl J. Sein Leben und seine Werke« (2 Bde., Berl. 1870).

Vgl. Freiligrath, »Karl J. Blätter der Erinnerung an ihn« (Stuttg. 1842); B. Rila u. Königswinter, »Erzählungen eines rhein. Kloster« (Bd. 1, Epp. 1860).

Immersion, s. unter Immersionieren.
Immerwährender Kalender, ein Kalender, der für alle Jahre eines großen Zeitraums berechnet werden kann, wenn man für jedes einzelne Jahr das Datum des Osterfestes kennt. Der Kalender vom 22. März an bis zum 25. April eintrifft, auf 35 verschiedene Tage fallen kann, so daß der Immerwährende Kalender aus 35 Exemplaren, in welchen die Monate Januar bis Februar doppelt vorkommen, nämlich für die beiden Jahre und für die Schaltjahre.

Immigranten (lat.), Einwanderer; Inmigrant, Einwanderer; Immigration, Einwanderung.

Imminieren (lat.), nahe bevorstehen (von dem Schlimmen), drohen; imminent, nahe bevorstehend, drohend.

Immission ist die richterliche Einweisung in Besitz einer Sache; im röm. Recht in mancher Anwendung, steht meist als Einweisung des Erben in den Besitz des Nachlasses gebräuchlich.

Immobilität (lat.) werden Truppenteile genannt, die nicht für den Krieg im freien Felde bestimmt, sondern nur für den Dienst in der Heimat, in Garnisonen und Festungen u. s. w. bestimmt sind. Die Unterscheidung zwischen mobilen und immobilen Truppen tritt erst im Moment der Mobilisation eines Heeres ein, denn im Frieden befinden sich alle Truppenteile im immobilen Zustande.

Immobilarkredit, s. Landwirtschaftlicher Kredit.

Immobilien (lat.) nennt man im Gegenstand von Mobilien (s. d.) alles unbewegliche Eigentum, das nicht fortgeschafft werden kann, weil es in einem Teile des Bodens (Grund) steht oder doch mit dem Boden so verbunden ist, daß es, ohne seinen Charakter im Ganzen zu verlieren, sich nicht von ihm trennen läßt, z. B. Gebäude. Das Immobilienrecht vermehrt: währt dieser Unbeweglichkeit wegen und erlaubt damit vorgehenden Veränderungen meist in der in die Augen fallen, in verschiedener Hinsicht größere Sicherheit als das Mobilienrecht. Nach vielen Partikularrechten noch dadurch, daß Verkäufe und Verpfändungen unter gerichtlicher Autorität vorgenommen werden können. Auch lassen sich J. erst innerhalb kurzer Zeit erlösen. Durch positive Gesetze sind an sich bewegliche Gegenstände dem J. gleichgeordnet, z. B. Schiffmühlen, Nutzungsrechte an beweglichen Sachen, hypothekarische Forderungen und Realgerechtsame, auch Staatsrenten, in Staatsschuldhufe als unveräußerlich angesehen. (S. Grundeigentum.)

Immobilisieren, bewegliches Gut zu unbeweglich machen.

Immobilisierende Verbände, in der Chirurgie solche Verbände, welche, wie der Gipsverband (s. d.), der Kleister- und Wasserglasverband u. nach dem Anlegen erhärten und so das verletzte Glied unbeweglich (immobil) machen, dienen hauptsächlich zur Heilung von Knochenbrüchen und Luxationen, vieler Knochen- und Gelenkerkrankungen u. dgl.

Immoralität (neulat.), Unsitlichkeit, Sittenlosigkeit.

Immortalität (lat.), Unsterblichkeit.

Immortellen, d. i. Unsterbliche, nennt man diejenigen Blumen oder Blütenstände, die, nachdem sie abgeschnitten worden, infolge der trockenhäutigen Beschaffenheit ihrer Blütenhüllblätter ihre Form und ihr frisches Ansehen noch für lange Zeit unverändert bewahren und daher vorzugsweise im Winter, wo es an frischen Blumen mangelt, für die Bouquet- und Kranzbinderei, besonders auch zur Ausschmückung der Särge und Grabstätten, verwendet werden. Es gibt mehrere Pflanzengattungen, deren Arten solche unverwiltliche Blumen besitzen, und fast alle gehören der Familie der Kompositen an. In erster Linie stehen die Angehörigen der Gattung *Holichrysum*. Ihre zahlreichen, meistens in Südafrika vorkommenden Arten haben Blütenköpfe mit dichtelig geordneten, trockenhäutigen, meist glänzend goldgelben, seltener weißen Hüllschuppen. Während man vorzugsweise die Arten mit kleinen kugelförmigen Blütenköpfen als *I.* bezeichnet, nennt man die großköpfigen mit ausgebreiteter Hülle *Strohblumen*.

Die wichtigste ist die orientalische *Immortelle*, *H. orientale*, gewöhnlich französische *Immortelle* genannt, eine perennierende Pflanze, deren kleine Blütenköpfe an der Spitze des Stengels gedrängte Dolbentrauben bilden, welche vor allen andern das Material zu Trauerkränzen liefern. Sie ist das Objekt eines nicht unerheblichen Handels, ist in Paris nur schwer zu kultivieren, in der Provence dagegen Gegenstand einer ziemlich gewisssamen Massenkultur. Eigentlich ist sie eine Felsenpflanze, welche am besten in der brennendsten Sonne gedeiht. In Deutschland werden ihre Blumen nicht nur in ihrer natürlichen Färbung verwendet, sondern vielfach auch gebleicht und mit künstlichen Farben ausgestattet. Ähnliche, aber nicht in derselben Maße gebräuchliche Blumen sind die des *H. (Gnaphalium L.) Stoechas Don.* und *H. arenarium Monch*, die Sandimmortelle oder Fuhrmannsblume, weil die Fuhrleute gerne ihren Dui mit den goldgelben Blütenköpfen dieser Art schmücken.

Die wichtigsten der Strohblumen sind die einjährige *H. bracteatum Willd.*, die *Malmaison-Immortelle*, und *H. macranthum Benth.*, zwei austral. Kompositen mit mehr oder weniger großen gelben, orangegelben, goldbraunen, rosenroten, purpurroten oder aschweißlichen Blumen, welche in ihrer natürlichen Färbung (naturell), die weißen dagegen in verschiedenen künstlichen Farben zu Kranz und Bouquet Verwendung finden. Sie werden in vielen Gärten eigens für diesen Zweck gezogen. So auch *Xeranthemum annuum*, die einjährige *Papierblume*, mit weißen oder violetten Blumen, welche letztere durch Anwendung verdünnter Säuren gebleicht werden und dadurch eine lebhaft rote Färbung erhalten. Zu den *I.* werden ferner gerechnet *Ammobium alatum R. Br.* mit weißen Blütenköpfen in rispigen Dolbentrauben, *Acroclonium roseum Hook.* mit rosenroten, auch weißen, *Rhodantho Margleail Lindl.* mit schön rosenroten, purpur- oder sarmimroten Blumen, die capischen *Helipterum speciosissimum DC.* mit großen kugelförmigen Köpfen mit weißen und braunen Hüllblättern und *H. eximium L.* mit purpurroten Köpfen, *Gomphrena globosa L.* mit glänzend violetten, fleischfarbigen, weißen Blumen und andere Arten.

Immunität, abgeleitet vom lat. *immunis*, d. h. frei von Verpflichtungen gegen den Staat, war im frühen Mittelalter das Privilegium vieler geistlicher, weiterhin auch mancher weltlicher Würdenträger, vermöge dessen sie den Reichsbeamten jeden Eintritt in ihr Gebiet verwehren und neben der Gerichtsbarkeit über die Untertanen auch die Grafengerichtsame hinsichtlich der dazwischenwohnenden Reichsfreien verwalten konnten. In den *I.* liegen die Anfänge der spätern selbständigen deutschen Staaten oder Territorien. Jetzt nennt man *I.* die dem Begriff des Rechtsstaats widerstrebenden, aber doch gewissen privilegierten Ständen zustehende Befreiung von bestimmten öffentlichen Pflichten, insbesondere die früher allgemeine, jetzt teils aufgehobene, teils sehr beschränkte Befreiung der Geistlichkeit (*immunitas ecclesiastica*) von der Militär- und Steuerpflicht, von der Einquartierungslast, von Staatsstrafen und deren Exemption von dem gewöhnlichen Gerichtsstande.

In physiologischer Hinsicht versteht man unter *I.* die Unempfindlichkeit gegen nachteilige Einflüsse, resp. ein auf der normalen Organisation beruhender natürlicher Schutz gegen äußere Einwirkungen, besonders gegen Leiden, Schwächezustände u. dgl.

Imman, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Sigmaringen (Fürstentum Hohenzollern) an der Enz, 21 km nordwestlich von Hechingen, unsern von Haigerloch, hat eine Mineralquelle (Sulfatquelle), ist daher ein besuchter Badeort und zählt 511 E.

Imola, Stadt in der ital. Provinz Bologna und Hauptort des gleichnamigen Kreises, an der Linie Bologna-Orranto der Italienschen Südbahn, auf einer kleinen, vom Santerno (Vatresus) gebildeten Insel, in höchst reizenden Umgebungen, ist das vom Diktator Sulla erbaute Forum Cornelii der Römer. Noch gegenwärtig ist der Ort mit Mauern, Türmen und Gräben umgeben, seit 422 der Sitz eines Bischofs, zählt (1881) 11372, als Gemeinde 29343 E. und hat ein hübsches Theater, ein Gymnasium und eine technische Schule, ein altes Schloss und mehrere ansehnliche Kirchen, darunter die im modernen Geschmack restaurierte Kathedrale und die Kirchen der Dominikaner und der Bruderschaft von San-Carlo. Hauptnahrungsweig der Bewohner ist der Weinbau; man fertigt Leder, Tazence, Glas und betreibt Seidenspinnerei. In der Nähe zahlreiche Mineralquellen. Der hier bereitete Weinstein kommt unter dem Namen *Tartaro di Bologna* in den Handel.

Imola (Innocenzo da), eigentlich *Innocenzo Francucci* aus Imola, geb. um 1494, erlernte die Malerei bei Franc. Francia, dann in Florenz bei Mariotto Albertinelli und wurde in der Folge einer der eifrigsten Nachahmer Raffels, sodas er sogar einzelne Raffelsche Figuren und Partien geradezu in seine Gemälde aufnahm. Seine Komposition ist meist ziemlich einfach und anspruchslos, sein Kolorit zuweilen nicht ohne Härte; dagegen läßt sich in dem oft schönen und kräftigen Ausdruck der Köpfe die Anmut des Francia erkennen. Seine Hauptwerke sind Fresken zu San-Michele in Bosco bei Bologna, ein Gemälde im Dome zu Faenza und einige Altarblätter in der dortigen Pinakothek. Er lebte meist in Bologna und starb um 1550.

Imoscharch, afrikl. Volksstamm, s. *Tuarek*.
Imossi, Hauptort einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts im östlichen hochgelegenen

Teile von Dalmatien nahe der Herzogin. Grenze, 62 km im N.O. von Spalato, mit (1880) 1182 E., die größtenteils im Handel ihren Erwerb suchen. Der Ort bildet mit 23 andern, von denen einzelne eine größere Einwohnerzahl haben, eine politische Gemeinde von 27443 E. Seine Lage auf einer Höhe, an deren Fuß sich eine weite fruchtbare Thalbucht ausbreitet, und die in der jüngsten Zeit eifrig geförderte Straßenverbindung sowohl mit dem Mittellande und der Küste als mit der Herzoginina geben ihm eine hervorragende Bedeutung.

Imp., Abkürzung für Imperium, Imperator, auch für Imperativus.

Impanatio (vom lat. panis, eigentlich Hineinversetzung ins Brot) ist eine Bezeichnung für die namentlich von den Lutheranern, aber vereinzelt schon in älterer Zeit (bei Rupert von Deup, gest. 1185, und Johann von Paris, gest. 1306) vertretene Abendmahlslehre, nach welcher war keine Verwandlung des Brotes in den Leib Christi, wohl aber eine geheimnisvolle Gegenwart des Leibes Christi in dem Brot behauptet wird.

Impar (lat.), ungleich; impari Marto (= mit ungleichem Maß), in ungleichem Kampf, mit ungleichen Kräften. (verzeihlich.)

Impardonabel (frz.), nicht zu verzeihen, un-
Impartial (frz.), unparteilich; Impartiaux (die Unparteiischen), in der franz. Revolutionszeit das Centrum im Konvent.

Impass (frz.), eigentlich Sadgasse; einen I. machen, impassieren, auch postmeistern, schneiden, reiten, eine bei verschiedenen Kartenspielen gebräuchliche Art des Stechens. Man sticht mit einer niedrigeren Karte und spart eine höhere von derselben Farbe auf in der Hoffnung, mit derselben die bei dem Gegner noch vermutete Karte von derselben Farbe zu fischen.

Impassibel (frz.), unempfindlich, gefühllos, kaltblütig.

Impasto, s. Empâtément.

Impatiens L., Pflanzengattung aus der Familie der Balsaminen. Ihre Arten sind fastwoll einjährige Kräuter mit einfachen Blättern und achselständigen Stielen, welche mehrere Blüten tragen. Die bekannteste in Deutschland wachsende Art ist das an schattigen, feuchten Orten, namentlich in Buchenwäldern häufig, oft massenhaft wachsende, gelbblühende Springkraut oder Rährmichnichten (*Laolimetangere L.*), dessen reisende Kapsel bei gelindem Trud elastisch aufspringt und die Samen von sich schleudert. Mehrere ausländische Arten sind Zierpflanzen geworden, z. B. *I. tricornis*, glandulifera und *candida Lindl.* aus Indien, welche sich durch ihre Samen leicht vermehren lassen. Man sät dieselben im Frühjahr in Mistbeete oder Töpfe und versetzt die jungen Pflanzen im Juni ins freie Land, wo sie mit ihren saftgrünen Stengeln und schöngelbten Blumen hübsche Gruppen bilden.

Impatronieren (impatronisieren, frz.), sich als Herr und Gebieter (Patron) in etwas einsetzen.

Impavidum ferient ruinas (lat.), Citat aus Horaz' 'Oden' (3, 3, 1), dem die Worte vorhergehen: Si fractus illabatur orbis, d. h. Wenn auch der Himmel zusammenbrechend einstürzt, werden die Trümmer einen Unerschrockenen niederschlagen.

Impachment (engl., spr. impihtement), die Anklage, welche vom engl. Unterhause beim Ober-

hause zu erheben ist, wenn ein Mitglied eines der beiden Parlamentshäuser wegen Hochverrats oder eines andern schweren Verbrechens in Anklagezustand versetzt werden soll.

Impebiment (lat.), Hindernis.

Impeguieren (ital.), verpfänden; sich impeguieren, sich zu etwas verpflichten, verbindlich machen; impeguiert sein, verwidelt sein in etwas Nüßliches, verantwortlich sein.

Impegno (ital.), Verpfändung, Verpflichtung, Obliegenheit, Verwidlung in etwas.

Impetrabel (lat.), unburchdringlich.

Impennos, s. Urinatoren.

Impensen (lat.) im Gegensatz zu **Expensen** (anderweitiger Aufwand) ist derjenige Aufwand, welchen man auf eine Sache macht, um deren körperlichen Bestand zu erhalten oder zu fördern. Man unterscheidet notwendige, bloß nützliche und Luxus-**Impensen**, namentlich zu dem Zweck, für welchen der Begriff der I. juristisch im wesentlichen in Betracht kommt: nämlich wenn es sich um Ertrag der auf eine fremde Sache gemachten I. durch den Eigentümer handelt. Bei der Frage nach Art und Umfang des Ertrages spielt der gute oder böse Glaube, welchen der Aufwendende in Bezug auf die Sache hatte, eine Rolle.

Imperatio (lat.) heißt diejenige Form des Verbuns, durch welche ein Befehl ausgesprochen wird. In der Grammatik rechnet man gewöhnlich diese Form zu den Modis; sie kann indes nur eigentlich so bezeichnet werden, da ihr ein bestimmtes Kennzeichen, welches den Modus als solchen andeutet, wie z. B. beim Konjunktiv und Optativ, fehlt. Die Personalendungen des I. unterscheiden sich zum Teil in ihrer Form von denen des Indikativs; indes hat die zweite Person des Singulars meistens keine Endung, sondern weist nur den reinen Stamm des Verbums auf. Das Deutsche hat nur noch die zweite Person im Singular und Plural, Sprachen auf älterer Stufe, wie Sanskrit, Griechisch und Lateinisch, besitzen auch die dritten Personen (z. B. lat. legito, er soll lesen; legato, sie sollen lesen). Wo in der Grammatik erste Personen des I. aufgeführt werden, sind es stets imperativisch gebrauchte Konjunktiv- oder Optativformen. Nicht alles, was auf der heutigen Entwidlungstufe der Sprachen I., nach seiner Bedeutung, genannt wird, ist wirklich die alte Imperativform; so ist z. B. der I. der slav. Sprachen seiner Bildung nach ein Optativ.

Imperator konnte bei den Römern im weitern Sinne jeder Magistrat heißen, der das Imperium (s. d.) besaß, besonders wenn er den Oberbefehl im Felde führte. Regelmäßig pflanzten den Titel die Feldherren nach erfolgtem Siege anzunehmen, gewöhnlich nachdem sie von den Soldaten als Imperatoren unter allgemeinem Ruf begrüßt worden waren. Dann führte Cäsar diese Bezeichnung als regelmäßigen ständigen Titel vor seinen andern Titeln unmittelbar hinter dem Namen. Nach ihm nahm ihn (zuerst 40 v. Chr.) Octavian als Teil des von seinem Adoptivvater ererbten Namens an, und zwar als Bornaamen, und hierauf führten ihn so außer Augustus nächsten Nachfolgern alle Kaiser, und zwar, nachdem bei Nero und seinen nächsten Nachfolgern in der Stellung des Namens noch einiges Schwanke geherrscht hatte, als einziges Bornaamen oder auch vor ihrem sonstigen Bornaamen. Da dieser Name die Kaiser als Inhaber des

Imperiums bezeichnet, so wird er auch als Bezeichnung der kaiserl. Gewalt betrachtet, während daneben der frühere Brauch noch immer in der Art fortbestand, daß die Kaiser jedesmal nach erfolgten Siegen den Titel *J.* zum ersten, zweiten, dritten mal u. s. w. noch außerdem sich beilegen.

Imperatoria, f. *Pucedanum*.

Imperceptibel (fr.), un wahrnehmbar.

Imperfektum (lat.) heißt eine der Formen des Zeitwortes, durch welche die Handlung als in der Vergangenheit liegend dargestellt wird. Die Form und Bildung dessen, was man jetzt in den verschiedenen Sprachen *J.* nennt, ist eine ganz verschiedene. Das eigentliche ursprüngliche *J.* der indogerman. Sprachen, wie Sanskrit und Griechisch es besitzen, ist eine vom Stamme des Präsens durch bestimmte Kennzeichen, z. B. verkürzte Endungen, Augment, abgeleitete Bildung; das Lateinische bildet sein *J.* durch Zusammenfügung mit einem Hilfsverbum (*ama-bam*); von dieser Form stammt das Imperfekt (*imparfait* u. s. w.) der heutigen roman. Sprachen. Was man in der Grammatik des Neuhochdeutschen oder in andern german. Sprachen *J.* nennt, ist eigentlich das alte Perfektum, daher das deutsche *J.* der Form nach dem griech. und lat. Perfektum entspricht. Die ursprüngliche Bedeutung des *J.* ist, die in der Vergangenheit andauernde Handlung auszudrücken, oder die Handlung als eine im Verhältnis zu einer andern dauernde darzustellen (so im Griechischen und Lateinischen). In Sprachen, deren sogenanntes *J.* ursprünglich ein anderes Tempus war, wie im Deutschen, hat es andere Funktionen, dient z. B. im Deutschen als Tempus der Erzählung.

Imperforabel (neulat.), undurchbohrbar; *Imperforation*, soviel wie *Atresie* (s. b.).

Imperial ist der Name einer russ. Goldmünze im Werte von 10 Goldrubeln, die 1755 in pommern und halben Sunden ausgemünzt wurde. Seit 1817 ist jedoch die Ausprägung von ganzen *J.* eingeführt und der halbe *J.* zu 5 Goldrubeln zur russ. Hauptgoldmünze gemacht, der daher jetzt gewöhnlich auch bloß *J.* genannt wird. Der Halbmperial hat gegenwärtig gesetzlich ein Gewicht von 6,550 g, eine Feinheit von 916/1000, Zehnteilen oder von elf Wohlfein und demnach ein Feingewicht von 5,957 g, jedoch sein Wert 16,2000 deutschen Mark entspricht. Im allgemeinen stimmt daher der Halbmperial mit der früheren deutschen Thaler überein, indem er nur etwa 1/3 Proz. geringer als die preuß. und sächs. und etwa 1/2 Proz. besser als die hannov. Thaler ist. Der Halbmperial hat die gesetzliche und thalerähnliche Gestaltung von 6 Kubeln 13 Kopelen Silberwährung, genügt also gegen die letzten ein Ausgeld von 3 Proz.

Imperial (lat.), kaiserlich, großartig. Als Substantivum: ein aus *Cremor tartari*, Citronen, Zucker und Wasser bereitetes erfrischendes Getränk; ein sehr großes Papierformat; in der Buchdruckerkunst eine Schriftgattung von ungefähr 0,08 m Höhe; ein Spiel unter zwei Personen mit der Billeterie; eine Art Merino-Schaf mit sehr feiner Wolle.

Imperialdualaten (*Imperial* zu 3 Kubeln oder russischer Dukaten), russ. Goldmünze im Werte von 3 Goldrubeln (oder 20 früheren poln. Gulden), welche seit 1834 geprägt wird. (S. *Dukaten*.)

Imperialis (fr.), Himmel einer Kutsche, eines Himmelbettes; das mit Seilen versehene Verdeck eines Wagens.

Imperial gallon, f. unter *Gallon*.

Imperialismus, der Zustand eines Staates, in welchem die auf die Soldaten gestützte Willkür des Regenten herrscht.

Imperial standard (engl.), die für England gesetzlich geltende Normalmaße.

Imperium hieß bei den röm. Königen, dann in der Republik den höhern Magistraten, namentlich den Konsuln und Prätores, vom Volke durch eine *Lex curiata* übertragene höchste militärische, richterliche und exekutive Gewalt. Das Wort *J.* ist ursprünglich mit *Potestas*, Amtsgewalt, synonym. Von der Zeit aber, wo es neben den höchsten Magistraten noch Magistrats mit beschränkter Kompetenz gab, wie namentlich die Censoren, blieb das Wort *J.* nur für die Magistrats in Geltung, welche wenigstens der Theorie nach die volle höchste Amtsgewalt besaßen, während das Wort *potestas* (Macht, Gewalt) insofern, als es die Macht bezeichnete, welche jedem Magistratus seinem Amte gemäß zukam, sowohl in weitem Sinne die volle als die beschränkte Amtsgewalt bezeichnen konnte, jedoch dann *J.* und *Potestas* (im engeren Sinne) verschiedene Begriffe wurden. Das *J.*, als dessen wesentliches Zeichen die Vittoren galten, war mit dem Recht zur Anstellung der höhern Kuriplen verbunden und zeigte sich vornehmlich in der Ausübung der höchsten militärischen und richterlichen Gewalt. In den spätern Zeiten der röm. Republik warb den Konsuln und Prätores nach Niederlegung ihres Amtes das *J.* prorogiert oder verlängert, damit sie als Prokonsuln oder Proprätoren die Provinzen verwalten konnten. Die Juristen der röm. Kaiserzeit unterschieden das *Imperium merum*, d. i. das reine *J.*, das die *gladius potestas* enthielt, die Arminialgewalt über Leben und Tod, welche der Kaiser den Provinzialstatthaltern und den Präfecten der Stadt und des Prätoriums übertrug, und das sich wesentlich auf die Civiljurisdiktion beziehende *Imperium mixtum*. (S. *leit*.)

Impermeabilität, f. *Undurchbringlichkeit*.

Impersonale (lat.), unpersönliches Zeitwort, dem kein persönliches Subjekt, sondern nur das unpersönliche *es* vorgesetzt werden kann, z. B. es regnet, es schneit. (S. *Aufstellung*.)

Impetigo (lat.), nässender Hautausschlag mit *Impetrant* (lat.), derjenige, welcher im Prozeß verfahren auf einseitiges Verbringen hin, namentlich in Arrestsachen und in der Exekutionsinstanz, eine Verfügung gegen seinen Gegner (den *Impetranten*) erwirkt.

Impetuoso (con impeto, ital.), musikalische Vortragbezeichnung: mit Ungestalt, rasch, feurig.

Impetus (lat., Angriff), im juristischen Sinne die leidenschaftliche Erregung, worin der Vorfall zu einem Verbrechen gefahrt wird.

Impfergeßel, **Impfergegnert**, **Impfergeßel**, **Impferinstitut**, **Impferanzette**, **Impfering**, **Impfernadel**, **Impferrollen**, **Impferstoff**, f. unter *Impfung*.

Impferphylis, die Übertragung der Syphilis durch die Impfung. (S. unter *Impfung*.)

Impfung oder *Inokulation* nennt man die zufällige oder beabsichtigte Übertragung eines Krankheits- oder Aufsteckens durch eine kleine Verletzung (einen Schnitt, Stich, eine Excoriation) der äußeren Haut oder einer Schleimhaut auf ein gesundes Individuum. Man bezieht sich der *J.* in verschiedener Absicht: entweder aus rein wissenschaftlichen Interessen, um experimentell den Nachweis

zu führen, ob und durch welche Substanzen (Speichel, Blut, Schleim, Eiter u. dgl.) eine Krankheit auf ein anderes Individuum übertragen werden kann, oder zu diagnostischen Zwecken, um Gewissheit darüber zu erhalten, ob ein krankhafter Prozess, z. B. ein Geschwür, durch Aufnahme eines kontagiösen Stoffs (z. B. Syphilis) entstand oder nicht; im ausgebreitetsten Maße aber als eines prophylaktischen Mittels gegen die Blattern, insofern man durch die künstliche Übertragung des Ansteckungsstoffs der Kuhpode auf den Menschen die Empfänglichkeit des menschlichen Organismus für das Kontagium der Menschenpocken beträchtlich zu verringern und damit einen wirksamen Schutz gegen die Ansteckung dieser Seuche zu gewähren vermag.

Inwieweit die neuerdings empfohlene J. mit Mut- und Milzbrandgift die Bezeichnung einer wirksamen Schutzmaßregel gegen die Hundswut und den Milzbrand verdient, muß erst noch die Zukunft lehren. (Vgl. Hundswut und Milzbrand.)

Schon sehr früh machte man die Beobachtung, daß die Pocken (s. d.) zur Zeit epidemischen Auftretens besonders gefährlich, in spontan auftretenden Fällen, sowie bei der Übertragung des Blatterngiftes durch kleine Hautverletzungen dagegen ungleich milder und gutartiger verliefen, weshalb die künstliche Einimpfung der Menschenblattern oder Variolation schon im frühen Altertum vielfach geübt wurde. Schon bei den Indern wird ihrer in dem «Attharva-Veda» erwähnt; bei den Chinesen wurde das sog. «Pockenädem» schon sehr frühzeitig derart geübt, daß den Kindern entweder mit Blatterneriter imprägnierte Semden angezogen oder verfeinerte Pockenkorke in die Nase gesteckt wurden. Ähnliches ist von den Girassiern, Arabern und einigen andern afrik. Völkern bekannt. In die Kulturstaaten Europas wurde die natürliche Blatternimpfung durch Lady Montague, die Gemahlin des engl. Gesandten in Konstantinopel, 1718 eingeführt und fand hier rasch durch Sutton, Tissot, Henkler, Portal, Hufeland u. a. große Verbreitung. Freilich stellte sich gar bald heraus, daß die Variolation weder eine ungefährliche Operation war, noch die Zahl der Blatternkranken in der Gesamtbevölkerung zu vermindern vermochte; im Gegenteil wurde durch sie periodisch die Sterblichkeit in den großen Städten vermehrt, weil jeder Geimpfte leicht eine Quelle der Ansteckung für alle noch nicht Geimpften oder Geblatterten, die in seine Nähe kamen, wurde, weshalb die künstliche Blatternimpfung Ende des 18. Jahrh. immer seltener geübt und schließlich völlig verlassen wurde. Da wurde Edward Jenner (s. d.), Arzt in Berkeley in Gloucestershire, durch die Beobachtung, daß durch Kuhpocken Angestechte von Blattern nicht befallen wurden, zu der wichtigen Entdeckung geführt, daß die Überimpfung der Kuhpocken auf den Menschen als zuverlässiges Schutzmittel gegen die so gefährdeten Menschenblattern wirkt. Nachdem er zuerst 14. Mai 1796 einen achtjährigen Knaben, James Whipp, mit der Kuhpode einer Melkerin, Sarah Nelmes, geimpft und darauf zweimal vergeblich der Variolation unterworfen hatte, erfolgte rasch nach weiteren Prüfungen die allgemeine Verbreitung der Kuhpodenimpfung in England, wo bereits 1799 das erste öffentliche Impfinstitut errichtet wurde, und waren bis Ende 1800 bereits über 12000 Menschen mit humanisierter Lymphy geimpft. In Deutschland wurde die Vaccination 1799—1800

hauptsächlich durch die Ärzte Ballhorn, Starnheim, Hufeland, Sömmering u. a., in Frankreich durch Aubert, in Italien durch Sacchi ausgenutzt; durch de Carro in Wien gelangte auch Kuhpockengift über Konstantinopel, Bagdad und Bassora nach Ostindien und Ceylon.

Die Kuhpocken- oder Schutzpockenimpfung, Vaccination (vaccinatio) hat sich im Laufe der Zeit als die großartigste und folgenreichste Art der auf mediz. Gebiet, als eine segensreiche Weisheit für das gesamte Menschengeschlecht erwiesen. Es ist nur, daß in Blattern-Epidemien die Sterblichkeit eine außerordentlich große war (so starben 1781 allein im Königreich Preußen an dieser Krankheit weit über 30000 Menschen), sondern die bei den Entgangenen blieben oft in schrecklicher Weise stumm, blind, taub, des Gebrauchs ihrer Sinne beraubt. In der Geschichte der Medizin ist die Thatsache so fest begründet als der Erfolg der Vaccination, namentlich durch die Bemühungen engl. Regierung, welche alle einschlägigen Erfahrungen und statist. Erhebungen hierüber zusammenstellt, die Gutachten vieler der größten Ärzte sammelt und die Resultate in einem berühmten Buche («Paper relating to the history and practice of vaccination») niedergelegt hat, welches 1857 im engl. Parlament vorgelegt wurde und zum gesetzlichen Impfwang in England führte. Er gewährt absoluten Schutz gewährt die J. allerdings nicht. Es bleibt immerhin möglich, daß ein Geimpfter (Impfpling) ausnahmsweise noch von der Pocken befallen wird; ebenso wenig ist aber jemand nach dem Überstehen der wahren Pocken vor einer neuen Erkrankung an denselben geschützt. Die J. gewährt ferner nur auf eine gewisse Zeit, und zwar im allgemeinen auf höchstens 15 Jahre; nach dieser Zeit ist nur eine Sicherung des Individuums die Wiederholung der J., die Revaccination, notwendig. Bei Ausbruch einer Pockenepidemie namentlich sollte alle diejenigen nochmals impfen lassen, bei w. die frühere J. bereits länger als 8—10 J. zurückliegt. Erkrankt eine geimpfte Person während einer Pockenepidemie an den Menschenpocken, so treten diese jedoch in außerordentlich milder Form, als Varioloiden, auf.

Außer dem Zweifel an der Wirksamkeit der J. Impfung, welche hauptsächlich aus naturg. Vegetarianern, Pietisten, einzelnen Liberalen und den Sozialdemokraten bestehen, ist die Vaccination insbesondere noch geltend, daß andere Krankheiten durch die J. auf den Menschen übertragen werden können, insbesondere die Syphilis und die Syphilis. Wenn auch seit den neueren Untersuchungen über das Wesen der Syphilis (s. d.) die Möglichkeit einer Übertragung auf den Impfling bei fahrlässiger und unvorsichtiger Ausführung der J. ausgegeben werden muß, so ist diese Übertragung doch leicht durch sorgfältige Auswahl der Stammimpflinge, noch leichter durch die Anwendung reiner Lierlymphe verhindert. Die Bedeutung des Impfstoffes (Impfstoff) der von der Impfstelle aus auf eine große Strecken sich verbreiten und dann wieder eine Gefahr bedingen kann, haben die Forscher weit überschätzt, denn unter den vielen Krankheiten, von glücklich verlaufenen J. ist die Zahl der tödlich verlaufenen Fälle eine verhältnißmäßig geringe. Die Möglichkeit einer Übertragung

der Syphilis gleichzeitig mit den Kuhpocken ist zwar gleichfalls nicht absolut in Abrede zu stellen, aber ebenfalls leicht zu vermeiden, wenn man nur von gesunden Kindern aus gesunden Familien oder nur mit animaler Lymphe impft; in der That fallen die wenigen, sicher beglaubigten Fälle von wirklicher Impfsyphilis (kaum 30—40 Fälle unter einigen hundert Millionen J.) nicht der J. als solcher, sondern lediglich nur der schlechten und nachlässigen Handhabung derselben zur Last. Auch der weitere Einwand der Impfsgegner, daß mehr Kinder an Masern, Scharlach, Krupp u. dgl. erkranken als vor der Einführung der Kuhpockenimpfung, ist hinfällig, denn da seit der Austilgung der verheerenden Menschenpocken die Zahl der Kinder überhaupt größer geworden ist, so hat auch notwendig die Zahl jener Erkrankungen zugenommen. In derselben Weise läßt sich der nämliche Einwand in Bezug auf den Typhus entkräften.

Bezüglich der Ausführung der J. ist, wie schon im oben Erwähnten angedeutet, große Vorsicht in der Auswahl des Impfstoffs erforderlich. Man impft entweder mit frischer Kuhpockenlymphe, die von spontan erkrankten Kühen (s. Kuhpocke) entlehnt oder in eigenen Impfinstituten durch Rückimpfung (Retrovaccination) vom Menschen auf das Kalb regeneriert wird (animalische Impfung), oder man impft nur mittelst humanisierter Lymphe von gesunden, zum ersten mal geimpften Kindern. Die alte Streitfrage, welche Methode besser und wirksamer sei, ist noch immer nicht endgültig entschieden; J. mit der wirklichen (originalen) Kuhlymphe schlagen häufiger fehl und erzeugen vielfach viel heftigere örtliche Erscheinungen als die mit humanisierter Lymphe, wogegen die letztere nach der Ansicht vieler Ärzte, nachdem sie durch mehrere Generationen hindurchgegangen, mehr und mehr von ihrer Schutzkraft verliert und deshalb durch zeitweise Rückimpfung auf die Kuh der Auffrischung bedarf. Die Lymphe von revaccinierten Individuen ist in ihrer Wirkung unsicher und wird deshalb ungern benutzt; auch läßt sich beim Abimpfen von Erwachsenen die Übertragung von andern Krankheiten (Syphilis) nicht so leicht vermeiden als beim Abimpfen von Kindern. Wo man rein animale Lymphe aus gut eingerichteten und gut überwachten animalen Impfinstituten beschaffen kann, wird man dieser, namentlich in größeren Städten, aus den oben angeführten Gründen den Vorzug geben. Die Lymphe muß dem Giterbläschen am siebenten oder achten Tage entnommen und soll womöglich frisch, direkt von Arm zu Arm, übertragen werden; doch kann man sich auch, wo dies nicht möglich ist, der konservierten Lymphe bedienen, die man nach dem Ausfüßern aus dem Giterbläschen entweder unvermischt oder mit Glycerin und Wasser verdünnt (Müllerische Glycerinlymphe) in sein ausgelegenen und luftdicht durch Zuckermehl oder durch Siegel-lack verschlossenen Glasröhrchen aufbewahrt. Die J. selbst wird mit der Impfnadel (s. die nebenstehende Figur) oder mit der Impfnadel ausgeführt, welche beide sich in der Hauptfache nur dadurch voneinander unterscheiden, daß bei jener die Spitze eingeschlagen werden kann, bei dieser dagegen auf einem geraden Stiele feststeht. Als Ort der J. pflegt man den Oberarm oder, wie dies zumal bei den Töchtern der bessern Stände in Frankreich und Nordamerika vielfach geschieht, den Oberarm zu wählen; in der Regel macht man

Impfstellen in einer gewissen Entfernung voneinander, damit die einzelnen Pusteln nicht ineinander überfließen. Auf die geimpfte Stelle legt man etwas Pflaster. Wenn keine Rodenepidemie herrscht, impft man nur gesunde Kinder, kranke erst nach der Genesung, schwächliche mindestens erst nach Ablauf des ersten Jahres. Am dritten Tage nach der J. entsteht an der Impfstelle ein kleines rotes Knötchen, das am fünften bis sechsten Tage zum Bläschen wird, welches am achten Tage linsengroß ist und in der Mitte einen deutlichen Eindrud (Nabel) hat. Vom neunten Tage an wird der vordem klare Inhalt des Bläschens trübe und eitrig, und dieses trocknet später zum braunen Schorf ein, der in der dritten Woche, ausnahmsweise auch erst nach Monaten abfällt und eine anfangs leicht geröthete, später weiche strahlige oder streifige Narbe hinterläßt. Während des Ausbruchs der Pocken besteht ein leichtes Fieber, welches jedoch mit Beginn der Abtrocknung rasch vorübergeht. Das Jucken in der Impfstelle macht die Kinder zum Kratzen geneigt, woran sie indes zu hindern sind. Bei der Revaccination sind die Reaktionserscheinungen in der Regel weit geringer.

Eine Maßnahme, die eine so wichtige und wirksame Waffe gegen die Blatternseuche in die Hand gibt, wie die Kuhpockenimpfung, darf nicht dem guten Willen der Einzelnen überlassen bleiben; vielmehr hat der Staat unzweifelhaft das Recht und die Pflicht, für die geeignetste Ausführung derselben Sorge zu tragen. Ein gesetzlich geregelter Impfwang erscheint in der That um so gerechtfertigter, als durch den Widerstand einzelner Individuen, welche sich aus Unverstand oder egoistischen Interessen dem Verfahren entziehen, die Wirksamkeit dieser wichtigen Schutzmaßregel wesentlich beeinträchtigt und abgeschwächt wird. In Deutschland wurde aus diesem Grunde zuerst (in Bayern 1807, in Baden 1815, in Hannover 1821) die gesetzliche J. in ausgedehntem Maße eingeführt, dann auch in andern Ländern, während man sich in England, dem Vaterlande Jenner's, bis 1867 der Zwangsimpfung erwehrte, bis auch hier das mächtige Gewicht der in dem oben erwähnten Blaubeuch enthaltenen Dokumente die Einführung der Impfbill veranlaßte. Im Deutschen Reich ist trotz lebhafter Agitation der Impfsgegner durch das Impfgesetz vom 8. April 1874 die allgemeine zwangsweise J. und Wiederimpfung gesetzlich eingeführt worden, wonach jedes nicht vorher durchblattete Kind vor Ablauf des ersten Lebensjahres impfpflichtig, und jeder Schüler einer öffentlichen oder Privatlehranstalt innerhalb des Jahres, in dem er das 12. Lebensjahr zurückgelegt hat, der Revaccination zu unterwerfen ist. Waren die J. sowie die Wiederimpfung ohne Erfolg, so müssen sie in den zwei nächstfolgenden Jahren wiederholt werden. Weiterhin wird in der deutschen Armee jeder neu eingestellte Soldat der Revaccination unterworfen, eine Maßregel, der allein es zu verdanken ist, daß seit der Einführung des Impfwangs ein Todesfall an Pocken in der deutschen Armee überhaupt nicht



vorgekommen ist, während in der gleichen Zeit die Armeen der Nachbarländer eine nicht unbeträchtliche Zahl von Pocken-Todesfällen aufweisen.

Litteratur. Hoffer, «Kritik der hauptsächlichsten gegen die J. angeführten Einwürfe» (Danz. 1868); Kuhmaul, «Zwanzig Briefe über Menschenpocken- und Kuhpockenimpfung» (Freib. i. Br. 1870); Vohn, «Handbuch der Vaccination» (Lpz. 1875); Demme, «Nutzen und Schaden der Kuhpockenimpfung» (Bern 1876); Jacobi, «Das Reichsimpfgesetz vom 8. April 1874. Nach den Materialien des Reichstags dargestellt» (Berl. 1875); Bollinger, «Über animale Vaccination» (Lpz. 1879); Loh, «Pocken und Vaccination» (2. Aufl., Bas. 1880).

Impfzwang, s. unter Impfung.

Imphee, s. Sorghum.

Impietät (lat.), Mangel an Pietät, Pflichtvergessenheit, gottloses, liebloses Betragen.

Implacabel (lat.), unversöhnlich, unerbittlich.

Implantation (lat.), Einpflanzung, Einpfropfung; implantieren, einpflanzen, einpfropfen, einimpfen.

Implizieren (lat.), in etwas mit einschließen, mit einbegreifen; **implicito**, ohne ausdrückliche Nennung in etwas mit einbegriffen, gleichsam verdeckt in etwas enthalten.

Implorant (lat.), derjenige, welcher in der Cretationsinstanz den Antrag auf gerichtliche Hilfe (Imploration) gegen seinen Gegner (den Imploranten) stellt; auch soviel wie Impetrant.

Impluvium (lat.), eine Vertiefung im Fußboden des röm. Atriums zur Aufnahme des durch das offene Dach hinabfließenden Regens.

Imponderabillen (neulat.), oder unwägbare Stoffe nannte man in der Physik die unbekannten Ursachen, durch welche man die Erscheinungen des Lichts (s. d.), der Wärme (s. d.), der Elektricität (s. d.) und des Magnetismus (s. d.) erklären zu können glaubte. Man nahm für jede Klasse dieser Erscheinungen die Existenz einer eigenen oder, wie bei der Elektricität und dem Magnetismus, gar zweier polar entgegengesetzter, sehr feiner, nicht schwerer, spezifischer Materien an, durch deren Bewegung oder Ruhe, Mangel oder Überfluß u. s. w. unter verschiedenen äußern Bedingungen jene Erscheinungen hervorgebracht würden. Neuere Untersuchungen haben aber darauf geführt, daß die Annahme solcher imponderablen Stoffe als Ursache der genannten Erscheinungen nicht statthaft ist, weil die Erscheinungen des Lichts und der strahlenden Wärme sich als schwingende Bewegungen eines als höchst fein und höchst elastisch vorausgesetzten, im ganzen Weltraume und in den Poren der Körper verbreitet angenommenen Stoffs, b. i. des sog. Weltäthers, ableiten lassen. Und da die Erscheinungen des Lichts und der Wärme vielseitig mit jenen der geleiteten Wärme, der Elektricität und des Magnetismus zusammenhängen und sich manche Erscheinungen des einen Gebiets in solche des andern umwandeln lassen, so müssen auch alle Erscheinungen des Lichts, der Wärme, der Elektricität und des Magnetismus teils auf periodischen Bewegungen jenes Äthers, teils auf Bewegungen der kleinsten Körperteilchen beruhen. Obwohl demnach die J. aus der modernen Naturlehre verschwunden sind, hat man dennoch, analog wie in der neuen Astronomie verglichen mit der ältern, des leichtern Ausdrucks halber, die ältere Sprechweise beibehalten, und man spricht bildlich doch immer von Mengen

des Lichts, der Wärme, der Elektricität und des Magnetismus, als ob sie stofflich wären, was doch dann die Stärken dieser Naturkräfte. Man nimmt zwar auch den oben erwähnten Mangel als nicht schwer an, doch lag das Wesen der wahren J. in der spezifischen Verschiedenheit der verschiedenen Materien, während jetzt die verschiedenen Bewegungsformen des einen unwägbaren Äthers die verschiedenen Naturkräfte begründen.

Imponeren (lat.), einen mächtigen Eindruck machen, Achtung gebieten.

Import, s. Einfuhr.

Importation (frz.), soviel wie Import; importieren, Waren einführen.

Importun (lat.), unbecuem, lästig fallend.

Imposant (frz.), soviel wie imponierend; mächtig bezüglich in die Sinne fallender Eigenschaften.

Imposito silentio (lat.), nach ansehnlicher Stillschweigen, mit Aufsehung der Verschwörer.

Impost (vom mittellat. *impostus*), eine Abgabe für den Verbrauch irgend einer Sache; Salz, Getränke, Getreide u. s. w.

Impostor (lat.), Betrüger; **Impostor docti**, gelehrte Betrüger, welche absichtlich falsche Verfasser unterschreiben, um sich absichtlich falsch citieren oder auslegen u. s. w.; besonders werden *Impostores* in der ant. 16. Jahrh. stammenden Schrift «De tribus impostoribus» die drei Religionsstifter Moses, Jesus und Mohammed genannt.

Impotenz, männliches Unvermögen; Mannesschwäche (*impotentia coeundi*); Unvermögen, den Weichschlaf auszuüben, ist angeboren oder erworben, kann vorübergehend dauernd bestehen und beruht bald auf körperlichen bald auf psychischen Ursachen. Zu den körperlichen Ursachen der J. gehören vorzugsweise: unvollständige Bildung des Penis und der Hoden, jugendliches Alter, körperliche Schwäche, jeder Art, insbesondere nach fortgesetzten großen Ausschweifungen, angeborene Triebverhinderung, ferner Trunksucht, chronische Fettleibigkeit und manche chronische Vergiftungen (Opium, Blei, Arsenit u. a.); die psychischen Ursachen sind vorzüglich: Haß und Abneigung gegen andern Teil, Schüchternheit und Mangel an Selbstvertrauen, besonders mit dem Bewußtsein einer ausschweifenden Vergangenheit, ferner: mäßig heftige Begierde zum Weichschlaf, bei übergroßer Reizbarkeit des Nervensystems primierende Gemütsbewegungen (Ruminationen) und anhaltende Anstrengungen des Geistes.

Die Behandlung der J., welche ganz mit einer tiefen Verstimmung des Kranken verbunden ist, erfordert ein sehr sorgfältiges Induciren, da die Heilmittel der Krankheit ebenfalls so bedenklich sind wie ihre Ursachen. Bei vorwiegend körperlicher Schwäche verordne man eine animalische Kost, reichliche Körperbewegung, freier Luft, Aufenthalt auf dem Lande, Bäder und kühle Abwaschungen der Genitalien von den Arzneimitteln. Pflegen Eisen- und Phosphorpräparate zu nützen. Den Geschlechtsverkehr selbstverständlich längere Zeit hindern; Ruhe und Schonung geübt werden, jedoch weder durch örtliche Mittel, noch durch animalische Gedanken und Bilder in Thätigkeit verfallen; da jedwede Aufregung nur die vorhandene Schwäche

reigert. Wo das Unvermögen auf psychischen Ursachen beruht, kann nur eine sachkundige psychische Behandlung seitens eines erfahrenen Arztes die Krankheit beseitigen. Sind beide Hohen durch Krankheiten atrophisch geworden oder ganz entfernt worden, so ist die J. eine dauernde und unheilbare. Alle gegen die J. empfohlenen Geheimmittel sind unnütze Charlatanerien; ebenso muß vor dem Gebrauch aller Aphrodisiaka (s. b.) eindringlich gewarnt werden.

Imprägnation oder **Imprägnierung** (frz. *imprégnation*, engl. *impregnation*), soviel wie Anschwängerung, Tränkung oder Sättigung, wird besonders von gewissen teils der Chemie, teils der Mechanik angehörenden Prozessen gebraucht. So werden poröse Körper, Wolle u. s. w. mit Öl oder Fett, Flüssigkeiten mit Salzen, die sich in ihnen auflösen, oder mit Gasarten, Holz oder Gewebe mit feuerbeständigen Substanzen, um sie selbst flammensicher zu machen, imprägniert. Wichtig ist namentlich das Imprägnieren des Holzes mit verschiedenen artigen Stoffen zur Verhinderung der Fäulnis, Schwamm- und Insektenbildung und der Zerstörung durch Insekten. (S. Holzkonserverierung.)

Imprägnieren, s. **Imprägnation**.

Impresario (ital.) heißt in Italien der Direktor einer Schauspielergesellschaft, welcher zugleich der Unternehmer auf eigene Gefahr und Kosten zu sein pflegt. Er erhält von den einzelnen Städten umsonst oder gegen Pacht ein Schauspielhaus eingeräumt, wirbt seine Truppe, deren Mitglieder nur von ihm abhängen, und vereinigt in seiner Hand meist sowohl die artistische als technische und ökonomische Leitung des Ganzen. Solange in Italien das improvisierte Lustspiel, die sog. *Commedia dell'arte*, blühte, entwarf der J. auch meist die Szenarien zu denselben, welche die einzelnen Schauspieler bei der Darstellung ausführten.

Impressionisten heißen die Vertreter einer Richtung der franz. Malerei, welche nicht lange vor 1870 zuerst aufgetaucht ist. Sie wollen die unbedingte Rückkehr zur Natur, auch insofern, als sie die Malerei in freier Luft (nicht im Atelier) verlangen. Ihr Streben ist darauf gerichtet, den Eindruck (*impression*) festzuhalten, welchen die farbige Oberfläche eines Gegenstandes auf das Auge ausübt, und alle verschwimmenden und verschwombenen Töne wiederzugeben, welche die Luft zu verschiedenen Tageszeiten unter dem Einfluß des wechselnden Lichts annimmt. Die bedeutendsten J. sind: Manet, Claude Monet, Pissarro, Renoir, Bertha Morisot, Sisley, Degas, Caillebotte, Boudin und Legros. Vgl. Duret, *«Les peintres impressionistes»* (1878).

Imprimatur (lat., d. i. es kann oder mag gedruckt werden), bei der Censur von Druckchriften durch Behörden oder bei der Korrektur die Erlaubnis zum Druck einer Schrift oder eines Bogens.

Improbabel (lat.), verwerflich; (frz.) unwahrscheinlich; davon: **Improbabilität**.

Improbilität (lat.), Unredlichkeit.

Impromptu (frz.), von dem lat. *in promptu*, im Deutschen Stegreifwitz, nennt man eine unvorbereitete sinnreiche, den Bedingungen des Augenblicks angemessene Äußerung in Prosa oder in Versen, beziehe sie nun in einem einzelnen Worte (bon mot) oder in einer zusammenhängenden, abgerundeten Darstellung. Am effektivsten ist das J., wenn es entweder einzelnen Individuen gegenüber als schnelle Entgegnung (*riposte*) oder einer

ganzen Versammlung gegenüber mit treffenden Beziehungen auf allgemein bekannte Verhältnisse hervortritt. Veranlassung zu J. letzterer Art geben besonders die Tribüne und die Bühne; auf beiden zeichnen sich die Franzosen darin vorzüglich aus. Die deutsche Litteratur hat, ohne den Reichtum der französischen an Stegreifgedichten zu besitzen, doch in dem, was von den sog. Spruchsprechern auf uns gekommen, Meisthaftes aufzuweisen. Gute Schlag- und Witze enthalten auch Zinkars *«Deutsche Apophthegmata»* (2 Bde., Straßb. 1826—31).

Improperien (b. h. Vorwürfe) heißen von Palanquina komponierte, zuerst 1560 in der päpstl. Kapelle zu Rom aufgeführte, seitdem alljährlich am Karfreitag wiederholte Gesänge, weil sie Vorwürfe des Herrn an sein Volk enthalten.

Impropritation (neulat.), Bezeichnung mit Klagegütern; geistliche Psalmen, die ein Laie zu ver-
geben hat. [Besserung.]

Improvement (engl., spr. Imprüwment), Verbesserung.
Improvisade (ital. *improvvisata*), eine Improvisation, improvisiertes Gedicht.

Improvisatoren (*improvisatori*) heißen in Italien Dichter, die aus dem Stegreif (*ex improvviso*) jedes aufgegebene Thema sogleich ausführen, ihre Verse declamieren oder unter Begleitung eines Instruments abzingen. Bei Völkern von lebhafter und fruchtbarer Phantasie kommt die Gabe des Improvisierens, besonders durch Mufik angeregt, häufig vor, z. B. bei Negerstämmen und unter den Arabern. Das lebhafteste Interesse im Abendlande für die improvisierte Poesie, und zwar in lat. Sprache, herrschte von jeher in Italien, an den Höfen von Urbino, Ferrara, Mantua, Mailand und Neapel. Als die griech. Gelehrten, welche im Laufe des 15. Jahrh. von Konstantinopel nach Italien flüchteten, daselbst mit dem Geschmac an ihrer Sprache und Litteratur auch ihre Gebräuche verbreiteten, führte man die Symposien ein, bei denen die Freuden der Tafel durch die des Geistes erhöht wurden. Leo X. liebte sie sehr, und unter den an seiner Tafel versammelten Gelehrten zeichnete sich besonders Andr. Marone (geb. 1474, gest. 1527) als J. aus. Nach Leos Tode sungen auch die J. an, statt in lat. Sprache in der *lingua volgare*, d. h. in der ital. Sprache, zu improvisieren. Großen Ruf erlangte Silvio Antoniano (geb. 1540 zu Rom); einer der berühmtesten J. aber war Bernardino Peretti (geb. 1680 zu Siena, gest. zu Rom 1747), von dessen improvisierten Gedichten 1748 zwei Bände erschienen. Auch Metastasio zeigte von früher Jugend an ein seltenes Improvisations-talent. Andere berühmte italienische J. waren Zucco (geb. 1764 zu Verona), der an dem Abbate Lorenzi einen würdigen Böbling und Nachfolger hinterließ; der Advokat Bernarbi in Rom; Lubon. Serio und Lubon. Rossi, beide Opfer der neapolit. Umwälzungen von 1799; ferner Francesco Gianni; Tommaso Egricci (geb. zu Arezzo 1798, gest. zu Florenz 23. Aug. 1836), der sich im dramatischen Fach wie im lyrischen auszeichnete; Cicconi, der zu Rom 1829 eine ganze Cypode improvisierte; der auch in Deutschland durch seine Reisen bekannt gewordene Bindocci aus Siena.

Unter den mit Improvisations-talent begabten Frauen wurde keine mehr gefeiert als Maddalena Moralli Fernandez aus Bistoja (gest. 1800), in der Akademie der Artadler Corilla Olimpica genannt. Nachdem sind noch als Improvisatrices zu

erwähnen Teresa Banbettini (geb. 1763, gest. 1837), Fortunata Sulgher-Fantastici aus Livorno, Rosa Labbei aus Rom, besonders aber Mayzei, geborene Panti, und neuerdings die Sicilianerin Giovannina Milli. Auffallend ist es, daß die meisten J. in Toscana oder Venedig, namentlich in Siena und Verona, geboren sind, und daß dieses Talent sich bis auf die Gegenwart an diesen Orten fortgepflanzt hat. In Deutschland, wo Vollscharakter und Sprachform der Improvisation nicht günstig sind, findet sich fast nur in Steiermark und Tirol einiges Talent für die Stegreifdichtung. Unter den wenigen, die damit öffentlich auftraten, ist als der vorzüglichste hervorzuheben O. L. B. Wolff aus Altana (gest. 1851 als Professor in Jena), der bei seinem ersten Auftreten 1825 großes Aufsehen erregte. Ferner sind zu nennen Dan. Schönemann, M. Langenswarth, R. Richter, Frau Karoline Leonhardt-Pyler, Ed. Beermann aus Osnabrück und Wih. Herrmann aus Braunschweig. In Frankreich versuchte sich als J. seit 1824 Eugène de Pradel, dem besonders kleine Gedichte, namentlich die sog. bouts rimés, trefflich gelangen, und in Holland Willem de Clercq.

Improvvisieren, ohne alle Vorbereitung sprechen oder dichten. (S. Improvisade und Improvisatoren.)

Impudent (lat.), unverschämt, schamlos; Impudenz, Unverschämtheit; Impudicität, Schamlosigkeit, Unzüchtigkeit.

Impugnationschrift hieß im frühern gemeinen Prozeß die Prozeßschrift, in welcher eine Partei die Beweisführung des Gegners kritisierte.

Impuls (lat.), Antrieb, Anregung zu etwas.

Impune (lat.), strafflos; Impunität, Straßlosigkeit. [die Sprache zu verunreinigen.

Impurismus, Sprachunreinheit; Bekrebung,

Imputation, f. Zurechnung.

Imputieren (lat.), einem etwas zurechnen, schuld geben, einen beschuldigen; imputabel, zurechnungsfähig; mit Verantwortlichkeit verknüpft; imputatio, zurechnend, beschuldigend.

Inn, Marktflecken und Hauptort im Oberinntal (Tirol), alten Ursprungs, an der Einmündung des Gurgeltals in das Inntal, nach dem Brande von 1822 neu aufgebaut, 60 km westlich von Innsbruck, Bahnstation der Arlbergbahn, wird vom Walsch- und Alpbach durchströmt, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Volks- und Fortbildungsschule, ein Kapuzinerkloster, ein Institut der Barmherzigen Schwestern, die das Spital und die Kleinlinderbewahranstalt versehen, und eine got. Pfarrkirche, und zählt (1880) 2413 E., welche eine Papier- und Holzstoffabrik, zwei Baumwollwebereien, Trudereien, Färberei, größere Gerberei und zwei Bierbrauereien unterhalten. Bemerkenswert ist der Kalvarienberg mitten im Orte (bester Aussichtspunkt); in der Nähe ist die Rosengartillamm, eine wilddromantische Felsenklucht, Gunglgrün und Vogelbäbel, auf der westl. Bergstufe gelegen, mit schöner Aussicht, Schloß Starckenberg (Brauerei) und Altstarckenberg, sowie die Kapelle bei Brennbühl (s. d.). Die Umgebung beherrschen östlich der pyramidale, 2300 m hohe Tschirant, westlich der Mutterkopf (2767 m) mit grobartiger, weiträumiger Aussicht und einer Alpenvereinsbütte. J. ist der Ausgangspunkt für die Touren ins Ötztal, Vilsdal und Kaunserthal, sowie ins Retschal.

In, chem. Zeichen oder Symbol für Indium.

Inakkinenz (neulat.), Unenthaltksamkeit.

In abstracto (lat., im abgezogenen [Sinn]) b. h. losgelöst von der sinnlichen Anschauung, an sich betrachtet.

Inachus, der Hauptfluß der altgriech. Landschaft Argolis, wurde zugleich als ältester König desselben verehrt. Gleich den andern Flüssen galt er für einen Sohn des Okeanos. Nach einer Sage entsprang er eigentlich am Latmorgebirge im Lande der Verrhäer (nördlich vom Pinós), vermischte sich im Amphiloichischen Argos mit dem Achelooz, und kam von da durch das Meer nach Argos. Im Streite Poseidons mit Hera um den Besitz des Landes soll J. sich für Hera entscheiden haben, weshalb Poseidon zur Strafe den J. wasserarm machte.

Inakifikation (lat.), das Einbauen von Baumaterial des einen in ein andern gehöriges Grundstück. Das Eingebaute wird nach dem Grundbesitz: »Superficies solo cedit, Eigentum des Grundeigentümers, der aber den Materialeigentümer dafür entschädigen muß. Bei späterer Wiederlösung des Materials aus dem Bau lebt das Eigentum des Materialeigentümers wieder auf, falls der Grundeigentümer in bösem Glauben das fremde Material eingebaut hat. Bante der Materialeigentümer selber ein, so richtet sich sein Erbschaftsanspruch nach den Grundbesitz der Impensen (s. d.). Im letztern Fall gewährt das preuss. Recht dem Grundeigentümer die Wahl, Abbruch zu verlangen oder den Bauenden zur Übernahme der Baustelle zu nötigen.

Inagua, zwei der Bahama-Inseln im alten Bahama-Kanal, am äußersten Südbende des Archipels. Groß-J., 95 km im NO. der Punta de Nash von Cuba und 118 km nördlich von der Pointe du Rôle St.-Nicolas der Insel Haiti, ist 1798 qkm groß und hat den Hauptort Mathew-Town; 15 km im NO. von dieser liegt die 94 qkm große Klein-J. Beide sind Koralleninseln.

Inaktiv (frz.), untätig, außer Aktivität, außer (namentlich berufsmäßiger) Thätigkeit; davon: Inaktivität.

Inalterabel (frz.), unveränderlich, unwandelbar.

Inama-Sternegg (Karl Theod. von), Nationalökonom und Statistiker, geb. 30. Jan. 1843 zu Augsburg, studierte in München Geschichte, Jurisprudenz und Staatswissenschaften, wurde daselbst 1865 auf Grund einer Preisarbeit über die volkswirtschaftlichen Folgen des Dreißigjährigen Kriegs (erschienen im »Historischen Taschenbuch«, 1864) zum Doktor der Staatswissenschaft promoviert, und war 1865—67 im Gerichts- und Verwaltungspraxis thätig. Er habilitierte sich 1867 als Privatdocent der Staatswissenschaften an der Universität München, wurde 1868 außerord. Professor in Innsbruck, 1871 daselbst ord. Professor, 1877 korrespondierendes Mitglied der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien, 1880 ord. Professor an der Universität Prag, und übernahm 1881 ab f. l. Hofrat und Direktor die Leitung des amtlichen statistischen Bureaus in Wien; gleichzeitig wurde er Honorarprofessor an der dortigen Universität, 1884 Präsident der k. l. statistischen Centralkommission. J. ist ein Vertreter der historischen Schule der Nationalökonomie. Seine Hauptchriften sind: »Verwaltungslehre« (Innsbr. 1870), »Untersuchungen über das Hofsystem im Mittelalter« (Innsbr. 1872), »Die Entwicklung der deutschen Alpenländer« (= »Historisches Taschenbuch«, 1874),

«Über die Quellen der deutschen Wirtschaftsgeschichte» (Wien 1877), «Die Ausbildung der großen Grundherrschaften in Deutschland während der Karolingerzeit» (Lpz. 1878), «Deutsche Wirtschaftsgeschichte» (Bd. 1, Lpz. 1879), sein Hauptwerk. Mit Jüngere gab er heraus: «Die tirolischen Weistümer» (Bd. 1—3, Wien 1875—80).

Znamovibel (frz.), unversehbar, unabsehbar; **Znamovibilität**, Unabsehbarkeit der Beamten, namentlich der richterlichen.

Zuantität (lat.), Leere, Eitelkeit, Nichtigkeit.

Zuantition (neulat.), in der Theologie der Stand der Erniedrigung Christi.

Zuantition, in der Medizin Entkräftung, Ermattung, Erschöpfung aus Mangel an Nahrung, Aushungern, Verhungern; **Zuantitionskur**, Hungertur (s. d.). [Jahr.]

In annum sequentem (lat.), aufs folgende

In antecessum (lat.), nach älterem Herkommen; im voraus, auf Abßlag.

Inappellabel (neulat.), nicht zur Appellation (Berufung) geeignet.

Inapplikabel (frz.), unanwendbar; **Inapplikabilität**, Unanwendbarkeit; **Inapplikation**, Mangel an Fleiß, Geschid.

In armis (lat.), unter den Waffen.

Artikuliert (lat.), undeutlich (in Bezug auf die Aussprache), das Gegenteil von Artikuliert. (S. Artikulierte Läne.)

In aeternum (lat.), auf ewig.

Inauguraldissertation, Dissertation zur Erlangung oder beim Antritt eines akademischen Amtes.

Inauguration (lat.) bedeutet die feierliche Einweihung einer Person zu einem Amte, eines Ortes zu einem bestimmten Zwecke u. dgl., besonders durch Vornahme religiöser Handlungen. Sie wurde bei den Römern durch Einholung der Auspicien (s. d.), die den göttlichen Willen offenbarten, vorgenommen und fand, wie es heißt, bei den Königen statt, um ihnen, nachdem sie vom Volke erwählt waren, die religiöse Sanktion für das oberste priesterliche Amt zu gewähren. Unter der Republik bestand sie nur für mehrere Gattungen von Priestern.

In bianco, s. unter Blankett.

In bona pace (lat.), in gutem Frieden.

In brevi (lat.), in kurzem.

Incandeszenzlampen, s. unter Elektrische Lampen, Bd. VI, S. 18.

In capita (lat.), nach Köpfen, nach einzelnen Personen gerechnet.

Incarceration (lat.), die Einklemmung, namentlich der Darmbrüche (s. unter Bruch, Bd. III, S. 694) oder verschlungener Darmpartien. (S. Darmverschlingung.)

Incarnat (lat.), wahrscheinlich eine Abkürzung der lat. Worte *in granatis*, die hochrote, leinewegs aber fleischfarbene Farbe, obgleich dies eine sehr gewöhnliche Annahme ist; dann auch das tiefe Erbloten des Antlitzes bei Affekten der Leidenschaft, der Scham u. s. w.; mißbräuchlich wird der Ausdruck sogar statt Carnation (s. d.) angewendet.

Incarnatin nennen die Engländer die etwas bläuliche Farbe als Incarnat.

Incarnation (vom lat. *caro*, d. i. Fleisch), «Einkleischung», Fleischwerdung, Menschwerdung, besonders die Menschwerdung Christi.

Incartaben (span.), mutwillige Streiche.

Incostratura (neulat.), kleiner Behälter in den Altarsteinen zur Aufbewahrung von Reliquien.

In casum (lat.), für den Fall; in *casum contraventionis*, für den Übertretungsfall; in *casum necessitatis*, für den Notfall; in *casum succumbentiae*, für den Fall des Unterliegens und des Streitverlustes.

Ince-in-Raferfield, Stadt in der engl. Grafschaft Lancaster, 2 km im SW. von Wigan, an der Eisenbahn Wigan-Newton, mit (1881) 16 017 E., Baumwollspinnereien und Steinkohlengruben.

Incoensatio (mittellat.), in der lath. Kirche das Verbrennen des Weihrauchs beim Gottesdienste und das Veräuchern des Altars.

Incoensio lunae (lat., «die Anzündung des Mondes»), Neumond. [Nauchoß.]

Incoensorium (Incensarium, mittellat.), Inceß, s. Blutschande.

Incestuosus (lat.), das in Blutschande (Incest) erzeugte Kind. Die frühere Rechtsanschauung stellte solche Kinder vielfach, besonders in ihrer Erbberechtigung, zurück. Diese Strenge kennt nur noch der Code Napoléon. Im übrigen werden sie nicht anders als andere uneheliche Kinder behandelt, nur ist Legitimation durch nachfolgende Ehe der Eltern selbstverständlich unmöglich.

Inch (engl., spr. Jntsch), der engl. Zoll, der 12 Teil des engl. Fußes = 2,54 cm.

Inchbold (Elizabeth, geb. Simpson), engl. Schauspielerin und Schriftstellerin, geb. 15. Okt. 1753 zu Stanningfield bei Burgo St. Edmunds, betrat zuerst in London die Bühne und heiratete den Schauspieler Inchbold (geb. 1779). Später widmete sie sich dem sehr niederdrückenden Berufe. Unter ihren dramatischen Werken fanden namentlich die Poesie «A Mogul tale» und das Lustspiel «I'll tell you what» Beifall. Auch gab sie «The British theatre, with biographical and critical remarks» (25 Bde., 1806—9) und andere ähnliche Sammlungen heraus. Ihre beiden Romane «A simple story» (1791) und «Nature and art» (1796) erfreuten sich einer sehr günstigen Aufnahme. Sie starb in Kensington 1. Aug. 1821. Ihre Memoiren gab Doaden heraus (Lond. 1832).

Inch-Cape, Felsenbank an der Ostküste der schott. Grafschaft Forfar. (S. Bell-Rod.)

Inchmarnock, zur schott. Grafschaft Dute (s. d.) gehörige Insel.

Inchoativa (vom lat. *inchoare*, anfangen) nennt man in der Grammatik Verba, die den Anfang einer Handlung oder das Übergehen in einen Zustand bezeichnen (z. B. lat. *remineſci*, sich ins Gedächtnis zurückrufen, *alberere*, weh werden).

Incident, Incidenſien, liegen im frühern gemeinen Prozeßrecht solche im Verlaufe des Prozesses auftretende Fragen, welche nicht unmittelbar die streitige Sache selbst betrafen, wie z. B. Geſuche um Fristverlängerung, Wiedereinſetzung in den vorigen Stand gegen Verſäumnisse. Das Verfahren darüber nannte man Incidentverfahren. (S. Zwischenſtreit.)

Incidentia (sc. remedia, «einschneidende Mittel»), bei den Jatro-mathematikern (s. d.) solche Heilmittel, welche eine Verdünnung der Körpersubstanzen, namentlich verdickter und zäher Säfte bewirken; häufig auch gleichbedeutend mit *Drastica*. (S. unter Drastica.) [Winkel.]

Incidenzwinkel, ſo viel wie Einfallswinkel.

Incidentende Mittel, s. Incidentia.

Incidit in Scyllam qui vult vitare Charybdim, s. unter Charybdis.

Incineration (neulat.), das Einschmören, Ver-
brennen zu Asche, auch das Bestreuen mit Asche.

Incipieren (lat.), anfangen; *Incipient*, An-
fänger.

Incision (lat.), das Einschneiden, der Einschnitt,
besonders bei Operationen; *incisio*, einschnei-
dend; *Incisiven*, die Schneidezähne; *Incisum*,
Einschnitt; kurzer Zwischensatz; *Incisur*, Ein-
schnitt, Ausbuchtung.

Inolatorium (lat.), chirurgisches Instrument,
soviel wie Bistouri.

Incitieren (lat.), anregen, anreizen, antreiben;
incitabile, erregbar, reizbar; *Incitabilität*,
Reizbarkeit, Erregbarkeit; *Incitamento*, *inci-
tancia*, Mittel zur Anregung der Lebensthätig-
keit, Reizmittel; *incitatio*, anregend, anreizend.

Inlangorium (mittellat.), Glöckchen, womit
vor Erfindung der Gloden das Zeichen zum Gottes-
dienste gegeben wurde.

Inclust oder **Reclusi** hießen im Mittelalter
Ordensleute, welche bei Städten, Dörfern oder
Klöstern sich in Zellen einschlossen, um in strengster
Zurückgezogenheit sich beschaulichem Leben hinzu-
geben. Die weiblichen Ordensleute hießen *Inclusa*
oder *Reclusa*.

Incoercibel (frz.), nicht *coercible*, unzehmbar,
unsperrbar; *incoercible Gase* (*Incoercibili-
en*), Gase, welche nicht in den flüssigen Zustand
übergeführt werden können; früher brauchte man
Incoercibilen auch statt *Imponderabilen* (s. d.).

Incolat, soviel wie *Inbigenat*.

In commune bonum (in communem utili-
tatem, lat.), zum allgemeinen Besten. (s. d.).

In communis (lat.), insgemein, gemeinschaft-

Incomptaisance (frz.), Ungefälligkeit.

In coena domini (lat.), »Beim Mahl des
Herrn«, Anfangsworte der verachteten, in ihrer
ursprünglichen Gestalt von Urban V. (1362–70)
herrührenden, durch Pius V. 1567 und durch Ur-
ban VIII. 1627 zeitgemäß erneuerten Bulle (auch
Nachmahlsbulle genannt). Dieselbe enthält
eine umfängliche Verwahrung aller Rechtsansprüche
des päpstlichen Stuhls, verbunden mit der feier-
lichen Exkommunikation und Verfluchung aller
Rebellen. Der Anordnung Pius' V. zufolge sollte sie
jährlich am Grünen Donnerstag in allen Kirchen
verlesen werden, was sich aber des Widerstandes
wegen, den sie nicht nur in Frankreich, wo deshalb
1568 große Unruhen ausbrachen, sondern auch in
Deutschland und anderwärts fand, nur in Rom
bewerkstelligt ließ. Pius IX. soll 1869 ihre öffent-
liche Verlesung abgelehnt haben. Vgl. Lebrecht,
»Pragmatische Geschichte der Bulle In coena do-
mini« (4 Bde., Lpz. 1769).

Inconcin (lat.), nicht *concinna* (s. d.).

In concreto (lat.), in einem bestimmten Falle.
(S. unter *concret*.) (s. u. a.).

In contumaciam verurtheilen, i. Kon-

In corpore (lat.), in Gesamtheit, insgesamt.

Incredibile visu (lat.), unglaublich beim
Anblick, d. h. man traut seinen Augen nicht.

Inorevable (frz.), Bezeichnung der dreieckigen,
mit großen Krempen versehenen Hüte, welche in
Frankreich unter dem Directorium getragen wur-
den; auch Bezeichnung der Träger solcher Hüte, so-
viel wie *Robeged*, *Stuper*.

Instruction, s. *Instruktion*.

In curia (lat.), an öffentlicher Gerichtsstelle,
auf dem Rathause.

Inous (Amboß), das mittlere der drei Schie-
dnägelchen. (S. unter *Gehör*, Bd. VII, S. 673.)

Ind., Abkürzung für *Inditativ*.

Ind., offizielle Abkürzung für den nordwestl.
Staat Indiana.

I. M. D., Abkürzung für *In nomine Dei* (oder
Domini), im Namen Gottes (des Herrn).

Indals-eisven, Fluß in Schweden, entspringt
an der norweg. Grenze, durchfließt Fennland unter
verschiedenen Namen und nimmt erst in seinem un-
tern Laufe den Namen *J.* an. Er bildet mehrere
Wasserfälle, worunter der 71 m hohe *Edsfor*, und
mündet 20 km nördlich von Sundsvall nach einem
Laufe von 400 km in den Kringsjården, eine
Bucht des Bottnischen Meerbusens.

Indebite (lat.), ohne Verbindlichkeit; *Inde-
bitum*, Indebitschuld; *Indebiti solutio*, un-
tätliche Bezahlung einer Nichtschuld.

Indecenz (lat.), Verstoß gegen die Schicklichkeit,
unschickliche Rede oder Handlung, besonders solche,
die sich auf das Geschlechtsverhältnis bezieht.

In defectu (lat.), in Ermangelung, durch Un-
terlassung.

Indefinitum (scil. pronomen, lat.), unbestimm-
tes Fawort, z. B. jemand, irgend einer u. s. w.

Indeflexibel (lat., unbeugsam), nicht be-
niegbar (von Wörtern).

Indelibilis (lat.), unzerstörbar; daher im
Sprachgebrauch der lath. Kirche der Ausdruck Cha-
racter *indelibilis* (s. d.).

Indellat (frz.), ungar, unfein.

Indelta- (eingetheilte) Truppen heißen die in
Schweden auf Grund des Indelingsvertrags von
alters her aufgeführten Truppen, welche in Fri-
denszeit den weitaus größten Teil (19 Regimenter
zu 3 Bataillonen und 5 Bataillone Infanterie,
5 Regimenter und 1 Jägercorps Kavallerie, zu-
sammen 23567 Mann Infanterie und 8569 Rei-
ter) des stehenden Heeres bilden und bei der Mobil-
machung durch Einstellung von Bevölk. (Miliz-)
Mannschaften auf ungefähr die doppelte Stärke
gebracht werden können. Die Indelta-Soldaten
werden vom ländlichen Grundbesitze gestellt und
unterhalten. Die Grundstücke der einzelnen Pro-
vinzen sind in Gruppen getheilt, deren jede einen
Mann zu stellen hat. Der Soldat erhält einen
Lohn (Wohnhaus mit Acker) und einen jährlichen
Lohn in Geld oder Probuken, daneben, wenn er
zum Dienste berufen wird, Sold von der Regie-
rung; seit 1875 beziehen die Offiziere und Unter-
offiziere statt des Einkommens aus dem Lohne
u. s. w. feste Besoldung. Die Mannschaften sind
geworden und bleibt, solange sie rüchig ist, im
Dienste; Mannschaften von 50–60 Jahren sind
nicht selten. Die Anfänge dieser eigentüm-
lichen Einrichtung reichen bis in den Beginn des
15. Jahrh. zurück. Der militärische Wert der In-
delta-Truppen wird in Schweden selbst nicht hoch
angeschlagen, doch sind bisher alle Versuche fehl-
geschlagen, eine Reorganisation dieser altgewohnten
Einrichtung zwischen der Regierung und dem Reichs-
tage zu vereinbaren.

Indemnifizieren (frz.), entschädigen, schadlos
halten, Indemnität (s. d.) erteilen.

Indemnität (lat.), d. i. Strafflosigkeit, spielt
(namentlich in der Zusammensetzung *Indemnity-
bill*) im engl. Verfassungsleben eine wichtige Rolle.
Wenn die Regierung irgend etwas gethan hat,
wofür ihr nach der Verfassung ein formelles Recht

nicht zustande, was sie aber im Interesse des Landes für geboten hielt, so kommen die Minister beim nächsten Parlament um eine Indemnitäts-Bill ein, deren Annahme den Verzicht des Parlaments auf eine etwa zu erhebende Anklage enthält. Die der englischen nachgebildeten Verfassungen haben Ähnliches für die Fälle festgesetzt, wo die Regierung gewisse Akte ohne die verfassungsmäßige Zustimmung der Landesvertretung vornehmen würde. In neuerer Zeit wurde historisch bedeutungsvoll die J., welche das preussische Ministerium nach Beendigung des Deutschen Kriegs von 1866 beim Landtage einholte wegen des während der Konfliktzeit ohne Zustimmung der Landesvertretung geführten Staatshaushalts. (S. Preußen.)

Indem oder Hingling, Stadt in der Mandschurei (s. d.).

Indem (engl.) oder Indentgeschäft ist ein seit neuester Zeit im Verkehr mit Ostasien aufgenommenes Geschäft und bedeutet eigentlich den Vertrag, durch welchen ein in Indien bestehendes Handlungshaus von Europäern einem eingeborenen Händler bestimmte europ. Waren zu einem in der Landesmünze festgesetzten Preise zu liefern verspricht. Darunter ist also ein Kauf zu verstehen. Noch gewöhnlicher versteht man aber unter J. denjenigen Vertrag, welchen jene Verkäufer mit einem europ. Fabrikanten oder Handlungshause — in der Regel durch Vermittelung eines Agenten — behufs Anschaffung der Waren abschließt, und dieser Vertrag kann Kommissionsgeschäft oder ebenfalls Kauf sein.

In Deo consilium (lat.), bei Gott ist Rat.

Independence, Stadt im nordamerik. Staate Missouri, an dessen westlicher Grenze, Hauptstadt des County Jackson, liegt recht am Missouri und ist Station der Missouri-Pacific-Eisenbahn, zählt (1880) 3146 E., war aber früher bedeutender als Ausgangspunkt für die Warenzüge und Reisen nach den westl. Ebenen und den Felsengebirgen. Seit Eröffnung der Pacific-Bahnen ist J. jedoch zur Unbedeutendheit herabgesunken. Neuerdings haben sich zahlreiche Normonen in J. angelaut.

Independencia, Stadt in der Republik Uruguay, s. Fragapuntos.

Independentes oder Kongregationalisten heißen die Mitglieder einer in England und Amerika weit verbreiteten kirchlichen Partei, welche die volle Selbständigkeit jeder einzelnen Gemeinde und ihre Unabhängigkeit sowohl vom Staate als von jeder größern Kirchengemeinschaft zum Grundsatz hat. Jede größere oder geringere Anzahl von Christen, welche sich auf Grund freier Übereinkunft in demselben Hause zum Gottesdienste zusammenfinden, bildet eine selbständige Gemeinde. Alle Glieder derselben sind gleichberechtigt. Sie ordnen nach Stimmenmehrheit alle äußern und innern Angelegenheiten. Sie haben keine Behörden und keine amtlich bestellten Prediger, sondern jedes Mitglied kann durch Majoritätsbeschluß zur Predigt und Sakramentsverwaltung berufen und wieder von dieser Funktion entbunden werden. Kein Bekenntnis, keine symbolische Glaubensformel verpflichtet die J., es genügt die Versicherung, daß man an das Evangelium Jesu Christi glaube und die heilige Schrift als Quelle und Norm des Glaubens anerkenne. Die Entstehung der J. geht zurück auf Robert Brown (s. d.), gest. 1630. Durch John Robinson (gest. 1633) wurden sie in etwas

nüchternere Bahnen gelenkt, indem er die Besehung zum Prediger von dem Besiz gewisser Fähigkeiten und Kenntnisse abhängig machte. Henry Jacob lehrte 1616 von Holland, wo die ersten Gemeinden gebildet waren, nach England zurück und begründete die erste Independentengemeinde in London. Während der Revolution nahm ihre Zahl und ihr Einfluß bedeutend zu, da Cromwell sie begünstigte. Mit seiner Einwilligung beschickten mehr als hundert Independentengemeinden 1658 die Versammlung in der Savoy, wo ein Glaubensbekenntnis und eine Kirchenordnung festgestellt wurde. Auch diesen Beschlüssen wurde bindende, symbolische Autorität nicht beigelegt. Als das Königtum wieder hergestellt und 1662 die Uniformitätsakte erlassen war, brach über die J. eine Zeit schwerer Bedrückung herein. Viele mußten ihren Widerstand im Gefängnisse büssen; noch mehr suchten sich in Amerika eine neue Heimat. In England erhielten auch die J. durch die Toleranzakte Wilhelms von Oranien 1689 staatliche Anerkennung. Seitdem haben sie sich in England und Nordamerika immer mehr ausgebreitet und durch kräftige Vertretung der religiösen Toleranz, sowie durch Pflege christl. Liebesthätigkeit und theol. Wissenschaft Verdienste erworben. Vgl. Fletcher, «History of Independency in England» (4 Bde., Lond. 1862); Barclay, «The inner life of the religious societies of commonwealth» (Lond. 1877).

In deposito (lat.), in (gerichtlicher) Verwahrung.

Indier. Die einzelnen Bestandteile der Bevölkerung von Indien, in ihrer Rassenabstammung sehr verschieden, zeigen auch in Bezug auf Körperbildung, Charakter, geistige Anlagen, Lebensweise und Beschäftigungen eine große Verschiedenheit. Man kann nämlich drei verschiedene Völkerschichten unterscheiden, nämlich 1) die arischen Hindu, 2) die sog. Dravidastämme und 3) die Kolh- oder Bindhkastämme. Die arischen Hindu zeichnen sich durch einen schön und regelmäßig gebauten, die mittlere Höhe von 1,5 m aber nur selten überschreitenden, auffallend beweglichen und elastischen Körper, kleine und schön geformte Hände und Füße aus. Ihre Kopf- und Gesichtsbildung ist die der kaukasischen (indoeurop.) Rasse Blumenbachs, nähert sich aber mehr jener der dunkeln romanischen als der der lichten german. Völker Europas. Ihre Augen und Haupthaare sind schwarz, die letztern lang und glatt; die Männer haben einen starken Bartwuchs. Die Hautfarbe zeigt alle Nuancen und Farbenübergänge zwischen dem gelblichen Weiß des Südeuropäers, dem Olivenbraun und der Ruffarbe bis zu völligem Schwarz (letzteres bei gemischten Stämmen). Die Frauen und auch die Männer aus den höhern unvermischten Kasten zeichnen sich in der Regel durch hellere Hautfarbe aus. Die dravidischen Völker im Dechan haben die kaukasische Schädel- und Gesichtsbildung, aber ihre Hautfarbe ist im ganzen dunkler als die der nördlichen Hindu, von denen sie sich auch durch ihre Sprache unterscheiden. In der Hautfarbe verschiedener Völkstämme im Süden der Halbinsel, namentlich an der Koromandelküste, sticht mehr das Gelb hervor. Durch eine von dem kaukasischen Typus wesentlich abweichende Kopf- und Gesichtsbildung, eine gröbere und kräftigere Körperbildung unterscheiden sich von den arischen Hindu die sog. Kolh- oder Bindhkastämme, wie die Whils, Rhonds,

Kolas, Kanbas und andere mehr oder weniger barbarische Volksstämme in dem nördl. Teile der Präsidenschaft Bombay, namentlich auf der Halbinsel Guzerate, in den Thälern des Windhya-gebirges, in der Landschaft Orissa und andern Gegenden, welche für mehr oder weniger mit den fremden Einwohnern vermischte oder ganz unvermischt gebliebene Überreste der Urbewölkerung gehalten werden. Diese Völkerschaften sind im allgemeinen auch dunkler gefärbt als die arischen Hindu, wiewohl unter ihnen auch Stämme mit lichterer Haut vorkommen, wie namentlich bei den Whils. Die reiche geistige Begabung der arischen Jnder geht aus der sehr hohen Stelle hervor, welche sie als uraltes Kulturvolk einnehmen (s. Sanskrit und Indische Religion), sowie aus den Erzeugnissen ihrer Industrie und gewerblichen Thätigkeit, wie z. B. aus ihren durch Feinheit, Güte und Farbenpracht ausgezeichneten Geweben aus Baumwolle und Seide, ihren Shawls und Teppichen. Bemerkenswert ist die hohe Stelle, welche unter den geistigen Kräften der Hindu die Phantasie einnimmt. Hierdurch unterscheiden sie sich sehr wesentlich von den andern asiat. Völkern, namentlich von ihren Nachbarn, den Tibetern und Indochinesen und dem klassischen Kulturvolke Ostasiens, den Chinesen. Der Charakter der Hindu im allgemeinen hat sowohl durch die tiefe Einwirkung verschiedener aus ältester Zeit bis in die Gegenwart bestehender, für unantastbar und heilig gehaltener nationaler Institutionen, wie namentlich der Kasteneinteilung und des spezifisch indischen Polytheismus, des Brahmanismus, als auch infolge der Überherrschaft Ostindiens durch fremde Nationen seit fast einem Jahrtausend ein eigenartiges, keineswegs sehr günstiges Gepräge erhalten. Ganz besonders nachteilig hat die Herrschaft der mohammed. Eroberer auf den Charakter der Hindu eingewirkt, obgleich das spezifisch indische Kulturelement von dem arab.-islamitischen immer getrennt geblieben ist. Die Hindu im allgemeinen haben alle Fehler geknechteter Völker. Sie sind wenig kriegerisch, friedend böslich, aber ebenso falsch und unzuverlässig, lägnerisch, hartherzig, rachsüchtig, grausam und blutdürstig, wissen aber die Leidenschaften, von denen sie innerlich bewegt werden, äußerlich zu verbergen. Kein anderes Volk übertrifft sie in Bezug auf religiösen Fanatismus, Aberglauben und Festhalten an den Überlieferungen und Vorschriften ihrer Religion. Bei Reichen und Vornehmen tritt auch eine äppige Sinnlichkeit stark hervor. Tugenden der Hindu sind Mäßigkeit, die Geschlechtsliebe ausgenommen, Keuschheit, Gehuld, Vorliebe für friedliche Beschäftigungen, namentlich für den Ackerbau, Vербейderde und Hochachtung der Wissenschaft. Einen großen Gegensatz zu den arischen Hindu hinsichtlich ihres Kulturzustandes bilden die Whils, Kolas, Rhonds und andere als Überreste der Urbewölkerung von Vorderindien bezeichnete Volksstämme. Viele von ihnen leben noch im Naturzustande, als Hirten, Jäger und Häuser, ohne Ackerbau und manche selbst ohne Viehzucht. Bei mehreren derselben, wie z. B. bei den Rhonds, sind noch jetzt Menschenopfer in Gebrauch; auch sollen dieselben sogar noch jetzt hin und wieder frane und alterschwache Personen ihrer Familie töten und verzehren. (berab.)

Jnderab, Stadt im afghan. Turkestan. (S. A.

Jndeterminismus, s. unter Determinis-
mus.

Index oder **Index librorum prohibito-
rum** heißt das Verzeichnis derjenigen Bücher, welche die lat. Kirche wegen der angeblich darin befindlichen leserischen oder sonst verwerflichen Meinungen namentlich den Laien verbietet. Den Namen der *Indices librorum expurgatorum* oder *Indices librorum expurgandorum* führen die Verzeichnisse der Schriften, welche nur gebraucht werden dürfen, wenn sie von Stellen gereinigt sind, die der Kirchenlehre zuwiderlaufen. Schon in der frühern Zeit gab es kirchliche Bührenverbote. Als das erste kann das Dekret des Papstes Gelasius' I. *«de libris recipiendis et non recipiendis»* (496) betrachtet werden. Als sich nach der Erfindung der Buchdruckerkunst die Zahl der Bücher mehrte, war man um so eifriger bedacht, die Verbreitung kirchenfeindlicher Schriften zu hindern (s. Censur), und nach der Reformation suchte man alle der neuen Lehre un-
günstige Schriften gänzlich zu unterdrücken. Bereits 1546 ließ die Universität Löwen ein Verzeichnis verbotener Bücher drucken, 1567 und 1569 ließ Papst Paul IV. durch die Inquisition in Rom ein Verzeichnis der verbotenen Bücher bekannt machen, welches der erste eigentliche römische J. ist. Gleichzeitig (1568) untersagte er selbst den Theologen und Gelehrten das ihnen früher gestattete Lesen legerischer Bücher. Während bisher nur legerische Bücher verurteilten Schriftsteller verboten waren, jetzt der J. nun in drei Klassen. In der ersten Klasse standen die Gelehrten, selbst der lat. Kirche, deren sämtliche Werke dem Verbot unterlagen; in der zweiten die verbotenen Werke derjenigen Schriftsteller, deren übrige Bücher nicht untersagt waren; in der dritten die anonymen Werke. Auf das Lesen der verbotenen Bücher wurde die Strafe der sog. *Excommunicatio latae sententiae* gesetzt. Der von der Kirchenversammlung zu Trient in der 18. Sitzung (1562) zur Regelung des Verfahrens gegen legerische Bücher eingesetzte Ausschuss wurde mit seinen Arbeiten nicht fertig, daher die Kirchenversammlung in ihrer letzten Sitzung diese Angelegenheit dem Papste zur Erledigung überließ. Pius IV. veröffentlichte nun 1564 ein neues Verzeichnis der zu verbietenden Bücher, und so entstand der sog. *«Index Tridentinus»*, welchem zehn Regeln zur Beurteilung legerischer Bücher vorgelegt waren; er wurde unter dem Titel *«Index librorum prohibitorum»* von 1564 bis 1581 öfter gedruckt. Später von Sixtus V. und Clemens VIII. vermehrt, welche zugleich die Beurteilungsregeln genauer bestimmten, erschien er 1593 in einer neuen, seit 1596 wiederholt gedruckten Ausgabe. Zugleich stiftete Sixtus V. eine eigene Kongregation des J., die das Verzeichnis der verbotenen Bücher forschte, gelehten und frommen Männern aber das Lesen derselben zu löblichen Zwecken verstaten sollte. Übrigens behielt auch die röm. Inquisition das Recht, Bücher zu verbieten. So mehrte sich nach und nach die Menge der Verbote ungeheuer. Wichtig war das Verzeichnis, welches Joh. Maria Braschi (eigentlich Benzell von Brisaglia) zu Rom 1607 mit Hilfe des gelehten Dominikaners Thom. Malvenda herausgab, das aber, nachdem der erste Teil erschienen war, wegen einiger darin verurteilten Stellen vom Papste 1612 unterdrückt, jedoch nachmals nach einem getreteten Exemplar wieder abgedruckt wurde. Eine sehr vollständige Ausgabe ließ

der span. Großinquisitor Antonio a Sotomayor unter dem Titel «Novissimus index librorum prohibitorum et expurgandorum» (Madr. 1648) erscheinen. Der neueste römische J. ist von 1819, welcher seitdem wiederholt in neuen vermehrten Ausgaben erschien und noch alljährlich vermehrt wird. Vgl. Beignot, «Dictionnaire critique, littéraire et bibliographique des principaux livres condamnés au feu, supprimés ou censurés» (2 Bde., Par. 1806); Vohldt, «Bibliotheca bibliographica» (Lpz. 1866).

Index Florentinus. Das berühmte, in Florenz befindliche Manuskript der Digesten (Vandekten) Kaiser Justinians (von 528 n. Chr.) aus dem Anfang des 7. Jahrh. enthält zugleich ein in griech. Sprache geschriebenes Verzeichnis der 89 Juristen und ihrer Schriften, welche zu den im Gesetzbuch enthaltenen Excerpten gebraucht sind. Dieses wird Index Florentinus genannt.

Inblafaser, die technisch verwendbare Blattfaser von *Agave americana*. (S. *Agave* und *Kloßhanf*.)

Indianer oder Welscher Hahn, s. Truthahn.
Indiana, einer der Vereinigten Staaten von Amerika, im N. an Staat und See Michigan, im O. an Ohio, im S. an den Flus Ohio und Kentucky und im W. an Illinois grenzend, wurde 1811 zum Territorium erhoben und 1816 als Staat in den Bund aufgenommen. J. hat ein Areal von 94143 qkm und zählte 1820 eine Bevölkerung von 147178 und 1880 von 1978901 E., worunter 20174 freie Farbige. Nur die Gegend am Ohio ist hügelig, alles übrige meist flach und größtenteils Prairieland. Das Klima ist bei einer Lage zwischen 37° 45' und 41° 52' nördl. Br. gemäßig, der Boden fruchtbar und für alle Produkte des mittleren Amerika geeignet. Der Ohio bildet auf einer Strecke von 600 km die Süd- und der Wabash auf 195 km die Südwestgrenze. Letzterer ist bis LaSalette für Dampfboote fahrbar. Ein Schienennetz überdeckt den ganzen Staat nach allen Richtungen; 1860 waren nur 365 km gebaut; seit 1881 sind 8111 km im Betrieb. Der Staat zählt 194013 Farmer. Die Staatsschulden betrugen am 1. Nov. 1881 4876608 Doll. An Fabriken und industriellen Unternehmungen zählte J. 11196 mit einem Gesamtkapital von 66742962 Doll., welche 69508 Arbeiter beschäftigten. An öffentlichen Schulen zählte J. (1880) 11623, zu denen noch 121 Regier- und 286 höhere Schulen kommen. Die Zahl der Schulkinder ward auf 512201 geschätzt. Die Grundzüge der Verfassung von J. sind denen der übrigen Unionsstaaten gleich. Der Gouverneur, Vizegouverneur, Staatssekretär, Schatzmeister, Auditor, Generalanwalt und Superintendent des Unterrichtswesens werden vom Volk gewählt. Die Amtsdauer des Gouverneurs und Vizegouverneurs ist vier Jahre, die der übrigen genannten Beamten nur zwei Jahre. Der Gouverneur darf nicht vor vier Jahren nach Ablauf seines Amtstermins wiedergewählt werden. Der Staat ist in 92 Counties geteilt. Von seiner Legislatur besteht der Senat aus 50 auf vier Jahre gewählten und das Repräsentantenhaus aus 100 auf zwei Jahre gewählten Mitgliedern. Die richterliche Gewalt wird aus einem obersten, aus vier Richtern bestehenden Gerichtshof, 15 Kreisgerichten und 44 Commonpleas-Gerichten ausgeübt. Sämtliche Richter werden, jene auf sechs, diese auf vier Jahre vom Volke gewählt. Stimmrecht hat

jeder in der Union geborene Mann von über 21 Jahren und jeder Fremdgeborene von gleichem Alter, der mindestens ein Jahr in den Vereinigten Staaten und sechs Monate im Staate gewohnt, auch seine Absicht, Bürger werden zu wollen, erklärt hat. Hauptstadt des Staats ist Indianapolis (s. d.). Er schickt 13 Abgeordnete in den Nationalkongress. J. gehörte ursprünglich zum Nordwestlichen Territorium und wurde durch die sog. Ordinance vom 13. Juli 1785 der freien Einwanderung geöffnet. Vgl. «Annual report of the department of statistics and geology of the state of I.» (Indianapolis, seit 1880).

Indianapolis, Hauptstadt des nordamerik. Staates Indiana und des County Marion, zugleich die größte Stadt dieses Staats, zählte 1840 nur 2692, 1860 schon 18611 und 1880 bereits 75076 E. Es liegt inmitten einer fruchtbaren Ebene und ist eine freundliche, von einem Waldbügel rings umschlossene Gartenstadt, welche im W. vom White River und Fall Creel begrenzt wird und sich von da aus nach den übrigen Himmelsrichtungen in einem Viertel ausdehnt. Sie hat sieben öffentliche Parks und hervorragende öffentliche Gebäude, wie das neue Kapitol und Gerichtshaus, eine Blinden-, Taubstummen- und Irrenanstalt, ein Arsenal und verschiedene schöne Kirchen. J. ist ein bedeutender Eisenbahnnotenpunkt; nach 11 verschiedenen Richtungen hin steht es mit den Hauptorten der Union in Verbindung. Täglich laufen hier 78 Züge ein und aus. Auch hat J. bedeutende Fabriken für Wagen und Aufzüge, Säßer und Käsewaren, Maschinen, Möbel, Eisen- und Stahlwaren, Brauereien, Sattlereiwaren und Stühle, ferner bedeutende Schweinefleischereien und Holzgattereien.

Indianer, s. Amerikanische Rasse.

Indianer-Territorium (Indian Territory), ein noch nicht organisierter Teil der Vereinigten Staaten von Amerika, welchen sie 1803 mit dem übrigen damaligen Louisiana von Frankreich erworben und den früher östlich vom Mississippi wohnhaften und den ursprünglich auf diesem Lande kriech eingeleissenen Stämmen reserviert haben. Es liegt westlich vom Mississippi zwischen 33° 35' und 37° nördl. Br. und zwischen 94° 30' und 103° westl. L. von Greenwich und wird begrenzt im N. von Colorado und Kansas, im O. von Missouri und Arkansas, im S. von Texas, von welchem es vom 100. Meridian an durch den Red-River getrennt ist, und im W. von Texas und Neu-Mexiko und ist 167540 qkm groß. Der södl. Teil wird durch die Nebenflüsse des Red-River und das übrige Gebiet durch den Arkansas und seine Zuflüsse bewässert. Den nordwestl. Teil bildet die sog. große amer. Wüste; der Rest besteht meist aus welligen Ebenen von großer Ausdehnung und einigen hügeligen Tellen. Das Klima ist gesund und den größten Teil des Jahres hindurch angenehm; der Boden ebenso wohl zum Ackerbau als zur Viehzucht geeignet. Mehrere Indianerstämme, besonders die Cherokee haben sich vorzugsweise auf die Viehzucht geworfen und besitzen Herden von 10—15000 Stüd. Die Bevölkerung wird (1880) auf 76896 angegeben. Zwei Eisenbahnen, die Missouri-Kansas-Texas und Atlantic-Pacific durchschneiden das Gebiet. Alle Bemühungen der Bundesregierung, dasselbe zu kolonisieren, sind bis jetzt am Widerstreben der Hauptlinge gescheitert. Die bedeutendsten Stämme sind die Cherokee, welche die verhältnismäßig höchste

Kultur besitzen, die *Choc Laws*, die *Ereels*, die *Seminolen* und *Chideaws*. Es gibt 23 Posthalterien im Gebiete, das unter der Jurisdiction des Vereinigten Staaten-Districtgerichts von Arkansas steht und von 11 Agenturen verwaltet wird. Den verschiedenen christl. Sekten gehören etwa 7—8000 Indianer an. Nach den zuverlässigsten Berechnungen sind höchstens zwei Fünftel der dortigen Indianer jetzt ansiedelt, während drei Fünftel nomadisieren.

Indianische Feige, Kakteenart, s. *Opuntia*. **Indianisch**, Kenner der Sprachen Indiens, namentlich des Sanäkrit.

Indianola, Hafen und Hauptstadt des County Calhoun im nordamerik. Staate Texas, liegt an der westl. Küste der Matagorda-Bai und zählte 1870 1900, 1880 dagegen nur 931 E. Diese Verringerung der Bevölkerung um mehr als die Hälfte war die Folge einer Verwüstung, welche 1875 eine Wasserhose angerichtet hatte, indem sie das halbe Städtchen wegschwemmte. J. war bis dahin ein nicht unbedeutender Handelsplatz gewesen, der den Verkehr des Ostens und des Golfs mit dem reichen Hinterlande vermittelt hatte. Der Hafen ist leicht und gefährlich. Seit Vollendung der Golf-Western-Texas- und Pacific-Eisenbahn steht J. mit Austin und San Antonio in ständigem Verkehr.

India Rubber, besser *Indian Rubber*, die engl. Bezeichnung für Federharz oder Kautschuk. (S. *Gummi*, elastisches.)

Indleam $C_{12}H_{14}NO_7$, ist ein in den Indigo liefernden Pflanzen enthaltenes Glukosid, welches durch Gärung oder durch Einwirkung chem. Agentien ungemein leicht zerlegt wird und dabei in Indigoblau und Indiglucein zerfällt. Es ist als die primäre Materie, in welcher der Indigo in den Pflanzenstämmen vorkommt, zu betrachten.

Indien nannten die Griechen und Römer das am meisten gegen Osten gelegene Land der Erde, soweit dieselbe bekannt war. Sie verbanden mit diesem Namen keinen begrenzten geogr. Begriff, sondern umfaßten mit ihm die ganze jenseit des Indus gelegene Ländermasse, beide ind. Halbinseln und sogar China, ohne von diesen Ländern etwas Näheres zu wissen. Die Ägypter dagegen und Phönizier kannten schon in sehr alter Zeit mit der Westküste von Vorderindien in Schiffahrts- und Handelsverbindungen, und es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Ophirfahrten von Salomo und Hiram sich auf J. und nicht auf die Ostküste Afrikas beziehen. Das Wenige, was die Griechen in älterer Zeit von J. wußten, erfuhren sie entkeilt und übertrieben auf Umwegen über Persien, wie z. B. durch Hekatas (s. d.). Herodot nennt die dunkelgefarbten ind. Hilfsstruppen im Heere des Xerxes «Äthiopier von dem Sonnenaufgange», unterscheidet sie aber ganz richtig von den afrik. Negern. Zu einer ersten wesentlichen Erweiterung ihres Wissens von J. gelangten die Griechen und durch sie die Römer erst durch den Zug Alexanders d. Gr. bis in das ind. Fünftstromland (Panischana). Unter den Dynastien der Ptolemäer in Ägypten und den Seleukiden in Syrien, namentlich durch den Zug von Seleucus Nikator bis an den Ganges, sowie durch die Berichte seines Gesandten Megasthenes an den Hof des Königs Sandrokottos (Chandragupta) zu Pataliputra, wurde nun bei dieses Wissen immer größer, sondern es gelangten auch ind. Naturerzeugnisse und Kunstprodukte in zunehmender Menge, namentlich über Ägypten, nach Europa. Strabohe-

nes (276—193 v. Chr.) kannte schon die fäbl. Beschreibung von Vorderindien sowie Ceylon (Taprobana), verlegte aber den Ganges als östl. Grenzfluß von J. weit nach Nordosten in nur geringe Entfernung südlich von den Bewohnern von China (Sina). Unter dem Kaiser Claudius kamen Gesandte des Königs Rhodias von Ceylon nach Rom und unter Marcus Aurelius Antoninus römische über Hinterindien nach China. Claudius Ptolemäus (s. d.) erwähnt bereits Vorder- und Hinterindiens, Ceylon, der Malaischen Halbinsel (Chersonesus aerea), Javas und anderer ind. Inseln. Im Mittelalter gelangten Erzeugnisse J.s teils auf dem Karawanenwege durch Innerasien nach den Küstenländern des Kaspiens und Schwarzen Meer, teils durch die Araber, welche schon in den ersten Jahrhunderten nach Mohammed alle ind. Seen besuchten und selbst chines. Häfen besuchten, nach Ägypten, und von dort hauptsächlich durch die ital. Republiken Genua, Pisa, Florenz und Venedig weiter nach dem europ. Westen.

Durch die Reiseberichte von Marco Polo (s. d.), der von Europäern zuerst 1290 Sumatra besuchte, von Oberich von Portenau, der 1330 dort war, und von Nicolo di Conti, einem Landsmann von Polo, der 1449 von seiner ind. Reise nach Benebig zurückkehrte, lenkte sich die Aufmerksamkeit wieder mehr auf J. und Polos goldreiche Länder Kathay (China) und Zipangu (Japan) hin, welche für Teile von Hinterindien gehalten wurden. Der Gedanke, daß J. durch eine Fahrt gegen Westen erreicht werden könne, gewann um so mehr Raum, als die Ostküste des Landes der Chinas oder Serer (Chinesen) von Ptolemäus um 51, von Marinus Tyrinus gar um 96 volle Grade zu weit gegen Osten versetzt wurde, und Toscanelli, Zeitgenosse von Columbus, die Entfernung zwischen Portugal und China nur auf 52 Grade schätzte. Als Columbus 12. Okt. 1492 zuerst die Insel Guanahani betrat, glaubte er sich auf einer ind. Insel unweit der Gangesmündung zu befinden. Erst als 1498 Vasco da Gama (s. d.) den Seeweg nach dem J. des Altertums gefunden und Balboa (s. d.) 1515 zuerst den Großen Ocean erblickt hatte, wurde das Getrenntsein der neuentdeckten Länder des Westens von den Ländern der Jader und Serer im äußersten Osten zur Gewißheit. Der Name J. ist den von Columbus entdeckten Inseln Centralamerikas verblieben, man unterschied dieselben aber als Westindien (s. d.) von dem asiat. Ostindien (s. d.). Der Name «Indianer» wurde später auf alle Urbewohner des neuen Kontinents, ja selbst auf die Bewohner der Inseln der Südsee und Australiens ausgedehnt. Erst in neuerer Zeit hat sich in zweifacher Weise der Unterschied zwischen den Wörtern «Indianer» und «Indier» oder «Jader» als Völkernamen herausgebildet und werden die letztern beiden jetzt nur ausschließlich zur Bezeichnung der Bewohner von Ostindien gebraucht. Der Name J. ist wahrscheinlich von dem des westl. Grenzflusses, des Indus (s. d.), abgeleitet.

Indleam, eigentlich der franz. Name für ostind. Baumwollzeug, seiner Natur, Zip. (S. unter *Kattun*.)

Indifferent (lat.), ununterschieden, gleichgültig; indifferentes Gleichgewicht, s. unter *Gleichgewicht*.

Indifferente Heilquellen, auch indifferente Thermen oder Alratothermen (vom grch.

expansio, ungemischt) genannt, diejenigen Mineralwässer, welche keine hervorragenden chem. Bestandteile besitzen und hauptsächlich durch ihre hohe Temperatur wirken, wie Gastein, Ragaz, Wildbad, Warmbrunn, Teplitz, Badenweiler, Blombières u. a. Da die meisten indifferenten Thermen in wildromantischen bergigen Gegenden liegen, so werden sie wohl auch als Wildbäder bezeichnet. Man bedient sich ihrer mit Vorteil namentlich gegen chronische Rheumatismen, Gicht, Frauenleiden, gegen Lähmungen, Schwächezustände und zahlreiche andere Krankheiten des Nervensystems.

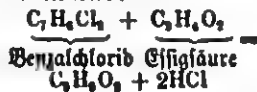
Indifferentismus (neulat., Gleichgültigkeit), bezeichnet diejenige Denkart, welche bei Gegenständen, die andern von höchstem Interesse sind, gleichgültig bleibt und den Wert dieser Gegenstände dahingestellt sein läßt, weil sie für keinen derselben eine überwiegende Neigung hat oder überhaupt keine Kenntnis davon nimmt. Als ein objektiver Vorwurf gilt der I. da, wo es sich um Dinge handelt, für welche jeder Mensch unbedingt ein Interesse haben sollte; so gibt es einen politischen, philosophischen, religiösen, moralischen und ästhetischen I.

Eine andere Bedeutung hat das Wort I. in der Lehre von der moralischen Freiheit, wo es die Theorie des sog. arbitrium indifferens bezeichnet, wonach der Wille des Menschen sich gegen alle denkbaren Bestimmungsgründe vollkommen indifferent verhält, sobald durch keinen solchen ihm der geringste Zwang aufgelegt werden kann.

Indig, s. Indigo (s. d.).

Indigbitter, veraltete Bezeichnung für Biltrinsäure (s. d.).

Indigblau, Indigotin $C_{16}H_8N_2O_4$ ist der farbende Bestandteil des Indigos, welcher 40–80 Proz. davon enthält. Zur Reindarstellung verwandelt man Indigo in eine alkalische Lösung von Indigweiß (s. d.), säuert dieselbe an, wodurch unlösliches Indigweiß in Flocken gefällt wird, und schüttelt anhaltend mit Luft, wobei das Indigweiß durch Aufnahme von Sauerstoff in I. übergeführt wird. Auch auf künstlichem Wege, durch Synthese, läßt sich I. darstellen, und zwar eignet sich hierzu das von Wager entdeckte, bereits im Großen ausgeführte Verfahren am besten. Der Ausgangspunkt ist das Benzalchlorid $C_6H_5Cl_2$, ein chloriertes Toluol, welches durch Einwirkung reiner Essigsäure, unter Abspaltung von Chlormwasserstoff, in Zimtsäure verwandelt wird:

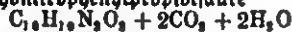


Zimtsäure

Die Zimtsäure gibt bei Einwirkung von konzentrierter Salpetersäure zwei isomere Nitrosäuren $C_6H_5(NO_2)O_2$, von denen aber nur die eine, die Orthonitrozimtsäure, für die Darstellung des Indigblaues verwertbar ist. Diese Säure wird durch Einwirkung von Brom in Orthonitro-dibromhydroximtsäure $C_6H_5(NO_2)Br_2O_2$ übergeführt; läßt man darauf alkoholische Lösung von Kalihydrat wirken, so erhält man Orthonitrophenyloxypropionsäure $C_6H_5(NO_2)O_2$. Bei weiterem Erhitzen mit Alkali und Einwirkung reduzierender Substanzen vereinen sich zwei Moleküle dieser Säure, unter Abspaltung von Kohlensäure und Wasser, und bilden Indigblau:



Orthonitrophenyloxypropionsäure



Indigblau.

Das aus Indigweiß erhaltene I. bildet ein amorphes Pulver, das künstlich dargestellte besteht aus mikroskopisch kleinen Kristallnadeln. Es hat eine tiefdunkelblaue Farbe, mit einem Stich ins Purpurrote, beim Reiben wird es metallglänzend. In fast allen Lösungsmitteln ist es unlöslich, von kochendem Chloroform und Anilin wird es in ganz geringen Mengen aufgenommen, in kochendem Terpentinöl löst es sich etwas reichlicher und scheidet sich beim Erkalten in schönen Kristallen daraus ab. Bei vorsichtigem Erhitzen in luftleer gemachten Gefäßen ist es unzerlegt flüchtig, bildet dabei tief purpurfarbenen Dampf, der sich an den kälteren Teilen des Gefäßes zu purpurnen Kristallen verdichtet. Durch Einwirkung reduzierender Agentien wird es in Indigweiß (s. d.) verwandelt, mit konzentrierter Schwefelsäure liefert es Indigblauschwefelsäure (s. d.), beim Erhitzen mit Kalihydrat entsteht Anilin, beim Kochen mit wässriger Lösung von Chromsäure entsteht Istin.

Indigblauschwefelsäuren. Läßt man auf Indigblau, oder auf sehr fein gepulvertes Indigo konzentrierte Schwefelsäure einwirken, so entstehen je nach der Dauer der Reaktion und je nach der Menge der Säure zwei verschiedene Sulfonsäuren, Indigmonosulfonsäure $C_{16}H_8N_2O_4SO_3OH$ und Indigdisulfonsäure $C_{16}H_8N_2O_42(SO_3OH)$.

Indigmonosulfonsäure, Phönicin, Schwefelsäure, Indigpurpur, Purpurschwefelsäure erhält man, indem man 1 Teil feingepulvertes Indigo mit 20 Teilen Schwefelsäure von 66° B. bei gewöhnlicher Temperatur so lange digeriert, bis sich ein Tropfen der Mischung klar in Wasser löst. Die so erhaltene Flüssigkeit ist die Indigkomposition der Blaufärber, Indigintaktur. Wird die Lösung mit Wasser verdünnt, so fällt die Säure in purpurroten, in saurehaltigem Wasser unlöslichen Flocken nieder, die mit verdünnter Salzsäure gemaschen werden, um die überschüssige Schwefelsäure zu entfernen. Getrocknet stellt sie eine blaue Masse dar, die ein rötliches Pulver gibt, welches in reinem Wasser und in Alkohol löslich ist.

Indigdisulfonsäure, Eorulinschwefelsäure, Sulfindigsäure, Sulfindiglsäure, lösliches Indigblau wird gebildet, indem man Indigo in rauchender Schwefelsäure löst. Wird die Flüssigkeit mit Wasser verdünnt, so scheidet sich meist etwas Monosäure aus, von welcher abfiltriert wird. Bringt man Wolle in die so erhaltene Flüssigkeit, so färbt sie sich intensiv blau und erschöpft die Lösung völlig an Farbstoff. Die blaue Wolle gibt die Säure an Alkalien leicht wieder ab, unter Bildung von leichtlöslichen blauen Salzen. Versetzt man die durch Verdünnen der ursprünglichen Lösung erhaltene Flüssigkeit mit Kochsalz, so entsteht das Natriumsalz der Indigdisulfonsäure, als ein in Salzlösung unlöslicher, in Wasser leichtlöslicher Niederschlag, welcher nach dem Abpressen der Flüssigkeit einen wichtigen Farbstoff, den Indiglarmin, bildet, der im Handel immer in Breiform vorkommt und die Namen blauer Karmin, lösliches Indigblau, gefällter Indigo, Eorulein, Indigotin, Chemisch Blau,

Wunderblau führt und vielfach zum Färben von Wolle und Seide dient.

Indigen (lat., „eingeboren“), inländisch, ein-
Indigenat (vom lat. *indigena*, eingeboren) wird sowohl in dem Sinne von Staatsangehörigkeit als in dem von Ortsangehörigkeit verwendet; gegenwärtig aber hat sich der Sprachgebrauch ziemlich festgesetzt, mit *I.* die Staatsangehörigkeit zu bezeichnen, während die Ortsangehörigkeit Heimatrecht, Gemeinberecht u. dgl. genannt wird. Nach der Reichsverfassung, Art. 3, besteht für ganz Deutschland ein gemeinsames *I.* mit der Wirkung, daß der Angehörige eines jeden Bundesstaates in jedem andern Bundesstaate als Inländer zu behandeln ist. Hierdurch wurden alle in den einzelnen Staaten bestehenden Rechtsregeln, wonach Fremde ungünstiger als die eigenen Staatsangehörigen zu behandeln sind, in Ansehung der Angehörigen der übrigen Bundesstaaten aufgehoben und den Einzelstaaten unterlagt, rechtliche Ungleichheiten zwischen den eigenen Angehörigen und den Angehörigen der übrigen deutschen Staaten einzuführen. Nachdem durch die Reichsgesetzgebung materiell die Voraussetzungen und Bedingungen der Niederlassung, des Gewerbebetriebs, des Rechtsschutzes und der Rechtsverfolgung für alle Deutsche und für das ganze Reichsgebiet einheitlich und gleichmäßig geregelt worden sind, hat der Art. 3 der Reichsverfassung einen großen Teil seiner praktischen Bedeutung eingebüßt. Die Regeln über Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit sind für das Deutsche Reich und seine Gliedstaaten einheitlich festgestellt durch das Gesetz vom 1. Juli 1870, welches sich ganz eng an das preussische Gesetz vom 31. Dez. 1842 anschließt. Es beruht auf dem Grundsatz, daß das Reichsindigenat ohne weiteres durch die Angehörigkeit zu einem deutschen Bundesstaate erworben wird und ipso jure erlischt, wenn man aufhört einem deutschen Staate anzugehören. Erwerbsgründe des *I.* sind Geburt, Legitimation, Verheirathung mit einem Deutschen und Verleihung (Naturalisation); der Verlust tritt durch die entsprechenden entgegengesetzten Thatsachen ein und außerdem durch zehnjährigen ununterbrochenen Aufenthalt im Auslande und durch Entziehung zur Strafe, wenn Deutsche, die sich im Auslande aufhalten, im Falle eines Kriegs einer vom Kaiser erlassenen Aufforderung zur Rückkehr nicht Folge leisten, und in einigen andern Fällen. Die rechtliche Wirkung des *I.* besteht in der Befugnis zur Ausübung der polit. Rechte, insbesondere des Wahlrechts.

Indigestion (lat.), Verdauungsbeschwerde, im weitern Sinne jede Störung der Verdauung, im engern Sinne eine solche, die aus Überfüllung des Magens oder aus Aufnahme unverdaulicher Stoffe in denselben entspringt. Die gewöhnlichern Erscheinungen in letztern Fällen sind: Unbehaglichkeit mit Gefühl von Schwere im Magen, Aufstreibung desselben, Unbehagen oder Schmerz beim Einbrüden in die Magenenge, Mangel an Eßlust, Ekel vor Speisen, Aufstoßen, Uebelkeit, Erbrechen und Durchfall. Im höhern Grade kommen hinzu: Beengung der Respiration mit gestörter Circulation des Blutes und Symptome der Mitleidenhaft des Gehirns, welche sich vom Kopfschmerz bis zur Ohnmacht und zum Hirnschlagfluß steigern können. Die Behandlung der *I.* fällt mit der des Magenkatarrhs (s. d.) zusammen.

Indigextrakt ist durch Auswaschen mit verdünnten Säuren und Wasser von fremden Theilen befreiter Indigo.

Indigirra, Fluß in der Provinz Jambou in Sibirien, entspringt an dem nördl. Abhange des Stanowoi Chrebet. Sie entsteht aus den Gießflüssen Kuidusun und Omelon; die *I.* fließt am westlich, darauf nördlich bis Salschimeral und dann nach Nordosten bis zu ihrer Mündung in den nördlichen Eismeer. Sie ist 1622 km lang; der oberer Lauf geht durch eine überaus wilde und waldige Gebirgsgegend, 174 km oberhalb des mündl. wäsert bildet sie einen furchtbaren Strudel; mittlern und untern Laufe fließt sie ruhig ab und mündet an der Mündung ein großes Delta.

Indigitarmin ist indigisulfonsaures Ammonium (S. Indigisulfonsäure).

Indigition ist eine Lösung von Indigo in Schwefelsäure. (S. Indigisulfonsäure).

Indiglake ist die zum Zweck des Bleichens dargestellte Lösung von Indigowerk. (S. Indigofärben, Bd. III, S. 147.)

Indigolactin $C_{12}H_{10}O_2$, ein zu den Indigolactonen gerechneter, aber sehr wenig bekannter Körper, welcher bei der Spaltung des Indicans (s. d.) entsteht.

Indigomühle, s. unter Blaufärben.

Indignation (lat.), Entrüstung, gerechtes Zorn; indigniert sein, entrüstet sein.

Indignität oder Erbunwürdigkeit (Erbunwürdige) heißen, nach dem Röm. Recht, gewisse Personen, denen die Impietät gegen den Erblasser oder dessen Willen das ihnen durch Erbgang zukommende (Erbteil oder Vermächtnis) durch gewisse Personen mittels Klage abgenommen werden. Der Gegenstand der Abnahme heißt: bonae fidei oder ereptoria (s. Ereptorium), der Abnehmer Berechtigte: ereptor. Als letztere nach röm. Recht bald der Fiskus, bald andere unwürdige Personen, in neuern Rechten dagegen diejenigen, welche in Ermangelung der digne zu deren Erbschaftsanteil berufen sind (s. d.) (Erbrecht berechtigt) worden sein würden, die Erbschaftsbesugnis zu erhalten. Auch sind die *I.* in den modernen Rechtsbüchern gegenüber dem röm. Recht bedeutend vermindert worden.

Indigo, einer der wichtigsten Farbstoffe zum Färben der verschiedensten Gewänder und dessen Farbe sich durch hohe Stabilität und größte Schtheit auszeichnet. Zur Gewinnung dienen verschiedene, ursprünglich in China heimische, später aber in die verschiedensten tropischen und subtropischen Länder verpflanzte und kultivirte Indigoferen. Von diesen sind die wichtigsten: *Gosiera tinctoria* L., *I. anil* L., *I. argentea* L., *I. disperma* L.; ferner werden benützt *I. tinctoria* R. Br., *I. angustifolia* L. u. a. *I.* ist nicht als solcher in den Pflanzen enthalten, sondern er entsteht aus einer Mutterlauge, als Indican (s. d.) bezeichnet ist, durch die Die Indigopflanzen werden zur Zeit der Blüte über dem Boden abgeschnitten und meist im Wasser in getrockneten Zustande verarbeiteten werden dabei in Stüde zerschnitten und in kleinen Behältern mit Wasser übergossen. Das gerät nach kurzer Zeit freiwillig in Gärung und sich eine Schaumschicht und ein amaranthfarbener Geruch macht sich geltend. In diesem Zustand

die in Ammoniak gelöste, Indigoweiß enthaltende Flüssigkeit in andere Behälter abgezogen, in denen sie durch anhaltendes Schlagen und Rühren mit Schaufeln in innigste Berührung mit der Luft gebracht wird. Der gelblichgrüne Saft färbt sich blau, indem das Indigoweiß zu Indigoblau oxydirt wird, letzteres ist unlöslich und scheidet sich bei ruhigem Stehen als schlammiger Niederschlag ab. Nach dem Abziehen der klar gewordenen Flüssigkeit wird der Niederschlag an der Sonne getrocknet und im halbtrockenen Zustande zu vieredigen Stücken geschnitten, die dann völlig ausgetrocknet werden.

Im Handel unterscheidet man folgende Indigoarten: 1) Ostindischer I. (von Bengalen, Madras, Koromandel, Java, Manila); 2) Afrikanischer (von Ägypten, vom Senegal); 3) Amerikanischer I. (von Carolina, Neuorleans, Mississippi, Mexiko, Guatemala, Caracas, Brasil, Domingo, Cuba).

Der I. als solcher ist keine chem. Verbindung, sondern ein Gemenge verschiedener Substanzen, von denen die einzig wertvolle das Indigoblau (s. d.) ist, außerdem finden sich darin Indigoleim, Indigobraun, Indigot und verschiedene andere Stoffe; nicht selten ist der I. mit Sand und Erde verfälscht. Als äußere Kennzeichen der Güte dient seine mehr oder weniger grobe Festigkeit, sein Aussehen, sein Gewicht. Die leichtesten, tiefblau gefärbten, beim Reiben lupfgrün glänzend werdenden Stücke gelten als die besten.

Indigo (chinesischer). Mit diesem Namen hat man den Farbstoff Kaolin oder Chinesisches Grün (s. d.) belegt. [Weid (s. d.).]

Indigo (deutscher), gleichbedeutend mit Indigo, mineralischer oder Mineralindigo ist ein molybdänsaures Molybdänoxyd. (S. Molybdän [Verbindungen].) Man hat denselben in der Seidenfärberei benutzt.

Indigo (präparierter) ist in Farbmahlen feinverriebener Indigo. [s. d.).]

Indigo (roter), gleichbedeutend mit Verho Indigo (schwarzer), Bezeichnung, welchem man dem Anilinschwarz wegen seiner großen Echtheit, in der es dem Indigo gleichkommt, gegeben hat.

Indigo artificiel, s. Induline.

Indigofera L. Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosae. Man kennt etwa 200 Arten, die in den wärmern Gegenden wachsen, hauptsächlich aber im südl. und tropischen Afrika einheimisch sind. Einige derselben haben eine große Bedeutung für die Industrie erlangt, da aus ihnen der bekannte blaue Farbstoff Indigo (s. d.) gewonnen wird. Es sind meist krautartige Pflanzen mit unpaarig gefiederten Blättern und rosenfarbigen oder purpurroten, in Trauben angeordneten Blüten. Die wichtigste Art ist die wahrscheinlich aus Ostindien stammende *I. tinctoria* L. Sie wird schon seit langer Zeit in Indien behufs Gewinnung des Farbstoffs kultiviert, und infolge dessen haben sich auch mehrere Kulturvarietäten entwickelt, zu denen vermutlich auch die ebenfalls in Indien vielfach gebaute *I. anil* L. gehört. *I. tinctoria* wird jetzt nicht bloß im südl. Asien, sondern auch in bedeutenden Mengen in Amerika gebaut. Von den übrigen zur Indigobereitung verwendeten Arten sind noch zu erwähnen die in Afrika einheimische *I. argentea* L'Hér., ferner die ostindische *I. pseudo tinctoria*, welche den besten Indigo liefern soll, und die ebenfalls aus Indien stammende *I. disperma* L. Alle diese Arten, sowie

verschiedene Varietäten werden sowohl in Amerika als auch in Ostindien, Arabien, Nordafrika u. s. w. kultiviert. Eine aus dem Himalaja stammende Art, *I. Noana* Ham., welche in Deutschland den Winter unter leichtem Schutze aushält, wird wegen ihrer schönen Blüten als Zierpflanze in Gärten gezogen.

Indigoöl ist Indigoblauessigsäure (s. d.). **Indigoöl**, s. Indigoöl.

Indigoöl, s. Indigoöl.

Indigoöl, Handelsname für indigoblauessigsäures Kalium oder Indigokalin. (S. Indigoblauessigsäuren.) Namentlich faßt das getrocknete Indigokalin diese Bezeichnung.

Indigoöl ist Indigoblauessigsäure (s. d.). **Indigopurpur** ist Indiamonosulfonsäure. (S. Indigoblauessigsäuren.)

Indigoöl, s. Indigo (schwarzer).

Indigoweiß, Indigoogen, C₁₁H₈N₂O, chem. Verbindung, welche sich von Indigoblau durch einen Mehrgehalt von zwei Atomen Wasserstoff unterscheidet und aus diesem hervorgeht, indem Indigoblau in alkalischen Flüssigkeiten mit irgend welchen Reduktionsmitteln zusammengebracht wird. Es ist der wesentliche Bestandteil der Indigokupen der Wollfärberei. (S. Wollfärberei.) Zur Darstellung bringt man 1 Teil auf das feinste gepulverten Indigo, 2 Teile Kalihydrat, 1 1/2 Teile Eisenvitriol mit 100 Teilen Wasser in eine gut verschließbare Flasche und schüttelt häufig um, bis in dem Niederschlag keine blauen Körnchen mehr wahrnehmbar sind, und läßt dann zum Absetzen ruhig stehen, worauf die rotgelbe Flüssigkeit mittels eines Hahners abgezogen wird. Hierbei ist jeder Zutritt sorgfältig zu vermeiden. Das Gefäß, welches zur Aufnahme der Flüssigkeit bestimmt ist, wird zur Hälfte mit ausgetrocknetem und erkaltem Wasser, dem Salzsäure zugesetzt ist, gefüllt, aus dem oberen Teil wird die Luft durch Kohlensäure verdrängt. Die Indigoölung enthält eine Verbindung von Indigoweiß mit Kalz. Trifft diese mit der Säure zusammen, so wird sie zerlegt und es wird in Wasser unlösliches Indigoweiß in kristallinischen Flocken abgeschieden, welche durch Waschen mit ausgetrocknetem Wasser von fremden Stoffen befreit werden können. Das I. ist ungemein leicht zerlegbar. Aus der Luft absorbiert es mit größter Begierde Sauerstoff und geht unter Abgabe von zwei Atomen Wasserstoff in Indigoblau über. Es ist daher auch nur unter Anwendung besonderer Vorsichtsmaßregeln (Filtrieren in einer sauerstofffreien Atmosphäre, Trocknen in luftleeren Räumen) zu entwässern. Getrocknet bildet es eine weiße, meist etwas graue, seidenglänzende Masse, die in Wasser und verdünnten Säuren ganz unlöslich ist, sich dagegen in Alkohol, Äther und allen alkalischen Flüssigkeiten leicht löst.

Indikation (lat.) oder Heilanzeigen, in der Medizin dasjenige Heilverfahren, welches im gegebenen Krankheitsfalle zur Beseitigung der Krankheit oder der Krankheitserscheinungen erforderlich ist. Man pflegt drei Klassen von Heilanzeigen zu unterscheiden: 1) Die ursächliche Indikation (indicatio causalis), deren Aufgabe ist, die Ursachen des Krankseins zu entfernen und damit das letztere selbst zu beseitigen. Durch Erfüllung der ursächlichen I. wird in den meisten Fällen auch die Krankheit behoben; so wird z. B. die Kränktheit sicher geheilt, wenn bei ihr die ursächliche I. erfüllt, d. h. die die Krankheit verursachenden Kränkheiten

getötet werden. 2) Die wesentliche Indikation (*indicatio essentialis s. morbi*) nimmt den wesentlichsten Prozeß in dem Krankheitsfalle in Angriff, in der Voraussetzung, daß von jenem alle übrigen Störungen abhängen und mit ihm beseitigt werden, kann aber nur verhältnismäßig selten auf eine genügende Weise erfüllt werden. 3) Die symptomatische Indikation (*indicatio symptomatica*) richtet sich im wesentlichen nur nach den Krankheitserscheinungen und sucht, unbekümmert um das Wesen des Krankheitsprozesses, einzelne, besonders lästige Symptome (Schmerzen, Schlaflosigkeit, Erbrechen, Durchfall u. dgl.) zu beseitigen oder zu mildern und drohenden Gefahren, die von Nebenumständen abhängen, rechtzeitig entgegenzutreten. Sehr häufig muß der Arzt die symptomatische I. bei plötzlich eintretender Lebensgefahr zu erfüllen suchen; man pflegt in solchen Fällen von einer *indicatio vitalis*, d. h. von einer Forderung, das Leben zu erhalten, zu sprechen.

Wieweil ein Heilmittel oder Heilverfahren aus allgemeinen Gründen wohl angezeigt, aber im gegebenen Fall durch gewisse zufällige oder individuelle Umstände verboten oder kontraindiziert; das nennt man eine *Gegenanzeige* oder *Kontraindikation*. So kann z. B. Opium bei heftigen Schmerzen wohl im allgemeinen angezeigt, in einem einzelnen Fall aber durch ein gleichzeitig vorhandenes Herzleiden durchaus kontraindiziert sein.

Indikativ (lat.) ist diejenige Form des Zeitworts, welche entsteht durch unmittelbare Verbindung des Stammes, der in den verschiedenen Tempora verschieden gebildet ist, mit den Personalendungen, und die Handlung ohne modale Färbung ausdrückt. In der Grammatik rechnet man gleichwohl diese Form in der Regel zu den Modis, wie Konjunktiv, Optativ. Doch hat der I. nicht, wie die ebengenannten eigentlichen Modi, ein besonderes Moduszeichen, kann also nur uneigentlich zu diesen gerechnet werden.

Indikator (fr. *indicateur*, engl. *indicator*) nennt man ein Meßinstrument, mit dessen Hilfe man ein Diagramm erzeugt, welches über die Wirkung des Dampfes in den Arbeitszylindern der Dampfmaschine Aufschluß gibt; außerdem aber auch die auf den Kolben derselben übertragene mechan. Arbeit mißt. Das Messen einer Dampfmaschine mittels des I. nennt man *indizieren*, die erhaltene Kraft in Pferdestärken *indizierte* Pferdestärken (die von der Maschine wirklich geleistete Arbeit in effektiven Pferdestärken stellt sich infolge von Reibungsverlusten u. s. w. stets etwas geringer). Schon Watt erkannte in dem von ihm konstruierten I., welcher bereits eine bedeutende Vollkommenheit zeigte, ein unentbehrliches Hilfsmittel zur Untersuchung der Dampfmaschinen. Gegenwärtig wendet man hauptsächlich zwei Arten von I. an und zwar den von Richards und den von Reibler.

Indikator nennt man in der chem. Analyse, besonders in der volumetrischen Analyse (vgl. Bd. I, S. 601), Körper, welche durch besonders auffallende Erscheinungen, Farbveränderungen, Entstehung von charakteristischen Niederschlägen, die Beendigung einer Reaktion anzeigen. Der am längsten angewandte I. ist der Farbstoff des Lädmas, welcher in alkalischen Flüssigkeiten rein blau erscheint, beim geringsten Überschuß von Säuren weinrot wird und in sauren Flüssigkeiten ziegelrot ist, während der geringste Überschuß von Alkali die weinrote Färbung

hervorrufft. Koksäure, Phenolphthalein u. a. färben saure Flüssigkeiten saum, werden aber intensiv rot beim geringsten Überschuß von Alkali. Stärkediingung zeigt durch intensive Blaufärbung einen Überschuß von Jodlösung beim Titrieren von schwefliger Säure, arseniger Säure an. Neutrales chromsaures Kali ist der I. beim Titrieren von Chlorverbindungen, indem der erste Tropfen Silberlösung, welcher nach beendeter Färbung der Chloride zugefügt wird, die Entstehung eines roten Niederschlags von chromsaurem Silber hervorruft.

Indiktion, s. unter *Indiktionencyklus*.

Indiktionencyklus heißt ein regelmäßig wiederkehrender Kreis von 15 Jahren. Etwa seit der Mitte des 4. Jahrh. pflegte man die Jahre unserer Zeitrechnung auch mit der Angabe der Indiktion, d. h. der Zahl des Jahres innerhalb jenes Kreises zu bezeichnen. Man nannte sie im Deutschen auch *Römerzinszahl*, in Erinnerung daran, daß das lat. Wort ursprünglich soviel wie Steuerinschätzung bedeutete, welche im röm. Kaiserreiche in festen Terminen revidiert worden war. Das Indiktionsjahr wird gefunden, wenn 3 zu dem Jahre Christi addiert wird und die Summe durch 15 dividiert wird; es ist dann der Rest oder, wenn keiner bleibt, 15, d. h. das letzte innerhalb des Kreises, nach dessen Ablauf man wieder mit 1, 2 u. s. w. zu zählen anfängt. Übrigens sind die Indiktionsjahre selbst in verschiedenen Zeiten und Ländern mit verschiedenen Tagen begonnen worden: nach der sog. griechischen oder konstantinopolitanischen Indiktionszählung mit 1. Sept.; nach der des Beda (auch die Cäsarische genannt) mit 25. Sept.; nach der römischen oder päpstlichen mit dem Weihnachtstage und später mit 1. Jan. [radezu, mittelbar.]

Indirekt (lat.), Gegensatz zu *direkt*, nicht ge-

Indirekte Steuern sind nach der eigentlichen Bedeutung dieses Ausdrucks solche Steuern, welche nicht unmittelbar von denjenigen entrichtet werden, die sie nach der Absicht des Gesetzgebers wirklich tragen sollen, sondern von Vermittlern, z. B. den Produzenten steuerpflichtiger Lebensmittel, gewissermaßen vorläufigweise bezahlt und dann auf die eigentlichen Steuerträger abgewälzt werden. Diese Definition stimmt indes mit dem Sinne, in dem gewöhnlich von indirekten Steuern gesprochen wird, nicht ganz überein. Eine Haus- oder Wohnungssteuer z. B. wird, auch wenn sie vom Hausbesitzer erhoben und von diesem auf die Mieter abgewälzt wird, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch doch als direkte Steuer bezeichnet, während umgekehrt die Stempelgebühr, die z. B. der Käufer eines Grundstücks zu zahlen und in der Regel auch wenigstens teilweise wirklich zu tragen hat, allgemein als indirekte Steuer gilt. Zutreffender werden daher die indirekten Steuern als solche definiert, welche nicht von bestimmten Personen im planmäßig festgesetzten Beträge erhoben werden, sondern gewisse Verbrauchsgegenstände oder Verkehrsakte betreffen. (S. Ottroi, Steuern, Verbrauchssteuern, Verkehrssteuern, Zölle.)

Indischer Archipel, ostindischer, südostasiatischer oder malaisischer Archipel, auch Australasia oder Notasia, ist der Kollektivname für die zahllose Menge größerer und kleinerer Inseln, welche, teils isoliert, teils zu Gruppen vereinigt, sich zwischen dem 82. und 132.° örtl. L. (vom Greenwich), sowie dem 11.° südl. und 20.° nördl. Br. ausbreiten und den Meeresraum zwischen dem

südöstl. Asien und Australien ausfüllt. Der Indische Archipel bildet einen Teil der östl. Begrenzung des Indischen Ozeans (s. d.) und das Meer zwischen den einzelnen Inseln desselben gehört dem Stillen Weltmeer als dessen westlichster Teil an. Das Areal aller Inseln des Indischen Archipels, von denen einige zu den größten der Erde gehören, wird auf 2008 209 qkm berechnet. Westlich wird der Indische Archipel durch Sumatra und dessen Nebeninseln Babi, Nias, Sibiru, die Mentawi und Boggi-Inseln, Engano, Billiton, Banca, die Gruppen der Linga und Antanginseln, Singapore u. s. w. abgeschlossen; südlich durch Java, Madura, Bali, Lombok, Sumbawa, Sumbah oder Achin, dana, Flores, Hatti, Timor, Wetter, Timor-Laut, die Xenimberinseln und viele andere kleinere; östlich durch die Molukken (s. d.), sowie gegen Nordosten durch die Philippinen begrenzt, welche nicht selten als selbstständiger Archipel betrachtet werden. Einen Übergang von diesen zu Borneo und den nördl. Abschluß des Indischen Archipels bilden Palawan und die Sulu-Inseln. In der Mitte zwischen Borneo und den Molukken, den Philippinen und der sich östlich von Java erstreckenden Kette kleinerer Inseln liegt Celebes. Seit alter Zeit nennt man diese Insel mit Borneo, Sumatra und Java die »Großen«, die Kette von Inseln ostwärts von Java bis Timor-Laut aber die »kleinen Sunda-Inseln«. (Bgl. Karte: Indischer Ocean.)

Kein anderes Land ist von der Natur, namentlich was das Tier- und Pflanzenreich betrifft, so verschwenderisch ausgestattet. Von Mineralien kommen Gold, Eisen, Zinn, Kupfer, Diamanten und Steintohlen vor. In geolog. Beziehung sind diese Inseln sehr bemerkenswert, weil sich durch sie die lange Vulkanenreihe hinzieht, welche das südl. und östl. Asien von Hinterindien bis Kamtschatka umgibt. Die Flora des Indischen Archipels erzeugt die feinsten und kostbarsten Gewürze, eine Anzahl der edelsten Früchte, unter denen die des Durian und des Mangustanbaums alle andern auf der Erde an Wohlgeschmack übertreffen, die dauerhaftesten und schönsten Holzarten, viele Farbstoffe, die Indigopflanze, die Kofos-, Sago-, Sagumer- und Arecapalme, sowie eine Menge anderer, allen möglichen ökonomischen und technischen Zwecken genügender Gewächse. Mit Bezug auf die Fauna läßt sich der Indische Archipel durch eine zwischen Bali und Lombok aufangende, sich zwischen Borneo und Celebes bis zu den Philippinen fortsetzende Linie in eine westliche oder indomalaische und eine östliche oder australomalaische Hälfte trennen. In der ersten herrscht durch das Vorkommen des Elefanten, des Tapir, zweier Rhinocerosarten, des Tigers, des Bären, mehrerer Panther- und vieler Affenarten, unter denen aber der Orang-Utang Borneo und Sumatra ausschließlich angehört, eine große Übereinstimmung mit der kontinental ind., speziell hinterind. Fauna, während sich die australomalaische Region hauptsächlich durch das Verschwinden der Affen und das Auftreten der Beuteltiere charakterisiert. Der Indische Archipel ist das eigentliche Stammland und der vornehmste Wohnsitz der malaischen Völkerfamilie, welche sich daselbst in eine Anzahl von Zweigen verteilt, die sowohl durch physische Bildung wie durch die Elemente ihrer Sprachen verbunden sind. Neuguinea, deren Bewohner nicht dem malaischen Volksstamm, sondern dem der Papuas (s. d.) angehören, ist richtiger

zu Australien als zu dem Indischen Archipel zu rechnen. Fremde Einwanderer überall, namentlich aber auf den Philippinen und Java, sind die Chinesen. Mit Ausnahme der Gruppen der Anambas und Natunhasinseln, sowie Nordborneos, der Inseln Labuan nördlich von Borneo und der Insel Singapore im östl. Eingange der Malakkastraße, sämtlich britisch, ferner der Spanien gebörenden Philippinen und des portug. Gouvernements Delli auf Limor ist jetzt der ganze Indische Archipel, zum größern Teil direkt und nur zum kleinern indirekt, dem niederländ. Scepter unterworfen.

Indischer Balsam, s. Peruvianischer Balsam.

Indische Feige, s. unter Opuntia.

Indisches Feuer, s. unter Realgar.

Indische Grammatik. Die Grammatik erwuchs in Indien an dem Studium des Beda zu einer Zeit, als das Verständnis der alten Hymnen infolge der im Laufe der Jahrhunderte mit der Sprache vorgegangenen Veränderungen sich nicht mehr von selbst ergab, sondern Nachdenken und Kombination nötig machte. Man begann die unverständlich gewordenen Wörter und Wortformen zu sammeln und zu erklären, und damit war der Anfang zu lexikal. und grammatischen Studien gemacht. Wie auf allen Gebieten der ind. Geschichte läßt sich auch hier die Zeit nur ganz annähernd als mindestens ein halbes Jahrtausend v. Chr. bestimmen. Doch blieb die Grammatik keineswegs beim Beda stehen, sie wandte sich vielmehr in späterer Zeit unter nur sehr gelegentlicher Berücksichtigung des letztern mit Vorliebe der nachvedischen Sprache zu, welche eben darum, weil sie bei der Aufstellung der sprachlichen Normen zu Grunde gelegt wurde und dadurch für alle Zeiten ein festes Gepräge erhielt, während die Volksdialekte, wie früher die alte Sprache, ihren eigenen Weg gingen, im Gegensatz zu diesen auch das klassische oder besser das Kunst-Sanskrit genannt wird. Nordindien war der Hauptsitz der grammatischen Studien. Es werden im ganzen acht Schulen genannt, die aber nur zum Teil, dem Namen nach oder aus Citaten bekannt sind. Pāṇini, der wahrscheinlich im 3. Jahrh. v. Chr. lebte, ist zwar nicht der älteste, aber der berühmteste ind. Grammatiker, der eben durch sein großes Ansehen seine Vorgänger, die zum Teil der früheren Aindra-Schule angehört haben mögen und deren er mehrere selbst nennt, verbunkelt hat. Seine Grammatik (»Aṣṭakam Pāṇinīyam«), eines der merkwürdigsten Erzeugnisse des ind. Geistes, ist ein aus acht Kapiteln bestehendes Sutrawerk; d. h. sie ist aus lauter ganz kurzen nur in diesem Zusammenhang und auch dann nur durch eine Erklärung verständlichen Sätzen (sūtra) zusammengesetzt, welche ohne jede Spur von systematischer Anordnung, nur nach sprachökonomischen und mnemotechnischen Prinzipien zusammengefaßt, dennoch die ganze Sprache in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen und diese Betrachtung mit der größten Schärfe und Vollständigkeit durchführen. Pāṇini bezieht sich in seinem Werke auf gewisse Sammlungen, welche zum Teil von ihm selbst herrühren, zum Teil von seinen Vorgängern überkommen sein mögen; z. B. auf den »Dhātupāṭha« oder das Wurzelverzeichnis, den »Gaṇapāṭha« oder das Verzeichnis der Wörter, welche einer und derselben grammatischen Regel folgen u. s. w. An die Grammatik schließen sich sodann viele erklärende Schriften, so die

«Varttika» des Rāṭhapaṇa, das «Mahābhāṣya» des Bātarijāli, die «Kācika vrtti» des Bāmāna und Jagaditpa. Die «Siddhāntakāmaṇḍi» des Bhattoṇḍiṣṭhita und die daraus abgeleitete «Laghu-kāmaṇḍi» des Parādhārja sind Versuche einer Systematisierung Vānini's. Von den Grammatikern anderer Schulen sind zu erwähnen die Kātāntra-Grammatik des Gāṇḍavārman und den «Mugdhābodha» des Sopadeva, welche ein einfacheres Arrangement zeigen. Dasselbe gilt von den Grammatikern der mittellind. Dialekte, des Prākrit (Vararuci und Hemacandra) und des Pāli (Kaccāyana), sowie von den Grammatikern der brahmidischen Idiome. (Über einzelne Werke und Ausgaben s. unter Sanskrit.)

Die Grammatik ist diejenige Wissenschaft, welche die Indier am schärfsten und am vollkommensten ausgebildet haben, und zwar in einer durchaus originellen, von keinem irgendwie nachweisbaren fremden Einfluß beherrschten Weise. Schon der Name vyākaraṇa, eigentlich das Zerlegen, Zerteilen, ist in hohem Grade für die ind. Grammatik bezeichnend, welche seit ihren Anfängen die Zerlegung der Wörter in ihre Haupt- und Nebenbestandteile, als deren erstere die dhātus oder Wurzel (eigentlich Grundlagen, Elemente) erkannt wurden, zu ihrem Hauptbestreben machte. Da die Indier nur ihre eigene Sprache in das Gebiet ihrer Betrachtung zogen und nicht einmal die verschiedenen Phasen derselben von einem histor. Gesichtspunkt betrachten, mußte ihre Auffassung notwendig eine einseitige und oft sogar schiefe und falsche sein; doch ist ihre, wenn auch rein empirische und schematische Methode und zum Teil auch ihre Terminologie an vielen Vorzügen reich und darum auch von erheblichem Einfluß auf die im Anschluß an die Entdeckung des Sanskrit entstandene europ. Sprachwissenschaft gewesen.

Indisches Kaiserreich (British Empire in India), s. Ostindien.

Indischer Reimvers, s. wie Jngwer.

Indische Literatur. Die ind. Literatur geht mit ihren Anfängen bis auf die vorgeschichtlichen Zeiten der arischen Einwanderung zurück. Wir dürfen annehmen, daß die ältesten Hymnen des Veda, welche jener Epoche der Einwanderung und erst partiellen Etablierung der arischen Indier angehören, bis tief in das zweite Jahrtausend v. Chr. hineinreichen, wenn auch ihre schriftliche Fixierung in eine sehr viel spätere Periode fällt. Von jener Zeit an bis auf die Gegenwart haben sich die Hindus eine der umfangreichsten und interessantesten Literaturen geschaffen, und wir zerlegen dieselbe nach den drei Hauptphasen, welche die sprachliche Entwicklung durchmacht, am natürlichsten in die altind., mittellind. und neuind. Literatur. Die erste umfaßt die im Sanskrit (Altindisch) niedergelegten schriftlichen Denkmäler; wir können dasselbe als lebendige Sprache des Volks rund bis 500 v. Chr. rechnen, müssen dabei aber festhalten, daß es als Literatur- und Gelehrtensprache bis auf den heutigen Tag weiter existiert. Die mittellind. Epoche begreift die in den Prākrit oder abgeleiteten Sprachen, zu welcher auch das Pāli gehört, abgefaßte Literatur. Beide sind, wie das Sanskrit, früh zu Schriftsprachen entwickelt und grammatisch fixiert worden und die letztere lebt als die Kirchensprache der süd. Buddhisten auf Ceylon noch gegenwärtig fort. Zu der dritten oder neuind. Epoche, welche wir etwa von

1000 v. Chr. an rechnen, gehört die Literatur der modernen Dialekte Indiens.

Die altindische Epoche zerfällt wiederum in zwei Perioden: die vedische oder geistliche und die nachvedische oder weltliche, auch wohl die klassische Periode oder die Periode des Kunst-Sanskrit genannt. Sie unterscheidet sich von der ersten zunächst in sprachlicher Hinsicht, indem das spätere Sanskrit dem vedischen gegenüber eine große Einbuße in der Flexion, daneben aber eine gewisse konventionelle Starrheit und Gebundenheit des Ausdrucks zeigt, jenes eine Folge des bis zu einem bestimmten Grade ungehindert vor sich gegangenen lautlichen Verfalls, dieses ein Zeichen der schon früh beginnenden Herrschaft der Grammatik über die Sprache. Ein zweiter Unterschied zwischen den beiden Perioden liegt in der metrischen Form, welche in der ältesten, ganz prosaischen Zeit allein, in der spätern, trotz eines sich bald entwickelnden Prosakits, doch vorzugsweise in Betracht kommt. Während die vedische Dichtung als metrisches Prinzip fast ausschließlich die nur im Versauslaut prosodierende Silbenzählung kennt, ist in der spätern Kunstdichtung die rhythmische Quantitierung zum Durchbruch gelangt; zwischen beiden in der Mitte steht der Glosa, die beliebteste Versform des Epos, welches in seinen Haupterscheinungen noch nicht die vollkommene Ausbildung des klassischen Stils verrät. Auch inhaltlich zeigt sich ein deutlicher Gegensatz zwischen den beiden Perioden, insofern die vedische Dichtung, wenn sie sich auch fast nur auf religiöse Dinge bezieht, die Indier noch in einer gewissen Frische und Ursprünglichkeit zeigt, während die spätere Literatur, trotz ihrer Ausbreitung über alle Gebiete, doch den ind. Geist bereits in seiner einseitigen Entwicklung, mit seiner Abkehr von der unbefangenen Anschauung der Außenwelt und seinem Hange, einerseits zur Reflexion und Gräbelsel, andererseits zum Formlosen und Ungeheuerlichen, vor Augen führt.

Man teilt die vedische Literatur gewöhnlich in drei Abteilungen: die erste umfaßt die Samhitās, d. h. die Sammlungen der Vieder und Opfersprüche; die zweite die Brāhmanas, d. h. die prosaischen ergetischen Schriften, welche sich an die Samhitās angeschlossen und mit diesen die grati oder den heiligen Text bildeten, d. h. für geoffenbart oder inspiriert galten; die dritte die Sūtras, kurze ebenfalls prosaische Regeln zunächst wie die Brāhmanas dogmatisch-ritueller Natur, aber nicht mehr zur Offenbarung (grati) gehörend, sondern nur die auf jener beruhende Tradition (smṛti) bildend. Die Sūtras umfaßten mit der Zeit nicht nur die ganze wissenschaftliche Literatur, welche sich an das Studium des Veda angeschlossen und unter dem Namen Vedaṅga (Glieder des Veda) in sechs Abteilungen zerfiel (cikāṣā Phonetik, nirukta Etymologie, kalpa Ceremoniell, vyākaraṇa Grammatik, chandas Metrik, jyotiṣa Chronologie), sondern es wurde nach und nach alles, was der wissenschaftlichen Bearbeitung wert schien, im Sūtra-Stil bearbeitet; dieser aber später gegen die einfachere metrische Form zunächst des Glosa, dann auch anderer künstlicherer Metra aufgegeben, jedoch selbst die trockensten Wissenschaften, wie die Jurisprudenz (in den «Dharmaśāstras») und die Epitographie (in den «Koṣas») im Versen bearbeitet wurden.

Neben der wissenschaftlichen Literatur entwickelte sich aber auch frühzeitig in Indien eine, wie wir sagen würden, schone Literatur, zu welcher das große

Epos Mahābhārata (f. b.) den Übergang bildet. Dasselbe wird weder sprachlich noch metrisch als klassisch anerkannt, steht vielmehr in beiderlei Hinsicht zwischen beiden Perioden in der Mitte. Es gehört seinen verschiedenen Bestandteilen nach verschiedenen Zeitaltern und verschiedenen Verfassern an und ist erst spät, jedenfalls noch nicht in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, in seine jetzige Form gebracht worden. Außer durch diese seine Übergangsstellung ist das Mahābhārata auch als eine sehr reiche Niederlage alten historischen, freilich erst aus einer sagenhaften Umhüllung mühsam herauszuschälenden Stoffe von Bedeutung, was bei dem gänzlichen Mangel rein geschichtlicher Werte in alter Zeit (erst in späteren Jahrhunderten finden sich Königschroniken) doppelt in Gewicht fällt. Alles dies gilt, wenn auch in beschränkterem Maße, von dem zweiten großen Epos, dem **Rāmāyana** (f. b.), welches wenigstens seinem Hauptbestandteile nach als das Werk eines Dichters des Vālmiki, und bereits als ein Kunstgedicht angesehen wird.

Die eigentliche Kunstpoesie (*kāvya*) beginnt für uns etwa erst um 500 n. Chr., nachdem mehrere Jahrhunderte ohne irgend ein bemerkbares litterarisches Denkmal dahingestossen sind, sei es, daß die Occupation des Nordens durch barbarische Völker einen Stillstand in der poetischen Thätigkeit herbeiführte oder daß ein Teil der aus den ersten Jahrhunderten unserer Ära stammenden Litteratur verloren ging, oder, was das Wahrscheinlichste ist, daß beide Factoren zusammenwirkten, wobei der neben oder nach einer längeren Produktionslosigkeit anzunehmende Verlust gerade die Übergangsprodukte betroffen hätte, welche durch die späteren Meisterstücke eines jeden Genres um so leichter verdunkelt und der Vergessenheit preisgegeben werden konnten.

Die poetische Litteratur läßt sich im Sandkrit wie anderswo in Epos, Lyrik und Drama einteilen, wenngleich die Indier das zweite Genre wenigstens theoretisch nicht kennen, so sehr auch, oder vielleicht gerade weil das lyrische Element (Naturbilderungen, Liebesergüsse, Reflexionen, Belehrungen u. s. w.) die gesamte ind. Poesie beherrscht. Von den epischen Kunstgedichten sind die berühmtesten die sog. **Mahākāvya** oder großen Gedichte, zu welchen der **«Rāghavamca»**, **«Kumārāsambhava»** und **«Moghadūta»** des Kālidāsa, der **«Kīrītārjunīya»** des Bhāravi, der **«Cūṣṭhāvalāda»** des Māgha und das **«Naishadhacarita»**, von einigen auch das **«Bhāttikāvya»** gerechnet werden. Einige von diesen Gedichten, namentlich das dritte und sechste, sind mehr lyrischer als epischer Natur; alle behandeln sie mythische oder heroische Stoffe, die meist schon in den beiden großen Epen eine bestimmte künstlerische Form gewonnen haben. Sie zeichnen sich besonders durch Schönheit der Sprache und durch eine große Mannigfaltigkeit der metrischen Form aus, indem nicht nur der alte Glosa, sondern eine Menge rhythmisch-quantitirender Metra in bunter Folge angewandt werden. In einigen Gedichten, wie in dem wohl fälschlich dem Kālidāsa zugeschriebenen **«Nalodaya»**, und dem **«Rāghavapāṇḍavīya»** des Raviśa, artet die sprachliche und metrische Kunstfertigkeit zur Spielerei aus. In formeller Beziehung einfacher, aber dem Inhalte nach um so schmückender und für den europ. Geschmack unerquicklicher sind die Purāṇas, umfangreiche Gedichte, welche Kosmogonie, Geschichte, Mythologie, Religion und Philosophie behandeln, und zwar auf

alter Tradition beruhen, wie sie aber vorliegen, sehr späten Datums sind und zu den letzten Ausläufern der epischen Poesie gehören. Auch die Fabel-, Märchen- und Romanbildung hat in Indien in hoher Blüte gestanden. Wir erwähnen hier nur die Hauptwerke dieser durch ihren Einfluß auf das Abendland besonders wichtigen Litteraturgattung, für die Fabel das **«Paścātāntra»**, dessen Auszug der **«Hitopadeśa»** ist, für das Märchen den **«Kathāsaritsāgara»**, für den Roman das **«Daśakumāracarita»**, die **«Vāsavadattā»** und **«Kādambari»**. In der Fabel ist der Prosaстил für die Handlung wenigstens durchgebrungen, während das Raisonnement die poetische Einkleidung trägt; für den Roman ist eine eigentümliche, sehr schwerfällige und gestankelte Prosa herausgebildet worden, welche schon in dem ältesten Werke dieser Art, dem **«Daśakumāracarita»**, sich zeigt.

Die lyrische Poesie, soweit sie sich von der epischen trennen läßt, erscheint am häufigsten in der Form einzelner zwei- oder vierzeiliger Strophen, also in **Truhen** oder **Quatrains**, die jedes für sich abgeschlossen sind und sich nur selten zu einem größeren Ganzen vereinigen. Meist sind diese Sprüche gnomischer, didaktischer oder erotischer Natur, so bei den bekanntesten Dichtern dieser Gattung, **Bhārtihari** und **Amaru**. Das Schönste und Wichtigste der sehr bedeutenden ind. Sprachbildung finden wir in der Sammlung von **Böhtlingen** (**«Indische Sprüche»**, 3 Bde., 2. Aufl. 1870—73) in Text und Übersetzung. Größere rein lyrische Gedichte von einheitlicher Komposition sind im ganzen selten; ein Beispiel ist der unter dem Namen des Kālidāsa gehende **«Ritasambhāra»** (die Schilderung der Jahreszeiten), oder der **«Gitagovinda»** des Jāgabdeva, bei dem die dramatische Einkleidung eine mehr äußere ist.

Das Drama (*nāṭya*) ist in Indien ebenfalls seit dem Aufblühen der Kunstpoesie stark vertreten, und zwar durch einige Meisterwerke neben einer großen Anzahl mittelmäßiger und schwacher Produkte. Trotz einer durchaus eigenartigen Entwicklung dürfte sich gleich. Einfluß im einzelnen hier nicht bestreiten lassen. Zu den ältesten der uns erhaltenen Stücke gehört das **«Mrchakatika»** des Königs Śūdraka und die drei Dramen des Kālidāsa, von denen namentlich die **«Cakuntala»** eine der schönsten und bei uns am längsten bekannten Werke der ind. Litteratur ist. Neben Kālidāsa ist der geschätzteste dramatische Dichter **Bhāvabhūti**, welcher ebenfalls drei Stücke geschrieben hat. Die Dramen der spätern Zeit haben weniger poetischen Wert und verlieren sich meist in Schwulst und Künstelei.

Seine Stoffe entnimmt das ind. Drama vorzugsweise der Mythologie und der epischen Heldensage, selten der Geschichte oder dem bürgerlichen Leben. Eigentümlich ist ihm der von der Theorie ausdrücklich vorgeschriebene, in allen Fällen glückliche Ausgang der Handlung, sobald es eigentlich nur Lustspiele gibt, wenngleich das ernste Schauspiel (*nāṭaka*) sich von der eigentlichen Komödie oder Posse (*prahasana*) in der ganzen Anlage deutlich unterscheidet. Die Form der Rede ist aus Prosa und Poesie gemischt; in jener wird der Dialog und die Handlung weiter geführt, während die lyrische Stimmung in gebundener Sprache ihren Ausdruck findet. Nur die Männer und die vornehmen Personen sprechen Sandkrit, die Frauen und Niedriggestellten einen Prakritdialekt. Der Umfang der Dramen ist ein sehr verschiedener; meist sind fünf

Alle vorhanden, doch meßelt die Zahl derselben zwischen fünf und zehn.

In nahesten Zusammenhang mit der Poesie steht die sog. Alamkāra (Schmuck, d. h. Rebeschmuck-) Literatur, Schriften über Rhetorik und Poetik, welche ihre Theorie aus den Meisterwerken einer jeden Gattung entnehmen und weiter führen, dabei aber auch den Dichtern praktische Regeln über Stil und Komposition an die Hand geben. Sie sind bis jetzt fast ausschließlich in Indien bearbeitet worden; eine zusammenhängende Darstellung der poetischen Theorie der Inder gibt es noch nicht.

Die wichtigsten europ. Arbeiten auf dem Gebiete der Sanskritliteratur sind: Albrecht Weber, „Ind. Literaturgeschichte“ (2. Aufl., Berl. 1875); für die älteste Zeit M. Müller, „History of ancient Sanskrit literature“ (Lond. 1859); derselbe, „The Renaissance of Sanskrit literature in India what can it teach us“ (Lond. 1883; namentlich in chronol. Beziehung von höchster Wichtigkeit). Wegen Monographien über einzelne Literaturgattungen, sowie über einzelne Werke und Ausgaben vgl. unter Sanskrit.

Die mittelindische Epoche wird durch die in Pāli und Prākṛit abgefaßten Schriften eingenommen. Diejenige Entwicklung der Sprache, welche im weiteren Sinne Prākṛit heißt (worunter dann auch das Pāli eingeschlossen ist), rechnen wir rund von 500 v. Chr.; sie wird durch den weiter um sich greifenden lautlichen Verfall charakterisiert, welchen die nicht von der Grammatik beeinflussten Volksdialekte im Gegensatz zum Sanskrit erleiden. Bald aber entwickeln sich auch hier wieder zu literarischen Zwecken Schriftsprachen, während die gesprochenen Dialekte den natürlichen Weg gingen und so allmählich den modernen Idiomen Entstehung gaben. Das eigentliche Prākṛit im Gegensatz zum Pāli zerfällt wiederum in mehrere Dialekte, welche in den Grammatiken in ähnlicher Weise fixiert wurden wie das Sanskrit. Die Prākṛitliteratur ist ebenfalls bedeutend, wenn auch nicht so umfangreich wie die Sanskritliteratur. In den verschiedenen Prākṛitdialekten ist ein Teil der buddhistischen und der Jainaaliteratur geschrieben; ferner gab es epische, lyrische und dramatische Dichtungen in Prākṛit, welche aber durchaus nach Sanskritmustern abgefaßt sind und dieselbe Anständigkeit in Sprache und Stil zeigen, wie die spätern Produkte der Kunstpoesie des Sanskrit. (S. unter Prākṛit.)

Das Pāli spielt als die Kirchensprache der Buddhisten noch heute ungefähr dieselbe Rolle, welche das Latein im europ. Mittelalter einnahm. Es hat ebenfalls eine reiche Literatur aufzuweisen, nämlich nicht nur den dreiteiligen buddhistischen Kanon (tripiṭaka), sondern auch Legendensammlungen, histor. Werke u. s. w. (S. unter Pāli.)

Die neuindische Epoche ist zwar auch reich an literarischen Werken; dieselben sind aber noch wenig zur Kenntnis der Europäer gelangt und nicht von der Bedeutung wie die Denkmäler der ältern Epochen. Von den nördl. Dialekten hat, namentlich das Hindi und das stark mit semit. Elementen vermischt Hindustani eine reiche Literatur aufzuweisen; nächstdem das Bengali, wo sich neuerdings eine sanskritische und eine engl. Schule gegenüberstehen, und das Maṭhāṭhi, dessen Königschroniken besonders berühmt sind. Im Panjabi sind die heiligen Schriften der Sikhs (s. d.) niedergelegt. In der Literatur aller dieser Sprachen spielt die Über-

setzung, vorzugsweise aus dem Sanskrit, aber auch aus dem Arabischen und Persischen, ja neuerdings auch aus dem Englischen, eine große Rolle. — Verhältnismäßig unabhängiger vom Sanskrit ist die Literatur der dravidischen Sprachen; doch besteht auch sie vorherrschend aus Übersetzungen und Nachbildungen der Kunstwerke des Sanskrit. (S. Indische Sprachen.)

Indisches Meer, s. Indischer Ocean.

Indischer Ocean oder **Indisches Meer** heißt der zwischen dem Atlantischen und dem Eilen Ocean gelegene Teil des Weltmeers. Seine Grenzen sind gegen N. die Südküste von Persien, Vorderindien und der westlichste Teil von Hinterindien; gegen W. Arabien, die Ostküste Afrikas von dem Vorgebirge Guardafui bis zu seiner Südspitze sowie der 20. östl. Meridian bis zum südl. Polarkreise; gegen S. der letztere. Seine östl. Grenze stellt sich als durch die Westküste von Hinterindien, die Insel Sumatra und eine von der Südwestspitze der Insel Java längs der Westküste von Australien gezogene, bis zum südl. Polarkreise verlängerte Linie gebildet dar. Innerhalb dieser Grenzen umfaßt er ein Areal von 74011 717 qkm, welches, fast ganz innerhalb der südlichen gemäßigten und heißen Zone der östl. Halbkugel gelegen, sich nur mit seinem nordwestlichsten Teile über den Wendekreis des Krebses, bis gegen 30° nördl. Br., in die nördlich gemäßigte Zone hinein erstreckt. Der südl. Wendekreis teilt den Indischen Ocean in eine nördl. und südl. Hälfte. Hauptteile desselben sind der Meerbusen von Aden, aus dem die Straße Bab-el-Mandeb in das Rote Meer führt, welches durch den Suezkanal mit dem Mittelindischen Meere in Verbindung steht; der durch die Meerenge von Ormuz mit dem Golf von Persien verbundene Golf von Oman; der Golf von Cambay zwischen der Halbinsel Guzerat und der Nordwestküste von Vorderindien; der sich nordöstlich zu der Balkstraße verengende Golf von Manasar zwischen der Südspitze von Vorderindien und Ceylon, sowie der Meerbusen von Bengalen zwischen Vorder- und Hinterindien.

Der Indische Ocean ist nicht reich an Inseln. Die meisten derselben liegen in der Nähe des ihn begrenzenden Festlandes. Hierzu gehören Madagaskar, die Maskarenen, Mauritius, Réunion und Rodriguez; weiter nördlich die Gruppe der Amiranten und Seyellen und noch weiter östlich der Chagos-Archipel, nördlich von diesen die Kalebiven und Ladeiven; östlich von der Nordostspitze Afrikas die Insel Socotora; an der Südspitze von Vorderindien Ceylon und westlich von Hinterindien die Gruppen der Andamanen und der Nicobaren; die südwestlich von Java gelegenen Molos- oder Keelinginseln, sowie noch weiter gegen Süden Amsterdam, St.-Paul, Kerguelen und die Crozet- und Macdonaldinseln. Die Hauptflüsse, welche sich in den Indischen Ocean ergießen, sind von Afrika der Zambesi, von Asien die Vereinigung des Euphrat mit dem Tigris, die Rerabadda, die Rissnah, der Godaweri, der Mahanaddy, der Ganges und Brahmaputra, der Irawaddy und der Salween. Die Schifffahrt zwischen Europa und dem östl. Asien findet um das Vorgebirge der Guten Hoffnung oder, seit der Eröffnung des Suezkanals, durch diesen statt, während die Straße von Malakka zwischen der Malaiischen Halbinsel und der Insel Sumatra, sowie die Sundakstraße zwischen Sumatra



und Java die Hauptverbindungswege zwischen der nördl. Hälfte des Indischen Oceans und dem westl. Teile des Stillen Oceans darstellen und daher für die Schifffahrt und den Handelsverkehr von größter Wichtigkeit sind. (Hierzu eine Karte: Indischer Ocean.)

Indische Philosophie. Die Philosophie hat sich in Indien im engsten Anschluß an die Religion entwickelt, sodaß es hier schwerer ist als anderwärts, die Grenzen beider Gebiete abzugrenzen. Späterer Einfluß ist weder in ältern noch in neuern Zeiten nachweisbar. Die Anfänge der philos. Betrachtung können wir in Indien bis in das Zeitalter der vedischen Hymnendichtung zurückverfolgen, wo bereits die Fragen nach dem Wesen der Gottheit, nach dem Ursprung der Welt, nach dem Selbsten und Nichtselbsten u. dgl. aufgeworfen und erörtert werden. Auch die Brahmanas, ritualistische Schriften, welche die zweite Hälfte der vedischen Literatur ausmachen, beschäftigen sich abermals mit Betrachtungen dieser Art, wie sich z. B. im Satapathabrahmana bereits die Vorstellung von einem künftigen Leben und einer Vergeltung nach dem Tode findet. Ihren Höhepunkt erreicht die Speculation aber erst in den Upanishads, religiös-philos. Abhandlungen, welche Anhänge zu den Brahmanas bilben und wie diese und die Mantras (d. h. Hymnen) für geoffenbart oder inspiriert gelten. In ihnen findet sich bereits der pantheistische Gedanke eines großen allgemeinen Geistes, der allein existiert und mit dem alle übrigen Wesenheiten eins sind, ausgeführt und begründet. Im Laufe der Zeit (gewiß schon ein halbes Jahrtausend v. Chr.) gingen aus den Speculationen dieser Art die sechs Darśanas, d. h. Anschauungsweisen oder Systeme hervor, welche noch heutzutage das geistige Leben der Hindus beherrschen: der Nyāya, begründet von Gautama, der Vaiśeṣika des Kaṇāda, der Sāṅkhya des Kapila, der Yoga des Patañjali, die Mīmāṃsā des Jaimini und der Vedānta des Bādarāyaṇa oder Vyāsa. Diese Systeme gelten für orthodox; sie sind durch eine Art von Kompromiß zwischen dem Brahmanismus und dem Nationalismus zu Stande gekommen, indem der erstere dem letztern durchaus freien Spielraum gewährte, dieser aber dafür die Hauptstützen des bestehenden religiösen und sozialen Systems, d. h. die Autorität des Veda und die Unverletzlichkeit des Kastenwesens, damit aber auch die geistige Herrschaft des Priesterstandes formell anerkannte.

Keins von diesen Systemen also steht im Gegensatz zur Religion; im Gegenteil haben sie alle die Autorität (wozu auch der Veda gehört) als eins der Erkenntnismittel ausdrücklich anerkannt. Auch sonst haben sie mancherlei Berührungspunkte, was sich aus einem bereits durch viele Jahrhunderte erarbeiteten, zum Gemeingut der Gebildeten gewordenen Gedankenschatz erklärt; namentlich stimmen sie alle in dem Hauptziel der Philosophie überein, welches darin bestehen soll, durch wahre Erkenntnis des Wesens der Seele dieselbe von dem Weltselben, der Wurzel alles Übels, zu befreien. In der Art und Weise aber, wie dies erreicht werden soll, gehen die Systeme weit auseinander. Wir heben nur die wesentlichsten Punkte, in welchen sie voneinander abweisen, hervor. Am meisten rationalistisch sind Nyāya- und Vaiśeṣika-Doktrin, welche ursprünglich getrennt waren, später aber zu einem System vereinigt sind. Jene hat es besonders mit der Logik zu thun, deren eigentümliche Ausbildung

zuweisen an die Griechen erinnert, diese mit der Metaphysik. Die Welt setzt sich aus Atomen (anu) zusammen, letztere sind unzählig und ewig, jedes hat seine besondere Essenz (vīcāha). Ihre Vereinigung wird nach der ältern Anschauung durch eine unsichtbare Kraft (adṛakṣa) bewirkt; nach der spätern wird jedoch die Existenz einer höchsten Seele (paramātmā) angenommen, welche als Weltbildner gilt und der wiederum die lebenden Einzelseelen (jīvātman) entgegengesetzt werden. Wir haben hier also einen Dualismus, ein übersinnliches Prinzip neben den materiellen Atomen. Noch entschiedener dualistisch (dvaitavādin) ist das Sāṅkhya-System, welches den Gegensatz zwischen Natur (prakṛti) und Geist (puruṣa) durchaus festhält und den Unterschied derselben zum höchsten Inhalt der Erkenntnis macht. Nach der spätern populären Auffassung werden beide als männliches und weibliches Schöpfungsprinzip personifiziert. Der Yoga setzt an Stelle der Erkenntnis als höchstes Prinzip, um die Befreiung der Seele zu bewirken, die mit forperlichen Kasteiungen verbundene Meditation, welche aber auf ein leeres Hinbrüten hinauskommt und kaum mehr etwas mit der Philosophie zu thun hat. Auch die Mīmāṃsā darf nur wegen ihrer wissenschaftlichen Methode ein philos. System genannt werden, nicht wegen ihres Inhalts, welcher die rechte Erklärung des Veda bildet, aus dem die Pflicht (dharma), d. h. ein Komplex ritueller Vorschriften, abgeleitet wird. Dagegen ist der Vedānta ein streng wissenschaftliches und zwar monistisches (advaitavādin) System, begründet auf dem Pantheismus der Upanishads. Es existiert nach ihm nur das Eine ohne ein Zweites (ekam evādvītyam), als das höchste Denk- und Daseinsprinzip; es heißt hier das Brahma, und die Vereinigung mit ihm durch die richtige Erkenntnis ist das höchste Gut. Nach einer spätern Fassung wurde der Gegensatz zwischen Geist und Erscheinungswelt dadurch beseitigt, daß man die letztere als ein Trugbild (māyā) auffaßte und es als Hauptzweck der Philosophie hinstellte, dieses Trugbild durch Erkennung des Brahma zu zerstören.

Diese Systeme, von denen namentlich das letzte bis auf den heutigen Tag in Indien eine Menge von Anhängern zählt, sind uns in derjenigen Form überliefert, welche die dritte Periode der vedischen Literatur charakterisiert, nämlich in der Sātraform, d. h. in ganz kurzen, mitunter geradezu rätselhaften Sätzen, welche durchaus eines Kommentars bedürfen. Wann diese Form für die philos. Darstellung üblich wurde, ist bis jetzt ebenso wenig zu entscheiden, als wie die Systeme ihrem Alter nach aufeinander folgen. Die ältesten und berühmtesten Kommentatoren, Kumarila zur Mīmāṃsā, Saṅkara zum Vedānta, schreiben um 700 und 800 n. Chr.

Zu erwähnen ist noch das in das Mahābhārata aufgenommene philos. Lehrgebiht Bhagavad-Gītā (s. d.), welches die Yoga-, Sāṅkhya- und Vedāntalehre zu vereinigen sucht. Von den nicht-brahmanischen Systemen der nāstikas (etwa Nihilisten, Ketzer) kommen außer der nicht sowohl religiösen als philos. Doktrin der Buddhisten und Jains (s. d.), namentlich die Tschārvākā (Materialisten in Betracht); sie verwerfen die Autorität des Veda und lassen als Erkenntnismittel überhaupt nur die sinnliche Wahrnehmung gelten, sie leugnen auch die Verschiedenheit der Seele vom Körper und die Wirklichkeit eines geistigen Prinzips bei der Erschaffung

der Welt. Es versteht sich danach von selbst, daß sie auch die Oberherrschaft des Priesterstandes und die Unverletzlichkeit des Kastenwesens nicht anerkennen. (Über die wichtigsten Werke über ind. Philosophie, sowie die einzelnen Ausgaben der philos. Werke s. unter Sanskrit.)

Indische Vidas, s. unter Mixed pickles.

Indische Religion. Indien ist das wichtigste Land der Erde für die Geschichte der Religion, die hier in den verschiedensten Formen zur Erscheinung gelangt ist. Die wichtigste ist die religiöse Entwicklung der ind. Arier, in welcher sich auf Grund der zugänglich gewordenen Quellen vornehmlich folgende allmählich eingetretene Stufen unterscheiden lassen:

1) Die alte Lehre der Veda s. Nach den Hymnen, welche in den Vedas enthalten sind, werden die persönlich gedachten, aber bei weitem weniger als bei den Griechen vermenschlichten Naturerscheinungen als Götter verehrt; dieselben haben den Gesamtnamen *Devas* (die Himmelschen) oder *Aśuras* (die Lebendigen) oder *Asitvas* (die Söhne der *Asiti*, der als die Göttermutter gedachten Unendlichkeit). Einer der ältesten, bereits der indogerman. Vorzeit angehörenden Götter ist *Dyaus*, der Himmel, als dessen Gemahlin die Erde (*Prithivi*) gilt; er tritt aber schon im Veda etwas zurück gegen einen andern, spezifisch ind. Himmelsgott *Indra* (s. d.), der am häufigsten an der Spitze der Götter erscheint. Sodann gemessen eine hohe Verehrung *Agni*, der Gott des Feuers, *Sūrya* oder *Savitar*, auch *Bhaskara* genannt, der Sonnengott, *Uśas*, die Göttin der Morgenröte, die beiden *Asvins* oder Reiter, *Varuna*, ein Himmelsgott, aber auch zugleich der Vorsteher der physischen und sittlichen Weltordnung, häufig in Verbindung mit dem freundlichen Gott *Mitra* angerufen, *Soma*, ursprünglich die Personifikation des berausenden Trankes aus der Pflanze gleichen Namens, *Brhaspati*, die personifizierte Kraft des Gebets u. s. w. Über die Verehrung dieser Naturkräfte, welche vielleicht bei dem größten Teile des Volkes den Hauptbestandteil der Religion ausmachte, erhebt sich aber schon in den spätern vedischen Schriften, namentlich den *Upanishads*, der höhere Gedanke eines einzigen unendlichen Urhebers der Welt, durch welchen die als Gottheiten gedachten Naturkräfte walten, und gegen welchen sie nur als untergeordnete, vergängliche Wesen erscheinen. Dieser unendliche Urheber der Welt ist der *Brahma* (s. d.). Durch sein Wort traten die Wesen der sichtbaren Welt in das Dasein, und eine seiner vorzüglichsten Manifestationen ist die Sonne. Durch Tugend, Schulblosigkeit und Andacht soll der Mensch seine Seele auf Erden läutern. Nach dem Tode wird die Seele nach Maßgabe ihres frühern Betragens in einen neuen Körper versetzt, so daß der Mensch als höheres oder niedriger stehendes Wesen, je als Tier oder Pflanze wiedergeboren wird, ein wesentlicher Unterschied von dem ältern Glauben an eine als Lohn für den frommen Wandel gewährte Unsterblichkeit. Zuletzt lehrt die völlig geläuterte Seele in den Schoß des Urwesens zurück, aus welchem sie hervorging.

2) Die spätere Naturverehrung der *Spas* und der *Buranas*, die sich allmählich aus der einfachern Lehre der Vedas entwickelte. Auch hier erscheinen einzelne Naturkräfte, Elemente und Naturwesen als Gottheiten oder als von göttlichen Vorstehern regiert. Die Sagen und Dichter trugen die Geschichte dieser zahlreichen Naturgötter in weit aus-

gedehnten Kreisen von Mythen vor. Die drei Hauptgottheiten, welche besonders hervortreten und die nachweislich Öttertias (*Trimurti*, eigentlich Dreigestalt) bilden, sind *Brahma*, *Siva* und *Viṣṇu*. *Siva*, d. h. der Glücklich, wahrscheinlich die Feuerkraft, als Belebende und Zerstörerin des Weltalls gedacht, ist der Hauptgegenstand der Verehrung der zahlreichen Religionspartei der *Sivaiten*, welche ursprünglich im nördl. Indien ihren Sitz gehabt zu haben scheint, aber nachher auch weiter sich verbreitete. *Siva* führt die Beinamen *Ivara*, d. i. Herrscher, *Rādhadeva*, d. i. großer Gott, *Kubra*, d. i. Fürchterlicher, *Śhānu*, d. i. der Beständige, u. s. w. Er wird dargestellt mit weißer Hautfarbe, drei Augen, vier Armen und einen Dreipaß tragend, zur Bezeichnung seiner Herrschaft über die drei Welten. Symbole dieses Gottes sind der mit der Spitze nach oben gelehrte Triangel (Δ), welcher die Flamme andeutet, und das *Linga* oder der *Phallus* (s. d.) zur Bezeichnung der belebenden, zeugenden Naturkraft *Sivas*. Seine Gattin erscheint in verschiedenen Gestalten und heißt bald *Bhāvanī*, d. i. Natur, bald *Pārvatī*, Tochter des Bergs, bald *Siva* im Gebirge wohnt; bald *Durga*, d. i. Schwernehbare, bald *Kālī*, als schreckliche Zerstörerin des Weltalls. Abteilungen der *Sivaiten* sind die *Saktas*, welche vorzüglich die *Bhāvanī* oder weibliche Naturkraft, die *Lingā*, die das *Linga* oder die männliche Naturkraft, und diejenigen, welche den *Siva* als *Arbhānāri*, d. i. Mannweib, oder als männliche und weibliche Kraft in sich vereinigen verehren. *Viṣṇu*, d. i. der Durchdringer, wahrscheinlich der Äther, als belebendes Prinzip des Weltalls, ist der Hauptgegenstand der Verehrung der Religionspartei der *Viṣṇuiten*, welche gegenwärtig die weitverbreiteste in Indien zu sein scheint. *Viṣṇu* hat einen mildern Charakter als *Siva*. Auch er führt zahlreiche Beinamen; einer der häufigsten ist *Śaṅkṛ*, d. i. der Grüne; wie er denn auch grünfarbig oder dunkelblau dargestellt wird. Eins seiner Hauptattribute ist die *Lotosblume*. Oft scheint unter *Viṣṇu* auch das Wasser gedacht zu sein, und hierauf bezieht sich vielleicht sein Symbol, der Triangel mit der Spitze nach unten (∇), als Zeichen des Wassers. Seine Gattin heißt *Śrī*, d. i. Glückseligkeit, oder *Laṣṭmī*, d. i. Schönheit. Die Verehrung *Viṣṇus* scheint besonders bei dem gebildeten Teile des Volkes Eingang gefunden zu haben. Der den *Viṣṇu* betreffende Mythenkreis erzählt vorzüglich die zehn Verkörperungen desselben oder seine körperlichen Erscheinungen in der Welt, *Avatāras*, d. i. Hinabstufungen genannt, welche er annahm, um das Böse zu überwältigen, und mit denen die *Burānas* sich viel beschäftigen. Diese Verkörperungen enthalten teils physische und religiöse Ideen, teils histor. Sagen. Unter dem Namen *Viṣṇu* an der Spitze *Koromandel* und anderwärts verehrt.

Neben diesen drei Hauptgöttern erscheint im Volksglauben und in den Sagen der Dichter noch eine große Anzahl Untergötter, welche meist Personifikationen physischer Gegenstände sind. Dazwischen gehören zuvörderst die vier (oder acht) *Weltbeherrscher*: *Indra*, d. i. das sichtbare Firmament, *Agni*, d. i. das Feuer, *Vāma*, d. i. die Unterwelt, *Varuna*, d. i. das Wasser, *Sūrya*, d. i. die Sonne, sodann *Vayu*, d. i. der Wind, *Prithivī*, d. i. die Erde, und *Soma*, d. i. der Mond; ferner *Gāṇḍa* oder *Karttikeya*, der Führer der Götterheere, *Gaṇeśa*, der Gott des

Klugheit und Gelehrsamkeit, Râma, der Gott der Liebe, Kubera, der Gott des Reichthums, und Gangâ, die Nymphe des Ganges u. s. w. Diesen folgt eine lange Reihe Halbgötter, Dämonen, heilige Wesen und Helden, z. B. die Vândharvas oder himmlischen Sänger, die Ipsarâsas oder himmlischen Nympphen, die Vâlschas oder Schatzhüter im Gebirge, die Kâlâschas oder Hobolds, die Rinnaras oder Waldmenschen. Die äußere Verehrung dieser Götter bestand und besteht noch gegenwärtig bei den Indiern in Opfern, Gebeten, Waisungen, Wallfahrten zu heiligen Orten und Wägungen. Doch herrscht hierin in den verschiedenen Landschaften und Städten große Verschiedenheit, sowie denn auch an dem einzelnen Orten bald dieser, bald jener Gott vorzugsweise verehrt wird, und zwar bald in dieser, bald in jener speziellen Darstellung und Form. Übrigens ist die polit. Einteilung der ind. Bevölkerung und das ganze System der Kasten (s. d.) mit den religiösen Mythen eng verknüpft und durch dieselben geheiligt. Nach den Priestern der Indier, den Brahmanen (s. d.), wird die nationale ind. Religion gewöhnlich Brahmanismus genannt.

3) Der Buddhismus oder die Lehre des Buddha (s. d.), etwa um 500 v. Chr. entstanden, welcher die Götter und das Kastensystem verwirft, die Gleichberechtigung aller Menschen lehrt und das höchste Ziel in die durch Vernichtung der Leidenschaften und wahre Erkenntnis zu erreichende Erlösung der Grikens (Nirvâna) setzt.

4) Die Religion der Dschainas oder der Anhänger des Dschina (Mahâvira), gleichzeitig mit dem Buddhismus entstanden und mit diesem in vielen Stücken verwandt, scheint vom 8. bis 11. Jahrh. n. Chr. im süd. Indien weit verbreitet gewesen zu sein, wo noch jetzt ihr Hauptsitz ist. Brachttvolle alte Wärmortempel der Dschainas findet man besonders in der Provinz Guzerate und den Staaten der Rajpoots. Sie nehmen die ind. Götterwelt an in Art und Weise der Vishnuiten; hauptsächlich verehren sie ihre 24 ältesten Lehrer, Arhats, d. i. Würdige, oder Tirthâkars, d. i. Erretter genannt, und Bildsäulen derselben sind in den Tempeln aufgestellt. Das Ansehen der Vedas verwerfen sie; doch lesen sie die Purânas. Ihre heiligen Bücher sind zum Teil in der Prâkritsprache abgefaßt. Gleich den Buddhisten empfehlen sie ein schuldloses und ascetisches Leben; nicht das geringste lebende Wesen darf getödtet werden, weshalb sie auch Tierhospitäler für alle Arten der Thiere unterhalten. Durch reines Leben wird nach ihrer Ansicht die Seele endlich so geläutert, daß sie zum Nirvâna, d. h. zur vollständigen Identifizierung mit der Weltseele, gelangen kann. Der Hauptort ihres Kultus ist jetzt Valligota, nicht weit von Seringapatam in Mysore, wo auch ihr Oberpriester seinen Sitz hat. Um 1700 seit dem Beginn unserer Zeitrechnung teilen sich die Dschainas in Svetâmbaras und Digambaras (Weißgekleidete und Nackte), welche beiden Sekten sich aber weniger durch ihre Lehre als durch ihren bei der letztern einer strengern Regel unterworfenen Lebenswandel unterscheiden. Die Gemeinde zerfällt wiederum in Srâvaks, d. i. Hörende oder Laien, und Satrnas, d. i. Strebende oder Priester.

Außerdem gibt es in Indien eine unzahlige Menge von Religionssekten, die seit einer Reihe von Jahrhunderten sich entwickelt haben. Ihrem Grundwesen nach sind dieselben gegenwärtig insgesamt monothetisch und von dem Streben durchdrungen,

die Anhänger der verschiedenen religiösen Systeme in Indien zu verschmelzen und zu vereinigen. Die wichtigste unter ihnen sind die Sekte der Sîthas (s. d.), die auch eine Zeit lang eine bedeutende polit. Rolle gespielt hat, und in neuester Zeit der Brahmâsôma dîsch (s. d.), welcher möglichste Annäherung aller Religionen unter Aufhebung der verschiedenen Kultusformen anstrebt.

Eine befriedigende Darstellung der ind. Religion, der leitenden Ideen derselben, des Kultus und der Mythologie in der histor. Entwicklung fehlt noch. Das beste Material dazu lieferten die Engländer Colebrooke (*«Essays on the religion and philosophy of the Hindus»*, 2. Aufl., Lond. 1838) und Wilson in jenseitigen Abhandlungen. Vgl. ferner Moore, *«Hindu Pantheon»* (Lond. 1810; neue Aufl. von Simpson, Madras 1864); Coleman, *«Mythology of the Hindus»* (Lond. 1832); Muir, *«Original Sanskrit Texts, etc.»* (Bd. 4, Lond. 1863; 2. Aufl. 1873); Burn, *«Geschichte der ind. Religion im Umriss dargestellt»* (Basel 1874); Trumpp, *«Die Religion der Sîthas»* (Lpz. 1881), und die Arbeiten von Lassen, Benfey, Roth, Max Müller, Albr. Weber, Abals, Kuhn, Spiegel, de Gubernatis u.

Indische Sprachen nennt man gewöhnlich die ganze beträchtliche Anzahl der im vordern Indien einheimischen Sprachen, in der Wissenschaft jedoch faßt man unter dieser Benennung nur diejenigen ind. Sprachen zusammen, welche dem indogerman. Sprachstamme angehören und eine der acht Hauptgruppen desselben bilden. An ihrer Spitze steht das Sanskrit (s. d.), die wenn auch nicht lautlich, so doch flexivisch ursprünglichste der uns erhaltenen indogerman. Sprachen, zu welcher sich das Altiranische, Altarmenische, Altgriechische, Lateinische, Keltische, Germanische und Lettoslawische wie jüngere Schwestern, die auf ind. Boden entwickelten Idiome aber wie Lächer zu ihrer Mutter verhalten. Zunächst entwickelte sich aus derselben die von den Indern mit dem Namen Prâkrit (s. d.) bezeichnete Vulgarsprache (bhâsha), welche schon im 3. Jahrh. v. Chr., wie Inschriften aus der Zeit des Asoka beweisen, in wenigstens drei Hauptdialekten die Sprache des gewöhnlichen Lebens geworden war, gegenüber dem Sanskrit, das, durch die Grammatiker fixiert, von nun an als Hochsprache nur in den Schulen und in den Werken der Wissenschaft und Litteratur fortlebte. Daher sprechen in den ind. Dramen auch nur Personen von Rang, Fürsten und Brahmanen, in Sanskrit, während sich die Personen aus dem Volke und die Frauen verschiedener Prakritmundarten bedienen. Namentlich diese Anwendung des Prâkrit in der dramatischen Litteratur mag Veranlassung zu der frühzeitigen grammatischen Verarbeitung desselben gegeben haben. Der achte Prâkritgrammatiker ist Panatîhi (herausg. von Cowell, Lond. 1864; 2. Abdruck, Lond. 1868), nach ihm Hematîkandira (herausg. v. Bombay 1873 und von Vischel, Halle 1877 und 1880; vgl. auch Lassen, *«Institutiones linguae Pracriticae»*, Bonn 1837, und Vischel, *«De grammaticis Pracriticis»*, Bresl. 1874). Die heiligen Bücher der Dschainas sind ebenfalls in einer Mundart des Prâkrit abgefaßt; vgl. G. Müller, *«Beiträge zur Grammatik des Jaina-Prâkrits»* (Berl. 1876), und manche andere, namentlich poetische Sprachdenkmäler.

Aus einer der zur Zeit des erblühenden Buddhismus gesprochenen Prâkritmundarten entwickelte

sich das Pali (s. d.), welches, von den Buddhisten mehrfach zur Abfassung ihrer heiligen Schriften verwendet, so zur heiligen Schriftsprache für diese wurde und sich dann mit dem Buddhismus nach Ceylon und Hinterindien verbreitete. Noch gegenwärtig entspricht die Anwendung des Pali daselbst ganz der des Lateins in Europa in den früheren Jahrhunderten; Schriften, welche auf eine weitere Verbreitung berechnet sind, besonders die, welche religiöse Gegenstände behandeln, werden in dieser Sprache geschrieben. Unter den einheimischen Grammatiken ragt die des Katicschayana hervor (*«Introduction to Katicschayana's grammar»* von d'Alwis, Colombo 1863), auch mehrfach von Europäern bearbeitet; am populärsten ist die vielfach in Pali und Singhales. Sprache kommentierte des Bālavāidra, unter den Wörterbüchern die *«Abhidhāna-ppadīpikā»* des Roggalana (erster bearbeitet, letztere herausg. von Clough, Colombo 1824; neue Aufl. des Wörterbuchs von Wastadum Subhūti) am geschätztesten. Ein Pali-engl. Wörterbuch gibt es von Childers (*«Dictionary of the Pali language»*, Lond. 1872—75). Neben den heiligen Schriften der Buddhisten, zu welchen Buddhabhosa weitaufgehe Kommentare schrieb, umfaßt die Pali-Litteratur unter andern noch Legenden Sammlungen und wichtige histor. Werke in Versen.

Schon vor dem 10. Jahrh. hatte sich aus den Prakritmundarten das Hindūi, vergleichbar dem Romanischen als Tochter des Lateinischen, gebildet. Das von den Hindu selbst modernisierte Hindūi führt den Namen Hindi, das gegenwärtig die Litteratursprache vorzugsweise der nichtmosammed. Bewohner Indiens bildet, während sich die Moslems des meist mit dem arab.-pers. Alphabet geschriebenen Hindustani bedienen. Letzteres, ein stark mit pers. und arab. Worten gemischtes Hindi, entstand seit Ende des 12. Jahrh. nach Gründung der Patanischen Dynastie in Delhi, bildete sich aber erst vollständig aus, seit Timur in dieser Stadt sein Heerzelager (Urdu) aufgeschlagen hatte; deshalb wird es häufig auch Urdu oder Urdu Sprache genannt. Gleichzeitig entstand im südl. Indien (Delhan) durch Einfluß der moslem. Eroberer aus dem Hindi eine ähnliche ind.-moslem. Mischsprache, das Dakhni. In neuerer Zeit hat das von den Briten sehr begünstigte Hindustani das Persische in der Administration und der Diplomatie fast ganz verdrängt; doch ist gegenwärtig ein auch von der Regierung begünstigtes Streben wahrzunehmen, die Sprache ihrer fremden Elemente zu entleiden und das Hindi wiederherzustellen. Im nördl. Indien war erst Delhi, dann seit Ende des 18. Jahrh. Rudnow der Mittelpunkt der neuen moslem.-ind. Litteratur. Ihre Glanzepoche bildet das 18. Jahrh. Dieselbe ist zwar sehr reich, besteht aber zum großen Teil nur aus mehr oder minder freien Übertragungen aus dem Persischen, Arabischen und Sanskrit. Über mehr als 700 Schriftsteller in Hindi und Hindustani berichtet Garcin de Tassy in der *«Histoire de la littérature hindoui et hindoustani»* (Bd. 1 u. 2, Par. 1839—47; 2. Aufl., 3 Bde., Par. 1871); vgl. auch denselben *«La langue et la littérature hindoustaniques de 1850 à 1869»* (2. Aufl., Par. 1874) und seine *«Revue annuelle»* über ind. Sprache und Litteratur (Par. 1872 fg.). Unter den Hilfsbüchern zur Erlernung dieser Sprachen

sind hervorzuheben Garcin de Tassy's *«Radiments de la langue hindoustani»* (Par. 1829) und *«Radiments de la langue hindoui»* (Par. 1847), die Grammatiken von Shakespear (5. Aufl., Lond. 1846), Forbes (Lond. 1846) und Duncan (für das Delhan, Madras 1863), Kellogg's vergleichende *«Grammar of the Hindi language»* (Allahabad u. Lond. 1876), die Wörterbücher von Shakespear (5. Aufl., Lond. 1846), Forbes (Lond. 1848 u. 1861), Yates (Kalkutta 1847) und Fallon (Benares 1879) über das Hindustani; über das Hindi des Wörterbuch von Thompson (Kalkutta 1846) und Bale (Benares 1875).

Die lokale Grundlage des Hindi und Hindustani bildet die Braj-bhāṣā, eine Tochter des prasischen Prakrit, noch jetzt die Sprache des Landes Braj (Brabsch) in Bundelkhand, aber zur Litteratursprache erhoben und namentlich von Dichtern dem gewöhnlichen modernen Hindi vorgezogen. Dasselbe, wenn auch in geringerem Grade, gilt auch von der Pārbi-bhāṣā, dem im Osten (purb) von Delhi gesprochenen Dialekt. Unter den zahlreichen andern Provinzialsprachen Indiens, sämtlich Enkeln des Sanskrit, aber grammatisch zu diesem in denselben Verhältnisse stehend, wie die lebenden roman. Sprachen zum Latein, haben sich ebenfalls mehrere eine Litteratur gebildet, deren Hauptwerke jedoch fast nur Übersetzungen aus dem Sanskrit sind, wozu in den letzten Decennien auch Übersetzungen aus dem Arabischen, namentlich aber dem Persischen, Hindustani und europ. Sprachen hinzukommen, sowie eine ziemliche Anzahl von Europäern und Eingeborenen verfaßter Schriften für den Zweck des Unterrichts und der Mission. Die wichtigsten dieser neuind. Sprachen sind: 1) Das Bengali im östl. Teile von Indien, von dem Haughton Grammatik (Lond. 1831) und ein Wörterbuch (Lond. 1834), Yates (Kalkutta 1847) und Forbes (Lond. 1862) Grammatiken lieferten, und in das Ram-Gomal-Sen Johnson's engl. Wörterbuch (2 Bde., Serampore 1834) überfetzte. 2) Das Orija, aus Uriga genannt, das Sutton grammatisch (Kalkutta 1831) und serikalisch (3 Bde., Antistad 1841—43) bearbeitete. Praktisches Handbuch von Maliby (Kalkutta 1874). 3) Das Maharatti, von dem Stevenson (Bomb. 1843) eine Grammatik, Molesworth (Bomb. 1831; engl. und maharattisch, Bomb. 1847) und Wadmanji (Bomb. 1863) Wörterbücher lieferten. 4) Das Gujerati im nordwestl. Indien, welches grammatisch von Drummond (Bomb. 1808), serikalisch von Kirz Rohammed-Rajim (Bomb. 1846), Karfandes Rusji (Bomb. 1862) und Chapurji Galsi (Bomb. 1863; 2. Aufl. 1868) bearbeitet wurde. 5) Das Sindhi in den Gebieten des unteren Indus, für welches Stad sowohl Grammatik (Bomb. 1849) als Wörterbuch (2 Bde., Bomb. 1849—55) lieferte (vgl. auch Ern. Trumpp, *«Grammar of the Sindhi language»*, 1872). 6) Das Pendschi, das von Leach (Bomb. 1838) grammatisch, von Starley (Kalkutta 1850) serikalisch behandelt worden ist. Die Litteratur dieser Dialekte (vorzugsweise religiösen Inhalts oder in Übersetzungen aus dem Sanskrit bestehend) ist bis jetzt in Europa erst wenig bearbeitet worden. Vgl. John Beames, *«Comparative grammar of the modern Aryan languages of India, Hindi, Penjabi, Sindhi, Gujarati, Marathi, Oriya and Bangali»* (3 Bde., Lond. 1872—79); Hörnle, *«Comparative grammar*

of the Gaudian languages» (Lond. 1880). Auch die Sprache der Zigeuner gehört hierher. Hauptwerke: Pott, «Die Zigeuner in Europa und Aſien» (Halle 1845); Kriſtoſch, «Die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner in Europa und Aſien» (12 Bde., Wien 1872–80). Das Kavi, d. i. Dichtersprache, deſſen man ſich in Gedichten auf Java und den Nachbarinſeln bediente, iſt ſeiner grammatiſchen Struktur nach eine malaiſche Sprache, hat aber ſeinen Wörteriſch wie die Stoffe ſeiner Literatur meiſt dem Sanſkrit entlehnt. Vgl. W. von Humboldt, «Über die Kaviſprache» (8 Bde., Berl. 1836–40). In neuerer Zeit iſt es beſonders von Heinrich Kern wiſſenſchaftlich gepflegt worden.

Die Sprachen des ſüdl. Indien weichen in ihrem grammatiſchen Baue völlig von denen ſanſkritiſchen Urſprungs ab und bilden einen eigenen, ſom indogermaniſchen verſchiedenen ſog. Dehantiſchen oder Dravidiſchen Sprachſtamm. Die wichtigsten Sprachen ſind: 1) Das Tamil, auch das Malabarische genannt, auf den Küſten Koromandel und Malabar. Es hat eine alte und reiche Literatur. Vgl. John Murray, «A classified catalogue of Tamil printed books» (Madras 1866). Berühmt iſt vor allem der «Coral» des Tiruvalluvar, eine ethiſche Dichtung (herausg. von Graul, Pp. 1866). Von den vielen Hilfsmitteln ſind zu nennen die Grammatiken von Beſchi (Madras 1822; neu herausg. von A. Burnell, Trankebar 1876) und Rhenius (Madras 1836; 2. Aufl. 1846), die Wörterbücher von Kottler (4 Bde., Madras 1834–41) und Winſlow (Madras 1862). 2) Das Telugu oder Telinga in der Mitte des Dehant mit Grammatiken von Campbell (Madras 1816; 8. Aufl. 1849) und Brown (Madras 1840), einem Wörterbuche von Campbell (Madras 1821; 2. Aufl. 1848). Von der ebenfalls reichen Telugu-Literatur gilt daſſelbe wie von der tamilſchen. Vgl. Brown, «On the language and literature of the Telugu» (2 The., Madras 1839–40). 3) Das Kanareſiſche in der Provinz von Karnat, in der Gegend von Myſore. Die ältere Sprache, das Halakanara, hat ebenfalls eine reiche Literatur, doch iſt die Zahl der in der gewöhnlichen Sprache abgefaßten Schriften ziemlich gering. Eine Sammlung der hervorragenden Werke beſorgte der Miſſionar Röding (6 Bde., Mangalore 1850); Grammatiken ſind vorhanden von Macerell (Madras 1821) und Hoſton (Mangalore 1864), ein Wörterbuch von Reeve (4 Bde., Madras 1824–32; neue Ausg. von Sanderson, Bangalore 1868). Vgl. Rittel, «Kosiraja's Jewel Mirror of grammar» (Mangalore 1872) und «Nagavarma's Canarese prosody, with an essay on Canarese literature» (Mangalore 1875). 4) Das Malaſalam, auf Malabar vom Kap Comorin bis Diſi geſprochen, hat nur eine unbedeutende Literatur. Grammatiken davon ſchrieben Beet (Cottayam 1841) und Spring (Madras 1839), ein Wörterbuch Bailey (Cottayam 1846) und Gundert (Mangalore). 5) Das Singha-leſiſche auf der Inſel Ceylon, von dem die Sprache der Maleiben nur dialektiſch verſchieden iſt. Die ſingha-leſiſche Literatur, die ſich in demſelben Ideentreife wie die des Pali bewegt, iſt in einer eigenen Schriftſprache, dem Cū, geſchrieben, das ſich von der Sprache des gewöhnlichen Lebens durch reichliche Einmiſchung von indischen, namentlich von Sans-

kritwörtern unterſcheidet. Der berühmteſte ſingha-leſiſche Dichter war Gaſco, ein Portugieſe von Geburt. Eine Grammatik lieferte Chater (Colombo 1815), ein Lexikon Clough (2 Bde., Colombo 1821). Vgl. Alwis, «Introduction to Singha-leſe grammar» (Colombo 1859); derſelbe, «Attanagaluwanſa» (Colombo 1866); «Selalihiniſandesa» (Colombo 1866); «The Singha-leſe handbook in roman characters» (2. Aufl., Colombo 1880). Nach Childers und E. Ruhn gehört das Singha-leſiſche vielmehr zu den ſanſkritiſchen Sprachen. Von geringerer Bedeutung ſind die Sprachen der Lulu (Grammatik von Brigel, Mangalore 1872) oder Luluwa, der Luda, der Rota, der Gomb, welche ebenfalls dravidischen Charakter tragen. Ob die Sprachen einiger Völkerſtämme im Innern Vorderindiens, wie z. B. der Chonds, mit den dehantiſchen Sprachen in Verbindung ſtehen, iſt noch nicht ermittelt. Vgl. noch Caldwell's «Comparative grammar of the Dravidian languages» (Lond. 1866; 2. Aufl. 1875); Burnell, «Elements of South Indian palaeography» (Mangalore 1874), ſowie beſſen «Specimens of South Indian dialects» (Mangalore 1873); Thomas, «Outlines of Indian philology» (2. Aufl., Lond. 1880); Emil Schlagintweit, «Geographiſche Verbreitung der Volkſprachen Oſtindiens» («Sitzungsberichte der philoſ. philol. Klaſſe der Königl. Bayer. Akademie der Wiſſenſchaften», 1875); Hob. Cuiſt, «Sketch of the modern languages of the East-Indies» (Lond. 1878).

Indiſche Vogelneſter oder Chbare Neſter, ehemals als Zeichen des Reichthums Indiens häufig angeführt, ſind die falſchlich ſo genannten höfartigen Kousolen oder Unterſäße, womit mehrere an der Seelane der öſtind. Inſeln ſich aufhaltende Arten der Gattung Collocalia (Collocalia) aus der Familie der Cypseliden oder Mauerſchwalben ihre eigentlichen Neſter an den Fellen befeſtigen. Die in den Handel kommenden Neſter ſtammen vorzugsweiſe von zwei Arten, der Labet (C. nidifica) und der Lintſch (C. fuciphaga). Sie gleichen einem halben Ellipsoid aus einer der weißen Hauſenblaſe ähnlichen Maſſe, ſind 2–3 cm hoch und 5–7 cm breit, etwa je 10 g ſchwer (man rechnet 100 Stück auf 1 kg), hart, ſpröde und löſen ſich durch Kochen in eine jäh Gallerte von einem ſaben oder höchſtens ſchwach ſalzigen Geſchmack auf, welche bloß durch Gewürze einige Schmadhaftigkeit erhält. Die Neſter beſtehen nur aus dem klebrigen Speichel, der aus zahlreichen, in der Rund- und Nachenhöhle des Vogels angebrachten Drüſen abgeſondert wird. Sie hängen in dichten Reihen in Felſenhöhlen, zu denen man nicht ſelten nur durch Herablaſſen an einem Seil gelangen kann, weshalb auch das Geſchäft des Einſammelns ſehr gefährlich iſt. Die Vögel brüten viermal im Jahre; um ſie nicht zu vertreiben oder gar auszurotten, ſammelt man ihre Neſter jedoch nur dreimal und läßt ihnen eine Brut. Auf den ind. Inſeln werden die Neſter nirgends als Nahrung verwendet, ſondern nur in China als Ledererſatz der Reichen. Sie werden, ohne jeden Grund, für ſtimulirend gehalten. Der Stapelpiaz des Vogelneſtenhandels iſt die Stadt Kanton. Die jährliche Gesamtexport wird auf 1200 Tſikals oder ungefähr 85 000 kg veranſchlagt. Der Pilul enthält ungefähr 7000 Stück und wird in beſter Sorte mit 3–4000 Doll. bezahlt, geringere Qualitäten ſind mit 1600–2800 Doll., die ſchlechteſten mit 200 Doll. zu haben.

Die feinsten Sorten werden nur für den kaiserl. Hof in Vening geliefert.

Indiscret, s. **Artiscret**.

Indiscret (lat.), unvorsichtig, unverschwiegen, rachsichtslos, Gegendes von Distret (s. d.); Indiscretion, Unvorsichtigkeit, rachsichtslose Plauderhaftigkeit.

Indisponibel (frz.), unversügbar; indisponiert, unaufgelegt, unpäßig; Indisposition, Unaufgelegttheit, Unpäßlichkeit.

Indium, chem. Zeichen In, Atomgewicht 113,4, ein in der Natur nur spurenweise auftretendes und nur in indischen Erzen und daraus dargestellten Produkten aufgefundenes Metall, von Reich und Richter 1863 entdeckt. Man gewinnt es beim Auflösen von freiberger Zink in Säuren und Digestion der Lösung mit überschüssigem Zink, wobei es neben andern Metallen, Blei, Kupfer, als schwammiger, grauer Niederschlag abgechieden und dann durch weillaufige chem. Operationen von jenen Metallen zu trennen ist. Das durch Gläsen mit Natrium aus seinem Oxyd abgechiedene Metall ist weich und glänzend, dem Platin und Zink ähnlich, nicht krytallinisch, weicher als Blei, leicht dehnbar, von 7,4 speisfischem Gewicht, wird durch Hämmern nicht verdichtet, schmilzt bei 176°, weniger flüchtig als Cadmium und Zink. Bleibt an der Luft, selbst beim Schmelzen unverändert glänzend, bei starkem Gläsen entzündet es sich an der Luft und verbrennt mit blauer Flamme und braunem Rauch zu gelbem Oxyd. Von verdünnten Säuren wird es unter Entwicklung von Wasserstoff gelöst, das Gas verbrennt beim Entzünden mit rötlichblauer Flamme. In seinen Verbindungen verhält es sich wie ein vierwertiges Element. Die Indiumsalze zeigen im Spectralapparat eine äußerst intensive blaue und eine schwächere violette Linie.

Individuell heißt dasjenige, was bei einem einzelnen Gegenstande seine Natur als besonderes Ding ausmacht. Individualität nennt man daher den Indegriß der Merkmale, wodurch sich ein Ding von andern seiner Art unterscheidet. Das Individuelle ist Gegenstand der Anschauung und kann nur durch diese erkannt werden. Das Allgemeine oder Generelle dagegen läßt sich nur durch Reflexion und Abstraktion finden. Je vielfältigern Bestimmungen eine Klasse von Dingen zugänglich ist, desto reicher entfaltet sich innerhalb derselben die Individualität, am reichsten da, wo das geistige Leben einer selbständigen Ausbildungsfähig ist. Obgleich daher unter Individuum ein Einzelwesen überhaupt verstanden wird, so bezeichnet das Wort doch vorzugsweise das geistige Einzelwesen oder die Person, und die Individualität den Indegriß der geistigen Eigenheiten, die eine Person von allen andern ihrer Gattung unterscheiden. Die Ursachen einer bestimmten Individualität liegen theils in der Gesetzmäßigkeit des geistigen Lebens, theils in dem variierenden Verhältnisse des Geistigen zum Körperlichen. Die Frage nach dem Prinzip der Individualität (principium individuationis) hat die Metaphysik, namentlich bei den Scholastikern, lange Zeit beschäftigt und wurde die Veranlassung sehr verschiedener Lehrmeinungen. Sie entstand dadurch, daß man nach Platonischer Art die allgemeinen Begriffe für den Ausdruck des wahren Wesens der Dinge erklärte und dadurch in Verlegenheit gerieth, wie man sich die Entstehung der individuellen Bestimmungen, durch

welche sich alles Wirkliche thatsächlich zu erkennen gibt, zu denken habe.

Individuum, s. unter Individuell.

Indizien (lat. indicia, Anzeichen) sind Nebenumstände, welche sich mit den Hauptgegenständen einer Beweisaufnahme (s. Beweis, juristisch) in einen derartigen Zusammenhang bringen lassen, daß aus ihrem Vorhandensein ein Schluß auf die Wirklichkeit der eigentlich in Frage befangenen Thatsachen gemacht werden kann. Die Verwertung der I. für den Zweck eines künftlichen (apagogischen, circumstantiellen) Beweises, namentlich im Strafverfahren, hat die Prozessualisten viel beschäftigt. Man unterscheidet Anzeichen der Schuld und Unschuld (Gegenanzeigen), desgleichen allgemeine Anzeichen, welche (wie z. B. vorherige Drehungen, die Anwesenheit des Verdächtigen am Orte und zur Zeit der That) mit Verbrechen jeder Art in Verbindung stehen können, und besondere Anzeichen, die auf den Thatbestand eines bestimmten einzelnen Verbrechens hinweisen, wie z. B. der heimliche Besitz von Präservoirungen auf Mordfälschung, Schwangerschaftssymptome, die nachher plötzlich und ohne daß ein Kind zum Vorschein gekommen ist, wieder aufhörten, auf Verheimlichung der Niederkunft oder selbst Kindesbitung. Umstände, welche die notwendige Voraussetzung des Verbrechens bilden oder auf die Gerechtigkeit einer gewissen Person zu Begehung der sträflichen That schließen lassen, wie schlechter Lebenswandel, gute Gelegenheit und eine besonders mächtige Verführung zur Verübung, liefern »vorhergehende« Anzeichen, während die Spuren der Gegenwart des Verdächtigen am Orte der That oder unmittelbare Ergebnisse der letztern, wie Blutspuren an den Kleidern des einer Lösung Angeschuldigten, zu den »gleichzeitigen«, ferner alle Verdachtsmomente, die sich aus einer Benützung der durch das Verbrechen zu erzielen gewesenen Vorteile ergeben oder auf ein Schuldbewußtsein hindeuten, zu den »nachfolgenden« Anzeichen gehören. Nach dem Grade des durch begründeten Verdachts sind die Anzeichen nahe oder entfernt. Bei der Trägheit des bloßen Scheins und bei der Unmöglichkeit, einmal vollkommene Strafkenntnisse wieder rückgängig zu machen, muß dem Richter, welcher auf I. sein Urtheil gründen will, die größte Vorsicht und Zurückhaltung zur Pflicht gemacht werden. Nach der Carolina (s. d.) rechtfertigte das Vorhandensein von »genugamen und redlichen« Anzeichen lediglich die Anwendung der Marter, um durch das Geständnis einen direkten Schuldbeweis zu erlangen, und die Gesetze, welche seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. mit Abschaffung der Folter vorgingen, geboten bei bloß künftlicher Überführung nur eine gelindere »außerordentliche« Strafe zu verhängen. Erst in der neuern Zeit und seitdem die gewissenhafte Überzeugung der Richter durch die Gesetzgebung von dem Zwange beengender Beweisregeln befreit wurde, ist auch in Deutschland der Indizienbeweis allgemein als gleichwichtig anerkannt. In einem vollen Beweise dieser Art gehört jedoch ein solches Zusammentreffen und Ineinandergreifen der Anzeichen, daß es sich nur aus deren Zusammenhang mit dem Verbrechen erklären läßt, und daß die Zurückführung der Verdachtsgründe auf unversängliche Verhältnisse bloß mit Hilfe der unwahrscheinlichsten Annahmen zu ermöglichen wäre. Die neue Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich

bestimmt im §. 260: Aber das Ergebnis der Beweis-
aufnahme entscheidet das Gericht nach seiner freien,
aus dem Indegriffe der Verhandlung geschöpften
Überzeugung. Vgl. Blaser, «Beiträge zur Lehre
vom Beweis» (2p, 1883).

Indobritisches Reich, s. Ostindien.

Indosinnesische Halbinsel, s. Hinter-
indien.

Indogermanen ist gegenwärtig in Deutsch-
land der fast allgemein angenommene Gesamtname
für die große linguistisch bestimmte Völkerfamilie,
welche das ganze weatl. Asien und Europa mit nur
sehr geringen Ausnahmen bevölkert und seit eini-
gen Jahrhunderten in einzelnen Gliedern sich auch
nach Amerika, Australien und einzelnen Gebieten
des nördl. und östl. Asien, Afrika und Ozeanien
verpflanzt hat. Die nähere und fernere Verwandt-
schaft der einzelnen Sippen und Glieder des großen
Stammes zeigt sich zwar auch in der verhältnis-
mäßigen Ähnlichkeit des physischen Typus und in
vielen Zügen des Charakters, wie sich dieser in den
geistigen, sittlichen und religiösen Schöpfungen der
einzelnen Nationen, überhaupt in deren Geschichte
widerspiegelt; das sichere Kriterium der Ver-
wandtschaft dieser Völker ist aber die Verwandt-
schaft ihrer Sprachen, und erst durch die Entdeckung
dieser wurde es klar, daß, wie die indogerman.
Sprachen aus einer Ursprache hervorgegangen
sind, so auch die indogerman. Völker aus Ein Ur-
volf zurückgehen, das freilich im Laufe der Ge-
schichte eine Menge verschiedenartiger Elemente sich
assimiliert hat. Diese Sprachverwandtschaft, im
18. Jahrh. entdeckt, ist von deutschen Sprachfor-
schern wissenschaftlich begründet und erläutert wor-
den, vor allen nach einigen Vorläufern, zu denen
namentlich Friedrich Schlegel gehört (von welchem
der Name «Indogermanen» herrührt), von Franz
Bopp und dessen Schülern. Neben der Bezeichnung
I., indogerman. Völker und Sprachen finden sich
auch öfters noch die Namen indoeuropäisch (bei
Bopp und den engl. Gelehrten, weniger in Deutsch-
land gebräuchlich) und arisch (wie namentlich bei
franz. Gelehrten); die Bezeichnungen sanskri-
tisch (W. von Humboldt), japanisch (Hupfeld,
Mörres) und mittelasiatisch (Graf) haben sich
keine allgemeinere Geltung verschaffen können.

Nach den neuesten Forschungen lassen sich sämt-
liche lebende und ausgestorbene Glieder (soweit sie
bekannt) des großen indogermanischen Sprach-
stammes in acht Unterabteilungen (Sippen, Fa-
milien oder Stämme) gruppieren, deren jede aus Spra-
chen besteht, die, wie die Völker, welche sie sprechen,
wieder in engerer Verwandtschaft untereinander
als mit denen anderer Gruppen stehen. Zwei
dieser Unterabteilungen bilden die asiatische, die
übrigen sechs die europ. Gruppe der Sprachen des
indogerman. Stammes. Die asiat. Gruppe, auch
wohl vorzugsweise Arische Gruppe genannt,
umfaßt 1) die Indischen Sprachen, an deren Spitze
das Sanskrit steht, welches in seiner ältern Form
(als Sprache der Inder) überhaupt die weitaus
altersmündigste und daher für die Sprachforschung
wichtigste Sprache des gesamten Sprachstammes
ist. 2) Die Iranischen (Iranischen) Sprachen, nach
der Hauptsprache auch pers. Sprachen genannt, als
deren beide älteste Glieder das Altperische der
schämenischen Keilschriften und das Altbactrische
oder Avesta zu betrachten sind. Der europ. Gruppe
des ganzen Sprachstammes gehören an: 3) Die

thrac.-illyr. Familie, gegenwärtig bis auf schwache
Überreste ausgestorben. Als Überrest der thrac.
Sprachen dürfte das Armenische, als Überrest der
illyrischen das heutige Albanische zu betrachten
sein. 4) Die griech. Familie. 5) Die Italischen
Sprachen, als deren wichtigste Vertreterin das La-
teinische gelten muß. Dieses ist wiederum als Vul-
gärsprache (Vulgärlatein), d. h. als Sprache der
röm. Kolonisten, die Mutter der neuern roma-
nischen Sprachen. 6) Die im Erstischen begriffenen
Sprachen der Kelten. 7) Die Slawischen Spra-
chen, deren älteste, der Grundsprache am nächsten
stehende Form das Kirchenlawische ist, samt der
innigverwandten litauischen, lettischen oder balti-
schen Familie, zu welcher außer dem eigentlichen
Litauischen und dem Lettischen auch das Altpreussische
gehörte. 8) Die Germanischen Sprachen.

Wo der Sitz des indogermanischen Ur-
volks zu suchen sei, ist zweifelhaft und die Anschau-
ten darüber gehen ziemlich weit auseinander; wäh-
rend die ältern Gelehrten geneigt waren, denselben
nach Mittelasien, etwa in die Hochländer am obern
Drus und Jaxartes zu verlegen, sprechen neuere
Forscher (z. B. Latham, Benfey, L. Geiger, J.
Müller, Bösch) sich für Ost- oder Mitteleuropa,
einige sogar (Benfey) für Skandinavien aus. Nach
den neuesten kritischen Untersuchungen darüber
(von D. Schrader) hat die letztere Ansicht eine
größere Wahrscheinlichkeit für sich als die erstere.
Jedenfalls hatte das Urvolf bereits einen verhält-
nismäßig hohen Kulturgrad erreicht und lebte, wie
die Untersuchungen von Ruhn, Max Müller, B.
Sehn, D. Schrader u. a. ergeben haben, in geregel-
ten Familienverhältnissen, trieb Ackerbau und Vieh-
zucht und besaß feste Ansehlungen. Die Reli-
gion, entsprungen aus einer Verehrung des Lichts,
war ein einfacher Naturskultus. Auch über die
Art, wie man sich die Verzweigungen des ganzen
Sprachstammes in die einzelnen Familien zu den-
ken habe, gehen die Meinungen auseinander. Nach
den Forschungen Schleichers läßt sich von diesem
Urvolf zuerst derjenige Hauptast los, der sich dann
wieder in die Germanen, Litauer und Slawen ver-
zweigte. Der zweite Hauptast, welcher sich von
den Urstämmen der I. löst, begriff die spätern Fa-
milien der Kelten, Griechen (mit den thrac.-illyr.
Stämmen) und Italier in sich. Die letzte Gruppe,
welche von den gemeinschaftlichen Urstämmen aus-
wanderte, war die arische Gruppe: die Inder und
die Iranier. Erstere zogen über den Himalaja in
das Hindschab, wo die ältesten Hymnen der Beda
entstanden, und verbreiteten sich dann weiter über
das Gangesland. Die Iranier scheinen von dem
alten Bactrien aus das ganze iran. Hochland ein-
genommen zu haben. Schleicher nimmt demnach
drei Gruppen, die nordöstlich-europäische, die süd-
westlich-europäische und die asiatische, an. Dem
gegenüber sind jetzt die meisten Sprachforscher der
Ansicht, daß der Sprachstamm sich zunächst in zwei
Gruppen, die asiatische (Inder und Iranier) und
die europäische, gespalten habe, letztere sich dann
erst weiter aufspaltete. (Vgl. A. Hild, «Die ehemalige
Spracheinheit der I. Europas», Göttingen 1873.)
Beide Ansichten gehen aber von der Voraussetzung
aus, daß die einzelnen Gruppen und Familien
durch Auswanderung und faktische Trennung vom
Urvolf oder einem Teil desselben entstanden seien.
Neuerdings hat eine ganz andere Ansicht (begrün-
det von Joh. Schmidt in «Die Verwandtschafts-

verhältnisse der indogerman. Sprachen», Weim. 1872), nach welcher zwischen den einzelnen indogerman. Familien keine scharfen Trennungen, sondern nur allmähliche Übergänge anzunehmen sind, einige Verbreitung, doch keine allgemeine Anordnungsung gefunden. Eine tiefbegründete Durchforschung des gesamten Sprachstammes hat man den Bemühungen Voops in dessen «Vergleichender Grammatik» (6 Bde., Berl. 1833–52; 3. Aufl., 3 Bde., Berl. 1868–71) und Schleichers im «Compendium der vergleichenden Grammatik» (4. Aufl., Weim. 1876) zu verdanken. Mit der Bearbeitung einzelner Sprachfamilien haben sich besonders Jaf. Grimm (german. Sprachen), Miklosich (slaw. Sprachen), Schleicher (Litauisch und Slawisch), Beuf, Ebel (Keltisch), Benfey, Pott, G. Curtius (Griechisch), Spiegel, Haug, Justi, J. Müller (Iranisch) u. a. beschäftigt. Seit 1850 gab Ruhn eine «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der deutschen, griech. und lat. Sprachen» und 1866–76 (mit Schleicher) «Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiete der arischen, kelt. und slaw. Sprachen» zu Berlin heraus, welche beiden seit 1876 zur «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogerman. Sprachen» vereinigt wurden; Beylberger gibt seit 1876 zu Göttingen «Beiträge zur Kunde der indogerman. Sprachen» heraus. Die erste vollständige Übersicht über den indogerman. Sprachstamm hat Pott in Ersch und Grubers «Allgemeiner Encyclopädie» (Selt. 2, Bd. 18, Sp. 1841) geliefert. Vgl. auch Bölske, «Die Arier» (Jena 1878).

Indol C₁₂H₁₂N, Reduktionsprodukt des Indigblaues, entsteht außerdem bei der Fäulnis der Eiweißkörper und bei der Verbauung der Eiweißstoffe unter dem Einfluß des Pantreaseferments. Es findet sich in geringen Mengen, nebst dem ihm homologen Ectatol C₁₂H₁₂N als Bestandteil der menschlichen Excremente. Es wird vom Darm aus resorbiert und im Organismus in eine Sulfosäure verwandelt, die im Harn als Kalisalz ausgeschieden wird und hier häufig Veranlassung zum Auftreten von Indigblau wird. Die seit längerem beobachtete Bildung von Indigblau, besonders bei gewissen Krankheiten, führte man früher auf das Vorkommen von Indican im Organismus zurück. Durch neuere Untersuchungen ist aber nicht allein das Unrichtige dieser Anschauung erwiesen, sondern auch die Indolschwefelsäure als regelmäßiger Bestandteil des normalen Harns konstatiert worden.

Indolenz (lat.), eigentlich Schmerzlosigkeit, bezeichnet überhaupt Unempfindlichkeit, Gleichgültigkeit und Trägheit oder Apathie, also den Zustand, wo wir weder von angenehmen noch unangenehmen Ereignissen leicht zum Handeln erregt werden und daher am liebsten in einer trägen Ruhe verharrten. Dieser Zustand, welcher entweder von Natur angelegt oder durch Abstumpfung der Empfindungen (infolge von Anstrengungen, Kummer oder Ausschweifungen) entstanden sein kann, beruht darauf, daß eine geringe geistige Erregbarkeit von Unentschlossenheit und Langsamkeit im Handeln, so wie umgekehrt ein hoher Grad geistiger Lebendigkeit von einer großen Regsamkeit im Handeln begleitet zu sein pflegt. Von solcher I. und Apathie ist wohl zu unterscheiden die auf Überlegung beruhende leidenschaftlose Ruhe.

Indoles (lat.), Naturanlage; indoles animi, Gemütsbeschaffenheit; indoles morbi, die Natur, der Charakter der Krankheit.

Indore oder **Indur** (ind. Indrawar), Hauptstadt der Besitzungen der Maharattenfürsten Solhar in Britisch-Indien, liegt in einer Ebene am linken Ufer des Kali, wurde erst 1767 gegenüber von Dschennah oder Alt-Indore erbaut, zählt etwa 15 000 E., hat schlechte Häuser aus Lehmziegeln, enge, unregelmäßige Gassen, mehrere Moscheen und zahlreiche Hindutempel, aber keinen einzigen Bau von Interesse. Dagegen hat das 22 km südlich gelegene Rhau oder Rd, wo sich, unweit einer Stadt gleichen Namens, ein Campement für 3828 eingeborene und 2728 engl. Truppen befindet, ein ganz europ. Ansehen, mit Kirche, Bibliothek, Lesesalle, Theater u. s. w. Das Gebiet des Maharadscha Solhar-Indore, eines Vasallen der brit. Regierung, bildet eine Residentenschaft der unter einem polit. Agenten stehenden, zu der Residentenschaft Bengalen gehörenden Provinz Central-Indien. Dasselbe besteht aus einem, von der Rerubudda und dem Bindhya durchzogenen Hauptteile und vier davon getrennt in den Affistent-Agentenschaften Bhopal, Westmalwa, Bhopapur und Ranapur gelegenen Nebenteilen, zusammen mit einem Areal von 20 913 qkm und 636 450 Bewohnern, hauptsächlich Maharatten und neben diesen andere Hindu, Mohammedaner, Gonds und Bhils. Das Land ist allenthalben fruchtbar, erzeugt Weizen und andere Getreidearten, Hülsenfrüchte, Zuckerrüben, Baumwolle, Tabak und besonders Opium in großer Menge. Die Einkünfte des Fürsten belaufen sich auf 300 000 Rsd. St. Die Militärmacht beträgt 24 800 Mann Infanterie, 3300 Kavallerie und 24 Feldgeschütze. Gräber des Staats war der Maharatte Ralhar Rao, ein Sudra aus der Schächerkaste, welcher während der ersten Invasions der Maharatten in Nordindien sich zum General in der Armee des Reichs emporschwang und von diesem 1733 die Stadt J. als Lehn empfing. Der bedeutendste unter seinen Nachfolgern war Dscheswant Rao, der 1804 mit bedeutender Macht in das eigentliche Hindostan einfiel, aber 27. Nov. bei Farrakhabad vom brit. General Sale völlig geschlagen wurde und im Dez. 1806 einen Teil seines Gebietes an die Engländer abtrat, während er in den übrigen Besitzungen bestätigt wurde. Ihm folgte 1811 sein natürlicher und adoptivsohn Ralhar Rao, der 1817 den Krieg mit den Engländern von neuem begann, aber 21. Dez. desselben Jahres bei Mahidpore völlig geschlagen wurde und im Vertrage von Mundessore 18. Jan. 1818 mit seinen Besitzungen in die Reihe der brit. Vasallen trat. Als er 1833 kinderlos starb, fanden Thronstreitigkeiten und Verwickelungen mancher Art statt, bis 1844 Tulabschi Rao Solhar auf den Thron gelangte. Derselbe blieb den Engländern während des Aufstandes 1857 treu und erhielt 1863 unbeschränktes Recht, einen Nachfolger zu adoptieren.

Indossable Papiere sind solche Wertpapiere, welche durch Indossament (s. d.) auf einen andern übertragen werden können. Das wichtigste derselben ist der Wechsel (s. d.), welcher nach deutschem Rechte schon von selbst indossabel ist, auch wenn er nicht ausdrücklich «an Ordre» lautet, vielmehr muß er, damit ihm die Indossabilität entzogen werde, ausdrücklich «nicht an Ordre» gestellt sein. Außerdem sind nach dem deutschen Handelsgesetzbuche noch folgende Wertpapiere indossabel, falls sie ausdrücklich «an Ordre» des Berechtigten gestellt sind: gewisse kaufmännische Anweisungen und

Verpflichtungsscheine (Art. 301), wenn darin die Verpflichtung zur Leistung nicht von einer Gegenleistung abhängig gemacht ist; ferner Lagercheine (Warrants) über bewegliche Sachen, falls sie von einer zur Aufbewahrung solcher Sachen staatlich ermächtigten Anstalt ausgestellt sind; sodann der Ladechein des Frachtführers, Connossement, Bodmereibrief und Seevericherungspolice (Art. 302); endlich Namensaktien; außerdem aber können die Landesgesetze noch andern Urkunden die Indossabilität verleihen (Art. 304). Die Bedeutung dieser Eigenschaft ist aber vor allem die, daß in jedem neuen Erwerber des Papiers (Indossator) das Recht gleichsam als ein ganz neues zur Entstehung kommt, sobald derselbe sich keine Einreden aus der Person eines Vorgängers bei der Geltendmachung des Anspruchs entgegenzusetzen zu lassen braucht. Die indossablen Papiere werden daher bereitwillig, fast wie Geld, in Zahlung genommen und haben eine außerordentlich große Verkehrsfähigkeit.

Indossament oder **Indosso**, vom ital. *indossare*, d. i. auf dem Rücken übertragen, nennt man die Übertragung der Rechte aus einem Wechsel, einer Anweisung und andern sog. Ordrepapieren der Indossablen Papiere (s. d.) auf einen andern mittels einer vom Remittenten oder dem weitem Inhaber auf die Rückseite des Papiers gebrachten Bemerkung, meistens den Worten »für mich an N. N.«. Gleichbedeutend gebraucht man gewöhnlich den Ausdruck *Ciro* (s. d.). Die Handlung jenes Übertragens heißt **Indossieren**. **Indossant** ist der, welcher den Wechsel überträgt; **Indossatar** derjenige, auf welchen er übertragen wird. Der Indossatar wird, wenn er seinerseits das Papier auf die nämliche Weise weiter begibt, dadurch selbst zum Indossanten. Der Indossant haftet seinen Nachmannern für den richtigen Eingang des Wechsels und kann, wenn dessen Annahme oder Bezahlung nicht erfolgt, im Wege des Regresses wechselrechtlich in Anspruch genommen werden, sofern er sich nicht durch eine Klausel im Z. ausdrücklich davon befreit hat. Über das **Blanco-Indossament** s. **Blankett** und **Ciro**. Auch die Rechte aus einer Namensaktie können in der Form des Z. übertragen werden. — Von dem eigentlichen Z. zu unterscheiden ist das **Prolura-Indossament** oder **Z. von Incerta**, welches dem Indossator lediglich die Vollmacht des Berechtigten den Anspruch aus dem Papier geltend zu machen.

Indosso (ital.), s. **Indossament**.

Indra, ein indisch ind. Gott, der das sichtbare Firmament und die Region der Wolken, die der Erde den Regen spenden, repräsentiert; er wird besonders in den Hymnen des *Rigveda* verehrt, wo wir ihn häufig an der Spitze der übrigen Götter sehen und gleichsam seinen wachsenden Einfluß gegenüber den Altern (Indogerman.) Gottheiten *Agna* und *Baruna* beobachten können. Auch in der frühern epischen Zeit ist Z. noch der populärste und mächtigste Gott, der streitbare Träger des Donnerkeils, der in seinem eigenen Himmel (*Swarga*), einer Art sinnlichen Paradieses, mit den *Sandharven* (s. d.) und *Asparas* (s. d.) ein seliges Leben führt, an dem auch die gefallenen ind. Helden teilnehmen. Als seine Gattin gilt *Satichi* oder *Indrani*, als sein Sohn *Dschalanta*. Später erblickt die Gestalt Z.'s, der zu einem der vier oder acht Weltbeherrscher geworden ist, neben der Göttertrias *Brahma*, *Vischnu*, *Siva*. Bgl. besonders *Holz-*

mann, »Z. nach den Vorstellungen des Mahabharata« (Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Bd. 32).

Indragiri, Fluss und niederländ. Basallenstaat in der östl. Hälfte der hinterind. Insel Sumatra. Der Fluss Z. entspringt mit seiner Hauptquelle unweit des Ortes Samawang an der Ostseite des in der Residenzstadt »Padangische Hochländer« des niederländ. Gouvernements der »Westküste von Sumatra« auf 838 m Meereshöhe gelegenen Landes von Singtara, teilweise selbst aus demselben, windet sich in der Richtung nach Osten durch die östl. Hälfte des Barissangebirges und fließt dann, durch die Aufnahme einer Anzahl kleinerer Nebenflüsse zu beiden Seiten immer mächtiger und wasserreicher werdend, dem Chinesischen Meere zu, um sich zwischen 0° 18' und 0° 40' mit drei Hauptmündungen in dasselbe zu ergießen.

Der Basallenstaat Indragiri, zwischen 1° südl. und 1° nördl. Br. gelegen, von dem Chinesischen Meere sich westwärts bis zur Ostgrenze der niederländ. Residenzstadt »Padangische Hochländer« ausbreitend, wird in seiner Mitte von dem Flusse Z. durchströmt und bildete in älterer Zeit den südlichsten Teil des Reiches Sial, gelangte später aber zur Unabhängigkeit von demselben, wurde statt dessen ein kleiner Basallenstaat der niederländ. ind. Regierung von 35 800 qkm mit etwa 100 000 E. Er untersteht in administrativer Hinsicht der einen Teil der niederländ. Residenzstadt »Noum und Unterhöflichkeit« ausmachenden Assistent-Residenzstadt Lingga. Die Selbständigkeit der Sultane ist nur nominell.

Indrapura (Pil von), Berg auf Sumatra, 2665 m hoch, unter 1° 30' nördl. Br. und 101° 23' östl. L. (von Greenwich), in der niederländ. Residenzstadt Bentulen gelegen, wird seinem Aussehen nach für einen Vulkan gehalten, obgleich derselbe bis jetzt unerstiegen ist.

Indrapura heißt auch ein für die Schifffahrt wichtiger, unter 2° 10' 35' nördl. Br. und 100° 49' 48' östl. L. gelegener vorspringender Punkt der Westküste von Sumatra.

Indrawar, s. **Indore**.

Indre, ein linker, 245 km langer, nicht schiffbarer Nebenfluß der Loire, nach welchem zwei Departements im mittlern Frankreich benannt sind, entspringt unweit St. Priest la Marche in den granitischen Bergen von St. Marion im Depart. Cher in 436 m Höhe, fließt gegen Nordwesten über La Châtre, Châteauroux, Loches und Montbazon durch schöne Wiesengründe, treibt viele Mühle und mündet 30 km unterhalb Tours in zwei Armen.

Das Departement Indre, gebildet aus dem westl. Teil der alten Provinz Berry und kleinern Städten von Orléannais und Marche, umfaßt 6795,3 qkm und ist ein flacher Landstrich, dessen höchster Punkt sich im Süden nur 469 m hoch erhebt und der mit seinen Gewässern Cher, Indre und Creuse mit der Elaise ganz zum Becken der Loire gehört. Das rechte Ufer des Indre ist von Teichen und Moräften bedeckt, welche die Luft feucht und ungesund machen. Im übrigen Lande ist das Klima mild und angenehm, der Boden meist sandig und, abgesehen von ausgedehnten Heiden (5,3 Proz.) und Waldungen (12 Proz.), im ganzen fruchtbar. Doch befindet sich der Ackerbau in wenig entwickeltem Zustande. Hauptsächlich baut man Getreide, Wein, Zuckerrüben und berühmte Rastanien. Die Wiesen und Hutungen sind von großer Ausdehnung,

so daß die Vieh-, besonders die Schafzucht blüht. An der Spitze der Industrie stehen die Eisenerzeugung und die Tuchfabrikation. Außerdem sind Papier-, Baumwollzeug- und Hutfabriken, sowie Baumwoll-, Lein- und Wollspinnereien, Tabakfabriken, Lohgerberei, Töpferei u. s. w. im Gange. Das Departement gehört zur Erzdiocese Bourges, hat zur Hauptstadt Châteauroux (s. d.), zerfällt in die vier Arrondissements Châteauroux, Le Blanc, La Châtre und Moudon und zählt (1881) in 23 Kantonen 287 706 E. Vgl. Joanne, «Géographie du département de l'Indre» (Par. 1879).

Das Departement Indre-Loire, aus der alten Provinz Touraine nebst kleineren Theilen von Orléanais, Poitou und Anjou gebildet, umfaßt 6113,7 qkm, ist fast ganz flach und gehört ebenfalls zum Bassin der Loire, welche es beinahe halbiert und hier links den Cher, den Indre und die Vienne, rechts die kleineren Flüsse Brenne und Noumer aufnimmt. Die Gegend zunächst der Loire mit ihren seltenen Alluvionen, besonders im Süden, ist sehr fruchtbar und hat vorzugsweise der Touraine zu dem Namen des «Gartens von Frankreich» verholfen. Das 15 000 ha große Plateau der Salinières liefert mit seiner ungeheuern Fülle von Meermuscheln und organischen Resten den lothbarsten Dünger. Die höher liegenden Gegenden sind reich an Wald (15,7 Proz.) und Wein, haben aber auch ausgebreitete sandige Heiden, die erst nach und nach dem Pfluge mit Erfolg unterworfen werden. Fast ein Sechstel der Bodenfläche ist unproduktiv, ein Neuntel sind Wiesen. Die Haupterzeugnisse sind Getreide (doch kaum zur Genüge), Hanf, Obst, namentlich die Walnüsse (30 000 hl) und die beliebten Pflaumen von Tours, vor allem aber Wein, dessen Anbau etwa ein Zwölftel der Bodenfläche gewidmet ist und von dem 1880 976 423 hl gewonnen wurden. Auch baut man im großen Anis und Koriander, Bohnen, sowie Kuntelraben zur Zuckerrübenfabrikation. Unbedeutend ist die Viehzucht und die Industrie. Man unterhält im kleinen Gerbereien, Woll-, Seidenzeug-, Kägel-, Zeilen-, Kessel-, Papier- und andere Fabriken. Am wichtigsten sind die Pulverfabrik von Ripault, nächst dem die Buchdruckereien in Tours, besonders das Haus Wlame. Der Handel, begünstigt durch die Loire und mehrere Eisenbahnen, führt jedoch mehr Bodenerzeugnisse als Manufakturen aus, besonders Wein, Hanf, getrocknetes Obst, Bausteine u. s. w. Das Departement gehört zum Erzbistum Tours, hat zur Hauptstadt Tours (s. d.), zerfällt in die drei Arrondissements Tours, Chinon und Loches und zählt (1881) in 24 Kantonen und 282 Gemeinden 329 160 E. Vgl. Joanne, «Géographie du département d'Indre-et-Loire» (Par. 1881).

Indret, Ort im Arrondissement Nantes des franz. Depart. Niederloire, auf einer Insel in der Loire, mit einer Sieberei und einem Etablissement für Fabrikation von Dampfmaschinen für die Flotte.

Indri (*Lichanotis brevicaudatus* L.), ein ungefähr 90 cm hoher, fast schwarzloser Halbaffe (s. d.) Madagaskars, von grauschwarzer, an den Extremitäten, dem Aft und den Bauchgegenden weißlicher Färbung. (S. Tafel: Halbaffen, Fig. 1.)

In dubio (lat.), im Zweifel, im Zweifelsfalle. Inductomane, Führer der römischen Partei unter den Ervicern, veranlaßte die Erhebung eines Theils der Belgier (Winter 64 auf 68

v. Chr.) gegen die über das belg. Land vertheilten röm. Winterlager, fand aber in einem Reitergefecht gegen Labienus den Tod.

Induktion (lat.) heißt in der Logik das Verfahren, durch welches man aus der thatsächlichen Erkenntnis des gleichen Verhaltens einer Anzahl von Arten, resp. Exemplaren eines Gattungsbegriffs zu dem allgemeinen Urteil hinstrebt, es sei dieses Verhalten in dem Wesen des Gattungsbegriffs begründet und läßt deshalb allen Arten, resp. Exemplaren desselben zu. Was deshalb in der formalen Logik als vollständige I. bezeichnet zu werden pflegt, der (häufig in der Mathematik angewendete) Fall nämlich, daß man sich vorher der Geltung des Prädikats für alle Arten, resp. Exemplare versichert hat, kann nicht mehr eigentlich als Induktionschluss bezeichnet werden, weil es keine neue Erkenntnis bringt, sondern nur die schon vorhandene in einem übersichtlichen Ausdruck zusammenfaßt. Die wahre oder sog. unvollständige I. ist aberall da erforderlich, wo die Fälle der Arten, resp. Exemplare eines Gattungsbegriffs aus irgend einem Grunde nicht überschaubar ist; vor allem also in den Naturwissenschaften, sei es, daß es sich um Feststellung von Gattungscharakteren, sei es, daß es sich um Aufsuchung von Naturgesetzen handle. Die Gültigkeit dieses Induktionschlusses ist nun niemals eine absolut demonstrative, sondern beruht in letzter Instanz immer auf der Annahme, mit welcher der menschliche Geist der Auffassung der Dinge entgegentritt, es müsse ein konstant Wirkliches aus einer konstanten und gemeinsamen Ursache hervorgehen. Die Mittel, die Wahrscheinlichkeit eines Induktionschlusses zu erhöhen und dieselbe möglichst der Gewissheit zu nähern, sind theils quantitativ, theils qualitativ: erstere bestehen in der Vermehrung der einzelnen Fälle, letztere, die wertvollern, in dem (analytischen oder begrifflichen) Nachweise, daß den untersuchten Fällen nichts weiter gemeinsam ist als der Gattungscharakter und das Prädikat, welches man demselben allgemein zuschreiben will. In dieser Beziehung wird die Möglichkeit eines Induktionschlusses aus nur einer Prämisse möglich, sobald man sicher sein darf, alle Nebenbedingungen entfernt und den Gattungstypus rein dargestellt zu haben; solche Fälle heißen reine Fälle oder prärogative Instanzen. Die Naturwissenschaft, besonders die Chemie, bedient sich derselben sehr häufig zur Auffindung der Gesetze. Zur zweifellosen Gewissheit aber wird das auf induktivem Wege Gefundene erst dadurch erhoben, daß es zu gleicher Zeit auf deduktivem Wege aus höhern Begriffen oder Gesetzen abgeleitet wird. Die höchsten Gesetze der Naturwissenschaft sind danach nur induktiv bis zu hoher Wahrscheinlichkeit zu erweisen, finden aber ihre an Gewissheit grenzende Bestätigung eben darin, daß das aus ihnen deduktiv Abgeleitete seinerseits wieder auf induktivem Wege bestätigt wird. Eine Methode, welche sich ausschließlich auf I. gründet, nennt man induktivistisch; Induktanten, die auf diesem Verfahren wesentlich beruhen, induktive. Vgl. Apelt, «Die Theorie der I.» (Hb. 1954); Mill, «System der deduktiven und induktiven Logik» (aus dem Englischen von Gompertz, 3 Bde., 1873).

Induktion (magnetische und elektrische). Nähert man einem Eisenstäbchen einen Magnetstab, so wird derselbe durch den Einfluß des letztern magnetisch; entfernt man beide Stäbe genügend weit voneinander, so verschwindet wieder der Magnetis-

mus im Eisenstäbchen. Man sagt von einem Eisenstäbchen, das nur durch den Einfluß eines nahen Magnets magnetisch geworden, es ist durch Verteilung, Induktion oder *I.* magnetisch. Um die *I.* experimentell zu zeigen, nähert man (wie in beistehender Fig. 1) dem in einem Stativ lotrecht eingespannten Eisenstäbchen von oben einen kräftigen Magnetenpol, während man das untere Ende des Eisenstabes in Eisenfeile taucht. Es bleibt dann ein Häufel Eisenfeile an dem untern Ende hängen, ein Beweis, daß der Eisenstab zum Magnet geworden ist. Sobald man aber den Magneten entfernt, fallen die Eisenfeile ab, weil dann die magnetische *I.* aufhört, also das Eisenstäbchen nicht mehr magnetisch ist. Bei der magnetischen *I.* besitzt das Ende des Eisenstab-



Fig. 1.

chens, welches dem erregenden Magnetenpol zugeordnet ist, mit demselben die entgegengesetzte Polarität, das abgewendete aber die gleichnamige. Auch Stahlstäbchen können durch *I.* magnetisch werden, jedoch viel langsamer und schwächer; dagegen bleiben dieselben, auch nach der Entfernung des verteilenden Magnets, magnetisch.

In analoger Weise, wie durch Annäherung von Magneten durch *I.* Magnetismus erregt wird, entsteht auch in Leitern durch Annäherung elektrischer Körper eine *I.* Man unterscheidet die statische und dynamische Induktion. Die erstere, welche in neuerer Zeit vorherrschend elektrische Aufladung genannt wird, ist im Art. Elektrizität behandelt. Die dynamische *I.* wird jetzt kurzweg als *I.* bezeichnet. Bei derselben entsteht in einem gebogenen und in sich zurückkehrenden, z. B. ringförmigen Draht, in dessen Nähe ein elektrischer Strom geschlossen wird oder ein schon vorhandener Strom an Stärke zunimmt, ein dem entstehenden oder wachsenden Strom entgegengesetzt gerichteter Strom.

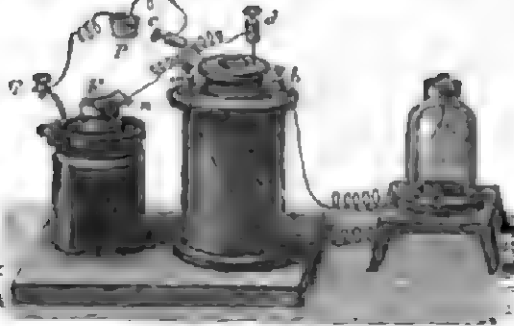


Fig. 2.

Ferner tritt in jener geschlossenen Drahtleitung ein Strom auf, wenn in seiner Umgebung ein bis dahin vorhandener Strom schwächer wird oder ganz aufhört. Dieser Strom hat dieselbe Richtung wie der erregende. Man nennt den erregenden Strom

den Haupt- oder Primärstrom, dagegen den erregten Strom Neben-, Sekundär- oder Induktionsstrom. Die Induktionsströme sind stets nur von äußerst kurzer oder augenblicklicher Dauer. Um die Induktionsströme nachzuweisen, benutzt man für den Haupt- und für den Nebenstrom je eine Spule, um welche mit Selde umspinnene Drähte gewunden sind, um die Drahtläufe voneinander zu isolieren. So z. B. sieht man in Fig. 2 eine solche Drahtspirale B, welche aus bidem überspinnenen Kupferdraht gebildet ist, und welche in der Hohlung einer Spirale A steht, die aus viel mehr Windungen eines weit dünnern überspinnenen Kupferdrahtes besteht. Die Spirale B heißt die Primär- oder Hauptspule, A nennt man dagegen die Sekundärinduktion oder Rebenspule. Die Drahtenden a und b der Rebenspule sind durch Leitungsdrähte mit den Drahtenden eines entfernt aufgestellten Multiplikators M verbunden. Von dem einen Pol n eines konstanten Volta-Elements führt ein Leitungsdraht zu dem Drahtende d der Hauptspule, vom Pol p geht ein Draht zu einem Quecksilbernäpfchen q. Sobald nun ein Draht, welcher an dem Drahtende c der Hauptspule befestigt ist, gleichfalls in das Quecksilbernäpfchen eingetaucht wird, wird das Element E geschlossen, und es zirkuliert dann ein Strom in der Hauptspule B. In dem Moment, in welchem dieser Strom entsteht, wird auch ein Strom in der Rebenspule A induziert, was man aus der Ablenkung der Nadel des Multiplikators M erkennt. Wenn aber der Hauptstrom in B geschlossen bleibt, so kehrt die Multiplikatornadel nach einigen Schwankungen wieder in ihre Gleichgewichtslage zurück; der Induktionsstrom dauert also nur sehr kurze Zeit und der fortdauernde Strom der Hauptspule bleibt ohne weitere Wirkung auf die Rebenspule. Zieht man dann, nachdem die Multiplikatornadel zur Ruhe gekommen ist, das von c kommende Drahtende aus dem Quecksilber des Näpfchens q, um den Strom im Hauptdraht B zu unterbrechen, so erfolgt wieder ein nur sehr kurz dauernder Ausschlag der Multiplikatornadel, jedoch nach einer Richtung, welche der des ersten Ausschlags entgegengesetzt ist. Beim Schließen des Hauptstroms wird also im Nebenbraht ein entgegengesetzt gerichteter, beim Öffnen des Hauptstroms dagegen ein ihm gleichgerichteter Strom von nur augenblicklicher Dauer im Nebenbraht induziert. Nicht nur durch Schließung und Öffnung des Volta-Elements E allein, sondern auch, wie schon gesagt, durch Schwankungen der Intensität des Hauptstroms werden momentane Induktionsströme erregt.

Auch wenn ein von einem elektrischen Strom durchflossener Draht einem unelektrischen geschlossenen Draht genähert wird (oder auch der letztere dem ersten), entsteht in diesem letzteren während der Dauer der Annäherung ein elektrischer Strom, aber in entgegengesetzter Richtung als im erregenden Leiter. Der Strom hört auf, sobald der angenäherte Leiter zur Ruhe kommt. Wird der induzierte Leiter aus dem Bereich des stromführenden Leiters entfernt, so entsteht in ihm der umgekehrte Vorgang wie bei der Annäherung, also ein Strom, welcher mit dem erregenden gleich gerichtet ist. Dies läßt sich experimentell zeigen, wenn (Fig. 2) p mit c, und n mit d durch lange Drähte verbunden sind. Man kann dann die durchströmte Hauptspirale B

in die Nebenspule A hinein- und herauschieben, wobei die Induktionsströme in ebenbesprochener Weise auftreten, was der momentane Ausschlag des Multiplikators M anzeigt.

Da der Induktionsstrom nur einen Augenblick währt und, während der Hauptstrom fortbauernd circuliert, bereits verschwunden ist, so wird man, um wiederholt Induktionsströme zu erhalten, den Hauptstrom rasch abwechselnd unterbrechen und wieder herstellen müssen. Dies kann in mannigfaltiger Weise bewirkt werden, am einfachsten jedoch durch ein Vlihrad (s. d.), welches in den Hauptstrom eingeschaltet wird. Mit den induzierten Strömen kann man alle Wirkungen der Volta'schen Ketten, besonders kräftig aber die physiologischen, hervorbringen. Zu letztem Zwecke verzieht man die Induktionsrolle A bei a und b je mit einer Metallschnur, welche in je eine metallene Handhabe (Konduktor) endet. Wenn man dann den einen Handgriff in die eine, den andern in die zweite Hand nimmt, so empfindet man bei jeder Öffnung und bei jeder Schließung des Hauptstroms infolge der Induktionsströme einen Schlag. Diese Schläge werden unter sonst gleichen Umständen stärker, wenn man die Hände mit angesäuertem oder gesalzenem Wasser benetzt hat, indem dadurch die Haut für die Electricität besser leitend geworden ist. Weil man mit Hilfe eines Inductoriums — so nennt man im allgemeinen die verschiedenen, auf dem in Fig. 2 dargestellten Prinzip beruhenden Apparate — mittels eines oder zweier kleiner Volta-Elemente schon sehr empfindliche physiologische Wirkungen erzielen kann, so bedienen sich die Ärzte derartiger kompakter Induktionsapparate zu Heilzwecken.

Auch wenn eine Drahtrolle nicht von einer zweiten umschlossen ist, entsteht durch die gegenseitige induzierende Wirkung der einzelnen Windungen, beim Schließen und Öffnen des Hauptstroms in seinem eigenen Drahte ein Induktionsstrom, welchen man Extrastrom nennt. Dieser schwächt den Schließungs- und verstärkt den Trennungsschlag, weil er im ersten Fall dem Hauptstrom entgegengerichtet ist, im andern Fall jedoch mit demselben dieselbe Richtung hat. Der Nachweis geschieht an einer Spule mit einem einzigen langen Draht, der an jedem Ende in zwei Teile ausläuft. Je ein Ast wird mit der galvanischen Kette verbunden. Die andern beiden Zweige werden einander genähert. Man sieht nun am Lektorn bei jedem

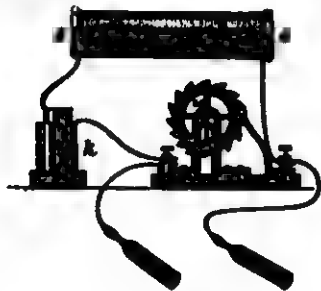


Fig. 2.

ein Vlihrad u. eingeschaltet, die Nebenschließung aber dadurch hergestellt wird, daß man in je eine benetzte Hand eine der beiden cylindrischen Metallgriffe (Konduktoren) nimmt. Beim raschen Umdrehen

des Unterbrechungsrades u. erhält der eingeschaltete menschliche oder tierische Körper die entsprechenden Trennungs- und Schließungsschläge vom Extrastrom. Die Stärke der Induktions- und Extrastrome ist um so größer, je stärker der Hauptstrom und je länger die Drähte in den Spulen sind, also je mehr Windungen die Letztern haben. Da ein Magnet ein System paralleler Kreisströme darstellt (s. Elektrodynamik), so muß das Einschieben eines Magnetstabes NS (Fig. 4) in die Induktionspule A

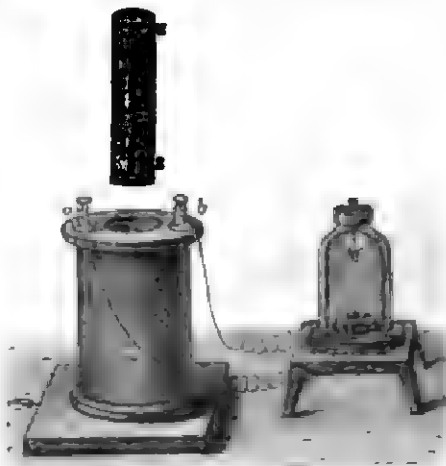


Fig. 4.

und ebenso das Herausziehen aus derselben wirken wie das Ein- und Zurückschieben der durchströmten Hauptspule B in Fig. 2. Je länger der Spulendraht, je kräftiger der Magnet und je größer die Geschwindigkeit bei seiner Bewegung ist, desto stärker ist der hervorgerufene Induktionsstrom. Diese durch bewegte Magnete entstehende J. nennt man magnetelektrische Induktion; im Gegensatz davon heißt dann die durch galvanische Ströme erzeugte Volta-Induktion. Beide Arten wurden von Faraday entdeckt (1831).

Die magnetelektrische J. tritt auch ein, wenn man die Hölzung der Induktionspule mit einem weichen Eisentern oder weichen Eisenstäbchen füllt und diese durch Vorüberführen eines kräftigen Magnetpols magnetisch induziert. Denn das Magnetisierwerden der Eisentern bewirkt daselbe wie das Einführen eines Magnetpols in das Innere der Spule, während das Aufhören der magnetischen Induktion dem Zurückziehen des Magnetpols gleichkommt. Auf dieser magnetelektrischen J. beruhen die magnetelektrischen Maschinen, bei welchen mit Eisenternen gefüllte Induktionspulen vor kräftigen Magnetpolen schnell rotieren; auch den dynamoelektrischen Maschinen liegt die magnetelektrische J. zu Grunde.

Verzieht man die Hauptspule B eines Inductoriums (Fig. 2) mit einem weichen Eisentern, so addiert sich zur induzierenden Wirkung der Unterbrechungen des Hauptstroms noch jene, welche beim Entstehen und Aufhören eines Elektromagnetismus auftritt. Diese Erregungsweise von Induktionsströmen heißt elektromagnetische Induktion. Auf derselben beruht der Funkeninductor von Ruhmkorff, mit dem sich die Spannung

der Volta-Electricität bis auf jene der Reibungs-electricität steigern läßt.

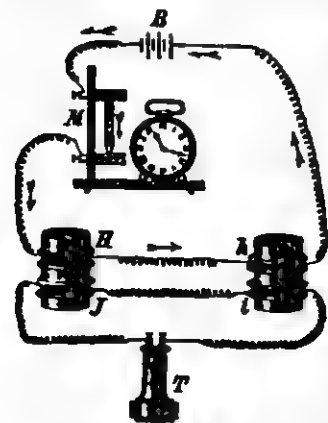
Induktionsapparat (zu Heilsweden), s. unter **Electrotherapie**, Bd. VI, S. 42.

Induktionsmaschinen, **Induktionsapparate** oder **Induktionsselektromotoren** heißen im weitern Sinne alle jene Apparate, welche dazu dienen, mittels der Induktion (s. b.) kräftige elektrische Ströme in großer Menge zu erzeugen. Da man jetzt die auf der elektrostatischen Induktion, d. i. auf der Influenz beruhenden **I.** allgemein als **Influenzmaschinen** (s. b.) bezeichnet, ferner die auf der electromagnetischen Induktion basirenden **I.** meist **Funkteninductoren** (s. b.) oder speziell **Auhtmorfische Induktionsapparate** (s. b.) benennt, so versteht man gewöhnlich im engern Sinne unter **I.** die auf der magnetelektrischen Induktion basirenden magnetelektrischen und dynamoelektrischen Maschinen, welche in der Electrotechnik als die mächtigsten elektrischen Stromquellen benutzt und daher in der Praxis auch kurzweg **«elektrische Maschinen»** benannt werden. Diese letztern darf man mit **Electrisiermaschinen** nicht verwechseln, die eine ausgiebige Quelle der Reibungselectricität sind, jedoch bisher in der Electrotechnik, außer beim elektrischen Zünden vonminen u. dgl. m., keine Anwendung gefunden haben.

Induktionsströme, s. **Induktion** (physik.).

Induktionswaage nennt man zwei miteinander verbundene Inductoren (s. **Induktion**) von solcher Einrichtung, daß der in der einen Induktionsrolle durch Unterbrechungen des Hauptstroms entstehende Induktionsstrom durch den in der andern Induktionsspule induzierten Gegenstrom aufgehoben wird. Die **I.** ist zwar eine Erfindung der jüngern Zeit (1880), sie beruht jedoch im wesentlichen auf dem schon früher (1838) von Dove erdachten Differentialinductor, welcher, unter passender Anwendung des inzwischen erfundenen **Witrophons** und **Telephons**, zur **I.** umgeformt worden ist. Am bekanntesten ist die **I.** von Hughes (1881).

Dieselbe besteht (s. beistehende Figur) aus zwei aufrecht stehenden Röhren aus Bappt, Holz, Ebonit oder dergleichen, die im obern Teile je eine Drahtrolle **H** und **h** und ebenso unten andere Drahtspiralen **I** und **i** tragen. Die Windungen dieser Rollen sind voneinander durch Seidenumspinnung isoliert, und die Drahtlänge in je einer Rolle beträgt etwa 100 m. Die beiden obern Rollen werden vom gemeinsamen Hauptstrom der Volta-Elemente **B** durchlaufen. Letzterer wird periodisch und schallend unterbrochen, z. B. von einem **Witrophon** **M**, welches von einer tictenden Pendeluhr in Vibrationen versetzt wird. Die beiden Induktionsrollen **I** und **i** sind entgegengesetzt angeschlossen und sind mit



einander zu einem Stromkreise verbunden, in welchem ein **Telephon** **T** eingeschaltet ist. Wenn die Verhältnisse auf beiden Seiten der **I.**, bis auf die Gegenwindungen der Induktionsrollen, gleich sind, so heben sich die Induktionswirkungen auf, und man vernimmt daher durch das **Telephon** nichts von dem Tiden der Uhr. Sobald man jedoch in die eine der beiden Röhren eine Münze einschiebt, werden auch in dieser elektrische Ströme induziert, wodurch der durch das **Telephon** freisenden Induktionsströme gestört erscheint, weshalb man nun den Pendelschlag der Uhr durch das **Telephon** hören kann. Die **I.** ist so empfindlich, daß sie die geringsten chemischen oder physik. Unterschiede zweier Metallmassen, von welchen je eine in je eine der Röhren **I** und **i** an die gleichklingende Stelle gebracht wird, verrät; sie kann daher dazu dienen, falsche Münzen von echten zu unterscheiden u. dgl. m. Weil ferner das Gleichgewicht der **I.** schon verschwindet, wenn man eine der Induktoren derselben einer Metallmasse nur nähert, so hat man die **I.** auch angewendet, verborgene Metalle zu entdecken, z. B. unterirdische Metalladern, submarine Metalldepotstände, die Angel im Körper der durch Schuß Verwundenen aufzufinden u. s. w.

Induktion, s. unter **Induktion** (physik.).

Inductor, bei den magnetelektrischen und dynamoelektrischen Maschinen derjenige Teil, in dem bei der Rotation derselben der elektrische Strom entsteht. (S. unter **Elektrische Maschinen**.)

In dulci júbilo (lat., »in süßem Jubel«), der Anfang eines alten, halb lateinischen, halb deutschen Weihnachtsliedes (die zweite Zeile lautet: »Run singet und seid froh«), welches aus einer des Leben des Mönchs Heinrich Euse (gest. 1360) enthaltenden Handschrift des 13. Jahrh. stammt und früher irrtümlich dem Petrus Dresdensis (gest. 1440) zugegeschrieben wurde (vgl. Hoffmann von Fallersleben, »In dulci júbilo«, Hannov. 1851); sprichwörtlich soviel wie in Sauf und Braus.

Indulgenz, s. **Ablass**.

Induline, **Nigrosin**, **Bengalin**, **Indigo** artificial, **Bleu-Noir**, **Gris Coupier**, **Blackley Blue** bilden zusammen eine Klasse von Anilinfarbstoffen, welche teils in spiritlöslicher, teils in wasserlöslicher Form vielfach Verwendung in der Färberei, dem Zeugdruck, der Linten- und Lederfabrikation finden. Es geht ihnen allerdings der Glanz und die Schönheit des Fuchsin und ähnlicher Farbstoffe ab, dagegen unterscheiden sie sich von jenen aber vorteilhaft durch größere Widerstandsfähigkeit gegen Luft und Licht. Sie dienen namentlich zur Erzeugung von grauen, blauen, violetten, schwarzen Robestoffen und werden dabei entweder für sich, oder mit andern Anilinfarben, Anilinblau, Methylviolett, Curcuma, Orseille verwandt. Zum Färben von Seide werden die spiritlöslichen Farben im angesäuerten Seisenbade verwandt; Baumwolle nimmt die Farben nach vorherigem Gallieren und Beizen mit Jinsalz, Alaun oder Drehschwefelsäure an; Wolle erfordert ein ein- bis zweikündiges Kochen in einer Flotte der wasserlöslichen Verbindungen.

Die chem. Konstitution dieser Farbstoffe ist noch nicht bekannt. Sie entstehen: 1) durch Einwirkung von Amidoazobenzol auf salzsaures Anilin (Dale u. Caro 1864); 2) durch Erhitzen von reinem Azobenzol mit reinem salzsauren Anilin (Caro, Pabische Anilin- und Sodafabrik Ludwigshafen 1869, Knapp,

Stuttgart); 8) durch Zersetzung von kohlensaurem Ammonium mit salzsaurer Ammonium bei Gegenwart von Reduktionsmitteln (Couper). Die löslichen Formen der Induline sind die salzsauren Salze verschiedener Basen, die wasserlöslichen Formen sind Natriumsalze der aus den Indulinen hervorgehenden Sulfonsäuren.

Indult (lat., d. i. Nachsicht, Zugeständnis) bezeichnet in der Rechtssprache im allgemeinen die Frist, die jemand zur Erfüllung einer Verbindlichkeit verstattet wird (so z. B. als Lehnindult wegen Erneuerung der Lehne durch den Nachfolger), dann insbesondere soviel als Aufschubbrief oder Moratorium (s. d.). In der Kirchensprache heißt Indult das an Fürsten, Cardinale oder andere hochstehende Kirchenmitglieder verliehene Recht, den Genuß einer geistlichen Pfründe zu überweisen oder hohe geistliche Ämter mit den Einkünften nach Gefallen zu verleihen. Ein solches Indult gelangte z. B. durch Leo X. an König Franz I., durch Alexander VII. an Ludwig XIV. Die Cardinale haben das Indult kraft eines mit Paul IV. abgeschlossenen Vertrags, der sie selbst berechtigt, eine Pfründe in commendam (s. Kommenne) zu bestimmen. Die deutschen Bischöfe besaßen ehemals das Indult lebenslänglich; seit der Mitte des 17. Jahrh. aber müssen sie es stets nach Ablauf von fünf Jahren erneuern lassen. In einigen Gegenden Deutschlands, z. B. in Kiel und München, braucht man das Wort Indult für Jahrmarkt oder Messe, angeblich wegen der mit Messen und Ablassen verbundenen Kirchenfeste.

Induplo (lat.), doppelt.

Indur, s. Indore.

[Geschwulst.]

Induration (lat.), in der Medizin Verhärtung.

Indus oder **Sind**, **Sindh**, der Hauptstrom des westl. Vorderindien, mit einer Stromlänge von 2897 km und einem Flußgebiete von 862500 qkm, entspringt in Tibet unter 32° nördl. Br. und 81° 30' östl. L. (von Greenwich), in 6600 m Meereshöhe, in unbeträchtlicher Entfernung nördlich von den Landschaften Kalasch-Tal und Manasarowar, von welchem westlich auch der Setledsch, östlich der Brahmaputra ihren Ursprung nehmen, an dem nördl. Abhange des Bergs Kailas, dem Paradiese Sivas der ind. Mythologie. Er nimmt gleich zu Anfang die Richtung gegen Nordwesten, verbindet sich 252 km unterhalb seiner Quelle, links mit dem von dem Westabhange des Kailas herabfließenden Gartop oder Karg-Schloß-Flusse, durchströmt, unter dem Namen Sing-Rabad (Löwenmaul), zuerst ein Hochplateau, bringt bei dem Pässe La-Gang-Kiel in eine enge, die Kette des Kuen-lun (s. d.) oder Kustagh von dem Himalaja trennende Thalspalte, fließt durch Ladakh oder Mitteltibet, nimmt unterhalb dessen Hauptstadt Leh, in 3753 m Meereshöhe, den reichenden Zaskar, weiter unten aber den Dras auf und tritt in Baltistan oder Kleintibet ein, wo der von dem Karakorumgebirge herabfließende Schai-pul auf seiner rechten Seite in ihn einmündet und er den Namen Aba-Sind, d. h. eigentlicher Indus erhält. Ungefähr 40 km weiter unten und westwärts nimmt er gegenüber der an ihm liegenden Hauptstadt Iskardo oder Sardo, an seiner rechten Seite den Schai-gur und weiter unten noch verschiedene andere Gebirgsflüsse auf. Von Sardo fließt er weitere 135 km gegen Nordnordwesten, worauf er bei Nalpowi-Schagaron, unter 35° 48' nördl. Br. und 74° 30' östl. L. (von Greenwich), den Gilgit

aufnimmt, sich nach Süden umbiegt, takes a turn, einen Weg durch die untere Himalajakette, takes a path through the lower Himalaya range, in die Gegend nördlich von der brit. Gebirgs- und einer Strecke von 297 km durchströmt. Unterhalb oberhalb von Attol ergießt sich, in 330 m Meereshöhe, an seiner westl. Seite der von dem Kuen-lun herabfließende Kabilus in ihn. An der Stelle hat der Indus eine Breite von 250 m und hohem Wasserstande 20–25, bei niedrigem 10–12 m Tiefe. Bis zu Attol geht die Schmelzwasser des Indus stromaufwärts. Von seiner Quelle bis hin fällt er in jeder Strecke von 1,5 km 6–7 m, dort bis zum Meere, 1515,50 km, was nach 1515 m

Unterhalb Attol tritt der Indus in das Salz- (Salt-Range), durchbricht dasselbe bei Shimla in einem sich bis zu 90 m erheben, 60 m Felsenbette, um sich bei Kala-bagh, 136 km nördlich von Attol, mit einer Wassermaße von 60 m Breite aus dem Gebirge in die Ebene zu legen. Kuen-lun fängt er, während er bis dahin hartnäckig zwischen Felsen strömte, an, sich durch einen seiner Klüften, erdigen Ufer zu trüben und mit seinem Sturzregen letztere zu überflutet. Ungefähr 5 km oberhalb Attol verläßt der Indus seine östl. Seite mit ihm der aus dem Jhelum-Flusse des Dschilam, Dschinab, Ravi und Ganges, welche in ihrem oberen Laufe mit dem Indus vermischt sind. Pendschab (Hauptstrom) ist ein entstandene Pendschab, dessen Breite 170 m, dessen Tiefe 4–5 m beträgt, während der Indus bei gleicher Tiefe nur 600 m breit, aber 100 mal so schnellfließend ist. Nach seiner Vereinigung mit dem Pendschab beträgt die Breite bei der niedrigen Wasserstände 2000 m. Oberhalb Stadt Kori, in der Landschaft Sind, und von ihm der Ost-Narra, welcher gegen Süd die Wüste läuft und nur bei hohem Wasserstande in der östlichen oder sog. Korimandala reicht. Er durchbricht alsdann ein niedriges Gebirge, worauf sich 29,5 km unterhalb Kori der Narra, ein großer permanenter Fluß, von dem sich 190 km weit hinwindet, und dem er sich zu dem See Manichpur ausmündet dem Hauptstrom wieder vereinigt. Nordwärts 22 km oberhalb von Hyderabad (s. d.) SO. der breite, aber jährlich wasserarmere Stromarm Julai oder Sonni ab, und bei der Delta- und Deltabildung statt, indem der Julai in den Arm sich in die Korimandala des Indus in der Meereseinbucht ergießt. Unterhalb Latta Hauptspaltung in zwei große Arme an Baggar gegen W. und den Sata oder S. gegen SO. Dieselben spalten sich wiederholt. Im ganzen zählt man ohne die kleinen und unbedeutenden Arme 13 Hauptarme. Die breiteste, tiefste, allezeit schiffbare ist die Mündung Pitti. Die Ausdehnung des Indus beträgt 250 km; bei Latta liegt 126 km von der See, weit steigt die Flut. Bei Hochwasser ist der Indus überflutungen ausgesetzt. Er fließt sowohl auf seinem Laufe durch wüste Gegenden als auch durch Abhänge, so daß er eine weit geringere Abflussmenge sendet als der Ganges. Er ist sehr klein im ganzen für Schifffahrt weniger geeignet und der Jammu. Das erste brit. Indus besaß der Strom 1836, und seitdem war bei und Berlehr rasch zu. Nachdem 184

1849 das Reich der Südh. brit. Provinzen geworden waren, wurde die große Wichtigkeit des J., des weßl. Grenzstroms der brit.-ind. Beziehungen, in kommerzieller, strategischer und polit. Beziehung richtig begriffen und ist die engl. Regierung seit einer Reihe von Jahren bemüht gewesen, ihn nach allen Richtungen so nutzbar als möglich zu machen. Zu dem Zwecke entstand mit großem Kostenaufwand ein weitläufiges System sowohl von Bewässerungs- als von Austrocknungsanlagen. Auch verbandt diesen Bestrebungen der stets wichtiger werdende Hafenplatz Karatschi (s. d.) sein Entstehen.

Industrienfall, ein Kalkstein, welcher der territorialen Schieferformation der Auvergne angehört und sich durch zahlreiche kurze Röhren auszeichnet, die von Bryozoenlarven herrühren und aus lauter zusammengefügten kleinen Schneden (Paludina) aufgebaut sind.

Indurium oder Schleier nennt man in der Botanik diejenigen Gebilde, welche bei den Farnekräutern die Sporangienhäuschen oder Sori bedecken. Sie finden sich nicht bei allen Farnekräutern, wohl aber bei den meisten, ihre Gestalt ist eine verschiedenartige, bald schid- oder nierenförmig, bald becherförmig oder zerstückt. Diese Verschiedenheit in der Form und außerdem die Art der Anheftung bilden wichtige Unterscheidungsmerkmale für die systematische Umgrenzung der Gattungen. (S. Farne.)

Industrial partnership (engl.) s. Part.

Industrie (vom lat. industria, Fleiß, Betrieblichkeit) bedeutet ursprünglich überhaupt produktive Tätigkeit, nach dem deutschen Sprachgebrauch speziell die gewerbliche Produktion, also die Erarbeitung von Rohstoffen oder Halbfabrikaten, id. zwar namentlich diejenige, welche nicht als ingewerbliches Handwerk (s. d.), sondern im Zusammenhang mit den Hilfsmitteln des Maschinenwesens d. der Arbeitsteilung, oder doch für den Absatz auf dem großen Markt betrieben wird. (S. Rohbetrieb.) Ihre Hauptformen sind der Fabrikbetrieb (s. Fabrik), der große Werkstattbetrieb, welcher wegen der Natur seiner Erzeugnisse auf die Ausnutzung der Naturkräfte als die rationelle Arbeitsteilung angewiesen ist, die Hausindustrie (s. d.). Einzelne Gewerbe, namentlich die Weberei, erhoben sich schon früh die Stufe des industriellen Betriebs, indem sie Produktion weit über den lokalen Bedarf ausstreckten und für ihre Waren ein weites Absatzgebiet erwarben. Diese Entwicklung wurde um mehr begünstigt, je mannigfaltiger und enger die Handelsbeziehungen zwischen den Nationen wuchsen, je mehr alle Teile der Erde den Kulturkreisen zugänglich und je bessere Hilfsmittel

Verkehr zu Gebote gestellt wurden. Ihren mächtigsten Aufschwung aber hat die J. erst in neuerer Zeit genommen, in der einerseits ihre Produktivkraft durch zahllose Erfindungen eine abnorme, gewaltige Vergrößerung erlitt, und andererseits auch der Absatz ihrer Produkte durch Dampfschiffe, Eisenbahnen und andere Verkehrsverbindungen in ebenso hohem Maße befördert wurde. Die verschiedenen Länder haben allerdings in gleichem Verhältnis an diesen Fortschritten teilgenommen, weil nicht für alle gleich günstigen Bedingungen dafür bestanden. Am meisten istigst sind diejenigen Länder, welche mit den Hauptelementen der heutigen J., Kohlen

und Eisen, am reichlichsten ausgestattet sind. Doch kommt auch viel an auf die Verkehrslage und namentlich auch auf die Mächtigkeit und Geschwindigkeit der Arbeiterbevölkerung. Durch Vorräte in dieser letztern Hinsicht kann eine Nation manche natürliche Vorteile, deren sich andere Länder erfreuen, mehr oder weniger ausgleichen. Schlimm allerdings ist es, wenn eine solche Ausgleichen nur durch einen übermäßig niedrigen Stand der Löhne möglich wird.

Seit der Entstehung der neuern centralisierten Staaten mit ihren wohlfahrtspolizeilichen Bestrebungen wurden auch fast überall Versuche gemacht, die Entwicklung der J. und das Aufwachen neuer Zweige derselben auch durch künstliche Mittel, namentlich durch Schutzzölle, zu befördern. Unter der Herrschaft der Anschauungen des Merkantilsystems (s. d.) geschah dies hauptsächlich deswegen, weil die J. weit mehr als die Landwirtschaft geeignet ist, wertvolle Produkte für die Ausfuhr zu liefern und dadurch eine günstige Handelsbilanz zu erzeugen. Im 19. Jahrh. dagegen verlangte die erzielende Schutz der J. deswegen, weil der bloße Agrikulturstaat auf einer niedern Stufe stehe und sich, um mit den fortschreitenden Nationen sich auf der gleichen Höhe zu halten, zu einem exportfähigen Industriestaat entwickeln müsse. Nur die tropischen Länder seien von der Natur auf die Urproduktion als die für sie vorteilhafteste wirtschaftliche Tätigkeit angewiesen. Die Landwirtschaft soll nach dieser Ansicht, damit die Lebensmittel und Rohstoffe nicht zum Nachteil der J. verteuert werden, keinen direkten Schutz erhalten, werde jedoch indirekt durch das Vorhandensein einer zahlreichen konsumtionsfähigen industriellen Bevölkerung ebenfalls aus dem Industrieschutz große Vorteile ziehen. In der Wirklichkeit hat indes auch die Landwirtschaft Schutzzölle verlangt und in vielen Ländern auch erhalten, jedoch ohne deshalb zu der J. in einen feindlichen Gegensatz zu treten; vielmehr sind die meisten Erfolge der Protektionismus dadurch errungen worden, daß die Vertreter der J. und der Landwirtschaft sich über ihre Forderungen verständigten und sie mit vereinten Kräften durchsetzten.

Durch die mächtige Entfaltung der J. wurde das Handwerk auf vielen Gebieten fast ganz verdrängt und auf andern in eine gedrückte Lage versetzt. Alle Versuche indes, dem letztern durch künstliche Mittel zu Hilfe zu kommen, müssen zurückgewiesen werden, wenn sie die größtmögliche Ausnutzung der technischen Produktivkräfte und den Absatz der industriellen Massenprodukte erschweren, weil dann ein absoluter Ausfall in der volkswirtschaftlichen Produktion und Konsumtion entsteht, wenn auch eine Gruppe von Gewerbetreibenden dabei einen privatwirtschaftlichen Nutzen haben mag. Allerdings ist auf der andern Seite nicht zu verkennen, daß die Ausdehnung der modernen J. in sozialer Beziehung auch erhebliche Übelstände in ihrem Gefolge hat. Die soziale Frage ist in ihrer modernen Gestalt gerade auf dem Boden der J. entstanden und brennend geworden. Die J. liefert den eigentlichen Typus der kapitalistischen Produktionsweise. Sie ist angewiesen auf die Vereinigung von großem Kapital mit großen Arbeitermassen; die persönlichen Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeiter verschwinden dadurch fast vollständig, der Arbeiter verliert alle Aussicht auf Selbstständigkeit als kleiner

Unternehmer, die Arbeit wird eine Ware, deren Marktpreis die Arbeiter dadurch aufrecht zu erhalten oder zu erhöhen suchen, daß sie in geschlossenen Vereinigungen der konzentrierten Macht des Kapitals gegenüberstehen. Durch ihr Zusammenwohnen in den häufig erst in der neuesten Zeit rasch aufgeschlossenen Industriestädten wird den Arbeitern ihre Organisation nicht wenig erleichtert, und so stehen sich Kapital und Arbeit in fortwährender Kampfbereitschaft gegenüber. Auch ist nicht zu verkennen, daß die industrielle Arbeit wegen der weitgehenden Arbeitsteilung eine einsörmigere, mehr abtölpelnde und menschlich weniger befriedigende ist als die Handwerksarbeit und daß eben wegen der Einfachheit vieler einzelnen Handtätigkeiten die Frauen- und Kinderarbeit die der Männer oft in einer unerwünschten Ausdehnung verdrängt. Wie schwierige Probleme aber auch die durch die moderne J. hervorgerufenen ökonomischen Widersprüche darbieten mögen, sie dürfen in keinem Falle dazu führen, daß die Verwendung der reellen Macht- und Hilfsmittel der J. zu Gunsten weniger produktiver Arbeitsformen beschränkt werde.

Obenan steht in der industriellen Entwicklung noch immer England, das sich einer glücklichen Vereinigung der oben bezeichneten Vorzüge erfreut. Betrachtet man die Produktion von Kohle und Roheisen als symptomatisch für den Stand der J. überhaupt, so zeigt sich in England in der ersten ein Fortschritt von 103 Mill. (engl.) Tonnen im J. 1868 auf 156 Mill. Tonnen im J. 1882, in der letztern aber innerhalb desselben Zeitraums ein solcher von 4 970 000 auf 8 493 000 t. Die Vereinigten Staaten dürfen in nicht allzu langer Zeit ihre J. auf eine Höhe bringen, die sie England vollkommen ebenbürtig, wenn nicht überlegen macht. Ihre Kohlenproduktion war 1880 schon auf 70 Mill. Tonnen und ihre Roheisenproduktion auf 8 900 000 t gestiegen. Frankreich behält in gewissen Industriezweigen, die besonders Geschmack und Hierlichkeit verlangen, noch einen Vorsprung. In den Artikeln der Massenproduktion dagegen ist es bereits von Deutschland überflügelt, dessen J. in neuester Zeit außerordentliche Fortschritte gemacht hat. Die Kohlenausbeute betrug 1882 in Deutschland 65 Mill. Tonnen, in Frankreich 1880 nur 19 Mill. Tonnen, und die Roheisenproduktion belief sich in den genannten Jahren auf beziehungsweise 3 381 000 und 1 738 000 t (zu 1000 kg). Die spezielle Statistik der J. ist noch nicht genügend ausgebildet und das für die einzelnen Staaten vorliegende Material wenig vergleichbar. Bei der Bearbeitung der in Deutschland am 5. Juni 1882 vorgenommenen Berufszählung ist unter der Bezeichnung J. eine Hauptabteilung gebildet, welche außer der Fabrikindustrie auch den der letztern in technischer und sozialer Beziehung sehr nahe stehenden Bergbau, sowie die Baugewerbe und alle Handwerksbetriebe umfaßt. Bei einer Gesamtbevölkerung von 45 213 901 Seelen kamen auf diese Abteilung 6 396 466 Erwerbstätige (darunter 4 096 248 Unselbständige) und mit Einschluß der Familienangehörigen belief sich die industrielle Bevölkerung auf 16 068 080 Köpfe.

Vgl. Grote, *Bilder und Studien zur Geschichte der J.* (Berl. 1870); Haushofer, *Der Industriebetrieb* (Stuttg. 1874); von Scherzer, *Weltindustrie* (Stuttg. 1880).

Industrierausstellungen nennt man diejenigen temporären öffentlichen Veranstaltungen, durch

welche ein übersichtliches Bild der derzeitigen Leistungen eines Landesteils, eines Landes oder mehrerer Länder auf industriellem Gebiet im ausgedehnten Sinn gegeben werden soll. J. von kleinem Umfang werden jetzt oft Gewerbeausstellungen genannt. Über die Bedeutung der J. im allgemeinen s. **Ausstellungen**.

Industriepflanzen nennt man alle diejenigen Pflanzen, die in der Industrie ausgedehnte Verwendung finden. Da in den meisten Fällen große Mengen der betreffenden Pflanzen gebraucht werden, so sind die J. zum größten Teile wichtige Kulturpflanzen (s. b.). Zu den J. gehören vor allem die Textil- oder Gespinnstpflanzen, die ihrer Fasern wegen im großen gebaut werden. Die bekanntesten hiervon sind: der Lein, *Linum usitatissimum* (Tafel: Industriepflanzen I, Fig. 4), der Hanf, *Cannabis sativa* (Fig. 8) und mehrere andere Arten der Gattung *Cannabis*; auch die Nesseltarten aus der Gattung *Urtica* wurden früher in ausgedehnterem Maße zur Gewinnung von Fasern gebaut, sind aber jetzt fast ganz ohne Bedeutung; dagegen werden einige mit ihnen verwandte Pflanzen in Indien und im südöstl. Asien vielfach kultiviert, es sind dies die Stammpflanzen des Chinagrasses (*Boehmeria nivea*) und der Ramiefaser (*Boehmeria tenacissima*). Ferner sind zu erwähnen: die Jutepflanze, *Corchorus capsularis* (Fig. 1); die Baumwolle, *Gossypium herbaceum* (Fig. 2) und mehrere andere Arten der Gattung *Gossypium* mit ihren zahlreichen Kulturvarietäten; einige Arten der Gattung *Musa*, hauptsächlich *M. textilis*, welche den sog. Manilahanf liefern; die Stammpflanzen der Agave- oder Pitefasern, *Agave americana* (Fig. 5) und einige andere Arten derselben Gattung; der sog. neuseeländische Flach, *Phormium tenax* (Fig. 7).

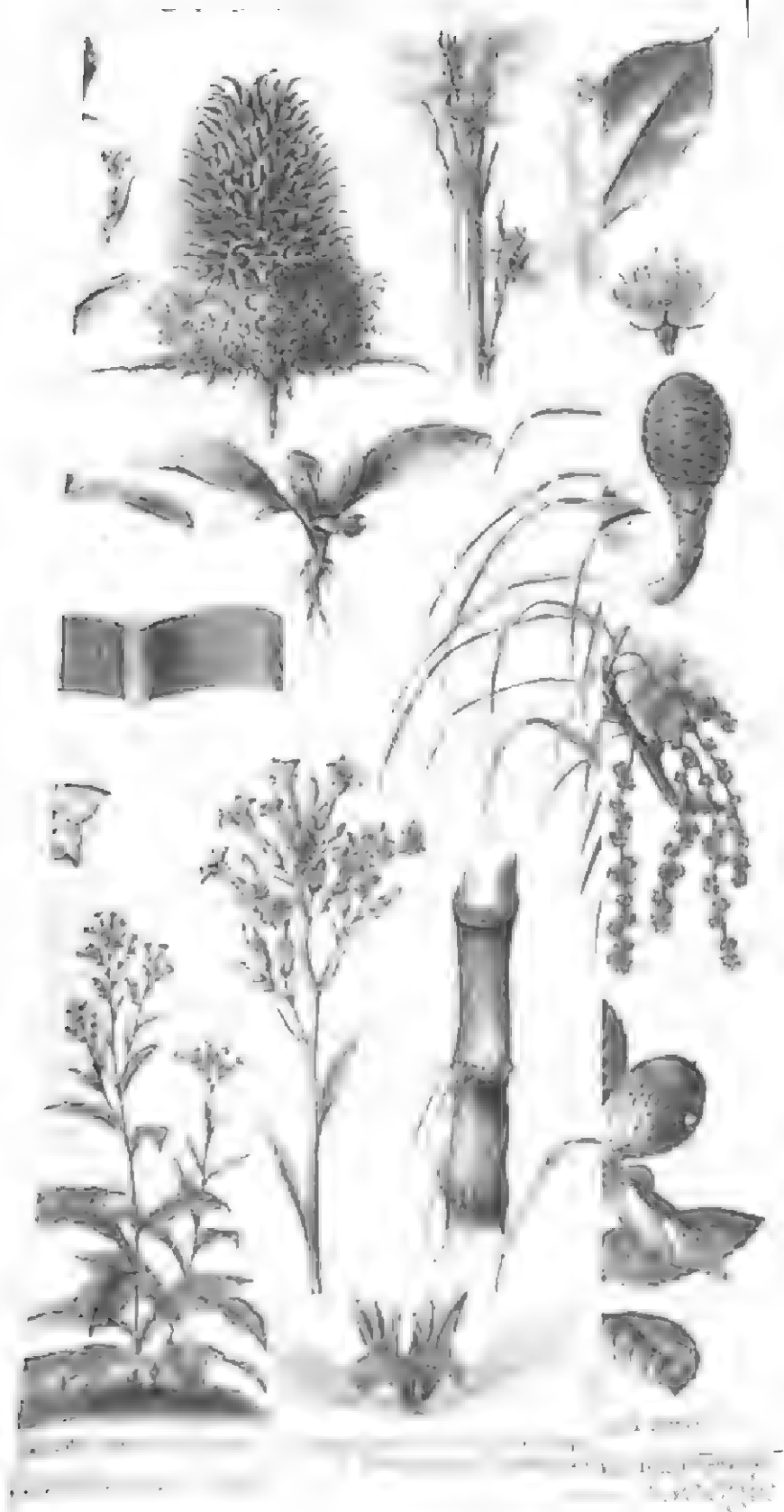
Zu den Pflanzen, deren Fasern in anderer Weise als zur Herstellung von Geweben, also zur Papierfabrikation u. dgl. verwendet werden, gehören unter anderm eine ganze Reihe Gräser, von denen das Stroh zu diesem Zwecke benutzt wird; eine wichtige Rolle spielen in der Papierfabrikation auch die Holzfaser vieler Laub- und Nadelholzbäume, der Tannen, Fichten, Kiefern, Pappeln, Linden, Ahorne u. s. w.; auch die Fasern des für die Korbmwareindustrie wichtigen *Euphorbia*, *Macrochloa tenacissima* (Fig. 6) werden neuerdings zur Herstellung von Papier benutzt. Neben dem *Euphorbia* werden zu Flechtwerken noch das Spanische Rohr, *Calamus rotang*, die Blätter mehrerer Palmen, so z. B. die der *Carludovica* (s. b.) zur Herstellung der sog. Banamahale, verwendet. Zur Fabrikation von Bürsten und Besen dient ebenfalls das *Euphorbia* und außer diesem hauptsächlich die Faserbündel der *Piaffapalme*, *Attalea fanifera*. (S. Tafel: Palmen.)

Eine wichtige Gruppe der J. bilden auch die *Rautschul*, *Berg*, *Gummil* u. dgl. liefernden Pflanzen. Hierher gehören die *Rautschulpflanzen* *Siphonia elastica* (Taf. II, Fig. 4), *Ficus elastica*, die *Guttaperchapflanze* *Isosandra gutta* (Fig. 5), die Stammpflanze der der *Guttapercha* ähnlichen *Balata*, *Sapota Malleri*, ferner die *Ropal* liefernden Pflanzen, *Hymenaea Courbaril*, *Dammara australis* und *ovata*, die *Dammarpflanze* *Dammara orientalis* (Fig. 6), die *Sandaracpflanze* *Callitriche quadrivalvis*, die *Gummipflanzen* *Leica icariba*, *L. viridiflora* und Arten der Gattung



1. *Stem of a plant with a large fruit*

INDU





resera, die verschiedenen Terpentin liefernden nieren, wie z. B. die Stammpflanze des Eucalyptus, Abies balsamea, der Benzol liefernde Baum Styrax benzoin, die Peru- und Tolu- liam liefernden Arten der Gattung Myroxylon d.), schließlich noch die zahlreichen Gewürze, von den Summigutt und Drachenblut gewonnen werden. An diese schließen sich diejenigen an, welche Farbstoffe liefern. (S. respflanzen.)

Zu den J. sind ferner zu rechnen eine Anzahl anzen, welche Nahrungsmittel, Gewürze, Ole u. dgl. liefern, die aber für die Industrie ofern von Bedeutung sind, als die Gewinnung er Stoffe erst durch Verarbeitung der Pflanzen industriellen Anlagen erfolgen kann. Hierher ören vor allem die Zucker liefernden Pflanzen, Zuckerrohr, Saccharum officinarum (Zaf. II, 3), und die Zuckerrübe, ferner die verschiedenen salarten, Nicotiana tabacum (Fig. 2), N. ru- a und andere Arten dieser Gattung nebst vie- kulturovarietäten, die Echinopsapflanze Cicho- n lutybus (Zaf. II, Fig. 7), der Hopfen, Hu- us Lupulus, die Senf liefernden Arten der itung Sinapis, schließlich die zahlreichen Pflan- , von denen Stärkemehl gewonnen wird. (S. wärze, Nahrungsmittelpflanzen, Ol d. Fest liefernde Pflanzen.)

Weiter sind als wichtige J. zu erwähnen: die Leiche, Quercus alba (Zaf. II, Fig. 8), die berfarbe oder Rarbenbiste, Dipsacus fullonum f. II, Fig. 1), die Seifenwurzel, Saponaria alialis, die Job liefernden Algen aus der Fa- e der Rhodophyceen (s. Job); diejenigen Pflan- welche für die Gerberei von Bedeutung sind, die Gallen liefernden Eichen (s. Galläpfel) die gerbstoffreichen Rinden verschiedener me. Zum Schlusse wären vielleicht noch an- hren diejenigen Bäume und Sträucher, deren , entweder zu Baumwollen oder in der Tisch- , in der Maschinenfabrikation u. s. w. Verwen- ; findet.

Industrierecht, s. Handelsrecht.

Industriertäter nennt man Betrüger, die als ehme Personen auftreten und ihre raffinierte nerei ins Grobe, Industrie damit treiben.

Industrieschulen. Neben den höheren Schu- welche bestimmt sind, Personen für die In- ie heranzubilden (Polytechnische Schulen (s. d.) Gewerbeschulen (s. d.)), beschäftigen sich die mit der Elementarbildung des Arbeiters im lid auf seinen künftigen Beruf als Lohnarbei- n der Industrie; man nennt diese Schulen auch rliche Nachschulen, wie z. B. die der Haus- trie dienenden Weibschulen, Spinnklopp l- en, Nachschulen für Holzarbeiter, die die maschinenindustrie, die Juteindustrie, die Leinwanderei u. s. w. Die J. sehen die allgemeine und Elementarbildung voraus, welche Unterricht in den für das betriebs- wesen notwendigen, wie Geometrie, Logik, Physik, Chemie, Buchführung, u. s. w. geben soll und in denen der Schüler die Fertigkeiten der Handarbeit erlernt. Auch die J. für die Industrie, die die Elementarbildung des Arbeiters zum Zweck haben, sind in der Regel mit der Elementarbildung verbunden.

Handelt es sich darum, einen Gewerbezweig in eine vermehrte Bevölkerung einzuführen, so ist es zweckmäßig, Schulen auf öffentliche Kosten zu unterhalten und den Unterricht unentgeltlich zu gewähren.

Industriesystem pflegt man das von Adam Smith (s. d.) begründete System der Volkswirtschaftslehre zu nennen, welches davon ausgeht, daß die Arbeit die Quelle und der Schöpfer des Nationalreichtums sei. Das Wort Industrie ist also hier, dem engl. industry entsprechend, in einem weiteren Sinne angewandt und gleichbedeutend mit wirtschaftlicher Arbeit überhaupt.

Inodita (lat.), noch nicht herausgegebene Schriften.

In effectu (lat.), in der That, wirklich.

Ineffektiv (frz.), unwirksam, unwirksam.

In effigie (lat.), im Bildnis, s. Effigies.

Inept (lat.), in der alten Prosehsprache das in sich Widersprechende; das Unschlüssige, Unklare.

Ineptus, s. Strauß.

Inertia (lat.) oder Trägheit, s. Beharrungsvermögen.

In eo de Castro, s. Castro.

Inessential (frz.), unwesentlich.

Inextinguibil (frz.), unextinguierbar.

In expensis verurteilen, in die Kosten verurteilen.

Inexpressibles (engl.), die Unausprechlichen, in England übliche Benennung der Bein- leider; das engl. Wort breeches für Beinkleider vermeidet man, da breech in der Einzabl «Steig» bedeutet. (vollständig, ausführlich.)

In extenso (lat.), seiner Ausdehnung nach,

Infallibel (ital.), unfehlbar, dem Irrtum nicht unterworfen; Infallibilist, Anhänger der Infallibilitätstheorie.

Infallibilität (lat.), d. h. Unfehlbarkeit in Sachen des Glaubens und der Sitten, kommt nach dem Dekret des Vatikanischen Konzils (s. d.) vom 18. Juli 1870 dem röm. Papste zu, wenn er ex cathedra redet, d. h. wenn er als allgemeiner Hirt und Lehrer allen Christen kraft seiner höchsten apostolischen Autorität eine von der ganzen Kirche fest- zuhaltende Glaubens- oder Sittenlehre verkündigt. Diese Unfehlbarkeit, mit welcher Christus das kirchliche Lehramt ausgestattet hat, ist vermöge der Assistenz des Heiligen Geistes dem Petrus und allen seinen Nachfolgern auf dem röm. Stuhle verliehen; und zwar bedarf es zur Unfehlbarkeit päpstl. Dekrete nicht erst der Zustimmung der Konzilien oder der allgemeinen Kirche. Die päpstl. Unfehlbarkeit ist die Konsequenz der bis ins kirchliche Altertum hinaufreichenden Unfehlbarkeit der Kirche. Schon seit dem 4. Jahrh. begann man, die Dekrete der allgemeinen Kirchenversammlungen für unfehlbar zu betrachten, indem man sie für eingegeben vom Heiligen Geiste erklärte. Als danach die Päpste die oberste Regierungsgewalt in der Kirche beanspruchten, kam die Theorie auf, daß alle Konzilienbeschlüsse zu ihrer Gültigkeit der päpstl. Sanction bedürften, die päpstl. Dekretalen aber volle Gesetzeskraft für die Kirche besäßen. Aber erst die pseudo-isidorischen Dekretalen stellten den Satz auf, daß die röm. Kirche bis ans Ende von jedem Malel des Irrtums unberührt bleibe. Noch das neue, durch Gregor VII. begründete Kirchenrecht fordert zwar unbedingte Unterwerfung unter die Entscheidungen der Päpste, nahm aber den Fall einer Abweichung vom Glauben

ausdrücklich aus. Noch Innocenz III. und Innocenz IV. gaben die Möglichkeit, daß ein Papst in Keterei verfallen könne, ausdrücklich zu, und ersterer erkannte in diesem Falle die Kirche als seine Richterin an. Der erste Begründer der Unfehlbarkeitslehre ist Thomas von Aquino. Nach ihm hat man dem Papste in Glaubenssachen zu gehorchen wie Christus selbst: nicht das Konzil, dessen Autorität nur von der des Papstes abgeleitet ist, sondern der Papst stellt Glaubensbekenntnisse auf und entscheidet über jede Frage der Lehre; wer sich ihm nicht unterwirft, ist ein Ketzer.

Aber in den kirchlichen Kämpfen des 14. und 15. Jahrh. erhob sich gegen die neue Lehre heftige Opposition. Während Augustinus Triumphus (1520) und Alvaro Pelazo sie verteidigten, verwarf die pariser Sorbonne 1588 die päpstliche J. als lehrerliche Meinung und erklärte es für notorische Lehre der Kirche, daß in Sachen des Glaubens vom Papste an ein allgemeines Konzil appelliert werden könne. Das Konzil von Konstanz, dessen Beschlässe von Martin V., Eugen IV., Nikolaus V., Pius II. ausdrücklich anerkannt worden sind, erklärte in seiner vierten und fünften Session, jede rechtmäßig berufene allgemeine Kirchenversammlung habe ihre Autorität unmittelbar von Christus, und in Sachen des Glaubens, in der Beilegung von Spaltungen und in der Reformation der Kirche sei auch der Papst ihr unterworfen. Aber der Sieg des Papsttums über die großen Konzilien rief die kirchlichste Gegenströmung hervor, welche darauf ausging, die Autorität des Papstes über die der Konzilien zu erheben. Hauptvertreter dieser Richtung ist der Cardinal Torquemada, der in seinem Werke über die Autorität des Papstes und des allgemeinen Konzils (1460) wieder den Satz vertrat, daß der Papst auch in Glaubenssachen über den Konzilien stehe, daher alle Entscheidungen der letzteren erst durch die päpstl. Zustimmung gültig würden. Die Möglichkeit, daß ein Papst in Keterei verfälle, gibt aber auch Torquemada, ebenso wie Thomas von Aquino und alle seine Vorgänger noch zu: doch kam seit seiner Zeit die Lehre auf, daß auch in einem solchen Falle kein Konzil Macht habe, den lehrerischen Papst zu richten. Ähnlich äußern sich der Cardinal Cajetan unter Leo X. und Jacobazzi unter Clemens VII. Doch findet noch im 16. Jahrh. unter den luth. Gegnern der Reformation die kirchlichste Theorie keineswegs allgemeine Zustimmung, und noch das Konzil von Trient schweigt darüber.

Die eigentlichen Begründer der konsequenten Unfehlbarkeitslehre sind die Jesuiten, deren Theorie schon der Ordensgeneral Lainey zu Trient vertrat, und Cardinal Bellarmin in seiner Schrift »De Romano Pontifice« vollständig ausbildete. Hiernach kann der Papst in Fragen des Glaubens und der Sitte nicht irren, die ganze Kirche ist aber gehalten, seine Lehren und Befehle unbedingte Unternehmung. Den Widerspruch der protestantischen Theologen suchte man teils durch strenge Verbote, teils durch subtile Distinktionen zu beschwichtigen. Seit dem 16. Jahrh. kam die Unterscheidung auf zwischen dem, was der Papst ex cathedra lehrt, und dem, was er als doctor privatus thut, doch blieb zweifelhaft, was unter einem Ausspruch ex cathedra zu verstehen sei. Noch zu Anfang des 18. Jahrh. behauptete ein großer Teil der franz. Bischöfe gegen die Jesuiten, daß zu Aus-

sprüchen ex cathedra die Zustimmung eines allgemeinen Konzils erforderlich sei, eine Ansicht, die noch auf dem Vatikanischen Konzil von der Minorität der Bischöfe verteidigt wurde. Die Deklaration vom 18. Juli 1870 bekräftigt die jesuitische Doktrin, doch läßt auch sie noch in der Anwendung des Grundsatzes auf den einzelnen Fall mancherlei Zweifel offen. Der orthodoxe Protestantismus hat die J. des Papstes ebenso wie die der Konzilien bestritten, dafür aber, da auch er sich von dem Bedürfnisse einer untrüglichen äußern Autorität nicht losmachen konnte, die Unfehlbarkeit des Bibelbuchstabens behauptet. (S. Inspiration.) Indessen nötigte die Konsequenz bald genug dazu, die unfehlbare Bibel mit einer wenigstens nahezu unfehlbaren Auslegung in den Bekenntnisbüchern zu umgeben und als Hüter derselben die kirchliche Obrigkeit und den Lehrstand zu betrachten. Die neuere freie Theologie hat das Vorhandensein einer infalliblen kirchlichen Autorität überhaupt bestritten. Vgl. Langen, »Das vatikanische Dogma von dem Unirersalepiskopat und der Unfehlbarkeit des Papstes« (4 Bde., Bonn 1871—76).

Insamie (lat.) oder **Chloisigkeit**, die durch gewisse Handlungen herbeigeführte oder an gewisse Gewerbe geknüpfte Ehrenminderung einer Person, woraus Zurücksetzung dieser Person in einzelnen rechtlichen Beziehungen folgt. Das röm. Recht, welches die Lehre von der J. in Beziehung auf das alte Sittengericht (s. Censoren) entwickelt hat, unterscheidet *infamia facti*, die nach administrativem Ermessen in Berücksichtigung der öffentlichen Meinung mit einem unangemessenen Verhalten verknüpft wird, und *infamia juris*, wo das Gesetz gewisse Vergehungen oder pflichtwidrige Handlungen ausdrücklich bedroht. Letztere war wieder teils *infamia modata* zufolge anderweiter Benennung, z. B. wegen Diebstahls oder Betrugs, teils *infamia immediata* als Strafe eines schimpflichen Benehmens oder Gewerbes. Der Erstere behielt seinen Stand, weswegen die J. nicht mit der *Capitis deminutio* (s. d.) verwechselt werden darf, wurde aber in allen polit. Rechten eingestellt, vor allem die Fähigkeit zu Ämtern und Klaggen, zum Zeugnis, zum Testieren, sowie zur Verheiratung mit einer Standesperson und hatte bei bestimmten Vergehungen eine härtere Strafe zu gewärtigen.

Die J. wurde mit dem röm. Recht in Deutschland rezipiert, ja vom Recht des alten Deutschen Reichs und vom kanonischen Recht mit neuen Rechtswirkungen versehen und auf weitere Fälle ausgedehnt, aber dies geschah nicht ohne irrthümliche Verwechselung derselben mit germanischen Rechtsinstitutionen. Das heutige Recht kennt sie nicht mehr. Die nach dem Reichsstrafgesetzbuch gültige »Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte« hängt mit ihr nicht zusammen.

Insandum, regina, jubas renovare dolorem (lat.). »Einen unsäglichen Schmerz befehle ich dir zu erneuern, Königin«, Citat aus Virgils »Aeneide« (II, 5); in der Übersetzung von Schiller lautet es: »O Königin, du weich der alten Wunde unnenbar schmerzliches Gefühl.«

Infans (lat.), im jurist. Sinne das »Kind« unter sieben Jahren, s. unter **Alter**.

Infant (Infante), vom lat. *infans*, d. i. Kind, wurde in sehr früher Zeit in Portugal und Spanien der Titel für die sämtlichen Prinzen des königl. Hauses, und ebenso **Infantina** (Infanta) für die

Prinzessinnen. Dies ist auch gegenwärtig beibehalten, nur daß in Spanien seit dem 14. Jahrh. der jedesmalige Thronfolger den Titel eines Prinzen von Asturien trägt, wie auch in Portugal bis zur Abtrennung Brasiliens der Thronfolger den Titel als Prinz von Brasilien führte. Den Titel J. führen die span. Prinzen auch fort, wenn sie auf fremde Throne gelangen. Das einem J. oder einer Infantin als Leibesbinge angewiesene Gebiet hieß Infantado.

Infantados, frühere Bezeichnung für die Regentensche, einen Typus der Merinos (s. d.).

Infantagium (neulat.), soviel wie Infantado, s. unter Infant.

Infanterie oder Fußvolf ist bierzige Truppengattung, welche sowohl ihrer Zahl als Verwendung nach die Hauptwaffe aller europ. Heere bildet. Sie ist am leichtesten zu beschaffen, am wohlfeilsten auszubilden und zu erhalten, am schnellsten auszubilden, durch ihre Bewaffnung sowohl für das Feuergefecht als den Kampf mit blander Waffe geeignet; sie kann jedes Terrain, das überhaupt noch militärisch brauchbar ist, benutzen, weil sie in zerstreuter wie in geschlossener Ordnung kämpft; sie hat in sich sowohl das offensiv wie das defensiv Element und ist aus all diesen Gründen die selbständigste Truppengattung. Die Unterscheidung in Linieninfanterie (schwere J.) und leichte J. hat, seitdem die gesamte J. mit gezogenen weittragenden Gewehren bewaffnet und mit den Jägern und Schützen gleich ausgerüstet worden ist, ihre Berechtigung verloren, sobald die Benennungen Grenadiere, Füsiliere, Mousketeiere lediglich histor. Reminiszenzen dienen. Schon Napoleon I. verlangte nur eine J., aber eine gute. Die heutige Liniinfanterie J. verlangt eine zweckmäßige Verbindung der geschlossenen und zerstreuten Fechtart bei Beweglichkeit und steter Benutzung des Terrains. Wegen des perfecten Feuers der neuern Waffen kann sich die J. nicht mehr wie früher in größeren geschlossenen Kolonnen, sondern nur in Kompaniekolonnen, in Linie oder in zerstreuter Ordnung auf dem Kampfplatze bewegen, muß jegliche Deckung ausnützen und freie Ebenen in sprunghaftem Anlaufe zu überschreiten suchen. Die J., als die natürlichste Truppengattung, ist auch die älteste. Sie bildete schon die eigentliche Kriegsmacht in den Heeren der Griechen und Römer. Im Mittelalter, wo der Lehnsherr zu Pferde die Reiterei mehr hervortreten ließ, wurde das Fußvolf eine Zeit lang vernachlässigt. Seit Einführung der Feuerwaffen hat es jedoch wieder die Stelle eingenommen, die ihm gebührt. Der Name J., vom span. infante (lat. infans, unmündig), d. i. Knabe, Knacht (wie auch die deutschen Fußtruppen Anrechte hießen), kommt zuerst im 13. Jahrh. vor. Das neuerrichtete regelmäßige Fußvolf der Spanier wurde damals infanteria de la ordenanza genannt; der Name ging dann zu den andern Heeren über. Vgl. Kustow, »Geschichte der J.« (2. Ausg., 2 Bde., Nordhaus. 1864).

Infanteriekolonie, s. Kartätschgeschüb.

Infanteriekorps, s. unter Armeekorps.

Infantia Christi, die Kindheitsgeschichten Jesu, die in den apokryphischen Evangelien behandelt sind, s. unter Apokryphen, Bd. I, S. 762.

Infanticida (lat.), Kindesmörder; **infanticidium**, Kindesmord.

Infantus, s. unter Infant.

Infarkt (infarctus, emphraxia) bezeichnet in der ärztlichen Sprache eine Vollstopfung der Kanäle des menschlichen Körpers, sodas deren (mehr oder weniger fester) Inhalt, anstatt der Regel gemäß weiter zu rüden, stockt, sich anhäuft und anderweit verändert. So versteht man unter J. Anhäufungen von Salzen (Harnsäure, Kalk u. dgl.) innerhalb der Harnkanälchen, weiterhin Anhäufungen von Kotmassen, namentlich groben, unverdaulichen Speiseresten (Salatblättern, Sehnen u. s. w.), im Darmkanal. In der Geschichte der Medizin spielt die von dem hess. Leibarzt Johann Kämpf (1750) begründete Lehre von den J. des Darms, wonach alle Krankheiten auf der Zurückhaltung eingedickter, innerhalb des Darmkanals verstopfter Kotmassen beruhen, eine außerordentlich wichtige Rolle. Die neuere Medizin bedient sich jedoch des Ausdrucks J. (s. J. engorgement) hauptsächlich von den Anschoppungen (Stauungen) des Blutes innerhalb der Gewebe.

Der hämorrhagische oder hämoptische Infarkt oder Blutknoten entsteht durch plötzlichen Verschluss der blutführenden Arterien eines Organteils (s. Embolie), wobei das Blut infolge der eingetretenen Stauung allmählich aus den feinsten Gefäßen ausströmt, sich zwischen die Gewebeelemente ergießt und so bohnen- bis walnussgroße, dunkelrote, herbe Knoten von leichfertiger Gestalt bildet, welche entweder allmählich durch Aufsaugung wieder verschwinden oder in brandige Erweichung übergehen und dadurch den Tod herbeiführen können. Am häufigsten finden sich die hämorrhagischen J. in den Lungen, der Milz und den Nieren, wo sie sehr verschiedenartige, oft schwer zu deutende Symptome bilden.

Infatigabel (lat.), unermüdlich.

Infatuation (s. J.), das Eingenommensein von etwas, Vernarrtheit in etwas, thörichte Vorliebe für etwas.

In favorem (lat.), zu Gunsten.

Injektion (lat.), die Anstichung, die Giebung (s. unter Injektionskrankheiten); **infectio**, ansteckend, pest- oder seuchenartig.

Injektionskrankheiten nennt man solche Krankheitsformen, die durch eine Infektion oder Anstichung, d. i. durch die Aufnahme eines spezifisch wirkenden, giftähnlichen Stoffs in den Organismus entstehen. Von den Vergiftungen im gewöhnlichen Sinne unterscheiden sie sich hauptsächlich dadurch, das die Gifte (s. d.) sofort nach ihrer Aufnahme in den Körper ihre schädlichen Wirkungen entfalten, wogegen die den J. zu Grunde liegenden pflanzlichen oder tierischen Keime erst nach einer gewissen Zeit, während der sie sich innerhalb des Körpers vervielfältigen oder reproduzieren (sog. Inkubationsstadium), mehr oder minder schwere Krankheitserscheinungen hervorrufen. Zu den J. rechnet man gewöhnlich die akuten fieberhaften Exantheme (Blattern, Masern, Scharlach), Typhus, Cholera, Gelbfieber, Pest, Ruhr, Diphtheritis und Weichfieber, doch zählen manche Ärzte auch die Pocken, die Tuberkulose, die Syphilis und die sog. Nierkrankheiten oder Nephrosen (Hundswut, Rost, Milzbrand) hierher. Aber Natur, Entstehung und Ausbreitung der diese Krankheiten hervorrufenden Giftstoffe s. Anstichung, Kontagium und Miasma; über die Verbreitung der J. s. Epidemie, Endemie.

Inferi (lat.), die Bewohner der Unterwelt, auch letztere selbst; **Inferien** (inferiae), Totenopfer.

Inferior (lat.), von niederm Grade, Range, untergeordnet; Inferiorität, das Untergeordnete, niederer Grad, Rang, Wert (Gegensatz: Superiorität).

Infernal (infernalisch, lat.), der Unterwelt, Hölle angehörig, höllisch, teuflisch; Infernallität, höllisches, teuflisches Thun, Wesen, teuflische Verruchtheit.

Infernalis lapis, soviel wie Höllenstein (s. d.).

Infertilität (lat.), Unfruchtbarkeit.

Införum mare (lat.), das untere (Tyrrhenische) Meer, im Gegensatz zum *mare superum*, dem obern (Adriatischen) Meere.

Infibulation (lat.), Operation, welche durch Anwendung mechan. Mittel die Ausübung des Beischlafs und den Mißbrauch der Genitalien verhindern soll, besteht beim männlichen Geschlecht im Durchstechen der mäßig angespannten Vorhaut vermittelst einer biden Nadel und dem Einheilen eines ringsförmig gebogenen und an den Enden zusammengeführten Metalldrahts (Abula) in die Vorhaut, beim weiblichen Geschlecht im Einziehen eines ähnlichen Ringes durch die kleinen Schamlippen, wodurch der Scheideneingang verschlossen wird. Die *I.*, deren schon Juvenal und Martial gebeten und die früher im Orient sehr üblich war, wird gegenwärtig als unzuverlässig und schmerzhaft nicht mehr angewandt. Dagegen herrscht bei vielen Völkern Ostafrikas noch heute der Gebrauch, die Schamspalte der Mädchen in den ersten Lebensjahren durch Bindmachen und narbiges Zusammenheilen der Schamlippen teilweise zur Verwachsung zu bringen und erst kurz vor der Verheiratung auf operativem Wege wieder zu eröffnen. Man hat dieses Verfahren gleichfalls mit dem Namen der *I.* belegt.

Infidèles (lat.), Ungläubige.

In idem (lat., „für die Treue“), zur Beglaubigung, eine namentlich bei der Beglaubigung von Abschriften (in *idem copiae*) übliche Formel.

Infiltration (lat.), die gleichmäßige Einlagerung fremdartiger Gewebelemente (Krebs, Tuberkel, Eiterkörperchen u. dgl.) oder Flüssigkeiten (Blut, Galle) in die Zwischenräume der normalen Gewebe, wodurch die letztern bider und resistenter werden. Bei der *I.* von fremdartigen Geweben geht das normale durch Atrophie oder Erweichung in der Regel zu Grunde. Als infiltrierte Neubildungen pflegt man diejenigen Neubildungen zu unterscheiden, bei denen die Geschwulstelemente zwischen den Elementen des normalen Gewebes so abgelagert sind, daß nirgends eine Abgrenzung beider stattfindet, im Gegensatz zu den eigentlichen umschriebenen Geschwülsten. (S. Geschwulst.) Die *I.* von Flüssigkeiten, auch Imbibition (s. d.) genannt, ist oft Leukämieerkrankung (Leukämie).

Infiltration (lat.) oder Einsickerung, Bewässerungssystem, s. unter Bewässerung.

Infimus (lat.), der unterste

In Ano (lat.), am Ende.

Infinitesimalrechnung oder Analysis (s. d.) des Unendlichen, Rechnung mit verschwindenden (unendlich kleinen) und unendlichen (unendlich großen) Größen, nennt man gewöhnlich die Differentialrechnung (s. d.) und Integralrechnung (s. d.).

Infinitiv (lat.) nennt man eine Form des Verbums, die nach den Resultaten der vergleichenden Grammatik ursprünglich nicht zum Formensystem des Verbums gehört, sondern der Casus eines Substantivs ist, ursprünglich also auch die Sand-

lung abstrakt ohne Beziehung auf eine Person oder auf eine bestimmte Zeit ausdrückt. Die indogerman. Ursprache besaß erst die Anfänge dieser Bildung, in den jüngern Entwicklungsstufen der einzelnen Sprachen hat sie aber große Ausdehnung und sehr mannigfaltige Verwendung gefunden. Aber die Form des *I.* läßt sich nichts Allgemeines auslegen, da zu dieser Bildung verschiedenartig gebildete Substantive und verschiedene Casus verwendet wurden. Derartige Casus sind im Laufe der Zeit erstarrt, die eigentliche Bedeutung verloren gegangen, dadurch der *I.* von der Nominalflexion losgelöst und enger mit dem Verbum verbunden, so daß derselbe als eine Verbalform erscheint und der Konjugation des Verbums zugeordnet wird. Die weitere Ausbildung dieser grammatischen Kategorie führt dazu, daß der *I.* an verbalen Eigentümlichkeiten, z. B. der Bezeichnung des Tempus, des Passivums (lat. *inf. praes. legere*, *inf. perf. legisse*, *inf. pass. legi*) partizipiert, was aber nicht in allen Sprachen der Fall ist.

Infinitum (lat.), das Unendliche.

Infizieren (lat.), verpesten, anstecken; davon: Infektion.

In flagranti (lat.), auf frischer That, s. Flagrans; der Ausdruck ist verstärkt aus *in flagranti crimine* und findet sich im Codex Justinianus (9, 18, 1), wo es heißt: „Ubi inventi fuerint in ipsa rapina et adhuc flagranti crimine comprehensi“, d. h. Wenn sie beim Raube selbst getroffen und bei noch »brennendem Verbrechen« ertappt worden sind.

Inflammabile (lat.), s. Brennbares.

Inflammation (lat.), die Entzündung (s. d.); inflammatorisch, entzündlich.

Inflammieren (lat., frz. enflammer, engl. flammieren), entflammen, entzünden.

Inflationisten nennt man, namentlich in Amerika, diejenigen Partei, welche eine möglichst große Vermehrung der auf Kredit beruhenden Cirkulationsmittel verlangt, indem sie davon eine Erhöhung der Nominalpreise der Waren erwartet, welche den verschuldeten Produzenten eine Erleichterung ihrer Last verschafft und auch den Steuerzahlern bei der Verzinsung und Tilgung der Staatsschuld zugute kommt. Es kann als ein Sieg der *I.* angesehen werden, daß die Vereinigten Staaten trotz der Wiederaufnahme der Barzahlungen noch immer 847 Mill. Doll. Papiergeld (legal tender notes) beibehalten haben. Auch die Wiederaufnahme der Silberprägungen auf Grund der Währungs-Vill von 1878 hat bis zu einem gewissen Grade einen inflationistischen Charakter, wenigstens solange der Nominalwert des Silberdollars höher steht als sein innerer Wert. Das Gegenteil der Inflation, die Verminderung der subsumierten Umlaufsmittel, heißt Kontraktion. Während die erstere die Schuldner auf Kosten der Gläubiger begünstigt, hat die letztere die umgekehrte Wirkung.

Inflatus (aufgeblasen) nennt man in der Botanik solche Blüten, deren Perigon blasenartig erweitert ist, wie bei Silene inflata. (S. Silene.)

Inflexibilia (lat.), Wörter, die nicht flektiert werden können, wie die Interjectionen, Konjunktionen, Adverbien, Präpositionen; Inflexibilität, Unbeugbarkeit.

Inflection oder Beugung des Lichts. Als Orimalbi (1665) einen Lichtstrahl durch eine sehr feine Öffnung in ein buntes Stimmchen bringen ließ

und in diesen Strahl einen schmalen Körper (ein Haar) hielt, so zeigte sich der Schatten dieses Körpers, wenn er in einiger Entfernung hinter ihm mit einem weißen Schirme aufgefangen wurde, nicht nur breiter, als er unter der Voraussetzung einer geradlinigen Fortpflanzung des Lichts sein dürfte, sondern in seiner Mitte waren auch farbige Streifen bemerkbar. Ähnliche Abweichungen von der geradlinigen Fortpflanzung des Lichts beobachtete Grimaldi, wenn er das Licht durch eine äußerst enge Öffnung leitete und auf einem entfernten weißen Schirme auffing. Er nannte diese Ablenkung der Lichtstrahlen, welche eintritt, wenn letztere an den Rändern sehr schmaler undurchsichtiger Körper vorbeigehen, *Diffraktion*. Newton, der bald darauf (1672) nebst Hooke dergleichen Erscheinungen studierte, bezeichnete sie als Erscheinungen der *Inflexion* des Lichts, welche Benennung, neben der neuern Bezeichnung als *Beugung* des Lichts, beibehalten worden ist. Die erwähnten Versuche wurden vielseitig seit Beginn des 19. Jahrh. erweitert und zum Verständnis gebracht besonders durch Young, Fresnel, Fraunhofer, Herschel und Schweb. Alle Erscheinungen der Beugung des Lichts finden durch die Wellentheorie des Lichts ihre vollständige Erklärung; sie sind nur eine Folge der Interferenz (s. d.) der Lichtwellen, indem die von verschiedenen Punkten ausgehenden Lichtwellen, wenn sie auf ein Ätherteilchen gleichzeitig wirken, je nach der Phase, in der sie sich befinden (oder je nach der Richtung, nach der sie das Ätherteilchen in Bewegung setzen wollen), sich entweder verstärken, oder auch ganz oder nur teilweise aufheben.

Um den Erscheinungen der 3. auf den Grund zu kommen, beginnt man die Versuche mit homogenem oder gleichfarbigem, z. B. mit rotem Lichte. Wenn nun solche Strahlen auf eine sehr enge Spalte fallen, so werden alle in dieser Spalte befindlichen Ätherteilchen in Schwingungen gesetzt, welche Schwingungen sich nach allen Seiten hin verbreiten. Setzt man einen weißen Schirm in einiger Entfernung hinter jene sehr enge Spalte, so wird die Erleuchtung der verschiedenen Stellen desselben von der Gesamtwirkung aller von den Ätherteilchen in jener sehr schmalen Spalte ausgehenden Schwingungen abhängen. Ist ein Teil dieser Schwingungen in seiner Wirkung auf eine bestimmte Stelle des Schirms einem andern gleichgroßen gerade entgegengesetzt, so heben sich beide Wirkungen auf, und die betreffende Stelle des Schirms erscheint dunkel; wirken aber beide Theile in demselben Sinne, so unterstützen sie sich in der Erleuchtung der betreffenden Stelle. Infolge dessen wechseln auf dem Schirme dunkle und helle, im gewählten Beispiel rote Streifen ab, von welchen der hellste Streif der Lichtspalte parallel und direkt gegenüber, die andern Streifen seitlich von der lichtkräftigsten Mitte liegen. Wechselt man mit dem farbigen Licht der Spalte, so werden jene farbigen und dunkeln Streifen um so schmaler, je mehr man im Spektrum vom Rot gegen das Violett kommt. Letzteres zeigt die schmalsten Streifen. Wendet man nun das farblose Sonnenlicht an, so erblickt man eine Beugungsfigur, die (wie nachstehende Fig. 1 zeigt) in der Mitte ein breites weißes Feld hat, dem zu beiden Seiten helle und dunkle farbige Streifen folgen. Je schmaler die Spalte, desto breiter und lichtschwächer ist dieses Beugungsbild. Der mittlere weiße Streifen rührt

von dem übereinstimmenden Zusammenwirken aller farbigen Strahlen des farblosen Lichts her, er ist daher auch farblos und am lichtkräftigsten.

In den seitlichen farbigen Säumen jedoch heben sich bestimmte farbige Strahlen durch Gegenwirkung auf, so daß dann helle und dunkle Farbstreifen austreten, die um so schwächer werden, je weiter sie von der Mitte abliegen. Die farbigen Streifen und Säume sind je nach der Form der Öffnung (rund, drei-, vier-, sechs-, achtseitig u. s. w., lange schmale Spalten u. s. w.) verschieden. Fig. 2 zeigt das Beugungsbild einer kleinen rautenförmigen Öffnung a, Fig. 3 das einer kleinen kreisförmigen Öffnung.

Viel schöner und glänzender werden diese Erscheinungen, wenn man statt einer Öffnung viele gleichgestaltete anwendet und die Erscheinung nicht auf einem Schirme aufhängt, sondern

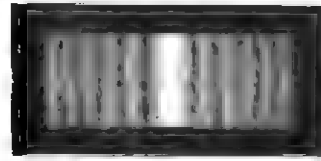


Fig. 1.



Fig. 2.



Fig. 3.



Fig. 4.

(Fig. 4) durch ein achromatisches Fernrohr, wie Fraunhofer es zuerst gethan, beobachtet. Die beugende Öffnung a wird dann mittels eines Auffangrings c vor das in b befindliche Objectivglas geschoben, worauf man durch das Okular des Fernrohrs nach der Lichtquelle hinsieht und so die Beugungserscheinung auf der Netzhaut vergrößert aufhängt. Sowohl mittels Auffangschirmes als mittels Fernrohrs kann man die merkwürdigen Beugungsbilder beobachten, die entstehen, wenn man statt einer einzigen engen Spalte viele solcher engen Spalten dicht nebeneinander in gleichen Abständen (mehrere Hundert auf einen Centimeter) anwendet. Man erhält dann bei weißem Sonnenlichte eine Beugungsfigur, welche in der Mitte einen weißen Streifen zwischen je einem breiten Dunkelstreifen besitzt, worauf je ein vollkommen entwickeltes Spektrum (s. d.) mit Fraunhofer'schen Dunkelstellen folgt u. s. w. Die Gitterspektren haben dazu gedient, die ihren Fraunhofer'schen Linien entsprechenden Wellenlängen zu messen. Vgl. Fraunhofer, „Neue Modification des Lichts“ (Mannh. 1821), und Schweb, „Die Beugungserscheinungen aus den Fundamentalgesezen der Undulationstheorie entwickelt u. s. w.“ (Mannh. 1835). Zu den farbigen Erscheinungen der 3. gehören auch die Farbenschilder der Spinnweben im Sonnenschein, ferner jene, wenn man durch die geschlossenen Augenwimpern, durch den Bart der Vogelfedern nach sonnigem Lichte hinsieht. Ferner gehört hierher das Farbenspiel irisierender Seidenstoffe, der Perlmutter, der Flügeldecken von

Insekten u. dgl. m. Die *Z.* tritt nicht nur beim Lichte, sondern auch bei den Wärme- und Schallstrahlen und überhaupt bei jeder Wellenbewegung auf, welche sich durch sehr enge Öffnungen oder nur sehr schmale Stäbchen u. dgl. m. fortpflanzt.

In flore (in floribus, lat.), in Blüte; in Wohlstand; auch in Sauc und Braus.

Inflorerecentia (lat.), Blütenstand.

Influenz (elektrische), s. unter Elektrizität, Bd. VI, S. 8.

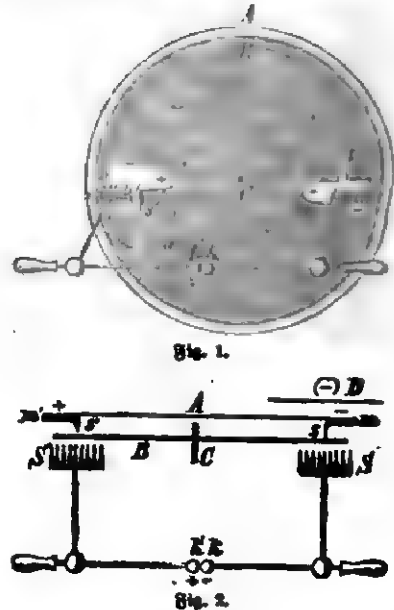
Influenza (ital.), die Grippe (s. d.).

Influenza, eine ansteckende, von hohem Fieber begleitete Krankheit der Pferde. Man unterscheidet die Brustform der *Z.* (epizootische Brustentzündung) und die sog. Pferdekaupe (Notlaufform der *Z.*). Die Symptome der *Z.* wechseln in den einzelnen Fällen häufig; man erkennt die Krankheit am schnellsten durch folgende Anzeichen: hohes Fieber, Selbstjagung der Bindehaut des Auges, Thränen des Auges, vieles Schültern mit den Hinterfüßen, Verweigerung der Faserlöseraufnahme, während Heu und Kleie genossen wird, Atmungsstörung. Die *Z.* verläuft in 3–5, seltener in 10–14 Tagen (Brustform); das Überstehen von Nachkrankheiten oder die Melonvalekrenz erfordern etwa noch 14 Tage. Die Natur heilt diese Krankheit am besten, ohne Zuthun von Kunst; helfen kommen die meisten Genesungsfälle vor; der Pferdebesitzer muß nur gleich bei Beginn der *Z.* die kranke gewordenen Pferde außer Dienst stellen und sie in einem recht luftigen Stalle unterbringen. Gegen sehr hohes Fieber nützt Brechweinstein oder salzsaures Natron (15–20 g im Saufwasser gelöst, pro Pferd und Tag); gegen Brustfell-, Lungenerkrankungen sind Senfteige, an die Brustumhüllungen appliziert, zu benutzen. Ställe, in welchen influenzafranke Pferde gestanden haben, sind zu lüften und leicht zu desinfizieren.

Influenzmaschine (Elektro-Influenzmaschine, Elektromaschine, Elektrophormaschine) heißt eine von Holz und Töpler fast gleichzeitig (1844) erfundene Elektrifiziermaschine, bei welcher anfänglich schwache Reibungselektrizität verteilend oder influenzierend ins Spiel kommt, und mittels welcher dann durch weitere elektrische Verteilung (Influenz) starke Elektrizitätsmengen erzeugt werden. Die *Z.* von Holz hat die weinste Verbreitung gefunden. Ihre Hauptbestandteile sind (wie nachstehende Fig. 1 und 2 zeigen): eine wohlgefeimte Glasscheibe *B*, die mittels eines einfachen Mechanismus in sehr schnelle Rotation um die Achse *O* versetzt werden kann. In geringem Abstände (1 mm) von dieser steht parallel eine poröse, etwas größere, gut gefeimte Glasscheibe *A*. Diese für bleibende Glasscheibe *A* befindet in ihrer halben Höhe rechts und links vom Rande je einen Ausschnitt *s* und *s'*, dessen Saum teilweise mit Papier *m* und *m'* belegt ist, das in eine Spitze *s* und *s'* ausläuft, welche in jenen Ausschnitt hineinragt. Vor der Drehscheibe *B*, gegenüber den beiden Papierbelegungen, liegt je ein messingener Ganglamm *S* und *S'*. Von diesen Rändern oder Nocken führen Messingstäbchen zu den beiden Conductoren *k* und *k'* der Maschine.

Bringt man einer jener Papierspitzen, z. B. jener bei *s*, ein geriebenes, mit rein negativ elektrisches Stüd Hartgummi *D* nahe, so wird die Papierbelegung mit negativer Elektrizität geladen. Diese negative Elektrizität wirkt durch die Glas-

scheibe *B* verteilend auf den Ganglamm *S*, die positive Elektrizität wird angezogen und strömt auf die gegenüberliegenden Stellen der Glasscheibe *B* über, von wo sie die Papierbelegung *m* s berührt influenziert, daß ihre negative Elektrizität verstärkt wird, indem ihre abgetragene positive Elektrizität aus der Papier Spitze auf die ihr zugewendete Seite der Glasscheibe überströmt. Im Finstern kann man die Lichtbüschel dieser aus den Spitzen nach



den Gegenstellen der Glasscheibe *B* strömenden positiven Elektrizität sehen. Auch die elektrostatische Untersuchung zeigt dasselbe. Da sich zu Anfang des Versuchs die beiden Conductoren *k* und *k'* der Maschine berühren müssen, so wird die influenzierte negative Elektrizität bis an die Spitzen des zweiten Ganglammes *S'* abgehoben. Hier erfolgt nun der entgegengesetzte elektrische Proceß, wodurch die Papierbelegung *m'* positive Elektrizität, die vorher bare Scheibe *B* an den Gegenstellen der beiden Seiten negative Elektrizität erhalten, was man an den Lichtpünktchen dieser Stellen der Glasscheibe *B* erkennt.

Wenn man jetzt die Scheibe *B* in der Richtung gegen die Spitzen der Papierbelegungen um die Achse *O* mittels eines einfachen Mechanismus in Rotation versetzt, so wiederholt sich vor jeder Belegung der oben beschriebene elektrische Proceß derart, daß die untere halbe Scheibe, welche vor der negativ elektrischen Belegung vorbeigekommen ist, einen halben Kreisring von der Breite der Ganglamm hat, welcher auf beiden Seiten positiv elektrisch ist, während die obere halbe Scheibe, die bei der positiven Belegung vorbeigekehrt wurde, auf beiden Seiten negative Elektrizität besitzt. Bei weiterer Rotation der Scheibe kommt bei der Spitze der negativen Belegung *m* s der negativ elektrische Halbiring der Glasscheibe vorüber. Die Spitze der negativ elektrischen Belegung *m* s strömt positive Elektrizität gegen den negativ elektrischen Ring aus und neutralisiert ihn, wodurch die Stärke der

negativen Elektricität an der Belegung *m* gesteigert wird. Das Entgegengesetzte geschieht bei der positiven Belegung *m'*. Infolge dieses sich wiederholenden Vorgangs steigert sich die Dichtigkeit und Spannung (das Potential) der entgegengesetzten Elektricitäten auf den Belegungen und auf der sehr schnell rotierenden Scheibe derart, daß schon nach einigen Umläufen der Glascheibe die Konduktoren *k* und *k'* ziemlich weit voneinander entfernt werden können, wobei an der Unterbrechungsstelle reichlich elektrische Lichtentladungen auftreten, indem sich die negative Elektricität von *k* mit der positiven von *k'* vereinigt. Hat man jedoch die beiden Konduktoren zu weit voneinander entfernt, so strömen ihre Elektricitäten auf die rotierende Scheibe über, und es kann eine Neutralisierung der Elektricitäten auf der Scheibe und in den Belegungen erfolgen, so daß das Spiel der Maschine aufhört.

Durch Einkhaltung eines Kondensationsapparats (s. d.), kondensierender Röhren, Leidener Flaschen u. s. w. läßt sich die elektrische Spannung, d. i. das elektrische Potential der Pole dieser Maschine sehr bedeutend erhöhen. Weil bei der *Z.* die rotierende Scheibe, wie der Rücken des Elektrophors, die Sauglähme wie dessen Dedel wirken, so hat man diese Maschinen auch Elektrophormaschinen genannt. Da bei der *Z.* auf der rotierenden Scheibe unweit voneinander entgegengesetzte Elektricitäten von hoher Dichtigkeit vorhanden sind, ferner an der fixen Scheibe die elektrischen Belegungen und die Pole der Maschine wohl isoliert voneinander sein müssen, so vermehrt man durch Trodnung der Glascheiben und der Isolierkade die Leistung der Maschine; es dient hierzu die Bestrahlung mittels einer Petroleumflamme u. dgl. m. Auch das erwähnte Bestimmen der Glascheiben erfolgt, um sie gegen die leitende Feuchtigkeit unempfindlicher zu machen, indem die Harze des Firnisses weniger hygroskopisch sind als das Glas. Um Unregelmäßigkeiten der Entladung bei zu weitem Auseinandergehen der Konduktoren *k* und *k'* zu vermeiden, bringt man in passender Weise Nebenkonduktoren an. Ferner werden zuweilen die *Z.* mit mehr als zwei Ausschritten und zugehörigen Belegungen versehen; man sagt dann, sie beßgen mehr als zwei Elemente. Die *Z.* kommen in mannigfachen Variationen von Bennet, Nicholson, Varley, W. Thomson, Vertsch u. a. m. vor; sie dienen zu allen Versuchen mit hochgespannter Elektricität und auch um die schönen elektrischen Lichterscheinungen (s. d.) in den Geißlerischen Röhren (s. d.) zu zeigen.

Zusfluieren (lat.), Einfluß aben, einwirken.

In folio, in Folioformat, s. Folio.

In forma, s. unter Forma.

Information oder **Gutsbeschreibung**, s. unter Ertragsanschlag.

Informationsurteil, s. Belehrungs-

Informationsprozeß ist das Verfahren, welches im Auftrag der röm. Kurie bei Verleihung eines Bistums oder einer Konfistorialabtei (d. h. einer solchen, deren Befegung dem Papste reserviert ist) vorgenommen wird, um die Tauglichkeit des Kandidaten und die Ordnungsmäßigkeit der Wahl festzustellen. Derselbe wird am Domizil und den frühern Aufenthaltsorten des Kandidaten, in Österreich und Bayern durch die dortigen Nuntien, in Preußen durch einen preuß. Erzbischof, in Hanno-

ver und der obernhein. Kirchenprovinz durch einen Bischof oder Dignitar des Landes geführt und die Akten nach Rom geschickt. Dort erfolgt dann eine nochmalige Prüfung der Akten (processus definitivus) und eventuell die Präkonisation des Kandidaten in einem Konfistorium. Der Papst kann von dem *Z.* absehen.

[Lehrer, Hofmeister.
Informator (lat.), Lehrer, namentlich Haus-

Informieren (lat.), in Kenntnis setzen, unter-

richten. [heißt, etwas Mitteilendes.

Informität (lat.), Unförmlichkeit, Ungestalt-

In foro (lat.), „auf dem Forum“, d. h. vor

Gericht.

Infraktion (lat.), das Brechen, Übertreten

(eines Vertrags, Bündnisses, Gesetzes u. s. w.).

Infraktion (lat.), Einknickung, unvollständiger

Bruch eines Knochens. (S. Knochenbrüche.)

Infralapsarier, s. unter Prädeklination.

Infrigidation (lat.), Abkühlung, Erlästung.

Infusa (infusa oder auch vitta) hieß bei den Römern die weißwollene Stirnbinde, mit der Priester, Vestalinnen und Opsernde das Haupt turbanartig umwanden. Anfangs ein Zeichen der Demut, wurde die *Z.* nachmals zum Zeichen der Heiligkeit und Unverletzlichkeit. Opsernde, Kirchen und Altäre wurden mit ihr behangen, auch die Bittenden (supplices) und die Friedensgesandten legten sie an. In späterer Zeit diente sie den kaiserl. Statthaltern zur Bezeichnung ihrer Würde. Von den heidnischen Priestern ging sie im karolingischen Zeitalter auf die christl. Bischöfe über und erhielt nun für gewöhnlich den Namen der Bischofsmütze (mitra). Eine solche besteht aus zwei flachen, hohen, oben spiz zulaufenden Dedeln von Blech oder Wappe, die mit seidenem Zeug von der Grundfarbe des Neggewandes überzogen, meist reich gestickt und häufig mit Gold und Edelsteinen besetzt sind. Die beiden Spizen oder Hörner sollen die beiden Testamente symbolisieren. Die nach vorn zu stehende Seite ist mit dem Kreuze geziert, ebenso wie die hinten herabhängenden zwei Bänder (infalae), die noch an die römische *Z.* erinnern. Ausnahmisse kann der Papst auch Äbte und Bepfde infulieren, d. h. ihnen das Tragen einer Bischofsmütze gestatten. Auch wird die Bischofsmütze von denen, die zum Tragen derselben berechtigt sind, im Wappen geführt.

Infusion, **Aufguss**, **Infusum** nennt man in der Pharmacie wässrige, nicht durch Verdampfen konzentrierte Pflanzenextrakte, welche bereitet werden, indem die entsprechenden Pflanzenzeile mit kochendem Wasser übergossen, einer kurzen 5 Minuten dauernden Digestion im Dampfbad ausge-
setzt werden, worauf die Flüssigkeit isoliert und der Rückstand nach dem Erkalten abgepreßt wird. Alle Infusionen sollten nur für den augenblicklichen Bedarf angefertigt werden, da sie sehr dem Verderben durch Gärung und Schimmelbildung ausgefetzt sind. Sie wurden in früherer Zeit weit mehr verwandt als gegenwärtig. Wenn eine besondere Menge der zu infundierenden Substanz nicht vorgeschrieben ist, gilt nach der Deutschen Pharmakopoe von 1882 ein Teil auf 10 Teile Kolatur. Ökymell ist nur das Infusum Scanae compositum, Wiener Tränkehen, Laziertränkehen, bestehend aus einer *Z.* von 5 Teilen Senneblättern mit 80 Teilen Wasser; in der Kolatur werden 5 Teile Seignettesalz und 10 Teile Manna aufgelöst; die abermalige Kolatur soll dann 40 Teile wiegen.

Znfsusobekolt, s. unter Bekolt.

Znfsusorien, Znfsusions: oder **Aufgukstier-**chen, hat man eine Klasse der Protozoen oder Ur-tiere (s. d.) genannt, welche alle so klein sind, daß sie nur mit dem Mikroskop erkannt und untersucht werden können. Mit den übrigen Protozoen haben sie die Bildung des ganzen Körpers aus einer einfachen, halbweichen, kontraktile Substanz gemein, welche sich nach außen zu einer zuweilen festen Haut-schicht verdichtet und mancherlei Anhänge trägt, nach innen dagegen fast flüssig wird und den ganzen Körper erfüllt, ohne eine eigentliche Leibes- oder Darmhöhle zu bilden. Bei den Z. ist die Hautschicht meist dünn, bei wenigen so hart, daß der Körper die verschiedensten Formen annehmen kann, oder zu einem starren, glasartigen Panzer ver-dichtet (Peridinium); bei den meisten ist sie kontraktil, aber fest genug, um dem Tierchen eine beständige, aber stets unsymmetrische Form zu erhalten. Die Bewegungswerkzeuge sind entweder peitschenförmige Geißeln (Monaden) oder kontraktile, formbeständige, meist mit Knöpfchen versehene Saugröhren (Acineten), oder endlich bei der großen Mehrzahl schwingende, bald den ganzen Körper überziehende, bald auf einzelne Zonen beschränkte Wimpern, die willkürlich bewegt werden können und sowohl zum Schwimmen als auch zum Herbeiwirbeln der Nahrung dienen. Bei einzelnen Gattungen werden diese Wimpern an einzelnen Körperstellen so bündelhaft, daß sie Haaren und Borsten bilden, durch deren Schnellung sich die Tiere springend bewegen können. Zu den Bewegungswerkzeugen gehört auch bei den sog. Glodentierchen (Vorticella) der elastische, mit einem Muskel versehene Stiel, der sich plötzlich schnellend in eine Spirale zurückziehen und wieder ausstrecken kann. Die meisten Z. bewegen sich frei kriechend oder schwimmend im Wasser; einige sind mit einem Stiel oder durch eine Hülse angeheftet. Viele leben in gemeinsamen Stöden, die meisten aber als Einzelindividuen. Die Ernährung geschieht in verschiedener Weise. Die einen leben durch Endosmose in Flüssigkeiten, welche aufgelöste organische Stoffe enthalten (Opalina); andere saugen ihre Beute mittels Saugröhren aus (Acineten); die meisten haben einen Mund, der durch einen zuweilen mit reusenartigen Gebilden umgebenen kurzen Schlund die Nahrung in den inneren Körperraum schickt, wo sich blasenförmige Höhlräume darum bilden, die man früher für Magenblasen angesehen hat. Die unverdaulichen Stoffe gehen durch einen After ab. Der Umrtrieb der Säfte wird durch an bestimmten Körperstellen ausgebohrte, kontraktile Blasen, deren sich eine oder mehrere in einem Individuum vorfinden, bewerkstelligt, welche sich allmählich mit wasserheller Flüssigkeit anfüllen, die bei der Zusammensiehung durch sternförmige Kanäle in die Körpersubstanz hinausgepreßt wird. Bei einigen Gattungen hat man deutlich Öffnungen dieser Blasen nach außen beobachtet.

Die Fortpflanzung geschieht bei den Z. auf mehrfache Weise: 1) durch Teilung, indem ein Individuum sich allmählich in zwei spaltet; 2) durch Knospung, indem an der Basis oder dem Stiel fest-sitzender Arten neue Individuen hervorprosseln. Hierdurch werden die bald baumartig verästelten (Epistylis), bald klumpig zusammengehaufenen (Ophrydium) Stöde der sessil lebenden Z. erzeugt. Endlich 3) auf eigenartlichem Wege, wobei die Konjugation oder Verschmelzung zweier Indi-

viduen und der Kern (Nucleus), den alle Z. besitzen, eine wesentliche Rolle spielen und letzterer in eine große Menge von Keimkörnern zerfällt. Was man früher für Embryonen gewisser Z., wie Stentor, ansah, ist jetzt als eingebrungene Schmarotierznfsusorien erkannt worden. Nervenystem, Sinnesorgane u. s. w. sind bei den Z. unbekannt. Alle Z. sind Wassertiere; sie nähren sich teils von kleineren mikroskopischen Tieren und Pflanzen, teils von modernden Substanzen und finden sich überall, wo nur Wasser vorkommt, weit seltener aber im Meere als in süßen Gewässern. Ihr Erscheinen in Flüssigkeiten vegetabilischer und tierischer Substanzen hat zuerst ihren Namen veranlaßt. Die meisten Arten haben die Fähigkeit, beim Austrocknen der Flüssigkeit oder bei Mangel an Nahrung sich einzukapseln und, in der Kapsel eingeschlossen, in einer Art Scheitob zu verharrten, bis Zutritt von Flüssigkeit sie wieder zum Leben erweckt. In diesem eingetrockneten Zustand können sie durch Luftströmungen und Winde weithin verführt werden und so plötzlich an Orten und in Flüssigkeiten auftreten, wo man sie nicht vermuten sollte. Ihr massenhaftes, scheinbar plötzliches Auftreten in Flüssigkeiten wird besonders durch die schnelle Vermehrung mittels Selbstteilung bedingt und hat durch Hervorbringung grüner und roter Färbungen zuweilen zu abergläubischen Auf-fassungen Veranlassung gegeben. Ob sich Z. durch Urzeugung entwickeln können, ist eine jetzt noch lebhaft bestrittene Frage. Ihre Rolle im Haushalt der Natur beruht wesentlich auf der Organisierung und Belebung modernder Stoffe durch Anreicherung. Da die meisten gallertartig sind und ihre Körper-substanz bald nach dem Tode zerfließt, so haben sich nur sehr wenige, mit starren Panzern versehene Arten (Peridinium) in den Ablagerungen der Schicht erhalten. Die Schichtbildung, welche man bisher den Z. zuschrieb, gehört entweder andern Protozoen, wie namentlich den sog. Wurzelstüben oder Rhizopoden, oder den mikroskopischen Kieselstänzen (Diatomeen) an, die man früher mit Unrecht den Z. zureichte. Man teilt die Z. jetzt wesentlich nach den Bewegungswerkzeugen in Sauger (Acineten), Wimperträger und Geißelträger. Werte über die Z. haben Ehrenberg, Dujardin, Stein, Clap-erède und Bachmann, außerdem Balbiani, Engel-mann, Bütschli u. a. wesentliche Beiträge geliefert.

Znfsusorienerbe (Kieselgahr, Bergmehl, Tripel, Diatomeenpellet) ist eine bald lose, mehlartige, bald etwas festere, freibehaltliche, aber leicht zerreibliche Masse, von weißer, gelblicher und grau-licher Farbe, welche nach den Untersuchungen insbesondere von Ehrenberg gänzlich oder zum größten Teil aus den kieseligen Panzern mikroskopischer Diatomeen (Znfsusorien), namentlich der Gattungen Gallionella, Melosira, Navicula, Syndra, Gomphonema, zusammengefaßt wird, deren Stulptur auf das vortrefflichste erhalten ist. Da ein Kieselpanzer von Melosira distans etwa 0,000 mm groß ist, so enthält ein Kubikfuß Z. 41 000 Millionen solcher Panzer. Die Z. findet sich als Lager von zuweilen nicht unbedeutender Mächtigkeit im Gebiet der Tertiärformation, namentlich aber der Torfbildungen, so z. B. bei Oberode am Sährabbe der Lüneburger Heide, wo sie stellenweise 10 m mächtig wird, auf dem Moorgrund bei Franzensbad in Böhmen, bei Altenschliff im Vogelsgebirge, am Habichtswald bei Rassel, unterhalb des Bodens von Berlin; die großartigsten Ansammlungen dieser

mikroskopisch-pflanzlichen Überreste entdeckte Fremont im Flußgebiete des Fall-River, eines Arms des obern Columbiaflusses in Oregon; auch in der Umgegend von Richmond in Virginien finden sich massenhafte Ablagerungen derselben. Der sog. Polierschiefer von Bilin in Böhmen ist nur eine ausgezeichnete geschieferte, etwas festere und härtere Abart der J. In technolog. Hinsicht hat die J. vielfache Anwendung gefunden, nicht nur als Rohprodukt, sondern auch geschlämmt, gebrannt und präpariert, so zur Herstellung von Wasserglas, Smalte und Ultramarin, Thonwaaren, Goldleisten, Papiernacht und Dynamit, als Steinlith, als Füllungsmittel für Seifen, Papier und Siegel-lack, Kaustisch- und Carboläurepräparate. Infolge ihres geringen Wärmeleitungsvermögens hat die J. ferner Anwendung zur Füllung der Hohlräume von Eis- und feuerfesten Welschränken, sowie von Gießkern gefunden und erfolgreicher als die Schlackenwolle zur Bekleidung von Dampfröhren. Sie wird endlich auch benützt als Polier- und Pulverpulver und zur Herstellung leichter, auf Wasser schwimmender Steine.

Infusum, f. Infusion.

In futurum (lat.), für die Zukunft.

Inganno (ital.), Betrug; per inganno, betrügerische Weise.

Ingavonen (Ingudonen) nannte man in ältester german. Zeit im Sinne der Mannusage die Abstammlinge des Ingo (eines der Enkel des Zuislo), einen Hauptteil der eigentlich deutschen Völker, die niederdeutschen, der Hauptsache nach alle jene, die in der spätern Geschichte (mit Einschluß der Angelsachsen, Westfalen, Engern, Ostfalen) als Sachsen und Friesen auftreten.

Ingber, f. Ingwer.

Ingbert (Sant), Stadt in der bayr. Rheinpfalz, Bezirksamt Zweibrücken, unweit der preuß. Grenze, 19 km westlich von Zweibrücken am Rohrbach, einem Zufluß der Saar, Station der Linie Gernersheim-Saarbrücken der Pfälzischen Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 9811 meist kath. E. Der Ort ist Mittelpunkt einer ansehnlichen Kohlen- und Eisenindustrie. Die Kohlenablagerung von J. hat eine Länge von ungefähr 1800 m. Es sind in derselben 27 baumwürdige und 30 unbaumwürdige Flöze bekannt, von denen die ersten eine Mächtigkeit von 24,5 m haben. Die Eisengruben liefern jährlich 50—60 000 Centner Erz, die Eisenwerke große Mengen Roheisen, Stabeisen, Gußwaren, Blech und Trakt, einige andere Hütten Alaun und Bittersalz. Die Fabrication erstreckt sich auf Fuß, Coals, Glas, Maschinen. Außerdem sind hier eine Pulver- und eine Psoropienfabrik. In der Nähe befindet sich ein brennendes Kohlenlager.

Ingelburg, Königin von Frankreich, war die Tochter Waldemars I. von Dänemark und seit 14. Aug. 1193 mit Philipp II. August von Frankreich verheiratet, der sich jedoch schon im November mit Zustimmung seiner Bischöfe von ihr trennte und, obwohl J. an den Papst appellierte, 1196 Agnes von Meran heimführte. Innocenz III. setzte es zwar durch, daß Philipp nach dem Tode der Agnes 1201 J. wieder zu seiner Frau annahm, konnte aber nicht verhindern, daß er sie bald nochmals verließ. Der ärgerliche Handel, bei welchem die Sympathien der Unterthanen sich der unglücklichen Königin zukehrten, wurde erst zu Anfang 1213 beendet, als Philipp, durch den bevorstehen-

den großen Kampf mit England und dem Kaiser Otto IV. auf ein enges Bündnis mit dem Papste und auf Beseitigung aller Unzufriedenheit im eigenen Lande hingewiesen, J. als Gemahlin und Königin zurückführte. J. starb kinderlos 1226.

Ingemann (Angelo), ital. Dichter, geb. um 1550 zu Venedig, war Seifenfieber, beschäftigte sich daneben eifrig mit Poesie und Litteratur, diente nacheinander den Herzögen von Guastalla, von Urbino, von Savoyen und dem Cardinal Enzio Aldobrandini zu Rom und starb um 1615. Er ist bekannt durch seine Verehrung für Torquato Tasso, dem er 1578 den Einzug in Turin ermöglichte und dessen Dichtungen er zum Druck beförderte. J. schrieb: «I rimedi contro l'amore di Ovidio, tradotti in ottava rima» (Avignon 1576), «La danza di Venere. Dramma pastorale» (Vicenza 1589), «Il buon segretario» (Rom 1594), «Discorso della poesia rappresentativa» (Ferrara 1598) u. a.

Ingelfingen, Stadt im württemb. Jagstkreise, 3 km im NW. von Künzelsau, an dem zum Nedar gehenden Röcher, mit (1880) 1447 E. Das hier stehende Schloß war ehemals die Residenz der Fürsten von Hohenlohe-J., welche nachher ihren Sitz zu Ohringen nahmen. Schon 1290 war der Ort hohenlohisch; 1806 kam er an Württemberg. Die Bewohner treiben ziemlich starken Weinbau. In der Nähe steht die Burg Lichtenes und weiterhin die Ruinen Rarge und der Röcherstein, einst eine comburger Pflanzung.

Ingelheim, zwei unweit des Rheins nahe beieinander, an der Linie Mainz-Bingen der Hessischen Ludwigsbahn liegende Marktsiedel im Kreise Bingen der hess. Provinz Rheinhessen, bedeutend durch ihren trefflichen Rotwein und ihre histor. Denkmäler und Erinnerungen. Oberingelheim an der Selz mit (1880) 3093 meist prot. E., Sitz eines Amtsgerichts, ist ein ehemaliges Reichsdorf, wird schon 760 als Zubehör der kaiserl. Pfalz in Niederlingelheim erwähnt. Es hatte mit diesem zusammen ein Ritter- und Amtsgericht und kaiserlich bestätigte Privilegien. Die uralte, jetzt evang. Kirche hat viele Grabmäler und Glasmalereien, welche Szenen aus Karls d. Gr. Leben darstellen. Die alte Stadtbefestigung ist zum Teil noch vorhanden. Niederlingelheim (1880) mit 2693 meist prot. E. ist besonders berühmt durch den Palast Karls d. Gr., der, zwischen 768 und 774 auf der Stelle einer ältern kaiserl. Villa gebaut, auf 100 zum Teil aus Ravenna, zum Teil vom Felsberg im Odenwald stammenden Marmor- und Granitfäulen ruhte. Hier hielt Karl d. Gr. 774 einen Reichstag, und auch unter seinen Nachfolgern, die oft hier residirten, wurden hier mehrere Kirchen- und Reichssammlungen gehalten. Kaiser Friedrich I. ließ 1154 den Palast ausbessern; Karl IV. überließ ihn 1356 an Kurpfalz. Namentlich in der sog. Bayrischen Fehde 1504, dann im Dreißigjährigen Krieg und zuletzt bei dem Einfall der Franzosen 1689 ist die alte Kaiserpfalz gänzlich verwüstet worden. Der Platz, auf dem der Palast stand, kam 1875 in den Besitz eines Barons de Bary, welcher auf demselben ein neues, großartiges Schloß zu bauen anfangte. Nach dem Tode de Barys wurden jedoch die Arbeiten eingestellt. Einige Egenstümpfen, aus dem Palast stammend, finden sich an verschiedenen Orten in den Rheinlanden, so z. B. im Schloß zu Heiberg, am Brunnen auf dem Schiller-Platz in Mainz, und anderwärts zerstreut; nur eine befindet sich

noch in J. in einer Mauer des Schloßgartens. Vgl. Hilb, »Der Reichspalast zu J.« (Oberingelh. 1868). An J. knüpft sich auch die Sage von Eginhard und Emma. Übrigens führen von diesen Orten die 1737 in den Reichsgrafenstand erhobenen und noch jetzt im Rheingau stark begüterten Grafen von J. mit dem Beinamen Söther von und zu Resselbrunn den Namen. Sie stammen aus einem schon 948 urkundlich erwähnten Reichsministerialengeschlecht, welches ursprünglich als Burgmannen in die laiserl. Pfalz eingeseßt war.

Ingelmunster, Landgemeinde im Bezirk Koffelare (Moulers) der belg. Provinz Westflandern, am Wandelbach, an der Eisenbahn Brügge-Courtray, die hier nach Deynze abzweigt, mit 5857 E., bedeutenden Webereien, Teppich- und Spinnfabriken und einem schönen Schloß des Baron Gilles.

Ingelow (Jean), engl. Schriftstellerin, geb. 1830 zu Ipswich in Suffol., veröffentlichte schon 1850 »A rhyming chronicle of incidents and feelings«. Hierauf folgten 1860 die Erzählungen »Tales of Orris« und 1863 ein Band »Poems« (bis 1884 in 23 Aufl. erschienen), 1865 die Gedichtsammlung »Home thoughts and home scenes and stories told to a child«, 1867 »A story of doom and other poems«, 1869 »Mopsa the fairy« und die Romane »Off the Skelligs« (4 Bde., 1872), »Fated to be free« (3 Bde., 1875), »Don John« (3 Bde., 1876) und »Sarah de Berenger« (4 Bde., 1881). In ihren Gedichten zart und gefühlvoll und zugleich von originaler Gedankenkraft, entwirft J. in ihren Romanen ein vorzügliches Erzählertalent und eine lebhafteste Erfindungsgabe.

Ingemann (Bernh. Severin), dän. Dichter, geb. 28. Mai 1789 zu Torkilstrup auf der Insel Falster, trat noch als Student 1811 mit einer Sammlung von Gedichten auf. Nachdem er die J. 1818 und 1819 auf einer größeren Reise durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien verbracht, übernahm er 1822 die Stelle eines Vektors für die dän. Sprache und Literatur an der Akademie zu Sorde. Im J. 1842 mit der interimistischen Direktion dieser Anstalt betraut, behielt er diese Stellung bis zur Auflösung der Akademie 1849. Er starb 24. Febr. 1862.

Seinem trefflichen Epos »Waldemar de Store og hans Mænd« (1824; 5. Aufl. 1864) folgten eine Reihe meist auch ins Deutsche übertragener histor. Romane. Dahin gehören: »Waldemar Seier« (1826; neue Ausg. 1872), »Grit Menveds Varnedom« (1828; neuere Ausg. 1874), »Kong Grit og de Fjendløse« (1833; neue Ausg. 1873) und »Prinds Otto of Danmark og hans Samtid« (1835). In den folgenden Jahren erschienen unter andern die dramatische Dichtung »Renegaten« (1838) und die dramatische Erzählung »Salomons Ring« (1839), sowie die beiden romantisch histor. Gedichte »Dronning Margrete« (1836) und »Holger Danstles Sange« (1837), die zu J.s vorzüglichsten Leistungen gehören. Hervorragend ist auch »Kunuk og Raja« (1842), eine dem Leben der Grönländer entnommene Erzählung. Der Roman »Landsbybørnene« (1852) zählt zu seinen besten Arbeiten. Seitdem gab J. noch »Confirmationsgave« (1854) und die beiden Dichtungen »Tankbreve fra en Alder« (1855) und »Guldaeblet« (1856) heraus. Seine »Samlede Skrifter« erschienen in vier Abteilungen, deren erste die »Samlede dramatiske Digte« (6 Bde., Kopenh. 1843; 2. Aufl. 1853), die zweite die »Samlede

historiske Digte og Romane« (12 Bde., 1847–), die dritte die »Samlede Eventyr and Fortællinger« (12 Bde., 1847–51), die vierte die »Samlede Sange og Eventyrdigte« (9 Bde., Kopenh. 1851–64) enthält. Nach J.s Tode gab Selbste sein Selbstbiographie (»Min Levnetsbog«, Kopenh. 1862), »Lilbageblit paa mit Liv og min fortid virksomhed fra 1811–37« (Kopenh. 1863) heraus. Vgl. auch »Brev til og fra J.« (1879) und »En verpling mellem Grundtvig og J.« (1882).

Ingénia, alte Stadt der Abruzzo, des ne. A. v. r. a. n. c. h. e. s. (s. d.).

Ingeniør (lat.), im allgemeinen; **Ingenieur** (lat.), eingepflanzt, angeboren. Der Name J. kommt aus dem englischen oder ingenios, ital. ingegni, d. h. maschinen bedeutend. Die Bedeutung dieses wortes ingenieros, ingenieros, ingenieros legte man den Namen J. leblich den J. meistern bei. S. Genie (militärisch).

Im Gegensatz zu den Militäringenieuren man Civilingenieure diejenigen welche die Anlagen von Strom- und Kanälen und Wasserleitungen, Brücken und Eisenbahnen, Telegraphen, Maschinen aller Art leiten. Zuerst trennte man der gegen Schluß des 16. Jahrh. die Architekten im engeren Sinne von den Bauingenieuren, die sich mit der Herstellung der Wasserbauten beschäftigten und die sie Architekten nannten. In England entstand der Ingenieurstand in ähnlicher Weise erst in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. zu Paris 19. Jahrh. aber auch aus jener der Zeit für den zunächst das Bedürfnis nach Transportmitteln zur Ausbildung der Eisen sowie zur Erfindung der Lokomotive. Heuteutage bezeichnet das Wort »Ingenieur« in Amerika und England eine technische niedriger Kategorie, so insbesondere ein Maschinist, Wertführer u. s. m., während der schärflich ausgebildete, selbständige Ingenieur den Titel Civil-Engineer erhält. Die Civilingenieure in England erfolgt meist in der fahrenden Jagdgenossen, in deren Dienste während sie sich gleichzeitig durch Privatstudien die nötigen mathem. naturwissenschaftlichen Kenntnisse aneignen. In Frankreich trennte man die Ingenieure in drei Klassen: die ersten, die zweiten und die dritten, deren Abiturienten allein den Titel Ingenieur des ponts et chaussées führen. Zu den mines sowohl als das Corps des ponts et chaussées kennt drei Rangstufen und den Ingenieur ordinaire, den Ingenieur en chef und den Inspecteur général. Die J. sind in ihre eigenen Administratoren. In den Vereinigten Staaten von Amerika sind die Ingenieure der Ausbildung vertreten. Den militärischen United States Engineers stehen die Civil Engineers gegenüber, die teils analog ihren Kollegen in England, teils im Ausland, teils in den verschiedenen Instituten des Staats die Ausbildung genießen.

Auch die nordamerik. Universitäten besitzen eine Fakultät für Civilengineering. Die J. gliedern sich ihrem Berufe nach in drei Klassen: Statical-Mechanical und Mining-Engi-

indem sie sich mit den Aufgaben des Bau-, Maschinen- oder Bergwesens beschäftigen. In Österreich besteht eine Berufsategorie, deren Angehörige in gesetzlich geschützten Titel eines autorisierten Ingenieurs führen und zur Ausübung des Berufs für Privatwede ermächtigt sind. Auch die oberen Stellen der Staatsbautechniker tragen die hiesigen Titel Ingenieurassistenten, I. Oberringenieur, während die Inhaber höherer Stufen Baute und Oberbauteure heißen. In Deutschland ist die Stelle der oben erwähnten Titel der Ausübung ausweiser ähnlich; andererseits wird unter dem Namen I. häufig nur der Kommunikationsbautechniker begriffen. Bei Privatgesellschaften wird wie in Österreich für den technischen Beamten häufig der Titel I. gebraucht. Die bedeutendsten deutschen technischen Hochschulen für die Ausbildung der Ingenieure sind in Berlin, Aachen, Hannover, München, Dresden, Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt und Braunschweig; außerdem in Österreich: Wien, Prag, Linz und Graz; in der Schweiz: Zürich; in Rußland: Sankt Petersburg.

Ingenieurbelagerungstrain, s. unter Festungsbau, Bd. VI, S. 737.

Ingenieurgeschichte, s. unter Geschichte der Technik.

Ingenieurkorps, s. unter Korps.

Ingenieurkademie, s. unter Akademie.

Ingenieurkammer, s. unter Kammer.

Ingenieurkammer, s. unter Kammer.

Ingenieurkammer, s. unter Kammer.

Ingenieurkammer, s. unter Kammer.

Ingenieurkammer, s. unter Kammer.

Ingenieurkammer, s. unter Kammer.

Ingenieurkammer, s. unter Kammer.

Ingenieurkammer, s. unter Kammer.

Ingenieurkammer, s. unter Kammer.

Ingenieurkammer, s. unter Kammer.

Ingenieurkammer, s. unter Kammer.

Ingenieurkammer, s. unter Kammer.

Ingenieurkammer, s. unter Kammer.

Ingenieurkammer, s. unter Kammer.

Ingenieurkammer, s. unter Kammer.

Ingenieurkammer, s. unter Kammer.

Ingenieurkammer, s. unter Kammer.

Ingenieurkammer, s. unter Kammer.

Ingenieurkammer, s. unter Kammer.

Ingenieurkammer, s. unter Kammer.

führt, 5 km nordwestlich von Colmar, zählt (1880) 2442 fast ausschließlich luth. E. und hat bedeutenden Weinbau, Baumwollspinnereien, eine Papierhüllfabrik, Ziegeleien und Mühlen.

Ingestion (lat.), die Einführung von Nahrungsmitteln und anderen Stoffen durch den Mund in den Körper; Ingesta, viele Stoffe selbst.

Inghien, holländ. Name für die belg. Stadt Engelen (s. d.).

Inghirami, Name einer toscan. Patricierfamilie aus Volterra, die ihren Stammbaum bis weit in das Mittelalter zurückführt. — Tommaso I. (geb. zu Volterra 1470, gest. zu Rom 6. Sept. 1516), als lat. Redner und Dichter bekannt, wurde von Alexander VI. und Leo X. mit Ehren überhäuft und erhielt von Kaiser Maximilian I. die Dichterkrone. Rafael malte sein jetzt im Palast Pitti befindliches Bildnis. Von seinen Werken sind nur sieben Neben auf uns gekommen. — Jacopo I. (geb. 1565, gest. 1623), zeichnete sich unter Ferdinand I. und Cosimo II. Medici als Admiral und Diplomat aus und eroberte mit den Galeeren des Stephansordens 1607 Bona, 1623 Adman. — Curzio I. (geb. 1655, ist in der literarischen Welt durch das Auffuchen bekannt, welches seine „Etruscarum antiquitatum fragmenta“ (Anast. 1637) erregten, bis die Unschtheit der Dokumente besonders durch Leo Allatius nachgewiesen ward.

Francesco I. (geb. 1772 zu Volterra, in der Jugend Malteerritter, trat sich 1799 als Partisan in dem Kleinen Kriege des toscan. Volks gegen die Franzosen hervor. Später wandte er sich dem Studium der Kunst und des Altertums zu, lernte von Gherardini die Malerei und ward erst in Volterra, dann in Florenz als Bibliothekar angestellt. Seit 1811 widmete er sich ganz der Altertumswissenschaft, namentlich der etruskischen, und gründete in der aufgehobenen Abtei von Fiesole eine literarisch-artistische Anstalt, die zugleich als Zeichenschule junger Künstler und für die Veröffentlichung seiner Werke dienen sollte. Unter letztem verdienen besondere Beachtung: „Monumenti etruschi o di etrusco nome“ (10 Bde., Flor. 1820–27), „Galleria Etrusca“ (3 Bde., Flor. 1831–38, mit 890 Kupfern), „Pittura dei vasi etruschi“ (4 Bde., Flor. 1831–37, mit 400 Kupfern), „Museo etrusco chiusino“ (4 Bde., Flor. 1833, mit 216 Kupfern), „Lettere di etrusca erudizione“ (Flor. 1828; 1839) und „Storia della Toscana“ (16 Bde., Flor. 1841–45, mit Atlas). Mangel an Kritik wie an Sorgfalt der Zeichnungen thun zwar dem Wert seiner Arbeiten Abbruch, doch hat er außerordentlich reiches Material zusammengebracht. J. Nov. 17. Mai 1846.

Giovanni I., Rittmeister des Ordens der Schutzherrn (Scolopi), Bruder des vorigen, geb. zu Volterra 16. April 1779, hat sich als Astronom einen bedeutenden Ruf erworben. Von dem Observatorium der Brera in Mailand ward er zur Leitung der von dem Astronomen Lomeny im Kollegium seines Ordens (Scolopi) angelegten Sternwarte nach Florenz berufen. Seine „Esmeraldi dell' occultazione delle piccole stelle sotto la luna“ (Flor. 1809–30) veranlaßten ihm zuerst einen europ. Namen, der durch die „Esmeraldi di Venere o Giove al uso de' naviganti, pel meridiano di Parigi“ (1821–24), sowie durch seine Teilnahme an dem Berliner astron. Atlas noch erhöht wurde. Neben seinen „Tavole astronomiche

universall portatili» (Flor. 1811) verdient noch besonders die auf Veranlassung der großherzogl. Regierung entstandene treffliche «Carta geometrica della Toscana» (Maßstab von 1: 200 000) Erwähnung. J. starb zu Florenz 15. Aug. 1851.

Jugleby (Clement Mansfield), engl. Schriftsteller, geb. 29. Okt. 1823 in Edgbaston bei Birmingham, studierte in Cambridge und wurde 1855 zum Professor der Logik und Metaphysik an dem Midland-Institut in Birmingham ernannt, legte diese Stelle indes schon 1858 nieder und widmete sich seitdem schriftstellerischer Thätigkeit. Außer den philos. Werken «Outlines of logic» (1856), «An introduction to metaphysics» und «The revival of philosophy at Cambridge» (1870) verdienen besonders J.s Schriften zur Shakespeare-Litteratur Erwähnung. Hierhin gehören: «The Shakespeare fabrications» (1859), «A complete view of the Shakespeare controversy» (1861), «Shakespeare's centurio of prayers» (1874), «Shakespeare's allusion-books» (1874), «Shakespeare's hermeneutics» (1875), «The Still Lion, an essay towards the restoration of Shakespeare's text» (1875) und «Shakespeare, the man and his book» (1877).

Juglis (John Cardley Wilmot), brit. Generalmajor, geb. in Neuschottland 1812, nahm 1837 in Canada an der Bekämpfung eines Aufstandes teil, kam dann nach Ostindien und zeichnete sich als Kommandeur des 32. Infanterieregiments im Vendschab 1848 und 1849 mehrfach aus. Im J. 1857 stand er als Oberst in Pulnow, als dort 10. Juni der Aufstand der Seapongs ausbrach, übernahm 1. Juli an Stelle des tödlich verwundeten Generals Lawrence den Befehl über die schwache Besatzung, wies vier Stürme ab und hielt sich, obgleich die Wälle durch Minen teilweise eingestürzt waren, bis Campbell 17. Nov. Entsatz brachte. J. wurde zum Generalmajor ernannt, focht 28. Nov. 1857 bei Campore, wo er das Kommando übernahm, schlug die Aufständischen von Gwalior im Febr. 1858 bei Kalpi und wurde später Gouverneur der Ionischen Inseln. Er starb zu Homburg 27. Sept. 1862.

Juglis (Sir Rob. Harry), konservativer Politiker, Führer der Hochkirchenpartei im brit. Parlament, geb. 12. Jan. 1786, wurde in Oxford erzogen und ließ sich 1808 als Barrister einschreiben. Im J. 1824 wurde er für Dundall und 1826 für Ripon ins Unterhaus gewählt. Seit 1829 vertrat er bis kurz vor seinem Tode die Universität Oxford ununterbrochen in allen Parlamenten und widerlegte sich der Reihe nach der Katholikenemancipation, der Parlamentsreform, der Abschaffung der Kornzölle und der Emancipation der Juden. J. war ein Mann von großer wissenschaftlicher Bildung, fungierte 1847 als Präsident der Britischen Association und nahm 1850 das Ehrenamt eines Professors der Altertumskunde an der königl. Akademie der Künste an. Er starb zu London 5. Mai 1855.

Jugleby (Thomas), Pseudonym des engl. Dichters Richard Harris Barham (s. d.).

Jugelsdorf, Stadt und Festung im bayr. Regierungsbereich Oberbayern, am Einfluß der Schutter in die Donau gelegen, Knotenpunkt (mit Centralbahnhof) der Linien München-Bamberg-Hof, Donaumünch-Regensburg und J.-Augsburg der Bayerischen Staatsbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und Bezirksamts und hat einschließlich der Besatzung (1880) 15251 G. Unter den drei Pfarrkirchen (zwei katholische, eine protestantische) ist die 1425 im got.

Stil erbaute Frauenkirche mit zwei Türmen und schönen Grabmälern hervorzubeben. Sonst im von Bauwerken noch das alte Residenzschloß, das neue Zeughaus, das ehemalige Universitätsgebäude, das Kriegshospital und das neue Rathhaus zu erwähnen. J. besitzt ein Mönchskloster und ein Frauenkloster des Franziskanerordens; letzteres ist zugleich Unterrichtsanstalt für Mädchen. Von höhern Schulen bestehen daselbst eine Latein- und eine Realschule. Zur Zeit Karls d. Gr. (806) noch ein Bisthum Meierhof, erhielt der Ort 1250 durch Ludwig im Strengen Graben und Mauer, 1312 durch Ludwig den Bayer Wappen und die Privilegien und Freiheiten, welche unter dem Namen der Handfeste bekannt sind, und wurde 1392 die Residenz der Herzöge von Bayern. J., nach deren Ausstich das Land an die Herzöge von Landshut und Räthen als gemeinschaftliche Erbschaft überging, bezog Ludwig der Reiche von Landshut gründete 1472 in J. eine Universität, welche berühmte Lehrer, z. B. Neuchlin, Aventin u. s. w., und die gekrönten Doctoren Konrad Celtes, Jas. Kocher und Urban Rhegius aufzuweisen hatte. Der Festungsbaubau ward 1539 durch Reinhard Graf von Solms-Münzenberg begonnen und später von Daniel Speidel fortgesetzt. Im J. 1549 erfolgte für Bayern die erste Anerkennung der Jesuiten in J., wo sie an der Universität den theol. Lehrstuhl übernahmen. Nach der 1773 erfolgten Aufhebung des Jesuitenordens gründete in J. Adam Weishaupt den Orden der Illuminaten. Wegen Unvereinbarkeit der Universität mit einer Festungsstadt wurde erstere 1800 nach Landshut verlegt und von da 1826 nach München verlegt. König Ludwig I. ließ 1827 die durch die Franzosen geschleiften Festungswerke wiederherstellen. Die Festungswerke, deren Erbauung 21 Jahre währte, sind in großartiger Weise ausgeführt. Seit 1872 begannen die Bauten eines erweiterten Festungsgürtels mit großartigen Forts, da nach Beschluß der Reichsregierung J. zu einer Festung ersten Ranges umgeschaffen wurde. J. besitzt auch fast sämtliche kriegliche militärische Etaplen, wie Pulverfabrik, Hauptlaboratorium, Geschosfabrik, Geschützgießerei und bedeutende Knechtbäckerei. Vgl. Mederer, «Geschichte des Rathhofs J.» (Landsh. 1807); Verfäner, «Geschichte der Stadt J.» (Münch. 1853); Alemann, «Geschichte der Festung J. bis zum J. 1815» (Münch. 1883).

Jugels (engl.), die durch den Bessemerproceß erhaltenen Stahlblöcke. (S. unter Eisen und Eisenindustrie, Bb. V, S. 852; vgl. Stahl.)

Jngredions (Jngredienz, lat.), in Wissenschaften die einzelnen Bestandteile, aus welchen zur bestehen.

Jngremiation (neulat.), Aufnahme in eine Körperschaft (gremium), besonders geistliche.

Jngres (Jean Auguste Dominique), berühmter franz. Historienmaler, geb. 15. Sept. 1781 zu Montauban, ging nach Paris, trat dort bei David 1797 als Schüler ein und gewann 1801 bei der akademischen Konkurrenz den ersten großen Preis und das damit verbundene Stipendium, konnte aber erst 1806 die Reise nach Rom antreten. Da seine Arbeiten in Paris eine tüchtige Aufnahme fanden, blieb er nach Ablauf seiner offiziellen Studienzeit in Italien (1810–20 in Rom, 1820–24 in Florenz), wo er, aller Hilfsmittel entböhrt, seinen Unterhalt durch Porträtmalen kümmerlich erwirkte. Die 1813 von der Königin Caroline von Neapel

bestellte Obaliste war das erste Bild, welches in Frankreich die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. Das Gemälde Ludwigs XIII., in Florenz gemalt (in der Kathedrale zu Montauban) und die Apotheose Homers, in der Ausstellung 1827 (Dedenbild in einem Saale des Louvre) vermehrten seinen Ruf. Sein bedeutendstes Historiengemälde, die Marter des heil. Symphorian, auf der Ausstellung 1834 (in der Kathedrale von Autun), wurde jedoch von den Kunstkritikern so hart mitgenommen, daß sich J. in seine Stelle als Direktor der Französischen Akademie zu Rom zurückzog. Seine zweite Rückkehr von Rom 1841 fiel in die erste Zeit der Reaktion gegen die romantische Schule und war für ihn ein Triumph. Man begrüßte seitdem jede seiner Leistungen, und bei der großen Ausstellung 1855 wurden 40 seiner Bilder in einem besondern Saale vereinigt. Im J. 1862 berief ihn sogar ein laic. Deput. in den Senat. Er starb zu Paris 13. Jan. 1867.

J. gilt in seinem Vaterlande mit Recht für den vornehmsten Vertreter der strengen und stilleren Malerei. Sein Talent und Verdienst ist un- zweifelhaft, aber sehr überschätzt. Bei allen vor- zügigen Fähigkeiten und sorgfamer Durchbildung sind die Dürftigkeit der Erfindung, der fehlende Sinn für tiefere Belebung und feinere Individualisi- rung, die Kälte und Härte der Färbung, die Blässe und Mäklernheit des Vortrags doch zu auffallende Mängel an seinen Werken. Sein Streben ging dahin, die besten Traditionsmuster mit lebender Modellnatur zu verbinden. Sein Obipus und die Sphinx (1808), Jupiter und He- tis, Virgil und Augustus, sowie seine gefeierte Stratonile (1836) zeigen die von David für die Darstellung antiker Gegenstände aufgetragene Be- handlungsweise, ja diese noch überbietend in kalter Eleganz. Die Francesca von Rimini (1819) er- scheint dagegen wie aus einer alten Handschrift mit Miniaturen herausgeschnitten, und der Einzug König Karls V. in Paris (1822) gleicht einem alten Tapetengemälde. Seine beiden Hauptwerke, die Apotheose Homers und die Marter des heil. Sym- phorian, verraten den direkten Einfluß der Skulptur des Vasians, und die Schlüffel Petri (1820), Christus als Knabe unter den Schriftgelehrten (1862) suchen sich dem großen Kirchenstil anzu- nähern, aber ohne Erfolg. Das Gemälde Lud- wigs XIII., die Madonna mit der Hostie, die meer- geborene Aphrodite (1848) sowie die Quellungssphäre (1859) stützen sich ebenfalls auf weltbekannte Werke Raffaels. Seine Darstellungen von Anekdoten aus dem Leben berühmter Männer: Rafael und die Fornarina, Rafael und der Kardinal Bibiena, Heinrich IV. und seine Kinder, Ludwig XIV. und Molière u. s. w., haben vor andern Stücken der historischen Genremalerei nur eine bessere Stilisi- rung voraus. Ganz vortrefflich aber sind zwei kleine Genrebilder, die beide eine Messe in der Si- rinischen Kapelle vorstellen, das eine von 1814, das andere von 1821. Als Lehrer in seinem Atelier zu Paris und auch als Direktor der Villa Medici in Rom (1834—41) betrieb J. den Unterricht sei- ner Kunst mit einem Ansehen, wie es kein anderer Lehrer besaß. Seine Hauptwerke sind durch treffi- che Kupferstiche von Richomme, Calamatta, Hen- riquel Dupont, Flameng u. a. vervielfältigt wor- den. Bgl. »Oeuvres de Jean Auguste I., gravées au trait par A. Reveil« (Par. 1851, mit 102 Kupfer- tafeln); Delaborde, »I., sa vie, ses travaux, sa

doctrine« (Par. 1870); Blanc, »I., sa vie et ses ouvrages« (Par. 1870).

Ingrien, s. Ingermanland.

Ingrossieren (ital.), etwas mit großer (»bider«) Schrift ins Reine schreiben, ins Grund- und Hypo- thelenbuch eintragen; Ingrossator, der Führer eines solchen Buchs; Ingrossation, Eintragung in dasselbe.

In grosso (ital.), s. En gros.

Inguinal (lat.), auf die Leistengegend, die Weichen (inguen) bezügl.

Inguinalgegend, s. Leiste.

Inguisomer (Ingomar), ein mächtiger cherus- kischer Gaukhauptling, der Vatersbruder des Armin, trat 15 n. Chr. in dem Kriege gegen Germanicus seinem Neffen zur Seite, doch wollte er der klugen Strategie Armins sich nicht fügen und verlor da- durch den Sieg bei dem Angriff auf das Heer des Cäcina bei dessen Rückzug durch die Moorgebenden, und vermochte auch im J. 16 keine Erfolge zu er- zeichnen. Bald darauf fiel J. von Armin ab und trat auf die Seite Marobods über.

Ingul, Fluß im russ. Gouvernement Cherson, entspringt im Kreise Alexandrija auf einer Höhe von 250 m und ergießt sich bei der Stadt Nikolajew links in den Dnaw des südlichen Bug. Er ist 880 km lang, wovon 85 km schiffbar sind.

Ingules, Fluß im russ. Gouvernement Jela- rinoslaw und Cherson, ein rechter Nebenfluß des Dnjepr. Der J. fließt im allgemeinen parallel dem Dnjepr und ist 875 km lang, jedoch der zahlreichen Stromschnellen wegen nur auf 35 km schiffbar.

Ingur, Fluß im russ. Gouvernement Kutais in Transkaukasien, entspringt am Hauptbade des Kaulasus, im Lande der Swaneten, in einer Höhe von 2200 m, fließt zuerst westlich, darauf südwest- lich bis zu seiner Mündung ins Schwarze Meer. Er ist 200 km lang und nicht schiffbar. Bei Strabo heißt der J. Riocharis, bei Plinius Singamia, bei Arrian Singames.

Ingweiler, Gemeinde im Kreise Babern des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, an der Moser, 20 km nordöstlich von Babern, ist Sitz einer Ober- forsterei und zählt (1880) 2309 E. und hat eine Kristallglaswarenfabrik, Bleicherei und Hopfenbau. Nach den in J. und Umgegend ausgegrabenen Altes- tumentern ist anzunehmen, daß dieser Ort bereits zur Zeit der Römer bestand; 1845 wurde er vom Kai- ser Ludwig dem Bayer mit Mauern umgeben.

Ingwer, Pflanzengattung, s. Zingiber.

Ingwer, Ingber, Rhizoma Zingiberis (Droge), ist das handförmige, verzweigte Rhizom der Ingwerpflanze Zingiber officinale Roscoe. Der Jamaica-J. zeichnet sich durch Geruch und Geschmack aus. Man unterscheidet im Handel schwarzen und weißen J. Der von China exportierte ist schwarz und ungeschält, von seiner Rinde nicht befreit, der bengalische ist an den Rändern nicht geschält und ebenfalls von dunkler Farbe, der von Jamaica wird ganz geschält und häufig durch Eintauchen in Kalkmilch im Aussehen verbessert. Letzterer darf nach der zweiten Auflage der Deutschen Pharma- kopoe als Arzneimittel nicht verwendet werden. Außerdem wird das frisch in Zucker eingemachte Rhizom vielfach als scharf und brennend schmeckende Dessertspeise gebraucht.

Ingwer (gelber), s. unter Curcuma.

Ingwergewächse (Zingiberaceae), eine Unter- abteilung in der Familie der Scitamineen (s. d.).

Inhaber von Truppenteilen wurden ursprünglich diejenigen Offiziere genannt, denen ein Patent zur Errichtung derselben verliehen worden; später nach Einführung der stehenden Heere wurde damit ein Ehrenposten bezeichnet, mit dem zuweilen bedeutende Berechtigungen, wie z. B. das Recht der Offizierernennung, verbunden waren. In neuester Zeit hat der *I.* nur noch die Bedeutung einer Ehrenstellung, die an regierende Fürsten, Prinzen oder hochgestellte Militärs verliehen wird.

Inhaber und Inhaberpapiere, s. *Au porteur*.

Inhalation (lat.), *Inhalieren*, in der Heilkunde die Anwendung gas-, dampf- oder staubförmiger Arzneistoffe durch die Atmungsorgane zur Heilung von Krankheiten. Aufgabe und Heilzweck der Inhalationskur ist einerseits die Beseitigung gewisser örtlicher Affektionen der Luftwege (Kehlkopf, Luftröhre, Lungen), insofern es durch diese Methode ermöglicht wird, die Schleimhaut der Luftwege bis in die feinsten Verzweigungen der Luftröhre hinein mit den fein zerstäubten Arzneimitteln in unmittelbare Berührung zu bringen, andererseits die Erzielung bestimmter Wirkungen auf den Gesamtorganismus, insofern es leicht gelingt, durch die *I.* dem Blute gasförmige Arzneistoffe, wie z. B. Amylnitrit, Chloroform, Äther, Stickstoffoxydul u. s. w., ungemein schnell durch die in den Lungen befindlichen dünnwandigen Blutgefäße zuzuführen und hiermit auf kürzestem Wege auf das Centralnervensystem, auf die Gefäßnerven u. s. w. einzuwirken. (*S. A. n. s. t. h. e. s. t. e. r. e. n.*)

I. in einfacherer Form sind früher schon vielfach im Gebrauch gewesen, so unter anderm das Einatmen heißer Wasserdämpfe durch einen Trichter, die von Thomas Beddoes in England (1754—1808) unter der Bezeichnung *Anemopathie* angewendete Einatmung von Gasen, besonders salpetrigsauren Dämpfen, die namentlich von Raspaill (*s. d.*) empfohlenen, in Form von Cigaretten gerauchten Kamferdämpfe, weiterhin die noch heute vielfach gerühmten narkotischen, mit Belladonna, Opium oder Stramonium versetzten Cigaretten gegen asthmatische und katarrhalische Beschwerden u. dgl. m. Allein die ausgedehntere Benutzung arzneilicher Inhalationsmittel datiert erst von dem franz. Arzt Sales-Girons (1858), welcher in mehreren Schwefelthermen Frankreichs (zu Amélie-les-Bains und Bernet, zu Mont-d'ore, Rogat u. a.) Inhalationskäse (*Salles d'aspiration*) für Brustkranke herstellte, in welchen die Luft mit den der Quelle entströmenden Gasarten gemischt wurde, und bald darauf auch einen Apparat (*Pulverisateur des liquides*) konstruierte, welcher dazu bestimmt war, medikamentöse Flüssigkeiten in feinen Wasserstaub zu zerteilen und diesen durch Einatmen in die Luftröhre einzuführen. Seitdem sind eine große Anzahl derartiger Inhalationsapparate beschrieben worden, die sich, abgesehen von unwesentlichen Modifikationen, hauptsächlich dadurch voneinander unterscheiden, daß bei den einen, den sog. *Pulverisateuren* (*s. d.* bestehende Fig. 1), die medikamentöse Flüssigkeit (a) aus einer feinen Öffnung (b) durch einen Strom komprimierter Luft, den man durch Zusammendrücken eines mit Ventilen versehenen Gummiballons (c) erzeugt, fortzuerissen und als feiner Nebel zerstreut wird (Apparate von Matthieu, Bergson, Lissers *Spray-apparat* u. a.), wohingegen bei den andern, den

sog. *Dampfinhalationsapparaten* (*s. d.* Fig. 2), die gelösten Arzneistoffe durch den in einem kleinen Kessel (a) vermittelt einer Spiritusflamme (b) erzeugten Dampf des kochenden Wassers in einer Glasröhre, welche rechtwinklig zum Dampfrohre angebracht ist (c), angesaugt und sodann fein gestäubt und durch ein besonderes cylindrisches

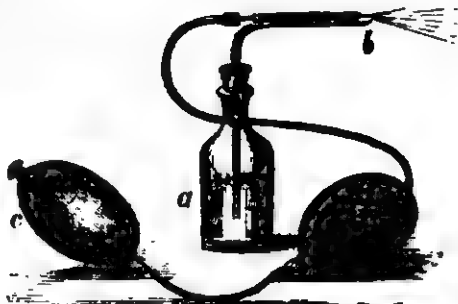


Fig. 1.

Mundstück von Glas (k) in eine bestimmte Richtung geleitet werden (Apparate von Siegle, Deman u. a.). Bei der Anwendung dieser Apparate sitzt der Kranke in angemessener Entfernung vor dem Nebelstrom und zieht mittels tiefer Atemzüge die zu inhalierenden Arzneistoffe ein; eine solche Sitzung dauert in der Regel 12—15 Minuten.

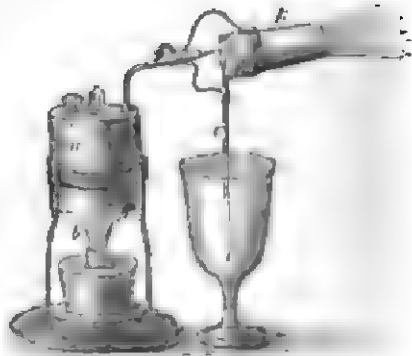


Fig. 2.

Die günstigste Wirkung entfalten die *I.* bei allen katarrhalischen und entzündlichen Affektionen der Kehlkopf- und Luftröhrenschleimhaut bis in deren feinste Verzweigungen hinein, namentlich beim akuten Katarrh, bei welchem sich *I.* mit einfachem Wasserdampf, Milch, Lindenblüten- und Clemulion nützlich erweisen, während chronische Katarrhe Einatmungen von Kochsalz, Salmiak und Höllensteinlösungen erfordern; bei Lungenblutungen verzieht man die einzuatmende Flüssigkeit mit Eisenchlorid, Tannin und andern bluthillenden Stoffen, bei starkem Nies- und Stichhusten, bei Keuchhusten und Asthma mit Opium, Wittermandelwasser und ähnlichen narkotischen Heilmitteln; bei Krupp und Diphtheritis leisten Einatmungen von chlorsaurem Kali, Kalkwasser, Carbolsäure und Nithsäure oft treffliche Dienste. Weniger bewährt dagegen haben sich die *I.* gewisser Gasarten, welchen man eine Zeit lang besondere Heilkräfte

zuschrieb; so haben weder die Kohlensäuregas-inhalationen, welche reizmildernd auf die Reven der Atmungsorgane wirken sollten, noch die gegen den Keuchhusten viel empfohlenen Einatmungen von Leuchtgas, noch die gegen die Lungen-schwindsucht angepriesenen Sticksstoffinhalationen die erwarteten guten Erfolge gezeigt. Auch die von Lender in Berlin gegen Blutkrankheiten aller Art, Sicht und Rheumatismus empfohlenen Ozon-inhalationen haben durchaus nicht den gebegten Erwartungen entsprochen. Dagegen äußern die Einatmungen von Komprimierter Luft (s. d.), die man neuerdings vermittelt der »Pneumatischen Apparate« von Hauke, Waldenburg, Kränkel u. a. vornehmen läßt, anerkannt auf asthmatische Leiden einen wohlthätigen Einfluß. Schließlich kann man auch den von den Ärzten jetzt mehr und mehr bei vielen Krankheiten empfohlenen Aufenthalt in einer vom Strom der Rieher geschwängerten Luft ebenso als Inhalationskur bezeichnen, wie den zu Heilzwecken häufig vorgeschriebenen Aufenthalt an den Seebädern und den Genuß der Seeluft an den Küsten des Meers.

Litteratur. Kof, »Atmopathy and hydro-pathy« (Lond. 1848); Sales-Girons, »Thérapeutique respiratoire« (Par. 1858); Siegle, »Behandlung durch Einatmungen« (Stuttg. 1866); Waldenburg, »Die lokale Behandlung der Krankheiten der Atmungsorgane« (Berl. 1872); Ortel, »Handbuch der respiratorischen Therapie« (Lpz. 1882).

Inhaltserklärung (im Zollwesen), s. unter Deklaration.

Inhabebane, portug. Stadt an der Ostküste Afrikas, 1175 km im SW. von Mosambik, am gleichnamigen Fluße, in 23° 50' südl. Br., mit 6480 E., hat einen guten Hafen und treibt bedeutenden Handel. J. wurde 1764 erbaut.

Inhärieren (lat.), anhaften, innehaften, inwohnen; auch auf etwas beharren, davon nicht abgehen; davon als Substantivum: Inhärenz; inhärent, beharrend, beständig.

Inhibieren (lat.), verbieten, einhalten thun; Inhibition, Verbot, besonders gerichtliches.

Inhibitorialien, im alten Prozeß die Versagung, durch welche der Appellationsrichter dem Unterrichter verbietet, weiter in der Sache fortzuschreiten.

In hoc signo vinces, s. Hoc signo vinces.

In honorem (lat.), zu Ehren.

Inigo (span.), soviel wie Ignaz, daher Ignitaten, soviel wie Jesuiten, als Schüler des Ignaz Loyola.

In infinitum (lat.), ins Unendliche fort.

In integrum restituieren, in den vorigen Stand wieder einsetzen. (S. Restitution.)

Insula Ceutra, Insel im Lough Derg (s. d.).

Initia (lat.), die Anfänge, Anfangsgründe.

Initiales (lat.) heißen die, namentlich in alten Druden, oft verzierten und farbigen Anfangsbuchstaben. (S. Majuskeln und Versalbuchstaben.)

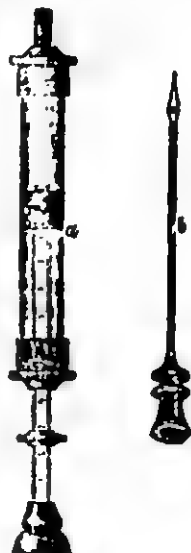
Initiative (frz.) bedeutet zunächst den ersten Schritt, die Einleitung zu einer Handlung. Unter Initiative der Gesetzgebung versteht man im konstitutionellen Staate das Recht des einen Gesetzgebungsfaktors, dem andern fertige Gesetzesentwürfe zur Annahme vorzulegen. In den konstitutionellen deutschen Staaten stand diese J. bis 1848 in der Regel nur der Staatsregierung zu; die

Kammern hatten lediglich das Recht, auf die Verlage von Gesetzen bei der Regierung anzutragen. Seit 1848 hat man in vielen Staaten (so in Preußen durch die Verfassung vom 31. Jan. 1850) jenes Recht in unbeschränktem Maße auch den Landesvertretungen beigelegt (wie dies in Belgien, Holland, Spanien und den meisten neuern Verfassungen der Fall ist). In England übte nur das Parlament die J.; denn auch die Minister legen Gesetzesentwürfe dem Parlament lediglich in ihrer Eigenschaft als Mitglieder dieses letztern vor. Den Gegenstand vertrat die Napoleonische Konstitution von 1852, indem sie dem Gesetzgebenden Körper dieses Recht abspach. (im Namen Jesu.)

I. M. J. Abkürzung für: in nomine Jesu, d. i. **Injektion** (lat.), Einspritzung, wird von den Ärzten zu verschiedenen Zwecken und mit verschiedenen Substanzen vorgenommen. Man spritzt Flüssigkeiten in natürliche Kanäle und Höhlen des Körpers, um sie wegbar zu machen und Anhäufungen fremdartiger Substanzen aus ihnen zu entfernen (so in den Mastdarm bei Verstopfung, in den innern und äußern Gehörgang) oder um reizende oder abstringierende Flüssigkeiten auf die erkrankte Schleimhaut wirken zu lassen (Harnröhre bei Tripper, Geschlechtssteile des Weibes, Nasenhöhle, Gehörgänge, Risteln). Zu den J. dienen Wasser oder Lösungen verschiedener Substanzen, selbst Luft (in den innern Gehörgang). In der Anatomie gewährt die künstliche Eröffnung der Blut- und Lymphgefäße mit gefärbten und erstarrenden Flüssigkeiten die wichtigsten Aufschlüsse über Verlauf, Ausbreitung und Anordnung der Gefäße in den einzelnen Organen.

Die subkutane oder hypodermatische Injektion, welche zuerst von Alexander Wood in Edinburgh (1855) in die Praxis eingeführt wurde, bezweckt die Einführung von Medikamenten unter

die Haut, wobei die in das lockere Unterhautzellgewebe gespritzten Stoffe sehr rasch von den Lymphgefäßen aufgesaugt und in die allgemeine Säftemasse übergeführt werden. Natürlich können dazu nur Substanzen verwendet werden, die in kleinen Mengen schon eine große Wirkung entfalten (Opium, Morphinum, Brechweinstein, Strichnium, Ather u. a.). Man wendet sie an, wenn man auf einen bestimmten Punkt unter der Haut, z. B. auf einen bestimmten Nerven bei Neuralgien einwirken will, oder wenn man eine recht schnelle allgemeine Wirkung wünscht (bei Vergiftungen), namentlich wenn die Einverleibung in anderer Weise (durch den Mund oder After) unmöglich ist. Die subkutane J. wird ausgeführt mit einer kleinen, nur 1 g Flüssigkeit fassenden Spritze von Glas mit einer Fassung von Hartgummi, Silber oder Neusilber (s. beistehende Fig., a), deren Stempelstange mit 10 Teilstrichen versehen ist und so eine ganz genaue Dosierung der



versehen ist und so eine ganz genaue Dosierung der

einzuspritzenden Flüssigkeit gestattet; auf die Spitze der Spritze wird eine feine, lanzenförmig zugespitzte Canüle oder Hohlnadel (b) aufgesetzt, deren Spitze sehr scharf ist und ohne besondere Schmerzen in die Haut eingestochen werden kann. Die Schnelligkeit und Sicherheit der Wirkung, sowie die Möglichkeit einer genauen Dosierung haben dieser Methode die ausgedehnteste Anwendung verschafft. Vgl. Gulenburg, „Die hypodermatische J. der Arzneimitteln.“ (Berl. 1865; 3. Aufl. 1875).

Nach starken Blutverlusten, wie sie während der Entbindung bei innern Blutungen oder nach Verwundungen vorkommen, hat man auch mit großem Erfolg Blut in die Aßern gespritzt. (S. Transfusion.) Eine andere, gleichfalls häufig geübte Form der Einspritzung ist die sog. parenchymatöse Injektion, bei welcher arzneiliche Stoffe (Jodlösungen, verdünnte Säuren, Höllensteinlösungen u. a.) durch Haut und Unterhautzellgewebe hindurch direkt in darunter gelegene Gewebe (Parenchyme) und Organe, besonders in krankhafte Geschwülste, eingespritzt werden, um dieselben auf chem. Wege zu zerstören und zum Absterben zu bringen.

Injektor (frz. injecteur, engl. injector), eine im J. 1858 von Giffard erfundene, mittels eines Dampfstrahls wirkende Vorrichtung zum Speisen der Dampfessel. (S. unter Strahlapparate.)

Injektion (lat.), Einschärfung, (gerichtliche) Aufgabe.

Injuriarum belangen, wegen Ehrenkränkung

Injurie (lat.), f. Beleidigung.

Incameration (von camera, neulat. incamerare), die Einziehung von Gütern und finanziellen Berechtigungen zum Fiskus. J. fanden besonders auf Grund des Reichsdeputations-Hauptschlusses von 1803 statt. Das am 3. Dec. 1803 erlassene österr. Incamerationsedikt, durch welches sich Österreich auf Grund einer einseitigen Auslegung des §. 29 des erwähnten Reichsregresses zahlreiche Besitzungen in der Dilschweiz und in Bayern anzueignen versuchte, veranlaßte jahrelange diplomatische Verhandlungen.

Incardination (mittellat.), Übertragung der Verwaltung einer bestimmten Kirche an einen fremden Geistlichen; daher Incardinatio clericis im Gegensatz zu den einheimischen ordentlichen Geistlichen.

Incas hießen die Beherrscher, d. h. der herrschende Stamm Perus vor der Eroberung durch die Spanier. Die Urgeschichte dieses Landes ist ebenso dunkel als diejenige der Neuen Welt überhaupt, wo, wie Sagen und Trümmer großartiger Bauwerke beweisen, in unbekannter Vorzeit mächtige Völker gelebt und eine hohe Civilisation geherrscht haben muß, auf welche eine lange Periode der Verödung und der Verwilderung folgte. Zwischen die peruan. Wilden trat (um 1021, nach andern 949 oder 1100) plötzlich ein Fremdling, Manco Capac, der sich einen Sohn der Sonne nannte, ein Volk aus vereinigten Stämmen bildete und einen Staat nach theokratischen Grundsätzen errichtete, der unter den Nachfolgern zum mächtigsten der historisch nachweisbaren der Neuen Welt anwuchs. Gegen vier Jahrhunderte bestand derselbe. Der 13. J. Atahualpa, verlor Reich und Leben 1533 durch die span. Eroberer. So viel Unsicheres sich auch in der Geschichte eines Volks finden muß, welches mit dem Schreiben unbekannt war (man bediente sich nur der Knotenschnüre der sog. Quippos), sind doch die umständlichsten Nachrichten über

Staatseinrichtungen und sittliche Zustände der Peruaner, wie sie zur Zeit der Eroberungen bekannt durch span. Augenzeugen auf uns gekommen. Sie beweisen, daß die J. nicht allein als weltliche Herrscher, sondern auch als Vertreter und Organe der Gottheit galten, die unbedingtste Unterwerfung verlangten, jedoch mit ebenso großer Güte als Staatsklugheit das Volk regierten, welches, in Kasten geordnet, völlig willenlos sich verhielt. Nur einer der 13 J. war ein eigentlicher Eroberer; die andern vergrößerten durch friedliche Unterjochung roher Volksstämme ihr Reich so, daß es zu Zeit seines Falls sich von Quito bis Chile ausdehnte. Die höchste Blüte hatte es unter Huasco Capac, der 1475—1525 regierte. Die Staatsrichtung war sehr geregelt. Für öffentliche Bedürfnisse, für den Kultus, der die Menschenopfer verwarf, und für die Wehrhaftigkeit des Reichs war gesorgt. Noch sind die Trümmer gewaltiger Magazine und Tempel übrig, und teilweise wird noch gegenwärtig die sog. Inkastrafte benutzt, die sich über den Rücken der Anden durch fast 20 Breitengrade hinweg. Im Inkareiche wurde nur eine Sprache, die Hossprache der Inka, unrichtigerweise Quichua (spr. Kitchua) genannt, und eine Religion gebildet. Der Unterdrückung war überall vorgebeugt; aber die Fürsten und der Adel, Orejones von den Spaniern genannt, verhielten sich stets als abgeordnete Kaste zum Volke und rechtfertigten hierdurch die Vermutung, daß sie die Nachkommen eines fremden erobernden Stammes gewesen sind. Der Aderbau blühte, und ungeachtet des Mangels an eisernen Werkzeugen wurden viele Handwerke mit Erfolg geübt. Handel kannte man nicht, da jede Verbindung mit den ununterjochten Nachbarvölkern verboten war. Dennoch befand sich das Volk wohl, bis die Spanier erschienen und mit diesen Elend, Verwilderung und Entvölkerung über Peru hereinbrachten. Die Familie des letzten J. starb aus; jedoch leiten von Seitenzweigen derselben mehrere peruan. halbweiße Familien ihren Ursprung ab. Die umständlichsten, wenn auch nicht ganz zuverlässigen Nachrichten über die J. gaben die span. Eroberer selbst, wie Cieza, Balboa, Ovando und zumal Garcilaso de la Vega, welcher mütterlicherseits vom letzten J. abstammte. Vgl. Prescott, „History of the conquest of Peru“ (3 Bde., Pest. 1847; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1848); Rovers und Schudi, „Antigüedades peruanas“ (Wien 1852); Wiener, „Essai sur les institutions politiques, religieuses, économiques et sociales de l'empire des Incas“ (Par. 1874).

Inkasso (ital.) ist bare Geldleistung eines Schuldners; das Inkassomandat ist also ein Mandat zur Eintreibung einer Geldsumme.

Injerman, alte, in Trümmern liegende Stadt in der Krim, vormals genues. Festung, an der Ostseite der Bai von Sewastopol und dem rechten Ufer der Tschernaja, über welche dort eine steinerne Brücke führt, ist durch die Schlacht vom 5. Nov. 1854 während der Belagerung von Sewastopol bekannt geworden. Die Engländer, welche den rechten Flügel des Belagerungsheeres bildeten, hatten die Seite nach der Tschernaja sehr vernachlässigt. Fürk Menschikow ließ sie daher durch General Dannenberg in zwei Kolonnen angreifen, während Fürk Gortschakow gleichzeitig das franz. Beobachtungslorps (Bosquet) beschäftigen sollte. Anfangs glückte der Angriff; die Russen eroberten mehrere Schanzen

und drangen unter mörderischem Kampfe bis an das engl. Lager vor, als General Bosquet, gegen den Gortschakow ziemlich unthätig geblieben, mit dem 2. franz. Korps herbeieilte, durch diese frischen Truppen die Schlacht herstellte und nun in Verbindung mit den Engländern den Sieg errang.

Inkl. Abkürzung für Inklusive (s. d.).

Inklination, d. i. Neigung, bezeichnet Zuneigung oder Anhänglichkeit. In der Mathematik versteht man darunter die Neigung zweier Ebenen gegeneinander oder einer Linie gegen eine Ebene. Die Astronomie bezeichnet mit *I.* die Winkel, welche die Planeten- und Kometenbahnen mit der Erdbahn machen. Im Magnetismus heißt *I.* der Winkel, den die magnetische Achse einer Magnetnadel mit einer wagerechten Ebene bildet. (S. Magnetismus der Erde.) **Inklinieren** heißt ein Geschütz oder Gewehr so richten, daß die Mittellinie der Seele sich vorn nach dem Horizont zuneigt.

Inklination (der Seelenachse), s. unter **Elevation**.

Inklinatorium (mittellat.), Chorstuhl für Alterschwache; in der Physik Instrument zur Bestimmung der Inklination.

Inklusiv (neulat.), abgekürzt inkl. oder incl., einschließend.

Inkognito (ital.), unerkannt, unter fremdem Namen.

Inkohärenz (neulat.), Zusammenhangslosigkeit.

Inkommensurabel (neulat.) heißen zwei Größen, welche kein gemeinschaftliches Maß haben, und deren Verhältnis sich daher durch Zahlen nicht genau ausdrücken läßt, wie z. B. bei der Seite eines Quadrats und dessen Diagonale, oder beim Durchmesser eines Kreises und dessen Peripherie.

Inkommodieren (frz.), belästigen, lästig fallen, beschwerlich fallen; sich inkommodieren, sich Mühe, Umstände machen, fast nur in der Lebensart: *»Inkommodieren Sie sich nicht!«* gebräuchlich; **Inkommodität**, Unbequemlichkeit, Beschwerlichkeit.

Inkomparabel (lat.), unvergleichlich, keiner Steigerung, Komparation (s. d.) fähig.

Inkomparabilla (lat.), Adjektiva, die keiner Steigerung (Komparation) fähig sind, z. B. diejenigen, welche einen Stoff bezeichnen.

Inkompatibilität, s. Kompatibilität.

Inkompetenz (neulat.), Unzuständigkeit, in der Gerichtssprache der Mangel an denjenigen Bedingungen, von welchen das Recht abhängt, eine gewisse Handlung, zumal der öffentlichen Autorität, vorzunehmen, Recht zu sprechen, Befehle zu erlassen u. s. w. (S. Kompetenz.)

Inkomprehensibel (lat.), unbegreiflich.

Inkongruen (frz.), ungleichförmig.

Inkonsequent (lat.), nicht konsequent (s. d.), nicht folgerichtig, unabhängig; davon: **Inkonsequenz**, Inkonsistenz u. s. w.

Inkonsistenz (ital.), unständig, unhaltbar.

Inkontinental (frz.), unbestreitbar.

Inkontinent (lat.), unenthaltsam; **Inkontinenz**, Unenthaltsamkeit, in der Heilkunde der unmittelbare Abgang gewisser Ausscheidungen aus dem Körper.

Inkonvenabel (frz.), unpassend, ungelegen.

Inkonvenient (lat.), soviel wie Inkonvenabel;

Inkonvenienz, Übel, Mißstand, Ungelegenheit.

Inkorporation (kirchenrechtlich) ist eine im Mittelalter häufig vorkommende Vereinigung (unio) eines Benefiziums mit einem Stift, Kloster oder einem

Kirchenamte. Dieselbe konnte sein: a) quoad temporalia: das Benefizium blieb bestehen, das Kloster aber erhielt die Einkünfte unter der Verpflichtung, einen Vikar dem Bischof zur Einsetzung zu präsentieren und zu besolden; b) quoad temporalia und spiritualia (pleno jure): das Kloster wurde selbst Pfarrei und setzte einen Vikar ein, den der Bischof nur zu approbieren hatte; c) plenissimo jure: die Pfarrei wurde der bischöflichen Jurisdiktion entzogen und der jurisdiction quasi episcopalis eines Klosters u. s. w. unterstellt. Die *I.*, schon durch das Tridentinum verboten und in Deutschland seit 1803 beseitigt, hat heute nur noch Wichtigkeit für die Fragen der Vaulast und Besetzung bezüglich früher inkorporierter Benefizien.

Inkorporation (Staatsrechtlich) bedeutet die Einverleibung eines polit. Gemeinwesens in ein anderes, sobald es mit demselben eine öffentlich-rechtliche Einheit (unum corpus) bildet. Dahin gehört die Vergrößerung einer Gemeinde, eines Kreises, einer Provinz durch Aufnahme eines Bezirks, der entweder bis dahin einem andern Verbands angehört oder einen eigenen gleichartigen Verband gebildet hat. Vorzugsweise gebraucht man den Ausdruck von dem Ralle, daß ein bis dahin unabhängiger Staat mit einem andern in der Art vereinigt wird, daß er ein Bestandteil des letztern wird. Wesentlich für den Begriff ist, daß die politische Individualität des inkorporierten Gemeinwesens untergeht, diejenige des andern dagegen auf erweiterter Grundlage fortbauert; dagegen kann eine Verschiedenheit der Gesetze für die früher getrennten Bestandteile in erheblichem Umfange fortbauern.

Inkorrekt (lat.), fehlerhaft; **Inkorrektheit**, Fehlerhaftigkeit.

Inkorrigibel (lat.), unverbesserlich.

Inkrement (lat.), Wachstum, Zuwachs.

Inkriminalen (neulat.), ansuldigen, zur Last legen; davon: **Inkrimination**.

Inkrustation oder **Inkrustierung** (vom lat. *incrustatio*, d. i. Überwindung), das rindenartige Überziehen organischer oder auch unorganischer Körper durch Steinstruken, wie es durch viele kalk- oder kieselhaltige Quellen hervorgebracht wird. So finden sich in den Aufablagerungen kalthaltiger Quellen oder Bäche und der heißen kieselhaltigen Quellen Islands eine Menge Pflanzenreste oder Schneckenhäuser von kohlensaurem Kalk oder von Kieselsäure inkrustiert. Man macht von dieser Eigenschaft der Quellen Gebrauch, um allerlei Gegenstände, z. B. ganze Blumenbouquets, absichtlich inkrustieren zu lassen, wie dies z. B. in Karlsbad geschieht. Auch in den Graberbäuern der Salinen läßt man zuweilen derartige Objekte, wie Immuortellen, Rogelwucher u. s. w., inkrustieren.

Im Kunstgewerbe bezeichnet man mit *I.* das Einlegen mit Edelsteinen, Marmor, Stahl, das Überziehen mit Gold- oder Silberblättern u. s. w. über die *I.* des Glases s. **Glasinkrustationen**.

Inklubation (lat.; grch. *ἐγκύβησις*) nannte man im Altertum das Schlafen in Tempeln und an geweihten Stätten oder den Fellen der eben geopfert Tiere, um divinatorische Träume zu erhalten. Namentlich geschah dies bei den Griechen wie bei den Römern in den Tempeln des Asklepios (Äskulap) und anderer Heilgöttern, in denen sich die Leidenden zum Schlafen niederlegten, um im Traume eine Offenbarung über das anzuwendende Heilmittel zu erlangen. Meist leiteten die Priester

die J. ein und legten die Träume der Kranken aus, oder träumten wohl auch selbst für diese.

Inkubation, in der Zoologie die Bebrütung des Eis oder die Zeit der Entwidlung des Keims im Ei; in der Medizin die Zeit zwischen der erfolgten Ansteckung und dem Ausbruch der Krankheit (Inkubationsstadium). Das Stadium der J., welches auch, da bei den meisten Angesteckten noch gar nichts auf den Auszug einer Krankheit deutet, als Stadium der Latenz oder des Verborgenseins bezeichnet wird, hat bei den verschiedenen Ansteckungskrankheiten eine verschiedene Dauer, bei den meisten akuten zwischen 8 und 14 Tagen.

Inkubus (d. i. Weischläfer) war bei den Römern die Bezeichnung für Geister und Kobolde (Faune und Silvanen), welche die Frauen bei Nacht beschleichen sollten. Dieser Aberglaube entspricht einem ähnlichen der nördl. Völker Europas, sodaß insbesondere auch der Teufel, mit dem die Hexen buhlen sollten, deren J. genannt wurde. (S. Alp, med.).

Inkulpät (neulat.) wird im Inquisitionsprozeß (s. d.) der eines Schwerern, von Amts wegen zu untersuchenden Verbrechens Beschuldigte so lange genannt, bis rüchlich seiner auf das artikulirte Verhör oder die Spezialinquisition erkannt ist, wo er dann den Namen Inquisit erhält. Bei leichtern Vergehen, namentlich bei den nur auf Anzeige des Verletzten strafbaren, braucht man die Bezeichnung Denunziat.

Inkunabeln, auch Baldotypen oder Alte Druce, ist die in Deutschland übliche Benennung der bis zum Jahre 1500 gedruckten Bücher. Der Name J. stammt von dem lat. Worte incunabula, d. h. eigentlich Windeln oder Wickelbänder, tropisch: Geburtsort, Ursprung, weshalb derselbe auch häufig mit Wiegenbrude überfetzt wird. Hains Katalog zählt 16299 solcher Werke auf, und da die Auflage derselben gewöhnlich 800 war, so mögen von 1450 bis 1500 an 6 Mill. Bücher gedruckt worden sein; von manchen derselben sind nur wenig Exemplare erhalten geblieben, manche sind gar nicht mehr auffindbar, fast alle aber und selbst die weniger seltenen haben theils ein kunstgeschichtliches, theils ein wissenschaftliches Interesse, letzteres besonders die ersten Ausgaben, die sog. editiones principes der ältern Klassiker. Zu den J. im strengsten Sinne des Wortes gehören: die Holztafelbrude, die ersten mainzer Typendrucke, die Donata, die Ablassbriefe von 1454 und 1456, die 86zeilige Bibel, die 42zeilige Bibel (Zakimilie s. Tafel: Buchdruckerkunst I), das «Speculum humanae salvationis», von welchem eine Ausgabe zur Hälfte reiner Holztafelbrud ist, während in der andern Hälfte der die Bilder begleitende Text Typendruck ist, der Psalter von 1457 u. s. w.

Die ältesten J. unterscheiden sich dadurch von den gegenwärtigen Büchern, daß sie keine Titel haben. Die Bibeln beginnen mit den Worten: «Incipit epistola sancti iheronimi ad paulinum etc.» Der erste Buchstabe dieser Vorrede ist meist prächtig verziert und heißt Initial, ebenso die Anfangsbuchstaben der einzelnen Bücher, welche aber weniger prächtig ausgeschmückt sind als der erste Initialbuchstabe. In ähnlicher Weise beginnen die deutschen Bücher, z. B.: «Je hebet sich an das Buch der bagmlichen offenbarung sancti Johannis.» Am Ende des Wortes pfliegen die Drucker in einem Schlußworte (Kolophon) anzugeben, zu welcher Zeit, wo und von wem das Buch gedruckt wurde.

und diese Angaben bilden die Alten der ältern Buchdruckergeschichte. Aber diese Schlußwörter kamen anfangs nur ausnahmsweise vor, sie fehlten nicht nur in den ersten mainzer Drucken, sondern auch in den ersten straßburger Drucken Rensch und Eggsteins, sowie in andern J., sodaß nur eine sorgfältige Vergleichung des Typencharakters c. möglich, den Drucker solcher anonymen Werke zu stellen. Einige der charakteristischsten Typenmen sind in dem Artikel «Buchdruckerkunst» abgebildet. Eine Sammlung der deutschen Inkunabeltypen, wie sie für die Niederlande in Holten: «Monuments typographiques des Pays-Bas» (Haag 1868) vorliegt, ist noch nicht vorhanden.

Eine weitere Eigentümlichkeit der ältesten J. besteht darin, daß die Drucker, wie die Kopisten der damaligen Zeit, nur den Text lieferten; die Initialen wurden vom Rubrikator eingezeichnet, der bei den Handschriften zugleich die Revision besorgte. Die Saganfänge mit roten Strichen hervorhob und die Blätter mit fortlaufenden Ziffern versah. Jed und nach emancipierten sich die Drucker von diesen Vereits in der 42zeiligen Bibel ist die erste Initial eingedruckt, ebenso druckte Schöffer in seinem Psalter die Initialen ein, jedoch nicht mittelst der Presse, sondern mit der Hand; der «Sermo ad populum praedicabilis» (Köln, ther Hoernen 1470) ist das erste Buch mit gedruckten Blattzahlen, «J. Niden praeceptorium divinas legis» (Köln, Roethof 1472) das erste Buch mit Signaturen. Der 1466 von Smeynheim und Bannard zu Subiaco gedruckte «Lactantius» hat die erste eingedruckte Randleiste, die jedenfalls zum Ausmalen für den Rubrikator bestimmt war. Später wurden die Initialen und Randleisten so künstlich geschnitten, daß auf der Ausmalung gar nicht mehr reflektiert wurde. Die erste Bibel, welche einen Titel trägt, ist von 1486, dieser Titel war aber nur, was man jetzt einen Schmutztitel nennt, eine einzelne Zeile: «Textus Biblie», um die erste Seite des Buchs vor Staub zu schützen. Später wurden diese Titel länger, 1489 lautet er bereits:

Biblia cum concordantiis
is: et terminis hebraicorum interpretationibus.

Im J. 1492 hat ein Titel einer venezianer Bibel das Bild des Apostels Petrus; 1494 druckte Simon Biollacqua zu Venedig eine Bibel mit dem Titel:

BIBLIA CVM TABVLA NOVITER EDITA
und seiner Insignie. Titel in unserm Sinne, mit Angabe des Hauptinhalts, des Verfassers, Herausgebers, Buchhändlers und Druckers, sowie der Jahreszahl wurden erst durch die Preßgesetzte des folgenden Jahrhunderts hervorgerufen. Manche J. sind den Handschriften so genau nachgemacht, daß sogar die Linien, welche zur Erhaltung der geraden Schriftzeile gezogen wurden, nachträglich in die Druckzeilen eingezeichnet wurden, und zwar kommt dies nicht nur in der frühesten Zeit vor, sondern noch in dem 1494 gedruckten «Lancelot».

In Beziehung auf die Korrektheit sind die J. sehr überschätzt worden. Allerdings sind sie als erste Abdrucke der Handschriften korrekter als spätere Nachdrucke, aber die Handschriften hatten selbst schon durch unzuverlässige Abschreiber an Korrektheit eingebüßt, und die ersten Schriftsetzer waren dieselben Kopisten, welche früher an den Handschriften gestribt hatten. Katbold fügte 1477 einem Werke ein Druckfehlerverzeichnis bei, welches

wei Foliosseiten umfaßte. Einem Unfall beim Drucken von Johann Ribers »Lepros morales« (Köln 1476) verdankt man eine (nachstehend reproduzierte) Abbildung der Form der ältesten Lettern. Es war nämlich beim Auftragen der Farbe ein Buchstabe emporgehoben und auf die Schrift gefallen, wo seine Breitseite sich abdrückte; dieser Buchstabe hat ein Loch und bestätigt die alte Überlieferung, wonach die Buchstaben mit Löchern versehen waren, um, ähnlich wie die Perlen, an Fäden gereiht zu werden, damit sie nicht beim Auftragen der Farbe herausgezogen werden mußten, wie jener, bei dem wahrscheinlich der Faden gerissen war.

tonitibus p: fus mihl te p: n: s m: do bi: ce
in sequentib: sed dūtaxat autenti cor n: dē
pagina verba fideliter curato onrātē r
potissimū: n: si qñ alium dōctorem noia
p: culus verba statim sequant verba b:
mē. q: ipse omnes videntur cōstr mgtōi
tollere vbi de differentiis p: dōrum agitur

Wegen ihrer Seltenheit sind die J. Gegenstand des Sammelers der Bücherliebhaber geworden. Außer den ältesten werden geschätzt einzelne Kollektionen oder Suiten, z. B. die von Alopa zu Florenz 1494—96 mit Kapitälchen gedruckten sechs griech. Werke (Anthologie, Apollonius Rhodius, Euripides, Kallimachos, die Snomiler und Kufäus), die mailänder griech. Drude mit einer merkwürdigen runden Schrift, die Drude von Sweenheim und Pannaz, die Albinen u. s. w. Proben von Inkrabeln drucken enthalten: Fischer, »Typograph. Seltenheiten« (Mainz 1860); Humphrey, »A history of the art of printing« (Lond. 1868); derselbe, »Master pieces« (Lond. 1870); Solihby, »Principia Typographica« (Lond. 1863); Holtray, »Monuments typographiques« (Soag 1868); Rabden, »Lettres d'un bibliographe« (Par. 1875); Dibbin, »Bibliotheca Spenceriana« (Lond. 1814—15); Gallenstein, »Geschichte der Buchdruckerkunst« (2. Aufl., Lpz. 1866); Weigel und Jestermann, »Die Anfänge der Druckerkunst in Bild und Schrift« (Lpz. 1866); Butsch, »Die Bucherornamente der Renaissance« (Lpz. 1878); Faulmann, »Illustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst« (Wien 1882).

Bezüglich der Hilfsmittel zur Inkrabelnkunde enthalten Panzer's »Annales typographici«, verbunden mit dessen »Annalen der ältern deutschen Literatur«, die vollständige Nomenclatur bis 1586. Weit unvollständiger, aber mit etwas mehr Detail ausgestattet und etwas weiter fortgeführt sind Meitlares »Annales typographici«. Ein brauchbares Werk über die interessantesten J. ist Gerns Gantanders »Dictionnaire bibliographique choisi du 15^e siècle« (3 Bde., Brüssel 1865—7), welches, zumal von spanischen und niederländischen J., vieles enthält, was bei Panzer fehlt. Das Hauptwerk aber ist Hain's »Repertorium bibliographicum« (2 Bde. in 4 Th., Stuttgart 1826—38). Von französischen J. handelt G. Brunet in »La France littéraire au XV^e siècle« (Par. 1865), einem an litterarischer Material sehr reichhaltigen, aber in Bezug auf Titelangaben weniger genauen Werke.

Inkrabel (ital.), unheilbar.

Inlet, das Leinen- oder Baumwollzeug, welches zur Aufnahme der Bettfedern dient; im Englischen bedeutet Inlet eine kleine Bucht oder Bai.

In loco (lat.), am Orte, an der Stelle.

In locum succedere, in die erledigte Stelle einrücken.

In magnis et voluisse sat est (lat.), »In großen Dingen genügt auch (schon) gewollt zu haben«, Citat aus Properz (III, 1, 7).

In majorem Dei gloriam (lat.), zur Verherrlichung Ehre Gottes.

In manu (lat.), in der Hand.

In margine (lat.), am Rande.

In medias res (lat.), »mitten in die Dinge hinein«, Citat aus Horaz' »Ars poetica« (148), wo Horaz von Homer rühmt, daß er nicht »ab ovo« (nämlich vom Doppelte der Leba, aus welchem Helena hervorging, d. i. vom Ur-anfange an) beginne, sondern den Zuhörer sofort in medias res (d. i. gleich in die Sache selbst) hineinführe.

In medio (lat.), in der Mitte.

Inn (engl.), Gasthaus, Wirtshaus (wie Hotel) sowie wie Annsgebäude. (S. Inns of Court.)

Inn, der Oenus der Alben, der bedeutendste Nebenfluß, welchen die obere Donau aus den Alpen aufnimmt, entspringt in Graubünden, 2060 m hoch am Südabhange des Septimer im obern Engadin, durchdringt dieses sein oberes Längenthal gegen NO. und wendet sich, nachdem er den Gebirgspass von Austerlitz durchbrochen hat, als wildtobender Bergstrom nach Tirol, wo er das Ober- und Unterinntal, eins der größten und an Naturschönheiten reichsten Thäler der Alpen, durchfließt. Er wendet sich, 22 km unterhalb Austerlitz, plötzlich gegen NW. und durchheilt den engen Querspalz, welcher hier das Ostende der nördl. räthischen Centralfette durchschneidet. Bei Landed tritt er aus diesem seinem obern Quertal von neuem in sein großes, gegen NO. gerichtetes unteres Längenthal, welches, bedeutend niedriger, weites und sanfter geformt als das Engadin, fruchtbar, wohlbebauet und bevölkert ist, und fließt hier über Innsbruck, Hall, Schwaz, Kattenberg bis Kufstein. Unterhalb dieser Felsen tritt der Strom, in nördl. Richtung nach Bayern übergehend, in sein unteres Quertal, welches bis Rosenheim reicht und weder beengt noch tief eingeschnitten ist. Bei Rosenheim gewinnt der J. mit dem großen Rosenheimer Moosbruch an seinen Ufern, das wellenförmige Plateau am Fuße der Alpen, welches er in schnellem Laufe, in einem breiten, insektreichen Bett, größtenteils zwischen hohen, erdigen, zuweilen auch felsigen Thäulfern durchfließt, verstärkt durch die Alz aus dem Chiemsee und die Salzach aus Salzburg. Bei Passau, wo er nach einem Laufe von 510 km mündet, ist er bedeutend breiter als die Donau selbst. Seine Schiffbarkeit beginnt bei Hall und wird von Rosenheim abwärts bedeutender. Nach ihm ist das Innviertel benannt, das Gebiet zwischen Donau, J. und Salzach, welches durch den Leichen Frieden 1779 von Bayern an Oesterreich kam, im Frieden zu Wien 1809 von diesem an Bayern und 1816 wieder an Oesterreich abgetreten wurde. Früher

bildete das Innviertel oder der Innkreis mit den Städten Ried, Schärding und Braunau einen der vier Kreise Oberösterreichs; jetzt ist diese Benennung nicht mehr offiziell im Gebrauch.

In natura (lat.), in Natur, leibhaftig, wirklich, z. B. Getreide in natura liefern, soviel wie: wirkliches Getreide, nicht dem Werte nach in Geld, liefern.

Innereß Licht (lumen internum) oder inneres Wort (verbum internum), Bezeichnung der innern Offenbarung göttlicher Wahrheiten und Weisungen, welche verschiedene Mystiker und schwärmerische Parteien ohne jede Vermittelung der geschichtlichen Offenbarung in der Heiligen Schrift (dem »äußern Wort«) empfangen zu haben sich rühmten.

Innere Linie, eine der Strategie angehörige Bezeichnung; der Angreifer operiert auf der innern Linie, wenn er sich zwischen die (noch getrennt gedachten) Streitkräfte des Gegners wirft, um dieselben geteilt zu schlagen. Innere Linie ist korrespondierend mit dem in der Taktik vorkommenden leistungsfähigen oder durchbrechenden Angriff. (S. Operationen.)

Innere Mission nennt man im Unterschied von der äußern Mission (s. d.) die Gesamtheit aller freien, d. h. außeramtlichen Bestrebungen, welche darauf gerichtet sind, die innerhalb der christlichen Gemeinschaft hervortretende geistliche und daraus hervorgehende leibliche Not zu beseitigen. Sie ist Sache der freien Vereinstätigkeit und nicht Sache des kirchlich geordneten Amtes, dem sie sich dienend und ergänzend zur Seite stellt, indem sie gerade solche Kreise und Verhältnisse aufsucht, welche der amtlichen Einwirkung des Geistlichen sich entziehen. Die innere Mission betrachtet als letzten Grund aller Not den Mangel an lebendigem christl. Glauben und geht daher in letzter Linie auf Stärkung, resp. Erweckung dieses Glaubens aus, doch vergißt sie nicht, daß dies letzte Ziel erst dann erreicht werden kann, wenn zuerst die äußere Not, wie Krankheit, Armut u. dgl. beseitigt oder doch gemildert ist. Zu allen Zeiten, solange die christl. Kirche besteht, hat es mancherlei Bestrebungen bewahrender und rettender Liebe gegeben. (Vgl. besonders G. Ughorn: »Die christl. Liebestätigkeit der alten Kirche«, Stuttgart. 1882; derselbe: »Die christl. Liebestätigkeit im Mittelalter«, Stuttgart. 1884.) Den Namen innere Mission und eine zusammenfassende Organisation haben sie erst seit einigen Jahrzehnten erhalten. In dieser Beziehung kann man als den Vater der innern Mission in Deutschland Joh. Hinrich Wichern (s. d.) betrachten. Nachdem er schon lange in Hamburg mit großer Hingebung im Stillen gewirkt und 1833 das »Rauhe Haus« begründet hatte, wußte er auf dem Kirchentage zu Wittenberg 1848 auch weitere Kreise von der Notwendigkeit und dem Segen der Arbeiten der innern Mission zu überzeugen. Ein »Central-Ausschuß für innere Mission« wurde gebildet, unter dessen Mitgliedern Bethmann-Hollweg, Stahl, Wichern hervorragten, und welcher noch jetzt seinen Sitz in Berlin hat. Derselbe bildet, ohne durch strenge Organisation die Selbständigkeit und Freiheit der einzelnen Vereine zu hindern, einen Mittelpunkt für alle Bestrebungen der innern Mission und veranlaßt alljährlich einen »Kongreß für innere Mission« (im J. 1884 in Karlsruhe). Das Organ desselben sind die »Fliegenden Blätter aus dem

Rauhen Hause«. Fast in allen Teilen des evangel. Deutschlands haben sich Vereine gebildet, welche u. Arbeit der innern Mission oder einzelnen Zweige derselben sich widmen.

Die hauptsächlichsten Aufgaben der innern Mission sind die Errichtung von Krippen und Kleinkinderschulen, Rettungshäusern und Kinderheilanstalten, die Armen- und Krankenpflege, die Pflege der Irren und Epileptischen, die Sonntagsschulen und Kindergottesdienste, die Förderung der Lehrlinge, Gefellen- und Jünglingsvereine, die Beseitigung des Bettels und der Vagabondage, die Errichtung von Herbergen zur Heimat, der Kampf gegen die Trunksucht und die Errichtung von Volkshauswirtschaften, die Bestrebungen für strengere Sonntagsheiligung, für Beseitigung der Prostitution, die Fürsorge für Gefangene und entlassene Straftäter, die Verbreitung guter Schriften u. dgl. m.

Vgl. Busch, »Die innere Mission in Deutschland« (Gotha 1876); Schäfer, »Monatsschrift für innere Mission« (Gütersloh, jährlich 12 Hefte); Martini »Die innere Mission« (Gütersloh 1882); »Die innere Mission in Deutschland. Eine Sammlung von Monographien über Geschichte und Bestand der innern Mission in den einzelnen Teilen des Reichs« (herausg. von Th. Schäfer; 6 Bde., Hamb. 1876—83).

Innere Sinn, s. unter Sinn und Sinne. **Innereßterreich** hießen früher die österr. Länd der Steiermark, Kärnten, Krain, Triest, Görz und Gradißka, im Gegensatz zu Vorderösterreich (Vorarlberg) und Böhmen.

Innerhoden, s. Appenzell.

Innerste, der größte, rechts zufließende Nebenfluß der Leine, entsteht aus dem Zusammenfluß mehrerer Bäche bei Clausthal und mündet nach einem Lauf von 75 km unterhalb Sarstedt.

Innervation (lat.), der Einfluß der Nerven auf die Einrichtungen des Körpers und seiner Organe.

Innichen, Marktflecken in Tirol im Pustertal, Bezirkshauptmannschaft Lienz, an der Linie Bilsed-Brannschütz der Österreichischen Südbahn, unweit des Ursprungs der Drau, in wunderbarer Lage im Angesicht der großartigsten Dolomiten, ist ein beliebter Sommerfrischort mit (1890) 1085 E. In der Nähe ist das vielbesuchte Innichener Bildl.

Innifreis, s. unter Inn.

Innocentamento (ital.), unschuldig; als metaphor. Vortragsbezeichnung; ungetünfelt, natürlich.

Innocenz ist der Name von 13 röm. Päpsten:

Innocenz I., 402—417, ließ keine Gelegenheit zur Erweiterung der Macht des röm. Stuhls unbenutzt. In dem Streite Augustins mit Pelagius trat er den Beschläffen der Synoden von Arles und Karthago bei (416), damit auch der Verdammung des Pelagianismus. Er ist ein Heiliger der kath. Kirche und der 28. Juli ihm geweiht.

Innocenz II., 1130—43, vorher Gregor genannt, seit 1118 Kardinal-Diakon, wußte anfangs gegen den Gegenpapst Anaktet II. und dessen Anhänger, Roger von Sicilien, kämpfen und sogar nach Frankreich flüchten. Doch fand er besonders durch den Einfluß des heil. Bernhard in allen Ländern außerhalb Italiens Anerkennung und regierte seit Anaktets Tode (1138) und Viktors IV. Bertrands als alleiniger Papst. Der Deutsche Kaiser Lothar III. nahm von ihm bei seiner Krönung (1133) die Abkniebung der Gräfin Mathilde als Lehn an, den König

Ludwig VII. von Frankreich aber belegte er mit dem Bann, das Land mit dem Interdikt, weil der König den zum Erzbischof von Bourges geweihten Peter von Chartres nicht anerkennen wollte.

Innocenz III., 1198—1216, einer der hervorragendsten Kirchenfürsten, durch Verstand, Wissenschaft und Willenskraft gleich ausgezeichnet, erwarb sich um Befestigung der päpstl. Macht die größten Verdienste. Als Sohn des Grafen Traismund aus dem alten Geschlecht der Conti in Anagni stammend, war J. 1161 geboren und in der Taufe Lothar genannt. Zu Paris, Rom und Bologna gebildet, gewann er gleichen Ruhm als Theolog, wie als Jurist. Rasch gelang es ihm, mit Hilfe eines Deutschen Städtebundes Italien von der Gewalt der Deutschen zu befreien; im Kirchenstaat befestigte er die päpstl. Gewalt und führte in Unteritalien die Herrschaft als Vormund des unmündigen Friedrich II. In Deutschlands Angelegenheiten sich zu mischen, gab die zwispaltige Kaiserwahl zwischen Philipp von Schwaben und Otto IV. (1198) J. erwünschten Anlaß. Anfangs hielt J. seine Entscheidung zurück, als aber Philipp von Schwaben fast den Sieg gewonnen hatte, erklärte er sich 1201 für den Welfen, Otto IV., inäpste jedoch, als Philipp immer entschiedener siegte, 1207 mit diesem Verhandlungen an. Nach Philipps Ermordung (1208) versöhnte sich Otto mit dem Papst und ward, nachdem er alle Forderungen bewilligt hatte, 1209 zu Rom zum Kaiser gekrönt. Als er jedoch ankam, auch innerl. Rechte in Italien geltend zu machen, die Mattheidischen Denkmäler sowie das Herzogtum Spoleto besetzte und Unteritalien erobern wollte, sagte sich J. von ihm los, sprach 1211 den Bann und die Absetzung über Otto aus und sandte Friedrich II. als Gegenkönig nach Deutschland, der 1215 gekrönt ward und Otto auf seine Erblande beschränkte. Wäpste II. August von Frankreich, der seine Gemahlin verstoßen hatte, zwang J. 1200 durch Bann und Interdikt, sie wieder aufzunehmen. Noch größer war sein Triumph über Johann von England. Als dieser bei einer zwispaltigen Wahl eines Erzbischofs zu Canterbury die Entscheidung J.' nicht annehmen wollte, belegte dieser 1208 den König mit dem Bann, England mit dem Interdikt, und übertrug das Land an Philipp II. von Frankreich, bis Johann unter den größten Demütigungen das Land vom Papst zu Lehn nahm (1213). Noch größere Aussichten, aber geringe Vorteile brachte J. die Gründung des Lateinischen Kaiserreichs (1204). Nach innen richtete sich J.' Thätigkeit besonders gegen die legerischen Abigener oder Katharer in Südfrankreich, gegen die er Kreuzzüge predigen ließ und die Inquisition bestimmter regelte. Ferner förderte J. die Gründung des Aranziskaner- und Dominikanerordens, verbot zugleich die Gründung neuer Orden. Wegen Ende seines Lebens (1213) hielt er eine glänzende (die vierte) Vaterankündigung, wo er die Lehre von der Wotterwandlung, der Entziehung des Abendmahlsessels, sowie das Verbot des Wibellesens sanktionierte. Seine Schriften erschienen 1562 und 1575 in Köln, seine Briefe gab Baluze (Par. 1682) heraus. Vgl. F. Hurter, „Geschichte J.' III. und seiner Zeitgenossen“ (4 Bde., Hamb. 1834—42); Gasparin, „Innocent III.“ (Par. 1873); Deutsch, „Papst J. III. und sein Einfluß auf die Kirche“ (Bresl. 1876); Schwemer, „J. III. und die deutsche Kirche während des Thronstreits 1198—1208“ (Straßb. 1882).

Conversations-Repert. 12. Aufl. IX.

Innocenz IV., 1243—54, ein Fieschi aus Genua, führte einen erbitterten Kampf gegen die Hohenstaufen. Im J. 1244 mußte er vor Friedrich II. nach Frankreich flüchten, belegte 1245 seinen Gegner mit dem Bann und versuchte vergeblich, durch Aufstellung der Gegenkönige Heinrich Raspe (1246) und Wilhelm von Holland (1247) ihn zu stürzen. Nach Friedrichs Tod setzte J. den Kampf fort gegen Konrad IV., Manfred und Konradin. Erst 1251 kehrte er nach Rom zurück. Auf der Kirchenversammlung bemühte er sich, jedoch vergeblich, die griech. Kirche mit der römischen wieder zu vereinigen. Westpreußen, das zu seiner Zeit christianisiert wurde, teilte er schon (1243) in die Bistümer von Kulm, Pomesanien, Ermland und Samland. Die Kardinalle zeichnete er durch rote Hüte aus. Im Kirchenrecht besaß er so bedeutende Kenntnisse, daß man ihn Pater et organum veritatis nannte; er schrieb auch einen Kommentar zu den Dekretalen von Gregor IX. (Straßb. 1478).

Innocenz V., Papst vom 21. Jan. bis 22. Juni 1276, vorher Peter von Tarentasia, geb. zu Moutier, Dominikaner, Provinzial, dann Erzbischof von Lyon und Kardinalbischof von Ostia, war bemüht, einen Kreuzzug in Stande zu bringen und die zu Lyon 1274 beschlossene Union mit der griech. Kirche zu verwirklichen. Er schrieb „Commentaria in IV libros sententiarum“ (Loulou 1662).

Innocenz VI., vorher Stephan Aubert, geb. zu Brissac, Bischof von Roan, dann zu Clermont, Kardinal und Großpenitentiar, Papst 1362—63. Er residierte zu Avignon, war rechtskundig und sittenstreng, beseitigte manchen Mißbrauch am Hofe wie in der Verwaltung der Kirche, ließ Karl IV. von Deutschland durch den Kardinal Albornoz zum Kaiser krönen und brachte einen Teil des Kirchenstaats unter seine Oberhoheit zurück.

Innocenz VII., vorher Cosmas Meliorati, geb. zu Sulmona, Bischof von Bologna, päpstl. Schatzmeister und Kardinal, wurde während des päpstl. Schismas 1404 von den Römern gewählt. Ihm gegenüber stand der von den Franzosen gewählte Benedikt XIII.; doch behielt er seine Würde bis an seinen Tod 6. Nov. 1406.

Innocenz VIII., vorher Johann Baptist Eibo, Bischof von Porto, dann von Nelli und Kardinal, regierte als Papst 1484—92. Mit dem König Ferdinand von Neapel, dem er den Herzog Renatus von Lothringen als Gegenkönig entgegensetzte, führte er zwei Kriege, und während er stets zum Kampf gegen die Türken aufforderte, behielt er den Bruder und Nebenbuhler des Sultans Bajazet, von dem er ein Jahrgeld dafür erhielt, in der Gefangenschaft, statt ihn gegen die Türken zu senden. Er erneuerte durch die Bulle „Summis desiderantes“ (1484) die Gesetze gegen die Häuberei und Hererei und bestellte die Inquisitoren Heinrich Krämer und Jakob Sprenger als Hererichter für Oberdeutschland. Die Fortschritte der Hussiten in Böhmen suchte er zu hemmen und verdammt 900 Sätze des Pico Mirandola als legerisch.

Innocenz IX., vorher Antonio Jacchinetti, geb. zu Bologna 1519, war nur vom 29. Okt. bis 30. Dez. 1591 Papst.

Innocenz X., vorher Joh. Baptist Pamphilj, geb. zu Rom 7. Mai 1572, Runtius von Neapel, dann päpstl. Dataris in Frankreich, hierauf Patriarch von Antiochien und Kardinal, regierte 1644—55 als Papst, stand unter dem Einfluß der Witwe

seines Bruders, Olympia Malbchini. Er richtete den röm. Ackerbau durch das päpstl. Kornmonopol zu Grunde, verdamnte 1651 den Westfälischen Frieden und 1653 fünf Sätze von Cornelius Jansen (s. d.).

Innocenz XI., vorher Benedikt Odescalchi, geb. zu Como 1611, war zuerst Soldat, dann Geistlicher, apostolischer Protonotar und Geh. Sekretär, Kardinallegat von Ferrara und Bischof von Novara, regierte als Papst 1676–89, war von strengen Grundfäden und ein Feind der Jesuiten, suchte die Finanzen durch Sparsamkeit zu verbessern, unterstützte Oesterreich gegen die Türken durch Geldvorschuße und verdamnte die vier Grundsätze der gallikanischen Kirchenfreiheit, welche eine Versammlung von Bischöfen und Baronen zu Paris 1682 gegen den Papst aufstellte. Mit König Ludwig XIV., dem der Jesuit Franz la Chaise als Ratgeber zur Seite stand, führte er einen Streit über die Ausdehnung der Regalien bei Besetzung valanter Bistümer und über die Quartiersfreiheit (la franchise). In jenem Streit konnte er nichts anrichten, in diesem gab jedoch der König zuletzt nach.

Innocenz XII., vorher Anton Bignatelli, geb. zu Neapel 1615, Bischof von Jaenna, Legat von Bologna, Kardinal-Erzbischof, regierte als Papst 1691–1700, äberlich Ludwig XIV. das von demselben angeprochene Königsrecht und schloß mit ihm Frieden. Seine Nepoten waren, wie er von sich selbst sagte, die Armen, der Lateran sein Hospital.

Innocenz XIII., vorher Michael Angelo Conti, geb. zu Rom 1655, regierte als Papst 1721–24, war zwar gewissenhaft, gerecht und gütig, aber schwach, namentlich Frankreich gegenüber. Den Kaiser belehrte er gegen Empfang des Lehnsinzes mit Neapel; vergeblich aber protestierte er gegen die Verleihung von Parma und Piacenza als Reichslehen. Vgl. Max von Mayer, «Die Päpste» (Wien 1874).

Innominatrealcontrakt, d. h. unbenannter Contrakt heißt der Vertrag, welcher nicht Darlehne, unentgeltliche Leihe, Hinterlegung oder Kaufpfandbestellung ist, aber, gleich jenen, dadurch zu Stande kommt, daß A. dem B. eine Leistung macht in Erwartung der Rückgabe des Geleisteten (facio ut des) und B. dieselbe annimmt mit dem Willen, sich zu dieser Rückzahlung zu verpflichten (Realcontrakt). Der J. war nach röm. Recht nicht bindend, wenn er nicht in Form der Stipulation (s. d.) abgeschlossen war; jetzt gilt auch die formlose Übereinkunft.

In nomine (lat.), im Namen, im Auftrag, im Vollmacht.

Innovation (neulat.), in der Botanik das Hervorwachsen neuer Zweige aus ältern Ästen, die entweder adventiv durch Neubildung von Knospen oder durch nachträgliche Entfaltung ruhender Axillarknospen entstehen.

Innsbruck, Hauptstadt von Tirol und Vorarlberg, am Inn, unweit dessen Vereinigung mit der Gail, an der Brenner- und Arlbergbahn, reizend in der Mitte eines breiten Thals gelegen, das im N. von den zerklüfteten, schroffen, an 2800 m hohen Kalksteinwänden des Gailsees, Brandjoch, Fraubitt und der Sattelspizen überragt, im S. von dem bewaldeten Mittelgebirge (dem Berg Isel) begrenzt wird, aber dem die drei einzelnen Berggipfel, der Patzertöfel, die Rofspitze (Säule) und die Waldrastspitze aufsteigen. J. zählt (1880) 20537 E. Die eigentliche Stadt auf dem rechten Ufer des Flusses,

aber welchen zwei Brücken von Eisenkonstruktion nach den beiden Vorkäbten Mariabühl und St. Nikolaus führen, hat schöne breite Straßen und ansehnliche Gebäude, worunter die Franziskaner- oder Hofkirche, im 16. Jahrh. erbaut, im Innern dekorativ und baulich wiederholt umgestaltet, durch das Grabmal Maximilian I. bekannt, der jedoch nicht hier, sondern in Wiener Neustadt begraben liegt. Dasselbe besteht aus einem Sarkophag von Marmor, auf diesem das 1542 von L. del Duca gegossene eiserne Standbild des Kaisers, umgeben von 28 hohen Statuen, von denen zwei (Arthur und Theodorich, s. Tafel: Bildnerei V, Fig. 10) von Peter Vischer in Nürnberg, Eblodwig von Christoph Amberger in Augsburg (gegossen von Ziffer), die übrigen teils von Schillarschreiber, teils von Gold in der Zeit von 1513–88 gearbeitet wurden. An den 24 Marmoreliefen an den Seiten des Sarkophags sind 20 merkwürdige Arbeiten von Alexander Colin aus Regeln, denen die vier übrigen von den Brüdern Bernhard und Arnold Abel aus Köln nachstehen; die Zeichnungen zu sämtlichen Reliefs verfertigte der Maler Florian Abel, Bruder der vorigen. Somit befinden sich in dieser Kirche auch die silberne Kapelle, so genannt wegen eines silbernen Standbildes der Jungfrau Maria, das wichtige Grabmal des Erzbischofs Ferdinand und der Philippine Welfer, beide von Colin, und das Denkmal Andreas Hofers (von Schaller). Im 17. Jahrh. trat in dieser Kirche 3. Nov. 1654 Christoph von Schwaben feierlich zum Katholizismus über. An der Burg, auf dem schönen Himmelsplatze, steht die bronzene Reiterstatue Erzbischof Leopolds V., von dem tirol. Bildhauer Rasp. Gras und dem Ratgeber Heint. Reinhart. Ein Gebäude auf dem genannten Stadtplatze trägt noch einen schönen Stein, das berühmte Goldene Dach (Goldene Dachl), als letzten Überrest der 1425 von Friedrich IV. mit der leeren Lasten erbauten Residenz. Inmitten der Neustadt (in der Maria-Theresienstraße) erhebt sich eine Denksäule mit Figuren von Benedetti, aus der Anfang des 18. Jahrh. zur Erinnerung an den Einfall der Bayern und Franzosen von 1703. Im Ende derselben Straße steht eine Triumphsäule, welche 1765 bei Gelegenheit der zu J. gehaltenen Vermählung des Erzbischofs Leopold von Salzburg mit der Infantin Marie Luise errichtet wurde. Der neue Friedhof, 1857 eröffnet, enthält außer Monumente von den tiroler Kämpfern J. Knoll, J. Gasser, J. Müller, A. Grissmann u. a.; die Gedächtnis- und Kapelle haben Fresken von A. Blattner und Figuren von Mich. Stolz. Hierher wurde auch das früher auf dem alten, am Stadtplatz gelegenen, jetzt abgetragenen Friedhof befindliche Grabmal Colins, von ihm selbst gearbeitet, übertragen. Das ansehnliche Theater der Stadt wurde 1846 vollendet. Im ganzen besitzt J. 11 Kirchen, 5 Klöster und 1 Jesuitenkollegium.

Unter den Fabriken sind die für Baumwoll- und Schafwollindustrie sowie für Kaffeezurrogat hervorzuheben, insbesondere aber die Glasmanufaktur mit einer eigenen Kathedralenglasbläse. Die grobe Baumwollspinnerei ist mit einer Raichmännerei verbunden. Die Stadt ist Sitz des Statthalter und des Oberlandesgerichts für das Kronland Tirol und Vorarlberg, eines Landes- und Bezirksgerichts einer Bezirksbauernmannschaft, der Finanzdirektion und anderer Behörden. Auch tagt der Landtag für Tirol zu J. Die Untervorstadt, 167

durch Kaiser Leopold I. gestiftet, von Kaiser Joseph II. 1782 in ein Lyceum verwandelt, 1792 wiederhergestellt, 1810 nochmals aufgehoben, endlich 1826 wiederum erneuert, wurde 1869 durch Hinzufügung einer mediz. Fakultät vervollständigt. Die Zahl der Professoren und Lehrer beträgt gegen 60, die der Studierenden zwischen 600—700. Die Universitätsbibliothek zählt über 80000 Bände. Das Statthalterei-Archiv ist eines der bedeutendsten Archive Oesterreichs. Sonst besitzt J. an höhern Lehranstalten noch ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, eine Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt und eine Staatsgewerbeschule. Der Gouverneur Karl Graf Fhotel gründete 1823 ein Landesmuseum, das Ferdinandeum, mit reichen Sammlungen teils Tirol betreffender, teils hieselbst gesunder Gegenstände, Naturalien, Altertümer, Pflanzen, Kunst- und Gewerbezugnisse, sowie einer ansehnlichen, die tirol. Literatur vollständig umfassenden Bibliothek. Am linken Ufer des Inn liegt die schönste und größte, neuerrbaute Landes-Schießstätte. — J. hieß im Altertum ad Oenum, Oeni pons oder Oenipontum, d. h. Brücke über den Inn, und wurde 1294 von dem Herzog Otto I. von Meran zur Stadt erhoben. Nach der Einnahme Tirols durch Oesterreich war es fast ununterbrochen der Sitz der tirol. Landesfürsten bis 1665. In dem Aufstandskriege der Tiroler gegen die Bayern und Franzosen wurde es mehrmals von beiden Parteien genommen und wieder verloren, wodurch es viel litt. In der Nähe liegt die stattliche Prämonstratenserkloster Wilten, sowie das berühmte Schloss Ambras (s. d.). Eine schöne Kettenbrücke führt unterhalb der Stadt nach dem Dorf Möhlau.

Vgl. Zoller, »Geschichte und Denkwürdigkeiten der Stadt J.« (2. Aufl., Innsbr. 1826); H. Weber, »J. und seine Umgebungen« (Innsbr. 1842); Probst, »Geschichte der Universität zu J.« (Innsbr. 1869); Erler, »Innsbruck« (3. Aufl., Innsbr. 1880); Gwergler, »J. und dessen nächste Umgebung« (Innsbr. 1880).

Inns of Court heißen die engl. Rechtstorporationen, von dem Worte Inn, womit im alten England, gleich dem franz. Hôtel, die Amtsgebäude und Wohnungen der Weltsleute bezeichnet wurden. Ihr Ursprung reicht bis ins 13. Jahrh. hinauf im Sinne von Verbladungen zum Studium der Rechtswissenschaft. Die Inns of Court wurden von Placiers und andern Beamten verwaltet und waren mit Hörsälen (halls) für Vorlesungen versehen, denen die Studierenden während einer gewissen Anzahl Jahre bewohnen mußten, ehe ihnen die Praxis in den Gerichtshöfen gestattet war. Dies ist jedoch in späterer Zeit zu einer bloßen Form herabgesunken. Man blieb zwar noch immer verpflichtet, sich in einem der Inns einschreiben zu lassen, mußte aber die Rechtswissenschaft durch Privatstudium oder bei einem der Anwälte, die dort ihre Bureaus (chambers) haben, praktisch erlernen. Die vier großen Inns of Court, die sich im Besitze höchst bedeutenden Vermögens befinden, sind: der Inner Temple und Middle Temple, einst der Sitz des Tempelherzogs, Lincoln's Inn, früher das Hotel des Grafen von Lincoln, mit einer neuen, 1845 eröffneten Halle und Bibliothek, und Gray's Inn, die ehemalige Wohnung des Lords Gray de Wilton. Mit ihnen verbunden sind die Inns of Chancery, in welchen die zum Dienst beim Kanzleigericht bestimmten jungen Leute erzogen wurden, die aber jetzt meist

von Attorneys und Sachwaltern bewohnt werden, zum Teil auch eingegangen sind. Das älteste ist Thavie's Inn aus den Zeiten Edwards III.; dann folgen Clement's Inn und sieben andere. Die Kollegiaten der Inns spielten im Mittelalter eine nicht unwichtige Rolle; von ihnen wurden Maskenaufzüge, theatrale Vorstellungen u. dgl. veranstaltet. Das erste histor. Schauspiel: »Ferrer und Porrex«, ward 1561 von ihnen vor der Königin Elisabeth aufgeführt. In neuester Zeit wurden die Einfälle der Inns zum Teil wieder zur Veranstaltung jurist. Vorlesungen verwendet. Es sind neuerdings auch Prüfungen der Studierenden für die Advokatur eingeführt. Vgl. Pearce, »History of the Inns of Court and Chancery« (Lond. 1848).

Im anoo (Lat.), »in einer Ruhe«, d. h. kurz zusammengebrängt, in Kürze, im Kleinen.

Inuit oder **Jukit** heißt in der Sprache der Eskimos soviel wie Mensch, Volk und ist der Plural zu inuk, Mensch. Die neuere Ethnologie bezeichnet mit diesem Namen diejenigen Stämme im Norden Amerikas, die mit den Grönländern und den Eskimos verwandt sind oder mit ihnen eine einzige Familie bilden. Sie wohnen längs der Küste bis an den Mount Glas (an der Nordwestküste Amerikas) herab. Ihre Namen geben sämtlich auf anut aus, was in der Eskimosprache soviel wie Bewohner bedeutet. Zu ihnen gehören auch, wie die Sprache darthut, die sog. Äskigen oder Jukier-Aischulichen an der nordöstl. Küste Asiens, welche von den Reisenden bald Ouklon oder Angladit, bald Namollo genannt werden und von den nomadischen oder Menntier-Aischulichen ganz verschieden sind.

Innung (Einung) ist eine Genossenschaft von Angehörigen desselben Gewerbes, gleichbedeutend mit Gmunt (s. d.). In der neuern Zeit ist diese Bezeichnung speziell für diejenigen lokalen gewerblichen Fachverbände üblich geworden, welche sich nach Einführung der Gewerbefreiheit und Aufhebung des Zunftzwangs als freie Vereinigungen erhalten oder neu gebildet haben. Die Deutsche (ursprünglich Norddeutsche) Gewerbeordnung von 1869 erklärte (§. 61) alle damals geltend bestehenden J. für fortbauernb., indem sie zugleich das in den meisten Einzelstaaten damals schon durchgeführte Prinzip bestätigte, daß kein Gewerbetreibender zum Eintritt in eine J. gezwungen oder an dem Austritt aus einer solchen verhindert werden könne. Ebenso muß auch der Eintritt allen unter gleichen Bedingungen offen stehen. Eine relative Beitragsleistung der Innungsbeiträge und Strafgebühren soll für diese alten J. künftig nicht stattfinden. Sie können aufgelöst werden durch Majoritätsbeschluß, ihr Reinvermögen darf jedoch alsdann nur so weit unter die Mitglieder verteilt werden, als es aus Beiträgen eben dieser Mitglieder entstanden ist. Der Rest des Vermögens ist, sofern nicht in den Statuten oder Landesgesetzen ein anderes ausdrücklich vorgeschrieben ist, der betreibenden Gemeinde zur Verwendung für gewerbliche Zwecke zu überweisen. Den neugebildeten J. gewährt die Gewerbeordnung ursprünglich keine weitere positive Begünstigung als die, daß sie durch die von der höhern Verwaltungsbehörde zu erteilende Verpatung ihrer Statuten die Rechte von Korporationen erhielten. In neuester Zeit ist jedoch die Zeitrechnung sowohl bei einem Teil der Handwerker als auch in den konservativen Kreisen dem Gedanken einer Rückkehr zu der obligatorischen J.

wieder günstig geworden, und diese Tendenzen haben zunächst den Erfolg gehabt, daß durch das Gesetz vom 18. Juli 1881 die Aufgaben und Rechte der neuen Z. wesentlich erweitert wurden (§§. 97—104 g. der Gewerbeordnung). Als Aufgaben derselben werden außer der Pflege des Gemeingeistes und der Standesehre namentlich bezeichnet (§. 97): Förderung eines gedeihlichen Verhältnisses zwischen Meistern und Gesellen, Fürsorge für das Herbergswesen und Arbeitsnachweisung, Regelung von Streitigkeiten zwischen den Innungsmitgliedern und ihren Lehrlingen. Nach §. 98 steht ihnen ferner auch zu die Errichtung und Leitung von Fachschulen für Lehrlinge, Förderung der weiteren Ausbildung der Meister und Gesellen, Veranlassung von Gesellen- und Meisterprüfungen und Ausstellung von Zeugnissen, Einrichtung gemeinschaftlicher Geschäftsbetriebe, Errichtung von Hilfskassen für Meister und Gesellen, Errichtung von Schiedsgerichten zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen den Innungsmitgliedern und ihren Gesellen an Stelle der sonst zuständigen Behörde. Aber die Punkte, die durch das Innungsstatut zu regeln sind, enthält §. 98a ausführliche Bestimmungen. Die Statuten unterliegen der Genehmigung der höhern Verwaltungsbehörde und die Z. stehen unter der Aufsicht der Gemeindebehörde. Gewerbetreibenden, welche den gesetzlichen und statutarischen Anforderungen entsprechen, darf die Aufnahme in die Z. nicht verweigert werden. Zu den zulässigen statutarischen Anforderungen gehört insbesondere auch die Ablegung einer Prüfung, die jedoch nur den Nachweis der Befähigung zur selbständigen Ausführung der gewöhnlichen Arbeiten des Gewerbes bezwecken darf. Den Gesellen muß die Teilnahme an den in den Statuten vorgeschriebenen Gesellenprüfungen, sowie an der Begründung und Verwaltung der Einrichtungen gewährt werden, für welche sie Beiträge entrichten oder besondere Leistungen übernehmen, oder die zu ihrer Unterstützung bestimmt sind. Der Austritt aus der Z. steht jeberzeit frei, sofern die Statuten nicht eine vorgängige Anzeige vorschreiben; doch darf die letztere höchstens sechs Monate vor dem Austritt verlangt werden.

Die neuen Z. können unter ihren Namen Vermögensrechte, insbesondere Eigentum und andere dingliche Rechte an Grundstücken erwerben, Verbindlichkeiten eingehen, klagen und verklagt werden. Für alle Verbindlichkeiten der Z. haften den Gläubigern nur das Vermögen derselben, und diese beschränkte Haftbarkeit gilt auch, was von besonderer Wichtigkeit ist, rücksichtlich der von den Z. etwa begründeten gemeinschaftlichen Geschäftsbetriebe. Die Entscheidungen der Z. oder der von ihnen errichteten Schiedsgerichte über die oben erwähnten Streitigkeiten sind vorläufig durch die Polizeibehörden vollstreckbar. Die nach den Statuten umgelegten Beiträge und verhängten Ordnungsstrafen können auf Antrag des Innungsvorstandes zwangsweise wie die Gemeindeabgaben beigetrieben werden, ein Recht, welches, wie oben bereits erwähnt worden, den alten Z. nicht mehr zusteht. Überhaupt ist die Umbildung dieser letztern nach den für die neuen geltenden Normativbestimmungen in Aussicht genommen, indem das Gesetz von 1881 die Centralbehörden ermächtigt, nach Ablauf des Jahres 1885 die alten Z. zur Umgestaltung ihrer Statuten, sofern diese noch nicht erfolgt ist, aufzufordern, und

falls dieser Aufforderung nicht in einer bestimmten Frist entsprochen wird, die Schließung dieser Z. auszusprechen.

Von besonderer Bedeutung aber sind die durch §. 100a des neuen Z. gewährten Bevorzugungen. Es kann nämlich hiernach für den Bezirk einer Z., die sich auf dem Gebiete des Lehrlingswesens bewährt hat, von der höhern Verwaltungsbehörde bestimmt werden, daß Streitigkeiten aus dem Rechtsverhältnisse auf Anrufen eines der streitenden Teile von der zuständigen Innungsbehörde auch dann zu entscheiden sind, wenn der Arbeitgeber, obwohl er ein in der Z. vertretenes Gewerbe betreibt und zur Aufnahme in dieselbe fähig wäre, der Z. nicht angehört; und daß ferner die von der Z. erlassenen Vorschriften über das Lehrlingsverhältnis und über die Ausbildung und Prüfung der Lehrlinge auch dann bindend sind, wenn der Lehrherr zu dem oben bezeichneten, der Z. nicht angehörenden Arbeitgeber gehört. Die Behörden haben es somit in ihrer Hand, den Einfluß der Z. auch über den Kreis ihrer Mitglieder hinaus auszuüben, was darauf hinausläuft, daß auf die außerhalb der Z. stehenden Gewerbetreibenden ein indirekter Druck ausgeübt werden kann, um sie zum Beitritt zu veranlassen. Noch deutlicher ist die Tendenz zu einem indirekten Beitrittszwang in einem projektirten dritten Punkte des §. 100a zu erkennen, der 1881 vom Reichstage abgelehnt, in der Session von 1884 aber von konservativer Seite wieder aufgenommen wurde, und diesmal mit einer schwachen Majorität durchging (vom Bundesrat indes noch nicht genehmigt wurde), nach welchem nämlich die Behörde ermächtigt wird, den nicht zur Z. gehörenden Arbeitgebern das Halten von Lehrlingen zu verbieten. Das Gesetz begünstigt auch die Verbindung der Z. untereinander, indem es einerseits für die derselben Aufsichtsbehörde unterstehenden, also namentlich derselben Gemeinde angehörenden die Verbindung von Innungsausschüssen und für die Z. in größeren Bezirken die Organisation von Verbänden nach gewissen Normen gestattet.

Jnnviertel, s. unter Inn.

Ino, Gattin des Athamas (s. d.).

Ino, der Name des 173. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Inoccupation (fr.), Unbeschäftigkeit.

Inocerama, ein zu den Vogelmilchen (s. d.) gehöriges Geschlecht ausgestorbener Vögel, die im Silur beginnend, in der Kreide ihre höchste Entwicklung (41 Arten) und zugleich ihr Ende erreichten.

Inoffensiv (fr.), nicht beleidigend, harmlos.

Inokulation (lat.), die Impfung (s. d.); inokulieren, einimpfen.

Inopportun (lat.), ungelegen, unbequem; davon: Inopportunität.

In optima forma (lat.), in bester Form.

In originali (lat.), im Original, in der Urschrift.

Inosinsäure $C_4H_7N_3O_7$, eine 1847 von Liebig im Fleischsaft entdeckte Säure, welche nur in sehr geringer Menge auftritt und nur als rothmahliger Bestandtheil des Fleisches allgemeineres Interesse hat.

Inosit, Bhasemannit $C_6H_{12}O_6$, ein dem Zucker ähnlicher Körper, von Scherer 1860 im Herymittel entdeckt, kommt in den verschiedensten Organen des Thierkörpers, außerdem aber auch im Pflanzenreich verbreitet vor. Beim KrySTALLISIRN

aus warmen wässrigen Lösungen nimmt der J. 2 Moleküle Wasser auf, beim Frieren der Lösungen scheidet er sich in wasserfreien Krystallen ab. Er hat einen rein süßen Geschmack, ist nicht gährungsfähig, reduziert alkalische Kupferlösung nicht, ist optisch inaktiv, wird durch verdünnte Säuren nicht verändert. Als Erkennungsmittel des J. dient folgendes Verhalten: verdampft man seine mit Salpetersäure angesäuerte Lösung zur Trockne, fügt Ammoniak und Chlorcalcium hinzu und verdampft wieder, so färbt sich der Rückstand schön rosenrot.

Inosurie, Abart der Zuckerharnruhr, bei welcher im Harn der Kranken nicht Traubenzucker, sondern Maltose (Inositol) gefunden wird. (S. Diabetes.)

Inowrazlaw, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Bromberg, Provinz Posen, an den Linien Posen-Thorn und J.-Bromberg der Oberschlesischen Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, eines Landratsamts und einer Reichsbankniederlassung, hat eine evang. und eine luth. Kirche, eine Synagoge, ein königl. Gymnasium, eine höhere Mädchenschule, drei Dampfmaschinen und zwei Eisengießereien mit Maschinenfabrik, und zählt (1880) 11668 meist luth. G. Die urkundlich zuerst 1186 erwähnte Stadt liegt auf einem Gipfelsattel in der fruchtbarsten Landschaft der Provinz. Am 22. März 1871 wurde bei J. in einer Tiefe von 180 m ein Salzlager von großer Mächtigkeit entdeckt. Das Salz wird durch eine halbsalzhaltige Saline ausgebeutet, die über 400000 Ctr. jährlich produziert, und durch ein Steinsalzbergwerk, das jährlich über 1 Mill. Ctr. Rohsalz produziert. Seit 1876 hat die Stadt ein fast iod-bromhaltiges Solbad. Dabei liegen eine Sodafabrik und mehrere Zuckerraffinerien.

Der Kreis Inowrazlaw zählt auf 1663 qkm (1880) 84928 meist luth. G.

In partibus infidelium, d. h. in den Gebieten der Ungläubigen, heißen seit dem 13. Jahrh. diejenigen Bischöfe in der luth. Kirche, welche keine eigenen Sprengel haben, sondern als bloße Titularbischöfe ihren Titel von Ländern erhalten, in welchen kein röm.-luth. Bischofsthron mehr vorhanden ist. Ihr Entstehen geht bis in die Zeit der Kreuzzüge zurück. Die im Morgenlande eroberten Provinzen erhielten von Rom aus Bischöfe; als die Provinzen wieder verloren gingen und hiermit die bischöfliche Sitzgelegenheit aufhörte, wurden dieselben von den Päpsten doch immerfort als eine unvergängliche Hoffnung auf Restitution und als fortwährende Protestation gegen erlittene Gewalt von neuem besetzt. Mit jenen Titeln werden namentlich Weihbischöfe und apokryphische Bischöfe geschmückt, welche mit wirklich bischöflichen Rechten ausgestattet sind.

In perpetuum memoriam (lat.), zum ewigen Gedächtnis; in perpetuum, auf immer.

In persona (lat.), persönlich, selbst.

In pectore (ital.), „in der Brust“, zu ergänzen: beschlossen oder beabsichtigt, aber noch nicht kundgegeben; namentlich in der Nebenart: etwas in pectore haben, führen, d. h. etwas im Sinne haben, im Schilde führen u. s. w.

In pleno (lat.), im oder vor dem Plenum (s. d.).

In pontificalibus (lat.), in voller Priestertracht; in Amtstracht. [von Pontifex.]

In procul terminas (lat.), in der Ferne.

In praxi (lat.), in der Ausübung; in der Gerichtsgebrauch, in der Rechtsanwendung, im gemeinen Leben.

In promptu (lat.), in Bereitschaft, bei der Hand.

In puncto (lat.), hinsichtlich, in Betreff; in puncto puncti oder sexti, in Betreff des sechsten Gebots, d. h. der Keuschheit.

In puris naturalibus (lat.), im reinen Naturzustande, d. h. ohne Kleidung, nackt; Thomas von Aquino braucht den Ausdruck in „Summa totius theologiae“ (II, 2, quest. V, art. 1) mit dem Zusatz ut quidam dicant (wie manche sagen).

Inquilin (lat.), Einwohner ohne Eigentumsrecht, Mietwähler, [prozeh.]

Inquirent und **Inquisit**, s. Inquisition.

Inquisition (inquisitio haereticas pravitatis) oder Heiliges Officium (Sanctum Officium)

heißt das in der röm. Kirche zur Auspürung und Bestrafung der Ketzerei (s. d.) bestehende geistliche Gericht. In der alten Kirche hatten die Bischöfe die Pflicht, gegen Ketzer mit kirchlichen Strafen, bis zur Exkommunikation, vorzugehen. Um die Mitte des 3. Jahrh. veranlaßten die Novatianischen Streitigkeiten einzelne morgenländische Gemeinden, mit Rücksicht auf die Ketzerei einen eigenen „Presbyter der Tübe“ zu bestellen. Sobald das Christentum Staatsreligion wurde, traten zu den kirchlichen Strafen bürgerliche hinzu, weil die Ketzerei als ein Verbrechen gegen den Staat galt. Todesstrafe wurde von Theodosius (382) zuerst angedroht und an Priscillian (386) zuerst vollzogen. Angesehene Kirchenväter, wie Chrysostomus und Augustin, bekämpften dies Verfahren, aber Hieronymus wußte es aus 6 Mos. 13, 6 fg. zu rechtfertigen, und auch Leo d. Gr. billigte es. Vollzogen wurde die Todesstrafe von Anfang an von der weltlichen Obrigkeit, damit die Kirche sich nicht mit Blut beflecke. Erst im 12. Jahrh., als mit den Katharern (s. d.) das ketzerische Gift eine bedrohliche Verbreitung fand, entstand die eigentliche J., wie sie unabhängig von den Bischöfen, unmittelbar unter päpstl. Leitung, sich entwickelt hat. Nachdem schon Papst Lucius III. auf dem Konzil zu Verona (1184) genaue Vorschriften über das Verfahren gegen Ketzer erlassen hatte, ergriff Papst Innocenz III. einschneidende Maßregeln. Um 1199 sandte er zwei Eifereriermönche als päpstl. Legaten mit weitgehenden Vollmachten zur Unterdrückung der Katharer nach Südfrankreich, zu welchem Zwecke auch die weltliche Macht aufgeboten wurde. Das vierte Laterankonzil (1215) machte die Aufführung und Bestrafung der Ketzerei zu einer Hauptaufgabe der Bischöfe. Jeder Bischof wurde verpflichtet, seine Diöcese persönlich zu durchreifen oder von zuverlässigen Männern durchreisen zu lassen und in jeder Pfarodie drei Einwohner von unbescholtenem Ruf das eidliche Versprechen abzunehmen, daß sie alle anzeigen, welche als Ketzer bekannt oder wegen Teilnahme an geheimen Zusammenkünften oder wegen Abweichungen vom gewöhnlichen Wandel verdächtig seien. Die Synode zu Toulouse (1228) verschärfte diese Bestimmungen noch. Die geheimen Zusammenkünfte der Ketzer sollten erforcht, entdeckte Ketzer gefangen genommen werden. Wer einen Ketzer verbergte, ward mit Verlust des Vermögens oder gar des Lebens bedroht. Jedes Haus, in welchem man einen Ketzer fand, sollte niedergerissen werden. Wer mit einem Ketzer verkehrte oder ihm Almosen gab, ward ebenfalls verdächtig. Gregor IX. entzog die J. der Bischöfe. Jurisdiction, indem er 1232 in Deutschland, Aragonien und Österreich, 1233 in der Lombardei und in Südfrankreich die Dominikaner zu

ständigen päpſtl. Inquiſitoren beſtellte. Seitdem war die J. ein päpſtl. Inſtitut, welchem ſogar die Biſchöfe untergeordnet waren.

Die Keger wurden ausgeſandtſchaftet auf Grund des allgemeinen Gerüchts, geheimer Denunziationen oder der Selbſtangeſte. Wer auf die Verladung des Gerichts nicht erſchien, galt als ſchuldig, wer erſchien, wurde eingeleitert, Ankläger und Zeugen wurden dem Angeklagten nicht genannt. Zeugnete er, ſo wurde die Tortur angewandt. Wenn der Beklagte ſofort ſeinen Irrthum abſchwor, kam er meiſt mit kirchlichen Strafen davon, andernfalls traten weltliche Strafen hinzu. Als kirchliche Strafen waren beſonders Bußübungen beliebt, darin beſtehend, daß die Verurtheilten, angethan mit einem Sackenito (Bußhemd, saccus benedictus), ſonn- tädlich in die Kirche zogen und auf den entblößten Schultern vom Priester mit Ruten gepeſcht wurden. Als bürgerliche Strafen wurden verhängt: Kerkerhaft, häufig auf Lebenszeit, Entziehung des Vermögens, öffentliche Geißelung, der Tod, meiſt auf dem Scheiterhaufen. (S. Auto de Fé.)

Bunäſt wütete die J. in Frankreich, aber ſchon 1234 wandte ſich zu Narbonne, 1243 zu Avignon ein Volksaufſtand gegen ſie. Seit dem 14. Jahrh. verlor ſie an Macht, und auch die Bemühungen, unter Franz I. und Heinrich II. ihr wieder aufzu- helfen, hatten wenig Erfolg. Franz II. übertrug 1569 dem Parlament das Amt der Glaubensrichter und veranlaßte dadurch die ſog. Chambres ardentes, »brennende Kammern«. So beſtand die J. in wechſelnder Form und mit wechſelnder Macht bis zum J. 1772. Länger hielt ſie ſich in Spanien. Hier waren ſeit 1391 die Juden und Mauren mit Gewalt zum Chriſtentum bekehrt. Viele von ihnen blieben im Stillen dem vaterländiſchen Glauben treu und gegen ſie ſollte die J. aufgetreten. Ein Reichstag zu Toledo beſchloß (1480) die Einſetzung eines Inquiſitionsgerichts. König Ferdinand der Katholik beſah darin ein bequemes Mittel, die Gewalt des Papſtes abzuſchöpfen und des Klerus zu brechen. Papſt Sixtus IV. übertrug dem König die Ernennung der Inquiſitoren und geſtattete, daß die Güter der Verurtheilten dem Fiskus anheimfielen. Damit wurde die J. hier ein lömgl. Inſtitut. Ferdinand ernannte den Dominikanerprior Thomas de Torquemada zum Generalinquiſitor; derſelbe begann ſeine Thätigkeit 1481 in Sevilla und führte dieſelbe fort bis 1498. In dieſen Jahren ſollen in Spanien von der J. 8800 Menſchen lebendig, 6600 im Hilbe verbrannt, 90000 mit Vermögensſtrafen und kirchlichen Bäuungen belegt worden ſein. Ununterbrochen ſetzte die J. in Spanien ihr blutiges Werk fort, bis das Land unter franz. Herrſchaft kam. Joſeph Napoleon hob ſie 1808 auf, Ferdinand VII. ſtellte ſie 1814 wieder her; aber das Volk widerſetzte ſich energisch und 1834 wurde ſie endlich für alle Zeiten aufgehoben und ihre Güter zur Bezahlung der öffentlichen Schuld verwandelt. Von Spanien aus wurde die J. auch in ameril. Beſitzungen eingeführt. Ihre Einführung in die Niederlande, wo ihr unter Karl V. mindeſtens 50000 Menſchen zum Opfer fielen, veranlaßte die Verdrängung dieſer Provinzen. Nach Portugal kam die J. 1537. Der Großinquiſitor, welcher ſeinen Sitz in Liſſabon hatte, wurde vom König ernannt, vom Papſt beſtätigt. Von Portugal aus kam ſie auch nach Indien, wo ſie in Goa ihren Sitz hatte. Nachdem bereits früher mehrere Einſchränkungen erfolgt

waren, wurde die J. in Portugal aufgehoben durch König Johann VI. (1818—26). In Italien wurde die J. ſchon 1236 von Papſt Gregor IX. eingeführt und beſonders 1542 von Papſt Paul IV. zur Unterdrückung des Proteſtantismus verſtärkt. Napoleon I. hob 1808 die J. in Italien auf, aber Papſt Pius VII. ſtellte ſie 1814 wieder her, und erſt 1869 iſt ſie endgültig beſeitigt. In der Republik Venedig ſtand die J. unter der Auſicht des Staats. In Neapel hinderten die Streitigkeiten zwiſchen König und Papſt ihre Wirkſamkeit. In Deutſchland wurde die J. bald nach ihrer Beſtandung eingeführt, aber ſchon der erſte Kegerichter Konrad von Marburg wurde 1233 in einem Volksaufſtande erſchlagen. Um 1367 ernannte Papſt Urban V. wieder zwei Dominikaner als Inquiſitoren für Deutſchland, von denen Walter Karling durch Graufamkeit ſich hervorthat. Kaiſer Karl IV. begünſtigte die J. und Papſt Janſenus VIII. gab ihr 1484 eine größere Ausdehnung unter dem Vorwande, daß Deutſchland von Heren und Zauberern bedroht ſei. Mit der Reformation verſchwand die J. aus Deutſchland. In England hat die J., abgeſehen von der kurzen Regierung der blutigen Maria, keinen Boden gefunden. Bol. J. Hoffmann, »Geſchichte der J.« (2 Bde., Bonn 1878); Florent, »Histoire critique de l'inquisition d'Espagne« (4 Bde., Par. 1817; deutſch von Söſt, Gießen 1839).

Inquiſitionsprozess heißt diejenige Form des Strafverfahrens, bei welcher der Richter, Inquirent, in Vertretung der verletzten Rechtsordnung, ohne erſt einen privaten Strafantrag abzuwarten, die Spuren und Beweiſe eines Verbrechens ſelbſt ermittelt, ſowie von dem Verdächtigen ein Geſtändnis zu erlangen ſucht, zugleich aber auch von ihm wegen deſſenige erforſcht, was zur Entladung oder Entſchuldigung gereichen kann. Der J. iſt ſeit dem Mittelalter unter dem hauptſächlichen Einfluße des kanoniſchen Rechts und der Praxis in Deutſchland allmählich an die Stelle des allerdings mannigfachen Reformen bedürftigen alten Klageverfahrens (ſ. Klage) getreten und hat ſich in ſeiner Fortbildung durch die Reichs- und Landgerichtsgehung bis in die neuere Zeit als faſt unſchließliche Prozeßform in Deutſchland behauptet. Er verlor jedoch ſeine Geltung, als die neue Strafprozeßordnung für das Deutſche Reich mit dem 1. Okt. 1879 Geſetzeskraft erhielt. Das nach den Grundſätzen des J. geregelte Verfahren zerfällt in folgende Hauptabſchnitte: 1) Die allgemeine Feſtſtellung des Thatbeſtandes eines Verbrechens ohne Rückſicht auf einen beſtimmten Thäter und die Verfolgung aller Spuren, welche zur Entdeckung des Urhebers führen. 2) Die Sammlung der Verdachtsgründe gegen beſtimmte Verdächtige, die Bezeichnung der letztern über ihr Thun und Laſſen, inſofern dieſelbe mit dem Verbrechen in Verbindung gebracht werden kann, und die Verſuchung, ein Geſtändnis von denſelben zu erlangen, wozu geeignete Vorhalte, Konfrontationen u. ſ. w. dienen; außerdem die vollſtändige Aufnahme aller andern Beweiſe, namentlich in der Richtung, um ein vorliegendes Geſtändnis auf deſſen Glaubhaftigkeit zu prüfen. Hierbei können auch Sicherungsmaßregeln, ſ. B. Verhaftung, Anhalten zur Rationſtellung oder Abnahme des Handgeldbusses, gegen den Angeklagten eintreten. Dieſer ſelbſt wird Inſulpat (ſ. d.) genannt, das ganze Verfahren in dieſem Abſchnitte hamma- riſche Unterſuchung, von einigen »minder feierliche

Spezialinquisition. Ergibt sich kein voller Beweis der Schuld ungeachtet starker Verdachtsgründe, so ergreift ein «von der Instanz entbundenes» Urtheil, welches den Angeklagten auf so lange befreit, als nicht neue Umstände in Betreff der vorliegenden verbrecherischen That sich gegen ihn ergeben; bisweilen wird auch auf Reinigungsbild erkannt. Ist aber der Beweis der Schuld nicht bis zu hoher Wahrscheinlichkeit gebracht oder ist die Nichtschuld als Gewißheit gestellt, so erfolgt ein völlig losprechendes Erkenntnis. Bei Geständnis oder Überführung wird bei geringem Verbrechen, auf Verlangen des Inculpanten nach vorgängiger Verteidigung, sofort ein Straferkenntnis gefällt. Liegt dagegen ein Verbrechen vor, welches wenigstens schwere Verlebensstrafen nach sich zieht, und ist der Angeklagte entweder geständig oder doch halber Beweis gegen ihn vorhanden, so geht das Verfahren 3) in den eigentlichen förmlichen Kriminalprozeß über die Spezialinquisition über, und es tritt in der Regel nach vorgängigem Erkenntnis das artikulirte Verhör, eine Vernehmung des Angeklagten, der jetzt *Inquisit* heißt, über die in Artikel gebrachten Hauptpunkte der Anschuldigung vor gehörig besetztem Kriminalgericht ein. Diese Spezialinquisition zieht eine Überschmälterung für den durch sie Betroffenen nach sich; daher vorherige Verteidigung zu ihrer Abwendung gestattet zu werden pflegt. Hierauf folgt Verteidigung und Erkenntnis. *Ital. Giazio, «Handbuch des Strafprozesses» (Vol. 1, Xpp. 1838).*

Inquisitor heißt der Vorkrher der Inquisitionsgesichte. (*S. Inquisition.*)

I. M. R. I. (aber *J. N. R. J.*), die Anfangsbuchstaben von *Jesus Nazareus Rex Judaeorum* (Jesus von Nazareth, König der Juden), angeblich die Überschrift, welche Pontius Pilatus über das Kreuz Jesu setzen ließ. Dieselben Buchstaben waren auch das Erkennungszeichen der ital. Carbonari als die Abkürzung von deren Lösungswort «*Iustum nocere reges Italicos*» (es ist recht, die Könige (Fürsten) Italiens zu töten).

Infallieren (*ital.*), einfallen.

Infallation (*itz.*), «Einwickelung» der Speisen beim Kauen.

In salvo (*lat.*), in Sicherheit.

Inanula (*lat.*), Irreführung, Verleumdung.

Insar, Kreisstadt im russ. Gouvernement Persa unter 53° 53' nördl. Br. und 62° 8' östl. L. (von Ferro), am Flusse Insar, mit (1882) 8901 E., welche meist Ackerbau treiben.

Insatiable (*lat.*), unersättlich.

Insatz, ein in Frankfurt a. M. gebräuchlicher deutscher Name für Hypothek (*s. d.*); die hypothetische Kasse hieß danach die *Insatzkasse*.

Insemenieren, in Samen (*s. d.*) setzen, ein Vahnenkind zur Aufführung vorbereiten; auch in übertragenem Sinne gebraucht.

Inschallah (*arab.*), d. h. so Gott will, bei den Mohammedanern Ausdruck der Ergebung in Gottes Fügung.

Inshan, auch *Abingshan* genannt, eine Gebirgskette im mittlern östl. Theile des asiat. Kontinents, am linken Ufer des mittlern Hoangho zwischen 108° und 112° östl. L. (von Greenwich), auf der Südgrenze der Monacolei und im N. der chines. Provinz Schan si, bis 2254 m hoch, wurde 1872 von Fischer besucht. [*s. d. Geographie.*]

Inschriff, Inschribsenkunde, *s. Aufschrift*

Insectivora (*Insektivora*), in der Botanik soviel wie Fleischfressende Pflanzen (*s. d.*), in der Zoologie soviel wie Insektenfresser (*s. d.*).

Insekten, auch *Kerfe* oder *Kerbtiere* genannt von der äußern Gestalt ihres Leibes, welcher gleichsam einelerbt erscheint und mit wenigen Ausnahmen aus den drei deutlich geschiedenen Haupttheilen Kopf, Bruststück und Hinterleib besteht, bilden unter den wirbellosen Gliedertieren eine eigene große Abteilung. Sie unterscheiden sich von den verwandten Tierklassen, den Spinnern und Arachniden, mit welchen sie die Gliederung des Körpers und der Beine gemeinsam haben, durch die Zahl der Füße, die stets sechs beträgt, die Anheftung derselben an dem Bruststück mit Ausschluß des stets anhanglosen Hinterleibes und meist auch durch die Ausbildung von ein oder zwei Paaren verschieden gebauter Flügel. Ein eigentümliches inneres Skelett fehlt ihnen; dagegen ist ihre Hülle meist hornig oder hart und trägt den Namen des Hautskeletts. Das Nervensystem der I. besteht aus einer durch Röhrenstränge verbundenen Kette von Knoten, welche in der Mittellinie des Bauches verläuft (Bauchnerventrang), und einem Gehirnartigen Theile, der in dem Kopfe liegt und mit dem Bauchtrange durch Adern verbunden ist, die einen Ring um den Schlund bilden. Die Hörwerkzeuge hat von Siebold zuerst bei den Gerabkägern in einer Art Trommel aufgefunden, welche bei der Gattung *Acridium* im ersten Hinterleibsringe und bei den Gattungen *Locusta* und *Gryllus* an den Schienen der Vorderbeine dicht unter dem Knie sich befindet. Das Tasten wird besonders durch Fühlhörner oder Antennen vermittelt, die gleichfalls von mannigfaltiger Bildung sind. Besonders Geschmack- und Geruchwerkzeuge sind nicht bekannt. Am erkennbarsten sind die Augen, die entweder einfach sind, oder als zusammengeordnete äußerlich eine Menge von Facetten gewahren lassen, z. B. an der Stubenfliege 4000, an Stachelspringläfern 25000. Daß die Sinne der I. übrigens scharf sein müssen, lehrt die tägliche Erfahrung, z. B. die Schnelligkeit, mit welcher viele einem Schlage ausweichen, ihr rasches Aufspüren angemessener Nahrung, die Sicherheit, mit der sie vorgetzte Lodiippen vermeiden u. s. w.

Ihre Bewegungen sind nicht allein kräftig und sehr ausdauernd, sondern werden oft, namentlich das Fliegen, mit reißender Schnelligkeit ausgeführt, indem die Muskeln der I. nicht nur sehr zahlreich, sondern meist auch unter den günstigsten Bedingungen angeheftet sind. Jeder organische Stoff wird von den I. als Nahrung benutzt, indes ist jede Gruppe von ihnen auf irgend ein bestimmtes Nahrungsmittel angewiesen. So gibt es Käfer, die nur tierische Stoffe verzehren, wie Spottfläfer und Totengräber, andere, die nur an pflanzliche sich halten. Unter den letztern genießen manche nur Samen, andere nur Blätter; ganze Ordnungen, wie Schmetterlinge, nähren sich allein von Pflanzensäften oder sind ausschließlich Raubtiere, wie die Libellen. Da nun die Nahrung entweder flüssig oder fest sein und dann Zerkleinerung erfordern kann, so ergibt sich an den Mundwerkzeugen ein wichtiger Unterschied; sie sind entweder zum Beißen oder zum Saugen eingerichtet, und zwar gehen die saugenden Mundtheile durch allmähliche Umwandlungen aus den beißenden hervor, die stets aus einer Ober- und Unterlippe und zwei Paaren seitlich gestellter

Kiefern, die horizontal gegeneinander arbeiten, den Kinnbäden (mandibulae) und Kinnlädern (maxillae), bestehen. Die Verzehrungswerkzeuge sind zwar merklich verschieden von denjenigen höherer Tiere, allein keineswegs von sehr einfachem Bau. Das Blut der Kiefern ist farblos und kalt und läuft nicht in Gefäßen um, obgleich es durch eine Art von Herz, das sog. Rückengefäß, in Bewegung gesetzt wird. Die Atmungsorgane bestehen in vielästigen, den Körper durchziehenden Kanälchen oder Luftströmen (Tracheen), die an den Seiten des Hinterleibes durch eine Reihe von Löchern oder Stigmen ausströmen, niemals in Lungen, bei dem unentwickelten J., der Larve, bisweilen in Kiemen, wenn ihm anders das Wasser zum Aufenthaltort angewiesen ist.

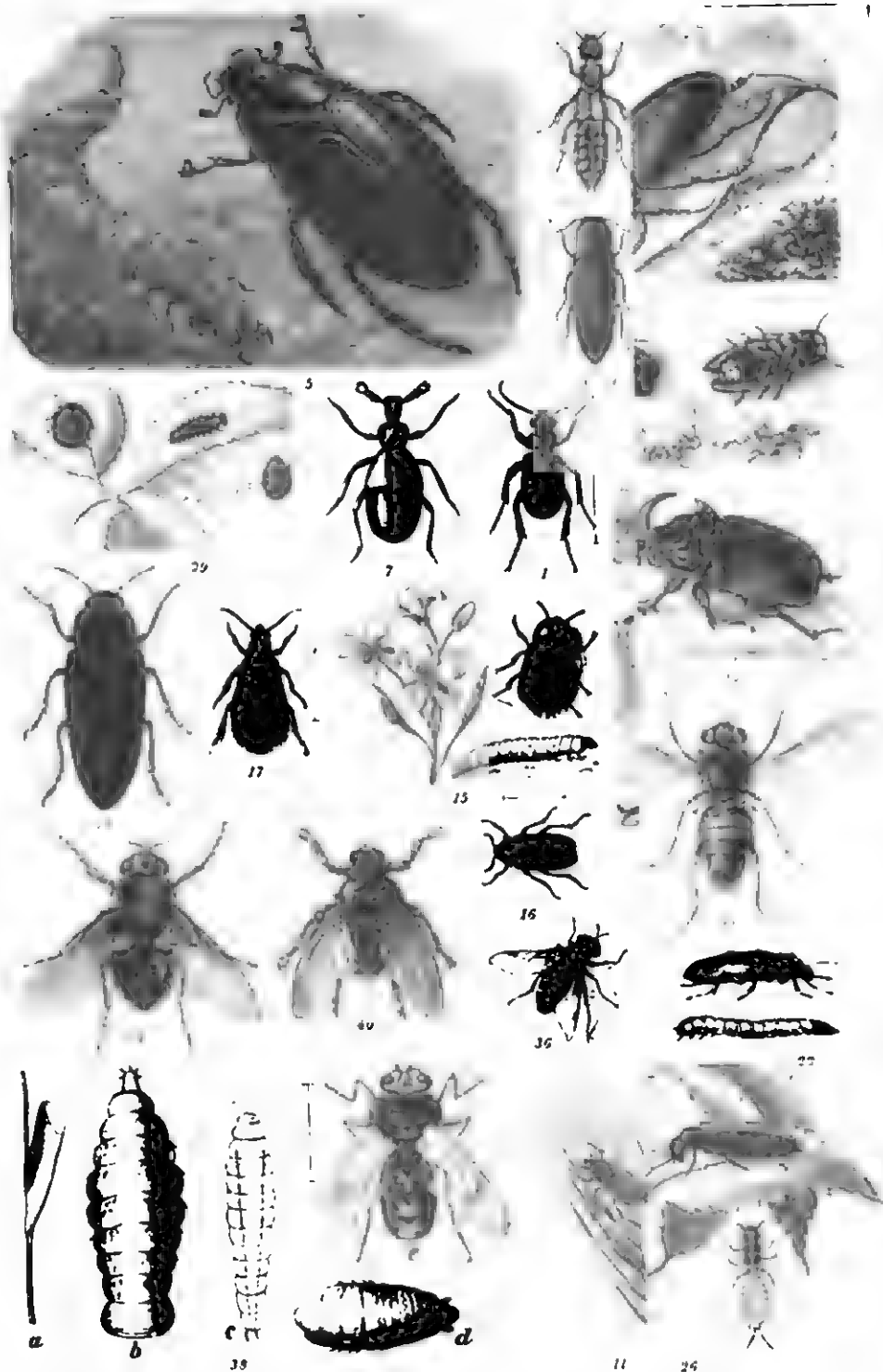
Eine eigentliche Stimme besitzt kein J.; denn die vielfachen, oft sehr lauten Töne desselben gehen nie aus den Luftröhren desselben hervor, sondern entstehen durch andere, oft sehr künstliche Organe infolge von Reibung oder raschen Schwingungen. So wird bei manchen Käfern das Jucken durch Reibung verschiedener Kumpfteile aneinander, bei den Heuschrecken durch Reibung der Beine an den Flügeldecken bewirkt, bei den Fliegen das Summen durch die Luft, welche aus den vordern Brustlöchern an der Brust aus- und einströmt. Bei den Zweiflüglern befindet sich am ersten Bruststigma eine halbmondförmige, aus Fortblättchen bestehende Scheibe, welche durch die Fortströmung ertönt. Die Geschlechter sind meist gesondert, doch gibt es auch Fälle von einseitiger Fortpflanzung (sog. Parthenogenese), z. B. bei den Blattläusen. Die meisten legen Eier, nur wenige gebären lebendige Junge. Ihre Fruchtbarkeit ist ungemein groß und wird bei vielen vermehrt durch bald eintretende Zeugungsfähigkeit der Jungen. Ein Paar Schmeißfliegen kann am Ende eines fünfmonatlichen Sommers eine Nachkommenschaft von 500 Mill. haben. Das merkwürdigste Beispiel liefern die Blattläuse, bei denen aus einem Individuum in der sanften Generation schon 5900 Mill. Nachkommen entsprossen sind.

Die meisten J. haben eine Reihe von körperlichen Umänderungen oder Metamorphosen (s. d.) zu durchlaufen, ehe sie als vollkommen ausgebildet in die Periode ihres Lebens gelangen, wo sie eine erneute Verwandlung nicht mehr erfahren und allein zeugungsfähig sind. Es können diese Verwandlungen mehr oder weniger allgemein sein, und daher hat man in der Wissenschaft die Zwischenstufen festgesetzt, welche einer jeden Gruppe von J. unabweichend zukommen. Das bekannteste Beispiel vollkommener Verwandlung bietet der Schmetterling. Auf ähnliche Weise vollzieht sich die Metamorphose bei Käfern, deren Larven oft für Würmer gehalten werden, und bei Fliegen, deren laus- und beinlose Larven Maden heißen. Die meist zweizeitigen Larven der Blattwespen nennt man Asterruppen. Den J. mit vollkommener Verwandlung (Metabola), bei welchen, wie bei den angeführten, eine ruhende Puppe gebildet wird, stehen die J. mit unvollkommener Verwandlung (Ametabola) gegenüber, zu denen die Geradflügler (Orthoptera), Halbstüßler (Hemiptera) u. s. w. gehören, bei denen kein ruhender Puppenzustand existiert und die Larve durch successive Ausbildung der Flügel u. s. w. in den vollkommenen Zustand übergeht. Die Lebensdauer der J. hängt in der Regel von dem Verlauf ihrer Metamorphose ab; die Mehrzahl der Schmetterlinge, Insekten und Käflflügler ist einjährig, d. h.

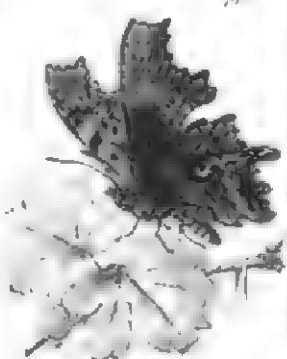
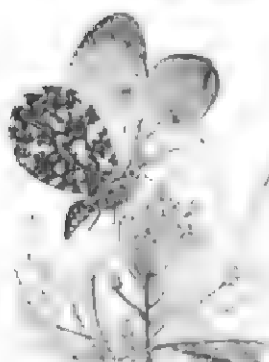
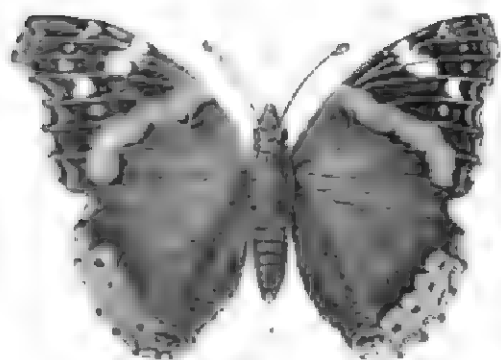
aus dem im Herbst gelegten und überwinterten E wird im nächsten Sommer ein vollständiges J. sich gebildet haben, welches gewöhnlich die Begattung nicht lange überlebt, aber den Keim seiner Nachkommenschaft zurückläßt. Bei Käfern, z. B. den Raikäfern, dauert der Larvenzustand (der Engerling) oft mehrere Jahre, das vollkommene Tier aber lebt höchstens einen Sommer. Nicht groß ist die Zahl derjenigen J., welche als ausgebildete einige Jahre leben, wie die Biene.

Die Verbreitung der J. reicht über die ganze bewohnbare Erde. Wenn sie selbst in Grönland und auf den höchsten Alpen nicht ganz fehlen, so sind sie doch in Äquatorialländern am zahl- und artreichsten und zugleich durch Größe und Bracht der Färbung am meisten ausgezeichnet. Sie sind mehr Luft- als Wassertiere; im Meere hat man nur einen Taumelläfer (Gyrimus marinus) und eine Wanzenart (Halobates) rudern gefunden. Indessen zeigen sie in Hinsicht auf Wohnung, Ernährung und Lebensweise so viel Mannigfaltigkeit, daß es unmöglich ist, hierüber etwas Allgemeines zu sagen. Ihre geistigen Eigenschaften sind höher als bei allen andern wirbellosen Tieren ausgebildet und zeigen sich namentlich in ihrem Haushalte (Nimenzhaat), in der Sorge für die Jungen, in besondern Nützlichkeit u. s. w., in diese hohe Entwicklung befähigt sie sogar zu gegenseitigen Mithaltungen, die mindestens bei Bienen und Ameisen unabweisbar vorkommen. Die Bedeutung der J. im Haushalt der Natur ist eine ganz enorme, ja es gibt keine Gruppe von Landtieren, die in einer gleich energischen Weise zum Umsatz der Materie, zum Stoffwechsel beitragen, wie gerade sie, und dazu sind sie in erster Linie berufen durch ihre unberechenbare Anzahl, durch ihre Kleinheit, der sich nichts entziehen kann, durch ihre ständige Allgegenwart und durch ihre Fruchtbarkeit, die ihnen wenigstens in einer bestimmten Lebensperiode, oft aber zeitlebens eigen ist und die sie vor keiner organischen Substanz, und wozu es die äußerst giftigen Früchte von Strychnos nux vomica, zurückzuführen läßt. Der unermessliche, allerdings indirekte Nutzen, den die J. auf diese Art auch dem Menschen bringen, springt nicht sehr in die Augen, und da auch die Bedeutung der Schlupfwespen u. s. w. gern unterschätzt wird und der direkte Vorteil, den Biene, Seidenwurm, Coccinelle und Spanische Fliege bieten, wirklich nicht hoch angeschlagen werden darf, so ist man nur zu sehr geneigt, die Welt der J. als eine im großen und ganzen dem Menschen feindliche und schädliche aufzufassen. Und in der That, da ihnen eben nichts Organisches, also auch weder Vorräte der Menschen, noch deren Hausgerät, Kleidung, Bücher, Haustiere, Kulturpflanzen, ja selbst die menschliche Person heilig ist, können sie lästig genug werden.

Als ziemlich weit verbreitete Schmarotzer schädigen den Menschen selbst der Floh (Pulex irritans L., Tafel: Insekten I, Fig. 39), in tropischen Gegenden der Sandfloh (Sarcophylla penetrans L.), verschiedene Käse (s. d., namentlich die Kopflaus, Pediculus capitis L., Taf. IV, Fig. 44), die Bettwanze (Acanthia lectularia, Taf. IV, Fig. 86), die Moskitoen und Stechmücken (unter ihnen die geringelte Stechmücke, Culex annulatus Bohrad, Taf. I, Fig. 29), gelegentlich auch einmal innerlich schmarotzende Larven von Biestfliegen (s. d. in Nordamerika unter der Haut Larven von



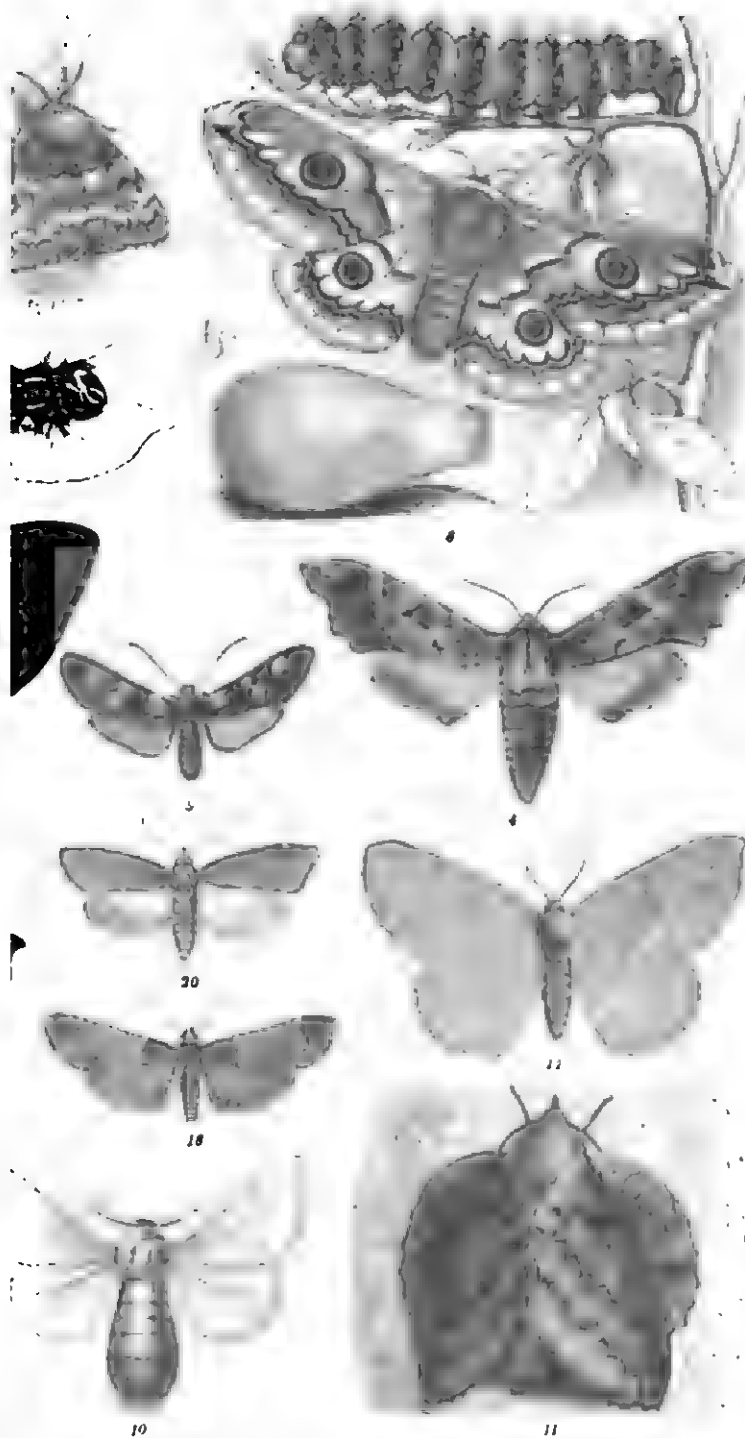
1. Sandkäfer (*Chimela campestris* Linn.). 2. Lederlaufkäfer (*Carabus* (Käfer) (*Hydrophilus piceus* Linn.). 3. Raubkäfer (*Staphylinus erythropterus* Fabricius). 4. Keulenkäfer (Nashornkäfer (*Coryetes nasicornus* Linn.). 5. Getreidelaubkäfer (*Amisophia segetum* Herbst). 6. Lüneatus Linn.). 7. Raps- glanzkäfer (*Meligethes brassicae* Scopoli). 8. Speckkäfer (*Dermestes l. Linn.*). 9. Rebenstecher (*Rhynchites alni* Muller). 10. Ameisenartiger Buntkäfer (*Cetis formicae* Haps producta Laporte). 11. Johanniskäfer (*Lampyrus splendida* Linn.). 12. Cuculus sanguinolentus Siebenpunkt mit Larve und Puppe (*Cucimella septempunctata* Linn.). 13. Geringelte Steilmu (*Cuculus gibbosus* Linn.). 14. Brummfliege (*Musca vomitoria* Linn.). 15. Wilde Bse (*Gastrophilus equi* Fabricius). 16. Mensch.



gel (Rhodocera phanias Linne) 11. Silberstreif (Argynnis
Maometus trapezina Linne.

1. Papilio Brookeana Wallace. 2. Schwalbenschwanz (Papilio Maometus trapezina Linne). 3. Polyommatus Philaëus Linne. 7. Thecla betulae Linne. 8. Adippe Linne. 12. Melitaea cinxia Linne. 13. Damenbräut

20. Atractia luschkei.



4. Lindenschwärmer (*Smerinthus tiliae* Linné). 5. Blut-tropfen (*Zygaena trifolii* Linné). 9. Nagelfleck (*Aglaia Tau* Linné). 10. Mandelversendenschwärmer, *Adiantum* Linné. 11. Buchenspinner (*Stauripis fagi* Linné). 12. Klebkrauteule (*Asopia farinalis* Linné). 13. Apfelwickler (*Carpocapsa pomonana* Linné). 14. *Cactyla* Linné.

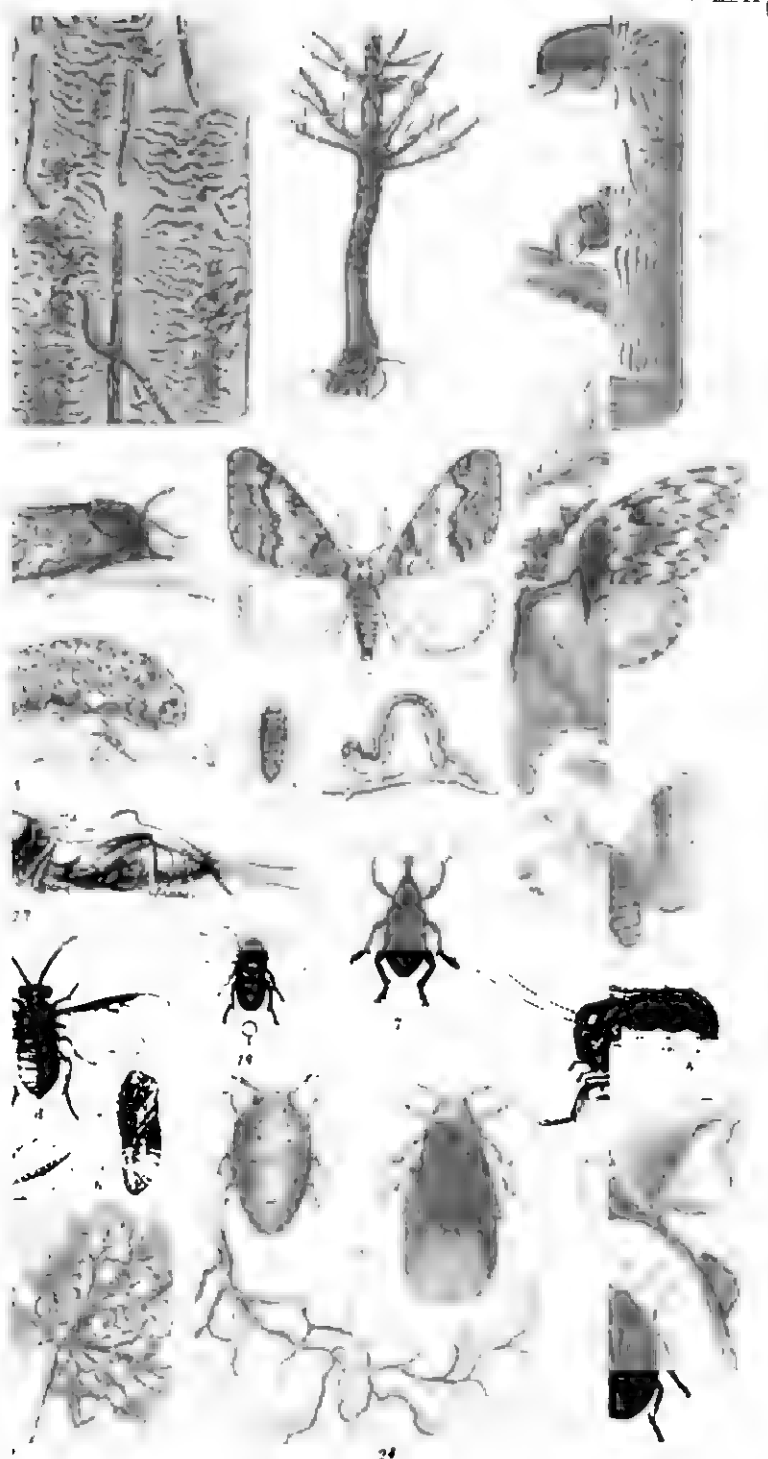
1. in den Stienhöhlen, s. unter Bie 8. B. die Bie 8. B. s. im Magen des Bie 8. B. (s. d.) in Afrika, iebene Räufe und ugetieren und Bie 8. B. gefährlich und : Bie 8. B. und Lederläsern u. s. w. zur hehölt der Häuser die Bücher werden rragt, aber sie alle versellen Leistungen n. An den Speiseie 3. ihren Tisch: igeucht vom Korn:), von den Lar: Mehl vom Mehl: af. I, Fig. 22) und alis L., Taf. III, rden vom Brothoh: einigen andern Rän: n Abnehmer an den rdarius L., Taf. I, en Larven verschie: der Schmeißfliege, p. 33), Rufe an den . w. Die Leimvor: oldentäfer (Cory: schmotte (Galleria 20) becrimirt, und b wissenschaftlichen r Freigier der 3. nd Kulturpflanzen, ebürgert sind, haben mehrere, bisweilen die Blumen und lich von Blattläu: zahlreichen Schmet: en (s. B. die No: Cynips rosae L., geschädigt: die ver: den verschiedensten lgewächse von den (Bibio hortulanus ter Blumenfliegen: s auch von der ge: vulgaris Latreille, Fig. 23), die Spar: typarea poecilop: gen von zahlreichen :fildben (s. d.), die nders von dem Go: 27), die Röhren von ila rosae), die Zwe: fliege (Anthomyia von der Schalotten: ig.), die Nette (von ralis Fallén). Auch Fruchtsträucher und Holz, ihren Blättern, em Fleisch oder den von Schmetterlingen neustria L., Tafel: 4), der Schwamm: afel: Insekten III,

Fig. 12), der Blausopf (Diloba coerulescephala L., Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 6), der Apfelwidler (Carpocapsa pomona L., Taf. III, Fig. 19) genannt, von Wespen die Johannisbeerblattwespe (Tenthredo ventricosa Klug, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 20), die schwarze (Emphytus grossulariae), wie die schon genannte gelbe Stachelbeerwespe (Tenthredo ventricosa), die gemeine Wespe (Vespa vulgaris L., Taf. IV, Fig. 16), unter den Fliegen die Rirschfliege (Trypeta cerasi L., Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 21), von Geradflüglern der Ohrwurm (Forficula auricularia, Tafel: Insekten IV, Fig. 81), und von Käfern wird bisweilen besonders schädlich der Naitläser (Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 15). Auch dem Weinstock fehlt es nicht an Verderbern unter den 3.; so schadet ihm gelegentlich der Rebenschäfer (Rhynchilus alni Müller, Taf. I, Fig. 20), der Traubenwidler (s. d., Conchylis ambiguella Hubner) und vor allen die Reblaus (s. d., Phylloxera vastatrix Planchon, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 24); in manchen Jahren bringt die Raupe des Hopfenspinners (Hepialus humalis L., Tafel: Insekten III, Fig. 7) den Hopfenpflanzungen großen Schaden.

Die Landwirtschaft zählt unter den 3. gleichfalls außerordentlich zahlreiche Feinde, von denen als die wichtigsten besonders folgende hervorzuheben sind: Die Kunkelrüben werden in manchen Jahren schwer heimgeucht von den Larven des schwarzen Kunkelrübens (Silpha atrata L.) und des matten Kunkelrübens (S. opaca), vom grauen Schildläser (Cassida nebulosa L.), den Raupen der Gamma-Gule (Plusia gamma L., Taf. III, Fig. 16), sowie von der Kunkelrübe (Anthomyia conformis), der Naps vom Napsglanzläser (Meligethes brassicae Scopoli, Taf. I, Fig. 15), der Sommergraben vom Kunkelrüben (Scopula margaritalis Hub.), die Erbsen vom Erbsenläser (Bruchus pisi L.) u. Die Larve der Lattichfliege (Anthomyia lactucae) zerstört die Fruchtstände des Kopfsalats, die Larve der Tinea depressella die Dolben der Möhre. Die Raupen der Ypsilon-Gule (Plusia gamma) wird in manchen Jahren dem Wein, Hauf, Naps, den Kunkelrüben, Hülsenfrüchten und Zuckerrüben sehr gefährlich. Nicht weniger zählen die Getreidearten unter den 3. in verschiedenem Grade gefährliche Feinde, in manchen Jahren merkwürdigerweise einem Lausläser (Zabrus gibbus Fabr., Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 14), in andern einen Blattläser (Anisoplia segetum Herbst, Taf. I, Fig. 11), häufiger die Larve des Saatschnellkäfers (Agriotes segetum L., Taf. I, Fig. 14); bisweilen tritt auch die Getreidehalbwespe (Cephus pygmaeus L., Taf. IV, Fig. 1) und in höherm Grade noch die Heffenschnecke (s. d., Cecydomyia destructor Say) und verwandte Arten (C. tritici Kirby und aurantia Wagner) als Verheerer auf. Aber ihr schädliches Wirken und das des Getreideblasenstechers (Thrips cerealium Kirby, Taf. IV, Fig. 30) vermindert fast gegen die verderbliche Macht der zu Zeiten über Europa hereinbrechenden Wanderheuschrecke (s. d., Acridium migratorium L., Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 22), der einige einheimische Arten (s. B. die sibir. Feldheuschrecke, Acridium sibiricum L., Taf. IV, Fig. 34) in einzelnen Jahren bisweilen gleichkommen. Aber gar ten- und landwirtschaftlich-schädliche 3. schreiben besonders Douche, Taschenberg sen. u. a. m.



1. *Cophus pygmaeus* Linné. 2. Stahlbiene *H. trawespe* Weibchen (S. brans Ratzeburg).
 3. *Am. Hartig*. 4. *Ichneumon personatus* Linné. 5. *Gemeine Nuthal* (*C. rostrata* Linné).
 6. *subulosa* Linné. 7. *Gemeine Wegwesp* (*P. nigris* Viaticus Linné). 8. *amensis* (*Formica*
 9. *am. Wespe* (*Vespa vulgaris* Linné). 10. *As. ligata* F. schenck. (Ang.). 11. *Violacea*
 12. *Wespenbiene* (*Nemobius ruficornis* Linné). 13. *24. Limnophila* 14. *Langfuhrerige*
 15. *Ascaraphus microps* Linné. 16. *26. Europäische Ameise* (*Myrmica*). 17. *Stotte-anbeterin*
 18. *27. Göttrich* (*Aspilota*). 19. *Th. personatum* K. 20. *Centatoma rufipes*
 21. *Subarische Feiltheische* (*Ac. A. ruficornis* Linné). 22. *Laternenträger*
 23. *Acanthia betularia* Linné. 24. *Redwies* (*personatus* Linné). 25. *plus capis* Linné.
 26. 23. *Gemeine Schimmelfle* (*Aph. phoca spinaria* Linné). 24. *Artikel* *Ins. kien*.



1. *Gastrophysa pini* (Linn.); 2. Raupen und Cocon desselben; 3. *Nix coeruleocephala* Faltler; 6. großer Frostspanner *Geometra ciliaria* (Zinnborkenkäfer) *aphus* Linn.; a. natürl. Größe, b. stark vergrößert; 10. Letzang d. 13. Schilddrüsenspinne; a. Käfer von oben, b. von unten; 14. Getreideläufkäfer *Helminthaster*; c. d. Larven in verschiedenen Entwicklungsstadien; f. Puppe *Dolichostira* *arve* und Cocon desselben; 20. Johanniskrautwespe; f. Tent. ser. c. deren St. d. Wespe vergrößert; 21. Kirchhille (*Trypeta versis* Linn.) (*Phyllopera vastatrix* Blanchard); a. Faserwurzel des

außer durch die Nonne *solitana pactolana* Zett., die Larve durch Tortrix *e* durch die die Nadeln *laricicola* Hbn. Die Laupenfrass viel weniger. Vom Kosschwanz, ganz lahl gefressene im nächsten Jahre vollrozeptionspinner, Cae. lahl gefressene Eichen. ch die Gistigkeit seiner der Haut und Schelmu. Stari befallene hen und Bich thnlichk venischen die Last ganz n erfüllt ist. Bernich im Laubholz, sondern sterlust und durch Zerbin aber können selbst *crux viridana* L. auf *matobia brumata*, an ten und noch sehr viele In der Ordnung der ra) sind nur einige wementlich einige Blatt- zweie die Kiefernblatt. (Fig. 18 u. 19). Als je Arten der Gattung arven im Innern des

egen alle die genannten aus der Insektenwelt und Bläse nütlicher, id Säugetiere, in Gr. Bestände, namentlich n, aufmerksam Bläse chenbe Bestandestgrün- je Durchforschung und Unter Voraussetzung sich wenigstens gegen iligungsmittel mit Gr. auf eine genaue Be- reise der einzelnen gegen die Vorkenläser reie Diebsfolge, welche ind durch regelmäßiges, lres Werken von Jang- ungen zu Felde. Die t Vorkie in liegende, nete Bäume. Ehe die werden die Jangbäume glätig verbrannt. Das- enden, von Käisern be- hölgern. Den groben durch gründliche Stod- auf den Schlägen durch ind Jangloben, unter verbergen. Den kleinen is) bekämpft man durch befallener Pflanzen, die enttlich werden. Gegen icht noch kein anderes is Sammeln der Käser, lt nicht vertilgen kann. neln der auch Feld und reilich nur haben, wenn abet und gefesslich an- ng zu großer, Jahr für

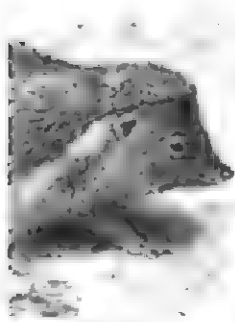
Jahr sich aneinander reißender Schläge, also Wechsel d: riefen, Vermeidung von Kulturmethoden, welche ausgedehnte Bodenloderung fordern, ist zu empfehlen. Die Raupe des großen Kiefernspinners bekämpft man erfolgreich durch Teerringe, welche man vor dem Aufbäumen der Raupen im Frühjahr nach Entfernung der biden Rindenschuppen um die Bäume anbringt. Wenig Erfolg hat dagegen das Töten der Eier und Raupen der Nonne bisher gezeigt; diese Raupen sitzen einige Zeit nach dem Auschlüpfen aus den Eiern gesellschaftlich in sog. »Spiegeln« beisammen und können dann allerdings massenhaft getödet werden. Gegen Kiefernspinner und Kiefernauke, deren Puppen im Winter unter der Rinde oder der Nadeldecke ruhen, kann man durch Sammeln nur wenig thun, erfolgreicher ist Eintrieb von Schweinen, welche diese Puppen sehr gern fressen. Der Eichenprozeptionspinner ist durch Zerstörung der Gespinnstbälle zu vertilgen. Gegen die meisten der nur merzlich schädlichen Insekten lassen sich im großen der Kosten wegen keine Gegenmaßregeln ergreifen, höchstens sind einzelne Bäume, einzelne kleinere Bestände oder Saat- und Pflanzschulen zu schützen.

Außer diesen schädlichen Insekten gibt es übrigens auch eine große Menge nützlicher, welche uns im Kampfe gegen die schädlichen unterstützen. Leider kennen wir aber keine Mittel, ihre Vermehrung zu begünstigen. Es sind dies namentlich die Schlupfwespen oder Ichneumoniden (*Ichneumonidae*). Sie legen ihre Eier in die Eier oder Larven der schädlichen Insekten, schwarzen so innerhalb ihrer Wirte, andere saugen die flüssigen Säfte der Raupen von außen auf. Die infizierten Raupen fressen noch fort wie gesunde, gelangen aber nicht mehr zur vollkommenen Entwicklung und sterben als Larven oder Puppen. Von großer Wichtigkeit für den Gartenbau sind in dieser Hinsicht *Microgaster glomeratus* und *Pimpla instigator*, welche letztere vorzugsweise im Ringelspinner und im Blauschmetterling (*Diloba coeruleocephala*) schwarz. Ähnlich wirken einige Fliegenarten, die Tachinen. Es ist ein sicheres Zeichen, daß ein größerer Insekten-, namentlich Raupenfrass bald beendet sein wird, wenn die Ichneumoniden, Tachinen und Schmarogerpilze massenhaft auftreten.

Außer den größern Werken Rabeburgs (s. d.) vgl. Rabeburg, »Die Waldverderber und ihre Feinde« (7. Aufl., herausg. von Judeich, Berl. 1876); Gehl, »Der Forstschuss« (Lpz. 1878); Benischel, »Leitfaden zur Bestimmung der schädlichen Forst- und Obstbauminsekten« (2. Aufl., Wien 1876); Altum, »Forstzoologie« (3. Abteil., 2 Bde., »Insekten«, 2. Aufl., Berl. 1881—82); Eichhoff, »Die europ. Vorkenläser« (Berl. 1881).

Das Reich der Kerfe zieht ebenso sehr an durch seinen Reichtum an Formen und durch seinen Farbenglanz als durch den Ausdruck einer nimmer ruhenden Thätigkeit und das Wunderbare der Organisation. Daher erklärt es sich, warum die Insektenkunde oder Entomologie (s. d.) von jeher so hoch in Gunst gekanden und eine größere Zahl von Bearbeitern angenommen hat als die übrigen Klassen des Tierreichs. Infolge dieser allseitigen Aufmerksamkeit hat sich das Wissen über das Verzeichnis in das Unabsehbare, während die Anatomie, Embryonalgeschichte, Physiologie und Systematik der Insekten neue Aufklärung erhalten. In Bezug auf die

INSEKTENFRESSER.



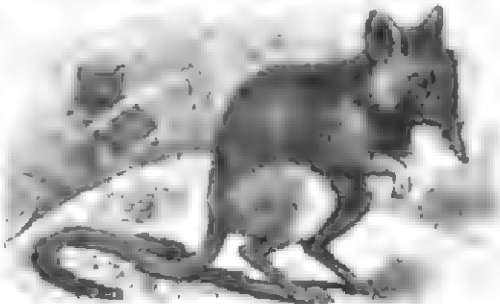
1. Fledermaus (Linn.).



2. Fledermaus (Linn.).



3. Fledermaus (Linn.).



4. Fledermaus (Linn.).



5. Schädel der Wasserspitzmaus.

6. Schädel des Mäusewurfs.

maruloscaphala
 (Fig. 6), der
 L., Taf. III,
Trypetidae
 Kug., Tafel:
 die (schwarze
 schon genannte
ventricosa),
 L., Taf. IV,
 Fliege (*Trypeta*
 L., Fig. 21),
Personia aurica-
), und von R.
 der Rastler
 Fig. 15). Nach
 über dem unter
 der Rastler
 Fig. 20), der
Phylaxera
 die Insel.
 die Rastler
 L., Tafel:
 Pflanzen

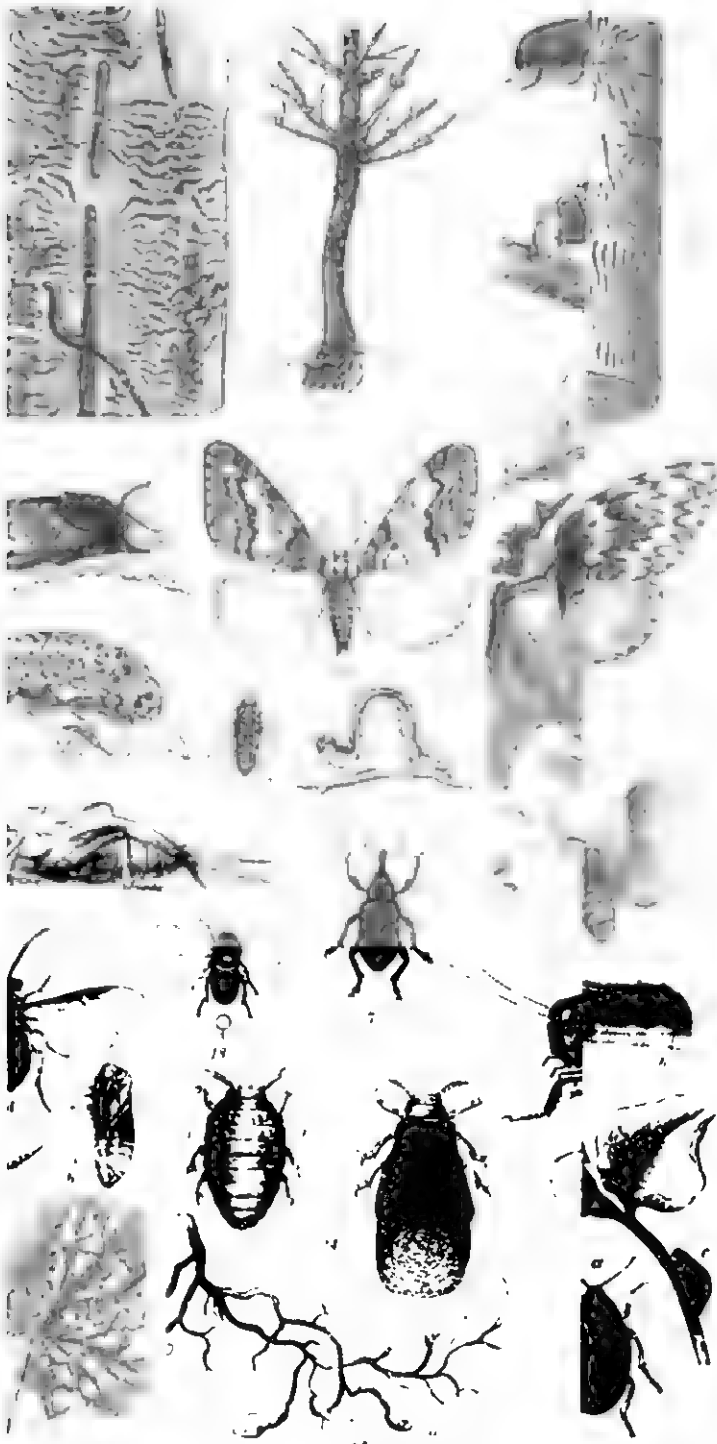
dem J. gleichfalls
 man denen als die
 zuweilen sind:
 von Jahren schwer
 schwarzen Rast-
 matten Rast-
 Rastler (*Camida*
 Rastler-Gule (*Pha-*
 L. sowie von der
 Rastler), der Rastler
 Rastler (*Scop-*
 Rastler vom
 Rastler (*Had-*
 von *pisi* L.) x.
lactuca)
 Rastler, die Rastler
 über Rastler. Die
 Rastler) wird in
 Rastler, den Rastler
 Rastler (sehr ge-
 die Getreidearten
 Rastler gefährliche
 Rastlerweise einen
 Tafel: Schäd-
 einen Blatt-
 Taf. I, Fig. 11),
 Rastler (*Agrotis*
 Rastler tritt auch
 Rastler *pygmaeus* L.,
 Rastler noch die
 Rastler (*Sag-*
 Rastler und Rastler
 Rastler (schäd-
 Rastler (*W. Fig. 30*) von
 Rastler der Rastler
 Rastler (*L., Tafel:*
 Rastler, der Rastler ein-
 Rastler (*Fig. 34*) in ein-
 Rastler. Über ganz
 Rastler J. Rastler
 Rastler.

Fig. 12), der Blauspinn (Diloba coerulescapula L., Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 5), der Apfelwidler (Carpocapsa pomona L., Taf. III, Fig. 19) genannt, von Weipen die Johannisbeerblattwespe (Tenthredo ventricosa Klug, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 20), die schwarze (Emphytus grossulariae), wie die schon genannte gelbe Stachelbeerwespe (Tenthredo ventricosa), die gemeine Wespe (Vespa vulgaris L., Taf. IV, Fig. 16), unter den Fliegen die Rirchfliege (Trypeta cerasi L., Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 21), von Geradflüglern der Ohrwurm (Forficula auricularia, Tafel: Insekten IV, Fig. 31), und von Käfern wird bisweilen besonders schädlich der Raikläfer (Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 15). Auch dem Weinstock fehlt es nicht an Verderbern unter den J.; so schadet ihm gelegentlich der Rebenstecher (Ithynchiles alni Müller, Taf. I, Fig. 20), der Traubenwidler (s. d., Conchylis ambiguaella Hubner) und vor allen die Reblaus (s. d., Phylloxera vastatrix Planchon, Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 24); in manchen Jahren bringt die Raupe des Hopfenspinners (Hepialus humuli L., Tafel: Insekten III, Fig. 7) den Hopfenpflanzungen großen Schaden.

Die Landwirtschaft zählt unter den J. gleichfalls außerordentlich zahlreiche Feinde, von denen als die wichtigsten besonders folgende hervorzuheben sind: Die Kunkelrüben werden in manchen Jahren schwer heimgesucht von den Larven des schwarzen Kunkelrüben (Silpha atrata L.) und des matten Kunkelrüben (S. opaca), vom grauen Schildläfer (Cassida nubilosa L.), den Raupen der Gamma-Gule (Plusia gamma L., Taf. III, Fig. 16), sowie von der Kunkelrübenfliege (Anthomyia conformis), der Raps vom Rapsglanzläfer (Meligethes brassicae Scopoli, Taf. I, Fig. 15), der Sommerrüben vom Rübsaatpfeifer (Scopula margaritalis Hub.), die Erbsen vom Erbsenläfer (Bruchus pisi L.) u. Die Larve der Lattichfliege (Anthomyia lactucae) zerstört die Fruchtstände des Kopfsalats, die Larve der Tinea depressella die Dolben der Möhre. Die Raupen der Ypsilon-Gule (Plusia gamma) wird in manchen Jahren dem Lein, Hanf, Raps, den Kohl-, Hülsenfrüchten und Zuckerrüben sehr gefährlich. Nicht weniger zählen die Getreidearten unter den J. in verschiedenem Grade gefährliche Feinde, in manchen Jahren merkwürdigerweise einen Lausläfer (Zabrus gibbus Fabr., Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 14), in andern einen Blattläfer (Anisoplia segetum Herbst, Taf. I, Fig. 11), häufiger die Larve des Saatschnellkäfers (Agriotus segetum L., Taf. I, Fig. 14); bisweilen tritt auch die Getreidehalmwespe (Cephus pygmaeus L., Taf. IV, Fig. 1) und in höherm Grade noch die Heuschrecke (s. d., Cerydomyia destructor Say) und verwandte Arten (C. tritici Kirby und auran-tica Wagner) als Verheerer auf. Aber ihr schädliches Wirken und das des Getreideblafenfusses (Thrips cerealium Kirby, Taf. IV, Fig. 30) ver-schwindet fast gegen die verderbliche Macht der zu-zeiten über Europa hereinbrechenden Wanderheu-schrecke (s. d., Acridium migratorium L., Tafel: Schädliche Insekten, Fig. 22), der einige ein-heimische Arten (z. B. die sibir. Feldheu-schrecke, Acridium sibiricum L., Taf. IV, Fig. 34) in ein-zelnen Jahren bisweilen gleichkommen. Aber gar-ten- und landwirtschaftlich schädliche J. schreiben besonders Bonch, Taschenberg sen. u. a. m.



1. *Vespa pegmaria* Linné. 2. Stahlblume Holzwespe, Weibchen (Sip. brans Ratzburg).
 3. *Halictus*. 4. *Ichneumon personatus* Linné. 5. Gemeine Stiehwespe (C. rostrata Linné).
 6. *Chalcid* Linné. 7. Gemeine Wegwespe (*Pompilus viaticus* Linné). 8. Ameise (*Formica*).
 9. Wespe (*Vespa vulgaris* Linné). 10. Aschgrüne Erdwespe (Ang. *Stenobothrus violacea*).
 11. Wespenbienen (*Nematus ruficornis* Linné). 12. *Phaenocarpa* Linné. 13. *Raphidia*.
 14. *Aspilota* Linné. 15. *Aspilota* Linné. 16. *Aspilota* Linné. 17. *Aspilota* Linné. 18. *Aspilota* Linné.
 19. *Aspilota* Linné. 20. *Aspilota* Linné. 21. *Aspilota* Linné. 22. *Aspilota* Linné.
 23. *Aspilota* Linné. 24. *Aspilota* Linné. 25. *Aspilota* Linné. 26. *Aspilota* Linné.
 27. *Aspilota* Linné. 28. *Aspilota* Linné. 29. *Aspilota* Linné. 30. *Aspilota* Linné.
 31. *Aspilota* Linné. 32. *Aspilota* Linné. 33. *Aspilota* Linné. 34. *Aspilota* Linné.
 35. *Aspilota* Linné. 36. *Aspilota* Linné. 37. *Aspilota* Linné. 38. *Aspilota* Linné.
 39. *Aspilota* Linné. 40. *Aspilota* Linné. 41. *Aspilota* Linné. 42. *Aspilota* Linné.
 43. Gemeine Schaumwabe (*Aphrophora spumaria* Linné). 44. *Aspilota* Linné.



1. *Tristopha pini* Lane; 2. Raupen und Cocon desselben. 3. *Nia coenolea* e. und Falter. 4. großer Frostspanner *Geometra defoliaria* (Zett.) (Krank der *Pinus* Lane), a natürl. Größe; b stark vergrößert; 10. Larve d. 11. *Schidosa* Lane, a Kater von oben, b von unten. 14. *Tetradelaufk. decumbens* r. e d e Larven in verschiedenen Entwicklungsperioden. f Puppe d. *Phyllorhynchus* v. und Cocon desselben. 20. Johannisbeerblattwespe (Tentert), c deren d. Wespe vergrößert. 21. Kirschfliege (*Trypeta cerasi* Lane) (Phylloxera *vastatrix* Maschke); a Faserwurzel des

me
17.
rix
ein
Die
iger
an,
sene
voll-
no-
hem
einer
leim-
leue
lichst
ganz
nich-
ndern
o Zer-
selbst
.. auf
a, an
r viele
ng der
ge we-
Blatt-
ndblatt.
.. Als
attung
rn des

annten
tenwelt
licher,
in Gr-
mentlich
n Pflege
vergrün-
ng und
sehung
2 gegen
mit Gr-
aue Be-
einzelnen
rtelnläfer
e, welche
mähtiges,
on Jang-
de. Die
liegende,
Che die
angebäume
mit. Das
Häern be-
en großen
liche Stach-
agen durch
ben, unter
den kleinen
man durch
flanzen, die
den. Gegen
ein ander-
n der Käfer,
tügen kann.
ich Feld und
haben, wenn
gesellig an-
er, Jahr für

saßt sich aneinander reißender Schläge, also Wech-
sel derselben, Vermeidung von Kulturmethoden,
welche ausgebreitete Bodenlockerung fordern, ist zu
empfehlen. Die Raupe des großen Eichen spinners
bekämpft man erfolgreich durch Leerringe, welche
man vor dem Aufbäumen der Raupen im Früh-
jahr nach Entfernung der biden Rindenschuppen
um die Bäume anbringt. Wenig Erfolg hat da-
gegen das Töten der Eier und Raupen der Kanne
bisher gezeigt; diese Raupen sitzen einige Zeit nach
dem Auskriechen aus den Eiern gesellschaftlich in
sog. «Spiegeln» beisammen und können dann aller-
dings massenhaft getötet werden. Gegen Eichen-
spinner und Kieferzucule, deren Puppen im Winter
unter der Rinde ober der Nadelrinne ruhen, kann
man durch Sammeln nur wenig thun, erfolgreicher
ist Eintrieb von Schweinen, welche diese Puppen
sehr gern fressen. Der Eichenprojekionsspinner
ist durch Zerstörung der Gespinnstbälle zu vertilgen.
Gegen die meisten der nur merklich schädlichen In-
sekten lassen sich im großen der Kosten wegen keine
Gegenmaßregeln ergreifen, höchstens Anb einzelne
Bäume, einzelne kleinere Bestände oder Saat- und
Pflanzschulen zu schützen.

Außer diesen schädlichen Insekten gibt es übr-
gens auch eine große Menge nützlicher, welche
uns im Kampfe gegen die schädlichen unterstützen.
Leider kennen wir aber keine Mittel, ihre Vermeh-
rung zu begünstigen. Es sind dies namentlich die
Schlafwespen oder Ichneumoniden (Ichneumoni-
dae). Sie legen ihre Eier in die Eier oder Larven
der schädlichen Insekten, schmarzen so innerhalb
ihrer Wirte, andere saugen die flüssigen Säfte der
Raupen von außen auf. Die infizierten Raupen
fressen noch fort wie gesunde, gelangen aber nicht
mehr zur vollkommenen Entwicklung und sterben
als Larven oder Puppen. Von großer Wichtig-
keit für den Gartenbau sind in dieser Hinsicht Micro-
gaster glomeratus und Pimpla instigator, welche
letztere vorzugsweise im Ringelspinner und im Blau-
lopf (Diloba coeruleocephala) schmarozt. Ähn-
lich wirken einige Fliegenarten, die Tachinen. Es
ist ein fester Glauben, daß ein größerer Insekten-
namentlich Raupenfraß bald beendet sein wird,
wenn die Ichneumoniden, Tachinen und Schmarozer-
pule massenhaft auftreten.

Außer den größern Werken Knebel's (s. d.) vgl.
Knebel, «Die Waldoberdecker und ihre Feinde»
(7. Aufl., herausg. von Juchacz, Berl. 1876); Sch-
«Der Forstschutz» (Vp. 1878); Hensel, «Leitfaden
zur Bestimmung der schädlichen Forst- und Obst-
bauminsekten» (2. Aufl., Wien 1876); Altum,
«Forstzoologie» (3. Abteil., 2 Bde., «Insekten»,
2. Aufl., Berl. 1881—82); Giesb., «Die europ.
Forstläufer» (Berl. 1881).

Das Reich der Kerfe zieht ebenso sehr an durch sei-
nen Reichtum an Formen und durch seinen Farben-
glanz als durch den Ausdruck einer nimmer rastenden
Thätigkeit und das Wunderbare der Organisation.
Daher erklärt es sich, warum die Insektenkunde
oder Entomologie (s. d.) von jeher so hoch in Gunst
standen und eine größere Zahl von Bearbeitern
aufzuweisen hat, als die meisten Klassen des Tier-
reichs zusammenzunehmen. Infolge dieser all-
seitigen Aufmerksamkeit hat sich das Reich der Kerfe
160000 Arten verzeichnen lassen, das Un-
übersehbare, während die Insektenkunde, Entomologie,
zoologie, Zoologie und Systematik der 3. Ab-
teilung der Wissenschaften zugehört. In Bezug auf die

EN FRESSER.



11. Tanrek (*Centetes caudatus Illiger*).



12. Macrotis leucogaster (Hottentot Rat) (*Macrotis leucogaster Smith*).



1. Tana (*Cladobates tana Wagner*).



2. Lemniscus (*Lemniscus vulgaris Linné*).



3. Schädel der Wasserschnecke.



4. Schädel des Maulwurfs.

Zu Artikel: Insektenkunde.

ilen
ten
ge-
lor,
den
nfen
Ta-
dos,
das
. d.,
ten,
i. d.,
Bies:
ara,
3. 88,
und
, Floß

ristian
, Bur-
Litte:
5. 198.
bung.
leisch-

kleinere
angem,
kleinen,
jähnen,
inein-
:, deren
en, und
ubtieren
Bildung
Mutter:
e Einzel-
en Raga-
benden
pismäule
von Pal-
tenfrei-
rimaceus
Rauwurfs
in Afrika
des, j. B.
d., Pola-
dagastar,
ocandatus
ysochlois
von allen
n durch die
den Lana,
ben haupt-
arunter die
sorex, sin-
n an die J.
affen gestell-
nerthürige
ten, Beutel-
ähnlich wie
Beuteltiere
rennend und
e eine Haut-
i zwei Arten
von Pallas,
ta, Sumatra
ppinen.
n als Mittel
ben, Banyen

und andern der Insektenwelt angehörigen Parasiten angewendetes Pulver, welches aus den Scheidenblüthen einiger in Kautasien wild wachsenden Arten der Kompositengattung *Pyrothrum*, namentlich des *P. carneum* und *roseum*, besteht. Beide Arten sind perennierende Kräuter mit fiederteiligen Blättern und einzelnen endständigen Blütenköpfchen von der Größe derjenigen unserer gemeinen Bucher- oder Raseblume (*Chrysanthemum Leucanthemum*), deren Blüten und Samen in Dalmatien auch in großer Menge zu J. verarbeitet werden. Die Strahlblüten sind blaß- oder rosenrot, die kleinen Scheidenblüten gelb. Das daraus bereitete Pulver kommt höchst selten rein zu uns, indem es meist schon im Vaterlande der genannten Pflanzen mit den Scheidenblüthen anderer Kompositen, namentlich von Kamillenarten vermischt wird. Obwohl diese Pflanzen bei uns im Freien ausbleiben, so würde sich ihr Anbau doch nicht verlohnen, da in unserm Klima die Scheidenblüthen nicht den insektenvertreibenden, noch unbekannten Stoff in der erforderlichen Menge zu entwickeln scheinen. Man findet sie jetzt in unsern Gärten bisweilen als Zierpflanzen. Das erste Exporthaus für das J. wurde bereits 1842 zu Tiflis gegründet, die Hauptfabrikation jedoch 1864 nach Wien verlegt.

Insektivören, s. Insectivöra.

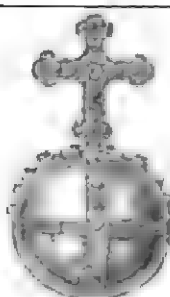
Insel (lat. *insula*, frz. *île*, engl. *island*, span. *isla*, portug. *ilha*, dän. und schwed. *ö* oder *holm*, fries. *ogo*, isländ. *ey* oder *holmi*, russ. *ostrow*, arab. *dschealreh*) nennt man gewöhnlich kleinere, rings von Wasser umflossene, zusammenhängende Teile der festen Erdoberfläche. Aber auch die Kontinente sind rings von Wasser umgeben und der bloß quantitative Unterschied reicht daher zur Begriffsbestimmung nicht aus: Grönland, Neuguinea, Borneo, Sumatra, Madagastar heißen J., wie das kleine St. Helena oder Helgoland; dagegen gilt Australien (Neuholland) als Kontinent. Der Unterschied ist vielmehr ein qualitativer. Von Meer umgebene Länder heißen dann J., wenn sie nicht, wie ein Kontinent oder ein Erdteil (s. d.), durch eine Gesamtheit physischer Bestimmungen in sich abgeschlossene Teile der festen Erdoberfläche bilden (d. h. wenn bei ihnen keine der charakteristischen Formen des Festlandes, nämlich Gebirgsgezüge, erochr. und hydrogr., klimatolog., botan., zoolog. und ethnogr. Verhältnisse u. s. w., den scharf ausgeprägten Stempel der Selbstständigkeit, das Gepräge der Individualität, trägt), sondern wenn sie in dieser Beziehung von andern Formgesamtheiten beherrscht erscheinen. So heißt Madagastar dem beherrschenden afrik. Hochlande gegenüber eine J., dagegen Australien, in der Mitte und gegenüber der südind. und Südsee-Inselwelt, ein Kontinent.

Kleine J. pflegt man auch Eilande und die von zwei Armen eines Flusses gebildeten Werder oder Wörth zu nennen. Eine Anzahl nahe beisammen liegender J. heißt eine Inselgruppe oder Archipel, und eine in gerader Linie nacheinander fortlaufende Reihe derselben eine Inselkette. Ein vom Meer umflossenes, von einer Seite mit dem Festlande zusammenhängendes Land nennt man eine Halbinsel (s. d.). Was die Entstehung der J. betrifft, so unterscheidet die neuere Geologie seit Leopold von Buch zwei ihrem Charakter nach wesentlich verschiedene Arten. Die einen, welche langgestreckt und schmal erscheinen und an den gegenüberliegenden Enden meist in Spitzen auslaufen,

IGNIEN.



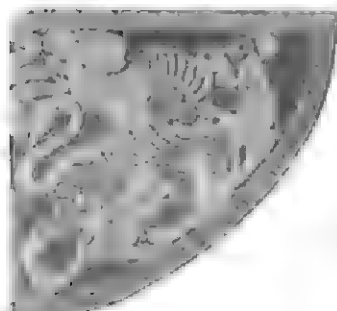
Costume par Natoire au Vallem (Dijon)



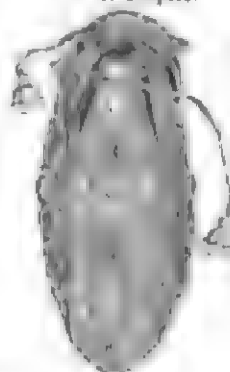
2. Crozier.



6. Scepter.



5. Mitre.



7. Sandale.



8. Mitre.



9. Sandale.

L. Art. et. Inst. n. 10

J.
jaßt
der
enso
gors
s J.
chleit
r den
brei-
it und
m Be-
(f. d.).
u Rel-
albern.
hmadt,
schrist;

directes
Sonnen-
r Sonne
; ins:
ch einige

a die Be-
e. Die J.
e und an-
r Erde ge-
i, von wel-
r Erdober-
olog. Pro-
ines Ortes
s Studium
sich mittels
Altimeter
Weise wer-
strument Be-
illet (Hörbe-
Erosa, Wa-
ewart, Hra,
bnet worden
nimt man die
Strahlung der
er zur Ermitt-
r Anzahl von
e 1 qm Fläche
zenstrahlen an
r Erde in einer
s Betrags der
nosphäre absor-

J. dienen auch
m um thermo-
lustleren Glas-
: Maximumtem-
s abgezogen von

von Campbell erfundene und von Stoles verbesserte
Sonnenchein-Autographen (Fig. 2) zur
Messung der Dauer der J. Der Apparat besteht
aus wesentlich aus einer kugelförmigen Glaslinse
mit schalenförmig gebogenem Brett, in welches
vermöge kräftiger J. ein Loch gebrannt wird.



Fig. 2.

Je senkrechter die Sonnenstrahlen den Erdboden
treffen, desto kräftiger erfolgt die J. Dieselbe ist
daher im Sommer und zur Mittagszeit am größ-
ten. Nach Biotte beträgt die oben definierte Son-
nenkonstante 2,5 Calorien, von welchen je nach den
Verhältnissen des Sonnenstandes, des Dunstgehal-
tes u. dgl. m. 25—50 Proz. in der Atmosphäre ab-
sorbiert werden. Die verschiedenen Strahlen des
Sonnenpektrums werden nicht in gleichem Maße
von der Atmosphäre absorbiert, sondern je höher
der Sonnenstand, desto mehr werden von den nach
dem violetten Ende hin liegenden Strahlen, ver-
glichen mit den Farben gegen das Rot hin, absor-
biert. Es findet also in Bezug auf die verschiedenen
farbigen Strahlen eine auswahlende oder «selektive
Absorption» statt. Wegen Düntheit der Luft in
den obern Regionen ist daselbst ihre Erwärmung
durch Absorption gering, dagegen wird die direkte
J. mächtig empfunden. In den untern Luftschich-
ten mächt zwar die Absorption mit der Dichte der
Luft, indessen erwärmen sich doch die untern Schich-
ten vorzugsweise infolge der dunkeln Wärmestrah-
len, welche der Erdboden reflektiert, nachdem er die
Sonnenstrahlen absorbiert hat. Hierbei wirkt der
Wasserdampf der Luft unterstützend mit, indem er
die dunkeln Wärmestrahlen nicht durchläßt, sondern
dieselben teils absorbiert, teils reflektiert. Letzteres
auch dann, wenn der Wassergehalt der Luft in Form
von Nebel und Wolken vorhanden ist.

Insolens (lat.), ungebührlich, un-
verschämt, frech; **Insolenz**, Unver-
schämtheit u. s. w.

In solidum, f. Solidarisch.

Insolubel (lat.), unlöslich.

Insolvenz (lat., v. i. Zahlungs-
unfähigkeit), f. Bankrott.

Insozial (lat.), unvereinerbar,
unverträglich, ungesellig.

In spe (lat.), in (der) Hoffnung, zukünftig.

In spole (lat.), insonderheit, im Einzelnen,
auch in klingender Plürie.

Inspectio (lat.), Besichtigung, Untersuchung;
L. legalis, gerichtliche Untersuchung, namentlich



Fig. 1.

, möglichst gleichen
tauter Regel, wel-
änden im Schatten
der J. für den Tag
Zeit hat man auch

lehre
tigern
s eine
robie
Sibt
ch eine
e Mög-
nit das
Schran-
eologie
die re-
leibende
isch re-
chlichen
Religion
en bibli-
eschicht-
ritament
vollends
religiöse
efek und
Zusam-
enen Er-

rierte.
bauchen,
(f. d.) in
issen aus-
teten sich
durch die
wandten
h Deutsch-
rin rasch
annen da-
au. Ihre
n bildeten
ngebungen
mten. Im
Kirche im
ren äußere
it und die
e Welterau-
us Schwab-
r (1665—
Lüdingen
iedrich Rod-
hoffattier
hmann von
u bei Berle-
sch zu Bär-
24 Regeln
Wandels»,
in benach-
inden. Al-
viele waren
onien über-
nbultern an,
sein. Erst
r Schneider
worauf um
en im Eliaß,
eder heroor-
g wanderten
aus, wo sie
ide, in teil-
onie begrün-
den sie Nie-

berlassungen begründet. Vgl. R. Göbel, «Geschichte der wahren Inspirationsgemeinden» (in der «Zeitschrift für histor. Theologie», 1854—57).

In spiritualibus (lat.), in geistlichen Angelegenheiten. [davon Inspektion (f. d.).]

Inspektion (lat.), besichtigen, beaufsichtigen;

Instauration (mittelalt.) nennt man die Einweisung in ein Amt, besonders in ein geistliches, und zwar an dem Orte, wo der Verursache seine Wirksamkeit äußern soll.

Instanz (lat.), Vorgesetzter, Anseher.

Instanz (lat., von instans, bei etwas bestehen, eine Sache verfolgen) bezeichnet die Gerichte in ihrer stufenweisen Über- und Unterordnung. (S. Gericht, Gerichtsbarkeit.) Absolutio ab instantia, «Entbindung von der I.», Endigung des Prozesses ohne ein entscheidendes Urteil in der Sache selbst. (S. Urteil.)

In statu quo (lat.), in dem Zustand, in welchem (sich etwas befindet), im gegenwärtigen Zustande.

Instaurieren (lat.), wieder in Stand setzen, wieder aufrichten, erneuern; davon: Instaura-tion.

Inster, ein rechter Nebenfluß des Pregel in Ostpreußen, Regierungsbezirk Gumbinnen, der durch seinen Zusammenfluß mit der Pissa und der Angerapp den Pregel entstehen läßt.

Insterburg, Kreisstadt und Garnisonsort im ostpreuß. Regierungsbezirk Gumbinnen, 90 km östlich von Königsberg, an der Angerapp und Inster, welche sich hier zum schiffbaren Pregel vereinigen, freundlich gelegen, Station der Linien J.-Memel-Königsberg-Gydluhnen, J. Eyd, Thorn J. der Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Land- und Amtsgerichts, eines Landratsamts, einer Handelskammer und einer Reichsbankkommandite, hat ein Schloß, zwei evang. Kirchen, ein Gymnasium mit Realgymnasium, eine höhere Mädchenschule, eine Fortbildungsschule, eine Provinzialstrafanstalt, ein bedeutendes Landguth, eine landwirtschaftliche Versuchstation und zählt (1880) 18745 meist prot. G. J. treibt bedeutenden Handel mit Getreide, Flachs u. dgl. Zahlreiche Genossenschaften, darunter der Vorschussverein mit einem Umsatz von nahezu 30 Mill. Mark, unterhalten ein reges gewerbliches Leben. — J. ist als Schloß vom Deutschen Orden erbaut worden, war eine Komturei und wurde 1317 in eine Pflanzung verwandelt. Nachdem 1525 die Pflanzung aufgehoben und J. der Sitz eines Amtes geworden war, wurde der Ort 1583 zur Stadt erhoben.

Der Kreis Insterburg zählt 1200 qkm mit (1880) 71349 meist prot. G.

Instigieren (lat.), anreizen, anstiften, aufbeizen; instigante diabolo, auf Anreizung des Teufels; Instigation, Anreizung u. f. w.

Instillation (lat.) oder Einträufelung, in der Medizin die tropfenförmige Anwendung von Flüssigkeiten auf kranke Körperstellen, ist namentlich bei Krankheiten der Augen und des Gehörorgans üblich und wird meist vermittelt besonderer Vorrichtungen (Glasstäbchen, Tropenzähler u. dgl.) ausgeführt.

Instinkt (lat.) oder Naturtrieb nennt man bei tierischen Wesen jeden bewußtlosen und unwillkürlichen Antrieb ihrer Thätigkeit. Er äußert sich teils im Begehren oder Vermeiden, teils im Schaffen oder Zerstören u. dgl. Der I. ist meist angeboren, da er sich oft sogleich mit dem Dasein eines

Académie
et belles-
lémie des
Dt. 1832
die mora-
Académie
eine fünfte
ern wieder-

welche noch
ist und aus-
nung, die
die Schwie-
en Charakter
zu erhalten.
daher in De-
tit, Rhetorik
ichen Bemer-
zel der franz.
r Mustersch-
onders für die
es bei lingui-
stik vertritt.
ptions et
der alten seit
verfälscht, die
schriften zu er-
idung XIV. zu
missionen vier
o, und hief La
wurde bald die
orzugsweise mit
schaft, mit dem
r Sprachen des
genlandes und
e mit der Grün-
de die Geschichte,
den von ihr her-
den «Mémoires»
: «Collection de
its de la biblio-
èques publiques
inern der Kongre-
e «Histoire litté-
ht aus 40 ordent-
Membres libres),
Recht haben, sich
und 60 Korrespon-
denzie, hat sie keine

aces zerfällt in 11
l, Astronomie, Geo-
ine Physik, Chemie,
nie, Anatomie und
rythe mit zusammen-
gliedern, 2 immen-
gliedern), 8 fremden
n. Sie ist die Fort-
fett 1666 gestiftet
st. Sie gibt heraus:
en, 2) die Sammlung
mlung der von ver-
ten Memoires.
aux-arts erst die
ste, 1666 publicirte,
richtete Académie de
wie die von demselben
e Académie d'archi-
tutionen mit 40 ordent-

lichen, ferner 10 freien Mitgliedern, 1 Secrétaire
perpétuel (51) und 10 Associés étrangers, sowie
aus einer unbestimmten Zahl von Korrespondenten.
Ihr liegt es besonders ob, die Aufgaben zu stellen,
die Programme abzufassen und als Schiedsrichter
aufzutreten für die jährlichen Prix de Rome in der
Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Kupferstecherei
und musikalischen Komposition; die ersten Preis-
träger werden Jünglinge der franz. Académie de
Rome. Sie gibt unter andern das «Dictionnaire
général des beaux-arts» heraus.

Die Académie des sciences morales et
politiques zählt laut Dekret vom 15. April 1855
40 ordentliche, 6 freie Mitglieder, 1 Secrétaire per-
pétuel (47 Mitglieder), 6 auswärtige und 45 Korre-
spondenten und zerfällt in 6 Sectionen: Philo-
sophie; Moral; Gesetzgebung, Staatsrecht und
Jurisprudenz; Nationalökonomie und Statistik; all-
gemeine Geschichte und Geschichtsphilosophie; Po-
litik, Administration und Finanzen.

Es gibt somit 266 franz. und 22 fremde Mitglie-
der des Institut de France. Jede dieser fünf Aka-
demien bildet eine Körperschaft für sich; eine jede
hat ihre wöchentliche und ihre Jahresitzung, jede
einen oder auch zwei ständige Sekretäre. Doch bil-
det der Komplex wiederum eine besondere Korpo-
ration, deren Interessen durch bestimmte, aus den
fünf Akademien gebildete Kommissionen überwacht
werden. Das Institut de France hat vier trime-
strielle und eine feierliche Jahresitzung am 25. Okt.
Die ordentlichen Mitglieder erhalten 1200 Frs.
Jahrespension und Prämiengebelde, die freien Mit-
glieder nur die letztern; sie tragen bei feierlicher
Gelegenheit eine Uniform (schwarz mit grüner
Stiderei), zu deren Anlegung auch die auswärtigen
Mitglieder befugt sind.

Institutionen (lat., d. i. Belehrungen, Erörte-
rungen, dann Einrichtungen) nennt man vorzugs-
weise einen Teil des Corpus juris (s. d.), welcher
eine encyclopädische Übersicht des Römischen
Rechts (s. d.) enthält und, obgleich zunächst zur Ein-
leitung in das Rechtsstudium bestimmt, Geseh-
kraft hat. Die J. wurden unter Justinian im J.
528 durch die Gesetzgebungskommission mit Be-
nennung des gleichnamigen Lehrbuchs des Gaius
(s. d.) ausgearbeitet.

Im kirchenrechtlichen Sinne ist Institu-
tion die Übertragung eines kirchlichen Amtes durch
den geistlichen Obern, falls sein der Regel nach
freies Verleihungsrecht beschränkt ist. Institutio
collativa nennt man speziell die Verleihung eines
dem Patronatrecht unterworfenen Beneficiums, in-
stitutio canonica die des Papstes bei Ämtern, für
welche Landesherren ernennen. Die J. gibt ein
Recht auf das Amt, die mit demselben verbundenen
Bezugnisse und den Besitz desselben. Der letztere
wird indessen erst erworben durch Einweisung, für
welche gleichfalls die Bezeichnung institutio (cor-
poralis) üblich ist. [weisen, vorschreiben.

Instruieren (ital.), den Weg, die Route an-
Instruktion (lat.) ist soviel als Belehrung,
Unterricht, Anweisung; dann bezeichnet es aber
auch die Verhaltensvorschriften, die dem Bevoll-
mächtigten von den Vorgesetzten gegeben werden.
Instruktor bezeichnet einen Lehrer, vornehmlich
bei einem Prinzen, zum Unterschied von den eigent-
lichen Erziehern desselben.

Instruktion. Nach der preuß. Prozeßordnung
von 1781 und der darauf beruhenden Allgemeinen

Ratt, welcher bei der Aufführung sorgfältig bewahrt werden muß. Die *J.* findet man in sämtlichen Lehrbüchern der Komposition behandelt. Vom rein modernen Standpunkte schrieb Berlioz seine „*Traité d'instrumentation*“ (Par. 1844). Vgl. Gahner, „*Partiturenkenntnis*“ (2. Aufl., 2 Bde., Karlsr. 1842—43); Brout, „*Elementar-Lehrbuch der J.*“ (deutsch von Bachur, Lpz. 1879).

Instrumenteugen, f. Instrument (juristisch).

Insubordination (neulat.), Ungehorsam gegen den Vorgesetzten, namentlich Verletzung der Pflichten der militärischen Unterordnung. (S. unter Subordination.)

Insubrer, das bedeutendste der keltischen Völker, die seit dem 6. Jahrh. v. Chr. von dem transalpinischen Gallien aus die Alpen überschritten und die Etrusker aus dem transpadanischen Niederlande verdrängte. Die *J.* hielten sich zwischen den Flüssen Tessin und Oglio an; ihr Hauptort wurde Mediolanum (Mailand). Mit den Römern begannen ihre Zusammenstöße, als sie 226 und 225 v. Chr. die Völker bei deren Angriff auf Etrurien unterstützt hatten, und nun jene im J. 224 nach Eroberung des boiischen Gebiets den Po erreichten. Der Kampf, den im J. 223 Gaius Flaminius gegen die *J.* eröffnete, wurde 222 durch M. Claudius Marcellus und Gnaeus Cornelius Scipio, welcher letztere Mediolanum eroberte, zu Gunsten der Römer entschieden. Der Ausbruch des zweiten Punischen Kriegs und (218) Hannibals Ankunft in Oberitalien riß die *J.* noch einmal zum Aufstand gegen Rom fort. Erst nach längern neuen Kämpfen, die 199 v. Chr. begannen, fügten sich die *J.* seit 196 v. Chr. bleibend unter die röm. Suprematie.

In suco et sanguinem vertere (lat.), in Saft und Blut umwandeln, ganz in sich aufnehmen, sich zu eigen machen.

Insuflere, in der Medizin die Schluckunfähigkeit der Verklappern. (S. unter Herzfehler.)

Insuflation (lat.), in der Medizin das Einblasen pulverförmiger Heilmittel in gewisse Körperhöhlen (Rehlkopf, Nasenhöhle u. a.).

Insuflationsystem, f. unter Ventilation.

Insula (lat., Insel), im alten Rom Bezeichnung für ein Haus ohne Vorhof und Nebengebäude oder für mehrere derartige Häuser, sofern sie einem Besitzer gehörten; die *I.* wurde im Gegensatz zur domus, dem herrschaftlichen Hause, entweder im ganzen oder stückweise an minder bemittelte Leute vermietet. Die Aussicht aber eine *I.* führte ein Sklave, der Insularius, welcher auch das Mietgeld einlieferte.

Insuflieren (lat.), gröblich beleidigen, beschimpfen, verhöhnen; Insult, Insultation, beleidigender Angriff, Hohn, Beschimpfung.

In summa (lat.), im Ganzen, zusammengekommen, mit einem Wort.

Insuperstieren (lat.), in Masse sich gegen eine herrschende Macht erheben, auch transitiv: zum Aufstand reizen; Insurgent, Aufständischer; früher auch ein Mitglied der ungar. Landmiliz. (S. unter Insurrektion.)

Insurrektion oder Aufstand ist eine Volkserhebung, welche die Beseitigung einer bisher bestehenden Regierung oder Verfassung bezweckt. Durch diese politische und vom Standpunkt des Strafrechts aus hochverräterische Tendenz unterscheidet sich die *J.* von einem Aufsturz, d. h. einer tu-

multuarischen Widerseßlichkeit gegen Anordnungen oder Handlungen der Obrigkeit, und von einem bloßen Aufsturz, d. h. einer öffentlichen Zusammenrottung. — In Ungarn hieß bis zu den Ereignissen von 1848 *J.* das allgemeine Aufgebot des Reichsabels zur Verteidigung der Grenzen, was bei dringenden Gefahren vom König ausging, wo dann jeder Adelige verbunden war, in Person bewaffnet im Felde zu erscheinen, wie z. B. 1809 bei Raab gegen Eugene Deaubarnais.

In suspensio (lat.), schwebend, unentschieden, im Ungewissen, in Zweifel.

Intabulation (neulat.), Einfassung mit Tafelwerk, Bertafelung; auch Eintragung in die „*Tabelle*“, namentlich des Hypothekenbuchs.

Intaglio, f. unter Gemme.

Intakt (lat.), unberührt, unversehrt, frisch.

Intaphernes (altper. Vindafrana) war einer der sechs Verfer, die mit Darius vereint den falschen Smerdis, den Magier Gaumata töteten. *J.* soll, nach Herodot, im Kampfe mit dem Usurpator ein Auge verloren haben. Nach desselben Geschichtschreibers Angabe soll er auch bald nach Darius' Thronbesteigung mit fast allen seinen Söhnen und Hausgenossen getötet worden sein, weil er mit Gewalt in den Palast habe bringen wollen, wobei er den ihm widerstehenden Wächtern Hals und Ohren abgehauen habe. Der Gattin sei auf ihr Knie das Leben eines von ihr zu wählenden Verwandten zugestanden worden; sie habe ihren Bruder bezeichnet, weil sie diesen nach dem Tode ihrer Eltern nicht erkenne, dagegen später mit einem andern Gatten andere Kinder haben könne. Der König habe aus großer Gnade noch den ältesten Sohn freigegeben, die andern aber töten lassen. Dieselbe Sage findet sich auch anderwärts im Orient verbreitet. Die Inschrift von Bisutum bestätigt glänzend Herodots Angabe insofern, als sie unter den sechs Verschworenen wirklich den *J.*, Sohn des Hoxspares (Hoxaspāra) nennt; sie empfiehlt aber *J.*, wie seine Genossen und deren Familien, dem Wohlwollen der Nachfolger des Königs. Da der Text mindestens zehn Jahre nach Darius' Thronbesteigung verfaßt ist, *J.* also noch lange nachher gelebt hat, mag die von Herodot erzählte Geschichte auf einer Sage beruhen.

Intarsia (Intarsiatür, ital.), Bezeichnung für die künstlerische Einlage von Holz in Holz, im Unterschied von Mosaik als Zusammensetzung von Steinen, sowie im Unterschied von Tauschierarbeit als der Einlage eines Metalls in ein anderes. Man leiste ein helleres Holz in ein dunkleres, oder umgekehrt, färbte auch später die Holzer. Die Arbeit war in früherer Zeit vorzugsweise italienisch, und zwar fällt die Blüte in das 15. Jahrh. in die Zeit der Frührenaissance. Aus dieser Epoche sind noch viele und schöne *J.* erhalten, namentlich in den Kirchen an den Chorstühlen, so z. B. im Chor der Kirche Santa Maria Novella in Florenz. Diese Beispiele sind meistent ornamental gehalten. Als aber die Kunst in das 16. Jahrh. überging, erweiterte sie sich nach Gegenstand und Anwendung. Sie bediente nun Möbelstücke, insbesondere Kabinettflächen mit bildlicher Darstellung, mit Architekturen, Landschaften und auch Figuren. Es wurde sie am Ende des 16. und im 17. Jahrh. alsdann auch in Augsburg, Nürnberg, am Rhein und in Holland geübt, und als sich unter Ludwig XIV. die franz. Kunstindustrie erhob, fand sie in Paris als

Marqueterie einen blühenden Sig, den sie im ganzen 18. Jahrh. behauptete. Selbst in den Empirestil ging sie hinüber und hat in den letzten Jahrzehnten unter dem zweiten Kaiserreich erneuerten Aufschwung genommen. Die speijisch franz. Phantasie- und Luxusmöbel im Stil Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. haben diesen Schmuck vor andern bevorzugt. Neuerdings werden Intarsien oder Marqueterienarbeiten, sowohl für Möbel als auch für Lambris (Tafelwerk einer Wand), auch in England mit großer Feinheit und Vollendung verfertigt, während die deutsche Kunstindustrie statt dessen die geschnitzte Arbeit begünstigt.

Intarsiatür, f. Intarsia.

Integr vitae soterisque purus (lat.), »Der im Lebenswandel Unbelästigte und von Schuld Reine, Citat aus Horaz' »Oden« (I, 22, 1).

Integral (neulat.), ein Ganzes ausmachend, für sich bestehend, als Substantiv eine Art holländ. Staatspapiere, als integrierende Teile der Staats-schuld.

Integralrechnung heißt derjenige Teil der Infinitesimalrechnung oder höhern Analysis, welcher aus einer gegebenen Gleichung zwischen den Differentialen zweier oder mehrerer veränderlicher Größen eine Gleichung zwischen diesen Größen selbst auffinden lehrt. Das Integral eines gegebenen Differentials ist diejenige Funktion einer oder mehrerer veränderlicher Größen, durch deren Differentiation jenes Differential entsteht; es wird durch das dem Differential vorgesetzte Zeichen \int bezeichnet, z. B. $\int x^2 dx = \frac{1}{3}x^3 + y$, wenn y von x nicht abhängt, so daß besondere Werten y (der Integration konstante) partiellare Integrale des gegebenen Differentials entsprechen. Von besonderer Wichtigkeit ist das bestimmte Integral einer gegebenen Differentialformel, welches abhängt von der Unter- und Obergrenze und von den Konstanten (Parametern) der Formel, und deshalb die Quellen der transcendenten Funktionen erschließt. Die zu integrierenden Differentialgleichungen betreffen entweder Differentiale oder partielle Differentialquotienten erster oder höherer Ordnung. Die I. wurde, wie die Differentialrechnung, zuerst um 1666 in England von Newton und nicht lange nachher in Deutschland von Leibniz, dem die Schöpfungen Newtons nicht unbelaunt geblieben waren, erfunden und seitdem insbesondere durch Bernoulli, Euler, d'Alembert, Lagrange, Gauß, Abel, Jacobi, Cauchy u. a. außerordentlich ausgebildet und bereichert. Vgl. Lacroix, »Lehrbuch der Differential- und Integralrechnung« (aus dem Französischen von Wittenstein, 4. Aufl., 2 Bde., Hannov. 1875); Harnack, »Die Elemente der Differential- und Integralrechnung« (Epp. 1881); Vascz, »Einführung in die Differential- und Integralrechnung« (Epp. 1882).

Integrieren (lat.), etwas als wesentlichen Teil zu einem Ganzen fügen, in der Mathematik: das Integral zu einem Differential bestimmen, auch allgemein: die Integralrechnung anwenden; integrierend (integrant), zum Ganzen gehörig und notwendig, es mit zusammenlegend und bildend.

Integrität (lat., integritas), Zustand der »Vangheit und Vollständigkeit, Unversehrtheit, Unverdorbenheit; in der Theologie eine dogmatische Eigenschaft der Bibel, wonach sie durch spätere Hände weder vermässelt, noch verfälscht, noch durch Zufall verkürzt oder alteriert worden sein soll.

Integumentum (Gehülle) nennt man in der Botanik die Hüllen, welche in der Samenfnoipe den Eilern oder Nucleus umgeben. Sie sind entweder einfach oder doppelt vorhanden; in letzterm Falle unterscheidet man ein äußeres und ein inneres I. Die I. schließen am Scheitel des Eilerns nicht dicht zusammen, sondern lassen einen engen Kanal frei, die sog. Mikropyle oder den Keimmund, durch den der Pollenschlauch hindurch bis zum Eilern vordringt. (S. Befruchtung.)

Intellectuell (lat.) oder Intellektuell bezeichnet im allgemeinen das, was sich auf das Wissen oder die Erkenntnis bezieht. In diesem Sinne spricht man z. B. von intellektueller Bildung, im Unterschied von der moralischen des Willens und der ästhetischen des Geschmacks. Im engeren Sinne unterscheidet man intellektuelle Erkenntnisse von sinnlichen oder sensuellen und versteht darunter solche Erkenntnisse, die durch Verknüpfung und Entwicklung der Begriffe ohne Beihilfe der Erfahrung und sinnlichen Anschauung gewonnen werden können, und die man auch Verstandes- oder Vernunft-erkenntnisse im Gegensatz zu sinnlichen Wahrnehmungen nennt. In diesem Sinne bietet nicht bloß die Philosophie, sondern auch die Mathematik ein intellektuelles Wissen dar. Objekte der Erkenntnis, welche gar kein Gegenstand der Erfahrung werden können, heißen intelligibel, d. h. nur durch Denken erkennbar. Solche intelligible Objekte bezeichnen die Begriffe Gottes, des Geistes u. s. w. **Intellektualismus** oder Intellektualphilosophie nennt man diejenige philos. Weltanschauung, nach welcher die Objekte der wahren Erkenntnis nicht im Bereiche der sinnlichen Wahrnehmung liegen, sondern die Quelle des Wissens über sie allein in dem Verstande und der Vernunft zu suchen ist. Dem Intellektualismus steht der Empirismus (s. d.) und Sensualismus (s. d.) entgegen. Eine noch engere Bedeutung erhielt das Wort »intellektuell« in den Systemen Fichtes und Schellings als Prädikat für die sog. intellektuelle Anschauung, unter welcher das oberste Prinzip alles Wissens verstanden wurde, für welches Fichte die absolute Spontaneität des Ich, Schelling die Identität aller Gegensätze in dem Absoluten erklärte.

Intelligenz (lat.) bezeichnet Verstandnis, Einsicht, Erkenntnis; soann die Vermögen, solche Einsicht zu erwerben, und endlich ein Wesen, welches durch solche Vermögen charakterisiert ist. Deshalb gelten nicht die Tiere, sondern erst der Mensch für eine I., indem sich seine Vorstellungen und Begriffe zu einem von den unmittelbaren sinnlichen Empfindungen unabhängigen, in sich selbst zusammenhängenden, bewußtvollen Gedankentrans ausgeilden, innerhalb dessen seine Überzeugungen von Wahrheit und Irrtum wurzeln. In demselben Sinne legen wir auch höhern geistigen Wesen, selbst dem höchsten, Gott, eine I. bei, deren Merkmale wir nach der Analogie dessen, was wir in und selbst finden, bestimmen. Im speziellen Sinne nennt man intelligent jeden, der ein Gebiet des Wissens oder Handelns mit Klarheit beherrscht.

Intelligenzblätter, Titel für Zeitungen mit bloßen Annoncen, namentlich amtlichen Bekanntmachungen; **Intelligenzcomptoir** oder **Reureau** sowie **Adresscomptoir** (s. d.).

Intelligibel, s. unter Intellektuell.

Intemperanz (lat.), Unmäßigkeit.

Intemperie (lat.), unzeitig.

Intendant, s. unter Intendantur.

Intendantur, eine den Haushalt des Heers verwaltende, beaufsichtigende und kontrollierende Behörde, die im deutschen Heere den Armeekorps nach den Divisionen beigegeben ist; an der Spitze desselben steht ein Intendant, dem mehrere Intendanturräte zur Seite stehen. In der franz. Armee führt die Gesamtheit des den gleichen Zwecken dienenden Personals die Bezeichnung *Intendant*. — Auch der obere Leiter einer Hofbahn heißt Intendant, die ihm unterstellte Behörde Intendantur.

Intendanz, s. unter Intendantur.

Intension (lat.), d. i. Anspannung, braucht man für erhöhte innere Wirksamkeit im Gegensatz der Extension oder Ausdehnung. So spricht man von einer *I.* oder Intensität eines Gefühls, um die Stärke oder Innigkeit desselben anzuzeigen. *Intensives* Leben nennt man ein solches, welches man nicht nach der Zeitdauer, sondern nach der innern Wirksamkeit und seinem Gehalte nach beurteilt. Licht, Wärme, Kraft u. s. w., insofern sie einer Messung fähig sind, heißen intensive Größen im Gegensatz zu den räumlich ausgedehnten oder extensiven Größen. Das Licht der Sonne hat mehr Intensität als das des Mondes, galvanische Ströme verschiedener Batterien haben verschiedene Intensitäten u. s. w.

Intension, s. unter Intension.

Intensiv, s. unter Intension.

Intensive Wirtschaft nennt man im Gegensatz zur extensiven Wirtschaft diejenige Form des landwirtschaftlichen Betriebes, bei welcher das Betriebskapital, namentlich also auch der Aufwand für Pöhne, Dünger, Kraftfutter u. s. w. im Verhältnis zu der bewirtschafteten Fläche vergleichsweise groß ist. Es wird also unter solchen Umständen ein großer Rohertrag mit großen Kosten erzielt, und es wird von den konkreten Preisverhältnissen abhängen, ob bei intensiver Wirtschaft das gesamte Grund- und Betriebskapital einen größeren oder geringeren Gewinn ergibt als bei extensiver Wirtschaft.

Intensivum (lat., zu ergänzen verbum), ein Zeitwort, welches eine Verthätung ausdrückt.

Intention (lat.), nicht zu verwechseln mit Intension (s. d.), heißt Richtung und wird gewöhnlich von der Richtung des Willens, der Absicht des Handelnden, gebraucht, von welcher der äußere Erfolg, die Wirkung der Handlung, abweichen kann. Der moralische Wert der Handlungen richtet sich nach der *I.* und nicht nach dem Erfolg; doch wird dabei gefordert, daß zur Ausführung guter *I.* nur gute Mittel in Anwendung gebracht werden.

Intentionalismus, die Lehre, daß der Zweck die Mittel heilige.

Inter absentes (lat.), unter den Abwesenden.

Inter amica (heißt Terani), im Altertum Stadt im südl. Umbrien am Tiber, angeblich Heimat des Historikers Tacitus, sowie der Kaiser Tacitus und Florianus. — Eine andere Stadt *I.* mit dem Beinamen *Prinas* lag am Tiber in Latium (vielleicht das heilige Terrano).

Inter arma silent leges (lat.), »Unter den Waffen schweigen die Gesetze«, d. h. im Kriege schweigt Gesetz und Recht, geht Gewalt vor Recht, Citat aus Ciceros Rede »Pro Milone« (IV, 10). — Offenbar diesem Citat nachgebildet ist: *Inter arma silent musae*, wörtlich: »Unter den Waffen schweigen die Mäusen«, d. h. im Kriege treten Kunst

und Wissenschaft zurück, gedeihen Kunst und Wissenschaft nicht.

Intercalaris (lat.), eingeschaltet; annus intercalaris, Schaltjahr; dies intercalaris, Schalttag. [Zürsprache.]

Intercedendo (lat.), durch Verwendung, durch Intercedieren (lat.), dazwischentreten, sich ins Mittel legen, sich verwenden.

Interzellularräume nennt man in der botan. Histologie alle diejenigen Zwischenräume, welche im Gewebeverband entweder dadurch entstehen, daß die einzelnen Zellen teilweise sich voneinander trennen, oder dadurch, daß einzelne Zellen oder Zellgruppen zerstört werden und so eine von den umgebenden Zellen eingeschlossene Lücke gebildet wird. Man unterscheidet nach der Entstehungsweise zwei Gruppen von *I.*, die schizogenen und die lysigenen; die erstern entstehen beim Auseinanderweichen der Zellen, die letztern durch Zerstörung der Zellen durch Auflösung der Membran, Verschleimung derselben und ähnliche Umwandlungsprozesse. Die Gestalt der *I.*, ebenso der Inhalt und somit auch die Funktion derselben können sehr verschiedenartig sein. Zwischen den großen Hohlräumen im Innern mancher Stammorgane, wie z. B. der Bambusastengel, die ja auch nichts anderes als *I.* sind, bis zu den kleinsten, nur mit harter Vergrößerung wahrnehmbaren Räumchen gibt es alle Übergänge.

Nach dem Inhalte unterscheidet man luftführende und sekretführende *I.*; die erstern sind viel häufiger als die letztern, fast in jedem fertigen Gewebe finden sich zahlreiche, mit Luft erfüllte *I.*; sie liegen in der Regel dort, wo die Zellen mit ihren Kanten früher zusammenfloßen, und stehen untereinander in Verbindung, sie bilden also ein zusammenhängendes System, das mit der umgebenden Luft durch die Spaltöffnungen kommunizieren kann. Die Funktion dieser Art von *I.* ist jedenfalls, die Durchlüftung der im Innern der Pflanze liegenden Gewebe zu ermöglichen, was für die Atmung sowohl als auch für die Transpiration von großer Wichtigkeit ist. Bei den Landpflanzen bilden diese Art von *I.* meist nur enge Kanäle, und nur in dem sog. Schwammparenchym der Blätter (s. Blatt) finden sich größere Lücken; bei den Wasserpflanzen dagegen, hauptsächlich bei den untergetauchten Teilen derselben, nehmen die *I.* ansehnliche Dimensionen ein, sie bilden hier gewissermaßen Luftreservoirs, die ebenfalls für den Ernährungsprozeß von Bedeutung sind, in manchen Fällen wohl auch zugleich als Schwimmorgane dienen. Die großen Hohlräume, die in vielen Stämmen durch Zerstörung des Mark entstehen, haben wohl kaum eine physiol. Bedeutung.

Die sekretführenden *I.* teilt man nach ihrer Gestalt ein in Interzellularklappen und Interzellulargänge. Die erstern sind kurze, kugelige, ringum von Zellen umschlossene Hohlräume, die mit Harz, Gummi, Öl oder dergleichen angefüllt sind; derartige drüsenartige Gebilde finden sich in den Familien der Myrtaceen, Diosmeen, Rutaceen u. a., wo sie die durchscheinenden Punkte in den Blättern bilden. Die Interzellulargänge sind lange Röhren, welche die Gewebe auf weite Strecken hin durchsetzen; sie stehen oft miteinander durch Verzweigungen und Anastomosen in Verbindung. Je nach ihrem Inhalte unterscheidet man Harzgänge (s. d.), Gummigänge (s. d.), Milchsaftadern, ölführende Gänge.

Von den Interzellulargängen sind diejenigen Gänge oder Röhren entwicklungsgeschichtlich verschieden, die entweder aus einzelnen außerordentlich langgestreckten Zellen bestehen, wie die Milchsaströhren der Euphorbiaceen, oder durch Fusion mehrerer Zellen gebildet werden, wobei die Querwände ähnlich wie in den Gefäßen (s. d.) resorbiert werden. Zu den auf diese Weise entstandenen Räumen gehören z. B. die reich verzweigten Milchsaströme vieler Kompositen.

Interception (lat.), Auffangung, Wegnehmung.

Intercessio (lat.) ist im Civilrecht zunächst (soviel als Bürgschaft (s. d.)). Als *I.* bezeichnet man es aber auch, wenn für eine fremde Schuld ein Pfand bestellt wird (sog. *lucumulative I.*) oder jemand die Schuld eines andern übernimmt (sog. *privative I.*). Jede Art der *I.* ist nach röm. Recht den Frauen verboten, was heutzutage nicht mehr ausnahmslos gilt.

Intercedent (lat.), dazwischenfallend (von Ereignissen u. s. w.), unterbrechend.

Intercedere, bei den altital. Völkern eine der drei Gottheiten, welche die Wöchnerinnen und neugeborenen Kinder gegen die Qualereien des Waldgottes Silvanus schützten. [Zwischenfah.]

Intercessio (lat.), Unterbrechung, Einschnitt.

Intercostal (lat.), zwischen den Rippen gelegen; *intercostal neuralgie*, Neuralgie (s. d.) im Verlauf der Zwischenrippennerven.

Interdictio aquae et ignis (lat.), s. *Ignis et aquae interdictio*.

Interdict bezeichnet im röm. Recht eine besondere Art des gerichtlichen Verfahrens, dessen wesentlichste Bestandteile waren: ein Erlaß der um Rechtshilfe angegangenen Magistratus (Staatsbeamten) und, mangels sofortiger Befolgung, gegenseitige Zusage einer prozessualischen Weltsumme durch die Parteien, woran sich sodann ein gewöhnlicher Civilproceß über die Frage, wer recht habe, anschließen konnte. Im heutigen Recht ist das Wort *I.* für das Civilrecht nur noch ein Name, aber man bezeichnet mit demselben noch eine Reihe der aus dem röm. Recht entnommenen Klagen, besonders die Besitzklagen.

Im kath. Kirchenrecht (dem protestantischen ist es fremd) bedeutet *I.* Unterjagung des Gottesdienstes und gehört zu den kirchlichen Strafen. Dasselbe ist einmal ein *interdictum locale*, Einstellung der kirchlichen Thätigkeit für einen bestimmten Bezirk, entweder ein ganzes Land (*interdictum generale*) oder einen Teil desselben (*interdictum particulare*). Dies *I.* wurde aber im Mittelalter schon dahin gemildert, daß die Spendung der Taufe, der Firmung, des Sakraments, des Abendmahls an Kranke und Sterbende, die Lesung einer täglichen stillen Messe u. s. w. nicht dadurch ausgeschlossen sein sollte. Nichtsdestoweniger war es das ganze Mittelalter hindurch eine gefährliche Waffe gegen den Staat, indem durch Verhängung des *I.* die Leidenschaften des Volks aufgeregt und die Regierungen zur Nachgiebigkeit der Kirche gegenüber veranlaßt wurden. Es ist gegenwärtig außer Gebrauch gekommen; dagegen ist das sog. *interdictum personale*, d. h. Ausschließung von den öffentlichen feierlichen Akten des Gottesdienstes und dem kirchlichen Begräbnisse noch im Gebrauch. Dasselbe ist Ealen gegenüber eine mildere Art der Exkommunikation (s. Kirchenbann) und Geistlichen gegen-

über (*interdictio ingressus in ecclesiam*) eine mildere Art der Suspension.

Interdicere (lat.), unterjagen, verbieten.

Interesse (lat.), d. h. daran gelegen sein, bezeichnet, im Gegenlage von Gleichgültigkeit, den Anteil, welchen man an einer Sache nimmt, und in Hinsicht des Gegenstandes selbst den Wert und die Wichtigkeit, die er für uns hat. Dem sinnlichen Menschen ist nur das Sinnliche, der Ruhm und Gewinn, interessant, und man nennt daher diesen Anteil *I.* im niedern Sinne und dem Gewinnthätigen selbst einen interessierten Menschen. Nicht minder hat jeder Stand, jede Lebensart, jedes Geschlecht ein eigentümliches *I.* Davon untercheidet man das, was allen Menschen interessant sein sollte, weil es an sich Wert hat. Interessant in dieser Bedeutung ist das, was vornehmlich den Geist beschäftigt, insbesondere das, was sich auf die Menschheit und deren Bestimmung bezieht. In diesem Sinne erhebt sich das wissenschaftliche, ästhetische, sittliche und religiöse *I.* über alle andern Arten desselben.

I. im juristischen Sinne, *id quod interest*, heißt der Nutzen oder Schaden, welchen jemand bei der Handlung eines andern oder irgend einem Ereignisse hat. Dieses *I.* ist ein bloß faktisches, wenn es zufällig aus der rechtmäßigen Handlung eines andern, sowohl eines Einzelnen als des Staats, entsteht; es ist ein rechtliches, wenn auf Seiten des Handelnden eine Verbindlichkeit vorhanden war, die Handlung selbst als schädlich zu unterlassen oder doch mit Vorsicht zu üben, und in dieser Beziehung hat dann der Beschädigte ein rechtliches *I.* bei der Sache. Das *I.* faßt dreierlei in sich: 1) die bloße Erhaltung des Bestehenden, die Rückgabe oder den Ersatz des Werts einer weggenommenen oder beschädigten Sache; 2) den positiven Verlust, welchen jemand außer diesem Werte noch erlitten hat (damnum emergens); 3) den Gewinn, welchen er ohne die beschädigende Handlung würde gemacht haben (*lucrum cessans*).

Interessen werden im gewöhnlichen Leben die Zinsen (s. d.) eines Kapitals genannt, die Berechnung der Zinsen *Interessenrechnung*.

Interessenharmonie ist dasjenige gegenwärtige Verhältnis der verschiedenen Schichten und Klassen der Gesellschaft, bei welchem jeder einer einzelnen Gruppe zufallende Vorteil auch günstige Folgen für alle übrigen hat, mindestens aber den letztern niemals Schaden bringt. Monopole und Privilegien für einzelne Gruppen wirken im allgemeinen härend für die *I.*; daß jedoch die letztere durch das freie Spiel der einzelwirtschaftlichen, ihrer Natur nach egoistischen Interessen sich ganz von selbst entwickele, wird zwar von Bastiat und seinen Anhängern als eine Art von Dogma aufgestellt, aber durch die Erfahrung keineswegs bestätigt. Es zeigt sich bei voller wirtschaftlicher Freiheit allerdings eine gewisse Tendenz zur Ausgleichung aller einseitigen Vorteile: hohe Löhne der Arbeiter z. B. kommen infolge der gesteigerten Konsumtionsfähigkeit derselben auch wieder dem Kapital, d. h. den Produktionsunternehmern zugute, und umgekehrt ruft rasche Ansammlung von neuem Kapital vermehrte Nachfrage nach Arbeit hervor; die Blüte der Industrie kommt auch der Landwirtschaft zu Ratzen u. s. w. Indes widerstreben die Einzelnen meistens solchen Gewinnausgleichungen nach Kräften, indem z. B. der Unternehmer den Lohn möglichst niedrig

das Kapital den Zins möglichst hoch zu halten sucht. So erzeugt das Selbstinteresse fortwährend empfindliche Reibungen im wirtschaftlichen Organismus, und eine volle und dauernde *Z.* erscheint nur als ein Ideal, welches weder in der bestehenden Gesellschaftsordnung, noch auch in irgend einer andern jemals endgültige Verwirklichung finden wird.

Interessenten nennt man diejenigen, welche an einer Sache ein rechtliches Interesse haben.

Interessenvertretung. Wenn auch die bestehende wirtschaftliche Ordnung jeden zunächst auf sich selbst anweist und ihn mit denjenigen, die eine gleiche Erwerbsthätigkeit betreiben, in einen Konkurrenzkampf stellt, so ergeben sich doch für die einzelnen wirtschaftlichen Gruppen auch gemeinschaftliche Interessen, und es hat den Beteiligten stets nahe gelegen, sich zur Wahrung und Förderung derselben zu vereinigen und Organe zu ihrer Vertretung zu schaffen. Eine solche *Z.* eines einzelnen Gewerbes oder auch eines ganzen Standes oder einer Bevölkerungsklasse kann auf rein privater Initiative, auf freier Vereinigung beruhen, wie z. B. die zahlreichen Fachverbände von Gewerbetreibenden und die Gewerksvereine (s. d.) der Arbeiter. Die Ränfte dagegen bildeten eine *Z.* der Handwerker, die, wenigstens in ihrer spätern Gestalt, durch staatlichen Zwang geschaffen war. Einen andern Charakter wieder haben diejenigen Organe der *Z.*, die vom Staate mit der Aufgabe betraut sind, Gutachten und Rathschläge über die in deren Bereich fallenden Angelegenheiten zu geben, wie z. B. die Handels- und Gewerkskammern. Eine noch bedeutendere Stellung nimmt der preuss. Volkswirtschaftsrat ein, der allerdings bisher nur auf dem Verordnungswege ins Leben gerufen ist. Derselbe soll nämlich als *Z.* unmittelbar, jedoch nur mit beratender Stimme, bei der Vorbereitung der wirtschaftlichen Gesetze mitwirken. Es fehlt gegenwärtig auch nicht an Bestrebungen, welche die Volksvertretung, das Parlament, in eine *Z.* auflösen wollen, und es haben in der That die einzelnen Interessengruppen in jüngerer Zeit, z. B. im Deutschen Reichstag, ihren spezifischen Standpunkt sehr unverhüllt geltend gemacht. Auch mag mancher als Ideal noch immer die alte ständische Gliederung der Volksvertretung betrachten, die auch in ihrer Art eine *Z.* bildete, bei der allerdings neben den wirtschaftlichen auch besonders ständische, polit. und soziale Interessen in Betracht kamen.

Interfacicularcambium, s. unter *Dicotyledonen*.

Intersektion (lat.), Züchtung, Züchtung.

Interferenz (von dem aus dem Latein stammenden engl. Worte *to interfere*, d. i. sich einmischen, dazwischentreten) bezeichnet in der Physik diejenigen Vorgänge in den Wellenbewegungen, welche bei dem Zusammentreffen zweier oder mehrerer Wellen eintreten. Wenn nämlich eine Wasser-, Schall- oder Lichtwelle an einem bestimmten Punkte anlangt und sich über ihn hinaus weiter verbreitet, so erteilt sie dem an diesem Punkte befindlichen Körper oder Abtheilchen in jedem Augenblicke eine bestimmte Geschwindigkeit, wie sie gerade der Stelle der Welle, an welcher sich dieses Theilchen befindet, entspricht. Wenn zwei oder mehrere Wellen an diesen Theilchen zusammenkommen, so erhält dasselbe eine Geschwindigkeit, wie sie der gesamten Einwirkung dieser Wellen gemäß ist. Treffen z. B. zwei solche Wellenzüge, welche von verschiedenen Punkten

ausgehen, aber nahe die gleiche Richtung in ihrer Fortpflanzung besitzen, zusammen, so wird die Geschwindigkeit, welche ein ihrer gemeinschaftlichen Einwirkung unterworfenen Theilchen einnimmt, von beiden Wellenzügen abhängen und in jedem Augenblicke die resultierende sein aus denjenigen Geschwindigkeiten, welche jeder Wellenzug einzeln demselben erteilen würde. Wie groß in jedem Augenblicke diese Resultierende wird, hängt von dem Gange der beiden Wellenzüge ab. Treffen dieselben z. B. so zusammen, daß sie beide dem Theilchen eine Bewegung nach derselben Seite erteilen, so wird die Resultierende gleich der Summe der Geschwindigkeiten, welche jeder Wellenzug einzeln erzeugt hätte, sein; die beiden Wellenzüge werden sich also in ihrer Wirkung verstärken. Treffen dagegen die beiden Wellenzüge gerade umgekehrt so zusammen, daß sie dem Theilchen eine Geschwindigkeit nach entgegengesetzten Seiten erteilen, so wird die daraus resultierende Geschwindigkeit die Differenz der beiden Geschwindigkeiten, welche jeder Wellenzug einzeln erzeugt hätte, sein; beide Wellenzüge schwächen sich also in ihrer Wirkung oder heben sich, wenn sie gleich stark sind, gänzlich auf, so daß das Theilchen, welches ihrer vereinten Wirkung ausgesetzt ist, völlig in Ruhe bleibt. Bei Wasserwellen erscheint die Oberfläche des Wassers an diesen letztern Stellen in Ruhe; bei Schallwellen verschwindet an ihnen der Schall; bei Lichtwellen erscheinen solche Stellen dunkel. Die *Z.* der Wellen gibt zu mannigfachen Erscheinungen Veranlassung. Wenn ein Zug von fortschreitenden Wellen mit den reflektierten Wellen desselben Zugs zusammenstößt, so bilden sich sog. stehende Wellen, d. h. es bleiben gewisse Stellen in Ruhe, während andere in eine bestimmte, regelmäßig hin- und hergehende Bewegung geraten. Dies geschieht z. B. auf der Oberfläche des Wassers oder in den angeblasenen Pfeifen, deren Ton eben dies Resultat der *Z.* zwischen den direkt erzeugten und den vom untern Ende der Pfeifen reflektierten Wellen ist. Durch die *Z.* finden ferner die sog. Farben dünner Platten (z. B. der Seifenblasen oder angelauten Fensterscheiben), die Newton'schen Ringe, die ganze Klasse der Beugungs- oder Inflexionserscheinungen (s. *Inflexion*) ebenso wie die farbigen Ringssysteme in den auf eine gewisse Weise geschnittenen und in einem Polarisationsapparat dem Durchgange des polarisierten Lichts ausgesetzten Platten doppeltbrechender Krystalle ihre Erklärung.

Die *Z.* des Lichts wurde von Grimaldi samt der darauf beruhenden Interferenz entdeckt (1665). Als er nämlich Licht durch zwei feine, nahe beieinander befindliche Öffnungen in das dunkle Zimmer treten ließ, so beobachtete er auf dem weißen Schirme, welcher das Licht aufnahm, zwar die mittlern Stellen, welche von beiden Öffnungen Licht erhielten, heller, als wenn sie nur durch eine Öffnung Licht empfangen, dagegen fand er seitwärts von dieser hellern Mitte, und zwar an Orten, wo noch beide Öffnungen Licht gleichzeitig hinsandten, dunkle Streifen, die augenblicklich verschwand, wenn die eine der Öffnungen geschlossen wurde. Derartige Versuche werden am einfachsten mit homogenem, d. i. einfärbigen, z. B. rotem Licht gemacht. Damit die beiden Lichtquellen in jeder Beziehung gleich seien, bedient man sich der Interferenzspiegel von Fresnel (s. umstehende Fig. 1). Dieselben bestehen aus zwei schwarzen gläsernen oder

metallenen Planspiegeln A und C, die miteinander bei B einen äußerst stumpfen Winkel bilden, welcher sich mittels sehr feiner Schraube S verändern läßt. Dieser Doppelspiegel kann durch die

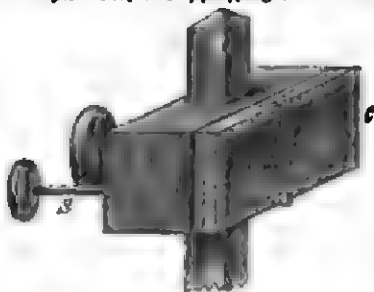


Fig. 1.

hölzerne Schraube T an einem Ständer in verschiedener Höhe befestigt werden. Leitet man (Fig. 2) im Finstern auf solche Spiegel a und b die Lichtstrahlen einer kräftigen einfarbigen, z. B. roten Lichtlinie c (im Querschnitt als Punkt gezeichnet)



Fig. 2.

in sehr schiefer Richtung, so werden sich die von beiden Spiegeln reflektierten Strahlen unter sehr spitzem Winkel schneiden. Je zwei der reflektierten, in einem Punkte d sich schneidenden Strahlen haben meist ungleich lange Wege c a d und c b d zurückgelegt. Je nachdem nun die Differenz dieser Wege ein ganzes Vielfaches einer Wellenlänge, oder ein ungerades Vielfaches einer halben Wellenlänge beträgt, werden sich die in d zusammentreffenden Strahlen unterstützen oder aufheben. Man sieht daher für den ersten Fall helle und für den zweiten



Fig. 3.

Fall dunkle Streifen (Fig. 3), welche sich abwechselnd folgen und Interferenzstreifen heißen. Bei kräftigem Sonnenlicht fängt man dieselben an einem weißen Papierstreifen auf, bei schwachem Licht beobachtet man sie mit einer Lupe. Die Farbe der hellen Streifen stimmt mit derjenigen der Lichtquelle überein, und ihre Breite nimmt ab, je näher ihre Farbe vom Rot gegen das Violett im Spektrum (s. d.) rückt. Wegen dieser verschiedenen Breite der einfach farbigen Interferenzstreifen erscheint bei Versuchen mit weißer Lichtquelle o in der Mitte ein weißer Streif, weil hier alle Farbengattungen aufeinander fallen und gleiche sich verstärkende Phasen der Wellen interferieren. Seitlich davon fallen auf Stellen, welche wegen der J. einer bestimmten Farbe dunkel gewesen wären, helle Streifen einer andern Farbe, sodas zu beiden Seiten der weißen Mitte verschiedenfarbige Interferenzstreifen auftreten, welche um so lichtschwächer sind, je mehr sie von der Mitte abliegen.

Auch die J. dunkler Wärmestrahlen läßt sich nachweisen, indem man die Maxima und Minima der Interferenzstreifen mittels sehr schmaler, höchst empfindlicher Thermometer oder Thermosäulen aufsucht. Die J. von Schallwellen wird durch mannig-

fache Apparate von Herschel, König u. a. m. dargestellt, am einfachsten nach Hopkins (1838), wenn man einen hölzernen Apparat, der unten in zwei Zweige ausmündet (Fig. 4), sehr nahe über

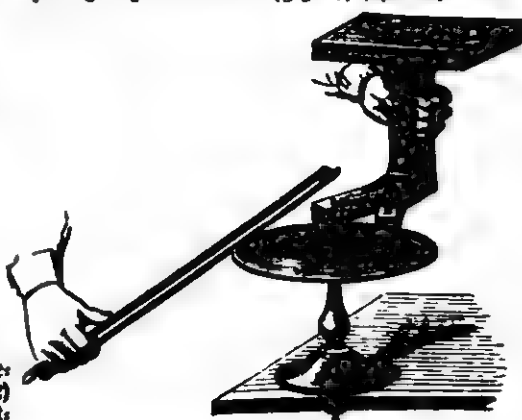


Fig. 4.

zwei gleich große, nach einerlei Richtung schwingende Teile einer großen tönenden Platte (A A' oder B B') hält; es bildet dann der Sand oben auf der Membrane eine Resonanz- oder Klangfigur (s. d.), und der ursprüngliche Ton wird verstärkt. Keins von beiden findet aber statt, wenn das Instrument über Teile gehalten wird, welche nach entgegengesetzten Seiten (A B oder A' B') hinschwingen.

In tergo (lat.), auf dem Rücken, der Rückseite. **Intérieur** (fr.), das Innere; in der Malerei die Innenansicht eines Zimmers, auch soviel wie Familienbild.

Interim heißen mehrere, auf Karls V. Wunsch aufgestellte Formeln, welche einwischen- (interim) bis zur endgültigen Entscheidung der Religionsstreitigkeiten durch ein Konzil, als Grundlage einer Vereinigung der Katholiken und Protestanten im Deutschen Reich dienen sollten. Man unterscheidet das Regensburger, das Augsburger und das Leipziger J. 1) Das Regensburger Interim. Während des Regensburger Reichstags traten auf des Kaisers Wunsch Theologen beider Parteien zusammen, von den Katholiken Ed. Pfug und Gropper, von den Protestanten Melancthon, Bucser und Bistorius, um eine Vereinbarung betreffs der Lehre zu treffen. Als Grundlage der Verhandlungen diente das sog. „Regensburger Buch“, das aus Gesprächen zwischen Bucser und Gropper hervorgegangen war. Man einigte sich nur über einige untergeordnete Punkte, und auch nur diese als Lehrnorm beider Parteien anzuerkennen, weigerten sich die Fürsten, sodas ein J. gar nicht zu Stande kam. 2) Das Augsburger Interim. Auf dem Augsburger Reichstag 1548 beauftragte der Kaiser die Theologen Joh. Pfug, Michael und Joh. Agricola, ein J. zu entwerfen. In demselben wurde freilich der Abendmahlslehrsatz und die Priesterhe zugestanden, dagegen in fast allen andern Punkten die kath. Lehre, wenn auch in milder Form, festgehalten. Der Kaiser befahl im Reichstagsabschied den Protestanten die Beobachtung dieses J. Von den Fürsten widersprachen nur wenige, doch setzte das evang. Volk dem J. einen so energischen

Widerstand entgegen, daß eine völlige Durchführung unmöglich war. 3) Das Leipziger Interim. Kurfürst Moriz von Sachsen wagte die Beobachtung des Augsburger I. seinen prot. Unterthanen nicht zuzumuten, wünschte aber doch den Kaiser durch Zugeständnisse zufriedeu zu stellen. Deshalb veranlaßte er die sächs. Theologen, vor allem Melancthon, zu neuen Verhandlungen mit den Bischöfen von Meissen und Raumburg (zu Pegau, Aug. 1548). Nach weiteren Beratungen zu Kloster Zelle (Nov. 1548) wurde von den sächs. Ständen, Ende Dez. 1548, auf einem Landtag zu Leipzig eine Formel angenommen, welche dem Katholizismus weitgehende Zugeständnisse machte und deshalb von den entschieden Lutherischen heftig bekämpft wurde. Der Passauer Vertrag hinderte die völlige Durchführung dieses Leipziger I. in Sachsen.

Interim fit aliquid (lat., eigentlich *Interesset aliquid*, »Unterdessen geschieht etwas«, d. i. soviel wie »Kommt Zeit, kommt Rat«, Citat aus Terenz' »Andrias« (II. 1).

Interimisticum (neulat.) nennt man die mit Bezug auf ein freitages Rechtsverhältnis getroffene einstweilige Regelung des Zustandes bis zur definitiven Entscheidung der Sache. (S. Einstweilige Verfügungen.)

Interimistisch, einstweilig, zeitweilig, vorübergehend.
Interimistisches ist die Urkunde, welche der Aktionär nach geleisteter Rateneinzahlung erhält; ist darin das Versprechen enthalten, daß nach geleisteter Vollenzahlung des Nominalbetrags die Aktie ausgestellt werden solle, so heißt der I. auch Promesse. Die I. werden als Wertpapiere Gegenstand des Verkehrs; doch dürfen sie nur dann an porteur gestellt werden, wenn der ursprüngliche Zeichner nach Einzahlung von 40 Proz. des Nominalbetrags der Aktie von weiterer Falschung befreit ist und wenn außerdem die Statuten es ausdrücklich gestatten (Handelsgesetzbuch, Art. 222, Abs. 3). (S. auch Interimswechsel.)

Interimswechsel, d. h. ein solcher Wechsel, der zum Inhalt das Versprechen hat, künftig einen Wechsel auszustellen, ist heute nicht mehr ausstellbar, da jeder Wechsel nur auf eine Geldsumme lauten kann. Wohl aber kann über den geleisteten Wechselabschluss (s. d.) eine gewöhnliche Urkunde ausgestellt werden, welche nicht Wechselrecht besitzt und wohl als Interimistisches bezeichnet wird.

Interimswirtschaft nennt man die namentlich in niederdeutschen Gegenden übliche Verwaltung eines Bauerzugs, welche während der Winterjährezeit des berechtigten Erben ein dazu befähigter Bauer in selbstständiger Weise und für eigene Rechnung führt.

Interjektionen (lat.) nennt man Laute, die nur den unmittelbaren Gefühlsausdruck bilden (Empfindungslaute, Empfindungswörter) und daher nie zur Bezeichnung von Begriffen dienen, wie »Oh«, »Ach« u. dgl., die daher auch nur unechtlich Wörter genannt werden und außerhalb aller Grammatik stehen. Eine gewisse Wichtigkeit haben dieselben dadurch erhalten, daß einige Sprachphilosophen alle menschliche Sprache aus solchen Lauten aufzufassen wollten. Vgl. über diese Theorie: Whitney, »Leben und Wachstum der Sprache« (aus dem Englischen von Leskien; Bb. 20 der »Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek«, Bp. 1876).

Interkalär, s. Intercalariis.

Interkalärfrüchte sind die Früchte eines kirchlichen Beneficiums vom Zeitpunkt der Erledigung bis zur Wiederbesetzung desselben. Während im Mittelalter die Bischöfe die Früchte des ersten Vakanzjahres beanspruchten (*fructus annales*), die Päpste bei gewissen Ämtern bestimmte Fruchtquoten (*jus deportum*), so fallen sie heute dem Kapitalvermögen des Beneficiums oder dem Nachfolger zu, oder fließen in Fonds (Interkalärfonds), die zur Bestreitung allgemeiner kirchlicher Bedürfnisse gebildet worden sind.

Interlaken, Dorf im gleichnamigen Bezirk im Oberlande des Schweiz. Kantons Bern, liegt 568 m über dem Meere in der reizenden Thalmiederung zwischen dem Thuner- und Brienzsee, dem sog. Vödeli, links von der Aare. Das eigentliche I. umfaßt nur den Komplex von Gebäuden, der die Stelle des alten Doppelklosters I. einnimmt, das Schloß, das Krankenhaus u. s. w. Mit dem am linken Ufer vom Brienzsee bis zur Narbrücke bei Unterseen sich hinziehenden Dorie Karmühle bildet es eine Gemeinde von (1880) 2121 meist reform. G. Im weiteren Sinne wird mit dem Namen I. das ganze Ufergelande der Aare im Vödeli bezeichnet, mit Einschluß des Dorfes Matten und des altertümlichen Städtchens Unterseen (1995 P.), welches gegenüber Karmühle auf dem rechten Ufer am Fuß des Harber (1530 m) liegt. Die Lieblichkeit und Fruchtbarkeit des Vödeli, die Nähe der Seen und des Hochgebirges, das milde Klima (Jahresmittel 8,5 C.) und die gesunde Luft vereinigen sich, um I. zu einem der besuchtesten klimatischen Kurorte der Schweiz. Alpen, zu einer weltberühmten Sommerfrische und Ausgangsstation für Ausflüge in den Alpen zu machen. Die eigentliche Saison dauert nur drei Monate. Zahlreiche, trefflich eingerichtete Pensionen und Gasthöfe dienen zur Unterkunft für die Fremden, deren Zahl alljährlich 20–30 000 beträgt. Der Höhenweg, eine stattliche Doppelallee von Nuthäusern, bildet eine ganze Straße von Hotels und mit dem Kurorte den Mittelpunkt des Touristenverkehrs. Die besuchtesten Punkte der Umgebung sind die Parkanlagen des kleinen Jagen (739 m), die Heimwehfluh mit prächtvoller Aussicht auf die Seen und die Alpen (Jungfrau) und die Ruine Unspunnen. Neben dem bedeutenden Fremdenverkehr, der die Hauptideerwerbsquelle des Ortes bildet, sind auch die Parfetterie- und die Liqueurfabrikation (Alpensträutermagenbitter) von Belang. Von Därligen am Thunersee führt eine 8,5 km lange Eisenbahn, die sog. Vödelibahn, nach I. und weiter nach Bönigen am Brienzsee; beide Seen werden von Dampfbooten befahren. Außerdem führen Fahrstraßen von I. auf beiden Ufern des Thunersees nach Thun und auf dem rechten des Brienzsees nach Brienz. Nach NW. zieht eine Straße zu dem hochgelegenen Kurort St. Beatenberg (1148 m), nach SO. eine andere nach Grindelwald mit Abzweigung nach Lauterbrunnen.

Das Dorf I. entstand erst in neuerer Zeit um das Augustinerdoppelkloster I. (lat. *inter lacus* = Unterseen), welches 1130 gegründet und 1528 aufgehoben wurde. Im östl. Flügel des Mönchsklosters befindet sich seit 1836 das Amtskrankenhaus; an der Stelle des Nonnenklosters stehen die Gefängnisse; der Chor der Klosterkirche dient als anglikan. und röm.-kath. Kapelle. Die übrigen Gebäude samt dem 1760 erbauten Schloße bilden

den Amtssitz des Amtsbezirks J., welcher (ohne die Seeflächen) 679 qkm mit 24 954 E. umfaßt und sich über die Thäler des Rätchins, das Gebiet des Brionnersees, das Vödeli und das Hablerenthal erstreckt. Vgl. Ober, «Interlaken et ses environs» (Bern 1861); Meyer-Albrecht, «J. im Berner Oberland» (Bern 1869); Gelpke, «J. in histor., statistischer u. f. w. Beziehung» (Berl. 1870); Verber, «Europ. Wanderbilder Nr. 7» (Zür. 1878).

Interlinear (mittelalt.), zwischenzeilig, zwischen den Zeilen geschrieben oder gedruckt; **Interlinearversion**, eine zwischen den Zeilen des Urtextes stehende, gewöhnlich wörtlich genaue Übersetzung.

Interlokus (neulat.), oder **Zwischenurteil** hiebei im früheren gemeinen Prozeßrecht die im Laufe des Prozesses ergehenden gerichtlichen Entscheidungen, diejenigen, welche dem Endurteil vorausgingen. Das wichtigste derselben war das **Verweisinterlokut**, ein bedingtes Endurteil, welches die Entscheidung der Sache nur noch vom Ausfall der den Parteien auferlegten Beweise abhängig machte. (S. **Beweis**, **Entscheidungen**, **Urteil**.)

Interludium (neulat.), Zwischenspiel.

Interlunium (lat., ut ergänzen tempus), Zwischennacht, b. i. Neumond.

Intermaxillarknochen oder **Zwischenkieferknochen** (Os intermaxillare s. incisivum), ein bei den Fischen, Vögeln und Säugetieren zwischen den beiden Oberkieferknochen eingeschalteter Knochen, welcher mit den letztern durch die **Intermaxillarnähte** (Suturæ intermaxillares) verbunden ist und die Schneidezähne der Oberkiefer trägt. Beim Menschen verwächst der J. schon sehr bald nach der Geburt mit dem Oberkiefer und wurde aus diesem Grunde Jahrhundert hindurch dem Menschen abgetrennt, bis Goethe und Vic d'Azyr fast gleichzeitig sein Vorhandensein am Menschenhädel nachwiesen.

Intermediär (frz.), ein Zwischenglied bildend; **intermediat**, zwischenliegend; als Substantivum: **Zwischenzeit**.

Intermedium (lat.), **Zwischenzeit**, in der Chemie ein Stoff, welcher die chem. Verbindung anderer Stoffe vermittelt.

Intermezzo (ital.) oder **Zwischenspiel**. Schon die Alten kannten im Drama gewisse kurze, abgerissene, oder aneinandergeknüpfte Darstellungen, durch welche sie den Übergang von einem Stüde zu dem andern machten und zugleich längere Zwischenräume der Zeit ausfüllten. Die neuern **Intermezzi** bestanden anfangs in Madrigalen (s. d.), welche zwischen den Aufzügen abgesungen wurden und auf das Stüd Beziehung hatten, aber bald, von ihrer ersten Bestimmung sich entfernend, zu selbständigen Stüden geworden sind. Als eins der ältesten und schönsten **Intermezzi** gilt **Barbi il combattimento d' Apollino col serpente**. Auch in den ältern franz. Opern kamen **Intermezzi** unter dem Namen **Mondeauz** (s. d.) oder **Sarabanden** vor.

In termino (lat.), am gesetzten Termin.

Intermittens (lat., intermittierend), aussehend; **Febris intermittens**, das aussehende oder **Wechselfieber** (s. d.); **Pulsus intermittens**, **intermittirender Puls**, ein aussehender oder unterbrochener Pulsschlag, wobei einzelne Pulsschläge ganz ausbleiben, beruht entweder auf gestörter Innervation des Herzens oder auf krankhaften Veränderungen des Herzmusfels.

Internat, soviel wie **Alumnat** (s. b.).

International (neulat.) nennt man das, was zwischen verschiedenen Nationen besteht oder vorgeht. So spricht man von einem internationalen Recht, und zwar sowohl einem öffentlichen (Völker- und Staatenrecht) als auch einem internationalen Privatrecht (welches zwischen den Gegenständen der beiderseitigen bürgerlichen Gesetzgebung die Entscheidung trifft), ferner von dem internationalen Verkehr im Gegensatz zu dem innern Handel der einzelnen Länder. Das Interesse für alles Internationale, die Zahl und der Umfang der ins Gebiet des Internationalen gezogenen Gegenstände, sowie die Ausbildung des internationalen Rechts haben sich in neuester Zeit außerordentlich gesteigert, wie z. B. die internationalen Vereine für Post und Telegraphie, die internationalen Wasser- und Eisenstraßen, die internationalen Kongresse, Gerichte u. f. w. Über das öffentliche internationale Recht s. **Völkerrecht**.

Internationale, eigentlich **Internationale Arbeiterassociation** (**International Working Men's Association**), ist eine kosmopolit. Arbeiterverbindung, welche ihr Entstehen der londoner Weltausstellung von 1862 verdankt, auf welcher engl. Arbeiter mit franz. Arbeitern fraternisierten. Aus diesen ersten Annäherungen von Arbeitern verschiedener Nationen entwickelte sich der Plan eines festen Bundes, der 28. Sept. 1864 in St. Martinshall zu London begründet wurde. Den engl. Urgebern des Plans schwebte hauptsächlich die Idee vor, die Organisation der Gewerkschaften (s. d.) international zu erweitern. Die franz. Delegierten hatten weitergehende sozialistische Projekte, gehörten indes noch einer gemäßigten, von Proudhon ausgehenden Richtung an. Die kommunistischen Tendenzen, die bald immer mehr zur Vorherrschaft gelangten, waren von Anfang an hauptsächlich durch Deutsche vertreten, und namentlich erlangte Karl Marx, der gemeinschaftlich mit F. Engels schon 1847 in dem kommunistischen Manifest die Arbeiter zu einer internationalen Vereinigung aufgefordert hatte, alsbald eine leitende Stellung in dem neuen Bunde. Er wurde der Verfasser der Inauguraladresse und der Statuten, welche auf dem internationalen Kongreß in Genf 1866 endgültig bestätigt wurden. Das Programm der Association läßt sich in den Worten zusammenfassen: Vor 1789 hatten wir die Regierung der Aristokratie, seitdem die der Bourgeoisie; es ist nun Zeit, daß die Arbeiterklassen die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in ihre Hand nehmen! Die Emancipation der Arbeiter sei weder eine lokale, noch eine nationale, sondern eine internationale Aufgabe, sie umfasse alle Länder, in denen die moderne Gesellschaft bestehe, sie könne nur durch das planmäßige Zusammenwirken der Arbeiter aller Länder gelöst werden. Die sog. kapitalistische Produktionsweise oder die ökonomische Unterwerfung des Arbeiters unter den Aneigner der Arbeitsmittel, d. h. der Quellen des Lebens, liege der Knechtschaft in allen ihren Formen, dem sozialen Elend, der geistigen Verflümmung und der polit. Abhängigkeit zu Grunde. Diese Kapitalistenherrschaft müsse gebrochen werden u. f. w. Für 1866 war ein Kongreß der J. nach Brüssel einberufen, kam aber nicht zu Stande, weil die belg. Regierung die Zusammenkunft verbot; dagegen fanden Kongresse statt: 3. bis 10. Sept. 1866 in Genf, 2. bis 8. Sept. 1867

in Lausanne, 5. bis 11. Sept. 1868 in Brüssel, 6. bis 9. Sept. 1869 in Basel. Im J. 1870 kam wegen des Deutsch-Französischen Kriegs kein Kongress zu Stande, weil die Führer der J. allgemeine sozialistische Aufstände in ganz Europa zu erregen beabsichtigten. Da sich eine solche Bewegung aber als unmöglich herausstellte, riet Marx nach dem Sturze des franz. Kaiserthrons von einem sozialistischen Putsch in Paris ab und die J. forderte dann zu Zusätzen gegen Deutschland für die Gambettasche Republik auf, während sie nach dem versäulter Frieden im Frühjahr 1871 mit der pariser Commune sympathisierte, ohne daß sie indes zu der Organisation dieses Aufstandes ihrerseits aktiv mitgewirkt hätte. Im J. 1871 tagte nur eine Konferenz von Delegierten 17. bis 23. Sept. in London. Auf dem Kongress im Haag 1872 trat zuerst eine Spaltung der Partei in Centralisten und Föderalisten ein. Die lange gedährte Erbitterung über den großen Einfluß von Marx kam dort zur offenen Empörung. Die Föderation des Jura beantragte Abschaffung des Generalrats und Unterdrückung aller Autorität in der J., ihr standen zur Seite die Mehrzahl der franz., ital., belg. und span. Delegierten; engl. Arbeiter waren fast gar nicht vertreten. Die hauptsächlich aus deutschen Sozialdemokraten bestehende kleine centralistische Mehrheit unter Marx siegte noch mit 26 gegen 23 Stimmen über die Föderalisten und verlegte den Sitz des Centralkomitees nach Reuport.

Die Minderheit schied aus, um eine neue J. zu gründen. Diese neue J. der sog. Föderalisten tagte auch 1873 in Genf und 1874 in Brüssel wieder. Im Sept. 1873 waren dagegen beide feindliche Parteien der Centralisten und Föderalisten gleichzeitig in Genf versammelt, um sich gegenseitig zu verdrängen. Damit war eigentlich die gänzliche Auflösung des Bundes vor aller Welt bekundet. Ein letzter Kongress in Genf (im Sept. 1877) bekräftigte nur den Untergang der alten J. Die Machtmittel und die Stärke dieser Verbindung sind übrigens vielfach weit überschätzt worden. Sie bestand sich tatsächlich immer in größter Geldverlegenheit, und die Unterstüßungen, die von London für einige franz. Ströme eingingen, waren kaum nennenswert. Man sah es aber gern, wenn in der Presse von den Millionen der J. die Rede war und ihre Anhänger nach Hunderttausenden gezählt wurden. Nach dem Untergang der alten J. sind mehrfache Versuche zur Wiederherstellung internationaler Verbindungen der sozialistischen und kommunistischen Arbeiterparteien gemacht worden, die auch einige Erfolge gehabt haben. Ein im J. 1878 nach Paris einberufener internationaler Arbeiterkongress wurde allerdings durch die Polizei verhindert; im Juli 1881 dagegen fand in London ein Kongress der extremsten Partei statt, auf welchem die Gründung einer internationalen sozialrevolutionären Arbeiterassociation beschlossen wurde. Die gemäßigtere Richtung fand im Okt. 1881 ihre Vertretung in einem internationalen Kongress in Chur und seitdem haben noch mehrere andere ähnliche Zusammenkünfte der anarchistischen wie der sozialdemokratischen Parteileiter stattgefunden.

Vgl. Billeard, „Histoire de l'Internationale“ (Par. 1871); Testut, „L'Internationale“ (2 Bde., Par. 1872; deutsch, Eyr. 1879); Mehring, „Zur Geschichte der deutschen Sozialdemokratie“ (Magdeb. 1877); Bacher, „Die rote J.“ (Berl. 1884). (S. Arbeiterbewegung, Sozialdemokratie.)

Internieren (neulat.) heißt einschließen oder wenigstens an einen bestimmten Ort verweisen unter Verbot, sich von dort zu entfernen. Es kommt dies z. B. bei politischen Flüchtlingen vor, die man in das Innere des Landes verweist, um sie zu hindern, von den Grenzdistrikten aus weitere polit. Umtriebe zu unternehmen.

Internodium, in der Botanik diejenigen Teile der Stammmorgane, welche zwischen je zwei aufeinanderfolgenden Blättern liegen.

Internuntius (lat.), Botschafter, Geschäftsträger; insbesondere ein päpstl. Gesandter zweiten Ranges in Staaten, bei denen wegen Geringfügigkeit der Geschäfte kein Nuntius nötig war. Auch hieß J. früher der österr. Gesandte in Konstantinopel, da Österreich mit der Pforte früher nur Waffenstillstand schloß und daher nur einen einseitigen Vertreter dort unterhielt; später ging der Name auch auf den wirklichen Gesandten derselben über, ist aber gegenwärtig ebenfalls außer Gebrauch.

Interpellation (lat.), im parlamentarischen Sinne eine an die Regierung gerichtete Anfrage um Auskunftserteilung über eine bestimmte Angelegenheit der innern oder äußern Politik. Die Geschäftsordnung des Deutschen Reichstags bestimmt, daß J. an den Bundesrat von 30 Mitgliedern des Reichstags unterzeichnet sein müssen. An die Beantwortung der J. oder deren Ablehnung darf sich eine sofortige Besprechung des Gegenstandes der J. schließen, wenn mindestens 50 Mitglieder der J. darauf antragen.

Im juristischen Sinne ist J. die Mahnung, welche der Gläubiger an seinen Schuldner richtet, und welche von rechtlicher Wirksamkeit ist, wenn die Schuld fällig ist und wenn sie zu rechter Zeit und nicht an unpassendem Orte erfolgt. Eine besondere Form ist dafür nicht erforderlich. Die rechtliche Wirkung der J. ist namentlich die, daß der Schuldner in Verzug gerät, und daß die Verjährung der Klage auf Erfüllung der Schuld unterbrochen wird. Der Rechtsatz: dies oder lex interpellat pro homine, bedeutet, in gewissen Fällen treten die Wirkungen des Verzugs auch ohne J. des Gläubigers ein. (S. Verzug.) (S. i. beim Trinken.)

Inter poala (lat.), „zwischen den Beckern“.

Interpolieren (lat.), ausfüllen, verfälschen, heißt in der philologischen Kritik den ursprünglichen Text einer Schrift durch Einschaltung einzelner Wörter, Sätze oder Abschnitte verfälschen, daher man solche Stellen und Schriften interpolierte, die Handlung selbst Interpolation und den Verfälscher solcher Verfälschungen einen Interpolator nennt. Diese Sitte ist, wenigstens in Hinsicht der griech. und röm. Schriftendemale, sehr alt. Enomastikos namentlich hat schon unter Ptolemaios die unter des Ptolemaios Namen in Umlauf befindlichen alten Sebersprüche, die er sammelte und herausgab, interpoliert. Im Laufe der Zeit ist dies dann noch vielfach, teils in mehr planmäßiger Weise, teils gelegentlich geschehen. Auch jüd. und christl. Gelehrte trugen selbstgemachte Stellen oder Verse in die Werke anderer über, um ihren eigenen Lehren dadurch höheres Alter und Ansehen zu verschaffen. Die Nachweisung und Ausscheidung solcher Zusätze von fremder Hand, mit der sich schon alexandrinische Grammatiker, wie Aristarchus, beschäftigten, ist Aufgabe der Kritik.

In der Mathematik heißt J. zwischen zwei Gliedern einer an ein bestimmtes Gesetz gebundenen

Reihe von Größen mehrere Glieder so einzureihen, daß sie, wenn auch nicht ganz, doch so nahe als möglich dem in der genannten Reihe herrschenden Gesetze sich anschließen.

Interpret (lat.), Ausleger, Dolmetsch.

Interpretation (lat.) bezeichnet die Erklärung oder Auslegung von Schriften, Gesetzen, Willenserklärungen von Privatpersonen und Richtersprüchen u. s. w. Die Auslegung ist überall da notwendig, wo der Sinn nicht durch den Wortlaut selbst sich als klar und unweideutig herausstellt (deklarative Auslegung), oder wo die Worte durch ihre zu weite Fassung über die Absicht hinausgehen (restringierende Erklärung), ingleichen wo für einen zweifelhaften Fall keine unmittelbare Entscheidung vorliegt und deshalb ein Rechtssatz oder Willensausdruck, der ähnliche Fälle behandelt, heranzuziehen ist (ausdehnende Erklärung). Mit Rücksicht auf die Mittel und die Bedeutung der J. werden zwei Arten unterschieden. Die doktrinale oder wissenschaftliche erfolgt im einzelnen Falle durch den Richter, der dabei teils an gewisse allgemein angenommene, auch wohl durch die positive Gesetzgebung festgesetzte Regeln (Gesetzesanalogie, natürliche Rechtsgrundsätze u. dgl.), teils an wissenschaftliche Autoritäten oder an Entscheidungen (Präjudizien) der höhern Gerichte sich zu halten pflegt. Grundregel ist hierbei, daß der Sinn zunächst aus den Worten mit Berücksichtigung des zeitlichen und örtlichen Sprachgebrauchs (grammatische Auslegung), sodann aber, wenn kein Ergebnis erlangt wird, durch Erforschung der Absicht des Gesetzgebers (logische Auslegung) klarzustellen sei. Wenn eine Bestimmung so unklar oder mehrdeutig ist, daß die doktrinale J. zur Feststellung der Absicht des Gesetzgebers nicht ausreicht (was sich praktisch in der verschiedenen Rechtssprechung der Gerichte zeigt), dann wird eine sog. authentische J. durch den Gesetzgeber notwendig.

Interpunktieren (interpunktieren, lat.), die Interpunktionszeichen setzen. (S. Interpunktation.)

Interpunktation (lat.) nennt man die gewöhnliche Anwendung gewisser Schriftzeichen, durch welche die Verbindung und Trennung dessen, was in einer Rede dem Sinne nach zusammengehört oder getrennt werden muß, sowie die Hebung und Senkung der Stimme angedeutet werden, sodas sie in ersterer Hinsicht der logischen Deutlichkeit, in der andern der Vollkommenheit des mündlichen Vortrags dient. Die neuere, größtenteils grammatische J. ist angeblich eine Erfindung des alexandrinischen Grammatikers Aristophanes, welche von den folgenden Grammatikern mehr ausgebildet wurde, sich aber zu Karls d. Gr. Zeiten schon wieder so verloren hatte, daß dieser für nötig fand, sie durch Warnefried und Alcuinus herstellen zu lassen. Sie bestand anfangs nur in einem auf dreifache Art angebrachten Punkte oder Stigma (daher in der Diplomatik die Benennung Stigmatologie) und bisweilen noch in einem Striche, die beide auf sehr verschiedene Art geformt wurden. Da man aber bei dem Gebrauch dieser Zeichen keine bestimmten Regeln befolgte und sich ihrer zur nothdürftigen Abtheilung der Sätze sehr willkürlich bediente, so behielt die J. noch immer viel Schwanlendes, bis zu Ende des 15. Jahrh. die gelehrten venet. Buchdrucker Manutius die Interpunktionszeichen vermehrte und sich ihrer nach festen Regeln bediente.

ten. Ihr Beispiel wirkte bald so allgemein, daß man sie als Schöpfer der gegenwärtigen Interpunktionsmethode betrachten kann. Die allgemein üblichen eigentlichen Interpunktionszeichen sind das Komma, Semikolon, Kolon, Punkt, ferner das Fragezeichen, das Ausrufezeichen, die Parentese und der Obenlenkstrich; bloße Punctzeichen sind das Teilungszeichen (z. B. Kolonialwaren-Geschäft), das Anführungs- oder Citationszeichen und der Apostroph. Zu sehr gebräuchlicher und logischer Weise erortert die J. in der deutschen Sprache Feders „Ausführliche deutsche Grammatik“ (2. Aufl., 2 Bde., Frankfurt, 1842).

Interregnum (lat.), d. i. Zwischenreich, heißt überhaupt die Zeit von dem Tode oder der Entsetzung des bisherigen bis zur Wahl eines neuen Oberhauptes. So bezeichnete man bisweilen die oft längere Zeit dauernde Erlebigung des poln. Throns, sowie nicht minder die Zeit des Exilats im Deutschen Reiche mit diesem Namen. Vorzugsweise aber hat man in der Geschichte Deutschlands mit dem Namen J. die Zeit vom Tode König Konrads IV. bis zur Wahl Kubolfs I., 1254—72, benannt, als kein eigentliches Oberhaupt an der Spitze des Reichs stand. (S. Deutschland und Deutsches Reich, geschichtlich, Bd. V, S. 233^b.)

Interreg (lat., d. h. Zwischenkönig), im alten Rom Bezeichnung desjenigen Senators, welcher in der Zwischenzeit zwischen dem Tode eines Königs und der Wahl eines neuen, oder, in der Zeit der Republik, wenn aus irgend welchen Gründen kein patricischer Magistrat mehr vorhanden war, nach bestimmten Regeln von den Patriciern im Senat ihrer Mitte bestellt wurde, um die Auspicien fortzuführen und auf einen Nachfolger abzuwarten, d. h. beziehungsweise die oberste Regierung zu leiten und durch Komitien neue Konsuln wählen zu lassen und alsdann als solche zu verstanden. Jeder J. hatte die Würde nur fünf Tage inne, und wurde sodann von einem Nachfolger abgelöst, bis nach der Leitung eines der Interreges (nur der erste war nicht dazu befugt) der neue König oder oberste Magistrat bestellt war. [Fragen des Jährbuchs.]

Interrogativum (zu ergänzen: pronomen),

Interrogatoria, f. Fragekude.

Interrogieren (lat.), fragen, ins Verhör nehmen; Interrogation, Frage.

Interruptio (lat.), rhetorische Figur, die Unterbrechung der Rede im Affekt.

Interscapillium (lat.), der Raum zwischen den Schulterblättern.

Interseptum (lat.), Scheidewand; Zwerchfell.

Interstitium (lat., „Zwischenraum“), Raum zwischen den Unterrichtsstunden; nach kanonischem Recht die Frist, welche zwischen dem Empfang einer Weihe und dem Empfang der nächst höhern eingehalten ist.

Intertrix (lat.), das Wundsein der Haut, besonders zwischen zwei sich berührenden Hautflächen. (S. Hautwolk.)

Intertritus (lat.), Abnutzung durch Reiben.

Interusurium (lat.) heißt der Vorteil, der sich ergibt, wenn vor Verfallzeit eine Schuld bezahlt wird, welche keine oder andere als landesübliche Zinsen trägt; ein Vorteil für den Schuldner, wenn die Zinsen größer als die landesüblichen waren, sonst ein Vorteil für den Gläubiger. Der von dem Gläubiger für frühzeitige Zahlung öfter gewährte Abzug heißt im Handel *Disconto* (s. d.) oder

Rabatt. Von den Methoden zur Berechnung des *J.* ist die Leibnizsche (in den *Acta eruditorum* 1683 aufgestellte) die mathematisch einzig richtige; sie ist die in Preußen gesetzlich anerkannte. Nach derselben muß ein Kapital gesucht werden, welches unter Zurechnung der für die Zwischenzeit erwachsenden Zinsen und Zinseszinsen desselben dem später zu erlangenden Kapital gleich sein würde. Da aber eine Härte darin liegt, anzunehmen, daß auch jede kleine dazwischen ausfallende Zinssumme sofort wieder zinsbar angelegt werden könne, zieht man häufig die Hoffmannsche Berechnungsmethode vor, wonach bloß einfache Zinsen in Anschlag gebracht werden, eine Methode, welche für einjährige Fristen torrefest ist. Offenbar unrichtig ist die Pinthardsche oder Garpowische Berechnungsart (zunächst von Pinthard aufgestellt), welche schlechtthin die Summe der einfachen Zwischenzinsen vom Kapital abzieht, mithin bei einer Frist von 20 Jahren und einem Zinsfuß von 5 Proz. das Kapital aufzehrt, daher nur bei kurzen Zahlungsfristen allenfalls erträglich erscheint.

Intervall (lat., d. i. Zwischenraum) bezeichnet im Allgemeinen einen Abstand von Anlen, Ercheinungen oder Reibabschnitten, so *J.* bei Stafen die Distanz der Teillinien, bei Fiebern die Zeit des Nichtleidens, bei Rechtsstreitigkeiten die Fristen *x.*

In der Musik bedeutet Intervall das Verhältnis zweier Töne von verschiedener Schwingungszahl oder das Verhältnis zweier durch Höhe oder Tiefe verschiedener Töne als entgegengesetzt dem Einlang, dem Verhältnis zweier Töne von gleicher Höhe oder Tiefe. Bei Berechnung der *J.* geht man in der Regel vom tiefern Töne gegen den höhern hin und benennt alsdann das geforderte *J.* mit dem lat. Namen derjenigen Zahl von Tonschritten, welche man durchschreiten muß, um zu dem gesuchten Töne zu gelangen. Der Ausgangs- oder Grundton wird jederzeit als erste Stufe (Prim) mitgezählt; auf die Prim (C) folgen: Sekunde (D), Terc (E), Quart (F), Quint (G), Sext (A), Septim (H) und Oktav (c), welche acht Töne (mit Einschluß der Prim, C) die diatonische Tonkala geben; schiebt man in die letztere, zwischen je zwei Haupttönen, sog. Halbton ein, *J.* *J.* zwischen C und D das Cis, zwischen D und E das Dis u. s. w., so erhält man die chromatische Tonleiter. In seltenen Fällen nimmt man den höhern Ton zum Ausgangston und zählt gegen den tiefern hin; man sagt dann ihren Nahnamen die nähere Bestimmung „Unters“ hinzu (Unterterz, Unterquinte u. s. w.) und nennt sie überhaupt Unterintervalle. Durch die bei der chromatischen Tonleiter eingeschobenen Halbton wird der Name der Haupttöne nicht alteriert; man bezeichnet jedoch auch die eingeschobenen Halbton ähnlich wie ihre benachbarten Haupttöne, gibt aber jenen eine nähere Bestimmung durch die Beiwörter rein (vollkommen), groß, klein, übermäßig und vermindert, und man spricht von reinen Primen, Quinten, Quartan und Oktaven, von großen und kleinen Sekunden, Tercen, Sexten und Septimen, von übermäßigen Sekunden, Quinten, Sexten, Primen und Oktaven, und von verminderten Septimen, Quinten, Quartan, Tercen.

In der Taktik bezeichnet Intervall die Entfernung zwischen zwei nebeneinander stehenden Truppenabteilungen oder auch zwischen zwei Geschützen. Die Größe des *J.* ist für die verschiedenen Waffen-

gattungen und deren taktische Abteilungen, ebenso für größere Truppenkörper durch die Reglements bestimmt, kann aber nach dem Terrain- und Geschichtsverhältnissen vergrößert oder verkleinert werden. Nur darf im ersten Falle nicht die Verbindung verloren gehen, im zweiten nicht die freie Bewegung gehindert und dem feindlichen Geschütze eine zu gedrängte Aufstellung geboten werden. Das *J.* ist nicht mit der Distanz zu verwechseln, welche den Abstand hintereinander stehender Truppen oder Geschütze bezeichnet.

Intervenieren (lat.), dazwischentreten, in eine Angelegenheit sich als Vermittler mengen; in der Rechtssprache: in einen unabhängigen Rechtsstreit als Nebenpartei mit eintreten; im kaufmännischen Sinne: einen Wechsel per honor acceptieren oder einslösen.

Intervention (lat.), d. h. Dazwischenkunft, heißt im Völkerrecht die Einmischung eines Staats in die Angelegenheiten eines andern. Diese Einmischung kann nach den Gründen ihrer Veranlassung wie nach den Mitteln ihrer Ausführung sehr verschieden sein. Es gibt daher eine *J.* in die innere (Form und Prinzip der Regierung, Zivil- und Strafrecht) und in die äußere Angelegenheiten eines Staats; eine von dem intervenierten Staate selbst oder doch von einer Partei, von einzelnen Persönlichkeiten desselben verlangte *J.* und eine solche ohne derartige Veranlassung; eine unmittelbare oder eine mittelbare, eine bewaffnete *J.* oder unbewaffnete u. s. w. Die Hauptfrage ist aber die: Gibt es ein Recht zur *J.*? Zunächst müssen alle Fälle ausgeschlossen werden, die nicht hieher gehören, namentlich das Anerbieten der „guten Dienste“, die eigentliche Mediation, ferner alle auf Garantie-, Protektorats-, Unions-, Höberations-, Suzeränitäts- u. dgl. Verhältnisse rechtlich begründete Einmischungen; desgleichen alle jene Fälle, wo die *J.* seitens des andern Staats entweder ausdrücklich erbeten oder doch ohne Widerspruch angenommen wurde, dann wo ohne Wissen oder Willen eines Staats durch dessen Angehörige eine Einmischung in die Angelegenheiten eines andern stattgefunden, beziehungsweise einer polit. Partei Unterstützung gemährt worden ist. Aber auch abgesehen von allen diesen Fällen bleibt die aufgeworfene Frage eine ebenso schwierige wie bestrittene. Die wichtigsten Fälle, in denen sie in neuer Zeit angeregt wurde, sind: der mezt. Krieg, die Angelegenheit der sog. *Ligne d'Italie*, der nordamerik. Krieg, die rubanische Frage, die Stahelitaliens, der Fall Tschedone, die orient. Berwicklungen. Die Frage wird aber meistens so formuliert: *J.* oder Nichtintervention? und während sie prinzipiell bald in dem einen, bald in dem andern Sinne beantwortet wird, werden doch in beiden Fällen bisweilen Ausnahmen zugelassen.

Von allen bisherigen Meinungen wird nun die Souveränität der Staaten, als der Subjekte des Völkerrechts, folglich auch der *J.* zum Ausgangspunkt genommen. Während aber eben daraus die einen grundsätzlich die Widerrechtlichkeit jeder *J.* und ganz besonders der in inneren Angelegenheiten ableiten, folgern daraus die andern, daß es lediglich im Ermessen eines Staats liege, darüber zu entscheiden, ob zu seiner Selbsterhaltung (und das Selbsterhaltungsrecht könne doch nicht bestritten werden) eine *J.* nötig sei; daß aber auch gerade der völkerrechtliche Verband unserer Kulturstaaten dem

einen gegen den andern gewisse Pflichten auferlege, welche zur J. drängen könnten; das endlich es Zustände gebe, die entweder für bestimmte einzelne oder für alle im Völkerrechtsverbande stehende Staaten wegen ihrer Völkerrechtswidrigkeit das Recht der J., ja die Pflicht dazu provozieren. Willt man hierbei auf die Stimmung in den maßgebenden Kreisen, so ist es gegenwärtig eigentlich allein der Papst, welcher das Prinzip der J. unbedingt, freilich nur im Interesse der Kirche ausgesprochen und das Prinzip der Nichtintervention verworfen hat (Encyclica vom 8. Dec. 1864, S. 67), während die meisten Staaten, namentlich das Deutsche Reich, England, Frankreich, Nordamerika, die gegenteilige Anschauung vertreten. Freilich hat übrigens die Erfahrung gelehrt, daß man sich auch bei dem entschiedensten Anschluß an das Nichtinterventionsprinzip keineswegs hindern ließ, vornehmendensfalls in diplomatische oder militärische PreSSION und Ähnliches zur Erreichung gewisser Zwecke ins Werk zu setzen. Vom praktisch-polit. Standpunkte aus erledigt sich jene Frage dahin, daß jede eigentliche J. die Kriegsfürage in ihrem Schoße trägt. Entweder wird nämlich gegen eine der kriegführenden Mächte oder gegen beide Teile zugleich mit den Waffen interveniert, oder, was der Hauptfall, die J. findet statt in die Verfassungs- und Regierungsangelegenheiten des fremden Staats und zwar entweder mit sofortiger Anwendung der Waffengewalt oder doch mit deren Inaussichtstellung. Demgemäß fällt praktisch die Frage nach der Rechtmäßigkeit der J. mit der nach der Rechtmäßigkeit des Kriegs zusammen. Jedoch nimmt die Interventionsrechtsfrage auch an allen Fortschritten des Völkerrechts und insbesondere an der Verminderung der Kriege teil, sobald jedenfalls ein Staat, zur Beseitigung ihm unerträglicher Zustände in einem andern Staate, zuerst immer die milderen Mittel, z. B. Abbrechung der »guten Beziehungen« oder der ganzen internationalen Verbindung u. dgl. m. anwenden wird. Dazu kommt, daß unser Völkerrecht es gestattet, gegen absolut widerrechtliche Vergewaltigungen in einem Staate dem leidenden Teile die von ihm erbetene »accessorische Kooperation« zu gewähren, ferner, absolut völkerrechtswidrige Zustände in einem Staate, z. B. ziel- und ziellose, ganz Europa gefährdende Anarchien, unter allgemeiner Zustimmung selbst mit Gewalt zu beseitigen, und endlich gegen rechtswidrige J. von Rechts wegen zu intervenieren. Immer aber ist festzuhalten, daß ein Recht zur J. stets als eine Ausnahme, und zwar nur im Interesse der eigenen Selbsterhaltung oder zur Aufrechterhaltung des für alle wesentlichen Völkerrechtszustandes, vom Prinzip der Nichtintervention zu erachten sei.

Bgl. außer den völkerrechtlichen Schriften von Heffter, Holzendorff, Bluntshil u. a.: Kottet, »Das Recht der Einmischungen in die innern Angelegenheiten eines fremden Staats« (Freiburg 1846); Hautefeuille, »Le principe de Non-Intervention et ses applications« (Par. 1863); Barthé, »Die J. in Mexiko« (Lpz. 1864); Stapleton, »Intervention and Non-Intervention« (Lond. 1866).

Intervention (im Wechselrecht), s. u. Ehrenannahme.

Interventieren (lat.), unterschlagen; Intervention, Unterschlagung.

Interviewer (engl., spr.: Interviewer, von interview, Zusammenkunft, Unterredung), der Be-

sucher, besonders ein Journalist, der berühmte Persönlichkeiten besucht, um sie über ihre Ansichten und Absichten auszufragen und dann darüber in Zeitungen Bericht zu erstatten. (s. unten)

Inter vivos (lat.), »unter Lebenden«, bei **Interfabel** (lat.), unfähig, als Zeuge aufzutreten oder ein Testament zu machen.

Interfaterbfolge heißt die Erbfolge, welche, im Gegensatz zu der freien Verfügung des Erblassers für den Todesfall, auf Gesetzen beruht und eintritt, wenn weder ein Erbvertrag noch ein gültiges Testament vorhanden sind. (S. Erbrecht.) Die Bezeichnung ab intestato (d. i. ohne Testament oder Vermächtnis) erben ist dem röm. Recht charakteristisch. Man sah bei den Römern die Testamenterrichtung in dem Maße als die Regel an, daß man dem gegenüber den Eintritt von andern Erben als Erbfolge »ohne Testament« bezeichnete. Erst wenn der Wille des Erblassers selbst nicht ausgesprochen war, trat das Gesetz ergänzend ein. Eine Übertragung jenes Gegenstandes in unsere heutigen Verhältnisse könnte jedoch leicht zu Irrungen Anlaß geben. Es war nämlich in älterer Zeit unter jener Erbfolge ab intestato im röm. Sinne keineswegs die der Blutsverwandten zu verstehen, wie das jetzt der Fall ist; das röm. Recht stellte vielmehr in Achtung der Souveränität des Familienvaters (pater familias) als das allein wirkende Band die agnatio (s. Agnaten) hin, die Verbindung durch eine und dieselbe väterliche Gewalt (patria potestas). Daher ging eine Berechtigung zur Erbfolge über weibliche Mitglieder der Familie nicht hinaus (mulier familiae suae et caput et finis est), und die zunächst berufenen Intestaterben waren diejenigen, welche durch den Tod des pater familias gewaltfrei wurden, die sui, ohne daß es auf die Nähe der Verwandtschaft oder darauf ankam, ob diese väterliche Gewalt überall durch Verwandtschaft begründet war. Gemäß diesem Grundsatz folgte, wenn sui nicht vorhanden waren, der nächste Agnat und in dritter Reihe die Gentilen. (S. Gentiles.) Die Härte, welche darin lag, ward vom juristischen Rechte und durch Senatsbeschlüsse allmählich beseitigt, bis endlich Justinian die J. ganz auf das Prinzip der Blutsverwandtschaft gründete und nur für die Adoption noch eine Nachwirkung der früheren Auffassung bestehen ließ. Dabei ist gegenwärtig J. im wesentlichen gleichbedeutend mit Erbfolge, da die Erbberichtigung der Agnaten sich nur bei den adeligen Stammgütern einzelner Gegenden oder Familien erhielt. Die Erbfolge ab intestato wird ausgeschlossen, sobald der Erblasser testiert, d. h. ein Testament (s. d.) errichtet. Diese rechtliche Möglichkeit, seinen Willen einseitig über das natürliche Leben hinaus zu verlagern, ist dem weniger abstrakt auffassenden altdeutschen Rechte fremd gewesen; dasselbe kannte nur Intestaterben oder Erbverträge. Aber die röm. Jurisprudenz gewann durchaus die Oberhand, sobald nicht bloß die Testamente in Übung kamen, sondern auch die altdeutsche J. der Vorratslenordnung vom röm. Rechte verdrängt ward, bis sie in neuerer Zeit wieder in einzelnen Gesetzen Aufnahme fand.

Interfaterbfolge, s. unter Mikrococcus.

Intestinaum (lat.), Darm, Mehrzahl Intestina, Därme, Eingeweide; intestinal, auf die Eingeweide bezüglich.

In thes (lat.), im Hauptsache; in der Behauptung; ferner: in der Regel, im allgemeinen (der

Charaktere, welche durch Ränke, Hinterlist oder überhaupt durch boshafte und gemeine Motive in das Getriebe der dramatischen Handlung eingreifen. Früher bestand dieses Fach selbständiger, jetzt fällt es meist mit dem Charakterfach zusammen.

In triplo (lat.), dreifach.

Introduktion (lat.) nennt man in der Musik einen kurzen, meist pathetischen Instrumentalsatz, der einem Hauptstake, z. B. einem Rondo, Konzert- und Symphoniesatze, einer Ouvertüre, Fuge, einem Gesangstücke u. s. w., als Einleitung vorausgeht. Vom Vorspieler oder Präludium unterscheidet sich die I. dadurch, daß sie keine abgeschlossene Form hat, während jenes ein in sich abgerundetes Stück ist. In der Oper heißt I. das erste Stück unmittelbar nach der Ouvertüre, welches die Scene eröffnet; hier bezeichnet I. sowohl Gesang als Instrumentalmusik.

Introlite, **nam et hio Dil sunt** (lat.), „Tretet ein, denn auch hier sind Götter“, die lat. Übersetzung von Worten des Heraklit, welcher aus Aristoteles' „De partibus animalium“ (I, 5) bekannt sind. Lessing setzte die Worte als Motto seinem „Rathan“ vor.

Introlitus (lat.), Eingang, Einleitung zu etwas; in der luth. Kirche der erste Teil der Messe. Er beginnt damit, daß der Priester und der Meßdiener (Meßner) wechselseitig den 42. Psalm herlesen; dann folgen das Confiteor, die Formel des öffentlichen Schuldgeständnisses, die Absolution und der eigentliche I., aus einigen Bibelderszen bestehend.

Intuition (lat.), wörtlich Anschauung, wird in der Erkenntnistheorie derjenige Akt des Erkennens den Vorstellens genannt, durch welchen der Gegenstand unmittelbar aufgefaßt wird. Die I. steht deshalb im Gegensatz zu allem demonstrativen Wissen, welches sein Objekt mittelbar durch Verstandesoperationen erkennt. I. liegt bei jeder Wahrnehmung des äußeren wie des inneren Sinnes vor; oft ist in der Philosophie auch behauptet worden, daß die Erkenntnis des höchsten Prinzips aller Dinge, der Gottheit, nur durch unmittelbare I. möglich sei. Diese Forderung ist charakteristisch für alle Formen des Mystizismus (s. d.). [Schwulst.

Intumescenz (neulat.), Anschwellung, Ge-

In turno (lat.), im Kreise, reihum.

Intus (lat.), innen, inwendig, innen.

Intussusception (lat.), Aufnahme in das Innere, besonders innige Aneignung fremder, in den organischen Körper aufgenommener Stoffe; in der Medizin die Einstülpung eines Darmstücks in das andere (sog. Darminvagination, Volvulus). Dieselbe erfolgt gewöhnlich derart, daß ein einzelner Darmabschnitt in lebhafter Thätigkeit und stark zusammengezogen ist, während die benachbarten Abschnitte gelähmt, erweitert und bewegungslos sind, wodurch es geschehen kann, daß die verengte Darmpartie sich in den gelähmten Abschnitt hineinschiebt und so einen mehr oder weniger vollständigen Verschluss des Darmrohrs herbeiführt. Die entferntere Ursache der I. besteht meist in einem latenterbalisch-entzündlichen Zustand der Darmwand, der das Zustandekommen partieller Lähmungen des Darmrohrs begünstigt; am häufigsten kommt deshalb die Krankheit bei kleinen Kindern und bei Greisen vor. Die I. kann sich von selbst, d. h. durch entsprechende peristaltische Bewegungen des Darms ausgleichen; viel häufiger kommt es aber durch fortgesetzte Stranauulation des eingestülpten Darm-

stücks zu einer schweren, meist tödlichen Unterleibsentzündung. Die Symptome und die Behandlung der Krankheit gleichen denen der Darmverengung (s. d.).

Intussusception, in der Botanik Bezeichnung für diejenige Art des Wachstums von Membranen, Stärkelörnchen u., bei der durch Aufnahme neuer kleinster Teilchen der betreffenden Substanz, sog. Micelle, zwischen den bereits vorhandenen ein Volumengrößereung stattfindet. Unter **Intussusceptionstheorie** versteht man diejenige Theorie, nach welcher das Wachstum jener Körper durch I. stattfindet; dieselbe ist von Rüst in erster Weise begründet worden und ist für die genauere Kenntnis der Wachstumsvorgänge in der Pflanze von außerordentlicher Wichtigkeit. Der Intussusceptionstheorie gegenüber steht die sog. Appositionstheorie, nach welcher das Wachstum z. B. der Stärkelörner durch fortwährende Auflagerung neuer Schichten stattfinden soll. Die letztere Theorie hat nur wenige Anhänger unter den Botanikern und entbehrt auch der genaueren Begründung. Sie ist in früherer Zeit hauptsächlich von Dippel vertreten worden; neuerdings hat Straßburger dieselbe durch mehrere Untersuchungen zu stützen gesucht.

Intus, s. Innuit.

Intula L., Pflanzengattung, s. Alant.

Intulin, eine dem Stärkemehl nahe Substanz, welche sich im Alant (s. d.) findet.

Intundation (lat.), Überschwemmung.

Intunktion (lat.), die Einschabung, das Gerieben; **Intunktionstür**, die Schmierstür, namentlich mit grauer Quecksilberfarbe. (S. unter Syphilis.)

In usu (lat.), im Gebrauch.

In usum Delphini, s. unter Dauphin.

Inw., Abkürzung von Invenit (s. d.).

Invagination (lat.), Einschubung in eine Ebene; in der Medizin soviel wie Intussusception (s. d.).

Invalenz (lat.), Kraftlosigkeit, Unvermögen.

Invalisierung (lat.), erklaren, an Kraft nehmen.

Invalide (lat.) heißt ein für den Kriegsdienst im Felde körperlich nicht mehr tauglicher Soldat. Man unterscheidet gewöhnlich Halb- und Genuinvaliden, je nachdem dieselben noch zu Dienstleistungen in der Garnison zu verwenden sind oder nicht. Für Krieger, welche dem Vaterlande ihre Gesundheit geopfert, zu sorgen, war schon in Athen und Rom üblich. Im Mittelalter nahmen sich über die Klöster und seit den Kreuzzügen die geistlichen Ritterorden, besonders die Johanniter an. Seit Einführung der stehenden Heere erhalten sie Guldengeldente, Pensionen oder Aufnahme in Invalidenkompanien und Invalidenhäusern. Ludwig XIV. errichtete zuerst ein solches (1671), das später von Napoleon I. besonders reich betrieht wurde. Die Stelle als Gouverneur der I. war in Frankreich lange Zeit ein hoher Ehrenposten, ist aber 1883 aufgehoben worden. In England begründete Karl II. zu Chelsea ein Invalidenhaus für die Landtruppen und Wilhelm III. in Greenwich ein Seehospital. Außerdem wurden früher den im engl. Dienst Verwundeten noch Prämien nach bestimmter Lage für jede Beschädigung des Körpers bewillt, z. B. für einen Fuß 20 Pf. St., für beide Augen 100 Pf. St., während jetzt die Betreffenden je nach

nähmen jedoch wohl ausnahmslos unter dem Durchschnittslohn; rationell werden aber auch die Beiträge für die gleiche Pension nach dem Beitrittsalter abgestuft (so bei den J. der deutschen Gewerkschaften).

Invalidentätversicherung ist derjenige Zweig der Arbeiterversicherung, welcher die Unterstützung oder Versorgung der Arbeiter für den Fall dauernder Arbeitsunfähigkeit bezweckt. Die Invalidität entsteht hauptsächlich aus drei Ursachen: Unfälle (worunter die Betriebsunfälle), Siechtum (andauernde unheilbare Krankheit) und Altersschwäche. Die Unfallversicherung bildet also, abgesehen von der Entschädigung für solche Unfälle, welche nur eine vorübergehende Arbeitsunfähigkeit herbeiführen, einen Teil der J., welcher jedoch, zumal hinsichtlich der Betriebsunfälle, durch die neue Gesetzgebung und Praxis gesondert behandelt zu werden pflegt. Im Gegensatz zu der Kranken- und Begräbnisversicherung hat die J. bisher weder in Deutschland noch im Auslande sich erheblich ausgebreitet, ist vielmehr im wesentlichen auf einige besonders geeignete Berufe, wie Bergarbeiter, Buchdrucker, Maschinenbauer, beschränkt geblieben. Die ganze Natur der J. dürfte dieselbe auf genossenschaftliche Invalidenlassen (s. d.) hinweisen, während die Mitwirkung des Staats durch ein Normatiergefetz, Beschaffung zuverlässiger Rechnungsgrundlagen und dauernde Aufsicht sehr erprießlich sein würde.

Invariabel (frz.), unveränderlich.
Invasion (lat.) heißt Einfall in ein fremdes Gebiet. Insbesondere versteht man darunter einen solchen Einfall, der nicht auf bleibende Eroberung, sondern, zunächst wenigstens, nur auf einen vorübergehenden Zweck berechnet ist, sei dieser nun strategischer, ökonomischer oder polit. Art, wie z. B. die französische J. in Spanien 1823 zur Wiederherstellung der königl. Gewalt.

Invasionskrankheiten, s. unter Ausbreitung.
Invecta et data (lat. Eingebrochenes und Eingeführtes), die bewegliche Habe, welche ein Pächter oder Mieter in die gepachteten oder gemieteten Räume eingebracht hat.

Injektive (lat.), „ansahrende“, beleidigende Rede, Schmähung, grober Ausfall.
Invent (lat., abgekürzt inv., „hat es erfunden“) wird am linken untern Rande von Kupferstichen zu dem Namen des Künstlers gesetzt, nach dessen Gemälde oder Zeichnung der Stich ausgeführt ist.

Inventarisieren, das Inventarium aufnehmen.

Inventarium (lat.), ein Befundschein über das Ergebnis einer Besichtigung und Erörterung, besonders einer Vermögensaufnahme oder Verzeichnung von bestimmten Vermögenskomplexen, z. B. von Handlungen und andern Gewerbetabissements, von Wirtschaftszubehör, die selbst wieder J. genannt werden. Im letztern Sinne unterscheidet man auf Landgütern das lebende Inventar oder den Viehstand von dem toten (Acker- und Wirtschaftsgüter). Man pflegt das J. bei Verpachtungen nach einer Taxe zu überlassen und den Pächter zu verpflichten, bei Beendigung des Kontrakts Stücke desselben Werts zurückzugeben oder Fehlen des in Geld auszugleichen. Inventarien werden bei der Übernahme von Vormundschaften über das Vermögen der Pflegebefohlenen, bei Sterbefällen über die Hinterlassenschaft, bei der Übernahme eines verpachteten Grundstücks, zur Aufstellung des

Kapital-Contos für ein kaufmännisches Geschäft u. errichtet. Kaufleute sind sogar durch das Gesetz verpflichtet, ihren Vermögensstand von Zeit zu Zeit aufs neue aufzunehmen. (S. Inventur.) über die Rechtswohlthat des J. s. *Beneficium inventarii*.

Invention (lat.), Erfindung, Kunstgriff; bei Sebastian Bach Bezeichnung für kleine Konzerte, welche einen Einsatz, eine momentane Empfindung zum Ausdruck bringen.

Inventar (neulat.) ist die Aufnahme des Standes eines Handlungsvermögens, um eine etwaige Insolvenz, einen Rückgang oder den Zuwachs und die davon entfallenden Vorteile zu ermitteln. Es werden dabei alle Einrichtungen, Vorräte und Außenstände nach ihrem Zeitwerte in Rechnung gebracht, für verloren erachtete Forderungen und früher mit in Ansatz gekommene, jetzt aber völlig entwertete Gegenstände abgeschrieben, und die auf dem Vermögen haftenden Schulden den Aktiven, um die Bilanz zu ziehen, gegenübergestellt. Das Deutsche Handelsgesetzbuch, Art. 29–31, schreibt den Kaufleuten vor, alljährlich, oder, wenn dies die Beschaffenheit des Geschäfts nicht gestattet, wenigstens aller zwei Jahre den Befund aufzuzeichnen und diese von den Handlungsinhabern unterschriebene Aufzeichnung, welche ebenfalls J. heißt, gehörig aufzubewahren. (S. Handelsbücher.) Eine solche J. kann auch außer der Zeit nötig werden, z. B. bei Trennung und Veränderung von Handelsgeschäften, bei Fallimenten, bei bevorstehender Liquidation des Geschäfts.

Inverary, Hauptstadt der schott. Grafschaft Argyll (s. d.).

[verba magistri.

In verba magistri jurare, s. Jurare in **Inverness**, Grafschaft in Nord- oder Hochschottland, die größte des Königreichs, zwischen Ross, Nairn, Elgin, Banff, Aberdeens, Perth, Argyle und dem Atlantischen Ocean, der im Nordosten den Murrayfischen oder Moray-Firth bildet, hat ein Areal von 11 022,5 qkm, wovon 3141,5 auf die dazu gehörigen 250 Inseln kommen, und zählt (1881) 90 414 Q. Das Festland ist außerordentlich rau, wild und gebirgig, aber malerisch schön, und steigt im Ben-Nevis, dem höchsten Berge des brit. Archipels, 1392 m hoch auf. Zahlreich sind die Seen und Bergwasser in tiefeingefurchten Thalspalten, ausgebeht die Wälder, Heide- und Moorstrecken. Kulturboden findet sich hauptsächlich in den niedrigen Gegenden am Moray-Firth, an einigen Seen und Flüssen. Rinder- und Schafzucht bilden die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Die Hauptabfuhr findet gegen Nordosten statt, wie der Lauf der größten, durch ergiebigen Lachsfang bedeutenden Flüsse Spey, Findhorn, Nairn, Ness, Beauley, Foyers (mit zwei herrlichen Wasserfällen) andeuten. Die Grafschaft zerfällt in zwei gleiche Teile durch den langen und tiefen Thalspalt (Glenmore oder Großer Glen), welcher in Südwestrichtung vom Moray-Firth zum Loch-Einnhe an der Westküste streicht; die Seen Ness und Lochy enthält und von dem Caledonischen Kanal durchschnitten wird. Unter den Inseln, welche zu den mittlern und nördl. Hebriden gehören und die Gebirgsnatur des Festlandes teilen, sind die namhaftesten Skye, Harris (der säd. Teil von Lewis), Norduisht, Süduisht, Benbecula, Barra und St. Kilda. Die kelt. Sprache herrscht im allgemeinen vor, das Englische ist fast nur bei den höhern Klassen in Gebrauch. Die

Grafschaft zerfällt in 35 Kirchspiele und zählt ein Mitglied ins Parlament.

Die Hauptstadt Inverness, im Hintergrunde des Moray-Firth, am Nordende von Glenmore und am Flusse Ness, der hier in den Inverness-Firth fällt und dessen Eingang durch das Fort George gebildet ist, zählt (1881) 17 366 E. meist engl. Abkunft. Dieselbe hat einen guten Hafen, ein besestigtes Schloss, 12 Kirchen und Kapellen, breite, schöne Straßen, eine 1880 vollendete Stadthalle, vor derselben eine Fontäne mit dem Palladium der Stadt, dem rhomboidischen Steine Clach-na-Gubain, eine Akademie, eine Kollegialschule, eine Hochschule, eine Schule für Kunst und Wissenschaft, ein Gesangs- (Zelbooth), eine Besserungsanstalt; ferner Gerberei, Tuchfabrikation, Salmenfischerei, sowie bedeutenden Handel in Wolle und Schafen, Eisenwerke, Brauerei, Sägemühlen, Schiffbau, und ist der Hauptmarktplatz für die Bergschotten. In der Nähe von J. hatten die alten caledonischen Könige ihren Sitz. Historisch merkwürdig wurde die Stadt durch ein glückliches Gefecht des Prätendenten Karl Edward, welches dieser im Febr. 1746 nach dem siegreichen Treffen bei Falkirk gegen den General Sutherland stand, wogegen er 7 km im Nordosten von J., bei Culloiden, 27. April 1746 völlig geschlagen wurde.

Inversion (lat., d. i. Umkehrung) bezeichnet als stilistische und rhetorische Figur die Vertauschung eines Wortes oder Satzglieds aus seiner der strengen grammatischen Konstruktion nach ihm gebührenden Stelle an eine andere, um den Beginn desselben herauszuheben, z. B. « Dans le temple des juifs un instinct m'a poussé » (Racine, *Athalie*, II, 5), statt: « Un instinct m'a poussé dans le temple des juifs. » In der deutschen Sprache ist das Verbum ebenfalls an eine bestimmte Stelle gebunden, und zwar in der Frage, sowie im Befehl, oder Wunschform stets an die erste, im affirmierenden oder negierenden Satz stets an die zweite, in einem abhängigen Satz dagegen an das Ende. Bisweilen wird die J. auch angewandt, um den Ton auf ein Wort zu legen, z. B. « Errungen hat er seine Palme, der treue Streiter ». Auch wird sie oft, namentlich in der Poesie, durch den Wohlklang und Rhythmus hervorgerufen, wie z. B. « Errungen steht das reich der Lebens Welle, Mich faßt die Welt in ihren Armen » (Schiller, « Braut von Messina », II, 1). Verwerflich ist dagegen die J., wie sie in neuerer Zeit oft in dem nachlässigen Stile der Zeitungsreporter, in kaufmännischen Briefen, Annoucen u. s. w. vorkommt, z. B. « Die Garnison ist gestern Abend wieder eingerückt, und sind deshalb die öffentlichen Gebäude von heute früh an wieder mit Militärposten besetzt », oder « Die erste Sendung Matiesheringe ist eingetroffen, und verkauft nur dieselben das Stad zu u. s. w. »

Inversion, in der Medizin soviel wie die Umstülpung eines Organs (der Gebärmutter, der Augenlider, des Mastdarms).

Inversion wird in der Militärsprache jede Abweichung von der normalen Stellung einer Truppenabteilung genannt; so befindet sich z. B. ein Bataillon in J., wenn bei der Aufstellung in Linie sich dessen Flügel vom rechten Flügel ab nicht in ihrer Nummernfolge aneinander reihen. In früherer Zeit wurde ein großer Wert auf die Beibehaltung der normalen Stellung gelegt und nach Eintritt einer J. stets dahin gestrebt, dieselbe durch

Zwischenbewegungen wieder zu beseitigen; in neuerer Zeit hat man den Grundsatz aufgestellt, daß jede Truppenabteilung auch in der Z. zu kämpfen wissen müsse.

Inversion heißt in der technischen Chemie die durch Einwirkung verdünnter Säuren oder eines löslichen, von der lebenden Hefe erzeugten und abgeforderten Ferments erfolgende Umdrehung des rechtsseitigen Polarisationsvermögens des Rohrzuckers in eine linksseitige Polarisation, welche dadurch hervorgerufen wird, daß der bei dieser Reaktion entstehende Fruchtzucker eine die rechtsseitige Drehung des gleichfalls gebildet werdenden Traubenzuckers übersteigende Linksdrehung besitzt. Einzelne Schriftsteller gebrauchen, jedoch sehr fälschlicherweise, denselben Ausdruck auch für die durch Diastase bewirkte Verzuckerung des Stärkemehls.

Inversor, s. Syrtrop.

Invertebrata, wirbellose Tiere.

Invertin ist ein lösliches Ferment, welches von lebender Hefe abgesondert wird und die Eigenschaft besitzt, den nicht gärbaren Rohrzucker unter Aufnahme der Elemente von 1 Molekül Wasser zu spalten und ihn in ein Gemenge von je 1 Molekül Fruchtzucker und 1 Molekül Traubenzucker, welche beide gärungsfähig sind, zu zerlegen.

Invertzucker nennt man technisch das Gemenge von 1 Molekül Traubenzucker und 1 Molekül Fruchtzucker, welches aus dem Rohrzucker hervorgeht, wenn seine Lösungen mit verdünnten Säuren erwärmt oder mit Invertin (s. d.) versetzt werden. (S. Inversion, chemisch.)

Inverurie (Inverurg), Stadt in der schott. Grafschaft Aberdeen, an der Mündung des Urre in den Don und am Aberdeenskanal, Station der Hauptlinie Aberdeen-Vossimouth der Great North Railway of Scotland, zählt (1881) 2981 E.

Investigieren (lat.), auf-, aus-, spüren, nachforschen; davon: Investigation.

Investitur (d. i. Einleidung, vom lat. investire) nennt man ursprünglich die feierliche Einweihung in das Recht des Besizes irgend einer unbeweglichen Sache. Sodann bezeichnet das Wort überhaupt soviel als Belehnung (s. d.), im Kirchenrecht aber die Belehnung des Bischofs (s. d.) mit Ring und Stab.

Investiturstreit heißt der zwischen dem röm. Papst und dem deutschen König geführte Streit um die Investitur (s. d.) der Bischöfe. Gregor VII. sprach auf einer Synode 1075 seinem Gegner Heinrich IV. das althergebrachte Recht ab, die Bischöfe und Äbte mit Ring und Stab zu belehnen. Nun waren aber diese kirchlichen Würdenträger zugleich Inhaber bedeutender Reichslehne, und zwar der einzigen, welche der König frei an ihm ergebene Personen verleihen konnte. Wäre die Wahl dieser Würdenträger an Klerus und Volk und damit unter päpstl. Einfluß gekommen, so wäre dadurch die Macht des deutschen Königs bedeutend geschwächt. Deshalb der lange, hartnäckige Kampf, welcher um diese Frage geführt ward. Heinrich IV. ließ auf einer Synode zu Worms, 24. Jan. 1076, den Papst absetzen, aber dieser bedrohte 1078 alle, welche die Investitur vom König empfangen, mit der Exkommunikation, 1080 diesen selbst mit dem Bann. Gregor VII. starb 1085 auf der Flucht. Heinrich IV., obgleich gebannt, Abte die Investitur nach wie vor, ebenso Heinrich V., obgleich die Päpste Victor III., Urban II., Paschalis II. die Bestim-

mungen Gregors mehrmals wiederholten. Paschalis II. und Heinrich V. schlossen 1111 ein Konkordat, in welchem der König auf die Investitur verzichtete, der Papst den Bischöfen die Herausgabe der weltlichen Güter zumutete. Dagegen protestierten nicht bloß die deutschen Bischöfe, auch das Laterankonzil vom J. 1112 sah darin einen Hochverrat an der Kirche. Endlich kam durch das Wormier Konkordat 1122 zwischen Calixt II. und Heinrich V. eine Vereinbarung zu Stande, wonach der König auf die Investitur mit Ring und Stab verzichtete und kanonische Wahl der Bischöfe zuließ, dagegen die Beaufsichtigung der Wahl und die Belehnung des Gewählten (vor der Konsekration) mit den weltlichen Gütern und Rechten durch das Scepter zugestanden erhielt. Schon Kaiser Lothar II. verlangte 1125 von den Prälaten nur den allgemeinen Unterhaneneid und gestattete die Konsekration vor der weltlichen Belehnung.

Inveterieren (lat.), veralten, verjähren; davon: Inveteration.

Invicem (lat.), wechselseitig, gegenseitig.

Invibide (lat.), neidisch, mißgünstig, gehässig.

Invigilieren (lat.), aufpassen, wachen auf et.

Invincibel (lat.), unbesiegbar. [was.]

In vino veritas (lat.), »im Weine ist Wahrheit«, d. h. der Wein löst die Zunge, der Berauschte spricht die Wahrheit; der Ausdruck findet sich schon in griech. Form in Platos »Symposion« und wird in Plinius' »Naturalis historia« (XIV, 28) als sprichwörtlich erwähnt.

Invulabel (lat.), unverwundlich.

Invissibel (lat.), unsichtbar.

Invita Minerva (lat.), »wider den Willen der Minerva«, d. h. ohne Fähigkeit, ohne aufgelegt zu sein (etwas zu unternehmen), sprichwörtliche Redensart, welche von Cicero (»Tusculanae«, I, 31, »Ad familiares«, XII, 25) und Horaz (»Ars poetica«, 385) angeführt wird.

Invitatorium (lat.) heißt in der röm.-lat. Kirche ein Vers, welcher am Anfang der Frühmesse, der Matutin, abwechselnd mit je zwei Versen des 94. Psalm (»Venite, exultemus domino«) gesungen oder gebetet wird. Jedes Fest und jedes Officium vom Tage hat sein besonderes I., dessen Schlussworte gewöhnlich »Venite, adoremus« sind. Nur das Officium vom Epiphaniastage und das der drei letzten Tage in der Karwoche hat kein I.

Invitieren (lat.), einladen; davon: Invitation.

Invocabit (lat.) heißt der erste Fastensonntag von den Anfangsworten von Psalm 91.

Involve (engl.), spezifizierte Warenrechnung, Faktur.

Invokation (lat.), Anrufung, Anflehung.

Involucrum (lat.), in der Botanik soviel wie Hülle (s. d.).

Involution einer Größe ist ein nicht mehr gebräuchlicher Ausdruck für Potenzierung der Größe. In der neuern Geometrie sagt man nach dem franz. Geometer Desargues 1639, daß drei Paare von Punkten einer Geraden in Z. sind bei einer bestimmten Relation der Punkte, welche aus fünf derselben den sechsten finden lehrt und von reichen Folgen begleitet ist. Ebenso kommt in Betracht eine Z. von sechs Geraden einer Ebene, welche einen Punkt gemein haben, und eine Z. von sechs Ebenen, welche eine Gerade gemein haben.

Involutionärsperiode, s. u. Menstruation.

Involventia (lat., zu ergänzen remedia), ein-
hüllende Mittel. (mit in sich begreifen.)

Involvieren (lat.), einwickeln, einschließen,
Involuerabel (lat.), unverwundbar; davon:
Involuerabilität.

Ingersdorf am Wienerberge, Dorf in
Niederösterreich, Bezirkshauptmannschaft Schö-
haus, Gerichtsbezirk Pöcking, 8 km südlich von
Wien, an der Linie Meidling-Wiener-Neustadt der
Österreichischen Südbahn, zählt (1880) 8317 E.,
darunter 2039 Czechoslawen, die in den dortigen
Ziegeleien arbeiten, und hat eine Heilanstalt für
Hervorn- und Gemütskranke. Die Ziegeleien von
J. sind nicht nur die größten in Österreich-Ungarn,
sondern vielleicht in ganz Europa; ihren Aufschwung
dankten sie dem Industriellen Alois Wiesbach, nach
dessen Tode (1857) sie an die Familie Brasche
übergingen; die jetzige Firma heißt: Wienerber-
ger Ziegelfabrik- und Vaugesellschaft. Der Ort
wird schon im 12. Jahrh. genannt und gab einem
Adelsgeschlechte den Namen, das bis zum Schluß
des 13. Jahrh. in seinem Besitze war.

Inzucht, Bezeichnung im weiteren Sinne für
die Paarung von Haustieren, welche einer be-
stimmten Rasse oder einem bestimmten Rassetypus,
im engeren Sinne für die Paarung von Tieren,
welche ein und derselben Herde, ein und derselben
Familie angehören. In letztem Falle findet sehr
häufig Verwandtschafts-, sogar Incestzucht (vom
lat. incestus, Blutschande) statt, unter welsch letz-
terer man die Paarung von Tieren versteht, welche
in auf- oder absteigender, oder in gleicher Linie
direkt miteinander verbandt sind, z. B. Vater und
Tochter, Mutter und Sohn, Bruder und Schwester.
Reinzucht fällt häufig mit J. zusammen, ist aber
nicht ohne weiteres gleichbedeutend mit der letztern,
da z. B. zwei in ihren Eigenschaften voneinander
abweichende Tiere einer und derselben Rasse, Herde
u. s. w. miteinander gepaart werden können, ohne
daß Inzucht, wegen dieser Verschiedenheit, Rein-
zucht stattfindet. Die J. wendet man namentlich
dort an, wo ganz bestimmte, einer Rasse, Herde,
Familie eigentümliche, nach irgend einer Nutzungs-
richtung hin hervorragende Qualitäten in den
Nachkommen befestigt oder potenziert werden sol-
len. Noch mehr gilt dies für die Verwandtschafts-
und für die Incestzucht, mit welcher allerdings die
Gefahr einer Schwächung der Nachkommen ver-
bunden ist, welcher aber manche Rassen, z. B. die
berühmten Shorthorns, ihre Entstehung und ihre
vorzüglichen Eigenschaften verdanken.

Vgl. Nathusius, »Vorträge über Viehzucht und
Rassenkenntnis« (Berl. 1872); Settegast, »Tier-
zucht« (4. Aufl., Bresl. 1878).

Jo war der Sage nach die Tochter des Inachos,
oder des Jasos, oder des Peiren, in welche sich
Zeus verliebte. Um seine Liebe zu verheimlichen,
verwandelte Zeus die Jo in eine schöne weiße Kuh.
Hera aber erbat sich die Kuh von ihrem Gemahl
zum Geschenk und übergab hierauf dieselbe dem al-
lebenden Argos (Panoptes) zur Bewachung. Zeus
erteilte jedoch dem Hermes den Befehl, ihren Wächter
zu töten. Aber in demselben Augenblick, als dieses
geschehen, sandte Hera der Jo eine Bremse, von der
sie durch alle Welt gejagt wurde, bis sie am Nil
Ruhe fand. Als Heimat der Sage und der Jo ist
Argos anzusehen, wo das Wesen der Jo mit dem
Zeus- und Herakliden auf das innigste verbunden
war. Hauptquelle für ihre Wanderungen ist des

Aischylos »Prometheus«, womit aber wieder vieles
in den »Schußlegenden« nicht vereinbar ist. Von
Argos aus kam sie danach an das Meer, welches
von ihr den Namen des Ionischen erhalten haben
sollte; hierauf gelangte sie durch die Stethische
Wüste zum Prometheus, welcher ihr den Weg an-
zeigte, den sie weiter zu nehmen hätte. Zuletzt
gelangte sie nach Ägypten, wo sie Erlösung von
ihren Leiden fand, durch Zeus Mutter des Erichonios
wurde und den Heliobien stiftete. Daß sie mit der
Jis (s. d.) geradezu identifiziert wurde, dazu gab
namentlich die Kugelform Veranlassung. Zahlreiche
Darstellungen der Sage von Jo sind auf Böden
und in Wandgemälden erhalten. Vgl. Engelmann,
»De Ione« (Berl. 1868); Overbeck, »Griech. Kunst-
mythologie« (Bd. 1: »Zeus«, Epp. 1871).

Jo ist auch der Name des 85. Asteroiden. (S.
unter Planeten.) (Staat Iowa.)

Jo., offizielle Abkürzung für den nordamerikan.

Job oder **Jodine** (abgeleitet vom grch. *io-di-*,
d. i. weissenfarbig), chem. Zeichen J, Atomgewicht
127, ein nichtmetallisches, zu den Haloiden ge-
hörendes Element, 1811 von Courtois entdeckt, aber
erst von Davy und Gay-Lussac genauer untersucht
und als Element erkannt. Daß J. ist in der Na-
tur sehr weit verbreitet, kommt aber immer nur
sehr spärlich und nie im freien Zustande, sondern
nur in Verbindungen vor. Es findet sich in ein-
zelnen seltenen Mineralien als Jodsilber, als Jod-
quedälsilber, als Jodammonium, spurenweise in
Phosphoriten, Steinkohlen, in sehr vielen Hei-
quellen, im Meerwasser, in dem Salze, aus
welchem durch Raffination der Chilisalpeter herge-
stellt wird, in sehr vielen Landpflanzen und aus
daraus dargestellten Produkten, reichlicher in Me-
respflanzen und in den im Meere lebenden Tieren,
angeblich soll es auch Bestandteil der Atmosphäre
sein. In verhältnismäßig größter Menge findet
es sich in den Meerestalg, Fucus, Laminaria u. a.
Diese Gewächse haben eine besondere Befähigung
für die Aufspeicherung von Jodverbindungen, in
keinem lebenden Naturprodukt findet es sich an-
nähernd in so reichlicher Menge wie in diesen. Die
selben sind daher auch, solange man in Europa J.
dargestellt hat, der Ausgangspunkt der Fabrication
des J. gewesen; in den letzten Jahren hat jedoch
die europ. Fabrication in dem sich immer mehr
steigernden Import von chilenischem J. eine so er-
hebliche Konkurrenz erfahren, daß viele Jodfabri-
ken ihren Betrieb eingestellt haben. In Europa sind
nur zwei Distrikte der Jodgewinnung vorhanden:
die Umgegend von Glasgow, wo im J. 1882 aber
nur noch eine große Fabrik thätig war, und die
Westküste von Frankreich, wo im J. 1878 10 oder
12 Fabriken gearbeitet haben sollen. Der Handel
hat das J. stets als Spekulationsartikel betrachtet,
wodurch die Preise Schwankungen von 9 bis zu
75 Mark pro Kilogramm erfahren haben.

Zur Jodgewinnung dienen an der schott. Küste
Laminaria digitata (0,25—0,45 Proz. J.), L. sac-
charina (0,25 Proz.), Fucus serratus (0,05 Proz.),
F. nodosus (0,05 Proz.), F. vesiculosus (0,05 Proz.);
an der franz. Küste werden F. vesiculosus, node-
sus, siliquatus, serratus, loreus, esculentus, bul-
bosus, saccharinus, digitatus stenolobus, digita-
tus stenophyllus verarbeitet. Diese Algen, welche
zum Teil tief unter Wasser wachsen, werden auf
mühsame Weise geerntet, an der Sonne getrock-
net und meist in Gruben verbrannt. Die dabei

zurückbleibende Asche heißt in Schottland Kelp, in Frankreich Vared. Bei der Darstellung der Asche geht eine große Menge J. durch die übermäßige Hitze verloren. Um diesen Verlusten vorzubeugen, sind verschiedene andere Arbeitsmethoden in Vorschlag gebracht; dieselben haben sich aber bislang im Grobbetrieb nicht einzubürgern vermocht.

Bei Glasgow wird der Kelp mit warmem Wasser ausgelaugt und die erhaltene Lauge in offenen Pfannen verdunstet, wobei die sich abscheidenden Salze herausgeschöpft werden. Zuerst fällt dabei vorzugsweise Kochsalz aus, welches wegen seines Gehalts an Glaubersalz in Sodafabriken verwertet wird; bei zunehmender Konzentration scheidet sich ein Gemenge von schwefelsaurem Kali und schwefelsaurem Natron ab, welches als Solf sulfatens bezeichnet wird. Schließlich läßt man die Flüssigkeit erkalten und erhält eine Krystallisation von Chlorkalium. Die hierbei verbleibende Mutterlauge wird weiter verdunstet, worauf nochmals Chlorkalium krystallisiert. Die letzte Mutterlauge, die Joblauge, enthält alle Jobverbindungen in konzentrierter Form, daneben aber noch kohlensaure Alkalien, Schwefelalkalien, schweflige Säure Salze u. Durch Ansäuern mit Schwefelsäure werden diese Salze zerlegt, unter Abscheidung des in den Sulfiden und Sulfaten enthaltenen Schwefels. Die von letztem getrennte Flüssigkeit wird in einem eisernen Kessel unter Zufuß von Braunstein erwärmt, wobei das freigemachte J. mit den Wasserdämpfen sich leicht verflüchtigt. Um das J. zu verdichten, ist der Kessel mit einem Bleidale versehen, von welchem die Dämpfe durch zwei weite Röhren in zwei Reihen von thönernen Vorlagen, die so ineinander gefügt werden, daß der Hals der ersten in eine Bodenöffnung der folgenden reicht, geführt werden. In den Vorlagen sammelt sich das J. als krystallinische Kruste, während das gleichzeitig verdichtete Wasser durch eine im Bauch befindliche, nach unten gelehrte kleine Öffnung abtropft. Das so gewonnene J. wird in kleinen, aus Eichenholz gefertigten Fässern zu einem engl. Centner Nettogewicht verpackt und in den Handel gebracht. Die als Nebenprodukte gewonnenen Salze trugen früher zur Rentabilität der Jobindustrie erheblich bei; allein dieser Vorteil ist auf ein Minimum reduziert, seitdem die Umgegend von Staßfurt den Handel der Kalisalze beherrscht und deren Preis herabgedrückt hat.

Die franz. Jobfabrikation unterscheidet sich von der schottischen durch die Art der Abscheidung des J. aus der Joblauge. Statt durch Destillation gewinnt man dort das J. durch einen Fällungsprozeß, durch Einleiten von Chlor.

Das käufliche J. bildet grauschwarze, dem Graphit ähnliche Stäbe oder schuppige Massen. Durch Sublimation läßt es sich leicht in schöne, glänzende schwarze Krystalle verwandeln; ganz dünne Krystalllamellen sind braunrot durchscheinend. Sein spezifisches Gewicht ist 4,94 bei 17°. In Wasser ist es sehr schwer löslich, doch erteilt es dem Wasser, welches nur $\frac{1}{1000}$ J. enthält, eine gelbbraune Farbe; ein Zufuß von Joblauge befördert die Löslichkeit sehr. In Weingeist und Äther ist J. leicht löslich, die Lösungen sind intensiv braun; in Schwefelkohlenstoff und in Chloroform löst es sich mit violetter Farbe; letztere beiden Agentien entziehen selbst minimale Spuren desselben seinen wässrigen Lösungen beim Schütteln und dienen durch die dabei eintretende charakteristische Färbung als sichere Nachweismittel des J.

Es schmilzt bei 113—115° C. und siedet über 200° C.; sein schon bei geringstem Erwärmen entstehender Dampf ist dunkelviolett, der gesättigte Dampf bei höchsten Temperaturen blau gefärbt. J. färbt Stärkemehl intensiv blau. Fügt man zu einer wässrigen Joblösung verdünnten Stärkekleister, so wird die Flüssigkeit bei Spuren von J. himmelblau, bei größeren Mengen unburdächtlich dunkelblau. Das Stärkemehl dient als Nachweismittel für J. und umgekehrt wässrige Joblösung als Erkennungsmittel des Stärkemehls. Hierbei ist aber zweierlei zu beachten, nämlich die Jobstärke-Reaktion tritt nur in kalten, nicht in warmen Flüssigkeiten auf, und ferner wird sie nur durch freies, nicht durch gebundenes J. hervorgerufen. Will man daher Salze auf einen Jobgehalt prüfen, so ist das J. daraus frei zu machen, was am zweckmäßigsten durch Zufuß von wenigen Tropfen roter rauchender Salpetersäure geschieht.

Das J. und seine Verbindungen finden Verwendungen in der Medizin, in der Photographie, namentlich aber wird das J. in größten Mengen bei der Darstellung verschiedener Färbstoffe gebraucht. Alle Bemühungen, dasselbe hier durch das leichter zugängliche Brom zu ersetzen, sind bislang fruchtlos gewesen.

In seinen Verbindungen zeigt J. große Analogien mit dem Chlor und dem Brom, es unterscheidet sich von diesen Elementen im allgemeinen durch schwächere Affinitäten und wird infolge dessen sowohl durch Brom wie namentlich durch Chlor aus seinen Verbindungen abgeschieden. Von den Jobverbindungen sind zu erwähnen:

1) Jobsäuren. Ähnlich wie das Chlor (vgl. Bb. IV, S. 320), so bildet auch das J. verschiedene Säuren, die teils als Hydrate, teils als Anhydride bekannt sind; es sind jedoch nur zwei davon genauer studiert, nämlich:

a) Jobsäure, als Hydrat $(IO_3)OH$, als Anhydrid I_2O_5 , entsteht durch Einwirkung konzentrierter Salpetersäure auf J., krystallisiert in sechsseitigen Tafeln von saurem Geschmack, ist leicht in Wasser und Alkohol löslich, läßt sich unverändert auf 100° erhitzen, verwandelt sich bei 180° in ein Anhydridhydrat $I_2O_5 \cdot H_2O$ und geht bei 170° in Anhydrid über, welches unzerlegt bis gegen 300° erhitzt werden kann. In Verührung mit Wasser wird das Anhydrid zu gewöhnlicher Jobsäure. Die Jobsäure verbindet sie mit Basen zu meist gut krystallisierbaren Salzen. Dieselben entstehen neben Jobmetallen bei Einwirkung von basischen Oxydhydraten auf J., so z. B.



Die Jobsäuresalze werden durch Reduktionsmittel leicht in Jobmetalle verwandelt, so gibt jobsaures Kali oder Kaliumiodat beim Erhitzen mit Kohle Jobkalium und Kohlenäure.

b) Überiodsäure, Hyperiodsäure. Die der Überchloräure entsprechende Überiodsäure $(IO_4)OH$ läßt sich nur auf Umwegen erhalten, ein Anhydrid derselben existiert nicht, wohl aber tritt sie mit verschiedenem Sättigungsvermögen und in verschiedenen Kondensationszuständen auf; es sind mit Sicherheit sechs solcher Säuren nachgewiesen.

2) Jodwasserstoffsäure HJ. Farblos, in Wasser ungemein leicht lösliches Gas, entsteht wie die Bromwasserstoffsäure durch Einwirkung von Wasser auf Jodphosphor. Für alle Verwendungen

stellt man die wässrige Lösung nach Bettenlofers Verfahren dar: In einer Porzellanschale wird 1 Teil gewöhnlicher Phosphor mit 24 Teilen Wasser von 60–70° übergossen und unter Umrühren mit 2 Teilen J. vermischt; hat sich dies gelöst, so wird der größere Teil der Flüssigkeit von dem Phosphor abgegossen und in ein Gefäß gebracht, worin 14 Teile J. sich befinden. Von diesem löst sich ein Teil in der entstandenen Jodwasserstoffsäure zu einer braunen Flüssigkeit, die wieder zu dem Phosphor gegossen wird. Der Phosphor entfärbt die Lösung sofort und es wird dann die Flüssigkeit abwechselnd mit dem J. und dem Phosphor zusammengebracht, bis alles J. gelöst ist. Endlich wird die Flüssigkeit destilliert, wobei eine wässrige Säure mit einem Gehalt von annähernd 40 Proz. Jodwasserstoff übergeht, während in der Retorte ein Rückstand verbleibt, der im wesentlichen aus Phosphorsäure besteht.

Die wässrige Jodwasserstoffsäure ist eine farblose Flüssigkeit von scharfsaurer Beschaffenheit; verdampft man die verdünnte Säure, so konzentriert sie sich mehr und mehr, bis ihr Siedepunkt auf 127° C. gestiegen ist; bei letzterer Temperatur destilliert eine Säure von 1,7 spezifischem Gewicht mit einem Gehalt von 57 Proz. Jodwasserstoff. Als Oxydationsmittel zerlegen die Jodwasserstoffsäure sehr leicht unter Abscheidung von J.; in lufthaltigen Gefäßen aufbewahrt, besonders unter Einwirkung des Lichts, färbt sie sich durch Oxydation des Wasserstoffs braun von freigeswordenem J. Jodwasserstoffsäure findet vielfache Verwendung teils zur Darstellung von Jodverbindungen, teils bei der Darstellung organischer Verbindungen.

3) Chloriod. Beide Elemente geben zwei Verbindungen:

a) Jodchlorür, einfach Chloriod ICl , entsteht, wenn man Chlorgas so lange auf trockenes J. wirken läßt, bis dieses flüssig geworden ist; die braune Flüssigkeit erstarrt in der Kälte zu Kristallen, die nicht ohne Zersetzung in Wasser löslich sind.

b) Jodchlorid, dreifach Chloriod ICl_3 , entsteht durch anhaltende Einwirkung von trockenem Chlor auf trockenes, erwärmtes J. als bei 25° schmelzende, unverändert flüchtige, in Wasser ohne Zersetzung zu erlösende lösliche Kristalle.

4) Jodphosphor, als Phosphorioid PI_3 und Phosphoriobid PI_2 , bekannt, von denen nur letzteres weitere Bedeutung hat. Das Jodid erhält man, indem man 31 Teile Phosphor in trockenem Schwefelkohlenstoff löst und nach und nach 381 Teile J. zusetzt. Durch Destillation wird der größere Teil des Schwefelkohlenstoffs entfernt, worauf das Jodid in großen roten Kristallblättern sich abscheidet.

5) Jodstickstoff NI_2 , höchst gefährliche, leicht äußerst heftig explodierende Substanz, welche als schwarzer Niederschlag beim Vermischen von alkalischer Jodlösung mit konzentriertem Ammoniak erhalten wird; darf niemals getrocknet werden, weil die geringste Erschütterung, das Herabfallen eines Luftstäubchens ihn zur Explosion bringt.

Die weiteren Verbindungen mit den Metallen s. bei den einzelnen Metallen.

Jodargyrit, natürliches Jodsilber, Mineral, s. Jodit.

Jodate, soviel wie jodsaure Salze.

Jodäthyl, Äthyljodid $\text{C}_2\text{H}_5\text{I}$, organische, vielfach verwandte Verbindung, entsteht bei der Ein-

wirkung von Jodphosphor auf Alkohol unter gleichzeitiger Bildung von phosphoriger Säure. Zur Darstellung werden in einer tubulierten Retorte 10 Teile Jod in 10 Teilen absolutem Alkohol gelöst, die Flüssigkeit durch Eis abgekühlt und ganz allmählich 1 Teil Phosphor in kleinen Stücken eingetragen. Nach mehrstündigem Stehen, nachdem alles Jod gelöst ist, wird dekantiert und die Flüssigkeit destilliert, wobei das J. in unreinem Zustande übergeht. Um es zu reinigen, wird zuerst gepulvertes Jod eingetragen, bis die Flüssigkeit sich braun färbt, dieselbe wird dann mit verdünnter Natronlösung durchgeschüttelt, mit Wasser wiederholt gewaschen, über Chlorcalcium getrocknet und rektifiziert. Das J. ist eine schwere, in Wasser unter-sinkende, darin unlösliche Flüssigkeit von angenehmem ätherischem Geruch, siedet bei 72° C. J. dient namentlich in der organischen Chemie zur Darstellung äthylierter Verbindungen, in denen Äthyl die Stelle von einem Wasserstoffatom vertritt, während dabei das ausgeschiedene Wasserstoffatom sich mit dem Jod zu Jodwasserstoff verbindet.

Jodblei, s. unter Blei-(Verbindungen 9).

Jodcadmium oder Cadmiumjodid, s. unter Cadmium-(Verbindungen 5).

Jodchlorid, s. unter Jod-(Verbindungen 3b).

Jodchlorür, s. unter Jod-(Verbindungen 3a).

Jod Eisen (Eisenjodid oder Eisenjodid), s. unter Eisen-(Verbindungen 4).

Joderganzhem, ein eigentümlicher Hautausschlag infolge chronischer Jodvergiftung (s. d.).

Jodgrün, eine der schönsten Anilinfarben, wird erhalten durch Erhitzen von essigsaurem Anilin mit Jodmethyl und Methylalkohol. Es ist das piktrinsäure Salz der als Dinodmethylat des Trimethylrosanilins bezeichneten Base.

Jodide, s. unter Jodmetalle.

Jodine, s. Jod.

Jodismus, s. Jodvergiftung.

Jodit, Jodargyrit, natürliches Jodsilber, ist das natürlich im Mineralreiche vorkommende Jodsilber AgI , welches dem hexagonalen System angehört, gewöhnlich dünne, biegsame und durchscheinende Blättchen und blätterige Aggregate bildet, von perlgrauer, gelber und grünllicher Farbe, lebhaftem Fettglanz, sehr geringer Härte und dem spezifischen Gewicht 5,7. Zerkleinert ist es aus 54 Proz. Jod und 46 Proz. Silber. Vor dem Lötlrohr schmilzt es auf Kohle leicht, färbt die Flamme rotblau und hinterläßt ein Silberkorn. Ältere Fundpunkte sind Chanarillo in Chile, Mazapil in Mexiko, Guadalupe in Spanien; neuerdings ist es auf der Grube Schöne Aussicht bei Dernbach in Nassau in bisweilen mehrere Millimeter großen Kristallen vorgekommen.

Jodsalium, s. u. Kalium-(Verbindungen).

Jodsalzsaure (Unguentum kalii iodati) ist nach der Deutschen Pharmakopoe eine Mischung von 2 Teilen fein geriebenem und in 1 Teil Wasser gelöstem Jodsalium mit 17 Teilen Paraffinsalbe.

Jodsalz nennt man in der Jodfabrikation die durch Ausheben und Auskristallisieren soweit wie möglich von fremden Salzen befreite Flüssigkeit, in welcher die Jodverbindungen in einem für die Abscheidung des Jods genügend konzentrierten Zustande enthalten sind. (S. unter Jod.)

Jodmetalle. Jod verbindet sich mit allen metallischen Elementen und gibt mit vielen derselben

mehrere verschiedene Salze, die im allgemeinen den Oxydulen und Oxyden entsprechend sind. Da, wo zwei solche Salze vorkommen, bezeichnet man das mit der geringern Zahl von Jodatomen als Jodür, das mit der höhern Zahl von Jodatomen als Jodid, z. B. Eisenjodür FeI_2 , Eisenjodid FeI_3 . Die wichtigsten der J. finden bei den einzelnen Metallen Erwähnung.

Jodmethyl, Methyljodid CH_3I , dem Jodäthyl entsprechende Verbindung, die namentlich in der Leerfarbenindustrie vielfach Verwendung findet. Die Darstellung kann auf gleiche Weise wie beim Jodäthyl (s. d.) beschrieben, geschehen, nur unter Anwendung von Methylalkohol, oder bequemer, indem man Phosphor und Methylalkohol in einen Kolben bringt, der mit einem Rückflusshälter verbunden ist; zwischen dem Kolben und dem Rückflusshälter ist ein Vorstoß eingeschalte, dessen in den Kolben reichendes Ablaufende mit Glasbroden gefüllt ist, auf welche das zu verwendende Jod geschichtet wird. Der Methylalkohol wird im Wasserbad zum Sieden gebracht, der im Rückflusshälter verdichtete Dampf gelangt als Flüssigkeit mit dem Jod in Verührung, sättigt sich mit demselben, wodurch beim Herabtropfen der Lösung immer geringe Mengen von Jod dem Phosphor zugeführt werden und die Reaction höchst ruhig und ohne jegliche Gefahr verläuft. Die Flüssigkeit wird schließlich von dem zurückbleibenden Phosphor befreit, in Wasser gegossen, worin das J. unlöslich ist, und schließlich rectifiziert. In seinen Eigenschaften ist das J. dem Jodäthyl sehr ähnlich, sein spezifisches Gewicht ist 2,8, es siedet bei 44°C .

Jodoform, Triiodmethan, Formyliodid, Methyltriiodid CHI_3 , die dem Chloroform entsprechende Jodverbindung, 1822 von Serullas entdeckt, entsteht bei der Einwirkung von Jod auf Alkohol bei Gegenwart von wässrigem Alkali oder von Lösungen kohlenaurer Alkalien. Außer dem gewöhnlichen Alkohol liefern auch die demselben homologen höhern Alkohole, Aceton und andere Körper J., aus Methylalkohol, Äther, Chloroform und andern ist dagegen kein J. zu erhalten. Zur Darstellung löst man nach Mohr 5 Teile kohlensaures Kali und 6 Teile Jod in 12 Teilen Wasser und erwärmt nach Zusatz von 6 Teilen Alkohol, bis die Flüssigkeit entfärbt ist. Nach dem Erkalten krystallisiert das J. Die dabei zu erzielende Ausbeute entspricht ungefähr einem Drittel des angewandten Jods, der Rest desselben bleibt als Jodsalium gelöst. Das J. bildet kleine glänzende, gelbe Krystallblättchen von süßlichem Geschmack und eigentümlichem, vielen höchst widerwärtigem Geruch, unlöslich in Wasser, löslich in 50 Teilen kaltem und 10 Teilen kochendem Alkohol, leicht löslich in Äther. Aus der alkoholischen Lösung scheidet es sich bei langsamem Verdunsten in groben Krystallen ab. Es schmilzt zwischen 115 und 120° , bei höherer Temperatur wird es unter partieller Zersetzung verflüchtigt. Das J. wird in neuerer Zeit vielfach in der Medizin und Chirurgie verwendet.

Jodphosphor, s. u. Jod (Verbindungen 4). **Jodpräparate** nennt man die in der Heilkunde verwandten, Jod enthaltenden Substanzen. Seitdem die in gewissen Krankheiten äußerst wirksame Beikraft vieler Jodverbindungen erkannt war, hat man sich mit Vorliebe dieser Präparate bedient und nach und nach eine Masse derselben, häufig sehr überflüssigerweise, in den Arzneischatz gezogen.

Namentlich franz. Ärzte und Apotheker haben sich in der Aufstellung immer neuer jodhaltiger Arzneimittelformeln hervorgethan. Mit der Herausgabe der Deutschen Pharmacopöe, und namentlich der zweiten Auflage, hat eine sehr erwünschte Sichtung derselben stattgefunden und es sind gegenwärtig nur noch die folgenden officinell: Ferrum iodatum, Eisenjodür, s. unter Eisen (Verbindungen 4a); Hydrargyrum biiodatum, Quecksilberjodid, und Hydrargyrum iodatum, Quecksilberjodür, s. unter Quecksilber (Verbindungen); Jodoform (s. d.); Jod (s. d.); Kalium iodatum, Jodsalium, s. unter Kalium (Verbindungen); Natrium iodatum, Jodnatrium, s. unter Natrium (Verbindungen); Plumbum iodatum, Jodblei, s. unter Blei (Verbindungen 9); Sympus Ferri iodati, Jodeisensirup, s. unter Eisen (Verbindungen 4a); Tinctura Iodi, Jodtinctur (s. d.); Unguentum Kali iodati, Jodsaliumsalbe (s. d.). (bindungen).

Jodquecksilber, s. unter Quecksilber (Verbindungen 1).

Jodsäure, s. unter Jod (Verbindungen 1).

Jodschnupfen, s. unter Jodvergiftung.

Jodschwefel (Solutum iodatum) der ersten Auflage der Deutschen Pharmacopöe. Jod und Schwefel lassen sich unter lebhafter Wärmerentwicklung zusammenschmelzen, ohne dabei aber eine chem. Verbindung einzugehen, oder wenn eine chem. Vereinigung stattfindet, so ist sie so loderer Art, daß sie durch die gewöhnlichen Lösungsmittel, selbst durch Abdunsten von Jod bei mittlerer Temperatur, zerfällt wird. Nach der Vorschrift der Pharmacopöe soll der J. dargestellt werden durch Zusammenreiben und nachheriges gelindes Erhitzen von 1 Teil Schwefelblumen und 4 Teilen Jod. In die zweite Auflage der Pharmacopöe ist dieses Präparat nicht wieder aufgenommen.

Jodsilber, künstliches, s. unter Silber.

Jodsilber, natürliches, oder Jodargyrit, s. Jodit.

Jodstärke. Stärkemehl im festen wie im gequollenen Zustande wird durch Jod intensiv blau gefärbt. (S. Jod.) Verreibungen von 1 Teil Jod mit 50 Teilen Stärke waren früher als Amylum iodatum officinell.

Jodstoffs, s. unter Jod (Verbindungen 5).

Jodtinctur (Tinctura Iodi) der Pharmacopöe ist eine Lösung von 1 Teil Jod in 10 Teilen Alkohol. Die erste Auflage der Pharmacopöe führte außerdem noch eine Tinctura Iodi decolorata, bestehend aus Jod, unterschwefligsaurem Natron, Wasser, von jedem 10 Teile, versetzt mit 16 Teilen Ammoniak und 75 Teilen Weingeist. Letzteres Präparat ist durch die zweite Auflage der Pharmacopöe beseitigt. Wässrige oder Lugol's Jodtinctur besteht eine Lösung von 1 Teil Jod und 10 Teilen Jodsalium in 24 Teilen Wasser.

Jodüre, s. unter Jodmetall.

Jodvergiftung oder Jodismus, diejenigen Krankheitserscheinungen, welche durch den übermäßigen Gebrauch von Jod und Jodpräparaten hervorgerufen werden, kommt am häufigsten in chem. Fabriken bei der gewerbdmähigen Beschäftigung mit Jodpräparaten, ferner bei zufälliger oder absichtlicher Vergiftung mit der officinellen Jodtinctur und bei dem länger fortgesetzten medizinischen Gebrauch von Jod, Jodoform und Jodsalium vor. Die akute Jodvergiftung gibt sich durch eine heftige Magen- und Darmentzündung mit brennenden Schmerzen im Rachen, Schlund und Magen,

Erbrechen, reichlichen Stuhlentleerungen, Harnverhaltung, heftigen Kopfschmerzen, Ohnmachtsanfällen und raschem Kräfteverfall zu erkennen; die erbrochenen Massen sehen gewöhnlich mehr oder weniger blau (Jodreaktion) und besitzen den spezifischen Jodgeruch. Die chronische Jodvergiftung hat in der Regel einen hartnäckigen Katarrh der Schleimhäute, insbesondere der Rachen- und Nasenschleimhaut (d. h. den sog. Jodschnupfen), ferner Kopfschmerzen, Verdauungsstörungen, Gieberzittern und einen eigentümlichen Inöthen- oder pustelartigen Hautausschlag (Joderanthen), mitunter auch den Schwund gewisser Drüsenorgane (Schilddrüse, weibliche Brustdrüse, Hoden) zur Folge. Die Behandlung besteht bei der akuten Vergiftung in größeren Gaben von Weizen- oder Stärkemehlkleister, Zuckerrwasser, Zuckermagnesia und Eiweiß, bei dem chronischen Jodismus in der sofortigen Unterbrechung der Jodzufuhr, und einer allmählichen Kräftigung des Körpers durch Bäder, eine milde leichtverdauliche Nahrung und fleißige Körperbewegung im Freien.

Jodwasserstoff, Jodwasserstoffsäure, f. unter Jod (Verbindungen).

Jodzin, f. unter Jink (Verbindungen).

Jodjunober, f. Quecksilberiodid.

Jotaste, bei Homer Epikaste genannt, die Tochter des Menelaos und Schwester des Kreon, war die Gemahlin des theban. Königs Laios, dem sie den Odiplus gebar.

Jolaoa war der Sohn des Iphilles, des Halbbruders von Hercules, und der treueste Gefährte des Heros bei seinen Thaten. Besonders tritt seine Hülfe bei dem Kampfe mit der Hydra hervor. Er fand seinen Tod, nachdem er bei dem entscheidenden Kampfe der Herakliden mit Eurystheus die größten Heldenthaten verrichtet hatte. Nach andern tötete er Eurystheus selbst in dieser Schlacht, zu der er von den Toten zurückgekehrt war.

Jole, Tochter des Eurystos von Schalia, kam als Kriegsgefangene in die Gewalt des Hercules und wurde bei seinem Tode, dessen unschuldige Ursache sie war, seinem Sohne Hyllos vermählt.

Jolith, Name für die violettblauen Varietäten des Minerals Cordierit (f. d.), insbesondere vom Cabo de Gata in Spanien.

Jolikos, uralte thessalische Stadt im innersten nördl. Winkel des Pagasäischen Meerbusens (heut Golf von Volo) auf der Halbinsel Magnesia. Die Lage der Stadt ist nicht mit Sicherheit nachzuweisen; ihre Bedeutung fällt ganz in mythische Zeit, in welcher von hier die Argonauten (f. d.) ausgezogen sein sollten.

Jon, der mythische Stammvater der Jonier, war nach der Sage von Deukalion (f. d.) ein Sohn von Zuthos, Bruder von Achaos, Enkel von Hellen, Urenkel des Deukalion. Nach attischer Sage wurde Kreusa, des Erechtheus Tochter, in Attika Gemahlin des Zuthos. Nach Euripides in der Tragödie »Jon« war J. ein Sohn des Apollo, der ihn heimlich mit Kreusa vor ihrer Vermählung mit Zuthos erzeugt hatte. In einem Kuffen von der Mutter in der nämlichen Höhle aufgesetzt, in welcher sie vom Apollo umarmt worden, bringt Hermes auf das Bitten des letztern das Kind nach Delphi, wo es erzogen wird. Da die später eingegangene Ehe der Kreusa mit Zuthos kinderlos bleibt, so beschließt Apollo, seinen inzwischen herangewachsenen Sohn dem Zuthos als eigenen Sohn zu übergeben. Es ge-

schieht dies mit Hilfe eines Orakels, und Zuthos nimmt den vermeintlich gefundenen Sohn mit väterlicher Liebe auf. Kreusa indes sucht dem ihr unbekannten Jüngling zu vergiften und schießt, als das Verbrechen offenbar wird, zum Altar, wohin sie J. verfolgt. Hier stellt sich aber heraus, daß J. ihr eigener Sohn sei, und Athene weist sie schließlich, daß auch Zuthos von Kreusa noch Kinder bekommen werde: Achaos und Doros, daß J.s Söhne dem vier Stämmen des Landes die Namen geben werden, und daß dann Abstammlinge, nach ihm Jonier benannt, Inseln und Küsten Europas und Kleinasien besiedeln werden. Der attische Stolz sträubte sich dagegen, daß J. von einem Fremden abstammen sollte, und setzte deshalb an die Stelle des Zuthos Apollon.

Andere erzählen, daß J., von den Athenern im Kriege gegen die Eleusiner zum Anführer gewählt, siegte, worauf die Athener ihn als König anerkannten und sich nun ebenfalls Jonier nannten. Er teilte Attika in vier Stämme (Phyla), die er nach seinen Söhnen benannte. Nach einer andern Sage erhielt J. von dem Könige Selinus von Agialos (dem nachmaligen Achaia) dessen Tochter Hele mit der Nachfolge auf dem Thron, baute, König geworden, eine Stadt, der er den Namen seiner Frau gab, und legte den Einwohnern den Namen Jonier bei. Endlich wird auch angegeben, er habe die ion. Kolonisation in Kleinasien geleitet.

Jon von Chios, griech. Schriftsteller, aus einem reichen und angesehenen Geschlecht, brachte den größten Teil seines Lebens teils in Athen, teils auf Reisen zu. Im J. 478 v. Chr. kam er als junger Mann zuerst nach Athen, wo er, wohl kurz vor 422, auch gestorben ist. Er fand in dem Ariste des Simon, sowie hernach in dem des Perikles Aufnahme und war mit Alkibiades wie mit Sophokles persönlich bekannt. J. war selbst schriftstellerisch vielfach thätig, als Dichter wie in Prosa. Im ion. Prosa verfaßte er namentlich »Erinnerungen«, in welchen er vorzugsweise seine Erlebnisse von den fremden Orten, welche er aufsuchte, beschrieb, und die bei seiner ausgebreiteten Bekanntheit mit bedeutenden Männern eine wichtige Quelle für die Historiker geworden sind.

Als Dichter war J. in den verschiedensten Gattungen der lyrischen Poesie mit Auszeichnung thätig; insbesondere dichtete er Elegien und Dithyramben. Eine Sammlung der sämtlichen erhaltenen Bruchstücke gibt es nicht; die prosaischen stehen im 2. Bande der »Fragmenta historicorum« von Müller, die aus den Tragödien in den »Poetae tragici« von Ranz, die lyrischen im 2. Bande der »Poetae lyriici« von Bergl (4. Aufl., Sp. 1883).

Jona (spr. Giona), irlisch Icolmkill, im Mittelalter auch Gona, Inona und Iny, kleine Hebrideninsel, zur schott. Grafschaft Argyll gehörig und nahe vor der Südküste der Insel Mull gelegen, ist nur 28 qkm groß und von 250 Menschen bewohnt, aber als Heimatstätte alter Civilisation berühmt. Schon zur Zeit der Druiden war sie heilig und sollte bei der allgemeinen Überflutung der Welt allein nicht versunken werden. Dorthin kam 565 aus Irland der heil. Columba, gründete ein Kloster und wurde Apostel der Pisten. Er starb 596. Nach ihm erhielt das Gland den Namen I Columbkill, d. h. Insel Columbas Zelle. Die Klosterschule von J. blieb bis zur Reformation eine berühmte, von den vornehmsten Schotten

besuchte Lehranstalt mit reicher Bibliothek. Noch steht man die Ruinen einer Kathedrale, eines Königs- und eines Nonnenklosters und einer Kapelle des heil. Dran, eines Genossen Columbas, auf dem Kirchhof. Die Kapelle ist das älteste dieser Denkmale, nur 12 m lang und 6 m breit und in kunstlosem Stile gebaut, wahrscheinlich norweg. Ursprungs. Die Kathedrale, gegen Ende des 11. Jahrh. erbaut, bildet ein Kreuz von 49 m Länge und 7 m Breite; ihr vierediger Turm hat noch die Höhe von 21,5 m. Nach der Tradition sind hier 48 schottische, 4 isländische, 8 norweg. Könige und ein König von Frankreich begraben. N. wird nebst Staffa (s. d.) viel von Touristen von Oban aus besucht.

Ionius, in der griech. und röm. Metrik ein vierfüßiger Fuß, in welchem entweder die beiden ersten oder die beiden letzten Silben kurz und die übrigen beiden lang sind. Im erstern Falle heißt der Fuß *Ionius a minore* (— — — —), im letztern *Ionius a maiore* (— — — —).

Ionier nannte sich ein sehr ausgedehnter Zweig des griech. Volks, der vor der sog. dorischen Wanderung hauptsächlich über die Nord- und Ostküste des Peloponnesos, über Megaris, Attika und Euböa verbreitet war, aber auf Grund der dorischen Wanderung und ihrer weitem Folgen sich genötigt sah, mit Ausnahme von Attika das griech. Festland zu räumen und (nach jetziger Annahme) bald nach der Mitte des 10. Jahrh. v. Chr. über die Inseln des Ägäischen Meeres und über die mittlern Teile der Westküste Kleasiens sich als Auswanderer zu verbreiten. Nach ihnen ward seitdem der Küstenrich Kleasiens vom Flusse Hermos an bis südlich des Mäandros, mit Einschluß der Inseln Chios und Samos, *Ionien* (Ionia) genannt. Eine Art religiöser und polit. Mittelpunkt der großen und blühenden ion. Großstädte bildete das sog. Panionion, ein Heiligtum des Poseidon am Vorgebirge Mykale bei Priene, wo alljährlich das Fest der Panionia gefeiert und auch Beratungen über gemeinsame Angelegenheiten gepflogen wurden. Auch fanden Festversammlungen im Tempel des Apollon auf der Insel Delos statt. Der bedeutende Reichtum, zu welchem die meisten dieser Städte infolge der Fruchtbarkeit des Landes und mehr noch durch ihren ausgebreiteten Seehandel, ihre Kolonisationen und ihre Industrie gelangten, wachte später die Eroberungslust ihrer Nachbarn. So gelang es (um 560 v. Chr.) dem König Kroesus von Lydien, die sämtlichen ion. Städte des Festlandes sich zu unterwerfen, und als dann Cyrus diesen König gestürzt und sein Reich erobert hatte (549 v. Chr.), brachte dieser mit leichter Mühe bis 540 auch die sämtlichen griech. Städte Kleasiens und der benachbarten Inseln (außer Samos) in seine Gewalt. Der Versuch, welchen die J. unter Führung des Kriagoratos von Milet 500 v. Chr. machten, mit Unterstützung von Athen und Eretria und in Verbindung mit den griech. Städten am Hellespont, in Kiolis, in Karien und auf der Insel Kypros das pers. Joch abzuwerfen, mißlang. Die Städte wurden insgesamt durch die Feldherren des Königs Darius I. wieder unterworfen, 495 v. Chr. nach hartem Widerstande auch Milet, und anfangs hart behandelt und entvölkert, dann aber denselben gegen Zahlung eines bestimmten Tributs an den Perserkönig die Verwaltung ihrer innern Angele-

genheiten überlassen. Die spätern Niederlagen bei Salamis, Plataä, Mykale und am Eurymedon brachten den griech. Städten Kleasiens die Freiheit von Persien und veranlaßten sie, sich dem athenischen Seebunde anzuschließen. Nach der Auflösung desselben gegen Ende des Peloponnesischen Kriegs kamen sie zunächst in die Gewalt der Spartaner, die sie schließlich in dem sog. Antalkidischen Frieden (387 v. Chr.) wieder den Persern preisgaben. Nach der Zerstörung des Perserreichs durch Alexander d. Gr. teilten sie unter den sog. Diadochen die Schicksale der übrigen Bruchstücke des macedon. Weltreichs. Mit Befestigung des Königs Antiochos d. Gr. von Syrien durch die Römer wurden sie größtenteils für frei erklärt (189 v. Chr.), endlich aber 129 v. Chr. zur neu eingerichteten röm. Provinz Asia geschlagen und gebieten unter der Herrschaft der röm. Kaiser noch einmal zur Blüte. Gegenwärtig sind, zum Teil infolge der Jahrhunderte andauernden türk. Herrschaft, jene einst so blühenden Städte, mit Ausnahme von Smyrna, verödet, zu elenden Dörfern herabgesunken oder verkommen. Während Ionien seit seiner Unterwerfung unter die Perser niemals wieder eine größere selbständige polit. Rolle gespielt hat, ist es für die Entwicklung der griech. Kultur von der höchsten Bedeutung gewesen. Es ist die Wiege der epischen wie der elegischen Poesie, und ihm gehören die Anfänge der Geschichtschreibung (Hogographen) und der Philosophie, sowie auch der rationalen Medizin (Hippokrates) und anderer Wissenschaften an. Auch ist hier ein eigenartlicher Stil der Architektur, die *Ionische Baukunst*, ausgebildet worden, der in den großen Tempeln zu Samos, Ephesos, Milet u. s. w. seine glänzendste Vertretung fand. Endlich nimmt auch die *Ionische Malerschule*, durch deren Meister (Zeuxis, Parrhasios u. a.) das Malerische im engern Sinne und der Reiz der Illusion in die Kunst eingeführt wurde, eine wichtige Stelle in der Entwicklung der griech. Malerei ein.

Ionische Dialekte, s. unter Griechische Sprache.

Ionische Inseln nennt man die im Ionischen Meere, an der Westküste von Albanien und Griechenland gelegenen, seit 1864 dem neugriech. Reich einverleibten sieben Inseln mit mehreren kleinen umliegenden Inselchen, mit einem Gesamtflächenraum von rund 2614 qkm; davon kommen auf Korfu (Kerkyra) 712,3, Paros (Paroi) 13, Sta. Maura (Pausa) 285,3, Ithaki (Ithaka) 97,3, Cephalonia 664, Kante (Kalymnos) 427, Cerigo (Kythira) 377 qkm, welches letztere vor den die Südspitzen des Peloponnesos bildenden beiden Halbinseln liegt. Die Inseln zählen (1879) 231 171 E. meist griech. Abkunft, sind gebirgig (bedeutende Höhe der Glasto auf Cephalonia, 1520 m hoch) und in den Thälern und den Ebenen fruchtbar; die wichtigsten Erzeugnisse (zugleich Ausfuhrartikel) sind Öl, Korinthen (auf allen Inseln außer Korfu), vortrefflicher Wein und Südfrüchte; Getreide wird wenig und ungenügend für den Verbrauch geerntet, daneben auch etwas Flachs und Baumwolle; berühmt sind Kante und Korfu wegen ihrer Blumenzucht. Die Viehzucht beschränkt sich auf Schafe und Ziegen; der Fischfang ist bedeutend, Industrie und Fabrikwesen noch ziemlich zurück. Das Klima ist mild und gesund, besonders Korfu bekannt als Aufenthalt für Brustkranke,

noch werden die meist vulkanischen Inseln von Erdbeben heimgesucht. Waldungen gibt es außer prächtigen Olivenhainen nicht; auch an genügender Bewässerung ist Mangel. Dampfschiffahrtsverbindungen der Inseln untereinander und mit dem übrigen Griechenland und dem Auslande werden durch die Griechische Dampfschiffahrtsgesellschaft, den Österreichischen Lloyd und die italienische Trinakria bewerkstelligt; mit Straßen und Wegen sind die Inseln infolge der frühern engl. Verwaltung unvergleichlich besser versorgt als das übrige Griechenland. Seit der Vereinigung mit Griechenland ist das Freihafensystem der Inseln abgeschafft und die 1825 in Korfu gegründete Universität (Akademie Goufard) eingegangen. Jetzt gelten hier die griech. Gesetze mit Ausnahme der privatrechtlichen, für welche ein eigener Civilcodebuchschräftig geblieben ist. In administrativer Hinsicht werden die Inseln in drei Nomarchien geteilt: Korfu (1120,5 qkm mit 106 109 E.), Cephalonia (810,4 qkm mit 80543 E.) und Zante (437,9 qkm mit 44522 E.). Die Insel Cerigo bildet eine Eparchie der Nomarchie Argolis und Corinthia.

Die älteste Geschichte der Ionischen Inseln fällt mit der des übrigen Griechenlands zusammen, dessen Schicksale die Inseln teilten; schon im frühesten Altertum waren dieselben von Griechen bewohnt und von einheimischen Stammesfürsten regiert; Ithaka ist speziell bekannt als das Vaterland des Odysseus, Leukas aus der Legende Sapphos. Korfu (Kerkyra) als korinthische Kolonie und in steter Rivalität mit der Mutterstadt gab den letzten Anstoß zum Peloponnesischen Kriege. Auch unter macedon. und röm. Herrschaft kamen die Inseln an Griechenland; bei der Teilung des Römischen Reichs fielen sie dem byzant. Kaisertume zu und bildeten im 7. und 8. Jahrh. einen Teil des Thema Longobardia, im 9. bis 11. Jahrh. das Thema Cephalonia. Infolge eines Kriegs der sicilischen Normannen mit diesem Reiche sind sie seit 1186 den Byzantinern verloren gegangen; 1215 kamen sie an das Despotat Epirus, später an die Dynastie Anjou von Neapel. Nachher hat Venedig seit 1386 Korfu, die übrigen Inseln um den Ausgang des 15. Jahrh. gewonnen, sie dann durch Proveditoren regiert und gegen die Angriffe der Türken siegreich behauptet. Nach dem Untergange der Republik Venedig 1797 kamen sie an Frankreich, wurden aber schon 1799 von den Russen und Türken erobert, worauf sie der russ. Kaiser Paul durch den Vertrag mit der Pforte vom 21. März 1800 in eine Republik der »sieben vereinigten Inseln« verwandelte, die unter der Hoheit der Pforte und dem Schutze Russlands stehen sollte, aber unter beständigen innern Parteilungen nur bis 1807 bestand, wo Russland im Frieden von Tilsit sie an Napoleon I. überließ. Auch die Franzosen vermochten sich nicht im Besitze zu erhalten; 1809 und 1810 wurden die Inseln von den Engländern besetzt, mit Ausnahme von Korfu, welches erst nach dem Ersten Pariser Frieden im Juli 1814 an letztere sich ergab. Durch den in Paris 5. Nov. 1815 zwischen England, Österreich, Preußen und Russland abgeschlossenen Vertrag wurden die Inseln sohin unter dem Titel »Vereinigter Staat der sieben Ionischen Inseln« zu einem freien, besonders Staaten unter dem Protektorat der brit. Krone konstituiert. Nach diesem Vertrage hatte letztere das Befehlungsrecht samt dem Oberbefehl und übte ihre Schutzrechte

durch einen Lord-Oberkommissar aus, welcher die innere Verwaltung sowie die Verhältnisse zur Schuttmacht durch einen von einer Nationalversammlung beratenen Ausschuss regeln sollte. Die Verfassung vom 26. Aug. 1817 verlieh der Schuttmacht eine fast unumschränkte Gewalt. Dauernde Unzufriedenheit, geheime Untriebe, selbst offener Aufruhr begleiteten von Anfang an das engl. Regiment (trotz vieler durch dasselbe erzielten materiellen Verbesserungen), namentlich zur Zeit des griech. Freiheitskampfes, als die Ionier mit den übrigen Griechen vereint zu werden strebten. Die heftigste Opposition erweckten später gewaltsame Maßregeln des Lord-Oberkommissars Howard Douglas 1839, 1841 und 1842, und seitdem besonders trat immer entschiedener das Streben der Bevölkerung nach Vereinigung mit dem Königreich Griechenland hervor. In einer Petition vom 27. März 1848 verlangte man Pressefreiheit, unmittelbare Wahlen der Volksvertreter, Bildung eines ion. Heeres u. s. w. Da die brit. Regierung nichts gewährte, brach 27. Sept. ein Aufstand auf Cephalonia aus, der sich bald über die andern Inseln ausbreitete, aber mit Gewalt unterdrückt wurde. Auch ein am 30. und 31. Aug. 1849 auf Cephalonia ausgebrochener neuer gruelvoller Aufstand, welcher von einer Partei ausging, die als »Jung-Ionien« und »Rhizospaten« radikale Zwecke, besonders aber den der Vereinigung mit Griechenland verfolgte, wurde durch brit. Truppen niedergeschlagen. Das am 10. Nov. 1849 eröffnete Parlament brachte wenig mehr als eine Erweiterung des Wahlrechts, und die nächsten Parlamente wurden wegen ihrer feindseligen Haltung bald aufgelöst. Da die nationale Bewegung sich immer mehr steigerte, wurde der als Philhellene bekannte Gladstone nach den Ionischen Inseln gesandt, der dem im Jan. 1859 berufenen Parlament nicht unwichtige Reformen vorschlug, während dieses einstimmig die Vereinigung der Inseln mit Griechenland verlangte. Diese Erklärung vom 27. Jan. 1859 ward der Königin von England übermittelt, aber die brit. Regierung verweigerte noch mehrmals das stets sich erneuernde Verlangen. Erst nach der Thronrevolution in Griechenland (Okt. 1862) änderte sich die Politik der brit. Regierung gegen die Inseln sowohl als gegen Griechenland überhaupt. Als durch die Wahl der griech. Nationalversammlung und das Londoner Protokoll vom 13. Juni 1863 der dän. Prinz Georg, Bruder der Prinzessin von Wales, König der Hellenen geworden, erklärte England, das Protektorat aufgeben und die Vereinigung der Inseln mit Griechenland genehmigen zu wollen. Am 5. Okt. 1863 wurde hierauf die Einverleibung mit Griechenland vom Parlament zu Korfu feierlich erklärt und durch den Londoner Vertrag vom 14. Nov., welcher die Inseln an Griechenland abtrat, auch von den Schuttmächten des Pariser Vertrags vom 5. Nov. 1815, unter der Bedingung der dauernden Neutralisierung Korfus genehmigt. Am 28. Mai 1864 wurden durch den Lord-Oberkommissar Sir Henry Storks die Inseln dem griech. Kommissar Th. Zaimis in aller Form übergeben.

Vgl. Davy, »The Ionian Islands under British protection« (Lond. 1861); Ansteb, »The Ionian Islands« (Lond. 1863); Airtwallis, »Four years in the Ionian Islands« (2 Bde., Lond. 1864); von Neumont, »kleine histor. Schriften« (Göttingen 1862);

H. Freiherr von Warsberg, »Odyssäische Landschaften« (3 Bde., Wien 1878—79).

Ionisches Meer heißt das Mittelländische Meer zwischen der Westküste von Epirus und dem Königreich Griechenland und der Ostküste von Calabrien und Sicilien, unstreitig nach den Joniern, welche vor der dorischen Wanderung auch auf der Westküste des Peloponnes sesshaft waren. Dasselbe bildet den Meerbusen von Tarent zwischen Calabrien, Basilicata und Terra d'Otranto; ferner den Korinthischen Golf (Golf von Patras oder Lepanto), zwischen dem Peloponnes und dem griech. Festlande; dann den von Arkadien (Cyprarthischen Busen) und den von Koron (Messenischen Busen) im Westen und Südwesten des Peloponnes; endlich den Golf von Arta zwischen Griechenland und dem türk. Vilajet Jannina.

Ionische Säule und Ionischer Stil, s. Säulenordnung und Baukunst.

Ionische Schule werden die ältesten griech. Philosophen, die in der Erklärung der Natur eine gemeinsame Richtung verfolgten, deshalb genannt, weil sie aus Ionien stammten. Thales, Anaximander, Anaximenes, nach manchen Einteilungen auch Heraclit, Anaxagoras und Diogenes von Apollonia werden zu ihr gerechnet. (S. Griechische Philosophie.) Vgl. H. Seydel, »Über den Fortschritt der Metaphysik unter den ältesten ion. Naturphilosophen« (Lpz. 1870).

Ionischer Vers, setzt sich entweder aus dem aufsteigenden oder dem absteigenden Ionicus (s. d.) zusammen. Bei den Alten war die erstere Gattung die beliebtere. Bekannt ist die in diesem Versmaß gedichtete Ode des Horaz (III, 12) »Miserram est nequo amori« u. s. w. (— — — — —).

Iophon, ein Sohn des Sophocles, war selbst auch tragischer Dichter. Er ahmte dem Vater nach, und hatte noch bei Lebzeiten desselben Erfolg, die freilich zum Teil auf dessen Beihilfe geschoben wurden. I. soll beantragt haben, dem greisen Sophocles, von dem er sich zurückgesetzt glaubte, die Verwaltung seines Vermögens zu entziehen, worauf Sophocles durch Vorlesen eines eben gedichteten Chorlieds aus dem »Oedipus auf Kolonos« bewies, daß er im vollen Besitze seiner Geisteskräfte sei. Die erhaltenen Bruchstücke der Tragödien des I. stehen in der Sammlung der Fragmente der griech. Tragiker von Nauck.

Ios, jetzt **Rios**, eine der Cycladen südlich von Paros und Naxos, ein kleines bergiges Eiland mit gutem Getreideboden und trefflichen Ankerplätzen. Nach einer alten Sage sollte hier Homer bestattet sein, dessen Grab der holländ. Graf Basch van Krienen 1771 wiedergefunden haben wollte. Die Insel zählt (1879) 2113 E. und gehört zur Eparchie Thera der griech. Romarchie Cycladen.

Iota, griech. Name des Vokals J (s. d.).

Iotazismus (grch.) hieß bei den Alten einerseits eine gewisse fehlerhafte Aussprache des i oder j, andererseits die häufige Wiederholung des j, wie Janio Jano jure irascitur.

Iowa (spr. Ciome), einer der Vereinigten Staaten von Amerika, zwischen dem Mississippi und Missouri und begrenzt von den Staaten Wisconsin und Illinois im O., Missouri im S., Nebraska und dem Gebiete Dakota im W. und dem Staate Minnesota im N., war früher ein Teil des großen Nordwestgebietes, welches 1831 seine ersten Ansiedler erhielt. Seit 1838 gehörte es als District zum Ter-

ritorium Wisconsin, wurde aber 1838, wo es kaum 23 000 E. hatte, als Territorium organisiert und 1846 als Staat in die Union aufgenommen. Derselbe zählte 1850 auf 145 099 qkm 192 214, 1860 bereits 674 948, 1870: 1 194 020 und 1880: 1 624 615 E., worunter 261 650 Fremdgeborene. Das Land ist ohn: Gebirge, auf weiten Strecken eine hügelige Hochebene, die teilweise die Wasserscheide zwischen dem Mississippi und Missouri bildet. In den erstern fließen in südöstl. Richtung unter vielen andern der 430 km lange Iowafluß und der weit längere Des Moinesfluß, der für Dampfer über 150 km aufwärts schiffbar ist. Das Uferland der Flüsse ist meist vortrefflich bewaldet; dann folgen baumlose Prairien, die wohl drei Viertel der Oberfläche einnehmen, teils mit Gras, teils mit Gebüsch, insbesondere mit Cassastras bestanden. Der Boden ist im allgemeinen überaus fruchtbar, zum Getreidebau wie zur Viehzucht geeignet und der höher gelegene Teil des Landes ganz gesund. Weizen, Mais, Tabak, Ahornjucker, Butter, Rasse und Wolle bilden den Hauptertrag der Landwirtschaft. Daneben entwickelt sich auch allmählich eine industrielle Thätigkeit. Auch ist der Staat reich an Blei- und Kupferlagern. An Eisenbahnen beträgt er (1880) 7187 km. Schulen besaßen 1865 mit 425 160 Schülern. Die Verfassung und die Gerichtsorganisation von I. unterscheiden sich nicht von den entsprechenden Einrichtungen der übrigen Unionsstaaten. Der Gouverneur und die übrigen Exekutivbeamten werden auf zwei Jahre gewählt. Die Sessionsperioden der aus Senat und Abgeordnetenhaus bestehenden Legislatur sind zweijährig. Jener zählt 49 auf vier Jahre gewählte Mitglieder, dessen eine Hälfte jedes zweite Jahr ausscheidet. Die Zahl der Repräsentanten beläuft sich auf 100. Stimmberechtigt bei den Wahlen ist jeder, welcher nicht weniger als 21 J. alt, wenigstens sechs Monate in dem Staat und 60 Tage im Bezirk gewohnt hat. In den Kongreß sendet I. außer seinen zwei Senatoren elf Abgeordnete. Die richterliche Gewalt liegt in den Händen eines Obergerichts, von zwölf Districtsgerichten und solchen andern Gerichten, welche von der Gesetzgebung kreiert werden. Die Richter erwählt das Volk auf nur vier Jahre. Die Staatschuld beträgt (1881) 245 495 Doll. Der Staat ist in 99 Bezirke geteilt. Staatshauptstadt war bis 1854 Iowa-City (7123 E.) und seitdem Des Moines (s. d.).

Ipecacuanha. Unter diesem brasil. Namen, welcher »brechenregendes Kraut« bedeutet, kommen die Wurzeln oder Wurzelstöcke verschiedener erotischer Pflanzen in den Handel, welche früher alle als »Brechwurzel« in der Heilkunst angewendet wurden, während gegenwärtig fast nur noch die eigentliche officinelle Brechwurzel in Gebrauch ist. Diese berühmte Droge stammt von Cephaelis Ipecacuanha Willd. (Psychotria Ipecacuanha) ab, einer zur Familie der Rubiaceen gehörigen Pflanze, die in den Urwäldern Brasiliens wild wächst und jetzt im tropischen Südamerika (z. B. Peru) auch angebaut wird. Sie ist eine ziemlich unscheinbare, krautartige, perennierende Pflanze mit flechtig-gegliedertem, geringeltem, kriechendem, fadenförmigem Wurzelstock, aufrechten, höchstens 30 cm hohem Stengel, gegenständigen, eiförmigen, fadenförmigen Blättern und kleinen, in ein endständiges Köpfchen gestellten Blüten, welche eine röhrig-prä-fertierterellerförmige weiße Blumentröbe und einen

hat jetzt wenig über 500 G., die sich durch Fischfang nähren.

Ipso dixit (lat.), s. Autos eph.

Ipso fecit (lat.), hat es selbst gemacht.

Ipso facto (lat.), durch die That selbst.

Ipso jure (lat.), durch das Recht selbst, infolge des Rechts, schon an und für sich.

Isfus, Stadt in der kleinasiat. Landschaft Oxyphrygien, in der Nähe von Synnada, ist historisch merkwürdig durch die Schlacht im Sommer 301 v. Chr., in der König Antigonos samt seinem Sohne Demetrius Poliorketes von Seleukos Nikator und Kosimachus gänzlich geschlagen und seines Reichs wie seines Lebens verlustig wurde.

Ispswich (spr. Ipsitch), Parliamentaryborough, Municipal und Hauptstadt der engl. Grafschaft Suffolk, an der Eisenbahn, 109 km im Nordosten von London, an dem schiffbaren Orwell, welcher in 18 km Entfernung in eine tiefe Bucht der Nordsee mündet, ist in ihrem untern Teile eng und unregelmäßig gebaut, aber reinlich, lebhaft und wohlhabend und hat viele Häuser, die, wie namentlich das alte Rathhaus (Guildhall), mit Schnitz- und Bildwerk in erhabener Arbeit verziert sind. Die Neustadt besitzt schöne Gebäude, wie die Post (1880), die Kornbörse (1881), das neue Museum (1881). Sie sendet zwei Mitglieder in das Parlament. Wit der auf dem rechten Ufer des überbrückten Orwell gelegenen Vorstadt Stole-Hamlet zählt J. (1881) 50 646 G. Unter den 16 Kirchen ist die St. Mary's Church mit einer großen Orgel und 10 Glocken aus dem 14. Jahrh. erwähnenswert. Ein schönes Gebäude umfaßt die Lateinschule und eine Bibliothek. Außerdem hat J. ein literarisches und ein Handwerkerinstitut (1862), beide mit Bibliotheken, ein kleines Theater, eine Maßigleithalle, eine Irrenanstalt, Schiffswerften, eine Fabrik für Maschinen und Ackerbaugeräte, Walzdarren, Brauereien, Seifenfabriken, Papier- und Schnupftabaksmühlen. Seit 1842 besitzt die Stadt ein Trodenbod von St. Acres Fläche.

Ipswich (spr. Ipsitch), Stadt im County Essex im nordamerik. Staate Massachusetts, 5 km oberhalb der Mündung des Ipswichflusses in den Atlantischen Ocean (Golf von Maine), 35 km nordöstlich von Boston, zählte 1870 noch 3720, dagegen 1880 nur 1196 G., hat einen vortrefflichen Hafen und bedeutende Baumwoll-, Strumpfwaren-, Schuh- und Stiefelfabriken, ein Irrenhaus, 6 Kirchen und 10 öffentliche Schulen. J. gehört zu den ältesten engl. Niederlassungen auf amerik. Boden und wurde 1633 angelegt. Seine früher ziemlich bedeutende Schifffahrt ist in neuerer Zeit ganz bedeutungslos geworden.

Iput, Fluß in den russ. Gouvernements Emolenski, Tschernigow und Mohilew, ein linker Nebenfluß des Dniestr, welcher sich in den Dniestr ergießt. Der J. ist 400 km lang, 12—36 m breit, 1—2 m tief und nur für kleine Fahrzeuge schiffbar.

Iquique (spr. Ilike), Seehafen im Depart. Tarapaca, welches im Mai 1883 von Peru an Chile abgetreten wurde, war bis gegen 1850 ein kleines Fischerdorf, jetzt eine Stadt von (1876) 11 717 G., verdankt sein Aufblühen der Ausfuhr des in der Pampa von Tamarugal gewonnenen Salpeters. Von der fast gänzlichen Zerstörung durch das Erdbeben vom 13. Aug. 1868 hat sich die Stadt durch den mehr und mehr aufblühenden Handel schnell wieder erholt. Seit 1875, wo die Stadt abbrannte,

f. 1888.
Alten Syra,
Mer, 18 km
Insel Syra ge-
bros oder Salp-
id gehörig, zählte
mehr als 30 000
ihabende Bewoh-
nebt Hydra und
J. war die Hei-
wurde aber trotz
Al von den Türken
nd vertrieben. Die
Südseite der Insel,

und durchfließt dieselbe, fast genau in ihrer Mitte, in der Länge von 420 km. Die Deltabildung des J. beginnt 144 km unterhalb der Stadt Brome, indem derselbe sich in einen östlichen, als Fluß von Rangun oder Sirian in den Golf von Martaban mündenden, und einen westl. Hauptarm spaltet, welcher letztere als Basseinfluß in den Meerbusen von Bengalen fließt. Dieser Arm ist in seinen untersten 60 km für die größten Schiffe und weitere 100 km noch für solche von 300 t befahrbar. Zwischen diesen Hauptarmen ergießen sich noch mehrere schwächere, mit ihnen in Verbindung stehende Nebenarme, wie der Bhamelan, J., Dasso und Pan, in das Meer. Der J., die eigentliche Lebensader von Birma und der Hauptverkehrsweg daselbst, an welchem auch alle größeren Städte liegen, ist für die Schifffahrt außerordentlich bequem und bis Bamo (s. d.) für Dampfschiffe, von dort aber, wenigstens in der Regenzeit, bis zur Grenze von Yun-nan noch für größere Braumen befahrbar. In neuester Zeit sind große Eindeichungen angelegt und werden noch fortgesetzt, um das Heraus-treten des J. über seine Ufer, soweit derselbe engl. Gebiet durchströmt, möglichst unschädlich zu machen.

Trazá, Vulkan bei Cartago (s. d.) in Costa-Rica.

Trebiš, s. unter Leopard.

Trebitz, Kreisstadt im russ. Gouvernement Perm, auf der osturalischen oder asiat. Seite desselben, an dem Einflusse des Irbit in die Niza, 645 km östlich von Perm, seit 1863 durch regelmässige Dampfschiffahrt mit den weisibir. Städten am Tobol, Irtysh, Ob und andern Flüssen in Verbindung stehend, ist von Tataren angelegt, die die Stadt Irbeitz nannten. Später zog die Entdeckung reicher Eisenminen in der Nähe von J. russ. Ansiedler hierher. J. hat drei Kirchen, eine Börse, ein Theater, eine Kreis- und eine Pfarischule, eine städtische Bank, einen großen Kaufbazar und (1842) 4212 E. Die Stadt ist nach Nischnij Nowgorod der bedeutendste Nekort des Russischen Reichs. Seit 1643 wird hier vom 1. Febr. bis zum 1. März ein Markt gehalten, vier Wochen nach der sibir. Messe von Iumen, welches 150 km östlicher liegt. Die Messe wird von etwa 20000 Kaufleuten, Russen, Armeniern, Griechen, Tataren, Persern u. d. besucht.

Trechel (ber), ein Molasserriden des Schweiz. Hügellandes, erhebt sich im Kanton Zürich, nordwestlich von Winterthur bei der Mündung des Töb in den Rhein zu 690 und 681 m. Während die Höhe des Rückens dicht bewaldet ist, sind seine Abhänge, namentlich gegen SW. und SO., mit Rebbergen bedeckt, welche den besten Wein des Kantons Zürich liefern.

Treene Waren, s. Thonwaren.

Treland (engl., spr. Cir'länd), soviel wie Irland.

Trendus, einer der berühmtesten christl. Kirchenlehrer des 2. Jahrh., ein geborener Kleinasiat und Schüler Polykarp von Smyrna, übersiedelte um 155 nach Rom und einige Zeit später nach Galilien und wurde 177 Bischof von Tyon, wo er 202 angeblich in einer Christenverfolgung des Kaisers Septimius Severus als Märtyrer starb. J. wurde später unter die Heiligen verlegt; die latb. Kirche feiert ihn Gedächtnis 24. Juni. Seiner Richtung nach war er wie die meisten Kleinasiaten Vertreter eines der Spekulation abholden, streng an die überlieferte Lehre sich anschließenden kirchlichen Realismus, der namentlich jeder spiritualistischen Verflüchtigung der geistlichen Thatsachen des Christentums

in sehr gewundenem Laufe der Wolga zu, in welche er gegenüber von Wolsk mündet. Seine Länge beträgt 1061 km, seine Breite 45—75 m, seine Tiefe 1—3 m, auf ihm findet ein lebhafter Verkehr von kleinen Fahrzeugen statt.

Iri, Fluss, s. Eurast.

Iriarte (Juan de), span. Philolog, geb. 15. Dez. 1702 zu Drotava auf Teneriffa, studierte in Paris und Rouen die alten Sprachen, darauf (1724) Jurisprudenz in Madrid, wo er auf Veranlassung seines Freundes Juan Ferrera eine Anstellung bei der kgl. Bibliothek erhielt, wurde 1732 deren Bibliothekar, 1742 Interpret im Ministerium des Auswärtigen, 1748 Mitglied der kgl. Akademie und starb 23. Aug. 1771. Seine vorzüglichsten Werke sind der Katalog der griech. Handschriften der kgl. Bibliothek, wovon aber nur der erste Band (Madrid 1769) erschien; eine lat. Grammatik, an der er sein ganzes Leben gearbeitet hatte, die nach seinem Tode sein Neffe Tomás de Iriarte (s. d.) herausgab (Madrid 1771), und endlich seine lat. und span. Epigramme und Sprichwörter (*refranes*), nebst einigen lat. epischen Gedichten, ebenfalls erst von seinem Neffen Tomás und Domingo als „*Obras sueltas*“ (3 Bde., Madrid 1774) veröffentlicht. Eine Auswahl seiner span. Epigramme steht in der Sammlung „*Poetas líricos del siglo XVIII*“ (Madrid 1788), einige seiner Prosaarbeiten in „*Epistolario Español*“ (= *Biblioteca Rivadeneyra*, Bd. 62).

Iriarte (Tomás de), auch **Iriarte**, span. Dichter, Neffe des vorigen, geb. 18. Sept. 1750 zu Drotava auf Teneriffa, studierte in Madrid, erhielt nach seines Onkels Tode das Amt des Interpreten im auswärtigen Ministerium, wurde 1776 Archivar des obersten Kriegsrats und starb 17. Sept. 1791. Seiner unter dem Anagramm *Lixio Jmaretá* herausgegebenen Originalkomödie „*Hacer que hacemos*“ (Madrid 1770) folgten mehrere für das kgl. Theater verfasste Übersetzungen von Dramen Voltaires und Destouches' und einige Originalstücke. Seinen Ruf verdankt er hauptsächlich dem biblischen Gedichte „*La música*“ (1779) und den „*Fabulas literarias*“ (1789), die beide viele Auflagen erlebten und in die meisten europ. Sprachen übersetzt wurden. Besonders machte das letztere Werk, das literarische Zustände zum Gegenstande hat, bei seinem Erscheinen durch die Repliken der Angegriffenen viel Aufsehen. Außer mehreren Streitschriften und einer Übersetzung der ersten vier Gesänge der „*Aeneis*“ verfasste er im Auftrage des Grafen Florida-Blanca mehrere Elementarbücher für Schulen, übertrug Campos „*Neuen Robinson*“, ließ 1788 die Komödien „*La señorita mal criada*“, „*El señorito mimado*“ und „*El don de gentes*“ erscheinen und schrieb in Madalufen, wohin er sich 1790 begeben, den Monolog „*Gusman el bueno*“, sowie eine Satire auf den in span. Schulen damals noch herrschenden schlechten Geschmack in massaronischem Latein. J. brachte es in der Korrektheit und Eleganz der Verse zu großer Vollkommenheit. Die von ihm 1787 (6 Bde., Madrid) veranstaltete Sammlung seiner Werke erschien in vermehrter Ausgabe (8 Bde., Madrid 1805). Seine Gedichte stehen auch in dem Sammelwerk „*Poetas líricos del siglo XVIII*“ (= *Biblioteca Rivadeneyra*, Bd. 63).

Iridaea odalis, s. *Sarcophyllia*.

Iridaea (Iridaea), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Monokotyledonen. Man kennt gegen

700 Arten, die mit Ausnahme der kalten Zonen fast über die ganze Erde verbreitet sind; die meisten derselben finden sich in den um das Mittelmeer gelegenen Gegenden und in Südafrika. Es sind perennierende, krautartige Pflanzen mit meist knolligem oder kniebelartigem Wurzelstock und schwertförmigen oder linealischen, in der Regel zweizeilig gestellten Blättern, die am Grunde scheidenartig dem Stengel anliegen. Die Blüten sind zwittrig und nicht selten unregelmäßig; sie werden von einer scheidenartigen Spatha gestützt. Das Perianth steht über dem Fruchtknoten und ist im unteren Teile dem letztern angewachsen; es besitzt sechs Lappen oder Zipfel, die in zwei Kreisen stehen, oft auch von verschiedener Form sind. Staubgefäße und Narben sind je drei vorhanden; die Frucht ist eine dreifächerige, mit drei Längsrissen aufspringende Kapsel. Viele Arten der J. werden wegen ihrer schönen und ansehnlichen Blüten als Zierpflanzen gezogen, so z. B. Arten der Gattungen *Iris*, *Gladiolus*, *Crocus*.

Iridectomie (grch., d. i. Ausschneiden der Regenbogenhaut) ist eine sehr häufig ausgeführte Augenoperation, bei welcher ein Stück der Regenbogenhaut (Iris) ausgeschnitten (eine künstliche Pupille gebildet) wird. Sie kommt hauptsächlich zur Verwendung bei Verschluss oder Verbedung der natürlichen Pupille durch Verwachsungen der Iris oder Hornhautnarben, um den Lichtstrahlen einen neuen Weg ins Auge zu öffnen, oder um die abnorm gesteigerte Spannung des Auges beim Grünen Star zu vermindern.

Iridemie (grch.), s. *Aniridia*.

Iridisieren der Wolken, eine nicht selten zu beobachtende atmosphärische Erscheinung, welche ihre Entstehung ganz ähnlichen Gründen wie der Regenbogen (s. d.) verdankt. Man beobachtet dasselbe, wenn weiß aussehende Wolken, deren Ränder mit dem Horizont parallel und die der Form nach Cirro-strati sind, in der Nähe der Sonne stehen, am besten mit einem auf der Rückseite geschwärtzten Spiegel. Es zeigen sich darin selten scharfe Lichtfränge, wohl aber lebhaft prismatische Farben in Gestalt von Streifen, welche mit dem Rande der Wolke parallel sind und zuweilen einen Abstand von 10° von der Sonne haben. Meistens sind diese Streifen im Innern grün und ringsum von einem roten Rande umgeben. Sie sind völlig unregelmäßig in der Wolke verstreut, sodass sich ihr Abstand von der Sonne schwer angeben lässt.

Iridium, chem. Zeichen Ir, Atomgewicht 193, ein sehr spärlich vorkommendes Metall der Platingruppe, findet sich teils als Metall, teils als Osminium-Iridium in den beim Lösen des Platins verbleibenden Rückständen. Zur Trennung von den übrigen Metallen werden diese Rückstände mit Chlornatrium gemengt und in einem sauren Chlorkrom gelöst. Dabei wird Osmiumsäure verflüchtigt, die in einer Vorlage zu sammeln ist, während das J. in Lösung in lösliches Platinium-Iridiumchlorid verwandelt wird. Letzteres wird in Wasser gelöst, die Lösung mit kohlensaurem Natrium versetzt, eingedunstet, der Rückstand gelöst, wobei Iridiumoxydhydrat zurückbleibt, welches durch Erhitzen mit Wasser von den Salzen befreit und durch gelbes Oxid in einer wässrigen Ammoniumsulfatlösung zu Metall reduziert wird. Das so erhaltene Schwammmetall J. hat ein spezifisches Gewicht von 15,6. Es ist außerst schwer, schwieriger

als Platin, schmelzbar; durch das Schmelzen erhöht sich das spezifische Gewicht auf 22,4. Das geschmolzene Metall ist hart, in der Kälte spröde, bei Weißglut etwas hämmerbar. Seine Farbe ist weiß, zwischen der des Silbers und des Zinns. In allen Säuren, selbst in Königswasser ist es unlöslich. Mit Platin legiert es sich leicht. Die Iridiumplatinlegierung zeichnet sich durch dieselbe Widerstandsfähigkeit gegen einwirkende Agentien, welche dem Platin eigentümlich ist, aus, übertrifft das Platin aber durch sehr bedeutende Härte, wodurch sie auch gegen mechan. Angriffe resistent wird. Wegen dieser Eigenschaften sind die in neuerer Zeit hergestellten Normalmeternäße aus einer Legierung von 90 Platin mit 10 Iridium angefertigt. Aus derselben Legierung sind auch Schreibfedern gemacht. Das Iridiumoxyd ist in der Porzellanmalerei als intensio schwarze Farbe benutzt.

Fringsweg wurde von den älgerman. Böltern die Milsstraße genannt. Der Name geht zurück auf einen älgerman. Gott Fring, welcher nach J. Grimm Heimball (f. d.) ist. Der Name des Gottes hat sich erhalten im Eigennamen Fring, welcher im Ribelungenliede vorkommt.

Frīs (der Regenbogen), bei Hesiod eine Tochter des Thaumas und der Oeanide Elektra und Schwester der Harpyien, eine jungfräuliche Göttin, ist neben Hermes die windschnelle Botin der Götter, namentlich des Zeus und der Hera. Schon bei Homer ist sie ganz zur mythischen Person geworden und ihre Entstehung aus der Anschauung des Regenbogens ganz verwischt. Daß jedoch die physische Erscheinung des Regenbogens der Mythe von F. zu Grunde liegt, ist wohl nicht zu bezweifeln. Dem Grundbegriffe nach ist F. die den Verkehr zwischen Himmel und Erde vermittelnde Botin. Dargestellt wird sie als eine schöne geflügelte Jungfrau mit einem Heroldstab und einer Kanne oder Blume.

Frīs ist ferner der Name des 7. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Frīs (Pflanzengattung), f. Schwertlilie.

Frīs (grch.). Regenbogenhaut, f. unter Auge, Bb. II. S. 197.

Irishche Leinwand oder irländische Leinwand, unrichtige Bezeichnung für halbbaumwollene Leinwand.

Irishes Meer heißt der zwischen Irland und Großbritannien gelegene Meerestheil, 320 km lang von SW. nach NO., und 230 km breit von O. nach W. (im 54. nördl. Br.), 37112 qkm groß. Von S. führt der 77,5 km breite St. Georgekanal, von N. der 39,5 km breite Nordkanal hinein. Zwischen Dublin und Anglesey findet sich die größte Tiefe, nämlich über 150 m; im Nordkanal dagegen hat man zwischen Belfast und der schott. Küste 280 m gemessen.

Irishche Spizen, f. unter Spizen.

Irishes System (Haftsystem), f. unter Gefängniswesen, Bb. VII. S. 638.

Irish-römisches Bad, ein Schwigbad in heißer, trockener Luft. Derartige Badeanstalten waren schon in früherer Zeit bei mehreren orient. Böltern, bei Ägyptern, Chaldäern und Phöniziern beliebt. Die Römer, welche sie hier kennen lernten, führten sie überall ein, wohin sie kamen, in Spanien, Frankreich, Großbritannien, Deutschland u. f. w.; sie verwendeten in Rom selbst ungeheure Summen auf jene großartigen »Thermen«, welche in riesenhaften Verhältnissen und mit glänzender

Ausstattung namentlich Antoninus, Caracalla, Diocletian u. a. errichteten. (S. Bad.) Auch in Griechenland hatten die Römer dergleichen Bädereinstitute hergestellt, welche später die Türken in Konstantinopel vorfanden und bald als »türkische Bäder« fast über den ganzen Orient verbreiteten. Auf Anregung des engl. Politikers Urquhart, der diese öffentlichen Bäder in der Türkei kennen gelernt hatte, wurden 1856 in Irland durch den Dr. Rich. Barter in St. Ann's-Hill bei Cork derartige, mit wesentlichen Verbesserungen, insbesondere einem gut regulierten Ventilationssystem versehen, heiße Luftbäder errichtet, und kamen bald in England sowie in Deutschland, wo 1860 Dr. Pather in Rudersdorf bei Wittenberg das erste »irisch-röm. Bad« gründete, als kräftiges und wertvolles Heilmittel ganz allgemein in Aufnahme, so daß jetzt fast jede größere Stadt eine solche Anstalt besitzt.

Das irisch-röm. Bad ist keineswegs ein einfaches Bad, sondern schließt in einer gewissen Reihenfolge alle gewöhnlichen Bäder in sich ein. Kalte und warme Luft, warmes und kaltes Wasser, regnetes Wasser (Regen) u. f. w. gehören sämtlich als wesentliche Hilfsmittel zu diesem Bade. Wenigstens drei Zimmer mit besondern Einrichtungen sind erforderlich, um die sich aneinanderrühenden Manipulationen vorzunehmen. Auch schon die Römer hatten hierzu ihr *frigidaarium* (das Zimmer zum Entleiden), das *tepidarium* (das Zimmer zur Vorbereitung mit mäßigem Wärmegrad der Luft), das *sudatorium* als eigentliches Schwitzzimmer mit höherm Hitzegrad, und schließlich das *laconicum*, wo Abwaschungen mit lauem Wasser, kalte Bäder und Oleinreibungen gebraucht wurden. Bei den Bädereinrichtungen kommt es vor allem darauf an, der Luft in den Räumen, in welchen gebadet werden soll, den gehörigen Wärmegrad zu geben. In diesem Zwecke tritt die vom Feuerherd emporkommende erhitzte Luft in einen aus Mauersteinen bestehenden Kanal, welcher unter dem Fußboden der Badezimmer hinläuft, dann unmittelbar in eine weite Thonröhre übergeht, die gleichfalls in Röhren unter dem Fußboden, doch auch in den Seitenwänden des Zimmers hinläuft, bis sie endlich in den Schornstein ausmündet. Der über diesem Wärmekanal liegende Fußboden der beiden eigentlichen Badezimmer besteht aus 8 cm dicken durchlöcherter Thonplatten. So teilt sich denn die Wärme der im Kanal hinreichenden Luft durch Ausstrahlung auch dem Fußboden, den Wänden und dem Luftinhalt der Badezimmer mit. Der eine der letztern, das *tepidarium*, liegt etwas ferner vom Feuerherd, zeigt stets eine Luftwärme von + 36 bis 37° R. und dient dazu, daß der Badende völlig entleidet in ihm ganz ruhig so lange verweilt, bis der hervorbrechende Schweiß Tropfen zu bilden beginnt, d. h. nach Verschiedenheit der Konstitution des Badenden etwa 25–40 Minuten. Nunmehr begibt sich der Badende in das unmittelbar daneben, gerade über dem Feuerherd liegende *sudatorium*, in welchem die Luftwärme betragsmäßig etwa + 45° R. beträgt. Hier bleibt er so lange, bis der Schweiß aus der Haut reichlich herabrieselt, d. h. etwa 12–18 Minuten. Die Güte und Reinheit der erhitzten Luft wird dadurch gleichmäßig erhalten, daß die Zimmerluft mit der äußern Atmosphäre in doppelter Weise in Verbindung steht: einmal durch ein an der obersten Stelle der Zimmerdecke befindliches, nach außen mündendes

Abzugsrohr, welches die im Badezimmer sich anhäufenden Dünste gleichmäßig abführt, und dann durch ein in der einen Zimmerwand etwa 1 m über dem Fußboden befindliches Zugangsrohr. Beide Röhre haben Vorrichtungen zum Öffnen und Abzuschließen.

Sobald der Badende im Sudatorium in genügender Schweiß verfeßt worden ist, reibt der Bedienter den Schweiß am ganzen Körper mittels eines wollenen Fausthandschuhs ab und knetet dann etwa 4—6 Minuten lang alle Muskeln des Körpers tüchtig durch. Hierauf tritt der Badende in das benachbarte, nicht erwärmte Lavacrum, wo ihn der Bedienter sofort vom Scheitel aus mit mehreren Eiter lauwarmen Wassers übergießt, darauf am ganzen Körper tüchtig abseift und abermals zur Entfernung der Seife entweder mit lauem Wasser oder mit einer kalten Brause oder Douche überküttelt. So abgeseift und gereinigt, geht man zu dem Zimmer zurück, in dem man sich ausgekleidet hatte (Frigidarium), und lagert sich zu behaglicher Ruhe auf einer Matratze, die so eingerichtet ist, daß alle Glieder des Körpers in bequemster Stellung verharrten. Hierdurch wird dem Ausbruch eines zweiten Schweißes vorgebeugt und der Haut die natürliche Spannkraft (Tonus) wiedergegeben, die durch das vorausgehende Schwitzen einigermaßen beeinträchtigt wurde.

Die Wirkung des irisch-röm. Bades sowohl auf den gesunden als auf den kranken Körper ist ohne Frage eine ganz außerordentliche, indem es aus rein physikal. Ursachen den Schweiß leichter und kräftiger fördert, als selbst das russ. Dampfbad. Denn je trockener die Luft ist, um so begieriger und rascher löst sie alles Wasser, welches in ihre Nähe kommt, in Wasserdampf auf. Daher wird auch die wasserarme Luft des irisch-röm. Bades dem Körper des Badenden Wasserdampf in Form von Schweiß weit schneller und reichlicher entziehen, als die schon von Wasserdämpfen hinreichend gesättigte Luft des russ. Bades. In der That verliert der Körper im irisch-röm. Bad gewöhnlich 2—5 Pfd. an Gewicht. Als kräftig schweißtreibendes Mittel gehört also das irisch-röm. Bad zu denjenigen Kurmethoden, welche den Stoffwechsel des Körpers energisch anregen. Der größte Vorzug des röm. Bades besteht aber darin, daß es mehr als irgend ein anderes diätetisches Hilfsmittel die Oberhaut des ganzen Körpers, soweit sie schon verbraucht ist, gründlich beseitigt, dazu aber auch kräftiger als irgend ein anderes Mittel die Hautthätigkeit anregt und wiederum die Haut selbst abhärtet und unempfindlich gegen äußere Erkältung macht. Empfohlen wird das irisch-röm. Bad zu Heilzwecken sowohl gegen chronische Hautauschläge, insbesondere Flechten, als auch gegen gewisse Blutkrankheiten, chronische Metallvergiftungen, vor allem aber gegen Gicht und Rheumatismus, sowie bei den durch diese Krankheiten erzeugten Lähmungen, Kontrakturen, Anschwellungen u. s. w. Als rein diätetisches, Krankheiten vorbeugendes und gleichsam belebendes Mittel paßt es im allgemeinen für Personen, die eine sitzende Lebensweise führen. Unbedingt nachtheilig wirkt es dagegen bei Neigung zu Gehirnschlag, Blutpeinen und Herzfehlern, bei Krebs, Tuberkulose und Mädenmarksliden.

Vgl. «Bemerkungen über das altröm. Bad in seiner verbesserten Form» (Dessau 1860); Wilson, «The Eastern or Turkish bath» (Lond. 1861).

Irisdruck, s. unter Farbedruck.

Irishglas, s. unter Irilieren.

Irilieren, die Farben des Regenbogens zeigen; in den Farben des Regenbogens schillern ist im kunstgewerblichen Sinn die Bezeichnung für das Sichtbarwerden, resp. Hervorbringen regenbogenfarbiger Ringe, Flecken und Streifen innerhalb durchsichtiger Materialien, wie des Glases (Irishglas). Bei der Herstellung bunter Gewebe, Buntpapiere u. s. w. ist I. dasjenige Verfahren, mittels dessen man die Farben allmählich ineinander übergehen läßt. Auch nennt man I. eine galvanische Metallfärbung, durch welche namentlich auf Kupfern und messingenen Gegenständen, die zuvor eine dünne galvanische Vergoldung erhalten haben, ein prächtiger regenbogenfarbiger Schimmer hervorgebracht wird.

Irishpapier (frz. papier irisé, engl. irised paper), eine Sorte Buntpapier, bei welcher die ganze Fläche mit verschiedenfarbigen Streifen bedeckt ist, die an ihren Rändern ineinander verfließen.

Irissorinae oder Baumhöpfe, eine aus einer Gattung und 12 Arten bestehende, auf den Kontinent von Afrika beschränkte Unterfamilie der Rudolfsvögel (s. d.), ohne Federbusch auf dem Kopf, mit 12 langen Steuerfedern und meist metallischer Färbung.

Irishpapier (frz. papiers irisés, engl. irised paper hangings), Tapeten, bei welchen zwei oder mehrere nebeneinander aufgetragene Farben durch verwaschene Nittellöne ineinander übergehen, wodurch ein regenbogenartiges Aussehen hervorgebracht wird.

Irkutsk, eins der beiden Gouvernements Ostsibiriens, zwischen 50° 28' und 62° nördl. Br., grenzt im W. an das Gouvernement Zensisei, im N. an die Provinz Jakutsk, im O. an letztere, im SO. an das Transbaikalische Gebiet, im S. an das Chinesische Reich und umfaßt westlich und nördlich vom Baikalsee das Gebiet der untern Angara und das der obern Lena bis zur Mündung des Witim. Das Gouvernement besitzt, nachdem 1851 Transbaikalien davon getrennt worden, 800 768,4 qkm mit (1880) 387 413 E., ist sehr gebirgig, reich an edeln Metallen und Pelztieren und zerfällt in fünf Kreise: J., Balagansk, Vercholsensk, Kirensk und Nischnje-Ubinsk.

Die Hauptstadt Irkutsk liegt am rechten Ufer der Angara, gegenüber dem Einfluß des 386 km langen Irkut, 66 km vom Baikalsee und 6110 km von Petersburg. Hier wurde 1661 von den Kosaken eine Festung angelegt, die 1686 städtische Rechte erhielt. I. ist jetzt die vollreichste und bedeutendste Stadt von ganz Sibirien. Sie des Generalgouverneurs und der Regierung Ostsibiriens sowie eines Erzbischofs. Sie zählt (1879) 33 800 E., darunter viele Beamte, polit. Verbannte, Soldaten und Kaufleute, die einen lebhaften Handel treiben. Der Ort ist gut gebaut, hat breite gepflasterte Straßen, 23 russ., eine kath. und eine prot. Kirche, 9 Hospitäler, ein Gymnasium, ein Seminar, eine höhere technische Schule, zu der 22. Okt. 1882 der Grundstein gelegt wurde, Leder-, Seide- und Lichtfabriken, eine große kaiserl. Tuchfabrik für die sibir. Truppen, ein Theater, eine Bibliothek und Mineralienkabinett. Die Stadt verdankt ihren Wohlstand besonders ihrer günstigen Lage als Mittelpunkt des Handelsverkehrs zwischen China, der Ostküste Sibiriens und Petersburg und als Hauptstapelplatz für die russ. und chinel. Waren, namentlich für die aus Kiachta gebrachten Theeworräte und für Pelzwerk. Ein großer Jahrmarkt findet hier vom 1. Dez. bis

1. Jan. statt. Seitdem (1861) die Einfuhr des Thees über die holländischen Häfen und die westl. Grenzen des Reichs freigegeben ist, hat J. von seiner Handelsthätigkeit verloren. Eine große Feuersbrunst zerstörte 22. bis 24. Juni 1879 fast die ganze Stadt.

Irland (geographisch-statistisch). J., englisch Ireland, bei den Iren *Eri n* genannt, die westliche der beiden großen brit. Inseln, ein mit Großbritannien (s. d.) vereinigtes Königreich, von diesem durch die Irische See, den Nord- und St.-Georgskanal getrennt, im N., W. und S. vom Atlantischen Meere umflossen, zwischen $51^{\circ} 26'$ und $55^{\circ} 21'$ nördl. Br. (Malin Head) und $5^{\circ} 20'$ und $10^{\circ} 20'$ westl. L. von Greenwich, umfaßt mit Einschluß der etwa 665 qkm enthaltenden Küsteneilande ein Areal von 84252 qkm. Die größte Länge von N. gegen S. beträgt 350, die größte Breite 280, die geringste 140 km, der Küstensaum 2250, mit den kleineren Krümmungen über 8750 km, und kein Punkt des Landes ist über 80 km vom Meere entfernt. Die Insel hat eine weit kompaktere Gestalt als Großbritannien und ist, wie dieses, an der Ostküste vorherrschend flach und arm an guten Häfen. Desto zerstückelter und ausgezackter, reicher an tiefeinschneidenden Secarmen (Loughs), Baien und Buchten, an vorstpringenden Halbinseln und Vorgebirgen sind die übrigen Gestade, besonders das westliche. Wohl kein Land zeigt sich reicher an natürlichen Häfen; 14 gewähren den größten Schiffen, 17 den Fregatten und 37 den Küstenfahrern sichern Schutz; dazu kommen 25 gute Ankerplätze für die Sommerzeit. Das Relief der Oberfläche bietet eine ganz eigentümliche Verteilung von Hoch- und Tiefland dar. Tiefebene herrscht entschieden vor und nimmt in großer Breite und höchstens 90 m Seeshöhe die Mitte der Insel ein. Sie erstreckt sich ununterbrochen von der Dublin- und Dundallbai bis zur Galwaybai, setzt sich aber aus diesem Centrum in verschiedenen Richtungen in mehr oder weniger schmalen Streifen bis zu den Küsten fort. Der Geshieberton, Sand und Kies der Ebene ruht fast durchweg auf Kohlentallstein, vereinigt auch auf oberm Kohlenflöchten, Reste der weggeführten ehemaligen Kohlenbedeckung; diese bilden im Nordwesteile noch jetzt ein hohes Tafelland, auf welchem hier und da bis 600 m hohe Gipfel aufsteigen, die jedoch nirgends in bestimmtem Zusammenhang stehen, nirgends ausgedehnte Ketten oder eine größere Gebirgslandschaft bilden. Die meisten der Berggruppen finden sich an oder nahe an der Küste und sind im ganzen von primären Schichten und Granitmassen gebildet. Im äußersten SW. der Insel enthalten die Berge von Kerry im 1041 m hohen Carntual (in den Macgillcubbodys-Reeks) den Culminationspunkt von ganz J.; ihm folgt der Bynnaquilla in Wicklow mit 926,3 m Höhe, der Galtymore auf der Grenze von Tipperary und Limerick in den Galty Mounts mit 919 m, der Mweelrea im County Mayo mit 819 m, der Slieve Donard in den Mournebergen im County Down mit 852 m.

Die Flüsse J.s sind nicht reißend und zum Teil bis zur Quelle schiffbar. Der Hauptfluß ist der Shannon (s. d.), der auf der Westseite der Insel mündet. Von den übrigen münden im Süden: der Lee bei Cork, der Bladonater bei Youghall, der Barrow (s. d.) in den Waterford-Bayen; im Norden: der Slaney bei Wexford, der Liffey bei Dublin, der

Boyne unterhalb Drogheda; der Bann und der Foyle im N.; der Erne und der Moy im NW.; der Corrib bei Galway im W. Unter den zahlreichen Süßwasserseen (Loughs) sind die bedeutendsten im Ulster: der Neagh (396 qkm, bei 3 bis 6 m Tiefe, vom Bann durchflossen, der obere und untere Erne (s. d.), vom Erne durchströmt; in Connaught: der Conn, Mast (89,3 qkm), Corrib (175,7 qkm), Allen, Ree, Derg (19,3 qkm; letztere drei im Shannon-laufe), und in Munster die wegen ihrer romantischen Lage berühmten drei Seen von Killarney (insgesamt 27,7 qkm). Im W. vom Corrib liegen etwa 130 Seen. Alle Seen J.s bedecken 1841,4 qkm. Die Kanäle J.s bilden mit den schiffbaren Flüssen eine 614 km lange innere Wasserstraße. Die zwei wichtigsten führen von Dublin nach dem Shannon, nämlich der Grand-Canal (zwischen 1768–1825 mit einem Kostenaufwand von 2 Mill. Pf. St. erbaut, 264 km, und mit den Verzweigungen 311,5 km lang) und der Royal-Canal (1785 begonnen und für 1421964 Pf. St. erbaut, 122 km lang). Der Lagananal verbindet Belfast mit dem Neaghsee und der Ulsteranal letztern mit dem Erne, so daß eine schiffbare Straße zwischen der Belfast- und Donegalbai hergestellt ist. Der Newrykanal verbindet den oberen Bann und Lough Neagh mit dem Carlingford Lough. Der Barrowkanal verbindet den untern Barrow mit einem Zweige des Grand-Canal und ist 68,3 km lang. (Hierzu eine Karte: Irland.)

Der Boden J.s ist im allgemeinen fruchtbarer als der von Großbritannien, und selbst die Bergabhänge haben Weiden und Futtergräser. Sehen, auf Kalk liegend, herrscht vor, ist überall die Ursache der Fruchtbarkeit und bildet in vielen Gegenden so trefflichen Boden, wie ihn Europa kaum andernwärts hat. Wo man ihn brach liegen läßt, bedeckt er sich sofort mit den feinsten Weidelräutern, daher der alte Name des grünen Erin oder der Smaragdinself. Eine die Ertragsfähigkeit des Bodens sehr vermindernde Eigenthümlichkeit sind die ausgedehnten Moore (bogs). Sie teilen sich in Gra Moore, die zum Teil im Sommer beweidet werden, in unzugängliche Sumpfmoores, in sichte, mit Schilf und Rohr bewachsene Seen (balloky bogs) und in Torfmoores, und bedecken 11430 qkm. Die Moore, bisher bezüglich des Brennstoßes nur gering ausgenutzt, sind über die ganze Insel verstreut, besonders dicht zusammengedrängt in der centralen Ebene, wo sie meist auf dem Kalkboden lagern. J. war noch vor einigen Jahrhunderten ziemlich gut bewaldet, aber Kriege, Waldbrände, fortschreitende Versumpfung haben den Waldbestand sehr reduziert.

Das Klima ist bei den vorherrschenden westl. und südwestl. Seewinden gemäßigt und die Fruchtbarkeit der Atmosphäre für die Fruchtbarkeit des Bodens günstig; die Jahreszeiten sind unregelmäßiger als in England, aber die Temperatur milder und im ganzen Jahre im Durchschnitt höher. Im Norden ist die mittlere Jahrestemperatur $8,5^{\circ}$ C., in der Mitte 10, im S. $11,5^{\circ}$ C. Regen fällt besonders im Winter häufig; auf den Westküsten zählt man 208 Regentage im Jahre, innerhalb deren 916 mm fallen; Schnee und Frost sind selten dauern. Das Klima, die Gebirgsgegenden und die Moore begünstigen das Gedeihen mancher eigentümlicher Pflanzen. Man findet in J. fast alle in Großbritannien lebenden Tiere. Das Rotwild wird immer seltener.

LAND.



Die Flüsse und Seen sind sehr fischreich, und die Bänke bei Carlingford liefern vorzügliche Austern. Außer Granit, der das Grundgebirge der Insel bildet, sind verschiedene Arten von Kalkstein häufig. In vielen Gegenden wird Marmor gebrochen, der schönste schwarze bei Kilkenny, der schönste weiße bei Connemara und Donegal. Der Sphal, der sich von der Mündung des Carrickfergus bis zum Lough-Jogle und in das Binnenland bis zu den Ufern des Lough-Neagh erstreckt, gehört hinsichtlich der Regelmäßigkeit und Mannigfaltigkeit der Säulenbildung zu den interessantesten geolog. Erscheinungen. Gold wird in den Thälern des Liffey und des Dodca im County Wicklow gemahlen. Silber hat sich gediegen gefunden und ist im Bleiglanz enthalten, der bisweilen 80 Unzen per Tonne enthält. Blei findet sich sehr vielfach. An Eisen ist ein gewaltiger Vorrat vorhanden, aber es fehlt an Feuerungsmaterial, weshalb die Eisenindustrie nicht bedeutend ist. Schwefel, hauptsächlich aus Erzen, gewinnt man in Wicklow. Salz, Gips, Molpbän, Antimon, Arsenit, Kobalt, Magnesia, Alaun u. s. w. finden sich, sowie Thonarten, Kalk in Menge, Mineralquellen in vielen Gegenden. Steinkohlengruben finden sich in allen Teilen I., die ausgedehntesten in der südl. Hälfte der Insel. Man unterscheidet fünf Kohlenfelder, worunter das bedeutendste zu beiden Seiten des untern Shannons in den Grafschaften Clare, Tipperary und Limerick liegt und 1650 qkm umfaßt. Von den irischen Kohlengruben werden im Mittel jährlich 130000 t gefördert (80000 in Leinster); dagegen werden 2 Mill. Tons eingeführt.

I. wird in vier Provinzen eingeteilt: 1) Ulster, im N., mit den neun Grafschaften Armagh, Down, Antrim, Londonderry, Donegal, Tyrone, Fermanagh, Cavan und Monaghan; 2) Leinster, im SO., mit den zwölf Grafschaften Louth, Meath, Dublin, Wicklow, Wexford, Kilkenny, Carlow, Queen's County, King's County, Westmeath und Longford; 3) Connaught, im NW., die kleinste, mit den fünf Grafschaften Galway, Mayo, Sligo, Leitrim und Roscommon; 4) Munster, im SW., die größte, mit den sechs Grafschaften Cork, Kerry, Clare, Limerick, Tipperary und Waterford. Diese 32 Grafschaften sind in 316 Baronien geteilt, welche 2532 Kirchspiele umfassen. Das Besitzrecht fast allen Landeigentums in I. beruht auf Schenkungen, meist aus der Regierungzeit Heinrichs VIII., der Königin Elisabeth, Cromwells und Wilhelms III.; nur in Connaught gibt es noch einige Familien, die ihren Weich auf altes Erbrecht gründen. Guts herrliche Rechte, die zum Teil noch in England bestehen, gibt es in I. nicht. Die Grundbesitzer beziehen häufig nur geringen Zins, weil in früheren Zeiten sehr lange Pachtungen, auf ewige Zeiten oder 999 Jahre, üblich waren. Es gibt wenig kleine Grundeigentümer, und die Zahl der Freilassen (freeholders) ist verhältnismäßig gering. Einen nachteiligen Einfluß auf den Kulturzustand übt die große Verstäubung des Bodens und das dem Lande eigentümliche Pachtwesen. Die großen Gutsbesitzer vererben ihr Land zwar auf den ältesten Sohn wie in England, wo sie auch meistens herkommen, aber ihren Pachtbauern gibt alter Brauch das (sehr teilweise beschränkte) Recht, ihr Land an die Söhne, manchmal selbst an die Töchter zu verteilen. Ein anderer Mißstand ist der sog. Absentismus (s. d.). Die jetzt gewöhnlichen Pachtzeiten laufen auf 61, 81 und 91 Jahre oder auf Lebenszeit. Den zwölften

Teil des Landes haben jedoch die Pächter at will inne, d. h. solche, denen in jedem Augenblick die Pacht gekündigt werden kann. Dieses System ging aus der Armut der irischen Pächter hervor und mußte notwendig dazu beitragen, die Armut zu vermehren. Der sog. irländische Bauer ist in der Regel ein bloßer Tagelöhner, der für andere arbeitet und dafür eine Erb- oder Lehmhütte mit einem Stückchen Land erhält, worauf er Kartoffeln pflanzt; seinen Pachtzins arbeitet er meist im Tagelohn ab. In den letzten Jahrzehnten hat jedoch die Anzahl der kleinern Farms oder Pachtgüter, bis zu 12 ha, bedeutend abgenommen, die der größern dagegen ist im Verhältnis gewachsen.

Die landwirtschaftliche Betriebsamkeit in Ackerbau, Milchwirtschaft und Viehzucht steht in I. lange nicht so hoch als in England und Schottland; doch hat sich der Ackerbau in der neuesten Zeit etwas gehoben. Bis zur Mitte des 18. Jahrh. war I. fast ausschließlich Weideland; 1881 waren von dem gesamten Flächeninhalt des Landes: Ackerland 24,8 Proz., Weideland 49,8, Plantagen 1,8, Sumpfe, Berge, Wüsten, Städte u. s. w. 22,8 Proz. Die erwähnten Umstände bildeten ergiebige Quellen nicht nur der Armut, sondern des agrarischen Verbrechens. Man versuchte daher wiederholt, denselben zu steuern; aber erst durch die Land Bill von 1870 wurden mittels der Feststellung bestimmter Pachtnormen und mittels des gesetzlichen Schutzes, den sie den Pächtern gegen die Übergriffe der Grundbesitzer angedeihen läßt, die noch bestehenden Mängel der ländlichen Verhältnisse I. in ebenso umfassender als staatsmännischer Weise zu heilen versucht. Das Land besitz sieben Ackerbauschulen (farm-schools) unter Leitung des Commissioners für Nationalerziehung. Im Norden und Osten des Landes ist der Boden gut bestellt, am schlechtesten im Westen. Weizen und Gerste gedeihen bei feuchten Klimas wegen weniger gut als Hafer, auch ist der irische Weizen nicht so fein wie der englische. Die reichlich angebaute Kartoffel ist von vorzüglicher Güte und neben Hafer- und Gerstenbrot die Hauptnahrung des Volks (die Jahresproduktion wird auf 43870000 hl berechnet); daher das unermeßliche Unglück, wenn die Kartoffelernte mißrät. Der Weizenbau liegt noch vernachlässigt. Die Viehzucht ist nicht mit dem Ackerbau verbunden, und die Milchwirtschaft liefert nur Butter, die größtenteils nach London geht. Mastvieh wird besonders in einigen Teilen von Leinster und Munster gezogen. Das einheimische Schaf, das ein haariges Bles hat, ist nicht mehr häufig; aber durch Kreuzung mit dem engl. Stamme ist ein anderes langwolliges entstanden. Die irischen Pferde sind stark und sicher. Schweine werden besonders von den Milchwirten meist mit Kartoffeln gemästet. Der Viehstand jeder Art hat in neuerer Zeit bedeutend zugenommen, ein Beweis des sich hebenden Wohlstandes. I. liefert viel Schlachtvieh für den engl. Markt, während es noch immer nicht genug Getreide für den eigenen Bedarf erzeugt. Die Fischerei wird mit Erfolg betrieben.

Die Leinweberei, die Stapelmanufactur I., wurde im 17. Jahrh. von dem Grafen von Strafford gegründet, welcher Leinsamen aus Holland einfuhrte und Spinner und Weber aus den Niederlanden und Frankreich kommen ließ. Der Leinwandhandel, der schon um 1670 begründet war, erhielt zu Anfang des 18. Jahrh. Begünstigung von

An der Spitze der vollziehenden Gewalt steht der in Dublin residirende Vizekönig und Generalgouverneur (Lord Lieutenant-General), dessen erster Sekretär, zugleich Geheim-Siegelbewahrer und Mitglied des Geheimen Staatsrats der Königin, die Verwaltungsgeschäfte führt, und dem ein aus dem ersten Richter und andern von der Krone ernannten Personen zusammengesetzter Rat zur Seite steht. Der Vizekönig ist dem brit. Ministerium untergeordnet, bezieht einen Jahresgehalt von 20000 Pfd. St. und unterhält einen förmlichen Hofstaat, bestehend aus dem Oberhofmeister und Generalintendanten, dem Oberkammerherrn, dem Kanzler des Ordens des heil. Patricius und dem Ordensassistent und Wappenkönig (Ulster King of arms). Im Justizdepartement sind die obersten Staatsbeamten der Lordkanzler, der Lordrichter des Appellationsgerichtshofs (Lord Justice of the Court of appeal), der Archivar (Master of the rolls), der Lord-Oberbaron des Schatzkammergerichts, der Richter und der Kronbeamte des Admiraltätsobersgerichts für J., der Generalanwalt (Attorney general) und der Generalfiskal (Solicitor general). Seit der Union (1800) wird J. im brit. Reichsparlament durch 28 Peers (106 haben keinen Sitz) im Oberhause, dagegen im Unterhause von einer durch die Reformbill von 1832 auf 103 vermehrten Anzahl gewählter Abgeordneten vertreten. Dazu wählen die 32 Grafschaften 64, die Städte Dublin, Cork, Limerick, Waterford, Belfast und Galway 12, die Boroughs 25 und die Universität von Dublin 2 Mitglieder. J. hat 4 Militärdistrikte mit den Hauptquartieren zu Dublin, Cork, Curragh (permanentes Lager) und Belfast, und 8 Subdistrikte mit Depots. Die 31000 Mann zählende Miliz besteht aus 12 Artillerieregimentern, 21 Infanterieregimentern und 14 Risikorps. Der Reinertrag der irischen Einnahmen betrug 1879 6616455 Pfd. St. Davon entfielen 1880 auf die Accise 4068325, auf Stempelgebühren 648067, auf Einkommensteuer 470808, und auf die Posten (1870) 331116 Pfd. St. Die Schuld belief sich 1883 auf 31784162 Pfd. St. mit jährlichen Zinsen von 952616 Pfd. St. Das Wappen J.s ist eine goldene Harfe mit silbernen Saiten in blauem Felde.

Vgl. de Beaumont, „J., in sozialer, polit. und religiöser Beziehung“ (deutsch, 2 Bde., Braunschw. 1840); Clement, „Reisen in J.“ (Miel 1843); Benedy, „Irland“ (2 Bde., Lpz. 1844); Hefnerich, „Sagen und Erzählungen aus J.“ (Berl. 1858); Jul. Hohenberg, „Die Insel der Heiligen“ (2 Bde., Berl. 1860); Murphy, „Ireland industrial, political and social“ (Lond. 1870); Blak, „Picturesque tourist of Ireland“ (Edinb. 1879); A. von Lasaulx, „Aus J.“ (Wera 1874); Richardson, „Ireland in 1880“ (Lond. 1880); Mac Grath, „Pictures from Ireland“ (3. Aufl., Lond. 1883); Maine, „Early history of institutions“ (Lond. 1875) behandelt das alte irische Recht (The Breton Laws) unter dem Gesichtspunkt der vergleichenden Rechtswissenschaft.

Geschichte. Die ersten bekannten Bewohner des Landes waren Kelten, welche der Insel den Namen Erin, d. i. die weisse Insel, gaben, woraus die Griechen Jerne, die Römer Hibernia bildeten. In dem langen Zeitraume, als Britannien röm. Provinz war, sind die geschichtlichen Nachrichten über J. nur spärlich vertreten. Die zahlreichen irländ. Chroniken, die indes nicht vor dem 10. Jahrh. schrieben, haben diese frühe Epoche mit dem

König Jakob I. faßte nun den Plan, die Lage Irlands durch polit. und soziale Reformen zu verbessern. Er wollte zunächst die Willkür der irischen Häuptlinge, die im Laufe der Zeit eigentlich engl. Barone geworden, brechen und die Iren überhaupt zu persönlich freien Männern, gleich den Engländern, machen. Zu diesem Zwecke begann er jedoch wieder mit Konfiskationen. Er verlangte von jedem irischen Großen den Lehnbrief, der sein Besitzrecht begründete, und war die Urkunde nicht vorhanden oder entbehrte man nur einen Formfehler, so zog man die Güter zu Gunsten der Krone ein. Von 800 000 Morgen Landes, die auf diese Weise dem Könige im Norden der Insel anheimfielen, wurde der beträchtlichere Teil der irischen Bevölkerung gänzlich entzogen und an Schotten oder engl. Spekulanten verkauft. Die sonst trefflichen Anstalten, welche Jakob zur Zivilisierung der Insel machte, konnten diese Ungerechtigkeit nicht ausgleichen. Uebrigens blieben die Katholiken zufolge des Suprematieides, der den König als kirchliches Oberhaupt bezeichnete, von allen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen. Der Papst hingegen ermunterte die Eidesweigerer (recusants) zur Standhaftigkeit und führte neben der prot. Kirche eine neue kath. Hierarchie in der ganzen Insel ein.

Zu dem kirchlichen Zwiespalt, der hierdurch von neuem angefaßt wurde, gesellte sich während der Regierung Karls I. noch das polit. Zerwürfniß. Die verworrene Lage der Dinge in Schottland und England benutzend, entwarfen die Iren unter der Leitung Roger Mores und O'Reills den Plan zu einer Verschwörung, die am 23. Okt. 1641 zum Ausbruch kam. Die fanatische Priesterchaft riß das Volk zu einem furchtbaren Blutbad hin, sobald in wenigen Tagen auf verschiedenen Punkten der Insel 40—50 000 prot. Engländer niedergemetzelt wurden und noch mehr auf der Flucht umlamen. Um die Verschwörung zu unterdrücken, landete nach der Hinrichtung Karls, dem man diese Blutthat sogar mit zur Last legte, Cromwell 16. Aug. 1649 in Ir. mit einem zahlreichen und kriegserfahrenen Heere, nahm die Städte Drogheda und Wexford mit Sturm und ließ die Bevölkerung ohne Unterschied niederhauen. Die Iren wurden dadurch von solchem Schrecken ergriffen, daß sie meist ihre festen Plätze freiwillig aufgaben und in die Moräste entflohen. Binnen neun Monaten hatte Cromwell fast die ganze Insel unterworfen, worauf er den Oberbefehl seinem Schwiegersohn Ireton überließ, der das auf die völlige Ausrottung der Katholiken gerichtete Blutwerk fortsetzte. Der Protektor erließ hierauf den Befehl, die sämtlichen Iren von ihrem Grund und Boden nach der westl. Halbinsel, in das frühere Königreich Connaught, zu drängen und unter Aufsicht der prot. Bevölkerung in die festen Städte einzuschließen. Doch konnte dieser Plan nur teilweise ausgeführt werden. Das urbare Land, das frei wurde, erhielten Soldaten und engl. Kolonisten, während Hunderttausende von Eingeborenen heimatlos umherirrten.

Die Restauration des Königtums änderte die unglückliche Lage der kath. Irländer wenig. Karl II. stellte zwar die Religionsverfolgung ein, aber die Protestanten behielten die den Eingeborenen entzogenen Güter. Nur einige Iren, die noch vermögend genug waren, einen weitläufigen Rechtsstreit zu beginnen, gewannen auf diesem Wege ihren Grundbesitz wieder zurück. Die kath. Reaktion, welche

mit der Thronbesteigung Jakobs II. begann, erregte unter den Iren große Freude. Nachdem Jakob die engl. Krone verloren, erschien er zu Anfang des J. 1689 mit einem franz. Korps von 5000 Mann in Ir. Die Katholiken strömten ihm scharenweise zu; bald war sein Heer auf 38 000 Mann angewachsen, und die engl. Truppen verloren alle Plätze bis auf Londonderry und Enniskillen. Doch im Frühjahr 1690 landete König Wilhelm III. mit einer bedeutenden Armee und schlug das kath. Heer entscheidend 1. Juli am Vognessluffe unweit Drogheda und 12. Juli 1691 bei Aughrim. Der Aufstand war hiermit zu Ende und die Insel der neuen Dynastie fast ganz unterworfen. Im August überlieferten die Katholiken ihren letzten Platz, Elmerick, wobei mit dem engl. General Ginkel ein Vertrag zu Stande kam, nach welchem die kath. Iren freie Religionsübung, wie dieselbe unter Karl II. bestanden, erhalten sollten. Aber 12 000 Irländer, die für Jakob II. gekämpft hatten, gingen in freiwillige Verbannung. Durch einen Beschluß des engl. Parlaments wurden jetzt nochmals 1 Mill. Morgen Landes konfisziert und an Protestanten verteilt. In den Städten aber bildeten die Protestanten sog. Oranische Gesellschaften (Orangemen), die mit fanatischem Eifer die kath. Bevölkerung verfolgten und bedrückten. Um jede Regung des kath. und nationalen Elements niederzuhalten, wurden überdies barbarische Strafgesetze gegen den Katholizismus, die sog. Penal laws, eingeführt. Nach diesen Gesetzen mußten die höhern kirchlichen Würdenträger die Insel verlassen; niebers Priester durften ihre Grasschaften nicht verlassen; kein Katholik durfte ein öffentliches Amt bekleiden, Grundeigentum erwerben, eine Ehe mit Protestanten eingehen, frei testieren u. s. w.

Obwohl diese Gesetze von den prot. Beamten nicht immer streng gehandhabt wurden, so nährten sie doch bitteren Haß und riefen jene revolutionären Verbindungen hervor, welche die neuere Geschichte der Insel entscheidend beeinflussten. Ums J. 1760 traten die Whiteboys, d. i. weiße Burschen (von den Hemden, die sie über den Kleidern trugen), auf. Es waren brotlose Tagelöhner, Arbeiter, vertriebene Pächter, die sich des Nachts versammelten, um harte Grundbesitzer, Pfarrer, Agenten, Beamte zu strafen oder zu morden, worauf sie gewöhnlich wieder geheimnisvoll verschwanden. Kein Ire konnte gegen sie vor Gericht zeugen ohne sich ihrer Rache auszusetzen, was sie besonders unerreichbar machte. Neben ihnen erschienen 1768 die Hoarists of oak, d. i. Eichenherzen, die sich gegen die drückenden Straßenbaukontributionen auflehnten. Im ganzen änderte diese rohe Selbsthilfe die Lage des Landes nicht. Erst mit dem Freiheitskampfe der nordamerik. Kolonien nahm das Volk einen allgemeinen Aufschwung und nötigte der bedrängten Regierung einige Zugeständnisse ab. Da Frankreich mit Angriffen auf die irische Küste drohte und das Land von Truppen fast entblößt war, so stifteten die Irländer 1779, angeblich zum Schutze des Landes, ein Korps irischer Freiwilliger, das nach zwei Jahren 60 000 Mann zählte. Um einen allgemeinen Aufstand zu verhindern, sah sich das engl. Parlament 1782 genötigt, den Irländern die legislative Unabhängigkeit zu gestatten. Zugleich wurden die Strafgesetze gegen die Katholiken, wenn auch nicht ganz abgeschafft, doch bedeutend gemildert. Besonders drückend blieben für die Katholiken die Zehnten, die sie allenfalls an die prot. Pfarrer

entrichten mußten, während sie überdies noch für ihr eigenes Kirchenwesen zu sorgen hatten. Die Härte, mit welcher viele Pfarrer diese Zehnten eintrieben, brachte 1786 einen geheimen Verein zu Wege, dessen Mitglieder sich *Rightboys*, d. i. Rechtsburken, nannten, dem Volke das eibliche Versprechen abnahmen, den Zehnten gar nicht oder nur zu einem bestimmten Betrage abzuführen, und die Wortbrüchigen bestraften.

Aus den Freiwilligen, die sich schon seit mehreren Jahren aufgelöst hatten, trat im Nov. 1791 zu Dublin der Bund der Vereinigten Irländer (*United Irishmen*) zusammen, an dem auch viele Protestanten theilnahmen und der insgeheim die Einleitung einer Revolution betrieb, welche *I.* in eine unabhängige Republik verwandeln sollte. Die Katholiken benutzten die Verlegenheit der brit. Regierung und forderten 1792 auf einer großen Versammlung zu Dublin völlige Rechtsgleichheit mit den Protestanten. Das brit. Parlament suchte den Sturm zu beschwören, indem es die Hindernisse gegen irländ. Handel und Gewerthätigkeit, sowie die verächtlichen Penal laws bis auf wenige Reste aufhob. Die Katholiken erhielten das Recht der Sachwalterschaft vor Gericht und durften von nun an auch Ehen mit Protestanten schließen. Man schaffte 1793 die Strafen ab, in welche Katholiken verfielen, wenn sie am Sonntage nicht die prot. Kirche besuchten; auch wurde ihnen das Recht der Theilnahme an den Parlamentswahlen, ohne jedoch selbst wahlfähig zu sein, und die Zulassung zu Ämtern niedern Ranges verstattet. Da weitere Forderungen unerfüllt blieben, so ließ der Bund seine revolutionären Absichten um so fähner hervortreten, und die Regierung beschloß endlich, die Bewegung mit Gewalt zu dämpfen. Die seit 1782 in *I.* eingeführte Habeas-Corpus-Akte wurde aufgehoben, in die Städte eine starke Besatzung gelegt, der Bund aber aufgelöst und entwaffnet. Im Vertrauen auf franz. Hilfe ließen sich jedoch die Verschworenen nicht entmutigen. Endlich im Dez. 1796 erschien an der irländ. Küste eine bedeutende franz. Flotte mit 26 000 Mann Landungstruppen unter dem General Hoche, die jedoch infolge widriger Zufälle und der Ungeschicklichkeit der Befehlshaber unerrichteter Sache umkehren mußte.

Die brit. Regierung schärfte nun ihr Verhalten und stellte die ganze Insel unter Kriegsrecht. Der Bund der «Vereinigten Irländer» trat 1797 zu neuer geheimer Thätigkeit zusammen. An der Spitze stand ein Direktorium von fünf Männern, deren Namen nur den Geschäftsführern der vier Provinzialausschüsse bekannt waren. Schon zählte der Bund über 500 000 Verschworene, als im Jan. 1798 die Regierung von einem verrätherischen Mitgliede vollständigen Aufschluß erhielt. Ungeachtet dieser Entdeckung und der Verhaftung mehrerer Häupter brach der Aufstand im Mai auf mehreren Punkten des Landes los. Eine bedeutende Militärmacht verhinberte indes die völlige Entwidlung der Empörung; die Hauptmacht der Insurgenten erlitt bei Vinegar-Hill 21. Juni eine entscheidende Niederlage. Kolonnen durchzogen dann die Insel und erstickten den Aufstand in Blut. Kaum war das Blutbad vorüber, so erschien im Aug. 1798 ein franz. Geschwader mit einem Korps von 1060 Mann unter Befehl des Generals Humbert in der Killalbat an der Nordküste von County Mayo; allein die brit. Truppenmacht hemmte den Zugang

der Iren, und nach einigen unglücklichen Gefechten mußten die Franzosen sich ergeben. Eine andere franz. Expedition, die sich im September der Küste näherte, wurde vom brit. Admiral Warren aufgefangen. Auch mehrere spätere franz. Landungsversuche bis in den Nov. 1798 scheiterten. Die engl. Regierung faßte nach dieser Katastrophe den Entschluß, eine Vereinigung des irländ. Parlamentes mit dem britischen einzuleiten. Der erste Antrag indes, den man dem irländ. Parlament 1799 machte, wurde mit Unwillen verworfen. Die brit. Regierung nahm hierauf ihre Zuflucht zur Bestechung. Die verrotteten Flecken (rotten boroughs), von denen die Mehrzahl der irländ. Parlamentssitze abhing, wurden ihren Eigentümern mit Gold angewogen, wogu das brit. Parlament als Entschädigung ungefähr 1 600 000 Pfd. St. bewilligte.

Durch diese Operation kam 26. Mai 1800 die legislative oder die sog. Union zwischen *I.* und Großbritannien mit großer Stimmenmehrheit zu Stande. *I.* sollte fortan 32 gewählte Berr, darunter 4 Bischöfe, ins brit. Oberhaus, 100 Deputierte der Grafschaften, Städte und Flecken ins Unterhaus senden. Ferner sollten die Irländer mit den Briten gleiche Rechte und Freiheiten genießen und zwischen beiden ein völlig freier Verkehr stattfinden. *I.* verpflichtete sich dagegen, für die ersten 20 Jahre zwei Fünftel der gesamten Staatslasten zu tragen. Mit dem *I.* 1801 trat das Vereinigte Parlament ins Leben. Um die Masse des Volks zu gewinnen, hatte der Minister Pitt auch eine völlige polit. Emancipation der Katholiken versprochen; aber Georg III. war zu diesem Zugeständnisse nicht zu vermögen, und die schon ausgearbeitete Akte kam gar nicht zur Verhandlung. Über diesen Wortbruch erbittert, begannen die irländ. Katholiken schon 1802 zu einem Verein (*Catholic Association*) zusammenzutreten, der sich die Durchführung der Emancipation zum Zweck setzte und fortan den Mittelpunkt aller irischen Angelegenheiten bildete. Erst durch die Agitation O'Connell's aber und die Mitwirkung der öffentlichen Meinung in England wurde die Regierung endlich bewogen, eine Emancipationsbill vor das Parlament zu bringen, die angenommen und 13. April 1829 von Georg IV. bestätigt wurde. Ein neuer Eid, den auch die Katholiken leisten konnten, trat an die Stelle des früheren, und gab denselben die Möglichkeit, sich im Parlament zu nehmen. Auch erhielten sie die Fähigkeit, alle öffentlichen Ämter, mit Ausnahme des Lord-Kanzleramtes, zu bekleiden.

Dieser Sieg ermunterte die Katholiken zu neuen Forderungen. Die Bestrebungen der Volkspartei waren nunmehr auf den Wibertritt der Union mit Großbritannien gerichtet, zu welchem Zweck O'Connell die sog. *Repeal-Association* stiftete, der das Ministerium Grey 1833 mit der Irischen Zwangs-bill (*Irish coercion bill*) entgegentrat. Durch diese Bill erhielt der Lordlieutenant von *I.* die Macht, Volksversammlungen ohne weiteres zu verbieten und das Kriegrecht zu proklamieren, und um ihr Nachdruck zu geben, wurden ein Heer von 36 000 Mann und 6000 bewaffnete Polizeidiener nach *I.* entsendet. Allerdings ward die Zwangs-bill bald wieder aufgehoben, und unter der Statthaltertschaft Lord Mulgrave's, seit 1835, schien sich sogar eine Versöhnung zwischen Volk und Regierung anzubahnen. Als aber im Aug. 1841 die Tories

nochmals aus Ruher kamen, begann O'Connell von neuem die Repeal-Agitation, und zwar mit so bedrohlicher Wirkung, daß die Behörden ihn 1843 verhaften und zu einjähriger Gefängnisstrafe verurteilen ließen. Dieses Verfahren wurde freilich von dem Gerichtshof des Oberhauses für ungültig erklärt, hatte jedoch zur Folge, daß die Bewegung von nun an etwas gemäßigter auftrat. Bald darauf brangte die furchterliche Hungersnot, welche die Insel im Herbst 1845 und besonders seit dem Sommer 1846 heimsuchte, alle andern Interessen in den Hintergrund. Um sie zu lindern, bewilligte das brit. Parlament beträchtliche Summen, dennoch kamen Tausende vor Hunger und Elend um und Hunderttausende wanderten nach Amerika. Mitten in dieser Krise starb O'Connell, den bereits eine neue, radikalere Partei, das Junge Irland, überflügelt hatte. Anarchische Ausbrüche, Gewaltthätigkeiten, agrarische Mordthaten zerrütteten das Land; die materielle Not hatte die gesellschaftlichen Bande völlig gelodert.

Unter solchen Umständen mußte das Land die schlandischen Revolutionen von 1848 mächtig empfinden. Die Führer Jung-Irlands, Smith O'Brien, Mitchell, Duff, Meagher u. s. w. suchten durch eine Sendung nach Paris mit der Provisorischen Regierung anzuknüpfen, während unerböhlten Kistungen und Waffenübungen vorgenommen wurden. Die energischen Maßregeln der Regierung vereitelten jedoch den Ausbruch, noch ehe man zum Losschlagen bereit war. Die Habeas-Corpus-Akte wurde suspendiert, die aufregerischen Zeitungen unterdrückt, und Smith O'Brien, von dem Volke als König von Kintur begräbt, nach einem ohnmächtigen Aufstandsversuch (5. Aug.) gefangen genommen und nebst seinen Gefährten zum Tode verurteilt, welche Strafe indes in Deportation umgewandelt ward. In kurzer Zeit war die Ruhe wiederhergestellt; aber der materielle Nothstand blieb unvermindert. Hunger und Krankheit bedrückten die Bevölkerung; Grundstücke wurden verlassen, ganze Strecken lagen ungebaut, und es begann eine fast fluchtähnliche Massenauwanderung nach Amerika. Wohl trat nach diesem Abgange eines Theils der Bevölkerung im allgemeinen eine Besserung ein. Der Ackerbau hob sich wieder, und auch die Industrie fing an, durch das Beispiel der londoner Weltausstellung ermuntert, ihren Wettstreit durch eine öffentliche Ausstellung zu bekunden. Den intellektuellen Bedürfnissen wurde durch die Errichtung von höhern Bildungsanstalten unter dem Namen der Queen's-Colleges Rechnung getragen, die, von konfessionellen Differenzen unabhängig, Katholiken und Protestanten dieselben Vorteile gewährten. Allein von kath. wie von prot. Seite regte sich bald eine heftige Opposition gegen diese Schulen, und der religiöse Haß führte mehr als einmal, zuletzt in Belfast 1863, zu blutigen Auftritten, die immer wieder Ausnahmegesetze nötig machten.

Unterdessen bereitete sich eine neue Schilderhebung vor, diesmal von Amerika aus, wo jetzt Millionen von Irländern lebten, die alle von wüthendem Haß gegen die engl. Regierung befeelt waren. In der Hoffnung auf einen Bruch zwischen den Vereinigten Staaten und England, die durch die Haltung Englands während des amerik. Bürgerkriegs genährt wurde, bildete sich ein geheimer Bund, der nach einer in den Sagen J.s berühmten

Kriegerlaste den Namen der Fenier erhielt und sich die völlige Losreibung J.s von England und die Herstellung einer irischen Republik zum Zwecke setzte. (S. Fenier.) An der Spitze des Bundes in Amerika stand John O'Mahoney, in Irland James Stephens. Seit 1863 wurde die fenische Organisation in Amerika offen betrieben; nach dem Ende des amerik. Bürgerkriegs im April 1865 machte sie sich auch in J. bemerklich. Doch das energische Auftreten der Regierung, die im Sept. 1865 das journalistische Organ der Fenier „The Irish People“ unterdrückte, mehrere Häupter und zahlreiche Teilnehmer der Verschwörung verhaftete, das Waffenverbot proklamirte und die in J. stehende Militärmacht verstärkte, beugte dem beabsichtigten Aufstande vor. Auch während des J. 1866 genügte die Aufhebung der Habeas-Corpus-Akte, die Fenier im Zaum zu halten, und als im Frühling 1867 thätiglicher Aufstandsversuche stattfanden, wurden dieselben ohne Mühe in wenigen Tagen unterdrückt. Ebenso erfolglos waren die bis 1871 periodisch wiederholten fenischen Unternehmungen gegen Canada.

Wenn aber der Fenianismus in seinem Hauptbemühen erfolglos blieb, so hat er mittelbar unleugbar Großes für J. gewirkt. Denn den fenischen Umrrieben und der Gärung, welche dieselben in J. hervorriefen und erhielten, war es zu danken, daß die engl. Staatsmänner endlich die Irische Frage mit Energie einer umfassenden Lösung entgegenführten. Während der Jahre 1865—67 war die Unterdrückung der revolutionären Symptome, die Bestrafung der Mitglieder und Helfershelfer der Verschwörung die nächste Pflicht; von 1868 an begann die reformierende Thätigkeit zur Beseitigung der Grundübel, auf welche die irische Unzufriedenheit mit der engl. Herrschaft zurückzuführen war: der anglikanischen Staatskirche und der Tyrannei der fremden Grundherren über die einheimischen Pächter. Man bezeichnete diese beiden Probleme mit dem Namen der Kirchenfrage und der Landfrage. Indem das Ministerium Gladstone durch die Irische Kirchenbill von 1869 die anglikanische Kirche in J. entstaatlichte und mit den andern irischen Religionsgemeinschaften auf gleichen Fuß stellte, durch die Landbill von 1870 die gerechten Beschwerden der irischen Pächter gegen die Grundherren in den wesentlichsten Punkten milderte, wurde wenigstens für einige Zeit der Schwungkraft der revolutionären Agitation gegen die engl. Herrschaft die Spitze abgebrochen. Allerdings gaben die vollen Wirkungen dieser Politik sich nicht unmittelbar kund. Noch während der Session von 1871 mußte die engl. Regierung um die Ermächtigung zu außerordentlichen Maßregeln für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe in J. nachsuchen, und eine neue Agitation der irischen Nationalpartei für die Gewährung dessen, was als Home Rule, d. h. abgesonderte Verwaltung und parlamentarische Selbstregierung J.s bezeichnet wird, begann noch während der Herbstmonate desselben Jahres. (S. Home Rule r.) Diese Agitation äußerte sich zuerst in vergleichsweise gemäßigter Form, durch entsprechende Forderungen der Home-Rule-Traktion der irischen Parlamentsmitglieder unter der Führung Butt und Shaw, nahm aber eine entschiedenere Wendung seit 1878, als die radikalen Nationalisten unter der Führung Parnells aufgingen, aber die gemäßigten Home Rulers die Oberhand zu erlangen. Die Gründung der Land-Liga im J. 1879

durch den Fenier Michael Davitt brachte die parlamentarische Partei der Home Rulers mit den fentischen Revolutionären in unmittelbaren Zusammenhang. Während die Home Rulers die polit. Losreißung von England forderten, vertraten die Land-Liguers die soziale Emancipation I.s mittels der Vertreibung der Grundherren und der Rückgabe des irischen Landes an das irische Volk, und beide Parteien gingen einen Bund ein, indem 1880 Parnell die oberste Leitung der Land-Liga übernahm. Obgleich jedoch das neue Ministerium Gladstone seine Bereitwilligkeit erklärte, den Abständen I.s gerecht zu werden, ließ die Agitation nicht nach. Sie steigerte sich vielmehr unter der eifrigen Mitwirkung der amerit. Fenier zu so revolutionärer Gewaltthaten, daß 1881 eine Zwangsbill und später die Verhaftung Davitts, Parnells und anderer Führer der Bewegung notwendig wurden. Auch eine gleichzeitig durchgeführte neue Landbill, welche der Sache der irischen Pächter die umfassendsten Zugeständnisse machte, that den Machinationen der revolutionären Partei keinen Einhalt. Der Terrorismus der Land-Liga, unterstützt durch die Nov. 1881 gegründete senische Mördergesellschaft der «Irischen Unüberwindlichen», machte 1882 eine noch strengere Zwangsbill notwendig, und erst nach der Verhaftung und Hinrichtung der Räubersführer der «Unüberwindlichen» (Anfang 1883) trat eine verhältnismäßige Beruhigung ein. Diese hat seitdem Fortschritt gemacht, trotz der von America aus durch O'Donovan Rossa geleiteten Versuche der senischen Dynamitaktion, die engl. Regierung durch Explosionen einzuschüchtern. (S. Großbritannien.)

Die alten irischen Chroniken hat O'Connor unter dem Titel «*Rerum Hibernicarum scriptores veteres*» in der Urschrift und mit lat. Übersetzung herausgegeben (4 Bde., Lond. 1814–26). Vgl. die Geschichtswerke von Cor (2 Bde., Lond. 1689–90), Mac Geoghagan (3 Bde., Bar. u. Amsterd. 1758–63), O'Halloran (2 Bde., Lond. 1779), Ireland (3 Bde., Lond. 1773 u. Dubl. 1814), Howden (2 Bde., Lond. 1806), Gordon (2 Bde., Lond. 1806), Hegewisch (Übersicht der irländ. Geschichte, Altona 1806), Lindau («Geschichte I.s», fortgesetzt von Brandes, 2 Bde., Dresd. u. Lpz. 1829–46), O'Driscoll (2 Bde., Lond. 1827), Moore (2 Bde., Lond. 1836), Lappenberg (in Ersch. u. Grubers «Encyclopädie», Selt. II, Bd. 24, Lpz. 1846), Haverly («History of Ireland», Lond. 1860), Whitel («History of Ireland», 2 Bde., Glasg. 1869), Ritchey («Lectures on the history of Ireland», Dubl. 1869), Mac Gee («A popular history of Ireland», Lond. 1870), Froude («The English in Ireland in the 18th century», 3 Bde., Lond. 1872–74), O'Curry («Lectures on the manuscript materials of ancient Irish history», Lond. 1874); ferner Kilen, «The ecclesiastical history of Ireland» (2 Bde., Lond. 1875); Leddy, «History of England in the XVIII. century» (Bd. 2, 3. Aufl., Lond. 1883); derselbe, «The leaders of public opinion in Ireland. Swift, Hood, Grattan and O'Connell» (2. Aufl., Lond. 1871).

Irländisches Perlmoos, s. Carrageen-Irma, der Name des 177. Asteroiden. (S. unter Irma (arab.), Júp. [Planeten.]

Irmensäulen, s. unter Irmin.
Irmin oder **Irmino**, der Name des mythischen Ahnherrn des vornehmsten, ältesten und größten weßgerman. Stammes, der Hermionen. Nach aller

Wahrscheinlichkeit war J. Beiname des von den Schwaben Jiu, von den Bayern Iru genannten Gottes, des sächs. Iiu (Iz), des nordischen Iu, wie ja auch der sächs. Rönch Wittenin ihn als Mars aufst. Abgeleitet ist der Name J. von einer Wurzel ra = sich erheben, und bedeutet daher ursprünglich: der Erhabene. In allen german. Dialecten hat sich dieser Name als erster Irid von Kompositis erhalten und gibt dem Begriffe, welchem er beigelegt ist, seine größte Ausdehnung und Steigerung (althochdeutsch irman, altnord. iormann, j. B. irmin diot, das ganze Menschenvolk; irman got, der höchste Gott; irmannal, die allgemein verehrte Säule; iormungandr, das größte Ungeheuer u. dgl. Auch in Eigennamen, wie Ermanrich, kommt das Wort vor.

Die Irmensäule (irminsal) gehört zu dem Kultus des J.; man kennt deren zwei in der deutschen Geschichte: die eine, von Karl d. Gr. errichtet, am Eresberge in Westfalen, die andere bei Eschungen a. d. U., der alten thüring. Königsburg. Zu denken sind die Irmensäulen als hochragende Heilssäulen oder gewaltige Baumsäulen, die, in einem heiligen Haine errichtet, das Hauptheiligtum eines ganzen Volks waren, welches dem J. dort die heiligsten Opfer brachte. Die Zerstörung einer Irmensäule war daher der völligen Befiegung des Volks und Zerstörung seiner staatlichen Unabhängigkeit gleich.

Irmisch (Zhu), Botaniker, geb. 14. Jan. 1816 zu Sondershausen, studierte in Halle Ethologie und Philologie und beschäftigte sich nebenbei mit Botanik. Nach Beendigung seiner Studien wurde er Lehrer am Gymnasium zu Sondershausen, in welcher Stellung er bis zu seinem 28. April 1879 erfolgten Tode verblieb. Seine auf Botanik Bezug habenden Arbeiten behandeln morphologische Thematika. Die wichtigsten davon sind: «Zur Morphologie und Biologie der monokotyledonischen Knollen- und Zwiebelgewächse» (Berl. 1850) und «Beiträge zur vergleichenden Morphologie der Pflanzen» (4 Bde., Halle 1854–63).

Irmisch, s. unter Bineta.

Irmisch, auch **Wernerius** genannt, hervorragender ital. Jurist, wahrscheinlich lombard. Herkunft, an dessen Lehrthätigkeit zu Bologna die Überlieferung die Wiederbelebung des röm. Rechts in Italien geknüpft hat. Er lebte um die Zeit von 1090 bis 1130. In Urkunden wird er erwähnt von 1113 bis 1125. Um 1116 stand er im Dienst Kaiser Heinrichs V.

Irmis, Fleden im Kanton Tessin, s. Giornica.
I. R. O., in England Abkürzung für: inland Revenue Office, d. i. Steuerramt.

Irolesen oder **Iroquois** ist bei den meisten Ethographen der gemeinsame Name für eine Gruppe mehr oder minder sprachlich nahe verwandter, einst mächtiger und einflußreicher Indianerstämme des östl. Nordamerikas geworden. Die Iroquoisnation zerfällt in zwei Gruppen, eine größere nördliche und eine kleinere südliche. Die nördl. Gruppe zerfällt abermals in zwei Abteilungen, eine östliche und westliche. Jene wurde von den sog. Fünf Nationen, wie sie die Engländer, oder Iroquois, wie sie die canad. Franzosen nannten, diese durch die Wyandots oder Huronen (s. d.) und die Attiondaronos oder Neutrale Nation gebildet. Die eigentlichen J. oder die Fünf Nationen, nämlich die Mohawks, Oneidas, Onondagas, Cayugas und Senecas, hatten ihre Wohnsitze im Süden

zuerst so weit, daß die *I.* zu einem Hinwegsetzen über alles Wesentliche und jeden Ernst, zu einem blasierten Überalleshinaussein wurde. Gegen diese Bedeutung der *I.* hat Hegel angelämpft, und diese vornehmlich ist es, die man im Auge hat, wenn in neuerer Zeit von der »berüchtigten« romantischen *I.* gesprochen wird.

Ironside (engl., spr. Eir'nsaid, d. h. Eisenseite), Beiname des engl. Königs Edmund (s. d.).

Iron-sides (engl., spr. Eir'n seids), puritan. Reitertruppe Oliver Cromwells. (S. Eisenseiten.)

Ironton, Stadt und Hauptort des County Lawrence im nordamerik. Staate Ohio, rechts am Ohio, 227 km oberhalb Cincinnati, wurde 1849 als Stadt angelegt, 1865 als solche inkorporiert und zählte (1880) 8857 E. *I.* liegt im Mittelpunkt der Hanging Rock genannten Eisenregion, die sich bis in den Nordosten von Kentucky erstreckt, und hat bedeutende Eisenproduktion und -Handel. Seine Hauptfabrikate bilden Nägel, Eichen, Sägen, Ofen, Maschinen und Kessel.

Iroquois, s. Irolesen.

Irradiation nennt man in der physiol. Optik jene Erscheinung, vermöge welcher ein recht heller Gegenstand auf dunklem Grunde aus der Ferne vergrößert erscheint. Umgekehrt verhält es sich mit einem dunklen Gegenstand auf sehr lichtem Grunde. Vermöge der *I.* erscheint, wie dies die nachstehende Fig. 1 zeigt, z. B. bei kräftiger Beleuchtung und weitem Abstand vom Auge von den beiden gleichen innern Quadraten das weiße auf dunklem Grunde größer als das schwarze auf hellem Grunde; ersteres zeigt sich also größer, letzteres kleiner als sie wirklich sind. Vermöge der *I.* scheint die beleuchtete Mondesichel zu einer größeren Kugel zu gehören, als der dunkle Teil desselben.

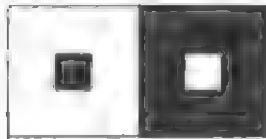


Fig. 1.

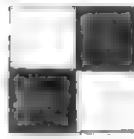


Fig. 2.

Ebenso sieht man die Fixsterne mit freiem Auge als Scheibchen, obwohl sie sich wegen des unmeßbar kleinen Seh winkels als helle Punkte zeigen sollten. Infolge der *I.* greifen bei genügender Entfernung vom Auge die benachbarten weißen Stellen im Mittelpunkt der Fig. 2 über ihren schwarzen Verbindungspunkt hinaus, sodaß sie durch einen weißen Streifen verbunden erscheinen. Deshalb wird auch ein feiner Draht im hellsten Sonnenlicht und ein Haar vor dem lichtesten Teil einer Leuchtflamme nicht wahrgenommen. Die *I.* wurde seit Kepler (1604) nach verschiedenen Hypothesen erklärt. Nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft nimmt man an, daß selbst bei der vollkommensten Accommodation, wegen der Abweichungen im Auge, statt der Bildpunkte kleine Zerstreuungstreife oder, wegen der eigentümlichen Gestalt des Auges, kleine Zerstreuungsellipsen auf der Netzhaut zu Stande kommen; das Licht auf der Leukern greift infolge dessen aber die idealen Grenzen des Bildes hinaus.

Irrational (lat., verhältnismäßig) bedeutet eigentlich eine Zahl, die sich weder durch ganze Einheiten noch durch Teile der Einheit völlig genau ausdrücken läßt, also in Bezug auf die Einheit

folgten alsbald Einum in Hannover, Bichardraß in Sachsen, letzteres zur großen geschlossenen Anstalt Colditz gehörig. Während man nun die freie Pflegeform ursprünglich nur für schon längere Zeit Kranke, insbesondere Unheilbare für zweckmäßig hielt, beginnt man jetzt auch frisch Erkrankte derselben teilhaftig werden zu lassen. Es entstehen so *I.*, welche in der Hauptsache durch ländliche Gehofte gebildet werden, neben welchen zwar noch eine geschlossene Anstalt vorhanden ist, indes als ein mehr untergeordnetes Anhängel. Ein Beispiel hierfür ist Alt-Scherbin bei Schleuditz (Provinz Sachsen), wo die Geisteskranken und ihre Pfleger selbständig ein großes Rittergut bewirtschaften, eine Form der *I.*, die mutmaßlich zahlreiche Nachahmungen finden wird. Doch werden insbesondere große Städte für die rasche Unterbringung frisch erkrankter, insbesondere heftig erregter Irren immer geschlossener Anstalten bedürfen, deren Einrichtungen sich mehr und mehr denen gewöhnlicher Hospitäler nähern müssen (sog. Stadtasyle).

Vgl. Damerow, „Über die relative Verbindung der Irren-Heil- und Pflegeanstalten“ (Vp. 1840); Brandes, „Die Irrenkolonien“ (Hannov. 1865); Erlenneyer, „Übersicht der öffentlichen und privaten *I.* in Deutschland und Österreich“ (Neuwied 1875); Lühr, „Die Heil- und Pflegeanstalten für psychisch Kranke des deutschen Sprachgebiets“ (Bert. 1882).

Irrenbehandlung, s. Geisteskrankheiten

Irreparabel (frz.), unerseßlich, unwiederbringlich, nicht wieder gut zu machen.

Irrefutibel (frz.), unwiderstehlich.

Irresoluit (ital.), unschlüssig, unentschieden.

Irresponsabel (frz.), unverantwortlich.

Irrevotabel (frz.), unwiderruflich.

Irridieren (lat.), verlachen, verspotten, verhöhnen; **Irrision**, Verlachung u. s. w.; **irrisorisch**, verspottend. (unter **Alphister**.)

Irrigator (frz.), eine Art Alphierspritze. (S.

Irrigation (frz.), Bewässerung.

Irrigator (vom lat. irrigare, bespülen), Spülkanne oder Bunsdouche, frz. irrigateur, ein zur Irrigation oder Berieselung dienender Apparat, welcher ursprünglich nur zur Abspülung und Reinigung eiternder Wundflächen benutzt wurde, gegenwärtig aber auch zu verschiedenen andern medizinischen Zwecken allgemeine Verwendung findet. In seiner einfachsten Form (s. die umstehende Figur) besteht der *I.* aus einem conlindrischen, meist $\frac{1}{2}$ —1 l. flüssigkeit fassenden Blechgefäß (a), an dessen Boden sich eine Öffnung mit einem kurzen Ansatzrohr (b) zum Aufstecken eines 1—1½ m langen Gummischlauchs (c) befindet, welcher letzterer an seinem freien Ende ein gleichfalls durchbohrtes Endstück von Bein oder Hartgummi (d) trägt. Wird nun beim Gebrauch das mit Wasser gefüllte Gefäß a in die Höhe gehalten, so dringt aus dem Endstück d ein ununterbrochener Wasserstrahl, dessen Stärke durch Höherheben oder Senken des Gefäßes beliebig reguliert werden kann. Das Unterbrechen des Strahls erfolgt durch Ziehen des Gefäßes oder durch Zuhallen des Gummischlauchs vermittelt der Finger oder wohl auch eines besonders hierzu angebrachten Hahns. Durch die (e) kann man den *I.* während des Gebrauchs auch an jeden beliebigen Punct aufhängen.

Der *I.* zählt zu den nützlichsten chirurgischen und mediz. Apparaten. In der Chirurgie ist er beim

1866 für das St. James-Theater in London engagiert. Im J. 1870 spielte I. im Vandevilletheater in London; seit 1871 entwickelte er im dortigen Lyceumtheater auch eine hervorragende Begabung für das höhere Drama. In die vorberste Reihe zugleich der engl. Schauspieler und Theaterdirektoren trat I. seit 1874 durch seine Aufführungen Shakespeare'scher Dramen. Im Herbst und Winter 1883/84 unternahm er mit seiner Truppe eine Tour durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Seine dortigen Erlebnisse beschrieb sein Sekretär Joseph Hatton in *«Henry Irving's impressions of America»* (2 Bde., 1884).

Irving (Washington), einer der geistreichsten und beliebtesten ameril. Schriftsteller, geb. 3. April 1783 zu Newyork, studierte daselbst seit 1800 die Rechtswissenschaft im Columbia-College und unternahm dann, von der Schwindsucht bedroht, eine zweijährige Reise durch Europa, von der er genesen wieder zurückkehrte. Er machte sich zuerst bekannt durch *«Letters of Jonathan Oldstyle»* in dem von seinem Bruder zu Newyork herausgegebenen *«Morning Chronicle»*, die später gesammelt wurden (deutsch von Spiler, Berl. 1824), und durch die Herausgabe der humoristischen Zeitschrift *«Salmagundi»* (1807—8). Hierauf schrieb er seine launige *«History of New York by Diedrich Knickerbocker»* (Newyork 1809). Er gab jetzt den Gedanken auf, Sachwalter zu werden, und trat mit seinen Brüdern in Handelsverbindung. Als diese durch den Krieg mit England 1812 unterbrochen wurde, diente er als Adjutant des newyorker Gouverneurs Tompkins. Nach dem Frieden trat er in sein kaufmännisches Geschäft zurück. Auf einer Geschäftsreise in England 1815 sammelte er Stoff zu Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens der Engländer, die er, als seine kaufmännische Laufbahn mit dem Verlust seines Vermögens geendigt, in seinem *«Sketch-book of Geoffrey Crayon»* (2 Bde., Lond. 1820) veröffentlichte. Sie wurden mit allgemeinem Beifall aufgenommen; ebenso *«Brace-bridge-Hall, or the humorists»* (2 Bde., Lond. 1823). Im Sommer 1822 besuchte I. die Rheingegenden, lebte dann einige Zeit in Paris und 1824 wieder in England, wo er seine *«Tales of a traveller»* (2 Bde., Lond. 1824) erscheinen ließ. Nachdem er unmittelbar darauf Südfrankreich bereist hatte, ging er 1825 nach Spanien, wo er während eines vierjährigen Aufenthalts die auf die Geschichte der Entdeckung Amerikas sich beziehenden Schriften und Manuscripte im Escorial durchforschte. Die erste Frucht dieser Studien war seine *«History of the life and voyages of Christopher Columbus»* (4 Bde., 1828—30), die er in den *«Voyages and discoveries of the companions of Columbus»* (Lond. 1831) ergänzte. Span. Chroniken und die Handschriften des Antonio Agapida gaben ihm dann den Stoff zur *«Chronicle of the conquest of Granada»* (2 Bde., Lond. 1829).

Nach seiner Rückkehr aus Spanien wurde er Sekretär bei der ameril. Gesandtschaft in London, wo er sein Buch *«Alhambra»* (2 Bde., Lond. 1832) schrieb. Im Mai 1832 kehrte er nach Amerika zurück, bereiste die wehl. Staaten des Mississippi und lebte dann in Washington, bis er 1841 die Gesandtenkelle am madrid. Hofe erhielt. Inzwischen erschienen von ihm *«Miscellanies»* (3 Bde., Lond. 1835—36), enthaltend: *«A tour on the prairies»* und *«Abbotsford and Newstead Abbey»*,

der Israeliten. Vgl. Bernstein, »Ursprung der Sagen von Abraham, J. und Jakob« (Verl. 1871).

Isaak I. Komnenos, byzant. Kaiser, war der Sohn eines dem Kaiser Basilios II. nahe bestreuten Offiziers, des Manuel Erotikos Komnenos, und kam durch seine Verheiratung mit Katharina, Tochter des letzten Bulgarenkönigs Wladslaw (nach 1018), in den Besitz großer Reichthümer. Als einer der größten Grundbesitzer in Baphlagonien hatte er seinen Sitz in Kastamona (seht Kastamuni), südwestlich von Sinope. Die mißtrauische Eifersucht der alten Kaiserin Theodora entzog ihm (1056) sein Kommando in Asien. Dafür stellte ihn nach deren Tode die große griechische grundbesitzende Aristokratie des Reichs als Gegenkaiser auf bei ihrer Erhebung gegen Theodoros' Nachfolger Michael VI. Stratiotikos. Am 8. Juni 1057 auf der Ebene von Unabia als Kaiser proklamiert, zwang J. nach einem Siege bei Nicaea den alten Michael VI., am 31. Aug. 1057 abjudanken. Am 2. Sept. selbst gekrönt, begann J. mit starker Hand die seit 80 Jahren eingerissenen Mißstände zu beseitigen und überall zu reformieren. Doch wurde er schon 1069 so krank, daß er den Finanzminister Konstantin (X.) Dulas zu seinem Nachfolger ernannte. J. starb zwei Jahre später als Mönch.

Isaak (II.) Angelos, byzant. Kaiser, gehörte zu einer griech. Adelsfamilie, die in dem Kleinafsat, Philadelphia heimisch war. Isaak, ein Enkel des Konstantin Angelos und einer Tochter des Kaisers Alexios I. Komnenos, war zu Anfang des J. 1185 als Gegner des grausamen Usurpators Andronikos Komnenos aufgetreten, besiegt, aber als wenig gefährlich von dem Sieger gespart worden. Als aber am 11. Sept. 1185 ein Polizeiaгент des Andronikos auf eigene Hand den J. verhaften wollte, erschlug letzterer seinen Gegner, floh dann in die Sophienkirche in Konstantinopel und wurde hier bei der allgemeinen Erhebung des Volks als Gegenkaiser ausgerufen (12. Sept.). J. ließ die Ermordung des Andronikos durch den Vöbel der Residenz zu. Er hatte das Glück, daß der Feldherr Alexios Branas die bis nach Syrien vorgebrungenen feil. Normannen vollständig überwand und daß nachher die Empörung desselben Feldherrn durch seinen Schwager, den Markgrafen Konrad von Montferrat (1187), gedämpft wurde. Andererseits veranlaßte der unerhörte Druck der Steuern den Abfall der Mägen und Bulgaren, die (seit 1186) niemals wieder unterworfen werden konnten. Wegen seiner Unfähigkeit wurde J. 10. April 1195 durch eine Verschwörung entthront und sein Bruder Alexios III. als Kaiser proklamiert, der J. blinden ließ und gefangen hielt. Als aber Alexios III. vor dem Angriff des Kreuzheers die Hauptstadt verließ, wurde J. am 18. Juli 1203 wieder auf den Thron erhoben, zugleich mit seinem Sohn Alexios IV. Doch riß schon 29. Jan. 1204 der Oberhäupter Alexios Dulas Murzuphlos die Herrschaft an sich und räumte Alexios IV. aus dem Wege. Um dieselbe Zeit starb auch J. eines natürlichen Todes.

Isabean, Isabella (Elisabeth) von Bayern, Königin von Frankreich, Tochter des Herzogs Stephan II. von Bayern-Ingolstadt, geb. um 1871, wurde 17. Juli 1885 mit dem kaum 17jährigen König Karl VI. von Frankreich vermählt. Nachdem dieser 1892 in Wahnsinn verfallen, überließ sie sich einem ausschweifenden Lebenswandel. Erst seit

1402 beteiligte sich J. an den polit. Umtrieben, unterstützt durch ihren Liebling, den Herzog Ludwig von Orleans, und durch ihren Bruder, Herzog Ludwig den Bärtigen von Bayern. Sie erwirkte beim König die Verordnung vom 26. April 1403, kraft deren ihn ein Staatsrat, an seiner Spitze die Königin, vertreten sollte. Seitdem übte sie in Verbindung mit dem Herzog von Orleans ein arges Erpressungssystem, bis Herzog Johann von Burgund beiden entgegentrat und 23. Nov. 1407 den Herzog von Orleans ermorden ließ. Aus Haß gegen ihren Sohn, den Dauphin Karl (VII.), wollte sie durch den Vertrag von 1420 die franz. Krone an Heinrich V. von England bringen. Von den Engländern selbst verachtet und zurückgesetzt, zumal seit dem Tode ihres Gemahls (1422), verbrachte sie den Rest ihres Lebens im Palast St. Paul zu Paris. Hier starb sie 24. Sept. 1435.

Isabella, der Name des 210. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Isabella I. von Castilien, Tochter Johanns II. von Kastilien-Kleon, geb. 22. April 1451, bestieg, nachdem sie 1469 den Thronerben von Aragonien Ferdinand (s. b.) den Katholischen geheiratet hatte, 1474 den durch den Tod ihres Stiefbruders Heinrich IV. erledigten Thron Kastiliens. Schon ihre Heirat war ein Akt der Feindschaft gegen ihren Bruder, und die ihn beherrschende Partei gewesen, welche, auf Portugal gestützt, die Tochter des Königs, Johanna, als die Thronerbin durchsetzen und J. nach Portugal hin hatte vermählen wollen: der Tod Heinrichs brach Johanns Einfluß völlig, sie ward unter der Angabe, daß ihre Mutter, eine portug. Prinzessin, sie im Ehebruch mit Beltran de la Cueva (daher Juana Beltraneja genannt) geboren habe, vom Throne ausgeschlossen, und J. erhielt mit Ferdinand die Herrschaft in Castilien, nach dem Tode von dessen Vater (1476) auch in Aragonien. Die Bedeutung dieser Doppelregierung liegt in der Vereinigung der hispanischen Reiche zu einem nationalen, dem span. Großstaate, ein Ziel, dem die innere und äußere Politik des eng verbundenen Herrscherpaars gleichmäßig zustrebte. Nach außen durch den Krieg gegen Portugal, das für Juana Beltraneja eintrat, und die nach zehnjährigem Kampfe erfolgte Eroberung Granadas (1492); nach innen durch die Zusammenfassung der feudalen Institutionen in der starken Hand der Monarchie; Organisation der städtischen Hermandad, Verbindung der großen Ritterorden mit der Krone, Schöpfung des religiös-polit. Instituts der Inquisition zur Vernichtung der Mauren, Juden und aller politischen wie kirchlichen Widersacher, Einfluß auf die Kirche besonders durch das Weisungsrecht der Bischofsstühle. Die geeinte Macht brach sich auswärts Bahn, besonders durch die Eroberung Neapels (1501—3), und von unermesslichen Folgen wurden die Entdeckungsfahrten des Columbus. Nicht lange nach der Gewinnung Neapels starb J. zu Medina del Campo, 26. Nov. 1501. Ihr Denkmal zu Madrid wurde 30. Nov. 1883 enthüllt. Vgl. Prescott, »Geschichte Ferdinands und J.s« (deutsch, 2 Bde., Lpz. 1843); Rervo, »I. la Catholique, reine d'Espagne, sa vie, son temps, son règne 1461—1504« (Par. 1874).

Isabella II. (Maria Luise), ehemalige Königin von Spanien, geb. 10. Okt. 1830, ist die Tochter König Ferdinands VII. und seiner vierten Gemahlin, Maria Christina. Da Ferdinand VII. keinen

Nach der Marinemalerei. Hauptstücke dieser Art fertigte er im Auftrag der Juliregierung für das histor. Museum in Versailles: das Seegefecht im Texel (1839), der Transport der Leiche Napoleons I. (1843), die Abreise der Königin Victoria (1846). Von seinen spätern Gemälden sind zu nennen: der Alchimist (1869), Versuchung des heil. Antonius (1869) u. s. w. Auch hat man von ihm innere Ansichten alter Kirchen und anderer Baulichkeiten, flaschert mit Scenen des Verkehrs, die durch brillante Darstellung reich kostümierter Figuren von sehr malerischer Wirkung sind.

Isaberpapier, soviel wie Bristolpapier (s. d.).

Isafford, Handelsplatz auf Island (s. d.).

Isagoge (grch., d. i. Einleitung) nennt man gewöhnlich den Inbegriff von Vorkenntnissen, die zu dem Studium eines größern wissenschaftlichen Ganzen nötig sind. Der ältere Sprachgebrauch bezeichnete damit häufig das, was wir jetzt die encyclopädi. Darstellung einer Wissenschaft nennen, jedoch mit besonderer Rücksicht auf das Bedürfnis der Lernenden.

Isagoras, der Führer der attischen Edellente, die im J. 510 v. Chr. bei dem Einmarsch der Spartaner unter Kleomenes I. und der attischen Emigranten unter dem Alkmaoniden Kleisthenes sich lehnten zum Kampfe gegen den Tyrannen Hippias angeschlossen. Nach des Hippias Vertreibung entbrannte bald heftiger Kampf zwischen J. und Kleisthenes um die dominierende Stellung in Attika. Als daher im J. 508 Kleisthenes dem Demos die Hand bot und durch die Schöpfung seiner neuen Organisation der zehn «Phylen» die Macht der attischen Ritterschaft zu erschüttern begann, rief J., der als erster Archonte im Amte stand, im Frühling 507 die Spartaner zu Hilfe. Die Reaktion aber, die J. und Kleomenes I. nun begannen, und die Besetzung der Akropolis durch spartan. Krieger trieb Bürger und Bauern von Attika zu allgemeiner Empörung. Kleomenes mußte nach drei Tagen die Burg und das Land der Athener räumen und hatte Mühe, J., der Attika für immer verließ, vor der Rache des Demos zu retten.

Isattscha oder **Isattsch**, Stadt in Rumänien, Dobrubtscha, rechts an der Donau, 37 km im OSD. von Galatz, ist schwach befestigt und zählt 4000 E.

Isambert (François André), namhafter franz. Rechtshistoriker und Advokat, geb. zu Lunay (Curevoire) 30. Nov. 1792, ein Jüngling des Grafen Sanjuinai, wurde 1818 Advokat und erwarb sich großes Verdienst durch seinen «Recueil général des anciennes lois françaises» (29 Bde., Par. 1821—43), wobei er mehrere Mitarbeiter hatte. Ferner gab er heraus einen «Traité du droit public et du droit des gens» (5 Bde., Par. 1823), den «Traité sur la voirie» (3 Bde., Par. 1825—30), den «Code électoral et municipal, ou code des droits civiques» (2. Aufl., 3 Bde., Par. 1831). Unter der Restauration entschiedener Oppositionsmann und Jesuitenfeind, knüpfte er seinen Namen an wichtige polit. Prozeße, worüber seine interessanten «Plaidoyers» (3 Bde., Par. 1831) Auskunft geben. J. betheiligte sich lebhaft bei den Vorgängen in den ersten Tagen der Julirevolution und wurde 27. Aug. 1830 zum Rat am Cassationshof ernannt. Er resignierte die von den 221 durchgesehene und verbesserte Charta und trat im Okt. 1830 in die Deputiertenkammer. Unter dem Ministerium Bérier

Ischemsloje, an der Straße von Spassl nach Rastrow, mit 7629 E., hat eine Tuchfabrik, in welcher jährlich 40000 Arschin Tuch fabriziert werden, eine Lederfabrik und viele Böttcherwerkstätten.

Ischia (spr. Ischia), bei den Alten Aenaria genannt, kleine Insel vulkanischen Ursprungs, am Eingange des Meerbusens von Neapel, 10 km südwestlich vom Vorgebirge Miseno, berühmt durch reizende Lage, große Fruchtbarkeit, trefflichen Wein und heiße Bäder. Sie gehört zum Kreise Pozzuoli der ital. Provinz Neapel, hat bei 10 km Länge, 6 km Breite und 39 km Umfang einen Flächenraum von 96,2 qkm und (1881) 25020 E. Der höchste Berg der Insel ist der Bullan Epomeo (s. d.). Die Hauptorte sind Borgo d'Ischia an der Ostküste, mit 6266 E. und einem bedeutenden Hafen, der durch ein 200 m hoch auf einem Basaltfelsen liegendes Kastell, früher Staatsgefängnis, besetzt wird, Forio (s. d.) und Varano mit 4429 E. Die berühmtesten Bäder sind die von Casamicciola (s. d.), die Dunsfbäder (Stufe) von Castiglione, San Lorenzo und Sta. Restituta bei dem Dorfe Lacco. Die ersten Bewohner der Insel, die Euböer, wurden gleich den Syrakusanern, den nachfolgenden Besitzern derselben, durch heftige Ausbrüche des Epomeo vertrieben. Lange blieb nun die Insel unbesetzt, bis die benachbarten Neapolitaner sie mit neuen Kolonisten besetzten, die aber bald unter die Herrschaft der Römer sich beugen mußten. Kaiser Augustus hatte daselbst einen Palast, dessen Trümmer noch jetzt vorhanden sind. Wegen der schon im Altertum auf J. und Procida verfertigten großen thönernen Vasen gab man beiden Inseln zusammen den Namen Pithecusa; doch hieß auch J. allein Pithecusa. Die Insel hat namentlich in neuerer Zeit viel von Erdbeben zu leiden gehabt, so 2. Febr. 1832 und 4. März 1881, am meisten aber durch das furchtbare Erdbeben vom 28. Juli 1883, welches Casamicciola, Forio und Lacco Ameno fast völlig zerstörte und bei welchem über 2300 Menschen umlamen. Vgl. Raden, „Die Insel J.“ (Euzern 1883).

Ischias (Ischiagie, grch.), Hüftweh (s. d.).

Ischim, bei den Kirgisen Isel oder Esel genannt, ein linker Nebenfluß des Irtysch im Lande der sibirischen Kirgisen und in den Gouvernements Almölinst und Tobolsk in Westsibirien, entspringt auf den Ausläufern des Altai und mündet bei Ust-Ischimsk nach einem Laufe von 1740 km. Er ist nur wenig schiffbar und arm an Fischen.

Ischion (Ischium, grch.), Hüfte, Hüftgelenk, os ischii, das Sitzbein; ischiadisch, auf das Sitzbein bezüglich.

Ischiodra, Stadt in der europ. Türkei, s.

Ischl, Marktflecken in Oberösterreich, Bezirkshauptmannschaft Gmunden, im Mittelpunkt des Salzkammerguts, an der Salzkammergutbahn, 467 m über dem Meere auf einer von der Traun und der Ischl gebildeten Halbinsel gelegen und umgeben von hohen pittoresken Kalkalpen, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 2124, als Gemeinde 7678 E. Der Markt wurde 1822 zum Kurort erhoben und wird jetzt jährlich von mehr als 6000 Kurgästen und einer großen Anzahl Touristen besucht. J. hat Sol-, Ischlennadel- und Salzdammbäder, Inhalations- und Mollentur, Schwefelquell- und Kaltwasserheilanstalt und ist seit 1856 der regelmäßige Sommeraufenthalt der kaisert. Familie, sowie der Lieblingsaufenthalt des

zuerst so weit, daß die *I.* zu einem Hinwegsehen über alles Wesentliche und jeden Ernst, zu einem blasierten Liberalismus hinausein wurde. Gegen diese Bedeutung der *I.* hat Hegel angeknüpft, und diese vornehmlich ist es, die man im Auge hat, wenn in neuerer Zeit von der »berücktigten« romantischen *I.* gesprochen wird.

Eisenfide (engl., spr. Eir'nseid, d. h. Eisenfide), Beiname des engl. Königs Edmund (s. d.).

Iron-sides (engl., spr. Eir'nseid), puritan. Reitertruppe Oliver Cromwells. (S. Eisenfide.)

Fronton, Stadt und Hauptort des County Lawrence im nordamerik. Staate Ohio, rechts am Ohio, 227 km oberhalb Cincinnati, wurde 1849 als Stadt angelegt, 1865 als solche inorporiert und zählte (1880) 8857 E. *I.* liegt im Mittelpunkt der Hanging Rock genannten Eisenregion, die sich bis in den Nordosten von Kentucky erstreckt, und hat bedeutende Eisenproduktion und -Handel. Seine Hauptfabrikate bilden Nägel, Sichel, Sägen, Ofen, Maschinen und Kessel.

Irradiation, s. I. I. I.

Irradiation nennt man in der physiol. Optik jene Erscheinung, vermöge welcher ein recht heller Gegenstand auf dunklem Grunde aus der Ferne vergrößert erscheint. Umgekehrt verhält es sich mit einem dunklen Gegenstand auf sehr lichtem Grunde. Vermöge der *I.* erscheint, wie dies die nachstehende Fig. 1 zeigt, 1. B. bei kräftiger Beleuchtung und weitem Abstand vom Auge von den beiden gleichen innern Quadraten das weiße auf dunklem Grunde größer als das schwarze auf hellem Grunde; ersteres zeigt sich also größer, letzteres kleiner als sie wirklich sind. Vermöge der *I.* scheint die beleuchtete Mondesichel zu einer größern Kugel zu gehören, als der dunkle Teil desselben.



Fig. 1.

Fig. 2.

Ebenso sieht man die Fixsterne mit freiem Auge als Scheibchen, obwohl sie sich wegen des unmerkbar kleinen Seh winkels als helle Punkte zeigen sollten. Infolge der *I.* greifen bei genügender Entfernung vom Auge die benachbarten weißen Stellen im Mittelpunkt der Fig. 2 über ihren schwarzen Verbindungs punkt hinaus, so daß sie durch einen weißen Streifen verbunden erscheinen. Deshalb wird auch ein feiner Trakt im hellsten Sonnenlicht und ein Haar vor dem lichtesten Teil einer Leuchtflamme nicht wahrgenommen. Die *I.* wurde seit Kepler (1604) nach verschiedenen Hypothesen erklärt. Nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft nimmt man an, daß selbst bei der vollkommensten Accommodation, wegen der Abweichungen im Auge, statt der Bildpunkte kleine Zerstreuungskreise oder, wegen der eigentümlichen Gestalt des Auges, kleine Zerstreuungsellipsen auf der Netzhaut zu Stande kommen; das Licht auf der Leuchtern greift infolge dessen über die idealen Grenzen des Bildes hinaus.

Irrational (lat., verhältniswidrig) bedeutet eigentlich eine Zahl, die sich weder durch ganze Einheiten noch durch Teile der Einheit völlig genau ausdrücken läßt, also in Bezug auf die Einheit

folgten alsbald Einum in Hannover, Bishadrah in Sachsen, letzteres zur großen geschlossenen Anstalt Colditz gehörig. Während man nun die freie Pflegeform ursprünglich nur für schon längere Zeit Kranke, insbesondere Unheilbare für zweckmäßig hielt, beginnt man jetzt auch frisch Erkrankte derselben teilhaftig werden zu lassen. Es entstehen so J., welche in der Hauptsache durch ländliche Gehöfte gebildet werden, neben welchen zwar noch eine geschlossene Anstalt vorhanden ist, indes als ein mehr untergeordnetes Anhängsel. Ein Beispiel hierfür ist Alt-Scherbik bei Schleuditz (Provinz Sachsen), wo die Geisteskranken und ihre Pfleger selbständig ein großes Rittergut bewirtschaften, eine Form der J., die mutmaßlich zahlreiche Nachahmungen finden wird. Doch werden insbesondere große Städte für die rasche Unterbringung frisch erkrankter, insbesondere heftig erregter Irren immer geschlossener Anstalten bedürfen, deren Einrichtungen sich mehr und mehr denen gewöhnlicher Hospitäler nähern müssen (sog. Stadtasyle).

Vgl. Damerow, «Über die relative Verbindung der Irren-Heil- und Pflegeanstalten» (Epj. 1840); Brandes, «Die Irrenkolonien» (Hannov. 1865); Erlenneyer, «Übersicht der öffentlichen und privaten J. in Deutschland und Österreich» (Neuwied 1875); Rähr, «Die Heil- und Pflegeanstalten für psychisch Kranke des deutschen Sprachgebiets» (Bert. 1882).

Irrenbehandlung, s. Geisteskrankheiten.
Irreparabel (frz.), unerfesslich, unwiederbringlich, nicht wieder gut zu machen.

Irresistibel (frz.), unwiderstehlich.

Irresolut (ital.), unschlüssig, unentschieden.

Irresponsabel (frz.), unverantwortlich.

Irrevokabel (frz.), unwiderruflich.

Irridieren (lat.), verlachen, verspotten, verhöhnen; Irrision, Verlachung u. s. w.; irrisorisch, verspottend. (unter Klystier.)

Irrigator (frz.), eine Art Klystierspritze. (S.)

Irrigation (frz.), Bewässerung.

Irrigator (vom lat. irrigare, bespülen), Spülkanne oder Wundbouché, frz. Irrigateur, ein zur Irrigation oder Veriefelung dienender Apparat, welcher ursprünglich nur zur Abspülung und Reinigung eiternder Wundflächen benutzt wurde, gegenwärtig aber auch zu verschiedenen andern medizinischen Zwecken allgemeine Verwendung findet. In seiner einfachsten Form (s. die umstehende Figur) besteht der J. aus einem cylindrischen, meist $\frac{1}{2}$ —1 l. Flüssigkeit fassenden Blechgefäß (a), an dessen Boden sich eine Öffnung mit einem kurzen Ansaugrohr (b) zum Aufsteigen eines 1—1½ m langen Gummischlauchs (c) befindet, welcher letzterer an seinem freien Ende ein gleichfalls durchbohrtes Endstück von Bein oder Hartgummi (d) trägt. Wird nun beim Gebrauch das mit Wasser gefüllte Gefäß a in die Höhe gehalten, so bringt aus dem Endstück d ein ununterbrochener Wasserstrahl, dessen Stärke durch Höherheben oder Senken des Gefäßes beliebig reguliert werden kann. Das Unterbrechen des Strahls erfolgt durch Ziehen des Gefäßes oder durch Zulassen des Gummischlauchs mittelst der Ringer oder wohl auch eines besonders hierzu angebrachten Hahns. Durch die Ose (e) kann man den J. während des Gebrauchs auch an jeden beliebigen Nagel aufhängen.

Der J. zählt zu den wichtigsten chirurgischen und med. Apparaten. In der Chirurgie ist er beim

1866 für das St.-James-Theater in London engagiert. Im J. 1870 spielte I. im Vaudevilletheater in London; seit 1871 entwickelte er im dortigen Lyceumtheater auch eine hervorragende Begabung für das höhere Drama. In die vorderste Reihe zugleich der engl. Schauspieler und Theaterdirektoren trat I. seit 1874 durch seine Aufführungen Shakespearischer Dramen. Im Herbst und Winter 1883/84 unternahm er mit seiner Truppe eine Tour durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Seine dortigen Erlebnisse beschrieb sein Sekretär Joseph Hatton in *«Henry Irving's impressions of America»* (2 Bde., 1884).

Irving (Washington), einer der geistreichsten und beliebtesten amerit. Schriftsteller, geb. 3. April 1783 zu Newyork, studierte daselbst seit 1800 die Rechtswissenschaft im Columbia-College und unternahm dann, von der Schwindsucht bedroht, eine zweijährige Reise durch Europa, von der er genesen wieder zurückkehrte. Er machte sich zuerst bekannt durch *«Letters of Jonathan Oldstyle»* in dem von seinem Bruder zu Newyork herausgegebenen *«Morning Chronicle»*, die später gesammelt wurden (deutsch von Spiller, Berl. 1824), und durch die Herausgabe der humoristischen Zeitschrift *«Salmagundi»* (1807—8). Hierauf schrieb er seine launige *«History of New York by Diedrich Knickerbocker»* (Newyork 1809). Er gab jetzt den Gedanken auf, Sachwalter zu werden, und trat mit seinen Brüdern in Handelsverbindung. Als diese durch den Krieg mit England 1812 unterbrochen wurde, diente er als Adjutant des newyorker Gouverneurs Tompkins. Nach dem Frieden trat er in sein kaufmännisches Geschäft zurück. Auf einer Geschäftsreise in England 1815 sammelte er Stoff zu Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens der Engländer, die er, als seine kaufmännische Laufbahn mit dem Verlust seines Vermögens geendigt, in seinem *«Sketch-book of Geoffrey Crayon»* (2 Bde., Lond. 1820) veröffentlichte. Sie wurden mit allgemeinem Beifall aufgenommen; ebenso *«Brace-bridge-Hall, or the humorists»* (2 Bde., Lond. 1823). Im Sommer 1822 besuchte I. die Rheingegenden, lebte dann einige Zeit in Paris und 1821 wieder in England, wo er seine *«Tales of a traveller»* (2 Bde., Lond. 1824) erscheinen ließ. Nachdem er unmittelbar darauf Südfrankreich bereist hatte, ging er 1825 nach Spanien, wo er während eines vierjährigen Aufenthalts die auf die Geschichte der Entdeckung Amerikas sich beziehenden Schriften und Manuscripte im Escorial durchsichtigte. Die erste Frucht dieser Studien war seine *«History of the life and voyages of Christopher Columbus»* (4 Bde., 1828—30), die er in den *«Voyages and discoveries of the companions of Columbus»* (Lond. 1831) ergänzte. Span. Chroniken und die Handschriften des Antonio Agapida gaben ihm dann den Stoff zur *«Chronicle of the conquest of Granada»* (2 Bde., Lond. 1829). Nach seiner Rückkehr aus Spanien wurde er Sekretär bei der amerit. Gesandtschaft in London, wo er sein Buch *«Alhambra»* (2 Bde., Lond. 1832) schrieb. Im Mai 1832 kehrte er nach Amerika zurück, bereiste die westl. Staaten des Mississippi und lebte dann in Washington, bis er 1841 die Gesundheitskelle am madridr Hofe erhielt. Inzwischen erschienen von ihm *«Miscellanies»* (3 Bde., Lond. 1835—36), enthaltend: *«A tour on the prairies»* und *«Abbotsford and Newstead-Abbey»*,

1402 beteiligte sich J. an den polit. Umtrieben, unterstützt durch ihren Liebling, den Herzog Ludwig von Orléans, und durch ihren Bruder, Herzog Ludwig den Bärtigen von Bayern. Sie erwirkte beim König die Verordnung vom 26. April 1403, kraft deren ihn ein Staatsrat, an seiner Spitze die Königin, vertreten sollte. Seitdem übte sie in Verbindung mit dem Herzog von Orléans ein arges Erpressungssystem, bis Herzog Johann von Burgund beiden entgegentrat und 23. Nov. 1407 den Herzog von Orléans ermorden ließ. Aus Haß gegen ihren Sohn, den Dauphin Karl (VII.), wollte sie durch den Vertrag von 1420 die franz. Krone an Heinrich V. von England bringen. Von den Engländern selbst verachtet und zurückgesetzt, zumal seit dem Tode ihres Gemahls (1422), verbrachte sie den Rest ihres Lebens im Palast St. Paul zu Paris. Hier starb sie 24. Sept. 1435.

Isabella, der Name des 210. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Isabella I. von Kastilien, Tochter Johannis II. von Kastilien-Leon, geb. 22. April 1451, bestieg, nachdem sie 1469 den Thronerben von Aragonien Ferdinand (s. d.) den Katholischen geheiratet hatte, 1474 den durch den Tod ihres Stiefbruders Heinrich IV. erledigten Thron Kastiliens. Schon ihre Heirat war ein Akt der Feindschaft gegen ihren Bruder und die ihn beherrschende Partei gewesen, welche, auf Portugal gestützt, die Tochter des Königs, Johanna, als die Thronerbin durchsetzen und J. nach Portugal hin hatte vermählen wollen: der Tod Heinrichs brach Johannas Einfluß völlig, sie ward unter der Angabe, daß ihre Mutter, eine portug. Prinzessin, sie im Chebruch mit Beltran de la Cueva (daher Juana Beltraneja genannt) geboren habe, vom Throne ausgeschloffen, und J. erhielt mit Ferdinand die Herrschaft in Kastilien, nach dem Tode von dessen Vater (1476) auch in Aragonien. Die Bedeutung dieser Doppelregierung liegt in der Vereinigung der hispanischen Reiche zu einem nationalen, dem span. Großstaate, ein Ziel, dem die innere und äußere Politik des eng verbündeten Herrscherpaars gleichmäßig zustrebte. Nach außen durch den Krieg gegen Portugal, das für Juana Beltraneja eintrat, und die nach zehnjährigem Kampfe erfolgte Eroberung Granadas (1492); nach innen durch die Zusammenfassung der feudalen Institutionen in der starken Hand der Monarchie: Organisierung der städtischen Hermandad, Verbindung der großen Ritterorden mit der Krone, Schöpfung des religios-polit. Instituts der Inquisition zur Vernichtung der Mauren, Juden und aller politischen wie kirchlichen Widersacher, Einfluß auf die Kirche besonders durch das Weichungsrecht der Bischofskühe. Die geeinte Macht brach sich auswärts Bahn, besonders durch die Eroberung Neapels (1501—3), und von unermesslichen Folgen wurden die Entdeckungsfahrten des Columbus. Nicht lange nach der Gewinnung Neapels starb J. zu Medina del Campo, 26. Nov. 1504. Ihr Denkmal zu Madrid wurde 30. Nov. 1843 enthüllt. Vgl. Prescott, »Geschichte Ferdinands und J.s.« (deutsch, 2 Bde., Lpz. 1843); Kervo, »l. la Catholique, reine d'Espagne, sa vie, son temps, son règne 1451—1504« (Par. 1874).

Isabella II. (Maria Luise), ehemalige Königin von Spanien, geb. 10. Okt. 1830, ist die Tochter König Ferdinands VII. und seiner vierten Gemahlin, Maria Christina. Da Ferdinand VII. keinen

Fach der Marinemalerei. Hauptstücke dieser Art fertigte er im Auftrag der Juliregierung für das histor. Museum in Versailles: das Seegefecht im Texel (1839), der Transport der Leiche Napoleons I. (1843), die Abreise der Königin Victoria (1846). Von seinen spätern Gemälden sind zu nennen: der Alchimist (1869), Versuchung des heil. Antonius (1869) u. s. w. Auch hat man von ihm innere Ansichten alter Kirchen und anderer Baulichkeiten, staffirt mit Scenen des Verlehrs, die durch brillante Darstellung reich kostümierter Figuren von sehr malerischer Wirkung sind.

Isabennpapier, soviel wie Bristolpapier (s. b.).
Isafjord, Handelsplatz auf Island (s. b.).

Isagogē (grch., d. i. Einleitung) nennt man gewöhnlich den Inbegriff von Vorkenntnissen, die zu dem Studium eines größern wissenschaftlichen Ganzen nötig sind. Der ältere Sprachgebrauch bezeichnete damit häufig das, was wir jetzt die encyclopäd. Darstellung einer Wissenschaft nennen, jedoch mit besonderer Rücksicht auf das Bedürfnis der Lernenden.

Isagoras, der Führer der attischen Obelleute, die im J. 610 v. Chr. bei dem Einmarsch der Spartaner unter Kleomenes I. und der attischen Emigranten unter dem Alkmaioniden Kleisthenes sich lehtern zum Kampfe gegen den Tyrannen Hippias anschlossen. Nach des Hippias Vertreibung entbrannte bald heftiger Kampf zwischen J. und Kleisthenes um die dominierende Stellung in Attika. Als daher im J. 608 Kleisthenes dem Demos die Hand bot und durch die Schöpfung seiner neuen Organisation der zehn «Phylen» die Macht der attischen Ritterschaft zu erschüttern begann, rief J., der als erster Archonte im Amte stand, im Frühling 607 die Spartaner zu Hilfe. Die Reaktion aber, die J. und Kleomenes I. nun begannen, und die Besetzung der Akropolis durch Spartan. Krieger trieb Bürger und Bauern von Attika zu allgemeiner Empörung. Kleomenes mußte nach drei Tagen die Burg und das Land der Athener räumen und hatte Mühe, J., der Attika für immer verließ, vor der Rache des Demos zu retten.

Isattscha oder Isattsch, Stadt in Rumänien, Dobrudscha, rechts an der Donau, 37 km im OSO. von Galatz, ist schwach besetzt und zählt 4000 G.

Isambert (François André), namhafter franz. Rechtskultoriler und Advokat, geb. zu Lunay (Cure-voire) 30. Nov. 1792, ein Jüngling des Grafen Lanjuinais, wurde 1818 Advokat und erwarb sich großes Verdienst durch seinen «Recueil général des anciennes lois françaises» (29 Bde., Par. 1821—33), wobei er mehrere Mitarbeiter hatte. Ferner gab er heraus einen «Traité du droit public et du droit des gens» (5 Bde., Par. 1823), den «Traité sur la voirie» (3 Bde., Par. 1825—30), den «Code électoral et municipal, ou code des droits civiques» (2. Aufl., 3 Bde., Par. 1831). Unter der Restauration entschiedener Oppositionsmann und Jesuitenfeind, knüpfte er seinen Namen an wichtige polit. Broieffe, worüber seine interessanten «Plaidoyers» (3 Bde., Par. 1831) Auskunft geben. J. theilte sich lebhaft bei den Vorgängen in den ersten Tagen der Julirevolution und wurde 27. Aug. 1830 zum Rat am Cassation-Of. ernannt. Er redigirte die von den 221 durchgesehenen und verbesserten Charten und trat im Okt. 1830 in die Deputiertenkammer. Unter dem Ministerium Périer

Ischemskoje, an der Straße von Spassil nach Kasimow, mit 7629 E., hat eine Tuchfabrik, in welcher jährlich 40000 Arschin Tuch fabriziert werden, eine Lederfabrik und viele Böttcherwerkstätten.

Ischia (spr. Ischia), bei den Alten Aenaria genannt, kleine Insel vulkanischen Ursprungs, am Eingange des Meerbusens von Neapel, 10 km südwestlich vom Vorgebirge Miseno, berührt durch reizende Lage, große Fruchtbarkeit, trefflichen Wein und heiße Bäder. Sie gehört zum Kreise Pozzuoli der ital. Provinz Neapel, hat bei 10 km Länge, 6 km Breite und 39 km Umfang einen Flächenraum von 96,5 qkm und (1881) 25020 E. Der höchste Berg der Insel ist der Vulkan Epomeo (s. d.). Die Hauptorte sind Borgo d'Ischia an der Ostküste, mit 6266 E. und einem bedeutenden Hafen, der durch ein 200 m hoch auf einem Basaltfelsen liegendes Kastell, früher Staatsgefängnis, beschützt wird, Forio (s. d.) und Barano mit 4429 E. Die berühmtesten Bäder sind die von Casamiciola (s. d.), die Dunsibäder (Stufe) von Castiglione, San-Renzo und Sta. Restituta bei dem Dorfe Lacco. Die ersten Bewohner der Insel, die Euböer, wurden gleich den Syrakusanern, den nachfolgenden Besitzern derselben, durch heftige Ausbrüche des Epomeo vertrieben. Lange blieb nun die Insel unbewohnt, bis die benachbarten Neapolitaner sie mit neuen Kolonisten besetzten, die aber bald unter die Herrschaft der Römer sich beugen mußten. Kaiser Augustus hatte daselbst einen Palast, dessen Trümmer noch jetzt vorhanden sind. Wegen der schon im Altertum auf I. und Procida verfertigten großen thönernen Vasen gab man beiden Inseln zusammen den Namen Pithecusa; doch hieß auch I. allein Pithecusa. Die Insel hat namentlich in neuerer Zeit viel von Erdbeben zu leiden gehabt, so 2. Febr. 1832 und 4. März 1881, am meisten aber durch das furchtbare Erdbeben vom 28. Juli 1883, welches Casamiciola, Forio und Lacco Ameno fast völlig zerstörte und bei welchem über 2300 Menschen umlamen. Vgl. Raben, „Die Insel I.“ (Leipzig 1883).

Ischias (Ischiasie, grch.), Hästweh (s. d.).

Ischim, bei den Kirgisen Ise oder Esel genannt, ein linker Nebenfluß des Irtysch im Lande der sibirischen Kirgisen und in den Gouvernements Almölsin und Tobolsk in Westsibirien, entspringt auf den Ausläufern des Altai und mündet bei Ust-Ischimsk nach einem Laufe von 1740 km. Er ist nur wenig schiffbar und arm an Fischen.

Ischion (Ischium, grch.), Hüfte, Hüftgelenk, os ischii, das Sitzbein; ischiadisch, auf das Sitzbein bezüglich.

Iskobra, Stadt in der europ. Türkei, s. Ischl, Marktflecken in Oberösterreich, Bezirks-

hauptmannschaft Gmunden, im Mittelpunkt des Salzammerguts, an der Salzammergutbahn, 467 m über dem Meere auf einer von der Traun und der Ischl gebildeten Halbinsel gelegen und umgeben von hohen pittoresken Kalkalpen, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 2124, als Gemeinde 7678 E. Der Markt wurde 1822 zum Kurort erhoben und wird jetzt jährlich von mehr als 6000 Kurgästen und einer großen Anzahl Touristen besucht. I. hat Sol-, Nadel-, und Salzbad, Schwefelbäder, Inhalations-, und Völkentur, Schwefelquell- und Kaltwasserheilanstalt und ist seit 1856 der regelmäßige Sommeraufenthalt der kaiserl. Familie, sowie der Lieblingsaufenthalt des

Ischemskoje, an der Straße von Spassil nach Kasimow, mit 7629 E., hat eine Tuchfabrik, in welcher jährlich 40000 Arschin Tuch fabriziert werden, eine Lederfabrik und viele Böttcherwerkstätten.
Ischia (spr. Ischia), bei den Alten Aenaria genannt, kleine Insel vulkanischen Ursprungs, am Eingange des Meerbusens von Neapel, 10 km südwestlich vom Vorgebirge Miseno, berührt durch reizende Lage, große Fruchtbarkeit, trefflichen Wein und heiße Bäder. Sie gehört zum Kreise Pozzuoli der ital. Provinz Neapel, hat bei 10 km Länge, 6 km Breite und 39 km Umfang einen Flächenraum von 96,5 qkm und (1881) 25020 E. Der höchste Berg der Insel ist der Vulkan Epomeo (s. d.). Die Hauptorte sind Borgo d'Ischia an der Ostküste, mit 6266 E. und einem bedeutenden Hafen, der durch ein 200 m hoch auf einem Basaltfelsen liegendes Kastell, früher Staatsgefängnis, beschützt wird, Forio (s. d.) und Barano mit 4429 E. Die berühmtesten Bäder sind die von Casamiciola (s. d.), die Dunsibäder (Stufe) von Castiglione, San-Renzo und Sta. Restituta bei dem Dorfe Lacco. Die ersten Bewohner der Insel, die Euböer, wurden gleich den Syrakusanern, den nachfolgenden Besitzern derselben, durch heftige Ausbrüche des Epomeo vertrieben. Lange blieb nun die Insel unbewohnt, bis die benachbarten Neapolitaner sie mit neuen Kolonisten besetzten, die aber bald unter die Herrschaft der Römer sich beugen mußten. Kaiser Augustus hatte daselbst einen Palast, dessen Trümmer noch jetzt vorhanden sind. Wegen der schon im Altertum auf I. und Procida verfertigten großen thönernen Vasen gab man beiden Inseln zusammen den Namen Pithecusa; doch hieß auch I. allein Pithecusa. Die Insel hat namentlich in neuerer Zeit viel von Erdbeben zu leiden gehabt, so 2. Febr. 1832 und 4. März 1881, am meisten aber durch das furchtbare Erdbeben vom 28. Juli 1883, welches Casamiciola, Forio und Lacco Ameno fast völlig zerstörte und bei welchem über 2300 Menschen umlamen. Vgl. Raben, „Die Insel I.“ (Leipzig 1883).
Ischias (Ischiasie, grch.), Hästweh (s. d.).
Ischim, bei den Kirgisen Ise oder Esel genannt, ein linker Nebenfluß des Irtysch im Lande der sibirischen Kirgisen und in den Gouvernements Almölsin und Tobolsk in Westsibirien, entspringt auf den Ausläufern des Altai und mündet bei Ust-Ischimsk nach einem Laufe von 1740 km. Er ist nur wenig schiffbar und arm an Fischen.
Ischion (Ischium, grch.), Hüfte, Hüftgelenk, os ischii, das Sitzbein; ischiadisch, auf das Sitzbein bezüglich.
Iskobra, Stadt in der europ. Türkei, s. Ischl, Marktflecken in Oberösterreich, Bezirks-

pfängt er bei Caſtro die Borlegga. Mitten aus dem See ragt zwischen den kleinen Eilanden San- Paolo und Loreto der maleriſche Monte d'Isola mit den Fiſcherdörfern Siviano und Peſchiera und der großartigen Ruine des Caſtello di Martinengo hervor. Das weſtl. Ufer iſt ſteil und wird von den Feſtterraſſen des Monte-Bronzone (1330 m) und des Monte-Torreyo gebildet; ein Bergpfad führt über dasſelbe von Lovere nach Sarnica. Das öſtl. Ufer, an dem ſich die tüpne Feſſenſtraße von Biſogno nach Iſeo hinzieht, wird vom Monte-Guglielmo (1955 m) beherrſcht. Die wichtigſten Ortſchaften des Sees ſind am rechten Ufer (Provinz Bergamo): Lovere (Lanceris), am Nordende, Marktſteden mit 2287 E., und Sarnico, Städten mit bedeutender Seideninduſtrie und 1857 E.; am linken Ufer (Provinz Breſcia) Biſogno, ſtadtartig gebautes Dorf mit Eiſeninduſtrie und 3926 E., und Iſeo, ſteden mit 2546 E., merkwürdig durch die ausgebreiteten Moränenhügel des alten Ogliogetſchers. Zwischen Iſeo, Sarnico und Lovere wird der See von Dampfbooten beſahren. Obwohl weniger großartig als die übrigen lombard. Seen, bietet doch der I. eine Reihe maleriſcher Landſchaftsbilder dar. Von Iſeo führt eine Fahrſtraße ſüdöſtlich durch die Ebene nach Breſcia, von Sarnico aus eine andere nach Palazzo am Oglio und der Bahn Bergamo-Breſcia.

Iſer, rechter Nebenfluß der Elbe, entſpringt 800 m über der Oſſee auf der Iſerwieſe, einer ſumpfigen Hochebene im Iſergebirge, am ſüdöſtlichen Fuße der Tafelſichte, bildet auf eine kurze Strecke die Grenze zwischen der preuß. Provinz Schleſien und Böhmen, fließt dann nach Böhmen und mündet nach einem Laufe von 125 km oberhalb von Altbunzlau. Militäriſch wichtig wurde die Iſerlinie in den erſten Tagen des Deutſchen Kriegs von 1866. Das öſterr. Korps Elam-Gallas hielt neſt der Kavalleriebrigade Gdelheim zur Deckung der linken Flanke gegen die von Sachſen her vordringende preuß. Erſte Armee und die Elbarmee die Iſerlinie beſetzt. Dieſe Truppen wurden ſpäter durch die ſächſ. Truppen, welche nach Böhmen zurückgingen, bis auf 60000 Mann verſtärkt und dem Befehle des Kronprinzen von Sachſen unterſtellt, vermochten jedoch trotz tapfern Widerſtandes die Iſerlinie nicht zu halten. Die Kämpfe bei Münchengräß, Hühnerwaſſer und Podol (25. bis 27. Juni) fielen durchweg günſtig für die preuß. Waſſen aus und bewirkten die Vereinigung der Erſten Armee mit der Elbarmee. Die Schlacht von Gitschin (29. Juni) nöthigte das öſterr.-ſächſ. Heer zum Rückzuge nach Horjitz und zur Vereinigung mit der Hauptarmee bei Königgrätz unter Benedek. (S. Deutſcher Krieg von 1866.)

Iſera, Ort bei Roveredo (ſ. d.) in Südtirol.

Iſeram, ein wenig präkultabler Col oberhalb von 2769 m Höhe inmitten der Grajichen Alpen, aus deſſen Gleiſchern die Iſere nach W., der Orco, ein unterer Nebenfluß des Po, nach O. herabfließt. Der nach S.O. gerichtete Paf führt zu einem 4015 m hohen Gipfel, welcher als Monte-Iſera bezeichnet wird. Von der Quelle der Iſere zu der des Orco führt von O. nach W. gerade über die Gleiſchermajſen der Col di Galizia in das Thal bei Locana.

Iſere (bei den Alten Isara), der bedeutendſte linke Nebenfluß des Rhöne in Frankreich, entſpringt in mehr als 2300 m Seehöhe aus den Gleiſchern an der Nordſeite des Iſeram im franz. Depart.

belegen (ſ. d.).
171800 (Lacus
d.), liegt 197 m
1 Camonica, auf
1 Bergamo und
aleriſcher Klüſen.
A unteren ein Gro-
mbiegend, in er
1 km groß und bis
lupen dem Oglio,
e in den See tritt
der verläßt, ein

«Sen-
schen
m seu
padie,
Heller
otho-
sich);
er de
u die
(Sen-
III»,
«De
bnst.
men
reden
il an
bese
Jau-
Die
fide
mit
verg,
Sei»

Josanderiseh, f. Alexandria (in Ägypten).
Josanderan, Kleinasien. Hafenort, f. Alexan-
drette.

Josardo, Hauptstadt von Baskistan (f. d.)
Jöser oder **Jetra**, der Ostios der Griechen
und Oseus der Römer, ein rechter Nebenfluß der
Donau, entspringt in 960 m Höhe bei Samalow
am Nilo-Tagh und durchschneidet in engem Thale
den Ballan, wonach er in vielfach gewundenem
Laufe, weder flößbar noch schiffbar, Bulgarien
durchzieht und nach einem Laufe von 240 km ober-
halb der Mutarmündung in die Donau fällt.

Jotimid, f. Jsmid. [stari.

Jotudar, türk. Stadt in Kleinasien, f. S. Lu.

Jota (José Francisco de), span. Satiriker, geb.
im April 1703, nach andern erst 1714 zu Segovia,
zeichnete sich als Mitglied des Ordens der Jesuiten
in mehreren Klöstern als Lehrer und Prediger aus
und ging 1767 nach der Vertreibung der Jesuiten
aus Spanien nach Bologna, wo er im Dez. 1783
starb. Schon in seinen Jugendwerken «La ju-
ventud triunfante» (1727) und «Dia grande de
Navarra» (Madr. 1746) zeigte er sich als talent-
vollen Satiriker. Eine bleibende Stelle in der span.
Literatur erwarb ihm seine unter dem Namen Don

Francisco Lobon de Salazar herausgegebene
«Historia del famoso predicador Fray Gerundio
de Campazas, alias Zotes» (Madr. 1758), die in
dem ironisch dargestellten Lebenslaufe des Helden
die span. Predigermönche jener Zeit in solcher Weise
parodiert, daß das Buch von der Inquisition ver-
boten wurde und der zweite Teil erst 1770 mit
fingiertem Trudorte «Campazas (d. i. Madrid) a
costa de los herederos de Fray Gerundio» er-
scheinen konnte. Es ist das vorzüglichste Sitten-
gemälde Spaniens im 18. Jahrh. Eine franz. Über-
setzung dieses Werks besorgte Cardini (Par. 1822),
eine englische Varette (Lond. 1771), danach eine
deutsche Vertuch (Pp. 1773). In den spätern Aus-
gaben («Coleccion de varias piezas relativas a la
obra de Fray Gerundio», 3 Bde., Campazas 1804
u. öfter) erschien das Werk mit einem aus dem Ita-
lienischen übersehten dritten Teile vermehrt. Unter
seinen Übersetzungen aus dem Französischen ist die
nach seinem Tode erst (7 Hle. in 4 Bdn., Madr.
1797 u. öfter) erschienene des «Gil Blas» von

Lesage berühmt und merkwürdig dadurch, daß J.
sie für einen von einem Spanier 1635 verfaßten
Roman ausgab, den Lesage in einer Abschrift be-
nutzt habe. (Vgl. Franceson, «Essai sur la ques-
tion de l'originalité de Gil Blas», Pp. 1857.)
Nach seinem Tode erschienen auch seine «Cartas
familiares» (6 Bde., Madr. 1790) und «Rebusco
de sus obras literarias» (2 Bde., Madr. 1797).
Eine Auswahl seiner Werke gab 1850 F. J. Mon-
lau heraus. Sie bildet den 15. Band der «Biblio-
teca Rivadeneyra».

Jota-Christus, Ort bei Ayamonte (f. d.) in
der span. Provinz Huelva.

Jslam, d. i. «Hingabe (des Menschen) an Gott»,
wird die von Mohammed verkündigte Religions-
lehre (der Mohammedanismus) von den Be-
kennern derselben genannt. Die Quellen derselben
sind die zumest als göttliche Offenbarungen gelte-
nden Aussprüche ihres Stüfers, welche teils in dem
guerst unter dem Kalifen Abu-Bekr ohne alle
chronol. oder sachliche Ordnung gesammelten Ko-
ran, teils in der sog. Sunna (Tradition, die
beiden Hauptwerke darüber sind die Sammlungen

inern die Anhänger des All und seiner Nachkommen, welchen sie nicht nur die Berechtigung zur Nachfolge im Kalifat, sondern auch höhere göttliche Natur zusprechen. Diesen standen die (orthodoxen) Sunniten (der bei weitem größte Teil der Muslims) und sodann die Chāridschīs oder Chawāridsch (Ausgetretene oder Empörer) gegenüber, deren Wesen in einem mehr oder weniger zügellosen Independentismus bestand.

So verlästeten sich die Befenner des J. schon in relativ sehr früher Zeit in eine große Anzahl von scharf sich gegenüberstehenden (die Mohammedaner zählen selbst 72 häretische Sekten) Sekten. Trotzdem hat es für den J. eine Zeit gegeben, während welcher in den Ländern seiner Befenner die Wissenschaften und die Künste (mit Ausnahme der Malerei) in der höchsten Blüte standen. Es waren dies die glanzvollen Zeiten der Abbasiden, welche von pers. Herrschern unterstützt auch pers. (also indogerman.) Kultur in das arab. Reich verpflanzten. Den ersten Anstoß gaben die vorzüglich durch den Kalifen Māman angeregten, durch gelehrte, des Griechischen kundige Syrer zunächst vermittelten Beschäftigungen mit griech. Philosophie und Dichtkunst, an welche sich bald eigene, wirklich hervorragende Leistungen auf allen Gebieten der Wissenschaft, der Philosophie, Medizin, Naturwissenschaften, Geschichte und Geographie angeschlossen, von denen ein sehr beträchtlicher Teil erhalten ist. Die mohammed. Gelehrten vom 9. bis 18. Jahrh. können in der That als die eigentlichen Bewahrer und Fortsetzer der griech. Wissenschaft angesehen werden. In gewisser Beziehung selbständig bildeten sich die eigentlich religiösen Wissenschaften, Exegese des Korān und Traditionslehre (Sunna) aus, denen sich später die Dogmatik und die Rechtswissenschaft angeschlossen. Die ganze Wissenschaft der Religion zerfällt in zwei Hauptteile: die eigentliche Glaubenslehre und die praktische Theologie und Rechtslehre. Jene hat es mit dem «Grundpfiler» (d. i. Lehre von der Einheit Gottes, seinem Wesen und seinen Eigenschaften, der Lehre von der Prädestination, dem Gerichtstag, und der Sendung des Propheten) zu thun, diese behandelt die «Zweige», d. h. die gesetzlichen Vorschriften der auf jenen beruhenden Folgerungen. In jener muß Übereinstimmung der Rechtsgläubigen herrschen, in dieser gibt es vier Schulen, welche nach ihren Stiftern Hanbaliten, Schāfi'iten, Mālikiten und Hanifiten heißen, zu welchen legten sich die heutigen Lāriten bekennen.

Es war natürlich, daß der zum Teil sehr schnell verlaufende Entwicklungsprozeß des J., während dessen die Geister heftig aufeinanderplakten, Entartungen der mannigfachen Gestalt und Natur und infolge dessen zahlreiche Bestrebungen zur Folge hatte, welche eine Rehabilitation des ursprünglichen Altes und eine Reformation bezweckten, die aber nur sehr teilweise von Erfolg begleitet waren. Als die bedeutendste und nachhaltigste dieser Bestrebungen muß man die von der im 18. Jahrh. in Arabien aufgetauchten und dort weit verzweigten Sekte der Wahābiten (vgl. Burckhardt, «Notes on the Bedouins and the Wahabys», Lond. 1830, deutsch, Weim. 1831; W. G. Palgrave, «Narrative of a year's journey through Central and Eastern Arabia», Bd. 1, Lond. 1865) in das Werk gesetzten Reformation ansehen. Auch sie ist jetzt im Niedergang begriffen. An der starren Orthodoxie des J. scheitern alle diese eine Besserung anstrebenden Anläufe,

id der
Den
dt der
d treffs-
ndwich.
Witch
ht von
dauernd
cit 1770
n sich in

llisch zur
Frucht-
den. Sie
oak über
f 47240,
. Davon
d nahezu
fiert Epi-
i 1000 Le-
58 im 20.
re. Stör-
sperte sind
der sind
rei und pa-
t gemeiner
ut mit der
rten ältern
Sprache ist
n urprüng-
. höchst be-
r ihren Un-
sondern nur
eifrigen er-
inder finden,
Die Industrie
der die Wolle
ruben) verur-
nige auf der
eigener Hand-
önigl. Mon-
erthänen frei-
er unter Bor-
e solche, aber
id 6 Häfen ge-
gibt es (1882)
Umsatzes sind
nd. und Watt.
Talg und ge-
lene Strümpfe
rn, Schaf- und
de. Der Haupt-
us ist Spanien,
das übrige geht

eine Verfassungs-
kraft trat und
i. 1871 über die
im Reiche die
Insel regelt. Die
aus 30 vom Volke
nannten Mitglie-
dern, in deren
wählte Mitglieder
ewählten Mitglie-
n. Sie hat das
schließenden Anteil
in politisch-admini-
niel einen Landes-
iz.

hauptmann über sich; sie zerfällt in zwei Ämter, das Süd- und Westamt und das Nord- und Ostamt. An der Spitze der Ämter stehen zwei Amtsmänner in Reykjavik für das Süd- und Westamt und in Mödruvellir bei Akureyri für das Nord- und Ostamt. Das erstere zerfällt in 14 Sysler, von denen indessen mehrere in einer Hand vereint sind, das letztere in 6 Sysler; die Syslermänner, welche diesen Bezirken vorstehen, sind zugleich Richter erster Instanz, Verwaltungsbeamte, Kasseneinnehmer u. s. w. Als zweite Instanz besteht in Reykjavik unter dem Vorsitz des Landeshauptmanns ein Landesobergericht, von dem an das höchste Gericht in Kopenhagen appelliert wird. In kirchlicher Hinsicht bildet die ganze Insel ein Bisthum (früher zwei) mit einem eigenen Bischof, unter welchem (1870) 20 Pfarreien, 141 Kapellen und 299 Kirchen stehen. Militär und besetzte Punkte gibt es auf I. nicht. Hauptort der Insel ist Reykjavik (s. d.). Außerdem sind bemerkenswert: Akureyri (s. d.) und Isafford, nächst Reykjavik die wichtigsten Handelsplätze; Vessafstadir, früher Sitz der Gelehrtenschule, jetzt ein großer Hof mit Kirche und Observatorium; Hafnarfjörður, mit einem der besten Häfen der Insel; Stalholt, mit einer schönen Kirche, früher Bischofssitz, wie auch Holar (im Westen von Akureyri), mit massiver Domkirche.

Geschichtliches. Die Insel I., früher irrtümlich für das alte Thule (s. d.) gehalten, seit 795 von irischen Mönchen an einzelnen Stellen der Süd- und Ostküste bewohnt, erhielt den größten Teil seiner Bevölkerung von Norwegen, wo es durch die zwischen 860—870 aufeinander folgenden Reisen des Radd Odd, des Gardar, des Hlöle bekannt wurde. Von letzterem erhielt es wegen des vielen Treibjesses, das er in den Buchten aufgehäuft fand, den Namen Jöland, d. h. Eisland. Der erste, welcher sich zunächst (870) an der Südküste, bleibend (seit 874) in dem spätern Reykjavik einen festen Wohnsitz gründete, war der Norweger Ingolf mit seinen Angehörigen und Verwandten. Bald folgten demselben andere aus der Heimat nach. Da nämlich gleichzeitig der König Harald Haarfager durch Bezeugung der übrigen Könige Norwegens sich zu dessen Alleinherrscher, durch Besteuerung der Bodalgüter die freien Grundbesitzer zu seinen Vassallen gemacht, zogen alle, die den neuen Verhältnissen sich nicht fügen mochten, außer Landes und meist nach I. Während die Verfassung der einzelnen Niederlassungen auf der Insel anfangs auf der priesterlichen und zugleich richterlichen Gewalt der Tempelvorsteher (Goden) beruhte und eine monarchisch-aristokratische war, bildete sich seit der Vereinigung der Einzelherrschaften für das Land eine aristokratisch-republikanische Gesamtverfassung aus. Dem Grund dazu legte (930) Althing's für die ganze Insel gütliche Gesetzgebung und seine Errichtung des Althing, einer aus den kundigsten Männern aller Bezirke zusammengelegten Versammlung, die unter dem Vorsitz des »Gesetzpredchers« jeden Sommer 14 Tage lang auf der großen Thingvallabene die oberste Gerichtsbarkeit übte und über die Angelegenheiten des Landes beriet. Neben dieser Versammlung wurden seit 965 eine Anzahl ähnlicher Thinge für die einzelnen Bezirke der Insel eingerichtet, diesen endlich auch 1002 durch Alial ein besonderes höchstes Gericht (das Älftinggericht) beifügt. Das Christentum wurde 1000 angenommen und wenig später (1080—1105) zwei

im Ar-
Tarn,
iqueur-
e Kirche
en, und
, welche
in.

Broving
1790 die
: Seine-
e enthal-
ise, Hät-
s, Beau-
laonnais,
war dieser
auch als
ber Fern
igo Capets
die Bruch-
Kais des
ien. — J.
Maxritius
sch hatten.
a. Depart.
n NO. von
enden Saxe
rangschich
nde 4671 G.
Seigneurs,
Jordan ge-

von Cape.

genen.
o, Stadt in
amellen, hart
a 286 m Höhe
e armen. und
e. Die 24000
inen beehren-
e, berühm-
ide und Ol.
a in Mühlberg,
(1881) 282630
, zugleich aus
bburg, Ball's
nd.

e von Marollo,
schem der franz.
Aug. 1844 mit
ab. Hiltstruppen
l: Albar angriff,
: Heile erbenete
ven Emir Abd-
itte, mit nur 63
sch aneinander
: trug dem Mar-
von J. ein und
beisessen worden

e der Sohn Abra-
der ägypt. Skavin
abert von 12 Jhr-
tabischer, und also
Stämme, wie der
geworden sein soll.
n.
ieden vom 20. März
l. Broving Besatz-

bien, darauf die Hauptstadt des von Rußland ab-
getretenen bessarab. Grenzgebietes von Rumänien,
und seit dem Frieden von San-Stefano am 3. März
1878 wieder im Besitze Rußlands, am linken Ufer
des Kilia- oder nördl. Donaumündungsarmes, zwi-
schen Reni und Kilia, 60 km im Osten von Galatz
gelegen, war vor 1790, wo Sumorow 22. Deg. die
früher starke Festung ersürmte, noch ungleich wid-
tiger und zählte damals 30000 G. Schon früher,
6. Aug. 1770, hatten es die Russen genommen, und
26. Sept. 1809 geschah dies zum dritten mal.
Nachdem der Ort durch den Bulareßer Frieden von
1812 an Rußland gekommen, hob er sich wieder,
indem er zugleich Hauptstation der russ. Donau-
Flotte wurde. Mit der 1810 von Moldauern, Ar-
meniern, Griechen u. s. w., welche das türk. Gebiet
verlassen hatten, nahe unterhalb der Festung neu-
gegründeten und bloß dem Handel und dem Ge-
werbe gewidmeten Stadt Tutschlow erhielt J.
1830 eine ganz abgesonderte Verwaltung. Die
Doppelstadt zählte 1835 erst 16000, 1856 schon
51 779 G. und nahm lebhaften Anteil an der Aus-
fuhr des Produktentrichtums von Südrussland.
Infolge des Pariser Friedens von 1856 wurden
die Festungswerke geschleift, und J.-Tutschlow ist
seitdem nur noch Handelsplatz mit (1882) 16 529 G.,
lebhafter Schifffahrt und ansehnlicher Ausfuhr von
Getreide, Wolle, Salz und Fellen.

Ismail Pascha, Byschik (Schibue) von
Ägypten, der Sohn Ibrahim Paschas, geb. zu
Kairo 51. Deg. 1830, erhielt zu Paris eine europ.
Erziehung, wurde nach seiner Rückkehr zu verschiede-
nen diplomatischen Missionen nach Konstantino-
pel, Rom und Paris verwendet und hierauf von
Said Pascha in den ägypt. Staatsrat berufen.
Im J. 1861 führte er bei längerer Abwesenheit
Said Paschas Stellvertretungsweise die Regierung
und wurde dann nach dem Sudan zur Unterdrückung
eines Aufstandes geschickt, welche Aufgabe er schnell
und energisch erledigte. Nach dem am 18. Jan.
1863 erfolgten Tode Said's trat J. die Regierung
an und bekannte sich sofort zu den liberalen und re-
formatorischen Grundsätzen seines Vorgängers. Er
hat sich große Verdienste um Ägypten erworben
durch Erweiterung des Kanalsystems, durch För-
derung des Baues des Sueskanals, durch Anlegung
eines trefflichen Eisenbahnnetzes im Delta, durch
großartige Hafenbauten in Alexandria, durch Er-
richtung von Schulen. Aber seine maßlose Ver-
schwendungssucht brachte ihn und das Land um
alle Vorteile seiner wirtschaftlichen Reformen.
Obgleich er der Besitzer und Bewirtschafter des
größten Teils des nutzbaren Bodens war, wodurch
große Summen in seine Kasse flossen, griff er doch,
um seine Einkünfte zu erhöhen, zu den schlimmsten
Mitteln: im Lande wurden Zwangsanleihen ge-
macht, manche Jahressteuer zweimal erhoben, den
Beamten kein Gehalt, den Lieferanten der Betrag
ihrer Rechnungen nicht anbezahlt. Da er durch
Aufstellung eines ansehnlichen Heeres und einer
Flotte das Mißtrauen der Völker erregte, so kam
es zu einem Konflikt, in welchem letztere, von den
meisten europ. Großmächten unterstützt, den Schi-
bue zur Auslieferung seiner Panzerschiffe nötigte
(1870). Aber die reichen Geschenke, welche er bei
einem Besuche in Konstantinopel darbrachte, ver-
schafften ihm den Erlaß des Hermans vom 8. Juni
1873. Durch denselben wurde das bisherige Erb-
folgerecht, wonach dem jeweiligen Schibue sein

Ischroumismus ist ein Firnis, welcher vorzugsweise zum Überziehen von Obildern dient; derselbe wird hergestellt, indem man 1 Teil Mastix in 3 Teilen Terpentinöl löst und 2 Teile venet. Terpentin zufügt.

Ischronisch (grch.), gleichzeitig, in gleicher Zeit erfolgend, gleiche Zeit hindurch.

Isocyanäre, s. u. Cyan (Verbindungen 2).

Isodynamische Linien, s. Isollinische Linien.

Isotéen (Isotées), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der heterosporen Lycopodiaceen. Sie umfaßt nur die Gattung Isoetes (s. d.).

Isoteton L., Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Isoeteen. Man kennt gegen 10 Arten, die meist in Europa und in den Mittelmeerländern vorkommen. In Deutschland finden sich zwei Arten, welche beide unter Wasser auf dem Grunde von Seen leben, die bekannteste davon ist *I. lacustris*, sie hat einen knolligen Stamm und pfeifenförmige, hielrunde, oft ziemlich lange Blätter; die Makro- und Mikrosporangien sitzen in den Achseln derselben, die Makrosporen haben eine höckerig verbierte Oberfläche.

Isogamä, s. unter Algen.

Isogothermen (grch.), auf Erdoarten geogene Linien, welche die Orte mit gleicher Bodentemperatur verbindet.

Isogonische Linien, s. unter Isollinische Isophysen, Linien, die auf Karten alle Punkte von gleicher Meereshöhe miteinander verbinden.

Isollinische Linien verbinden auf der Landkarte alle diejenigen Orte, wo die Neigung oder Inklination einer in ihrem Schwerpunkt aufgehängenen Magnetnadel, isodynamische Linien, wo die Intensität des Erdmagnetismus, isogonische Linien, wo die Abweichung der Magnetnadel von dem geogr. Meridian, isobaremtrische Linien oder Isobaren endlich, wo die mittlern auf die Meeressfläche reduzierten monatlichen Barometerstände gleichgroß sind. Fig. 8 der Tafel: Isothermen zeigt die Isobaren über 760 mm Barometerstand in roten, unter 760 mm in blauen Linien. Die von den Isobaren abhängige Richtung der vorherrschenden Winde ist durch Pfeile ausgedrückt. Alle diese Linien haben einen unregelmäßigen, von der Konfiguration und Natur der Kontinente, der Meeresströmungen u. s. w. abhängigen Gang.

Isokrates, einer der berühmtesten griech. Redner und Lehrer der Beredsamkeit, geb. zu Athen 436 v. Chr., bildete sich durch das Hören der Vorträge der Sophisten Proditos, Ithias und Gorgias und des Staatsmanns und Redners Ipharmenes, sowie durch den Umgang mit Sokrates. Am öffentlichen Auftreten als Redner vor Gericht und in der Volksversammlung hinderte ihn eine schwache Stimme und eine gewisse Schüchternheit. J. wandte sich, nachdem er eine Zeit lang für andere Gerichtreden verfaßt, einerseits dem Unterricht in der Beredsamkeit in einem ernsten Sinne zu, als die Sophisten ihn erteilten, andererseits einer litterarischen Thätigkeit, indem er Reden verfaßte, in welchen er Fragen des allgemeinen Wohls behandelte. So tief und weitgreifend sein Einfluß als Lehrer der Beredsamkeit, einer vollendeten Darstellung und eines feinen abgerundeten Stils ist, so kurzichtig und unpraktisch zeigt er sich als Politiker. Freilich ermüden seine Reden, deren höchster

Wert in der kunstvollen Form besteht, durch Weitschweifigkeit und Überladenheit. Doch genoß er großen Ruhm in ganz Hellas, bis er sich im 98. Jahre nach der Schlacht von Chärona 338 v. Chr. selbst den Tod gab, wie es heißt, aus Schmerz über den Verlust der Freiheit seines Vaterlandes durch Philipp. Doch stimmt diese Aussage schlecht mit der polit. Auffassungsweise des J., der sich wiederholt für die Einigung der Hellenen unter Philipp gegen die Perser ausgesprochen hat.

Von 60 Reden, die man noch zu Plutarch's Zeiten unter seinem Namen kannte, von denen aber nicht die Hälfte für echt gehalten wurde, sind noch 21 übrig, unter denen der „Areopagitilos“, worin er den Athenern rät, zur Verfassung des Solon und Kleisthenes zurückzukehren, und in gewissem Sinne auch der „Panegyrikos“, in welchem die Griechen zur Eintracht gegen die Perser ermuntert werden, und der „Panathenaios“, eine Lobrede auf Athen, die erste Stelle einnehmen. Die Echtheit der Rede „An Demonikos“ wird bestritten. J.'s sämtliche Reden sind in die Sammlungen der „Oratores Attici“ aufgenommen. Neuere Ausgaben veranstalteten Bremi (Gotha u. Erfurt 1831), Baiter (Par. 1846), Benseler (2. Aufl. von Blak, Lpz. 1878—79), Schulausgaben ausgewählter Reden Schneider (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1859—60; 2. Aufl. 1874—75) und Haugenstein (5. Aufl., Berl. 1882). Deutsche Übertragungen sämtlicher Reden lieferten Benseler (4 Bde., Brenzl. 1829—31; mit griech. Text nur 1. u. 2, Lpz. 1854) und Christian (8 Bde., Stuttgart. 1833—46; 3. Aufl. 1869); der „Panathenaios“ und „Panegyrikos“ wurden mehrfach besonders (J. B. von Hatzel, ersterer Stuttgart. 1858, letzterer Lpz. 1862) übertragen. Vgl. Blak, „Die attische Beredsamkeit“ (2. Abteil., J. und Jäkos, Lpz. 1874); Girardo, „Cenno storico-critico della vita ed opere d'Isocrate“ (Nap. 1875).

Isola (ital.), Insel.

Isola, Flecken bei Vranco (s. d.) in Atrien.

Isola-Bella und **Isola-Madre**, Inseln im Lago-Maggiore. (S. Dorromaische Inseln.)

Isola della Scala, Flecken in der ital. Provinz Verona, 18 km südlich von Verona, zwischen dem Tartaro und dessen Nebenflusse Viganzo, Station der Linie Verona-Legnago-Adria der Oberitalienischen Bahnen, hat ein Theater, treibt Seilererei und zählt (1881) als Gemeinde 6006 E.

Isola grossa oder **Isola lunga**, Insel im Adriatischen Meere, an der Küste von Dalmatien, zur Venetianischen Provinz Zara gehörig, 91 qkm groß, im N. von Venedig, 10 km südöstlich von Venedig, 347 m hoch. Quellen fehlen dem Ratsfels, aus welchem die ganze Insel besteht; dennoch gewinnt man reichlich Wein, Feigen und Oliven. Auch Salz wird an den Küsten gewonnen.

Isolan (Joh. Ludw. Sektör, Graf von), kais. K. Reitergeneral im Dreißigjährigen Kriege, geb. zu Göhrz 1580, stammte aus cyprischem Adelsgeschlecht und trat, wie sein Vater, in kais. K. Kriegsdienste, in denen er 1599 bis 1603 gegen die Türken kämpfte. Im J. 1602 wurde er gefangen, entkam aber und erhielt bald darauf das Kommando eines Kroatenregiments. In den ersten Jahren des Dreißigjährigen Kriegs foht er gegen den Grafen Peter Ernst von Mansfeld, dann unter Savelli in Pommern. Später zum General ernannt, wurde er 1631 bei Sibbach und 1632 bei Lützen, wo er 28 Schwadronen des linken Flügels führte, geschlagen; 1633

siegte er bei Eger über Laupadel. Als Feldzeugmeister erhielt er 1634 das Generalat über alle Kreuze und von den Wallensteinischen Gütern die Herrschaften Nitsa und Friedenstien. Auch wurde ihm im folgenden Jahre zum Lohn für seinen Abfall von Wallenstein der Oranienfidel verliehen. Später focht er bei Nördlingen, mit Piccolomini in den Niederlanden, mit Gallas in der Vicarie und in Burgund, 1637 unter Werth in Hessen, 1638 in Vonnern, 1639 am Oberrhein gegen Herzog Bernhard von Weimar und Guebriant und starb im März 1640 zu Wien. J. war einer der verwegenen Reiterführer des kaiserl. Heeres und wegen seiner verheerenden Züge ungemein gefürchtet.

Isolatoren, im allgemeinen alle die Electricität nichtleitenden Stoffe, (speziell auch die aus Glas- oder Porzellan (in neuerer Zeit auch aus Hartgummi) hergestellten, auf einem eisernen Winkel befestigten Gloden, welche zum Tragen von den elektrischen Strom leitenden Drähten dienen und die Ableitung des Stroms in die Erde verhindern. (S. unter Telegraphie.) (Planeten.)

Isola, der Name des 211. Asteroiden. (S. unter Isola, die Geliebte Tristans (s. d.).)

Isolanis R. Br., Fartrich, zur Familie der Coperngräser gehörige, außerordentlich zahlreiche Gattung mit meist vielblütigen Ähren und dachziegeligen, gleichartigen Schuppen, dreispaltigem, abfallendem Griffel und meist breitedigen Samen (Nähchen). Wegen ihres eleganten Wuchses werden vorzugsweise zwei Arten geschätzt und in Gewächshäusern und Stuben kultiviert: *I. gracilis* Nees aus Ostindien, mit fadenförmigen, dreikantig zusammengebrückten Halmen und gedauften einfachen oder mehrfach zusammengehenden Ähren, und *I. pygmaea* Kunth, in Südamerika, Chile, Peru u. s. w. einheimisch, mit aufsteigenden, fadenförmigen Halmen und einzelnen, elliptischen, stumpfen Ähren. Beide Niedriggräser sind als Einfassung von Blumentischen und sonstigen Gruppierungen mit Vorteil zu benutzen. Sie wachsen in jedem nährhaften Boden, verlangen aber viel Wasser und werden deshalb besser durch Stets mit Wasser gefüllte Unterseher getränkt. Man kann sie jederzeit durch Teilung der Stöcke vermehren.

Isolieren (frz.; vom ital. *isola*, Insel), absondern, trennen, heißt in der Lehre von der Electricität einen Körper durch schlechte Leiter oder sog. Nichtleiter der Electricität von der Verbindung mit dem Erdboden und andern Leitern absondern und somit verhindern, daß die Electricität, die man ihm mitteilt, sich von ihm auf diese verbreitet. (S. Electricität.) (Wissenschaft.)

Isolierende Sprachen, s. unter Sprach-

Isolierhaft, s. Einzelhaft.

Isoliermasse heißt in der Maschinentechnik die zur Umhüllung von Dampfzöhen u. dienenden, die Wärme schlecht leitenden Materialien. (S. unter Dampfleitung. Bd. IV, S. 815.)

Isolierschemel (frz. *tabouret électrique, isolateur*; engl. *isolating stool*), ein bei Versuchen mit der Elektrifiziermaschine dienender Schemel, auf welchen die zu elektrifizierende Person tritt und der durch Glas- oder Porzellanfüße (welche die Electricität nicht leiten) von der Erde isoliert ist.

Isolierschichten sind Trennungsschichten zwischen einzelnen Mauerteilen oder zwischen Mauer und Erdreich, welche das Aufsteigen der vom Boden oder von dem umgebenden Erdreich einbringenden

Feuchtigkeit in den Fugen des Mauerwerks verbinden sollen und daher aus einem für Wasser undurchlässigen Material, z. B. Asphaltguth, Asphaltplatten, Dachpappe, Glas-, Zink- oder Bleiplatten, auch Cementschicht oder Schichten von Klinkern, in Cement gemauert, bestehen. — Einen ähnlichen Zweck erfüllen die Isolierungsmauern, d. h. parallel zu andern ausgeführte schwächere Mauer, die durch einen Luftraum, möglichst mit Ventilation, von erstern getrennt und nur bisweilen durch einzelne Binder mit jenen verbunden sind. Sie dienen zur Abhaltung von Feuchtigkeit, Wärme, Kälte oder Schall, und kommen bei Kellerumgrünungen, Giebeln, Treibhäusern, an Abtrittgruben liegenden Kellern u. s. w. vor.

Isomere (vom grch. *ἰσμορῆ*, von gleichen Teilen) nennt man in der Chemie Verbindungen, welche gleiche procentische Zusammensetzung, aber verschiedene Eigenschaften haben. Diese Verschiedenheit kann äußerlich sein, kristallinische oder amorphe Gestalt, verschiedene Kristallform, verschiedener Schmelz- und Siedepunkt, verschiedene Farbe. Körper, welche diese Eigenschaften besitzen, bezeichnet man auch als physikalisch isomere, oder als verschiedene Modifikationen derselben Substanz. Das Quecksilberoxyd u. z. B. in einer gelben und scharlachroten Modifikation bekannt, das schwefelsaure Chromoxyd kommt als grüne zerstückliche Masse und als in schönen violetten Blättern kristallisierender Chromalaun vor, das Chinin als amorphe und wohl kristallisierte Substanz, von der Weinsäure lemt man zwei verschiedene Kristallformen u. s. w. Bei andern Körpern äußert sich die Verschiedenheit in verschiedenem chem. Verhalten. Derartige Fälle von Isomerie kommen namentlich bei organischen Verbindungen vor und bei diesen unterscheidet man wieder zwischen eigentlich isomeren, die gleiche procentische Zusammensetzung und eine gleiche Zahl von Atomen im Molekül haben, und polymeren, die bei gleicher procentischer Zusammensetzung sich durch verschiedene Zahlen der gleichen Atome im Molekül unterscheiden. Als Beispiele von eigentlich isomeren oder auch metameren Körpern mögen folgende dienen. Ein Körper, aus dessen procentischer Zusammensetzung sich die empirische Formel $C_2H_4O_2$ ableiten läßt, kann entweder Essigsäure CH_3COOH oder Ameisensäure-Äthyläther $HCO.O.CH_3$ sein; ein Körper, dessen empirische Formel C_2H_4O ist, kann entweder Äthyläther $C_2H_5.O.C_2H_5$, oder Methylpropyläther $CH_3.O.C_2H_5$, oder Butyläthylol $C_4H_9.OH$ sein, und von letztern sind allein acht Isomere möglich, von denen bereits sechs bekannt sind. Als einfache Beispiele von polymeren Körpern dienen die Kohlenwasserstoffe von der allgemeinen Formel C_nH_{2n+2} , die alle gleiche Zusammensetzung, aber die verschiedensten Eigenschaften haben; der erste dieser Kohlenwasserstoffe, das Methan CH_4 , ist ein Gas, das Butan C_4H_{10} (von dem drei Isomere existieren) ist ebenfalls noch gasförmig, das Hexan C_6H_{14} ist eine bei 35° siedende Flüssigkeit; die noch mehr kondensierten, bisher geborenen Körper sind teils Flüssigkeiten von immer mehr steigendem Siedepunkt, teils feste kristallisierende Substanzen. Die Ursachen der physik. Isomerie beruhen in einigen Fällen auf Dimorphismus, in andern Fällen sind sie aber nicht zu erklären. Die eigentliche Isomerie und die Polymerie ist immer auf das

Vorhandensein verschiedener Radikale zuzuführen. So haben wir in der Essigsäure das Radikal Methyl CH_3 , mit Carborzol COOH vereint, in dem ihr isomeren Ameisensäure-Methyläther ist der Wasserstoff der Carborzolgruppe der Ameisensäure HCOOH durch Methyl CH_3 ersetzt. Auf ganz gleiche Weise erklären sich alle andern isomeren und polymeren Körper, deren Studium zu den wichtigsten Aufgaben der Chemie gehört. (S. auch Allotropie.)

Isometrie (grch.), Maßgleichheit; Isometrie. **Isometrische Projektion** ist eine Art des geometr. Zeichnens und speziell der orthographischen Projektion, bei welcher man sich den Gegenstand in die Ecke eines Würfels verlegt denkt, mit dessen Diagonale die Sehlinien parallel laufen. Die drei Dimensionen erscheinen dabei auf der Bildfläche in gleichmäßiger Verkürzung. Die isometrische Projektion eignet sich besonders zu Generalansichten eines Gegenstandes.

Isomorphe Körper, s. Isomorphismus. **Isomorphismus** oder **Isomorphie** (vom grch. isos gleich, morphos Gestalt) bezeichnet die Fähigkeit zweier oder mehrerer verschiedener chemischer Substanzen, in einer übereinstimmenden oder wenigstens sehr ähnlichen Form zu kristallisieren. Wörtlich begründete zuerst die Lehre vom I. und stellte den Satz auf, daß es chem. analog zusammengebaute Substanzen seien, welche die gleiche Kristallform annehmen. So sind z. B. die kohlensauren Salze von Calcium (CaCO_3), Magnesium (MgCO_3), Zink (ZnCO_3), Eisen (FeCO_3), Mangan (MnCO_3), alle isomorph, weil sie sämtlich in Rhomboedern kristallisieren, welche nur durch äußerst geringe Winkelabweichungen ihrer Kanten (im ganzen nur $2\frac{1}{2}^\circ$) formell voneinander abweichen; so sind ferner die Metalle Arsen, Antimon, Zinn, Bismut isomorph (heragonal); andere isomorphe Gruppen bilden Glimmer (SiO_3), Rutil (TiO_2), Bixit ($\text{ZrO}_2 + \text{SiO}_2$), alle übereinkommend tetragonal, sodann die rhombischen schwefelsauren Salze von Natrium (Schwefelpat, Na_2SO_4), Strontium (Schwefelpat, SrSO_4) und Blei (Bleisulfat, PbSO_4), ferner z. B. Apatit, Pyromorphit, Mimetit, Vanadinat (pyramidal-hemiedrisch-heragonal), unter den Erden die gleichen Schwefelsäurekristalle RE_2SO_4 von Eisen, Kobalt, Mangan, Nidel, auch die rhombischen Antimonasung (Sb_2S_3), Wismutarsung (Bi_2S_3), Selenarsung (Se_2S_3). Bei allen diesen unmittelbar analog zusammengebaute Substanzen ist nicht nur die Atomzahl, sondern auch die Summe der Wertigkeiten übereinstimmend; ein I. kann aber auch da zu Stande kommen, wo bei anscheinend ungleichartig konstituierten Verbindungen insofern eine relative Analogie vorliegt, als bei beiden die Summe der Wertigkeiten in einem ganz einfachen Verhältnis steht, z. B. bei den trüben Mineralen Naorthit $\text{CaAl}_2\text{Si}_2\text{O}_8$ (Basenanzahl 32) und Albit $\text{NaAlSi}_3\text{O}_8$ (Basenanzahl 44).

Da indessen mitunter auch Substanzen eine große Ähnlichkeit der Formentwicklung aufweisen, ohne daß die chem. Konstitution irgend eine Analogie erkennen läßt (z. B. Apatit und Borax, Kalispat und Natriumarsung), so erblickt man ein entscheidendes Merkmal für den wirklichen I. noch darin, daß ein Kristall der einen Substanz, in die Lösung der andern gesetzt, löslich ist, darin wie in seiner eigenen weiter zu wachsen, was bei jenen Fällen des bloß scheinbaren I. nicht erfolgt. Pängt man z. B. einen

Kristall von dunkelweinrotem Chromalaun in eine gesättigte Lösung von farblosem Kalialaun, so wächst er darin wie in seiner eigenen Solution unmerklich fort. Die für sich isomorphen chem. Grundverbindungen, wie die anfangs genannten Salze, haben die Eigenschaft, in schwankenden und unbestimmten Verhältnissen zu einem homogenen und nicht etwa ein mechan. Gemenge darstellenden Individuum zusammen kristallisieren zu können, welches alsdann vermöge seiner Form mit in die isomorphe Gruppe hineingeht; so gibt es rhomboedrische Kristalle, welche zugleich aus kohlensaurem Calcium, Magnesium und Eisen bestehen; man nennt dergleichen isomorphe Mischungen. Wenn zwei Verbindungen von analoger chem. Konstitution sich in verschiedenen Proportionen mischen, und dabei doch Kristalle von übereinstimmender Form erzeugen, so darf man daraus umgekehrt auf den I. dieser Verbindungen schließen.

Isomandra Wright, Pflanzengattung aus der Familie der Sapotaceen. Man kennt sechs Arten, die auf Okinawa und Ceylon wachsen. Es sind Bäume mit lederartigen Blättern und kleinen unansehnlichen Blüten. Die wichtigste Art ist der Guttapercha-Baum, *I. gutta* Hook. (s. Tafel: Industriepflanzen II, Fig. 6); er wird bis gegen 20 m hoch und enthält reichlich Milchsaft, welcher beim Ausfließen aufgefangen wird und nach einiger Zeit zu einer schwammigen Masse erstarrt. (S. Guttapercha.)

Isongo, Fluß in der zum Eisleithaischen Teile der Österreichisch-Ungarischen Monarchie gehörigen gefürsteten Grafschaft Görz und Gradiska, entspringt am westl. Fuße des Terglou und fließt in vielen Krümmungen durch ein meist enges Gebirgsthale, die Stadt Görz berührend, dann in dill. Begrenzung der friaulischen Ebene, nachdem er in seinem untern Laufe den Namen Saba angenommen hat, seiner Mündung in den Golf von Triest zu, welchen er 8 km südlich von Monfalcone erreicht. Er hat eine Länge von 127 km, ist aber nur in der Nähe seiner Mündung schiffbar. Seine Zuflüsse sind die Idria und Vipava am linken, der Veritania und der Torre am rechten Ufer.

Isopathie (grch.), s. unter Homöopathie. **Isoperimetrisch** heißen Mannigfaltigkeiten von gleichem Perimeter, Mannigfaltigkeiten von gleicher Oberfläche. Unter den Mannigfaltigkeiten gleichen Umfangs hat der Kreis den größten Flächeninhalt; unter den Körpern gleicher Oberfläche hat die Kugel den größten Rauminhalt.

Isopoden, s. Asseln. **Isopsephisch** (grch.), gleichstimmig, von gleichem Zahlenwert; Isopsephische Verse sind solche, in welchen die Zahl der Buchstaben des einen Verses der des andern gleich ist, eine Ränkelei, in der sich namentlich der Epigrammendichter Leonidas von Alexandria versuchte.

Isopurpursäures Kali, Granatbraun $\text{C}_2\text{H}_2\text{N}_2\text{O}_4(\text{OK})$, Farbstoff für Wolle und Seide, entsteht beim Vermischen einer heißen wässrigen Lösung von 1 Teil Bitrinsäure (s. d.) mit einer Lösung von 2 Teilen Spanallium. Die Flüssigkeit färbt sich dabei rot, und es scheidet sich nach kurzem Stehen das Salz als roter kristallinischer Niederschlag ab, der in heißem Wasser löslich ist. Die in dem Salz enthaltene Säure ist in freiem Zustande nicht bekannt, da sie bei ihrer Abscheidung sich sofort zerlegt.

Isorhachien, Linien gleicher H₂O. (S. unter Ebbe und Flut.)

Istakle, im alten Athen die verdiente Medaille als Auszeichnung gewährte teilweise Gleichstellung mit den Bürgern.

Isthören (von *ισος*, gleich, und *ισος*, Sommer) sind Linien, die auf einer Landkarte alle Orte, welche dieselbe mittlere Sommertemperatur besitzen, verbinden.

Isothermen (vom gr^{ch}. *ισος*, gleich, und *θερος*, warm) nennt man die von A. von Humboldt zuerst gezeichneten Linien, die auf einer Landkarte alle diejenigen Orte miteinander verbinden, welche dieselbe mittlere Temperatur besitzen. Bei der Konstruktion dieser Linie hat man aber auf die Höhe der Beobachtungsorte über dem Meere Rücksicht zu nehmen. Da nämlich die Erhebung über die Meeressfläche die mittlere Temperatur erniedrigt, so müssen alle mittleren Temperaturen höher gelegener Orte um eine dieser Erhebung entsprechende Größe erhöht werden. Erst die Verbindung aller Orte, welche nach dieser Reduktion auf das Niveau des Meers gleiche mittlere Temperatur besitzen, liefert die I. Jede I. wird nach dem mittlern Temperaturgrade, der auf ihr herrscht, benannt, z. B. die I. von 25° u. f. w. Fig. 1 der Tafel Isothermen zeigt die I. für die mittlere Temperatur über der Erdoberfläche für den Monat Juli. Die I. unter 0° sind in blauer Farbe gezeichnet.

Istotrop nennt man Körper, welche in allen ihren kleinsten Theilen, sowie nach allen Richtungen hin gleiche physik. Eigenschaften, wie z. B. gleiche Kohäsion, Elasticität u. f. w. haben, so daß sie den Schall, das Licht, die Wärme, Electricität u. f. w. nach allen Seiten in derselben Weise und Stärke leiten. Zu den isotropen Mitteln gehören die amorphen, d. h. nicht kristallisierten Körper, wie Luft, Wasser, ungeschnittenes Glas u. dgl. m. Körper, welche nicht isotrop sind, heißen anisotrop oder heterotrop; zu ihnen gehören alle kristallisierten Körper mit Ausnahme derjenigen des regulären Kristallsystems; ferner Hölzer, indem diese nach den Richtungen der Fasern eine größere Elasticität besitzen als in der Richtung der Markstrahlen und Jahresringe.

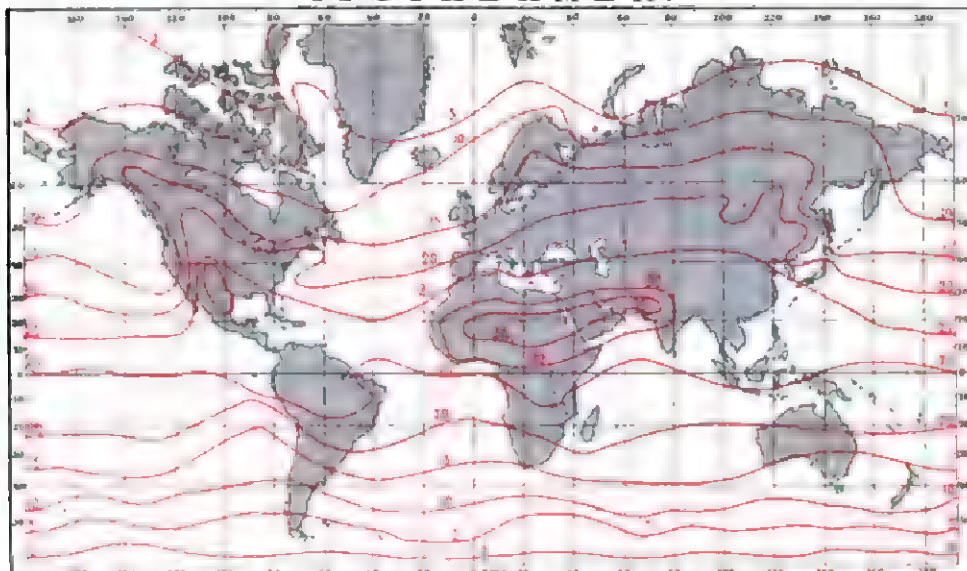
Isouard (Nicolo), auch Nicolo de Malte genannt, Opernkomponist, geb. 1775 auf der Insel Malta, wurde von seinem Vater, einem Franzosen, frühzeitig für den Seebienst und dann für den Kaufmannsstand bestimmt; als Commis bildete er sich nebenbei in der Musik aus, namentlich in Neapel unter Sala und Guglielmi. Im J. 1794 entsagte er dem Kaufmannsstande und ging nach Florenz, wo er seine erste Oper „Avviso ai maritati“ auf die Bühne brachte (in Livorno 1796 „Artaserse“ als sein zweites Werk). Der Erfolg führte zu seiner Berufung in seine Heimatinsel, zuerst als Organist an der Kirche St. Johannes von Jerusalem in Valletta, später als Kapellmeister des Malteserordens. Nach der Eroberung der Insel durch die Franzosen lebte er als Privatmann und komponierte verschiedene Opern, wie „Rinaldo d'Asti“, „Il barbiere di Siviglia“, „L'improvvisata in campagna“ u. f. w. Im J. 1799 wandte er sich nach Paris; obwohl er hier, durch H. Kreutzer unterstützt, bald Zugang zur Bühne der Römischen Oper fand, gelang es ihm doch erst nach Jahren, namentlich mit dem Opera „Machel Ange“ (1802) und „Intrigue aux fenêtres“ (1805), die Gunst des Publi-

kums zu gewinnen. Von dieser Zeit an bis zur Rückkehr Boieldieus aus Ausland (1811) war I. der Beherrscher der Opéra-Comique. Die höchste Stufe der Beliebtheit errang er durch „Cendrillon“ („Aschenbrödel“, 1810), welche Oper J. s. Namen auch im Auslande verbreitete. Musikalisch höher stehen die Opern „Jeannot et Colin“ und besonders „Le comte“ (beide 1814), die Früchte gewinnhafteren Arbeitens, zu dem er später seinem Rivalen Boieldieu gegenüber sich genötigt sah. Er starb 23. März 1817. Die Zahl der von I. komponierten Opern beträgt gegen 50; in denselben zeigt sich Frische und Gewandtheit bei häufiger Mäßigkeit der Arbeit.

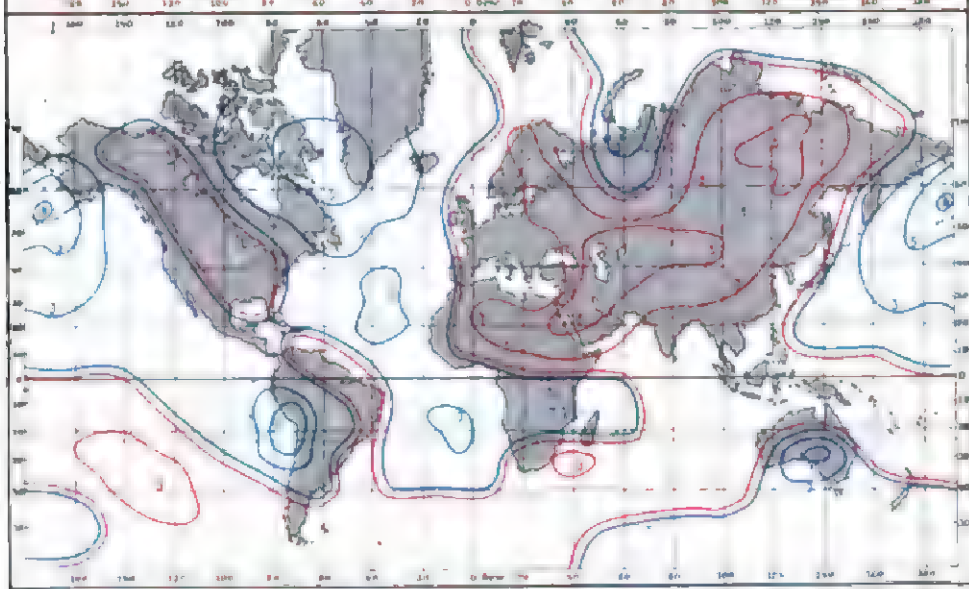
Isvaleriansäure, s. unter Valeriansäure.
Isaphan oder Isaphan, einst die große und blühende Haupt- und Residenzstadt Persiens von Schah Abbas d. Gr. bis auf Nadir-Schah, liegt in der Provinz Irat Abchmi in einer schönen, wohl bewässerten und kultivierten Thale des iranischen Plateau an dem mit mehreren herrlichen Brücken überspannten Steppenkusse Sajandeh-Kad in 1654 m Höhe, in 32° 39' nördl. Br. und 69° 21' östl. L. (von Ferro), in sehr gesundem Klima, das nur im Herbst Fieber bringt. Obwohl die Stadt als Centralpunkt der pers. Industrie, als wichtiger Stapelplatz für die Produkte des Umlandes und seiner Schulen wegen noch Bedeutung hat, ist sie doch von ihrer früheren Größe gänzlich herabgesunken und besteht größtenteils aus wüsthliegenden Gärten und Häusern. Zur Zeit der größten Blüte, im 17. Jahrh., hatte sie mit den Vorstädten über 30 km Umfang und 600000, nach andern über 1 Mill. E. Gegenwärtig zählt I. bei 8 km Umfang etwa 40000 E. und hat 60 große und kleinere Moscheen, gegen 50 Gelehrtenschulen, 80—100 öffentliche Bäder, 20 Karawanenserais, sowie, mitten durch die Stadt ziehend, eine fast 5 km lange Reihe von Bazars. Die Straßen sind eng und schmal. Im Süden der Stadt liegt die Vorstadt Dschulfa, welche Schah Abbas d. Gr. 1603 den aus ihrem Vaterlande, namentlich aus dem Weberorte Eski Dschulfa am Aras hierher verpflanzten 34000 Armeniern (seit 2000) als Wohnort angewiesen hatte. Die Armenier besitzen von den ehemaligen glänzenden 13 noch 8 lebende Kirchen und ein Nonnenkloster, das den Wohnsitz des armen. Bischofs abgibt, die Katholiken eine Kirche mit einem kleinen Dominikanerkloster. Die Strecke zwischen Dschulfa und der eigentlichen Stadt besteht aus einem Trümmersfeld. Den Fluß überspannt hier eine großartige Brücke in einer Doppelreihe von 34 Bögen, und in dem Raume zwischen der Brücke (Tschabar-Bogh) und der Stadt liegen noch mehr oder weniger erhaltene Reste von Palästen. Die beiden großen, von Schah Abbas herrührenden Paläste sind der Tschibul-sutan, d. h. die 40 Säulen, und der Hach-Bibisch, d. h. die 8 Paradiese, umgeben von großen Gärten voller Fontänen und von einer fast 5 km langen Erdmauer umzogen. Überall sieht man in ihnen Vergoldung, Spiegel, Malereien und Arabesken. Den angenehmsten Aufenthalt bietet der Hach-Tast, d. h. die 7 Höie, in dem schönen Garten von Sa'abetabad, links vom Fluße, etwa 6,5 km von der Mitte der Stadt. Der nun fast verödete, von einer Doppelreihe von Arkaden umgebene Maidan-i-Schah, 600 m lang und 215 m breit, ist einer der größten aller Plätze. An diesem Platze stehen auch die große Moschee Luft-Dschah mit einer Kuppel aus glasierten Ziegeln und die Hauptmoschee (Medschid-i-Schah),

ISOTHERMEN.

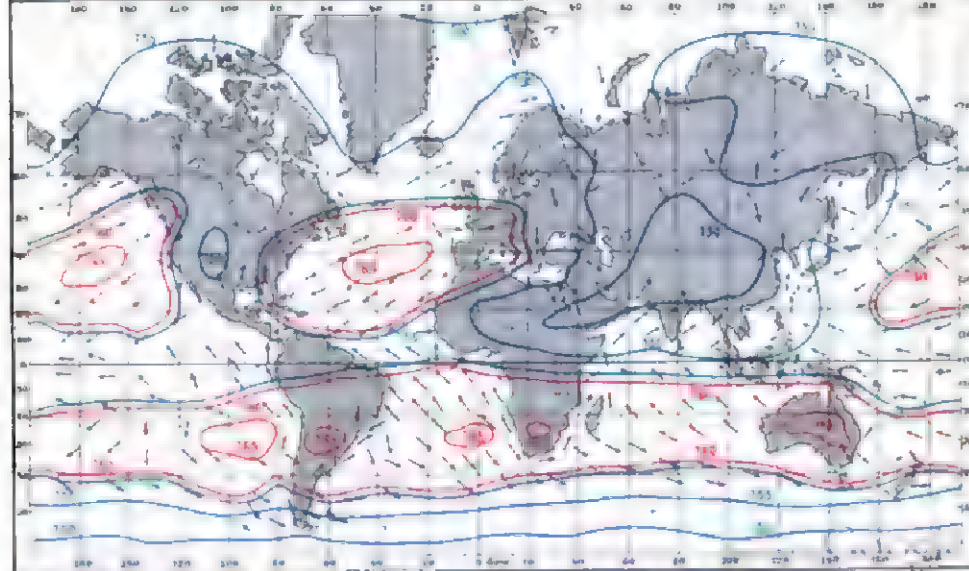
1. Juli Isothermen.



2. Juli - Isomalen der Temperatur.



3. Juli Isobaren und verändernde Wende.



die prachtvollste des Morgenlandes, mit einem Kollegium zahlreicher Lehrer, das als mohammed. Universität gelten kann. Die Industrie der Stadt, einst hoch berühmt, liefert noch immer Seiden- und Baumwollzeuge aller Art, wollene Stoffe, Hieb- und Schußwaffen, Pulver und Bijouterien, Samt, Goldbrokate, weiße Musseline, Schwertel, Sättel und Pferdegeschirre, Pfeisenschläuche, Holzmosail, Lackmalerei, Papier und Glas. Auch ist J. Mittelpunkt des Binnenverkehrs im eigentlichen Persien. J., das Ispadana der Alten (in Medien), blühte schon seit dem 10. Jahrh., obwohl es durch Kriege viel zu leiden hatte. Vom Schah Abbas I. (1588—1628) anstatt Kaswin zur Festung erhoben, wurde es im 16. Jahrh. eine der bedeutendsten Weltstädte. Die Afghanen unter Mir Mahnub eroberten und verwüsteten die Stadt, 12. bis 28. Okt. 1722, und seitdem war ihre Blüte dahin. Nadir Schah vertrieb zwar 1729 die Afghanen, aber die Stadt kam nicht wieder empor, da der Kurde Kerim Chan, der sie 1749 gewann, die Residenz nach Schiras und der Kaufmann Feih-Ali 1796 nach Teheran verlegte.

Isopan (ungar.), Gespan, s. Komitat.
Isopica, Thal bei Modica (s. d.) in Sicilien.
Ispratswil, Chef der Kreispolizei in Rußland, seit Katharina II. ein Wahlposten, jetzt von der Regierung ernannt.

Israel, **Israeliten** ist der biblisch-religiöse, theokratische Name des Volks der Hebräer (s. d.), sofern dieses seit Mose den Jahve als den allein wahren Gott der Welt und als seinen Nationalgott verehrt. Der Ursprung des Namens wird von der Sage auf Jakob zurückgeführt, welchem von Gott selbst der Name «Israel» als «Gotteskämpfer» beigelegt worden sei. Seit der Reichsspaltung (975 v. Chr.) wurde J. im engeren Sinne und im Gegensatz zum Reiche Juda von dem größern Nordreich der 10 Stämme angenommen und gebraucht, welches auch Reich Ephraim (s. d.) hieß.

Issel, s. Yssel.
Isselburg, Stadt in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Rees, an der alten Issel und der weisfäl. Grenze, 5 km im NO. von Empel, mit (1880) 1340 E., hat Stein- und Holzschuhfabrikation und das Eisenwerk Aktiengesellschaft Isselburger Hütte. (s. d.).

Issetor, Eisengießwerk bei Iselaterinburg
Issore, Arrondissementshauptstadt in dem franz. Depart. Pyr.-de-Dôme, an der Grouse, nahe ihrer Mündung in den Allier, 32 km im SSO. von Clermont, Station der Linie St.-Germain-des-Fosses-Nîmes der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, ist Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz und eines Handelstribunals, hat ein Kommunal-College, ein Hospiz, Weinbau, Branntweinbrennereien, Fabriken für Ackerbaumaschinen, Wollzeuge, Schuhwaren u. s. w., treibt Handel mit Wein, Vieh, Äpfeln und Walnussöl und zählt (1876) 6089, als Gemeinde 6250 E. Die Stadt (mittelalt. Icciodurum) hatte in den Religionskriegen viel zu leiden und wurde 1674 von den Herzögen von Guise und Anjou völlig zerstört.

Issoudun (mittelalt. Exoldunum), Arrondissementshaupt- und Fabrikstadt im franz. Depart. Indre, 27 km im NO. von Châteauroux, am Loire, Station der Linie Paris-Orléans-Agen der franz. Orléansbahn, hat Ackerbau- und Gewerbelammern, ein Kommunal-College, eine Biblio-

thek, ein Gefängnis, Hospital und Waisenhaus und zählt (1876) 11293, als Gemeinde 13708 E. Der Weiße Turm, aus dem 13. Jahrh., ist der einzige Rest von den ehemaligen Befestigungen. In der Nähe werden Brüche von lithographischen Steinen bearbeitet.

Issuo-Department (engl.), die Abteilung der Englischen Bank, welche mit Ausgabe der Noten beschäftigt ist.

Issus, Seefest in Cilicien, an der Ostküste des Meerbusens gleichen Namens (seit Golf von Isanderun), wahrscheinlich das jetzige Dorf Jüzer im Lîma Bellan des Vilâyet Adana, ist durch den Sieg berühmt, den etwas südlich von dieser Stadt, auf der schmalen Stranbebene des Flusses Binarok, Alexander d. Gr. im Nov. 333 v. Chr. über Darius Rodomannos erkämpfte, wobei ihm das ganze pers. Lager nebst der Familie Darius' III. in die Hände fiel. Eine zweite Entscheidungsschlacht wurde, 194 n. Chr., etwas weiter südwärts, zwischen dem Gesinde und den Söhnen des Amaras, von Pescennius Niger gegen den kaiserlichen Feldherrn seines Gegners, des Kaisers Septimius Severus, geschlagen.

Issy, Dorf im Arrondissement Sceaux des franz. Depart. Seine, unmittelbar südwestlich vor dem Hauptwall von Paris und nahe links der Seine gelegen, hat große chem. Fabriken und zählt (1876) 7256, als Gemeinde 9484 E. Das früher dabei befindliche Fort Issy, das westlichste der südl. Verteidigungslinie von Paris, auf einem Hügel 1 km östlich der Seine, wurde im Deutsch-Französischen Kriege bereits 16. Jan. 1871 von den Deutschen zum Schweigen gebracht, infolge der Kapitulation von Paris (s. d.) besetzt und 7. März, wie die übrigen Forts der Südfestung, wieder geräumt. Nachdem Paris in die Gewalt der Commune gefallen, ließ dieser die südl. Forts räumen, worauf die Commune dieselben in Besitz nahm. Die Armee von Versailles nahm 29. April den Part von J. und hatte gegen das Fort bereits die zweite Parallele eröffnet, als die Aufständischen dasselbe in der Nacht zum 9. Mai heimlich räumten. Die franz. Truppen besetzten hierauf Fort J. und bereiteten von dort aus durch Geschützfeuer den Sturm auf den Hauptwall vor. Das Fort hatte durch die beiden Belagerungen stark gelitten, wurde jedoch nach dem Friedensschlusse wieder hergestellt. Fort J. bildet jetzt einen Stützpunkt des neu erbauten, auf 12—14 km im SW. des Hauptwalls vorgeschobenen Lagers von St.-Gyr und Palaiseau.

Issyk-kul, See in Ostturkestan, im gleichnamigen Distrikt der russ. Provinz Semirjetskensk, 6122 qkm groß, erstreckt sich von 42° 10' bis 42° 45' nördl. Br. und 94° bis 96° östl. L. (von Ferro). Inmitten der nördl. Abhänge des Thian-Schan 1700 m hoch gelegen, wird er im N. von dem Gebirge Kungei Ala-Tau begrenzt, im S. vom Terkai-Ala-Tau. Der bedeutendste Punkt an den Ufern des Sees ist Karakol im O.

Istanbul Efendi oder **Raddi**, der Efendi, Raddi, von Konstantinopel, einer der höchsten Würdenträger in der Körperschaft der Ulema, ist nach alttürk. Staatsordnung der eigentliche Stadtrichter von Konstantinopel. Außer seinen richterlichen Befugnissen besitzt derselbe auch polizeiliche, eine Aufsicht über den Handel und die Industrie der Hauptstadt, sowie über gewisse Lebensmittel, wie Mehl, Butter und Öl, welche er durch seine Waibs untersuchen läßt.

polit. Einteilung umfaßt sechs Bezirkshauptmannschaften, die gerichtlich 16 Gerichtsbezirke. Die Gerichtsbezirke Mitterburg (Bisino), Castellnuovo und Teile der Bezirke Bolosca, Albona und Vinquente (d. i. das sog. österreichische I.) gehörten 1815—66 zum Deutschen Bunde.

Ilria oder Histria führt seinen Namen von dem ilirischen I., welches 177 v. Chr. der röm. Herrschaft unterworfen wurde. Seit Augustus' Zeiten gehörte I. bis zur Arsa zu Oberitalien, während die jenseit der Arsa wohnenden Liburner zu Illyricum gerechnet wurden. I. teilte fortan die Schicksale Italiens und Illyricums. Im 7. Jahrh. drangen Slowenen, Kroaten und Serben nach I. vor, dessen Küsten und Inseln jedoch stets mit Italiern im Zusammenhange blieben. Pipin, Karls d. Gr. Sohn, unterwarf die Halbinsel dem Frankischen Reiche, bei dessen Auflösung fiel dem Deutschen Reiche zu. Seit Mitte des 10. Jahrh. bildete I. eine eigene Markgrafschaft, die aber seit 961 zum Herzogtum Kärnten gehörte, bis sie 1173 an die Grafen von Andechs, Herzöge von Meran, kam. Als der Markgraf Heinrich von Andechs als Teilnehmer an dem Morde König Philipps vom König Otto IV. gedächet wurde, gelangte 1208 (das weßliche) I. an den Patriarchen von Aquileja, der aber in der Folge fast alles an Venedig verlor. So war bis 1797 der größte Teil der Halbinsel den Venetianern unterworfen; nur der nordöstl. Teil, die sog. Grafschaft I. (das deutsche I.), bestehend aus den Gebieten von Mitterburg (Bisino), Veduggia und Castellnuovo, nach der Eichtung der Andechs' ein Besitztum der Grafen von Görz, war nach dem Tode des Grafen Albert IV. 1374 an Österreich gefallen und zum Herzogtum Krain geschlagen worden. Nach dem Frieden von Campo Formio besetzte Österreich auch den venet. Teil des Landes, zu welchem noch mehrere venet. Besitzungen geschlagen wurden. Als aber Österreich 1806 in dem Frieden zu Presburg auf sämtliche venet. Besitzungen Verzicht geleistet hatte, mußte es auch das venetianische I. an Frankreich abtreten. Das deutsche I. folgte 1809 diesem Schicksale nach. Später wurde es durch Napoleon mit den illyr. Provinzen vereinigt, 1814 aber von Österreich zurückerobert. Vgl. Stieglitz, »I. und Dalmatien« (Stuttg. 1845); »I., histor., geogr. und statist. Darstellung der ilirischen Halbinsel« (Triest 1863).

Ilrien (Herzog von), s. Bessières (Jean Baptiste).

Ituriz (Don Francisco Xavier de), span. Staatsmann, geb. 1790 zu Gaby, machte sich politisch zuerst dadurch bekannt, daß er nach der Restauration König Ferdinand VII. den Wünschen seines Haus zu Gaby als Versammlungsort anbot. Hier wurde der Aufstand vorbereitet, der unter Quiroga und Riego's Leitung 1. Jan. 1820 in Spanien ausbrach. Nach der Wiederherstellung der Konstitution begab sich I. nach Madrid. Im J. 1822 zum Mitglied der Cortes, 1823 zum Präsidenten derselben erwählt, ging er mit nach Sevilla und dann nach Gaby. Nach der Restauration zum Tode verurteilt, flüchtete er nach England. Im J. 1834 kehrte er nach Spanien zurück, wurde von der Provinz Gaby zum Procurador bei den Cortes erwählt und brachte 1836 den Aufstand der Milicia urbana zu Stande, der aber durch den General Osejuna unterdrückt wurde. Er wurde dann Präsident der Kammer der Procuradores, die aber Men-

bizabal im Jan. 1836 auflöste. Nach Menbizabal's Falle übernahm I. 15. Mai 1836 das Ministerium des Auswärtigen und den Vorsitz im Ministerrat. Doch mußte er, nachdem die Königin-Regentin gezwungen worden war, die Konstitution von 1812 zu proklamieren, nach Estaban flüchten, von wo er sich nach England einschiffte. Kurze Zeit nachher ging er nach Paris, wurde dann in die Cortes von 1838 erwählt und Präsident des Kongresses. Nach dem Austritt des Ministeriums Narvaez im Febr. 1846 trat I. an die Spitze des neuen Kabinetts, das schon im April wieder Narvaez weichen mußte. Doch einige Wochen später ward letzterer wieder durch das Kabinet J. Mon-Pibel verdrängt, unter welchem 10. Okt. die Doppelheirat der Königin Isabella und ihrer Schwester zu Stande kam, das aber schon im Dezember desselben Jahres infolge der Haltung der Cortes zurücktrat. I. war dann einige Zeit span. Gesandter in London und ging 1856 in außerordentlicher Sendung nach Petersburg. Später war er abermals span. Gesandter in London, 1862 Präsident des Staatsrats zu Madrid und 1863—64 Gesandter in Paris. Er starb 16. April 1871.

Itzvásky (Mik.), bedeutender ungar. Historiker, geb. 1808 in Kisközony-Halva im Komitat Veszprém, studierte in Bologna und begann seine Laufbahn 1862 als Sekretär des Primas Oskó. Nach dessen Tode (1868) wirkte er als Sekretär bei der ungar. Hofkanzlei in Wien, worauf ihn Maximilian II. 1876 zum Botschafter, Rudolf II. später zum Valentin-Stellvertreter ernannte. Er besaß das Vertrauen beider Kisten und wurde oft mit wichtigen polit. Sendungen betraut. I. starb 1916. Eine wertvolle Quelle der Zeitgeschichte ist sein groß angelegtes Werk »Historiarum de rebus Hungaricis libri XXXIV«, welches zuerst Köln 1822 (herausg. durch den Kardinal Peter Pázmány), in ungar. Übersetzung 1870 erschien.

Itzvásky, s. Knyaszkow.

Itzvásky, s. J. Moritz.

Itzvásky (russ.), Droschlenhüter, auch für das Geschlecht selbst gebraucht: Droschle, Italer. It., Abkürzung für Item (s. d.).

Itabirite ist ein körnig-schieferiges oder dichtes Gestein, welches aus blätterigem Eisenglanz, Magnetit und Quarzkrümmern besteht, und accessorisch gelbigen Gold, Tell. Chlorit, Strahlstein enthält; es bildet unter andern eine an 300 m mächtige, zum Teil deutlich geschichtete Ablagerung an der Sierra da Piedada bei Sabara in Brasilien, wo der Pil von Itabira daraus besteht.

Itacolumit, s. Itazilimus.

Itacolumit, s. unter Aconitisaure.

Itakolumit (Elenquar), elastischer Sandstein, elastischer Quarz, ein schieferiges, hellfarbiges Gestein, bestehend aus kleinen und feinen Quarzkrümmern und Blättchen von Glimmer, Tell und Chlorit. Indem die dünnen Glimmerhäutchen Lagen zwischen den vorwaltenden Quarzkrümmern bilden, so ist es charakteristisch, daß die einzelnen Quarzkrümmern, erlangen diese eine gewisse Verschiebbarkeit, woraus für manche Varietäten die Zähigkeit hervorgeht, in dünnen Platten deutlich elastische Biegsamkeit zu zeigen. Von accessorischen Mineralien finden sich Eisenglanz, Eisenglimmer, Magnetit, auch gelbigen Gold; die brasilianischen I. sind das eigentliche Muttergestein der dortigen im Schuttlande sich findenden Diamanten. Die ausgedehnteste Verbreitung besitzt der

, mit einem mohammed. die der Stadt, Seiden- und Stoffe, Hieb- lereien, Samt, hwerf, Sättel, Holzmosaik, ist 3. Mittel- icken Persien. (in Medien), hon es durch hah Abbas I. denz erhoben, enbsten Welt- hwind erober- : bis 28. Okt. ahin. Nahir 1en, aber die a der Kurde , die Mesidenz Ali 1796 nach

titat.
) in Sicilien.
i in Rußland,
jekt von der

lich-religiöse, ebrder (s. d.), als den allein en National- tens wird von chem von Gott tterekämpfer = leichspaltung sinne und im dem größern men und ge- (s. d.) hieß.

rovins Rhein- reis Rees, an ge, 5 km im , hat Stein- as Eisenwerk

[[s. d.].
aterinburg
adt in dem
Crouse, nahe
in im SSO.
Vermain des-
meerbahn, ist
nz und eines
l Collège, ein
reien, Fabri-
uge, Schuh-
Wein, Vieh,
16) 6049, als
tallat. lecio-
viel zu leiden
on Quise und

), Arrondisse-
ang. Depart.
cauroux, am
rléans. Agen
au: und Ge-
e, eine Biblio-

thel, ein Gefängnis, Hospital und Waisenhaus und zählt (1876) 11 293, als Gemeinde 13 703 E. Der Weiße Turm, aus dem 13. Jahrh., ist der einzige Rest von den ehemaligen Befestigungen. In der Nähe werden Brüche von lithographischen Steinen bearbeitet.

Issue-Department (engl.), die Abteilung der Englischen Bank, welche mit Ausgabe der Noten beschäftigt ist.

Issus, Seestadt in Cilicien, an der Ostküste des Meerbusens gleichen Namens (jetzt Golf von Jélan-derun), wahrscheinlich das jetzige Dorf Jübler im Lima Vellan des Vilajet Adana, ist durch den Sieg berühmt, den etwas südlich von dieser Stadt, auf der schmalen Strandebene des Flächens Pinaros, Alexander d. Gr. im Nov. 333 v. Chr. über Darius' Kodomannos erlämpfte, wobei ihm das ganze pers. Lager nebst der Familie Darius' III. in die Hände fiel. Eine zweite Entscheidungsschlacht wurde, 194 n. Chr., etwas weiter südwärts, zwischen dem Gesinde und den Höhen des Amanos, von Pescennius Niger gegen den kaiserlichen Feldherrn seines Gegners, des Kaisers Septimius Severus, geschlagen.

Issy, Dorf im Arrondissement Sceaux des franz. Depart. Seine, unmittelbar südwestlich vor dem Hauptwall von Paris und nahe links der Seine gelegen, hat große chem. Fabriken und zählt (1876) 7356, als Gemeinde 9484 E. Das früher dabei befindliche Fort Issy, das westlichste der südl. Verteidigungslinie von Paris, auf einem Hügel 1 km östlich der Seine, wurde im Deutsch-Französischen Kriege bereits 16. Jan. 1871 von den Deutschen zum Schweigen gebracht, infolge der Kapitulation von Paris (s. d.) besetzt und 7. März, wie die übrigen Forts der Südfront, wieder geräumt. Nachdem Paris in die Gewalt der Commune gefallen, ließ Thiers die südl. Forts räumen, worauf die Commune dieselben in Besitz nahm. Die Armee von Versailles nahm 29. April den Park von J. und hatte gegen das Fort bereits die zweite Parallele eröffnet, als die Aufständischen daselbst in der Nacht zum 9. Mai heimlich räumten. Die franz. Truppen besetzten hierauf Fort J. und bereiteten von dort aus durch Geschützfeuer den Sturm auf den Hauptwall vor. Das Fort hatte durch die beiden Belagerungen stark gelitten, wurde jedoch nach dem Friedensschlusse wieder hergestellt. Fort J. bildet jetzt einen Stützpunkt des neu erbauten, auf 12–14 km im SW. des Hauptwalls vorge- schobenen Lagers von St. Cyr und Palaiseau.

Issyk-Kul, See in Ostturkestan, im gleichnamigen Distrikt der russ. Provinz Semirjetschensk, 5122 qkm groß, erstreckt sich von 42° 10' bis 42° 45' nördl. Br. und 94° bis 96° östl. L. (von Jesso). Inmitten der nördl. Abhänge des Thian-Schan 1750 m hoch gelegen, wird er im N. von dem Gebirge Kungei Ala-Tau begrenzt, im S. vom Tereklei Ala-Tau. Der bedeutendste Punkt an den Ufern des Sees ist Karakol im O.

Istanbul Efendi oder Kadhi, der Efendi, Kadhi, von Konstantinopel, einer der höchsten Würdenträger in der Korperschaft der Ulema, ist nach alttürk. Staatseinrichtung der eigentliche Stadtrichter von Konstantinopel. Außer seinen richterlichen Befugnissen besitzt derselbe auch polizeiliche, eine Aufsicht über den Handel und die Industrie der Hauptstadt, sowie über gewisse Lebensmittel, wie Mehl, Butter und Öl, welche er durch seine Raibs untersuchen läßt.

hauptmann: bijabal im Jan. 1836 auflöste. Nach Mendizabals
 jirle. Die Halle übernahm J. 15. Mai 1836 das Ministerium
 astelnova des Auswärtigen und den Vorsitz im Ministerrate.
 und Pin- Doch mußte er, nachdem die Königin-Regentin ge-
) gehörten zuwungen worden war, die Konstitution von 1812 zu
 von dem proklamieren, nach Eissabon flüchten, von wo er sich
 om. Herr: er nach England einschiffte. Kurze Zeit nachher ging
 28. Zeiten er nach Paris, wurde dann in die Cortes von 1838
 während ernannt und Präsident des Kongresses. Nach dem
 zu Alg- Austritt des Ministeriums Narvaez im Febr. 1848
 ie Schid- trat J. an die Spitze des neuen Kabinetts, das
 rh. dran- schon im April wieder Narvaez weichen mußte. Doch
) J. vor, einige Wochen später ward letzterer wieder durch
 Italien das Kabinett J.-Mon-Pibel verdrängt, unter wel-
 d. Gr. chem 10. Okt. die Doppelheirat der Königin Isabella
 nischen und ihrer Schwester zu Stande kam, das aber schon
 nischen im Dezember desselben Jahres infolge der Haltung
 dete J. der Cortes jurdtrat. J. war dann einige Zeit
 31 zum span. Gesandter in London und ging 1856 in außer-
 an die ordentlicher Sendung nach Petersburg. Später
 . lam. war er abermals span. Gesandter in London, 1862
 Teil- Präsident des Staatsrats zu Madrid und 1863—64
 n Ad- Gesandter in Paris. Er starb 16. April 1871.

Jibánszky (Hil.), bedeutender ungar. Historiker,
 geb. 1588 in Kisapony, Salva im Komitat Ba-
 ranpa, studierte in Bologna und begann seine
 Laufbahn 1563 als Sekretär des Primas Oláh.
 Nach dessen Tode (1568) wirkte er als Sekretär bei
 der ungar. Hofkanzlei in Wien, worauf ihn Maxi-
 millian II. 1576 zum Bizekanzler, Rudolf II. später
 zum Palatin-Stellvertreter ernannte. Er besaß das
 Vertrauen beider Fürsten und wurde oft mit wich-
 tigen polit. Sendungen betraut. J. starb 1615.
 Eine wertvolle Quelle der Zeitgeschichte ist sein groß
 angelegtes Werk «Historiarum de rebus Hunga-
 ricis libri XXXIV», welches zuerst Köln 1622
 (herausg. durch den Kardinal Peter Pázmány),
 in ungar. Übersetzung 1870 erschien.

Subnuncius, s. Nuntius.

Swornit, s. Swornit.

Swornit (russ.), Droschkenkutscher, auch
 für das Gefährt selbst gebraucht: Droschke, Fiaker.
 It. Abkürzung für item (s. d.).

Itabirite ist ein körnig-schieferiges oder dichtes
 Gestein, welches aus blätterigem Eisenglanz,
 Magnetkies und Quarzkörnern besteht, und acces-
 sorisch gediegen Gold, Zinn, Chlorit, Strahlstein
 enthält; es bildet unter anderm eine an 300 m
 mächtige, zum Teil deutlich geschichtete Ablagerung
 an der Sierra da Piedada bei Sabara in Brasilien,
 wo der Pil von Itabira daraus besteht.

Itacismus, s. Itazismus.

Itacismus, s. unter Acetonsäure.

Itacolomit (Gelenkquarz), elastischer
 Sandstein, elastischer Quarz), ein schiefe-
 riges, hellfarbiges Gestein, bestehend aus kleinen
 und feinen Quarzkörnern und Blättchen von
 Limmer, Zinn und Chlorit. Indem die dünnen
 Limmerblättchen Lagen zwischen den vorwaltenden
 Quarzkörnern bilden oder sich gelenkartig um
 einzelnen herumslängeln, erlangen diese eine
 gewisse Verschiebbarkeit, woraus für manche Variet-
 eten die Fähigkeit hervorgeht, in dünnen Platten
 sich elastische Biegsamkeit zu zeigen. Bonacres-
 son Mineralien finden sich Eisenglanz, Eisen-
 kies, Magnetkies, auch gediegen Gold; die
 itacolitischen J. sind das eigentliche Muttergestein
 dortigen im Schuttlande sich findenden Dia-
 ten. Die ausgebreitetste Verwitterung besitzt der

Tescie, an Thermen von Pisa und Lucca sehr berühmt. Die
 Auf der vorzüglichsten Produkte der Halbinsel sind: Eisen,
 di Paglia Kupfer, Blei, Salz, Schwefel, Alaun, Marmor
 weit höchst und Bozzolana; Mais, Reis, Wein, Öl, Rosinen,
 lombard. Kastanien, Südfrüchte, Obst, Süßholz und Johannis-
 den meist brot, Ballapfel, Hanf und Flachs; Esel, Maul-
 den Zibiel, Seidenraupen und Bienen, Seetiere aller Art.
 am Mit- Die Bevölkerung der ganzen ital. Halbinsel be-
 renartig; trägt fast 30 Mill., welche der Nationalität nach
 nur sei- größtenteils Italiener sind, die aber nach dem
 zeichnete Dialekt der Sprache in viele Stammesabteilungen
 und we- zerfallen. In Friaul (der Provinz Udine) gehört
 rt, mit der größte Teil der Bewohner dem Volksstamme
 ch seine der Friauler und Furlaner an, etwa 370 000 See-
 unter- len; auch leben daselbst 27 000 Slowenen. Na-
 in Nor- mentlich in der Provinz Turin wohnen 135 000
 hermo- Franzosen mit provençalischem Dialekt, in den
 Kälte Sette und den Trebeci Communi (an der tiroler
 bedeckt Grenze) und an andern Orten der Lombardei und
 it Eis Venetiens über 20 000 Deutsche, im Neapolitani-
 egän- schen und der sicil. Galtanissetta etwa 55 000 Ar-
 el. J. zanten, in der neapolit. Provinz Campobasso un-
 gent- gefähr 3000 Slawen, deren Sprache mit der troat.
 blei- Mundart Ähnlichkeit hat, auf Sardinien 7000 Ca-
 sind talonier, auf der Maltagruppe Maltiefer und Eng-
 erall länder, endlich als Handelsleute vielfach zerstreut
 auf über 20 000 Griechen, Armenier u. s. w.

Das gegenwärtige Königreich Italien ist
 aus den Provinzen des frühern Königreichs Sar-
 dinien (mit Ausnahme von Savoyen und Nizza,
 die 1860 an Frankreich abgetreten wurden) ein-
 ter schließlich der Lombardei und Venetiens, aus dem
 ehemaligen Kirchenstaate und den annektierten
 Staaten, nämlich den Herzogthümern Parma und
 Modena, dem ehemaligen Großherzogthum Toscana
 und dem frühern Königreiche beider Sicilien zu-
 sammengesetzt. Dasselbe grenzt im N. an die
 Schweiz und Oesterreich (Tirol, Kärnten, Görz und
 Gradiola), im W. an Frankreich, wird sonst vom
 Mitteländischen und Adriatischen Meere umflossen
 und umschließt mit dem Gebiete seiner Provinzen
 Forlì und Pesaro, e. Urbino die Republik San-
 Marino. Es umfaßt ein Areal von 284 539,3 qkm
 und (nach der Volkszählung vom 31. Dez. 1881)
 28 459 628 E. (99 auf 1 qkm). Die einzige aber-
 seeische Besitzung, Assab-Bai am Roten Meere, zählt
 auf 632 qkm (1881) 1193 E. Das ganze Königreich
 zerfällt in 16 Landesteile (Compartimenti) und
 69 Provinzen; dieselben sind (mit Angabe der Be-
 völkerung der Landesteile nach dem Censur von
 1881) folgende: I. Piemont (mit den 4 Provinzen
 Alessandria, Cuneo, Novara und Turin, insgesamt
 29 494,1 qkm mit 3070250 E.); II. Ligurien (mit
 den 2 Provinzen Genua und Porto Maurizio, ins-
 gesamt 5407 qkm und 892373 E.); III. Lom-
 bardei (mit den 8 Provinzen Bergamo, Brescia,
 Como, Cremona, Mantua, Mailand, Pavia und
 Sondrio, insgesamt 24206,1 qkm und 3680615
 E.); IV. Venetien (mit den 8 Provinzen Vene-
 zia, Padua, Rovigo, Treviso, Udine, Benedi-
 gione und Vicenza, insgesamt 24025 qkm und
 314173 E.); V. Emilia (mit den 8 Provinzen
 Bologna, Ferrara, Forlì, Modena, Parma, Pia-
 cenza, Ravenna und Reggio Emilia, insgesamt
 749,6 qkm und 2183391 E.); VI. Umbrien
 mit nur 1 Provinz, Perugia, 9474,3 qkm und
 2060 E.); VII. Marken (mit den 4 Provinzen
 Ancona, Macerata, Pesaro und Senigallia, insgesamt
 9835,3 qkm und 939279 E.);

men von Pisa und Lucca sehr berühmt. Die wichtigsten Produkte der Halbinsel sind: Eisen, Blei, Salz, Schwefel, Alaun, Marmor, Vojolana; Mais, Reis, Wein, Öl, Rosinen, anen, Südfrüchte, Obst, Saffholz und Johannot, Galläpfel, Hanf und Flachs; Efel, Maul-Seidenraupen und Bienen, Sertiere aller Art. Die Bevölkerung der ganzen ital. Halbinsel betragt fast 30 Mill., welche der Nationalität nach theilweis Italiener sind, die aber nach dem Volk der Sprache in viele Stammesabteilungen theilen. In Friaul (der Provinz Udine) gehört der größte Teil der Bewohner dem Volksstamme Friauler und Furlaner an, etwa 370 000 See- auch leben daselbst 27 000 Slowenen. Nalich in der Provinz Turin wohnen 135 000 Isosen mit provençalischem Dialekt, in den e und den Trebeci-Communi (an der tiroler ge) und an andern Orten der Lombardei und tiens über 20 000 Deutsche, im Neapolitani- und der sicil. Castanissetta etwa 55 000 Ar- en, in der neapolit. Provinz Campobasso um r 3000 Slawen, deren Sprache mit der Croat. dort Ähnlichkeit hat, auf Sardinien 7000 Ca- ier, auf der Salltagruppe Maltesser und Eng- r, endlich als Handelsleute vielfach verstreut 20 000 Griechen, Armenier u. s. w.

Das gegenwärtige Königreich Italien ist den Provinzen des frühern Königreichs Sar- a (mit Ausnahme von Savoyen und Nizza, 1860 an Frankreich abgetreten wurden) ein- alich der Lombardei und Venetiens, aus dem aligen Kirchenstaate und den annektierten ten, nämlich den Herzogthümern Parma und na, dem ehemaligen Großherzogthum Toscana dem frühern Königreiche beider Sicilien zu- engefügt. Dasselbe grenzt im N. an die eiz und Oesterreich (Tirol, Kärnten, Görz und isla), im W. an Frankreich, wird sonst vom ländischen und Adriatischen Meere umflossen umschließt mit dem Gebiete seiner Provinzen und Besaro. e. Urbino die Republik San- no. Es umfaßt ein Areal von 288 539,8 qkm nach der Volkszählung vom 31. Dez. 1881) 1628 G. (99 auf 1 qkm). Die einzige über- e Befestigung, Asiad-Bai am Roten Meere, zählt 12 qkm (1881) 1193 G. Das ganze Königreich t in 16 Landesteile (Compartimenti) und ovinzen; dieselben sind (mit Angabe der Be- ung der Landesteile nach dem Censur von olgende: I. Piemont (mit den 4 Provinzen ndria, Cuneo, Novara und Turin, insgesamt 1,1 qkm mit 3070250 G.); II. Ligurien (mit Provinzen Genua und Porto Maurizio, ins- t 5407 qkm und 892373 G.); III. Lom- i (mit den 8 Provinzen Bergamo, Brescia, , Cremona, Mantua, Mailand, Pavia und io, insgesamt 24206,1 qkm und 3680615 G.); IV. Venetien (mit den 8 Provinzen Bel- Padua, Rovigo, Treviso, Udine, Benedia, a und Vicenza, insgesamt 24025 qkm und 173 G.); V. Emilia (mit den 8 Provinzen na, Ferrara, Forlì, Modena, Parma, Pia- Ravenna und Reggio Emilia, insgesamt 1,6 qkm und 2183391 G.); VI. Umbrien ur 1 Provinz, Perugia, 9474,8 qkm und 0 G.); VII. Marken (mit den 4 Provinzen a, Ancoli-Biceno, Macerata und Besaro-), insgesamt 9835,8 qkm und 939279 G.);



PACIFIC NORTHWEST

WASHINGTON

SEATTLE

TACOMA

OLYMPIA

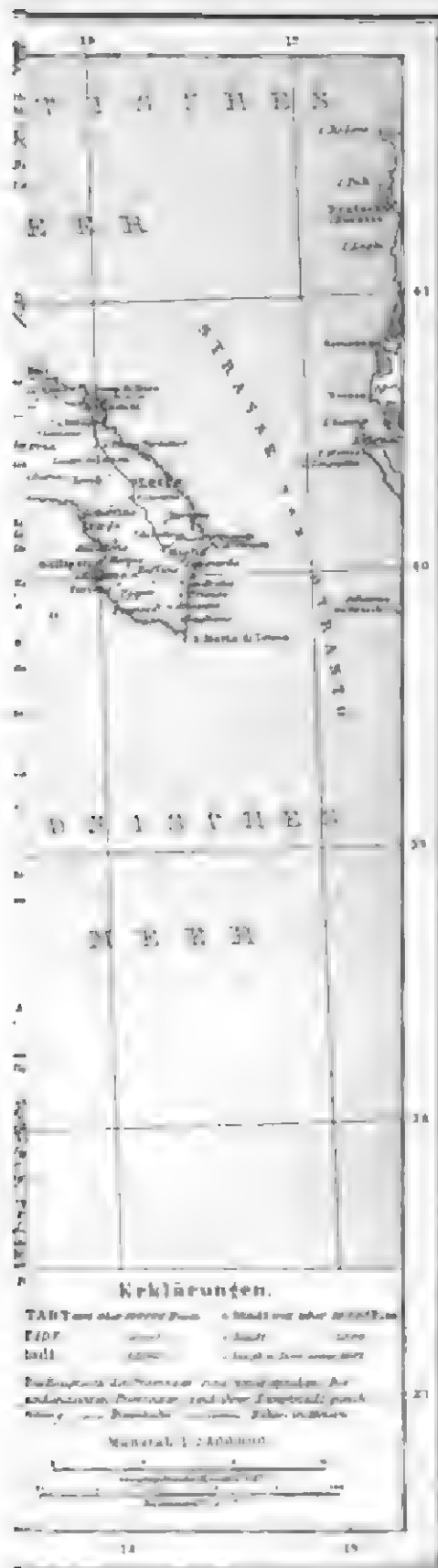
PORTLAND

ASTORIA

CLATSOP

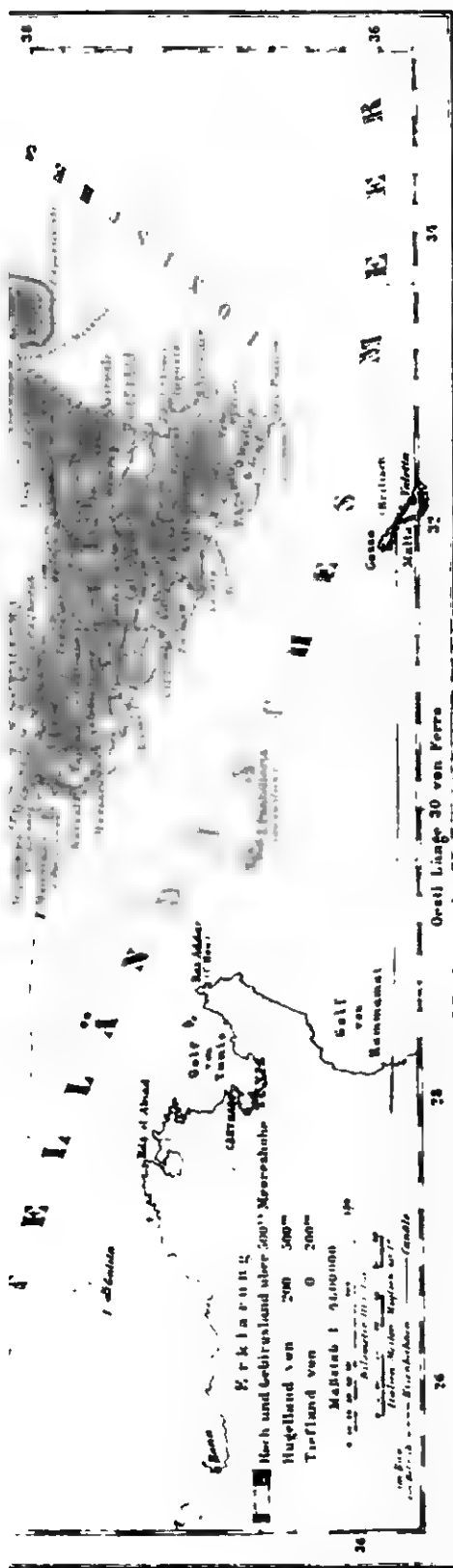
nimen hat, kann auf 2800000 kg geschätzt en. Wolle wird in 5300 Gemeinden produ- und (1876) mit 1824707 Spindeln verspon- Die Seidenspinnerei hat ihren Hauptsitz in ombardei, namentlich in der Provinz Como, ie an der Gesamtspindelzahl mit 78,8 Prozent zipiert, worauf Piemont mit 17,1 Prozent . Im ganzen finden (1876) 185729 Menschen Erwerb in der Production roher und filterter e. Die Seidenweberei ist am blühendsten in o und Genua, nächst dem in Rom, Mailand, n, Florenz und Siena. Etwa sieben Aelstel der enproduktion gehen ins Ausland. Für die Hanf- reitung sind etwa 600000 Menschen, 60000 ideln und 750 mechan. Webstühle thätig, deren iche Production einen Wert von 70—80 Mill. hat. Wolle verarbeiteten, hauptsächlich in ient, Venetien, Toscana und Ligurien, (1876) abriten mit 806886 Spindeln, 2573 mecha- en nebst 5989 Handwebstühlen bei einer Ar- zahl von 23567 Personen. Die Baumwoll- trie, deren Hauptsitze Piemont, Lombardei, rien und Salerno sind, beschäftigt im ganzen greiche 3. (1881) gegen 985000 Feinspindeln (1876) 67842 Webstühle. Leber und geschägte waren liefern noch Turin, Mailand, Brescia, na, Modena, Livorno und Catania. Die Glas- trie hat ihre frühere Bedeutung verloren und den einheimischen Bedarf bei weitem nicht ; doch sind immer noch einige blühende Glas- len vorhanden; die Perlen-, Mosail- und nelsfabriken zu Venedig und Murano, welche ren Fabrikaten (Schmelz- und Glasperlen) den markt beherrschen, beschäftigen über 2500 Ar- r. Die Färbung von Kameen und Mosailen ihren Hauptsitz zu Rom; sonst werden Kameen gsweise in Neapel, Mosailen in Florenz her- ill. Durch seine Arbeiten in Elfenbein und ind Florenz, Livorno und Arezzo ausgezeich- durch Arbeiten in Schildpatt Neapel. Die ilation des Papiers (1862 in 209 Fabriken 148 Maschinen und 311 Bätten) hat sich außer- tlich entwickelt; von Papier aller Sorten wur- 1880: 80000 Ctr. ausgeführt. Die Maschinen- trie hat eine nur untergeordnete Bedeutung, bestehen umfangreiche Etablissements zu Co- Sampierdarena, Sekri di Ponente, Pietrarsa iapel, Turin, Mailand u. Terracotten, Ma- , Fayence und Thongefäße (namentlich große üge) werden für etwa 10 Mill. Lire gearbeitet. Wichtigkeit ist die Strohflechterei, welche nahe 4 Proz. der Gesamtbevölkerung beschäftigt und entlich in der Gegend um Florenz, wo sie be- seit 300 Jahren betrieben wird; 1878 wurden eführt: Strohflechte für 14,8 Mill., nicht gar- te Strofhüte für 11,8 Mill. Mark. In der ndustrie steht die Lombardei obenan; doch en raffiniertes Eisen, Stahl und verschiedene waren im Wert von 70 Mill. Lire jährlich eführt werden. Die Fabrication von Gold- Silberwaren ist in I. ein alter, sehr wichtiger ig des dortigen Gewerfleißes und zumal in i, Mailand, Neapel, Genua, Venedig und Ca- a in großer Blüte; weltberähmt sind die Zill- arbeiten aus Genua und die kleinen Goldketten Venedig. In Florenz, Turin, Mailand und ebig ist die Bronzeindustrie zu bedeutender Ent- elung gelangt. Die Korallenfischerei, welche na- tlich an den Küsten von Afrika und Sardinien

men hat, kann auf 2800000 kg geschätzt werden. Rohseide wird in 5300 Gemeinden produziert (1876) mit 1824707 Spindeln versponnen. Die Seidenspinnerei hat ihren Hauptsitz in Lombardei, namentlich in der Provinz Como, an der Gesamtspindelzahl mit 78,8 Prozent beteiligt, worauf Piemont mit 17,1 Prozent folgt. Im ganzen finden (1876) 185729 Menschen Erwerb in der Produktion roher und filierter Seide. Die Seidenweberei ist am blühendsten in Lombardei und Genua, nächst dem in Rom, Mailand, Florenz und Siena. Etwa sieben Achnel der Produktion gehen ins Ausland. Für die Hanfverwertung sind etwa 600000 Menschen, 60000 Weib und 750 mechan. Webstühle thätig, deren Erzeugnisse einen Wert von 70—80 Mill. ital. L. darstellen, hauptsächlich in Lombardei, Venetien, Toscana und Ligurien, (1876) 2400000 Spindeln, 2573 mechan. und 5989 Handwebstühlen bei einer Anzahl von 23567 Personen. Die Baumwollweberei, deren Hauptsitze Piemont, Lombardei, Venetien und Salerno sind, beschäftigt im ganzen 1881 gegen 985000 Feinspindeln (1876) 67842 Webstühle. Leder und geschähte Waren liefern noch Turin, Mailand, Brescia, Modena, Livorno und Catania. Die Glasindustrie hat ihre frühere Bedeutung verloren und den einheimischen Bedarf bei weitem nicht gedeckt; doch sind immer noch einige blühende Glashütten vorhanden; die Perlen-, Mosail- und Elfsfabriken zu Venedig und Murano, welche in Fabrikaten (Schmuck- und Glasperlen) den Markt beherrschen, beschäftigen über 2500 Arbeiter. Die Erzeugung von Kameen und Mosailen hat ihren Hauptsitz zu Rom; sonst werden Kameen teilweise in Neapel, Mosailen in Florenz hergestellt. Durch seine Arbeiten in Elfenbein und Stein sind Florenz, Livorno und Arezzo ausgezeichnet; durch Arbeiten in Schildpatt Neapel. Die Fabrikation des Papiers (1882 in 209 Fabriken mit 18 Maschinen und 311 Bütten) hat sich außerordentlich entwickelt; von Papier aller Sorten wurden 1880: 800000 Ctr. aufgeführt. Die Maschinenindustrie hat eine nur untergeordnete Bedeutung, bestehen umfangreiche Establishments zu Casale Monferrato, Genua, Vercelli, Biella, Novara, Turin, Mailand u. Terracotta, Neapel, Capri und Lissabon (namentlich große Maschinen) werden für etwa 10 Mill. Lire gearbeitet. Wichtigkeit ist die Strohflechterei, welche nahe 1/3 der Gesamtbevölkerung beschäftigt und namentlich in der Gegend um Florenz, wo sie seit 800 Jahren betrieben wird; 1878 wurden aufgeführt: Strohflechterei für 14,8 Mill., nicht gar Strofhüte für 11,4 Mill. Ital. L. In der Industrie steht die Lombardei obenan; doch in raffiniertes Eisen, Stahl und verschiedene Waren im Wert von 70 Mill. Lire jährlich gefertigt werden. Die Fabrikation von Gold- und Silberwaren ist in J. ein alter, sehr wichtiger Teil des dortigen Gewerbfleißes und zumal in Mailand, Neapel, Genua, Venedig und Capri in großer Blüte; weltberühmt sind die Silberarbeiten aus Genua und die kleinen Goldbleiben Venedig. In Florenz, Turin, Mailand und Genua ist die Bronzefabrikation zu bedeutender Entwicklung gelangt. Die Korallenfischerei, welche namentlich an den Küsten von Afrika und Sardinien



mbildung von Offizieren: die Militärakademie Turin (für Artillerie und Genie), die Militärakademie zu Modena (für Infanterie und Kavallerie), Marineakademie zu Livorno; c) zur Vorbereitung für die Militärakademie und die Militärschule: Militärkollegien zu Neapel, Rom, Mailand und Gen.; d) die Normalinfanterieschule zu Parma, die Kavallerieschule zu Vinerolo. Wissenschaftsbibliotheken gibt es etwa 500; die des Staates umfassen sich auf 31. Die Magliabechiana zu Florenz hat 280 000 Bände und 14 000 Manuskripte, die zu Parma 205 400 Bände, die zu Venedig 200 000 Bände. In den röm. Klöstern befinden sich gegen 800 000 Bände und 307 945 Manuskripte. Als Förderungs- und Hilfsanstalten für Wissenschaften und Künste sind hervorzuheben: die Accademia della Crusca in Florenz, die Museen und Galerien, die 25 Akademien, Institute und Schulen für die schönen Künste, zahlreiche municipalen Reichenschulen, namentlich in Toscana und Umbrien; 267 eigentliche Schulen mit 896 Lehrern und 8863 Schülern.

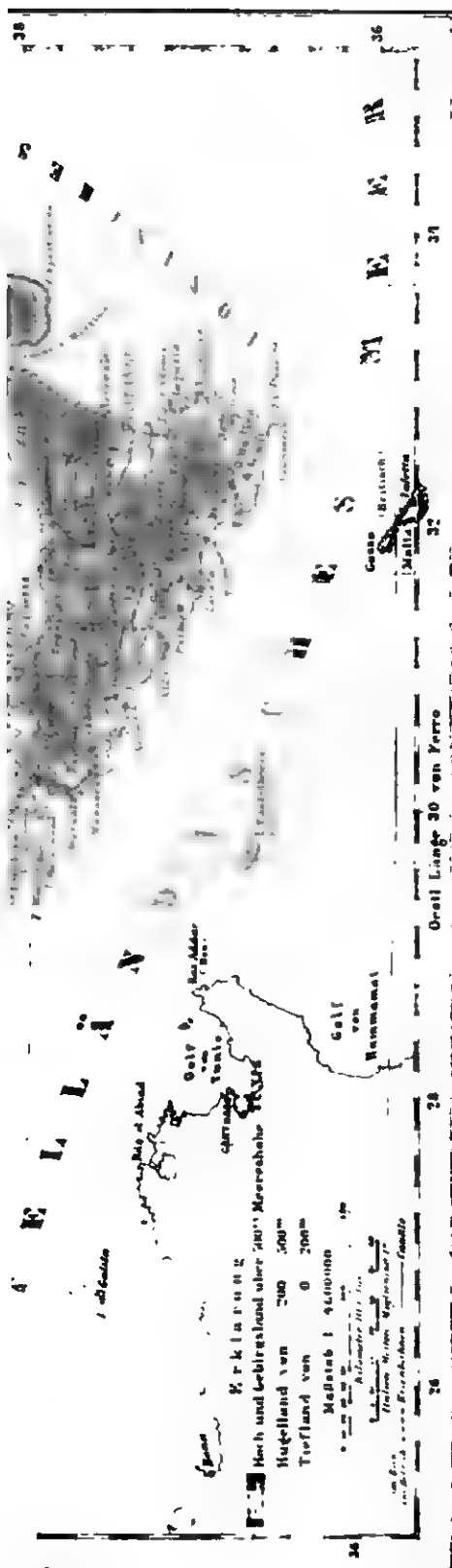
Die Staatsverfassung des Königreichs ist konstitutionell-monarchisch und beruht auf bereits dem vormaligen Königreiche Sardinien ertheilten Grundgesetzen vom 4. März 1848, welche auf alle mit demselben vereinigten Länder ausgedehnt worden ist. Danach übt der König, dessen Name im Mannstamme des Hauses Savoyen ist, die gesetzgebende Gewalt in Gemeinschaft mit zwei Kammern aus. Die Erste Kammer, der Senat, ist aus einer unbestimmten Anzahl von Mitgliedern zusammengesetzt (Ende 1883: 359), die der König auf Lebenszeit aus 21 Kategorien von Staatsbürgern ernennt. Zu diesen gehören die Träger und hohen Staatsbeamten, die Minister, die Deputierten (nach drei Legislaturen), Personen, welche sich in ausgezeichnete Weise um Vaterland verdient gemacht haben, solche, die 3 Jahren 3000 Lire direkte Steuern zahlen. Jeder Senator muß das 40. Lebensjahr erreicht haben. Die Prinzen der königl. Familie haben mit 21 Jahren Sitz, mit 25 Jahren Stimme im Senat. Der König ernennt den Präsidenten und Vizepräsidenten und kann den Senat auflösen, aber Verbrechen des Hochverrats und Staatsminister, die von der Zweiten Kammer angeklagt wurden, zu richten. Die Zweite Kammer, die der Deputierten, besteht aus 508 Mitglieder, welche von den Wahlkollegien in Gemäßheit des Wahlgesetzes vom 22. Jan., bestätigt durch das vom 24. Sept. 1882 auf die Dauer von 6 Jahren direkt gewählt werden. Um Wähler zu sein muß man die bürgerlichen und polit. Rechte besitzen, das Alter von 21 Jahren zurückgelegt haben, lesen und schreiben können und den Nachweis liefern, den obligatorischen Elementarunterricht mit gutem Erfolge genossen zu haben, oder entweder an direkten Staats- und Provinzialsteuern jährlich mindestens 19,50 Lire zahlen oder als Pächter bäuerlicher Gründe einen Jahrespacht mindestens 500 Lire leisten oder einen Grundbesitz kontraktmäßig mit Teilung des Ertrags besetzen und von diesem jährlich mindestens 10 Lire entrichten, oder für ihr Wohnhaus, Handels- oder Industrieetablissement einen Mietzins von mindestens 400 Lire zahlen, oder endlich der Klasse der Kapacitäten angehören, zu welchen letzteren die Mitglieder der Akademien und Handelskammern,



Brockhaus Universal-Lexikon 13 Aufl

W. A. Bradshaw, Mayor and Nat. Institute Building

Zu Artikel. Haben



Brockhaus Conversations-Lexikon 13 Aufl.

P. A. Brockhaus Geogr. Institut, Ant. L. Leipzig

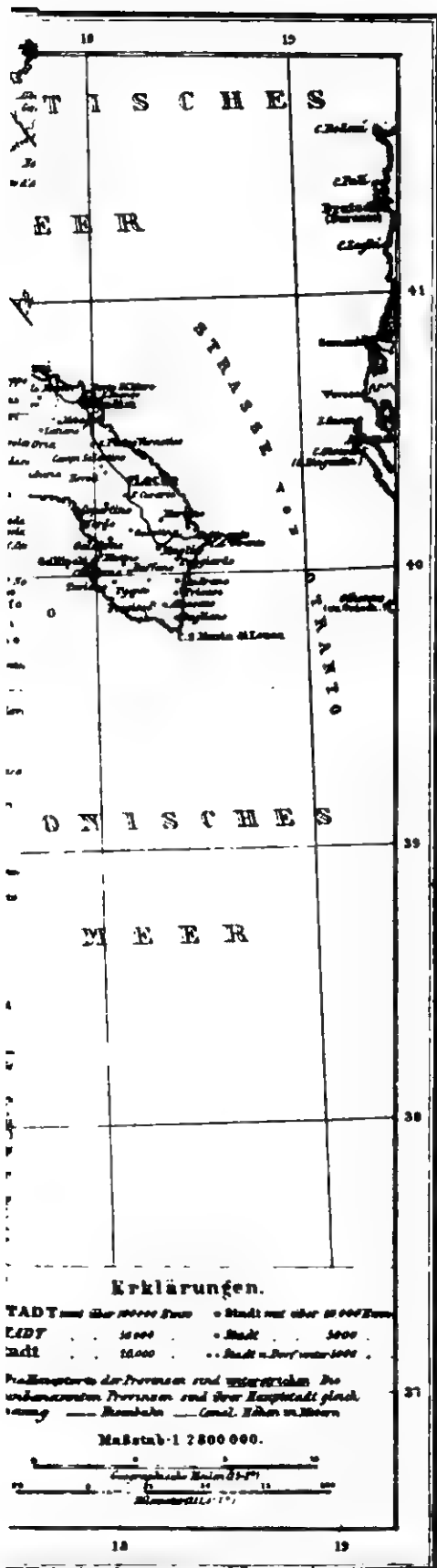
Zu Artikel: Eifel

en von Pisa und Lucca sehr berühmt. Die wichtigsten Produkte der Halbinsel sind: Eisen, Blei, Salz, Schwefel, Alaun, Marmor, Lucca; Mais, Reis, Wein, Öl, Rosinen, Feigen, Südfrüchte, Obst, Eichenholz und Johannisbeeren, Galläpfel, Hanf und Flachs; Esel, Maulwurfsgrillen und Bienen, Seetiere aller Art. Bevölkerung der ganzen ital. Halbinsel beträgt 30 Mill., welche der Nationalität nach theils Italiener sind, die aber nach dem Muttersprache in viele Stammesabteilungen zerfallen. In Friaul (der Provinz Udine) gehört der östliche Teil der Bewohner dem Volksstamme der Friauler und Furlaner an, etwa 370 000 Einwohner leben daselbst 27 000 Slowenen. Auch in der Provinz Turin wohnen 135 000 Einwohner mit provençalischem Dialekt, in den Provinzen und den Trebeci-Communi (an der tiroler Grenze) und an andern Orten der Lombardei und Venetiens über 20 000 Deutsche, im Neapolitanischen und der sicil. Galtanissetta etwa 55 000 Araber, in der neapolit. Provinz Campobasso um 3000 Slawen, deren Sprache mit der kroatischen Ähnlichkeit hat, auf Sardinien 7000 Corsen, auf der Malta-Gruppe Malteser und Engländer, endlich als Handelsleute vielfach zerstreut 1000 Griechen, Armenier u. s. w.

Das gegenwärtige Königreich Italien ist aus den Provinzen des frühern Königreichs Sardinien (mit Ausnahme von Savoyen und Nizza, welche 1860 an Frankreich abgetreten wurden) einigetheillich der Lombardei und Venetiens, aus dem ehemaligen Kirchenstaate und den annektirten Provinzen, nämlich den Herzogthümern Parma und Modena, dem ehemaligen Großherzogthum Toscana und dem frühern Königreiche beider Sicilien zusammengefest. Dasselbe grenzt im N. an die Provinzen von Oesterreich (Tirol, Kärnten, Görz und Triest), im W. an Frankreich, wird sonst vom adriatischen und Ionischen Meere umflossen und schließt mit dem Gebiete seiner Provinzen und Befestigung Urbino die Republik San Marino. Es umfaßt ein Areal von 288 539,5 qkm nach der Volkszählung vom 31. Dec. 1881) 328 E. (99 auf 1 qkm). Die einzige überseeische Besitzung, Assab-Bai am Roten Meere, zählt 1 qkm (1881) 1193 E. Das ganze Königreich ist in 16 Landestheile (Compartimenti) und Provinzen; dieselben sind (mit Angabe der Bevölkerung der Landestheile nach dem Censur von 1881 folgende: I. Piemont (mit den 4 Provinzen Aosta, Cuneo, Novara und Turin, insgesamt 1 qkm mit 3070 250 E.); II. Ligurien (mit den Provinzen Genua und Porto Maurizio, insgesamt 5407 qkm und 892 373 E.); III. Lombardei (mit den 8 Provinzen Bergamo, Brescia, Cremona, Mantua, Mailand, Pavia und Verona, insgesamt 24 206,5 qkm und 3 680 615 E.); IV. Venetien (mit den 8 Provinzen Belluno, Treviso, Udine, Venedig, Vicenza und Verona, insgesamt 24 025 qkm und 1 733 733 E.); V. Emilia (mit den 8 Provinzen Bologna, Ferrara, Forlì, Modena, Parma, Piacenza, Ravenna und Reggio Emilia, insgesamt 16 600 qkm und 2 183 391 E.); VI. Umbrien (mit 1 Provinz, Perugia, 9474,5 qkm und 233 733 E.); VII. Marken (mit den 4 Provinzen Ancona, Macerata, Pesaro und Senigallia, insgesamt 9835,5 qkm und 939 279 E.);



ommen hat, kann auf 2800000 kg geschätzt werden. Kohle wird in 5300 Gemeinden produziert und (1876) mit 1824707 Spindeln versponnen. Die Seidenspinnerei hat ihren Hauptsitz in Lombardien, namentlich in der Provinz Como, die an der Gesamtspindelzahl mit 78,2 Prozent dominiert, worauf Piemont mit 17,2 Prozent folgt. Im ganzen finden (1876) 185729 Menschen an Erwerb in der Produktion roher und siliierter Seide. Die Seidenweberei ist am blühendsten in Novara und Genua, nächstdem in Rom, Mailand, Florenz und Siena. Etwa sieben Achtel der Seidenproduktion gehen ins Ausland. Für die Hanfverarbeitung sind etwa 600000 Menschen, 60000 Spindeln und 750 mechan. Webstühle thätig, deren jährliche Produktion einen Wert von 70—80 Mill. hat. Wolle verarbeiteten, hauptsächlich in Piemont, Venetien, Toscana und Ligurien, (1876) 361800 Spindeln, 2578 mechan. Webstühle und 5989 Handwebstühle bei einer Arbeiterzahl von 23567 Personen. Die Baumwollindustrie, deren Hauptsitze Piemont, Lombardien, Venetien und Salerno sind, beschäftigt im ganzen (1881) gegen 965000 Feinspindeln (1876) 67842 Webstühle. Leder und gefärbte Waren liefern noch Turin, Mailand, Brescia, Modena, Livorno und Catania. Die Glasindustrie hat ihre frühere Bedeutung verloren und den einheimischen Bedarf bei weitem nicht gedeckt; doch sind immer noch einige blühende Glasfabriken vorhanden: die Porzellan-, Mosaike- und Nesselfabriken zu Venedig und Murano, welche den Fabrikanten (Schmelz- und Glasporzellan) den Markt beherrschen, beschäftigen über 3500 Arbeiter. Die Erzeugung von Kameen und Mosaiken hat ihren Hauptsitz zu Rom; sonst werden Kameen hauptsächlich in Neapel, Mosaiken in Florenz hergestellt. Durch seine Arbeiten in Elfenbein und Ebenholz sind Florenz, Livorno und Arezzo ausgezeichnet; durch Arbeiten in Schildpatt Neapel. Die Fabrikation des Papiers (1882 in 209 Fabriken mit 48 Maschinen und 311 Mähten) hat sich außerordentlich entwickelt; von Papier aller Sorten wurden 1880: 80000 Ctr. ausgeführt. Die Maschinenindustrie hat eine nur untergeordnete Bedeutung, bestehen umfangreiche Establishments zu Cassanese, Sestri di Ponente, Pietrasanta, Neapel, Turin, Mailand u. Terracotta. Porzellan, Fayence und Thongefäße (namentlich große Gefäße) werden für etwa 10 Mill. Lire gearbeitet. Wichtigkeit ist die Strohflechterei, welche nahe 1 Proz. der Gesamtbevölkerung beschäftigt und namentlich in der Gegend um Florenz, wo sie seit 500 Jahren betrieben wird; 1878 wurden ausgeführt: Strohflechterei für 14,2 Mill., nicht gefärbte Strohhüte für 11,2 Mill. Lire. In der Industrie steht die Lombardien obenan; doch in Cassanese Eisen, Stahl und verschiedene Waren im Wert von 70 Mill. Lire jährlich gefertigt werden. Die Fabrikation von Gold- und Silberwaren ist in Italien ein alter, sehr wichtiger Industriezweig, des vortigen Gewerbes und zumal in Mailand, Neapel, Genua, Venedig und Cassanese im großen Maße; weltberühmt sind die Silberarbeiten aus Genua und die kleinen Goldketten aus Venedig. In Florenz, Turin, Mailand und Genua ist die Bronzindustrie zu bedeutender Entwicklung gelangt. Die Korallenfischerei, welche nach an den Küsten von Afrika und Sardinien



ranbildung von Offizieren: die Militärakademie Turin (für Artillerie und Genie), die Militärakademie zu Modena (für Infanterie und Kavallerie), die Marineakademie zu Livorno; c) zur Vorbereitung für die Militärakademie und die Militärschule: die Militärkollegien zu Neapel, Rom, Mailand und Cremona; d) die Normalinfanterieschule zu Parma, die Normalkavallerieschule zu Pinerolo. Wissenschaftliche Bibliotheken gibt es etwa 500; die des Staates laufen sich auf 31. Die Magliabechiana zu Florenz hat 280 000 Bände und 14 000 Manuskripte, die Bibliothek zu Parma 205 400 Bände, die zu Turin 200 000 Bände. In den röm. Klöstern befinden sich gegen 800 000 Bände und 307 945 Manuskripte. Als Förderungs- und Hilfsanstalten für Wissenschaften und Künste sind hervorzuheben: die Accademia della Crusca in Florenz, die Museen und Galerien, die 25 Akademien, Institute und Schulen für die schönen Künste, zahlreichen municipalen Zeichenschulen, namentlich in Toscana und Umbrien; 267 eigentliche Schulen mit 896 Lehrern und 8863 Schülern. Die Staatsverfassung des Königreichs ist konstitutionell-monarchisch und beruht auf bereits dem vormaligen Königreiche Sardinien erlassenen Grundgesetzen vom 4. März 1848, welche auf alle mit demselben vereinigten Länder ausgedehnt worden ist. Danach übt der König, dessen Thron im Mannstamme des Hauses Savoyen sich befindet, die gesetzgebende Gewalt in Gemeinschaft mit zwei Kammern aus. Die Erste Kammer, Senat, ist aus einer unbestimmten Anzahl von Mitgliedern zusammengesetzt (Ende 1883: 359), die der König auf Lebenszeit aus 21 Kategorien von Staatsbürgern ernannt. Zu diesen gehören die Träger und hohen Staatsbeamten, die Bischöfe, die Deputierten (nach drei Legislaturen), die Offiziere, welche sich in ausgezeichnete Weise um Vaterland verdient gemacht haben, solche, die 3 Jahren 3000 Lire direkte Steuern zahlen. Jeder Senator muß das 40. Lebensjahr erreicht haben. Die Prinzen der königl. Familie haben mit 21 Jahren Sitz, mit 25 Jahren Stimme im Senat. Der König ernannt den Präsidenten und Vizepräsidenten und kann den Senat auflösen, aber Verbrechen des Hochverrats und Staatsminister, die von der Zweiten Kammer angeklagt wurden, zu richten. Die Zweite Kammer, die der Deputierten, besteht aus 508 Mitglieder, welche von den Wahlkollegien in Gemäßheit des Wahlgesetzes vom 22. Jan., bestätigt durch das Gesetz vom 24. Sept. 1882 auf die Dauer von 3 Jahren direkt gewählt werden. Um Wähler zu sein muß man die bürgerlichen und polit. Rechte besitzen, das Alter von 21 Jahren zurückgelegt, lesen und schreiben können und den Nachweis liefern, den obligatorischen Elementarunterricht gutem Erfolge genossen zu haben, oder der an direkten Staats- und Provinzialsteuern jährlich mindestens 19,80 Lire zahlen oder entweder bürgerlicher Gründe einen Jahrespacht mindestens 500 Lire leisten oder einen Grundbesitz kontraktmäßig mit Teilung des Ertrags belasten und von diesem jährlich mindestens 100 Lire entrichten, oder für ihr Wohnhaus, Handels- oder Industrieetablisement einen Mietzins von 100 Lire zahlen, oder endlich der Klasse der Staatsbürger angehören, zu welchen letztern die Mitglieder der Akademien und Handelskammern,

Heranbildung von Offizieren: die Militärakademie zu Turin (für Artillerie und Genie), die Militärschule zu Modena (für Infanterie und Kavallerie), die Marineakademie zu Livorno; c) zur Vorbereitung für die Militärakademie und die Militärschule: die Militärkollegien zu Neapel, Rom, Mailand und Florenz; d) die Normalinfanterieschule zu Parma, die Normalkavallerieschule zu Vinerolo. Wissenschaftliche Bibliotheken gibt es etwa 500; die des Staats belaufen sich auf 31. Die Magliabecchiana zu Florenz hat 280 000 Bände und 14 000 Manuskripte; die Bibliothek zu Parma 205 400 Bände, die zu Turin 200 000 Bände. In den röm. Klöstern befinden sich gegen 800 000 Bände und 307 945 Manuskripte. Als Förderungs- und Hilfsanstalten für Wissenschaften und Künste sind hervorzuheben: die vielen Akademien, die Accademia della Crusca in Florenz, die Museen und Galerien, die 25 Akademien, Institute und Schulen für die schönen Künste, die zahlreichen municipalen Zeichenschulen, namentlich in Toscana und Umbrien; 267 eigentliche Musikschulen mit 896 Lehrern und 8863 Schülern.

Die Staatsverfassung des Königreichs ist eine konstitutionell-monarchische und beruht auf dem bereits dem vormaligen Königreiche Sardinien verliehenen Grundgesetze vom 4. März 1848, welches auf alle mit demselben vereinigten Länder ausgedehnt worden ist. Danach übt der König, dessen Thron im Mannskamme des Hauses Savoyen erblich ist, die gesetzgebende Gewalt in Gemeinschaft mit zwei Kammern aus. Die Erste Kammer, der Senat, ist aus einer unbestimmten Anzahl von Mitgliedern zusammengesetzt (Ende 1883: 359), die der König auf Lebenszeit aus 21 Kategorien von Staatsbürgern ernannt. Zu diesen gehören die Würdenträger und hohen Staatsbeamten, die Bischöfe, die Deputierten (nach drei Legislaturen), Personen, welche sich in ausgezeichneter Weise um das Vaterland verdient gemacht haben, solche, die seit 3 Jahren 3000 Lire direkte Steuern zahlen u. s. w. Jeder Senator muß das 40. Lebensjahr zurückgelegt haben. Die Prinzen der königl. Familie haben mit 21 Jahren Sitz, mit 25 Jahren Stimme im Senat. Der König ernannt den Präsidenten und Vicepräsidenten und kann den Senat beauftragen, über Verbrechen des Hochverrats und über Staatsminister, die von der Zweiten Kammer angeklagt wurden, zu richten. Die Zweite Kammer, die der Deputierten, besteht aus 508 Mitgliedern, welche von den Wahlkollegien in Gemäßheit des Wahlgesetzes vom 22. Jan., bestätigt durch Dekret vom 24. Sept. 1882 auf die Dauer von 6 Jahren direkt gewählt werden. Um Wähler zu sein, muß man die bürgerlichen und polit. Rechte genießen, das Alter von 21 Jahren zurückgelegt haben, lesen und schreiben können und den Nachweis liefern, dem obligatorischen Elementarunterricht mit gutem Erfolge genossen zu haben, oder entweder an direkten Staats- und Provinzialsteuern jährlich mindestens 19,50 Lire zahlen oder als Pächter bäuerlicher Gründe einen Jahrespacht von mindestens 500 Lire leisten oder einen Grundbesitz kontraktmäßig mit Teilung des Ertrags bewirtschaften und von diesem jährlich mindestens 80 Lire entrichten, oder für ihr Wohnhaus, Handels- oder Industrieetablissement einen Mietzins von 150–400 Lire zahlen, oder endlich der Klasse der sog. Capacitäten angehören, zu welchen letztern die Mitglieder der Akademien und Handelskammern,

Fahrzeuge. Im J. 1883 sind 47 $\frac{1}{2}$ Mill. Lire auf den Schiffbau verwendet worden.

Der Hauptausflugs- und Kriegshafen der Flotte ist Spezia, für das Adriatische Meer Venedig, doch wird Tarent mit Aufwand bedeutender Mittel zu einem Kriegshafen ersten Ranges ausgebaut.

Das Personal der Flotte bestand im J. 1884 aus 540 Seecapitänen und Marine-Ingenieuren, 430 Beamten, Ärzten und Maschinenoffizieren, 15055 Steuerleuten, Matrosen, Torpedern, Artilleristen, Handwerkern und Krankenwärtern.

Die Flagge ist rot, silbern und grün wagerecht gestreift und enthält in dem silbernen Streifen das Wappen des Königreichs (ein silbernes Kreuz im roten Felde, umgeben von der Kette des Annunziataordenes mit daranhängendem Ordenskreuze; Schildhalter zwei Löwen; auf dem mit einem Purpurmantel behängten Schilde ruht die Königskrone).

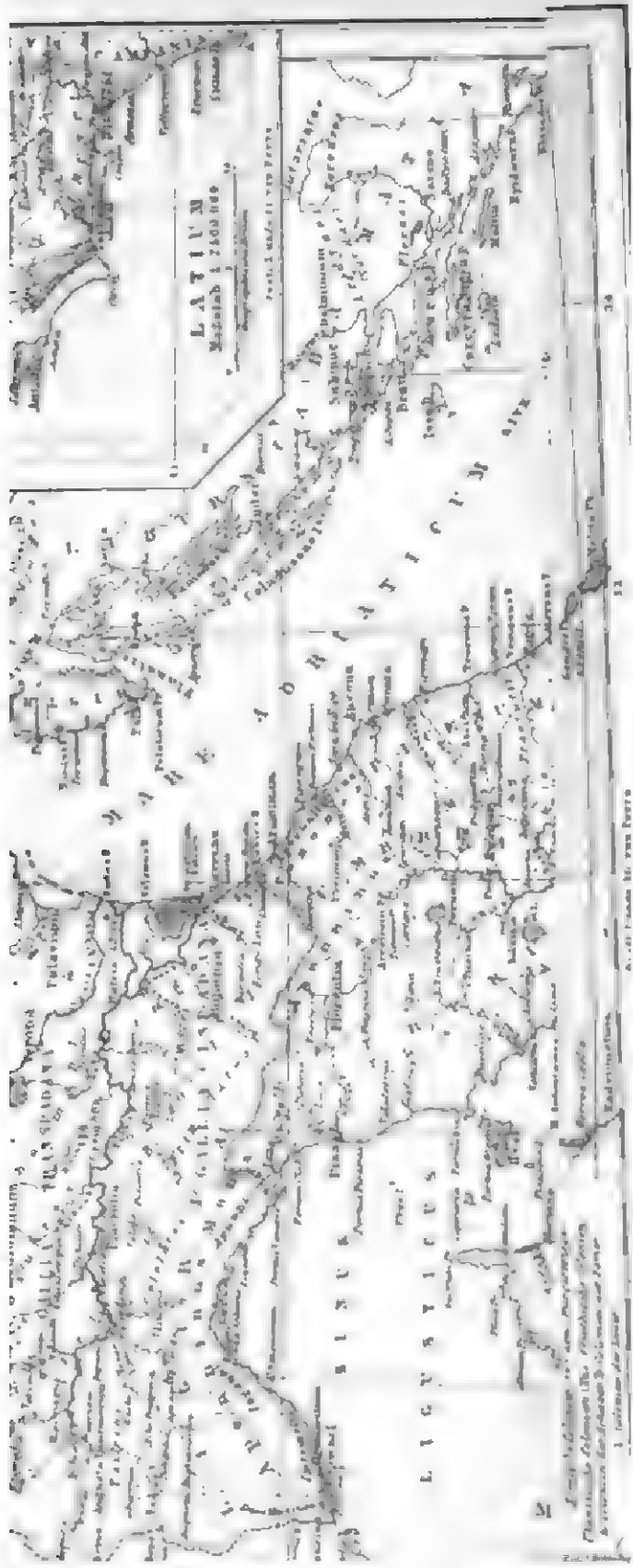
Litteratur. Vgl. außer der offiziellen, bandweise erscheinenden »Statistica del regno d'Italia« und den zeitweiligen Publicationen der einzelnen Ministerien, wie: »L'Italia economica nel 1873« (2. Aufl. 1874), »Annuario statistico italiano« (1878 fg.) und »Annali di Statistica« (1871 fg.); Correnti und Maestri, »Annuario statistico italiano« (Turin 1864 fg.); Fabi, »Corografia d'Italia« (3 Bde., Mail. 1854); Juccagni-Orlandini, »Corografia fisica, storica e statistica dell'Italia« (12 Bde., Flor. 1815); »Dizionario corografico-universale d'Italia« (160 Hefte, Mail. 1857); Atiavilla, »Il regno d'Italia. Dizionario geografico-storico-statistico« (Turin 1875); »I., eine Wanderung von den Alpen bis zum Atlas« (Stuttg. 1875); Maestri, »L'Italia economica 1867–70« (4 Bde., Flor.); Brachelli, »Geographie und Statistik des Königreichs I.« (Ryp. 1871); »Archivio di statistica, fondato da T. Paternò« (Rom 1876 fg.); Ellena, »La statistica di alcune industrie italiane« (Rom 1879); »Codice politico-amministrativo del regno d'Italia« (3 Bde., Rom 1879–81); »Die Streitkräfte I.«; Publication des Wiener Militärwissenschaftlichen Vereins« (Wien 1881); »Notizie sulle condizioni dell'agricoltura in Italia« (3 Bde., 1880–82), sowie die Resultate größerer Enquêtes, welche seit 1868 erschienen. Ferner die zahlreichen Reisebeschreibungen und die Reisehandbücher, unter denen die von Hörner, Löffow, Baderer und Osellfeld die verbreitetsten sind.

Geschichte. Die ältesten geschichtlich bekannten Bewohner der ital. Halbinsel wurden im Altertum selbst für Autochthonen gehalten, bilden aber, mit Ausnahme der Etrusker, nach den Ergebnissen der neuern histor.-philol. Forschung ein Glied des großen indogerman. Stammes, welches mit dem Namen der ital. Völker bezeichnet wird. (S. Italische Völker und Sprachen.) Die Geschichte dieser Völker ist eng mit der Entwicklungsgeschichte des Römischen Reichs verbunden und geht seit der Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. in derselben auf. (S. Rom und Römisches Reich.)

Die erste Periode der Geschichte des modernen I. umfaßt die Zeit von dem Untergange des alten Weströmischen Reichs bis zur Begründung des neuen abendländischen Kaisertums, oder die Zeit der Bildung german. Staaten durch die Einwanderung deutscher Völker (476–774 n. Chr.). Im J. 476 stürzte Odoaker den röm. Kaiser Romulus Augustulus und bemächtigte sich des Throns unter dem Titel eines Königs von I., das auf diese Weise

ari. 5 III. starb 1066, nachdem er mächtig, wie Otto I. kein Kaiser, über J. geherrscht. Mit Heinrichs III. Tode beginnt die vierte Periode der Geschichte J.s (1056—1250), die Zeit des großen Kampfes zwischen den Kaisern und Päpsten um die Obergewalt und zwischen den Kaisern und den ital. Städten, die Zeit der Reaktion des rom.-ital. Elements gegen das feudalistisch-germanische. In der langen Minderjährigkeit Heinrichs IV. gelang es der besonders durch Hildebrand, den nachherigen Papst Gregor VII., geleiteten Politik der Päpste, eine Opposition, die bald zu einer furchtbaren Größe anwuchs, gegen die weltliche Macht vorzubereiten. In seinem folgenden Kampfe mit der kaiserl. Macht stützte sich der Papst vorzüglich auf die mächtige Gräfin Mathilde von Tuscien und die Normannen, welche seit 1016 in Unteritalien aufgetreten waren und nach allmählicher Verdrängung der Byzantiner und Araber aus Unteritalien und Sicilien hier ein Königreich bildeten, dessen Krone seit 1130 ihre Fürsten vom Papste zu Lehn trugen. Gregor VII. benützte 1077 Heinrich IV.; Urban II. wiegelte die eigenen Söhne gegen den Kaiser auf. Konrad, der älteste Sohn Heinrichs IV., wurde 1093 zum König von J. gekrönt, und nach Konrads Tode (1101) gelang es dessen Bruder Heinrich, den Vater vom Kaiserthron zu verdrängen. Heinrich V. geriet jedoch bald in harte Kämpfe mit dem Papste, besonders um das Erbe der Markgräfin Mathilde, welches das 12. Jahrh. hindurch fortwährende Streitigkeiten zwischen der Kirche und dem Reiche erregte. Diese verschärften sich noch dadurch, daß die Päpste gegen die Kaiser die oberital. Kommunen unterstützten. Handel und Industrie blühten in diesen Städten mächtig auf, trotz der zahllosen Fehden untereinander. Darunter gehörte die, welche 1111 mit der Zerstörung von Lodi durch die Mailänder endigte, und die zehnjährige Belagerung von Como durch Heere aller lombard. Städte (1118—28). Die Unterwerfung dieser Stadt erhob Mailand zur ersten Macht der Lombardie, mit der sich die meisten benachbarten Städte verbanden. Andere bildeten um ihre Lebenshuhlerin Pavia einen entgegengesetzten Bund. Streitigkeiten zwischen Mailand und Cremona veranlaßten 1129 zwischen beiden Vereinen den ersten Krieg, dem der Streit Lothars II. und Konrads III. um die Krone bald eine andere Richtung gab. In Rom erhob sich der von Gregor VII. gefesselte Freiheitsinn in dem Maße wieder, als seine Nachfolger minder kräftig regierten, und Arnold von Brescia gelang es, für kurze Zeit das Scheinbild einer röm. Republik wiederherzustellen. Friedrich I. suchte seine Pläne auf Befestigung der kaiserl. Macht über J. und die Hierarchie mit großer Ausdauer und Kraft durchzuführen, die zuletzt aber doch an der Übermacht der sich aufstürmenden Hindernisse scheiterte. Zwar gewannen weder die Päpste noch die widerspenstigen Städte, welche sich seit 1167 zum Lombardischen Bunde einigten, entscheidende Vorteile über den Kaiser. Allein auch diesen nötigte ein Reihe von Unglücksfällen, mit dem Papste Alexander III., den lombard. Städten und König Wilhelm II. von Sicilien im Frieden von Benedig 1177 ein Kompromiß einzugehen.

Durch die Erwerbung des Reichs beider Sicilien für sein Haus gewann Heinrich VI. nicht nur ein ansehnliches Erbreich, sondern vernichtete auch eine der Hauptstützen der päpstl. Gewalt in ihrem Streite



die Geißel der Söldnerbanden, die nach dem Frieden den Krieg auf eigene Hand fortsetzten, wie die des Grafen Werner 1348 und des Fra Moriale 1364.

So verfiel denn mit dem Sturz der kaiserl. Gewalt J. im 14. und 15. Jahrh. in immer größere polit. Zerrüttung, und eine Auflösung aller sittlichen Bande trat ein, während damit ein unter diesen Verhältnissen doppelt wunderbares Aufblühen der Künste, Wissenschaften und Gewerbe parallel ging. In dieser Anarchie treten vorzüglich fünf Staaten hervor, um die sich die übrigen gruppierten: Neapel, der Kirchenstaat, Florenz an der Spitze von Toscana, Mailand unter den Visconti, und Venedig. Zunächst versuchte es noch einmal Karl IV., das kaiserl. Ansehen herzustellen. Er erschien 1355 in J., unterwarf sich fast ganz Toscana, scheiterte aber an der Parteilichkeit des Volks von Siena und Pisa. Dem Papste Innocenz VI. gelang es (1354–60), durch den Kardinal Albornoz den Kirchenstaat herzustellen. Aber durch die Bedrückungen der Legaten aufs Äußerste gebracht und von Florenz unterstützt, fielen 1378 alle eroberten Städte wieder ab, worauf sich während des großen Schisma die Freiheit dieser Städte befestigte. Genua unterwarf sich 1363 dem Giovanni Visconti, der Bologna 1360 von den Nepoli gekauft hatte. Aber seine Unternehmung gegen Toscana scheiterte an dem Widerstande der verbündeten toscan. Republiken. Einen andern Bund gegen Giovanni Visconti schlossen 1354 die Venetianer mit den kleinen Tyrannen der Lombardei, bis sie am Ende nach vielfachen Kämpfen der letztern mit den Visconti gegen Anfang des 15. Jahrh. aus Gegnern der Viscontischen Eroberungspläne ihre Nebenbuhler wurden. Giangaleazzo Visconti erwarb 1396 vom König Wenzel die Belehnung mit Mailand als Herzogtum, unterwarf sich 1399 Siena, 1400 Perugia und 1402 Bologna, sodann Florenz, fürchtbar bedroht, allein für die Sache der Freiheit gegen ihn stand. Allein nach seinem Tode 1402 ging während der Minderjährigkeit seiner Söhne ein großer Teil seiner Staaten wieder verloren. Als in Ladislaus von Neapel, der, das Schisma benutzend, sich des ganzen Kirchenstaats bemächtigte, 1409 ein neuer Eroberer entstand, wagte wiederum Florenz allein ihm zu widerstehen. Doch diese Gefahr war nur vorübergehend; Ladislaus starb 1414. Bald erhoben sich dagegen die Visconti wieder. Der Herzog Filippo Maria Visconti eroberte (1416–20) alle seine Staaten in der Lombardei zurück; auch unterwarf sich ihm 1421 Genua. Da verband sich Florenz 1425 gegen ihn mit den Venetianern, die alles Land bis zur Adria eroberten und im Frieden von Ferrara 1428 behielten. In Perugia gelang es Braccio da Montone, sich 1416 zum Herrn der Stadt und ganz Umbriens nebst Rom zu machen. In Siena gelangten 1430 die Petrucci zur Herrschaft.

Nach der Schwächung Mailands durch die Venetianer und Florentiner und bei der beständigen Verunruhigung des aragon. Königs Alfons in Neapel durch die Partei der Anjou war jetzt keine gefährliche Übermacht in J. mehr vorhanden, obwohl gegenseitige Eifersucht noch häufige Kriege erregte, in welchen die beiden Parteien unter den ital. Milt. soldaten, die Bracceschi, nach Braccio da Montone, und die Sforzeschi, nach Sforza Attendolo so genannt, einander stets feindlich gegenüberstanden. Dem Francesco Sforza gelang es, nach dem Aussterben der Visconti 1447, sich 1450 zum Herrn des

mailänd. Staats zu machen. Als die Venetianer mit einigen Fürsten sich gegen ihn verbanden, fand er einen Bundesgenossen an Florenz, wo sich um diese Zeit das Haus Medici erhob. Mailand, wo die Sforza sich befestigten, Venedig, das die Hälfte der Lombardei besaß, Florenz, das durch Lorenzo Medici weise geleitet wurde, der Kirchenstaat, der größtenteils dem Heiligen Stuhle zurückgegeben war, und Neapel, das unfähig war, seine Macht zu gefährlichen Angriffen zu gebrauchen, bildeten im 15. Jahrh. das polit. Gleichgewicht J.s, sodas in den fortgesetzten Kriegen dieser Staaten keiner der Unabhängigkeit des andern fürchtbar werden konnte.

In der sechsten Periode der ital. Geschichte, einer Übergangsperiode (1492–1569), wurde indes dieses Gleichgewicht der ital. Rechtsverhältnisse zunächst durch das Eingreifen der franz. Politik zerstört. In dieser Periode bildet der Untergang der Florentinischen Republik das wichtigste Ereignis. In kulturgeschichtlicher Hinsicht ist für sie das Erwachen der streng kirchlichen, antireformatorischen Bewegung, welche in der folgenden Epoche unter span. Einfluß zum vollkommenen Durchbruch kam, charakteristisch. Die Wahl des Papstes Alexander VI. Borgia 1492 eröffnet dieselbe. Zwei Jahre später zog Karl VIII. von Frankreich, der Erbe des Hauses Anjou, heran, um Neapel und Sicilien zu erobern. Zwar trat Lodov. Sforza, Moro genannt, erst sein Bundesgenosse, als Feind wider ihn auf; allein Papst Alexander VI., um seinen Sohn Cesare Borgia zu erheben, begünstigte des Königs Pläne. Karl eroberte Neapel schnell, verlor es aber sehr bald wieder durch die Eifersucht der übrigen größern Mächte an Alfons II. von Aragon. Auch Karls VIII. Nachfolger, Ludwig XII., wurde von Ferdinand dem Katholischen aus dem mit ihm wiedereroberten Neapel 1504 verdrängt. Glücklicher war Ludwig XII. gegen Mailand, das er, auf ein Erbrecht gestützt, 1500 sich unterwarf. Cesare Borgia's Versuche auf eine weltliche Herrschaft im Kirchenstaate wurden durch den Tod seines Vaters 1503 vereitelt, worauf der kriegerische Papst Julius II. den Kirchenstaat an das Papsttum zurückbrachte. Er schloß mit Kaiser Maximilian I., Ferdinand dem Katholischen und Ludwig XII. 1508 die Ligue von Cambrai gegen die Vergrößerungsabsichten der Venetianer, deren Schlaubeit aber diesen Bund bald zu trennen wußte, und sodann 1509 mit den Venetianern, Spaniern und Schweizern zur Vertreibung der Franzosen aus J. die Heilige Ligue, die aber damals ihren Zweck noch nicht erreichte. Der Streit zwischen den Sforza und später zwischen Kaiser Karl V. mit den Franzosen um Mailand dauerte fort und endete erst durch Franz I. von Frankreich Niederlage bei Pavia 1525. Infolge davon blieb Mailand dem Franc. Sforza, dem bei seinem Tode 1540 sein Sohn Filippo in der Regierung folgte. Die mediceischen Päpste, Leo X. (1518–21) und Clemens VII. (1523–34), waren eifrig auf Vergrößerung ihres Hauses bedacht. Karl V., unter den seit der Schlacht von Pavia sich ganz J. beugte, vereitelte zwar Clemens' VII. Anschläge, seine Macht zu schwächen; er eroberte und plünderte 1527 Rom; aber bald mit dem Papste auf Kosten von Florenz versöhnt, wendete er sich gegen diese Stadt, welche die Familie des Papstes vertrieben hatte. Nach ruhmvollem Widerstande erlag dieselbe der Übermacht (1530) und erhielt nun in

Alessandro de' Medici den ersten erblichen Herzog. Nach dem Aussterben des Mannstammes der Markgrafen von Montferrat gab Kaiser Karl V. dieses Land 1536 dem Gonzaga von Mantua. Aus Parma und Biacenza, die Papst Julius II. für den heiligen Stuhl erobert, machte Papst Paul III. 1545 ein Herzogtum und gab es seinem Vahard Pietro Luigi Farnese, dessen Sohn Ottavio 1556 die kaiserl. Belehnung erhielt. Genua fand in Andrea Doria 1523 seinen Befreier von der franz. Herrschaft, den 1547 die Verschwörung Fiescos nicht zu stützen vermochte. Karl V., der schon seinen Sohn Philipp II. mit Mailand belehnt hatte, überließ 1553 auch Neapel demselben, und hiernit wurde aus Jahrhunderte, zum Unglück für das ganze geistige und polit. Leben I. s. öherr. span. Einfluß hier vorherrschend; im Frieden zu Chateau-Cambresis (1559) wurde Piemont dem Herzog Emanuel Philibert von Savoyen zurückgegeben.

Hiermit beginnt die siebente Periode der Geschichte I. s. die Zeit wechselnder Abhängigkeit bald von Spanien, bald von Oesterreich, bald von Frankreich, bis zum Wiener Frieden (1815). In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. hob sich I., soweit dies bei dem Verlust des Welthandels durch die Veränderung der Handelswege möglich war, in längerem Frieden, der bis zum Erbfolgestreit über Mantua und Montferrat fortbauerte, wodurch die Not des Dreißigjährigen Kriegs auch über I. kam. Seine Bebrängnis in Deutschland nöthigte Kaiser Ferdinand II., jene beiden Länder 1631 Frankreichs Schutzingen, Karl von Nevers, zu Lehn zu geben, dessen Geschlecht bis zum Spanischen Erbfolgestriege im Besitz blieb. Durch den Abgang des Hauses della Rovere fiel Urbino 1631 dem päpstl. Stuhle anheim. Der Friede 1713 wurde mit Ausnahme der Unternehmungen Ludwigs XIV. auf Savoyen und Piemont in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. nicht gestört und schien durch den Turiner Neutralitätsvertrag von 1696 auf lange Zeit gesichert zu sein, als der Spanische Erbfolgestrieg ausbrach. Oesterreich eroberte 1706 Mailand, Mantua und Montferrat, behielt die ersten beiden für sich, indem Mantua wegen Felonie des gedächten Herzogs eingezogen wurde, und gab letzteres an Savoyen. Im Utrecht'schen Frieden von 1714 bekam Oesterreich noch die Insel Sardinien und Neapel, Savoyen aber die Insel Sicilien, die es 1720 gegen Sardinien an Oesterreich abtrat. Parma und Biacenza erhielt, als 1731 das Haus Farnese ausstarb, der span. Infant Karl. In dem poln. Thronfolgestriege von 1733 eroberte Karl Emanuel von Savoyen, mit Frankreich und Spanien verbunden, Mailand und behielt davon im Wiener Frieden von 1738 Novara und Tortona. Der Infant Karl wurde König beider Sicilien und trat dafür Parma und Biacenza an Oesterreich ab. Als die Medicer 1737 ausstarben, erhielt der Herzog Franz Stephan von Lothringen nach der Bestimmung des Wiener Präliminarfriedens Toscana, das er 1745, wo er Kaiser wurde, zur Secundogenitur des öherr. Erbprinzen. Hauses machte. Im Oesterreichischen Erbfolgestriege eroberten die Spanier 1745 Mailand, wurden aber durch Karl Emanuel daraus vertrieben, welchem Maria Theresia zum Dank einige mailänd. Landschaften abtrat. Massa und Carrara fielen 1748 als Erbe an Modena. Parma und Biacenza eroberte der span. Infant Philipp, verlor es zwar wieder, erhielt es aber als erbliches Herzogtum im

Nachener Frieden von 1748 zurück. So teilten sich im 18. Jahrh. die Häuser Lothringen, Bourbon und Savoyen in ganz I., bis auf den Kirchenstaat, Modena und die alten Republiken, denen erst die französische Revolution ein Ende machte.

Im Sept. 1792 drangen die franz. Truppen zuerst in Savoyen ein, wurden zwar 1793 auf einige Zeit wieder vertrieben, behaupteten es aber doch am Ende des Jahres. Der franz. Nationalconvent hatte schon im Febr. 1793 auch Neapel den Krieg erklärt. Im April 1794 rüdten die Franzosen im Piemontesischen und Genuesischen vor, wurden aber im Juli 1795 von den Oesterreichern: Sardinern und Neapolitanern aus I. nochmals vertrieben. Nachdem 1796 Napoleon Bonaparte den Oberbefehl des franz. Heeres in I. erhalten, zwang er zunächst den König von Sardinien zum Frieden, in welchem Nizza und Savoyen an Frankreich abgetreten werden mußten. Nachdem er sodann die öherr. Lombardie erobert, dem Herzog von Parma und dem Papst Kontributionen auferlegt und dem König von Neapel solche Furcht eingegeben hatte, daß dieser um Frieden bat, erzwang er 1797 aus Mailand, Mantua, dem Teile von Parma dießseits des Po und Modena die Etsalpinische Republik. Der Kirchenstaat wurde 1798 in eine Königlich-republik, Genua in eine Ligurische Republik umgewandelt. Auch Venedig wurde von den Franzosen besetzt und dieser aristokratischen Republik eine neue Form gegeben. Im Frieden zu Campo-Formio ward sodann das venet. Gebiet bei an die Etsch an Oesterreich überlassen und der Überrest mit der Etsalpinischen Republik vereinigt. Der König von Sardinien schloß zwar mit Frankreich 25. Okt. 1797 einen Allianz- und Subsidienvertrag, doch 1798 fand die Infolge der zweiten Koalition von Neapel her in Rom angegriffene franz. Partitioralregierung für gut, den König von Sardinien zur Abtretung seiner Staaten auf dem sechsten Lande zu nöthigen. Neapel selbst wurde vom General Championnet 1799 besetzt und in eine Parthische Republik verwandelt, Toscana aber von Piemont von den Franzosen militärisch verwahrt. Infolge der Siege der Koalition wurden indes die Franzosen wieder aus Neapel und Rom und dem ganzen übrigen I. bis auf Genua vertrieben, und der König von Sardinien wie der Papst kehrten in ihre Hauptstädte zurück. Doch durch seinen glänzenden Feldzug von 1800 vernichtete Bonaparte fast alle die Vorteile der Koalitionen in Oberitalien, das er zum größten Teil wieder eroberte. Im Lunéviller Frieden von 1801 wurde der Besitz denedigs für Oesterreich bestätigt; der Herzog von Parma erhielt Toscana als Königreich Etrurien, Parma aber wurde mit Frankreich vereinigt. Die Etsalpinische und die Ligurische Republik wurden von Oesterreich und Frankreich verdrängt und mit letzterer die eingeschlossenen Reichsheine vereinigt. Nun ward auch der König von Neapel zum Frieden zu Florenz 28. März 1801 genötigt, in welchem er Biombino, den Stato de' Brekchi (Orbetello und Umgegend), welchen Frankreich wiederum an Sardinien überließ, und seine Hälfte der Insel Elba abtreten, seine Häfen den Engländern und Tarta verschließen und eine franz. Armee in sein Reich nehmen mußte. Infolge des Friedens zu Amiens von 1801 mußten die Franzosen Neapel, Rom und Elba räumen. Die Republiken Genua und Venedig erhielten durch den ersten Consul noch 1801 neue

Verfassungen. Im Jan. 1802 erfolgte die Umschmelzung der Sisalpinischen in eine Italienische Republik nach dem Muster der neuen franz. Verfassung, und Bonaparte wurde Präsident derselben. Auch Genua erhielt wieder eine neue Verfassung und Girolamo Durazzo zum Dogen; Piemont aber wurde völlig mit Frankreich vereinigt. Doch schon 1806 verwandelte der Kaiser Napoleon die Italienische Republik in ein Königreich *I.*, machte sich zum König, seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais aber zum Vizekönig desselben, gab dem Lande eine der französischen ähnliche Verfassung und vereinigte damit Genua, während seine Schwester Elisa Bacciochi Piombino und Lucca als Fürstentümer und franz. Lehen erhielt.

Der Friede zu Preßburg 1805 vollendete die franz. Allgewalt in *I.* Das österr. Venedig nebst Istrien und Dalmatien wurde mit dem Königreich *I.* vereinigt, das nun einen Flächeninhalt von 92065 qkm mit 5657000 E. hatte. Am 24. Mai 1806 wurden Genua, am 26. die Ligurische Republik, 21. Juli Parma und Piacenza franz. Provinzen. Neapel wurde 1806 ebenfalls von den Franzosen besetzt und von Napoleon 31. März seinem Bruder Joseph Bonaparte als Königreich gegeben und von diesem, trotz eines Aufstandes in Calabrien und einer Landung der Engländer, in Besitz genommen, 1808 aber, da Joseph zum König von Spanien ernannt war, dem Großherzog von Berg, Joachim Murat, verliehen, während die auf dem Meere herrschenden Engländer dem König Ferdinand den Besitz Siciliens sicherten. Noch 1808 wurde Ctrurien zu Frankreich geschlagen, und 1809 gab der Kaiser Toscana seiner Schwester Elisa Bacciochi als Reichslehn und verlieh ihr den Titel einer Großherzogin. In demselben Jahre erfolgte die völlige Bereinigung des Kirchenstaats mit Frankreich. Rom wurde zu einer laic. freien Stadt erklärt. Nach dem Wiener Frieden wurden Istrien und Dalmatien vom Königreich *I.* abgetrennt und dem neugebildeten Königreich Neapel einverleibt. Bayern mußte von Tirol 1810 den Ostkreis, einen Teil des Gipsackkreises und das Landgericht Elsen an *I.* abtreten. So schlen nun Napoleons Macht in *I.* befestigt; doch der Rückzug nach Rußland sollte auch sie bald stürzen. Murat verließ die Sache Frankreichs und verband sich 11. Jan. 1814 mit Oesterreich, dessen Heere unter Bellegarde in *I.* einbrangen, und der Vizekönig Eugen mußte am Ende trotz seiner tapfern Verteidigung infolge des Waffenstillstandes vom 23. April 1814 ganz *I.* räumen. (S. Italienischer Krieg von 1813/14.) Neapel blieb infolge der Bestimmung des Wiener Kongresses im Besitz Murats; allein die verunglückte Schuldüberhebung desselben 1815 brachte es wieder an seinen alten Herrscher, den König Ferdinand IV., und bewirkte Murats Vertreibung und Tod. (S. Italienischer Krieg von 1815.) Inzwischen hatte die Wiener Kongress-Akte vom 9. Juni 1815 *I.*s Verhältnisse geordnet.

Die achte Periode der Geschichte *I.*s beginnt mit dieser neuen Ordnung der Verhältnisse. Denn wenn auch der Einfluss eines fremden Staats zunächst noch für *I.* maßgebend blieb, so entwickelte sich doch sehr ein ganz neuer Faktor (= un essere nuovo), die nationale, auf die Herstellung einer polit. Einheit der Halbinsel gerichtete Idee. Dieselbe hat der Periode 1815—70, vom Wiener Kon-

gress bis zur Befreiung Roms durch Victor Emanuel (Sept. 1870), ihre Signatur gegeben. Durch die Beschlüsse des Wiener Kongresses erhielt der König von Sardinien seine Staaten wieder, nach den Grenzen von 1792, nebst der ehemaligen Republik Genua; der Kaiser von Oesterreich vereinigte mit seiner Erbmonarchie das neuerrichtete Lombardisch-Venetianische Königreich; das Haus Oesterreich-Este bekam wieder die Souveränität in Modena, Reggio, Mirandola, Massa und Carrara; die Kaiserin Marie Luise erhielt Parma, Piacenza und Guastalla; der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich wurde wieder Großherzog von Toscana; die Infantin Marie Luise erhielt Lucca; der Kirchenstaat wurde mit Ausnahme des am linken Ufer des Po gelegenen Landstrichs gänzlich hergestellt; der König Ferdinand IV. ward wieder als König beider Sicilien anerkannt. Im Besitz der Insel Malta blieben die Engländer, während die Republik San-Marino und der Fürst von Monaco unter allen polit. Umgestaltungen, die *I.* seit der französischen Revolution erlebt, sich mehr oder minder unverfehrt erhalten hatten. So wurde das österr. Übergewicht in *I.* fester als jemals begründet; auf der See aber und an den Küsten gebot England. Hiermit war indes unter den Völkern *I.*s der Wunsch nach Einheit und Unabhängigkeit, den die Napoleonische Gewaltherrschaft im Süden wie im Norden der Halbinsel erweckt hatte, nicht unterdrückt. Die neuen reaktionären Regierungen riefen die Freiheitsidee wach. Fast allgemein trat das Verlangen nach repräsentativen Verfassungen auf, und vergebens suchten sich die Regierungen, vorzüglich Neapel, Rom und Turin, gegen geheime polit. Gesellschaften, wie Unitarier, Carbonari u., selbst gegen die Freimaurer durch Kegergerichte, Jesuiten und geheime Polizei zu schützen.

Der Geist des Carbonarismus erschütterte vorzüglich Neapel und Sicilien, wo der König Ferdinand I. 1820 eine freisinnige, der spanischen von 1812 ähnliche Konstitution versprechen mußte, auch Sardinien, wo der König Victor Emanuel I. 1821 zu Gunsten seines Bruders Karl Felix resignierte. Die Kabinette der Großmächte beschloffen indes schleunige Unterdrückung jeder Revolution. Oesterreich trat, mit Zustimmung der übrigen, auf dem Kongress zu Laibach versammelten Mächte, mit gewaffneter Hand für die legitimen Rechte der königl. Macht in Neapel und Sicilien, sowie in Sardinien ein. Ein viertägiger Kampf der Oesterreicher mit dem Revolutionsheere von Neapel (7. bis 10. März 1821) und ein dreitägiger mit der Föderationspartei in Piemont (vom 7. bis 9. April 1821) stellten die Ruhe und alte Ordnung in *I.* wieder her. Seitdem wurde in Übereinstimmung mit den auf den Kongressen zu Laibach und zu Verona hinsichtlich *I.*s festgestellten polit. Grundsätzen das Repressivsystem mit der größten Strenge geübt. Während man aber von seiten der Regierung in mehreren Staaten durch Jesuiten und ähnliche Mittel die Reaktion systematisch betrieb, erstarkten auch von neuem die geheimen Gesellschaften. Ihnen suchten die Regierungen durch die strengsten Maßregeln und selbst Grausamkeiten gegen politisch Verdächtige zu steuern; so in Neapel, ganz besonders aber in Modena. Milder streng waren die Maßregeln im Lombardisch-Venetianischen Königreich, Parma und Lucca, sowie in Toscana und im Kirchenstaat. Pius VII., durch dessen Staats-

sekretär Kardinal Consalvi viel zur Versöhnung der Gemüther und Befestigung der Ruhe im Innern gethan und das Verwaltungssystem wohlthätig geordnet wurde, sowie seine Nachfolger Leo XII. und Pius VIII. begnügten sich, die Carbonari sowie alle andern geheimen Gesellschaften mit dem Banne zu belegen, ohne die Theilnehmer an früheren polit. Verbindungen zur Rechenschaft zu ziehen. Letzteres war auch in Parma und Lucca sowie in Toscana der Fall, seitdem Leopold II. 1824 seinem Vater Ferdinand III. gefolgt war.

Als 1830 infolge der franz. Julirevolution eine allgemeine europ. Bewegung ausbrach, hielt man auch in I. die Umstände für geeignet, um sich für nationale und polit. Freiheit zu erheben. Ehe dies geschah, hatte im Königreich beider Sicilien 8. Nov. 1830 Ferdinand II. und während der ersten Unruhen im Kirchenstaat 2. Febr. 1831 Gregor XVI. den Thron bestiegen. Besonders der Herzog von Modena, Franz IV., suchte, obgleich die Zeichen der Aufregung sich bereits kundgaben, das Repressivsystem mit aller Härte aufrecht zu erhalten, sobald nun in Modena zuerst der polit. Sturm ausbrach. Zwar ward ein erster Aufstand vom 3. zum 4. Febr. 1831 durch Militärgewalt erstickt; als sich aber zugleich (4. Febr.) Bologna erhob, stand auch ganz Modena auf, und der Herzog mußte nach Mantua flüchten. Unruhen in Parma 12. Febr. veranlaßten am 15. die Herzogin Marie Luise ebenfalls zur Flucht. Die Stadt Ancona hatte sich bereits 8. Febr. für die Revolution erklärt; später sah sich der Papst auch in Rom selbst bedroht. Gregor XVI. war nicht im Stande, mit Gewalt die Unruhen zu dämpfen, an denen sich zwei napoleonische Prinzen, von denen der eine damals starb, der andere später der Kaiser der Franzosen wurde, beteiligten. Am 26. Febr. traten die Abgeordneten der aufgestandenen Provinzen zusammen und proklamirten die völlige Emancipation der in ihrer Verammlung vertretenen ital. Provinzen von der zeitlichen Herrschaft des Papstes und die Vereinigung derselben in einen Staat unter einer Regierung, die aus einem Präsidenten, einem Ministerrathe und einer Gesetzgebenden Consulta bestehen sollte, welche 4. März bereits erwählt wurden. Doch die Kabinette der Großmächte hatten schon die Intervention beschlossen. Mit seinen eigenen und österr. Truppen rückte der Herzog von Modena, ohne ernstlichen Widerstand zu finden, 9. März in seiner Residenz ein und General Zucchi begab sich mit einem Theile der Bürgergarde auf das bolognes. Gebiet. Die Österreicher hatten indes schon 5. März Ferrara besetzt und rückten am 13. auch in Parma ein. Die Bologneser wählten den General Zucchi zum Oberbefehlshaber und verlegten, als die Österreicher Bologna sich näherten, 20. März die Provisorische Regierung nach Ancona, worauf auch Bologna 21. März von den Österreichern besetzt wurde. Nach einem Befehl der Aufständischen bei Rimini (25. März) sah sich die Provisorische Regierung zur Auflösung genöthigt. Am 27. März wurde auch Ancona den Österreichern übergeben und 4. April, nachdem die Italiener 30. März die Waffen gestreckt, Spoleto durch die päpstl. Truppen besetzt.

Der Herzog von Modena regierte seit seiner Rückkehr mit strenger Härte. Auch die päpstl. Regierung begann eine drückende Reaction; doch fiel es ihr sehr schwer, die Ruhe zu erhalten, nachdem die Österreicher Ancona und Bologna geräumt

hatten. Erneute Unruhen im Kirchenstaate veranlaßten 1832 ein abermaliges Einrücken der Österreicher und gaben dem franz. Ministerium den Vorwand, seinerseits 22. Febr. 1832 Ancona zu besetzen, wogegen der Papst vergebens protestirte. In Parma suchte nach ihrer Rückkehr die Herzogin Marie Luise durch Milde die Gemüther zu versöhnen. In der sardin. Monarchie bewahrte der König Karl Albert, der 1831 den Thron bestieg, die Ruhe mit Kraft und unterdrückte mit Strenge alle polit. Umtriebe. Karl Albert hielt zwar auch an dem absolutistischen System fest, aber er sorgte für eine wohlwollende und ehrliche Regierung und für die Ausbildung einer tüchtigen Armee. So trat aber all in I. wieder äußerlich Ruhe ein. Ancona ward im Dez. 1838 von den Franzosen geräumt, die österr. Truppen verließen gleichzeitig den Kirchenstaat, und die kurz zuvor erfolgte Annexion im Lombardisch-Venetianischen Königreich (Oktober) schien sogar einen nachhaltig versöhnenden Eindruck auf die Gemüther zu machen. Doch die Gründe zur Unzufriedenheit waren nicht geboten, und die rührige Thätigkeit der Verbannten und Ausgewanderten steigerte die allgemeine Unruhe. Vor allem wirkte die seit 1834 von Mazzini organisierte Geheimgesellschaft des „Jungen Italien“ mit republikanischer Tendenz. Eine lange Reihe verunglückter Verschwörungen in den verschiedenen ital. Staaten veranlaßte blutige Straftheile. Tiefen Eindruck machte es namentlich, als die beiden Söhne des österr. Admirals Bandiera, die auf Veranlassung Mazzinis eine Landung in Calabrien versuchten, dort gefangen und auf Befehl der napolit. Regierung (Juli 1844) erschossen wurden. Auch die Schilderhebung zu Rimini im Kirchenstaate (Sept. 1845), die nur Abkühlung der schlimmsten Beschwerden über das Priesterregiment herbeiführte, ward niedergeschlagen. Trotzdem ging im stillen die Bewegung der Geister mehr und mehr vorwärts. Gegenüber dem rabiaten Vessismus der Mazzinisten drang bei den gebildeten Ständen eine gemäßigtere liberale Richtung durch. Großen Einfluß übten polit. Schriften, welche die Hoffnung auf eine Wiedererhebung I. in verschiedener Weise anregten. Die eine, von dem Geistlichen Vincenzo Gioberti (—über das sittliche und polit. Primat der Italiener—, 1843), in mittelalterlichen Reminiscenzen befangen, schwärmte, daß das Papsttum berufen sei, abermals an die Spitze der Halbinsel zu treten und eine neue Ära herbeizuführen. Die andere, vom Grafen Cesare Balbo (—über die Hoffnungen I.—), hielt sich dagegen an die bestehenden Verhältnisse und traf das Nützliche. Balbo bezeichnete schon das Königreich Sardinien (Dionisi) als das Schwert I. und den Führer der nationalen Bewegung, weil hier Färb und Blut am mannhaftesten seien. Nicht minder wirkten verschiedene polit. Gelegenheitschriften und Erzählungen Massimo d'Azeglio.

Unter diesen Verhältnissen wurde der Tod Gregors XVI. (1. Juni 1846) und die Erwählung des Kardinals Rafael Ferretti als Pius IX. zum Papste ein epochemachendes Ereignis. Als Pius IX. mit versöhnenden Maßregeln, namentlich Amnestie begann, grobe Mißbräuche bestrich, materielle Erleichterungen eintrug und endlich Verbesserungen traf, eine Reform der Verfassung und Verwaltung anzubahnen, wurde er als Hort der Liberalen und ein-
lungen in der ganzen

Halbinsel gepriesen. Zunächst ward das benachbarte Toscana von diesem Umschwung ergriffen, bald auch Sardinien. Der Verständigung von Umgestaltungen in Verfassung und Rechtspflege folgten die freiere Bewegung der Presse und die Verbeihung eines nationalen ital. Zollvereins. Dagegen standen Neapel und Oesterreich in feindseliger Haltung zu der neuen Politik. In Neapel war es gelungen, die gewaltsamen Versuche, die im Sommer des J. 1847 gemacht wurden, nochmals zu unterdrücken. Oesterreich hielt in der Lombardie das alte System aufrecht und gab in der Besetzung Ferraras (Aug. 1847) eine ziemlich unzweideutige Kriegserklärung gegen die päpstl. Politik. Von den kleinen Staaten wies Modena, wo seit Jan. 1846 Herzog Franz V. seinem Vater gefolgt war, jede Reform zurück. Ebenso Parma, wo nach dem Tode Marie Luise's im Dez. 1847 die bisher in Lucca regierenden Bourbon's succedierten, während das Fürstentum Lucca vertragsmäßig an Toscana (Okt. 1847) überging. Die Herzöge von Parma und Modena verließen sich auf den Schutz Oesterreichs und unterwarfen sich durch Vertrag vom 24. Dez. 1847 vollständig der österr. Militärhobelt. Die Stellung Oesterreichs in J. gestaltete sich indes immer schwieriger. Überall wurde der Haß gegen die Fremdherrschaft systematisch gepflegt und der ganzen Bevölkerung allmählich eine offensive Richtung gegen Oesterreich gegeben. Da brach in Sicilien, das alle Reformwünsche hartnäckig abgewiesen sah, 12. Jan. 1848 ein offener Aufstand aus. Auch Neapel selbst ward von der Bewegung ergriffen und der König glaubte einem allgemeinen Aufstande nur begegnen zu können, indem er (29. Jan. 1848) ein neues Ministerium berief und eine konstitutionelle Verfassung zusagte. Für Sicilien erwiesen sich indessen diese Konzessionen als ungenügend; die Revolution keuerte dort auf die Konstitution von 1812 und die vollständige Trennung der Insel vom Festlande hin. Nachdem Neapel vorangegangen, folgten Sardinien (Fundamentalstatut vom 8. Febr. und Konstitution vom 4. März 1848), Toscana (17. Febr.) und selbst der Kirchenstaat (14. März) mit konstitutionellen Verfassungen.

Unterdes waren im Lombardisch-Venetianischen Königreich bereits blutige Austritte vorgefallen, und die Regierung hatte 20. Febr. 1848 das Standrecht verkündigt. Als die Nachrichten von der pariser Februarrevolution eintrafen, brach überall der Sturm los. Der mailänder Aufstand vom 18. bis 22. März zwang die österr. Kriegsmacht unter Radetzky, die lombard. Hauptstadt zu räumen und sich auf Verona zurückzuziehen, während gleichzeitig, 22. März, Venedig durch die voreilige Kapitulation der österr. Autoritäten unabhängig ward und in Parma und Modena die Gewalten zusammenhielen. In denselben Tagen überschritt König Karl Albert von Sardinien, der sich zum Vorkämpfer für die ital. Unabhängigkeit berufen glaubte, die lombard. Grenze. Die österr. Kriegsmacht ward auf die Minciolinie und das Festungswiereck Verona, Mantua, Peschiera, Legnago zurückgedrängt, während ganz J. sich anhielt, den Kampf gegen sie aufzunehmen. Die Regierungen sahen sich außer Stande, dem nationalen Trange zu widerstehen; röm., toscan. und neapolit. Truppen setzten sich in Bewegung, die Reihen der Unabhängigkeitskämpfer zu verstärken. Oesterreich, damals in seinem Innern erschüttert, erwies sich be-

reit, Bedingungen einzugeben, welche Oberitalien zum größten Teil die Unabhängigkeit sicherten. Allein die Italiener überschätzten ihre eigene Stärke, und die Zerrwürfnisse zwischen Liberalen und Radikalen machten dem Könige von Sardinien seine Aufgabe äußerst schwer.

Als erster Anfang der Reaktion in J. ist der 15. Mai 1848 anzusehen, wo König Ferdinand II. seine Hauptstadt Neapel bombardieren ließ und die eben beschworene Verfassung wieder umstürzte. Entscheidend über das Schicksal J.'s wurden aber die militärischen Erfolge der Oesterreicher, vor allem der Sieg von Custozza (25. Juli), dem rasch die Einnahme von Mailand und der Waffenstillstand vom 9. Aug. folgten. Nun erhielt, zum größten Unglück für die ganze Halbinsel, die äußerste demokratische Partei in Mittelitalien das Übergewicht. In Rom ward der von Pius IX. zum Minister berufene Graf Rossi (15. Nov.) meuchlerisch ermordet und die Gewalt völlig der republikanischen Partei überantwortet. Berscheidet entfloß der Papst (24. Nov.) nach Gaeta. Auch in Toscana drängte die äußerste Partei zu einem ähnlichen Ausgange hin. Nachdem sich der Großherzog die Berufung einer konstituierenden Versammlung, die aber die polit. Gestaltung J.'s selbständig entscheiden sollte, hatte ausdrängen lassen, verließ derselbe plötzlich 7. Febr. 1849 Florenz und begab sich nach Gaeta zum Papst. In denselben Tagen trat zu Rom eine konstituierende Versammlung zusammen und proklamirte die röm. Republik. Sardinien ließ sich zwar zur Erneuerung des Kriegs gegen Oesterreich fortreiben; aber nach der unglücklichen Schlacht von Novara 23. März 1849 mußte es um Waffenstillstand bitten, und Karl Albert legte verweissend die Krone zu Gunsten seines Sohnes Victor Emanuel II. nieder. (S. Italienischer Krieg von 1848/49.) Die nächste Frucht der Niederlage Sardinien's war die Herstellung der österr. Macht, nicht nur in der Lombardie, wo in blutiger Unterdrückung Bewegungen, namentlich zu Brescia, die Revolution ihre letzten unglücklichen Versuche machte, sondern auch in Modena, Parma und Toscana. Zu gleicher Zeit landete eine franz. Armee, um in Verbindung mit span. und neapolit. Truppen die päpstl. Herrschaft zu restaurieren. Verschiedene Angriffe wurden durch Garibaldi abge schlagen; doch mußte Rom (3. Juli) fallen.

In Sicilien neigten die Dinge ebenfalls zu Ende. Der Entsetzung des Hauses Bourbon und Erwdählung eines sardin. Prinzen zum König (1848) war der Kampf mit der neapolit. Streitmacht gefolgt, der mit Unterwerfung der Insel ohne alle Bedingungen endete. Die Restauration begann nun allwärts. In der Lombardie, Modena, Parma, Toscana und den päpstl. Legationen abte Oesterreich ein scharfes Militärregiment. Am gewaltsamsten aber trat die Restauration in Neapel auf. Endlich fiel auch Venedig, das unter dem Diktator Daniel Manin heldenmütigen Widerstand geleistet hatte. Am 28. Aug. 1849 zog Radetzky in die Stadt als Sieger ein, und der letzte Rest des revolutionären Widerstandes aus ital. Boden war somit überwunden. Das Lombardisch-Venetianische Königreich trat in die Reihe der Provinzen des österr. Gesamtstaats, während ungeachtet einzelner versöhnlicher Maßregeln, z. B. Herstellung des Freibausens von Venedig, die Militärdiktatur ebenso wie der geheime Widerstand fortbauerten. Rom,

das der Papst im April 1860 wieder betrat, blieb von franz. Truppen besetzt, und die neuen Verwaltungsorganisationen stellten das geistliche Regiment mit stillschweigender Befestigung der Verfassung von 1848 wieder her. In Neapel wurden die öffentlichen Freiheiten auch in ihren kümmerlichen Resten aufgehoben und die Urheber und Teilnehmer der Bewegungen von 1848 mit der rücksichtslosesten Grausamkeit verfolgt. In Toscana, welches durch eine Militärkonvention vollends an Oesterreich geknüpft war, kehrten Absolutismus und Priesterherrschaft stärker als je zurück; die verfassungsmäßigen Garantien wurden erst suspendiert, dann aufgehoben (Mai 1851). Die starke Zunahme der Räubereien, namentlich in Mittelitalien, die fast ununterbrochene Handhabung des Standrechts, die Fortdauer geheimer Verbindungen, die wiederholten Ausbrüche des Hasses gegen die bestehenden Gewalten, z. B. die magnifische Gmende zu Mailand (6. Febr. 1853) und die Ermordung des Herzogs Karl III. von Parma (26. März 1854), charakterisierten die polit. Zustände.

Nur das Königreich Sardinien unter Victor Emanuel II. verfiel diesen Zuständen nicht und bewahrte die Errungenschaften der Bewegung von 1848. Das Ministerium Massimo d'Azeglio, sofort nach der Schlacht von Novara gebildet, schloß den Frieden mit Oesterreich (6. Aug. 1849) und rettete durch eine kräftige und liberale Regierung Sardinien aus seiner verzweifelten Lage. Ihm folgte 1852–59 das Ministerium Cavour, das, im vollen Einverständnis mit dem Parlament, unausgesetzt beflissen war, die Ordnung und Freiheit durch weise Gesetze zu sichern und die Kraft des Staats, namentlich Armee und Finanzen, wiederherzustellen. Während Sardinien durch seine liberale und nationale Politik die Sympathien der ital. Völker gewann, verhehlten die übrigen Regierungen der Halbinsel ihre Unzufriedenheit darüber nicht, und namentlich erfolgten wiederholte Reibungen mit Oesterreich und dem Papsttum, welche sogar zu einem diplomatischen Bruch führten. So stand Sardinien in J. völlig isoliert da, während es der Geschicklichkeit und Energie des Grafen Cavour gelang, andere Bundesgenossen zu finden. Auf seinen Rat erfolgte der Beitritt zu der engl.-franz. Allianz gegen Rußland, 26. Jan. 1856, demgemäß im April sardin. Truppen nach der Krim abgingen, und im Friedenskongreß zu Paris, Februar bis April 1856, nahmen die sardin. Gesandten neben denen der Großmächte ihren Sitz ein. Diese Gelegenheit benutzte Cavour, um die den europ. Frieden bedrohende Lage J.s zur Sprache zu bringen. Für den Augenblick hatte dieser „Schmerzschrei“ keinen greifbaren Erfolg, aber Cavour hatte die Sympathien der Westmächte gewonnen; auch mit Rußland gelang es, freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Um so schärfer wurde der Antagonismus gegen Oesterreich, und nach wiederholten Reibungen wurde im März 1857 abermals der diplomatische Verkehr zwischen den Höfen von Wien und Turin abgebrochen. Sardinien ließ die Festung Alessandria verstärken, Oesterreich antwortete mit entsprechenden militärischen Demonstrationen. Die Verhältnisse drängten immer mehr zum vollständigen Bruch, und für diesen Fall sicherte Cavour im Voraus sich den aktiven Beistand Frankreichs. Zu Plombières (Aug. 1858), wo er mit dem Kaiser Napoleon III. zusam-

mentraf, fanden geheime Abmachungen statt, nach denen die Oesterreicher aus J. vertrieben werden sollten. Um das polit. Bündnis zu befestigen, ward eine Heirat zwischen der ältesten Tochter Victor Emanuels, Prinzessin Clotilde, und dem Bruder des Kaisers, Prinzen Napoleon, eingeleitet. Oesterreich tauchte sich nicht über die drohende Gefahr; nach dem verhängnisvollen Neujahrsgnabe des franz. Kaisers ward sofort die österr. Kriegsmacht in J. verstärkt (Jan. 1859). Sardinien rüfete gleichfalls, und aus allen Teilen der Halbinsel krönten Freiwillige zu den sardin. Fahnen. Da kellte ein österr. Ultimatum vom 19. April 1859 die Forderung, daß Sardinien sogleich entwaffne und die ital. Freiwilligen entlasse. Nachdem am 26. April zu Turin eine ablehnende Antwort erfolgt, überschritt das österr. Heer bereits 29. April die sardin. Grenze. Es war ohne Zweifel die Absicht, Sardinien niederzuwerfen, bevor die Franzosen zur Hilfe kämen; doch dies mißlang. Binnen Monatsfrist zwang die vereinigte franz.-sardin. Armee den Feind, das sardin. Gebiet wieder zu räumen. Nach der Entscheidungsschlacht bei Magenta, 4. Juni, mußten die Oesterreicher sich auf die Rincioline und das Festungsviereck zurückziehen, während Napoleon III. und Victor Emanuel 8. Juni 1859 ihren Einzug in Mailand hielten. (S. Italienischer Krieg von 1859.)

Der Ausbruch des Kriegs gab dem Aufschwung zu einem vollständigen polit. Umschwung in Mittelitalien. Der ital. Nationalverein, gestiftet von dem Erbkämmler Ramin, machte eine erfolgreiche Propaganda für die Idee, daß J. von der Fremdherrschaft nur durch Vereinigung unter dem sardin. Königshause befreit werden könne. Seit Anfang 1859 krieg die Aufregung in Mittelitalien vom Tag zu Tag, und als der Krieg wirklich eintrat, stürzten die Regierungen hier rettungslos zusammen. Auch Herzog Leopold II. von Toscana mußte 27. April 1859 sein Land verlassen. Nach der Schlacht von Magenta entflohen gleichfalls die Herzogin Luise von Parma und der Herzog Franz V. von Modena. Bologna und die benachbarten Legationen, die sog. Romagna, schüttelten das päpstl. Joch ab. Oberitalien bildeten sich provisorische Regierungen, welche der sardin. Schutz beanspruchten; hier und da ward sofort König Victor Emanuel proklamiert. Kaiser Napoleon III., welcher schon in seinem Kriegsumriß (3. Mai) „ein freies J. bis zum Adriatischen Meere“ verheißten hatte, rief jetzt durch Proklamation vom 8. Juni die Italiener auf, sich für die Befreiung des Vaterlandes zu bewaffnen und unter die sardin. Fahnen zu eilen. In einer Circularnote vom 19. Juni bezeichnete Cavour als J. des Kriegs geradezu die vollständige Ausschließung Oesterreichs aus der Halbinsel und die Herstellung eines starken Königreichs. Aber diese Politik erregte Bedenken bei Kaiser Napoleon, der wohl die österr. Fremdherrschaft in J. brechen, aber nicht den franz. Einfluß an die Stelle setzen wollte. Zu Bildung einer selbständigen ital. Großmacht lag nicht im Interesse Frankreichs. Überdies war das franz. Kaisers geheime Lieblingsplan, das erbkämmler Großherzogtum Toscana seinem Vetter, dem Prinzen Napoleon, zu überweisen, an dem Widerstreben der ital. Patrioten und Staatsmänner gescheitert. Zu alledem kamen polit. Rücksichten, namentlich auf die Haltung Preußens und Deutschlands. In Folge war, daß Napoleon III. nach einer zweien-

siegreichen Schlacht bei Solferino (24. Juni) Friedensverhandlungen mit Oesterreich anknüpfte. Bereits 11. Juli 1859 unterzeichneten die Kaiser von Frankreich und Oesterreich zu Villafranca die Friedenspräliminarien, denen auch König Victor Emanuel beitrug. Demgemäß trat Oesterreich die Lombardei, mit Ausnahme der Festungen Mantua und Peschiera, an Napoleon III. ab, und dieser übergab dieselbe dem König von Sardinien; die vertriebenen Fürsten von Toscana und Modena sollten in ihre Staaten zurückkehren. Außerdem ward die Bildung einer ital. Konföderation unter dem Ehrenpräsidium des Papstes vorgesehen, welcher auch das österr. Venetien beitreten sollte.

Die Präliminarien von Villafranca machten anfangs in J. einen tief niederschlagenden Eindruck. Cavour legte das Ministerium nieder; an seine Stelle trat im Juli 1859 Rattazzi. Die sardin. Regierung mußte jetzt ihre Kommissare und Truppen aus den insurgirten Staaten zurückrufen; aber diese thaten nun ihrerseits den entscheidenden Schritt. In Toscana betretete eine Nationalversammlung 16. Aug. die Absetzung der bisherigen Dynastie; dasselbe geschah bald darauf in Modena und Parma. Gleichzeitig ward in Florenz 17. Aug. ein Kriegsbund zwischen diesen drei Staaten abgeschlossen, welcher auch die Romagna unter seinen Schutz nahm. Später vereinigten sich Parma, Modena und Romagna unter der gemeinschaftlichen Regierung des Diktators Garini zu einer Staats Einheit, dem sog. Gouvernement Emilia. In Toscana führte der Ministerpräsident Niccolini das Staatsruder. Unterdessen waren in Zürich (6. Aug.) die Gesandten von Oesterreich, Frankreich und Sardinien zu einer Friedenskonferenz zusammengetreten. Am 10. Nov. 1859 endlich schloß man daselbst auf Grundlage der Präliminarien von Villafranca die definitiven Friedenstraktate ab. Es wurde der Vertrag vollzogen, durch welchen Napoleon III. definitiv die eroberte Lombardei an Sardinien übergab. Der Plan einer ital. Konföderation, sowie ein Artikel, welcher die Rechte der Fürsten von Toscana, Parma und Modena wahren sollte, erhielt nur in dem franz.-österr. Friedenstraktat Aufnahme. Gleich darauf beantragten Frankreich und Oesterreich einen Kongreß zum Behuf der vollständigen Vacillation J. S. Dieser Plan scheiterte aber, da der Papst Pius IX. sich weigerte, dem Kongreß zu beschiden, wenn nicht die Integrität des Kirchenstaats von vornherein gesichert und die empörte Romagna ihm zurückgegeben würde. So mußten die Verträge von Zürich ein toter Buchstabe bleiben, und Cavour, welcher im Jan. 1860 wieder an die Spitze des sardin. Rabinetts trat, konnte seine Annexionspolitik unbehindert zu Ende führen. Von England war er dabei aufs entschiedenste begünstigt; Frankreich dagegen ließ sich für seine Zustimmung einen hohen Preis zahlen. Schon im Jan. 1859 war zwischen Napoleon und Victor Emanuel ein geheimer Vertrag unterzeichnet worden, wonach, wenn das ganze Lombardisch-Venetianische Königreich und Parma und Modena erobert würden und in sardin. Besitz gelangten, dafür die sardin. Provinzen Savoyen und Nizza an Frankreich abgetreten werden sollten. Nach den Präliminarien von Villafranca hatte Napoleon diese Forderung fallen lassen. Nunmehr aber beanspruchte er die Abtretung als eine geogr. Nothwendigkeit. Sardinien mußte sich fügen, und

durch den Traktat vom 24. März 1860 wurden Savoyen und Nizza förmlich an Frankreich abgetreten. Dagegen vereinigte König Victor Emanuel durch Dekret vom 18. März 1860 das Gouvernement Emilia und durch Dekret vom 22. März das Großherzogtum Toscana mit seinen Staaten, nachdem zuvor (11. und 12. März) in beiden Ländern eine allgemeine Volksabstimmung sich mit ungeheurer Majorität für die Annexion ausgesprochen hatte. Die Proteste der vertriebenen Fürsten von Modena (22. März), Toscana (26. März), Parma (28. März) und des Papstes (19. April) blieben wirkungslos. Das Fürstentum Monaco kam in Folge der Abtretung von Nizza unter das Protektorat Frankreichs.

Nunmehr ward auch Unteritalien von der Einheitsbewegung ergriffen. Vergebens hatte Cavour wiederholt versucht, mit den Regierungen von Rom und Neapel sich zu verständigen und dieselben zum Anschluß an die nationale Sache zu bewegen. Ebenso erfolglos waren die Mahnungen zu liberalen Reformen geblieben, welche die Weltmächte nach dem Wiener Kongreß von 1815 an beide Höfe gerichtet hatten. Im Kirchenstaat beharrte Pius IX. auf dem reaktionären Zwangssystem. Die revolutionären Bewegungen von Umbrien und den Marken im Frühjahr 1859 wurden gewaltsam niedergeschlagen und hart bestraft. Zugleich verstärkte man das päpstl. Heer durch Werbungen im Auslande und stellte den franz. General Lamoricière an dessen Spitze. Am 22. Mai 1859 war König Ferdinand II. von Neapel gestorben und diesem sein Sohn Franz II. gefolgt, der an dem System des Vaters festhielt, ohne dessen Energie zu besitzen. Überall in Unteritalien wandten sich die Sympathien und Hoffnungen der Bevölkerung nach Sardinien hin; hier war eine starke Aktionspartei entflohen, die günstigen Umstände zu benutzen. Als militärischer Führer derselben trat der General Garibaldi auf. Am 6. Mai 1860 fuhr Garibaldi mit 1062 ital. und 3 ungar. Freiwilligen auf zwei Dampfmaschinen von Genua ab und landete 11. Mai bei Marsala an der Westküste Siciliens. Sofort erhob sich die Bevölkerung gegen die neapolit. Herrschaft und stürzte Garibaldi zu, der als Diktator im Namen des Königs Victor Emanuel die Regierung übernahm. Die neapolit. Truppen mußten bis Ende Juli die ganze Insel räumen. Nur in der Citadelle von Messina behauptete sich eine neapolit. Besatzung. Dann setzte Garibaldi mit seinem Freiwilligenheer nach dem Festlande von Neapel über, und auch hier brach bei seinem Erscheinen die bourbon. Herrschaft zusammen. Bereits 7. Sept. hielt der Diktator seinen triumphirenden Einzug in die Hauptstadt Neapel, während Franz II. mit dem treu gebliebenen Teil seines Heers sich in die feste Stellung bei Capua und Gaeta zurückzog. Gleichzeitig brachen im Kirchen-

staat neue Unruhen aus. In diesem Moment schritt die sardin. Politik in Unteritalien ein. Die revolutionäre Diktatur Garibaldis hatte längst beim Rabinett in Turin Beforgnis erregt, da der Diktator, trotz seiner persönlichen Hingebung für König Victor Emanuel, anberertheils sich doch nicht von der Verbindung mit radikalen und materialistischen Elementen fernhielt. Ein Ultimatum Cavour's vom 7. Sept. 1860 kündigte der päpstl. Regierung an, daß Sardinien eine Unterdrückung der Volksbewegung im Kirchenstaat

zu Paris unterzeichnet, wonach Frankreich versprach, binnen zwei Jahren seine Besatzungsstruppen aus Rom zurückzuziehen. Dagegen verpflichtete sich die ital. Regierung, das Gebiet des Papstes nicht anzugreifen und gegen jeden Angriff von außen zu schützen, auch einen verhältnismäßigen Teil der päpstl. Staatsschuld zu übernehmen und der Reorganisation der päpstl. Armee kein Hindernis in den Weg zu legen. In einem angehängten Protokoll von demselben Datum mußte Victor Emanuel überdies die Verpflichtung übernehmen, binnen sechs Monaten den Sitz der Regierung von Turin in eine andere Stadt zu verlegen. Darüber kam es in Turin 20. bis 22. Sept. zu Tumulten, welche gewaltsam unterdrückt werden mußten. Am 23. Sept. 1864 das Ministerium Minghetti. Das neue Kabinett, unter Vorh. des Generals La Marmora, führte zunächst einen langwierigen Notenwechsel mit der franz. Regierung über die wirkliche Bedeutung der September-Konvention. Das Ende davon war, daß für den nicht unwahrscheinlichen Fall, wenn die päpstl. Herrschaft nach Abzug der Franzosen durch einen Aufstand der röm. Bevölkerung gestürzt würde, sowohl *It.* als Frankreich sich die vollkommene Freiheit der Aktion vorbehielten. Gleichzeitig ging die ital. Regierung energisch an die Durchführung der September-Konvention. Schon 24. Okt. ward der Gesandtenwurf über Verlegung der Hauptstadt nach Florenz dem Parlament vorgelegt und mit überwiegender Majorität angenommen. Der König sanktionierte denselben 12. Dez. 1864. Man bereite sodann die Übersiedelung der Regierungsbehörden unverweilt vor, und ein diplomatisches Rundschreiben vom 26. April 1865 erklärte Florenz auch dem Auslande gegenüber zur Residenz. Am 15. Sept. trat dann das neu gewählte Parlament in Florenz zusammen.

Das Bündnis mit Preußen, dessen Ziel für *It.* die Eroberung Venetiens war, wurde durch den General Gooone 8. April 1866 in Berlin abgeschlossen. Österreich, welches im Nov. 1865 einem ital. Unterhändler die Abtretung Venetiens, trotz der günstigsten Bedingungen, abgelehnt hatte, bot 5. Mai *It.* die Abtretung Venetiens an, falls *It.* in dem Deutschen Kriege von 1866 neutral bleibe. *It.* lehnte das Anerbieten ab, worauf Österreich in einem mit Napoleon III. abgeschlossenen geheimen Vertrage vom 9. Juni für gewisse Fälle Venetien an Frankreich abtrat, aus dessen Hand *It.* es erhalten sollte. Nachdem der von Napoleon vorgeschlagene Kongreß an dem Widerspruch Österreichs gescheitert war und die Feindseligkeiten in Deutschland begonnen hatten, erließ König Victor Emanuel 20. Juni sein Kriegemanifest und übernahm selbst den Oberbefehl. (5. Italienischer Krieg von 1866.) Nach dem preuß. Siege bei Königgrätz trat Kaiser Franz Joseph I. Venetien 4. Juli öffentlich an Napoleon III. ab, und dieser beistimmte Victor Emanuel davon zu benachrichtigen, indem er hinzufügte, daß *It.* somit ohne weiteres Zutvergießen das Ziel seiner Bestrebungen erreichen könne (5. Juli). Aber in der Antwortsdepeche Visconti-Venosta wurde jeder Gedanke eines Separatfriedens zurückgewiesen: *It.* könne einer doppelten Pflicht nicht untreu werden, der Verpflichtung gegen das verbündete Preußen und der Rücksicht auf die ital. Bevölkerung des Trentino, deren Befreiung gleichfalls Gegenstand aller Anstrengungen sein müsse. Nachdem

Präsidium und die Finanzen, Nicotera, der ehemalige Garibalbinische Offizier, das Ministerium des Innern. Aus den Händen dieses Ministeriums nahm Garibaldi die ihm schon 19. Dez. 1874 bewilligte Dotation von 100000 Frs. Rente an. Um eine sichere Mehrheit zu haben, läste das Ministerium die Kammer auf und ordnete Neuwahlen an. Bei diesen errang die einst von Cavour gegründete Regierungspartei kaum 100 Stimm; die Linke zählte mehr als 400 Mitglieder, darunter über 100 von der äußersten Linken. Ein Gesetz gegen die Mißbräuche der Geistlichen in der Ausübung ihres kirchlichen Amtes wurde zwar von der Abgeordneten-Kammer 24. Jan. 1877 genehmigt, aber vom Senat 8. Mai verworfen. Ein anderes Gesetz, wonach der Elementarunterricht für das sechste bis neunte Lebensjahr obligatorisch sein sollte, wurde von beiden Kammern genehmigt, nebst der von Cairoli beantragten Bestimmung, daß der Religionsunterricht in den Volksschulen nur fakultativ sein und nur auf besonderes Verlangen der Eltern in bestimmten Unterrichtsstunden erteilt werden sollte. Die Feier des 20jährigen Verfassungskfestes 3. Juni, an welchem Tage zugleich Pius IX. sein 60jähriges Bischofsjubiläum feierte, gestaltete sich zu einer glänzenden Huldigung für den verfassungstreuen König.

Das Ministerium Depretis reichte, da es der Mehrheit der Kammer nicht mehr sicher zu sein glaubte, 16. Dez. 1877 seine Entlassung ein. Bei der Neubildung des Kabinetts übernahm Depretis aufs neue das Präsidium, Crispi das Innere.

Am 9. Jan. 1878 starb Victor Emanuel, der Begründer der ital. Einheit; 7. Febr. starb Papst Pius IX. Jenem folgte auf dem Throne sein ältester Sohn als Humbert I., diesem auf dem päpstl. Stuhle Kardinal Pecci als Leo XIII. Am 19. Jan. leitete der König im Parlament den Verfassungseid und erließ für alle polit. Verbrechen und Pressvergehen vollständige Amnestie. In der 7. März eröffneten neuen Session veranlaßte die Wahl Cairoli zum Präsidenten der Abgeordnetenkammer das Ministerium Depretis zum Rücktritt. Cairoli übernahm 21. März das Präsidium des neugebildeten Kabinetts; doch zeigte er weder in der äußern noch in der innern Politik die nötige Umsicht und Vorsicht, baldete die Versammlungen, welche die Annexion von Triest und Trient verlangten, und schritt nicht gegen die sozialistischen Vereine und die Italia irredenta (s. Irredenta) ein. Im Zusammenhang mit den Plänen der Umsturzparteien stand das 17. Nov. von dem Koch Passanante gegen den König in Neapel verübte Attentat, wobei der König leicht, Cairoli schwerer verwundet wurde. Weitere Unruhen (Bombenwerfen u. s. w.) fanden in Florenz und Pisa statt. Beim Wiederzusammentritt der Kammern 20. Nov. wurde in der mehrtägigen Debatte über die innere Politik das Ministerium für die unsicheren Zustände des Landes verantwortlich gemacht und das verlangte Vertrauensvotum von der Kammer abgelehnt, worauf 18. Dez. der Rücktritt des Ministeriums Depretis erfolgte. Diefes legte 17. März 1879 der Kammer einen Gesetzentwurf über Wahlreform vor, der jedoch den demokratischen Vereinen nicht genigte. Diese verlangten, Garibaldi an ihrer Spitze, zu allererst Einführung des allgemeinen Stimmrechts und Abschaffung des Abgeordneten-Eides und stellten noch weitere Forderungen in Aussicht. Infolge eines Misstrauensvotums, das die

sichte sind hervorzuheben: Muratori, «Annali d'Italia» (12 Bde., Mail. 1741—49 u. öfter; deutsch von Baudis, 9 Bde., Lpz. 1745—50), an welche sich Coppedi «Annali d'Italia dal 1750—1861» (Flor. 1848 fg.) anschließen; ferner die Werke von Vossi (19 Bde., Mail. 1819), Campalio (7 Bde., Mail. 1837—67), Balbo (Tur. 1841 u. öfter), La Farina, C. Cantù («Storia degli Italiani», 6 Bde., Tur. 1854; 4 Bde., 1859) u. s. w. Hierzu kommen von deutschen Arbeiten: Lebrecht, «Geschichte von I.» (9 Bde., Halle 1778—87); Leo, «Geschichte der ital. Staaten» (5 Bde., Hamb. u. Gotha 1829—32); Reumont, «Beiträge zur ital. Geschichte» (6 Bde., Berl. 1853—57). Unter den zahlreichen Arbeiten über das Mittelalter sind hervorzuheben: Eismondt, «Histoire des républiques italiennes du moyen âge» (16 Bde., Par. 1809—18; 2. Aufl., Bd. 1—8, 1818; deutsch, 16 Bde., Zür. 1807—24); Troja, «Storia d'Italia del medio evo» (3 Bde., Neap. 1839—51); Morbio, «Storia de' municipj italiani» (6 Bde., Mail. 1841—46), nebst vielen andern Schriften über denselben Gegenstand; La Farina, «Studj sul secolo XIII» (Flor. 1842); Hegel, «Geschichte der Städteverfassung von I.» (2 Bde., Lpz. 1847). Die neuere Zeit haben Botta (s. d.), Ferrarri («Histoire des révolutions d'Italie», 4 Bde., Par. 1858), Ranke («Die röm. Päpste») und Reuchlin («Geschichte I. 3 von der Gründung der regierenden Dynastien bis auf die Gegenwart», 4 Bde., Lpz. 1859—73) bearbeitet. Unter den zahlreichen Arbeiten über die jüngste Epoche der ital. Geschichte (seit 1814) sind von besonderer Bedeutung die von Montanelli («Memorie sull'Italia dal 1814 al 1850», 2 Bde., Tur. 1854—55), La Farina («Storia d'Italia dal 1815 al 1850», 2. Aufl., 2 Bde., Mail. 1864), Bianchi («Storia della diplomazia europea in Italia dal 1815 al 1861», Tur. 1865—72), Butt («The history of Italy from the abdication of Napoleon I.», 2 Bde., Lond. 1860), Rey («Histoire de la renaissance politique de l'Italie 1814—61», Par. 1864) und Anelli («Storia d'Italia dal 1814 al 1863», 4 Bde., Mail. 1864). Über die Revolutionen und Kämpfe von 1848 und 1849 geschrieben Gualterio («Gli ultimi rivolgimenti italiani», Flor. 1852), Manalli («Le istorie italiane dal 1846 al 1853», Flor. 1855), Bisacane («Der Krieg in den I. 1848—49», deutsch von Cichmann, Ghr 1852), (Schönhalz) «Erinnerungen eines österr. Veteranen aus dem Kriege der I. 1848 und 1849» (6. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1852). Werke über den Krieg von 1859 und die folgenden Ereignisse verfaßtecompte (Par. 1860), Bazancourt (2 Bde., Par. 1859—60), Rüstow und Boggio (Tur. 1864). Besonders sind aber die Publicationen des österr. und ital. Generalstabes hervorzuheben. Die Literatur zur neuesten Geschichte I. 3 ist bis 1872 am vollständigsten bei Reuchlin benutzt und verzeichnet. Einzelne wichtige Thatfachen zur Geschichte des Jahres 1866 enthält die Broschüre des Generals A. La Marmora: «Un po' più di luce» (Flor. 1873; deutsch, Mainz 1873; 2. Aufl. 1874).

Italienischer Krieg von 1813/14. Der Kaiser Napoleon I. hatte im April 1813 in Italien und Aegypten die Aufstellung eines 80000 Mann starken Heeres unter dem Vizekönig von Italien (Eugen Beauharnais) angeordnet; doch waren, als Oesterreich 17. Aug. den Krieg erklärte, erst 46000 Mann mit 130 Geschützen beisammen, die zum Schutz der Grenze von Vindob. bis Adelsberg standen;

die ital. Freischaren und bedten die Verbindung mit Verona. Karl Albert beschloß, Brescia zu belagern, und 30. Mai zog die österr. Garnison, da alle Lebensmittel verzehrt waren, nach Kroatien ab und räumte den Platz. Ein am 19. April gegen Mantua geplantes Unternehmen scheiterte dagegen vollständig, und der thatkräftige Gouverneur, General von Gortzowski, verhinderte sogar die Einschließung des Places.

Das sardin. Heer besetzte 27. April die Stellung von Somma-Campagna und Sta.-Giustina und griff an den beiden folgenden Tagen vergeblich Pastrengo an, welches erst am 30. April nach dreitägigem, blutigem Kampf erlitten wurde. Der König beschloß, nunmehr Radetzky's Hauptmacht bei Verona anzugreifen, wurde aber 6. Mai bei Sta.-Lucia (s. d.) von den nur halb so starken Österreichern zurückgeschlagen. Seit dem 17. April drangen unter Feldzeugmeister Graf Nugent 25 000 Österreicher vom Jonjo her unter beständigem Gefecht im Venetianischen vor, erreichten 8. Mai die Piave, trieben die dort versammelten röm. und venetian. Truppen zurück, schlossen 11. Mai Treviso ein, griffen 24. Mai Vicenza an und stießen, noch 15 000 Mann stark, in Verona zu Radetzky. Dieser führte sein Heer bei Nacht in drei Kolonnen über Mantua zum Treffen bei Curtatone 29. Mai, kämpfte tags darauf ohne Erfolg bei Goito, sandte hierauf 12 000 Mann nach Verona und marschierte mit 31 000 Mann nach Vicenza, ließ am 10. Juni die Monti Berici stürmen und erzwang, nachdem noch gegen Abend das Kloster Rabonna bei Monte genommen worden war, am nächsten Morgen die Kapitulation der Festung. Die neapolit. Hilfstruppen waren inzwischen nach Hause zurückgekehrt, und aus dem innern Österreich kamen Verstärkungen heran, welche die Strada d'Allemagna und die vom Trient durch die Valsugana nach Verona führende Verbindung eröffneten, sowie Treviso 14. Juni zur Kapitulation zwangen. Das Heer des Königs war auf 75 000 Mann gebracht und schloß vom 13. bis 27. Juli Mantua ein, Radetzky hatte 58 000 Mann beisammen, ließ von Tirol her Truppen gegen Rivoli vorgehen, entsetzte 14. Juli Ferrara und beschloß, die weit ausgedehnte Stellung des sardin. Heeres zu durchbrechen. Nach einigen kleinen Gefechten erlitt Karl Albert am 23. Juli und den beiden folgenden Tagen bei Somma-Campagna (s. d.) und in der Schlacht bei Custoza eine entscheidende Niederlage; die Österreicher verfolgten, schlugen bei Volta 27. und 28. Juli nochmals die sardin. Nachhut und folgten sechsend bis Mailand, wiesen 2. Aug. einen Vermittelungsversuch Englands zurück und warfen das vor der Stadt aufgestellte, noch 42 000 Mann starke sardinische Heer 4. Aug. nach kurzem Kampfe, an dem nur 28 000 Österreicher teilnahmen, in größter Auflösung in die Straßen der Stadt, worauf König Karl Albert noch in der Nacht Verhandlungen einleitete und Mailand räumte, 9. Aug. Waffenstillstand schloß und darin willigte, daß die Österreicher Modena, Parma und Piacenza besetzten und dort die früheren Regierungen wiederbestellten. Eine österr. Brigade drang auch in die röm. Legationen ein und besetzte Bologna; Brescia wurde 26. Juli eingeschlossen und ergab sich 14. Aug.; die in der Lombardei noch den Überstand fortsetzenden Freischaren wurden zerstreut oder über die Grenze der Schweiz gedrängt, zuletzt (1. Sept.) auch Garibaldi's Korps. Vor Benedig

des auf 60000 Mann geschätzten franz. Reservekorps verstärkt worden sei. Beide Heere trafen im Mormarisch am 24. morgens aufeinander, woraus sich die Schlacht bei Solferino (s. d.) entwickelte.

In der Nacht gingen die Österreicher in die alten Stellungen hinter dem Mincio zurück und am 28. bis hinter die Gisch, um das Eintreffen von Verstärkungen abzuwarten; ihre Truppen waren trotz der erlittenen Verluste ungebrochen und kampfbereit. Die Verbündeten kamen am 24. nicht über San-Martino, Cavriana und Solferino hinaus, am 25. besetzten zwei franz. Korps Bozzolengo und Volta, und erst am 27. beschloß Napoleon, Peschiera einzuschließen und den Mincio zu überschreiten, zog 3. Juli das bei Casalmaggiore am Po eingetroffene franz. Reservekorps nach Goito zur Armee heran und besetzte an demselben Tage Villafranca, Somma Campagna, Castelnovo und Valeggio mit den übrigen Korps; die Sarden standen vor Peschiera und Garibaldi, sowie die sardin. Division Cialdini an der Grenze von Tirol, welche vom 6. österr. Korps und den Landesschützen in einer Reihe von Gefechten (bei Bormio 2. und 3. Juli, am Stüßer Joch 8. Juli, bei Rocca d'Anso vom 21. Juni bis 8. Juli) erfolgreich verteidigt wurde. Angesichts des in starker Stellung befindlichen österr. Heeres und der seitens des Deutschen Bundes betriebenen Rüstungen (ein großer Teil des preuß. Heeres war kriegsbereit, und die Befehle für die Versammlung desselben am Rhein waren bereits erlassen) hielt Kaiser Napoleon die Beendigung des Kriegs für ratsam und bot 6. Juli Waffenstillstand an, der am 8. abgeschlossen wurde und zugleich den Ende Juni im Adriatischen Meere eröffneten Flottenoperationen ein Ende machte. Am 11. Juli trafen die beiden Kaiser in Villafranca zusammen, worauf ein Vertrag zu Stande kam, in welchem Österreich die Lombardei ohne Mantua und Peschiera an Frankreich und durch dieses an Sardinien abtrat, wogegen Toscana und Modena an die frühern Herrscher zurückfallen sollten. Dieser Vertrag bildete die Grundlage der Friedensverhandlungen, welche in Zürich 10. Nov. zum Abschluß gelangten.

Vgl. «Der Krieg in Italien 1859» (Wien 1872); «Campagne de l'empereur Napoléon III en Italie» (Par. 1862); [Preuß. Generalstab] «Der ital. Feldzug des J. 1859» (Berl. 1862; 3. Aufl. 1872).

Italienischer Krieg von 1866. Als die gegensätzliche Politik Preußens und Österreichs auch nach dem Abschluß der Gasteiner Konvention den baldigen Ausbruch eines Kriegs zwischen den beiden deutschen Großmächten erwarten ließ, verbündete sich Italien mit Preußen, um Venetien zu erobern, und begann 11. März zu rüsten. Mitte Juni waren die Armee (20 Infanteriedivisionen und 1 Kavalleriedivision, zusammen 210000 Streitmänner) und ein Freiwilligenkorps unter Garibaldi (36000 Mann mit 40 Geschützen) völlig kriegsbereit, die Flotte in Dienst gestellt und 70000 Mann Besatzungstruppen in den Festungen versammelt. Österreich hatte 21. April die Südarmee auf Kriegsfuß gesetzt und Mitte Juni in Italien 75000 Mann Feldtruppen, 13000 Mann in Tirol, 16000 Mann in Istrien und Friaul, sowie 39000 Mann Besatzungstruppen in den venet. Festungen bereit, die Flotte auf dem Gardasee war verstärkt und die Flotte ausgerüstet und bei Triest versammelt worden. Um Mitte Mai begann bereits die Verschiebung ital. Truppen an die österr. Grenze. Man

darbietet, sahen Oberitalien und die Mittelmeerseite der Halbinsel ein Gemisch von spätrom. Traditionen mit verschiedenen, teilweise fremdländischen Einflüssen während der longobard. und fränk. Herrschaft. Die fremden Elemente, die in den lombard. Kirchen, in Pavia, Mailand (Sant' Ambrogio), Monza, Brescia am stärksten hervortreten, schwächen sich ab, je mehr man südlich vordringt. Während die Johanniskirche zu Florenz (das heutige Baptisterium), deren Baugeschichte nie aufgeklärt worden, ein Achteck mit Zeltdach, antikisierenden Eindruck macht, mahnt die dortige Apostelkirche, deren Erbauung durch die Sage Karl d. Gr. bemessen wird, und die jetzt verlassene Abtei Sant' Antimo bei Montalcino an die röm. Basilikenform. In Rom fuhr man fort, die während und nach der Votenzzeit entstandenen Kirchen mit Mäuschen zu schmücken; im Süden entwickelte sich ein Stil, der das byzant. Element mit dem arabischen verschmolz und bei weitem mehr als in Oberitalien, Benediktinern ausgenommen, durch Reichtum des Schmucks, so im Rufe wie überhaupt in der Ornamentik, auf die Sinne wirkte. Der Übergang von diesen verschiedenen Richtungen zu dem roman. Stil vollzog sich so allmählich, daß es nicht immer leicht ist, die Scheidelinie zu ziehen. Der später sehr umgewandelte Dom von Como, der von Lucca wie mehrere andere Kirchen dieser Stadt, der Dom von Pisa, die seit lange abgetragene Basilika San Viero Scheraggio zu Florenz, die von San Miniato bei dieser Stadt, die Abteikirche von Fiesole und die Kollegiatkirche von Empoli, gehören sämtlich dem 11. Jahrh. an. Doch haben die meisten später teilweise Umbauten erlitten oder wurden durch Restaurationen verändert. Im Innern Säulenstellungen, eilweise mit einer Kuppel, die Stirnseiten entweder mit mehrfarbigen Marmorplatten belegt oder mit Reihen von Zwergsäulchen geschmückt. Noch wahrte in Mittelitalien diese Bauweise, als namentlich in Sicilien die großen Kirchenbauten emporstiegen, in denen zu dem Byzantinisch-Arabischen das Normannische hinzutrat. Der Dom von Cefalu, die Peterskirche in Palermo, der Dom von Monreale in der palermitanische entstanden im 12. Jahrh. In diesem Jahrhundert fällt die Erbauung des Baptisteriums von Pisa und des Glockenturms des dortigen Doms, von denen erstere schon eine neue Zeit verkündet. Im 13. Jahrh. gewinnt die got. Bauweise Verbreitung und bleibt das ganze 14. Jahrh. in Herrschaft, ein immerhin langer Zeitraum für einen Kunststil, der im Lande durchaus keine Traditionen hatte und zu Anfang auch von Ausländern eingebracht worden zu sein scheint, bis einheimische Meister sich seiner bemächtigten und durch Umgestaltung mittels nationaler Elemente ihm das Bürgerrecht erwarben. Namentlich Mittelitalien, Toscana, Umbrien, die Marken sind es gewesen, so unter bestimmendem Einfluß der zu Anfang des 13. Jahrh. entstandenen Orden der Franziskaner und Dominikaner die Gotik heimisch ward, für die Kirche wie für den Palast, und von hier ist sie nach dem Süden gelangt, wo normann. Importationen den Weg gebahnt hatten. An organische Entwicklung, am Kenntnis der Grundgesetze dieses Stils ist nicht zu denken; nach innen und außen ist der Charakter ein verschiedener, überall klingen die Reminiszenzen der Antike wie der roman. Bauart durch, und wenn etwas Großartiges, häufig Amalgam geschaffenes wird, so bleibt es doch ein Amalgam

tektur unter dem Namen des Jesuitenstils eine besondere Klasse. Sant' Andrea della Valle, il Gesù, Sant' Ignazio zu Rom sind die ersten Muster dieses Baustils. Die Architektur verlegt sich aufs Hässliche nach malerischem Effekt und will nur noch Dekoration sein. Doch behielt die Gesamtanordnung eine gewisse Grobartigkeit und imponierende Wirkung, so daß sie Nachahmung fand, und dieser neue Baustil verbreitete sich aus Italien über ganz Europa. Seine Hauptbeförderer waren vier besonders in Rom thätige Architekten: Giacomo della Porta, Carlo Maderno, welcher die Peterskirche vollendete und ihr die unglückliche Fassade gab; Lorenzo Bernini, der Baumeister der Kolonnade des Petersplatzes, der Scala Regia des Vatikan u. s. w.; Francesco Borromini, der bei dem Streben, seinen Nebenbuhler Bernini zu überbieten, der Ausschweifung seiner Einbildungskraft gar keinen Hängel mehr anlegte. Gleichzeitig mit diesen Meistern besorgte Baldassare Longhena in Venedig viele Bauten, unter welchen die Kirche der Madonna della Salute am leidlichsten ist. Die Architektur des 18. Jahrh. zeigte sich zwar maßvoller in der Form, aber ungleich matter als ihre nächste Vorgängerin. Die Florentiner Alessandro Salvi und Ferdinando Fuga bauten die Fassade der Laterankirche, die von Sta. Maria Maggiore und den Palazzo Corsini in Rom; der Sicilianer Juvara und der Neapolitaner Vanvitelli waren in Piemont und Neapel thätig. Piranesi, der treffliche Zeichner von antiken Bauwerken, war ein unbedeutender Architekt. Erst im letzten Drittel des 18. Jahrh. bildete sich eine bessere Schule, aus welcher Simonetti, Morelli, Rafael Stern, Luigi Vignetti, die namhaftesten röm. Architekten neuerer Zeit hervorgingen. Die Gegenwart versucht sich in verschiedenartigsten Richtungen, noch am besten in der Nachahmung der Hochrenaissance, während sie beim Restaurieren und Rollenben mittelalterlicher Bauwerke ein Verständnis des Stils und eine Leichtigkeit der Technik an den Tag legt, die den letzten Jahrhunderten durchaus fehlten. Die bedeutendste Leistung in dieser Richtung bleibt die abgezu vollendete Fassade des florentiner Doms, nach dem Plane des G. de Fabris ausgeführt.

Die Skulptur machte die ersten Versuche ihrer Thätigkeit an dem Reliefschnit von Sarkophagen vornehmer röm. Christen, wobei zwar die Gegenstände der Darstellung neu, die Form und technische Behandlung aber antik waren. Die große eiserne Säule des heil. Petrus, in St. Peter zu Rom, und die Marmorsäule des heil. Hippolytus, im christl. Museum des Vatikan, zwei Werke aus dem 5. Jahrh., haben ein ganz ähnliches Verhältnis zur antiken Skulptur. Seit dem 6. Jahrh. stoch für viele Jahrhunderte die Entwicklung. Werke der Kleinplastik, Goldschmiedearbeiten, Elfenbeinschnitzereien betriegen das Kunstbedürfnis. Nur in Triaul stockte an noch im 8. Jahrh. auf stattliche Werke der monumentalen Skulptur (Civiale), wahrscheinlich Ausläufer der ravennativen Kunst. Byzanz, wo die Kunstbildung keine so stürmischen Unterbrechungen erfuhr, konnte nicht ausbilden. Die Skulptur fand hier in der Zeit nach Justinian, offenbar infolge der Bilderstürme, welche sich besonders gegen volle, runde, plastische Darstellungen richtete, keine Stütze. Die Technik des Bronzequells wurde nicht vergessen, aber statt der Reliefs kam die vierte Zeichnung der Gestalten auf. Bronzefiguren mit eingegrabenen Figuren wurden in

sendaselbst machen zwei rühmliche Ausnahmen in dieser Zeit des Kunstverfalls, während die einst selbstbewunderten Marmorstatuen der Kapelle S. Maria della Pietà de' Sangri in Neapel, von Bramantino, Corradini und Queirolo die größte schuifische Virtuosität in Verbindung mit der ärgsten Geschmacklosigkeit an den Tag legen und den Ausgang der Berninischen Richtung um die Mitte des 18. Jahrh. aufzeigen. Um dieselbe Zeit lag in Rom wie in Florenz die Skulptur gänzlich da. Tann begann eine Reaktion infolge der einwirkung größern Verständnisses der Antike. Der Venetianer Antonio Canova ist der erste, der in seinen Werken wieder einen echt plastischen Ton einschlägt. Die neuere ital. Skulptur hat zwei Hauptschulen, die Canovasche, die sich von Rom aus über die ganze Halbinsel verbreitete, und die Thorwaldsische. Zu ersterer gehören, mit höherer oder geringerer Eigenthümlichkeit, Banti von Imola, Finelli aus Carrara, die Römer Rodolfini und Finelli, zu letzterer vor allen der arrarese Pietro Tenerani, der bedeutendste der ital. Bildhauer der Neuzeit und selbst wieder Begründer einer zahlreichen Schule. Unabhängiger, gleich nicht frei von Canovasischem Einfluß, ist der Toscaner Lorenzo Bartolini (geb. 1777, gest. 1850), ein genialer Künstler, der das ernste Klassizismus mit dem der Antike vereinigte. Der Mailänder Pompeo Marchesi (geb. 1790, gest. 1854), ein Schüler Canovas, der zu viele kolossale Porträt- und Dekorationsstatuen geliefert, hat sich durch seine figurenreiche Gruppe der Pietà in San Carlo in Mailand am bekanntesten gemacht. Zu den talentvollsten Bildhauern neuester Zeit sind zu zählen die Lombarden Vela, dann Monteverde, Labacchi, Fantardini, der Sieneſe Dupré und der Römer Jacometti, neben denen noch die Florentiner L. Bampaloni und P. Fedi Erwähnung verdienen. Der immer stärker eindringende Naturalismus, von welchem sich nur röm. Bildhauer zu rufen freier erhalten, bringt in die monumentale Skulptur gar häufig störende Züge. Dagegen hat dieselbe der Genreplastik, welche namentlich in der Mittelitalien (Marchi, Barbera) in Bronze und Terracotta schwunghaft betrieben wird, zu einer freudlichen Blüte verholfen, auch sonst die technische Virtuosität in der Behandlung des Materials namhaft gehoben.

Die Malerei beginnt, wie die Skulptur, in den Katakomben von Rom, wo man die Wände und Decken der Grabkammern mit allegorischen und biblisch-symbolischen Darstellungen in der üblichen spätröm. Weise, in Wasserfarben oder in Encaustik, bemalte. Vom 4. Jahrh. an wurde jedoch statt dieser beiden Arten der Wandmalerei die bisher vorzugsweise nur für Fußböden in Anwendung brachte Mosaik als Hauptkunst kirchlicher Ausmalung gewählt. Kaiser Konstantin und seine Nachfolger bedeckten damit die Wände, Altarnischen und Kuppeln der Kirchen, die sie in der neuen Hauptstadt des Reichs erbauten. In gleicher Weise wurden auch die Vasallen und Baptisterien Justinian, in Rom und in Ravenna mit Mosaiken gemalt. Schon von allem Anfange zeigen dieselben eine vollkommene Abkehr von der Antike, hervorgerufen dadurch, daß keine Muster vorlagen, unter veränderten Verhältnissen, unter dem Einflusse des prunkvollen Kaiserhofs neue Typen geschaffen werden mußten. Dazu kam die Natur des

ardo und Michel Angelo ihre höchste Ausbildung erreicht hatten, die naive, innige und fromme Auffassung der kirchlichen Aufgaben, wie sie sich am reinsten in Verugino, Bellini und Francia darstellt, liefen in Rafael Santi gleichsam in eine Spitze zusammen und lagen bei diesem zur edelsten, schönsten und anmutigsten Ausgestaltung. Die Zeit, in welcher Rafael und Michel Angelo wettkämpfend in Rom wirkten (1508—20), bezeichnet den Höhepunkt, das Goldenalter der ital. Kunst. Correggio, mit einer seltenen Empfänglichkeit für die Wirkungen des Lichts und der Farben bis in ihre zartesten Abstufungen begabt, steigerte die Veränderung des Hellbunkels, des Gruppencontrastes und Totaleffekts zur Vollkommenheit. Dabei erreichte er in der Malerei des Adatts eine wunderbare Weichheit (*morbidezza*), im Auftrag der Farben einen Schmelz, welcher das Ganze wie den Guß eines Spiegels, wie den Fluß eines marmelartigen Erscheinens läßt. Damit verband er eine Auffassung, bei welcher Sanftbeit und Milde in den Charakteren, fein sinnliche Lust und Heiterkeit im Ausdruck, schwellende Rundlichkeit in Formen und in ihnen spezielle Unterscheidungsmerkmale sind. In diesem Sinne war es Giorgione, welcher zuerst in der Auffassung einen größeren, lebendigen Charakter und Ausdruck, in der Behandlung einen breiten, sarkastischen, fetten Vortrag und eine leuchtende, harmonische Färbung ausbrachte. Bei seinem frühen Tode aber blieb es Tizian vorbehalten, die Giorgiones Bildern atmende herbe Blut zu instigen und ohne Nachteil für die Kraft zu versetzen und das Kolorit, zumal in der Kleiderfarbe, bis zur lebendigsten Wahrheit und Wärme auszuüben. Neben diesen großen Meistern bildeten sich auch verschiedene andere Künstler, die zwar nicht in solcher Höhe wie jene gelangt sind, aber in gentelmäßiger Auszeichnung ihren Platz zu deren Reihen behaupteten. So in Florenz Fra Bartolommeo und Andrea del Sarto, in Siena Sodoma und Domenico Beccafumi, in Verona Gianfrancesco Carotto, in Venedig Palma Vecchio, Veronese und Paris Bordone, in Ferrara Dosso Dossi. In Mailand waren Bernardino Luini, Cesare da Sesto, Gaudenzio Ferrari, Andrea Solario die besten Schüler Leonardos. Michel Angelos bedeutendster und selbständigster Schüler ist Daniele Ricciarelli von Volterra (Kreuzabnahme Sta. Trinita de' Monti zu Rom). Giulio Romano hat den größten Namen unter Rafaels Schülern, zu welchen noch Perino del Vaga, Gianvincenzo Venni, Bartolommeo Ammanni von Magnacavallo, Garofalo u. a. gehören. Correggio und seinen berühmtesten Nachfolger in Parmegiano. Unter Giorgiones Schülern war der bedeutendste Fra Sebastiano del Piombo. Dieser trat später in Rom in ein näheres Verhältnis zu Michel Angelo, und hieraus entstand das berühmte Bild der Auferweckung des Lazarus (heut in der Nationalgalerie zu London), welches er im Wettstreit mit Rafaels Transfiguration malte. Tizian hatte nicht eigentliche Schüler, zählte aber um so mehr Schächmer. Die besten dieser Tizianisten sind Titian und Morotto.

Von der Mitte des 16. Jahrh. ab wird in den ital. Malerschulen das Sinken der Kunst immer spürbarer. Es beginnt eine Nachahmungsperiode ohne Schaffenskraft und Seelenrang. Man konnte die größten Meister, griff von ihnen jedoch

noch dauernd zu wirken. Ebenso wenig gelang es den Neuern. Die einen von ihnen folgten der rühmlichen Richtung der einheimischen Meister oder Akademiker und hatten ihren namhaftesten Meister in Vincenzo Camuccini zu Rom. Andere suchten eine Stütze in der franz. Schule Davids: so Andrea Appiani in Mailand und Pietro Benvenuti in Florenz. Noch andere, wie Francesco Cozzetti, Tommaso Minardi, schlossen sich an die Bestrebungen der deutschen Künstler an, welche zu Rom in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrh. die romantische Richtung einleiteten. Unter den Neuern und Neuesten ist kein ital. Maler zu europ. Berühmtheit gelangt, obgleich die Namen Sabatelli, Hayez, Nenci, Podesti, Luigi Russini, Ussi, Saltini, Tassioli, Induno, Bagliano, Bianchi, Bassini, Bertolini u. a., von denen die erstern sich schon der Camuccini-Benvenutischen Zeit anreihen, die jüngern teilweise dem Einflusse der franz. Realisten folgten, guten Klang haben.

Litteratur. Außer den Schriften Vasaris (s. b.), den Arbeiten über einzelne Schulen von Malvasia, Baglione, Basseri, Ridolfi, de Dominici u. m. a., und den Werken über die Geschichte der bildenden Künste im allgemeinen (wie von Augler und Löhle) sind noch hervorzuheben: Rumohr, «Ital. Forschungen» (3 Bde., Berl. 1827); A. Ricci, «Storia dell' Architettura in Italia» (3 Bde., Modena 1857 fg.); J. Burckhardt, «Geschichte der Renaissance in Italien» (Stuttg. 1868); Cicognara, «Storia della scultura in Italia» (3 Bde., Bened. 1813—18); Langi, «Storia pittorica dell' Italia» (Bassano 1809 fg.; deutsch von Quandt, 3 Bde., Lpz. 1890—83); Rosini, «Storia della pittura italiana» 2. Aufl., 7 Bde., Pisa 1843—52); Crowe und Cavalcaselle, «History of painting in Italy» (Lond. 1864 fg.; deutsche Ausg. von Max Jordan, 6 Bde., Lpz. 1869—76); W. Lübke, «Geschichte der ital. Malerei» (2 Bde., Stuttg. 1878); J. Burckhardt, «Der Cicerone» (5. Aufl. von W. Bode., Lpz. 1884); Nothke, «Die Baukunst des Mittelalters in Italien» (6 Bde., Jena 1882—84).

Italientische Litteratur wird im allgemeinen in fünf Hauptepochen eingeteilt. Die erste umfaßt das Erwachen der Poesie in Italien, anfänglich unter provençal. Einfluß, und das Auftreten der ersten großen Dichter und Schriftsteller Italiens. Die zweite ist durch die Herrschaft der klassischen Studien bezeichnet; die dritte zeigt die glückliche Verschmelzung echt ital. Bildung mit der antiken; die vierte umfaßt die Zeiten des Verfalls unter franz. Einfluß; die fünfte endlich ist die Epoche des allmählichen Aufschwungs im Dienste patriotischer und revolutionärer Ideen, und reicht bis zur Gegenwart.

Erste Periode. Die Bekanntschaft mit der provençal. Lyrik reizte einzelne Italiener, sich in ähnlichen Gesängen, und zwar anfänglich sogar in provençal. Sprache, zu versuchen, wie dies namentlich von dem Marchese Alberto Malaspina, Meister Ferrari aus Ferrara, Lanfranc Cigala aus Genua, Guilelmo von Roiers, Buvarcello aus Bologna u. v. a., namentlich aber von dem berühmtesten unter allen, von Sordello von Mantua, bekannt ist. Gleichzeitig wurden die Italiener mit der altfranz. Litteratur bekannt, besonders mit den «Chansons de Geste», und manche, wie Rusticiano von Luna, Brunetto Latini, Aldobrandino von Florenz, Niccolò von Verona, Niccolò von Padua, bedienten

«Orlando innamorato» des Bojardo, welcher dem Ariost, seinem Fortsetzer, bedeutend vorarbeitete. Außer diesen beiden großen romantischen Epopöen ist nur noch der «Mambriano» von Francesco Cieco da Ferrara (gest. 1496) zu nennen. Als Gegensatz zur frivolen Richtung der Zeit ist der treifliche Schüler Savonarola's, Girolamo Benivieni (gest. 1542), zu nennen, dessen Gedichte («Rime spirituali») ein wahrhaft frommes Gemüt bekunden. Weniger bekannt, weil die Inquisition den Druck des Werks verhinderte, ist die «Città di vita» des Matteo Palmieri (gest. 1475), gewissermaßen ein letzter Nachklang der Poesie des Dante. An Lyrikern war auch dieser Zeitraum nicht arm, obschon keiner sich einen bleibenden Ruhm erwarb. In der burlesken Art des Burchiello dichteten Bern. Bellincioni (gest. 1491), Geo. Belcari, Ant. Alamanni, Giov. Aquetini u. a.; in der Art des Petrarca Francesco Cei aus Florenz, Gasparo Visconti aus Mailand und vorzüglich Serafino Aquilano aus Aquila im Neapolitanischen, Ant. Tebaldeo aus Ferrara (gest. 1537) und Bernardo Accolti aus Arezzo, mit dem Beinamen l'Unico, welchen er sich als Improvisator erworben.

Die Prosa mußte die Vernachlässigung der Muttersprache noch mehr empfinden als die Poesie, für welche sich wenigstens seit Petrarca Norm und Stil gebildet hatten. Dieser Zeitraum hat daher keinen ausgezeichneten Prosaisler aufzuweisen; nur einige Novellendichter und Historiker sind zu nennen. Unter die erstern gehören Gentile Sermini aus Siena, Giov. Sabadino aus Bologna («Novelle Porretane»), vorzüglich Masuccio Salernitano, von dem man 50 Novellen («Novellino») hat. Als Historiker treten hervor: Pandolfo Collenuccio (gest. 1504), der eine Geschichte Neapels schrieb, und Bernardino Corio (gest. 1519), der eine Geschichte von Mailand verfaßte. Eine größere Zahl histor. Werke finden sich in lat. Sprache, darunter die ausgezeichnete Geschichte jener Zeit und des Baseler Konzils von Sylvius Viccolomini (Pius II.), die erste bedeutende Geschichte von Venedig von Marcantonius Sabellicus (gest. 1506), die ältere Geschichte Venedigs von Bern. Giustinianus (gest. 1489), die Geschichte von Genua von Georgius Stella (gest. 1480). Auch zwei Künstler, von welchen der eine zu den größten aller Zeiten gehört, haben sich als Schriftsteller ausgezeichnet: Leon Battista Alberti (gest. 1472), der außer einigen Gedichten einen Dialog: «Della famiglia», und Leonardo da Vinci (gest. 1519), der einen «Trattato della pittura» schrieb.

Dritte Periode. Das 16. Jahrh. zeigt einerseits die höchste Blüte der ital. Poesie und Pildung, andererseits den Beginn des Verfalls. Mit den Kämpfen für die polit. Freiheit verschwindet auch der freie schöpferische Geist. Die absolute Türkenherrschaft und die Reaktion der Kirche gegen das Eindringen der Reformation ersticken die Fortschritt und die edle klassische Bildung. Im Anfang des 16. Jahrh. blühen noch die klassischen Studien, und viele ausgezeichnete Männer verdammen es noch, sich der Muttersprache zu bedienen. Viele der besten neuern lat. Dichter, wie Sadoletus, Sannazar, Bida, Navagerus, Naernus, Marcantonius Flaminus, Marcellus Valingentius Stellatus, Konius Valerius (als Reker 1570 verbrannt), der Arzt und Naturforscher Girolamo Fracastoro und manche andere, geboren diesem Zeitraume an; ja selbst ein episches Gedicht, die «Syrias» des Angelio da Barga,

Schmutzig und lüßern sind die Novellen des Mönchs Angelo Nirenzuola (gest. 1548), wie auch dessen Übersetzung des »Goldenen Esels« des Apulejus, und nicht viel besser die vortrefflich geschriebenen »Cene« des schon erwähnten Lasca. Interessanter sind die »Diparti« von Girolamo Parabosco und die »Ecatommiti« des Giraldi; unbedeutend, doch auch weniger frech, die »Sei giornate« des Sebastiano Crizzo. Außer diesen größern Sammlungen hat man noch einzelne, zum Teil vortreffliche Novellen, wie von Machiavelli, von Giov. Brevio und Luigi da Porta. Ernstere Gegenstände liebte man, nach dem Vorbilde der Alten, in dialogischer Form zu behandeln. Derart sind die »Asolani« des Bembo, viele, freilich etwas weitläufige Dialogen des L. Tasso, die Dialogen des Sperone Speroni, die des Lodovico Dolce, des Muzio und vieler andern. Höchst geistreich in dieser Art schrieb Giambattista Velli aus Florenz, dessen »Circo« und vorzüglich dessen oft von der Inquisition verbotene »Capricci del bottajo« als Muster gelten. Verühmt zu seiner Zeit war der »Cortigiano« des Grafen Castiglione (gest. 1529), worin derselbe das Bild eines vollkommenen Hofmanns aufstellt.

Kein anderes Volk hat im 16. Jahrh. eine so große Anzahl polit. Schriftsteller und Geschichtsschreiber aufzuweisen als die Italiener. Zu den eigentlich polit. Schriftstellern und Staatsmännern gehört vor allen Niccolò Machiavelli. Als großer, tiefblickender Staatsmann zeigt er sich in den »Discorsi sopra la prima decade di T. Livio«, in den Büchern »Dell' arte della guerra«, vorzüglich in dem »Principe«. Auch seine »istorie fiorentino« sind ein Meisterwerk. Diesen Werken nicht gleich, aber doch achtungswert sind die »Discorsi sopra C. Tacito« von Scipione Ammirato (gest. 1601), sowie dessen Geschichte von Florenz; die »Discorsi politici« von Paolo Baruta und das weniger bekannte »Della ragione di stato e relazioni universali« von Giov. Bottero (gest. 1617). Die allgemeine Geschichte ihrer Zeit haben lateinisch geschrieben Paolo Giovio (gest. 1552), Bern. Accellai, Galeazzo Capra und Giorgio Agorio; italienisch aber der berühmte, wenn auch nicht sehr zuverlässige Francesco Guicciardini, Pier Francesco Vianibullari, Giambattista Adriani und Patrizio de' Rossi. An Spezialgeschichten einzelner Städte und Zeiträume ist vorzüglich Florenz sehr reich, und besonders ist es der Untergang der Freiheit im Anfang des 16. Jahrh., welcher viele, zum Teil selbst dabei beteiligte Männer beschäftigt hat. Die vorzüglichsten sind: Jacopo Nardi (gest. 1555), Filippo Neri, Giov. Cavalcanti (gest. 1556), Benedetto Barbi (gest. 1565), Bernardo Segni (gest. 1558), Vito Capponi und dessen Sohn Neri Capponi. Die Geschichte Benedigs stellte zuerst in einem größern Werke dar der Cardinal Pietro Bembo; er sowie Paolo Baruta arbeiteten im Auftrage der Republik. Genua hatte an Jacopo Bonifazio und Alberto Foglietta, Ferrara an Giraldi Cinzio und Giambattista Vigna ausgezeichnete Geschichtsschreiber. Für Neapel ist nur die wenig zuverlässige Arbeit des Angelo di Costanzo und die ungleich bessere von Gianantonio Summonte (gest. 1642) zu nennen. Auch die Geschichte fremder Länder wurde von Italienern vielfältig bearbeitet, doch meist in lat. Sprache. Von italienisch geschriebenen Arbeiten dieser Art sind zu nennen: »Lo scisma d' Inghilterra« von dem als Sprachpuristen bekannten

vande schuf, die sechs Jahrzehnte hindurch, mit Ausnahme des Dramas, die belletristische Litteratur beherrschte. Die Arcadier stellten auch eine Theorie des Geschmacks auf, und zwar verfaßte Menzini eine Poetik, während Muratori die Grundsätze der Aesthetik aufstellte. Die ersten Dichter dieser neuen Richtung neigen noch vielfach zum Marinismus oder Vindarismus hin. In ihrer ganzen Eigentümlichkeit zeigt sie sich zuerst bei dem talentvollen Innocenzo Frugoni aus Genua (gest. 1768). Die namhaftesten unter den Arcadiern sind Eustachio Manfredi (gest. 1738), der die petrarchische Canzone in voller Reinheit wiederherstellte, Giambattista Zappi (gest. 1719), der im Sonett Vorzügliches leistete, und Francesco Lemene aus Lodi (gest. 1704), der besonders das Madrigal, nach dem Vorbilde des Tasso, pflegte. Ein eigentümliches Streben als Lyriker zeigte gegen Ende des Zeitraums der Römer Paolo Rolli (gest. 1767), welcher die Italiener nicht nur mit der Litteratur der Engländer (Milton) bekannt machte, sondern auch Horaz, die röm. Elegiker und Anacreon nicht ohne Grazie nachahmte.

Bei der Vorherrschaft, welche in dieser ganzen Periode die Lyrik behauptete, traten die übrigen Gattungen der Poesie in den Hintergrund. Auf epischem Gebiet ist, außer den bereits erwähnten komischen Heldengedichten, der «Ricciardetto» des Nicolo Forteguerri das Interessanteste. Fast nur dem Litteraturhistoriker noch bekannt sind der «Mondo nuovo» von Tommaso Stigliani und der «Mondo creato» von Gasparo Murtola aus dem Anfange des 17. Jahrh. Bedeutender ist «Il conquisto di Granata» von Girolamo Graziani (gest. 1675). Viel schwächer sind «Bosmondo» von Sempronio und das «Imperio vendicato» von Ant. Carraccio. Manches Eigentümliche zeigen der «Adamo» von Tommaso Campailla und die «Visioni sacre e morali» von Alfonso Varano (gest. 1788). Die Novelle, früher eine so beliebte Dichtgattung der Italiener, tritt im 17. Jahrh. ganz in den Hintergrund. Bei dem immer steigenden Interesse an der Oper konnte das Drama zu keiner Bedeutung gelangen. Zur Zeit der Herrschaft des Marinismus wurde die komische und tragische Bühne vorzugsweise von geschmacklosen Nachahmungen und Übersetzungen span. Stücke eingenommen. Ganz vergriffen sind die Tragödien des Giovanni Delfino und des Antonio Carraccio, und erst gegen das Ende des Jahrhunderts und später, wo man mit dem franz. Theater bekannt wurde, versuchten es einige, in dieser Art zu dichten. Der Berühmteste zu seiner Zeit war Pier Jacopo Martelli (gest. 1727), welcher sich sogar eines dem franz. Alexandriner nachgebildeten und nach ihm martellianisch genannten Verses bediente, der indes bald, wenigstens im Tragischen, gänzlich aufgegeben wurde. Ruhmliche Erwähnung verdient dagegen die «Merope» des Scipione Maffei. Neben diesem Stück sind nur noch die Tragödien des Mathematikers Antonio Conti (gest. 1749) zu nennen, während die Werke des Pietro Chiari längst der Vergessenheit anheimgefallen sind. Dagegen ergoßte die Commedia dell'arte noch immer das Volk, und Flaminio Scala (gest. 1620) und Liberio Fiorillo (gest. 1694), zu denen man noch den Valer Salvador Rosa zählen kann, erwarben sich großen Ruf. Mehrere talentvolle Dichter, wie Giambattista della Porta, der Herzog von Sermoneta, Filippo Gaetano,

faßs ihre Entwidlung, wurde aber durch das Mißtrauen des weltlichen und geistlichen Absolutismus sehr gehindert. Zur Blüte gelangte sie erst seit dem polit. Umschwunge, der zunächst in Piemont und dann in den Geschiden der ganzen Halbinsel eintrat. Namentlich war es die Geschichte des Vaterlandes, die von vielen Italienern ebenso gründlich als geistvoll, wenn auch öfters unter dem Einflusse bestimmter polit. oder kirchlicher Tendenzen bearbeitet wurde. In frühere Zeit gehören, außer den Arbeiten Deninas (gest. 1813), besonders die geschichtlichen Werke von Carlootta (gest. 1837) und die neuere Geschichte Neapels von Pietro Colletta (gest. 1831). Die erste allgemeine Weltgeschichte erhielten die Italiener durch Cesare Cantù. Die Geschichte Italiens im allgemeinen wurde meist mit Rücksicht auf die Einheitsidee bearbeitet, wie von Zenti, Cesare Balbo, Viorghi, Cantù, La Farina u. a. Muratoris »Annalen« fanden ihren Fortsetzer in Coppi. Vorzügliche Arbeiten über die früheste Geschichte der Halbinsel lieferten Miceli, Garzetti, Mazzoldi, Bannucci, Ranieri, über das Mittelalter Troja, Baudi di Vesme, Michele Amari, Tofti, Giuseppe de Cesare und viele andere. Die Geschichte der neuen und neuesten Zeit behandelten Farini, Gualterio, La Farina, Manalli, Anelli, Montanelli, Carutti, Bepe, Bianchi u. s. w. In der kriegsgeschichtlichen Litteratur nehmen die Werke von Ercole Ricotti und Mariano d'Angela eine hervorragende Stellung ein. Unter den zahlreichen Arbeiten über die Geschichte einzelner Staaten, Landschaften und Städte sind von anerkanntem Werte die neuern Geschichtswerke über Sicilien von Amari, Palmieri, Alessi, über Venedig von Romanin, über Piemont und Subehör von Cibrario, Sclopis, Gallenga, Nicomede Bianchi, über Genua von Canale, Serra, Varese, über die Lombardei von Cesare Cantù, über Lucca von Mazzarosa, über Florenz von Gino Capponi, über Pavia von Carlo Magenta und viele andere. Kirchengeschichtliche Arbeiten schrieben Salzano, Tofti, Capocelatro, Bianchi Giovinetti, Anelli. Die Geschichte der nationalen Kunst schrieben, außer Cani, besonders Rosini, Cicognara, Manalli, Marchese, Gnassi, Selvatico; die der Litteratur Corniani, Ugoni, Rassei, Gimorelli, Emiliani, Giudici, Cereseto, Ambrosoli, Sanfilippo, Cantù, Settembrini, De Sanctis, Bartoli, Finzi u. s. w. Als Organ für die histor. Forschung wurde 1812 zu Florenz das »Archivio storico italiano« von Nieusieur begründet; auch traten seitdem histor. Kommissionen und Vereine zu Turin, Parma, Bologna, Modena, Florenz, Genua und anderwärts zusammen. Unter den histor. polit. Schriften haben besonders die von Massimo d'Azeglio, Balbo, Gioberti und Mazzini einen mächtigen Einfluß auf die öffentliche Meinung und die Gestaltung der Dinge geübt. Auf rechtsphilos. Gebiete erlangten die Werke von Filangieri (gest. 1788) über die Gesetzgebung und von Beccaria (gest. 1793) über Verbrechen und Strafen nachhaltige Bedeutung. In den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts war die Philosophie besonders durch Romagnosi vertreten. In enger Verbindung mit den polit. und kirchlichen Idealen, welche die verschiedenen Parteien zu verwirklichen strebten, standen die philos. Systeme und Arbeiten von Galuppi, Rosmini, Gioberti, Mancino, Ranciani, Ferrari u. a. In jüngster Zeit wandte man sich mit Vorliebe und großem Erfolge dem Studium

ist, wird von Verbi beherrscht. Weiter als Buffini reicht das auch nicht zurück, was heatern noch lebendig erhalten ist. Dieses in der musikalischen Vergangenheit hat zur Verflachung der ital. Musik beigegeben. Dennoch besitzt diese Musik in einer noch stergültigen Gesangkunst, in der energiegeladenen einer schönen Sprache und in einer mit den einfachsten Mitteln wirklichen und fortwährend so bedeutende Mittel, das es schwer fallen wird, in der Theatermusik ihren bisherigen Rang zu behaupten.

Nur auf dem Konzertgebiete, d. h. im Oratorium und in der selbständigen Instrumentalmusik, ist die ital. Musik zurückgeblieben. Inmitten Versuche, das hierin Versäumte nachzuholen, gehören erst der jüngsten Zeit an und haben nur geringen Erfolg gehabt. Es kann drücklich genug gesagt werden, daß die ital. Musik in ihrer eigenen Geschichte das Beste verlor, nämlich das 17. Jahrh., in welchem sie drei Hauptgattungen der Musik gleichartig und von allen andern Nationen beneidet und nachgeahmt wurde. (S. Musik.)

italische Philosophie. Italien, als das Land der europ. Bildung, hat auch auf den Bereich der Philosophie direkt und indirekt die lebhaftesten Einflüsse ausgeübt. Von hier aus verknüpfte sich mit dem Beginn des Mittelalters im Bereich der kirchlichen Zivilisation die Reife der Wissenschaft in Gestalt von Lehrbüchern, Scholastik und Auszügen über die andern Wissenschaften, und auch an den logisch-metaphysischen Untersuchungen des sog. Universalien.

In der Scholastik beteiligte man sich hier um so mehr, als die kirchliche Macht in Rom diese Bewegung im Interesse der Glaubensreinlichkeit zu fördern meinte. Später bildete Reich Friedrich II. eines der hauptsächlichsten Eingangsporte für die arab. Philosophie in derselben vorwaltende Studium des Aristoteles, zugleich aber auch für die damit im Zusammenhang stehenden, größtenteils auf den Nominalismus zurückweisenden Geheimlehren der Mystik. Als dann die Lehre des Aristoteles in die kirchliche Wissenschaft hineingefügt wurde, war es ein Italiener, Thomas Aquino, welcher durch die geschmackvollere, verständliche Darstellung der Einzelwissenschaften, die dringende Ausführung der Gedanken des Aristoteles und Albert von Bollnäh die diesen Prozess vollendete, damit die christl. Scholastik auf ihren Höhepunkt führte. Sein großartig einheitliches, kathol. kirchlich noch heute für kanonisch anerkanntes System fand seine poetische Verkörperung in den Werken der ital. Literatur, in Dante's *Divina Comedia*.

Schon bei Dante beginnt ein anderes Element zu werden, durch welches Italien eine geistige Bewegung vorbereitete: das ist das klassische Altertum. Der Humanismus führte zunächst zu einer Erneuerung des antiken, der, hauptsächlich durch Gemistus Barlaam und Ficinus vertreten, in der Blüthezeit der Medicer blühenden Akademie seinen Sitz hatte, meistens aber durch misverständliche Deutungen getrübt wurde. Die histor. Richtung brachte auch eine

o innamorato» des Bojardo, welcher dem seinem Fortsetzer, bedeutend vorarbeitete. Iesen beiden großen romantischen Epyoden och der «Mambriano» von Francesco Cieco ira (gest. 1496) zu nennen. Als Gegensatz len Richtung der Zeit ist der treffliche Schö- onarolas, Girolamo Benivieni (gest. 1542), en, dessen Gedichte («Rime spirituali») ein t frommes Gemüt befunden. Weniger be- weil die Inquisition den Drud des Werks rte, ist die «Città di vita» des Matteo Bas- (gest. 1475), gewissermaßen ein letzter Nach- r Poesie des Dante. An Lyrikern war auch eitraum nicht arm, obshon keiner sich einen en Ruhm erwarb. In der burselosen Art rchiello dichteten Bern. Bellincioni (gest. 1500) Belcari, Ant. Alamanni, Giov. Acquie- i.; in der Art des Petrarca Francesco Cei- renz, Gasparo Visconti aus Mailand und ch Serafino Aquilano aus Aquila im Nea- schen, Ant. Tebaldeo aus Ferrara (gest. nd Bernardo Accolti aus Arezzo, mit dem en l'Unico, welchen er sich als Improvija- orben.

Prosa mußte die Vernachlässigung der Mut- he noch mehr empfinden als die Poesie, für ch wenigstens seit Petrarca Norm und Stil hatten. Dieser Zeitraum hat daher keinen ichneten Prosafalter aufzuweisen; nur einige ndichter und Historiker sind zu nennen. Un- erstern gehören Gentile Sernini aus Siena, Sabadino aus Bologna («Novelle Porre- vorzüglich Masuccio Salernitano, von dem) Novellen («Novellino») hat. Als Historiker hervor: Pandolfo Collenuccio (gest. 1504), e Geschichte Neapels schrieb, und Bernardino gest. 1519), der eine Geschichte von Mailand e. Eine größere Zahl histor. Werke finden lat. Sprache, darunter die ausgezeichnete hte jener Zeit und des Baseler Konzils hvius Piccolomini (Pius II.), die erste be- de Geschichte von Venedig von Marcanto- abellicus (gest. 1506), die ältere Geschichte as von Bern. Giustinianus (gest. 1489), die hte von Genua von Georgius Stella (gest.

Auch zwei Künstler, von welchen der eine größten aller Zeiten gehört, haben sich als ieller ausgezeichnet: Leon Battista Alberti (472), der außer einigen Gedichten einen Dia- della famiglia», und Leonardo da Vinci (gest. der einen «Trattato della pittura» schrieb.

te Periode. Das 16. Jahrh. zeigt einer- ie höchste Blüte der ital. Poesie und Wis- andererseits den Beginn des Verfalls. Mit ampfen für die polit. Freiheit verschwindet er freie schöpferische Geist. Die absolute Jur- valt und die Reaktion der Kirche gegen das ngen der Reformation erstiden die Forderung ie edle klassische Bildung. Im Anfang des .hrh. blühen noch die klassischen Studien, und usgezeichnete Männer verschmaben es noch, r Muttersprache zu bedienen. Viele der besten t lat. Dichter, wie Sadoletus, Sannazar, Navagerus, Naernus, Marcantonius Fla- s, Marcellus Palingenius Stellatus, Antonius rius (als Kecher 1570 verbrannt), der Arzt aturforscher Girolamo Fracastoro und manche e. gehören diesem Zeitraume an; ja selbst ein Gedicht, die «Syrias» des Angelo da Barga,

und lüſtern ſind die Novellen des Mönchs Virenzuola (geſt. 1548), wie auch deſſen ng des « Goldenen Fieles » des Apulejus, viel beſſer die vortrefflich geſchriebenen des ſchon erwähnten Vaſca. Interſſanter « Diporti » von Girolamo Parabosco und « commiti » des Giraldi; unbedeutend, doch niger frech, die « Sei giornate » des Sc. Grizzo. Außer dieſen größern Sammlun- man noch einzelne, zum Theil vortreffliche , wie von Machiavelli, von Giov. Brevio di da Vorta. Größere Gegenſtände liebte ch dem Vorbilde der Alten, in dialogiſcher behandeln. Derart ſind die « Asolani » des viele, freilich etwas weitſchichtige Dialogen Taſſo, die Dialogen des Sperone Speroni, Lodovico Dolce, des Muzio und vieler an- öchſt geiſtreich in dieſer Art ſchrieb Giam- belli aus Florenz, deſſen « Cires » und vor- deſſen oft von der Inquiſition verbotene « del bottajo » als Muſter gelten. Berühmt r Zeit war der « Cortigiano » des Grafen one (geſt. 1529), worin derſelbe das Bild allkommenen Hofmanns aufſtellt.

anderes Volk hat im 16. Jahrh. eine ſo Anzahl polit. Schriftſteller und Geſchicht- : aufzuweiſen als die Italiener. Zu den h polit. Schriftſtellern und Staatsmännern vor allen Niccolò Machiavelli. Als großer, nder Staatsmann zeigt er ſich in den « Di- « supra la prima decade di T. Livio », in den t « Dell' arte della guerra », vorzüglich in 'rincipe ». Auch ſeine « Iſtorie fiorentino » i Meifterwerk. Dieſen Werken nicht gleich, ch achtungswert ſind die « Discorsi sopra to » von Scipione Ammirato (geſt. 1601), eſſen Geſchichte von Florenz; die « Discorsi » von Paolo Paruta und das weniger be- « della ragione di ſtato e relazioni univer- on Giov. Bottero (geſt. 1617). Die allge- Geſchichte ihrer Zeit haben lateiniſch geſchrie- rolo Giovio (geſt. 1552), Bern. Rucellai, io Capra und Giorgio Aſorio; italieniſch r berühmte, wenn auch nicht ſehr zuverläſ- ancesco Guicciardini, Pier Francesco Giann- , Giambattista Adriani und Patrizio de' An Spezialgeſchichten einzelner Städte und ame iſt vorzüglich Florenz ſehr reich, und be- s iſt es der Untergang der Freiheit im An- es 16. Jahrh., welcher viele, zum Theil ſelbſt beteiligte Männer beſchäftigt hat. Die vor- ven ſind: Jacopo Nardi (geſt. 1555), Filippo (Giov. Cavalcanti (geſt. 1556), Benedetto (geſt. 1565), Bernardo Segni (geſt. 1564), Capponi und deſſen Sohn Neri Capponi. ſchichte Benedigs ſtellte zuerſt in einem grö- berle dar der Cardinal Pietro Bembo; er ſo- aolo Paruta arbeiteten im Auftrage der Re- . Genua hatte an Jacopo Bonifazio und Foglietta, Ferrara an Giraldi Cinzio und battiſta Vigna ausgezeichnete Geſchichtſchrei- für Neapel iſt nur die wenig zuverläſſige Ar- es Angelo di Coſtanzo und die ungleich beſſere Gianantonio Summonte (geſt. 1602) zu nen- Auch die Geſchichte fremder Länder wurde Italienern vielfältig bearbeitet, doch meiſt in Sprache. Von italieniſch geſchriebenen Arbei- er Art ſind zu nennen: « Lo ſciſma d' In- rra » von dem als Sprachpurifier bekannten

us, die sechs Jahrzehnte hindurch, mit des Dramas, die belletristische Litteratur. Die Arcadier stellten auch eine es Geschmacks auf, und zwar verfaßte ne Boetii, während Muratori die Grundschrift aufstellte. Die ersten Dichter dieser Richtung neigen noch vielfach zum Mas oder Bindarismus hin. In ihrer ganzen ichkeit zeigt sie sich zuerst bei dem talentocenzo Frugoni aus Genua (gest. 1768). aufsteht unter den Arcadiern sind Cusarebi (gest. 1738), der die petrarchische Galler Reinheit wiederherstellte, Giambattini (gest. 1719), der im Sonett Vortragsete, und Francesco Lemene aus Lodi), der besonders das Madrigal, nach dem des Tasso, pflegte. Ein eigentümliches als Lyriker zeigte gegen Ende des Zeit: Römer Paolo Rolli (gest. 1767), welitaliener nicht nur mit der Litteratur der(Milton) bekannt machte, sondern auchröm. Elegiker und Anacreon nicht ohne chahnte.

Vorberrschaft, welche in dieser ganzen ie Lyrik behauptete, traten die übrigen a der Poesie in den Hintergrund. Auf ebiet ist, außer den bereits erwähnten elbengebüchten, der »Ricciardetto« des rteguerri das Interessanteste. Fast nur crarhistoriker noch bekannt sind der uovo« von Tommaso Stigliani und der reato« von Gasparo Murtola aus dem es 17. Jahrh. Bedeutender ist »il conGranata« von Girolamo Graziani (gest. el schwächer sind »Boemondo« von Sem. das »Imperio vendicato« von Ant. Carlanches Eigentümliche zeigen der »Adamo« maso Campailla und die »Visioni sacre von Alfonso Varano (gest. 1788). Die r früher eine so beliebte Dichtgattung der, tritt im 17. Jahrh. ganz in den Hinterbei dem immer steigenden Interesse an der nte das Drama zu seiner Bedeutung ge. Zur Zeit der Herrschaft des Marinismus e komische und tragische Bühne vorzugsgeichmadlosen Nachahmungen und liberpan. Stüde eingenommen. Ganz verid die Tragödien des Giovanni Delino Antonio Carraccio, und erst gegen das Jahrhundert und später, wo man mit i Theater bekannt wurde, versuchten es dieser Art zu dichten. Der Berühmteste Zeit war Pier Jacopo Martelli (gest. 1727), ich sogar eines dem franz. Alexandriner deten und nach ihm martellianisch genanns bediente, der indes bald, wenigstens im n, gänzlich aufgegeben wurde. Ruhmliche na verdient dagegen die »Merope« des Massei. Neben diesem Stück sind nur Tragödien des Mathematikers Antonio it. 1749) zu nennen, während die Werke o Chiari langst der Vergessenheit anheimbnd. Dagegen erpöhte die Commedia dell'immer das Volk, und Giaminio Scalam und Liberto Fiorillo (gest. 1694), zu zu noch den Maler Salvator Rosa zählen varben sich großen Mißfall. Mehrere taDichter, wie Giambattista della Porta, og von Sermoneta, Filippo Gaetano,

Entwicklung, wurde aber durch das Miß-
 weltlichen und geistlichen Absolutismus
 vert. Zur Blüte gelangte sie erst seit dem
 ichwunge, der zunächst in Piemont und
 n Geschichte der ganzen Halbinsel eintrat.
 n war es die Geschichte des Vaterlandes,
 den Italienern ebenso gründlich als geist-
 n auch öfters unter dem Einflusse be-
 polit. oder kirchlicher Tendenzen bearbei-
 . In frühere Zeit gehören, außer den
 Deninas (gest. 1813), besonders die ge-
 n Werke von Carlo Botta (gest. 1837)
 uere Geschichte Neapels von Pietro Col-
 1831). Die erste allgemeine Weltgeschichte
 ie Italiener durch Cesare Cantù. Die
 Italiens im allgemeinen wurde meist
 ht auf die Einheitsidee bearbeitet, wie
 Cesare Balbo, Borghi, Cantù, La Fa-
 . Muratoris »Annalen« fanden ihren
 in Coppi. Vorzügliche Arbeiten über die
 ichte der Halbinsel lieferten Miceli,
 Mazzoldi, Bannucci, Ranieri, über das
 r Troja, Baubi di Besme, Michele
 osti, Giuseppe de Cesare und viele andere.
 ichte der neuen und neuesten Zeit behan-
 rini, Gualterio, La Farina, Ranalli,
 ontanelli, Carutti, Pepe, Bianchi u. s. w.
 iegsgeschichtlichen Literatur nehmen die
 n Ercole Ricotti und Mariano d'Azula
 rragende Stellung ein. Unter den zahl-
 heiten über die Geschichte einzelner Staa-
 schaften und Städte sind von anerkannter
 e die neuern Geschichtswerke über Sicil-
 Amari, Palmieri, Alessi, über Venedig
 anin, über Piemont und Zubehör von
 Sclopis, Gallenga, Ricomede Bianchi,
 ua von Canale, Serra, Varese, über die
 i von Cesare Cantù, über Pucca von
 a, über Florenz von Vino Capponi, über
 n Carlo Magenta und viele andere. Kir-
 chliche Arbeiten schrieben Salzano, Tosti,
 ro, Bianchi Giovinetti, Anelli. Die Ge-
 r nationalen Kunst schrieben, außer Lanzi,
 Rosini, Cicognara, Ranalli, Marchese,
 Selvatico; die der Literatur Corniani,
 Jassei, Cimorelli, Emiliani-Giudici, Cere-
 rosoli, Sanfilippo, Cantù, Settembrini,
 tis, Bartoli, Finzi u. s. w. Als Organ
 ator. Forschung wurde 1842 zu Florenz
 hivio storico italiano« von Vieusseux be-
 auch traten seitdem histor. Kommissionen
 ine zu Turin, Parma, Bologna, Modena,
 Genua und anderwärts zusammen. Un-
 stor. polit. Schriften haben besonders die
 mo d'Azeglio, Balbo, Gioberti und Maz-
 a mächtigen Einfluß auf die öffentliche
 und die Gestaltung der Dinge geübt.
 philos. Gebiete erlangten die Werke von
 i (gest. 1788) über die Gesetzgebung und
 aria (gest. 1793) über Verbrechen und
 nachhaltige Bedeutung. In den erst n
 ten des Jahrhunderts war die Philosophie
 durch Romagnosi vertreten. In enger
 ng mit den polit. und kirchlichen Idealen,
 verschiedenen Parteien zu verwirklichen
 standen die philos. Systeme und Arbeiten
 appi, Rosmini, Gioberti, Mancino, Ma-
 rrtari u. a. In jüngster Zeit wandte man
 borliebe und großem Erfolge dem Studium

t, wird von Verbi beherrscht. Weiter als offini reicht das auch nicht zurück, was beatern noch lebendig erhalten ist. Dieses der musikalischen Vergangenheit hat zur Verflachung der ital. Musik beigetragen. Dennoch besitzt diese Musik in einer noch stergültigen Gesangkunst, in der energisation einer schönen Sprache und in einer mit den einfachsten Mitteln wirksamen und fortwährend so bedeutende Mittel, das schwer fallen wird, in der Theater- wie Chambermusik ihren bisherigen Rang zu behaupten. Nur auf dem Konzertgebiete, d. h. im Oratorium und in der selbständigen Instrumental- und Kammermusik, ist die ital. Musik zurückgeblieben. Mehrere Versuche, das hierin Versäumte nachzuholen, gehören erst der jüngsten Zeit an und haben nur geringen Erfolg gehabt. Es kann drücklich genug gesagt werden, daß die ital. Musik in ihrer eigenen Geschichte das Beste hat, nämlich das 17. Jahrh., in welchem sie drei Hauptgattungen der Musik gleichmäßig und von allen andern Nationen benachahmt wurde. (S. Musik.)

italische Philosophie. Italien, als das Land der europ. Bildung, hat auch auf den Philosophie direkt und indirekt die lebhaftesten Einflüsse ausgeübt. Von hier aus verknüpfte sich mit dem Beginn des Mittelalters in der kirchlichen Civilisation die Kette der Wissenschaft in Gestalt von Lehrbüchern, Commentaren und Auszügen über die andern Theile des europ., und auch an den logisch-metaphysischen Untersuchungen des sog. Universalien-Scholastik) beteiligte man sich hier um so mehr, als die kirchliche Macht in Rom diese Bewegung im Interesse der Glaubenseinigkeit zu fördern meinte. Später bildete Kaiser Friedrich II. eine der hauptsächlichsten Anstalten für die arab. Philosophie in derselben vorwaltende Studium des Aristoteles, zugleich aber auch für die damit im Zusammenhang stehenden, größtenteils auf den Aristoteles zurückweisenden Geheimlehren der Mystik. Als dann die Lehre des Aristoteles die kirchliche Wissenschaft hineingefogen wurde, war es ein Italiener, Thomas Aquino, welcher durch die geschmackvollere und gründliche Ausführung der Gedanken des Aristoteles die kirchliche Wissenschaft in der Form derselben erneuert wurde, war es ein Italiener, Thomas Aquino, welcher durch die geschmackvollere und gründliche Ausführung der Gedanken des Aristoteles die kirchliche Wissenschaft in der Form derselben erneuert wurde, war es ein Italiener, Thomas Aquino, welcher durch die geschmackvollere und gründliche Ausführung der Gedanken des Aristoteles die kirchliche Wissenschaft in der Form derselben erneuert wurde.

hon bei Dante beginnt ein anderes Element zu werden, durch welches Italien eine Geistesbewegung vorbereitete: das des klassischen Altertums. Der Humanismus führte zunächst zu einer Erneuerung des antiken, der hauptsächlich durch Gemistus Barlaam und Ficinus vertreten, in der päpstlichen der Medicer blühenden Akademie seinen Sitz hatte, meistens aber durch literarische Deutungen getrübt wurde. Die klassische Richtung brachte auch eine

cardinale nennt, hinweist. Die Geschichte hat seine Ansicht bestätigt, denn die Sprache, die man die **italienische** nennt, ist eigentlich an keinem Orte Italiens die eigentliche Volkssprache. Hiernach muß es auch als eine Annahme der Florentiner gelten, wenn sie, weil ihre Mundart der Schriftsprache näher steht als irgend eine andere ital. Mundart, verlangen, jene solle nicht *Lingua italiana*, sondern *florentina* oder höchstens *toscana* genannt werden. Die heutigen ital. Mundarten erfuhren zwar seit der Zeit Dantes mannigfache Veränderungen, aber die meisten von ihnen behielten die von dem Dichter angegebenen Grundzüge. Zunächst ist der Gegensatz der nördl. und der südl. Mundarten zu bemerken. In der ersten herrschen die Konsonanten, auch in den Endungen der Wörter, und starke Versämlungen der ursprünglichen röm. Laute vor, im Süden dagegen der Vokal und vorzüglich die dunkeln Laute u und o. In der Mitte, in Toscana und dem Kirchenstaat, worauf der Einfluß der Fremden verhältnismäßig geringer gewesen, hat die Sprache am meisten röm. Form und Betonung beibehalten. Der Rorden von Italien zerfällt wieder in drei deutlich geschiedene Sprachklassen. In der Mitte tritt der german. Einfluß in sprachlichen Ausdrücken und Versämlungen besonders hervor. Im Osten hat sich in dem dem Meere zugewandten Leben Venedigs eine weichlichere Mundart ausgebildet, welche unter allen italienischen am meisten litterarisch ausgebildet wurde. Am Westen ist der Einfluß des Französischen vorherrschend, weniger im Genuesischen, weit mehr jedoch im Piemontesischen.

Neben diesen Mundarten findet sich schon sehr früh, seit dem 12. Jahrh., wie Dante richtig bemerkt, eine edlere, d. h. den ursprünglichen röm. Formen am nächsten stehende und ebendeshalb bildsamere Sprache, welche zuerst in Sicilien am Hofe Friedrichs II. dann aber auch von den meisten Dichtern in allen Landstrichen Italiens gebraucht wird. Mit dem 14. Jahrh. verschwinden, wenigstens in der Poesie, die Spuren sowohl mundartlicher Verschiedenheit als auch franz. und provengal. Formen und Ausdrücke, die bei den ältesten Schriftstellern noch sehr häufig vorkommen. Die Sprache der Poesie, jetzt eine wahrhaft konventionelle, aber durch den Gebrauch von Jahrhunderten geheiligte, ist vorzüglich von Dante mit vollem Bewußtsein, später von Petrarca und Boccaccio ausgebildet, herrscht worden: diese Sprache ist wesentlich die nationale geblieben seit dem Zeiten Dantes bis auf die Gegenwart. Nicht ganz so verhielt es sich mit der Prosa. Die ältesten Schriftsteller waren auch hier Toscaner oder Florentiner, und unter ihnen nimmt Boccaccio mit Recht den ersten Rang ein; nur daß derselbe, durch das Studium der alten Klassiker verleitet, seiner Sprache eine unnatürliche Fülle und einen schwerfälligen Periodenbau zu geben suchte, welcher lange Zeit die ital. Prosa entstellte und bis in die neueste Zeit Nachahmer fand. Da es Italien bisher an einem Mittelpunkt der nationalen Gesamtbildung fehlte, auch kein Prosafürer so überwiegenden Einfluß zu gewinnen vermochte, daß er allgemein als Muster und Vorbild hätte betrachtet werden können, so geschah es stets, daß bei dem Erscheinen eines bedeutenden Schriftwerkes über dessen stilistischen Wert, oft sehr heftig, gestritten wurde. Am verderblichsten hat im 17. und bis über die Mitte des 18. Jahrh. hinaus der Einfluß

des Französischen auf die ital. Sprache gewirkt, indem viele Italiener aus Vorliebe für die Franzosen und deren damalige philos. Bildung dahin gelangten, die Eigentümlichkeiten ihrer edeln Sprache zu verleugnen und im Grunde Französisch mit ital. Worten zu schreiben. Erst in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrh. und im Anfang des 19. machten ebenso patriotisch gesinnte als gründlich gebildete Männer, wie Monti, Verticari u. a., diesem Unwesen ein Ende. So hat die ital. Sprache sich nicht einer stetigen, gleichförmig fortschreitenden Ausbildung erfreut, wohl aber mehrere Schwankungen des Steigens und Fallens erlebt; wie denn die Zeit Dantes, Petrarcas, das 14. Jahrh., von den Italienern mit Recht das erste Goldene Zeitalter ihrer Sprache, daher *il buon secolo*, auch wohl *il Trecento* genannt wird. Nach kurzer Vernachlässigung im 16. Jahrh., wo das Studium der klassischen Sprachen die Teilnahme aller Gebildeten im höchsten Maße in Anspruch nahm, erhob sie sich im 16. durch Ariosto, Guarini, Tasso zu dem höchsten Gipfel formeller Ausbildung, um im 17. und 18. dem verderblichen Einfluß des Gallicismus zu unterliegen und dann wieder einer neuen Regeneration entgegenzugehen. Über die gegenwärtige ital. Schriftsprache vgl. Belmetti, *«La lingua parlata di Firenze o la lingua letteraria d'Italia»* (Mail. 1874).

Die Italiener konnten sich bis auf die jüngste Zeit nicht rühmen, die Grammatik ihrer Sprache mit wissenschaftlicher Gründlichkeit bearbeitet zu haben. Der erste, welcher Beobachtungen über die Sprache sammelte, war der Kardinal Bembo, dessen Arbeit, vielleicht schon 1500 begonnen, doch erst 1525 unter dem Titel *«Prose»* erschien. Nur mehrere kleine, unbedeutende Arbeiten von Fortunio, Liburnio, Marcantonio Flaminio traten noch etwas früher ans Licht. Die *«Prose»* selbst, in Gesprächsform, sind weder gründlich noch vollständig und halten sich ausschließlich an Boccaccio und Petrarca. Die Bemühungen des Grafen Giangioorgio Trissino, die Orthographie zu regeln und durch neue Schriftzeichen zu fixieren, hatte nach langem Streit nur den Erfolg, die Buchstaben v und j als eigentümliche Konsonanten einzuführen. Von andern grammatischen Arbeiten machten zu ihrer Zeit Epoche und haben einen bleibenden Einfluß geübt: der *«Ercolano»* des Varchi (Flor. 1570 fg.), dessen Zweck war, die Ansprüche der Florentiner auf Alleinherrschaft in der Sprache geltend zu machen; die *«Avvertimenti della lingua»* von Salviati (2 Bde., Bened. u. Flor. 1584—86), worin weitestgehend nur von den Buchstaben, vom Nomen und vom Artikel gehandelt wird; *«Della lingua toscana»* von Buommattei (Flor. 1648), die erste ziemlich vollständige, von der Accademia della Crusca als die ihrige adoptierte und mehrmals herausgegebene Grammatik. Eine reiche Fundgrube von Beobachtungen und Beispielen sind die *«Osservazioni della lingua italiana»* von Cinonio (Marcantonio Rambelli, Tl. 1, Florenz 1685; Tl. 2, Ferrara 1644; von Lamberti neu herausg., 4 Bde., Mail. 1809—13), worin in alphabetischer Ordnung von dem Verbum und von den Partikeln gehandelt wird. Sehr reich ist die Arbeit von Daniele Bartoli, *«Il torto e'l diritto del non si può»* (Rom 1665 u. öfter; mit Amentas Zusätzen 2 Bde., Neap. 1717). Die erste systematische, vollständige und mit guten Beispielen ausgestattete Grammatik,

Begrün- hier als kleines Bächlein in den See ergießt und
 ung der als 3–4 m breiter Fluß aus ihm herausstritt.

Itatlaya oder Itatiajossu, der höchste
 Berg Brasiliens, in der Serra da Mantiqueira,
 auf der Grenze der Provinzen Rio de Janeiro, Mi-
 nas Gernes und São Paulo, 2712 m hoch, 1871
 von Glaziou erstiegen.

Itawa, Distrikt in Ostindien, s. Etawa.

Itazismus nennt man die heutige, neugriech.
 Aussprache des Altgriechischen; der Name ist ab-
 geleitet vom Buchstabennamen *i* und stammt daher,
 daß die Neugriechen die in alter Zeit verschieden
 ausgesprochenen Vokale und Diphthonge *i*, *v*, *η*, *ε*,
ο: alle gleichmäßig wie *i* aussprechen. Die Neu-
 griechen sind meistens eifrige Verehrer dieser wie
 auch anderer Eigentümlichkeiten der heutigen Aus-
 sprache (z. B. der des Diphthongen *ε*: wie *ä*) und
 halten dieselbe für uralte, obwohl die Wissenschaft
 längst nachgewiesen hat, daß dieselbe in alter Zeit
 nicht stattfand, wenn auch Anfänge derselben zum
 Teil in die vorchristl. Zeit zurückgehen. Die nicht
 itazistische Aussprache nennt man Etazismus,
 abgeleitet vom Buchstaben *η*, der danach wie langes
o auszusprechen ist. Die etazistische Aussprache ist
 in Deutschland durch Erasmus eingeführt, daher
 auch Erasimische Aussprache genannt, während
 der J. von Neuchlin verteidigt wurde, daher auch
 Neuchlinische Aussprache genannt.

Itam (lat.), ferner, bezugleich, auch bloßes
 Füllwort zur Fortführung, entsprechend dem deut-
 schen: nun; als Substantiv: das Fernere, Weitere;
 auch Posten in einer Rechnung.

Ita, missa est (scil. concio), d. h. »geht« (die
 Versammlung) »ist entlassen«, die Worte, mit wel-
 chen in der alten Kirche der Schluß des Gottes-
 dienstes den Anwesenden angekündigt wurde. (S.
 Messe.)

Itenez, Fluß in Brasilien, s. Guaporé.

Iterativa (vom lat. iterare, wiederholen, zu-
 weilen auch Frequentativa genannt) heißen in
 der Grammatik solche Verba, welche die wieder-
 holte Handlung bezeichnen, z. B. lat. clamitare,
 kl. rufen (clamare), dicitare, oft sagen (dicere).
 Mit der Bedeutung der Wiederholung verbinden
 sich nicht selten Nebengriffe, namentlich der der
 Verkleinerung, Wenigkeit, z. B. im Deutschen »stich-
 len« = oft ein wenig stechen, »streicheln« = oft
 ein wenig streichen.

Itz, ein langer und schmaler bewaldeter Gr-
 abrücken im W. der Leine, welcher sich von der
 der Einsenkung gelegenen Straße von Eßere-
 nien von SSO. nach NW. auf der Grenze des
 unschweizischen Kreises Holzwinden und der
 rh. Landdrostei Hannover 22 km weit hinzieht.
 Er seinen über 366 m hohen Rücken erhebt sich
 Nordwestende der 392 m hohe Lauensteiner Kopf.

Itaca, Flecken im nordamerik. Staat Neu-
 York, Hauptort des County Tompkins, an der
 Spitze des Cayugassees, in sehr schöner Umge-
 bung, steht durch die Cayuga- und Seneca-
 Kanäle mit Oswego und durch Dampfboote mit den
 Häfen des Cayugassees in Verbindung, zählt
 9105 E. und ist ein betriebsamer Ort mit
 vielen Fabriken und lebhaftem Handel. J. ist
 der Cornell-Universität, welche durch
 Schenkungen des Bürgers Ezra Cornell und
 Billigungen der Vereinigten Staaten ge-
 stiftet wurde. Ihr Freibrief vom 27. April
 1828, daß die Anstalt dem Staat und

ging er 1824 mit seiner Familie nach der Absicht, nach Mexiko zurückzukehren. mexik. Kongreß erklärte ihn 28. April 1824 in Vertretung den mexik. Boden, vom General Garza erkannt, verhaftet und bei Padilla erschossen. Seiner Witwe fünf Kindern setzte der Kongreß ein Jahr 1000 Doll. unter der Bedingung aus, daß Columbia oder Nordamerika aufhielte. Sie seitdem meist zu Philadelphia. Von den Söhnen starb der ältere, Angelo, in der Stadt Mexiko und hinterließ einen solchen Kaiser Maximilian als zukünftigen adoptiert hatte; der jüngere starb in Verhältnissen zu Neuilly bei Paris 9. Mai 1871. «Statement of some of the principal facts of the public life of Augustin de Iturbide, by himself» (von Quin, Lond. 1824; 2 Bde. 1824).

der Sohn der Philomela (s. d.).
 einfluß des Rain, entspringt im B. vom im Thüringerwalde, 5 km im NNO. von Siegen in südl. Richtung durch Sachsen-Meiningen in Sachsen-Coburg in den bayr. Regier. Oberfranken und mündet hier nach einem 70 km gegenüber von Breitenbach in den Main. Der Fluß und, das Thal der als Coburg, ist sehr fruchtbar.

e., Kreisstadt des Kreises Steinburg der Provinz Schleswig-Holstein, an der Schiffbr., 97 km nordwestlich von Altona und östlich von Glückstadt und an der Linie der Holsteinischen Marschbahn, ist Landratsamts, eines Amtsgerichts nebst mer, hat ein Realprogymnasium, ein adelungsamt und ein Kreisgefängnis und 1850 9850 G. Von öffentlichen Gebäuden den beiden Kirchen das 1834 erbaute als bemerkenswert. Die Fabrikthätigkeit auf Tabak, Cement, Eichorien, Zischern; auch bestehen mehrere Brauereien, ien und eine große Zuckerraffinerie (die te des europ. Kontinents). Von Bedeu- die Pferde- und Viehmärkte, der Ge- tohlen- und Eisenhandel und der Schiff- sehr mit 26 eigenen Fahrzeugen, beson- Hamburg und Altona. J. hat acht Kr- ngen, deren ansehnlichste, das Hospital zu g (Jürgenshof), 1240 von Graf Adolf IV. an gestiftet wurde, und ein allgemeines aus (das Juliensift). Der älteste Stadt- die Burg, hat seinen Namen von der durch Hr. 809 wider die Dänen und Wenden an- Burg, welche seitdem als Esseveldoburg, oder Escho vorkommt. Graf Adolf IV. in verlieh der Stadt 1238 sächsisches Recht digerechtigkeit. Vom 12. Jahrh. an war enj der holstein. Grafen. Im Dreißigjäh- we wurde die Stadt mehrmals von den n erobert und 1657 zum großen Teil nieder- t. Bis 1864 war J. der Versammlungs- holstein. Provinziallande.

Politik (Heint. Aug. Friedr., Graf von), staatsmann, geb. 23. Jan. 1799 zu Groß- rei Kanten, studierte in Berlin anfangs menschaften, dann ebenda und in Göttingen. In den Staatsdienst eingetreten,

30-jährigen Waffenstillstand erwirkte, zu-
n J. seinen Ansprüchen auf Livland ent-
gen Nowgorod, dessen Freiheitsinn ihn
, unternahm er 1570 einen Zug und
ort binnen sechs Wochen an 60000 Men-
cht weniger wütete er in Lwew, Woskau
ndern Orten. Seinen ältesten Sohn,
chte J. eigenhändig um. Am Ende seiner
unternahm Jermak seinen Zug nach Si-
. Starb 18. März 1584 und hatte keinen
ohn, Feodor, zum Nachfolger.

V. Alexejewitsch, Peters I. Halb-
eb. 27. Aug. 1666, gest. 29. Jan. 1696,
gleich er 1682 Jar wurde, wegen Kränk-
d Schwachsinn an der Regierung wenig
689 gar keinen Teil.

VI., geb. 24. Aug. (n. St.) 1740, war
des Herzogs Anton Ulrich von Braun-
Jolsenbüttel-Bevern und der russ. Groß-
na Karlowna. Die Kaiserin Anna Iwa-
hm ihn gleich nach seiner Geburt aus den
rer Rechte, erklärte ihn zu ihrem Sohne
hm eine Wohnung neben ihrem Zimmer.
ernannte sie ihn zu ihrem Nachfolger und
niling Wiron zum Vormund und Regent-
nd der Minderjährigkeit desselben. Wiron
der Kaiserin Tode, 28. Okt. 1740, deni-
uldigen, und als er selbst verbannt wurde,
en die Eltern J. s die Regentenschaft. Doch
et. 1741 bemächtigte sich Peters I. Tocht-
eth des Throns. Der junge J. wurde an-
wangsorod bei Narwa gefangen gehalten;
brachte man ihn auf die Festung Schlüssel-
in an einige andere feste Orte, und nach
nbestiegung Katharinas II. wieder nach
urg. Als hier Mirowitsch, ein Edelmann
Ukraine, der als Lieutenant bei der Be-
n Schlüsselburg stand, mit Hilfe eines
obenen Befehls der Kaiserin den Versuch
en Gefangenen zu befreien, wurde J. von
n Offizieren 5. Dez. 1764 ermordet, wozu
einen kaiserl. Befehl ermächtigt waren.
lle in Schlüsselburg, wo man ihn begrub,
iter zerstört.

gorod, russ. Festung im Gouvernement
an der Mündung des Wieprz in die Weich-
in oberhalb von Warchau. Das kleine
r, Station der Linie Kowel-Mlawa der
ahn, liegt auf dem rechten Weichselufer und
tioniertem Hauptwall und drei in geringem
vor diesem liegenden kleinen Werken be-
auf dem linken Weichselufer liegt ein zwei-
sajemattierter, mit Erdwall umgebener
ort Gortischalow), welcher in Verbindung
erwerken einen Brückenkopf bildet. Im J.
de die Erweiterung der Festung beschlossen
1884 durchgeführt. Es wurden auf dem
Weichselufer sechs, auf dem linken drei vor-
e Werke im Abstände von 2 bis 4 km vom
all beziehungsweise Fort Gortischalow et-
ner eine feste Brücke zwischen der Stadt und
rtischalow; doch ist diese Brücke im Früh-
4 durch die Hochflut der Weichsel fast voll-
erstört worden. Die Festung J. soll durch
ng noch einiger Gürtelforts zu einer großen
ung umgewandelt werden; dieselbe bildet
rtichau, Nowo-Georgiewsk und Brest-Li-
is poln. Festungsviereck, innerhalb dessen
russ. Hauptarmee im Falle eines Kriegs

erwandelt, weil sie Zeus zu dem Liebes-
t Zo verführt hatte. Nach dem Vorgange
der nach Aphrodites Hat Medea dadurch
monnen haben sollte, daß er die J. mit
d Flügeln auf ein vierseitiges Rad band
unter Aussprechung von Zauberformeln
gebrauchte man diesen Vogel in der an-
Weise als Mittel, jemand verliebt zu

1, Njabal oder Atjabal, Dorf in Mit-
1, Republik Guatemala, Departements-
180 km im NO. von Guatemala, am
des Hicogebirges und am Südufer des
s oder Laguna Dulce, von welchem ein
nger Kanal zur Hondurashai führt, mit
1, als Kommune 3830 E., wovon 1468
ene. Das Klima ist mörderisch, und der
Orte zu Wasser und zu Lande sehr schwie-
noch hatte J. lange fast den ganzen Export
e und vom östl. Yucatan monopolisiert;
hat sich der Transit nach Westen gewendet
andel J.s ist seitdem sehr gesunken.
die guten Genien im Reiche des Ormuzd,
dämonen.

(spr. Jölaasch), Strommenge an der untern
38 km südwestlich von Alt-Orfowa, zwi-
Ortschaften Drenlova und Swiniha, unter-
ollin, wo das Strombett der Donau durch
je von Felsenriffen und Bergstuppen zu-
gepreßt wird. Der eigentliche J. hat eine
on 3982 m, die mit ihm verbundenen
gen von Groß- und Kleintachtalia unge-
0 m. Die nahezu 1800 m langen Felsen-
sche den Fluß quer durchziehen, bestehen
unrot, hornsteinartigem Schiefer und
rhyr; sie füllen das hier stellenweise nur
3 m breite Donaubett dergestalt aus, daß
rechten oder serb. Ufer eine kaum 38 m
rbare Wasserstraße bleibt.

(spr. Jschoo, Nit.), ungar. Bildhauer, geb.
Horváti im Komitat Vorschob, studierte in
tal, war 1818–49 Honvéd und widmete
der Katastrophe von Vilagos der Bild-
ist, erst in Pest bei Ferenczy, dann in Wien
und in München, wo er mit dem Trauern-
ifer seinen Ruf begründete; beimgelehrt
er die Eszolanai-Statue für Debreczin und
ist-Denkmal für Budapest, außerdem zahl-
orträtbüsten und Genrestatuetten, alles
ist ausgeprägtem nationalen Charakter.
als Professor an der Kunstschule zu Buda-
Mai 1875.

:ethnatt, d. h. Weiße Frau, Berg im SO.
ls von Mexilo, unmittelbar nördlich vom
epett, in 19° 10' nördl. Br. und 80° 55'
(von Ferro), 5207 m hoch.

attil oft nicht sicher entscheiden kann, welcher
en Lauten in bestimmten Fällen der Ursprung.

Das Job übt von allen Konsonanten den
Einfluß namentlich auf vorhergehende Kon-
n aus, und die neuere Grammatik hat für
d dasselbe hervorgebrachten Konsonanten-

Jachmann (Eduard Karl Emanuel), kaiserlich deutscher Vizeadmiral, geb. zu Danzig 2. März 1822, besuchte das Gymnasium zu Marienwerder, machte seine erste Reise 1839—44 auf dem der preuß. Seehandlung gehörigen Schiff Kronprinz nach Westindien und diente 1844—48 auf der Korvette Amazonen im Mittelmeer und an der Küste Amerikas. Im J. 1848 wurde er Marineleutnant, befehligte 1849—52 eine Kanonenbootflotte in Stralsund und kam dann als Decernent in die Marineabteilung des Kriegsministeriums zu Berlin. Als erster Lieutenant machte er 1853—54 auf der Gefion eine Reise nach Südamerika, Westindien und Nordamerika unter dem Befehl des Commodore Schröder. Dann war J. drei Jahre Oberwerftdirektor zu Danzig und wurde Korvettenkapitän. Nachdem J. 1857—59 Direktor einer Abteilung der neuerrichteten Admiralität gewesen war, wurde er Sept. 1859 Kapitän zur See und nahm 1859—62 als Kommandant der Fregatte Thetis an der preuß. Expedition nach Ostasien und China teil. Als Chef des Stationskommandos der Ostsee in Danzig führte er während des Deutsch-Dänischen Kriegs von 1864 den Befehl über die preuß. Streitkräfte in der Ostsee und lieferte 17. März 1864 der dän. Flotte das Seegefecht bei Jasmund (Nägen), wofür er Kontreadmiral wurde. J. war 1864—67 Chef der Marinestation zu Kiel, auch alljährlich Chef der Übungsschwader in der Nord- wie Ostsee. Im J. 1867 wurde J. zum Vices des Marineministeriums ernannt und 1868 zum Vizeadmiral befördert. In dieser für die weitere Organisation der preuß. Marine bedeutungsvollen Zeit, während welcher namentlich die Entwidlung des Offizierkorps und dessen Personal, die Begründung einer starken Ujzerflotte, die Einrichtung des Torpedowesens, die Begründung des Jachthafens, der Beginn der Arbeiten zu Kiel und die völlige Herstellung der dortigen Hafenbefestigungen erfolgte, verblieb J. in dieser Stellung, bis nach der Wiedererrichtung des deutschen Reichs Heer und Flotte Preußens an sich überging. Als General von Stosch 31. Dez. 1 zum Marineminister ernannt wurde, trat J. in den Ruhestand, nachdem er während des Deutsch-österreichischen Kriegs von 1870—71 Oberbefehlshaber in der Nordsee gewesen war, und zog sich nach Oldenburg zurück.

Jachmann-Wagner, f. Wagner (Johanna). **Jacht** (engl. Yacht, Jagd, Jagdschiff) nennt man ein einmastiges, verdecktes Seeschiff von durchschnittlich 60—100 t Gehalt, das eine Spezialität der Ostsee und hauptsächlich auf den dän. Inseln, an der Ostküste Schleswig-Holsteins, in Danzig und an der weatl. preuß. Küste in Gebrauch ist. Die Ostseejacht eignet sich ihrer Bauart sehr gut zur Bewegung in den kurzen Wellen der Ostsee bei Stürmen, kann durch wenige Mann besetzt werden und segelt gut. Sie ist ausschließlich Küstenschiffer. In England waren früher ähnliche Fahrzeuge bei den Kriegsschiffen, die zum Schnellsegeln gebaut waren und sowohl auf Kriegsdienst als auch auf Handelsdienst versahen. Diese englische englische J. ist schon seit langer Zeit im Gebrauch, aber man hat den Namen auf die Fahrzeuge reicher Engländer übertragen, die um Schnellsegeln eingerichtet, jedoch keineswegs nach dem Modell der alten J. konstruiert. Dieselben repräsentieren vielmehr alle Klassen von Fahrzeugen, wenn auch in keiner

die der Hun (21. Juli 1861) für den Süden dadurch ent-
 scheide, daß er mit seiner Brigade fast unter den
 Augen des unfähigen Bundesgenerals Patterson dem
 bedrängten Beauregard zu Hilfe kam. Nach dem amt-
 lichen Schlachtberichte stand J. im heißesten Kampfe
 wie ein stone wall (Steinwall), wovon er und seine
 Brigade diesen Zunamen erhielten. Gegen Ende
 1861 zum Generalmajor ernannt, behauptete er
 bis zum Frühjahr 1862 das wichtige Shenandoah-
 thal, vertrieb daraus im Mai 1862 den Bundes-
 general Banks und nahm, bis zum Potomac vor-
 rüdend, eine so drohende Stellung ein, daß von
 Washington her das Korps Mac Donells gegen
 ihn entsendet werden mußte. Zugleich rückte Fre-
 mont mit einem Korps von Westvirginien gegen
 ihn an. J. schlug 8. Juni bei Groh-Kreuz Fremont,
 darauf den Unionsgeneral Shields bei Port Repu-
 blik und führte sein Korps nach Richmond. Wäh-
 rend der sieben-tägigen Schlacht vor Richmond siegte
 J. bei Gaines-Mills 27. Juni gegen Porter, wurde
 aber 1. Juli mit in die Niederlage von Malvern-
 hill verwickelt. In dem Augustfeldzuge am Rapi-
 dan und Rappahannock bildete er die Vorhut des
 konföderierten Heers unter Lee und entschied durch
 seine sühnen Operationen den zweiten Sieg von
 Bull-Hun (s. d.). Bei dem darauffolgenden Einfall
 Lees in Maryland führte J. wieder dessen Vorhut,
 marschierte nach Überschreitung des Potomac auf
 Frederic und nahm 13. Sept. Harpers-Ferry, wo
 14000 Mann unter Miles die Waffen streckten.
 Bei Antietam (17. Sept.) hielt er den Hauptangriff
 aus und wurde zum Rückzug nach Virginien ge-
 zwungen. Bei Fredericksburg (18. Dez.) befehligte
 J. den rechten Flügel und verhinderte den Über-
 gang Franklins über den Rappahannock, wodurch
 hauptsächlich der Sieg über Burnside entschieden
 wurde. Zur Belohnung wurde J. zum General-
 lieutenant befördert. Bei Eröffnung des Frühjahr-
 felzugs von 1863 griff J. bei Chancellorsville
 2. Mai den rechten Flügel Hookers an und jagte
 ihn in die Flucht. Hier wurde sein Korps irtümlich
 von einem südcarolinischen Regimente beschossen
 und er selbst schwer verwundet. Er starb 10. Mai
 1863 in Guinea's Station. Vgl. Coole, »Stone-
 wall J., a military biography« (Neuport 1866).

Jacksons Blechmetall, eine bronze- oder me-
 singartige Legierung, die zu gegossenen und gepreß-
 ten Waren verwendet wird.

Jacksonville, Hauptort des County Duval im
 nordamerik. Staate Florida, am linken Ufer des
 St.-John-Flusses, 25 km von dessen Mündung,
 am Ausgangspunkte der den Staat quer durch-
 schneidenden J.-Pensacola- und Mobile-Eisenbahn,
 zählt (1880) 7650 E. und hat starken Holzhandel.

Jacksonville, Stadt und Hauptort des County
 Morgan im nordamerik. Staate Illinois, 46 km
 westlich von der Hauptstadt Springfield, zählt (1880)
 10927 E., liegt mitten in fruchtbarer Prairie am
 Kreuzungspunkte von vier Eisenbahnen, nämlich
 der Jacksonville-Abteilung der Chicago- und Alton-
 Eisenbahn mit der Toledo-Wabash- und Western-,
 der Prooria, Belin- und J., sowie der J.-North-
 western- und Southeastern-Eisenbahn, und ist Sitz
 des Blindeninstituts und der Taubstummen- und
 Irrenanstalt des Staates, sowie einer Privatirren-
 anstalt und verschiedener höherer Schulen.

Jacksonag, eine an der vordern und obern
 stante der Kaaen angebrachte eiserne Stange. Sie
 läuft durch eiserne, in der Kaa befestigte Kugeln

19. Sept. 1879 wurde J. zum Kardinal und 1880 nach Rinas Rücktritt zum Staatssekretär der päpstl. Kurie ernannt.

Jacobus Königstrank, s. unter Geheim-
Jacobowicz, Landgut bei Lublin (s. d.).

Jacobs (Christian Friedr. Wilh.), gleich aus-
gezeichnet als Humanist wie als erzählender Schrift-
steller und Übersetzer, geb. 6. Okt. 1764 zu Gotha,
besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, stu-
dierte zu Jena und Göttingen Philologie, erhielt
1785 eine Lehrerstelle an dem Gymnasium zu
Gotha, 1802 zugleich eine Anstellung bei der öffent-
lichen Bibliothek und folgte 1807 einem Rufe nach
München als Lehrer der alten Literatur am Ly-
ceum und Mitglied der Akademie der Wissenschaft-
ten. Im J. 1810 nach Gotha zurückgekehrt, wurde
er daselbst Oberbibliothekar und Direktor des
Münzlabnetts, 1831 Direktor aller Kunstsamm-
lungen und Geh. Hofrat, legte 1842 seine Ämter
nieder und starb 30. März 1847.

Außer mehreren Sammelwerken von Bemerkun-
gen zur Kritik und Erklärung der Alten veröffent-
lichte er Ausgaben der «Antehomerica» des
Theocrit (Lpz. 1793), des Bion und Moschus (Gotha
1795), der «Anthologia Graeca» (13 Bde., Lpz.
1794—1814; neue Bearbeitung, 4 Bde., Lpz. 1814
—17), des Achilles Tatius (2 Bde., Lpz. 1821),
der «Imagines» des Philostratus (mit Welcker,
Lpz. 1825) und der Tiergeschichte des Aelian (2 Bde.,
Jena 1832). Von den Übersetzungen sind zu nen-
nen: die des Bellejus (Lpz. 1793), eine Sammlung
gelungener Übertragungen der griech. Anthologie
unter dem Titel «Tempe» (2 Bde., Lpz. 1803) und
des Demosthenes «Staatsreden und Rede für die
Krone» (Lpz. 1806; 2. Aufl. 1833). Seine «Bei-
träge zur ältern Literatur» erschienen in drei Bän-
den (Lpz. 1835—43), seine Reden und Abhandlun-
gen über Gegenstände des klassischen Altertums
u. s. w. als «Vermischte Schriften» (Bd. 1—3,
Gotha 1823—24; Bd. 4—8, Lpz. 1829—41).
Hierzu veröffentlichte Tünker als Band 9 J.
«Briefwechsel mit Franz Gölber» (Lpz. 1862). Um
den Unterricht in der griech. Sprache erwarb er
sich ein wesentliches Verdienst durch sein treffliches,
oft neu aufgelegtes «Elementarbuch der griech.
Sprache» (zuerst, 4 Bde., Jena 1806). Seine
helletristischen Schriften, wie «Alwin und Theodor»
u. s. w., zeichnen sich durch reinen Sinn und leben-
dige Schilderungen aus. Die meisten derselben
erschieneu gesammelt unter dem Titel «Schriften
für die Jugend» (3 Bde., Lpz. 1842—44), «Erzäh-
lungen» (7 Bde., Lpz. 1824—37), «Abreife aus
dem Tagebuche des Pfarrers zu Mainau» (2 Bde.,
Lpz. 1823—25) und in der «Schule für Frauen»
(7 Bde., Lpz. 1827—29). Einen Abriss seines Le-
bens gab J. selbst in den «Personalien» (Lpz. 1840;
2. Aufl. 1848). Aus seinem Nachlaß veröffent-
lichte Wüstemann Vorlesungen unter dem Titel
«Vellaz» (Berl. 1852).

Paul Emil J., der Sohn des vorigen, geb.
18. Aug. 1802 zu Gotha, erwarb sich als Maler,
besonders durch eine Reihe von Geschichtsbildern
im Schlosse zu Hannover, sowie durch die Gemälde
Judith und Holofernes, Simson bei Delila, Su-
ianna im Bade, die trauernde und siegreiche Ger-
mania u. s. w. einen geachteten Namen. Er starb
6. Jan. 1856 zu Gotha.

Jacobsen (Jens Peter), beliebter dän. Roman-
list, geb. 7. April 1847 zu Thisted in Jütland,

inderlehrling, hierauf Schriftgießergehilfe, wendete sich aber später der Seidenweberei wieder zu und richtete 1772 bei Lyon eine Werkstätte für gemusterte Seidenstoffe ein. Doch hatte er hiermit kein Glück und mußte in einem Gipsbruch zu Vugey bei Lyon Beschäftigung suchen. Als Teilnehmer an der Verteidigung Lyons gegen die Armee des Konvents, ob er nach der Übergabe der Stadt 1793 und diente hierauf bis 1795 in der Rheinarmee. Nach Lyon zurückgekehrt, widmete er sich mit Eifer der Idee einer Verbesserung der sog. Zugstühle (der zu jener Zeit zum Weben gemustertter Stoffe allgemein gebräuchlichen Vorrichtungen). Diese Stühle enthielten eine große Anzahl von Schnüren, die durch langwierige Arbeit vorgerichtet und beim Weben von einem Gehilfen des Webers mit der Hand in bestimmter Ordnung angezogen wurden, um die Ketensäden des Gewebes in der erforderlichen Weise für jeden Einschuß zu heben. Schon vor 1790 hatte J. den Gedanken gefaßt, durch einen mechanischen Apparat den Ziehungen entbehrlich zu machen. Im J. 1801 konnte er den allerdings noch unvollkommenen Apparat im Modell und im folgenden Jahre im Großen ausführen. Veranlaßt durch eine Preisaufgabe, konstruierte er hierauf eine Maschine um Netzstriden, die ihm 1804 eine goldene Medaille und eine Staatsbelohnung von 3000 Frs., sowie eine Anstellung im Conservatoire des arts et métiers in Paris verschaffte.

Als er hier die Reste einer von Baucanion für die Musterweberei bestimmten, höchst komplizierten Maschine sah und dieselbe wiederherstellte, erkannte er mit genialem Scharfblick die als Grundlage einer zweckmäßigeren Maschine beizubehaltenden Bestandteile. Bald darauf kehrte er nach Lyon zurück und hatte bis 1806 seinem Apparat eine völlig neue Gestalt gegeben, in welcher die frühere Konstruktion bei weitem übertroffen war. Schon 1812 übte man in und um Lyon 18000 Jacquardstühle. Seit 1815 verbreiteten sich dieselben auch nach andern Ländern; 1834, beim Tode des Erfinders, waren mehr als 30000 derartige Webstühle im Gebrauch; gegenwärtig hat die Erfindung J.'s überall die früher üblichen Vorrichtungen zum Musterweben fast ganz verdrängt. Diese Maschine macht es möglich, die größten und künstlichsten Muster in den verschiedensten gewebten Stoffen durch einen Weber ohne alle Beihilfe auszuführen, den Mustern eine bisher völlige unthunliche Ausdehnung zu geben, eben Stuhl mit sehr geringem Zeitaufwand für ein neues Muster vorzubereiten und ein beiseite gelegtes jeden Augenblick ohne neu zu treffende Vorrichtungen weiter zu weben. J. starb in Oullins bei Lyon am 7. Aug. 1834; 1840 wurde ihm in Lyon ein bronzenes Standbild errichtet. Vgl. Grandjean, J., *sa vie etc.* (Vill. 1869; 2. Aufl. 1875); Kohl, *Geschichte der Jacquardmaschine nebst der Biographie J.'s* (Berl. 1873).

Jacquardmaschine (fr. jacquarde, machine jacquarde; engl. Jacquard machine, Jacquard loom, French draw-loom), eine nach dem Erfinder, Joseph Marie Jacquard (s. d.), benannte, ausschließlich zur Erzeugung von Mustern dienende selbstthätige Vorrichtung, die an jedem Webstuhl angebracht werden kann. Über die Konstruktion derselben s. unter Weberei.

Jacquardwebstuhl oder **Jacquardstuhl**, jeder mit dem Jacquard-Mechanismus versehene Webstuhl. (S. unter Weberei.)

wert des 16. Jahrh., mit zwei Thürmen und
er Marmorpracht im Innern. In der Mauer-
war 3. eine sehr blühende, wohlhabende, im
Jahrh. angeblich von 600 Seidenbau treibenden
fern umgebene Handelsstadt. Jetzt ist der Ort
herabgekommen, und die Bevölkerung treibt
völlig Ackerbau. Das Klima ist wegen seiner
de berühmt. Das im Osten gelegene Thal des
Tercero, ein romantischer Gebirgsgrund, ist
der üppigsten Vegetation, mit vielen Mühlen,
dhausern und den sehr besuchten Bädern von
balenz, deren Mineralquellen 29° C. Wärme
en. 3. war seit dem 8. Jahrh. im Besitz der
ber, die es Michan nannten, wurde aber den-
nen nebst dem ganzen Gebiet 1246 durch Ferdi-
d III. von Castilien entzissen.

Jaŕn = China, ſ. unter China baum.

Jaffa, im Altertum und Mittelalter Joppa & Japho der Bibel), besitzte See- und Hafenzugang. Bilagel Syrien, 56 km nordwestlich Jerusalem, ist felsenartig an einen felsigen Berg hinaufgebaut, der sich bis ans Meer erstreckt, und auf der Landseite von prachtvollen Obstgärten umgeben. Das Innere zeigt eine wirre, ufermassig mit engen, krummen und schmutzigen Straßen, ohne Denkmäler aus dem Altertum. Am vorragenden Gebäude ist das feste, von spanischen bewohnte Franziskanerkloster. Obgleich wichtigste Handelsplatz der palästinensischen Küste, ist doch die Seebege nur für kleine Schiffe zugänglich. Die Zahl der Einwohner wird auf 8000 angegeben. J. ist einer der ältesten Häfen der Welt. Vor Anlage von Caesarea war es der einzige Hafen Judäas, daher von Strabo der Hafen von Jerusalem genannt. Später fiel es den Römern zu, wurde aber von den Kallabäern zurückgefordert. Dann aber war es bis zur röm. Herrschaft ein von Seeräubern, weshalb es von Besophagen eingenommen und eine Festung an seiner Stelle angelegt wurde. An J. knüpft sich der Mythos von der hier den Helsen geschmiedeten Andromeda, sowie die Sage vom Propheten Jonas. Dierher ließ auch der Tyrus König Salomo die Baumaterialien zum Tempel schaffen. Der Apostel Petrus hatte an die Erscheinung von dem Tische, welches, mit allerlei Dingen angefüllt, vom Himmel kam. Unter Konstantin d. Gr. wurde die Stadt zum Bischofssitz erhoben. Zu ihrer Hauptblüte gedieh sie durch Kreuzzüge, wo sie als Hauptlandungsplatz der Kreuzfahrer eine große Bedeutung erhielt und damit ein steter Janfpiel zwischen den streitenden Parteien war, bis sie 1288 gänzlich für die Christen verloren ging. Von den aus Egypten heranziehenden Transjordan unter Bonaparte wurde die Stadt 1799 erobert, worauf sie der Schaulplatz des überaus furchtbaren Gefangenen verhängten Blutbades war. Ahmed-Ali nahm sie 1832, doch wurde sie ihm von den Türken mit engl. und österr. Hilfe 1841 oder entzogen.

Jaffe (Phil.), namhafter Geschichtsforcher, geb. Febr. 1819 zu Schwerlitz bei Posen, studierte Berlin Geschichte, gewann 1843 mit seiner „Geschichte des Deutschen Reichs unter Lothar dem I. (Berl. 1843) einen von der philol. Fakultät ausgezeichneten Preis und veröffentlichte die Geschichte des Deutschen Reichs unter Konrad III. (annov. 1845). Großes Verdienst erwarb sich J. durch sein Werk = Regesta pontificum Romanorum (annum 1198) (Berl. 1851). Da er als Jude

1. f. w. gefangen. Jeder Jäger soll genau mit vom Verbrechen, Ausbrechen, Zerwürgen Zerlegen des Wildes, vom zweckmäßigsten transport und dem vorteilhaftesten Herrichten Aufbewahren der Wildhäute haben. In den Staaten müssen die Berufsäger nach der eit sich einer Prüfung unterziehen und erhalten friedigenden Kenntnissen einen Freibrief.

1. Döbel, »Neueröffnete Jäger-Praktika« 1. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1828; Beschlein, »Vollständiges Handbuch der Jagdwissenschaft« (2. Aufl., Göttingen 1820—22); Zetter, »Die kleine J., Gebrauch angehender Jagdliebhaber« (5. Aufl., Nienstein, Lpz. 1884); Hartig, »Lehrbuch der Jagd« (11. Aufl., 3 Bde., Stuttg. 1877); aus Windell, »Handbuch für Jäger« (4. Aufl. von d. 2. Bde., Lpz. 1866; 5. Aufl. 1878); Gräfe, »Jagdrevier« (2. Aufl., Wien 1869), hierzu als 2. »Hubertusbräder« (2. Aufl., Wien 1875); Per de Noirmont, »Histoire de la chasse« c., Par. 1868; Göbbe, »Die J. und ihr« (Berl. 1874); Müller, »Das Jagdwesen der Römer und Griechen« (München. 1883); Appach, »Grundriss der Forst- und Jagdwissenschaft Deutschlands« (Berl. 1883). Von Zeitungen über J. sind zu nennen: »Jagdzeitung« (herausgegeben von Albert Hugo, Wien 1857), »Deutsche Jagdzeitung« (gegründet von von Jvernois, Berl. 1857), »Illustrirte Jagdzeitung« (gegründet von Rinsche, Lpz. 1873).

Jagdbar heißt im allgemeinen jedes wilde Tier, das nach Gesetzen, Verordnungen, Herkommen Bereich des Jagdbetriebes fällt; im speziellen welches Wild, welches je nach den verschiedenen Gesetzen, nach Alter, Geschlecht und Jahreszeit werden darf. Bei der deutschen hohen Jagd ist Hirsch jagdbar, wenn er wenigstens 12 Enden (300 Pfd.) wiegt, mit 10 Enden ist er schlecht (darunter nicht jagdbar oder gering (auch der). Bei der sog. französischen oder Pariser Jagd weicht das Ansprechen der Hirsche vom Lebensjahr an von dem bei der deutschen gebräuchlichen ab. Er heißt dann, wenn er seine Gehörne aufsetzt, Hirsch vom zweiten Kopf, im dritten Jahre vom dritten Kopf, im fünften vom fünften Kopf; im sechsten Jahre also, wenn er das mal sein Gehörn erneuert hat, wird er schlecht (er), im nächsten siebenten jagdbar, im achten vom zweiten Kopfe jagdbar, im neunten Jahre vom dritten Kopfe jagdbar u. s. f. genannt.

Jagdfalke, s. unter Falke.

Jagdfolge, s. unter Jagdrecht.

Jagdgerechtigkeit, s. unter Jagd.

Jagdgeschütze (frz. canon de chasse) heißen die Bug eines Kriegsschiffs aufgestellten (in der Regel) Geschütze, welche ihre Schußrichtung in die Bewegungsrichtung des Schiffs haben und damit dem Zweck der Verfolgung dienen. (Sie haben sie eigentlich nur bei Kreuzern einen Sinn. Den Gegensatz zu den J. bilden die am Heck des Schiffs aufgestellten Heckgeschütze (frz. canon de retraite), welche ihr Feuer gegen den Verfolger richten.

Jagdgewehre dienen vorzugsweise zur Erlegung jagdbarer Tiere. In der allgemeinen Einteilung sind sie den zum Krieggebrauch bestimmten Feuerwaffen (s. d.) verwandt, doch kommen ihnen auch wesentliche Eigentümlichkeiten zu, welche namentlich durch die Art der Geschosse

(21. Juli 1861) für den Süden dadurch ent-
 en, daß er mit seiner Brigade fast unter dem
 n des unfähigen Bundesgenerals Patterson dem
 ngen Beauregard zu Hilfe kam. Nach dem amti-
 . Schlachtberichte stand J. im heißesten Kampfe
 in Stonewall (Steinwall), wovon er und seine
 ide diesen Zunamen erhielten. Gegen Ende
 zum Generalmajor ernannt, behauptete er
 im Frühjahr 1862 das wichtige Shenandoah-
 vertrieb daraus im Mai 1862 den Bundes-
 al Banks und nahm, bis zum Potomac vor-
 ib, eine so drohende Stellung ein, daß von
 ington her das Korps Mac DOWells gegen-
 tsendet werden mußte. Zugleich rückte Fre-
 mit einem Korps von Westvirginien gegen
 n. J. schlug 8. Juni bei Groß-Reps Fremont,
 is den Unionsgeneral Shields bei Port Repu-
 nd führte sein Korps nach Richmond. Wäh-
 der siebenstägigen Schlacht vor Richmond siegte
 i Gaines-Mills 27. Juni gegen Porter, wurde
 l. Juli mit in die Niederlage von Malvern-
 erwidelt. In dem Augustfeldzuge am Rapi-
 nd Rappahannock bildete er die Vorhut des
 derierten Heers unter Lee und entschied durch
 lähnen Operationen den zweiten Sieg von
 Run (s. d.). Bei dem darauffolgenden Einfall
 n Maryland führte J. wieder dessen Vorhut,
 bierte nach Überschreitung des Potomac auf
 rid und nahm 13. Sept. Harpers-Ferry, wo
) Mann unter Miles die Waffen streckten.
 ntietam (17. Sept.) hielt er den Hauptangriff
 und wurde zum Rückzug nach Virginien ge-
 gen. Bei Fredericksburg (13. Dez.) befehligte
 n rechten Flügel und verhinderte den Über-
 Franklins über den Rappahannock, wodurch
 schließlich der Sieg über Burnside entschieden
 . Zur Belohnung wurde J. zum General-
 iant befördert. Bei Eröffnung des Frühjahr-
 zs von 1863 griff J. bei Chancellorsville
 i den rechten Flügel Hookers an und jagte
 die Flucht. Hier wurde sein Korps irrtümlich
 inem südcarolinischen Regimente beschossen
 selbst schwer verwundet. Er starb 10. Mai
 n Guineas Station. Vgl. Coole, „Stone-
 ., a military biography“ (Newport 1866).

Stons Blechmetall, eine bronze- oder mess-
 ige Legierung, die zu gegossenen und gepreß-
 aren verwendet wird.

Stonville, Hauptort des County Duval im
 neri. Staate Florida, am linken Ufer des
 hn-Flusses, 25 km von dessen Mündung,
 usgangspunkte der den Staat quer durch-
 enden N.-Benjacola- und Mobile-Eisenbahn,
 (1880) 7650 G. und hat starken Holzhandel.

Stonville, Stadt und Hauptort des County
 n im nordamerik. Staate Illinois, 46 km
 von der Hauptstadt Springfield, zählt (1880)
 G., liegt mitten in fruchtbarer Prairie am
 usgangspunkte von vier Eisenbahnen, nämlich
 Stonville-Abteilung der Chicago- und Alton-
 ihn mit der Toledo-Wabash- und Western-
 oria-, Belin- und N., sowie der N.-North-
 : und Southeastern-Eisenbahn, und ist Sit-
 indeninstituts und der Taubstummen- und
 nstalt des Staates, sowie einer Privatirren-
 und verschiedener höherer Schulen.

Stag, eine an der vordern und obern
 der Naasen angebrachte eiserne Stange. Sie
 urch eiserne, in der Naas befestigte Nagebohlen

1879 wurde J. zum Kardinal und 1880
s. Rücktritt zum Staatssekretär der päpstl.
annt. [mittel.

is **Rönigstrauß**, s. unter Geheim-

swice, Landgut bei Lublin (s. d.).

S (Christian Friedr. Wilh.), gleich aus-
als Humanist wie als erzählender Schrift-
Überseher, geb. 6. Okt. 1764 zu Gotha,
das Gymnasium seiner Vaterstadt, stu-
Jena und Göttingen Philologie, erhielt
e Lehrerstelle an dem Gymnasium zu
402 zugleich eine Anstellung bei der öffent-
liothek und folgte 1807 einem Rufe nach
als Lehrer der alten Litteratur am Ly-
Mitglied der Akademie der Wissenschaft-
J. 1810 nach Gotha zurückgekehrt, wurde
st Oberbibliothekar und Direktor des
netts, 1831 Direktor aller Kunstsamm-
nd Geh. Hofrat, legte 1842 seine Ämter
d starb 30. März 1847.

mehrern Sammelwerken von Bemerkun-
tritis und Erklärung der Alten veröffent-

Ausgaben der „Antehomerica“ des
Vj. 1793), des Bion und Moschus (Gotha
er „Anthologia Graeca“ (13 Bde., Lpz.
14; neue Bearbeitung, 4 Bde., Lpz. 1814
es Achilles Tatiüs (2 Bde., Lpz. 1821),
azines“ des Philostratus (mit Welcker,
1) und der Tiergeschichte des Alian (2 Bde.,
2). Von den Übersetzungen sind zu nen-
des Bellejus (Lpz. 1793), eine Sammlung
er Übertragungen der griech. Anthologie
n Titel „Tempe“ (2 Bde., Lpz. 1803) und
osthenes „Staatsreden und Rede für die
Lpz. 1805; 2. Aufl. 1833). Seine „Bei-
altern Litteratur“ erschienen in drei Bän-
1835—43), seine Reden und Abhandlun-
: Gegenstände des klassischen Altertums
als „Vermischte Schriften“ (Bd. 1—3,
823—24; Bd. 4—8, Lpz. 1829—44).

veröffentlichte Dänker als Band 9 A.
chiel mit Franz Volker (Lpz. 1862). Um-
richtet in der griech. Sprache erwarb er
wesentliches Verdienst durch sein treffliches,
ausgelegtes „Elementarbuch der griech.
“ (zuerst 4 Bde., Jena 1805). Seine
ichen Schriften, wie „Alwin und Theodor“
zeichnen sich durch reinen Sinn und leben-
nderungen aus. Die meisten derselben
a gesammelt unter dem Titel „Schriften
ugend“ (3 Bde., Lpz. 1812—44), „Erzäh-
(7 Bde., Lpz. 1824—37), „Litteratur aus
ebuche des Pfarrers zu Mainau“ (2 Bde.,
23—25) und in der „Schule für Frauen“
Lpz. 1827—29). Einen Abriß seines Les-
J. selbst in den „Personalien“ (Lpz. 1840;
1848). Aus seinem Nachlaß veröffent-
ultemann Vorlesungen unter dem Titel
(Berl. 1852).

Emil J., der Sohn des vorigen, geb.
1802 zu Gotha, erwarb sich als Maler,
s durch eine Reihe von Geschichtsbildern
esse zu Hannover, sowie durch die Gemälde
und Holzschnitten, Simson bei Delila, Su-
n Bade, die trauernde und siegreiche Ger-
.. f. w. einen geachteten Namen. Er starb
1866 zu Gotha.

sen (Jens Peter), beliebter dän. Novell-
v. 7. April 1847 zu Thisted in Jütland,

in der Lehre, hierauf Schriftgießergehilfe, wendete sich aber später der Seidenweberei wieder zu und richtete 1772 bei Lyon eine Werkstatt für gemusterte Seidenstoffe ein. Doch hatte er hiernüt kein Glück und mußte in einem Gipsbruch zu Vugy bei Lyon Beschäftigung suchen. Als Teilnehmer an der Verteidigung Lyons gegen die Armee des Konvents, ob er nach der Übergabe der Stadt 1793 und diente hierauf bis 1795 in der Rheinarmee. Nach Lyon zurückgekehrt, widmete er sich mit Eifer der Idee einer Verbesserung der sog. Zugstühle (der zu jener Zeit zum Weben gemusterter Stoffe allgemein gebräuchlichen Vorrichtungen). Diese Stühle enthielten eine große Anzahl von Schnüren, die durch langwierige Arbeit vorgerichtet und beim Weben von einem Gehilfen des Webers mit der Hand in bestimmter Ordnung angezogen wurden, um die Kettenfäden des Gewebes in der erforderlichen Weise zu jedem Einwurf zu heben. Schon vor 1790 hatte er den Gedanken gefaßt, durch einen mechanischen Apparat den Ziehungen entbehrlich zu machen. Im J. 1801 konnte er den allerdings noch unvollkommenen Apparat im Modell und im folgenden Jahre im Großen ausführen. Veranlaßt durch eine Preisaufrage, konstruierte er hierauf eine Maschine mit Kettenfäden, die ihm 1804 eine goldene Medaille und eine Staatsbelohnung von 3000 Frs., sowie eine Anstellung im Conservatoire des arts et métiers in Paris verschaffte.

Als er hier die Reste einer von Baucanson für die Musterverweberei bestimmten, höchst komplizierten Maschine sah und dieselbe wiederherstellte, erkannte er mit genialer Scharfsicht die als Grundriss einer zweckmäßigeren Maschine beizubehaltenden Theile. Bald darauf lehrte er nach Lyon zu kommen und hatte bis 1808 seinem Apparat eine völlig neue Gestalt gegeben, in welcher die frühere Konstruktion bei weitem übertroffen war. Schon 1812 setzte man in und um Lyon 18000 Jacquardstühle auf; 1815 verbreiteten sich dieselben auch nach anderen Ländern; 1834, beim Tode des Erfinders, waren mehr als 30000 derartige Webstühle im Gebrauch; gegenwärtig hat die Erfindung J.'s überall früher üblichen Vorrichtungen zum Musterverweben ganz verdrängt. Diese Maschine macht es möglich, die größten und künstlichsten Muster in den verschiedensten gewebten Stoffen durch einen Weber ohne alle Beihilfe auszuführen, den Mustern eine völlige unthunliche Ausdehnung zu geben, den Stuhl mit sehr geringem Zeitaufwand für ein bestimmtes Muster vorzubereiten und ein beiseite gelegtes Augenbild ohne neu zu treffende Vorrichtungen weiter zu weben. J. starb in Oullins bei Lyon am 7. Aug. 1834; 1840 wurde ihm in Lyon ein eigenes Standbild errichtet. Vgl. Grandfard, *la vie etc.* (Lille 1869; 2. Aufl. 1875); Kobl, *Leichte der Jacquardmaschine nebst der Beschreibung J.'s* (Weil. 1873).

Jacquardmaschine (fr. jacquarde, machine jacquarde; engl. Jacquard machine, Jacquard French draw-loom), eine nach dem Erfinders Joseph Marie Jacquard (s. d.), benannte, ausschließlich zur Erzeugung von Mustern dienende selbstthätige Vorrichtung, die an jedem Webstuhl angebracht werden kann. Über die Konstruktion derselben s. Weberei.

Jacquardwebstuhl oder Jacquardstuhl, mit dem Jacquard-Mechanismus versehen; s. Weberei.

umert des 16. Jahrh. mit zwei Thürmen und
her Marmorpracht im Innern. In der Mauren-
t war A. eine sehr blühende, wohlhabende, im
J. Jahrh. angeblich von 600 Seidenbau treibenden
örtern umgebene Handelsstadt. Jetzt ist der Ort
br herabgekommen, und die Bevölkerung treibt
auptächlich Ackerbau. Das Klima ist wegen seiner
ilde berühmt. Das im Osten gelegene Thal des
Rio Tercero, ein romantischer Gebirgsgrund, ist
voll der üppigsten Vegetation, mit vielen Mühlen,
Landhäusern und den sehr besuchten Wäldern von
Zabalcaz, deren Mineralquellen 29° C. Wärme
haben. J. war seit dem 8. Jahrh. im Besitz der
Araber, die es Dschijan nannten, wurde aber den-
selben nebst dem ganzen Gebiet 1246 durch Jerdi-
nand III. von Castilien entzogen.

Jasch - China, s. unter Chinabaum.

Jaffa, im Altertum und Mittelalter Joppe
(das Japho der Bibel), befestigte See- und Hafen-
stadt im türk. Vilajet Syrien, 56 km nordwestlich
von Jerusalem, ist felsenartig an einen felsigen
Regelberg hinaufgebaut, der sich bis ans Meer er-
streckt, und auf der Landseite von prachtvollen Obst-
gärten umgeben. Das Innere zeigt eine wirre
Häusermasse mit engen, krummen und schmutzigen
Gassen, ohne Denkmäler aus dem Altertum. Ein
hervorragendes Gebäude ist das feste, von span.
Mönchen bewohnte Franziskanerkloster. Obgleich
der wichtige Handelsplatz der palästinensischen
Küste, ist doch die Seebe nur für kleine Schiffe zu-
gänglich. Die Zahl der Einwohner wird auf 8000
angegeben. J. ist einer der ältesten Häfen der
Welt. Vor Anlage von Caesarea war es der
einzige Hafen Judäas, daher von Strabo der
Hafen von Jerusalem genannt. Später fiel es den
Syrern zu, wurde aber von den Makkabäern zurück-
erobert. Dann aber war es bis zur röm. Herrschaft
Sitz von Seeräubern, weshalb es von Vespasian ge-
schleift und eine Festung an seiner Stelle angelegt
wurde. An J. knüpft sich der Mythos von der hier
an den Felsen geschmiedeten Andromeda, sowie die
Sage vom Propheten Jonas. Hierher ließ auch
von Tyrus König Salomo die Baumaterialien
zum Tempel schaffen. Der Apostel Petrus hatte
hier die Erscheinung vom dem Luche, welches, mit
allerlei Tieren angefüllt, vom Himmel kam. Unter
Konstantin d. Gr. wurde die Stadt zum Bischofs-
sitz erhoben. Zu ihrer Hauptblüte gedieh sie durch
die Kreuzzüge, wo sie als Hauptlandungsplatz der
Kreuzfahrer eine große Bedeutung erhielt und dar-
um ein steter Zankapfel zwischen den streitenden
Parteien war, bis sie 1268 gänzlich für die Christen
verloren ging. Von den aus Ägypten heranziehen-
den Franzosen unter Bonaparte wurde die Stadt
1799 erobert, worauf sie der Schauplatz des über
die türk. Gefangenen verhängten Blutbades war.
Nehemeh-Ali nahm sie 1832, doch wurde sie ihm
von den Türken mit engl. und österr. Hilfe 1841
wieder entzogen.

Jaffé (Phil.), namhafter Geschichtsforscher, geb.
17. Febr. 1819 zu Schwerfenz bei Posen, studierte
zu Berlin Geschichte, gewann 1843 mit seiner »Ge-
schichte des Deutschen Reichs unter Lothar dem
Ersten« (Berl. 1843) einen von der philol. Fakult.
lat. ausgezeichneten Preis und veröffentlichte die
»Geschichte des Deutschen Reichs unter Konrad III.«
(Darmst. 1845). Großes Verdienst erwarb sich J.
durch sein Werk »Regesta pontificum Romanorum
ad annum 1198« (Berl. 1851). Da er als Jude

man
genau
Beurtheilung
ne darf
in ent-
scheiden
gegen-
en für
Man
und
Bar-
euten
curs)
lenen
ober
rt ist
auch
behe-
der
Ba-
hm
ide
'n,
nit
rn
n-
ld
r:
n
l,
's

nen u. s. w. gefangen. Jeder Jäger soll genaue Kenntniss vom Verbrechen, Aufbrechen, Zerwirken und Zerlegen des Wildes, vom zweckmäßigsten Wildtransport und dem vorteilhaftesten Herrichten und Aufbewahren der Wildhäute haben. In den meisten Staaten müssen die Berufs-jäger nach der Lehrzeit sich einer Prüfung unterziehen und erhalten bei befriedigenden Kenntnissen einen Freibrief.

Bgl. Böbel, »Neueröffnete Jäger-Praktika« (4. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1828); Beschlein, »Vollständiges Handbuch der Jagdwissenschaft« (2. Aufl., 4 Bde., Gotha 1820—22); Jester, »Die kleine J. zum Gebrauch angehenden Jagdliebhaber« (5. Aufl. von Niesenthal, Lpz. 1884); Hartig, »Lehrbuch für Jäger« (11. Aufl., 3 Bde., Stuttg. 1877); aus dem Windell, »Handbuch für Jäger« (4. Aufl. von Tschudi, 2 Bde., Lpz. 1866; 5. Aufl. 1878); Gräbe, »Jägerbrevier« (2. Aufl., Wien 1869), hierzu als Band 2 »Hubertusbrüder« (2. Aufl., Wien 1875); Dunoyer de Noirfont, »Histoire de la chasse« (3 Bde., Par. 1868); Göbde, »Die J. und ihr Betrieb« (Berl. 1874); Rißler, »Das Jagdwesen der alten Römer und Griechen« (München. 1883); Schwappach, »Grundriss der Forst- und Jagdwissenschaft Deutschlands« (Berl. 1883). Von Zeitschriften über J. sind zu nennen: »Jagdzeitung« (gegründet von Albert Hugo, Wien 1867), »Deutsche Jagdzeitung« (gegründet von von Joernois, Berl. 1872), »Illustrirte Jagdzeitung« (gegründet von W. H. Rische, Lpz. 1873).

Jagdbar heißt im allgemeinen jedes wilde Tier, welches nach Gesetzen, Verordnungen, Herkommen in den Bereich des Jagdbetriebes fällt; im speziellen jedes nützliche Wild, welches je nach den verschiedenen Landesgesetzen, nach Alter, Geschlecht und Jahreszeit erlegt werden darf. Bei der deutschen hohen Jagd heißt ein Hirsch jagdbar, wenn er wenigstens 12 Enden hat und 300 Pfd. wiegt, mit 10 Enden ist er schlecht jagdbar, darunter nicht jagdbar oder gering (auch Schneider). Bei der sog. französischen oder Parforcejagd weicht das Ansprechen der Hirsche vom dritten Lebensjahr an von dem bei der deutschen Jagd gebräuchlichen ab. Er heißt dann, wenn er das zweite Gehörn aufseht, Hirsch vom zweiten Kopf, im vierten Jahre vom dritten Kopf, im fünften vom vierten Kopf; im sechsten Jahre also, wenn er das dritte mal sein Gehörn erneuert hat, wird er schlecht jagdbar, im nächsten siebenten jagdbar, im achten Jahre vom zweiten Kopfe jagdbar, im neunten Jahre vom dritten Kopfe jagdbar u. s. f. genannt.

Jagdfolge, s. unter Falke.

Jagdfolge, s. unter Jagdrecht.

Jagdgerichtigkeit, s. unter Jagd.

Jagdgeschütze (frz. canon de chasse) heißen am Bug eines Kriegsschiffs aufgestellten (in der Regel zwei) Geschütze, welche ihre Schussrichtung in der Bewegungsrichtung des Schiffs haben und damit namentlich dem Zweck der Verfolgung dienen. Solche haben sie eigentlich nur bei Kreuzern, Avisoos Sinn. Den Gegenseit zu den J. bilden die am Heck des Schiffs aufgestellten Hedge-üge (frz. canon de retraite), welche ihr Feuer den Verfolger richten.

Jagdgewehre dienen vorzugeweise zur Erlegung jagdbarer Tiere. In der allgemeinen Einordnung sind sie den zum Kriegegebrauch bestimmten Handfeuerwaffen (s. d.) verwandt, doch kommen bei den J. auch wesentliche Eigentümlichkeiten vor, welche namentlich durch die Art der Geschosse

metall- Braden, Wildbodenhunde, Ledeln, Otterhunde, dünnem Reutehunde u. s. f.

Jagdhunde (Canes venatici), nördl. Sternbild in einer sternarmen Gegend des Himmels zwischen dem Großen Bären und dem Bootes, welcher die beiden Jagdhunde Asterion (nördl.) und Chara (südl.) an der linken Hand führt; den am Halsbände des südl. Hundes befindlichen Stern 3. Größe benannte Hamsted zu Ehren Karls II. von England (Carolus). Derselbe ist ein Doppelf Stern 3. und 7. Größe und hat eine Distanz von 20". Das Sternbild der J. ist reich an Nebelflecken. Es enthält den von Messier entdeckten berühmten Spiralnebel, den Sir John Herschel als kreisförmiges, im Innern und am Rande verdichtetes Gebilde beschreibt, während das mächtige Spiegelteleskop von Lord Rosse seine spiralförmige Struktur enthüllte. Dieser Nebel gibt ein kontinuierliches Spektrum, was darauf hindeutet, daß er aus einzelnen Sternen besteht. In der That ist es Mond und Rosse gelungen, einzelne Teile derselben in Sterne aufzulösen. (Fig. 6.)

Jagdespard, s. Gepard. (Tafel: Katzen I.)

Jagdrecht ist der Inbegriff derjenigen gesetzlichen Bestimmungen, die sich auf das Verbot und die Erlaubnis des Jagens von Wild beziehen. Nach röm. Rechte galten wilde Tiere, die noch niemand in seinen Besitz gebracht hatte, als herrenlose Sachen. Hieraus folgte, daß die Jagd auf eigenem Grund und Boden jedermann gestattet, auf fremden Gütern aber ohne Erlaubnis des Eigentümers nur als Befristung anzusehen war, wofür der Jäger mittels Ersatzung des durch sein Eindringen angerichteten Schadens auskam, ohne daß er das erlegte Wild herauszugeben brauchte. Nach älterem deutschen Recht ist das J. Ausfluß des Grundeigentums. Allmählich wird das J. vom Grundeigentum getrennt, durch Einföhrungen von Waldungen der Markgenossenschaften seitens der deutschen Könige (Bannforste) entsteht ein J. an fremdem Grund und Boden. Ferner übten die Grundherren die Jagd auf den Leibeigütern ihrer Hinterlassen aus. Das J. des Bauernstandes wird mit Ausgang des Mittelalters beschränkt, ihm dann auch ganz entzogen. Indem die Jagd- und Forstberechtigungen der Könige allmählich auf weltliche und geistliche Territorialherren übergingen, entwickelte sich seit dem 16. Jahrh. das Jagdregal der Landesherren, d. h. das J. wurde ohne Rücksicht auf Grundeigentum ausschließliche Refugnis des Landesherren. Die Waldungen von Markgenossenschaften und Gemeinden wurden der fiskalischen Refugnis, die wilden Tiere als herrenloses Gut an sich zu nehmen, unterworfen. Dazu kam die Ausbildung von Jagdhoheit und Jagdpolizei, d. h. der Inbegriff der Refugnisse des Landesherren in Ausübung der Jagd vermöge seiner oberaufsichtenden Gewalt

Rücksicht des allgemeinen Wohls. Die theoretische Behandlung des J. als Jagdregals unterschiede, mittlere und niedere Jagd. Zu ersterer gehörte regelmäßig die Jagd auf Hirche, Bären, Wildschweine, Auerhähne, Fasanen. Diese hohe Jagd war in Deutschland fast durchgängig Regal. Der Landesherren verlieh sein J. vielfach weiter, welche abgeleitete Recht Jagdgerechtigkeit genannt wurde. Vgl. Stieglitz, „Geschichtliche Darstellung Eigentumsverhältnisse an Wald und Jagd in Deutschland“ (Vp. 1832).

Die Ausbildung des Jagdregals hat namentlich den bäuerlichen Grundbesitz lange Zeit schwer

und Jo- Jäger gehörten früher zur leichten Infanterie, men und waren mit gezogenen Büchsen und Hirschfängern be- ren: Wla- waffnet, rekrutierten sich vorzugsweise aus Forst- Königs- leuten und wurden sorgfältig im Schießen und Feld- n, Lub- dienst ausgebildet. Seitdem aber die gesamte In- Gemahl- fanterie mit gezogenen Gewehren bewaffnet worden, arian L. ist der Grund ihres frühern Bestehens fortgefallen, hier das da jetzt die gesammte Infanterie eine gute Schieß- überzog- ausbildung erhält, und im zerstreuten Gefecht und sen von im Felddienst ausgebildet wird. Wo J. noch be- stehen, sucht man ihnen durch guten Ersatz noch ein

e Ver- gewisses Übergewicht zu erhalten; doch ist schon mehr- d ver- fach in den größern Heeren der Gedanke ausgespro- ch- im- chen, sie vollständig mit der Infanterie zu verschmel- ausst- zen. J. wurden zuerst während des Dreißigjährigen kriegs errichtet, in Preußen später durch Friedrich II. Mon- (1740), in Oesterreich, das seine Panduren und Kroa- mark- ten hatte, ein deutsches Jägerkorps 1758 (1788 die löhne- tiroler Scharfschützen), in Rußland unter Katha- ital- rina II., in Frankreich unter Ludwig XV. (S. Ber- tener- saglieri und Scharfschützen.) Reitende J. und gab es vorübergehend in Oesterreich und Preußen; den- Frankreich hat deren noch in den Chasseurs à cheval.

Jisch- Jäger (Albert), österr. Historiker, geb. 8. Dec. 1801 zu Schwaz in Tirol, trat in den Benediktiner- zu- orden und wurde 1845 Professor der Geschichte zu glin- Innsbruck, 1851 zu Wien. J. schrieb: »Tirol und an- der bayer. franz. Einfall 1703« (Innsbruck 1844), 14. »Der Streit des Cardinals Nikolaus von Cusa mit 15. Herzog Sigismund von Oesterreich« (2 Bde., Innsbr. 1861), »Kaiser Joseph II. und Leopold II., Reform in und Gegenreform« (Wien 1867), »Tirols Rückkehr unter Oesterreich« (Wien 1871).

n Jäger (Emil Friedr. Oskar), Historiker, geb. 26. Okt. 1830 zu Stuttgart, besuchte das Gymnasium zu Stuttgart und das niedere Seminar zu Schöndal, studierte Theologie und Philologie zu Tübingen, war 1852—54 Lehrer in der Erziehungsanstalt zu Frey- 4. felde bei Halle a. d. S., 1865—69 Lehrer am Gym- 5. nasium, an der Oberreal- und Polytechnischen Schule zu Stuttgart, dann am Gymnasium in Ulm, wurde 1869 Gymnasiallehrer in Wehlar, dann Rektor des 6. damaligen Progymnasiums zu Mörs, und 1865 Direktor des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu 7. Köln. Seine wichtigsten Publicationen sind: »Johann 8. Wycliffe und seine Bedeutung für die Reformation« (Halle 1854), »Geschichte der Römer« (Gütersloh 1861; 5. Aufl. 1883), »Geschichte der Griechen« (Gütersloh 1866; 4. Aufl. 1881), »Die Punischen 9. Kriege, nach den Quellen erzählt« (3 Bde., Halle 1869—70). Die neue Ausgabe von Schloßers 10. »Weltgeschichte für das deutsche Volk« (Oberhausen 1870; 4. Ausg., Berl.) wurde von ihm und Th. 11. Freytag besorgt; deren Fortsetzung, »Geschichte der neuesten Zeit« (20. Aufl., 3 Bde., Berl. 1884), ist 12. n entschieden nationalen Sinne geschrieben. Auf 13. pädagogischem Gebiet veröffentlichte J. einige weit- 14. verbreitete Hilfsbücher für den Geschichtsunterricht, 15. id »Aus der Praxis. Ein pädagogisches Lehr- 16. ent« (Wiesb. 1883).

Jäger (Gustav), Naturforscher und Hygienist, geb. 23. Juni 1832 zu Bürg in Württemberg, stu- 17. dierte in Tübingen Medizin, war dann eine Zeit lang 18. assistent der Zoologie in Wien, legte hierauf daselbst 19. ein Seewasseraquarium und als Direktor einer Al- 20. tesgesellschaft einen Tiergarten an, ging 1867 nach 21. Stuttgart und war seit 1867 Lehrer der Zoologie 22. er Land- und Forstwirtschaftlichen Akademie zu 23. nheim, später auch Lehrer der Zoologie und

1. Cien-
mischst
(1880)
Schloß,
Kloster,
h. sind
1. und
starke
Wein-
sehle
und
sehle
rjog:
laconorenicae ed. V. J. (Peterzb. 1882), „Quatuor
Evangeliorum codex Marianus glagoliticus ed.
V. J. (Berl. u. Peterzb. 1883), „Kritiko-paleo-
grafickaja statja“ (= Kritische Abhandlungen über
Paläographie, Peterzb. 1884).

Jagut-Dagh oder **Yagut-Dagh**, Berg in
Armenien, wurde geschichtlich namhaft durch die
Schlacht am Aladscha Dagb (s. d.) 13. bis 15. Okt.
1877, in welcher die Russen unter Großfürst Michael
den Türken unter Mustar Pascha eine vollständige
Niederlage beibrachten. Der linke Flügel der Tür-
ken stand auf dem J. in verschanzter Stellung.

Jagz (span.), Jakob.

Jagodina, Hauptort des gleichnamigen Krei-
ses im Königreich Serbien, an der Belisa, 1½ km
süds von der Morawa, 110 km im SÖ. von
Belgrad, Station der Hauptlinie Belgrad-Nisch
der Serbischen Bahnen, hat ein Untergymnasium,
und zählt 5000 E.

Jagst oder **Jart**, ein reißender Fluß, der bei
Walzheim im württemb. Oberamte Ellwangen in
458 m Höhe entspringt, anfangs in südl., dann in
nördl., zuletzt aber in südwestl. Richtung an Ell-
wangen, Crailsheim, Kirchberg und Langenburg
vorüberfließt, dann eine Strecke weit die Grenze
zwischen Württemberg und Baden bildet und bei
Jagstfeld, Wimpfen gegenüber, in 126 m Höhe, nach
242,3 km Laufes, in den Neckar mündet. Nach ihm
ist der Jagstkreis benannt, einer der vier Kreise
des Königreichs Württemberg, von 5138,3 qkm
mit (1880) 407 613 E. und der Hauptstadt Ellwan-
gen. Derselbe ist in 14 Oberämter getheilt. Zwi-
schen Jagstfeld, einem Dorfe im Oberamt Neckar-
sulm mit 1020 E. und Solbädern, an den Linien
Neckargemünd-Jagstfeld und Neckarelz-Jagstfeld der
Badischen Staatsbahnen und Bietigheim-Osterbur-
gen der Württemberg. Staatsbahnen, und Kochen-
dorf liegt die 1820 gegründete Saline Friedrichs-
hall mit Salinenamt und Solbad. In nordöstl.
Richtung befindet sich 30 km oberhalb der Markt-
leden Jagsthausen, mit 846 E., der Geburts-
ort des Ritters Goh von Verlichingen, dessen eiserne
Hand nebst röm. Alterthümern in einem der dortigen
rei Schlösser gezeigt wird. Das Stammloß des
Ritters, Verlichingen, liegt in der Nähe in Trüm-
mern. Sein steinernes Grabmal ist in der präch-
tigen Kirche des bei dem nahen Dorfe Schöndthal
in der J. gelegenen evangel. Seminars, eines ehe-
maligen Cistercienser Klosters, zu sehen.

Jaguapalme, s. Maximiliana.

Jaguar, Unze, Onze oder Amerikanischer
Löwe (Felis Onca, Tafel: Katzen II, Fig. 7),
ist das größte und gefährlichste, zum Nahenge-
recht gehörige Raubtier Amerikas, das, den
Körper ungerechnet, etwa 1,5 m lang, rostgelb,
Bauche weiß und an den Seiten mit vier bis
5 Längsreihen großer schwarzlischer Ringflecken
einem Mittelstrecke gezeichnet ist. Auch gibt es
schwarze Abart, die schwarze Onze, deren
Flecken und Ringe nur bei unter gewissen Winkeln
fallenden Lichtstrahlen wahrgenommen werden.
J. hält sich am liebsten in der Nähe großer
Bäume auf, denn er schwimmt ebenso geschickt, als
er Bäume klettern kann. Es ist daher kein Tier
so heimlich, und er wird selbst dem Menschen
gefährlich. Die Indianer töten ihn gewöhnlich mit
einem Blaserohr abgeschossenen, hart ver-
trockneten Pfeilen, welche von dem J. nicht beachtet
werden, da sie beim Eindringen kaum stärker als

Inahme zu den hervorragendsten seines Fachs zählte. Er begründete 1846 einen Gesangverein, den er bis 1870 als Direktor leitete. J. wurde 1849 königl. Musikdirektor, 1870 Professor. Als Komponist lieferte er Klavier- und Gesangsstücke, Duos und Trios. Ein Hauptverdienst erwarb er sich durch seine Sammlung von selten Gedrucktem und Geschriebenem, was auf Karl Maria von Weber Bezug hat; dieselbe ging 1881 in den Besitz der Musikabteilung der königl. Bibliothek in Berlin über. Auf Grund dieser Sammlung schrieb J.: «Karl Maria von Weber in seinen Werken» (Berl. 1871) und «K. M. von Weber. Eine Lebensskizze» (Erg. 1873).

Jähns (Max), Militärschriftsteller, geb. 18. April 1837 zu Berlin, besuchte die von seinem Großvater R. J. von Klöben begründete Gewerbeschule daselbst, trat 1854 zu Aachen in das 28. Infanterieregiment und wurde 1857 Offizier. Bald darauf veröffentlichte er einige Dichtungen: das Märchenepos «Heinrich» (Berl. 1859) und «Ein Jahr der Jugend», lyrische Gedichte (Dresd. 1861). Im J. 1869 bezog J. die berliner Kriegsakademie, wurde dann Regimentsadjutant und schrieb die «Geschichte des 2. rheinischen Infanterieregiments Nr. 28» (Köln 1865). Anfang 1865 nahm er den Abschied, um sich germanistischen Studien zu widmen; die Ereignisse des J. 1866 führten ihn jedoch in den Dienst zurück; er versah während des Kriegs ein Decernat im Kriegsministerium, und als dann Anfang des J. 1867 beim Großen Generalstab der Nebeneinst für wissenschaftliche Zwecke eingerichtet wurde, war J. der erste in denselben aufgenommene Offizier; er ward der geogr.-statist. Abteilung überwiesen. Im J. 1870 fungierte J. als Kommissar des Generalstabs für die Eisenbahn Weissenburg-Paris; 1872 erfolgte seine Berufung auf den Lehrstuhl der Geschichte der Kriegeskunst an der Kriegsakademie; 1878 ward er zum Major befördert. Von größern Werken erschienen: «Kopf und Heiter in Leben, Sprache, Glaube und Geschichte der Deutschen» (Erg. 1872), «Das französische Heer von der großen Revolution bis zur Gegenwart» (Erg. 1873), «Die Schlacht bei Königgrätz» (Erg. 1876) und das «Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens von der Zeit bis zur Renaissance», mit einem Atlas von 10 Tafeln (Erg. 1880). Außerdem sind noch herausgegeben die «Jugenderinnerungen K. J. von Obens» (Erg. 1874).

Jahr nennt man in der Regel den Zeitabschnitt, über den einmaligen Wechsel der in regelmäßiger Seinerfolge stets wiederkehrenden vier Jahreszeiten umfasst. Alle Verrichtungen des Ackerbaues so eng an denselben geknüpft, daß der Mensch, je ehe er seine astron. Ursachen völlig erkannt, ihn als einfachstes Maß der Zeit benutzte. Der ist dieser Zeitabschnitt für die Geschichte das reinsten aller Zeitmaße, indem die Kenntnis, wie den verschiedenen Kulturvölkern die Länge und Anfang des Jahres bestimmt wurde, die Grundlage der gesamten Chronologie bildet. Die alten Völker mit Ausnahme der Ägypter kannten nämlich nur das Mondjahr. Man wählte als Maß für das Zeitmaß die Summe von 12 aufeinanderfolgenden Mondumläufen, da man wahrnahm, daß diese Periode etwa mit der des einmaligen Wechsels der Jahreszeiten zusammenfiel. Da der Umlauf des Mondes um die Erde sehr nahe 365 Tage erfordert, so erhielt man ein Jahr von 354 Tagen Länge, also eine Periode, die um 11 Tage

mit sichtlich Vorliebe ausgemalt. Nachwuchs er von seinem ältern Bruder Esau: Nach der Erstgeburt durch ein Pfund sich zu bringen und ersichtlich später auf seiner Mutter Rebekka von seinem Vater Segen des Erstgeborenen und mit dieser Meinung Abrahams. Die Rache des schweren Bruders fürchtend, floh er zu seinem ten Laban in Mesopotamien, welchem er um den Preis seiner Töchter Lea und noch 6 Jahre, um eine Herde zu erdiente. Danach entzog er sich diesem mit Kindern und Eigentum durch die Flucht er verfolgt wurde, durch gütlichen Verbrachte nach Kanaan zurück und weidete auf seinen, nachdem er sich mit seinem Bruder hatte. Es werden ihm nach der Sage ohne zugeschrieben, sechs von Lea: Ruben, Levi, Juda, Issachar und Sebulon; zwei von Rachel: Joseph und Benjamin; je zwei von den Mägden Bilha und Silpa: Dan, Naphthali, und Gad und Aser. Joseph als Lieblingssohn des Vaters, den die neidischen Brüder verderben wollen und in die Sklaverei nach Ägypten verlaufen, wo er schnell zum Reichthum aufsteigt und Vater und Brüder zu sich kommen beruft. Hier weist Joseph ihnen ein reiches Land Gosen, wo Joseph seinen Lebensjahre gestorben sein soll. Vgl. Beschreibung der Sagen von Abraham, Isaac (Berl. 1871).

von Rishibis, öfter Jakob der Große Heilige, lebte lange Zeit als Eremit in diesen Bergen, wurde 309 zum Bischof von Rishibis gewählt und starb 338. Er baute 313—320 nach ihm benannte Kirche. Die Legende erzählt, daß die Stadt Rishibis vor dem Verfall von Kaiser Theodosius II. wunderbar gerettet. Schriften sind nicht erhalten.

III, König von Schottland 1424—37, geb. 1406, Sohn Roberts III. Dieser schickte ihn 1406, um Nachstellungen seines Oheims, des nachfolgenden Herzogs von Albany, zu entdecken nach Frankreich. Das Schiff wurde an die Küste getrieben, und Heinrich IV. hielt es für einen Prinzen als Unterpfand des Friedens. Nach dem Tode des geisteschwachen Roberts III. riefen zwar die Schotten den jungen Robert III. aus, aber der Herzog von Albany, welcher Verweser geworden, betrieb die Auslösung Robertens ebenso lässig, wie seit 1420 Albany's Nachfolger Murdoch. Nach Heinrichs V. Landen sich die Engländer endlich, um die von dem Bündnis mit dem franz. Dauphin, gegen ein hohes Lösegeld zur Freiheit der Prinzen. Eine Vertragsbedingung war Vermählung Robert's mit einer Engländerin. Johanna Beaufort, eine Lancaster, die in dem Gedicht *«The Kings Quair»* genannt. Robert III. lehrte im März 1424 nach Schottland, fand aber das Reich in Auflösung. Die Magnaten hatten die Kron Güter verschleudert und jede Verantwortlichkeit gestattet. Der König eine Herrschaft mit Einschränkung der Kronen Murdoch und dessen Anhang zu strenger, suchte das Bürgerthum zu heben und des Adels zu brechen. Verbindungen Robert's mit Frankreich, welche sich anbahnten und in der Verlobung von Johanna

geschichte mit stichtlicher Borliebe ausgemalt. Nach demselben wußte er von seinem ältern Bruder Esau (s. d.) das Recht der Erstgeburt durch ein Linsengericht an sich zu bringen und erschlich später auf Anstiften seiner Mutter Rebekka von seinem Vater auch den Segen des Erstgeborenen und mit diesem die Verheißung Abrahams. Die Rache des schwer beleidigten Bruders fürchtend, floh er zu seinem Verwandten Laban in Mesopotamien, welchem er 14 Jahre um den Preis seiner Töchter Lea und Rachel, und noch 6 Jahre, um eine Herde zu erwerben, diente. Danach entzog er sich diesem mit Weibern, Kindern und Eigenthum durch die Flucht und, als er verfolgt wurde, durch göttlichen Vergleich, kehrte nach Kanaan zurück und weidete auf dessen Triften, nachdem er sich mit seinem Bruder ausgesöhnt hatte. Es werden ihm nach der Sage zwölf Söhne zugeschrieben, sechs von Lea: Ruben, Simeon, Levi, Juda, Jischar und Sebulon; zwei von Rachel: Joseph und Benjamin; je zwei von seinen beiden Mägden Bilha und Silpa: Dan und Naphtali, und Gad und Asser. Joseph erscheint als Lieblingssohn des Vaters, den die neidischen Brüder verderben wollen und in die Sklaverei nach Ägypten verkaufen, wo er schnell zum Statthalter aufsteigt und Vater und Brüder zu sich nach Ägypten beruft. Hier weiß Joseph ihnen Wohnsitz an im weidereichen Land Gosen, wo J. im 147. Lebensjahre gestorben sein soll. Vgl. Bernstein, »Ursprung der Sagen von Abraham, Isaac und J.« (Berl. 1871).

Jakob von Nisibis, öfter Jakob der Große genannt, heiliger, lebte lange Zeit als Eremit in den kurdischen Bergen, wurde 309 zum Bischof von Nisibis gewählt und starb 338. Er baute 313—320 die große nach ihm benannte Kirche. Die Legende zählt, er habe die Stadt Nisibis vor dem Verierung Sapores II. wunderbar gerettet. Schriften in ihm sind nicht erhalten.

Jakob I., König von Schottland 1424—37, geb. 1393, Sohn Roberts III. Dieser schickte ihn 1406, um ihn den Nachstellungen seines Oheims, des nach Krone strebenden Herzogs von Albany, zu entziehen, nach Frankreich. Das Schiff wurde an die L. Küste getrieben, und Heinrich IV. hielt es für raten, den Prinzen als Unterpfand des Friedens zu halten. Nach dem Tode des geisteschwachen Vaters III. riefen zwar die Schotten den jungen J. König aus, aber der Herzog von Albany, welcher Reichsverweser geworden, betrieb die Auslösung des Prinzen ebenso lässig, wie seit 1420 Albany's Sohn und Nachfolger Murdoch. Nach Heinrich's V. Verstandenen sich die Engländer endlich, um die Schotten von dem Bündnis mit dem franz. Dauphin zu bringen, gegen ein hohes Lösegeld zur Freilassung des Prinzen. Eine Vertragsbedingung war die Vermählung J.'s mit einer Engländerin. Wählte Johanna Beaufort, eine Lancaster, die ist in dem Gedicht »The King's Quhair« gebat. J. kehrte im März 1424 nach Schottland zurück, fand aber das Reich in Auflösung. Die Feinde hatten die Kronstädte verschleudert und überall jede Ansehnlichkeit gestattete. Der König mußte seine Herrschaft mit Einziehung der Kronstädte Murdoch und dessen Anhang zu strenger Herrschaft, suchte das Bürgerthum zu heben und den Adel zu brechen.

Verbindungen J.'s mit Frankreich, welche sich 1424 anbahnten und in der Verlobung von J. o

Jakob III., der Prätendent, auch der Ritter von Saint Georg genannt, der Sohn des vorigen, geb. in London 10. Juni 1688, wurde 1701 von Frankreich, Spanien, dem Papste und den Herzögen von Modena und Parma öffentlich als König anerkannt, dafür aber vom brit. Parlament als Hochverräther erklärt. Bei Ausbruch des Spanischen Erbfolgekriegs ward es J.s Aufgabe, mit Hilfe Ludwigs XIV. den von seinem Vater verlorenen Thron Englands wieder zu erobern. Im März 1708 verließ eine franz. Flotte von 82 großen Schiffen, ein Heer und den Prätendenten an Bord führend, den Hafen von Dünkirchen, um an der schott. Küste zu landen. Allein der brit. Admiral Byng zwang die Flotte, unverrichteter Sache umzukehren. J. machte nun die Feldzüge in Flandern unter dem Marschall Villars mit und kämpfte nicht ohne Auszeichnung bis zum Abchlusse des Utrechter Friedens (1713). Frankreich mußte in diesem die prot. Erbfolge in Großbritannien anerkennen und demnach den Prätendenten aus Frankreich verweisen. Nach der Thronbesteigung Georgs I. erhoben sich indes die zahlreichen Jakobiten in England und in Schottland zu Gunsten des letzten Stuart. Im Herbst 1715 standen in den Hochlanden 10—15 000 Jakobiten unter Führung des Grafen Mar unter den Waffen, die auf eine Landung J.s harrten. Er erschien endlich, nachdem schon die in England eingedrungenen Schotten bei Brecken besiegt waren, 2. Jan. 1716, fast ohne Begleitung und wurde 27. Jan. zu Scone als I. VIII. gekrönt.

Er hatte gehofft, die durch den span. Minister Alberoni geleitete große politische Kombination, welche Schweden und Spanien miteinander verbinden sollte, für sich benutzen zu können, aber die Siege der Quadrupelallianz machten diesen Entwürfen ein heftiges Ende. Im März 1719 kam er als Flüchtling in den Hof von Madrid, verlor aber auch hier bald seinen Boden, ging im August nach Livorno und lebte, nachdem er sich mit einer Sobieski, Maria Clementine, vermählt hatte, in Rom. Erst 1727, nach dem Tode Georgs I., entließ er sich, sein Glück wieder zu versuchen. Mit Unterstützung des Papstes begab er sich nach Genua, um von da nach England zu gehen, scheiterte jedoch bald das Unsinnsige dieses Schrittes. Noch einmal wollte sich endlich der franz. Minister Fleury unter Ludwig XV. der Familie Stuart gegen England bedienen und ließ 1740 deren Vorschläge machen. J., zu alt und zu verfallen, um an die Spitze einer Expedition zu treten, starb 1744 seinen Sohn Karl Eduard (s. d.) mitmacht aus. Den Siegen des jungen Abercromby, der im Sommer 1746 in Schottland siegte, wurde 27. April 1746 durch die Niederlage bei Culloden, und damit allen Hoffnungen Stuarts, ein Ende gemacht. J. starb zu Albano an. 1766.

Jakob I. (Jaime), der Eroberer, König von Aragonien, folgte 1213 seinem in der Schlacht von Muret gefallenen Vater Peter II. und erhielt als Beinamen davon, daß er 1229—35 die irren und im folgenden Jahrzehnt das ganze Reich Valencia eroberte. Vor seinem Tode im Juli 1276 teilte er jedoch wieder seinen Besitz, die Balearen als Königreich Mallorca dem ersten Sohn Jakob, alles übrige aber dem älteren II. zu. J. hat sich auch als Gesetzgeber hervorgetan und geschrieben sein eigenes Leben an. Sprache.

be aber auf Betrieb Bétions und Robespier nach wenigen Tagen wieder verbannt; erst Aufstand vom 20. Juni und seit dem Aufstand der «roten Fahne» (26. Juli) kam die eine andere mehr und mehr als Symbol der revolutionären Gesinnung in Aufnahme. Mit dem Eintritt des Nationalkonvents (Sept. 1792) verlor der Klub den Höhepunkt seiner Bedeutung.

Die Girondisten (s. d.) anfangen, sich von ihm abzuziehen, gewann Robespierre dort das Übergewicht, und unter seiner Leitung entwickelte der Klub die furchtbare Macht seiner Agitation durch ganz Frankreich. Die Agitation Lob des Königs, der Sturm, dem (Ende 1792) die Girondisten erlagen, die Aufwiegelung der Massen gegen den besitzenden Mittelstand, Inszenierung der Plutokratie wurden wesentliche der J. ins Werk gesetzt. Der Klub beschloß die blutigen Schreckensmaßnahmen, die blutigen Schreckensmaßnahmen, die Demunziationen und Inquisitionen, die Verurteilung jeder unabhängigen Meinung, so daß die revolutionäre Propaganda in den anstehenden Gebieten, die seit Sept. 1793 ins Leben traten, gab dazu nur die Form der Gesetzgebung; die Wohlfahrts- und Sicherheitsausschüsse waren nur Abzweigungen des jakobinischen Klubs. Robespierres Macht stützte sich wesentlich auf den Klub. An ihn lehnte sich die revolutionäre Agitation; aus dem Klub ausgeschlossen zu werden war die sog. Reinigung, war seit Ende 1793 sicheres Vorzeichen der Guillotine. Aber am 9. Thermidor 1794 dem Diktator und dessen Anhängern bereitet, brachte auch den J. zum Sturz. Vergebens suchten dieselben gegen die mächtiger werdende Reaktion anzukämpfen. Ein Gesetz vom 16. Okt. verbot die Affiliierung mit Klubs, und 11. Nov. 1794 ward ohne Rücksicht auf den Jakobinerklub für immer geschlossen. Das Sitzungsgebäude später demoliert. Der Aufstand vom 12. Germinal und der vom 1. Prairial 1795, sowie die kommunistische Bewegung waren die letzten Lebenszeichen des Jakobinismus; der Versuch, unter der Regierung im Juli 1799 das jakobinische System zu reorganisieren, fand bereits 18. Aug. 1799 sein Ende.

Vgl. Zinkeisen, «Der Jakobinerklub» (Berl. 1862—63); A. Schmidt, «Pariser während der Revolutionszeit» (H. 1, 2); Laine, «Origines de la France moderne»; «La conquête Jacobine», Par. 1881).

Monophysiten, s. Freiheitsschule. Die Monophysiten (s. d.) nannten sich die Monophysiten (s. d.) Könige Jakob Baradaus (s. d.), der die Verstreung unter Justinians Regierung (abständigen Religionspartei wieder vereinigten) hatten in Syrien, Ägypten und Mesopotamien. Zahlreiche Gemeinden mit Bischöfen und Priestern und vermochten sich unter der Herrschaft der Araber um so eher zu behaupten, als sie sich von der griech. wie von der röm. Kirche trennten. Doch kam es in Ägypten 1362 zu einer Ketzerei, die vielen das Leben kostete. In Mesopotamien nunmehr eingeschränkt, bildeten die Monophysiten seitdem eine besondere Kirche, die noch jetzt unter dem Namen der Nestorianen bekehrt. Innere Uneinigkeiten und äußere Verhältnisse veranlaßten um dieselbe Zeit die Verdrängung der abessin. und mesopotam.

ichen Legenden über die verschiedenen Sa-
d behandelt von Lippus, »Die apokryphen
schriften und Apostellegenden« (2. Bd.,
Braunschw. 1884).

us a **Voragine**, f. Voragine (Jaf.
vom **Schwert** (Militärorden des heil-
pan. Orden, nachweislich schon 1175 vom
rander III. bestätigt, hatte bis 1493 einen
großmeister, an dessen Stelle seitdem der
it. Das Ordenszeichen ist ein kreuzförmig
s rotes Schwert, welches auf der Brust ge-
ird. Bei feierlichen Gelegenheiten tragen
nandeure und Ritter ein Kleid und einen
on weißer Farbe mit dem Ordenszeichen
hängt die Dekoration an einer dreifachen
Kette am Halse.

, ehemalige Stadt am Amur, f. Albasin.
Beg. Herrscher von Kaschggar, geb. zu
1820 als Sohn eines sunnitischen Mollah,
ig Soldat im Dienste des Chan von Kho-
ralete 1862 die Tochter des Gouverneurs
ylent und wurde bald darauf Komman-
dierung Almeschid am untern Syr Darja
(ort Berowsk). Im J. 1864 nahm J.
rbeitung der Festungen Tschimlent und
gegen die Russen teil und wurde, nach-
eral Tschernjajew diese Plätze erobert
m Chan von Kholand 1865 nach Kaschggar
um in dem dort entstandenen, von China
ien Reiche den Oberbefehl über die Trup-
hren. Im Herbst 1865 nahm er den nomi-
herrscher von Kaschggar, Buzurt, gefangen
te denselben nach Kholand; er erklärte sich
Stelle als Herrscher und legte sich die Be-
Khalit Ghazi (Herr der Gläubigen) bei. J.
as Alpenland Sarighkul und die Stadt
872, doch gelang es den Chinesen, ihm 1876
sten Teil seiner Besitzungen und die Stadt
wieder zu entreißen. Am 31. Mai 1877
von einem seiner Hofbeamten ermordet.

Hühner (Penelopinae) heißt eine Unter-
r ameril. Waldbühner (Crucidae) von
hnlicher Größe, deren Luftröhre verlängert
nber der Brusthaut vor der Ausföhrung
se bildet. Die 30 Arten dieser Vogel-
ben truppweise in Wäldern von Mexiko
iela und Paraguay und liefern ein aus-
s Wildbret.

Abu Abdallah J., ben Abdallah, Schihab
amawi), einer der bedeutendsten geogr.
ler der Araber, war nicht arab., sondern
lunsi. Er ist wahrscheinlich im J. 574
der Hedschra (1178 oder 1179 n. Chr.)
Boden geboren, kam aber frühzeitig als
ngener nach Bagdad, wo ihn ein arab.
laufte, ihm eine gute Erziehung geben
um in Handelsgeschäften größere Reisen
ß. Später fing er einen ausgedehnten
i Büchern an. Streizügkeiten, teils re-
is polit. Natur, zwangen ihn von Bag-
hen. Nach mannigfaltigem Umherirren
Aleppo, in dessen Nähe er seinen Wohn-
ind am 20. Ramadhan 626 der Hedschra
1229) starb. Seine zwei geogr. Haupt-
das große geogr. Wörterbuch »Mu-
-buldan« (herausg. von J. Wüstenfeld,
p. 1866—73) und das sog. »Al-Mosch-
n Wörterbuch der geogr. Homonymie
von J. Wüstenfeld, Gött. 1846).

u, Fluß in Spanien, entspringt in Alt-, Provinz Soria, am Ostende der Sierra, und fließt fast ganz in der Provinz Saragossa, in einem sehr tiefen Thale, das durch sein äußerst fruchtbar gemacht ist. Er mündet von rechts in den Ebro, einige 20 km ober-
ragossa, in etwa 200 m Höhe, nach einem von 180 km. Durch die Menge seines Gewässers, welches er abgibt, ist er einer der wichtigsten Flüsse Spaniens. Während seines Laufs wird der J. von der Eisenbahn Ma-
ragossa begleitet.

rusto (frz.), Eifersucht, Neid.

rusteglas, s. Ruffeinglas.

ustien (frz.) sind Vorrichtungen an Fenstern, welche dazu dienen, die Öffnung durch einseitig überdeckende Platten oder Brettchen zu schließen, daß man den Einblick und die Sonnenstrahlen abhalten, aber doch Luft und Licht einlassen. Die Platten der J. bestehen aus Holz, Leinwand, Zinnblech oder auch Glas, sind um ihre horizontale Mittelachse drehbar und werden durch Rahmen (des Fensterlabens oder der Thür) festgehalten, innerhalb dessen sie sich mittels eines Stabes mit Handgriff gemeinschaftlich verstellen können, nach Belieben öffnen oder schließen lassen.

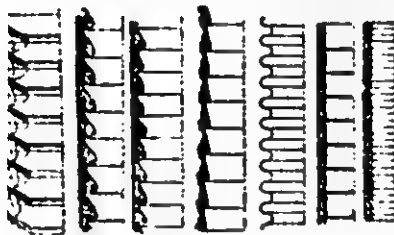


Fig. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.

erster (Fig. 1). Man bringt sie vorzugsweise in wärmeren Klimaten, doch auch anderswo in Wohnhäusern zum Schutz vor Hagel und Schlag an; dem wendet man sie bei Glashäusern an, um den Schlagregen abzuhalten und den Schall durchzulassen, bei Ventilationsfenstern an. Wenn die einzelnen Brettchen fest im Rahmen stehen, so daß sie zwar Licht und Luft einlassen, doch vor der Witterung schützen, nennt man einen Laden Persiennes.

alousie-Rouleau (Jug- und Kolljalousie) nennt man zum Unterschied von denjenigen beweglichen J., welche sich wie ein Band mittels eines Mechanismus beliebig auf- und zusammenziehen, öffnen und schließen oder auf eine Walze auf- und abwickeln lassen. Sie dienen entweder als Schattenspenden an Fenstern von Wohnungen und bei Gewächshäusern oder zum Schutz von Schaufenstern an Verkaufsläden. Jugalousien an Wohnungsfenstern bestehen aus einer Anzahl loser dünner Brettchen von 3–4 mm Stärke und 60–70 mm Breite, die auf an Längsgurten oder Ketten befestigten Rollen aufliegen, an beiden aufgeschmittenen Enden in Drahtführungen gehen und mittels einer nur sich beliebig aufziehen und herabgleiten lassen. Mittels einer andern Doppelschnur lassen sich die Brettchen in beliebig schräge Lage bringen, be-
ungeweile ganz aneinander legen, indem man hinter dem Gurt weniger oder mehr in die Höhe

ng zugänglich gemacht. Der im Okt. 1865 tritt von Port Morant an der Ostküste der ausgebrochene Aufstand der Farbigen, welche Gegenpartei zu einer furchtbaren Meuterei, wurde endlich blutig unterdrückt. Der, ein wohlhabender Mulatte und Baptistenprediger, J. Gordon, ward gehängt und Hunderte Anhänger wurden erschossen. Der Gouverneur wurde deshalb 11. Dez. 1865 zurückgerufen, indessen in einer namentlich auf Betreiben John Stuart Mill gegen ihn und seine Hauptzüge eingeleiteten Untersuchung freigesprochen. Die Regierung genehmigte die engl. Regierung eine von ihm in Vorschlag gebrachte Änderung in der Verwaltung der Insel, indem sie dem früheren Repräsentativsystem einen Verwaltungsrat substituierte, an dessen Spitze der Gouverneur stehen sollte. J. zerfällt in drei Grafschaften: Surrey im Norden, Cornwall im Westen und Middlesex, welche 2 Kirchspiele eingeteilt sind. Die Hauptstadt Kingston (s. d.), Haupthafen, ist seit 1845 durch eine Eisenbahn mit der früheren Hauptstadt Santiago (s. d.) verbunden. Andere Häfen sind Morant, Port Morant, Saint Ann's Bay, Savanna La Mar u. s. w. Als eine Dependenz von J. werden die 220—340 km nordwestlicher gelegenen Cayman-Inseln (584 km mit 2400 Q.) betrachtet, eine Gruppe Koralleninseln, unter welchen das größte, Grand Cayman, bewohnt ist, und zwar von Nachkommen der engl. Boucaniers, die sich als solche auszeichnen. Vgl. Gardner, „A history of Jamaica“ (Lond. 1873); E. Sinclair u. Nise, „The handbook of J. for 1883“ (Lond. u. Jamaica 1883).

Jamaikapfeffer, s. Pimenta.

Jamalo, s. unter Janitscharen.

Jaman (Dent und Col de), Berg und Paß der Saanegruppe (s. Alpen 18) im schweiz. Kanton Waadt. Die Dent de J. erhebt sich 5 km östlich von Montreux auf der Wasserscheide zwischen der Rhodane und dem Genfersee als steiler, teils felsiger, teils bewachsener Kegel zu 1879 m Höhe über dem Meere und gehört der mittlern Juraformation an. Im Nordfusse des Berges liegt die Höhe (1485 m) des Col de J., dessen Pafsweg, zum größten Teil Saumpfad, zum kleinern Fahrstraße, in etwa sechs Stunden von Montbovon (795 m) im freiburgischen Saanethal nach Montreux am Genfersee führt. Sowohl die Paßhöhe wie der Berg, dessen Gipfel von jener aus in circa einer Stunde erreicht wird, bieten eine prächtige Aussicht über die Hochalpen des Berner Oberlandes, des Wallis und der Montblancgruppe, die Boralpen der Waadt, der Gruyère und des Chablais und über den See und das waadtländische Hügelland bis zum Jura.

Jambi (Djambi), Fluß und Vasallenstaat der Niederländer auf der Insel Sumatra in Hinterindien. Der Fluß J. ist in der Mitte zwischen den fast parallel mit ihm in der Richtung von Westen gegen Osten strömenden Flüssen in der östl. Hälfte von Sumatra, nämlich dem Indragiri (s. d.) nördlich und dem Musi oder Fluß von Palembang südlich von ihm gelegen. Er entspringt in der Landschaft Korintji in den Vorbergen des Sumatra in seiner ganzen Länge von Norden nach Süden durchziehenden Barisangebirges und ergießt sich unter 1° südl. Br. und 101° 50' östl. L. von Greenwich in die Chinesische Südsee. Der niederländ. Vasallenstaat J., dessen Selbständigkeit sehr unbedeutend ist, bildet in administrativer Hinsicht eine unter einem

lut unterworfen. Seine Hauptnebenflüsse sind der ppomattox auf dem rechten und der Schidahominy auf dem linken Ufer. Während des Secessionskriegs wurde der J. und seine genannten Nebenflüsse eine wichtige militärische Bedeutung, da er lange die Scheidelinie zwischen den kämpfenden Mächten bildete. Der J. wurde 1862 von Mac Clellan und 1864 von Grant als Verpflegungs- und Operationslinie für das Unionsheer benutzt und auch durch den Kampf des konföderierten Schiffs Merrimack gegen die hölzernen Unionsdampfschiffe und das Panzerschiff Monitor 8. März 1862 denkwürdig.

Jamedthee, auch Labradorthee, Bezeichnung für die Blätter von *Ledum latifolium* f. *edum*. [Helena (f. b.).]

Jamestown, Stadt auf der Insel Saint

Jamiger, f. Jamniger.

Jamm, Stadt in Kashmir, f. Dschamu.

Jamnia ist der griechische, seit den Zeiten der altägypter gebrauchte Name für die im Alten Testament erwähnte Philistäerstadt Jabne (auch abneil), welche, zwischen Etron und der Küste liegen, nordwestlich am Meere eine gleichnamige Hafenstadt besaß, von dem jüdischen Könige Hias zerstört ward, seit der Makkabäerzeit sehr volkreich, von Juden und Syrern bewohnt und abwechselnd herrscht, nach Vespasians Eroberung Sitz einer Akademie, von 73 bis 117 n. Chr. auch des Judentums wurde. J. ist das Ibelim der Kreuzerzeit. Heute besteht noch Jebnah als ein großes Dorf auf einer kleinen Anhöhe an der Südwestseite von Wadi Rubin.

Jamnitz (slaw. Jemnice), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Ratibitz in Mähren, am Schellerbach, der zur Thaya geht, in flacher und durch die Fruchtbarkeit bekannter Gegend, ist Sitz eines Kreisgerichts und zählt (1880) mit dem Schloßlande (Podolí) 2710 E., zumeist slaw. Junge. — ist eine der ältesten Städte Mährens, war unter Maximilian Hauptort einer Provinz, die an jeder der Familie verlichen wurde, und enthält die interessante Baureste aus der alten Zeit. Die Stadtkirche wurde am Schlusse des 14. Jahrh. auf. An der Stelle des alten Schlosses steht im modernen Stile gebautes, dem Marquis Slavitski gehörig, mit ausgedehnten und gut gegliederten Gartenanlagen.

Jamniger (Wenzel), auch Jamiger oder Gajczger genannt, der berühmteste deutsche Goldschmied des 16. Jahrh., geb. zu Wien 1508, lebte in Nürnberg, wo er 1534 Meister wurde und Dez. 1585 starb. Auf J.s Namen werden einige Arbeiten ohne alle Beglaubigung geschrieben; so auch eine Anzahl Ornamentstiche mit Entwürfen für Gegenstände der Goldschmiedekunst, glaubigt von ihm sind nur wenige Werke, unter vor allen der Marktsche Tafelaufsatz, jetzt Rothschild'schen Besitz in Frankfurt, ein großer Kal im Besitz des Deutschen Kaisers, eine Kassette Grünen Gewölbe zu Dresden und eine kleine Zahl Gegenstände im Nationalmuseum und in der "Reichen Kammer" in München. Sein Stil ist der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., die Ornamente noch Renaissance mit reicher Verwendung von reinen und zierlichsten Nachbildungen von Tieren, Kräutern, Blumen u. s. w., die sehr naturalistisch gehalten sind.

Von Wenzel J. werden zwei Brüder genannt, Peter und Albrecht, beide Goldschmiede, doch

haft und Abzeichen u. s. w. sich mannigfaltig unterscheiden. Nr. 11 hatte den ersten Rang, zur 61. rta gehörte der Sultan, die 65. war von Muhammad II. aufgelöst worden, weil ein Glied derselben i der Enthronung Hand an Osman II. gelegt hatte; die 1. bis 62. Orta wurden unter dem Namen Buluk zusammengefaßt und bildeten die Bekrzung der Hauptstadt und einiger Grenzplätze.

An der Spitze sämtlicher Ortas stand der Aga, welchem der Kaja-Beg oder Unterbefehlshaber zugeteilt war. Die Macht des Aga war fast unbegrenzt und fand nur in der Furcht vor einem Aufstande eine Schranke; er hatte Gewalt über Leben und Tod, und alle Beförderungen hingen von ihm ab. Die J. waren gut bewaffnet und das bestausgebildete Fußvolk Europas; sie wurden gut verpflegt und reichlich besoldet. In Friedenszeiten verrichteten Polizeidienst und waren nur mit einem langen Stabe versehen; im Kriege aber führten sie eine lange schwere Flinte, einen kurzen Säbel, ein Messer und ein Pistol im Gürtel. Sie dienten nur zu Fuß und bildeten die Kerntruppe des türk. Heers. Aus den J. wurden auch die Leibwachen des Sultans gewählt. Mehrere Ortas waren für die wichtigsten Stellungen oder die Flotte bestimmt. Anfänglich hießen die J. unter strenger Raupensucht. Als aber die osman. Herrscher zu Serrailfürsten herabfielen, wurden die J. zuchtlos, faul, untrügerisch, und polit. unzuverlässig. Ihre Geschichte verzeichnet den glänzenden Kriegszug eine Menge Empörungen, Ermordungen von Sultanen, Bezeren, usw. und jägellose Greuel aller Art. Mehrere Sultanen versuchten vergeblich unter den J. die Ordnung wiederherzustellen, wobei es mehrfach zu rechtlichen Serrailrevolutionen kam. Erst dem Sultan Mahmud II. gelang es, sie zu vernichten. Die J. Konstantinopel hatten sich nämlich im Mai 1826 der Errichtung der neuen Miliz (Nizam-Ischkebid) widersetzt, dann aber 15. Juni dagegen empört und die Köpfe der vornehmsten Staatsbeamten verlangt. Allein der damalige Aga Hussein-Aga ließ die Empörer mit Hilfe der dem Sultan treu ergebenden Topdtschi (Kanoniere), Kumbardtschi (Schiffsbardiere) und Bosdandtschi (Wächter der großen Gärten), die durch die Entfaltung der Propheeten und den vom Musti und dem Mas über die J. ausgesprochenen Bann fanatisiert waren, auf dem Plage Ermeidan zurück und ihre Kasernen beschießen und verbrennen. Am 17. Juni wurde das Janitscharenkorps für immer abgebannt und der Name J. mit einem Fluche belegt. In besonderer Gerichtshof urteilte die Schukdja und jeder Versuch der J., sich wieder zu erheben, wurde in Blut erstickt, sodaß die Zahl der Gerichteten im Sept. 1826 sich auf 15000 und der Verbannten auf mehr als 20000 belief. Am 1. amtliche Darstellung der Janitscharenauflösung konstant. 1828; franz. von Gausin de Berceval. (1833) hat der Historiograph Us-Seid-Mohammed geschrieben.

Janitscharenmusik oder türkische Musik, nämlich die wildlärmende Militärmusik der Türken; nennt man überhaupt jede Musik, bei der die durchdringenden Blasinstrumente von einer Menge Schlaginstrumenten zur Hervorhebung des Rhythmus begleitet oder vielmehr überläutet werden. Die wichtigsten dieser Schlaginstrumente sind die große und kleine Trommel, die Becken, der mit einem Leinwand behängene halbe Mond, der Tamtam, der

Bulle Unigenitus für Frankreich anerkannt und zum Reichsgesetz erhoben, worauf 1728 auch Roailles sich unterwarf, andere J. zahlreich nach den Niederlanden auswanderten. Unter dieser Bedrückung entartete der Janßenismus immer mehr zur Schwärmerei. In Frankreich verschwand er als gesonderte Gesellschaft bald. In den Niederlanden bilden die J. (seit 1723) unter dem Erzbischof von Utrecht und den Bischöfen von Harlem und Deventer ein eigenes, von Rom unabhängiges Kirchenwesen. Sie nennen sich selbst Schüler des heil. Augustin, erklären sich für Glieder der lath. Kirche, erkennen den Papst als sichtbares Oberhaupt der Kirche an, verwerfen jedoch seine Unfehlbarkeit. Papst Clemens XIV. suchte eine Wiedervereinigung herbeizuführen, starb jedoch zu früh. Pius VI. und Leo XII. dagegen verfahren unbulksam verfluchend gegen sie, wodurch die Spaltung nur vergrößert ward; seit Leo XII. (1825) wird jede Neuwahl eines Janßenistischen Bischofs mit dem Bannfluche beantwortet. Die J. zählen 25 Gemeinden mit 6000 Seelen. Mit den Alt Katholiken traten sie so weit in Beziehung, als der Erzbischof von Utrecht den altlath. Bischof weihte. Vgl. Lepbeder, «Historia Janßenismi» (Utr. 1696); Reuchlin, «Geschichte von Port-Royal» (2 Bde., Hamb. u. Gotha 1839—44); Hippold, «Die altlath. Kirche des Erzbistums Utrecht» (Heidelb. 1872); Fuyet, «Les Janßenistes du 17^e siècle» (Par. 1877).

Janßenius, s. Janßen (Cornelis).

Janßen (Kristoffer Nagel), norweg. Dichter, geb. zu Bergen 5. Mai 1841, wurde 1872 Lehrer zu Bonheim, erhielt 1876 vom Storting einen Dichtergehalt, entsagte aber demselben 1882 und ging als unitarischer Priester nach Amerika. Die meisten und besten seiner Gedichte und Erzählungen sind in der Landessprache geschrieben; so sein Erstlingswerk: die Novellen «Fraa Bygdom» (1866), die «Norste Digte» (1867); ferner die Erzählungen «Han og ho» (1868), «Marit Stjälte» (1868), «Lorgrim» (1872), «Den Bergtefne» (1876), das Epos «Sigurd Breistein» (1872) und die Dramen «Jon Aralon» (1867) und «Austanfyri Sol og vestanfyri Maane» (1879). Auch in dem großen histor. Roman hat er sich versucht, aber mit wenig Erfolg.

Janßen (Johs.), Historiker, geb. 10. April 1829 zu Xanten am Niederrhein, studierte Philologie und Geschichte an der Akademie zu Münster und an den Universitäten zu Löwen, Bonn und Berlin. Im J. 1854 habilitierte er sich als Privatdocent der Geschichte in Münster, wurde aber noch in demselben Jahre Professor der Geschichte für die lathol. Schüler am Gymnasium zu Frankfurt a. M. Im J. 1875 wurde er vom Kreise Ralmesb.-Schleiden-Rontjoie zum Mitgliede des Reichstags erwählt, wo er dem Centrum angehörte, nahm aber bei der Neuwahl im J. 1878 kein Mandat wieder an. Im J. 1860 war er in den geistlichen Stand getreten und wurde 1880 vom Papste zum päpstl. Hausprälaten und apostol. Protonotar ernannt. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: «Wilhelm von Stablo und Norvei» (Münster 1854), «Geschichtsquellen des Bistums Münster» (Bd. 3, Münster 1855—56), «Frankreichs Rheingelüste und deutschfeindliche Politik» (Frankf. a. M. 1861), «Frankfurts Reichstagscorrespondenz» (2 Bde.,reib. i. Br. 1863—73), «Schiller als Historiker» (reib. i. Br. 1863), «Hohmers Leben, Briefe und kleinere Schriften» (3 Bde.,reib. i. Br. 1868), «Zeit- und

Japan, in der Landessprache *Nippon* oder, zum Unterschied von der gleichnamigen Insel, *O Dai Nippon* (d. h. das große Nippon) genannt, ein großes und höchst merkwürdiges Inselreich im Osten von Asien, breitet sich von $25^{\circ} 50'$ bis 47° nördl. Br. und $123^{\circ} 23'$ bis $152^{\circ} 40'$ östl. L. von Greenwich aus. Es besteht aus den vier Hauptinseln Nippon, Kjusiu, Sisol'f und Jesso oder O Sima Jesso und einer großen Menge kleinerer und ganz kleiner Inseln. Die Gesamtzahl aller Inseln wird von den Japanern selbst auf 3850 berechnet. Die Nordgrenze des Reichs bildet seit dem Vertrage mit Rußland vom 7. Mai 1875 die Kurilische Straße zwischen dem Kap Lopatka auf Kamtschatka und der Insel Schumischu; im O. und S. wird es von dem Stillen Ocean, im W. von der Japanischen See und dem Meer von Ochotsk bespült. Der Flächeninhalt sämtlicher Inseln beträgt 382 447 qkm, von denen 224 731 auf die Insel Nippon, 38 735 auf Kjusiu, 18 222 auf Sisol'f, 93 252 auf Jesso und die Kurilen und 4828 auf die Liu-Kiu kommen.

Nicht ganz die Hälfte des Gesamtareals ist Kulturland; die andere wird von den unfruchtbaren Gebirgsjagen im Innern der größern Inseln, dem bis jetzt noch niemals für Ackerbau benutzten Innern von Jesso und den Kurilen, sowie den vielen kleineren, zum Teil aus nackten Felsmassen bestehenden Inseln eingenommen. Alle größern japan. Inseln sind Gebirgsländer und werden meistens parallel mit ihrer Längsachse von hauptsächlich aus Spenit, Granit, Glimmerschiefer und Gneis bestehenden, 12–1500 m hohen Bergketten durchzogen. Stellenweise werden dieselben durch größere Massengesteine, wie Trachyt, Dolerit, Basalt und Augitporphyr, unterbrochen, deren Auftreten die Nähe von Vulkanen anzeigt. Von diesen sind zu erwähnen: auf den Kurilen der Bullan auf der Insel Alaid, westlich von der Insel Paramushir, südlich von der Kurilischen Straße, dessen Höhe auf 3000–3500 m geschätzt wird; der Bil Sargyschew auf Matana, und die noch thätigen Bullane auf den andern Kurilen Urup, Jeterup und Runasibir; auf Jesso eine Anzahl teils ausgebrannter, teils noch thätiger Bullane und unter ihnen der hohe Ranje in der Mitte der Insel; auf Nippon der 4231 m hohe Fusi, japanisch Fusi no Jama, der Alama-Jama, der Siro-Jama und der Jala-Jama; auf Kjusiu der 1253 m hohe Mungen, japanisch Mungen no Taka, der Asono-Jama, der Mi-Taka und der Kiri-Sema. Die meisten von ihnen sind noch jetzt thätig. Auch auf den Liu-Kiu, auf einigen kleinern Inseln in der Nähe von Nippon und Kjusiu gibt es teils noch thätige, teils erloschene Bullane. Die japan. Bullane bilden eins der Hauptglieder der langen Kette von Feuerbergen, welche sich durch sie von Hinterindien über die Sunda-Inseln, Molukken und Philippinen bis nach Kamtschatka und den Aleuten hinzieht. Erdbeben, oft sehr verwüstender Art, kommen in J. sehr häufig vor. Zu erwähnen ist auch die merkwürdige, an die sog. Fjordbildung erinnernde Gestaltung der meist ziemlich steilen Küsten von Kjusiu, Sisol'f und der südlichen Hälfte von Nippon. Die vielen, mehr oder weniger geräumigen, häufig durch vorliegende Inseln und Klippen gegen alle Winde geschützten Baten, Buchten und Ankerplätze sind für die inländische Schifffahrt längs der Küste wichtig. Die Zahl der Flüsse ist auf allen größern japan. Inseln

er höchstmöglichen Reinheit der Seele, des Körpers und des Lebenswandels, welchen der Sin-to seinen Anhängern als erstes und vornehmstes Gebot vorschreibt. Göpendienst findet in den Mi-jas nicht statt. Einige von den ältesten derselben, wie namentlich der zu Jöje auf Nipon, genießen hohe Verehrung und finden jährlich Wallfahrten vieler Tausende zu ihnen statt. Dem Sin-to gegenüber steht der Buddhismus (Japan. Buds-do, d. h. Weg zum Buddha), der 552 von Korea aus in J. eingeführt wurde. Dieses Ereignis ist für J. von größter Bedeutung gewesen, da hauptsächlich die buddhistischen Geistlichen Verbreiter der chines. Kultur waren. Auch wurde von ihnen eine Menge neuer Gewächse und Bierpflanzen eingeführt. Im 17. Jahrhundert von der japan. Regierung nicht begünstigt, bald unterdrückt, wurde der Buddhismus 1623 aus polit. Gründen zur Staatsreligion erhoben und gelangte dadurch zwar zu großem Reichthum und Einfluß, niemals aber zu dem Ansehen, in welchem der Sin-to bei den Japanern genossen hat und noch steht. Das Aufhören des Jögunates in neuester Zeit hat auch auf das Ansehen, den Einfluß und die Vermögensverhältnisse des Buddhismus höchst nachtheilig eingewirkt. Gleichwie in China erscheint auch in J. der Buddhismus nicht in seiner ursprünglichen Einfachheit und ethischen Reinheit, sondern als vielgestaltige, in Sinn verwirrende Idolatrie mit einem ganzen Pantheon ausheimischer Gottheiten. Eine Art Vermischung des Sin-to mit dem Buds-do zeigt sich in dem schon vor Jahrhunderten erstandenen Jo bu-Sin-to, d. h. zweiseitigem Sin-to, der seine ersten Verehrer in den niederen Volksschichten zählt. Ihm erscheinen mehrere dem Sin-to angehörige Gottheiten in grüßerer, mehr materieller Gestalt. Die dritte Religion in J. ist das mehr moral.-philos. als dogmatische System des Confucius (s. d.), nan. Sju-to, welches gegen Ende des 3. Jahrh. Chr. gleichfalls über Korea nach J. gelangte. Anhänger des chines. Philosophen, zu dessen Anhängern nur 17 Tempel bestehen, sind nur Gelehrte und Höhergebildete. Seit den letzten Jahren besteht in J. vollkommene Glaubensfreiheit. Auf das Unterrichtswesen verwendet die gegenwärtige Regierung ganz besondere Sorgfalt. Mehrere Hunderte junge Japaner sind von ihr schon nach Deutschland, England und Nordamerika geschickt worden, um daselbst eine höhere wissenschaftliche oder technische Erziehung zu genießen. Selbst eine Anzahl junger japan. Damen wurden und werden noch in Nordamerika erzogen. Im J. 1872 wurde J. in sieben Unterrichtskreise mit ebensoviel Inspektoren getheilt. Jeder der letztern hat — 30 Schulen zu beaufsichtigen. Die Lehrpläne zerfallen in hohe, mittlere und elementare. In Tokio sind von höhern Anstalten die Keio-Gakko oder Universität, die Keio-Gakko oder Schule für fremde Sprachen, die Shi-Ham-Gakko oder Ausbildungsschule für Lehrer, sowie eine hohe höhere Schule und mehrere Vorbildungsschulen für Mädchen thätig. Auch ließ die Regierung in Jedo und andern Orten Hospitäler und andere Lehranstalten unter der Leitung europäischer Ärzte und Lehrer errichten. Ein wichtiges Merkmal des Anschlusses der Japaner an die Civilisation des Westens ist auch die rasch zunehmende Entwicklung der einheimischen Tagespresse. In Tokio gibt es 18 Zeitungen.

Roto nach Kap Sins-Misaki scheidet die beiden Seebezirke. Die Bucht von Loto wird fast befestigt; dort sind 7 Forts im Bau, für welche schwere Geschütze beschafft sind. Nach der Vollen- dung dieser Werke werden die Zugänge zum innern Meere ebenfalls befestigt werden. Bei Fukuoka und nördlich von Yokosuka werden Kriegshäfen angelegt; in Yokosuka befindet sich ein großes, 1867 er- richtetes Marinearsenal. Die Marine besitzt 24 Kohlenbepbis und 10 Kohlengruben (auf Kjusiu), ferner Ausrüstungsmagazine zu Isufima, Naga- saki und Kobe; Sitz des Marineministeriums ist Loto. Außer der Marineschule zu Loto ist noch eine Mechanikerschule zu Yokosuka vorhanden. Die Reorganisation der Marine fand zunächst unter Leitung franz. Seeoffiziere und Ingenieure statt, seit 1878 sind dieselben jedoch durch englische ersetzt worden. Neuerdings sind auch in Nagasaki und Yokosuka Arsenalen angelegt worden, um dem Be- darf der vergrößerten Flotte zu genügen. Die Friedensstärke der Marine beträgt 200 Offiziere und 8760 Mann. Die Flotte besteht aus 6 Panzer- schiffen, 11 ungepanzten Kreuzern, 8 Kanonenbo- ten, 6 Transportschiffen und 6 Torpedobooten mit insgesamt 196 Geschützen. Das kürzste Schiff ist das 1877 zu Poplar bei London gebaute Kanematschi-ki, das 13 Knoten läuft und im März 1878 nach J. gelangt ist, und unter den Kreuzern befindet sich ein ganz aus Stahl gebauter Rammkreuzer Iku- Anshi von bedeutender Fahrgeschwindigkeit (17 Knoten) und starker Armierung (8 Armstronglan- cen). Die Schiffe führen teils Armstrong-, teils Kruppische Geschütze. Für den Transportdienst stehen der Regierung vertragmäßig auch die Dampfschiffe der Gesellschaft Mitsui-Bishi zur Verfügung.

Finanzen, Handel, Orden. Die Staats- einnahmen beliefen sich 1862/83 auf 66 814 123 Jöns (zu 4 Reichsmark), die Ausgaben auf ebenso viel, die Staatsschuld auf 349 771 177 Jöns. Für Hebung des Handels und Verkehrs ist in neuerer Zeit viel gethoben. An Eisenbahnen sind (1884) 217 km in Betrieb, nämlich die Linien Tokio- Nishikuma, Utsuno-Kumagaya, Hiogo-Osaka, Osaka- Kyoto, Kyoto-Osaka und (auf Jesso) Otaru-Ni- Caporo. Die Zahl der Telegraphenstationen beträgt 112, die Länge der Linien 3223 km. Mit dem 1. Juli 1877 ist J. dem Weltpostverein beigetreten. Die Legung des telegr. Kabels der großen Nord-Asien-Chinesischen und J.-Artenson-Telegraphen- gesellschaft zwischen Nagasaki und Shanghai wurde schon 4. Aug. 1871 beendet. Die Peninsular and Oriental Steam Company und die Messagerie Francaise vermitteln zweimal im Monat über Hongkong den Personenverkehr zwischen J., dem südöstl. Asien, Australien und Europa, während zwischen San-Francisco und Yokohama durch die Schiffe der Pacific Mail Steamship Company eine regelmässige monatliche Verbindung besteht. Außer- dem bestehen mehrere von Japanern mit japan. Kapital gegründete Dampfschiffahrtsgesellschaften für den Handelsverkehr längs der Küste und auf den größern Binnenwassern, wie dem See Biwako und dem Jodokusse. Der Wert der Einfuhr be- trug 1882 im ganzen 29 408 000, der der Ausfuhr 37 238 000 Jöns. J. hat zwei Ritterorden, den der aufgehenden Sonne, 1875, und den der Gold- blume, 1876 gestiftet.

Die Geschichte J.s beginnt mit dem J. 667 v. Chr., wo Jim-muten-wo, von dem noch naci-

wiesen ist, ob derselbe ein Eingeborener der japan. Inseln oder der Führer einer Schar von Auswan- derern und Eroberern aus dem östlichen Asien. Festlande war, das Japanische Reich und einen Herrscherstamm, der bis in die Gegenwart hinein- reicht, gründete. Die erste Grundanlage des Reichs geschah auf Nipon in der Landschaft Yamato. Mit dem ersten Tage des J. 660 v. Chr. beginnt auch die japan. Zeitrechnung. Der Stifter baute seinen ersten Palast, das Dairi, zu Asakabara an der Südseite des Bergs Hanebi, bereite seine Herrschaft weiter aus, wurde polit. und religiöser Gesetzgeber der Japaner und starb 585 v. Chr. Seine Nachfolger, Mikado genannt, deren 123ter gegenwärtig den Thron von J. innehat, regierten lange Zeit als unumschränkter Herrscher und als höchste Priester des Sin-to. Nach dem «Nippon-ki», der ältesten Chronik von J., kamen zuerst 23 v. Chr. Bewohner von Minana im süd. Korea nach J. Lebhafter und folgenreicher waren die Beziehungen beider Länder zueinander in dem für J. hochwichtigen Zeitabschnitt zwischen dem Ende des 2. und der letzten Hälfte des 6. Jahrh. unserer Zeitrechnung. Denn innerhalb dieser Periode, die mit den Kriegen der japan. Kaiserin Jim-ko (192—201 n. Chr.) gegen Korea beginnt und mit der Einführung des Buddhismus (562) abschließt, er- hält J. aus China durch Vermittelung von Korea seine Schrift (284) und alle Anfänge seiner spätern wissenschaftlichen und technischen Bildung.

Die erste historisch festgestellte Beziehung zwischen China und J. fand erst zwischen 239—243 n. Chr. unter der Regierung des 16. Mikado, Wao-Jin (201—270), statt, wo die Beherrscher beider Reiche infolge des neuveränderten Verhältnisses von Korea zu Japan einander Gesandtschaften zuschick- ten. Unter dem 12. Mikado, Kei-ko (71—131 n. Chr.), wurden die bis dahin noch Kuma-osi ge- nannten Bewohner der Insel Kjusiu und von 110 an auch die bis dahin noch selbständigen, den Na- men Kijuma-Jebis führenden Stämme, wahrschein- lich Kinos, im Norden und Nordosten der Insel Nipon unterworfen. Dieselben empörten sich spä- ter (368 und 581), bis endlich Abe Hirase, Feld- herr des 23. Mikado, der Kaiserin Sai-mai (665—668), sie von Nipon vertrieb und den nördl. Teil dieser Insel für immer dem Japanischen Reiche ein- verleihte. Dadurch, daß bei weiterer Ausbreitung und innerer Ausbildung des Reichs die 16 Provin- zen (Japan. Kof) von den Mikados an ausgezeich- nete Personen, jüngere Sprossen ihrer Familie oder andere Begünstigte als erbliche Lehne vertheilt wurden, gewann die Regierungsform allmählich den Charakter einer Feudalmonarchie. Die Trä- ger dieser Lehne, Daimio, standen nämlich zu dem Mikado, als Reichsoberhaupt, fast in demselben Verhältnis von Abhängigkeit und Dienstpflichtig- keit wie die großen Vasallen von Frankreich und England im Mittelalter zu den Beherrschern dieser Länder. Nur 18 dieser alten und ursprünglichen Reichslehne befanden noch, als 1867 die neue Ver- fassung in J. gegründet wurde. Die Vasallen führten häufig Krieg unter sich sowohl, als auch gegen den Mikado, um sich von der Lehnspflichtig- keit frei zu machen. In diesen Kriegen gelang es 1192 einem Feldherrn des Mikado, Joritomo, seine Ernennung zum Kronvater (Shi-ba-ko-Sgo- gun), die Erblichkeit dieser Würde in seiner Fa- milie und einigen Anteil an der Regierung vom

jori), in der Regel gleichfalls sechs bis acht, welche eine Art von Souschefs der einzelnen Departements darstellten. Die Macht dieses Reichsrats war eine sehr große und nahm in dem Maße zu, als die Herrscher Gewalt der Sogune aus den oben erwähnten Gründen beschränkter wurde. Minamoto:Jiejasou war der Stifter dieses Rats, zu dessen Mitgliedern er treuergebene Diener ernannte, denen er zugleich den Rang von Daimios der niedrigsten Klasse verlieh. Die Ernennung derselben geschah auch später durch den Sogun, wiewohl auf Präsentation einer oder mehrerer Kandidaten durch den Ministerrat. Der Reichsrat besaß eine sehr umfassende Macht. Er überwachte den Sogun, um bei demselben nicht die leiseste Regung zu polit. Neuerungen und Reformen auskommen zu lassen, während zugleich jedes seiner Mitglieder durch alle übrigen fortwährend scharf beobachtet wurde. Derselbe hielt sich von dem wirklichen Zustande des Reichs bis in dessen fernste und innerste Winkel fortwährend genau unterrichtet, sowohl auf dem Wege regelmäßiger, offizieller Kenntnissgabe als auch noch mehr durch die Mitteilungen sehr zahlreicher, über das ganze Reich verbreiteter Spione (japan. O Metste). Die richterliche Macht war nicht von der Administration getrennt. Die Gesetze waren sehr kurz und bestimmt, auch einem jeden Japaner seit seiner frühesten Jugend wohl bekannt; die Jurisdiktion außerordentlich streng, aber unparteiisch. Auf die meisten Verbrechen stand Todesstrafe. Bei vornehmen Verbrechern fand das Harakiri (s. d.), d. h. das entweder freiwillige oder ihnen anbefohlene Bauchaufschneiden, statt. Bei leichtern Vergehen wurden Vornehme auch in buddhistische Mönchslöcher gehetzt oder nach der östlich von Nipon gelegenen kleinen Insel Jathisu verbannt. Die provinzielle Regierung wurde in den fünf Kronlandschaften (japan. Gokinai Kosi), welche Jiejasou sich und seinen Nachfolgern reserviert hatte, sowie in den sog. fünf laicr. Städten Jedo, Kioto, Ohosaka, Satai und Nagasaki und verschiedenen kleinern durch Gouverneure (japan. Go-Bugio) ausgeübt. Dieselben gehörten zur ersten und vornehmsten Klasse der Leibwächter des Sogun. Für jeden dieser Orte wurden zwei Gouverneure ernannt, die sich, zu gegenseitiger Kontrolle, alle Monate, allein zu Nagasaki alle Jahre ablosten. Sie mußten ihre Frauen und Kinder als Unterpfand für ihre Anhänglichkeit an den Sogun stets in Jedo zurücklassen. Jedem von ihnen stand eine Anzahl niederer Beamten (japan. Go-Kuinin), die ebenfalls zur Leibwache des Sogun gehörten, zur Seite.

Mit Ausnahme der Kronlandschaften und sog. laicrlichen Städte war das Reich in die Gebiete der Reichsvasallen (japan. Daimio) verteilt, deren Anzahl ursprünglich den 68 Landschaften (japan. Kosi) entsprach, in welche die acht großen Hauptprovinzen (japan. Do, d. h. Wege) geteilt wurden. Die Daimios hatten diese Landschaften als erbliche, ihnen von den Mikados erteilte Lehne inne. Es lag aber in dem Interesse von Taiko und Jiejasou, die Macht und den Einfluß dieser Daimios soviel wie möglich zu verringern und mit den ihnen abgenommenen Landereien ihre Anhänger und Freunde zu besetzen. Daher kam es, daß die Zahl der Daimios während des letzten Sogunats von 68 auf mehr als 250 gestiegen war, von denen nur noch 18 sog. Kokusho Daimio, d. h. in Besitz aller, ihren

jori), in der Regel gleichfalls sechs bis acht, welche eine Art von Souschefs der einzelnen Departements darstellten. Die Macht dieses Reichsrats war eine sehr große und nahm in dem Maße zu, als die Herrschergewalt der Sogune aus den oben erwähnten Gründen beschränkter wurde. Minamoto:Yejasou war der Stifter dieses Rats, zu dessen Mitgliedern er treuergebene Diener ernannte, denen er zugleich den Rang von Daimios der niedrigsten Klasse verlieh. Die Ernennung derselben geschah auch später durch den Sogun, wiewohl auf Präsentation einer oder mehrerer Kandidaten durch den Ministerrat. Der Reichsrat befaß eine sehr umfassende Macht. Er überwachte den Sogun, um bei demselben nicht die leiseste Regung zu polit. Neuerungen und Reformen auskommen zu lassen, während zugleich jedes seiner Mitglieder durch alle übrigen fortwährend scharf beobachtet wurde. Derselbe hielt sich von dem wirklichen Zustande des Reichs bis in dessen fernste und innerste Winkel fortwährend genau unterrichtet, sowohl auf dem Wege regelmäßiger, offizieller Kenntnissgabe als auch noch mehr durch die Mitteilungen sehr zahlreicher, über das ganze Reich verbreiteter Spione (japan. O Metate). Die richterliche Macht war nicht von der Administration getrennt. Die Gesetze waren sehr kurz und bestimmt, auch einem jeden Japaner seit seiner frühesten Jugend wohl bekannt; die Jurisdiktion außerordentlich streng, aber unparteiisch. Auf die meisten Verbrechen stand Todesstrafe. Bei vornehmen Verbrechern fand das Haratiri (s. d.), d. h. das entweder freiwillige oder ihnen anbefohlene Bauchaufschneiden, statt. Bei leichtern Vergehen wurden Vornehme auch in buddhistische Mönchsklöster gehetzt oder nach der östlich von Nipon gelegenen kleinen Insel Jatsisju verbannt. Die provinzielle Regierung wurde in den fünf Kronlandschaften (japan. Gokinai Kosi), welche Yejasou sich und seinen Nachfolgern reserviert hatte, sowie in den sog. fünf kaiserl. Städten Jedo, Miako, Ohosaka, Satai und Nagasaki und verschiedenen kleinern durch Gouverneure (japan. Go:Bugio) ausgeübt. Dieselben gehörten zur ersten und vornehmsten Klasse der Leibwächter des Sogun. Für jeden dieser Orte wurden zwei Gouverneure ernannt, die sich, zu gegenseitiger Kontrolle, alle Monate, allein zu Nagasaki alle Jahre ablosten. Sie mußten ihre Frauen und Kinder als Unterpfand für ihre Anhänglichkeit an den Sogun stets in Jedo zurücklassen. Jedem von ihnen stand eine Anzahl niederer Beamten (japan. Go Kuinin), die ebenfalls zur Leibwache des Sogun gehörten, zur Seite.

Mit Ausnahme der Kronlandschaften und sog. kaiserlichen Städte war das Reich in die Gebiete der Reichsvasallen (japan. Daimio) verteilt, deren Anzahl ursprünglich den 68 Landschaften (japan. Kosi) entsprach, in welche die acht großen Hauptprovinzen (japan. Do, d. h. Wege) geteilt wurden. Die Daimios hatten diese Landschaften als erbliche, ihnen von den Mikados erteilte Lehne inne. Es lag aber in dem Interesse von Taito und Yejasou, die Macht und den Einfluß dieser Daimios soviel wie möglich zu verringern und mit den ihnen abgenommenen Ländereien ihre Anhänger und Freunde zu belehnen. Daher kam es, daß die Zahl der Daimios während des letzten Sogunats von 68 auf mehr als 250 gemessen war, von denen nur noch 18 sog. Kokusio Daimio, d. h. in Besitz aller, ihren

ihnen war gegen Unterdrückung durch eine höhere geschützt. Auch war der Übergang aus einer niederen in eine höhere Klasse, persönlicher Verdienste wegen, durchaus nicht selten, und eheliche Verbindungen zwischen Personen höherer und niederer Klassen fanden statt. In der Regel ging das Amt, der Erwerbszweig und die Lebensbeschäftigung des Vaters auf den Sohn über. Außerhalb des Verkehrs mit der übrigen Bevölkerung und mit ihr «in keiner Gemeinschaft des Feuers und Wassers» stehend, als «unrein» betrachtet und gemieden, waren die Jeta oder Jutori, eine Art von Baria, welche sich mit dem Abkochen des gefallenen Viehs, der Lederbereitung u. s. w. beschäftigten. Aber auch sie hatten ihre Rechte, und ihr Haupt wurde selbst an dem Neujahrstage in den Palast des Sogun zugelassen, um diesem ein paar Lederfanden zu überreichen.

Aber die Befassung hatte auch sehr große Schattenseiten. Die vorgeschriebene Beobachtung einer Menge kleinlicher Gebräuche und Ceremonien nahm den besten Theil der Zeit weg und machte die Befassung selbst mehr und mehr kleinlich. Bei aller Geschäftigkeit und unermüdbarem Eifer der Japaner zeigte sich nirgends höheres Streben, Ehrgeiz und hierdurch geleitete Thätigkeit. Noch nachtheiliger, ja in höherm Grade entthätigend, wirkte die Regierung auf die Befassung des Volks durch das tausendfältigste, aber das ganze Land verbreitete Spionersystem. Sie bediente sich derselben als eines Hauptmittels, um von allem, was selbst im Inneren der Familien geschah, unterrichtet zu bleiben. Hiervon aber waren Mißtrauen und Argwohn im gegenseitigen Verkehr selbst nahestehender Personen, übertriebene äußere Höflichkeit, Augenwinkerei, Kältheit und Unzuverlässigkeit die unausbleiblichen Folgen. Auch benutzte die Regierung den Hang der Japaner zu sinnlichen Ausschweifungen zu ihren Absichten. Aus diesem Grunde waren das Bordellwesen und die öffentliche Prostitution für die Regierung eine Sache von größter Wichtigkeit, ausgebreiteter als in irgend einem andern Lande und eigenthümlich organisiert. Die hierzu gehörenden Anstalten bildeten die einzigen öffentlichen Vergnügungsorte der Japaner, und ihr Besuch war mit keiner Schande verbunden. Die Regierung begünstigte und beschützte dieselben als vortreffliches Mittel zur Beobachtung und Überwachung eines großen Theils der Bevölkerung.

Die Regierung des Sogun hatte bis zur Mitte des 19. Jahrh. alle Ansuchen auswärtiger Mächte, um mit J. in Handels- und Freundschaftsbeziehungen zu treten, mit rücksichtsloser Konsequenz zurückgewiesen. Die Engländer, welche 1674 nach J. kamen, um ihre früheren, 1623 freiwillig aufgegebenen Handelsverbindungen mit diesem Lande wieder anzuknüpfen, wurden abgewiesen. Letzteres widerfuhr auch den russ. Gesandten Laxman 1782 und Resanow, der sich vom 9. Okt. 1804 bis 19. April 1806, ohne etwas zu erreichen, in der Bai von Nagasaki aufhielt. Ebenso erfolglos blieben mehrere Versuche der Engländer 1803 und 1811 und gleichfalls die Sendungen eines franz. Geschwaders nach J. unter Admiral Cailla, sowie eines nordamerikanischen unter Commodore Biddle, beide 1846. Deswegen geschah aber war seit der Erwerbung von Californien durch Rochamerica und dem Entzügen von San Francisco, seit der teilweise Öffnung von China infolge des

Friedens von Nanjing 1842 und der großen Zunahme des Balkschangs, hauptsächlich durch engl. und nordamerik. Schiffe, in den japan. Meeren, welche dieselben zu sehr befahrenem gemacht hatte, mit vieler Sicherheit anzunehmen, daß die Regierung zu Jedo sehr bald nicht mehr im Stande sein würde, das System der Abschließung von der Außenwelt aufrecht zu erhalten. Den Nordamerikanern war es vorbehalten, durch eine aus 12 Kriegsschiffen bestehende und von Commodore Perry ebenso einfaches als energisch geleitete Expedition, welche 8. Juli 1853 in der Bai von Jedo erschien, die verschlossenen Pforten des japanischen Reichs zu öffnen. Am 31. März 1854 wurde zu Kanagawa ein Friedens- und Freundschaftsvertrag zwischen J. und Nordamerika geschlossen, dessen Ratifikationen 21. Febr. 1855 in Simoda ausgetauscht wurden. Die amerik. Schiffe erhielten Zugang zu Simoda auf Sipon und Fatschoda auf Jesso. Ein von den Engländern 14. Okt. 1854 zu Nagasaki durch Admiral Stirling den Japanern abgebrangener und 9. Okt. 1855 ratifizierter Vertrag öffnete denselben außer den genannten Häfen auch noch Nagasaki. Dieses Häfen wurden auch den Russen unter Admiral Putjat in einem 7. Febr. 1855 zu Nagasaki geschlossenen und 7. Dez. 1855 ratifizierten Handels- und Grenzverträge offen gestellt. J. entsagte hierbei seinen Ansprüchen auf die Kurilen nördlich von Urup. Den erwähnten Verträgen folgten bald nachher neue, und zwar mit Nordamerika 17. Mai 1857, ratifiziert zu Washington 30. Mai 1858; mit den Niederländern, die schon durch einen Handelsvertrag vom 30. Jan. 1856 aus ihrem früheren Verhältnis auf der Insel Desima herausgetreten waren und gleiche Freiheiten wie Amerika, Rußland und England erhalten hatten, 23. Aug. 1856, 16. Okt. 1857 und 18. Aug. 1858; mit England unter Lord Elgin 27. Aug. 1858; mit Frankreich unter Baron Gros 9. Okt. 1858, ratifiziert 22. Sept. 1859. Den Vertragsmächten wurden vom 1. Jan. 1859 an die Häfen Fatschoda, Nagasaki und Kanagawa, vom 1. Jan. 1860 an Niigata und ein anderer Hafen an der Westküste von Sipon, vom 1. Jan. 1863 an auch Hiogo offen gestellt. Den Ausländern ward erlaubt, an den genannten Orten Grundbesitz zu erwerben, Häuser und Kirchen zu bauen, ihre Religionsgebräuche auszuüben, auch vom 1. Jan. 1862 an sich des Handels wegen in Jedo niederzulassen. Ihre Gesandten und Konsula sollten das Innere des Landes bereisen können. Von der Einfuhr ward nur Opium, von der Ausfuhr nur gewähltes Kupfer ausgeschlossen. Unter gleichen Bedingungen schlossen auch Portugal 1860 und Preußen durch Graf Guleburg für sich und den Zollverein 24. Jan. 1861 und die Schweiz 6. Febr. 1864 Handelsverträge mit J. Spätere Handelsverträge schloß J. mit Belgien 1866, mit Schweden und Norwegen 1868, mit dem Norddeutschen Bunde 1869, mit Oesterreich-Ungarn 1869, sowie später auch noch mit den Genueesen und China.

Mit dem Abschlusse schon von den ersten dieser Handels- und Freundschaftsverträge mit dem Auslande hörte auch das von dem dritten Sogun der letzten Dynastie derselben, Minamoto-ao-Je-Mitsi, für die Japaner erlassene Verbot, ihr Vaterland zu verlassen, auf. Schon 1860 besuchte eine Gesandtschaft des Sogun Rochamerica und eine zweite 1862 die Weltausstellung in London und mehrere

europ. Höfe. Von dem auf diese Weise gänzlich veränderten Verhältnis des Japanischen Reichs zu dem Auslande war aber die Erschütterung und hierauf der Umsturz des Sogunates die unvermeidliche Folge. Zugleich aber trat auch, bei der großen Befähigung der Japaner für die Aufnahme fremder Bildungselemente, eine neue Kulturperiode für sie ein. Denn alle Quellen moderner europ. Wissenschaft, Kunst und Industrie standen ihnen mit einem male offen. Als Perry zuerst 1853 der Regierung zu Jedo den Handelsvertrag abnötigte, war seit 17 Jahren Minamoto-no-Jiejosji Sogun, ein verständiger und wohlgefinnter Fürst. Derselbe wurde, weil er seine Zustimmung zu dem Vertrage mit Nordamerika gegeben hatte, auf Anstiften der konservativen Partei entweder ermordet oder aber, wie andere meinen, zum Selbstmord durch Bauch-ausschneiden genötigt. Ihm folgte sein minderjähriger Sohn, Minamoto-no-Jiesada, unter der Vormundschaft des Regenten (japan. Gotairo) Jie-Ramon-no-Kami. Hauptvertreter des Konservatismus und der feindlichen Gesinnung gegen die Regierung war der Daimio von Mito. Auf ihn lenkte sich ein starker Verdacht, daß er, um das Sogunat an sich zu bringen, Jiesada vergiftet habe, als dieser 1857 plötzlich ohne Thronerben starb. Nach der von Jiesajou getroffenen Bestimmung mußte nämlich, im Fall, daß ein Sogun starb, ohne natürliche Nachfolger zu hinterlassen, das Sogunat auf die dem Hause Minamoto nahe verwandten Daimios von Mito, Kibjou und Owari übergehen. Der Regent Jie-Ramon-no-Kami setzte aber durch, daß der Daimio von Kibjou zum Sogun ernannt, der von Mito seiner Würden und Rechte entsetzt, dagegen der Sohn desselben zum Sogun bestimmt wurde, im Fall daß der neu-erwählte, damals ebenfalls noch minderjährige Sogun Minamoto-Jie-Motsji ohne Erben sterben würde. Dieses letztere fand 19. Sept. 1866 statt und nun folgte in dem Sogunate unter dem Namen Hitojubasji oder Störbasji der erwählte Sohn des Fürsten von Mito. Der Regent Ramon-no-Stami war schon 24. März 1860 auf Anstiften des lehtern ermordet und dieser selbst von einem nahen Verwandten des Regenten 1861 aus Rache erschlagen worden.

Bei der eigentümlichen Einrichtung der japan. Staatsmaschine konnte es nicht fehlen, daß die Veränderung, welche sie durch die Offenstellung der Häfen und die Zulassung der Ausländer in J. erlitten hatte, die Macht des Sogun in ihren Grundfesten erschütterte. Sehr bald machten sich der Regierung zu Jedo feindliche Parteien mehr und mehr geltend, an deren Spitze die mächtigern der Daimios standen. Ein Teil von ihnen, hauptsächlich im Süden des Reichs, namentlich auf den Inseln Kjusiu und Sikokj, näherten sich mehr und mehr dem Mikado als ihrem ursprünglichen Lehnsherrn, indem sie die Offenstellung des Reichs durch die Regierung in Jedo für einen willkürlichen Eingriff in die Reichsverfassung erklärten, wodurch das Sogunat sich selbst seiner Rechtsstellung beraubt habe. Sie hofften durch den Sturz desselben zu ihrer frühern größern Selbstständigkeit zurückzugelangen. Der Fremdenhaß, von diesen Daimios geschürt, fand seinen Ausdruck in einer Reihe von Mordthaten, deren erstere hauptsächlich von dem Fürsten von Mito ausgingen. Opfer hiervon waren zuerst ein Offizier, ein Beamter und ein

Matrose eines russ. Kriegsschiffs; hierauf ein Diner der franz. und ein Dolmetscher der engl. Gesandtschaft und wenig später (1860) zwei holländ. Schiffsalapitane. Am Abend des 15. Jan. 1861 wurde Heusken, Sekretär und Dolmetscher der nordamerik. Gesandtschaft, in einer Straße von Jedo erschlagen, und 6. Juli 1861 fand daselbst ein nächtlicher Anfall auf die Wohnung des engl. Gesandten, Sir Kutherford Alcock, statt, bei welcher Gelegenheit derselbe, sowie zwei seiner Gesandtschaftssekretäre verwundet wurden. Am 14. Sept. 1862 wurden die Engländer Lenox Richardson, Clarke, Marshall und Mrs. Borobaille auf einem Spazierritte zwischen Kanagawa und Kawasacki in der Nähe von Jotuhama angegriffen und Richardson erschlagen.

Die Stellung der Europäer in J. wurde immer unsicherer und bedenklicher. Hierzu trug wesentlich die zunehmende Schwäche der zwischen dem Partien schwankenden Regierung des Sogun bei. Die von ihr zum Zwecke des Schutzes und der Sicherheit der Ausländer erlassenen Befehle wurden nicht nur von den den Fremden feindlichen Daimios wenig beachtet, sondern aus ihrer eigenen Haltung ging auch unzweideutig hervor, daß sie es mit den mit dem Auslande geschlossenen Handels- und Freundschaftsverträgen keineswegs aufrichtig meinte. Im März 1863 verlangte Graf Russell, daß der engl. Gesandte bei dem Sogun darauf anbringen solle, daß die Regierung desselben wegen des Anfalls auf die engl. Gesandtschaftswohnung Abbitte und zugleich einen Schadenersatz von 440 000 Doll. leiste, den Erben von Lenox Richardson wegen der Ermordung desselben aber 170 000 Doll. anzubieten und zugleich den Daimio Shimadzu, der die Veranlassung dazu gegeben, hinstellen lasse. Der ersten Hälfte von der Forderung des engl. Ministeriums konnte die Regierung entsprechen, die Forderung von Shimadzu aber war ihr unmöglich, da der letztere sich bei seinem mächtigen Vorgesetzten und Verwandten, dem Daimio von Satsuma, anhielt und dieser die Auslieferung seines Verwandten verweigerte. Am 24. Juni zeigte der Reichsrat den europ. Gesandten und Konsuln an, der Sogun habe von dem Mikado, dem eigentlichen Gebieter über J., die Befehle erhalten, die den Fremden geöffneten Häfen wieder zu schließen. Die Vertreter des Auslandes gaben aber nicht nach. Der engl. Admiral Kuper begab sich im August desselben Jahres vor Kagosima, der stark besetzten und gut verteidigten Hauptstadt des Fürsten von Satsuma, mußte aber bald, ohne großen Schaden angerichtet zu haben, wieder von dort zurückzuziehen. Die Auslieferung von Shimadzu unterblieb, dagegen aber bezahlte Satsuma später die von ihm für die Erben von Richardson verlangten 170 000 Doll. Im folgenden Jahre wurden von dem Daimio von Nagato in der Straße von Simonoseki, zwischen Kjusiu und Nipon, Feindseligkeiten gegen europ. Schiffe verübt. Infolge hiervon rückte im Sept. 1864 ein aus engl., franz., holländ. und nordamerik. Schiffen bestehendes Geschwader unter dem engl. Admiral Kuper vor Simonoseki, zerstörte die Festungswerke daselbst, führte sämtliche Kanonen fort und zwang den Fürsten von Nagato, die Straße von Simonoseki für alle Zeiten offen zu stellen und mehrere Millionen Kriegsschadigung zu zahlen. Hierauf begaben sich die Repräsentanten der vier Mächte mit der Flotte vor Jedo, wo sie,

nach einer Konferenz mit dem Reichsrath (5. und 6. Okt.), erwiderte, daß die Regierung des Sogun die Garantie für die von dem Fürsten von Nagato zu zahlende Kontribution übernahm, ihn seiner Würden entsetzte, den fremden Gesandten das Recht zugehob, sich in Jedo aufzuhalten, und sich zugleich verpflichtete, den Mitado zur Anerkennung der von dem Sogun mit den fremden Mächten geschlossenen Verträge zu bewegen. Bald nachher, 21. Nov. 1864, wurden zu Kamafura wieder zwei engl. Offiziere ermordet, und 21. April 1865 beschloß die Regierung des Sogun in Übereinstimmung mit dem Mitado, daß alle Angehörige der Staaten, zwischen denen und J. keine Verträge stattfänden, aus dem Lande entfernt werden sollten.

Die Machtlosigkeit und Unzuverlässigkeit der Regierung zu Jedo wurde von Tag zu Tag deutlicher, in gleichem Maße aber erkrankte das Ansehen und die Macht des Mitado dadurch, daß sich die mächtigsten Daimios von Kjusiu, Sisol' und dem südl. Kipon immer fester an ihn angeschlossen. Jetzt entstand in J. ein Bürgerkrieg. Der Fürst von Nagato stand mit einer Anzahl anderer Daimios, unter ihnen auch Satsuma, gegen den Sogun auf. Dieser anfangs für den Sogun unglückliche, später aber glücklichere Krieg dauerte bis Ende 1867. Am 19. Sept. 1866 starb der Sogun Minamoto-Memotoki und ihm folgte Stotsbashi oder Hitotsubashi, der Sohn des Fürsten von Mito, ein kluger, energischer, freisinniger und für den unbefchränkten Verkehr mit dem Auslande gestimmter Mann. Zuerst schickte er einen Gesandten nach Petersburg, um mit der russ. Regierung ein Übereinkommen hinsichtlich der Kufiland und J. gemeinschaftlich gehörenden Insel Sachalin zu treffen, wodurch zwischen den Untertanen beider Länder häufige handelsfindende Zwischkeiten wegfielen. Es kam zu einem vorläufigen Vertrag, der 1875 dadurch, daß J. seiner Ansprüche auf Sachalin entsagte und hiergegen die russ. Kurien erhielt, seinen letzten Abschluß erhielt. Alsdann trachtete er die mit den fremden Mächten geschlossenen Verträge vollständig zur Ausführung zu bringen und namentlich den Mitado zu bewegen, 1. Jan. 1868 den Hafen von Hiogo und die Stadt Ohosaka dem fremden Verkehr zu öffnen. Letzteres fand, zugleich mit der Öffnung des Hafens von Jedo, auch 29. Jan. 1868 statt. Inzwischen war 8. Febr. 1867 zu Mialo der Mitado Kometsen-no gestorben und sein 17jähriger Sohn Kusou-hito als 122. Mitado seit dem Stifter des Reichs ihm nachgefolgt. Das erste Geschäft desselben war die Beilegung des Streites zwischen dem Sogun und dem Daimio von Fokosou-Nagato und den andern, diesem verbündeten Fürsten. Als bei einer Zusammenkunft von Daimios mit dem Mitado die Abschaffung des Sogunates zur Sprache kam, erklärte Stotsbashi, dem kurz vorher, 18. Okt. 1867, der Mitado den höchsten Ehrentitel, Kubo-Samo, verliehen hatte, sich 8. Nov. bereit, die Reichsregierung niederzulegen. Der Mitado nahm die Abdankung nicht an, berief aber eine Versammlung der Daimios zur Änderung der Verfassung nach Mialo, an welcher jedoch die des Nordens und Ostens von Kipon unter dem Vorgeben, daß sie mit der bestehenden Verfassung zufrieden seien, teilzunehmen verweigerten. Stotsbashi erließ 17. Nov. eine Proklamation, worin er erklärte, daß die veränderten Beziehungen des Staats zum Auslande eine einheitliche Regie-

rung, und zwar die des Mitado allein, notwendig machten, und daß für die Feststellung einer neuen Reichsverfassung ein beschließender Rat berufen werden müßte. Im Dez. 1867 wurden die Vertreter des Auslandes, welche sich zu Ohosaka in der Nähe des Sogun befanden, von dem Zutritt desselben und daß der Mitado fortan alleiniger Herrscher in J. sei, unterrichtet.

Stotsbashi aber hatte sich bei der Niederlegung des Sogunats nicht auch schon gleichzeitig aller faktischen Macht entäußert, da er selbst den Übergang des Reichs zu einer neuen Verfassung leiten wollte. Die ihm feindlichen Daimios, namentlich Satsuma, ruhten aber den Mitado zu bewegen, das Sogunat für abgeschafft und Stotsbashi aller seiner Ämter, Würden und Titel verlustig zu erklären. Hierauf begab sich Stotsbashi mit gegen 30 000 Mann Truppen von Ohosaka nach Mialo, um die ihm feindlichen Daimios von dort zu vertreiben und wieder Herr der Situation zu werden. Bei Fushimi, halben Wegs zwischen beiden Städten, kam es 26. Jan. 1868 zu einer dreitägigen Schlacht zwischen ihm und den Daimios von Satsuma und Nagato, in der die letztern Sieger waren. In einem fast gleichzeitigen Seegefecht vor Jotubama aber unterlagen die Schiffe von Satsuma. Stotsbashi zog sich von Fushimi nach Ohosaka zurück, wo er sich 30. Jan. nach Jedo einschiffte, um sich daselbst in das buddhistische Kloster Dujeno zurückzuziehen. Die Anhänger des Mitado verfolgten die von Stotsbashi, rüdten in Ohosaka ein, sprengten das Schloß des Sogun in die Luft, legten einen Teil der Stadt in Äsche und rüdten dann nach Hiogo vor. Bei ihrem Einzug daselbst, 4. Febr., fielen Schüsse auf das Holländischgebäude, den Aufenthalt der europ. Gesandten, und verwundeten drei Europäer. Die Japaner wurden aber durch die amerik., engl. und franz. Wachmannschaften, denen sich bald nachher die Matrosen und Seesoldaten der vor Hiogo liegenden Kriegsschiffe anschlossen, in die Flucht geschlagen. Der Mitado ließ den Vertretern des Auslandes eine Entschuldigung hierfür machen, versprach den Ausländern seinen Schut sowie Aufrechterhaltung ihrer Verträge mit dem Sogun und lud die Gesandten ein, sich nach Ohosaka zurückzugeben. Der Offizier, der eigenmächtig den Befehl zum Schießen auf das Gesandtschaftsgebäude gegeben, wurde zum Tode verurteilt. Dessenungeachtet aber fand schon 8. März wieder ein Angriff auf die Bemannung einer Dampfschaluppe des franz. Kriegsschiffs Dupreix statt, wobei 10 Franzosen getödtet wurden. Die Hinrichtung der bei dem Angriff auf die Schaluppe am meisten beteiligten 11 Japaner schon am 16. März gewährte hierfür vollständige Genugthuung. Der Mitado legte überhaupt mehr und mehr das Bestreben an den Tag, die Beziehungen zwischen J. und dem Auslande zu befestigen. Der 23. März war zu dem ersten Empfange des franz., engl. und niederländ. Gesandten bei dem Mitado zu Mialo bestimmt. Die von Preußen, Italien und Nordamerika, welche sich von Hiogo nach Jotubama begeben hatten, sollten nach ihrer Rückkehr von dort von ihm empfangen werden. Aber nur der franz. Gesandte, Léon Roches, hatte den 23. Audienz. Dann als der engl. Gesandte, Sir Harry Parkes, sich nach dem Palast des Mitado begab, geschah auf ihn und seine Eskorte ein Angriff durch mehrere Japaner, wodurch

12 Menschen und 4 Pferde verwundet wurden. Die Angreifer wurden aber ohne Mähe unschädlich gemacht. Die Audienz von Parles konnte infolge hiervon erst 26. März stattfinden. Der Mitabo versprach strenge Bestrafung der Schuldigen, Schadloßstellung der Verwundeten und die Verhütung ähnlicher Angriffe für die Zukunft durch Androhung der schwersten Strafen. Die Hauptschuldigen wurden hingerichtet, die Verwundeten entschädigt.

Mit dem Zurückzuge von Stotsbashi nach Ouseno war aber der Bürgerkrieg nicht beendet. Er gewann jetzt erst größere Ausdehnung. An die Spitze der den südl. Daimios und dem Mitabo feindlichen Fürsten der Nordprovinzen stellte sich ein Bruder von Stotsbashi sowie der Daimio Adsen. Dieser schlug die Truppen des Mitabo 10., 17., 22. Mai in der Nähe von Jedo; 2. Juni ward ein Oheim des Mitabo, der zu den eifrigsten Gegnern von Stotsbashi gehörte, in Jedo ermordet. Auch der Oberpriester von Mialo trat gegen den Mitabo auf. Am 4. Juli machten die Truppen des Mitabo einen Anfall auf Jedo, wurden zurückgeschlagen, waren aber am folgenden Tage glücklicher. Bei dieser Gelegenheit ging die Hälfte der Stadt in Flammen auf. Der Bürgerkrieg, von dem indessen die in den Vertragsstädten weilenden Fremden nur indirekt berührt wurden, dauerte unter wechselndem Glück fort und fand seinen Abschluß hauptsächlich dadurch, daß sich 6. Nov. 1868 Adsen, Sendai und andere mächtige Daimios des Nordens dem Mitabo unterwarfen, während die Zahl der Anhänger von Satsuma sich fortwährend verminderte und derselbe sich endlich in seine Provinz zurückziehen mußte. Im Dezember war der Mitabo im Besitz voller Herrschermacht. Am 2. Dez. hielt er seinen Einzug in Jedo und 13. Febr. 1869 wurden in öffentlicher Audienz die fremden Gesandten von ihm empfangen, die während des Bürgerkriegs eine neutrale Stellung eingenommen hatten.

Damit begann aber für J. eine so gänzliche und so schnell fortschreitende Umgestaltung seiner sämtlichen Staats- und Verhältnisse, wie die Weltgeschichte kein zweites Beispiel darbietet. An der Spitze dieser immer weiter eilenden Fortschrittsbewegung steht der jugendliche Mitabo Mutsu-hito (geb. 8. Nov. 1861), sie mit ebenso vieler Klugheit als Kraft und Konsequenz leitend, dem zur Seite sich eine Anzahl gleichgesinnter höchster Beamten befindet, die entweder ihre Bildung in europ. Ländern oder Nordamerika genossen oder doch diese Länder bereist und das spezifische Wesen der europ. Kultur der Gegenwart, ihre Wirkung und Ausstrahlung nach allen Seiten hin, durch eigene Anschauung kennen gelernt und begriffen haben. Die wichtigste der sich rasch nachfolgenden Reformen war die Aufhebung des Verhältnisses der Daimios als erblicher Lehnssträger des Mitabo zu dem Reiche. Diese Maßregel, welche J. aus einem Feudalstaate in eine absolute, später sich zu einer konstitutionellen gestaltenden Monarchie umschuf, wurde durch den Mitabo mittels einer Berufung sämtlicher Daimios nach Jedo befehle gemeinsamer Beratung über die Angelegenheiten des Reichs eingeleitet. Wegen Rangstreitigkeiten teilten sich die Daimios in eine höhere und eine niedere Kammer, von denen die letztere 18. April, die erste 8. Juli tagte. In dieser wurde die Wiederherstellung des

Sin-to-Kultus zur Staatsreligion, die Abschaffung der Daimionwürde, die Ernennung der Daimios zu erblichen Gouverneuren der Landschaften, welche sie als Lehn besaßen und jetzt wieder an den Mitabo zurückgegeben hatten, die Verschmelzung des territorialen Adels, der Daimios, mit dem Hofadel des Mitabo, den Kuges, zu einem gemeinschaftlichen, Kuajosi genannten, beschlossen. Hieran wurden die fremden Gesandten 23. Sept. 1869 in Kenntnis gesetzt. Die Ernennung der Daimios zu erblichen Gouverneuren der früher von ihnen als Lehn innegehabten Landschaften hatte dieselben, wiewohl unter anderem Namen, doch faktisch fortbestehen lassen. Der Sache selbst wurde erst 29. Aug. 1871 von dem Mitabo, an den sich in letzter Zeit die Fürsten Satsuma, Tjosjou-Kagato, Iyeg, Iosa und Kaga fester angeschlossen hatten, durch einen Staatsakt ein Ende gemacht. Den Daimios wurde befohlen, sich vom Ende Oktober an als einfache Privatleute in Jedo niederzulassen, unter Zusage eines Gehalts ihrer früheren Landeinkünfte. Ihre früheren Lehne wurden eingeogen und durch Regierungsbeamte verwaltet. Jedermann sollte in Zukunft zu Staatsämtern zugelassen werden können und die Wahl zu den höchsten Stellen nur durch Kenntnisse und Geschäftlichkeit, nicht aber durch vornehme Geburt bedingt werden.

Hieran schloß sich, ebenfalls 1871, eine neue Einteilung des Reichs in drei Städte (Tsu), Ima, Mialo und Ohosalla, und 44 Arrondissements (Ken). Jedo erhielt den offiziellen Namen Toku, d. h. Hauptstadt des Ostens, Mialo wieder seinen alten, Kioto, oder Hauptstadt des Westens. Ioto wurde Kefibenz und das Schloß des Sogomus das selbst Wohnsitz des Mitabo. Die Insel Jesso mit den Kurilen bildet ein besonderes Arrondissement unter dem Namen Hokkaido und dasselbe ist der Fall mit den unter einem von dem Mitabo genannten Bijeldnig (Japan. Wo) stehenden Kurilen. Beide lehren Ken sind der Kommission für die Kolonien (Japan. Kai-ta-lou-shi) untergeordnet. An der Spitze der übrigen Kens steht ein Präsekt oder Präsidat (Japan. Kei) und ein Unterpräsekt (Gon-Kei) mit einem ersten Räte (Gon-ji) und einem zweiten (Gon-Gon-ji), während unter diesen Beamten ein Ten-ji und Gon-ten-ji den einzelnen provinzialen Verwaltungszweigen vorstehen. In den drei Städten stehen ein Gouverneur (Chi-ji), ein Untergouverneur (Gon-Chi-ji) an der Spitze der Verwaltung. Die übrigen höchsten Beamten sind dieselben wie in den Kens. An der Spitze der Staatsgeschäfte steht das Daijokan (Staatsrat) mit drei Präsidenten und elf Räten (Sangi), von denen die meisten zugleich Chefs von Ministerien sind. Die Ministerien belaufen sich auf elf, nämlich das Ministerium des Auswärtigen, des Innern, der Finanzen, des Kriegs, der Marine, des Unterrichts, für Landwirtschaft und Handel, der öffentlichen Arbeiten, der Justiz, des kaiserl. Hauses und das der Vösten. Alle diese Ministerien haben, soweit es die lokalen Verhältnisse erlauben, den in Europa nachgebildet. Außerdem besteht das Genrai (Senat), gegenwärtig aus 22 Mitgliedern, meist ehemaligen höheren Beamten zusammengesetzt, ferner das Sanjinn (conseil d'état), 11 Räte und 21 Assessoren. Oberster Gerichtshof ist das Taihikan, aus 19 Richtern der oberen Klassen gebildet. Die früher barbarische und unerträglich strenge Kriminaljustiz ist bedeutend gemildert worden. Das Politik

wesen wurde 1872 nach dem Muster des englischen von Sigroy Rice umgeformt. Statt der früheren, aus den Kontingenten der Daimios und den Truppen des Sogogun bestehenden Heeresmacht wurde eine stehende Armee aus Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Geniesoldaten und eine Kriegsslotte geschaffen. Andere wichtige Neuerungen sind die Einrichtung eines Generalpostamts (1873), um die überseeische Post von J. aus selbst zu leiten; die Einführung der europ. Gregorianischen Zeitrechnung, indem der 1. Jan. 1873 zum 1. Jan. des J. 2533 seit der Stiftung des Reichs triert und die Einteilung des Jahres in 12 Monate, 52 Wochen und jede Woche in 7 Tage geteilt wurde; die Einführung des nord-amerik. Maßsystems (1871), die Gründung von Bankinstituten nach europ. Muster, von Versicherungsgesellschaften u. s. w. Auch entstanden Eisenbahnen und Telegraphenverbindungen.

Im Widerspruch mit dem so äußerst regen Bestreben der Regierung des Mikado, die Kultur des Westens in J. einzubürgern, steht ihre fortdauernde Abneigung gegen das Christentum. Den Fremden wurde die freie Ausübung desselben erlaubt, der Abtritt zu ihm den Japanern aber verboten. Als bald nach der Offenstellung der japan. Häfen sich auf Kjusiu, namentlich in der Nähe von Nagasaki, durch die Thätigkeit französischer laiz. Missionare christl. Gemeinden bildeten und die Zahl der Neugetauften täglich zunahm, ließ die Regierung 16. Juli 1867 170 japan. Christen in das Gefängnis werfen, verurteilte 1868 4100 zur Deportation und erließ im Jan. 1870 neue geschärfte Befehle gegen den Abtritt zum Christentum, indem zugleich 3000 Christen in die verschiedenen Provinzen verteilt wurden. Erst 1873 gab die Regierung dem fortgesetzten energischen Anbringen der Vertreter des Auslandes nach und versprach 21. Febr. fortan von allen Verfolgungen der japan. Christen absehen zu wollen. Auch der Buddhismus wird jetzt, als nicht ursprüngliche und nationale Religion, nur noch geduldet. Seine zahlreiche Geistlichkeit verarmt und seine prachtvollen und reichgeschmückten Tempel verfallen zusehends. Eine beträchtliche Anzahl metallener Buddhafiguren und kostbarer kunstreich gegossener Gloden, dem Gewicht nach viele Centner, kam aus den Buddhistentempeln und Klöstern als altes Kupfer nach England und Nordamerika verkauft worden. Auch erließ die Regierung Gesetze, wie z. B. das vom 12. Jan. 1873, welches den zahlreichen buddhistischen Mönchen, Priestern und Nonnen zu heiraten erlaubte, das Verbot des Fleischgenusses aufhob, ihnen verstatete, bürgerliche Kleidung zu tragen u. a. m., wodurch der Buddhismus in seinem Inneren erschüttert wurde. Eine sehr wichtige Neuerung war auch die Bildung eines Parlaments, welches durch eine Proclamation des Mikado vom 14. Tage des 4. Monats des 8. Jahres der Periode Meiji ein geleitet und 20. Juni 1875 in Kioto durch den Mikado in Person eröffnet wurde.

Das Verhältnis von J. zu dem Auslande war während dieser Periode fortschreitender Reformen nur vorübergehend durch Verwicklungen mit Korea und China getrübt. Die letztern fanden wegen der Besetzung eines Teils von Formosa (s. d.) 1874 durch die Japaner Ratt, infolge der Ermordung der Besatzung eines japan. Schiffs durch die Bevölkerung dieser Insel. Ein Krieg zwischen China und J. schien unermellich. Durch die Vermittelung

des engl. Gesandten Sir Harry Parkes kam das Zerwürfnis beider Staaten aber dennoch 31. Okt. zu einem gütlichen Austrage. China bezahlte den Japanern 500000 Thails Entschädigung und diese verließen Formosa wieder. Den Verwicklungen mit Korea (s. d.) lag der Umstand zu Grunde, daß der Beherrscher dieses Reichs, der einzige ostasiat. Fürst, welcher jetzt noch an dem System gänzlicher Abschließung von dem Auslande festhält, sich anmaßte, dem Mikado Vorwürfe über die Reformen zu machen, sich sogar 1872 erdreistete, demselben zu befehlen, seine Residenz nach Kioto zurückzuverlegen und ihm dafür, daß er gewagt habe, ohne seine Erlaubnis nach Tokio überzukehren, mehrere Millionen Dollars zu bezahlen. J. begnügte sich damit, seine Faktorei zu Fusanlai an der Küste von Korea einzuziehen und alle Beziehungen zu dem Beherrscher dieses Landes abzubrechen. In J. selbst offenbarte sich während dieser Zeit in Aufständen der Bevölkerung verschiedener Provinzen wiederholt das Bestreben, der fortschreitenden Reform aller innern Verhältnisse Einhalt zu thun. Diese reaktionären Bewegungen, die auch im Brande des kaiserl. Palastes zu Tokio 5. Mai 1873 und im Mordversuche auf den Premierminister Iwakura Tomomi, 14. Jan. 1874, Ausdruck fanden, wurden aber ohne Miße unterdrückt.

Im Okt. 1873 wurde die erste japan. Notenbank in Tokio gegründet; es folgte hierauf eine zweite in Obosakta, welche später ebenfalls nach Tokio verlegt wurde, dann eine zu Jokohama und eine zu Nijigata. Das Bankgesetz von 1876 nahm die Gesetzgebung über das Bankwesen der Vereinigten Staaten als Vorbild an. Am 1. Juli 1877 trat J. dem Weltpostverein bei. Eine lebhafteste Agitation strebte die Abänderung der Zollverhältnisse an, und am 1. Juli 1879 wurde der Ausfuhrzoll auf eine ganze Reihe von früher zollpflichtigen Gegenständen aufgehoben. Auch beanspruchte die japan. Regierung das ausschließliche Recht, Tarife festzusetzen und alle aus den fremden Handel bezüglichen Verordnungen in den diesem geöffneten Häfen zu treffen. Nachdem schon 1876 eine Ausstellung japan. Landeserzeugnisse stattgefunden hatte, wurde 1. März 1881 die zweite Nationalausstellung durch den Mikado in Person eröffnet, welche von 31000 Ausstellern besucht worden war. Regierung und öffentliche Meinung wandelten sich entschieden den deutschen Heereseinrichtungen zu; am 27. Okt. 1879 wurde die Wehr- und Heerordnung veröffentlicht, welche, nämlich nach deutschem Muster geschaffen, auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht ruht; die bis dahin in J. thätig gewesene franz. Militärmission verließ 1880 das Land.

Was die Territorialveränderungen J.s in neuester Zeit anbetrifft, so wurde 1875 auch der södl. Teil der Insel Sachalin an Rußland angetreten; dagegen vergrößerte sich das Areal des Staats 1876 durch die Verheerung der Bonin-Inseln; ferner wurden im Juni 1879 die Kuraku-Inseln, welche bis dahin den Herrscher von J. nur als ihren Lehnsherrn anerkannt hatten, unter dem Namen Okinawa-Nen dem Japanischen Reiche einverleibt; der König dieser Gruppe, Shotai, wurde nach Tokio berufen und ihm hier ein Palast zum Aufenthalt anzuweisen. Die Beziehungen J.s zu den europ. Mächten waren die besten; am 23. Mai 1879 besuchte Prinz Heinrich von Preußen mit der deutschen Korvette »Prinz Albrecht« Tokio, wo er vom

Mikabo auf das zuvorkommendste empfangen wurde, und im August desselben Jahres erschien hier die ital. Korvette »Visani« mit dem Herzog von Genoa als Kommandanten an Bord. Auch der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, General Grant, hatte kurze Zeit vorher das Land bereist. Das Deutsche Reich machte Yokohama zu einer Flottenstation.

Dagegen erregten Ende Okt. 1876 die ihrer Borrechte und Einkünfte beraubten Samurai (Adeligen) auf Kjusiu einen Aufstand, der sich bald nach dem Südwesten Nipons fortpflanzte; erst nach neunmonatlichem blutigem Kriege wurde im Sept. 1877 diese Rebellion auf Kjusiu unterdrückt. Auch von andern Unglücksfällen wurde J. in der neuesten Zeit sehr schwer betroffen; von Mitte Juni 1878 bis in den Okt. 1879 wüthete die von Kjusiu nach Nipon eingeschleppte Cholera, zumest in Hogo und Obosatta; trotz sofort angeordneter Quarantänemaßregeln, wegen deren es sogar zu einem vorübergehenden Konflikt mit dem deutschen Gesandten von Eisenbecher kam, ließ sich dennoch die Seuche nicht völlig isoliriren. Große Feuersbrünste suchten 1879 Yokohama, Tokio und Halobate heim; letztere Stadt sank dabei zur Hälfte in Trümmer. In der Nacht vom 21. zum 22. Febr. 1880 fand von Tokio bis über Yokohama hinaus ein Erdbeben statt, welches als das stärkste seit demjenigen von 1856 bezeichnet wird. In Tokio war die Zerstörung sehr bedeutend, noch größer in Yokohama.

Litteratur. Außer den ältern Werken von Kämpfer (s. d.), Thunberg (s. d.), Litzing, Meilan, Solomnin und Siebold (s. d.) sind von neuern Schriften über J., deren Zahl eine sehr große ist, besonders hervorzuheben: Mac Farlane, »J., an account geographical, physical and historical« (Lond. 1852); Fraissinet, »Le Japon« (2 Bde., Par. 1856; 2. Aufl. 1864); Georges Bonquet, »Le Japon de nos jours et les échelles de l'extrême Orient« (2 Bde., Par. 1877); Haws, »Bericht über die nordamerik. Expedition unter Perry« (3 Bde., Newport 1856); Neumann, »Das Reich J. und seine Stellung in der westl. Bewegung« (Münch. 1857); Lühdorf, »Acht Monate in J.« (Herm. 1858); die verschiedenen Reisewerte von W. Heine (s. d.); Alcock, »The capital of the Tycoon« (2 Bde., Lond. 1863); Fortune, »Yedo and Peking« (Lond. 1863); der offizielle Bericht über »Die preuß. Expedition in Ostasien« (Berl. 1864 fg.), sowie die Reisewerte mehrerer Mitglieder derselben, wie Werner (2 Bde., Eyr. 1863), Maron, Epies; ferner Griffiths, »The Mikados empire« (2 Bde., Lond. 1870—74); Möhnle, »Die Japaner« (Münster 1872); Whitford, »Tales of Old Japan« (2 Bde., Lond. 1871; deutsch von Rohl, 2 Bde., Eyr. 1875); Adams, »The history of J. from the earliest period to the present time« (2 Bde., Lond. 1874—75; deutsch von Lehmann, Bd. 1, Götta 1876); Heine, »J., Beiträge zur Kenntnis des Landes und seiner Bewohner in Wort und Bild« (Dresd. 1880); Henb, »J., its history, traditions and religions« (2 Bde., Lond. 1880); Bird, »Unbeaten tracks in J.« (2 Bde., Lond. 1880; deutsch, Jena 1882); Rein, »J. nach Reisen und Studien« (Bd. 1, Eyr. 1881); Melnikoff, »L'empire japonais« (Genf 1881); Statow, Mason und Gavel, »A handbook for travellers in Central and Northern J.« (Yokohama 1881); Blad, »Young J.« (2 Bde., Lond. 1880); Dixon, »The land of the

morning, an account of J. and its people« (Lond. 1883); Liebcher, »Japans landwirtschaftliche und allgemeinwirthschaftl. Verhältnisse« (Jena 1882; Dresser, »J., its architecture, art and art manufactures« (Lond. 1882); Crome, »Highways and byways in J.« (Lond. 1883); Holtham, »Eight years in J.« (Lond. 1883); Depping, »Le Japon« (Par. 1883).

Japanische Erde. Synonym für Catechu (s. d.). **Japanisches Meer,** der westlichste, gegen O. von dem japan. Inselreiche, gegen W. von der Halbinsel Korea und dem jetzt zu Rußland gehörenden östlichsten Kontinentalasien begrenzte Teil des Großen Oceans. Dasselbe erstreckt sich vom 34.° bis 54.° nördl. Br. Der südl. Eingang in dasselbe ist die Straße von Korea zwischen der genannten Halbinsel und der japan. Insel Kjusiu, der diesem südlich gegenüberliegende Ausgang aus dem Japanischen Meer die Meerenge zwischen dem russ. Amurthale und der Insel Sachalin oder Taraita. Außerdem führen noch drei Seewege in der Richtung von O. gegen O. aus dem Japanischen Meer in den Großen Ocean, die die japan. Inseln Kjusiu und Nipon voneinander trennende Meeresausbreitung, in welche westlich die Straße von Simosseti oder von der Capellen hinein, östlich aber der sog. Bungelkan wieder aus ihr hinaufführt, die Sanger oder Tsugarustrasse zwischen Nipon und der gleichfalls japan. Insel Jesso, und die Straße von La Perouse zwischen Jesso und Sachalin. Die letztere führt nicht unmittelbar in den Großen Ocean, sondern in den Meer von Ochotsk genannten Teil desselben. Der nördl. Teil des Japanischen Meeres, etwa vom 45.° nördl. Br. an, wird von vielen Geographen als »Tatarischer Golf« von dem Japanischen Meer getrennt.

Japanisches Papier, die Bezeichnung eines durch das spezifische Gewicht bestimmten Gattung Drud.; oder auch Schreibpapier.

Japanische Sprache, Schrift und Literatur. Die japan. Sprache trägt im allgemeinen den Charakter der sog. turanischen Sprachen, bildet aber einen eigenen, von allen andern gänzlich verschiedenen Sprachstamm und unterscheidet sich insbesondere von dem Chinesischen und andern Sprachen Ostasiens durch ihre Mehrsilbigkeit. Die Grundlege der heutigen Schriftsprache ist der ältere, reine Jamato-Dialekt, der von der neuern Volkssprache nicht unbedeutend abweicht, aber von jedem Gebildeten verstanden wird. In demselben sind verpackt die zu großen Sammlungen vereinigten lachischen Gedichte des 8. bis 15. Jahrh. n. Chr. verfaßt. Später hat die starke Einwirkung chines. Schriftstellerei den Japanern chines. Wörter und Phrasen in Überfülle zugeführt. Viele der bedeutendsten japanischen Werke schreibt man sogar jetzt noch rein chinesisch. Was die Schrift angeht, so besitzt der Japaner zum Ausdruck der Laute seiner Landessprache zwei Syllabare, denen eine größere oder kleinere Anzahl abgefügter und zugleich ihrer Form nach veränderter chines. Charaktere (von deren ideographischer Bestimmung ganz abgesehen wird) zum Grunde liegt; das einfache, aus 47 leicht zu unterscheidenden Zeichen bestehende, aber meist nur zu kurzen Erläuterungen verwendete Katakana, und das sehr schwierige, der sog. Grasschrift (tabao) Chinesen entstammte Hiragana. Die japan. Schriftsteller lieben es, ihre Silbenschriften durch andere und oft unverständliche chines. Charaktere mit

ideographischer Geltung einzunehmen, welches Verfahren sonst nirgends seinesgleichen hat. Man schreibt wie in China mit Pinseln, scheidet recht und von der Rechten zur Linken.

Die japan. Literatur ist sehr reich in allen Fächern. Außer den Reichsannalen nimmt von den in Europa bis jetzt näher bekannten Werken die große chines.-japan. Encyclopädie (106 Bde., Jedo 1714) den ersten Rang ein. Von allen Provinzen und wichtigen Städten des Reichs gibt es geogr.-topogr. Beschreibungen mit reichem histor. Detail. Von den japan. Landarten hat Siebold mehrere in Europa bekannt gemacht. Die Naturgeschichte, namentlich die Botanik, hat viele Bearbeiter gefunden. Auch zahlreiche chines. Werke dieser Art sind in Japan wieder neu bearbeitet worden, darunter das berühmte Bentzho (31 Bde., 1769). Vortrefflich ausgestattet ist die Literatur der chines. und japan. Lexikographie. Zum Studium des Sanskrit sind ebenfalls Hilfsmittel vorhanden; auch gibt es Glossare für die Sprache der Kimo und Koreaner. Der Buddhismus und Confucianismus haben eine reiche Literatur hervorgerufen. Die Medizin und Pharmacie sind in ihrer Art gut vertreten, und zahlreich finden sich die Schriften über Landwirtschaft und Gewerbstände. Der japan. Handelsstand hat seine Adreßbücher, ebenso die größten Städte; der Adel seinen Hofkalender u. s. w. Das genaueste Werk über die Verwaltung und Regierung des Reichs ist der »Spiegel des Krieges, des Friedens« (5 Bde., Jedo 1818). Reich und mannigfaltig ist auch die poetische Literatur. Die Japanesen besitzen viele, zum Teil sehr alte Dichtungen mytholog. und histor. Inhalts. Ihr berühmtestes episches Gedicht ist »Fai-ko-monogatari« oder die (romantische) Geschichte der Fei-ko-Dynastie, welches nach 1183 verfaßt und durch einen blinden Sänger unter dem Volke verbreitet wurde. Dasselbe ward wiederholt gedruckt und umfaßt 12 Bände. Der igitlichen Gattung gehören unter andern an die berühmte Gedichtsammlung Manjo-sju aus dem 8. Jahrh. (30 Bde.), die Gedichte des Sotetsu (gest. 1469) u. a. Die epigrammatische Gattung sowie das Drama sind nicht minder vertreten; sehr zahlreich aber sind die Romane. Dahin gehören: das Leben des Fürsten Inagaki (12 Bde.), die Thaten der berühmten Jungfrau Nagami (5 Bde.), die sieben glücklichen und die sieben unglücklichen Dinge (5 Bde.), die sechs Wandschirme in Gestalten der vergänglichen Dinge (herausg. von Wilmaler, Wien 1847), die Liebesabenteuer der Ooba und des Targitsu (2 Bde.) u. a. Auch belletristische Taschenbücher erscheinen jährlich. Die christl. Literatur ist nicht bedeutend. Das Neue Testament soll schon im 17. Jahrh. (Mats 1613) japanisch vorhanden gewesen sein. Obgleich schon im 17. Jahrh. die Jesuiten verschiedene Grammatiken und Wörterbücher der japan. Sprache veröffentlicht, ist doch das eigentliche Studium derselben erst in neuester Zeit in den Bereich der orient. Forschung gezogen worden. Außer Siebold (s. d.) haben sich unter den Franzosen einigermaßen de Moisy, unter den Engländern Redgrave, Alcock und Aston, unter den Deutschen J. J. Hoffmann aus Würzburg, der mehr Begründer der japan. Grammatik für Europa (1868), und Wilmaler um die Kunde dieser Sprache und Literatur verdient gemacht; umfangreichere Sammlungen japan. Bücher befinden sich zu Leiden, Paris, London, Wien und Petersburg.

Japanisches Wachs, ein Pflanzensett, welches nicht mit dem Chinesischen Wachs (s. d.), zu verwechseln ist. Es findet sich in den Zellen des Samengewebes von *Rhus succedanea*, eines in Japan und China einheimischen, aber auch in Ostindien kultivierten Baumes. Die Samen werden im Herbst geerntet, dann etwa 14 Tage lang getrocknet, schwach geröstet und heiß gepreßt, wobei sie etwa 25 Proz. Fett liefern. Das Japanische Wachs kommt meist in großen Blöcken von 40–50 kg Gewicht, neuerdings aber auch in kleineren Scheiben in den Handel. Von bläugelber Farbe, an der Luft färbt es sich dunkler. Es ist so hart wie Bienenwachs und hat überhaupt die meisten Eigenschaften desselben, es läßt sich wie dieses in der Hand kneten und formen, der Schmelzpunkt liegt bei den verschiedenen Sorten zwischen 48 und 55° C. Nach den Untersuchungen von Vertelot besteht es aus Dipalmitin und gehört daher zu den Fetten und nicht zu den Wacharten, wenn es auch in seinen äußeren Eigenschaften diesen sehr ähnlich ist. Das Japanische Wachs bildet einen wichtigen Handelsartikel, es wird namentlich auf der Insel Kiufiu, auf Saito und den Lin-tsching-Inseln gewonnen und kommt teils über Nagasaki und Obafaka, teils über Shanghai und Hongkong nach Europa. Es ist ein wertvolles Kerzenmaterial. Vgl. Wiesner, »Die Pflanzenstoffe« (Lpz. 1873).

Japara, s. Dschapara.

Japhet, d. i. der Weiße, war nach der biblischen Erzählung der dritte Sohn Noahs. Seine Nachkommen, die Japhetiten, breiteten sich angeblich vorzugsweise im nördl. Asien und in Europa aus, weshalb er nach dem mosaischen Bevölkerungssystem als Stammvater der dort verbreiteten weißfarbigen Völker, der Armenier, Hebr., Griechen, Ibrajier u. s. w., genannt wird. In arab. Sagen heißt er der Stammvater der Türken (durch seinen Sohn Turk) und Barbaren; er soll elf Söhne gehabt haben, welche als Stammväter ebenso vieler asiat. Nationen bezeichnet werden.

Japura oder **Japura**, s. Caqueta.

Jarama, span. Fluß in Neucastilien, entspringt in der Sierra de Guadarrama, am Fuß der 2127 m hohen Cebollera, nimmt rechts den Lojoga und Ranyanarés, links den Senares und Tajuna auf und mündet unterhalb von Aranjuez, nach einem Laufe von 199 km rechts in den Tajo.

Jarosl, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wiatka, am rechten Ufer des Jaran, mit (1882) 2931 Q., die sich mit Anfertigung hölzerner Gerätschaften, Leinweberei und Talsiederei beschäftigen.

Jararaca (*Trigonocephalus jararaca*) heißt eine äußerst giftige, bis 1 m lange Schlange Brasilens und Surinams, die mit noch einigen Verwandten, z. B. der Lausenschlange (*T. lanceolatus*, von den Antillen) und der Kuße (*T. atrox*) eine der größten Plagen Südamerikas bildet.

Jarosl, s. d. Gelehrter, s. Kaschi.

Jarde (Carl Ernst), konservativer Publizist, geb. zu Donyig 10. Nov. 1801, studierte in Bonn und Göttingen die Rechte und trat wie sein Freund Phillips in Köln 16. Febr. 1825 zur röm.-kath. Kirche über. Hieraus habilitierte er sich in Bonn als Dozent, erhielt den Professortitel und ging dann als Abvokat nach Köln. Später erhielt er die Erlaubnis, an der Universität zu Berlin Vorlesungen zu halten, wo er das »Polit. Wochenblatt« gründete. Im J. 1832 folgte er einem Rufe als Rat in die Hof- und Staatskanzlei zu Wien, wo er auch

nachher die Erziehung der Prinzen von Nassau leitete. In der Hof- und Staatskanzlei wurde er bis 1848 verwendet. Er starb 28. Dez. 1852. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu erwähnen das »Handbuch des gemeinen Strafrechts« (3 Bde., Berl. 1827—30), die anonym erschienene Schrift »Die franz. Revolution von 1830« (Berl. 1831), »Karl Ludw. Sand und sein an Robespierre verübter Mord« (Berl. 1831), »Über die austrägalgerichtliche Entscheidung der Streitigkeiten unter den Mitgliedern des Deutschen Bundes« (Wien 1833), »Die bündische Verfassung und die deutschen Konstitutionen« (Erg. 1834) und die »Bermischten Schriften« (4 Bde., Münch. 1833—54). Nach seinem Tode erschien, von G. Phillips herausgegeben: »Prinzipien-tragen« (Baderb. 1854).

Jardin (fr.), Garten; J. des plantes (ehemals J. du roi), der botan. Garten in Paris, verbunden mit zoolog. Garten.

Jardiniers (fr.), eigentlich Gärtnerin, dannUMENTisch, große Vase oder Becken zum Aufnehmen von Blumen oder Blumentöpfen, auch Blumentopfzug; in der Kochkunst eine Garnitur von gekochten Gemüsen, mit der man Fleischstücke serviert; Suppe à la J. wird bereitet aus Fleischbrühe, in welcher feingehackene Stücke verschiedener Gemüse weichgekocht werden.

Jarensk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wologda, unweit des Zusammenflusses der Jaranga mit der Wytschega, unter 62° 5' nördl. Br. und 66° 10' östl. L. (von Ferro), mit (1882) 1169 E., treibt bedeutenden Handel mit Bauholz, das nach Archangel geklärt wird. In der Nähe der Stadt sind große Salzwerke.

Jargon (fr.; ital. gergo, span. jerga), Bezeichnung für eine zu besonderen Zwecken gebildete oder aus verschiedenen Sprachen oder Dialekten gemischte Sprache, wie z. B. das Jüdisch-Deutsch, das Rotwelsch oder die Gaunersprache, die lingua franca an den Mittelmeerküsten, das Pischon-Englisch im Verkehr zwischen Engländern und Chinesen, das Neger-Englisch in Westindien, die indian. engl. Mischsprache der Beldschaner an der Küste von Oregon in Nordamerika (vorzugsweise das Jargon genannt) u. s. w. Wenn man einen Volksdialekt gegenüber der Schriftsprache als J. bezeichnet, so ist das eine mißbräuchliche Anwendung des Wortes, hervorgegangen aus der Vorstellung, der Dialekt sei eine verderbte Schriftsprache.

Jargontum, ein Metall, welches der engl. Chemiker Sorby in einigen Birtonen 1868 irrtümlich gefunden zu haben glaubte.

Jarmilth, s. unter Jirmilth.

Jartend (Jarland, Jarland), Stadt im chines. Ostturkestan, 1195 m hoch am mittlern Laufe des Flusses J. gelegen, der, als Sarasschan auf den Nordabhängen des Karakorum entspringend, in nordöstl. Richtung den westl. Teil des Landes durchfließt und links in den Tarimfluß mündet. Die auf 60 000 Seelen geschätzte Bevölkerung der Stadt besteht zum größten Teile aus Eingeborenen, zu denen 2000 Arabischstämme und Kholander, 2000 Baltistaner, 2000 Badakshaner, 1000 Kaschmirianer, 500 Durganen und als einziger Nichtmuslimbabaner wenige eingewanderte Hindus kommen. Durch ein ausgebreitetes künstliches Bewässerungssystem ist die sandige Lehmebene, auf welcher J. liegt, überaus ertragsfähig gemacht; man baut viel Getreide und Obst und treibt bedeutende Viehzucht, besonders Pferde-

zucht. Die Industrie liefert außer den häuslichen Bedürfnissen Teppiche und Filz. Im Handel werden noch ausgeführt Seide, Hanf und Goldstaub, welcher namentlich im östl. Teile des Gebirges J. bei Khotan gewonnen wird. Die Einfuhr erstreckt sich auf verschiedenartige Stoffe, Leder, Bräun, Anilinfarben, Thee, Zuder, Opium und Schießbedarf; sie liegt in den Händen der Engländer, Russen und Chinesen. Die Stadt ist mit einer 10 m hohen, zinnengekrönten Mauer aus Lehmziegeln umgeben, welche noch ein Graben umzieht. Die Straßen sind breit und reinlich, die Häuser einschöb. Die Koranschulen haben ein ansehnlicheres Aussehen. Auf der Nordwestseite der Stadt liegt das Jar Jengischehr, mit Gräben und Kanälen umgeben, die nur durch ein Thor Einlaß gewähren in den Fort und in die in demselben befindliche kleine Stadt mit eigenem Bazar. J. war unter Jakob Beg zweite Hauptstadt des Reichs Kaschgar, wurde aber 21. Dez. 1877 wieder von den Chinesen genommen. Bgl. Henderson, »Lahore to J.« (Lond. 1873).

Jarl (slandinav., daraus das engl. Earl [s. d.]), in den altslandinav. Reichen ein vom Könige ernannter Statthalter.

Jarlberg-Laurvig, Amt im südl. Norwegen, Kristiania-Stift, umfaßt den südlichsten Teil des Westförs des Kristianfjords, zählt (1879) 2229 qkm 91 900 E. und ist mitteln das benachbarte Amt Norwegen. Die mittlere Höhe beträgt nur 145 m. Das Klima ist mild und der Pflanzenwuchs besonders kräftig. Ackerbau und Viehzucht sind von Bedeutung, sowie auch die Fischerei, Schiffbau, Schiffbau und Ausfuhr von Holz und Eis wichtige Nahrungsweige. Das Bergwerk Jarlberg liefert etwas Zink, Kupfer und Blei. Im Jahre 1890 besaß die Städte Laurvig (7865 E.), Holmefstrand (2207 E.), Sandefjord (2207 E.) und Larberg (5060 E.), die älteste Stadt Norwegens, ist gegründet, jetzt wegen seiner Fischfangerepedition ins Ausland bekannt. Seit 1881 steht das Amt durch die sog. »Grafschaftsbahn« mit Kristiania in regem Verkehr. Das Gut Jarlberg, das dem Namen den Namen gab, ist das größte Norwegens, liegt in der Nähe von Larberg und ist seit 1683 im Besitze der gräflichen Familie Wedel-Jarlberg.

Jarlag (türk., d. i. Urkunde, Erlaß), früher in Rußland die Bezeichnung für die Erlasse, resp. Privilegien der Chane; jetzt die für gewisse Gutsbesitzer im Zollwesen und eine Art Gültzettel.

Jarmarka, Jarmonta (vom deutschen »Jahmarkt«), in Rußland Name der Messen.

Jarmerts (slaw. Jaroměřice), Stadt im Gerichtsbezirk Dubowitz der Bezirkshauptmannschaft Jmahn in Mähren, Station der Linie Olmützer-Mittelgrund der Österreichischen Reichsbahn, mit (1880) 2331 E. deutscher Sprache, deren Erwerb vornehmlich im Ackerbau besteht. J. war der Hauptsitz einer der größten Domänen des Landes, die infolge der böhm. Rebellion vom Kaiser Ferdinand II. eingegeben und 1624 an die Herren später Grafen von Queßenberg verkauft wurde. Diesen dankt das Schloßgebäude mit seinen weitläufigen Gartenanlagen, sowie die im ital. Stil gebaute und mit schönem Fresken gezeigte Pfarrkirche ihr Entstehen. Von den Queßenbergern ging die Herrschaft J. an die Grafen Kaunitz-Rietberg über.

Jarmolings, Stadt im russ. Gouvernement Pskow, Kreis Pskow, 25 km (süd. von Pskow), mit 3000 E., hat zwei sehr bedeutende Jahn-

märkte, vom 27. bis 30. Juni und vom 15. bis 20. Dez., auf welchen hauptsächlich Vieh verkauft wird.

Jarnac, Stadt im Arrondissement Cognac des franz. Depart. Charente, am rechten Ufer der Charente, Station der Linie Saintes-Angoulême der französischen Staatsbahnen, zählt (1876) 4979 E., die hauptsächlich Branntweinbrennerei und Handel mit dem besten, Champagne genannten Cognac betreiben. — Die Stadt ist geschichtlich namhaft durch das Treffen vom 18. März 1569 zwischen Katholiken und Hugonotten, in welchem der Prinz von Condé fiel und zu dessen Andenken bei dem durch ausgedehnte Gärten- und Parkanlagen ausgezeichneten Dorfe *Jarnac*, 5,5 km von J., eine Pyramide errichtet wurde. In dem nahen Dorfe *Grands-Maisons* sind Altertümer aus der felt.-röm. Zeit und 1864 ein Dolmen oder Steintisch von 5 m Länge, 2,75 m Breite und 0,70 m Dicke aufgefunden worden, der auf einem Blase von J. aufgestellt ist.

Jarochowski (Zahmir von), poln. Geschichtsschreiber, geb. 12. Sept. 1822 in Klein Sololniki im Polenschen, besuchte das Mariengymnasium in Posen und wurde schon als Bräuner 1846 in den Polenprozeß verwickelt und eingekerkert. Darauf kudierte er in Berlin die Rechtswissenschaft, nahm 1848 an dem Aufstande der Polen in der Provinz Posen teil und trat 1862 als Kreisrichter in Posen in den preuß. Staatsdienst, den er 1879 als Amtsrichter ausübte. Es erschien von ihm *Wiekopolaka w czasie pierwszej wojny z wroczkioj* («Geschichte des Schwedentriebs von 1655–57», Posen 1864), dann eine Quellensammlung *Teka Podoaskiego* (6 Bde., Posen 1864–61), ferner die umfassende Geschichte der ersten sieben Herrscherjahre Augusts II.: *Dzieje panowania Augusta II.* (Bd. 1 u. 2, Posen 1866–74). Ferner hat er eine Reihe von Vorträgen über dieselbe Epoche: *Opowiadania i studia* (5 Bde., Posen u. Warschau 1860–84) und eine Geschichte der neuen poln.-literarischen Zustände im Polenschen («Literatura polnaska», Posen 1880) veröffentlicht.

Jaromarsburg, s. unter Arkona.

Jaromierz (slaw. Jaroměř), Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Königinhof im nordöstl. Böhmen, Sitz eines Bezirksgerichts, mit (1880) 6565 E. slaw. Sprache, liegt an der Elbe, aber welche zwei Kettenbrücken gehen, und ist Station der Südb.-Norddeutschen Verbindungsbahn. Die Stadt hat eine Bürgerschule, ein Krankenhaus, eine Juckerfabrik, Jutefabrik, Spinnerei, Weberei, drei Kunstmühlen, Eichenfabrik, Siegelbrennereien und sehr lebhafteste Produkturmärkte. — Seit Beginn des 14. Jahrh. königl. Leihgedingsstadt und namentlich vom Kaiser Karl IV. durch Privilegien begünstigt, wurde die Stadt 1421 durch die Hussiten, dann wieder 1648 durch die Schweden arg mitgenommen, sodaß sie ihre frühere Bedeutung nicht mehr gewinnen konnte. Bei dem Brande durch die Schweden ging auch das reichhaltige städtische Archiv zu Grunde.

Jaroslau oder Jaroslaw, ehemals ein Großfürstentum, jetzt ein zu Großrußland gehöriges Gouvernemente, welches auf 35612 qkm (1882) 1061948 E. in zehn Kreisen zählt. Das Land ist meist flach, nicht sonderlich fruchtbar und wird von der Wolga und deren Nebenflüssen Kologa, Schelona und andern bewässert, enthält auch mehrere Moräste und einige Seen, wie den sehr fruchtbaren Rets bei Moskwa, aus dem die Wolga fließt.

Es bringt nicht genug Getreide, mehr Gemüße hervor, und hat einige Viehzucht und ansehnliche Webereien.

Die Hauptstadt Jaroslaw, am Einflusse des Kotorok oder Kotorosj in die Wolga, 260 km im NO. von Moskau gelegen und mit diesem durch eine Eisenbahn verbunden, Sitz eines Zivilgouverneurs und Erzbischofs, zählt (1882) 30275 E. und hat 66 Kirchen, drei Klöster, ein geistliches Seminar, ein von einem Demidow gestiftetes Pryem mit adeliger Pension sowie zwei Kreis-, zwei Pfarr- und eine Flachsweberschule. Es bestehen viele Fabriken, besonders Leinwand- und Baumwollwebereien, Glodengießereien, Bleiweiß- und Seidenfabriken und ein nicht unbedeutender Handel mit Petersburg und Moskau. Auch im Kreise J. wird viel Leinwand gewebt. In demselben liegt das Kirchdorf *Belitsoje* Selo mit 3849 E., der Mittelpunkt der Fabrikation von Leinwand, die als «Jaroslawsker» in ganz Rußland bekannt ist. Jährlich werden hier 60000 Stck Leinwand im Werte von 6 Mill. Rubel fabrikt. Der wichtigste Handelsplatz in diesem Gouvernemente und im ganzen centralen Rußland ist aber Nischni (s. d.).

Jaroslaw, Stadt im mittlern Galizien, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, liegt am Kanale des galiz. Hägellandes am Sanilusse, der zur Weichsel geht, ist Station der Linie Krakau-Lemberg der Galizischen Karl-Ludwigsbahn und zählt (1880) 12422 E.,umeist poln. Nationalität, die Ackerbau, Fabrikation von Leinwand, Siegeln, Topfwaren und Branntwein betreiben. Die Stadt hat eine Staatsoberrealschule, ein Männer- und ein Frauenkloster.

Jaroslaw I., Großfürst von Kiew 1015–51, der hervorragende von den vielen Söhnen Wladimir I., hatte als künftiges Erbteil von seinem Vater Nowgorod erhalten. Nach dem Tode desselben setzte Swjatoslaw von Turow sich in den Besitz von Kiew, worauf er einige der übrigen Brüder durch Mord beseitigte. Im J. 1019 war es J. gelungen, Swjatoslaw völlig zu besiegen. Nach dem Tode seines ältern Bruders Mstislaw (1039) war er Herr des ganzen damaligen Rußland mit Ausnahme des polnischen Teils. Unter den von ihm gegründeten Städten sind besonders Jaroslaw an der Wolga und Tursjew (Dorpat) im Lande der Liven zu nennen. Auch die unter der Bezeichnung «Kassakaja Prawda» bekannte Sammlung von Verordnungen und Satzungen wird ihm zugeschrieben. Die bis auf Iwan IV. sich fortsetzende Entwicklung des Systems der Teilung der Fürstentümer nimmt mit den Söhnen J. ihren Anfang.

Jaroslaw, Stadt in der preuß. Provinz Posen, Regierungsbezirk Posen, Kreis Mleschen, 12 km im NO. von Mleschen, namentl. der Lütina, Station der Posen-Kreuzburger und Ostpreussener Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein Schloß mit Wappensammlung und Park und zählt (1880) 2505 meist lat. E., worunter 1300 Polen. In der Nähe ist eine Glashütte.

Jarovit, bei den polabischen Slawen der Gott des Kriegs, bedeutet eigentlich die Frühlingssonne, welche über den Winter steigt, und hatte seine Tempel in Wolgast und Dargowitz.

Jarra, Flüssigkeitsmaß, s. Gerra.

Jarrolders (fr.), Strumpfband; *Ordre de la J.*, Hosensandorden.

Jarrow, Stadt in der engl. Grafschaft Durham, 25 km im NO. von Durham, am rechten

Ufer des Tyne und an der Durham-South-Shields-Eisenbahn, mit (1881) 25531 £. und bedeutenden Kohlengruben und Bootwerfte.

Järta (Hans), schwed. Staatsmann, geb. 11. Febr. 1774, Sohn des Generalleutenants Freiherrn Karl Hierta, studierte in Upsala und war seit 1791 in der königl. Kanzlei angestellt. Infolge der auf dem Reichstage von 1800 zwischen dem Könige und dem Adel eintretenden Spannung schloß er sich denjenigen Adelligen an, welche dem Adelsstande entsagten. Er nahm den Namen J. an und trat aus dem Staatsdienste. Als die Revolution von 1809 ausbrach, ward er, nachdem er die neue Verfassung ausgearbeitet, als Staatssekretär dem Handels- und Finanzdepartement vorgelegt. Nachdem er 1811 seine Entlassung aus dem Ministerium genommen, ging er 1812 als Landeshauptmann nach Falun, lebte seit 1822 als Privatmann in Upsala, wurde 1837 Chef des Reichsarchivs und zog sich 1844 von allen öffentlichen Geschäften zurück. Er starb 6. April 1847. J. war zuletzt ein erklärter Feind des modernen Liberalismus, obschon er in seiner Jugend als eifriger Republikaner mit ironischer Schärfe dem *ancien régime* entgegengetreten war. Seine neuen Grundzüge hat er in seiner Zeitschrift *«Odalmann»* (Falun 1822–23) ausgesprochen. Mit Geijer verfaßt er das der Klaskyrität bei dem Schulunterricht gebührende Literatur in der Schrift *«Om Sveriges läroverk»* (Stockh. 1832). Von gründlichen Quellenstudien zeugt sein 1832 von der Akademie der Geschichte und der Altertümer gekrönter *«Förskott framställs Svenska Lagfarenhetens utbildning ifrån Gustaf I. anträdat till Regeringen intill slutet af 17. århundradet»* (Stockh. 1838).

Sein ältester Sohn, Karl Thomas J., geb. zu Stockholm 2. Sept. 1802, früher Lektor am Gymnasium zu Wexlerås, seit 1839 Professor der Staatswissenschaft an der Universität zu Upsala und bekannt als Verfasser einiger von der schwed. Akademie gekrönter Preisschriften, starb 8. Nov. 1841.

Jarves (James Jarson), amerik. Schriftsteller, geb. 20. Aug. 1818 in Boston, besuchte 1838 die Sandwichinseln, blieb dort bis 1843, bereiste in der Folge Californien, Mexiko und Centralamerika und schrieb über diese Länder Reiseberichte und geschichtliche Abhandlungen. In Honolulu gab er das erste dort überhaupt gedruckte Blatt heraus. Später lebte J. längere Zeit in Florenz.

Järvi (finn.), See.

Jasak (türk.), in Rußland eine Abgabe, welche alljährlich einmal von den Nomadenstämmen in Geld oder Tierfellen erhoben wird. Nach dem russ. Gesetzbuch (*Svod zakonov*) wird sie erhoben von den einheimischen nichtrussischen Völkern im Gouvernement Perm, von den sibir. Kirgisen und überhaupt von den Völkern, die noch in kein volles Unterthanenverhältnis zu Rußland getreten sind.

Jasalmir, s. Dschessalmir.

Jasani (türk.), ein türksk. Hausbeamter in Persien und Mittelasien, eine Art Leibgardist.

Jasch, s. Jassy.

Jaschmak, der Schleier der Türkinnen.

Jaschke (Ritol.), poln. Rechtsgelehrter, geb. 1804 in Lemberg, studierte dort und in Aarau, ward Geheimschreiber des Senats in letzterer Stadt und starb hier 1860. Seine für die Geschichte des deutschen Rechts in Polen wichtigen Werke sind: *«Juris provincialis quod Speculum Saxonum vulgo*

nuncupatur libri tres» (Aarau 1833), *«Juris municipalis Maideburgensis liber vulgo Weichbild nuncupatus»* und *«Promptuarium juris provincialis Saxonici, quod Speculum Saxonum vocatur, tum et municipalis Maideburgensis»*.

Jasto, Stadt im weßl. Teile von Galizien. Sieh einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, liegt am nördl. Abfalle der Karpaten, in einer an Naturschönheiten reichen Gegend, am Zusammenfluß der Quellbäche der Bielesta, die zur Weichsel geht, hat ein Obergymnasium und zählt (1891) 3302 E., zumeist poln. Rationalisten, die sich vorwiegend mit Feldwirtschaft und Viehzucht befassen.

Jasma (*Jasna*), muschelmeines Koptisch der *Jasmin* (*Jasminum* L.), eine sehr artenreiche Pflanzengattung, welche vorzugsweise tropische (Ostindien) und nur wenige in der wärmeren gemäßigten Zone heimische, bisweilen mehr oder weniger windende Sträucher, selbst Bäume umfaßt und für sich die kleine Familie der Jasminaceen bildet. Ihre weissen oder gelben, meist köstlich duftenden Blumen haben eine tellerförmige, vier- bis zwölfpaltige, in der Knospenlage spiralige Blütenkrone. Die Frucht wird zu einer Beere.

Am bekanntesten ist der gebräuchliche Jasmin (*J. officinale* L.), 2–3 m hoch, mit weiss duftenden Blumen und unpaarig-gehoberten Blättern, ursprünglich in Indien zu Hause, jetzt aber selbst in Italien häufig verwildert und dort auch andern in allen Gärten auf dem Wege zu den amerikanischen Rarmorbrüchen zu finden. Man hat von ihm auch eine gefüllt blühende, eine gelb- und ein weisbuntblättrige Form. Er wird in unsern Gärten häufig kultiviert. Der Malabar-Jasmin (*J. grandiflorum* L.) ist dem vorigen ähnlich, hat aber lautige Stengel und Blumen mit viel längern Kelchzähnen und stumpfen, eiförmigen Blättchen; er duftet noch stärker und wird gleich jenem zur Bereitung des in der Parfümerie gesuchten Jasminöls benutzt. Der Winter-Jasmin (*J. nudiflorum*) ist von steifem Wuchs und entwickelt seine großen gelben, wohlriechenden Blüten im Spätwinter an den noch blattlosen Ästen schon bei geringer Wärme. Man schneidet die Zweige nach dem Flor zurüd, um eine möglichst große Zahl junger Triebe hervorzurufen, an denen sich im nächsten Winter die Blüten entwickeln. Der Azoren-Jasmin (*J. azoricum* L.) ist ein buschiger Strauch mit dreizähligen Blättern, zierlicher, dichter Belaubung und weissen, duftigen Blüten. Von allen übrigen Arten unterscheidet sich der gelbblühende Repaul-Jasmin (*J. heterophyllum* Wurt), durch die Größe seiner dreizähligen, oft auf das Endblättchen reduzierten Blätter. Der arabische Jasmin (*J. Sambac* Fahl.) kann an die 3 m hoch und etwas windend werden. Die leicht abfallenden weissen Blüten reproduzieren sich, hat man die Äste zurückgeschritten, oft während mehrerer Monate. In Ostindien werden die Blumen in Häusern und Tempeln gestreut und in China zum Parfümieren des Thees benutzt.

Alle diese Sträucher können, ohne viel zu leiden, eine Temperatur von –3 bis 4° C. aushalten, zeigen sich aber nur da vollkommen hart, wo der Trankbaum nicht gekürzt zu werden braucht. Die härteste, in geschützten Lagen im Freien aushaltende Art ist das in Südamerika einheimische *Jasminum fruticans* L. Durch die kleinen dreizähligen Blätter

Schöffener halbverglaster und gebrannter Mergel und Grauwadenschiefer. Der J. wurde früher häufiger verarbeitet, wird aber auch jetzt noch geschliffen zu Tischplatten, Dosen, Vasen u. s. w. verwendet.

Jassyopal, s. unter Opal.

Jasselniezt (von Jassy, d. h. die Krippe), ein Hofbeamter der moskowitzischen Zaren, Gehilfe des Marschalls (Konjusci), der an der Spitze der Verwaltung des zarischen Marstalls stand, oft auch selbständig letztern verwaltete.

Jassy oder **Jassch**, Hauptstadt der Moldau, am Abhange des vom linken Ufer des sumpfigen Bachs Iul sanft aufsteigenden, kahlen Kopo, in hügeliger Umgebung zwischen Weingärten malerisch gelegen, die Residenz eines orthodoxen Metropolitens und der Sitz eines Präfecten, eines Appellationsgerichtshofs, eines Gerichtshofs erster Instanz und anderer Behörden, ist Station der Zweiglinie Baschani-J. der Lemberg-Czernowit-J.-Bahn, sowie der Linie J.-Iingheni der Rumänischen Staatsbahnen und hat 80000 E., worunter sehr viele Juden, eine Anzahl Stoppen, Griechen, Armenier und Deutsche sich befinden. Die Bauart ist unregelmäßig, jedoch ist neuerdings viel für die Verbesserung und Verschönerung der Stadt geschehen. Von den mehr als 40 griech. Kirchen tritt die in neuester Zeit errichtete, jetzt im Ausbau begriffene viertürmige Kathedrale, die alte Kirche der drei Heiligen und die Kirche des Klosters St. Spiridion, welches ein großartiges Hospital für Kranke aller Nationen und Religionen hat, hervor. J. besitzt außerdem eine röm.-kath., eine evang. und eine armen. Kirche und von Unterrichtsanstalten eine Universität, ein theol. Seminar, drei Gymnasien, ein Lehrerseminar, eine Kunst- und eine Musikschule u. s. w. Das Administrationspalais, ein weittänziges Gebäude, welches 1880 abgebrannt, ist jetzt im neuen Stil restauriert und bedeutend erweitert worden; es enthält die Bureaus der Gerichts- und Verwaltungsbehörden. — J. soll nach einer Inschrift zur Zeit der Römerherrschaft unter dem Namen Jassiorum municipium bekannt gewesen sein; wahrscheinlich ist es aber viel spätern Ursprungs. Es ward erst im 14. Jahrh. Stadt genannt und hat seinen Namen von den im 11. Jahrh. mit den Rumänen eingewanderten Jassen oder Jazzen. Residenz der moldauischen Fürsten wurde die Stadt (anstatt des ältern Suczawa) durch Alexander Lapuschnean seit 1664. Das der Stadt gegenüber auf einem Berge gelegene Kloster Cetahnia oder die Citabelle war ehemals eine Festung. J. wurde durch Sultan Soliman 1538 und durch Johann Sobieski 1686 eingenommen. Außerdem ward J. von den Russen mehrfach besetzt und geräumt, sowie im 18. Jahrh. und auch 1864 von den Österreichern. Am 9. Jan. 1792 ward hier zwischen Rußland und der Pforte der Friede geschlossen. Außerordentlich litt J. in dem 1821 hier ausgebrochenen Aufstande der griech. Gendarmerie unter Psyllantis, in Folge dessen es 10. Aug. 1822 von den Janitscharen zerstört wurde. Seit der Vereinigung der beiden Donaufürstentümer und der Erhebung Bukarests zur Hauptstadt der gemeinsamen Regierung hat J. viel von seiner frühern Bedeutung als Sitz der moldauischen Hospodare verloren und ist zu einer stillen Provinzialstadt herabgesunken; auch der früher nicht ganz unansehnliche Handel nimmt ungeachtet der seit 1870 bestehenden Eisenbahnverbindung mit Österreich und Rußland mehr und mehr ab.

Jastrow, Stadt in der preuss. Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Deutsch-Krone, unweit der Stobbom, an der Linie Posen-Stolpmünde der Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts, zählt (1880) 5166 meist evang. E. und hat eine Maschinenfabrik, Wollspinnerei, Fabrikation von Schuhwaren und Tuch, Ackerbau und besuchte Pferdewärkte. J. erhielt 1603 Stadtrechte.

Jastrow (Nikolai Michailowitsch), russ. Dichter, geb. 1805 in Simbirsk, studierte in Petersburg und Dorpat, trat dann 1831 in den Staatsdienst in Moskau, verließ denselben aber schon 1833 krankheitshalber, ging nach Simbirsk, dann nach Italien und in die Schweiz und starb 1846 in Moskau. Seine besten Werke sind das dramatisirte Volksmärchen vom goldenen Bogel („Skazka o Zolotom Ptice“) und das Gedicht „An den Rhein“. Im Alter verfiel J. in einen religiösen Aberglauben. Eine vollständige Ausgabe seiner (meist lyrischen) Gedichte erschien 1858 (2 Bde., Moskau).

Jász-Nagyföld, Stadt mit regeltem Magistrat im ungar. Komitat Jassyen-Großkumanien-Szolnok, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 9752 E., meist Magyaren, welche Ackerbau treiben.

Jászai (spr. Jaasai, Paul), ungar. Historiker, geb. 1809 zu Szendrő im Komitat Abauj, war Sekretär bei der ungar. Hofkanzlei und später im Ministerium Batthyányi. Er starb 1862. Er schrieb zwei Monographien über die Friedenschlüsse von Gyarmat 1625 und von Szöny 1627, und ein großangelegtes Werk: „A magyar nemzet napjai a mohácsi vész után“ („Die Tage der ungar. Nation nach der Schlacht bei Mohács“, Bd. 1, Pest 1846), das die ersten fünf Monate nach der Katastrophe von Mohács auf Grund archivalischer Forschungen mit eingehendster Genauigkeit behandelt. Sein hinterlassenes Werk „A magyar nemzet napjai a legrobbanóbb időtől az arany bulláig“ („Die Tage der ungar. Nation von den ältesten Zeiten bis zur Goldenen Bulle“) gab Hr. Toldy heraus (Pest 1855).

Jász-Berény, Stadt mit regeltem Magistrat im ungar. Komitat Jassyen-Großkumanien-Szolnok, links an der Jassy, Station der Linie Hatvan-Szolnok der kaiserlichen Staatsbahnen, mit (1880) 21507 E., meist lat. Magyaren, die Getreidebau und Viehzucht (namentlich Schafzucht) betreiben. J. hat einen königl. Gerichtshof, ein Bezirksgericht, ein Gymnasium, drei Kirchen und ein hübsches Stadthaus. Das Stadtgebiet hat eine große Ausdehnung. Im Stadtarchiv zeigt man das angebliche Schlachthorn des altungar. Herrschers.

Jászai, s. Jassyen.

Jász (Jassau), Marktflecken links an der Bodva im ungar. Komitat Abauj, eine alte Deutschenanstellung mit bläulichem Bergbau, jetzt von Slowaken und Magyaren bewohnt; in der Nähe sind Kalksteinbrüche und eine lebenswerte Höhle. J. ist Sitz der zweiten Prämonstratenserabtei in Ungarn.

Jatagan, s. Natagan.

Jataka (spr. Dschatala, d. h. Geburt, Erlebens) ist der Name einer Sammlung von Legenden aus den Vorgeburten Buddhas, welche im 3. Jahrh. v. Chr. in Pali (s. d.) aufgeschrieben sein soll und erst zum Teil veröffentlicht ist („The Jataka, together with its commentary, edited in the original Pali by V. Karstén“, Bd. 1 u. 2, Lond. 1877—79; translated by T. W. Rhys Davids, Bd. 1, Lond. 1880). Wichtig ist diese Sammlung

besonders dadurch, daß sie die ältesten nachweisbaren Quellen vieler Fabeln und Erzählungen enthält, welche später ihren Weg in die ind. Fabel und Märchensammlungen und von da auch nach dem Occident gefunden haben.

Jäten, s. unter Gartengeräte.

Jäten, eine Gartenarbeit, welche die Bekämpfung des Unkrautes zum Zweck hat, also derjenigen ein- oder mehrjährigen wildwachsenden Pflanzen, welche mit dem Dünger, durch den Wind, durch Vögel u. s. w. in den Boden gekommen sind und nun den Kulturgewächsen durch Entziehung von Nahrung, Luft, Licht und Raum zur Ausbreitung nachtheilig werden. Zur Ausführung dieser Arbeit bedient man sich einer leichten Gartenhabe, des Jätenmessers oder des Scharreißens.

Handelt es sich um einjähriges Unkraut, wie Greiskraut (Senecio vulgaris), Bogelmiere (Achim. media), schwarzen Nachtschatten (Solanum nigric.), Rittersich (Polygonum convolvulus) und andere u. a., so wartet man, um zu jäten, wenn die trockene Witterung ab, damit das austretende Unkraut bald verweltet und seine Lebensfähigkeit verliert. Perennirendes Unkraut dagegen, wie Quecke, Ackerwinde (Convolvulus arvensis), Gaudistel (Sonchus arvensis) u. a. sollten nur nach einem Regen, wenn der Boden locker und mäßig, aber nicht schmierig ist, ausgejätet werden, damit die meistens tief gehenden Wurzeln leicht ausgezogen werden können. Hat sich das perennirende Unkraut schon stark ausgebreitet, so wird es am erfolgreichsten durch tiefes Graben im Herbst oder Frühjahr beseitigt, wobei alle Wurzeln sorgfältig ausgelesen und auf die Seite geschafft werden müssen. Am nachtheiligsten wird das Unkraut auf Saatbeeten. Hier wird es am besten mit der Hand ausgezogen, doch muß der Boden einen gewissen Grad von Feuchtigkeits besitzen, den man ihm nöthigenfalls durch Überbrausen gibt.

Jateorrhiza Columba (Cocculus palmatus), f. unter Columbowurzel.

Játiva oder San-Jelipe de J., malerisch gelegene Ciudad von (1877) 14634 E. in der span. Provinz Valencia, liegt, von zwei Burgen umragt, am Fuße der Sierra de las Aguas in einer wohlbesetzten und fruchtbaren Ebene am rechten Ufer des Albuja, eines rechtsseitigen Nebenflusses des Júcar, und an der Eisenbahn Almansa-Terragona, 66 km im SSW. von Valencia, trägt noch maurischen Charakter, ist gut gebaut und hat ein Spital, schöne Spaziergänge, wasserreiche, öffentliche Brunnen, eine Börse für den Seidenhandel und einen Stierkampfplatz für 10000 Menschen. Zur Zeit der Römer war sie unter dem Namen Betabis oder Saetabis (auch mit dem Zusatz Augustanoram) bekannt und erhielt ihren jetzigen Namen von den Mauren, die in ihrer Umgebung eifrig Baumwollbau trieben. Den Beinamen San-Jelipe erhielt sie im Erbfolgekriege, wo sie von den Truppen Philipp V. erklüftet und zum Teil zerstört wurde.

Jatropha L., Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen. Die Arten derselben gehören meist den Tropengegenden Amerikas an. Es sind Sträucher mit handförmig getheilten, schwarz ungetheilten Blättern; die Blüten stehen meist in endständigen Trauben und sind monöisch. Die wichtigste Art ist J. Curcas L., von welcher die sog. Schwarzen oder Großen amerikanischen Brechnüsse, auch Purgiernüsse genannt,

nädtischen Gewerben befaßen. Der Name, verunstaltet aus Girsened, rührt vom Herzoge Georg von Münsterberg her, der das Schloß auf dem nachbarlichen Berge erbaut hat. Nach der Zerstörung desselben durch die Hussiten 1429 wurde es von Johann Thurgio wiederhergestellt und nach ihm Johannessberg genannt. Das Schloß ist der Sommeraufenthalt der Fürstbischöfe von Breslau.

Jausen (ber) heißt ein früher viel begangener Saumpfad der südl. Ostthaler Alpen (s. Alpen 11) in Tirol, der von Sterzing (946 m) an der Brennerbahn in circa 11 Marichstunden über das Jausenjoch (2094 m) und durch das Passiertthal nach Meran (320 m) führt.

Jaune (frz., spr. schön), gelb.

Jaune anglais, Victoria orange, Ammoniakfals der Trinitrocreosylsäure, dient zum Färben von Wolle und Seide.

Jaune brillant ist Schwefelcadmium; s. unter Cadmium (-Verbindungen 8). Mit demselben Namen wird auch das Neapelgelb (s. d.) oder antimon-saure Bleioroxyd bezeichnet.

Jaune de Steinbuhl ist Baryumchromat, s. Baryum (-Verbindungen 11).

Jaune d'oe ist Baryumchromat, s. Baryum (-Verbindungen 11).

Jaune indienne soviel wie Purree (s. d.).

Janner (Franz), Schauspieler und Direktor, geb. 1834 zu Wien, betrat daselbst am Burgtheater 1854 zuerst die Bühne, nachdem er vorher drei Jahre lang Praktikant der Hofburgkapelle gewesen war. Im J. 1855 ging er nach Mainz, lebte dann einige Zeit in Paris, hierauf in Hamburg (Stadttheater), seit 1858 in Dresden; 1871 schied er aus dem Verband des dresdener Hoftheaters und wurde Mitglied des wien. Carl-Theaters, das er von 1872 bis 1878 leitete, zugleich führte er 1875—80 die Direction der Hofoper in Wien; 1881 übernahm er das Ringtheater daselbst, das aber schon 8. Dez. niederbrannte. Seitdem lebte er dem Theater fern, übernahm aber 1884 die Direction des Theaters an der Wien. J. ist ein scharf charakterisierender Darsteller und ein geschickter Direktor.

Seine Gattin, Emilie, geborene Krall, geb. um 1833, war eine beliebte Sängerin, entsagte aber 1871 der Bühne.

Jannthal (frz. Val de Bellegarde) heißt die mittlere Thalspise des Jaunbachs (frz. Jogne), der im Schweiz. Kanton Bern im Aälandschental entspringt, bei der freiburgischen Grenze in das eigentliche J. tritt und dasselbe durch den Engpaz La Tzintre verläßt, um durch die Thalspise von Charmes zu fließen, die er unweit Broc, 3 km östlich von Bulle erreicht. Das J. ist ein wildromantisches Alpenthal, von steilen Berglehnen umschlossen, über deren Weiden und Nabelwäldern die kahlen Hörner und Felsmauern der Schöpfenipitze (2106 m), des Schafbergs (2215 m), der Gaislöfen (1937 m), der Hohmat (2158 m) und anderer Gipfel der Saanegruppe (s. Alpen 18) aufragen. Hauptort des Thals, das eine eigene Gemeinde des freiburgischen Bezirks Greperz (frz. Gruppre) bildet, ist das Dorf Jaun, 1047 m über dem Meere, 17 km östlich von Bulle auf dem rechten Ufer des Jaunbachs gelegen, mit der Pfarrkirche des Thals und der Ruine der Burg Bellegarde. Die Gemeinde zählt (1880) 868 E. meist luth. Konfession und deutscher Zunge, deren Haupterwerbsquelle die Alpenwirtschaft ist. Auch der

Touristenverkehr ist nicht unbedeutend, seitdem das Thal durch die schön angelegte, 39 km lange Poststraße von Bulle über den Bruchberg (1506 m) nach Bolligen mit dem Saanenthal und dem bernischen Simmenthal verbunden ist. Im Mittelalter zur Grafschaft Greperz gehörig, kam das J. 1565 bei der Teilung derselben zwischen Bern und Freiburg an letzteres.

Janz (Heinz. Karl), hess.-darmstädtischer Staatsmann, geb. 27. Sept. 1781 zu Gießen, studierte zu Göttingen und habilitierte sich 1803 als Privatdocent in Gießen, wo er 1804 außerord. 1806 ord. Professor der Rechte wurde. Er wurde 1815 als Geh. Referendar im Staatsministerium zu Darmstadt beschäftigt und 1820 zum Geh. Staatsrat ernannt, trat 1824 an die Spitze der Gesetzgebungskommission und ward 1828 Präsident des rhein. Kassationshofs. Als freisinniger Anhänger der konstitutionellen Richtung bekannt, ward J. 1832 zum Landtagsabgeordneten gewählt, zog sich aber die Ungunst der Regierung zu und wurde 1833 in den Ruhestand versetzt. Er nahm 1843 teil an dem Vorparlament und wurde als Abgeordneter zur Nationalversammlung gewählt, legte aber schon im Aug. 1848 sein Mandat nieder, da ihn kurz zuvor der Großherzog von Hessen an die Spitze des Ministeriums berufen hatte. Zudem J. die liberale Staatsorganisation durchzuführen suchte, gelang es ihm, der Regierung mehr Halt und Festigkeit zu bewahren, als die meisten klein staatlichen Ministerien damals zeigten. (S. Hessen.) Aber schon im Juni 1850 nahm er seine Entlassung und ward mit dem Prädikat eines Geheimrats zum zweiten Präsidenten des Oberkonsistoriums ernannt. Er starb 5. Sept. 1860 in Darmstadt. Außer vielen kleineren Abhandlungen hat J. die Zeitschrift «Germanien, Zeitschrift für Staatsrecht, Politik und Statistik» (5 Bde., Gieß. 1808—11), eine Monographie über die «Auflösung des Rheinischen Bundes» (Gieß. 1814) und die staatswissenschaftliche Zeitung «Der Staatsbote» (Darmst. 1826—27) herausgegeben.

Jauréguiberry (Jean Bernard), franz. Admiral, wurde 26. Aug. 1815 geboren, trat 1832 in den franz. Marinedienst ein und nahm am Krimkrieg teil, war kurze Zeit Gouverneur am Senegal, beteiligte sich am Kriege gegen China als Schiffskommandant und war 1870 Kontradmiral. Als Frankreich seine Flotte aus den deutschen Gewässern zurückgezogen hatte, übernahm J. bei der Loirearmee den Befehl über die 1. Division des 16. Armeekorps und führte dieselbe mit Auszeichnung bei Coulmiers, sowie am 2. Dez. bei Villepion, wofür er zum Vizeadmiral befördert wurde. Nach der Teilung der Armee übernahm J. an Stelle des Generals Chanzy den Befehl über das 16. Armeekorps, welches er 8. Dez. bei Beaugency zum Angriff führte. J. verteidigte sodann 15. Dez. Vendôme und wurde bei Le Mans durch das Eintreffen der deutschen II. Armee während der Bemühens überrascht, sein stark mitgenommenes Korps wieder schlagfertig zu machen. J. wurde 8. Jan. 1871 von General Chanzy aus Le Mans nach Château-du-Loir entsendet, um dort den Befehl über den rechten Flügel zu übernehmen, und leitete mit Umsicht die Operationen auf beiden Ufern des Loir. Beim Rückzuge führte J. sein Korps von Le Mans nach Laval. Nach dem Friedensschlusse trat J. wieder in den MarineDienst

zurück, wurde 1871 Marinepräsident zu Toulon und übernahm im Kabinett Waddington 4. Febr. 1879 das Marineministerium, dessen Leitung er im Sept. 1880 niederlegte, aber im Kabinett Freycinet 30. Jan. 1882 nochmals übernahm. Als die Kammer die Ausschließung des Bringen von Orléans von den Kommandoposten des Heeres und der Flotte beschloß, trat J. aus dem Kabinett. J. ist seit 1879 lebenslängliches Mitglied des franz. Senats.

Jáuregui y Aguilar (Juan de), Dichter und Maler, von bíscaipischem Geschlecht, um 1570 zu Sevilla geboren, lebte um 1607 in Rom, wo er seine Übersetzung von Lasso's «Aminia» erscheinen ließ und wo er sich in der Malerkunst ausbildete. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er Statthalter der Königin Isabella, der ersten Gemahlin Philipps IV., und kam zu Madrid im Jan. 1649. Seine Übersetzung von Lasso's «Aminia» (Rom 1607 und verbessert mit J.s. «Rimas», Sevilla 1618) ist noch immer eins der vollendetsten Muster dieser Gattung und bei weitem seiner freien Bearbeitung von Lucan's «Pharsalia» (Madrid. 1684) vorzuziehen, in welcher er dem Gongorismus huldigte, den er früher in dem «Discurso poetico» (Madrid. 1624) angegriffen hatte. Außerdem verfasste er ein größeres Originalgedicht: «Orfeo» (Madrid. 1624), das mit Unrecht auch Don Augustin de Salazar y Torres zugeschrieben wird, sowie eine kleine Zahl lyrischer Gedichte. J. war mehr Versunkener als Dichter. Seine sämtlichen poetischen Werke sind in der «Coleccion de los Fernandez» (Bd. 6—8, Madrid. 1789—1819) wieder abgedruckt, die kleineren mit dem «Aminia» auch in der «Biblioteca de autores españoles» (Bd. 49). Als Maler gehörte er der florentin. Schule an; besonders sollen seine Porträts, worunter eins von Cervantes, geschätzt gewesen sein. Einen «Discurso apologetico» über die Malerei veröffentlichte er 1633.

Jaurès (Constant Louis Jean Benjamin), franz. Admiral, geb. 3. Febr. 1823, trat 1841 in die Marine und wurde 1861 Fregattenkapitän und befehligte 1870 im Nordseeschwader als Vizeadmiral. Kapitän, trat aber im November zur Landarmee über und kämpfte am der Loire und in der Versée gegen die Truppen des Großherzogs von Mecklenburg. Nach dem Frieden wurde er Kontreadmiral und 1871 im Zarnbepartement in die Nationalversammlung gewählt, wo er sich dem linken Centrum anschloß; 1875 wurde er zum lebenslänglichen Senator gewählt. Er befehligte 1876 ein Geschwader im Mittelmeer, wurde 1878 Vizeadmiral, 1879 Gesandter in Spanien, später in Petersburg, 1883 Oberkommandirender des Goolationsgeschwaders.

Jasmin (Jaquou), f. Jasmin (Jaques).

Jantsch, ind. Volkstamm, s. Dschatsch.

Java, die kleinste der sog. Großen Sunda-Inseln, aber von ihnen und allen übrigen, das Niederländisch-Indische Reich bildenden Inseln die wichtigste, zugleich eins der schönsten und ergiebigsten Länder der Erde, erstreckt sich von NW. gegen OSt., zwischen 105° 10' und 114° 30' östl. L. von Greenwich, sowie 5° 52' und 8° 46' südl. Br. Die Länge von J. beträgt 1070, seine Breite 67—208 km, sein Flächeninhalt (mit Madura) 131 733 qkm. Die Insel wird nördlich durch die Sundastraße von Sumatra, nördlich durch die Javasee von Borneo, nordöstlich durch die Madurastraße von Madura und südlich durch die Balistraße von Bali getrennt, südlich vom Indischen Ocean bespült. J.

ist ein spezifisch vulkanisches Gebirgsland. Nur längs seiner ganzen nördl. und zum Teil auch seiner östl. Küste zieht sich ein 2—14 km breiter Streifen niedrigen, teilweise selbst morastigen, durch Anspülung aus dem Meere wie aus zahlreichen Flüssen immer breiter werdenden Alluviallandes hin. Von der Mündung des Solo, denen des Kali Mas und des Porrong, der beiden untern Delta-Arme des Brantas, an der Ostküste erstrecken sich dagegen das Gebiet dieser beiden Hauptflüsse J.s bildende Ausdehnungen von Flachland bis fast über ein Drittel der Insel hinein. An der West- und Südküste fällt das Land beinahe allenthalben steil gegen das Meer ab und bildet an vielen Stellen ein 100 und mehr Meter hohes, senkrecht, unnahbares Ufer ohne Landungsplatz. Die geolog. Grundlage der Insel besteht hauptsächlich aus tertiärem Kalk, der, von der Küste nach dem Meere zu mehr und mehr anschwellend, sich in einer Anzahl längerer und kürzerer, teilweise einander paralleler, von Westen nach Osten streichender Gebirgsletten von 500—1000 m über das Meer erhebt. Diese sedimentäre Meeresformation aber zeigt sich in einer etwa zwei Fünftelle der Insel betragenden Ausdehnung, von 45 Vulkanen, von 23 thätigen, durchbrochen und mit den Auswurfstoffen der letztern überdeckt. Nirgendwo anders auf der Erde findet sich auf einer gleichem, verhältnismäßig geringen Raumerweiterung eine so beträchtliche Anzahl von Feuerbergen wieder. Unter den noch thätigen sind, von Westen nach Osten gezählt: der Gedeh, 2998; der Suntur, 1963; der Slammat, 3426; der Merapi, 2866; der Klout, 1781; der Seméru, der höchste Berg der Insel, 3666; der Tengger, 2666; der Ramongan, 1666, und der Raon, 3400 m hoch, die merkwürdigsten. Der kreisförmige Krater des letztern mit 7380 m Durchmesser ist der größte auf der Erde. Andere vulkanische Erscheinungen, wie Solfataren, Salze, Kohlen-säure ausströmende Rofetten, heiße Mineralquellen u. s. w., finden sich auf J. häufig. Bestige Erdbeden sind verhältnismäßig ziemlich selten. Eins der bestigsten, den westlichsten Teil der Insel bis tief in ihr Inneres außerordentlich verwüstenden, war das bei Gelegenheit der großen Eruption des Vulkans auf der Insel Krakatau in der Sundastraße 26. bis 27. Aug. 1883.

Das Klima im Innern der Insel ist ebenso angenehmt als gesund. Weniger gesund sind die niedrigen Gegenden der Nordküste, namentlich dort, wo sich Strandmoräste und ausgedehnte Reisfelder befinden. Am ungeeignetsten ist die Umgegend der alten Stadt Batavia (s. d.). Die durch die geogr. Lage von J. bedingte Hitze wird sehr durch die periodischen Seewinde gemildert. Von der letztern Hälfte des Oktober bis zur ersten Hälfte des April findet unter Herrschen des Nordwest-Windstills die Regenzeit mit sehr schweren Gewittern statt. Die Zahl der Flüsse ist groß; bei der geringen Breite der Insel sind aber nur zwei derselben, Brantas und Solo, auf weitere Strecken für die Schifffahrt mit nicht sehr tief gehenden Fahrzeugen brauchbar. An Erzeugnissen des Mineralreichs ist J. arm. Von Metallen kommt nur Eisen in geringer Menge und Güte sowie etwas Kupfer vor. In den Kratern der Vulkane findet sich Schwefel und Schwefelarsenit, von den Salzquellen enthalten mehrere Jodum. Auch Bergöl kommt an verschiedenen Stellen vor. Ungleich reicher ist die Flora von J., welche sich

durch seltene Schönheit auszeichnet. Außer den zahllosen, allen technischen und ökonomischen Zwecken entprechenden einheimischen Pflanzen hat auch noch eine bedeutende Anzahl von Kulturgewächsen anderer heißer Länder daselbst einen sehr günstigen Boden gefunden, wie hauptsächlich der Kaffeebaum, der Kopallatrus, die Tabakspflanze, der Zimtbaum, der Pfefferbaum und seit 1854 auch der Chinabaum. Unter den einheimischen Kulturpflanzen sind der Reis, die Molos-, Pinang- und Arekpalme, die Indigopflanze und das Zuderrohr und von eigentlichen ind. Gewürzen auch die Pfefferante bewertenswerth. Eine größere Menge der herrlichsten Früchte als auf J. gibt es nirgends auf der Erde. Zu erwähnen sind die Mango (von *Mangifera indica* L.) mit zahlreichen Arten; die Mangostane (von *Garcinia mangostana*), die Durian (von *Durio zibelhinus*), die Nangka (von *Artocarpus integrifolia*), die Pommes (von *Citrus decumana*), die Rambutan (von *Nephelium lappaceum*), der Blimbing (von *Averrhoa bilimbing*), die aus dem heißen Amerika, namentlich aus Mexiko schon zur Zeit der ersten Niederlassung der Europäer nach J. eingeführten Früchte verschiedener *Anona*-Arten und endlich die fast wild wachsende Ananas. Von den Früchten der in allen Tropenländern einheimischen Banane, malaiisch Pisang, gibt es auf J. mehr als 50 Arten. Etwas drei Viertel des Areals befinden sich im Kulturzustand; ein Fünftel etwa ist mit sehr üppigem, an vorzüglichen Holzarten reichem Urwalde bedeckt. Einer geregelten Forstkultur sind die ausgestreckten Wälder von *Tectona grandis*, dem Teakbaume des kontinental-ind. Charakters, in neuerer Zeit unterworfen. Auch die Fauna von J. ist in allen Tierklassen sehr reich an Arten. Sie trägt einen entschieden kontinental-ind. Charakter. Von Säugetieren kommen vor: eine Rhinocerosart (*R. javanicus*), eine wilde Ochsenart (*Bos Sondaicus*), der gestreifte Tiger und eine Pantherart (*Felis pardus*), Hirsche, Rehe, mehrere Arten wilder Schweine, verschiedene Affenarten, unter denen ein Gibbon (*Hylobates leuciscus*) der merkwürdigste, und viele kleinere Säugetiere aus allen zoolog. Unterabteilungen. Die Vögel sind klein, aber stark und dauerhaft. Ein noch wichtigeres Haustier ist für die eingeborene Bevölkerung der Stiefel, wegen seiner großen Nützlichkeit bei dem Landbau. Rindvieh wird hauptsächlich seines Fleisches wegen gezüchtet, Ziegen und Schafe finden sich nur in geringer Anzahl. Unter fast 200 Arten von Vögeln, von denen sich viele durch Farbenpracht auszeichnen, sind die ihre ephären Nester an verschiedenen Stellen, hauptsächlich aber in den Höhlen des Kalkvorgebirges Karang-Bollong an der Südküste bauenden Schwalben (*Collocalia eschscholtzii*) hervorzuheben. Alle Flüsse und Flußmündungen wimmeln von Raimen (*Crocodilus biporeatus*), und das Meer ist längs der ganzen Küste außerordentlich fischreich. Die Insekten, namentlich Käferfauna von J. ist eine der reichsten und schönsten der Erde.

Die Bevölkerung von J. zählte Ende 1880 mit Madura 19794506 Seelen, wovon 38708 Europäer, 206931 Chinesen, 10616 Araber und 2547 andere Kasten waren. Die übrigen sind Javaner und bilden einen Zweig der malaiischen Völkersfamilie. Die Bewohner von J. treiben meist Landbau. In der Malage bewässerten Reisfelder werden sie weder von den Chinesen, noch von den Japanern

abgetrieben. Alle Javaner mit Ausschluß von den etwa 200, Beduis oder Bedawis genannten, Buddhisten in der Residenzstadt Batavia und gegen 4000 Brahma-Anbetern im Tenggergebirge in der Residenzstadt Pasuruan bekennen sich zum Islam, obgleich die meisten bloß äußerlich.

Geschichtliches. J. war schon Ptolemäus dem Namen nach als Sabadiu bekannt. Ihre spätere Geschichte ist aber völlig dunkel. Die sehr frühen Beziehungen zwischen J. und dem vorderind. Festlande werden durch die vielen ind. Götterbilder, Altertümer, Inschriften, Überreste von Palästen und sowohl dem Buddhismus als dem Brahmalismus angehörender Tempelbauten bewiesen, welche sich überall finden und unter denen die von Brambanan, Borobudur (s. d.), Loro-Gongren, Ishandi-Gewu, Kalassan und Sulu die bemerkenswerthesten sind. Im 15. Jahrh. bestanden auf J. zwei mächtige Hindureiche, das von Wadjabaran im Westen und das von Mojopahit im Osten der Insel. Als gegen Ende des 15. Jahrh. auf J. der Islam eingeführt wurde, stürzte zuerst 1474 das Reich Mojopahit, 1480 aber auch Wadjabaran zusammen. Aus diesem entstand das Königreich Batavia (s. d.), aus jenem, außer mehreren kleinen Staaten, wie Cheribon u. s. w., das Kaiserreich Mataram. Die Araber besuchten J. bereits in den ersten Jahrhunderten nach Mohammed und die Chinesen schon früher. Von Europäern gelangten die Portugiesen 1522 unter Henriquez Corte von Malacca aus zuerst nach J. und richteten verschiedene Handelsstationen daselbst auf, wurden aber, nachdem die Holländer unter Cornelius Houtmann 1596 nach Batavia gekommen waren, von diesen vertrieben. Im J. 1602 errichteten die Engländer unter Sir John Vancourt ebenfalls eine Faktorei in Batavia, welche 1653 von ihnen wieder verlassen wurde, nachdem die Holländer allmählich die herrschende Macht im indischen Archipel geworden waren und ihre 1619 gegründete Hauptstadt Batavia (s. d.) sich zu hoher Blüte und großem Reichtum erhoben hatte. Von Batavia breiteten die Holländer sich immer weiter längs der Nordküste nach Osten aus. Eudwig wurde hierdurch die Veranlassung zu Kriegen mit den Herrschern des die beiden östl. Dritttheile von J. umfassenden Reichs Mataram gegeben, welche stets zum Nachtheil und zur Schwächung des letztern ausfielen. Im J. 1749 mußte der Herrscher desselben sein Reich der Niederländisch-Ostindischen Compagnie abtreten, welche es seinem Sohne als Lehen übergab, daselbst aber 1765 in die beiden voneinander unabhängigen Reiche von Supalarta oder Solo und Djocjarta theilte, welche beide, später immer mehr verkleinert und geschwächt, jetzt zwar noch bestehen, in administrativer Hinsicht aber nur als Provinzen von J. gelten. Das Reich Batavia wurde von den Holländern 1808 ihrem Besitze eingeerleibt. Die großen Mißbräuche und Verfehlungen, welche sich im ganzen Verwaltungswesen der Niederländisch-Ostindischen Compagnie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. mehr und mehr geltend machten und zu ihrer Auflösung (1800) führten, die Kriege von Holland mit England seit 1780, sowie die wechselvolle, mit seiner Unterwerfung in das franz. Kaiserreich endende polit. Lage des erstern infolge der französischen Revolution, wurden höchst nachtheilig auf alle innern Verhältnisse von J. ein. Dem Generalgouverneur Daendels (s. d.), 1808–11, der gleich nach seiner Ankunft auf J. zu einer

gründlichen Reform aller veralteten und zerrütteten Verhältnisse baselbst überging, verdankt J. die prächtige Meerstraße, welche sich in ihrer ganzen Länge von Mijer im Westen nach Banjumasari im Osten hinzieht. Sein Nachfolger, Generalgouverneur J. W. Janffens, mußte J. schon 18. Sept. 1811 den Engländern übergeben. J. ward nun eine Dependenz von Britisch-Indien und Sir Stamford Raffles (f. d.) Lieutenantgouverneur hiervon, bis durch den Londoner Traktat vom 18. Aug. 1814 zwischen England und Holland letzteres seine früheren ind. Besitzungen zurückerhielt.

Die Bestrebungen des neuen niederländ. Generalgouverneurs Baron G. A. O. P. van der Capellen, um die tiefgesunkene Produktion von J. wieder zu heben, wurden durch den Aufstand von Diepo Negoro, eines Prinzen aus dem Fürstenthume von Djocjarta, infolge dessen ein Krieg, 1825–30, im Innern von J. entstand, wieder für längere Zeit unterbrochen. Mit dem Ende dieses Kriegs, der den Niederländern mehrere der schönsten Provinzen im Innern der Insel einbrachte, begann ein neuer Ära großer Blüte für J. Hierzu trug namentlich das 1830 von dem Generalgouverneur Grafen Johannes van den Bosch, 1830–33, eingeführte sog. Kultursystem wesentlich bei. Dasselbe machte den Staat zum Produzenten auf allen sich nicht in Privatbesitz befindlichen Ländereien auf J. und zugleich zum Verkäufer der baselbst gewonnenen Bodenerzeugnisse in Holland, durch Vermittelung der 1824 gegründeten Niederländischen Handels-Gesellschaft (Nederlandsche Handelsmaatschappij), deren Privilegien wiederholt erneuert wurden, zuletzt, durch Beschluß des Königs der Niederlande vom 21. Dec. 1871, für den Zeitraum vom 1. Jan. 1875 bis 31. Dec. 1899. Dieses System, dessen Grundlage die gezwungene Arbeit der Bevölkerung gegen einen von der Regierung festgesetzten verhältnismäßig geringen Lohn ist, hat wohl viele Hunderte von Millionen Gulden eingetragen und gewährt demselben, nach Deduktion sämtlicher, sowohl durch seine übrigen östl., als auch durch seine westl. Besitzungen verursachten Aufwände, einenbaren Überschuß von 40–60 Mill. fl. im Jahre. In den letzten 20 Jahren haben sich indessen die Steuern, in Holland wie auf J., immer lauter gegen das Kultursystem erhoben und ist die Regierung gezwungen gewesen, dasselbe auf Kaffee, Zucker und Chinarinde zu beschränken.

J. ist der Sitz des Generalgouverneurs und aller höchsten Verwaltungsbehörden des niederländ. ostind. Reichs in dessen Hauptstadt Batavia (f. d.). Die Insel wird gegenwärtig in die Provinzen (Niederlandschaften) Bandjau, Batavia, Madoera, Breanger-Niederlandschaften, Lirisien, Lenzal, Belukonpan, Samatrang, Japara, Nembang, Surabaja, Pasuruan, Befuti, Krakelingo, Banjumasari, Banjumas, Bagelen, Madu, Madjau, Kebiri, Surakarta und Djocjarta eingetheilt. Hierzu kommt noch die in administrativer Beziehung zu J. gerechnete, eine besondere Residentchaft bildende Insel Madura mit einem Areal von 5280 qkm und einer Bevölkerung von 472 Europäern, 763 873 Eingeborenen, 3702 Chinesen und 156 fremden Orientalen. Die ganze Insel ist von vorzüglich angelegten und unterhaltenen Meerstraßen durchzogen. Das Postwesen ist sehr gut geregelt. An Eisenbahnen sind (1883) 608 km in Betrieb: von Samatrang nach Fort Willem I. und nach Djocjarta, von Batavia nach

Buitenzorg, die Staatsbahnen von Surabaja nach Pasuruan, von Bangil nach Malang, von Sibadjo nach Madjau, und von Mertoso nach Kebiri, ferner die Bahnen von Buitenzorg nach Sulabumi und von Batavia nach Tandjong Priol. Telegraphenadrähte (3773 km) breiten sich nicht nur über die ganze Insel aus, sondern verbinden sie auch mit Sumatra, Singapur und Australien. Eine regelmäßige Verbindung von J. mit allen übrigen Theilen des niederländ. ind. Archipels sowie mit Singapur wird durch 27 Schiffe der Niederländisch-Indischen Dampfschiffahrtsgesellschaft vermittelt, während auch eine direkte Dampfschiffahrtverbindung zwischen J. und Holland durch die Schiffe der Dampfschiffahrtsgesellschaft Niederland, durch die Schiffe der Compagnie des Messageries Maritimes zwischen Batavia, Rangoon und Marseille, durch die Società Nubattino & Co. zwischen Batavia und Genua, durch den Holländischen Lloyd zwischen Batavia und Rotterdam, sowie auch zwischen Java und Australien besteht.

Vgl. außer dem Werke von Jungbuhn (f. d.) Raffles, „History of J.“ (2 Bde., Lond. 1817; neue Aufl. 1830); Koorda van Spinga, „lots over Nederlandsch India“ (Bd. 1–4, Kampen 1836–60); De Bruyn Kops, „Statistiek van den handel en den scheepvaart op J. en Madura“ (2 Bde., Batavia 1857–59); Müller, „Beschreibung der Insel J.“ (aus dem Holländischen, Berl. 1860); Barrington d'Almeida, „Life in J.“ (2 Bde., Lond. 1864); Hofdijl, „In't hartje van J.“ (Amsterd. 1882); Poole van Rotten, „Fleurs, fruits et sentilles de l'île de J.“ (3. Aufl., Brüssel 1882); Beth, „J. geographisch, ethnologisch, historisch“ (3 Bde., Haarlem 1882).

Javalcuz, Vadeort bei Jaen (f. d.) in Kaba.
Javanische Sprache und Literatur. Die javanische Sprache ist ein Zweig des sog. malaiisch-polynesischen, sich von der Malaiischen Halbinsel und der Insel Sumatra, seinen Centralpunkten, westwärts bis nach Madagaskar, östlich aber über den Malaiischen Archipel und dessen nordöstliche Provinz, die Philippinen, bis zu den Carolinen und andern, noch östlicher gelegenen Inselgruppen im Stillen Ocean, wie den Archipelen der Freundschafts- und Societätsinseln, Neuseeland u. s. w. ausbreitenden Sprachstammes. Die japanische Sprache ist einer der wichtigsten und interessantesten Zweige dieses Stammes. Sie verdankt diese Eigenartlichkeit dem Umstand, daß schon in einer sehr alten, chronologisch nicht mehr bestimmbar Zeit zwischen Vorderindien und Java ebenso lange dauernde als ausgebreitete, in das ganze Volkleben auf dieser Insel eindringende und daselbst durchdringende Beziehungen stattfanden. Auf die Bevölkerung von Java, die, wie man annehmen kann, zur Zeit, wo zuerst eine Einwanderung von Vorderindien nach dieser Insel geschah, noch in einem rohen Naturzustande verkehrte, übertrug sich das spezifisch ind. Kulturelement sehr bald und zugleich dauerhaft. Einer der Hauptfactoren derselben aber war die Sprache. So entstand allmählich durch die Aufnahme einer Menge fremder, dem Sanskrit angehörender Elemente in das ursprünglich auf dieser Insel herrschende malaiisch-polynesische Idiom die gegenwärtige javanische Sprache.

Da die autochthonische, ind. Kultur und mit ihr die ind. Sprache nicht in gleichem Maße auf der ganzen Insel, und zwar in ihrem westlichsten Theile weniger

als in ihrem östlichen Teile, ostwärts von dem Flusse Lofari, Eingang und Verbreitung fanden, so entwickelten sich bei der Bevölkerung von Java sehr bald zwei die Grenzen einer bloßen Dialektverschiedenheit überschreitende Idiome. Es entstanden die sog. Sundasprache im Westen von dem Flusse Lofari und die eigentliche javanische im Osten desselben. Die erstere ist roher, unausgebildeter und der ursprünglichen Sprache auf Java, vor seinen Beziehungen zu der ind. Kultur, näher stehend als die letztere. Diese zerfiel wieder in einen Volksdialekt, Biasa Ngolo, dem höher Stehende gegen Niedrigere, und einen feinern und gewähltern, Biasa Kromo, den Niedrigere gegen höher Stehende noch heute gebrauchen. Auch bildete sich auf Java eine literarische, dem Sanskrit nahe stehende Sprache, das Kawi, heraus, von dem aber mehr als zweifelhaft ist, ob es jemals gesprochen wurde. Das Kawi ist dem Sanskrit sehr nahe verwandt und unterscheidet sich von diesem hauptsächlich durch seinen Mangel an Flexionen. Zu der Volkssprache auf Java, wie sie gegenwärtig noch besteht, verhält sich das Kawi ähnlich wie das Sanskrit zu dem Prakrit in Vorderindien. Gegenwärtig wird das Kawi nur noch von wenigen Javanen verstanden. Mit Bezug auf die Kawi-Sprache ist das berühmte Werk von Wilhelm von Humboldt: „Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java“ (3 Bde., Berl. 1836—39) noch immer von großem Werte. Von literarischen Werken, die erhalten geblieben, sind hauptsächlich zu erwähnen die Heldengedichte „Ardjona-Wiwaha“ (herausg. von Friederich, Batavia 1851, und von Kern, Haag 1871), „Boma Kawja“ (von Friederich, Batavia 1852), „Brātā-Joudā“ (von Kern, Haag 1873), „Inscription from the Kawi or ancient Javanian language, taken from a stone, found in Surabaja. Translated into the modern idiom by Nata Kasuma and rendered into English by Crawford“ (Batavia 1826), „Kawi-oorkunden. Met inleiding and transcriptie door A. B. Cohen Stuart“ (Batavia 1870), „Romo“ (herausg. von Winter, Batavia 1847). Diese Dichtwerke im Kawi sind meistens nur Übersetzungen aus den Mahabharata und Ramayana. Auch Übersetzungen von ihnen in das Javanische sind vorhanden, wie z. B. „Brātā-Joudā. Indisch-Javanisch heldendicht“ (herausg. von Cohen Stuart, 2 Bde., Batavia 1860), „Brātā-Joudā. Rāmā en Ardjonā-Sārad. Drie Jav. heldendichten in javanische proza vertoort door C. F. Winter, uitgegeven door T. Roorda“ (Amsterd. 1848), „Bratawidjaga, Raden Demang. Zedendicht Bidajatoussalik“ (Batavia 1864). Vgl. Dulaurier. „Mémoire, lettres et rapports relat. au cours de langues malays et javanaise, fait de 1840—42“ (Par. 1843).

Javea, ehemals Iabae, Stadt in der span. Provinz Alicante, 8 km im S.O. von Denia, am südl. Fuße des 712 m hohen Rongo, an der Mündung des Küstenflusses Gorgos, von alten Mauern mit biden Tärmen umgeben, zählt (1877) 6831 E. Der Hafen, aus welchem hauptsächlich Früchte ausgeführt werden, wird von zahlreichen Küstenfahrern besucht. Das Telegraphenbüreau von den Balearen schließt sich hier an.

Javellesche Lauge, s. Eau de Javelle.

Jaworsko, Stadt im mittlern Galizien, westlich von Lemberg in flacher Gegend gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Erziehungsanstalt für Mädchen

im Basilianer-Kloster und zählt (1880) 9072 E., teils Polen, teils Ruthenen, die neben den städtischen Gewerbenumeist Ackerbau treiben. Der Absatz ihrer Produkte, zu denen auch Bier, Löffelwaren und Branntwein zu zählen sind, geht vornehmlich nach Lemberg.

Jagt, Nebenfluß des Nedar, s. Jagr.

Jay (Antoine), franz. Schriftsteller, geb. 20. Okt. 1770 zu Guîtres im Depart. Gironde, studierte die Rechte, wurde 1802 Advokat und übernahm dann den Unterricht der Kinder des Ministers Fouche. Seine Beantwortung der von der Französischen Akademie 1806 aufgegebenen Preisfrage „Tableaux littéraires du 18^e siècle“ erhielt 1810 die Hälfte des Preises und sein „Eloge de Montaigne“ 1812 das Accessit. Im demselben Jahre ward er Hauptredacteur des „Journal de Paris“; auch gab er den „Gleaner“ oder „Essais de Nicolas Freema“ heraus. Im J. 1813 erhielt er die Professur der Geschichte am Lyceum, und während der Hundert Tage ward er vom Depart. Gironde in die Deputiertenkammer gewählt. Nach der zweiten Restauration gab er eine „Histoire du ministère du cardinal Richelieu“ (2 Bde., Par. 1815) heraus und nahm seitdem nebst Etienne teil an der Redaction des „Constitutionnels“ und der von ihm 1818 gegründeten „Minerve“. Die liberale Tendenz der von ihm, Jouy, Arnault und Morvins vertretenen „Biographie des contemporains“ zog ihm und Jouy eine Gefängnisstrafe in Ste.-Pélagie zu. Während der Dauer derselben verfaßte er das Buch „Les hermites en prison, ou consolations de Ste.-Pélagie“ (2 Bde., 1823). Nach der Julirevolution wurde J. zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Französischen Akademie gewählt. Von ihm erschienen noch: „Oeuvres littéraires“ (4 Bde., Par. 1831). J. starb 9. April 1854 zu Chambreville.

Jayanta, s. Dschaintia.

Jayme, s. Jakob.

Jazma, s. Jasma.

Jazygen (ungar. Jázok, b. h. Pfeilschützen) heißen die Einwohner eines besondern Distrikts im Komitat Jazygien-Großrumanien-Golnol, der den ungar. Namen Jász. Ság führt. Die alten ungar. Könige pflegten neue Kolonien unter gewissen Bedingungen, z. B. des Kriegsdienstes, aufzunehmen, zu welchen auch die Jászol oder Pfeilschützen gehörten. Solche Namen übertrug die diplomatische Sprache in ähnlich klingende Namen, und so wurden die Jászen zu „Jazyges“ (vom ungar. Worte jász) und sogar zu „Philistaeis“, vom deutschen Worte Pfeil (altdeutsch pfil). Noch das Hejze von 1751 spricht „de Jazygibus seu Philistaeis et Germanis“. Dergleichen gelehrte Spielereien gaben Veranlassung zu sehr wunderlichen Behauptungen, die sich auf Herodot u. s. w. beriefen. Der Distrikt der Jászen oder J. umfaßte 1100 qkm und hatte zum Hauptort Jász-Berény (s. b.). Die Jászen, deren Zahl 68000 übersteigt, sind reine Magyaren und bekennen sich größtentheils zur luth. Kirche. Vor 1843 bildete der Jazygiendistrikt mit Klein- und Großrumanien drei adelige Distrikte, welche 1745 von Maria Theresia in ihren uralten Privilegien bekräftigt wurden und später sich und Stimme auf dem Landtage erhielten. Ihr Ober Richter war der Palatinus, der als solcher zugleich Oberkapitän der Jazygler und Rumanier hieß. Der Distrikt, ehemals zum kroatis. Komitat gehörig, wurde 1878

mit einem Teil von Großlumanien und vom Heveser Komitat zu einem neuen, dem Jazyger, Großlumanier und Spolnoter Komitat vereinigt, dessen Hauptort Spolnot ist.

J. C. oder J. Chr., Abklärung für Jesus Christus oder auch Jahr Christi.

Jeaffreson (John Corby), engl. Schriftsteller, geb. 14. Jan. 1831 zu Framlingham in Suffolk, wurde 1859 in Lincoln's Inn an die Barre berufen, praktizierte indes nicht, sondern widmete sich der schriftstellerischen Tätigkeit. Erwähnung verdienen zunächst J.'s Romane, die er 1854 mit «Crews Rise» eröffnete und unter denen besonders «Miriam Copley» (1859), «Live it down» (1863), «A noble woman» (1868) und «A woman in spite of herself» (1872) Anerkennung fanden. Großen Erfolg hatte er mit einer Reihe kulturhistorischer Bücher, wie «A book about doctors» (1860), «A book about lawyers» (1866), «A book about the clergy» (1870), «Annals of Oxford» (1871), «Brides and brides» (1872), «A book about the tables» (1874), «A young squire of the 17th century» (1877). Zum Inspektor der Dokumente am dem Staatsarchiv in London ernannt, nahm J. auch teil an den Arbeiten der königl. Kommission über histor. Manuskripte. Als Biograph hat er sich durch sein «Life of Robert Stephenson» (1864) und durch das Aufsehen erregende Werk «The real Lord Byron» (2 Bde., 1883) bekannt gemacht.

Jeanet, soviel wie Englischs Feder.

Jeanne d'Arc oder die Jungfrau von Orléans, geb. als die Tochter wohlhabender Landleute 6. Jan. 1412 in dem damals zur franz. Provinz Bassigny (Gouvernement Champagne) gehörigen, am linken Ufer der Maas gelegenen Dorfe Domrémy, wurde, gleich ihren Geschwistern, in patriarchalisch-bäuerlicher Einfachheit erzogen. Sie konnte nähen und spinnen, aber weder lesen noch schreiben; ihre Religionskenntnisse verfielen sich nicht über den naiven Glauben jener Zeit. Vor andern Mädchen zeichnete sie sich durch Einfachheit und Sitteneinheit aus. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß J. von den physischen Eigentümlichkeiten und Schwächen ihres Geschlechts nicht berührt wurde, und hierin eine der wesentlichen Ursachen ihrer Erisen und Visionen wie aber auch andererseits der bewundernswürdigen Ausdauer ihrer physischen Kräfte zu suchen sei. Im Alter von 13 J. glaubte sie zum ersten mal, als sie sich zur Mittagsstunde im Garten ihres Vaters befand, eine überirdische Stimme zu hören, die sie zur Sittsamkeit und zu fleißigem Kirchensuche ermahnte. Sie gelobte schon damals, lebenslang Jungfrau zu bleiben. Indes hat Zustände visionärer Verzückung, wie J. sie gehabt, das religiöse Empfindungsleben des Mittelalters an Tausenden hervorgebracht, und die anfänglichen Visionen, die sie schon im 13. J. hatte, unterschieden sich mit ihren auf Sitteneinheit und Kirchlichkeit gerichteten Mahnungen kaum von den gewöhnlichen; das Neue aber war die politische Richtung, welche dieselben unter dem Glanz der Zeit bei J. nahmen.

Durch die Eroberungen Heinrichs V. hatten die Engländer mehr als die Hälfte von Frankreich an sich gerissen; ihre Bundesgenossen waren der Herzog von Burgund und Jabeila, die Gemahlin des wohnsinnigen Karl VI. Im südlichen Frankreich behauptete sich nur mit Hilfe der 19jährige Dauphin, nachmals König Karl VII. Das Geburtsdorf J.'s

hing letztem an. J. mochte ungefähr 16 J. alt sein, als ihre «Stimmen» ihr geboten, nach Frankreich zu gehen und für den Dauphin in den Krieg zu ziehen. Doch bewahrte sie das Geheimnis. Unterdes war der Dauphin während der Belagerung von Orléans durch die Engländer im Okt. 1428 in die bedrängteste Lage geraten. Da erhielt J. durch ihre Stimmen und in Träumen den Auftrag, jene Stadt zu entsetzen und den Dauphin nach Rheims zur Krönung zu führen. Sie wandte sich heimlich, anfangs durch Vermittelung ihres Oheims, an Daudricourt, den Befehlshaber von Baucouleurs, der ihre Anträge als die einer Märrin erst zurückwies, sie dann aber in männlicher Tracht und Rüstung und unter Bedeckung zum Dauphin nach Chinon sendete. Karl, dem sie hier ihren überirdischen Beruf mitteilte und in Rücksicht seiner Geburt versicherte, er sei der wahre König von Frankreich, konnte sich zunächst nicht überzeugen. Erst nachdem zu Poitiers angesehene Männer die Herkunft und den Wandel J.'s geprüft und achtbare Matronen ihre Jungfräulichkeit bezeugt hatten, wies man nicht länger an ihrer höhern Sendung. Nach manchen Verzögerungen zog endlich die 17jährige Jungfrau in Männertracht, mit einem Schwerte aus der Kirche zu Meorbis und einer Waise, mit Lilien und Gottes Bildnis geschmückten Fahne ausgerüstet, an der Spitze begeisteter Scharen nach Orléans, das Dunois verteidigte. Am 29. April 1429 warf sie sich mit Lebensmitteln in die Stadt, und vom 4. bis 8. Mai vertrieb sie in verschiedenen Ausfällen die Engländer aus ihren Schanzen und nötigte dieselben, die Belagerung aufzuheben. J. wurde nach diesem wichtigen Siege der Schreden der Feinde und bei den durch jahrelange Niederlagen entmutigten Franzosen der Gegenstand religiöser Verehrung. Kampfesmut und Nationalgefühl erwachten durch die wunderbare Erscheinung des Mädchens plötzlich beim Volke und unter den Truppen. Ungeachtet dieser Huldigungen blieb J. weiblich bescheiden. Nur wenn kriegserfahrene Männer ihren kühnen Anordnungen widersprachen, berief sie sich bestimmt auf die göttliche Sendung. Gegen Hohn und Mißere aber wußte sie ihre weibliche Würde streng zu bewahren. Nach der Befreiung von Orléans ging sie an den zweiten Teil ihrer Sendung. Unter ihrer Führung zog der Dauphin von Blois aus mit einem kleinen Heere nach Rheims, indem er unterwegs Auxerre und Châlons unterwarf, Troyes aber unter J.'s Befehl eroberte. Am 17. Juli 1429 ging die Krönung vor sich. J. hielt während derselben mit ihrer Fahne an der Seite Karls, warf sich dann vor ihm nieder und begrüßte ihn als König.

Auch jetzt aber hielt sie keineswegs, wie wohl früher behauptet worden ist, ihre Aufgabe für beendigt. Vielmehr wollte sie, und zwar unter wachsendem Widerstande einer höfischen Partei, schließlich gegen den Willen des Königs selbst Frankreichs Boden von den Fremden reinigen. Zunächst riß sie Karl gegen Paris mit fort. Aber nach einem fruchtlosen Angriff auf die Hauptstadt, wobei J. am Schenkel schwer verwundet ward, zog sich das Heer nach der Loire zurück. Jenen selbst erhob Karl im Dez. 1429 die Jungfrau und ihre ganze Familie in den Adelsstand. Im J. 1430 zeichnete sich J. bei der Einnahme von St. Pierre-le-Moutier durch ihre unverweifelte Tapferkeit aus, die allein den Sieg entschied. Überdrüssig der Intriguen, wandte sich J. darauf mit einer kleinen Schar wieder nordwärts in die Flesche-Franche, legte bei Vaugny und warf

sich dann in das belagerte Compiegne. Bei einem Ausfall wurden die Ihrigen von der Übermacht zurückgeschlagen. J. bediente mit der letzten Schar den Rückzug, wurde abgeschnitten, vom Pferde gerissen und dem Herzog von Burgund übergeben. Als die Engländer die Kunde vernahmen, jändeten sie im Lager Freudenfeuer an und ließen in allen unterworfenen Städten kirchliche Dankfeste anordnen, während die Franzosen und der träge König zu ihrer Rettung nichts unternahmen. J. wurde nach Rouen gebracht und dem geistlichen Gericht als Zauberin und Ketzerin übergeben.

Ein langer, abscheulicher Prozeß, bei dem abrigens die Formen des kirchlichen Rechts gewahrt wurden, begann im Jan. 1431. Den Beschuldigungen wegen Zauberei, welche durch das Zeugnis eines Priesters, der sich als Freund und Beichtvater bei der Gefangenen eingeführt hatte, unterstützt wurden, bezeugte sie mit Unerschrockenheit und Klaren, bestimmt widerlegenden Antworten, welche selbst auf eine Anzahl der Richter großen Eindruck machten. Trotzdem endete der Prozeß nach vier Monaten mit Verurteilung der Jungfrau zum Feuerstabe. J. hatte sich ungeachtet der physischen und moralischen Leiden, die man ihr auferlegte, wunderbar handhaft und ergeben benommen; als sie aber 24. Mai zum Scheiterhaufen abgeführt wurde, entschloß sie sich unter dem Drängen der Geistlichen zu einem Widerstand, der ihre Strafe in ewiges Gefängnis verwandelte. Dies genügte jedoch dem Fanatismus ihrer Feinde nicht. Man sperrte sie mit drei rohen Soldaten zusammen, nahm ihr die weibliche Kleidung, sodaß sie sich zum Gebrauch hingelegter Männerkleider entschließen mußte, und betrachtete dies, wie einige in der Verurteilung ausgesprochene Worte als Rückfall. Schon 31. Mai 1431 wurde sie wieder zum Scheiterhaufen geführt. Der Mut und die fromme Ergebung, die sie bewies, rührten selbst ihre Richter und überzeugten sogar den Henker von ihrer Unschuld. Nach der Volksfage stieg eine weiße Taube aus den Flammen zum Himmel empor. Auf Ansuchen ihrer Familie wurde der Prozeß schon 1450 revidiert und die Anklage 1456 für unbegründet, die Jungfrau für unschuldig erklärt. Zu Domremy, Versailles, Rouen, Orleans und Compiegne sind ihr Denkmäler gesetzt worden. Unter den Dichtungen, welche die romantische Gestalt J.s zu verherrlichen suchten, ragt besonders die Tragödie Schillers hervor. Voltaires »Pucelle d'Orléans« ist eine zwar wichtige, aber frivole Verschönerung.

Litteratur. Für die Geschichte der J. ist Dutcherat, »Procès de condamnation et de réhabilitation de J., etc.« (5 Bde., Par. 1841—50) das die gesamten Quellen umfassende Hauptwerk; vgl. außerdem noch Wallon, »Jeanne d'Arc« (2. Aufl., 2 Bde., Par. 1867); Boucher de Molandon, »Première expédition de J.« (Orléans 1874). Gute deutsche Arbeiten über J. haben R. Hase (Zpg. 1861) und Gpfel (Regentb. 1864) und Th. Sidel (»Sp. bels. histor. Zeitschrift«, Bd. 4, 1860) geliefert.

Jeannette (fr.), Baunche; auch Bezeichnung für ein goldenes Armband mit einem Herzen darüber, an einem Samtband am Halse getragen, Jeannet, tentreux.

Jean Paul, s. Richter (Joh. Paul Friedr.).

Jean Potage (fr., Hans Suppen), (soviel wie Hanswurst) (s. d.).

Jebus ist ein älterer Name der Stadt Jerusalem (s. d.) und speziell des Berges Zion (s. d.). Die in der

Umgegend wohnenden kriegerischen und von Abirgern regierten Jebusiter werden im Alten Testament zu dem vielgelebten Volke der Kanaaniter gerechnet, waren aber von Hause aus wahrscheinlich ein Stamm der ursprünglich arischen (japhetischen) Amoriter (s. d.). Erst David gelang es, ihre stark besetzte Burg auf dem Zion zu erobern, und Salomo machte das Volk fruchtbar.

Jechaburg, ein Dorf mit (1880) 809 Q. in der Unterherrschaft des Fürstentums Schwarzburg-Sondershausen, westlich von Sondershausen, an der Wipper-Rue, am südl. Abhange des 367 m hohen Frauenbergs, auf dessen Platte sich die 673 von König Ludwig II. gegründete Frauenkirche fand. Das Dorf liegt an der Stelle, wo Bonifacius 781 den Altar der Göttin Jechu zerstört haben soll, und war ehemals berühmt wegen seiner 1084 gestifteten Pfarrei, welche 1625 im Bauernkriege zerstört und 1679 völlig aufgehoben wurde.

Jechitz, Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Roderham im nordwestl. Böhmen, Station der Linie Bisen-Dux der Bisen-Priseiner Eisenbahn, zählt (1890) 1498 Q. deutscher Bauge, die mit Ackerbau und Viehzucht treiben. Dabei liegt das prächtige Gernsche Schloss Peteraburg, welches 1640 von Hermann Gernin von Ghudenitz erbaut und mit den reichsten Mitteln der damaligen Ornamentik ausgestattet wurde.

Jedburgh, Hauptstadt der schott. Grafschaft Roxburgh, 60 km im SO. von Edinburgh am Jed, 5 km von seiner Mündung in den zum Meer gehenden Tweed und an einer Zweigbahn der Edinburgh-Glasgow-Bahn, hat Wollfabrikation und zählt (1881) 3400 Q. Der Ort, 846 gegründet und seit 1160 königl. Burg, hat Ruinen einer Abtei, welche für das vollkommenste Denkmal der schott. und got. Architektur in Schottland gelten.

Jedlersdorf, eigentlich Groß-Jedlersdorf, Dorf in Niederösterreich, Bezirkshauptmannschaft und Gerichtsbezirk Korneuburg, liegt nördlich von Wien in der Ebene des Marchfeldes an der bräun. Reichstraße, hat ein Stabliement der Maschinenfabrik der Wiener Lokomotiv-Fabriks-Gesellschaft, sowie der ersten österr. Jute- und Baumwollweberei, eine Rieten-, Schrauben- und Schraubenmutterfabrik, Nähmaschinenfabrik, Spiritus- und Bräufabrik, Walzfabrik, Gummitupfpergamentfabrik, eine Holzimperfugieranstalt und Werkstätten der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn und der Nordwestbahn samt Arbeiterkolonien und zählt (1890) 6367 Q. (1870 erst 1724 Q.).

Jedo oder Jeddo, der frühere Name der Hauptstadt Japans, jetzt Tokio (s. d.) genannt.

Jegel, auch Jeege, ein linker Nebenfluß der Elbe in der preuss. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, kommt aus dem Drömling genannten Sumpfe beim Dorfe Alt-Jersau und mündet bei Hinder in die Elbe nach einem Laufe von 80 km, von denen sie auf 37,5 km von Salzwedel an für kleine Rähne fahrbar ist.

Jefferson, Stadt und Hauptort des County Marion im nordamerik. Freistaat Texas, zwischen den beiden Flüssen Big-Appreh-Creek und Little-Appreh-Creek, 5 km oberhalb ihrer Mündung in den Gadda-Fluß, der mit dem Red-River in Verbindung steht, Station eines Nebenarms der Texas- und Pacific-Eisenbahn, zählt (1890) 2260 Q. und hat eine Gießerei, Sägemühlen und Backsteinbrennereien. In der Nähe finden sich Kohlen- und

Eisenlager. Der Mg-Cyprer-Erzel ist bis hierher selbst für große Dampfer schiffbar und macht die Stadt zum Ausgangspunkt eines lebhaften Handelsverkehrs, namentlich für Häute, Baumwolle, Vieh und Wolle.

Jefferson (Thomas), der dritte Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, 1801–9, geb. 2. April 1743 zu Shadwell in Virginien, studierte von seinem 18. Jahre an Jurisprudenz, ließ sich 1767 in seinem Heimatstaate als Advokat nieder und wurde 1769 Mitglied der Gesehgebenden Versammlung in Virginien, wo er bereits damals einen Versuch zur Emancipation der Sklaven machte. Als sich der Widerstand gegen die Politik der brit. Regierung in den Kolonien zu regen begann, gesellte sich J. den eifrigen Patrioten zu. In den Kongreß von 1776 gewählt, nahm er hier eine entschlossenen revolutionäre Haltung an und war als Mitglied jenes berühmten Ausschusses thätig, in dem auch Adams, Franklin, Sherman und Livingston wirkten. J. entwarf mit diesen die von den virgin. Abgeordneten vorgeschlagene Unabhängigkeitserklärung, die nach lebhaften Erörterungen mit wenigen Veränderungen vom Kongreß 4. Juli 1776 angenommen wurde. Im Oktober desselben Jahres auf seinen Sitz im Kongreß verzichtend, trat er in die Gesehgebende Versammlung von Virginien, in der er eifrig darauf hinarbeitete, das feudal-aristokratische Grundgesetz dieses Staats gemäß den Prinzipien der Unabhängigkeitserklärung umzugestalten. Von 1779 bis 1782 war er Gouverneur von Virginien, und trat im Nov. 1783 in den Kongreß zurück, dem er bis Juni 1784 angehörte. Er gab den ersten Anlaß zu dem Gesetze, welches die Sklaverei aus den nordwestl. Territorien, damals dem einzigen Landtheil der Union, ausschloß. Mit Adams und Franklin zum Gesandten für den Abschluß europ. Handelsverträge ernannt, vereinigte er sich mit diesen im Sommer 1784 in Paris. Nach Franklins (Juli 1786) erfolgter Rückkehr blieb J. noch vier Jahre als alleiniger Gesandter in Paris.

Im Herbst 1789 nach Amerika zurückgekehrt, trat er Ende März 1790 als Staatssekretär in Washingtons Kabinett ein, dem er bis zum 31. Dez. 1793 angehörte. Der Kampf, den er in dieser Stellung gegen seinen Kollegen Alexander Hamilton, den Finanzminister, führte, legte den Grund zur spätern Parteiorganisation der Federalisten und Republikaner (Whigs und Demokraten), und J. wurde der eigentliche Vater der amerik. Demokratie. Nach seinem Austritt zog er sich auf sein Landgut Monticello in Virginien zurück, wurde aber im Frühjahr 1797 zum Vizepräsidenten unter John Adams gewählt. Er trat dem verhassten Mahregeln des Präsidenten (Aufrühr- und Fremdenbill u. s. w.) entgegen, entwarf 1798 zum angeblichen Schutz der Einzelstaaten die gegen die Weltendmachung der dem Bunde zustehenden Rechte gerichteten Virginia- und Kentucky-Beschlüsse und stiftete die federalistische Partei, sodas er 1800 als Sieger zum Präsidenten gewählt wurde, welche Würde er infolge seiner Wiederwahl bis 1809 bekleidete.

Die bedeutendste Maßregel seiner ersten Amtsperiode bildete die Erwerbung Louisianas. Der Hauptzweck seiner zweiten Präsidentschaft bestand in dem durch die Feindseligkeiten mit England herbeigeführten Embargo, welches übrigens das eigene Land noch schlimmer als dem Feind traf. Er starb am 50. Jahrestage der von ihm 1776 entworfenen

und unterzeichneten Unabhängigkeitserklärung, 4. Juli 1826, mit John Adams an einem Tage. Sein Leben beschrieben Luder (2 Bde., Philad. 1837), Randall (3 Bde., Neuport 1857), Randolph (Neuport 1871) und Barton (Boston 1874). Seine gesammelten Schriften, darunter seine Selbstbiographie und sein noch jetzt als Autorität betrachtetes Handbuch der parlamentarischen Praxis, wurden zuerst 1853–55 vom Kongreß in neun Bänden veröffentlicht.

Jefferson-City, Stadt und Hauptort des County Cole und des nordamerik. Staats Missouri, liegt auf einer anmutigen Höhe am rechten Ufer des Missouri, 165 km westlich von seinem Zusammenfluß mit dem Mississippi, 157 km westlich von St. Louis, mit welchem es durch die Missouri-Pacific-Eisenbahn verbunden ist, und zählt (1880) 5271 Q. Hauptgebäude sind das Staatskapitol, das Staatsgefängnis und die Gouverneurswohnung. Das Vereinigten Staaten-Districtsgericht für den westl. District von Missouri hält hier seine regelmäßigen Sitzungen.

Jeffersonville, Stadt im County Clark des nordamerik. Staats Indiana, rechts an den Ufern des Ohio, gegenüber der Stadt Louisville in Kentucky, mit welcher es durch eine bedeutende Brücke verbunden ist, Endpunkt des südl. Armes der Ohio- und Mississippi- und der J.-, Madison- und Indianapolis-Eisenbahn, zählt (1880) 10422 Q. Der Fluß ist hier 1½ km breit und für die größten Schiffe zu allen Jahreszeiten fahrbar. J. hat viele Fabriken, darunter namentlich für Eisenbahnlocomotiven und Wagen und nimmt an der Prosperität der großen Nachbarin teil.

Jeffrey (Francis, Lord), berühmter engl. Kritiker, geb. 23. Okt. 1773 in Edinburgh, wurde 1794 an die schott. Barre berufen, wo er rasch eine angesehene Stellung als Schwalter gewann. Über die Grenzen Schottlands hinaus verbreitete sich sein Namen durch die Gründung der «Edinburgh Review» 1802, welche berühmte Zeitschrift er 27 Jahre lang leitete, bis er 1839 zu dem Ehrenposten des Deans der jurist. Fakultät Schottlands aufstieg. Die hervorragenden Verdienste, welche J. sich während jenes Zeitraums um die Vertretung der Interessen der Whigpartei erworben, fanden eine öffentliche Anerkennung durch seine Erhebung zum Lord-Advokaten von Schottland in dem Reformministerium Lord Grey (1830), worauf er auch, zuerst für Perth, dann für Edinburgh ins Parlament gewählt wurde. Nach dem Sturze des Ministeriums Grey 1834 wurde er Lord-Oberrichter in Schottland. Er starb 26. Jan. 1850. Eine Sammlung seiner Beiträge zur «Edinburgh Review» gab er 1843 in vier Bänden heraus. Von seinem Freunde Lord Edburn erschien «Life and correspondence of Francis, Lord J.» (2 Bde., 1852).

Jeffreys (George), Verdränger unter Jakob II. von England, geb. 1643 zu Acton in Wales, wurde dadurch bekannt, daß er bei den Kissen zu Kingston, wo viele Advokaten der Krone wegen nicht erschienen waren, 1660 außerordentlichem Weile das Recht erhielt, als Schwalter aufzutreten. Bald wußte er sich in London Klienten und Popularität zu erwerben. Sein Einfluß in der City und der Giffr, womit er die Mänsche des Hofes durchsetzte, verhalfen ihm die Präsiden des Herzogs von York. Er wurde erst Richter, dann Oberrichter zu Chester und 1680 Oberrichter des King's-Bench, in

welcher Stellung er dem Hofe die größten Dienste leistete. Die wahren oder vermeintlichen Versuchungsversuche in den letzten Regierungsjahren Karls II. gaben ihm Gelegenheit, unter der Form des Rechts die blutigsten Greuel zu verüben. So brachte er auch den alten Republikaner Algernon Sidney aufs Schafott. Noch höher stieg seine Macht und Brutalität unter Jakob II.; das Blut, in dem Monmouths Empörung erstickt wurde, haftet an seinem Namen mehr als dem seinen. Zum Lohn wurde er zum Peer erhoben und erhielt das Amt des Lordkanzlers. Im J. 1688 trat er in die vom Könige errichtete Hohe Kommission, wo er die alte Rücksichtslosigkeit gegen die Bischöfe bewies. Als für Jakob die Krise gekommen, war J. es, der ihn im Sept. 1688 zum Einlenken gegen die Protestanten und das Parlament bestimmen wollte. Doch war es zu spät. Er wollte nach des Königs Sturz entfliehen, ward aber entdeckt und in den Tower gesteckt, worin er starb, bevor er zur Rechenschaft gezogen werden konnte, 19. April 1689.

Jefremow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tula, an der Zweigbahn Uslowaja - Jeletz der Wladimir-Moskauer-Eisenbahn, mit (1882) 7402 U., hat Seifensiedereien, Lichtfabriken, Lössereien und Ziegeleien, Getreide, Öl und Viehhandel.

Jegorsjewsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Nischni, an einer Zweigbahn der Moskauer-Nischni-Eisenbahn, mit (1882) 6101 U., hat Baumwollspinnereien, Webereien und Färbereien; jährlich finden hier fünf Jahrmärkte statt.

Je-hol, s. Dschol.

Jehovah, s. Jahwe.

Jehovahblümchen, s. unter Saxifraga.

Jehn, Sohn des Jolaphat, war ein Feldherr des israel. Königs Joram, den der Prophet Elia durch einen seiner Schüler zum König von Israel salben ließ. Als solcher, der zehnte in der Reihe, eröffnete er eine neue Dynastie, die fünfte, und regierte 880—888 v. Chr. Gleich nach seiner Salbung wurde er von dem Heere als König begrüßt, erschoss den König Joram mit einem Pfeil, eilte nach Jezebel, tötete auch den König von Juda, Abasja, und dessen Brüder; und bestieg den Thron. Darauf rodtete er die ganze Familie Ahab's bis auf den letzten Mann aus, zerstörte den Tempel des Baal zu Samaria und ließ alle Baalspriester grausam umbringen. Um seiner Herstellung der Jahwereligion willen hat ihm die theokratische Geschichtschreibung alle diese Thaten zum hohen Verdienste angerechnet. Die Syrer von Damascus, die Schwäche im Reiche Israel benutzend, das jetzt der wirklichen Hilfe Judas entbehren mußte, entriß den J. das ganze Land Mich vom Jordan. Nach 22-jähriger Regierung starb J. in Samaria.

Jehuda (Leone), jüd. Schriftsteller, Sohn Abrahams (s. d.).

Jesla, Fluß in Sibirien, entspringt nördlich von dem Fosten Irtysch im Gouvernement Swaropol und fließt in westl. Richtung dem Kaspischen Meere zu, wo sie sich in den Eiman von Jezel ergießt. Sie ist 235 km lang, nicht schiffbar, und bildet größtenteils die Grenze zwischen dem Kubanischen Gebiet und dem Lande der Donischen Kosaken.

Jeset, Kreis- und Hafenstadt in dem russ. Gebiet der Kubanischen Kosaken, 225 km nordnordwestlich von dessen Hauptstadt Jekaterinobad (s. d.), an der Mündung der Jesa auf einer Landzunge, welche den Jezet'schen Eiman von dem Kaspischen

Meere trennt, wurde erst 1848 angelegt und zählt (1882) 29529 U., darunter viele Kaufleute. An industriellen Etablissements hat J. zahlreiche Gerbereien, Ziegelbrennereien, Ölmühlen, einige Talgeldereien, Lössereien und zwei große Baumwollspinnereien. Der Seehandel mit dem Auslande ist nicht unwichtig. Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel sind Getreide, Wolle und Leinsaat.

Jekaterinaburg oder **Katharinenburg**, eine von Peter d. Gr. 1723 gegründete und nach Katharina I. benannte Kreisstadt des russ. Gouvernements Perm, auf der asiatischen Seite desselben und an der sog. Silbernen Hauptstraße nach Sibirien, Endpunkt der Hauptlinie Perm-J. der Ural-Gebirgsbahn, 390 km im Südosten von Perm entfernt, liegt malerisch am Oufsaume des reichen Mittellands oder Katharinenburger Urals, an beiden Ufern des Jiss, der hier durch einen Damm zu einem großen Teiche erweitert ist, in einer von Bergen umschlossenen, hügeligen Ebene. Wegen ihrer Lage inmitten der reichsten Erzgrube ist die Stadt der Hauptort der uralischen Bergbau, hat gerade, breite Straßen, zwei Rathbedalen, zehn Kirchen, ein Konventskloster, ein Institut zur Vorbereitung von Wertwerkern, Steigern und Beamten, ein weibliches Gymnasium, zwei Kreise, und zwei Pfarrschulen, ein Museum für uralische Wertwürdigkeiten, mehrere Krankenhäuser, ein Theater, ein Gefängnis, einen Rathhof und eine Handelsbank und zählt (1882) 26133 U. Die Stadt ist Hauptort des Oberbergamts für den Ural, hat einen Münzhof für Kupfergeld, eine große Eisen- und Kupferschmelzhütte, zahlreiche Metall- und andere Fabriken, auch zwei mechan. Werkstätten, bedeutende Steinschneidereien und Strichschneidereien, namentlich eine große Kaiserl. Kasse für Arbeiten in Malachit, Jaspis, Marmor, Topf und Aventurin, welche die Kaiserl. Paläste in Petersburg schmücken, sowie anscheinliche Goldschneidereien im Jiss. Der Handel mit Vieh und Getreide aus dem Gouvernement Orenburg, wie mit Eisen, geschliffenen edeln Steinen u. s. w. ist sehr bedeutend. In geringer Entfernung liegen die Eisengruben von Jisset 81, 11 km von der Stadt das Berg- und Hüttenwerk Jersow 81 (s. d.) und in der Entfernung von 26 km das Werk von Gischinsk, wo das Gold durch Amalgamation vom Erz geschieden wird.

Jekaterinenstadt oder **Katharinenstadt**, die größte und wichtigste deutsche Kolonie im russ. Gouvernement Samara, im Kreise Nischni, 200 km westnordwestlich von der Kreisstadt, am linken Ufer der Wolga, mit 4654 U., wurde 1765 von dem holländ. Auswanderer Baron Beauregard gegründet und blühte bald auf; die Kolonisten trieben hauptsächlich Landbau, namentlich Weizen- und Tabakbau. Die Produkte werden auf der Wolga aufgeführt und die Bewohner der Kolonie zeichnen sich durch Wohlhabenheit aus. In J. befindet sich ein Denkmal der Kaiserin Katharina II.

Jekaterinobad (Katharinenabge), Hauptstadt des russ. zu Sibirien gerechneten Landes der Kubanischen Kosaken, welches früher Land der Tschernomorischen, d. h. am Schwarzen Meere wohnenden Kosaken genannt wurde (s. Kuban), liegt am rechten Ufer des Kuban am Einfluß des Karsul in denselben in sumphiger Umgebung und ist selbst eine Pfaffenstadt mit kleinen, meist aus Lehm erbauten Häusern in breiten, geraden Straßen. Die Stadt wurde 1792 erbaut. Sie ist

Sitz des Hetmans des Kubanischen Kosakenheers, zählt (1882) 32303 E. und hat jährlich drei Jahrmärkte, auf denen ein bedeutender Viehhandel getrieben wird. Die sonst offene Stadt wird nur durch die Sumpfe und durch einen mit niedrigem Wall und schmalen, wenig tiefem Graben umschlossenen Areopoli (verschanztes Lager) gesichert. Innerhalb dieser ärmlichen Festung befinden sich das Militärhospital, sechs Kirchen, darunter die massive Kathedrale mit reicher Silberpracht, ein Gymnasium, zwei Zugschmelzereien u. s. w.

Zelaterinograd, kleiner besetzter Ort im Zerkischen Landstrich in Giselautasien, an der Grusinischen Heeresstraße, 38 km westlich von Mosdol, in einer Ebene gelegen mit (1882) 2359 E. J. besteht ein von Potemkin errichtetes und von Woronzow erneuertes Triumphthor.

Zelaterinopol oder Kalniboloto, Heden im russ. Gouvernement Kiew im Kreise Swenigorod, 20 km südlich von der Kreisstadt an der Straße nach Uman, am Zusammenfluß des Flusses Kalniboloto mit dem Gaisoi Lutschik mit (1882) 3757 E. Bei J. befinden sich große Eignitlager.

Zelaterinoflaw, Gouvernement in Süd- oder Neurubland, zwischen Charkow und Kutasow im N., Cherson im W., Taurien im S., dem Kosowischen Meere und dem Lande der Donischen Kosaken (in welchem Zaganrog liegt) im O., zählt, mit dem Stadtgouvernement Zaganrog und dem Lande der Kosowischen Kosaken zu einem Verwaltungsbezirke verbunden, auf 67720 qkm (1882) 1532045 E. Das Land ist eine steppenartige, grasreiche Ebene, die nur im Westen des Dniepr und längs dieses Stroms selbst einige Abwechslung erleidet, wo die unter dem Namen der Borogi bekannten Wasserfälle durch zum Teil romantische und fast gebirgige Gegenden hindurchstürzen. Das Klima ist mild und gesund. Bei der südl. Lage des Landes wachsen hier Apsitosen, Pfirsichen, Kirschen, Maulbeerbäume, Mandel- und Feigenbäume, und auch die Rebe, Melone und Arbutus gedeihen im freien Felde. Eine besonders häufig vorkommende Frucht ist der Schlehdorn, aus dessen Beeren man den Aderlebenswein, TERNOWKA, bereitet. Außer dem Aderbau bilden der Seidenbau und die veredelte Schafzucht durch Ipan. Merinos das Hauptaugenmerk der Regierung, die den Wohlstand dieser in der Mitte des 18. Jahrh. erworbenen Gebiete eifrig zu heben sucht. Bereits sind hier Hunderte von Kolonien aus den verschiedensten Nationen angelegt. Man findet neben Deutschen Tataren und Perser, neben Großrussen und Kosaken Griechen, Georgier und Armenier, neben Magyaren und Serben Moldauer, Walachen, Bulgaren und Albanesen oder Arnauten nebeneinander. Chortig ist der Hauptort der deutschen, Nachitschewan der armen. Kolonisten. Aderbau und Viehzucht gewähren der Bevölkerung reichen Ertrag. Auch der Handel ist bedeutend und wird durch die Hafenhorte Zaganrog, Mariupol und Berdjansk begünstigt; dagegen ist die Industrie noch sehr unbedeutend. Der Boden birgt aus Stein- und Kohlen, was bei dem Holzmangel von Bedeutung ist. Das Land wurde 1802 zum jetzigen Gouvernement organisiert und zerfällt in acht Kreise.

Die Hauptstadt Zelaterinoflaw, am rechten Ufer des Dniepr oberhalb der Stromschnellen 1786 von Potemkin gegründet und nach Katharina II. benannt, durch Zweigbahn nach Sinelnikowo mit der Eisenbahn Kosowo-Semastopol ver-

bunden, ist Sitz eines Zivilgouverneurs und des Bischofs von J. und Zaganrog und hat einen Domänenhof, ein Medizinalamt und ein chirurgisches Institut, eine evang., eine kath. und neun griech. Kirchen, eine Synagoge, ein Priesterseminar, ein Gymnasium, zwei Kreise und zwei Pfarrenschulen, eine Realschule, sowie mehrere Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten und (1882) 33973 E. Auch befindet sich hier ein Palast Potemkins, schöne Parks und öffentliche Gärten, sowie ein Denkmal der Kaiserin Katharina II. Der Ort ist ein Hauptstapelplatz für den Handel nach Odessa und unterhält zwei Jahrmärkte.

Zelabuga, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wjatka an der Toima, 7 km von deren Mündung in die Kama, mit (1882) 7577 E., hat Eisengießereien, Glodengießereien und Getreidehandel.

Zelängerletheber, Pflanze, s. *Lonicea* und *Syringa*; in Süddeutschland bezeichnet man mit J. auch das Penke (Gartenstiefmütterchen, *Viola tricolor*).

Zelatma, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tambow, 400 km nördlich von Tambow, am linken Ufer der Oka, mit (1882) 7107 E., hat große Seilerereien und Schmiedewerkstätten, die namentlich landwirtschaftliche Geräte anfertigen, und treibt einigen Handel mit Getreide und Mehl.

Zelch, Kreisstadt im großruss. Gouvernement Orel an der Sosna und der Eisenbahn Orel-Gelass, 270 km von Orel, von der Gouvernementsstadt Orel, hat 16 Kirchen, 2 Klöster, 3 Schulen, ein Hospital, ein sehr großartiges Gefängnis, eine öffentliche Bank, eine Wapenfabrik, Glodengießerei, Eisengießerei, Tausfabrik, Lederfabrik und 153 Mühlen, und zählt (1880) 37779 E., welche ansehnlichen Handel mit Vieh und Getreide treiben.

Zellner (Karl), Meteorolog, geb. 23. Okt. 1829 zu Bräun in Mähren, besuchte das Gymnasium daselbst, studierte in Wien die Rechte und daneben Mathematik und Physik, und wurde 1843 Assistent an der Wiener Sternwarte, 1847 Adjunkt an der Sternwarte zu Prag. Im J. 1862 erhielt er am polytechnischen Institut zu Prag den Lehrstuhl für höhere Mathematik und wurde 1863 zum Direktor der Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus zu Wien ernannt. Diese Anstalt verband J. ihre vorzügliche Einrichtung. Im J. 1874 wurde J. Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften. Er starb 19. Okt. 1876 zu Wien.

Zelissawetgrad (Elisawetgrad), Stadt im Gouvernement Cherson, im Kreise Bobrinez, am Flusse Ingel, 266 km nördlich von Cherson und 78 km nördlich von Bobrinez, an den Eisenbahnen J.-Charkow und J.-Birula, mit (1882) 63064 E. darunter viele Juden, hat Tabakfabriken, Zugschmelzereien, Lichtfabriken, Lederfabriken und vier bedeutende Jahrmärkte.

Zelissawetpol (Elisabethpol) oder Gandscha, Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, 44163 qkm mit (1880) 629410 E., im russ. Transkaukasien, 214 km im Südosten von Tiflis, am Gandscha-Thraja, einem Nebenfluß des Kur, eine echt asiat. Stadt von großem Umfange, mit engen Gassen, festungsartigen Häusern, die flache Erdbächer und fensterlose Außenmauern haben, zerfällt in vier Quartiere, zwei Armenier- und zwei Tatarenstädte, und zählt (1882) 18506 E., welche bedeutenden Obst-, Wein- und Seidenbau treiben. Gandscha, im Mittelalter Gandjak, Ranga oder

Leidske genannt, war einst die Hauptstadt des Chanais Sandischin in Georgien, ist aber durch mehrfache Eroberungen gesunken, wurde 1804 von den Russen erlürnt, kam aber erst 1813 auf immer an Rußland. Auch ist sie durch Pastewitschs Sieg, den dieser 25. Sept. 1826 über Abbas Mirza hier davontrug, denkwürdig geworden. In der Umgebung liegen ungeheure Ruinen, in denen häufige stier., parth., sassanid., griech. und röm. Münzen gefunden werden. Das merkwürdigste Denkmal ist die Schamkorsdale, deren Erbauung Alexander d. Gr. zugeschrieben wird.

Jellachich de Buzim (Joseph, Graf), österr. Feldzeugmeister und Banus von Kroatien, geb. 16. Oct. 1801 zu Peterwardein, erhielt auf der Theresianischen Ritterakademie zu Wien seine Erziehung und trat 1819 in das 3. Dragonerregiment als Unterlieutenant ein. Er krieg bis 1841 zum Obersten des 1. Banal-Grenzregiments auf, mit welchem er 1845 gegen die Bosnier einige Gefechte bestand. Die Kroaten erbatlen sich 1848 J. als Banus, und der Kaiser ernannte denselben gleichzeitig zum Feldmarschalllieutenant und kommandierenden General des vereinigten Banal-Borodiner-Karlsbader Kommandos. Gestützt auf das slav. Element, wirkte zum J. den magyar. Tendenzen entgegen, und vergebens bemühte sich der magyar. Einfluß, den Banus zu beseitigen. An dem offenen Bruche mit Ungarn und den folgenden Ereignissen hatte J. den wichtigsten Anteil. Er überschritt mit 40000 Mann Grenztruppen im Sept. 1848 die Drau und eröffnete damit den Krieg. Nach einem blutigen Gefecht bei Ofen schloß er einen dreitägigen Waffenstillstand, währenddessen er nach Wien abzog, wo er sich mit den zur Unterstützung der Hauptstadt versammelten Truppen vereinigte. J. wirkte mit zur Einnahme von Wien und kämpfte auch in dem Treffen bei Schwechat gegen die Ungarn. Im Winterfeldzuge 1848-49 fand J. unter dem Fürsten Windischgrätz und befehligte den rechten Flügel; er nahm Altenburg und Raab und schlug die Ungarn bei Moor. Im März 1849, nachdem bereits Ofen gefallen war, zum Feldzeugmeister ernannt, erhielt er den Auftrag, seine Truppen mit der Südbarmee zu vereinigen und dort die Leitung zu übernehmen. Anfangs erlangte er einige Vorteile über Bem, drängte diesen über die Römerschance und den Franzenskanal zurück, erlürnte Neufay und besetzte die Bácska. Aber der Angriff, den er 14. Juli 1849 auf die überlegene ungar. Armee bei Hegyes unternahm, ward mit ansehnlichem Verluste abgeschlagen und J. sah sich zum Rückzug hinter die Donau gezwungen. Sein durch Krankheiten geschwächtes Heer nahm an der im Aug. 1849 erfolgenden Entscheidung keinen unmittelbaren Anteil mehr. Nach Brandung des Kampfes lehrte er nach Agram als Banus zurück, war Civil- und Militärgouverneur von Kroatien und Slavonien, übte jedoch wenig Einfluß mehr. Er erhielt den Oberbefehl über das Beobachtungsheer, welches Österreich im Febr. 1853 gegen Montenegro zusammenzog, und wurde 1855 in den erblichen österr. Grafenstand erhoben. In letzter Zeit physisch wie geistig zerrüttet, starb er 19. Mai 1859 zu Agram. J. hat auch eine Sammlung »Gebrichte« (Wien 1851) veröffentlicht.

Jrany, Freiherr von J., der Vater des vorigen, österr. General, geb. 4. Febr. 1746 zu Petrinia aus alter kroat. Familie, trat 1763 bei dem ersten

Banal-Grenzregiment in das österr. Heer, woher 1789 dem Türkenkriege bei und zeichnete sich, bei 1794 Oberst des kroat. Scharfschützenkorps, bei der Rheinarmee, sowie 1796 unter dem Erzherzog Karl rühmlichst aus. Im Febr. 1797 zum Generalmajor befördert, verteidigte er 22. und 23. März 1799 Feldkirch gegen Dabinot und Massena. Im Oct. 1800 ward J. zum Feldmarschalllieutenant und zum Divisionär in Peterwardein, nachher in Karlsbad ernannt. Bei dem Ausbruch des Kriegs von 1805 sollte er wiederum Borsberg verteidigen, wurde aber infolge der Kapitulation von Ulm in seiner Stellung bei Feldkirch umgangen. Darnach trat J. in den Ruhestand, that jedoch 1806 als Divisionär zu Agram wieder für kurze Zeit Thät. Er starb zu Szala-Apathy 7. Febr. 1810.

Jellinek (Adolf), namhafter jüd. Theolog und Kanzelredner, geb. 26. Juni 1821 zu Drtslowitz in Ungarn; Brod in Mähren, studierte zu Prag und Leipzig orient. Sprachen und Philosophie. Sodann von der leipziger israel. Gemeinde als Rabbiner und Prediger ange stellt, ging er 1857 in gleicher Eigenschaft nach Wien, wo er im Bet ha-Midrasch auch ein Seminar für jüd. Theologie begründete. J. gehört unter seinen Glaubensgenossen der Partei der gemäßigten Fortschritts an. Er veröffentlichte mehrere Predigtsammlungen (»Predigten«, 3 Bde., Wien 1862—66, »Zeitkimmern«, 2 Bde., Wien 1871 u. f. w.). Ferner erschien von ihm »Sefat Chachumim, oder Erklärung der in den Talmuden u. i. v. vorkommenden pers. und arab. Wörter« (Prag 1866; Nachtrag 1847). Hauptsächlich beschäftigte ihn die Geschichte der jüd. Literatur und namentlich der Kabbala. Dahin gehören die Schriften: »Schem: zur Geschichte der Kabbala« (Heft 1 u. 2, Prag 1861—62), »Auswahl rabbinistischer Aphorismen« (Prag 1862), »Philosophie und Kabbala« (Prag 1864). Am weitest verbreitet sind seine »Bet ha-Midrasch, Sammlung kleiner Midraschim« (Bd. 1—4, Prag 1863—67; Bd. 5 u. 6, Wien 1873—77) und »Der jüd. Stamm. Studien und Skizzen« (Wien 1869). Dazu kamen in neuester Zeit: »Der jüd. Stamm in bibl. Sprichwörtern« (2 Tle., Wien 1881—82), jeh. bibliogr. Monographien unter dem Titel »Konkrete« in hebr. Sprache (Wien 1877—84) und andere Schriften.

Sein jüngerer Bruder, Hermann J., geb. 22. Jan. 1823 zu Drtslowitz in Mähren, widmete sich seit 1842 zu Leipzig physik. Studien. Infolge lebhafter Teilnahme an den Parteilämpfen civil. und kirchlichem Gebiete im Winter 1847 aus Leipzig ausgewiesen, wandte er sich nach Berlin, wo ihn dasselbe Schicksal traf, dann Anfang 1848 nach seiner Heimat. Bald darauf führte ihn die Märzrevolution nach Wien, wo er mehrfach in Tagesblättern wirkte. Obgleich er im Oktober 1848 nicht persönlich gegen die kaiserr. Truppen kämpfte, wurde er doch verhaftet, 21. Nov. 1848 vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt und am 23. Nov. mit seinem Genossen Necher erschossen.

Jellinge, Dorf in Jütland, Amt Beile, ehemals berühmter Königshof, hat noch zwei Ruinen, einen von Gorm den Alten (i. d.) und einen von Harald Blauzahn, sowie die Grabhügel Gorms und seiner Gemahlin Thyra.

Jelnja, Kreisstadt im russ. Gouvernement Smolensk, ostjüdlich von Smolensk, an beiden Ufern der Dnepr, mit (1882) 3861 E., hat einige Fabriken mit Hans, Öl und Fisch.

Jelschan, ungar. Stadt, f. Elsch.

Jennappes, Dorf unweit Mons in der belg. Prov. Hennegau, an der Eisen-Brüssel-Quivrain der Belgischen Staatsbahnen, mit 10816 E., ist namhaft durch den Sieg der Franzosen unter Dumouriez 6. Nov. 1792 über die Österreicher unter dem Herzoge von Sachsen-Teschen. Letztere standen, 26 000 Mann stark, in starker, aber zu ausgedehnter verschanzter Stellung bei J. Dumouriez rückte von Valenciennes her mit 46 000 Mann (zur Hälfte Nationalgarden) vor und traf 5. Nov. vor der österr. Stellung ein. Am 6. Nov. früh begann die Schlacht. Die Österreicher verteidigten das Dorf Duaregnon drei Stunden lang gegen den franz. linken Flügel; dann trat eine zweistündige Kampfpause ein. Um Mittag erfolgte der allgemeine Angriff der Franzosen; J. wurde zwar genommen, aber im Centrum hoben die geschlagenen Heerschaufen in Aufbülung zurück. Da warf sich ihnen der junge General Egalité (Sohn des Herzogs von Orleans, der spätere König Ludwig Philipp) entgegen und führte sie wieder zum Angriff vor, ebenso an einer andern Stelle Dumouriez' Kammerdiener Renard, aber die Marsschlacht anstimmte. Unter dem begeisterten Gesänge stürmten die Bataillone die feindliche Stellung. Die Österreicher, welche 6500 Mann und 8 Geschütze verloren, mußten den Rückzug nach Brüssel antreten und infolge der Niederlage von J. bald ganz Belgien räumen. Der Verlust der Franzosen betrug 4000 Mann.

Jemen oder **Jemen**, d. h. rechte Seite, das von der Araba (in Mekka) aus rechts oder südlich gelegene Land, nennt man die Südwestküste der Halbinsel oder den Landstrich zwischen Hedschas, Nedschd, Adramanaut und dem Roten Meere. Die Alten belegten diesen Teil der Arabischen Halbinsel mit dem Namen des südlichen Arabien (Arabia felix), vielleicht weil es in seinem Handel mit Weihrauch, Myrrhen, Zimt und andern kostbarkeiten die Quelle opulenten Reichthums besaß. Die Geschichte J.'s reicht in das höchste Altertum. J. war das älteste der arab. Königreiche. Die Abstammlinge von Kadsan und Himjar sollen 2600 Jahre über die süd. Hälfte Arabiens direkt, aber die nördl. Hälfte indirekt geherrscht haben. Die Geschichte dieser Könige ist auf Stein- und Metalltafeln eingegraben, von denen eine große Zahl im Britischen Museum aufbewahrt werden. Der wichtigste himjaritische Staat war der von Saba, mit der Hauptstadt Mariaba, jetzt Marib. J. wurde 629 n. Chr. durch die Abessinier (Aramiten), 674 (oder 640) von den Persern und 1517 von den Türken erobert. Doch 1630 trieb der Häuptling Abasän die Türken wieder aus, denen nur einige Küstenplätze verblieben, und 1761 fand Niebuhr hier den Imam von Sand als Herrscher über 30 Provinzen. Am 25. April 1872 nahmen die Türken wieder das Land, welches nun ein türk. Vilajet ist; die östl. Distrikte, Marib, Jam, Jaade u. s. w. erkennen die türk. Herrschaft nicht an. Die Zahl der Bewohner wird auf 2 1/2 Mill. geschätzt. Die Rinde J.'s, namentlich des Binnenlandes, wurde in neuerer Zeit besonders durch die Reisen Wallins und die auf Befehl der Ostindischen Kompanie durch Saunders, Grieco und Carter veranstaltete Küstenaufnahme gefördert, sowie durch Nathan, Weede, Kalgrave.

Jemtland (Jämtland), Provinz in Nord-Schweden, grenzt nördlich an Lappland, westlich an Norwegen, östlich an die bottnischen Küstenprovin-

zen und südlich an Herjedalen, ist 87 120 qkm groß, davon etwa 8 Proz. Gewässer sind (der Storsjön 417, Rällsjön 154, Torren 100 qkm), und zählt (1883) 77 561 E. Die Provinz bildet eine Hochebene, zum Teil silurischen Gebirges; trotzdem ist das Land wegen des in den zahlreichen Mooren und Sümpfen heimischen Frostes nicht besonders für den Ackerbau geeignet, dagegen ist die Viehzucht und der Waldbetrieb bedeutend. Bei der nördl. Lage und der bedeutenden Höhe über dem Meeresspiegel (Minimum etwa 300 m, einzelne Spitzen weit höher: Sjöfjellet 1790, Åreskutan 1472, Snafjället 1464 m) ist das Klima streng, aber daraus gesund. In alter Zeit gehörte J. zu Norwegen, seit dem Brömsebro-Frieden (1645) aber zu Schweden und bildet (seit 1810) mit Herjedalen das Jemtlands-Län, welches auf 50 771 qkm (1883) 88 186 E. zählt und nur eine einzige Stadt hat, Östersund am Storsjön mit 8725 E.

Jemtlandsches Leder, ein sehr geschmeidiges, wasserdichtes Leder, das im nördlichen Schweden und jetzt auch in Deutschland aus Kalb-, Schaf- und Ziegenfellen auf eigentümliche Art bereitet wird. (S. unter Lederfabrikation.)

Jena, Stadt im Verwaltungsbezirk Apolda des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach, am linken Ufer der Saale beim Einfluß der Kleinen Uebra, Station der Saalbahn und der Weimar-Weaer Bahn. Von den Befestigungen der Stadt stehen noch die vier Ecktürme und ein alter Thormweg; der Graben ist in einen parkartigen Spaziergang umgewandelt, mit den Denkmälern von Otten, Kries, Döbereiner und Friedrich Gottlob Schulze. Auf dem Marktplatz steht das altertümliche Rathhaus und die eiserne Statue des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmütigen von Thale; auf dem Kirchplatz das 1843 enthüllte Denkmal der Deutschen Burschenschaft, von Donndorf. J. hat drei evang. Kirchen (darunter die schön restaurierte Stadtkirche zu St. Michaelis mit 97 m hohem Turm), eine evang. Kapelle, eine lath. Kirche, seit 1876 ein Gymnasium (Carolo-Alexandrinum), zwei Privatschulen, eine höhere Mädterschule mit Seminar, zwei Bürgerschulen, die zweite mit dem pädagog. Seminar der Universität verbunden. J. zählt (1880) 10 337 meist prot. E., es ist Sitz des Oberlandesgerichts für die thüring. Staaten mit Ausnahme von Schwarzburg-Sondershausen, jedoch mit Einschluß der preuss. Kreise Jena, Schmalkalden und Schleusingen, und eines Amtsgerichts. Der Monumentalbau des Oberlandesgerichts beherrscht mit der neuen Landesirrenanstalt und der Erziehungsanstalt von Dr. S. Stoy die westl. Vorstadt. J. hat Fabrikation geräucherter Fleischwaren, eine große optische Anstalt und mehrere wissenschaftliche Gesellschaften (Medizinisch-Nat.-u. wissenschaftliche Gesellschaft, Verein für thüring. Geschichte und Altertumskunde, Geographische Gesellschaft für Thüringen). In einem eigentümlichen Schmud gereichen der Stadt die an ihren Häusern bei Gelegenheit des 1843 gefeierten 300jährigen Jubiläums der Universität angebrachten Gedenktafeln verstorbener berühmter Männer. — J. besaß schon 1029 städtische Rechte, war 1672—90 Hauptstadt des Herzogtums Sachsen-Jena, kam hierauf an Sachsen-Eisenach und mit diesem 1741 an Sachsen-Weimar. Ihren Ruf verdankt die Stadt der Universität und der Schlacht von 1806. Vgl. Schreiber und Härtel, *J. von seinem Ursprung

bis zur neuesten Zeit» (Jena 1850); Gänther, «J. und die Umgegend» (Jena 1857); Orloff, «J. und Umgegend» (3. Aufl., Jena 1876).

Den Plan, eine Universität in J. zu stiften, faßte Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige von Sachsen, als er 1547 als Gefangener Karls V. durch J. geführt wurde und hier eine Zusammenkunft mit seinen drei Söhnen hatte. Die Anstalt sollte statt der ihm entziffenen Universität Wittenberg die Pflegerin der Wissenschaften und Erhalterin der reinen evang. Lehre werden. Drei Klöster mit ihren Gütern wurden sogleich zur Begründung derselben angewiesen. Nachdem die lange vergeblich erbetene kais. Bestätigung erwirkt war, wurde die Universität 2. Febr. 1558 feierlich eröffnet. Sie ist gegenwärtig die gemeinsame Universität der herzogl. sächs. Länder, von denen sie auch nach einer bestimmt festgesetzten Repartition die nötigen Geldzuschüsse erhält. Die Blüteperiode der Universität fällt in die Regierungszeit Herzog Karl Augusts zu Ende des 18. Jahrh. unter Goethes Leitung. Durch die Schriften und Vorlesungen jenes Professorens, wie Erhard Schmid und Reinhold, ward die Kantische Philosophie zuerst allgemein anerkannt und verbreitet. Fichte, Schelling und Hegel lehrten eine Zeit lang in J. Dieser philos. Glanzperiode gehörten noch viele Männer von großem wissenschaftlichen Ruf und weitreichender Wirksamkeit an, wie die Brüder Schlegel, Wolf, Fries, Krause u. s. w., in späterer Zeit Den. Ein eigentümliches und vorwaches Verdienst erwarb sich die Universität J. dadurch, daß sie fast ununterbrochen die neuen Prinzipien, welche sich von Zeit zu Zeit im Gebiete der Wissenschaften geltend machten, mit bereitwilliger Empfanglichkeit aufnahm und mit eigenem Eifer förderte und pflegte. Als die Verbreiterin der Kantischen Philosophie ging auch die erste Litteraturzeitung für Deutschland, von Schöp 1786 gegründet, von J. aus und trug, wie die seit 1803, nach Übersiedelung der Schöp'schen nach Halle, von Gichtstädt besorgte «Jenaische allgemeine Litteraturzeitung» und die 1842–48 unter dem Titel «Neue Jenaische Litteraturzeitung» herausgegebene, viel zur Verbreitung neuer geläuterter Ansichten und gründlicher Wissenschaftlichkeit bei. Die in J. zuerst angeregte Feier des Wartburgfestes und die Stiftung der Burschenschaft daselbst, sowie der Umstand, daß Sand (f. d.) zuerst sich in J. aufhielt, brachten der Universität mannigfache Nachteile, namentlich 1819 das Verbot des Besuchs derselben von seiten preuß. Unterthanen, das erst 1825 wieder aufgehoben wurde. Es lehrten (Sommer 1884) an ihr 35 ord., 8 ord. Honorar- und 19 außerord. Professoren, sowie 12 Privatdozenten; Vorlesungen hält ferner ein Gymnasialprofessor. Immatrikuliert waren 611 Studenten, zum Besuch der Vorlesungen berechtigt im ganzen 636. Zur Universität gehört ein landwirtschaftliches Institut, eine Bibliothek von 200000 Bänden, ein Münzkabinett, ein archäol., zool., anatom., german. und ethnogr. Museum, ein physiol. Institut, ein chem. Laboratorium, ein botan. Garten und eine Sternwarte. Im J. 1884 wurden die beiden neuerbauten Institute, das physikalische und zoologische, eingeweiht.

Vgl. Gichtstädt, «Annales academicae Jenensis» (Bd. 1, Jena 1823); Riedermann, «Die Universität J.» (Jena 1858); Schwarz, «Das erste Jahrzehnt der Universität J.» (Jena 1858); Reil, «Geschichte des jenaischen Studentenlebens» (Vp. 1858).

Der Ort ist auch geschichtlich bemerklich durch die verhängnisvolle Schlacht bei Jena 14. Okt. 1806. Der Oberfeldherr des preuß.-sächs. Heeres, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, welcher den linken Flügel seiner nördlich des Thüringerwaldes genommenen Aufstellung von Napoleon auf dem rechten Ufer der Saale umgangen sah, entschloß sich, die Saale zu überschreiten. Das Korps des Fürsten Hohenlohe, 40000 Mann (Preußen und Sachsen), sollte bei J. diesen Manöverplan beden, erhielt aber strengen Befehl, kein Gefecht zu veranlassen. General Rüchel, der mit 27000 Mann bei Eisenach gestanden, rückte in die von der Hauptarmee verlassene Stellung bei Weimar. Den 13. Okt. setzte sich der Oberfeldherr in Bewegung, rückte am 14. Okt. bei Auerstädt (f. d.) auf Dornburg und wurde geschlagen. Napoleon hatte am 13. das 4. Korps (Soult), die Reservecavallerie und die Garden auf J. marschieren lassen. J. wurde von den preuß. Vortruppen unter Tauentzien geräumt, und die Franzosen fanden den Landgrafenberg, die wichtigste, alle Wege beherrschende Höhe, unbesetzt. Sogleich wurden alle auf die Hochfläche führenden Schluchten für das Geschütz brauchbar gemacht, das 3. Korps (Lannes) rückte in der Dunkelheit hinauf, den Landgrafenberg besetzten die Garden, in deren Mitte der Kaiser bivouakierte. Die übrigen Korps waren im Anmarsch. Am 14. morgens 6 Uhr gab Napoleon den Befehl zum Angriff, den ein dicker Nebel begünstigte. Tauentzien hielt sich in Alos und Ageroda bis 8½ Uhr, dann erhielt er vom Fürsten Hohenlohe, der noch immer an keine Schlacht glaubte, den Befehl, in die Stellung bei Klein-Romerstädt zurückzugehen, wo dessen Hauptmacht aufmarschierte. Die Franzosen hatten dadurch Raum zur weiteren Entfaltung gewonnen. Das 7. Korps (Mayer) kam aus dem Mühlthale herauf, auch das 4. (Soult) rückte allmählich in die Linie ein. Bei Vierzahnbeiligen entspann sich ein erster Kampf, der anfangs für die Preußen günstig verlief. Inzwischen gewann Napoleon Zeit, seine ganze Macht (ungefähr 100000 Mann) zu entwickeln und ordnete den allgemeinen Angriff an. Eine Division, aus dem Jägerbataillon Forst vortretend, trennte die Verbindung der Sachsen, welche die Schneide besetzt hatten, mit den Preußen; gegen den linken Flügel ging Soult mit zwei großen Angriffsmassen vor, Lannes und Ney gegen Vierzahnbeiligen. Hohenlohe konnte sich noch immer nicht zum Rückzuge entschließen, da brach endlich die Standhaftigkeit der erschöpften Truppen. Sie gingen an zu weichen, und da sie sich von beiden Seiten ansehn sahen und immer frische franz. Bataillone einrückten, so löste sich der Rückzug in Flucht auf. Gegen 2 Uhr nachmittags traf General Rüchel mit seinem Korps ein und griff sofort an, um die Schlacht wiederherzustellen; doch nach kurzem Gefecht wurde auch er geschlagen und sein Korps in die allgemeine Auflösung verwickelt. Die Trümmer des preuß.-sächs. Heeres gingen größtenteils nach Erfurt zurück; doch nur einzelne Abteilungen, so namentlich das sächs. Grenadierbataillon Windel, führten ihren Rückzug in guter Ordnung aus. So war an einem und demselben Tage das verbündete Heer in zwei Schlachten geschlagen, und es folgten nun die schmachvollen Kapitulationen der meisten Festungen; das Hohenlohesche Korps predte bei Prenzlau die Waffen. Die Schlachten bei J. und Auerstädt waren entscheidend für den ganzen Krieg. Vgl.

Kloppfleisch, „Die Schlacht bei J.“ (Jena 1862); **Mahltag**, „Darstellung der Schlacht bei J. und des Treffens bei Auerstädt“ (Weim. 1807); **Höpfner**, „Der Krieg von 1806 und 1807“ (4 Bde., Berl. 1849; 2. Aufl. 1855).

Jeni (türk.), neu, kommt in zusammengesetzten Orts- u. f. w. Namen häufig vor.

Jenikale, Stadt auf der Halbinsel Krim, f. Kertsch.

Jenil oder **Genil** (Singular), Fluß in Andalusien, im südl. Spanien, entspringt in der Sierra Nevada, am Fuße des 3470 m hohen Picacho de Veleta, im Círculo del Corral de Veleta, in 2859 m Höhe wunderbar klar und smaragdgrün aus dem Genilgletscher, ergießt sich reichend hinab in das Becken von Granada, bewässert dann mittels mehrerer aus der Maurenzeit stammender Kanäle die berühmte Vega von Granada und ergießt sich bei Palma del Rio in den Guadalquivir. Er ist 220 km lang und weber schiffbar noch flößbar.

Jenischeher, Stadt in Tessalien, f. Parisa.

Jenische Sprache, s. wie Kachemir-Lösch (Kachemirsprache), f. unter K o t w e l s c h.

Jenissei, der längste der sibir., dem nördl. Eismeer zugehenden Kiesenflüsse, welcher der Länge nach das russ. Gouvernement Jenissei (f. d.) durchfließt, entspringt unter dem Namen Kem auf dem chinef. Gebiete westlich von dem großen See Kossogol, von welchem ihn das Abhanggebirge trennt. Der Strom fließt unter dem Namen Chua-Kema durch den See Dobja-Nor zwischen dem Lannu-Ola- und dem Sajanischen Gebirge gegen W., zuletzt unter dem Namen Da-Kem oder Großer Kem, wendet sich aber plötzlich nach N., durchbricht mit Wasserfällen und Stromschnellen das Sajamische Gebirge, tritt auf das russ. Gebiet, nimmt unweit Minusinsk links den Abalan auf und verläßt unterhalb Krasnojarsk das Bergland. In der Ebene nimmt er viele Nebenflüsse auf, namentlich rechts die Angara (f. d.), die Podlamennaja (Steinige) und die Nishnaja (Untere) Tungusta, und mündet nahe dem Mündungsgeßel des Ob in einem 880 km langen, 15—70 km breiten und überaus fischreichen Altuar, welches als Jenisseibufen oder Liman der 70 Inseln bezeichnet wird und alljährlich bis zum Juni, oft das ganze Jahr hindurch mit Eis verstopft ist. Die Länge des J. beträgt 5610 km, sein Stromgebiet, in welches mittels der Angara das riesige Becken des Baitalsee (f. d.) mit der Selenga gegossen wird, 2698000 qkm. Seine Breite ist sehr verschieden, seine Tiefe fast überall bedeutend. Die Ufer sind meist auf der rechten Seite höher als auf der linken, meistens sehr malerisch und mit Wald bedeckt. Die Jahrbarkeit beginnt schon bei Minusinsk, wird aber weiterhin zwischen Krasnojarsk und Jenissei durch Stromschnellen gehemmt. Die südlichste Stadt am J. ist Minusinsk (53° 42' nördl. Br.), die nördlichste Turuchansk (65° 55' nördl. Br.), die letzte Winterwohnung Krestowst rechts am Simon (etwa 72° nördl. Br.). Innerhalb dieser ungeheuern Etrede liegen, außer Krasnojarsk, Jenissei und Turuchansk, nur 3 Klöster und 133 kleinere Ansiedelungen am Strom. Unter dem 66° nördl. Br. ist der J. 162 Tage, unter dem 66° 24' Tage, unter 70° 5' 252 Tage und unter dem 72° 296 Tage mit Eis bedeckt.

Jenissei, eins der beiden großen Gouvernements Ostsibiriens, zu beiden Seiten des Jenissei (f. d.) von der chinef. Grenze bis zum Polarmeere

ausgebreitet, zerfällt in die sechs Kreise Krasnojarsk, J., Achinsk, Kansk, Minusinsk und Turuchansk. Auf seinem ungeheuern Areal von 2571428 qkm zählt es nur (1880) 428517 E., im Norden hauptsächlich aus Juralen, einem samojed. Stamme, und Jakuten, im Süden aus Ostialen, Tungusen und Tataren bestehend. Das Land ist meist eine wüste Ebene, indem die Bodennatur der Jenisseischen Steppe, die bis zur Lena hinüberreicht, die vielen Moräste und die arktische Kälte der mittlern und nördlichen Landstriche dieses Gouvernements fast allen Anbau hindern. Der südl. Teil ist sehr gebirgig; das Sajanische Gebirge, welches mit dem Altai in Verbindung steht, bildet die Grenze zwischen Rußland und China und ist reich an Gold, Silber, Eisen u. f. w. Im Süden, an der Grenze Chinas, kommen Gemälte und einzelne Strauchfrüchte gut fort; namentlich gedeiht auch hier die Chmel, 1,5 bis 2 kg schwere Wurzel. Fischfang in den großen Strömen und in vielen wasserreichen Seen und Jagd sind die Hauptbeschäftigungen der Einwohner. Der Viehzucht und die Viehhaltung bieten die Hauptnahrungsmittel dar. Die Haupthandelsplätze sind Krasnojarsk, J. und Turuchansk; besonders bildet die Stadt J. jährlich auf einige Wochen durch ihre große Messe im August den Sammelplatz fast aller Bewohner des großen Steppenlandes. Die Hauptstadt des Landes ist Krasnojarsk (f. d.); die Stadt Jenissei, die dem Gouvernements den Namen gegeben, zählt (1882) 7181 E. In diesem Gouvernement, im äußersten Norden, auf der sog. Samojedenhalbinsel, die durch die tief einschneidenden Jenisei- und Chotangagolfe gebildet wird, befindet sich zugleich der nördlichste Felsenvorsprung des asiat. Kontinents, das Kap Ischeluski (Nordkap) genannt, unter 77° 56' nördl. Br. Durch den Laimurbien ist das Kap von dem westlichen Kap Laimur getrennt, welches nicht viel südlicher liegt.

Jenkinson, engl. Familie, f. u. Liverpool.

Jenner, f. Januar.

Jenner (Edward), der erste Entdecker der Schutzkraft der Kuhpocken gegen Menschenblattern (f. unter Impfung, S. 561), geb. 17. Mai 1749 als Sohn eines Geistlichen zu Berkeley in der engl. Grafschaft Gloucester, lernte anfangs bei einem Wundarzt in Sudbury bei Bristol und setzte seit 1770 seine chirurgischen Studien namentlich unter seinem Landsmann John Hunter in London fort. Nachher ließ er sich in seinem Geburtsort als Wundarzt nieder, wo er neben seiner Praxis sich viel mit naturhistor. Studien beschäftigte. Auf die Schutzkraft der in seiner Gegend öfters herrschenden Kuhpocken (beim Rindvieh) gegen die Menschenblattern schon früher durch die Äußerung einer Bäuerin aufmerksam gemacht, versuchte er diesen Gegenstand seit 1775 und kam auch durch unermüdete Ausdauer 1788 so weit, daß er mit sich selbst über das Verhältnis der Kuhpocke zur Menschenpocke einig wurde. Eine abermalige ausbrechende Kuhpockenepidemie gab ihm Gelegenheit, seine Entdeckung praktisch anzuwenden. Am 14. Mai 1796 impfte er zum ersten mal einem achtjährigen Knaben, James Phipps, die Kuhpocken von der Hand einer Melkerin, Sarah Nelmes, ein und erzielte das Resultat, daß die demselben später eingeimpften Menschenblattern ohne alle Wirkung blieben. Er machte seine Entdeckung in der Schrift „An inquiry into the causes and effects of the

Variolae vaccinae (Lond. 1798, mit Abbild., deutsch von Ballhorn, Hannov. 1799) bekannt, wodurch Re bald Anerkennung in reichem Maße erhielt und sich schnell über ganz Europa und Amerika verbreitete. Seine Freunde bildeten zur Verbreitung der neuen Entdeckung die Royal-Jennerian-Society, deren Präsident er selbst wurde. Dem James Bhipps baute J. aus Dankbarkeit ein Haus und pflanzte eigenhändig Rosen in dessen Garten. Seine letzten Lebensjahre verlebte er teils in Cheltenham, teils in Berkeley, wo er 26. Jan. 1823 starb. Seine weitern Beobachtungen über den Gegenstand seiner hauptsächlichsten Forschungen teilte J. in einer Reihe von Schriften mit, die jedoch gegenwärtig selbst in England zu den Seltenheiten gehören. Das engl. Volk ehrte J.s Verdienste im J. 1802 durch eine Nationalbelohnung von 10000 Pfd. St., im J. 1807 durch eine zweite von 20000 Pfd. St. und im J. 1857 durch die Errichtung einer Statue im Trafalgar-Square zu London. Vgl. Baron, *«Life and correspondence of J.»* (Lond. 1827; 2 Bde., 1838; 2. Aufl., Lond. 1850); Choulant, *«Edward J., Biographie und Charakteristik»* (Lpz. 1829); Burggrave, *«Monument à Edouard J. ou histoire générale de la vaccine»* (Brassl. 1875).

Jenny, eine in den J. 1763–67 in England von James Hargreaves erfundene und von ihm nach seiner Tochter benannte Spinnmaschine, die ursprünglich zur Verarbeitung von Baumwolle bestimmt war, jetzt aber für diesen Zweck durch die verbesserte Mulemaschine (Selfactor) vollständig verdrängt ist und nur noch in der Streichgarnspinnerei sowie als Zwirnmachine benutzt wird.

Jenotsejewsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Astrachan, nordwestlich von Astrachan, an einem Arm der Wolga und an der großen Straße nach Moskau gelegen, mit (1882) 2510 Q., hat Thranfabriken, Fischfang und Schifffahrt.

Jensen (Adolf), Komponist, geb. in Königsberg 12. Jan. 1837, hat sich größtenteils autodidaktisch zum Musiker gebildet, machte sich besonders durch die Komposition einstimmiger Lieder mit Klavierbegleitung einen Namen, mußte aber seiner schwachen Gesundheit wegen auf eine Wirkksamkeit im praktischen Leben größtenteils verzichten und starb bereits 23. Jan. 1879 in Baden-Baden. Seine *«Lieder»* bezeichnen einen selbständigen Weg in Schumanns Weise. Außer denselben hat J. besonders noch Klaviermusik geschrieben.

Jensen (Jens Arnold Diedrich), dän. Marineoffizier und Reisender, geb. 24. Juli 1849 zu Hensburg, bekannt durch seine Forschungsreisen in Grönland; er begleitete 1877 die Expedition des Geologen Steenstrup, leitete 1878 eine eigene Expedition zur Erforschung der südl. Distrikte und besuchte 1879 mit Kornerup den noch wenig bekannten Küstenstrich zwischen Holsteinborg und Egedesminde.

Jensen (Wilh.), deutscher Romanschriftsteller, geb. 15. Febr. 1837 zu Heiligenhafen in Holstein, auf den Gymnasien zu Kiel und Lübeck gebildet, studierte in Kiel, Würzburg und Breslau Medizin, zog später nach München, 1865 nach Stuttgart. Er war seit 1868 Redakteur der *«Schwäbischen Volkszeitung»*, 1869 der *«Norddeutschen Zeitung»* in Hensburg; 1872 zog er nach Kiel, später nach Freiburg i. Br. Zu seinen vorzüglichsten Romanen gehören der historische aus dem Dreißigjährigen Krieg *«Wittstock»* (1871), *«Hirnanas»* (4 Bde., Bresl. 1877), *«Die Namenlosen»* (3 Bde., Schwerin 1873), *«Sonne*

und Schatten» (2 Bde., Berl. 1873), *«Nach hundert Jahren»* (4 Bde., Schwerin 1873), *«Hut und Eber»* (Mittau 1877), *«Um den Kaiserstuhl»* (2 Bde., Berl. 1878), *«Fragmente»* (2 Bde., Bresl. 1878), *«Nach Sonnenuntergang»* (2 Bde., Berl. 1879), *«Das Pfarrhaus von Gernbrook»* (2 Bde., Stuttg. 1879), *«Vom Heiligen Römischen Reich deutscher Nation»* (3 Bde., Berl. 1882), der histor. Roman *«Bertram Welten»* (2 Bde., Bresl. 1883), *«Metamorphosen»* (Bresl. 1883), *«Der Teufel in Schiltach»* (Bresl. 1883), *«Vom alten Stamm»* (3 Bde., Berl. 1884). Von seinen Novellen sind zu nennen: *«Ragier Limothaus»* (Schlesw. 1866), *«Novellen»* (Schlesw. 1868), *«Neue Novellen»* (Stuttg. 1869), *«Die braune Erica»* (Berl. 1868; 3. Aufl. 1878), *«Im Pfarrdorf»* (Berl. 1868; 2. Aufl. 1875), *«Unter heißer Sonne»* (Braunsch. 1869), *«Eddys»* (Berl. 1872), *«Nordlicht»* (3 Bde., Berl. 1872), *«Drei Sonnen»* (3 Bde., Schwerin 1873), *«Aus dem 16. Jahrh.»* (Erfeld 1877), *«Lara von Schweden»* (2. Aufl., Berl. 1882), *«Aus kaiserlicher Zeit»* (Erf. 1–3, Berl. 1881–84), *«Über die Wolken»*, *«Die Pfeiler vom Dusenbach»*. In poetischer Form schrieb er: *«Gedichte»* (Stuttg. 1869; 2. Aufl., Berl. 1872), *«Lieder aus Frankreich»* (Berl. 1870; 2. Aufl. 1873), das epische Gedicht *«Die Insel»* (Berl. 1874; 2. Aufl. 1878), *«Holwegtraum, ein Sommerabendgedicht»* (Stuttg. 1879), *«Um meines Lebens Ritt»*, *«Stimmen des Lebens»* (1881); ferner die Tragödien *«Dido»* (Berl. 1870), *«Juana von Kastilien»* (Berl. 1872), *«Der Kampf fürs Reich»* (Freiburg 1884). J.s Produktionslust kommt eine außerordentlich bewegliche Phantasie zu Hilfe, die ihren Stoff bisweilen in recht phantastische Formen kleidet; anzuregen, zu erschüttern weiß er wie wenige.

Jenssch (Friedr.), Architekturmaler, geb. zu Schwerin 13. Juli 1815, besuchte die Berliner und Münchener Akademie. Von einer ital. Reise datiert ein Gemälde des Forums in Rom (1856). In meisten seiner übrigen Arbeiten entstanden in Deutschland und haben auch heimatische Bauinschriften und Landschaften zum Gegenstande, die der Künstler stets charakteristisch wiederzugeben verstand. Eine seiner bekanntesten Bilder ist die Ansicht des schwed. Schlosses, effectvoll ferner Ruine Heidelberg, Treppenhalle im württemberg. Schloß, der Ausgang zu Stringaden, Dom in Sktrow u. s. m.

Jenssch (Karl Alfred), Geolog, geb. 29. März 1860 zu Dresden, studierte auf dem Polytechnikum daselbst und auf der Universität zu Leipzig Mathematik und Naturwissenschaften und wurde 1875 Geolog der Physikalisch-Oekonomischen Gesellschaft zu Königsberg und Vorstand des Provinzialmuseums daselbst; nach habilitierte er sich an der dortigen Universität. Er veröffentlichte: *«Die geologisch-mineralogische Literatur Sachsens»* (Dresd. 1874), *«Bericht über die geolog. Durchforschung der Provinz Preußen»* (3 Bde., Königsb. 1877–78), *«Die Moore der Provinz Preußen»* (Königsb. 1878), *«Die Zusammenfassung des altpreuss. Bodens»* (Königsb. 1879), *«Berichte über die geolog. Durchforschung des norddeutschen Flachlands»* (Bd. 1, Königsb. 1881).

Jephtha, nach der hebr. Tradition einer der sog. Richter in Israel, ein natürlicher Sohn Gileads, wurde von seinen Halbbrüdern aus dem väterlichen Hause vertrieben und wendete sich nach dem Lande Tob, jenseit des Jordan, wo er bald als Anführer einer Freireitergasse sich großen Ruf erwarb.

Daher riefen ihn seine Landsleute, die Sileabiter, als sie von den benachbarten Ammonitern bedrängt wurden, zu Hilfe und stellten ihn an die Spitze ihres Heers. Ehe er jedoch zu Felde zog, that er das Gelübde, wenn Jahve ihm den Sieg verleihe, ihm das zu opfern, was ihm bei seiner Heimkehr zuerst begegnen würde. Dies war aber seine einzige Tochter, die er getreu seinem Worte zum Opfer darbrachte. Nachdem er Israel von äußern Feinden befreit, richtete er über dasselbe sechs Jahre lang. Die Erzählung stammt aus sehr alter Zeit, in welcher Menschenopfer bei den Israeliten noch nichts Ungewöhnliches waren.

Jepisan, Kreisstadt im russ. Gouvernement Tula, am linken Ufer des Don, 94 km südöstlich von Tula, mit (1882) 4697 E., hat Talg- und Wachs- und Schmelzereien und unbedeutenden Handel.

Jequirity-ophthalmia ist eine eigentümliche Augenentzündung, welche entsteht, wenn die Augenlider an ihrer Innen- oder Außenfläche mit dem Körnerausfluß von *Abrus precatorius* (Jequirity) benetzt werden. Sie betrifft hauptsächlich die Bindehaut der Lider und des Augapfels und ähnelt am meisten der trüppösen Bindehautentzündung. In neuerer Zeit ruft man diese Krankheit absichtlich hervor, um mittelst derselben veraltete Fälle von ägyptischer Augenkrankheit zur Verheilung zu bringen.

Jezábél (spr. Jershabel, Franz), tschech. Schriftsteller und Dichter, geb. 26. Jan. 1836 in Lobositz, studierte in Leitmeritz Theologie und in Prag klassische Philologie, und wirkte darselbst als Professor an einer Lehranstalt. Er trat zuerst als Lyriker auf, ging aber dann zum Drama über. Sein populärstes Stück ist das Lustspiel »Sluzebník svého pana« (»Der Diener seines Herrn«, 1871), dem sich »Die Wege der öffentlichen Meinung« (1865), »Das Lustspiel« (1861) und die histor. Tragödie aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges »Der Sohn des Menschen« (1878), alle drei ebenfalls in tschech. Sprache, anschließen. Auch hat sich J. als Publizist verdient gemacht und ist Mitglied des böhm. Landtages und des österr. Reichsrats.

Jerapetra, Ortschaft an der Südküste der Insel Cambia (s. d.).

Jeremiade, Klagelied, Jammerklage (nach den **Jeremias**, ein hebr. Prophet, der zweite unter den sog. Großen Propheten, dessen Weissagungen im Kanon des Alten Testaments erhalten sind, war der Sohn eines Priesters Hilkia und zu Anathoth geboren. Noch im Jünglingsalter, im 13. Jahre der Regierung des Königs Josias, 629 v. Chr., trat er zu Jerusalem als Prophet auf. Seine mit der verhängnisvollen polit. Lage der Dinge nur allzu sehr übereinstimmenden Unglücksweissagungen brachten König und Volk gegen ihn auf. Als er zu widerstandsloser Unterwerfung unter die Babylonier mahnte, widerlegte das Jerusalem dem Schicksale gänzlichen Unterganges nicht entinnen werden, ward er als Landesverräter verfolgt und mißhandelt. Der König Zedekias ließ ihn ins Gefängnis setzen, aus welchem nach der Zerstörung Jerusalems Nebuladnezar ihn befreite (588 v. Chr.). Der König von Babylon gestattete ihm auch, zu Mizpa in Judäa zu bleiben, von wo er später von den zurückgebliebenen Juden gezwungen wurde, mit ihnen nach Ägypten auszuwandern. Hier geht seine Spur verloren. Die spätere Sage verlegt sein Grab nach Kairo; nach den Berichten des Hieronymus und Tertullianus wurde er zu Tode ge-

reinigt. Die spätere Legende knüpft mancherlei Erzählungen und Hoffnungen an seinen Namen. J. Weissagungen wurden durch seinen Schreiber Baruch aufgezeichnet. Derselben sind in der gegenwärtigen Gestalt wohl mehrfach überarbeitet und mit spätern Zusätzen versehen, im ganzen aber von unzweifelhafter Echtheit. Eine alte Überlieferung schreibt ihm auch die »Klagelieder Jeremia« zu (metrisch überliefert von Kiebler, Erlangen 1814), Elegien über die Verwüstung Jerusalems, welche zu den schönsten Erzeugnissen der hebr. Poesie gehören. Kommentare über den J. lieferten Sigis (Epj. 1841; 2. Aufl. 1866) und Umbreit (Heidelberg 1843).

Jeremias, genannt der Priester von Bulgarien, wahrscheinlich identisch mit Bogumil, dem angeblichen Begründer der Sekte der Bogomilen (s. d.), lebte um Mitte des 10. Jahrh. n. Chr. Denselben werden eine Reihe im Volke sehr beliebter, aber von der Kirche als lehrerlich verurtheilter und verfolgter Bücher der altsbulgar. Literatur (die sog. Lagenbücher) zugeschrieben, die dann auch in die serb. und russ. Literatur übergingen. Es sind dies apokryphe Erzählungen des Alten und Neuen Testaments, oft sehr poetischen Inhalts, aber der kirchlichen Auffassung nicht entsprechend, und phantastische Krankheitsbeschreibungen. In den letztern liegen wohl Volkstraditionen vor, die J. aufgezeichnet und in Umlauf gebracht hat; in den Erzählungen sind zum Teil Überlegungen aus dem Griechischen oder Lateinischen nachgewiesen.

Jeremias Wothelf (Pseudonym), s. Wigijs (Albert).

Jeremie, Stadt in der westind. Republik Haiti, 190 km westlich von Port-au-Prince, an der Nordküste der großen süd. Halbinsel und an der Mündung des Großen Flusses, mit etwa 5000 E. Der Hafen bietet keinen Schutz gegen die Nordwinde und wird nur wenig besucht.

Jeréz de la Frontera, s. Xeres de la Frontera.

Jerichau (Jers Abolf), vorzüglicher Bildhauer, geb. 17. April 1816 in Altsen auf Jänen, kam im Alter von 14 J. zu einem Maler in Odense in die Lehre, entwich aber im zweiten Lehrjahre nach Kopenhagen.

Hier wurde er Zögling der Academie, wandte sich der Bildnerei zu und ging 1839 nach Rom, wo er sich kurze Zeit des Unterrichts von Thorwaldsen erfreute. Sein erstes bedeutendes Werk war ein Relief zu einem Friesen im königl. Schlosse zu Christiansborg bei Kopenhagen, die Geburt Alexanders mit der Kobra darstellend. Im J. 1846 vollendete er eine kolossale Gruppe: Hercules und Debe, in der er bei einer strengen Achtung nach der Antike einen klaren Sinn für Schönheit und Fähigkeit zu einem großartigen Stile bethätigte. Eine andere Gruppe stellt einen Jäger dar, der von einem Panther, dessen Junge er genommen, angefallen wird. Für den Senator Abendroth in Hamburg arbeitete er dann eine Venus in Marmor und für die Prinzessin Albrecht von Preußen einen kolossalen Christus in Marmor. Hierauf fertigte er die Gruppe Adam und Eva nach dem Sandensalle (der Prinzessin von Wales gehörig). Im J. 1849 ging er nach Kopenhagen zurück und erhielt hier die Anstellung als Professor bei der Academie, deren Direktor er später ward. Zu seinen neuern Arbeiten gehören: die Engel des Todes und der Auferstehung; eine schlafende Schnitterin unter Blumen; badende Mädchen;

ein Sklavenpaar in Ketten; die kolossale Statue des Königs David, Gegenstück von der Moses-Statue Wißens vor der Frauenkirche; ein auferstandener Christus; Mädchen mit Lauben, andere mit Köpfen u. s. w. Eine bedeutende Schöpfung ist das geistreich erfundene Kolossalporträt Derffelds. Er starb 25. Juli 1883 in Kopenhagen.

Jerichau-Baumanna (Elisabeth), Gattin des vorigen, bekannt als Valerin, ward 21. Nov. 1819 in Warschau geboren und erhielt ihre künstlerische Ausbildung in Düsseldorf. Nachdem sie mit einigen Wibern aus dem poln. Volksleben Aufmerksamkeit erregt, ging sie 1845 nach Rom und machte das dortige Volksleben zum Gegenstande ihrer Darstellungen. Ihre Auffassungs- und Darstellungsweise ist vorherrschend energisch, nicht selten, besonders in historischen Stoffen, düster; doch weiß die Künstlerin auch den jarten Gehalt ihrer Aufgaben, wie z. B. das Wechselverhältnis zwischen Mutter und Kind, mit Innigkeit zur Darstellung zu bringen. Später schilderte sie das nordische Volks- und Bauernleben mit Erfolg, wie ihr Hauptbild, die Strandungsscene am Ufer von Jütland, beweist. Sie starb 11. Juli 1881 in Kopenhagen.

Jericho, einst eine der blüheubigsten Städte Palästinas, 9 km westlich vom Jordan, 21 km nordöstlich von Jerusalem, von diesem durch eine öde, felsige Gegend getrennt, wurde im Westen von hohen Kalksteinbergen begrenzt und lag in der wohlbewässerten, fruchtbaren, an Palmen, Rosen (Oleander), Balsam und Honig reichen Jordanebene (Öhór). Die Stadt war von Nordosten her der Schlüssel zum Lande, wurde deshalb von den Israeliten bei der Eroberung Kanaans unter Josua zuerst angegriffen und nach sieben tägiger Belagerung erobert und geschleift. Später wurde sie vom König Abab besetzt; auch scheint sie nachher der Sitz einer Prophetenschule gewesen und im Makkabäerkrieg vom Syrer Bacchides abermals besetzt worden zu sein. Herodes d. Gr., der hier residierte und starb, verschönerte sie; unter Vespasian wurde sie wieder zerstört, unter Hadrian von neuem aufgebaut. Im Zeitalter der Kreuzzüge traf sie wiederholt das Schicksal der Verwüstung und endlich gänzliche Zerstörung. Ein ärmliches Dorf, Er-Riha, bewahrt noch ihren Namen, hat aber keine Ruinen aufzuweisen. Vielmehr scheinen die 2 km nordwestlich, nahe südlich von Ain-es-Sultan oder dem Elisabrunnen befindlichen Ruinen, namentlich auch ein Aquädukt, die Überbleibsel J. zu sein.

Jericho-Rose, s. unter Anastatica und Asteriscus.

Jerichow, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Jerichow II, 3 km von der westl. Abseite, 10 km südlich von Schönbäumen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 1841 G., welche fast ausschließlich Ackerbau und Viehzucht treiben. Die Stadt ist wend. Ursprungs. — Der Burg J. geschieht urkundlich zuerst 937 Erwähnung; 1144 wurde in J. ein Prämonstratenser-, nachheriges Cisterciensermönchskloster gestiftet, deren Kirche im roman. Baustil durch Friedrich Wilhelm IV. renoviert wurde.

Der Kreis Jerichow I zählt auf 1281 qkm (1880) 69039 meist prot. G.; Kreisstadt ist Burg. — Der Kreis Jerichow II hat 1379 qkm mit 54697 meist prot. G. und hat zur Hauptstadt Genthin.

Jerma oder German Timosejew, der Eroberer Sibiriens, war in der zweiten Hälfte des

16. Jahrh. Ataman der Donischen Kosaken und ward infolge seiner Räuberthaten vom Zaren Iwan dem Grausamen geschlagen und getödtet. Darauf begab er sich auf Einladung der russ. Kaufleute Stroganow, die im Ural große Salzwerke hatten, aber durch die Einfälle der sibir. Völker belästigt wurden, mit 500 Genossen dahin. J. rüdte zu Schiff auf den Flüssen Tschusowaia, Tagil und Tura nach Osten vor und schlug zuerst die Bogulen. Dann zog er gegen den Chan Kutichum und nahm 25. Okt. 1581 dessen Residenz Isler oder Sibir ein, worauf sich alle Völker bis zum Irtysch teils freiwillig, teils durch Waffengewalt unterwarfen. Das so eroberte Land schenkte J. dem Zaren Iwan, der ihn infolge dessen nicht nur begnadigte, sondern auch reich beschenkte und zum Fürsten von Sibirien machte. Die Kämpfe mit Kutichum erneuerten sich 1584, und J. selbst erkrankte 5. Sept. 1584, vom Feinde überfallen, im Irtysch dort, wo der Wagaj in denselben mündet. J.s Thaten gingen ins russische Volkslied über. Chomjatow schrieb ein Drama »Jerma« (Moskau 1832) und in Tolstolsk ist J. ein Denkmal errichtet worden. Eine Monographie über J. findet sich in Kostomarows »Russkaja istorija v izmopomnijnach« (»Russ. Geschichte in Biographien«, 2. Aufl., Bd. 1, Petersb. 1880).

Jermslow (Alexei Petrowitsch), russ. Feldherr und Staatsmann, geb. zu Moskau 4. Juni 1771, aus einer verarmten Adelsfamilie, diente mit Auszeichnung in Polen, bei der österr. Armee in Italien und 1796 im Kaukasus. Unter Paul verabschiedet und nach Kostroma verwiesen, trat er nach der Thronbesteigung Alexanders I. wieder in Militär. dienste, wohnte den Feldzügen von 1805 und 1806 sowie 1812—13 bei und befehligte 1815 das 2. Armeekorps des russ. Heers, das unter Barclay de Tolly in Frankreich einrückte. Er wurde 1817 Generalgouverneur der transkauk. Provinzen und Oberbefehlshaber des kauk. Heers. Zugleich war er als außerordentlicher Volschafter an den pers. Hof, um dem brit. Einflusse daselbst entgegenzuwirken. Nach der Rückkehr in sein Vaterland war er eifrig bemüht, russ. Handelsunternehmen zu befördern und deutsche Kolonien zu gründen. Er rüdte nach mehrjährigen Kämpfen das räuberische Bergvolk der Tschetschenen, vertrieb den treulosen Amalat Beg und schlug 1826 den Angriff der Perser zurück, welche unter Abbas Mirza den Frieden gebrochen hatten, fiel jedoch 1827 trotz dieser Erfolge bei Kaiser Nikolau in Ungnade, worauf General Paskevitsch den Oberbefehl der Armee gegen Persien übernahm. Seitdem lebte J. zurückgezogen in Moskau; beschäftigte sich mit Schriftstellerei und ward 1831 zum Mitgliede des Reichsrats erhoben. Er starb zu Moskau 23. April 1861. Anjüge aus seinen Memoiren sind von Bogobin (Mosk. 1863) und seine Aufzeichnungen über den Feldzug von 1812 von seinem Sohne (Mosk. 1863) herausgegeben worden.

Jerobeam ist der Name zweier Könige des Reiches Israel:

Jerobeam I., nach gewöhnlicher Zeitrechnung 976—954 v. Chr., war der Sohn Nebaths aus dem Stamme Ephraim und wurde nach bei Lebzeiten Salomos, in dessen Diensten er stand, von dem an der Spitze der Wüßvergnügten stehenden Propheten Abia als künftiger Beherrscher der 10 Stämme bezeichnet, mußte aber deshalb nach Ägypten fliehen. Als indes nach Salomos Tode der alte Abnerwille

der Ephraimiten gegen die Vormacht von Juda und die Davidische Dynastie durch die Unklugheit König Rehabeams zum offenen Aufstand gereizt ward und die meisten übrigen Stämme zum Abfall mitfort, wurde J. zum König des Reichs Israel (oder Ephraim) gewählt. J. besetzte Sichem und Pnuel und wählte ersteres zu seiner Residenz, die er jedoch später nach Thirza verlegte. Die Losrennung der größten Reichshälfte von dem Reiche Juda ist natürlich von der spätern theokratischen Geschichtsschreibung als eine arge Frevelthat, die Errichtung von Stierbildern Jahves zu Dan und Bethel als eine Verunreinigung der wahren Religion durch heidnischen Wesen aufgefaßt und verurteilt worden.

Jerobeam II., 825—784 v. Chr., war der Sohn und Nachfolger des Joas. Er war einer der wenigen tüchtigen Fürsten des nördl. Reichs, unter dem sich dasselbe zu einer freilich nur vorübergehenden Blüte erhob. Wie er im Kampfe gegen die Monbiter die Grenzen des Reichs nicht bloß behauptete, sondern noch erweiterte, so machte er sich auch die beiden Syrien (Damascus und Hamath) zu Verbündeten und begründete auch im Innern Ordnung und Wohlstand. An dem Stierdienste Jahves hielt er, wie alle der Nationalregierung treuen Könige in Israel, ebenfalls fest, und Verehrung Baals und der Altäre blühte unter und nach ihm fort, daher ihm die Propheten Amos und Hosea den Untergang seines Staats durch die Ägypter verkündigten.

Jerôme (frz.), Hieronymus.

Jerôme (König von Neuchâtel), s. Bonaparte (Hieronymus). — Der Sohn desselben, Napoleon Joseph, wird irrthümlich bisweilen auch als J. bezeichnet, s. Napoleon (Joseph Charles Paul).

Jerusalem (Nikolaus von), verfaßte um 1835 als Kaplan des Hofmeisters des Deutschen Ordens die »Kronike von Pruzinslant«, in der hauptsächlich eine gereimte Übersetzung der lat. Ordenschronik des Peter von Dusburg mit wenigen Zusätzen und nur sprachlich von Wert. Sie ist am besten von G. Streblle herausgegeben in »Scriptores rerum Prussicarum« (Bd. 1, Pp. 1861).

Jerrold (Douglas William), engl. Humorist und Dramatiker, geb. 8. Jan. 1803 in London, diente erst an Bord eines Kriegsschiffs, widmete sich aber bald zu London der Schriftstellerei. Sein nautisches Drama »Black-eyed Susan« (1823) eroberte ihm die Gunst des Publikums, in der er sich durch »The rent day«, ein meisterhaftes Bild aus dem täglichen Leben, befähigte. In schneller Folge veröffentlichte jetzt J. Lustspiele, Schwänke und melodramatische Stücke. Als das Witzblatt »Punch« gegründet wurde, nahm J. an der Redaction desselben teil und trug nicht wenig zu dessen Erfolgen bei. Seine »Caudle lectures« und die »Story of a feather« erschienen zuerst im »Punch«. Außerdem übernahm er die Redaction des »Illustrated Magazine«, in welchem »The chronicles of Loverbrook«, eins seiner besten Werke (gesammelt Lond. 1846), veröffentlicht wurden. Nach Eingehen dieses Blattes begann er ein anderes: »Douglas Jerrold's Shilling Magazine«, für welches er unter anderm die Erzählung »St. Giles and St. James« schrieb. Auch seine »Men of character« (3 Bde., Lond. 1838) und »Punch's letters to his son« (Lond. 1843) wurden zuerst in Zeitschriften mitgeteilt. Von seinen Städten haben mehrere, wie »Time works wonders«, »Bubbles of the day« und »Retired from business« (1851), einen bleibenden Wert.

Seit 1852 war er auch Herausgeber der polit. Zeitung »Lloyd's Weekly London Newspaper«. Er starb zu London 8. Juni 1857. Seine »Life and remains« veröffentlichte sein Sohn (Lond. 1858; 2. Aufl. 1869). Eine unvollständige Sammlung seiner Werke erschien zu Philadelphia (5 Bde., 1869).

Sein Sohn, William Blanchard J., wurde geb. 1826 in London. Von seinen Lustspielen und Vollen hatten besonders »As cool as a cucumber« (1850) und »The chatterbox« (1859) Erfolg. Einen Ausflug nach Schweden beschrieb er in »Swedish sketches« (1852), während ein längerer Aufenthalt in Frankreich ihm Veranlassung zu den Werken »Imperial Paris« (1855) und »The children of Lutetia« (1864) gab. Nach dem Tode des Vaters übernahm er auch die Herausgabe von »Lloyd's Weekly Newspaper«. Eine Reise nach Spanien beschrieb er in »A trip through the vineyards of Spain« (1864). Später erschienen von ihm: »At homo in Paris, at peace and at war« (2 Bde., 1871), »The Cockaynes in Paris« (illustriert von Doré, 1871), »London« (illustriert von Doré, 1872), »The christian vagabond« (1873), »Cent per cent, a story written upon a bill stamp« (1874). Aufsehen erregte sein »Life of Napoleon III.« (Bd. 1—4, Lond. 1874—82), wozu die Kaiserin Eugénie und die bonapartistische Partei ihm Materialien lieferten. Auch veröffentlichte er »Egypt under Ismail Pasha« (1879), »The Belgium of the East« (1882), und »The life of George Cruikshank« (2 Bde., 1882). Er starb 9. März 1884.

Jersey, die größte und südlichste der Normannischen Inseln (s. d.), 116 qkm groß mit (1881) 52 455 E.; Hauptort ist St. Helier.

Jersey-City, Stadt und Hauptort des County Hudson im nordamerik. Staate Newjersey, liegt am Hudson, da wo er sich zur Bai von Newyork erweitert, der Stadt Newyork westlich gegenüber, mit welcher es durch fünf Dampffähren verbunden ist. Während die Bevölkerung 1850 nur 6856 E. zählte, war sie 1860 auf 29 227, 1870 auf 82 546 und 1880 auf 120 722 E. gestiegen. Dieses selbst für amerik. Anschauungen unverhältnismäßig schnelle Wachstum ist teils der Inkorporation mehrerer benachbarter Ortsgemeinden, teils der Blüte der Stadt Newyork zuzuschreiben, deren überschüssige Bevölkerung sich in hohem Maße auch J. zuwendet. Es gehen von hier aus der Morristanal und sechs Eisenbahnen, nämlich die Erie-, Pennsylvania-, Central-, die Newjersey-Central-, die Newjersey-Northern-, die Newjersey-Midland- und die Newyork- und Newark-Eisenbahn. In handelspolit. Beziehung gehört J. zum Zollbezirk Newyork.

Jerzsk (poln. Jerzyce), Landgemeinde im preuss. Regierungsbezirk und Landkreis Posen, westlich von der Stadt Posen am Bahnhofe, mit (1880) 5954 meist kath. E., hat Maschinen- und Eisenwaren-, Knochenmehl-, Lein-, Dachpappfabriken, Ziegelbrennereien und Gemülsbau.

Jerusalem, einst die Residenz der jüd. Könige und der glanzvolle Mittelpunkt des mosaischen Monotheismus, ist jetzt eine über Schutt und Trümmern schlecht und winkelig gebaute Landstadt im asiat.-türk. Vilajet Syrien mit (1872) etwa 24 000 E., von denen etwa 4000 der jüd., 13 000 der mohammed. und 7000 der christl. Religion angehören. Die Stadt liegt auf dem Othaberge des Gebirges Juda, 760 m über dem Mittelmeere; im Osten, Süden und Westen ist sie von tiefen Thälern eingeschlossen; die Gegend

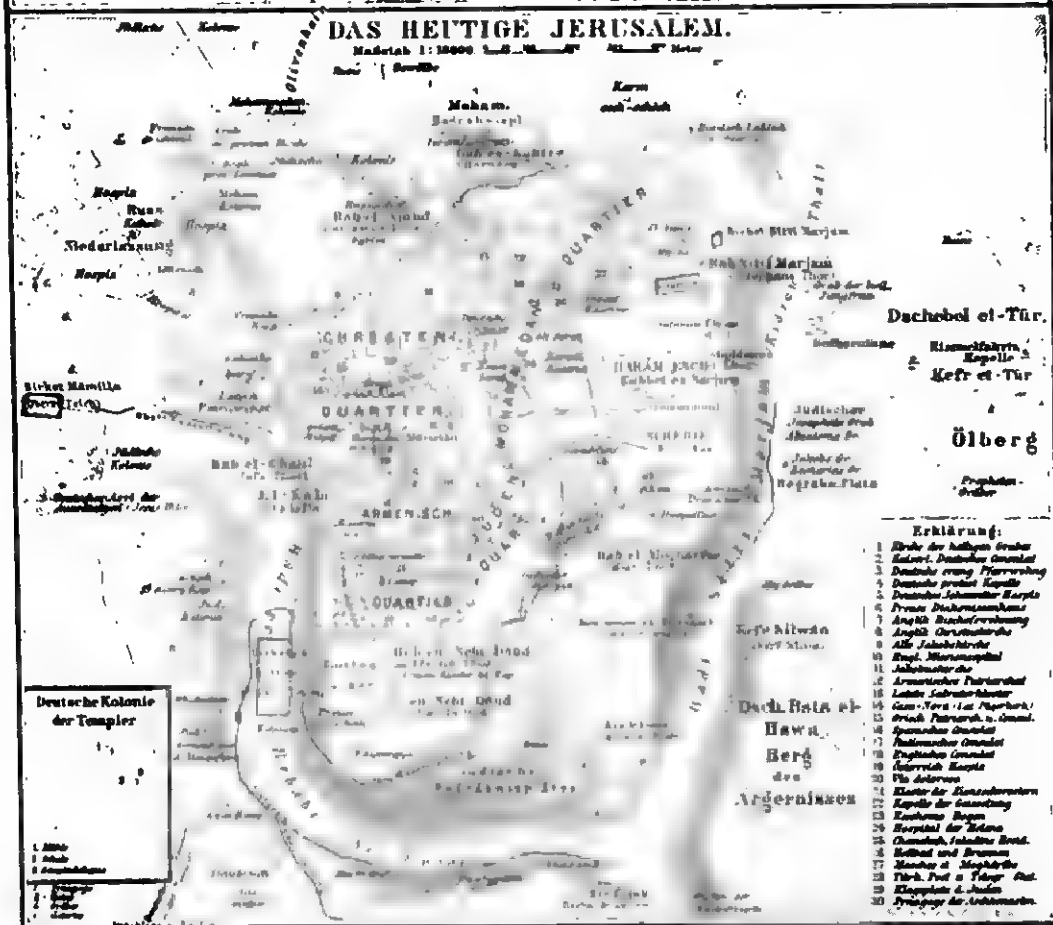
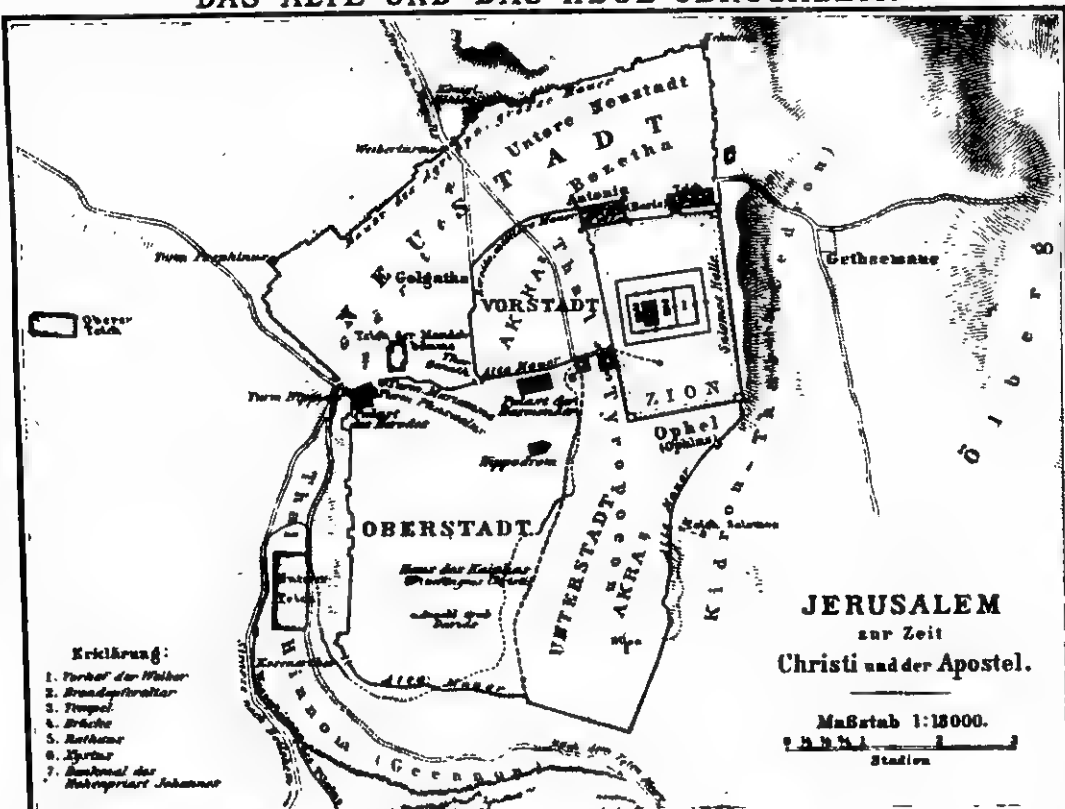
umher ist felsig, kahl und dürr. Die Bauart ist mäßig und unschön; terrassierte Gewölbe und Kuppeln ruhen auf schwerfälligen Quaderwänden; Zimnerholz wird nur zu Türen und Fensterrahmen verwendet. Der allgemeine Eindruck der Straßen ist düster und unfreudlich; doch gewährt die Stadt aus der Ferne, namentlich vom Ölberge aus gesehen, einen imposanten Anblick. Dieselbe ist mit einer, zuletzt unter dem Sultan Suleiman dem Prächtigen (1536—39) restaurierten stattlichen Ringmauer mit 34 Törmen umgeben und hat außer zwei verschlossenen fünf offene Thore, von denen eins gegen Westen, eins gegen Norden, eins gegen Osten und zwei gegen Süden gerichtet sind. Neben wenigen freien Plätzen hat J. innerhalb der Ringmauer 170 Gassen, fast alle winkelig, und Sadgassen in großer Zahl. Die Hauptstraßen trennen auch die Hauptquartiere: die von Norden kommende Damascus- und Bazarstraße das mohammed. Quartier (östlich) vom christlichen (westlich), ebenso die südl. Fortsetzung dieser Straße das jüdische (östlich) vom armenischen (westlich). Die vom Jafathor gegen Osten zum Haram laufende Hauptstraße trennt anfänglich das Christenquartier (nördlich) vom armenischen (südlich), dann das mohammedanische (nördlich) vom jüdischen (südlich). Der Handel ist gering; nach außen versendet J. nur Seife und Sanctuarien, d. h. aus Jerusalem, Olivenholz u. dgl. gearbeitete religiöse Erinnerungsgegenstände, als Crucifixe, Rosenkränze u. dgl. Auch beruht seine Wichtigkeit lediglich auf seiner religiösen Bedeutung, indem es den drei großen monotheistischen Religionen gleichmäßig als heilige Stadt gilt. J. ist der Sitz eines röm., griech. und armen. Patriarchen, sowie von 1842 bis 1881 eines evang. Bischofs (durch England und Preußen).

An histor. Bauwerken und sog. heiligen Stätten ist J. reich; die großen Epochen, die über die Stadt hingegangen, haben fast ausnahmslos ihre Spuren zurückgelassen. Vor allem ist der Haram-ersch. Scherif merkwürdig, wie die Mohammedaner den jetzt ein ihrer vornehmsten Heiligtümer bildenden jud. Tempelplatz nennen, welcher seit 3000 Jahren von den Anwohnern als Kultusstätte hochgehalten worden. Auf Salomo ist die Anlage der Hochterrasse zurückzuführen, aber welcher der Jeliendom oder die sog. Omar-Moschee sich auf der Stelle des frühern Japhetempels und seiner Wännenhöfe erhebt. Die untere Area des Haram, ein künstlich geedneter oblonger Plaz, aus welchem jene Hochterrasse hervorrage, ist in ihrer Nordhälfte von den Hasmonäern, in ihrer Südhälfte von Herodes d. Gr. angelegt. An die ersten erinnert auch der abgeschrägte Fels am Nordostwinkel des Haram, während die großartigen Substruktionen der Südseite die Brachtliebe und Kunstfertigkeit der Zeit des genannten Fürsten, der Turm Hippicus und mehrere Stadtmauerreste seine und seiner Nachfolger Sorge um die Sicherheit J.s bezeugen. Aus der vorerzählten Zeit sind innerhalb wie außerhalb der Stadt Auniteiche erhalten; in den Felsen ausgehauene unterirdische Wasserbehälter und Treppentufen scheinen eine noch frühere Periode zu deuten. Von Hadrian, dem Wiederaubauer J.s nach der Zerstörung durch Titus, rührt die Disposition der jetzigen Stadtmauer, sowie charakteristische Arbeiten an der Umfassungsmauer des Haram her. Auch das Mauerwerk einiger großer Eternen in der Stadt weist auf die röm. Kolonie der Alia Capito-

lina hin, und der Ocrehoms-Bogen der Tradition ein Triumpfbogen, scheint zur Verherrlichung der Siege des Septimius Severus errichtet worden zu sein. Von der byzant. Periode verstanden die ältesten Grundbauten der Kirche des heiligen Grabes (S. 8.), das Goldene Thor, die St. Katen- und die Jakobuskirche, von der ersten mohammed. Zeit die Omar-Moschee, die Alsa und die selbstschützenden Löwen aber dem sog. Stephansthore im Osten der Stadt. Den Kreuzfahrern verdankt J., die entstellenden Neubauten der letzten Jahrhunderte sowie die neu hergestellte Kuppel abgerechnet, die heilige Grabkirche in ihrer jetzigen Gestalt, die Reste des Johanniskonvents und der großen lat. Marienkirche, die Mariengrabkirche extra muros und einige kleinere, mehr der Zerstörung anheimgefallene kirchliche Bauten. Aus der Gubiten- und Mamulkenzeit bezeugt die Stadt zahlreiche, sowohl religiösen wie auch Wohlthätigkeitszwecken gewidmete Werke der Architektur, unter denen vor allen das Chaneqah, die Residenz Saladin, und das Gerichtshaus, die Meschmech, zu erwähnen sind. Der osman. Zeit gehören an, außer den Mauer- und Thorbauten Suleimans, mehrere Brunnen und das Latich, das große Armenhaus der unter dem Namen Kappan bekannten Sultanin Churram, gewöhnlich Hospiz der heil. Helena genannt, endlich aus der neueren Zeit die engl. Christuskirche, das österr. Hospiz an der Via dolorosa, die russ. Kathedrale nach dem Pilgerherbergen dieser Nation vor der Westseite der Stadt, das Kloster der Dionysiosschwestern, die restaurierte Kirche St. Anna, die lat. Patriarchalkirche mit dem Valaste des Patriarchen unweit des Japhethors, die neue Synagoge der Askenasim, das israel. Knabenwaisenhaus, das Diakonissenhaus Latina Kumi, das Asyl für die Auswärtigen, das prot. bischöf. Schulhaus für Knaben und das jud. Armenhaus von Montefiore. Noch unvollendet sind die Anstalten zum Besten der deutsch-prot. Gemeinde: Kirche, Hospiz, Schule und Pfarrhaus auf dem alt. s. Johannispfatz (Muristan).

Das gepriesenste Heiligtum der Mohammedaner ist der sog. Felsen Gottes, die von dem Prächtigen der Omar-Moschee eingeschlossene höchste Kuppe des Ölberges. Eine besonders wohlerhaltene Straße der weill. Umfassungsmauer des Tempels wird unter dem Namen Kotel hamcaraba hauptsächlich von den Juden verehrt und nach ihrem Trauertitte der Klageplatz der Juden genannt. Den Christen ist vor allem die Grabeskirche mit der innern Grabkapelle, der Auferstehungsstätte und dem Kalvarienberge, der Stätte der Passion, heilig. Die Mohammedaner besitzen außerdem das die Stelle der Zionkirche einnehmende Pseudograb Davids; das Mariengrab im Josophatthal vertheilen sie mit den Christen gemeinschaftlich. An der heiligen Grabeskirche haben sechs Kirchengemeinschaften Anteil: die röm. Katholiken oder Lateiner, die Griechen, die Armenier, die Jakobitischen Syrier, die Kopten und die Abessinier. Die griech. und armen. Klöster sind zur Aufnahme von Tausenden orient. Pilger eingerichtet. Das dem Franziskanerorden gehörige Kloster zu St. Salvator ist der Sitz des Vater Eustos St. Sepulchri, welcher dem über die ganze Levante verbreiteten Klosterkomplex der Terra Santa vorsteht. In einem vom Salvatorerklöster unterhaltenen Hospiz der Casa Nova, finden abendländ. Christen Aufnahme und Pflege. Am Hospizen bekehren außerdem in J. das preußische des Johanniterordens und

DAS ALTE UND DAS NEUE JERUSALEM.



das österröschische, jenes vorzüglich, doch nicht ausschließlich prot., dieses kath. Pilgeren gewidmet, sowie vor dem Westthore das russische für russ. Pilger. Auch sind neuerdings große Hotels mit allem modernen Comfort entstanden. Von Hospitälern sind das preussische, von dem rhein. westfäl. Diaconissenverein unterhaltene für Kranke jeder Nation und Religion, das englische und Rothschilde'sche für Juden und das russische für griech.-kath. Christen die wichtigsten.

Der altkananäische Name J. s. Salem (= Stein), scheint von den ersten Anhablern semit. Stammes herzurühren. Dann sollen die aus Ägypten vertriebenen Hythos den Platz in Besitz genommen und Jebus (s. d.) genannt haben. In die eigentliche Geschichte tritt die Stadt erst zur Zeit Davids ein. Dieser König eroberte Zion (s. d.), die Burg der Jebusiter, nahm daselbst, in der »Stadt Davids«, dauernd seinen Wohnsitz und brachte auch die Bundeslade, das Nationalheiligtum Israels, in seine neue Residenz. Der Tempelbau Salomos auf dem Hügel Moria gab den Anlaß zu einer beträchtlichen Erweiterung. Von den Nachkommen Salomos verstärkten und vermehrten verschiedene die Befestigungen; dennoch wurde die Stadt etwas über 400 Jahre nach dem Tempelbau von Nebukadnezar erobert und ihre Einwohner in die babylonische Gefangenschaft abgeführt (588 v. Chr.). Nach einem halben Jahrhundert begann ihr Wiederaufbau, und die Verbannten lehrten allmählich in sie zurück; doch konnte sie ihre frühere polit. Bedeutung nicht wiedergewinnen, sondern folgte dem allgemeinen Schicksal Vorderasiens, indem sie nacheinander unter pers. und macedon. Vormächtigkeits geriet. Lange Zeit war sie nunmehr der Pankapsel zwischen den Diadochen Dynastien der Ptolemäer und der Seleuciden, bis anderthalb Jahrhunderte vor Christus das tapfere Priestergeschlecht der Hasmonäer ihr wieder die Unabhängigkeit ersocht. Pompejus eroberte sie 63 v. Chr., wodurch sie in die sich immer entscheidener zur Vormächtigkeits gestaltende Sphäre des röm. Einflusses gezogen wurde. Ein Jahrhundert später versuchte sie mit äußerster Kraftanstrengung dieses Joch abzuschütteln, wurde aber 70 n. Chr. von Titus erobert und geschleift. Aus dieser Zeit finden sich bei dem jüd. Geschichtschreiber Josephus höchst bemerkenswerte Nachrichten über ihre Lage, ihre Brachbanten und Befestigungen. Sie bestand aus einer Oberstadt, aus einer sich nördlich an jene anschließenden Unterstadt, welche von einer als Akropolis sie überragenden Burg den Namen Akra bekommen hatte, und Vorstädten, wie Ophel im Süden und Bezetha im Norden des Tempels. Ober- und Unterstadt hatten je ihre besondere Ringmauern, und kurz vor dem Kriege war dazu noch eine die nördl. Neustadt umschließende dritte Mauer gekommen. Außerdem hatte der Tempelplatz seine besondere Befestigung. Derselbe galt als der Schlüssel der Stadt und ihn bedeckte auf der einzig angreifbaren Nordseite die von Herodes b. Gr. herrlich ausgethauete Burg Antonia, welche früher unter dem Namen Baris Residenzschloß der Makkabäer gewesen war. Inmitten des geräumigen Tempelplatzes bildeten die Hochterrassen des prächtigen Gotteshauses eine Art von Citadelle. (Hierzu eine Karte: Das alte und das neue Jerusalem.)

Eine über das Binnenthal führende Brücke verband das Heiligtum mit der Oberstadt, in welcher die Paläste der Herodianer und Makkabäer, den

Welt- und Ostpunkt der Nordseite einnehmend, sich besonders auszeichneten. Zur Zeit des Josephus hatte J. einen Umfang von ungefähr 1½ Meilen und zählte 200—250000 ständige Einwohner, war also viel größer und vollreicher als die heutige Stadt. Angelegentlich hat man sich in der neuesten Zeit um die Topographie des alten J. bemüht. Aus den zu diesem Zwecke veranstalteten Nachgrabungen des Saulcy, Vogués, namentlich aber der unter dem Namen The Palestine exploration fund bekannten Gesellschaft (seit 1865) ergibt sich, daß stellenweise der Schutt 25 m., ja an einem Orte sogar 40 m. hoch aufliegt; daß eine schmale Schlucht unmittelbar am Westrande des Tempelplatzes sich hinzog, über die zwei steinerne gewölbte Brücken führten; daß die süd. Mauermauer an der Ost- und Westseite einst doppelt so hoch als gegenwärtig über das Fundament emporragte, eine ziemlich tiefe, von Nordwest herkommende Schlucht einst die Nordostseite des jetzigen Tempelplatzes von dem Rücken des Tempelhügels trennte; daß ein Aquädukt aus der Umgegend von Bethlehem Wasser bis zum Tempelplatz leitete, während eine andere höher laufende Leitung, deren besterhaltene Spuren beim sog. Grahe Rahels sich finden, Wasser in die obere Stadt brachte. Mit diesen Aquädukten stand ein sehr sorgfältig ausgearbeitetes Syst. m. von Cisternen und Kanälen in Verbindung. In dem Felsentunnel zwischen der Mariakuelle und dem Siloachteiche entdeckte man einen Schacht, durch den einst Wasser auf den Rücken des Tempelberges hinaufbefördert wurde. (Über den Bethesdaich s. Bethesda.) Von archäol. Funden ist der interessanteste eine jener von Josephus erwähnten Stelen, die in zweisprachiger Inschrift den Nichtjuden vor dem Betreten des innern Vorhofs warnten. Einen kritischen Bericht über die Arbeiten und den jetzigen Stand der topogr. Erforschung des alten J. nebst Aufzählung der topogr. Hauptwerke gibt R. Zimmermann, »Karten und Pläne zur Topographie des alten J. Nebst Begleitchrift« (Bas. 1876).

Nachdem J. ein halbes Jahrhundert wüst geliegen, baute es Hadrian (130 n. Chr.) als heidnische Stadt unter dem Namen Aelia Capitolina wieder auf, wobei auch das alte Ortsheiligtum des Japhre als Tempel des Jupiter Capitolinus wiederhergestellt wurde. Eine röm. Veteranenkolonie wurde nun daselbst angesiedelt und den Juden, nach einem letzten verzweifelten Aufstandsversuche unter Bar Kochba (132—135), der Besuch der Stadt und das Bewohnen der Umgegend untersagt. Konstantin ließ 327 über der traditionellen Stätte der Passion und Auferstehung eine großartige Basilika aufführen, und J., wahrscheinlich schon längst vorzugsweise von Christen bewohnt, wurde auch offiziell eine Christl. Stadt, welche es, die Occupation der Perser von 614 bis 628 abgerechnet, gegen 300 Jahre lang blieb, bis 637 der Kalif Omar es dem neu aufblühenden arab. Weltreiche einverleibte. J. erhielt jetzt den arab. Namen El-Kuds (das Heiligtum). Schon 969 verloren die abbasidischen Kalifen die Stadt an die fatimidischen von Ägypten und diese wieder 1077 an das Seltschulengegeschlecht der Ortokiden, deren Hohen gegen die abendländ. Pilger die Kreuzzüge hervorriefen. Am 15. Juli 1099 wurde sie von den fränk. Rittern unter Gottfried von Bouillon erobert und noch einmal zur Hauptstadt eines selbständigen Reichs gemacht, das unter dem Bruder und Nachfolger Gottfrieds,

Baldwin I., den Titel eines Königtums annahm und in der Mitte des 12. Jahrh. auf einige Zeit zu großer Blüte gelangte. Außer Baldwin (1100—18) regierten im Königreich J. nacheinander sein Vetter Baldwin II. (1118—31), dessen Tochter Melisenda mit ihrem Gemahl Fulco von Anjou (1131—42), deren Sohn Baldwin III. (1143—63), dessen Bruder Amalrich (1162—73), dessen Sohn, der ausfällige Jüngling Baldwin IV., und endlich der schwache Usurpator Beit von Lufignan, unter welchem die Stadt 1187 von dem ägypt. Sultan Saladin dem Christentum wieder entzogen wurde. Noch einmal gelangte Kaiser Friedrich II. 1229 in ihren Besitz. Seit 1244 aber hat sie unter der ungestörten Herrschaft des Islam gestanden, und das Königreich J. wurde eine gegenstandslose Titulatur verschiedener europ. Regentenhäuser. Die Eubiten aus Saladins Familie verloren die Stadt 1382 an die Mamluken-Sultane Ägyptens, denen sie 1517 die Osmanen unter Selim I. entzogen. Mit der türk. Herrschaft verschwand der letzte Rest ihrer mittelalterlichen Blüte; sie verfiel in eine gegen die früheren Epochen unerhörte Verarmung und Unbedeutendheit, aus der sie sich erst seit dem Orientkriege (1854—56) wieder allmählich erhebt.

Vgl. Tobler, »Topographie von J.« (2 Bde., Berl. 1853—54); derselbe, »Denksblätter aus J.« (2. Aufl., St. Gallen 1856); Wilson, »Ordnance survey of J.« (Lond. 1866); Morrijo, »The recovery of J.« (Lond. 1871); Wolff, »J. nach eigener Anschauung und den neuesten Forschungen« (3. Aufl., Lpz. 1872); Sepp, »J. und das Heilige Land« (2. Aufl., 2 Bde., Regensb. 1873—76); Baedeker, »Palästina und Syrien« (Lpz. 1875; 2. Aufl. 1880); F. A. und O. Strauß, »Die Länder und Städte der Heiligen Schrift« (2. Aufl., Lpz. 1877); C. Neumann, »Die heilige Stadt und deren Bewohner« (Hamb. 1877); Zimmermann und Socin, »Plan des heutigen J. mit Umgebung« (Lpz. 1881); F. de Saulcy, »Jérusalem« (Par. 1882).

Jerusalem (Joh. Friedr. Wilh.), einer der besten deutschen Kanzelredner des 18. Jahrh., geb. 22. Nov. 1709 zu Osnabrück, studierte in Leipzig und Leiden Theologie und ging dann als Hofmeister nach Göttingen. Im J. 1742 ernannte ihn der Herzog Karl von Braunschweig zu seinem Hof- und Keiseprediger, sowie zum Lehrer und Erzieher des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand. Durch ihn wurde der Herzog zur Stiftung des Collegium Carolinum in Braunschweig bewogen. J. wurde in der Folge Propst der Klöster St. Crucis und Agidii, 1749 Abt von Marienthal, 1752 Abt des Klosters Hildeshausen und 1771 Vizepräsident des Konsistoriums zu Wolfenbüttel. Am Abend seines Lebens traf ihn das Unglück, daß sein Sohn, Karl Wilhelm J. (geb. zu Wolfenbüttel 21. März 1747), welcher zu Verlar den Reichshofratsprozeß studierte, sich 29. Okt. 1772 aus Liebeshemmung erschöß, welches Ereignis von Goethe als Ausgang zu »Werthers Leiden« benutzt worden ist. J. starb 2. Sept. 1789. Einer der ausgefallensten Männer seiner Zeit, wirkte er als Kanzelredner ganz im Geiste Wolheim's. Neben seiner »Sammlung einiger Predigten« (2 Bde., Braunschw. 1788—89) sind seine »Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion« (2 Bde., Braunschw. 1768—79; neue Aufl. 1785) zu nennen, zu denen seine »Nachgelassenen Schriften« (2 Bde., Braunschw. 1792—93) die Fortsetzung

bilden. »Philos. Aufsätze« seines Sohnes gab Zefing heraus (Braunschw. 1776).

Jerwen, Kreis des russ. Gouvernements Galizien, nach der Kreisstadt auch Weissensteinscher Kreis genannt, nimmt den mittleren Teil Galiziens ein und ist 2989 qkm groß mit 47749 E., meißt luth. Konfession; nur die Stadtbewohnerschaft ist deutsch.

Jerzheim, Dorf im Herzogtum Braunschweig, Kreis Helmstedt, an den Linien Holzminde: Seeningen und Braunschweig:Ochtersleben der Braunschweiger Eisenbahn, hat Malz-, Zuder- und Spiritusfabriken und zählt (1880) 1801 E.

Jesajas, der erste unter den sog. Großen Propheten des Alten Testaments, wirkte unter der Regierung des jüd. Königs Ussias, Jotham, Achas und Hiskias, ungefähr 759 bis über 700 v. Chr. hinaus, als Volksführer und Prophet und soll unter Achas; Manasse eines gewaltigen Todes gestorben sein. Er war der Sohn des sonst unbekannten Amos aus dem Stamme Benjamin und weisagte zu Jerusaleim. Unter dem König Achas beschäftigten ihn besonders die polit. Verwickelungen des Reiches, indem mit den Königen Rezin von Damascus und Pekah von Israel, von denen er vergeblich abmahnte. Unter Hiskias behandelte er in seinen Reden häufig die drohende Nacht der assyr. Könige Salmanassar und Sanherib. Was von den unter seinem Namen im Alten Testament enthaltenen Prophezeiungen von ihm selbst herrührt, sichert ihm eine Stelle unter den vorzüglichsten hebr. Dichtern. Seine Sprache vereinigt Einfachheit und Klarheit mit der höchsten Würde und Majestät, und an Fülle und Kraft in dem schönsten Ebenmaß kommt ihm die Perle keines andern Propheten gleich. Der Inhalt seiner Dichtungen sind Strafreden und Klagen über die Sünden des Volks, drohende Verkündigungen eines nahen Verderbens und herzerhebende Ausblicke in eine schönere Zukunft. Hoheit des Gefühls und der Vernunft spricht aus jedem Zuge, und alles trägt den Stempel der echten Begeisterung. Der zweite Abschnitt seines Buchs, Kap. 40—66, der es dichterischem Wert dem ersten Teil keineswegs nachsteht, ist von einem andern in der Babylonischen Gefangenschaft lebenden Propheten abgefaßt. Der enthält auch der sog. »erste Teil« des J. einige Kapitel von späterer Hand. Unter den neuern Auslegern und Erklärern sind Enslin (»Die Prophezen des Alten Bundes«, 2. Aufl., Bd. 1, Göttingen 1867), Gesenius (3 Bde., Lpz. 1820—21; Bd. 1, 2. Aufl. 1829), Hitzig (2 Tle., Heidelberg 1833) und Knobel (4. Aufl. von Dieckel, Lpz. 1872) zu erwähnen.

Jesail-Zrmat, d. h. Grüner Fluß, im Altarmut Jird, Fluß in Kleinasien, entspringt etwa 63 km im SO. von Zosai und mündet nach einem Lauf von 250 km östlich von Samsum in das Schwarze Meer.

Jess oder Jessb, Handelsstadt fast im Mittelpunkt Persiens, Provinz Tral-Abschmi, 300 km im SO. von Zepahan, in einer Oase, bildet den Knoten in dem Netz der Karawanenstraßen, welche Schiras, Zepahan, Kaschan, Meshed, Herat, Kandahar und Kirman miteinander verbinden, und ist für Persien wohl der bedeutendste Stapelplatz des ind. Handels. Der Warenumsatz daselbst ist sehr lebhaft. Außer den von Indien kommenden Waren verfährt J. in die weßl. Provinzen bis nach Teheran auch die Erzeugnisse seines eigenen Gewerks, darunter Seidenzeuge, Baumwollstoffe,

Risichgewebe, Opium, Farbstoffe und gefärbte Garne, Zucker, Papier und Waffen als die namhaftesten. Die Stadt hat einen bedeutenden Umfang, ist von einer Leinwand umschlossen, befißt zahlreiche Moscheen und Karawanenkarawanserien, bietet aber nichts Lebenswerthes dar; viele Häuser liegen in Ruinen. Unter den Einwohnern, deren Zahl auf 40 000 geschätzt wird, gibt es außer Juden, hier noch von den fanatischen Mohammedanern hart bedrückt, Gebern oder Anhänger des Parsismus mit ihrem Feuer- und Lichtdienst, die sich in diesem abgelegenen Nijl erhalten haben. Die weitere Umgebung der Gasse von J. ist eine sterile Ebene. Die Gasse selbst, vom kleinen Gewässer Mehris und künstlichen Kanälen befruchtet, erzeugt Trauben, Melonen, Feigen und Granaten. Auch finden sich in der Nähe Weizen, Steinsalz und Marmor.

Jesi, Stadt in der ital. Provinz Ancona, 28 km im WSW. von Ancona, an dem Küstenfluß Esino und an der Linie Rom-Ancona der Römischen Eisenbahnen, ist Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale, ein Gymnasium, ein Seminar, Weinbau, Fabriken für Papier, Leder, Leinwand, Tauwerk und Seife und zählt (1881) 19 462 E.

Jesi (Samuele), vorzüglicher ital. Kupferstecher, geb. 1789 in Mailand, wurde in Longhis Schule gebildet. Seine erste größere Arbeit war die Verstoffung der Hagar nach Guercino in der Brera zu Mailand. Dilem von der mailänder Akademie 1821 preisgekrönt, folgte 1834 die Madonna mit Johannes und dem heil. Stephan nach Fra Bartolommeo im Dom zu Lucca. Dann aber wandte sich J. mit Entschiedenheit dem Studium Rafaels zu und wurde einer der trefflichsten Nachbildner dieses Meisters. Zuerst lieferte er (1834) dessen Bildnis von Papst Leo mit den beiden Kardinalen Rossi und Giulio de' Medici aus der Galerie Pitti. J. ging 1842 mit der Platte nach Paris, um den Druck zu leiten, und übernahm 1846 den Stich des damals eben in San-Eufrosio zu Florenz entdeckten Freskogemäldes, welches ein Abendmahl darstellt. Während er sich mit der Ausführung des Stiches beschäftigte, der nicht vollendet wurde, lieferte er die *Virgine à la vigue*, eins der anmutigsten und vollendetsten neuern Werke des Grabstichs. J. starb 17. Jan. 1853 zu Florenz.

Jesid, Name mehrerer Kalifen (s. d.).

Jesiden, s. Zegiden.

Jesino, ital. Fluss, s. Esino.

Jesreel ist der Name einer altisraelit. Stadt am nordwestl. Fuß des Gebirges Gilboa, an deren Stelle jetzt das ärmliche Dorf Jerin liegt. Dieselbe kommt mehrfach in der israel. Königs-geschichte vor und war Residenz des Königs Ahab. Die Stadt lag am Ufer der nach ihr genannten Ebene J., welche, auch Ebene Esdrelon oder Megiddo, heute Merdich ibn Amir (= Wiese des Sohnes Amirs) genannt, seit Deborahs Zeiten vielfach als Schlachtfeld diente.

Jesse (John Hencage), engl. Schriftsteller, geb. 1808 in London, erlangte eine Anstellung in der Admiralität, die er viele Jahre hindurch bekleidete. Als Schriftsteller machte er sich zuerst durch die Dichtung *Mary Queen of Scots* (1829) und durch die Gedichtsammlung *Tales of the dead* (1830) bekannt. Seinen Haupterfolg errang er jedoch durch eine Reihe histor. Werke, wie *Memoirs of the court of England during the reign of the Stuarts* (4 Bde., 1839–40), *Memoirs of the court of*

England from the revolution of 1688 to the death of George II. (3 Bde., 1843); *George Selwyn and his contemporaries* (4 Bde., 1844), *Memoirs of the pretenders and their adherents* (2 Bde., 1845), *Richard III. and his contemporaries* (1861) und *Memoirs of the life and reign of king George III.* (3 Bde., 1867). Außerdem erschienen von ihm *Literary and historical memoirs of London* (2 Bde., 1817), *London, its celebrated characters and remarkable places* (3 Bde., 1871) und *History of celebrated Etonians* (2 Bde., 1875). J. starb 7. Juli 1871.

Jessen, Stadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Schweinitz, 6 km westlich von Schweinitz, rechts an der Schwarzen Elster, am Fuße des Windmühlenbergs, Station der Linie Wittenberg-Falkenberg-Kohlschütz der Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 2591 meist prot. E., welche Tuchweberei und Weinbau treiben.

Jesnitz, Stadt in Anhalt, Kreis Dessau, an der Mulde, 7 km nördlich von Wittenberg, Station der Linie Magdeburg-Dessau-Leipzig der Preussischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 4060 meist prot. E., welche Wollspinnerei und Fabrikation von Wappe mit Holzschleiferei und Bläschweberei betreiben und Fabriken für Papier, Woll- und Halbwoollenwaren, bunte wollene Tischdecken u. s. w. unterhalten.

Jesso, die nördl. Hauptinsel Japans, s. Japan.

Jessore, s. Dschessore.

Jesuiten des heiligen Hieronymus (Jesudienner) hießen die Mitglieder eines der Armen- und Krankenpflege gewidmeten Ordens. Derselbe wurde von Johannes Colombino aus Siena 1365 in seiner Vaterstadt begründet, 1367 von Papst Urban V. bestätigt, erhielt 1426 durch Johann von Fossignone eine besondere Regel, nahm später die Regel Augustins an und erhielt durch Papst Pius V. die Privilegien der Bettelorden. Im J. 1608 wurde der inzwischen reich gewordene Orden durch Papst Clemens IX. aufgehoben und seine Güter im Kriege gegen die Türken verwandt.

Jesuiten. Der Jesuitenorden oder die Gesellschaft Jesu (Societas Jesu) ward 1534 von Ignatius von Loyola (s. d.) gestiftet und 27. Sept. 1540 von Papst Paul III. bestätigt. Paul III. und sein Nachfolger Julius III. verliehen dem Orden die ausgedehnten Privilegien. Seine Mitglieder verbanden die Vorrechte der Bettelmönche mit denjenigen der Weltgeistlichen; von jeder weltlichen und geistlichen Aufsicht und Jurisdiktion frei, durften sie priesterliche Handlungen überall und an jedermann vornehmen, konnten für alle Vergehen Absolution erteilen, Güter erwerben, Niederlassungen begründen und von der Beobachtung der monastischen Verpflichtungen sich dispensieren.

Der Orden gliedert sich in vier Klassen oder Stände: die Novizen, die Scholastiker, die Koadjutoren und die Professoren. Die Novizen werden erst nach strenger Prüfung ihrer Verhaltenseise und Abichten, sowie nach schweren Exerzitien angenommen. Sie leben in besondern Noviziathäusern und werden hier zwei Jahre lang genau überwacht und in Übungen der Selbstverleugnung und des Gehorsams geübt. Vor diese Probe besteht, legt die drei Mönchsgelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams ab und tritt in die Klasse der Scholastiker ein. Diese müssen in einem der Ordens-

Kollegien zwei Jahre Rhetorik und Litteratur, dann drei Jahre Philosophie, Physik und Mathematik studieren, darauf fünf Jahre lang selbst diese Wissenschaften lehren. Dann erst beginnt das Studium der Theologie, welches ebenfalls fünf Jahre umfaßt. Nach Vollendung der Studien müssen noch ein Jahr lang die Übungen des Noviziats wiederholt werden, dann erst empfängt der Jüngling die Priesterweihe und legt sein Gelübde ab entweder als Koadjutor oder als Professe. Die Koadjutoren widmen sich ihr Leben lang dem Unterricht der Jugend an Schulen und Universitäten, sowie in Familien. Die Professoren legen noch ein viertes Gelübde ab, nämlich das Versprechen unbefingten Gehorsams gegen jede Anordnung des Papstes. Sie bilden die einflussreichste Klasse des Ordens, bilden allein die Generalkongregation, bekleiden die höchsten Ämter und übernehmen die wichtigsten Missionen. An der Spitze des ganzen Ordens steht der General, welcher auf Lebenszeit gewählt wird, seinen Wohnsitz in Rom hat und über alle Mitglieder der eine unbefingte Regierung, und Jurisdiktionsgewalt ausübt. Ihm zur Seite stehen als Ratgeber fünf Assistenten, welche das Recht haben, ihn vor die Generalkongregation zu beschreiben und seine Absetzung zu veranlassen. In den Provinzen wird der General vertreten durch den Provinzial. Ihm sind die Superioren untergeordnet. Jedem Superior sind Konvikteure und ein Admonitor beigegeben. Außerdem werden für besondere Institute Präsesen und für die weltlichen Geschäfte Procuratoren bestellt.

Schon beim Tode des Stifters 1556 zählte die Gesellschaft 1000 Glieder in 12 Provinzen. Die erste war Portugal, wo Xaver und Rodriguez 1540 auf Einladung des Königs Kollegien angelegt hatten. Nicht minder schnell ging es mit der Verbreitung der Gesellschaft in den ital. Staaten und in Spanien. Auch im kath. Deutschland, namentlich in Oesterreich und Bayern, nahm der Orden sehr schnell zu, hauptsächlich auf den Universitäten zu Wien, Prag und Ingolstadt. Den Protestantismus auszurotten und die unbeschränkte Macht des Papstes auch gegen die Ansprüche der weltlichen Fürsten und der Bischöfe sicherzustellen, war das Ziel der J. Deshalb bemühten sie sich der Jugend durch Anlegung von Schulen und der Erwachsenen durch Umgang, Beichtstuhl und Predigtamt. Als der zweite General des Ordens, Lainez, 1565 starb, war diese Richtung und der ihr entsprechende thatkräftige Geist bereits entschieden in das innere Leben des Ordens eingedrungen, so daß das Beispiel sterblicher Erdmüde, welcher sich sein Nachfolger Franz Borgia ergab, unwirksam blieb. Die folgenden Päpste und Generale gestatteten dem Orden Freiheit von allem männlichen Zwange, und bald folgten die Erfolge die Zweckmäßigkeit des Lainez'schen Systems ins Licht. Mit besonderm Eifer widmete sich der Orden zugleich der Seidenmission. In Portugal Ostindien bekehrten Franz Xaver 1541—52 und die ihm nachgefolgten Gehilfen in Goa, Travancore und Ceylon hunderttausende zum Christentum und dehnten ihre Mission auch über Cochinchina, Malakka, Japan und China aus, freilich ohne dauernde Erfolge. Auch in Brasilien und Paraguan entfalteten die J. eine ausgedehnte Missionstätigkeit; doch beruhte hier und anderwärts das Geheimnis ihrer Erfolge auf der Aukerlichkeit ihrer Bekehrungen und der weitgehenden Nachgie-

bigkeit gegen heidnische Anschauungen und Gebräuchen. Ihre Hauptthätigkeit blieb aber auf die geistliche Beherrschung Europas und auf die Unterwerfung des Protestantismus gerichtet. Die Gegenreformation in Oesterreich, Bayern und den geistlichen Territorien Deutschlands wurde hauptsächlich von den J. geleitet, und es gelang ihnen in diesen Ländern vollkommen, die Spuren, welche die Reformation zurückgelassen, zu vertilgen, wogegen in Ungarn die Türken, in Norddeutschland, England und Skandinavien die prot. Regierungen den Umfichgreifen des Ordens eine Schranke setzten. Claudius Aquaviva, aus dem Geschlecht der Vorfahren von Atri, der vierte General der J., 1581—1615, wurde der Schöpfer ihrer Pabagogik und seine «Ratio et institutio studiorum Societatis Jesu» der Lehrplan der Jesuitenschulen (S. d.). Bereits 1618 hatte sich die Zahl ihrer Mitglieder auf 13112 gemehrt, die in 32 Provinzen verteilt waren.

Dennoch schloß es auch innerhalb der kath. Kirche selbst den J. nicht an Feinden. Universitäten, Bischöfe, Pfarrer, vor allem die alten Mönchsorden wurden durch die Privilegien und den steigenden Einfluß der Gesellschaft zur Eifersucht gereizt und auch Staatsmänner fürchteten ihre Einmischung in polit. Handel. Während Portugal unter den Königen Johann III. und Sebastian ganz in ihre Hände geriet, wehrten in Frankreich das Parlament und die hohe Geistlichkeit die Versuche der J. sich einzudringen, 20 Jahre lang entschlossen ab. Dennoch erlangten sie 1563 zuerst unter fremdem Namen als Väter des Kollegiums von Clermont und unter Verpflichtung auf den Gebrauch ihrer wichtigsten Freiheiten in Frankreich Zulassung, wußten sich allmählich festzusetzen und erwießen sich dem Hofe und den Herzögen von Guise in den Religionskriegen als unersetzbare Bundesgenossen. Sie erweiterten auch allmählich ihre Vorrechte und wußten sich, trotz des Verdachts der Teilnahme an Heinrichs III. Ermordung, zu behaupten. Zwar wurden sie wegen des Attentats ihres Schülers Chatelet auf Heinrich IV. (1594) aus Frankreich verwiesen, aber sie hielten sich bestensungsachtet in Toulouse und Bordeaux auf und erlangten auf Versprache des Papstes von Heinrich IV. schon 1603 die Erlaubnis der Rückkehr nach Frankreich, wo sie als Wichtväter des Hofes bald wieder die vorige Rolle spielten. Der Teilnahme an Heinrichs IV. Ermordung durch Ravallac konnte man sie nicht überweisen. Das Buch aber, worin der span. Jesuit Mariana (S. d.) den Königsmord verteidigt, halfen sie selbst mit verurteilen. Zu noch höherm Ansehen gelangten die J. im Deutschen Reiche, wo Ferdinand II. und III. ihnen vollständig vertrauten. Große polit. Talente entwickelten sie während des Dreißigjährigen Kriegs. Sie waren die Seele der Liga und machten sich für ihre Verdienste dadurch belohnt, daß sie 1629 die zusehofe laiert. Mandats von den Reichshänden wieder herausgegebenen kath. Kirchengüter zum Nachteil der Orden, denen sie gehört hatten, an sich zogen.

Vierte Kämpfe hatte dagegen die Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. in Frankreich zu bestehen; der alte Haß der Universitäten zu Paris war noch nicht erloschen, als Pascals «Lettres provinciales» (1656—67) die laie Moral der J. offenkundig bloßstellten und Innocenz XI. mit Verurteilung auf das Zeugnis dieses Buchs über 65 Sätze jesuitischer Gasmisten 1679 sein Verdammungsurteil

aussprach. Der Orden rächte sich dafür an den Janenissen (s. d.) durch die von den jesuitischen Beichtvätern Ludwigs XIV., Lachaise und Verelher, ausgewirkten königl. Dekrete und durch die Bulle Unigenitus (s. d.). Besonders berüchtigt ist der jesuitische Probabilismus geworden, welcher alles erlaubte, was sich mit wahrscheinlichen Meinungen verteidigen ließ und ein förmliches System von Verschönigungen für Meineide und Verbrechen aller Art aufstellte, bald durch willkürliche Wortverbrechungen, bald durch zweideutige Ausdrücke und verwirrende Auslegungen, bald gar durch heimliche Vorbehalte (reservationes mentales), wobei man sich nur etwas anderes zu denken brauchte als man sagte und that, um wegen der größten Sünden vor sich selbst gerechtfertigt zu sein. Die Seichtigkeit ihrer Lehren, das theatrale Unwesen ihrer Schulen, Kitzelnisse ihres sittlichen Lebens, wie sie namentlich in dem skandalösen Prozeß des Jesuiten Girard (1781) zu Tage kamen, außerdem die von ihnen betriebenen Handelspekulationen steigerten die Opposition gegen sie. Derartigen Spekulationen diente namentlich auch das von ihnen unter span. Hoheit aus den Indianern in Paraguay (s. d.) und Uruguay gebildete theokratische Gemeinwesen, in dem sie unumschränkt herrschten. Als durch einen Tauschvergleich Spanien sieben Warrbezirke jenes Gebietes 1760 an Portugal überließ, bewog der Widerstand, den die Indianer unter Anführung der J. den portug. Truppen leisteten, die beteiligten Mächte, jenen Vergleich aufzuheben. Trog ihres Zeugens kamen die J. in Portugal hierüber in eine peinliche Untersuchung, die noch nicht beendet war, als 1768 ein meuchelmörderischer Angriff auf das Leben König Josephs I., welcher wahrscheinlich von ihnen veranlaßt war, ihre Austreibung (3. Sept. 1769) veranlaßte. Bis zu dieser ersten Niederlage zählte der Orden 24 Professhäuser, 669 Kollegien, 176 Seminarien, 61 Noviziathäuser, 835 Missionen, 273 Missionen in heidnischen und prot. Ländern und 22 589 Glieder aller Grade.

Auch in Frankreich, wo der Minister Choiseul-Amboise sowohl als die Pompadour gegen die J. eingenommen waren, brachte ihnen der Handel, den sie allen päpstl. Befehlen zum Troß fortführten, den Untergang. Seit 1743 hatten sie durch ihren Abgeordneten, den Vater Lavalette, unter dem Vorwande einer Mission zu Martinique ein Handelshaus angelegt, das den Vertrieb der Erzeugnisse dieser und der benachbarten westind. Inseln fast allein an sich zog. Als jedoch zwei Schiffe mit einer Ladung von 2 Mill. an Wert den Engländern in die Hände fielen, machte das Handelshaus Vioncy zu Marseille, an welches Lavalette diese Ladung an Zahlungsstatt gesendet hatte, weil die J. keinen Ertrag leisten wollten, einen Prozeß gegen sie anhängig, der nicht nur ihre Verurteilung zur vollen Entschädigung dieses Hauses, sondern auch die Aufhebung anderer Mißbräuche ihres Ordens nach sich zog. Da Vorenz Ricci, ihr General, mit der Erklärung: »Entweder bleibe der Orden wie er ist, oder höre auf zu existieren« (»Vint, ut sunt, aut non sint«) jede Abänderung der Ordensverfassung verweigerte, hob ein königl. Dekret 1764 den Orden als eine bloß polit. Gesellschaft auf.

Aus Spanien wurden die J. 1767 durch den Minister Aranda und bald darnach auch aus Neapel, Parma und Malta verbannt, und zuletzt sprach

Papst Clemens XIV. in der Bulle Dominus ac redemptor noster vom 21. Juli 1773 die völlige Aufhebung der Gesellschaft Jesu in allen Staaten der Christenheit aus. Diese Maßregel wurde allenthalben rasch und gewaltiam ausgeführt. Abtrünnig geschah den Jesuiten weiter kein Leid, als daß sie ihre Häuser verlassen, ihr Ordenskleid ablegen, allen Verbindungen miteinander entsagen und sich entweder unter andere Orden oder unter die Aufsicht der Bischöfe begeben mußten. In Portugal wie in Spanien gestattete man ihnen keinen Aufenthalt, während sie im Kirchenstaate, in Oberitalien, in Deutschland, wo man bei ihrer Auflösung am schonendsten verfuhr, in Ungarn, Polen und selbst in Frankreich als Privatpersonen gebuldet wurden. Auffallend mild zeigte sich Friedrich II. von Preußen gegen die J. Dieselben mußten zwar in den preuß. Staaten ihr Ordenskleid und ihre Verfassung aufgeben, durften sich aber unter dem Namen der Priester des königl. Schulinstituts dem Jugendunterricht widmen. Doch auch diese Anstalt hob Friedrich Wilhelm II. auf, und so blieb ihnen nur noch Rußland. Aus diesem Reiche hatte sie zwar schon Peter d. Gr. 1719 vertrieben; allein mit dem östl. Zeile Polens wurden 1773 wieder mehrere Häuser ihres Ordens Rußland einverleibt. Die Kaiserin Katharina befehlt sie auch, aus polit. Gründen, nach der Aufhebung bei, und Lichneryschens und Potemkins Gunst verschaffte ihnen sogar die Erlaubnis, 1782 einen Generalvikar zu wählen.

Inzwischen hatten sich die Umstände in Rom zu ihrem Vorteil geändert. Clemens XIV. war 1774 gestorben, und sein Nachfolger Pius VI. zeigte sich bald als Freund der noch nicht erloschenen Gesellschaft Jesu. Die Jesuiten blieben angesehenen Geistliche, denen wichtige Lehr- und Kirchendämter anvertraut wurden. Es gab ihrer in den achtziger Jahren außer Italien gegen 9000, die wahrscheinlich immer noch in fester Verbindung und unter geheimen Obren standen. Ein Versuch 1787, als Bicentinner wieder aufzuleben, schlug ihnen fehl. Die Väter des Glaubens aber, ein geistlicher Orden, den Vaccanari, ein schwärmerischer Tiroler und ehemaliger päpstl. Soldat, unter dem Schutze der Gräfin Maria Theresia 1795 meist aus Jesuiten sammelte und mit Hilfe des Papstes als eine neue Gesellschaft Jesu unter veränderter Regel zu Rom in Thätigkeit setzte, wurden von den geheimen Obren der echten J. nie als ihresgleichen anerkannt. Desto mehr kam der Gesellschaft die Gunst Pius VII. zu statten. Dieser bestätigte sie 1801 in Weiskr. land und Litauen und stellte sie im stillen 1804 auf der Insel Sicilien wieder her. Seinen ersten freien Schritt nach dem Sturze Napoleons bezeichnete Pius VII. durch die Wiederherstellung des Ordens der J. für die ganze Christenheit in seiner vorigen Gestalt mittels der Bulle Sollicitudo omnium vom 7. Aug. 1814. Schon 11. Nov. 1814 erfolgte in Rom die feierliche Eröffnung ihres Noviziats. Auch traten sie daselbst 1824 in den Besitz des Collegium Romanum, und ihre Zahl mehrte sich zu Rom in wenigen Jahren sehr bedeutend. Als daselbst ihr Ordensgeneral, Vater Ludw. Fortis, im Jan. 1829 gestorben, wählte man 9. Juli desselben Jahres den Vater Joh. Rossi zum General. Derselbe hatte 1863 den Vater Beda als Ordensgeneral zum Nachfolger. Als dessen Nachfolger wurde 24. Sept. 1883 der bisherige Assistent der deutschen Nation, Antonius Anderledy (8. Juni 1819 zu Brix

geboren, seit 1838 Mitglied des Ordens) gewählt. In Modena wurde 1815 den J. ein Kollegium eingeräumt; zu gleicher Zeit fanden sie in Sardinien und Neapel Eingang.

In Spanien wurden die J. 29. Mai 1815 durch Ferdinand VII. wieder in den Besitz aller seit 1767 ihrem Orden in Spanien entzogenen Rechte und Güter eingesetzt. Der polit. Umschwung Spaniens im März 1820 hatte ihre abermalige Verbannung aus diesem Lande, die Herstellung der absoluten Gewalt 1823 wieder ihre Rückkehr zur Folge. Die 1835 erfolgte abermalige Aufhebung des Ordens hat seine Wirksamkeit nur vorübergehend unterbrochen. Portugal beharrte standhaft bei der Verordnung vom 3. Sept. 1759, welche die J. aus dem Reiche verwies. Dom Miguel stellte zwar 1832 die Gesellschaft Jesu wieder her, jedoch ohne Anspruch auf ihre früher besessenen Güter, Privilegien und Vorrechte. Durch Dom Pedro wurde, nachdem dieser 1833 Lissabon erobert, jenes Dekret aufgehoben, aber sie fanden Gelegenheit, sich später in Portugal wieder einzunisten. In Frankreich gewährte Ludwig XVIII. den J. Duldung, während der Julirevolution 1830 wurden sie vertrieben, blieben aber heimlich im Lande, bis 1845 der General sie abrief und die Regierung ihre Niederlassungen aufhob. Unter Napoleon III. gewannen sie von neuem Einfluss, bis infolge Dekrets vom 29. März 1880 etwa 2500 J. ausgewiesen wurden.

In Belgien, wo durch die J. zum Teil die Revolution von 1830 herbeigeführt ward, sind sie seit der Trennung dieses Staats von den Niederlanden immer heimischer geworden, so daß es ihnen möglich wurde, zu Mecheln 4. Nov. 1834 eine Universität in ihrem Geiste zu eröffnen. In England besaßen sie seit dem Anfang des 19. Jahrh. zu Stonyhurst bei Preston in Lancashire und zu Hodderhouse Kollegien ihres Ordens mit Erziehungsanstalten, und ihre Thätigkeit hat in neuerer Zeit sich sehr bemerkbar gemacht. In Irland wurden 1825 Ordenshäuser und Schulen errichtet. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika haben die J. zu Georgetown ein Erziehungshaus, und ihre Zahl ist daselbst sehr im Zunehmen. In den Staaten Südamerikas haben sie unter den vielen polit. Unwägungen mancherlei Verfolgungen erlitten, wußten sich aber stets wieder festzusetzen. In Rußland wurden die J. durch den Ulaß vom 1. Jan. 1817 zunächst aus Petersburg und Moskau verwiesen, dann ihr Orden durch den Ulaß vom 25. März 1820 für das ganze Russische Reich und Polen für immer aufgehoben. In der Schweiz war es der Kanton Freiburg, der schon 1818 ein Jesuitenkollegium wiederherstellte. Später gelang es den J., auch im Kanton Schwyz und hauptsächlich in Luzern Fuß zu fassen, wo indes ihre Verfassung (Herbst 1814) zu einem Wendepunkt der gesamten eidgenössischen Entwicklung führte. (S. Schweiz.) Mit der Niederwerfung des Sonderbundes (1847) brach zugleich der Einfluß der J., und sie wurden aus der Schweiz ausgetrieben. In den deutschen Staaten waren vor 1848 die J. in Bayern als Redemptoristen (s. d.) gebildet; unter demselben Namen gründeten sie in Österreich Erziehungshäuser.

Die polit. Stürme von 1848 waren augenblicklich für die J. verhängnisvoll, doch wurden sie in Österreich förmlich wiederhergestellt, während man in Preußen, wo die Verfassung der lath. Kirche fast völlige Unabhängigkeit gewährt hatte, und in meh-

tern kleinern Staaten ihrer Thätigkeit freien Spielraum ließ. Sie benutzten diese Freiheit in so autoritärer Weise, daß durch Reichsgesetz vom 4. Juli 1872 die J. und verwandten Orden (Redemptoristen, Lazaristen, Priester vom Heiligen Geiste und Gesellschaft vom Herzen Jesu) aus dem Deutschen Reich ausgewiesen wurden.

Innerhalb der lath. Kirche ist der Einfluß der J. besonders unter Pius IX. unheilvoll gewachsen. Durch die Verkündigung der unbestrittenen Enzyklika (8. Dez. 1854) wurde eine alte Meinung der J. trotz der entgegenstehenden Behauptung der Franziskaner zum kirchlichen Dogma erhoben. Der Syllabus und die Enzyklika vom 8. Dez. 1864 verkündeten die Grundsätze der J. Ihr Werk war auch das Vatikanische Konzil (1870) und die Verkündigung der päpstl. Unfehlbarkeit. Die Propaganda, in welcher die Missionsbischöfe beherbergt wurden, das Collegium Germanicum (das röm. Seminar zur Erziehung deutscher Theologen) und eine Reihe anderweiter einflussreicher Stellungen am päpstl. Hofe waren bereits in den Händen des Ordens; die Dominikaner, welche von alters her im Besitz der Kongregationen des Index und des heil. Offiziums waren, wurden durch ihren, den J. unbedingt ergebenen General Jandel völlig in der jesuitischen Richtung geleitet.

Die Gesellschaft Jesu vertelt sich in folgenden 22 Provinzen: die englische, aragomische, österreichisch-ungarische, belgische, castilische, galizische, deutsche, irländische, lyoner, merikanische, neapolitanische, niederländische, römische, sicilische und venetianische, dann die von Champagne, Frankreich, Maryland, Missouri, Newport, Turin und Toulouse benannten, oder in die fünf Ästistenzen: Italien, Deutschland, Frankreich, Spanien und England. Die Ästistenz England ist zusammengesetzt aus den Provinzen England, Irland, Maryland und Missouri; die Ästistenz Deutschland aus der deutschen, österr.-ungar., galiz., belg. und holländ. Provinz; die Ästistenz Frankreich aus den Provinzen Champagne, France, Lyon, Toulouse und Newport (abgezweigt von Lyon); zur Ästistenz Spanien gehört auch die Provinz Mexiko. Im J. 1882 zählte der Orden im ganzen 11 058 Mitglieder, und zwar in Italien 1558, in Deutschland (d. h. Österreich-Ungarn und Belgien) 2875, in Frankreich nebst Kolonien 2798, in Spanien mit Mexiko 1933, in England und Nordamerika 1894.

Vgl. unter den von Carayon (*«Bibliographie historique de la Compagnie de Jésus»*, Par. 1864) vollständig verzeichneten Schriften über die Geschichte der J. besonders die von Wolf (2. Aufl. 4 Bde., Bp. 1803), Scheffer (Par. 1804), de Brak (Par. 1826), Sylv. Jordan (Altona 1839), Daller (Darmst. 1840), Ellenborn (Darmst. 1839), Kortüm (Mannh. 1843), Gréteau-Joly (6 Bde., Par. 1844—46), Eugenheim (*«Geschichte der J. in Deutschland»*, 2 Bde., Frankfurt 1847), Laurent (Par. 1861), Rippold (Mannh. 1867), Birnhiel (*«Studien über das Institut der Gesellschaft Jesu»*, Bp. 1870), von Schulte (*«Die neuern lath. Orden und Kongregationen»*, Berl. 1872), Ebelenmann (*«Der Jesuitenorden nach seiner Geschichte und seinen Grundsätzen»*, 2. Aufl., Detmold 1873), Huber (*«Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doktrin geschildert»*, Berl. 1873), Spüller (Baz. 1876), Raute (*«Die röm. Päpste in den letzten vier Jahrhunderten»*, 6. Aufl. 1874).

Jesuitenschulen. Der Jesuitenorden sucht seit seiner Gründung vor allem durch die Erziehung der Jugend für seine Zwecke zu wirken. Der Studiengang wurde durch die *«Ratio et institutio studiorum societatis Jesu»* (1588 entworfen, 1599 gedruckt) des Generals Claudius Aquaviva geregelt. Die Gelehrsamkeit, der Eifer und Fleiß, welche die Jesuiten auf ihre Schulen verwendeten, verschafften diesen bald großen Ruf, wozu der Verfall des Jugendunterrichts in den kath. Ländern und die durch die Schulverbesserungen der Protestanten auch unter den Katholiken angeregte Sehnsucht nach besserem Schulunterricht nicht wenig beitrugen. Die Schulen der Jesuiten waren teils *Studia inferiora* (Gymnasien), teils *Studia superiora*; eine vollständige Anstalt umfaßte beide. Die *Studia inferiora* zählten fünf Klassen, die aufwärts folgende Namen führten: *infima, media, suprema classis Grammaticae, Humanitas, Rhetorica*. In den drei Grammatikclassen wurde die Grammatik gelehrt. In der Humanitätsklasse bezog sich der Unterricht einzig und allein auf Vorbereitung für die Beredsamkeit, die den Hauptgegenstand der Rhetorikklasse ausmachte. Der Unterricht in diesen Anstalten bezweckte nur die Erlernung der lat. Sprache, welche die Schüler nicht nur lesen und schreiben, sondern auch sprechen lernen sollten. Über den formalen Zweck des Sprachunterrichts kamen sie nicht hinaus. Cicero war das gelehrt vorgeschriebene Muster für den Stil. Das Studium des klassischen Altertums war dagegen völlig untergeordnet und absichtlich vernachlässigt. Die griech. Sprache wurde zwar gelehrt, aber die Leistungen waren gering; die Muttersprache wurde ganz zurückgesetzt. Die *Studia superiora* umfaßten den philol. und theol. Kursus. In jenem, welcher zwei bis drei Jahre dauerte, wurden Aristotelische Philosophie und Mathematik gelehrt; in diesem, welcher vierjährig war, und zu dem nur Fähige nach vollendetem philol. Kursus übergingen, erstreckte sich der Unterricht über die Heilige Schrift, die hebr. Sprache, scholast. Theologie und Casuistik. Auf die Kunst in den Schulen legten einen großen Wert.

Die Leistungen der alten J. sind sehr verschieden beurteilt worden. In keinem Falle läßt sich leugnen, daß die Jesuiten die Zwecke, die sie beim Unterricht mit Konsequenz verfolgten, in einem hohen Grade erreichten. In der formalen Bildung durch das Latein haben sie viel geleistet. Mit der Aufhebung des Jesuitenordens durch Clemens XIV. 1773 wurden auch die Schulen derselben aufgehoben. Seit der Wiederherstellung des Ordens 1814 suchte sich derselbe da, wo er auftreten durfte, auch wiederum eifrigst dem Jugendunterrichte teils mittelbar, teils durch Errichtung von eigenen Lehranstalten der mannigfachen Art zu verschern. Diese modernen Jesuiteninstitute weichen zwar gemäß der veränderten Teilbildung von den früheren J. wesentlich ab; aber der Grundzug der jesuit. Pädagogik, die Erziehung des Menschen im Interesse der jesuit. Zwecke, ist geblieben. In Belgien und Österreich liegt der höhere Unterricht größtenteils in ihren Händen.

Jesuitenstil nennt man in der Baukunst diejenige Ausartung der Spätrenaissance, welche seit der Mitte des 17. Jahrh. vorzugsweise von den Jesuiten in ihren Bauten, Kirchen wie Palästen, angewendet worden ist. Das Charakteristische dieses Stils ist großartige, überladene Pracht besonders bei Decoration der innern Räume. Das Organische der Architektur ist verschwunden; dafür hat das Ornament

mit Anwendung von Architekturformen aller Art und willkürlichem Bierat überhand genommen. Säulen, Pilaster, Gesimse, Giebelfelder, Statuen, besonders Engelbüsten, Festons, Schneden, Muscheln, Draperien, Wollen u. s. w. sind in willkürlichster, bedeutungsloser Weise neben- und übereinander gestellt. Dazu gesellt sich die reichste Anwendung von Vergoldung, Malerei und, besonders in Italien, der kostbarsten Materialien, wie Porphyrt, bunter Marmor, Lapis lazuli u. s. w.

Jesuch. Seit in der christl. Kirche der Sinn für ein geistliches Verständnis ihrer Ursprünge erwacht ist, reiste sich in ihr das Bedürfnis, frei von dogmatischen Voraussetzungen einer früheren Zeit das Lebensbild dessen, nach dessen Namen sie sich nennt, auf rein geschichtlichem Wege zu gewinnen. Je fester jedoch das unmittelbare Interesse, welches die Frömmigkeit an der Person Jesu Christi nahm, mit den kirchlich überlieferten Vorstellungen über ihn zusammengewachsen war, desto schwerer hielt es gerade auf diesem Gebiet, zu unangefochtenen Ergebnissen zu gelangen. Die neuerdings durch die Schriften von Renan, Schenkel und Strauß angebahnten Untersuchungen über das «Leben Jesu» beweisen zwar einerseits, wie mächtig das Verlangen nach einem wirklich geschichtlichen Bilde seiner Person sich wieder regt, andererseits aber zugleich, mit welchen Hindernissen, Vorurteilen und leidenschaftlichen Erregungen jeder Versuch, das Leben J. als ein wahrhaft menschliches verständlich zu machen, noch fortwährend zu kämpfen hat. Doch auch abgesehen hiervon, sind die Schwierigkeiten, die sich einem solchen, ebensowohl vom echt religiösen als vom wissenschaftlichen Standpunkte aus notwendigen Unternehmen entgegenstellen, bei der Bescheidenheit unserer Quellen so groß, daß wir wohl kaum jemals hoffen dürfen, sie völlig zu überwinden. Denn schon in den ältesten auf uns gekommenen Darstellungen ist das Bild Jesu Christi durch den Heiler desselben in der religiösen Vorstellung seiner ersten Bekenner, durch die Anschauungen und Erwartungen der von einer mächtigen religiösen Bewegung getragenen Urgemeinde, teilweise auch durch die Gegensätze und Parteimeinungen, welche die Entwicklung des apostolischen und nachapostolischen Zeitalters bedingten, hindurchgegangen.

Die Evangelien bieten zunächst nur geschichtliche Denkmäler der bestimmten Weise, in welcher sich jenes Bild in dem Geiste der Urkirche spiegelte; und wenn es auch noch vielfach möglich ist, durch fortchreitende Forschung zu den ursprünglichen Lehren, Taten und Schicksalen J. zurückzugelangen, so muß man doch ebenso oft bei bloßer Wahrscheinlichkeit stehen bleiben und öfter noch anerkennen, daß die Quellen zu lückenhaft sind, um den ursprünglichen Sachverhalt festzustellen. Hierzu kommt, daß diese Quellen selbst durch die vielfachen Veränderungen hindurchgegangen sind, ehe sie ihre kirchlich überlieferte Gestalt erhielten, daß uns in ihnen kein einziger Bericht eines Augenzeugen erhalten ist; und daß gerade dasjenige Evangelium, dem man noch heute in konservativ-kirchlichen Kreisen die Abkunft von einem unmittelbaren Jünger J. zuschreiben pflegt, das Johannesevangelium, wegen seines ideellen Charakters am wenigsten von allen geeignet erscheint, der nüchternen Geschichtsforschung eine sichere Grundlage zu bieten. Aber auch über den Ursprung und das gegenseitige Verwandtschaftsverhältnis der relativ zuverlässigern Evangelienchriften ist die Kritik

nach lange nicht zu übereinstimmenden Ergebnissen gelangt. Bei dieser Sachlage wird die Forschung doch darein ergeben müssen, daß sie nicht sowohl eine eigentliche Biographie als vielmehr nur ein «Charakterbild» J. zu liefern im Stande ist. Sind wir auch über Thaten und Schicksale J. nur sehr unvollständig unterrichtet, so besitzen wir doch in seinen Reden und Aussprüchen, welche die drei ersten Evangelien überliefern, einen reichlich betruß durch die Anschauungen einer spätern Zeit mehrfach entstellten, da und dort mit Zusätzen und Weiterbildungen umkleideten, aber in allem Wesentlichen echten Kern.

«Das Schicksal des Echten», für die geschichtliche Würdigung des Selbstbewußtseins J. von unschätzbarem Werte, sind die in der sog. Bergpredigt (s. d.) zusammengestellten Sprüche. Aus ihnen, ebenso wie aus einer Reihe verwandter Sagen und Gleichnisse können wir den innersten Mittelpunkt der Lehre J. erkennen. Sie sind der unmittelbare, noch durch keine dogmatische Reflexion hindurchgegangene Ausdruck eines Gemüths, das wie kein anderer Mensch vor ihm und nach ihm in der religiösen Idee, als seinem eigentlichen Lebensinhalte, aufging, eines Gemüths, aber welches ein tiefer innerer Friede, der Friede eines mit seinem Gott einigen, und in dieser Einigkeit heidenhaft starken, seiner selbst und des höchsten Ziels alles menschlichen Strebens unerschütterlich gewissen, darum auch wie kein anderes zur Verfügbung und Verwirklichung der ewigen göttlichen Heilsordnung befähigten und berufenen Lebens ausgebreitet liegt. Das Neue und Eigenthümliche in dem Evangelium J. liegt eben in dieser idealen Vollendung der religiösen Idee, dieser vollkommen sichern Zusammenfassung des Höchsten und Größten, was als fromme Ahnung und sittliches Streben schon vorher in der Menschheit lebendig war, aber nicht in der Form einer Theorie, eines wohlbedachten theol. Systems, sondern als unmittelbare und fast unwillkürliche Darstellung dessen, was als innere Gewissheit und eigenste persönliche Erfahrung in dem Selbstbewußtsein J. thatsächlich gegeben war. Die Predigt J. von der Zukunft und von den Ordnungen des göttlichen Reichs hat ihren Hintergrund in einem Gottesbewußtsein, das sich ebenso hoch über die gefühlte Absterblichkeit des jüd. Monothismus als über die selbst bei den Philosophen noch tief in das Naturleben verflochtene Gottesidee der heidnischen Welt erhebt. Ihr sprechendster Ausdruck ist das Wort «der himmlische Vater», welches J. mit stillschweigender Beseitigung der alttestamentlichen Gottesnamen zur stehenden Benennung Gottes erhoben und dadurch in den Mittelpunkt des religiösen Bewußtseins gestellt hat. Wie dieses Wort das gleiche Begründetsein alles menschlichen Lebens in seinem Dasein und Verlauf in der ewigen göttlichen Liebe hervorhebt, so bezeichnet es zugleich alle natürliche und sittliche Ordnung der Welt als von derselben Liebe getragen und alles ein Menschenthum allein befriedigende und beseligende Streben als allein in der Liebesgemeinschaft mit dem unendlichen Urquell des Lebens sich vollendend.

So schließt unmittelbar an den Vaternamen für Gott die Idee der Sohnschaft bei ihm als der höchste Ausdruck religiös-sittlicher Vollendung des Menschen sich an. In welchem Sinne er auch den Namen Mensohn auf seine Person angewendet haben mag, jedenfalls hängt derselbe eng mit dem Sohnesverhältnis zusammen, in welchem er selbst zu dem himmlischen Vater stand, und welches er den Seinen

nicht als ein metaphysisches Geheimnis seines eigenen Wesens, sondern als das rechte religiös-sittliche Verhalten kennen lehrte, in das auch sie zu dem Vater treten könnten und sollten. Es ist die Idee der Sohnschaft, der dem göttlichen Urbilde entsprechenden menschlichen Vollkommenheit, welche darin ausgesprochen und als deren ideale Vollendung bezeichnet, ungetheilte Leben des Gemüths in Gott erscheint. In der Lehre vom Gottesreich (oder wie es im ersten Evangelium meist heißt: vom Himmelreich) ist nun die Sohnsidee als die Grundlage einer allumfassenden religiös-sittlichen Gemeinschaft entwickelt. Wie diese das notwendige Ergänzungsmittel zur Vateridee, so ist das göttliche Reich der konkrete Form, in welcher die Gottessohnschaft unter den Menschen sich verwirklicht. Die Bedingung des Eintritts in dieses Reich ist das tiefinnerliche Gefühl der eigenen Ohnmacht und Hilfsbedürftigkeit des natürlichen und gegenüber dem göttlichen Geleite schwachen Menschen, die reine Empfänglichkeit für das Beistand von oben, wie sie gerade bei dem kindlichen Gebärden und Beringerachten in der Welt am ehesten angetroffen wird, die volle, ungetheilte, rückhaltlose Hingabe des ganzen Herzens an den göttlichen Willen und an das von Gottes Vaterhand den Menschen dargebotene Heil. In diesem Reiches geles keinerlei äußere Vorzüge und Unterschiede der Menschen, sondern nur die rein sittliche Befinnung als solche, welche nicht das Ihre sucht, die Sanftmuth und Herzensreinheit, die Friedfertigkeit und der demütige Kindes Sinn, vor allem aber die Selbsterleugnung, welche freudig bereit ist alles dahingegen, wenn dieses Opfer im Dienste des Reichs gefordert wird. Dies ist die «Gerechtigkeit» des göttlichen Reichs, nach welcher die Menschen vor allem zu trachten haben. Dieses Reich schildert er in einer Reihe von herrlichen Gleichnissen, bald in seinen alle andern Güter unendlich übertreffenden Worten bald in seinem äußern und innern, die ganze Welt und das ganze Menschenleben nach allen seinen natürlichen Beziehungen hin umspannenden und durch bringenden Wachstum, bald wieder in seinen andern, je nach der menschlichen Empfänglichkeit verschiedener Erfolge und seiner durch menschliche Sünde wohl zeitweilig getrübbten, aber alles Böse in der Welt sich erlöschenden und beseitigenden Verwirklichung.

Es leuchtet ein, daß auf der idealen Höhe dieser Standpunkte alle jene äußern Unterschiede nicht in Betracht kommen, welche Abstammung und Geburt, Lebensstellung, Stand und Beruf unter den Menschen aufgethatet haben. Gerade die Geringeren dieser Welt, die Armen und Betrachteten sind am besten befähigt, in dasselbe einzutreten. In diesem Reich sind alle gleich, Söhne des himmlischen Vaters, Obder untereinander, keiner darf sich hier als Herr oder Meister nennen oder über die andern sich erheben, sondern wer sich selbst erniedrigt wird hier erhöht, und wer am meisten dient, nimmt die höchste Ehre. Früheres Eintreten und längeres Wirken begründet keinen höhern Lohn; der scheinbaren äußern Verdienlichkeit, dem göttlichen Willen sich zu fügen, dem Tugendstolz und der heuchlerischen Frömmigkeit geht selbst der offenbare Ungehorsam noch voraus: die selbstgerechten Pharisäer und Schriftgelehrten, die des Argtes nicht bedürfen, bleiben draußen, die Hölzer und Säuber, welche Buße thun, finden Aufnahme. Gerade die Verlorenen zu suchen ist des himmlischen Vaters unablässige Sorge: dem

treulosen Arbeitern im Weinberge wird das Reich wieder entzogen werden, an die Stelle der geladenen Gäste, die zum Feste zu kommen verschmähten, werden Bettler und Krüppel von der Straße berufen, die letzten werden die ersten, die ersten die letzten sein.

Es ist zunächst der Gegensatz gegen die geistlichen Obern des israel. Volks, diese blinden Führer der Blinden, mit ihrer Selbstgefälligkeit, ihrer Annahme, ihrer äußerlichen, nur zu oft in Heuchelei ausartenden Frömmigkeit, der überall durch diese Reden und Gleichnisse hindurchklingt. Ihnen gegenüber preist J. die Unmündigen und Einfältigen, die Armen und Beringen, die Zöllner und reuigen Sündnerinnen selig. Aber in der Konsequenz dieses Gedankens lag überhaupt das Hinwegsehen über alle äußeren Unterschiede, auch über den der Nationalität. Es gehört zu den spätern Weiterbildungen der Überlieferung, wenn J. der ausdrückliche Auftrag an seine Jünger zur Heidenbekehrung oder die bestimmte Weisung von dem förmlichen Übergange des Reichs von den als Volk verworfenen Juden zu den Heiden in den Mund gelegt wird: in manchem Gleichnisse, welches in den Quellen schon ungewisslich diese Deutung erhalten hat, blidt die ursprüngliche Beziehung auf rein innerjüd. Verhältnisse noch durch. Aber manche Erfahrung von dem abweichenden Glauben in der heidnischen Welt und von dem beharrlichen Unglauben gerade der Angeesehenen und Höhergestellten in Israel, als derer, welche doch eigentlich des Volkes Weisheit bestimmten, legte J. allmählich auch den Ausblick auf die Heidenwelt nahe, und im Anschluß an alttestamentliche Vorbilder und prophetische Aussprüche verknüpfte er: Viele würden kommen von Morgen und von Abend, um im Reiche Gottes mit Abraham, Isaac und Jakob zu Tische zu sitzen.

Dennoch hat J. selbst mit seiner persönlichen Wirksamkeit und mit den unmittelbar seinen Jüngern gegebenen Weisungen sich nur an die verlorenen Schafe des Hauses Israel gewandt und ist nur gelegentlich und vorübergehend mit den Heiden in Berührung gekommen. Sein Lebensberuf wies ihn zunächst an das eigene Volk. War doch auch der ganze Anschauungskreis, in dem er herangewachsen, der des Alten Testaments. Alle jene Bilder, in denen sich seine Rede bewegt, selbst die charakteristischen Ausdrücke, in welche er den Inhalt seines Evangeliums hineinlegt, sind dorthin entnommen. Aber er hat sie aus den unerschöpflichen Tiefen jenes Selbstbewußtseins heraus umgestaltet, neu gestaltet und alles, was darin den rein jüdischen Ideen, die ihn erfüllten, widersprach, stillschweigend beseitigt. In allen Anschauungen und Vorstellungen, welche nicht unmittelbar den Mittelpunkt des religiösen Bewußtseins betrafen, ist er ein Sohn seines Volks und seiner Zeit. Wie er die Vorstellungen von Engeln und Dämonen teilte, wie er selbst die Zukunft des von ihm gegründeten Reichs nur unter alttestamentlichen Bildern sich veranschaulichte und, als ihm die Notwendigkeit seines Todes gewiß geworden, ohne alle Schwärmerci seine persönliche Wiederkunft in den Wolken des Himmels erwarten konnte, so ist ihm auch das Alte Testament selbst unabweislich göttlichen Ursprungs und göttlicher Autorität, und er wollte, was es lehrte und vorschrieb, nicht abschaffen, sondern nur besser verstehen lehren. Hierdurch bestimmte sich auch seine Stellung zum mosaischen Gesetz. Seine Volemik gilt niemals diesem selbst, sondern nur seiner Auffassung als einer äußern

Rechtsnorm und der beerzeugenden und äußerlichen Auslegungsweise der Gesetzeslehrer; ausdrücklich und feierlich lehnt er die Unterstellung ab, als sei er gekommen es aufzulösen. Er will das Gesetz erfüllen, indem er seine Forderungen statt auf die äußere That auf die innere Gesinnung bezieht; ohne ängstlich am Buchstaben zu hängen, bringt er überall auf seinen sittlichen Geist und lehrt, um es recht zu halten, alle Konsequenzen ziehen, die darin liegen. Aber gerade dadurch hat er es hinausgehoben für sich selbst: was im Gesetze wohl auch enthalten war, aber oft nur andeutungsweise, gleichsam im Hintergrunde, neben und hinter einer Masse sittlich wertloser Vorschriften, das hat er in den Mittelpunkt des Bewußtseins gerückt und damit das Gesetz nicht bloß erfüllt, sondern vollendet.

Ähnlich wie sein Verhältnis zum Alten Testament überhaupt, ist auch seine Stellung zur alttestamentlichen Messiasidee. Er hat sie auf sich bezogen, nicht in bewusster Absichtlichkeit oder gar, wie man gesagt hat, nach innerem Widerstreben; sie bot sich ganz von selbst seinem Bewußtsein dar als vollständigster Ausdruck dessen, was in seinem Innern lebte. Wie er die Idee des Gottesreichs aus dem nationalen Anschauungskreise entlehnt und dennoch einen unendlich tiefern und reichern Gehalt in sie hineingelegt hat, so hat er auch den Messiasglauben vergeistigt und verklärt. Aber von einem Entschlusse, die Messiasrolle auf sich zu nehmen, kann ebenso wenig die Rede sein als von einer allmählich an der Hand der Schrift in ihm reifenden Überzeugung, daß mit jenen Weissagungen niemand anders gemeint sein könne als er selbst. Es war die thätigste Erfahrung seines persönlichen Sohnesverhältnisses zu Gott im rein sittlich-religiösen Sinne des Wortes, welche ihm nicht nur die Idee der allgemeinen Sohnschaft aller Frommen überhaupt, sondern in und mit derselben zugleich die übergreifende Erhabenheit seines eigenen Selbstbewußtseins, gegenüber allem, was er von Äußerungen des religiösen Lebens um sich her wahrnahm, zur Gewißheit erhob. Hiermit zugleich erwachte der Drang, mitzuteilen, was in ihm war, zu retten, zu heilen und zum Vater zu rufen, wo immer er konnte, das Reich Gottes zu predigen, zuerst als nur im nahen Range begriffen, danach in der mächtigen Bewegung der Geister, die sich um ihn scharten, als trotz seiner noch bevorstehenden Vollendung schon angedeutet. Die unmittelbare sich ausdrückende, durch sein persönliches Wirken thätiglich verwirklichte Notwendigkeit eines persönlichen Mittelpunktes für die im Volke und aus dem Volke sich gestaltende Gemeinde von Gotteskindern entlodte ihm ganz von selbst das begehrende Wort, durch welches er sich selbst und den Seinen wie dem ganzen Volke die Stellung seiner Person zu der Reichsgemeinde Gottes verständlich machen konnte. Aus dem Bewußtsein seiner Gottessohnschaft erzeugte sich ihm ganz von selbst das Bewußtsein seines Messiasberufs als die ihm allein mögliche Stellungsform für das, was er war und was er eben darum wollte und wollen mußte. So nahm er das Bekenntnis seiner Jünger zu ihm als dem Messias hin, da es zum ersten mal sich äußerte, wie überrascht über den wunderbar treffenden Einblick in das Geheimnis seines Innern, als eine unmittelbare Offenbarung des Vaters im Himmel, danach als notwendige Bedingung des Eintritts in die Gemeinschaft, von der er thätiglich der Mittelpunkt war. Zuletzt tritt er offen vor allem Volke, ja mit absichtlicher

Anlehnung an alttestamentliche Vorbilder als der Messias auf und bleibt, im festen Vertrauen auf den Beistand des Vaters, bei dem Bekenntnis seines Messiasberufs, auch der obersten geistlichen Behörde in Jerusalem gegenüber, die ihn, wie er voraus wußte, dafür als Gotteslästerer in den Tod schickt. Er ist seiner Sache so unerschütterlich gewiß, daß er freudig auch Leiden und Schmach, ja den Verbrechertod am Kreuze auf sich nimmt: der Vater, dessen Reich zu verkünden er gekommen ist, wird ihn, das muß er erwarten, um die Sache dieses Reichs hinauszuführen, auch von den Toten erwecken und herrlich zurücksühren.

Gegenüber der unerschöpflichen Größe dieses Selbstbewußtseins, die in sich selbst die Bürgschaft trägt für die bleibend grundlegende Bedeutung seiner Person auf jede erdenkliche Zukunft der religiösen Entwicklung der Menschheit hinans, wäre es kleinlich, aber etwas mehr oder weniger, von äußern biographischen Nachrichten über seine Schicksale und Taten sich zu ereifern. Dieses Selbstbewußtsein ist kein Mythos, möchten noch so viele Einzelheiten seines Lebens in mythischen Nebel gehüllt oder die lehrhafte Dichtung in der Gemeinde hinzugehan sein. Auch diese Mythen und Dichtungen selbst sind gerade in ihrer strahlenden Schönheit der Reflex eines Lebens, das weit reicher und größer war, als es die fromme Phantasie jemals sich ausmalen kann. Mögen alle jene Wunder, die uns berichtet werden, als von ihm gethan oder an ihm geschehen, der schärfsten kritischen Prüfung anheimfallen (die Wissenschaft hat auch ihnen gegenüber keinen andern Maßstab als die allgemeinen Gesetze rein geschichtlicher Forschung); wie groß muß doch der gewesen sein, von dem man nur so Außerordentliches erwarten und glauben konnte, dessen Bild man nur in solchem Verklärungsglanze würdig meinte malen zu können! Wenn irgend etwas wunderbar heißen darf, so bleibt seine Person und sein Wirken das größte Wunder der Geschichte. Dieser seiner einzigen Größe gegenüber nimmt sich doch alles, was man über sein äußeres Leben feststellen kann, auch bei dem denkbar größten Vertrauen in die Zuverlässigkeit unserer Berichte, sehr ärmlich aus.

Der äußere Rahmen seiner Lebensgeschichte bezeichnet fast nur die Stelle, wo er austrat, um den Geschehnissen der Menschheit neue Bahnen zu weisen. Ein armer Zimmermannssohn aus Nazareth, unter dürftigen Umständen aufgewachsen, in stiller Borgenheit lebend, bis der Geist in ihm ihn erst zum Taufwasser im Jordan, dann zum einsamen Nachdenken in die Wüste, dann mitten in das Gewühl des Lebens hineinführt, um in den vollstehenden Umgebungen des Galiläischen Sees mit der Botschaft vom Gottesreich aufzutreten; der verhältnismäßig kurze Zeit, vielleicht nicht viel länger als ein Jahr, heissend und lebend umherzieht, zuerst in den Städten am See, danach, als er hier wenig Glauben findet, im ganzen Lande Galiläa bis zu den Grenzen Phönicien und Samariens hin, bei seinem ersten Auftreten eine sturmartige Bewegung der Völker erregend, bald immer heftiger angefeindet von den geistlichen Führern des Volkes, gegen die er die schärfsten Weile seiner Rede richtet, von den weltmüden Volksmassen bald angestaut und umlagert, bald wieder verlassen, vergessen oder verfolgt, und nur vom einem kleinen Kreise von Jüngern umgeben, denen es vergönnt war, tief in sein Inneres zu blicken, und die in guten und bösen Tagen treu zu

ihm hielten; zuletzt, als die Entscheidung naht, blickt selbst am Sipe der theokratischen Macht in Jerusalem aufsuchend, vom Volke noch einmal einen Augenblick jubelnd begrüßt und dann aufgegeben für immer; trotz aller Gefahren, die ihn umdrängen, freimüthig im Tempel lehrnd und jedem, der ihm naht, schlagfertig Rede stehend, zuletzt verraten, gefangen, gequält und verhöhnt, als Verbrecher verurteilt, ausgeliefert an die röm. Obrigkeit und als Auführer am Kreuz geschlagen: das ist in wenigen Zügen der einfache Verlauf seiner äußern Lebensgeschichte.

Aber hinter dieser geringen Erscheinung leuchtet eine geistige Größe auf, wie sie die Welt vorher und nachher nie wieder sah, ein Leben von unerschöpflich reichem innern Gehalt, von dem eine Macht ausging, welche die Menschheit erneute, und die noch heute, nach fast zwei Jahrtausenden, trotz alles Widerstrebens die erste geistige Macht in der Geschichte ist. Es offenbart sich hier, daß das, was die Geschichte der Welt regiert, nicht der äußere Erfolg oder die Gewalt noch so staunenswerter äußerer Ereignisse ist, nicht die Macht, welche über unermessliche Schätze und Heerschatzen gebietet, auch nicht die Jähe, an eingewurzelten Vorurteilen sich festklammernde Gewohnheit, auch nicht das Genie, welches sich blüthartig neue Hilfsquellen eröffnet, nicht der Verstand, welcher die verborgensten Geheimnisse des Naturlebens bloßlegt, nicht die Ideenfälle der Kunst, der Scharfsinn der Wissenschaft oder der blendende Witz, sondern die selbstverleugnende Hingabe des Herzens an die ewigen sittlichen Ordnungen Gottes in der Welt, das äußerlich unscheinbare, aber innerlich unerschöpfliche Gemüthsleben in Gott, das Leben im Ewigen und das Streben zum Ewigen hin, aus dem alles Endliche stammt, die sittlich-religiöse Idee und ihre Verlöcherung im persönlichen Bewußtsein und Wollen. Der arme Zimmermann von Nazareth hat nicht gehabt, wo er sein Haupt hinlegen konnte, und zwei Jahrtausende hat die Menschheit in ihm den reichgewordenen Gott, ihr himmlisches Haupt und ihren ewigen König gesehen, und noch heute kniet die Geschichte seinen größern Namen als dem seinen.

Die wichtigsten neuern Schriften über das Leben J. sind von Strauß (*Das Leben J. kritisch bearbeitet*, 3 Bde., Tab. 1835; 2. Aufl. 1840; und *Das Leben J. für das deutsche Volk bearbeitet*, 4. Aufl., Bonn 1877), Hase (*Leben J.*, 6. Aufl., Ep. 1865, und *Geschichte J.*, Ep. 1876), Renan (*5. Aufl., Hamb. 1862*), Renan (*Vie de Jésus*, Par. 1863; 15. Aufl. 1877; deutsch, 3. Aufl., Ep. 1870), Schenkel (*Das Charakterbild J.*, 4. Aufl., Wieth. 1873), Schleiermacher (Berl. 1864), Betz (*Säcker* (*Untersuchungen über die evang. Geschichte*, Gotha 1864), Reim (*J. von Nazara*, 3 Bde., Rtr. 1867—72, und *Geschichte J.*, 2. Aufl., Rtr. 1874), Wittichen (*Das Leben J. in urchenlicher Darstellung*, Jena 1876), Weiss (*Das Leben J.*, 2. Aufl., Berl. 1883). (S. Christus und Christentum.)

Jesus-Christus-Orden, in Brasilien vom Kaiser Pedro II. am 9. Sept. 1843 gestiftet, zerfällt in Großkreuze, Kommandeure und Ritter; die Dekoration ist die nämliche, wie die des Christusordens in Portugal, und wird auch an demselben Bande, jedoch mit Blau umfäumt, getragen.

Jesus-Christus-Wurzel, s. Adlersfarn.
Jesus Maria, Silberminen bei Concepcion (s. d.) im mex. Staate Chihuahua.

Jesus-Namensfest, Gedächtnisfeier Jesu, um 1721 vom Papst Innocenz XIII. zu einem

allgemeinen Kirchenfest erhoben, fällt auf den zweiten Sonntag nach Epiphania.

Jesus Nazarenus Rex Judaeorum (lat., d. h. Jesus von Nazareth, König der Juden), die Überschrift, welche Pontius Pilatus, angedeutet durch die Anfangsbuchstaben I. N. R. I., angeblich über das Kreuz Jesu setzen ließ. (Vgl. L. N. R. I.)

Jesne Sirach, s. Sirach.

Jet (frj. jais), die dem Englischen entnommene Bezeichnung für Sagat (s. d.), namentlich wenn dieser durch Drehen oder Schleifen fabrikmäßig zu Schmud, Knöpfen, Rosenkränzen u. s. w. verarbeitet ist. Im franz. Depart. Aube bestand bis ins 17. Jahrh. eine besondere Kunst von Jet-Rosenkränzdrehern (patentiers en jais). In Württemberg blühte früher in Balingen und Umwand die Jetindustrie. Gegenwärtig ist Whitley in Northshire (England) als Gewinnungs- sowie als Verarbeitungsort des J. berühmt. Der sog. unechte Jet ist schwarzgefärbtes Hartgummi; derselbe unterscheidet sich von dem echten durch sein geringeres Gewicht.

Jetolin (Anilinschwarz), s. unter Tinte.

Jeton (vom frj. jeter herrührend), Auswurfsmünze, nennt man in der Numismatik ein meist rundes oder auch ediges Gepräge, welches weder zu den Kursumünzen noch zu den Reibailen gehört. Von letztern unterscheiden sich die J. hauptsächlich dadurch, daß sie im Metall dünn und in der Gravierung mehr flach, münzähnlich gearbeitet sind. Man teilt sie in vier Hauptklassen ein: in Marken oder Zeichen, in Rechen- oder Rechenpfennige, in J. im engeren Sinne (welche wieder in geschichtliche, religiöse, Münzmeister- und Familien-Jetons, Spielmünzen, Zählpfennige u. s. w. zerfallen) und in die sog. Jet- oder Anhängenpfennige, die der Mehrzahl nach oval, gehenselt und aus Messing sind, von denen ein großer Teil zur Erinnerung an Wallfahrts- und Gnadenorte, zur Ehre der Landesherrn oder der Heiligen überhaupt dient. Die Marken, welche im 14. Jahrh. zuerst in Frankreich vorkommen und aus verschiedenen Metallen bestehen, sind Zeichen für bestimmte Gebühren oder für geleistete Verpflichtungen (Anweisungen), welche dann gegen kurzweilige Münzen ausgetauscht werden können, auch benutzt man sie in neuerer Zeit im Verkehr als Abonnement- und Empfehlungsscheine. Die Rechenpfennige, welche ebenfalls aus Frankreich stammen, hatten die Bestimmung, bei dem Rechnen anstatt der heutigen Ziffern verwendet zu werden, wozu man sich eigene verfertigte in Linien abgetheilte hölzerne Tafeln bediente (Rechenbretter, Rechenmaschinen). Der Zweck der Jetons im eigentlichen Sinne des Wortes ist wohl hauptsächlich der gewesen, einzelne Begebenheiten des öffentlichen oder Privatlebens der Nachwelt zu überliefern. Auch sie haben in Frankreich ihren Ursprung und verbreiteten sich von da aus bald nach den Niederlanden und nach Deutschland. Die Münzmeister- und Familien-Jetons führen in der Regel auf einer Seite das Wappen der betreffenden Familie und sind vor dem 16. Jahrh. mit gotischer, sog. Rönchschrift versehen. Vgl. J. de Fontenay, «Manuel de l'amateur de Jetons» (Par. 1854), und Joseph Neumann, «Beschreibung der bekanntesten Kupfermünzen» (5 Bde., Prag 1868).

Jettatura (ital.), s. Böser Blick.

Jettensuben (Jättesuwer, d. h. Riesenruhen), s. Dolmen und Gangbauten.

Conversations-Repert. 13. Hft. 1X.

Jou (frj.), Spiel, in der Orgel soviel wie Register; jou à bouche, Labialstimme; jou àanches, Zungenstimme; grand jeu, plein jeu, volles Orgelwerk; jeu parti, Streitgedicht in Form eines Wettgesprächs bei den Provençalern; bezog sich dasselbe auf eine Liebesfrage, so hieß es jeu d'amour.

Jouissance dorée (frj.), d. h. goldene Jugend, ursprünglich Bezeichnung für die jungen Männer der pariser Bourgeoisie, welche nach dem 9. Thermidor 1794 im Gegensatz zu den sog. Sansculottes sich einer kühnen Tracht bedienten und als Rächer der Opfer der Schreckenherrschaft austraten. Sie waren mit großen Stöcken versehen und banden mit den Jakobinern auf allen öffentlichen Plätzen an. Ihr Führer war das Konventsmitglied Jéron, Rédacteur des «Orateur du peuple». Nach Adolf Schmidt, «Färberei und Färberei während der Revolutionszeit von 1790 bis 1800» (2. d. 1. Jena 1871), soll der Ausbruch der «Jouissance dorée» jedoch erst seit 1824 zur Bezeichnung jener Vorläufer der Contrerevolution gebraucht worden sein. Jett bezeichnet der Ausdruck die reichen, lebenslustigen, vergnügungssüchtigen jungen Männer einer Großstadt.

Jeux floraux (frj., d. i. Blumenspiele) hießen die poetischen Wettkämpfe, welche zu Toulouse unter dem Vorherrsche der Académie des jeux floraux stattfanden. Ihre Entstehung reicht ins 14. Jahrh. zurück. Eine Anzahl Bürger von Toulouse suchte der gekrönten Poesie der troubadours (s. d.) durch Stistung einer poetischen Gesellschaft aufzuhelfen. Sieben derselben entboten unter dem Namen der Sept trobadors de Tolosa 1323 in einem poetischen Einladungsbrief alle Freunde der «fröhlichen Kunst oder Wissenschaft» (gay saber) auf den 1. Mai 1324 zu einem poetischen Wettstreit nach Toulouse, bei welchem dem Sieger ein Preis und der Titel eines «Doktors der fröhlichen Wissenschaft» verliehen wurde. Arnaut Vidal de Castelnau d'Arnaud gewann damals den Preis, ein goldenes Weichen. Schon im folgenden Jahre konstitulierte sich die Gesellschaft als Consistori de la gaja sciensa mit einem Kanzler und sieben Mantenedors. Im J. 1335 wurden die Preise um eine milde Hofe für das beste Sirventes oder Pastourelle und um eine Ringelblume für das beste Tancied vermehrt; zur Aufmunterung der jüngern Kunstgenossen diente eine Kette, alle drei von Silber, dem Erwerber des ersten Preises wurde außerdem der Titel Baccalauréus und dem aller drei Preise der Titel Doktor oder Meister (maestre) erteilt. Vgl. Gatiien-Arnould, «Monuments de la littérature romane, publiés sous les auspices de l'Académie des jeux floraux» (3 Bde., Toulouse 1841—51); «Las Jòyas del gay saber» (herausg. von Roulet, Toulouse 1849). Auch in Catalonien und Aragonien bildeten sich gegen Ende des 14. Jahrh. Zwillingsgesellschaften: die zu Barcelona verteilt noch heute jährlich Blumenpreise. Trotz des Verlustes ihres Palastes und Gartens in der bei einer Belagerung geschloßenen Augustinerabtei von Toulouse hielt die Muttergesellschaft ihre, wenn auch später beschränkten Sitzungen im Stadthause bis 1484 fort. Als in diesem Jahre die ganze Einrichtung in Gefahr war zu Grunde zu gehen, belebte eine Bürgerin von Toulouse, Clemence Maure, sie durch Anschaffung neuer kostbarer Preisblumen und durch eine reiche testamentarische Stistung, und die Gesellschaft nahm nun den Namen Jeux floraux

an. Wie früher large Mittel, so führte später der Überfluß die Verfolgung des Zwecks der Gesellschaft. Das Stiftungsvermögen wurde in Fellen verprakt, im Geſchenken an die Mitglieder vergeudet, ſodas endlich der Akademiker Laſouère von Loulouſe den König Ludwig XIV. um Umgeſtaltung der Geſellſchaft in eine Akademie bat. Als ſolche führte ſie ſeit 1695 den Namen Académie des jeux floraux; der König ernannte ihr einen Kanzler, 35 Mainteneurs oder Richter und 20 Maitres. Das Einkommen derſelben wurde auf 1400 Liores beſtimmt, wovon 1000 zur Anſchaffung von Preiſblumen und 400 zur Beſtreitung der Feſtkoſten und anderer Ausgaben verwendet werden ſollten. Den erſten Preis, ein goldenes Taufendiſchön (Amaranthe), gewann die beſte Ode; die andern drei waren wie früher ein Reilichen, eine wilde Roſe und eine Ringelblume von Silber. Die ſilberne Roſe wurde 1745 in eine goldene umgewandelt; zugleich wurde beſtimmt, daß, wer ſie dreimal errungen, zum Maitre des jeux floraux ernannt werden ſolle. Jever, ohne Unterſchied des Landes und Geſchlechts, durfte ſich um die Preiſe bewerben. Im J. 1773 wurde das Kanzleramt abgeſchafft, das Siegel der Geſellſchaft einem beſtändigen Sekretär, das Präſidium einem alle drei Monate unter den Mitgliedern durch das Loſ gewählten Modérateur anvertraut. Dieſe Einrichtungen haben ſich ſeit un verändert bis heute erhalten und nur durch die Revolutionsſtürme von 1790—1806 eine Störung erlitten. Das ſeit 1696 erſcheinende «Recueil annuel de l'académie» erſt litt um 1700—3 und 1790—1806 Unterbrechungen. Vgl. Boitevin Peitavi, «Mémoire pour servir à l'histoire des jeux floraux» (Loulouſe 1815). Eine jüngere Entwicklungsphaſe der Jeux floraux ſind die jährlichen poetiſchen Feſte ſüdfranz. Städte, bei denen beſonders in ſüdfranz. Mundarten dichternde Sänger (Felibres — qui ſait des livres) mit litterariſchen Streugniſſen um Blumen und andere Preiſe in Wettbewerb treten. Vgl. Böhmer, «Die provençal. Poëſie der Gegenwart» (Heilbr. 1876).

Jever, Hauptſtadt des Jeverlandes im Großherzogthum Oldenburg, 18 km von der Reereſtütze, an der Linie Sande-J. der Oldenburger Staatsbahn und am Sieltief, einem ſchiffbaren, nach dem Hafen Hooffiel führenden Kanal, iſt Sitz eines Amtes und Amtsgerichts und zählt (1880) 5306 meiſt prot. G. Der Ort hat, ſeitdem die Feſtungswälle abgetragen und in Anlagen verwandelt worden, ein ſehr freundliches Anſehen erhalten. Unter den Gebäuden verdienen, außer den zwei Kirchen, die Synagoge, das Sophienhiſt, das Rathhaus, das Schloß mit einer aus dem 16. Jahrh. ſtammenden kunſtvoll geſchnittenen Fede im Audiensſaal und das im 16. Jahrh. geſtiftete Mariengymnaſium mit anſehnlicher Bibliothek Erwähnung. Die prot. Kirche enthält das in Kunſtwerken beſannte Odo Wiemlen-Grabmal. Der Gewerbfleiß erſtreckt ſich beſonders auf Lederbereitung, Bierbrauerei und Ziegelsbrennerei. Der Handel iſt ziemlich belebt; die Pferde- und Rindviehmärkte ſind bedeutend. Der Hafen der Stadt liegt bei Hooffiel (ſ. d.). Die Stadt J. zählt zu den älteſten Orten Friesland und ſoll ſchon im 6. Jahrh. beſtanden haben.

Das Jeverland, ein Theil des alten Friesland, bildete von jeher wie noch jetzt eine eigene Herrſchaft (Großherzogſchaft Jever). Daſſelbe beſteht theils aus ſterilem Sandboden, theils aus fruchtbarer Marſch, welche durch eine Menge Siele oder Schlu-

ſen des überflüſſigen Waſſers ſich entleert, zugleich aber durch künstliche Deiche vor dem eindringenden Meere geſichert iſt. Im Mittelalter zerfiel das Land in die drei Hauptlingsſchaften Oſtringen, Rättringen und Wangerland, welche 1369 in Edo Wynlen ein gemeinſames Oberhaupt erhielten und unter dieſem Herrſchergeschlecht blieben, bis die Erbtochter Maria, die ihr Land 1532 dem bräunſchwer Lehnhof aufgetragen hatte, daſſelbe 1573 teſtamentariſch an den Grafen Johann XVI. von Oldenburg vererbte. Des letztern Sohn, mit welchem das alte oldenb. Haus 1667 ausſtarb, vermachte das Land ſeinem Schwefterſohn, dem Fürſten Johann von Anhalt-Berbt. Bei dem Ausſterben dieſes Hauſes 1793 kam es als Anteilehn an die Kaiſerin Katharina II. von Rußland, einer geborenen Prinzeſſin von Anhalt-Berbt, die hierdurch Sitz und Stimme auf dem Deutſchen Reichstage erhielt. Kaiſer Alexander I. trat es 1807 an Holland ab; 1818 wurde es zum Großherzogthum Oldenburg geſchlagen. Vgl. «Ammeland. Jeverland im Großherzogthum Oldenburg» (Schleſw. 1866); Bornſand, «Kurzer Abris der Geſchichte Jeverlands» (Oldenb. 1875).

Jewons (William Stanley), engl. Philoſoph und Nationalökonom, geb. 1835 in Liverpool, ging 19jährig nach Austraſien, wo er bis 1859 an der Münze in Sydney angeſtellt war, graduierte 1862 an der Univerſität London und wurde 1866 zum Profeſſor der Logik, der Moralphiloſophie und der Nationalökonomie an Owens-College in Mancheſter ernannt. Von 1868 bis 1872 war er Examiner in der Nationalökonomie an der Univerſität London, von 1874 bis 1875 Examiner in der Moralphiloſophie an der Univerſität Cambridge, 1876—80 am Univerſity-College in London. Er ſtarb 13. Aug. 1882 beim Baden in der Nähe von Haſtings. J. ſchrieb: «Pure logic, or the logic of quality apart from quantity» (1864), «The coal question» (1866), «A lecture on trade societies» (1868), «The theory of political economy» (1871; 2. Aufl. 1879), «Money and the mechanism of exchange» (1873; Ab. 21 der «Internationalen wiſſenſchaftlichen Bibliothek», deutſch, Ept. 1876), «The principles of science» (2 Bde., 1874; 2. Aufl. 1877), «Studies in deductive logic» (1880), «The state in relation to labour» (1881) und «Methods of social reform and other papers» (1883).

Jemodolimon (Nikolai Iwanowitsch, Graf), ruſſ. General, geb. um 1800, ſocht unter Jermolow im Kaukaſus und nahm 1829 als Major am Türkenkriege theil. Danach wurde er wieder in Kaukaſien verwendet und zeichnete ſich mehrfach in den Kämpfen gegen die Bergvölker aus. J. wurde 1847 Generalmajor und 1866 Generalleutnant; als ſolcher leitete er die Operationen gegen Schamyl, eroberte nach mehrjährigen Kämpfen im April 1869 Schloß Weden und nahm Schamyl gefangen. Der ganze öſt. Kaukaſus kam dadurch unter ruſſ. Botmäßigkeit, und J. wurde Generaladjutant und in den Graſenſtand erhoben. In den J. 1861—64 unterwarf J. ſobann auch die Bergvölker des weſtl. Kaukaſus und ſiedelte dieſelben, ſoweit ſie nicht nach der Türkei auswanderten, im Rubangebiet unter den dortigen Koſaken an, während Ruſſen ihre Beſitzungen erhielten. J. wurde General der Infanterie und empfing bedeutende Ehrendungen an Grundbeſitz, blieb jedoch in Kaukaſien als Beſitzer des Statthalters Großfürſten Michael, und ſog ſich 1870 in den ~~Walden~~ zurück.

Jeppore, indobrit. Schutzstaat, s. Dschapur.
Jeſ (spr. Jeſch, Theodor Theob.), Pseudonym des poln. Schriftstellers Sigismund Willowski (s. d.).

Jeſbeckſchaft, Bergſteigung in der pers. Provinz Farſchan auf dem Wege von Iſpahan nach Schiras, 126 km ſüdsüdöſtlich von Iſpahan, mit 2000 G., auf einem rings ſteil abfallenden Felsen in 1920 m Höhe gelegen.

Jeſdegerd oder Jeſdeberd (pehlwi Jeſde-lart, grch. Jeſdigerdes) iſt der Name mehrerer Könige aus der Dynaſtie der Saffaniden. Von einigen Schriftſtellern wird als Sohn Behrams IV. ein Jeſdegerd Nerm, d. i. der Sanfte, genannt, der indeſſen nur 72 Tage regiert hätte (nicht 72 Jahre, wie der «Modjmel-et-Towarik» ſagt), und der von den meiſten Hiſtorikern gar nicht genannt wird. Ihm wäre 899 ſein Sohn gefolgt:

Jeſdegerd I., der gewöhnlich als Sohn Behrams IV. angeführt wird. Er regierte von 399 bis 420; ſelten iſt ein Fürſt verſchiedener beurteilt worden. Die Perſer nennen ihn Weſchlar, die Araber el-athim, d. h. den Wöſewicht, und verdammten ihn als einen gottloſen, unzüchtigen und graulamen Herrſcher. Dagegen ſind die chrſtl. Autoren ſeines Lobes voll und ſchildern ihn als einen gerechten und milden Fürſten; Kaiſer Arcadius ſoll ihn ſogar mit der Vormundſchaft ſeines Sohnes Theodoſius II. betraut und letzterer einen 100jährigen Frieden mit ihm geſchloſſen haben. Da der Biſchof Maruthas von Martiropolis ihn von einem Kopfleiden heilte, ſoll er ein Freund der Chriſten geweſen ſein; Synoden wurden ſogar in ſeinen Hauptſtädten Ateſſiphon (399) und Modain, wohl Choſe (Jeſr. 410), abgehalten. Da ſoll gegen Ende ſeiner Regierung chrſtl. Fanatismus, namentlich die unverantwortliche Zerstörung eines Feuertempels durch den Biſchof Abbas oder Audas von Ahvaz (Suſiana), den J. veranlaßt haben, ſich den Chriſtenverfolgungen nicht zu widerſetzen, welche unter ſeinem Sohn Behram V. nur fortdauernd wütheten. Er ſoll durch den Schlag eines angebändigten Koſſes getödtet worden ſein.

Jeſdegerd II., der Soldatenfreund (Sipah-dost), Enkel des vorigen, Sohn Behrams V. Wur. regierte von 440 bis 457, war ein Feind der Chriſten und der Juden, deſſen letztern ſabeln, er ſei von einem Drachen in ſeinem Palaſt geſſen worden. Seine Beziehungen zu Byzanz ſind ziemlich dunkel: die Orientalen ſchildern ihn als einen gerechten und mächtigen Fürſten, der ſein Reich erweiterte. Von ihm ſind ſehr viele Münzen vorhanden. Er hinterließ dem Thron zwei ſich befeindende Söhne, Hormizdas III. und Viroſes (Virus).

Jeſdegerd III., der letzte Saffanide (632—651), Sohn des Schabirpar, eines von ſeinem Vater Rhodros Barviſ getödteten Prinzen, ſoll vor der Wut dieſes Königs durch die Vik ſeiner Großmutter Schirin gerettet worden ſein. Nach einer Reihe von Fürſten, die ſich in kurzem Zeitraum nachfolgten, erhob das Volk den J. zum König, obgleich er ſehr jung war, 15 oder 16, nach Tabari ſogar nur 9 J. alt. Sein Regierungsantritt, der in das Jahr von Mohammeds Tod fiel, gilt den Parſen als Beginn der Jeſdegerdiſchen Ära (Zienſtag, 16. Juni 632). Schon 634 von den Arabern angegriffen und bei Koſen-Nati am Euphrat von Abu-Obeid, Omars Feldherrn, geſchlagen, rückte ſich J. zum Verzeiſungslampf und lieferte an der Spitze von 120000 Perſern den

Arabern die blutige Schlacht bei Kadeſſah (636), nicht weit von Ruſa. Drei Tage lang hielt J. den Arabern Stand, bis der Tod ſeines Feldherrn Zerruthſad am vierten Tage den Sieg des Iſlam entſchied. Der König floh aus ſeiner Hauptſtadt Ateſſiphon nach Holwan, während die Araber bis an den Tigris vorrückten und die Feſte Kaſrſchir nahmen; 28 Monate ſpäter fiel auch die Hauptſtadt in die Hand der Araber unter Saad, wo ſie eine unermeßliche Beute eroberten. Mehrere Jahre noch widerſtand J. dem Vordringen der Araber, bis die entſcheidende Schlacht bei Nehavend (642) den Siegern den Weg nach Iran, Mero, Chora'an und Herat öffnete. Da Koſh der jugendliche König über die Grenzen ſeines einſtigen Reichs an den Orus (Djſchan) und ſoll, von den Türken und Chineſen Hilfe erſuchend, dort ein bedeutendes Heer ſammengebracht haben. Er betrachtete ſich auf jeden Fall als Herrſcher, wie Münzen aus ſeinem 19. und 20. Jahre beweifen. Er ſoll dort nach einer Sage getödtet worden ſein, als er einem Fährmann ein ſchweres Geſchmeide anſtatt einer kleinen Münze anbot. Mit ihm erloſch, nach 426jähriger Herrſchaft, das Geſchlecht der Saffaniden.

Jeſdegerdiſche Ära, ſ. Jeſdegerd III.

Jeſiden (Jeſid), Name mehrerer Kriſten (ſ. d.).
Jeſiden (Jeſiden, Jeſidäer, Jeſidis) he iſt die Annäherung einer religiöſen Sekte, welche ſich auf dem Gebirge Sindſchir in Meſopotamien angeſiedelt hat. Ihre Religion iſt ein Gemisch verſchiedenartiger religiöſer Lehren, beſonders verbreitet iſt der Glaube an Zauberei. Als ihren Stifter ehren ſie den Scheich Jeſid, als ihren Reformator den Scheich Abi. Ihre Zahl wird auf 2—300000 Seelen angegeben. Vgl. Sayarbs Werk über «Munde» (deutsch, Epy. 1850).

Jeſira, d. h. Schöpfung, urprünglich der Name des 1. Buches Moſis (grch. Geneſis). Das ſog. Buch (Sephre) J., das von einigen dem Patriarchen Abraham, von andern dem Iſhba (1. Jahrh.) zugeſchrieben wird, ſtammt nach Sprache und Zurechnung aus dem 7. oder 8. Jahrh. Es hat zum Zweck, die Schöpfung in ihren mannigfaltigen Erſcheinungen (Zahlenkombinationen und Buchſtabenpermutationen) als Einheit darzuſtellen, wie ſie auf den 32 Weiſheitswegen (22 Buchſtaben des hebr. Alphabets und 10 Zahlen) durch den göttlichen Willen, der ſich zugleich als Wort und Schriftbild maniſeſtiert, entſtanden ſind. Die erſte Ausgabe mit fünf Kommentaren erſchien Mantua 1562. In das Lateiniſche wurde es mehrfach überſetzt, in das Deutſche von Meyer (Epy. 1830).

Jeſo oder Jeſſo, die nördl. Hauptinsel von Japan (ſ. d.).

Jhauſi, Stadt in Indien, ſ. Dſchanſi.
Jhering (spr. Jering, Rud. von), einer der namhaftesten Lehrer des röm. Rechts, geb. 22. Aug. 1818 zu Marſch in Oſtſriesland, widmete ſich zu Heidelberg, München und Göttingen dem Studium des Rechts. Da ihm die Zulaffung zum hannov. Staatsdienſt verſagt ward, ſo wandte er ſich 1840 nach Berlin, wo er Savigny und Stahl hörte und ſich zur akademiſchen Laufbahn vorbereitete. Nachdem J. 1842 bei der dortigen jurist. Fakultät promoviert hatte, habilitierte er ſich im folgenden Jahre für röm. Recht. Seine Abhandlungen über das röm. Recht (Epy. 1844) verſchafften ihm bereits 1845 eine ord. Profeſſur zu Baſel, die er 1846 mit einer ſolchen zu Koſtoda vertauschte. Im J. 1849 ging er

in gleicher Eigenschaft nach Kiel und von dort 1852 nach Wien, dann 1868 nach Wien, wo er bei seinem Abgange nach Göttingen 1872 vom Kaiser von Österreich in den erblichen Adelsstand erhoben wurde. J. s. Hauptwerk ist »Geist des röm. Rechts« (Bd. 1—3, Lpz. 1852—65), das zu den bedeutendsten Arbeiten neuerer Zeit auf diesem Gebiete gehört und ins Italienische, Russische und Französische übertragen worden ist. In neuerer Zeit ist ein größeres noch nicht beendetes Werk: »Der Zweck im Rechte« (Bd. 1, Lpz. 1877, 2. Aufl. 1884; Bd. 2, 1883) hinzugekommen (überseht ins Russische). Sonst sind noch hervorzuheben: »Civilrechtsfälle ohne Entscheidungen« (Lpz. 1847; 4. Aufl., Jena 1881), »Die Jurisprudenz des täglichen Lebens« (Jena 1870; 5. Aufl. 1883; überseht ins Italienische, Griechische und Ungarische), seine Schrift »Über den Grund des Besitzschutzes« (Jena 1868; 2. Aufl. 1869; überseht ins Italienische und Französische) und eine Reihe gediegener Abhandlungen in den von ihm herausgegebenen »Jahrbüchern für die Dogmatik des röm. und deutschen Privatrechts« (Jena 1856 fg.). Weite Verbreitung fanden, auch in Latein, seine Schriften: »Der Kampf ums Recht« (Wien 1872; 7. Aufl. 1884), von welcher 19 Übersetzungen erschienen sind, und »Das Erbtugeld« (Braunsch. 1882).

Jicin, s. Gitschin.

Jig (engl.), s. Gigue.

Jigat, Stadt in Ostindien, s. Dwaraka.

Jigermilit, s. Jirmilit.

Jijona, Stadt in der span. Provinz Alicante, 21 km nördlich von Alicante, am Südfuße der Sierra Carrasqueta und rechts am Cosco, mit (1877) 6287 U., liefert berühmten Honig und den Turron genannten Marzipan, ferner Leber und Schußwert. Die Stadt liegt in einem engen Thale, welches im W. drei Hügel beherrschen, auf deren einem noch der Blaturn aus alter Zeit steht.

Jimenes, span. Staatsmann, s. Jimenes (Francisco).

Jireček (Jos.), böhm. Philolog und Literaturhistoriker, geb. 9. Okt. 1825 zu Hohenmauth in Böhmen, besuchte das Gymnasium in Leitomischl, und studierte in Prag Philosophie und Rechte. Darauf trat er 1850 als Beamter in das österr. Unterrichtsministerium ein, war 1871 Kultusminister im Kabinett Hohenwarth und lebt seitdem in Prag. Im J. 1875 ward er zum Präsidenten der böhm. Gesellschaft der Wissenschaften ernannt, zugleich ist er seit 1878 Mitglied des böhm. Landtages, und seit 1879 auch des österr. Reichsrats. An seine amtliche Thätigkeit knüpfen sich Schriften über die ruthen. Sprache, über die griech. nichtunierte Kirche in Österreich, ein »Handbuch über das österr. Unterrichts- und Prüfungswesen« (Wien 1868). Hauptsächlich widmete er sich aber der Erforschung der Sprache, Literatur und Geschichte Böhmens. Von seinen bleibwürdigen Arbeiten in czech. Sprache sind zu nennen neben einer Ethnographie und Grammatik eine »Anthologie der czech. Literatur« (3 Bde., Prag 1858—61), ein »Bio- und bibliograph. Verzeichnis der böhm. Schriftsteller« (2 Bde., Prag 1874—76), »Hymnologia bohémica« (Prag 1878), Ausgaben von Blahoslav »Böhm. Grammatik«, Slavata »Mémoires«, Kolíns »Böhm. Stadtrecht«, Talimil »Chronik« (mit zwei deutschen Übersetzungen, Prag 1878; in »Fontes rerum Bohemicarum, III.); ferner in deutscher Sprache: »Die Göttheit der Königinhofer Handschrift« (Wien 1868; die beste

Schrift zur Verteidigung derselben), eine deutsche Übersetzung der Gedichte dieser und der Grünberger Handschrift (Prag 1879), eine Biographie Slavata's (Prag 1876). Endlich besorgte er die Herausgabe der Werke seines Schwiegervaters Paul Jos. Schafaril (s. d.).

Jireček (Hermenegilb), Bruder des vorigen, slaw. Rechtshistoriker, geb. 13. April 1827 zu Hohenmauth in Böhmen, vorgebildet auf den Gymnasien zu Leitomischl und Prag, studierte in Prag Philosophie und Rechte. Seit 1853 Beamter im österr. Unterrichtsministerium, ward er 1883 Ministerialrat daselbst. In den J. 1875—77 erteilte er dem Kronprinzen Erzherzog Rudolf Unterricht im Czechischen. Von seinen Werken sind zu nennen: »Über Eigentumsverlegungen und deren Rechtsfolgen nach dem altböh. Rechte« (Wien 1865), »Das slaw. Recht in Böhmen und Mähren bis in das 13. Jahrh.« (czech., 3 Bde., Prag 1863 fg.), »Entstehen christl. Rechte im Gebiete des heutigen österr. Kaiserstaats« (Wien 1865), »Das Recht in Böhmen und Mähren bis zum Schlusse des 13. Jahrh.« (2 Abteil., Prag 1865—66), »Codex juris bohemicus« (8 Bde., Prag 1867—84), »Slovník národní slovanšky« (= Sammlung slaw. Volksgesetze, Prag 1880).

Jireček (Konstantin Joseph), böhm. Historiker, geb. 24. Juli 1854 in Wien, Sohn von Joseph J., besuchte das Gymnasium der Thebanischen Akademie in Wien und studierte in Prag Philosophie. Nachdem er hier einige Zeit Dozent der Geschichte gewesen, begab er sich zu archival. Forschungen nach Nagusa, ward 1879 nach Bulgarien berufen als Generalsekretär des Unterrichtsministeriums, wor 1881—82 daselbst Unterrichtsminister, darauf Präsident des Unterrichtsrats und machte sich um Entwicklung des dortigen Schulwesens sehr verdient. Im J. 1884 übernahm er eine Professur der allgemeinen Geschichte in Prag. Sein Hauptwerk ist eine »Geschichte der Bulgaren« (czech. u. deutsch, Prag 1877; vervollst. russ. Ausg., Odessa 1878). Außerdem schrieb er eine bulgar. Bibliographie (bulg., Wien 1872), »Die Heerzüge von Belgrad nach Konstantinopel« (Prag 1877), »Die Handelsstraßen und Bergwerke Serbiens im Mittelalter« (Prag 1879), »Das Typikon des heil. Sava« (serb., Belgr. 1874), sowie mehrere Abhandlungen, namentlich über Verhältnisse der Balkanhalbinsel, in deutschen, czech., serb., bulgar. Publikationen.

Jirmilit bedeutet im Türkischen Zwanziger. Beis. Jirmilit, d. h. weißer Zwanziger, Silber-Medischibieh, von den Griechen Iosar genannt, ist eine Silbercourantmünze von 20 Gurush oder türkischen Pflastern, im Gewicht von 24,005 g und von einer Reinheit von 830 Tausendteilen, jedoch dieselbe (zum Preise von 152 Mark für 1 kg Feinsilber) für 3,000 Mark Feinsilber entfällt. Jirmi. para (= 20 Para), auch Jirmilit, Jarimilit, d. h. Halber (nämlich Pflaster), heißt der vierzigste Teil des Medischibieh, ebenfalls eine Silbermünze, von derselben Reinheit wie letzterer und verhältnismäßigem Gewicht, also ein Stück von 1/4 Gerich oder türk. Pflaster = 0,005 Mark.

J. M. R. J., s. I. N. R. I.

Joab war der Schwefersohn und Oberfeldherr des Königs David. Wie er als Führer des jüdischen Heeres im Kampfe Davids mit Jisobeth, dem als Gegenkönig aufgestellten Sohn des verstorbenen Königs Sa-

fiel reich zu Felde zog und diesen muthlings erdolchte, so führte er auch später Davids Kriege erfolgreich, kämpfte insbesondere gegen Davids aufrührerischen Sohn Absalom und erschlug ihn, sowie auch seinen eigenen Vetter, den Herzerbersten Amasa, und schloß sich zuletzt an Davids Sohn Adonia an, wurde aber wegen seiner Bluttthaten gemäß dem letzten Willen Davids auf Befehl Salomos am Altar des heiligen Zeltes zu Jerusalem getödtet.

Joachim I., Kurfürst von Brandenburg, geb. 21. Febr. 1481, ältester Sohn des Kurfürsten Johann Cicero, erhielt durch den Bischof Dietrich von Lebus eine gelehrte Erziehung und bewahrte sein Interesse für die humanistischen Tendenzen auch nachdem er, kaum 15jährig, 1499 seinem Vater in der Kurwürde gefolgt war. Gegen die Reformation Luthers nahm J. schon 1521 in Worms eine feindliche Haltung ein. Im Sommer 1525 nahm er teil an dem luth. Bündnis von Dessau und vertrat fortan auf den Reichstagen von Speier 1526 und 1529 und Augsburg 1530 das streng luth. Interesse. Für Land und Haus jedoch erwuchsen ihm aus dieser Politik geringe Vorteile: seine Familienallianz erhielt durch den Abtritt seiner Vettern Albrecht und Georg zum evang. Glauben; der Feindseligkeit mit dem unter Friedrich III. reformierten Dänemark und Vommern suchte er durch den Vertrag auf Schloß Grimnitz (26. Aug. 1529), wodurch er die Erbansprüche an Vommern nur für den Fall des Aussterbens des regierenden Geschlechts vorbehielt, die Spitze abzubrechen; aber seine Hoffnung, dadurch Vommern auf der luth. Seite zu halten, sah er 1532 vereitelt. Seine eigene Gemahlin Elisabeth, eine dän. Prinzessin, welche er durch ehebrecherischen Verkehr mit der Frau eines berliner Bürgers, Hans Hornung, aufs schwerste beleidigt hatte, ward evangelisch und mußte vor dem erzürnten Gatten heimlich nach Wittenberg entweichen (26. März 1528). In seinem Lande erreichte er durch Einführung des röm. Rechts (Joachimische Konstitution 1527), herrisches Regiment, besonders die blutige Verurteilung des verwilderten Adels, doch keine rechte Ordnung, wie durch die langjährigen Kämpfe des Hans Kollbais (1523—31) an den Tag kam. Die durch ihn gegründete, anfangs blühende Universität Frankfurt a. O. ward durch Wittenberg verunruht. Der Staatshaushalt blieb zerrüttet. Schließlich teilte J. noch seine 1516 durch Jossen, 1517 durch die Neumark vergrößerten Besitzungen unter Hinwegsetzung über die Hausordnung Albrechts Achilles unter seine Söhne Joachim und Johann. J. starb 11. Juli 1535.

Joachim II., genannt Vektor, Kurfürst von Brandenburg, Sohn des vorigen, geb. 13. Jan. 1505, in humanistischem Geist und zugleich luth. Gesinnung erzogen, brachte im April 1539 den „Frankfurter Auslands“ zu Gunsten der Protestanten zu Stande und nahm 1540 und 1541 an den Religionsgesprächen zu Hagenau, Worms und Regensburg eifrig teil. In Regensburg und auf dem Nürnburger Fürstentage (im Okt. 1541), danach auf dem Reichstage in Speier 1542 trat er für die Bewilligung der Türkenhilfe ein und übernahm den Oberbefehl über das Reichsheer in Ungarn (Sommer 1542). Sein offener Abtritt zur Reformation war schon vorher erfolgt (1. Nov. 1539 zu Spandau); 1540 gab er dem Lande die Kirchenordnung, welche das evangelisch umgestaltete Bistum in enger Verbindung mit dem Fürstentum und

auch das ceremoniale Außenwerk der alten Kirche zum guten Teil bestehen ließ. Doch suchte J. in Freundschaft mit dem kaiserl. Hause zu bleiben, hielt sich daher von dem Kriege gegen Karl V. 1546 fern und sandte sogar 1547 gegen die Zustimmung, die Bistümer Magdeburg und Halberstadt für seinen zweiten Sohn zu reservieren, 400 Reiter unter Führung des Kurprinzen gegen seine Glaubensgenossen; als aber gegen das span. Regiment dann unter Herzog Moritz Führung die große Färsenverschwörung sich bildete, unterstützte J., seit 1550 durch seinen Rat Lambert Dießelmeyer geleitet, wenigstens diplomatisch Karls Gegner. Wesentlich Dießelmeyers Staatsklugheit gelang es auch, das Erzbistum Magdeburg, wo 1552 J.s Sohn Sigismund Erzbischof, 1566 sein Enkel Joachim Friedrich Administrator wurde, an das Kurhaus zu fesseln. Die 1537 mit Herzog Friedrich von Liegnitz geschlossene Erbvereinigung vermehrte die Aussicht auf vereinstigen Besitz in Schlesien, die Veröhnung mit den fränk. Vettern, welche von dem luth. Joachim I. zurückgestoßen waren, sowie die Rittebehnung mit dem Herzogtum Preußen seitens der poln. Krone (1569) bereitete die Annexion der deutschen Nordostmark vor. Die innere Regierung erschwerte sich der Kurfürst durch eine ungemessene Brunst, welche die Finanzen des Staats völlig zerrüttete. J. war zweimal verheiratet, 1524—34 mit einer Tochter Herzogs Georg von Sachsen, danach mit Hedwig, Schwester des poln. Königs Sigismund II. Er starb 3. Jan. 1571.

Joachim Friedrich, Kurfürst von Brandenburg, Sohn des Kurfürsten Johann Georg, geb. 27. Jan. 1546, wuchs auf dem Schloß Jechlin auf und wurde 1566, als er gerade an dem Türkenkriege Maximilians II. teilnahm, zum Administrator von Magdeburg erwählt. Es gelang ihm, das von ihm völlig evangelisierte Stift zum frühern Wohlstande zu erheben. Trotz seiner geistlichen Würde heiratete er 1570 seine Lante, Katharina von Kastrin, und trotz seiner Ehe wollte er wieder im Reiche den an Magdeburg haftenden Primat behaupten. Hierin fand er jedoch seitens der luth. Mehrheit hartnäckigen Widerstand; 1582 und 1591 wurde ihm auf den Reichstagen die Zulassung verweigert. Da nun auch sein Sohn Johann Georg als postulierter Bischof von Stralsburg heftigem Widerstand der Katholiken begegnete, ward J. im Gegensatz zu seinem streng luth. Vater mit Sympathie für die reform. Tendenzen erfüllt, welche den Kampf mit der luth. Reaktion allein auf sich nahmen. Im J. 1598 Kurfürst geworden, setzte er 1599 den Geraltischen Hausvertrag auf Grundlage der Hausordnung Albrechts Achilles durch, wonach alle Marken mit ihren Anwartschaften (Preußen, Vommern, die schles. und rhein. Gebiete) an die Kur gebunden, die fränk. Lande aber zur Sekundogenitur bestimmt wurden. Im Innern kämpfte J. lange vergebens gegen die seine Gewalt einengenden Ansprüche der Stände, denen er 1602 ihre Privilegien bestätigten mußte. Erst nach der Errichtung des Staatsrats (Dez. 1604) konnte er fester auftreten; wiederholt erlangte er jetzt namhafte Summen für Landesverwaltung und Türkenkrieg von ihnen bewilligt; als Staatsgrundgesetz mußte er schon 1599 die Kontordienformel bewilligen. J. ist der Gründer des Finowtals und des Joachimsthaler Gymnasiums (24. Aug. 1607). Er starb plötzlich 18. Juli 1608.

Joachim I. Napoleon, König von Neapel, f. Murat.

Joachim (Jos.), ausgezeichneter Violinspieler, wurde als Sohn Israel. Eltern 28. Juni 1831 zu Klittsee bei Bressburg geboren und kam frühzeitig nach Wien auf das Conservatorium, wo Jos. Böhm sein Lehrer war. Schon 1843 machte er in Leipzig durch sein Violinspiel Aufsehen und gewann Mendelssohns Teilnahme, der von nun an seine Studien leitete, während Hauptmann sein Lehrer in der Theorie wurde. Sein Aufenthalt in Leipzig, wo er auch im Gewandhausorchester und als Lehrer des Conservatoriums eine Anstellung erhielt, dauerte bis 1850, worauf er eine Reise nach Paris unternahm und auch hier seinem Talent Anerkennung verschaffte. Nach in demselben Jahre folgte er einem Rufe als Konzertmeister nach Weimar, vertauschte aber schon 1853 diese Stelle mit der eines Konzertdirectors bei der Hofcapelle in Hannover und blieb daselbst bis 1868. In diesem Jahre zog er nach Berlin, wo er als Director der königl. Hochschule für Musik in den Senat der königl. Akademie der Künste eintrat. Auf allen seinen Kunstreisen, die namentlich alljährlich nach London gerichtet sind, hat sich J. als ein Virtuos im edelsten Sinne bewiesen. Er zeigt eine außerordentliche technische Meisterschaft, verbunden mit einem nur dem Künstlerisch-Idealen zugewandten Streben. Als Komponist hat er sich durch verschiedene Violin- und Orchesterstücke bekannt gemacht, von denen sein Konzert in ungar. Weise für Violine und Orchester das bedeutendste ist. Bei sonstiger Vielseitigkeit steht er doch Schumanns Art und Richtung am nächsten.

J. & Vattin Amalie, geborene Weiß, geb. 1839 zu Warburg in Steiermark, wirkte bis zu ihrer Verheirathung 1863 als Hofopernsängerin an den Hofbühnen zu Wien und Hannover, seitdem nur noch als Konzertsängerin, wo sie als Altistin besonders im Oratorium einen hohen Rang einnimmt.

Joachimorden, ein 1755 vom 14. Herzögen, Fürsten, Grafen und Edeln gestifteter Orden mit dem Zweck, die minder bemittelten Mitglieder desselben durch die reichern zu unterstützen. Derselbe bestand 1820 noch, ist aber seitdem erloschen.

Joachimsthal, Stadt in der preuss. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Angermünde, 19 km von Eberswalde, zwischen den Seen Grimnitz und Werbellin, zählt (1880) 2000 E., welche Ackerbau, Ziegerei und Kalbfleischerei treiben und bedeutende Steinbrüche bearbeiten. Im W. des Sees liegt die Schorfheide, der reichste Jagdgrund an Hochwild in Deutschland, mit dem königl. Jagdschloß Hubertushof. Kurfürst Joachim Friedrich stiftete hier in der Ufermark am 24. Aug. 1607 ein Gymnasium, welches 1650 nach Berlin verlegt wurde und 3. Mai 1880 nach dem Dorfe Wilmsdorf bei Berlin übersiedelte. Dicht bei J. am Ufer des Grimnitzsees befinden sich die Ruinen des früher berühmten Jagdschlosses Grimnitz, in welchem 1529 der Erbvertrag zwischen Brandenburg und Bommern geschlossen wurde.

Joachimsthal, Bergkabel in Böhmen, 18 km nördlich von Karlsbad und nur 6 km von der sächs. Grenze, liegt in 733 m Meereshöhe an der südl. Abhänge des Erzgebirges inmitten hoher Berge im Thale des Weiserbachs, ist Sitz einer Regierungshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts, einer Berg- und Hüttenverwaltung, und zählt (1880) 6628 E. Die schöne Delanatskirche, welche 1873 mit dem größten

Teil der Stadt verbrannte, wurde 1876 neu aufgeführt. In der Nähe liegt die Ruine des Schloßes Freudenstein. Auf dem nahen Reiberg (1260 m hoch) steht seit 1884 ein 20 m hoher Aussichtsturm. Der Bergbau erstreckt sich auf Silber (jetzt nur noch unbedeutend), Uran, Wismut und Nickel. Bedeutend ist die Glacehanfabrik und die Tabak-, Cigarren- und Cigarrettenfabrikation. Die Gegend von J. gehörte im Anfange des 16. Jahrh. den Grafen von Schlick, welche aus dem gewöhnlichen Silber seit 1519 Wulbengroßchen prägten, die unter dem Namen Joachimsthaler bald zu solchem Rufe gelangten, daß derselbe in der abgetragenen Form Thaler (s. d.) ein bleibender wurde.

Joahas, König des Reichs Israel 858—841 v. Chr., konnte, obwohl ein tapferer Mann, dem immer tieferen Sinken des Reichs die große Umwälzung unter seinem Vater Jechu sehr geschwächt und von den Syrern Hasael und Benhadad III. fortwährend bebrängten Reichs keinen Einhalt thun. Dazu kam der religiöse Zerfall durch den Aartendienst, der unter ihm in der Residenz Samaria einen neuen Aufschwung nahm.

Joahas, ein jüngerer Sohn und Nachfolger des Königs Josia von Juda, wegen seiner Unthätigkeit vom Volke auf den Thron erhoben, 610 v. Chr. wurde nach kaum dreimonatlicher Regierung von Pharas Necho II. abgesetzt und nach Aegypten gebracht, wo er in der Gefangenschaft starb.

Joasmarie (frz.), Juwellerkunst, Juwelenhandel; Joasmarier, Juwelier.

Joanes (Vicente), span. Maler, geb. zu Jante de la Higuera 1623, gest. zu Vocairente 1579, studierte wahrscheinlich in Italien nach Rafael und stiftete dann eine eigene Schule zu Valencia, wo er viel für die dortigen Kirchen arbeitete. Er malte nur religiöse Gegenstände. Seine Richtung ist im ganzen die der in Italien gebildeten Niederländer, obwohl auch ein gewisser Einfluß der florentin. Manieristen sich bei ihm kundgibt. Sein Styl ist meist etwas stumpf. Vorzügliche Proben seines Talents sind die Laufe Christi im Dom zu Valencia, das Abendmahl daselbst in der Kirche des hl. Nikolaus, anderes in der Domnikanerkirche.

Joan-Martinsfels, der frühere Name der Amiranten (s. d.).

Joann, s. Jwan.

Joanne (Adolf Laurent), franz. geogr. Schriftsteller, geb. 15. Sept. 1813 zu Dijon, studierte Jura und wurde 1836 Advokat, wandte sich aber seit 1839 ganz der Schriftstellerei zu. Er gründete 1843 die «Illustration», für welche er bis 1853 schrieb. Besonders bekannt sind seine «itinéraires» für fast alle Theile Europas, im ganzen 120 Bände, seine Beschreibungen der einzelnen franz. Departements und sein «Dictionnaire géographique de la France» (3. Aufl. 1881). J. starb 1. März 1881 in Paris.

Joannes Damascenus, s. Johannes Chrysostomus.

Joannina, s. Jannina.

Joas (portug.), Johann.

Joas, König von Israel und Nachfolger des Joahas 841—825 v. Chr., gewann nicht nur den Syrern die unter seinem Vater verloren gegangenen Städte wieder ab, sondern schlug auch den König Amajia von Juda, der ihn mit Krieg überzogen hatte, in der Schlacht bei Bethsames, nahm ihn gefangen, besetzte Jerusalem und plünderte die Schätze des Tempels und Königthums.

Joas, Sohn des Ahasja, König von Juda 874–840 v. Chr., war durch seine (Halb-) Tante, die an den Hohenpriester Jojada vermählte Königstochter Josaba, den Weisheiten seiner Großmutter Athalia bei deren Thronusurpation entzogen worden und war nach sechsjähriger Verborgenheit im Tempel als siebenjähriger Knabe durch Jojada beim Sturz der Athalia zum König ausgerufen. Unter der Leitung des Hohenpriesters war des jugendlichen Königs Streben auf Förderung des theokratischen Kultus und Instandhaltung des Tempels gerichtet. Aber nach Jojadas Tod wandte sich der schwache Fürst dem Götzendienste zu, ließ sogar den durch seinen Widerspruch unbequem gewordenen Propheten Sacharja, Sohn des Jojada, steinigen und wußte den Sprer Hasael, der Jerusalem bedrohte, nur mit Gold, Schmutz und Weibgeschenken des Tempels zum Abzug zu bewegen. Die allmählich steigende Unzufriedenheit führte schließlich zur Empörung, welcher er zum Opfer fiel.

Jobber, Stockjobber, heißt in England eigentlich derjenige, welcher in Fonds oder Aktien für eigene Rechnung spekuliert, dann aber auch der, welcher dem Differenzgeschäft, der Agiotage oder dem sog. Börsenspiel (stock jobbery) obliegt.

Jobeljahr, s. Halljahr.

Johanne, s. Kortum (Karl Arnold).

Joch, Martrast von Nähen, s. Jodocus.

Joch (Gebirgsjoch), s. unter Einsattelung.

Joch, Geschirr bei der Anspannung des Rindes.

Man unterscheidet zwei Arten von J., das Stirnjoch und das Nadenjoch. Ersteres, welches aus einer gepolsterten, der Form der Stirn angepassten, mittels Riemen an die Hörner befestigten Metallplatte besteht, an welche die Zugketten angeheftet werden, ist die zweckmäßigste Art der Anschirung, da dieselbe die vollkommenste und für das Tier den geeignetsten Kraftaufwand erfordernde Ausnutzung der Muskelkräfte zum Zwecke des Zugs gestattet. Das Nadenjoch, welches sowohl in Form eines Lederpolsters als eines hölzernen Gefells, und zwar als doppel- und als einfaches J., angewandt wird, ist nur dort empfehlenswert, wo es sich um Gewöhnung junger Tiere an Zugarbeit handelt.

Joch als Feld- und Waldmaß bezeichnet ein Stück Land, welches ein Ochsengepann (Joch) in einem Tage umzuwpflügen im Stande ist. Als gesetzliches Maß bestand bis zur Einführung des franz. metrischen Systems (1. Jan. 1876) das J. in Oesterreich, wo es auch jetzt noch zur Anwendung kommt. Dieses österr. oder sog. Wiener Joch umfaßt ein Areal von 1600 Quadratklaffern (57600 Quadratfuß) oder 5754,64 qm und entspricht somit 0,3125 ha oder 1,122 engl. Acres. Die Landwirte rechnen das J. zu drei Wehen Ausfaat. Ferner war und ist in gleicher Weise das J. in Ungarn in Gebrauch, wo es normalmäßig 1100–1200 und 1300 wiener Quadratklaffern groß ist, gewöhnlich aber zu 1200 Quadratklaffern = $\frac{1}{4}$ wiener J. gerechnet wird. Außerdem war das J. unter dem Namen Jüd, Jud oder Juch bis Ende 1871 ein Feldmaß im Großherzogtum Oldenburg, wogemeinlich Jüd vorkamen: das Katasterjüd oder alte Jüd von 64000 Quadratfuß = 66,025 a und das neue Jüd von 51840 Quadratfuß = 45,325 a = $\frac{1}{100}$ alte Jüd; 40 alte Jüd machten einen Bau.

Joch heißt in der Baukunde eine Abteilung bei mehrfach nebeneinander vorkommenden Konstruktionen derselben Art; so z. B. bei hölzernen Brücken

die unter jedem Balken oder Träger befindliche Reihe eingerammter, stütgender Pfähle, oder auch der Raum zwischen denselben (Brückenjoch); bei Bogenbrücken einen Bogen samt zugehörigen Pfeilern; bei Gewölben (namentlich in Kirchen) den Teil zwischen zwei Quergurten oder Gurtbögen (Gewölbjoch); bei Hänge- und Sprengwerken auch die tragenden Teile oder Bodkonstruktionen.

Joch (jugum ignominiosum) hieß bei den Römern eine aus Spießen errichtete galgenförmige Wforte, durch welche gefangene Heere, der Waffen und des Kriegerschmuds beraubt, schimpflich ziehen mußten. Die Römer haben diesen Schimpf ihren besiegten Feinden mehrmals angethan, aber auch selbst erfahren: so bei den Caudinischen Pfaffen durch die Samniten, vor Numantia und in Afrika durch Jugurtha.

Joch (jugum) nennt man in der beschreibenden Botanik die erhabenen Rippen auf den Teilfrüchten der Umbelliferen. Außerdem bezeichnet man mit J. an gefiederten Blättern ein einzelnes Paar gegenüberstehender Blättchen.

Jochader, s. Juchert und Joch.

Jochanan ist Johannes Hyrlanus I. (s. d.).

Jochbeine (Wangenbeine, Ossa zygomatica u. malaris u. jugalia), zwei kurze dicke Knochen, welche am äußern und obern Teil des Gesichts liegen und den hervorragenden Teil der Wange bilden. (S. unter Gesicht, Bd. VII, S. 907*.)

Jöcher (Christian Gottlieb), der Verfasser des «Gelehrten-Lexikon», war 20. Juli 1694 zu Leipzig geboren, wo er anfangs Medizin, dann Theologie studierte. Nachdem er sich 1714 habilitiert, erhielt er 1730 eine ord. Professur in der philos. Fakultät, 1732 die Professur der Geschichte. In der Philosophie gehörte er der Wolffschen Richtung an. Im J. 1742 wurde er Universitätsbibliothekar. J. starb 10. Mai 1753. Sein «Allgemeines Gelehrten-Lexikon» (4 Bde., Lpz. 1750–51) ergänzte Abellung bis J (2 Bde., Lpz. 1784–87), Rothermund bis Rin (Bd. 1–6, Abteil. 8, Brem. 1810–22).

Jochnus (Aug. Giacomo J., Freiherr von Cettignola), General und Minister des Außern und der Marine im Reichsministerium 1849, geb. 27. Febr. 1808 zu Hamburg, war für den Kaufmannsstand bestimmt, ging aber 1827 als Hilfspolizeist nach Griechenland, wo er am griech. Befreiungskampf rühmlich teilnahm. Im J. 1835 verließ J. den griech. Dienst und trat in die engl.-span. Legion unter de Lacys Evans. Hier wurde er zum Chef des Generalquartiermeister-Stabes, dann für die Einnahme Jruas 17. Mai 1837 zum Brigadegeneral, im Juni zum Chef des Generalstabes beim Armeekorps von Cantabrien ernannt. Dierauf wurde er von Palmerston nach Konstantinopel gesendet, um den Feldzugsplan für den Krieg in Syrien zu entwerfen. Im Juli 1840 ging er nach Syrien, während ihn zugleich die Wforte zum Vorkontingental und Pascha ernannte. Von Admiral Stopford zum Chef des Generalstabes des türk.-engl.-österr. Heers im Libanon ernannt, war er im November 1840 bei der Einnahme von St.-Jean d'Acre thätig, abernahm im Dezember den Oberbefehl und beendete bis 16. Febr. 1841 den Feldzug. J. blieb im türk. Dienste und war bis Anfang 1848 dem Kriegsministerium zu Konstantinopel zugeteilt. Die Märzrevolution veranlaßte ihn zur Rückkehr nach Deutschland, wo ihm Großherzog Johann 17. Mai 1849 im Reichsministerium des Außern und der Marine übertrag. Nach Auflösung des

Ministeriums im Dez. 1849 zog sich J. ins Privatleben zurück. Im Mai 1859 wurde er zum österr. Feldmarschalllieutenant ernannt und nach dem Frieden von Villafranca in den Freiherrenstand erhoben. Er starb 14. Sept. 1881 in Bamberg. Seine «Gesammelten Schriften» gab Thomas heraus (Bd. 1—4, Berl. 1883—84).

Jodeta, Dorf mit 213 E. in der Amtshauptmannschaft Plauen des sächs. Regierungsbezirks Zwickau, 9 km nordnordwestlich von Plauen auf der Höhe über dem romantischen Triebthal an der Mündung der Trieb in die Elster, Haltestelle der Linie Leipzig: Hof der Sächsischen Staatsbahnen, welche hier auf einem 68 m hohen, 281 m langen Viadukt mit zwei Bogenreihen das Elstertal überschreitet; durch einen der untern drei Bogen führt die Bahnlinie Völzgefährt: Weischlitz mit der untern J. gelegenen Haltestelle Barthmühle. Die Umgegend hat Eisenlager und Eisenwerke.

Joden (engl., spr. Dschodsch), ein in die meisten europ. Sprachen übergegangenes engl. Wort, bezeichnet eigentlich den professionellen Reiter, der die Pferde bei den Wettrennen «steuert» und zu diesem Behufe eine regelmäßige Schule durchmachen muß. Doch werden auch die Sportliebhaber, die nicht selten ihre eigenen Pferde auf der Rennbahn lenken, J. genannt; die von ihnen für die Förderung des Rennwesens gebildeten Vereine heißen Jockey-Clubs.

Joculiffe, eine Figur der franz. Komödie. Er bildet eine der zahlreichen Typen der komischen Bedienten und ist namentlich die vollständige Verkörperung der Albernheit und Ungeheuerlichkeit. Dann ist er aber auch ein tölpischer Ehemann, der unter dem Pantoffel steht und sich im Haushalt um die kleinen Geschäfte bekümmert, die dem Mann am wenigsten zukommen, also soviel wie Topfquader.

Jocus (lat.), Scherz; auch der Genius des Scherzes; **Jocus** tab, Stab mit einem Brustbilde, welches die Freude oder auch ein Herrbild mit Schellenlapp vorstellt; **Joculcausa** (im klassischen Latein: per jocum), Späße halber; extra jocum oder joco remoto, Spaß beiseite; inter jocos et seria, unter Scherz und Ernst; **jocös**, scherzhaft, spähig; **Jocosa**, scherzhafte Dinge, Possen; **Joculator**, Spaßmacher Gaukler; davon Jongleur (s. d.).

Jod, Haloid, s. unter J (als Vokal).

Jodelle (Etienne), Sieur de Lymodin, geb. zu Paris 1592, der Dramatiker des Dichtertreises des 17. Siebengehirns (Pleiade), ist als solcher von Bedeutung, insofern er zuerst mit den mittelalterlichen Formen des Dramas, den Mysterien, Moralitäten und Farcen, brach und den Versuch unternahm, nach dem Vorbilde der antiken Tragödie und Komödie komponierte Dramen in franz. Sprache zu verfassen. Durch die beiden noch unvollkommenen, litterarhistorisch aber interessanten Tragödien «Cleopâtre captive» (1552) und «Didon se sacrifiant» (1553), sowie eine etwas leichtfertige Komödie «Eugène» wurde er der Begründer des klassizierenden franz. Dramas. Bei dem Mangel an gebildeten Schauspielern im 16. Jahrh. wurden seine Stücke nur selten gespielt. Eines besondern Charakters entbehren seine griechischen Gedichte (Sonette, Oden, Elegien, Chansons), meist erotischen Inhalts und im Geschmacke seiner Zeit. Seine Eitelkeit und Unzuverlässigkeit brachten ihn nach einigen Jahren ungeteilter Bewunderung um Ansehen und Freundschaften, und ein ungesüßtes

Leben führte ihn in ein frühes Grab (Juli 1573). Nach seinem Tode erschienen seine «Oeuvres» (Par. 1574; beste Ausg. von Marty-Laveaure, 2 Bde., Par. 1868—70). J. war auch Maler, Bildhauer und Architekt.

Jodeln, eine bei den Bewohnern der Alpen ursprüngliche Gesangsart, deren Eigentümlichkeit im Übergange von den Brusttönen zum Falset (Fisteln) besteht. Bald bildet es den Refrain eines Gesangstextes, bald auch tritt es selbständig hervor.

Jodine, s. Jod (mit J als Vokal).

Jodocus oder Jobst, Markgraf von Nöhren seit 12. Nov. 1376, war ein überaus unruhiger und länderfüchtiger Fürst, welcher die Verlegenheiten und Zwistigkeiten seiner Vetter von der königl. Linie der Luxemburger, der Könige Benzel von Böhmen und Sigismund von Ungarn, benutzte, um als Freund oder Feind ihnen ihre Länder abzuräumen. J. erwarb so nach und nach den Pfandbesitz von Luremburg, der Landgrafschaft Elßaß, der Mark Brandenburg und der Lausitz, des nordwestl. Ungarn und einmal sogar der Regentenschaft in Böhmen. Aber da diese Pfänder ihn in viele Kriege verwickelten, hatte er von ihnen geringen Vorteil und sie dienten ihm nur als Quellen der Erpreßung. Nach dem Tode des deutschen Königs Ruprecht von der Pfalz bewarb J. sich um die Nachfolge und wurde wirklich 1. Okt. 1410 erwählt, starb aber, ehe er ins Reich kommen konnte, 17. Jan. 1411 angeblich an Gift. Da er kinderlos war, fielen die Pfandgüter an ihre Herren zurück.

Jodocus Vratenfis, s. Josquin Desprez.

Jodolgne (lat. Geldonia, vlam. Geldenaden), Städtchen im Bezirk Rivelles der belg. Provinz Brabant, 38 km im NNO. von Brüssel, an der Oete, Station der Linie Tirlemont-Namur der Belgischen Staatsbahnen, mit 4332 E., Wollspinnerei, Tabakfabriken und Steinbrüchen. Der Ort wurde 1194 durch Herzog Heinrich II. von Brabant zur Stadt erhoben. — In der Nähe, bei Ramillies, siegte 23. Mai 1706 der Herzog von Marlborough über den Markschall de Villeroi.

Juel, der Sohn Bethuels, einer der ältesten hebr. Propheten, der zweite unter den sog. zwölf kleinen im Kanon des Alten Testaments, weissagte im Reiche Juda um 860 v. Chr. Sein Orakel wurde durch eine große Dürre und schwere Hungersnot verheerung veranlaßt, indem ihm die öffentliche Not Gelegenheit bietet, das Volk zur Buße zu mahnen und ihm den Beistand Jahves, den Sieg über alle Heiden und eine dauernde Zeit des Friedens in Aussicht zu stellen. Die Sprache ist alttestamentlich, aber hochpoetisch und malerisch. Kommentare mit Übersetzungen lieferten Ebedner (Jena 1831), Meier (Tab. 1841), Nitzig in der Schrift «Die zwölf kleinen Propheten» (Lpz. 1838; 4. Aufl. 1881), Wänsche (Lpz. 1872) und Herr (Halle 1879).

Johann ist der Name von 23 röm. Päpsten:

Johann I. regierte als Papst 523—526, ward von Theodorich, König der Ostgoten, ins Gefängnis geworfen, weil er an der Spitze einer Gesandtschaft nach Konstantinopel geschickt, um Kaiser Justinian I. um Schonung der Arianer zu bitten, diesen zur Vernichtung derselben zu bestimmen suchte. Er ist ein Heiliger der lath. Kirche; der 27. Mai ist ihm geweiht.

Johann II. oder Mercurius, 532—535, bestättigte in den Streitigkeiten der Theopaschiten die Formel: «Einer aus der Trinität ist getrennt».

Johann III. regierte 560—573.

Johann IV., geb. zu Salona, regierte 640—642, verdamnte die Lehre der Monotheliten und verwarf die von Sergius auf Befehl des Kaisers Heraclius verfaßte Unionsformel (die sog. Ekthesis).

Johann V., aus Antiochien, regierte 685—686.

Johann VI., ein Grieche, regierte 701—706, bewog durch Androhung göttlicher Strafe den Herzog von Benevent, Gisulfus, zur Rückgabe der dem Erarchat entzogenen Städte.

Johann VII., ebenfalls ein Grieche, regierte nur 705—707.

Johann VIII., ein Römer, Papst 872—882, verließ die Kaiserkrone zunächst Karl dem Kahlen (876) und nach dessen Tode Karl dem Tiden (881). Beide waren nicht im Stande, ihm die gewünschte Unterstützung gegen die Sarazenen zu gewähren, so daß er genötigt war, diesen einen jährlichen Tribut zu zahlen. Auf der Synode zu Ravenna 877 entzog er den niedern Klerus dem weltlichen Gericht und gestattete ihm das unbedingte Appellationsrecht nach Rom. Den von Hadrian II. genannten Patriarchen von Konstantinopel, Photius, erkannte er an in der Hoffnung, einen günstigen Vergleich mit dem griech. Kaiser Basilus und die Bulgaren wieder für seine Jurisdiktion zu erhalten. Deshalb befehligte er auch das zweite Konzil zu Konstantinopel (879). Da er sich aber in seiner Hoffnung getäuscht fand, widerrief er seine Anerkennung des Photius und erklärte das Konzil für nichtig.

Johann IX., geb. zu Livoli, ein Benediktiner, regierte 897—900. Dem ital. Kaiser Lambert (gest. 898) hatte er, bedrängt von den röm. Großen, eine Mitwirkung bei der Papstwahl zugesprochen müssen.

Johann X., früher Bischof von Bologna, dann Erzbischof von Ravenna, kam durch Theodora auf den päpstl. Stuhl und regierte 914—928. Er besiegte die Sarazenen 916 bei Garigliano, wurde aber durch Marozia, Theodoras Tochter, ins Gefängnis geworfen und dort erdrosselt.

Johann XI., ein Sohn der Marozia und des Papstes Sergius III., Papst 931—932, wurde durch seinen Bruder Alberich gestürzt, in der Engelsburg eingekerkert und starb 936 im Gefängnis.

Johann XII., ein Sohn Alberichs, Papst 955—964, änderte zuerst seinen Namen Octavianus um, als er den päpstl. Stuhl bestieg, was seitdem gewöhnlich wurde. Kaum 18 J. alt, wurde er Papst, schändete aber sich und seine Würde durch die größten Ausschweifungen. Um sich gegen den König Berengar II. von Italien zu behaupten, rief er 960 den deutschen König Otto I. zu Hilfe, krönte ihn als Sieger (962), wurde aber von demselben wegen Treulosigkeit abgesetzt (963); er starb 964.

Johann XIII., geb. zu Rom, Bischof von Narni, bestieg 965 den röm. Stuhl, wurde bald darauf von den röm. Großen vertrieben, von dem Kaiser Otto I. aber wieder eingesetzt, unter dessen Schutz er bis 972 regierte.

Johann XIV., vorher Peter, Bischof von Bavaria, wurde 983 Papst durch den Kaiser Otto II., der ihn auch Bonifacius VII. gegenüber schützte; gleich nach Ottos Tod aber (983) kam er in die Gewalt des Gegenpapstes. Er starb 984 in der Engelsburg im Kerker.

Johann XV., geb. zu Rom, regierte als Papst 986—996, erklärte die Beischlässe der von Hugo Capet zu Rheims gehaltenen Synode (991), welche den Erzbischof von Rheims, Arnulph, absetzte und

dessen Stelle Gerbert übertrug, für ungültig. Gerbert legte sich zu Otto III., der ihn zum Erzbischof von Ravenna, dann zum Papst erhob. Arnulph mußte jedoch im Gefängnis bleiben und ward erst von Hugos Nachfolger, Robert, wieder eingesetzt. Er vollzog die erste päpstl. Kanonisation an dem Bischof Ulrich von Augsburg.

Johann XVI., vorher Philagathus, wurde nach Gregors V. Vertreibung durch den Usurpator Crescentius (997) auf den päpstl. Stuhl erhoben, aber durch den Kaiser Otto III. wieder gestürzt, der ihn mit Crescentius auf der Engelsburg in Haft setzen und blenden ließ.

Johann XVII., genannt Sicco, wurde 1003 Papst, starb aber schon in demselben Jahre.

Johann XVIII., vorher Janasus oder Janasus, Papst 1003—9, starb als Mönch.

Johann XIX., vorher Graf von Toscanello, erkaufte sich als Laie durch Bestechung den päpstl. Stuhl und regierte 1024—33. König Anst d. Gr. von Dänemark wallfahrte zu ihm und traf mit ihm eine Übereinkunft wegen Verteilung der Pollen und der Zahlung des Zehnten und des Peterspfennigs.

Johann XX., vorher Peter Julian, geb. zu Vissabon, war früher Arzt, wurde dann Geistlicher, Kardinal und Bischof von Tusculum, 1276 Papst, starb aber schon 1277, von einer einfallenden Dede erschlagen. Er hat Briefe, philos. und mediz. Schriften hinterlassen. Er zählt sich, weil die Sage eine Papstin Johanna (s. d.) als J. VIII. auf Petri Stuhl gesetzt hatte, als J. XXI.

Johann XXI., Papst 1316—34, geb. zu Cahors 1244, hieß vorher Jakob von Ossa oder Ouse. Gewandt, gelehrt und tüchtiger Kanonist, wurde er Roberts, des Sohnes Karls II. von Neapel, Kanzler, später Bischof zu Frejus, 1310 Erzbischof von Avignon, Kardinal und Bischof von Porto. Er wurde 7. Aug. 1316 zu Lyon zum Papst erwählt und behielt seinen Sitz in Avignon. Abhängig von Frankreich, suchte er den Streit zwischen Ludwig dem Bayer und Friedrich von Österreich zu beenden, um die päpstl. Herrschaft über Deutschland zu befestigen. Lange vermied er die Entscheidung, erst als 1323 der Sieg sich Ludwig zuneigte, erklärte er sich gegen ihn. Ludwig zog nach Rom und ließ sich durch Bischöfe krönen. Berühmte Rechtsgelehrte sprachen dem Papste das Recht ab, in bürgerlichen Angelegenheiten die Entscheidung zu treffen, die Franziskaner stellten sich auf die Seite des Kaisers und dieser ließ 1328 Nikolaus V. zum Gegenpapst wählen. Kaum hatte aber Ludwig Italien verlassen, so nahm J. 1330 Nikolaus V. gefangen, zwang ihn, seiner Würde zu entsagen, und trennte hierauf durch ein Edikt Italien vom Deutschen Reiche. J. starb 1334 im Alter von 90 J. Er gab die Clementinen (s. d.) und die Extravaganzen (s. d.) heraus, mit denen das Corpus juris canonici schließt.

Johann XXIII., Papst 1410—15, Neapolitaner, hieß vorher Balthasar Cossa, studierte zu Bologna die Rechte, wurde unter Bonifacius IX. Kämmerer, dann Protonotar, 1402 Kardinal und 1410 auf dem Konzil zu Pisa zum Nachfolger Alexanders V. erwählt. Um das kirchliche Schisma zu beseitigen, faßte das Konzil zu Konstanz den Beschluß, die drei damals in der Kirche vorhandenen Päpste (Gregor XII., Benedikt XII. und J. XXIII.) sämtlich zur freiwilligen Abtretung zu bewegen. Wirklich versprach J. 2. März 1415, der

päpstl. Krone zu entsagen, entfloß jedoch gegen seinen Eid 21. März heimlich mit seinen Anhängern nach Schaffhausen. Der nun gegen ihn eingeleitete Kriminalprozeß überwies ihn einer Anzahl grober Schandthaten, wie Mord, Blutschande, Unzucht und Mäubereien aller Art, sodas er 29. Mai schließlich abgesetzt, dann zu Freiburg festgenommen, hierauf aber im Schlosse Gottlieben bei Konstanz, später zu Mannheim und endlich zu Heidelberg in Haft gehalten wurde. Im J. 1419 ließ er sich los, ging nach Italien, ward vom Papst Martin V. begnadigt und starb im Nov. 1419 zu Florenz, nachdem er kurz zuvor zum Kardinalbischof von Tuscoli und zum Dekan des Kardinalkollegiums ernannt worden war.

Johann von Luxemburg, König von Böhmen, ältester Sohn des Grafen Heinrich III. von Luxemburg, des nachherigen deutschen Königs Heinrich VII., und Margareten von Brabant, war geb. 10. Aug. 1296. Als sein Vater zum König gewählt war, trugen ihm die mit der Regierung Heinrichs von Kärnten unzufriedenen Böhmen die Krone ihres Landes mit der Hand der Elisabeth, der Tochter König Wenzels IV. von Böhmen, des letzten männlichen Sprossen der Přemysliden für seinen Sohn an, und dieser vermählte sich mit ihr 1310. Anfangs unter der Leitung des Erzbischofs Peter von Mainz, gelang es ihm, die Krone zu gewinnen und zu behaupten. In den Wirren, welche nach seines Vaters Tode 1313 durch die zwiespaltige Kaiserwahl verursacht wurden, hielt er sich zur Partei Ludwigs des Bayern und folgte diesem ins Feld, so oft nicht die stets wieder emporlodernde Flamme des Aufbruchs seine Anwesenheit in Böhmen nötig machte. So war er 1315 in Italien, 1322, nachdem er von den Höfen zu Avignon und Paris und aus Luxemburg zurückgekehrt, wieder in Prag. In demselben Jahre nahm er einen vorzüglichen Anteil an dem Siege bei Mühldorf; auch focht er 1324 für den König von Frankreich in Lothringen und unterstützte 1328 denselben im Kampfe gegen die Flandländer. Dann eilte er mitten im Winter 1329 den Deutschen Rittern nach Preußen zu Hilfe, wobei er ein Auge einbüßte, und war noch in demselben Jahre wieder in Frankreich, wo ihn König Philipp VI. zum Statthalter von Gascongne einsetzte. Seine enge Verbindung mit Frankreich führte zu der Vermählung seines Sohnes, des nachherigen Kaisers Karl IV., mit Blanca von Balois. Trotz seiner Erfahrunen erweiterte er die Grenzen des Königreichs durch Erwerbung des Herzogtums Breslau 1327 kraft eines Vertrags mit dem kinderlosen Herzog Heinrich, sowie auch dadurch, daß er fast alle übrigen schlef. Fürsten seiner Hoheit unterwarf. So legte er den Grund zu dem von seinem Sohne Karl IV. organisierten, großen deutsch-slaw. Ländervereine. Als er 1330 im verrissenen Italien als glücklicher Eroberer auftrat, machte er sich dem Kaiser Ludwig verdächtig, als strebe er nach der Kaiserkrone, verständigte sich aber 1331 mit demselben und begab sich, nachdem er in Prag neue Gelder erhoben, nach Paris und Avignon. Hier vermählte er sich 1334 zum zweiten mal mit Beatrice von Bourbon. Da seinem Sohne Johann, den er mit Heinrichs von Kärnten Tochter Margareta vermählt hatte, von seinen Österreichs und mehrerer Fürsten die Erbschaft von Kärnten und Tirol streitig gemacht wurde, geriet er 1335 in langwierige Handel und zuletzt kam es auch noch

zu einem völligen Bruch zwischen ihm und dem Kaiser. Er verlor 1340 durch ein rheumatisches Leiden auch sein zweites Auge, weshalb er auch J. der Blinde genannt wird. Die Erhebung seines Sohnes Karl IV. zum Gegenkönig gegen Kaiser Ludwig nötigte ihn zur Flucht nach Frankreich, wo er fiel auf Seite der Franzosen in der mörderischen Schlacht bei Crécy 26. Aug. 1346. Vgl. Schötker, J., Graf von Luxemburg und König von Böhmen (2 Bde., Luxemb. 1865).

Johann ohne Land, König von England, 1199—1216, geb. zu Oxford 24. Dez. 1166, war der jüngste Sohn und der Lieblich Heinrichs II., nahm aber dessenungeachtet an den Empörungen gegen seinen Vater teil. Als sein älterer Bruder, König Richard I. Löwenherz, auf dem Kreuzzuge war, suchte J. die Regentschaft an sich zu reißen, und als jener in Deutschland gefangen saß, verbündete er sich mit Philipp II. von Frankreich, um dem Bruder die Krone zu rauben. Der Aufschlag scheiterte nur an der Festigkeit der Bischöfe und des Regentschaftsrats; doch wurde J. nach Richards Befreiung begnadigt. Bei Richards Tod 1199 sollte eigentlich die Krone dem zwölfjährigen Herzog Arthur von Bretagne zufallen, Sohn Gottfrieds, eines verstorbenen ältern Bruders. Allein J. wollte die Krone zu gewinnen und wurde 27. Mai 1199 als König gekrönt. In seinen franz. Staaten lernte er hierauf die schöne Isabella, die Tochter des Grafen von Angoulême, kennen und vermählte sich mit ihr, während er seine erste Gemahlin Hawise von Gloucester verließ. Der Umstand indes, daß Isabella schon dem Grafen Hugo de la Marche verlobt war, verwickelte ihn in Streit mit seinen franz. Vasallen. Auch begann 1209 der König Philipp das Interesse seines Schwams, des jungen Arthur, zu vertreten und fiel mit einem starken Heere in die Normandie ein. Arthur geriet hierbei in die Gefangenschaft J.s und wurde zu Rouen ermordet (April 1203). Aber die franz. Vasallen fielen nun von J. ab und die englischen begaben sich in ihre Heimat. Binnen zwei Jahren hatte er alle Besitzungen bis auf einen Teil von Poitou und Guienne verloren. Um diese Zeit brachen auch die Streitigkeiten des Königs mit dem Papst Innocenz III. aus. Dieser hatte den Kardinal Stephan Langton eigenmächtig zum Erzbischof von Canterbury ernannt und delegiert England, da der König die Bestätigung verweigerte, 1208 mit dem Interdikt, bald darauf den König selbst mit dem Bann. J. schwur Rache, jagte die Geistlichkeit aus dem Lande, zog deren Güter ein, sperrte die Ordensbrüder in die Klöster und ließ sich den Treueid von seinen Großen erneuern, die sich um so weniger weigerten, als sie selbst von der Brierkerberrschaft hart gedrückt wurden. Allmählich aber regte sich, durch J.s Gewaltthaten hervorgerufen, die Lust zum Abfall. Der Papst machte deshalb 1212 den König, der obenrein im Wunde mit dem ebenfalls gebannten Kaiser Otto IV., seinem Neffen, war, des engl. Throns für verlustig zu erklären, trug Philipp von Frankreich die Vollstreckung des Urteils auf und predigte gegen J. förmlich den Kreuzzug.

Während sich Philipp rüstete, trat jedoch der Papst aus Besorgnis vor der franz. Übermacht 1213 durch seinen Legaten mit J. zu Dover in Unterhandlung. J. unterwarf sich hier (18. Mai) den schimpflichsten Bedingungen. Er willigte nicht nur in die Einsetzung Langtons, die Restitution aller

geistlichen Güter und in eine bedeutende Entschädigungssumme, sondern nahm auch die Kronen von England und Irland vom Papst zu Lehn und versprach einen Lehnzins von 1000 Mark Silber. Dafür unterlagte nun der Papst dem franz. König den früher beschlossenen Angriff auf England und nahm bei J. des Streitigkeiten mit seinen Baronen die Partei des ersten. Die Barone aber verbanden sich im Jan. 1215 mit der unbefriedigten Geistlichkeit, um das von der Krone allmählich unterdrückte öffentliche Recht als allgemeine Schutzmauer gegen Despotie wieder aufzurichten. Der Erzbischof Primas Langton war die Seele des Bundes. Am 27. April erschienen die Verbündeten vor Oxford und stellten dem König Forderungen, welche auf dem Freiheitsbrief Heinrichs I. und die sog. Gesetze Eduards des Bekenners begründet waren. Als J. dieses Ansinnen verwarf, griffen die Barone zu den Waffen, nahmen London und zwangen den König (19. Juni 1215) auf einer großen Wiese zwischen Staines und Windsor die Freiheiten zu bewilligen, die unter dem Namen der Magna Charta (s. d.) als das Fundament der engl. Staatsverfassung betrachtet werden. Als bald bewog er aber gegen sein Versprechen den Papst als den Oberlehnsherrn, diese Freiheiten durch eine Bulle zu verdammen und die Widerspenstigen mit dem Kirchenbann zu belegen. Der Bürgerkrieg brach nun wieder aus, und J. verübte mit seinen brabantischen Reitertruppen so furchtbare Grausamkeiten, daß die aufs äußerste getriebenen Barone dem Kronprinzen Ludwig, dem Sohn Philipp's II. von Frankreich, die engl. Krone anboten. Ludwig erschien im Mai 1216 mit einem starken Heere, wurde zu London gekrönt und unterwarf sich bei dem geringen Widerstande, den ihm J. leistete, fast das ganze sächs. und östl. England. In dieser Lage starb J. unter neuen Zurüstungen zur Bewahrung seiner Krone 19. Okt. 1216. Ihm folgte sein neunzehnjähriger Sohn Heinrich III. unter dem Protektorat des Grafen Wilhelm von Pembroke.

Johann II. der Gute, zweiter König von Frankreich (1350—64) aus dem Hause Valois als Nachfolger seines Vaters Philipp VI., hatte eine sehr unruhige Regierung durch die Ketzereien mit Karl dem Bösen von Navarra und durch die Erneuerung des Kriegs mit Eduard III. von England. In der Schlacht bei Marston (in der Nähe von Poitiers) 18. Sept. 1356 von Eduards Sohn, dem Schwarzen Prinzen, besiegt und gefangen, konnte J. lange Zeit seine Freiheit nicht erwirken, da sein Sohn, der Dauphin und spätere König Karl V., durch die Streitigkeiten mit Karl von Navarra, dem Gemeindefürsten in Paris unter Etienne Marcel und die damaligen Bauernaufstände (Jacquerie) außer Stande war, die Bedingungen der Engländer zu erfüllen. Endlich kam es zum Frieden von Bretigny 8. Mai 1360, in welchem Eduard III. zwar auf die franz. Krone verzichtete, dafür aber Guienne, Saintonge, Angoumois, Poitou, Calais u. s. w. frei von aller Oberhoheit und eine große Geldsumme als Lösegeld des Königs zugesagt erhielt. Daraufhin wurde J. freigelassen. Weil aber seine jüngeren Söhne, welche er als Geiseln für die Ausführung des Vertrags gestellt hatte, aus England entflohen und J. selbst kein Mittel fand, jenes Geld anzubringen, lehrte er freiwillig in die Gefangenschaft zurück, um in derselben 8. April 1364 zu sterben. Im Königthum folgte ihm Karl V., der nächste Sohn,

Philipp der Kühne, war schon 1363 mit dem heimgefallenen Herzogthum Burgund ausgestattet worden.

Johann II. Kasimir, König von Polen, geb. 21. März 1609, Sohn König Sigismunds III. und seiner zweiten Gemahlin, der Erzherzogin Konstanze von Oesterreich, schlug nach seines Vaters Tode 1632 bei dem Reichstage seinen ältern Stiefbruder Wladislaw zum Könige vor und wurde, nachdem dieser den poln. Thron bestiegen, mit ansehnlichen Domänen begabt. Im J. 1640 ließ er sich in den Jesuitenorden aufnehmen und bald nachher durch Innocenz X. zum Kardinalpriester ernennen; doch schon 1646 lebte er wieder in Polen, vom Papste seiner geistlichen Gelüste enthoben. Nach Wladislaw's Tode, 20. Nov. 1644, nahm er die ihm dargebotene Krone an und vermählte sich mit dessen Witwe. Seine Regierung war ein fortgesetzter Kampf gegen die unter Chmielnicki aufständigen Kosaken, gegen die Russen und Schweden, die eine Zeit lang ganz Polen besetzt hielten, sobald J. nach Oppeln in Schlesien zu flüchten genöthigt war, und gegen innere Unruhen und Verschwörungen. Den Krieg mit Schweden endete der Friede zu Oliva 3. Mai 1660, zufolge dessen Polen die Insel Hel, Gdansk und, mit Ausnahme einer einzigen Wojwodschafft, auch Pommern verlor, und dem mit Russland der Friede zu Andrusjow 14. Jan. 1667, in welchem J. Weiß- und Rothland samt der Ukraine bis an den Dniepr an Rußland abtreten mußte. Die allgemeinen Jermurknisse im Innern des Reichs bestimmten ihn endlich, in der Reichstagsversammlung 16. Sept. 1668 dem Throne zu entsagen. Im folgenden Jahre begab er sich nach Frankreich, wo ihn Ludwig XIV. mit mehreren Abteien beschenkte. Er starb zu Nevers 18. Dec. 1673 und wurde in der Jesuitenkirche zu Paris beigesetzt, 1676 aber in die Kathedrale zu Krakau geschafft, wo man ihm ein prächtiges Denkmal errichtete.

Johann III. Sobieski, König von Polen, geb. 2. Juni 1624 zu Clesko (in Galizien), wurde nebst seinem Bruder Markus Sobieski von seinem durch Tugend und kriegerischen Mut gleich achtungswürdigen Vater, Jakob Sobieski, Kastellan von Krakau, auf das sorgfältigste erzogen und sodann auf Reisen gesandt. Beide Brüder besanden sich in der Türkei, als 1648 des Vaters Tod sie in die Heimat rief. Damals war Polen durch Chmielnicki's Siege an den Rand des Verderbens gelangt. Sofort ergriffen beide die Waffen, um das Unglück ihres Vaterlandes zu wenden. Markus Sobieski fiel in dem Treffen bei Batow am Bog; J. wurde durch Mut und Tapferkeit bald der Gegenstand der Bewunderung seiner Nation und der Schrecken der Tataren und Kosaken. Er erhielt 1665 das Krongroßmarschallamt, wurde 1667 Krongroßfeldherr und Wojwode von Krakau und, nachdem er 11. Nov. 1673 die Schlacht bei Choczim gegen die Türken gewonnen, die hier 28000 Mann verloren, 21. Mai 1674 einstimmig zum König von Polen erwählt, worauf er 1676 sich nebst seiner Gemahlin Marie Kasimire Luise, einer Tochter des Marquis Lagrange d'Arquien und Witwe des Wojwoden Johann Samoisli, in Krakau feierlich krönen ließ. Als 1683 die Türken Wien belagerten, eilte er mit 20000 Polen herbei und rettete in Verbindung mit dem ebenfalls herbeigekommenen deutschen Hilfsvölkern die Kaiserstadt durch die Schlacht vom 12. Sept. 1683, in der er auch die Johne Mohammeds erbeutete, die er an den Papst

sendete. Seine spätern Unternehmungen gegen die Türken waren weniger vom Glück begünstigt. Er starb 17. Juni 1696. Vgl. Salvandy, «*Histoire du roi Jean Sobieski et du royaume de Pologne*» (6. Aufl., 2 Bde., Par. 1876; deutsch, Stuttg. 1829) und «*Briefe des Königs J. an seine Gemahlin*» (deutsch von Döhrle, Heidelberg. 1827).

Sein ältester Sohn, Jakob Sobieski, geb. 2. Nov. 1667, wurde, als sich ihm nach König Augusts II. Absetzung 1704 Aussichten auf den poln. Königsthron eröffneten, nebst seinem Bruder Konstantin auf Veranlassung Augusts II. aufgefangen, der beide anfangs in die Pleißenburg zu Leipzig, dann Jakob auf dem Königsstein verwahren ließ und erst nach dem Frieden zu Ultranstätt freiließ. Er starb 19. Dez. 1734. Von seinen beiden Töchtern verheiratete sich die ältere, Marie Charlotte, mit Latour d'Auvergne, Herzog von Bouillon; die jüngere, Marie Clementine, mit dem brit. Prätendenten Jakob III., von dem sie sich aber seiner Ausscheidungen wegen trennte; sie starb in einem Kloster in Rom 1735.

J. 3. weiterer Sohn, Alexander Sobieski, geb. 6. Dez. 1677, wies mit Rücksicht auf seinen gefangenen ältern Bruder und in Betracht der Wankelmütigkeit des poln. Volks alle Anträge, die man ihm in Absicht auf die poln. Krone machte, zurück. Er ging später nach Rom, wo er Kapuziner wurde und 19. Nov. 1714 starb.

Der dritte Sohn, Konstantin Sobieski, geb. 8. Mai 1680, verheiratete sich mit einer Gräfin Wessel und starb 23. Juli 1726 kinderlos. — Der letzte Nachkomme, Maximilian Johann Sobieski, starb 1875 zu Covington in Nordamerika.

Johann I., König von Portugal, genannt der Ungehe als natürlicher Sohn des Königs Peter I., erhob sich nach dem Tode seines Bruders Ferdinand 1383 gegen die Nachfolge der Tochter desselben Beatriz, welche mit Johann I. von Castilien vermählt war, und wurde nach seinem Siege bei Aljubarrota 1385 über die Castilier von den Eidanten als König anerkannt, von den Castiliern aber erst nach langem Kriege 1411. So wurde J. der Gründer einer zweiten portug. Dynastie, welche darauf bedacht war, im Innern die Macht des Adels einzudämmen und nach außen hin sich durch Eroberungen an der afrik. Küste zu verstärken; 1415 ward Ceuta erobert und seit 1418 begann J. 3. jüngerer Sohn Heinrich, genannt der Seefahrer, als Großmeister des Christusordens seine Thätigkeit, durch welche das westl. Afrika entdeckt und schließlich Handel und Herrschaft der Portugiesen bis nach Indien ausgedehnt wurde. J., der an Stelle Coimbras Lissabon zur Residenz machte, starb 1433.

Johann II., der Vollkommene, König von Portugal 1481—95, der Sohn Alfons' V., unterwarf den Adel seinen Gerichten und unterdrückte den Aufbruch desselben; von den Führern desselben wurden Herzog Ferdinand von Braganza enthauptet, Herzog Jakob von Viseu, wie jener ein Vetter des Königs, von diesem selbst 1483 erhängt. Für die Ausdehnung der portug. Herrschaft in Afrika war J. wie seine Vorfahren eifrig bemüht; unter ihm wurde im Golf von Guinea Fuß gefaßt, und Bartholomäus Diaz entdeckte 1486 die Südspitze Afrikas, welche J. wegen der nun sichern Aussicht, nach Indien gelangen zu können, Kap der Guten Hoffnung nannte. Der unter päpstl. Vermittelung mit Spanien geschlossene Vertrag

von Tordeillas überwies den Portugiesen alle Entdeckungen östlich einer Linie, welche 350 Meilen westlich von den Azoren gezogen wurde. Da J. 3. einziger Sohn Alfons' schon 1491 gestorben war, ging die Krone bei seinem Tode 1495 auf einen Vetter Emanuel, Herzog von Beja, über, den Bruder des ermordeten Herzogs von Viseu.

Johann III., König von Portugal 1521—57, Sohn Emanuels d. Gr., schloß sich ganz an Kaiser Karl V. an, dessen Schwester Katharina er heiratete und dessen Tochter Johanna er mit seinem Sohne Johann vermählte. Noch war das Ansehen Portugals im Steigen, besonders da gerade in dieser Zeit die Besitzungen in Indien an Ausdehnung und Ertrag zunahmen. Aber im Innern wurde schon der Keim des Zerfalls sichtbar durch den steigenden Einfluß der Jesuiten, welche nach dem Tode J. 3. durch dessen Bruder, den Kardinal Heinrich, als Regenten für den unmündigen König Sebastian, den Sohn des schon 1554 gestorbenen Prinzen Johann, die ganze Regierung in ihre Hand belamen.

Johann IV., König von Portugal 1640—56, ist der Befreier des Landes von der 60jährigen verberblichen Herrschaft der Spanier. Entsprungen aus dem Hause der Herzöge von Braganza, einer Nebenlinie der von Johann I. begründeten Dynastie, erhob er sich mit einer Anzahl Unzufriedener gegen die Spanier und bemächtigte sich 1. Dez. 1640 fast ohne Blutvergießen Lissabons. In wenigen Tagen war das ganze Land im Aufstande, der Feind vertrieben, J. als König ausgerufen. Doch blieb der Thron des ersten Braganza fortwährend gefährdet und der Kampf gegen Spanien wurde durch einen gleichzeitigen Krieg mit Holland erschwert, welches während der span. Herrschaft sich Brasiliens bemächtigt hatte, dieses nicht herausgeben wollte und jetzt oben drein Ceylon eroberte. Da J. 3. ältester Sohn Theobosius 1653 gestorben war, folgte ihm 1656 der zweite, Alfons VI.

Johann V., König von Portugal 1706—50, gewann durch die Unterstützung Englands im Spanischen Erbfolgekriege eine Erweiterung Brasiliens, in welchem 1730 zuerst Diamanten entdeckt wurden. Er versuchte das Land von dem übermächtigen Einflusse der Jesuiten zu emancipieren, gründete 1720 die Akademie der portug. Wissenschaften und schränkte die Inquisition ein. Vom Papst Benedikt XIV. erhielt er für sich und seine Nachfolger 1748 den Titel des «*allertreuesten Königs*». In seinen letzten Jahren ließ er sich von dem Franziskaner Gaspar leiten. J. starb 31. Juli 1750.

Johann VI., König von Portugal 1816—26, hatte als Regent für seine gemüthskranke Mutter Maria I. von Brasilien aus, wohin sich der Hof vor den Franzosen geflüchtet, die Regierung des namentlich durch engl. Waffen wieder besetzten Portugal dem engl. Marschall Beresford übertragen, gegen welchen als Fremden und Vertreter des Absolutismus sich bald Unzufriedenheit erhob. Am 24. Aug. 1820 emporsteig sich das Militär in Oporto, und das ganze Land schloß sich der Bewegung an, bei welcher namentlich auch die Rückkehr des Hofes nach Lissabon verlangt wurde. In der That kehrte J. 4. Juli 1821 nach Portugal zurück und beschwor die span. Verfassung von 1812, welche die Cortes mit geringen Abänderungen zu der ibrigen gemacht hatten. Bald begannen aber reaktionäre Bewegungen, an deren Spitze die Königin Carlotta, Schwester Ferdinands VII. von Spanien, und ihr jüngerer Sohn

Dom Miguel traten. Letzterer zog im Mai 1823 einige Regimenter auf seine Seite und brachte auch den Vater in seine Gewalt, der nun die Verfassung aufhob, die Klöster erneuerte und der Geistlichkeit die eingezogenen Güter zurückgab. Da J. jedoch auf die Absicht, alle Liberalen zu vernichten, nicht einging, suchte ihn Miguel ganz beiseite zu schieben. Der Anschlag mißlang dadurch, daß der König 9. Mai 1824 auf ein engl. Schiff flüchtete und von hier aus, durch die Gesandten der Großmächte unterstützt, den Sohn für einen Hochverräter erklärte. Miguel mußte, da diesmal die Truppen dem Könige treu blieben, sich unterwerfen und wurde auf Reisen geschickt, worauf J. die Verfassung wieder in Kraft setzte. J. starb 10. März 1826, und mit seinem Tode löste sich die Verbindung Portugals mit Brasilien, da sein Sohn Dom Pedro, welcher bisher für den abwesenden Vater das letzte regiert hatte, Brasilien nicht mit Portugal vertauschen wollte und daher zu Gunsten seiner unmündigen Tochter Donna Maria da Gloria der Krone Portugals entsagte.

Johann der Beständige, Kurfürst von Sachsen, 1525—32, geb. 30. Juni 1468, vierter Sohn des Kurfürsten Ernst (s. d.), ward am Hofe seines mütterlichen Verwandten, Kaiser Friedrichs III., erzogen, focht unter Maximilian I. gegen die Ungarn und Venetianer und führte nach des Vaters Tode in voller Eintracht zusammen mit seinem Bruder Friedrich dem Weisen die Regierung bis zu dessen Tode (6. Mai 1525). J. erste Handlung war darauf die energische Unterdrückung des Bauernkriegs, zugleich mit entschiedener Sicherung der Reformation in dem Kurgebiet. Der lath. Reaktion gegenüber verband er sich 1526 zu Gotha-Torgau mit Philipp von Hessen und setzte mit diesem in Speier den dem Evangelium günstigen Reichstagsbeschluss durch. In den Paderbornischen Handeln maßigte er 1528 mit Erfolg den kriegerischen Eifer Philipps, trat aber 1529 auf dem zweiten Reichstage in Speier neben diesem um so entschlossener auf, unterzeichnete als führender Fürst die „Protestation“ und behauptete nach mehreren Schwanenkungen, die im „Marburger Kolloquium“ ihren schroffsten kirchlich-polit. Ausdruck fanden, auf dem Augsburger Reichstage gegen das persönliche Andringen des Kaisers seine protest. Haltung. Da war es, wo er sich den Namen des „Befenners“ erwarb. Die Folge war der Schmalkaldische Bund, der Sep. 1530 unter seiner Mitwirkung und Führung zu Stande kam. J. hatte das Glück, diese Politik im Nürnberger Religionsfrieden (1532) zum ersten Male zu führen, und zu sterben (16. Aug. 1532), bevor er die Unsicherheit desselben erkennen konnte.

Johann Friedrich der Großmütige, Kurfürst von Sachsen, 1532—47, Sohn Johanns des Beständigen, geb. 30. Juni 1503 zu Torgau, regierte nach des Vaters Tode (Aug. 1532) in streng protest. Sinne den Staat, nach außen als führender Fürst den Schmalkaldischen Bund vertretend, nach innen durch Visitationen, Kirchenordnungen, Pflege der wittenberger Universität u. s. w. die Landeskirche ausbauend. Im J. 1535 erhielt er persönlich zu Wien die Bestätigung der Kurwürde. Die Ausbreitung des evang. Geistes in Nieder- und Oberdeutschland unter der Ägide des Schmalkaldischen Bundes, wobei J. freilich meist von dem thatkräftigen Landgrafen Philipp von Hessen fortgerissen, in vorderster Reihe stand, die Verjagung

des Katholikenfürstens Herzog Heinrich von Braunschweig 1542 und seine Gefangenennahme 1545 drängten Karl V. dahin, 1546 kriegerisch gegen den Bund einzuschreiten. Der geknüpfte J. führte mit Philipp von Hessen das Bundesheer, welches im Herbst 1546 ohne entscheidende Schlacht durch Karl V. auseinander manövriert wurde. Infolge des Einfalls des Herzogs Moriz in sein Stammland eilte J. im November dorthin zurück, trieb den Herzog über das Erzgebirge, erlag aber am 24. April 1547 auf der Lohauer Heide hinter Mühlberg a. G. den vereinigten Truppen des Kaisers und des Herzogs. Der Kur beraubt, zum Tode als Rebell verurteilt, erkaufte sich J. durch die Kapitulation Wittenbergs das Leben, blieb aber Karls Gefangener, bis die Empörung desselben Moriz den Kaiser bewog, J. zu entlassen. Sept. 1552 heimgeführt, befreite er sich vergebens, die Kur wieder zu erlangen. Er starb, nachdem er noch 1553 die an seinen Bruder Johann Ernst vergebene „Pflege“ Coburg bei dessen Tode geerbt hatte, zu Jena, dem Hauptstake der vor Moriz geretteten „Ernestinischen Lande“, 3. März 1554.

Johann Friedrich II. oder der Mittlere, Herzog von Sachsen, ältester Sohn des vorigen, geb. 8. Jan. 1529, hatte sich nach der Schlacht bei Mühlberg nach Gotha gerettet und übernahm sodann mit seinem Bruder Johann Wilhelm (geb. 11. März 1530), zugleich im Namen des noch unmündigen Bruders, Johann Friedrichs III. (geb. 17. Jan. 1537), die Administration des zufolge der Wittenberger Kapitulation der Ernestinischen Linie zugetheilten Vönderteils. Durch seinen Vater veranlaßt, stiftete er 1547 die Universität Jena, die er aber erst 1554 einweihen konnte. Nach dem Tode des Vaters sollten zufolge testamentarischer Anordnung die drei Söhne gemeinschaftlich die Regierung führen, doch schon im März 1557 überließen die beiden jüngern dem ältern Bruder die Regierung auf bestimmte Zeit allein. Nach dem kinderlosen Ableben Johann Friedrichs III. 1565 teilten die beiden Brüder die Lande in zwei gleiche Teile, den weltlichen und geistlichen, von denen der erste dem jüngern, der andere dem ältern Bruder auf drei Jahre eingeräumt wurde. J. richtete viel Verwirrung an nicht nur durch seine Einmischung in die von Glacius Jülicher und andern jener Professoren gegen die Wittenberger geführten theol. Streitigkeiten, sondern auch durch seine Parteinahme für Wilhelm von Grumbach (s. d.), der, von ihm unterstützt, Würzburg angriff und deshalb 1561 in die Acht erklärt wurde. Da J. weder durch Vorstellungen und Bitten noch durch Drohungen bewegen werden konnte, dem Gedächtnis und dessen Anhängern seinen fernern Schutz zu versagen, so erklärte der Kaiser ihn selbst 1566 in die Acht und ließ 1567 seine Unterthanen an seinen Bruder Johann Wilhelm weisen, worauf der Kurfürst August von Sachsen, beauftragt mit der Vollziehung der Acht, 13. April 1567 den Grumbach durch Kapitulation einnahm. Grumbach und seine Anhänger wurden sofort hingerichtet, J. aber gefangen zuerst nach Dresden, dann nach Wien und hierauf zu ewigem Gefängnis nach Wienerisch-Neustadt gebracht, wohin ihm 1572 seine Gemahlin Elisabeth, die Tochter Friedrichs III. von der Pfalz, folgte, die daselbst 8. Febr. 1594 starb. J. selbst, während des Türkenkriegs 1595 nach Steier gebracht, starb hier infolge eines Falles 9. Mai 1597.

Johann Wilhelm, Herzog zu Sachsen, geb. 11. März 1530 in Lögau, als zweiter Sohn Johann Friedrichs des Großmüthigen, regierte seit 1554 mit seinem Bruder Johann Friedrich II. gemeinsam und kämpfte 1557–58 für Heinrich II. von Frankreich. Bei der Teilung mit seinem Bruder 1565 erhielt er die fränk. Landesteile und nahm seinen Sitz in Coburg. Er mußte die Acht an seinem Bruder vollstrecken lassen und erhielt dafür vom Kaiser dessen Länder zugesprochen. J. starb 2. März 1573 zu Weimar.

Johann Rastitz, Herzog von Sachsen-Coburg, geb. 12. Juni 1564 als dritter Sohn Herzog Johann Friedrichs II., wurde nach der Gefangenahme seines Vaters von seiner Mutter Elisabeth sorgfältig erzogen und übernahm 1586 mit seinem Bruder Johann Ernst die Regierung, bis 4. Dec. 1598 die Teilung erfolgte, in welcher J. Coburg, Johann Ernst Eisenach erhielt. Im Dreißigjährigen Kriege suchte er anfangs neutral zu bleiben, schloß sich aber später an Gustav Adolf an. Er starb 16. Juli 1633.

Johann, Herzog von Sachsen, geb. 22. Mai 1570 zu Weimar als Sohn des Herzogs Johann Wilhelm, regierte mit seinem Bruder Friedrich Wilhelm gemeinsam bis zu dessen Tod 1602 und übernahm dann die Vormundschaft über die Söhne desselben und die Regierung des weimariſchen Landestheils. Er that viel für Schule und Kirche, starb aber schon 31. Oct. 1605.

Johann Ernst, Herzog von Sachsen-Weimar, ältester Sohn des Herzogs Johann, geb. 21. Febr. 1593 zu Altenburg, folgte 1605 seinem Vater unter der Vormundschaft der Kurfürsten Christian II. und Johanna Georg I. von Sachsen und übernahm 1615 die Regierung selbst. Er trat in die Dienste Friedrichs V. von der Pfalz, später in die Christians von Dänemark. Er unterwarf 1626 fast ganz Schlesien, wurde dann von Wallenstein hart bedrängt, schlug sich aber nach Ungarn durch, wo er 4. Dec. 1626 zu St. Martin plötzlich starb.

Johann Adolf II., Herzog von Sachsen-Weissenfels, Quersfurt, kursächs. Generalfeldmarschall und Reichs-Generalfeldzeugmeister, geb. 4. Sept. 1635, befehligte 1702 am Rhein das quersfurtische Contingent, trat in hess. Dienste und zeichnete sich bei Höchstädt, Turin und als Reiteroberst bei Malplaquet aus, worauf er 1709 als Generalmajor in kursächs. Dienste trat. J. kämpfte während des Nordischen Kriegs auf den verschiedensten Kriegstheatern und zeichnete sich namentlich vor Stralsund, sowie 1716 in Polen aus, befehligte 1718 die sächs. Hilfstruppen in Ungarn und während des Polnischen Thronfolgekriegs 1733 und 1734 in Polen, leitete gemeinsam mit dem russ. Feldmarschall Rännick die Belagerung von Danzig und wurde 1735 kursächs. Generalfeldmarschall und Generalfeldzeugmeister des Reichs. Im J. 1738 gelangte er zur Regierung, übernahm 1742 den Oberbefehl über die sächs. Truppen und führte diesen auch während des zweiten Schlesischen Kriegs. J. starb beim Besuche der leipziger Messe 16. Mai 1745; er war der letzte Herzog von Sachsen-Weissenfels. Quersfurt. Bgl. «Leben und Thaten des Herzogs J.» (Frankf. u. Vpz. 1744).

Johann Georg I., Kurfürst von Sachsen, 1611–61, Sohn des Kurfürsten Christian I., geb. 5. März 1566, wurde 23. Juni 1611 der Nachfolger seines verstorbenen Bruders Christian II. Er nahm seit 1607 an der Regierung teil und vermählte sich im

demselben Jahre in zweiter Ehe mit der Tochter des Markgrafen Albert Friedrich von Brandenburg, Magdalene Sibylle. Den größten Teil der Zeit seiner langen Regierung füllte der Dreißigjährige Krieg, in welchem der Jagdlust und dem Trunk unmäßig ergebene Jähr durch sein unentschiedenes religiös und politisch beschränktes Benehmen die äbelste Rolle spielte. Durch den Hofsprenger Hof von Hoeneß, welcher ganz im österr. Sinne handelte, beraten, schloß er sich 1620 dem Kaiser Ferdinand II. an, unterwarf diesem die Lausitz, die ihm schon vorläufig als Hypothek zugesichert war, und 1621 auch Schlesien. Unzufrieden wegen der Flucht Friedrichs V. von der Pfalz, der Übertragung der Kurwürde an Maximilian von Bayern, wegen der Intriguen über die Lausitz und der Aelatholiserungsversuche in Böhmen und Schlesien, begann er mehr und mehr sich vom Kaiser abzuwenden. Durch den Brandenburgischen Hans Georg von Arnim, vordem Ballensterns Waffengefährten, geleitet, brachte er 1631 einen Bund der prot. Stände zu Leipzig zusammen, der ihnen eine selbständige Stellung zwischen Schweden und Sachsen sichern sollte, aber nur zum Anschluß Sachsens an Gustav Adolf führte. Eben deshalb gab er sich nicht bedingungslos den Schweden hin, und fortwährend schwankend gedieh bald sein Plan, sich ganz von Schweden loszusagen, zur Reife. Im Frieden, welchen er mit dem Kaiser zu Prag 30. Mai 1635 abschloß, erhielt er die ihm bisher verpfändete Lausitz erb. und eigentümlich. Nachdem der Kurfürst 6. Oct. 1635 dem Königreich Schweden den Krieg erklärt, wurde sein Land von dem kaiserl. Heere und nachher von den Franzosen nicht minder wie von Schweden furchtbar heimgesucht, bis er sich mit Schweden 27. Aug. 1645 in Köhltenbroda bei Dresden zu einem Waffenstillstande vereinigte. Im Westfälischen Frieden ward er im Besitze der Lausitz sowie der Bistümer Merseburg, Naumburg und Bamberg bestätigt, das Erzbistum Magdeburg aber nur auf die Lebenszeit des Administrators August ihm überlassen, nach dessen Tode es an Brandenburg fiel. Er starb 8. Oct. 1656. Infolge seines Testaments entstanden durch seine vier Söhne nächst der Kurlinie noch drei regierende Linien, Sachsen-Weissenfels, Sachsen-Merseburg und Sachsen-Zeitz.

Johann Georg II., Kurfürst von Sachsen 1656–80, Sohn des vorigen, geb. 10. Juni 1613, suchte die Schulden, in welche ihn seine prunkvolle Regierung führte, die abtrünnig Dresden zur schändlichen deutschen Residenz, zur Stätte der musikalischen und theatralischen Genüsse und schöner Kunstsammlungen machte, durch franz. Subsidien und Abhängigkeit von Ludwig XIV. zu decken. Das brachte ihn gegen das aufgetauchte Interesse seines Hauses zu dem Entschluß, 1663–64 die Erztation des mainzer Erzbischofs Johann Philipp gegen das prot. Erfurt, den alten Janlarfel zwischen Sachsen und Mainz, zu lassen und 1667 dem Schutzrecht über die Stadt zu entsagen, nachdem er das 1664 geschlossene Bündnis mit Frankreich noch verstärkt hatte. Die weitem Übergriffe Ludwigs führten ihn zwar auf die Seite Kaiser Leopolds I. zu rüd; 1673 kämpfte ein sächs. Hilfscorps gegen Turin. Dann aber schloß J. aus Furcht gegen Kurbrandenburg und aus Sehnsucht nach den Subsidien sich aufs neue an den König, dem er 1679 ganz geheim, sogar ohne Vorwissen seines Geheim-

rats seine Unterstützung bei der Wahl zum röm. König zusagte. Gemahlin J.s war seit 1638 Magdalena Sibylla von Brandenburg-Bayreuth, die ihm außer seinem Nachfolger Johann Georg III. eine Tochter Erdmutha Sophie schenkte. Er starb zu Freiberg 1. Sept. 1680.

Johann Georg III., Kurfürst von Sachsen, 1680–91, einziger Sohn des vorigen, geb. 20. Juni 1647, hatte schon 1673 als Anführer eines sächs. Armeekorps gegen die Franzosen seinen kriegerischen Sinn bewährt. Mit Willensfestigkeit trat er nach des Vaters Tode gegen die Annahmen seiner Bettern auf. Die Beziehungen zu Frankreich brach er alsbald ab und stellte sein nach Brandenburgs Vorgang gebildetes stehendes Heer in den Dienst des Kaisers. Im J. 1683 trug er mit seinen 20000 Sachsen wesentlich zur Entsetzung Wiens bei. In Person schloß er 1684 mit der Republik Venedig einen Subsidienvertrag, zufolge dessen 3000 Mann Sachsen bis 1687 in Morea gegen die Türken setzten; auch unterstützte er 1686 den Kaiser bei der Eroberung Ofens. Bei dem Ausbruche des Reichskriegs 1688 war er der erste aller deutschen Fürsten, der gegen Ludwig XIV. am Rhein erschien; doch mußte er sich bei den mangelnden Streitkräften zunächst damit begnügen, die Grenzen zu bedecken. Im J. 1690 übernahm er das Kommando der Reichsarmee, konnte aber auch jetzt nicht viel ausrichten. Nachdem er bereits kränkelnd den Feldzug von 1691 eröffnet, starb er zu Ebingen 12. Sept. 1691.

Johann Georg IV., Kurfürst von Sachsen, 1691–94, der älteste Sohn und Nachfolger des vorigen, geb. 18. Okt. 1668, erhielt wenige Tage nach seiner Geburt von seinem Großvater mütterlicher Seite, dem König Friedrich III. von Dänemark, den Titel eines Erben von Dänemark und Norwegen. Frühzeitig fesselte ihn die Liebe zu der schönen Magdalena Sibylla von Meißschitz (geb. 1675), Tochter seines Gardeobersten. Um J. von dieser Neigung abzuziehen, wurde er zur Reichsarmee an den Rhein geschickt. Hier befand er sich, als sein Vater starb. Nach Antritt der Regierung schied er anfangs dem polit. System seines Vaters trenn bleiben zu wollen und trat deshalb auch 1692 mit dem Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg in engere Verbindung. Auf Anbringen desselben mußte er sich 1692 mit der verwitweten Markgräfin von Brandenburg-Ansbach, Eleonore Erdmutha Luise, einer geborenen Prinzessin von Sachsen-Eisenach, vermählen. Bald darauf aber schloß J. ein Bündnis mit dem Kaiser (20. Febr. 1693), der dafür Sibylla von Meißschitz zur Reichsgräfin von Hochitz erhob, und führte ein Hilfskorps an den Rhein. Zwistigkeiten mit den andern deutschen Fürsten im Lager bewogen ihn bald nach Dresden zurückzugehen, wo er, erst 26jährig, 27. April 1694 an den Watten starb.

Johann (Nepomuk Maria Joseph), König von Sachsen, einer der gelehrtesten Fürsten der neuern Zeit, Bruder und Nachfolger König Friedrich Augusts II., wurde 12. Dez. 1801 geboren als jüngster Sohn des Prinzen Maximilian und dessen erster Gemahlin, einer Prinzessin von Parma. Der Prinz machte unter guter Anleitung umfassende Studien. Eine Reise nach Italien 1821–22 mit seinem ältern Bruder Element, der dort starb, befestigte seine Vorliebe für die ital. Litteratur. Im J. 1828 ließ er als eine Frucht seiner ital. Sprachstudien die ersten zehn Gesänge von Dantes »Hölle«

und 1833 die übrigen Gesänge der »Hölle«, mit einem »Philalethes« unterzeichneten Vorwort und Anmerkungen, zur Privatverteilung bruden. Aberdies nahm er vielen Anteil an dem 1824 gestifteten Sächsischen Altertumsverein, in welchem er lange Zeit den Vorsitz führte. Nach Ermählung seines ältern Bruders zum Mitregenten übernahm er das Kommando der Kommunalgarben, das er viele Jahre hindurch führte. Ferner erhielt er Sitz und Stimme im Geheimen Rat und, als dieser aufgelöst wurde, den Vorsitz im Staatsrat. Einen Beweis seiner erfolgreichen Dantes-Studien lieferte er in der metrischen Übertragung der »Divina commedia« mit kritischen und histor. Erläuterungen (3 Bde., Lpz. 1839–49; 2. Aufl. 1865–66, sowie drei unveränderte Abdrücke 1868, 1871 u. 1877).

Nachdem er infolge des plötzlichen Ablebens seines Bruders 9. Aug. 1854 den Thron bestiegen, führte er die Regierung in dessen Geiste fort. In der schlesw.-holstein. Angelegenheit nahm er eine durchaus bundesgemäße Stellung ein, der zufolge Sachsen im Verein mit Hannoveranern Ende Dezember 1863 Holstein besetzten, von dort aber, nachdem Österreich und Preußen die Occupation in die Hand genommen hatten, auf Grund des Bundesbeschlusses vom 5. Dez. 1864 wieder zurückgezogen wurden. Als Preußen infolge der Bundesstagslösung vom 14. Juni 1866, in welcher Sachsen zu Gunsten des österr. Mobilisierungsantrags gegen Preußen gestimmt hatte, den Bundesvertrag für gebrochen erklärte und ein Heer in Sachsen einrücken ließ, zog sich J. mit der sächs. Armee nach Böhmen zurück und blieb bis nach dem am 21. Okt. abgeschlossenen Frieden in Österreich. Am 3. Nov. 1868 kehrte er nach Dresden zurück. Gegenüber den neu sich bildenden staatlichen Verhältnissen des Norddeutschen Bundes, sowie beim Ausbruche des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871, nicht minder aber auch bei der Konstituierung des Deutschen Reichs bewährte er feste Bundes-treue. (S. Sachsen.) J. starb nach längerer Krankheit 29. Okt. 1873 in Pöhlitz.

Vermählt war J. seit 10. Nov. 1822 mit Amalie Augusta (geb. 13. Nov. 1801, gest. 8. Nov. 1877), einer Tochter des Königs Maximilian Joseph von Bayern und Schwester der verwitweten Königin Maria von Sachsen. Von den drei Prinzen und sechs Prinzessinnen, welche dieser Ehe entsprossen, leben: sein Nachfolger, König Albert (s. d.); Prinz Georg (s. d.); Prinzessin Elisabeth, geb. 4. Febr. 1830, vermählt seit 1850 mit Ferdinand, Herzog von Genoa, der 1865 starb. Bgl. von Falkenstein, »J. König von Sachsen« (Dresd. 1878).

Johann I., König von Dänemark, Norwegen und Schweden, war schon als Knabe 1457 von den Schweden als Nachfolger seines Vaters Christian I. von Dänemark anerkannt worden und galt, als er 1481 diesem in den andern Reichen nachfolgte, auch in Schweden als Oberherr, obwohl die thatsächliche Regierung in den Händen des Reichsverweisers Sten Sture lag. Von Nebenbuhlern bedrängt, entsagte letzterer 1497 ganz zu Gunsten J.s. Nun zog J. 1500 mit einem zahlreichen Söldnerheer, der »großen Garde«, nach Holstein. Kittern gegen die Bauernrepublik der Ditmarschen, erlitt aber bei Hemmingstedt eine gewaltige Niederlage. Das ermutigte auch die Schweden zur Losreißung von der drückenden Union; sie eroberten 1501 Stockholm, nahmen J.s Gattin gefangen und wählten sich wieder Reichsverweiser, erst Sten Sture, nach dessen

Tod 1504 seinen frühern Gegner Swante Sture, endlich 1512 dessen Sohn Sten Sture. J. aber war um so weniger im Stande, Schweden zu unterwerfen, weil er gleichzeitig auch mit Lübeck und den Hanseaten wegen ihrer Handelsbeziehungen dorthin in einen für die bän. Küsten verberblichen Krieg geraten war, und kaum war dieser beigelegt, als er selbst febr. 1513 starb. Seine Ansprüche auf Schweden gingen auf seinen Sohn Christian II. über.

Johann III., König von Schweden 1569—92, war der zweite Sohn Gustav I. Wasa und vom Vater mit Finland ausgestattet worden, während der ältere Bruder Erich XIV. 1560 in Schweden nachfolgte. Zwischen beiden Brüdern brach offene Feindschaft aus, als J. sich mit der kath. Katharina aus dem poln. Königshause der Jagellonen verheiratete und die geforderte Hilfe gegen Polen im livländ. Kriege versagte. Nach Stockholm vorgeladen, kam er nicht, wurde zum Tode verurteilt, mit Gewalt in Abo 12. Aug. 1563 gefangen genommen und dann auf dem Schlosse Gripsholm in strengster Haft gehalten, während welcher die Mordankläge Erichs ihn wiederholt in Todesgefahr brachten. In einer Anwandlung von Reue ließ Erich den Bruder (8. Okt. 1567) plötzlich frei, zu seinem Verderben. Denn J. und sein jüngerer Bruder Karl von Südermanland erhoben nun offenen Aufbruch, überfielen Erich in Stockholm (18. Sept. 1568), ließen ihn von den Ständen absetzen und zu ewiger Gefangenschaft verurteilen. An seiner Statt wurde J. 24. Jan. 1569 zum Könige erwählt und er sicherte sich die Krone 1577 durch die Ermordung Erichs. Der lange Krieg, welchen er mit Rußen und Polen um den Besitz der livländ. Provinzen zu führen hatte, erschöpfte die Hilfsmittel Schwedens, und der Friede, welchen er 1582 mit Polen schloß, brachte ihm nur einen Teil Livlands und Estland. Den Befehrungsversuchen des Jesuiten Antonio Possevino kam J. so weit entgegen, daß man an seinen heimlichen Übertritt glaubte. Als jedoch sein Sohn Sigmund 1587 in Polen König geworden war und Karl von Südermanland Neigung zeigte, unter der Fahne des Luthertums die Nachfolge Sigmunds in Schweden zu hintertreiben, lenkte J. wieder ein: die Jesuiten wurden ausgewiesen, jeder Übertritt mit Verbannung bestraft. J. starb 17. Nov. 1592.

Johann II., Fürst von Lichtenstein, s. Lichtenstein.

Johann, Graf von Brienne, s. Brienne de Brienne.
Johann der Unerfrodene, Herzog von Burgund, erbte dieses Land 1404 von seinem Vater Philipp dem Kühnen, welchem es 1363 als heimgefallenes Kronlehn von seinem Vater dem König Johann dem Guten von Frankreich verliehen war. Er erbte aber auch den Haß gegen den Herzog Ludwig von Orleans, welcher während der Geisteskrankheit des Königs Karl VI. die Regierung führte, und J. ließ diesen 1407 in Paris ermorden. Der aus dieser blutigen That entsprungene Krieg zwischen J. und seinem Vetter, dem Dauphin Karl VII., sollte endlich 1419 durch eine Zusammenkunft auf der Brücke von Montreuil beendet werden. Aber bei dieser Gelegenheit wurde J. von den Begleitern des Dauphin erschossen. J.s Sohn, Philipp der Gute, schloß sich deshalb ganz den Engländern an, um den Dauphin der Nachfolge zu berauben.

Johann (Baptist, Jos. Fabian Sebastian), Erzherzog von Österreich, 1348—49 deutscher Reichsverweser, geb. 20. Jan. 1782 zu Florenz als Sohn des

Großherzogs Peter Leopold von Toskana, des nachherigen Kaisers Leopold II., und der Marie Ludivica, Tochter König Karls III. von Spanien. Er erhielt seine Erziehung in Florenz und Wien, wurde im Kriege mit Frankreich schon im Sept. 1800 Generalissimus des österreich. Heeres in Bayern, jedoch 3. Dez. 1800 bei Hohenlinden geschlagen, und zog sich da der Friede von Lunéville vorläufig den Krieg beendete, wieder in das Privatleben zurück, wurde dann zum Generaldirektor des Genie- und Fortifikationswesens in Österreich ernannt und wirkte namentlich in den Kämpfen von 1805 und 1809 für die Bewaffnung und Erhebung des Volks in Tirol. Im J. 1809 erhielt J. den Oberbefehl über die 80000 Mann starke österr. Südmarmee gegen den Bismarck Eugen, welchen er in dem Kampfe bei Sacile am 16. April 1809 besiegte. Er wandte sich dann nach Norden, wurde jedoch am 14. Juni bei Raab geschlagen. Daß die verspätete Ankunft seines erschöpften Heeres bei Wagram nicht schuld an dem Verluste der dort stattfindenden Schlacht war, ist allernachlässig festgestellt. Im J. 1815 befehligte J. die österr. Reserven am Oberrhein und zwang die Festung Hüningen am 26. Aug. 1815 zur Übergabe. Seit jener Zeit widmete sich der Erzherzog fast ausschließlich seinen naturwissenschaftlichen und historischen Studien und wandte sich mit besonderer Vorliebe den Alpenländern, insbesondere der Steiermark zu, für die er von großer kulturhistor. Bedeutung wurde durch seine ege Teilnahme an allen Gegenständen des öffentlichen, wissenschaftlichen und kulturellen Lebens im Lande. Im J. 1811 schon begründet er durch das Geschenk seiner reichen wissenschaftlichen Sammlungen das Museum und die höhere Lehranstalt »Joanneum« in Graz. Die Wismut bei wiener Hof, welche sich den populär gewordenen Bringen, der 1827 die Tochter des Hofmarschalls Bloch in Rußer heiratete, zuwandte, schwand nach dem Tode des Kaisers Franz. Anna Bloch (geb. 1804) wurde zur Baronin von Brandhofen, später zur Gräfin von Meran erhoben und lebt in Graz. Der einzige Sohn dieser Ehe ist der im J. 1839 geborene Graf Franz von Meran. Im J. 1848 ernannte der gescheitete Kaiser Ferdinand J. zu seinem Stellvertreter; wegen seiner deutschnationalen Gesinnung wählte ihn dann die Nationalversammlung in Frankfurt a. M. zum deutschen Reichsverweser. Allein bald wurde ihm die Unhaltbarkeit dieser Stellung, in welcher er für Österreich manhaft eintreten zu müssen glaubte, klar; nach dem Abflusse des sog. Interims resignierte er am 20. Dez. 1849, verließ Frankfurt und kehrte nach Steiermark zurück, wo er zuerst sein Palais in Graz bewohnte. Er starb 10. Mai 1859 zu Graz. Am 8. Sept. 1878 wurde ein großes Brunnennumment zu Graz, welches des Erzherzogs überlebendgroße Figur zeigt, enthüllt.

Vgl. von Leitner, »Johann Baptist, kaiserl. Prinz und Erzherzog von Österreich«, in dem Werke Huberts: »Ein treues Bild des Herzogtums Steiermark« (Graz 1860), die beste Biographie J.s; ferner Schimmer, »Das Leben und Wirken des Erzherzogs Johann von Österreich« (Rain 1849); Schneidmünd, »Das Leben des Erzherzogs Johann von Österreich« (Schaffhausen 1849); Ant. Schölkopf, »Erzherzog Johann von Österreich und sein Einfluß auf das Kulturleben der Steiermark« (Wien 1878); derselbe, »Erzherzog Johann Baptist von Österreich« (Wien 1880).

Johann von Österreich, gewöhnlich Don Juan d'Austria genannt, natürlicher Sohn Kaiser Karls V. von der schönen regensburgur Bar-gerstochter Barbara Blomberg, ward 24. Febr. 1547 in Regensburg geboren und wuchs seit 1550 unter dem Namen Geronimo im Dorfe Leganes unweit Madrid bei Pflegeltern geringen Standes heran. Im J. 1564 übergab man ihn der Gemahlin Quiradas, Madalena da Ulloa, und seitdem wurde er auf dem Schlosse Villagarcia unweit Valladolid erzogen. Karl V. hatte bereits durch ein geheimes Codicill vom 6. Juni 1564 den Knaben als seinen Sohn anerkannt und aufs dringendste seinem Thronfolger anempfohlen. Philipp II. erkannte ihn Sept. 1569 als Sprößling des Hauses Österreich an. Seitdem hieß der Knabe Don Juan d'Austria und erhielt eine fürstl. Hofhaltung, erst in Valladolid, dann in Madrid. Im J. 1561 bezog er mit dem Infanten Don Carlos und Alexander Farnese von Parma die Hochschule zu Alcalá und blieb daselbst bis Ende 1564. J. zeigte entschiedene Neigung zum Kriegswesen, erhielt aber erst 1568 den Befehl über ein Geschwader von 33 Galeeren, mit denen er (Juni bis September) glücklich gegen die afrikl. Seeräuber kämpfte. Dann unterdrückte er den Aufstand der Morisken in Granada nach langwierigen Kämpfen (April 1569 bis Nov. 1570). Eine glänzendere Laufbahn eröffnete sich für J., als im Mai 1571 Papst Pius V., Spanien und Venedig sich zu einer ewigen Liga gegen die Türken vereinigte und ihn zum Oberbefehlshaber ihrer Flotte bestellte. Am 7. Okt. 1571 schlug er die glorreiche Seeschlacht bei Lepanto (s. d.). Doch die Früchte des Siegs gingen durch die Eiferucht der Verbündeten verloren, und Venedig trat schon im März 1573 von der Liga zurück. Dennoch nahm J. im Okt. 1573 Tunis ein. Diese Eroberung ward indes von der span. Politik weder gehörig gewürdigt noch verteidigt, und so fiel Tunis schon im Sept. 1574 wieder den Türken zu.

J. hatte erst daran gedacht, sich eine selbständige Herrschaft in Morea und Albanien zu erkämpfen, dann aber ein Königreich in Tunis zu begründen. Philipp II. wies solche Pläne entschieden zurück und verweigerte seinem Stiefbruder auch die Erhebung zum Infanten von Spanien, übertrug ihm dagegen die Statthalterchaft über die span. Provinzen in Italien und 1576 die Statthalterchaft in den Niederlanden. J. reiste von Madrid aus verkleidet durch Frankreich und traf 4. Nov. 1576 in Luxemburg ein, wo den Winter hindurch über einen Vergleich mit den niederländ. Ständen verhandelt wurde. Am 7. April 1577 erließ er das sog. Edictum perpetuum, welches die Versöhnung befehligen sollte, zog 1. Mai in Brüssel ein und ward daselbst 4. Mai als Statthalter und Generalkapitän anerkannt. Aber Wilhelm von Oranien verweigerte seine Unterwerfung, und der Aufruhr brach bald von neuem aus. So hielt J. schon im Juli es für geraten, sich nach Namur zurückzuziehen. Nachdem ihm die Stände im Okt. 1577 den Gehorsam aufgebündelt, entsetzten sie ihn 7. Dez. förmlich der Statthalterchaft. Als Ende des Jahres Alexander Farnese mit einem span. Heere in den Niederlanden ankam, eröffnete J. die Feindseligkeiten und erfocht 31. Jan. 1578 bei Gembloux einen Sieg. Aber Philipp II., dessen Mißtrauen durch J.s Pläne gegen England und Schottland erregt war, ließ es an der gehörigen Unterstützung fehlen. So

zog der Krieg sich ohne Entscheidung hin, bis J. 1. Okt. 1578 im Lager bei Namur plötzlich (wahrscheinlich durch Gift) starb. J. wurde dramatisch von Delavigne und G. von Büllig (Werl. 1860), episch von Franck (Epp. 1846) behandelt.

Bgl. «Histoires de Don Jean d'Autriche» (Amsterd. 1690); Havemann, «Das Leben des Don Juan d'Austria» (Gotha 1865).

Der jüngere Don Juan d'Austria, geb. 7. April 1629, ein natürlicher Sohn des Königs Philipp IV. von Spanien und der Schauspielerin Maria Calderon, wurde Großprior von Castilien, nahm 1642 am Kriege gegen Portugal teil, unterdrückte 1647 den von Masaniello geleiteten Aufstand in Neapel, wurde Statthalter in Italien, schlug 1652 den Aufstand in Catalonien nieder und zeichnete sich im Kriege gegen Frankreich als Feldherr aus. Im J. 1656 ward er Statthalter in den span. Niederlanden und kämpfte anfangs mit Glück, verlor aber zuletzt gegen Turenne 14. Juni 1658 die Schlacht in den Dünen; der Rest seiner Truppen wurde bei Dudenarde vernichtet. Nachdem mit Frankreich der sog. Pyrenäische Friede (1659) geschlossen war, erhielt er 1660 den Oberbefehl im Kriege gegen Portugal, wurde aber 8. Juni 1663 bei Siremos entscheidend geschlagen und legte 1664 das Kommando nieder. Die Königin-Witwe Maria Anna, welche für ihren unmündigen Sohn Karl II. die Regentschaft führte, ernannte ihn zum Vizekönig von Aragonien. Später rief ihn Karl II. an den Hof zurück und ernannte ihn zum ersten Minister. Don Juan starb 17. Sept. 1679. Bgl. «Vita di Don Giovanni d'Austria» (Köln 1688).

Johann von Gott, f. Gott (Johann von).

Johann von Leiden, eigentlich Johann Bodelson, auch Bodold genannt, Führer der Wiedertäufer (s. d.), Sohn eines Schulzen im Haag und einer leibeigenen Weisfälin, wurde um 1510 in Leiden geboren und ließ sich, nachdem er als Schneidergeselle weit umhergewandert, in seiner Vaterstadt als Schneider nieder. Doch lag ihm Lebensgenuss und heiteres Spiel mehr am Herzen als sein Handwerk. In den poetischen Vereinen versuchte er sich als Dichter und Schauspieler, wobei ihm sein gewinnendes Aeußeres und seine Rednergabe zu statten kamen. Von der Lehre der Wiedertäufer ergriffen, ward er einer ihrer wildesten und begabtesten Wanderpropheten. So kam er mit Jan Matthus 1533 nach Münster, unterstützte diesen mit Gütern und Erfolg bei seinem Welterkämpf und ward, als Matthus im Frühjahr 1534 starb, dessen Nachfolger. J. warf nun die alte Verfassung der Stadt um, richtete Münster als das Königreich Zion ein, ließ alle Häuser und baldete die Befestigung in phantastisch verworrener Weise nach den theokratischen Anschauungen des Alten Testaments. Seine Ausrufung zum König von Zion vollendete das abentheuerliche und wahnsinnige Werk. J., der sich der Welt als den ausgewählten Kerna der Apokalypse anmaßte, führte die Vielweiberei ein, schwelgte in Apgieit und Ebnig. Pracht, verübte mit vrierlicher Sallung blutige Thaten und machte die Stadt zum Schauplatz zahlloser religiöser, fanatischer und grolmüthiger Auschweunungen. Nach mehreren vergeblichen Angriffsen ward im Juni 1535 die Stadt Münster durch den Bischof erobert. Der Schneiderkönig wurde mit den übrigen Habsel-führern gefangen genommen, 23. Jan. 1536 unter

furchtbaren Martern hingerichtet und sein Körper in einem eisernen Käfig an einem hohen Turme der Stadt aufgehängt. In Reperbeers Oper «Der Prophet» (Text von Scribe) sind die Schicksale J.s dramatisch, in Hamerlings «König von Sion» episch behandelt. Vgl. Cornelius, «Geschichte des münsterischen Aufstands» (2 Bde., Lpz. 1855—60); Hase, «Neue Propheten» (2. Aufl., Lpz. 1860); Keller, «Geschichte der Wiedertäufer» (Münch. 1880).

Johann von Ligne, Herzog von Arenberg (s. b.).

Johann von Nepomuk, s. Nepomuk.

Johann von Schwaben, s. Johannes, genannt Partrida.

Johann von Soest, eigentlich J. Grumelut, deutscher Schriftsteller des 15. Jahrh., geb. 1448 zu Linna in Westfalen, lebte in der Jugend in Soest und wurde auf Veranlassung des Herzogs von Kleve zum Sänger ausgebildet. Nach manchen Wanderungen kam er 1471 nach Heidelberg, wurde kursürstl. Singemeister daselbst, später Arzt, und lebte zuletzt in Frankfurt a. M.; er starb 1506. Er veröffentlichte eine Autobiographie in Reimen und überlebte aus dem Niederländischen die romant. Dichtung «Margarete von Limburg» (1471—80).

Johann von Speyer, Buchdrucker, s. Spira.

Johann, Abt von Bistritz (daher Victorianus) in Kärnten 1307—47 und bis 1341 auch Kaplan der Herzöge von Kärnten und Österreich, schrieb seit 1341 an einer Geschichte Österreichs und Kärntens, welche er durch Zusätze allmählich zu einer Reichsgeschichte erweiterte. Es ist dies Werk «Liber certarum historiarum» eine durch Zuverlässigkeit ausgezeichnete Darstellung der Geschichte des 13. und 14. Jahrh. Die beste Ausgabe enthält Böhmers «Fontes rerum Germanicarum» (Bd. 1).

Johanna, eine zu den Comoren (s. b.) gehörige Insel. (unter Planeten.)

Johanna, der Name des 127. Asteroiden. (S.)

Johanna, die Papstin, eine der Fabel angehörige Persönlichkeit, soll zwischen Leo IV. (gest. 855) und Benedikt III. (gest. 858) als Johann VIII. den Stuhl Petri innegehabt haben. Die Tochter eines engl. Missionars, in Mainz oder in Ingelheim geboren, soll sie in Fulda mit einem Kinde des Klosters ein vertrautes Verhältnis angeknüpft haben und mit diesem in Mannsleibern nach Athen geflohen sein. Von dort nach Rom gekommen, ward sie zuerst Rotar der Kurie, später Kardinal, endlich Papst, bis sie auf einer Prozession entbunden ward und starb. Dies sei der Grund zur Einführung der sella stercoraria, die, um das Geschlecht des Papstes vor seiner Ordination zu prüfen, saltisch seit Mitte des 11. Jahrh. bis auf Leo X. benutzt ward. Diese seit dem 13. Jahrh. allgemein benutzte Erzählung ward zuerst von dem Reformierten Blondel (Mitte des 16. Jahrh.) als unhistorisch bezeichnet. Sie scheint entstanden zu sein als Verhöhnung des Weiberregiments unter Johann X. bis XII. (919—963). Vgl. Döllinger, «Die Papstfabeln des Mittelalters» (Münch. 1863).

Johanna, Königin von Frankreich und Gemahlin Ludwigs XII., war diesem noch zur Zeit, als er Herzog von Orléans war, von ihrem Vater, Ludwig XI., aufgezogen worden, obwohl sie von abstoßender Häßlichkeit war. Vergeltend suchte sie diesen Mangel durch treue Sinegung vergessen zu machen, wie denn der Herzog allein durch ihre Farsprache bei ihrem Bruder, dem Könige Karl VIII.,

aus langer Gefangenschaft freikam, welche sie freiwillig geteilt hatte. Kaum war er durch den Tod Karls selbst König geworden (1496), so betrieb er auch schon bei dem Papste Alexander VI. die Scheidung, um sich unmittelbar, nachdem sie durch Alexanders Sohn, den damaligen Kardinal César Borgia, vollzogen war, zu Anfang 1499 mit Anne von Bretagne, der Witwe seines Vorgängers, zu vermahlen.

Johanna I., Königin von Neapel, folgte, da ihr Vater Karl von Calabrien schon 1328 gestorben war, unmittelbar seinem Großvater, dem Könige Robert, im J. 1343 nach. Ihren ersten Gatten Andreas von Ungarn ließ sie 1345 erdrosseln. Zwar kam nun König Ludwig I. von Ungarn herbei, um den Bruder zu rächen, und erlangte auch für den Augenblick großen Anhang; da er jedoch den Prinzen Karl von Durazzo, der sich zuerst für ihn erhoben hatte, 1347 ermordete und auch sonst gewaltthätig war, so schlug die Stimmung gleich nach seinem Abzuge zu Gunsten J.s um, welche sich inzwischen mit einem Better Ludwig von Tarent 1346 vermählt hatte, und sie konnte aufs neue die Herrschaft antreten, welcher sie 1352 auch die Anerkennung Ungarns verschaffte. Der durch Förderung der Litteratur und Künste erhöhte Glanz des Hofes stand in grellem Gegensatz zur Armut und Bedrückung des Volks. Empörungen fehlten auch ferner nicht; größere Schwierigkeiten erhoben sich jedoch erst, als J. in dem Kirchenschiede für Clemens VII. in Avignon, den Gegner des röm. Papstes Urban VI., Partei ergriff, der sie selbst sie kannte, als Lehnsherr absetzte und das Land Karl dem Kleinen von Durazzo als König Karl III. verlieh. J., welche inzwischen eine Zeit lang mit dem Könige Jakob III. von Mallorca verheiratet gewesen war und endlich in vierter Ehe sich mit einem Abenteuerer, dem Prinzen Otto von Braunschweig, verbunden hatte, suchte sich einen Halt zu schaffen, indem sie den Herzog Ludwig I. von Anjou zum Sohn und Erben erklärte. Aber ehe sie von ihm Hilfe erhielt, ward sie gefangen und auf Befehl Karls III. 1382 erdrosselt.

Johanna II., Königin von Neapel 1414—35, war die Tochter Karls III. aus der Ehe Durazzo und Nachfolgerin ihres Bruders Ladislaus. Bei ihrer Thronbesteigung 44 J. alt, gedachte sie ihren Liebhaber Randolph Alopo neben dem von ihr erwählten Gemahl, dem Grafen Jakob von Bourbon, beizubehalten. Bourbon beseitigte zwar den ersten, ließ aber bald J. im Stich und zog heim. An versuchte Herzog Ludwig III. von Anjou, gekrönt auf das seinem Großvater Ludwig I. von J. verliehene Erbrecht, Neapel zu erobern, worauf J. den König Alfons V. von Aragonien herbeirief und 1421 zum Erben ernannte. Er bereitete auch die Pläne des Anjou; als er jedoch selbständig sich an die Ordnung des zerstückelten Reichs machte und den Liebhaber der Königin, Caraccioli, einsetzte, adoptierte sie aus Rache 1423 den bisher feindlichen Ludwig und es gelang ihr, sich mit dessen Hilfe zu behaupten. Nach Ludwigs Tode setzte sie seinen Bruder René zum Erben ein. Sie starb 1435. Mit J. erlosch das von Karl I. von Anjou begründete Königshaus von Neapel, welches 1443 endgültig unter die Herrschaft der Aragonier kam.

Johannard (Jules), Mitglied der pariser Commune, geb. 1843 zu Baume, eine Zeit lang bei einem Handelshause angestellt, wurde Mitglied der

Internationale und im Juli 1870 wegen sozialdemokratischer Umtriebe zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Die Revolution des 4. Sept. befreite ihn; J. wurde zum Hauptmann der Nationalgarde, und nach dem 18. März 1871 zum Mitglied der Commune gewählt; er gehörte zum Ausschuss der auswärtigen Angelegenheiten, wirkte als Civilkommissar bei dem General La Cécilia, verwaltete das zweite Arrondissement und unterzeichnete 22. Mai den Aufruf zum Widerstand. Nach der Einnahme von Paris gelang es ihm, nach England zu entkommen.

Johannes, der Täufer, war nach der evang. Erzählung der Sohn des jüd. Priesters Zacharias und seiner Gattin Elisabeth. Er trat, nach der Bekehrung des Lukas, im 15. Jahre der Regierung des Kaisers Liberius (29 n. Chr.), in der Wüste Juda als Vulprediger und Verkündiger der nahen Ankunft des Messiasreichs auf. Der Täufer, welche er als Symbol der Reinigung von den Sünden im Jordan vollzog, hat sich auch Jesus unterworfen, bei welcher Gelegenheit die ältere Evangelienüberlieferung den Geist Gottes auf Jesus herabkommen und eine Stimme vom Himmel ihn als den Sohn Gottes bezeugen läßt. Sämtliche Evangelien setzen voraus, daß er Jesus als den Messias prophetisch erkannt habe. Matthäus erzählt ausdrücklich, er habe darum der Taufe Jesu wehren wollen, und der vierte Evangelist verwandelt die Stimme vom Himmel über Jesus geradezu in ein dreimal wiederholtes Zeugnis des Täufers für Jesus als das Gotteskinn, das der Welt Sünden trägt. Doch hat daneben derselbe Evangelist noch die Notiz, daß J. auch nach dem Auftreten Jesu zu laufen fortgefahren habe, freilich mit ungeschichtlicher Motivierung. Die älteren Evangelien lassen den Täufer später an Jesu Verfall wieder zweifelhaft werden und bei letztem durch Abgesandte anfragen, ob er wirklich der Messias sei. Diese Anfrage ist wahrscheinlich geschichtlich, beweist aber nur um so mehr, daß J. Jesus früher nicht als den Messias anerkannt haben kann. Sie soll aus dem Gefängnis heraus gegeben sein, in welches Herodes Antipas den unbekannten Vulprediger geworfen hatte, nach den Evangelien, weil er den Härten wegen der unerlaubten Verbindung mit Herodias, der Gemahlin seines Halbbruders Herodes (in den Evangelien fälschlich Philippus genannt), zur Hebe stellte, nach Josephus überhaupt aus Furcht vor dem steigenden Einflusse des J. auf die Volksmassen. Ebenso sicher wie die Gefangenahme des Täufers steht geschichtlich seine auf Befehl des Antipas erfolgte Enthauptung. Späterhin findet sich im Orient eine gnostische Partei, die Mandäer, fälschlich auch Sabier (s. b.) genannt, welche in J. die höchste Offenbarung der Gottheit verehrt haben sollen. Ein geschichtlicher Zusammenhang dieser spätern sog. Johannistjünger mit dem Täufer ist jedoch nicht zu erweisen.

In der christl. Kirche ist dem J. nach Joh. 3, so der Tag der Sommerwendequinde oder der 24. Juni als Festtag geweiht. Doch wird das Johannistfest in dem meisten Ländern nicht mehr kirchlich gefeiert. (Vgl. Johannistfeuer.) Um so größere Bedeutung hat derselbe bei den Freimaurern erlangt, die an diesem Tage ihr höchstes Jahresfest zu begeben pflegen, weil J. in England früher als Schutzpatron der Bauleute galt. Die luth. Kirche hat außerdem den 29. Aug. dem Gedächtnisse der Enthauptung des Täufers geweiht.

Johannes, der Evangelist, d. h. nach der kirchlichen Überlieferung der Verfasser des vierten Evangeliums, war einer der Zwölf, welche Jesus bald nach seinem öffentlichen Auftreten zu seinen Jüngern berief. Er war der Sohn des Zebedäus, eines Fischers am Galiläischen See, und trieb bis zu seiner Berufung durch Jesus das Gewerbe seines Vaters. Nach der ältesten Tradition bildete er mit seinem Bruder Jakobus und Simon Petrus gewissermaßen den engern Ausschuss des Jüngerkollegiums und wird als ein eifriger, aber ungetrübter Anhänger Jesu geschildert. In der Urgemeinde zu Jerusalem erscheint er mit Petrus und Jakobus, dem Bruder des Herrn, als eine der Säulen des Judenthums, denen Paulus während die Anerkennung seiner Heidenmission abdrängen mußte. Die spätere Sage entwickelt dagegen unter dem Einflusse des nach ihm benannten Evangeliums ein wesentlich anderes Bild von ihm. Hiernach wird er als der sanfte, fast weiblich-jarte Lieblingsjünger Jesu geschildert, als der Vertreter seiner höchsten Geheimnisse, der an des Fleisches Wunden lag wie der göttliche Logos selbst am Wunden des ewigen Vaters. Die alte Erwartung, daß J. die Wiederkehr Jesu noch erleben werde, verlagte sich später in der Sage aus, daß er nicht sterben könne, sondern in der Verborgenheit dem Abbruch des messianischen Tags entgegenzuhause. Die gewöhnliche Überlieferung läßt ihn wenigstens als andern Apostel überleben und hochbetagt unter Trajan sterben. Nach der kirchlichen Sage soll er sich in seinen spätern Lebensjahren nach Ephesus gewandt haben. Andere Sagen knüpfen sich an seine angebliche Verbannung unter Domitian nach Patmos und an sein noch abenteuerlicheres Ödnistypetum in Rom. Sein Festtag in der luth. Kirche ist der 27. Dez., sein Symbol ist der Adler; er selbst wird abgebildet als Jüngling mit mädchenhaften Zügen, öfters mit einem Kelch in der Hand, aus dem eine Schlange emporsteigt. Die zwiespältige Tradition des kirchlichen Altertums über ihn hat auch die Kritik der unter seinem Namen auf und gekommenen Schriften des Neuen Testaments außerordentlich erschwert. Daß der Verfasser der Offenbarung des J. oder der Apokalypse nicht zugleich das Evangelium und die Briefe des J. geschrieben haben könne, ist ungewiss: nicht bloß der stilistische Charakter, sondern auch der ganze Gedankenskreis und Standpunkt ist dort ein völlig anderer wie hier. Während nun aber die Schleiermacher'sche Schule die Apokalypse dem Evangelium opferte, hat die neuere Kritik unwiderleglich bewiesen, daß die letztere ungleich größern Anspruch auf johanneische Abkunft habe, als das Evangelium.

Die Offenbarung des Johannes war, solange man in ihr nur ein prophetisches Kompendium der Welt- und Kirchengeschichte sah und die Zukunft aus ihr herauslesen wollte, eine der dunkelsten Schriften der Bibel und für die sog. reichsgeschichtliche Auslegung alter und neuer Zeit eine unerschöpfliche Fundgrube apokalyptischer Träume. Seitdem aber die neuere Wissenschaft sie aus den Verkündigungen und Erwartungen ihrer eigenen Zeit heraus zu erklären versuchte, ist das alte Rätselbuch zu einer der geschichtlich verständlichsten Schriften unferer Kanon und zu einer der wertvollsten Urkunden der christl. Urgemeinde geworden. Das Buch ist, wie wir jetzt wissen, bald nach Christus Tode, während Gallos kaiserl. Regierung (Juni 68 bis Jan. 69), wahrscheinlich in

Kleinasien auf Grund der Visionen, welche der Verfasser während seines Aufenthalts auf der Insel Patmos gehabt zu haben versichert, geschrieben. Damals unter dem frischen Einbrude der Neronischen Christenverfolgung und des kürzlich ausgebrochenen jüd. Kriegs, in welchem sich die Gesichte des Volks, das seinen Messias verworfen, zu erfüllen begannen, in banger Erwartung noch weit größerer Schrednisse, welche der als Antichrist wiederkehrende Nero, diese Personifikation des gottlosen Heidentums, der Christengemeinde nach der Meinung der Zeitgenossen bereiten sollte, klebete der Verfasser die Befürchtungen und Hoffnungen der, wie er meinte, unmittelbar bevorstehenden Zukunft in die herkömmliche Form eines apokalyptischen Gemäldes, in welchem das Wüten des antichristl. Heidentums gegen die Messiasgemeinde, der von furchtbaren Zeichen in der äußern Natur begleitete Entscheidungskampf des wiederkehrenden Nero mit dem wiederkehrenden Christus, der Sieg über den antichristl. Gegner und die ganze heidnische Welt, der Anbruch des 1000jährigen Reichs und, nach dem Ablaufe des letztern, die nochmalige Entfesselung und endliche Vernichtung des Satans und die Herabkunft des himmlischen Jerusalems auf die erneuerte Erde geschildert wird. Das Buch will die Christen zur Standhaftigkeit im Bekenntnis und zur unverfälschten Bewahrung ihres Glaubens ermahnen, auf das bevorstehende Märtyrertum vorbereiten, zugleich aber mit froher Hoffnung auf den nahe bevorstehenden überschwenglichen Lohn ihrer Treue im Messiasreiche erfüllen. Ob der J., welcher als Verfasser sich nennt, wirklich der Apostel, oder ein anderer gewesen sei, wird noch immer gestritten; sein Standpunkt ist der des Judenthums.

Dagegen sind in dem nach ihm benannten Evangelium des Johannes die Gegensätze jener Zeit, in welcher der Apokalyptiker voraussagte, schon verklungen, die heidnische Welt erscheint nicht mehr als der Sitz der antichristl. Macht, sondern als die Pflanzstätte des von den Juden verworfenen Glaubens an Jesus. Die gläubende Messiaserwartung des Apokalyptikers mit ihren sinnlichen, eht jüd. Zukunftsgemäßen hat der Verständigung eines rein geistigen Kommens Jesu Christi Platz gemacht, und während das Judentum für den Verfasser schon als eine ihm innerlich fremd gewordene Erscheinung in der Vergangenheit liegt, bietet sich ihm in der philosof. Idee des „göttlichen Logos“, des „göttlichen Schöpferworts“ und Offenbarungswillens das lösende Wort für das Rätsel der persönlichen Erscheinung des Erlösers und der Schlüssel zum Verständnis des über alle beschränkte partikuläre Messiasformen übergreifenden, rein geistigen und universellen Wesens des Christentums dar. Die geschichtliche Darstellung dient hierbei nur zur durchsichtigen Hülle des Gedankens, daß der ewige, in Christus Fleischgewordene Logos als das Leben und das Licht der Menschen erschienen sei, um im Kampfe mit der Finsternis und dem aus der Finsternis geborenen Unglauben der Juden seine ewige Herrlichkeit offenbar zu machen und alle, die aus Gott geboren sind, durch Mitteilung der wahren Erkenntnis zu dem ewigen Leben zu führen, welches schon auf Erden beginnt. Von diesem rein ideellen Gesichtspunkte aus ist nicht nur der geschichtliche Stoff frei ausgewählt und gestaltet, sondern meist unter Anknüpfung an überlieferte Aussprüche Jesu eine lange Reihe tief sinniger Reden komponiert, welche sich alle um

die Person Jesu als des Fleischgewordenen Wortes, der der Weg, die Wahrheit und das Leben sei, um seine Herabkunft vom Himmel und seine Rückkehr zum Vater, um den Glauben der vom Vater ihm zum Eigentum gegebenen Jünger und um den Unglauben der in der Finsternis beharrenden Welt, um die bevorstehende Sendung des Geistes, der die Seinen in alle Wahrheit leiten, die Welt aber über Unglauben überführen werde, bewegen. Der ganze Gedankenkreis erinnert an die Zeiten der Apologetik auf der einen, an die des Gnostizismus auf der andern Seite. Mit dieser innern Eigentümlichkeit des Buchs stimmt seine späte äußere Bezeugung (erst seit circa 150 n. Chr.) und der gänzliche Mangel eines Einflusses desselben auf die dogmatische Entwicklung der Kirche vor dem Ende des 2. Jahrh. überein. Die trotz des größten Unterschiedes doch wieder unverkennbaren Verhältnisse mit der Offenbarung des J. weisen nebst andern Momenten auf die „johanneische“ Kirche Kleinasien als die Heimat dieses Evangeliums. Mit dem Evangelium stehen und fallen auch die drei johanneischen Briefe im Neuen Testament, welche nach Stil und Gehalt demselben nahe verwandt sind. Namentlich der erste Brief rührt wahrscheinlich von demselben Verfasser her, ist aber erst nach dem Evangelium geschrieben.

Das geschichtliche Verständnis der Apokalypse ist in der Hauptsache schon durch Gwald und Lücke, das des Evangeliums und der Briefe nach den schätternen Versuchen Bretschneiders erst durch Baur und seine Schüler, besonders Köllin, Zeller und Hilgenfeld, begründet worden. Vgl. zur Offenbarung Lücke, „Versuch einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung des J.“ (2. Aufl., 2. Abt., Bonn 1849—52) und die Kommentare von Gwald (2 Bde., Göttingen 1861—62), De Wette (Eph. 1844; 3. Aufl. von Möller 1862), Dästerl (2. Aufl., Göttingen 1865) und Volkmar (Jahr. 1862); für das Evangelium besonders Baur, „Kritische Untersuchungen über die kanonischen Evangelien“ (Tab. 1847); Köllin, „Der Lehrbegriff, das Evangelium und die Briefe des J.“ (Berl. 1843); Hilgenfeld, „Das Evangelium und die Briefe J.“ (Halle 1849) und „Die Evangelien“ (Eph. 1854); Scholten, „Das Evangelium nach J.“, aus dem Holländischen von H. Lang (Berl. 1867); A. Thoma, „Die Genesis des Johannesevangeliums“ (Berl. 1882) und die Werke über das Leben Jesu von Strauss und Reim. Die Kommentare von Lücke (über das Evangelium, 3. Aufl., 2. Abt., Bonn 1840—43, und die Briefe, 3. Aufl. von Vertbeau, 1856), Baumgarten-Ludwig (Bonn 1843—45), De Wette (5. Aufl. von Bräuner, 1863), Meyer (6. Aufl. von B. Weiss, Göttingen 1880), Tholud (7. Aufl., Göttingen 1857), Senftenberg (2. Aufl., 3 Bde., Berl. 1867—71), Dästerl (über die Briefe, 2 Bde., Göttingen 1852—56), Luther (ebenso, 2. Aufl., Göttingen 1861), Gwald (2 Bde., Göttingen 1862), Luthardt (2. Aufl., Nürnberg 1875), Reil (Eph. 1881) bauligen nach der ältern Ansicht. Über die kirchlichen Legenden über J. vgl. Lipsius, „Die apokryphen Apostelgeschichten und Apostellegenden“ (Bd. 1, Braunschweig 1883).

Johannes, monophysit. Bischof von Ephesus, im 6. Jahrh., lebte meist am kaiserl. Hofe zu Konstantinopel und genoss besonders bei Justinian große Gunst. Dieser gab ihm den Auftrag, die im Reiche noch vorhandenen Heiden zum Christentum zu bekehren, und J. soll in Kleinasien 70000 Heiden

belehrt und 96 Christl. Kirchen erbaut haben. J. schrieb eine Geschichte der Christl. Kirche bis zum J. 685, von welcher bisher nur Bruchstücke aufgefunden sind. Vgl. Schönsfelder, „Die Kirchengeschichte des J. von Ephesus“ (München 1862); Rand, „J., Bischof von Ephesus, der erste syri. Kirchengeschichtler“ (Leid. 1856).

Johannes I. Tzimiskes, byzant. Kaiser, von Geburt ein Armenier aus Hierapolis am Euphrat bei Armida, war der Neffe oder Vetter des kaiserlichen Kaisers Nikephoros II. Phokas. Durch kränkende Zurücksetzung tief erbittert, folgte J. der Aufforderung der mit ihrem Gemahl zerfallenen Kaiserin Theophano und ermordete mit ihrer Hilfe in der Nacht vom 10. zum 11. Dez. 969 in der byzant. Hofburg den Kaiser, um dann selbst den Thron zu besteigen. Vor allem wichtig wurde für das Reich die glänzende Abwehr des russ. Großfürsten Swatoslaw von Kiew, der 971 zu Silistria den Griechen unterlag, die Wiedergewinnung der Donaugrenze für das byzantinische Reich, und die Wiedereroberung syr. und mesopotam. Landschaften (974 und 975) auf Kosten der Araber südwärts bis nach Bergtos und ostwärts bis Nisibis. Durch einen Agenten des mit ihm verfeindeten Staatsministers Basilios vergiftet, starb J., erst 51 Jahre alt, am 10. Jan. 976 in Konstantinopel.

Johannes II. Komnenos, byzant. Kaiser, Sohn des Komnenen Alexios I. und der Irene Dulana, Bruder der Geschichtschreiberin Anna Komnena, geb. etwa 1068 n. Chr., 1104 mit der maggar. Prinzessin Byzila (Rabiela's I. Tochter) vermählt, folgte 15. Aug. 1118 seinem Vater als Kaiser. Als tüchtiger Heerführer und Diplomat gewann J. den Seltschulen in Kleinasien einen erheblichen Teil dieses Landes wieder ab, vernichtete am Ballan die Petschenegen und übte nach Ausgleichung eines gefährlichen Konflikts mit Venedig (1126) den bedeutendsten Einfluß auf Ungarn, wie auf die frank. Staaten in Syrien aus, während er zugleich sein Reich, durch den Minister Arukos unterstützt, im Innern tüchtig verwaltete. Der Graf Raimund von Antiochia mußte im J. 1137 Lehnsmann des Kaisers werden. Unter den Vorbereitungen zu einem großen militärisch-polit. Zuge nach Jerusalem starb J. 8. April 1143 in Cilicien; ihm folgte sein Sohn Manuel.

Johannes III., byzant. Kaiser, s. unter Dula s. **Johannes**, Negusa-Nagast, d. i. Oberkönig oder Kaiser von Abessinien, führte ursprünglich den Namen Kasa (Kibj Kassai), und war Untergouverneur von Adowa und Umgegend. Seit 1863, als der Wägschüm Gbäzä von Lastä den rechtmäßigen Gouverneur von Tigrä, Käs Baria, vertrieben, war er Untergebener des Gbäzä. Aber gegen diesen, den mächtigen Feind und Nebenbuhler des Kaisers Theodoros, rebellierte er, unterwarf sich 1867 dem Sailer, Gouverneur von Hamasän, eroberte die für uneinnehmbar geltende Bergfeste Amba Zion in Tigrä, und nahm schon im Oktober 1867 die Stellung eines Königs von Tigrä ein. Während der Vorbereitungen des englisch-abessinischen Feldzugs unterhandelte er im November 1867 mit dem engl. Oberst Merewether, später mit Major Grant, und schloß am 25. Febr. 1868 mit dem engl. Oberkommandanten Sir Robert Napier einen Vertrag, worin er Neutralität versprach. Nach dem Falle des Theodoros belohnte ihn Napier durch Überlassung vielen Kriegsmaterials und reicher Vorräte. Bald nach dem Abzug der Engländer begann zwischen Kasa und

Gbäzä der Kampf um den Kaiserthron. Schließlich wurde Gbäzä, welcher mit fünfzig überlegenem Heer vor Adowa gerückt war, von Kasa am 14. Juli 1871 geschlagen, gefangen und auf Amba Salämd eingeschlossen, wo er bald starb. Darauf ließ sich Kasa am 21. Jan. 1872 in Arum krönen und nahm den Namen J. an. Indessen war seine Stellung noch wenig befestigt; Käs Abäl, der Herrscher von Gbäzä, rebellierte noch im selben Jahre. Durch ihn beschäftigt, mußte J. die Wegnahme der Provinzen Bogos und Halhal durch die Ägypter unter W. Munzinger geschehen lassen. Als jedoch 1875 die ägyptischen Truppen unter Arakel Bei von Massäua aus durch Hamasän anrückten, machte J. mit Käs Abäl Frieden, und rief die Ägypter in dem Thale Gubda (Gubbi) nach der linken Bergwand auch Gubnet genannt) vollständig auf, 18. Nov. 1875.

Zu gleicher Zeit wurde eine ägypt. Seeresabteilung, die unter Ranzinger von Labjura aus nach Schoa einbringen und gemeinschaftlich mit Menisel, König von Schoa, gegen J. vorgehen sollte, durch die Galla bei Aussa niedergemacht. Eine neue ägypt. Armee, welche unter Prinz Hassan im Februar 1876 von Massäua aus bis zum obern Mareb vordrang und bei Gura ein starkes Fort errichtete, wurde 7. März 1876 bei Gura vollständig bis auf wenige Flüchtlinge (darunter Prinz Hassan) vernichtet. Seit dem Sommer 1879 unterwarf sich auch König Menisel von Schoa J.' Oberhoheit, jedoch jetzt wirklich Abessinien unter ihm geeinigt ist. Seit 1879 hat sich J. wiederholt schriftlich an verschiedene europäische Höfe mit der Bitte gewandt, ihm zur Wiedergewinnung der von den Ägyptern geraubten Landschaften und eines Strahls Meeresküste mit einem Hafen behilflich zu sein; auch an Kaiser Wilhelm kamen solche Schreiben, welche dann die Mission G. Kohl's an ihn im Winter 1880/81 zur Folge hatten; unter dem 10. April 1883 hat er die Bitte an Kaiser Wilhelm wiederholt. J. arbeitet mit Energie an der Ordnung und Einigung seines Reichs. Die wilden Galla Stämme wurden gerichtet, die Mohammedaner im Reich, welche den Übertritt zum Christentum verweigerten, zur Auswanderung gezwungen. Nach einem am 8. Juni 1884 in Adowa unterzeichneten Vertrag zwischen der britischen Regierung und König J. (vermittelt durch Admiral Hewett) wurde die Ein- und Ausfuhr über Massäua freigegeben und 1. Sept. 1884 das von Ägypten weggenommene Bogosland wieder an Abessinien zurückgegeben. Hauptresidenz des J. ist Samard in der Landschaft Dabra Tabor. Vgl. Gerh. Kohl's, „Meine Mission nach Abessinien“ (Lpz. 1883).

Johannes Chrysostomos, aus Damaskus, deshalb gewöhnlich Joannes Damascenus genannt, geb. um 700, stand als Schatzmeister in Diensten des Kalifen und hieß als solcher Al-Rassur. Im J. 730 wurde er Mönch im Kloster Saba bei Jerusalem und starb um 760. Seine „Anseinerandersetzung des orthodoxen Glaubens“ faßt die Ergebnisse der ganzen bisherigen dogmatischen Entwicklung der griech. Kirche abschließend zusammen. Außerdem schrieb er eine Dialektik, polemisch: Schriften gegen die sog. Wilsbärner und eine: Streit zwischen einem Christen und Sarazenen. J. am gegenwärtig in der griech. Kirche als Patron der Norm. Die beste Ausgabe seiner Werke: Migne, 2 Bde., Par. 1712).

Johannes Chrysostomos, latein. r. Konstantinopel, s. Chrysostomus.

Johannes, genannt Parricida, eigentlich Johanna von Schwaben, geb. 1290, wurde der Mörder seines Oheims, König Albrecht I. (s. d.). Sein Vater Rudolf, gleich Albrecht ein Sohn König Rudolfs I. von Habsburg, war aber die österr. Stammlinie mitbelehnt. Seiner Mutter Agnes aber war die Grafschaft Kyburg besonders verschrieben, und überdies ihm von derselben, einer böhm. Königtöchter, nach Wenzels III. Tode gegründete Kärntnerrechte auf Böhmen vererbt worden. Als nun J., zur Volljährigkeit herangewachsen, den König wiederholt um sein Erbe bat, verweigerte dieser sogar die Auslieferung Kyburgs, auf das zuletzt J. seine Wünsche beschränkte. Hierüber erbittert, verschwor sich J. mit den oberöbr. Ritters Walthar von Eichenbach, Rudolf von Balm, Rudolf von der Wart, Konrad von Tegernsee, Walthar von Eakelen u. a., welche gleichfalls Kränkungen erlitten hatten, gegen des Königs Leben. Als Albrecht I. Mai 1308 auf einer Reise von Baden im Kargen nach Brugg bei Winbich über die Reuß gefehrt war, brängten sich die Verschworenen an ihn und mordeten ihn auf dem Grund und Boden seines Stammguts. Die Verschworenen entflohen, jeder einzeln, J. aber ist erschossen. Nach einigen soll er später von Papst Clemens V. zu Avignon Verzeihung erhalten haben und als Augustinermönch zu Pisa gestorben sein; nach andern als Mönch, ohne daß man ihn erkannte, auf dem Stammgute Eigen gelebt und erst bei seinem Tode, 1368, sich zu erkennen gegeben haben. Kaiser Heinrich VII. sprach bald nach seinem Regierungsantritt zu Speier über die Mörder seines Vorfahren die Acht aus. Vorher aber schon hatten Elisabeth, die Gemahlin, und die verwitwete Ungarinkönigin Agnes, die Tochter des Ermordeten, grausame Rache an den Verschworenen geübt.

Johannes Secundus, eigentlich Jan Nico-lai Coeraerts, einer der berühmtesten neuern lat. Dichter, geb. 10. Nov. 1511 im Haag, studierte zu Bourges die Rechte, widmete sich jedoch dann der schönen Literatur und Dichtkunst. Auch zeichnete er sich durch seine Kenntnisse in der Malerei, der Bildhauer- und Kupferstecherkunst aus. Zur Auszubildung seiner Talente reiste er nach Italien, darauf nach Spanien, wo er Sekretär des Kardinals Lopera, Erzbischofs von Toledo, wurde. Er starb 8. Okt. 1536 zu Utrecht. Unter seinen anmutigen erotischen Dichtungen in klassischem Latein sind seine «Basia» (Utr. 1539 u. öfter; deutsch von Passow, Lpz. 1807, und von Trübner, Rudolstadt 1821) am bekanntesten. Seine «Opera poetica», bestehend in Elegien, Oden, Epigrammen und vermischten Gedichten, wurden zuerst von seinen Brüdern, Nicolai Gaudius und Andreas Marius, die gleichfalls als Dichter sich auszeichneten (Par. 1541; neue Ausg., Gött. 1748), am vollständigsten und besten aber von Vos-scha (2 Bde., Leid. 1821) herausgegeben.

Johannes der Presbyter, Erzbischof oder Priester Johannes hieß im Mittelalter ein christl. Fürst im Innern Asiens, dessen Person jedoch mit so vielen Sagen umspinnen ist, daß man dieselbe in neuerer Zeit als eine mythische Fiktion angesehen hat. Die Sage von einem mächtigen christl. Fürsten dieses Namens in Innerasien brachte zuerst 1145 der Bischof von Gabala (in Syrien) nach Europa, und der Chronist Otto von Freising war der älteste Geschichtschreiber, der diese Kunde verbreitete. Plötzlich kam auch ein langer, lateinisch abgefaßtes, vom Chronisten Alberich 1163

erwähntes Schreiben des rätselhaften Presbyters an die abendländ. Fürsten zu Tage. Dieses Schreiben ist offenbar das Werk eines nestorianischen Christen und verrät Spuren vom dem Einflusse der damals im Morgenlande schon sehr bekannten und auch in die Märchensammlung «Tausend und eine Nacht» aufgenommenen fabelhaften Reisen des Seefahrers Sindbad. Das Zeitalter nahm jedoch an den Wunderdingen des Sündschreibens keinen Anstoß, und Papst Alexander III. schrieb sogar 1177 an den Priesterkönig eine Antwort, die für eigener Leibarzt Philippus zu bestellen beauftragt wurde. Ferner erhielten verschiedene christl. Mönche, die im 13. Jahrh. aus polit. und religiösen Gründen nach Asien zu den Chanan der Mongolen geschickt wurden, wie 1246 Plan Carpini vom Papst Innocenz IV., 1248 André de Longjumeau und 1253 Augerebroet oder Aubruquis vom König Ludwig IX. von Frankreich, den Auftrag, dem Priester Johannes nachzuforschen. Besonders eifrige Forschungen stellten die Portugiesen an. Das äußerste Ziel, welches Heinrich der Seefahrer ursprünglich im Auge hatte, war das Land des afrikl. Erzpriesters Johannes, also das christl. Abessinien, welches die Geographen damals das dritte Indien nannten. Mit dem christl. Abessinien oder Äthiopien unterhielt man schon früh von Rom aus schriftlichen Verkehr, und seit 1243 wurden dorthin Missionen geschickt.

Seit Mitte des 14. Jahrh. abertrug man auf die Könige Äthiopiens geradezu den Titel Erzpriester Johannes, und Botschafter derselben erreichten nicht bloß die röm. Kurie, sondern auch die hoh westlicher Fürsten, z. B. 1427 König Alfons V. von Aragonien. Während Bartholomäus Diaz 1486 die ganze Westküste Afrikas besuchte und dessen Söhne entdeckte, gingen Alfonso Paisa und Pero de Covilhã als Botschafter Johannes II. von Portugal über Rairo nach Abessinien, um bei dem Erzpriester Johannes (Preste João) gänzigen Empfang für künftige Entbeder zu erbitten. Paisa starb unterwegs zu Rairo, aber Covilhã schlich sich 1487 nach Abessinien durch und wurde dort auf Befehl des sog. Erzpriesters zurückgehalten. Zur See gelangten die Portugiesen erst 33 Jahre später nach Abessinien, und 16. April 1620 wurden sie in dessen Ausfuhrhafen Massaua feierlich empfangen. Hier erreichten sie also das ursprüngliche Ziel Heinrichs des Seefahrers. Statt eines mächtigen Reichs fanden sie aber nur ein ärmliches Gebiet, rohe Bewohner und ein verarmtes Jakobitisches Christentum. Abessinien blieb nun bis ins 17. Jahrh. unter dem Namen Regnum presbyteri Joannis bekannt. In neuerer Zeit machte man viele, aber misslungene Versuche, das Rätsel von dem afrikl. Priesterkönig zu lösen (s. B. Karl Ritter in einer berühmten Abhandlung Bd. 1 der «Erkundung von Asien»). Erst dem deutschen Orientalisten Gust. Oppert, Bruder des Heilschriftforschers Jul. Oppert, gelang es in der Schrift «Der Priester Johannes in Sage und Geschichte» (Berl. 1864; 2. Aufl. 1870) durch Vergleichung aller abendländ. und morgenländ. Berichte das Dunkel aufzuhellen. Hiernach bezog sich die im 12. Jahrh. nach Europa gelangte Kunde von einem mächtigen christl. Staate, dessen Herrscher den Titel Priester Johannes führte, auf das Reich des Kur-Chan von Karakatal oder Chordwan der Carachitanen, von dem der erwähnte Augerebroet spricht. Die Diao-Dynastie der Kitau bederrichte 906—1126 den Norden Chinas, bis die tungusischen

Uschurdschen, die Vorfahren der heutigen Mandtschu- ren, deren Reich zerstörten und die Dynastie Kin gründeten. Den von den Arabländern nicht verstandenen Titel «Kur-Ehan» mochte man mit Juchan, der syr. Form von Jochanan (Johannes) verwechseln. Der jacobitische Bischof Barhebraeus (1126—86) identifizierte zuerst den «König Juchanan» mit dem Ung-Ehan des Mongolenstammes Kerait, welcher Stamm nach seiner Angabe bereits 1007 das nestorianische Christentum annahm; wie denn auch Raschid-ebdin, der berühmte pers. Historiograph der Mongolen, ausdrücklich von diesem Stamme sagt, daß er sich zur Lehre Jesu bekannt habe. Aber Ung-Ehan, der von Dschingis-Ehan vernichtet wurde, ist nie nach Karakitai gekommen, und der Usurpator Kusschul kann daher nicht der erste König-Präbyster des unter ihm zu Grunde gegangenen Staats gewesen sein. Seitdem J. nicht mehr in Äthiopien oder Indien zu suchen war, folgten die Gelehrten der Angabe des Barhebraeus.

Vgl. Harnde, «Der Priester Johannes» (Lpz. 1876); Schott, «Kitai, Karakitai und der Priester Johannes» in Ermans «Archiv für wissenschaftliche Kunde von Ausland» (Bd. 23, Berl. 1864).

Johannes vom Kreuze, span. Mystiker, s. Cruz (San-Juan de la).

Johannes vom Lateran (Orden des heiligen), ehemaliger päpstl. Einloorden, 1560 von Papst Pius IV. gestiftet, ward schon lange nicht mehr verliehen, ohne eigentlich aufgehoben worden zu sein.

Johannes von Salisbury, hervorragender Kirchenmann und Gelehrter des 12. Jahrh., geb. zu Salisbury in Südengland um 1116, studierte in Paris, zog sich dann drei Jahre lang in das Kloster Montier-la-Celle zurück, ging 1151 wieder nach England und wurde Sekretär des Kanzlers, später Erzbischof Thomas Becket. In dieser Stellung nahm er an den kirchlichen Kämpfen den bedeutendsten Anteil. Im J. 1176 ward J. zum Bischof von Ely erwählt und starb 25. Okt. 1180. Von seinen Schriften sind die bedeutendsten: «Entheticus, sive de dogmate philosophorum», ein Lehrgebieth in 21 Büchern, welches die Grundgedanken alter und christl. Philosophen entwickelt; «Policraticus sive de nugis curialium et vestigiis philosophorum l. VIII», ein System kirchlich-polit. Ethik; «Metalogicon l. IV», eine Darstellung der wahren und der falschen Wissenschaft. Für die Geschichte jener Zeit sind auch seine Briefe von großer Bedeutung. Eine Gesamtausgabe seiner Werke veranstaltete Giles (5 Bde., Oxford 1848). Vgl. H. Reuter, «Johannes von Salisbury» (Berl. 1842); Schaarschmidt, «J. nach Leben und Studien» (Lpz. 1862).

Johannessen (Edvard Holm), norweg. Seefahrer, geb. zu Balstrand unweit Tromsø 1844, ist wegen seiner tüchtigen Fahrten in dem Arktischen Meere rühmlichst bekannt geworden. Rowaja-Semlja hat er zu wiederholten malen (1870 und 1871) rings umsegelt. Im August 1878 entdeckte er nordöstlich von der Jenseiteimündung die Insel Ensombeden oder Einsamkeit (s. d.).

Johannesgeorgenstadt, Stadt in der sächs. Kreis- hauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Schwarzenberg im Erzgebirge, 740 m hoch am Rastenberg über dem Schwarzwasser gelegen, ist Station der Linie Schwarzenberg-J. der Sächs. Staatsbahn, Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1880) 4411 E., welche Bergbau auf Bismut und Eisenstein, ferner Sand- und Schieferabfuhr, Kunstschlerei und Porzellan-

malerei treiben. Die Stadt wurde von vertriebenen böhm. Protestanten 1664 gegründet und nach einem totalen Brande 1867 größtentheils neu aufgebaut.

Johannisapfel, s. Strauchapfel.

Johannisbad, Wildbad und Kurbadort im Riesengebirge, 2½ Meilen von der Station Freiburg (Zweignbahn der Österreichischen Nordwestbahn, Anschluss in Trantentau) entfernt, Poststation und (während der Saison) Internationales Kurort am Fuß einer Kalksteinschicht von 500—600 m am Südhange des 1209 m hohen Schwarzenbergs. Die Quelle des seit zwei Jahrhunderten bestehenden Bades ist eine 20° C. warme Natriumtherme (von mineralischen Bestandtheilen freies Wasser, wie Gastein, Wildbad u. a.) und wird besonders gegen Nervenleiden, beginnende Rückenmarksleiden, rheumatische Affektionen, Frauenkrankheiten und Lähmungsstörungen empfohlen. Zur Trinksur dient auch die Thermalquelle und eine zu den alkalisch-salinen Eisenquellen gehörige Eisenquelle. J. wurde 1883 von 2344 Kurgästen besucht. Der Ort, in dem sich auch während der Saison ein Mineralwasserlager und eine Bierbrauerei befinden, zählt 75 Häuser mit 280 Seelen, ist von ausgedehnten Nadel- (Tannen-)Wäldern umgeben und bildet einen bequemen Ausgangspunkt zu mehreren der Gletscherpartien des Riesengebirges. Vgl. Bauer, «J. im Riesengebirge» (neueste Aufl., Wien 1880).

Johannisbeerstrauch (Ribes), zu den Ribesaceen gehöriges Obgehölz, das von verwandten Arten sich durch das Fehlen der Stacheln und durch schlaffe oder im Bogen herabhängende Trauben grünllicher Blüten, sowie durch säuerlich-süße Beeren unterscheidet. Die in den Gärten häufigste Art ist der gemeine Johannisbeerstrauch (Ribes rubrum L.), dessen Urheimat Skandinavien ist, von wo die Normannen ihn zuerst in die Gärten des nördl. Frankreichs eingeführt haben sollen (ava marina). Von Skandinavien hat er sich durch das nördl. Rußland nach Sibirien und bis nach Nordamerika verbreitet. Seine Beeren sind als Desfertsfrucht sehr beliebt, insbesondere als Konserve. Auch bereitet man aus ihnen Saft, Sirup und Wein vorzüglicher Qualität. Die Gärtner führen eine ziemlich große Anzahl von Sorten, welche sowohl in der Größe der Trauben und der Beeren, wie in der Schmachthaltigkeit der letztern verschieden sind. Die bekanntesten Sorten sind unter den rotfrüchtigen die Kaufasische, die Holländische, die langtraubige, die Kirch-Johannisbeere, die Versailles, die große von Boulogne; unter den rosenroten die Champagner; unter den weißen die Brandenburg und die Holländische.

Der J. erfordert zu seinem Gedeihen einen nährhaften und etwas frischen (nicht nassen) Boden und wird am besten als niedriges Kronenbäumchen oder auch, auf Ribes aureum veredelt, in Hochstammform erzogen. Auch ist für ihn die Form des Horizontalbogens (s. Kordon) geeignet. Man pflanzt ihn im Herbst oder zeitigen Frühjahr in Abständen von 1—1½ m. Beim Schnitt muß man vor allem auf Entwidlung kräftiger Triebe hinarbeiten, die seitliches Fruchtholz bilden. Man schneidet sie auf 10—12 Augen zurück, läßt aber letzteres unberührt. Auch wird alles alte, steril gewordene, schwache oder schlecht gekelte Holz entfernt. Ältere Pflanzungen werden durch kräftige Düngung wieder regeneriert. Man vermehrt den J. durch Stedlinge, Ableger, Ausläufer, wie auch durch Veredelung.

Der schwarzfrüchtige Johannisbeer-
Strauch (*Sichtbeerstrauch*, *R. nigrum* L.) hat
größere, glänzige und behaarte Blüten in geringerer
Anzahl in der Traube, rosafarbige schwarzpunktierte
Zweige und Ästchen, auf der Unterseite mit vielen
narr riechenden Drüsen besetzte Blätter und meistens
schwarze Beeren. Ursprünglich ist dieser Strauch in
feuchten Wäldern der Nordhälfte Europas und in
Nordasien zu Hause. Wenn der starke Geruch der
Beeren nicht zuwider, zieht diese als Dessertfrucht
den roten Johannisbeeren vor. Die besten Sorten
sind die Neapolitanische und die Ambrastfarbige.

Einige Arten des *J.* sind als Pflanzsträucher für
Parkanlagen sehr geschätzt, vor allen andern *R. au-
reum* Prsk., der sog. Chotolabestrauch, sich
schon im zeitigen Frühjahr mit gelben, würzig
tustenden Blüten bedeckend, im Herbst mit roten
Blättern geschmückt, häufig zur Unterlage für
Hochstämme der roten Johannisbeere benutzt, und
R. sanguineum Prsk. mit schönen purpurroten
Blüten in langen Trauben, auch mit fleischfarbi-
gen (var. *carneum grandiflorum*) und gefüllten
(var. *flors pleno*).

Johannisberg, f. Jauernig.

Johannisberg, Berg bei Nauheim (f. d.).

Johannisberg oder **Wischofsberg**, schönes
Bergschloß im Rheingaukreise des Regierungsbe-
zirks Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau,
3 km von den Stationen Geisenheim und Ostrich-
Winkel der Linie Frankfurt-Niederrahnstein-Koblenz
der Preussischen Staatsbahn, 5 km oberhalb Rüdes-
heim, hat teils durch den namentlich auf dem sich
104 m über den Rheinspiegel erhehenden Schloß-
berge in einem rötlichen tauffreien Taunus-
schiefer-
boden wachsenden vortrefflichen Rheinwein (den aus-
gezeichneten Schloß-Johannisberger), teils
durch die diplomatischen Zusammenkünfte, die mehr-
mals hier stattfanden, Berühmtheit erlangt. Das
Bergschloß, 1722–32 auf den Ruinen eines alten,
1106 gegründeten Benediktinerklosters erbaut, ge-
hörte früher nebst Zuhörern zum Bistum Fulda,
wurde 1807 von Napoleon dem Marschall Keller-
mann geschenkt, 1816 aber vom Kaiser Franz dem
Kärnten Metternich und dessen direkten männlichen
Nachkommen zu Lehn gegeben, so daß also die Fürsten
von Metternich nur Nutznießer, keineswegs aber
Eigentümer des *J.* sind. Das Schloß dient der fürstl.
Familie zum Sommeraufenthalt. Von der vor dem
Schloße befindlichen Terrasse genießt man eine der
lohnendsten Ausichten auf den Rheingau und in
die Rheinpfalz bis zum Donnersberge; auch sieht
man die Germania des Niederwaldbentmals. Auf
dem freien Plage vor der Schloßkirche steht seit
1864 ein Standbild Johannes des Täufers. Bei
dem Schloße liegt das Dorf Johannisberg
mit zwei Heilanstalten, einigen Villen, einer Ma-
schinen- und einer Planofortfabrik; es zählt 1900 E.
und ist wegen gesunder Lage beliebter Lustort.
Der hier gebaute Wein (Dorf-Johannisberger)
ist geringer als der Schloß-Johannisberger.

Johannisblume heißt in manchen Gegenden
Deutschlands die gemeine weiße Wucherblume (f.
Chrysanthemum), in andern das Wohlverleih
(f. *Arnica*).

Johannisblut, f. unter Cochenille.

Johannisbrot nennt man die Früchte des in
den Ländern am Mittelländischen Meere wild wach-
senden Johannisbrotbaums (*Ceratonia* *Sili-
qua* L.), auch Bodsborn oder Karoben-

baum genannt. Derselbe ist die einzige Art der
Gattung *Ceratonia* und gehört zur Familie der
Leguminosen. Es ist ein schön- und dichtblau-
ter Baum von apfelbaumartigem Wuchse, mit
immergrünen, lederartigen, unpaarig gefiederten
Blättern und unscheinbaren, blattstielständigen,
grünlichroten Blütentrauben, deren kleine Blüten
polygamisch sind und bloß einen Kelch, keine Blu-
menkrone besitzen. Den Namen *J.* haben die nicht
aufspringenden Hülsen, welche in den Apotheken
bei uns *Siliquas dulces* heißen, braun, 10–12 cm
lang, glänzend und innen fleischig-martig sind, be-
halb erhalten, weil sie nach der Sage Johannes
dem Täufer in der Wüste zur Nahrung dienten.
Sie besitzen einen angenehmen süßen Geschmack,
aber einen widerlichen Geruch. In ihrem Vater-
lande sind sie ein wichtiges Nahrungsmittel der
ärmern Volksklasse, werden daselbst auch als Futter
für Schweine, Rinder und Pferde benutzt und zur
Bereitung eines starken Branntweins verwendet.
Bei uns dienen sie mehr zur Mäscherei. In Ägypten
und namentlich auf Cypern wird aus ihnen ein
Sirup bereitet, in welchem man andere Früchte
einnacht. Das harte Holz des Johannisbrotbaums
ist sehr geschätzt, und Rinde und Blätter dienen
zum Gerben. Die Kultur des Johannisbrotbaums
ist im Orient uralte. Sie hat sich von dort über alle
Mittelmeerländer verbreitet und wird in Europa
namentlich im Süden Spaniens und Portugals,
wo es förmliche Wälder dieses Baums gibt, und
auf Sicilien betrieben.

Johannisbrunnen, Mineralquelle in der preuß.
Provinz Hessen-Nassau, Unterlahnkreis, bei der
Station Zollhaus der Linie Hohlkreis-Diez der
Preussischen Staatsbahnen, im Karstale,
Eigentum einer Aktiengesellschaft in Köln.

Johannisburg, Kreisstadt in der preuß. Pro-
vinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Gumbinnen,
am Ausflusse des zum Narren gehenden Fischflusses
aus dem Hosh-See, in 116 m Höhe, 63 km von
Löben, Station der Linie Allenstein-J. der Preußi-
schen Staatsbahnen, mit (1880) 2973 meist prot. E.,
ist Sitz eines Landratsamts, eines Amtsgerichts,
eines Hauptzollamts und zweier Oberförstereien.
Das ehemals sehr wichtige, 1345 erbaute Schloß lag
im NO. der Stadt um den jetzt noch den Namen
Schloßplatz führenden freien Platz. Erhalten ist
noch ein Flügel davon, das sog. Knappenhaus,
jetzt in Privatbesitz.

Der Kreis Johannisburg zählt auf 16784
qkm (1880) 46628 meist prot. E.

Johannisschriften oder **Johannisjünger**,
f. Sabler.

Johannis Empfängnis, der 24. Sept.

Johannis Enthauptung, der 29. Aug.

Johannisfest, f. unter Johannes (der Täufer).

Johannisfeuer oder **Wärzfeuer** ist wahr-
scheinlich ein heidnischer, in die christl. Kirche über-
gegangener Gebrauch. In den ältesten Zeiten der
Kirche pflegte man in der Nacht vor dem Johanni-
stage Feuer anzuzünden, aber die man hinweg-
sprang, um durch den aufsteigenden Dampf den
Teufel von sich zu bannen. Noch jetzt werden in
vielen Gegenden Deutschlands am Vorabend des
Johannisfestes auf den Bergen Holzhausen ver-
brannt oder auch Schiffe abgefeuert.

Johannisgürtel, f. *Lycopodium*.

Johannisjünger oder **Johannisschriften**,
f. Sabler.

Johanniskläser, s. Mailäser.

Johanniskraut, Pflanzenart, s. Hypericum.

Johanniskraut, s. Jakobskraut.

Johanniterorden heißen verschiedene geistl. Bruderschaften, welche den Apostel Johannes zu ihrem Schutzpatron haben. Im J. 1205 begründeten Kreuzritter zu St. Jean d'Acres den Ritterorden von St. Johannes dem Täufer und St. Thomas zum Schutz der Pilger und zum Kampfe gegen die Ungläubigen. Der Orden breitete sich in Italien und Spanien aus, that sich im Kampfe gegen die Sarazenen hervor, ging aber später in dem Johanniterorden (s. d.) auf.

Johannistag, soviel wie Johannistag, s. unter Johannes (der Täufer).

Johannistrieb oder Augustjaß nennt man die erneute Vegetationsfähigkeit, welche bei manchen dem Wechsel der Jahreszeiten unterworfenen Pflanzen nach starker Trockenheit in den Monaten Juni und Juli durch lebhafteren Saftsteigen sich zu erkennen gibt.

Johannistwiel, s. Spiraea.

Johannistwiel, der 27. Dez. als Namenstag Johannes' des Evangelisten, an welchem in luth. Kirchen Wein geweiht wird, der dadurch vor Vergiftung und andern Schäden geschützt werden soll.

Johannistwürmchen (Lampyrus) heißt ein Geschlecht der weichhäutigen Käfer (Malacoderma) (s. d.) mit gegen 20 europ. Arten, deren Männchen und Weibchen sich sehr unterscheiden; letztere sind meist ohne Flügel und Flügeldecken, larvenähnlich, erstere haben weiche, dünne, aber breite Flügeldecken und ein gutes Flugvermögen. Die häufigste Art in Mitteleuropa ist *L. splendidula* L. (s. Tafel: Insekten I, Fig. 24), die im Juni und Juli fliegt. Über ihr Leuchtvermögen s. unter Leuchtende Tiere.

Johannistwurz heißt in vielen Gegenden Deutschlands der Wurstock des Wurmfaras. (S. Aspidium und Farnkrautwurz.)

Johannit, s. Uranvitriol.

Johanniterinnen heißen die Mitglieder eines im 13. Jahrh. in Frankreich gestifteten Frauenordens des heil. Johannes von Jerusalem, welcher sich der Krankenpflege widmete, 1610 wegen zu freien Lebens reformiert ward, 1624 sich dem Johanniterorden angeschlossen und während der Französischen Revolution sich auflöste.

Johanniterorden. Bereits 1048 legten Kaufleute aus Amalfi zu Jerusalem eine Kirche nebst einem Mönchskloster an, wozu sie bald ein Hospital nebst einer dem heil. Johannes Elemon, dem Patriarchen von Alexandria, geweihten Kapelle verbanden. Hieronon führten die Mönche, welche verpflichtet waren, frange und arme Pilger zu versorgen, den Namen Johanniter oder Hospitalbrüder. Dieselben erhielten bald große Besitzungen und 1118 von Papsi Paschalis II. eine eigene Ordensverfassung. Ihr erster Vorsteher hieß Gerhard; der zweite, Raimund von Bug, verwandelte im Anfang des 12. Jahrh. den Orden in einen geistl. Ritterorden, nahm den Titel eines Meisters an und teilte sämtliche Mitglieder in drei Klassen: in Ritter zur Kriegsführung, in Kaplane zum geistl. Dienst und in dienende Brüder zur Verpflegung der Kranken und Begleitung der Pilgrime. Der Orden bildete und breitete sich allmählich immer mehr aus, gewann in fast allen christl. Ländern große Besitzungen und Einfluß und erhielt von den Päpsten, die

ihn begünstigten, große Vorrechte. So kam es, daß auch dieser Orden, nachdem er eine Zeit lang streng seine Gesetze befolgt und tapfer die Ungläubigen bekämpft hatte, zu entarten anfang, in Streitigkeiten mit den Templern und der Geistlichkeit im Morgenlande geriet und dadurch zum Verlust Palästinas mit beitrug. Nach der Eroberung Jerusalems durch Saladin (1187) verlegte er seinen Sitz nach Ptolemais, und als auch dieses ein Jahrhundert später verloren ging, begaben sich die Ritter nach Cypern, wo ihnen der König dieser Insel die Stadt Limisso einräumte. Sie behielten jedoch den Ort nur 18 Jahre, bis sie 1309 Rhodus eroberten und hier ihren Hauptsitz aufschlugen, weshalb sie auch Rhodiser Ritter genannt wurden. Hier hatten sie ernste Kämpfe mit den Türken zu bestehen, und berühmte ist ihre tapfere und glückliche Verteidigung unter dem Großmeister Peter von Aubusson gegen die Türken unter Mohammed II., welche 1479 die Stadt Rhodus mit einer ungeheuern Übermacht belagerten. Allein die Angriffe der Türken wiederholten sich, und von Europa verlassen, wurde der Großmeister Philipp de Villiers de l'Isle Adam nach der hartnäckigsten Gegenwehr von Sultan Soliman II. gezwungen, Rhodus 24. Dez. 1522 zu übergeben. Die Ritter verweilten nun nacheinander an mehreren Orten, bis ihnen Karl V. 1530 die Inseln Malta, Gozzo und Comino unter der Bedingung eines bestandigen Kriegs gegen die Ungläubigen und die Seeräuber und der Rückgabe dieser Inseln an Neapel, wenn es dem Orden gelänge, Rhodus wieder zu erobern, eigentümlich als Kaiser. Lehn überließ, wovon sie nun auch Malteser Ritter genannt wurden.

Unter Jean de Lavelette, der seit 1557 Großmeister war, die Hauptstadt und Festung Lavelette baute und 1668 starb, schlugen sie 1665 einen Angriff Solimans II. zurück und beaupteten darauf ihre Selbstständigkeit bis zur Französischen Revolution. Schon früher hatten sie, infolge der Reformation, ihre Güter in England, den Niederlanden und Scandinavien verloren; jetzt war dieses auch in Frankreich der Fall. Als Malta von Bonaparte aus dessen Zuge nach Ägypten angegriffen wurde, kapitulierte der Großmeister Hompesch 12. Juni 1798 ohne allen Widerstand. Im Sept. 1800 eroberten die Engländer die Insel, und obgleich im Frieden zu Amiens bestimmt wurde, daß sie dem Orden zurückgegeben werden sollte, blieb doch England seitdem im Besitz derselben. Zum Besten des Ordens hatte Hompesch, bald nachdem er Malta verlassen, auf seine Würde Verzicht geleistet, worauf 16. Dez. 1798 der Kaiser Paul I. von Rußland zum Großmeister erwählt wurde. Allein die Wahl desselben fand wegen seiner Religion vielen Widerspruch, besonders beim Papste, und der Kurfürst von Pfalzbayern, Max Joseph, hob sogar 21. Febr. 1799, um den Streitigkeiten mit Rußland anzukommen, den Orden in seinen Staaten gänzlich auf und zog dessen Güter ein. Gleiches geschah infolge der Zeitereignisse fast in allen Staaten, wo der Orden noch Besitzungen hatte, 1810—11 auch in Preußen, wo durch 1812 der preussische J., eine weltliche Adelspenionschaft, gestiftet wurde. Die einzigen noch übrigen Trümmer der Besitzungen des luth. Ordens waren das Großpriorat in Böhmen und zwei dergleichen in Rußland, die jedoch 1810 gleichfalls aufgehoben wurden. Nach Pauls I. Tode ernannte oder bestätigte der Papst nacheinander mehrere Italiener als Großmeister des Ordens, welcher nach dem Verluste von

Malta zu Catania in Sicilien seinen Sitz genommen hatte. Nach dem Sturze Napoleons suchte der Orden auch seine Restauration zu bewerkstelligen, aber ohne Erfolg. Der Papst erlaubte ihm 1826, den Sitz des Ordenskapitels nach Ferrara zu verlegen, später nach Rom, wo er sich seitdem befindet; außerdem besitzt der Orden Paläste in Venedig, Neapel und Prag. Ein eigener Zweig des Ordens besteht in Spanien, wo er in der Reihenfolge der königl. Delorationen unmittelbar nach dem Goldenen Vlies rangiert. Die Kleidung der Ritter ist im Frieden ein schwarzer Mantel mit einem achtspeizigen weißen Kreuze, dem sog. Malteserkreuz, auf demselben und auf der Brust; im Kriege sollten sie einen roten Waffenrod mit einem schlichten Kreuz auf Brust und Hüften tragen.

Vgl. Billeneuve-Bargemont, «Monuments historiques des Grandemaitres de l'ordre de St.-Jean de Jérusalem» (2 Bde., Par. 1829, mit Kupfern); Jallstein, «Geschichte des J.» (2. Aufl., Leipzig 1866—67); Winterfeld, «Geschichte des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem» (Berl. 1859); Spencer-Northcote, «Geschichte des Johanniterritorordens» (aus dem Englischen von Studemund, Münst. 1874); Shaw, «Malta sixty years ago» (Lond. 1875); Delaunoy le Roux, «Les archives, la bibliothèque et le trésor de l'ordre de St.-Jean de Jérusalem à Malte» (Par. 1883).

Nachdem die Ballei Brandenburg des J. durch das Säkularisationsedikt vom 30. Okt. 1810 und die Urkunde über Auflösung derselben vom 23. Jan. 1811 als erloschen erklärt und an ihrer Stelle der «Königlich Preussische J.» gestiftet worden war, wurde durch Kabinettsordre vom 15. Okt. 1862 unter Aufhebung der entgegenstehenden Bestimmungen die Ballei Brandenburg wieder eingerichtet und dieselbe einer der ursprünglichen Stiftung des Ordens entsprechenden gemeinnützigen Bestimmung wiedergegeben. Die Ballei erhielt eine Einrichtung, welche, an die ersten alten Stiftungs-zwecke der Verbrüderung anknüpfend, den Dienst und die Pflege der Kranken zur Aufgabe machte. In dieser seitdem bewährten Organisation zählt der J. (Anfang 1884) 1 Herrenmeister (den Prinzen Albrecht von Preußen), 18 Kommandatoren, 2 Ehrenkommandatoren, 1 Ordenshauptmann (General der Infanterie von Treßow), 562 Rechts- und 1523 Ehrenritter, welche sämtlich dem Adel angehören und evangelisch sind. Der Orden gliedert sich in 13 Genossenschaften sowohl in den preuß. Provinzen als auch im Anschluß an dieselben in Sachsen, Württemberg, Mecklenburg und Hessen, die sämtlich in der Errichtung von Krankenanstalten eine anerkanntswürdige Thätigkeit entwickelt haben, so daß die Zahl derselben 1884 bis auf 34 gestiegen war, von denen sich 33 in Deutschland, 1 zu Beirut in Syrien befinden. Die Pflege der Kranken und Verwundeten bildete während der Feldzüge in Schleswig-Holstein, des Deutschen Kriegs von 1866 und des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 und 1871 den hauptsächlichsten der Thätigkeit des Ordens. Im Laufe des Jahres 1883 versorgte er in seinen 34 Krankenhäusern 7159 Personen, zusammen 282521 Tage. Vgl. Herrlich, «Die Ballei Brandenburg des J.» (Berl. 1874).

Johannot (François), Zeichner und Lithograph, geb. zu Offenbach in Hessen-Darmstadt, stammte von einer franz. Familie, die nach der Zerstörung des Edikts von Nantes sich in Deutschland niederließ; er arbeitete zu Anfang des 19. Jahrh. und machte

gleichzeitig mit Senefelder (s. b.) lithographische Versuche, wobei er an Charles André aus Offenbach einen Associo hatte. Doch siedelte J. mit seiner Familie nach Paris über und gründete daselbst mit seinem Associo die erste lithographische Anstalt, die kein besonderes Glück machte. Er hinterließ drei Söhne, Charles, Alfred und Tony.

Charles J., geb. zu Frankfurt a. M. 1793, war Kupferstecher, lieferte Umrisse zum Leben der ital. Genoveva von Brabant (12 Blätter, Par. 1813) sowie Bignetten für die Werke von Bouilly und starb zu Paris 1825.

Alfred J., geb. zu Offenbach 21. März 1800, erlernte bei seinem älteren Bruder die Kupferstechkunst und verfertigte die Kupfer und Bignetten zu den Ausgaben der franz. Übersetzungen von Walter Scott, Cooper und Byron. Später übertrug er auf die Malerei die leichte, mehr geistreiche als tiefe Weise, die seinen Kupferstichen eine so gänzliche Aufnahme verschafft hatte. J. starb zu Paris 7. Dez. 1837.

Tony J., geb. zu Offenbach 9. Nov. 1803, betätigte sich zuerst als Kupferstecher und half seinem Bruder und Lehrer Alfred bei dessen Kupfern und Bignetten. Er trat 1831 ebenfalls als Maler mit romantischen Genrebildern auf, in denen er gleiche Verdienste wie sein Bruder zeigte. Unter andern malte er im Auftrage Ludwig Philipps für das Historische Museum zu Versailles die Schlacht bei Rosbecque, die Schlacht bei Fontenoy, die Ermordung des Engpases Méandre, die Königin Victoria in Ex. In seinen Werken zeigt er sich als etwas oberflächlicher, aber eleganter und gewandter Maler. Größern Ruf hat er sich indes als Zeichner und Kupferstecher erworben. In den zahlreichen Abdrucken, Kupferstichen und Holzschnitten, die von oder nach ihm für Prachtausgaben angefertigt wurden, muß man die Fruchtbarkeit und Erfindungskraft seines Zeichneralters bewundern. J. starb zu Paris 4. Aug. 1852.

John (Eugenie), bekannt unter dem Pseudonym G. Harlitt, vielgelesene deutsche Romanschriftstellerin, geb. 6. Dez. 1825 zu Arnstadt in Thüringen, die Tochter eines Malers, wurde im 16. Jahre von der regierenden Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen wegen ihrer schönen Stimme als Pflanzschülerin angenommen. In Sondershausen besuchte sie ein Jahr lang die höhere Mädchenschule und ging dann auf Kosten der Fürstin behufs ihrer musikalischen Ausbildung nach Wien, wo sie drei Jahre lebte. Sie betrat auch die Bühne, mußte jedoch um eines plötzlich auftretenden Gebörleidens willen der theatraleschen Laufbahn entsagen und lehrte als Vorleserin in die Umgebung der Fürstin zurück. Nachdem sie 1863 ihre Stellung aufgegeben hatte, ging sie nach Arnstadt, trat 1865 mit der Novelle «Die zwölf Apostel» zum ersten mal in die Öffentlichkeit, und zwar sofort vor dem großen Leserkreise der «Gartenlaube». Dieser Novelle folgten die Romane «Goldelise» (1866), womit sie ihren literarischen Ruhm begründete, «Mabart» (1866), «Das Geheimnis der alten Mamsell» (2 Bde., 1867), «Reichgräfin Gisela» (2 Bde., 1869), «Freiherzschön» (2 Bde., 1871), «Die zweite Frau» (1874), «Im Hause des Kommerzienrats» (2 Bde., 1877), «Im Schillingshof» (2 Bde., 1880). Die Romane sind spannend und von lebhafter Darstellung. Sämtliche Arbeiten wurden zuerst in der «Gartenlaube», dann erst in Buchform veröffentlicht und

sind in vielen Auflagen erschienen. Körperlich leidend, lebt die Schriftstellerin im Familienkreise ihres Bruders zu Kriakst.

John (Franz, Freiherr von), Herr. Feldzeugmeister, geb. 20. Nov. 1815 zu Brud an der Leitha, wurde bei Beginn des ital. Aufstandes 1848 zum Hauptmann befördert und im Hauptquartier des Feldmarschalls Grafen Radetzky verwendet. Bei den Kämpfen in Mailand, bei Sta. Lucia, Montanara, Soito, Sona und namentlich in der Schlacht bei Custozza zeichnete er sich aus. In den späteren Jahren war J. Generalstabschef der Truppen in Toscana und im Admischen und wurde 1857 zum Obersten und Kommandeur des Infanterieregiments Kaiser-Franz-Joseph Nr. 1 befördert. Während des Kriegs von 1859 war J. als Generalstabschef des 6. Armeekorps in Süditalien, bis er nach Abschluß des Friedens von Venedig zum Chef des Generalstabes der Zweiten Armee im Lombardisch-Venetianischen Königreich ernannt wurde, in welcher Stellung er 1861 zum Generalmajor aufstieg. Im Kriege gegen Preußen und Italien 1866 war J. Generalstabschef der Südbarmer, die unter dem Befehl des Feldmarschalls Erzherzog Albrecht 24. Juni den Sieg bei Custozza erröcht, für welchen J. am Tage nach der Schlacht die Ernennung zum Feldmarschalllieutenant erhielt. Als infolge der für Österreich unglücklichen Ereignisse auf dem nördl. Kriegsschauplatz der Erzherzog an die Spitze der ganzen Armee gestellt wurde, fand J. demselben abermals als Chef des Generalstabes zur Seite. Nach beendeten Kriege wurde J. zum Chef des Generalstabes ernannt und mit der Leitung des Kriegsministeriums betraut, im Okt. 1866 aber definitiv als Kriegsminister in die Regierung berufen und 1867 von der Stelle eines Generalstabschefs enthoben. Doch schon im Jan. 1868 schied er aus dem Ministerium. J. wurde 1869 Generalkommandant in Graz, 1873 Feldzeugmeister, 1874 nochmals Chef des Generalstabes der Armee und blieb dies bis zu seinem am 26. Mai 1876 in Wien erfolgten Tode.

John (Richard Edward), ausgezeichnete deutscher Rechtslehrer, geb. 17. Juli 1827 zu Marienwerder in Westpreußen, machte seine Studien seit Ostern 1847 zu Leipzig, Berlin und Göttingen und habilitierte sich 1853 als Privatdocent in Königsberg, wo er 1856 eine außerord. und 1869 eine ord. Professur erhielt. Im Mai 1862 für den Wahlkreis Labiau-Neuhau in das preuß. Abgeordnetenhaus gewählt, gehörte er der Fortschrittspartei, seit 1866 der nationalliberalen Partei an. Nach Errichtung des Norddeutschen Bundes legte J. im Frühjahr 1867 sein Mandat nieder. Nachdem er seit Ostern 1869 ein Jahr als ord. Professor der Rechtswissenschaften in Kiel gelehrt, folgte er einem Rufe in gleicher Eigenschaft nach Göttingen. Im Sept. 1870 wurde er zum Mitgliede des hanseatischen Obergerichtes zu Lübeck gewählt, und übernahm darauf Ostern 1876 die durch Zachariäs Tod erledigte Professur für Strafrecht an der Universität Göttingen. Sein Entwurf nebst Motiven zu einem Strafgesetzbuch für den Norddeutschen Bund (Berl. 1868) ist auf das Zustandekommen des Norddeutschen Strafgesetzbuchs von hervorragendem Einfluß gewesen. Später veröffentlichte er »Das Strafrecht in Norddeutschland. Beurteilung des Entwurfs eines Strafgesetzbuchs für den Norddeutschen Bund« (Berl. 1870). Von seinen übrigen Schriften sind hervorzuheben: »Über Landjagund und widerrecht-

liche Drohungen« (Gött. 1852), »Das Strafrecht in Norddeutschland seit den Rechtsbüchern« (Bd. 1, Lpz. 1858), »Die Lehre vom fortgesetzten Verbrechen« (Berl. 1860), »Kritik des preuß. Gesetzentwurfs über die Verantwortlichkeit der Minister« (Lpz. 1863), »Kritik strafrechtlicher Entscheidungen des preuß. Obergerichtes« (Berl. 1866), »Über die Todesstrafe« (Berl. 1867), die Darstellung des »Strafprozesses« für Holtenborffs »Encyclopädie der Rechtswissenschaft« (Lpz. 1870; 4. Aufl. 1882), »Die Verbrechen gegen den Staat« in Holtenborffs »Handbuch des deutschen Strafrechts« (Berl. 1874). Von einem Kommentar der deutschen Strafprozeßordnung ist der erste Band (Erlangen 1884) erschienen.

John Bull, s. Bull.

Johnson (Andrew), der 17. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika (1865—69), geb. 29. Dez. 1808 in Raleigh, der Hauptstadt von Nordcarolina, erlernte das Schneiderhandwerk, ging 1824 nach Laurens Courthouse in Südcarolina und im folgenden Jahre nach Greenville in Tennessee, wo er sich verheiratete, durch seine Frau erst lesen und schreiben lernte und in einem kleinen Blodchause seine Werkstätte als Schneider eröffnete. Hier beteiligte sich J. zuerst als Whig, bald aber als Demokrat und eifriger Verehrer Jacksons an der Politik. Er wurde 1828 Alderman, 1830 Bürgermeister des Ortes, wirkte 1833—43 als Abgeordneter und Senator in der Legislatur und trat 1843 als Repräsentant in den Kongreß, dem er 10 Jahre lang angehörte. Im J. 1853 wurde J. zum Gouverneur seines Staats und 1855 zum zweiten mal zu dieser Würde erwählt, welche er nach Ablauf seines zweiten Amtstermins 1857 mit einem Sitz im Vereinigten Staaten-Senat vertauschte. Als 1861 der Bürgerkrieg hereinbrach, war J. der einzige säd. Senator, der tapfer auf seinem Posten blieb und mit beredeten Worten für die Aufrechterhaltung der Union kämpfte. Besonders Auffehen erregte seine Rede vom 5. Febr. 1861, in welcher er, der bisher der weitgehendste demokratische Parteigänger gewesen, die Sezessionisten aufs bitterste angriff. Beim Ausbruch der Feindseligkeiten lehrte J. in seine Heimat zurück und wurde im Frühjahr 1862 von Lincoln zum Militärgouverneur von Tennessee mit dem Range eines Brigadegenerals ernannt, in welcher Stellung ihn die Wahl zum Vizepräsidenten der Union traf.

Infolge der Ermordung Lincolns wurde J., kaum sechs Wochen nach dessen zweitem Amtsantritt, 15. April 1865 Präsident der Vereinigten Staaten. Er trat jedoch jetzt auf die Seite der bekümmten Sezessionisten und kam diesen mit einer Milde entgegen, welche alle Früchte des blutigen Kriegs zu vernichten drohte. Namentlich provozierte er durch sein Veto vom 19. Febr. 1866 gegen die vom Kongreß fast einstimmig angenommene Bill über die Bedingungen der Wiedereinsetzung der Rebellenstaaten (sog. Rekonstruktions-Bill), durch seine leidenschaftlichen, aber unbegründeten Anklagen der Führer des Kongresses, sowie durch sein Veto vom 27. März 1866 gegen die bürgerliche Gleichberechtigung der Schwarzen den offenen Bruch mit der großen Freiheitspartei des Landes, der er doch seine Erhebung verdankte. Bald wurden auch die Kabinettsmitglieder in diesen Konflikt gezogen. Da der Kriegsminister Stanton auf der Seite des Kongresses stand, erhielt Stanton seine Entlassung und J. ernannte im Aug. 1867 den General Grant

zum provisorischen Kriegsminister. Stanton wich unter Protest, übernahm aber, da der Senat die von J. angeführten Gründe für seine Entlassung mißbilligte und Grant nach der Resolution des Senats sofort jurdixtrat, 15. Jan. 1868 das Kriegsdepartement wieder. Darauf hin ernannte J. 21. Febr. 1868 den General Thomas zum provisorischen Kriegsminister und erteilte an Stanton den Befehl, alles seiner Obhut vertraute öffentliche Eigentum an diesen zu übergeben. Stanton weigerte sich, dem Befehl Folge zu leisten; der Senat erklärte die Absetzung für ungesetlich und das Präsidienhaus nahm 22. Febr. mit 126 gegen 47 Stimmen eine Resolution an, den Präsidenten in Anklagezustand zu versetzen. Der Prozeß begann 23. März vor dem Senat; doch wurde J. vom Senat freigesprochen, da die zur Verurteilung verfassungsmäßig notwendige Zweidrittelmajorität fehlte. Im J. 1874 wurde J. zum Vereinigten Staaten-Senator von Tennessee gewählt, starb aber schon 31. Juli 1875 in der Grafschaft Carter im Staate Tennessee.

Vgl. Savage, »Life and public services of Andrew J.« (Neugot 1865); Moor, »Speeches of Andrew J.« (Bost. 1865); Foster, »Life and speeches of Andrew J.« (Philad. 1866). Der Staatsprozeß J. ist behandelt in »Impeachment and trial of Andrew J.« (Philad. 1868).

Johnson (Eastman), amerik. Genremaler, geb. in Lovell bei Freiburg in Maine 29. Juli 1824, ging 1849 nach Düsseldorf und bildete sich dort zwei Jahre lang in seinem Berufe aus, hielt sich dann vier Jahre im Haag und später in Belgien, Italien und Frankreich auf und lehrte 1856 nach den Vereinigten Staaten zurück. Er lebt hier meistens in New-York und widmet seinen Pinsel hauptsächlich dem Treiben der Regier unter sich und dem ländlichen Stilleben. Seine bedeutendsten Bilder sind der Savoparde, Kartenspieler, die alte Kentuckyheimstätte, der barfüßige Junge, der Dorfschmied, die Jugendjahre von Abraham Lincoln und zahlreiche andere, die durch ihren gemüthlichen Ton anziehen.

Johnson (Samuel), ausgezeichnet engl. Schriftsteller, geb. 18. Sept. 1709 zu Lichfield in der Grafschaft Stafford, studierte einige Zeit in Oxford, übernahm dann eine Unterlehrerstelle an der Schule zu Market-Bosworth (Leicestershire), gab sie jedoch bald wieder auf, lebte einige Zeit in Birmingham, heiratete 1735 eine ältere Witwe, die ihm 800 Pf. St. zubrachte, und errichtete nun bei Lichfield eine Erziehungsanstalt. Da er jedoch nur drei Jüglinge erhielt, ging er 1737 mit Garrick, einem seiner Schüler, nach London. Hier schrieb er für das »Gentleman's Magazine« u. a. vom 19. Nov. 1740 bis 23. Jan. 1743 seine »Verhandlungen des Senats von Eiliput«, in denen er die damaligen engl. Parlamentarverhandlungen darstellte. Dem bereits früher erschienenen Gedicht »London« (1738), einer Nachahmung der dritten Satire Juvenals, ließ er das »Life of Richard Savage« (1744) folgen, das seine Tüchtigkeit als Prosaiter und seinen feinen Beobachtungsgedicht beurkundete. Endlich erschien 1747 der Plan zu seinem engl. Wörterbuche, für welches ihm ein Honorar von 1575 Pf. St. zugesichert wurde. Während der sieben Jahre, welche er an diesem Werke arbeitete, dichtete er noch »The vanity of human wishes«, eine Nachbildung der zehnten Satire Juvenals; auch gab er 1750—52 die fast allein von ihm verfaßte Zeitschrift »The

Rambler« heraus. Sein »Dictionary of the English language« (2 Bde., Lond. 1755) erlebte viele Auflagen (juleht bearbeitet von Latham, 2 Bde., Lond. 1864—66) und ist eine klassische Autorität geworden. Die Wochenschrift »The Idler«, die er 1758—60 herausgab, enthält meist eilig geschriebene, minder wertvolle Beiträge als der »Rambler«. Seinen weitverbreiteten polit. Roman »History of Rasselas, prince of Abyssinia« (Lond. 1759; deutsch unter andern von Bärmann, 2 Bde., Hamb. 1840) schrieb er in kurzer Zeit, um die Kosten des Begräbnisses seiner Mutter und ihre Schulden zu bezahlen. Im J. 1765 erschien seine längst angekündigte Ausgabe des Shakspeare, die aber ein tiefes Eindringen in den Geist des Dichters vermissen läßt. Unter dem Ministerium des Grafen Bute erhielt er 1762 eine Pension von 300 Pf. St. Seinen eifrigen Toryismus zeigte er namentlich in seinen polit. Flugschriften »The false alarm« (1770) und »Taxation no tyranny« (1775). Eine Reise nach Schottland und den Hebriden 1773 schilderte er in der »Journey to the Western Isles of Scotland« (Lond. 1775). Die darin geduckten Zweifel gegen die Echtheit der Dichtungen Ossians verwickelten ihn in eine heftige Fehde mit Macpherson (f. d.). Seine letzte literarische Arbeit waren die »Lives of the most eminent English poets« (Lond. 1779—81; neuere Aufl., 3 Bde., Oxf. 1864—65; deutsch von Blaumenburg, 2 Bde., Allenb. 1781). J. starb zu London 13. Dez. 1784. Seine Werke wurden von Hawkins (15 Bde., Lond. 1787—89) und von Murphy (12 Bde., Lond. 1792; neue Aufl. 1824) gesammelt. Eine berühmte Lebens- und Charakterbeschreibung J. lieferte Boswell (2 Bde., Lond. 1791 u. öfter; Ausg. von Croker, 5 Bde., Lond. 1831 u. öfter). Eine neuere Ausgabe dieser Biographie wurde von Figgis bearbeitet (3 Bde., Lond. 1874); eine andere von Napier (5 Bde., Lond. 1884).

Johnst., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Johnston (George).

Johnston (Albert Sidney), amerik. General der konföderierten Staaten, geb. in Kentucky 1803, trat 1826 in die reguläre Armee als Offizier, kämpfte an der Indianergrenze, dann unter General Scott in Mexiko, war 1855 Oberst eines Kavallerieregiments, mit welchem er 1. April 1860 in die Hauptstadt der Mormonen, Utah, am Großen Salzsee einzog, und schloß sich 1861 der Sache der Südstaaten an. Er befehligte 1862 auf dem linken Ufer des Mississippi und marschierte aus der Stellung bei Bowlinggreen nach Corinth, als der Uniongeneral Grant im Februar Fort Henry und Donelson erobert hatte. Am 6. Mai 1862 griff er Grant bei Shiloh an, wurde dabei schwer verwundet und starb noch an demselben Tage.

Johnston (Alexander Reith), engl. Kartograph, geb. 28. Dez. 1804 zu Kirkhill in Schottland, studierte Medizin, trat aber später in das Atelier eines Graveurs ein, machte große Reisen und starb 6. Juli 1871 zu Ben Rhydding in Schottland. Seine Hauptwerke sind: »National atlas« (1843), »Physical atlas« (1848; 2. Aufl. 1866), »Dictionary of geography« (1855) und »Royal atlas of modern geography« (1856).

Johnston (George), schott. Naturforscher, geb. 1798, gest. als Arzt zu Bermuda on New-Ed 3. Juli 1855, schrieb »History of British sponges and lithophytes« (1842), »History of British zoophytes« (2. Aufl., 2 Bde., 1847), »Introduction to

conchology» (1850), «Natural history of the eastern borders» (Wd. 1: «Botany», 1854) u. s. w.

Jöhstadt, ehemals Josophstadt, Stadt im Königreich Sachsen, Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Annaberg, 11 km im S.O. von Annaberg, in 789 m Höhe, am Schwarzwasser, mit (1880) 2341 E., treibt starken Grenzhandel und fabriziert Spizen und Wand. Der ärmliche Ort in sehr rauher Gegend hängt mit dem böhm. Ortchen Därrenberg zusammen.

Joigny, Stadt im franz. Depart. Yonne, Hauptstadt eines Arrondissements, 25 km im N.W. von Auxerre, auf einem Hügel am rechten Ufer der Yonne, an der Linie Paris-Eyon der Paris-Eyon-Mittelmeerbahn, hat ein Tribunal erster Instanz und eine des Handels, sowie ein Kommunal-College und zählt (1876) 6317 E., welche Weinbau treiben, Acker und Sandstein brechen, Leinwand, Tuch, Waffen, Jagdgeräte, Pelzwerk fabrizieren und Pferdemarkte halten. Die Stadt (mittelalt. Jovinias) gehörte ehemals zur Champagne. Geoffroi I. gründete 996 das mächtige Feudalhaus der Grafen von J., das bis 1703 bestand.

Joint-stock-company (engl.), soviel wie Aktiengesellschaft.

Joinville, Stadt im franz. Depart. Obermarne, in reizender Gegend am Fuße eines Berge, am rechten Ufer der Marne, über die hier eine Brücke führt, und an der Linie Blesme-Chaumont. Ort der Ostbahn gelegen, hat eine sehr alte Kirche (Notre-Dame) und zählt (1876) 3904 E., welche Hühner, Eisenfabrikation, Manufaktur von wollenen Strümpfen, Hüten u. s. w. unterhalten. Die Stadt war der Hauptort der alten gleichnamigen Baronie, die 1551 von König Heinrich II. zu Gunsten des Herzogs Franz von Guise in ein Fürstentum verwandelt wurde. Auf dem nahen Berge stand das 1790 abgetragene Stammschloß der Herzöge von Guise. Unter den älteren Baronen von J. ist Jean Sieur de Joinville (s. d.) der berühmteste. Ihm wurde hier 23. Juni 1861 eine Statue errichtet. Der dritte Sohn des Königs Ludwig Philipp erhielt den Titel eines Prinzen von J. [s. d. ca.]

Joinville, Ort in Brasilien, s. Dona Francisca.

Joinville (François Ferd. Philippe Louis Marie von Orléans, Prinz von), der dritte Sohn des Königs Ludwig Philipp von Frankreich, geb. 14. Aug. 1818, widmete sich seit 1834 dem Seewesen. Im J. 1839 ward er Kommandant der Fregatte Belle-Poule, auf welchem Schiffe er 1840 die Asche Napoleons nach Frankreich brachte. Als Konteradmiral befehligte er 1844 die Seerepeditio nach Marokko, und 1846 wurde er Vizeadmiral. Beim Ausbruch der Revolution von 1848 befand er sich mit seiner Gemahlin in Algier, wohin er seinen Bruder, den Herzog von Nemours, begleitet hatte. Die beiden Prinzen ließen die Republik proklamieren und gingen dann über Gibraltar nach England zu ihrer Familie. J. protestierte von Claremont aus ebenfalls gegen das Verbannungsdekret der Nationalversammlung. Obgleich dasselbe nicht aufgehoben ward, wollte die Orléanistenpartei diesen populären Prinzen zum Präsidenten der Republik vorschlagen. Der Prinz vermählte sich 1. Mai 1843 mit Dona Francisca, geb. 2. Aug. 1824, der Tochter des verstorbenen Kaisers Dom Pedro I. von Brasilien. Aus der Ehe entsprangen: Prinzessin Françoise Marie Amélie von Orléans, geb. 14. Aug. 1844, die sich 1868 mit ihrem Cousin, dem

Herzog von Chartres, vermählte, und Prinz Pierre Philippe Jean Marie von Orléans, Herzog von Penthièvre, geb. 4. Nov. 1845. Nach Ausbruch des amerik. Bürgerkriegs begab sich J. 1861 in Begleitung seines Sohnes und seiner beiden Neffen, des Grafen von Paris und des Herzogs von Chartres, nach Newyork. Hier ließ er seinem Sohn in die Marineschule der Vereinigten Staaten eintreten, während die Neffen einige Monate im Unionsheere als Infanterieoffiziere Dienste nahmen. Der Prinz selbst machte im Stabe McClellans den Feldzug von 1862 in Virginien mit. Bei Ausbruch des Kriegs 1870 bot er vergebens dem Kaiser, dann der Republik seine Dienste an; unter angenommenem Namen trat er in die Armee Aurelle de Paladines, später in die Champagne, wurde aber im Jan. 1871 auf Befehl Gambettas aus Frankreich ausgewiesen. Nach Aufhebung des Verbannungsdekrets gegen die Orléans nahm J. seinen Sitz in der Nationalversammlung ein, in die ihn Febr. 1871 das Depart. Obermarne gewählt hatte. Bei den Neuwahlen 1876 trat er von der Kandidatur zurück. Seit 1879 ist er Vizeadmiral der franz. Marine. Als Seemann von Fach veröffentlichte J. in der «Revue des deux Mondes» (1844—52) mehrere Studien über die franz. Marine, sowie einen Aufsatz über den Krieg in China, die Aufsehen erregten. Drei dieser Aufsätze erschienen später selbständig unter dem Titel «Etudes sur la marine» (Par. 1859).

Joinville (Jean, Sieur de), der erste bedeutende Historiker der Franzosen, geb. um 1223, trat in den Dienst des Königs Thibaut IV. von Navarra, Grafen von Champagne, und war Enschall und Großmeister desselben, als er 1245 den Entschluß faßte, sich Ludwig IX. auf dessen Kreuzzug anzuschließen. Zur Bestreitung der Ausrüstungskosten verpfändete er einen Teil seiner Güter und schiffte sich sodann mit 9 Rittern und 700 bewaffneten Männern zugleich mit Ludwig IX. in Marseille ein. Da er aber auf der Insel Cypern, wo man anlegte, seinen Rittern und Leuten den Sold nicht mehr bezahlen konnte, trat er mit seiner kleinen Armee in des Königs Dienst. Mit dem König kehrte er 1254 nach Frankreich zurück und lebte von da an oft an dessen Hofe. J. starb um 1318. Seine «Histoire de St.-Louis» (eigentlich «Mémoires»), eine der kostbarsten Werke der byzont. Literatur des Mittelalters, wurde vielfach, am besten von Michel (1859) und de Mailly (1874) herausgegeben und ins Deutsche übertragen von Driech (Trier 1853). Vgl. Tibot, «Etudes sur la vie et les travaux de Jean sire de J.» (Par. 1870).

Jojachim, auch Jechonja und Chonja, Sohn und Nachfolger des Königs Jojakim von Juda, wurde nach dreimonatlicher Regierung im J. 599 v. Chr. wegen seiner und seines Vaters Abtrünnigkeit von Nebukadnezar, nach Belagerung und Eroberung Jerusalems, mit vielen Einwohnern nebst den Schätzen des Königs, Palastes und den goldenen Geräthen des Tempels nach Babel in die Gefangenschaft abgeführt, erhielt jedoch von Nebukadnezars Sohn und Nachfolger Evilmerodach 561 v. Chr. die Freiheit wieder und blieb am Hofe dieses Königs sein Leben lang.

Jojakim oder Eljakim, Sohn des Josias, wurde nach Absetzung seines jüngeren Bruders Joahas von dem ägypt. König Necho II. 610 v. Chr. als Basileus von Juda eingesetzt. Nachdem

er im J. 604 den Chaldäern jüdisch geworben, suchte er 601 seine Selbstständigkeit wiederzugewinnen und bewirkte dadurch, daß ein Chaldäisches Heer gegen Judäa anrückte. Inbald erlebte er die Eroberung Jerusalems nicht und erfuhr erst im Tode (599) die Mißhandlung, welche Jeremias berichtet.

Jolai (spr. Joloi, Raurus), bedeutender ungar. Dichter und Publizist, geb. 19. Febr. 1825 in Komorn, studierte in Brehburg, Bapa (mit Betsi) und Reckemet, erlangte 1846 das Advokaten-Diplom, widmete sich jedoch, ohne jemals die Advokatur auszuüben, frühzeitig der literarischen Thätigkeit und schrieb schon 1842 sein erstes Werk, das Drama «A zsidóság» («Der Juden-Inne»). Im J. 1846 erschien sein erster Roman «Hétköznapok» («Wochentage»), mit dem er sogleich die Gunst des Publikums gewann. Im nächsten Jahre übernahm er die Redaction des damals tonangebenden belletristischen Wochenblatts «Életképek» («Lebensbilder»). Gleichzeitig erschien die erste Sammlung seiner Novellen «Vadom virágai» («Blumen der Wildnis», 2 Bde.). An der polit. Bewegung von 1848 nahm J. hervorragenden Anteil; er war mit Betsi der Führer der Jugend, welche am 15. März die «Zwölf Punkte» (Pressfreiheit u. s. w.) erlämpfte. Nach dem Freiheitskriege mußte er längere Zeit als Flüchtling im Lande herumirren, da er geschnitten war; doch entkam er der Verhaftung. Sein erstes Werk nach der Revolution waren die «Forradalmi csataképek», 1849 («Revolutionsschlachtenbilder»).

J. s. selbständige Werke füllen gegen 300 Bände; auf allen Gebieten der schönen Literatur, namentlich aber auf dem des Romans, schuf er Werke von bleibendem Wert. Seine bedeutendsten Romane sind: «Erdély aranykora» («Siebenbürgens goldene Zeit», 1851), «A két aszár ember» («Der Mann mit zwei Hörnern», 1852), «Török világ Magyarországban» («Die Türkenherrschaft in Ungarn», 1852), «Egy magyar nábob» («Ein ungar. Nabob», 1854), «Kárpáthy Zoltán» («Zoltán Kárpáthy», 1855), «Politikai divatok» («Polit. Moden», 1861), «Új földesúr» («Der neue Gutsherr», 1862), «Mégis mozog a föld» («Und sie bewegt sich doch», 1866), «A községi ember fia» («Die Söhne des Mannes mit dem kleineren Herzen», 1867), «Fekete gyémántok» («Schwarze Diamanten», 1873), «A jóvő aszár regénye» («Der Roman des künftigen Jahrhunderts», 1874), «Az arany ember» («Der Goldmensch», 1875), «Egyem, tied, övé» («Rein, dein, sein», 1876), «Az élet komédiái» («Komödianten des Lebens», 1877), «A ma» («Das Heute», 1881), «Szeretve mind a verpadig» («Geliebt bis zum Schafott», 1882), «A löcséi fehér asszony» («Die weiße Frau von Leutschau», 1884) u. s. w. Von seinen Dramen sind «König Koloman» (1855), «Manlius Siniator» (1856), «Georg Dóczy» (1858), «Die Märtyrer von Egervár» (1859) und «Wilton» (1878) die bedeutendsten. Seine polit. Gedichte erschienen 1880 in zwei Bänden. Fast alle seine Romane erschienen in deutscher Übersetzung. Seit 1858 war J. ununterbrochen als Redacteur thätig; früher redigierte er das große polit. Tagesblatt «Hoz» («Vaterland»), jetzt ist er Chefredacteur des Regierungsblatts «Nemzet» («Nation»). Das humoristische Wochenblatt «Újság» («Komet») war unter seiner Leitung und Hilarität (1858–81) ausgezeichnet.

Seit der Wiederherstellung der ungar. Verfassung war J. stets Abgeordneter. Er gehört der liberalen Regierungspartei an, zu deren schlagfertigsten Rednern er zählt. Seit 1848 ist J. mit Rosa Laborszai, der ersten Traggadin Ungarns, verheiratet. In der neuesten Zeit redigierte er den ungar. Teil des vom Kronprinzen Rudolf herausgegebenen Bruchstücks «Österreich-Ungarn in Wort und Bild». Vielseitigkeit, Originalität, Fruchtbarkeit, überaus reiche und lebendige Phantasie, keinesdes Erzählertalent und gesunder Humor sind die glänzenden Vorzüge J.

Joki (finn.), sowie wie Fluss.

Joklama (türk.), Jolkämter; Jolkamanziri, der oberste Jolkämter.

Joktan, der arab. Sage nach der Stammvater der Joltaniden, welche die Gegend um Jemen und das Gialliche Arabien bewohnten.

Jokuham, Jokuham oder Jokuham, ein dem Verkehr mit dem Auslande gesuchter japan. Hafenplatz, liegt auf der Insel Kjusiu, an der Westküste der Bai von Joku, 37 km nördlich von deren Eingang bei Kap Sagami, 22 km im SSW. von Joku und 4 km südlich von der Stadt Kanagawa, von der J. durch die geräumige Jokuham-Bai getrennt ist. Als der durch die Verträge von Japan mit Nordamerika vom 31. März 1854 und 21. Febr. 1855 und mit England vom 14. Okt. 1854 und 9. Okt. 1855 dem Fremdenverkehr geöffnete Hafen Simoda als hierfür unpassend erlkannt wurde, sollte an dessen Stelle Kanagawa treten, ein Ort, der, zu den unmittelbaren Besitztümern des Esgogun gehörig, wegen seiner Lage am Meere und zugleich an der großen Straße von Joku nach Niala, Ohsakka und dem Süden von Nippon ganz besonders gut zum Handelsplatz gewählt worden. Während der brit. Gesandte Sir Rutherford Alcock mit den Ministern des Esgogun noch über die für die Niederlassung der engl. Kaufleute zu wählende Stelle unterhandelte, hatten diese schon eigenmächtig angefangen, sich in der Nähe des Fischerdorfes J., einer menschenleeren Stelle am Strande, einzurichten, wie sehr der Gesandte auch von dieser Stelle abriet. Die japan. Regierung gab ihre Zustimmung. Der neugegründete Ort ward 20. Nov. 1856 ein Raub der Flammen, wurde aber sehr bald glänzender wieder aufgebaut. J. bildet ein längliches Biered, welches drei Hauptstraßen von Osten nach Westen und mehrere Querstraßen von Süden nach Norden durchzieht. Dem Strande entlang bildet eine Reihe schöner Gebäude den sog. Bund. Östlich von der europ. liegt die japan. Stadt. Der Palast des japan. Gouverneurs und eine Anzahl reicher japan. Kaufleute befinden sich beseit in der Kuriostraße. Am Nordende gelangt man über eine Brücke nach dem Dorfe, welches der Stadt den Namen gab. Im Westen der Stadt erheben sich die Kliffs, eine in das Meer vorspringende Anhöhe, wo das brit. Konsulatsgebäude und die Wohnungen mehrerer europ. und amerik. Kaufleute u. s. w. liegen. Die Bevölkerung betrug (1891) 63048 Seelen, unter denen 2000 Fremde. Zwischen J. und Tokio besteht schon seit 1873 eine Eisenbahn, während die Schiffe der Pacific Mail Steamship Company eine regelmäßige monatliche Verbindung zwischen J. und San Francisco in Californien unterhalten. Im J. 1892 besuchten 283 fremde Schiffe von 410753 t Schiffs J. Die Einfuhr hatte einen Wert von 21 408000, die

Ausfuhr von 106 704 000 Reichsmark. Von allen dem Fremdenverkehr geöffneten Häfen ist J. bis jetzt noch der wichtigste.

Jöfal, in Jöland Bezeichnung für Gletscher.

Jola (Yola), Hauptstadt von Adamawa (s. d.).

Joliba, s. unter Niger.

Joliet, Stadt und Hauptort des County Will im nordamerik. Staate Illinois, 48 km südwestlich von Chicago, auf beiden Seiten des Desplainesflusses, mitten in einem äußerst fruchtbaren Thale, am Kreuzungspunkte der Chicago-Rod-Island- und Pacificbahn mit der Chicago- und Alton- und Michigan-Central-Eisenbahn, sowie am Illinois-Michigan-Kanal gelegen, zählt (1880) 16 145 E., hat Fabriken für Ackergerätschaften, Säge- und Mahlmühlen und betreibt einen bedeutenden Ausfuhrhandel mittels des Illinois-Michigan-Kanals. Die Steinbrüche J. liefern vortreffliches Material, das weithin exportiert wird. Das hier mit einem Kostenaufwand von mehr als einer Million Dollars errichtete Staatsgefängnis ist eins der schönsten Gebäude seiner Art in den Vereinigten Staaten.

Jolin (Johan Krikoffer), beliebter schwed. Schauspieler, Bühnendichter und Novellist, geb. 28. Dez. 1818 zu Stockholm, studierte zu Upsala und war 1845–68 an dem königl. Theater seiner Vaterstadt als Schauspieler angestellt, zugleich 1849–68 als Dramaturg, 1867–68 als Direktor der Elementarschule. Von seinen zahlreichen, auch im Auslande öfters aufgeführten dramatischen Werken sind hervorzuheben: »En komedi« (1845), »Skäl och kärna« (1846), »Master Smith« (1847), »Ung Hanses dotter« (1860), »Mjölmarfröken« (1866); von den novellistischen: »Affällingarne«, »Rosen bland kamelior«, »Vinglaren« u. a. Von der Sammelausgabe seiner Schriften erschienen bisher die »Erzählungen und Skizzen« (Bd. 1–6, Stockh. 1872–81); die Serie der Romane ist seit 1882 im Erscheinen begriffen. Als lyrischer Dichter erhielt J. (1845, »Fjellbrudern«) einen Preis der schwed. Akademie.

Jolle heißt ein kleines leichtes Boot. Gewöhnlich nennt man auf größern Schiffen das kleinste der mitgeführten Boote J., ohne Rücksicht auf Form und Bauart. In Hamburg bezeichnet der Name J. eine bestimmte Klasse von etwa 7 m langen Booten, die vorn und hinten spitz sind, durch einen Mann, den Jollenführer, mit zwei Rudern fortbewegt werden und als Fährboote dienen.

Jolly (Jul.), bad. Staatsmann, geb. zu Mannheim 21. Febr. 1823, studierte 1840–44 zu Heidelberg und Berlin die Rechtswissenschaften, habilitierte sich im Sommer 1847 als Privatdocent in Heidelberg und wurde 1857 außerord. Professor. Im J. 1861 trat er als Rat in das Ministerium des Innern unter Lameys Präsidium ein. In Verbindung mit Roggenbach, Nathy und Bluntzli strebte er die Einigung von Deutschland im Anschluß an Preußen an und galt als einer der entschiedensten Führer der nationalen Partei. Als die bad. Regierung 1865 in das Lager der mittelstaatlichen Bundespolitik überging, trat er aus dem Ministerium aus und wurde in den Verwaltungsgerichtshof versetzt. Der Sieg Preußens über Oesterreich und den alten Bund im Sommer 1866 führte ihn in das Ministerium des Innern zurück, und er wurde nun 27. Juli an Lameys Statt Präsident desselben. Nach Nathys Tode wurde ihm das Staatsministerium und damit

die Leitung des Gesamtministeriums übertragen (12. Febr. 1868). J. und die von ihm geleitete Regierung erneuerte und belebte wieder die staatliche Reformthätigkeit in liberalem Sinne. Um die Einigung Süddeutschlands, zunächst Badens mit dem Norden, hat J. sich große Verdienste erworben. J. führte in Versailles die auf den Beitritt Badens zum Norddeutschen Bunde bezüglichen Verhandlungen. Er war dann seit 1871 Mitglied des Bundesrats. Aber auch für die freie Gestaltung der bad. Zustände hat er Bedeutendes geleistet. Im Sept. 1876 trat er aus dem Ministerium und übernahm bald darauf das Präsidium der Oberrechnungskammer.

Jolly (Philipp Gust.), Physiker, Bruder des vorigen, geb. in Mannheim 26. Sept. 1809, widmete sich nach Absolvierung des Gymnasiums mathem. physik. Studien in Heidelberg, Wien und Berlin, habilitierte sich 1834 in Heidelberg, wurde 1839 außerord., 1846 ord. Professor und folgte 1854 einem Rufe an die Universität in München. Nach der Publikation zweier selbständiger Schriften: »Anleitung zur Differential- und Integralrechnung« (Heidelb. 1846) und »Die Principien der Mechanik« (Stuttg. 1862), wendete er sich der Experimentalphysik zu. Die Physik der Molekularkräfte erweiterte er durch Aufdeckung der Gesetze der endosmotischen Erscheinungen; die Wärmelehre bereicherte er durch seine Untersuchungen über die Ausdehnung der Gase durch die Wärme. Durch seine Arbeiten über die Zusammenfassung der Atmosphäre wurden die kleinen Schwanfungen, die sich in derselben vollziehen, festgestellt, und durch die Erhöhung der Leistungsfähigkeit der analogen Wage und Anwendung der Wage auf Probleme der Gravitation gelang es ihm, die Masse der Erde und deren mittlere Dichtigkeit zu bestimmen. In allen Fällen waren es Vereinfachungen der Rechenmethoden, welche zum Ziele führten, und die zugleich Veranlassung wurden zur Konstruktion exakter Meßapparate. Die verbreitetsten sind: das Luftthermometer, die Federwage, das Kupfer-eudiometer und die Quecksilberluftpumpe.

Sein Sohn Ludwig J., geb. 12. März 1843 in Heidelberg, seit 1874 ord. Professor in der staatswissenschaftlichen Fakultät in Tübingen, verfaßte Arbeiten über die Militärsteuer, Verwaltungsrechtspflege, engl. und franz. Unterrichtsweisen, die Verteilung der öffentlichen Armenlast, sowie mehrere Abschnitte in Schönbergs »Handbuch der polit. Oekonomie«.

Sein zweiter Sohn, Friedrich J., geb. 24. Nov. 1844 zu Heidelberg, studierte Medizin in München und Göttingen und habilitierte sich 1871 in Würzburg als Privatdocent mit einer Abhandlung »Über den Gehirndruck und über die Blutbewegung im Schadel«. Im J. 1873 folgte er einem Rufe als Extraordinarius für Psychiatrie und Direktor der psychiatrischen Klinik nach Straßburg, woselbst er 1875 zum Ordinarius ernannt wurde. Von seinen Schriften sind zu nennen: »Viertel über die Irrenabteilung des Julius-Spitals« (Würzb. 1873), der »Anstalt-Viertel und die endliche in von Jenseits« (Hamb. 1877), »Untersuchungen über den elektrischen Leitungswiderstand des menschlichen Körpers« (Straßb. 1884).

Jolof (Yolof, Bolo, Bholof), Negersaat im westl. Afrika, zwischen Senegal und

Gambia, bis an die Meeresküste. Der Name Djolof (Singular: Djolof, Plural: Djolos) stammt von Djolof, dem Namen eines Reichs, zu dem Wallo, Cayor, Baol, Sin und Salum als Provinzen gehörten. Dies Reich ging im 16. Jahrh. infolge der Angriffe der Fula unter. Die Sprache der J. steht unter den afrik. Idiomen isoliert da; sie wird in ganz Senegambien, namentlich in den Ländern Cayor, Wallo, Djolof, Falar, Baol, Sin, Salum und den Ansiedelungen von St.-Louis am Senegal, Gorée, gegenüber Cap Verde, und Bathurst, an dem Gambia, gesprochen. Die J. sind theils Mohammedaner, theils Fetischbeter. Vgl. Voilat, «Esquisses sénégalaises» (Par. 1863).

Jomard (Edme François), franz. Geograph und Archäolog, geb. zu Versailles 17. Nov. 1777, nahm 1798 an dem Feldzuge nach Ägypten teil, wo er die alten Denkmäler des Landes zeichnete und beschrieb; 1802 leitete er die topogr. Arbeiten längs der böhm. Grenze und in der Oberpfalz, wurde aber 1803 nach Paris zurückgerufen, um an der Redaction der «Description de l'Égypte» theilzunehmen; 1818 wurde er Mitglied der Akademie der Inschriften, 1828 Custos der Karten und Pläne auf der königl. Bibliothek, 1839 Conservator dieses Departements. Er starb 22. Sept. 1862 zu Paris. J. hat kleinere Schriften über Gegenstände des Unterrichtswesens der Geographie, besonders Afrikas, sowie über ägypt. Alterthumskunde veröffentlicht.

Jomelli, s. Jommelli.

Jomil (Henri, Baron), russ. Generalleutnant, vorher General des franz. Kaiserreichs, bekannt als Militärchriftsteller, geb. 6. März 1779 zu Peterlingen (Papene) im Waadtlande, trat in die Schweizergarde in Paris ein und widmete sich nach deren Auflösung dem Kaufmannsstande. Die Revolution in der Schweiz führte ihn 1799 ins Waadtland zurück, wo er Oberstleutnant der Miliz und Generalsekretär der Kriegsanangelegenheiten wurde. Seines Amts bei dem Eintritt der Reaction verlustig, trat er 1803 zu Paris in ein Handlungshaus, veröffentlichte 1804 seinen «Traité des grandes opérations militaires» (3. Aufl., 3 Bde., Par. 1818) und wurde darauf zum Bataillonschef und Adjutanten Regts, 1806 aber vom Kaiser zum Obersten befördert. Als Chef im Generalstabe Regts wohnte er den Feldzügen von 1806 und 1807 in Preußen und in Polen bei, wurde franz. Baron und folgte 1808 Regt nach Spanien. Bei seinem Chef verbleibend, wurde J. 1809 zur Disposition gestellt, aber 1811 von Napoleon zum Brigadegeneral befördert. Später zum kais. Historiographen ernannt, erhielt er beim Beginn des Feldzugs von 1812 den Auftrag, die Geschichte der Großen Armee zu schreiben. Er war erst Gouverneur von Wilna und dann von Smolensk. Nach der Schlacht von Lützen wurde er wieder Generalstabschef des Marshalls Regt. J. jedoch, erbittert über die ihm gewordene Zurücksetzung, verließ während des Waffenstillstandes die franz. Fahnen und ging zu den Verbündeten über. Kaiser Alexander erhob ihn zum Generalleutnant und Adjutanten. Doch nahm J. an dem Kriege gegen Frankreich keinen thätigen Anteil. Im J. 1815 folgte er Alexander nach Paris und begleitete 1828 den Kaiser im Feldzuge gegen die Türken. Sehr verdient machte er sich um die Gründung der Militärakademie zu Petersburg. Zur Rechtfertigung seines Abschlusses von Frankreich veröffentlichte

er 1815 und 1821 zu Paris seinen Briefwechsel mit dem General Sarrasin, Baron Roumier und Capesigue. In der neuern Kriegslitteratur erwarb er sich einen ausgezeichneten Namen durch die «Histoire critique et militaire des campagnes de la révolution» (5 Bde., Par. 1806; 3. Aufl. unter Mitwirkung des Obersten Koch, 15 Bde., Par. 1819—24). Außerdem veröffentlichte er: «Vie politique et militaire de Napoléon, racontée par lui-même au tribunal de César, d'Alexandre et de Frédéric» (4 Bde., Par. 1827; deutsch von Bar. 4 Bde., Tab. 1828—29), dazu als Supplement «Précis politique et militaire de la campagne de 1815» (Par. 1839), «Précis de l'art de la guerre» (Petersb. 1830; 6. Aufl., Par. 1855; die früheren Aufl. deutsch von Wagner, Berl. 1831, und von Biberling, 2 Bde., Lpz. 1837—39). J. gab auch eine Reihe von Kartenwerken heraus. Später lebte J. litterarisch beschäftigt zu Lausanne, seit 1855 zu Brüssel, siedelte aber bald nach Paris bei, wo er 24. März 1869 starb. Bel. Sainte-Beuve, «Le général J.» (Par. 1869); Lecointe, «Le général J., sa vie et ses écrits» (Par. 1860).

Jommelli (Nicolo), gewöhnlich Jomelli geschrieben, bedeutender ital. Komponist, geb. 11. Sept. 1714 zu Aversa im Neapolitanischen, trat im Alter von 16 J. in Neapel in das Conservatorium di Sant'Onofrio, dann in das della Pietà de' Turchini, in denen seine Hauptlehrer Durante, Leo und Leo waren. Seine ersten Compositionen, die er veröffentlichte, waren Ballette und Cantaten, und in seinem 23. J. brachte er die erste Oper «L'errore amoroso» auf die Bühne. Dieselbe hatte Erfolg, sowie auch sein «Odoardo», der das Jahr darauf (1738) zur Aufführung kam. Bereits 1741 hatte J. durch seine Opern, wie «Ricimero», «Astianatte», «Kario», «Morope» u. s. w., einen in Italien gefeierten Namen erworben, und insbesondere erregte «Morope» in Venedig großen Beifall, sodass man ihm die Directorstelle an einem der dortigen Conservatorien übertrug. In dieser Stellung, in der er auch seine ersten Kirchencompositionen verfasste, und unter andern für Wien die zwei Opern «Achille in Sciro» und «Didone» schrieb, blieb er bis 1748. Sodann wandte er sich nach Rom, wo er 1749 Kapellmeister an der Peterskirche wurde, und folgte 1754 einem Rufe als Kapellmeister des Herzogs Karl von Württemberg nach Stuttgart, wo er zahlreiche Opern componierte, von denen aber die meisten dort verbrannten. Darauf lehrte er 1758 nach Italien zurück, wo er theils in seiner Vaterstadt, theils in und bei Neapel lebte und daselbst noch verschiedene Opern, wie «Armida», «Demofonte», «Ifigenia», auf die Bühne brachte, reise Productionen, die aber seinen Landsleuten nicht mehr recht gefallen wollten. J. starb zu Neapel 28. Aug. 1774. An Reichtum der Erfindung den meisten seiner ital. Zeitgenossen ebenbürtig, stand er ihnen jedoch an Kraft des musikalisch-dramatischen Ausdrucks und an Mannigfaltigkeit der Mittelbenutzung voran. Seine Kirchencompositionen, von denen das «Requiem» allgemein bekannt ist, sowie seine Oratorien enthalten viel bleibend Schönes.

Jonas, hebr. Prophet, der Sohn des Amithai, stammte aus der Stadt Gath Jachfer im Stamme Sebulon und trat unter der Regierung Jerobams II. auf. Die wunderbare Erzählung, welche das unter seinem Namen im Canon befindliche Buch enthält, hat man, doch schwerlich mit

Grund, für eine Überarbeitung des Mythos von Hercules gehalten, der die Bestione von einem Meerungeheuer dadurch befreit haben soll, daß er in den Rachen desselben sprang und drei Tage und drei Nächte lang die Eingeweide des Ungeheuers zerfleichte. Ebenso grundlos ist die Berufung auf den Mythos von der Andromeda, welche am Gesäbe Joppes, wo auch J. sich einschiffte, einem Meerungeheuer zum Fraße ausgesetzt und von Perseus gerettet wurde. Die hebr. Sage läßt den Propheten, um der von Jahve ihm übertragenen Sendung als Bussprediger nach Ninive zu entspringen, zur See gehen, aber zur Strafe für seinen Ungehorsam bei einem furchtbaren Sturme von den Schiffen ins Meer geworfen werden, wo ihn ein Fisch verschlang, in dessen Bauch er drei Tage und drei Nächte sich aufgehalten haben soll, worauf der Fisch ihn ans Land spie. Zum zweiten mal nach Ninive geschickt, verhandelte er der unbefristigten Stadt ihren baldigen Untergang, ergrünte aber, als Jahve schließlich dennoch die Niniviten um ihrer endlichen Bekehrung willen verschont, und mußte sich erst durch das Wunderzeichen vom Rausch (genauer: Nictaus) von seinem Unrecht überzeugen lassen. Die lehrhafte Tendenz der Erzählung, welche übrigens schon einer sehr späten Zeit (dem 4. Jahrh.) angehört, liegt auf der Hand; sie soll das Nichtinteressieren älterer prophetischer Verständigungen aber das heidnischen Völkern bevorstehende Gericht begründen und dem Volke Israel seinen Unmut darüber verweisen. übrigens wird das angebliche Grab des Propheten noch heute in der Gegend des alten Ninive gezeigt.

Jonas (Justus), Freund und Gehilfe Luthers, geb. 6. Juni 1498 zu Nordhausen, wurde 1521 Professor der Theologie und Propst in Wittenberg und entfaltete den regsten Eifer für die Sache der Kirchenverbesserung. Er begleitete Luther nach Worms, unterstützte ihn bei der Übersetzung des Alten Testaments und bei der Kirchenvisitation, nahm an dem Marburger Gespräch sowie an der Abfassung der sog. Torgauer Artikel teil und war auch auf dem Reichstage zu Augsburg gegenwärtig. Zugleich wirkte er durch eigene und durch Übertragung fremder Schriften. So übersetzte er mehrere von Luther, vor allem aber die »Apologie der Augsburger Konfession« von Melanchthon ins Deutsche. Im J. 1541 wurde J. nach Halle berufen, um hier das Kirchen- und Schulwesen zu reformieren. Der Schmalkaldische Krieg vertrieb ihn von hier (1546), und nach mancherlei Irrfahrten wurde J. 1551 Hofprediger in Coburg, 1553 Oberpfarrer in Eisleben, wo er 9. Okt. 1555 starb. Vgl. Knapp, »Narratio de Justo J.« (Halle 1817); Hesse, »J. Leben« in Meyers »Leben der Ältesten der luth. Kirche« (Bd. 2, Abteil. 2, Sp. 1852).

Jonas (Eduard), bedeutender prot. Prediger, geb. 11. Febr. 1797 zu Neustadt a. d. Dosse, bezog 1812 das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin, kämpfte 1815 als Freiwilliger gegen Napoleon I., und studierte dann bis 1819 zu Berlin Theologie. Nachdem J. als Lehrer am Rabattenhause zu Berlin und am Militärwaisenhaus zu Potsdam thätig gewesen war, ward er 1823 Prediger in Schwerinburg und Wustfen bei Anklam, 1833 Prediger an der Nikolaiskirche zu Berlin, wo er bis zu seinem Tode (19. Sept. 1859) wirkte. Als vertrauter Schüler Schleiermachers leitete J. die Herausgabe von dessen literarischem Nachlaß und beförderte die Reden und

Abhandlungen, die »Dialektik« und die »Christliche Sitten« selbst zum Druck. Im Verein mit gleichgesinnten Freunden trat J. zu allen Zeiten der immer stärker werdenden Reaktion gegenüber mit Mannhaftigkeit für die Freiheit der Kirche ein. Als Prediger und Seelsorger erfreute er sich großen Ansehens und weitreichender Wirksamkeit.

Jonathan, der Sohn des jüd. Königs Saul, ist ein Lieblingsheld der alttestamentlichen Sage, die ihn mit allen Vorzügen ausstattet und namentlich seine innige Freundschaft mit dem jungen Helden David, dem Nebenbuhler seines Vaters, anziehend schildert. Er fiel mit seinem Vater und seinen Brüdern in der großen Schlacht gegen die Philister auf dem Gebirge Gilboa.

Jonathan oder vielmehr Bruder J. (Brother J.) bezeichnet die Personifikation des amerik. Volks und die zusammenfassende Charakteristik seiner Individualität, wie John Bull (s. d.) die des englischen und Peter Michel die des deutschen. Nach einigen soll die Benennung von Jonathan Trumbull, Gouverneur von Connecticut zur Zeit des Revolutionskriegs, herrühren, den man in der Armee vertraulich so bezeichnet habe. Es scheint jedoch, daß der Name zuerst von den Engländern gebraucht wurde, vermutlich wegen des häufigen Vorkommens dieses und anderer alttestamentlichen Namen im puritanischen Neuengland.

Jonathan Apphus oder der Makkabäer, der jüngste Sohn des jüd. Priesters Mattathias, wurde nach seines Bruders Judas Makkabäus Tode 161 v. Chr. Heerführer der Juden, leitete 153 auch Hohepriester und Statthalter, und 148 durch Diodotus Tryphon hingerichtet.

Jonckbloet (Wilh. Jos. Andreas), ausgezeichnet niederländ. Litteraturhistoriker, geb. 6. Juli 1817 im Haag, besuchte hier das Gymnasium und bezog 1835 die Universität Leiden, wo er sich zuerst dem Studium der Medizin und dann der Rechte widmete, sich aber später dem der niederländ. Sprache und Litteratur zuwandte. Im J. 1847 wurde er Professor am Athenäum in Dordrecht und 1854 Professor der niederländ. Sprache und Litteratur an der Universität Groningen, legte aber dieses Amt nieder, als er vom Distrikt Winschoten in die zweite Kammer der Generalstaaten gewählt worden war. Im J. 1877 wurde er zum Professor der niederländ. Litteratur zu Leiden ernannt, welche Stelle er bis 1883 bekleidete. Außer durch die Herausgabe verschiedener mittelalterlicher Gedichte hat er sich besonders durch seine »Geschiedenis der Midde nederlandse Dichtkunst« (3 Bde., Amsterd. 1851—54), durch die scharfsinnige »Etude sur le roman de Renart« (Groning. 1863) und die »Geschiedenis der Nederlandsche letterkunde« (3. Ausg., Groning. 1881 fg.; deutsch von Berg, 2 Bde., Sp. 1870—72) Verdienste erworben.

Jones (Ernst), Echaristienführer, Dichter und Redner, geb. 25. Jan. 1819 in Hannover, studierte in Göttingen und trat 1844 als Barrister in die Gesellschaft des Middle Temple in London ein. Im J. 1845 schloß er sich offen der christlichen Bewegung an, die seitdem an ihm einen ihrer talentvollsten Führer hatte. Sein Nebetalent bewies er in zahlreichen Volksversammlungen; als Organ des Echaristismus gab er die Zeitungen und Wochenchriften »The Labourer«, »Notes of the People« und »People's Paper« heraus. Im J. 1848 betrieb J. die Versammlung eines Echaristen

Isaevants in London, sowie eine von demselben ausgehende Nonstrepofession nach den Parliamentshäusern. Wegen einer bei dieser Gelegenheit gehaltenen aufrührerischen Rede wurde J. zu zwei Jahren Einzelhaft verurtheilt, die er 1848—50 in London abbüßte. Nach seiner Freilassung fing er als Advokat zu praktizieren an. Schon 1841 hatte er den Roman *«The wood-spirits»* veröffentlicht. Im J. 1854 erschien von ihm *«The maid of Warsaw and the tyrant Czar, a tale of the last Polish insurrection»*, 1855 *«Women's wrongs, a series of tales»* und einige auf den Krimkrieg bezüglichen Gedichte, 1856 *«The song of the lower classes»*, 1857 *«Songs of democracy»* und *«The revolt of Hindustan»*. J.'s Gedichte zeichnen sich durch Kraft und Schwung der Sprache, feurige, echt dichterische Empfindung und humanistischen Idealismus aus. J. ließ sich bald nachher in Manchester nieder, wo er als Advokat eine geachtete Stellung errang. Ende 1867 war er Hauptverteidiger der in Manchester gefangenen Fenier. J. starb 26. Jan. 1869.

Jones (Inigo), engl. Architekt, geb. in London 1672, zeigte als Fächerlehrling ein so hervorragendes Talent für Malerei und Baukunst, daß Graf Pembroke (nach andern Graf Arundel) ihn in beiden unterrichten ließ und dann mit sich nach Frankreich, Deutschland und Italien nahm. J. verweilte längere Zeit in Venedig, studierte in Venedig die Meisterwerke des Palladio und machte sich bald so bekannt, daß Christian IV. von Dänemark ihn 1604 als Hofbaumeister nach Kopenhagen berief und seinem Schwager, Jakob I. von England, empfahl, der ihn zum Generalbaupinspector bestellte. Seine Anhänglichkeit an Karl I. brachte ihn ins Gefängnis, aus welchem er sich durch Aufopferung des größten Theils seines Vermögens befreite. J. starb 21. Juli 1631. Von ihm rührt der Plan zu dem großartigen Spital von Greenwich her. Seine bedeutendsten Bauwerke sind der Bankettsaal im Palast Whitehall, die Flußbrücke von Somerset-House, die Kapelle von Vincinast-Jam, das Schloß des Grafen Pembroke zu Wilton in Wiltshire und der Palast Lambethburg in derselben Grafschaft. In seinem Stil erscheint er als Nachahmer Palladios; er hat das Verdienst, den Stil der spätern Renaissance mehr kräftig der engl. Kunst vermittelt zu haben. Eine Sammlung seiner Zeichnungen gab Will. Kent (Lond. 1797; beste Ausg. mit Erläuterungen, 2 Bde., Lond. 1779) heraus. Er selbst schrieb ein *«Essay on Stonehenge»* (Lond. 1656; neue Aufl. 1726 u. 1815). Vgl. Cunningham, *«Life of Inigo J.»* (Lond. 1848).

Jones (John Paul), Seeheld und Begründer der Marine der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 6. Juli 1747 zu Arbigland in Schottland, kam 1769 zu einem Kaufmann nach Whitehaven in Cumberland in die Lehre, und ein Jahr später reiste er im Auftrage seines Herrn nach den amerik. Kolonien. Nach beendigter Lehrzeit trieb er kurze Zeit Sklavenhandel und machte dann als Kaufmann verschiedene Reisen in die westind. Gewässer. Beim Ausbruch des amerik. Unabhängigkeitskriegs bot er 1776 dem Kongreß seine Dienste an. Er wurde Lieutenant an Bord der Brigg *«Alfred»*, bald darauf Kapitän über das Schiff *«Providence»*. Mit der kleinen, aus etwa sechs Schiffen bestehenden Flotte des Kongresses begann er nun die ersten kühnen und erfolgreichen Kämpfe gegen die brit. Seemacht. Im Nov. 1777 wurde er nach

Frankreich geschickt, um daselbst ein größeres Kommando zu übernehmen. Da jedoch die franz. Regierung mit der Kriegserklärung an England zögerte, so unternahm J. 10. April 1778 von Brak aus mit der Korvette *«Ranger»* von 18 Kanonen einen Kreuzzug gegen die nördlichen Küste. Rüste auf eigene Hand. Er landete in Whitehaven, plünderte daselbst mehrere Schiffe an, vernagelte die Kanonen und nahm das Schloß des Grafen Gifford. Die Expedition endete mit der Wegnahme der brit. Korvette *«Drake»* an der irländ. Küste. Im Aug. 1779 erhielt J. ein großes Schiff von 40 Kanonen, den *«Richard»*, und wurde Commodore eines aus franz. und nordamerik. Schiffen zusammengesetzten Geschwaders. Der eigentliche, gegen Liverpool gerichtete Anschlag scheiterte. Doch setzte J. die ganze brit. Küste in Schrecken, nahm 23. Sept. nach einem furchtbaren Kampfe allein das überlegene brit. Schiff *«Terapis»* und brachte es in den Tag. Mit 350 Kriegsgefangenen und reicher Beute kehrte er nach Brak zurück. Auf Einladung der Kaiserin Katharina II. trat er später als Kontreadmiral in russ. Dienste und trug 1788 wesentlich zum Siege über die türk. Flotte bei. Doch die Eifersucht Potemkins und des Prinzen von Nassau bewog ihn, schon im nächsten Jahre Rußland wieder zu verlassen. Er zog sich nach Paris zurück und starb daselbst fast vergessen 18. Juli 1792. Die unter seinem Namen erschienenen *«Mémoires»* (Par. 1789; 2 Bde., Otdm. 1800) dürften wohl kaum authentisch sein. Seine Biographie lieferten Sherburne (Belshap. 1826) und Stannus (Newport 1845). In Romane wurde sein abenteuerliches Leben unter andern von Cooper (*«The pilot»*, 1823), Allan Cunningham (*«Paul J.»*, 8 Bde., Lond. 1826; deutsch von Lindau, 3 Bde., Dresd. 1837—38) und Alex. Dumas (*«Le capitaine Paul»*) behandelt.

Jones (Owen), engl. Architekt und Kunstschreiber, geb. 1809 in Wales, widmete sich dem Bau- und verbrachte mehrere Jahre auf Reisen im süd. Europa und Ägypten. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte er das Bruchstück *«Plans, elevations and sections of the Alhambra»* (Lond. 1842), ferner *«Designs for mosaic and tessellated pavements»* und *«Views on the Nile from Cairo to the second cataract»* (Lond. 1843). Bei Errichtung des 1. Welt-Industrieausstellung bestimmten Gebäudes in Hyde Park, 1850, ward ihm die Aufsichtnahme der innern Räume übertragen, die er mit so glänzendem Erfolg ausführte, daß er 1852 einen ähnlichen Auftrag bei dem neuen Krystallpalast zu Sydenham erhielt. Nach seinem Plane wurden die verschiedenen Säle erbaut und eingerichtet, die er in den *«Handbooks to the Grecian, the Alhambra, and the Egyptian courts of the Crystal Palace»* beschrieben hat. In den polychromatischen Bemalungen der Stalpakturen des Griechischen Hofes führte er die Ideen aus, die er bereits in dem *«Attempt to defend the principles which should regulate the employment of colours in decorative art»* (Lond. 1861) entwickelt hatte. Die unter seiner Aufsicht errichtete prachtvolle St. James-Hall in Piccadilly erthob seinen Ruf als geschmackvoller Dekorateur. Über den artistischen Teil der Welt-Industrieausstellung berichtete J. in der vorstehenden *«Introduction to the Catalogue of the department of practical art»* (Lond. 1853). Sein Hauptwerk ist jedoch die *«Grammar of ornaments»* (Lond. 1856), welche 100 von ihm selbst entworfenen

Illustrationen enthält und zu den schönsten Typographien der typographischen und chromolithographischen Kunst gehört. Außerdem veröffentlichte er: „One thousand and one initial letters“ (1864) und „Examples of Chinese ornament“ (1866—67). Er starb 19. April 1874.

Jones (Sir William), berühmter Orientalist, geb. 28. Sept. 1746 zu London, besuchte die Universität zu Oxford, wo er sich dem Studium der morgenländ. Literatur widmete, war dann Erzieher des jungen Grafen Spencer, bereitete sich seit 1770 zum Rechtsgelehrten vor, wurde 1788 zum Richter am Obertribunal in Kalkutta ernannt und bei dieser Gelegenheit in den Ritterstand erhoben. In Indien beschäftigte er sich mit der wissenschaftlichen Erforschung des Landes, gründete 1784 die Asiatische Gesellschaft in Kalkutta und studierte eifrig die Sanskritsprache. Sein ganzes Leben war von dem Gedanken befaßt, den Orient und Occident in engere geistige Verbindung zu bringen. J. starb 27. April 1794.

Von seinen Arbeiten sind zu erwähnen: „Grammar of the Persian language“ (Lond. 1771; 9. Aufl. 1809), „Poëtas Asiaticas commentarii“ (Lond. 1774; wieder abgedruckt von Eichhorn, Lpz. 1777), die Ausgabe und Übersetzung der „Moallakat, or seven Arabian poems“ (Lond. 1783), die Übersetzung von Kalidass „Sakuntala“ (Kalkutta 1789) und der „Gefüge des Manu“ (Kalkutta 1794), zahlreiche Beiträge zu der von ihm herausgegebenen „Asiatic Miscellany“ (3 Bde., Kalkutta 1785—88) und den „Asiatic Researches“ (Kalkutta 1788). Eine vollständige Ausgabe seiner Schriften besorgte seine Witwe (6 Bde., Lond. 1799). Die von ihm nachgelassenen Sammlungen kamen an Colebrooke (s. d.), der daraus unter anderm die „Digest of Hindoo law“ herausgab. Vgl. J.'s Biographie von Lord Teignmouth (Lond. 1804; neue vermehrte Ausg. von Wills, 2 Bde., Lond. 1840).

Jonesboro, Dorf und Hauptort des County Clayton im nordamerik. Staate Georgia, 82 km südlich von Atlanta. Hier schlugen 31. Aug. 1864 die Nordstaatlichen unter Howard den südstaatlichen General Hardee.

Jongleurs, von dem mittellat. *joculator*, *provenç.* *joglar*, *joglador*, *altfrz.* *joglers* oder *joglors*, hießen bei den Provenzalen und Nordfranzosen die Spielleute von Profession, zum Unterschied von den gelehrten und bösschen Kunstbüchern, den Troubadours und Trouvères im engeren Sinne. Die J. befanden sich entweder in deren Sold, verrichteten Botendienste und trugen deren Klavier unter Instrumentenbegleitung vor, was übrigens, wenn auch seltener, die Kunstschlichter bisweilen selbst thaten, oder sie gehörten zu dem Hofpersonal kleinerer und größerer Fürsten Frankreichs, als welche sie auch den Namen *Ménéstrals*, in England *Minstrels*, führten, besonders, wie es scheint, wenn sie selbst Dichteten und Musikinstrumente zu handhaben verstanden, oder sie lebten unabhängig, vom Vortrage epischer, satirischer Dichtungen und Völkergeschichten, vom Spiel musikalischer Instrumente, womit sie adeligen, bürgerlichen und läudlichen Kreisen auf Bursen und Märkten Unterhaltung schafften, und waren als solche teils wegen ihres Lebenswandels, teils weil sie meist auch Künste niederer Art, wie Tanz, gymnastische und Gaukler Spiele, mimisch-dramatische Vorkellungen, Probation abgerichteter Tiere da-

mit verbunden, bei allem Wohlgefallen, das ihre Künste bereiteten, verachtet, sobald Strichenbarm und Landesverweijung über sie verhängt wurden. In Begleitung der tiefer Lebenden, der eigentlichen Vorfahren unserer Jahrmarktstänzer, befanden sich auch weibliche Kunstgenossinnen (*Jongleresses*). Die an größeren Höfen dienenden J. standen gewöhnlich unter einem Roi des ménestrels, Direktor oder Kapellmeister, und in den Städten bildeten die Spielleute eine besondere Kunst (*Corporation des ménestriers*), die durch Ordnungen geregelt war. Dem französischen J. entspricht in Deutschland der *Spilman*. (Vgl. Freymond, „J. und Menestrel“, Halle 1888; Vogt, „Leben und Dichten der deutschen Spielleute“, Halle 1876.) Gegenwärtig versteht man unter J. lediglich die Meister in allen Übungen der Körpergewandtheit und Agilität. Schon die Alten, namentlich die Römer kannten diese Tausendkünstler, die man im allgemeinen *Proestigiatores*, d. i. Wundermänner, nannte. Bekannt waren besonders die Messerwerfer (*Ventilatores*) und die in steter Bewegung sich umhertreibenden Ballspieler und Kugelwerfer (*Pilarii*). Die größten Meister dieser Art aber lieferten aus tausendjähriger Überlieferung Indien und zum Teil Vorderasien. Von den Hindu zu einer Kunst erhoben, wurden diese Jonglerien ein Gewerbe, das in China, an der Küste Kocomanbel und auf den beiden Halbinseln Sinesien und Koseien des Oanges noch gegenwärtig betrieben wird.

Jönköping, Län und Stadt in Schweden. Das Jönköpings-Län umfaßt den nordwestl. unfruchtbaren Teil des südskandinav. Hochlandes und zählt (Ende 1883) auf 11 575 qkm 196 652 E. Gewässer nehmen 900 qkm ein; Wälder nehmen etwa 29 Proz. der flächenoberfläche ein, 15 1/2 Proz. sind Wiese, nur 2 1/2 Proz. angebautes Land. Die Viehzucht und der Ackerbau sind von großer Bedeutung. — Die Stadt Jönköping liegt an der Südspitze des großen Sees Wetteren, zwischen diesem und den kleinen Seen Runnsjön und Rodsön, in reizender Lage, von bedeutenden Höhen umgeben. J. ist Station der Linie Jönköping-Malmö der Schwedischen Staatsbahnen, der Sitz des Landeshauptmanns, des Göta-Hofgerichts, einer Privatbank und einer Mobiliar-Feuerversicherungskasse und zählt (1883) 18 831 E. Von den zahlreichen Fabriken sind besonders hervorzuheben: die Säbholzfäbrik, deren Erzeugnisse weltberühmt sind (die Produktion 1881 ward auf 8 1/2 Mill. Reichsmark geschätzt), und die Fabrik für Asphaltpappe; ferner Dampfabr., und Drillischwebereien, Dampffärberei, mechan. Werkstätte, Porzellanmanufaktur, Cigarren und Schnupftabak u. s. w. J. ist eine uralte Stadt; 1809 ward hier Frieden mit Dänemark geschlossen.

Jongniks, s. unter *Karciss*.

Jonson (Benjamin), gewöhnlich Ben Jonson genannt, berühmter dramatischer engl. Dichter und Shakespeares Freund, geb. 11. Juni 1574 (nach andern 1573) zu Westminster, wuchs, nachdem er in der dortigen Schule seine erste Bildung erhalten hatte, das Handwerk seines Stiefvaters, eines Zimmerers, erlernen. Er wurde jedoch dieser Beschäftigung bald überdrüssig, ließ sich anwerben und machte den Feldzug in Flandern mit. Nachdem er in seinem 20. Jahre nach England zurückgekehrt, besuchte er die Universität zu Cambridge. Mangel an Substanzmitteln führte ihn jedoch alsbald von dort auf die londoner Bühne, und ein Zweikampf,

in welchem er seinen Gegner tötete, brachte ihn ins Gefängnis, wo er katholisch wurde, später jedoch zum Protestantismus zurückkehrte. Nach seiner Freilassung wurde er Dramaturg und schrieb unter anderem die zwei geistreichen Lustspiele «Every man in his humour» (1596) und «Every man out of his humour» (1599). J. war indes kein Nachahmer seines großen Zeitgenossen Shakespeare, indem er die Sitten und Eigentümlichkeiten seiner Landsleute in derber Natürlichkeit schilderte, ohne sie, wie jener, im Lichte der Romantik zu verklären. Das Publikum sollte dem neuen Dichter Beifall. Auch die Königin Elisabeth begünstigte ihn, und er schrieb für diese «Cynthia's revels», denen er den «Poetaster» (1601) folgen ließ. Dadurch wurde er in einen heftigen Fehdezug mit Dekker und Marston verwickelt. Zu dem von Raleigh gestifteten Mermaid-Klub, an welchem Shakespeare, Beaumont und Fletcher teilnahmen, gehörte auch J. Nach der Thronbesteigung Jakobs I., der ihn zuerst wegen des in Gemeinshaft mit Chapman und Marston gedichteten satirischen Schauspiels «Eastward Hoe» einsperren ließ, wurden seine poetischen Talente vielfach zur Verherrlichung von Hoffestlichkeiten in Anspruch genommen, und so entstanden seine allegorischen, unter dem Namen Masken (Masques) bekannten Gelegenheitsstücke. Neben seinen wenig dramatischen Trauerspielen «Sejanus» und «Catalino» schrieb er seit 1605 einige seiner vorzüglichsten Lustspiele, wie «Volpone», «Epicoene» und den «Alchymist». Das Schaferspiel «The shepherd» blieb unvollendet. Jakob I. ernannte ihn 1619 zum Hofdichter mit einem Gehalt von 100 Mark, welche Karl I. auf 100 Pf. St. erhöhte. J. starb 16. Aug. 1637 und ruht in der Westminster-Abtei. Sein Grabstein hat die Inschrift: «O raro Ben Jonson». Seine Werke wurden am vollständigsten von Gifford (7 Bde., Lond. 1816; in 3 Bdn. 1872), von Procter (Lond. 1838) und von Cunningham (3 Bde., Lond. 1870) herausgegeben. Vgl. Baudissin, «Ben J. und seine Schule» (2 Bde., Lpz. 1836), und Mézières, «Contemporains et successeurs de Shakespeare» (2. Aufl., Par. 1864).

Jonvalturbine, auch Henschelturbine genannt, eine von Jonval nach Henschels Angaben ausgeführte Turbine, bei welcher das Wasser in axialer Richtung hindurchströmt. (S. unter Wass.-Töpfe, s. Jassa, Hfermotoren.)

Joram oder Jehoram, König des Reiches Israel 848—830 v. Chr., Bruder und Nachfolger des Ahasja, konnte sein Land von dem unter seinem Vater Ahab eingeführten Baalendienst nur zum Teil reinigen, und führte gemeinschaftlich mit Josaphat von Juda einen ziemlich erfolglosen Unterjochungskrieg gegen den abtrünnigen Moabitenkönig Mesa. Auch in dem von Ahab überkommenen Erbkrige mit Syrien wurde das von dem Syriekönig Benhadad II. belagerte Samaria nur wie durch ein Wunder befreit. Den letzten Feldzug machte J. mit Ahasja von Juda gegen Benhadads Mörder und Nachfolger, Hasael von Syrien-Damask, dem er Ramoth-Gilead entriß. Im Kampfe jedoch verwundet, erlag er alsbald im Zerkel dem mörderischen Pfeile des inzwischen zum König ausgewählten Jechu, welcher jetzt am Hause Ahab's die religiöse Reue zu vollziehen begann.

Joram oder Jehoram, König des Reiches Juda 849—881 v. Chr., Sohn und Nachfolger Josaphats, war ein gewaltthätiger und abgöttischer

Regent, welcher großes Unglück über sein Land brachte. Alsbald nach seinem Regierungsantritt ließ er seine sechs Brüder und mehrere Fürsten mit ihnen umbringen, und verschärfte sein Volk zum ausländischen Götzendienste seines Weibes Athalia, einer Tochter Ahab's. Zum innern Verfall kam der äußere. Die abgefallenen Edomiter vermochte er nicht wieder zu unterwerfen. Philistäer, verbündet mit Arabern und Phöniziern, fielen in Juda ein und plünderten Jerusalem. Nach all diesen Unglücksfällen starb J. an einer Eingeweidekrankheit, die ihm als Strafe der Prophet Elias angedroht haben sollte.

Jorat (Lat., deutsch Jurten) heißt das breite, waldbedeckte, von zahlreichen Flußbässern und Bachschluchten durchschnittenen Molasseplateau, das nordöstlich von Lausanne im schweiz. Kanton Waadt die Wasserscheide zwischen den Gebieten des Neuchâter- und des Genfersees (Rhein und Rhône) bildet. Nach N. geht der J. allmählich in die Hochebene des Gros de Baud über; südlich senkt er sich mit steilerem Abfall gegen das Ufergelände des Genfersees. Der höchste Punkt erhebt sich 9 km nordöstlich von Lausanne bei Montprevois zu 928 m Höhe über dem Meere, 453 m über dem Genfersee. Der Name J. ist nach Gutschets archäologischen Forschungen (Bern 1867) keltsch und bedeutet wie Jura, Jour u. s. w. Walb.

Jordaens (Jaf.) oder **Jordaens**, niederländ. Maler, geb. zu Antwerpen 19. Mai 1593, war ein Schüler des Adam van Noort. In Antwerpen lernte er Werke von ital. Meistern. Bald sah er sich mit Bestellungen überhäuft, zumal da Rubens selbst ihn an seinen Werken teilnehmen ließ. Unter andern fertigte er die Kartons zu Tapeten, welche der König von Spanien bei Rubens bestellt hatte. Seine Gemälde gingen fast an alle europ. Höfe. Eine große Sicherheit und Leichtigkeit der Darstellung, eine bedeutende, obwohl nicht vielseitige Kraft der Charakteristik und ein reiches, volles, aber auch grelles Kolorit sind fast an allen seinen Gemälden zu bemerken. Ihre Gegenstände sind außer den bestellten heiligen Geschichten namentlich grobe Bacchanalien. Besonders gern behandelte er das Bohnenfest (schönstes Bild in der Wiener Galerie). Bis die Alten lungen, so zwischern die Jungen (Berlin), die Verdrängung der Händler durch Christus (Paris). J. starb 18. Okt. 1678.

Jordan (hebr. Jarden, bei den Klassikern Jordanes, bei den jetzigen Anwohnern Scheriat-el-Rebit genannt) ist der Hauptfluß Palästinas, dessen Bodenverlauf er durch sein tief eingesenktes Längenthal 61. G. b. d. ein ganz eigentümliches Gepräge gibt. Der in seiner Art überhaupt einzige Strom ist ein Binnengewässer, das sich in die tiefste Kluft der Erdeinde ergießt, zugleich ein Längengeleitetes des syrisch-palästinischen Gebirgszugs im fast vollständigen Parallelismus mit der nahen Küste. Sein Quellbecken liegt am Fuß, Ende des Antilibanon (s. d.). Dort entspringt am Großen Hermon oder Dschebel-Schich in 563 m Höhe sein längster und wasserreichster Arm, der Nahr-Hassbani bei Hassbaj. Südlicher, in 333 m Seeshöhe, bei Baniäs, dem alten Paneas oder Caesarea-Philippi, entspringt einer ehemals dem Pan heiligen Grotte (Pancion) der Nahr-Baniäs, der östl. und berühmteste Quellarm. Diesem nahe westlich, in 185 m Seeshöhe, bei Tell-el-Kadi (Dan der Bibel), nimmt seinen Ursprung der Nahr-Zebdan, der kleine J. bei Josephus

genannt. Das vereinigte Wasser der beiden letztern Arme ergießt sich in den Hauptarm Sāsānī innerhalb einer 15 km langen und 6 km breiten unpassierbaren Sumpfbene (Ardeh-Hüleh), die südwärts in den 5 km langen und ebenso breiten, etwa 8 m tiefen, schlammigen Schilffsee Bahr-el-Hüleh (d. h. See der Thalebene), den See Merom der Bibel oder Samachonitis der Kasser, übergeht. Von hier beginnt die merkwürdige Depression des Ohor. Nach dem Austritt aus dem Schilffsee ist der Fluß träge und trüb, fließt sich aber bald und tritt in den größern, schönen See von Liberia oder Sennejarth (s. b.), der 190 m unter dem Meerespiegel liegt und von der üppigen Vegetation umgeben ist. Aus dem Süden des Sees strömt der J. 30 m breit und 1,5 m tief in Zickzackwindungen, mit starkem Gefälle und 27 gewaltigen Stromschnellen, an den Ufern mit Tamarisken und Schilfröhricht bewachsen, durch das 7—20 km breite Ohor, das teils mit kahlen Hügeln bedeckt ist, teils überall da, wo Wasser vorhanden, eine in Ägypten, fast tropischer Vegetation prägnante, an andern Stellen aber, besonders auch im Süden, eine nackte und wüste, salzige Thonede bildet. Der J. mündet 109 km in direkter Entfernung vom Liberiasee 170 m breit, aber nicht tief, in zwei Armen in das Rote Meer (s. b.). Von den zahlreichen, aber nur periodischen Nebenflüssen des J. sind bemerkenswert an der linken Seite der Wadi Farnal oder Scherlat-el-Mandhar (Hieromax), welcher vom Haurangebirge kommt und 7,5 km unterhalb des Liberiasees mündet, und der Serfa (Jabal der Bibel). Als die tiefste Depression der Erdoberfläche zeigt die Jordanspalte eine große Anzahl heisser Quellen. Der J. gewährt bei seinem starken Gefälle und der wechsellenden, oft sehr geringen Tiefe seine Verkehrsstraße; doch ist er neuerdings mehrfach befahren worden. Abgesehen von der Brücke der Tochter Jakobs (Dschibendat-Jakub) gleich unterhalb des Bahr-el-Hüleh (Merom), aber welche die Landstraße von Damaskus nach der Meeresküste führt, und von einigen Brücken der Quellenarme oberhalb des Duleh, hat der J. jetzt und seit lange auf seinem ganzen Laufe abwärts von Sennejarth keine einzige gangbare Brücke, doch an drei oder vier Stellen kleine zerbrochene Brücken. Dafür gibt es eine Anzahl Furten, deren mehrere auch bei hohem Wasserstande zu passieren sind. Solche Übergänge werden, auch abgesehen vom dem wunderbaren Durchzuge der Israeliten unter Josua (Jos., Kap. 3), schon im Alten Testament öfters erwähnt. Vgl. außer den Werken über Palästina: Lynch, »Narrative of the United States' expedition to the river J. and the Dead Sea« (Philad. 1849; deutsch von Meißner, Ept. 1850), und dessen offiziellen »Report« (Baltimore 1852); Karl Ritter, »Der J.« (Berl. 1850); »The river J., pictorial and descriptive« (Lond. 1858); Adams, »The J. and its valleys« (Lond. 1880).

Jordan, Kanal zwischen dem Salt-Lake (s. b.) und dem Utahsee.

Jordan (Henri), namhafter Altertumsforscher, geb. 30. Sept. 1830, studierte in Bonn und Berlin, habilitierte sich hier als Privatdozent und wurde 1867 Professor in Königsberg. Er veröffentlichte: »Catonia praeter librum de re rustica quas extant« (Ept. 1860), »Forma Urbis Romae« (Berl. 1874), »Topographie der Stadt Rom im Altertum« (Bd. 2, Berl. 1871; Bd. 1: Abteil. 1, 1878, Abteil. 2, 1882 fg.), »Kritische Beiträge zur Geschichte der lat.

Sprache« (Berl. 1879), und bearbeitete die 3. Aufl. von Brellers »Röm. Mythologien«.

Jordan (Joh. Peter), slaw. Philolog und Publizist, geb. 15. Febr. 1818 in Biskowitz in der sächs. Oberlausitz, studierte in Prag slaw. Sprachen unter Hantla und Schafarik, und gab eine »Grammatik der wendisch-sorb. Sprache in der Oberlausitz« (Prag 1841; nach Dobrowsky's System) heraus, auch schrieb er einiges in seiner wendischen Muttersprache. Im J. 1842 begab er sich nach Leipzig, begann die »Jahrbücher für slaw. Literatur« herauszugeben und habilitierte sich zugleich als Dozent der slaw. Sprachen an der dortigen Universität. Auch ist er der Verfasser der anonymen Schriften: »Slawen, Russen, Germanen« (Ept. 1842) und »Der zweifache Panlawismus« (Ept. 1847), die seiner Zeit viel Aufsehen machten. Die offene Parteinahme J.'s für die österr. Slawen in den Wirren von 1848 hatten seine Abhebung von der Universität zur Folge. Er begab sich nach Prag, gründete und redigierte dort die »Slawischen Centralblätter« und war einer der Veranstalter und Leiter des dortigen Slawentongresses (1848). Nach Einbruch der Revolution 1850 zog sich J. ganz von der literarischen Thätigkeit zurück und befaßte sich mit industriellen Unternehmungen. Im J. 1867 siedelte er nach Wien über, redigierte bis 1873 die dortige Zeitschrift »Zukunft« und ist überhaupt vielseitig in der dortigen föderalistischen und lat. Presse thätig. Von J.'s Schriften sind noch zu nennen: »Geschichte des böhm. Volkes und Landes« (3 Bde., Ept. 1844), ein poln.-deutsches (Ept. 1846) und ein böhm.-deutsches Taschenwörterbuch (1847), »Handwörterbuch der böhm. und deutschen Sprache« (2 Bde., Prag 1866), »Schematismus der gesamten lat. Kirche Oesterreich-Ungarns« (Bd. 1, 2 Abteil., Wien 1880—82).

Jordan (Eduw. Andr.), deutscher Reichstagsabgeordneter, geb. 24. Febr. 1811 zu Deidesheim in der Bayr. Pfalz, Weingutsbesitzer und 1848—52 Bürgermeister daselbst, wurde 1867 Präsident der pfälzischen Handelskammer. Er war 1845—55 und 1862—72 Mitglied des bayr. Abgeordnetenhauses, wo er sich der freisinnigen und deutschnationalen Partei anschloß. In Landau wurde er 1868 in das Reichsparlament und 1871 in den Deutschen Reichstag gewählt; hier war er Mitglied der nationalliberalen Partei. Er starb 1. Juli 1883 zu Deidesheim.

Jordan (Max), Kunstschriftsteller, geb. 19. Juni 1837 zu Dresden, studierte in Jena, Berlin, Bonn und Leipzig und widmete sich nach einer ital. Reise der Kunstgeschichte. Er wurde 1870 Direktor des städtischen Museums in Leipzig, habilitierte sich 1872 an der Universität daselbst und wurde 1874 Direktor der königl. Nationalgalerie zu Berlin, 1876 auch Dozent an der Universität daselbst und 1880 Geh. Regierungsrat und vortragender Rat im Ministerium der geistlichen u. Angelegenheiten. J. verfaßte die deutsche Ausgabe der »History of painting in Italy« von Crowe und Cavalcaselle (6 Bde., Ept. 1869—76) und von deren »Lizian« (2 Bde., Ept. 1877) und schrieb: »Das Malerbuch des Leonardo da Vinci« (Ept. 1873), »Beschreibendes Verzeichnis der Kunstwerke in der königl. Nationalgalerie zu Berlin« (Berl. 1876).

Jordan (Rub.), ausgezeichneter Genremaler, geb. 4. Mai 1810 zu Berlin, begann seine Studien unter Wach, wandte sich 1830 nach Hügen, wo er Studien nach der Natur machte. Schon mit dem ersten Bilde, das Innere einer Lotfenshütte (1831),

im Besitz des Kaisers Wilhelm, bekundete er sein besonderes Talent für die Darstellung des Lebens an der See in Natur und Menschen. Seine eigentlichen Kunststudien begann J. 1833 zu Düsseldorf unter der Leitung von Schadow und Sohn. Im J. 1834 trat er mit seinem Heiratsantrag auf Helgoland hervor, welches Bild rasch allgemeine Popularität erlangte (Berlin, National-Galerie). Ein Reiterstudium war auch sein Leisten-Opus (1842). Eine längere Studienreise in die Normandie gewährte ihm die Motive zu einer Reihe größerer Bilder ersten Ranges, wie z. B.: alle Boote lehren zurück, nur eins fehlt (im Besitz des Lord Glessmere zu London), die Schiffbrüchigen, das Begräbnis des Seemanns (1874). Besonders Interesse wandte J. dem Leben des holländ. Volks, vor allem dem durch originelles Kostüm und scharf ausgeprägten Charakter ausgezeichneten Bewohnern der einsamen Inseln der Zuidersee (namentlich des Gilaendes Marica) zu. Hierher gehören von seinen Bildern: die Witwe und ihr Trost, die Hochzeit auf dem Gilaend Marica, in der Kirche, Begräbnis des jüngsten Kindes u. s. w. Eins dieser Bilder bezeichnet er selbst als Een oude mannen huis (1865). Später entstanden die Genrebilder: nach durchwachter Nacht, die junge Witwe, die erste Woge, das glückliche Alter u. s. w. Eine größere Anzahl von Aquarellen, Radierungen und Illustrationen haben ebenfalls dazu beigetragen, J. den besten deutschen Genremalern anzureihen. Zu seinen Schülern gehören Benjamin Bantier, Georg, Georg Diefenbach und Albert Kändler. Eine Frucht einer ital. Reise waren: die röm. Osteria, der Milchladen, die Bettlerin u. a.

Jordan (Epilektiker), deutscher Rechtsgelehrter und Staatsmann, geb. 30. Dez. 1792 zu Omes, einem Weiler bei Jundbrud, studierte in Landshut die Rechte, war dann Handelslehrer in Wien, hierauf kurze Zeit beim Landgericht zu Rosenheim in Bayern angestellt. Später war er Sachwalter in Landshut und München, habilitierte sich 1821 in Heidelberg und folgte im Sept. desselben Jahres dem Rufe als außerord. Professor der Rechte nach Marburg, wo er im folgenden Jahre ord. Professor wurde. Im Okt. 1830 als Vertreter der Universität in die kurb. Ständeversammlung gewählt, nahm er bedeutenden Anteil an der Entwurfung der Verfassung von 1831 und übte auch auf die Verhandlungen des ersten konstitutionellen Landtags entscheidenden Einfluß. Dadurch zog er sich aber das Mißfallen der Regierung zu, und als ihn nach Auflösung des Landtags die Universität wieder zu ihrem Vertreter wählte, gab ihm das Ministerium keinen Urlaub. Der Beschluß der Ständeversammlung, daß dem Eintritt J.s nichts im Wege stehe, war der Anlaß ihrer Auflösung (13. März 1833). Im Juni 1833 wurde J. plötzlich in Untersuchung genommen, vom Amte suspendiert und ins Gefängnis gesetzt, weil er in die hochverräterischen Verbindungen von 1832 und 1833 verflochten sein sollte. Die ungewöhnlich lange Dauer seines Prozesses und die endliche Verurteilung in erster Instanz (1843) zu Cassation und fünfjähriger Festungshaft verließen dem Prozesse eine Bekanntheit. Endlich im Mai 1845 ward er gegen Kaution zunächst aus dem Gefängnis entlassen und im Okt. 1845 in oberster Instanz freigesprochen. Im J. 1848 nahm J. teil an dem Borsparlament und ward mit dem Titel eines Geh. Legationsrats als Bevollmächtigter Kurheffens an den Bundestag gesandt. Auch sah er als Abgeord-

neter eines kurb. Wahlbezirks in der Deutschen Nationalversammlung, wo er im gemäßigten Sinne zu wirken suchte. Später lebte J. zu Frankfurt am Main zurückgezogen in Rassel, wo er 16. April 1861 starb. Bgl. außer seiner Selbstverteidigung in der wider ihn geführten Kriminaluntersuchung (Mannh. 1844) die drei »Verteidigungsschriften« J.s von A. Boden (Frankf. 1843—44). Ferner schrieb er: »Versuche über allgemeines Strafrecht« (Marburg 1818) und »Lehrbuch des allgemeinen und deutschen Strafrechts« (Marburg 1831).

Jordan (Wiß.), namhafter deutscher Dichter und Aesthetiker, geb. 8. Febr. 1819 zu Jauerburg in Ostpreußen, studierte 1838—42 in Königsberg, wo er auch promovierte, und wanderte sich dann erst zu Berlin, seit 1844 zu Leipzig der schriftstellerischen Thätigkeit. Wie seine ersten poetischen Arbeiten, darunter die »Jüdischen Phantasien« (Königsb. 1842) und »Schaum« (Lpz. 1846), betunden, kulbte er dem ostpreu. Liberalismus und der junghegel'schen Philosophie. Gründliche Studien verrät seine »Geschichte der Insel Oahu« (2 Bde., Lpz. 1846—49). Mit seiner Monatschrift »Die begriffene Welt« (Lpz. 1844—45) suchte er mit zuerst die populäre Darstellung der Naturwissenschaften in die Unterhaltungsliteratur einzuführen. Im Herbst 1848 wegen eines angeblich atheis'tischen Toastes aus Leipzig und Sachsen verwiesen, wandte sich J. zunächst nach Bremen, im Frühjahr 1848 nach Paris und dann nach Berlin, wo ihn der oberbarnimische Kreis in die Deutsche Nationalversammlung wählte. Hier gehörte er erst zur Linken, bis er in der Folge mit seiner Partei brach und sich mehr der Gögern'schen jundante. Schon im Mai 1848 war er in den Notennant-ausschuß und von diesem zum Sekretär erwählt worden. Im Herbst 1848 betrie ihn hierauf Dadowitz als Ministerat in das Reichsministerium des Handels. Vom Reichsverweser durch definitives Patent als Ministerialrat bestätigt, blieb J. in dieser Stellung bis zur Auflösung der deutschen Flotte. Von der Bundesversammlung pensioniert, lebt er seitdem zu Frankfurt a. M.

J.s erste größere poetische Arbeit ist »Demian-god. Ein Mysterium« (3 Bde., Lpz. 1852—54), eine umfangreiche, episch-dramatisch-metaphysische Dichtung, voll tiefer Gedanken und poetischer Partien, in der er auch die Darwin'sche Theorie von dem Ursprung der Spezies dichterisch abnehm vorweg-nahm. Von seinen dramatischen Arbeiten sind die Tragödie »Die Witwe des Agis« (Frankf. 1856), die Lustspiele »Die Liebesleugner« (Frankf. 1856), »Lansh enttäuscht« (1856; 2. Aufl. 1884) und »Durchs Ohr« (1856; 5. Aufl. 1884), sowie die Schauspiele »Der falsche Fürst« (1856), »Graf Dronte« (1856) und »Arthur Arden« (Frankf. 1872) zu nennen. Übertragungen lieferte J. von Sophokles (2 Bde., Berl. 1862), sowie von den »Gedichten« Shakespeares (Berl. 1861) und mehreren Schauspielen desselben: »Macbeth«, »König Lear«, »Richard III.«, »Romeo und Julio«, »Othello«, »Cymbeline« (Hildburgh. 1865 fg.). Sein Hauptwerk ist das Doppel-Opus »Die Ridelungen« (erstes Lied: »Sigfridsage«, Frankf. 1868; 12. Aufl. 1884; zweites Lied: »Hildebrands Heimkehr«, Frankf. 1874; 7. Aufl. 1884). J. hat diese Dichtung schon mehrere Jahre vor ihrem Erscheinen als reisender Rhapsoide mit großem Erfolg in über 200 Städten der Alten w...

getragen. Der Geschichte und Technik des Epös gewidmet sind seine Schriften: »Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim« (Frankf. 1868), »Das Kunstgesetz Homers und die Apokalypse« (Frankf. 1869), »Epische Briefe« (Frankf. 1876), »Andachten« (Frankf. 1877), »Erfüllung des Christentums« (Frankf. 1879). Ferner sind zu nennen: »Strophen und Stäbe«, eine Sammlung kleinerer Gedichte (Frankf. 1871), und seine neue Übersetzung und Erklärung der Odyssee (Frankf. 1875), sowie der Ilias (Frankf. 1881).

Jordan (Wilh.), Geobdt, geb. 1. März 1842 zu Ellwangen in Württemberg, studierte an der Polytechnischen Schule zu Stuttgart Ingenieurwissenschaften und wurde 1868 Professor der Geodäsie am Polytechnikum in Karlsruhe. In den J. 1878–74 nahm er teil an der Expedition von Gerhard Nölde in die tibetische Wüste und veröffentlichte über seine astron. und geodätischen Beobachtungen das Werk »Physische Geographie und Meteorologie der tibetischen Wüste« (Kassel 1876). Im J. 1881 wurde er Professor an der Technischen Hochschule in Hannover. J. hat noch mehrere Schriften geobdt. Inhalts veröffentlicht, und ist seit 1872 Hauptredacteur der »Zeitschrift für Vermessungswesen«.

Jordanes, Geschichtschreiber des 6. Jahrh., auch Jordanus genannt, von Geburt ein Alan, der sich aber selbst zu den Goten rechnet, war in seinen jüngern Jahren Notar, später aber Bischof, und war vermutlich Bischof von Grotto. Er schrieb 561 zwei noch erhaltene Werke, welche von einer ausgebreiteten Velefenheit in der griech. und röm. Litteratur Zeugnis geben und für uns von großem Werte sind. Das erste, einem Vigilius, vielleicht dem damaligen röm. Papste, gewidmetes Werk: »De origines actibusque Romanorum« oder »De summa temporum«, ein Abriss der Weltgeschichte bis auf seinen Zeitgenossen Justinian, hat nur noch mittelbare Bedeutung. Dagegen erstet das andere: »De origines actibusque Gotarum«, eine Geschichte der Goten von ihrem Ursprunge bis gegen den Sturz der Ostgotenherrschaft in Italien, den Verlust mehrerer bedeutender Quellenwerke, namentlich der 13 Bücher gotischer Geschichte des Cassiodor, und es dient mithin, bei aller Mangelhaftigkeit des Inhalts und der Form, als einzige unschätzbare Quelle für eine Reihe von Begebenheiten aus der got. Geschichte und der Völkermigration. Von den letzten Heften berichtet er teils nach der Chronik des Marcellinus Comes, teils aus eigener Kenntnis. Unter den vielen Ausgaben des J. ist die beste die von Theod. Mommsen, »Jordanis Romana et Gotica«, in »Monumenta Germaniae historica auctorum antiquissimorum« (Bd. 16, Berl. 1882) mit literarischer Einleitung.

Jordanes, sowie wie Wasserweibe (s. d.).
Jörg (Joh. Christian Gottfr.), ein besonders um die Geburtshilfe verdienender Mediziner, geb. 24. Dez. 1779 zu Bredel bei Zeitz, studierte zu Leipzig, wo er sich 1805 als Privatdocent habilitierte. Anfangs war er als praktischer Arzt, Geburtshelfer und besonders auch als Orthopäde tätig. Auf letztem Gebiete erwarb er sich nicht geringe Verdienste, indem er mildere Methoden und Maschinen einführte und dieselben in mehreren Schriften, wie »Über die Klumpfüße« (Marburg 1806) und »Über die Verkrümmungen des menschlichen Körpers« (2. Aufl., Lpz. 1816) verbreitete. Eine bleibende Stelle hat sich jedoch J. besonders in der Geschichte

der Geburtshilfe gesichert, indem er hier, durch die Schriften Bodels geleitet, die mißlichen geburtsärztlichen Operationen zu beseitigen, dagegen aber der Naturthätigkeit im Geburtsakte ihr Recht wiederzugeben suchte. Dabei gründete er seine Ansichten auf eine ausgebreitete Kenntnis des physiol. und pathol. Lebens des Weibes. Seit 1810 Professor der Geburtshilfe und Direktor der Hebammenschule zu Leipzig, wirkte er in dieser Stellung bis zu seinem Tode, der 20. Sept. 1856 erfolgte.

Von J.'s wissenschaftlichen Arbeiten sind besonders hervorzuheben: »Über das Gebärmutter des Menschen und der Säugetiere« (Lpz. 1808), »Über das physiol. und pathol. Leben des Weibes« (2 Bde., Lpz. 1807), »Die Zeugung des Menschen und der Tiere« (mit 10 Tafeln, Lpz. 1816), »Die Fötuslunge im geborenen Kinde« (Grimma 1835), »Die Geburt als gesundheitsgemäßer Entwicklungsakt« (Lpz. 1864), »Lehrbuch der Hebammenkunst« (5. Aufl., Lpz. 1866), »Handbuch der Geburtshilfe« (3. Aufl., Lpz. 1833), »Handbuch der Krankheiten des Weibes« (3. Aufl., Lpz. 1831), »Handbuch der praktischen Therapie für Ärzte« (Lpz. 1835), »Handbuch zum Erkennen und Heilen der Kinderkrankheiten« (2. Aufl., Lpz. 1836), »Die Zurechnungsfähigkeit der Schwangeren und Gebärenden« (Lpz. 1837). Für ein größeres Publikum berechnet sind die Schriften: »Der Mensch auf seinen körperlichen, gemäßigten und geistigen Entwicklungsstufen« (Lpz. 1846), »Jehn Gebote der Diätetik« (Lpz. 1847; 2. Ausg. 1858), »Gesundheitslateinismus« (Lpz. 1850) und »Die Erziehung des Menschen zur Selbstbeherrschung« (4. Aufl., Lpz. 1853).

Jörg (Joh. Edmund), einer der Führer der ultramontanen Partei in Bayern, geb. 23. Dez. 1819 zu Immenstadt im Allgäu, machte seine theol. Studien in München. Als mehrjähriger Aumanensis Döllingers ward er zum hist. Fach angeleitet, trat 1847 in den Archidiakonat und erhielt 1852 das Amt eines Kreisarchivars von Niederbayern auf Schloß Trausnitz bei Landshut. Als Frucht seiner fleißigen Quellenstudien erschien sein Hauptwerk: »Geschichte des großen Bauernkriegs« (Freiburg i. Br. 1860). Später veröffentlichte er noch die Tendenzschriften: »Geschichte des Protestantismus in seiner neuesten Entwicklung« (2 Bde., Freiburg i. Br. 1867) und »Geschichte der sozialpolit. Parteien in Deutschland« (Freiburg i. Br. 1867). J. übernahm 1852, nach Guido Görres' Tod, die Redaction der »Histor.-polit. Blätter«, für welche er zahlreiche Abhandlungen verfaßte und in deren »Zeitkasten« nachher seine ganze schriftstellerische Thätigkeit aufging. Seit 1866 Mitglied der bayr. Kammer, sah er sich durch den Ausfall der Landtagswahl von 1869 neben Ludwig Weiss u. a. an die Spitze einer oppositionellen Majorität, der Partei der »Patrioten«, gestellt und veranlaßte durch die von ihm verfaßte, gegen den Ministerpräsidenten Fürsten von Hohenlohe gerichtete Adresse (Febr. 1870) den Sturz desselben, konnte aber im Juli 1870 die bewasneten, von ihm als Referenten beantragte Neutralität Bayerns in dem ausbrechenden Kriege und im Jan. 1871 die Verwerfung der Pariser Verträge nicht durchsetzen. Im Okt. 1875 verfaßte und verteidigte er als Referent die Adresse der neugewählten Kammer, worin in schroffem Ton die Entlassung des Ministeriums gefordert wurde. Aber der König nahm die Adresse nicht nur nicht an, sondern versicherte auch die Minister eines vollen Vertrauens.

Der von J. eingebrachte Initiativgesetzentwurf wegen Eröffnung eines neuen Landtagswahlgesetzes, zu dessen Annahme eine Zweidrittel-Mehrheit gehörte, wurde 23. Juni 1876 verworfen. Im J. 1881 zog er sich vom parlamentarischen Leben vollständig zurück. J. war auch 1868 Mitglied des Zollparlament, in welchem er sich der Süddeutschen Fraktion angeschlossen, und 1871–78 Mitglied des Reichstags, in welchem er der Centrumpartei angehörte.

Jorio (Vasso di San, deutsch Jöriberg) heißt ein Saumpfad der ital. Schweiz, der in circa 9 Stunden von Bellinzona im schweiz. Kanton Tessin nach Graveglia am Comersee in der ital. Provinz Como führt. Der Weg zum J. zweigt bei Giubiasco (7 km südlich von Bellinzona) von der Gotthardbahn und Straße ab und steigt östlich durch Val Morobbia zur Pashöhe (1956 m) hinauf, welche die Grenze zwischen der Schweiz und Italien und die Wasserscheide zwischen dem Ticino und der Adda bildet. Auf der ital. Seite gabelt sich der Weg, um einerseits über Brenico, andererseits über Sargeno und Germalengo Graveglia zu erreichen. Raub, Schattenheit, schlecht unterhalten, wird der früher belebte Pfad, trotz der prächtigen Aussicht, welche die Pashöhe und der Abstieg zum Comersee bieten, wenig mehr begangen.

Jorio (Bio), ital. Maler, geb. 1848 zu Rom, wo weniger der akademische Unterricht als das Vorbild des ausgezeichneten Vertreters span. Genremaler, Jortuna, Einfluß auf seine Richtung hatte, in der eine fröhliche Farbenpracht, lebendige Komposition und zierlicher Geschmack die vorherrschenden Momente bilden. J. bewegte sich mit gleicher Gewandtheit auf dem Felde des Genres wie auf dem der Landschaft. Zu seinen frühesten Arbeiten gehört das römische Bauernmädchen und der trinkende Hirt, dann entstanden: das Konzert von Genayaro, der Sonntagsmorgen, die Heimkehr zum Kloster (1873), Jorio d'Ischia, die Tausche auf Ischia (1878), beim Antiquar u. s. w. J. machte viele Reisen, sowohl in Deutschland, Frankreich und England als auch in Spanien und im eigenen Vaterlande. Die span. Reise 1871 reifte in dem toledaner Bettler und dem span. Tanz zwei seiner gelungensten Schöpfungen. Neben der Öltechnik zeichnet er sich als Aquarellist besonders aus.

Joriksoom und **Joriken**, s. David Joris.

Jork, Hauptort der Marisch Altes Land (s. d.).

Jormungand oder **Ridhgardhsschlange** ist in der german. Mythologie die große Schlange, welche um die ganze Erde herumliegt. Sie ist die Personifizierung des Weltmeeres. Nach der Edda ist sie die Tochter Loki und der Riesin Angrbodda; ihr Hauptgegner ist Thor, welcher einst beim Weltuntergang von ihr getötet wird.

Jormunret, got. König, f. Ermenrich.

Jordanes, s. Jordanes.

Joruba, s. Yoruba.

Jorullu (spr. Chorullo), ein Vulkan in Mexiko, Staat Michoacan unter 18° 59' 30" nördl. Br. und 103° 21' 45" westl. L. von Greenwich, entstand in der Nacht zum 29. Sept. 1759 unter großem Erdbeben. Weithin bedeckte sich die Ebene mit Hunderten von brennenden Aufstrebungen, ähnlich kleinen Kegeln, welche man Chornitos (d. h. Schmelzöfen) genannt hat, und in der Mitte dieser Erhebungen erschien ein Berg aus Schlacken und Asche, dessen Gipfel (1225 m) die umgebenden Gebirge um 517 m überragte. A. von Humboldt

untersuchte 1804 den Vulkan und beschrieb den Vorgang nach noch lebenden Zeugen.

Josaphat, König von Juda 914–889 v. Chr., Sohn und Nachfolger des Asa, suchte als einziger Verehrer Jahves eine religiös-sittliche Reform durchzuführen, die Rechtspflege zu ordnen, den Wohlstand durch Handel zu heben. Vor allem befehlte er den Sonnen- und Astartendienst. Gleichwohl leistete er dem israelit. Könige Abas, dessen Schwester Athalia auch von J.s Sohn Joram zur Ehe genommen wurde, wider die damascenischen Syrer, und dessen Sohne Joram wider die abtrünnig gewordenen Moabiter Kriegshilfe, und machte von den verbündet ins Land Juda eingefallenen, dann aber uneins gewordenen Ammonitern, Moabitern und Maonitern in dem seitdem nach J. benannten »Thale Josaphats« bei Theloa reiche Beute.

Josaphat, Thal, bei Theloa auf dem Gebirge Juda, ungefähr in der Mitte zwischen Bethlehem und Hebron, erhielt diesen und andere Namen: »Thal des Königs«, »Thal des Gerichts«, »Thal des Segens«, von der Segnung mit Beute, welche König Josaphat von Juda hier den Ammonitern, Moabitern und Maonitern abgenommen hatte. Früher hieß es »Thal der Pyramiden« (nämlich: Abisalom, 2 Sam. 18, 18). Ohne Zweifel wegen der Bedeutung des Namens Josaphat (d. h. Jahuve richtet) verlegte der Prophet Joel in dieses »Thal des Gerichts« die Entscheidungsschlacht der Endzeit gegen die heidnischen Völker. Erst zur Zeit der Kirchenväter wurde das T. östlich bei Jerusalem gesucht.

Joseffus, s. Aflancesa dos.

Joseph, nach der hebr. Tradition der spät geborene Sohn Jakobs (s. d.) und der Rachel, wurde von seinen Brüdern, die ihn wegen der Liebe des Vaters beneideten, an midianitische Händler verkauft, durch welche er in das Haus Potiphar, eines vornehmen Staatsbeamten in Ägypten, kam. Der heftige Widerstand gegen die Zumuthungen der Frau Potiphar brachte ihn zwar ins Gefängnis; doch die trostvolle Auslegung, die er dem gleichfalls verhafteten König. Mundschent von einem Traume gab, bahnte ihm den Weg zum Glücke. Denn so der Mundschent wieder zu Gnaden gekommen, erinnerte er sich bei Gelegenheit eines Traums, den Pharao gehabt hatte, des Traumdeuters im Ärtler. J. wurde gerufen, deutete den Traum des Königs von sieben fetten und sieben mageren Ähren auf sieben fruchtbare und sieben unfruchtbare Jahre, die Ägypten nacheinander zu erwarten habe, und gab dem Könige den Rat, in den fruchtbaren Jahren Vorräte für die Zeit des Mangels zu sammeln. Zum Großvezier ernannt, führte er seine Vorhersage so geschickt aus, daß in den Hungerjahren das Volk um nicht Hunger zu leiden, gegen Kornlieferungen aus den königl. Magazinen leibteigen wurde. Dafür nannte ihn der König »Erhalter des Lebens« und gab ihm die Tochter des Oberpriesters zu Heirath, Asnath, zur Frau, die ihm zwei Söhne, Manasse und Ephraim, gebar. Die ihm eingeräumte höchste Gewalt nach dem Könige benutzte er, wie die Sage weiter erzählt, um seinem Vater Jakob und seinen elf Brüdern, die er nach Ägypten gezogen, das Land Gosen zur Wohnstätte einzuräumen, wofür Jakob den beiden Söhnen des J. gleiches Erbrecht mit seinen eigenen Söhnen gewährt habe. Wie viel Geschichtliches der Sage zu Grunde liege, ist nicht gewiß; jedenfalls ist sie als israel. Sittengemälde von großem Interesse und durch ihre

lebendige und anziehende Darstellung ein für die dichten und bildende Kunst sehr geeigneter Stoff.

Joseph, der Gatte der Maria (s. d.) und Vater Jesu, war ein Zimmermann zu Nazareth in Galiläa. Die ältesten Geschlechtsregister Jesu machen ihn zu einem Nachkommen Davids und setzen die natürliche Erzeugung Jesu in rechtmäßiger Ehe voraus. Als aber die Sage von der jungfräulichen Geburt Jesu, die sich schon bei Matthäus und Lukas findet, aufgenommen war, galt J. nur noch als der Verlobte Marias und Stiefvater Jesu. Aus demselben dogmatischen Interesse bildete sich später die Meinung, er habe auch nach Jesu Geburt mit Maria seinen ehelichen Umgang gepflogen, sondern dieselbe erst als 80jähriger Greis nach als Vater von sechs Kindern, die er mit der Salome erzeugt, zum Weibe genommen. Dafür brachten die Juden die Sage auf, Maria habe mit einem Soldaten Panthera in Beziehung gestanden und so Jesum außer der Ehe geboren. Abenteuerliche Sagen über J. finden sich auch noch in der arabisch geschriebenen apokryphischen „Historia Josephi fabri lignarii“. Sein Gedächtnis wird in der lat. Kirche 19. März gefeiert.

Joseph von Arimathäa, d. l. von Ramathaim, war nach der Erzählung der Evangelien (Mark. 15, 43) Beisitzer des Snektrums zu Jerusalem und ein geheimer Freund Jesu, dessen Leichnam er sich von Pilatus erbat und in einem neuen Hestengrabe in seinem Garten beisetzen ließ. Nach der spätern Tradition hat J. zu den 70 Jüngern gehört und in England zuerst das Evangelium verkündigt.

Joseph Barsabas, mit dem Beinamen Justus, wird in der Apostelgeschichte (1, 23) als ein angesehenes Mitglied der ältesten Christengemeinde zu Jerusalem genannt, welcher mit Matthias (s. d.) bei der Ergänzung des Apostelkollegiums zur Wahl gestellt wurde. Das Los entschied jedoch für seinen Mitbewerber.

Joseph I., röm.-deutscher Kaiser, 1705—11, der ältere Sohn Leopolds I. (s. d.), geb. zu Wien 28. Juli 1678, empfing schon 1689 die ungar. und 1690 die röm. Krone. Mit Kraft und Eifer setzte er den von seinem Vater übernommenen spanischen Erbfolgekrieg gegen Frankreich fort, und es gelang ihm auch, durch Eugens und Marlboroughs Waffenhilfe die Franzosen nach und nach aus Italien und den Niederlanden zu vertreiben, ja Ludwig XIV. so gefährlich in dessen eigenen Grenzen zu bedrohen, daß dieser wiederholt um Frieden bitten mußte. Um aber während der Zeit des Kampfs nicht gehindert zu werden, verglich er sich unter Englands Vermittelung mit dem Schwedenkönig Karl XII., der 1706 auf dem Wege von Polen nach Sachsen rüchichtslos seinen Weg durch Schlesien genommen hatte, und gewährte in den 1707 geschlossenen Traktaten den Schles. Protestanten Religionsfreiheit und die Rückgabe von 220 ihnen von den Jesuiten früher entzogenen Kirchen. Zugleich zwang er den Papst, seinen Bruder Karl als König von Spanien anzuerkennen. J. sprach über die Kurfürsten von Bayern und Köln 1706, sowie über den Herzog von Mantua 1708, weil diese ihren Reichspflichten zuwider mit dem Reichsfeinde sich verbunden hatten, die Acht aus, bemächtigte sich des Kurfürstentums Bayern und begann dasselbe zu teilen. Auch gelang es ihm, den Ansstand der Ungarn, der noch bei Lebzeiten seines Vaters, von Frankreich angeführt, sich erneuert hatte, zu

besiegen. Seine Fürsorge für das Reich bewies er dadurch, daß er die Fortdauer des Reichstags von Regensburg besetzte, die Thätigkeit des Reichslammergerichts neu belebte und die Reichslandschaft der im Dreißigjährigen Kriege durch Bayern mediatisierten Stadt Donaumarkt wiederherstellte. Dem Bauernstande suchte er bereits manche Erleichterungen der Leibeigenschaft zu verschaffen. J. war ein kenntnisreicher und einsichtsvoller Herrscher, voll deutscher Gesinnung, bei aller Unabhängigkeit an die Lehren seiner Kirche gegen Andersdenkende tolerant. Leidenschaftlich liebte er die Jagd. J. starb 17. April 1711 an den Blattern. Ihm folgte als Kaiser sein Bruder Karl VI. (s. d.).

Joseph II., röm.-deutscher Kaiser, Sohn Kaiser Franz I. und Maria Theresias (s. d.), wurde in Wien 13. März 1741 geboren. Am 6. Okt. 1760 vermählte er sich mit der Prinzessin Marie Luise von Parma, welche schon 22. Nov. 1763 starb. Auch seine zweite Ehe, die er mit der Prinzessin Marie Josephe von Bayern 22. Jan. 1765 schloß, ward bald wieder (28. Mai 1767) durch den Tod aufgelöst. Seine einzige Tochter starb im achten Lebensjahre 28. Jan. 1770. Nach dem Hubertusburger Frieden wurde J. zum röm. König gewählt und gekrönt (27. März und April 1764), und nach dem Tode seines Vaters folgte er diesem auf dem Kaiserthron (18. Aug. 1765). Sogleich erklärte Maria Theresia ihn zum Mitregenten der österr. Monarchie. Doch behielt sie die eigentliche Regierung und überließ dem Sohne vollständig nur die Oberleitung des gesamten Kriegswesens. In diesem Wirkungskreise machte er mit Hilfe des Grafen Laschy, zum Teil nach dem Ruffe Friedrichs II., viele zweckmäßige Einrichtungen. Um sich für seinen Regentenberuf umfassender vorzubereiten, unternahm er Reisen ohne Gepränge, meist unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein. So besuchte er Ungarn, Böhmen, Mähren, Italien, Spanien, Frankreich, Holland, und benutzte eine dieser Reisen, am 25. Aug. 1769 Friedrich d. Gr. im Lager bei Keisse einen Besuch zu machen, den derselbe 3. Sept. 1770 im Lager zu Währlich-Neustadt erwiderte. Aller Herzen gewann J. durch sein leutseliges Wesen, namentlich bei seinem Besuch in den Niederlanden 1776 und bei seiner Anwesenheit zu Paris 1777. Ein Beweis seiner landesväterlichen Fürsorge war es, daß er bei Gelegenheit einer Hungersnot in Böhmen und Mähren 1770 die Kriegsmagazine öffnen, wohlfeiles Getreide aus Ungarn nach Böhmen einführen und die reichen Landbesitzer gegen sechsprozent bare Zahlung zur Auslieferung eines bestimmten Quantum Korn zur Verteilung an die Armen zwingen ließ. In der auswärtigen Politik war es vorzugsweise J.s Einfluß, welcher die bedächtigen Maria Theresia bewog, bei der ersten Teilung Polens mitzuwirken. Damals erwartete Österreich das Königreich Sizilien und Lodomerien (1772), und bald darauf erzwang man von der Türkei die Abtretung der Bulowina (1777). Dagegen schlugen J.s Pläne auf Bayern infolge der Intervention Friedrichs II. (s. Bayrischer Erbfolgekrieg) fehl, und im Frieden zu Teschen (1779) mußte Österreich sich mit dem Innviertel begnügen. In der innern Regierung der österr. Staaten hatte Maria Theresia sich die Entscheidung vorbehalten und gestattete ihrem Sohne, abgesehen von dem Militärwesen, nur einen sehr geringen Spielraum für seine Reformpläne.

Nach dem Tode Maria Theresias (29. Nov. 1780) ward J. Alleinherrscher der österr. Monarchie. Bezüglich der auswärtigen Politik war er seit dem Frieden von Leichen gegen Preußen erbittert und suchte dagegen eine Stütze an Rußland. Im Juni bis Juli 1780 besuchte er die Kaiserin Katharina II. zu Moskau und Petersburg, und hier ward eine polit. Verbindung angeknüpft, welche sich mit der Zeit noch enger gestaltete. Bündniß begann J. Handel mit der Republik Holland, indem der sog. Barrière-Traktat gekündigt wurde und die holländ. Besatzungen die Grenzfestungen in den österr. Niederlanden (Belgien) räumen (1781) mußten. Auch forderte er, daß die vertragsmäßige Sperrung der Schelde aufhöre, und als Holland dies verweigerte, drohte er mit Krieg. Doch kam unter franz. Vermittelung zu Versailles 8. Nov. 1785 ein Vertrag zu Stande, demgemäß die Schelde für die Schifffahrt geschlossen blieb. Österreich aber eine Entschädigungssumme von 10 Mill. Fl. erhielt. Um dieselbe Zeit nahm J. mit Unterstützung Rußlands seine Pläne gegen Bayern wieder auf, indem er einen Austausch von ganz Pfalz-Bayern gegen die österr. Niederlande in Vorschlag brachte. Die Sache scheiterte indes abermals an dem Widerstande Friedrichs II., welcher 1785, um weitere österr. Aktivitäten in Deutschland zu verhindern, den Färstenthum (s. d.) stiftete. Zuletzt dachte J. sich im Osten zu vergrößern. Nach einem abermaligen Veruche bei der Kaiserin Katharina II. zu Cherson Mai 1787 erklärte er als russ. Bundesgenosse im Febr. 1788 den Krieg gegen die Türkei, der von österr. Seite mit wechselndem Glück geführt wurde, aber J. erlebte das Ende desselben nicht; erst Leopold II. schloß 1791 den Frieden zu Sistowa.

Wichtiger und erfolgreicher war die Regententhätigkeit J.s im Innern seines Reichs, wo er sich als entschiedenster Vertreter des aufgeklärten Despotismus bewies und ein System des Centralismus einführte. Um die Abgesondertheit seiner einzelnen Staaten, die der Anwendung gleichmäßiger Verwaltungsprinzipien und Reformen hinderlich war, aus dem Wege zu räumen, verband er zum ersten mal die österr. Länder zu einem in 13 Regierungsbezirke getheilten Staatsganzen (Gesamtstaat) und suchte daselbe durch Gleichheit der Einrichtungen zu befähigen. Er verordnete Begründung der Abgaben auf die Grundsteuer, nach Umfang und innerm Wert des Bodens, drang auf Aufhebung der Leibeigenschaft, setzte die gegenseitige Freizügigkeit in den böhm.-österr.-deutschen Ländern fest und veranfaltete seit 1783 die Ausarbeitung einer allgemeinen Gerichts- und Konkursordnung und neuer Gesetzbücher, in denen Gleichheit vor dem Gesetze und statt der Todesstrafen Zwangsarbeit, Brandmarfung und Ansdiehung im Gefängnis anbefohlen wurde. Große Fürsorge widmete J. auch den Interessen der Gewerbe und des Handels. Er ließ neue Fabriken anlegen, ermunterte die Industrie durch Geldvorschuße und Belohnungen, hob fesselnende Monopole auf, machte Zölle zu einem Freizölle, legte einen neuen Hafen zu Carlsburg in Dalmatien an und verpachtete seinen Unterthanen die freie Schifffahrt auf der Donau bis ins Meer. Ebenso förderte er Künste und Wissenschaften und belebte die Akademie der bildenden Künste durch ausgesetzte Preise. Er stiftete Bibliotheken, Sternwarten, Wohlthätigkeitsanstalten und eine Menge Schulen für Bürger und Landmann, gründete die Univer-

sität zu Lemberg und die Medicinisch-chirurgische Medicinalakademie zu Wien. Er milderte den Zwang, indem er die Bücherzensur aus den Händen der Geistlichen in die freisinniger Gelehrter übertrug und die Tagespresse ganz frei gab.

Hauptsächlich aber richtete sich seine reformatorische Thätigkeit gegen das überwuchernde Aemterwesen. Der österr. Hierarchie wurde jede Verbindung mit Rom und jede Correspondenz mit der päpstl. Kurie ohne höhere Erlaubnis untersagt. Alle päpstl. Bullen und sonstigen kirchlichen Erlasse wurden dem Placetum regium unterworfen. Insbesondere verordnete er, die Bullen Unigenitus (s. d.) und In coena domini (s. d.) aus allen Ritualen herauszunehmen. Auch begann er eine Reform des Klosterwesens. J. hob 1782—90 an 700 Klöster auf, verminderte die Zahl der Ordensgeistlichen von 63000 auf 27000 und stellte die älteren Klösterorden unter die Aufsicht der Bischöfe, denen er auch alle jeither vor das Forum des Papstes gehörigen Dispensationen in Ehefachen übertrug. Zugleich erließ er 13. Okt. 1781 das berühmte Toleranzedikt, welches den Protestanten und nicht-unierten Griechen freie Religionsübung verstattete. Selbst den Judentum der Juden verbesserte er. Papst Pius VI. glaubte durch persönliche Besprechung mit dem Kaiser diesen schnellen Gang der Reformen hemmen zu können, und kam Opatz 1783 selbst nach Wien. Derselbe vermochte jedoch nichts durchzuführen. Indessen stieg die Durchführung der Josephinischen Reformen selbst in den deutschen Erblanden auf hartnäckigen Widerstand, der vom kath. Klerus möglichst geschürt wurde. Besonders in Tirol kam es zu offener Widerständigkeit.

Noch schlimmer gestalteten sich die Verhältnisse in den außerdeutschen Ländern. In Ungarn versuchte er es, sich als König besonders trauen zu lassen; er ließ die Krone des heil. Stephan nach Wien abführen. Das Land wurde als Provinz behandelt, nach deutsch-bureaucratischer Weise reorganisiert, und sogar die deutsche Sprache, als Universalprache des Reichs, sollte hier in allen amtlichen Geschäften eingeführt werden. Die Beschwerden der Ungarn und die Bitten um Einberufung des ungar. Reichstags blieben unerhört, so daß wiederholt Unruhen ausbrachen. Namentlich in Siebenbürgen entbrannte 1784 ein furchtbarer Aufstand der walach. Bauern unter Horjath gegen den magyar. Adel, welcher mit Waffengewalt niedergeschlagen werden mußte. In den österr. Niederlanden gerieth J. zunächst mit der kath. Geistlichkeit in Konflikt durch seine Kirchenreformen und die Stiftung des Generalseminariums zu Wien (1786). Dann wollte er auch das Gerichtswesen und die Verwaltung umgestalten, und da die Stände widerkrebten und gar Unruhen ausbrachen, wurde die alte Landesverfassung (jyozsaszat) ganz aufgehoben (Juni 1789). Es brach darüber ein allgemeiner Aufstand los unter Leitung der Adelskassen von der Noth und von der Bond, und bis zu Ende 1789 waren alle belg. Provinzen insurrekt und erklärten sich für unabhängig; nur Luxemburg blieb in des Kaisers Gewalt. Auch in Ungarn war die Unzufriedenheit so hoch gestiegen, daß man einen Ausbruch befürchten mußte. Um diese Gefahr zu beschwören, erklärte J. im Jan. 1790 alle während seiner Regierung für Ungarn erlassenen Verordnungen, mit Ausnahme des Toleranzedikts und der Abschaffung der Leibeigenschaft, für aufgehoben.

Damals suchte der Kaiser schon hin, von körperlichen Leiden, Familienunglück und dem schmerzlichen Bewußtsein einer fruchtlosen Lebensstätigkeit aufgerieben. Er starb zu Wien 20. Febr. 1790. Sein Nachfolger in Österreich wie in der deutschen Kaiserwürde war sein Bruder Leopold II. (s. d.). Auf dem ehernen Standbilde J.s, das ihm sein Neffe, Kaiser Franz I., 1807 in Wien setzen ließ, stehen die Worte: *Josepho succundo, qui saluti publicae vixit non diu, sed totus*.

Bgl. Groß-Hoffinger, »Lebens- und Regierungsgeschichte J.s II.« (Stuttg. 1835—37); Schloffer, »Geschichte des 18. Jahrh.« (5. Aufl., 8 Bde., Heidelb. 1864—66); Arneht, »Geschichte Maria Theresias« (7 Bde., Wien 1863—76); derselbe, »Maria Theresia und J. II.« (3 Bde., Wien 1867); derselbe, »J. II. und Katharina von Rußland. Ihr Briefwechsel« (Wien 1869); derselbe, »J. II. und Leopold von Toscana. Ihr Briefwechsel 1781—90« (2 Bde., Wien 1879); Beer, »J. II., Leopold II. und Raunich. Ihr Briefwechsel« (Wien 1873); Schmidt, »Kaiser J. II. Ein Lebensbild« (Berl. 1875); Lehner, »Kaiser J. II. unversehrliche Gedanken, Aussprüche und Bestrebungen« (Wien 1878); Beer, »Joseph II.« (im »Renen Blutarth«, Bd. 9, Spz. 1882). Eine eingehende Würdigung von J.s deutscher Politik gibt Ranke in »Die deutschen Mächte und der Fürstentum« (Bd. 1, Spz. 1871).

Joseph, König von Neapel und später von Spanien, s. Bonaparte.

Joseph, Fürstin von Liechtenstein, s. unter Liechtenstein.

Joseph (Friedr. Wilh. Hollandinus), Prinz von Hildburghausen, österr. Feldmarschall und des Deutschen Reiches Feldzeugmeister, geb. 8. Okt. 1701, trat als Stabkapitän 1719 in das österr. Regiment Sedendorf und war 1733 bereits Generalmajor, kämpfte 1734 bei Parma und Guastalla, zeichnete sich 1735 als Feldmarschalllieutenant beim Rückzug des Heeres mehrfach aus und vertrieb die Spanier aus Mantua. Im J. 1736 unterdrückte J. als Feldzeugmeister einen Aufstand der Kroaten, kämpfte 1737 in Bosnien gegen die Türken, wurde vor Banjaluka zurückschlagen, entschied jedoch das Treffen bei Korina zu Gunsten der Kaiserlichen, bediente 1739 den Rückzug nach dem Besatz der Kroja und trug 23. Juli 1739 wesentlich zum Sieg in der ebendort gelieferten Schlacht bei. J. wurde 1739 Reichsfeldzeugmeister und Ritter des Goldenen Blieses, auch von der Kaiserin Maria Theresia zum österr. Feldmarschall ernannt, trat jedoch nach Ausbruch des Österreichischen Erbfolgekriegs in bayr. Dienste und verteidigte Braunau. In den J. 1746—48 kämpfte J. an der Spitze von 5000 in holländ. Solde stehenden Bayern gegen die Franzosen, während des Siebenjährigen Kriegs aber auf Seite der Kaiserin. Er befehligte die Reichsrekulationsarmee und wurde mit dem franz. Heere des Herzogs von Soubise zugleich bei Rossbach von Friedrich d. Gr. verdrängt geschlagen, daß er die Feldherrnlaufbahn aufgab und sich ganz ins Privatleben zurückzog. J. starb 4. Jan. 1787.

Josephine (Marie Jose), Kaiserin der Franzosen, erste Gemahlin Napoleons I., geb. 23. Juni 1763 auf der Insel Martinique, wo ihr Vater, Joseph Lachet de la Pagerie, königl. Hofkapitän war. Ihre Familie stammte aus der franz. Landschaft Blois; ihre Mutter, die sehr ausgezeichnete, starb erst 1807. Obgleich J.

war die in den Kolonien gewöhnliche Bildung erhielt, glänzte sie doch frühzeitig durch natürliche Anmut des Geistes und Herzens. Im Alter von 15 J. kam sie nach Frankreich und heiratete 13. Dez. 1779 ihren Landsmann, den Comte Alexandre Beauharnais (s. d.). Die Sproßlinge dieser nicht glücklichen Ehe waren Eugen, der nachmalige Herzog von Leuchtenberg (s. d.), und Hortense, die nachherige Gemahlin des Königs Ludwig Bonaparte von Holland, die Mutter Napoleons III. Der Gemahl J.s wurde während der Schreckenszeit ins Gefängnis geworfen und hingerichtet. Die Schritte, die sie zu seiner Befreiung that, zogen auch ihre Verhaftung nach sich. Schon sollte sie vor dem Revolutionstribunal erscheinen, als die Katastrophe vom 9. Thermidor eintrat. Im Gefängnis hatte sie die Bekanntschaft der nachherigen Gattin Talliens, der spätern Fürstin Chimay, gemacht. Auf Verwenden derselben nahm Tallien auch sie am andern Tage aus dem Gefängnis, verschaffte ihr wieder einen Teil ihrer konfiszierten Güter und machte sie mit Barras bekannt, der fortan ihr Freund und Beschützer wurde. Barras, in dessen Gesellschaften sie glänzte, vermittelte auch ihre Vermählung mit Napoleon Bonaparte.

Dieser junge, damals noch unüberbarte General hatte für die nicht sowohl durch regelmässige Schönheit als durch Anmut ausgezeichnete Frau eine lebhafteste Reizung gefaßt. Der Civilakt wurde 9. März 1796 vollzogen; die kirchliche Einsegnung soll erst 1804, drei Tage vor der Krönung, auf Verlangen des Papstes durch den Kardinal Fesch stattgefunden haben. Zwölf Tage nach der Vermählung begab sich Bonaparte als Oberbefehlshaber zur Armee von Italien. Mitten in den Schlachten und Siegen konnte er aber seine Gattin so wenig vergessen, daß er sie durch Junot nachführen ließ. Während der ägypt. Expedition lebte sie zu Marmara, das sie an sich gebracht hatte. Nach der Rückkehr Bonapartes schloß sie sich noch enger an ihn. Sie half durch Einfluß und Verbindungen seine polit. Erfolge vorbereiten. Nach dem 18. Brumaire bezog sie mit ihm den Palast Tuileries und 1800 die Tuileries. An ihren kleinen Hof wußte sie nach den Absichten Bonapartes selbst die royalistische Partei zu fesseln. Mit Geschmeid entfaltete sie einen außerordentlichen Luxus, der zwar die Industrie belebte, ihr aber schon damals die größten Geldverlegenheiten bereitete. Der Anlauf, den Bonaparte zum Thron nahm, erfüllte sie mit Besorgnis und dem Vorgefühl des Unglücks. Im Verein mit Fouché bot sie alles auf, den letzten Schritt wenigstens hinauszuschieben. Am 2. Dez. 1804 setzte ihr Napoleon die Kaiserkrone eigenhändig auf. Ihre Ehe war unfruchtbar geblieben; die Befestigung der neuen Dynastie machte aber einen Thronerben wünschenswert. Nach 1807 ließ Napoleon ihr den Vorschlag machen, die Ehescheidung von ihm zu verlangen; doch hierzu war sie nicht zu vermögen. Napoleon suchte ihr nun fortgesetzt, doch ohne Härte, die Notwendigkeit einer Trennung im Interesse Frankreichs und seiner polit. Schöpfungen einzureden. Endlich nach heftigen Szenen und harten Kämpfen gab sie ihre Einwilligung.

Die Trennung der Ehe wurde 16. Dez. 1809 geschichtlich ausgesprochen. J. lebte nun mit kaiserl. Titel und Luxus zu Ravenna in der Nähe von Genua, erst sehr eingezogen, bald aber umgeben von ihren alten Hofleuten. Sie bewahrte eine schwärmerische

aber und tüchtige Charakterzeichnung sind die Vorzüge seiner Romane, mit denen J. den ungar.-histor. Roman begründete. Die Herausgabe seiner interessanten Memoiren »Emlékirat« (4 Bde., 1865) wurde durch seinen Tod unterbrochen.

Josippon b. Gorion (daher Gorionides, auch Pseudojosephus) nennt sich der Verfasser der mit einer Menge sagenhafter Zusätze und Ergänzungen versehenen, in ziemlich reinem Hebräisch geschriebenen Bearbeitung des Flavius Josephus, die wahrscheinlich dem 10. Jahrh. angehört und aus Italien stammt. Die vollständige, mit lat. Übersetzungen und Anmerkungen versehene Ausgabe ist die von Breithaupt (Gotha 1707).

Josquin Desprez oder De Prez, lat. Jodocus Pratensis, der größte Kontrapunktist und Komponist vor Orlando Lasso und Palestrina, wurde zu Condé im Hennegau um 1450–55 geboren und erhielt frühzeitig von dem berühmten Odenheim (s. d.) musikalischen Unterricht. Nachdem er eine Zeit Musikmeister an der Kathedrale von Cambrai gewesen, ging er unter dem Pontifikat Sixtus' IV. (1471–84) nach Rom, wo er als Sänger in der päpstl. Kapelle angestellt wurde und sein Ruf als Tonsetzer sich fest begründete. Nach dem Tode seines Vaters wandte er sich nach Ferrara an den Hof Hercules' I. von Este, von da nach Paris, wo er bei Ludwig XII. in Dienste trat und eine Pfründe in St. Quentin erhielt. Diese vertauschte er (etwa um 1515) mit einer andern in seiner Vaterstadt Condé, wo er auch 25. Aug. 1521 starb. J. hatte viele Schüler und war der überall anerkannte Lehrmeister seiner Zeit. Seine Kompositionen, hauptsächlich kirchlicher Art, wurden besonders auch durch den um 1500 aufkommenden Musikdruck in ganz Europa verbreitet.

Josselin, Stadt im franz. Depart. Morbihan, Arrondissement Vitré, 12 km im N.W. von dieser Stadt, in 40 m Höhe, an der kanalisiertem Oust in reizendem Thale, hat Nagelfabrikation, Gerberei und wichtige Mahlmühlen, ein Schloss der Hohans aus dem 14. und 15. Jahrh. und zählt (1876) 2712 E. In der Kirche Notre-Dame befindet sich das prächtige Grabmal des Connétable de Clisson, welcher hier 1409 starb.

Jost (Jsaak Markus), namhafter jüd. Historiker, geb. 22. Febr. 1793 zu Bernburg, besuchte das Gymnasium zu Braunschweig, studierte in Göttingen und Berlin Philologie und übernahm 1816 die Leitung einer Schule in Berlin, der er bis 1825 vorstand. Sodann folgte er einem Rufe als Oberlehrer an die jüd. Realschule zu Frankfurt a. M., wo er bis zu seinem Tode wirkte. Er starb 25. Nov. 1860. Seine Hauptwerke sind die »Geschichte der Israeliten« (9 Bde., Berl. 1820–29), an welche sich die »Neuere Geschichte der Israeliten 1815–45« (3 Tle., Berl. 1846–47) anschließt, und die »Geschichte des Judentums und seiner Sekten« (3 Bde., Pp. 1857–59). Von J.'s übrigen Schriften sind hervorzuheben: »Allgemeine Geschichte des israel. Volks« (2 Bde., Berl. 1831–32) und eine Übersetzung der Mishna mit Text und Kommentar (6 Bde., Berl. 1832–34). Er gab die »Israel. Annalen« (Frankf. 1839–41) und 1841–42 mit Greizenach die hebr. Zeitschrift »Zion« heraus. J. gehörte zu den Begründern des Instituts zur Förderung der jüd. Litteratur und war nebst Philippson und Goldschmidt Mitverausgeber des »Jahrbuchs für die Geschichte der Juden« (Pp.).

zur Beforgung laufender Geschäfte eines Tags bestimmten Beamten gebraucht.

Jourdan (Jean Baptiste, Graf), Marschall und Pair von Frankreich, geb. 29. April 1762 zu Limoges, wo sein Vater Chirurg war, trat, 16 J. alt, in ein Infanterieregiment, das mit dem Hilfskorp nach Amerika ging, wurde 1790 Kapitän in der Nationalgarde zu Limoges, 1791 Bataillonchef und zeichnete sich 1792 bei Ramur unter Dumas aus, so daß er in der Nordarmee erst zum Brigade-, dann zum Divisionsgeneral ernannt wurde. Nach der Absetzung Houchards erhielt er den Oberbefehl über die Nordarmee und besiegte 16. Okt. 1793 bei Wattignies die Österreicher. Sein Widerspruch gegen einen Winterfeldzug mit dem schlecht ausgerüsteten Heere veranlaßte den Konvent, ihn außer Thätigkeit zu setzen, doch wurde er schon im Frühjahr 1794 wieder zum Kommando berufen. Nach mehreren unentschiedenen Gefechten schlug er 26. Juni die Österreicher bei Fleurus und drängte dieselben nach der Einnahme von Brüssel bis an die Maas zurück, erstürmte hier 2. Okt. deren Verschanzungen und nötigte sie dadurch, bis hinter den Rhein zurückzuweichen. Am 6. Sept. 1796 ging er unter dem einblindschen Feuer bei Düsseldorf über den Rhein, belagerte Castel und Mainz, wurde jedoch von dem österr. General Clerfayt 11. Okt. bei Höchst geschlagen und mußte das rechte Rheinufer räumen. Bei Eröffnung des Feldzugs von 1796 setzte er von neuem über den Fluß, wurde aber vom Erzherzog Karl aufs linke Rheinufer zurückgetrieben. Ein zweiter Versuch verlief anfangs glücklicher; Erzherzog Karl kam gegen Moreau, der südlich der Donau vordrang. J. kam bis in die Oberpfalz, wurde aber durch den herbeieilenden Erzherzog bei Amberg 24. Aug. und Würzburg 3. Sept. geschlagen. Sein Heer floh in Auflösung bis Düsseldorf. J. legte das Kommando nieder und trat 1797 in den Rat der Fünfhundert. Im Frühjahr 1799 übertrug ihm das Direktorium den Oberbefehl über die Donau-Armee. Er überschritt den Rhein bei Basel 1. März, wurde aber vom Erzherzog Karl 22. März bei Otrach und am 26. bei Stodach völlig geschlagen und darauf von der Armee abberufen. Bei den Wahlen im Mai gelangte J. wieder in den Rat der Fünfhundert, widersetzte sich dem Gewaltreich vom 18. Brumaire und wurde zur Deportation bestimmt; doch übertrug ihm der Erste Konsul 1800 die Reorganisation Piemonts. Im J. 1803 trat J. in den Senat, erhielt 1804 bei Gründung des Kaiserreichs die Würde eines Marschalls und Siz im Staatsrat und wurde dem König Joseph zur Seite gegeben, und in dieser Stellung war er 1806 in Neapel, besonders aber 1808 und 1809, sowie 1812 und 1813 in Spanien thätig. Als Majorgeneral des Königs Joseph hatte er an der Niederlage der Franzosen bei Vittoria 21. Juni 1813 wesentlichen Anteil. Ludwig XVIII. erhob ihn 1815 in den Grafenstand. Als Vorsitzender in den Kriegsrat berufen, der Napoleon verurteilen sollte, fiel er in Ungnade, als sich dieser Rat für nicht zuständig erklärte. Im J. 1816 erhielt er die 7. Militärdivision und 1819 die Pairswürde. Seiner Gefinnung nach Republikaner, wendete er sich mit Begeisterung der Julirevolution zu, übernahm einige Tage das Ministerium des Auswärtigen und wurde 11. Aug. 1830 Gouverneur des Invalidenhauses. J. starb 23. Nov. 1833. Er gab heraus: „Précis des opérations de l'armée du Danube sous les ordres du

schmachten der Zeit bildeten. Im J. 1815 wurde J. in die französische Akademie aufgenommen. Unter der Restauration behauptete er seinenchriftstellerruf durch neue litterarische Produktionen, und seine Tragödie «Sylla» (1822) erlebte glückliche Vorstellungen. J. war ein eifriger Vorkämpfer der liberalen Sache. Nach 1830 ernannte ihn Ludwig Philipp zum Bibliothekar des Louvre. Er starb zu St.-Germain-en-Laye 4. Sept. 1846. Seine «Oeuvres complètes» (27 Bde. mit Anmerkungen) erschienen zu Paris 1823—28.

Jovanović (spr. itisch, Stephan, Freiherr von), terr. Feldmarschalllieutenant, geboren zu Bazariste im Ottomaner Bezirk der ehemaligen Militärgrenze Jan. 1828, kroat. Abkunft, trat 1845 in das terr. Heer, kämpfte 1848—49 unter Radetzky in Italien und wurde 1850 in den Generalstab berufen, in welchem er 1863 zum Hauptmann befördert wurde. Späterhin wurde er Adjutant des in Südbosnien befehligenden Generals Rodich, von 1861—65 österr. Generalkonsul in Sarajewo. Er lehrte als der beste Kenner von Bosnien, Montenegro, Herzegowina und Kriwošcie 1865 als Oberst in dem Militärdienst zurück, zeichnete sich 1866 im Kriege gegen Italien aus, erhielt 1869, als der Aufstand in Südbosnien ausbrach, in Cattaro den Befehl über eine Gebirgsbrigade und blieb dort, nachdem die Ausständischen durch Verhandlungen zur Einstellung der Feindseligkeiten veranlaßt worden waren. Er wurde 1875 Freiherr, 1876 Feldmarschalllieutenant und übernahm 1877 in Spalato den Befehl über die 18. Truppendivision. Im folgenden Jahre führte er mit außerordentlichem Geschick die Besetzung der Herzegowina aus und unterwarf das ganze Land binnen wenigen Tagen und fast ohne Verlust. J. behielt dort den Oberbefehl und die Leitung der Verwaltung, unterdrückte 1882 den Aufstand in der Kriwošcie und wurde danach zum Statthalter in Bosnien und Militärkommandanten zu Zara ernannt.

Jovanović (spr. itisch, Wladimir), serb. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 28. Sept. 1833 in Schabaz, studierte in Ungarisch-Altenburg und Döbenheim Landwirtschaft. Darauf war er Beamter und Redacteur in Belgrad, mußte jedoch seiner freisinnigen Tendenzen halber 1860 seine Heimat verlassen, lebte in Belgien, England, Italien, der Schweiz; hier gab er zu Genf die serb.-franz. Zeitung «Sloboda — La Liberté» (1864—66) heraus. Im J. 1866 ging er nach Pest, war einer der Hauptbegründer und Leiter des jugserb. Nationalvereins «Srpska Omladina»; 1869 mit dem Bulgaren Karavelov zu Peterwardein verhaftet, wurden beide der Mitschuld an der Ermordung des Fürsten Michael von Serbien angeklagt, aber vom Gericht in Pest freigesprochen. Erst 1872 kehrte J. nach Serbien zurück, trat in den Staatsdienst und ward Mitglied der Stupschina (Volksvertretung). Bei Ausbruch des serb.-türk. Kriegs ward er Finanzminister, brachte die zur Kriegsführung nötige Anleihe zu Stande; auch führte er die Prägung serb. Goldmünzen nach franz. Münzsystem ein. Nach seiner Dimissionierung Ende 1879 ward er Präsident des Rechnungshofs, darauf im Juni 1880 wieder Finanzminister, doch trat er schon im Oktober 1880 mit dem Kabinett Ristić zurück. Neben einer Reihe nationalökonomischer und polit. Schriften in serb. Sprache, darunter Übersetzungen von Werken Roschers und Mills, schrieb J. «Les Serbes

ntschädigungsfragen zum Vorwande nehmend, nde 1861 in Merilo einbrach und schließlich durch anz. Bajonette den Erzherzog Maximilian von sterreich zum Kaiser von Merilo machte. (S. Mexiko.) Seitdem wüthete im Lande ein erbitterter Buerrillakrieg, den die Fremden gegenüber J. unterielten. Letzterer leistete einen zähen und zum Theil rfolgreichen Widerstand.

Unter diesen Umständen weigerte sich J. im Bi- erpruch mit der Verfassung vom 5. Febr. 1857, ie Gewalt dem legalen Vizepräsidenten, General Jesus Gonzales Ortega, zu übergeben. Solange och die Franzosen im Lande und Maximilian den aissertthron behauptete, strebte die republikanische ationalpartei nur die Vertreibung der ankern ieinde an und ließ die Frage, ob J. die Exekuti- ewart rechtmäßig innehatte, unerörtert. Als jedoch urch die Hinrichtung des Kaisers Maximilian 9. Juli 1867 in Queretaro, zu welcher J., durch ie bestehenden Gesetze gezwungen und durch polit. Rücksichten bestimmt, keine Zustimmung gegeben hatte, die europ. Einmischung beseitigt worden war, machte sich sofort eine ziemlich starke Gegner- schaft bemerkbar, welche bei der im August ausge- schriebenen Zusammenberufung der Wahlkörper den General Porfirio Diaz als Kandidaten auf- stellte. Indes siegte J. bei der Präsidentenwahl im Dez. 1867, wenn auch mit weit geringerer Mehr- heit als 1861, trat nun die Regierung für die Zeit bis 30. Nov. 1871 an und unterbrachte sofort mit blutiger Strenge verschiedene Aufstandsversuche, die später wiederholt verhängter ausbrachen. Bei der Präsidentenwahl von 1871 stellte sich weder für J. noch für seinen Gegenkandidaten Porfirio Diaz eine absolute Mehrheit heraus, sodah dem Kongress die Entscheidung zufiel. Dieser wählte J., welcher 16. Sept. für die nächste vierjährige Periode zum Präsidenten ausgerufen wurde. Der Friede wurde 1872 wiederhergestellt; J. aber starb bereits 18. Juli 1872 an einem Schlaganfall.

Juba, Fluss im nordöstl. Afrika, s. Dschub.

Juba, König von Numidien, der Sohn Hiemps als II., eines Urenkels des Masinissa, stand in dem Kampfe zwischen Cäsar und Pompejus auf der Seite des letztern. Cäsars Legat, Quintus Curio, wurde mit zwei Legionen, die er nach Afrika übergeführt hatte, durch ihn und den Pompejaner Titius Varus 49 v. Chr. vernichtet. Nach der Schlacht bei Pharsalus sammelten sich bei ihm unter Quintus Metellus Scipio die Pompejaner. Mit diesen unterlag er den Waffen Cäsars in der Schlacht bei Thapsus 46, nach deren Verlust er sich selbst tötete. — Sein Sohn, Juba II., wurde in Rom erzogen. Augustus, der ihn mit der jüngern Kleopatra, einer Tochter des Triumvirs Antonius und der Kleopatra von Aegypten, verheiratete, gab ihm im J. 30 das väterliche Reich zurück, nahm es ihm zwar 25 wieder, gab ihm aber dafür Mauritanien. Er starb 23 n. Chr. Durch zahlreiche histor., kultur- und kunstgeschichtliche, geogr. und noch andere Schriften erwarb er sich großen Ruf. Die Fragmente derselben hat G. Müller in den »Fragmenta historicorum Graecorum« (Bd. 8, Par. 1819) gesammelt.

Jubaea H. B. K., Pflanzengattung aus der Familie der Palmen. Man kennt nur eine einzige in Chile einheimische Art, die *J. spectabilis* H. B. K. Es ist eine hohe Palme mit gefiederten Blättern. Aus dem Stamme wird eine Art Sirup oder

rperiode hatte der Stamm J. die Hegemonie über die andern Stämme und gewann die größte Bedeutung, seitdem David aus demselben zum König erkoren wurde. Mit der Reichstrennung (975 v. Chr.) unter Rehabeam ging der Name J. auf das kleinere Südrich über, welches, aus den Stämmen J., Benjamin, Simeon und Levi bestehend, dem Königsstamme Davids treu blieb, sich unter den Segnungen der Erbmonarchie stetiger und glücklicher entwickelte als das Nordreich Israel, und seinen natürlichen, polit. und religiösen Mittelpunkt in Jerusalem mit seinem Tempel besaß. Gegen die Gefahren religiöser und polit. Art, von denen das Reich J. allerdings auch fast jederzeit bedroht war (Übernahme heidnischen Wesens, äußerer Ceremoniendienst und Vertheiligkeit, Angriffe von außen und Verräthung im Innern), eiferten nicht nur die Propheten, sondern dagegen richteten auch theokratische Könige, wie Axa und Josaphat, Joas, Hizkia und Josia ihre Reformbestrebungen. Gleichwohl wurde das Reich J. schon seit König Ahas syrischer, vorübergehend auch ägyptischer und zuletzt seit Sardanapal chaldäischer Vasallenstaat. Schließlich eroberten und zerstörten die Chaldäer unter Nebuchadnezzar Jerusalem, führten den letzten König den 19. der ganzen Reihe, Zedekia, mit dem größten Theile seines Volks ins Babylonische Exil (588—538 v. Chr.) weg und machten so dem Reiche ein Ende. Da das aus dem Exil zurückkehrende Volk fast ausschließlich den Stämmen J., Benjamin und Levi angehörte, so ging der Name J. auch wieder auf die auf den Trümmern Jerusalems und der Umgegend sich ansiedelnde neue Volksgemeinde über und hat sich als Nationalitätsbezeichnung bis auf den heutigen Tag erhalten.

Judān, s. Palästina.

Juda ha-Levi (ben Samuel), arab. Abulhasan, jüd. Dichter, lebte um 1080—1140 in Galilien, von wo er gegen Ende seines Lebens nach Palästina wanderte. Dem Lebensberufe nach Arzt, war er einer der berühmtesten jüd. Dichter des Mittelalters. Von seinen Liedern, die sich durch Innigkeit der Empfindung und Wohlklang der Sprache auszeichnen, sind die meisten religiösen Inhalts und in fast alle Ritualien, zumal die orientalischen aufgenommen; eine Sammlung derselben ist von Juzatto begonnen, aber nicht zu Ende geführt worden. Nicht minder bekannt ist J. durch sein Werk „Kufarim“, welches in fünf Abschnitten die wichtigsten Gegenstände des Judentums in Gesprächsform behandelt. Das arab. Original ist bisher nicht veröffentlicht. Die hebr. Übersetzung durch Jehuda ibn Tibbon ist (seit 1306) oft gedruckt, kommentiert und überseht worden; von Buxtorf in das Lateinische 1660, von Dav. Cassel in das Deutsche 1853 und 1862. J. heißt nicht Juda Ben Halevi und ist nicht Verfasser des „Sabbatliedes Lecha Dobi“, wie H. Meine im „Romancero“ angibt. Vgl. Geiger, „Dewan des Abu'l Hasan Juda ha-Levi“ (Bresl. 1851).

Judas der Galiläer, nach seiner Vaterstadt Gamala am Ostufer des Sees Gennezareth von Josephus der Gaulanite genannt, leitete in Gemeinschaft mit einem Phariseer Sabbul den gegen den röm. Census des Quirinius gerichteten Aufstand der Galiläer (7 n. Chr.), die aber zersprengt wurden. Obgleich dabei auch J. selbst ums Leben kam, so gab es doch seitdem eine radikale pharisäische Partei unter den Juden, die sich an die Familie des J. angeschlossen, den gewaltthätigen Widerstand

Bedrückungen und in Frankreich und dem westgot. Spanien im 6. und 7. Jahrh. grausame Verfolgungen zu erdulden. Im Parthischen und seit 226 im Persischen Reiche war ungeduldet einzelner Verfolgungen im 5. und 6. Jahrh. ihr Loß erträglich. Die J. in Palästina, welche mit Hilfe der Perser 614 Jerusalem einnahmen, träumten sogar die Wiederherstellung der alten Selbständigkeit, wurden jedoch vom Kaiser Heraclius gebemüthigt. Die Herrschaft des Islam, der nach Besiegung der Judenthümme von Obaibar, 627, sich Mesasien, Persien, Ägypten, Aritia, Spanien und Sicilien nach und nach unterwarf, änderte wesentlich die Lage der J. in jenen Ländern. Abgesehen von einzelnen Bedrückungen und Verfolgungen, wie in Mauritien 790 und in Ägypten 1010, lebten sie unter dem Kalifen und arab. Fürsten in ziemlichlicher Ruhe und nahmen im maurischen Spanien an Zahl und Bildung seit dem 8. Jahrh. zu. Mancher unterrichtete Jude war Rat, Schreiber, Astrolog oder Leibarzt der maurischen Könige, und die Stürme, die sie z. B. in Granada 1066 und in Cordoba 1148 trafen, waren meist nur eine Folge anderer polit. Ereignisse. Arab. Gemeinden gab es im 9. Jahrh. auch in Aitwan, Fez und Marokko; in Babylonien verringerte sich ihre Zahl seit dem 11. Jahrh., dagegen stieg sie in Palästina durch häufige Anhebungen; selbst bei den mongol. Schandthaten sie in Ansehen.

Trauriger war ihr Schicksal in dem christl. Europa, zumal in den halb-kultivierten, unter Lehnswesen, Junkrecht und Priestergewalt stehenden Weisländern. Im Byzantinischen Reiche hatten sie im Anfang und gegen Ende des 8. Jahrh. Verfolgungen zu erleiden, die ihre Übersiedelung in das Land der Chazaren, eines hunn. Volksstammes an der Wolga, veranlaßten. Wüthiger war für sie das folgende Jahrhundert; dagegen hatten sie zu Anfang des 11. Jahrh. unter Kaiser Basilus II. wieder harte Stürme zu bestehen. In Italien war gegen beträchtliche Geldopfer ihr Zustand leidlich. Glücklich zeiten verlebten sie in Neapel, wo sie nur 1261 verfolgt wurden, in Trani, Otranto, Salerno, Rom, Vico und, besonders in späterer Zeit, in Locana, der Lombardei und Savoyen, wo erst 1436 eine Verfolgung gegen sie ausbrach. Die Päpste nahmen sich fast durchgehends ihrer an. Seit dem 13. Jahrh. mußten sie jedes Absonderungszeichen tragen und seit dem 15. in eigenen Quartieren (ghetti) wohnen. Auf Sicilien, wo sie Grundeigentum und eine geregelte Kommunalverwaltung besaßen, wurden sie weder von den Arabern noch von den Normannen bedrückt und auch von Friedrich II. geschont. Später aber mußten sie schwere Abgaben zahlen und seit 1296 auch Abzeichen an ihrer Tracht tragen. Nachdem man seit 1424 vergebens sie zu bekehren versucht hatte, wurden sie 1493 auf Befehl Ferdinande des Katholiken, 100 000 Seelen an der Zahl, aus der Insel vertrieben; sie wendeten sich nach Neapel, während die heimischen J. oder neuen Christen noch bis 1570 von der Inquisition verfolgt wurden. In blutendem Zustande fanden sie sich im 8. und 9. Jahrh. in Frankreich, namentlich in Paris, Lyon, Langmedec und Provence; sie hatten Grundeigenthum, und ein magister Judaeorum verwaltete ihre Angelegenheiten. Bald aber fing die unter den schwachen Karolingern emporstrebende Geistlichkeit an, sie zu bedrücken. Königen, Bischöfen,

in tabeln und ein Synedrium einberufen. Die Be-
 in schränkungen von 1808 waren nur temporär.
 a. Durch die Verfassungen von 1814 und 1830 und
 u. das Gesetz von 1831, kraft dessen der Staat die
 n. Rabbinen besoldet, wurde die Gleichstellung oder
 n. sog. Emancipation der französischen J. vollendet.
 n. Gleiche Grundsätze herrschen in Belgien, wo sie
 r. ebenfalls vollständig emancipiert sind. Die seit
 n. 1655 wieder in England zugelassenen J. erlangten
 J. 1723 das Recht, Grundeigentum zu erwerben. Die
 Naturalisationsakte für sie von 1753 wurde zwar
 t. später wieder zurückgenommen; dennoch lebten sie
 l. in ungehinderter Freiheit. Seit 1830 erhielten sie
 n. Zutritt zu den Korporationen, seit 1833 zur Advoca-
 t. tur und 1845 ging im Oberhause auch die Bill
 r. durch wegen ihrer Zulassung zur Aldermanwürde.
 r. Zum Parlament sind sie seit 1868 gleichfalls zuge-
 lassen worden. In dem frei gewordenen Holland
 st. fanden 1603 die portugiesischen J. ein Asyl; sie so-
 n. wohl als die deutschen J. lebten hier frei, wiewohl
 t. vom Bürgerthum ausgeschlossen, das sie erst seit
 l. 1796 erhielten. Das Staatsgrundgesetz von 1814
 n. bestätigte ihre vollständige Emancipation. In Dä-
 nemark, wo sie seit 1600 austraten, erhielten sie
 e. 1738 viele Freiheiten und 1814 fast unbeschränktes
 e. Bürgerrecht. In Schweden gibt es erst seit 1776
 J. zu Stockholm und in drei andern Städten; nur
 h. einzelne von ihnen erhalten als Auszeichnung das
 t. Bürgerrecht. Die Umwandlung des Grundgesetzes
 t. im J. 1856 hat auch dort ihre Lage verbessert.
 t. Norwegen verleiht ihnen bisiezt jeden Aufenthalt.

l. Aus dem eigentlichen Rußland, wo Peter I. sie
 t. wieder aufgenommen hatte, wurden sie, 85 000
 f. Seelen an Zahl, unter der Kaiserin Elisabeth 1743
 n. vertrieben. Unter der Kaiserin Katharina II. fan-
 t. den sie sich wieder ein; von Alexander I. wurden
 n. sie mit gewerblichen Freiheiten begünstigt, von
 n. Nikolai I. vertrieben. Dagegen wohnen sie unter
 n. dem russ. Scepter in Aurland, in der Krim (Odesa
 d. und Cherson), in Graußen, in Kaulasien und den
 e. ehemals poln. Landesteilen. Den günstigen Inten-
 t. tionen der Kaiser Alexander II. und Alexander III.
 e. entsprechen nicht immer die Maßregeln unterer Ver-
 e. waltungsinstanzen. Der früher furchtbare Druck
 e. der Militärpflicht ist durch die neue Militärge-
 e. setzung Rußlands bedeutend gemildert. Auch in
 e. Polen fanden sie bei der Regierung Schutz, obgleich
 e. sie durch den Druck des Adels, die Vorurtheile des
 e. Volks und zuweilen durch Aufstände, wie 1649 in
 e. der Ukraine und 1654 in Litauen, viel zu erdulden
 e. hatten. Unter eigener Gerichtsbarkeit, vom Staats-
 e. leben ausgeschlossen, als Handeltreibende, Brannt-
 e. weinschmucker u. dgl. gestaltete sich hier ihre Lebens-
 e. weise und Weltanschauung auf eigene Art, so daß sie
 e. den spanischen und deutschen J. nachstanden. In
 e. Ungarn, wo sie 1685 Osen verteidigen halfen, haben
 e. sie gleichlich ihre volle Gleichstellung erlangt, des-
 e. gleichen in Siebenbürgen. In der Schweiz waren
 e. sie nur in Endingen und Langenau geduldet; sie
 e. wurden 1548 und, nachdem sie wieder Eingang ge-
 e. funden, 1616 aus Basel, 1622 aus Appenzell, 1634
 e. aus Zürich, 1656 aus Schaffhausen entfernt; später
 e. thaten einige Kantone Schritte zu größerer Dul-
 e. dung. Infolge der Handelsverträge mit andern
 e. Staaten, welche fremden J. Aufenthalt und gewisse
 e. Verkehrsrechte in der Schweiz verhielteten, wurden
 e. in neuerer Zeit die J. für die ganze Schweiz in
 e. gleiche Rechte mit den übrigen Einwohnern einge-
 e. setzt. In Spanien, wo sie erst seit 1837 wieder

193,
152,
r N.
terte
rner
Bar.
108-
de.,
wisch
layo
de.,
oiso
bbe,
ers-
r J.
1861
und
En-
27);
schen

liegt
Aache
ung,
tron-
mann-
1840)
alten
dem
baut,
We-
Burg.
mit
n iso-
nen-
e der-
esten

unft.
nlich
rigen
Nef-
edig-
auch
nden
durch
n der
n jüd.
eine
eloten
ir die
rund-
blam
reden.
„Ep-
reden
r die
n der
hund-
den-
Inter-
end-
Unter-
nere
bigen

aus den Heiden ihre Freiheit vom Gesetz zu, betrachtete sie aber als Proselyten, gewissermaßen als Christen zweiten Grades, und hielt für die J. die Pflicht der vollen Gesetzesbeobachtung aufrecht. Diese forderte einfach die Beschneidung und volle Gesetzeserfüllung der Heiden als Bedingung ihrer Teilnahme am Messiasreich. Anfangs zurückgedrängt, erneuerte die strengere Partei bald ihre Versuche, die Heidenchristen zur Beschneidung zu zwingen und gab, wie es scheint, in Jerusalem das Signal zu einer Reaktion, deren Folge der engste Anschluß der Urgemeinde an die Bestimmungen des jüd. Ceremonialgesetzes war. Petrus zog sich auf Andringen des Jakobus (s. d.), des Bruders Jesu, von den Heidenchristen zurück und stellte als Bedingung der wiederherzustellenden Gemeinschaft die Forderung, daß dieselben der jüd. Lebenssitten sich fügen sollten, während Paulus seinerseits die letzten Konsequenzen seines gesetzesfreien Evangeliums zog und jeden Gläubigen, der sich beschneiden lasse, des christl. Heils verlustig erklärte. Aber die J. suchten ihre nationalen Privilegien auch im Christentum zu behaupten, und es gelang allmählich, nicht nur die gläubigen Heiden an die auf ein förmliches Dekret der Apostel zurückgeführten Proselytengesetze (Apostelg. 15, 28 sq.) zu binden, sondern auch zahlreiche Heidengemeinden in größere oder geringere Abhängigkeit von Jerusalem und der Autorität der ältern Apostel zu bringen. Trotzdem trat unter den J. selbst unter alexandrinischen Einflüssen eine Richtung hervor, welche dem Paulinismus nahe verwandt war und bei der innern Entwicklungsfähigkeit des eigentlichen Judentums war der Streit schon gegen Ende des 1. Jahrh. zu Gunsten zwar nicht der paulinischen Theologie, wohl aber des gesetzesfreien Heidenchristentums entschieden. Dazu kam, daß innerhalb des Judentums noch eine dritte Richtung aufkam, die der essäischen J., welche zwar sehr eifrig für ihre dualistisch-asketischen Grundsätze agitierte und wie es scheint unter den jüd. Christen allmählich die Oberhand gewann, aber dadurch nur die Kluft zwischen den beiden Hauptteilen der Messiasgemeinde erweiterte. Schon um die Mitte des 2. Jahrh. waren die J. eine kleine Minorität, die man duldete, soweit sie sich selbst als duldbar erwies. In diesen kleinen, hinter der Entwicklung der Großkirche zurückgebliebenen Kreisen erhielten sich die ursprünglichen Vorstellungen der Urgemeinde ziemlich unverändert. Aber eine spätere Zeit sah in ihnen arge Ketzerien. So namentlich in der Vorstellung, daß Christus kein Gott, sondern ein natürlich erzeugter Mensch gewesen, auf den erst bei der Taufe der Heilige Geist herabgekommen sei. Ein Teil der J. nahm allmählich das Doama von Jesu übernatürlicher Zergung an, lehnte aber seine Gottheit beharrlich ab. Noch bis ins 4. Jahrh. erhielten sich in Palästina und Syrien kleine jüdenchristl. Gemeinden, welche sich selbst mit dem ursprünglichen Namen Nara oder auch Obioniten (d. h. die Armen) nannten. Seit dem 5. Jahrh. ist die Sekte völlig verschwunden.

Judenteutsch heißt der bei den jüden deutsch und poln. Abkunft seit dem Ende des Mittelalters gebräuchliche Dialekt, welcher infolge der Abgeschiedenheit von dem allgemeinen Leben viele bebräutete, nach verderbter und veralteter Form gebildete oder zusammengelebte, überhaupt viele provinzielle, aus dem Leben verschwundene, auch aus

haben die Regierungen ihnen materielle Beihilfe geleistet. Nach dem jüd. Herkommen ist jeder Jude verpflichtet beizutragen zur Erhaltung des Gotteshauses, der Lehranstalten, sonstiger für den Nitus notwendiger Institutionen, zur Armenpflege; außerdem bestehen in vielen Gemeinden Anstalten für Krankenpflege, Totenbestattung, auch wohl für Ausstattung armer Bräute, für arme Wöchnerinnen, für Versorgung von Armen mit Heizung, Brot u. s. w. In Frankreich, Belgien, Holland und manchen deutschen Ländern sind die Rabbiner mehr oder weniger Staatsbeamte und erhalten wohl auch ihren Gehalt oder einen Zuschuß von seiten des Staats; in Preußen sand bisher gesetlich die Nötigung für einen jeden Juden statt, zu der jüd. Gemeinde des Ortes, dem er als Einwohner angehört, beizutragen.

Die Glaubenssätze des J. sind behandelt worden von Formstecher, Hirsch, Steinheim, Frankel und in neuester Zeit von Stein (3 Tle., Mannh. 1876 fg.) u. a. Außerdem vgl. Geiger, „Das J. und seine Geschichte“ (3 Bde., Bresl. 1865—71); derselbe, „Allgemeine Einleitung in die Wissenschaft des J.“ (herausg. von seinem Sohn Ludw. Geiger, Berl. 1875); Bahrmund, „Babyloniertum, J. und Christentum“ (Epp. 1882).

Judenviertel, s. Ghetto.

Judenopfer, s. Weichselopfer.

Judoria (span.), s. Ghetto.

Judex (lat.), Richter; J. ad quem (zu ergänzen: appellatur), der Oberrichter, an welchen, J. a quo, der Unterrichter, von welchem appelliert wird; J. curiae, in Ungarn Titel des Oberlandrichters.

Judhauf, soviel wie Jute (s. d.).

Judic (Anne), geborene Damians, beliebte franz. Schauspielerin, geb. 17. Juli 1850 zu Semur (Côte-d'Or), bereitete sich auf dem pariser Conservatorium für das Theater vor, von Kozier im Gesang unterrichtet. Sie debütierte 1867 auf dem Gymnasietheater, ließ sich hierauf als Sängerin in dem Café-Concert Eldorado, 1871 in Belgien hören und nahm 1872 ein Engagement an dem Theater der Folies-Bergères in Paris an, das sie dann mit dem Variététheater und endlich mit den Bouffes-Parisiens vertauschte. Auf den Bühnen dieser Theater feierte sie als Herzogin von Gerolstein, Königin Carotte u. s. w. bald Triumphe, die sich noch mehrten, als sie 1876 Mitglied der Variétés wurde und Partien wie die Schöne Helena, Verichole u. a. spielte.

Judica, Name des fünften Fastensonntags, nach dem Anfangswort von Psalm 43, 1.

Judicarien (ital. Giudicaria), der südwestliche Teil Tirols, umfaßt das Thal der mittlern Sarca und dessen südwestl. Fortsetzung, das Thal des obern Etsche (Val Bona). Hauptorte sind Sterico, Lione und Combino.

Judicium (lat.), Urteil, Urteilsvermögen, auch Urteilspruch, Gericht, Gerichtshof; judizieren, urteilen, beurteilen, entscheiden, richten, auch binden; judiziös, scharfsinnig, verständig, sinnreich; judizial, gerichtlich; judiziar, gerichtlich, ie Gerichte betreffend.

Judicium (Judicium liber, lat.), das alttestamentliche „Buch der Richter“.

Judikat (lat.), Urteil; Judikation, Beurteilung, Aburteilung; judikatorisch, richterlich.

Jüdisch-deutscher Dialekt, s. Judendeutsch.

und Baruch ben. Naal, sowie Samuel der Fromme als religiöser Dichter und als Reisebeschreiber Belachia, 1187. Die berühmtesten ital. Gelehrten waren Nathan ben. Jechiel (gest. 1106) und Hillel ben. Chasim. Nur wenige Namen werden aus Griechenland und Asien genannt; doch hatten die Mardäer einen tüchtigen Schriftsteller an Juda Habbai, 1148. Der größte Teil der Festgebete war vor Raimonides vollendet.

Die durch des Raimonides und seines Zeitalters Leistungen hervorgerufene Thätigkeit wurde in der lebenden Periode (1204—1492) teils im Gebiete der theol.-ergetischen Philosophie, teils in der Bearbeitung des nationalen Gesetzes sichtbar. Mit einer mystischen Religionslehre wuchs zugleich der Meinungsstreit zwischen Talmudisten, Philosophen und Kabbalisten. Die ausgezeichnetsten Männer lebten in Spanien, später in Portugal, in der Provence und in Italien. Spanien gehören an im 13. Jahrh. die Dichter Jehuda Eharisi, Abraham ben. Chaschai und Naal Sahola; die Astronomen und Philosophen Naal Lattif, Juda Cohen und Naal iben-Sid, der Verfasser der Alfonsinischen Tafeln; die Gelehrten Meir Halevi, Moses ben. Nachman oder Nachmanides und Salomo Abereth; der Naturkundige Gerschom ben. Salomo; die Kabbalisten Todros ben. Joseph, Joseph Geratilia, Abraham Abulafia und Moses de Leon; die Ethiker und Theologen Jona Gerundi, Schenotob Palquera und Bechai; im 14. Jahrh. die Astronomen Naal Zeracli und Naal Alchaber; die Philosophen Joseph Nalar und Moses Vidal; die Gelehrten Jomtob, Nijim, Vidal, Naal ben. Eschscheth und David Abudatham; die Theologen und Ethiker Chaschadai Erescas, Josua Schoaib, Naal Abamb, Joseph Isapi und David Kohen. Im 15. Jahrh. wurde in Sitten bemerkbar. Hervorzuheben sind Joseph Albo und Schenotob ben. Joseph, sowie in Portugal Abraham Catalan. In der Provence waren als Dichter und Philosophen berühmt: Joseph Gzobi, Levi ben. Gerion, Jedaja Benini und Isonymos ben. Katonymos; als Übersetzer Samuel, Moses und Jakob Libbon; als Grammatiker Profiat Duran, genannt Ephodius; als Gelehrter und Kommentatoren Menachem ben. Salomo, genannt Meiri, und Jerucham, ferner Naal de Latach, Abr. Jarrissol, Meir ben. Simeon und Naal Nathan, 1437, der Verfasser der hebr. Concordanzen. In Italien waren jüd. Gelehrte mit Übersetzungen arab. und lat. Werke beschäftigt; dort gebieten die eigentlich ästhetischen Werke, wie die Leistungen von Immanuel ben. Salomo, der die ersten hebr. Sonette lieferte, Moses de Nieti, Messir Leon u. a. beweisen. Auch gab es Gelehrte, wie die beiden Jesaja de Trani und Joseph Kolon; Philosophen, wie Hillel ben. Samuel, Judan ben. Moses und Jochanan Alman; Kabbalisten, wie Menachem Recanate; Astronomen, wie Immanuel ben. Jakob; Grammatiker, wie Joseph Sarl und Salomo Urbino, und in Padua hielt Elia del Rebigo und Land. da (gest. 1493) öffentliche Vorträge über Philosophie. Während aus Frankreich nur wenige Gelehrte, wie die Sammler der Tosafot, Moses de Concy und Jechiel ben. Joseph, Tragen und Dichter, wie Berachia, bekannt sind, brachte Deutschland zahlreiche Bearbeiter des Gesetzes, wie Eischer Halevi, 1240, Meir aus Rothenburg, 1280, Mordechai, Nisger, nachher in Toledo, dessen Sohn Jakob, 1339, und Mertiin, 1450,

in Ba-
n, der
chids-
n Psal-
ri und
hsam:
Klabe-
on im
hatte,
raphen,
st und
r, der
ochrin-
Jahrb.
anmen
die bis
Jahrb.)
ahrb.).
e glän-
span.
littera-
Poesie
ologie,
bediim.
chliche
rabbi-
waren
Es sind
Halevi
r Gero-
1161;
Salomo
id Mo-
il (gest.
lls im
Abra-
in von
, 1060,
chneten
O, und
esfierte
chlicht.
zen der
franz.
ubische
: Ge-
r auch
er Si-
Haco-
enannt
nlichen
Joseph
Salomo
e zum
Näher,
n. Sa-
r Pro-
littera-
Kar-
st man
erachia
n, wie
die Jo-
Rimchi;
tatoren
Rains
de Ge-
nmon,
Nathan

und Baruch ben-Haal, sowie Samuel der Fromme als religiöser Dichter und als Reisebeschreiber Berachia, 1187. Die berühmtesten ital. Gelehrten waren Nathan ben-Jechiel (gest. 1106) und Hillel ben-Elia. Nur wenige Namen werden aus Griechenland und Asien genannt; doch hatten die Karäer einen tüchtigen Schriftsteller an Juda Sabai, 1148. Der größte Teil der Festgebete war vor Raimonides vollendet.

Die durch des Raimonides und seines Zeitalters Leistungen hervorgerufene Thätigkeit wurde in der siebenten Periode (1204—1492) teils im Gebiete der theol.-ergetischen Philosophie, teils in der Bearbeitung des nationalen Gesetzes sichtbar. Mit einer mystischen Religionslehre wuchs zugleich der Meinungsstreit zwischen Talmudisten, Philosophen und Kabbalisten. Die ausgezeichnetsten Männer lebten in Spanien, später in Portugal, in der Provence und in Italien. Spanien gehören an im 13. Jahrh. die Dichter Jehuda Charisi, Abraham ben-Elaschai und Isak Sabola; die Astronomen und Philosophen Isak Lattai, Juda Eohen und Isak aben-Sib, der Verfasser der Alfonsinischen Tafeln; die Gelehrten Meir Halevi, Moses ben Nachman oder Nachmanides und Salomo Aderech; der Naturkundige Gerschon ben-Salomo; die Kabbalisten Todros ben-Joseph, Joseph Secatilia, Abraham Abulafia und Moses de Leon; die Ethiker und Theologen Jona Gerundi, Schemot Balquera und Nachai; im 14. Jahrh. die Astronomen Isak Zeraeli und Isak Alchader; die Philosophen Joseph Balat und Moses Vidal; die Gelehrten Jomto, Nissim, Vidal, Isak ben-Eschscheth und David Abudharham; die Theologen und Ethiker Elaschai Crescas, Josua Schoaib, Isak Abwab, Joseph Caspi und David Kohen. Im 15. Jahrh. wurde ein Sinken bemerkbar. Hervorzuheben sind Joseph Albo und Schemot ben-Joseph, sowie in Portugal Abraham Catalan. In der Provence waren als Dichter und Philosophen berühmt: Joseph Gobi, Levi ben Gerson, Jedaja Benini und Kalonymos ben-Kalonymos; als Übersetzer Samuel, Moses und Jakob Libbon; als Grammatiker Profiat Duran, genannt Ephodäus; als Gelehrter und Kommentatoren Menachem ben Salomo, genannt Meiri, und Jerucham, ferner Isak de Lataz, Abr. Karissol, Meir ben-Simeon und Isak Nathan, 1437, der Verfasser der hebr. Koncordanzen. In Italien waren jüd. Gelehrte mit Übersetzungen arab. und lat. Werke beschäftigt; dort gediehen die eigentlich ästhetischen Werke, wie die Leistungen von Immanuel ben-Salomo, der die ersten hebr. Sonette lieferte, Moses de Netti, Messir Leon u. a. beweisen. Auch gab es Gelehrten, wie die beiden Ischia de Trani und Joseph Alon; Philosophen, wie Hillel ben-Samuel, Juda ben-Moses und Johanan Almaz; Kabbalisten, wie Menachem Accanote; Astronomen, wie Immanuel ben-Jacob; Grammatiker, wie Joseph Sarti und Salomo Urbino, und in Padua hielt Elia del Medigo und Cand.da (gest. 1493) öffentliche Vorträge über Philosophie. Während aus Frankreich nur wenige Gelehrte, wie die Sammler der Tosafot, Moses de Concy und Jechiel ben-Joseph, Cregeten und Dichter, wie Berachia, bekannt sind, brachte Deutschland zahlreiche Bearbeiter des Gesetzes, wie Elieser Halevi, 1240, Meir aus Rotenburg, 1280, Mordechai, Akker, nachher in Toledo, dessen Sohn Jakob, 1339, und Isertin, 1450,

Sprachkunde: Hartwig Bessels (gest. 1806), Salomo Dubas (1815), Jial Cuchel (1804), David Friedländer (1832), Joel Löwe (1802), Herz Homberg (1841), Abrom Wollfsohn (1835), Benzeck (1811); der scharfsinnige Salomo Maimon (1800); der Arzt Markus Herz (1803), dessen Frau die berühmte Henriette Herz (1847) war; für mathem. Wissenschaften: Rafael Levi (1779), Baruch Skow, Abraham Cassel (1795), Meier Hirsch (1851), Lazarus Wendavich (1822); der Herausgeber älterer Werke: Jial Satanow (1806). Ferner die etwas jüngern Grammatiker und Übersetzer: Salomo Kappenstein (1814), Juda Zeitelles (1838), Schalom Cohen (1845), Wolf Heidenheim (1832), Rafael Fürkenthal (1836). Die Dichtkunst wurde gepflegt von Ephraim Moses Rub (1790), Franco Mendez, Ephraim Luzatto (1792), Simcha Calimani (1744), Büchenthal (1818). Die talmudischen Studien fanden ihre Vertretung bis in die neuere Zeit durch Eschiel Landau in Prag (1793), Elia Gason in Wilna (1797), Maleachi Kohn in Florenz, Jesaja Berlin in Breslau (1799), Salomo Kohn in Jülich (1849), Jakob in Pissa (1832), Aliba Gaer in Vosen (1837), Moses Sofer in Preßburg (1834), Wolf Hamburg in Jülich (1850).

Als die zehnte und neueste Periode darf die Zeit von etwa 1820 bis auf die Gegenwart bezeichnet werden. Die Juden sind in den Kulturländern Europas vollständig in die Civilisation des Jahrhunderts eingetreten; hervorragende Leistungen von Juden auf den Gebieten der Kunst und der Wissenschaft gehören nur noch insoweit zur „Jüdischen Literatur“, als diese Arbeiten in unmittelbarer Beziehung zum Judentum stehen. Charakteristisch für diese Periode der jüd. Litteratur ist das Streben nach kritisch-wissenschaftlicher Erkenntnis des jüd. Altertums, an welches sich geschichtliche, sprachliche und philol. Studien, sowie Bearbeitungen von Aufgaben älterer, epochenmachender Werke anschließen. Diese ganze Bewegung knüpft sich zunächst an zwei hervorragende Namen: S. J. Rapoport (geb. 1790, gest. in Prag 1867) und L. Zunz (geb. in Detmold 1794). Die von diesen Männern erzielten Anregungen erweckten ein reiches literarisches Streben, das einen großen Wissensstreif bewältigt hat und hier nur in ganz allgemeinem Umrissen geschildert werden kann. Für Geschichte waren thätig: Jost (1860), Herzfeld, Wiener, Grätz, Kasperling; für Litteratur und Altertumskunde: S. D. Luzatto (1866), Reggio (1865), Michael Sachs (1864), J. H. Schorr, Abr. Geiger (1874), A. Jellinek, R. Kirchheim, Kämpf, D. Cassel, Senior Sachs; für Bibliographie: M. Steinschneider, Joseph Fechner (1871), Lebrecht (1876), Landshuth, Benjaïob (1865); ferner: R. Arndt (1840), J. Frankel (1875), M. A. Levy (1871); für Bibliographie: J. Fürst (1873) und J. Levy; für Geschichte der Philosophie und philol. Bearbeitung des Judentums: E. Rual (1867), Samuel Hirsch, Formstecher, Crispienach (1842) und Joel; als Herausgeber: Salomon in Hamburg (1862), Noah Hamburger in Wien (1865), Sam. Goldheim (1860), Michael Sachs (1864), Jellinek und Goldschmidt in Leipzig. Von Bearbeitern jüd. Kulturzustände in literarischer Form sind zu nennen: Verthold Auerbach, L. Koppert, A. Bernstein und Mosenthal; von Bearbeitern altjüd. Synagogalmelodien: Selzer in Wien, Lewandowski und Wolf in Berlin. Einzelwerke für Juden: die in Berlin (seit 1837)

unter Redaction u. Leitung durch Arnst J. Fürst; die vonheimer in Bernburg, Auerbach in jüd. Interessen bei Sprache und in allen Kulturproportionen der jüd. Li in Bonn und Sill. Von neuern Litteratur vgl. auf Stein Schneider, e. Encyclopädie (8. Schichte der jüd. Li -73), und Löw, Literatur* (Siegbin).

Jüdische Religion

Judith ist die 1. schon Vätern beursprünglich hebr. Stellung wurde die drängnis die Rette thylua (Bethulia) Vaterstadt, wird 1. König Nebuladn Schon verzweifelt aller Hilfe, da gebietet den Feindlichkeit und schlägt ih auf seinem Lager li das Haupt ab. An neu machen die 2. Feinde, von jedem Heil in der Flucht. ist ebenso gewis, w freitig. Wahrschei den Juden in ver. Sage in der maßlich keine andere Vorbildern weiter o. Maslabbus über (1. Raff. 7). Oder si Rufus Quinetus (= und) Juden unter be buladnejar). Dann die Judentum, herl Isarnes den Unter welchen Hadrian zu morben lich. Die künstlerisch dargestellt in einer gleichnamig 1841; 2. Aufl. 1873 Horace Vernet hat J. und Holofernes ment nach der Lhal

Judith

des Frommen seit und Bildung aus der Welsen. Sie 1. des spätern Königs fache zahlreicher Eh auch diesem jüngste am Erbe gleich den zu verchaffen sucht dretterisches Verh reichen Grafen Bei jedoch gelang es ihr die Begruet zum Sch

Rebaction von Junz erschienene Bibelüber-
setzungen; durch Arnheim (1869), Michael Sachs und
andere; die von Salomon in Hamburg, Herr-
mann in Bernburg, L. Philippson, Fürst in Leip-
zigerbach in Frankfurt. Zeitschriften, welche
jüdische Interessen behandeln, erscheinen außer in hebr.
Sprache und in jüdisch-deutscher Mundart in fast
allen Kultursprachen Europas. Vereine zur Förde-
rung der jüd. Litteratur wurden von Philippson
und Silberman in Lpzl gegründet.
In neuern Darstellungen der Geschichte der jüd.
Litteratur vgl. außer den Schriften von Junz (s. d.):
Schneiders, „Jüd. Litteratur“, in „Allgemeine
Enzyklopädie“ (Bd. 27, Lpz. 1850); Cassel, „Ge-
schichte der jüd. Litteratur“ (Bd. 1 u. 2, Berl. 1872
u. 73), und Löw, „Die Lebensalter in der jüd. Littera-
tur“ (Tübingen 1875).

Jüdische Religion, s. Judentum.

Judith ist die Heldin einer unter den apokryphi-
schen Büchern des Alten Testaments erhaltenen,
völlig hebr. Erzählung. Nach dieser Dar-
stellung wurde die schöne Witwe J. in tiefer Be-
nennung die Retterin ihres Volks. Die Stadt Be-
thulia (Bethulia bei Luther) in Nordpalästina, J. s.
Vaterstadt, wird von Holofernes, dem Feldherrn
des Königs Nebukadnezars von Assyrien, belagert.
Von verzweifeln die verzagten Volksoberrn an
ihre Hilfe, da geht J. ins feindliche Lager hinaus,
tödt den feindlichen Feldherrn durch ihre Schö-
nheit und schlägt ihm, als er des Nachts berauscht
in seinem Lager liegt, mit seinem eigenen Schwert
das Haupt ab. Auf die Kunde von dem Geschehe-
niss machen die Belagerten einen Ausfall, die
indem, von jähem Schrecken übermannt, suchen ihr
Heil in der Flucht. Daß die Erzählung unhistorisch,
ebenso gewiß, wie ihre geschichtliche Grundlage
fictitig. Wahrscheinlich entstand die übrigens bei
den Juden in verschiedener Gestalt umlaufende
Legende in der makkabäischen Zeit und hat ursprüng-
lich keine andere Grundlage als den nach ältern
Vorbildern weiter ausgeschmückten Sieg des Judas
makkabäus über den syr. Feldherrn Nicanor
(Makk. 7). Oder sie bezieht sich auf den Krieg des
Publius Quinctius (= Holofernes) gegen die (Syrier
und) Juden unter dem röm. Kaiser Trajan (= Ne-
bukadnezar). Dann würde die durch die J., d. i.
die Judenthümlichkeit, herbeigeführte Katastrophe des Ho-
lofernes den Untergang des Quinctius abbilden,
welchen Hadrian zu Gunsten der Judenthümlichkeit er-
zählen ließ. Die Heldenthat der J. ist vielfach
episch dargestellt und unter andern von Hebbel
in einer gleichnamigen Tragödie „Judith“ (Hamb.
1841; 2. Aufl. 1873) dramatisch behandelt worden.
Horace Vernet hat in seinem berühmten Gemälde
J. und Holofernes (im Louvre zu Paris) den Mo-
ment nach der That dargestellt.

Judith, zweite Gemahlin des Kaisers Ludwig
des Frommen seit 819, war eine durch Schönheit
und Bildung ausgezeichnete Frau aus dem Hause
der Welfen. Sie ward 13. Juni 823 die Mutter
des spätern Königs Karl (des Kahlen) und die Ur-
ursache zahlreicher Wirrnisse im Frankenreiche, da sie
auch diesem jüngsten Sohne Ludwigs einen Anteil
am Erbe gleich den ältern aus dessen früherer Ehe
zu vertheilen suchte. Man warf ihr auch ein ebe-
nrechtliches Verhältniß zu dem am Hofe einfluß-
reichen Grafen Bernhard von Septimanie vor;
jedoch gelang es ihr durch einen Reinigungsseid 831
die Orger zum Schweigen zu bringen. Wiederholt

ndelassen den Bedürftigen Beihilfen gewäh-
tal. »Vier Preisschriften über die Vereinigung
militärischen Instruction mit der Volkserziehung«
1863); »Jugendwehr und Turnen« (Salzh.
; Walder, »Notwendigkeit einer militärischen
erziehung« (Eps. 1874); derselbe, »Ein vreuß.
richt-geisch oder ein Reichsgesetz über die m-
che Jugend-erziehung« (Berl. 1877).

igenheim, Dorf in der hess. Provinz Star-
ra, Kreis Bensheim, an der Bergstraße,
östlich von Bickenbach, ist Sitz einer Ober-
rei und kgl. mairischer Kurort, hat eine Starke-
l und eine Schmiede und zählt 1003 E.; dabei
Schloß Seiligenberg des Prinzen Alexander von
n mit Park und die Burgruine Bickenbach.

agrum, im alten Rom die Einheit des
benniafes, ein Rechteck von 240 rom. Fuß
e und 120 Fuß Breite = 28800 rom. Qua-
dratfuß = 2518,88 qm. 200 jugera bildeten eine
turia = 50,37 ha.

Juggurnanth, s. Dschaggarnath.

Juglandaceen (Juglandaceae), Pflanzenfamilie aus
Gruppe der Dicotyledonen. Man kennt gegen-
Arten, die in der nordl. gemäßigten Zone der Al-
und Neuen Welt verbreitet sind und in den Tro-
picaegenden Asiens und Amerikas nur im Hochge-
e vorkommen. Es sind hohe Bäume mit festem
e und breiten, unpaarig gefiederten Blättern.
e männlichen Blüten stehen in Rähnen, die weib-
hen stehen einzeln oder in geringer Anzahl beina-
en an den Enden von Zweigen. Der Fruchtstiel
unterständig und trägt auf seinem Scheitel zwei
rdige etwas zurückgetrimmte Narben. Die
ucht ist eine Steinfrucht mit fleischiger Umhul-
ung und zweiflappiger Schale. Von den meisten
werden die Früchte geessen (s. Carya. Ju-
lans) und auch wegen ihres Gehalts an Öl tech-
isch verarbeitet; von vielen Arten wird auch das
holz in der Möbelschneiderei benutzt.

Juglans L., Pflanzengattung aus der nach ihr
renannten Familie der Juglandaceen. Man kennt
egen acht Arten, die in der nordl. gemäßigten
one Asiens, Euroras und Amerikas vorkommen.
e sind Bäume mit großen, abwechselnd gestielten,
parvaria gefiederten Blättern von eigentümlich
aromatischem Geruch, hängenden, dicken, grün-
rlichen Rähnen mit männlichen Blüten, welche sich
an der Spitze der vorjährigen Triebe aus blattlosen
Knospen zur Zeit des Laubaufbruchs entwickeln,
einzeln oder zu mehreren zusammenhängenden we-
rlichen Blüten, welche an der Spitze der neuen
Triebe stehen und einen unterständigen Fruchtstiel
tragen und große, röhrenförmige, rote Narben besitzen. Die
Frucht ist eine eiförmige, von einer fleischigen, leder-
artigen, ungenießbaren Schale umhüllte Stein-
frucht, deren beinharte zweiflappige Kernschale
einen zweikörnigen, walrusen, weichschmelzenden
Samen umschließt. Die bekannteste Art ist der ge-
meine Walnussbaum (*J. regia L.*). Er ei-
nmal ist derselbe im südöstl. Europa in den
Gebirgen um das Adriatische Meer, ferner in Ja-
pan und Korea, vielleicht auch im nord-
östl. Indien. Er wird vorzüglich in der süd-
e palte Europas kultiviert, in milden, geländeten
e Vase auch in Norddeutschland, Norwegen, Schwe-
den u. s. w. Im Süden Italiens beginnt er am
e Meeres erst bei 1300 m; auf der Südspitze der Al-
den liegt seine Höhenangabe bei 900—1150, auf der
e, Norde bei 800—1000, in den Pyrenäen bei 650 m.

Ananas-Julep. Früher war J. auch die Bezeichnung für eine Arzneiform von dünnerer Konsistenz als der Saft.

Julfeft, f. Julklapp.

Julg (Bernb.), Philolog und Sprachforscher, geb. 20. Aug. 1825 zu Ringelbach im Großherzogtum Baden, erhielt seine Vorbildung auf den Gymnasien zu Offenburg und Mannheim und widmete sich 1844—48 auf den Universitäten zu Heidelberg und Berlin dem Studium des klassischen Altertums und der vergleichenden Sprachforschung. Nachdem J. 1848—51 in Heidelberg, Freiburg und Lausanne als Gymnasiallehrer fungiert hatte, wurde er 1851 außerord. Professor der klassischen Philologie in Jemberg, wirkte dann 1853—63 als ord. Professor dieser Wissenschaft an der Universität zu Kraslau und fungiert in gleicher Eigenschaft seit 1863 zu Innsbruck. Neben der vergleichenden Sprachwissenschaft, wobei er außer dem Sanskrit meist das Studium der ostasiat. Sprachen im Auge hat, liegt er auch der vergleichenden Sagenforschung ob. Von J.'s wissenschaftlichen Publikationen sind die wichtigsten: „J. S. Vaters Literatur der Grammatiken, Verla und Wörteransammlungen aller Sprachen der Erde“ (2. Aufl., Berl. 1847), „Die Märchen des Eddibis für“ (Kpz. 1866), „Mongol. Märchen“ (Innsbr. 1867), „Mongol. Märchenansammlung. Mongolisch und deutsch“ (Innsbr. 1868; die deutsche Uebersetzung auch besonders: „Mongol. Märchen“, Innsbr. 1868), „Die griech. Heldensage im Widerchein bei den Mongolen“ (Kpz. 1869), „Über Wesen und Aufgabe der Sprachwissenschaft“ (Innsbr. 1868), „On the present state of Mongolian researches“ (Lond.

Jul, Monat, f. Julius.

(1882).

Julia, der Name des 89. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Julia, die einzige Tochter des Kaisers Augustus von dessen zweiter Gemahlin Scribonia, geb. 39 v. Chr., ausgezeichnet durch Schönheit, Geist, Bildung und Keuschheit, wurde im J. 25 an des Augustus Schwestersohn Marcus Claudius Marcellus, nach dessen Tode im J. 22 an Marcus Vipsianus Agrippa verheiratet, dem sie drei Söhne und zwei Töchter gebar. Ihre Stiefmutter Livia, die ihr feindlich gesinnt war, weil sie durch sie ihre Pläne für ihren eigenen Sohn Tiberius gefährdet sah, bewog nach des Agrippa Tode den Ananias, seine Tochter im J. 11 an Tiberius zu vermählen, um diesem die Hofnung auf Nachfolge in der Herrschaft zu sichern. Die Ehe bestand, trotz gegenseitigen Widerwillens der Gatten, bis zum J. 2 v. Chr., wo Augustus plötzlich dem Senate anzeigen ließ, daß seine Tochter sich so weit verrathen habe, das Forum zum Schauplatz ihrer nächtlichen Ausschweifungen zu machen, und sie nach der Insel Pandateria (heut Pandaterra) bei Neapel verbannte. Mehrere angesehene Männer, die als ihre Buhlen bezeichnet wurden, erlitten Verbannung oder den Tod. Es scheint sicher, daß Livia, um ihren Haß zu befriedigen, durch übertriebene Schilderung der Vergehungen der J., von denen sie an sich nicht freigesprochen werden kann, und durch die unvorbereitete Beschuldigung, daß an diese Vergehungen sich Verbindungen gegen die Herrschaft und das Leben des Augustus knüpften, diesen, der seine Tochter immer zärtlich geliebt hatte, zu dem raschen Schritte gegen dieselbe bewog. Von Pandateria wurde J. später nach Abactum (Nepesin) geführt, wo sie, von Tiberius in Mangel und Dürftigkeit gelassen, 14 n. Chr.

an Frankreich abgetreten und zum Depart. Roer geschlagen wurde. Durch den Wiener Kongreß fiel 1814 das Herzogtum J., mit Ausnahme einiger zu Limburg geschlagener Parzellen, Preußen zu und wurde unter die Regierungsbezirke Aachen, Köln und Düsseldorf verteilt. Der Kern desselben ist der Kreis Jülich im Regierungsbezirk Aachen, der auf 318,5 qkm (1880) 42007 meist kath. E. zählt.

Die Stadt Jülich, an der Roer, an den Linien München-Gladbach-Stolberg und J.-Düren der preuß. Staatsbahnen und an der Aachen-Jülicher Bahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Landratsamts, war Festung zweiten Ranges, deren Werke aber 1860 geschleift wurden, hat ein Progymnasium und eine Unteroffizierschule und zählt (1840) 5295 meist kath. E., welche Papier-, Holzstoff-, Leder-, Eisen-, Schirm- und Zuderfabriken unterhalten. Vgl. Ritter, »Sachsen und der Jülicher Erbfolgestreit« (Münch. 1873).

Julien (Stanislas Nigam), ausgereicherter franz. Sinolog, geb. 19. Febr. 1799 zu Orléans, widmete sich in Paris dem Studium der griech. Sprache und war bereits 1821 Gail's Stellvertreter am Collège de France. Im J. 1824 veröffentlichte er eine Ausgabe des »Raub der Helena« von Kallimachos. Um diese Zeit wandte er sich auch dem Studium des Chinesischen zu, erhielt 1832 den Lehrstuhl Abel Remusat's am Collège de France und wurde 1833 Mitglied der Akademie der Inschriften. Als Konservator übernahm er 1839 an der königl. Bibliothek zu Paris die Aufsicht über deren ostasiat. Bücherschätze. Seit Okt. 1859 war er Administrator des Collège Impérial de France. J. starb 14. Febr. 1873 zu Paris. Er veröffentlichte eine lat. Übertragung des Philosophen Meng-tse (2 Bde., Par. 1824—26), übersetzte die beiden Tramen »Tschao-chi-kou-eul« (»Der Waise vom Hause Tschao«, Par. 1834) und »Hosi-lan-ki« (»Der Arelkreiß«, Par. 1832), ferner die Romane »Blanche et bleue« (Par. 1831), »Deux filles lettrées« (2 Bde., Par. 1860) und »Ju-kiao-li, ou les deux cousines« (2 Bde., Par. 1863), sowie die der »Avadanas« (3 Bde., Par. 1859), einer Sammlung von Novellen und Fabeln ind. Ursprungs. Schätzbare Beiträge zur Kunde der chines. Philosophie und Religion sind die Übersetzungen des »Livre des récompenses et de peines« (Par. 1835), welches die Lehren der Tao-tse kennen lehrt, und des »Tao-king« (»Livres de la voie et de la vertu«, Par. 1841) von Lao-tien. Gleich wichtig für die Geschichte und Geographie Indiens wie für die Kenntnis des Buddhismus ist J.'s Bearbeitung der »Histoire de la vie de Hiouen-Tsang et de ses voyages« (Bd. 1 u. 2, Par. 1856—58), an welche sich zunächst die Übertragung der »Mémoires sur les contrées occidentales« (Par. 1857) von Hiouen-Tsang und die »Méthode pour déchiffrer et transcrire les mots sanscrits que se trouvent dans les livres chinois« (Par. 1861) anschließen; auch veröffentlichte J. ein »Résumé des principaux traités chinois sur la culture des mûriers et l'éducation des vers à soie« (Par. 1837) und den »Traité sur l'art de fabriquer la porcelaine« (Par. 1856). Der chines. Sprache als solcher ist seine letzte Arbeit »Syntaxe nouvelle de la langue chinoise« (2 Bde., Par. 1869—70) gewidmet.

Julier (gens Julia), Name eines patricischen röm. Geschlechts, das aus Alba Longa stammte und seinen Ursprung von Julius, Sohn des Ancus,

Widerstandes, den namentlich die Stadt Braunschweig dem kaiserlichen Eingreifen entgegensetzte. Ebenso selbständig verhielt er sich gegenüber dem Adel und der luth. Geistlichkeit. J. starb 3. Mai 1589. Aus seiner 1560 geschlossenen Ehe mit Hedwig, der Tochter des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, hatte er sieben Töchter und vier Söhne, von welchen der älteste Heinrich Julius sein Nachfolger ward.

Julius Africanus, christl. Schriftsteller aus dem Anfange des 3. Jahrh., der gelehrte Freund des Origenes lebte am Hofe des kaiserlichen Abgar VIII. von Odesa. Unter seinen Schriften sind namentlich seine vielbenutzte, aber nur fragmentarisch erhaltene »Weltchronik« und seine Briefe an Origenes über die Geschichte von der Susanna und an Aristides über die Geschlechtsregister Jesu hervorzuheben. Außerdem schrieb er ein umfangreiches medizinisches Buch unter dem Titel »Medicinae«. Vgl. Götzer, »Sextus J. A. und die byzant. Chronographie« (Bd. I, S. 1880).

Julius Caesar, J. Cäsar (Gaius Julius).

Juliusburg, Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Olz, am Juliusburger Wasser, 8 km im NW. von Olz, am Ende der Hohenberge, an der Linie Olz-Gnesen der Preussischen Staatsbahnen, zählt (1880) 780 E.; dabei liegt das Dorf J. mit 630 E.

Juliusbad, besuchtes Solbad im braunschw. Kreis Wolfenbüttel, zehn Minuten von der Eisenbahnstation Harzburg (s. d.) entfernt, liegt am Eingang des reizenden Adautbals, 215 m über dem Meere, in romantischer und überaus gesunder Gegend. Die Solquelle enthält nach einer Analyse von Professor Herren in 100 Gewichtsteilen 6,225 Chlormagnesium, 0,010 Chlorkalium, 0,110 schwefelsaure Magnesia, 0,004 schwefelsauren Kalk, 0,000 Chlormagnesium und Spuren von Eisenoxyd, im ganzen aber 6 1/2 Proz. feste Bestandteile und gehört somit zu den stärksten Badesolen Deutschlands. Die Sole wird zu Bade-, Trink-, und Inhalationskuren benutzt; zu den weiteren Kurmitteln gehören Natriumsulfat, Eisenschlamm- und mediz. Bäder aller Art, eine Kaltwasserheilanstalt, eine Kollent- und Mischkuranstalt, sowie ein pneumat. Apparat.

Julstapp, ein in einigen Städten Norddeutschlands noch gegenwärtig üblicher Rummelschank, erinnert an das Julfest, das dem Sonnengott Juh oder Jotir gewidmete Fest der Winterjungenwende bei den alten Germanen, an dessen Stelle jetzt das Weihnachtsfest gefeiert wird. Das Sinnbild der Sonne war das Rad (altmord. biol. jol), daher der Name. Es begann mit der Nacht zum 25. Dez., der heiligsten Zeit: oder Mutternacht, um 12 Tage lang bis zum heiligen Lichttage oder Obersttage zu währen. Während desselben ruhte aller Streit und alle Arbeit, und die Götter hielten ihre feierlichen Umzüge. In den skandinav. Ländern und auch in einigen andern Gegenden (z. B. Mecklenburg und Pommern) werden nun die in der Weihnachtszeit üblichen Geschenke in eigentümlicher Weise verteilt. Man widmet nämlich dieselben in unzählige Hüllen ein, schreibt auf jedes Fädel den Namen der Person, für die es bestimmt ist, und läßt es dann von jemandem unversehens in das Zimmer werfen, worin sich der oder die zu Beschenkte befindet. Da der Überbringer bestig an die Thür klopfte, ehe er das Geschenk hineinwarf, wird es J. genannt. Natürlich bedient der eigentümliche Brauch vielfachen An-

laß zu freudigen, aber gen. Wie der J., so e. Juleber oder Julbad die Juleule u. a. an wird in dieser Festzeit Julelog, ins Feuer Druden heilige Mist die Männer jedes w

Julus, s. Juli

Julius (Rajo o

Julius, äußerst

ist Charakter der b

der Linie Lutter-G

bahnen und der L

Centralbahn, 5 km

weitberühmten Gla

senbau, zählt (1881)

Julius, De

ferriere, Arrondiss

von Duclair, auf

der Seine, mit 27

ten, 661 geändel

Julius, s. D

Julius, s. B

Julius (eng

s. unter Baptiste

Jul, Abkürz

Julian (fr

Gruppe der Mono

Arten, die über die

Es sind krautartig

den Abzogen, li

Die Blüten sind z

knäueln, Köpfe

zeln; sie sind klein

stehender drei Sta

fächerigen Frucht

miger Griffel mit

eine dreifächerige

weisse auf sumphg

träuter nur gering

Julius L.

benannten Famili

gegen 100 Arten,

sind. Die in Deut

den Arten sind J

glauca Ehrh.,

sämtlich auf nasse

Von einigen, wi

waren früher die

offiziell. Die ho

und effusus wer

stellung von Ste

Jung (Jal.

turhistor. und p

1799 zu Kasten

lath. Gynasie

Berlin und Kon

und widmete si

chen Thätigkeit

berg). Unter sei

optimistischen

zuheben: »Brief

1837), »Vorles

der Deutschen

soziales Leben u

»Königsberg u

»Frauen und I

tere, Charakte

laß zu freudigen, aber auch niedrigen Überraschungen. Wie der J., so erinnern auch das Zillsticht, der Zuleber oder Zulbad (ein Badewert), die Zulgrühe, die Zulleule u. a. an das Heidentum. In England wird in dieser Zeit ein gewaltiger Holzkloß, der Mulelog, ins Feuer gelegt und auch die schon den Druiden heilige Rüssel aufgehängt, unter der dann die Männer jedes weibliche Wesen küssen dürfen.

Julius, s. J. u. lier und Ascanius.

Jumet (Majo oder Majo), ägypt. Baumwolle.

Jumet, äußerst gewerblame Gemeinde im Bezirk Charleroi der belg. Provinz Hennegau, Station der Linie Luttre-Chatelineau der Belgischen Staatsbahnen und der Linie Deschamps-J. der Grand-Centralbahn, 5 km nordwestlich von Charleroi mit weitberühmten Glashütten und bedeutendem Kohlenbau, zählt (1881) 29.997 E.

Jumièges, Dorf im franz. Depart. Seine-Inférieure, Arrondissement Rouen, 7 km im SSW. von Duclair, auf einer Halbinsel am rechten Ufer der Seine, mit 270 E. und Ruinen einer berühmten, 661 gegründeten Benediktinerabtei mit Kirche.

Jumma, s. Dschamna.

Jumne, s. Vineta.

Jumpers (engl. „Springer“), religiöse Setze, s. unter Baptisten.

Jun., Abkürzung für Junior (s. d.).

Juncaceen (Juncaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Monokotyledonen. Man kennt gegen 200 Arten, die über die ganze Erde zerstreut vorkommen. Es sind krautartige Pflanzen mit meist perennierenden Rhizomen, linealischen grasartigen Blättern. Die Blüten sind zwittrig oder diöcisch und stehen in Ähren, Köpfchen, Ährchen, Ähren, seltener einzeln; sie sind klein und unauffällig, enthalten sechs, seltener drei Staubgefäße, einen ein- oder dreifächerigen Fruchtknoten, auf welchem ein fadenförmiger Griffel mit drei Narben sitzt, die Frucht ist eine dreifächerige Kapsel. Die J. wachsen vorzugsweise auf sumpfigem Boden und haben als Futterkräuter nur geringen Wert.

Juncus L., Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Juncaceen. Man kennt gegen 100 Arten, die über die ganze Erde zerstreut sind. Die in Deutschland am häufigsten vorkommenden Arten sind *J. conglomeratus* L., *effusus* L., *glaucus* Ehrh., *bulbosus* L., dieselben wachsen sämtlich auf nassen Wiesen oder sumpfigem Boden. Von einigen, wie *J. effusus* und *conglomeratus*, waren früher die Rhizome als harntreibende Mittel officinell. Die halmartigen Blätter von *J. glaucus* und *effusus* werden in manchen Gegenden zur Herstellung von Flechtwerk, Matten u. dgl. benutzt.

Jung (Jah. Friedr. Alexander), namhafter kulturhistor. und philol. Schriftsteller, geb. 28. März 1799 zu Rastenburg in Ostpreußen, besuchte das luth. Gymnasium zu Braunsberg, studierte in Berlin und Königsberg Theologie und Philosophie und widmete sich dann vorzugsweise der literarischen Thätigkeit. Er starb 20. Aug. 1884 in Königsberg. Unter seinen Schriften, welche sämtlich einen optimistischen Idealismus atmen, sind hervorzuheben: „Briefe über die neueste Literatur“ (Hamb. 1837), „Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen“ (Danz. 1842), „Vorlesungen über soziales Leben und höhere Geistesigkeit“ (Danz. 1844), „Königsberg und die Königsberger“ (Kp. 1846), „Frauen und Männer“ (Königsb. 1847), „Charaktere, Charakteristiken und vermischte Schriften“

dem man sie einer rein litterarischen Richtung beilegte, die sich in Deutschland in der aufgeregten Zeit nach der franz. Revolution von 1830 geltend machte, und das in Leben, Kunst und Wissenschaft zu dämpfen suchte, was ihr veraltet und für die Erhaltung einer neuen Kulturperiode hinderlich erschien. Diese Polemik wurde in Flugblättern und Zeitschriften, in der Voril und in Lenzennovellen, zumal aber in ästhetisch-kritischen *Maisonnements* aufgenommen. Wienberg zuerst widmete seine in Kiel über Aesthetik gehaltenen Vorlesungen dem „Jungen Deutschland“. Unter demselben Kollektivnamen stellte dann Kähne in der „Zeitung für die elegante Welt“ die Schriftsteller Heine, Laube, Guxlow, Mundt und Wienberg als diejenigen zusammen, in denen der neue Geist der deutschen Jugend seinen entsprechenden Ausdruck finde. Indem die Genannten aber häufig statt der Sache die Personen angriffen, gaben sie nach vielen Seiten hin Anstoß und Argerniß. Es bedurfte daher nur der Denunziation des früher mit Guxlow innig verbundenen Menzel, um die Regierungen zu dem Verbote der Schriften und litterarischen Unternehmungen des Jungen Deutschland, ja selbst der Künstler, zu veranlassen. Diese Maßregel hatte zur Folge, daß die litterarische Opposition an die radikalern Junghegelianer überging, während sich die meisten Schriftsteller des Jungen Deutschland positiven Kunsthypothesen zuwendeten.

Junges Europa. Bezeichnung für eine 1834—35 bestehende Vereinigung mehrerer republikanischer Verbindungen. Der mißlungene Versuch, Mittelitalien in Aufruf zu versetzen, hatte 1831 und 1832 mehrere ital. Flüchtlinge in die Schweiz geführt, wo Mazzini (s. d.) eine engere, auch in Italien sich verzweigende Verbindung unter ihren Anführern. Schon Ende 1832 sprachen die in Rom erscheinenden »Notizie del giorno« vom Plane einer Nationalassociation zur Befreiung Italiens, welche Rom zum Mittelpunkt des Jungen Italien (Giovine Italia) machen wollte. Mazzini war auch Mitglied der Carbonarerie démocratique, die in Paris ihren Mittelpunkt hatte, und das Junge Italien scheint nur ein Zweigverein dieser Verbindung gewesen zu sein. Später veranlaßte Mazzini die Trennung des Jungen Italien, wodurch dieses in eine unabhängige, aber zugleich feindselige Stellung zur Carbonaria kam. Vom seitdem dieselben Vortrags und inneren Verbindeten wurde zunächst 1833 eine große Thätigkeit in Bezug auf Savoyen entwickelt. Nach dem vertriehenen Savoyenjunge schlug Mazzini 6-brime Verbindungen unter den Gleichnamigen verschiedener Nationen vor, die miteinander im Zusammenhange stehen und einen gemeinsamen Centralausschuß haben sollten.

So entstand im Frühjahr 1834 neben dem Jungen Italien ein Junges Polen und ein Neues Deutschland, das sich später Junges Deutschland nannte. Diese drei republikanischen Verbindungen vereinigten sich durch Abgeordnete 15. April 1835 zum Jungen Europa. Ihre Verbrüderungskarte mit dem Wahlspruch »Freiheit, Gleichheit, Humanität« enthielt ein Bekenntnis des Glaubens der Verbündeten an eine Gleichheit und Brüderlichkeit der Völker und Völker zu freier und harmonischer Entwicklung. Jede dieser Verbindungen sollte frei und unabhängig bestehen. Die Vereinigung der drei Nationalitäten sollte aber ihrer Bestrebungen sollte den Centralausschuß bilden.

Am 10. April 1833
Lausanne Verbrüde
Jungen Europa mit
in Sie. Pelagie zu F
sonie mit den ehen
riums von Alacio z
verein hieß das Ju
Jungen Italien ge
zweih aus Hambur
stehend) einige Ausl
und nur in der Ech
Der leitende Ausid
Mitgliebern, und d
von fünf und mehr
sidenten. Die Verb
barkeit gegen ihre
eines Berrats sch
Vorgänge in der
Leining d. Nov. 18
die Verammlung i
hölste bei Bern,
rungen zu einer lu
geheimen polit. Ver
Ausweichungen von
ropa, inbefonder
mit die Verbindun
perfekt. Nach Ana
bindungen pflegt
andern Staaten di
tung befessender d
Berlins einzug, zu b
anlass von einem
Jungen Irland
Jungejehenen u.
Junge Pfalz (b
burg.

Zinger (Joh. ⁵
ter, geb. 15. Febr.
anfangs (1773—77
bierte dann in Leip-
zig. Nachdem er fun-
zu gewesen, ging e-
nach Wien, wo er 1789
1794 jedoch entlassener
Metaphysik und st-
ersten Romane — **Hyl-**
feld (3 Bde., Lpz.
anderer Romane —
„**Krip**“ (4 Bde., Lpz.
solligten wurden ox
ein komischer Rom-
Lpz. 1782), und „**L**
Lpz. 1786—92). **Z**
erwarb sich **Z**. um
mit **Glad** fremde
Z. 3 Lustspiele er-
„**Lustspiele**“ (5 Bde.
Zbesten (3 Bde.,
Volksbibliothek (2
sicher **Z**achslab-
„**Gebichte**“ gab **Ed**
Zung des heim **Ni**
pulest sich abbed-
Zungferne,
Zungferne,
Zungferne,
hallfester, durch

Am 10. April 1835 und 24. Jan. 1836 kamen zu Lausanne Verbrüderungsverträge zwischen dem Jungen Europa mit den Abgeordneten der damals in Ste.-Pelagie zu Paris verhafteten Republikaner, sowie mit den ehemaligen Carbonari des Distrikts von Naccio zu Stande. Dieser neue Zweigverein hieß das Junge Frankreich. Neben dem Jungen Italien gewann das Junge Deutschland (meist aus Handwerkern und polit. Flüchtlingen bestehend) einige Ausdehnung, doch nur für kurze Zeit und nur in der Schweiz nebst einigen franz. Städten. Der letzten de. Ausschuss bestand aus wenigstens fünf Mitgliedern, und der Verein gliederte sich in Klubs von fünf und mehr Teilnehmern unter eigenen Präsidenten. Die Verbindung schrieb sich eine Verdictbarkeit gegen ihre strafbaren und zumal gegen die eines Verraths schuldigen Mitglieder zu. Einige Vorgänge in der Schweiz, wie der an Ludwig Lessing 4. Nov. 1835 bei Zürich verübte Mord und die Versammlung deutscher Handwerker im Steinhölzle bei Bern, veranlaßten die Schweiz. Regierungen zu einer turforischen Untersuchung über die geheimen polit. Verbindungen. Es erfolgten hierauf Ausweisungen von Mitgliedern des Jungen Europa, insbesondere des Jungen Deutschland, womit die Verbindung in ihrem formalen Verbande zerfiel. Nach Analogie der genannten polit. Verbindungen pflegt man in neuester Zeit auch in andern Staaten die Partei, welche eine Neugestaltung bestehender Verhältnisse anstrebt, durch den Beisatz «jung» zu bezeichnen. So spricht man unter andern von einem Jungen England und einem Jungen Irland, sowie von den Jungtürken, Jungzechen u. s. w.

Junge Pfalz (Pfalz-Neuburg), s. unter Neuburg.

Jünger (Joh. Friedr.), deutscher Lustspielbichter, geb. 16. Febr. 1759 zu Leipzig, widmete sich anfangs (1773—77) in Chemnitz dem Handel, studierte dann in Leipzig bis 1780 die Rechte, wendete sich indes später ganz den schönen Wissenschaften zu. Nachdem er kurze Zeit Hofmeister zweier Prinzen gewesen, ging er nach Weimar und 1787 nach Wien, wo er 1789 als Hoftheaterdichter angestellt, 1794 jedoch entlassen wurde. Später verfiel er in Melancholie und starb 25. Febr. 1797. Seinem ersten Romane «Huldreich Wurmstamen von Wurmsfeld» (3 Bde., Lpz. 1781—87) schloß sich eine Reihe anderer Romane an, die mit dem vielgelesenen «Ariq» (4 Bde., Lpz. 1796—97) endeten. Am beifälligsten wurden aufgenommen: «Der kleine Cäsar», ein komischer Roman nach dem Englischen (3 Bde., Lpz. 1782), und «Vetter Jakobs Launen» (6 Bde., Lpz. 1786—92). Größere Verdienste als im Roman erwarb sich J. um die deutsche Bühne, da er sich mit 114 fremde Stoffe zu eigen zu machen wußte. 36 Lustspiele erschienen in drei Sammlungen, als «Lustspiele» (5 Bde., Lpz. 1785—89), als «Römischer Theater» (3 Bde., Lpz. 1792—95) in der «Deutschen Volksbibliothek» (2 Bde., Lpz. 1861), als «Theatralischer Nachlaß» (2 Bde., Regensb. 1843—4); seine «Geschichte» gab Gd heraus (Lpz. 1821).

Jungfernblei nennt man bei der Bleigewinnung das beim Rösten aus dem Bleiglanz (s. Blei) zuletzt sich abscheidende reinste Blei.

Jungfernehe, s. Josephsehe.

Jungferngebart, s. Parthenogenese.

Jungfernglas, Marienglas, soviel wie trock. kalifert, durchsichtiger Gips.

England und lebt gegenwärtig in Aafel. Sie gründe ihren Ruf durch die Romane »Räthe, Geschichte eines modernen Mädchens« (Lpz. 1876) und »Hans Casburg« (Lpz. 1878), eine vorzügliche Sittenschilderung aus dem Dreißigjährigen Kriege. Ihnen folgten »Crisana und andere Erzählungen« (Leua 1880), »Die Erbin wider Willen« (Kollektion Spemann, Bb. 7, 1881), »Die Schwiegertochter« (Berl. 1882), »Hella Jasmund und andere Erzählungen« (Kollektion Spemann, Bb. 53), »Neue Novellen« (Lpz. 1883), »Die Waise der Madame Saintes« (2 Bde., Lpz. 1884).

Jungbuhn (Franz Bihl.), Naturforscher 26. Okt. 1812 zu Manesfeld geboren, studierte zu Halle und Berlin Medizin, Botanik und Geologie und trat dann als Kompagniechirurg in die preuß. Armee. Infolge eines Duells zu 20jähriger Gefangenschaft auf Ehrenbreitstein verurteilt, entfloß er von dort nach 20 Monaten und kam über Frankreich nach Algier, wo er als Arzt in die Fremdenlegion eintrat. In einem Gefecht verwundet, nahm er seinen Abschied, wurde vom König von Preußen begnadigt und trat alsdann als Gesundheitsoffizier in die niederländ.-osind. Armee ein. Auf Java im Okt. 1835 angekommen, gelangte J. sehr bald dazu, sich Gelegenheit zu Reisen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen auf Java zu verschaffen. Im J. 1840 nach Padang auf Sumatra versetzt, bereiste er das damals noch wenig bekannte Land der Batas. Die Ergebnisse dieser Reise gab er später in dem Werke »Die Battaländer in Sumatra« (2 Bde., Berl. 1847; holländ., 2 Bde., Leid. 1847) heraus. Nach Java 1842 zurückversetzt, unternahm er die Untersuchung und topogr. Aufnahme verschiedener Theile von Java, bis die Regierung ihn 1846 mit der vollständigen geolog. Untersuchung dieser Insel beauftragte. Hiermit war er bis Juni 1848 beschäftigt. Fast alle Bullane Javas sind von ihm erstiegen. Seiner geschwachten Gesundheit wegen begab er sich 1849 mit Urlaub nach Europa. Hier veröffentlichte er: »Java, seine Gestalt, Pflanzenbede und innere Bauart« (deutsch von Haskarl, 3 Bde., Lpz. 1852–54, mit Atlas), das Hauptwerk über die Naturverhältnisse jener Insel, nebst »Landschaftsansichten von Java« (11 Blatt, Lpz. 1853) und einer vortrefflichen »Kaart van het eiland Java« (1 Blatt, Amsterd. 1865). Die Beschreibung und Abbildungen der zahlreichen von J. aufgefundenen fossilen Konchilien wurden von Hertlote, die der fossilen Pflanzen von Göppert, die Bearbeitung von J.'s Herbarium von Miquel, de Briele, Benicham, Rollobert, Haskarl u. a. unter dem Titel »Plantae Junghunianae« (Leid. 1851 fg.) begonnen. J. lehrte 1855 nach Java zurück, wo er Direktor der Chinakultur wurde, aber schon 24. April 1864 zu Vembang in den Breanger-Regentschaften starb.

Von seinen Schriften sind, außer vielen Beiträgen zu Zeitschriften und Sammelwerken, zu nennen: »Topogr. und naturwissenschaftl. Reisen« (herausg. von Hieron. v. Cienbed, Magdeb. 1845), »Zurückreise von Java nach Europa« (deutsch von Haskarl, 1851), »Licht- und Schattenbeelden uit de binnenlanden van Java« (4. Aufl., Amsterd. 1866).

Jungius, Gelehrter, s. Jung (Joach.).

Jüngsten (Johann Christian), verdienstvoller Chirurg und Augenarzt, geb. 12. Juni 1794 (nach andern 1793) zu Burg bei Magdeburg, habilitierte sich 1814 an der Berliner Universität und wurde 1834 zum Professor der Chirurgie und Augenheil-

kunde, sowie zum T. Klinik, später auch zum Obermedizinalrat e. Rufestand und starb Unter seinen zahlr. haben: »Das Koroos Pupillenbildung« (von dem Augenop. Lehre von den M. 3. Aufl. 1842), »Sit der belg. Armee herbiatetio« (Berl. 18

Jungie, s. J.

Jüngling und

die menschlichen J. während der Perie lung. Das J. a. lter umfaßt den dem sich die Gesch. ginnnt und ihre Ri vom 13. bis zum riobe schließt sich Wachstum, bis y Unterchied in der bältnissen beider hervor, indes auff der Kindheit. Si der Knaben wefen tiger, die Formen werden. Schon Bauchaumen, bei vorzuwiegen, auch etwas tiefere Lage neigt schon jetzt dem Kräftigen, 3 Zarten, Weichen.

In allmählicher rückt die Zeit heratigleit beginnt. I ralsch in die Länge, von jetzt ab geschid schnell, und der Ko fälle zu. Die Y und der Brustkn vor, seine Brust u entwicelt und die schnell, um eine und Schamhaare mas beginnt. Wi sch die Formen in an Umfang, die aus. Wie im ga jüngen prägt sich, und gemüthlichen starker aus, wei und Frau so a tend macht; nu hol. Eigentümlic ihrer Entwidelu entwicelung ab gierden; die Unt auf und es nebr andern Geschied Während der J leit nach mehr p wird, schließt sich der Verährung l lingealter ist die

Lunbe, sowie zum Direktor der ophthalmiatrischen Klinik, später auch zum Direktor der chirurg. Abteilung der Königl. Charité zu Berlin, sowie zum Geh. Obermedizinalrat ernannt. Er trat 1868 in den Ruhestand und starb 8. Sept. 1875 in Hannover. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Das Korneonion, ein Beitrag zur künstlichen Pupillenbildung“ (Berl. u. Lpz. 1817), „Die Lehre von den Augenoperationen“ (Berl. 1829), „Die Lehre von den Augenkrankheiten“ (Berl. 1832; 3. Aufl. 1842), „Ueber die Augenkrankheit, welche in der belg. Armee herrscht“ (Berl. 1834), „Die Augen-diätetik“ (Berl. 1873).

Jungie, s. Dschangel.

Jüngling und Jungfrau, Bezeichnung für die menschlichen Individuen der beiden Geschlechter während der Periode ihrer geschlechtlichen Entwicklung. Das Jünglings-, resp. Jungfrauenalter umfaßt denjenigen Lebensabschnitt, in welchem sich die Geschlechtsfähigkeit zu entwickeln beginnt und ihre Reife erlangt, also etwa die Zeit vom 13. bis zum 18. oder 20. Jahre; an diese Periode schließt sich die Zeit bis zum vollendeten Wachstum, bis zum 25. bis 28. Jahre, an. Der Unterschied in den körperlichen und geistigen Verhältnissen beider Geschlechter tritt schon sehr früh hervor, indes auffallend eigentlich erst um die Mitte der Kindheit. Schon hier beginnt der Knochenaufbau der Knaben wesentlich stärker, die Muskulatur kräftiger, die Formen weniger gerundet und ediger zu werden. Schon jetzt beginnt bei den Knaben das Bauchatmen, bei den Mädchen das Brustatmen vorzuwiegen, auch die Stimme bei den Knaben eine etwas tiefere Lage einzunehmen. In gleicher Weise neigt schon jetzt das Gemüth des Knaben mehr zu dem Kräftigen, Starken, das des Mädchens zu dem Zarten, Weichen. (S. Kind.)

In allmählicher Ausbildung dieser Unterschiede rückt die Zeit heran, in welcher die Geschlechtsfähigkeit beginnt. Bis dahin sind beide Geschlechter rasch in die Länge, weniger in die Breite gewachsen; von jetzt ab geschieht das Längenwachstum weniger schnell, und der Körper nimmt mehr an Breite und Fülle zu. Die Ausbildung des Knochengerüsts und der Muskeln wiegt beim Jünglinge bedeutend vor, seine Brust wird breit, der Kehlkopf ist stark entwickelt und die Stimm Lage geht, oft ziemlich schnell, um eine Oktave und mehr herab; Bart- und Schamhaare sprossen, die Bildung des Spermas beginnt. Bei der Jungfrau füllen und runden sich die Formen immer mehr ab, das Becken gewinnt an Umfang, die Fortpflanzungsorgane bilden sich aus. Wie im ganzen Habitus und in den Gesichtszügen prägt sich auch im Charakter, in der geistigen und gemüthlichen Sphäre der Unterschied immer stärker aus, welcher sich späterhin zwischen Mann und Frau so ausgesprochen und entschieden geltend macht; nur stehen die psychischen und physiol. Eigentümlichkeiten im Jünglingsalter noch in ihrer Entwicklung. Zugleich weckt die Pubertätsentwicklung zahlreiche neue Empfindungen und Begierden; die Unbefangenheit der ersten Jugend hört auf und es nehmen gemessene Beziehungen zu dem andern Geschlecht und zu den Erwachsenen Platz. Während der Jüngling seiner Anlage und Thätigkeit nach mehr zum selbständigen Handeln getrieben wird, schließt sich die Jungfrau mehr abweisend von der Verührung mit Fremdartigem ab. Das Jünglingsalter ist die Zeit der Ausbildung aller Kräfte.

Ananas-Zulep. Früher war Z. auch die Bezeichnung für eine Arzneiform von dünnerer Konsistenz als der Saft.

Zulsch, s. Zullapp.

Zülls (Bernb.), Philolog und Sprachforscher, geb. 20. Aug. 1825 zu Ringelbach im Großherzogtum Baden, erhielt seine Vorbildung auf den Gymnasien zu Offenburg und Mannheim und widmete sich 1844–48 auf den Universitäten zu Heidelberg und Berlin dem Studium des klassischen Altertums und der vergleichenden Sprachforschung. Nachdem Z. 1848–51 in Heidelberg, Freiburg und Rastatt als Gymnasiallehrer fungiert hatte, wurde er 1851 außerord. Professor der klassischen Philologie in Jena, wirkte dann 1853–63 als ord. Professor dieser Wissenschaft an der Universität zu Krafau und fungiert in gleicher Eigenschaft seit 1863 in Innsbruck. Neben der vergleichenden Sprachwissenschaft, wobei er außer dem Sanskrit meist das Studium der ostasiat. Sprachen im Auge hat, liegt er auch der vergleichenden Sagenforschung ob. Von Z.'s wissenschaftlichen Publikationen sind die wichtigsten: „Z. S. Baters Litteratur der Grammatiken, Verita und Wörteransammlungen aller Sprachen der Erde“ (2. Aufl., Berl. 1847), „Die Märchen des Eddhisur“ (Vj. 1866), „Mongol. Märchen“ (Innsbr. 1867), „Mongol. Märchenansammlung. Mongolisch und deutsch“ (Innsbr. 1868; die deutsche Uebersetzung auch besonders: „Mongol. Märchen“, Innsbr. 1868), „Die griech. Helden Sage im Widerschein bei den Mongolen“ (Vj. 1869), „Über Wesen und Aufgabe der Sprachwissenschaft“ (Innsbr. 1868), „On the present state of Mongolian researches“ (Lond. 1882).

Zuli, Monat, s. Zulius.

Zulia, der Name des 89. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Julia, die einzige Tochter des Kaisers Augustus von dessen zweiter Gemahlin Scribonia, geb. 31 v. Chr., ausgezeichnet durch Schönheit, Geist, Bildung und Keuschheit, wurde im J. 25 an des Augustus Schwestersohn Marcus Claudius Marcellus, nach dessen Tode im J. 22 an Marcus Vipsianus Agrippa verheiratet, dem sie drei Söhne und zwei Töchter gebar. Ihre Stiefmutter Livia, die ihr feindlich gesinnt war, weil sie durch sie ihre Pläne für ihren eigenen Sohn Tiberius gefährdet sah, bewog nach des Agrippa Tode den Ananias, seine Tochter im J. 11 an Tiberius zu vermählen, um diesem die Hoffnung auf Nachfolge in der Herrschaft zu sichern. Die Ehe bestand, trotz gegenseitigen Widerwillens der Gatten, bis zum J. 2 v. Chr., wo Augustus plötzlich dem Senate anzeigen ließ, daß seine Tochter sich so weit vergessen habe, das Forum zum Schauplatz ihrer nachtheiligen Ausschweifungen zu machen, und sie nach der Insel Pandateria (heut Pandotera) bei Neapel verbannte. Mehrere angesehene Männer, die als ihre Zuhlen bezeichnet wurden, erlitten Verbannung oder den Tod. Es scheint sicher, daß Livia, um ihren Haß zu bekräftigen, durch übertriebene Schilderung der Vergehungen der J., von denen sie an sich nicht freigesprochen werden kann, und durch die unwahre Beschuldigung, daß an diese Vergehungen sich Verbindungen gegen die Herrschaft und das Leben des Augustus knüpften, diesen, der seine Tochter immer jählich geliebt hatte, zu dem raschen Schritte gegen dieselbe bewog. Von Pandateria wurde J. später nach Abegium (Nepesin) geführt, wo sie, von Tiberius in Mangel und Dürftigkeit gelassen, 14 n. Chr.

genannt, eine Beschreibung der Saturnalienfeier im Olymp und der Bewirtung der von den Römern vergötterten Kaiser am Tische der Götter, die andere, „Antiochikos“ oder „Misopogon“, gegen die Antiochier und ihre Verpöthung seines cynischen Hockers gerichtet. Seine Werke wurden von Spanheim (Lpz. 1696) und neuerdings von Hertlein (Hd. 1, Lpz. 1875), die „Epistolae“ von Hegler (Köln 1878) herausgegeben.

Ral. Reander, „über den Kaiser J. und sein Zeitalter“ (Lpz. 1812; 2. Aufl., Gotha 1867); Strauß, „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, oder J. der Abtrünnige“ (Halle 1847); die Arbeiten von Mangold (Stuttg. 1862) und Semisch (Bresl. 1862); Kober, „Geschichte der Reaktion des Kaisers J. auf die christl. Kirche“ (Jena 1877); Neumann, „Juliani imperatoris librorum contra Christianos quae supersunt“ (Lpz. 1880).

Julianus (Marcus Didius Salvius), röm. Kaiser, s. Didius.

Julianus (Salvius), röm. Jurist aus Hadrumetum in Arila, Brätor unter Hadrian, auf dessen Veranlassung er 132 n. Chr. das Edictum perpetuum abfaßte.

Julius, s. Bethharam und Bethsaida.

Jülich, ein auf dem linken Rheinufer gelegenes, zur preuss. Rheinprovinz gehöriges vormaliges Herzogtum, umfaßt in seiner größten Ausdehnung 413 qkm mit ungefähr 400 000 E. Dasselbe bildete sich zunächst aus dem Jülichgau, der von Grafen verwaltet wurde, die seit dem 11. Jahrh. zum erblichen Besitze ihrer Grafschaft und mit dem Verfall des Herzogtums Niederlothringen, welchem sie untergeben waren, zu reichsunmittelbarer Selbständigkeit gelangten. Unter diesen, den Gerhardingern, zeichnete sich nachmals besonders Graf Wilhelm V. aus, der 1336 vom Kaiser Ludwig IV. in seiner Reichsgrafschaft bestätigt und zum Markgrafen und Reichsrezeptorträger, welchen letztern Vorzug er jedoch mit Brandenburg teilen mußte, erhoben wurde, auch von Kaiser Karl IV. 1357 den Herzogstitel erhielt. Von seinen Söhnen erheiratete der eine, Gerhard, die Grafschaft Berg (s. d.), der andere, Wilhelm VI., der dem Vater 1362 im J. nachfolgte, die Grafschaft Geldern, welche Ländermassen unter Herzog Adolf 1420 miteinander vereinigt wurden. Der letzte männliche Stroph dieses Fürstenstammes, Wilhelm VIII., hinterließ 1511 sein Land seiner Erbtochter Marie, welche an Johann den Friedfertigen, Herzog von Kleve, verheiratet war. So wurden, als dieser 1521 in Kleve zur Regierung gelangte, J. und Berg, nicht ohne lebhaften Widerspruch von Seiten der Albertinischen Linie in Sachsen, die ebenfalls damit belehnt war, mit Kleve (s. d.) vereinigt. Nach dem Aussterben dieses klevischen Fürstenhauses mit Herzog Johann Wilhelm, 25. März 1609, begann der sog. Jülich'sche Erbfolgestreit, welcher nach mancherlei Wechselfällen und vorläufigen Retzungen 1606 definitiv dahin beigelegt ward, daß Kurbrandenburg Kleve nebst Mark und Ravensberg, Pfalz-Neuburg aber das schon seit 1614 in seinem säkularisierten Besitze befindliche Herzogtum J. nebst Berg erhielt. Sachsen dagegen führte die Titel sächsischer Länder bis in die neuere Zeit herab fort. Nach dem Erlöschen jener Pfalz-Neuburgischen Linie 1742 gelangte J. samt der übrigen Verlassenschaft derselben an die Pfalz-Sulzbach'sche, nachmals Kurbrandenburgische Linie und blieb im Besitze derselben, bis es 1801 durch den Lunaviller Frieden

an Frankreich abgeteilt wurde. 1814 das Herzogtum Limburg geschloß wurde unter die und Düsseldorf v. Kreis Jülich auf 318,5 qkm (1

Die Stadt J. Münden- Gladbach preuss. Staatsbahn, ist ein eisenbahnstädtisch, war Werke aber 1864 gymnasium und (1880) 5295 meist, Leder, Se unterhalten. Bistlicher Erzbischof

Julien (Stafranz. Sinolog, widmete sich in Sprache und was am Collège de France eine Ausgabe des. Um diese dition des Chinesischen Kémusat's, 1833 Mitglied der Konservator über Bibliothek zu Paris Bücherkabinete. S. des Collège Imp. 1873 zu Paris. trugung des Asiatischen 1824–26), über die chi-kou-eul's („Z. Par. 1834) und „Par. 1832), ferne („Par. 1834), „De 1860) und „Ja-k 2 Bde., Par. 18 (3 Bde., Par. 185 vellen und Jabel's Beiträge zur Kun Religion sind die li compenses et de r Lehren der Lao-ty king's („Livre de 1841) von Lao-ti schichte und Geogris des Buddhismaire de la vie d ges.“ (Bd. 1 u. 2, zunächst die überi contrées occident d'Asie und die d'Asiecrire les mots s livres chinois.“ (J. östentlichte J. ein chinois sur la cul des vers à soies (l'art de fabriquer Der chinef. Sprach „Syntaxe nouvelle Par. 1869–70) g. **Julier** (gen J. röm. Geschichtsch, und seinen Ursprung

an Frankreich abgetreten und zum Depart. Roer geschlagen wurde. Durch den Wiener Kongreß fiel 1814 das Herzogtum J., mit Ausnahme einiger zu Limburg geschlagener Parzellen, Preußen zu und wurde unter die Regierungsbezirke Aachen, Köln und Düsseldorf verteilt. Der Kern desselben ist der Kreis Jülich im Regierungsbezirk Aachen, der auf 318,5 qkm (1840) 42007 meist lath. G. zählt.

Die Stadt Jülich, an der Roer, an den Linien München-Glabbech-Stolberg und J. Thüren der preuß. Staatsbahnen und an der Aachen-Jülicher Bahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Landratsamts, war Festung zweiten Ranges, deren Werke aber 1860 geschleift wurden, hat ein Progymnasium und eine Unteroffizierschule und zählt (1880) 5295 meist lath. G., welche Papier-, Holz-, Stoff-, Leder-, Seifen-, Schirm- und Zuderfabriken unterhalten. Vgl. Ritter, »Sachsen und der Jülicher Erbfolgestreit« (Münd. 1873).

Julien (Stanislas Nigam), ausgezeichnete franz. Sinolog, geb. 19. Dez. 1799 zu Orleans, widmete sich in Paris dem Studium der griech. Sprache und war bereits 1821 Gaillets Stellvertreter am Collège de France. Im J. 1824 veröffentlichte er eine Ausgabe des »Raub der Helena« von Kallimachos. Um diese Zeit wandte er sich auch dem Studium des Chinesischen zu, erhielt 1832 den Lehrstuhl Abel Rémusat's am Collège de France und wurde 1833 Mitglied der Académie des Inscriptions. Als Konservator übernahm er 1839 an der königl. Bibliothek zu Paris die Aufsicht über deren ostasiat. Bücherschätze. Seit Okt. 1859 war er Administrator des Collège Impérial de France. J. starb 14. Febr. 1873 zu Paris. Er veröffentlichte eine lat. Übertragung des Philosophen Meng-tse (2 Bde., Par. 1824—26), übersehte die beiden Dramen »Tschao-chi-kou-eul« (»Der Waise vom Hause Tschao«, Par. 1834) und »Hooi-lan-ki« (»Der Kreibstreich«, Par. 1832), ferner die Romane »Blanche et bleue« (Par. 1831), »Deux filles lettrées« (2 Bde., Par. 1860) und »Ju-kiao-li, ou les deux cousines« (2 Bde., Par. 1863), sowie die der »Avadanas« (3 Bde., Par. 1869), einer Sammlung von Novellen und Anekd. ind. Ursprungs. Schätzbare Beiträge zur Kunde der chinef. Philosophie und Religion sind die Übersetzungen des »Livre des récompenses et de peines« (Par. 1835), welches die Lehren der Tao-sse kennen lehrt, und des »Tao-te-king« (»Livre de la voie et de la vertu«, Par. 1841) von Lao-tseu. Gleich wichtig für die Geschichte und Geographie Indiens wie für die Kenntnis des Buddhismus ist J.'s Bearbeitung der »Histoire de la vie de Hiouen-Tsang et de ses voyages« (Bd. 1 u. 2, Par. 1856—58), an welche sich zunächst die Übertragung der »Mémoires sur les contrées occidentales« (Par. 1857) von Hiouen-Tsang und die »Méthode pour déchiffrer et transcrire les mots sanscrits que se trouvent dans les livres chinois« (Par. 1861) anschließen; auch veröffentlichte J. ein »Résumé des principaux traités chinois sur la culture des mûriers et l'éducation des vers à soie« (Par. 1837) und den »Traité sur l'art de fabriquer la porcelaine« (Par. 1856). Der chinef. Sprache als solcher ist seine letzte Arbeit »Syntaxe nouvelle de la langue chinoise« (2 Bde., Par. 1868—70) gewidmet.

Julier (gens Julia), Name eines patricischen röm. Geschlechts, das aus Alba Longa stammte und seinen Ursprung von Julius, Sohn des Anax,

Widerstandes, den namentlich die Stadt Braunschweig dem kaiserlichen Eingreifen entgegensteht. Ebenso selbständig verhielt er sich gegenüber dem Adel und der luth. Geistlichkeit. J. starb 3. Mai 1583. Aus seiner 1560 geschlossenen Ehe mit Hedwig, der Tochter des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, hatte er sieben Töchter und vier Söhne, von welchen der älteste Heinrich Julius sein Nachfolger ward.

Julius Africanus, christl. Schriftsteller aus dem Anfange des 3. Jahrh., der gelehrte Freund des Origenes lebte am Hofe des Fürsten Abgar VIII. von Odesa. Unter seinen Schriften sind namentlich seine vielbenutzte, aber nur fragmentarisch erhaltene »Weltchronik« und seine Briefe an Origenes über die Geschichte von der Susanna und an Aristides über die Geschlechtsregister Jesu hervorzuheben. Außerdem schrieb er ein umfangreiches medizinisches Buch unter dem Titel »Stethos«. Vgl. Belzer, »Sextus J. A. und die byzant. Chronographie« (Bd. 1, Lpz. 1881).

Julius Cäsar, i. Cäsar (Gaius Julius).

Juliusburg, Stadt in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Ols, am Juliusburger Wasser, 8 km im NW. von Ols, am Ende der Marenberge, an der Linie Ols-Greifswald der Preussischen Staatsbahnen, zählt (1880) 780 E.; dabei liegt das Dorf J. mit 630 E.

Juliusbad, besuchtes Solbad im braunschw. Kreis Wolfenbüttel, zehn Minuten von der Eisenbahnstation Harzburg (s. d.) entfernt, liegt am Eingang des reizenden Rabautbals, 245 m über dem Meere, in romantischer und überaus gesunder Umgebung. Die Solquelle enthält nach einer Analyse von Professor Vetter in 100 Gewichtsteilen 6,225 Chlornatrium, 0,010 Chlorkalium, 0,110 schwefelsaure Magnesia, 0,008 schwefelsauren Kalk, 0,000 Chlormagnesium und Spuren von Eisenoxyd, im ganzen über 6 1/2 Proz. feste Bestandteile und gehört somit zu den starksten Badesolen Deutschlands. Die Sole wird zu Bade-, Trink- und Inhalationskuren benutzt; zu den weiteren Kurmitteln gehören Natriumsulfat, Eierschlamm und mediz. Bäder aller Art, eine Kaltwasserheilanstalt, eine Mollen- und Milchfuranstalt, sowie ein pneumat. Apparat.

Julifest, ein in einigen Städten Norddeutschlands noch gegenwärtig üblicher Kummenschanz, erinnert an das Julfest, das dem Sonnengott Jöb oder Jöter gewidmete Fest der Winterjonnennende bei den alten Germanen, an dessen Stelle jetzt das Weihnachtsfest gefeiert wird. Das Sinnbild der Sonne war das Rad (altnord. hiol. jol), daher der Name. Es begann mit der Nacht zum 25. Dez., der heiligsten Zeit: oder Mutternacht, um 12 Tage lang bis zum heiligen Lichttage oder Overtage zu währen. Während desselben ruhte aller Streit und alle Arbeit, und die Wöller hielten ihre feierlichen Umzüge. In den skandinav. Ländern und auch in einigen andern Gegenden (z. B. Mecklenburg und Pommern) werden nun die in der Weihnachtszeit üblichen Geschenke in eigentümlicher Weise verteilt. Man wickelt nämlich dieselben in unzählige Hüllen ein, schreibt auf jedes Radet den Namen der Person, für die es bestimmt ist, und läßt es dann von jemand unversteht in das Zimmer werfen, worin sich der oder die zu Beschenkende befindet. Da der Überbringer bestim an die Thür klopft, che er das Geschenk hincinwirft, wird es J. genannt. Natürlich heisst der eigentümliche Brauch vielfachen An-

lass zu freudigen, aber gen. Wie der J., so erig. Zuleber oder Zulebad (die Zulleule u. a. an d. wird in dieser Zeit seit Zulelog, ins Feuer g. Druiden heilige Mittel die Männer jedes weil

Julus, s. Ju l i e r

Jumel (Rajo oder

Jumet, äußerst g

girt Charleroi der belg

der Linie Luttre-Ghate

bahnen und der Lin

Centralbahn, 5 km n

weitberühmten Glash

lenbau, zählt (1881)

Jumieges, Dorf

sericure, Arrondisse

von Duclair, auf ein

der Seine, mit 270

ten, 661 gegründeten

Jumme, s. Dsch

Jumme, s. Vine

Jumpers (engl.

s. unter Baptisten.

Jun, Abkürzung f

Juncaceen (Junc

Gruppe der Monokot

Arten, die über die ga

Es sind krautartige P

den Rhizomen, linea

Die Blüten sind zwit

Knäueln, Köpfchen, :

zela; sie sind klein und

seltener drei Staub;

fächerigen Fruchtnot-

miger Griffel mit drei

eine dreifächerige Kap

weise auf sumphgem :

kräuter nur geringen :

Juncus L., Plan

benannten Familie d

gegen 100 Arten, die

sind. Die in Deutschl

den Arten sind J. co

glauca Ehrh., busch

sämtlich auf nassen W

Von einigen, wie J.

waren früher die Rhiz

offiziell. Die halma

und effusus werden i

stellung von schlechte

Jung (Jal. Friedr.

turhistor. und philol

1799 zu Kalksburg

luth. Gymnasium

Berlin und Königsb

und widmete sich da

sen Thätigkeit. Er

bern. Unter seinen :

optimistischen Ideal

zuheben: »Briefe über

1837), »Vorlesungen

der Deutschen« (Zai

soziales Leben und ho

»Königsberg und di

»Frauen und Ränne

tere, Charakteristike

as zu freudigen, aber auch nedischen Überraschungen. Wie der J., so erinnern auch das Jullicht, der Zuleber oder Zulfad (ein Badwerk), die Zulgräbe, die Zulsteule u. a. an das Heidentum. In England wird in dieser Zeit ein gewaltiger Holzfloß, der *Mulseog*, ins Feuer gelegt und auch die schon den Druiden heilige Mistel aufgehangen, unter der dann die Männer jedes weibliche Wesen küssen dürfen.

Julus, s. *Julier* und *Ascanius*.

Jumel (Majo oder Malo), ägypt. Baumwolle.

Jumet, äußerst gewerblame Gemeinde im Bezirk Charleroi der belg. Provinz Hennegau, Station der Linie Luttre-Chatelineau der Belgischen Staatsbahnen und der Linie Deschâssis-J. der Grand-Centralbahn, 5 km nordwestlich von Charleroi mit weitberühmten Glashütten und bedeutendem Kohlenbau, zählt (1881) 2997 E.

Jumièges, Dorf im franz. Depart. Seine-Inférieure, Arrondissement Rouen, 7 km im SSW. von Duclair, auf einer Halbinsel am rechten Ufer der Seine, mit 270 E. und Ruinen einer berühmten, 661 gegründeten Benediktinerabtei mit Kirche.

Jumna, s. *Dschamna*.

Jumne, s. *Vineta*.

Jumper (engl. „Springer“), religiöse Sekte, s. unter *Baptisten*.

Jun., Abkürzung für *Junior* (s. d.).

Juncaceen (Juncaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Monokotyledonen. Man kennt gegen 200 Arten, die über die ganze Erde zerstreut vorkommen. Es sind krautartige Pflanzen mit meist perennierenden Rhizomen, linealischen grasartigen Blättern. Die Blüten sind zwittrig oder diöisch und stehen in Ähren, Köpfchen, Ährchen, Rispen, seltener einzeln; sie sind klein und unauffällig, enthalten sechs, seltener drei Staubgefäße, einen ein- oder dreifächerigen Fruchtknoten, auf welchem ein fadenförmiger Griffel mit drei Narben sitzt, die Frucht ist eine dreifächerige Kapself. Die J. wachsen vorzugsweise auf sumpfigem Boden und haben als Futterkraut nur geringen Wert.

Juncus L., Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Juncaceen. Man kennt gegen 100 Arten, die über die ganze Erde zerstreut sind. Die in Deutschland am häufigsten vorkommenden Arten sind *J. conglomeratus L.*, *effusus L.*, *glaucus Ehrh.*, *bulbosus L.*, dieselben wachsen sämtlich auf nassen Wiesen oder sumpfigem Boden. Von einigen, wie *J. effusus* und *conglomeratus*, waren früher die Rhizome als harntreibende Mittel officinell. Die halbmartigen Blätter von *J. glaucus* und *effusus* werden in manchen Gegenden zur Herstellung von Flechtwerk, Matten u. dgl. benutzt.

Jung (Jah. Friedr. Alexander), namhafter kulturhistor. und philol. Schriftsteller, geb. 24. März 1799 zu Rastenburg in Ostpreußen, besuchte das luth. Gymnasium zu Braunsberg, studierte in Berlin und Königsberg Theologie und Philosophie und widmete sich dann vorzugsweise der literarischen Thätigkeit. Er starb 20. Aug. 1854 in Königsberg. Unter seinen Schriften, welche sämtlich einen optimistischen Idealismus atmen, sind hervorzuheben: „Briefe über die neueste Literatur“ (Danz. 1837), „Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen“ (Danz. 1842), „Vorlesungen über soziales Leben und höhere Gesellschaft“ (Danz. 1844), „Königsberg und die Königsberger“ (Lpz. 1846), „Frauen und Männer“ (Königsb. 1847), „Charaktere, Charakteristiken und vermischte Skizzen“.

dem man sie einer rein litterarischen Richtung beilegte, die sich in Deutschland in der aufgeregten Zeit nach der franz. Revolution von 1830 geltend machte, und das in Leben, Kunst und Wissenschaft zu betampfen suchte, was ihr veraltet und für die Herstellung einer neuen Kulturpoche hinderlich erschien. Diese Polemik wurde in Flugblättern und Zeitschriften, in der Lyrik und in Tendenznovellen, zumal aber in ästhetisch-kritischen *Raisonnements* aufgenommen. Wienberg zuerst widmete seine in Kiel über Aesthetik gehaltenen Vorlesungen dem „Jungen Deutschland“. Unter demselben Kollektivnamen stellte dann Kühne in der „Zeitung für die elegante Welt“ die Schriftsteller Heine, Laube, Gutzkow, Mundt und Wienberg als diejenigen zusammen, in denen der neue Geist der deutschen Jugend seinen entsprechendsten Ausdruck finde. Nachdem die Genannten aber häufig statt der Sache die Personen angriffen, gaben sie nach vielen Seiten hin Anstoß und Eirgerniß. Es bedurfte daher nur der Denunziation des früher mit Gutzkow innig verbundenen Menzel, um die Regierungen zu dem Verbot der Schriften und litterarischen Unternehmungen des Jungen Deutschland, ja selbst der Künstler, zu veranlassen. Diese Maßregel hatte zur Folge, daß die litterarische Opposition an die radikalsten Junghegelianer überging, während sich die meisten Schriftsteller des Jungen Deutschland positiven Kunstschöpfungen zuwendeten.

Junges Europa, Bezeichnung für eine 1834—35 bestehende Vereinigung mehrerer republikanischer Verbindungen. Der mißlungene Versuch, Mittelitalien in Aufstand zu versetzen, hatte 1831 und 1832 mehrere ital. Flüchtlinge in die Schweiz geführt, wo Mazzini (s. d.) eine engere, auch in Italien sich verzweigende Verbindung unter ihnen knüpfte. Schon Ende 1832 sprachen die in Rom erscheinenden „Notizie del giorno“ vom Plane einer Nationalassociation zur Befreiung Italiens, welche Rom zum Mittelpunkt des Jungen Italiens (Giovine Italia) machen wollte. Mazzini war auch Mitglied der Carbonserie *democratique*, die in Paris ihren Mittelpunkt hatte, und das Junge Italien selbst nur ein Zweigverein dieser Verbindung gewesen zu sein. Später veranlaßte Mazzini die Errichtung des Jungen Italiens, wodurch dieses in eine unabhängige, aber zugleich feindselige Stellung zur Carbonaria kam. Von Seiten desselben Partebauptes und seiner Verbündeten wurde zunächst 1833 eine große Thätigkeit in Bezug auf Savoyen entwickelt. Nach dem vereitelten Savoyerzuge schloß Mazzini geheime Verbindungen unter den Gleichgesinnten verschiedener Nationen vor, die miteinander im Zusammenhange stehen und einen gemeinsamen Centralausschuß haben sollten.

So entstand im Frühjahr 1834 neben dem Jungen Italien ein Junges Polen und ein Neues Deutschland, das sich später Junges Deutschland nannte. Diese drei republikanischen Verbindungen vereinigten sich durch Abgeordnete 15. April 1834 zum Jungen Europa. Ihre Verbrüderungskaste mit dem Wahlspruche „Freiheit, Gleichheit, Humanität“ enthielt ein Bekenntniß des Glaubens der Verbündeten an eine Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen und Völker zu freier und harmonischer Entwicklung. Jede dieser Verbindungen sollte frei und unabhängig bestehen. Die Vereinigung der drei Nationalausschüsse oder ihrer Bevollmächtigten sollte den Centralausschuß bilden.

Am 10. April 1835 u. Lausanne Verbrüderung des Jungen Europa mit 1 in Ste. Félacie zu Po sowie mit den ehemals von Aiazio zu vereinbacht das Junge Italien gen (meist aus Handwerk stehend) einige Ausde und nur in der Schweiz. Der leitende Ausschuss Mitgliedern, und bei von fünf und mehr 2 sidenten. Die Verbrüderbarkeit gegen ihre st eines Beraths schul Vorgänge in der 6 Lesung 4. Nov. 1835 die Versammlung der hülte bei Bern, vorungen zu einer kurz geheimen polit. Verb Ausweisungen von ropo, insbesondere mit die Verbindung zerfiel. Nach Analogiebindungen pflegt man andern Staaten die tung bestehender Be Beilath „jung“ zu be andern von einem „Jungen Island“, Junges Jochen u. f. **Junge Pfalz** (S. burg).

Jünger (Joh. Fr. ter, geb. 15. Febr. 1 anfangs (1773—77) diente dann in Leipzig; sich indes später ganz zu. Nachdem er kurze pa gewesen, ging er Wien, wo er 1789 al 1794 jedoch entlassen Melancholie und Kar ersten Romane „Huld selbst“ (3 Bde., Ep.). 17 anderer Romane an „Frigi“ (4 Bde., Ep.). sällighen wurden auf ein komischer Roman Ep. 1782), und „R. Ep. 1786—92). Ger erward sich J. um 2 mit Glad fremde Et J. s Lustspiele erschie „Lustspiele“ (5 Bde., Theater“ (3 Bde., 2 Bibliothek“ (2 4 lischer Nachlaß“ (2 2 Gedichte“ gab Ed b **Jungfernbild** nung das beim Köst pulent sich abscheiden **Jungferneide**, s. **Jungferngewe** **Jungfernglas**, : Radifixer, durchschl

April 1835 und 24. Jan. 1836 kamen zu die Verbrüderungsverträge zwischen dem Europa mit den Abgeordneten der damals Belgie zu Paris verhafteten Republikaner, mit den ehemaligen Carbonari des Dilasie von Naccio zu Stande. Dieser neue Zweig hieß das Junge Frankreich. Neben dem n Italien gewann das Junge Deutschland aus Handwerkern und polit. Flüchtlingen beo) einige Ausdehnung, doch nur für kurze Zeit ur in der Schweiz nebst einigen franz. Städten. eitende Ausschuss bestand aus wenigstens fünf liebern, und der Verein gliederte sich in Klubs fünf und mehr Teilnehmern unter eigenen Brästen. Die Verbindung schrieb sich eine Gerichts eit gegen ihre strafbaren und zumal gegen die s Verraths schuldigen Mitglieder zu. Einige nänge in der Schweiz, wie der an Ludwig ung 4. Nov. 1835 bei Zürich verübte Mord und Versammlung deutscher Handwerker im Steinle bei Bern, veranlaßten die Schweiz. Regie ngen zu einer kursorischen Untersuchung über die neimen polit. Verbindungen. Es erfolgten hierauf asweisungen von Mitgliedern des Jungen Eu pa, insbesondere des Jungen Deutschland, wo it die Verbindung in ihrem formalen Verbande rfiel. Nach Analogie der genannten polit. Ver indungen pflegt man in neuester Zeit auch in andern Staaten die Partei, welche eine Neugestal ung bestehender Verhältnisse anstrebt, durch den Beisatz »jung« zu bezeichnen. So spricht man unter andern von einem Jungen England und einem Jungen Irland, sowie von den Jungtürken, Jungjemen u. s. w.

Junge Pfalz (Pfalz-Neuburg), s. unter Neu burg.

Jünger (Joh. Friedr.), deutscher Lustspieldichter, geb. 15. Febr. 1759 zu Leipzig, widmete sich anfangs (1773—77) in Chemnitz dem Handel, studierte dann in Leipzig bis 1780 die Rechte, wendete sich indes später ganz den schönen Wissenschaften zu. Nachdem er kurze Zeit Hofmeister zweier Prinzen gewesen, ging er nach Weimar und 1787 nach Wien, wo er 1789 als Hoftheaterdichter angestellt, 1794 jedoch entlassen wurde. Später verfiel er in Melancholie und starb 25. Febr. 1797. Seinem ersten Romane »Huldreich Wurmfasen von Wurmfeld« (3 Bde., Lpz. 1781—87) schloß sich eine Reihe anderer Romane an, die mit dem vielgelesenen »Fritz« (4 Bde., Lpz. 1796—97) endeten. Am beifälligsten wurden aufgenommen: »Der kleine Cäsar«, ein komischer Roman nach dem Englischen (3 Bde., Lpz. 1782), und »Bettler Jakobs Launen« (6 Bde., Lpz. 1786—92). Größere Verdienste als im Roman erwarb sich J. um die deutsche Bühne, da er sich mit (Wid) fremde Stoffe zu eignen zu machen wußte. J. Lustspiele erschienen in drei Sammlungen, als »Lustspiele« (5 Bde., Lpz. 1785—89), als »Römisches Theater« (3 Bde., Lpz. 1792—95) in der »Deutschen Volksbibliothek« (2 Bde., Lpz. 1861), als »Theatralischer Nachlaß« (2 Bde., Neudr. 1847—48); seine »Gedichte« gab Cb heraus (Lpz. 1821).

Jungferablei nennt man bei der Bleigewinnung das beim Kösten aus dem Bleiglanz (s. Blei) zuletzt sich abscheidende reinste Blei.

Jungfernecke, s. Josephshecke.

Jungfergeburt, s. Parthenogenese.

Jungfernglas, Marienglas, soviel wie trockener, durchsichtiger Gips.

England und lebt gegenwärtig in Aassel. Sie grüßte ihren Ruf durch die Romane »Käthe, Geschichte eines modernen Mädchens« (Lpz. 1876) und »Hans Eburg« (Lpz. 1878), eine vorzügliche Sittenschilderung aus dem Dreißigjährigen Kriege. Ihnen folgten »Orsana und andere Erzählungen« (Jena 1880), »Die Erbin wider Willen« (Kollektion Spremann, Bd. 7, 1891), »Die Schwiegertochter« (Berl. 1882), »Hella Jasmund und andere Erzählungen« (Kollektion Spremann, Bd. 53), »Neue Novellen« (Lpz. 1883), »Die Gasse der Madame Sansime« (2 Bde., Lpz. 1884).

Jungbuhn (Franz Wilh.), Naturforscher 26. Okt. 1812 zu Mansfeld geboren, studierte zu Halle und Berlin Medizin, Botanik und Geologie und trat dann als Kompagniechirurg in die preuss. Armee. Infolge eines Quells zu 20jähriger Gefangenschaft auf Ehrenbreitstein verurteilt, entfloß er von dort nach 20 Monaten und kam über Frankreich nach Algier, wo er als Arzt in die Fremdenlegion eintrat. In einem Gefecht verwundet, nahm er seinen Abschied, wurde vom König von Preußen begnadigt und trat alsdann als Gesundheitsoffizier in die niederländ. ostind. Armee ein. Auf Java im Okt. 1835 angekommen, gelangte J. sehr bald dazu, sich Gelegenheit zu Reisen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen auf Java zu verschaffen. Im J. 1840 nach Padang auf Sumatra versetzt, bereiste er das damals noch wenig bekannte Land der Battak. Die Ergebnisse dieser Reise gab er später in dem Werke »Die Battaländer in Sumatra« (2 Bde., Berl. 1847; holländ., 2 Bde., Leid. 1847) heraus. Nach Java 1842 zurückversetzt, unternahm er die Untersuchung und topogr. Aufnahme verschiedener Teile von Java, bis die Regierung ihn 1846 mit der vollständigen geolog. Untersuchung dieser Insel beauftragte. Hiermit war er bis Juni 1848 beschäftigt. Fast alle Vulkanen Javas sind von ihm erriegt. Seiner geschwächten Gesundheit wegen begab er sich 1849 mit Urlaub nach Europa. Hier veröffentlichte er: »Java, seine Gestalt, Pflanzenwelt und innere Bauart« (deutsch von Haslari, 3 Bde., Lpz. 1852—54, mit Atlas), das Hauptwerk über die Naturverhältnisse jener Insel, nebst »Landchaftsanichten von Java« (11 Blatt, Lpz. 1853) und einer vortrefflichen »Kaart van het eiland Java« (12 Blatt, Amsterd. 1853). Die Beschreibung und Abbildungen der zahlreichen von J. aufgefundenen sojalen Moncholen wurden von Herklotz, die der sojalen Pflanzen von Göppert, die Bearbeitung von J.'s Herbarium von Riquet, de Briele, Brachmann, Roltenboer, Haslari u. a. unter dem Titel »Plantae Jungbuhnianae« (Leid. 1851 fg.) begonnen. J. kehrte 1855 nach Java zurück, wo er Direktor der Chinasakult wurde, aber schon 24. April 1864 zu Leimband in den Breanger-Regenttschaften starb.

Von seinen Schriften sind, außer vielen Beiträgen zu Zeitschriften und Sammelwerken, zu nennen: »Topogr. und naturwissenschaftl. Reisen« (herausg. von Kees von Gienbed, Magdeb. 1845), »Zurück- und von Java nach Europa« (deutsch von Haslari, 1851), »Licht- en Schaduwbeelden uit de binnenlanden van Java« (4. Aufl., Amsterd. 1866).

Jungius, Gelehrter, s. Jung (Joach.).

Jüngling (Johann Christian), verdienstvoller Chirurg und Augenarzt, geb. 12. Juni 1794 (nach andern 1793) zu Burg bei Magdeburg, habilitierte sich 1818 an der berliner Universität und wurde 1834 zum Professor der Chirurgie und Augenheil-

kunde, sowie zum Diaknit, später auch zur Leitung der königl. Char Obermedizinalrat ern. Rufstand und starb Unter seinen ausst. beben: »Das Koreon Pupillenbildung« (V von den Augenoper. Lehre von den Au. 3. Aufl. 1842), »über der belg. Armee herr biätet« (Berl. 1873).

Jungle, s. Dsch.

Jüngling und die menschlichen Ind während der Periode lung. Das Jüngl alter umfasst denjen dem sich die Geschle ginn und ihre Reifi vom 13. bis zum 18 riode schließt sich t Wachstum, bis zum Unterschied in den l hältnissen beider Ge hervor, indes auffall der Kindheit. Scho der Knaben wesentli tiger, die Formen w werden. Schon jeg Bauchaumen, bei d vorzuziehen, auch di etwas tiefere Lage ei neigt schon jetzt das dem Kräftigen, Star Garten, Weiden. (

In allmählicher M rückt die Zeit heran, tigkeit beginnt. Bis rauch in die Länge, w von jetzt ab geschieht d schnell, und der Körpeülle zu. Die Ausb und der Muskeln wie vor, seine Brust wird entwicelt und die E schnell, um eine Stu und Schamhaare spr mas beginnt. Bei der sich die Formen imme an Umfang, die Hor aus. Die im ganzen Jagen prägt sich auch und gemüthlichen E härter aus, welcher und Frau so ausge tend macht; nur se hol. Eigentümlichkeit ihrer Entwicklung. entwicelung zahlreich gierben; die Unbefan auf und es nehmen s andern Geschlecht u Während der Jüngli keit nach mehr zum je wird, schließt sich die der Berührung mit A lingsalter ist die Zeit

sowie zum Direktor der ophthalmiatrischen später auch zum Direktor der chirurg. Abteiler königl. Charité zu Berlin, sowie zum Geh. edizinalrat ernannt. Er trat 1868 in den and und starb 8. Sept. 1875 in Hannover. seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Das Störoneion, ein Beitrag zur künstlichen lenbildung“ (Berl. u. Lpz. 1817), „Die Lehre den Augenoperationen“ (Berl. 1829), „Die von den Augenkrankheiten“ (Berl. 1832; 1st. 1842), „Ueber die Augenkrankheit, welche in elg. Arme herrscht“ (Berl. 1834), „Die Augen- tit“ (Berl. 1873).

ungel., s. Dschangel.

Jüngling und Jungfrau, Bezeichnung für menschlichen Individuen der beiden Geschlechter während der Periode ihrer geschlechtlichen Entwicklung. Das Jünglings-, resp. Jungfrauenalter umfaßt denjenigen Lebensabschnitt, in welchem sich die Geschlechtsthätigkeit zu entwickeln beginnt und ihre Reife erlangt, also etwa die Zeit vom 13. bis zum 18. oder 20. Jahre; an diese Periode schließt sich die Zeit bis zum vollendeten Jachstum, bis zum 25. bis 28. Jahre, an. Der Unterschied in den körperlichen und geistigen Verhältnissen beider Geschlechter tritt schon sehr früh hervor, indes auffallend eigentlich erst um die Mitte der Kindheit. Schon hier beginnt der Knochenbau der Knaben wesentlich stärker, die Muskulatur kräftiger, die Formen weniger gerundet und ediger zu werden. Schon jetzt beginnt bei den Knaben das Raucharaten, bei den Mädchen das Brustatmen vorzuzwiegen, auch die Stimme bei den Knaben eine etwas tiefere Lage einzunehmen. In gleicher Weise neigt schon jetzt das Gemüt des Knaben mehr zu dem Kräftigen, Starken, das des Mädchens zu dem Zarten, Weichen. (S. Kind.)

In allmählicher Ausbildung dieser Unterschiede rückt die Zeit heran, in welcher die Geschlechtsthätigkeit beginnt. Bis dahin sind beide Geschlechter rasch in die Länge, weniger in die Breite gewachsen; von jetzt ab geschieht das Längenwachstum weniger schnell, und der Körper nimmt mehr an Breite und Fülle zu. Die Ausbildung des Knochengerüsts und der Muskeln wiegt beim Jünglinge bedeutend vor, seine Brust wird breit, der Kehlkopf ist stark entwickelt und die Stimm Lage geht, oft ziemlich schnell, um eine Oktave und mehr herab; Bart- und Schamhaare sprossen, die Bildung des Spermas beginnt. Bei der Jungfrau füllen und runden sich die Formen immer mehr ab, das Becken gewinnt an Umfang, die Fortpflanzungsorgane bilden sich aus. Wie im ganzen Habitus und in den Gesichtszügen prägt sich auch im Charakter, in der geistigen und gemüthlichen Spätre der Unterschied immer stärker aus, welcher sich späterhin zwischen Mann und Frau so ausgesprochen und entschieden geltend macht; nur stehen die psychischen und physiologischen Eigentümlichkeiten im Jünglingsalter noch in ihrer Entwicklung. Zugleich weckt die Pubertätsentwicklung zahlreiche neue Empfindungen und Begierden; die Unbefangenheit der ersten Jugend hört auf und es nehmen gemessene Beziehungen zu dem andern Geschlecht und zu den Erwachsenen Platz. Während der Jüngling seiner Anlage und Thätigkeit nach mehr zum selbständigen Handeln getrieben wird, schließt sich die Jungfrau mehr abweisend von der Berührung mit Fremdartigem ab. Das Jünglingsalter ist die Zeit der Ausbildung aller Kräfte.

bekannt durch den entscheidenden Sieg Bolívars vom 6. Aug. 1824. Hauptstadt ist Cerro de Pasco (s. d.).

Junior (lat., abgekürzt: jun.), der Jüngere, besonders als Zusatz zu dem Namen einer Person, die von einer ältern (senior) gleichen Namens unterschieden werden soll.

Juniorat nennt man bei Stammgütern und Familienidealkommissionen diejenige Art der Successionsordnung, wonach unter zur Nachfolge berufenen Personen, z. B. Brüdern, das jüngere Alter den Vorrang erbt.

Juniperus, s. Wacholder.

Junius oder Juni, ist der sechste Monat, mit 30 Tagen, war nach dem alten röm. Kalender, in welchem das Jahr mit dem März anfieng, der vierte und erhielt seinen Namen nach der Juno, daher er auch von Evid mensis Junonius genannt wird; nach andern dagegen nach C. Junius Brutus, dem ersten röm. Consul. Im deutschen Kalender heißt der 3. Brachmonat, weil in ihm bei der Freifelderwirtschaft das Brachfeld bearbeitet wird. Während der ersten zwei Drittel des Monats steht die Sonne im Zeichen der Zwillinge, während des letzten in dem des Krebses. Als Vostage (s. d.) gelten im J.: Medardus (8.), St. Vitus (15.), Johannes der Taucher (24.), Petri und Pauli (29.). Seine wichtigste landwirtschaftliche Verrichtung ist die Heuernte. Die Witterung ist während der ersten zwei Drittel des J. insofern von Regentagen und Nordwinden oft noch ziemlich kühl und wird meist erst im letzten Drittel, nach Eintritt des Sommer-solstitiums, beständiger und gleichmäßig wärmer; gegen Ende des Monats steigt die Temperatur gewöhnlich schnell.

Junius in in der röm. Sagen-geschichte der Name der Vorfahrer eines vornehmen patricischen Geschlechts. Dazu gehörte namentlich Lucius J. Brutus, welcher in der Sage von der Vertreibung der Tarquinier die Hauptrolle spielt. (S. Brutus.) In histor. Zeit gibt es nur plebejische Träger dieses Namens, die sicher nicht von einer patricischen Gens abstammten, wenn schon zum Teil von ihnen selbst, zum Teil von Anhängern und Schülern eine solche mehrfach beansprucht wurde. Schon unter den Führern der Plebs gegen die Decemviren und den ersten Volkstribunen wird ein J. genannt; Decimus J. Brutus, Consul 134 v. Chr., bezeugte 136 v. Chr. die Gallier und erhielt davon den Beinamen Gallicus. Er war ein feinausbildeter Mann, Freund des Dichters Accius. Am bekanntesten sind aber die beiden Brutus, welche mit Caius an der Spitze der Reformer gegen Caesar standen. (S. Brutus.)

Junius (Annapstus) der Jüngere, german. Erbschlichter und Archäolog, geb. zu Heidelberg 1649, studierte in beiden Humaniora und Theologie, und erhielt 1617 eine Pfarre in Silleaomsberg, ging aber 1620 nach England und lebte dort mehrere Jahre als Gelehrter im Hause des Grafen von Arundel. Hier schrieb J. sein Buch »De pictura veterum« (Amsterd. 1634). Von 1644 bis 1646 besaß J. den Grafen von Oxford in die Niederlande, lernte darauf bis 1651 wieder in England und lebte dann nach Holland zurück. Bald nachher erschienen die »Observationes in Willeram abbatis francicam paraphrasin Cantici canticorum« (1653) und »Caedmonis monachi paraphrasin poetica Geneseos ac praecipuarum sacrae paganae historiarum« (Amsterd. 1655). Nachdem

er durch seinen Kesse des berühmten »Codi« fleißigste er sich des Gabe dieses Codex. Im J. 1675 siedelte über, wo er meist in 1677 im Hause des J. Sein reiches literar. Vermögen die Materialie gegebenen »Elymo Hauptverdienst des gründlicher Kenner war, soweit dies i auch klare Anschau Zusammenhang die schaft mit den klasi-

Junius (Briefe Erscheinungen in der. Dieselben er Junius im »Public bis 21. Jan. 1772 u hinein und andere s Parlament, selbst d los an, aber mit i samkeit. Ein desha Buchrunder Woodjener Libellprose i anstaltete selbst zu gabe seiner Briefe, das engl. Volk um neue Ausgabe der publizierte Woodfal 1812; in derselben Privatbriefe des J. vom jüngern Wood unsichere Vermutung unter den verschiede Briefe polit. Inhalt Ausgabe wurde v »Junius. A new an Bd. 1, Lond. 1873; eine ausführliche s Hypothesen und Winder Briefe, sowie di und an Lord Chatham gegeben. Die Angli mentlich gerichtet ge und Bedford, die Lorborough und Grant berühmten Juristen d der Politik Georgs I des J. auch vielfach sition, so gegen Wöl wenige werden gei dessen Sohn Charle Grenville und Lorden J. seine Auer sind die Briefe tro Sprache und der i Achtung des Konigs der brit. Verfassung gedrängt, zuweilen i Ausdruck seiner unt und Schmutz und i man den Verfasser i bezahlen kann.

Das Publicum er über die Person des: General Lee, Glop

ſeinen Neffen Jaal Voſſius in den Beſitz
ihmten «Codex Argenteus» gelangt war, be-
: er ſich deſ (Voſſiſchen; ihm iſt die erſte Aus-
eſes Codex (Londredt 1661) zu verdanken.
1675 ſiedelte er noch einmal nach England
wo er meiſt in Oxford verweilte und 19. Nov.
im Hauſe deſ Jaal Voſſius bei Windſor ſtarb.
reicher litterariſcher Nachlaß lieferte unter an-
die Materialien zu dem von Vye 1743 heraus-
enen «Etymologicum Anglicanum». Das
tverdienſt deſ J. war, daß er nicht nur ein
olicher Kenner der ältern german. Sprachen
, ſoweit dieſe in ſeiner Zeit möglich, ſondern
klare Anſchauungen hatte über den etymolog.
ammenhang dieſer Sprachen, deren Verwandt-
it mit den klaiſiſchen ihm ebenfalls nicht entging.
Junius (Briefe deſ), eine der merkwürdigſten
meinungen in der polit. Litteratur der Englan-
. Dieſelben erſchienen unter dem Pſeudonym
nius im «Public Advertiser» vom 21. Jan. 1769
s 21. Jan. 1772 und griffen die Mitglieder deſ Ma-
netts und andere Staatsbeamte, die Tribunale, das
arlament, ſelbſt die Perſon deſ Königs ſchonungs-
s an, aber mit Talent, Sachkenntnis und Bered-
mſeit. Ein deſhalb wider den Herausgeber, den
Buchdrucker Woodfall, 1770 von der Regierung erho-
ener Proceß endigte ohne Reſultat. J. ver-
taltete ſelbſt zu Anfang 1772 eine Geſamtaus-
ave ſeiner Briefe, für welche er eine Widmung an
das engl. Volk und eine Vorrede verfaßte. Eine
neue Ausgabe der Briefe deſ J. in drei Bänden
publizierte Woodfalls, deſ erſten Verlegers, Sohn
1812; in derſelben wurden auch die zahlreichen
Privatbriefe deſ J. an ſeinen Verleger, ſowie andere
vom jüngern Woodfall größtentheils auf durchaus
unſichere Vermuthungen hin dem J. zuſchriebene,
unter den verſchiedenſten Pſeudonymen publizierte
Briefe polit. Inhalts abgedruckt. Eine ſpättere neue
Ausgabe wurde von John Wade veranſtaltet
(«Junius. A new and enlarged edition», 2 Bde.;
Ed. 1. Lond. 1873; 2d. 2. Lond. 1885) und dieſer
eine ausführliche Darſtellung der verſchiedenen
Hypotheſen und Vermuthungen über den Urſprung
der Briefe, ſowie die an den Demagogen Wilkes
und an Lord Grantham gerichteten Privatbriefe be-
geben. Die Anſichte der Briefe deſ J. ſind na-
mentlich gerichtet gegen die Verträge von Graſton
und Bedford, die Lords Mansfield, North, Gills-
borough und Cranby, Sir William Traver, den
berühmten Juristen Blackstone und andere Anhänger
der Conſtitution III. Doch wendet ſich der Laſel
deſ J. auch gegen die Mitglieder der Oppo-
ſition, ſo gegen Bute, George Loche u. a. Nur
wenn werden geſchildert, wie Lord Holland und
deſen Sohn Charles Fox; Lord Camden, George
Grenville und Lord Chatham ſind die einzigen,
denen J. ſeine Anerkennung nicht verſagt. Abſchwe-
ere ſind die Briefe trotz der Andachtſucht ihrer
von E. Wade und der in ihnen offen bekannten Nicht-
achtung deſ Königs ganz im monarchiſchen Geiſte
der brit. Verfaſſung geſchrieben. Die Schreibart iſt
gedrängt, zuweilen epigrammatiſch, nie unklar, im
Ausdruck ſcharf und ſelt, ſparſam in Metaphern
und Schluß und dabei ſtarkhaltig genau, ſodas
man den Verfaſſer der erſten Proſaisten Englands
betrachten kann.
Das Publum erſchöpfte ſich in Vermuthungen
über die Perſon deſ Autors. Man ſchrieb die Briefe
jedem General Vee, Glover, Edm. Burke, dem Genſer

beansprucht dagegen keinerlei Kenntnisse in einer alten oder fremden Sprache und stellt in allen übrigen Fächern geringere Anforderungen, als in Deutschland für die Zulassung zum einjährig-freiwilligen Dienst gestellt werden. Der Unterricht dauert, je nach der Vorbildung, zwei oder ein Jahr.

Junktur (lat.), Juge, (Jesent; auch soviel wie Konjunktur.

Jün-nan oder Yunnan, die südwestlichste Provinz Chinas, 317162 qkm groß, wird gegen W. von Tibet und Birma, gegen N. von der chines. Provinz Sz-tschwan, gegen O. von den Provinzen Kwei-tschow und Kwang-si und gegen S. von Birma und Tonkin begrenzt. In seinem nordwestlichsten Teile ist J. wesentlich ein Gebirgsland mit alpinem Charakter, besitzt auch im allgemeinen nur wenige Ausdehnungen flachern Landes von geringem Umfange, die sich meistens nur längs der Ufer der zahlreichen Flüsse ausbreiten. Von letztern ist der in seinem obern Laufe Kia-scha oder Kün-scha-kiang, d. h. „Fluß des Goldsandcs“, genannte Yangtse-kiang der bedeutendste. Er durchfließt J. in seinem nördl. Teile in der Richtung von W. nach O. In der Richtung von N. nach S. wird J. von den obern Läufen des Saluen (Su-kiang) und des Mekong oder Ton-kiang, und in der Richtung von NW. gegen SO. von dem Flusse Song-la (Ho-ti-kiang) durchströmt. Aus Fruchtbarkeit des Bodens steht J. als Gebirgs-land hinter den meisten andern Provinzen von China zurück. Dagegen ist es reich an Mineralen und liefert Gold, Kupfer, Zinn, Rubinen, Saphire, Achate und andere wertvolle Gesteine. Die Bewohner, nach dem letzten Censns 5561320, unter denen sich viele Befürworter des Islam befanden, weichen in mancherlei Beziehung von den eigentlichen Chinesen ab und zeigen in ihren Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen Übereinstimmung mit denen der Nachbarländer. Namentlich ist die Stellung der Frauen bei ihnen eine viel freiere als im eigentlichen China. In dem gebirgigten Teile von J. finden sich noch Überreste der Urbevölkerung. J. wird in 14 Departements, 26 Arrondissements und 39 Kantone geteilt, zu denen noch vier direkt unter der Centralregierung in Peking stehende Arrondissements kommen. Hauptstadt der Provinz ist Kün-nan-fu, gelegen unter 25° 4' nördl. Br. und 102° 35' 40" östl. L. (von Greenwich) auf dem nördl. Ufer eines Tuen-hai genannten Landsees. Die Stadt ist brischiert, die Bevölkerung betriebsam, sie vertreibt namentlich eine eigentümliche Art sehr charakteristischer Seidenstoffe und Teppiche, welche für die brühen von ganz China selten. J. wurde erst verhältnismäßig spät, unter dem Kaiser Hou-ti, 109 v. Chr., von China annektiert. Die Bevölkerung von J. hat in älterer wie in neuerer Zeit wiederholt den Versuch gemacht, das chinesi. Joch abzuschütteln, zuletzt in den J. 1857—68. Der im Mai 1864 zwischen China und Frankreich zu Pientien abgeschlossene Vertrag eröffnete die drei chines. Provinzen J., Kwang-si und Kwang-tung dem freien Handelsverkehr mit den westl. Ländern. Den Engländern war es bis dahin nicht gelungen, sich von Burma aus über Bhamo längs des Irrawadi einen Handelsverkehr mit J. zu gründen.

Juno ist der rom. italische Name der Göttin, welche im wesentlichen der griech. Hera entspricht. Nach der allgemein angenommenen Sage die eheliche Gemahlin des Zeus (i. Jupiter), erblickt ihrer ursprünglichen Naturbedeutung nach

halb mehr als eine oder des Mondes, letztere Bedeutung Sage von ihrer Vorstellung der W. Krümlingregen zu legende insbesondere statt eines Rudus genommen und unter in den Schoß der s. mitleidig aufgenommen statt ihr offenbart die Erzählung in i. Griechen begünstigt Zeus, der den Tro betverlangen entz. vergift, ist diesem führt die Berebrun Telcia) auf diese tin der Luft bagage mels, erscheint He statt ihrer ein ou umarmt, endlich al Berebrung an N. der Entbindung, i. frühzeitig hinter trat. Wahrscheinlich andern Götinnen, übertragen und in dung und Umbild. eigenartige Gestalt tes herausgebildet allem Ehe- und Ho.

Die römische J. Femininum zu Jov ursprünglich sicher des himmlischen Li wurde als solche a den) jedes Monats engte zusammen it tin, welche die Kind Lucina, Jerner Schürmmer jedes Ei und überhaupt als (Matrona, daher b Anfang März der wurde), endlich als als Gemahlin des dem gab es noch ei welche die Römer ve genommen hatten, dem lateinischen Jan Quirina) von den von den Picentinen Die bildende Ju Ideal gereifter we aber von überfülle gebietendem Ausdri kletet mit Ober: nri Arme entblößt, auf und regelmäßig eu (Stephane); in der lich das Scepter, i Granatapfel oder a ihr nicht selten der ftehung der Göttin von Jovklet gefestri Ethenbein im Herma nen nehmen einige n

ehr als eine Göttin des Himmels, der Luft
des Mondes, bald als eine Erbgöttin. Die
Bedeutung tritt besonders hervor in der
von ihrer Hochzeit mit Zeus, welcher die
Vollendung der Befruchtung der Erde durch die
eingetragenen zu Grunde liegt. Die archaische
Vorstellung insbesondere berichtete, daß Zeus die Ge-
bärmutter des Hymen (des Frühlingsvogels) ange-
nommen und unter Sturm und Regenschauer sich
in Schoß der Hera geflüchtet und, als diese ihn
leidig aufgenommen, sich in seiner wahren Ge-
stalt offenbart und mit ihr vermählt habe. Auch
Erzählung in der Ilias, wie Hera, welche die
Ehen begünstigt, auf dem Gipfel des Ida dem
Zeus, der den Troern Sieg verleihen will, mit Lie-
besverlangen entzündet, sodaß er die Kämpfenden
nicht, ist diesem Sagentreife entnommen. Ebenso
wird die Verehrung der Hera als Ehegöttin (Hera-
leia) auf diese Vorstellung zurückgeführt. Als Göttin
der Luft dagegen, insbesondere des Wolkengöt-
tes, erscheint Hera in der Sage von Ixion, der
auf ihr ein aus einer Wolle geformtes Bild
marmirt, endlich als Mondgöttin besonders in ihrer
Verehrung an Neumondtagen und als Göttin
der Entbindung, in welcher Eigenschaft sie freilich
rühzeitig hinter Plithya und Artemis zurück-
trat. Wahrscheinlich sind auf J. Eigenschaften von
anderen Göttinnen, wie von der Pione von Dobona
übertragen und ist erst allmählich aus der Verbin-
dung und Umbildung verschiedener Elemente die
eigenartige Gestalt der Gemahlin des höchsten Got-
tes herausgebildet worden, die als solche dann vor
allem Ehe- und Hochzeitgöttin ist.

Die römische J. ist, wie schon ihr Name (der das
Femininum zu Jovis genannt werden kann) zeigt,
ursprünglich sicher eine Göttin des Himmels und
des himmlischen Lichts, speziell des Mondes, und
wurde als solche am ersten Tage (den sog. Kalen-
den) jedes Monats verehrt. Damit hängt auf-
einander zusammen ihre Verehrung als Geburtsab-
göttin, welche die Kinder ans Licht der Welt führt (J.
Lucina). Ferner wurde sie als Stifterin und
Schirmerin jedes Ehebandnisses (als J. Pronuba)
und überhaupt als Beschützerin der Hausfrauen
(Matrona, daher das Fest Matronalia, welches
am Anfang März der J. Lucina zu Ehren gefeiert
wurde), endlich als „Himmelskönigin“ (J. Regina
als Gemahlin des Jupiter Heri) verehrt. Außer-
dem gab es noch einige altitalische Kulte der J.,
von welchen die Römer von benachbarten Stämmen auf-
genommen hatten, wie den der J. Januvina aus
dem latinischen Januvium, den der J. Curesis (oder
Cuirites) von den Sabinern, den der J. Cupra
von den Picentnern.

Die bildende Kunst stellt die Hera dar als das
Ideal gereifter weiblicher Schönheit, mit vollen,
aber von überflüssigen freien Formen, mit ehrfurcht-
gebietendem Ausdruck des Antlitzes, vollständig be-
kleidet mit Ober- und Untergewand, nur Hals und
Arme entblößt, auf dem Haupt häufig den Schleier
und regelmäßig einen diademartigen Kopfschmuck
(Stephane); in der einen Hand trägt sie gewöhn-
lich das Scepter, in der andern bisweilen einen
Granatapfel oder auch eine Schale; beigegeben ist
ihre nicht selten der Pflaue. Die berühmteste Dar-
stellung der Göttin war im griech. Altertum das
von Poloset gefertigte Kolossalbild aus Gold und
Eisenbleim im Heraion bei Argos; unter den erhaltenen
nehmen einige wohl mit Recht auf ein Original

des befruchtenden Regens und der Winde an-
gebetet in heil. Hainen (wie in Dodona in Epirus,
wo man in dem Rauschen der Blätter eines mäch-
tigen Eichbaums seine Offenbarungen zu verneh-
men glaubte) und auf hohen Bergeshügeln, die
man als seinen Wohnsitz aufstiege (Zeus Atraios,
Hepaios oder Hypistos). Besonders wurde die
Vorfstellung, daß das hoch in die Wolken empor-
ragende Haupt des Olympos an der Nordgränze
Thessaliens der Sitz des Zeus sei, frühzeitig bei den
Griechen allgemein gültig, und der Kult des Zeus
Olympios, unterstützt durch die Bedeutung der
pa Olympia in Elis gefeierten großen National-
spiele, aber ganz Griechenland verbreitet. Der
Mythos, durch welchen die alte Naturgotttheit zu
einer lebendigen, für das menschliche Vorstellung-
vermögen faßbaren Persönlichkeit ausgeprägt
wurde, machte den Zeus zum Sohne des Kronos,
des Sohnes des Uranos (daher er Kronion oder
Kronides genannt wird) und der Rheia, der Toch-
ter der Erdgöttin Gaia, zum Bruder des Poseidon
und Hades, der Hestia, Hera und Demeter. Nach
der verbreitetsten Sage wurde er auf der Insel
Kreta (einem Hauptfuge des ältesten Zeuskultus) in
einer Grotte des Berges Ida geboren, wohin Rheia
sich geflüchtet hatte, um das Kind vor dem Kronos,
der seine eigenen Kinder verschlang, zu verbergen,
und von der Ziege Amaltheia und den Bienen des
Gebirgs mit Milch und Honig (ober von Tauben
mit Ambrosia) ernährt, während die Kureten durch
ihre Bassendanz das Schreien des Kindes über-
täubten. Kronos verschlingt, durch Rheia überlistet,
fast des Neugeborenen einen in Windeln gewick-
elten Stein. Sobald Zeus herangewachsen, nötigt
er unter Beihilfe der Ketis (der Personifikation
der Klugheit) den Kronos, die früher verschluckten
Kinder wieder von sich zu geben, und beginnt, un-
terstützt von diesen, von den Cyclopen (s. d.), den
Hekatoncheiren (hundertarmigen Riesen), der The-
mis und dem Prometheus, den Kampf gegen seinen
Vater, in welchem er Sieger bleibt. Kronos und
die Titanen (s. d.), die auf dessen Seite gestanden,
werden in den Tartaros gestürzt, und eine neue
Weltordnung wird begründet, die Herrschaft der
olympischen Götter, an deren Spitze Zeus als Kö-
nig und Vater der Götter mit seiner Schwester
Hera steht, die er zu seiner Gemahlin erhebt.

Aus der Verbindung des Zeus mit verschiedenen
Göttinnen gingen eine Anzahl Kinder hervor,
welche dem Kreise der olympischen Götter angehö-
ren: Hera gebart ihm den Ares und Hephaistos (let-
zern gebiert nach einer andern Sage Hera allein
ohne Einwirkung eines Mannes) und außerdem Hebe
und Eileuthia; Dione wurde durch Zeus Mutter
der Aphrodite, Leto gebart ihm Apollon und Arte-
mis, Maia den Hermes, aus seinem eigenen Haupte
wurde Athena geboren. Ferner ist er Vater einer
Anzahl anderer Gottheiten, die, wenn sie auch nicht
in die Zahl der bekannten zwölf Götter aufgenom-
men sind, doch allgemein als Götter angesehen und
verehrt werden: Demeter gebart ihm Persephone,
Semele den Dionysos, Themis die Horen und
Moiren (Fazzen), Eurynome die Chariten (Gra-
zien), Rhaemione die Mufen, Leda die Dioskuren.
Während nun aber von diesen allen nur Hera und
die mit dieser wohl auch identifizierte Dione als
seine rechtmäßige Gemahlin galt, so sanken einzelne
von ihnen, wie Leda und Semele, und vollends die
Mutter von Eöhnen, welche mit der Zeit nicht mehr

für Götter, sondern
in Sage und Dichtung
Der gewaltigste von
dessen Hilfe Zeus in
tern die Giganten (s.
nung unzuführenden
wirft, den aber aller
aufnimmt. Andere
Danae), Minos, i
(von Europa), Cy-
gina), Atlas (von
(von Antiope) u. a.
Königshäuser rühm
Abhären, der von
Aus den physisch
entwickelte sich unter
Poesie und der at-
würbige und erhab
dem höchsten, allm
herrscher, dem Ura
und aller Ordnung
eine Vorstellung, di
namen, mit welchen
geprägt hat. So
als dem Schirmen
Dulais und Agora:
der Naß- und Be-
horios als dem
Philios und Hera
Freundschaft und G
und Philios als d
Fremden und Hilfe
Eleutheros als d
allem Uebel, u. Dile
wird seine Beißige
(Rant) durch Ora-
ihm aus. J. ist so
König und Vater i

Auch der italiso
einem Naturgott be-
und befruchtenden
geworden, besonders
alten Zeiten auf den
Kapitolinus) geweiht
jundacht als Gott der
verleitet (J. Skator,
Beschützer der Treue
des Fides, des Zeus
dem heiligen auß
als Inbegriff aller
mus Rarimus (ed
als J. Her. (Kön
men Dialis, war
mines und sollte de
von Würde und H
In der Plastik i
lich durch Phidias
aus Gold und Elfe
in Olympia ausfi
sind zahlreiche Sta-
und Köpfe (der be
jetzt im Vatikan in
Vorderkopf (die M
lich von der Erhal
dem sie sich alle me
nur einen schwache
rend gewisse Män
des Ganzen weit ei
lich im kleinsten St

ter, sondern nur für Heroen (s. d.) galten, ze und Dichtung zu sterblichen Frauen herab. **waltigste von diesen Heroen ist Herakles, mit Hilfe Zeus im Verein mit den übrigen Göttern die Giganten (s. d.), welche die neue Weltordnung aufzurichten versuchten, siegreich zu Boden, den aber allerdings auch Zeus in den Olymp nimmt. Andere Zeus söhne sind Perseus (von aë), Minos, Akadamanthos und Sarpedon (Europa), Epaphos (von Io), Atalos (von ia), Arias (von Kallisto), Amphion und Zethos (Antiope) u. a. m.; fast jedes der alten griech. Heldenhäuser rühmte sich eines solchen Heroen als Ahnherren, der von Zeus abstammen sollte.**

Aus den physischen und theogonischen Mythen entwickelte sich unter Einfluß des Epos, der lyrischen Poesie und der attischen Tragödie allmählich die edelige und erhabene Vorstellung von Zeus als dem höchsten, allmächtigen und allsehenden Weltregierer, dem Urquell und Beschützer alles Rechts und aller Ordnung im Familien- und Staatsleben, eine Vorstellung, die besonders in zahlreichen Verbindungen, mit welchen er angerufen wurde, sich ausgedrückt hat. So betete man zum Zeus Herkleios als dem Schirmer des Hauses, zum Zeus Polieus, Boulaios und Agoraios als dem Beschützer der Stadt, der Rat- und Volksversammlungen, zum Zeus Hortios als dem Wächter des Eides, zum Zeus Phyllos und Hetairios als dem Urheber aller Freundschaft und Genossenschaft, zum Zeus Xenios und Gilestios als dem Beschirmer und Rächer der Fremden und Hilfsuchenden, zum Zeus Soter und Eleutherios als dem Erretter und Befreier von allem Übel, κ. Dile, die Personifikation des Rechts, wird seine Beisitzerin genannt, alle Weissagung (Mantel) durch Orakel oder sonstige Zeichen geht von ihm aus. J. ist so der „höchste der Herrscher“, der „König und Vater der Götter und Menschen“.

Auch der italisch-römische Jupiter ist aus einem Naturgott des Himmelslichts, des Gewitters und befruchtenden Regens frühzeitig ein polit. Gott geworden, besonders in dem Kult, welcher ihm seit alten Zeiten auf dem Kapitolinischen Hügel (als J. Kapitolinus) geweiht war. In Rom erscheint er zunächst als Gott der Schlacht, der Sieg und Beute verleiht (J. Stator, Victor, Feretrius), dann als Beschützer der Treue und des Rechts, indem die Kulte der Eides, des Divs Fidius und des Terminus mit dem seinigen aufs engste verbunden sind; endlich als Inbegriff aller Macht und Gnade, als J. Optimus Maximus („der Beste und Größte“) wie auch als „J. Rex“ („König J.“). Sein Priester, der Flamen Dialis, war der vornehmste unter den Flamines und sollte dem ganzen Volke ein Musterbild von Würde und Keuschheit sein.

In der Plastik ist das Ideal des Zeus vornehmlich durch Phidias in der berühmten Kolossalstatue aus Gold und Elfenbein, welche er für den Tempel in Olympia ausführte, ausgebildet worden. Es sind zahlreiche Statuen (teils sitzende, teils stehende) und Köpfe (der berühmteste ist der von Lysippos, jetzt im Vatikan in Rom, von dem übrigens nur der Vorderkopf [die Maste] antil ist) erhalten, die freilich von der Erhabenheit jenes Meisterwerks, von dem sie sich alle mehr oder weniger stark entfernen, nur einen schwachen Abglanz erkennen lassen, während gewisse Köpfe von Kopf und Komposition des Ganzen weit richtigere Abbildungen, aber freilich im kleinsten Maßstabe geben. Der Gott wird

ten
den,
die
und
icht-
arch-
nyen
usen
s J.
rtige
urch-
tate
ind
ger-
icht,
um
se an
n; so
s im
s km
s Fels
s eine
d der
durch
e Bal-
nd der
ict der
direkt
tellstuf
avers-
: Kare
burger-
ebirges
nit ein-
ant im
iet der
den der
ich und
senfee.
rauber
ng und
Rebels.
tannen,
großen
rbau ist
sen des
t Solo-
die Rebe
t ist das
utrieilen
lern und
dies sind
nicht und
quellen
waren in
und im
t J., die
urser und
die Abri-
baadt), die
die Glas-
Von nuss-
liche Ban-
ne Schie-
e Travers,
sich in der
Handstette;
ht auf die

Seen am Rande des Gebirges, die Schweiz. Hoch-
ebene und die Alpen; von den nördl. Gipfeln
schweift der Blick bis zum Schwarzwald und den
Vogesen. Zu den wichtigsten Punkten gehören:
der Grand Colombier (1544 m) bei Euloz, der
Mont-Credo (1624 m) bei dem Fort de l'Écluse,
der Mont-Roculet (1720 m), der Crêt de la Neige
(1723 m) und der Grand Colombier de Ver
(1689 m), die höchsten Gipfel des ganzen Gebirges,
alle westlich von Genf in der Kette zwischen der
Vallserine und der Schweiz. Hochebene, die Dôle
(1674 m), der westlichste Schweizerberg; der Mont-
Tendre (1650 m) und die Dent de Baulion (1486 m)
zwischen der Orbe und der Hochebene, der Mont-
Suchet (1596 m) und die Aiguille de Beaumont
(1563 m), der Chasseron (1611 m) und der Creux
du Vent (1465 m) mit gewaltigem Felscirrus
zwischen dem Doubs, der Areuse, dem Neuen-
burgersee und der Orbe, der Chaumont (1175 m),
oberhalb Neuchâtel, der Chasseral oder Vexier
(1610 m) zwischen dem St. Immerthal und dem
Bielersee, die Hasenmatt (1449 m) mit dem Weißen-
stein bei Solothurn, die Vöschenschub (1100 m) in
der Hauensteinette, die Gysfluh (774 m) bei
Narau und die Kärgen (862 m) im Kanton Zürich.
Die westlicher und nördlicher gelegenen Ketten sind
im allgemeinen niedriger, erheben sich aber immer-
hin noch hier und da bis über 1400 m Höhe. Ihre
wichtigsten Gipfel sind der dichtbewaldete Mont-
Risour (1423 m), westlich vom Jouxthal, der
durch seine Klause berühmte Mont-d'Or (1463 m)
bei Rougney, die Tête de Rang (1423 m) zwischen
Chaux de Fonds und dem Val de Mug; und im
Bernischen J. der Moron (1340 m) links, der Mont-
Gratier (1302 m) und der Haimex (1309 m)
rechts von der Vire, der Mont-Terrible (1004 m)
zwischen Bruntrut und Eilsberg, der Blauenberg
(836 m) bei Basel. Der schonie jüdostl. Abstieg
des Gebirges, der Parallelismus und die gleich-
mäßige Höhe seiner Ketten, der Mangel an großen,
das ganze System durchziehenden Quertälern
machen den J. ziemlich unzugänglich; nichtsdesto-
weniger wird er von einem ausgedehnten Netze von
Kunstrassen und Eisenbahnen durchzogen, welche
meist den Kantontälern folgen, bis eine Fluss oder
eine niedrige Wasserreihe einen Ausweg gestattet.
Zu den wichtigsten Kurpassien gehören: der Col
de la Faucille (1323 m) zwischen Ver und dem
Thal der Vallserine, der Pass von St. Cergues
(1263 m) am Fuß der Dôle, der Col de Marécruz
(1450 m), der über die Kette des Mont-Tendre
führt, der Pass von Rougney zwischen Orbe und
Pontarlier, der Pass von Verrières (Val de Tra-
vers), der Pass von Ste. Croix zwischen dem Neuen-
burgersee und dem Val de Travers, die Straße
über die Tête de Rang von Neuchâtel nach Chaux
de Fonds, die Pierre Perthus zwischen dem St.
Immer- und dem Virethal, die Straße über den
Mont-Terrible (les Mangiers), der Passwang, der
Obere und der Untere Hauenstein im Solothurner
J., die Staffelegg und der Rorberg im Nar-
gauer J. Manche dieser Pässe sind jetzt über-
schient, so der Col de Rougney, der Pass von Ver-
rières, die Tête de Rang, die Pierre-Perthus, der
Mont-Terrible, der Untere Hauenstein und der
Rorberg. Die Schwierigkeit des Terrains machte
viele Tunnel notwendig; die längsten derselben sind
der Tunnel von Les Vogeß auf der Linie Neuchâtel-
Chaux de Fonds, 8259 m lang, der Tunnel de la

cit einer erfolgreichen Binnenkorrektion ge-
nd zugleich infolge der Retentionskraft des
nten Seebodens die Überschwemmungs-
ur die untern Vargegenden wesentlich ver-

Die Hauptförderer der Unternehmung,
er berühmten Einthlorrektion Hans Konrad
(f. d.) würdig zur Seite gestellt werden
aren der Arzt Dr. Joh. Hub. Schneider
1880) und der Ingenieur Richard Sanica
-1883). Bal. Dr. J. R. Schneider, «Das
der Westschweiz und die Korrekturen sel-
wässer» (Bern 1881) und «Die Jahres-
der J.» (I—XVI, Biel 1868—88).

amentum (lat.), Eid, Schwur.

iro in verba magistri (lat.), auf des
s Worte schwören, Citat aus Horaz' «Epi-
l, 1, 15).

ät (lat.), ein Vereidigter, Geschworener;
ion, Vereidigung; juratorisch, eidlich.

burg, Stadt im russ. Gouvernement Kowno,
ise Kossieny rechts am Niemen, 88 km west-
Kowno, nahe der preuß. Grenze, mit (1882)
, worunter viele Juden, ist ein Hauptver-
splatz für Getreide, das nach Preußen ge-
wird, und ist Sitz eines Zollamts.

re, soviel wie De jure.

is (frz.), Geschworener.

reconsultus, f. Juriconsultus.

renß-Mergel werden die obersten aus
Kalk oder Mergelthon bestehenden Schichten
alm oder weißen Jura (f. Jura formation)
nt, weil in ihnen Ammonites jurassiens häufig
r sie ein Leitfossil (f. d.) ist.

rgens (Karl Heinr.), deutscher Historiker und
ist, geb. 8. Mai 1801 in Braunschweig, stu-
in Göttingen Theologie und wurde 1824
er in Amelunbourn, 1834 in Stadtholndorf.
r 1848 Mitglied des Vorparlaments, des Rünf-
Auschusses und der Nationalversammlung
ankunft, wo er auf Bildung einer konservat-
Partei hinarbeitete und sich an der Gründung
roßdeutschen Partei beteiligte. Im Sommer
lebte er auf seine Pfarrei zurück, gab dieselbe
1851 auf und siedelte nach Hannover über, wo
ie Zeit die «Hannoversche Zeitung» redigierte.
arb 2. Dez. 1860 in Wiesbaden. J. schrieb:
ers Leben» (I. Abteil. 1483—1517, 3 Bde.,
1846—47), «Zur Geschichte des deutschen Ver-
nagswerks 1818—49» (2 Bde., Braunschw. 1860
), «Studien zur deutschen Geschichte und Po-
(Hrem. 1856), «Deutschland im franz.-sardin.
ne» (Basel 1860).

urgewotaja, Fürstin, f. Dolgorukaja (Für-
; vol. Alexander II., Kaiser von Rußland.

uridisch (lat.), der Rechtswissenschaft gemä-
stredigt, oft auch für juristisch gebraucht.

urisch, der altruss. Name von Dorpat.

urien de la Gravière (Pierre Roch), franz.
admiral, geb. 5. Nov. 1772 zu Gannat (Depart.
ert), gest. 15. Jan. 1849 zu Paris, wurde 1798
gattenkapitän. Drei Jahre später befehligte er
Franchile bei der Verteidigung von Leogane,
a Schlüssel des Hafens Port-au-Prince, und
lte 1803 zum Schiffskapitän auf. Er wurde
14 beauftragt, die Insel Bourbon wieder in Bes-
nehmen. Im J. 1817 zum Kontreadmiral er-
unt, erhielt er 1821 das Kommando der See-
non in Brasilien, 1824 den Oberbefehl über die
ation der Antillen, und war 1825—27 Sceptäfel-

einer von Schmidt, Göbel und Pfund (Brag 1844), so wie von Aibling (Stuttg. 1845) übersezt.

Laurent Pierre de J., Neffe Antoine Laurent J., geb. zu Lyon 7. Febr. 1792, hat sich vorzüglich um die Einführung des wechselseitigen Unterrichts und philanthropische Bestrebungen, wie die Verbesserung der Gefängnisse in Frankreich, verdient gemacht. Von seinen Schriften, die alle eine moralische Tendenz haben und teilweise von der Akademie gekrönt worden sind, ist besonders zu nennen das in vielen Auflagen verbreitete und mehrfach übersezte Volksbuch »Simon de Nantua, ou le marchand forain« (Par. 1818; deutsch, Ulm 1849). J. starb zu Paris 23. Febr. 1866.

Justion (lat.), Befehl; iussu, befehlend; jussu, auf Befehl.

Justus (arab.), Joseph.

Justus Det., franz. General, geb. 1806 auf der Insel Elba, wurde durch Seeräuber an den Bei von Tunis verkauft und im Islam erzogen. J. trat in die Leibwache des Bei, floh jedoch 1830 nach Algerien und trat in franz. Militärdienst. Er schlug 1836 den Emir Abd-el-Kader und trat 1845 in Paris zum Christentum zurück. Hiernach wurde J. Brigadegeneral und übernahm den Befehl über die in Algerien errichteten eingeborenen Truppen. Im J. 1864 erhielt J. den Auftrag, die türk. Wosufs militärisch zu organisieren, lehrte jedoch im November aus der Krim, ohne viel erreicht zu haben, nach Algerien zurück; 1865 wurde J. Kommandeur der 10. Militärdivision zu Montpellier und starb 16. März 1866 zu Cannes. Er veröffentlichte »Sur la guerre en Afrique« (Par. 1850).

Just (vom frz. juste), eben, gerade, genau; früher auch adjektivisch gebraucht im Sinne von: richtig, so wie es sein soll, geüuet, besonders in der Formel: mir ist's nicht lust.

Justament (Justamente, frz. justement), so viel wie Just (Adverbium).

Juste (San-), s. Gerónimo de San-Juste.

Juste (Theod.), namhafter belg. Geschichtschreiber, geb. zu Brüssel 11. Jan. 1818, trat nach beendigten Studien in die Verwaltung des Unterrichtswezens im belg. Ministerium des Innern ein, wurde 1859 zum Konservator des königl. Museums der Altertümer in Brüssel befördert, ist seit 1856 Mitglied der belgischen Akademie der Wissenschaften und seit 1870 Professor der Geschichte an der Kriegsschule. Von seinen größtenteils die vaterländische Geschichte behandelnden Werken, die sich durch gewissenhafte Forschung und klare und gemessene Darstellung auszeichnen, sind die hauptsächlichsten: »Histoire de Belgique« (4. Aufl., Brüss. 1868), »Histoire du Congrès national« (2. Aufl., 2 Bde., Brüss. 1861), »Histoire de la révolution des Pays-Bas sous Philippe II« (4 Bde., Brüss. 1856–63), »Histoire des États-Généraux des Pays-Bas« (2 Bde., Brüss. 1864), »La révolution belge de 1830« (2 Bde., Brüss. 1862), »Guillaume le Taciturne« (Brüss. 1873) und das bereits (1881) 27 Bände umfassende Werk »Les fondateurs de la monarchie belge«.

Juste-Milieu (frz.), die rechte Mitte, war ein nach der franz. Revolution von 1830 vielgebrauchtes Schlagwort, womit man bald im guten, bald im bösen Sinne das polit. System Ludwig Philipp's bezeichnete, der, um sich auf dem Throne zu besetzen und die extremen Parteien unschädlich zu machen, zwischen rechts und links die Mitte zu halten und

seiner Regierung viele der brüdenenden Missethätigkeiten der frühern Herrschaft ab. Bei der auswärtigen Politik dagegen machte die Überspannung der Kräfte des Reichs durch Justinian I. ihre schlimmen Wirkungen geltend. Seit 568 ging ein großer Teil von Italien an die Langobarden verloren. An der Donaugrenze wurden die Avarn sehr gefährliche Feinde, denen auch der tapfere Feldherr Liberius Constantinus (571) nur unvollkommen zu begegnen vermochte. Der seit 571/72 erneute Krieg mit Persien verlief ungünstig, bis der im Frühjahr 571 zum Caesar ernannte Liberius diesen Kämpfen eine bessere Wendung zu geben vermochte. J. starb am 5. Okt. 578 und hinterließ dem Liberius die Herrschaft.

Justinus (in einer Handschrift Marcus Junianus J. genannt), ein röm. Historiker, der wahrscheinlich zu Rom im Zeitalter der Antonine, um 160 n. Chr., lebte, ist der Verfasser eines Auszugs aus dem verloren gegangenen größern Geschichtswerke des Trojus Pompejus, der zur Zeit des Augustus in 41 Büchern nach griech. Quellen die allgemeine Geschichte von den ältesten Zeiten an, insbesondere aber die des macedon. Königs Philipp und der macedon. Herrschaft vom 7. bis 41. Buche ausführlich behandelte, weshalb er auch seinem Werke den Titel *Historiae Philippicae* gab. Dieses ursprüngliche Werk, auf dessen Umfang man noch aus den sog. Prologen oder Inhaltsanzeigen der einzelnen Bücher, die meist in den Ausgaben des J. enthalten sind, schließen kann, ist zeitig verloren gegangen. Die Darstellung bei J. selbst ist im ganzen nicht ungeschmackhaft, doch vermisst man oft die Einfachheit und Korrektheit des Ausdrucks. Außer frühern Ausgaben von Gränius (4. Aufl., Leid. 1701) und Norah. Gronov (2 Bde., Leid. 1719 und 1760) sind zu erwähnen: die mit den Anmerkungen der ältern Erklärer versehene von Arotischer (3 Bde., Lpz. 1827—30), die kritischen Bearbeitungen von Zübner (Lpz. 1831), Johanneau und Zübner (2 Bde., Par. 1837) und Reep (Lpz. 1859; kleinere Ausg. 1862), die Schulausgaben von Hittboagen (Halle 1835), Hartwig (Braunsch. 1839), Dornle und Gauer (2 Hef., Bresl. 1865). Deutsche Übersetzungen lieferten Molbe (2. Aufl., 2 Bde., Münch. 1824—28), Schaumann (5 Bde., Frenzl. 1830—32) und Schöberg (6 Bde., Stuttg. 1831—36). Vgl. Rühl, *Die Textesquellen des J.* (Lpz. 1872).

Justinus der Martyrer, Kirchenlehrer und Apologet des Christentums, stammte aus Siedem der Flavia Neapolis in Samarien und trat, nachdem er verschiedenen philoj. Systemen, zuletzt dem des Plato sich zugewandt hatte, zum Christentum über. Doch blieb er auch als Christ noch Anhänger der Philoosophie und suchte mit Hilfe der schon vorher gewonnenen philoj. Weltanschauung das Christentum als die vollkommene Philoosophie zu erweisen. Seine Schriften sind für die Entwicklung der kirchlichen Glaubenslehre um die Mitte des 3. Jahrh., besonders für die Anwendung der Platonischen Logiklehre auf die christl. Weltanschauung, von größter Wichtigkeit. Die Zeit und die näheren Umstände seines Lebensendes sind ungewiß. Wahrscheinlich erlitt er in Rom, wohin er sich schon frühzeitig begeben zu haben scheint, ums J. 160 den Märtyrertod. Seine um 145 verfaßte Schrift wider die Jüden seiner Zeit, welche nach Irenäus und Euseb. benutzten, ist verloren gegangen, dagegen ist noch seine 147 verfaßte Apologie an die *fratres* mit einem bald nachher abgefaßten

(die) mentionen der nachfolgend angewendeten Maschinen
entsprechende, möglichst gleiche Längen zerrissen und
darauf zu einem Bande vereinigt.
Zuerst gelangen die Juteristen auf die Vortarbe,
welche eine vorläufige Zerkleinerung des Materials
bewirkt; die weitere Zerkleinerung und Verstärkung,
sowie die Parallellage der Fasern findet auf der
Feintarbe statt, wie eine solche von der Firma
Combe, Barbour u. Combe in Belfast in nachstehen-
der Fig. 1 gezeigt ist. Die Zuführung des Mate-
rials zu der sich in einer Mulde bewegenden Speise-
walze geschieht durch drei Widel L. Die durch die
Trommel T von der Speisevorrichtung abgelenkt

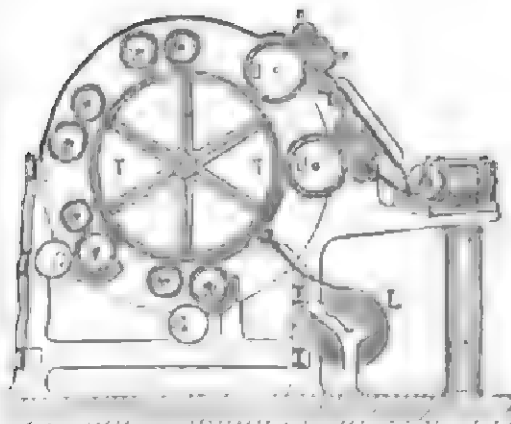


Fig. 1.

ten, zerteilten Fasern werden durch Vermittelung
der Arbeits- und Wendewalzen A und W weiter
verarbeitet und dann von den Abnehmewalzen D D
aufgenommen. Von diesen werden sie durch die Ab-
zugswalzen w w abgezogen, in Bandform überge-
führt und weggeleitet. Zur Reinhaltung der Ab-
nehmewalzen von hängengebliebenen Fäserchen die-
nen die Bürstenwalzen cc, deren Borsten etwas in
den Vorschlag derselben hineinragen. Die Wende-
walzen sind zum Teil mit Fedeln umgeben, um
das Herausfallen der Fasern zu verhindern; letztern
Zweck dienen auch die Reibcylinder GG. Auf die
Verarbeitung mittels der Feintarbesolat das Strel-
ten und Doublieren der nun bis auf Längen von
etwa 300 mm verlängerten Jutesfasern.

Die Streckmaschinen für Jute sind im Prinzip
ebenso wie die für Flach konstruiert und weichen
von diesen nur hinsichtlich ihrer stählernen Bauart
durch die Anwendung aufeiserter, mit Leder über-
zogener Streckdruckwalzen ab. Außer den bei der
Flachspinnerei gebräuchlichen Streckmaschinen mit
Schraubenführung verwendet man oft die in Fig. 2
dargestellte Streckmaschine mit Hebelstaben in der
Einführung von Lawson u. Sons in Leeds. Die
Bänder werden hier durch die Einziehwalzen p in
die Maschine eingeführt, passieren darauf die Hebel-
stabe s, sodann das Streckwalzenpaar e und werden
durch die Ablieferungswalzen g abgeleitet; mit a
eine Doublierplatte bezeichnet. Die Hebelstabe
bewegen sich, soweit sie nicht im Ein- und Austritten
stehen sind, vollständig horizontal mit den Hän-
den vorwärts.
Das eigentliche Vorspinnen, d. h. die Bildung
des schwach gedrehten Fadens aus dem von der

nd In den ältesten Zeiten sollen die Cimbern in J.
n: gewohnt haben, nach denen noch die ganze Halbinsel
re- benannt wird. In den ersten Jahrhunderten des
he Mittelalters war das Land von den Jüten (bei den
de Angelsachsen *Deotas*) besetzt, einem Volke sächs.
n Stammes, das von eigenen Königen beherrscht
e wurde. Die Jüten siedelten zum Teil nach England
r über und führten später noch als Verbündete der
r Sachsen Kriege mit Karl d. Gr. Gegen Ende des
t 9. und zu Anfang des 10. Jahrh. bemächtigten sich
 die Dänen unter dem Könige Gorm des Landes,
 das seitdem ein Bestandteil des Königreichs Däne-
 mark geblieben ist. Die ursprüngliche sächs. Bevöl-
 kerung ist schon frühzeitig in der eingewanderten
 dänischen aufgegangen, so daß die heutigen Jüten
 einen Dialekt des Dänischen reden, der jedoch viele
 sächs. Eigentümlichkeiten bewahrt hat. Vgl. Witte-
 sen, „Studien über J.“ (Berl. 1865).

Juturna (in älterer Sprache *Diuturna*) ist so-
 wohl der Name einer lat. Quellgöttin, als verschie-
 dener Quellen in Latium und Rom. Namentlich gab
 es eine solche unsern vom Flusse Numicius bei Ardea
 und Lavinium, und beim Tempel des Castor (und
 Pollux) in Rom, deren Wasser als das beste, reinste
 und heiligste, auch für Kranke gesundeste galt. Die
 Göttin heißt Gattin des Janus und Mutter des
 Jovis. In Rom wurde ihr zu Ehren am 11. Jan.
 an den Gewerben, die mit Wasser zu thun hatten,
 ein Fest gefeiert, die *Juturnalia*.

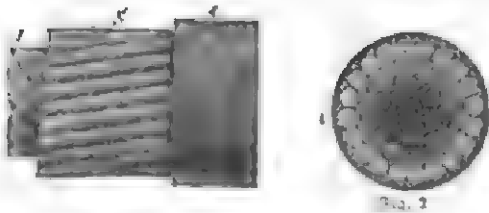
Juvantia (lat., zu ergänzen: *remedia*), Arznei-
 mittel, die man zur Unterstützung und Verhärtung
 derer hinzusetzt.

Juvavum (Juvavia), alter Name für Salzburg.
Juvenalia (lat.), scenische Spiele, welche von
 ro aus Veranlassung seines Übertritts ins männ-
 e Alter eingerichtet wurden. Unter den spätern
 tern hießen J. die zu Jahresanfang im Palatium
 ebenen Spiele, bestehend in Wagenrennen oder
 Kämpfen.

Juvenalis (Decimus Junius), einer der bedeu-
 tendsten röm. Satirendichter in der letzten Hälfte
 1. und der ersten des 2. Jahrh. n. Chr., aus
 inum im Bolscischen gebürtig, widmete sich
 198 der Beredsamkeit und dem Kriegsdienste
 erst in seinen spätern Jahren unter Trajan
 Hadrian der Dichtkunst, besonders der Satire.
 ne einer verletzenden Anspielung auf einen
 Spieler soll er eine Zeit lang in der Verbannung
 zugebracht haben. J. starb im Alter von
 tens 80 J. Erhalten sind unter seinem Na-
 5 Büchern 16 Satiren, in denen die Thor-
 und die Sittenverderbnis seiner Zeit hart
 igt werden. Ribbeck, „Der echte und der un-“
 „ (Berl. 1865), wollte zeigen, daß die 10.

5 letzten Satiren dem J. nicht angehören,
 ersten und die 11. aber vielfach interpoliert
 gekommen seien. Diese Ansicht, die Ribbeck
 einer Ausgabe (Ept. 1859) durchgeführt
 aber auf fast allgemeinen Widerspruch ge-
 im allgemeinen ist der Ausdruck des J.
 erwähnt, aber auch nicht so dunkel und ernst
 des Versus. Oft verrät der Dichter den
 Alle frühern Ausgaben sind durch die kri-
 gabe mit den alten Scholien von D. Jahn
 erl. 1851; Textausg., Berl. 1868) in den
 nd gestellt worden. Brauchbare Kommen-
 ten die Ausgaben von Heinrich (2 Bde.,
 19) und Mayor (18 Satiren, 2. Aufl.,
 nd. 1869—78). Eine kleine Handausgabe

Willen Guttapercha zu vereinigen und fest aufeinander, apphen sowie an den Drähten haftend zu machen, bringt 48 an man zwischen diese Lagen wie auch unmittelbar um an die die Drähtigen gewisse Klebrige, aber ebenfalls iso- eitun- lierende Mischungen, von denen eine der gebräuch- 8 un- lichsten das «Chattorton Compound» (Gutta- feldju- percha, Holzteer und Harz) ist. Je dicker der Leiter ngel- genommen werden muß, um so größer muß auch wie- die Dicke der Isolierschicht genommen werden, reis- wenn man denselben Isolationsgrad erreichen will; Eng- bei dem hohen Preise des Isolationsmaterials ist ver- daher die Verwendung möglichst gut leitenden nan Kupfers so wichtig. Die Guttapercha muß sorgfäl- tig gereinigt sein und soll die Kupferseele möglichst 20 centrirt umschließen. Sehr sorgsam müssen die len Verbindungen (Lotungen) zweier Adern zu einem längern Stück ausgeführt werden; es werden dabei in die Drähte beider Drähtigen gereinigt und zusam- 21 mengelötet, jede Litze darauf zugespitzt und beide u- verlötet, mit seinem Bindendraht umwickelt, wieder r- verlötet, nochmals umwickelt und verlötet und f- endlich mit Compound und mit mehreren Lagen 1. Guttapercha sorgsam überkleidet. Die so fertigen



isolierten Drähte werden in fast paralleler Lage, nur wenig umeinander gewunden, mit geteertem Hanf umwickelt und zu einem Tau vereinigt. Gewöhnlich ordnet man zwei solche, in entgegengesetzten Richtungen aufgewinkelte Manilahanslagen an. Zur Sicherung endlich des Taus gegen äußere Beschädigungen kommt über die Hanfumwicklung noch eine Lage starker Eisendrahte oder Drahtlizen, oberhalb, da selbst verzinktes Eisen vom Meerwasser angegriffen wird, Streifen von Kupferblech (nach demselben). Das Erdlabel der Reichstelegraphenverwaltung in seiner für die großen Linien angenommenen Bauart ist in Fig. 1 und 2 in Ansicht und im Querschnitt in $\frac{1}{2}$ natürlicher Größe abgebildet. Die Seele des K. bilden sieben Guttaperchaadern G_1, \dots, G_7 , welche die Leiter L_1, \dots, L_7 bilden. Die mittlere Ader G_7 ist in Fig. 1 über ihre umgebenden sechs andern Adern vorragend gezeichnet, um die Bestandteile einzeln zu zeigen. Die Leiter ist eine aus sieben Kupferdrähten je von Stärke des Drahtes 1 gebildete Litze und mit Lagen Guttapercha isoliert, deren erste bei 12 ist; die zweite hat einen Durchmesser von 1. Um die einzelnen Adern voneinander unterscheiden zu können, sind G_1 und G_2 beim Umdrehen der Guttapercha mit einer, beziehungsweise mit zwei Längsmarken in Gestalt einer geringen Vertiefung des Isolationsmaterials versehen. Die außen liegenden Adern G_1, G_2, G_3 und G_4 sind in der Richtung, welche durch G_1 und G_2 angedeutet ist (vom Anfang des K. gegen das Ende gesehen in der Richtung, wie der Uhrzeiger läuft), gezählt. Zwischen je zwei Adern liegt ein Zwischenraum, der Längs nach, um den Zwischenraum auszufüllen, worauf dann die Umwicklung mit G aufzunehmen.

Staatsoberhaupt gelegte Regierungsstelle bezeichnet, die Ministerien und über denselben das Geheimministerium in weitem und engem Minister-Conferenzen (so in England das Cabinet Council), wo die Minister und Geheimräthe nur auf besondere Einladung erscheinen). Wenn nach der Verfassung von sämtlichen Ministern nur einer oder einige dem Souverän Vortrag erstatten, die andern als Departementsvorstände bloß an den Beratungen der Minister teilnehmen, so heißen jene Kabinettsminister, diese Konferenzminister. Kabinettsfrage heißt eine Frage, von deren Entscheidung es abhängt, ob Minister im Amte bleiben oder nicht. Kabinettsachen sind alle Angelegenheiten, auf deren Behandlung und Entscheidung der Regent unmittelbar einwirkt. Die in solchen Sachen erlassenen Kabinettsordres oder Kabinettsbefehle werden, insofern sie nicht als Beschlüsse des Kabinettsrats in der Staatskanzlei zur Ausführung gelangen, von dem Regenten unterzeichnet. Mittheilungen an andere Fürsten oder auswärtige M. ergehen in der Form von mehr oder weniger Kabinettschreiben oder von feierlichen anleyschreiben. Wenn die endgültige Erledigung von Beschwerden bei dem Souverän gesucht wird, bildet sein Geh. Rat die Kabinettsinstanz. Es erscheinen danach nur diejenigen Geschäfte als Kabinettsachen, welche verfassungsmäßig nicht von den gewöhnlichen Behörden, sondern durch das Staatsoberhaupt ohne Zustimmung der Vollberechtigten, aber unter Mitwirkung der verantwortlichen Minister, erledigt werden.

Kabinettskäfer (*Anthrenus muscorum*), ein kleiner, 2 1/2 mm langer ovaler Käfer aus der Familie der Schabkäfer, von braungrauer Farbe mit drei eisgelblichen Wellenbinden über den Flügeldecken. Die M., mehr noch ihre braunen, hartbehaarten Larven sind zoologischen Sammlungen, besonders Insektenjammungen sehr gefährlich. Häufiges Beschädigen der aufbewahrten Objekte, nebst Anwendung von Quecksilber, Kampfer und andern Konservierungsmitteln vercheucht und vertilgt sie am besten. **Kabinettsjustiz** nennt man die Einwirkung der Regierung auf die Leitung und Entscheidung einzelner Civil- und Kriminalproessen. Unter german. Nationen galt von Anfang her der Grundsatz, daß der König und der von ihm eingesetzte Beamte nur den Bann, d. h. die Gerichtsgewalt und die Vollstreckung der Erkenntnisse habe, während die Urtheile über Rechtsfragen und Thatsachen von den Angehörigen eines jeden Rechtstheiles, vom Volke oder vom Ränern aus demben (Schöffen) gefunden wurden. Selbst diejenigen, welche, wie die Lehnsleute, Ministerialen oder gutherrlichen Unterthanen, in einem Abhängigkeitsverhältnisse standen, bildeten unter der Leitung des Ober- oder Schutzherrn das Gericht für ihre Genossen. Wenn nun auch im Fortgange der Zeiten die alten Volks- und Standesgerichte durch stitzbehörden ersetzt und die Urtheile durch landesherrliche Beamte gefunden wurden, so galt doch die Abhängigkeit der letztern, folglich der Ausspruch der M., als unweifelhaftes Grundrecht. Gegen persönliche Teilnahme der franz. Könige an den proessen wider Große des Reichs machten die Pairshafte Vorstellungen. Die außerordentlichen Kommissionen, welche in Frankreich aus unbedingten hängern des Hofes in solchen Fällen gebildet wurden, wo man sich einer Verurteilung durch die Justiz unter C entziehen wollte.

Die planmäßigen Expeditionen der Franzosen begannen zwar schon 1842 unter Marschall Bugeaud, aber erst mit der im Mai und Juni 1857 unter Randon erfolgten Unterwerfung des nördl. Teils von Großalabien sah man die sämtlichen Stämme der R. als völlig unterworfen an.

Zur laulaf. Rasse gehörig, sind die R. im allgemeinen mittlerer Statur, mager, dabei von starkem Knochenbau. Ihre sonnenverbrannte Haut spielt vom Dunkelbraun ins Schmutzgelbe. Sie haben feste Bohnsüße, treiben weniger Viehzucht als Sydenhirsche, Oliven- und Obstkultur und bebauen die Täler und Bergabhänge mit großer Sorgfalt. Ihre Industrie besteht in Fertigung von Adergeräten, Messern, Waffen, Schießpulver, Haills und Turnissen, Teppichen, Leder, geflochtenen Matten, Holz- und groben Töpferwaren. Fast alle Stämme haben Wassermühlen und Ölpressen zur Verwertung der Früchte der das ganze Gebirge bedeckenden Olivenwälder. Charakteristisch ist ihr Handelsgeist und ihre Liebe zum Selberwerb. Die Blutrache ist ihnen als Ehrengesetz und kann nicht durch Geld abgelöst werden. Gastfreundschaft wird gegen jedermann, ohne Unterschied der Nationalität und der Religion, geübt. Bis jetzt gehört diese Region noch zu den militärischen Territorien Algeriens. Die Bewohner zerfallen in Stämme, welche von Raids regiert werden; diese dann in Festungen oder Gemeinden, von Scheichs verwaltet, und diese in Dörfern oder Dörfern, unter einem Amin stehend, in Weiler. Mehrere vereinigte Stämme bilden eine von einem Aga überwachte Gruppe. Die R. zahlen nur Kopfsteuer zu zahlen. Die interessanteste Verbindung alab. Stämme war die der Suawah (Suawah) aus dem Nordabhänge der Dscherdjeherte, welche bis 1857 eine mächtige und gefürchtete milit. Körperschaft bildete. Als die Franzosen in Algerien nach dem Muster der brit. ostind. Seemacht eine inländische Truppe gründeten, gaben sie ihnen den Namen der kriegerischen Suawah, aus dem Wort Juawe (s. d.) entstanden ist. f. Hanoteau und Letourneur, «La Kabylie et coutumes kabyles» (2 Bde., Par. 1873); Jauré, «Kabyles et Kroumirs» (Par. 1881).

Rachefest, soviel wie Racherie.

Racheln nennt man die einzelnen Bestandteile einer Kachel, aus denen der Hauptkörper der Kachel zusammengesetzt ist. Sie bestehen aus einem Thon, sind an der Vorderseite entweder glasiert (Plattkacheln), oder mit Vertiefungen (Kassettkacheln), oder mit Relief versehen und in der Regel glasiert, auf der Rückseite dagegen mit einem umgebogenen Rand, dem Hals, Kumpf oder Zarge versehen. Die unglasierten matten Racheln nennt man Biskuit-, die glasierten Schmalkacheln. Sie werden vor dem Glasieren auf einer eisernen Platte mit Sand abgeschliffen. Außerdem scheidet man Gl., Fries-, Simskacheln u. s. w. an der Rückseite befindliche Kumpf oder die Kacheln verleihen den Racheln größere Festigkeit und schützt das Aussehen, indem in die dadurch gebildeten Vertiefungen Lehm eingebracht wird und diese oder Eisenblechklammern zur Verbindung einzelner Racheln eingelegt werden. Vor dem Aufsetzen werden die Racheln mittels des sog. Hauweissens mit feinsten Sandstein abgeschliffen. Das Mittelalter war in der Herstellung farbigher Racheln und reich mit Ornamenten und Figuren verzierter Racheln sehr weit vorangetreten.

Inhalt

Seite.

Inhalt:

	Seite
.....	72
.....	167
.....	258
.....	325
.....	349
.....	447
.....	464
.....	466
.....	572
.....	588
.....	588
.....	616
.....	616
.....	616
.....	618
.....	618
.....	621
.....	622
.....	662
.....	696
.....	700
.....	702
.....	704
.....	712
.....	838

Inhalt:

.....	72
.....	81
.....	86
.....	92. 93

tsoberrhaupthe gesetzte Regierungsstelle bezeich-
die Ministerien und über denselben das Ge-
nisterium in weitem und engem Minister-
renzen (so in England das Cabinet Council,
ie Minister und Geheimräthe nur auf besondere
dung erscheinen). Wenn nach der Verfassung
amtlichen Ministern nur einer oder einige dem
verän Vortrag erstatten, die andern als De-
mentsvorskände bloß an den Beratungen der
iter teilnehmen, so heißen jene Kabinetts-
ister, diese Konferenzminister. Kabinetts-
e heißt eine Frage, von deren Entscheidung es
ngt, ob Minister im Amte bleiben oder nicht.
inettssachen sind alle Angelegenheiten, auf
Behandlung und Entscheidung der Regent
ittelbar einwirkt. Die in solchen Sachen er-
ren Kabinettsordres oder Kabinetts-
hle werden, insofern sie nicht als Beschlüsse
Kabinettsrats in der Staatskanzlei zur Aus-
zung gelangen, von dem Regenten unterzeich-
Mittheilungen an andere Fürsten oder aus-
ige K. ergehen in der Form von mehr vertrau-
n Kabinettschreiben oder von feierlichen
leischreiben. Wenn die endgültige Erledigung
Beschwerden bei dem Souverän gesucht wird,
idet sein Geh. Rat die Kabinettsinstanz.
rscheinen danach nur diejenigen Geschäfte als
nettsachen, welche verfassungsmäßig nicht von
gewöhnlichen Behörden, sondern durch das
tsoberrhaupthe ohne Zustimmung der Volksre-
entanten, aber unter Mitwirkung der verant-
lichen Minister, erledigt werden.

abinettkäfer (Anthrenus muscorum), ein klei-
2,5 mm langer ovaler Käfer aus der Familie
Schäbfläfer, von braungrauer Farbe mit drei
gelblichen Wellenbinden über den Flügeldecken.
K., mehr noch ihre braunen, starkbehaarten Lar-
sind zoologischen Sammlungen, besonders In-
nsammlungen sehr gefährlich. Häufiges Besich-
der aufbewahrten Objekte, nebst Anwendung
Quecksilber, Kampfer und andern Konserve-
smitteln verschucht und vertilgt sie am besten.
abinettjustiz nennt man die Einwirkung
Regierung auf die Leitung und Entscheidung
einzelnen Civil- und Kriminalprozeßen. Unter
german. Nationen galt von Anfang her der
ndsch, daß der König und der von ihm einge-
Beamte nur den Mann, d. h. die Gerichts-
alt und die Vollstreckung der Erkenntnisse habe,
rend die Urtheile über Rechtsfragen und That-
en von den Angehörigen eines jeden Rechts-
es, vom Volke oder von Männern aus dem-
en (Schöffen) gefunden wurden. Selbst die-
gen, welche, wie die Lehnsleute, Ministerialen
guts herrlichen Unterthanen, in einem Ab-
gigkeitsverhältnisse standen, bildeten unter der
ung des Ober- oder Schutzherrn das Gericht für
Genossen. Wenn nun auch im Fortgange der
ten die alten Volks- und Standesgerichte durch
stbehörden ersetzt und die Urtheile durch landes-
liche Beamte gefunden wurden, so galt doch die
abhängigkeit der letztern, folglich der Ausspruch
r K., als unumstößliches Grundrecht. Gegen
persönliche Theilnahme der franz. Könige an den
prozeßen wider Große des Reichs machten die Vairs
hafte Vorstellungen. Die außerordentlichen Kom-
missionen, welche in Frankreich aus unbedingten
hängern des Hofes in solchen Fällen gebildet
eden, wo man sich einer Verurteilung durch die
und unter G aufsetzten.

lanmächtigen Expeditionen der Franzosen be-
n zwar schon 1842 unter Marschall Bugeaud,
erst mit der im Mai und Juni 1857 unter
on erfolgten Unterwerfung des nördl. Teils
drostabilien sah man die sämtlichen Stämme

als völlig unterworfen an.
r laulaf. Rasse gehörig, sind die K. im allge-
n mittlerer Statur, mager, dabei von starkem
nenbau. Ihre sonnenverbrannte Haut spielt vom
elbraun ins Schmutzgelbe. Sie haben feste
nfige, treiben weniger Viehzucht als Spaten-
schaft, Oliven- und Obstkultur und bebauen die
er und Bergabhänge mit großer Sorgfalt.

Industrie besteht in Fertigung von Aderge-
n, Messern, Waffen, Schießpulver, Haits und
nüssen, Teppichen, Leder, geflochtenen Matten,
und groben Töpferwaren. Fast alle Stämme
n Wassermühlen und Ölpresen zur Verwertung
rträge der das ganze Gebirge bedeckenden Oli-
älder. Charakteristisch ist ihr Handelsgeist
ihre Liebe zum Gelderwerb. Die Blutrache
ihnen als Ehrengesetz und kann nicht durch
abgelaufen werden. Gastfreundschaft wird

in jedermann, ohne Unterschied der Nationa-
und der Religion, geübt. Bis jetzt gehört diese
on noch zu den militärischen Territorien Alge-
n. Die Bewohner zerfallen in Stämme, welche
Raids regiert werden; diese dann in festes
Gemeinden, von Scheichs verwaltet, und diese
uads oder Dörfer, unter einem Amin stehend,
Weiler. Mehrere vereinigte Stämme bilden

von einem Aga überwachte Gruppe. Die K.
n nur Kopfsteuer zu zahlen. Die interessanteste
indung labyl. Stämme war die der Su a w a h
raoua) auf dem Nordabhänge der Dscherdschera-
n, welche bis 1857 eine mächtige und gefürchtete
t. Körperschaft bildete. Als die Franzosen in
rien nach dem Muster der brit.-ostind. Sea-
n eine inländische Truppe gründeten, gaben sie
ihnen den Namen der kriegerischen Suawab,
aus das Wort Juave (f. b.) entstanden ist.

Hanoteau und Letourneur, «La Kabylie et
coutumes kabyles» (2 Bde., Par. 1878); Ja-
n, «Kabyles et Kroumirs» (Par. 1881).

schefitz, soviel wie Rachezie.

Kacheln nennt man die einzelnen Bestandteile
erner Ofen, aus denen der Hauptkörper der
ern zusammengesetzt ist. Sie bestehen aus ge-
ntem Thon, sind an der Vorderseite entweder
n (Blattkacheln), oder mit Vertiefungen (Kaps-
eln), oder mit Reliefs versehen und in der
el glasiert, auf der Rückseite dagegen mit einem
hten, umgebogenen Rand, dem Hals, Rumpf
r Zarge versehen. Die unglasierten matten K.
nt man Biskuit-, die glasierten Schmelzkacheln.
tere werden vor dem Glasieren auf einer eiser-

Platte mit Sand abgeschliffen. Außerdem
erscheint man Gd., Fries-, Simskacheln u. s. w.
n an der Rückseite befindliche Rumpf oder die
rge verleiht den Kacheln größere Festigkeit und
stärkt das Aufsetzen, indem in die dadurch ge-
seten Vertiefungen Lehm eingedrückt wird und
chte oder Eisenblechklammern zur Verbindung
einzelnen K. eingelegt werden. Vor dem Auf-
en werden die K. mittels des sog. Hauereisen mit
rstantigen Rändern versehen und auf einem
ndstein abgeschliffen. Das Mittelalter war in
Herstellung farbigglasierter und reich mit
namenten und Figuren verzierter K. sehr weit
und unter K. aufzuhängen.

ichnis

r

und Karten

en Bande.

nd Karten:

	Grote
.	72
.	167
.	258
.	325
.	349
.	447
.	464
.	466
.	572
.	588
.	588
.	616
.	616
.	616
.	618
.	618
.	621
.	622
.	662
.	696
.	700
.	702
.	704
.	712
.	838

im Texte:

.	72
.	81
.	86
.	92. 93

